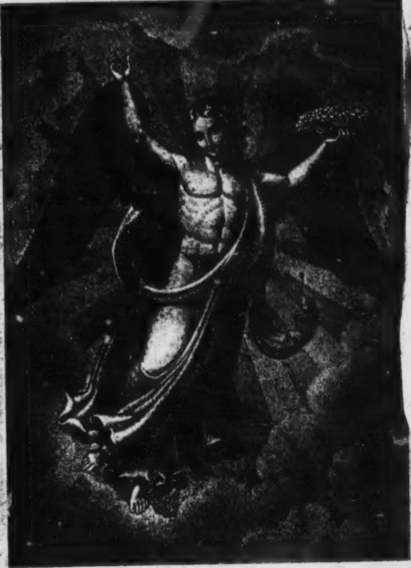


Stahlstich v. F. Fleischmann i. N.

Vergiſsmeinnicht.
Erzählung von L. Spindler.

Vergiß mein nicht.

Taſchenbuch
für das Jahr
1830.
Herausgegeben
von
C. Spindler.

STUTTGART
bey
Gebrüder Franckh.

BIBL.
LIPS

Vergißmeinnicht.

Taſchenbuch für das Jahr 1830.

Herausgegeben

von

C. Spindler.

Mit ſieben Stahlplatten.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Seite

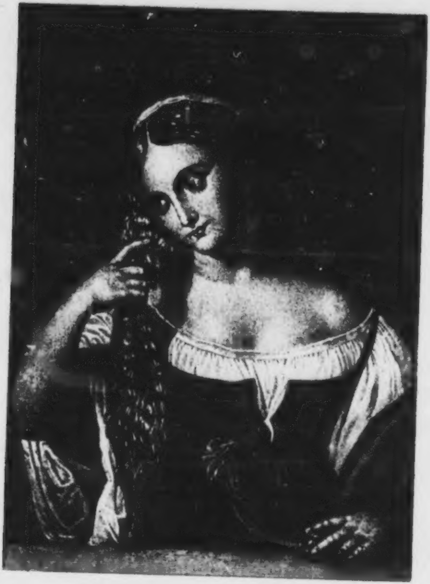
Drei Sonntage. Aus den Papieren eines Künſtlers. 1.

Der Hof von Castellaun. . . . . 71.

Schlafrock und Wachmantel. Ein Scherz. . . . 201.

Der Roman eines Abends. . . . . 277.

Vergissmeinnicht oder das nie gesehene Bild. . 323.



Titians Geliebte.

Stahlstich v. F. Buschmann N.Y.

Titians Geliebte.

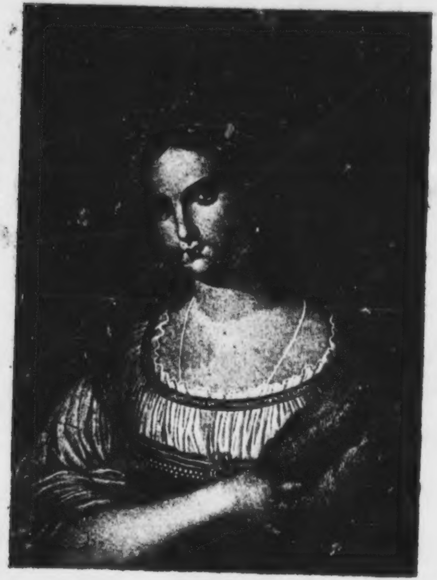
Den Engelblick verklärt von zartem Schmachten,
Vom ſüßen Reiz der Schönheit mild umzogen,
Vom heil'gen Hauch der Unſchuld überflogen,
Scheint ſich die Holde ſinnend zu betrachten.

Der Locken Fülle will den Blick umnachten,
Will ſchaukeln ſich auf Alabaſterwogen,
Da hemmt des Armes ſanftgehobner Bogen
Der Wellen Gold, die keine Feſſeln achten.

Laß Wohlgeruch Dein weiches Haar umwallen,
Und harre dem Geliebten traut entgegen,
Bald wird ihn Sehnſucht treiben, Dir zu nahn

Du wirſt vor Tauſenden ihm wohlgefallen,
Er wird ſein Haupt an Deinen Buſen legen,
Und zärtlich liſpelſt Du: Mein Titian!

Ludwig Bechſtein.



Raphaels Geliebte

Stahlstich v. F. Fleischmann Nbg

Raphaels Geliebte.

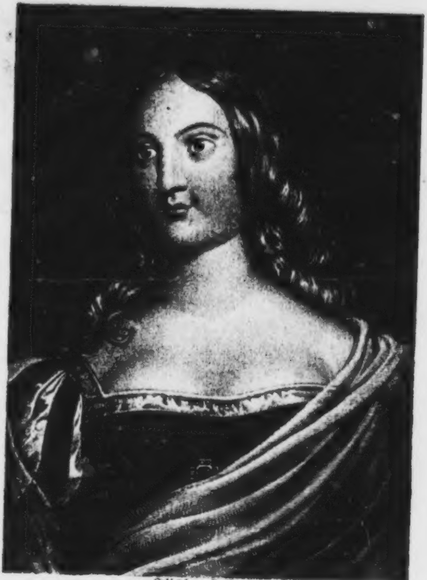
Ob Raphael in Deine Augen blickte,
Die ſo viel Hoheit, ſo viel Milde ſtrahlen,
Als ſeine Seele noch mit Idealen
Aus beſſern Welten ihren Himmel ſchmückte?

Und ob es dann dem frommen Meiſter glückte,
Ach, mit der Sehnſucht namenloſen Qualen,
Die hohe Himmelskönigin zu malen,
Die jedes Auge, jedes Herz entzückte? —

Wo immer Herrliches aus Künſtlerhänden
Erſtand in Bildern, Liedern oder Tönen,
Half es die Liebe bilden und vollenden.

Sie naht im Schweſterbund mit den Kamönen,
Und eint in ihren zauberiſchen Spenden
Das Göttlichhohe mit dem Menſchlichſchönen.

Ludwig Bechſtein.



Stahlstich von Fr. Fleischmann.

Byron's Geliebte.

Lord Byrons Geliebte.

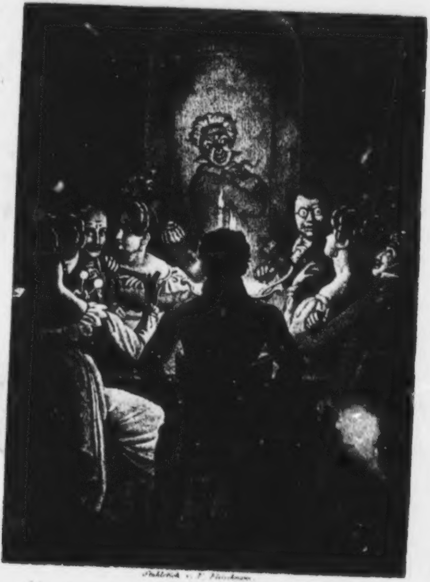
Ihr iſt nicht wohl mehr im Orangen=Haine,
Was kann ein Leben ohne Byron frommen?
Noch ſieht ſie ihn, wenn er im Abendſcheine
Der Dardanellen Fluthen einſt durchſchwommen;

Und glanzlos ſchaut ihr Auge in die Ferne,
Den Wolken nach, die gegen Hellas zieh'n —
Vergebens doch — verlöſcht ſind alle Sterne,
Ihr können Blumen nicht — nur Klagen blüh'n.

Denn wenn der Lord das Leben auch verachtet
In Kindern ſeiner düſtern Phantaſie,
Die er voll Haß der Hölle ſelbſt entlieh,

So war doch Sie, nach der er heiß geſchmachtet,
Die er vor allen Sterblichen geachtet,
Die einz'ge Liebe, der er ſelbſt ſich zieh!

Cäſar von Widder.

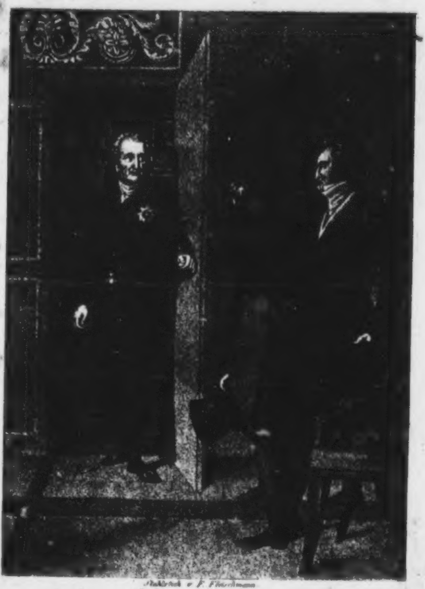


Stahlstich v. F. Fleischmann.

Memoiren des Satan von W. Hauff I B. II Cap.
Der schauerliche Abend

1.

Die geflügelte Zeit erlaubte dem Verleger des Taſchenbuches nicht, bereits beſtellte Compoſitionen zu den im Almanach enthaltenen Erzählungen zu erwarten. Um jedoch ſein Verſprechen, ſieben Kupfer zu liefern, zu erfüllen, glaubt er, dem Publikum ein willkommenes Geſchenk mit den folgenden zu machen, die zu den Werken des für die Literatur zu früh entſchlafenen Hauff gehören. Das Erſte ruft die Scene in's Gedächtniß, die der Verfaſſer der Memoiren des Satan im zweiten und dritten Kapitel derſelben unter dem Titel „der ſchauervolle Abend" ausgemalt hat. Die Geſellſchaft im Gaſthauſe ſitzt in bunter Reihe um die Punſchbowle verſammelt. Die fröhlichen Mienen der Trinker und Trinkerinnen haben ſich bereits in lange Geſichter verkehrt, weil im Hintergrunde in falbem Widerſchein der geheimnißvolle, ſarcaſtiſche Herr von Natas vorüberſchwebt, der alle Anweſende unter ſeinen Scepter beugt, und hervorbringt, daß ſie in ſeiner Geſtalt diejenigen Perſonen wieder zu ſehen glauben, die ihnen einſt angenehm waren oder ſehr fatal.



Stahlstich v. F. Fleischmann

......da kommt Göthe — die Thür gieng auf, — er kam.

M. d. S. I B. 17t Cap.

2.

Man leſe den Beſuch bei Göthe im I. Bande der
Memoiren des Satan nach. Das Geſicht des Ame-
rikaners iſt durch die Stellung, die ihm der Zeichner
gab, dem Beſchauer verborgen. Gleichviel jedoch.
Die ehrliche Phyſiognomie deſſelben iſt leicht entbehr-
lich, da wir ihm zur Rechten den Gott ſey bei uns
in ſehr annehmlicher Geſtalt bemerken, und durch die
im Hintergrund aufgehende Thüre der gefeierte Dich-
ter unſerer Zeit hereintritt. Sein Geſicht iſt uns ganz
zugewendet, und es iſt hier der Ort, Hauff's eigene
Worte anzuführen: „dreimal bückten wir uns tief,
und wagten es dann an ihm hinauf zu blinzeln. Ein
ſchöner ſtattlicher Greis! Augen ſo klar und helle wie
die eines Jünglings, die Stirne voll Hoheit, der
Mund voll Würde und Anmuth; er war angethan
mit einem feinen ſchwarzen Kleid, und auf ſeiner Bruſt
glänzte ein ſchöner Stern.“ —

Drei Sonntage.

Aus den Papieren eines Künſtlers.

Drei Sonntage.

Aus den Papieren eines Künſtlers.

Von Aeltern aus dem Mittelſtande einer kleinen Stadt Oberöſterreichs geboren, hat meine Erziehung ſich von Anbeginn wenig ausgezeichnet, und zu keinen beſondern Erwartungen mein Leben berechtigt. Ich ſollte in das Zunftjoch eines Handwerks treten, allein mein Geiſt, der gerne höher hinaus wollte, ſtemmte ſich mit Macht gegen den Willen der Aeltern, dem ſich mein einziger, älterer Bruder, wiewohl unter günſtigern Vorausbeſtimmungen, gefügt hatte. Er war ohne Widerrede bei einem Verwandten unſrer Familie, einem Förſter in der Gegend unſrer Vaterſtadt, in die Lehre getreten, obſchon der eigne Hang ihn wenig zur Jägerei ermunterte. Ich hingegen hätte weit lieber das wilde freie Leben in Buſch und Wald geführt, als das einförmige auf mühſeliger Wanderſchaft, oder in einſamer Werkſtätte verlaufende. All mein Sträuben wäre mir übrigens von keinem Nutzen geweſen, wenn ſich nicht ein alter Freund meines Vaters meiner angenommen, und meiner unbeſtimmten Neigung mit Erfolg ein feſtes Ziel angewieſen hätte. Der Mann, ein Maler von ſehr untergeordnetem Verdienſte, ſo wie ſie ſich gemeiniglich in Landſtädten mit Renoviren mittelmäßiger Kirchenbilder, mit Stubenmalen, Lackiren und Vergolden durchbringen, machte mir Liebe zu ſeiner von ihm gar unvollkommen geübten Kunſt, und wußte endlich meinen Vater zur Einwilligung zu bereden. Von ihm erhielt ich den erſten Unterricht, nach ſeinen Muſterbildern arbeitete ich meine erſten Studien aus, und hatte bald Alles gelernt, was er nur lehren konnte. Ich wäre ſein beſter Nachfolger geworden, hätte ich mich darauf beſchränken wollen, den unkünſtleriſchen, aber das tägliche Brod einbringenden Geſchäften ſeines Gewerbs ferner und fort und fort obzuliegen. Auch weiß ich noch bis auf den heutigen Tag nicht, ob ich mir Glück wünſchen ſoll, daß der Mann ehrlich genug war, mir zu geſtehen, daß es mit ſeiner Kunſt nicht viel auf ſich habe, und daß es mir Noth thue, in die Welt zu gehen, um Mehr und Beſſeres zu ſehen und zu lernen. Mit aller Vorliebe für die Kunſt bin ich doch kein Salvator Roſa geworden, und hätte als friedlicher Zimmermaler kein gefahrvoll abentheuerliches Leben geführt, wie mir zu Theil wurde, als ich das Vaterhaus verließ, und nach Tyrol pilgerte, um mich arbeitend und mühevoll nach dem Wunderland Italien durchzuſchlagen; denn unbemittelt waren meine Aeltern, leer meine Taſche, aber mein Herz dafür voll Hoffnungen, wie ſie einem achtzehnjährigen Jüngling nimmer fehlen, welcher Kräfte in ſich fühlt, und Vertrauen dazu. Der Bruder war ſchon früher nach Norden gewandert; mich trieb's nach Süden, und munter gings vorwärts. Bis Innsbruck kam ich, und fand dort Arbeit und Raſt. Ich benützte Beides, ſparte fleißig, und berechnete ſchon auf Monate hinaus den Tag meiner Weiterreiſe in's gelobte Land, als plötzlich zwiſchen Oeſtreich und Frankreich ein neuer Krieg ausbrach, und mit ihm die Tyroler Inſurrektion. — Man fragte damals nicht lange, wer etwa Luſt hätte, für Oeſtreich zu ſtreiten, und ich, als ein Landeskind, ſträubte mich auch nicht lange, obſchon man mich gleich Andern aus dem Bette holte, um zur Fahne zu ſchwören. Um Pinſel und Farben kümmerte man ſich nicht, aber mein Geſchick mit dem Stutzen umzugehen, verſchaffte mir den Vortheil, unter eine Schützencompagnie geſteckt zu werden, für welche ich bald ſchoß, bald ſchrieb, und in der ich es bald zum Oberjäger brachte. Denn die Bauern waren gar ungebildet, wo es nicht juſt auf'nen Kernſchuß ankam. — Im Anfang hieß es: „Sieg!“ auf allen Orten und Enden, die Baiern wurden allenthalben zurückgedrängt, und die Franzoſen aus Wälſchtyrol getrieben. Es war eine herrliche Zeit, weil man wieder anfing, einen Glauben in deutſche Arme zu ſetzen, und darneben doch eine betrübte Zeit, weil der Sieger, — er mochte nun gerade einen grünen Hut oder ein Kasket tragen, — ſelten Maß und Ziel ſeines Uebermuths wußte. Ich unternehme es nicht, hier eine Geſchichte jenes Kriegs zu ſchreiben. Nur ſo viel, was meine Perſon betrifft: Je nachdem es hin und herging, ſchlug ich auf die Feinde, oder zog mich mit meinen Schützen zurück; einmal wurde ich, wiewohl unbedeutend, verwundet; zehnmal hätte ich den Hals brechen müſſen, wenn es auf den Gebirgen mit rechten Dingen zugegangen wäre. Endlich fiel im Auguſt 1809 die dritte Schlacht am Berg Iſel vor, die den Marſchall Lefebvre aus dem Tyrol jagte. Mein Lieutenant, ein ehrlicher Roßkamm aus dem Vorarlbergiſchen wurde todt geſchoſſen, und der Kapuziner machte mich auf dem Schlachtfelde an ſeiner Stelle zum Offizier. Ich habe mich immer wunderlich als Offizier ausgenommen, in meinem grauen Malerkittel, auf dem Kopf eine Mütze mit einem mächtigen Federbuſch, Kamaſchen an den Füßen, und um den Leib einen großen Säbel geſchnallt, im Gürtel Piſtolen, und auf dem Rücken den Stutzen. Meine Collegen ſahen indeß zum Theil noch abentheuerlicher aus, — aber meine Untergebenen, wenn man anders eine Compagnie von Leuten, welche alles thaten, was ſie wollten, ſo nennen kann, machten ſich nicht viel aus Glanz und Pomp. Sich ihrer Haut wehren, und dann und wann einem Franzoſen Zopf und Kopf vom Rumpfe ſchießen, war ihre ganze Kriegskunſt. Lang konnte dieſe auch nicht halten. Wir bekamen endlich Schlappe auf Schlappe, und als der Wiener Friede bekannt gemacht wurde, ſtand ich und mein Heerhaufen unfern von Botzen zurückgedrängt. Trotz aller Gefahr jedoch glaubte das Volk nicht an den Frieden, hielt ihn für ein leeres Gerücht, und der Sandwirth rief es, trotz der Amneſtie, im November wieder zu den Waffen. Ich, wie viele andre Ausländer, wurde mit

Gewalt von den wüthenden Bauern zurückgehalten, und mußte, halb mit, halb wider Willen, an ihrer Spitze fechten, aber die Freude hatte ein Ende. Die Franzoſen ſiegten, — Hofer verbarg ſich auf den Alpen, und ich, nebſt 17 andern Offizieren, und vielen Bauern, wurde gefangen genommen. Hätte ich damals gewußt, was mir bevorſtand, ſie hätten mich nicht lebendig erwiſcht. Wir wurden ſammt und ſonders nach Botzen gebracht. Die gemeinen Bauern wurden entweder eingeſperrt, oder nach Befinden zu Hauſe geſchickt; wir jedoch, die ſogenannten Offiziere, von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt; als Landfriedenbrecher und Verräther, wie man mir hernach ſagte, denn ich verſtand von der ganzen Verhandlung nur das Wort: la mort. Aber noch ſehe ich vor mir den General, der uns das Urtheil ſprach, mit feuerrothem Geſicht, funkelnden Augen und ſaffrangelbem Backenbart, ausſehend wie ein grimmiger Löwe, ſo daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn während der Sitzung heimlich abzuzeichnen. Ich wußte nicht, wer den Herodes natürlicher hätte vorſtellen können, aber die Zeichnung und das Bleiſtift wurden mir nach Verleſung des Urtheils weggenommen, und ich habe ſie nicht wiedergeſehen; eigentlich war mir beides auch damals recht überflüſſig, da man uns unmittelbar nach der Sentenz auf einige Karren warf, mit leichten Ketten ſchloß, und einer Gemeinde zu transportirte, in der es noch heftig ſpuckte, und wo wir zum abſchreckenden Beiſpiel erſchoſſen werden ſollten. Ich habe, — was man nicht glauben ſollte,

— den Namen des abſcheulichen Neſtes vergeſſen, und ihn, trotz meinen Fragen, in ſpäterer Zeit nie ſo recht wieder gehört. Genug: wir lagen, immer ſechs und ſechs, auf einem Karren; Stroh ſchützte uns vor der winterlichen Kälte, und die Gensd'armen, welche mit uns ritten, breiteten ihre Mäntel über uns, daß wir ja nicht vor der Zeit erfrieren ſollten. So fuhren wir bis in die Dämmerung und übernachteten in einer Kirche, unfern von einem Dorfe. — Das war eine böſe Nacht. Wir hatten ſeit drei Uhr, wann wir verurtheilt wurden, keine Silbe gewechſelt, und auch jetzt ſprach keiner mit dem Andern, höchſtens nur mit ſich ſelbſt. Ich kroch hinter den Altar, und weinte bald in der Finſterniß vor mich hin, denn die ganze Heimath war mit einem Male über die Berge zu mir gezogen, auf dieſen kleinen Fleck. Die Aeltern fielen mir ein, und die Geſchwiſter, und mein alter Lehrherr. Ich hatte aus dem Krieg einmal an ſie geſchrieben: wahrſcheinlich war aber der Brief verloren gegangen. Jetzt hätte ich um keinen Preis an ſie ſchreiben können, und das war mein Troſt. Mochten ſie doch lieber glauben, ein Baier hätte mich im Gefecht niedergemacht, als wiſſen, daß man mich wie einen Spitzbuben erſchoſſen! Aber geweint hab' ich dazumal recht bitterlich, und den Himmel gefragt, warum denn alles ſo gekommen ſey? der Himmel hat aber nicht geantwortet, und mich, den Müden, am Ende unter Thränen in einen ſüßen Schlaf gewiegt. Ich habe fröhlich geträumt, — ſo viel weiß ich, und konnte nicht begreifen, als ich im Morgenlicht erwachte, wo ich denn eigentlich ſey, bis das Geraſſel meiner eignen Kette, ſo wie das Geräuſch andrer Feſſeln aus den Winkeln des Gebäudes mir in Erinnerung brachte, was geſtern mit uns vorgegangen. — Es war gar ein heitrer ſchöner Morgen, an welchem wir unſere Karren wieder beſtiegen. Ein milderes Wetter hatte ſich eingeſtellt, die Höhen glühten roſenroth, und viele Vögel hüpften über den bereiſten Weg. Die Bruſt ging mir weit auf, aber das Auge nicht weniger in Zähren über, wenn ich meine Leidensgefährten betrachtete, wie ſie um mich auf dem Fuhrwerke lagen. Der Eine, ein Salzſchreiber aus Hall, war ein ungeſchlachter Menſch, der beſtändig das Geſicht gen Himmel kehrte, — ſo trotzig, als wollte er ihn herausfordern. Dann und wann murmelte er einen Fluch zwiſchen den Zähnen, oder ſagte uns ohne Urſache die niedrigſten Grobheiten. Ein Andrer, ein Tuchwalker aus dem unglücklichen Schwatz, radebrechte franzöſiſch mit einem Gensd'armen, der Mitleid mit Pflichtgefühl verband. Ich vermuthe nämlich aus mehreren Gründen, daß von Geld und Davonlaufen die Rede war, und der Soldat, wenn gleich theilnehmend, doch jedes Anerbieten ausſchlug. Ein Innsbrucker Ladendiener, aus der Mark, wenn ich nicht irre, gebürtig, ſpielte den Gleichgültigen, und pfiff Opernlieder, wenn ihm gleich in der Winterluft der helle Schweiß auf der blaſſen Stirne ſtand. — Die drei Leute waren an uns für ſich keine Geſellſchaft für mich, und mit den beiden Andern mochte ich mich aus Mitleid nicht befaſſen.

Denn der Eine, ein Gebirgstyroler, der zu Hauſe einen Schatz hinterlaſſen, betrachtete immer ſtumm und ſeufzend das Band auf ſeinem Hute, — gewiß ein Geſchenk von der Liebſten; und der Andre, ein junger Schwarzwälder, betete in Einem fort den Roſenkranz und jammerte ganz laut um ſeine Frau und Kinder daheim. — „Wie iſt es doch ſo gut, dachte ich da bei mir ſelbſt, daß du keine Liebſte noch in der Welt haſt, und viel weniger Weib und Kind! Deine Aeltern haben doch noch einen Sohn; deine Kinder würden aber gewiß keinen zweiten lieben Vater finden, und dein Herz noch zehnmal ſo ſchwer ſeyn vor dem Sterben.“ Das böſe Wort drückte mir die Bruſt zuſammen, und mich ſchauderte, vom Wirbel an, über den ganzen Rücken; und dennoch, wenn ich ſo hinaus ſah in den glänzenden Tag und auf die friſch an uns vorbeiwandernden Kirchgänger, und hörte auf die Sonntagsglocken von nah und fern, und dachte an meine blutjungen achtzehn Jahre, da war mir's plötzlich, als ſei es gar nicht möglich, daß ich ſterben müſſe, und Alles nur ein ſchwerer Traum, aus dem ich erwachen würde über kurz oder lang! Hätte ich nur die bleichen Geſichter nicht um mich geſehen, und die gaffenden Dorfleute, an denen wir vorbeifuhren, und die mit ihrem rohen Gewälſche Geberden verbanden, die mir ſchreckliche Angſt einjagten! hätte ich doch nicht gehört, wie einer meiner Gefährten zu einem Andern ſagte: „Wir kommen dahin wo der gute rothe Wein wächſt, und ich habe noch ein Paar Kreuzer. Wollen wir nicht morgen

Abend, nachdem wir uns erholt, zuſammenlegen und ein Paar Maß zum Schlaftrunk kaufen?“ und der Andere ſchmerzlich lächelnd erwiederte: „Du vergißt, guter Freund, daß wir nur noch einmal auf Erden ſchlafen dürfen, und das iſt heute.“ — „Heute!“ wiederholten alle trübſinnig, und ließen die Köpfe auf die Bruſt ſinken. Auf dem zweiten Wagen war's nicht minder ſtill und traurig. Auf dem dritten verſuchten einige, ſich zu betrinken; es war nichts; ſie konnten's nicht bis zum Vergeſſen bringen! — Und alſo kamen wir um die Vesperzeit, von Angſt und ſtummer Verzweiflung bedrängt, in dem verhängnißvollen Marktflecken an, der unſer Grab werden ſollte. Der Etſchfluß ſtrömt wild daran vorbei, und hart an deſſen Ufer ſteht das Rathhaus, der Kirche gegenüber, in welches wir getrieben wurden. Alle Leute liefen zuſammen, uns zu ſehen, und aus dem großen Haufen winkte uns manch freundlich mitleidiges Auge zu, aber unſre Begleiter, die auf dieſem Boden dem Volke nicht trauten, wieſen Alle zurück, die ſich uns nähern wollten. Sogar der Geiſtliche, der ſich ſpäter als Beichtvater und Tröſter bei uns armen Schlachtopfern einführen wollte, wurde nicht zu uns gelaſſen, unter dem Vorwande, keiner von uns ſei der italieniſchen Sprache mächtig, und ſchon Alles Kirchliche zu Botzen abgethan worden. Der Kapitain des Orts, ein hagrer Franzoſe, ſo wie die Behörden, kamen, uns in Augenſchein zu nehmen, zählten uns ab, zuckten bald mitleidig die Achſeln, — bald warfen ſie uns drohende Blicke zu, und ließen einigen Wein bringen, ſammt Brod und ſchlechtem Käſe, uns zu erfriſchen. Hierauf entfernten ſie ſich. Eine brennende Laterne wurde im Saale befeſtigt. Zwei Schildwachen, — Voltigeurs,. — ſtanden innerhalb der Thüre, mit geladenen Gewehren; im Winkel lag der Brigadier der Gensd'armerie auf ſeinem Mantel. Um das Haus und durch den Markt patrouillirten ſeine Leute. Der Brigadier hatte uns angedeutet, daß am kommenden Morgen um zehn Uhr jeder ſich bereit zu halten hätte, als braver Soldat zu ſterben, — und überließ uns ferner den Betrachtungen, zu welchen unſre Lage, ſo wie der ſchauerliche Aufenthalt in dieſer weiten öden Stube, in welcher nur ein Bank und ein Ofen zu ſehen war, Anlaß geben konnten. Man ſollte kaum denken und glauben, daß in ſolchen gewaltſam ablaufenden Lebensſtunden der Magen ſein Recht begehren könne, aber nichts deſto weniger gewiß iſt es, daß wir begierig die ſpärlichen Eßvorräthe aufzehrten, den Wein bis auf den letzten Tropfen tranken, eine kleine Weile zuſammen ſprachen, unſre Feinde verwünſchten, dem Kaiſer Franz ein Lebehoch brachten, und uns bereit machten, zum Letztenmale zu entſchlummern. Ich betete mit ziemlich gefaßter Seele für meine Lieben, und legte mich, — offenherzig geſagt, — mit dem Gedanken nieder: ich würde es ja eben ſo gut morgen überſtehen, wie die ſiebenzehn Uebrigen, und ſogar der Kaiſer Napoleon würde einmal ſterben müſſen. Während ich aber die Augen ſchloß, und mich in dem Vortraum des Schlummers verlor, erinnerte ich mich plötzlich wieder, daß es heute Sonntag ſey, und daß ja dieſer Tag ſeit langem in unſerer Familie viel bedeutet habe. Oefter brachte er Glück als Unglück, und drei ſolcher wichtigen Familienſonntage hatten regelmäßig Urgroßvater, Großvater und Vater erlebt. Mir war noch keiner merkwürdig geworden, und doch mußte mich mein Geiſt gerade heute an den Sonntag erinnern. „Ein böſer Werktag!“ dachte ich: „und mit mir ſoll es ſchon bei dem Einzigen ſein Bewenden haben?“ — Da wurde mir heiß durch alle Glieder, und eine gewaltige Sehnſucht nach dem Leben klopfte an mein Herz, daß es immer ſchneller ſchlug, ſo daß ich nicht mehr ruhen konnte und mich aufſetzte. Ach, es war noch immer ſo, wie zuvor, und ich nicht der glückliche Schläfer, der einem Traum, in dem ihn der Alp gedrückt, freudig Valet ſagt! Meine Unglücksbrüder weinten, ſeufzten und ſchnarchten rings um mich, die Laterne brannte düſter, und draußen ging der Nordwind hin und her, wie ein gewaffneter Mann. In meiner Seele ſtürmte das Verlangen, noch einmal hinauszutreten in den friſchen Luftzug, und alſo meine brennenden Lippen abzukühlen, bevor es zum Tode ginge. — Schnell raſſelte ich mit meiner Kette in die Höhe. Der Nebenliegende fragte auffahrend aus ſeiner Betäubung: Wohin, Bruder? iſt's ſchon Zeit? Die an der Thüre auf- und abgehenden Wachen ſtanden horchend ſtill. Den Fragenden beſchwichtigte ich mit einem leicht zu rathenden Vorwand, und dieſer öffnete mir auch die Thüre. Der Brigadier befahl einer

Schildwache, mir zu folgen; und ſo traten wir ſelbander auf die Flur. — Der Menſch weiß doch nichts von der Zukunft, denn mir ahnte nicht von fern, als die Thüre hinter uns zuging, daß ich niemals durch ſie mehr eintreten, und ſchon jetzt, ohne Lebewohl, von meinen Kameraden getrennt ſeyn würde. Mein Weg führte auf einen langen Gang, der die ganze Hinterſeite des Hauſes einnahm, offen war, und hoch über die unten vorbeibrauſende Etſch hing. Eine Schildwache ſtand am Eingange. Eine ſchlechte Lampe erleuchtete die Bahn, die ich langſam entlang wandelte, um meine Augenblicksfreiheit und die Kühlung des Sturmwinds beſſer und länger zu genießen. Mein Wächter folgte mir bis an das, ungefähr vierzig Schritte von dem Eingange entfernte Behältniß, und ging, nachdem ich die Thüre hinter mir zugezogen, unbeſorgt zu dem Kameraden zurück, mit ihm plaudernd, ſcherzend und lachend. — Als ich in dem dunkeln Kämmerchen ſtand, in welchem das Rauſchen des Stromes noch einmal ſo deutlich und feierlich klang, verging alles in meinem Kopfe, bis auf den Gedanken: es ſey beſſer, im Waſſer alſogleich umzukommen, als noch die lange Todesqual bis Morgen auszuſtehen, — und dieſer Gedanke, wie blitzſchnell er auch war, wurde diesmal von der That übertroffen, und Hals über Kopf mit meiner Kette hinuntergeſtürzt, lag ich in der eiskalten Fluth, die mich in den Grund wirbelte, und halbbewußtlos an ein Felsſtück heraufwarf, daß ich wieder zu mir kam. Der Trieb zum Leben ſtellte ſich eben ſo ſchnell ein, und ich verſuchte, den linken ungefeſſelten Arm, den rechten freien Fuß gegen das wilde Waſſer anzuſtemmen und ein, wiewohl erbärmliches Schwimmen zu verſuchen. In der finſtern Nacht iſt der Verzweiflung gelungen, was vielleicht am hellen Tage der beſonnenen Kraft mißrathen wäre. Ich kämpfte mich an's Ufer, und glücklicherweiſe an das entgegengeſetzte; nicht etwa wieder zurück an das gefährlichſte. Der Lärm des reißenden Stromes hatte doch meinen Wächtern meinen Sturz nicht verborgen, denn ich hörte, im Waſſer arbeitend, einen Schuß hoch über mir knallen. Der Schreck darüber raubte mir die Kraft, und ich wäre am rettenden Ufer noch verſunken, hätte ich mich nicht zufällig in einen Weidenbuſch verfangen, der tief vom Land in's Waſſer hing. An dieſen unſcheinbaren Knorrenſtamm klammerte ich mich heftig an, und verſuchte, mir daran in die Höhe zu helfen. In dem Augenblicke bemerke ich, daß ſich meine Feſſel in Stamm und Zweige verwickelt hat, und fühle in dem ledigen Beine einen ſchmerzhaften Krampf. Regungslos bleibe ich an dem Buſche hängen, und wende ohne Troſt und Zuverſicht den Kopf nach dem andern Ufer. Auf dem offenen Rathhausgange brennen Lichter, am Geſtade wird es hell, Gewimmel von kauderwälſchenden Bauern, fluchenden Franzoſen und Italienern, Gebell von Hunden. Nach langem Streit und Hader höre ich die Kette eines Kahns vom Ufer losmachen, und Todesangſt ſtärkt meine Arme dergeſtalt, daß ich meine Feſſeln mit einem Rucke von Stamm und Zweigen ziehe, und an den letztern mich mühſam emporſchwinge. Hinter dem dürren Buſche ſtürze ich kraftlos nieder, meinen Feinden eine leichte Beute. Aber der liebe Gott lebt noch, und waltet über uns. Schwer arbeitet ſich unter Fluchen des Schiffers der Nachen über'n Strom. Die Fluth reißt ihn gerade zu der Stelle, wo ich liege. Der Brigadier, den ich, durch die Zweige blinzelnd, erkenne, und der eine Laterne trägt, wettert auf franzöſiſch, der Schiffer ſtößt allenthalben ſuchend mit der Fährſtange in den Grund des Stromes, Soldaten ſchießen aus dem Boote nach allen Seiten des Ufers, auf welchem ich liege, in die entlaubten Büſche; über mein Haupt ſauſt eine Kugel weg; einer der italieniſchen Gensd'armen ruft endlich mißmuthig: „**Al diavolo 'l briccone; é gia morto! Ritornamo!**" und im Schwenken des Kahns ſtreift derſelbe die Weidenzweige, hinter welchen ich ruhe! — Das waren gefährliche Augenblicke, und von einem zum andern fürchtete ich, das unruhige Schnaufen meiner abgematteten Bruſt nicht mehr zwingen zu können. Gott ſei Dank indeſſen! die wälſchen Schergen kamen nicht mehr, und ich ſchlief, da alles ſtill geworden war, vor Mattigkeit ein. Eine ſcharfe Luft weckte mich, und der Froſt, der über meine zerſchlagenen Glieder fuhr, die nur von einem ganz durchnäßten Hemde, Pantalons und zerriſſenen Schuhen bedeckt waren. Noch war es dunkel, aber der Tag nicht mehr weit, und ein dicker, weißer Nebel auf dem Strom. Ich raffte mich zähneklappernd auf. Fahrt wohl, ihr Kameraden! dachte ich bei mir ſelbſt, ſchlug ein Kreuz und ſchleppte mich fürs Erſte tief in das wilde Geſtrüpp hinein, das hier das Ufer bedeckt, und endlich zu einem niedern Wald wird, deſſen Dornenhecken und Fichtenanflug einen Zufluchtsort anbieten. Ich ſuchte Zeit und Ort zu benützen, um mich von meiner Kette loszumachen. Mit vieler Mühe ſammelte ich einige Steine, und machte mich damit an's Werk. Mit der Fußſchelle hatte es nicht ſo viele Noth. Sie ſprang bald unter meinen verdoppelten Schlägen, aber die Schelle am Handgelenke widerſtand all meinen Bemühungen. Ich hätte meinen höchſten damaligen Reichthum, — ein ſeidenes Halstuch — gern darum gegeben, wäre ich in dieſem Augenblicke linkhändig, — nach väterlichem Sprachgebrauch ein Linktatſch — geweſen. Denn ich quälte mich mit der vertrackten Kette und Schelle mehrere Stunden herum, ohne zum Endzweck zu gelangen, und mußte endlich, todtmüde, meinen Anſtrengungen ein Ende machen. Indeſſen ging es auch drüben mit meinen armen Kameraden zu Ende, denn die Sonne war lange, lange ſchon herangeſtiegen, und jenſeits des Fluſſes hörte man fernen Trommelſchlag und Wirbel, die ziemlich lang, mit kurzer Unterbrechung anhielten. Dann wurde es ſtill, und ich lauſchte ängſtlich, mit innegehaltenem Athem, auf die Gewehrſalven, die meine Gefährten hinüberſchicken würden. Der Luftzug trug den Knall nicht zu mir herüber, mein Herz ſollte nicht von dem Schreck des Schuſſes berührt werden. — Endlich, endlich fiengen die Trommeln an, einen luſtigen Marſch zu ſchlagen, und die Hörner der Voltigeurs blieſen munter darein. — Sie waren dahin, die Armen, und Gott genade ihnen dort, ſo wie er mich hienieden wunderbar erhielt. — „Das war ein Familienſonntag!" ſprach ich vor mich ſelbſt hin. „Einen ſolchen hat nicht Großvater, nicht Vater erlebt. Und bei dem Einen wird's der Himmel nicht bewenden laſſen, und folglich werden die Franzoſen mich nicht fangen, und — folglich — muß ich mir weiter helfen, wie ich kann, damit ſie mich nicht fangen." — Ein heftig Schneewetter, das gegen Mittag einfiel, erinnerte mich an's Weitergehen; nicht minder die Gefahr. Die Richtung, die ich einſchlagen ſollte, war mir noch ſehr zweifelhaft, denn meine topographiſchen Kenntniſſe waren nie weit her geweſen. Meine geographiſchen eben ſo wenig. Ob ich gegenwärtig auf feindlichem oder freundlichem oder neutralem Boden ſtand, — ich wußte es nicht; ich erinnerte mich nur, daß die Schweiz gegen Weſten liegen müſſe, und vorausſetzend, daß ich im Lande der Freiheit auch die Meinige finden würde, ſchlug ich mich nach der Abendſeite hin, ſo gut mir es bei meinen gar unvollkommenen Notizen über den Stand der Sonne ein umwölkter, ſchneebeladener Winterhimmel erlaubte. Der Boden war mir nicht günſtiger, Graben und Sumpf und Dorngeniſte ſtellten ſich mir in den Weg, und ich habe wahrſcheinlich an dieſem erſten Tage nur eine kleine Strecke zurückgelegt, trotz aller Bemühungen. Ohne einen Biſſen genoſſen zu haben, übernachtete ich unter einigen Fichten, löſchte mit Schnee meinen brennenden Durſt, und überließ mich dem Schlafe auf's Gerathewohl und auf's Erfrieren hin, wenn ſcharfer Froſt über Nacht einfiele. Ich erwachte ſpät und ſteif, es war wieder ein heller Morgen. Langſam ſetzte ich mich in Marſch, und ging wie ein folgſames Kind der Sonne nach. Ich kam bald in's Freye, und an ein ſtehendes Waſſer, von welchem ich trank, in dem ich meine Geſtalt beſah. Sie war zum Schrecken. Von dem langen Bart und dem blaſſen abgemagerten Geſichte gar nicht zu reden, hingen meine dürftigen Kleidungsſtücke in Lumpen um mich her, und die Kette, die ich, um im Gehen nicht gehindert zu ſeyn, um den gefeſſelten Arm gewunden hatte, und wenn's bergauf ging, nachläſſig ſchleifen ließ, gab mir vollends das Ausſehen eines aus dem Tollhauſe entſprungenen Menſchen. Ich durfte mich vor keiner Menſchenſeele blicken laſſen, das fühlte ich wohl, und kroch daher durch den Feldgraben über das freie Feld hin, immer nach Weſten ſtrebend, wo es ſteiler bergan ging. Rechts und links ſah ich Wohnungen von Landleuten, aber ich floh ſie wie die Sünde: noch hatte mein Hunger nicht den Foltergrad erreicht, der ſich über Alles hinwegſetzt. — An dieſem Tage machte ich, ungeachtet meiner Müdigkeit, einen tüchtigen Marſch, und gelangte in Gegenden, wo der Häuſer Bauart ſowohl, als die Tracht der Menſchen, die ich von ferne gewahrte, anders waren, als jenſeits der Etſch. Mein Unglück verbot mir jedoch ſogar, zu fragen, wo ich ſey. Ich wußte ja nicht, ob ich nicht dadurch mein Todesurtheil ſprach. Dieſe Nacht brachte ich in einer Felſenſchlucht zu, und klares Waſſer war mein Nachtmahl, mein Schlummer. fieberhafte Betäubung. Zum Glück ſtieg wieder ein friſcher, heiterer Morgen empor, und gab mir eben ſo viel Spannung und Kraft, als trübes Wetter mich ermattet haben würde. So kräftig, als es ſich mit einem Magen gehen läßt, der ſeit zweimal vier und zwanzig Stunden nichts genoſſen hat, als Schnee und Quellwaſſer, ſchritt ich vorwärts, höhenan nach Weſten zu. Meine Kraft ſtand jedoch an ihrer Gränze. Von einer Stunde ungefähr zur Andern mußte ich eine gute Weile ausruhen, und mich dann erſt langſam weiter ſchleppen, bis ich wieder in Gang kam. Einen meiner Schuhe verlor ich in einem von Schlamm, Schnee und Waſſer erfüllten Hohlweg; meinen Arm konnte ich kaum mehr tragen vor Schmerz, ſo geſchwollen und wundgerieben war er von der entſetzlichen Kette, deren ich mich jetzt gar nicht mehr entäußern konnte, da meine Kräfte ſo jämmerlich abgenommen hatten. Eine rieſig überhand nehmende Niedergeſchlagenheit bemächtigte ſich meiner, wenn mein Gehirn nicht gerade von dem momentanen Schlaf der Ermattung umnebelt war. Die Sonne neigte ſich zum Untergange, als ich in eine Klippenſpalte kroch, um einige Augenblicke zu ruhen. Nicht lange, und ein Paar Männerſtimmen, — für den Flüchtling der fürchterlichſte Laut, — näherten ſich über das unwegſame Moor. Unweit von meinem Lagerplatze ſtanden die Sprecher ſtill, zwei Landleute mit gefährlichen Geſichtern, in elender Kleidung, Büchſen auf den Schultern. Ich erbebte und lauſchte auf ihre Worte. Ach, dieſe waren nicht deutſch. Ein entſetliches Rothwelſch, das mir aber zu beſtätigen ſchien, daß ich mich auf italieniſchem Grund und Boden befinde. — Alſo noch nicht in der Schweiz? fragte ich mich in Gedanken, und lobte Gott, als die beiden Leute ihre hölzernen Pfeifen in Brand geſetzt hatten, und auf ihrer weitern Streife ſich von mir entfernten. — Die Verzweiflung trieb auch mich bald weiter, und je mehr der wüthende Hunger zunahm, der mich verzehrte, deſto unvorſichtiger wurde ich auch in meinem Lauf. Ich fürchtete jetzt weniger den Tod durch die Kugel, als das Verhungern in der Wildniß. Einmal noch im Leben zu eſſen, ſchien mir jetzt das größte Glück; denn ich achtete mich auf einmal als verloren, und unrettbar im Verderben. — Eine Art von Verrücktheit ſtieß mir zu, und ich bildete mir ſteif und feſt ein, ich hätte bisher immer die falſche Richtung gehalten; — dort — wo die Sonne unterging, müſſe Süden, und ich demzufolge in Italien ſeyn, ſtatt auf dem Wege zur Schweiz. Unfähig, einen geſunden Gedanken mehr zu faſſen, ſuchte ich jetzt mit Begierde eine Menſchenwohnung, der ich noch am Morgen ſo ſorgfältig ausgewichen war. Brod! Brod! ſeufzte ich, und dann in Gottesnamen den Tod! Indeſſen führte mich mein Pfad ſo ſteil bergan, daß ich alle zehn Schritte mich ſetzen und raſten mußte. Das einzig lebende Weſen, das ſich mir auf dieſer Gräuelwanderung von ferne auf einem hohen Felſen zeigte, war, wie mir dünkte, ein Knabe, der — ſo ſchien mir's, — ein Thier vor ſich hertrieb. — Dort muß eine Straße ſeyn, dachte ich in meinem Wahnſinn, — und die

Straße führt ſicher zu Häuſern, und dahin mußt du noch heute, ſonſt taumelſt du vor Schwäche in den Abgrund, oder ſtirbſt Hungers. — Dieſe troſtloſe Betrachtung reizte meine Kräfte zu einem gewiſſen trotzigen Grimm auf, und ich kletterte noch eine mäßige Strecke hinauf, bis an den Rand jener Felſenhöhe. Noch ließ die einbrechende Dämmerung die Gegenſtände erkennen. Da war aber keine Straße, wie ich gehofft, ſondern öder Eisboden mit Moos und Flechten beklebt, in einiger Entfernung Tannengehölze; bis zu dieſen Bäumen ſtreckte ſich aber eine einförmige Schneetrift, auf welcher mein müdes Auge nichts wahrnehmen konnte, als einen dunkeln, mittelmäßig großen Fleck, in dem meine Einbildungskraft einen See oder vielmehr Teich oder Tümpfel zu erblicken glaubte. Meine Augen ſahen dort Wellen flimmern, mein Ohr hörte ihr Rauſchen. Eine Minute lang vielleicht ſah ich dieſer Betrügerei meiner Sinne zu, und hatte ſchon entſchieden, in jener Waſſertiefe ein leichtes Grab zu ſuchen. Mechaniſch faſt verſuchte ich einige ſchwere Steine, die in meinem Bereich lagen, an mir zu befeſtigen, um meines Todes gewiſſer zu ſeyn, und kroch auf Händen und Füßen, — gehen konnte ich nicht mehr mit meiner Laſt, — über die Schneetrift hin. Langſam war die Reiſe, und die Nacht überraſchte mich darauf, aber dennoch ſah ich trotz meiner Schwäche, daß der vermuthete Teich im Näherrücken ſeine Form veränderte, und bald konnte ich den dunkeln Gegenſtand für keine Waſſerfläche mehr halten, denn ein Giebel ſtieg zuerſt daraus empor, und dann ein Dach, und dann die Geſtalt einer Hütte mit Scheuer und Pfahlwerk um das Gartenfeld; bald konnte ich ſogar ein trübes Licht unterſcheiden, das durch einen Laden ſchimmerte. — „Menſchen!" ſeufzte ich, dankbar gen Himmel blickend, — und ſtrengte mich an, mit aller Macht den Helfern zu rufen, weil ich, von freudigem Schreck erſchüttert, vollends nicht vermögend war, allein vom Boden aufzuſtehen. Doch nur ein heiſeres Geheul, möcht ich ſagen, konnte ich hervorbringen, das die Bewohner der Hütte erſchreckt haben mußte, denn bald öffnete ſich der Laden, und ein Mann, mit einer Flinte bewaffnet, ſtand dahinter, und hatte das Gewehr an der Backe. Er mochte mich für ein aus dem Käfich entſprungenes Thier gehalten haben, denn eine Kette klirrte, und ich lag im Schnee wie eine vierfüßige Creatur. Nun begann ich aus Leibeskräften zu ſchreien, auf deutſch und italieniſch, was mir gerade in meiner Verwirrung einfiel. Da merkte der Mann, daß ich ein Menſch, rief mir ein Paar Worte zu, die ich nicht verſtand, ging vom Fenſter, und kam bald darauf aus dem Hüttlein, von einer Weibsperſon begleitet, die eine ſchlechte Laterne trug. Der Mann, ein langbärtiger Greis in einem tüchtigen Schafpelze, kam mit angelegter Flinte heran; da er aber ſah, wie ich hülflos und matt am Boden lag, und meine Kette gewahrte, wurde er minder ſcheu, und richtete ſeine Rede an mich, die ich wieder nicht verſtand, obſchon ſie halb und halb wälliſch klang. Endlich fing er an, italieniſch zu reden, aber noch ſchlechter, als ich es in

Innsbruck unter Malergeſellen meines Gleichen erlernt hatte. Es diente indeſſen, uns verſtändlich zu machen, und ich bat um Brod, um eine Ruheſtätte, und ſetzte bei, der Alte möchte unbeſorgt ſeyn; ich würde nicht entwiſchen und ruhig abwarten, ob er mich an die Franzoſen ausliefern werde. — Der Alte verzog ſein Geſicht, und brummte einen Fluch über die Franzoſen durch die Zähne. — Ich lebte hell wieder auf, und erfuhr nun zu meiner unausſprechlichen Freude, daß ich bereits auf ſchweizeriſchem Gebiet, in dem Graubündnerlande ſey. Welch' ein Vergnügen! Ich überließ mich nun mit vollem Vertrauen meinem Wirthe, der, wiewohl nach langer Ueberlegung, mich in ſeine Hütte ſchaffte, und vermittelſt einer Feile in ganz kurzer Zeit die Kette ſammt Band von meiner wunden Hand löſte. Der Alte war ein blutarmer Ziegenhirt, der auf der Welt nichts hatte, als ſein dürftiges Hausweſen, ein Paar Ziegen und eine volle Futterſcheune für dieſelben, eine erwachſene Tochter, die mit ihm Haus hielt, und einen Sohn, den man unter ein Schweizerregiment geſteckt, und, wie er fürchtete, nach Spanien geſchickt hatte. Dieſe Gewaltthat, — in jener Zeit an der Tagesordnung, — konnte der bejahrte aber kräftige Mann dem franzöſiſchen Kaiſer nicht vergeſſen, erzählte ſie mir einmal über das Anhremal, und wünſchte mir aufrichtig Glück und Segen, daß ich den Schergen entronnen. Das Mädchen, eine ſtämmige Figur, traktirte mich unterdeſſen mit Ziegenkäſe, elendem Brod — das Köſtlichſte des Hauſes — einem Schlucke Molken, und einem Dito des abſcheulichſten Schnapſes. Für mich war jedoch Alles ein Labſal, und es hat mir ſeitdem an keiner Gaſttafel ſo vortrefflich geſchmeckt. Gott ſegne jetzt noch, nach ſo langer Zeit, meine Wohlthäter für ihre Gaſtfreundſchaft! Acht Tage lang habe ich bei ihnen verweilt, und die gräuliche Einöde voll Eis und Schnee war mir ein zweites Vaterhaus geworden. Ich erzählte am Tage von dem Tyroleraufſtande, und dem Alten leuchteten die Augen vor Freude; ich horchte ihm dafür aufmerkſam zu, wenn er am Abend von der Revolutionszeit ſprach, und vom General Buonaparte, den er mit dem Kaiſer in Frankreich durchaus nicht für eine Perſon gehalten wiſſen wollte. Nach ſeinen Begriffen, die ich dem Eigenſinnigen nicht nehmen konnte, war der wackere Held Buonaparte in Egypten von den Mameluken todt geſchoſſen worden, und ein anderer Menſch, ein gewiſſer Napoleon hatte darauf in Frankreich ziemlich unverdiente Fortüne gemacht. — „Was dich nicht brennt, blaſe nicht,“ dachte ich mir endlich, und ließ den Alten ſchwatzen, und horchte auf alles Ungereimte mit ſolcher Seelenruhe, wie die Tochter. Dieſe war nämlich nur des romaniſchen Patois mächtig, und verſtand ſo wenig von unſerem ſchlechten Italieniſch, als ich von ihrem Diskurs. Sie ſprach übrigens auch gar nicht viel, ſondern beſorgte Stall, Haus, Koſt und Ofen, und rauchte vom Morgen zum Abend ſorglos und gleichmüthig ihr Pfeifchen, wie es im Graubündner-Hochlande unter den Weibern etwas Gemeines iſt. Die gute Seele ließ mir's an nichts mangeln, und ſchaffte ohne Ueberdruß Alles herbei, was den Gaſt erfreuen konnte, und was die Hütte vermochte, in welcher ich mich nicht entſinne, jemals eine Pfennigmünze geſehn zu haben, und wo ein großer Laib von Kleienbrod, den die Tochter einmal im Spätſommer von Jlanz mitgebracht hatte, den Winter über dauern und erquicken mußte. Dieſe Armuth war's eben, die mich aus der Hütte trieb, ſonſt hätte ich wohl darin überwintert. Jch war für die Leute, — ſo dacht' ich mir, — eine unnütze und gar beſchwerliche Laſt. Darum nahm ich Anlaß, nachdem ich mich völlig erholt hatte, mit dem Alten vom Fortgehen zu reden. Der Greis war ſichtlich betroffen, und es ſchien ihn meine Rede zu ſchmerzen. „Gefällt Euch's denn nicht mehr bei uns?" fragte er. — Jch entſchuldigte mich, verneinend, und bat um ſeinen Rath wegen des Fortkommens. Da nahm er mich allein, und ſagte mir, ich thäte Unrecht, davon zu gehen, und mich mit Muthwillen in neue Gefahr zu ſtürzen. Jn der Schweiz ſey auch nicht mehr die Freiheit zu Hauſe, und man würde mich doch am Ende an die Franzoſen ausliefern. Auf dieſer unwirthbaren Höhe dagegen ſähe man nur wunderſelten einen Menſchen, hier ſei ich ſicher, und es käme nur auf mich an, in dieſer Ruhe auf ewige Zeiten zu verbleiben, denn er ſei eines Sohnes und Helfers bedürftig, wenn er im Sommer ſein Hirtengewerbe wieder antrete, und ſeine Tochter Cenzia ſei gar nicht abgeneigt, meine Frau zu werden. Wenn ich mir den Bart hübſch wachſen ließe, ſo würde mich niemand erkennen, und jedermann für einen eingebornen Hirten halten. Er wolle mir das Romaniſche beibringen und das Ziegenhüten, die Tochter werde mir einen Anzug nach der Landstracht fertigen, und mit dem Pater Joſt, dem Capuziner, den er im verwichenen Frühling mit ſeinen Molken von der Schwindſucht hergeſtellt, wolle er es ſchon wegen der Trauung abmachen, daß nicht nach Taufſchein und Anderem gefragt werden ſollte. — Ich ſtand da, wie Loths Weib, denn abgerechnet, daß ich die braune derbe Cenzia nur mit gleichgültigen Augen betrachtet hatte, konnte ich mir nicht denken, wie dieſes gleichmüthige kalte Geſchöpf plötzlich von einer ſolchen Neigung zu mir befallen ſeyn ſollte. Der Alte, der meine Unſchlüſſigkeit bemerkte, fuhr fort, mir das Leben auf dieſen Höhen zu preiſen; wie es in der beſſern Jahreszeit dem erfinderiſchen und thätigen Hirten nie an eigenen Ziegen, an Wildpret und Brandwein mangeln könne; wie man auch ohne Geld ſo bequem und herrlich lebe, und nie darauf ausgehe, Geld zu ſammeln, weil gerade die Ueberzeugung, daß kein Batzen bei ihm zu finden, den klugen Hirten jedes gewaltſamen Beſuches überhebe. Ferner führte er an, daß Cenzia bei Ilanz eine Baſe habe, eine alte wohlhabende Frau, von welcher ſie noch erben werde, und was der Lockvögel noch mehrere in ſeinem Munde waren. So ſehr mich auch des Mannes Anerbieten rührte, ſo wenig erlaubte mir's meine Art zu denken, darauf einzugehen. Ich überzeugte ihn alſo kurz und bündig von meinem dankbaren aber feſten Willen, und drang auf Scheiden und Lebewohl, weil nach mehrtägigem Schneewetter gerade harter Froſt eingetreten war, der meine Wanderung bedeutend erleichtern mußte. Da der Greis endlich ſah, wie es nicht anders war noch wurde, ſo ergab er ſich, meine Verblendung beſeufzend, in meinen Vorſatz, und entzog mir ſeine Rathſchläge nicht. Dieſen zu Folge meinte er, könnte ich nicht beſſer im Lande fortkommen, als unter der Vermummung eines ſtummen Bettlers und da ich mir das Geſchick zutraute, mich nicht zu verrathen, ſo leuchtete mir der Vorſchlag ein. Zuvörderſt wollte ich auf Ilanz zugehen, von da nach Chur, und von dannen in's Vorarlbergiſche ſchleichen. Dieſen Weg hatten wir, mein Wirth und ich, in unſerer völligen Unkunde der geographiſchen Diſtanzen und der gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſe feſt geſetzt, und, Kette und meine bisherigen Kleider zurücklaſſend, — mit rohen Holzſohlen, die vermöge grober Stricke an den Fuß befeſtigt waren, verſehen; und bekleidet mit einem alten, im übelſten Zuſtande verſunkenen Schaafpelz meines Wirths, machte ich mich endlich nach herzlichem Lebewohl und Handſchlag am Tage des heiligen Nikolaus 1809 aus meiner bisherigen Freiſtätte fort. — Die gute Cenzia begleitete mich noch, da den Vater ein Schaden am Bein untüchtig zum Gehen machte, eine ſehr große Strecke Wegs gegen Ilanz zu, beſchrieb mir dann durch Geberden die Straße, die ich zu verfolgen hätte, und reichte mir ohne Verdruß die Hand zum Abſchiede. Dieſe Hand war hart, aber wahrlich von ehrlichem Herzen gegeben, und das helle Auge war von einer aufſchieſenden Zähre getrübt. Kein Wunder, daß mir das Lebewohl ſchwer fiel, und ich gerührt von der Hirtentochter ſchied, trotz ihrer unſchönen Geſtalt und ihrer Rauchtabacksleidenſchaft. — Da ich nun ſo allein hinwanderte, ſo bereute ich ſehr das Unrecht, das ich den wackern Leuten gethan, denn ich darf wohl ſagen, daß mir des Alten Herzlichkeit und ſein Bemüh'n, mich aufzuhalten, ſchier vorgekommen war, wie eine hinterliſtige Heuchelei. Ich habe deshalb ſo ungeſtüm auf das Weitergehen gedrungen, und mir ſogar einmal eingebildet, der Alte möchte mich für einen Tyrolerinſurgenten = General halten, und vielleicht nur die Zeit abwarten, wo die Straßen gangbar werden, um mich irgend einem franzöſiſchen Befehlshaber für ein gut Stück Geld zu verrathen. — Gott verzeihe mir noch heute die Sünde, und gebe dem rechtſchaffenen Baluz und ſeiner Tochter einen guten Tag; Ihm einen buon paraguanto, — ihr eine delikate Rolle Taback.

Ich ging langſam weiter und habe ich unterwegs in der That gebettelt, wie mir's der Ziegenhirt angerathen, ſo that ichs — weiß Gott, — nicht allein meiner Bettlermaske zu Ehren, ſondern weil ich eben gar nichts mehr hatte, um mich weiter durch die Welt zu ſchlagen. Die Manier war gar nicht ſo ſchlimm. An Nahrungsmitteln hatte ich nie Mangel, — auch nicht an Nachtlagern in Scheune oder Stall. Geld bekam ich erſt in Ilanz zu ſehen. Eine Bäckerin reichte mir einen italiäniſchen Soldo, und gab mir dagegen auf, drei Roſenkränze für ſie und ihr Kind zu beten. Ein dicker Mann im Rathskleide warf mir vornehm ein Paar Schweizerrappen zu, und verbot mir, ferner zu betteln. Es war Abend und ich ging daher in ein kleines Wirthshaus, wies meine Kupfermünzen vor, und forderte mit beredten Geberden ein Lager auf der Streu. Die Wirthin, eine mitleidige Frau, nahm mich auf, während der Grobian, ihr Mann, mich hinauswerfen wollte. Da würde mir's zum Erſtenmale recht ſchwer, nicht mit der Zunge vorlaut herauszuplatzen. Auf dem Lande hatte ich das Romaniſche meiſtens nicht verſtanden, und folglich zu reden kein Bedürfniß empfunden. Hier aber ſprachen Wirth und Wirthin deutſch, und ſo gerne hätte ich dem Einen den Kopf zurecht geſetzt, — ſo gerne der Andern gedankt! — Ich bezwang mich jedoch, und machte mich ſtille an den Kamin, um mich zu wärmen. Der Unhold ſchimpfte noch immer, aber die Frau mußte doch im Hauſe mehr zu befehlen haben, als der Schreier, denn ſie reichte mir Suppe und Brod, hieß mich unverzagt ſeyn, und kümmerte ſich weiter nicht um den Zänker, der grollend und grommelnd aus der Thüre ging. — Noch muß ich lachen, wenn ich an den griesgrämigen Mann denke, der bald darauf, als die Lampen angezündet wurden, hereintrat, und mich zu quäſtioniren anfing. Hier ſah ich zum Erſtenmal ein, welch ein überläſtig Geſchöpf ein alberner Polizeier, und wie vortheilhaft es dagegen iſt, von Zeit zu Zeit den Stummen ſpielen zu dürfen. Der Menſch ſprach romaniſch, deutſch, italieniſch und franzöſiſch durch einander, und ich ſchwöre darauf, er konnte keine Sprache von allen vieren. Ich gab ihm dafür zu verſtehen, ich ſei ein Bettler, komme von einer Wallfahrt, und kehre wieder heim. „Wohin?“ fragte er barſch: „nach Chur, oder weiter?“ — Weiter; bezeichnete ich ihm. Die Frage nach dem Paß, und ob ich ſchreiben könne? verneinte ich. Bald hätte ich ihm jedoch ins Geſicht gelacht, als er, nach vergeblichen Verſuchen, meinen Namen und Geburtsort zu erfahren, mit der Frage angeſtochen kam: „wie lange ich ſchon ſtumm ſei?“ — Die bekannte, auch von Komödianten verbrauchte Anekdote fiel mir ein, der Reiz zum Lachen kämpfte mit dem Bewußtſeyn meiner gefährlichen Lage, und ich wäre vielleicht herausgeplatzt, wenn nicht die Wirthin dem Spürhund ein Glas rothen Weins hingereicht, und ihn dadurch ſo zahm gemacht hätte, daß er auf alle fernern Erkundigungen Verzicht leiſtete. Zu ihm geſellte ſich bald ein andrer, kleiner, lebhafter und ziemlich anſtändig gekleideter Mann. Sie tranken zuſammen, und ehe eine Stunde verging, wurde der Bettelvogt, ziemlich benebelt, heimgeſchickt. —

„Ihr könntet einen rechten Gotteslohn verdienen, Meiſter,“ ſprach hierauf die Wirthin zu dem Zurückbleibenden, — „wenn Ihr den armen Schelm dort in der Ecke morgen mit Euch nach Chur nehmen wolltet, da Ihr doch in Geſchäften hin müßt. Der junge Menſch iſt ſtumm und arm, und das Wetter für einen Fußwanderer recht bitter und beſchwerlich. Laßt ihn auf Euren Wagen hinten aufhucken, er wird's Euch danken.“ — Der Mann warf einen prüfenden

Blick auf mich, der ich dankbar der Wirthin zunickte, und ſagte alsdann: „Empfehlend ſieht der Burſche freilich nicht aus, und es iſt in den Kriegszeiten nicht gerathen, ſich mit einem bettelnden Menſchen, den man nicht kennt, zu bepacken. Wenn Euch indeſſen ein Gefallen damit geſchieht, junge Frau, ſo mag er auf das Kiſtenbrett ſitzen, denn Ihr wißt wohl, ich kann Euch nichts abſchlagen. So wie ich aber merke, daß es nicht richtig mit ihm iſt, ſo werfe ich ihn vom Wagen, und wenn er Hals und Beine brechen ſollte.“ — Es war nun an mir, zu betheuern, daß ich mich recht artig aufführen wolle, und der Meiſter verſprach endlich auf ferneres Zureden der Wirthin, die ihm gefiel, mich vom Hausknecht wecken zu laſſen, indem er im Sinne hätte, recht früh ſich aufzumachen. Bald hernach ging er nach Hauſe, ein Strohlager wurde mir am warmen Ofen bereitet, und im behaglichen Gefühl der Sicherheit ſtreckte ich mich auf die bequeme Schlafſtelle. Keine Minute, und ich hatte, von Müdigkeit eingelullt, Jlanz, Chur und Zukunft vergeſſen; erwachte auch nicht eher, als bis ich mich heftig am Arm gerüttelt fühlte. Mein Reiſegefährte ſelbſt ſtand, die Laterne in der Hand, vor mir. Ich rieb mir die Augen. „Steht auf, junger Menſch!“ ſagte der Wecker zu mir: „Ich bin früher auf, als Ihr und der faule Hausknecht ſelbſt, der draußen ſchlaftrunken anſpannt, und an deſſen Statt ich's übernommen habe, Euch aufzujagen. Kommt, ſteht auf, und nehmt einen Schluck Brandwein. Seid munter, und ſo Gott will, werden wir gute Freunde werden." — Die herzliche Vertraulichkeit meines Gönners machte mir wahrhaftig Muth, und ich dankte dem Himmel, daß ich nach Ilanz gekommen war. Meine Toilette war bald gemacht. Ich zog mir die Strohhalme aus den Haaren, tauchte mein Geſicht in den Trog des Brunnens, ſchüttelte den Schlaf von mir und kroch hinten auf den Korbwagen. Der Meiſter kutſchirte ſelbſt, und wir holperten am finſtern Morgen friſch weg aus der Stadt. — Als wir vor dem Thore, und eine Strecke weit gekommen waren, — auch ſchon die erſte bleiche Helle ſich im Oſten aufthat, drehte ſich der Mann auf ſeinem Bänkchen nach mir um, ſah mich unterm Fahren eine Weile an, und fragte: „Na Landsmann, wie ſitzt Ihr dahinten?" — Ich verſuchte durch meine Geberden und ein beifälliges: „Hm" meine Zufriedenheit mit meiner Lage auszudrücken, in der ich mich aber, aufrichtig geſprochen, nicht zum Beſten befand. — „Laßt doch die Dummheiten!" ſagte hierauf mein Patron: „redet frei von der Leber weg. Alle Verſtellung hat ein Ziel für den, der's beſſer weiß. Ihr müßt ſitzen, wie auf einer Folterbank. Steigt über und rutſcht herein neben mich." — Verdutzt wie ich war über die unerwartete Anrede, ließ ich mirs doch nicht zweimal heißen. Wie der Blitz ſaß ich neben dem Manne, und ſah ihm verwundert ins Geſicht. Er lachte gutmüthig, pfiff dem Gaule zu, und ließ eine ziemliche Weile, ohne zu ſprechen, vorbeiſtreichen. — „Geſteht's nur," fing er hierauf an, daß Ihr eben ſo wenig ſtumm ſeyd, als ich. Ich weiß es beſſer, und will Euch gleich ſagen, woher.

Da ich den ſchläfrigen Hausknecht aus dem Bette trommelte, und ihm befahl, den Wagen, der in's Wirthshaus gehört, herzurichten, ging ich, Euch zu wecken, und meine, ich ſei betrunken, da ich höre, wie Ihr gerade im beſten Schlaf mit Euch ſelber parlirt, wie eine Elſter." — Ich erſchrack nun außerordentlich. — „Ich habe erſt alsdann recht überlegt, ob ich Euch mitnehmen ſollte," fuhr der Mann fort: „aber da Ihr nur von Euren lieben Eltern und Geſchwiſtern geredet habt, wie ein recht frommer Knab, und dann und wann von Tyrol und den Franzoſen ſchwaztet, ſo bildete ich mir ein, Ihr ſeid ordentlicher Leute Kind, ſicher ein flüchtiger Mann von des Hofer oder Speckbachers Leuten, und da wollte ich Euch aus Menſchenliebe behülflich ſeyn, weiter vom Schuß zu kommen, wenn Ihr Euch nicht ſchlecht aufführt; ſonſt zeige ich Euch im nächſten Dorfe an." — Da ich nun ſah, welchen Streich mir meine nachtwandleriſche Zunge geſpielt hatte, ſo ließ ich mich gar bald bewegen, dem ehrlichen Manne zu beichten, — den Umſtand jedoch ausgenommen, daß ich ſchon zum Tode verurtheilt geweſen. Mein Nachbar zeigte viel Mitleid, und meinte, ein Verſprengter, wie ich, hätte wohl im Verborgenen einen günſtigeren Zeitpunkt abzuwarten, um wieder nach der Heimath zu gehen. Auf ſeine Frage, was ich denn zu Ilanz gewollt und zu Chur vorhätte, antwortete ich, wie ich im Sinne trüge, nach dem Vorarlbergiſchen zu gehen. Da lachte er, wiewohl mitleidig, behauptete, ich hätte unnöthige Querzüge gemacht, jedoch mit dem Vorarlberg ſey es ohnedieß nichts, weil es von feindlichen Völkern wimmle, und in der Schweiz gelte es auch behutſam ſeyn, weil das Volk wohl noch teutſch und brav ſei, aber die Vorſtände politiſcher Weiſe franzöſiſch ſeyn müßten. Hierauf verſank er in ein langes Schweigen, und ich in ein Labyrinth von Vorſätzen, Wünſchen und Ahnungen, von welchen immer eine troſtloſer war, als die andere. Mit einemmale wurde mein Nachbar wieder geſprächiger, und hieß mich getroſten Muths ſeyn, denn er habe einen vornehmen Bekannten in Chur, zu welchem er gerade in Baugeſchäften reiſe, um einen Accord für den Sommer zu machen. Dieſer vornehme Mann ſei auch dabei ein wahrhaft Edler, und ſeiner Menſchenfreundlichkeit hätten ſchon gar Manche nicht nur Habe und Freiheit, ſondern auch Ehre und Leben, während der Revolutionszeit zu verdanken gehabt. Ihm wolle er meine Noth vortragen, und wüßte der wackere Edelmann im Augenblick auch nicht zu helfen, ſo wüßte er doch den beſten Rath.

Mit neuen Hoffnungen kam ich mit meinem neuen Freunde, der mich in Allem frei hielt, in Chur an, verſteckte mich in einer dunkeln Schenke, und wurde alsdann von dem Baumeiſter zur Abendzeit richtig abgeholt, und zu dem Herrn Oberſt von.... geführt. Ich darf den lieben Mann freilich vor den Zeitgenoſſen nicht nennen, aber der liebe Gott kennt ihn und weiß gewiß ſo viele brave Handlungen von ihm, daß er den ſchönen Namen am Tage des Gerichts und des Lohns nicht vergeſſen wird, wenn ich ihn auch nicht in dieſen Blättern nenne, die beſſer gemeint, als geſchrieben ſind. — Ich ſollte dem Oberſt erzählen, und erzählte auch die ganze reine Wahrheit; vor dem Manne hätte ich kein Tippelchen weglaſſen können. Ich hatte aber noch nicht auserzählt, ſo liefen mir auch ſchon die Thränen über die Backen, weil es in des Oberſten Augen perlte, wie helles Waſſer. Der gute Herr wußte aus Erfahrung, was Elend ſei, und ſah mir vielleicht am Geſichte an, daß ich eine gute Haut bin, und keine verlogene. Dann fragte er mich liebreich, was er mir zu Gefallen thun könne? Ich zuckte die Achſeln und überließ natürlich Alles ſeiner Gnade und Einſicht. „Ich weiß nicht,“ ſagte er hierauf, „ob ich Ihnen anbieten darf, den Winter auf meinem Landhauſe zuzubringen. Ich gebe Sie für den Maler aus, der mir die Zeichnungen zur Ausſchmückung meines Schlößchens entwerfen ſoll. Es wird Ihnen draußen nichts fehlen, als Geſellſchaft, und dieſe können Sie in Ihrer jetzigen Lage entbehren. Sie finden dort einige recht brave Gemälde, und können ſich damit beſchäftigen, ein Paar Figuren, die ich Ihnen angeben werde, zum Behuf der Studienzeichnungen meiner Söhne im Kleinen auszuführen. Auf dieſe Weiſe vergelten Sie mir doppelt den geringen Dienſt, den ich Ihnen erweiſe, und machen mich noch zu Ihrem Schuldner.“ — Ich wurde ganz roth vor Beſchämung und Verlegenheit. Ich fühlte wohl die Delikateſſe dieſes Benehmens; nicht weniger jedoch die Unfähigkeit, in der ich war, zur Zufriedenheit eines Kenners zu arbeiten. Ich geſtand daher ſchüchtern, daß meine Kunſt nur auf ſehr geringen Grundlagen ruhe, daß ich eigentlich vor der Hand nur ein Tüncher zu nennen ſei, und daß ich im Fache der beſſern Malerei mich gerade zum hiſtoriſchen nicht gewendet, ſondern aus Geſchmack und Neigung in die Landſchaftsmalerei geſtümpert. Meine Offenherzigkeit, die doch ſo natürlich war, wurde ein Verdienſt von mir in den Augen des braven Oberſt, und er gelobte mir zu wiederholtenmalen, für mich zu ſorgen, bis, nach ſeinem Ausdruck, das gelbe Fieber vorüber ſeyn würde. Ach, er hat auch für mich geſorgt, wie ein Vater, denn aus ſeiner Garderobe wurde ich gekleidet, von ſeinem Tiſche geſpeiſ't, und er führte mich, nachdem ich von dem ehrlichen Jlantzer gerührten Abſchied genommen, in ſeinem eignen Wagen nach dem Landhauſe. Der Winter verſteckte mir zwar die romantiſch reizende Lage deſſelben, aber auch hinter der Thüre dieſes Sansſouci fand ich ein Paradies: Gemälde, wie ſie zuvor mein Aug' noch nie geſehen: italieniſche, deutſche und franzöſiſche Schule, — die herrlichen Meiſter: Salvator Roſa, Claude Lorrain, Oſtade und den deutſchen Philipp Hackert. Wie ich zum Erſtenmale vor dieſer Männer Werken ſtand, — ach, da fühlte ich auch ſo ganz ſchmerzhaft, daß ich doch noch gar nichts wiſſe, und ich konnte meine Frechheit nicht begreifen, ſolchen Bahnen folgen zu wollen. Wie viel mir auch der würdige Oberſt während meines halben Incognito gegeben hat, — dieſen Maler- und Kunſtgenuß wiegt doch nichts auf! Ich benützte meine ungeſtörte Muße; ich machte mich an Verſuche, die, ſo jämmerlich ſie ausfielen, mich nicht abſchreckten; ich habe dort viel gelernt; mein ehemaliger Lehrherr hätte die Kniee vor mir gebeugt, aber dennoch waren meine Arbeiten ſo gar nichts, gegen jene erlauchten Meiſterwerke! Und noch jetzt, nach ſo vielem Streben, nachdem ich endlich Rom geſehen und Paris, nachdem ich mir ſchon ſo viel gethan zu haben einbildete, ... ei, ich will gar nicht davon reden! — Lieber ſpreche ich in der Reihe fort von meinem Wohlthäter, der nicht müde wurde, mir Gutes zu erweiſen. Mein einfältiges Gemüth hatte, wie er ſagte, ſeine Theilnahme rege gemacht, und ihm Vertrauen eingeflößt. Da fand ich Gelegenheit, meiner lieben Mutter zu danken, deren Wahlſpruch von jeher, uns Kindern eingepredigt, geweſen: „Ein Herz, das Lug und Trug veracht't, ſo Gott als Menſchen Freude macht; ein ehrlich und gerades Wort, find't immer ein geneigtes Ort. —" Dieſen Dank konnte ich ihr leider nur in Gedanken bringen, da ich mir nicht getraute, einen Brief an meine Lieben zu Hauſe abgehen zu laſſen. Denn obgleich Friede war, und Oeſtreich, wie es hieß, ſich ganz genau mit dem franzöſiſchen Kaiſer verbinden wollte, ſo glaubte ich doch noch immer meiner Lage einige Vorſicht ſchuldig zu ſeyn. Während deſſen ich nun auf eine hellere Zukunft hoffte, hatte mittlerweile väterliche Freundſchaft für mich gehandelt. Denn eines Morgens, — im März 1810, kam der Oberſt an das Landhaus gefahren, und überreichte mir, da ich ihm entgegen lief, einen Brief, in deſſen Aufſchrift, an mich gerichtet, die Hand meines guten Vaters nicht zu verkennen war. Ich jauchzte vor Freude, wäre beinahe dem Oberſt um den Hals gefallen, und betrachtete recht lange mit einer Art von Heimweh den wohl bekannten Blumentopf von meines Vaters Petſchaft, ehe ich das Siegel aufmachte. Der Anfang des Briefes war auch mit Blumen der freundlichſten Liebe beſtreut; jedoch das Ende . . . . — nun, ich ſetze den ganzen Brief hieher, und dem Leſer kann dieſe Copie lieber-ſeyn als das Original, ob es mich gleich zu Thränen rührte, denn meines Vaters Schrift beſtand aus Hieroglyphen, wie ſie ein Handwerkerſohn aus der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in der Schule lernte und auf der Wanderſchaft ausbildete, und wie ſie nur ein geübtes und vertrautes Auge zu entziffern vermag.

„Herzlieber Sohn!

„Unſre Küſſe und Grüße zuvor. Der Herr Oberſt,
„bei dem du biſt, hat uns geſchrieben und einer betrübten
„Unruhe entſetzt, indem wir glaubten, wir
„ſind ſchon ganz verwaiſ't. Deine Mutter iſt krank
„geweſen vor Angſt, und die Freude muß ſie erſt geſund
„machen. Wir haben ſchon Meſſen für dich leſen
„laſſen, und dein Lehrherr hat ſich bald die Haare
„ausgerauft, daß er Dich wegperſuadirt hat. Wir
„haben Friede, und unſre Erzherzogin, die Louiſel,
„wird den Napoleon nehmen, heißt's; auch Deine
„Schweſter Tonnerl heirathet den Bindermeiſter Egner,
„mit dem ſie ſchon lang gegangen iſt. Dann
„wird unſer Haus leer und meiner Alten wirds in

„Kuchel und Haus gar ſauer. So komm denn „recht geſchwind heim, und ſetze Dich, damit wir noch „einen Buben von Dir ſehen. Dem gnädigen Herrn „Obriſtwachtmeiſter ſchreibe ich auch, und laß Deine „Mutter nicht auf Antwort warten und komm ſelbſt „zu Deinem liebreichen Vater.“ —

So weit der eigentliche Brief. Aber ein unglücksſchwangres Poſtſcript war angehängt, des Inhalts: „Ich hab der Mutter den obern Brief zeigt, und ſie küßt dich noch vielmal. Weil aber ſie jetzo ſchlaft, ſo will ich Dir in Eil mein ganz betrübt Herz eröffnen, von dem meine Alte gar nicht weiß. Der Poldel, Du lieber wiedergeſundner Sohn, hat mir ſchon vor langem geſchrieben, und ich hab' der Mutter noch nichts geſagt, denn ſie ſtürbe vor Herzeleid. Der iſt unter den Schill gerathen und zu Dodendorf gefangen worden. Darauf haben ſie ihn nach Frankreich geführt, wo er mit andern Unglückskameraden in der Stadt Breſt gefangen ſitzen ſoll. Man vertröſtet mich immer, die Oeſtreicher müßte der franzöſiſche Kaiſer alle losgeben, aber vielleicht ſtirbt der Poldel bis dahin. Komm Du alſo geſchwind, daß wir's ausmachen, wie wir's halten wollen, wegen des Bruders, hörſt Du? Dein zum Tod betrübter Vater.“ —

Das Lachen verkehrte ſich jetzt bei mir in Weinen, und ich zeigte dem theilnehmenden Oberſt den Brief, deſſen Inhalt ihm ſchon aus dem an ihn ſelbſt gelangten größtentheils bekannt war. Er beklagte meinen Bruder, und ſagte zu wiederholten Malen mit trauriger Miene: er fürchte, man halte die Schill'-

ſchen in Frankreich ſchlecht, und ſchlechter, als es recht wäre. — Ich verſtand zur damaligen Zeit nicht recht, was er damit ſagen wollte, indem ich an eine ehrliche Kriegsgefangenſchaft dachte; erſt ſpäter wurde ichs — daß Gott erbarme — ſo recht inne. Aber auf die Frage des Oberſt, was ich auf dieſe Briefe hin zu thun gedenke, ſo ſagte ich gerade heraus: ich müßte heim, und wenn's auch mein baarer Tod wäre. Da lächelte der gute Mann freundlich und ſagte: „Recht ſo: ehre Vater und Mutter, daß du lang lebeſt auf Erden! Sie mögen gehen, guter junger Mann. Die Verhältniſſe ſind günſtig geworden, und ich getraue mir, Ihnen einen Paß von Ihrer Geſandtſchaft zu verſchaffen, vor dem, hat ihn der franzöſiſche Miniſter contraſignirt, alle Welt Reſpekt haben wird. Mit demſelben verſehen, reiſen Sie dann in Gottesnamen nach Hauſe, und überlaſſen mir die Sorge, mich bei dem franzöſiſchen Legationsbureau nach dem Zuſtand Ihres Bruders zu erkundigen. Ich werde dann Ihrem wackern Vater ungeſäumt Nachricht geben, und, wenn es möglich wäre, in der jetzigen Friedens- und Bundeszeit zwiſchen dem Kaiſer Franz und Napoleon, etwas für einen unglücklichen Oeſterreicher zu thun, ſo getraue ich mir, es zu vollbringen.“

Ich fand kein Wort, um dem edeln Menſchenfreund zu danken, und der Dank, der aus dem Innerſten kömmt, ſpricht ſich auch nicht heraus, wie ein gehorſamer Diener. Der Oberſt wußte doch, was in meinem Herzen vorging, und behandelte mich in der Vorbereitungszeit zum Abſchied noch ſanfter und zarter als zuvor. Er war ferner nicht oft bei mir, aber ſo oft er kam, bezeichnete er ſein Daſeyn mit einer Handlung ſeiner Güte. Er kleidete mich doppelt, er ſchenkte mir Bücher, er verſah mich mit allen Reiſe-Nothwendigkeiten, er verſchaffte mir den wegbahnenden Paß, und ich konnte für all dieſe Güte doch gar nichts für ihn thun. Weinend wie ein Schüler legte ich einige ſchülerhafte Copieen meiſterhafter Landſchaftsgemälde in ſeine Hand, und bat ihn, dieſe Verſuche als ein Andenken zu bewahren. Und er war ſo — herrlich, möcht' ich ſagen — dieſe Mißgeburten aufzunehmen, wie einen Kunſtſchatz, ſie als eine überwiegende Vergeltung deſſen, was ich bei ihm genoſſen, anzupreiſen, und mich aufs freundſchaftlichſte zu nöthigen, als Aequivalent ein nicht unbeträchtliches Reiſegeld zu empfangen. Eine Gelegenheit zur Reiſe bis Lindau, wo ich mich auf den Poſtwagen ſetzen wollte, fand ſich auch bald, und ich ſchied bewegter von meinem Wohlthäter, als von dem väterlichen Hauſe. Ich habe den Wackern ſpäter noch einmal geſehen, und wünſche ihm nach ſo manchem Jahre in ſeinem Greiſenalter die ungetrübte Heiterkeit und das Glück, deren er damals genoß. Er verdient's.

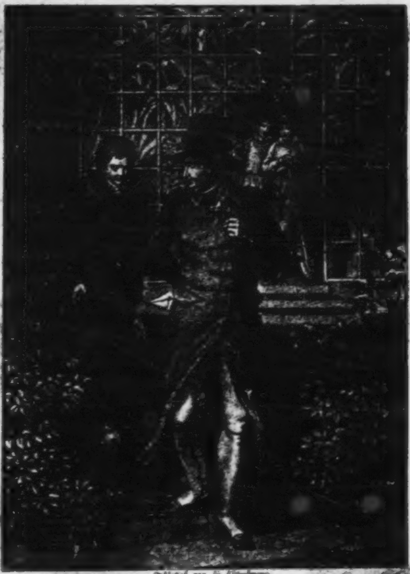
Bis an's Poſthaus zu Lindau kam ich, aber auf den Poſtwagen nicht. Zuvor hatte ich nämlich eine Waſſerpartie zu machen, und kam gerade aus dem See, aus welchem ich einen Knaben gefiſcht hatte, der vor meinen ſichtlichen Augen hineingefallen war. Der Bube war ein kleines Französchen, und bat mich, ihn zu ſeiner Mutter in's Poſthaus zu bringen. Die Betrübniß dieſer Letztern war groß, weil ſie von des Knaben Waſſerſprung gehört hatte; die Freude war aber darum noch größer. Die gute junge Frau pries mich als ihren Schutzengel, und ich war recht froh, daß ich auf meiner Karthauſe zu Chur, theils aus Büchern, theils von dem Gärtner, einem Languedoker, ſo viel franzöſiſch gelernt hatte, als man in's Haus braucht. Ich hätte ja ſonſt nicht verſtanden, wie ſchön ich gelobt wurde, und es that doch ſo wohl! Ich hatte mich kaum umgekleidet, und ein Bischen geruht, ſo ließ mich die Frau bitten, zu ihr zu kommen, und plauderte traulich und angenehm mit mir. Da erfuhr ich denn, daß ſie die Frau eines Artilleriekapitains ſei, den ſie auf dem Feldzuge begleitet hatte. Auch auf dem Rückmarſche ſeiner Colonne durch Schwaben war ſie nicht von ihm gewichen, bis ſie in einem kleinen Städtchen bleiben mußte, wo ihr Töchterchen in eine ſchwere Krankheit verfiel. Der Mann marſchirte indeſſen weiter, und nun, nach mehreren Wochen, war ſie im Begriff nach Straßburg zu reiſen, wo ſie Familiengeſchäfte abzuthun hatte. und ſich alsdann nach der Garniſon ihres Mannes zu begeben, nach Breſt. — O, Du mein guter Poldel! ſeufzte ich recht aus Herzensgrunde, als dieſer Name mir wie ein Stein auf die Bruſt fiel, und die Hauptmännin erkundigte ſich ſo freundlich nach der Urſache meines Trübſinns, daß ich nicht umhin konnte, ihr zu erzählen, was der Leſer ſchon weiß, mit dem Beifügen, daß es mein ſehnlichſter Wunſch ſei, mich von der eigentlichen Lage meines armen Bruders zu überzeugen. Da blitzte der guten Frau die Freude aus den Augen, und ſie machte mir, ohne Umſchweif, aus voller Herzlichkeit den Antrag, mit ihr die Reiſe zu machen. Sie ſprach ſo ſanft und ſüß, nannte mich ihren beſten Freund, behauptete, ſie bedürfe ohnehin eines männlichen Begleiters, und ihr Mann würde mir's nicht allein danken, daß ich ihr meinen Schutz verliehen, ſondern auch, in Betreff meines Bruders, keine Mühe ſcheuen, meine Wünſche thätig durch ſeine Fürſprache zu unterſtützen. — Da ſtand ich nun am Scheidewege. Rechts Vater und Mutter und Heimath, links der arme Bruder, die Hoffnung, ihn zu befreien, ihn mit mir in's Vaterhaus zurückzubringen! — Ich ging links, denn beim Lichte beſehen, lief mir mein Geburtsſtädtchen nicht weg, und die Aeltern waren noch rüſtige Leute; bei'm Leopold mußte jedoch jeder Augenblick benützt werden. Das Anerbieten der Hauptmännin war ſo aufrichtig und ehrlich gemeint; ihr Wagen groß und geräumig, die Protektion eines Offiziers im Hintergrund; kurz: wie geſagt — ich ging links, ſetzte mich mit Madame Firmin, ihrer luſtigen Kammerjungfer Victoire, dem geretteten Alfred und der wundernetten Heloiſe in die Kutſche, und ging vor der Hand, ſtatt heim, nach Straßburg. Mir klopfte freilich das Herz, als ich wieder franzöſiſche Gensd'armen und Voltigeurs ſah, aber ich rechnete darauf, daß man mich damals im Tyrol ſicher für ertrunken gehalten, und wahrſcheinlich keinen Steckbrief meiner Perſon nach Frankreich geſchickt haben würde. Als Begleiter einer franzöſiſchen Offiziersfrau kam ich auch nach oberflächlicher Befragung allenthalben ungeneckt durch, und am zehnten Tage ungefähr nach unſrer Abreiſe von Lindau kamen wir in dem Seehafen Breſt an. Der Kapitain Firmin, von der Ankunft ſeiner Frau berichtet, war uns entgegengeritten, und den Jubel will ich nicht beſchreiben, als die Familie auf der Landſtraße zuſammentraf. Der Leſer wird ohnehin bemerken, daß ich zehn Tage ganz überſprungen habe, während welchen ich von ganz Frankreich beinahe nichts Andres geſehen habe, als die ſchönen Augen der Madame Firmin. Eine ſolche Geſtalt, mit ſolcher Anmuth ausgerüſtet, war mir bis jetzt noch nicht im Traume erſchienen, und es galt, den Kopf zuſammenzunehmen. Unter Tags, gerade in ihrer Nähe, ging es immer recht gut, aber, wenn ich Abends allein war, und mir den Tag zurück dachte, und die unſchuldige und doch gefährliche Vertraulichkeit der gar ſchönen jungen Frau, — da lief mir der Kopf gewöhnlich davon, und ich habe ſogar einmal — Verſe auf ſie gemacht. Am andern Morgen habe ich ſie freilich in's Feuer geworfen, — aber — gemacht waren ſie doch einmal, und ich hätte mich vielleicht bis über die Ohren verliebt, wenn wir nicht ſo bald an Ort und Stelle gekommen wären. Da war's aber vorbei. Ich hatte den Hauptmann nur einmal angeſehen, und merkte gleich, daß ich ein Narr war. Das war ein Offizier! Ein ruhiges, freundlich natürliches Geſicht, ſchwarzen Pudelkopf, lebhafte Augen, einen ſchönen Schnurrbart, eine ſchöne Geſtalt, — Alles hatte er, was den Frauen gefällt; und dazu die ſchöne Uniform, die Epaulettes, und der Ehrenlegionsorden, — mit meiner Liebe wär's vorbei, völlig vorbei, und das war ſehr geſcheut. Der Abend verging unter Luſt und Freude, und der Kapitain bot mir mit der liebenswürdigſten Freimüthigkeit ſein Haus, ſeinen Einfluß, ſeine Börſe an. Ich verſchob es auf den andern Morgen, mit ihm von meinem Anliegen zu reden, und bin noch recht froh darüber, denn auf dieſe Weiſe ſchlief ich doch in der erſten Nacht zu Breſt ruhig, und voll der ſchönſten Hoffnungen für meinen Bruder, mit dem ich jetzt eine Luft athmete. Wie ganz anders wurde mir dagegen zu Sinne, da ich dem Capitain vertraut hatte, was mich eigentlich nach Breſt geführt. Dem Mann wurde es recht ſauer, mir reinen Wein einzuſchenken. Nach vielem Zögern ſagte er endlich, es ſei wahr, daß Mehrere von dem Schill'ſchen Korps zu Breſt gefangen ſäßen, und unter dieſen möchte wohl mein Bruder ſeyn, allein, ihm thue es dann leid um Leopold und mich, denn ich müſſe mir ja nicht einbilden, den Bruder unter ehrlichen Kriegsgefangenen zu finden, ſondern — auf der Galeere. —

Ich habe nicht nöthig, lange zu erläutern, wie mich dieſes Wort darnieder warf. Das begreift Jeder von ſelbſt, der Gefühl im Herzen und ehrlich Blut in den Adern hat. All mein Muth, meine Entſchloſſenheit, meine Vorſätze, Alles lag darnieder, und wer weiß, wie ſich dieſe gräßliche Gemüthsſtimmung geendigt hätte, wenn nicht der Hauptmann wie ein treuer Freund mir zur Seite geblieben wäre. Sein Zureden richtete mich wieder auf. Er machte mir begreiflich, daß das ſchreckliche Loos meines Bruders, von dem ſtrengen Willen des Kaiſers herbeigeführt, — ihm dennoch in den Augen der Welt die Ehre nicht rauben könne, und daß zwiſchen entehrenden Verbrechen, und einem politiſchen Mißgriff ein himmelweiter Unterſchied beſtehe; daß es auf jeden Fall meine Pflicht ſei, den Bruder aufzuſuchen, zu ſprechen, und von ihm zu hören, ob ich etwas zur Milderung ſeines Schickſals beitragen könne. Firmin ſelbſt, der gefällige Mann, entzog mir ſeine Hülfe nicht, warf ſich in Civilkleider, und ſcheute nicht die Mühe, mit mir alle die Bureaux zu beſuchen, in welchen wir Auskunft über Leopold und die Erlaubniß, ihn zu ſehen, erwarten durften. Vor mir, dem Fremdling, hätte man vielleicht wenig Reſpekt gehabt; vor meinem Begleiter hatte man hingegen um deſto größere Reverenz. Leopold ſaß richtig im Bagno, und ich empfing die Erlaubnißkarte, ihn in jenem fatalen Kerker zu beſuchen. Auch dahin ſcheute ſich der Hauptmann nicht, mich zu begleiten. Welch' ein Gang! Als wir an das wohlbewachte Gitterthor des Gefängniſſes kamen, raſſelte uns gerade ein Trupp von Galeerenſclaven entgegen, die einen Karren mit Arſenalgeräthſchaften zogen. Ich zitterte, unter den mit Ketten beladnen, langbärtigen Unglücklichen, die hier wie Ungethiere in's Joch gezwungen waren, meinen armen Bruder zu finden, aber — Gottlob, — er war nicht darunter. Wir hörten in dem Greffe, daß Leopold ſich in dem Saal der „Prußiens“ befinde, welche durch Vergünſtigung der hieſigen Militärbehörden nicht der öffentlichen Zwangsarbeit, ſondern nur den Verrichtungen im Hauſe unterworfen waren. Wir eilten in die bezeichnete Stube. Durch die geöffnete Thüre hörte ich deutſche Worte, deutſche Lieder tönen. Ein Dutzend von Gefangenen ſaß um das kupferne Gefäß, das ihr Mittagsmahl enthielt, und unterhielt ſich geſprächig und lebhaft. Unter ihnen, — ich hatte ſchmerzliche Mühe, ihn wieder zu erkennen, — befand ſich mein guter, armer Bruder. Der blecherne Löffel entfiel ſeiner zitternden Hand, da ich ſeinen Namen ausrief, und ihm weinend an die Bruſt ſtürzte. Es gab einen allgemeinen Aufſtand im Saale, Leopold wurde faſt ohnmächtig. Die Fürſorge des Kapitains erwirkte uns die Bewilligung, in einem abgeſonderten Gemach und in ſeiner und des Guichetiers Gegenwart, uns begrüßen, unterhalten zu dürfen. Gott behüte jeden braven Mann vor ſolchem Wiederſehen. Meiner Aeltern Tod wär' es geweſen, hätten ſie den Leopold, ſo blaß und abgemagert, in der braunen groben Verbrecherkleidung, in dem Hauſe der Infamie finden müſſen! Der arme Schelm wußte nicht das Geringſte von meinen Schickſalen, und meinte, — wie der Kapitain, — ich komme aus dem väterlichen Hauſe. Natürlich ließ ich ihn, um der eignen Sicherheit willen, bei dieſem Glauben, und erkundigte mich aufs Angelegentlichſte nach ſeinen Schickſalen. Seine Erzählung empörte und brach vollends

vollends mein Herz. Daß er nicht log, verbürgte mir ſeine redliche Seele, die ſich von Jugend an in ihm bewährt hatte. Aus ſeines Lehrherrn Hauſe war er in das nördliche Teutſchland gewandert, und hatte nicht weit von Magdeburg eine Condition gefunden, wie er ſie nur wünſchen durfte. Nicht lange nachher fiel das Schill'ſche Corps in jene Gegend ein, und bei Dodendorf kam es zu einem hartnäckigen Gefecht zwiſchen ihm und den Weſtphalen oder Franzoſen. Zum Unglück mußte gerade Leopold in ſeinen Berufsgeſchäften um die Wege ſeyn, und von einem Detachement der Schill'ſchen Jäger bemerkt werden, das, vom Hauptcorps abgeſchnitten, ſein Heil in der Flucht ſuchte, der Straßen und Feldwege aber gänzlich unkundig war. Die Soldaten zwangen den Leopold, ihnen als Führer zu dienen. Eine halbe Stunde nachher fielen jedoch alle in die Hände des Feindes. Für Leopold, der ſich darunter befand, war die Loſung: Mitgefangen, mitgehangen! Das Kriegsgericht, das die gefangenen Offiziere erſchießen, und die Gemeinen nach Frankreich auf die Galeeren bringen ließ, kümmerte ſich nicht um ſeine Entſchuldigungen und Proteſtationen. Sein Jägerkleid, ſein Gewehr ſchienen den Herren hinlängliche Beweiſe, und der Soldaten Zeugniß, wie ſeine Vertheidigung ging in den Wind. Und ſeit jener Zeit, — es jährte ſich gerade bald, — ſaß mein armer Bruder zu Breſt im Bagno. Die ſchweren Ketten wurden ihm und ſeinen Gefährten zwar erlaſſen. Von der Gemeinſchaft mit dem gebrandmarkten Auswurf des Volks, und von öffentlicher Arbeit ſprach ſie das Menſchengefühl der Lokalbehörden frei, — aber Leopolds Kerker ſchien darum doch nie mehr ſich öffnen zu wollen, weil der kühnſte Fürſprecher ſogar nicht den Muth hatte, eine Sylbe nur zu Gunſten eines unter Schill Gefangnen vor dem Kaiſer zu ſprechen. — Je feſter ich auch daher überzeugt ſeyn konnte, daß Leopold die Wahrheit geſprochen, je weniger durfte ich die Hoffnung nähren, dem unſchuldig in's Elend gerathnen Mann zur Freiheit verhelfen zu können. Ich verließ meinen Bruder mit gänzlicher Niedergeſchlagenheit. Ich konnte ihm ja nur meine Thränen, und ein Paar elende Geldſtücke zurücklaſſen, um ſich in ſeinem Gefängniſſe eine freilich nur geringe Annehmlichkeit, einen Tropfen Wein, eine Pfeife Taback zu verſchaffen. — Was aber ferner thun? Mit dieſer ſchrecklichen Nachricht zum Vater und zur Mutter heimkommen? Meinen Bruder ohne Troſt verlaſſen? Ich verlor mich ganz in Zweifeln und in Wehmuth. — Der gefühlvollen Madame Firmin war es vorbehalten, mich auf eine Möglichkeit, Leopolds Zuſtand vielleicht zu lindern, aufmerkſam zu machen. Ganz Frankreich ſprach dazumal von nichts Anderm, als von ſeiner jungen ſchönen Kaiſerin, und es wollte jedermann bedünken, als würde eine Zeit der Milde auf die Jahre ſtrenger Willkür folgen, und ein wohlgefälliger Friede auf das rauhe Waffenhandwerk kommen. Zu der Zeit, als ich in Breſt ankam, hatte die Erzherzogin den franzöſiſchen Boden betreten, war ſchon in Compiègne angekommen, und die Glocken aller Kirchen im Lande hatten bereits die Vermählung zu St. Cloud und die Einſegnung des Kaiſerlichen Paars im Louvre zu Paris verkündet. Madame Firmin fragte mich, ob ich nicht Liebe für den Bruder und Muth genug beſäße, der Kaiſerin ſelbſt eine Bittſchrift zu überreichen, und ihre Gnade, ihr Fürwort bei dem erlauchten Gemahl für einen Unterthan ihres Vaters anzuſprechen. Dieſer Antrag leuchtete mir gleich ein, denn ich hatte, ſeit ich Madame Firmin kannte, den vortheilhafteſten Begriff von der Milde des weiblichen Geſchlechts bekommen. Der Hauptmann ſchüttelte jedoch den Kopf und nannte den Plan ſeiner Frau zum mindeſten abentheuerlich. Er bezweifelte den Erfolg, und meinte, der Kaiſer ſei nicht ſo leicht zu bewegen, ſeiner einmal vor der Welt angenommenen Anſicht, um der Fürbitte eines reizenden Mundes willen, zu entſagen. Auch äußerte er die Meinung, daß die Kaiſerin Maria Louiſe ſich nicht mit einem ſolchen Geſuch befaſſen werde, des unerbittlichen Charakters ihres Gatten bewußt. Madame Firmin brachte dagegen die Anekdote von der Fürſtin von Hatzfeld, — damals noch in friſcherm Angedenken — in Anregung, und beſtritt des Kaiſers Unempfindlichkeit. Der Hauptmann ſchüttelte demungeachtet den Kopf, und ſetzte noch hinzu: „Ja, wenn Joſephine noch die einſtige Macht beſäße! Ihrer ſanften Ueberredung iſt ſo manches gelungen, was der jungen Gemahlin fehlſchlagen dürfte. Ich ſtimme nicht für den Vorſchlag, die Ausführung deſſelben verurſacht Mühe, Koſten, und wird dennoch fruchtlos bleiben." — Madame Firmin ſchwieg; ich auch; allein mein Herz ſchwieg nicht, wenn gleich die Vernunft halb und halb Miene machte, des Kapitains Partbie zu ergreifen. Es ärgerte mich beinahe, daß der Hauptmann, der nach ſechsjähriger Ehe noch in ſeine Frau verliebt war, wie ein Bräutigam, — er hatte es auch Urſache, — die Allgewalt weiblicher Bitte in den Flitterwochen des Ehſtandes in Zweifel ziehen mochte. „Ich konnte mir ſelbſt nichts in der Welt denken, was ich der zauberiſchen Rede einer holden Frau abſchlagen könnte, und baute darauf einen feſten Plan zu einem völligen Sieg über des Kaiſers vorgefaßte Meinung. Zudem war ja hier von einem Unſchuldigen die Rede, der wider Wiſſen und Willen einem böſen Zufall unterlag, zudem von einem Unterthan des öſterreichiſchen Hauſes, einem Landsmann der jungen Kaiſerin ſelbſt, und all' dieſes zuſammengenommen, war ich überzeugt, däß es meinem Eifer nicht fehlſchlagen würde, was ich von ganzer Seele wünſchte. Ich ſagte mir freilich dann und wann etwas von meiner perſönlichen Gefahr vor, und warnte mich ſelbſt vor den möglichen Folgen jenes Bluturtheils, dem ich mit genauer Noth entronnen war. Allein die Zuverſicht auf eine glückliche Führung von oben beſchwichtigte mich über dieſe ſo natürliche Sorge. Paris ſoll ja eine kleine Welt ſeyn, hatte ich oft gehört, und alſo ſagte ich auch zu mir ſelbſt: Wie leicht bleibſt du Unbedeutender darin verborgen, da dich deine Henker nicht ertappten, ſo lange Du in ihrer Nachbarſchaft noch warſt. In Paris ſelbſt ſucht Dich niemand; niemand glaubt auch wohl an Dein Leben; und die Akten jenes Tribunals wurden auch mit einer ſolchen Sorgloſigkeit geführt, daß ſie wohl als verſchollen und vergeſſen betrachtet werden können. — Dergeſtalt beruhigte ich mich ſelbſt ſo gut ich konnte, hielt Rath mit meiner Kaſſe, fand, daß ich mit den nothwendigen Einſchränkungen wohl nach Paris und zurückkommen könne, und beſchloß im Vertrauen auf Gott, die Kaiſerin und unſern Geſandten zu Paris, nach der Hauptſtadt zu gehen. Dies that ich auch, und bewerkſtelligte meine Abreiſe mit dem Poſtwagen insgeheim. Ich nahm nicht Abſchied von Firmin und ſeiner Frau, damit mir die wackern Leute kein Geld aufdringen ſollten, was ſie nicht unterlaſſen haben würden, und ſogar meinem Bruder ſagte ich nicht Lebewohl. Die Urſache meiner Reiſe hätte meine brüderliche Zärtlichkeit ihm nicht verſchweigen können, wohl aber dadurch Hoffnungen rege gemacht, deren Erfüllung vielleicht die Zukunft nicht zuließ. Beſſer, er wußte gar nicht darum. Und beide, den Bruder, wie das freundliche Paar Firmin war ich ja gewiß, wiederzuſehen, denn ob glücklich in meinem Vorhaben, ob unglücklich, Pflicht und Gefühl rief mich auf jeden Fall noch einmal nach Breſt zurück. — Nichts von der Poſtwagenfahrt, auf welcher mich nur Kummer und Verdruß erwartete, denn ich war von Herren und Damen umgeben, die auf's Äußerſte mit der Heirath des Kaiſers unzufrieden waren, die geſchiedene Kaiſerin für deſſen Glücksſtern, die Öſtreicherin für ſeinen Unglücksſtern hielten, und durch ihre freimüthigen Äußerungen mein patriotiſches Gemüth ſehr kränkten. — Nichts von meinem Eintritt in Paris. Die unermeßliche Stadt hatte keinen Reiz für mich, ſetzte ſie mich gleich in Staunen. Mit ſchwerem Herzen betrat ich das Hotel, in welches mich der gefällige Condukteur wies, und lief, ſobald es die Schicklichkeit und meine Toilette erlaubte, zu dem Fürſten von Schwarzenberg, dem Geſandten meines Kaiſers. Es wurde mir nicht ſchwer, zu dem leutſeligen Herrn zu dringen, und aus ſeiner herablaſſenden Aufnahme ſchöpfte ich wieder Hoffnung, aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Der Fürſt hörte mich zwar anfänglich mit großer Aufmerkſamkeit an, allein bei dem Unglücksnamen Schill verfinſterte ſich ſeine Stirne, und als er vollends mich um meine nähern Lebensverhältniſſe befragt, und ich keinen Anſtand genommen hatte, ſeiner Diſcretion die Wahrheit anzuvertrauen, da machte ſeine Freundlichkeit einer auffallenden Aengſtlichkeit Platz. Er machte mir Vorwürfe, daß ich es gewagt hatte, ſelbſt, als ein Verurtheilter, nach Paris zu kommen, ſprach von der ungeheuren Verlegenheit, in die er verſetzt ſeyn würde, erführe der Kaiſer, daß ich mit ihm in ein näheres Verhältniß getreten ſei, verſicherte mir, die Kaiſerin werde auf keinen Fall ſich der mißlichen Geſchichte annehmen, und rieth mir dringend, auf's ſchnellſte Frankreichs Gränzen zu meiden, meinen Bruder vor der Hand ſeinem verdienten Schickſale zu überlaſſen, und von der Zeit nur eine Aenderung zu erwarten. Mit der beſtimmten Erklärung, ich möchte jeden fernern Verſuch bei ihm einſtellen, indem er durchaus nichts mit mir und meinen Angelegenheiten zu ſchaffen haben wolle, hieß er mich gehen. — Meine Beine zitterten dergeſtalt, daß ich im Corridor mich einen Augenblick auf den Stuhl eines Lakayen ſetzen mußte, und Thränen ſtanden mir, der ſchnöden Abweiſung wegen, in den Augen. Demüthig ſtand ich indeſſen auf, als der Lakai herankam, deſſen Sitz ich eingenommen hatte. Der Mann trug unter dem bunten Rock ein mitleidiges öſtreichiſches Herz, voll Gefühl für ſeine Landsleute, und kaum hatte er mich meiner Ausſprache gemäß für einen derſelben erkannt, als er mir ſeine Theilnahme äußerte, und ſeine Hülfe anbot. Ich erzählte ihm von meinem Bruder, ſeinen Leiden und der troſtloſen Antwort des Geſandten. Er zuckte die Achſeln, führte mich aber hierauf in ſeine Stube, und ſagte hier im Vertrauen zu mir, der Fürſt ſei viel zu vorſichtig und ängſtlich, um meiner Bitte willfahren zu können, und am Beſten würde es ſeyn, wenn ich mich geradezu an die Kaiſerin ſelbſt wendete, und mich unter ihren Schutz begäbe. Dazu gehöre aber weiter nichts, als eine wohleingerichtete Bittſchrift, eine günſtige Gelegenheit, ſie zu überreichen, und Muth, es mit Sicherheit und Vertrauen zu thun. „Der Hof hat ſich geſtern Abend wieder auf zwei Tage nach St. Cloud begeben,“ ſetzte er hinzu, „und unſere Durchlaucht iſt von der Mitreiſe dispenſirt worden. Wenn Sie ſich dahin verfügen wollten, möchte es wohl das Beſte ſeyn. Die Tage ſind ſchön, Ihre Majeſtät, unſere Erzherzogin, iſt vielleicht im Park am beſten anzureden, und von Ihrer Güte Alles zu erwarten, was in den Gränzen der

Möglichkeit iſt." Der Rath des lieben Landsmanns war für mich ein Engelſpruch vom heitern Himmel. Ich war bereit, ihm zu folgen, entwarf mit ſeiner Hülfe eine Supplik in deutſcher Sprache, ſo gut ſie mir von meinem Gefühle eingegeben wurde, ſchrieb ſie ſauber ab, und fuhr noch am ſelben Nachmittage nach St. Cloud. — Die Ungeduld trieb mich alſobald zum Schloſſe, das von Garden und flimmernden Dienern wimmelte. Ich gerieth unter dem Hin = und Herlaufen der Leute in das Gebäude, wo ich von den Thürſtehern examinirt wurde. Auf meine Bitte, vor die Kaiſerin gelaſſen zu werden, lachten die bordirten Herren und erwiederten: „Ihro Majeſtät mache ſo eben Ihre Toilette für die Tafel. Der nämlichen Urſache halber ſei gegenwärtig keiner ihrer Kammerherren, überhaupt keine Perſon von Bedeutung im Schloſſe zu ſprechen, und vor Morgen keine Hoffnung, meine Sache anzubringen." Niedergeſchlagen ging ich fort, und um mich in meinem Schmerze zu zerſtreuen, in die Gärten. Sie waren leer um dieſe Stunde, und unbemerkt konnte ich mit meiner Traurigkeit Hand in Hand darin umherſtreifen. Ein Glashaus, aus welchem ſchon die ganze Frühlings = und Sommerblüthe lachte, zu welcher ſich Gewächſe und Bäume im Freien erſt vorbereiteten, zog mich an. Als ich näher herangekommen war, trat eben ein Mann heraus, der eine ausgezeichnet ſchöne Roſe in der Hand hielt. Ich wollte juſt mit einem beſcheidenen Gruß an ihm vorübergehen, als er plötzlich ſtehen blieb, mich ſtarr anſah, und eine ſo fragende Miene annahm, daß ich nicht vorbei konnte. „Wohin, mein Freund?“ fragte er mich franzöſiſch und ziemlich barſch. — Ich nahm mein Franzöſiſch zuſammen, und ſprach vom Spazierengehen und dergleichen. — „Hier promenirt das Publikum nicht;“ erwiederte er hierauf, und ſeine grauen ſcharfen Augen ſpazierten mittlerweile auf meinem Geſicht hin und her, daß ich roth wurde, ich wußte nicht warum. — „Ein Ausländer?“ fragte er weiter, — Ich bejahte. — „Haben Sie ein Anliegen?“ — Nun faßte ich mir ein Herz, und ſagte: „Ja, zu dienen. An ihre Majeſtät, die Kaiſerin.“ — „So?“ ſagte der Mann, und hörte nicht auf, mich zu fixiren, indem er die Blume vor die Naſe hielt. „Gewiß ein Landsmann der Kaiſerin? Sie haben ein öſtreichiſches Geſicht.“ — Ich bejahte etwas verlegen, und ſpielte mit der Bittſchrift, deren Kante aus der Buſentaſche meines Fracks heraussah. Des Fragers Auge richtete ſich auf dieſen Gegenſtand. „Die Kaiſerin iſt nicht zu ſprechen,“ ſagte er kurz: „laſſen Sie ſehen!“ — Der befehlende Ton des Mannes war mir auffallend; ich gehorchte ihm aber unwillkührlich. Er entfaltete raſch die Supplik, und während dem Moment, in dem er ſchwieg, wagte ich's, den Leſenden zu betrachten. Ein runder Hut beſchattete mit ſeinem breiten Rande ſein breites und gebräuntes Geſicht, das größtentheils von dem aufgeſchlagenen Papier verdeckt wurde. Ein einfacher, grüner, aber ſehr feiner Ueberrock, zugeknöpft bis an den Hals, bekleidete den Oberleib, und unter dem Surtout ſahen weiße kurze Beinkleider und ſeidene Strümpfe hervor. Kleine Schnallen waren auf den

Schuhen zu ſehen, und ein ſchöngearbeiteter Goldring an der ſehr wohlgebildeten Hand des Unbekannten. So einfach dieſes ganze Coſtüm war, ſo ſchien es mir doch einem Herrn vom Hofe anzugehören, und ich fühlte mich ſehr geſchmeichelt, als nach einer augenblicklichen Ueberſicht der Bittſchrift der Mann ſie wieder zuſammenlegte, mit den Worten: „Deutſch verſtehe ich nicht, wenn's aber preſſirt, will ich's der Kaiſerin überreichen." — Ich verbeugte mich, und ſtammelte einige Worte von „bald überreichen," indem die Sache nicht Zögerung leide. Der Herr lächelte. „Ohne Sorge," ſprach er, und das ernſte Geſicht verklärte ſich in eine anmuthige Heiterkeit: „Ich gehe ſo eben zur Kaiſerin." — Mit einem leichten Kopfnicken drehte er ſich um, und ſprach noch über die Achſel nach mir hin: „Morgen auf der Parade." Und dahin ging er, langſam, den Kopf gebeugt, und die Hände mit Roſe und Bittſchrift auf den Rücken gelegt. Ich ſah ihm noch mit entblöstem Haupte und voll Verwunderung nach, als der Gärtner aus dem Glashauſe trat, mir eine ſchöne Hyazinthe mit gefälliger Verbeugung überreichte, und dabei nicht minder gefällig ſprach: „**A votre bonheur, Monsieur**: Seine Majeſtät haben Ihnen ſehr viel Huld erwieſen!" Nun wußte ich auf einmal, mit wem ich geredet hatte. Ich hatte bis dahin noch niemals einen Kaiſer geſehen, und mir nicht eingebildet, jemals mit dem großen Napoleon ein Wort zu reden. Verdutzt und wie ein Dieb ſchlich ich aus dem Garten, und wußte mich nicht in die Ueberraſchung zu finden. Im Zimmer meines Gaſt-



Gestochen von Fr. Fleischmann

Drey Sonntage von L. Spindler.

1. Morgen auf der Parade.

hauſes hing des Kaiſers Bild wohl zehnmal, und ich konnte nicht begreifen, wie ich das Original nicht erkannt hatte. Das macht die Befangenheit von uns einfachen und geringen Leuten. Unſerem Franz hätte ich indeſſen doch freier ins Geſicht geſehen, das wußte ich. Aber, ob meine Supplik jetzt in den rechten oder in den unrechten Händen ſich befand, — das wußte ich nicht, und in Angſt brachte ich die Nacht zu, mit klopfendem Herzen putzte ich mich am andern Tage heraus, und als ich mich der kleinen Parade näherte, welcher der Kaiſer in Perſon beiwohnte, muß ich bleich ausgeſehen haben, wie ein Geiſt. Ich ſollte ja mein Schickſal erfahren, und vom Ausſpruche dieſes Mundes gab es keine Appellation, wie ſich noch die ganze Welt erinnert. Die Reihen der Grenadiere, wie die Schwadronen der Carabiniers und Cüraſſiere ſchwammen und tanzten vor meinen Augen, die nur den Einen ſahen, auf den es ankam. Seine einfache grüne Uniform, und die Freundlichkeit, die er gegen die Soldaten zeigte, machte mir etwas Muth; denn all die geſtickten Marſchälle und Generale, die ihn umgaben, waren durch ihre Pracht und ihr vornehmes oder kriegeriſches Aeußere geeigneter, einzuſchüchtern, als Vertrauen einzuflößen. Die Parade, obgleich aus wenigen Truppen beſtehend, zog ſich in die Länge, und ich ſtand wie auf Kohlen, umringt von der geputzten Menſchenmenge, die der ſchöne Sonntag aus der Hauptſtadt herbeigelockt hatte. Gerade jetzt fiel mir aber auch der Sonntag ein, und der kleine Familienaberglaube ſtärkte mich wunderbar, ſo wie der

Anblick der Kaiſerin, die vom Schloſſe herab auf einige Minuten ſich dem Vivatſchreienden Volke und Militär zeigte. Was mochte ſie, was mochte ihr Gemahl auf meine Bitte über meinen armen Bruder beſchloſſen haben? Vielleicht hatte ſie mich vergeſſen, und der Kaiſer denkt nicht mehr des Mannes, den er geſtern ſelbſt hieher beſchied! — Indem ich dieſem Gedanken nachhing, brach das Geſchmetter der Trompeten und die Janitſcharenmuſik los. Die ſoldatiſche Feierlichkeit hatte ein Ende, der Kaiſer ſchickte ſich zur Rückkehr in das Schloß an, und beurlaubte die Truppen. Sein Blick ſchweifte hell und ſcharf im Kreiſe umher, und ich drängte mich in die vorderſte Reihe der Zuſchauer, unfern von dem Platze, wo der Fürſt hielt. Da traf mich ſein Blick, und er winkte dem Leibmameluk heran, dem er einige Worte in's Ohr flüſterte, auf mich deutend. Ich zitterte vor Freude und Schreck, die Truppen defilirten, Napoleon ritt mit ſeinem Gefolge hinweg, und da ſich das Volk verlief, winkte mir Ruſtan herbei, und deutete mir an, ihm zu folgen. — Ich glaube, das Zimmer, in das er mich führte, lag ohnweit von dem Portale, und zur ebenen Erde, — vielleicht war es ein Gardenſaal. Eine doppelte Reihe von Supplicirenden, worunter viele Damen und beſternte Herren waren, ſahen mir, — in der Halle verſammelt, — mit Neid und Neugier nach. In dem mit Landkarten rings behängten Zimmer ſtand der Kaiſer an einem Tiſche, nahe beim Fenſter; vor ihm ſtand ein geſchliffenes Glas mit irgend einem erfriſchenden Getränk, von dem er von Zeit zu Zeit einen Schluck nahm. In ſeiner Rechten hielt er das Taſchentuch, mit welchem er dann und wann den Schweiß von der Stirne trocknete, die er aber jedesmal alſobald wieder mit dem kleinen Hute bedeckte. Sein Privatſekretär ſtand hinter ihm, mit vielen Papieren in den Händen, meine Supplik lag oben auf, und mein ſcharfes Auge bemerkte, daß ihr an der Seite eine franzöſiſche Ueberſetzung beigefügt war. Etwas weiter vom Kaiſer, auf die Lehne des Armſeſſels geſtützt, verweilte ein ältlicher Mann mit ſchlauem Geſichte im prächtigen Hofkleide. An den Wänden des tiefen Saals ſtanden viele Generaloffiziere mit entblöstem Haupte, in ehrerbietiger Stille. Zwei bärtige Grenadiere ſchilderten an der Thüre.— Das Großartige des Anblicks machte mich ganz verlegen, der Kaiſer ließ mir aber nicht lange Zeit, mich zu erholen. Er eröffnete alſobald das Geſpräch: „Ich habe Ihr Memoire geleſen; der Fall iſt ſeltſam. Die Kaiſerin hat aber nichts damit zu ſchaffen.“ — Pauſe. — „An Schwarzenberg wäre es geweſen. Ich kenne ihn jedoch auf ſolche Fälle;“ ſetzte er lächelnd hinzu. Hierauf trat er mir einen Schritt näher: „Sie ſind Maler?“ — „Ja, Ew. Majeſtät.“ — „Oeſterreicher?“ — „Ja, Ew. Majeſtät. — „Sie haben ein ehrliches Geſicht. All Ihre Landsleute haben es, oder doch die meiſten. In Schönbrunn war ich gern, obſchon mich die Wiener nicht gerne hatten. Staps war kein Oeſterreicher.“ — Ich war über den ſeltſamen Anfang der Unterredung ſehr betroffen, und fand kein Wort. Der

Kaiſer ſprach aber lebhaft weiter: „Sie lieben Ihren Bruder, das iſt gut. Der Mann war aber auf ſchlechten Wegen. Für einen Schill iſt die Galeere noch zu gut. Ich will nur das Recht. Empörungen dulde ich nicht. Sie wußten's vorher, die Verblendeten.“ — „Die Unſchuld meines Bruders,“ . . . . . begann ich mit bangem Herzklopfen, — er unterbrach mich aber ſchnell: „Womit können Sie dieſe beweiſen? Es ſoll nicht geſagt ſeyn, daß ein Tribunal nicht irren könnte, aber ich glaube es von den Meinigen nicht. So reden Sie doch!“ — Ich ſtammelte einige Entſchuldigungen wegen meiner Unkunde in der Sprache. — „Thut nichts,“ antwortete er mit geſteigerter Lebhaftigkeit: „Man kann ein guter Maler ſeyn, und doch ſchlecht franzöſiſch ſprechen. Die Sache iſt intereſſant, und ich will nur Gerechtigkeit. Bringen Sie mir Beweiſe.“ — Ich faßte mir ein Herz, und ſprach von dem Zeugniß der Mitgefangenen Leopolds, vom Zeugniß des Förſters, bei dem Leopold geſtanden. — „Die Mitgefangenen?“ wiederholte der Kaiſer, von der Idee ergriffen, und wendete ſich alsdann mit den Worten zu dem Manne im Hofkleide: „Otranto, Sie werden mir darüber berichten.“ — Der Miniſter bückte ſich, und empfing meine Supplik aus den Händen des Cabinetſekretärs. — „Die Sache wird unterſucht,“ ſprach der Kaiſer wieder zu mir. „Geben Sie Ihre Addreſſe zu Paris bei der Polizeipräfektur an. Haben Sie Geduld. Paris giebt Fremden viel Unterhaltung, beſonders einem Künſtler. Haben Sie's weit gebracht?“ — Auf dieſe Gewiſſensfrage konnte ich nur, — der Wahrheit gemäß — verneinend antworten. — Der Kaiſer ſah mich groß an, und ein neues Lächeln ſpielte um ſeinen Mund. — „Iſt das nur Beſcheidenheit," ſagte er hierauf, „ſo taugt ſie nichts. Nur die Talentloſen ſind beſcheiden. Sie können nicht anders. Das Genie iſt maſſiv. Es dringt durch, wie das Queckſilber. Haben Sie aber die Wahrheit geſagt, ſo thut's auch nichts. David und Iſabey können nicht alle heißen. Eine gehorſame Hand gilt einen ungeregelten Kopf. (tête vagabonde.) Maſchinen müſſen ſein. Adieu." — Er bewegte die Hand gegen den Hut, und blieb wie eine Bildſäule vor mir ſtehen, die Augen ſo ſcharf auf mich geheftet, daß ich verblüfft von dem Gehörten, wie ein Krebs mich aus der Thüre entfernte. Die halbviertelſtündige Audienz hatte mich bei dem Vorzimmerperſonale in Credit gebracht. Bücklinge auf Bücklinge wurden mir zu Theil, und ſelbſt, als ich in's Cabriolet kletterte, das mich nach Paris zurückbringen ſollte, zeigten die Gaffer mit Fingern auf mich, und ſchnatterten ſich gegenſeitig zu: das iſt der glückliche Deutſche, der ſo lange mit dem Kaiſer geſprochen hat. — Ich aber notirte dieſen Sonntag als den zweiten glücklichen meines Lebens. —

— Ich wurde nun ein Pflaſtertreter in der weitläufigen Hauptſtadt, trotz einem privilegirten Badaud, wie man ſie heißt. Damals war etwas in Paris zu ſehen, und ich machte mir die Gelegenheit zu Nutze. So ſehr mich indeſſen auf einer Seite die ſchönſte Hoffnung auf das Gelingen meiner Abſicht beſeelte, ſo ungeduldig machte mich auf der andern die Erwartung, deren Ziel von Tag zu Tag ausblieb. Die Kunſtwerke, vor welchen ich in Scheu und Staunen verſank, hörten auf, mein ſehnſüchtiges Gemüth zu beſchäftigen, und nur der Gedanke an Leopolds Elend, und der Wunſch es zu mildern, war mein Dichten und Trachten. So verfloßen an die vierzehn Tage, und ich vernahm mit Schrecken, daß am kaiſerlichen Hofe in den Tuilerieen ſchon die Vorbereitungen zu einer Reiſe nach Belgien getroffen würden, welche Kaiſer und Kaiſerin anzutreten beſchloſſen hatten. Ich fürchtete, meine Angelegenheit von dem Strudel dieſer geräuſchvollen Zurüſtungen verſchlungen zu ſehen, ich fürchtete, Paris unverrichteter Sache verlaſſen zu müſſen, da mein bischen Geld gänzlich auf die Neige ging, und ich gerieth in fürchterliche Angſt, die mir nirgends Ruhe und Raſt ließ. Da fand ich am 28ſten April, da ich heimkam, eine Weiſung vom Polizeiminiſterium vor, mich am folgenden Tage, — dem letzten vor des Kaiſers Abreiſe, — Punkt 8 Uhr Morgens in den Tuilerieen einzufinden, um vor dem Monarchen ſelbſt zu erſcheinen. Lebhafte Freude, denn ich konnte mir von einem unglücklichen Umſchwung der Sache nicht träumen laſſen, erfüllte mich auf's Neue, und ich ſäumte gewiß nicht, mich um die feſtgeſetzte Stunde vor dem Cabinet des Kaiſers mit vielem Muthe einzufinden. Marchand, der Kammerdiener, meldete und führte mich ein. Der Kaiſer hatte ſo eben ſeine Früharbeit vollendet, und ſtand, in ſeinen grauen Oberrock gehüllt, von dem Schreibtiſche auf. Der Kammerdiener zog ſich zurück, und ich ſchlug betroffen den Blick zur Erde, weil ich nicht auf die finſtere Strenge vorbereitet war, die auf dem Geſichte des Monarchen herrſchte. — „Sehen Sie mich an," befahl er im Commandotone, und ich gehorchte zitternd: „Sie haben mich getäuſcht. Ihr ehrliches Geſicht hat gelogen. Ich weiß Alles." — „Ew. Majeſtät," entgegnete ich erſchrocken. „Ich weiß nicht, ... mein Bruder" . . . . — „Von Ihrem Bruder iſt nicht die Rede," fuhr er dazwiſchen: „Ihr Bruder iſt unſchuldig, und wird frei werden. Aber Sie . . . . ich kann Sie erſchießen laſſen, mein Herr!" — Ich war wie vom Donner gerührt, während der Kaiſer auf ein Packet Papiere wies, das vor ihm lag, und fortfuhr: „Sie ſtanden unter den Tyroler Räubern. Sie haben an der Rebellion Theil genommen. Der Sandwird war ein Schurke. Rusca hat Sie zum Tode geſchickt, von Rechtswegen, und Sie haben ſich der Strafe entzogen. Da iſt das Urtheil. Was ſagen Sie dazu, Monſieur?" — Ich rang die Hände, und wollte reden. — „Keine Entſchuldigung!" herrſchte er: „Ihre Kühnheit, hier herumzugehen, verdiente, daß ich Sie erſchießen ließe. Seyn Sie indeſſen froh, daß der Kaiſer nichts von Ihnen wiſſen will, und daß die Kaiſerin Sie in Schutz nimmt," fügte er, die Härte in ſanften Ernſt verkehrend, fort: „Sie wären ſonſt verloren. Fouché ſitzt Ihnen auf der Ferſe. Machen Sie, daß Sie aus Frankreich kommen. Gehen Sie über Breſt, und nehmen Sie den Bruder mit. Er ſoll ſich die Lektion merken, Sie nicht minder. Mit Rebellion ſpielen nur unvernünftige Kinder, vernünftige Leute weichen ihr aus. Zum Exempel für das tolle Deutſchland habe ich die unartigen Buben auf die Galeere ſetzen, und die Bösartigen zu Weſel füſilliren laſſen. Ich haſſe nicht, ich will nur das Recht. Gehen Sie; ehe Sie nach Breſt kommen, iſt Ihr Bruder frei." — Entzückt von dieſer herrlichen Wendung unſeres Geſchicks hätte ich ihm bald die Hand geküßt, er zog ſie aber ſchnell zurück, indem er ſpöttiſch ausrief: „Laſſen Sie das. Ich bin kein Pfaffe. Der Kaiſer will nichts von Ihnen wiſſen. Dem Oberkammerherrn der Kaiſerin können Sie jedoch für das Reiſegeld danken, das Ihnen Marchand im Vorzimmer in ihrem Namen einhändigen wird. Ich habe Geſchäfte. Adieu." —

Wie ein Trunkener kam ich in's Vorzimmer, wo mir der Kammerdiener eine Rolle überreichte, — ein kaiſerliches Geſchenk. Der Zufall ließ mir den Oberkammerherrn, der von einem Spatziergange kam, begegnen. Des Kaiſers Kammerdiener machte mich auf ihn aufmerkſam, und ich eilte dankend und freudig jubelnd auf den Mann zu. Er hat mich wohl ſchwerlich verſtanden, denn ich ſprach in der Wonne meines Herzens das geläufigſte Oberöſtreichiſch, aber er nahm den Willen für die That, und ich denke, er wird ſich von dem lächelnden Kammerdiener den ganzen Zuſammenhang erklären haben laſſen. — Wie ein Sturm braußte ich in mein Hotel, wie ein Sturm zur Meſſagerie; auf den Flügeln des Windes kam ich in Breſt an. Reinlich gekleidet durch die Fürſorge des wackern Firmin, und frei wie ein Vogel kam mir

Leopold entgegen. Einen Tag noch ſchenkten wir beide dem holden Paare, das den Grundſtein zu unſerm Glücke gelegt hatte, und dann gings der Heimath zu, als ob die Welt unſer wäre. Ein ſchöner Sonntagsmorgen im wonnigen Mai war es, an dem wir in unſer Städtchen einzogen, und die Kirchgänger blieben auf der Straße ſtehen, laut rufend: „Seht, ſeht, da ſind ſie! da ſind Wegmeiſters Buben, beide geſund und wohl — und es lebe der Kaiſer Franz, der gewiß beide heimgebracht hat!" — Und vor uns ſtanden, an der beſcheidnen Hausthüre, der ſilberlockige Vater, die weinende Mutter, die bräutliche Tonnerl, und in die ſtille Stube folgte uns noch der Jubelruf der auf der Gaſſe ſtehenden Menge. — „Gott grüß Euch, ihr Lieben!" rief unſer Vater, uns die Hände ſchüttelnd. — „Hab' Euch nie wieder z'ſehen g'hofft!" ſchluchzte die Mutter an unſerm Halſe, und die Schweſter betete dankbar zum Himmel. — Dieſes ſtille Freudenfeſt, — das fröhliche Mahl, die Feier kindlicher und älterlicher Zärtlichkeit! — Ja das war ein Sonntag, der ſich gewaſchen hatte, und ſchöner als der, an dem ich mir das Leben gerettet, und glänzender als der, an welchem ich vor dem gewaltigſten Fürſten der Erde ſtand. Vor- und nachher habe ich keinen ſolchen mehr erlebt, denn er gab uns des Glückes Fülle. Und damit ſei es auch wahrhaftig genug. Dieſes Schauſpiel wollte ich wohl malen, wenn ich ein geſchickter Maler wäre, aber mit der Feder es zu beſchreiben, iſt mir gar nicht möglich. Die Hand iſt mir zu ungelenk, und meine Worte ſind viel zu arm. So lebe denn wohl, mein freundlicher Leſer, und der Himmel beſcheere Dir der guten Sonntage recht viele.

Der Hof zu Caſtellaun.

Dichtung und Wahrheit,

aus

den letzten Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts.

Der Hof zu Caſtellaun.

Dichtung und Wahrheit,
aus den
letzten Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts.

Die lachende Inſel Murano, beſpült vom adriatiſchen Meere, die liebliche Nachbarin der ſtolzen Venezia, beſitzt, wie der herrlichſten Blüthenbäume, ſo auch der ſchönen Frauen eine Menge. Alle Weiberanmuth jedoch, die auf dem reizenden Eilande zu ſchauen war, verdunkelte eine blonde Dame, die zu Anfang des Jahrs 1592, — eine Fremde — nach Murano gekommen war. Nicht ihre ſeltne Schönheit allein war es, die Aller Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ſondern nicht minder das geheimnißvolle Verhältniß, das die Fremde umgab. Ein deutſcher Fürſt, von den Venetianern ſchlechtweg Marcheſe Fortunato genannt, hatte die holde Signora Maria nach Murano geführt, allein niemand wußte genau, in welcher Eigenſchaft es geſchehen war. Maria ſchien des Markgrafen Gattin zu ſeyn, und dennoch behandelte ſie kein Menſch aus dem kleinen Gefolge des Fürſten als Herrin. Die Freundin des Gebieters würde hingegen ſchwerlich die Würde in allem ihrem Thun behauptet haben, wie es Maria that. Darum gab es Viele, die ſogar wiſſen wollten, Maria ſei die Tochter des deutſchen Markgrafen, die zu Murano ihren zu Neapel befindlichen Gemahl erwarte, und wenn Andre dieſe Vermuthung verlachten, und zu bedenken gaben, daß der Vater wohl keine zehn Jahre älter ſeyn möchte als die Tochter, ſo vereinigten ſich endlich alle Stimmen dahin, die ſchöne Unbekannte für die Baſe des Fürſten auszugeben. Die Theilnahme, welche alle venetianiſche Edeln an der Fremden nahmen, ſteigerte ſich, da man bald bemerkte, ſie werde in Kurzem Mutter werden. Die ſchmachtende Anmuth dieſes Zuſtandes rührte die Herzen der Männer dergeſtalt, daß ſich Gondel an Gondel drängte, wenn Maria auf ihrem Lieblingsplätzchen ſaß, einem Vorſprunge des Eilands in das Meer, von welchem man die ſtolzen Gebäude Venedigs in ihrer Ausdehnung ſehen konnte. Der Markgraf beſuchte täglich die Lagunenſtadt, erfreute ſich dort bei Spiel, Wein und Luſtbarkeit, und kümmerte ſich nicht viel um den Männerſchwarm, der die See befuhr, um ſeiner Begleiterin einen Blick der Huldigung darzubringen, denn es kam nicht einmal zu einer freundlichen Begrüßung, da Maria nie allein war. Manchmal leiſtete ihr der hagere Geiſtliche Geſellſchaft, der in des Markgrafen Gefolge war, am öfteſten jedoch begleitete ſie die Pförtnerin ihres Hauſes, die alte Wittwe Barberina. Dieſe Letztere wußte recht wohl um die Wünſche und Neugierde der Herren von Venedig und Murano, allein ſie machte eine Ausnahme von den gewöhnlichen Beſchließerinnen adelicher Häuſer, und wies jede Nachforſchung, jede Zudringlichkeit mit dem abſchreckenden Tone zurück, den das vorgerückte Alter ſo gut in der Gewalt hat, wenn es nur will. Die reinſte Ergebenheit für die blonde Dame beſeelte die Alte, und das Vertrauen der Fremden belohnte ſie dafür. Sie wußte recht gut aus Mariens Munde, daß die Bande der Ehe ſie an den Markgrafen Eduard von Baden feſſelten, was auch die Welt ſpreche, und der Markgraf ſelbſt. Sie wußte, daß Marie, obgleich von Liebe und Zärtlichkeit für ihren Gemahl durchdrungen, ein unglückliches, zwiſchen tauſend Zweifeln ſchwankendes Leben führte, und daß ſie mit Pein und Sorge den Augenblick ihrer Niederkunft erwartete. „O, wenn der Himmel mir einen Sohn ſchenkte,“ ſeufzte ſie oft, wenn ihr Gefühl die Rede auf ihre Hoffnungen gebracht hatte: „dann würde wohl Vieles anders werden! Auf ſo viel Glück darf ich jedoch nicht hoffen. Ich wäre ſchon überſelig, wenn ich nur ein lebendes Kind, wenn gleich eine Tochter, in des Vaters Arme legen dürfte. Allein eine traurige Ahnung flüſtert mir immer zu: Du wirſt ein todtes Kind gebären, und dann .... dann reißt vollends das leichte Band, mit welchem aufbrauſende Leidenſchaft meinen geliebten Herrn an mich gefeſſelt hat. Dann bin ich die unglücklichſte der Frauen!“ — Barberina ſuchte der Bekümmerten dieſe traurige Einbildung zu rauben, und freundlichere Bilder vor ihre Seele zu zaubern, es wollte der gutmüthigen Alten indeſſen nur ſchlecht gelingen. Eines Abends jedoch, — als Maria — beinahe allein in dem weitläufigen Hauſe — zur ſpäten Stunde noch den Markgrafen erwartete, der ungewöhnlich lange mit der Heimkehr zauderte, — rückte Barberina mit einem Vorſchlag heraus, der Marien in ſtummes Erſtaunen verſetzte. —

„Ich fürchte,“ ſagte die Alte, „Euer Gemahl verdient die innige Liebe gar nicht, mit welcher Ihr an ihm hängt. Ihr lebt nur in ihm, er lebt aber auſſerhalb, und, wie die Welt zu munkeln weiß, ſo geht es drüben zu Venedig nicht immer am züchtigſten bei den Gelagen her, die der Markgraf nebſt andern deutſchen Herren dort zu feyern pflegt. Die berüchtigte Carina rühmt ſich ausgezeichneter Gunſt Eures Gemahls, und ſomit halte ich dafür, Ihr möchtet Eure übertriebne Angſt vor dem Augenblicke Eurer Niederkunſt bezähmen, und eher auf ein liſtig Mittelchen denken, das Glück dergeſtalt zu faſſen, daß es lächeln müſſe, wie auch die Würfel fallen. Ihr beſorgt, ein todtes Kind zur Welt zu bringen, und leider triffts ſich oft, daß Mutterangſt in Erfüllung geht, und die Furcht allein das ungeborne Geſchöpf tödtet. Haltet Euch gefaßt auf dieſen Fall, und ſorgt für einen kleinen Wurm, den Ihr dem Vater vorweiſen mögt, damit er umkehre auf dem Wege des Unrechts, und es Euch wohl gehe auf Erden.“ — Marie ſah die Sprecherin noch immer ſteif und verwunderungsvoll an, ohne eine Silbe zu erwiedern. Barberina lächelte hierauf, und meinte, die Dame würde ſie bald beſſer verſtehen, wenn ſie ihr nur ein geneigtes Ohr leihen wollte. — „Unſern von dieſem Hauſe,“ ſprach ſie weiter, „wohnt das Elend ſelbſt in der Geſtalt zweier jungen Leute, deren Ehe auch nicht im Himmel geſchloſſen worden iſt, weil ſie nahe daran ſind, auf Erden zu verhungern. Der Mann iſt ein Deutſcher von Adel, aber blutarm. Er hat bei unſeren Herren von Venedig ſein Glück verſucht, und iſt Fähndrich geweſen unter dem Kriegsvolke auf Candia, wo er auch ſeine Frau geheirathet hat, die von jener Inſel gebürtig, ſchön, aber nicht minder arm iſt, als er. Vor zwei Monden ungefähr iſt er nebſt vielen andern Waffenbrüdern und Offizieren abgedankt worden, und von da an rechnet ſich das völlige Elend der armen Leute. Er hat nichts als ſeinen Degen, und ſie erwartet gleich Euch mit jedem Tag ihre Entbindung. Meinen Beobachtungen zu Folge wird's ein Junge ſeyn, den die Frau zur Welt bringen wird, und auf den Fall, daß Euer Stündlein ungefähr zu gleicher Zeit mit dem ihrigen ſchlüge, und Euch ein Unglück geſchähe, könnte des Fähndrichs Kind gar wohl dem Euern untergeſchoben, und alſo Euer Glück befeſtigt werden. Ich habe mit aller Vorſicht bei den Leutchen auf den Buſch geklopft, und einem guten Stück Geld werden ſie nicht widerſtehen. Das Uebrige mögt Ihr nun meiner Geſchicklichkeit und Treue überlaſſen. Es iſt nicht das Erſtemal, daß dergleichen praktizirt worden, und wird auch wohl das Letztemal nicht ſeyn.“ —

Marie konnte ſich noch immer die Unbefangenheit nicht erklären, mit welcher Barberina ihr den hinterliſtigen Vorſchlag gemacht hatte, und vermochte eben ſo wenig eine beſtimmte Erklärung, auf welche die Alte drang, von ſich zu geben. Noch im Zweifel, ob ſie den Antrag der Pförtnerin mit dem verdienten Abſcheu zurückweiſen, oder die dargebotene Hülfe für den Augenblick der Gefahr ſich durch kluges Benehmen bewahren ſollte, überraſchte der Markgraf die Plaudernden. — Er war übel gelaunt, ſandte Barberina hinweg, und ging in heftiger Gemüthsbewegung eine lange Weile vor der ſchweigend harrenden Maria auf und ab. — Endlich machte ſich ſein Unmuth Luft: „Der Teufel hole die ſpitzbübiſchen Italiener und ihre Würfel und Karten. Weißt Du wohl, Marie, daß ich heut all mein Geld verſpielt habe? 's iſt gerade, als ob der Fluch darin ſäße. Ohne den Grafen von Öttingen, den ein glücklicher Zufall von Padua nach Venedig geführt hat, wüßte ich mir nicht zu helfen. Er kömmt Morgen zu Mittag herüber, und hat mir verſprochen, Geld mitzubringen. Ich wünſche, daß die Tafel glänzend beſtellt ſei. Der Graf iſt zäh, und ich darf den Wein nicht ſchonen." — „Es ſoll geſchehen, wie Ihr befehlt, mein Herr;" antwortete Marie demüthig. — Der Markgraf grollte immer fort, und ſchlug ſich vor die Stirn: „Wie thöricht war ich," rief er; „daß ich mich mit Dir eingelaſſen habe. Du biſt mein Unglück, mehr noch als der italieniſche Spielbetrug. Wärſt Du nicht hier und in dieſen Umſtänden, übermorgen ſchon gienge ich mit des Öttingers

Geld wieder heim. Aber Du feſſelſt mich an dieſen Boden. Des Grafen Zuſchuß geht hier wieder in's Blaue, und mittlerweile muß ich den Rothen nach Hauſe ſchicken, daß meine Rentmeiſter Vorſchuß leiſten, ſonſt komme ich nimmer heim." — „Ihr wißt wohl, lieber Herr," erwiederte Marie, — „daß ich nicht Schuld an Eurem Unglück bin. Gefällt es Euch indeſſen, Euern Unmuth an mir auszulaſſen, ſo thut es immerhin. Ich will's geduldig ertragen." — Der Markgraf lachte ſpöttiſch: „Ich glaub's," ſagte er, „die überkluge Jungfer Marie von Eicken will's geduldig tragen, daß ſie einen Fürſten von uraltem deutſchen Stamme in ihr Netz gelockt hat, durch ihre Schlangenklugheit. Eine ſchwere Laſt, Markgräfin zu ſeyn." — „Bin ich's denn?" antwortete Marie ſanft. „Seit einem Jahre bin ich mit Euch verbunden, und ein geheimnißvolles Dunkel muß noch immer dieſe Verbindung decken. Ihr behandelt mich nicht wie Eure Gattin; ich darf mich nicht alſo nennen, und muß vor der Welt einen Verdacht tragen, der mir ſchmerzlich iſt, und den nur meine Liebe zu Euch mich ertragen macht. Euer Hofgeſinde ſelbſt verſagt mir die ſchuldige Achtung, und ich muß in den größten Sorgen ſtehen wegen der Zukunft. Könnt Ihr es darum im Ernſt ein Glück nennen, das Ihr mir bereitet?" — „Geſchwätz," entgegnete flüchtig und entſchuldigend der Markgraf, „höhere Rückſichten gebieten mir, ſo zu handeln, wie ich's thue. Der Vorzug, eine deutſche Fürſtin zu ſeyn, wonach Du ſo beharrlich haſchteſt, iſt wohl eines kleinen Zwanges werth. Die unbemittelte Tochter des alten Jobſt von Eicken hätte, ohne dieſen beſonderen Glücksfall, höchſtens mit einem fürſtlichen Vorſchneider zu Brüſſel vor den Altar treten können.“ — „Wie mögt Ihr mir doch meinen geringern Stand vorrücken?“ fragte Marie mit beſcheidenem Vorwurf: „warum ſuchtet Ihr mich auf in meines Vaters Hauſe, nachdem meiner Jugend ſchwacher Reiz Euch am Hofe zu Brüſſel aufgefallen? Meine Klugheit zog Euch nicht in's Netz, mein edler Herr. Die Liebe hat mich bewogen, Euch meine Hand zu ſchenken, denn wahrlich — mir konnte nicht einfallen, daß ein deutſcher Fürſt nach einer Jungfrau Gunſt anders ſtreben könne, als auf ehrlichem Wege, nach ehrlicher Sitte.“ — „Ei Marie, — wer ſagt denn auch . . .?“ fragte der Markgraf, der beſchämt gerne abbrechen wollte. — Marie fuhr aber in demſelben Tone fort, wie oben: „Der Welt zum Trotze, die in Euch nur — verzeiht — den Wildfang ſah, wurde ich Eure Gattin. Warum verblendete mich alſo die Liebe? Erinnert Euch der erſten Scheintrauung, die Ihr vornehmen laſſen wolltet . . . Erinnert Euch meines Entſetzens, als meines Vaters ſcharfes Auge in dem Prieſter den verkappten Soldaten erkannte, deſſen Ihr Euch zu einem unwürdigen Gaukelſpiel bedienen wolltet. Und dennoch wußtet Ihr mich durch Schmeicheley zu überreden, dieſer böſe Schritt ſei nur ein Scherz geweſen, dennoch zogt Ihr mich, die Liebende, Vertrauende, in Eure Arme. Der Prieſter, ein ächter Diener des Herrn, vereinte uns, und ich trat, ſtatt in die Rechte Eurer

Gemahlin, in eine Schule von Demüthigungen. Es wäre Zeit, daß Ihr mich endlich vor aller Welt in die Würde einſetztet, die ich mit ſo viel Erniedrigung erkaufen muß.“ — „Wer ſich erniedrigt, wird erhöht werden,“ gab der Markgraf leichtſinnig ſcherzend zur Antwort: „Zeit bringt Roſen, meine ſchöne Marie. Verbanne alle Schwermuth, und ſorge für das Wohl des Kindes, mit dem Du mich beſchenken wirſt. Iſt's ein Knabe, wer weiß, wie hoch ich Dich dann lohnen werde!“ — „Iſt's ein Mädchen“ —? fragte Maria, ſich zum Scherze zwingend: „wie dann, mein Eduard? —“ „Hm!“ erwiederte der Markgraf kälter: „Wie Gott will; doch iſt ein Mädchen kein Bube.“ — „Ein lebend Kind iſt immer ein Seegen Gottes;“ bemerkte Maria ernſthafter; „kein Wunder wäre es, wenn — in dieſem Meer von Bitterkeit und Schmach ſchwimmend, — die Frucht unſerer Liebe zu Grunde ginge.“ — „Das möcht ich nicht erleben!“ ſprach hierauf der Markgraf mit einem falſchen Seitenblicke, „eine ſolche Begebenheit dürfte zugleich die Markgräfin von Baden todt machen. Gute Nacht, Frau Marie!“ —

Er gieng nach ſeinem Gemache, und Marie durchwachte beinahe die ganze Nacht, umwogt von Unglücksgedanken, und ſchwarzen Ahnungen. Es fehlte nicht: Barberina's Vorſchlag tauchte ebenfalls, und oft genug aus dieſem Gewirre auf, und der Gattin von dem Leichtſinn des Gemahls empörtes Herz ſträubte ſich ſchon nicht mehr ſo lebhaft dagegen, ſo wie der Gedanke: Liſt gegen Tücke ſei erlaubte Nothwehr, mehr zu Tage trat. Eine neue Demüthigung die am folgenden Tage ihrer wartete, war nicht dazu gemacht, ihrer wankenden Aufrichtigkeit zu Hülfe zu kommen. Der von dem Markgrafen angekündigte Graf von Öttingen erſchien zur feſtgeſetzten Stunde, und Eduard empfing ihn, wie man einen Mann nur empfangen mag, von dem man Heil und Rettung hofft. Das Zeichen zur Tafel wurde gegeben, und der Graf, vom Gefühl der Schicklichkeit geleitet, wollte den Platz zur Rechten Eduards, den dieſer ihm anbot, Marien, der Dame vom Hauſe überlaſſen. Eduard jedoch, — von dieſer Achtungsbezeigung verletzt; — möchte man ſagen, — wies Marien zu ſeiner Linken, und flüſterte, — jedoch ziemlich vernehmlich, dem Grafen in's Ohr: „Ohne Umſtände, lieber Vetter! Dieſe Frau iſt nicht meine Gemahlin, ſondern nur meine Freundin und Begleiterin!“ —

Dieſe Worte, die Marie nur allzuwohl vernahm, und welche die Arme auf die Stufe einer Curtiſane ſetzten, waren Dolchſtiche für ihr zärtliches mißhandeltes Herz. Zwar bewog das Gefühl des Anſtandes, — das Maria, das wohlerzogene Fräulein, die ehemalige Hofdame der Mutter des berühmten Alexanders von Farneſe, des Herzogs von Parma, nie verließ, — Eduards Gattin, bis zu Ende der Tafel auszuharren, obſchon jeder Biſſen in ihrem Munde quoll, und aufdrängende Thränen ſie zu erſticken drohten. Als aber der Nachtiſch aufgetragen, und die Tafel mit den kryſtallnen und ſilbernen Weinflaſchen beſetzt worden war, verließ Maria die Männer, unter dem Vorwande, ſie ungeſtört ihren Geſchäftsverhandlungen zu überlaſſen, und floh in den Garten des Hauſes, deſſen hinteres Pförtchen auf ihr Lieblingsplätzchen führte. Es war ein milder Aprilabend, und die Seeluft verſtand die Kunſt, Mariens Thränen zu trocknen, ihr Herz zu erweitern. Barberina war nicht fern, und die Schlaue hatte bald wieder das Geſpräch auf den verwichenen Abend gebracht, und auf den Vorſchlag, den ſie — wie ſie beſchwor, — aus lauterem, gutem Herzen gemacht hatte. Sie freute ſich, Marien nicht ſo widerſpenſtig zu finden, wie geſtern der Fall war, und bemühte ſich, ihren Plan unter den ſchönſten Farben Mariens Phantaſie vorzuführen. Marie horchte aufmerkſam zu, und antwortete endlich: „Ich will glauben, daß Du es ehrlich mit mir meynſt, Barberina. Aber, ich will mich nicht ſelbſt täuſchen. Geſetzt — der Fall, der beklagenswerthe, — träte wirklich ein, und der Tauſch der Kinder, vom Zufall und Deiner Geſchicklichkeit begünſtigt, ginge glücklich vor ſich, wer bürgt mir für das dauernde Geheimniß, wer für die Einwilligung der Eltern, die — trotz ihrer Armuth, — doch in ihrem Kinde den größten Schatz ſehen werden?“ — „Ei“ erwiederte Barberina, „für das Geheimniß bürge ich mit Leib und Leben, und der Eltern Zuſtimmung entſteht Euch ſicher nicht. Der Hunger iſt ein böſer Gaſt, und der mächtigſte König in der Welt. Was er will, geſchieht. Zudem — wenn's Euch beliebt, — wendet nur das Antlitz nach jener Seite. Dort kömmt der Fähndrich her: — Er wird Euch anreden, hört ſelbſt von ihm, was Ihr mir nicht glaubt." — „Wie?" rief Maria: „Du hätteſt ihm ſchon geſagt . . . .?" — „Mußte ich denn nicht?" grinſte die Alte; „geben die Leute gleich ihre Kinder weg, ſo wollen ſie doch wiſſen, wo ſie etwa hinkommen. Verſtanden? Auf ſein Schweigen dürft Ihr jedoch zählen. Sein Vortheil will's, denn die Sünde iſt auf ſeiner Seite; nicht der Käufer des Kindes, der Verkäufer — als leiblicher Vater — verdient die Hölle." — „Abſcheulich!" rief Maria vor ſich hin, und wollte dem Kommenden ausweichen, — zu ſpät jedoch, ſchon ſtand er vor ihr, und begrüßte ſie mit deutſcher Zunge. — Das Äußere des jungen Manns machte nicht den angenehmſten Eindruck, obgleich ſeine Züge zu den wohlgeſtaltetſten gehörten. Aber die Bläſſe des Kummers hatte ſich darüber gebreitet, wie ein weiſſes Tuch, und verwirrt hingen die braunen langen Haare über die gefurchte Stirne und die eingefallene Wange. Die großen, düſter glimmenden Augen des Fremden waren halb auf den Boden gerichtet, und aus ihnen, wie aus einem bittern Zuge um den Mund ſprach die Schaam, ſich unter ſolch ungünſtigen Verhältniſſen öffentlich zeigen zu müſſen. Das Gewand des Mannes zeugte von großer Dürftigkeit. Es ſchien ſehr lange ſchon getragen, und auf Kragen, Bruſt und Ärmeln ſah man deutlich die dunklern Streifen, auf welchen die Borden geſeſſen hatten, die gewiß, um Brod zu gewinnen, in die Hände des Trödlers gewandert waren. Eine verbleichende Schärpe mit den Farben der Republik, ſo wie der Federbuſch auf dem Hute verriethen den ehemaligen

Offizier, und die lange Stoßklinge an der Seite, die der Fremde ſo gewandt und ſicher trug, ließ in ihm einen geſchickten Fechtmeiſter vermuthen. Marie, von dem Äußern dieſer Geſtalt wehmüthig bedrängt, hörte theilnehmend des Mannes Gruß; ein Seitenblick belehrte ſie, daß Barberina an des Gartens Pforte wachſam auf= und niedergehe, und keine Gefahr zu fürchten ſey. — „Gott grüß Euch, Herr;" erwiederte ſie dem Willkomm des ehemaligen Fähndrichs mit ſchüchterner Stimme: „Ihr ſeid alſo der Mann..?" — Der Fähndrich richtete hier die Augen groß und offen auf die Dame, und Bitterkeit und Schaam wichen aus ſeinem Geſichte, um einer freundlichen Überraſchung Platz zu machen. — „Ja, gnädige Frau," antwortete er; „ich bin der Mann, den geſtern nur die Noth bewegen konnte, ſeiner Ehe Hoffnung zu verkaufen vor ihrem Erſcheinen. Aber heute, — da ich Euch geſehen, iſt's plötzlich mein freier Wille geworden, und ich dürfte des Fugger Schätze beſitzen, und Euer wäre mein Kind." —

— Marie ſah ihm erſchrocken in das blitzende Auge, erbebte heimlich und ſprach: „Wie redet Ihr doch ſo ſeltſam, Herr? Ich verſtehe nicht, was Ihr meynt." — Sie ſchwieg, auf eine Antwort harrend. Der junge Mann ſchien aber Alles um ſich her vergeſſen zu haben, denn er ſtarrte nur die holde Frau an, die erröthend vor ihm ſtand; ein wachſendes Gefühl röthete ſeine Wangen, und wie in träumeriſchem Selbſtvergeſſen ſprach er vor ſich hin: „O, was gäbe ich nicht Alles für ſolche Schönheit, die noch nie in dieſem Glanze mein Auge entzückte? Nicht nur das Kind, das Weib, mein eigen Herzblut möcht' es gelten!" — „Ihr fabelt!" begann Marie mit neuerwachender Würde: „Ihr ſprecht, wie es einem Gatten und einem Edelmanne nimmer ziemt, und zwingt mich, Euch zu verlaſſen." — „Bleibt doch, ſchöne Frau!" bat der junge Mann und erkühnte ſich, mit zitternder Hand ihren Schleier zu erfaſſen; „gönnt mir doch den ſchönſten Augenblick meines Lebens, in dem ein Götterbild ſich zu mir neigt, und verübelt meiner Zunge die ungewählten Worte nicht. Der König hat nicht mehr Vorrecht, die Wahrheit zu ſagen, ohne das Wort zu wiegen, als der Bettler. Mein Elend ſetzt mich über die Schranken des Weltanſtands hinweg, und bekennen darf ich, daß ich nun erſt weiß, was Schönheit iſt, und wie ſie das von Jammer vertrocknete Herz zu beleben verſteht."

— „Gott behüte Euern Verſtand, Herr;" entgegnete Marie gereizt, und entzog ihren Schleier den Händen des Begeiſterten: „Geht heim zu Euerm Weibe. Ich hoffe Euch nimmer zu begegnen!" —

Sie eilte, ſo ſchnell ſie konnte, davon. Der Fremde blieb regungslos ihr nachſchauend zurück; aber Barberina wurde von der Gebieterin mit einer Fluth von Vorwürfen empfangen. Marie war empört von dem auffallenden Auftritt am Meeresufer, und beſchuldigte die Pförtnerin, ihren Namen und ihre Sorgen einem Verrückten Preis gegeben zu haben. Barberina betheuerte dagegen, der Fähndrich beſitze ſeinen vollen Verſtand, und Marie habe es lediglich ihren Reizen zuzuſchreiben, wenn dem armen Manne der Kopf davon gelaufen ſey.

Marie befahl ihr heftig, zu ſchweigen, und eilte, an allen Nerven zitternd, in ihr Gemach. Die Erſchütterung ihres reizbaren Körpers blieb nicht ohne Folgen. Noch in derſelben Nacht ſchlug die entſcheidende Stunde. Die Ahnung der Mutter hatte ſie betrogen, ein friſches geſundes Mädchen entwand ſich ihrem Schooße, und ſie benetzte mit einem wiederholten: „Gottlob!“ das Pfand ihrer Liebe mit ihren dankbaren Thränen. Selbſt aus des Markgrafen verſchloſſener Bruſt brachen Strahlen der Vaterfreude hervor, als ihm die Tochter in den Arm gelegt wurde, und er küßte Mund und Stirne der reizenden Mutter mit der Zärtlichkeit, welche die erſten Tage ihrer Liebe verklärt hatte. —

Um ſeiner Tochter einen ehrenwerthen Pathen zu gewinnen, ſandte Markgraf Eduard ſeinen Beichtvater, den Probſt Franz Born von Madrigal nach Venedig an den päpſtlichen Geſandten mit dem Gevatterſchreiber. Der Prälat fragte den Geiſtlichen, ob Maria Eduards Gattin ſey. Der Probſt zuckte die Achſeln, und antwortete, dem vom Markgrafen empfangenen Auftrag gemäß: Nicht ſeine Gemahlin ſey Marie, wohl aber ſeine Vice = Gemahlin. — Der Nuntius lächelte verwundert ob dieſer Antwort, und erwiederte: „Eheſrauen beſagter Ordnung kenne er nicht, und vermöge deshalb nicht, im Namen Sr. Heiligkeit das Mägdlein aus der Taufe zu heben. Um jedoch dem Markgrafen ſeine Ergebenheit zu bezeugen, wolle er die Handlung in ſeinem eigenen Namen mit Gottes und der Heiligen Beiſtand vollziehen.“ — Sogar dieſe unumwundene Erklärung konnte den Markgrafen nicht bewegen, ſeine rechtmäßige Ehe mit Marien kund zu thun, und er nahm des Legaten perſönliche Gevatterſchaft an. Das Kind erhielt in der Taufe den Namen Lukretia, und ein feſtliches Mahl feierte zu Murano dieſen Tag. Als der Abend dämmerte, bereitete ſich der päpſtliche Geſandte, nach Venedig zurückzukehren. Markgraf Eduard geleitete ihn in Perſon, und beſtieg, nur von einigen Leuten begleitet, deſſen Gondel. Mit ihm zugleich drängte ſich ein Mann in das Schifflein, der ſich beſtändig an ſeiner Seite hielt. Beim Schein der Windlichter bemerkte Eduard den Fremden wohl, aber in der Meinung, er gehöre zu des Legaten Dienerſchaft, ließ der Fürſt ſich nicht merken, wie läſtig ihm die Nachbarſchaft des Unbekannten fiel. Der Prälat dagegen hielt denſelben für einen aus dem Gefolge des Markgrafen. So kamen ſie denn auf ſchaukelndem Fahrzeuge ſchnell in Venedigs Kanälen an, und der Legat begab ſich in ſeinen Pallaſt. An der Thüre deſſelben nahm Markgraf Eduard Abſchied von ihm, und ging hierauf nebſt ſeinen Fackelträgern dem Orte wieder zu, wo ſeine Gondel angelegt hatte. Da bemerkte er, indem die beiden Fackelträger vorauseilten, den Unbekannten abermals an ſeiner Seite, und er fuhr ihn mit einem rauhen: „Was wollt Ihr neben mir?“ an. Unerſchrocken antwortete ihm der Fremde auf deutſch: „Gnädiger Herr; Euch droht große Gefahr. Laßt mich an Eurer Seite bleiben, bis ſie vorüber. Ich bin Euer Landsmann, fürchtet nichts." — Dieſe Worte, im ſchnellen Weitergehen halblaut geſprochen, beruhigten den Fürſten in etwas, und ohne eine Silbe weiter zu verlieren, ſputeten ſich Beide, an den Landungsplatz zu kommen. Die Gondel harrte, die Fackelträger ſchritten voraus über das ſchwanke Brett, und einer der Gondoliere, am Ufer ſtehend, und den Hut ſchwenkend, begrüßte den Fürſten mit einem heiſern Gejauchze, mit dem ſich gewöhnlich nur Schiffer gegenſeitig anzurufen pflegen. „Hört Ihr den Hund von Gondoliere?" fragte ſchnell der Fremde, und ſchlug den Schiffer mit dem Rapier über den Mund, daß er hinter einer Reihe von Fäſſern niederſtürzte. Im nämlichen Augenblick jedoch waren hinter einer Hausecke zwei Männer in Mänteln hervorgeſprungen, die mit bloßen Degen auf den Markgrafen einſtürmten. Der überraſchte Eduard wäre unter ihren Stichen gefallen, ehe er die Klinge hätte entblößen können, aber ſein Begleiter ſprang wie ein raſender Teufel vor ihn, und fing mit Rapier und Mantel die wüthenden Stöße auf. „Olá, Infami, sono quà!" ſchrie er den Mördern zu, und plötzlich ſtürzte der Eine durchbohrt auf's Pflaſter, und der Andre entlief, ſtark verwundet. Der verrätheriſche Gondoliere war zum Teufel gelaufen, die Fackelträger in dem Schiffe waren unthätige Zeugen des Handels geweſen, der in einem Augenblick geſchlichtet worden. Der Fremde beſtieg mit dem Markgrafen ſchnell das Fahrzeug, und befahl dem Gefährten des heimtückiſchen Schiffers, ſchnell nach Murano abzufahren, und ehrlich zu ſteuern, wollte er nicht des Todes ſeyn. Darauf ſagte er zum Markgrafen: „Wollet erlauben, gnädiger Herr, daß ich mit Euch wieder nach Murano fahre. Ich bin dort wohnhaft.“ — „Ei,“ verſetzte Eduard: „wir haben wohl noch mehr zuſammen zu reden. Ich kann vor Erſtaunen noch nicht recht zu mir ſelbſt kommen. Wer wollte mir denn an's Leben, und wer ſeyd Ihr?“ — „Hütet Euch vor dem Gioachimo Zufalo,“ erwiederte der Andre: „Ihr habt ihn neulich falſchen Spiels beſchuldigt. Ich ſollte Euch zu Murano todt ſtechen; meine Armuth glaubte der Burſche zu berücken. Ich ſchlug's ab, und erfuhr nachher, daß zwei berüchtigte Mörder gedungen worden waren, Euch zu Venedig den Garaus zu ſpielen. Der Schuft von Gondoliere war gewonnen, das Zeichen zu geben. Man rechnete darauf, daß Ihr den Legaten begleiten würdet, aber auf mein Dabeiſeyn hatte man nicht gerechnet.“ — Euer Name? wackrer Landsmann,“ fragte Eduard ſich dankbar neben dem Retter niederlaſſend. — „Ich heiße Hug von Neuklam; in der Wiege ſchon zog ich das Loos des Abentheurers, denn meine Familie iſt wohl die Aermſte im deutſchen Reiche.“ — „Ich bin Euer Schuldner;“ erwiederte Eduard mit dem Aufſchwunge von Großmuth und Menſchenfreundlichkeit, der ſich manchmal bei ihm einfand: „Ich wünſchte, Euch an mich zu feſſeln. Verſteht Ihr Pferde zuzureiten?“ — „Wenn ich die Kunſt zu Venedig nicht verlernte, verſteh' ich ſie aus dem Grunde.“ — „Wohl denn;“ fuhr der Fürſt fort:

„geſtern wurde mir die Nachricht, mein Stallmeiſter Roſenbuſch zu Baden habe den Hals gebrochen. Seine Stelle ſollt Ihr haben, und, ſo Gott will, lange Euern Hals in meinem Dienſte aufrecht tragen.“ — „Topp!“ antwortete Hug, in des Fürſten dargebotne Rechte einſchlagend: „ich nehme Eure Gnade an. Sie konnte nicht zu gelegnerer Zeit kommen. Die Republik hat mir meine Fahne genommen, und nur das Hungertuch dafür gelaſſen. Ich ziehe mit Euch, geſtrenger Herr, und denke, Euch nützlich zu werden.“ — Das Schiff ſtieß an's Ufer, und der von Neuklam ſchied vom Fürſten, mit dem Verſprechen, morgen ſchon unter ſeinem Hofgeſinde ſich einzufinden. —

Der Markgraf erzählte zwar ſeiner Marie von der abentheuerlichen und gefahrvollen Begebenheit, wie auch von ſeinem Retter und deſſen Aufnahme in den markgräflichen Dienſt, aber Marie ließ ſich nicht träumen, daß der nunmehrige Stallmeiſter Hug von Neuklam ein Bekannter von ihr ſey. Um ſo mehr erſtaunte ſie, als nach ihrer völligen Geneſung der Stallmeiſter ſich bei ihr melden ließ, um ihr ſeine Huldigung darzubringen, und der verwegene junge Mann hereintrat, der ſich erkühnt hatte, an jenem Abende vor ihr ſeine Leidenſchaft auszuſprechen, wie es ihr Ohr noch nie vernommen. Sie erſchrak heftig, allein die Veränderung die aus Haltung, Miene und Sprache des Herrn von Neuklam hervorleuchtete, beruhigte ſie in etwas. Der wilde Blick hatte ſich gemäßigt; der bittre Trotz des Antlitzes ſich in einſanfte Trauer umgewandelt. Haar und Bart waren geordnet, und die anſtändige Kleidung hob die vortheilhafte Geſtalt des Edelmanns gut heraus. Sein Benehmen war ruhiger geworden, ſein Ton gemeſſener. „Es überraſcht Euch, edle Frau, mich hier zu ſehen;“ begann er beſcheiden und leiſe: „zürnt mir aber darum nicht. So gut ich an eine Fügung des Himmels glaube, ſo wenig werdet Ihr, holde Dame, daran zweifeln. Es gibt Güter, die nur der Beneidenswerthe, Begünſtigte ſein nennen darf, wenn gleich die Sehnſucht von Tauſenden darnach ſchmachtet. Die Demuth weiß ſich jedoch zu beſcheiden, ſtaunt das Glück aus der Ferne an, und fühlt ſich ſelig, darf ſie es nur von Ferne hüten als ein treuer Wächter. Zu einem ſolchen Wächter ſcheint mich der Himmel bei Euch beſtellt zu haben, und ich bitte Euch, auf mich zu vertrauen in allen Nöthen.“ — „Euer Dienſt gehört dem Markgrafen;“ antwortete Marie verſagend: „ſollte ich ſeiner einmal bedürfen, werde ich Euern Beiſtand dankbar anerkennen. Eine ſonderbare Grille Barberinens hat uns ſchon einmal zuſammengeführt;“ fuhr ſie mit Bezug fort: „ich wünſche nicht ein zweites ähnliches Begegnen, Herr von Neuklam; vergeßt das nicht. Da ich jedoch damals erfahren, daß Ihr beweibt ſeyd, ſo erlaube ich Euch, mir Eure Ehefrau vorzuſtellen. Sie wird jetzt auch ſchon die Freuden der Mutter empfinden, und dieſes Gefühl befreundet mich mit ihr, der Unbekannten. Macht ſie mir daher bekannt, mein Herr.“ — Neuklam ſchwieg betroffen, ſenkte die Augen zu Boden, und erwiederte dann langſam und mit dumpfer Stimme: „Meine edle Frau; kann ich den Gräbern gebieten, daß ſie ſich aufthun, und den Verſtorbenen, daß ſie wieder leben? Mein Weib iſt dahin. Die Stunde ihrer Entbindung war auch ihre Letzte; meines Sohnes erſter Athemzug ſein letzter. Kind und Mutter riß der Tod hinweg, und ich ſtehe einzeln und verlaſſen auf der Erde, doppelt unglücklich, wenn mein Anblick Euch verletzt, die ich mehr verehre, als das Heiligſte dieſer Welt." — „Der Anblick des Mannes, der des Markgrafen Leben rettete, verletzt mich nicht;" verſetzte Maria nach kurzem trübem Schweigen: „Ich rechne darauf, daß auch kein Wort, kein Blick von ihm meine Würde und mein Gefühl beleidige. Die Trauer um ein liebes Weib und um eine vernichtete Vaterhoffnung wird die Zunge des rechtſchaffenen Mannes im Zaum zu halten wiſſen, ſo wie die Ehrfurcht des Dieners Mund verſchließen wird. Nehmt meine aufrichtige Anerkennung Eures Verluſtes hin, und mein Mitleid folge Euch!" — Mit dieſen Worten verabſchiedete ſie den jungen Mann, in deſſen Bruſt ihr Anblick wieder ein Meer von tobender Leidenſchaft aufgeregt hatte. Es war Mariens Loos, durch ihre zauberiſchen Reize in jedem Manne ſtürmiſche Sehnſucht anzuregen. Ein Blick aus ihrem himmelklaren Auge, ein Wort aus ihrem entzückenden Mund hätte jeden Gefühlvollen zu ihrem Paladin angeworben: nur den Gemahl allein vermochte ihr Zauber nicht mächtig zu feſſeln. Alle Herzen flogen ihr entgegen, die gleichgültig an ihnen vorüberging; das Herz jedoch, an dem ſie ſelbſt mit voller Liebe hing, vermochte ſie nicht zu bezwingen. An dem Leichtſinn, dem Wankelmuth und der Verſtellung ihres Gatten ſcheiterte die Macht ihrer Liebenswürdigkeit; und ſie, vor deren Anmuth die erſten Herren der Welt ihre Gewalt gebeugt hätten, ſie mußte bang und ſorglich von der Zeit allein eine Aenderung in ihren Lebensverhältniſſen erwarten, die ihre Vorzüge nicht bewirken konnten. Der Markgraf war kurze Zeit nach Lucretiens Taufe wieder in ſeinen alten Ton zurückgefallen und noch war die Geſundheit der Mutter wie der Tochter nicht in dem Grade befeſtigt, eine weite Reiſe aushalten zu können, als er ſchon dieſe Reiſe befahl, und Alles zur Heimkehr anordnete, denn ſein Vertrauter, der ſogenannte rothe Lakay, war aus Deutſchland, mit Geld und Wechſelbriefen verſehen, zurückgekommen. und Ueberfluß herrſchte wieder in Eduards Hofhaltung. Eine Perſon vermehrte noch dieſelbe, ehe der Markgraf von Venedig ſchied. Am letzten Abend, den Eduard in der Lagunenſtadt zubrachte, führte er einen Mann mit ſich nach Murano hinüber, der bald der Gegenſtand der Neugierde aller Begleiter des Markgrafen wurde. Die herkuliſche Figur des gleich einem Abbate ſchwarz gekleideten Mannes, ſein braunes Geſicht, ſeine großen ſchwarzen Augen mit den dicken Brauen darüber, ſein freies unverzagtes, ſichres Benehmen erregten an und für ſich Aufſehen. Noch mehr jedoch verblüffte das geheimnißvolle Verhältniß, in welchem er mit dem Fürſten zu ſtehen ſchien. Jeder Morgen auf der Reiſe wie ſpäterhin führte ihn auf eine Stunde in Eduards Schlafgemach, und eine Stunde vor Schlafengehen ſchloßen ſie ſich wieder zuſammen ein. Im Uebrigen ging der ſchwarze Mann ab und zu bei Hofe, wie ein Beamter, dem große Ehrfurcht gebührt, und doch wußte man Nichts von ihm, als daß er Arcangeli heiße, und zu Bologna geboren ſei. Der Beichtvater des Fürſten, der Probſt von Baden, war nicht der Letzte, der über den wechſelnden Einfluß des vom Himmel gefallenen Unbekannten unruhig wurde, und ihn zu ergründen ſuchte. Alle Mittel zu dieſem Zwecke anzuwenden, verſchmähte er es nicht, in ein vertrauliches ergebneres Verhältniß zu der Markgräfin zu treten, die er bisher, gleich den übrigen Bedienſteten, wenig beachtet hatte. Er hoffte von ihr zu erfahren, welche Bewandniß es eigentlich mit dem Italiäner habe; aber Alles war vergebens. Niemand beſaß weniger Eduards Vertrauen, als gerade ſeine Gattin, und ſie, jede hinterliſtige Forſchung verachtend, gab dem neugierigen Geiſtlichen den Rath, ſich eher an den rothen Lakaien zu wenden, an den eigentlichen Schlüſſel- und Geheimnißbewahrer des Herrn. Dieſer Menſch, den der Markgraf aus Polen mitgebracht hatte, ſchlechtweg der Rothe genannt, nach der Farbe ſeiner Haare, und dem Scharlach ſeiner prächtig geſchmückten Livree, hatte die Gunſt des Fürſten im höchſten Grade gewonnen, war von jeher ſein Leib- und Liebediener geweſen, ein getreuer Helfer in den mannigfaltigen Liebesabentheuern ſeines Herrn, wie auch ein unermüdlicher Spürhund und Agent in deſſen zahlloſen

Geldverlegenheiten und Leihgeſchäften. Unbedingt dem Willen des Gebieters unterworfen, verſäumte er dabei, wie es hieß, ſeinen eignen Nutzen nicht, und ſo ging der Vortheil des Herrn und des Dieners, ſeit manchem Jahre, ungeſtört Hand in Hand, daß kein Geheimniß ſchier zwiſchen Beiden waltete. Eiferſüchtig belauerte dafür der Rothe jeden neu Bedienſteten, und ließ nicht ſo leicht einen Andern in die Nähe des Fürſten kommen. Darum war auch von ihm allein nur etwas Gewiſſeres in Bezug auf Arcangeli zu erfahren, und der Probſt überwand den Widerwillen, einem Lakaien den Hof zu machen, um nur ſein eigen Gemüth zu beruhigen. Der Leibdiener hatte ſeines Verdruſſes kein Hehl, als kurz nach der Heimkehr in's Schloß zu Baden, des Markgrafen Beichtvater im vertraulichern Geſpräche die Rede auf den Italiäner brachte. Der Unwille öffnete dem Rothen den Mund, und er ließ ſich gar übel über den fraglichen Mann vernehmen. „Der Wälſche treibt ſchwarze Kunſt;" behauptete er; „er weiſſagt dem Markgrafen aus den Sternen und gegoſſenem Blei, und hat ihm, — ich weiß es — verſprochen, Gold und Diamanten zu verfertigen, ſo viel ihm davon belieben würde. Der hochmüthige Menſch iſt jetzt die erſte Perſon nach dem durchlauchtigſten Herrn, und Ihr werdet ſehen, hochwürdigſter Herr Probſt, daß der Teufel noch das Spiel zu Ende bringen wird." — „Ei, ſo laßt uns dem Spiel eine andre Wendung geben;" verſetzte Born mit verſchlagener Miene: „man hat ja oft den gewaltigern Feind zurückgeſchlagen." „Ja wohl," ſprach der Rothe hinwieder: „hier thut aber beſonders überlegen Noth, denn unſer Feind hat übernatürliche Mittel zu Gebote“.— „Wenn es wahr iſt;“ entgegnete Born: „er kann auch ein Betrüger ſeyn, der unſern Herrn am Gängelbande führt, und ihm Anlaß gibt, Land und Geld zu verſchleudern; unſer Wohlſtand ſteht ohnehin auf ſchwachen Füßen.“ — Das ſey Gott geklagt;“ meinte der Lakai; „wenn ich reden dürfte, ... doch, da kömmt der Leibarzt des Herrn. Sollte der nicht ein Medikament gegen den böſen Schaden wiſſen?“ —

Der gelehrte Piſtorius trat ein, begrüßte den Probſt mit Freundlichkeit, den Rothen mit vertraulicher Herablaſſung, und ließ ſich's wohl gefallen, daß man ihm mittheilte, wovon die Herren gerade geſprochen. Er ſchüttelte bedenklich und wichtig den Kopf, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn man ihm etwas Beachtungswerthes vortrug, blickte ſinnend an die Decke, und erwiederte, nachdem Born geendet, und ihn um ſeinen Rath befragt hatte: „Es iſt nicht wohl zu läugnen, daß der Markgraf in üble Hände gerathen ſey. Indeſſen iſt hier nicht offen darein zu fahren. Ihr kennt die hartnäckige Vorliebe, mit welcher der Herr an denen hält, die ſein Vertrauen ſich zu erringen wußten. Zudem iſt Arcangeli ein Nekromant und Aſtrolog, auch Alchymiſt, wie man vernimmt. Wenn nun auch hin und wieder Leute von hellem Kopf betheuern wollen, dieſe Wiſſenſchaften ſeyen nichts als Lug und Trug, ſo möchte ich's doch nicht geradezu behaupten, denn es giebt auſſerordentliche Kräfte in der Natur, deren Zugang nicht jedem offen ſteht, und wir ſind verpflichtet, unſeres Leibes und unſrer Seele zu warten, daß ihnen kein Schade geſchieht. Es käme darauf an, die Vorliebe des Herrn auf einen andern Gegenſtand zu leiten, dem es zur Bedingung gemacht würde, den verdrießlichen Fremden lind und langſam zu entfernen. Ich wüßte hiezu Niemand Vortrefflichern, als Frau Marien. Das arme Weib hat ohnehin mein Mitleid rege gemacht, denn es gleicht einem Weſen zwiſchen Thüre und Angel, einem Dinge, worüber ein Würfel entſcheidet, ob es fortzuſchicken oder zu behalten ſey.“ — „Frau Marie?“ fragte der Lakai ſchleppend, und verzog dabei ſpöttiſch den Mund; „Roſenblätter im Aprilwetter! Der Markgraf iſt ihrer überdrüſſig, liebt ſie nicht mehr.“ — „Dieſe Liebe ließe ſich wohl auf geſchickte Weiſe erzielen und neu hervorbringen,“ verſetzte Born ſchlau lächelnd, „allein die Frage iſt's, ob wir unſeren Vortheil dabei fänden, wenn die Winkelehe beſtätigt würde.“ — „Unbedingt ſage ich: Ja,“ ſprach Piſtorius lebhaft; „Gott ehre mir die Unbedeutende, die nur für des Eheherrn Bequemlichkeit, Tiſch und Kleidung ſorgt, in Sanftmuth daheim waltet, und höchſtens dann ein Wort in ihres Mannes Angelegenheiten ſpricht, wenn's gilt, für einen Bauer zu bitten, der wegen Frohnfrevel fünfzig Peitſchenhiebe aushalten ſoll. Eine ſolche Fürſtin iſt für uns geſchaffen, und ihre Herrſchaft leichter als die des hergelaufenen und gefährlichen Arcangeli, gemächlicher als der Stolz und die Hoffart irgend einer Prinzeſſin aus altfürſtlichem Hauſe, die ſich etwa der Herr, von Marien getrennt, einſt erwählen möchte. — „Wahr! wahr!“ bekräftigten nun einſtimmig die Zuhörer, und Piſtorius fuhr fort: „Ich werde ſuchen, ſowohl den Fürſten als Marien für unſere Anſicht zu ſtimmen. Verſäumt Ihr es ebenfalls nicht. Meiner Beredtſamkeit ſoll es ſchon gelingen, beim Kaiſer und bei dem Herzog von Bayern die Anerkennung dieſer Ehe zu erwirken, und Marie wird, darf nicht unterlaſſen, dankbar zu ſeyn, und alle Mittel der Liebe und Schmeichelei anzuwenden, den Italiäner aus dem Korbe zu werfen. Nur auf dieſe Weiſe bringen wir die Sache in's Geleis, nach unſerm Wunſch und Willen.“ — Die beiden Andern ſagten ihre lebhafteſte Mitwirkung zu, und, — da ſchon der Mond am Himmel ſtand, und der Markgraf bald zu erwarten war, der den ganzen Tag in Neuklams und ſeiner Förſter Begleitung am Vogelheerd und beim Fiſchfang verweilt hatte, ſo wollten die Verbündeten aus einander gehen. Mit dem Saalwärter jedoch, der die Kerzen auf den Wandleuchtern des Vorſaals anzündete, trat auch der vielfach beſprochne Arcangeli ein; nach ſeiner Art und Weiſe ohne Scheu und Bückling, gerade und feſt, als ob er von Jugend auf dieſen Boden bewandelt hätte. Der rothe Lakai zog ſich bei ſeinem Kommen in die Entfernung von Born und Piſtorius zurück, welche ihm die Hof- und Rangordnung zur Pflicht machte, und ſtand kerzengerade vor der Thüre, die in des Markgrafen Zimmer führte. — „Der Herr iſt noch nicht zurückgekommen;“ antwortete er trocken auf Arcan=

geli's Frage nach dem Fürſten. „Ich werde ihn erwarten;" verſetzte gleichgültig der Italiäner, und wendete ſich vornehm zu den Herren, die im Begriff waren, Abſchied zu nehmen. — „'s iſt heut ein überaus guter Tag;" begann er zu dem Leibarzt ſprechend: „die Conſtellation iſt ungemein günſtig für das erlauchte Haus Baden. Was meynt Ihr dazu, gelehrter Herr?" — „Von Euern Conſtellationen verſtehe ich nichts," antwortete Piſtorius kurz: „Wir Ärzte berechnen blos die kritiſchen Fiebertage." — „Nun ſo freut Euch auf mein Wort im Voraus," fuhr Arcangeli fort: „Euer harrt eine erfreuliche Sendung, und eine glückliche Begebenheit ſteht uns allen bevor." — „Das gebe Gott!" ſprach der Probſt, ſeine Schleppe aufraffend: „was uns und dem Lande frommt, wird ja der Himmel in Kurzem offenbaren." — Piſtorius winkte ihm mit ſardoniſchem Lächeln zu, und ſagte zum Lakaien: „der Herr wird unſrer Dienſte heut wohl nicht mehr bedürfen, da Meiſter Arcangeli bei ihm ſeyn wird. Verſäumt dennoch nicht, mein Freund, ihm zu melden, daß Beichtvater und Arzt ihrer Schuldigkeit gemäß hier geweſen ſind." — Der Lakai ergriff dienſtfertig einen Leuchter, und begleitete die Herren, die dem Italiäner eine kurze Verneigung zugewendet hatten, bis zur Thüre. Arcangeli ſah ihnen lächelnd nach, machte eine ſpöttiſche Geberde, und pflanzte ſich bequem in den ſammetnen Lehnſtuhl am Fenſter. „Morta la bestia, morto 'l veneno!" ſagte er wohlgefällig vor ſich hin, ſich behaglich die Hände reibend: „wir wollen ſehen. Ein

„gutes Ohr iſt viel werth!" — Hierauf verſank er in Nachdenken, von dem aufmerkſamen Lakaien wie von einem Falken beobachtet, bis das Getümmel des Jägerzugs auch des Fürſten Heimkehr verkündete. Der Markgraf trat vergnügt und fröhlich in den Vorſaal, winkte dem Arcangeli gnädig zu, und befahl dem Rothen, indem er in ſeine Gemächer ging, das Abendbrod für ihn allein aufzutragen. Nachdem er ſich umgekleidet und ins Nachtgewand geworfen hatte, wurde Arcangeli zu ihm beſchieden, der den Fürſten ſchon an dem kleinen Tiſche bei gewürzter Speiſe und fröhlichem Becher ſitzend fand. Der Markgraf erlaubte ihm, einen Stuhl herbeizuziehen, und ſich darauf niederzulaſſen; der Rothe mußte ſich entfernen, und Eduard fing nun an, dem Italiäner geläufig und luſtig den glücklichen Vogelſang, wie die ergiebige Fiſcherei zu ſchildern, die ihn heute ergötzt hatte. — „Du biſt ein grundgeſchickter Mann," ſchloß er lächelnd: „Du haſt mir heute einen glücklichen Tag prophezeit, und keine Schlinge war leer, jedes Netz mit Beute gefüllt. Ich weiß mich ſeit langer Zeit keines Tags zu entſinnen, an dem ich ſo fröhlich geweſen wäre. Bitte Dir eine Gunſt aus, Du wackrer Hexenmeiſter: ſie ſei Dir gewährt." — „So erbitte ich mir die Gnade, wieder in die Heimath zurückkehren zu dürfen;" antwortete kurz entſchloſſen Arcangeli. Der Markgraf war äußerſt betroffen, und ſetzte beſtürzt den Becher nieder, den er erhoben hatte. — „Ei, Meiſter," ſprach er: „iſt das Ernſt oder Scherz, und was ſoll die Rede bedeuten?" — „Es iſt mein Ernſt," verſicherte der Wälſche: „das Klima dieſes Landes bekömmt mir nicht zum Beſten, und ich fürchte mich vor dem herannahenden Winter, der mir eine ungewohnte Erſcheinung iſt." — Der Markgraf lachte und rief: „nun, bei'm Donner! Es wird ja doch noch Füchſe genug in meinen Forſten geben, um Dir einen Pelz zu liefern, ſtattlicher als der des Königs von Polen. Erfrieren ſollſt Du nicht, Meiſter, und der ſpaniſche Wein aus meinem Keller wird Dich auch von innen rege und munter erhalten. Du biſt ja die Geſundheit ſelbſt, und Deine Wiſſenſchaft ſchützt Dich vor jedem körperlichen Uebel, wie Du mir mehr als einmal ſelbſt geſagt. Was ſoll alſo der Schnack bedeuten? Erinnere Dich an das, was Du mir verſprochen. Mein Horoscop iſt noch nicht vollendet, noch nicht klar zu meiner Anſchauung gebracht worden. Kaum haſt Du begonnen, mich in der Magie zu unterrichten, und in der Sternkunde, die zu erlernen mein liebſtes Trachten iſt. Noch iſt die Werkſtätte nicht gebaut, in welcher wir dem anmuthigen Geſchäft des Goldmachens obliegen wollten, und Du ſtellſt Dich ſchon an, als wollteſt Du von hinnen gehen? Geſtehe mir die wahre Urſache dieſes befremdlichen Verlangens. Sei vernünftig, und ſprich frei von der Bruſt weg." — „Durchlauchtigſter Herr," antwortete Arcangeli mit demüthigem Blicke, und geſchmeidiger Stimme: „die Conjunctur, die uns verbindet, iſt nicht mehr ſo günſtig, wie damals, da Ihr mich zu Venedig in Euer Haus aufnahmt, ob Ihr gleich nur eine ſchwache Probe meiner Kunſt geſehen hattet.“ — „Ei den Teufel auch!“ erwiederte lebhaft der Markgraf: „habe ich nicht den Silbergroſchen noch, den Du vor meinen Augen in ſchweres reines Gold verwandelt haſt? Haſt Du mir nicht geſagt, wie ichs anzufangen hätte, um dem Vinotti, dem ſpitzbübiſchen Spieler, der mich noch zu guter Letzt auszuſchälen dachte, all ſein Geld abzugewinnen? Weiter indeſſen: warum ſtehen die Sterne nicht wie damals zwiſchen uns? Hab' ich Dir mein Vertrauen etwa entzogen?“ — „Nein, gnädigſter Herr; aber über Kurz oder Lang würdet Ihr mir's entziehen, denn es haben ſich Feinde gegen mich an Euerm Hofe aufgeworfen, denen ich früher oder ſpäter unterliegen müßte, und darum eben wünſche ich… — „Nein, nein und abermals nein;“ verſetzte Eduard unwillig: „Das Verdienſt wird allenthalben angefeindet, aber ich bin nicht der Mann, der das an Dir ungeſtraft geſchehen läßt. Marſchall, Kanzler, Doctor und Beichtvater ſollen Dich in Ruhe laſſen; darauf gebe ich Dir mein Fürſtenwort. Dein Kopf wiegt all' die tückiſchen Schlafmützen auf, und ich ſchätze Deine Wiſſenſchaft. Sie ſollen ſich nur an Dir vergreifen, der unwiſſende Marſchall, der ſtotternde Kanzler, der Leibarzt, der ſeine Religion verändert, wie ich mein Kleid, wann man es haben will; und nun gar der Probſt, der ſich unterſtanden hat, mir die Abſolution zu verweigern, weil ich gerade nicht in der Laune war, ihm zu ſagen, ob Marie mein angetrautes Weib ſei, oder nicht. Sie ſollen ſchön ankommen. — Beruhige Dich, und bleib, alter Meiſter. Der Tod nur ſoll uns trennen.“ „Eure freimüthige Huld rührt mich zu Thränen, durchlauchtiger Herr;“ antwortete der ſchlaue Arcangeli, des Fürſten Hand küſſend; „gerne nehme ich's um dieſen Preis mit allen meinen Gegnern auf, obgleich ſie in der That unter den vornehmen Leuten zu ſuchen ſind, die Ihr ſo ſcharfſinnig bezeichnet habt. Allein noch einen Zweifel hat mein Gewiſſen, und Ihr habt ihn ſelbſt neu geweckt, indem Ihr Mariens, der edlen Frau erwähntet.“ — „Wie ſo?“ fragte Eduard mit verfinſtertem Blicke. — „Ihr wollt, gnädigſter Herr,“ ſprach Arcangeli weiter, „daß die Planeten freundlich auf Euer Haus niederſchauen, dienende Geiſter Euern Willen fördern, und die geheimen Siegel des Königs Salomonis ſich Euch öffnen ſollen; allein, bemerkt, daß die Geſtirne nur in klare Häuſer klar niederſchauen, und hingegen Unheil denen verkünden, auf welchen eine verworrne Nacht des Unrechts ruht. Eure Gattin, — mir iſts nicht verborgen, daß Marie wirklich Eure Gattin iſt, — lebt ein trauriges Leben. Die Gerechtigkeit verlangt, daß ihr ihr Eigenthum werde vor aller Welt. Meine Kunſt und meine Hände ſind gebunden, ſo lange Ihr darauf beharrt, Marien Euern Namen und Adel zu verweigern.“ — „Ei, was ficht Dich an?“ fragte der Markgraf betroffen: „Du haſt ja niemals Mariens Parthei ſo lebhaft ergriffen. Was kümmert auch die Sterne mein Verhältniß zu dem Weibe? Ich werde ſchon zur Kunde bringen, was ich will, und verſchweigen, was mir gut dünkt.“ — „So erlaubt mir, daß ich gebe,“

erwiederte Arcangeli; „muthwillig zieht Ihr den Unſegen auf Euer Haus, und Marie wäre doch Euer Glücksſtern geworden. Wie ſie Euch liebt, die Arme! Trägt ſie nicht abermals ein Kind unter ihrem Herzen? Ein Knabe wird es ſeyn, der Stammhalter Eures ruhmwürdigen Geſchlechts, wenn Ihr die Mutter öffentlich als Eure Gemahlin anerkennt; der Zerſtörer Eures Lebensglücks jedoch, wenn Ihr Marie ferner eigenſinnig verſchmäht. Das hab' ich in den Sternen geleſen, und hier tritt der Fall ein, daß der menſchliche Wille den Lauf der Geſtirne und ihre Deutung ändern kann, wenn er der Aufklärung folgt." — „Ein Knabe, ſagſt Du?" verſetzte Eduard, deſſen Aberglaube bereits unruhig wurde; „ein Erbe meines Landes?" — „Ich habe Euch nie unwahr berichtet," antwortete Arcangeli, „ich werde es auch nie thun. Es iſt, wie ich geſagt." — „Meine leichtſinnige Liebe hängt jetzt in ihren Folgen an mir, wie eine unauflösliche Kette," ſprach Eduard: „Ich darf Dir wohl geſtehen, daß mir's zu Brüſſel nicht um die Ehe zu thun war. Ich tauge nicht zum gelaſſenen Ehewirth. Ein flüchtig und veränderlich Blut hab' ich von der Mutter geerbt. Man hat aber meine Leidenſchaft in Fallſtricken gefangen. Ich ſchäme mich beinahe, öffentlich zu geſtehen, was mich insgeheim feſſelt. Ich bin Marien hold, ich liebe ſie ſogar, aber das Geſtändniß vor der Welt .... ſie iſt mir nicht ebenbürtig, ... ein armes Fräulein; ihres Vaters Adel iſt beinahe erſt aus der Münze gekommen. Was wird der Kaiſer, der König von Schweden, der von Polen ſagen? Und vollends mein Vormund, der Baierherzog? Aus meinem Vetter zu Baden-Durlach mache ich mir nichts. Ob er mir ein bischen mehr feind wird, denn zuvor, mich kümmert's nicht. Aber die andern Fürſten, ... der Baier vornehmlich, ... wie ziehe ich mich da heraus?" — „Habt Ihr denn nicht einen Demoſthenes in Eurem Dienſte?" fragte Arcangeli lächelnd: „Der gelehrte Piſtorius trägt ein Schwerdt im Munde, und hinwieder glatten Honig, wie man's begehrt. In einem Athem könnte er den Fürſprecher eines Heiligen und den Teufelsadvokaten machen. In einer halben Stunde demonſtrirt er den Luther in die Hölle; in der nächſten predigt er den heiligen Vater in den Schwefelpfuhl. Gewinnt den ſprachſeligen Mann für das, was Noth thut, und verlaßt Euch darauf, er macht Euch Kaiſer und Reich geneigt, den Vetter zu Durlach ausgenommen, weil Vettern überhaupt einander am Wenigſten geneigt ſind." — „Von Deinen Lippen fließt die Weisheit," entgegnete Eduard; „aber ich weiche auch nur ihr und der Beſtimmung der Geſtirne. Es wird ein bittrer Kelch ſeyn, den ich leeren werde. Allein in der Vorausſetzung, daß Marie mir einen Erben ſchenkt ...." — „Seyd deſſen gewiß," betheuerte Arcangeli. „Ich bürge Euch mit meinem Kopfe dafür, ſo wie für das Glück und Heil, das bei Euch einkehren wird, ſobald Ihr die unerläßliche Pflicht erfüllt habt." — „Glück brauche ich, weiß Gott;" rief Eduard leichtſinnig ſcherzend; „und es iſt bald Zeit, daß die Goldmacherkunſt mir unter die Arme greife. Dir darf ich ſagen, daß ich in einem Meere von Schulden ſchwimme. Meine Renteneien gleichen ausgemelkten Kühen, dagegen zerfleiſchen mich täglich verdrüßliche Wechſelbriefe und Schuldverſchreibungen, die Mahnung meiner unerſättlichen Brüder um ihre Jahrgehalte. Meine Pathin, die Königin von Engelland, ſendet auch nichts mehr, ſeitdem mein Bruder Carl die Mutter zu Antwerpen feſtſetzte, weil ſie's zu bunt machte. Brüſſel und Italien haben mir viel gekoſtet, aber Brüſſel iſt auch ein Götteraufenthalt, in dem ich noch einmal ſchwelgen muß, ſollte auch die Markgrafſchaft darauf gehen. Dahin wird es indeſſen der König Salomo, von dem Du mir ſo manches gelehrt haſt, nicht kommen laſſen.“ — „All meine Wiſſenſchaft ſteht Euch zu Dienſten;“ verſicherte Arcangeli: „Meine Kunſt wird auch köſtliche Früchte tragen, ſobald Ihr rückſichtlich Eurer Gemahlin das erfüllt, was die Gerechtigkeit erheiſcht.“ — „Meinethalben;“ antwortete Eduard flüchtig: „Du magſt mir morgen noch einmal die Beweggründe und Folgen dieſer Handlung aus dem Buche des Himmels erklären. Jetzt ſollſt Du zu Bette gehen. Mit Piſtorius werde ich morgen ſprechen.“ —

Der gewandte Leibarzt wunderte ſich nicht wenig, aus dem Munde des Fürſten ſelbſt befehlsweiſe den Plan zu vernehmen, den er ihm tropfenweiſe wie ein übelſchmeckendes Säftchen hatte beibringen wollen. Er ahnte wohl von Weitem Arcangeli's überraſchende Einwirkung, allein die Entſchiedenheit, mit welcher Eduard die Sache — gleichſam wie aus ihm ſelbſt ſtammend, — beſprach, wehrte dem weichrückigen Höfling, wie es einem unerſchrockenen Gegner geziemt hätte, plötzlich das Widerpart zu ergreifen. Seiner Eitelkeit verſicherte ſich der Markgraf, indem er ihm den Auftrag gab, die ſchwierigen Fürſten zu ſeinem Vortheile zu ſtimmen, und ſomit glaubte Piſtorius, ſeine Parthei würde ſich noch am Beſten im Vortheile behaupten, wenn es ihm gelänge, ſo ſchnell als möglich die Kunde von der raſchen Wendung ihres Geſchicks an Marien zu bringen, die Fürſtin zu überreden, daß ſie Alles nur den ergebenen Freunden verdanke, und ihr im erſten Rauſche der Freude das Verſprechen abzugewinnen, Arcangeli's, des Widerſachers Sturz zu fördern und zu bewirken. Kaum hatte Piſtorius des Markgrafen Gemächer verlaſſen, als er auch bereits dem Beichtvater das wichtige Geſchäft auftrug, und der Probſt ſäumte keinen Augenblick, ſeinen eigenen und des Freundes Wünſchen zu genügen. Aber auch bei der Markgräfin kam er zu ſpät; er fand ſie unterrichtet und nicht ſehr geneigt, an die Wahrhaftigkeit der Männer zu glauben, die ſie bisher, wenn nicht beleidigt, doch kühl behandelt hatten, wie man ſich gegen eine Perſon benimmt, deren Daſeyn man mit Erſtaunen in einem Hauſe duldet, für welches ſie nicht geboren und beſtimmt ſcheint. Die Marien angeborne Weichheit vermochte indeſſen nicht, das Recht der Vergeltung zu üben. Sie gab ſich bald das Anſehen, als ob ſie den thätigen Fürſprechern Glauben ſchenke und Dank wiſſe, und erwiederte, da die Rede verblümt auf Arcangeli hinſpielte, daß es ihr nicht zieme, die Handlungen und Neigungen ihres lieben Herrn zu meiſtern, daß aber früh oder ſpät die beſorgten Diener von der Weisheit des Markgrafen ſelbſt eine gerechte Schlichtung ihrer Befürchtungen erwarten dürften. — Im Stillen jedoch hielt Marie den Italiäner, der ihr durch den Mund ihrer Kammerfrau Ulrika von Steinfeld, ſeine Verdienſte um ſie anzupreiſen nicht unterlaſſen hatte, für ihren beſondern Freund, denn die Steinfeld war eine eifrige Freundin — man wollte ſagen, — ſogar Schülerin Arcangeli's. Von dem Markgrafen, juſt nach ſeiner Rückkehr aus Italien, aus dem Lichtenthaler Stift, wo ſie den Schleyer zu nehmen dachte, herausgezogen, und als Geſellſchafterin ſeiner Gattin beigegeben, hatte die zwei und zwanzigjährige Jungfrau ein raſches, für alles Abentheuerliche und Ueberſpannte eingenommenes Gemüth offenbart, wie es an Eduards Hofſtaat, wo es trüb, ſeltſam und wunderlich genug herging, nicht übel paßte. Die Natur, welche Ulriken eine kräftig anmuthige Geſtalt verliehen hatte, war nicht geneigt geweſen, ihr ein, dieſem Äuſſern nicht entſprechendes Herz zu geben. Sie war nicht für's Kloſter beſtimmt, in welches nur der Zwang der Dürftigkeit ſie zu ſperren drohte. Sie hatte die Heiligkeit der erſten unentweihten Liebe kennen gelernt; ihr Liebſter war aber in Frankreich, ein Kämpfer der Liga, vorlängſt gefallen. Um die Hand der armen Jungfrau hatte ferner Niemand gefreit, das Kloſter ſich ihr als letzter Zufluchtsort aufgethan, und als ſie des Markgrafen Gunſt daraus erlöſt, war ſie mit einem Herzen voll Trauer an ſeinen Hof gekommen. Die ſorgenfreie Lage, deren ſie daſelbſt genoß, — ein noch nie von ihr gekanntes Verhältniß, — ſtreifte den Schmerz von ihrem Gemüthe, und ließ es in neuer Liebesſehnſucht blühen. Der Stallmeiſter Neuklam war es, der ihre Augen vor Allen auf ſich zog, und eine gewiſſe Zuneigung in ihr begründete. Der trübe Ernſt in ſeinen Mienen, ſeine beſonnene und ruhige Handlungsweiſe, und das dennoch oft in ſeinen Blicken aufflammende leidenſchaftliche Feuer, — dieſe Eigenſchaften, verbunden mit einer anmuthigen, männlichen Geſtalt, gefielen Ulriken. Sein Gemüth, wie ſein Schickſal, ſchien dem ihrigen ähnlich zu ſeyn; Stand und äußere Lage waren ſich nicht minder gleich. Ulrike, als vernünftiges und liebendes Weib, verrieth nicht undeutlich die Richtung ihres Gefühls. Neuklam, — ob dieſe Zuneigung verkennend, — ob ihr ausweichend — blieb kalt, und Ulrike ſah es früh genug, um ſich ſtill zu bezwingen, und ihren aufwallenden Unmuth zu meiſtern. Niemand am Hofe ſchien die vorübergehende Leidenſchaft bemerkt zu haben, ſogar der ſchlaue Arcangeli nicht, der nun Ulrikens Aufmerkſamkeit erregte, die er durch ſeine angenommene Würde, ſeine ſalbungsvollen Reden ſich zu erhalten wußte. Er hatte Ulriken die Nativität geſtellt; ein Unmaß von Glück und zeitlichem Seegen war er bedacht geweſen, der Gläubigen zu verkünden, und wir ſind ja ſo geneigt, uns freundlich an den zu ſchließen, dem wir höhere Gaben zutrauen, und der vor uns die Pforten einer frohen Zukunft aufriegelt! Der weiſe Meiſter ließ ſich herab, das Geſellſchaftsfräulein in der italieniſchen Sprache zu unterrichten, und ihren, nach Wundern ſtrebenden Geiſt in die Labyrinthe jener Myſtik einzuführen, die damals ſehr häufig getrieben wurde, und der Schlüſſel zu dem aſtrologiſchen Wahnſinn genannt werden kann, welcher jener Zeit eigen war. Trübe, unruhige Jahre, erfüllt von den Reibungen feindlicher Religionspartheien, haben den Aberglauben im Gefolge. Der Zweifler ſucht einen Halt, der Unglückliche einen Helfer, der Mißtrauiſche einen Freund, der Leichtſinnige einen Bürgen zukünftigen wohlfeilen Glücks; und da das Leben dieſe Wünſche entweder nicht verwirklicht, oder wenigſtens in andrer Geſtalt, als die eigenſinnigen Begehrer es verlangen, ſo müſſen die Sterne reden, und die Lineamente der Hand, und die todten Sprüche der heiligen Bücher; kümmerliche Hülfs- und Vorſichtsmittel allerdings, aber bereit, ſich deuten zu laſſen, wie es die Selbſtſucht wünſcht, wie es der Betrug gut findet. —

Wie oben geſchildert, ſtanden die Sachen an Eduards Hofe, als Piſtorius die Reiſe zu Herzog Wilhelm von Baiern, dem ehemaligen Vormund des Markgrafen antrat. Seiner Beredtſamkeit gelang das Erwünſchte. Der gefährlichſte Gegner Mariens gab ſeine Einſtimmung, wiewohl nur bedingungsweiſe. Eduards Leichtſinn, Arcangeli's Beharrlichkeit und des Leibarztes Eitelkeit ſetzten ſich jedoch über alle fernern Klauſeln hinweg, und am vierzehnten Mai des Jahrs 1593 wurde Marie von Eicken zum zweitenmale öffentlich mit Eduard zu Baden getraut. Die anſehnlichſten Männer der Verwaltung und des Hofs waren Zeugen dieſer merkwürdigen Vermählung eines ſchon getrauten Paars. Des Markgrafen Leichtſinn und übermüthige Verachtung des Schicklichen entzog dieſer bedeutenden Ceremonie alle Ehrwürdigkeit, und ſtellte ſie dar, wie ein leeres, ſogar mit Spott vorgenommenes Spiel. Der Fürſt erſchien dabei in der nachläſſigſten Kleidung, begleitet von ſeinen Jagdhunden; er verblüffte Prieſter und Zeugen durch ſeine ſeltſamen gedankenloſen Reden, und betrübte Marie, die an das Wiedererwachen ſeiner Zärtlichkeit geglaubt hatte, auf's Neue. Indeſſen verkündeten doch Trompeten und Pauken, daß das Land nun eine anerkannte, rechtmäßige Markgräfin habe, und ſomit war Arcangeli's, wie ſeiner Feinde Zweck erreicht. Eduards Vetter zu Baden-Durlach ließ ſich erbittert und erboßt gegen das Geſchehene vernehmen, tadelte laut den Herzog von Bayern, ſchalt den Unterhändler Piſtorius einen Betrüger und Gaukelredner, der den würdigen Bayerfürſten verblendet habe, und hob alle Verwandtſchafts-Vertraulichkeit zwiſchen Durlach und Baden Baden auf. So leicht der Markgraf Eduard dieſe Vorboten künftiger gewichtiger Stürme nahm, im Vertrauen auf ein gutes Glück und Arcangeli's Vorherſagungen, ſo ſchmerzlich empfand Marie die Vorgefühle einer ernſten Zukunft. Trübſinnig wandelte ſie oft unter dem Lindenſchatten des Gartens, der ſich um das weitläufige

Schloß ihres Gemahls herzog. Sie dachte an Brüſſel, an die ſtille Heiterkeit ihrer Jugend, an das einfache, aber heimelich und ruhige Hausweſen ihrer Eltern, an ihre, dort zurückgelaſſenen Schweſtern, und fühlte ſich verſucht, die in wenig glänzender Lage Zurückgebliebenen zu beneiden. Ihr hatte ja der Fürſtenmantel kein Glück gebracht! — Da traf ſich's einmal, kurz nach ihrer Vermählung zu Baden, daß auf einem jener einſamen Spatziergänge plötzlich der Herr von Neuklam vor der bekümmerten Fürſtin ſtand. Er ſchien von der Begegnung nicht überraſcht zu ſeyn, er ſchien ſie ſogar geſucht zu haben, denn er begann mit einer zierlichen, wohlgeſetzten Rede, die Marien Glück wünſchte zu ihrer endlichen Erhebung. Die Worte klangen ſüß und wohlgefällig, aber ſie ſprach kein freundlicher Mund, und eine Thräne ſchwamm in Neuklams Auge. Nachdem er mit einer gewiſſen Heſtigkeit, dem Brauch gemäß, Mariens Hand geküßt hatte, ſo ſprach er mit wehmüthiger Geberde: „So laßt mich denn auch Abſchied von Euch nehmen, gnädigſte Frau. Ich danke Eurem Liebreize, den ich von ferne anſtaunte, manche ſehnſüchtig glückliche Stunde. Von Eurer Milde habe ich viel Gutes erfahren. Dafür ſegne Euch der Herr der Welt, und ſende einen Cherub, Euch zu ſchirmen, ſtatt meiner, der ich ſo gar nichts für Euch thun konnte." — Als er ſchwieg, und ſich tief verneigte mit ſchmerzlicher Miene, da hatte ſich Mariens Wange hoch gefärbt, und gleichſam ſich zwingend, die lange ungeſtörte Liebesneigung des Beſcheidnen mit einem Strahl von

Anerkennung zu belohnen, ſagte ſie theilnehmend: „Wo wollt Ihr denn mit Einemmale hin, Herr von Neuklam, und was treibt Euch von hinnen?“ — „Euch darf ichs geſtehen;“ antwortete Hug nach kurzem Beſinnen ernſtlich und warm: „vereitelte Hoffnung jagt mich weg. Ich habe all mein Leben hindurch nur das Nothdürftigſte gehabt, aber ſtets das Höchſte zu begehren mich werth erachtet. Mein Stolz würde nach einer Fürſtenkrone greifen; meine Liebe nicht minder nach der himmliſchen Frau unter einem ſolchen Diademe. — Vergebt mir, aber der Scheidende wie der Sterbende darf frei und wahr reden: ich habe gehofft, gebetet, erwartet und mich bezwungen, bis jetzt. Ich habe auf Eures Gatten Wankelmuth, auf einen Fingerzeig vom Himmel gerechnet. Ich glaubte, den Augenblick voraus zu ſehen, in dem Alles Euch verlaſſen, in dem das größte Schelmſtück Euch aus dieſem Schloſſe, dieſem Lande weiſen würde. Dann wollte ich hervortreten, dann ſollte meine im Stillen gewachſene Liebe handeln. Mein Arm ſollte Euch, die Verſtoßene, ſicher nach der Heimath führen, mein Mund Eure Aeltern, mein Gefühl Euch ſelbſt gewinnen. Blut und Leben hätte ich dann im Dienſte eines kriegeriſchen Fürſten geopfert, um Euch ein ſorgenfreies Loos zu hinterlaſſen: begeiſtert durch Euern Beſitz hätte ich das Unmögliche verwirklicht; . . . aber das Alles ſollte nicht ſeyn. Ein ſchnöder Traum hatte mich geäfft. Meine Unerfahrenheit verlor das Spiel, und der Tag, der Euch unauflöslich mit dem Herrn verband, zerſchnitt mein Herz. Ich kann nicht länger bleiben; der Sturm meines Innern müßte mich verrathen, und dieſer Verrath Euch verderblich ſeyn. Darum gehe ich, und ſterbe ich auch fern von Euch, ſo wird, ſo muß mein Geiſt Euch doch umſchweben, denn wie die Blume vom Licht, ſo hab' ich nur gelebt in Euerm Anſchauen.—"

Als er geendet hatte, ſeufzte Marie, auf deren Geſicht nicht Zorn, aber wohl eine bekümmerte Sorge zu leſen war, tief auf, und ſagte, vielleicht weniger ſtreng als ſie es wünſchte: „Haltet es meiner Nachſicht zu Gute, daß ich Euch bis hieher angehört. Ihr ſeyd noch immer der verwegne Soldat, der ſchon zu Murano ſeine Worte nicht wählte, und der Frauenſitte keine Achtung zollte. Schmeichelt Euch indeſſen nicht, daß dieſe Kühnheit mir je gefährlich werden könnte. Ich erlaube Euch, wenn der Taumel vorübergegangen, ungeſtört am Hofe zu bleiben; doch— wollt Ihr durchaus ſcheiden, ſo fordre ich Euch ernſtlich auf, Euch ja in Euerm verblendeten Wahne kein Leid zuzufügen. Ihr würdet Eure Seligkeit verſcherzen, und mich nöthigen, Euer Andenken zu haſſen."

„Gott verhüte das!" erwiederte der Herr von Neuklam: „mein Gedächtniß bleibe rein zurück, wie ein unſterblicher Geiſt. Vergönnt mir noch einmal zum Abſchiede Eure gnädige Hand zu küſſen, und dann..."

— „Zum Abſchiede? Wie war das, Herr?" fragte laut und ſtaunend der Markgraf, der plötzlich unter den Lindenſchatten trat: — „was fährt Euch durch den Sinn, Herr? fort wollt Ihr, und habt mir doch das Leben gerettet? Laßt Euch das vergeben, Neuklam. Ich kann Euch nicht wohl mehr miſſen, und ſolches Abſchiednehmen nicht hingehen laſſen. Was fehlt Euch hier? Meine Gnade habt Ihr; braucht Ihr Geld, die Anweiſung ſoll nicht fehlen. Wollt Ihr einen höhern Titel? Ich ſchaffe einen für Euch. Aber macht nur kein Federleſens weiter. Oder — könnt Ihr, wie Arcangeli, etwa das Klima nicht vertragen? Auch für dieſes iſt geſorgt. Morgen gehe ich nach Brüſſel. Ihr begleitet mich, und ich trage Euch auf, ſogleich für die Reiſe zu ſorgen, und Alles vorzubereiten. Gehabt Euch wohl, Herr.“ —

Neuklam war überraſcht, und ſchweigend vor dem Fürſten geſtanden. Die Erwähnung der Reiſe nach Brüſſel gab ihm neues Leben. Entfernung von Marien wünſchte ſeine Vernunft; ſie einſt wiederzuſehen, ſein Herz. Des Markgrafen Reiſeplan begünſtigte Beides, und er eilte, ſeines Dienſtes zu warten. —

„Ich kann nicht ferner mehr in dieſem verdrüßlichen Lande bleiben,“ ſprach Eduard zu ſeiner Gattin: „der böſe Nachbar läßt mir keine Ruhe, und meine Beamten machen mir wenig Freude. Fordre ich Geld, ſo ſind die Kaſſen leer, und das Volk, das ſich gedrückt glaubt, beginnt ein beleidigendes, widerſpenſtiges Betragen anzunehmen. Ich bedarf Zerſtreuung. Dich, Marie, laß ich zurück, bis Deine Niederkunft vorüber iſt. Ich werde Dich alsdann zu mir beſcheiden, wenn mir's zweckmäßig ſcheint. Die Regierungsſorgen habe ich dem Kanzler übertragen, und Reichard von Neuenſtein, der Marſchall, wird für die Erfüllung Deiner Befehle und Wünſche haſten. — „Mir wird ſo bang, bin ich von Euch getrennt, mein gnädiger Herr;“ ſeufzte Marie. — „Nicht doch, meine Gute;“ verſicherte Eduard, deſſen Seele ſchon zu Brüſſel war: „Du wirſt vergnügt ſeyn. und den Knaben pflegen, den Du mir zu ſchenken beſtimmt biſt. Ueberhaupt werden klarere Zeiten für uns eintreten. Die verwickelten und ärgerlichen Verhältniſſe unſers Hauſes werden ſich entwirren: ich weiß es gewiß: eine reiche und zufriedne Jahrfolge wird ſich einſtellen. Hoffe kühn darauf, wie ich davon überzeugt bin. Deine ganze Familie ſoll alsdann Deines Glücks theilhaftig ſeyn, und den Augenblick doppelt preiſen, — der Dich mit Mir vereinigte. Gefällt Dir's alſo, kleine Markgräfin?“ — Er küßte Marie leicht auf die Wange, und verließ ſie, ſeinen Launen nachzugehen. Am folgenden Tage reiſte er in Begleitung Neuklams, des rothen Lakaien, Arcangeli's und mehrerer Diener ab, um ſein Paradies, Brüſſel wieder zu beſuchen.

Es iſt hier ein Zeitraum von achtzehn Monden flüchtig zu übergehen, während deſſen das Unglück Eduards ſich vorbereitete und erfüllte. Auf der einen Seite iſt nur zu berichten, daß Marie nach der Geburt ihres Sohnes Wilhelm, ein einſames Leben auf dem Schloſſe zu Baden führte, in Ulrikens alleiniger Geſellſchaft; auf der andern Seite ſind die Ausſchweifungen anzudeuten, denen ſich der Markgraf ohne Rückhalt und Beſinnung zu Brüſſel ergab. Seine raſende Verſchwendung riß die wankenden Säulen ſeines Hauſes nieder, und der Fluch, der mit der Königstochter von Schweden bei ſeinem Vater Chriſtoph eingezogen war, wirkte fort auf den, Cäciliens würdigen Sohn.

Die Einkünfte der Markgrafſchaft, wie der Herrſchaft Spanheim, waren ſchon längſt auf Jahre vorausgenommen, alle Hülfsquellen erſchöpft, das mißhandelte Volk durch die Erpreſſungen der vom Fürſten gedrängten Rentmeiſter zur Verzweiflung gebracht. Das Letzte wurde nach und nach Brüſſel geſchafft, um dort in dem bodenloſen Abgrunde der Vergeudung zu verſchwinden, oder durch den Schlot von Arcangeli's Laboratorium zu fliegen. Die bewegliche Habe, die Eduards Vorgänger, Philipp, ihm hinterlaſſen hatte, wurde verkauft, verpfändet, verſplittert. Die Jahrgehalte ſeiner Brüder wurden längſt ſchon nicht mehr bezahlt; der arme blinde und lahme Chriſtian Guſtav lebte dürftig zu Ingolſtadt, oder in der Grafſchaft Spanheim; Johann Carl, den Maltheſer, erhielt ſein in den belgiſchen Kriegen rühmlich geführter Degen; Carl, der unnatürliche Sohn der tiefgeſunknen Cäcilia, der unbändigſte der Brüder, war in Italien geſtorben; Philipp, ein unbedeutender leichtſinniger Menſch, hatte die Parthie ergriffen, bei Eduard zu leben, ſo lange noch Geld aus eignen und fremden Kaſſen floß, ſeine wilden Freuden zu theilen, und bei Spiel, Wein und Mädchen des Bruders übles Beiſpiel zu befolgen. Während deſſen es dort in unverantwortlicher Schlemmerei herging, die immer wuchs, je näher der Fall rückte, wurde des Leids auf dem Badener

Schloſſe immer mehr. Marie, auf den Vulkan feſtgebannt, der unter bedenklichen Vorzeichen den Ausbruch drohte, ſah beſſer als ihr verblendeter Gemahl, wie das Unglück von Tag zu Tag ſtieg. Bürger und Landmann zeigte neben ſeiner Erſchöpfung den ſtummen Trotz, welcher ankündigt, daß der Zeitpunkt, den Gehorſam zu verſagen, gekommen ſei. Die zahlloſen Gläubiger Eduards, von gegründeter Beſorgniß gequält, wie auch von des Markgrafen Lebenswandel empört, legten die zurückgewieſenen Schuldſcheine, die ſchnöde verworfnen Wechſelbriefe, zu den Füßen des kaiſerlichen Throns. Rudolph der Zweite, gegen Eduard ſchon längſt eingenommen, verſchob es diesmal nicht, nach ſeiner Weiſe, den Gläubigern und Pfandinhabern gerecht zu werden. Unfähig jedoch, ſelbſt dieſen Wuſt von Verlegenheit, Trug und Verſchuldung zu entwirren, übergab er die Sache an Baiern und Lothringen. Dieſe wälzten die ſchwere Ausgleichungslaſt auf die Schultern des reichen, und in allen Geldgeſchäften weit verbreiteten M. Fugger. Eduard, von all dieſen Schritten und Begebenheiten unterrichtet, aber unthätig in ſeinem üppigen Leben verharrend, beſchloß, die letzte Hand an das Verderben ſeines Hauſes zu legen, und knüpfte mit Fugger eine Verhandlung an, deren Ergebniß, wie Eduard meinte, all ſeinen Verlegenheiten ein Ende machen, und ihm die Fortſetzung ſeines gewohnten Wandels erlauben ſollte. Er begehrte nämlich, alle ſeine badenſchen Beſitzthümer an Fugger zu verpfänden, gegen einen Jahrgehalt von 37000 Thalern. Dieſes Vornehmen gelangte jedoch zu den Ohren des aufmerkſamen Ernſt Friederich von Baden-Durlach. Vorausſehend, daß ſolches Beginnen die Zerſplitterung, den Verkauf und Untergang des ehrwürdigen Stammerbes der Markgrafen zu Baden nach ſich ziehen würde, und begierig ſolcher Schmach des alten Geſchlechts zu wehren, ſchritt er mit einem Gewaltsſtreich ein, der, klug in ſeinen Vorbereitungen verheimlicht, und überraſchend ausgeführt, ſeinen Zweck nicht verfehlte, und die obere Markgrafſchaft dem Hauſe rettete. Im Anfange Novembers des Jahrs 1594 rückte plötzlich durlachiſches Volk auf mehreren Punkten in Eduards badenſche Beſitzungen ein, und belegte das Land mit Sequeſter. Ein Manifeſt zur Vertheidigung dieſer Handlung flog alſobald in alle Welt aus, und Eduards Amtleuten blieb die Wahl, entweder von ihren Stellen abzutreten, oder dem Markgrafen von Durlach zu huldigen. Faſt ohne Ausnahme geſchah das Letztere, und Marie, die arme zum Leiden Verurtheilte, ſah ſich von allen ihren Dienern, wie es dem Unglücklichen zu gehen pflegt, verlaſſen. Diejenigen, die bisher bei jedem Anlaß ihre unverbrüchliche Treue betheuert hatten, waren die Erſten, welche von ihr wichen, und nur die Steinfeld, nebſt dem niedern Hausgeſinde, blieb zurück bei der unglücklichen Fürſtin; die die neue Regierung in ihrem Reſidenzſchloſſe nur zu dulden ſchien. Da erſchien nun freilich wie ein Stern des Glücks und der Hoffnung, plötzlich der Herr von Neuklam in der Wohnung Mariens. — Man glaubte in ihm einen Abgeſandten des Markgrafen zu ſehen, allein Eduard hatte noch nicht an die Sicherheit ſeiner Gemahlin gedacht, von Durlachs letzten Gewaltſchritten nichts gewußt. Neuklam war von Eduard nach Deutſchland geſchickt worden, um auf Rechnung des Statthalters der Niederlande Pferde einzukaufen, und Reiter zu werben. Zwanzig Meilen von Baden entfernt, hatte er erfahren, was ſich daſelbſt begeben, und von Anhänglichkeit und Treue angeſpornt, ſich dahin aufgemacht, um Marien ſeinen Schutz, ſein Geleit anzubieten. Das Wiederſehen war froh und ſchmerzlich zugleich. Neuklam fand indeſſen Gelegenheit, dem wilden Drang in ſeiner Bruſt Luft zu machen, als der Kanzler zu der Fürſtin hereintrat, und ihr mit kalter Förmlichkeit die Frage des Markgrafen Ernſt Friederich vorlegte: „Wie lange ſie wohl noch ſich in dem Schloße aufzuhalten gedenke?" Der Herr von Neuklam antwortete an Mariens Statt mit aufſprudelndem Grimme, empört, daß die Unſchuld leiden ſollte für die Vergehen eines leichtſinnigen Fürſten. „Sagt Euerm Herrn," ſchloß er ſeine heftige Rede, „daß die Gattin des durchlauchtigen Markgrafen Eduard Fortunatus von Baden ſich viel zu gut dünkt, als daß ſie nur einen Augenblick länger in den Landen verweilen ſollte, die man räuberiſch ihrem Gemahle entriſſen. Von Ernſt Friederichs Gnade zu leben, iſt ſie zu ſtolz. In Brüſſel erwartet ſie Ueberfluß und Freundſchaft, wie ihren Gatten am Throne des Kaiſers ſtrenge Gerechtigkeit!" — „Wohl dem, der dieſe nicht zu ſcheuen hat," verſetzte der Kanzler mit ſpitzigem Lächeln, bückte ſich, und ging hinaus. Nun wurde aber die ſtrengſte Aufmerkſamkeit auf die Reiſevorkehrungen der Fürſtin gewendet. Ein Zimmer nach dem andern wurde vor ihren Augen verſperrt, als es von ihren Habſeligkeiten geleert war. Schritt vor Schritt wurde ſie aus ihrem Eigenthume gedrängt. Endlich ſtieg ſie mit Ulriken, ihren Kindern, und ihrer Kammerfrau in den Wagen. „Gottlob!" ſeufzte ſie beim Einſteigen; „Gottlob, daß ich aus dieſem Hauſe trete, ſein ganzes Gewicht laſtete auf meiner Bruſt." — „Ihr frohlockt, gnädigſte Frau;" flüſterte Neuklam, der ſie unterſtützte: „ich möchte weinen, daß gerade ich es ſeyn muß, der Euch einem unwürdigen Gatten in die Arme führt." Marie drehte mit ſtrengem Blick den Kopf nach ihm, und er wendete beſchämt die Augen ab. Er erſchrack jedoch faſt, als er gewahrte, daß Ulrike, gegenüberſitzend, ihn unverrückt anſah. Es ſchien beinahe, als hätte ſie ſeine Worte vernommen, und ihr funkelnder Blick, wie eine gewiſſe Bläſſe, die ſich auf ihren Wangen verbreitet hatte, konnte auf eine bedeutende Theilnahme an Neuklams Rede ſchließen laſſen. —

Die Reiſenden waren noch nicht zwei Tagreiſen von Baden entfernt, als Eduards rother Lakai ihnen zu Pferde begegnete. Sein Herr hatte ihn abgeſandt, ſeine Gemahlin aus den badenſchen Landen, deren Schickſal er inzwiſchen vernommen, hinwegzuführen. — „Schon gut, mein Freund;" erwiederte auf ſolche Bothſchaft der Herr von Neuklam: „ich habe es ſchon übernommen, die durchlauchtige Frau nach Brüſſel zu geleiten.“ — „Ei, wer ſagt denn von Brüſſel?“ fragte der Rothe ziemlich unverſchämt entgegen: „nicht nach Brüſſel geht die Reiſe; ſo befiehlt der gnädigſte Herr: Er hat der Frau Markgräfin ihren Sitz zu Caſtellaun angewieſen, und wird nicht zögern, ſie daſelbſt bald zu bewillkommen.“ — Caſtellaun?“ fragten die Damen neugierig? „wo iſt Caſtellaun?“ — Sie erſchracken jedoch, als der Lakai und der betroffne Neuklam ihnen berichteten, das alte finſtre Schloß liege am wilden Gebürge des Hunsrück, und ſei einem Gefängniſſe ähnlicher als einer fürſtlichen Reſidenz.

Der Anblick des nach ſchwerer im Wintermond vollbrachter Reiſe endlich erreichten Schloſſes widerſprach leider dem ungünſtigen Vorberichte nicht. Im grauen Alterthum waren dieſe ungeheuern Mauern erbaut worden. Die Grundgewölbe des ehmaligen Hunnenkaſtells ſtanden noch trotzig aufrecht. Die in neueren Zeiten angebrachten Befeſtigungen des Schloſſes machten daſſelbe zu einem bequemen Aufenthaltsorte eines tyranniſchen Dynaſten. Zu den Füßen des Felſens, der die Burg trug, zog ſich im Halbkreiſe ein erbärmliches Städtlein hin, deſſen niedrige Häuſer und Hütten ſich wie ſcheue Thiere unter den Klauen des fürchterlichen Lämmergeyers zu kauern ſchienen. Wenig Betrieb, wenig Leben in der Stadt; finſtres Schweigen auf der Burg. Marie ſehnte ſich zurück nach dem Badner Schloſſe, als ſie über dieſe Brücke fuhr, durch dieſe Thore einzog. Welcher Hofſtaat empfing ſie in dieſer neuen Behauſung? Einige Söldner des Pfalzgrafen von Birkenfeld, der ein Miteigenthumsrecht an Caſtellaun, ſo wie an einen Theil der Spanheimer Grafſchaft beſaß, gafften an der Pforte, und zogen das Fallgatter auf. Ein eisgrauer Caſtellan überbrachte ziemlich mürriſch die gewaltigen Schlüſſel des Hauſes, und bot ſeine Dienſte an. Ein Paar alter häßlicher Schloßmägde betrachteten neugierig die Herrſchaft aus der Ferne. Aus dem engen Stalle ſchauten abgemagerte Pferde, und ein zerlumpter Pferdejunge. Auf der Höhe der Wendelſteige erwartete Marien jedoch der traurigſte Anblick. Denn hier ſtand, von einem hagern Diener geführt, der arme Markgraf Chriſtian Guſtav, der, von Geburt an blind und lahm, gegenwärtig in dieſem Hauſe ein freudenloſes Leben führte. Mit ſtammelnder Zunge und halb blödſinniger Rede bewillkommte er die Schwägerin, die, von erſchütternden Ahnungen ergriffen, kaum dem übel berathenen Hauswirth zu antworten vermochte, und ſchnell mit Ulriken und den Kindern in ihre alterthümlichen dunkeln Zimmer floh, um ſich dort auszuweinen. Neuklam, von dem Schmerz der geliebten Gebieterin tief ergriffen, lehnte im Vorzimmer am Fenſter, und ſah nachdenklich hinunter in den tiefen Schloßgraben. Leiſe Schritte hinter ihm bewogen ihn umzuſchauen. Ulrike war es, welche von der Markgräfin, die nach ungeſtörter Ruhe verlangte, hinweggeſandt war. Sie wollte durch den Vorſaal gehen, als der Herr von Neuklam ihr lebhaft in den Weg trat, ihre Hand ehrfurchtsvoll ergriff, und mit bewegter Stimme nach dem Befinden der Herrin fragte. — Ulrike, über die ſchnelle Anrede etwas betroffen, berichtete jedoch in Kürze, was ſie wußte. Doch zugleich erröthete ſie vor dem glühenden Blicke des Stallmeiſters, welchen dieſer auf ihrem Geſichte feſthielt, als wollte er auf demſelben leſen. — So hatte ſie der Mann, zu dem ſie ſich einſt gezogen fühlte, nie angeſehen, und ihr Herz gerieth in unruhige Bewegung: die bezwungene Liebe taucht ja ſo gerne wieder aus der Vergangenheit auf. Aber alſobald flüſterte ihr der argwöhniſche Verſtand zu, daß dieſe Bewegung des Geliebten einer Andern gelte. „Wie konntet Ihr, die liebliche Tröſterin, die Trauernde allein mit ihrem Kummer laſſen?“ fragte der Herr von Neuklam dringend, und ſie antwortete ſpöttiſch: „vielleicht wäre ihr Troſt aus Euerm Munde willkommner, Herr.“ — Hug verfärbte ſich, biß ſich in die Lippen, und ſtammelte: „Mein Fräulein, ich weiß nicht, wie Ihr dieſe Worte meynt.“ — Ulrike faßte ſich, den unedlen Unmuth zu verbergen. „Ich will nichts geſehen und gehört haben,“ ſprach ſie hierauf trocken: „erlaubt mir jedoch dagegen, eine Frage an Euch zu richten, die ich dem Lakaien des Markgrafen nicht vorlegen durfte. Wie lebt mein Lehrer Arcangeli? Wie findet er ſich in Brüſſel? Ich durfte mich dann und wann einiger Zeilen von ihm erfreuen. Seit geraumer Zeit ſchweigt er jedoch. Erklärt mir das.“ — „Ihr ſcheint an dem Manne mehr Antheil zu nehmen, als er wohl verdient;“ antwortete Neuklam:

„möge er Eure Güte nie mißbraucht haben, wie das Vertrauen des Herrn. Der Markgraf ſah ſich ſeit Langem ſchon bewogen, ihn zu Brüſſel unter feſtem Gewahrſam zu halten, um ihn zu Arbeiten zu zwingen, die er lange verkündet, vorbereitet, aber nie ausgeführt hatte. Es hat übrigens den Anſchein, als ob dieſe Arbeiten nicht den Erfolg gehabt hätten, den man ſich von ihnen verſprach; denn geſtern wurde nach des Caſtellans Ausſage der Italiäner gut bewacht hieher gebracht, und ihm der Thurm gegen Oſten zur Haft und Werkſtätte angewieſen, bis er ſein Wort gelöst haben wird.“ — Ulrike erbleichte faſt. „Er iſt hier?“ fragte ſie mitleidig: „gefangen? O Herr, darf ich ihn nicht ſehen, und ein Wort des Troſtes ihm bringen?“ — „Ihr ſetzt mich in Erſtaunen,“ ſagte Neuklam achſelzuckend: „der Caſtellan hat jedoch gemeſſene Befehle, und ohne des Markgrafen ausdrückliche Erlaubniß darf er Niemand zu dem Italiäner laſſen.“ — „O, mein Gott!“ ſeufzte Ulrike: „wie mich dieſe Nachricht ergriffen hat. Daß doch der Fürſt ſchon hier wäre! daß doch meine Fürſprache ſtark genug wäre, ihn zum Mitleid zu ſtimmen. Guter Neuklam: Ihr beſitzt die Gnade des Markgrafen — Ihr wißt es nicht, wie ſehr Ihr mich verbinden würdet, wenn Ihr ein Fürwort . . . .“ — „Mein Fräulein;“ erwiederte Neuklam kalt „Euch etwas zu Lieb zu thun, wäre mir erwünſcht; aber einem Betrüger, wie Arcangeli, rede ich nie das Wort.“ — Ulrike ſchien verletzt von der abſchlägigen Antwort, und entgegnete mit beleidigender Schärfe, indem ſie ſich ſtolz von dem Stallmeiſter wendete: „Ihr habt Recht, Herr von Neuklam, mich daran zu erinnern, daß ich eine mächtigere Patronin in der Frau Markgräfin ſelbſt beſitze, und daß dieſe ſich nicht wohl weigern kann, hier zur Sühne zu ſprechen.“ — Sie ging, und Neuklam ſchüttelte den Kopf, indem er ihr nachſah: „Ich habe kein Glück mit den Frauen!“ ſprach er unwillig vor ſich hin. „Meine Theodoſia raubte mir der Tod, Marien, die ich unausſprechlich liebe, darf ich nicht beſitzen, und dieſe Steinfeld grollt mich an, ohne daß ich ihr jemals etwas zu Leide that. Käme doch endlich der Markgraf, mich aus dieſer Nähe zu erlöſen. Jedoch, ohne ſeinen Willen mich zu entfernen, verbietet mir die Pflicht, und meine Leidenſchaft ſelbſt zwingt mich wider Willen in den Zauberkreis!“ —

Der Markgraf kam jedoch immer nicht. In den Winterluſtbarkeiten des Erzherzoglichen Hofs zu Brüſſel begraben, ſchien er Gattin, Kinder, und Diener auf dem unwirthlichen Hunsrück vergeſſen zu haben. Auch der rothe Lakai, der ſogleich nach der Ankunft Mariens auf Brüſſel geritten war, kam nicht wieder zurück, und der heftig eintretende Winter verlegte alle Wege und Pfade mit Schnee und Gewäſſern. Auf der Burg zu Caſtellaun ging es indeſſen ſehr traurig und einförmig zu. Marie pflegte ihre Kinder, plauderte bald mit der trauernden Ulrike, bald mit dem bedauernswerthen Schwager, und fand Troſt und Erleichterung nur im Gebete. Neuklam hielt ſich von den Frauen ſtreng entfernt, und hütete das Schloß. Arcangeli hatte aber indeſſen eine Erleichterung ſeines Looſes errungen; die Bemühungen ſeiner holden Fürbitterin, verbunden mit der Erinnerung an vermeynte frühere Liebesdienſte, hatten die Markgräfin bewogen, zum Erſtenmal ihre Befehle denen ihres Gatten entgegen zu ſetzen. Dem Italiäner wurde anfänglich vergönnt, zweimal täglich auf der wohlverwahrten Burgmauer Luft ſchöpfen zu dürfen; bald gelangte er zu der Vergünſtigung, zuweilen Nachmittags der Markgräfin Zimmer betreten, und ihr mit artigen Kunſtſtücken die Zeit vertreiben zu dürfen. Der Schlaue pries unaufhörlich Mariens Milde, Ulrikens Freundſchaft, und ſchwieg beſcheiden von der Urſache ſeiner Haft, da die Markgräfin ihm verboten hatte, davon zu reden, um nicht für eine Sache eingenommen zu werden, die ſie der Gerechtigkeit ihres Gemahls überließ. Uebrigens arbeitete Arcangeli unermüdet in ſeinem Thurme. Der Blasbalg ging, der Schornſtein dampfte, der Schloßknecht ſchürte das Feuer Tag und Nacht, doch kein Auge ſah noch ein Ergebniß dieſes Treibens. Unter der rußigen Maske des Alchymiſten barg Arcangeli den Schalk, den Verräther. Ein abſcheulicher Frevel bereitet ſich im Schloſſe vor. Der Schloßknecht und Gehülfe des ſinnloſen Laborirens wird von des Italiäners Worten und Geldern beſtochen, und läuft als Bote zwiſchen ihm und einem in die Nähe gekommenen vornehmen Herrn, der nach der allgemeinen Sage Niemand anders ſeyn ſoll, als des Markgrafen Bruder, der

Maltheſer. Der, gegen ſeinen Bruder aufgebrachte junge Mann, nur ſeiner Leidenſchaftlichkeit gehorchend, will Eduards Sohn Wilhelm entführen, und in der Ferne verwahren, damit der Vater den rückſtändigen Jahrgehalt von ſechs Jahren bezahle, und eine namhafte Schadloshaltung beifüge, widrigenfalls er gewärtig ſeyn müßte, daß der Knabe an den Vetter Ernſt Friederich überliefert werden würde. Arcangeli bietet die Hand zu dem böſen Plane; begierig, die eigne Freiheit und reichen Lohn dafür zu erndten. Tag und Stunde ſind beſtimmt. Unfern von Caſtellaun harrt der Maltheſer im Schlitten, von tüchtigen Rennern beſpannt. Arcangeli erſcheint in den Gemächern der Fürſtin, zur gewöhnlichen Zeit, zum gewohnten Zwecke. Er erſieht die Gelegenheit. Marie läßt ſich im Schlafgemache ankleiden; Ulrike, Lukretien an der Hand, Wilhelm auf dem Arme, erſcheint, den Freund bewillkommend. Arcangeli nähert ſich ihr mit Schmeicheleien, lockt den Knaben auf ſeine Arme, und bemerkt Ulriken, er habe die Schelle aus der Markgräfin Zimmer vernommen. Die Dienſteifrige eilt mit Lukretien davon; Arcangeli mit Wilhelm, der arglos und ruhig iſt, durchs Gebäude, hinab, dem Thore zu. Sein Verbündeter wirft ihm unterwegs einen blauen Livreemantel um, drückt ihm einen Bedientenhut auf den Kopf, und der Wächter am Thore läßt ihn ungehindert durch. — Indeſſen erſchallt oben Gang und Gewölbe von Ulrikens und der Kammerfrau ängſtlichen Stimmen. Die verzweifelnde Marie ruft nach ihrem Wilhelm, nach ihrem Kinde. Der Schloßknecht, erſchüttert von den herzzerreißenden Mutterklagen, ſteht verſteinert, ſtatt dem Verführer zu folgen, und wirft ſich reuevoll und bekennend zu Neuklam's Füßen, der, vom Geſchrei herbeigelockt, auf dem Platze erſcheint. Hug entbrennt in Wuth, zerrt den Knecht mit ſich fort, winkt den Thorwärtern, ihm zu folgen, und ſtürzt auf halsbrechend glattem Pfade dem Entführer nach. Das Glück ſteht ihm zur Seite. Ein kleiner Unfall, der den Schlitten traf, läßt Neuklam Zeit, denſelben zu erreichen. Arcangeli erblaßt, und der Stallmeiſter ſchleudert ihn den Wächtern zu, die ihn packen. Wüthend entreißt Neuklam dem Maltheſer den weinenden Knaben. Eduards Bruder gibt aber die Beute nicht ſo leicht. Aus dem Schlitten ſpringt er; ſein Degen blitzt. Neuklam muß ſein Leben vertheidigen. Im wilden Fechtgetümmel ſchwebt Wilhelm in Gefahr. Großmüthig ſchirmt ihn Neuklam mit aller Kraft, und gibt die eigne Bruſt frei, um den Knaben zu decken. Der Gegner erſieht die Blöße und dicht an Neuklams Halſe ſchwirrt des Maltheſers Klinge ein. Das Blut ſtrömt, der Verwundete läßt die Waffe ſinken, aber mehrere Bürger von Caſtellaun ſtürmen auch zu gleicher Zeit herbei: des Maltheſers Knecht reißt den Herrn mit Gewalt auf den Schlitten, und jagt mit ihm davon. Neuklam, mit Schwindel und Ohnmacht kämpfend, erkennt unter den ihn Umgebenden den Schloßknecht, der heulend ſeine Hand mit Thränen benetzt. „Fliehe, Unſeliger! entweiche!" raunt er ihm heftig zu: „Dir koſtet's ſonſt das Leben.“ — Noch ſieht er, wie der Verbrecher flüchtig entſpringt, und ſchließt ſein Auge in der Nacht tiefer Ermattung. Unter dem Schloßthore jedoch öffnet er's wieder, weil Mariens jauchzende Stimme an ſein Ohr ſchlägt. Mühſam ſich aufrichtend in den Armen ſeiner Träger, zeigt er auf den blutbefleckten Wilhelm, den man eben der Mutter überreicht, ſtammelt mühſam, aber mit inniger Liebe im Ton und Blick: „Markgräfin! Euer Kind! 's iſt unverletzt!“ und verlöſcht wieder im Schlummer der Ohnmacht. —

Der herbeigerufene Bader des Städtchens erklärte die Wunde für durchaus todesgefährlich; der Pfarrherr, der gekommen war, dem Sterbenden beizuſtehen, in der Heilkunde erfahrner, nannte die Verletzung ſchwer, aber heilbar. Die Markgräfin empfahl ihm den Verwundeten angelegentlichſt, befahl, den Arcangeli in ſcharfe Haft zu bringen, und ſandte einen Boten nach Brüſſel an den ſorgloſen Gemahl. Die gekränkte Mutter wollte im Anbeginn auch Ulriken nicht mehr ſehen, die durch ihre Anhänglichkeit an den Italiäner verdächtig geworden war, ſo wie durch die Begebenheit ſelbſt. Ulrike jammerte mehrere Tage lang allein auf ihrer wohl beobachteten Kammer, und flehte vergebens um Gehör. Endlich jedoch war Mariens heftiger Zorn vorüber, und ihr Gewiſſen ermahnte ſie, auch die Vertheidigung der Beargwohnten zu vernehmen. Ulrike gab dieſe Vertheidigung mit all der Würde und der einfachen Wahrheit, welche die Unſchuld als Gepräge mit ſich führt, und Marie konnte nicht länger unerbittlich ſeyn. Sie hob die Knieende auf, drückte ſie an ihr Herz, ſprach ihr Troſt zu, verſicherte ſie ihrer Vergebung, bat ihr ſogar das zugefügte Unrecht ab, und ermahnte ſie nur, von dem unwürdigen Arcangeli abzulaſſen. Hier hatte ſie jedoch den empfindlichſten Fleck getroffen. Ulrikens Thränen floßen auf's Neue, denn ihr aufgeregtes, für das Wunderbare empfängliche Herz konnte und wollte nicht an die Schuld des Mannes glauben, in dem es einen Weiſen, einen Gerechten verehrte. Ulrike gab dieſen Gefühlen Worte, betheuerte, Arcangeli um ſeiner Lehren willen viele Dankbarkeit ſchuldig zu ſeyn, und ließ nicht undeutlich errathen, daß ſogar eine nähere Verbindung mit dem gelehrten und ſonderbaren Manne ihr eben nicht widerlich geweſen ſeyn würde. — Marie verſuchte es, ihr dieſe Grillen völlig auszureden. Sie erinnerte ſie, daß Arcangeli's Verhältniſſe in räthſelhaftem Dunkel ſchwebten, daß ſeine Kunſt, Leichtgläubige zu täuſchen, wohl ſeine beſte, daß er ihr nicht ebenbürtig, daß er ihrer unwürdig ſei. Sie verſuchte es, Ulrikens Gedanken auf einen andern Gegenſtand zu leiten, betheuerte dem Fräulein, daß es ſie freuen würde, es glücklich zu ſehen an der Seite eines Gatten, den es durch ſeine Vorzüge ſo ſehr verdiene. Die Markgräfin bemühte ſich, in ihrer nächſten kleinen Umgebung eines Mannes ſich zu entſinnen, der ungefähr die Eigenſchaften vereinigte, die ſie einem Gemahl der Steinfeld wünſchte; aber hier führte ſie die Uebereilung hämiſch auf eine ſpiegelglatte Bahn. Sie nannte den Herrn von Neuklam, und rief den Purpur auf Ulrikens Antlitz; auf die eigne Wange. Denn fortgeriſſen von dieſem Zauberworte und der Macht des Augenblicks redete die Steinfeld heftig gegen dieſen Vorſchlag, ſteigerte ſich in ſprachſeligem Unmuth, und vergaß ſich endlich ſo weit, daß Marie keine Frau, keine liebende Frau hätte ſeyn müſſen, um nicht zu erkennen, daß hier eine mißkannte Neigung eigentlich das Wort führe. Zugleich aber fühlte ſie ſelbſt einen ſchmerzhaften Widerhacken in der eignen Bruſt, als Ulrike in ihrer rückſichtsloſen Lebhaftigkeit mit den Worten ſchloß: „und von Euch, geliebte gnädigſte Frau, mußte ich hören, was mich kränkt? Wißt Ihr es etwa nicht, daß Neuklam an Euch und nur an Euch hängt mit kümmerlich bezwungener Liebe? Für Eure Angſt hat er geblutet; es könnte unmöglich Euer Ernſt ſeyn, an die ungeliebte Steinfeld den treuſten Freund zu verwerfen!“ — Dieſe kühne unbeſonnene Rede entdeckte Marien plötzlich den nicht geahnten Zuſtand ihrer Seele, aber verletzte auch ihre Würde und ihren Stolz in hohem Grade. „Bedenkt, Steinfeld, wo Ihr ſeyd,“ ſprach ſie ernſt, obgleich nachſichtig: „bedenkt, vor wem Ihr ſteht. Vergeßt Eure Stellung nicht, und glaubt Euch ja nicht zu Vertraulichkeiten berechtigt, die ich gnädig für diesmal überſehen will, da ein empörtes, Alles vergeſſendes Gefühl ſie erzeugte. Die billige Strafe für Euern Uebermuth ſei Euch erlaſſen. Euern Vorwurf habe ich nicht verſchuldet. Neuklam dient mir, wie Ihr, und Markgraf Eduard von Baden iſt mein Gemahl. Empfangt übrigens mein Wort, daß ich mit Freuden in eine Ehe zwiſchen Euch und dem Herrn von Neuklam willigen werde, wenn jemals Gottes Fügung Euern Abſcheu gegen ihn, wie Eure verwerfliche Neigung zu dem elenden Arcangeli überwinden ſollte. Somit geht auf Euer Gemach, und werdet ruhiger. Dann kein Wort mehr über dieſe Sache!“ — Ulrike entfernte ſich, beſchämt, grollend mit ſich ſelbſt und mit dem Zufall, und Marien beneidend, ſo uneigennützig und treu geliebt zu ſeyn. — Arcangeli's Schickſal beunruhigte ſie aber von Tag zu Tag mehr, da der Elende Mittel fand, ihr die flehentlichſten Bitten zukommen zu laſſen. Ein Schreiben des Markgrafen, das an der Statt des Fürſten bald hierauf eintraf, und das Marie der Geſellſchafterin mittheilte, vermehrte ihre Sorge und Angſt. Eduard äußerte ſich heftig gegen den Italiäner, ſprach von ſeiner baldigen, bis jetzt wegen Geſchäften verſchobenen Ankunft zu Caſtellaun, und von dem Todesurtheil, das er unfehlbar über Arcangeli ſprechen werde. — Wie fürchterlich war Ulriken des Markgrafen baldige Gegenwart, die ſie vor Kurzem noch gewünſcht hatte! Arcangeli war verloren; ein Mann nur konnte ihm das Leben retten, wenn er die Umſtände jener Begebenheit mildern wollte. Dieſer Mann war Neuklam, auf deſſen Bericht Alles ankam. Wie klopfte ihr Herz bei der Erinnerung an dieſen geliebten und geſchmähten Mann, an die Fehlbitte, die ſie ſchon bei ihm gethan. Und dennoch ließ ihr die wachſende Angſt nicht Ruhe.

Noch einen Verſuch auf Neuklams Herz wollte ſie wagen. Vielleicht hatte der Wundenſchmerz ſeinen Charakter geſchmeidiger gemacht. Vielleicht .... ſie wußte nicht, was ſie eigentlich hoffte; aber von dieſem Augenblick an ließ ſie ſich's nicht nehmen, einmal täglich ſelbſt bei dem Kranken im Namen der Markgräfin zu erſcheinen, nach ſeinem Befinden zu fragen, ihm Arznei und Labung zu reichen, und all die tauſend Gefälligkeiten zu erweiſen, die einem Kranken ſein Siechthum erträglich machen. Ach, ihre Hand regierte noch geheime Liebe, dieſe ſprach auch aus ihrem Munde ſo ſanft und zart mit dem Kranken, daß er bald eine freundliche Anhänglichkeit zu der gütigen Pflegerin zeigte. Dieſe Wahrnehmung gab ihr den Muth, endlich ihren wahren Zweck zu enthüllen, und Arcangeli's Loos dringend an Neuklam's Herz zu legen. — Da ſchaute ihr aber der Kranke betrübt in das Angeſicht und ſprach: „O, wie bedaure ich Euch, mein Fräulein, daß Ihr von der Verblendung nicht ablaßt. Wie wenig verdient der Böſewicht die Freundſchaft eines ſo edlen Herzens. Aber ich verändre um ſeinetwillen den Hergang um kein Jota. Der Verräther hat Leib und Gut verwirkt, und die Gerechtigkeit habe ihren Lauf!" — „Starrſinniger Mann!" verſetzte Ulrike hierauf beſchämt und erglühend: „Ihr ſeyd einer Frauenbitte nicht werth, und beſitzt kein menſchlich Gefühl. Euer eigner Wille macht uns zu Feinden. Seht zu, daß ich nicht rede, wo Ihr zu ſchweigen begehrt. Lebt wohl." — Dieſe Rede erfüllte mit Schauer und Schrecken des Verwundeten

Gehirn und Bruſt. — Die wiederholt Beleidigte hatte zuviel geſehen und gehört. Der Ruf der geliebten Marie ſtand auf dem Spiele. Dieſe Gedanken warſen den Herrn von Neuklam wieder auf's Neue in das wüſte irre Fieber zurück, dem er mit genauer Noth eben erſt entronnen war. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich zuſehends. Der heilkünſtleriſche Pfarrherr begriff nicht, woher dieſe plötzliche Veränderung; er fürchtete ſie aber im höchſten Grade, und der darauf folgende Abend ſchien das Leben des Kranken auslöſchen zu wollen. Die Nachricht davon verbreitete ſich im Schloſſe. Der Caſtellan brachte ſie zur Markgräfin, die im Innerſten erbebte. Ohne zu wiſſen, was ſie that, — die Kammerfrau war bei den Kindern, Ulrike grollend und weinend in ihre Stube verſperrt, — eilte ſie aus ihren Zimmern. Der Pfarrer begegnet ihr. „Iſt's wahr?“ rief ſie bleich wie der Tod: „Er ſtirbt? der Retter meines Sohns ſtirbt?“ — Der Pfarrherr, ſtatt zu antworten, drückt die Thüre auf, vor welcher ſie ſtanden. Betroffen ſieht die Fürſtin in das Gemach Neuklams. Auf weißen Tüchern ausgeſtreckt, ſelbſt weiß wie Marmor, ſchien er ſchon entſchlafen. — „Noch einmal ihn ſehen!“ flüſtert Marie, ſcheu wie der Wahnſinn, dem Pfarrherrn zu, und, raſch des Alten Arm erfaſſend, ſchreitet ſie in's Zimmer, — ſteht ſie, auf den Greis geſtützt, vor dem ſtillen Lager. „Neuklam!“ ſeufzt ſie, den Blick auf ihn geheftet, und getrübt von bittern Thränen. — Wie ein Ton, dem Erz entlockt, dringt dieſer Hauch an des Ohnmächtigen Herz, und erſchließt ſeine Augen. Staunend, glühend und ſelig ſtarren ſie auf die hehre Geſtalt an ſeinem Lager. Höher hebt ſich die Bruſt, der Mund öffnet ſich, und die Frage: „Himmliſche! O geliebte Erſcheinung! Du hier?“ geht über Neuklams Lippen. — Marie will entweichen, ſie iſt zu ſchwach, und ſchon hat ſich mit erneuter Stärke der Kranke ein wenig erhoben, ihre Hand gefaßt, dieſelbe an ſeine brennenden Lippen gedrückt, und lispelt: „Mutter der Gnade! Von dieſer Hand werde mir der Heiltrank gereicht, und geneſen will ich vom Tode!“ — Marie entzieht dem Fiebernden die Hand mit Schonung, blickt verwundert auf den Prieſter, und lieſt in deſſen Augen Hoffnung. Bittend und dringend reicht er ihr die Arzenei, die ſilberne Schale, und fleht mit ſtummen Geberden, des Kranken Wunſch zu erfüllen. Noch immer ſtarrt Neuklam, wie in Verzückung befangen, auf die ſchaamroth Zögernde. Endlich ermannt ſie ſich, ihre zitternde Hand läßt den goldgelben Kühltrank in die Schale fließen, reicht ihn dem Kranken, der ihn gierig ſchlürft, einen Blick des wärmſten Dankes auf die Geberin wirft, in die Kiſſen zurückſinkt, und faſt plötzlich und ſanft entſchlummert. — Der Pfarrer führt, günſtige Vorbedeutungen preiſend, die Fürſtin zur Thüre, und wie eine Träumerin gelangt Marie auf ihr Zimmer. Mochte indeſſen ihrer erregten Einbildungskraft Alles vorkommen, wie ein Gebild auſſer den Schranken der Wirklichkeit; das Gefühl, das ſie tief in ihrem Innern empfand, das heilige, ſelige, beglückende und ſchmerzende Gefühl für Neuklam blieb wahr und unvergänglich. —

Neuklam genas von Stund' an, wie durch eine Zauberwirkung, und die Erinnerung an Mariens beſeligende Erſcheinung, — der einzige lichte Punkt, den er aus ſeinen Fieberträumen klar und deutlich aufzufaſſen vermochte, war die Panacee, welche ſeine Geneſung dergeſtalt begünſtigte, daß er das Bette ſchon verlaſſen hatte, als endlich Markgraf Eduard von Brüſſel eintraf. Die finſtere Miene des Herrn, ſein rauhes, abſtoßendes Benehmen erfüllte mit Furcht alle Herzen, die ihn zu ſcheuen hatten. Eine völlige Unzufriedenheit mit Allem, was ihn umgab, lag in ſeinen Zügen, und er ſprach dieſe auch gegen ſeine ihn bang erforſchende Gemahlin aus. — „Meine Pathin, Eliſabeth von England, hat den bitterſten Spott mit mir getrieben," — ſprach er, — „da ſie mich in der Taufe **Fortunatus** nannte. **Infortunatus** wäre ein ſchicklicherer Name für mich geweſen; denn alles wird unter meinen Händen böſe und Unglück. Ich mag unternehmen, was ich will, ſo ſchlägt's zum Unheil aus. Die Wurzel alles Uebels jedoch iſt meine Ehe mit Dir. Sie hat mir den Vetter abwendig gemacht, daß er mein Land ſtahl; ſie hat den Kaiſer mit mir entzweyt, daß er nicht Miene macht, mir mein Erbe wieder zu verſchaffen. Wär' ich doch nie geboren! Was konnte aber aus meines Vaters Ehe Beſſeres entſpringen! Aus dem Blute eines Abentheurers und einer ſittenloſen eiteln Prinzeſſin?" — „Denkt an das vierte Gebot, lieber Herr;" verſetzte

Marie ſanft: „ſcheltet mich, nur nicht Euern Vater im Grabe, und Eure alte Mutter.“ — „Ha, dieſe Mutter iſt mein Unglück!“ rief Eduard trotzig: „das weibliche Geſchlecht im Allgemeinen iſts. Der Bund mit Dir hat mich elend gemacht. Warum hab ich auch dem falſchen Propheten getraut, der mir Glück und Heil vorausſagte? Seit unſrer Trauung zu Baden habe ich Land und Leute verloren, Undank erfahren, ſchwere Geldverluſte erlitten. Verpfändet, verſchuldet iſt Alles, was ich beſitze, und mir bleibt am Ende nichts übrig, als, wie mein Vater, an fremden Höfen herumzulungern und meinen Degen an den Meiſtbietenden zu vertrödeln.“ — „Ich habe Euer Mißgeſchick nicht verurſacht,“ entgegnete Marie ruhig: „es iſt auch keine Lage ſo böſe, die man nicht durch Geduld und Enthaltſamkeit erträglich machen könnte.“ — „Geduld?“ lachte Eduard bitter: „was nützt ſie gegen das Schickſal, das mir feind iſt? Was ſoll mir geizige Sparſamkeit? Ich bin ein Fürſt, ein alter deutſcher Fürſt, und darf nicht wie ein niederländiſcher Tuchhändler oder wie ein ſpaniſcher Hungerleider leben. Du biſt freilich an Knickerei gewöhnt, vom Vaterhauſe her. Aber ich .... verdammt ſei Arcangeli, der verſprochen hatte, meine Schatzkammer mit Gold zu füllen, und mir hintendrein den Sohn ſtehlen wollte. Wie ging die Sache zu, Marie?“ — Die Markgräfin erzählte, und berief ſich auf Neuklam. Der Stallmeiſter wurde berufen, berichtete der Wahrheit gemäß, wurde von Eduard kühl belobt und bedauert, und hierauf ſchnell wieder entlaſſen. „Der Mann miſcht ſich in Dinge, die ihn nicht kümmern," begann Eduard alsdann: „Wofür iſt der Caſtellan da? Der Menſch ſollte hängen, weil er Deinen Befehlen gehorchte, und den Fuchs ausließ. Für die Zukunft werde ich Dir zuverläßigere Leute entgegen ſetzen. Daß ſich Neuklam ja nicht mehr unterſteht, ſo flügge mit dem Degen zu ſeyn. Wie leicht hätte er den Johann niederſtechen können; ein weſtphäliſcher Junker einen Markgrafen von Baden!" — Marie verſuchte, Neuklams Aufopferung ins Licht zu ſtellen, und des beabſichtigten Kindesraubes Frevel grell zu malen. Eduard mußte ihr endlich Recht geben, wälzte aber ſeinen ganzen Zorn auf Arcangeli. „Dem Buben koſtet es den Kopf! bei meiner Fürſtenehre!" rief er: „Der Rothe ſoll alſobald den Scharfrichter beſtellen laſſen. Ich bin Herr zu Caſtellaun, und will ein ſtrenges Beiſpiel geben!" — „Wollet dem Elenden mindeſtens das Leben ſchenken;" bat Marie: „Seyd milde und gerecht, mein werther Herr. Straft ihn, wie er's verdient, aber vergießt nicht ſein Blut. Ich würde mirs zum ew'gen Vorwurf machen, und unſer Wilhelm ſoll nicht in ſeinem zarten Alter die Urſache des Todes eines Menſchen ſeyn!" — Der Markgraf ſann eine Weile nach; dann ſprach er gemäßigter; „Du biſt eine glatte Katze, Marie, und verſtehſt's, mich zu berücken. Zudem wäre es wohl möglich, daß hinter dem Burſchen mehr ſteckt, als man glauben ſollte. Die Kunſt Gold zu machen beſteht doch einmal. Vor meinen Augen hat er ſie geübt. Seither hat er zwar Tag und Nacht gebraut und geſchmolzen, ohne nur Blei zu gewinnen. Aber der Künſtler wie der Teufel ſind faule Geſellen, und es geht nicht, wenn man ihnen nicht die Sporen tüchtig einſetzt. Vielleicht preßt die letzte Drohung Gold und Juwelen aus Arcangeli's Hirn; — Schätze, die er mir ſo oft trügeriſch verheißen. Er lebe denn; aber in ſtrenger ewiger Haft. Wofern er jedoch binnen einem halben Jahre, vom heutigen Tage an gerechnet, ſeine Alchymie nicht bewahrt, und mir nicht das Geheimniß mittheilt, aus jedem beliebigen Metalle Gold zu machen, ſo ſterbe er des ſchimpflichſten Todes, als frevelhafter Betrüger an einem fürſtlichen Haupte. Und alſo ſey's, und kein Wort an meinem Spruch geändert!" — Die Glocke der Schloßkapelle läutete zur Veſper. Die Markgräfin, an tägliche Andachtsübung gewöhnt, und gewiſſermaßen froh, dem peinigenden Geſpräche mit ihrem Gemahl zu entrinnen, ergriff Roſenkranz und Buch, warf den Schleyer über, und ging, von der dienſthabenden Kammerfrau begleitet, nach der Kirche. Eduard blieb einſam in ihrem Gemache zurück, und ſchritt, verdrießlichen Gedanken nachhängend, darin auf- und nieder, als ſich mit einemmale kurz nach dem Hinweggehen der Markgräfin die Flügelthüren öffneten, und Ulrike, ebenfalls zum Kirchgange bereit, hereintrat, . . . beim Anblick des Markgrafen jedoch, den ſie hier nicht vermuthen konnte, verlegen daſtand. Der Fürſt, weniger überraſcht als ſie, maß ſie nach leichtem Kopfnicken mit ernſtem, beinahe ſtrengem Blicke, der ſich jedoch in kurzer Zeit gar ſehr mäßigte, da er die vortheilhafte Veränderung wahrnahm, die mit Ulriken vorgegangen war. Das war nicht mehr das blöde Landfräulein, noch die leutſcheue Kloſternovize. Ulrike hatte durch das bequeme ruhige Leben, und den Umgang mit Marien viel gewonnen. Ihr Körper hatte ſich vortheilhaft ausgebildet; ihre Geſtalt war ſtattlich geworden, ihre Formen füllreich. Ein gewiſſer beſcheidener Stolz hob ihren Kopf, die ſchönen melancholiſchen Augen ſuchten nicht mit Ziererei den Boden, ſondern ſahen offen und gerade vor ſich hin. Der anmuthig gebildete Mund war nicht von blöder Furcht verriegelt, ſondern zur Antwort bereit. Ulrikens leichte Haltung war anſprechend, und der Markgraf fühlte ſich von dem Aeußern des Fräuleins angenehm befriedigt. Mit einem weit ſanftern Tone, als ſein erſter Blick vermuthen ließ, fragte er die in ſtummer Verneigung Verharrende: „Bin ich Euch ſo furchtbar, gute Steinfeld, daß Ihr kein Wort zu meinem Willkommen findet? Dieſes verlegne Schweigen könnte mich beinahe auf den Verdacht bringen, daß Ihr nicht ſo ganz unſchuldig an Arcangeli's Verrath ſeyet, als die Markgräfin mir es betheuert hat. Seyd indeſſen ruhig. Euer ſchuldloſes Auge iſt der beſte Fürſprecher, den Ihr haben mögt.“ — „Ich bitte Ew. Durchlaucht, an meine Treue zu glauben,“ verſetzte Ulrike erröthend, — „und den verblendeten Doktor nicht allzuſtrenge zu beſtrafen.“ — „Das Schickſal des Doktors von Bologna iſt bereits entſchieden;“ antwortete Eduard lächelnd:

„das Wohlbefinden Sr. Excellenz wird nur von ihr ſelbſt abhängen.“ — „Eure Weisheit, durchlauchtiger Herr, wird Alles wohl machen;“ meynte Ulrike, durch Eduards Lächeln beruhigt, und wollte ſich entfernen; der Markgraf hielt ſie jedoch zurück. „Bleibt, meine mitleidige Steinfeld;“ ſprach er zu ihr: „der Pfaffe kann Euch im Veſperdienſt nicht beſſre Tugenden lehren, als Ihr ſchon beſitzt. Bleibt noch ...“ — Ulrike neigte ſich etwas ängſtlich, und ſtammelte: „Meine Pflicht, gnädigſter Herr; ich habe ohnehin die Stunde verſäumt,.... die Frau Markgräfin wird mich vermiſſen .... — „Nicht ſchmerzlicher als ich;“ fiel Eduard ihr in's Wort: „die Markgräfin wird nicht ungütig nehmen, wenn ich Euch befehle, zu bleiben. Ich wünſche mit Euch zu reden.“ — Das beſtürzte Fräulein antwortete mit einer demüthigen Verbeugung. — „Lehrt mir die Tugenden, die Euch zieren: „fuhr Eduard ſcherzhaft fort, ihre Hand ergreifend: „dieſe Milde, dieſe Liebe des Nächſten. Der ſpitzbübiſche Arcangeli, der trockne hölzerne Menſch, aus Eigenliebe und Betrug zuſammengeſetzt, iſt keines Worts aus Eurem Munde würdig, viel weniger einer zarten Fürbitte. Und dennoch..... wahrlich, ſchöne Steinfeld! von Euch bemitleidet, von Euch beweint, ließe ich mich mit Freuden von den belgiſchen Rebellen arkebuſieren!“ —

„Ihr ſcherzt, Herr Markgraf, mit Eurer unterthänigen Magd;“ erwiederte Ulrike in ſchwerer Verlegenheit. Doch Eduard lachte, und ſagte: „Jungferngeplauder. Man kennt das. Ihr Weiber nennt unſre offne Liebe Scherz, ſeht Ihr gleich den Ernſt aus unſern Augern leuchten. Was ſoll ich thun, Ungläubige, Dich von dem zu überzeugen, was in meiner Bruſt vorgeht? — Ohne Umſchweiſe . . .," fuhr er fort, Ulrikens bebende Hand drückend: „der Augenblick iſt ſchnell herbeigekommen, und muß ſchnell erfaßt werden. Die plötzlichſten Eindrücke ſind die allmächtigſten. Seit einigen Minuten kenne ich auf Erden nur eine Schönheit, einen Zauber: Euch mein Fräulein." — „Allmächtiger Gott!" ſeufzte Ulrike erſchrocken: „gnädigſter Herr . . . . . wodurch hab' ich ſolchen Spott verſchuldet?" — „Ernſt, meine Taube;" flüſterte Eduard ihr in's Ohr, den Arm um ſie ſchlingend. Ulrike entzog ſich ihm jedoch mit Flammenblicken, und fragte heftig athmend: „Womit alſo, Ew. Durchlaucht hab' ich die Herabwürdigung verſchuldet, die Ihr mir anthut?" — „Herabwürdigung?" fragte der Markgraf, der es nicht gewohnt war, in ſeinen Liebeshändeln mehr als eine flüchtige Ziererei zu bekämpfen: „könnt Ihr das harte Wort vertheidigen? Ihr ſeyd mein Werk, Fräulein, die Blume, die ich zog und pflegte. Ich hinderte es, daß Ihr in Dürftigkeit verwelktet, unter dem Schleier verkümmertet, und dürfte wohl Anerkennung meiner Wohlthaten von Euch begehren. Ich bin nicht zum Glück geboren, — meine Verhältniſſe feinden mich an; eine vorſchnell geſchloſſene Ehe macht mir Reue; ich ſehne mich nach einem Weſen, das mit mir Liebe gegen Liebe tauſche, dem ich ein freundlich Loos bereiten, das mir den Lebensweg erheitern möge. Ich finde dieſes Weſen ganz und vollkommen, in Euch;

ich bettle um Eure Gunſt; und die Dienerin ſtößt den Fürſten, die dankſchuldige Waiſe den Wohlthäter zurück? Was koſtet Weibern die Liebe? Sie iſt eure Beſtimmung, und dem, der ſich um euch verdient gemacht, ein ſchuldiger Zins.“ — „Ich hielt Euch für meinen zweiten Vater, gnädiger Herr;“ ſtotterte Ulrike, die vor Unmuth blaß geworden war: „denkt doch, ich ſei Eure Tochter.“ — „Denk' an das Kloſter, Närrchen;“ ſcherzte der Markgraf: „der Heiland iſt der Nonnen Vater und Bräutigam zugleich. Laß die Spitzfindigkeiten. Genieße und beglücke, ſo lange Kraft und Jugend blühen.“ — Er wollte ſie neben ſich auf das Ruhebett ziehen, auf welchem er ſaß. Mit kühner Stärke machte ſich jedoch das Fräulein frei, und flog gegen die Thüre. „Ich rufe nach Hülfe,“ drohte ſie, „wenn Ihr nicht von Euerm ſündlichen Verlangen ablaßt, Herr Markgraf. Meine Ehre iſt mir heiliger, als die Ehrfurcht vor einem Herrn, der ſeine Gewalt mißbraucht.“ — „Steinernes Fräulein! ohne Gefühl, ohne Empfindung!“ ſpottete Eduard, unmuthig aufſpringend, und hin- und her gehend: „die Sittenlehre aus Deinem Munde iſt mir unerträglich, wie der Markgrafin Schule, aus der ſie ſtammt.“ — „Eure Gattin iſt ein fleckenloſer Stern, Durchlauchtiger Herr;“ verſetzte Ulrike, deren Worte der Zorn wieder beflügelte: „ſie verdient wahrlich Eure Verunglimpfung nicht. Dafür wiſſen Fremde ſie deſto inniger zu verehren, ihr Blut ſogar nicht zu ſparen, wenn es ein Lächeln von ihrem Munde gilt. Nur wer ſeine eignen Schätze nicht kennt, greift nach verbotnen." — „Schweigt!" befahl Eduard heftig und mit ſo gerunzelter Stirn, daß Ulrike ſchnell aus ihrer Begeiſterung fiel, und verſtummte: „Hütet Euch, nur mit einer Silbe mehr das zu berühren, wovon Ihr ſo eben ſpracht. Begebt Euch hinweg. Von dieſem ſeltſamen Auftritt bleibt mir nur die Schande, mein fürſtlich Werben an ein eitles, überſpanntes und unbeſonnenes Weib verſchleudert zu haben." — Er winkte ihr ſtolz, zu gehen, und Ulrike gehorchte ſchnell. Der Markgraf blieb mit ſonderbaren Empfindungen allein zurück. Sein Scharfſinn hatte wohl errathen, was und wen Ulrike mit ihren letzten Worten meinte. Er dachte über Mariens Betragen nach, und fand darinnen nichts Ungleiches. Ulrike ſelbſt hatte ſie ja heilig geſprochen. — „Und Neuklam?" ſprach er vor ſich hin: „Neuklam ſollte? — Pah, er iſt ein toller Schwärmer, ein trübſinniger Geſell, der wohl dergleichen Albernheiten in ſeinem Buſen nähren könnte. Ich könnte forſchen. horchen, ſchleichen, . . . aber eines Fürſten iſt ſolch Betragen unwürdig. Kann ich übrigens dem Manne verbieten, Marien im Stillen zu lieben, ſich für ihr Kind, oder eine kleine Laune von ihr, den Tod zu holen? Nein, fürwahr, das kann ich nicht. Aber ihn mittelbar dafür ſtrafen, ihm die gefährliche Luſt vertreiben, . . . das kann, das will ich." Von dieſem Augenblicke an zeigte der Markgraf ſeiner Gattin, Ulriken und dem Stallmeiſter ſtets ein freundliches Antlitz, und niemand ahnte, daß er Rache und Strafe im Schilde führte.

Hier iſt nun der Ort, von dem Gefolge zu reden das wenige Tage nach dem Markgrafen, von demſelben beſchieden, auf Caſtellaun eintraf, und das einen ſonderbaren Anblick gewährte, wie auch ſeine Bedeutung räthſelhaft war. — Sechzehn Menſchen, nicht zum Hofdienſt, wie es ſchien, geſchaffen, ſondern Söhne des rauhen Kriegshandwerks, rückten in die Burg, bewaffnet, bewehrt, in abentheuerlichem Aufzuge. Die ſpaniſche, franzöſiſche, niederländiſche und deutſche Zunge war unter ihnen heimiſch, trotzig ihr Angeſicht, ihr Weſen und Benehmen das der Freybeuter jener Zeit. Drei Männer, die ſich auch im Aeußern um Vieles von den Andern auszeichneten, waren die Anführer des berittnen Trupps. Der Eine, Cornelius von der Hart, ein Edelmann vom Rheine, um ſeines ungewöhnlichen Haarwuchſes willen Langhaar von ſeinen Freunden und Untergebenen genannt, hatte in Frankreich unter den Liguiſten gefochten, und ſeither das Söldnerhandwerk getrieben. Der Zweite, Reland, ein Holländer von anſehnlicher Familie, hatte ſchon frühe das väterliche Haus verlaſſen, um die Welt zu durchſtreifen, zu Lande, wie zur See. Jede Parthei war ihm gleichgültig geweſen. Unter Requeſens hatte er gegen ſeine Landsleute gefochten, unter dem Engländer Howard beigetragen, Philipps Armada zu zerſtreuen. Seine ſtark gekrausten Haare verriethen einen krauſen Sinn, und in all ſeinem Thun und Laſſen, war im Gegenſatz zu dem feurigen von der Hart, ein beſonnenes Phlegma unverkennbar, das ihm ſo gewaltiger traf, wo es hinzielte, je länger es zu zaudern ſchien. Der Dritte endlich war ein Däne, Hans von Puttkammer, der gegen die Schweden vor dem Stettiner Frieden die erſten Waffen getragen hatte, und eine ziemlich vortheilhafte Geſtalt beſaß. Seine blauen Augen, das blonde Haar und der Knebelbart von gleicher Farbe verliehen ſeinem Geſicht etwas Sanfteres, als ſeine Gefährten aufzuweiſen hatten, und nicht minder unterſchied er ſich von ihnen durch ein geſchliffneres Betragen, und eine weiche, gern zu vernehmende Sprache. — Alle übrigen Begleiter der genannten drei Edelleute waren aus der niedern Klaſſe entſprungen, Reiter, die ſchon zum Theil in ſieben Herrenfarben gekleidet geweſen, und ſich beſtändig dem Freigebigſten leibeigen machten; Geſindel, furchtbar im Kriege, und verdächtig im Frieden, getrennt durch Heimath, Rede und Vorurtheil, vereint jedoch durch Habſucht und Beuteluſt. — Mariens Bruſt wurde ängſtlich zuſammengepreßt, da ſie dieſe unheilvollen Geſichter ankommen ſah; die übrigen Hofleute ſtaunten, aber Eduard beeilte ſich, die Anführer ſeiner Gemahlin vorzuſtellen. — „Dieſe Herren,“ ſprach er nicht ohne Verlegenheit, „ſind eher meine Freunde zu nennen, als meine Dienſtmannen. Ich will daher, daß man ſie auch als meine Freunde behandle. Ich erhebe den Herrn von der Hart zum Marſchall meines Hauſes, den edlen Hans von Puttkammer zum Hofmeiſter dieſes Schloſſes und den wackern Reland zu meinem Waffenhauptmann auf Caſtellaun. Die Zeiten ſind ſchwer, meine liebe Ehewirthin. Die kaum verſchollne Begebenheit mit dem Maltheſer gebietet mir Vorſicht. Mein Vetter zu Baden-Durlach bietet der Feindſeligkeiten immer mehr gegen mich auf; ich muß mich alſo zur Wehre ſtellen, wenn es vonnöthen. Dieſen biedern Edelleuten, die den Degen zu führen verſtehen, vertraue ich die Obhut meiner Familie, weil meine Verhältniſſe mich nach Polen rufen; — in einigen Tagen ſchon. Ich hege die gute Zuverſicht, daß Ihr, Frau Markgräfin, in den beſten Händen ſeyn werdet.“ — Marie verbeugte ſich ſtumm, und reichte den ſogenannten Freunden ihres Gemahls die Hand zum Kuß. Puttkammer verſprach darauf in einer wohlgeſetzten Rede, und im Namen ſeiner Gefährten, die treuſte Dienſtpflicht, und eher zu ſterben, als zu dulden, daß der Markgräfin, ihren Kindern, und irgend einem aus dem Hofgeſinde, von des Markgrafen Feinden etwas Leides widerfahre. — Mit der freundlichſten Herablaſſung entließ ſie Eduard alsdann, und befahl den Stallmeiſter Neuklam her zu beſcheiden. Marie erglühte bei dieſem Namen, und auch über Ulrikens Angeſicht flog eine unfreundliche Flamme. Der Markgraf täuſchte ſich nicht über die Bewegung der beiden Frauen, und um ſo feſter ſtand ſein Plan, unter der Hülle des unbefangenſten Wohlwollens. — Ruhig und feſt ſtellte ſich Neuklam vor den Herrn, keiner Schuld bewußt, — bereit, deſſen Befehl zu vernehmen. Marie wollte mit ihrer Dame ſich entfernen. Der Markgraf hielt ſie zurück. „Bleibt, Frau Markgräfin, „ſprach er heiter: „bei dem Geſchäft, das ich mit Neuklam jetzt abzumachen habe, iſt Eure Gegenwart ſchicklich, nothwendig ſogar. Denn ich bedarf der Zeugen, daß ich der Dankbarkeit ſelbſt in ungünſtigen Conjunkturen meinen Zoll nicht verſage. — „Herr von Neuklam;" fuhr er fort, und erwartungsvoll horchten Marie und Ulrike: „Ihr habt mein Leben gerettet, die Freiheit meines Sohns erhalten, und meinem Hauſe eine Schmach erſpart. Ich wünſchte, Euch vergelten zu können. Meine Lage verbietet mir, Euch zu belohnen, nach der Fürſten gewöhnlicher Weiſe. Der Zufall jedoch erlaubt mir gerade, ſelbſt in meiner jetzigen Beſchränkung, Euch einen Preis anzubieten, der in ſeiner Würdigkeit ſelten iſt, und von einem fühlenden edlen Manne höher geſchätzt wird, als Gold und Juwel. — Ihr habt eine theure Gattin verloren. Die Friſt der Trauer iſt indeſſen vorüber, und es wäre Schade, wenn Euer Name mit Euch zur Grube ginge, ohne von Erben Eurer Tugenden fortgepflanzt zu werden. Ich habe Euch einen Erſatz für Eure geſchiedne Candiotin ausgeſucht, ein Muſterbild weiblicher Schönheit und Güte, — Fräulein Ulrike von Steinfeld. Nehmt ſie als Gattin von meiner Hand, und bleibt ferner meinem Hauſe ſo ergeben, wie bisher." —

Neuklam, Ulrike, die unglückliche Marie ſtanden um Eduard her, gleich Bildſäulen. Der Fürſt ſchien ihre Beſtürzung nicht zu bemerken, ſondern faßte gleichgültig Ulrikens eiskalte Hand, um ſie dem vernichteten Neuklam zuzuführen. — Dieſe Berührung erregte wieder Leben und Athem in der Steinfeld Bruſt. — „Nimmermehr!“ rief ſie heftig: „Nimmermehr, Ew. Durchlaucht. Dieſem grauſamen Spiel widerſtrebe ich. Ich kann nicht thun, was Ihr verlangt.“ — „Nicht?“ fragte Eduard kalt dagegen: „Ihr werdet dennoch, wenn's beliebt. Durch mich wurdet Ihr, was Ihr ſeyd. Von Eurer Dankbarkeit verlange ich dies Opfer, wenn es Anders eines zu nennen iſt, einem jungen hübſchen Manne die Hand zu geben, welche ſonſt Niemand begehrt.“ — „O, mein Gott!“ rief Ulrike laut weinend: „dieſe Härte ertrag' ich nicht!“ — „So geht, und lernt in der Einſamkeit gehorchen:“ zürnte Eduard: „heute Abend verkündige ich die Verlobung. Morgen ſei die Trauung. Unerläßlich, unwiderruflich iſt mein Befehl. Alberne Zierhaftigkeit haſſe ich, und erdrücke ſie mit Gewalt. Geht hinweg!“ — Schluchzend und wie betäubt verließ Ulrike das Zimmer. „Frau Markgräfin!“ fuhr Eduard ſtrenge fort: „ich verlaſſe mich darauf, daß Euer Zuſpruch die Widerſpenſtige bewege. Ich müßte Euch gewiſſe Abſichten zuſchreiben, wenn das nicht geſchähe.“ — „Die Steinfeld hat eine Abneigung gegen Herrn von Neuklam,“ — erwiederte Marie zagend ohne das Auge zu dem Gemahl zu erheben: „wollet bedenken, gnädiger Herr... —“ „Was ich beſchloſſen, habe ich bereits bedacht;“ unterbrach ſie der Markgraf kurz: „das Sträuben der Jungfrauen iſt immer verdächtig. Ich will dieſe Ehe. Die Liebe kömmt nach. Das gibt die beſten Haushaltungen. Liebe allein bürgt nicht für der

Ehe Glück. Das wißt Ihr, werthe Frau." — Dieſer rauhe Ausfall verſchloß Marien den Mund. — „Zudem," ſprach Eduard, „iſt nicht von beiden Seiten Widerſtand. Bis jetzt hat Neuklam noch kein Wort geſprochen, überraſcht von ſeinem Glücke. Beruhigt Euch, Herr, Ulrike wird Euer, auf mein Wort!" — Die liebloſe, wie Hohn klingende Rede des Fürſten ſchreckte den, in Beſtürzung verſunknen Neuklam blitzſchnell auf, und er rief leidenſchaftlich glühend: „Durchlauchtigſter Herr! hört mich; erlaubt, daß ich zu Euern Füßen, ..." — Eduard entzog ſich, in ſeiner Verlegenheit ſchwelgend, jeder Erläuterung. „Keinen Dank!" fiel er ein, zurücktretend: „zum Mindeſten mir keinen Dank, Herr. Frau Marien mögt Ihr danken an meiner Statt. Es zu thun, gönne ich Euch eine Minute. Ich bin nicht gerne Zeuge eines rührenden Auftritts. Alsdann aber erwarte ich nur ein deutliches prunkloſes „Ja" aus Euerm Munde." —

Eduard ging, des durchſchauten Neuklams Pein auf's höchſte treibend, in ſein Kabinet, in deſſen Thüre Glasſcheiben befindlich waren, die eine freie Ausſicht auf den Saal offen ließen. — In der entſetzlichſten Unruhe ſtanden Marie und Neuklam einander gegenüber. Der beſonnenere Mann nahm indeſſen zuerſt mit halb unterdrückter Stimme das Wort: „Es iſt wohl unnöthig zu betheuern," ſprach er, „daß nie, weder Gewalt noch Drohen, mir die Erfüllung eines tyranniſchen Befehls abnöthigen werde. Ich weiß zu widerſtehen, und nöthigenfalls zu ſterben. Euch aber, gnädigſte Frau, Euch gehört mein Leben und deſſen Handlungen. Beſtimmt Ihr, was ich thun, wohin ich gehen, was ich unternehmen ſoll.“ — „Erfüllt meines Gatten Wunſch;“ antwortete mit erlöſchender Stimme die Markgräfin: „wagt Euch nicht mehr auf's ungewiſſe Meer des Lebens, bleibt — unſer treuſter Diener und Freund, — ehlicht Ulriken, und Ihr werdet glücklich ſeyn.“ — Neuklam war weiß geworden, wie ein Tuch, und verſetzte tief gekränkt: „O was hör' ich? Ihr ſelbſt, gnädige Frau . . . .? Ich glücklich mit Ulriken, die ich nicht liebe, die mich haßt, die mir die Willkür aufdringt? — Ach, durchlauchtige Frau; aus Euerm Munde erwartete ich nicht dieſen harten Spruch. Die Himmelsgeſtalt, die an meinem Lager erſchien, und mich durch ihre Berührung heilte, — ſie weiſſagte mir Anderes! Auf geheimes Mitgefühl glaubte ich zählen zu können, ... und jetzt, ...“ — „Ungeſtümer, ungerechter Mann!“ ſprach Marie ängſtlich und ſchnell: „war denn nicht jener Beſuch ein Beweis tiefern Gefühls, als ich für Euch hegen ſollte? Wollt Ihr dafür ſo grauſam ſeyn, durch Eure Weigerung mich noch unglücklicher zu machen. Ulrike hat Euch durchſchaut; ich fürchte, Eure Leidenſchaft hat ſich meinem Gemahl verrathen; was ſteht mir noch bevor, wenn Ihr nicht Muth und Mitleid genug habt, dem Willen Eures Fürſten, meinem Wohl ein Opfer zu bringen!“ — Das nur leicht verſchleierte Geſtändniß Mariens hatte dem Herrn von Neuklam eine freudige Heiterkeit verliehen. Die Aufforderung zu einem Opfer für ihr Wohl begeiſterte ihn mit edler Ritterlichkeit. „Genug; gnädige Frau,“ ſprach er gefaßt: „Ihr ſeyd die Herrin, ich der Knecht. Was es auch ſey; Alles für Euch!“

Voll freudiger Ueberraſchung erhoben ſich Mariens Augen gegen ihn. Von der andern Seite klirrten ſchon die Sporen des Markgrafen über die Platten des Saals. Forſchend betrachtete er Beide. Die Engelsruhe auf ſeiner Gattin Stirne, die Faſſung auf Neuklams Angeſicht ſtellte ihn zufrieden. Lächelnd fragte er: „Nun Meiſter Hug, wie iſt's?“ — und: „Ich bin bereit“ — ſprach freudig ohne Zagen Mariens ergebner Freund.

Bei Ulriken war dagegen weder des Markgrafen Befehl, noch ſeiner Gattin Ueberredung von ſo ſchneller Wirkung. Ihre beleidigte Eitelkeit, der künſtliche Widerwillen gegen Neuklam, ihr Eigenſinn, an ihrer Meinung und Arcangeli feſt zu halten, Alles wirkte zuſammen, um ihr das Empörende der markgräflichen Verfügung lebhafter zu malen. Marie verſtand es jedoch, nach und nach den Sturm zu beſchwören, und ihre ſchroffe Widerſetzlichkeit in jene ſanfte Trauer umzuſtimmen, die endlich nur Hingebung dem fordernden Willen entgegenzuſetzen hat. Marie bot alle Beredtſamkeit auf, nicht minder ihre ganze Standhaftigkeit. Sie fühlte, daß ſie Neuklam liebe; ſie ſchauderte vor dieſem Gefühl. Schmerzlich war es ihr, den theuer gewordnen Freund indem Beſitz einer Andern zu ſehen, aber nur in dieſer ſchmerzlichen Empfindung glaubte ſie die Heilung ihrer eigenen Seele zu finden. So lange Neuklam noch frei war, konnte ſie ihm nicht frei in's Auge ſehen, und zwiſchen ſie und ihren Gemahl trat immer das Bild des in Stille Liebenden und Leidenden. War er hingegen das Eigenthum einer andern, liebenswürdigen Frau, ſo hoffte Marie ſo viel von ihrem ſtrengen Pflichtgefühl, daß ihr der verehlichte Neuklam nicht anders mehr erſcheinen würde, als wie ein nicht allzunaher Freund. Ueberzeugt ferner, daß Ulrike hinter ihrem Haß gegen den Stallmeiſter nur eine ehemalige Leidenſchaft für ihn berge, — daß ſie doch endlich, mit ihm verbunden, glücklich ſein werde, ſparte Marie kein Mittel, die troſtloſe Verzweifelnde für ſich und ihres Gatten Willen zu gewinnen. Ulrike verlangte nach dem Kloſter zurück; Marie ſtellte ihr vor, wie unglücklich ſie ſelbſt dann, der freundlichen Geſellſchafterin beraubt, — ſeyn würde. — Ulrike wünſchte ſich an die Seite ihres in Frankreich begrabnen Geliebten. Die Markgräfin verwies ihr das Sündhafte dieſes Wunſches. — Ulrike nannte ſich das unglücklichſte Weib auf der weiten Erde. Marie ſtellte ihr das eigne Beiſpiel entgegen. Ulrike redete von Arcangeli, von deſſen Freundſchaft, von den Hoffnungen, die ſie ſelbſt wohl dann und wann im Stillen genährt. — Marie bewies ihr die Betrügerei und die zweideutige Herkunft des Italiäners, ſeine Heuchelei, ſeine, oft geäußerte Abneigung vor der Ehe, und ſeine Klugheit, Einfluß habende junge, dem Wunderbaren zugeneigte Frauen zu ſeinen Anhängerinnen zu machen, um durch ſie zu herrſchen. — Ulrike hörte aufmerkſam zu, betheuerte jedoch, ſie könne den hinterliſtigen Italiäner zwar nicht mehr lieben, vermöge ihn aber auch nicht zu haſſen, und ſprach endlich nach langem Zweifel und Schwanken, von Mariens anhaltender Ueberredung bedrängt: „Es ſey denn, Frau Markgräfin. Euch zu Liebe will ich mit offnen Augen in's Verderben gehen, weil doch Euer Gemahl auf ſeine Wohlthaten als Krone das Unglück ſetzt, und mich auffordert, dankbar zu ſeyn. Seine Beweggründe ſind mir klar, aber ich will ſchweigen, und dem verhaßten Neuklam meine Hand reichen, unter einer Bedingung jedoch: Arcangeli, der jetzt wie unter dem Henkerſchwerte athmet, ſei frei, und kehre unangetaſtet in ſein Vaterland zurück. Gewährt der Markgraf dieſe Bitte nicht, ſo thue ich nimmer, was er verlangt. Ich ſchwöre es bei der Mutter Gottes und den heiligen drei Königen zu Cölln, daß ich mir eher den Tod anthue, als jene ſchimpfliche Trauung erlebe. Ob ich mich in den Schloßgraben ſtürze, oder mich mit dem Halsbande erdroſſle, gleichviel. Wehren kann man mir's nicht. Thun aber werd' ich's, ſo wahr mir bisher Gott gnädig war.“ — Die Markgräfin erſchrack über die Verwünſchungen und Drohungen aus dem Munde des abentheuerlich überſpannten Mädchens. Voll Entſetzen und Begierde, die unglückliche Sache zu Ende zu bringen, begab ſie ſich zum Markgrafen, der, gerade bei guter Laune, ſich müßig im Seſſel wiegte, ein ſo eben an ihn gelangtes Schreiben nachläſſig in der Hand haltend. —

Die Markgräfin brachte mit vieler Angſt vor einer abſchlägigen Antwort, ihren Bericht bei dem Gemahle an, und wunderte ſich nicht wenig, denſelben ſo ziemlich für Ulrikens Begehren geſtimmt zu finden. — „Es wäre wohl am Ende der Steinfeld lieber, ich ließe ſie mit dem Spitzbuben von Bologneſer zuſammengeben, und mit demſelben in's Elend laufen?“ ſprach er: „Verblendetes Weibsvolk! Es iſt kaum recht, ſolchen Zumuthungen nachzugeben, aber, im vorliegenden Falle, da mir an der ſchnellen Vollziebung der Hochzeit liegt, will ich eine Ausnahme machen. Nach der Trauung Neuklams mit Ulriken ſoll der lüderliche Betrüger frei ſeyn, obſchon er Staupbeſen und Galgen ſo gut verdient hat, wie der beſte Arbeiter ſeinen Lohn. Ich mag aber weder mein Wappen mit ſeinem Blute beſudeln, noch ſeinen Wanſt länger füttern. Der feige Wicht ſchrieb mir heute dieſe Zeilen, in welchen er, um das nackte Leben bettelnd, — eingeſteht, daß ſeine Goldmacherkunſt nur ein eitles Vorgeben geweſen, und daß in einem halben Jahre eben ſo wenig als wie jetzt und in Hunderten, Gold und Juwelen aus ſeinem Laboratorio zu erwarten ſeyen. — Fort alſo mit dem Betrüger. Er ſuche ſich ſeinen Strick anderswo. Ich wollte ihm zur Warnung die Ohren abſchneiden laſſen, aber auf der Steinfeld Bitte hin mag der Gaukler ſie behalten, ſich jedoch nie wieder auf meinem Gebiete, in meiner Nähe betreten laſſen. Die Brautleute, wie der Pfarrer, ſollen ſich indeſſen zur Hochzeit vorbereiten. Morgen, während des Hochamts, ſei die Copulation. Du magſt die Braut ſchmücken und führen, gute Marie. Ich will

Zeuge der Verhandlung ſeyn, und den Ehevertrag mit meinem Pettſchaft unterſiegeln. Vermelde der Steinfeld meine Gewogenheit und Huld, und laſſe die Abendtafel rüſten. Es ſoll geräuſchvoll bei der Verlobung hergehen, und der Wein nicht geſpart werden. Empfehle dem Kellermeiſter Freigebigkeit, meine Liebe. Ich danke Dir für Deine Mitwirkung, Marie.“ —

— Mehr noch als die Markgräfin ſtaunte Ulrike über des Fürſten Willfährigkeit; ſie hatte nicht darauf gehofft; jetzt aber war's an ihr, Wort zu halten. — Die Rache des Markgrafen war vollkommen, da er bemerkte, wie ſehr ſeine Wahl den Neigungen Ulrikens zuwider war, und er freute ſich auf die Vollendung ſeines Plans. Bei dem großen Abendſchmauſe und Zechgelage rief er Hug von Neuklam als Bräutigam aus, und die Gläſer der neuen abentheuerlichen Gäſte klirrten auf das Wohl des Bräutigams zuſammen. Ihr „Vivat“ drang in die Gemächer Mariens, die vergebens den Schlummer erwartete, weil der Gedanke an die betrübte Hochzeit, die ſie thätig mitgeſtiftet, ihr Herz in bange Zweifelsqualen verſenkte. Ihr Troſt war noch immer der Glaube an die Liebe und Zärtlichkeit, die ſich dennoch bald bei dem zuſammengezwungenen Paare einfinden würde. Dieſer Troſt war jedoch ſo fern wie jeder Andre von Ulriken, die gleichfalls ſchlaflos die Nacht verſeufzte, und ſich am nächſten Morgen ſchmücken ließ, wie ein dem Opfer geweihtes Lamm. Die Glocke der Schloßkirche ſchlug an: das Grabgeläute ihres Friedens. Der Bräutigam trat in ihr Gemach, ritterlichen Anſtands und im Feierkleide, um die Braut zur Kirche zu geleiten. Bei ſeinem Kommen entfernte ſich die Fürſtin, und die Kammerfrauen zogen ſich auf einen Augenblick zurück. Ulrike, bleich wie Schnee, hatte den Herrn von Neuklam noch keines Blickes gewürdigt, ſondern ſtarr vor ſich in den Spiegel geblickt, und auf den bunten großen Blumenſtrauß, der — ein Geſchenk der Engelpforter Nonnen, — ihren Buſen zierte. Neuklam fand es gut, der peinlichen Scene ein raſches Ende zu machen. „Reicht mir immerhin Eure Hand, mein Fräulein;“ ſprach er ohne Bitterkeit und gelaſſen: „Zwang, und noch mehr als dieſer, unſer Zartgefühl für eine von uns Beiden verehrte Frau verbindet uns heute am Altare. Es ſteht aber nur bei uns, die Trauung als eine bloße Ceremonie gelten zu laſſen, und freudig füge ich mich in Euern Willen.“ — Mit heitererm Geſichte, denn zuvor, wandte Ulrike den Kopf nach ihm, und antwortete langſam, aber freundlich: „Daß iſt ehrlich, Herr, und ſo ſey's auch zwiſchen uns.“ — Nun reichte ſie ohne Widerſtreben mehr dem armen Hug die Hand; die herbeieilenden Frauen öffneten die Thüren, und unter'm Geleit aller Hofleute wurde der Weg nach der Kirche zurückgelegt, wo der Markgraf und die Markgräfin ſchon des Brautpaars harrten. Eduard ſtaunte insgeheim über die Zufriedenheit Ulrikens und die Ruhe Neuklams. Er glaubte zu errathen, daß männlicher Wankelmuth und weibliche Schwäche hier einen Bund geſchloſſen, und um ſo inniger freute er ſich des Ausgangs, den er der Hochzeit geben wollte. Marie, obſchon ſchmerzlich bewegt von des Prieſters Bindungsworten, die er über die Einzuſegnenden ausſprach, war glücklich in dem Frieden der Vermählten, und die Vorwürfe, die ſie ſich gemacht, ſchwiegen. Herzlich küßte ſie Ulriken nach vollendeter Meſſe auf die Stirn, ſteckte ihr eine blitzende Nadel in's Haar, und wünſchte, prophezeite ihr Glück. Der Markgraf unterließ es auch nicht, und jagte durch ſeinen triumphirenden Blick den Flammenpurpur beleidigter Schaam auf Ulrikens Stirne. „Erfüllt hab' ich, was Ihr, mein Wohlthäter, von der Dankbaren begehrtet;" ſprach ſie laut vor allen Umſtehenden zu Eduard: „ich darf fragen, ob auch geſchehen ſei, was mir Euer Fürſtenwort verhieß?" — „der Glockenzug, der den Augenblick verkündete, in welchem der Pfaffe Eure und Neuklams Hand mit der Stola umwickelte, rief auch Arcangeli's Freiheit aus;" entgegnete der Markgraf eben ſo laut und unbefangen: „Der Menſch wird ſich bei'm Nachtiſch einfinden, und Eurer Huld danken, wie ſich's gebührt." — „Ich wünſchte nicht . . ." ſagte Ulrike in einer ängſtlichen Verlegenheit. — „Doch ich, Frau von Neuklam, ich wünſche es ſehr," unterbrach ſie der Markgraf ſpitzig, und drehte ihr den Rücken zu. — „Frau von Neuklam!" wiederholte bitter und leiſe zwiſchen den Zähnen murmelnd Ulrike, und folgte ſchier bewußtlos ihrem Eheherrn. Das neuvermählte Paar ſchritt dicht hinter dem Markgräflichen, umgeben von den wenigen Edelleuten und den Beamten des Schloſſes, zu dem Tafelzimmer hinan.

Dieſes Gemach war zu einem Feſte eingerichtet, ſo glänzend es in Caſtellaun gerade ſeyn konnte; die Tafel mit Ueberfluß und Geſchmack beſtellt; die erſten Plätze, mit paſſenden Deviſen verziert, gehörten dem Brautpaare. Das Fürſtenpaar begnügte ſich heute mit den zweiten. Eine rauſchende Muſik begleitete jede Tracht der Speiſen, und zahlreiche fremde Gäſte fanden ſich während des Eſſens ein; Edelleute und Amtleute aus der Gegend, geladen von dem freigebigen Markgrafen. Scherz und Zechluſt wurden allgemein. Unter dem Gewühle und Getöſe fragte Eduard ſeine Nachbarin Ulrike ſpöttiſch: „ſeyd Ihr jetzt glücklich, ſpröde Frau von Neuklam?“ — „Sehr glücklich;“ erwiederte die Verletzte mit einer Heiterkeit, die den Markgrafen völlig täuſchte, und ſogar in etwas mißſtimmte. Mariens Blicke, nicht ihre Worte, dankten dem Herrn von Neuklam ſeine Standhaftigkeit und Ergebung. — Der Nachtiſch wurde endlich aufgeſetzt, und Ulrikens Auge ſuchte unruhig die Thüre. Sie ging auf, und Arcangeli trat wirklich herein, aber in einem Zuſtande, der, vom Markgrafen alſo befohlen, Ulrikens Eigenliebe wie ihre Theilnahme ſehr demüthigen mußte. Dürftige Kleidung bedeckte den Italiäner, grobe Schuhe trug er an den Füßen, verwildert hingen die Haare über ſeine Stirn, der Bart war ſeit Wochen nicht geſchoren worden, und aus dem bleichen eingefallnen Geſichte blickte die ausgeſtandne Todesangſt und das lähmende Gefühl der Schande. So war von der ganzen Geſtalt das Anſehen von Würdigkeit abgeſtreift, welches vordem ſo viel Achtung einflößte. Die Haltung vornehmer Leute, der beſondre Schimmer, den die Zuverſicht des Italiäners ſtets um ihn verbreitet hatte, — Alles war dahin, und der gemeine, ertappte Betrüger zu Hauſe in der elenden Hülle, als ob Elend und Schaamloſigkeit ſeine Wiege geſchaukelt hätten. Frech blickte er über die Verſammlung hin nach dem Stuhle des Markgrafen, und nach Ulriken, die, mit niedergeſchlagenen Augen auf den Teller ſehend, nicht bemerkte, wie giftig er ſie anſtarrte. — „Seht hier meine lieben Herren, Nachbarn und Freunde, den Mann, der ſich rühmte, Salomonis, Alberti Magni, und Paracelsi Weisheit im Schnappſack zu haben, wie jener Kurfürſt von Mainz die römiſchen Kaiſer;" rief der Markgraf: „da ſteht er nun, der Schmerzensmann, und von allem Ruhm iſt ihm nur der geblieben, meine Leichtgläubigkeit am Gängelbande geführt zu haben. In den Sternen gab er vor zu leſen; und muß gewärtig ſeyn, ob mir's beliebt, ſelbſt ſein Schickſal zu beſtimmen, ihn aufhängen, oder laufen zu laſſen. Gold verſprach er Zentnerweis zu machen, und Diamanten Scheffelweis in meine Schatzkammer zu ſchütten, und hier ſteht er, der reiche Mann, kaum vermögend ſeine Blöße zu decken. Mit feigem Bekenntniß ſeiner Schande hat er um ſein Leben gebettelt, und die Fürbitte der ſchönen Frau von Neuklam hat ihm's allein erhalten, ihm die Freiheit obendrein in Kauf gegeben. Darum geh' Er hin, Gaukelſpieler, und bedanke Er ſich bei der Fürbitterin!" — Arcangeli ging keck auf Ulriken los, die vergebens ihm winkte, es zu unterlaſſen, und ſich zu entfernen. — „Ich danke Euch, holde Schülerin;“ ſprach er grinſend zu der Geängſtigten: „Eure Freundſchaft half mir vom Strick, dafür hat Euch der Himmel mit dem Brautkranz geſchmückt. Ich wünſche Euch Heil und Glück.“ — „Nur den Wunſch?“ fragte Eduard lachend: „warum nicht die ſichre Prophezeihung, die Ihm, dem Wundermann, nicht ſchwer fallen kann. Heraus damit. Zum Schluſſe Seines Lebens an meinem Hofe noch eine Weiſſagung. Die Sterne ſcheinen leider am heitern Mittagshimmel nicht, aber gewiß verſteht Er die Chiromantie aus dem Grunde. Leiht ihm für einen Augenblick Eure Rechte, ſchöne Frau; die Hand einer Braut kann nur Gutes berichten.“ — Arcangeli's Augen blitzten in aufwallendem Groll, und er biß ſich wild in die Lippen. Ulrike ſträubte ſich gegen des Markgrafen Begehren, allein der Fürſt, der bis zur Neige den Becher des Behagens leeren wollte, zwang ſie durch rauhen Befehl ſich zu fügen. Mit abgewandtem Geſichte reichte ſie dem Arcangeli die Hand, die er ſtier betrachtete: „Kurzer Brautſtand,“ begann er, „langes Wittwenleben iſt Euers Daſeyns Gewinn. Schmerzhafte Erinnerung wird Euch quälen, und des Troſtes wenig ſeyn. Viele Kinder im Haus, wenig Geld in der Truhe!“ — Unwillig zog Ulrike die Hand zurück, und der Markgraf ſprach: „Genug, Du heulender Schuhuh! Du biſt nicht artig gegen Deine Beſchützerin. Nimm dies Geld zum Lohne, Zigeuner, und verſuche an dem Bräutigam Deine Kunſt.“ — Neuklam jedoch, dem ſchon der an Ulriken verübte Zwang beinahe unerträglich geworden war, ſchob den Italiäner von ſich, und ſagte: „Wozu die Poſſe? weiß ich nicht bereits aus meiner Frauen Hand, daß ich frühzeitig ſterben werde? Hinweg alſo!" — „Warum nehmt Ihr das Blendwerk für eitel Ernſt?" ſprach die Markgräfin, die ſich bemühte, durch eignen Frohſinn die Heiterkeit des Paars wieder herbeizuführen: „es ſchien faſt, als ob Ihr Euch vor dem Manne ſcheutet, und ich bin doch ein ſchwaches Weib, und fürchte mich nicht vor ſeinem Prophetenblick." — Sie wollte den Handſchuh von den Fingern ziehen, ein ſtrenger verſagender Blick des Gemahls jedoch wies ſie in die Schranken der Fürſtlichkeit. Dafür hatten ſich die Herren von der Hart, Reland und Puttkammer um den verhöhnten Arcangeli verſammelt, und hielten ihm die Hände hin, lachend begehrend, ihr Schickſal zu wiſſen. Der Markgraf nickte beifällig, und befahl dem Italiäner, ihnen zu Willen zu ſeyn. — „Ihr ſcheint Freunde zu ſeyn, ihr Herren, und ein Geſchick ſeit Langem getheilt zu haben, wie ein Gewerbe;" verſetzte ſchlau mit leiſem Grimme der gezwungene Chiromant: „laßt mich daher in euern Händen leſen wie von den Blättern eines Buchs, die man durcheinander wirft, nach Belieben." — Er betrachtete hierauf aufmerkſam nach der Reihe die dargebotnen Hände, und ſprach mit höhniſchem Lächeln: „Eure Lineamente ſind auffallend gleich und ähnlich. Nur propbezeihen ſie alleſammt nichts Gutes uno Wünſchenswerthes." — „Ei was?" lachten die Edelleute:

„heraus damit, du Weisheitkrämer!“ — „Ein kurzes Leben voll Freud und Herrlichkeit habt Ihr zu hoffen;“ ſing nun Arcangeli zu deuten an. — „Herrlich,“ rieſen die Erfreuten: „die Herrlichkeit wiegt die Kürze auf. Weiter!“ — „Im Hintergrund jedoch,“ fuhr der Chiromant fort: „ſteht ein gewaltſam Ende.“ „Ein ehrlicher Soldatentod;“ erwiederten die Herren lachend: „in Gottesnamen!“ — „Ehrlich?“ fragte Arcangeli ſchneidend dagegen: „glaubt das nicht, ihr Herren.“ — „Wie?“ rief Langhaar aufbrauſend, und Rolands Fauſt packte den Weiſſagenden: „Was ſagſt Du, Schurke? Unehrlich ſollten wir, wir adeliche und rechtſchaffene Ritter, ſterben? Was hält uns ab . . . .?“ — Puttkammer wehrte ab, die Gefährten wollten jedoch dem Italiäner die Beleidigung handgreiflich entgelten laſſen. Der Markgraf gab indeſſen ſeine Zuſtimmung nicht. Kurz und ernſt befahl er den aufgebrachten Kriegsleuten, den Arcangeli loszulaſſen, und rief: „Wie mögt ihr euch über dieſen kurzſichtigen Maulwurf ereifern und erzürnen? Hier iſt meine eigne Hand. Was gilts, er lieſt mir ſicher ein ſchauerliches Requiem daraus zuſammen. Fang' an, gelehrter Doktor!“ — Arcangeli ſah in des Füſten Hand, zitternd faſt vor Wuth, blinzelte mit den Augen argwöhniſch zu ihm auf, und fragte: „Bleibts bei Ewr. Durchlaucht Fürſtenwort, daß ich frei und ungefährdet ziehen kann?“ — „Dabei bleibts:“ verſetzte Eduard verdrüßlich: „faſſe Dich kurz und bündig, Landſtreicher.“ — „Meine Kunſt und Chiromantie lügen heute nicht;“ ſprach Arcangeli mit ſieghaftem Hohne: „Euer Glücksſtern, Herr, hat aber immer gelogen, und Euers Lebens kurze Linie, der Parze Faden reißt bald ab. Hütet Euch vor der Mitternacht, und ſehet zu, ſteht Ihr hoch, daß Ihr nicht fallet. Schnell greift der Tod und holt Euch, wann Ihr's gerade am wenigſten vermuthet.“ — Eduards Züge wurden finſter, und er ſtieß Arcangeli von ſich: „Schweig', pöbelhafter Burſche!“ rief er: „Du haſt Dein Gift gelaſſen, und hier nichts mehr zu thun. Schon zu lange hat Deine Gegenwart meine Tafel entwürdigt. Fort mit Dir, und hüte Dich, jemals auf meinem Gebiete Dich betreten zu laſſen!“ — „Dem iſt bald ausgewichen,“ ſpottete, die Mütze ſchwenkend, der Italiäner: „habt indeſſen Dank für dieſe Stunde, gnädiger Herr. Die Chiromantie lügt nicht, glaubt mirs, und meine Seele hat durch ſie die beſte Wegzehrung erhalten. Lebt wohl, ihr geputzten Wittwen! Dem Markgrafen zürne ich nicht, daß er mich haßt, doch Euern Undank mit Todesbotſchaft zu vergelten — Dir, die ich dem Schlamm der Unwiſſenheit entzog, Euch, der ich den Fürſtenmantel umgeworfen, — das war mir ein Feſt. Lebt wohl!“ —

Der Markgraf fuhr, wie Neuklam, von Zorn entbrannt in die Höhe; der Unverſchämte drängte ſich aber ſchnell durch Geſinde und Trabanten, und war im Schloſſe nicht mehr zu finden. — „Laßt den Niederträchtigen!“ befahl Eduard endlich mit nicht ganz unerheuchelter Ruhe: „der Elende hat noch ſein Müthchen an uns gekühlt; zum Glück jedoch war ſtets, von dem, was er vorausgeſagt, das Gegentheil zu hoffen, nicht minder alſo von den Prophezeihungen dieſes Tags. Muſik! ſpielt auf, ihr Fiedler! Wein herbei! Seyd fröhlich, ihr Herren!" — Bei den Männern ſtellte ſich die Fröhlichkeit bald wieder ein; die Damen ſaßen jedoch wie Leichenbilder an der Tafel, von Arcangelis Worten tief erſchüttert." Marie ſah in Eduards Tode den Untergang ihres Weltglücks, des Schimmers ihrer Würde, des Vaters ihrer Kinder. Ulrike dachte nicht gleichgültig an die Möglichkeit von Neuklams Ableben, und Beide unterſuchten im Stillen, ob Arcangeli's Vorwurf, daß ſie undankbar gegen ihn geweſen, wohl gegründet ſei. Ihr Gewiſſen jedoch, wie der Lauf der Begebenheiten ſprach ſie frei. Arcangelis Sündenlaſt hatte ſeine Schaale zu tief herabgezogen, und Marie wie Ulrike waren ſich bewußt, genug für ihn gethan zu haben. — Neuklam ſtarrte indeſſen in tiefem Nachdenken vor ſich hin, und bemerkte nicht, daß ſchon der Tag vom Firmament verſchwunden war, und bereits brennende Kerzen auf der Tafel ſtanden. Aber des Markgrafen Stimme drang plötzlich durch das Geſumme der Gäſte in ſein Ohr. „Herren und Freunde!" rief der Fürſt: „die Nacht endet unſern Schmaus, und dieſer Becher, den ich halte, ſei der letzte! zugleich mein Abſchieds = und Valettrunk an Euch, freundliche Gäſte. Ich danke euch für die Bereitwilligkeit, mit der ihr gekommen, und empfehle mich eurer ferneren Liebe, wie die Meinigen euerm Schutz und

Beiſtand. In dieſer Stunde reiſe ich nach Polen ab. Herr von Neuklam, ſagt Eurer jungen Frau Lebewohl, ... denn Ihr müßt mich begleiten.“ — „Ihr reist, lieber Herr?“ fragte Marie beſtürzt: „und mit Euch Neuklam?“ — Alle Gäſte ſahen betroffen und verwundert auf das plötzlich wieder getrennte junge Paar, und ihr Staunen vermehrte ſich, da Neuklam mit einem ehrerbietigen: „Sogleich bin ich bereit!“ von der Tafel aufſprang und hinwegeilte, um ſich in das Reiſekleid zu werfen. Die überraſchte Ulrike fuhr, die überlegte Unzartheit des Markgrafen vermuthend, einigemal mit dem Schnupftuche über das Geſicht, zeigte aber hierauf die vollkommenſte Ruhe und Gleichgültigkeit, — allen Fremden ein Räthſel, ſo wie ihr Bräutigam. Es geſtaltete ſich Alles zum völligen Aufbruch. Eduard nahm triumphirend lächelnd einen kühlen Abſchied von Weib und Kindern; Neuklam küßte ſeufzend der Gebieterin zum Lebewohl die Hand. „Bringt den Gemahl mir unverſehrt zurück, mein armer Freund;“ flüſterte ihm Marie zu. — „Ihr wollts?“ antwortete er: „für ihn mein Leben!“ Darauf umarmte er ſeine Gemahlin feierlich. Was empfand er aber, als Ulrike, nachdem ſie flüchtig umgeblickt und vom Markgrafen wie von den Uebrigen ſich unbemerkt geſehen hatte, ſeine Umarmung nicht blos zum Scheine duldete, wie ein Marmorbild, ſondern ihm die Wange darreichte, und mit halber Stimme die Worte ſagte: „Leb' wohl, mein Gemahl. Gott erhalte Dich!“ — „Du wünſcheſt es?“ fragte Neuklam ſtaunend, gerührt, und wollte der Sonderbaren in das Auge ſehen. Ulrike ertrug dieſen Blick nur einen Moment; raſch drehte ſie ſich um; er ſollte die Thräne nicht ſehen, die, wie unwillkürlich, ſich in ihr Auge preßte. Er ſah ſie auch nicht; er ſah aber, wie Marie, des plötzlichen Abſchiedes vom Gatten nicht gewärtig, ſchwach und erſchöpft in der Geſellſchafterin Arme ſank, und folgte dann ſtürmiſch dem forteilenden Herrn. Pferde, Wagen, Dienerſchaft und Fackeln hatte des rothen Lakaien Thätigkeit beſorgt und geordnet. In weniger als einer Viertelſtunde waren Markgraf, Stallmeiſter und Gefolge ſchon auf dem Wege nach dem fernen Polen. —

Wie dieſer Zug eine andere Richtung, nemlich nach Schweden, erhielt, wo König Sigmund, Johann's des zweiten Sohn und Eduards Geſchwiſterkind, mit ſeinem Oheim Carl von Südermannland um das Königreich kämpfte, — wie Eduard von Baden ſich der Parthei ſeines Vetters anſchloß, in Hoffnung auf bedeutenden zeitlichen Gewinn — wie er in der Schlacht bei Stangebroo mitfocht, die für Sigmund verloren ging, — wie er hierauf einer der Friedensvermittler wurde, die wirklich einen Vertrag zu Stande brachten, — wie er endlich dem reichsflüchtigen Sigmund nach Polen folgte, und daſelbſt, von deſſen Mißtrauen und Argwohn gequält, traurige Tage verlebte, bis ihm endlich eine geheime Sendung nach Schweden zu Theil wurde, — wie er auf dieſer Fahrt von den Dänen gefangen genommen, und einige Zeit in Haft gehalten wurde, bis ihm das

Schickſal vergönnte, zu den Seinen zurückzukehren, — gebührt ſich hier blos mit wenig Worten anzuzeigen, ſo wie daß Neuklam ihn nie verließ, ihm öfters die erſprießlichſten Dienſte erwies, und ſeine eignen geringen Erſparniſſe mit dem durch Krieg und königlichen Undank verarmten Fürſten theilte. Was während der Abweſenheit des Herrn indeſſen am Hofe zu Caſtellaun vorfiel, knüpfen wir, wie folgt, an das Vorige an. Die traurigſten, auffallendſten und widerſprechendſten Gerüchte waren nach einander zu Marien's Ohren gelangt, und hatten ihr Herz erſchüttert. Bald ſollte Markgraf Eduard im Streite erſchlagen worden, bald lebendig in des Südermannland's Hände gefallen ſeyn. Glückliche Nachrichten kamen nicht, und folglich hatten die Frauen zu Caſtellaun keine glückliche Zeit. Ihr Tagewerk war einförmig, ihre Geſellſchaft beſchränkt. Der arme Chriſtian Guſtav, der während Eduards Anweſenheit ſeine Zimmer nicht verlaſſen hatte, fand ſich nun öfters bei ſeiner Schwägerin ein, und verſuchte, ihr entweder mit ſeinem Lautenſpiel, oder mit Erzählung wehmüthiger Kindermährchen die Zeit zu vertreiben. Aber ſeine Muſik war ſo melancholiſch als ſeine Mährchen, und die Unterhaltung eine der trübſten, die es geben kann. Auffallend war es, daß auch Ulrike immer ſtiller, in ſich gekehrter wurde, und es kam Marien oft vor, als ob die Morgenröthe einer ſchönen Sehnſucht nach dem fernen Gatten in ihrer Seele aufſteige, ſo eifrig ſie es auch zu verbergen ſuchte. Nur dann und wann, wenn in traulichen Stunden die Markgräfin ihr Geſchick beklagte, das ſich gegen ſie verſchworen hatte, den Gemahl immer von ihrer Seite zu reißen, und ſie einer kläglichen liebeleeren Einſamkeit Preis zu geben, — erwiederte Ulrike mit bitterm Lächeln: „Theile ich nicht Euer Loos, gnädige Frau, und wünſchtet Ihr es nicht, daß ich es theile? Der Lügner Arcangeli hat die Wahrheit geſagt: ich bin eine Wittwe geworden allzufrüh, und Ihr nicht minder, Frau Markgräfin.“ —

Es war auch in Stadt und Schloß zur Gewohnheit geworden, beide Frauen als Wittwen zu betrachten, gleich der Gattin des Meeredurchſchiffenden Odyſſeus. Man hegte keine Hoffnung, den Markgrafen und ſeine Begleiter wiederkehren zu ſehen. Die Fama hatte ja ſogar den König Sigmund in der Schlacht von Stangebroo ſterben laſſen, ſammt der Blüthe ſeines Adels und ſeiner ausländiſchen Freunde. Es konnte nicht fehlen, daß Mancher daran dachte, bei der trauernden hinterlaſſnen Gattin ſein Glück zu machen. Der Miteigenthümer von Caſtellaun, Carl von Birkenfeld kam öfters, die ſchöne Markgräfin ſeiner Theilnahme zu verſichern, ihr ſeinen Schutz und Schirm anzubieten. Aus den Ardennen ritt noch öfter ein heirathsluſtiger Graf herüber, ſprach als Gaſt zu Caſtellaun ein, malte Marien die Herrlichkeit ſeiner Jagdſchlöſſer, ſeiner fürſtlichen Beſitzungen in Burgund, ſeines Hotels zu Paris aus, und hielt dagegen den düſtern Schleier der Wittib. — Beide Gäſte wurden bald Marien läſtig, die hinter der zuvorkommenden Freundlichkeit Abſichten ſehen mußte, welche die Herren auch gar nicht zu verbergen Miene machten. Ihre nahe Niederkunft gab ihr den gültigſten Anlaß, keinen Beſuch mehr zu empfangen, und der deutſche Liebhaber, wie der franzöſiſche Freier blieben natürlich aus. Ulrike kam nicht ſo wohlfeilen Kaufs davon. Sie, eine Frau in der Sommerhöhe des Lebens, ſchön gebildet, anziehend für den Lüſtling wie für den ernſten Bewerber, war von einem Stande, der ſchon nähere Anſprüche erlaubte, und ihr ſeltſames Schickſal, ihre ſonderbare Vermählung machten ſie noch intereſſanter. Hans von Puttkammer, der Schloßhofmeiſter, nachdem er ſich vergebens Mühe gegeben, die Aufmerkſamkeit der Markgräfin auf ſich zu ziehen, hatte die Augen auf Ulriken gerichtet, welcher ſein ſüßliches, Hinterliſt und Falſchheit verrathendes Benehmen entſchieden zuwider war. Eher noch duldete ſie des Hausmarſchalls von der Hart Bemühungen, ſich ihr gefällig zu machen. Sein heftiger Charakter, die Lebendigkeit in ſeiner Unterredung, ſeine vielfachen Abenteuer in den franzöſiſchen Religionskriegen, die er feurig und gewandt zu erzählen wußte, machten ihn zu einem unterhaltenden Geſellſchafter. In die Region der Leidenſchaft durfte er ſich bei Ulriken nicht verſteigen. Ihre kurzen verſagenden Antworten ſchlugen immer ſeine Hoffnung dergeſtalt darnieder, daß er beſiegt das Feld räumte. — Réland, der Gefährte der Genannten, war Ulriken, obgleich ſeine Neigung zu ihr unverkennbar war, der Liebſte von Allen. Der Holländer liebte ſtill und ſtumm; ſeine Blicke allein ſuchten hin und wieder zu ſprechen; aber daß ſein Mund es gewiß nicht eher wagen würde, als bis die Geliebte ihn ſelbſt ermuthigte, wußte Ulrike genau, und verſprach ſichs heilig, dieſen Anlaß nicht zu geben. — Was übrigens die Herren abhielt, die Frau von Neuklam auf läſtigere Weiſe mit ihren Schmeicheleien und Zudringlichkeiten zu beſtürmen, — was nicht minder Ulrikens Gleichgültigkeit gegen ſie in Widerwillen verwandelte, war das Gewerbe, dem ſich die Herren nicht gar zu lange nach des Markgrafen Abreiſe hingaben. Gedungen und bezahlt, das Haus des Markgrafen vor ſeinen Feinden, beſonders vor dem Vetter von Durlach zu ſchützen, begannen ſie, der Nachbarſchaft grimmigſte Feinde zu werden. Das ſtille Schloß von Caſtellaun wurde plötzlich ein geräuſchvoller Waffenplatz, ein Aufenthalt von Wegelagerern und Stegreifreitern. Das Fauſtrecht ſchien wiedergekehrt zu ſeyn, denn bald war die Umgegend nicht mehr ſicher: Kaufleute wurden geplündert, Viehtransporte weggenommen, das Wild in fremden Waldungen gehetzt und gepürſcht. Es kam der Frühling, und die Weiden der Nachbarn wurden geleert; es kam der Sommer, und ihre Erndte wurde vom Felde geſchleppt; es kam der Herbſt, und es galt die reichen Weinberge an der Moſel; es kam der Winter, und Scheuer und Heuſchober und Keller und Stall mußten ihre Vorräthe den Herren von Caſtellaun herausgeben. Die Markgräfin, kaum geneſen, entſetzte ſich über die Klagen, die von allen Seiten einliefen, — ſtellte die Edelleute zur Rede. Dieſe betheuerten jedoch, der Markgraf habe es ſo befohlen, und trieben ihr Weſen nach wie vor. Langhaar war der Wildeſte unter den Räubern. Wo er erſchien, mußte Bauer, Bürger und Kaufmann das Letzte hergeben, was er hatte, und die Zügelloſeſten von den Abentheurern waren unter ſeinem Befehl. Puttkammer zog ſelten mit, vertheilte aber klug die heimgebrachten Vorräthe, und hielt die Kaſſe unter ſich. Reland hatte es hauptſächlich auf das Eigenthum geiſtlicher Stifter gemünzt, und das Erzſtift Trier war der ergiebigſte Schauplatz ſeiner Thaten. Er ſchonte den Landmann, nahm aber, als Proteſtant, den Mönchen und Chorherren Alles vor dem Munde weg. Ein paniſcher Schrecken hatte indeſſen ringsum alle Herrſchaften, Amtleute und Vögte befallen, ſo daß ſie nur drohten und drohten und niemals mit Waffen und Wehr Ernſt gegen die Handvoll räuberiſchen Geſindels machten. Dieſe Schwäche mehrte nur die Kühnheit dieſes letztern. Alles hielten die Herren für erlaubt; die Helden- und Reiterſtücklein aus dem niederländiſchen, däniſchen und franzöſiſchen Kriege wurden wieder hervorgeſucht und praktizirt; die Ermahnungen Mariens verlachten ſie, und machten Churmainz, Trier und Lothringen, die Gränznachbarn, zittern. Der Pfalzgraf von Birkenfeld blieb unthätig bei der Sache, zufrieden, auf dieſe Art einige übelwollende Nachbarn gepeinigt zu ſehen, und ließ ſich nur ſelten abmahnend vernehmen, in einem Tone jedoch, der es kund gab, wie wenig ihm an dem ganzen Unfug — blieb er verſchont, — gelegen ſei. Wie der wilde Jäger mit ſeinem Troſſe durchritten die Freibeuter von Caſtellaun das Land, bergauf, bergab, und holten aus fruchtbaren Gegenden den Segen des Bodens, und Geld nach dem unwirthlichen Hunsrück. —

So ſtanden die Sachen, als mit einemmale unvermuthet und unangeſagt Markgraf Eduard aus däniſcher Gefangenſchaft wieder zu Caſtellaun eintraf. Neuklam und der rothe Lakai waren in ſeinem Gefolge. Die Ankunft des Herrn machte diesmal Freude. Marie eilte ihm jubelnd entgegen, legte ihm das jüngſte Kind in die Arme, und der leichtſinnige gleichgültige Mann, von harten Schickſalen etwas mürbe gemacht, weinte Thränen der Freude auf ſeinen Knaben, auf den Buſen ſeiner Gemahlin. Mit heftig pochendem Herzen ſtand Ulrike hinter ihr. Ein unnennbares Gefühl drohte ſie an des eintretenden Neuklam's Bruſt zu ziehen, da gewahrte ſie, wie ſein erſter Blick auf Marien fiel, wie er erbebte bei dem Anblick der rührenden Gruppe, — wie ſcharfe Röthe auf ſein Geſicht, eine bittre Thräne in ſein Auge ſtieg, — und auch um ihren Mund zuckte bittrer Unmuth, und in ihr Auge ſtieg eine heiße Thräne; — kalt wurde ihr Herz, kalt und flüchtig reichte ſie dem Gatten die Hand, und von einander wendeten ſich Beide. Gatten hießen ſie, doch Mariens treuer, ſtiller Knecht blieb Neuklam, Ulrike ein verſchloſſnes, mit ihrem Schickſale grollendes unglückliches Weib. — „So bin ich denn nun wieder daheim!“ rief Eduard entzückt, — zum Erſtenmale in ſeinem Leben in hausvaterlicher Stimmung; „beinahe hättet Ihr mich nicht wiedergeſehen. Arcangeli's Spruch drohte in Erfüllung zu gehen. Nun aber trennt mich nicht mehr Eitelkeit, nicht Ruhmſucht mehr von Euch. Hier zu Caſtellaun will ich leben und ſterben; dich lieben, meine Marie, meine Kinder erziehen, und den Freund getreulich ehren, der in ſo viel Noth mein Gefährte, mein Retter geweſen iſt.“ — Er reichte dem düſter ſtehenden Neuklam die Hand, und zog ihn näher. „Ich habe Dich kennen gelernt, treue Seele,“ — fuhr er fort: „und bereue ſchwer die Härte, mit welcher ich Dich gekränkt habe. Aber — ſieh, — noch iſt nichts verloren. Ulriken hat die Zeit an Schönheit nichts geraubt; ſogar ihre Reize nur vermehrt. Seyd jetzt ungeſtört glücklich, meine Lieben, und verzeiht, was einſt der tolle Muth an Euch gethan.“ — Ulrike entfloh entrüſtet dem Zimmer. — „Ihr ſeht, durchlauchtigſter Herr,“ ſprach Neuklam trübe, aber gelaſſen: „daß dieſe Ehe zwar von Euch befohlen, aber nicht im Himmel geſchloſſen wurde. Des Prieſters Stola iſt nicht allmächtig, aber bindend auf die Lebenszeit. Laßt uns daher in Gottesnamen das Kreuz bis zum Ende tragen, Herr, und fürchtet keinen Vorwurf.“ —

Marie ſeufzte gramvoll auf, und ſah Neuklam mitleidig an, und ruhig zugleich. Eduard hatte ja endlich ſeine Liebe zu ihr, die Hoffnung einer heitern Zukunft ausgeſprochen. Sie war glücklich, und dieſes Glück ſtürzte jede Erinnerung an den fremden

Götzen in ihrer Bruſt zu Boden. Freundlich reichte ſie dem Stallmeiſter die Hand, und ſagte: „Verzweifelt nicht, Herr von Neuklam: Es kann ſich alles zum Beſten wenden. Empfangt meinen Dank, daß Ihr meinen Herrn geſund und rüſtig wieder zu mir geleitet, und rechnet auf mein Beſtreben, auch Euer Geſchick freundlich zu machen. Gott gewährt ja die Bitte der Frommen.“ — Neuklam neigte ſich mit einem Blicke, welcher klar zu behaupten ſchien, daß Gott ihm das Beſte und Erſehnteſte nicht gewährt habe. — Marſchall, Hofmeiſter und Hauptmann traten indeſſen herein, dem angekommenen Fürſten ihre ſoldatiſche Ehrfurcht zu bezeigen.

Eduards gute Laune war dahin, da er ihrer anſichtig wurde, und noch mehr reizte ihn die unwürdige Vertraulichkeit, mit welcher die Herren ihn begrüßten. — „Schön willkommen, ihr Männer;“ rief er ihnen zu, und ſein Geſicht glich einem Gewitterhimmel: „Noch bin ich von Fleiſch und Bein, der Südermannland hat mich nicht erſchlagen, der Däne mich nicht erſäuft. Ihr habt mir zu voreilig das Libera geſungen, und die Herrſchaft meiner Güter übernommen. Was muß ich von euch hören? Ihr habt dies Schloß in eine Diebshöhle verwandelt, meine edle Hausfrau zur Fürſtin einer Räuberhorde geſtempelt, und meinem Namen einen unauslöſchlichen Mackel angehängt, indem ihr behauptet, all’ eure Straßenräubereien geſchähen auf meinen Befehl. Was ſagt Ihr dazu?“ — Der geſchmeidige Puttkammer wollte von Verläumdung und verdächtigen Anklagen reden; der derbere Reland fiel ihm jedoch in die Rede und ſagte: „Ewr. Durchlaucht erlaube: wir ſind gedungen gegen Eure Feinde zu ſeyn, und zum Schutz der Euern. Was können wir aber dafür, daß faſt alle Stände des römiſchen Reichs Euch gehäſſig ſind, und aufgehetzt von den Durlachern? Die nächſten Nachbarn mißgönnen uns die Luft; darum war es Pflicht, Euer Wappen hoch zu halten, und drein zu ſchlagen, ehe wir ſelbſt geſchlagen wurden.“ —

„Schöne Philoſophie!“ zürnte Eduard: „durch eure Freibeuterei habt ihr mir eine Legion von Feinden auf den Hals gehetzt. Beim Kammergericht, beim Kaiſer und beim Reichstag haben mich die Reichsſtände die ihr geplündert, verklagt, einen deutſchen Fürſten, einen Markgrafen von Baden der Räuberei beſchuldigt. Ihr, welchen vier Ahnen aufzuweiſen eine Unmöglichkeit iſt, begreift nicht die Würde eines alten Stammbaums, aber ich muß auf ſeinen Adel halten.“ — „Unſern Adelsbrief ſchrieb das Schwerdt;“ erwiederte Langhaar giftig und raſch: „wir ſind keine Räuber und Landſtreicher; wir ſind ehrliche Soldaten, treue Diener, und in der Noth weit anhänglicher und treuer als die Speichellecker der Fürſten. Auch hier, — ſagt ſelbſt, Gefährten — auch hier iſt nur unſre Treue unſer Verbrechen. Euer Kriegszug nach Schweden, gnädigſter Herr, kümmerte uns nicht; wohl aber der Sold und die Verpflegung, die Ihr uns zugeſagt, und für welche wir unſere Haut und Haare eingeſetzt. Wir mußten leben, Herr Markgraf, und Geld iſt nicht in Euerm Schatze, in Keller, Speicher und Küche wenig Vorrath. Pferd und Reiter wollen leben, und wir, wie es Edelleuten gebührt. Da mußten wir bei Fremden zugreifen, und danken ſollt Ihr uns, daß wir ſo lange ausgehalten. Unſre Heimath iſt überall, zum Abzug der Rapp geſchirrt, der Sporn geputzt, der Stiefel geſchmiert. Aber um der Frau Markgräfin willen, und ihrer lieben Kinderlein, die Ihr uns anvertraut, ſind wir des gegebnen Wortes eingedenk geblieben, haben uns den Lebensunterhalt erſtritten mit Lebensgefahr, das Schloß verſorgt, und wahrlich nicht erwartet, daß man uns für all dies Wagniß und dieſe Beharrlichkeit Räuber ſchelten würde.“

Auf die kühne Rede folgte eine lange Stille. Der Markgraf ſtand am Ofen, die Hände auf den Rücken gelegt, die Augen auf den Fußteppich geheftet. Aber nicht Ueberzeugung oder eine Art von Beſchämung war es, die ſeinen Blick zu Boden zwang. Der heftigſte Zorn kochte in ſeiner Bruſt, und bezwang ſich nur gewaltſam. Neuklam kannte ſeinen Herrn, war ſelbſt von der Frechheit des von der Hart empört, und glaubte, für den Markgrafen das Wort nehmen zu müſſen. „Es will ſich nicht ziemen,“ ſprach er — ‚ihr Herren, daß Ihr euerm Dienſtherrn ſo harte Worte ſaget in ſeinem eigenen Gemache, und vor ſeiner allergnädigſten Gemahlin. Verſpart die Erörterung auf gelegnere Zeit und beſſern Ort, und thut dem Herrn die Liebe, zu gehen.“ —

„Es will ſich nicht geziemen,“ entgegnete Langbaar hochmüthig, „daß der Diener ſolche Sprache gegen ſeinen Obern führe. Der Herr Markgraf rede, wenn es ihm beliebt.“ — „Schweigt!“ donnerte Eduard wild auffahrend: „Ich bin euer Herr, und ihr alle ſeyd vor meinen Augen nur die Diener. Keinen Zwiſt! aber auch weiter keine Gewaltthat, keinen Eingriff in fremdes Eigenthum! das rathe ich euch. Denjenigen, von dem ich ähnliches fortan erfahre, — Anführer oder Knecht — mit eigner Hand ſtoße ich ihn nieder. Richtet euch darnach, und geht.“ Betroffen — denn des Markgrafen Jähzorn war bekannt, und er führte eine gute Klinge, — entwichen die drei Spießgeſellen aus dem Gemache. Der Markgraf ging kopfſchüttelnd einigemal auf und nieder, während ſeine Gattin, von dem Auftritt ergriffen, ſtille am Tiſche ſaß, und Neuklam, unfern ſtehend, ſowohl den Herrn als die Herrin mit Aufmerkſamkeit beobachtete. Der Markgraf ſchlug ihn endlich auf die Schulter, und ſagte: „Du haſt recht gehabt, Neuklam, daß Du mir das Wort von den Lippen nahmſt. Miſchteſt Du Dich nicht ein, ich hätte Blut vergoſſen; die Fauſt zuckte ſchon nach dem Degen, denn ſolche Schmach ward mir noch nicht geſagt. Indeſſen gilt's hier behutſam ſeyn. Eine ſolche Geißel ſchüttelt man ſo leicht nicht ab, als man ſie geknüpft. Fort müſſen aber die Burſche, das ſehe ich ein. Wie? — durch welche Vermittlung jedoch? Ich muß ihnen die Zähne weiſen können. — Ob ich mich an den Statthalter zu Brüſſel wende? Er iſt nicht mehr der Alte, wie ich höre. Oder an Churpfalz? — Du ſollſt mir rathen, Neuklam, und wir werden Zeit haben, uns darüber zu beſprechen. Die Weihnachtswoche iſt vor der Thüre, und ich habe ein Gelübde gethan, da ich in däniſchen Händen war: falls Gott mich bald frei machte, die heilige Chriſtwoche mit Frau und Kindern im Kloſter Engelspforte zuzubringen, und mich daſelbſt andächtigen Bußübungen zu überlaſſen, aus Dankbarkeit, für meine Befreiung. — Ich bin nicht lau in Kirchengelöbniſſen, und will, daß Alles zu dieſer Reiſe bereitet werde. Du, Neuklam, begleiteſt uns; dort, in Stunden der Muße, ſoll das ſchon Berührte ins Reine kommen, und unwiderruflich ausgeführt werden."

Die Zeit verſtrich ſchnell, und der Tag der Abreiſe kam heran. Eduard, Marie, ihre Kinder, der blinde Markgraf Guſtav, mit dem ſich Eduard mittlerweile ausgeſöhnt hatte, Neuklam, der Rothe, Kammerweiber und Hofdiener, nebſt dem Hofmeiſter Puttkammer fuhren nach dem Nonnenkloſter ab, das vier Stunden von Caſtellaun entfernt liegt. Von der Hart war in einem Geſchäfte nach Trarbach verreist, Reland hütete das Schloß, und Ulrike, welche das kleine Unglück gehabt hatte, den Fuß etwas zu verrenken, blieb ebenfalls zu Caſtellaun zurück. Weniger aber hatte ihre Unpäßlichkeit, als die Sehnſucht nach einer wehmuthsvollen Einſamkeit die Arme daheim gehalten. Sie fand ein ſchmerzliches Behagen darin, ſich ungeſtört und unverholen ihrem Kummer überlaſſen zu dürfen, und ſättigte ſich mit Thränen, zu einer Jahrszeit, in welcher man allgemein bemüht iſt, durch Hausfeſtlichkeiten und fröhliche Kirchenfeyer die Unbilden des Winters zu vergeſſen. Der Vorabend des heiligen Chriſttags wurde auch zu Caſtellaun luſtig gehalten. Langhaar war ſchon von Trarbach wieder heim, Puttkammer hatte vom Markgrafen Urlaub genommen, um dieſe Nacht weltlich und mit den Freunden zu begehen. Die angeſehenern Leute des Städtchens waren, um die Zechgenoſſenſchaft und die Tafelrunde größer zu machen, eingeladen worden, und der alte Caſtellan hatte alle Hände voll zu thun, den Anforderungen der fröhlichen und weinluſtigen Gäſte zu genügen. Die köſtlichſten Faſtenſpeiſen belaſteten den Tiſch, der Wein aus den fetten Kloſter-Bergen an der Moſel floß ungeſpart. Das Getümmel und Getöſe des Schmauſes drang durch's ganze Schloß, bis zu dem fernen und einſamen Gemach der Frau von Neuklam. Sie verwünſchte das tolle Gebrauſe, und ſehnte ſich nach der Zurückkunft ihrer Kammermagd, die, Nöthiges zu beſorgen, hinweggegangen war. Die neugierige Dirne ſtand aber im untern Stocke, in den Saal ſchielend, wo es beim hellen Kerzenſchimmer bunt zuging; ſie horchte auf die fröhlichen Weiſen des Harfenſpielers und der Pfeifer; ſie ſchäkerte mit dem wohlgefällig gelittenen Kellerbuben des Schloſſes, und auf dieſe Weiſe konnte es geſchehen, daß ein Mönch in brauner Kutte, von dem trunkenen Thorwächter demüthig eingelaſſen, unbemerkt die Treppen hinanſteigen konnte, wie ein wohlbekannter Hausgenoſſe, und in Ulrikens ſchweigſames Zimmerlein, von der Nachtlampe nur erhellt, eintrat, leiſe aber zuverſichtlich, wie einer, der da hineingehört. Ulrike fuhr zuſammen bei dem überraſchenden Anblick; noch mehr entſetzte ſie ſich, als der Mönch die Kapuze herunterſchlug, und ein: „felicissima notte!“ ſprach. „Arcangeli!“ ſchrie Ulrike auf: „Unſeliger! wie kommt Ihr hieher! was ſoll dies Gewand? was Euer Beſuch bei mir um dieſe Stunde?“ — „Die Nacht iſt meine Freundin;“ erwiederte Arcangeli ſchnell und dringend: „Auf Eure Freundſchaft mache ich nicht weniger Anſpruch, — denn ich habe vergeben und vergeſſen, was vorgefallen.“ — „Ihr?“ fragte Ulrike, über dieſe Frechheit erſtaunt. — „Keine Winkelzüge;“ fuhr Arcangeli heftig wie das böſe Gewiſſen fort: „keine Ziererei, kein Wortverdrehen, die Zeit drängt, mein Schickſal auch, und das Eure. Die geiſtlichen Gerichte von Trier ſitzen mir auf den Ferſen. In dieſem Hauſe nur kann ich frei Athem ſchöpfen, bis mir meine Flucht nach dem Ardenner Wald gelingt.“ — „Unglücklicher!“ ſprach Ulrike erſchrocken: „in dieſem Hauſe? Ihr ſeid des Todes, wenn der Markgraf Euch erblickt.“ — „Ei was,“ verſetzte Arcangeli: „ich bin nicht von geſtern. Ich habe den Eduard mit den Seinen zu Engelpforten geſehen. Man kannte mich nicht; ich erfuhr, daß Ihr zurückgeblieben. Das Saufgelage unten begünſtigte meinen Verſuch, Euch zu ſehen. Gönnt mir in Euern oder Mariens Gemächern ein Verſteck.“ — „Wie?“ fragte Ulrike: „ich, ein Weib, ſoll Euch in meinem Gemache bergen? Euch, den Fremden, den Verbrecher?“ — „Weib, bring mich nicht auf!“ zürnte Arcangeli: „Haſt Du mich nicht geliebt? Ich hatte

Deine Neigung errathen, aber, den Weibern nicht unterthan, wollte ich ſie nicht mißbrauchen. Ich bin kein Verbrecher. Zu Trier nennen ſie mich einen Ketzer, weil .... doch das gehört nicht hieher. Ich fordere von Dir einen Zufluchtsort; du mußt dankbar ſeyn, und nur von Dir hängt's ab, auch noch glücklich zu werden, ehe Dein Reiz verblüht. Folge mir: ich gehe nach Frankreich, wo man nicht zur Meſſe gezwungen wird. Du verwahrſt den Schmuck der Markgräfin: ich weiß es. Nimm ihn mit Dir. Sei meine Freundin, meine Gefährtin bis an's Lebensende, glücklicher als hier; von mir geliebt, einſt meine Erbin!" — „Abſcheulicher!" rief Ulrike zurückfahrend: „hinweg von mir! ich eine Diebin? ich deine Freundin? Weißt Du nicht, daß Marie meine Wohlthäterin, daß Neuklam mein Gatte, daß mein Wandel unſträflich iſt?" — „Heuchlerin!" ſchalt Arcangeli: „Neuklam? — Marie? — Gaukelſpiel einer Phariſäerin! Gib den Schmuck heraus, oder ..." — Ulrike ſtieß den wüthend auf ſie Zugehenden heftig zurück, und ſchrie nach Hülfe. Die rückkehrende Magd öffnete beſtürzt die Thüre, und rannte hülfeſchreiend zurück. Ulrike riß ein Fenſter auf, und rief in den Hof hinab. Ihre Stimme verhallte, denn die ſtädtiſchen Gäſte, von dem übermüthigen Langhaar beleidigt, verließen ſo eben ſammt und ſonders, benebelt, lärmend und fluchend, die Burg. Das ſchlechte Gewiſſen Arcangeli's bewog ihn dennoch zur Flucht. Mit der geballten Fauſt Ulriken drohend, verließ er das Zimmer, um den Rückweg zu ſuchen, fiel aber am Fuß der Treppe in Relands Hände, der das Hülferufen der Magd vernommen hatte, und zu Ulrikens Schutz herbeieilen wollte. Indeſſen rannte, einer flüchtigen ungewiſſen Ahnung folgend, Ulrike nach dem Schlafzimmer der Markgräfin, riß den koſtbaren Schmuck derſelben aus dem Schranke, und ſchleuderte ihn in die todte Aſche eines offenſtehenden unverdächtigen Kamins. Sie verriegelte hierauf ihre Thüren feſt, und begab ſich unter ſteter Angſt und böſen Vorgefühlen zur Ruhe. —

Ueber den ertappten Arcangeli wurde mittlerweile von den drei Edelleuten ein herbes Gericht gehalten. Aufgeregt von Wein und Streithitze hatte Langhaar kaum in dem von Reland Herbeigeſchleppten den Unglückspropheten erkannt, als er ſchon die Strafe des Stranges über ihn ausſprach, und begehrte, er ſolle augenblicklich am Thore aufgehangen werden. Puttkammer ſchien nicht abgeneigt, beizuſtimmen; Reland behauptete jedoch, der Markgraf allein könne hier den Stab brechen. Arcangeli, den Tod vor Augen ſehend, ſuchte noch einmal die Frechheit und Lüge hervor, die ihn ſchon ſo oft aus Gefahren gerettet, und ſprach keck und friſch: „Meinethalben, ihr Herren; macht ein Ende mit mir. Ich bin des Lebens müde, und weiß doch, daß ich in hundert Jahren wieder hier auf Erden bin. Aber ich fürchte, Ihr ſchadet euch ſelbſt aus unüberlegter Rache. Was meine Chiromantie euch prophezeiht, das können die Sterne immer noch wenden; aber bin ich einmal todt, ſo iſt ein wichtiges Geheimniß, und ein ſchöner Anſchlag mit mir zu Grabe gegangen.“ — „Was iſt's? hervor damit!“ riefen die Drei wie aus einer Kehle. — „Eh' ich's verrathe, muß ich des Lebens geſichert ſeyn;“ verſetzte Arcangeli: „durch Edelmannsſchwur und Handgelöbniß geſichert.“

„Der Schuft hat uns zum Beſten;“ eiferte Cornelis von der Hart: „hat er unſer Wort, ſo ſagt er uns ein Narrenſtücklein her, und damit gut.“ — „Wenn's Euch nicht dient, und nicht frommt, ſoll euer Wort nichts gelten;“ erwiederte der Italiäner ſchnell, um den guten Eindruck ſeiner erſten Worte nicht vernichtet zu ſehen. — „Wohlan;“ riefen alle: „Was iſt's?“ — „So hört;“ ſprach Arcangeli: „Was ich ſage, iſt lautere Wahrheit, die ſich in Kurzem beſtätigen wird. Der Markgraf iſt vom Kaiſer in die Acht erklärt worden; Baiern hat die Vollſtreckung übertragen erhalten. Eduard weiß ſchon ſein Schickſal, hält es aber ſtreng verborgen, bis er noch einmal hier geweſen iſt, und einen Schatz in Sicherheit gebracht hat, der, — der Rothe vertraute es mir, — in den Gewölben dieſes Schloßes vergraben liegt, und den der Schlaue vor Freund und Feind, vor Schuldnern und Gläubigern bisher verheimlicht hat.“ — „Einen Schatz?“ riefen die Freibeuter, und aus ihren Augen funkelte die Begierde. — „An euch iſt's nun,“ fuhr Arcangeli fort, „zu thun, was euch gut dünkt. Wollt ihr ihm das Gold überlaſſen, und ſeinem Weibe den Schmuck, welchen die Neuklam verwahrt, und wollt mit leeren Taſchen, um euern rückſtändigen Sold geprellt, abziehen? wohl und gut. —

Dann fällt freilich der Verdacht aller Räubereien, und ihre Schuld auf euch. Bleibt ihr hingegen, erhaltet ihr das Schloß dem Kaiſer und den Exekutionsvölkern, die heranziehen, ſo wird euch Lob vom Reiche und volle Rechtfertigung. Auf Eduard fällt dann aller Tadel, und Schatz und Schmuck ſind euer wohlerworbenes Eigenthum, das er kaum wieder fordern wird, ihr jedoch ihm getroſt abläugnen könnt." — „Donner und Teufel!" ſagten die Herren nach einigem Geplauder unter ſich: „Der Wicht hat Recht. Pereat der Markgraf, der uns beleidigt und mißhandelt hat. Unſer ſein Schloß, unſer ſein Geld, von dem der Heuchler nie etwas verrieth, und haben wir einmal die Demanten und den Schatz, ſo ſteht's uns noch immer frei, das Rattenneſt der Sicherheit halber zu verlaſſen. Es ſei. Iſt Arcangeli's Rede wahr, ſo fällt was für ihn ab; wo nicht, ſo iſt er dann noch eben ſo alt zum Aufhängen, als heute." —

Hierauf warfen ſie, obgleich es in des Italiäners Plan nicht paßte, den Verräther vorläufig in den Thurm, und ſchliefen ihren Rauſch aus. — Wie erſchrack nicht Ulrike, als am folgenden Morgen Puttkammer zu ihr in's Zimmer trat, in Relands Begleitung, und kurz und drohend nach dem Schmuck Mariens fragte. Sie läugnete etwas davon zu wiſſen, weigerte ſich anfänglich, die Schlüſſel herauszugeben, mußte aber endlich doch gehorchen. Die Räuber durchſuchten Alles gierig, fanden aber nichts. Puttkammers Aerger wollte ſich in Mißhandlungen der wehrloſen Frau Luſt machen, — Reland hielt ihn aber derb davon zurück, und Beide begaben ſich mit der unangenehmen Botſchaft nach dem Keller, wo ſchon, — trotz dem Feiertage, Langhaar und Arcangeli durch einige Söldner nachgraben ließen. Von der Hart ſchäumte bei der unwillkommenen Nachricht vor Wuth, Arcangeli hetzte ihn auf, und Reland hatte alle Mühe, den Zornigen abzuhalten, ſelbſt nach Ulrikens Gemach zu rennen, und ſeinen Verdruß auszutoben. Ulrike wurde aber von Reland in eine kleine Kammer mit vergitterten Fenſtern gebracht, wo ſie und ihre Magd ſo lange in der heftigen Kälte verharren ſollten, ohne Speiſe, ohne Trank, bis ſie den Ort, wo der Schmuck verborgen ſei, verrathen haben würden. Die ſchreckliche Wendung der Dinge entlockte der Geprüften bittere Thränen, aber ſchloß ihren Mund. — „Ihr dauert mich;“ ſagte Reland mitleidig, bevor er ſchied: „Geſteht und macht nicht, daß es noch ſchlimmer kommt. Der Markgraf iſt reichsflüchtig und vogelfrei; Langhaar commandirt nun im Schloſſe unumſchränkt.“ — „Entſetzlich!“ ſchrie Ulrike, welcher nun beifiel, daß Langhaar einſt nach ihrer Gunſt geſtrebt, und daß nun die Gewalt des Herrn von ihr begehren könnte, was der Schmeichelei des Bewerbers verſagt worden war. Reland bemerkte, was in ihrer Seele vorging. Ihm ſelbſt gefiel ja die ſchöne Frau, und ſeine Neigung, trotz ſeinem Schweigen, war nicht läſſiger geworden. Raſch entſchloſſen, gegen ſeine Gewohnheit, zog er Ulriken bei Seite, und ſprach: „Ich weiß, was in ſolcher Zeit einer Dame droht; Langhaars Uebermuth iſt mir zuwider. Ihr dürft ſeine

Beute nicht werden. Die Burſche fürchten meinen Degen; aber nur unter einer Bedingung verſpreche ich Euch meinen Schutz. Werdet die Meine.“ — Ulrike ſtutzte. „Ich bin eines Andern Weib;“ ſagte ſie erſchrocken. — Reland lachte. „Thut nichts;“ ſprach er: „Ich glaube nicht, daß langes Verweilen hier uns nützlich ſey. Ich helfe Euch durch, und führe Euch nach Holland. Schwört dort Eure Lehre ab, und werdet mein Weib am Altare. Verſprecht mir das, und weder Langhaar noch Puttkammer ſollen die Spitze eines Eurer Haare berühren.“ — Liſt gegen einen grauſamen Feind iſt erlaubt. Ulrike entgegnete raſch: „Führt Ihr mich unbeleidigt aus dieſer Burg, Reland, ſo mag ich wohl erfüllen, was Ihr begehrt, nur fordert keine Liebe von mir, bevor uns nicht des Prieſters Spruch vereinigte.“ — Reland verſprach, gelobte es, und bedeutete Ulriken, die Flucht müſſe verſchoben werden, bis ein Schatz, dem man auf der Spur, gefunden ſei, und er hoffe, ſie werde alsdann den Schmuck der Markgräfin zu ihrer eigenen Ausſteuer wieder herbeibringen. — Darauf überließ er ſie der Geſellſchaft ihrer heulenden Magd, und kehrte in das Gewölbe zurück, wo unter lautem Fluchen gegraben, geſchaufelt, aber nichts gefunden wurde. Langhaar blickte immer mißtrauiſcher auf Arcangeli, den die Angſt und die Verzweiflung, keinen Ausweg zum Entkommen, wie er gehofft, zu finden, beinahe tödtete. — Die Mittagsglocke unterbrach die Arbeit. Man eilte zur Tafel. Langhaar verſchloß eigenhändig das Gewölbe, und ließ den Arcangeli in's Speiſezimmer führen. Allenthalben folgten dem Italiäner Argusaugen, und die Furcht vor dem Mißlingen ſeines Plans, vor dem nahen Tode, machte ihm jeden Biſſen ungenießbar. Von der Hart, obſchon ihn immer belauernd, ſtellte ſich, als ob er ſeine Verlegenheit überſähe, und ſtimmte ein andres Geſpräch an. — „Verdammt!" rief er: „Edelleute und Burgherren an der Tafel, und keine Dame, welche die Ehrenſtelle daran einnimmt! Man hole die Frau von Neuklam herbei, die ſpröde Schöne, und ihre Gegenwart erheitre unſer Mahl." Puttkammer ſtand auf, und verlangte von Reland die Schlüſſel zu dem Gefängniſſe Ulrikens. Reland drückte ihn aber trocken auf den Seſſel nieder, und entgegnete: „Keinen Schritt, Hans. Das arme Weib ſoll nicht mehr mißhandelt werden. Ich leide es nicht, und wehe dem, der etwas Anderes im Schilde führt." — Die Herren fuhren wild in die Höhe; Reland ſtreckte aber das bloße Schwert über den Tiſch, und rief mit Donnerſtimme: „Wer Luſt hat, mir die Schlüſſel zu dem Gemach der Neuklam abzukaufen, der komme an!" — Von der Hart, der die Bärenkraft des Holländers wohl kannte, knirſchte mit den Zähnen, und ſchwieg. Puttkammer begnügte ſich, mit Worten Krieg zu führen, nannte Reland einen Ritter aus König Arthurs Hofſtaate, Ulriken eine leiſe auftretende Sünderin, Neuklam den Feind der ganzen ſaubern Sippſchaft, und reizte den wilden Langhaar auf, mit Gewalt von Reland die Schlüſſel zu begehren. — Da gewahrte Cornelius zu rechter Zeit, wie Arcangeli, in der Hitze des Streits unbeachtet, nach der Thüre geſchlichen war. Wie ein Geyer flog er auf den Italiäner zu, und riß ihn bei der Kutte zurück. „Halt, Schurke!“ donnerte er: „Hier muß ſich Dein Schickſal erfüllen, wenn am nächſten Morgen der Schatz noch nicht gehoben iſt!“ —

So eben fielen einige Schüſſe vom Thorwall des Schloſſes. Die Edelleute, Arcangeli in Verwahrung laſſend, Ulriken vergeſſend, flogen an den Platz. Der rothe Lakai des Markgrafen, zu Pferde kommend, hatte Einlaß begehrt, um mit dem Marſchall zu ſprechen. Die Soldaten am Thore hatten den Markgrafen geſchimpft, und den Boten mit Flintenſchüſſen zurückgejagt. — Reland ſchüttelte mißbilligend den Kopf. Die Andern lachten aber wild, und riefen: „Recht ſo! Die Kriegserklärung iſt geſchehen! Der Aechter ſoll nur ankommen, und ſich den Kopf an ſeinen eignen Baſteyen blutig rennen! Wir haben die Macht, die Schmach, die er uns angethan, zu vergelten, und fürchten den Habenichts ſo wenig als den wilden Jäger!“ — Das Thor wurde nun verrammelt, Schanzkörbe auf die Mauern geſchleppt, das Geſchütz verſehen, und die Mannſchaft noch mit mehrerem franzöſiſchen Soldatengeſindel verſtärkt, für Langhaar und ſeine Genoſſen in Pflicht genommen. Birkenfelds Söldner wurden entwaffnet, und vom Caſtellan, der den neuen Zwiſchenherren ohne Widerrede gehuldigt hatte, in einen Schuppen geſperrt. Langhaar trug die Schlüſſel der Burg an ſeinem Gürtel, und ließ den Bürgern des Städtchens durch eine Schrift, die man an einem Pfeil hinüberſchoß, bedeuten: „Eduard ſei in der Acht; für den Kaiſer bewahre er, von der Hart, das Schloß, und werde ohne Gnade mit glühenden Kugeln die Häuſer der Stadt in Brand ſtecken, wenn die Bürger nur Miene machten, feindſelig zu handeln.“ — Unter dieſen Vorbereitungen war der Abend faſt herangekommen, und die Burgherren eilten mit Arcangeli wieder in den Keller, um ferner zu graben; denn, trotz des Mißtrauens, das ſie gegen den Italiäner hegten, war ihnen, den Habgierigen, das Daſeyn eines Schatzes in dieſen Kellern kaum zweifelhaft. Während nun das alte Hunnenſchloß in ſeinen Grundfeſten durchwühlt wurde, und Ulrike, auf ihren Knieen liegend, vom Himmel Rettung für ſich und die Gutgeſinnten im Schloſſe erflehte, war ſchon lange durch den, auf ſchnellem Roſſe fliegenden rothen Lakaien die Kunde der ſeltſamen Aufwiegelung im Schloſſe nach Engelpforte gekommen. Bei dieſer Nachricht vergaß der Markgraf Andacht und Buße, um dem gerechten Unwillen zu folgen. Er rief die Seinen zu Pferde, und Neuklam war der Erſte, bereit dem Rufe zu folgen, denn die Gefahr, die Ulriken in der Räuberhöle bedrohte, ſtellte ſich ihm furchtbar vor die Seele. In Mariens Hand gelobte der Markgraf, ſich ſelbſt zu ſchonen, aber die Beleidigung ſeiner Fürſtenwürde ließ ihn das Wort vergeſſen. Wie ein Wüthender ſprengte er an der Spitze ſeines Häufleins gegen die aufrühreriſche Feſte. Je mehr er ſich ihr näherte, je gewiſſer wurde ihm die Hiobspoſt. Bürger aus der Stadt Caſtellaun kamen ihm damit entgegen, und baten ihn, zu zögern, ſeinen Angriff aufzuſchieben, von den Nachbarn Kriegsleute herbeizuziehen. Eduard aber rief: „Nein! beim Himmel nein! haben mir die eigenen Diener das Schloß verrathen, ſollen es meine Unterthanen wieder gewinnen, oder Gott ſei ihnen gnädig!“ Im Dorfe Bell angelangt, trieb Eduard ſelbſt und Neuklam an der Spitze ihrer Leute, die Bauern aus den Hütten bei Fackelſchein und Schneewind, ſich zu bewaffnen, um dem Fürſten zu folgen. Ein anſehnlicher Haufe trat zuſammen, und näherte ſich mit Windlichtern in ſtockfinſterer Nacht dem Schloſſe. Ein Schuß aus großem Stücke empfing den Fürſten mit ſeinem Gefolge, und viele nachfolgende zwangen ihn, nach Bell zurückzukehren. Neuklam war in Verzweiflung. In dem Thurmgemache Ulrikens hatte er kein Licht geſehen, und vermuthete nichts Gewiſſeres, als daß ſie in's Gefängniß geſchleppt worden. Seine Gattin, — die, die ſeinen Namen trug, — in den Händen ſeiner Feinde! Der Gedanke machte ihn faſt wahnſinnig, und wie ein Engel erſchien ihm ein Stallbube aus dem Schloſſe, der nach Mitternacht, durch einen Abgußkanal aus der Burg entſprungen, zu Bell anlangte, und einen in Eil vom Caſtellan bekritzelten Zettel dem Markgrafen überbrachte. — Der alte Hüter des Hauſes verſprach darinnen, um 4 Uhr Morgens mit Hülfe guter Freunde das Thor der Burg zu öffnen, wenn des Markgrafen Volk in der Nähe ſeyn, und ihm durch einen hellen Pfiff ein Zeichen geben wollte. — Der Markgraf lebte auf, und Neuklam begehrte ungeſtümm die Anführersſtelle bei der wichtigen Unternehmung. Eduard überließ ſie dem Tapferen, ließ ihn und einen Haufen von achtzig Wohlbewaffneten in aller Stille vorrücken, und folgte eben ſo geräuſchlos mit dem Schwarm von ferne. Mit dem Schlage 4 Uhr, — die Wachen am Thore gähnten, von Müdigkeit und Trunk erſchlafft, — im Keller wühlten die Herren der Burg nach eingebildeten Schätzen, — vernahm der, auf dem Walle verſteckt lauernde Caſtellan den gellenden Signalton. Schnell herab, den Schuppen geöffnet, in dem die Birkenfeld'ſchen lagen, — mit dem Rufe: „Der Markgraf hoch!" über die überraſchten Wächter her, — die Waffen ihnen entriſſen, die Hände geknebelt, — und auf ſprang das Thor, ohne Schlüſſel, durch die Gewalt der, in's Schloß abgebrannten Musketen eröffnet. — Herein wogte Neuklam's Schaar, die Freibeuterknechte mit Piken durchrennend, das Geſchütz beſetzend, und ein brüllendes: „Gewonnen! gewonnen!" in dem Hofe anſtimmend. Der Lärm des Ueberfalls war in die Gewölbe gedrungen, wo Langhaar Schätze ſuchte, und Arcangeli in Todesangſt zitterte. „Der Markgraf!" rief Puttkammer erbleichend, und floh in das Innere der Keller. — „Hund! haſt uns verrathen!" donnerte Langhaar, und warf mit einem Degenſtoß den Italiäner blutend in die Grube, die ſeine Betrügerei bereiten ließ. Hierauf ſprang von der Hart mit ſeinen Leuten in's Gefecht. Schon früher hatte jedoch Reland den Keller verlaſſen, das Handgemenge im Hofe geſehen, und war hinauf zu Ulrikens Kammer geeilt, durch's Schlüſſelloch ihr zurufend: „Das Schloß ſei überfallen, ginge vielleicht über, aber er wolle, ſie beſchützend, hier ſein Leben wagen.“ — Ulrike erbebte und lauſchte zitternd: Da dröhnte es die Stufen herauf. Beim Glanz einer Pechfackel liefen Leute heran. „Wo iſt Ulrike, mein Weib!“ ſchrie Neuklams Stimme, und: „Halt! nicht weiter!“ brüllte ihm Reland entgegen. Ulrike hörte die Degen klirren, unnennbare Angſt bemächtigte ſich ihrer! Sie ſchrie laut; die Begleiter Neuklams rannten auf die Thüre ein, ſprengten ſie in Stücken. Ulrike flog auf den Gang, ſah, wie Relands Schwert einen vollen Hieb nach Neuklams Haupte führte, ſtürzte zwiſchen die Kämpfenden, und erhielt eine tiefe Wunde in den Arm, mit welchem ſie Relands Streich auffing. Neuklams Leute riſſen den Holländer nun zu Boden. Er ſelbſt hielt die blutende Ulrike in ſeinen Armen. — „Ulrike!“ rief er von Rührung und Mitleid durchdrungen: „Weib! für mich opferſt Du Dich?“ — Er wickelte ſein Tuch um ihren Arm, küßte die blutige Hand, aber Ulrike machte ſich von ihm los, ſank an die Bruſt ihrer Magd, und lispelte kaum hörbar: „Unnöthiger Dank, Neuklam! Eile hinunter, wo für den Markgrafen gekämpft wird, und für Frau Marien!“ —

Im Innerſten gekränkt, riß ſich Neuklam von ihr, und ſtürzte in's Gefecht, das ſich bald entſchied. Die Rädelsführer wurden alle gefangen, ihre Knechte niedergehauen. Langhaar und Reland mit Wunden bedeckt, der hinter Fäſſern ergriffene Puttkammer, der in ſeinem Blute gefundene Arcangeli erfuhren die fürchterliche Strenge des gereizten Markgrafen. Der Scharfrichter bekam volle Arbeit. Den Edelleuten wurde der Kopf abgeſchlagen, und Langhaars Haupt auf dem Thurme ausgeſteckt. Arcangeli aber verfiel dem Strange. Der Markgraf ſah zu, wie der beinahe Entgeiſterte die Leiter hinaufgezogen wurde. Von der Wunde und Todesangſt entkräftet, ſtarrte Arcangeli dennoch zum Fürſten auf, und rief: „Gute Nacht, Markgraf! Glaubt Ihr nun an meine Prophezeihungen? Meine Vorgänger habens überſtanden; ich werde es überſtehen. Kommt bald nach!“ — Bei dieſen Worten war er ſchon am Ziel, ließ aber einen giftigen Stachel in der Bruſt des Markgrafen zurück. Uebrigens kehrte Alles zur Ruhe. Neuklam wurde an den kaiſerlichen Hof und nach Brüſſel geſendet, um des Markgrafen Benehmen bei dieſer Begebenheit im rechten Lichte darzuſtellen. Er ſah Ulriken vor ſeiner Abreiſe nicht. Der Arzt verſagte ihm den Zutritt zu der ſchwer an Wunde und Fieber darnieder liegenden Gattin. —

Der Friede und die Ruhe waren wieder hergeſtellt; der Markgraf dachte nicht daran, noch einmal ſeine Gattin, ſeine Kinder, zu verlaſſen, aber die alte Heiterkeit fand ſich nicht mehr bei ihm ein. Ein dumpfer Mißmuth hatte ſich bei ihm eingeniſtet, und eine Bangigkeit vor dem Tode, die er nicht bezwingen konnte. Arcangeli's erfüllte Weiſſagung ſtand ihm plötzlich vor der Seele, und er begann abergläubiſch an der noch unerfüllten, die ſein eignes Leben betraf, zu hängen, darüber zu grübeln, ſie zu fürchten. Sein Trübſinn zeigte ihm Marien ſtets im Wittwenſchleier, Ulrike, die noch ſchwer an der gefährlichen Verwundung Leidende, war ihm, ſo oft er ſie ſah, ein Gegenſtand ſtillen Vorwurfs, und die Melancholie, die Folge ſeiner frühern Ausſchweifung, ſein immerwährender Begleiter. Die Mitternacht ſcheute er wie den Tod, weil ſie, nach Arcangeli's Worten, Unheil drohte. Um Eilf Uhr mußten alle Lichter ausgelöſcht, und er in ſeinem Schlafzimmer feſt verſchloſſen ſeyn. Kein Menſch durfte in ſeiner Nähe Waffen tragen; viele Speiſen ſcheute er, aus Furcht, ſie möchten vergiftet ſeyn. Er trank nur von dem Weine, den der Rothe mit eigner Hand aus dem Faſſe gezogen, ihm kredenzt hatte. Nach und nach ſtellte ſich bei ihm, der Vieles aus ſeinem Leben gern vergeſſen mochte, der Hang zum Zechen ein, und er fand Geſchmack an Trinkgelagen, die für Augenblicke Erinnerung, Wahn und Furcht in ihm zu betäuben vermochten. Gäſte beſuchten wieder das Schloß, und der Pfalzgraf von Birkenfeld kam manchmal herüber, mit dem Markgrafen zu ſchmauſen, und Marien zu ſehen, deren Schönheit noch nicht ihre Herrſchaft über ſeine Einbildungskraft verloren hatte. — Bei einem dieſer Beſuche geſchah es, daß im Feuer des Geſprächs und der Weinlaune der von Birkenfeld und Eduard zuſammen ſaßen bis ſpät nach Eilfe. — Der rothe Lakai erinnerte endlich ſeinen Herrn an den Aufbruch, und brachte den Johannisſegen. Eduard begleitete, wie es dem Wirthe geziemt, doch etwas ſchwer vom Weine, den Gaſt an ſein Schlafgemach, und bereitete ſich, die Treppe zu ſeinen Zimmern herabzuſteigen, als die Thurmuhr hohl und heiſer die zwölfte Stunde ſchlägt. — „Jeſus! Mitternacht!“ ruft der Markgraf, von abergläubiſcher Angſt bethört, thut einen Fehltritt, und ſtürzt die Treppe hinab, an deren Fuße er mit zerſchmetterten Gliedern liegen bleibt. Nach wenigen Stunden ſtirbt er in den Armen ſeiner treuen Gattin und des Pfalzgrafen, umgeben von den wenigen Dienern, die ihm wahrhaft treu anhingen. Die übrigen hielten ſich ſcheu von der Leiche entfernt. Eduards Leben hatte keine Früchte getragen, und der Pöbelwahn ſpielte noch mit ſeinem Tode; denn das Volk behauptete, eine Stunde vor ſeinem Sturze ſei aus dem tiefen Graben des Schloſſes eine Stimme gehört worden, mit dem Ausrufe: Wehe, wehe meiner armen Seele! —

Neuklam, von ſeiner Botſchaftersreiſe heimkehrend, begegnete dem Leichenzuge des Fürſten, deſſen Körper nach Engelpforte gebracht wurde. Tröſtend trat er zu der Wittwe, die von ihren Kindern umgeben, ihrem Verluſte nachdachte. — „Muß ich Euch ſo wieder finden, gnädige Frau?“ fragte er ſchmerzlich am Schluſſe der Audienz: „Grauſames Schickſal! Nun ſeyd Ihr frei; die Liebe brächte vielleicht den Fürſtenhut zum Opfer, und ich bin unauflöslich gebunden!" — „Seht hier, wofür ich einzig in Zukunft leben will!" erwiederte Marie beſtimmt und entſchloſſen, indem ſie ihre Kinder an's Herz zog: „Ihr ſeyd mir treu geweſen, wie ſelten wohl ein Mann; doch nicht die Trauernde, Verblühte reiche Euch den Lohn. Ulrike lebt; Ihr habt für ſie gezittert, ſie hat für Euch geblutet. . . . ſoll länger euch ein Mißverſtändniß trennen, eine feindſelige Gewalt, welcher eure Herzen nur mit Mühe ſich unterwerfen?" Sie ging, und öffnete die Seitenthüre. Ulrike ſchwankte heraus, noch blaß, aber von hinreißender Anmuth, den Arm in der ſchwarzen Binde tragend. Marie faßte ihre Hand, küßte ihre Wange und ſprach: „Schlage die Augen auf, Ulrike. Sieh dieſen Mann, und läugne ferner, daß Du ihn liebſt, von ganzer Seele liebſt." — Ulrike ſah ſcheu in die Höhe, und war ſtill entzückt, Neuklams Auge mit dem Ausdruck der ſehnſuchtsvollſten dankbarſten Neigung auf ihr Antlitz geheftet zu ſehen. — „Neuklam!" fragte ſie verſchämt: „ich haſſe Euch nicht,.., kann ich aber Euch glücklich machen?" „Glücklich! Ulrike! Glücklich den Dankbaren, den Liebenden!" rief Neuklam hingeriſſen, und ſtürzte zu ihren Füßen: „Verkannte! verzeih dem Verblendeten, und dieſer Engel, zu dem ich Uebermüthiger einſt mein begehrend Aug' erhob, dieſer Engel vergebe mir, und ſegne unſern Bund!"

Neuklam küßte feurig den Arm, der für ihn geblutet, Ulrike, ihrem Gefühle folgend, neigte ſich liebevoll über ihn, und Marie vereinigte, wie ein verſöhnender Schutzgeiſt, zwei Herzen, die ſo lange ſich feindlich widerſtrebt hatten, obgleich vom Schickſale für einander beſtimmt.

Schlafrock und Wachmantel.

Ein Scherz.

Schlafrock und Wachmantel.

Ein Scherz.

1.

Ein herrlicher Sommerabend, wie ihn der Himmel in ſeiner Güte uns Deutſchen nicht allzuoft verleiht, hatte ſich über die Flur gebreitet, und auf den, den Horizont rings begränzenden Bergen gelagert. In der freundlichen Umgebung der Provinzſtadt Nehrlingen nahm ſich das Dörfchen Lindengart mit ſeinen blanken Häuſern, grünen Schatten und murmelnden Bächen aus, wie ein Kleinod, das man ſo eben aus der Schachtel gezogen und dem Beſchauer zur Bewunderung vorgelegt hat. Unter den Häuſern Lindengarts jedoch zeichnete ſich das ſtattliche Wirthshaus zum Hirſch am vortheilhafteſten aus, und in demſelben war wieder das Beſte die rothwangige, dunkeläugige Salome, die Tochter des reichen Gaſtwirths, die gerade unter der Thüre ſaß, und den appetitlichen Kopfſalat zum Abendeſſen putzte, als ein muntrer Trupp junger Leute, ſingend und ſchäkernd, in das Dorf einzog, und vor dem Hauſe ſich verſammelte, um einen friſchen Trunk zu nehmen. Schmucke blühende Geſichter, ſtämmige Geſtalten, ländliche und Bürgerkleidungen untereinander gemiſcht; aber auf jedem Hute, und jeder Mütze ein grünes Reis, auf Jedes Rücken ein Bündel oder Torniſter, in dem Munde eines Jeden ein fröhliches Soldatenlied. — Eine Strecke hinter dem Rekrutenſchwarme ſchlenderte ein barſch ausſehender Unteroffizier, und ihm faſt zur Seite ein junger Mann in eleganter Wanderkleidung, ohne Ränzel zwar, aber den Hut mit Eichenlaub geſchmückt, gleich den Übrigen. Kleid und Benehmen, wie auch die gewiſſe Deferenz, die der Wachtmeiſter gegen ihn beobachtete, verriethen einen Sohn von gutem Hauſe; ſein wohlgeformtes Geſicht verläugnete den Sanguiniker nicht, der frei und froh in der Welt herumſpaziert, jede Lebensblume pflückt, mit Scherz und Munterkeit den Bund geſchloſſen hat, und über alle Verdrüßlichkeiten leicht hinwegſetzt, wie der Voltigeur über den hölzernen Gaul. — Salome hatte den ſeltnen Rekruten unter den Andern gleich herausgefunden, und ihn auch mit dem Schicklichkeitsgefühl behandelt, das dem weiblichen Geſchlechte im Pallaſt wie in der Hütte eigen iſt. Dem Troß wurde der neue Landwein zum Beſten gegeben: der junge elegante Mann erhielt Firnewein und einen Platz gerade neben dem geſtrengen Herrn Unteroffizier, der ſich von dieſer Nachbarſchaft beinahe geſchmeichelt fühlte. Behaglicher wurde indeſſen dem jungen freundlichen Unbekannten ſeine Nachbarſchaft zur Rechten; denn Sälmchen, das neugierige Sälmchen hatte für gut gefunden, ſich in die Stube zu verpflanzen, um das Auge überall zu haben. Des Hirſchwirths Tochter war in dem kaum ein Stündchen entfernten Nehrlingen als die Krone der Landmädchen auf zehn Meilen in die Runde bekannt; was Wunder alſo, daß ihre friſchen Reize dem Reſidenzler — ein ſolcher war der junge Mann — eben auch bemerkenswerth erſchienen? Mit Wohlgefallen haftete ſein Auge auf ihrem holden Geſichte, und während die übrigen Rekruten vor den Thoren ihrer neuen Garniſon noch einmal die Gelegenheit und die Gunſt des Unteroffiziers beim Schopf nahmen, um ſich in bürgerlicher Freiheit luſtig zu machen bei Geſang und Wein, während der Wachtmeiſter ſein Pfeifchen angezündet hatte, und im Hofe die Hühnerfütternde Grete beſchlich, rückte der Unbekannte mit ſeinem Stuhle immer näher und näher zu Sälmchen, und ehe ſich's die Schöne ordentlich verſah, hatte der Schäker ein nettes von Perlenmutter und Silber flimmerndes Meſſerchen herausgezogen, und half den Kopfſalat ſkalpiren, als ob er in ſeinem ganzen Leben nichts Andres getrieben hätte.

2.

Da ihn nun das Mädchen verwundert und lächelnd betrachtete, lächelte er ebenfalls, und ſprach: „Mach' ich's nicht gut, mein Kind, und bin ich nicht zu Allem zu gebrauchen? Ich kann noch mehr, als den Salat putzen; ich eſſe ihn auch, und wohl ein fettes Hühnchen nebenbei, und vor einer Flaſche Wein fürchte ich mich obendrein auch nicht. Aber" — ſetzte er mit einem recht ſchelmiſchen Seufzer hinzu: „aber in der Garniſon wird mirs ſicher nicht ſo gut. Das Reiten wird mir ſauer werden, — denn ich beſtieg noch niemals ein Pferd, — und das Faſten nicht minder, denn Mama ließ mich nie hungrig zu Bette gehen." Salome lachte laut auf, und verſetzte: „Sie machen ſich einen gar zu ſchlimmen Begriff vom Soldatenſtande. Mein Bruder Gottlieb ſteht ſchon ſeit zwei Jahren bei den Dragonern zu Nehrlingen, und iſt dick und fett dabei geworden, hätte es längſt zum Fourier bringen können, wenn er nur ein bischen beſſer ſchriebe. Er wirds wohl ſchwerlich über den Gemeinen bringen, und koſtet doch dem Vater Geld genug. Die leidige Conſcription!" — „Ja wohl, ja wohl," ſtimmte der Fremde kläglich ein: „jedoch, liebes Kind, von den Thalern Deines Vaters, den Würſten der Mutter und den Sparpfennigen einer ſo holden Schweſter unterſtützt, hat Gottliebchen leicht fett werden. Mir iſts nicht ſo gut geworden auf Erden. Mein Vater hat wohl etwas Redliches in ſeinem Leben zuſammengemeſſen, gezeichnet und geſchnitten, manch' verſtohlne Weſte, und kontrebandes Kamiſol zur Hölle fahren laſſen; aber über den täglichen Bedarf hat es nie reichen wollen, und als der Herzog, von meiner in meinem Metier ungewöhnlichen Geſtalt gerührt, mir huldreichſt zuſprach, das Bügeleiſen wegzuwerfen, um das Dragonerſchwert zu ergreifen . . . . ." — „Ach, Jerum!" kicherte das Mädchen halb verſtohlen vor ſich hin: „ein Schneider! — und ich habe geglaubt…" — „Ich ſei etwas Rechtes?" fiel der Fremde luſtig ein: „ſo irrt man ſich, mein Lämmchen. Ich könnte Dir zwar wahrhafte Hiſtorien erzählen, von Schneidern, die Feldmarſchälle geworden ſind, allein das gehört nicht hieher, — ſondern — weil gerade der Salat glücklich abſolvirt und mein Meſſerchen in Ruhe verſetzt wurde, — weit eher die freimüthige Erklärung, daß Du mir ausnehmend gefällſt, kleine Prinzeſſin von Lindengart." — „Wie Sie doch ſpotten können!" rief das Mädchen, das blutroth wurde, und wollte aufſpringen; der zierliche Rekrut ließ es jedoch nicht zu, und fuhr fort: „Warum ſo ſcheu vor Dingen, die Dir tauſendmal geſagt worden ſind? Was wirſt Du erſt ſagen, wenn ich Dir ferner erkläre, daß ich gar nicht abgeneigt wäre, mich von Deinem Vater aus dem Militär kaufen zu laſſen, und Dein Mann zu werden? Ich würde gern die Reſidenz quittiren, und mit dem goldnen Hirſch verlieb nehmen, denn den Gottlieb finden wir ab, und erlauben ihm, etwa eine Bräuerei in der Stadt anzulegen. Meine Schweſter Beate wäre die herrlichſte Frau für ihn, und würde ſich in Nehrtingen weit beſſer gefallen als in der Hauptſtadt, weil ſie gar ſo häuslich iſt. Nicht wahr, mein Kind? Nun, was ſagſt Du zu dem Vorſchlage?" „Lieber Herr," erwiederte Sälmchen faſt ängſtlich, faltete die Hände, und ſah dem wunderlichen Freier beſorgt in das Geſicht: „lieber Herr, ſagen Sie mir zuerſt, ob Sie ein bischen übergeſchnappt ſind, oder nicht? Der Tag war heiß, und wie leicht kann Ihnen auf dem Marſche die Sonne . . . ." — „Einen Stich verſetzt haben?" fiel wiederum der Fremde muthwillig ein: „Fehlgeſchoſſen, mein Täubchen. Deine Sonnenaugen haben mich verwundet, und Dein Name, welchen ſo eben Dein korpulenter Papa ruft, verletzt mich im Augenblick, mehr als je die ſpitzigſte Nähnadel gethan." — „Mein Name?" fragte das Mädchen verwundert, indem ſie das Körbchen aufnahm, um zu gehen. „Ja, ja, Du liebes, böſes Kind," antwortete der Fremde ernſthaft: „Salome erinnert an eine fatale Figur aus der Donaunymphe, die Du hoffentlich nicht kennſt, — Sälmchen mahnt an das glatte Fiſchlein im trüglichen Gewäſſer. Du mußt Dir ſchon gefallen laſſen, daß ich Dich anders nenne, wenn ich wieder einmal herauskomme, und das erlaubſt Du doch Deinem Bräutigam?" — „Sie ſind ein närriſcher Menſch!" rief Sälmchen, und wollte ſich, wie das glatte Fiſchlein, losdrehen, aber der Fremde hielt ſie noch zurück: „Ein wohlbeſtallter Dragoner Sr. Durchlaucht bin ich;" ſprach er: „und alle Dragoner ſind vernünftige Leute. Uebrigens heiße ich Severin, und werde Deinen Bruder grüßen." — „Salome!" rief der Vater noch einmal, und fort ſprang das Mädchen. Der Wachtmeiſter beorderte indeſſen ſeinen Trupp zum Aufbruch, und er ſetzte ſich in der Abendkühle nach der Stadt in Marſch. Ueber den Gartenzaun nickte Severin der Venus von Lindengart noch einmal zu, und ſchritt alsdann leicht, den Grenadiermarſch pfeifend, weiter.

3.

Noch war nicht die Mittagsſtunde des kommenden Tags erſchienen, als ſchon ganz Nehrlingen von dem ſeltſamen Schickſale des jungen Freiherrn von Risberg unterrichtet war, den der Herzog, — ein ſtrenger, deſpotiſcher Mann, — um eines mit dem Prinzen Ernſt gehabten, räthſelhaften Handels willen, ohne weitere Umſtände aus der Carriere eines Jagdjunkers herausgeriſſen, und auf unbeſtimmte Zeit zum gemeinen Dragoner degradirt hatte. Baron Leo war dem Commandeur zu Nehrlingen auf die ungnädigſte Weiſe empfohlen worden, und der brummige Oberſt hatte ihm auch nicht die beſte Aufnahme angedeihen laſſen. Der nette Ex-Jagdjunker wurde alſobald in die grobe Montur geſteckt, auf die Reitbahn geſendet, zum Exercitium angehalten, und fügte ſich auf eine Weiſe in dieſes Mißgeſchick, die ihm die Gunſt aller mitleidigen, das iſt: aller weiblichen Herzen in der Stadt zuwendete. Sein Geſicht trug ſtets die Farbe der Heiterkeit, von ſeinem Gange und Benehmen konnte mancher Offizier lernen, und die Uniform, wie das Kaskett, das er, außer Dienſt, ein bischen pfiffig zu ſetzen wußte, wie einſt den leichten Hut, ſtanden ihm ganz allerliebſt. In den Stunden, die ihm der Dienſt frei ließ, lief er in der Stadt umher, und gab Empfehlungsbriefe ab, die, nicht vom Fürſten, ſondern von ſeinem Onkel, dem Rittergutsbeſitzer, ausgeſtellt, ein bischen günſtig von ihm ſprachen, und ihm die Thüren mancher Jugendgefährten des alten Risberg öffnen ſollten. — Bei dieſer Gelegenheit trat denn nun die Barbarei der männlichen Nehrlingerherzen an's volle Licht. Der Wildfang, wie ihn alte und junge Herren nannten, ohne eigentlich zu wiſſen, warum, — wurde überall kühl aufgenommen, überall dergeſtalt abgefertigt, daß ihm die Luſt vergehen mußte, wieder zu kommen. Nicht der Rock des gemeinen Soldaten allein war der Grund der Abneigung, ſondern die Ungnade des Herzogs, vor der man in der Gränzſtadt eben ſo gut Reſpekt hatte, als in der Hauptſtadt. Zudem kannte ihn ſelbſt kein Menſch zu Nehrlingen, und auch der Oheim Risberg war von ſeinen ehmaligen Kumpanen während der langen Trennung glücklich ganz und gar vergeſſen worden. Leo zog alſo allenthalben getäuſcht ab, und las Zimmermanns Buch über die Einſamkeit, machte pünktlich den Dienſt mit, lachte heimlich über die Offiziere, die ſich vor ihm ſpreizten und von ihm zurückhielten, vornehm und herriſch, wie von dem gewöhnlichſten Gemeinen, und dankte dem Oberſt im Stillen, daß er ihm aus höchſter Gnade in der Kaſerne ein eigen Zimmerchen bewilligt, und die Erlaubniß gegeben hatte, in Stunden der Muße ſeine grobe Montur mit einer feinern niedlicheren zu vertauſchen. Bücher waren ſeine Geſellſchaft; eine Unterredung mit dem bornirten Gottlieb, den er zu ſeinem nicht offiziellen Fourierſchütz erwählt hatte, ſein Zeitvertreib, und dann und wann ein Spazierritt auf dem eigenen Goldfuchs nach Lindengart ſeine Erholung. In Sälmchen's Nähe, die ſich nicht genug wundern konnte, wie ſchnell hier aus einem Kleiderkünſtler ein friſcher Soldat geworden war, vergaß er die Feſſeln des despotiſchen Herzogs und der Garniſon; er ſcherzte, koste und Salome war immer verdrießlich, wenn Herr Severin wieder zu Pferde ſtieg. Dem Gottlieb hatte er nämlich auf die Seele gebunden, ſeiner Schweſter zu verſchweigen, welch Bewandniß es eigentlich mit ſeinem Namen und freiherrlichen Stande habe. — Von den Männern eiferſüchtig belauert, — von Offizieren und Gemeinen beneidet, — denn ihm fehlte es nie an Geld — von den Frauen beifällig gemuſtert, und von den Mädchen aufrichtig bemitleidet, lebte der Freiherr ein ganz erträgliches Leben, und war bald Primus in allen Fächern der Reitergelehrſamkeit, — nebenbei nicht minder im Schilderhausdienſt; den er, — zwar ſelten, Dank den vielen gefälligen Lohnwächtern, aber doch hin und wieder und dann ſo graziös verſah, daß es ſchon genug war, von einer Freundin oder Dienerin gehört zu haben: „Der Baron von Nisberg ſtehe in dieſer oder jener Straße, auf dieſem oder jenem Platze Schildwache," um alſobald die benannte Gaſſe, den benannten Platz für alle Damen zum Corſo zu machen.

4.

Der brummige Oberſt, — ein häßlicher Mann — hatte, wie es häßlichen Leuten nicht ſelten zu gehen pflegt, eine gar ſchöne Tochter, welcher, nach dem Zeugniß der männlichen Jugend zu Nehrlingen, auf der weiten Welt nicht das Geringſte fehlte, ein bischen Patriotismus ausgenommen, welcher hier ſo viel als Vaterſtadtsliebe bedeuten ſoll. Die ſchöne Eugenia hatte ſich's zur Gewohnheit gemacht, ihres Vaters Garniſon nur als ein Abſteigequartier zu betrachten, und verbrachte die größere Hälfte des Jahrs in der Reſidenz, bei ihrer daſelbſt verheiratheten Schweſter, der Kammerräthin Liebeding. So wenig wohl der gebildeten, feinfühlenden Eugenie der Umgang mit der an Verſtand ſehr übel berathenen Schweſter, und mit dem flachen Pantoffelmann von Schwager bot, ſo war doch beſſer unter Liebedings Dache ſeyn, als unter dem väterlichen. Der Oberſt, ein ächter wüſter Reiter, der ſich vom Trompeter zum Regimentskommandeur, vom Bürgerſtande zum Adel und zu verſchiedenen Ordenskreuzen durchgehauen hatte, beliebte öfters die Sitten des Feldlagers in ſeinem hübſchen Hauſe zu Gaſte zu laden, und ein bischen unmanierlicher zu thun, als es Frauenzimmer von Stande gemeiniglich vertragen können. Seine Frau, die das Vergnügen gehabt hatte, ihn vom Cornett bis zum Obriſtlieutenant zu begleiten, war auf dem Wege recht müde geworden, und ſchon vor geraumer Zeit nach dem Lande gezogen, wo es, ſo ihr Gott wohl will, keine Dragoner giebt. Vor mehreren Jahren hatte ſchon Liebeding ſeinen Nehrlinger Schatz gehoben, und nach der Hauptſtadt geſchafft. Die, damals erſt heranblühende Eugenie wäre unter des Vaters Commando verzweifelt, ſtanden ihr nicht zwei Bundesgenoſſen zur Seite: Anna, die liebe Gefährtin ihrer Jugend, die Tochter einer Dragonerlieutenantswittwe, welche der Oberſt nach der Mutter Tode, aus waffenbrüderlicher Geſinnung für ihren im Felde gebliebenen Vater, als Pflegekind ins Haus genommen hatte, — und der Regimentsarzt Dreiblatt. — Die Erſtere, herzlicher von dem Oberſt geliebt, als ſeine beiden Töchter, — die böſe Welt wollte auch hier, — wie allenthalben — triftige Gründe ausklügeln — hatte die größte Gewalt über den bärenhaften Mann, und erſparte der lebhaften unbeſonnenen Eugenie manches Donnerwetter; der Letztere hatte die Gefälligkeit, aus Eugeniens Pulsſchlägen zu errathen, daß das Nehrlinger Klima ihr verderblich, und als wirkungsreiches Correktiv einzig und allein ein halbjähriger Aufenthalt in der Hauptſtadt zu verordnen ſey. — Der Oberſt, der nichts dawider hatte, wenn Eugenia geſund und am Leben blieb, verwilligte den ſechsmonatlichen Urlaub, welcher, im zweiten Jahre ſchon, wie ein altes Herkommen, ſich wieder nöthig machte, und von welchem gerade jetzt Eugenie wieder auf einige Zeit nach Hauſe zurückgekehrt war. Madame Liebeding hatte ſie begleitet, um den Herbſt in der traubenumkränzten Vaterſtadt zu genießen, und ein Schwarm von Freundinnen, Geſpielinnen ſich alſobald verſammelt, um das Schweſterpaar zu bewillkommen, Eugeniens Putzſchachteln zu durchwühlen, die neuen Moden zu preiſen, die alten Bekanntſchaften zu hecheln, zu plaudern, zu ſcherzen, und im Heimgehen einander flüſternd mitzutheilen, wie ſich Eugenie in Wuchs und Teint verändert habe, wie aber dagegen die Liebeding ſo ganz die Alte geblieben ſei, ſowohl an Verſtand als übermäßigem Embonpoint. —

Eugenie hatte die Schaar der Schul- und Confirmationsſchweſtern recht gefällig empfangen, und in ihre, im Hintergebäude des Hauſes gelegenen niedlichen Zimmer geführt; Anna, die wirthliche Martha des Hauſes, bereitete den Thee, und ſervirte ihn dem weiten Damenkreiſe. Eugenie predigte von den Wundern der Hauptſtadt, die Kammerräthin ließ ſich Thee, Zwieback und die Beigaben des freundlichen Herbſtes trefflich ſchmecken; der kleine Titus, ihr ungezogener Erſtling, plünderte Zuckerkorb und Deſſertteller, und ſomit war Alles in der beſten Ordnung. Gelächter, Beifallklatſchen und lebhafte Intermezzi's von Scherz und Ernſt begleiteten Eugeniens Vortrag, welcher die neueſten Shawls und Hüte mit ſo hellen Farben malte, daß man ſie zu greifen glaubte, und alle Zauberdinge in den Putz- und Galanteriegewölben der Madame Baudoni und der weitberühmten Gallini wie in einem Epos beſang. Doch Alles in der Welt hat ein Ende, wie es einen Anfang hatte. Die Herrlichkeiten der Fremde waren beſchrieben; Eugeniens Redevorrath war erſchöpft, und noch immer ſaßen die Provinzlerinnen neugierig da, horchend, lauſchend, und alle Perlenſchätze des erwartungsvoll halb geöffneten Mundes Preis gebend. Keine von ihnen dachte mehr daran, ſelbſt etwas zur Fortſpinnung des Geſprächs herzugeben, das doch immer ein Pickenick ſeyn ſoll, zu welchem jeder Theilnehmer eine wohlverſehene Schüſſel beiträgt. Die Kammerräthin, ſonſt eine Freundin von effectiven Pickenicks, ging hier mit dem übelſten Beiſpiel voraus; ſie war im Sofa entſchlummert, und die arme Eugenie, die ſich für die Unterhaltung ihrer Geſellſchaft aufgeopfert und heiſer deklamirt hatte, und jetzt auf ihre Frage: „Und nun, meine Guten, erzählt mir doch auch, was ſich Neues bei Euch begeben?“ ein kaltes wie Pelotonfeuer von jedem Munde nach der Reihe ſchallendes: „Bei uns? Nichts;“ und „ich weiß nichts;“ zur Antwort erhielt, kam in Verſuchung, zu thun, wie die Schweſter. Vergebens brachte ſie das langweilige Kapitel, das von Geburten, Kindtaufen, Hochzeiten und betrübten Sterbfällen handelt, in Anregung. Die Freundinnen, von dem vielen Merkwürdigen, das ſie aus der Reſidenz vernommen, verblüfft und verſteinert, wußten kaum zu berichten, daß Zolldirectors Minchen beinahe mit dem leichtfüßigen Regiſtrator vermählt worden wäre; daß der Superintendent auf der Kanzel ſtecken geblieben; daß das Fräulein von Metter nächſtens das Zeitliche geſegnen werde aus Verdruß über die Stiefmama und deren leichtſinnigen Wandel; und was des Quinkelirens mehr iſt, das mit diplomatiſcher Wichtigkeit vom Munde geht, plötzlich aber verſiegt, wie das Gaslicht, wenn es dem Wärter gefällig iſt, den Hahn zuzudrehen. — Eine peinliche Stille, — die Leere der ausgeſponnenen Spinne — trat in dem Theezirkel ein. Eugenie beneidete im Stillen die ihren Hausgeſchäften nachgehende Anna, die ſchlaffertige

Schweſter, und wollte eben dem ſchauerlich verſtummten Belagerungscorps ein fingirtes Kopfweh zum Beſten geben, um es in die Flucht zu ſchlagen, als ſich die Scene plötzlich änderte. Titus, der liebliche Knabe, von Früchten und Zuckerwerk beträchtlich geſättigt, hatte ſchon — den Mangel an Leben um ſich verſpürend, und ſich herzlich langweilend — einigemal den unbemerkten Verſuch gemacht, die Mama zu ſeiner Unterhaltung aufzuwecken. Sein gelindes Zupfen und Rütteln und Zwicken hatte jedoch nur die flüchtigſte Wirkung gemacht. Der nach Effekt haſchende Knabe war daher ſchnell reſolvirt, und ſchlug kurz und gut eine herrliche Taſſe vom Tiſche, welcher noch obendrein ein Schweif von Silberlöffeln folgte. Der Lärm, das Geklirre jagte die Kammerräthin aus dem Schlummer, die Geſellſchaft von den Stühlen auf. [illegible] zuvor nur ein Schweigen auf allen holden Lippen ſaß, — ſo ertönte von allen jetzt ein Schrei des Entſetzens. Die zarteſten der Damen, — des ungerathenen Buben nicht gedenkend, — ein Erdbeben oder eine unheilbringende Vorbedeutung befürchtend, waren bis an die Fenſter geeilt, um nöthigenfalls nach Hülfe rufen zu können. Während nun die herbeigelockte Anna die Verwüſtung wieder beſeitigte, Mama Liebeding ihren Titus für den genialen Spaß mit der letzten Prachtbirn belohnte, Eugenie die verſchüchterten Beſucherinnen beſchwichtigte, ſahen einige aus dem Häuflein verlegen durch's Fenſter, und wieder, wie auf ein Commando riefen ſie: „Ei! ſeht doch! ſeht! Iſt das nicht der

Baron, der dort am Arſenale die Schildwache thut? Iſt er's, oder täuſcht uns der Abendſchein?" — Und chorähnlich antworteten die Andern, neugierig zum Fenſter laufend: „Nicht täuſcht Euch der Abendſchein! Der hübſche Mann kann nur Risberg ſeyn!" —

5.

Nun hatte Alles ein andres Anſehen. Man hatte vorhin von der Kühle des Abends geſprochen; nun kam es allen unerträglich heiß in den Zimmern vor. Ein Fenſterflügel nach dem andern wurde geöffnet, und bald neigten ſich zwanzig Mädchenköpfe, einer hübſcher als der andre, heraus, und bewunderten die Architektur des Zeughauſes, ſprachen von den Kanonen und Kugeln, die einſt davor lagen, und kamen nun ſehr natürlich wieder auf die Schildwache, die jetzt gerade davor ſtand. — „Stille, ſtille doch!" flüſterte Anna den Geſchwätzigen zu: „Bedenkt doch, daß nur die nicht allzubreite Straße uns von dem Zeughauſe trennt. Wie leicht kann der junge Mann Euer Geplauder verſtehen, und müßte er dann nicht glauben, Ihr ſähet ihn alle gar zu gerne?" — Im Nu fuhren alle zwanzig Mädchenköpfe, roth geworden wie Scharlach, in die Stube zurück, und, weil man denn ſo oft im Eifer, gut zu machen, die Sache erſt recht verdirbt, oder das Kind mit dem Bade ausſchüttet, ſo flogen ebenfalls im Nu alle Fenſterflügel zu, und die Senſitiven der Geſellſchaft ließen [illegible] die Vorhänge nieder, die in ihrem Bereich waren. Anna lachte nun aus vollem Halſe, der ſpaßhafte Titus ſtimmte ein, ohne zu wiſſen, warum; die Mädchen verfielen in ein babyloniſches Sprachgewirre. Eugenie beſchwor endlich den Sturm, indem ſie der ihr zunächſt Stehenden den Mund zuhielt, und vielleicht zum hundertſtenmale fragte: „Baron? Risberg? Schildwache? Was iſt das? Was ſoll das bedeuten? Erzählt doch.“ — Diesmal waren die rechten Saiten angeſchlagen; doch der Saiten beinahe allzuviele. Clementine, Auguſte, Sophie, Henriette und ihre zahlreichen Schweſtern wußten alle ſo Manches von dem jungen Baron zu erzählen, daß die Fragerin nicht recht klug daraus wurde. Klar wurde ihr wohl endlich, was auch die Leſerinnen dieſer Erzählung ſchon wiſſen: des Barons Unſtern, des Herzogs Ungnade, die tyranniſche Degradirung, und Leo's luſtige Reſignation. Aber die Urſache jenes Unſterns, der Schlüſſel zu dem Räthſel fehlte, und unter all den Sagen, mit welchen man ſich zu Nehrlingen trug, war keine Einzige, die in Eugeniens Augen Glauben zu verdienen ſchien. — Die Kammerräthin erhob ſich mit einemmale halb von ihrem Sitze, neigte ihr junoniſches Haupt gefällig gegen die Verſammlung, winkte mit der Rechten dem neugierigen Titus, ſich zu entfernen, und ſprach geheimnißvoll und gewichtig: „Alles, was Sie da ſagten, meine werthen Damen, erläutert die Sache nicht. Zum Glück bin ich im Stande, Ihnen die beſte Auskunft über die Sache geben zu können. In der Reſidenz lügt man nicht, wie Sie wiſſen, denn man ſitzt dort an der Quelle." Die Damen gruppirten ſich aufmerkſam um die bequeme Erzählerin. Eugenie, ob ſchon mit der Geſchichte vertraut, ob nicht begierig auf dieſelbe, ſaß von den Andern abgeſondert, und gleichſam in ſich ſelbſt verloren, da, — den Kopf geſenkt, die Hände im Schooß gefaltet, unbemerkt von den Uebrigen, die am Munde der Kammerräthin hingen. — „Zuvörderſt, meine Damen;" begann dieſe, „von Sr. Durchlaucht unſerem Herzoge, weil man immer, z. B. im Gebete, zuerſt von Gott ſpricht; aber nur Weniges: nämlich, daß er ein ſtrenger Herr iſt, der nicht viel Spaß erduldet, noch viel weniger macht." — „O wir kennen ihn geſammt!" lautete der Chorus. — „Alſo," fuhr Madame Liebeding fort, „alſo Einiges von dem allerliebſten Prinzen Ernſt, den man hier nicht kennt, denn der gute liebliche Herr iſt erſt vor Kurzem von ſeinen Reiſen zurückgekommen. Ein ſchöner blonder Mann, jung und feurig, — und, — wie man ſagt, ein Freund der Damen." — „Ah!" rief der Chor geſchmeichelt. — „Der beſagte Risberg," fuhr die Kammerräthin fort, — „ich hab' ihn nie geſehen, — aber ein dito hübſcher Menſch ſoll er ſeyn." — „Ja wohl!" riefen die Vorlauten; „Hm, ja!" dehnten die Mimoſen. — „Und mit dem Prinzen erzogen, wie es heißt," ſprach die Liebeding weiter: „die Freude war groß, als die beiden Jugendgefährten ſich wieder ſahen, ſo hieß es wenigſtens allgemein. Aber das Leid kam im Trauerflore hinten drein. Derſelbe Risberg hat den Prinzen in den engliſchen Anlagen,

— man weiß nicht, ob mit dem Hirſchfänger, oder ſogar mit der Piſtole — angefallen, — Se. Durchlaucht verwunden wollen. Leute kamen dazu. Der Herzog wüthete. Es war von Kopfab und Spießruthen die Rede; endlich hat der gute Prinz ſelbſt für den Risberg gebeten, und das Vaterherz erweicht, daß Se. Durchlaucht der Herzog den unbeſonnenen Menſchen blos zum Soldatendienſte verurtheilt haben. Daß der kecke Junker ſich aber hier befindet, wußten wir nicht. Gelt Eugen'chen? Das erſte Wort iſt's, das wir davon hören." — Die Erzählung der Kammerräthin hatte freilich hier ein Ende. Allein die auf ſehr intereſſante Mittheilungen geſpannte Mädchenwelt um ſie her ſtand unbefriedigt da, denn ähnliche Berichte cirkulirten in der Stadt, und man hätte, um nichts Weiteres zu erfahren, eben keiner Stimme aus der Reſidenz bedurft. Der Zauber war von den Lippen der Kammerräthin verſchwunden, und nach den Fenſtern wendeten ſich wieder der Damen Blicke. Der Mond, der am Himmel aufſtieg, erinnerte die Freundinnen jedoch, daß es Zeit zur Heimkehr ſei. „Mein Gott!" ſeufzte Clementine, den Shawl feſt um ihre Schultern ziehend: „es muß draußen recht froſtig Wetter geworden ſeyn. Der arme Baron hat ſich ſo eben in den Wachtmantel gewickelt, und harrt gewiß ungeduldig der Ablöſung entgegen." — „Wahrlich," ſetzte Henriette hinzu: „eingewickelt bis an's Kinn. Die Tracht iſt nicht ſehr bildlich, aber der junge Mann gefällt mir doch in der groben Hülle weit beſſer, als der breite Major, der neben dem Arſenal wohnt, wie er in ſeinem großblumigen Türkenſchlafrock, mit der abſcheulichen Tabackspfeiſe aus dem Fenſter ſieht." — „Ei, Henriette, nicht geläſtert;" ſprach Anna mit gemüthlichem Scherze, während ſie der Krittlerin das Hutband ſchäkernd zuzog: „der Major iſt Eugeniens Herzblatt. Bei'm Papa hat er vorläufig gefreit, und mit der Liebe, — denkt er wohl, — gibts ſichs hintennach ganz charmant." — Die Dämchen lachten, die Kammerräthin ſtimmte ein, aber Eugenie war nicht zur Theilnahme an der Fröhlichkeit zu bringen. Der Augenblick des Abſchiednehmens gab ihr nur das Leben wieder, aber, wenn man ſo ſagen darf, ein verdächtiges. Denn ſie fiel allen Freundinnen ſo lebhaft um den Hals, und küßte ſie ſo haſtig, als wäre ſie recht froh, ſie auf dem Rückzuge zu ſehen.

6.

„Höre einmal, gute Eugenie;" begann die Kammerräthin, nachdem der Schwarm von dannen gezogen war: „ich bin müde von der Reiſe; ſehr müde. Was hielteſt Du davon, wenn ich mich jetzt zur Ruhe verfügte? Mein Titus ſchläft ſchon im Vorſaale ganz ſanft auf der Erde, wie ich höre. Ich muß das liebe Kind zu Bette bringen, und, bin ich einmal im Schlafzimmer, ſo hälts mich daſelbſt zurück, wie mit tauſend Magneten; du weißt's. Gute Nacht alſo." — „Gute Nacht, Viktorie;" antwortete Eugenie gleichmüthig: „ſchlafe wohl, und träume von Deinem guten Liebeding, der wohl jetzt Seide zupfen, ſpäter mit ſeinem Apfelcompottchen vorlieb nehmen, und endlich gelaſſen, wie Du, entſchlummern wird. Anna bleibt wohl noch bei mir, bis ich Deinem Beiſpiele folge.“ — „Recht gern;“ verſetzte Anna gutmüthig: „der Herr Oberſt ſpeiſen ohnehin Abends nicht zu Hauſe. Ein Schlückchen Wein und kalte Küche ſtehen uns zu Gebote, wann wir wollen. Die kleine Wirthſchaft iſt für heute geſchloſſen, und ich will gerne mit Dir plaudern, bis Dir die Augen zufallen.“ — „Mir fallen ſie jetzt ſchon zu,“ verſicherte Madame Liebeding, raffte ihren Titus im Vorzimmer auf, und trug ſich und den Helden nach ihrem Schlafgemache. — Eugenie und Anna ſetzten ſich auf das Sofa, drückten ſich freundlich die Hände, und ſahen ſich forſchend und erwartungsvoll an. Eugenie brach das Stillſchweigen mit den Worten: „Ich bin zum Unglück geboren, liebſte Anna, und muß ein getreues Herz, dem ich Alles, was ich leide, vertrauen darf, mein eigen nennen, — das Deine, gute Schweſter.“ — „Du unglücklich?“ fragte Anna entgegen: „Du, die Fröhlichkeit ſelbſt? Je nun, die luſtigſten Leute ſind nicht immer die zufriedenſten, aber mein Ohr iſt das verſchwiegenſte von allen, in welche jemals ein Geheimniß gelegt wurde. Rede darum friſch heraus, Eugenie.“ — „Der Baron von Risberg, — ſein Name allein hat ſchon ſchmerzliche Gefühle in meiner Bruſt erweckt;“ ſprach Eugenie weiter: „ſein Unglück iſt mir ein Vorwurf, und hätte ich gewußt, daß ich ihn hier finden würde…“ — „Mein Gott! Du machſt mich ängſtlich!“ unterbrach ſie Anna furchtſam: „der Baron? Erzähle.“ — Eugenie beſann ſich einige Augenblicke, dann hob ſie gefaßter an: „Liebe Anna, Du weißt, daß der Gardelieutenant Schirmeck mir bekannt, und theuer geworden iſt. Seine Mutter, eine ehrwürdige Frau, in beſchränkten Verhältniſſen, aber der beſten würdig, war oft im Fall, den Kammerrath in Geſchäften zu beſuchen. Die ruhige Theilnahme, welche die Matrone in Viktorien wahrnahm, feſſelte ſie an die Kammerräthin, und aus der weitläufigen Geſchäftsbekanntſchaft entſtand eine nähere, die endlich das Bedürfniß erzeugte, ſich täglich zu ſehen. Ich habe Dir von jenen entſetzlichen Abenden geſchrieben und erzählt, an welchen Schwager und Schweſter, verbunden mit Frau von Schirmeck und dem alten Regierungsſekretär Erasmus, das fürchterliche Boſton ausführten, das mit dem Schlage 6 Uhr anfing und bis 9 dauerte, die ganze Winter- und Frühlingszeit hindurch, einen Tag wie den andern, und immer langweiliger, denn zuvor. Ich hatte kurz und gut mit Schweſter Viktorien die Rolle getauſcht; und ſchlief hinter ihrem Stuhle ſitzend, regelmäßig ein, wachte aber auch regelmäßig auf, ſo oft ſich der Sporenklang des Lieutenants hören ließ, welcher pünktlich um 9 Uhr, — war er nicht im Dienſte, — erſchien, ſeine Mutter, für die er eine ungemeine Liebe hegt, ſelbſt abzuholen. Ein guter Sohn iſt der gefährlichſte Menſch für ein Mädchenherz. Wir bilden uns ein, er müſſe ein nicht minder vortrefflicher Ehemann werden. Ich übergehe daher, wie es kam, daß nach und nach der Lieutenant früher bei Liebedings eintraf, daß er ſichs endlich zur angenehmen Pflicht machte, ſeine Mutter auch hinzuführen, und den Abend daſelbſt zu verweilen. Wir waren bekannt, wie von einer Ewigkeit her, — wir lernten uns lieben. Und dieſe Liebe war ein Geheimniß vor dem kurzſichtigen Schwager, vor der trägen Viktorie und vor Alberts Mutter; ein Geheimniß vor der ganzen Welt, Dich, liebe Seele, ausgenommen. Hymen war unſre Hoffnung. Albert wollte erſt Hauptmann werden, bevor er um mich warb, und ich rieth ihm ſehr zu dieſem Aufſchub, da ich des Vaters Abneigung gegen die Heirathen der Subalternoffiziere niederer Grade kenne, ob er gleich ſelbſt nur Fortuna's Sohn iſt, und als Cornett ſchon meiner Mutter die Hand reichte. —

„Alberts Hoffnungen ſchienen glänzend zu werden, ſich ſchneller zu realiſiren. Prinz Ernſt kam nach Hauſe zurück; der Herzog ernannte ihn zum Oberſt des Garderegiments. Alberts Vater war der erſte Erzieher des Prinzen geweſen; er war von dem fürſtlichen Knaben zärtlich geliebt worden. Albert hoffte und baute auf dieſe Knabenanhänglichkeit. Eine Hauptmannsſtelle wird vakant; man zögert mit der Beſetzung; Albert meldet ſich, er ſucht den Prinzen perſönlich auf; er begegnet ihm in dem engliſchen Garten. Der Prinz, freundlich wie immer, ſpricht, ſcherzt mit ihm, nimmt ihm nicht die Hoffnung auf das Hauptmannspatent, begehrt aber zu wiſſen, warum er, der junge uneigennützige Mann, ſich gar ſo dringend um daſſelbe bewerbe. Albert iſt freimüthig; er ſpricht von ſeinem Wunſche, ſeinen Herd zu bauen. Prinz Ernſt fragt nach dem Gegenſtand ſeiner Wahl. Albert hält mit dem Namen zurück, discret und verſtändig, weil mein Vater noch nichts von unſerm Bunde weiß. Der Prinz, Damenfreund und Damenliebling zugleich, fragt nach der Wohnung von Alberts Braut. Der gute Schirmeck, in die Enge getrieben, verräth in der Verlegenheit den Platz, auf welchem Liebchens Haus ſteht; nennt aber wahrſcheinlich in der Verwirrung nicht die Nummer des beſagten Hauſes, ſondern gewiß die des daranſtehenden Gebäudes. Nun verändert ſich die Scene. Der Prinz fährt heftig auf; — in dem benannten Hauſe wohnt eine ſchöne adeliche Wittwe von zweideutigen Sitten, aber vom Prinzen ſeit langem heftig geliebt, ſorgſam bewacht. Der aufflammende Zorn des Fürſtenſohns macht meinen Albert im Anfange betroffener, und verwirrter; die Beleidigungen, zu welchen ſich der Prinz herabläßt, reizen Alberts Ehrgefühl. Noch nimmt er gelaſſen hin, was Eiferſucht und Zorn gegen den Untergebenen ausſprudeln, — aber an keine Löſung des Mißverſtändniſſes iſt mehr zu denken. Da fällt auch ein Schmähwort gegen die ungenannte Dame aus dem Munde des Prinzen, und Albert, mich beleidigt glaubend, vergeſſend, wo und wem gegenüber er ſteht, fordert aufgebracht den Widerruf. Der Prinz behandelt ihn nun vornehm und verächtlich; Schirmeck kann dieſe Sprache vollends nicht hören, überläßt ſich der Leidenſchaft, und da Prinz Ernſt, heftig und verletzend entgegnet: „Sie haben ſich um den Hauptmann gebracht. Nimmermehr heirathen Sie dieſe Perſon, und werden mich jetzt verlaſſen, oder — —“ da er bei dieſen Worten an das Gefäß des Degens greift, reißt Albert, der unbeſonnene Albert, den ſeinigen aus der Scheide, und fällt den Fürſten an; Ernſt vertheidigt ſich, — die Waffen klirren — aus dem Gebüſche ſpringt ein Mann: Risberg. Er ſieht des Fürſten Gefahr, und zieht den Hirſchfänger gegen Albert, der nun durch die Dazwiſchenkunft eines Dritten wieder zu ſich ſelbſt gekommen iſt, und den Abgrund ſieht, den ſeine That vor ihm aufgeriſſen hat. Er läßt die Waffe ſinken, der Prinz ebenfalls, welcher den in Zorn entbrannten Risberg mit Gewalt zurückhält. — Ernſt, deſſen Herz edel fühlt, empfindet mehr Angſt, als der blaſſe entwaffnete Verbrecher vor ihm. „Es kommen Leute,“ ruft er eiligſt meinem Albert zu: „Menſch, Sie ſind verloren und des Todes, findet man Sie, gegen Ihren Oberſt bewaffnet. Fliehen Sie, entſpringen Sie, und erwarten Sie in Ihrem Hauſe meine Befehle.“ — Albert entweicht hierauf, eilig und beſchämt; aber es war auch die höchſte Zeit. Hofleute und Gärtner ſtürzen herbei, finden den Prinzen mit entblößtem Degen, zornroth, wie er noch den Jagdjunker bei der Bruſt gepackt hält, weil dieſer mit gezognem

Hirſchfänger dem Weggeeilten folgen will. „Risberg hat den Prinzen angefallen!“ ſchreit man durchs Schloß, und Risberg, gewiß durch einen Wink ſeines erhabenen Freundes zu Ruhe und Schweigen verwieſen, geht getroſt auf die Schloßwache, und bekennt Nichts. Der Prinz begibt ſich zu ſeinem Vater, meldet ihm, er ſelbſt trage alle Schuld. Er habe Risberg aufgefordert, keine Leute im Park wähnend, einen Gang mit ihm zu verſuchen, um zu ſehen, wie zwiſchen der Jagdwaffe und dem Degen das Verhältniß beſtehe. Er habe Risberg muthwillig gereizt, und dieſer ſei, wie billig, etwas in Hitze gerathen, — und dieſes ſei Alles. — Risberg bekräftigte vor dem Herzoge des Prinzen Ausſage; allein der ſtrenge Fürſt ließ nicht, wie Prinz Ernſt hoffte, die Sache fallen, ſondern beſtimmte, um dem Jagdjunker einen Begriff von militäriſcher Subordination beizubringen, denſelben für den Militärdienſt, und gab ſeinem Sohne den ſchärfſten Hausarreſt auf einige Wochen. Risberg, nachdem kaum im Publikum ſein Schickſal eklatirt, war verſchwunden, und mein Albert gerettet. Ich habe dieſen Bericht aus ſeinem eigenen der Wahrheit getreuen Munde. Einige Zeilen des Prinzen haben ihn der völligen Verzeihung deſſelben verſichert; er iſt beſchämt, aber ſeine Hoffnungen ſind vertagt, weil der Herzog ſelbſt die erledigte Stelle während des Arreſtes ſeines Sohnes beſetzt hat; Risberg iſt ins Unglück gekommen, und Schirmeck darf nichts für ihn thun, muß ſchweigen, will er [illegible] nicht ſelbſt dem Tode aufopfern, nach der

Strenge der Militärgeſetze. Voll Trauer fügte ich mich in den Wunſch meiner Schweſter, mit ihr hieher zu reiſen, und die unerbittliche Nemeſis läßt mich alſobald hier den Baron finden, der um Schirmecks, um meinet- und unſrer Hoffnungen willen, in einem demüthigenden Fegefeuer leidet! Das quält mein Herz gar ſehr, und ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, könnte ich dem armen Menſchen ſein Geſchick erleichtern."

7.

Es macht ſich wohl öfters im Leben, daß man gerade immer Demjenigen begegnet, das uns nicht am angenehmſten iſt. — Es war noch kein Tag ſeit Eugenien's und Anna's Unterredung verfloſſen, als plötzlich die Erſtere der Mädchen in der Hausflur mit dem Freiherrn von Risberg zuſammentraf, der dem Oberſt etwas zu melden kam. Der Commandeur war gerade nicht zu Hauſe, und Eugenie hätte um keinen Preis übers Herz gebracht, den ſchlanken Baron auf der Flur warten zu laſſen, wie man es ſonſt gewöhnlich wohl mit Soldaten zu halten pflegt. Er ward freundlichſt erſucht, in das offne Nebenzimmer zu treten, und that es auch endlich nach mancher Entſchuldigung. Eugenie und Anna ſetzten ſich zu der Arbeit, und ſahen bald über den Platz vor des Oberſten Haus, bald ſchielten ſie nach dem zierlichen Dragoner, der am Flügel ſtand, und die herauf verbreiteten Muſikalien und Zeichnungen muſterte. Der Unterhaltung war anfänglich wenig: keines ſprach ein Wort. Leo unterbrach die Stille endlich durch eine verſtändige Bemerkung über Muſik, und die Freuden, welche ſie dem Einſamen gewährt. Anna, die Pianofortespielerin, wurde dadurch erregt, und antwortete. Eugenie, auch keine Laiin in Euterpens Geheimniſſen, fand ſich unwillkürlich in's Geſpräch gezogen, und das harmloſe Wortgeplänkel dauerte ein Viertelſtündchen fort, von dem angeſchlagnen Thema nicht weichend. Leo machte die erſte luſtige Diverſion. „Was hilft mir's jedoch," ſprach er, „wenn ich mit Ihnen, freundliche Muſenbilder, mich noch ſo ſehr in die Bedeutung und Tiefe der wunderſamen Kunſt der Töne hineinrede? Der nächſte Augenblick reißt mich aus dieſem Paradieſe, und wirft mich in das Reiterpurgatorium zurück, wo nur des Commandirenden greller Tenor das Tempo, der Pferdehuf den Takt gibt, und Ohrzerreißende Trompeten noch die letzten Reſte leidlichen Gehörs und Harmonieſinns des ehemaligen Dilettanten umblaſen, wie es einſt Jericho's Mauern erging!" — Eugenie ließ aufmerkſam horchend die Arbeit in den Schoos ſinken, ſah den Baron wehmüthig an, und ſprach, wie das Mitleid ſelbſt: „Laſſen Sie uns hoffen, Herr von Riesberg, daß Ihr ſeltſames Verhältniß nicht zu lange währen, und ſich bald wieder in ein günſtigeres umgeſtalten werde." — „Wie wohl thut dem unbeholfnen Rekruten ſolch theilnehmend Wort aus ſchöner Frauen Munde;" erwiederte Leo galant: „Ich fürchte aber, dieſe Theilnahme täuſcht ſich. Se. Durchlaucht lieben das Solide, und pflegen zu ſagen, man müſſe nichts halb ſeyn. Darum lebe ich der guten Hoffnung, die acht Reiterjahre in Gottesnamen aushalten zu müſſen, wenn man nicht bei mir, extraordinärem Sträfling, eine Ausnahme machen, und mich über die übliche Capitulation hinaus behalten ſollte.

„Sie fügen ſich gut in Ihre Lage," meynte Anna, „und tragen den Ernſt mit Scherz." — „Soll ich mich denn im Ernſte über den Ernſt grämen?" fragte Leo lächelnd: „Nimmermehr. Was fehlt mir denn? Ich reite, ich gehe, ich ſtehe, darf auch zuweilen ſitzen, ſogar ſchlafen. Für mein Geld kann ich mir's übrigens ſo bequem machen, als es Ihr gütiger Herr Vater erlaubt. Und täglich darf ich mir im Vertrauen geſtehen, daß nicht des Herzogs Befehl ſowohl als mein eigner Wille mich hier zurückhält, dem edlen Waffenhandwerk obzuliegen. Wäre mein Onkel nicht, und nicht mein bischen Vermögen, die ich beide nicht gerne der Rache des Herzogs und der Confiskation blosſtellen möchte, — glauben Sie denn, meine Damen, es käme mir auf ein bischen Deſertion an? Der gezwungene Fahneneid iſt keiner; es ſind ſchon theurere gebrochen, es iſt ſchon aus angenehmern Feſſeln deſertirt worden, und drey Viertelſtunden von Nehrlingen haben wir ſchon die Gränze. Ein mäßiger Spatzierritt trüge mich in fünf Herren Länder. Aber nein — — — ich bleibe, und bin eigentlich ein Volontär, der aus Caprice und zum Vergnügen dient. Bei Ihnen indeſſen, meine Damen, habe ich heute ein unverdientes und darum angenehmeres Vergnügen genoſſen: die Luſt freundlicher Geſelligkeit, dem Soldaten, dem Gemeinen, aus jedem Zirkel Verwieſenen ein ſeltener Gaſt." — Die Damen neigten ſich geſchmeichelt, und Eugenie, die ſich's zur Pflicht machte, dem artigen Manne etwas Angenehmes zu ſagen, verſetzte: „Das Bewußtſeyn Ihres Werths muß Sie über die abſtoßende Schroffheit der Menge tröſten, die entweder in der ſchlichten Uniform nur einen Mann ſieht, der tief unter ihr iſt, oder einen Störefried, oder einen Strafbaren, der am Ende die fürſtliche Ungnade mittheilen könnte. Dieſe Leute wiſſen nicht, daß oft der äußere Schein trügt, und nicht ſelten Großmuth hinter der Larve der Schuld ſich verbirgt." — Eugenie hob dieſe letzten Worte vielleicht etwas zu bedeutend heraus, denn Leo ſah ſie befremdet an, zuckte lächelnd die Achſeln, verbeugte ſich indeſſen ſogleich wieder, und antwortete galant: „Mit dem Dichter verachte ich des Pöbels Geſchrei. Vor Ihnen, mein Fräulein, wie vor Ihrer harmloſen Freundin entſchuldigt dazuſtehen, iſt mein einziger Wunſch." — „Ihr Einziger?" lächelte Anna: „Wirklich, Herr Baron? Hegten ſie keinen andern?" — Leo bedachte ſich ſchelmiſch ſinnend eine Weile; dann erwiederte er: „Käme es durchaus auf einen zweiten Wunſch an, ſo wüßte ich keinen andern, als einmal auf ein Stündchen oder zwei an des Majors Rüppel Stelle zu ſeyn, im Schlafrock, mit Pfeife und Arroganz an ſeinem Fenſter zu lehnen, und auf ihn hinabſchauen zu dürfen, der an meiner Stelle in der Kälte dort ſchildern müßte.“ — Die Mädchen lachten, und Eugenie ſetzte bei: „Es wäre nur eine gelinde Strafe für den unzarten Mann. O, ich habe wohl geſehen, wie er ſich geſtern ſo abſcheulich betrug, gerade als Sie ....“ — Eugenie erröthete und verſtummte, denn es war doch immer nicht recht gerathen, wenn der junge Mann erfuhr, daß ſie auf ihn während ſeines Wachdienſts ſo genau Acht gegeben.

8.

Kaum hört der Wolf ſeinen Namen, und ſchon kömmt er. Sporengeraſſel auf der Flur. „Der Herr Oberſt?“ fragt Leo halb verlegen, und rüſtet ſich. Die Mädchen, die immer, durchs Fenſter blickend, nach dem Vater ausgeſehen hatten, erſchracken auch ein bischen. Das fremde Klopfen an der Thüre beruhigte indeſſen. „Herein!“ und der Herr Major, von dem ſo eben geſprochen worden, erſchien als Viſitengaſt, grüßend, ſich bückend, Eugeniens Hand küſſend. In der nächſten Sekunde fiel jedoch ſein Blick auf Risberg, der in militäriſcher Haltung kerzengerade an der Thüre ſtand, und die Begegnung im Innern herzlich verwünſchte. — Mürriſch maß ihn der Major vom Kopf bis zum Fuße, wendete ſich dann zu den Damen, und ſprach: „Was ſoll das bedeuten, meine Damen? Haben Sie ſtrengen Arreſt? Was machen Sie hier, Risberg?“ — „Ich erwarte den Herrn

Oberſt;" verſetzte Leo monoton. — „So iſt hier nicht der Ort dazu;" ſchnauzte ihn der Major an: „Sie wiſſen wohl, wo Sie hingehören. Im Zimmer der Damen iſt nicht Ihre Stelle." — Ohne ein Wort ferner zu verlieren, grüßte Leo den Major nach Soldatenbrauch, — die Damen mit dankbaren Blicken, machte rechtsum, und ging zur Thüre hinaus. — „Ein zudringlicher, alberner, verdrüßlicher Menſch!" brummte ihm der Major giftig nach. — Anna wollte Risbergs Parthie nehmen, allein vergebens. „Vorwitzig, naſeweis, unausſtehlich!" fügte der Major ſeiner frühern Rede bei: „ein Innbegriff alles Läſtigen. Ein Taugenichts, mit dem man keine Umſtände machen, ihn behandeln muß, wie er's verdient. Der Herr Oberſt würden es übel aufnehmen, wenn ich ihm ſagte, daß ſeine Damen den Wüſtling in's Zimmer citirt haben, ihn, vor dem jeder Vater, jeder Ehemann ein großes Kreuz ſchlägt!" — „So ſcheint er alſo ſehr gefährlich?" verſetzte Eugenie lächelnd: „Mir kömmt er jedoch, aufrichtig zu reden, nicht ſo vor, und ſeinem Stande, dächte ich, wäre man doch auch ein Uebriges ſchuldig." — „Seinem Stande?" eiferte der Major, heftiger noch als zuvor: „Was iſt's mit ſeinem Stande? Mit dem Jagdjunker iſt's Er! und der Baron gilt nur dann im Kommisrocke, wenn er Volontär iſt. Aber Se. Hochwohlgebohren ſind hier zur Strafe als gemeiner Dragoner, und des Herzogs Befehle ſind gemeſſen, ihn zu halten, wie den Plebs. Mich ärgerts allemal, ſo oft ich in das ſchnippiſche Gelbſchnabelgeſicht ſehe, daß ich den Burſchen „Sie" nennen muß. Gott verzeihe es denen, die uns das derbe, ächte, abſtoßende, vernichtende „Er" verboten, und uns gegen das gemeine Dragonervolk höflich machten. Seit der Zeit geht die Subordination zu Grabe. Die Kerls unterſtehen ſich zu denken, und wenn der Reiter etwas mehr weiß, als daß er um fünf in den Stall, um ſieben auf die Bahn, und um elf in die Ménage muß, ſo iſt's gefehlt." — „Wir verſtehen davon nichts," ſagte Anna gähnend: „Wie kömmt es aber, daß Sie gegen den Baron ſo ausgezeichnet böſe ſind?" — Der Major rollte die Augen, und warf die bramarbaſirende Lippe auf; er beliebte aber dennoch zu ſprechen. „Sehen Sie, meine Damen," — ſagte er, — „ich könnte ſagen, daß es Menſchen gibt, die man auf den erſten Blick ſchon nicht leiden kann; . . ." — „Ja wohl;" ſchaltete Eugenie mit Beziehung ein. — „Aber" — fuhr der Major fort: ‚ich will Ihnen reinen Wein einſchenken. Der Burſche war kaum acht Tage beim Regimente, ſo wollte ich ihm mittelbar Gelegenheit geben, mich zu verbinden. Sie mögen wiſſen, daß der Rekrut wohl daran thut, ſeine Obern in Güte zu erhalten. Wir können die Kerls auf's Blut peinigen, wenn wir nur wollen!" — „Hm!" ließen ſich die Mädchen ironiſch vernehmen. — „Phylar, mein Jagdhund, war unpäßlich geworden," ſprach der Major weiter: „die Jagdzeit ſtand vor der Thüre. Es mußte Rath geſchafft werden. Schmidt und Quackſalber wußten keinen Rath, keine Hülfe für das todtkranke Thier. Da fällt mir der Risberg ein. Jagdjunker geweſen, — denke ich, — folglich verſteht er ſich auf Hunde und dergleichen, wird mir den Gefallen thun, den Phylar zu traktiren! — Ich ſchicke daher meinen Burſchen zu dem Naſeweis, laſſe einen Empfehl vom Herrn Baron von Rüppel an den Herrn Baron von Risberg vermelden, und ſo und ſo, und das und das. Was läßt mir der Menſch durch den Burſchen zurück ſagen? Meinen Hund würde er nicht behandeln; wenn mir aber etwas zuſtoßen ſollte, möchte ich mich nur bei ihm in die Kur geben. Ich wollte ihn in Arreſt bringen, in ſchweren, wie billig; allein der Teufelsjunker wehrte ſich mörderiſch und behauptete, er habe im Ernſt geſprochen; er ſei Arzt, und der Doktor Dreyblatt möchte ihn examiniren, wenn man's nicht glaube. Wunderhalber geſchah es, und der Regimentsarzt ſoll, wie mir der Oberſt ſagte, bei der vierten Frage ſchon mauerſtill geworden ſeyn, und geſagt haben: mit dem Vorgeben des Barons habe es ſeine völlige Richtigkeit. Iſt das nicht zum Aergern? Wie kann ich den Menſchen jemals mit gutem Auge anſehen?" — „Es iſt freilich unverzeihlich," verſicherte Eugenie, „daß Risberg ſich unterſtehen konnte, in dieſer Sache Recht zu haben, allein, verzeihen Sie, Herr Major, Sie behandeln den armen jungen Mann doch etwas zu hart. Durch Zufall hab' ich's geſtern mit angehört, wie Sie, am Fenſter liegend, und behaglich ſchmauchend, zu Ihrer Schweſter ſagten, indem Sie auf den Baron deuteten, der im Mantel eingehüllt vor dem Arſenal auf und niederging: „Weit beſſer iſt's doch, in dieſer

Herbſtkühle ſich im warmen Schlafrocke zu pflegen, als in dem groben Wachmantel zu ſpatzieren! Dem Junker da unten ſchadet's indeſſen nicht; es iſt ihm geſund, und er hat noch weit mehr verdient." Der erſte Theil Ihrer Rede, Herr Major, war nicht zart; der zweite beleidigend, und wenn der junge Mann, der den Ausfall wohl vernahm, nicht großmüthig wäre, wenn er Sie verklagte . . . ." — „So würde ich ihn in Grund bohren," behauptete der Major renommiſtiſch: „Was ich geſagt, kann ich beweiſen, und da der Menſch unſern verehrten Prinzen Ernſt angefallen hat, — meuchelmörderiſch, wie man ſagt, — ſo hat er auch weit mehr verdient, als unter meinem Commando zu ſtehen." — „Gott behüte uns vor der Hand vor Ihrem Commando!" verſetzte Anna, und ging hinaus, nach der Küche zu ſehen. — Der Major ergriff indeſſen die Gelegenheit, näherte ſich Eugenien und ſprach, ſo höflich als es ſeine eingewurzelte Derbheit erlaubte: „Laſſen Sie immerhin die Pflegſchweſter ſprechen; wen ich liebe, commandire ich ſanft und gut; ja, ich bin ſogar bereit, mich ſelbſt commandiren zu laſſen. Beſte Eugenie, frei von der Leber weg zu ſprechen, ziemt dem Soldaten. Mich freut es ausnehmend, daß Sie ſich die Mühe nehmen, von Ihrem Fenſter aus meine Wenigkeit zu beobachten, und ich darf Ihnen geſtehen, daß ich nicht ohne Abſicht ſo oft am Fenſter liege, und nach dem Ihrigen blicke." — „Sehr ſchmeichelhaft," entgegnete Eugenie trocken: „nur weiß ich nicht, Herr Major, zu welchem Endzweck dieſes Rekognoſciren führen ſoll. Von meiner

Seite wird es — ich verſpreche es, — nie wieder geſchehen, und ſo dächte ich, Sie ließen auch Fenſter und Vorhänge hübſch zu, oder ſähen nach andern Dingen, als nach meinen Blumentöpfen, die ohnehin keine Blüthe mehr aufzuweiſen haben.“ — „Grauſame!“ ſeufzte der Major, und bemühte ſich, recht kläglich zu thun: „wen ſuchen denn meine Blicke, als die ſprödeſte von allen Blüthen? Kurz und gut, mein Fräulein, ſoll es mein Loos ſeyn, vom Vater begünſtigt, von der Tochter, die ich anbete, verſchmäht zu werden?“ — „Beſter Herr Major,“ verſetzte Eugenie, der die Scene Langeweile machte: „Mein Vater mag mit ſeinen Dragonern thun, was ihm beliebt, ich ſchalte allein mit meinem Herzen. Ich bin zu jung, zu raſch für Sie.“ — „Donnerwetter!“ platzte Rüppel heraus: „Mit acht und dreißig Jahren ſteht der Mann in ſeinem Zenith, und fragen Sie einmal in der Reſidenz, was der Herzog bei der letzten Revue von meiner Figur geſagt hat. Was das Raſche betrifft, will ich auch wohl Schritt mit Ihnen halten. Zittern nicht Roß und Reiter, wenn ich an der Fronte niederſprenge? Die Fuchtel, die leider abgeſchaffte Fuchtel, getraue ich mir, noch ſo nervös und graziös zu geben, wie vor zwanzig Jahren. Was wollen Sie mehr?“ — „Ich — ich will durchaus keinen Soldaten;“ antwortete Eugenie verlegen: „Der Krieg macht Wittwen und Waiſen.“ — „Gut;“ ſagte der Major: „Um Ihretwillen könnte ich mich zu einem Civildienſte bequemen. Kommt mir doch jetzt ſchon der Schlafrock weit behaglicher vor, als die Uniform, die Sr. Durchlaucht nie knapp genug ſitzen kann.“ — „Und ich ſollte dem Staat einen ſo wackeren Offizier rauben?“ fragte Eugenie ſchnell: „Nimmermehr! Lieber ſoll aus der ganzen Sache nichts werden.“ —

9.

„Aus welcher Sache?“ fragte die Kammerräthin, die gerade in die Thüre trat, einen Brief in der Hand tragend: „Guten Morgen, Herr Major. Wie ſtehts, Eugenchen? Mein armer Titus iſt nicht wohl. Der arme Junge liegt zu Bette, und kann ſich weder mit der Grammatik beſchäftigen, noch mit dem Schönſchreiben. Es packt ihn gewöhnlich in den Vormittagsſtunden an, läßt bei Tiſche nach, und wird gegen Abend ganz gut, wenn ich das gute Kind mit Trauben erfriſche, und ein Gläschen Muskatwein erlaube. Sein Uebelbefinden hat mich demungeachtet alterirt, und nur dieſer Brief, den ſo eben der Poſtbote brachte, hat mich aufgerichtet. Er iſt von meinem herrlichen Liebeding: er kommt morgen ſelbſt, und — rathe einmal, in weſſen Gefolge er ſich — als blinder Paſſagier — verſteht ſich, — eingeſchwärzt hat? in das Gefolge des Prinzen Ernſt, meines Augentroſtes, dieſes ſchönſten aller Männer! Se. Durchlaucht werden Nehrlingen einen ganzen Tag mit Ihrer Gegenwart beglücken, und Freud und Jubel an allen Ecken ſeyn. Morgen kömmt er und mein Liebeding; doppeltes Vergnügen." — „Und für uns doppelte Plage," murrte der Major, von Eugeniens Hartherzigkeit und Viktoriens läſtiger Unterbrechung zugleich verdüſtert: „Wir werden paradieren und defiliren, und eben ſo wenig Dank dafür vom Prinzen verdienen, als von gewiſſen grauſamen Lippen ein Wort des Troſtes." — Er ging verdrüßlich nach der Thüre, drehte ſich aber nach dem Abſchiedsgruße noch einmal gegen die Frauenzimmer um, und ſagte hämiſch: „Morgen habe ich nur ein Gaudium, aber ein großes. Risberg vor dem Prinzen! Was meynen Sie? he?" — Unter fatalem Lachen ging er. Eugeniens vor Ungeduld und Verdruß zitternde Hand konnte kaum die Nadel im gehörigen Takte bewegen. Die Kammerräthin machte ſich dagegen gleichgültig daran, die Pot-pourris aufzuſchütteln, und ſagte phlegmatiſch: „Du haſt gewiß wieder etwas mit dem Major gehabt, und er möchte Dich doch ſo gerne heirathen. Liebes Eugen'chen, ein Mädchen muß heutzutage nicht ſo beſonders ſein. Gute Parthieen wie mein Liebeding ſind nicht auf allen Straßen zu finden. Der Major iſt nicht übel und nicht gar zu alt; hat Vermögen, wie es heißt" . . . . . — „Schulden bei allen Juden;" ſchaltete Eugenie lachend ein. — „Verdienſte wie ein Held" — ſprach Viktorie weiter. — „Wer ihm auch ſeine Heldenthaten glauben mag!" unterbrach ſie Eugenie wieder: „und wäre er reich wie Demidoff, und ein Held, tüchtiger als Carl der Große mit all' ſeinen Vettern, ich würde ſagen: Nein, ſo lange mir die Augen offen ſtehen. Ich kann ihn nicht lieben, folglich nicht heirathen. Punktum." — „Du biſt immer kurz angebunden;" lächelte die Kammerräthin: „aber Du wirſt zur Einſicht gelangen. Ich habe mein Kammerräthchen auch nicht beſonders favoriſirt; ich wüßte mich überhaupt nicht zu erinnern, daß jemals ein Mann mir, — wie man zu ſagen pflegt, — meine Ruhe geraubt hätte; aber nach der Hochzeit wurden wir gute Freunde, recht gute Freunde ſogar, ſeitdem mein Mann ſich das verdrüßliche Rechthaben abgewöhnt hat. Auf der Kammer, — in Gottesnamen, — aber im Hauſe hat die Frau das prae, und darum war hier auch, ſo lang die Mutter lebte, eine verkehrte Haushaltung. Der Vater hat beſtändig dominirt, und wie? Jetzt ließe ich mir's freilich auch nicht mehr gefallen." — In dem Augenblick polterte die Thüre auf; des Oberſten bärtiges und grimmiges Antlitz ſah herein, und ſeine Donnerſtimme rief: „Nun, Plaudertaſchen, wirds bald? Seit einer Viertelſtunde iſt aufgetragen, und man läßt mich allein? Allons, Du langſame Viktoria, und Du, ſchnippiſche Eugenie: Aufgeſeſſen! Marſch! oder euch ſoll . . . . ." — Die zufallende Thüre verſchlang die kräftigſten Redensarten des ungnädigen Hausherrn; und die Damen ſäumten nicht, ſeiner Einladung zu genügen. „Ei, Du biſt ja plötzlich ſehr flink, gute Kammerräthin;" ſpottete Eugenie. Viktorie erwiederte aber mit einem Seufzer; „Was einen der Mann erſchrecken kann! Man muß ſchon gehen, ſoll er das Haus nicht umkehren. Da iſt mein Liebeding ein ganz Andrer. Stundenlang ſitzt er vor der zugedeckten Suppenſchüſſel, ohne zu muckſen, bis wir alle beiſammen ſind, — ich, Titus und Er."

10.

„Mein Fräulein! Ihre Hartherzigkeit bringt mich „zur Verzweiflung, und kann mich noch weiter treiben. Einem Mann, der ſo vielen Batterieen entgegen gegangen iſt, kommt es auch nicht auf einen „Piſtolenſchuß an, ſich aus der Hölle ſeines von Ihnen gehaßten Daſeyns zu erlöſen! — Mein Leben „oder mein ſehr baldiger Tod liegt in Ihrer Hand. „Von Rüppel." —

Alſo lautete das Billet, welches am folgenden Tage, gegen die Paradezeit, von dem Fräulein v. Rüppel, der betagten Schweſter des Majors, Eugenien überbracht wurde. Fräulein Chriſtiane, um manches Jährchen älter als ihr Bruder, und von unerfreulichem Ausſehen, hatte die Falten ihres Geſichts noch herbſtlicher gelegt, weil ſie wohl wußte, was in dem Briefe ſtand, den ſie zu übergeben hatte. Eugenie war im erſten Augenblicke nicht wenig betroffen, und rief, faſt erſchrocken: „Mein Gott! der Mann wird doch nicht etwa .....?" — Viktorie und Anna fragten, erfuhren, lächelten. — „Sei ruhig, Kind;" ſagte die Erſtere hübſch geruhig: „Sie erſchießen ſich nicht ſo geſchwinde. Redensarten; nichts mehr als das." — „Ja wohl," pflichtete Anna lachend bei: „ja wohl nur Redensarten und nicht einmal des Majors eigenthümliche; denn ich wette, der ſchöngeiſternde Compagniefeldſcheer, der ſeine ſentimentalen Gedichte von Haus zu Haus ſchleppt, hat dieſen Brief entworfen." — „Loſes Mädchen!" entgegnete Chriſtiane, den Mund gleich einer gekränkten Zimperlichen zuſammen klemmend: „wenn das mein Bruder hörte, auf der Stelle würde er ſeine Drohung erfüllen, denn ich kenne ihn ſeit geſtern gar nicht mehr. Ich habe ihm Alles vorgeſtellt, was man in ähnlichen Lagen nur vorſtellen kann; nichts hat gefruchtet. Aber grimmiger hat er noch gethan, als zuvor, und ich befürchte, ſeine Leute werden heute einen ſchweren Stand mit ihm haben." — „Auf der Parade, meynen Sie?" fragte Viktorie: „der Prinz iſt jedoch noch nicht gekommen; wie?" — „Er wird erwartet," berichtete Chriſtiane, und ging zum Fenſter, denn die blanken Reiterzüge ſchwenkten ſchon unter fröhlichem Trompetenklange auf den Paradeplatz. Von Adjutanten, Unteroffizieren und Ordonnanzen wimmelte das Haus, während die Schwadronen ſich raſch entfalteten, aufſtellten, und bald, in eiſerner Ruhe haltend, ein ſchönes Schauſpiel gewährten. Eine friſche Herbſtluft ſpielte mit den von den Helmen hängenden Roßſchweifen, die Standarten flatterten wie luſtige Wimpel im Winde, die Waffen blitzten, die Roſſe ſchnoben und dampften aus den Nüſtern. Der Platz, die Fenſter um denſelben waren vollgedrängt von Zuſchauern. Eugenie und ihre

Schweſtern folgten Chriſtianens Beiſpiele, und ſahen dem hübſchen Schauſpiele zu. Des Majors Schweſter deutete nur auf ihn, der wie ein toller Mann auf- und nieder gallopirte, ſein Pferd zu Gewaltsſprüngen ſpornte, und zehnmal gröber, denn ſonſt, mit ſeinen Untergebenen war. Viktorie ſah ſich nach dem Vetter, nach dem komödienhaft herausgeputzten Nehrlingertürken, der die Pauken des Regiments ſchlug, und nach ihrem Liebeding um. Eugenie und Anna ſuchten mit den hellen Augen den Baron von Risberg. Die Scharfſichtigen hatten ihn bald im erſten Gliede aufgefunden, und konnten ſich eines neuen Mitleids nicht erwehren, da ſie ihn ernſter und nachdenklicher als gewöhnlich auf dem Pferde ſitzen ſahen. — „Unbarmherzig iſts, den armen Menſchen ſeinem Todfeinde vor Angeſicht zu ſtellen;“ meynte Viktorie, nachdem ſie auf Risberg aufmerkſam gemacht worden war. Die Schweſter wußte das freilich beſſer, dachte aber dennoch, das Wiederſehen müſſe kein erfreuliches ſeyn. Da ſie nun aber von Chriſtianen hörten, daß Risberg ſich krank gemeldet, und dennoch, auf Antrag des Majors, nicht vom Dienſte befreit worden, da wurden ſie noch einmal ſo ſehr gegen den rohen Eiſenfreſſer erbittert, und Chriſtiane, die die ſaubre Tücke triumphirend erzählte, hatte damit für ihren Bruder eben nichts gewonnen.

11.

Das Regiment hatte bis jetzt wie eine ſtille Wetterwolke geſtanden; plötzlich wurde Alles lebendig. Ein beſtaubter Dragoner, den man als Vedette ausgeſtellt hatte, kam in voller Carrière herbei, und brachte die Nachricht: Des Prinzen Wagen ſei geſtürzt, er ſelbſt, der Durchlauchtige, unverſehrt. Des Prinzen Begleiter, der Major von Ringelsberge, habe ſich am Arm verletzt, und werde langſam hereingefahren; der Prinz ſei dagegen, blos von einem Reitknecht begleitet, zu Pferde geſtiegen, und werde in wenig Augenblicken hier ſeyn. — Oberſt und Staab eilten dem Prinzen entgegen, und führten ihn unter dem Geſchmetter der Trompeten und dem Gewirbel der Pauken, und dem lauten Hurrahgeſchrei, auf den Paradeplatz. — Ernſt, ein ſchöner ſchlanker Mann, wie ihn Viktorie beſchrieben, in geſchmackvoller Uniform, benahm ſich äußerſt leutſelig und graziös, ſah mit einer Aufmerkſamkeit, als hätte er nie etwas Beſſres geſchaut, den Ubungen der Truppen zu, und bezauberte Jedermann durch ſeine unermüdliche Herablaſſung. — „Hurrah! Vivat! Viktoria!" rief indeſſen ein Männchen in apfelgrünem Frack, das ſich mit beiden Ellbogen Platz durch die Menge machte, und an dem Erdgeſchoßfenſter, in welchem die Kammerräthin und Eugenie lagen, in die Höhe ſprang. — „Ei! Liebeding! Du biſts?" entgegnete Viktorie: „Du biſt alſo nicht umgeworfen worden?" — „Nichts weniger als das!" jubelte Eugenien's Schwager: „ganz und gar, mit Haut und Haar, ſiehſt Du Dein Kammerräthchen wieder!" und wollte ſeine Ehehälfte von der Straße aus kurz und gut umarmen. Mit einem „Pfui doch!" ſtieß ihn Viktorie zurück, und Titus ſprang an ihrer Statt zum Fenſter hinaus, dem Papa auf recht ungezogene Weiſe an den Hals. Während ſich der Kammerrath von der ungeſtümmen Vaterfreude zu befreien ſuchte, Viktorie an ihrer zerdrückten Halskrauſe muſterte, Anna laut lachte, und Chriſtiane mit dem hämiſchen Blick alter Jungfrauen auf die ſich balgenden Liebeding Senior und junior hernieder ſah, verwandte Eugenie kein Auge von dem Prinzen, der gerade an der Fronte des Regiments hinaufritt, vor einigen der älteren Dragoner hielt, mit ihnen redete, dann weiter ſchritt, und endlich den ihm folgenden Oberſt um etwas zu befragen ſchien. Drei Schritte davon ſtand Risberg, deſſen Geſicht etwas bleich geworden war; und auf ihn zeigte der Oberſt: ihn forderte er auf, aus dem Gliede vor den Prinzen zu treten. Mit welcher Spannung hing Eugenie an Ernſts und Risbergs Zügen. Beide ſchienen betroffen, gleichſam ſtaunend, ſich hier einander gegenüber zu ſehen. Lange Zeit fixirte der Fürſt ſeinen Freund, und ritt nach einigen mit ihm gewechſelten Worten weiter, ſich einigemal nach ihm umſehend. Nun lagerte ſich wieder die alte Ruhe auf Risbergs Antlitz, und Eugenie erwartete nun auch mit mehr Gelaſſenheit das Ende der Parade. Der Prinz zog unter'm Jubel des Regiments ab; der Oberſt und die Staabsoffiziere begleiteten ihn zu dem alten Schloſſe, das er zum Abſteigequartier gewählt hatte. Mit Staunen und Freude ſah Eugenie, daß ſich die meiſten jungen Offiziere nun um den Baron Risberg verſammelten, mit ihm ſich unterhielten, und ihn en ami behandelten. Das Warum? kam bald zu Tage: Die Sonne der Gunſt hatte ihm geleuchtet. Die Leute wollten geſehen haben, der Prinz ſei bei Risbergs Anblick aufs höchſte ergriffen geweſen, — er habe geſchwankt zwiſchen dem ſo natürlichen Widerwillen und der angebornen Großmuth. Die Letztere habe indeſſen einen eklatanten Sieg davon getragen, und Se. Durchlaucht habe den Wunſch geäußert, den Baron nach Tiſche bei ſich zu ſehen. Daher dieſe Umwandlung der Gemüther, daher dieſer allgemeine Umſchwung! Eugenie ſah in dieſen Zeichen eine günſtige Vorbedeutung für Risberg, mildere Geſinnungen des Herzogs, die beſtätigte Strafloſigkeit ihres Schirmeck, und bereitete ſich noch einmal ſo fröhlich zu dem Balle vor, welchen an ſelbem Abend die Stadt dem, nur kurz verweilenden Fürſtenſohne in aller Unterthänigkeit gab. —

12.

Ein Kranz von blühenden Mädchen ſchmückte die Banquetten des Rathhausſaals. Nur wenige verwelkende, hagere und allzufüllreiche hatten ſich in den Kranz eingeſchlungen. Chriſtiane, nebſt dem ganzen Corps ihrer vergilbten Schweſtern, blinzelte von der Nobelgallerie in das bunte Gewühl. Die weißen Kleider der Damen, mit Roth und Grün, der Landesfarbe, geſchmückt, die ebenfalls grünen und rothen Dragoneruniformen, die ſchwarzen, ſo Trauer- als Galaröcke der übrigen Civil-Jugend, nahmen ſich recht gut aus. Die Ungeduld der Tanzluſtigen zeigte ſich nicht undeutlich, aber der Prinz war noch nicht da; der Ball dürfte noch nicht eröffnet werden, und den Damen blieb nur Geduld zu faſſen übrig. Die bunten Herren ſcharwenzelten im Saale umher, ſtillverwundert, ſich einmal wieder in Schuhen und ſeidnen Strümpfen zu erblicken; die ſchwarzen Civiliſten behaupteten, wie das Centrum auf der Scheibe, die Mitte des Saals, ſtehend, ſchauend, lorgnirend, ſehnend, hoffend, eiferſüchtelnd, verwünſchend. Eugenie, ein Militärkind, war von Offizieren umſchwärmt, die gemüthliche Anna unterhielt der Auditeur, ein angenehmer Dreißiger; der Kammerräthin ſervirte ihr Liebeding das Pränumerations-Punſchglas, dieſe Bedingung leidlichen Friedens, sine qua non. Henriette, Clementine, Sophie und Mimi, unter den Flügeln von Müttern und Tanten, durften nur ihre Blicke reden laſſen, und dieſe Blicke ſprachen immer zu der Saalthüre die Worte: „Warum öffneſt Du Dich nicht, daß wir den Prinzen ſehen, den charmanten, lieben Prinzen, und vielleicht . . . . .“

Da ging ſie auf, die zaudernde Thüre, und das Orcheſter fing an zu rumoren, und Alles ſtand auf, ſich verneigend gegen die Hoffnung des Vaterlandes, die in der Gardeuniform mit Stern und Orden eintrat, zum Tanz wie ein Adonis geſchmückt. Hinter dem Prinzen gingen Civil- und Militärobere; ihm zur Seite aber, ein gemeiner Dragoner, obſchon im feinſten Tuche gekleidet: Leo von Risberg. Dieſem galt auch des Prinzen erſtes Wort, als endlich des Staabstrompeters Fanfarenjubel verklungen war, und die Paukenſchlägel ruhten. Denn zu dem anſehnlichen Kreiſe, den die Honoratioren um den Herzogsſohn ſchloßen, ſprach er mit gewinnender Milde: „Es ſteht nicht in Abrede, meine Herren, daß das Kleid des Soldaten ein Kleid der Ehre ſei. Ich hoffe daher, Sie werden dieſen jungen Mann, den ich Damon nennen möchte, weil ihm ein Pythias nicht fehlt, wohlwollend und auszeichnend unter Ihnen aufnehmen.“ — Ein allgemeiner Scharrfuß war die Antwort, und der luſtige Risberg bewegte ſich, wie ein Fiſch in gewohnter Fluth, im Ballſaale, als ob er ſchon ſeit Jahren mit allen vornehmen Nehrlingern vertraut geweſen wäre. Die Herzen der Mädchen, die endlich den längſt Bemerkten und Belobten in den Zirkel honnetter Leute aufgenommen ſahen, ſchlugen hoch; höher als alle das Herz Eugeniens, denn auf ſie kam, vom Oberſt geführt, der Prinz zu, in eigener Perſon, und bat ſie um den erſten Tanz. Eugenie erröthete ſehr und verbeugte ſich geſchmeichelt. Der Oberſt ſelbſt, von Vaterſtolz ergriffen, wagte ein Lächeln. Eugenie flog am Arme des Prinzen dahin. Anna folgte dem angenehmen Risberg, der nach einer flüchtigen Beſchauung des Blumenflors der Beſcheidenen den Vorzug gab. Zahlreiche Paare reihten ſich an dieſe Vortänzer, und in Vergnügen verſunken gewahrte Niemand, auf welcher Folterbank der Major lag, der ſich Eugenien entführt, und Risberg wie einen Offizier behandelt ſah. Die Tanzenden hatten ihre Zeit beſſer zu benützen. „Wie komme ich Ihnen vor, Fräulein Anna?“ fragte Leo ſeine Tänzerin, und ſie verſetzte: „Wie ein Räthſel, Herr Baron, aber wie ein artiges.“ — „Recht ſo;“ ſprach er hierauf: „Ihnen gegenüber will ich der Artigſte auf Erden ſeyn, wenn ich gleich ſelbſt nicht recht weiß, was ich von mir halten ſoll. Sie ſind mir indeſſen zum Beiſpiel kein Räthſel, ſondern der klarſte, lieblichſte Spiegel, den ich kenne.“ — „Ihr Spiegel?“ fragte lächelnd das Mädchen. — „Der Spiegel, in dem ich mich ſo vollkommen zu erblicken wünſchte, als Sie es ſind. Ihr häusliches Walten, Ihre Frömmigkeit, Ihr ſtiller ruhiger Sinn iſt mir längſt ſchon nichts fremdes mehr. Wenn Sie einſt an meinem Herde ſchalten, für mein Wohl beten wollten . . . . .“ — „Ei! wo denken Sie hin?“ liſpelte Anna verſchämt und erſchrocken: „Alles zu ſeiner Zeit. Wirthſchaftsangelegenheiten gehören nicht auf den Ball, und ſehen Sie . . . gerade endet der Prinz den Tanz.“ —

Ernſt war indeſſen auch nicht ſtumm geweſen, und flüſterte Eugenien, da er ſie zu ihrem Platze führte, zu: „Dieſen Inbegriff von Liebenswürdigkeit, den mir ein treuer Freund nicht zu partheiiſch geſchildert hat, habe ich nun kennen gelernt, preiſe dieſe Stunde, und bedaure nur, daß meine Verhältniſſe mich zwingen, Ihnen fern ſtehen zu müſſen. Nicht einem Jeden gönne ich aber dieſen ſeltnen Schatz, liebliche Eugenie. Ich werde dafür ſorgen, daß er an den Würdigen gelange.“ —

Wie ſüß und zauberiſch klangen doch dieſe Worte in Eugeniens Ohr? Der Prinz hatte in Räthſeln mit ihr geſprochen, aber dieſe Räthſel litten nur die beſte Deutung. Schirmeck war gewiß nicht von ihm gefährdet; auf Schirmeck, auf wen ſonſt bezogen ſich wohl des Prinzen letzte Reden? — Wie eine Grazie leicht und frei und ſicher, den Abglanz der zuverſichtlichſten Hoffnung im ſchönen Auge, im allerliebſten Geſichte, ſchwamm Eugenie in den folgenden Tänzen dahin, von den Veſtris und Gardels Nebrlingens eifrig aufgefordert, bis die erſte Ruhefriſt eintrat, und wieder den Kreis der Ihrigen um ſie verſammelte. Der Prinz ſpielte im Nebenzimmer mit Präſidenten und Hofräthen. Der Kammerrath hatte aber den Goldbeladnen Tiſch geflohen, und war mit Erfriſchungen beladen zu ſeiner Viktorie zurückgekehrt, welche er bis jetzt in allen Tänzen herumbewegt hatte, und die ſich vornehm an Eugeniens Seite blähte, weil Prinz Ernſt mit Eugenien, ihrer Schweſter getanzt hatte. Die Letztere, von Erinnerung und Sehnſucht befangen, hörte nicht auf die gaſtronomiſchen Unterhaltungen des kammerräthlichen Paars, ſondern erhaſchte, ſinnig lauſchend und heimlich lächelnd, mit dem geübten Ohre die zarten Fäden der reinen Liebesneigung, die ſich zwiſchen Anna und Leo zu ſpinnen begann. Der unfern ſtehende Oberſt, mit Andern im Geſpräch begriffen, blickte wohl dann und wann aufmerkſam, aber nicht grimmig nach Anna herüber, und ließ Leo ungeſtört an ihrer Seite. Kaum aber war er hinweggegangen, als der Major von Rüppel hinter irgend einem Pfeiler hervorbrach, und raſch auf Eugenien zuging. Bei ſeinem Anblicke entfernte ſich Risberg, ſeinen Unmuth nicht verhehlend, von Annen, und Eugenie hätte viel darum gegeben, wenn ſie ihm hätte folgen dürfen. Da jedoch die Schicklichkeit dieſes nicht erlaubte, ſo beſchloß ſie, von der Unterhaltung des Prinzen aufgeheitert, die Waffen des Scherzes gegen den unermüdeten Major zu gebrauchen. Deſſen erſte Rede ſprach ſchon den Dämon aus, der in ihm arbeitete: den des Verdruſſes. „Sie machen ja heute Alles durch Ihren Zauber glücklich, mein Fräulein,“ ſprach er: „laſſen Sie doch auch meine Wenigkeit etwas davon genießen; ſoll ich allein unglücklich bleiben? mich nicht einmal einer tröſtenden Antwort auf die Botſchaft erfreuen, die Ihnen Chriſtiane ſicher überbrachte?“ — „Dieſe Botſchaft hat mich beleidigt, Herr Major;“ entgegnete Eugenie: „ſolche Raſereien ziemen der Liebe nicht, und Sie werden viel zu thun haben, wenn Sie mich nur wieder verſöhnen wollen, fernerer Gunſt gar nicht zu gedenken.“ — Der Major ſtand da', wie ein Verſteinerter. Der Effekt, auf den er rechnete, war zu Waſſer geworden. — „Ohnehin,“ fuhr Eugenie ernſthaft fort: „ohnehin haben Sie meinen und aller gefühlvollen Menſchen Zartſinn in der Perſon des jungen Barons von Risberg verletzt, und müßten dieſen Fehler vor allem repariren, ehe es zu einem guten-Vernehmen zwiſchen uns kommen könnte. Ich läugne es nicht, daß ich für dieſen jungen Mann eine gewiſſe Vorliebe gefaßt habe, welche des Prinzen Benehmen gegen ihn vollkommen rechtfertigt, wie mir dünkt.“ — „Recht, eine beſondere Vorliebe;“ wiederholte der verdutzte Major, ſeinen Unwillen verbeißend: „was befehlen aber das gnädige Fräulein, daß ich thun ſoll, um dieſer Vorliebe zu genügen?“ — „Was ich wünſche, werden Sie nicht thun,“ äußerte Eugenie achſelzuckend, „und ſo, fürchte ich, wird Alles im jetzigen Zuſtande bleiben.“ — „Nimmermehr!“ rief der Major, der wieder eine ſonnenklare Ausſicht auf Eugeniens Liebe und ihren Reichthum im Hintergrunde erblickte: „Was begehren Sie? Alles, was Sie verlangen, thue ich, ohne Widerrede.“ — „Auch Schildwache ſtehen?“ fragte Eugenie leiſe, ihn bei Seite ziehend. Der Major ſtutzte. — „Mit Kasket, Karabiner und Wachmantel, im Schilderhäuschen am Arſenal, meinen Fenſtern gegenüber?“ fuhr Eugenie fort. — Des Majors Geſicht verzog ſich gar unerfreulich. „Was wollen Sie damit?“ fragte er zweifelhaft. — „Satisfaction für den Baron, den Sie auf dem Poſten beleidigten;“ verſetzte die Schelmin: „zugleich einen Dienſt, wie ihn ſonſt die Dame vom Paladin fordern durfte.“ — „Bedenken Sie aber . . .“ ſprach der Major ärgerlich und dennoch geſchmeidig: „ich bin Major; dieſer gemeine Dienſt, ... wenn es herauskäme, . . . ich müßte mich doch, um Ihnen den Spaß zu machen, einem Kerl anvertrauen, und dann . . ." — „Alles bedacht;" fiel Eugenie lebhaft ein: „der grobe Wachmantel gilt für einen Fürſtentalar, denn die Schildwache repräſentirt den Fürſten. Und weſſen Dienſt, vom Lohnwächter an, der an Krähwinkels Thor ſeine Strümpfe ſtrickt, bis zum Küraſſier, der zu Pferde die Tuilerien bewacht, iſt ehrenvoller, als der Wachdienſt bei der Geliebten, dieſes Darthun des unbedingten Gehorſams? Was Ihre Scheu vor der Entdeckung betrifft, ſo wäre der beſte Rath, Sie tauſchten ſelbſt einmal mit dem Baron den Platz. Er iſt Edelmann, ſein Ehrenwort wäre Ihnen Bürge." — „Mit dem Baron?" fuhr der Major auf: „mir ſteigt die Galle. Was verlangen Sie? Ich ſoll zwei Stunden für den Burſchen ſchildern? Soll er nicht auch vielleicht während deſſen in der bel - étage meine Perſon ſpielen, und mir Gleiches mit Gleichem vergelten? Mich ſchaudert." — „Allerdings gehört das dazu;" ſagte Eugenie kurz, obſchon mit Mühe das Lachen verbeißend: „ich verſichere Ihnen indeſſen, daß der Baron edelmüthiger ſeyn wird, als Sie. Aber ein für allemal: Sie im Schilderhauſe, Risberg bequem und vornehm oben an Ihrem Fenſter . . . . dieſe Reſignation muß ich ſehen, ſonſt wird nimmer Friede zwiſchen uns." — Sie wollte von dem Major gehen, er faßte ſie aber heftig bei der Hand, und ſprach voll Unruhe: „Wenn ich's nun aber thäte, Grauſame, . . . dürft' ich dann hoffen?" — „Daß ich Ihnen Ihre bisherigen Unarten vergebe?" ſagte Eugenie ſchalkhaft: „auf mein Wort.

Nur keine voreiligen Hoffnungen indeſſen. Ein Weiteres wird von meiner Laune und Ihrem Betragen abhängen, Herr Major. Lieber nichts erwartet, als vergebens geharrt.“ —

13.

Eugenie hüpfte zu den Schweſtern zurück, überzeugt, den Bewerbungen des Majors einen unüberwindlichen Schlagbaum vorgeſchoben zu haben, — aber ſo groß iſt die Macht der Schönheit über ein ſinnliches, die Macht des Geldes über ein habgieriges und ſchuldenbewußtes Gemüth, daß der Major, in eine Ecke gedrückt, bei näherer Ueberlegung Eugeniens Begehren zwar abentheuerlich und unangenehm fand, wie von Anbeginn, aber ſich bei jeder Einwendung ſagte: „Was hilft's aber? Aut — aut: thuſt Du nichts, erringſt Du auch nichts. Vornehmere Perſonen haben ſchon weit mehr für die Capricen einer Freundin gethan, und wo Herkules ſpann, kannſt Du, Major, wohl auch einmal ſchildern. Das Arſenal iſt abgelegen. Kein Offizier kommt dahin. Ich arrangire die Parthie im Zwielichte; wir haben keinen Mondſchein ſeit heute, und in der Dämmerung ſieht ein Major im Wachmantel gerade ſo wie ein gemeiner Hund aus. Freilich, — mit dem Bengel mich einzulaſſen, — mit dem Risberg — das iſt hart. Aber der Prinz, — und Eugeniens Wunſch, — und er iſt doch Cavalier. Ich ſetze einen ſchlechten Kerl drauf, — und ſo muß es gehen, und ſchnell muß es gehen. Der Rhabarber ſchluckt ſich am leichteſten, wenn man die Augen zu, und nicht viel Federleſens macht." — Voll von dieſem unmännlichen Entſchluße, den er fälſchlich für einen männlichen hielt, ſchritt der Major in das Punſchzimmer, gerade als zur entgegengeſetzten Thüre Leo von Risberg eintrat. Draußen rauſchte die Muſik ſchon wieder zum Tanze. Der Major hielt den Baron auf. „Ei Barönchen," ſagte er mit falſcher Freundlichkeit: „wohin? Im Saale iſt viel Staub, und hier viel Spiritus. Bleiben Sie hier, und trinken mit mir ein Glas Punſch." — „Ei, Herr Major," entgegnete Leo ungenirt: „ich trage keine Epaulettes, und . . ." — „Ei was;" verſetzte der Major: „mit wem Prinz Ernſt getrunken, mit dem trinkt auch von Rüppel. Nehmen Sie Platz." — „Sie befehlen?" ſprach Leo und ſaß und trank, wie es der Major haben wollte. „Apropos," begann dieſer nach einigen gleichgültigen Diskurſen: „hatten Sie nicht Luſt, Morgen Wache zu thun?" — „Ganz und gar nicht;" lachte Risberg: „ich hatte erſt vorgeſtern die Ehre." — „Wenn ich Sie aber bitte, mir die Freundſchaft zu erweiſen?" — „Ihnen? was kann Ihnen mein Wachdienſt helfen?" — „Ich fädle Alles ein. Ihr Rittmeiſter iſt mein Freund. Morgen wird ein zur Schloßwache Commandirter krank. Sie treten für ihn ein. Sie erhalten wieder den Poſten am Arſenal. Von Sechs bis Acht kommt Ihre Tour; ich löſe Sie dann ab." — „Sie?" — „Ein Scherz, Beſter; aber Ihr Kavalierwort, daß Sie ſchweigen."

— „In Gottesnamen. Auf Ehre." — „Dann müſſen Sie mir noch einen Gefallen thun." — „Welchen?" — „Vertreiben Sie während meiner ſpaßigen Wache meiner Schweſter die Zeit." — „Recht gern, aber ich weiß nicht . . . ." — „Hören Sie ferner, verſchmähen Sie meinen Schlafrock nicht, nicht meine Pfeife. Chriſtiane ſoll vom beſten Kanaſter ſtopfen, und legen Sie ſich nur, — wenn gerade Niemand vorbeigeht — recht breit an's Fenſter, gerade als ob ich's wäre. Wollen Sie?" — „Sie ſprechen hebräiſch, Herr Major." — „Uebermorgen ſoll's gutes Deutſch ſeyn. Ein Paar Minuten vor Acht löſen Sie mich wieder ab, und Alles iſt im Alten; nur werden Sie mich ſehr verbunden haben." — „Das thue ich recht gern;" erwiederte Risberg lächelnd: „wenn ich mir ſchmeicheln darf, daß Sie ein bischen freundlich mit mir ſeyn wollen." — „Was das betrifft, liebſter Baron," ſprach ſchließlich der Major: „ſo ſollen Sie gewahr werden, was ich für meine Freunde Alles zu thun im Stande bin." — Sie ſchieden zufrieden. Zu Anna eilte Leo, zum Spieltiſch der Major. —

14.

Erhitzt durch Punſch und erkältet durch die kalte Nachtluft hatte der gute Major einen Schnupfen davongetragen, der ihn einige Tage lang von der Ausführung ſeines Ritterſtückchens abhielt, und ſo kam denn endlich derjenige heran, an welchem Risberg, der Ordnung nach, wieder die Wache zu beziehen hatte. Der Major, ebenfalls zur ſelben Friſt geſund geworden, fädelte die Sache, ſeinem Verſprechen gemäß, wieder ein; Risberg kam auf die Schloßwache, und ſchilderte am Arſenal von zwölf Uhr bis zwei. Eugenie war durch Chriſtianen benachrichtigt worden, daß ihr Bruder entſchloſſen ſei, das verlangte Abentheuer zu beſtehen, und erwartete, überraſcht von des Majors Vornehmen, aber voll Muthwillen und Schalkhaftigkeit die ſechſte Stunde, in welcher Risberg abermals aufziehen, und der grimmige Rüppel ihn ablöſen ſollte. Anna, die Kammerräthin und Liebeding waren in's Geheimniß gezogen, und lauſchten, — ein neugieriges Publikum — hinter den Verhängen. Wenn aber Kammerrath und Frau aus Schadenfreude und Langeweile ſich in die unbequeme Lauſcherattitude ſetzten, ſo beſeelte Anna ein reineres wohlthuenderes Gefühl, — die Sehnſucht, denjenigen zu ſehen, der ihr Herz gewonnen hatte, und dem Freundlichen verſtohlen, aber nicht weniger freundlich zuzunicken.

Der Major hätte keine beſſere Zeit wählen können. Seit drei Tagen war ſchon der Prinz abgereist; der Oberſt und alle Offiziere bis auf die Dienſtthuenden waren in aller Frühe zu einem großen Jagen gezogen; keine Störung ſtand zu befürchten. Zudem iſt in dem wenig bevölkerten Nehrlingen der Platz um das Arſenal eine kleine Wüſte, fern vom Schloſſe, eingefangen von alten, kahlen, unwegſamen Feſtungswerken, und nur ein Haus, die Wohnung des Majors und ſeiner Schweſter, lehnte ſich an das Waſſengebäude. Gegenüber lag des Oberſten-Hauſes Hintergebäude, benachbarſchaftet von Gärten und Brandmauern. Eine geraume Strecke vom Arſenal verlor ſich der öde Platz in belebtere Gaſſen, und dieſe Strecke war leicht zu überſehen; kein unzeit'ger Ueberfall zu vermuthen. Um ſechs Uhr ſchlenderte Risberg mit ſeinem Führer daher, löſte den Vormann ab, und ging gleichgultig auf und nieder, bis die Abziehenden nicht mehr ſichtbar waren. Leo's Falkenblick bemerkte bald ein Paar freundliche Augen ihm gegenüber, und ließ die Entdeckung nicht ungenützt, denn er ſandte einen Feuerſtrahl nach dem andern gegen den neidiſchen Vorhang, der nur wie ein Schatten ihm das theure Bild zu ſehen erlaubte. Er dachte gar nicht mehr an den Major, aber plötzlich ſtand dieſer vor ihm, mit düſtrer Stirne, obgleich er ſich zu lächeln zwang. — „Geſchwinde, Herr Baron," flüſterte er: „die Zeit iſt günſtig. Kasket und Armatur her." — „Wie?" entgegnete Leo, an den Honneurs verhindert: „Sie wollten in der That?" — „Freilich;" verſicherte der Major: „werfen Sie mir den Mantel um, s'iſt verdammt kühl. Der Helm paßt mir auch nicht auf den Kopf, iſt viel zu eng. Da mag aber das Sturmband helfen. So. Jetzt gehen Sie zu Chriſtianchen. Schlafrock, Pfeife und ein aufrichtiger Kaiſerthee erwarten Sie. Aber fein manierlich ſeyn, — hören Sie? Und Punkt drei Viertel auf Acht die Ablöſung nicht vergeſſen. Verſtanden?" —

„Sehr wohl, Herr Major;" erwiederte Leo, und ſchlüpfte in die Hausthüre des Majors. Eugenie, den

Freier auf dem Poſten ſehend, ſchlug auf dem Flügel die Melodie der „Sentinelle“ an, und Liebeding fragte ſeine Gattin wehmüthig, ob ſie zweifeln könne, daß er nicht einſt — und noch jetzt — gethan haben würde, was der Major that. Anna blickte indeſſen ſorgſam durch die ſpiegelhellen Scheiben der erſten Etage des Majorhauſes, und ſah, wie Fräulein Chriſtiane den ſchelmiſch reverenzelnden Leo gratiös und förmlich empfing. Feierlich, wie man einen Ehrenpelz überreicht, brachte Chriſtiane den bunten Schlafrock heran, die Mütze des Majors und die mächtige Pfeife, und lud den ſeltſamen Einquartierten zu einer Taſſe Thee ein, bevor er ſich an den abgeredeten Fenſterpoſten begäbe. Leo acceptirte, um gerade keinen Korb zu geben; indeſſen ſchritt unten der Major mit Gigantenſchritt auf und nieder, im Mantel vermummt bis an die Zähne, den Karabiner unter dem Arm, und den Helm zierlich auf dem Haupte balancirend. So wie ſich jedoch ein Betteljunge oder Karrenführer von Ferne ſehen ließ, kroch er wie eine Schnecke in ſein Haus. Eugenie hatte lange gezaudert, an's Fenſter zu treten, um nicht in lautes Lachen auszubrechen. Mittlerweile hatte ſich Leo, trotz der friſchen Abendkühle, am jenſeitigen breit gemacht, wie es ſonſt der Major pflegte. Eugenie öffnete nun ihr Fenſter, und wenig fehlte, ſo hätte die vornehme Wache vor dem Blicke präſentirt, den das holde Mädchen auf ſie warf. Leo rückte freundlich die Mütze, als die Schelmin begann: „Befinden Sie ſich wohl, Herr Major?“ — „Charmant;“ verſetzte der

Schäker: „Ich finde es überhaupt im Schlafrock ſehr bequem und warm, und möchte um keinen Preis in der Herbſtkühle Schildwache ſtehen, wie der arme Mann da unten; aber er hat es nicht beſſer gewollt.“ — „Spitzbube!“ murmelte der Major vor ſich hin, und holte ſich Troſt in einem neuen freundlichen Blicke Eugeniens. — „'s iſt wohl ſchon ſpät, Herr Major?“ fragte das Mädchen weiter. — „Ich weiß wahrhaftig nicht;“ antwortete Leo, den Rauch wie ein Baſſa aus der Pfeife blaſend: „Schildwache! wie viel Uhr?“ — Ein bittrer Kelch für den Factionär. „Halb Sieben ſchlug's ſo eben!“ preßte er ungeduldig und unwirſch hervor, und kroch in's Schilderhaus, denn von ferne ließ ſich ein anſehnlicher dicker Herr wahrnehmen, der gerade aufs Zeughaus losſteuerte. Eugenie zog ebenfalls den Kopf zurück, drückte das Fenſter zu, und Leo trat der Abrede gemäß hinter den Vorhang. Chriſtiane hatte, theils von der romanhaften Nachgiebigkeit ihres Bruders geärgert, theils vom Tabacksdampf und dem herbſtlich eindringenden Luftſtrom gequält, das Zimmer verlaſſen, und Leo hatte alle Muße, ſchweigend zu beobachten, was ſich auf der Straße begab, denn der dicke Herr ſegelte in ſchnurgerader Richtung auf die Schildwache am Arſenal zu, die in ihrem Verſteck nicht wußte, wie ihr geſchah. Der Unbekannte gelangte raſch an das Schilderhaus, ſah dem verdutzten Major ſtarr in's Geſicht, und fuhr dann ſelbſt verdutzt zurück. Rüppel bekam vor dieſem wildfremden Antlitz Courage, und rief grimmig: „Was gibts, Herr? zurück oder . . . . .!" — Beſchämt zog der Fremde den Hut, und ſprach treuherzig: „Vergeben Sie, mein Herr Dragoner; ich bin ein Fremder; die Dämmerung und wahrſcheinlich falſcher Bericht haben mich irrgeleitet." — „So ſcheeren Sie ſich fort!" brummte der Major. — „Ich ſuche meinen Neffen, den Baron von Risberg;" fuhr der dicke Landedelmann fort; „aus der Kaſerne wies man mich auf die Hauptwache, von da zur Schloßwache; dort erfuhr ich, mein Leo ſtehe am Arſenal. Die Ablöſung zu erwarten, verſtattete mir meine Sehnſucht nicht. Aus alten Zeiten mit der Gelegenheit der Stadt bekannt, fand ich mich bald hieher, und finde ein fremd Geſicht. Wo iſt denn der Baron, oder iſt vielleicht . . . . ." — „Stille! ſag' ich;" murrte der Major: „von Ihrem Neffen weiß ich nichts. Packen Sie ſich fort!" — „Ei, Schildwache! wer wird einen Fremden ſo unfreundlich beſcheiden?" fragte Leo vom Fenſter herab: „lieber gleich die Wahrheit. Mein Herr von Risberg! es thut mir leid, Ihnen melden zu müſſen, daß ich vor einer Stunde den Herrn Baron, um eines Exceſſes willen, in engen Arreſt geſchickt habe. Bis Morgen Mittag ſoll er jedoch wieder frei ſeyn, um Ihretwillen, und Ihnen ſeine Aufwartung machen." — „Mein Leo, mein Neffe!" klagte der Alte; „wen habe ich die Ehre, zu ſprechen, mein Herr? und darf ich meinen Leo nicht heute noch ſehen?" — „Ich bin Major von Rüppel;" erwiederte Leo kaltblütig. — Galgenſtrick!" brummte der Major grimmig in die

Falten ſeines Mantels; Leo ſprach aber weiter: „Sie dürfen Ihren Leo nicht ſprechen, Herr von Rißberg. Ein ſtrenger Befehl des Herzogs iſt eingelaufen, daß alle Verwandte des jungen Mannes ſich ohne Miniſtererlaubniß auf nicht mehr als eine Stunde ſeinem Aufenthalte nähern dürfen.“ — „Nicht möglich!“ rief der Alte, die Hände kläglich faltend. — „Wenn man Ihr Hierſeyn inne wird,“ fuhr Leo mit barſcher Stimme fort, — „ſo werden Sie unter Escorte nach Hauſe gebracht. Daher gehen Sie auf der Stelle nach Lindengart zurück, und logiren im goldnen Hirſch. Dahin will ich Ihnen den Neven Morgen ſenden.“ — „Ach, Herr Major,“ ſagte der Edelmann, ſchon auf dem Sprunge ſtehend: „wie danke ich Ihnen, Sie Gottesmann. Ich will ſogleich fort. Sie ſind Cavalier, ich darf mich auf Sie verlaſſen ... mein Leo ....“ — „Soll kommen; Gott befohlen!“ ſchloß Leo und trat mit einer Verbeugung zurück. Der Onkel lief davon als ob ihm der Kopf brenne. „Was haben Sie gemacht?“ ſchnaubte der Major zum Fenſter auf, da er Eugenien drüben lauſchend erblickte: „mit Ihrem Onkel Haſchemännchen zu ſpielen!“ — „Danken Sie Gott, daß der Onkel mich im Schlafrocke nicht erkannte;“ entgegnete Leo recht patzig: „es wäre ja Alles verrathen geweſen.“ — „Der Burſche hat Recht und zehn Teufel im Leibe,“ knurrte Rüppel in den Bart, dann ſprach er aber laut: „jetzt löſen Sie mich ab.“ — „Behüte Gott!“ erwiederte Leo: „es ſchlug erſt ſieben Uhr, und Sie befahlen ſelbſt, ich ſollte um drei Viertel auf Acht ....“ —

„'ſiſt verflucht kalt," verſetzte Rüppel giftig: „und wenn der alte Narr auf die Schloßwache zurückliefe . . . . ." — „Pſt! Herr Major!" warnte Leo: „nicht geſchimpft; der alte Narr iſt mein Oheim; ſeyn Sie jedoch ohne Sorgen: ich kenne ihn, er iſt jetzt ſchon auf dem Wege nach Lindengart, um nicht mit dem Herzog in Colliſion zu kommen." — „Verdammte, verdammte Lage!" eiferte der Major für ſich, während Eugenie gegenüber Mozarts: „Non piu andrai" im Fortiſſimo anſchlug, und mit der vollen Macht ihrer ſchönen Stimme zu ſingen begann. „Göttliches Mädchen!" ſchwärmte der Major alſobald: „wer wollte nicht, Dir zu gefallen, noch 3 Viertelſtunden des Herbſtes genießen in freier Nachtluft?" — „Was ſagen Sie, beſter Major?" fragte Leo ſchelmiſch, der beim Kerzenſchein in Eugeniens Gemach Anna's Geſtalt noch hinter den Vorhängen wahrzunehmen glaubte, und dadurch friſche Laune bekam. „Nichts ſage ich," erwiederte Rüppel zornig: „als daß Sie ſchweigen ſollen. Dort ſehe ich wieder einen Schatten über den Platz wanken." —

Als der Schatten näher kam, vernahm der im Häuschen ſteckende Major, daß ſein Schritt keineswegs wankend, ſondern ſpornklingend ſei. Ein Offizier! dachte er, ſtill erſchrocken, und verhielt ſich ruhig, bis der Mann herangekommen, und weiter keine Wahl war. — „Wer da!" brüllte der Major. — „Gut Freund!" erwiederte der Fremde, der es abermals auf die Schildwache abgeſehen hatte, denn er rief ferner: „dein beſter Freund!" und fiel dem, im engen Hauſe zu jedem Widerſtand unfähig gemachten Major raſch um den Hals. Rüppel ſtand verblüfft, und ließ einen langen Redeſchwall über ſich ergehen, den Leo von oben deutlich vernahm, wie folgt: „Endlich, Leo, ſeh' ich Dich wieder, Du treuer Geſelle, und voll Freude ſeh' ich Dich wieder. Dein Leiden ſteht ſeinem Ziele nah; das meinige iſt gehoben. So eben komme ich an: zu meiner Braut zu eilen, verbieten mir Form und Schicklichkeit; aber Dich ſogleich zu umarmen, wehrt mir kein Gott. Ich finde Dich hier nach mancher Nachfrage auf unwürdigem Platze, aber auch hier ſollſt Du mein Glück wiſſen. Der edle Prinz vergab, und belohnt den Strafbaren. Ich bin Major, und trete hier im Regimente ein. Der rohe Rüppel, dem Herzog durch manche Gewaltthat, und durch die an Dir verübten Mißhandlungen bekannt geworden, hat ſeit geſtern aufgehört, Major zu ſeyn. Ich bin's an ſeiner Statt, und trage in meiner Taſche das Penſionsdekret mit, das ihm noch heute der Adjutant notifiziren wird. Freue Dich mit mir." — „Alle dreißigtauſend Millionen Teufel ſollen Ihnen auf den Kopf fahren!" platzte der Major im höchſten Zorn heraus, ſtieß den Beſtürzten von ſich, und trat wie ein Rieſe auf die Gaſſe: „Herr, wem erzählen Sie das? Wiſſen Sie, daß ich ſelbſt der Major bin? Und Du Spitzbube," — nach Leo's Fenſter drohend: „für den ich noch Schildwache ſtehe — warte, warte!" — „Sind Sie toll geworden, Dragoner?" fragte der Fremde: „oder was iſt hier vorgegangen?" — „Abſcheulichkeiten!" donnerte der Major: „aber ich will mich rächen. Abgelöst! Mit Ihnen Herr, ſchieße ich mich zehnmal für einmal. Abgelöst! Mit dem Risberg mache ich gar kein Federleſens." — „Wo iſt Risberg?" fragte der andre Offizier laut und entſcheidend: „und noch einmal, wer ſind Sie?" — „Halt!" rief unterdeſſen der Major einem Vorbeiſpringenden zu; der Offizier hielt ihn jedoch kräftig zurück. „Laſſen Sie mich los!" ſchrie Rüppel außer ſich: „dort läuft er, in meinem Schlafrock, meiner Mütze! Laſſen Sie mich los! Abgelöst!"

„Was gibts?" fragte ein Herzukommender, der Adjutant. — Der Schimmer aus Eugenien's Fenſter fiel auf Rüppels Geſicht! „Herr Major!" fuhr der Adjutant fort, „in welchem Aufzuge?" — Die Schaam hatte den Herrn von Rüppel zahm gemacht. Mit einiger Geiſtesgegenwart berichtete er, dem Baron von Risberg ſei auf dem Poſten unwohl geworden, und er habe ihm die Erlaubniß gegeben, nach Hauſe zu gehen, ſich ſelbſt jedoch bis zur Ablöſung an den wichtigen Poſten geſtellt." — „Wacker und brav, Herr Major;" entgegnete der Adjutant: „um ſo mehr muß ich bedauern, daß ... aber, wie iſt mir denn? Sie dachte ich am wenigſten hier zu finden, Herr von Schirmeck!" — „Schirmeck!" rief Eugenie vom Fenſter herab; von der Leidenſchaft überwältigt: „ſeht, ſeht, ich habe mich nicht geirrt! Seine Stimme .... er iſts!" — „Schirmeck?" fragte Anna, erſchrocken herbeieilend. — „Herr von Schirmeck!" kreiſchte die Kammerräthin. „Hochwohlgebohrner Herr von Schirmeck!" krächzte Liebeding, und der erſtaunte, beglückte, beſeligte neue Major hob jauchzend ſein Haupt, und ſtarrte überraſcht durch das Dunkel der Nacht in die hell erleuchtete Region, die wie ein Nimbus der Geliebten Geſtalt umgab.

15.

Am nächſten Morgen jubelte der Soldat über die Nachricht, die ſich von Rüppels Entfernung verbreitete; die Stadt verwunderte ſich über die lautgewordne Wachtgeſchichte, über des Majors Humanität, und das unbegreifliche Verſchwinden des jungen Risberg, der nirgends mehr zu finden geweſen war; aber an den Wachtkommandanten im Schloſſe kam erſt die Reihe des Verwunderns, als gegen die Stunde der Ablöſung hin, ein junger Dragoner in die Wachſtube trat, ſich an's Feuer ſetzte, und that als ob er dahin gehöre, ob ihn gleich Niemand kannte. „Wer ſind Sie, Landsmann?" fragte ihn barſch der Wachmeiſter. — Der junge Mann ſchlug die blauen Augen ruhig in die Höhe, und erwiederte: „Ei, Herr Wachkommandant! Wie kennen Sie mich doch nicht? Ich bin ja der Baron von Risberg, und habe Ihnen ſchon gar Manches auf gemüthliche Leibesreſtauration zufließen laſſen, damit Sie mich nicht kürzer hielten, als einen Andern. Ich bin geſtern von einem Mißverſtändniß befallen worden, und von einem Majorübel heimgeſucht; darum habe ich mich etwas entfernt, überzeugt, daß es Nichts auf ſich haben würde, und melde mich jetzt allergehorſamſt wieder zu Dienſt." — Mit offnem Munde hörten Unteroffizier und Mannſchaft dem kauderwälſchen Bericht des Dragoners zu, und verſicherten ſich dann gegenſeitig, dieſer Risberg, wie überhaupt dieſer Soldat ſei ihnen ſämmtlich unbekannt und ohne Zweifel ein Betrüger, oder ein Schalk, oder ein übergeſchnappter Menſch. Daher meinte der Wachtkommandant, man müſſe ihn von Pontio zu Pilatum ſchicken, um auf's Reine zu kommen. Ohne Weigern folgte der Soldat dem dazu befehligten Unteroffizier auf die Hauptwache. Der Lieutenant wunderte ſich, und erkannte Risberg nicht. Der Rittmeiſter von Risbergs Compagnie verwunderte ſich nicht minder über den Fremden, der zweite Major verwunderte ſich; der Oberſt aber, zu dem er gebracht wurde, und der in einem Kreiſe von Offizieren ſtand, verwunderte ſich nicht, ſondern ſagte ganz ruhig: „Welche Poſſen treibt man denn hier in der Garniſon? Iſt der Wachtkommandant im Schloſſe nicht richtig im Kopfe? Gegenwärtiger Dragoner iſt der Baron von Risberg; darauf gebe ich Ihnen, meine Herren, das Ehrenwort, und wer von den Soldaten daran zweifelt, wandert in Arreſt. Punktum." — Risbergs Führer kehrten beſtürzt um, und gingen ohne ihn fort, da ihm der Oberſt zu bleiben befahl. Die Offiziere betrachteten das fremde Geſicht in ſtummer Verwunderung. Nur Schirmeck fiel dem Unbekannten um den Hals. — „Willkommen, wackrer Bruder!" rief er; „und nun komm mit mir, — wenn der Herr Oberſt es erlauben." — Der Oberſt winkte ſo gnädig, als es ſeinem Löwengeſichte nur möglich war, ſein Jawort, und Schirmeck zog ſeinen Freund nach den Zimmern Eugeniens, wo der alte Herr von Risberg vor den Damen ſaß, und eifrig erzählte. „Da ſehen Sie, meine Gnädigen," ſprach er auf den Eintretenden deutend: „das iſt der wahre Leo. Sie werden mir's, wenn Sie den Menſchen, der Ihnen jetzt ſo artig die Hand küßt, betrachten, nicht verübeln, daß ich erſchrack, als des Herzogs Urtheil bis zu mir gelangte. Mein Podagra hielt mich zu Hauſe, aber ich ſchrieb an Leo, ſich zu fügen, von der Zukunft und meiner Sorge das Beſte zu erwarten; ich ſchickte ihm Geld und Empfehlungsbriefe, ſegnete ihn, und wartete, in der Zuverſicht, ihn in Nehrlingen zu wiſſen, geruhig meiner Erndte, meiner Weinleſe, und machte mich endlich auf den Weg, ihn zu beſuchen, ihm gute Botſchaft von Hofe zu bringen. Indeſſen waren meine Briefe hiehergegangen, ich hatte Briefe von hier empfangen. Der gottloſe Bube hatte aber derweilen mir einen Vicedragoner hiehergeſetzt, einen treuen Freund, den jungen luſtigen Sellen, Medizinä Doctor, juſt von der Univerſität gekommen, überall unbekannt geworden, und zu aller Tollheit aufgelegt. Der Leo hat eine Braut im Nachbarlande. Sie zu ſehen, ſie zu beruhigen, ehe noch das Gerücht ihr verkündet haben würde, daß er eines Frauenzimmers wegen ſich vergangen, und ſo weiter, ſtürmt der Bube heimlich fort, und öffentlich, nämlich vor der Reſidenz ſchließt ſich der Sellen, an den Zug des Wachtmeiſters und Führers des Transports, der wohl den Namen Risberg in ſeiner Liſte, aber den Leo noch nie geſehen hatte. In acht Tagen wollte Leo hier ſeyn, den Freund ablöſen; er wird jedoch krank, und ſchreibt und ſchreibt an ihn, ohne zu kommen. Statt ſeiner kömmt Prinz Ernſt, und ſtutzt beim Anblick des unbekannten Risberg; zu verſtändig jedoch, um hier nicht etwas Ungewöhnliches zu vermuthen, läßt er unter vier Augen ſich von Sellen die Sache erklären, und der Doctor-Dragoner beichtet dem hochherzigen Prinzen Alles. Der Fürſtenſohn verweist dem jungen Manne die Kühnheit, liebt ihn aber um ſeiner Aufopferung willen für den Freund, der ſich ihm zu Liebe aufopfert. Er verſpricht, des Herzogs Vergebung zu erwirken; er ſichert ſie ſchon zu, ſetzt jedoch bei: der Fürſt werde ſelbſt die Nehrlinger Dragoner zu muſtern kommen, und dem Risberg die Befreiung ankündigen. Kein Trug ſei dann mehr möglich, und Sellen möge eiligſt Leo melden, daß er komme, eintrete, und den Herzog erwarte, der zu jeder Stunde die Laune faſſen kann, nach Nehrlingen abzugehen. Leo, bereits geneſen, aber noch in den Feſſeln der Liebe und der ſchwiegerväterlichen Gaſtfreundſchaft zaudernd, ermannt ſich auf Sellens Brief, und eilt nach Lindengart, wohin ihn Sellen beſchieden, die Metamorphoſe vorzunehmen. Die lächerliche Scene vor Ihrem Hauſe hier war gerade vorbei. Ich jage, in Furcht vor einer neuen Caprice des Durchlauchtigſten, nach Lindengart, finde den Neffen und ſtaune, daß er mir bereits zuvorgekommen. Alles klärt ſich auf; der Bube beichtet, und geſteht, daß er den Bruder der hübſchen Hirſchwirthstochter, der auf einige Tage draußen in Urlaub liegt, bereits in ſeinem Wagen mit einem Billet herein geſchickt, um den ſonderbaren von Risberg hinaus zu citiren. Ich ſchelte mit dem Jungen und habe mich gerade mit ihm verſöhnt, als Sellen im Schlafrock und Mütze, wie ich ihn am Fenſter geſehen, heranfährt in Leo's Chaiſe, wie Elias gen Himmel. Erläuterung auf Erläuterung. Sturm, Freude, Gelächter. Auf der Straße hat Gottlieb ſeinen Baron im Schlafrock irrend gefunden, raſch ihn mitgenommen. In wenig Augenblicken iſt Leo in Sellens Uniform gekleidet, mit des Majors Mütze bedeckt, und mit Prinz Ernſt's Briefe verſehen, den dieſer in Sellens Hand zurückgelaſſen, um den Oberſt zu gelegener Zeit aufzuklären, zu entwaffnen, und für des Prinzen Wunſch geneigt zu machen. Heute Morgen fahren wir zur Stadt. Sellen bleibt auf dem Lande, der Gränze nahe, und einiger Civilgarderobe gewärtig, um ſeines Frevels Folgen abzuwarten. Leo meldet ſich bei ihrem Vater, mein Fräulein, und das übrige wird von ſich ſelber klar.“ — Der Oheim ſchnaufte aus von der ungewohnten Anſtrengung. Leo ſtand erröthend vor den Damen. Schirmeck führte Eugenien zu ihm, die voll Anſtand und Liebenswürdigkeit ſich vor ihm neigte, und ſprach: „Ihrer Hingebung, Herr Baron, verdanke ich meines Bräutigams

Leben und Ehre. Empfangen Sie meinen Dank, und . . . . ." — Leo legte lächelnd den Finger auf den Mund, und entgegnete: „Ich muß bekennen, daß ich im Grunde nicht wußte, für wen ich leiden ſollte! darum keinen Dank, ſchönes Fräulein, — ſchöne Braut, wenn ich Ihre Rede recht verſtand." — „Recht, vollkommen Recht!" rief Albert freudig, und umſchlang Eugenien: „des gnädigen Prinzen Fürwort und mein Rang, — ſein Geſchenk, — erwirbt mir heute ſchon des Vaters Einwilligung, und dieſen Schatz, den ich ſeit Jahren zu beſitzen mich ſehnte." — „Seit Jahren!" flüſterte Liebeding ſeiner Gattin demüthig zu: „ich bitte, Viktorchen, haſt Du das Geringſte bemerkt?" — Viktorie zog ſpöttiſch den Mund und antwortete krittelich: „Nicht ſo albern, Liebeding. Ueber den Miſèren des Boſton vergißt man ſolcher Liebesmiſèren, und es ſchickt ſich nicht für einen Ehemann, auch ein Wort dazu zu geben." — Liebeding ſchlug ſich gehorſam auf den Mund, Titus ſchlug zwiſchen des Oheims Füßen und vor dem Brautpaare Burzelbäume. — Die verlaſſene Anna lief aber nach der Küche, um die Thränen in ihrem Auge mit Fug und Recht dem abſcheulichen Rauche aufbürden zu können. Sie dachte an den flüchtigen Tellen.

16.

Hätte die gute Anna den muthwilligen Doktor geſehen, wie er zu Lindengart im Fenſter des goldnen

Hirſches lag, im ſtrengſten Negligé, aber eingewickelt in des Majors Schlafrock, nach dem um Kleider geſchickten Gottlieb ausſehend, und mit Sälmchen ſchwatzend, die, wie an jenem Abend neben ihm ſaß, und Kartoffeln ſchälte! „Sei nur ruhig, mein Töchterlein,“ ſagte er juſt, das Mädchen leutſelig in die Wangen kneipend: „Ob ich Severin ſchlechtweg heiße, oder Severin ſo und ſo, oder gar Baron von Risberg, wie Du meynteſt, — ob ich Volontär, Deſerteur, Freiherr, Schneider oder ein putziger Luſtigmacher bin, — das mag Dir vor der Hand gleich ſein, wenn ich nur Dein Männchen werde. Du ſiehſt, daß ich mich ſchon ganz häuslich eingerichtet habe, und in einem Schlafrock einhergehe, wie ihn nimmer Dein reicher Vater getragen. Von der Schlafmütze zum Eheherrn, oder umgekehrt, iſt gar nicht weit, mein Püppchen, und ſo wollen wir uns denn ſo ſteif und feſt in einander verlieben, daß Schulz und Hirſchwirth uns nicht trennen ſollen.“ — „Hm!“ lachte das Mädchen ſchnippiſch und dennoch muthwillig, daß ſie nicht hinter das Geheimniß gekommen, das Sellen und Gottlieb gleich hartnäckig verſchwiegen: „Hm! den Schulz kümmerts nicht, der Vater würde mich nur auslachen, aber vor Müllers Tobias könnten Sie ſich in Acht nehmen!“ — „Müllers Tobias?“ fragte Sellen wie erſtaunt: „Dein Schatz oder Verlobter etwa?“ — Sälmchen nickte heimlich lachend. „O Du Treuloſe!“ fuhr der Mann im Schlafrock fort: „Deinethalben habe ich die Nähnadel und den Säbel weggeworfen, um gegen einen ſtaubigen Müller das Feld zu verlieren? Lache nicht, ich werde Dir noch ärger die Leviten leſen, wenn Du mit Deinem Siebenmeilenblick auf die Chauſſee geſchaut haben wirſt, wo mich die Sonne blendet. Was glänzt dort? Sind's etwa Landhuſaren, wie man ſie nach gewiſſen Reiſenden auszuſchicken pflegt, oder . . . .?" — Salome ſah nach der Gegend, und ſprach: „Ach Jerum! lieber Herr! Wagen ſinds, . . . drei . . . vier . . . fünf . . . mit Poſtillonen und vielen Pferden . . . Küraſſiere um ſie ſprengend. . . ." — „Der Herzog!" rief Sellen erfreut: „Gerade zur rechten Zeit! Juhe!"—

„Der Herzog! der Herzog! O weh!" riefen die Leute auf der Gaſſe, und die Kinder wurden den Pferden aus dem Wege in die Häuſer gejagt." — Eine einfache ſchmuckloſe Chaiſe jagte daher. Prinz Ernſt in Civilkleidung ſaß darinnen; er ſtutzte, als Sellen ihn freundlich begrüßte, und ließ halten. „Mein Gott!" rief er: „Sellen? Was machen Sie hier? Welches Coſtüm?" — „Ein Schlafrock, Ew. Durchlaucht;" erwiederte Sellen: „der mich hindert, Höchſt Ihnen am Schlage meine Aufwartung zu machen." — „Mein Gott!" fuhr der Prinz fort: „Ihre Ruhe . . . wäre denn der Andre ſchon da?" — „Da! da! gnädiger Herr;" jubelte Sellen, und zufrieden nickte der Prinz mit dem Kopfe, deutete jedoch im ſchnellen Vorbeifahren dem Freunde Risbergs voran nach der Hügelreihe, die, eine halbe Stunde von Lindengart die Gränze bildete. — Prunkend und herrlich fuhr der Herzog mit ſeinem Hofſtaat und den Gardiſten bald nachher vorüber. Sellen ließ den Zug an ſich vorbeidefiliren, wie ein Herrſcher, auf ſeine Unbekanntheit pochend, empfing dann munter den braven Gottlieb, der mit den erwünſchten Kleidern erſchien, wandelte ſich um, und ſagte alsdann, wieder in die Stube tretend: „Du, lieber Gottlieb, verſchwiegener Reiter, beſorgſt den Schlafrock zu dem neuen Herrn von Risberg, daß er ihn ſammt Mütze und beſten Empfehl dem Eigenthümer zuſtellen laſſe. Leb' indeſſen wohl, und auch Du, Sälmchen, deren Untreue mich über die Gränze treibt! leb' wohl!" — Er ſtürzte wie ein Verzweifelnder von dannen, ſteckte ſich das Schnupftuch in den Mund, um nicht laut zu lachen, und ſteuerte gerade auf die Gränzhügel zu. — Salome ſah ihm lange ſinnend und faſt wehmüthig nach, und fragte dann ihren Bruder verſchämt und neugierig: „Sage mir doch Gottlieb, war er denn wirklich ein Schneider, und hätte er mich vielleicht geheirathet?" — „Du biſt eine Gans, der Herr aber iſt ein vornehmer Herr!" antwortete der unhöfliche Gottlieb: „Vexirt hat er Dich, denn ihm hängen zehn Stadtdamen an jedem Finger, ſobald er nur will." — Sälmchen ſtampfte leiſe und unwillig mit dem Füßchen, fuhr ſich mit der Schürze über die Stirne, und lief dann zum Fenſter, wo der Müllerſohn gerade vorbeiging: „Guten Abend, Tobias!" rief ſie: „hab' Dich ſo lange nicht geſehen, und warum?" — „Hm!" ſagte lächelnd der Burſche, ſtehen bleibend und mit der Mütze ſpielend: „Haſt mich lang herumgezogen, Du neckiſches Ding! Ich komme nicht eher, als bis ich beim Vater um Dich freien darf.“ — „Und wann denn, Tobias?“ fragte ſüßlockend das Mädchen; und Tobias — kam gleich.

17.

In dem Hauſe des Oberſten ſaßen zwei Brautpaare zu Tafel. Der Major von Schirmeck und Eugenie; der Forſtmeiſter Leo von Risberg und ſeine Adeline. Adelinens Vater, Leo's Mutter, ſein Oheim, Liebeding und Frau, und der Wirth des Hauſes, luſtig und guter Dinge. Gerade fuhr gegenüber der penſionirte Rüppel ſammt Schweſter und Hausrath ab, um ſich nach einem verfallenen Maierhofe zu flüchten, vor der Wuth ſeiner Gläubiger. Die Fröhlichen wünſchten dem geſunkenen Manne Glück, und jeder rechtſchaffenen Seele Frieden und des ſehnlichſten Wunſches Erfüllung. Anna entfloh, wie damals, dem Zimmer und eilte, den ſtillen Kummer zu bergen, an den Anrichtetiſch. Plötzlich fühlte ſie beide Augen von warmen weichen Händen verſchloſſen, und ein komiſches Falſett fragte in ihr Ohr: „Kannſt Du rathen, Liebchen, und wer ich bin?“ — Die Binde fiel von ihren Augen, und ſie ſah ſich beſtürzt an Sellens Bruſt. Sie ſchrie laut auf, und wurde faſt ohnmächtig. Der Schrei, im Speiſezimmer vernommen, jagte Damen und Herren nach der Wirthſchaftsſtube. — „Was gibt es hier?“ fragte barſch der Oberſt, zuerſt eintretend. — „Ein drittes Brautpaar;“ antwortete Sellen munter und unerſchrocken, während Anna bittend des Pflegers Hand ergriff. „Sellen,“ rief Leo's Oheim: „Severin!“ Leo ſelbſt; und die Uebrigen, an jene Wachtſcene ſich erinnernd, begrüßten den lang Entbehrten mit freundlichem Lächeln. — „Die Amneſtie des Herzogs, einen Hofrathstitel ſogar habe ich in der Taſche;“ ſagte Sellen zum Oberſt unter Leo's und Schirmecks Umarmungen: „ich will in Nehrlingen meine Bude aufſchlagen, und bitte um eine Wirthſchafterin darinn.“ —

Die Seele des Oberſten war heute ungewöhnlich weich geſtimmt. Noch war's nicht Mitternacht, als bei der letzten Champagnerflaſche Severin die Erlaubniß erhielt, nach einem halben Jahre mit Annen ein Feſt zu feiern, wie das heutige geweſen. — „Wenden Sie alle Ihre Künſte an, die Anna lange zu erhalten,“ — ſagte der Oberſt zu Severin: „eine Beſſere finden Sie nirgends, das gehorſamſte Kind, die vortrefflichſte Haushälterin, und“ — ſetzte er leiſer hinzu, — „was läugne ich's ferner dem verſchwiegenen Eidam? — meine wahrhafte Tochter, und die geliebteſte von allen Dreien!“

Ein allgemeiner Toaſt unterbrach das fernere Geſtändniß, und Severin umſchlang fröhlich wie ein Gott das Mädchen ſeiner Wahl, das reizende Kind der Liebe.

Der Roman eines Abends.

Erzählung.

Der Roman eines Abends.

Erzählung.

Fremdes Leiden und Fremdes Troſt.

Reinhold ſaß düſter und bekümmert in einem Winkel ſeines Muſeums. Die grünen Vorhänge waren herabgelaſſen, obgleich die Sonne ſchon lange nicht mehr durch die Scheiben ſchien. Das Schreibpult ſtand verwaist, und vergebens lockend der Bücher goldverzierte Schaar. Ernſt und ſchweigend blickten von dem Geſimſe die ſchneeweißen Gypshäupter der berühmteſten Dichter der Vorwelt; doch umſonſt harrten ſie des begeiſterten Augenſtrals, den Reinhold, ſo oft er emſig am Pulte webte und ſtrebte, nach ihnen zu ſenden pflegte. Der Herr dieſes anmuthigen Studirzimmers, der Beſitzer der darinnen aufgehäuften Literatur- und Kunſtſchätze hatte ſich in die Ecke geflüchtet, wo der ſelten gebrauchte Sorgenſtuhl ſtand, und brütete über ſchwarzen Gedanken. Da klopfte es an die verſchloſſene Thüre einmal, und das Zweitemal, und das Drittemal, und Reinhold rührte ſich nicht. Vor der Thüre rührte es ſich indeſſen deſtomehr. Ungeduldiges Hufeiſengeklapper, vergebliche Bemühungen an der Klinke, — endlich lauter Ausbruch des Unmuths. — Die Stimme des Klopſenden erreichte den beabſichtigten Zweck. Reinhold öffnete ſchnell, und reichte dem Eintretenden freundlich, aber ſchwermüthig die Hand: „Willkommen, Du Heimgekehrter!" ſprach er eben ſo: „Du darfſt eingehen in dieſen Schmollwinkel; die übrige Welt bleibe aber draußen." — Robert, der Freund, betrachtete den Begrüßenden ſtaunend und lächelnd: „Biſt Du ein Karthäuſer geworden!" fragte er, und was bedeutet die klägliche Miene? Iſt das der lebhafte Reinhold, den ich vor drei Monaten verließ?" — „Er iſts;" erwiederte ſeufzend Reinhold, und wies den Freund aufs Kanapee. — „Er iſts;" wiederholte Robert ironiſch: „Gott ſtehe mir bei. Was muß ich erleben, — heimkehrend aus der fröhlichen Kaiſerſtadt, wo nichts iſt als Leben und Liebe, wo Ceres und Bacchus vereint Hof halten, und Momus ſelbſt maitre des plaisirs iſt? Was iſt Dir widerfahren, Freund? Drückt Dich des Weltmanns empfindlichſter Alp, — der Schulden Laſt? Verzage nicht. Deine Federpraxis hat güldnen Boden, und am Ende wird Alles auf die Zahlwoche im Thale Joſaphat verwieſen. — Hat ein unverſchämter Recenſent Deinen jüngſten Roman geläſtert? Lach' ihn aus: der Burſche hat ſich gewiß einmal in Deinem Genre ungeſchickt verſucht, und Dein gelungneres Produkt hat ihm Galle und Gift genug verurſacht. Oder hat die Liebe Dich bethört, und hinter's Licht geführt?

Sollte etwa?" — „Halt' ein!" rief Reinhold aufſpringend, mit rollenden Augen: „die Ferſe des Achilles .... den wunden Fleck, — die verſtimmte Saite — und wie all die bräuchlichen Metaphern oder Gleichniſſe heißen mögen, — Du haſt's getroffen. Mit Juden habe ich mich nie meſalliirt, — meine Arbeiten erfreuen ſich großen Beifalls, aber die Liebe, — Du haſt Recht; ſie hat mich mißhandelt! Wäre ich ein Kapuziner, der an und für ſich nicht lieben ſoll, — oder ein Soldat, der nirgends auf Erden ein bleibend Quartier hat, um treue Lieb zu bewahren, — oder ein Herrnhuter, der ſeine Lebensgefährtin aufs Gerathewohl aus der Urne zieht, — in Gottesnamen dann! ich wollte nicht klagen, — denn die Genannten verſündigen ſich an Frau Venus und ihrem heitern Reich; — aber ich, — ein Schriftſteller, ein Dichter, der immer mit der Liebe ſo glimpflich wie mit einem geſchälten Ei verfahren iſt, der auf dem Papiere ſchon mehr Ehebündniſſe zu Stande gebracht hat, als Tage im Jahre ſind, trotz allen Gefahren und Hinderniſſen; — ich, einer von dem Metier, welches die beſeligendſte aller Leidenſchaften immer als Zettel auf den Webſtuhl legt, wenn es eine tüchtige Arbeit liefern will, — ich hätte ein andres Schickſal verdient." — „Werd' ich denn endlich hören, wovon die Rede iſt?" fragte Robert: „Deine Deklamation bringt mich nicht um einen Schritt weiter." — „Die Sache iſt gräßlich, aber dennoch kurz abgemacht;" erwiederte Reinhold bitter: „Du weißt, mit welcher innigen Zuneigung ich an Charlotten hing, der lieblichen Enkelin des Landbaumeiſters. Du weißt, daß der Großvater mir nicht abgeneigt geweſen, daß das Mädchen mich augenſcheinlich vorgezogen: die ganze Stadt nannte uns die Verlobten. Ihr Götter! . . . Doch weiter im Text. Der Menſch will nicht allein ſeyn. Das Herz des eifrigſten Poeten ſehnt ſich nach einer andern Dame, an Aurora's und der Muſe Statt. Ich ſah mich um in meinem Hauſe. Die Kaſſette iſt gefüllt, honorable Verträge ſichern meine Zukunft, des Erbprinzen Gunſt verheißt mir in der Folge eine Penſion; ein Hofrathstitel iſt bereits unterwegs: ich war zum Philiſter qualifizirt, und wollte mich in aller Geſchwindigkeit in das Corps einſchreiben laſſen. Ein ſüßes Billet — mein Mund iſt zu blöde, — ging an Charlotten ab; vorgeſtern ſchon; — in einer halben Stunde dachte ich der Glücklichſte zu ſeyn: — gefehlt! Keine Einladung, kein Wink der Liebe erfolgte; aber heute erſt, kurz vor dem Eſſen, dieſes fatale, ſtudirte, — entſetzliche Ultimatum. Lies!" — Robert ergriff das dargebotne Blatt, bekritzelt von dem niedlichſten Damenpfötchen, und las ſtaunend von dem weichen Satinpapier die harten Worte: „Mein werther Herr! Ich will Ihre Bewerbung um meine Hand nicht tadeln. Der Vorzug, „den ich Ihnen ſtets einräumte, das Stadtgeſpräch „und meines würdigen Großvaters Einverſtändniß „mit Ihren Wünſchen, rechtfertigen die Aeußerung „derſelben. Aber jener Vorzug war noch nicht der „Eid der Braut, das Gerede des Publikums keine „Kette, und meines Großvaters Einwilligung eben

„kein Befehl. Ich danke für das Vertrauen, das Sie „mir ſchenken, kann es aber nicht mit einem „Ja" „erwiedern. Ich bin ſo eitel, allein und ausſchließlich geliebt ſeyn zu wollen, und noch zu rechter Zeit „ſind mir die Augen über den Wankelmuth der Dichtertreue aufgegangen. Sie erlauben daher, daß ich „mich nur ganz einfach nenne Ihre aufrichtigſte Dienerin Charlotte Grani." — „Nun, was ſagſt Du zu der Depeſche?" fragte Reinhold heftig den Freund, der das Briefchen noch einmal lächelnd überlas: „He, Robert, geht das nicht über allen Begriff? O, dieſe Charlotte — Granit ſollte ſie heißen, — dieſe Charlotte iſt wahrlich eine Corday, die mir den Dolch in's Herz ſtößt! Ich wollte zu ihr; ſie ließ ſich verläugnen, und ſie war doch daheim; ich ſah's, wie ſie mit dem Eichhörnchen ſpielend am Fenſter ſaß, und es fehlte nichts, als daß ſie ſich ſelbſt bemüht hätte, vom Fenſter herab zu rufen: Die Grani iſt nicht zu Hauſe. Wüthend kehre ich zurück, und finde hier einen Brief meines Verlegers, der mich noch wüthender macht. Der Menſch iſt wie toll, er fordert die Vollendung eines Romans, den ich ihm ſchon ſeit einem Jahre zugeſagt, aber noch nicht begonnen habe. Nun bitte ich Dich: in ſolchen angustiis ſoll ich ſchreiben, dichten, romantiſch, originell ſeyn! Als glücklicher Bräutigam wollte ich ein Buch geſchrieben haben — für alle liebende Seelen in Deutſchland wär's das Evangelium geworden, — aber in dieſer Stimmung — Thorheit, Raſerei!" — „Wirf dieſe Raſerei auf's Papier," ermahnte Robert, „und taufe ſie „Spiele der Phantaſie;" für ein gewiſſes Publikum ſtehe ich Dir. Laß mich aber jetzt Dein Herz ergründen. Biſt Du denn wirklich ein lockerer Zeiſig, wie Dame Charlotte meint? Sie muß Beweiſe haben; an Hymens Tempelpforte handhaben in der Regel nur die lieben Aeltern ſtrenge Polizei. Die Ahnungen und Befürchtungen der Braut ſchweigen voll Reſpekt, bis ihnen des Eheſtands Langeweile die Zunge wieder löst." — „Beweiſe?" rief Reinhold: „Verblendung iſt's, weiter nichts; auf meine Ehre. Bin ich nicht ſeit anderthalb Jahren taub und blind an Roſenwangen und Roſenlippen vorbeigegangen? habe ich nur ein Sonnett gefertigt, das nicht an Charlotten gerichtet geweſen wäre? Feindſelig wie Carl der Zwölfte der Königsmark, finſter wie Seume der Blumen- oder Galanteriehändlerin Hesperiens, drehte ich dem Frauengeſchlechte den Rücken, nur an Ihrem Reize hängend. Meine alte Aufwärterinn ſogar hat ſich, ſeit der benannten Friſt, keines freundlichen Blickes zu erfreuen gehabt, — und dennoch" — „Charlotte weiß alſo nicht recht, was ſie will," — verſetzte Robert trocken und derb, — „oder es hat ihr ein Andrer beſſer gefallen. Wer weiß, ob nicht der Großpapa einen ehrſamen Architekten vorſchlug, der ſeine Glücksumſtände auf ſichrere Fundamente geſtellt hat, als Du die Deinigen; — einen geſchickten lieben Mann, wie ihn der Tag bringt und nimmt, — dem — im Gegenſatze zu Dir — in ſeinem Leben noch nichts eingefallen iſt?" — „Das wäre entſetzlich!" rief Reinhold auſſer ſich: „Was bliebe mir dann übrig? eine Flucht nach Paris? der Tod auf griechiſcher Erde? oder ein Löffel voll Blauſäure, den mir der abgewirthſchaftete Pharmazeut an der Ecke, — ein wahrer Shakſpeariſcher Apotheker — nicht verſagen wird?" — „Laß Du dem Wüſtling das erſte," antwortete der Freund: „dem Abentheurer das zweite, und dem Wahnſinn das dritte der genannten Mittel. Fliehe in die Arme der Künſte und Wiſſenſchaften, welche die Sitten mildern, und dergleichen gräulich und grobes Thun nicht dulden. Arbeite den verſprochenen Roman aus. Dein Verleger hat als ehrlicher Mann lange genug geharrt. Erfülle Deine Pflichten gegen ihn, gegen Dich ſelbſt." — „Du ſchwatzeſt wie der Blinde von der Farbe;" erwiederte Reinhold trotzig: „wohl weiß ich, daß die Zeit drängt; — aber — die Möglichkeit! Woher die Gedanken, die Fülle, den Titel, den Stoff? Ich nenne das Wichtigſte zuletzt, und dieſes iſt das Erſte, das mir mangelt." — „Kleinigkeit;" verſetzte Robert: „weigert ſich der Verſtand, dieſe Grundmaterie herzugeben, ſo gebiete Deiner Einbildungskraft, die Welt um Dich her zu fragen. Glaube mir, das Leben bleibt dem wachſamen Frager nicht ſtumm. Der Träumer wird nur nicht klug daraus. Es gehen im bürgerlichen Gequäl und Stadtgetreibe ſo viel wunderliche und ſeltſame Dinge vor, die Stoffe hergeben, wie ſie ein Romantiker nicht alle Tage erfindet. Lächle nicht ſo ungläubig, und ſchöpfe aus dieſem Born. Wärſt Du nicht weit gelehrter als ich, ich würde mich Dir als Führer anbieten. Indeſſen aber komm; Du mußt Dich zerſtreuen. Es hat ſo eben fünf geſchlagen. Wir haben keine Zeit zu verlieren, wollen wir im Schauſpielhauſe noch ein Plätzchen finden. Thaliens Bude iſt ſeit meiner Abweſenheit renovirt worden, und das neu engagirte Ballet will heute zum Debut den Brand von Perſepolis tanzen. Ich muß das Feſtſpektakel ſehen, und Du, mürriſcher Autor, gehſt mit, ſollen wir nicht in Ewigkeit geſchieden ſeyn.“ —

Mechaniſch griff Reinhold, das Bedürfniß der Erheiterung fühlend, nach ſeinem Hute, und die Freunde befanden ſich bald an der Pforte der ausgebeſſerten Schaubühne.

Die Einleitung.

Der Saal war auſſerordentlich angefüllt, und die glänzendſte Damenreihe brüſtete ſich in den Logen. Im Parterre und Parquet wogten Blumen- und Filzhüte bunt durcheinander, und für jeden neuen Ankömmling waren die Seitengänge längs den Parterrelogen nach dem Orcheſter zu, arge Thermopylenpäſſe. In ſolchen Gedrängen, die man auf ſo kleinem Raume nur in Europa erlebt, kommt man in Verſuchung, die wunderlichen Fracks zu preiſen, in welchen man ſich muthig durchklemmen und durchpreſſen kann, ohne zu befürchten, Etwas von dem Nichts im Kampfe zu verlieren. Der Knappheit dieſes beſchooßten Kamiſols verdankten die Freunde mehr noch als ihren rüſtigen Ellenbogen den Durchmarſch durch die fluthende Menge, und ſie faßten, wie billig frühere Inſaſſen verdrängend, Poſto an der Barriere des Orcheſters. Wie aber nun der Schweiß abgetrocknet, und der Blick nach Lüſtre, Decke und Logen geſendet wurde, entdeckte Reinhold erſchreckend in ſeiner Nähe, was ihm nicht lieb, und doch ſo lieb war. — In der Loge dicht neben ihnen, ſaß in ſeiner breiten Würdigkeit der Herr Landbaumeiſter, zu ſeiner Rechten Armida, nämlich Charlotte, neben derſelben die klatſchhafte Baſe Viermund; zu des Landbaumeiſters Linken ein Mann — von vierzig Jahren ungefähr, — braun, — breitſchultrig, — kurz und reſolut im Benehmen, eifrig im Geſpräche mit dem bequemen Großvater, aber eben ſo aufmerkſam und eifrig für die Enkelin, welcher er ſich immer mehr näherte, bis er hinter ihrem Stuhle endlich ſeinen Platz nahm.

Reinholds flammendes Dichterauge überſah mit einemmale das Terrain, und wandte ſich, da ſein Gruß nur ſehr kalt erwiedert wurde, von dem Bilde bekümmert ab. Robert überſetzte es alſobald in Worte. — „Vergiß, guter Freund,“ ſprach er achſelzuckend: „Dein Geſchick hat ſich total gewendet. Landbaumeiſters ſind aus den beſcheidenen Sperrſitzen des Parquets, — in denen ſie nur zu erſcheinen pflegten, wenn der allerhöchſte Geburtstag es forderte, oder die beiden Antons gegeben wurden, mit welchen der Großpapa aufgewachſen iſt, — in die Loge übergeſprungen, und in welcher Geſellſchaft? Merkſt Du etwas? Die Baſe, die ſäuberliche Jungfer Viermund, deren gelbſüchtiges Antlitz die aufrichtige Flagge ihres Gemüths aufgezogen hat, iſt die Schlange in Deinem Paradieſe geweſen, oder Lavater lügt, und meine Erzählung taugt nichts. — Ihre Zunge hat ſchon mehr Ehen getrennt als der ruſſiſche Krieg ſammt Typhus und allen Appertinenzien, mehr Liebesbündniſſe zerriſſen, als der günſtige Zufall in einem Jahre wieder anknüpft. Sie läßt es der jetzigen Generation ſchwer empfinden, daß ſich in der vorigen kein Liebhaber zu ihr fand. Ohne Zweifel hat ſie auch den Quidam bei Charlotten eingeführt, der hinter ihrem Stuhle verkehrt, als ſei er dort aus der Erde gewachſen: hübſch braun und robuſt, pockennarbig, und nicht mehr der Jüngſte; aber die Kleidung verräth Vermögen, die Juwelen an Finger und Hals verrathen ſogar Reichthum, und ich werde, — das Landſtreicheriſche im Geſicht in Anſchlag bringend — nicht allzuweit links rathen, wenn ich vermuthe, daß er beim Vicekönig von Egypten Landbaumeiſter geweſen, oder mindeſtens General-Floßmeiſter auf dem Nil. Vor ſolchen Nebenbuhlern, Freund, mußt Du Dich freilich verkriechen, und wenn er noch obendrein den Oberrock aufknöpfte und einen Krokodilorden pour le mérite ſehen ließ, oder einen Ibisſtern, eine Mamluckeninduſtriemedaille und dergleichen....“ — „Schweig!“ antwortete Reinhold unwirſch: „daß ihn doch alle Krokodile verzehrten, den fatalen Fremdling, dem ſicher Verläumdung und Bosheit den Weg — ſo zu ſagen, über meine Leiche — in Landbaumeiſters Haus und Charlottens Herz bahnten! — Nun aber — wenn Du mein Freund biſt, — kein Wort mehr von dieſer Familie, die mir ſo fremd geworden iſt, als käme ſie ſchnurgerade erſt aus den Pampa's von Südamerika. Keinen Blick mehr von dieſer Zauberin, die mir für ſo viel Liebe nur Pein und Qual zu Theil werden ließ." „Recht ſo!" ſtimmte Robert ein: „vergiß den Korb. Es geben wenig rechtliche Leute in der Welt herum, die nicht im Leben wenigſtens einen bekommen hätten. Gedenke Deines Romans." — „Hier?" fragte Reinhold: „in dieſem ſturmbewegten Hauſe? Vor dem Teppich, der eine Tänzerwirthſchaft verbirgt? Was ſoll mich hier begeiſtern? die wimmelnde Gallerie, von unzarten Scherzen wiederhallend? Das Weibergeſchlecht in den Logen? Ich haſſe jetzt alle Weiber. Das wogende Meer um uns, zuſammengeſchwemmt aus Kaufmannsdienern, Gymnaſiaſten, Schöngeiſtern und Juden? Oder der Lampenputzer, der unter'm Gelächter des Publikums auf dem Proſcenio und im Orcheſter ſein Weſen treibt?" — „Du biſt unverbeſſerlich proſaiſch, wenn Du es ſeyn willſt;" erwiederte der Freund ärgerlich: „meine Imagination reicht der Deinen nicht das Waſſer, und dennoch malt ſie mir, ſo bald ichs befehle, hinter jenen Vorhang die Myſterien von Eleuſis, geſtaltet dieſen Lampenputzer zum anführenden Fackelträger dabei, und vermöchte wohl, dem Tumulte, der ſich dort erhebt, eine romantiſchere Veranlaſſung unterzuſchieben, als eine zerbrochne Bank, einen unhöflichen Stiefelabſatz, oder Aehnliches."

Reinhold ſah nun, ſogut wie Robert, und alle Umſtehende nach der Gegend hin, wo der Aufſtand ſtatt hatte. Eine kleine Revolution tobte dort. — Geputzte Damen hatten ſich von ihren Plätzen erhoben, und drängten ſich in einen Kreis zuſammen. Eine männliche Stimme rief nach Hülfe und Beiſtand. Aber die Neugier der umſtehenden Männer bemühte ſich wenig, dem Aufruhr Folge zu leiſten. Ein einziger junger Mann, elegant gekleidet, und eine ſichtbare Unruhe auf dem Antlitze tragend, machte ſich mit Gewalt durch die Menge Platz. An der Seitenthüre des Parquets ſetzte ſich ihm jedoch eine ſolche Maſſe von unbeweglich ſtehenden Widerſachern entgegen, daß ihm das Weiterkommen unmöglich wurde. Troſtlos und ſchnell blickte er um ſich, und ſteuerte dann gerade auf Reinhold und Robert los, ſchlug ſich bis zu ihnen durch, ſtieß ſie mit einem: „Verzeihen Sie“ auf die Seite, ſchwang ſich über die Baluſtrade des Orcheſters, und verſchwand, — mit der Oertlichkeit wohl vertraut, in der Schlucht, die unter die Bühne führt. Die Freunde ſahen ſich an. „Der Menſch iſt flink, und kommt mir bekannt vor;“ meinte Reinhold. — „Glaub's;“ antwortete trocken der Andere: „der Laffe iſts, der Maierfeld, der es einſt gewagt, Deinen Dichterberuf in dem Neunuhrblatte zu verunglimpfen, und den Du auf dem Kaffeehauſe handgreiflich zurecht gewieſen.“ — „Der dumme Junge!“ verſetzte Reinhold lächelnd, und ſich beſinnend: „am Ende hat ihm der Spektakel gegolten, und das unverſchämte Maul hat die Flucht ergriffen.“ — „Ich möchte ihn eher für einen unberufenen eifrigthuenden Helfer halten;“ ſprach Robert;

„denn dort galt's eine Ohnmacht, wie ich ſehe. Eine Dame wird hinausgetragen. Kein Wunder auch. Es iſt hier ſo heiß, als ſtänden wir mitten in der brennenden Perſerſtadt, und die Zeit ſchleicht, daß es eine Schande iſt. Noch immer fünf Minuten bis Sechs."

Unerwartete Botſchaft.

Der Zeiger der über dem Portale des Theaters angebrachten Uhr deutete auf Sechs; die Glocke auf der Bühne wurde gezogen, und der Muſiker zahlreicher Chor ſchritt feierlich mit ſchon geſtimmten Inſtrumenten in's Orcheſter ein. Der Kapellmeiſter betrat ſeinen Herrſcherplatz, und die Ouvertüre des Kalifen von Bagdad, der dem Mordbrenner Alexander voranzugehen hatte, begann. Das Geſchwirre und Geſumme in dem überfüllten Hauſe legte ſich, aber Reinhold bemerkte mit Befremden, daß faſt alle Blicke der Parquetfähigen nach ihm gewendet waren, daß man verſtohlen nach ihm deutete, ſich in die Ohren ziſchelte, und ſo weiter. Sogar an der fatalen Loge links hatte ſich ein Bauélève in die Höhe geſtreckt, und wiſperte, mit Seitenblicken auf Reinhold, dem alten Landbaumeiſter allerlei zu. Schon wollte der Dichter den Freund auf dieſe Erſcheinungen aufmerkſam machen, als er ſich ſelbſt beſcheiden am Armel gezupft fühlte. Er drehte ſich um, und der unfern ſitzende Fagottiſt Fimler, ein Hausgenoſſe Reinholds, reichte ihm, die wenigen Pauſen benützend, ein Billet, ſauber zuſammengelegt und petſchirt. „Ihr Burſche ſtand mit dem Ding in der Vorhalle,“ ſagte der freundliche Muſikus: „es iſt in Ihr Haus gebracht, und die ſchleunigſte Uebergabe empfohlen worden. Der Bediente wußte Sie zwar im Theater; hereinzukommen war jedoch eine Kunſt. Ich habe mich erboten, die Poſt zu beſtellen, da ich Ihren gewöhnlichen Platz in meiner Nachbarſchaft wohl kenne, und ſomit: **proficiat!**“

Der plötzlich in die Notenfluth tauchende Muſikus überhörte den Dank des Dichters, der, von der unbekannten Adreſſeſchrift neugierig gemacht, das Brieflein ſchnell erbrach, und, wie aus allen Himmeln fallend, ſeinen Inhalt las, und wieder las, und zum Drittenmale las, und nicht klug daraus werden konnte. Robert drehte ſich eben zu ihm, und ſah in den Brief. „Was haſt Du da?“ fragte er. — „Ein Billet, das mich verrückt machen könnte;“ entgegnete Reinhold: „ſieh doch einmal die Adreſſe: ſie lautet?“ —„An Herrn Dr. Reinhold, Privatgelehrter, allhier,“ las Robert. — „So“ verſetzte Reinhold, ſich die Stirne reibend, „ſo träume ich doch nicht. Und hier — er entfaltete wieder den Brief; — die Adreſſe, die hier ſteht?“—„Im goldnen Roſſe; Nro. 19.“ — „Schön;“ ſagte Reinhold, den Brief wie ein Geiſtesabweſender einſteckend: „ſo kann ich doch noch leſen, und gehe auf der Stelle in's goldne Roß.“ — „Wie? fragte Robert: „ins goldne Roß? alſo gleich? Wäre vielleicht der Erbprinz angekommen?“ — „Was Erbprinz!“ antwortete Reinhold geſchäftig: „eine Königin! Ich werde Dir viel dummes Zeug zu erzählen haben, mein Lieber; aber zuerſt muß ich ſehen, ſtaunen, mir erklären laſſen . . . . . leb' wohl!" — Robert wollte ihn zurückhalten, aber trotz dem Widerſtreben der Nachbarn und Hintermänner drängte ſich Reinhold ſo gewaltſam zur Thüre und hinaus, daß ſein Rock faſt zum Spencer geworden wäre, und Ziſchen und Gemurre des Publikums geleitete ihn bis vor die Eingangspforte. Unterm Periſtil angelangt, ſchlug er ſich, gleichſam ſich beſinnend, vor die Stirne, riß das Papier noch einmal aus der Taſche, und las es beim Scheine der Hängelampen. „Heute Abend — ſpätſtens morgen früh 10 Uhr" — las er für ſich hin, und ſetzte dann überlegend hinzu: „Bin ich nicht ein wahrer Eulenſpiegel? Bagdad, Perſepolis und Charlottens Nähe laſſe ich zurück, um heute noch in die Vorſtadt zu rennen, und mir ein Schauſpiel aufführen zu laſſen, das ich morgen früh eben ſo gut haben könnte. Aber eines Autors Neugier iſt die eines Mädchen. Darum fort, — geſehen, gehört, — und dann das Weitere." — Eilends verfügte ſich Reinhold zu dem bezeichneten Gaſthofe.. — „Auf Nro. 19, zu Herrn Lindbaum!" rief er dem entgegenſpringenden Kellner zu, und der Menſch ſetzte ſich alſobald in Trab nach der Stiege. „Sie ſind gewiß der Doctor, den der Herr auf 19 erwartet?" ſagte der Burſche, dem Folgenden freundlich zunickend: „das wird eine Freude ſeyn, denn wir hatten auch einen Schrecken, wie die Kutſche an's Haus kam, und die Mamſell ſo ganz bleich und ohnmächtig herausgehoben wurde!" — Reinhold ſtutzte, und dachte ſich ein mögliches Mißverſtändniß. Ehe er jedoch den Kellner befragen konnte, hatte dieſer Nro. 19 erreicht, die Thüre geöffnet, und ihn mit den Worten: „Hier ſind der Herr Doctor" hineingeſchoben. Ein Mann von tüchtigem Körperbau und vorgerücktem Alter kam raſch auf ihn zu, und ſagte, mit einer leichten Verbeugung nach der Seitenthüre deutend: „Für Ihren ſchnellen Beſuch meinen verbindlichſten Dank. In jenem Zimmer werden Sie die Patientin noch ohne Bewußtſeyn, unter der Obhut der Frau vom Hauſe und ihrer Tochter treffen. Der Himmel ſegne Ihre Bemühungen." — Reinhold hielt den Voranſchreitenden verlegen zurück. „Hier iſt ein Irrthum," ſprach er: „ich bin nicht Arzt, obgleich hieher beſchieden. Ein Billet, das man mir vor einer Viertelſtunde einhändigte, rief mich auf dieſes Zimmer, und da ich nun ſehe, daß ſich der Schreiber geirrt, oder daß ein jämmerlicher Spaßvogel ſich mit mir einen Scherz erlaubt hat, ſo erlauben Sie wohl, daß ich mich entferne." — „Halt, Herr!" rief der Fremde, dem Abſchiednehmenden den Weg vertretend: „ich bitte mir Ihren Namen aus." — „Ich heiße Reinhold." — „Reinhold?" fragte der Vorige, und Stimme und Haltung nahmen einen gewiſſen feindſeligen Charakter an: „es iſt Schade; Sie ſehen aus, wie ein ganz ehrlicher Mann." — „Ich ſchmeichle mir, es auch zu ſeyn;" erwiederte empfindlich der Dichter. — „Es iſt öfters mit den Werken anders beſtellt, als mit Wort und Schrift;" verſetzte der

Fremde: „ich vergeſſe jedoch, Ihnen zu verſichern, daß gerade Sie mit dem Billete gemeint waren, um Sie mit mir bekannt zu machen. Ich heiße Lindbaum, ich bin Minna's Vater.“ — „Sehr erfreut, Ihrer Bekanntſchaft mich rühmen zu dürfen,“ meinte Reinbold: „allein...“ — „Sie erlauben...“ ſagte der Fremde, wies ihm einen Stuhl, empfing dann an der Thüre den Wirth, welcher den geſchickten Doctor Sander einführte, und wies denſelben in das Nebenzimmer, deſſen Thüre er feſt zuzog. —

Verwicklung.

Reinbold wartete geduldig der Dinge, die da kommen ſollten, und Herr Lindbaum ließ ihn nicht lange warten. — „Daß Sie heute noch gekommen,“ ſagte dieſer, ſich ihm gegenüberſetzend: „läßt mich an Ihre Aufrichtigkeit glauben. Sie waren nicht zu Hauſe, berichtete uns der Lohnbediente, und um meine Minna zu zerſtreuen, gingen wir in's Theater. Wer hätte daran gedacht, daß wir uns dort begegnen ſollten! Ich hatte nicht die Ehre, Sie zu kennen, aber Minna's ſcharfer Blick erſah Sie; ihr ſchwaches Nervenſyſtem konnte die Ueberraſchung nicht ertragen: Ihren Namen rufend, ſank ſie bewußtlos zurück. Es war eine fatale Scene; Sie hat Ihnen jedoch, wie ich merke, das Gewiſſen aufgeregt, und ſomit Baſta! Ich bedaure nur, daß Ihre Braut nicht im Stande iſt, Sie zu empfangen.“ — „Lieber Herr Lindbaum!“ erwiederte Reinbold: „die ſybilliniſchen Bücher verſtehe ich beſſer als Ihre gütige Rede, und

Ihr geehrtes Schreiben. Das Letztere ließ mich einen luſtigen Mißverſtand ahnen; Ihre Worte athmen jedoch Ernſt. Sie ſchreiben: „„Es war nicht an der „Mutter, den ſeinem Wort untreu ſcheinenden Mann „an ſeine Pflicht zu mahnen, oder mahnen zu laſſen. „Vergeben Sie der mütterlichen Beſorgniß dieſe Indiskretion. Stehen Sie jedoch dem Vater jetzo Rede. „Er iſt aus Amerika zurückgekehrt, und in Minna's Geſellſchaft hier angekommen. Ihr Benehmen wird ausweiſen, ob Sie wirklich ſtraffällig ſind oder nicht, ob die „Sache ſich in Gutem ausgleichen, oder fernere Maßregeln erheiſchen wird. Ich erwarte Sie heute Abend noch, „oder ſpäteſtens Morgen früh — zehn Uhr."" — „Ganz recht;" fügte Lindbaum bei, als Reinhold geendet hatte: „das finde ich doch klar, redlich und ſehr am Platze. Laſſen Sie uns vernünftig reden, lieber Herr Reinhold. Daß Sie Dichter ſind, iſt meinethalben recht gut; ich verſtehe von der Poeterei nichts. Daß Sie jedoch nur Dichter ſind, ſteht mir freilich nicht recht an; indeſſen, die Weiber ſind einmal, wie ſie ſind. Meine Minna, das einzige Kind, iſt auch ein verhätſcheltes, ſchwärmeriſches, reizbares Mädchen. Die Mutter iſt leider zu nachgiebig, zu weich. Wäre Johann Jakob Lindbaum nicht gerade als Supercargo nach Amerika ſpedirt geweſen, die ganze zärtliche Connaiſſance hätte ſich nicht gemacht, aber ſo... Baſta! Gute Miene zum böſen Spiele. Sie ſollen mir als Schwiegerſohn willkommen ſeyn, . . . aber, werden Sie es auch." — „Sehr ſchmeichelhaft," verſetzte Reinhold, ängſtlich den Schweiß von der

Stirne wiſchend, — „ich begreife aber nicht . . . .“ — „Warum es ſo eilt etwa?“ fragte Lindbaum, und die Kollerader ſchwoll auf ſeiner Stirn: „weil mein Mädel ſonſt ſtirbt, Herr. Ihr Ausbleiben hat ſie aufs Krankenlager geworfen. Ich komme heim, Herr, — von Buenos Ayres komme ich, ich finde die Beſcheerung. Was meinen Sie, wie einem Vater zu Muthe iſt, wenn er ſein Kind . . . doch Sie fühlen das nicht, merke ich. Ich frage, ich erfahre. Das Mädel iſt mit Ihnen ins Gerede gekommen; in unſerm Städtchen nimmt man's haarſcharf und genau in ſolchen Dingen, und plötzlich laſſen Sie ſich nicht mehr ſehen — nach geſchehener Werbung, nach erhaltner Einwilligung der Mutter, und man erfährt, daß Sie hier eine zweite Braut haben. Meine Frau, ſich nicht helfen könnend, den Kopf verlierend, begeht die Indiskretion mit dem Briefe an Ihre Braut, einen Schritt, den ich, alſobald als ich ihn erfuhr, mißbilligte, daher ſelbſt kam. Das iſt die Lage der Sachen, Herr, und Sie fragen noch? Sie können nicht begreifen?“ —„Ein Satan muß an meiner Statt Ihrer Tochter die Cour gemacht haben,“ platzte Reinhold lebhaft und derb heraus, „oder Sie ſind ein unberufner Spaßmacher, Herr. Ihr Kauderwälſch verſtehe ich nicht. Ich habe nicht die Ehre, weder Sie, noch Dero Frau Liebſte, noch Dero Fräulein Tochter zu kennen, und erſuche Sie freundlichſt, auf dieſe Erklärung hin, mich gefälligſt zu entlaſſen.“ — Lindbaum war aufgeſprungen und ſah den Proteſtirenden mit tiefem Unwillen und Verachtung an. „Wahrhaſtig;" ſagte er dann: „nur einem Federhelden, wie Sie ſind, der ſich's zur Gewohnheit gemacht hat, die Leute mit ſeinen gedruckten Lügen hinters Licht zu führen, — nur einem ſolchen kann es einfallen, an dem geſunden Verſtande Andrer alſo zu freveln, wie Sie es thun. Sie bedienen ſich der elendeſten Ausflucht, um Ihr ſchlechtes Spiel zu verdecken. Sie kennen uns nicht? Sie kennen wohl auch unſre Heimath Friedenau nicht? Sie ſind nicht der Poet und Romanſchreiber Reinhold? — He?" — „Lächerliche Fragen!" verſetzte Reinhold: „mehr als lächerlich! Ich verläugne meinen Namen nicht, bin Schriftſteller, kenne Friedenau und ſeine herrlichen Forellen aus früheren Zeiten recht gut, aber das Lindbaum'ſche Haus iſt mir auf Ehre ganz fremd geblieben." — „Nun;" ſprach der Vater mit unterdrücktem Zorn: „ſo kommen Sie, und erneuern Sie die Bekanntſchaft mit Ihrer Braut, die vielleicht in dem Augenblicke, in welchem ich die Hülle von Ihrer ſchwarzen Seele zog, mit Ohnmacht, mit dem Tode ringt!" — Heftig ergriff er den jungen Mann bei der Hand, und zog ihn in's Nebenzimmer, wo die Tochter, ein bleiches, ſchönes Frauenbild, in ſeidne Decken eingehüllt lag, unter der Sorgfalt der Wirthin, und den Bemühungen des Arztes ſich ſchwer erholend. Der Lampenſchirm warf tiefe Dämmerung in's Gemach, und die Kranke ſtarrte angeſtrengt nach den Eintretenden: „Reinhold!" ſeufzte ſie endlich: „Reinhold! Du kömmſt? Ich wußte es ja, daß Du deine Minna nicht ganz verlaſſen wirſt." — „Sie erkennt Sie;" flüſterte Lindbaum ſeinem Begleiter grollend zu, und drückte ihm die Hand gewaltig: „Läugnen Sie noch?“ — „Ich bin nicht der, den Sie meynen, Mademoiſelle!“ ſprach Reinhold ſanft und entſchieden, an das Lager tretend: „Sie irren ſich.“ — „Ich mich irren?“ antwortete Minna, ſchwärmeriſch die Hände faltend: „Reinhold! das kann Ihr Ernſt nicht ſeyn! Sie ſind es ja; ich habe Sie zwar lange nicht geſehen, aber heute Abend erſt . . .“ — „Lieber Herr Reinhold,“ ſprach der Arzt, ein Bekannter des Dichters: „Warum verſtellen Sie ſich vor der Kranken, die ſo viel Theil an Ihnen zu nehmen ſcheint? Sie wollen doch nicht Ihre Identität abläugnen, und der Patientin Zuſtand dadurch verſchlimmern?“ — „Sie hören es, Herr;“ fuhr Lindbaum dazwiſchen: „Sie ſind überführt.“ — „Nein, nein, bei allen Hexen Macbeths!“ rief Reinhold in komiſcher Verzweiflung: „Ich will Licht haben in dieſer abſcheulichen Geſchichte, und die Mamſell muß auch Licht haben, denn in dieſer Finſterniß ſieht man leicht wie ein Bekannter in die Träume einer nervenſchwachen Perſon.“ — Er wollte den Schirm von der Lampe ziehen. Der Doktor hinderte ihn daran. „Bedenken Sie, was Sie thun!“ ſprach er: „meiner Patientin können Sie den Tod bringen, und ſind dennoch Herr Reinhold, Sie mögen ſich ſträuben, wie Sie wollen!“ — „Reinhold! hab' ich das um Sie verdient?“ ſtammelte die Kranke in heftiger Bewegung: „mein Vertrauen . . . . der Edelmuth, der ſo rein und erhebend aus Ihren Werken ſpricht, ... das Geſtändniß Ihrer Liebe . . .“

Schluchzend ſank ſie auf die Polſter zurück. Die Wirthin ſprang der Vergehenden bei, der Doktor rührte ein Pulver ein, Reinhold ſtand wie angedonnert, aber der Papa donnerte ſelbſt, wie folgt: „Hören Sie es!“ rief er: „hören Sie den Angſtruf einer Seele, die Sie durch Ihre verderblichen Schriften zu Grunde gerichtet haben! Ihre Romänchen hat die Unglückſelige geleſen; verdammt ſei der Buchbinder zu Friedenau und ſeine Leihbibliothek. Ihre gleisneriſchen Redensarten haben das Mädel bethört. Zuerſt hat es ſich in Ihre Werke verliebt, und dann in Sie ſelbſt, ehe es Sie noch geſehen hatte, ... und nun, — da liegt meine Minna, ein Opfer Ihrer entſetzlichen Schriften, die man öffentlich verbrennen ſollte, ſammt allen Buchdruckereien, die ſich mit etwas mehr abgeben, als mit dem ABC oder dem Einmal Eins!“ —„Sie haben gewiß recht oft die Linie paſſiert, Herr Superkargo!“ entgegnete Reinhold, dem die Sache endlich zu bunt wurde, und eilte nach der Thüre: „Ich rathe Ihnen übrigens, mich ungehindert ziehen zu laſſen, oder ich vergeſſe, daß ich mich hier im Zimmer einer liebenswürdigen Kranken befinde. Morgen bei reiferer Ueberlegung wird ſich ja wohl der ganze Wirrwarr aufklären, und nöthigenfalls, mein Herr, bin ich zu finden.“ — „Ich werde Sie auch finden,“ eiferte dem Scheidenden der Vater nach: „Sie ſollen mir auch Rede ſtehen, wortbrüchiger Mann!“ Der fälſchlich Angeklagte entſprang indeſſen auf flüchtigen Füßen, und ließ Schwiegervater und Braut hartherzig im Roſſe zurück.

Das Complott.

„Sieben Uhr vorbei!" brummte Reinhold, als er bei den Hofgerichtslaternen auf ſeine Uhr geſehen hatte: „Welche Zeit habe ich bei den Tollhausleuten verſchleudert; koſtbare Friſt, welche ich in der Treuloſen, aber immer noch Geliebten Nähe weit edler hätte verbringen können. Statt deſſen . . . ." Er erinnerte ſich plötzlich, daß Lindbaum von einem Briefe geſprochen habe, der an ſeine Braut gelangt ſeyn ſollte. „Wie," fragte er, — „wenn dieſer Brief an Charlotten gerichtet geweſen wäre? Eine unſelige Perſonenverwechslung geht hier vor, — das iſt klar, — ſo wäre es denn auch möglich . . . möglich mich vor Landbaumeiſters Tribunal zu rechtfertigen. Recht, recht;" ſetzte er ermuntert bei, und ſchritt ſchneller vorwärts: „Fort in das brennende Perſepolis, deſſen Spiritusflammen nichts ſind gegen die Flammen meines Herzens, — fort, die Geliebte daſelbſt zu überraſchen, und männliche, dichteriſche Kühnheit ſtehe mir bei, daß ich rede, daß ich mich reinige! Die Begebenheiten dieſer Abendſtunden gleichen ohnehin den labyrinthiſchen Krümmungen des Vexierromans, und ich will — ein zweiter Alexander — mit dem Schwerte den Knoten zerhauen!" —

„Freundchen! Reinholdchen! Doktorchen!" rief mit einemmale ein Vorübergehender, der ſich ſo unſanft als ſchnell an die Bruſt des Dichters warf: „Dem Himmel ſei Dank, daß ich Sie finde, Ihnen mündlich ans Herz legen kann, was mein Schreiben nur ſchwach vermögen dürfte. Ich komme vom Caſino, wo ich Sie zu finden hoffte, und da ich Morgen nach Leipzig reiſe, ſo . . .“ — „Aber Herr Schnell;“ unterbrach ihn Reinhold, den Verleger erkennend, und ihn etwas abwehrend: „Laſſen Sie mich doch zu Athem kommen, und verſtricken Sie nicht Ihre Arme um meinen Hals, den Schlangen Laocoon's ähnlich! Was wünſchen Sie? Sie wiſſen, im Sonnenſchein wie beim Sternenſchimmer ſtehe ich zu Ihrem Befehl!“ — „Der Roman, Beſter;“ verſetzte Schnell wehmüthig und weich: „der Roman, den ich aus Ihrer geſchickten Feder erwarte, — Tauſende erwarten ihn gleich mir. Halten Sie nicht länger damit zurück! Das Publikum ſeufzt, die Preſſe möchte ſeufzen, die goldnen Ehrenpfenninge liegen bereit . . .“ — „Laſſen Sie mich mit dem albernen Roman!“ murrte Reinhold ungeduldig, vom Flecke zu kommen: „ich habe nicht Zeit, nicht Luſt, nicht Liebe . . . . ich muß in's Theater!“ — „In's Theater?“ fragte Schnell entmuthigt: „ach bedenken Sie, was Sie thun! Sie werden Gutes, Treffliches leiſten, ohne Zweifel, aber die Streichlumpe, die ungeſchickten Spieler, das eigenſinnige Auditorium — bleiben Sie bei Ihrem Genre, und bei Ihrem getreuen Verleger.“ — „Sie reden irre, Theuerſter!“ lachte Reinhold, „aber ich muß wahrhaftig fort, und an den Roman laſſen Sie mich nicht denken. Ich habe nur Rache, Verzweiflung im Gefolge, und würde mich in Blut baden und Mordbrennerei treiben, trotz Cramer und

Konſorten, wenn Sie weiter in mich dringen ſollten. Ich kenne die Liebe nicht mehr, die ich ſonſt ſo rührend beſang; ich lechze nach Leichen, Finſterniß und Verwüſtung. Ich werde in Zukunft auch nur bei'm Mondenſchimmer ausgehen, und — ein Mörder — durch die Gaſſen ſtreichen.“ — „Liebſter;“ entgegnete Schnell, ſeine Hand zärtlich faſſend: „Alles, wie Sie wollen, wie Sie meynen. Morden Sie, rauben Sie, brennen Sie, — bringen Sie hohe Häupter und ſchlechte Bürgerkreaturen mit Gift oder Dolch um, — alle längſt verſchollene Frevel werden neu durch Ihre Kühnheit, — nur heben Sie nicht die Compagnie mit mir auf; laſſen Sie uns vereint brandſchatzen, und auf der nächſten Meſſe ſchon einen Hauptſchlag thun; Sie werden ſich doch hoffentlich überzeugt haben, daß Niemand es beſſer als ich verſtehe, die Perlen und Diamanten, die Sie zu Tage fördern, unter die Leute zu bringen.“ — „Das weiß ich, Guter;“ ſprach Reinhold lächelnd und trippelnd: „Die Nachwelt mag mir daraus eine Krone flechten oder dem delphiſchen Apoll einen koſtbaren Halsſchmuck ſchmieden; wir ſprechen uns aber Morgen, noch vor Ihrer Abreiſe, Beſter, Sie gehen ja mit dem Eilwagen?“ — „Recht Freundchen;“ verſetzte Schnell: „und Sie gehen jetzt . . . .?“ — „In's Theater, wo ich ſchon war;“ antwortete Reinhold: „Sind mir die Götter hold, ſo bringe ich daraus eine gute Beute für mich.“ — „Glück zu, und auf Wiederſehen;“ riefen Beide im Chorus, und Schnell flog an Reinhold vorbei, ſeinem Hauſe zu. Der Dichter hatte jedoch kaum einige

Schritte gemacht, als er ſich unſanft beim Kragen gepackt fühlte, und eine tieſe Stimme hörte, welche ihm in's Ohr donnerte: „Halt! halt da, Kamerad. Die Polizei iſt auch noch wach, und — im Namen des Königs! — euer ſaubres Komplett ſoll nicht ſo ungeſtraft hingehen!" —

Der Arreſt.

„Schon wieder ein aus dem Irrenhauſe Entſprungener!" dachte Reinhold und ſah ſich nach dem Goliath um, der, in Polizeiuniform gekleidet, ſeinen Mann feſt hielt, und nicht aus den Klauen ließ. — „Freund! er iſt nicht wohl geſcheidt!" ſagte Reinhold gleichmüthig zu dem Häſcher: „Laß Er mich los; im goldnen Roß mag er Seines Gleichen ſuchen und finden; ich muß aber meiner Wege ziehen, an mein Geſchäft." — „Schöne Geſchäfte!" polterte der Polizeier: „ich habe Alles gehört; in jenem Winkel ſaß ich, und wärt ihr nicht ſelbander geweſen, Ihr ſtecktet jetzo Beide im Sack. Aber zwei gegen einen iſt zu viel, und es thut auch nichts. Die Spießgeſellen im goldenen Roß werden heute noch arretirt, und den Andern, den Hehler, finden wir Morgen an der Leipziger Schnellpoſt." — Reinhold ſtarrte den eifrigen Redner verwundert und wirklich um ſeinen Verſtand beſorgt, an; dieſer fuhr aber fort: „Glotz' Er mich nur an; aber komm Er! Vivat die hochlöbliche Polizeidirektion! Sie wird Euch das Morden, Sengen und Brennen ſchon legen. Das wäre ein ſauberer

Spektakel geworden. Erwiſchen wollen wir euch aber Alle, den Kramer nicht ausgenommen, — verlaßt Euch darauf." — Reinhold lachte aus vollem Halſe: „Freund;" rief er: „das iſt zwar ein köſtliches Mißverſtändniß, aber, — nehm' Er Vernunft an, und laß' Er mich los. Ich bin Doktor Reinhold, wohne in der Förſtergaſſe Nro. 476, bin dem ganzen deutſchen Publikum als Schriftſteller bekannt, und Herr Schnell . . . ." — „Juſt recht;" unterbrach ihn der Haltefeſt: „Was Er ſagt, macht Ihn erſt recht verdächtig. Auch einer alſo von den Doktoren, die nichts ſind, nichts treiben, und nicht einmal ein Recept für den Huſten verſchreiben können! Ein Hiſtorienſchreiber obendrein! O wir kennen die Pfiffe in- und auswendig. Mit Euern ſchlechten Komödien- und Romanbüchern ſchläfert Ihr erſt die Leute ein, und beſtehlt ſie hintendrein um ihr ſauer Erworbnes!" — Reinhold gerieth in ein unauslöſchliches Lachen; der Andre fuhr aber fort: „Halt Er's Maul, und zwing' Er ſich nicht zur Luſtigkeit, ſondern mach' Er Reu und Leid, und leg' Er ſich auf's Bekennen. Ich habe meine Ohren am rechten Flecke, und weiß wohl, daß Er einer von denen iſt, die heute Abend im Theater den Halsſchmuck geſtohlen haben. Ich hab's mit angehört, wie der Andre die Perlen und Demanten unter die Leute bringen will, und es ſoll Euch übel bekommen. 's wird heute keine gute Beute mehr in dem Opernhauſe geben, ſondern eine harte Pritſche auf der Hauptwache, wo ſchon Einer Euers Gelichters ſitzt. Darum Marſch, ohne Widerrede." —

Widerrede und Widerſtand waren auch vergebens, und zwanzig Schritte von da leuchtete die Hauptwache dem Arreſtanten entgegen. Halb ärgerlich und dennoch halb lächelnd ergab ſich Reinhold in ſein Schickſal, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Die heutige Nacht iſt eine verhängnißvolle, und ſpielt in der That einen Roman mit mir. Gut denn, und Glück zu! Ketten, Tyrannen und Verließe gehören in den literariſchen Brei. Der tugendhafte Held wird im Raſpelhauſe erſt recht intereſſant!“

Die Hauptwache.

Nicht der reizendſte Aufenthalt umfing den gefährdeten Dichter. Der Offizier, der ihn bis auf Weiteres übernahm, — ein Lieutenant von dem erſt ganz kürzlich eingerückten Regimente, — empfing den Unbekannten ziemlich rauh, und ſandte ihn in die Stube der Gemeinen. Schmähliche Tabackswolken verpeſteten hier die Luft. Schnarchende Soldaten auf der Pritſche, Kartenſpielende auf Bänken reitend, und bei trüber Lampe dem Brantweinkruge fleißig zuſprechend, bevölkerten das ſchwarz geräucherte Lokal. In der Ecke ſaß ein Elegant mit niederhängendem Kopfe und auf dem Schooße gefalteten Händen. Der Sergeant wies auch Reinhold in jene Ecke, mit dem Bedeuten, entweder zu ſchweigen, oder nur ganz laut und vernehmlich mit dem Fremden zu reden. Dieſer hob das Haupt, muſterte neugierig den Dichter, und der Letztere erkannte in dem vor Schaam Erröthenden

den wackern Monſieur Maierfeld. Sie hatten ſich nie freundlich gegen einander benommen, ohne jemals den eigentlichen Grund ihrer Feindſeligkeit zu wiſſen. Maierfeld hatte mit giftiger Schrift lange nach Reinbolds Wapen geſtochen, dieſer ihn dafür mit der harmloſen Reitpeitſche begrüßt. Aber Alles ſchien in Maierfelds Seele vergeßen zu ſeyn, das Unglück als Vermittler eintreten zu wollen, denn der junge Menſch ſprach mit Flötentönen zu dem Feinde: „O mein beſter Herr Doktor! Ein Engel führt Sie in dieſe dumpfige Höhle, mir zum Frommen. Sie kennen mich ja, und wiſſen wohl, daß ich nicht zum Cartouche gebildet wurde. Ich ſoll aber durchaus heute Abend in der Oper einen Halsſchmuck entwendet haben, und zu einer Diebsbande gehören. Ich hatte Urſache, das Parquet ſehr eilig zu verlaſſen, und durch die, den Eingeweihtern blos bekannten Gänge in die freie Luft zu gehen, während im erſten Range an der reichen Banquiersfrau der äußerſt verwegene Diebſtahl verübt wurde. Man wollte, ich weiß nicht warum, Aengſtlichkeit in meinen Mienen wahrnehmen, und ein ungeſchickter Polizeitölpel, der nicht einmal meinen Namen kennt, führte mich hieher, wo ich ſeit anderthalb Stunden die Peſtilenz in vollen Zügen einſchlürfen muß. Ich erſuche Sie daher, Bürgſchaft für mich zu leiſten, damit ich entlaſſen werde! Morgen bin ich bereit, Jedem Rede zu ſtehen, aber ich ſterbe, muß ich die ganze Nacht hindurch in dieſem mephitiſchen Qualme verweilen!“ — Reinbold zuckte ſpröde die Achſeln, und entgegnete: „Mein

Herr! Sie haben eben nicht Urſache, von mir viele Freundſchaft zu erwarten, allein: „fiat Justitia!“ iſt mein Wahlſpruch, und ich würde unbedenklich für Sie Caution leiſten, wenn mir nur erſt mein eigner Bürge zu ſeyn, erlaubt wäre. Kein Engel, — ebenfalls die Polizei hat mich hieher gebracht, und der rachgierige Banquier ſcheint es auf eine recht gewaltige Halsbandgeſchichte angelegt zu haben, weil er mit Abſicht die Literatur, die friedliche und die polemiſirende darein verwickelt. Tröſten Sie ſich mit mir. Wir haben den Schmuck wohl beide nicht, aber das Verhängniß will uns einmal ein Weilchen für Gauner paſſieren laſſen, und das Fatum behält immer Recht, wie Sie wohl wiſſen werden.“ Hierauf wandte er dem Maierfeld den Rücken zu, dachte an die verhüllte Richterin, die den erbittertſten Feind ſeines Ruhmes in ſolch miſerable Lage gebracht hatte, daß er ſich im Falle befand, ſeine Milde anzuſprechen; an die wunderbare Fügung, die ihn gerade hatte müſſen verhaften laſſen, um den Gegner in ſeiner Erniedrigung zu ſchauen, und das Romantiſche ſeiner gegenwärtigen Situation wurde ihm immer klarer. — „Ja“, ſprach er zu ſich: „die Poeſie blitzt auch wohl dann und wann in's ordinäre Lebensgeleiſe. Freund Robert hat Recht!“ — Nun erinnerte er ſich auf einmal des Freundes, und beneidete ihn, der Perſiens Satrapen tanzen ſehen konnte, während Oreſt in Feſſeln lag. — „Was hindert mich, Freundestroſt in Anſpruch zu nehmen, ſeine Hülfe, ſeine erfreuliche Gegenwart? Maierfeld mag ſich wohl hüten, ſeinem ſtrengen Vater ſein Unglück zu melden. Er wurde ſchon zu oft auf Schwärmzügen, in ſchwelgeriſcher Ausſchweifung ertappt. Aber ich trage offnen Helm, und darf des Freundes Auge nicht ſcheuen." — Er riß Bleiſtift und Papier aus dem Portefeuille, entwarf einige Worte an den Freund, beſchwor ihn, das Reich des Darius, von den Göttern zum Untergange beſtimmt, ſeinem Schickſale in des Himmelsnamen zu überlaſſen, und urplötzlich bei dem gefolterten Seelenbruder einzutreffen. — So eben ſchlug's Acht Uhr; die Wachen wurden abgelöſt, und unter dem Getümmel der Waffen, dem Fluchen der Unteroffiziere gewann Reinhold Zeit und Gelegenheit, einem pfiffigen Knirps von Tambour das Zettelchen zuzuſtecken, und ſich vermittelſt einer guten Trinkgeldsverheißung ſeiner Bothſchafterbereitwilligkeit zu verſichern. Der Trommler verſchwor ſich, ſeinen Mann im Opernhauſe richtig zu treffen, und ſpäteſtens eine halbe Stunde vor dem Zapfenſtreiche mit erwünſchter Mähr zurück zu ſeyn.

Berichte aus Perſien und der Loge.

Il n'y a que le premier pas qui coûte! Des Tambours Beſtechung hatte geglückt, und friſchweg machte ſich Reinhold, der ſich ſolche Bemühungen häufig in der Einbildung vergegenwärtigt hatte, an den Unteroffizier, um den Einlaß ſeines zu erwartenden Freundes zu bewirken. Seine Bitten, Ermahnungen und Pränumerationen krönte ein herrlicher

Erfolg. Der bärbeißige Sergeant verſprach, den Freund eines ſo freigebigen artigen Herrn höflich zu empfangen, und ihm zu geſtatten, eine halbe Stunde in dieſen oſſianiſchen Nebeln zu verplaudern; doch ermangelte er nicht, auch hier eine möglichſt laute Converſation anzuempfehlen. Reinhold hüpfte vor Freuden auf der harten Bank, die er ſich zur Ruhe erſehen hatte, und ſah mit Sehnſucht dem Augenblick entgegen, in welchem wieder eine verwandte Bruſt an der ſeinen ſchlagen ſollte. Dießmal war Fortuna die galante Dame, wie ſie ſich nur ſelten zeigt, denn Tambourchen war noch keine Viertelſtunde fort, und ſchon trat keuchend und pubſtend Robert in den unfreundlichen Audienzſaal ſeines Freundes. — Lebhafte Begrüßung von beiden Seiten. „Was haſt Du gemacht, Reinhold?“ fragte auſſer ſich vor Staunen der Beſucher: „das ſind mir ſchöne Streiche! Ich ſtehe ganz ruhig im Theater, beklatſche den Kalif, und bewundre das mazedoniſche Heer, laſſe mir von Nichts träumen, und warte Deiner Rückkehr. Babylons Einwohner haben ſchon dem griechiſchen Helden Feſte gegeben, Ariobarzanes iſt ſchon total geſchlagen, die Heerſtraßen nach Perſepolis offen, und der Vorhang fällt, um dem Theatermeiſter Zeit zu laſſen, die Hauptſtadt zu erbauen, und dem Publikum zu vergönnen, ſeine Neugier aufs Neue, wie einen Bogen zu ſpannen. Da ergreift mich plötzlich eine ganz ſeltſame Unruhe, bedingt durch vorhergegangne Berichte, wovon nachher. Ich enteile dem Schwitzbade im Parquet, ſtoße im Corridor auf den militäriſchen Merkur; ein Gott läßt mich ihn fragen, wohin er mit ſeinem Billet doux will: ich höre meinen Namen, den Deinen und bin da. Was iſt mit Dir vorgegangen?" — Reinhold erzählte lakoniſch die Geſchichte ſeiner Verhaftung. Robert, von dem lauten Streite einiger Solospielenden Krieger begünſtigt, zog den Freund an die Seite, ſah ihm verweiſend in die Augen, und ſagte: „Es iſt nicht ſchön von Dir, mich mit dieſen Poſſen zu vergnügen, mit dem quid pro quo mich abfertigen zu wollen. Wo warſt Du früher? Was hatteſt Du im goldnen Roſſe zu ſchaffen? Die Falſchheit ſchlägt ihren eignen Knecht. Ich weiß jetzt Alles, Du ſtilles trügliches Waſſer! Schäme Dich, mich, Deinen treuſten Freund ſo ſchmachvoll im Dunkel tappen zu laſſen. Daß Du das Halsband nicht gemaust haſt, weiß ich; aber einen ſchlechten Streich haſt Du gemacht, und das hätte ich nimmer von Dir erwartet." — Reinhold fuhr auf. „Wie?" rief er: „wie darfſt Du Dich erkühnen, . . . und wie kömmſt Du auf ſolchen höchſt verwerflichen Argwohn und Verdacht?" — „Brauſe nicht auf;" verſetzte Robert, und zog ihn in einen Winkel, wo unter dem Getobe der Soldaten jedes Wort nur wie unter einem Dämpfer zu Reinholds Ohren gelangte: „Laß Dir eine Geſchichte erzählen, wie der Landbaumeiſter ſie mir vor einer halben Stunde zum Beſten gab." — „Der Landbaumeiſter?" — „Er ſelbſt; höre indeſſen. Ein halbes Jahr mag verfloſſen ſeyn, ſeit aus einem kleinen Städtchen Mutter und Tochter auf die Kirchweihe eines benachbarten Dorfes ſpazierten, ſich mit Wein und Kuchen erlabten, und in einer behaglichen Laube verweilten, wo ſich bald ein junger Mann, aus der Hauptſtadt zu Pferde kommend, zu ihnen fand. Die freiere Land- und Kirchweihſitte verſtattet dem Fremden, der Damen Geſellſchafter zu bleiben. Sein Benehmen iſt untadelhaft, ſeine Rede gefällt der verſtändigen Mutter, der feinfühlenden Tochter. Nachdem er mit der Erſten Stadt- und Landwirthſchaft durchgeſprochen, unterhält er ſich mit der Zweiten von Muſik und Dichtkunſt. So wie das Mädchen Spohr's Opern, die es leider nur durch die Klavierauszüge kennen gelernt hat, allen übrigen, neuern, vorzieht, ſo hegt es auch eine entſchiedene Vorliebe für die elegiſchen Dichtungen eines gewiſſen Reinhold, den Ewr. Wohlgeboren vielleicht kennen dürften. Der Kirchweihfreund findet nun zwar an dem Spohr nicht das Geringſte auszuſetzen, an dem Reinhold hingegen dieſes und jenes zu mäckeln. Die Mamſell vom Lande ergreift lebhaft des Letztern Parthei, und wie ſie ſich, von der Beifallgebenden Mutter aufgemuntert, weiter und weiter in die Diskuſſion einläßt, und beſagten Scribler wärmer und wärmer vertheidigt, ſo wird auch des Gegners Tadel ſchwächer, man merkt's ihm bald an, daß die Oppoſition ſein Ernſt nicht iſt; ſeine Eigenliebe verräth ihn endlich; es kömmt heraus, daß er, er ſelbſt der beſprochne Reinhold iſt.“ – „Ah!“ unterbrach hier der Dichter den Freund mit offnem Munde ihn anſtarrend; Robert ſprach weiter: „Das Incognito iſt weg, aber eine zarte Röthe auf der Tochter Wange iſt da, und enthüllt dem Menſchenkenner gegenüber ein eben ſo zartes Geheimniß; eine innige Zuneigung, die während der Lektüre jener Scribeleien aus dem Buche in ihr Herz geſchlichen war. Das Mädchen liebte, ſchwärmeriſch geſtimmt, ſeit langer Zeit nicht nur die Werke des Verfaſſers, ſondern den unbekannten Verfaſſer ſelbſt, der zum Glück für alle übrigen Leſerinnen, noch nicht auf den Einfall gekommen iſt, ſein Portrait vor die zweite Ausgabe ſeiner Schriften ſetzen, oder an den Bilderladen hängen zu laſſen. — Sentimentales Erkennen folgt nun: die Mutter iſt von Bewunderung, die Tochter von Entzücken durchdrungen. Im romantiſchſten Mondſchein begleitet der gefeyerte Dichter die Damen nach ihrem unfernen Städtchen, und erhält die gern bewilligte Erlaubniß, ſich öfters daſelbſt, und in der Frauen Hauſe einzufinden. Begehrſt Du noch mehr von der Geſchichte zu hören, lieber Freund?" — „Wenn ich bitten darf;" verſetzte Reinhold lächelnd, und die Hände auf den Rücken legend: Robert ſchüttelte den Kopf, fuhr aber in gedrängterer Kürze fort: „Der Verſucher verfolgt ſeinen Zweck. Wöchentlich wendet er einen oder zwei Tage an, die Mutter zu umgarnen, die Tochter durch glatte Worte und Prahlereien zu blenden. Aus der Freundſchaft wird Liebe. Ein Eheverſprechen wird gegenſeitig gelobt. Das Städtchen ſpricht allgemein davon. Die Braut hängt mit gränzenloſer Ueberſpannung an dem verkappten Don Juan, aber ihre Tugend iſt ſtärker als ihre Schwärmerei. Dadurch vielleicht entmuthigt, des

Romänchens vielleicht überdrüßig, oder etwa befürchtend, vor dem Vater, der plötzlich von einer mehrjährigen Seereiſe zurückkehrend, nächſtens einzutreffen verſpricht, die Larve der Aufrichtigkeit nicht bewahren zu können, bleibt mit einemmale der Freier aus, läßt nichts mehr von ſich hören, noch ſehen. Die Tochter verzweifelt, die Mutter iſt außer ſich, da ſie von Mitbürgern, die in der Stadt geweſen, vernimmt, Herr Reinhold ſei ſo gut als Bräutigam einer Andern. Die Angſt, die Furcht vor des Vaters Vorwürfen beſtimmt die Mutter, gerade an die Braut ſich zu wenden, überlegend, daß ein Brief an den Verräther ſelbſt nicht helfen würde; ſie appellirt an die Gerechtigkeit der ſogenannten Braut, und dieſe, zu ſtolz, hier eine ſekondäre Rolle zu ſpielen, bricht mit dem Flatterhaften, der gerade um ihre Hand bittet.“ — „Nein, das iſt zu arg,“ rief Reinhold in heftiger Bewegung: „ſo iſt denn rein der Teufel los, und hat ſich in meinen Schatten gekleidet, um ein Mädchen zu berücken, das ich nicht kenne, das ich nie ſah!“ — „Läugne nicht, Freund!“ verſetzte Robert bitter: „im ganzen Parquet wußte man gleich, wer die hübſche Dame ſei, die bei Deinem Anblick deinen Namen ausrufend, in Ohnmacht ſank. Dein Gewiſſen und das Billet des Papa wahrſcheinlich haben Dich weggetrieben, und der Landbaumeiſter läßt Dich ermahnen, Deiner frühern Pflicht getreu zu ſeyn, und Charlotten zu vergeſſen, deren Leben und Glück der Großpapa — wie er ſich ausdrückt — heute Abend bei einem Familienfeſte dem würdigen

Mann übertragen wird, den wir neben ihm in der Loge ſahen! — „Heute?“ brach Reinhold los: „heute! O Himmel und Erde! und ich bin unſchuldig und ſchmachte hier in Ketten! Morgen muß das unſelige Myſterium ſich enthüllen, und Morgen iſt es ſchon zu ſpät. Verwünſchte Narrenfamilie im goldnen Roß! Verwünſchter Doppelgänger, der mich ruinirt! Verwünſchter Polizeidiener, der mich gefangen!“

Ariadne mit dem Faden.

Dieſe Verwünſchungen konnten ſich um ſo ungehinderter Luft machen, als der Streit der Soldaten, kaum beigelegt, wieder friſch aufflammte, und der Lärm durch einen neuhinzukommenden verdoppelt wurde. Der heutige Abend war ein ſtürmiſcher für die Polizei, und die Hauptwache leider, oder glücklicherweiſe deren erſtes Abſteigequartier. Diesmal war es eine alte verwitterte Kutſche vom Lande, die, von zwei Ackerpferden gezogen und von Polizeigardiſten escortirt, herangeſchleppt wurde. Der Kutſcher, ein Bauerknecht, ziemlich betrunken, hatte mit der harm- und kraftloſen Maſchine viel Unheil angeſtellt, und die ſchönen Glasſcheiben eines Ladenvorſprungs unbarmherzig zertrümmert. Somit hatte man ihn, ob er gleich nach dem goldnen Roſſe wollte, in Empfang genommen. Lärmend und fluchend trat er in die Wachtſtube: ihm folgte in Saloppe und altmodiſchem Hute die Frau, die der Lümmel gefahren hatte, und die als Vermittlerin und Vertheidigerin hier einzuſchreiten begehrte. Getümmel, Geſchrei, Fluchen und Lamentiren von allen Seiten; Keiner verſtand von dem Andern ein Wort, und nur die Stentorſtimme des langen Häſchers, der ſich Reinholds bemächtigt hatte, drang manchmal wie Donnergebrüll durch das Chor: „Stille!" ſchrie er: „ſtille, bis der Herr Commiſſär erſcheinen. Sie ſind noch in der Comödie; ſo wie ſie aber aus iſt, wird es hier auch gleich aus ſeyn." — „Halt!" rief der Soldat an der Thüre, und plötzlich wurde es mauerſtill — „halt da! wer iſt der Herr, und wohin will er?" — „Dageblieben, Muſje!" rief der Polizeier, und führte Herrn Maierfeld, der ſich im Tumult hatte davon ſchleichen wollen, am Fittig des Fracks zurück. Die Dame vom Lande wurde des Beſchämten, Todbleichen kaum anſichtig, als ſie auch ſchon auf ihn zueilte, ſeine Hand ergriff, und halb freudig, halb ängſtlich ſprach: „Gott ſei tauſendmal gelobt, daß er mich Sie hier finden läßt, beſter Herr Reinhold! Sie kommen gewiß, mich aus dieſer Lage zu befreien,.... mein Alter hat Ihnen gewiß geſagt, ... ja, ich habe unſerm Jonas auch auf die Seele gebunden, zu laufen, was er kann." — Maierfeld war wie vom Donner gerührt; die Freunde drängten ſich neugierig hinzu, und die Wahrheit begann aus dem Wirrwarr aufzudämmern. Maierfeld verbeugte ſich ungeſchickt und verlegen gegen die Dame; ſeine bleichen Lippen ſtammelten aber kein Wort. Deſto wortreicher war Madame. „Wie freut es mich, lieber Herr Reinhold," fuhr Sie fort, „daß ſich Alles zwiſchen uns wieder ausgeglichen hat. Es war am Ende wohl nur ein neidiſches Geſchwätz, das zwiſchen uns gekommen iſt, und Sie tragen gewiß keine Schuld an ihrem langen Ausbleiben, nicht wahr? Ich hab' es ſehr bereut, daß ich den Brief an die wildfremde Mamſell geſchrieben habe, aber, wir Leute auf dem Lande ſind oft ſo raſch und plump in allen Dingen, daß es eine Schande iſt. Das macht eben, daß ich hier bin, mein werther Herr Reinhold. Ich habe mich plötzlich gefürchtet, es möchte meiner Minna etwas zuſtoßen, oder mein Alter möchte zu heftig ſeyn, — kurz — etwas Böſes habe ich mir vorgeſtellt, und flugs, — es hat ſchon ſtark gedämmert, — ſchickte ich zum Pfarrer um die Chaiſe, zum Bärenwirth um die Pferde und den Kutſcher. Der gute Jakob hatte ſich nicht verſehen, heut noch auf den Bock zu ſteigen, und die gute Seele war etwas benebelt, als wir abfuhren. Der Schluck jedoch, den der Menſch auf dem Chauſſeehauſe zu ſich nahm, gab ihm den Reſt, und ich danke dem Himmel, daß ich den kleinen Jonas von dort mit hieher nahm, ſonſt hätte ich keinen Menſchen gehabt, meinem Alten meine Ankunft zu melden, weil wir gleich in die Hände der Schergen fielen, und ich in der Stadt nicht Steg nicht Weg weiß. Jetzt aber kommen Sie," — ſetzte ſie hinzu, die Saloppe feſter ziehend: „kommen Sie, — den Beſoffenen laſſen wir den Rauſch ausſchlafen, und zahlen morgen die Strafe. Jetzt aber nur geſchwind zu meiner herzigen Minna — Sie, mein guter, verkannter Herr Reinhold, — ſo Gott will, — bald mein lieber Sohn." — Maierfeld, an deſſen Arm

Madame Lindbaum hing, machte wieder ein recht verlegen ſaures Geſicht. Reinhold trat aber zornfunkelnden Auges auf ihn zu, zerſchmetterte ihn faſt mit ſeinem verächtlichen Blicke, und wendete ſich dann gelaſſener zu der guten alten Frau, mit welcher er inniges Mitleid hatte: „Nennen Sie dieſen elenden Menſchen weder Reinhold, noch weniger Sohn,“ — ſprach er: „der ſchamloſe Betrüger iſt ſelbſt Gefangener hier, gleich Ihrem Jakob, — gleich mir ſelbſt, den ein komiſcher Zufall hier einſperrte, um mich überzeugen zu können, *wer* derjenige ſei, der im Lande umherſtreift, unter meinem Namen ſchlechte Streiche zu verüben. Ich bin Reinhold; dieſer heißt Maierfeld, und keinem gefährlichern Wüſtling hätten Sie Ihr Haus öffnen können, Madame.“ — Erſchrocken zog Frau Lindbaum ihren Arm aus Maierfelds, blickte den Vernichteten mit Abſcheu und Staunen an, ſchlug dann die Hände vors Geſicht, und kämpfte mit Thränen. — „Tröſten Sie ſich,“ ſprach jedoch Reinhold, ſanft und mitleidig: „das Herz wird Ihnen nur hier, unter den fremden Leuten ſo ſchwer. Sie müſſen die Ihrigen ſehen. Ich darf zwar *ſelbſt* nicht die Ehre haben, Sie zu begleiten; aber mein Freund Robert wird ſich ein Vergnügen daraus machen, Sie in die Arme Ihrer Familie zu führen.“ — „Mit Freuden, meine gute alte Dame,“ verſetzte der Freund mit leuchtendem Auge: „mit Freuden, Du reiner gerechtfertigter Freund.“ — Er bot Madame den Arm, vor Beſtürzung faſt willenlos nahm ſie ſeine Dienſte an. Sie ſtanden aber noch nicht an der Thüre, ſo trat Lindbaum ſelbſt, von dem kleinen Jonas geführt, ein. — Die Eheleute ſtürzten ſich in die Arme. Lindbaum ſtarrte aber bald, wie ein raubgieriger Löwe den Dichter an, welchen er, hinter ſeiner Frau ſtehend erblickte. Die räthſelhafte Geſchichte von dem falſchen Reinhold kam zur Sprache. Lindbaum zweifelte. Maierfelds Verwirrung geſtand die Wahrheit. „Unglücklicher!“ rief ihm Reinhold in's Ohr: „was hat Dich bewogen, mir einen ſolchen Streich zu ſpielen?“ — „Konnten Sie von mir Freundſchaft erwarten, nach der Rache, die Sie unedel an mir genommen?“ entgegnete, aufs hohe Pferd ſteigend, der Sünder. — Reinhold, einſehend, daß er damals wirklich ſeiner unwerth gehandelt, ſchwieg etwas beſchämt. Robert fragte dafür an ſeiner Statt: „Was bewog Sie, Maierfeld, ſo ſchnell jenes Verhältniß mit einem reizenden Mädchen abzubrechen?“ — Maierfeld ſchwieg verſtockt. — „Die getäuſchte Leidenſchaft des Wüſtlings!“ brach Lindbaum los: „für den Verſuch jedoch ſollen Sie mir büßen, mein Herr!“ — „Nicht doch!“ ſprach Reinhold; „ich habe näheres Recht an ihn, Herr Lindbaum. Ich habe meinen Namen von ihm zu fordern, und da Ihnen, Maierfeld, damals die Reitpeitſche nicht gefallen konnte, ſo will ich Sie wieder zu Ehren bringen, indem ich Sie auf Piſtolen fordre.“ — „Ich ſtehe morgen zu Dienſten,“ entgegnete, Maierfeld weniger muthig, als frech. — Hier miſchte ſich jedoch der Sergeant plötzlich und brutal in's Geſpräch. „Und damit holla!“ rief er; „Arreſtanten fordern nicht, und Nichtarreſtanten treten ab. Es geht der Zapfenſtreich, und der Herr Kommiſſär kommt. Gott ſei Dank, daß ich endlich die ganze Paſtete vom Halſe kriege!"

Der Einſpruch.

Der Commiſſär kam wirklich; in ſeinem Gefolge der verwegne Halsbanddieb, der beim Herausgehen aus dem Schauſpielhauſe noch eine Beutelſchneiderei tentirt hatte, und dabei ertappt worden war. Dem Polizeigoliath wurde ein tüchtiger Verweis; den Arreſtanten, ſelbſt dem betrunknen Jakob, die Freiheit. Maierfeld lief — sans prendre congé — nach Hauſe. Robert führte Mama Lindbaum galant nach dem goldnen Roſſe und an's Lager der kranken Minna, Reinhold jedoch zog den mild gewordnen Lindbaum hinüber nach des Landbaumeiſters Hauſe, um ſich dort zu rechtfertigen. Muſik ſchallte von den erleuchteten Fenſtern herab. Der Landbaumeiſter mit den Senioren der zahlreichen Geſellſchaft ſchwelgte am Punſchtiſche, Baſe Viermund ſervirte den Matronen Thee und kalte Küche; das junge Volk drehte ſich im fröhlichen Tanze. Im halbdunkeln Vorzimmer ſtand Charlotte, von dem fremden Manne umarmt, ihr Kopf an ſeiner Bruſt, ihr rechter Arm auf ſeiner Schulter ruhend. „O mein Gott!" flüſterte Reinhold erſchreckend ſeinem Begleiter zu, da ſie, an der Thüre lauſchend, dies Schauſpiel ſahen. Die Liebenden bemerkten die Späher nicht. — „Wirſt Du Dich denn aber an mich gewöhnen können?" fragte der Fremde mit zärtlichem Tone: „darfſt Du denn wohl hoffen, bei mir glücklich zu leben?" — „Welche Frage?" entgegnete Charlotte ſchluchzend: „gehörte Ihnen denn nicht von jeher meine Seele?" -- „O mein Gott!" rief laut und heftig Reinhold dazwiſchen. Charlotte fuhr auf, erſchrack vor ſeinem Anblick, und deutete mit den Worten: „Himmel! Er iſts, dieſer iſts!" nach dem Erblaßten. — „Reinhold? fragte mit düſter gefalteter Stirne der Fremde. — „Reinhold!" antwortete muthig und ſicher der Dichter: „Reinhold, der Verläumdete, Mißhandelte, der ein Zeuge von Charlottens Verlöbniß ſeyn, und ſeine himmelklare Rechtfertigung ihr zum Hochzeitangebinde bringen will." — „Hochzeitangebinde?" fragte der Fremde ſtaunend. — „Seine Rechtfertigung?" rief Charlotte mit einem Blicke voll Hoffnung, einer Stimme voll Freude. — Lindbaum erzählte, entſchuldigte ſeine Gattin, ſprach den armen Reinhold frei, und der Gerechtfertigte traute ſeinen Sinnen nicht, als Charlotte auf ihn zueilte, ihn in ihre Arme ſchloß, mit den ſüßeſten Worten bei ihm um Vergebung bettelte. „Ei," rief er — auſſer ſich, und durch Thränen lächelnd: „ſo rede doch Du nimmer von Wankelmuth, verführeriſche flatterhafte Grazie. Heute haſt Du mich verworfen, heute einen andern Bund geſchloſſen, — und heute willſt Du wieder Dich mit mir vereinen?" — „Des unſchuldigen Reinholds Einſpruch gilt;" erwiederte der Fremde ruhig lächelnd, nachdem er den Landbaumeiſter herbeigeholt, und mit ihm leiſe verkehrt hatte. — „Sie werden doch nicht auf meinen Vater eiferſüchtig ſeyn?" fragte Charlotte ſchelmiſch lachend den Getäuſchten. — „Ihr Vater?“ ſprach er wie träumend. — „Mein Sohn, Charlottens Vater;“ bekräftigte der Landbaumeiſter, verjüngt durch die Freude; „der Todgeglaubte iſt aus Doktor Francia's Gefangenſchaft zurückgekommen, reich an Gut und Herz, und hat geſchworen, die Tochter ſo glücklich zu machen, als er ſeine Gattin gemacht haben würde, hätte er die Treue lebend wieder gefunden.“ — „Des Dichters Glück iſt eine zweifelhafte Woge;“ ſprach Reinhold, verzagend auf Charlotten nieder ſehend. — „Des reinen edeln Dichters Herz ein ſichrer Ankergrund;“ tröſtete die Holdſelige; und Vater, Großpapa, Superkargo und die herbeieilenden Vettern und Baſen wünſchten Glück.

Epilog.

Der Roman jenes Abends, — von Robert prophetiſch vorausgeſagt, iſt zur lieblichſten Idylle geworden. Maierfeld, Ausforderung und dergleichen vergeſſend, hat die große Tour angetreten, und kehrt nicht wieder in ſeine Heimath. Aber auch zu Friedenau wohnt wieder Friede, Roberts Troſt hob Minna's Leiden kräftiger als Sanders Arzneien, und — ſogar für Reinholds falſches Ebenbild Freundſchaft bewahrend — hat Robert deſſen Wort gelöſt. Dagegen hat Minna ihm verſprochen, um ihn nicht eiferſüchtig zu machen, nie wieder einen Roman von Reinhold zu leſen. Dem Dichter bleibt ſie aber immer im Herzen hold. —

Vergiſs mein nicht;

oder:

das nie geſehene Bild.

Vergiß mein nicht;

oder:

Das nie geſehene Bild.

Der aus Italien zurückgekehrte Oberkammerherr war der Gegenſtand der vollkommenſten Aufmerkſamkeit in dem, nicht zahlreichen aber glänzenden Zirkel geworden, welchen die Königin in dem einſamen Luſtſchloſſe ihres Gemahls um ſich zu verſammeln pflegte. Die Erzählungen des Weitgereiſten verkürzten einen unfreundlichen Gewitterabend, der den ſchattenreichen Hain, welcher das Schloß umgab, mit Blitzſtrahl, Regenguß, und Hagelſchlag heimſuchte. Die Phantaſie der königlichen Herrin hatte Zeit, lange in den Erinnerungen zu ſchwelgen, die des Oberkammerherrn Berichte in ihr erweckten. Der König jedoch, am Nähern, Angelegentlichern hängend, unterbrach den Sprecher kurz und gut mit der Frage, ob nichts Neues in der Hauptſtadt vorgefallen, die er auf ſeiner Reiſe zum Hoflager berührt hatte. Der Oberkammerherr pries die Ruhe und Eleganz der Hauptſtadt, verſäumte nicht, die Weisheit des Fürſten zu rühmen, der Alles ſo gut gemacht, und ſchloß mit der Verſicherung: außer der Kunſt- und Gewerbausſtellung beſchäftige die Reſidenzbewohner gegenwärtig nichts, als ihr eignes Haus und ihr Wohlleben. — Prinzeſſin Eliſe erkundigte ſich eifrig nach dem Streben jener Anſtalt, die ihrer Anregung allein ihr Daſeyn verdankte, und der Oberkammerherr ließ ſich geſchmeidig in ein Detail der in der prächtigen Gallerie ausgeſtellten Herrlichkeiten ein. Vom Geringern zum Höhern, — vom Handwerk zur Kunſt vorſchreitend, ließ er bis zuletzt, was an Gemälden vaterländiſcher Künſtler die Sammlung verherrlichte, und beſchrieb mit der Gewandtheit eines Cicerone alle Madonnenbilder, Genreſtücke, Hiſtorienmalereien und Porträts, welche des Gedächtniſſes werth waren. Damit zum Schluſſe gelangt, unterbrach er ſich plötzlich, und ſagte, wie mit einem Verweiſe gegen ſich ſelbſt: „Beinahe hätte ich vergeſſen, Ewr. Majeſtäten ein Doppelbild zu nennen, das, obwohl anonym und ungünſtig aufgeſtellt, durch Idee und Ausführung die Krone ſeiner Umgebung genannt zu werden verdient. Etwas Wunderſameres habe ich in meinem Leben nicht geſehen, und jetzt noch, da ich davon rede, treten mir die Einzelheiten des frappanten Tableau's hell und entſchieden vor die Seele, daß ich ſie werde wiedergeben können, ohne etwas Unerläßliches hinwegzuthun." —

Dieſe Vorrede war geeignet, die höchſte Neugier zu erregen, und die Gebieterin des Hauſes, ſo wie ihre Geſellſchaft bildeten einen engern Kreis um den

Erzähler. — „Stellen ſich Ewr. Majeſtäten eine ziemlich große Tafel vor, in zwei gleiche Hälften getheilt, von welchen eine jede ein eignes Bild darſtellt;“ begann der Oberkammerherr: „die Bedingung des Raums trennt dieſe Bilder in der Form: ihr Weſen aber iſt eines und daſſelbe. — Auf dem erſten iſt ein Mädchen zu ſchauen, in der Blüthe und Fülle der ſchönen Jahre; das Gewand flattert loſe und leicht, der Fuß betritt in ſchwebendem Tanze das ſchwankende Schifflein, welches — ohne Ruder und Anker, — der in Schaumwellen aufkräuſelnde Strom vom Ufer zu treiben ſcheint. Des Mädchens Augen blicken ſehnſüchtig auf in die Ferne, — in ihren Zügen liegt romantiſche Begeiſterung. Am Geſtade, das die Schifferin verläßt, ſtehen theilnehmende Geſtalten. Ein Greis im Silberhaare winkt ihr das Lebewohl, eine Gruppe von Mädchen, blühend wie ſie, und traulich umſchlungen, laſſen Tücher und Bänder nach der Scheidenden flattern, — ein Jüngling — ſchön und ernſt — faltet die Hände gegen ſie, und aus den Wolken blickt ein freundlich liebevoll wehmüthiges Antlitz auf ſie hernieder. Unzählige üppige Roſen winken von dem herrlich geſchmückten Ufer herab, und bilden einen ſeltſamen Contraſt zu den lauernden grünhaarigen Nixen, die unter'm Spiegel des Waſſers in kaum angedeuteten Umriſſen ſchwimmen, und den ſchwachen Kahn fortzuziehen ſcheinen. Das Mädchen — man ſieht es — treibt dahin auf gefährlicher Bahn, aber ermahnend, wohl auch hülfreich, ſchwebt neben ihr eine aus dem zarteſten Schimmer gewebte Geſtalt — ohne Zweifel die ewig jugendliche Hegemone — und Ermahnung und Bitte ſcheint ihr beſorgter Blick, ihre flehende Geberde auszudrücken. Ob die Schiffende der Grazie ferner angehören, oder den dickköpfigen Nixen verfallen werde, iſt die Frage, mit welcher der Beſchauer ungerne das reizende Bild verläßt, um ſich zu deſſen Seitenſtücke zu wenden." „Nun?" fragte die Königin, fragten die Prinzeſſinnen: „weiter, Herr Graf. Wir ſind begierig zu erfahren, wie ſich die ſeltſame Compoſition ferner ausſpinnt." — Der Oberkammerherr fuhr mit höflicher Verbeugung fort: „Auf dem Bilde, das wir jetzt betrachten, iſt die Hauptfigur ein junger Mann mit Wanderſtab und Taſche, der der engen Pforte eines Hauſes enteilt, und keck, — man bemerkt es genau — auf den breiten Heerweg tritt. Frei athmet er, und Luſt und Behagen ſpricht aus ſeinem weitgeöffneten Auge. Lebensfreudig vorwärtsſtrebend achtet er nicht ferner der ehrwürdigen Matrone, die ihn am Kleide zurückhalten möchte, — nicht der holden Jungfrau, die ſehnſüchtig die Hände ausſtreckt; nicht des treuaugigen Hundes, der, an die Kette geſchmiedet, dennoch ſich aufwartend und bittend aufgeſetzt hat. Aus den Fenſtern eines ſeitwärts liegenden Gaſthofes zeigt der Kellner eine Rechentafel und ſchwingt die Mütze, — ein Jude ſteht am Wege und hält ein Papier hin, das der Wandrer verſchmäht; am Brunnen im Vorgrunde verbeugt ſich eine lockend und leichtfertig ſcheinende Dirne ſchnippiſch und pikant gegen den Jüngling, und bis hieher bildet das Gemälde eine heitre Scene, wenig getrübt von der ſtillen Trauer im Hintergrunde; aber — vor dem Wandrer, der ſorglos in die Lüfte ſchaut, reißt ſich eine Kluft auf, in welcher eine ehrfurchtgebietende Leiche ſchwebt, mit ehrlichem und ſtrengem Antlitze. Ihre Augen ſind geſchloſſen, aber mahnend hebt ſich gegen den Daherſchreitenden die Rechte, während die Linke, wie in ruhigem Bewußtſeyn, auf der Bruſt ruht. — Und ſomit" — ſchloß der Erzähler — „iſt das Bild zu Ende." — Eine kurze Stille herrſchte in der Geſellſchaft. Der König lehnte düſter im Seſſel; die Königin, an welche ſich die beiden Töchter horchend angeſchmiegt, nahm das Wort und ſprach: „Das Bild iſt zu Ende, und der Beſchauer ſteht vor einer räthſelhaften Allegorie, zu welcher den Schlüſſel zu finden, wohl nicht ſchwer ſeyn dürfte. Der Mann, das Weib, hinaustretend in das weite Leben aus dem engen Vaterhauſe, hinter ſich laſſend das traulich ſchirmende Dach, und die üppigen Roſen der Kinderfreude, der Jugendluſt, um auf falſchem Gewäſſer zu ſchaukeln, oder auf dürrer Heerſtraße ſich zu mühen — ſie ſind — oder mein Gefühl müßte ſich ſehr irren — die Gegenſtände, die der dichteriſche Maler darſtellen wollte." — „Dem Scharfſinne Ew. Majeſtät entginge das Schwierigſte nicht;" verſicherte der Oberkammerherr: „allein in dieſem anziehenden Doppelgemälde findet ſich noch mehr, wenn man nicht außer Acht läßt, daß es mit einem Vergißmeinnichtkranze eingefaßt iſt, — daß die Schiffende dieſe Blume im Haar, der Wanderer ſie an der Bruſt trägt. Die

Bedeutung des harmloſen Blümchens, wie unſere Sprache vor allen andern ſie beſtimmte, dachte der Künſtler nebenbei wieder zu geben, und wie ſehr hat er in der beſchränkten Faſſung das nothwendige Charakteriſtiſche erreicht! Der Scheidende iſt dem Zurückbleibenden an und für ſich ein Vergißmeinnicht; aber eben dieſe, in den Boden, den die Lieben verlaſſen, Feſtgewurzelten, möchten ihr Gedächtniß dem Zugvogel eben ſo feſt einprägen. Vergißmeinnicht! rufen der ſilberlockige Vater, der Jugendfreund, die Geſpielinnen dem Mädchen nach; Vergißmeinnicht! flüſtert die verklärte Mutter aus den Wolken, und die mahnende über dem Waſſer ſchwebende Grazie der Weiblichkeit. Wohl der Sterblichen, überhört ſie nicht den warnenden Ruf. Wohl auch dem Jüngling, wenn der Mutter, der Braut, der Gläubiger „Vergißmeinnicht!" noch lange in ſeinem Herzen anklingt; treu wird er wiederkehren und edel; die Verſuchung am Wege ſeines Lebens verſchmähen, und der väterlichen Ehre eingedenk ſeyn, die aus dem dürren Boden, durch den ſtummen Mund der Leiche ihm „Vergißmeinnicht!" zuruft." — Die Königin ſtand ſchnell auf, nickte — wie es ſchien, von Thränen übermannt, dem Erzähler leicht zu, ſtützte ſich auf die beſorgten Töchter, und ging, von dem herzudrängenden weiblichen Hofſtaat umrauſcht, wie eine gegen die Ohnmacht Ankämpfende aus dem Gemache. Der König warf ihr einen unzufriedenen Blick nach, der endlich auch den Oberkammerherrn traf, welcher, wie niedergedonnert, in der Mitte des Saals ſtand, ohne zu wiſſen, wie und warum das Beſondere ſich begeben. Die Höflinge waren ſcheu zurückgewichen, und ziſchelten ſich in die Ohren. — „Geruhen Ew. Majeſtat mir anzudeuten, ob ich den gegenwärtigen Auftritt durch irgend eine Unſchicklichkeit oder Indiskretion veranlaßte, oder ob ein leidiger Zufall hier mitgewirkt;" ſprach endlich ſchüchtern und zagend der Graf zum Könige. Statt der Antwort gab der Herrſcher den Umſtehenden einen Beurlaubungswink, und gebot dem Grafen, zu bleiben. Näher gerufen, und der Erlaubniß, dem Fürſten gegenüber zu ſitzen, ſich erfreuend, harrte der Oberkammerherr erwartungsvoll der Rede, die ſein Gebieter an ihn richten würde. „Unwiſſenheit entſchuldigt;" begann der König in ſeiner gewohnten kurzen Redeform: „die Königin findet ſich aber unangenehm von dem Namen „Vergißmeinnicht" berührt. Es iſt eine alte Wunde, die heute aufgeſprungen iſt, und daher die auffallende Scene. Ihnen mag es unverholen bleiben, Graf, wo die Sonderbarkeit wurzelt. — Ich hatte — es mögen neunzehn Jahre verfloſſen ſeyn, — die Zügel dieſes Staats übernommen. Die Sorge dafür rief mich, den kaum Vermählten, in's Feld gegen die Feinde, welche die vertriebene Regentenfamilie im Auslande mir gemacht. Eine Schlacht fiel vor. Den glücklichen Ausgang zu melden, ſendete ich einen jungen Ordonnanzoffizier in die Hauptſtadt, an den ſehr bejahrten Schwiegervater. Schnell, wie der Befehl lautete, war er wieder zurück im Lager, — doch zugleich mit ihm die geheime Depeſche meiner eifrigen Agenten, die im

Stillen den Volksgeiſt hüten, den Pallaſt beobachten, und der Kronprinzeſſin, meiner Gattin, Wandel belauſchen ſollten. Der Ordonnanzoffizier, lange ſchon insgeheim für meine Gattin entbrannt, hatte aus ihren Händen ein Sträußchen von Vergißmeinnicht in beſonderer Audienz empfangen. Meine Eiferſucht kannte keine Gränzen. In dem nächſten Reitergefechte fand der Offizier den Tod, und — wie die Sage ging — auf ſeiner Bruſt lagen die verhängnißvollen Blumen. Nachdem ich als Sieger heimgekehrt, klärte ſich's auf, daß meine Gemahlin dies Geſchenk mir zugedacht, unbekannt mit der Wallung des ungetreuen Boten, der für ſich die Liebesgabe einer Königin behielt. — Indeſſen war's zu ſpät. Mutter und Schweſter trauerten an ſeinem Grabe, und das reizbare Gefühl meiner Gattin trug das Leiden davon, das heute, nach ſo vielen Jahren ſich wieder geäußert hat." — Der König ſchwieg hier, die Stirne düſterer faltend, und ſtützte den Kopf in die Hand. Der Oberkammerherr, von dem ſeltſamen Vertrauen des Monarchen überraſcht, und ſich peinlich beengt fühlend, wagte nicht, eine Sylbe zu entgegnen. Der König, ſtatt ihn zu entlaſſen, wiegte das Haupt in trübem Sinnen, — ein bitteres Lächeln umſpielte den Mund, der endlich wieder folgendes vernehmen ließ: „Es war damals eine böſe Zeit für mich. Mein Temperament war, von Jugend unterſtützt, doppelt heftig, und des Widerſtands auf meiner Laufbahn fand ich viel. Durch! durch! war mein Wahlſpruch. Worte fruchteten nicht; Gewalt that Alles. Ich war den Leuten viel zu neu; die Verwegenheit eines Mannes ohne Herkommen, eine Krone anzunehmen, ſchien ein Verbrechen. Das verwieſene Herrſchergeſchlecht ſpuckte noch in vielen Köpfen und Zungen des Volks. Ich hatte den Oheim der Vertriebenen mit Heeresgewalt auf dem Thron erhalten, ich hatte die öffentliche Ruhe gerettet, das Eigenthum, die Kirche, das Vaterland. Bewieſen hatte ich, daß Niemand es beſſer verſtehe, das erſchlaffte Staatsgetriebe neu zu ſchaffen, — aber als die Augen des Alten ſich zuthaten, und ich ſeinen Scepter — dem Vertrage gemäß — ergriff, da ging ein Schrei der Beſtürzung durch das Land. Die Thoren hatten geglaubt, ich würde das ſelbſt erbaute Haus den entfremdeten Merovingern überlaſſen, und höchſtens als ihr Majordomus die Ochſen an dem Wagen dieſer Popanze leiten! — Eine Verſchwörung zettelte ſich an. Sie entſinnen ſich, daß die Blume Vergißmeinnicht als Rebellionszeichen galt. Ich meine jedoch, die Faktion der Flüchtlinge vergißt ſelbſt jener Tage nicht, wo ich aus der Gruft des verblichnen Königs die ſchweren Befehle gab, welche die ſchwere Zeit erforderte. Der erſte Name, der in der Liſte der Ergriffenen mir in die Augen ſprang, hieß Albo. Jener Offizier, ſeine Familie, trugen dieſen Namen. Ich wußte, daß die Freifrau mich unverſöhnlich haßte ſeit dem Tode ihres Sohns, daß ihre Tochter nicht minder mich verabſcheute, daß ein wüthender Anhänger der Vertriebenen im Begriff war, der Letztern die Hand zu reichen. Jetzt platzte die Bombe. In dem Hauſe des Albo ſollten Zuſammenkünfte gehalten worden ſeyn; die Freiin ſollte geſchworen haben, ihre Tochter nur demjenigen ihrer zahlreichen Bewerber zu überlaſſen, der an meinem Untergange den thätigſten Antheil nehmen würde . . . . und was der Rachbegierde Plane noch mehrere ſind. Meine Strenge ſprach den Tod über das raſende Weib; — die Milde meiner Gemahlin, der man vorgeſpiegelt hatte, die Beſchuldigungen, die man auf Mutter und Tochter gehäuft, ſeien nur ein Werk des Neides und Privathaſſes geweſen, — dieſe Milde alſo entwaffnete meinen Spruch. Ich verbannte die Weiber, und zog ihre unbewegliche Habe ein. Der Bräutigam ſtarb noch im Kerker, und ſomit hatte ſich das Schickſal jener Familie betrübend erfüllt.“ — Neue Pauſe. Der Fürſt fuhr dann langſam und eintönig fort: „Ich will nicht läugnen, daß ich in ſpäterer Zeit mit einem gewiſſen unwilligen Mitleid jener armen Weiber gedachte, die in's Elend wandern mußten, und daß ich ihnen noch ſpäter nachforſchen ließ. Mir wurde keine Spur von ihnen bekannt. Allein, ich ſehe, daß ich mich mehr in's Plaudern vertieft habe, als ſonſt wohl meine Sache iſt. Zu etwas Anderem. Wer iſt der Maler, der jene Bilder, von welchen Sie geſprochen, entworfen hat?“ — „Sire;“ entgegnete der Oberkammerherr: „ſeinen Namen kenne ich nicht; wohl aber iſt derſelbe dem Inſpektor der Gallerie nicht fremd. Ich weiß nur, daß er kein Unterthan Ew. Majeſtät iſt, und nur um die Vergünſtigung gebeten hat, einige Tage hindurch das Doppelbild, hinter der Thüre, — ſo zu ſagen, — aufſtellen zu dürfen. Vor der Hand verweilt er noch in der Reſidenz.“ — „Ja, ja;“ ſprach hierauf der König: „Niemand als Eremato kann dies Bild erfunden haben; nur ſeine Stärke gibt ſich in ſolchen allegoriſchen Compoſitionen kund; und die Anſpielung auf das Vergißmeinnicht, . . . ja, ja, wackrer Knabe, — wir wollen Friede machen, und Dein Künſtlerſtolz ſoll an der Sonne meiner Gunſt ſchmelzen. Ich will den Maler ſehen, Herr Graf. Sie werden ſich bemühen, ihn hieher zu bringen. Er wird nicht gerne gehorchen, allein ein eigenhändiger Befehl von mir ſoll alle Behörden zu Ihrer Verfügung ſtellen. Mit dem Frühſten reiſen Sie ab, und übermorgen erwarte ich den Widerſpenſtigen. Gute Nacht, Herr Oberkammerherr!‘

Der Graf entfernte ſich unterthänig, und der König zog ſich in ſein Kabinet zurück. Nach einigem fruchtloſen Kampfe bezwang er die aufwallende Schwermuth, die, öfter als je, ſein Gemüth umdüſterte, und trat an den Tiſch, auf welchem Berichte und Depeſchen, von dem Kourier ſo eben überbracht, in bedeutender Anzahl lagen. Ungeduldig ſuchte er unter den mächtigen Briefen einen hervor, den er mit Spannung und tiefathmender Bruſt erbrach. Doch nach den erſten Zeilen verſchwand die unruhige Erwartung aus ſeinen Zügen, Heiterkeit verbreitete ſich über dieſelben und mit einem leiſen: „Gut! gut! brav gemacht!“ ergriff er den ſilbernen Leuchter, und öffnete, ungeduldig, ſeine Zufriedenheit mit einer verwandten Seele zu theilen, die Tapetenthüre, welche in den Corridor führte, der ſeine und der Königin Zimmer verband.

Schnell hatte er den kurzen Weg zurückgelegt, und horchte an dem Schlüſſelloche des Schlafgemachs. Er hörte Stimmen, ſah Lichtſtrahl und öffnete raſch mit ſeinem Hauptſchlüſſel die verborgene Thüre. Die Königin war noch wach und angekleidet. Sie ſaß in dem Lehnſeſſel und lehnte mit freundlicher Hingebung das Haupt an Eliſens Bruſt. Zu ihren Füßen, auf dem niedern Tabouret ſaß Sophie, die jüngere Prinzeſſin, und ſchmiegte lächelnd das blühende Antlitz an die Kniee der Mutter. Das ſchöne Familienbild überraſchte den König, und er befahl in einer Wallung hausväterlicher Laune den Frauen, die ſich ehrfurchtsvoll erheben wollten, in ihrer Stellung zu verharren. Die Gruppe blieb alſo dieſelbe, aber der vorige Geiſt war von ihr gewichen, und den König ſelbſt verletzte nach der Beſchauung einiger Augenblicke der Zwang. „Ich vergaß," ſagte er gekränkt, indem er den Damen ein Zeichen gab, ihre Stellung zu verlaſſen, — „ich vergaß, daß mein Wunſch wohl einem ganzen Reiche zur Richtſchnur dient, aber kein Gefühl hervorzuzaubern mag. Die Thränen jedoch, die ich in Ihrem Auge ſehe, Madame, kann ich nicht billigen. Sie haben dem Hofe ein Schauſpiel gegeben, deſſen Motive zu veraltet ſind, um ferner gelten zu können, und zu geringfügig, um Ihren Töchtern vertraut zu werden, wie ich vermuthen muß, daß es geſchah." — „Sie irren, Sire:" verſetzte die Königin, die letzte Thränenſpur aus ihren Augen trocknend: „die Zärtlichkeit meiner Töchter hat mich gepflegt, nicht ihre Neugier." — Die Prinzeſſinnen küßten ſchmeichelnd und liebkoſend der Mutter Hände, und der König antwortete: „Recht; das muß ich loben, und um zu beweiſen, daß es mir Freude macht, zu erheitern, will ich Euch, meine Lieben mittheilen, was mein Herz erquickt, und meiner Vaterſorgen Bürde um Vieles erleichtert. Dieſer Brief .... von meinem Geſandten im Nachbarlande — deckt einen heitern Himmel über mir auf. Die Zwiſtigkeiten, Gränz- und Rechtsſtreite, die ſeit langer Zeit jenes Gebiet und das meine feindlich zu trennen drohten, löſen ſich friedlich auf, und gewiß darf ich darauf rechnen, in Kurzem einen außerordentlichen Botſchafter an meinem Hofe erſcheinen zu ſehen, der, für den Prinzen Julius um Eliſens Hand zu werben, beauftragt iſt. — So iſt mir's doch endlich gelungen, als volle Zahl in den Verband der Souveraine einzuſchreiten. Der glückliche Soldat iſt vergeſſen, und zum König werden fürderhin die Könige ſprechen: ihm in Liebe den Rang einräumen, zu dem Fortuna den Gewaffneten emporgehoben! Mein Name, — das Gedächtniß meiner Thaten wird nicht untergehen mit meiner Hülle. Lebt mir auch kein Sohn, ſo wird doch der Enkel meine Krone tragen, und meines mühevollen Wirkens Frucht genießen!" Die Königin reichte ihm ſanft lächelnd die Hand, und ſprach: „Das Glück begleite Sie ferner, gnädigſter Herr. Ihrer Weisheit fügt ſich gerne die Gattin, und die Tochter wird die Pflichten erfüllen, die ihr Stand ihr auferlegt." — „Haben Sie mich denn nicht frühzeitig gelehrt, gütige Mutter, daß Entſagen und Opfer unſere Beſtimmung iſt?"

fragte Eliſe ruhig, wenn gleich von einem leiſen Seufzer unterbrochen: „Ich werde meinem königlichen Vater gehorchen, ohne Widerrede, ohne Murren, wenn gleich . . . ." — „Wenn gleich der Prinz dem Ideale nicht entſpräche, das ein Mädchenherz ſich zu ſchaffen pflegt?" ergänzte der König: „Ohne Sorge, beſte Tochter. Der Prinz wird als ein zweiter Bayard gerühmt, deſſen Tapferkeit mit der anmuthigſten Courtoiſie Hand in Hand geht. Der ſchönſte Mann iſt er nun wohl nicht, wie ich vernommen habe, aber leidlich, und im Beſitze all der glänzenden Eigenſchaften, welche eine vollkommene fürſtliche Erziehung bedingt, und deren Wirkung auf Frauenſeelen unbeſtreitbar iſt. Auf jeden Fall wirſt Du eines beſſern Freiers Dich rühmen dürfen, als Deine Mutter, die ich, unbedeutend an Geſtalt und Herkunft, aufgewachſen in des Feldlagers rohen Sitten, der Bewunderung ihres Vaters mit dem Schwerte abrang. Die eherne Zeit herrſchte dazumal im Lande, mein Degen mußte Euerm Großvater, meine Kinder, das Königsgewand zuſchneiden, das er ſeinen Vettern abgenommen hatte, wie's das Volk verlangte. Mit Deiner Vermählung jedoch, meine Tochter Eliſe, ſoll eine goldene Zeit beginnen. Feſte will ich geben, daß vor meinem Glanze wie vor meinem Ruhme die Welt verſtummen ſoll; abſonderlich die Läſterzungen, die mich den Geizigen ſchelten, weil ich bisher meinen Schatz vor den Speichelleckern ſtreng verſchloſſen hielt. Auch dieſes altfränkiſche Gebäude ſoll ein Feierkleid anziehen, und von bunten Bildern feſtlich ſtrahlen.

Cremato kömmt wieder, und ſein Pinſel ſoll meiner Freigebigkeit würdig dienen.“ —

„Cremato!“ fragte die Königin verwundert: „Cremato?“ riefen die Prinzeſſinnen wie aus einem Munde, und erinnerten ſich wechſelſeitig des wunderlichen, vielbeweglichen Italiäners, der manchmal wie ein flüchtiger Schatten am Hofe erſchienen, dann wieder verſchwunden war; der über die Zeichnungen der königlichen Kinder ſich nicht ſcheute die herbſte Kritiklauge zu gießen, von welchem aber die kleinen Schülerinnen in einer Viertelſtunde, — ließ er ſich bisweilen zum Unterrichte herab, — mehr lernten, als von den wohlbeſoldeten Hoflehrern in Monaten. — Die Königin hielt es jedoch für gut, die plaudernden Prinzeſſinnen nach ihrem Schlafzimmer zu weiſen, und die Gehorſamen erfüllten gar willig den Befehl der geliebten Mutter. —

„Was will Cremato hier?“ fragte dieſe Letztere den Gemahl, der, im Plane der glanzendſten Zukunft verſunken, ſchweigend auf und niederging: „Sein Name weckt neue Stacheln des Kummers in meiner Bruſt. Gibt es wieder eine neue Verſchwörung zu denunziren? Soll wieder Blut fließen, ſollen wieder Unſchuldige in's Elend wandern? Rede, mein Gemahl, was ſoll der entſetzliche Ankläger, der den Jammer von Tauſenden auf der Seele hat?“ — „Das Weib verdammt ſo ſchnell und unbedacht, als es entſchuldigt;“ verſetzte der König ernſt: „Cremato, durch Zufall mit den erſten Fäden der Conſpiration bekannt geworden, hat die Pflichten eines wackern Bürgers erfüllt, indem er ſie aufdeckte. Cremato war dem Lande und dem Fürſten, die ihm zu jener Zeit Schutz und Sicherheit verliehen, den Dienſt ſchuldig; der gleichgültigſte Fremdling war ihn der Moralität ſchuldig. Cremato hat durch ſeine Denunziation auch Deinen Thron gerettet, und verdient, weder um dieſer Wohlthat, noch um der Uneigennützigkeit willen, mit der er jeden Lohn ausſchlug, den Undank, den Dein Mund gegen ihn ausſpricht. Wahr iſt's, daß viele Opfer fielen — aber der Drang der Nothwendigkeit forderte ſie gebieteriſch. Darum kein Wort mehr davon. Alles, was ich gethan, — bis auf Eines, — verantworte ich vor dem, der auch den Gewaltigſten richtet!" — „Und eben dieſes Eine," — erwiederte ſeufzend die Fürſtin, — „hat es nicht zu jener Zeit noch fortgewirkt? Den armen Albo trieb Dein eiferſüchtiger Argwohn mit Vorbedacht in den gewiſſen Tod, und ſelbſt, nachdem Du eingeſehen, daß meine Unſchuld klar, daß nur ein abentheuerlicher Wahn den Jüngling verleitet, mußten deſſen Hinterbliebene der fortglimmenden Rache Opfer ſeyn. Cremato's Anklage . . . ." — „Nicht doch;" antwortete der König verdrüßlich: „der Frevel der Weiber floß aus andern Quellen zu meinem Ohr. Ein Gerücht hatte ſich verbreitet, Albo ſei hingeopfert worden; die Mutter athmete Rache . . . . genug, das Geſetz hätte ſie getödtet; ich begnadigte ſie noch!" — „Fürchterliche Gnade!" rief die Königin, — „die den Unglücklichen aus der Heimath ſtößt, ihn losreißt von den ſüßen Gewohnheiten ſeines Daſeyns, von ſeiner Habe, —

von dem Grabe ſeiner Lieben, um in Kummer und Armuth in fremdem Lande zu vergehen. Das verlangte ich nicht, als ich für die Unſchuldigen — das ſind ſie — um Gnade flehte. Das erwarteten die Armen nicht, die noch aus der Fremde ihre Klagen zu Deinem Throne ſandten; — die Bitte, ſie wieder in die Heimath aufzunehmen, wenn gleich Dürftigkeit und Mangel ihr Loos ſeyn möchte!“ — „Mit Geſetz und Urtheil ſpielt der Herrſcher nicht, wie der Gaukler mit der Schlange;“ ſprach der König ſtreng und kurz: „die Rachedürſtenden Weiber durften damals nicht wiederkehren; ſie dürfen es jetzt nicht; nimmermehr! Und Sie, Madame, möchten wohl die Todten ruhen laſſen. Falſch iſt der von überreiztem Gefühl diktirte Schluß, Sie hätten den unbeſonnenen Albo durch jenes Blumengeſchenk in den Tod gejagt. Vergeblich ſind daher Ihre Thränen. Des Jünglings Verhängniß, und meine Leidenſchaft tragen alle Schuld; Sie ſind frei von aller Verantwortlichkeit. Quälen Sie ſich daher nicht länger mit eiteln Schreckbildern, und überlaſſen Sie meinem Gewiſſen die Laſt. Bußpredigten nützen hier zu nichts, und erbittern nur. Aehnliche Verſuche, Madame, waren es, die den Maler Cremato, welchem ich mein Vertrauen geſchenkt hatte, von meiner Seite entfernten. Er hat Albo's Familie nicht beſchuldigt, wie Sie fälſchlich glauben, er hat ſie allzukühn vertheidigt. Er hat die Freiheit uſurpirt, mir in's Gewiſſen reden zu wollen, mir gegenüber den Maſſillon zu ſpielen. Ich bin jedoch nur tolerant bis zu einem gewiſſen Punkte, und ſeit neun Jahren hat er den Hof gemieden, an welchem er manchmal erſchien, von dem er ging wie ein Zugvogel.“ — „Ich kannte den Mann nicht, wie Sie ihn mir geſchildert haben, Sire;“ ſagte die Königin, obgleich nur halb überredet: „mein Herz ſchaudert vor Strafe und unnachſichtlicher Strenge. Darum zitterte ich vor dem Angeber, der Beides durch ſeinen Eifer damals hervorrief. Sie ſagen, er trifft wieder ein? Wo lebte er, und wie, bisher?“ — „Ich muß geſtehen,“ entgegnete der König: „daß ich über dieſes Mannes Verhältniſſe ſeit ſehr langer Zeit keine richtigen Daten habe. Er war ein Menſch, würdig, eines Königs Freund zu ſeyn. Ich bin nicht Polizeimeiſter; ich bedurfte nicht mehr. Hatte er irgend einen feſten Wohnort? Ich weiß es nicht. In meinen Landen wanderte er nur, ſeit jenem Zeitpunkte, ab und zu. Aber, ſo ſehr ich mich ihn wieder zu ſehen ſehne, ſo weiß ich auch nicht, ob ich das Zuſammentreffen mit ihm nicht fürchten ſoll, wie ich ſeit langen Jahren ſein Andenken furchtſam bewahre.“ — „Fürchten?“ fragte die Königin mit leuchtendem Auge: „kennt der Held, mein Gemahl, die ſchnöde marternde Furcht?“ — „Die Bruſt von Erz ſchaudert vor der tiefverhüllten Richterin, wenn ſie durch eines Menſchen unerſchrockene Zunge ſich ausſpricht;“ antwortete der Held mit gefurchter Stirne: „Cremato's letzte Worte mögen Dich überzeugen, meine reine fleckenloſe Gattin. Mit Ungeſtüm, mit dringender Beredtſamkeit hatte er für Albo's verbannte Familie geſprochen, ihren Schmerz, weit von dem Lande, das ſie geboren, zu ſterben, geſchildert, im Namen der Menſchheit ihre Zurückberufung verlangt. Ich widerſtand. „Wohl!“ ſprach dann der Sonderbare kalt und drohend zu mir; „wohl! ich laſſe ab von dem kalten Herzen des Eroberers. Fortuna's Sohn überhebt ſich, und kennt das Unglück nicht. Aber fortan wird ein Andrer an meiner Statt zu ihm reden. Albo's Untergang, und wie es dabei zuging, iſt kein Geheimniß, und mein Pinſel ſoll den Unglücklichen verewigen. Sein Bild in der bleichen Todeslarve, ſein Bild, der Herold blutiger Tyrannei, ſei mein nächſtes Werk, und das Andenken, das ich Ihnen, Sire, überlaſſe. Nehmen Sie es auf als mein Vermächtniß, und ſo oft eine Ungerechtigkeit, eine Grauſamkeit in Ihre Seele, auf Ihre Lippen tritt, ſo ſtehe dieſes bleiche Geſicht, auf ſchwarzem Grunde ſchwebend, vor Ihren Augen; es diene der Rachſucht als Zügel, es erinnere den Ubermüthigen an die Vernichtung; es ſchärfe ſeines Gewiſſens Buße.“ — Er ging, allein der Stachel ſeiner Rede wirkte von Stunde an. Meine Einbildungskraft kehrte tauſend und tauſendmal zu dem entſetzlichen Gemälde, womit er mich bedroht, zurück. Oft, wenn mein träumender Geiſt über meine Schlachtgefilde irrte, hob ſich aus den tauſend Leichen nur dieſes eine, rieſenmäßige Antlitz geſpenſtig empor; oft, wenn ich, von Geſchäften und Mühen abgeſpannt, im Seſſel ruhte, ſah ich vor mir an der Wand das verſprochene Bild, den alten Chriſtusgeſichtern ähnlich, die auf dem ſchwarzen Grunde ohne Hals und Gewand ſchweben, ſchreckvoll und drohend näherſchreilend wie ein fantasmagoriſches Gebilde!" — „Halten Sie ein!" rief die Königin entſetzt, denn, den Eindruck abgerechnet, den dieſe Erinnerung an Albo auf ſie machte, ſo war auch des Gemahls Antlitz während ſeiner Erzählung zum blaſſen Geſpenſt geworden und leiſe, wie geheimnißvolles Flüſtern, ſeine Stimme. „Der furchtbare Cremato!" fuhr ſie fort: „hat er ſein Wort gehalten? Seit wann iſt das unſelige Geſchenk in Ihren Händen, und haben Sie es vernichtet?" — Der König ſchüttelte das Haupt: „Ich habe das Gemälde nie geſehen!" erwiederte er: „Cremato hielt nicht Wort; aber ich ahne — ich weiß es ſicher, daß das Bild vollendet iſt, daß es exiſtirt, und daß mir die Kraft fehlen würde, — käme es in meine Hände, — es zu vertilgen. Aber ſchauen — ſchauen würde ich es auch nicht können, da meine Phantaſie es ſchon geſchaffen, um mir das Herz zu zerreißen. Unzählige Richterſprüche hat es ſchon gemildert, viele Leiden in ihrem einherbrechenden Laufe aufgehalten, denn, ſobald ich die Feder ergriff, oder den Mund öffnete, über Leben, Glück und Ehre eines Menſchen zu entſcheiden, ſah ich ihn, ſah ich Cremato's ſchauerliches Werk mir gegenüber." — Der Fürſt brach hier plötzlich ab, — machte noch gedankenvoll einige Schritte durch das Zimmer, und ging dann mit einem kurzen Gruße davon. Die flammende Unruhe, welche das nach langen Jahren endlich hervorbrechende Geheimniß in ihm erregt hatte, ließ den Monarchen nicht der Ruhe genießen. Er ſprang auf vom Lager, öffnete das Fenſter, und ſah hinaus in die ſtill und kühl gewordne Sommernacht. Die Bäume des Hains flüſterten, einzelne Tropfen, vom lauen Winde geſchüttelt, fielen von Blatt zu Blatt; durch den Wald zogen, den Schlag der Nachtigall unterbrechend, fern herüberdringende harmoniſche Töne. So wie des Lauſchers Ohr vertrauter geworden war mit dem Rauſchen des Forſtes und dem traulichen Leben der Waldnacht, wurden auch die fernen Klänge beſtimmter, und geſtalteten ſich zum Liede, das der König bald erkannte, hochaufathmend unter der ſüßen Bürde freundlicher Jugenderinnerung. Die Vergangenheit, weit zurückliegend hinter dem Getümmel endloſer Kriege, hinter den Taumeljahren des Ehrgeizes und der Ruhmſucht, übte ihren namenloſen Zauber an ſeinem Gemüthe. Er ſah ſich wieder als Knabe auf dem Felſen des mittelländiſchen Meeres; er hörte wieder, wie damals, mit unendlichem Behagen das melodiſche Lied der Schiffer, wenn ſie entweder im Goldſchein der Morgenröthe hinausrudern in die Fluth, oder in des Abends Roſenſchimmer heimkehren zum ſichern Hafen, zur wirthlichen Bucht:

O sanctissima,
O piissima
Dulcis Virgo Maria!
Mater amata,
Intemerata,
Ora pro nobis!

Es waren zwar nicht kräftige Tenorſtimmen, wie ſie der Süden und die bruſterweiternde Meerluſt erzeugt, aber wohl zwei klang- und ausdrucksvolle weibliche Stimmen, die das Lied vortrugen, und die Töne dem Zuhörer ſo weich und ſchmeichelnd an den Buſen legten, daß die Ruhe ſich bei ihm einfand, und der Friede — nachdem der Geſang verklungen, — den Dankbaren zum Lager geleitete. „O mein Vaterland!“ flüſterte er, ehe er entſchlief: „Heiliger, geſegneter Boden! Mich hat das rollende Verhängniß Deinem Schooße entriſſen, um mit einer fremden Krone mich an die Fremde zu feſſeln; aber ſehnſuchtsvoll gedenke ich Deiner, und geſegnet, dreimal geheiligt ſeyſt Du, o mein liebes Vaterland, meine ſüße Heimath!“

„Das iſt nicht Cremato!“ ſprach der König, als der Oberkammerherr, dem Befehle gemäß, den beſchiedenen Maler bei ihm einführte: einen ſchlanken ſchönen Mann, dem Jüngling kaum entwachſen, — mit freier Stirn, feſtem Blick, anſtändiger Geberde und ſchlichter Kleidung. — „Man nennt mich Guido, Sire;“ antwortete er dem Herrſcher furchtlos. — „Guido war von jeher ein glücklicher Patron für Männer Ihrer Kunſt;“ verſetzte der König, und entließ den Kammerherrn: „Ich habe Gutes von Ihnen gehört. Haben Sie das Bild, von dem der Graf geſprochen, mitgebracht?“ — „Nein Sire;“ ſagte der Maler achſelzuckend: „Ein freigebiger Kenner hatte es gekauft und weggebracht, ehe mir die Botſchaft von Ewr. Majeſtät wurde.“ — „Schade;“ ſprach der Fürſt leutſelig: „Ich hätte gerne Ihr Talent bewundert. Ich ſchätze die Kunſt, möchte Ihrem Pinſel Beſchäftigung geben.“ — „Ich bedaure,“ entgegnete Guido, „Ewr. Majeſtät keine Probe meines geringen Talents zeigen zu können. Indeſſen habe ich eine Arbeit mitgebracht, die mir — ich wünſche es, — Ihre Huld erringen wird, Sire. Ich war auf dem Wege zu Ihrem Hoflager, und habe den Händen Ewr. Majeſtät Cremato's letztes Meiſterſtück zu übergeben.“ — Der König verfärbte ſich bei dieſen Worten, die wie ein Blitz in ſeine kaum beruhigte Seele ſchlugen. Er durchbohrte den Maler mit ſeinen Augen; da er jedoch deſſen Unbefangenheit wahrnahm, ſo faßte er ſich in dem Grade, ihn fragen zu können: „Cremato? Alſo doch Cremato? Sein letztes Werk? Sie, mein Herr, vielleicht ſein Sohn?“ — „Sein Schüler, gnädigſter Herr, ſein Schüler, der ihn vor wenig Monden zu Neapel begrub, und in des Sterbenden Hände geloben mußte, das Bild an Ew. Majeſtät abzuliefern.“ — „Cremato todt?“ ſeufzte der König: „In ihm ſtarb ein wackerer Künſtler; ein ſonderbarer, aber edler Menſch. Mit Vorbedacht habe ich nie nach ſeinen weitern Beziehungen geforſcht. Er ſollte mir nur der Menſch ſeyn, den ich ſchätzen konnte! — Und das Bild, von dem Sie ſprachen,“ — ſetzte er zögernd bei, — „der letzte Beweis ſeiner Anhänglichkeit, — Sie haben es mitgebracht?“ — „Ja, Ew. Majeſtät,“ entgegnete Guido: „Im Vorzimmer ſteht es; ich eile, es zu bringen.“ — „Noch ein Wort!“ begann der König unruhig zu dem Künſtler: „der Gegenſtand des Gemäldes . . .?“ — „Für mich ein Geheimniß;“ antwortete Guido: „der Meiſter hat ſtets bei verſchloſſenen Thüren daran gearbeitet, das Bild mit eigener Hand emballirt, und in dem Kaſten verſchloſſen. So ſtand es ſchon lange, zum Abſenden bereit. Nur mir wollte Eremato es anvertrauen, und ſagte mir auf dem Sterbelager: „Nur Ew. Majeſtät ſei, was das Gemälde vorſtelle, bewußt, — und des Künſtlers aufrichtiger Dank ſein letztes großes Werk.“ Des Königs Miene hellte ſich auf, und er ließ es geſchehen, daß Guido den Verſchlag, in dem das Gemälde verſchloſſen lag, in ſein Kabinet brachte. Mit einer Art von geheimem Grauen wies er jedoch den Antrag zurück, das Bild alſobald auspacken zu laſſen. „Auf gelegnere Zeit;“ ſprach er kurz und raſch: „Sie, junger Künſtler, mögen es ſich in meinem Schloſſe gefallen laſſen. Ich werde darauf ſinnen, wie ich Ihnen den ſo pünktlich vollzogenen Auftrag Ihres Lehrers vergelten kann. Hinterließ Eremato Verwandte, an welche ich den ungefähren Preis dieſes Meiſterbildes entrichten könnte?“ — „Eine Mutter und zwei Töchter;“ entgegnete Guido: „Kummer und Mangel drückt ſie zwar nicht, aber des Künſtlers Erbe iſt ſelten Ueberfluß. Doch nicht mit Geld laſſen ſie ſich gern dieſes Geſchenk bezahlen. Wichtige Gründe beſtimmen ſie, im Auslande ſich nieder zu laſſen, und ſie wünſchten eine Zuflucht in dem Reiche zu finden, das Ewr. Majeſtät Weisheit glücklich, Ihr Siegesruhm furchtbar macht.“ — „Bewilligt!“ antwortete der König ſchnell: „Eremato's Töchter zu verſorgen, ſei meine Pflicht, oder hat vielleicht ſein Schüler ſchon den Weg zum Herzen der Einen gefunden?" — Guido bückte ſich erröthend und verneinte. „Ich bin ſchon gefeſſelt und gebunden;" — ſprach er, „allein den Harrenden Ewr. Majeſtät Gnadenwort zu melden, ſei meine erſte Arbeit. Bald werden Sie in Perſon Ihnen danken, Sire." — Der König nickte wohlwollend mit dem Kopfe, und ſagte: „Laſſen Sie ſich der Königin vorſtellen, und prüfen Sie die Zeichnungen und Malerarbeiten meiner jüngern Töchter. Cremato's Schüler hat ſicher die Kunſtfertigkeit von ihm geerbt. Seinen Geiſt leſe ich ohnehin in Ihrem Auge, in Ihren Zügen. Sie gefallen mir, und ich will ſehen, ob es möglich iſt, Sie für mich zu gewinnen." — Er entließ den freudigen Künſtler mit Huld und Würde. Dann wendete er ſich ſinnend nach dem Winkel, in welchem das verhängnißvolle, verkappte Bild lehnte. „Iſt mir's doch," — ſagte er zu ſich ſelbſt, — „als ob Albo's Augen ſich durch das Holz bohrten, um mich zu verwunden. Zürnender Freund! Auf dem Sterbebette haſt Du, nach ſo vielen Jahren, Dein Wort gelöſt, und den Schatten des Erſchlagenen einheimiſch gemacht in meiner Königsburg! Wann werde ich die Faſſung gewinnen können, Dein ernſtes Werk zu ſchauen? Es ſchauen? Nimmermehr! ich denke, ich müßte vergehen vor dem Anblick. Niemals will ich's ſehen, denn ich kenne es ſchon zu genau. Weg damit!" — Mit eignen Händen verſetzte er den Kaſten hinter den ſchweren Seidenvorhang, der vor einem Fenſter lang und faltig niederfiel. Dann warf er ſich in den Lehnſtuhl, kreuzte die Arme, und fragte ſich: „Wie iſt es möglich, daß eine einzige That, im Rauſche des Wahns vollbracht, ihre Geißel unaufhörlich über meinem wunden Herzen ſchwingen mag? Die Fluren, welche meine Schlachten mit Blut düngten, die Schaffote, die ſich im Laufe der Zeiten auferbauten ..... ſie verſchwinden vor meinem in der Vergangenheit prüfenden Auge; doch Albo's Grab liegt immer offen vor ihm.“

Es war ſpäter Abend geworden. Den König beſchäftigten Regierungsſorgen. Er arbeitete mit ſeinen Räthen. Der Geſellſchaftsſaal war einſam, in den Zimmern der Königin brannten bereits die Kerzen. Prinzeſſin Sophia, von leichtem Unbehagen befallen, hatte ſich in ihr Gemach begeben. Die ſchönere Schweſter Eliſe leiſtete der Mutter Geſellſchaft. Die Lektrice verſah ihr Amt, und trug der erhabenen Gebieterin, ihrer Tochter, und der Oberhofmeiſterin, die allein zugegen war, des beliebteſten Dichters Meiſterwerk vor, in dem er die Würde und Anmuth der Frauen beſingt. Theilnehmend hörte die Königin zu; die Oberhofmeiſterin heuchelte Intereſſe, und wünſchte ſich an ihren Spieltiſch. Ungeduldiger aber noch als ſie, ertrug Prinzeß Eliſe die Vorleſung. Eine unerklärliche Unruhe ſprach aus jeder Bewegung der ſchönen Jungfrau. Bald ſchweiften ihre Augen an der Decke und den Wänden umher, bald ſah ſie unverwandt zum Boden nieder. Die leichte Arbeit, mit der ſie ſich beſchäftigte, förderte ſich nicht in ihren gewandten Händen, entſank endlich denſelben völlig; mit wachſender Unruhe veränderte ſie einigemal ihren Platz, und fuhr ſichtbar zuſammen, ſo oft die Pendülen ſchlugen, und die Zeit wieder um eine Stunde vorgerückt war. Die Königin, eine beſorgte liebende Mutter, ſäumte nicht, dieß auffallende Benehmen zu bemerken, und, ſelbſt ängſtlich werdend, benützte ſie den erſten ſchicklichen Ruhepunkt, der ſich in dem Vortrage der Vorleſerin ergab, um die Dame ihrer fernern Pflicht für dieſen Abend zu entbinden. Die Lektrice entfernte ſich; die Oberhofmeiſterin, nachdem ſie die Befehle der Königin empfangen, folgte, und Mutter und Tochter blieben einſam zurück. — „Erzeige mir den Gefallen, etwas auf der Harfe zu ſpielen;" ſprach die Mutter zu Eliſen: „das Inſtrument, das ich einſt fertig ſpielte, will unter meinen nachläſſigen Händen nicht gedeihen. Deiner raſchen Jugend wird's beſſer gelingen, Gefühl aus dieſen Saiten zu locken. Spiele, mein Kind. Ich bedarf der Erheiterung." Eliſe gehorchte. Ueber die Saiten in präludirenden Akkorden glitten ihre zarten Finger, aber die holde Spielerin konnte nicht lange den gemäßigten Gang des gewählten Tonſtücks halten; ein haſtiger zitternder Geiſt wehte bald in den ab- und niedergehenden Tönen, zum Preſto wurde das Andante, und brach plötzlich mit einer grellen Diſſonanz ab. — „Verzeihen Sie, Mutter," rief die Prinzeſſin aufſpringend: „ich kann nicht weiter ſpielen. Es will mir die Bruſt zerſprengen, daß ich ſchon ſeit dem Vormittage etwas vor Ihnen geheim halte, und Geheimniſſe müſſen nicht zwiſchen uns ſeyn.“ — „Sie ſollen nicht;“ antwortete die Mutter ruhig: „da dein eignes Gefühl Dich zur Mittheilung antreibt, ſo ſäume auch nicht, meine Tochter.“ — Die Prinzeſſin ſetzte ſich vertraulich zu der Mutter, und erzählte, daß am Vormittage, in dem Gemache ihrer Schweſter, beinahe unter den Augen der beiwohnenden Aja, während der fremde Maler Sophia’s Crayonſkizzen durchgeſehen, ein Zettel in ihre Hand gerathen ſey, worauf ſie, wenn gleich überraſcht, dennoch die Worte las: „Gnädigſte Prinzeſſin! Ohne Zweifel iſt Ihr Herz das, „was Ihre lieblichen Züge verkündigen: edel, gefühlvoll, milde und barmherzig. O, ſo werden Sie Fürſprecherin der Armen, die bei’m Hegereiter im Forſte „ſtill und verſteckt wohnen, und auf einen Strahl der „Hoffnung harren. Hören Sie ihre Bitten; intereſſiren Sie Ihre erhabne Mutter für das Werk der „Liebe; ſchützen Sie die Aermſten vor dem Zorne Ihres Vaters!“ — „Dieſe räthſelhaften und dringenden Worte,“ fuhr die Prinzeſſin fort: „erſchütterten meine Seele. Der Maler mußte den Zettel in meine Hände gebracht haben. Mein fragender Blick las in dem ſeinigen die bejahende Antwort. Ich hätte vielleicht dem Kühnen zürnen ſollen, aber der redliche bittende Ausdruck, der in ſeinen Mienen lag, entwaffnete mich, ließ es nicht zu, ihn vor den Augen der Schweſter und der Erzieherin zu beſchämen. Ich... verbarg die Schrift, und dieſen Nachmittag hat meine ganz ergebene Kammerfrau beim Hegereiter eingeſprochen, eine alte, bekümmert ausſehende Dame nebſt zwei hübſchen jungen Mädchen daſelbſt gefunden, und ſie auf meinen Befehl um die eilfte Stunde auf mein Gemach beſchieden, um zu hören, worin ich Ihnen nützlich ſeyn kann. Ich hätte gerne vorerſt vernommen, was die Trauernden begehren, um Sie, theuerſte Mutter, alsdann davon zu unterrichten, aber meine Unruhe hat mich verrathen, und wenn Sie's erlauben, ſo ſtelle ich gleich Ihnen die Bittſtellerin vor." — „Wacker, meine Tochter;" ſprach die Königin, Eliſens Stirne küſſend: „die zu rügende Unbeſonnenheit, von dem fremden kecken Manne eine Zuſchrift anzunehmen, und zu verſchweigen, haſt Du durch Dein Vertrauen wieder herrlich gut gemacht. Wir wollen vereint erfahren, welche Bewandtniß es mit den Fremden hat, und nach Befinden den dreiſten Fürſprecher ſtrafen, daß er uns Unwürdige empfahl, oder ihm danken, daß er uns Gelegenheit gegeben, Gutes zu thun." — „Die Kammerfrau Sr. königlichen Hoheit wartet im Vorzimmer;" meldete die Kammerdame der Königin. — Eliſe erglühte, wie Purpur: „Der Zeiger ſteht auf die eilfte Stunde," lispelte ſie: „gewiß warten die Beſchiedenen ſchon, und — wenn Sie es erlauben, — laſſe ich ſie hieher führen." — Die Königin willigte ein, die Prinzeſſin ertheilte den nöthigen Befehl, und nach kurzer Friſt trat eine in Trauer gehüllte hohe Frauengeſtalt in das königliche Gemach, ſtaunend, wie es ſchien, ſich der Königin ſchon gegenüber zu befinden. Dieſer Umſtand raubte ihr jedoch nicht das Geringſte von der Zuverſicht in ihrer Haltung, und jede ihrer Bewegungen verrieth die genaue Bekanntſchaft mit dem Leben der höchſten Stände, obgleich ihre Kleidung einem längſt verfloſſenen Zeitraume angehörte. Ihr Geſicht, edel und von vieler Wirkung, verrieth ihr hohes Alter, aber der feſte aufrechte Gang ſtrafte beinahe die weißen Haare, die ſich ſpärlich unter dem ſchwarzen Schleieraufſatze hervorſtahlen, Lügen. Mit den üblichen Verneigungen näherte ſich die Matrone der Königin, berührte mit dem Munde, ehe dieſe es hindern konnte, den Saum ihres Gewandes, richtete ſich dann wieder auf, und redete mit bewegter Stimme: „Ewr. Majeſtät ſehen eine Frau vor ſich, die das Unglück gehabt hat, unter Kummer grau zu werden, und älter, als ihre Gebete es wünſchen. Ein ungerechtes Schickſal hat meinen Stolz, mein Widerſtreben endlich gebeugt. Nachdem ich Alles verloren, bis auf zwei Herzen, die mich lieben, bitte ich nur um die Gnade, innerhalb der Gränzen dieſes Reichs ſterben zu dürfen. Eines neuen Throns Erwerb kann Ihren erlauchten Gemahl nicht ſo erfreuen, wie mich ein Grab in dieſer Erde!“ — „Madame!“ antwortete die Königin befremdet, und ergriffen von dem lebensmüden Grame der Bittenden; „bevor Sie weiter ſprechen, — wer ſind Sie? Ihr Name?“ —

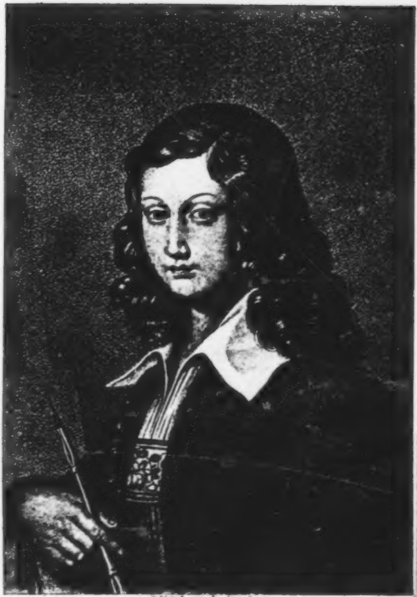
In dieſem Augenblick ſprang die Tapetenthüre auf, durch welche der König einzutreten pflegte, und der Monarch, ſeiner Arbeiten entlaſtet, und Willens, ſeiner Gattin, wie er gewohnt, einen heitern Schlummer zu wünſchen, erſchien plötzlich vor den Frauen. Die Königin und Eliſe ſchwiegen beſtürzt. Furchtlos ſah die Fremde ihm in's Auge. Auf ſie allein traf nur der Flammenblick des Fürſten. Mit einer ſonderbaren Miſchung von Strenge, Ueberraſchung und Zorn brach er endlich in die Worte aus: „Wen ſeh ich hier? Was geht hier vor? Wie kommen Sie in dies Gemach, Frau von Albo?" — „Albo?" rief die Königin, und ſtützte ſich, deren Füße wankten, auf den Arm der Tochter. — „Sie haben meiner nicht vergeſſen, Sire;" entgegnete die Freifrau ernſt und gefaßt: „ſeit manchen Jahren war ich dieſes Namens entwöhnt, und hier gerade, wo er geächtet iſt, höre ich ihn wieder. Ihre Gegenwart, Sire, entſcheidet mein Geſchick, das ich freundlichern Händen anvertrauen wollte. Ungerechterweiſe von Ihrem Staatsrathe verdammt, weiß ich recht gut, daß ich jetzt als Verbrecherin vor Ihnen ſtehe. Ich habe meinen Bann übertreten, und der Tod iſt mein Loos. Schalten Sie mit dieſem grauen Haupte, wie Sie wollen. Nur meiner Enkelinnen ſchonen Sie, mein König. Ihre Mutter iſt hinübergegangen. Sie tragen nicht den verhaßten Namen Albo. 'Geſtatten Sie den Aermſten in der Heimath ihrer Mutter zu leben; Blumen auf mein, auf ihres Oheims Grab zu pflanzen." — Lange antwortete der König nicht, und ſah finſter vor ſich nieder. „Ich bin kein Tyrann, der nach Ihrem Blute dürſtet," ſprach er endlich: „aber ſtraffällig ſind Sie, und wiſſen muß ich, wie alles dieſes gekommen." — Eliſe warf ſich zu des Vaters

Füßen, und erzählte, was ihr begegnet. — „Guido?" rief der König, und zog die Schelle: „der kecke Fremdling ſoll mir gleich auf der Stelle Rede ſtehen." — Die herbeieilenden Diener wurden beordert, den Maler alſobald herbeizuführen. Die Freifrau ſchien von Allem, was um ſie vorging, nichts zu vernehmen. Den Blick gen Himmel gerichtet, die Lippen wie im Gebete bewegend, ſtand ſie da, ein von der übrigen Welt getrennter und geſchiedener Geiſt. Die Königin ſprach Worte der Sühne zu dem Gemahl, aber ſeine Züge blieben hart und finſter: „Müſſen mich denn immer Bilder einer böſen Vergangenheit umſchweben?" murrte er: „nimmt denn der Tod ſeine ihm längſt verfallne Beute nicht an ſich, um mich nur immerfort zu quälen? Und was konnte Sie, Frau von Albo, bewegen, an der Gränze ihres Lebens, längſt ſchon von der Heimath getrennt, ein ſolches Schauſpiel aufzuführen?" — „Das Alter macht mich zum Kinde;" erwiederte mit eiſiger Ruhe die Freifrau: „Ich wäre verzweifelt in der Fremde; ich mußte, um des Lebens Preis, wieder die Stätte ſehen, die mich geboren. Sie bleibt mein Vaterland, in deſſen Schoos meine Gebeine ruhen wollen, neben denen meines Sohns." „O Sanctissima!" ſangen die zwei Engelsſtimmen durch den Wald, und die Töne drangen durch die offnen Fenſter, und auch ſeines Vaterlandes gedachte wieder der Fürſt, und ſeufzte tief. Raſch und kühn trat ſo eben durch die Thüre der Maler Guido. „Ihr Befehl, Ewr. Majeſtät....," ſprach er; die Freifrau unterbrach ihn jedoch mit den Worten: „Ich habe mein Spiel verloren, gnädigſter Prinz, und Ihnen empfehle ich die Waiſen, die ich verlaſſen muß.“ — „Das wolle Gott und des tapfern Königs Großmuth nicht;“ antwortete der Verrathene, und ging ehrfurchtsvoll auf das Herrſcherpaar zu. „Ich bin Prinz Julius;“ ſprach er: „von Jugend auf dem Abentheuerlichen hold, wollte ich mich unerkannt überzeugen, ob das Gemüth der ſchönen Prinzeſſin, um deren Hand ich werben will, ihren ſeltnen Reizen gleiche. Meine Hoffnung hat mich nicht getäuſcht, und meine Zuverſicht auf Ewr. Majeſtäten Milde wird ſich gewiß zu Gunſten der unſchuldig Gekränkten rechtfertigen, die ich Ihrer Huld empfehle.“ — Die Königin nickte freundlich dem Fürſtenſohne zu; Eliſe, von wonniger Ueberraſchung bedrängt, ſchmiegte ſich verſchämt an die Mutter. Der König reichte dem Prinzen die Hand, und ſprach mit leiſem Vorwurf: „Der junge Held, der an meinem Hofe ſo willkommen iſt, hatte der Verſtellung nicht bedurft, um meine Gerechtigkeit anzurufen. Sein Wort allein ſchon . . . .“ — „Sire;“ unterbrach ihn der Prinz: „Ich ſchmeichelte mir, die Sache ſelbſt werde zu dem irre geführten Herzen des weiſeſten Königs ſprechen, mehr als ein Wort des unbedeutenden Mannes vermöchte, welcher ſich glücklich ſchätzen würde, wenn ihm der Fürſt, den er ſo ſehr bewundert, erlaubte, ſein Schüler zu werden, und ſeiner Familie anzugehören.“ — Der Ehrgeiz des Königs wurde durch dieſe Rede eines Sprößlings alten Fürſtengeſchlechts dermaßen geſchmeichelt, daß er, Vaterwonne und freudigen Stolz im Auge, mit den Worten: „Mein Prinz; Ihre Braut!“ — dem frohlockenden Julius Eliſen, die gerne Gehorchende, zuführte. — Sich gegen die Freifrau kehrend, ſprach er: „Sie haben ſich in den Schutz der Königin begeben, ich will Sie nicht geſehen haben: aber eine Frau, die gegen mich conſpirirte, dulde ich in meinen Staaten nicht. Gehen Sie zurück; ein Gehalt, hinreichend, Ihre Bedürfniſſe zu beſtreiten, auf meinen Schatz angewieſen, ſoll Sie überzeugen, daß ich nicht Privatrache gegen Sie walten laſſe. Mehr kann ich nicht thun.“ — „Von der Heimath ſcheiden!“ rief Frau von Albo ſchmerzhaft aus: „Nein, nein, nimmer! Seyn Sie barmherzig, Ew. Majeſtät. Ich war nie ſtrafbar gegen Sie! Das Mutterherz hat ſich ſtets bezwungen. Ich habe Ihnen nie geflucht. Die Verläumdung Ihres verſtorbenen Kanzlers hat mich geſtürzt, in's Elend gejagt, und doch hab' ich Ihnen nie geflucht. Darum üben Sie Barmherzigkeit. Laſſen Sie eine alte Mutter nicht verzweifeln. Meine Tochter fand ihr Grab in den Wellen, — ich kann es nicht aufſuchen, um darauf zu ſterben. Der Grabhügel meines Sohns ſteht in dieſem Lande; ich kann es nicht mehr verlaſſen. Behalten Sie das Geſchenk Ihrer Gnade, Sire. Behalten Sie die Güter, die man uns widerrechtlich entriſſen; nehmen Sie mein Leben, nehmen Sie dieſen meinen letzten Reichthum, meines Sohnes Vermächtniß, nur laſſen Sie mich hier, wo er geboren wurde, enden!“ — In der Aufwallung ihres ſtürmiſchen Gemüths hatte die Freifrau eine Brieftaſche aus dem Buſen gezogen, mit zitternden Händen daſſelbe dem König hingehalten, und einige vertrocknete Vergißmeinnichtblumen, mit Blutstropfen beſprengt, fielen daraus auf den Boden. Der König, die Königin ſtanden erſchüttert, und: „o sanctissima!“ ſchallte auf's Neue ſehnend und flehend durch den ſchweigenden Hain. — „Woher dieſe wunderbar ergreifenden Töne der Heimath?“ fragte der Fürſt ſtürmiſch. — „Crematos Töchter ſind's;“ antwortete Prinz Julius: „und hier ſteht ſeine Mutter. Albo's Schweſter war Cremato's Gattin, und endete kurz vor des Mannes Hinritt auf einer Luſtfahrt an der Küſte. Der Schmerz um den Verluſt raffte den Wittwer hin, und ſeine Familie, welcher Ew. Majeſtät heute erſt Ihren Schutz verhießen, bittet um einen Heerd im Vaterlande. Wird ſie ſtets umſonſt flehen?“ — „Cremato, Ihrer Tochter Gatte?“ fragte der König ſtaunend: „die Räthſel häufen ſich.“ — „In unſerer Erniedrigung und Armuth, im fremden Lande fand uns der fremde Mann;“ antwortete die Freifrau: „weniger die Liebe als die wärmſte Dankbarkeit, die wir ihm ſchuldeten, ſchenkte ihm Leonorens Hand. Gott ſegne den edeln Mann!“ — „Gott ſegne ihn;“ ſtimmte Julius feurig ein: „Edler war er, als ſelbſt die Seinen es wußten. Ich war ſein Schüler. Mir entdeckte er ſich. Sein Bewußtſeyn hatte ihn aufgefordert, jene Verſchwörung zu entdecken; ſein Zartgefühl folterte ihn, da er erfuhr, daß auch Albo's Familie, der Verläumdung Opfer, in jene Schreckensſache verwickelt worden. Unfähig, den Zorn des beleidigten Fürſten zu entwaffnen, ſuchte er unermüdet die hülfloſe Familie auf, entdeckte ſie, und zwang ſich, den Eheſcheuen, in der Ehe Joch, um der Erhalter derjenigen zu ſeyn, die er ohne Wiſſen und Willen in's Verderben geriſſen hatte. Der Herrliche hielt ſich und ſeine Verhältniſſe vor dem Könige geheim, und verließ denſelben endlich, da er ſich überzeugt hatte, wie unauslöſchlich deſſen Haß gegen Albo's Namen ſich eingewurzelt. Sein königlicher Freund hatte nicht einmal erfahren, daß Cremato aus ſeiner eigenen Heimath ſtammte; ſo ſehr verſchmähte er, durch andere Beziehungen, als durch ſich ſelbſt auf die Menſchen — waren es auch Könige — zu wirken. Auf dem Sterbebette empfahl er mir die Seinen, und jenes Bild, das ich nie geſehen. Ein Bild, das ich nach Crematos Angabe gefertigt, ausgeſtellt hatte, zog des Oberkammerherrn Aufmerkſamkeit auf ſich, und brachte mich ſchneller an's Ziel. Mein Incognito, Cremato's Andenken, jenes vaterländiſche Lied, das Cremato ſeinen Kindern gelehrt hatte, der Anblick dieſer würdigen Matrone, der erlauchten Königin und ihrer engelgleichen Tochter Fürſprache endlich ſollten das Herz des Königs rühren, und wenn ich recht ſehe, wenn es wirklich Thränen ſind, die des hochherzigen Fürſten Auge erfüllen, ſo iſt der kühne Plan gelungen, und dieſe Nacht macht drei Glückliche!" — Der König ſchwieg, im Kampfe mit ſich ſelbſt. Aller Augen hingen an ihm. „Heben Sie dieſe Blumen auf;" ſagte er alsdann tief ergriffen zu Albos Mutter:

„Köſtlicheres vermag ich Ihnen nicht zu geben, wenn ich Ihnen auch Alles, was Sie an Gütern verloren haben, wiedererſtatte. Albo's, Cremato's Mutter! ſeien Sie gegrüßt; vergeſſen Sie, wie ich vergeſſe. Ihr Ende ſoll ruhig ſeyn, und Ihrer Enkelinnen Ausſteuer ſei meine Sorge." — „Edelſter Fürſt!" rief Julius bewegt, und ſtürzte an ſeine Bruſt, Gattin und Tochter umſchlangen ihn. Die Freifrau faltete die Hände und betete: „O ſieh, mein Albo, wie er gut macht! O vergieb ihm doch ja, dem Reuigen, wie ich ihm vergebe!" — Als der König von dem Taumel der Freude ſich losmachte, lagen zwei wunderliebliche Mädchen zu ſeinen Füßen: Crematos Töchter, und benetzten ſeine Hände mit ihren Thränen. „O sanctissima!" ſeufzte er bei dieſem Anblick leiſe, machte ſich ſanft von ihnen los, und verſchwand, um den Glücklichen ſeine Thränen nicht zu zeigen.

Der König hielt Wort, und Friede kam von nun an über den Menſchen. Cremato's Bild jedoch begehrte er nie zu ſchauen, und lange Jahre ſtand es verſchloſſen hinter jenem Vorhange. Die Freifrau war längſt entſchlafen, ihre Enkelinnen waren längſt Wirthinnen ihres eigenen Heerdes, und eine Schaar blühender Enkel, — Eliſens und Sophiens Söhne — hatten längſt den König ſelbſt zum Großvater gemacht; da trat der Tod langſam zu ihm, und mahnte ihn, abzugeben von der Lebensbühne. Freudig bereitete ſich der Fürſt, und ließ willig die dem Scheidenden werthloſe Krone aus der Hand ſinken. Verſöhnt mit dem Leben wurde ſein Blick klar, ſein Herz ruhig, und er verlangte jetzt ſelbſt, Crematos Bild zu ſehen. „Ich bin ſtark;“ ſprach er zu ſich ſelbſt und zu der weinenden Gattin, der einzigen Vertrauten jenes Geheimniſſes: „ſelbſt im Arm des Todes wird mich des Todten Antlitz nicht ſchrecken, denn er verzieh mir ja!“ — Die Hülle fiel; muthig warf der König den Blick auf die im hellſten Farbenglanz prunkende Tafel und Verklärung leuchtete von ſeiner Stirn. Nicht des Erblaßten ſchreckhafte Todeslarve — ein Cherub, ſtrahlend in hoher Schönheit und himmliſchem Leben, neigte ſich aus den Wolken dem Beſchauer entgegen. Aetheriſch verſchönert lächelten ihm Albo's Züge zu; die Rechte des Engels deutete nach oben, und verſöhnend reichte die Linke den aus den Goldhaaren gezogenen Vergißmeinnichtkranz. —

Des edeln Malers Werk, — ein Zeuge ſeiner Menſchenliebe und ſeines Gottvertrauens — wandelte des Monarchen letzten Kampf zum ſanften Hauche um. — „Cremato! Albo!“ ſtammelte er, lächelnd vergehend: „Gattin, Kinder, mein Volk! lebt wohl! und Du „mein Vaterland! Vergiß mein nicht!“



Stahlstich von F. Fleischmann.

Engel - Lieschen

VERGISS MEIN NICHT.

Taſchenbuch

für das Jahr

1831.

Herausgegeben

von

C. Spindler.

R

München

bey E. C. Franckh.

Universitäts-Bibliothek
Leipzig

Vergißmeinnicht.

Taſchenbuch für das Jahr 1831.

Herausgegeben

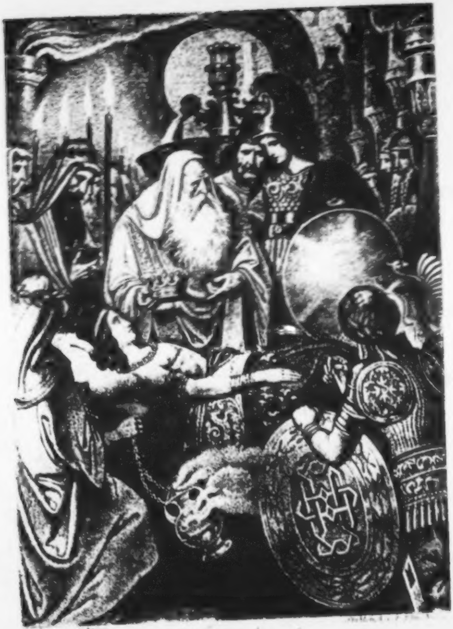
von

C. Spindler.

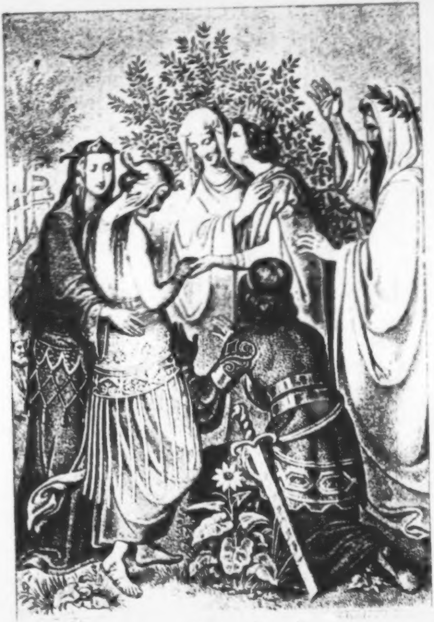
Mit 3 Stahlſtichen von F. Fleiſchmann, und 1 Kupferſtichen
von L. Beyer.

Inhalt.

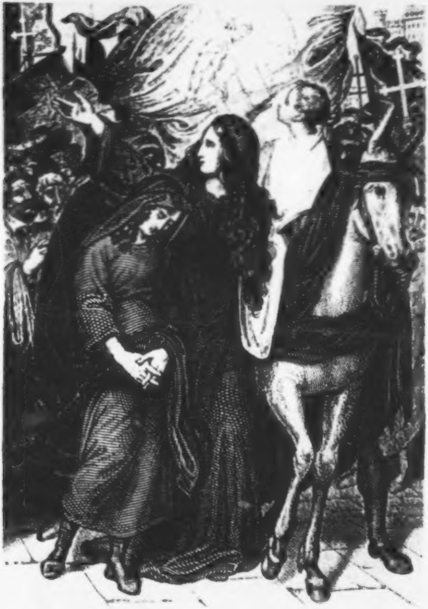
Seite
Nenuphar. . . . . 1.
Die Mohrin von Toledo. . . . . 113.
Engel-Lieschen. . . . . 207.
Furchtlos und treu. Denkwürdigkeiten aus dem ſechzehnten Jahrhundert. . . . . 249.



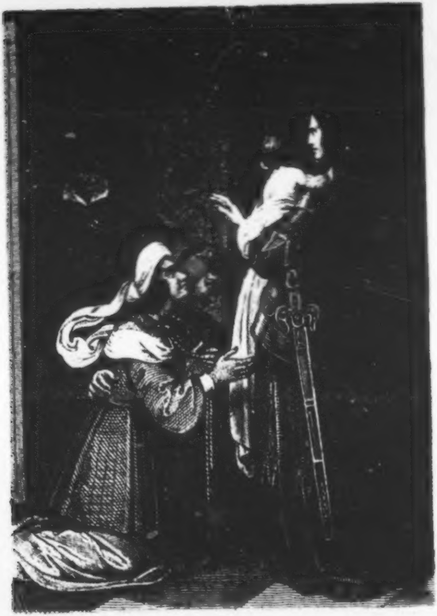
[illegible]

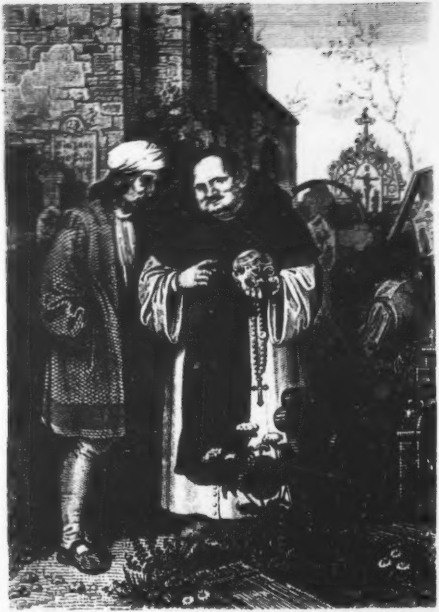


[illegible]

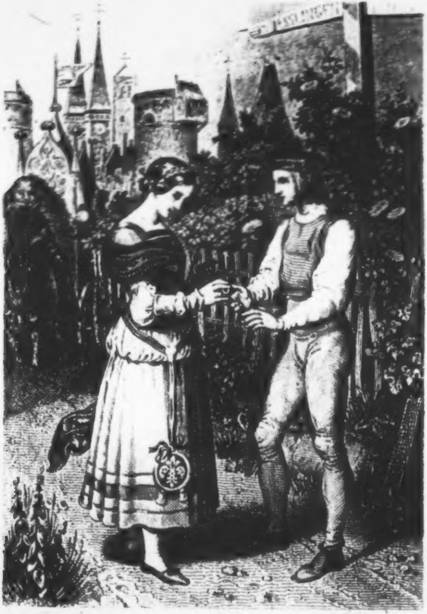


[illegible]





Furchtlos und treu!



Furchtlos und treu II

Nenuphar.

Renuphar.

Auf ſeiner hohen Burg, im goldverzierten Fenſterbogen, ſaß der Herr des Landes, den ſeine Unterthanen den goldenen Fürſten, und ferne, ſeinen Geſetzen unterworfene, eroberte, und von ſeinen Statthaltern beherrſchte Reiche den Kaiſer auf dem Throne von Edelſteinen nannten. Er war ein Held geweſen, dem Keiner widerſtehen mochte, ſo lange noch das rüſtige Alter ſeine Wangen braunroth gefärbt, und ihm vergönnt hatte, auf ſeinem ſchnaubenden Roſſe ſelbſt da zu ſeyn, wo die Gefahr winkte und der Sieg: an der Spitze ſeiner Heere, unter dem Schatten der heiligen Fahne, die ſeit undenklicher Zeit die Krieger des Herrn zum Triumph geführt hatte. Aber ſeine Züge waren welk geworden, ſein Haar ſilbergrau, und wie gefallener Schnee ſein Bart, das Feuer der Heldenaugen war verglommen, trübe ſchaute der Blick, und der ſonſt ſtolz aufragende Nacken trug nicht mehr die Laſt der Siege, und beugte ſich langſam der Grube zu. Es war auch nicht Alles Glück geweſen, was ſich in dem langen Herrſcherlaufe des Kaiſers begeben. Das Unglück hatte, ein unverſöhnlicher Feind des Ruhms, Schritt für Schritt den Ruhmdürſtigen begleitet, und in ſeinem Hauſe ihm die Streiche verſetzt, die im offenen Felde von dem Panzer des Eroberers abglitten. Der Kaiſer hatte Schweſtern gehabt, Kleinodien der Schönheit; eine Geliebte, die in ſeinen reichen Lorbeerkranz die Roſen des Lebens geflochten; eine Gattin, die, obgleich von Staatsklugheit gewählt, dennoch die Sonne ſeines Palaſtes wurde, und eine ſchöne Mutter ſchöner Kinder; Söhne endlich, würdig in die Spur eines erlauchten Vaters zu treten, ruhmvolle Enkel der ruhmvollſten Ahnen. Die Schweſtern jedoch verblichen im Arme unwürdiger Gatten; die Geliebte ſtarb, ein Opfer des Grams; die Gattin ward getödtet durch die falſche Kunde einer Niederlage ihres Gemals und der Söhne blühende Reihe mähte heimlich und meuchelmörderiſch der Tod. Und es war ihnen nicht beſchieden, auf dem Felde der Ehre zu fallen, geröthet vom Heldenblut; nicht beſchieden, in irgend einem Aufruhr den Vater mit ihrer Bruſt zu ſchützen, und wie Märtyrer zu fallen; nicht beſchieden, für die Rettung eines Freundes oder eines Unglücklichen ihr Leben hinzuwerfen: ein ſeltenes und beneidenswerthes Loos. Kein edler Zweck raffte ſie hinweg. Sie ſtarben nicht unter dem muthigen Schalle der Trompeten, oder unter dem Getöſe der Waſſerwogen, oder unter dem Brande wilder Flammen, oder vereint wenigſtens in **einem** ſeligen Augenblick. Ihrer waren Achte, und einzeln, in ihren goldenen Gemächern, auf ihren ſeidenen Betten, einſam und in hülfloſer Schwäche ſchlachtete ſie der Tod. Alljährlich war er im Kaiſer-Schloſſe eingekehrt; alljährlich hatte er ſein Opfer mit hinweggenommen, von dem ſechszehnjährigen Jüngling an, dem kaum der erſte Flaum am Kinn entſproſſen, bis zu dem völlig Mann gewordenen Nachfolger des erlauchten Vaters. Und auch dieſen Letzten, den Erben des glorwürdigſten Thrones, der allerunumſchränkteſten Macht, auch ihn würgte die wider den Kaiſerſtamm verſchworne Peſt. Vor wenigen Tagen war er entſchlummert, um nie wieder zu erwachen, und hatte das Vaterhaus öde zurückgelaſſen, öde wie ein weites Grabmal. Er hatte noch keine Gattin heimgeführt, er hatte nicht die Luſt empfunden, Vater zu ſeyn, und hinterließ dem ſeinigen, ſtatt der blühenden Enkel, nur den Schmerz, ſich im ſpäteſten Alter allein, ganz verwaiſt zu ſehen. Darum ſah der greiſe Fürſt gedankenlos vor ſich hinaus, darum ſtarrte er unverwandten Blickes in die rothe Dämmerung des Morgens. Von der ſteilen Zinne des Schloſſes herabgeſehen ſchwamm die Erde in einem Meer von Duft und Nebel; über Alles hinweg lag ein dichter Schleier, deſſen Falten ſich unruhig zu bewegen anfingen im Hauch des Morgenwindes, der herauf kam mit dem rothen Schein der Sonne. Die Strahlen zuckten einzeln empor, und wo ſie in den Schleier trafen, riß derſelbe und gab die Ausſicht frei, in ein wunderſchönes, vom Frühſtrahl beleuchtetes Land. Grüne Thäler lagen plötzlich in tiefer Kluft vor dem Blick; feurig glimmende Berggipfel ſchoben ſich in die Höhe; aufwärts ſtrahlte im Rubinenglanz der breite heilige Fluß, langſam und majeſtätiſch gewunden durch üppige reizende Ufer, von ragenden Tempeln und breitblättrigen Palmen geſchmückt. — Da riß noch der letzte Nebelflor, und der Häuſer, Paläſte und Denkmäler gewaltige Maſſe wurde ſichtbar: der kunſtvolle ſteinerne Kranz um die hohe emporſtrebende Burg. Das offene Fenſter des kaiſerlichen Gemachs war ein prächtiger Fürſtenſitz zu nennen, und jeder Herrſcher mit braungelockten Haaren, friſchen Augen und kräftigen Händen, im Schatten von Lorbeerbögen oder Oelbäumen, hätte entzückt hernieder ſehen müſſen in das weite Reich, das die am fernen Horizont aufſteigenden blauen Berge nicht begränzten; auf die Pracht der Städte, die zu den Füßen des Schloſſes ſich dehnten, getrennt durch die Arme des heiligen Stroms, und wieder vereint durch daſſelbe blaue dahinfließende Band. Rechts, wo das milde Licht ſchon die Gaſſen überſtrahlt, verbreitet ſich die Kaiſerſtadt, voll von geſchäftigen Leuten und regem Gewerbe. Die Gebäude darin, Kaufleuten, Höflingen und den fleißigen Ständen gehörig, leuchten freundlich und bequem aus der Ringmauer empor. Links, auf felſigem Hügel und rauhem Abhange des Kaiſerberges ruht die Stadt der Helden auf ſtarkem gewölbtem Grunde. Ernſt und Würde thront von der Zinne ihrer Paläſte, ihrer Zeughäuſer und ihrer ſteilen grünenden Wälle. Siegesbogen, Trophäen, Standbilder von Erz und Granit zieren die breiten Gaſſen, von deren Pflaſter der Bewaffneten dröhnender Schritt kriegeriſch aufſchallt zu den leuchtenden Wipfeln der Spitzſäulen von Marmor, die an den vergitterten Thoren in die Höhe ſehen, wie die Lanzen der aufmerkſamen Wächter. Auf den Heldenbildern der Stadt und ihren Dächern flammt der rothe Strahl des Morgens, aber jenſeits des Fluſſes, dort wo die grünen Trauerweiden ihre Zweige nachdenklich in die Fluthen hängen und ernſte und finſtere Gebäude und Tempel umgeben, dort herrſcht noch Dämmerung. Durch die grüne Nacht der Bäume drang noch kein Schimmer in die Prieſterſtadt. Dort lebt in beſchaulicher Stille das Volk der Altäre; ſtatt des Geräuſches, das in der Stadt der Kaufleute von Gewerb und Handel erzeugt wird, ſtatt des Waffenlärms, wovon die Heldenſtadt wiederhallt, laſſen ſich jenſeits des Stroms nur fromme Lieder vernehmen, und die Stimme des Redners zur horchenden Schule und Gemeinde, und der Klang der großen Metallſcheiben, die von dienenden Prieſtern zuſammengeſchlagen werden, ſo oft ſich etwas Erfreuliches oder Trauriges begiebt. Und auch des heutigen Morgens Erſcheinen begrüßt der metallne Klang, und aus ſeinen Träumen fährt auf der alte gebeugte Fürſt an ſeinem Fenſter, und ſieht verzweifelnd hinüber zur heiligen Stadt. Die Klänge, immer ſteigend und kläglicher tönend, mahnen ihn an die traurige Pflicht des Tages. Braungelockt, feurigen Auges, mit kräftigen Händen, und von Lorbeeren beſchattet, hatte wohl ſonſt der Herr hinübergeſehen zu den Tempeln, wenn aus ihren Pforten der Triumphzug herausging, und die Poſaunen jauchzten, um ſeine Siege aller Welt zu verkünden; — aber heute erwartete er mit weißen Locken, zitterndem Nacken, Cypreſſenbekränzt, die Leichenfeier des letzten Sohnes. Es wurde hell unter den grünen Schatten des jenſeitigen Ufers: hell von den weißen ſtrahlenden Gewändern der Prieſter, die in langem Zuge hervorſchritten an den Strand. Ihre Hörner und Poſaunen hatten düſtere Grabeslieder angeſtimmt; die diamantenen Augen und die goldenen Kleider der heiligen Bilder, die ſie auf ihren Schultern trugen, waren ſchwarz verhüllt; dunkle Tücher wallten von den funkelnden Stirnbinden der Vornehmen unter ihnen hernieder, und das Silberſtück, woraus die Mäntel der Oberhäupter des Tempels gewebt, warf, von der Zier der Edelſteine entkleidet, nur das Licht einer Trauerlampe in die Verſammlung der Geweihten. Große Fahrzeuge mit ſchwarzen Segeln und tief in die Wellen niederhängenden Wimpeln nahmen die zahlreiche Schaar der Prieſter auf, und wurden von ſchwarzen Ruderknechten langſam an das dieſſeitige Geſtade geführt, wo eine zahlloſe Menge von Einwohnern der Kaiſerſtadt ſich eingefunden hatte. Mit gemeſſenen Schritten ſtiegen die Diener des Altars.

den Weg des Königs empor zu der Burg. Indeſſen näherten ſich eiſenklingende Tritte den Gemächern des Fürſten, und die Erſten aus dem Stamme der Krieger pochten an die Pforte, um auf ihren Schultern den Leichnam ihres jungen Fürſten in den Todtenhof zu tragen, wo die Prieſter ihr neues Recht auf den Verblichenen gewannen. Es war rührend anzuſchauen, wie die alten verſuchten Helden, frühzeitig ergraut unter dem Sturm, unterm Regen und unter der glühenden Sonnenhitze des Feldlagers, hereintraten, angethan mit dem höchſten Waffenſchmuck, grüne Lorbeerreiſer um die Helme gewunden und in den Augen den ſchwarzen Schmerz, auf dem Antlitz die finſtere Trauer, in der weißen Wimper und im grauen Barte die ſilberglänzende Thräne. Sie umſtanden ſchweigend und geſenkten Hauptes das Lager des verſtorbenen Herrſcherſohnes. Der Todte lag mit ernſtem Angeſichte und den Mund wie zu einem ſtrengen Befehle verzogen auf dem koſtbaren Bette. Ein brauner goldverzierter Mantel bedeckte den Leib; eine funkelnde Kette lag auf ſeiner Bruſt, und prächtige Armbänder und Ringe ſchmückten die bleichgewordenen Arme und Hände; ein einfacher ſchmaler goldener Reif ſein dunkles Haupthaar. Und der Kaiſer trat hinzu, nahm von der Stirne die ſchimmernde Krone, und ſetzte ſie auf die Bruſt des Todten, ſprechend: „Dieſes Geſchmeide begleite meinen Sohn zur dunklen Kammer, der Behauſung unſerer Vorfahren. Denn wahrlich: mit ihm iſt der Kaiſer zu Grabe gegangen. Ich bin nun der letzte Schatten meines rühmlichen Geſchlechts, und dieſe Krone, der Glanz meines Hauſes, und ein Blitz des Himmels in die Augen unſerer Feinde, gehört nicht mehr auf den Scheitel eines abgelebten alten Mannes. — So erfüllt ſich denn die Prophezeiung, daß der Scepter wieder aus den Händen des Ruhmes fallen ſoll, um zurück zu kehren zu den frühern Beſitzern; und ich beginne an das Mährchen zu glauben, welches ſich unter dem Volke erhalten hat, und verſichert, daß Einer noch lebe, um einſt die Rechte ſeiner Ahnen auf den Trümmern unſerer Herrſchaft mit blutigen Zinſen zurückzufordern."

Als der ehrwürdige Fürſt die Rede vollendet, die ſein zerriſſenes Herz völlig entſchleierte, klirrten die Krieger mit ihren Schwerdtern, und riefen: „Was redeſt du Herr? ſind wir nicht die Deinen? feſtgebunden an dich, weil deine Burg das Haus des Ruhmes iſt, und weil wir einſt mit deinen Voreltern über die Berge gekommen ſind, um uns am heiligen Strom eine neue Heimath zu erobern? verlache das Mährchen des Volkes; verachte die Ränke geheimer Verſchwörer; wir ſtehen dir zur Seite, mit dir alt geworden auf der Bahn des Sieges. So lange Dein Kleinmuth, der unwürdige Enkel Deines Heldenſinns, Dich nicht zum Schatten prägt, ſo lange ſollen unſere Schwerdter die Krone aufrecht auf Deinem Haupte halten und ſie unverletzt Deinem Neffen übergeben, den Du aus fernem Lande hieher beſchieden haſt, damit Dein Stamm wieder ergrüne!"

Bei dieſen Worten zitterte das Herz des Kaiſers in dem Buſen; er ſeufzte ſchwer und hob die Hände wie abwehrend gegen die Ferne. Die Krieger nahmen indeſſen den Leichnam auf und legten ihn in die Höhlung des gewaltigen ſtählernen Schildes, worin, wie in einem blitzenden Heldenſarge, ſeit langen Jahren die Leichen des fürſtlichen Stammes zur Ruhe getragen wurden. Friſche Kränze vom Baume des Sieges, des Friedens und der Gnade hingen über das Schild zur Erde, und an goldenen Ringen trugen es die edlen Waffenleute zu dem Todtenhof hinab. Der Kaiſer, mit zerriſſenen Gewändern und verhülltem Haupte folgte der kriegeriſchen Bahre, hinter ihm der lange Zug der Klageweiber und der Hofleute, die Scheitel mit Aſche beſtreut und mit Staub, und mit nackten Füßen auf dem Pflaſter wandelnd.

In dem weiten Viereck des aus ſchwarzem Marmor erbauten Todtenhofs brannte Weihrauch in großen Schaalen von Erz, und tauſend Fackeln loderten, die Helle des Morgens verſpottend, und das Waſſer des heiligen Brunnens plätſcherte, und die Stimmen der verſammelten Prieſter ſummten ein leiſes Todtenlied. Rings um den Leichnam ſtanden im Kreiſe die göttlichen Bilder und ſahen durch ihre Schleier, wie mitleidig, auf den abgeriſſenen edlen Zweig. Der Kaiſer kniete, und floß über in Thränen, und alles Volk kniete mit ihm, und die Luft erbebte plötzlich vom Wehegeheul der Krieger, und dem Klageruf der Weiber. Einer der Hohen-Prieſter ſchöpfte Waſſer aus dem heiligen Brunnen und benetzte damit, Gebete murmelnd, den Körper des Prinzen, während ein Anderer mit einer Heroldsſtimme die Tugenden des Erblaßten und den Schmerz des Vaters zu ſchildern verſuchte. Da unterbrach eine lärmende Muſik vor den Pforten des Todtenhofs die feierliche Handlung. Rauhe Stimmen begehrten Einlaß, und an der Spitze eines fremdartig und ſeltſam geſchmückten Zugs von bewaffneten Männern trat ein Jüngling mit unerſchütterlicher Zuverſicht und freier Haltung in den Kreis der Vornehmen des Reichs. Ein glänzendes Bärenfell hing um den Panzer des ſtattlich gebauten Mannes. Von dem Kamm ſeines Helmes floß die Mähne eines ſchwarzen Pferdes, breite Ringe von Erz umſchloſſen ſeine Arme, und Schienen deſſelben Metalls bedeckten ſeine Beine. Von ſeinem Gürtel hing ein breites Schwerdt, ſeine Rechte führte eine gewaltige Streitart, an ſeiner Linken hing ein rundes Schild, und um ſeine Bruſt ſchlang ſich, ſtatt fürſtlichen Geſchmeides von Gold, eine Schnur der weißeſten Wolfszähne. Ein alter Mann, gerüſtet wie der junge, und kräftig auftretend wie dieſer, grüßte den Kaiſer ehrerbietig, und rief mit vernehmlichen Worten: „Siehe, mächtiger Herr, Deinen Neffen, der Deinem Befehle zu gehorchen kömmt, um Deine Trauer zu lindern, und den edlen Mann zur Gruft zu begleiten, deſſen Nachfolger er durch Deine Wahl geworden iſt.“ —

Der rüſtige Jüngling warf ſich auf ſeine Kniee vor dem Kaiſer, deſſen blaſſes Geſicht von einer ſchnellen Röthe übergoſſen wurde, und der, nachdem er den Fremden lange unverwandt betrachtet, denſelben ſchweigend in die Arme ſchloß. Dann führte er ihn zu der Leiche, deutete auf ſein eigenes Silberhaar und ſagte: „Siehe dieſe Locken von Schnee! Du ſollſt ſie einſt zur Ruhe bringen, wie heute meinen Sohn; ſiehe dieſe glänzende Krone! Du ſollſt ſie einſt erben ſtatt meines Sohnes; ſiehe dieſes Volk! Du ſollſt es einſt beherrſchen ſtatt meiner.“ Der Jüngling neigte ſich erröthend, maß mit funkelndem Blicke die Krone und ſah ſich muthig im weiten Kreiſe um. Dann nahm er einen Strauß von wilden Blumen, der an ſeinem Helme ſchwankte, herunter, und legte ihn zu den Kränzen auf die Bahre, befahl dann mit ehrfurchtgebietender Geberde die Leiche aufzuheben, und ſtellte ſich als Anführer vor den Zug der Leidtragenden. Wie er ſo dahin ſchritt, in der Fülle der kräftigſten Geſundheit, folgten ihm die Blicke des Volks, ſtaunend, überraſcht, faſt zweifelnd. „Dieſer unſer Herr?“ fragte das Volk in dumpfem Brauſen; „Dieſer unſer Führer in Schlachten?“ fragten die Krieger im Anſchauen ſeines Muthes; „Dieſen ſollen wir einſt weihen zum Throne der Gewalt?“ fragten die Prieſter murmelnd zwiſchen Geſang und Gebet. — Die Neugierde war jedoch eine unzufriedene. Die Prieſter mißbilligten die Wahl, weil ſie ohne ihre Zuſtimmung beſchloſſen worden war; die Krieger hätten lieber Einem aus ihrer Mitte das Diadem gegönnt; die Höflinge fürchteten einen ſtrengen Herrn, und die Stämme des Volks neue Eroberungskriege. Indeſſen ſchwankte der Leichenzug ohne Unterbrechung zum Geſtade hinab, wo der trauernde Vater zurückblieb, und die Schaar der Krieger, und das gaffende Volk. Auf den Fahrzeugen ſchifften die Prieſter mit dem Todten über den Strom, und des Kaiſers Neffe geleitete in ihrer Mitte die Leiche nach dem herrlichen und rieſenhaften Gewölbe, wo, gleich ſchweigenden Denkmälern vergangener Jahrhunderte, die balſamirten Leiber der Fürſten in engen Marmor=Niſchen aufgeſtellt waren, unbedeckten Angeſichts und angethan mit dem goldenen unvergänglichen Schmucke ihrer Würde. Nachdem dem Königſohne auch ſeine Stelle in der Reihe ſeiner Ahnen angewieſen worden war, entfernte ſich Alles aus der Behauſung des Todes, worinnen nur die kalten Einwohner zurückblieben, ſchweigend, wie die Nacht, die dem traurigen Tage folgte. In ihrer Nachbarſchaft, auf der Schwelle des ſchauerlichen Gewölbes, blieb von all dem Prunk und all den Leidtragenden, nur ein Weſen zurück: ein Mädchen mit weinenden Augen und zerriſſenem Herzen: des Oberprieſters älteſte Tochter; ſie hatte den Königsſohn geliebt.

In einem weiten runden Saale, von einzelnen lodernden Flammen ſchwach erhellt, hatte ſich unter dem Schirme geheimnißvoll ſchweigender Götterbilder, die als Säulen das Gewölbe ſtützten, eine zahlreiche Verſammlung zuſammen gethan. Die Männer ſtanden verhüllt, ohne geregelte Ordnung, auf Stufen und dem weit verbreiteten Marmorpflaſter umher. Auf der Morgenſeite ſtand ein prächtiger Stuhl allein, vor dem in ehrfurchtsvoller Entfernung ſich die ganze Verſammlung in einen Kreis bildete. Der geſchmückte Teppich, der den Seſſel überdeckte, erglänzte in der königlichen Farbe, und auf ſeinen künſtlich gearbeiteten Feldern ſtrahlte die Blume der heiligen Fluth: die Blüthe des Nenuphar. Ein leichtes Summen ward von den Lippen der Anweſenden hörbar; aber lauter noch, als dieſer geheimnißvollen Reden Klang rauſchte unter dem Fußboden des Saals ein wilder Strom, dem heiligen Fluſſe zueilend. Es wurde ein Schlag an ein metallenes Becken gethan und die leiſen murmelnden Laute in der Halle wurden zu einem ſanften zitternden Geſange, der wie auf Wellen der Sehnſucht dahin rauſchte, Hoffnung ausdrückend und Klage und gläubige Zuverſicht. Der Geſang währte nicht lange, und ein Mann, gebeugt von Jahren, mit greiſenhaftem Haupthaar und Bart, trat neben den leergelaſſenen Stuhl, und redete mit bewegter aber entſchloſſener Stimme zu ſeinen Freunden:

„Noch nie — ſagte er — hat uns eine ſo feierliche Nacht zuſammengerufen und beiſammen geſehen. Noch nie war uns die Hoffnung erlaubter, als heute, obgleich ſie noch nie ſo gefährdet geweſen iſt, als wieder heute. Ehe wir in das Nähere eingehen, wollen wir die Pflicht erfüllen, die ein Herkommen von mehreren Jahrhunderten geheiligt und aufrecht erhalten hat in der Bruſt eines edlen Volkes, das ſeine Unterdrücker haßt und das Andenken gütiger Herrſcher liebevoll bewahrt. Tretet heran, ihr Würdenträger eines heimlichen Reichs; legt zu den Füßen des ſtillen Thrones den Tribut nieder, zu deſſen Einſammlung kein Scherge nöthig war. Was die Knechte des Kaiſers mit Gewalt vom dürftigen Landmann erpreſſen, und von dem Reichen mit Verachtung erhalten, giebt hier die Liebe und die Demuth vor einem Herrn, der, ungekannt von den Meiſten, im Dunkeln ſeine Krone trägt, würdiger, als der goldene König im Sonnenglanz des Tages.“ Alſobald traten viele Männer heran, näherten ſich mit Kniebeugungen dem fürſtlich geſchmückten Seſſel und legten ſchwere Beutel mit Goldmünzen angefüllt auf den Marmorboden nieder und Rechnungstafeln von Seide, und ſprachen voll Gehorſam und Ehrfurcht: „Heil Dir, o Herr, der Du wandelſt und gebieteſt im Verborgenen. Empfange den Zoll und die Steuern Deines Volkes, das ohne Widerſpenſtigkeit Dir die Pflicht leiſtet wie einem Vater. Nimm hin unſern Glückwunſch, daß es Dir endlich gelingen möge Deine Feinde zu bezwingen, und Deinen Getreuen ſichtbar zu werden; nimm hin zugleich unſern Eid, daß wir als Deine rechtſchaffenen Diener Dein Recht nicht vergeben, und Dir nicht das Geringſte veruntreuet haben, ſo wahr uns die Götter des hohen Himmels beiſtehen mögen, und ſo wahr wir in Erfahrung gebracht haben, welche Strafe dem Meineid bevorſteht.“ Sie erhoben ſich langſam und anſtändig, und der Erſte redete zu ihnen: „Behaltet denn, ihr treuen Knechte, das Amt und die Gewalt, womit der Herr euch durch die Räthe ſeines Bundes ausgerüſtet hat. Möge der Nenuphar hell aufblühen in den heiligen Wellen, und verderben endlich der Drachenleib des Feindes. Nun aber, meine Freunde, laſſet uns zur Aufnahme des Jünglings ſchreiten, den eure Stimmen gewürdiget haben, der Unſrige zu werden.“

Die Verſammelten klatſchten lebhaft in die Hände und von allen Lippen ging der Ruf: „Nenuphar! Nenuphar!“ Es öffnete ſich unter dieſem Rufen eine Niſche in der Wand, und unter den goldenen Armen zweier Götterrieſen, die ſich über der Niſche brüderlich die Hände reichten, ſchritt, wie durch einen Siegesbogen, ein ſchöner Jüngling, kaum dem zarten Alter entwachſen, das noch der Kraft entbehrt, von der Anmuth allein geſchmückt. Bei ſeinem Anblick verſank die Geſellſchaft in tiefes Schweigen und machte geräuſchlos Platz, damit der Neuling, von einem ehrwürdigen Manne in Prieſtergewand geführt, ohne Hinderniß in die Nähe des fürſtlichen Stuhles gelangen konnte. Die Augen des Jünglings waren mit einer goldenen Binde verhüllt, ein ſchmales glänzendes Band war in ſeine hellen Locken geflochten, ein weißes Gewand ohne Schmuck floß über den ſchön gebauten Leib von den Schultern nieder. Beſcheidenheit und Sanftmuth lächelten aus dem freundlichen Geſichte, aber Entſchloſſenheit gab ſich in der Form des Mundes und dem Blitz der Augen zu erkennen, die ſich wie flammende Lichter aufthaten, als die Binde von ihnen genommen worden war. „Was ſoll ich hier? iſt hier der Ort meiner Vollendung?“ ſagte der Jüngling, mit befremdetem Blicke auf ſeine Umgebung. — „Wir ſind deine Brüder,“ antwortete der Erſte in der Verſammlung, „und dieſes Haus iſt das unſers Vaters. Drei iſt die Zahl: die Gottheit im Himmel, der Menſch auf der Erde und der Feind in den Flammen des Pfuhls. Sage an, Du, empfohlen und vorbereitet durch den Würdigſten, der jemals den Bruder-Namen führte: begreifſt Du den Sinn unſerer Vereinigung, und unſerer Zeichen?“

Der Jüngling ſprach ruhig und gelaſſen: „Drei iſt die Zahl: Gott, Menſch und Feind; der Vater, der Sohn und der Feind; der Herr, der Knecht, und der Feind. In den heiligen Waſſern ſchwimmt mit Blüthen von Silber und Gold der ſtille Nenuphar; im gottloſen Abgrund ſchläft mit Schuppen von Flammen der Drache. Aber die heilige Fluth wird die Waſſerlilie vor den giftigen Zähnen des Ungeheuers ſchützen oder es erwürgen, ſchnappt es auf nach der Blüthe. Drei iſt die Zahl: Das Recht, deſſen Freunde und das Unrecht. Drei iſt die Zahl: Der ſtille König, das auserwählte Volk, und der goldene zornige König. Ich begehre, dem Volk verwandt zu werden, zu gehorchen dem Recht, und zu tödten die Gewalt.“

Der Vorſteher ſprach: „Du biſt im Tempel belehrt worden, im allerheiligſten Gemach, wo nur wenige den Worten deines Lehrers lauſchen dürfen. Die Bürgſchaft des Mannes, der in unſerem Reiche die erſte prieſterliche Binde trägt, ſpricht gut für deinen Verſtand und deinen Willen. Ein Anderes iſt jedoch die Kunſt, klug zu ſchweigen. Verſtehſt Du ſie?“

Der Jüngling lächelte wie mitleidig und ſchwieg. Der Vorſteher fuhr fort: „Haſt Du Niemand auf Erden, dem du unbedingte Offenherzigkeit ſchuldig biſt, — ob nun verwandt durch Bande der Geburt, oder der Pflicht, oder der Dankbarkeit?“

Der Jüngling ſchüttelte ſchweigend das Haupt.

„Fühlſt Du nicht vielleicht in einſamen Stunden, wo man ſich ſelbſt erforſcht, daß Du aus Ruhmredigkeit, oder aus Bedürfniß zu ſchwatzen, oder aus Furcht vor Gewalt, Pein und Tod, geneigt ſeyn könnteſt, das wichtigſte Geheimniß deiner Brüder, den im dunkeln Schacht verborgenen Edelſtein deines Lebens preis zu geben?“ Der Jüngling wendete ſich unwillig ab. Aus der dichten Menge die ihn umgab, drängte ſich ein Verhüllter hervor, und redete mit harter Stimme und unerbittlichem Vorwurf: „Gebt wohl Acht, Brüder, daß Ihr nicht bereut, was Ihr zu thun im Begriffe ſteht. Er wird uns nicht verrathen: er hat uns bereits an den Kaiſer verrathen. Er iſt dem Kaiſer ſein Leben ſchuldig, und die Wohlthat der Erziehung. Darum machte er den Kundſchafter für ihn, und ſchon weiß man auf der Herrſcherburg, wo die Kinder des Nenuphar ſich verſammeln, und welch’ koſtbare

Blüthe der Hoffnung die Waſſer-Lilie in ihrem Schooße birgt.“

Ein Laut der Ueberraſchung flog von jedem Munde. Der Jüngling ſah furchtlos auf die drohende Geſtalt ſeines Anklägers, und erwiederte: „Dieſer lügt. Ich ſey verloren, wenn ich eine Sylbe nur an den König verrieth.“

„Bekenne!“ riefen viele wilde Stimmen: „ſchon nähern ſich die Trabanten des Kaiſers, um uns in Feſſeln zu werfen. Bekenne Deine Schuld, ſo wollen wir Dein verſchonen. Wo nicht, ſo ſtirbſt Du, ehe wir uns den Leibwächtern des Herrn entgegen werfen!“

Mit fürchterlicher Schnelle war eine Marmor-Platte des Fußbodens aufgehoben worden, und ein ſchwarzer Abgrund gähnte darunter hervor, in deſſen Tiefe brauſende Wellen rauſchten, ein wildes unverſöhnliches Grab. An den Rand dieſes Schlundes fühlte ſich der Jüngling von nerviger Fäuſte Gewalt geriſſen; aber mit heller Stimme und muthigem Entſchluße rief er: „Schleudert mich hinab, daß ich ſterbe, ſo rein, als ich bisher gelebt. Ich habe euch nicht verrathen, und Lüge iſt die Anklage, der ich unterliegen muß!“

Da fiel dröhnend die Marmorplatte zu, und jauchzend umringten die Brüder des Nenuphar den heldenmüthigen Jüngling, und Vorſteher, Oberprieſter und Ankläger gaben ihm den Friedenskuß. Wie aus einem Traume erwacht, lächelnd und voll Verwunderung, ſah der vom augenſcheinlichen Tode

Erlöste um ſich, und fragte: „woher denn dieſe plötzliche Veränderung?“

„Du biſt beſtanden, Du haſt überwunden!“ riefen die Aelteſten voll Wonne.

„Bin ich denn nun euer Bruder? Was ſoll ich für euch thun?“

Ein vielſtimmiger Geſang antwortete ihm: „Wenn Du Freude fühlſt, ſo theile ſie mit uns! wenn Du Kummer haſt, ſo trage ihn vereint mit uns!“ Der Vorſteher ergriff feierlich bewegt die Hände des Neuaufgenommenen, und führte ihn zu dem Seſſel, auf dem er ihm niederzuſitzen befahl.

„Bilde dir ein,“ — ſagte er — „Du ſeyſt der König, den wir im Stillen verehren. Jeder neue Bruder muß dieſen Sitz einnehmen, und Worte zu den Brüdern reden, wie ſie ihm die feierliche Stunde eingiebt. Auf dieſer Rede beruht das Vertrauen, das wir dem Neuling zu ſchenken haben werden, und die Hoffnung, die wir von ihm hegen dürfen. Was, mein Sohn, würdeſt Du deinem Volke ſagen, wenn der Gottheit gnädiger Wille Dich auf den Thron des goldenen Herrn erheben ſollte?“

Der Jüngling ſchwieg eine Weile überraſcht; dann rief er plötzlich, aufſpringend, mit glänzendem Auge voll Thränen, und die Arme ausbreitend, als wolle er die ganze Verſammlung an ſein Herz drücken: „Liebet mich, meine Freunde, ſo wie ich ewig euch lieben werde!“ und verließ die erhabene Stelle, um ſein Antlitz an der Bruſt ſeines Erziehers zu verbergen.

„Nenuphar! Nenuphar! Heil dem neuen Bruder! Drei iſt die Zahl: Der Vater für uns, der Sohn mit uns, gegen uns der Feind!“ ſchallte es aus dem ganzen Saale wieder, und wie Blitzſtrahlen fuhren unter den verhüllenden Mänteln klingende Schwerdter hervor, und bildeten über dem Haupte des Aufgenommenen ein Dach von Stahl. — In demſelben Augenblick brachte man einen ſchwarzen Hahn herbei, den der Vorſteher mit einem raſchen Schnitt ſeines Dolches zu den Füßen des Neophyten tödtete, daß ſein purpurrothes Blut auf den blanken Marmor dahin floß. Der Körper des Thieres wurde in den Wellen-Abgrund geworfen, und der allgemeine Ruf: „So möge jeder Verräther ſterben!“ ſchallte ſeinem Sturze nach, womit ſich die ganze feierliche Handlung beſchloß, und in eine ſtille Berathung verwandelte.

Die nächtlichen Wolken erglänzten im Silber des Mondes, und ſtrahlten in den blauen Wellen des heiligen Fluſſes wieder, wie Züge von ruhig ſchwimmenden Schwänen. Die zum Waſſer niederhängenden Zweige der grünen Bäume, von welchen die Prieſterſtadt umgeben war, ſpielten im Strome der balſamiſchen Nachtluft. In den Gaſſen der friedlichen Stadt der Altäre herrſchte tiefe Ruhe, und Schweigen um den hohen, finſterragenden Dom, worinnen die Leichen der Fürſten ſchlieſen. Durch die Dämmerung jedoch nahte ſich eine weiße Geſtalt, einem Luftgeiſte nicht unähnlich, ſchwebend, den Marmorſtufen der Königsgruft. Die leuchtende Geſtalt beugte ſich zu einer andern nieder, die wie träumend an den Stufen lehnte, ſah ihr mit milden Augen in das bleiche Antlitz, und berührte ihre Wangen mit blendenden Händen, die im Zauberlicht des Nachtgeſtirns durchſichtig ſchienen, wie gewebt aus ſilbernen Strahlen.

„Du noch immer hier, geliebte Mandane?“ — ſprach die liebliche Schweſter der Traurenden, die zärtliche Iſſa — „ich ſuchte Dich im ſchweigenden Hauſe, fand Dich nicht, und das Flüſtern meines Engels bezeichnete mir den Weg zu Dir. Bezwinge Deinen Schmerz, holde Schweſter; laß hier die Todten, und denke, daß eine liebende Gefährtin lebt, bereit, Deinen Kummer zu theilen, und durch Worte des Troſtes Dein Herz mit der Welt zu verſöhnen.“

„Was ſoll mir das Leben,“ — fragte Mandane dagegen — „da doch der nächtliche Geiſt des Verderbens Alles hinwegreißt, was mir theuer iſt im Glanz des Tages? ich wünſche zu ſterben, um endlich mein Geſchick zu vollenden. — Geh zurück in dein Gemach, Du Friedliche, und ſuche die Ruhe, die mich flieht.“

„Geſtatte, daß ich bei Dir bleibe. Die Hallen unſers Palaſtes ſind ſo öde: Unſer Vater hat ſich entfernt, und mit ihm gieng der Geſpiele unſerer Jugend, Sadalin. Dieſe ungewöhnliche Entfernung zur Nachtzeit beunruhigt mich, und ich ſuche Zerſtreuung bei Dir. In Deiner Nähe will ich die

Morgenröthe erwarten, die uns ein Feſt bringt, heiterer als dasjenige, das am verwichenen Tage gefeiert wurde."

„Ein Feſt? welches? hilf mir, Iſſa, daß ich mich erinnere, denn mein Gehirn brennt vor Schmerz, und die Beſinnung iſt mir gewichen."

„Morgen iſt der Tag, wo die Einſetzung unſers Königsſtammes auf den Thron dieſes Landes feſtlich begangen wird."

„O welch' gräulicher Spott des Schickſals! Heute trug man die letzte Hoffnung dieſes Stammes zur Ruhe, und morgen feiert man ſeinen Urſprung. Bedauernswerthes Verhängniß! und was noch in ſeinem Schooße ſchlummert — ich ahne es, wie ich den Streich ahnte, der mein Lebensglück zerſchmetterte. Unſelige Gabe, in das Dunkel der Zukunft zu ſchauen, die mir von den Göttern verliehen wurde! Du biſt harmlos und unbefangen, Iſſa, und läſſeſt Dich wie ein unſchuldiges Kind, auf den Wellen des Lebens hinabſchaukeln, während ich lange zuvor den Dolch fühle, der die Goldfäden meines Verhängniſſes durchſchneiden ſoll. Welch ein Gewirr von Unglück wird noch herein brechen über die kaiſerliche Burg und das Land, das von ihr beherrſcht wird! Der Stamm von Helden, der einſt herüber kam über die Gebirge, um ein ſchwaches Herrſcher-Geſchlecht vom Thron zu ſtürzen, wird fallen, um der Verwüſtung Platz zu machen, wenn nicht die Götter eine Taube ſenden, die auf ihrem glänzenden Gefieder die Palme des Friedens bringt."

„Deine Worte ſind geheimnißvoll und ſchwer. Sie knüpfen ſich an die alte Sage, die ſeit undenklicher Zeit in allen Stämmen des Volkes herrſcht. Sollte es wahr ſeyn, daß das vertriebene Geſchlecht unſerer alten Fürſten noch fortlebe im Schooße des Geheimniſſes, und einſtens wieder hervortreten werde zu neuer Pracht und Herrlichkeit? Unſere Mutter erzählte mir oft, es walte noch immer im Dunkeln ein König, nur von Wenigen gekannt, und ein großer Theil des Volks zolle ihm im Stillen die Huldigungen, die ſeiner erlauchten Herkunft gebühren. Durch reichliche Gaben werde das Daſeyn dieſes edlen Zweiges geſichert, und ein großer Schatz liege angehäuft, um einſt ſein Hervortreten mächtig zu unterſtützen. Ein weit verbreitetes Bündniß beſtehe, um die Rechte der Unterdrückten zu handhaben, und harre nur des gelegenen Zeitpunkts; und nie noch ſey es den Machthabern gelungen, den Sitz dieſes Bundes zu erſpähen, noch den Ort, wo der ſeit Hunderten von Jahren geſammelte Schatz verborgen liegt.“

„Dieſes iſt nur allzuwahr. Die Sage lügt nicht, meine Ahnung verbürgt es, doch würde die Verſchwörung eines unentſchloſſenen Volkes nimmer reifen, wenn nicht der Zorn der Gottheit für ſie kämpfte. Der Himmel hat Wehe gerufen über das Schloß unſerer mächtigen Herren, die den Ruhm dieſes Reichs bis zu den Gränzen der Erde getragen haben, wo das große Meer anfängt, das mit ſeinen gewaltigen Armen die Welt umſchloſſen hält.

Der Letzte iſt gefallen, der mit tapferer Hand das wankende Reich auf der Spitze ſeines Schwerdtes gehalten hätte, und keiner mehr übrig, dem Unglück zu wehren.“

„Wie? der Kaiſer lebt noch, ſein Neffe iſt gekommen, das herrliche Erbtheil anzutreten, und Du fürchteſt den Untergang des Hauſes, dem Du Dich ergeben, obſchon unſer Vater es nicht liebt?“

„Du weißt es, Iſſa,“ — entgegnete Mandane mit blitzendem Auge, — „daß mein Sinn ſtets hinausflog über die Mauern des ſtillen oberprieſterlichen Palaſtes. Es war zur Zeit des großen Heereszuges nach Norden, als meine Mutter mich gebar, unter dem Schalle der kriegeriſchen Poſaunen, die das Volk zu den Waffen riefen. Die wilden Bewohner der Heldenſtadt, — die Nachkommen jener gewaltigen Schaaren, die einſt unſern jetzigen Herrſchern den Weg aus der Ferne, aus ihrer traurigen kalten Heimath, wo das Eis der Sonne ſpottet, und der Schnee nimmer den Frühlingsblüthen weicht, in dieſes herrliche geſegnete Land bahnten, — waren ausgezogen unter Trommelklang und Schlachtruf, und erfüllten unſere ſtillen Straßen mit dem Getöſe des Krieges. Mein kaum dem Leben geöffnetes Auge fiel auf ihre drohenden Geſtalten, auf ihren prächtigen Waffenſchmuck; ich rief ihnen jauchzend das Lebewohl, ich begrüßte ſie jubelnd, da ſie wiederkehrten, und Ruhm und Sieg zurück brachten. An der Hand des Oheims, der zu jenen furchtbar Herrlichen gehörte, wandelte ich oft, ein ſchwaches Kind nach der kriegeriſchen Stadt. Ich ſah jene ernſten Gebäude, wo die Helden des Kaiſers wohnen, die ungeheuern Denkmäler, die er ihrem Glücke und ihrer Starke errichtet hat. Mein Geiſt nährte ſich an dieſen Bildern einer großen bedeutungsvollen Zeit, und einen Triumphzug zu ſehen, und den feierlichen Waffentanz der Krieger, war mir höhere Luſt, als in den Reihen der Jungfrauen im Tempel zu dienen, und ein Feſt unter den Platanen unſerer Gärten begehen zu helfen. Mit ſolchen Eindrücken wuchs ich auf, die Knaben beneidend, die zum Handwerk der Waffen erzogen werden, die Schwachen verachtend, die ſich dem ſtillen Dienſt der Götter widmen. Wie demüthig ſang ich in den Tempeln die Lobgeſänge, wie jauchzte ich bei kriegeriſchen Aufzügen die Lieder des Sieges aus voller Bruſt! Der herrlichſte Tag meines Lebens erſchien. Ein wilder Aufruhr an den fernſten Gränzen des Reichs war geſtillt worden. Der Held jenes Zugs kehrte zurück, ſtrahlend von Jugend und Waffenglück. Ich ſah ihn auf dem goldenen Wagen, und der Augenblick, und ſein freudetrunkener Blick, der in die Begeiſterung meiner Augen herniederſchoß wie ein feuriger Strahl, entſchied mein Loos. Ich war geliebt, angebetet von dem Königſohn. Seine Lippe ſprach aus, was ſein Auge verrieth. Er floh die goldene Burg ſeines Vaters, die rauhen Uebungen ſeiner Kampfgenoſſen; er ſuchte mich auf in dem Tempel der Prieſterſtadt, wo ich die heilige Lampe hütete, die vor dem Bilde der

Mutter des Himmels brennt. Vor der heiligen Flamme, vor der ehrwürdigen Bildſäule der Göttin, ſchworen wir uns Treue, und er hat ſie gehalten, bis an die Gränzen des Lebens; er hat die Königstöchter verſchmäht, die man ihm vermählen wollte, er wollte die Krone ſeines Erbes in meine Locken flechten, — da ſank er hinab in die Nacht, mich zurücklaſſend, um ihn zu beweinen, und das Verderben des Geſchlechts zu ſehen, das in unſerer Vereinigung fortgeblüht haben würde. Der kriegeriſche Muctar, des Kaiſers Neffe, gehört nicht in die Reihe der Enkel ehrwürdiger Ahnen, die ihren Stamm zum preiswürdigſten der Erde gemacht haben. Als ich ihn geſtern ſah, — hinter jenem Gebüſch, — die Augen voll Thränen, den Buſen voll Schmerz, war ich Zeuge des Trauerzuges — als ich den Jüngling ſah, trotzig und zuverſichtlich einherſchreitend, als hätte er ſchon die Krone der Macht auf ſein Haupt geſetzt und das Schwerdt der Gewalt zur Hand genommen, — da überlief es mich wie Eiſeskälte: ich glaubte einen finſtern fremden Geiſt zu ſehen, emporgeſtiegen aus dem Abgrund; einen wilden Räuber, der die Hände nach Schätzen ausſtreckt, die ihm von dem Rechte nicht beſchieden ſind. Er mag verſtehen, wie man das Schwerdt führt, das Roß tummelt, und eine Schaar in's Gefecht jagt, aber den königlichen Reif verdient ſeine Stirne nicht, und der adeliche Lorbeer iſt nicht geſchaffen, ſeine Schläfe zu beſchatten.“

Iſſa ſchüttelte bedauernd den Kopf und half der ermattenden Schweſter ſich in die Höhe zu richten. Dann ſagte ſie ihr mit zärtlichem Ausdruck, ohne Schärfe, ohne Vorwurf: „Zum mindeſten trockne Deine Thränen, und verrathe nicht unſerm Vater den ungeheuren Schmerz, der Dich zerreißt. Bedenke, daß es Deine Pflicht iſt, an dem heutigen Feſte dem Kaiſer die Geſchenke darzureichen, die ihm die Prieſterſchaft zu weihen verbunden iſt. Du Stolze, Männliche, trage nun auch ſtolz und männlich Deines Kummers wie deiner Pflichten Laſt. Sieh, es dämmert ſchon das bleiche Morgenlicht. Komm, daß ich Dich ſchmücke."

„Schmücken? Prachtgewänder, während ich mich in Trauer hüllen möchte? o wäre dieſer Tag nur ſchon vorüber! im Kreiſe der Freude bricht mein Herz, und ich muß heiter ſcheinen! ein einziges Gemüth unter den vielen Tauſenden theilt meinen Schmerz: die Seele des gebeugten Vaters, dem ich nicht einmal ſagen darf, wie theuer mir ſein Sohn geweſen. Ich Unglückliche!"

„Ich bin die Vertraute deines Grams. Von mir und dem freundlichen Sadalin erwarte Troſt und Beruhigung." Mandane faltete die Stirne und ſprach mit ſtolzer Wendung: „Ich haſſe den weichen Jüngling. Ich habe ſchon den Knaben nicht geliebt. Seitdem ihn der Kaiſer unſerm Vater zur Erziehung anvertraut, iſt mir das Vaterhaus fremd geworden. Wäre Sadalin der Sohn des Oberprieſters — was ſage ich? — wäre er der Gebieter der Altäre ſelbſt, nicht mit mehrerer Liebe könnte der Vater an ihm hängen, nicht mit größerer Ehrfurcht ihn behandeln. Wir, die Töchter, ſtehen dem Fremden nach. Des Jünglings Zartheit ſcheint mir Gleißnerei. Du biſt von ihm angezogen, weil Deine weiche, unerfahrne Seele einen gleichgeſtimmten Freund in ihm zu ſehen wähnt. Ich will jedoch lieber meinen Schmerz im tiefſten Buſen verſchließen, als ihn mit einem Manne theilen, der mir unwürdig ſcheint."

„Du biſt grauſam, Mandane!" ſagte Iſſa mit bewegter Stimme und feuchten Augen.

„Ich habe Deine Liebe verletzt;" entgegnete Mandane bereuend: „vergib mir. Der Mund ſpricht hart aus, was ihm die gemartete Seele aufdringt. Ich will Sadalin nicht haſſen, weil ſein Gemüth von dem Meinigen verſchieden iſt. Ich würde nicht dazu taugen, die Gefährtin eines Prieſters zu werden, deſſen Leben unbemerkt endigt, wie es anfieng. Dir genügt ein beſcheideneres Glück. Möge bald des Vaters Segen Dich einführen in Sadalins Haus, und niederſitzen laſſen an den Herd der ewig ungeſtörten Ruhe!"

„Ach, des Vaters Segen iſt noch fern!" ſeufzte Iſſa, in Wehmuth zurückſinkend, denn ſie gedachte der finſtern Stirne des Oberprieſters, als er einſt die Liebenden in traulichem Beiſammenſeyn überraſcht hatte. — Da rauſchte es, dem Geſtade nahend, wie leiſer Ruderſchlag. Die Mädchen lauſchten, hinter dem gewaltigen Standbilde eines Löwen verborgen, das unten an der großen Treppe zur Gruft aufgeſtellt war.

Ein Kahn legte am Ufer an, und wurde an den ſchweren Ringen von Metall, die von der Brüſtung des Dammes hinabhiengen, befeſtigt. Zwei Geſtalten erſchienen auf dem Rande der Bruſtwehr, und ſchlugen dann ſchnell den Weg nach der Seite des oberprieſterlichen Palaſtes ein. Der Mädchen Vater war Einer von den Männern, der zweite Sadalin. „Schon flammt es im Oſten!“ ſagte der Erſte im Vorübergehen: „die Waſſerlilie trinkt den Morgenduft. Laß' zum Feſte uns bereiten!'

„Das ſchönere iſt vorüber;“ antwortete Sadalin; und verſchwand mit dem Oberprieſter. Die Mädchen folgten von Ferne ſchweigend, um ihre Gemächer noch zu rechter Zeit zu erreichen.

Unfern von den drei großen Städten, die, zu einer einzigen verbunden, das hochſtrebende Schloß des goldenen Königs umgaben, dehnte ſich eine weite Ebene aus, begränzt von waldigen Gebirgen, und von dem heiligen Fluſſe. Ueppige Felder, mit freundlichen Geländen und Luſthainen abwechſelnd, bedeckten die weite Fläche. Der ſanfte Abhang jedoch gegen den Strom hinab, war mit einem Teppich von friſchem Raſen geſchmückt, auf dem unzählige Blumen in den brennenden Farben des fruchtbarſten aller Himmelsſtriche zu ſchauen waren. Auf dieſer grünen und bunten Ebene wurden die Feſte gefeiert, woran das geſammte Volk mit den Kriegern und dem Herrſcherſtamm Antheil nehmen durfte. Ein herrliches Sonnenlicht lag auf der zauberiſchen Fläche, und in dem Golde ſeines Widerſcheins ſtrahlte ein unermeßlicher Kreis von Zelten bis zum Ufer des Stromes hernieder. Hohe Stangen mit weit dahin flatternden Panieren ragten daraus hervor, und des Kaiſers Zelt, auf einem kleinen Hügel erbaut, trug auf ſeinem Gipfel viele Fahnen, und rund um dasſelbe waren die unzähligen Feldzeichen aufgepflanzt, die das Heer den fremden Völkern abgenommen, als dieſe ſich unterjochen laſſen mußten. Wer vermöchte es, die Menge zu zählen, die ſich zu der Feier des prächtigen Feſtes zuſammengethan hatte? Kopf an Kopf, Schulter an Schulter gedrängt, am Boden, auf Gerüſten, Wagen und Roſſen, ſtanden und ſaßen Männer und Weiber, und, in die Lüfte erhoben, auf den Armen ihrer Verwandten jubelten die Kinder dem Prachtzuge entgegen, der unter feierlicher Muſik von der Stadt zu den Zelten wallte. Voraus ſchritten geſchmückte Reiterſchaaren, auf leichten Pferden ſitzend, und ſpielend mit den bewimpelten Lanzen in ihren Händen. Nach ihnen kamen in bunten Abtheilungen die Geſandten der Städte des weitläufigen Reichs und der Provinzen und Länder, über welche ſich ſchützend der Scepter des Kaiſers ſtreckte: fremdartige Geſichter von allen Farben, Gewänder, ſeltſam anzuſchauen, Geſchenke voll Pracht und in bedeutender Menge. Hundert Zungen wurden in dem langen Zuge geredet, und mit Staunen ſah erſt nun das Volk der Hauptſtadt, wie viele Brüdergeſchlechter das Schwerdt ſeines Siegerfürſten ihm zugewendet hatte.

Den Geſandten der zinspflichtigen Länder folgten die Abgeordneten der Gewerbe und bürgerlichen Stämme, der Landleute Vorſteher, der Gelehrten Zunft, die Verſammlung der Sterndeuter, und der Statthalter mit Ehrenzeichen geſchmückte Menge. In blendend weiße Gewänder gehüllt, Kränze von Roſen in den Haaren, folgte der unabſehliche Zug der Prieſtertöchter. Sie trugen in ihren Händen auf ſilbernen Schalen das Koſtbarſte von den Früchten des Erdreichs, Tempel- und Altarzierden, von ihnen mit ſeltener Kunſt gefertigt. Hierauf kamen die Jungfrauen aus dem Stamme der Krieger, ausgezeichnet durch ihre erhabene Geſtalt und den Stolz ihres Blicks; ſie brachten Fahnen herbei, und kriegeriſche Feldbinden, und Panzerſchmuck von blinkenden Stahlringen, und die Prunkhelme ihrer Väter, von ihren zarten Händen geziert mit dem wallenden Buſch und den hochflatternden Federn. Die Jungfrauen alle ſangen Hymnen zum Lobe des Tags und des Fürſtengeſchlechts. Mit ernſterem Liede nahte ſich das Volk der Prieſter, heilige Lampen, Tempelgefäße, und die Bilder der Götter tragend, heute unverhüllt, ohne Schleier der Trauer. Dem Oberprieſter im Schmuck ſeiner hohen Würde traten die Herolde des Kaiſers nach, und die geputzten Hofleute mit duftenden Haaren und goldenen Stäben, und die leichtfertigen Edelknaben mit muthwilligen Blicken, und die weißbärtigen Aerzte der kaiſerlichen Burg. Ihnen, die dem Tode ſein Liebſtes nicht entreißen konnten, folgte der Kaiſer ſelbſt, gebückt unter der Laſt des Goldes, der Edelſteine, der Jahre, und — des Kummers. Neben ſeinem funkelnden Wagen ritt der Neffe daher, mit glänzendem Antlitz, umſchwärmt von der wunderlichen Bande, die mit ihm gekommen war. Der rauhe Schmuck, worin er geſtern erſchienen war, umgab ihn auch noch heute; dieſelbe wilde Gluth drohte aus ſeinen Augen, wie aus denen ſeiner Begleiter, und hielt in geraumer Entfernung den majeſtätiſchen Kranz von ſtahlgewappneten Kriegern, die das Vorrecht hatten, als die getreueſten Lehensleute die Perſon des Kaiſers zu umringen.

Die finſtern und bärtigen Geſichter der Helden trugen den Ausdruck des innern verſchloſſenen Zorns, und ihre Hände hielten die Zügel ihrer Roſſe ſo ſtraff, als ihre an Gehorſam gewohnte Zunge das grollende Wort zurückhielt in der eiſernen Bruſt. Lange Reihen des gedrängten Fußvolks, ernſt und ſchweigend wie die Führer, kamen hinterdrein, und den Pomp des Zuges beſchloß der ſchwere, donnernd den Boden tretende Troß der gerüſteten Elephanten aus den Ställen des kaiſerlichen Schloſſes.

Die ganze ungeheure Maſſe entwickelte ſich auf dem Platze des Feſtes, und umkreiſte denſelben, wie der bunte glänzende Leib einer Schlange ſich durch den grünen Raſen zieht. Es dauerte ſehr lange, bis des Kaiſers Wagen das große Gezelt erreicht hatte, und die Sonne ſtand im Mittage, als der Fürſt, ermüdet von der Anſtrengung, abſtieg, um die Glückwünſche des Prieſter-Ordens anzunehmen. Das große wunderthätige Bild des oberſten Gottes wurde in des Kaiſers Nähe getragen, und dieſer Letzte mußte ſeine Hände ſchwörend auf die Kniee des Götterbildes legen, zu betheuern, daß er fortfahren wolle, in ſeinem und ſeiner Nachfolger Namen, Tempel und Altäre zu ſchützen, und den Dienſt der Götter nie zu ſtören. Da — o Entſetzen! — Da brach das goldene Bild zuſammen unter der Berührung der kaiſerlichen Hände, und ein Schrei des Schreckens und der Wehmuth fuhr empor aus den gedrängten Haufen der erblaſſenden Zuſchauer. Auch der Fürſt mußte, einer Ohnmacht nahe, in ſein Zelt getragen werden. Die Prieſter führten beſtürzt die Trümmer des Bildes hinweg, und ſchloßen ſich in die ihnen beſtimmten Hütten ein, ſo wie das übrige Volk daſſelbe that, um ſich zu berathen, um zu beten, und in Stille den Abend zu erwarten, wo die Spiele beginnen ſollten. Die Sonne brannte ſenkrecht auf den Platz, und erſtickte den Weihrauch-Dampf, der auf mehreren Altären zum Preiſe der Götter angezündet worden war. Einzelne Wachen durchſtreiften die Ebene, und wie Mauern ſtanden in der ſengenden Hitze die Reihen der Elephanten um des Kaiſers Zelt. Kein anderes lebendes Weſen war auf dem Platze zu ſchauen, weil ſich Alle, von der traurigen Begebenheit mit dem Götterbilde erſchüttert, in Schatten und Schweigen zurückgezogen hatten.

Der Oberprieſter ſaß in ſeiner köſtlich geſchmückten Hütte, den Kopf in die Hand geſtützt, und den ſinnenden Blick auf die Töchter geheftet, die zu ſeinen Füßen auf dem Teppich ſaßen, an weiche Polſter gelehnt. Sadalin trat zu ihnen, und wollte ſich, nach ſeiner bisherigen Weiſe neben ihnen niederlaſſen; da erhob ſich der Oberprieſter raſch, ergriff ihn bei der Hand, und führte ihn hinaus mit den Worten: „Dieſe Geſellſchaft ziemt Dir von nun an nicht mehr. Ich habe für die Zeit des Feſtes dieſe Hütte neben der meinigen für dich erbauen laſſen, und in derſelben wirſt Du wohnen.“ Sadalin betrachtete ſeinen neuen Aufenthalt. Er war klein, aber mit verſchwenderiſcher Tempelpracht ausgeſtattet: ein wahrer Palaſt gegen die ärmliche nackte Zelle, die der Jüngling bisher im Vorhofe der oberprieſterlichen Wohnung inne gehabt hatte. Der Oberprieſter verließ mit einer tiefen Verbeugung ſeinen Zögling, und eine Menge von Tempelknaben trat zu dem Einſamen, und diente ihm, bis er die Ueberläſtigen, der Aufmerkſamkeit ungewohnt, hinausſchickte. Ein lieberer Gaſt ſah bald darauf neugierig und ſtaunend durch die Ritze des goldenen Vorhangs an der Thüre, und auf Sadalins freudigen Willkommruf ſchlüpfte Iſſa in das Innere der prächtigen Hütte. Sie maß verwundert den Freund mit glänzenden Augen; er errieth die Urſache der Verwunderung, und ſagte lächelnd: „Sage mir doch, Iſſa, ob dieß alles nur ein Spiel iſt, das meine Einbildungskraft mit meiner Einfalt treibt? oder, kommſt Du vielleicht, um mir die ſo nöthige Aufklärung zu bringen?" Iſſa erwiederte: „Ich bin gänzlich unwiſſend; unſer Vater iſt in den Rath ſeiner Prieſter gegangen, ohne uns das Räthſel zu erklären, das Dich aus unſerer Nähe verbannt, und in eine glänzende Einſamkeit ſperrt, die Dir nicht gefällt, wenn ich Deiner unzufriedenen Stirne trauen darf."

„Ich verſprach mir" — ſagte Sadalin — „ſo viele Freude von dieſem Feſte. Ich hoffte, ungeſtörter und öfter mit Dir zuſammen zu ſeyn, Du Geliebte! Statt deſſen kerkert mich der Wille Deines Vaters, dem ich aus Pflicht nicht widerſtehen darf, hier ein, und ich muß verzweifeln, wenn drei lange Tage hindurch dieſe Gefangenſchaft nicht von mir weichen ſoll. Ich verdanke indeſſen dieſer ſonderbaren Behandlung eine Mahnung an meine frühe Jugendzeit: eine Erinnerung, die ſich aus meinem Gedächtniſſe längſt verloren hatte, und mir jetzt mit neuer Friſche zurückkehrt. Ich ſagte Dir ſchon oft, wie abgeſchieden und ſtill die Lebensweiſe meiner Eltern geweſen, wie einſam und ungeſtört ihre trauliche Wohnung im Schooße eines grünen Thals, das, wenn ich nicht irre, hinter jenen Waldgebirgen liegt. Die Mutter ſchaffte geräuſchlos in der kleinen Wirthſchaft; der Vater ſtreifte auf der Jagd nach edlem Wilde, oder las daheim in heiligen Büchern auf Palmblättern geſchrieben, oder vergnügte ſich, ſeine Waffen zu putzen, oder den Liedern zuzuhören, die meine Mutter mit beſonderem Wohllaut ſang. Nicht ich, nicht mein Bruder, haben ihn jemals mit einer andern Arbeit beſchäftigt geſehen. Der ſchwarze Knecht unſers Hauſes beſtellte den Garten, und trug mit der Mutter die kleinen Mühen des Hausweſens. Aber es kamen Tage im Jahr, wo der Vater zu Hauſe blieb, um mehrere Männer zu erwarten, die regelmäßig zu derſelben Zeit alljährlich kamen, ſich mit ihm in's Geheim zu unterreden. Alsdann wurde unſer Haus köſtlich geziert, ein Schmaus wurde gegeben, und mein Vater nahm einen prächtigen Stuhl ein, und wurde ehrerbietig von den Fremden bedient, während er in Unthätigkeit verharrte, und die fremden Leute manchmal wie Freunde, manchmal wie den ſchwarzen Knecht behandelte. Der feierliche Glanz, der mich in dieſem Augenblick umgiebt, erinnert mich lebhaft an jene Feſttage, und beſonders an den letzten, dem ſo viele Tage des Kummers, und ein ſo trauriges Geſchick folgten. Die fremden Gäſte hatten unſere Hütte verlaſſen; ich war neben dem Vater auf ſilbernen Kiſſen eingeſchlummert; da weckte mich, nicht der Morgengeſang meiner Mutter, ſondern das wilde Geſchrei bewaffneter Männer. Als ich die Augen aufſchlug, ſeh ich mich von Mutter und Bruder umſchlungen. Der Vater, vor uns ſtehend, uns mit ſeinem Leibe deckend, wehrte ſich wüthend gegen einen Haufen von Räubern, denen unſer ſchwarzer Sclave, teufliſchen Angeſichts, zu dem unredlichen Angriff mit einer Fackel leuchtete. Wir ſchrieen alle auf vor Entſetzen, als plötzlich ein fürchterlicher Säbelhieb, von einem Rieſen in Soldatenrüſtung geführt, den Vater zu Boden ſtreckte, daß ſein Auge ſich ſchloß, um nie mehr ſeine Lieben zu ſchauen. Sein Tod gieng nur wenig Augenblicke dem meiner Mutter voraus. Ihre Verzweiflung riß ſie mitten unter das unbarmherzige Mördervolk. Muthig, wie eine Löwin, griff ſie mit ſtarker Hand in die Schwerter der Feinde, und das Blut, das von ihren Händen floß, ſteigerte ihre Wuth und die Schmähungen, die ihr Mund ausſtieß. Sie rief: „Haltet ein, Unſelige! Ihr lechzt nur nach Gold, und mordet einen Mann dahin, deſſen Werth Ihr nicht zu begreifen verſteht. Fordert, was Eure Habſucht begehrt; gebt mir aber den Gatten wieder, und ſchonet dieſer Kinder!“ — Als aber auf dieſe Rede des Jammers die wilde Antwort erfolgte: „Wahnſinnige! wir ſind nicht Räuber, ſondern des Kaiſers Trabanten!“ da ſchwanden die Sinne der Mutter dahin, und wie gelähmt ſanken ihre Glieder zur Erde; einer von den Wüthrichen gab ihr, der Wehrloſen, den Todesſtreich. Wir, die armen Kinder, feſtgebunden mit Stricken, die in's Blut unſerer Eltern getaucht worden waren, wurden vor den Kaiſer geſchleppt, getrennt, und meinen Bruder habe ich niemals wieder geſehen. Man ſagt, der Kaiſer habe ihn umbringen laſſen, hierauf ſeinen vorſchnellen Befehl bereut, und befohlen, daß man mich ſorgfältig erziehe, und keinen Mangel leiden laſſe. Und ſo erwuchs ich denn, und bin zu der unverdienten Strafe verurtheilt, einem Mann dankbar ſeyn zu müſſen, der meine Eltern, meinen Bruder, und mein Glück vernichten ließ, ohne daß ich nur die Urſache ſolch' gräßlichen Beginnens jemals erfahren hätte. Darum ängſtigt mich der Prunk, der mich hier umringt; wenn, wie ich hier glauben muß, dein Vater nach einem Befehl des Königs handelt, ſo fürchte ich Schlangen unter dieſen Roſen."

Iſſa hatte noch nicht die Zeit gehabt, dem Freunde ein tröſtendes Wort zu ſagen, als ein fröhliches Getöſe, unfern von den Hütten der Prieſter, die ſchwüle Stille des Feſtlagers unterbrach. Die Bewohner der leichten Zelte eilten in's Freie, um die Urſache des auffallenden Jubels zu vernehmen, und es wurde ſo lebhaft auf dem Platze, als es vorher traurig und ſtill geweſen war.

Das Freudengeſchrei einer jauchzenden fröhlich überraſchten Familie hatte das Lager auf die Beine gebracht. Ein Kaufmann aus der Kaiſerſtadt, den ſein Handel ſchon ſeit mehreren Jahren fern von ſeinem Hauſe gehalten hatte, war plötzlich zurückgekehrt aus der Fremde, und hatte ſeine Angehörigen, die an dem Feſte Theil nahmen, überfallen, wie das Glück ſeine Günſtlinge unverhofft zu beſuchen pflegt. Die Freude macht mittheilend; nachdem der Willkommgruß in dem ſtillen Zelte abgeſtattet worden war, führten Kinder und Verwandte den heimgekehrten Familienvater jubelnd, ſingend und tanzend, mit grünem Laube und bunten Wieſenblumen bekränzt, durch die leicht aufgebauten Gaſſen. Fröhlicher Pfeifenklang zog ihnen voraus, und ſo oft die Muſik eine Pauſe machte, riefen die Söhne, wie Herolde, nach allen vier Weltgegenden die Worte: „Sehet hier unſern Vater, den vielerfahrnen Handelsmann, der da zurückkehrt aus dem Lande Jubal, das weit hinter den großen Gebirgen liegt, und von deſſen rauhen Gränzen man nur mit der Gnade der Götter wiederkömmt! Freuet euch mit uns, ihr Mitbürger und Freunde! Danket dem Himmel mit uns, daß er den lieben Vater Sim wieder in unſere Hütte führte, in die Arme ſeines trauernden Weibes und ſeiner wehmüthigen Kinder! Groß ſind die Götter, und gnädig den Wanderern als leuchtender Stern zur Heimath!“

Aus allen Zelten, aus allen Hütten und Lauben strömte neugierig und theilnehmend Volk heraus, um den Freund zu empfangen, den Nachbar zu begrüßen, den Verwandten zu umarmen und zu küſſen.

„Wohl Dir, daß Du heimkamſt, um das große Feſt mit uns zu begehen,“ riefen einige aus dem Volk; andere ſetzten hinzu: „Heil Dir, Du vielgereister Mann! Dich hat auf der Heimfahrt der große Geiſt beſchützt, der den Neffen unſers Kaiſers unverſehrt hieher geleitet hat, aus dem Lande Jubal, von wannen Du kommſt!“ Und Sim, der Kaufmann, drückte Allen die Hände, küßte ſeine Gattin, ſegnete ſeine Kinder, und ſetzte ſich nieder im Kreiſe ſeines ſchattigen Zeltes, und der vielen Zuhörer, die erſchienen waren, um die Berichte aus ſeinem Munde zu hören, — wie der vielen Sprecher, die ſich herbeigethan hatten, um den Pilger von Allem zu unterrichten, was in ſeiner Abweſenheit vorgefallen war. Während nun die Einen ſich in Gedanken wiederholten, was Sim von den fernen Gefilden des Jubal erzählt hatte, von dem ewigen Schnee jener fernen Berge, von der wilden Brandung jenes fernen Meeres, von dem Ende, das die Welt an jenen Küſten nimmt, wo ſich die Erde plötzlich ſchroff in den Abgrund ſenkt, und das Reich der Fiſche und Ungeheuer angeht, und jenſeits deſſelben nichts mehr iſt, als der leere Raum, — während deſſen erzählten dem Reiſenden zwanzig Zungen, wie viele Jungfrauen ſich verehlicht, wie viele Greiſe dahin gegangen, wie viele Schiffe auf dem heiligen Strome angelangt, wie viele Tage der Prinz des goldenen Königs krank gelegen, wie prächtig ſein Leichenbegängniß geweſen, wie troſtlos der Vater ſey, und wie ängſtlich das Volk, ſeitdem es den kriegeriſchen Muctar geſehen, der, als Nachfolger im Reiche, der Verkündiger von vielen Jahren des Krieges und des Leidens zu ſeyn ſcheine; ſie ſchloſſen mit der Aeuſſerung: „Mit Dir, geliebter Freund, iſt Glück und Zufriedenheit für dein Haus und für uns aus Jubal gekommen: Muctar jedoch wie wir fürchten, hat eine Zukunft von Erz aus Jubal gebracht!“

Da ſtaunte der Kaufmann, faltete ſinnend die Stirne, ſtützte den Kopf nachdenklich in ſeine beiden Hände, und ſchüttelte dann das Haupt mit beſonderem Lächeln, und ſchwieg jedoch, als ob er mit ſich ſelbſt im Kampfe läge, und ein Geheimniß im Munde trüge, das ſich ſcheute, über die Lippen an's Licht zu treten. Da gingen jedoch murmelnd und dringend die Fragen an ihn: „Was haſt Du, vielerfahrner Sim? — verbirgſt Du uns nicht eine wichtige Nachricht? — ſind wir nicht Deine Freunde, und würdig, Deine Vertraute zu werden? — Siehſt Du nicht nachdenklich und betrübt aus, wie unſere Geſichter, da heute das Bild des oberſten Gottes unter den Fingern des Kaiſers zuſammen ſtürzte, eine unglückliche Vorbedeutung?“ und Sim der Kaufmann zog die Kränze aus ſeinen Haaren, und den faltigen Mantel darüber hin, und rief lebhaft, ſeiner Zunge freies Spiel laſſend: „Wohl iſt die Vorbedeutung unglücklich, und wehe dem, der die Götter verſucht, und den gläubigen Menſchen täuſcht! Es wird untergehen, das Haus der Eroberer: es iſt ſchon untergegangen durch die Treuloſigkeit des Alten, der noch die Krone trägt! der Neffe des goldenen Königs iſt im Lande Jubal geſtorben, und mehrere Monden ſind verfloſſen, ſeit man die Gruft des Todten geſchloſſen hat. Ich habe ihn ſelbſt zur Ruhe geleitet, und wenn nicht ſein Geſpenſt herüber gekommen iſt über die fernen Gränzen hinter jenen Bergen, um eine ſchauerliche Begebenheit in der Kaiſerburg zu veranlaſſen, ſo ſeid Ihr, der Kaiſer, ſeine Statthalter, die hohen Prieſter, die Götter ſelbſt das Spielwerk eines Betrügers geworden.“

Stummes Grauen ſchlich durch die lange Reihe der erbleichenden Zuhörer, und ſie drängten ſich zuſammen, wie man zur Nachtzeit zu thun pflegt, wenn das Mährchen von dem Zaubergeiſte oder von dem geſpenſtigen Blutſauger erzählt wird. Ein dumpfes Murmeln gleitete von Mund zu Munde, und pflanzte von Zelt zu Zelt die überraſchende Kunde aus dem Lande Jubal fort; und allenthalben, wo man an der Wahrheit derſelben zweifelte, betheuerten die Erzähler: „Sim hat's geſagt, und der wahrhaft rechtſchaffene Mann, der Vielgereiste, der am Ende der Welt Geſtandene lügt nicht.“ — Hierauf wurden Alle gläubig, und ſchworen auf Sim's Wort und Wahrhaftigkeit. So kreiste das Gerücht durch das Lager, wo die Stämme des Volkes wohnten, und gelangte bis zu den buntgeſchmückten Schiffen, die auf dem heiligen Fluſſe einen prächtigen Halbzirkel bildeten, glänzend gefiederten Rieſenvögeln nicht unähnlich. ruhend auf blauer Fluth; gelangte endlich zu den Hütten der Prieſter, wohin Sim es ſelber trug. In das Lager der Krieger jedoch drang es nicht, weil die Waffenleute ſich ſtarr getrennt hielten von den übrigen Stämmen, und dieſe Scheidung ließ nicht einen Hauch der beunruhigenden Kunde in die Nähe des kaiſerlichen Zeltes reichen, wo die Elephanten ſtanden, gegenüber den leichten Schiffen, am andern Ende des großen geräumigen Platzes.

Im Schatten eines prächtigen Baldachins ruhte auf der kühlen Haut des Hirſches der junge kräftige Muctar. Die Vorhänge ſeines Zeltgemachs waren tief hernieder gelaſſen, und nur durch einige Oeffnungen in der Kuppel des Zeltes leuchteten goldene Abendſtrahlen in die ſtille Dämmerung. Der Erbe des ungeheuern Reiches lag darnieder wie ein Verwundeter, oder wie gebeugt von der ſtillen Laſt unbekannten Kummers. Er hatte den Panzer abgeworfen, das wilde Fell des Bären von ſeinen Schultern geſtreift; der drohende Helm lag im Winkel des Zelts, und mit dem Schwerdte, mit der klingenden Streitart ſpielten unfern die muthwilligen Wolfshunde, ein aus den rauhen Gebirgen herunter gekommenes, auf den Ufern des heiligen Fluſſes unbekanntes Thiergeſchlecht. Muctar lag in trüben Gedanken verſunken; vor ihm ſtand der alte Mann in wilder Rüſtung, ſein Begleiter und Führer der abentheuerlichen Schaar, die mit dem Prinzen in's Land gekommen. Der Alte blickte finſter und mißbilligend auf den Jüngling hernieder, und brach endlich das Stillſchweigen, indem er dumpf und leiſe mit dem Ausdruck herben Spottes begann: „Als Du noch jagteſt auf wilden Höhen und der Baum Dein Dach war, der Himmel Dein Zelt und das grimmigſte Unthier des Waldes ein willkommener Feind, — als Du des wilden Stromes ſpotteteſt, Blitz und Eis verachteteſt, — da glaubte ich nicht, Dir einſt den Vorwurf machen zu müſſen, daß Dich der Muth verlaſſen. Dennoch zwingſt Du mich heute dazu.

Ermanne Dich; ſieh auf zu Deinen glücklichen Sternen und gräme Dich nicht um eines Vorfalls willen, der das Werk der Zufälligkeit oder der prieſterlichen Bosheit geweſen iſt. Glaube mir, daß die Zertrümmerung des Götterbildes Dir kein Unheil weiſſagt; verbanne Dein düſteres Schweigen, und belache mit mir das Gaukelſpiel, wodurch der ganze abergläubiſche Haufen des Volks in ſo ſchweres Entſetzen verſenkt wurde.“

Da erhob ſich Muctar halb von ſeinem Lager, ſtrich die dunkeln Locken von der Stirne und ſah den Alten mit hellen Blicken voll Muth und Entſchloſſenheit an. „Wer ſagt Dir,“ — ſprach er unwillig — „daß ich muthlos bin? daß die Zernichtung eines Bildes mich in matte Verzweiflung ſtürzt? ich bin gekommen in der Erwartung großer Kämpfe und zittere nicht zurück vor dem Gedanken, daß ich darinnen umkommen könnte. Ich bin nicht gewohnt geweſen, in Tempeln die Götter zu verehren; ich ſpotte der Bildniſſe, die des Sterblichen ſchwache Hand von den Unſterblichen entwirft. Ich habe nicht gebebt, wenn der Feuergott aus den rauchenden Bergſchlünden des Jubal ſeine Flammen zu mir ausſpie; ich erſchrak nicht, wenn der Donnerer aus den ſchwarzen Wolken des Gewitters zu mir redete; wenn die Geiſter der Unterwelt Berg und Thal in ihren Grundfeſten erſchütterten, wenn der Meeresgott zürnte im Sturm und die Geſpenſter der Luft Alles erſäufen wollten im unendlichen Regen. Man muß den Göttern in der großen weiten Halle ihrer Schöpfung geopfert haben, wie ich, um mit ihnen vertraut zu werden, um ſich nicht vor den Götzen der Menſchen zu fürchten. Glaube daher nicht, daß mein Herz in abergläubiſcher Furcht erzittert. Könnte ich vor Menſchenkraft beben, ſo hätte ich Dich früher zum Mitwiſſer meiner Angſt gemacht; Du verſtehſt Dich auf Gefahren, und Dein Rath iſt, wenn es einen Kampf gilt, vortrefflich. Aber was in meinem Innern vorgeht, liegt nicht im Bereiche Deines Verſtandes und Deines Gefühls. Mich bewegt eine Erſcheinung, die mir im Leben höhere Genüſſe verſpricht, als jemals die Gewalt der Krone allein mir zu verleihen vermag. Wie ſoll ich ſie aber Dir ſchildern, deſſen einzige Freude nur in dem liegt, das die Sinne beſchäftigt? Du liebteſt ſo lange Du lebſt nur den Wald, der Dir Schatten gab, die Quelle, die Deinen Durſt löſchte, das Wildthier, das Dich nährte, das Schwerdt, weil es Dich beſchützt, das Roß, weil es Dir Flügel giebt, den Tag, weil er Dir leuchtet, die Nacht, weil ſie Deinen Schlummer verbirgt. Anderes haſt Du nie geliebt, und ich ſollte Dich von Liebe unterhalten?"

Mogreb, der Alte, zuckte leicht die Achſeln, warf das Haupt zurück und erwiederte mit ungefälligem Lächeln: „Das der Wiederhall? das des Schweigens Grund? das endlich des jugendlichen Kummers und Sehnens Ziel? es liegt im Menſchen: einmal muß der Taumel kommen. Doch wäre es gut, Du bezwängeſt ihn, bis Du Alles verrichtet, warum Du hieher gekommen. Die Liebe der Weiber iſt ein angenehmer Zeitvertreib für den Helden am Ziele ſeiner Bahn; ein Hinderniß jedoch, wenn ſie ihn im raſchen Siegeslauf bethört und ihn in die Arme nimmt, bevor er ſein rühmliches Tagwerk vollbracht hat.“

Muctar richtete ſich ſtolz vor dem Alten auf und ſagte ernſthaft gebietend zu ihm: „Befiehl meinen Sinnen und meinem Herzen wenn Du kannſt; ſelbſt meine Laune würde ich Dir nicht aufopfern, vielweniger was meine tiefſte Seele berührt. Es lag die Schuld nicht an Dir, daß der gefährliche Taumel über mich gekommen, Du haſt es verſtanden, mich in der Einſamkeit zu hüten und fern von mir zu halten, was nicht zu meinem, dem rauhen Männergeſchlechte gehört. Jedoch, obgleich Du mich einſchloſſeſt in der Bäume düſteres Grün, in der Felſenſchluchten ſtarre Mauern, in die öde Stille dürrer Steingebirge, völlig einſam war ich doch nicht. Vögel und Wild belebten den Wald, und flüchtige Rehe ſprangen auf den Höhen, Käfer, Eideren und Schlangen krochen in der Kluft. Ich drang zu dem Horſte des Adlers, des gefräßigen Geyers, und ſah darin, wie in dem beſcheidenen Neſte des Goldvogels, der in Blüthenbüſchen hauſt, die Liebe walten. Ich drang zum Lager der wilden Thiere und ſah den grimmigen Löwen wie den furchtſamen Hirſch in den Netzen der Liebe gefangen. Was mich das Beiſpiel der vielbewegten Thierwelt nicht lehrte, erſetzten die Mährchen, die von unſern Gefährten beim Scheine der abendlichen Flamme, beim feſtlichen Mahl und fröhlichem Trunk erzählt wurden. Wie lauſchte ich neugierig und entzückt, wenn Einer oder der Andere von der Freundin ſprach, die ihn einſt beglückt hatte; von den Hirtinnen, die er einſt belauſcht, von den Schnitterinnen, denen er einſt die Garben binden geholfen. Mich ergötzten die kleinen leichtfertigen Abentheuer der Erzähler; ich träumte mich ſehnſuchtsvoll auf die Fluren, zu den Jungfrauen in den Feldern, auf die Berggipfel zu den Schäferinnen im balſamiſch duftenden Graſe; aber zur Begeiſterung wurde die Sehnſucht erſt dann, wenn die Sage von der ſtolzen Fürſtin des Waldes wiederholt wurde, die meine Bruſt mit Wonne und Furcht zugleich erfüllte. Wenn ſie geſchildert wurde, die Göttin, einherbrauſend auf ſchnaubendem Pferde, umwallt von flatternden grünen Schleiern, ſchön anzuſehen, wie die Göttin der Liebe, und doch ſo ernſt wie die Gottheit des Krieges; lockend zur Leidenſchaft, und verſagend in ſchnöder Kälte den Himmelsſtrahl aus ihren Augen ſchießend, und darauf den Pfeil des Todes in die Bruſt des Bezauberten, — dann ſchnürte ſich meine Bruſt zuſammen, als ob kein Athemzug mehr darinnen wäre, und ich beſchwor heimlich des Himmels Gewalten, mir einmal die hohe Unſterbliche zu zeigen, um mich an ihren Blicken zu berauſchen, und an ihrem Pfeile zu ſterben in der Wonne der Seligen. So oft ich aber, mein Schickſal herausfordernd, zu mitternächtiger Zeit den Wald durchſtrich, — nimmer konnte ich mein Leben und meinen Tod erſpähen. Da ſtellt ſich mir plötzlich heute, nachdem ich lange jene Sage vergeſſen, eine Jungfrau vor Augen, die in ihrem Weſen alle Eigenſchaften vereinigt, die von der glühendſten Einbildungskraft jener Waldgöttin beigelegt werden können. Ich ſah ſie, und ſchnell hob ſich mein Panzer von dem Schlagen meines Herzens; mein Auge ſuchte das ihrige, und ſchwelgte in der Sonne deſſelben, und bebte zurück vor dem Ernſt dieſer Sonne. Mein Mund wäre ſo gerne dem ihrigen begegnet, um auf ihn den Kuß der Liebe zu drücken, und wäre dennoch gewiß verſtummt vor dem bittern Ernſte auf den Lippen der Jungfrau. Licht und Finſterniß, Liebe und Verſchmähen, Hingebung und Stolz, Ahnung der Seligkeit und des Kummers Schatten theilen ſich in die lieblichen Züge, deren Sclave ich geworden bin; in die herrliche Geſtalt, die ich beſitzen muß, und zur Stelle beſitzen muß, wenn mich nicht die Leidenſchaft zu Boden drücken ſoll."

„Ich errathe;" entgegnete Mogreb lächelnd und verſchmitzt: „Die Töchter aus dem Stamme der Krieger ſind ſo, wie Du die Jungfrau ſchilderſt. Wenn Stolz, verbunden mit heldenmäßiger Geſtalt und männiſchen Sitten Dich zu reizen vermag, ſo bietet die Heldenſtadt vielleicht noch ſchönere Jungfrauen dar, als die Erwähnte iſt."

„Nicht doch! Dein Scharfſinn iſt fehlgegangen, Mogreb. Die Umgebungen des Kaiſers nannten mir die ſtolze Schöne. Sie iſt die älteſte Tochter des Oberprieſters, nach den Sitten dieſes Volkes ein heilig Kleinod, deſſen Entweihung der Sünden größte ſeyn würde, und dennoch muß ich ſie mein nennen, und müßte ich an dem Verſuche zu Grunde gehen."

„Thor! Schwimmend auf gefährlichen Wogen, um eine Krone zu gewinnen, wollteſt Du die Krone ſinken laſſen in den Schlund, um nach dem Strohkranze zu greifen, der, ein verächtlich Spiel der Wellen, auf dem Meere treibt? Vollbringe das Ernſtliche, und ſchmücke Dich dann mit der Thorheit, wenn es Dir ſo gefällt. Ich befehle Dir, kraft der Gewalt, die mir das Verhängniß über Dich eingeräumt hat, Deinem Herzen zu gebieten, um Deine Beſtimmung zu erfüllen!"

Muctar maß den Alten mit ſtaunenden, aber drohenden Blicken von der Scheitel zur Zehe: dann ſagte er, mit dem Tone des Ingrimms und mit vernichtender Kürze: „Du mir befehlen? Du, den ich zertrete wie einen Wurm? hüte Dich! der Sturm in meiner Bruſt muß geſtillt werden, und ich ſetze Alles daran. Ein Wort des Vorwurfs aus Deinem Munde, eine Weigerung des Gehorſams, den ich von Dir verlange, und Du biſt verloren. Ich ſage dem Kaiſer eine Silbe, und Du liegſt unter dem Beile des Henkers."

Mogrebs Geſicht wurde zu blaſſem Steine. Unwillig neigte er und unmerklich den Kopf, und verſetzte dumpf: „Ich muß mich ja fügen. Gebiete mir immerhin; nur ende bald, wenn auch mit Gewalt, das Spiel, das der Zufall und Deine Sinne mit Dir treiben."

Muctar betrachtete ihn lange unverwendet und antwortete kurz: „Ich werde Deine Dienſte verlangen, ſo bald es mir gerathen ſcheint. Nun aber geh; der Abend iſt herein gebrochen, und ich muß mich zu den Spielen fertig machen, die jetzt beginnen werden. Die Sitte will, daß der Erbe des Kaiſers ſich ebenfalls in die Bahn ſtelle, um mit ſeiner Gliederkraft und Geſchicklichkeit nach dem Preis zu ringen, der den Sieger in dieſen Spielen erwartet. Ich hoffe, heute, von Liebe begeiſtert, und von der Stärke geſtählt, die das wilde Jägerleben verleiht, der Sitte mehr als genug zu thun, und das Volk ſoll die Hand kennen lernen, die beſtimmt iſt, einſt ſeine Zügel zu lenken."

Balſamiſch duftete die Au, und die milde Klarheit des Abends war über das Land herabgekommen. Das Gewühl des Volks trieb ſich geſchäftig um die Schranken der Rennbahn und des Fechtplatzes. Menſchen und Thiere waren friſch und lebendig geworden, durch die Alles belebende Kühle. Die Roſſe wieherten luſtig in die Luft hinein; die Büffelgeſpanne an den Wagen der Prieſter und des Volkes brüllten; die Elephanten regten ſtolz und majeſtätiſch die weitragenden Rüſſel. Schaarenweis zog das Gefieder durch die Wolken und ſtarke Geier, Adler mit mächtigen Fittigen, und die bunt flimmernden Königsvögel kreisten um die Kampfbahn, gleichſam den edlen Streit erwartend, der ſich dort begeben ſollte. Die Kämpfer hielten ihren feierlichen Einzug unter dem Schalle der Zymbeln und der Kriegshörner: wohlgerüſtete Schaaren, gepanzert in Erz, oder bekleidet mit einfachen Lederröcken und Thierfellen. Sie ſchritten ſtolz an dem Throne des Kaiſers vorüber und neigten ehrerbietig vor demſelben ihre Paniere und ihre Waffen. Hierauf theilten ſie ſich in zwei Horden, und das Fechtſpiel begann, das die Begebenheit vorſtellen ſollte, wie einſt vor langen Jahren die Eroberer über die Berge gekommen waren, um das harmloſe Volk an den Ufern des heiligen Flußes zu unterjochen. Die leicht bewaffnete Partei führte ein kleines Rennſpiel auf der Ebene aus. Sie war mit dünnen Wurflanzen und kleinen Schilden verſehen. Hochgeſchürzte Jungfrauen theilten ihre Spiele, neckten die Ermatteten, bekränzten die Sieger und wandelten das Rennſpiel in ein fröhliches Hirtenfeſt um. Plötzlich ertönt von ferne ein furchtbarer Poſaunenruf. Schildgeraſſel und Schlachtruf vermiſcht ſich mit dem fürchterlichen Heerhorn. Wilde Bewaffnete ſtürzen in den Kreis der unſchuldigen Freuden; die Jungfrauen entfliehen; die Männer ſtellen ſich zur Wehr, aber ihre ſchlechten Waffen erliegen unter der Wucht der feindlichen Keulen. Muctar, an der Spitze der fremden Krieger, unterwirft, dem Spiele durch ſeinen Muth und ſeine Heldenbewegungen den Schein der Wirklichkeit verleihend, das Volk, das ſeine Waffen wegwirft, ſeine Knie beugt, und des Siegers Gnade anfleht. Dieſer winkt gewährend mit der Hand, und die Zuſchauer, die ſchon oft dieſes Schauſpiel geſehen, richten ihre

Augen nach der Gegend, wo die Jungfrauen wieder einzuziehen haben, und in ihrem Gefolge der Siegeszug und das Chor der Prieſter, um die neue Herrſchaft einzuweihen, und mit dem Volke zu verbinden.

Da bricht auf einmal aus der Gegend wo die Hütten der Prieſter ſtehen, ein Schrei des Entſetzens aus hundert Kehlen los, und: „Mord! Mord! verfluchter Mord!" ſchallt es wie Sturmgetöſe durch die Reihen des Volks hinauf, die ſich erſchütternd bewegen, wie die zuckenden Glieder eines ſterbenden ungeheuern Thieres. Je neugieriger die Menge bisher zugeſehen hatte, je behaglicher lächelnd der Stamm der Helden, je ſtiller und unbeweglicher das Volk der Altardiener, — um ſo ſchneller wandelten ſich jetzt alle Mienen, um ſo aufrühreriſcher tobte das Gewühl, als ſich die Nachricht auf tauſend Zungen verbreitete, daß Sim, der aus Jubal zurückgekehrte Kaufmann, einen ſchnellen Tod gefunden habe. Und welch' ein Ende! beinahe in den Armen der Seinigen, am Stuhle der vornehmſten Prieſter ſelbſt, hatte ihn der Dolch eines Mörders getroffen. Die That war blitzſchnell vollbracht geweſen; und der Verbrecher war, einem blutdürſtigen Ungeheuer zu vergleichen, durch das Volk hindurch geraſ't, um ſich in den Frieden des Kaiſers zu flüchten. Das zottige Fell, das von ſeinen Schultern flatterte, die rauhe Mütze, die auf ſeinen wildſträubenden Haaren ſaß, und die mit langen Eiſenſtacheln bewaffneten Ferſen des Fliehenden verriethen ihn als Einen aus der Schaar, die mit des Kaiſers Neffen in's Land gekommen. Das Mordgeſchrei verfolgte ihn an das Zelt des Kaiſers, der ſich beſtürzt in das Innere begeben hatte, und vor dem der Mörder ſtand und der alte wilde Mogreb.

„Welche Höllenmacht hat Dich zu der verruchten That getrieben?“ fragte der Fürſt mit grimmigem Blicke auf den Mörder. Dieſer verſetzte verſtockt und trotzig, ohne ſich lange zu bedenken: „Mein Herr Mogreb hat mir's befohlen.“ — Mogreb ſetzte bei, mit Kälte und Gewicht: „Der Kaufmann war ein vorlauter aberwitziger Geſelle, der es gewagt hat, Zweifel gegen die Herkunft Deines erlauchten Neffen zu hegen und zu verbreiten.“

Der Kaiſer erbleichte ſichtlich; Mogreb fuhr kalt fort: „Es iſt gefährlich, ſolch' elende Gerüchte im Volke aufkommen zu laſſen, zumal an einem Tage wie der heutige iſt; alle Leidenſchaften und alle Partheiſucht ſind reizbarer bei ſolchen Feſten, weil ſich eine Menge von Unterthanen zuſammen auf einem Platze findet. Darum ſchien es mir gerathen, den Zunder zu erſticken, ehe er zum Funken und zur Flamme wurde. Laß jedoch, o Herr, das Volk nicht zur Beſinnung kommen. Befiehl, daß die Spiele wieder anheben. Dein Neffe Muctar hält mit erprobten Kämpfern auf den Ebenen ſtreitfertig und gerüſtet. Verwandle den drohenden Ernſt auf's Neue in den unſchuldigen Scherz, und der Pöbel wird in der Beluſtigung die blutige Störung vergeſſen.“

Der Kaiſer, obgleich innerlich bewegt, gab dem Alten Beifall. Er befahl die Vorhänge des Zelts wieder aufzuziehen, und zeigte dem Volke wieder ſein Antlitz. Mogreb's Schaar hatte den Zugang zum Zelt ſcharf bewacht gehalten, und ſowohl des Ermordeten Familie, als auch die Abgeſandten der Prieſter und der Volksſtämme abgewehrt, die herbeigekommen waren, um des Kaiſers Gerechtigkeit gegen den Mörder anzurufen. — Ein mißbilligendes Gemurmel empfing den Monarchen, als man ſah, wie der Verbrecher mit unverſchämtem Trotz wieder ſeinen Platz unter ſeinen Waffengenoſſen einnahm. Das Mißfallen ſtieg, als der Kaiſer durch ſeine Herolde verkündigen ließ, daß die Spiele wieder anzuheben hätten. Muctar und ſeine Kämpfer beeiferten ſich, dem Winke zu gehorchen, aber aus der Mitte der Prieſter hervor tönte der Ruf einer muthigen Stimme:

„Wie lange noch, ihr Freunde, wollen wir das Spielwerk der Willkühr bleiben? Wie lange noch ein Schauſpiel feiern, das uns immer an unſere Erniedrigung erinnert und mahnt? Genug der menſchlichen Geduld iſt's, das Joch der Knechtſchaft zu tragen; der Hohn jedoch ſterbe endlich vor unſerm gerechten Grimm! Spiele, während die Götter zürnen? während man ungeſtraft die Schlachtopfer der Grauſamkeit aus unſerer Mitte wählt? Gerechtigkeit oder Blut!" Dieſe Worte wurden mit unbeſchreiblichem Jubel aufgenommen, und der ſie ſprach, in die Höhe gehoben auf den Schultern der Söhne des ermordeten Sim. Der unerſchrockene junge Held war Sadalin, und die Erſten, die ſich um ihn ſammelten, waren die Blutsfreunde der in Trauer verſetzten Familie. An ihrer Spitze ſtürzte er hervor, und forderte die Parthei der Kämpfer, welche die Beſiegten vorzuſtellen hatte, auf, ſich im Ernſte dem Angriff der Andern zu widerſetzen. Ueberraſcht von der Neuheit dieſer Aufforderung, und ins Geheim erzürnt über die demüthige Rolle, die ſie zu ſpielen hatten, gehorchten die leicht bewaffneten Männer dem Befehl des jungen Mannes, der im Gewand eines Tempeldieners, mit dem grünen Kranze auf dem Haupt, aber mit einem blitzenden Schwerdt in der Fauſt vor ihnen herſchritt, Muctar und ſeinen Leuten entgegen, die kaum ihren Augen trauen mochten und unſchlüßig die Zügel ihrer Pferde hielten. Ehe ſie ſich's jedoch verſahen, gebar der kühne Scherz die fürchterliche blutige Wirklichkeit. Sim's Gewand, von Stichen und Blutflecken entſtellt, flatterte auf einem Speere als Panier in der Luft, und dieſer Fahne ſtrömte unzähliges Volk zu, das über die Schranken ſetzte, ſich mit Allem bewaffnete, das ihm in die Hände fiel und mit wildem Geheul auf Muctar los ſtürzte, und Roß und Reiter ſcharf anfiel. Die feſtliche Muſik verſtummte unter den Trompetenſtößen, die des Kaiſers Waffenvolk zuſammen riefen, unter dem Wuthgeſchrei des Pöbels, der ſich plötzlich aus dem Garten der Freude auf ein Schlachtfeld verſetzt ſah. Ein unerbittliches Handgemeng verwirrte auf dem Kampfplatz alle Parteien. Mogreb und die Seinen eilten zu Pferd und zu Fuß dem Prinzen zu Hülfe; der Kaiſer rang verzweiflungsvoll die Hände, und beſchwor ſeine Feldherren durch ein kräftiges Einſchreiten dem wilden Taumel ein Ziel zu ſetzen. Die Führer ſchüttelten ſchweigend und unwillig die Häupter, und wie eine feſt am Himmel hängende Wolke ſtand die Menge der Krieger.

„Gedenkt Eurer Schwüre und der alten Verträge, die Euch an meinen Stamm binden!" rief der Kaiſer mit zornigem Vorwurf. Die Krieger antworteten: „Wir müſſen unſer Lager, unſere Weiber und Kinder beſchützen. Beſchütze der übermüthige Knabe ſich ſelbſt, der in ſeinem Hochmuth uns kampfverſuchte Männer verachtet hat, nicht bedenkend, daß wir die Stützen Deines Reiches ſind."

Und der Kaiſer fuhr fort: „Wenn Euch mein Stamm, wenn Euch mein weißes Haar Nichts iſt, ſo gedenket Eures eigenen Ruhms, und leidet nicht, daß das Volk, des Kampfes ungewohnt, meine Fahnen beſudle!"

Die Antwort der Krieger war: „Steigt der Sturm bis zu uns heran, ſo werden wir uns zu erwehren wiſſen. Schwellt der Sturm zu Deinem Bart herauf, ſo wollen wir Dich beſchützen, wie es Deinen Helden geziemt. Vorher ziehen wir kein Schwerdt und rühren keine Axt, denn Dein Neffe Muctar iſt uns ein Fremder, und das Geſindel, das er mitgebracht hat, wie eine Horde der Berge und des Nebels, mag ihm helfen in dieſem unkriegeriſchen Gemetzel."

Sie wendeten ſich ab, und auf dieſen troſtloſen Beſcheid entflohen in das Weite hinaus die geſchmückten Höflinge, die weiſen Räthe des Kaiſers, und die

Statthalter der Provinzen, die nicht erſchienen zu ſeyn glaubten, um ſich fern von der Heimath tödten zu laſſen. Der Kaiſer blieb allein, und ließ ſich geſenkten Hauptes in den Wagen bringen, um nach dem Schloß zurück zu kehren. Da höhnten ihn die Krieger und ſagten: „Wohl geht es mit Deiner Herrſchaft zu Ende, weil Du nicht Muth genug beſitzeſt, dem Volk das Feld zu halten!“

Den Kaiſer überlief Erbitterung und Scham, und er ließ die Roſſe gerade zum Streit hin lenken. Mogreb kam ihm entgegen erhitzt und wild. „Der Pöbel ſiegt!“ ſchrie er außer ſich vor Wuth: „Hilf Monarch! hilf, oder die Prophezeiung wird zunichte durch die Feigherzigkeit Deiner Soldaten!“

Der Kaiſer ſah trüb auf den Kampfplatz, wo der Streit tobte, Todte ſtürzten, Verwundete heulten, und herrenloſe Pferde ſprengten. Muctar und ſein Hauſe ſtritt muthig zu Fuße; der Oberprieſter und die Vornehmſten der Tempeldiener hatten ſich unter das Volk gemiſcht, um zur Verſöhnung aufzufordern, und die Ruhe herzuſtellen. Aber alle Bande der Pflicht und des Gehorſams waren aufgelöst; feſſellos ſtürmten die Wogen. Sadalin, von ſeiner Kühnheit hingeriſſen, ſah zu ſpät, wie ſich der Aufſtand der Menge nicht mehr bezähmen laſſe. Schritt vor Schritt mußten des Kaiſers Leute weichen, und ihren Rückzug verbarg ſchon mitleidig der Dämmerung Flor, als auf einmal, wie durch einen Zauberſchlag, noch ein neuer Dämon der Zwietracht in die wild tobenden Maſſen fuhr. „Nenuphar! Nenuphar! hoch die Blume und der Bund Nenuphar!" brüllten plötzlich tauſend Stimmen, und dieſer Ruf ſchien die Loſung des Entſetzlichſten zu werden. Den Kaiſer überlief es mit der Kälte des Eiſes, als er aus dieſem Tumult die Hyder ſich entwickeln ſah, die ſchon längſt wie ein drohendes Geſpenſt den Schlummer ſeiner Nächte und die Zufriedenheit ſeiner Tage geſtört hatte.

„Nun bin ich unwiderruflich verloren!" ſagte der Kaiſer, und riß ſich die königliche Binde vom Haupte. Mogred wollte ihm antworten, aber die Hülfe kam ſchnell daher. — Die Feldherren, die Aelteſten und Verſuchteſten traten zum Kaiſer und ſagten:

„Was wir Dir vor Kurzem geweigert, erfüllen wir jetzo. Der Schrei des Aufruhrs, der in dem Volke jetzo laut wird, droht uns mit Dir vereint den Todesſtoß. Wir wollen nimmer denjenigen gehorchen, die wir vertrieben haben. Iſt das Mährchen von dem heimlichen König des Nenuphar gegründet, — ſo ſey Verderben und Tod ſein Loos!" Herbei raſſelten die Fahnen der ſchweren Reiter, die Haufen der gepanzerten Fußgänger, und in das kämpfende Volk ſtürzten ſich blindlings, Vernichtung drohend, die Vertheidiger des Throns. Die Aufrührer prallten beſtürzt vor ihnen zurück; die Krieger gewannen das Feld, bis eine ſchauerliche Liſt ihre Gewalt dem Untergange nahe brachte.

Unter einem großen Laubdache an einem Ende des Platzes waren viele Tauſend Fackeln aufgeſchichtet, beſtimmt, den Tanz zu verherrlichen, den am Schluße der Spiele die Jungfrauen aller Stämme, die Tempeldiener und die Krieger ausführen ſollten. Einer von den Söhnen des unglücklichen Sim hatte ſich, knirſchend vor Wuth über das Mißlingen des Kampfs, auf den Vorrath der Fackeln geworfen, viele derſelben in Brand geſetzt, und mit geſchäftiger Hand an alle Flüchtlinge vertheilt, die nun, die Brände in der Fauſt, in's Gefecht zurückkehrten wie Raſende. „Soll Unglück ſeyn, — riefen ſie — ſo werde es allgemein!" Und die Fackeln flogen rechts und links in die Zelten und Hütten, und rechts und links loderte der Brand, genährt von leinenen Wänden, und von Dächern aus trockenen Zweigen. „Nieder mit dem Feind, wenn wir nieder müſſen!" brüllten wieder die Raſenden, und ſchleuderten die Pechfackeln in die Augen der Pferde und der angreifenden Gegner. —

Die Roſſe buſten ſcheu zurück, überſchlugen ſich, und nieder ſtürzten die Reiter, mit glimmenden Bärten und verſengter Fauſt. Der feurige Regen fiel unaufhörlich, und nach allen Seiten hinaus ſtoben zerſprengte Banden von Reitern und Zuſchauern, hinaus in das Dunkel der werdenden Nacht. Geheul, Wehruf von Kindern unter den Hufen der wüthenden Roſſe, Jammer der Mütter, Geſchrei der Jungfrauen und Greiſe, Gebrüll der Kämpfer, und über Alles hinaus, die rings aufſteigende Lohe des Brandes, und das ſinnverwirrende Geſchrei: „Nenuphar! Nenuphar!" hervorgerufen durch einige unbeſonnene

Anhänger des Bundes, und fortgepflanzt von dem zahlloſen Heer der Unwiſſenden, denen jeder Ruf gleichgültig iſt, wenn er ſie nur zur Wuth entflammt, und den Gegner ſchreckt. — Des Kaiſers Schaaren wichen allenthalben bis zu ſeinem Zelt zurück; ihnen nach drängte der Schwall der furchtbaren Verfolger, deren Fackeln ſchon die Kuppel der kaiſerlichen Wohnung erreichten. Der Fürſt, auf das Zureden ſeiner Hauptleute, wollte nach dem unverſehrt gebliebenen Lager der Krieger entfliehen, da warf ſich ihm Muctar in den Weg, glühend von den Anſtrengungen des Streits, und überſtrömt von Blut, das von ſeiner linken Schulter niederfloß, und donnerte dem Oheim zu: „Warum entfliehen, wenn noch der Sieg möglich iſt? Erlaube mir, zu thun wie mir gefällt, und ich vernichte mit einem Streich die Elenden, die ſich an uns wagen!“ — Da nun der Kaiſer verneinend ſeine weißen Locken ſchüttelte und entgegnete: „Schon genug des Bluts iſt gefloſſen in dem Streite, den ein unglückſeliges Ungefähr veranlaßt hat; ich will nicht der Mörder meines Volkes heißen!“ ſo rannte mit einer Verwünſchung der junge wilde Held davon und gelangte eiligen Laufs zu dem Orte, wo die ſchwer gerüſteten Elephanten im Angeſichte des Brandes und des Gewühls, das ſie in ſcheue Wildheit verſetzte, ungeduldig an ihren Banden riſſen, und den Boden ſcharrten. „Auf, ihr Führer und Reiter dieſer edlen Thiere!“ ſchrie Muctar, außer ſich vor Begeiſterung und Kampfbegier: „Haut die Stränge los, und ſchwingt euch auf, die Frevler zu zertreten, auf dem Felde, das ſie mit unſerm Blute getränkt haben!'

Dem Befehle des Jünglings, der wie ein Kriegsgott anordnete und ſprach, gehorchte Alles. Muctar's Axt ſprengte die Kette des erſten Elephanten; im Nu waren alle übrigen frei, und die langen Stacheln ihrer Führer trieben ſie hinaus in's Feld, wie ein verheerendes Ungewitter. Toll und ſchnaubend ſchmetterten die Thiere Alles nieder, das in ihrer Bahn ſich bewegte. Was die ſchweren Füße nicht niedertraten, ſchlug der weit ausholende Rüſſel zu Boden, und unerbittlich wurde die Jagd, als mehrere der Elephanten verwundet worden waren, und durchaus nicht mehr auf Befehl und Wort hörten. In einem Augenblick lag das Feld von Leichnamen und Verwundeten überſäet; die fliehenden Menſchenmaſſen ſtürzten in verworrenem Knäul dem Ufer des Fluſſes zu, und ſuchten ihr Heil in den Fluthen, oder auf den Schiffen, womit der Strom angefüllt lag. Entſetzliche Verwünſchungen gegen den Fürſten und ſein Haus tönten ſchauerlich durch die Nacht herüber, und der Ruf: „Nenuphar!" ſtieg nun einſtimmig und Unheil drohend, aus den Wellen, wo die Waſſerlilie wachst. Die Gruppen auf dem Waſſer, wie die zahlreichen Haufen der in's weite Feld Geflüchteten ſanken nieder in die Nacht, und auch die brennenden Zelte ſanken nieder in die Aſche, und die Röthe der Glut verging am Sternenhimmel und Alles wurde ſtill auf dem entweihten Platze. Hie und da kehrten einzelne Elephanten, vom letzten Aufflackern des Brandes beleuchtet, wie irrende Geſpenſter von gräulicher Art, ermattet und verwundet, nach ihrer Lagerſtelle zurück.

Mogreb ſtand an dem Lager des Prinzen, und legte den Verband mit kunſtreichen Händen um deſſen verwundete Schulter. Er ſchüttelte bedeutend den Kopf und ſagte: „Es iſt ein Glück, daß Deines Gegners Schwerdt den Hieb nicht tief genug führte, die Stelle iſt gefährlich, und Du hätteſt einen gelähmten Arm davon tragen können. Wer war es, der Dich ſchlug? und haſt Du ihn für ſeinen Frevel blutig gezüchtigt?“

Muctar verneinte, und ſetzte mit einer Art von Niedergeſchlagenheit hinzu: „Es war, als ob mit dem Schwerdtſtreich mich auch zugleich ein Blitz des Himmels getroffen hätte. Mit Zorn entflammten Augen ſah ich dem Angreifer ins Geſicht, und hob das Kampfbeil, um vom Roſſe herab den zu Fuß Streitenden zu erſchlagen. Ich konnte es nicht. Sein Geſicht, obſchon entſtellt durch die Anſtrengungen des Kampfes, entwaffnete mich. Ich wähnte, die Göttin der Schönheit aus den Augen des jungen Mannes blicken zu ſehen, der im friedlichen Prieſtergewand die Emporer anführte. Ein geheimnißvoller Zauber ſprach aus jedem Zuge meines Gegners, und ich hätte nimmer mit ſeinem Blute den grünen, friſchen Kranz beflecken mögen, den er in ſeinen Locken trug. Ich weiß nicht, welche Regung ſich in meinem Innern kund that; aber, mitten im

Toben der Schlacht, riß ſich vor meinen Augen ein wunderbares Land auf, das ich ein Land der Erinnerung nennen möchte. Ein Gewebe von vielen ſchönen goldenen Tagen, die ich einſt durchlebt, nicht blos in Sehnſucht und in Ahnung, ſondern in der Wirklichkeit. Ein ähnliches Gefühl ſchien den Feind bemeiſtert zu haben. Wie er zu mir aufſah, legte er ſchnell die Hand vor die Augen, als blende ihn die Sonne; und dennoch war das goldene Geſtirn ſchon lange untergegangen. Hierauf wendete er plötzlich die Sohlen zur Flucht, und ſtürzte ſich, von mir ablaſſend, in den Haufen der Fechter. Ich that desgleichen, und ſo wie ich andere Gegner vor meiner Klinge ſah, fühlte ich auch meine Kampfwuth wieder erwachen, und ward Jedem Sieger, der mir vermeſſen in den Weg trat."

„Ich habe Dich zur unglücklichen Stunde aus der Einſamkeit der Wälder in den Glanz eines Lebens eingeführt, das Deinen Kopf verwirrt;" verſetzte mißbilligend der Alte: „in den Stunden der Ruhe ſowohl, als ſogar im Kampfgewühl, ſiehſt Du Geſpenſter einer überreizten Einbildungskraft. Es iſt Zeit, daß Du den Traum mit der Wirklichkeit vertauſcheſt, um nicht für unſere Zwecke untauglich zu werden. Du magſt Dich überzeugen, daß Dein alter Freund und Pfleger, Mogreb, es nicht ſo böſe mit Dir meint, als Du argwohnteſt. Ich habe Dir einen Schatz errungen, der fähig iſt, Dich mit Deinem zerriſſenen Herzen wieder auszuſöhnen."

Mogreb hob den Vorhang des Zeltes empor, und in der Mitte von zwei Bewaffneten trat eine verſchleierte weibliche Geſtalt ein. Mogreb winkte den Wachen, ſich zu entfernen, und zog den Schleier von dem geſenkten Haupte der Gefangenen. Von Bewunderung und freudigem Schrecken ergriffen, ſprang Muctar von ſeinem Ruhebette auf. Die blaſſe, gebeugte Jungfrau, in den Feſſeln noch einer Heldin gleichend, die nur dem unvermeidlichen Rathſchluß des Himmels weicht, war Mandane. — Mogreb fuhr fort:

„Dir ſteht es zu, mein Prinz, die Feſſeln zu löſen, die man der Widerſpenſtigen anlegen mußte, als man ſie am Ufer des Fluſſes fing. Schlage ſie dafür in die Ketten Deiner Gnade und Deiner Liebe, wenn Du willſt. Ihr Vater ſteht an der Spitze der Empörer, und hat Würde, Güter und Leben verwirkt. Seine Tochter iſt durch das Recht des Siegers und Herrn Deine Sclavin, und Du magſt über ſie gebieten nach Deinem Gefallen. Ich laſſe Dich allein, und rechne auf deinen Dank.“

Mogreb gieng. Eine tiefe Stille herrſchte im Zelte. Muctar, nachdem er lange mit glühenden Blicken die herrliche und gebeugte Geſtalt verſchlungen, die ihm gegenüber ſtand, näherte ſich derſelben plötzlich, zog ihr die Feſſeln ſchnell von den Händen, und ſchleuderte ſie weit hinweg. Mandane hob nun das Haupt empor, und ſah ihn groß und ruhig an, ihr weiteres Schickſal erwartend.

„Ich liebe Dich,“ ſagte Muctar, leidenſchaftlich ausbrechend: „Dein Anblick hat mich gelehrt, was die Liebe iſt, und darum ſollſt Du, die Schöpferin einer Leidenſchaft, die alle meine Sinnen und Empfindungen beherrſcht, frei vor mir ſtehen, und frei ſeyn, troß dem Begehren elender Knechte, die gerne das Edelſte zu ihrer Nichtswürdigkeit herabziehen möchten. — Sage mir jeßt, wie Du in die Gewalt meiner Leute gekommen biſt, denn ich halte es für ein Wunder, und eine gute Vorbedeutung, daß ein Zeltraum uns Beide jeßt umſchließt."

Mandane, die mit ſteigendem Erröthen dieſe Worte angehört hatte, antwortete langſam, bitter und zögernd: „Wahrlich! ich hätte nie gedacht, ſo vor Dir zu ſtehen, und ein Wunder, wie eine Vorbedeutung böſer Art ſcheint mir dieſes Zuſammentreffen. Ich ſoll Dir ſagen, wie ich in Deiner Söldner Hand gerathen? So erlaube, daß ich Dich an die Gräuel zugleich erinnere, deren Urheber Du biſt. Du haſt gegen das Volk gewüthet, die Ungeheuer der Wüſte gegen unſchuldige Menſchen, gegen ehrwürdige Altardiener ausgeſchickt. Nichts glich dem Entſeßen, das Deine Gewaltthat, bis jeßt in dieſem Lande unerhört, erregte. Dem Strom zufliehend, im Gedränge der Tauſende, die ihre Rettung ſuchten, ward ich von meinem Vater verlaſſen, und mußte ſehen, wie ein hülfreicher Kahn ihn und meine Schweſter aufnahm, während ich jammernd und händeringend zurückblieb."

Mein Geſchrei, meine Klagen wurden durch das allgemeine Getümmel erſtickt. Ich barg mich unter dem Laube eines in den Strom niederhangenden

Strauches. Vergebens erſehnte ich das rettende Schiff. Am jenſeitigen Ufer verhallte der Schlag aller Ruder, und es wurde ſtill und öde um mich her. Ergriffen vom Wahnſinn und Verzweiflung eilte ich längs dem Ufer dahin, und wollte von einer vorſpringenden Klippe mich in den Strom werfen, als mich die Flammen des einſtürzenden Lagers an eine Streifwache verriethen, die mich im Triumph hieher brachte, weil ſie mich für würdig hielt, dem Gebieter als Sclavin übergeben zu werden. — Dieſes die Erzählung der Begebenheit, die mich in Deine Hände legte. Nun höre meine Bitte. Was auch dein Mund, mich höhnend, von Liebe ſprach, — haſſe mich; peinige und verderbe mich; nur quäle mich nicht mit einer Neigung, mit einer Begier, deren Gegenſtand ich um alle Schätze der Welt nicht ſeyn möchte."

Muctar ſtaunte ſie an. Jedes Wort aus ihrem entſchloſſenen Munde, tönte es gleich wie Erz, ſo rauh und unerbittlich, — es ſchlug in ſeiner Bruſt die Saiten des tiefſten Mitgefühls an. Jeder Blick aus Mandanens Auge, ſo kalt und verſchmähend er auf ihn herniederfiel, — er ſchmolz einen Theil des rauhen Panzers, den wilde Gewohnheit um Muctars Herz geſchmiedet hatte. Der Löwe zürnte ſeinem Unglück, aber er beugte Haupt und Mähnen vor der grauſamen Siegerin.

„Du ſtürzeſt mich in ein Meer von Zweifel und Ungewißheit;" begann Muctar mit ernſter und bewegter Stimme: „Wie ſoll ich vereinen, was mein Inneres durchſtürmt, und Dein Mund ſo kalt verwirft? wie ſoll der Tag zur Nacht werden, und der Tiger ſich gatten mit dem Lamm? Ich liebe Dich, und Du willſt, ich ſoll Dich haſſen? Du verſchmäheſt mich, und ich kann Dich doch nicht laſſen, wenn ich nicht ſterben ſoll in hoffnungsloſer Pein? Ich will von Dir das Leben, und Du von mir den Tod? Sey milde; mich hat noch Keiner im Kampf bezwungen, und Du haſt durch einen einzigen Blick Deines Auges mehr beſiegt als meinen Arm: mein unbändiges Herz, von Jugend auf gewöhnt, ſich Alles zu unterwerfen, und Niemand als Meiſter über ſich zu erkennen. Sey barmherzig nach Deinem Siege, und wenn Großmuth mehr ſchmückt, als der Ruhm, ſo zeige mir's an Deinem Beiſpiel."

Mandanens Züge hatten ſich aufgeklärt; ſtatt der finſtern Haſſeswolke lag mildere Schwermuth auf ihrer Stirne, und die Bitterkeit des Mundes hellte ſich auf in Trauer und leiſen Schmerz. Sie erwiederte mit zitternder Stimme: „Wenn die Reden wahr ſind, die von Deinen Lippen gleiten, mein Prinz, ſo muß ich eingeſtehen, daß ich ungerechter gegen Dich geweſen, als Du es verdienſt. Du ſprichſt wie ein fühlender Menſch, und ich bin, obwohl ein ſtrenges Weib, doch nicht der Weiblichkeit ſo ganz entwachſen, daß ein redlich, zartes Gefühl nicht zu meinem Herzen dringen ſollte. Aber wenn gleich mein Haß ſich mindert, ſo rechne nicht auf meine Schwäche und meine Gegenliebe. Es ſey Dir genug zu wiſſen, daß ich den Lebenden nicht mehr, ſondern den Todten angehöre. Mein Bräutigam ſchlummert in kühler Gruft, und bei ihm meine Liebe. Würde Dir die kalte Hülle genügen? Du ſcheinſt zu edel, als daß ich dieſes von Dir fürchten ſollte. Darum laß mich von Dir gehen, und vergiß mich. Erfülle aber ganz die Großmuth, die von den Göttern in Deinem Herzen erregt wurde. Sende mich zum Vater zurück, und beſchütze denſelben mit Deinem mächtigen Wort am Throne des Kaiſers, wenn Verdacht, Argwohn und Anklage ſich gegen ihn erheben ſollten. Beweiſe mir dadurch Deine Liebe, und kann ich Dir mit dieſem Gefühle nicht erwiedern, ſo zähle auf meine Dankbarkeit."

Muctar ſtand lange ſinnend, blickte in die Flamme der Lampe, die von der Kuppel des Zelts herabhing, und ſprach, indem er freundlich dem Mädchen näher trat: „Gehe nicht von mir. Ich habe in Dir den Schutzgeiſt meines Lebens gefunden: weiche nicht von meiner Seite, leite im Kampfe mein Herz, im Sturme meine Vernunft; werde die Mittlerin zwiſchen mir und denen, die mich haſſen; vereinige mich durch ein feſteres Band mit Denen, die mich lieben; tröſte mich einſt auf dem Throne in meiner Verlaſſenheit. Wecke meine Gnade für den Schuldigen; beſchütze die Unſchuld vor meinem Zorn; dulde nicht, daß ich den Ruhm beneide, und das Verdienſt unterdrücke; nimm dafür alle Schätze, die mir einſt zu Theil werden: meine Gärten, meine Schlöſſer, die Edelſteine meiner Krone, und über dieſes Alles, meine Liebe, meine unverbrüchliche Treue, meinen Gehorſam. O, ich fühle es: wäreſt Du heute an meiner Seite geſtanden, mit Deinen rührenden Augen, mit deiner ernſten Rede, ich hätte mich nicht von der Leidenſchaft hinreiſſen laſſen; ich hätte nicht unbarmherzig im Kampfe gewüthet, nicht die ungeheuern Beſtien losgekettet, nicht ſo viel Unſchuldige niederzumetzeln befohlen!"

Muctar ſchwieg erſchöpft, und erwartete wie ein gedemüthigter Verbrecher den Ausſpruch ſeiner ſchönen Richterin. — Mandane war ergriffen, den wilden Jüngling ſo plötzlich in den ſanfteſten umgewandelt zu ſehen; ſie gedachte des verblichenen Königsſohns, der oft zu ihren Füßen dieſelben Schwüre, dieſelben Verheißungen, dieſelben Wünſche niedergelegt hatte. Sie erblickte ſeinen Schatten mit den Augen ihres Geiſtes, wie er aus der Erde ſtieg, um ihr die Hand zu reichen; ſie wendete ſich verſagend von Muctar ab, und erwiderte feierlich auf ſeine Betheurung: „Ich habe es geſagt. Ich gehöre einem Todten, und ſchwöre, daß nur der Wille der Götter und ihr beſtimmter Ausſpruch mich jemals bewegen wird, einem Lebenden meine Hand zu reichen. Prinz! das Verhängniß hat ſich gegen Dich bewaffnet; ſchon hat die Reihe der Unglücksfälle begonnen, deren Eintreten mein Geiſt in der Zukunft geahnt. Waffne Dich mit Standhaftigkeit, und fürchte nichts, wenn das gute Recht auf deiner Seite iſt: denn nur dem Rechte allein wird, wie ich vorausſehe, in dem Kampf, der ſich entſpinnt, der Sieg verbleiben."

Muctar ſah plötzlich erglühend und mit ſtillem

Grauen auf die Prophetin, die ſo feierlich und beſtimmt ihm die Zukunft verkündigte. Er ahnte, er fürchtete ſogar von dem Augenblick an in der Geliebten eine höhere heilige Macht. Mochte nun ſein Blut noch ſo heftig durch die Adern ſtürmen, noch ſo gewaltig ſein Stolz ſich heben, noch ſo ſchmeichelnd die Sinnlichkeit ihn überreden, Mandane ſey in ſeiner Hand, der Augenblick günſtig, und die Erfüllung aller Wünſche vielleicht nie mehr ſo nah, — Liebe und Ehrfurcht ſiegten, und die Jungfrau in Freiheit zu ſetzen, beſchloß Muctar, der ſich edel ſelbſt bezwang. Mogreb ſtaunte nicht wenig, als ſein Zögling ihm befahl, die Gefangene in Perſon zum Ufer des Fluſſes zu geleiten, und einen Kahn zu beſorgen, der ſie wohlbehalten hinübertrüge zu dem geliebten, troſtloſen Vater.

Als Mogreb die Züge gehäſſig faltete, wurde Muctars Antlitz plötzlich ſchrecklich und vernichtend. „Ich will es!“ befahl er: „Du kennſt meine Geſinnung. Erfahre ich, daß von dem Befehl, den ich Dir gebe, nur das Mindeſte nicht vollzogen wurde, ſo ſoll mich nichts hindern, Deinen Kopf als Sühnopfer für die verletzte Pflicht dem Henker zu überantworten.“

Hierauf wendete er ſich freundlich an die ſcheidende Jungfrau, die ſich dankend, und faſt bewundernd vor ihm neigte, und ſagte zärtlich: „Ich will mich überreden, daß ich Dich noch einmal ſehe, bevor Dein oder mein Loos unwiderruflich entſchieden wird. Mögen denn die Götter Deinen Entſchluß leiten, wenn ich zum zweitenmale um Dich werbe, und möchteſt Du dann ſo wankelmüthig ſeyn, als ich, beſtändig zu ſeyn, geloben darf.“

Mandane ſchuttelte ernſthaft und ſchmerzlich das Haupt, und entfernte ſich, ohne ein Wort zu reden, mit dem unzufriedenen Mogreb, der, gedemüthigt und erzürnt, den Befehl eines Jünglings ausführen mußte, welcher ihm den Herrn gewichtig fühlen ließ. Muctar ſah lange den Fortgehenden nach, bis ihre Geſtalten in der Dämmerung des früheſten Morgens verſchwanden. Hierauf warf ſich der Prinz wieder auf ſeine Kiſſen, und überließ ſich dem Schlaf, den das Bewußtſeyn einer edlen That herbeiführte. Während ſanfte Träume um die geſchloſſenen Augen des Schlummernden ſpielten, floh in dem benachbarten Kaiſerzelte der Schlaf den bejahrten Fürſten, bis er von ſeinem Ruhebette ſich erhob, um den Schreckbildern zu entgehen, die ſeine Phantaſie in dem beängſtigenden Zuſtand zwiſchen Wachen und Traum erſchuf. Der Kaiſer ſehnte ſich nach Menſchen, nach einem Munde, der ihn zu tröſten, nach einem Ohre, das ihn zu hören vermöchte. Er gedachte Muctar's, er wünſchte ihn zu ſehen, den Verwundeten durch ſeine Gegenwart zu erquicken. Er ſchritt durch den Raum, der Muctars Zelt von dem ſeinigen trennte; er trat auf leiſen Socken in des Prinzen Gemach; er ſah ihn ſchlummernd ruhen, und näherte ſich ohne Geräuſch, ihn zu betrachten. Die Lampe im Zelte brannte düſter, aber ihr Schein beleuchtete einzig die Geſtalt des Schläfers. Friedliche Ruhe lag auf ſeinem Antlitz, die Hände waren gefaltet, wie zum Gebet, und nichts verrieth den ſtarken Krieger, als die breite Wunde auf der entblößten Schulter, von welcher ſich der Verband verſchoben hatte. Sorgſam trat der Kaiſer hinzu, um die Binde wieder zu befeſtigen. Doch, einen Blick warf er auf den linken Arm des Schlummernden, und ſchon entfiel ſeiner Hand die Leuchte, die er trug. Mit einem Laut des Schreckens ſchlug er die Hände vor ſein Angeſicht, und ſtürzte, wie wahnſinnig aus dem Zelte, während Muctar, theils von dem Geräuſche, theils von dem warm fließenden Blute erweckt wurde, das aus ſeiner Schulterwunde rann.

Der Morgen ſtieg trüb und bleich am Himmel herauf. Er beſah ſich trauernd das blutige Feld, das aus einem Platz der Freude, der Tummelplatz der Wuth geworden war. Fleißige Hände hatten ſchon zur Nachtzeit die Leichname hinweg getragen und in den heiligen Fluß geſenkt, um mit ſolchem Opfer die Himmliſchen zu verſöhnen. Das Feld war leer, aber ſein Raſen zerſtampft von Pferden, und den Ferſen der Streitenden. Ringsum zogen ſich die Aſchenhaufen des Lagers. Die Sonne war noch nicht weit über die Gebirge geſtiegen, als ſich die Schaaren der Kriegerſtämme auf der Ebene ordneten, und ein Viereck bildeten, in deſſen Mitte die Feldherren und Hauptleute ſich zu ſtiller Berathung verſammelten, während auf dem Strome eine Anzahl von Schiffen mit Trauerfahnen herüberſegelte, bemannt mit allen Gliedern der Prieſterſchaft. Indeſſen war um das kaiſerliche Zelt noch die Stille gelagert. Im Innern deſſelben herrſchte der Argwohn und die Bekümmerniß. Mogreb ſtand ehrerbietig vor dem Fürſten, deſſen Geſicht die Spuren einer müheſelig durchlebten Nacht trugen. Der Herr ſprach alſo zu dem wilden Mogreb:

„Warum haſt Du mir das gethan? iſt das mein Lohn, daß ich Dich nicht einſt vertilgte, nach Deines Brudes Tode, den ich vom Throne ſtieß? was die Staatsklugheit und die Sitte unſerer Völker mir befahl, vernachläſſigte ich, um der Menſchlichkeit zu genügen. Und dafür dieſe Täuſchung? Als ich hingezogen war zu den weſtlichen Gränzen meines ungeheuren Reiches, um den Gott des heiligen Stromes zu befragen, dem dort am großen Waſſerfalle ein Tempel errichtet iſt, worinnen weiſſagende Prieſter den Gläubigen die Zukunft enthüllen, da war mir das Herz ſchwer, weil ein Traum mir verkündet hatte, daß mein Sohn ſterben würde, und keine Hülfe ſey gegen das ſchwere Siechthum, dem er unterlag. Ich verrichtete alle Pflichten, Dienſte und Opfer, die von einem Wallfahrer verlangt werden; ich kniete eine ganze Nacht hindurch vor dem Bilde des Gottes, der einſt im Schooße der Waſſerlilie ſeine Wiedergeburt vollendet hat; ich beugte mein ſchwaches weißes Haupt unter die Springſtrahlen des heiligen Waſſerfalles. Da wurde mir nach Faſten, Gebet, Gaben und Gelübden die Kunde aus dem

Munde des begeiſterten Prieſters: mein Sohn ſey verloren, mein Stamm werde nicht mehr grünen, und ſelbſt der Neffe im fernen Lande ſey zur ſelben Zeit vom Todesengel hinweggeholt worden. Ich hatte Mühe an ſo viel Schreckliches zu glauben, aber es trat der Eilbote herein in den Tempel, der mir die Nachricht von dem Verſcheiden meines Neffen brachte. Der Mann war ſtumm, wie das Geſetz es erfordert; aber aus dem Briefe, den er mir übergab, ſprachen tauſend Donnerſtimmen zu meinem Auge und Ohr. Ich warf mich nieder in Verzweiflung vor dem Bilde der Gottheit, und fragte, wie ich es denn wohl abwenden möchte, daß nicht mein ganzes Haus verderbe. Da wachte der Prieſter aus ſeiner Betäubung auf, und befahl mir, den Boten heimzuſchicken, ehe ihn Jemand aus meinem kleinen Gefolge gewahrte. Dieß gelang; die Nacht war dunkel, und der Bote hatte ja keine Zunge, aber den Gehorſam eines treuen Sclaven. Er flog zurück auf ſeinem gelenken Roſſe. Zu mir ſprach indeſſen der Prieſter mit der Glut eines Sehers im Auge: „Es iſt Dir verſagt, durch Deine Söhne Dein Geſchlecht fortzupflanzen, denn ein Fluch ruht auf Deinem Geſchlecht, und will jetzo damit enden. Doch ſteht es in Deiner Macht, den Nachfolger zu wählen, der nach deinem Hintritt den Zepter über das weite Land ſtrecken ſoll. So gehe denn hinaus vor die Thore des Tempels, wenn der erſte Sonnenſtrahl die Bäume beleuchtet, und den Waſſerfall überblitzt. Merke wohl auf: der Sohn des erſten Menſchen, der Dir begegnet, um ſich in der heiligen Fluth zu baden, ſoll Dir folgen auf Deinem Throne; die Mächte des Himmels haben es alſo beſchloſſen, und wenn Du freiwillig dieſen Erben anerkennſt als Deinen Neffen und Stellvertreter, ſo wird viel Blutſchuld von Deinem Haupte genommen ſeyn, und Du wirſt einſt friedlich eingehen in die Wohnungen der Seligen, wo Keiner iſt, der Ich ſagt.“ — Ein frommer Schauer des Glaubens und der Zuverſicht bemächtigte ſich meiner bei dieſer erhabenen Rede, und ich beſchloß, wenn gleich mit blutigem Herzen, zu thun, wie es die Götter forderten. Und als ich vor den Tempel trat, und der erſte Frühſtrahl ſeinen Blitz in den Waſſerbogen warf, und ich einſam hinabſchritt zum Lager der Gefährten, da begegnete mir zuerſt ein Weib, klein von Geſtalt, und mit Spuren vieler Jahre in dem halbverhüllten Antlitz. Sie wandelte hinab zum Strom, aber ich ließ ſie dahin ziehen, weil ſie von dem Orakel nicht gemeint ſeyn konnte, und wendete getröſteter mein Auge nach dem Bewaffneten, der rüſtig den Hügel herabkam und den Mantel abwarf, um ſich zum Bade zu bereiten. Du warſt der Mann, Megreb. Ich hielt Dich für den Geſandten des Himmels, ich erkannte Dich, den ich einſt vom Tode errettet habe; ich dachte, Du würdeſt mit Wahrheit den Spruch der Götter ehren, und meine That belohnen. Und zum Lohne haſt Du mich belogen, haſt Denjenigen Sohn genannt, der nur Dein Pflegling iſt, weil er ein Zeichen an ſich trägt, das ich verabſcheuen muß, ſo ſehr ich es in den Tempeln der Götter verehre; ein Zeichen, das ich ſchon einmal geſehen, und deſſen Träger ich nicht mehr unter den Lebendigen glaubte. Du haſt mich ſchwer betrogen, und Dein Loos ſollte ſchrecklich ſeyn, wenn ich mich nicht ſelbſt des Betrugs an meinem Volke ſchuldig gemacht hätte, und demnach verſchweigen muß, was mir das Herz zerfleiſcht, und geſtern mein Haupt mit neuer Blutſchuld belaſtet hat."

Mogreb verſetzte mit ruhiger Feſtigkeit: „Ich habe Dich getäuſcht, o Herr, um Dich zu beruhigen, und meinem Pflegeſohn zu einem Glück zu verhelfen, das ihm ſo gut gebühren möchte, als vielen Andern. Doch, — habe ich gleich das Zeichen, wovon Du ſprachſt, an dem Knaben bemerkt, ſo wußte ich deſſen Bedeutung nicht, und begnügte mich, es beſtändig vor aller Welt durch Ringe von Erz zu verbergen, damit nicht etwa der Anſpruch eines bedeutenden Geſchlechts oder des Tempels, für deſſen Zeichen ich den Stempel anſah, mir den Jüngling entreißen möchte, auf deſſen Zukunft ich die meinige gebaut hatte. Muctar ſelbſt weiß nicht, warum dieß Zeichen ihm eingeprägt worden, wie denn überhaupt die Erinnerungen ſeiner früheſten Jahre ihm entſchwunden ſind, bis auf ein dunkles Andenken des Tages, an welchem er in meine Hände fiel. — Nachdem Du, ſiegreicher Herr, meinem Bruder die Königskrone und das Leben genommen, hatte mich das Recht des Eroberers aus meinen Gränzen vertrieben, und ich war an die Spitze einer kühnen Schaar getreten, die auf dem waldigen Gebirgsrücken, der Deine Staaten von dem Reiche Jubal trennt, einen kleinen Freiſtaat geſtiftet hat. Nenne uns Jäger des Berges, Kinder des Nebels, freie Leute oder Räuber, wie Du willſt. Krieg mit den Thieren des Waldes und mit den Menſchen der Städte war unſere Loſung; Selbſterhaltung unſer erſtes, einziges Geſetz. Von Jugend auf in dem Frauenzwinger meines Bruders gefangen gehalten, durch Deinen Sieg daraus befreit, und dem Tode entriſſen, der mich, den Prinzen, bedrohte, genoß ich das Glück der Freiheit mit vollen Zügen, und ward der Gefürchtetſte meiner Gefährten. Von einem Deiner Statthalter verfolgt, in deſſen Provinz ich eingefallen war, floh ich am heiligen Fluß herauf, tief in Deine Staaten herein, da begegnet mir, — es ſind viele Jahre ſeitdem verfloſſen — ein ſchwarzer Sclave, der, einen Knaben auf dem Arme, eine Klippe hinanläuft, und das Vorhaben verräth, den Buben in die Fluthen zu ſchleudern. Ein ſicherer Pfeil von meinem Bogen durchbohrt des Frevlers Herz, und ſtreckt ihn leblos nieder. Das Kind weint auf der blutigen Wunde des Verbrechers: es wußte ja nicht, daß der Elende ſeinen Tod beſchloſſen hatte. Ich wickle jedoch den Weinenden in meinen Mantel, und bringe ihn, tauſend Gefahren vermeidend, auf weiten Umwegen in das Gebirg zurück, welches des Knaben zweite Heimath wurde. Von ſeinen frühern Schickſalen habe ich nie etwas erfahren, und was Du, großer Herrſcher, von denſelben wiſſen magſt, — zähle darauf, daß es mir völlig unbekannt geblieben."

Der Kaiſer ſaß verſtummend dem Erzähler gegenüber. In ſeinen Mantel hüllte er bekümmert das Geſicht, und ſeufzte, nur ſeinem eigenen Bewußtſeyn verſtändlich, vor ſich hin: „Das Schickſal wollte es ſo. Der Knabe, den ich auf dem Arme des Verräthers an den Fluß hinabſandte, um in dem heiligen Strudel einen leichten und ſchnellen Tod zu finden, — er iſt berufen, meinen Stuhl einzunehmen, und des Orakels Doppelſinn hat ſich gegen mich verſchworen. Das alte Geſchlecht will ſich erneuen und nicht Liſt, nicht Gewalt vermag den Drang der Zeit und des Verhängniſſes aufzuhalten. — Wohlan denn," ſetzte er hinzu, laut und vernehmlich, indem er ſich vom Stuhl erhob — „wir wollen abwarten, wie weit die Schmach gehen wird, die mein graues Haupt bedroht."

Die Heertrommel wurde draußen gerührt, Trompeten und Hörner ſchmetterten kriegeriſch darein, und von ferne klang traurig der Poſaunenruf der Prieſter. Als der Kaiſer in's Freie trat, umringten ihn ſeine Hauptleute, und ſagten: „Sieh dort, Herr, wie die prieſterlichen Heuchler in Trauergewändern nahen, um Deine Gnade anzuflehen und den Frevel ungeſchehen zu machen, wozu ſie geſtern das blinde Volk aufgereizt haben. Sey ein ſtrenger Richter, o Herr! zernichte mit einem Schlage die gottloſe Brut des Nenuphar, die unter dem Schilde einer lügneriſchen Sage, wie hinter dem Geſpenſte eines erlogenen Fürſten alle Stämme des Volks bethört, und die Sicherheit des Thrones untergräbt. Wir lieben Deinen Neffen nicht, weil er uns gering ſchätzt, und fremde Banden in das Land zog, die räuberiſchem Volk ähnlicher ſehen, als ehrlichen Kriegsleuten; aber, wir wollen ihn lieber an unſerer Spitze ſehen, als den untergeſchobenen Erben eines Geſchlechts, das unſere Väter unter Deinem glorwürdigen Urahnherrn vom Thron geworfen haben. Sey unerbittlich, o Herr. Du findeſt dann an uns treue Vollſtrecker Deiner Befehle, und in unſerer Stadt das feſteſte Schloß, wenn auch alle Deine Staaten im Feuer der Empörung auflo derten."

Der Kaiſer hatte ſie ſchweigend angehört, und winkte ernſt dem Prinzen Muctar, ſich zu ſeiner Rechten zu ſtellen.

Umringt von den Vornehmſten ſeines Heeres befahl der Kaiſer, das Viereck zu öffnen; und die Gepanzerten traten auseinander, und herein zog ſchweigend und finſter die Schaar der Prieſter, in ſchwarze Mäntel gehüllt, und zerriſſene Kränze in den Händen tragend. Der Oberprieſter neigte ſich dreimal ehrfurchtsvoll vor dem Herrſcher und begann mit feierlicher, lauter Stimme: „Wir begrüßen Dich heute zum letztenmal als unſern Gebieter. Du haſt aufgehört es zu ſeyn, als Du das Blut Deines Volks vergoſſeſt. Die Götter verabſcheuen ſolches Thun, und darum erzeugte der Mord des unſchuldigen Sim ſich tauſendfältig. Das

Bild der Gottheit brach unter Deinen Händen entzwei; der Scepter fiel ihm nach, und Deine Würde iſt zu Ende, wie Dein Stamm. Du haſt das Volk betrogen, da Du ihm einen Fremden als Herrn aufdringen wollteſt. Dein Neffe iſt geſtorben; und ein Lügner, der ſich nach ihm nennt und an Deiner Seite brüſtet. Der Gott der Wahrheit ſprach aus dem Munde des edlen Sim, und alle Götter des Himmels und der Erde reden aus unſerem Munde, indem wir erklären, daß Dein Reich aus ſey, und Deine Unterthanen von den Schwüren entbinden, die ſie Dir geleiſtet haben. Wir rufen den Bann über Dich aus, ſo wie über alle Deine Anhänger, und verbieten Euch jede Gewalt, weil ſie dem rechtmäßigen Herrſcher zuſteht, deſſen Väter, obſchon ſie in Dunkelheit gelebt und geſtorben, die erblichen Könige dieſes Landes geweſen ſind, und ihrem Sohne das Eigenthum hinterlaſſen haben, das er hiemit anſpricht.“

Die Krieger ſtanden überraſcht rings umher; der Kaiſer mit gerunzelter Stirne, zeigte mit keinem Worte der ſtolzen Prieſterſchaft ſeinen Groll. Er antwortete nur langſam: „Ehe ich Euren übermüthigen Anforderungen eine Würdigung ſchenke, werfe ich auf Euer Haupt alles Unglück zurück, welches der verwichene Tag gebracht hat. Aus Eurer Mitte brach die Flamme des Aufruhrs empor. Einer der Eurigen war es, der den blutigen Streit erweckte. Er trete hervor; er zeige mir ſein Antlitz und ich will ſehen, ob ihn die Himmliſchen geſandt haben;

er ſtehe mir Rede, und ich will hören, ob die Himmliſchen aus ihm reden. An der Krone und meinem Leben liegt mir, dem müden Greiſe, nichts; aber ich will von dem Beſchluß der Götter überzeugt ſeyn, der mir beides abſpricht, weil ein Fürſt nicht mehr leben mag, wenn er ſein Diadem verloren.“ Todtenſtille herrſchte in den Reihen der Prieſter. Der Kaiſer wiederholte ſeine Aufforderung, aber kein Wort, kein Wink des Auges verrieth den kühnen Mann, der zuerſt die Waffe gegen die blutige Willkühr erhoben hatte. Plötzlich trat Sadalin aus der Menge der Tempeldiener hervor, und ſtellte ſich, trotz dem ängſtlichen Zuruf der oberſten Prieſter, ſtolz und frei vor den Kaiſer und die drohenden Krieger, die nur mit Mühe ihre Wuth bezwangen. „Ich bin's, den ihr ſucht!“ rief der muthige Jüngling: „heute ſteh' ich unbewaffnet vor Euch, und bin bereit mein Blut zu opfern, um die Wahrhaftigkeit der Götter zu bezeugen. Die Gottheit ſprach aus mir, als ich, von dem Morde des Unſchuldigen empört, die Schranke niedertrat, die den Knecht von ſeinem grauſamen Gebieter ſchied. Ein gerechter Gott hat das Maaß Eurer Gewaltthaten voll gemacht; ein gnädiger Gott hebt die verſunkenen Rechte unſerer alten Fürſten himmelwärts, und ſeine Barmherzigkeit verſammelt unter den Fahnen des rechtmäßigen Gebieters alle Stämme des mißhandelten Volks. Die rohe Macht ſoll nicht mehr triumphiren; die Gerechtigkeit ſoll allein gebieten. Das Volk hat ſich losgeſagt von Euren Banden; es verſchanzt ſich in ſeinen Häuſern, ſeine Abgeordneten fliegen in ihre Provinzen zurück, um das allgemeine Aufgebot zu den Waffen zu rufen; es hat ſich aus der nahen Kaiſerſtadt kein Zeuge eingefunden, um das Gericht, das hier ſtatt haben ſoll, zu prüfen. Aber der Himmel ſieht auf uns herab, und in ſeiner Gegenwart will ich mit meinem Leben die That beſiegeln, die ich gethan; zufrieden, wenn ich das letzte Opfer wäre, das von Euern Schwerdtern, der Gerechtigkeit zum Hohne, gefällt wird."

Der Kaiſer ſah trüb und erzürnt auf den Sprecher, und erwiederte mit ergriffener Stimme: „Du biſt es, Sadalin? Du, den ich mein Geſchöpf nennen kann? Du, der mir verpflichtet iſt durch alle Bande der Dankbarkeit? Dein Vater hatte ſich gegen mich verſchworen, und konnte der Strafe des Geſetzes nicht entgehen. Schenkte ich aber Dir nicht das Leben? legte ich nicht Deine Kindheit in die Arme väterlicher Sorgfalt? vertraute ich nicht Dein Geſchick der Weisheit jenes Mannes, der in frechem Uebermuthe heute den Bann über mich ſpricht? der allen Pflichten zum Trotz, ein Ungeheuer des Undanks aus Dir gemacht hat? ſieh, ich will Dir alles vergeben; kehre jedoch zu der Tugend zurück, Undank bringt Unſegen, aber dem Verdienſt hat nie an meinem Throne der Lohn gemangelt." Sadalin ſchlug die hellen Augen gegen den Himmel auf, und antwortete: „Sey Du mein Zeuge, klarer Himmelsbogen, daß dieſer Mann mir Undank vorwirft, obgleich er meinen Vater erſchlagen, meine Mutter ermorden und meinen Bruder in's Elend oder zum Tode bringen ließ! ich ſoll es als eine Wohlthat hinnehmen, daß er mir das Leben geſchenkt, welches er grauſam vergiftet hat; daß er mich nicht um des Vaters Vergeben willen beſtraft hat, wenn ich auch gleich dieſes Vergehen nicht kenne, und erſt dahin geſtellt ſeyn laſſen muß, ob wirklich ein ſolches ſtatt gefunden! ich ſoll abfallen von der Sache des Rechts, meines Pflegevaters, meines rechtmäßigen Fürſten? tödtet mich hier auf der Stelle: ich habe es vielleicht verdient, weil meine Heftigkeit ſo Viele in den Tod geriſſen hat: gerne will ich den Tod leiden, und ihn höher ſchätzen, als das Leben, ehe ich es einer Demüthigung vor Euch verdanken müßte!" Der Oberprieſter rang die Hände; die übrigen murmelten unter ſich: „Der unbeſonnene junge Thor, er bringt ſich um den Hals, und raubt uns eine zuverläſſige Stütze!" Ein Hauptmann der Krieger trat vor, und rief dem Kaiſer zürnend zu: „Dulde nicht die Frechheit! laß den Buben niederhauen, und gieb Befehl, daß die ganze Brut vernichtet werde, die es wagt, Dir im Namen der Finſterniß Hohn zu ſprechen!"

Der Kaiſer griff ſchnell nach ſeinem goldenen Stabe; die Krieger fällten ihre Speere; Muctar trat drohend in die Mitte, und rief mit Löwenſtimme: „Wehe dem, der das Eiſen gegen Wehrloſe zückt! dieſem Manne, dem vornehmſten Prieſter und ſeinem Gehülfen werde kein Haar gekrümmt: ſie ſtehen unter dem Schutze der Himmliſchen. Ich nehme jedoch unter meinen Schutz den edlen jungen Sprecher; er gefällt mir, und ich verzeihe ihm, obgleich ſein Schwerdt es war, das mich verwundete.“

Der Kaiſer warf dem Neffen einen glühenden Blick zu und die Krieger knirſchten vor ungeſtümer Wuth. Der Fürſt erhob ſich plötzlich, und ſagte mit ſtarkem Ausdruck: „Vergiß nicht, Muctar, daß Du noch nicht die Krone trägſt, und dieſelbe nur von meiner Gnade zu erwarten haſt. Ich dürſte nicht nach dem Blute dieſes jungen Sünders, aber, damit ein Gericht über ihn entſcheide, will ich, daß er gefangen von dieſem Orte nach der Heldenſtadt gebracht werde, um dort im Opferſchlunde verwahrt zu ſeyn, bis zum Urtheil.“

Ehe noch Muctar ein Wort der Mißbilligung erwiedern konnte, ehe noch Sadalin zu den Seinigen zu fliehen vermochte, hatten ſchon hundert Arme nach dem Jüngling gegriffen, und ihn in die Mitte der Gepanzerten geriſſen. Sein Sträuben war umſonſt; Muctar's Wüthen war vergebens; während Mogreb ſeinen Zögling von einer Gewaltthat zurück hielt, ſchleppten die Kriegsleute mit jauchzendem Spott ihren Gefangenen davon; umgeben von ſeinen Feldherren zog der Kaiſer nach, und hörte nicht auf die ſchweren Verwünſchungen, die der Oberprieſter über ſein Haupt und ſeine Anhänger ausſprach. Die ganze Prieſterſchaft begab ſich nach der heiligen Stadt zurück, um die Opferflammen und die ewigen Lampen auf den Altären auszulöſchen, die Thüren des Heiligthums zu verſchließen, und am Ufer des heiligen Fluſſes den allgemeinen Fluchbann im Lande zu verkünden, der allen Gläubigen, Freien und Knechten, Reichen und Armen das Feuer auf dem Herd verſagte, jedes Vergnügen und jede warme Speiſe verbot, wie auch Tempeldienſt, Begräbniß und Reinigungsbad, bis das Unheil gehoben ſeyn würde, das auf dem Lande laſtete.

In dem Mittelpunkte der Heldenſtadt befand ſich ein runder großer Platz, deſſen ſich die Krieger bedienten, um daſelbſt die Wahlen ihrer Hauptleute vorzunehmen, oder ihre feierlichen Aufzüge zu halten, oder den fröhlichen Waffentanz zu begehen. Die ſchwerfälligen, prachtvollen Paläſte der Kriegsoberſten umgaben den Platz. Ihre Thore, von Säulen geſchmückt und von Trophäen längſt errungener Siege, glichen Triumphbögen und verliehen dem Platze ein majeſtätiſches Anſehen. Ein Standbild jedoch war es, das, auf der Mitte des Platzes ſtehend, den größten Eindruck machte. Das Bild ſtellte einen Reiter vor, der in voller Kriegsrüſtung auf einem wilden Roſſe ſitzt, welches ſich bäumt, als wollte es ſich in einen Abgrund ſtürzen. Roß und Reiter waren aus ſchwarzem Stein gebauen, und ragten beinah ſo rieſig empor, wie die Zinnen der Paläſte. Die Sage, die ſich auch an einem andern Orte wiederholt hat, berichtete, daß einſt die Götter Stadt und Land mit ihrem Zorne heimgeſucht, und plötzlich einen Abgrund aufgeriſſen, mitten in der Stadt der Helden, woraus ein Peſtduft aufgeſtiegen, der Tauſende hinweg gerafft. Die Krieger ſchlachteten damals unzählige Opfer, die Prieſter hielten endloſe Bittgänge, der Kaiſer erließ, um die Götter zu verſöhnen, allen Gefangenen die Haft, allen Zinspflichtigen die Steuern; aber nicht Opfer, nicht Gebete, nicht Buße halfen.

Da zog man zu dem heiligen Waſſerfall, und der Tempelprieſter daſelbſt verkündete im Namen der Götter: die Strafe des Himmels werde nur dann aufhören, wenn das Edelſte im Lande ſich freiwillig in den Schlund geſtürzt, und alſo die Himmelsmächte verſöhnt haben würde. — Der erſte Reichsfeldherr, in den Jahren der Kraft, und überſchüttet mit allen Gütern des Lebens, ſprach in der offenen Berathung aus: das Edelſte nach dem Kaiſer, der ſich ſelbſt nicht hingeben dürfe, als ein Abkömmling der Götter, ſey unſtreitig ein Krieger in der Fülle ſeiner Tapferkeit und ſeines Alters. Darum wolle Er, im Beſitz der höchſten Würde, dem Volke ein Retter werden, und das Beiſpiel des Gehorſams und der Aufopferung geben. Somit iſt er auf ſein Lieblingsroß geſtiegen, angethan mit der köſtlichſten Rüſtung, hat Weib und Kind dahinten gelaſſen, um ſeiner Retterpflicht zu genügen, und hat ſich vor den Augen alles Volks in den dampfenden Schlund hineingeworfen, deſſen Giftnebel ſofort erſtickten, während er ſich donnernd ſchloß, bis auf eine mäßige Oeffnung, die, gleichſam zum Gedächtniß der Heldenthat, zurückblieb bis auf die ſpäteſten Zeiten. Das Geſchlecht des Helden wurde von den Kaiſern in hohen Ehren gehalten, bis es erloſch, und das Volk errichtete ſeinem Retter das Rieſenbild, das wie ein Schatten vergangener Jahrhunderte auf die wechſelnde Zeit hernieder blickte. — In ſpätern Zeiten hatte man es gewagt, in den Abgrund niederzuſteigen, und hatte eine große Höhle gefunden, die man, nachdem die Heiligkeit der Begebenheit ſchon abgebleicht, zum Gefängniſſe gemacht. In dieſen Opferſchlund wurde Sadalin geworfen. Er wünſchte ſich den Tod herbei, als er an ſtarken Seilen in die Tiefe ſchwebte, und das Gitter, welches die Oeffnung verſchloß, hinter ihm zufiel. Er hatte Mühe, ſeine Gedanken zuſammen zu finden, wie ſeine Augen an das Dunkel zu gewöhnen, das in dem Abgrunde herrſchte. Der erſte Strahl in die Nacht ſeiner Verzweiflung war die plötzliche Erinnerung an die geliebte Iſſa; aber ein greller vernichtender Blitzſtrahl. Wie hatte nicht das Mädchen um Sadalin gejammert, als ihn ſeine Hitze in den Kampf geriſſen; wie hatte Iſſa ihm nicht gedankt, als er ſie in der allgemeinen Flucht auf ſtarken Armen durch die Fluth in das rettende Schiff getragen; wie hatte ſie ihn gebeten, ſich nicht in Gefahr zu ſtürzen, nicht vor dem Kaiſer zu erſcheinen, nicht den Gang des Vaters zu theilen! umſonſt: ſeinen Pflegevater zu ſchützen war er mit ihm über den Fluß gekehrt, hatte ſeine Liebe, die Klugheit vergeſſen, ſich dem Tode blosgeſtellt, und ſtatt deſſen einen Kerker errungen. Sein Herz war zerriſſen. Im Sturm der Gefahr, unter den Säbeln der blutgierigen Trabanten des Kaiſers, zu fallen, wäre ihm leicht geworden; der ruhmloſe Tod im Gefängniſſe, unter dem Schwerdt des Henkers, ängſtigte ihn. Die weite Halle, worin er ſich befand, war nicht geeignet, ſeine Troſtloſigkeit zu erheitern. In dieſe weite Oede, von Felſen und Schutt rings eingefaßt, drang nur ſelten ein Strahl des Lichts, häufiger das Getümmel des Tages auf dem Platze. Der Klang der Waffenübungen, die rauhen Stimmen der Befehlenden, der Trab der Pferde, die Muſik der Waffenzüge, der Geſang der Jungfrauen, die einſt einen Hochzeitzug über den Platz führten, — dieſe Boten eines heitern fröhlichen Lebens drangen durch Sadalins Ohr, wie vergiftete Dolche in ſein Gehirn, in ſein Herz. Doch waren ſie die einzige Unterhaltung des einſamen Mannes, denn, wenn der Abend kam und die Nacht und die Stille, aber nicht der Schlaf, nicht die Ruhe, da wurde erſt die öde Behauſung fürchterlich; da wähnte ſich Sadalin lebendig im Grabe, und ſein einziger Troſt war dann und wann ein Strahl des Mondes, der durch des Gitter herniederſank, wenigſtens einige der oberſten Felſenklippen des Schlundes verſilberte, und die aufſtrebenden Hufen des Roſſes von Stein, die über den Abgrund ragten, in dunkeln Schatten auf die erglänzende Wand malte.

So vergiengen mehrere Tage und Nächte, und Sadalin wußte nicht wie es auf der Oberfläche der

Erde ausſah, ob der Kaiſer, ob das Volk geſiegt. Sein Wachen war ein dumpfes Brüten, ſeine Ruhe eine Ohnmacht; ſelten zeigte ſich in ſeinen Träumen das Schreckgeſpenſt eines blutigen Endes; aber noch ſeltener traten die reizenden Bilder der Hoffnung, der Freiheit, und Iſſa's zu ihm. Oefter erſchien ihm Muctars Geſtalt, mit ernſter, freundlicher Geberde, und wenn er aufwachte, ſo ſetzte ſich ſein Traum in dem Gedanken fort, der ihn nie verließ: Muctar werde ſich ſeiner annehmen wie ein edler Feind, und ihm wenigſtens das Gräßlichſte, Beſchimpfung erſparen. Da geſchah es in einer Nacht, daß ſich der ſchlummernde Gefangene geweckt fühlte. Sein Hüter ſtand bei ihm, und bedeutete ihn, mit ihm empor zu fahren zur Oberwelt. Und als Beide in dem Korbe aufgezogen worden waren zu dem offenen Gitter, ſo lag der Platz im Silberſchimmer der Sterne, und auf dem ſchwarzen Fußgeſtell des dunkeln Rieſenbildes ſtand ein Mann, einem Geiſte zu vergleichen, ſo weiß, ſo ſtill und unbeweglich. Der Mann war der Kaiſer. In weiter Entfernung aber waren glänzende Waffen zu ſchauen, und viele Wächter ſtanden ringsum an den Gränzen des Platzes. Auch der Hüter entfernte ſich ehrerbietig von dem Kaiſer und dem Gefangenen, der nach einer Weile von dem Kaiſer alſo angeredet wurde: „Der Kerker wird deinen Starrſinn gebeugt haben. Aufrichtigkeit kann Dir Freiheit, Bereitwilligkeit großen Lohn, ein glänzendes Geſchick erringen. Antworte mir. Gehörſt Du zu dem Bunde, deſſen Sinnbild und Loſungszeichen der Nenuphar iſt?“ Der Jüngling ſchwieg. Der Kaiſer wiederholte die Frage, und da ſie wieder unbeantwortet blieb, ſo ſagte er: „Dein Schweigen verräth mir genug. Es iſt Deine bündigſte Antwort. Du biſt ein Glied jener Geſellſchaft geworden, die jetzt ſo frech und gewaltig ihr Haupt emporhebt.“ — Das Jünglingsherz erbebte vor Wonne, denn die Worte des Kaiſers verriethen einen hohen Aufſchwung der Verſchwörung, und die Züge des Fürſten große Niedergeſchlagenheit und Gram.

Der Kaiſer fuhr fort: „Faſſe Vertrauen zu mir. Ich will Dein Unglück nicht, denn ich weiß, daß ein ſchrecklicher Eid euch bindet. Der Tod ſoll demjenigen drohen, der ſich eines Verraths ſchuldig macht. Ich will aber Deinen Tod nicht. Ich will nicht ergründen, ob es wahr ſey, daß der Oberprieſter ein Haupt jener Verſchwörung, daß Du ein Glied derſelben. — Nur in dem Fall, daß man mich recht berichtet, möchte ich Dich auffordern, Deinen Pflegevater zur Nachgiebigkeit zu bereden, und ihm, wie dem Bund, die ſchrecklichen Folgen ihres Widerſtandes zu erklären. Die kaiſerlichen Fahnen werden ſiegen, und unabwendbares Unheil wird über die Verräther kommen, die nicht einmal mehr ſich mit dem Gedanken zu tröſten vermöchten, daß ſie für ihren Herrn geſtritten: den heimlichen König, wie ſie ihn nennen. Denn ihr Herr iſt in meiner Gewalt; ich könnte ihn vernichten, wäre aber geneigt, ihm ſeine Rechte neu zu geben, wenn ſeine verblendeten Anhänger ihr Heil bedenken, und die

Eintracht in das Land zurückführen wollten." Sadalin horchte hoch auf. Er muſterte neugierig das Geſicht des Fürſten, fand jedoch darin nur den Ausdruck der Aufrichtigkeit, und zitterte bei dem Gedanken, der heimliche König, den er und alle Brüder des Nenuphar verehrten, ohne ihn geſehen zu haben, ohne ſeinen Namen und Aufenthalt zu wiſſen, liege in den Händen ſeines mächtigſten Feindes. Sadalins Eifer für die gute Sache raubte ihm ſeine Beſonnenheit, und er ſprach haſtig: „Wenn es Dein Ernſt wäre, o Herr, das Silber Deiner Haare und Deine Gruft mit den Palmen des Rechts und der Gnade zu ſchmücken, ſo wäre ich gerne bereit, dieſe hochherzigen Geſinnungen zu unterſtützen, und zu verſuchen, was meine ſchwachen Vorſtellungen über den Geiſt meines Pflegevaters vermögen." Bei dieſen Worten bemerkte er, daß er zu viel geſagt, und fügte bei: „Ich meine, wenn mein Pflegevater wirklich zu dem Bunde gehörte."

Dieſe Verbeſſerung täuſchte den Kaiſer nicht. Ein ſchmerzliches Lächeln zog über ſein Geſicht, und er verſetzte: „Genug. Verſprich mir, gegen einen Jeden das Geheimniß zu bewahren, und ich laſſe Dich morgen unter ſicherem Geleit über den Strom nach der Prieſterſtadt führen, damit Du dem Oberprieſter vortrageſt, was ich Dir entdeckt. Es iſt mir heilige Pflicht, die Reihe meiner Ahnen würdig zu beſchließen, und ich will lieber das Reich bei meinem Dahinſcheiden, als ein lang verwaltetes Gut, in die Hände ſeines erſten Beſitzers zurückgeben, als den wüthenden Bürgerkrieg dulden, der meine letzten Tage zu vergiften droht. Aber frei will ich handeln; von meiner Macht und Großmuth müſſen die Verbündeten ihr Heil erwarten. Fortgeſetzter Widerſtand und Aufruhr würde mich erbittern, meinen Zorn reizen, und mich bewegen, den Kampf fortzuführen, müßte ich ihm auch unterliegen."

Der Kaiſer gab dem Hüter einen Wink, den Gefangenen wieder hinab zu laſſen, und entfernte ſich langſam nach dem Orte, wo ſeine Wachen ſtanden. Sadalin ſchwebte hinab zur Tiefe, und um ihn wurde Todtenſtille. Er warf ſich auf die Felſenbank, die ihm zur Ruheſtätte diente, nachdenkend über das Gehörte, und verlor ſich in Vermuthungen und Zweifel, deren Gegenſtand allein der verborgene König des Nenuphar war. Er entſann ſich, daß in der Verſammlung, der er beigewohnt, nie der Name des rechtmäßigen Fürſten ausgeſprochen worden, daß nur wenige der Brüder ihn zu wiſſen geſchienen, daß Trauer und Sehnſucht nach dem unbekannten Erben unglücklicher Vorfahren ſich in den Geſängen und Berathungen des Bundes ausgeſprochen, und daß der Oberprieſter auf alle Fragen des Zöglings über dieſen Gegenſtand, nur mit geheimnißvollem Achſelzucken, und mit den Worten erwiedert: „Noch iſt die Zeit nicht gekommen." — Da träumte ihm, daß ſeine Höhle ſich plötzlich mit Fackelglanz und vielen Menſchen angefüllt habe; daß alle dieſe Männer auf ihrer Bruſt das goldene Zeichen des Nenuphar trügen, und daß der Oberprieſter an ihrer Spitze zu ihm ſage: „Nun iſt die Zeit gekommen. Die Götter ſind uns gnädig geweſen, und der Drache hat die Zähne verloren, womit er die Waſſerlilie zerreißen wollte. Stehe auf, mein Sohn Sadalin, und empfange den Namen, der Dir gebührt. Du biſt Akbar, der Erſehnte, der Vielgeliebte. Ich reiche Dir die Fahne Deines Hauſes, weil das Glück ſie begünſtigt; ich rufe Dich aus vor allem Volke, weil endlich das Volk aufgeſtanden iſt, und Nenuphar ſiegt. Ich reiche Dir die Krone, weil ſie wieder im Glück ſtrahlt, und ein ferneres Dunkel Feigheit ſeyn würde; denn Du biſt der wahrhafte Erbe unſers rechtmäßigen Fürſtenſtammes, und ſollſt lange über uns herrſchen, in der Furcht der Götter, und von ihnen beſchützt!"

Und wie der Jüngling ſich verwundert umſah im Kreiſe, ſo gewahrte er zagend und hoffend, weinend und jubelnd, daß kein Traum ihn belog. Er wachte mit hellen Augen, mit beſonnenem Gemüthe, und in dem Grabe ſeines Kerkers ſtanden wahrhaftig die Brüder um ihn her; die Fahne war nicht Trug, die Krone nicht Schaum, und Wahrheit des Oberprieſters Rede, die Huldigung, die ihm von den Bundesbrüdern knieend dargebracht wurde, und der leiſe Geſang, der, eine rührende Krönungs-Hymne, andächtig zu ihm empor ſtieg:

„Endlich ſehen Dich unſere Augen!
„Endlich grüßt Dich unſer Mund,
„Nenuphar hat überwunden,

„Und geſiegt des Volkes-Bund.
„Komm' und ſag' uns Deine Freuden,
„Leid und Freuden theilen wir mit Dir.“

Er war Akbar, der Erbe des Fürſtengeſchlechts, und nie wurde eine Herrſcherweihe edler begangen, als heute, in der Gruft des Gefängniſſes, unter dem Schleier der verſchwiegenen Nacht. Nachdem Akbar die Thränen der Ueberraſchung und des Hochgefühls an ſeines Pflegevaters Bruſt getrocknet hatte, und die Wißbegierde ihr Recht anſprach, zeigte ihm der Oberprieſter eine weite Oeffnung in der Felſenmauer, wodurch die Schaar der Freunde eingedrungen war. Sie lag verſteckt im fernſten Hintergrund der ſchauerlichſten Höhle, wohin der Blick des Bewohners niemals dringen konnte; hinter Schutthaufen und hohen Trümmerſtücken. Der Eingang, durch die Entfernung zweier Felſenblöcke bewirkt, gränzte an einen Gang, der unter dem Bette des heiligen Fluſſes hinweg nach der Prieſterſtadt führte, erbaut von lang verſtorbenen Herrſchern, um, in Zeiten der Empörung und des Krieges, Schätze, und die Vorräthe der Waffenhäuſer zu flüchten, oder die Reichthümer der Tempel in die Gewahrſam der Kriegerburg zu ſchaffen. Das Geheimniß dieſes Pfades war in der Herrſcher-Familie verloren gegangen; es hatte ſich nur unter den älteſten Tempelwächtern fortgepflanzt, und war vor wenig Tagen, da der bejahrteſte unter dieſen an's Sterben kam, von demſelben auf dem Todtenlager dem Oberprieſter mitgetheilt worden. Der entſchloſſene Mann ſah in dieſer Entdeckung ein Mittel, die furchtbare Stadt der Helden im Herzen anzugreifen, und vielleicht den Jüngling zu befreien, auf deſſen Haupt die Hoffnung des Reiches beruhte, und deſſen Haft von den wenigen Mitwiſſern des Geheimniſſes ſchmerzlich beklagt wurde, ohne daß ſie den Ort ſeiner Gefangenſchaft gewußt hätten.

Man hatte geraume Zeit gebraucht, um die verſchütteten Stellen des Ganges zu ſäubern, und war endlich mit der größten Mühe bis zu den von dem ſterbenden Tempelwächter bezeichneten Felsblöcken vorgedrungen, die während des Schlafes Sadalins leicht aus ihren Fugen gehoben wurden, um den ungehinderten Eintritt zu gewähren, dem unverhofft, aber freudig überraſchend, das erſehnte Befreiungswerk folgte. Die Verſchworenen verfolgten ihren Endzweck mit der nöthigen Eile. Leitern wurden durch die Oeffnung herbei getragen, und auf ihnen, wie an dem Geſtein empor klimmend, gelangten die Brüder des Nenuphar an das Gitter von Erz, zerhieben es mit ſchweren Beilen, und vertheilten ſich, ehe noch der Schrei des überraſchten Wächters die Stadt zu den Waffen rufen konnte, über den Platz, in alle Gaſſen, das Schwerdt in der einen, die Fackel in der andern Fauſt. Während das Getümmel des Angriffs, und die Looſung: „Akbar und Nenuphar!“ auf der Oberfläche des Platzes verhallten, zog der Oberprieſter den jungen König mit ſich in den Gang, über deſſen Felſenbogen die rauſchenden Fluthen des heiligen Stromes hinrollten. Eine einzige Fackel in der Hand des Prieſters beleuchtete den dunkeln Pfad.

„Warum, o Vater, führſt Du mich hinweg, und gibſt nicht zu, daß ich die Gefahren meiner Freunde theile?“ fragte Albar mit gekränkter Seele. Der Oberprieſter erwiederte: „Die Götter haben es gewollt, daß Du den Krieg beginnen mußteſt, meinem Wunſche zuwider. Nun aber ziemt es ſich nicht, daß Du das Blut Deiner Kinder vergießeſt; Du ſollſt ihnen nur erſcheinen, als ein Engel des Friedens und der Verſöhnung, die Wunden heilend, die ihnen die Wuth des Kampfes geſchlagen.“

Albar erinnerte ſich der Unterredung, die der Kaiſer mit ihm gehabt, und berichtete ſie ſeinem Pflegvater. Dieſer hörte aufmerkſam zu, ſchüttelte bedeutend den Kopf, und verſetzte: „Des Kaiſers Worte können ſich nur auf Dich beziehen, doch weiß ich nicht, welch' ein Verrath ihn mit Deinem Stande bekannt gemacht haben muß. Ein Irrthum iſt nicht möglich. Du biſt der einzige Sproſſe des vertriebenen Geſchlechts, durch Wundergewalt der Mörderei entronnen, die ein verrätheriſcher ſchwarzer Sclave über das Haupt Deines Vaters herbeigeführt hat. Die Tyrannei des Kaiſers hat das Opfer verfehlt, das ſie ſchon in ihren Klauen hielt. Die Vorſicht, einen verwaisten Knaben mit dem Sprößling des verborgenen Königsgeſchlechts erziehen zu laſſen, als wäre er deſſen Bruder, rettete Dein Leben. Der Tiger griff nach dem andern, und ſein Tod war

Dein Heil. Du biſt aber wahrhaftig der, dem die Krone gehört, Niemand kennt Dich beſſer als ich, denn meine Schweſter war die Gattin Deines Vaters; ich erkannte, da Du in unſern Tempel gebracht wurdeſt, mit Freude und Schmerz die Züge Deiner Eltern in Deinem Antlitz, und ahnte damals nicht, ein untergeordneter Prieſter, daß mir einſt meine hohe Würde erlauben dürfte, einen ſo entſcheidenden Einfluß auf Deine hohe Beſtimmung zu üben, wie ihn jetzt die Götter zur Wohlfahrt des Reichs zugelaſſen haben."

„Welche Freude!" rief der junge König: „Wie glücklich bin ich, in Dir einen ſo nahen Verwandten zu verehren! Deine Weisheit ſoll mich leiten, und die Götter mögen Dein Bemühen ſegnen, ſo wie den Muth meiner Getreuen."

Der Oberprieſter antwortete: „Wir werden ſiegen, der Himmel iſt mir Bürge. Soweit unſere Boten liefen, iſt das Land in Empörung. Zahlloſe Schaaren drängen ſich unter die Fahnen des Nenuphar. Die Kaiſerſtadt hat ſich verſchanzt gegen ihren Herrn. Die Mehrzahl der Krieger des Kaiſers hat ihr Lager am Ufer des Fluſſes aufgeſchlagen, um des Fürſten Burg vor einem kecken Ueberfall zu ſchützen. Während ſie dort wachen, haben unſere, dem Opferſchlund entſtiegenen Freunde, die Heldenſtadt den wenigen ſorgloſen Wächtern derſelben abgenommen, und wir werden, im Tempel angelangt, der zum Waffenplatz geworden iſt, die Freudenfeuer von den Thürmen der eroberten Wälle flammen ſehen. Was Du von der großen Tempel-Treppe überſchauen wirſt, iſt ſchon Dein Eigenthum, und in wenig Tagen muß unter den Streichen des Volks die letzte Wehrmauer des Zwingherrn in den Staub ſtürzen.“

Sie hörten das Rauſchen des Stromes nicht mehr; der Weg wurde ſteil und beſchwerlich, und endigte ſich in eine lange verfallene Treppe, verſchloſſen von einer feſten Thüre. Im Begriff dieſe Thüre zu öffnen, ſtand der Oberprieſter ſtill, und winkte mit der Hand dem jungen König, zu ſchweigen. Es wurden jenſeits der Thüre Stimmen vernommen, die, vom Wiederhall an den Bogen eines Gewölbes verſtärkt, laut und deutlich zu den Ohren der Lauſchenden gelangten. Akbar's Herz ſchlug voll Ahnung, da er Mandane's, Iſſa's, und Muctar's Stimme hörte. Der Letztere rief ſo eben: „Hätteſt Du mir doch nimmer dieſe Zuſammenkunft bewilligt, wenn ich ſo troſtlos ſcheiden ſoll, als ich hoffend kam! kann denn nichts Dein Herz rühren? biſt Du unerbittlich und kalt, wie in dieſer Grabes-Niſche der Mann, der Dich einſt liebte? vermag das Feuer meiner Leidenſchaft keinen Funken des Mitgefühls in Dir zu entzünden?“

Mandane erwiederte: „Als mich Dein Bote fand, der unſern Wächtern mitten im Getümmel der Kriegszurüſtungen entgangen war, wollte ich Dich nicht ſehen, nicht hören, und nur das Gefühl der

Dankbarkeit, das ich Dir weihen muß, bewog mich, mein ſtrenges Wort zurück zu nehmen. Ich empfing Dich jedoch am Grabe meines Bräutigams, und von meiner Schweſter begleitet, damit Du wiſſeſt, daß nichts Geheimes zwiſchen uns ſeyn ſoll, und keine Erhörung Dich zu begleiten habe.“

Muctar fuhr nun fort: „Du haſt mich im Glücke verſchmäht; ich hoffte ein milderes Urtheil von Deinem Munde, weil mich und den Kaiſer jetzt das Unglück verfolgt. Ich bin zerriſſen vom Gefühl der Rache, und meiner flammenden Leidenſchaft für Dich. Ein Wort koſtet's Dir und das Schwerdt ſinkt aus meiner Hand; ich ſchone Deinen Vater, ſeine Anhänger; ich werde ihr Vertreter bei dem Kaiſer; ich befreie den Jüngling, den Deine Schweſter liebt. — Sieh! ich habe mein Leben und meine Freiheit in Deine Hand gegeben; ich habe mich allein auf ſchwachem Kahne an dieſes Ufer gerudert, wo meine Feinde gewaffnet ſtehen. Das Lager das ich befehlige, liegt fern, und der Laut meiner Stimme kann nicht hinüber dringen. Nimm mich auf in Dein Herz, und ich kehre zurück, ein Friedensbote. Verſchmähſt Du mich jedoch, ſo will ich wüthen gegen Alles was da lebt, wie ein verwundetes Thier des Waldes. Ich will mich in Grauſamkeit ſättigen, und den Pfuhl der Flammen verdienen, weil ſich mir der Himmel der Liebe auf Erden verſchließt.“

„Du zerreißeſt meine Seele, ohne meinen Entſchluß zu ändern;“ ſagte Mandane mit zitternder Stimme.

„Deine bebende Stimme verräth daß Du mir nicht gram biſt;“ fuhr Muctar fort: „warum ſo ängſtlich an den Todten hängen, wenn das Leben freundlich um Erhörung fleht? Meine Augen ſind geſchärft durch die Gewalt der Liebe. Sie leſen in Deiner Bruſt. Du biſt mir hold, Du ſträubſt Dich gegen die Empfindungen Deines Herzens. Du haſt geſchworen, nur dann eines Mannes Gefährtin zu werden, wenn die Götter es befehlen. Kannſt Du den Befehl der Himmliſchen verkennen? Glaube mir: in meinen Händen liegt das Geſchick des Reichs, nur Dein Wille entſcheidet, ob ich es gnädig wenden will. Nenne mich nicht unmächtig, weil Deines Vaters Freunde im Vortheil ſind. Ich könnte von meiner Tapferkeit reden, der noch Niemand widerſtanden hat, ich könnte den Muth rühmen und den Zorn, der die geübten Krieger des Kaiſers beſeelt. deſſen Ausbruch nur meine Strenge zurück hielt; ich könnte die Menge der Hülfs-Völker aufzählen, die in unſerm Lager erwartet wird, und die feſten Schlöſſer, die uns Schutz verleihen; aber ich ſage Dir mehr: ein Geheimniß, das mir der alte Mogreb erſt heute entdeckte, und das mich unauflöslich an den Bund des Nenuphar knüpft, deſſen Gegner ich jetzt noch ſcheinen muß, will ich nicht unter dem Eiſen der wüthenden Trabanten des Kaiſers fallen. Ich bin der Sprößling der vertriebenen Fürſten, für die der Nenuphar alle Kräfte aufbietet. Der Kaiſer hat mich erbleichend erkannt, und das Zeichen, das meinem Arme eingebrannt iſt, das Bild des geheiligten Nenuphar, wie die Geſchichte meiner Jugend, beweiſen, daß ich des Nenuphar's König bin. Erhöre mich, und ich ergreiſe für Deinen Vater und ſeine Bruder das Schild, bezwinge den Kaiſer und ſetze Dich als meine Gattin auf den diamantenen Thron."

„Ihr Götter!" rief Iſſa: „Wär' es möglich!" „Welche Entdeckung!" ſchrie Mandane, wie mit dem Ton der Verzweiflung: „Ich ſollte das Weib des Fürſten ſeyn, der den Stamm meines Bräutigams von dem Throne ſtürzt? und Du regſt Dich nicht, blaſſer Mund des Todten, vor deſſen Grabe wir ſtehen, um dem Frevler zu fluchen, der es wagt, mir ſolchen Treubruch anzuſinnen? Lieber reichte ich, ohne des Geſtorbenen Vorwurf zu fürchten, dem ſchlechteſten Krieger meine Hand, als dem König des Nenuphar, dem Feind und Zerſtörer des Geſchlechts, deſſen letzter Sohn mich geliebt!"

Muctar antwortete ſchnell und leidenſchaftlich hierauf: „Welche Gelegenheit könnteſt Du mir geben, um Dir gewiſſer zu beweiſen, wie ſehr ich Dich liebe, und wie ich wünſche, Dich unauflöslich an mein Geſchick zu feſſeln? mir iſt das Leben nichts, ſoll ich es fern von Dir vertrauern; wie ſollte eine Krone den Reiz überwiegen, der Dich, o Zauberin, vor allen Deines Geſchlechts auszeichnet und erhöht? ich ſchwöre Dir: reichſt Du mir die Hand, ſo will ich gern in's tiefſte Dunkel mich zurück ziehen, Namen, Recht und Ehrgeiz von mir werfen, keinen Reichthum, keine Macht mehr beſitzen und erſehnen, um Dein Freund, Dein Gatte, Dein Sclave zu ſeyn!"

„Welche Großmuth! kannſt Du den Aeuſſerungen dieſes edlen Herzens widerſtehen, das uns den Frieden, und Freiheit meinem Sadalin verſpricht?" So fragte Iſſa mit Begeiſterung.

„Iſſa! verbirg mich vor mir ſelber!" ſtammelte Mandane, und verſtummte mit einem Schrei, als der Oberprieſter mit ſeinem Zögling plötzlich und unerwartet in die Halle der Fürſten=Gruft trat.

„Thörichte Mädchen!" zürnte er: „An dieſem Orte mit einem feindlichen Manne? Mußte ich alſo deines Geheimniſſes Meiſter werden, Mandane? An dem Grabe des Fürſten weint meine thörichte Tochter? Geſtärkt durch die Nähe dieſer Leiche, verwirft ſie das Opfer, das ihr mit einer Krone gebracht werden ſoll? Verblendete! des Königs Sohn hätte Dich nicht heimgeführt: aus dem Lande der blauen Berge nahte ſchon die Braut, und floh von unſern Gränzen wieder, da ihr der Tod des Bräutigams entgegen trat, wie ein abweiſendes Geſpenſt. Dein Hochmuth bethört Dich doppelt. Leicht wird es dieſem Manne, Deinem Freunde Muctar, das Diadem dieſes Reichs Dir zu Füßen zu legen: er iſt nicht deſſen Erbe, denn hier ſteht Akbar, dem wir gehuldigt haben, und dem der Thron gebührt!"

Dieſe Rede machte einen erſchütternden Eindruck auf Alle, die ſich in der Halle befanden. Mandane ſtützte ſich überraſcht auf das Fußgeſtell einer Säule, Iſſa faltete ſchmerzlich ergriffen die Hände, und ſah mit thränenhellen Augen auf den Freund ihrer Jugend und ihres Herzens, während dieſer den unfern ſtehenden Muctar mit freudigen Blicken muſterte, und endlich von ſeinen Gefühlen überwältigt, an den Hals des Jünglings flog, der ihn nicht minder gerührt mit beiden Armen umſchlang. „O, biſt Du es nicht, mein Silam! mein Bruder, deſſen Tod ich beweinte?“ ſchluchzte Akbar, und Muctar erwiederte: „Wenn die Erinnerung wahr iſt, die plötzlich wie ein Gewebe von ſilbernen Faden aus meiner Vergangenheit hervorbricht, — wenn deine Geſichtszüge nicht lügen, ſo biſt Du Akbar, mein Bruder, und Alles hellt ſich mir wieder auf in den verworrenen Träumen meiner Jugend: der Mutter Liebe, des Vaters Tod — und der Schmerz, der mich zerriß, als man uns trennte!“

Als die Beiden ſich umarmt hielten, und die Wonne der Erkennung aus den freudeſtrahlenden Blicken ſaugten, trat der Oberprieſter zu ihnen, ſprechend: „Liebet euch, und ſeyd ſtark in eurer Vereinigung, Brüder vor dem Himmel, wenn auch die Natur euch nicht durch die Bande des Bluts feſſelte! Du, Silam, warſt eine Waiſe in den erſten Wochen Deines Lebens ſchon; gleichen Alters faſt, wie Akbar, wurdeſt Du in das Haus deſſelben, in die Arme ſeiner Eltern aufgenommen, um mit ihm erzogen zu werden, und in Zeiten der Gefahr ſein Stellvertreter zu ſeyn. Eine grauſame Beſtimmung allerdings, aber befohlen durch das Herkommen, die Noth, und die

Tyrannei der Kaiſer. Darum wurdeſt du mit dem Zeichen des Nenuphar geweiht, und die Sage unterhalten, daß an dieſem Zeichen der heimliche König zu erkennen ſey. Die Götter ließen ein Unglück zu. Tahir, der ſchwarze Sclave in des verborgnen Königs Hauſe, hatte dieſes Zeichen bemerkt, und den Entſchluß gefaßt, das Blutgeld zu verdienen. Akbar's Vater ſollte gefangen werden mit ſeinem Sohne Silam. Der getäuſchte Neger, überliſtet von dem Vorgeben der Eltern, die ihren wahren Sohn nur als den Angenommenen behandelten, ſah ſich bis an ſein Ende betrogen. Akbars Vater fiel nicht lebendig in ſeine Hände; er fand deſſen Schätze nicht; der Kaiſer belohnte ihn nicht reichlich; und als er auf des Herrſchers Befehl hingieng, um den vermeintlichen Erben unſerer Könige in den heiligen Strudel zu ſtürzen, überraſchte ihn ein unerwarteter Tod. Das Kind der Hoffnung war indeſſen gerettet, durch des Himmels Fügung, des Verräthers Täuſchung, und das Mitleid des Tyrannen, der ſeinen Zweck erreicht zu haben glaubte. Heute iſt aber die Stunde gekommen, wo Ihr, treffliche Jünglinge, bewähren ſollt, ob einſt die Götter bei eurer Vereinigung gewaltet.“

Ein langſam rollender Donner fuhr über die Kuppel hin, und ein ſcharfer Blitz zuckte durch dieſelbe. Doch war dieſer Strahl ein milder Blick aus den Augen der Gottheit. Die Geiſter der Rache, des Neides, der Mißgunſt und der Heuchelei verſchwanden auf ewig aus der Nähe der Jünglinge, und innige Liebe redete aus ihren Blicken, von ihren Lippen.

„Warum erkannte ich nicht Dein Geſicht im Sturme des Kampfes?“ fragte Silam mit zärtlicher Ungeduld, und Akbar antwortete traurig: „Und ich konnte Dir dieſe Wunde ſchlagen? Willſt Du mir nicht zürnen, nicht mein Feind ſeyn, da ich Unglücklicher Dein Blut vergoß?“

„Nimmermehr!“ rief Silam begeiſtert und ernſt: „Dein Freund, Dein Schild, o König! ich darf jetzt für das Recht meine Waffen heben, und gegen den Trug, dem ich gedient, zu Felde ziehen! ſtelle mich an die Spitze einer Schaar; prüfe mein Herz und meine Fauſt! Ich will hinüber, und Dir die Krone von dem Scheitel des liſtigen Alten holen!“

Akbar erwiederte, ihm lächelnd die Hand drückend: „Laß uns zuſammen gehen, und vereint den unglücklichen Greis ſchonen, deſſen Silberhaare und Elend Ehrfurcht verdienen, wenn uns gleich ſeine Tücke feindlichen Haß abnöthigt.“

Als die Sonne aufgegangen war, flatterte der alten Könige Fahne auf den Thürmen der Heldenſtadt und in dem Lager der Krieger am Fuße der Kaiſerburg wüthete das Gefecht, denn die Streiter aus den beiden gewonnenen Städten waren keck in die Zelte ihrer Feinde gefallen, um Sieg auf Sieg zu erringen. Endlich ruhte der Kampf, und Cypreſſenzweige flatterten in der Luft, und Palmen winkten Friede. Der junge König ſtieg aus einem goldverzierten Schiffe, Silam an ſeiner Seite, in ſeinem Gefolge die Vornehmſten des Nenuphar. Seine Streiter brachten ihm die Beute des Sieges entgegen, und er wendete die Augen voll Wehmuth ab. Da gewahrte er zur Seite, an einem Baume liegend, und von vielen Wunden durchbohrt, den alten Mogreb, der ſeinen Pflegeſohn zu ſich winkte, und mit ſterbender Stimme ſprach: „Unglücklich war der Tag, an dem wir dieſes Reich betraten. Du kamſt um die Freiheit und mich mordeten die Hauptleute des Kaiſers ſelbſt, da ſie Deinen Uebertritt erfuhren, und mich beſchuldigten, ſie an den Nenuphar verrathen zu haben. Sim's Mord iſt verſöhnt, und ich würde ruhiger aus dieſer Welt der Thoren ſcheiden, wäre ich nicht ſo arm, daß ich Dir nicht einmal Jubals Krone vermachen kann, — die mein gehörte, wäre Recht auf dieſer elenden Erde, wo es nicht der Mühe lohnt, zu athmen, wenn man nicht herrſchen kann."

Mit dieſen Worten ſchloß ſich auf immer Mogreb's mattes ſterbendes Auge, und Silam ſtand ergriffen bei der Leiche des Mannes, den er zu lieben, zu haſſen gelernt hatte. Dann wendete er ſich verſtohlen zu Akbar, und ſagte ihm leiſe und ſchmerzlich: „So beſtraft ſich der Frevel. Auch ich, mein Akbar, werde ſcheiden müſſen aus Deiner Nähe. Wie dieſen hier Sim's Schatten, ſo verfolgen mich die blutigen Leiber derjenigen, die ich von meinen

Elephanten im Uebermuth zertreten ließ, und ich vermag es nicht, unter denen zu leben, die ihre Verwandte, ihre Freunde waren.“ Akbar verſetzte: „Ich begreife Deine Reue, Deine Furcht. Darum erfülle ich das Vermächtniß Deines Pflegers Mogreb, und gebe Dir die Krone Jubals, wo Du ſo lange weilen magſt, bis einſt Deine Seele das Wiederſehen dieſes Reiches erträgt.“

Da nahte ſchweigend, mit geſenkten Speeren, ein langer Zug von Waffenleuten des Kaiſers, und das Mitleid der Krieger Akbar's ließ die Feinde ohne Störung daher ziehen, denn ſie trugen in dem großen Leichenſchilde von Erz einen todten Fürſten, bedeckt mit dem Purpur, und dem Schnee ſeines Bartes. Sie ſetzten die Leiche des müde gewordenen Kaiſers vor ſeinem jungen Nachfolger nieder, weinten ohne Scheu, und ſagten zu Akbar: „Hier iſt Dein und der Götter Werk. Der Fall der Heldenſtadt hat ihm das längſt verſuchte Heldenherz gebrochen. Die gnädigen Götter haben nicht gewollt, daß der Hochbejahrte mit leiblichen Augen ſchaue, wie Alle ſeine Werke um ihn her in Staub fallen. Benütze, o König, dieſe Lehre von der Vergänglichkeit aller Dinge, und ſey barmherzig und milde beim Antritt Deiner Herrſchaft. Vergönne uns, dem Stamme der kaiſerlichen Lehens-Leute, daß wir aus Deinen Gränzen ziehen, und mit uns nehmen die Ueberreſte unſerer Fürſten, die wir auf unſern Schultern zum Thron in dieſes Land trugen, wie wir ſie zu Grabe tragen. Wir mögen nicht die Diener des

Herrſcher-Stammes werden, den wir bezwungen, und fühlen noch Kraft genug in unſern Armen, einen Fleck der Erde uns zu unterwerfen, wo wir neben der Aſche unſerer Herren wachen können bis an's Ende unſerer Tage.“

Akbar's Auge füllte ſich mit Thränen, da er die Helden über der Leiche ihres letzten Kaiſers weinen ſah, und von gleichem Mitleid ergriffen, riefen alle Brüder des Nenuphar: „Laß ſie ziehen, o Herr, laß ſie friedlich ziehen, denn das Unglück verdient Milde!“

So geſchah es. Die trauernden Krieger erhoben unter feierlichen Gebräuchen die balſamirten Hüllen ihrer Monarchen aus der Gruft des Todes, und führten ſie auf koſtbaren Wagen hinweg in die Ferne. Sie zogen nach, Männer, Frauen und Kinder, ein langer ehrwürdiger Zug, ſtolz im Unglück, und bereit, ſich eine neue Heimath zu erſtreiten.

Die Stürme des Aufruhrs hatten ſich beruhigt; die Wellen des empörten Stroms waren in ihr Ufer zurück gekehrt, und überall im ungeheuern Reiche handhabten die Genoſſen des weit verbreiteten Nenuphar-Bundes, Gerechtigkeit, Friede und Gnade im Namen des vielgeliebten Königs Akbar. Aus den fernſten Provinzen ſtrömten Abgeordnete und begeiſterte Wallfahrer nach der Kaiſerſtadt, um den Tag mitzufeiern, an dem der junge Fürſt im Angeſichte ſeines Volks die Krone ſeiner Väter empfangen ſollte. Der große Feſtplatz an den Ufern des Stromes trug keine Spur der Verwüſtung mehr. Die Natur ſchien ihre üppigen Schätze auf's Neue geſpendet zu haben, und in reiner Verklärung des lieblichen Himmels ſchwammen die Zelte, die Hütten, der Fluß und die Berge. Die Rauchſäulen der Altäre ſtiegen gerade auf zum Firmament, unbeweglich feſt ſtanden die göttlichen Bilder unter der Berührung des Königs, und der Mord ſchlich nicht in den Reihen der Fröhlichen. Akbar war entzückt im Wiederſchein des allgemeinen Glücks, doch ſtanden ihm noch ſüßere Wonnethränen bevor, als er die Krone empfangen, ſeine Schwüre geleiſtet hatte, und mit einemmale unter dem Jubel des Volks eine Menge von geſchmückten Jungfrauen eine fremde Pilgerin, auf einem weißen Roſſe, in den ungeheuern Kreis führte, wo der Oberprieſter der Fremden abſteigen half, und ſie ehrerbietig dem Könige zuführte.

„Sieh hier den Lohn Deiner kindlichen Tugend und Deiner Milde!“ ſagte der Prieſter zu Akbar, und erhob den Schleier der Fremden: „Sieh hier Deine Mutter, entronnen dem Tode neben der Leiche Deines Vaters, in geheimnißvoller Stille gepflegt und erhalten von den Brüdern des Nenuphar! Nach ſechszehn Jahren des angſtvollen Harrens, kömmt ſie, ihre Einſamkeit am geheiligten Waſſerfall verlaſſend, um den ſchmerzlich entbehrten Liebling ihres Herzens wieder zu ſehen, ſeines Glückes ſich zu freuen, und in den Strahlen deſſelben ihr viel geprüftes Leben zu beſchließen.“

Ein Auftritt voll der Rührung und Erhebung folgte auf dieſe Worte. Die glücklichſte Mutter im Arme des glücklichſten Sohnes, zu ihren Füßen, weinend vor Entzücken, ihr Pflegeſohn Silam, über ihrem Haupte die ſegnenden Hände des Bruders, an ihrer Seite die freudetrunkenen Töchter des Oberprieſters. — Das Orakel in dem Tempel bei den geheiligten Gewäſſern hatte wahr geredet: der Sohn des Weibes, das, demüthig und unerkannt, dem Kaiſer an jenem verhängnißvollen Morgen begegnete, war des Kaiſers Nachfolger geworden; und, begierig, dem wiedergefundenen Sohn ſchnell eine liebevolle Tochter hinzuzufügen, zeigte Akbar in der Wonne des Wiederſehens auf die erröthende Iſſa, und ſagte: „Sie ſoll mein Weib ſeyn! Nimm ſie auf, o Mutter, neben mir in Deinem Herzen!“

Die Mutter küßte des Sohnes Braut auf die Stirne und ihre Freudenthränen waren der jungen Königin erſtes Diadem. Das Jauchzen des Volkes ſtieg faſt zur Raſerei, und Feſt auf Feſt folgte aufeinander viele Tage hindurch. Endlich verwandelte ſich der Braut- und Jubel-Geſang in eine ernſte Kriegs-Muſik, unter deren Klängen Silam nach ſeinem Reiche Jubal zog. Mandane, die Gattin, war ſeine Gefährtin. Akbar blieb zurück unter ſeinen Kindern, und unter dem Schutze des Nenuphar bereitete ſich ſeinem Geſchlecht eine ſonnenhelle Zukunft.

Die Mohrin von Toledo.

Die Mohrin von Toledo.

Die Dämmerung ſchwebte über den Giebeldächern der alten Stadt und über den Zinnen des mauriſchen Schloſſes Alcazar, welches von ſeiner Höhe wie ein Nebelgeſpenſt über das zu ſeinen Füßen liegende Toledo niederſchaute. Das Geräuſch des Tages hatte aufgehört; die Chorgeſänge in den Kirchen waren verſtummt; die Webſtühle der fleißigen Seidenarbeiter ruhten; wenig Volk zeigte ſich fürder auf den Gaſſen und Plätzen der Stadt. Im Innern der Häuſer war es inzwiſchen lebhafter geworden. Die Schenken wimmelten von Leuten; in den Zimmern der Magiſtratsräthe war große Verſammlung, und in den Paläſten der Adeligen zahlreicher Zuſammentritt von Männern aus allen Ständen.

Das Wohl der Stadt, das Heil aller Königreiche Spaniens hatte ſie zuſammengeführt. Die Söhne von Toledo, der Freiheit gewohnt, die ſie von ihren Vorfahren geerbt, waren gekommen, um die Mittel aufzuſuchen, das Vaterland von einer Knechtſchaft zu befreien, die ihm von Fremden aufgedrungen werden ſollte, und von einer Demüthigung, die ihm ſein eigener König bereitete. Hinlänglich iſt es hier zu bemerken, daß König Karl von den Churfürſten des römiſchen Reichs, zum Kaiſer deutſcher Nation gewählt worden war, daß er die Würde angenommen und einen Reichstag zu Compoſtella ausgeſchrieben, um daſelbſt eine Steuer zu erwirken, die ihn in den Stand ſetzen ſollte, mit einem, Spaniens und der Kaiſerkrone würdigen Glanz, jenſeits der Pyrenäen und des Rheinſtroms zu erſcheinen. Valencia, der Sitz des Minneſangs und zugleich der höchſten Freiheitsliebe, wie der ſtolzeſten Herzen in Spanien, hatte das Panier der Widerſetzlichkeit erhoben. Andere Städte waren ſeinem Beiſpiele gefolgt. In Valadolid hatte nur die Flucht den König, als er nach Gallizien reiſ'te, der Bürgergewalt entzogen, die ihn aufzuhalten, und in ihrer Mitte feſtzunehmen ſtrebte. Toledo ſchloß ſich an dieſe Grundſätze an. Aber weder die Vorſtellungen ſeiner Abgeſandten, noch diejenigen der Städte Madrid, Cordova und anderer, vermochten den Gang des Reichstags zu hemmen, und die Erwirkung der Vortheile zu verhindern, die Carlos durch eine ſchlaue Begünſtigung des Adels unaufhaltſam erreichte. Mit dieſem Siege gekrönt, und ohne die Beſchwerden abzuſtellen, die von der Nation gegen die königlichen Machthaber erhoben worden waren, hatte der König ſchnell von Corunna aus die Segel nach den Niederlanden gelichtet, nachdem er vorher den Kardinal Adrian von Utrecht, ſeinen Lehrer, zum Regenten des Landes, Don Juan da Lanuza zum Vicekönig von Aragonien, und Diego de Mendoza zum Statthalter in Valencia ernannt hatte. Dieſer Schritt des Fürſten hatte alle Gemüther empört, und mit Unwillen ertrugen ſie die Befehle des fremden Kardinals. Toledo war die erſte der Städte, worinnen das Wort ſich zur That zu geſtalten drohte, und Volk, Adel und Geiſtlichkeit ſchürten gleich eifrig den Brand. Ein junger tapferer Mann, der ſchon glänzende Beweiſe ſeines Muthes vor den Augen ſeiner Landsleute abgelegt hatte, und deſſen Ehrgeiz ſich nach einer rühmlichern Laufbahn ſehnte, Juan de Padilla, gleich ausgezeichnet durch ſeine Geſtalt, wie durch ſein adeliges Herkommen, war das Geſtirn, nach deſſen Aufgang an der Spitze der Vaterlandsfreunde ſich alle Patrioten ſehnten. Sein Haus war der Sammelplatz der mächtigſten Unzufriedenen und an dem Abend, wo dieſe Geſchichte beginnt, verließ ſo eben die Schaar der Freunde ſtill und vermummt ſeine gaſtliche Schwelle. Die Gattin Don Juans, die reizende Maria ſah, im Garten ſitzend, unter dem Behänge breiter Rebenblätter, wie ſich die Männer entfernten, und wie kurz darauf ihr Gemahl, die Stirne in düſterm Ernſt gefaltet, zu ihr in die Laube trat. Schweigend reichte er ihr die Hand, ſchweigend erwiederte ſie den Druck derſelben, und ſpielte, gleich wie in Gedanken verſunken, mit dem Gürtel ihres koſtbaren Kleides. Don Juan ſprach nach einer langen Pauſe: „Ich muß heute noch aus dem Hauſe gehen, meine Liebe. Laß die Pforten feſt und ſicher ſchließen. Möglich wär' es, daß ich vor morgen nicht zurückkehrte. Schlafe ruhig und laß Dich nicht ſtören, ſollte auch vielleicht ungewöhnliches Geräuſch Dich aus dem Schlummer wecken. Dein Gatte ſorgt für Dich und ſeines Sohnes Leben."

„Was verlangſt Du von mir?" fragte Maria entgegen, und hob zum ernſten Geſichte des Mannes den ſcharfen durchdringenden Blick: „Bin ich nicht Dein treues Weib geweſen, ſeit Du mich aus Portugal in Dein Haus geführt? bin ich nicht überdieß die Tochter des berühmten Kriegsmanns Tendillos de Mendoza? hat Waffenprunk und Waffengefahr nicht meine Wiege umgeben? haſt Du nicht ſchon Gelegenheit gehabt, meine Entſchloſſenheit und meine Verſchwiegenheit zu erkennen? warum mir daher ein Geheimniß aus Deinen Planen machen? weiß ich etwa nicht, was unſerm Vaterlande, das ich feurig liebe, Noth thut? weiß ich nicht, daß Du der treuſte Sohn Deiner Heimath biſt? kenne ich nicht die Männer, die Dich in ſchweigender Dämmerung beſuchen? Verſchworne ſind's, zum Heil des Vaterlands Verſchworne. Du ſollſt an ihrer Spitze unſere Ketten brechen, und mein Scharfſinn erräth leicht, daß ihr noch in dieſer Nacht das Schloß mit gewaffneter Hand erſtürmen wollt.“

Don Juan ſah lange unverwandt und glühenden Auges die holde Frau an, die von ihrem beſcheidenen Raſenſitze, wie von einem Throne, wie eine Königin, im Tone des gerechteſten Vorwurfs zu ihm ſprach. Darauf ſchloß er ſie in ſeine Arme, ſetzte ſich an ihre Seite und erwiederte: „Ich wußte, daß ich mir eine ſtarke Frau genommen, aber dieſe römiſche Unbefangenheit im Schooße der Gefahr hätte ich nicht in Deiner Bruſt geahnt. Du verdienſt es wahrlich, Mitwiſſerin unſeres edlen Geheimniſſes zu ſeyn, und ich bin fortan ruhiger als ich gehofft. Die Trabanten des Königs, oder beſſer, die Söldner des Kardinals werden uns heute nicht viel zu ſchaffen machen. Vierzigtauſend wohl bewehrte Bürger erringen leicht den Lorbeer über eine Handvoll Waffenknechte, und die halbzerſtörten Werke des Caſtells werden unſerer Kraft kein würdiges Ziel darbieten. Aber die Zukunft möchte leicht ſchwere Kämpfe auf ihren Fittigen herbeitragen; die Hyder der Tyrannen möchte leicht fürchterliche Stärke entwickeln, und der Ausgang zweifelhafter werden, als der Anfang es zu ſeyn verſpricht. Auf dieſen Fall iſt's gut, wenn wir uns treu mit einander verſtehen. Als Anführer einer Volksparthei iſt mein Leben dem offenen Feinde, wie dem verrätheriſchen Freunde preisgegeben. Was darf ich von Dir erwarten, wenn das Schickſal mir den Sieg verweigerte? was würdeſt Du für Dich, was für unſern Sohn beſchließen?“

„Bedarf es einer Frage? iſt nicht dann im ſchlimmſten Fall der Tod da, um mich und Deinen Sohn, den letzten Nachkommen eines Heldengeſchlechts vor den Schergen des Unterdrückers zu retten? doch ſey getroſt. Die Himmliſchen haben zu mir geſprochen in hellen freundlichen Bildern; ſie haben die Zukunft mir verbürgt, und ich traue um ſo mehr auf ihre Zuſage, als am heutigen Abend die Ahnungen, die ich in meiner Bruſt trug, zur Gewißheit geworden ſind. Ich hatte vorgeſtern, von Deinem Schweigen betrübt, und von meinen Zweifeln gemartert, am ſchwülen Nachmittage auf der Eſtrade im Gartenſaale die Ruhe geſucht. Der Springbrunnen im Hofe plätſcherte ſo einladend, die gelben Vögel von den Inſeln gegen Weſten, die in den goldenen Käfigen des Saales verwahrt werden, ſangen ſo lieblich, ſo ſchmelzend, und von den Blumenbeeten vor den Fenſtern ſchwamm ſüßer Duft des Jasmins in das, weit der Kühlung geöffnete Gemach. Alles dieſes lud zum Schlummer, und das mauriſche Lied, welches unſere gute Zami unter dem Schwibbogen unſerem Kleinen vorſang, ſchläferte mich durch ſeine eintönige Weiſe vollends ein. Der Schlaf, friedlich und ruhig, wie der eines Kindes, wiegte mich in ſeinen Armen. Doch bald wurde das Schaukeln der Traumeswellen zu einem unangenehmen Schleudern auf unebner Meeresbahn. Ich ſaß in einem ſtürmiſch treibenden Kahn, woran die Fluthen gierig hinauf leckten, indem ſie ihn fortriſſen mit Blitzesſchnelle. Könnte ich

Dir nur beſchreiben, was ich auf dieſer ſeltſamen Fahrt geſehen, bewundert und gefürchtet! Ich ſchien auf einem großen See zu treiben, deſſen Ufer ſich bald weiter von mir entfernten, bald näher heran traten an das kämpfende Schiff. Eine große Flotte zog daher, mit aufgepflanzten Fahnen, blinkenden Wappen und luſtiger Heeresmuſik. Die Steuerruder waren mit Blumen bekränzt, und von den Maſten blitzten die ſpaniſchen Thürme, drohten die gefräßigen Doppeladler des römiſchen Reichs. Im Purpurmantel, mit der Krone auf dem Haupte, ſtand König Carlos wie ein Sieger auf dem Verdeck, und um ihn her funkelten die Harniſche ſeiner Edelleute und die Poſaunen ſeiner Spielleute, die den Ruhm ihres Herrn in alle Wolken verkündigten. Mitten unter dieſem Jubel ſtanden jedoch die Königreiche und Städte Spaniens aneinander gereiht und trauernd am Ufer, und ſahen ſchweigend und bekümmert dem rauſchenden Zuge nach. Ich erkannte die Städte alle, auch die, welche ich niemals mit den Augen meines Leibes geſehen habe: das weitgeſtreckte Madrid, das gethürmte Valadolid, das alte Granada mit ſeinen mauriſchen Säulen und Thoren, das anmuthige Valencia, umgeben von Citronen-Hainen, umſpült von blauer Meeresfluth, das ſtolze Burgos, Sevilla, das Wunder der Welt, die alte Königsſtadt der Sarazenen, Cordova, das Handel treibende Cadir, und unſer reiches geliebtes Toledo. Die Zinnen der Städte alle ſahen wehmüthig dem ſcheidenden König nach, und aus den Gaſſen tönte der dumpfe Ruf: „So ſollen wir nur Sclaven eines Fürſten ſeyn, der uns verläßt? Spanien nicht mehr der Stolz der Welt? Freiheit nicht mehr das Schild unſeres Glücks?“ — Und der dumpfe Ruf wurde zum Getümmel, zum hellen Geſchrei, zum Waffenklang und Kriegesſturm. Rothe Flammen brachen aus den ſchwarzen Mauern der Städte, ſchwarze Geiſter der Zwietracht flatterten mit glimmenden Fackeln durch die Luft; das Meer erſchütterte ſich in ſeinen Tiefen und zerſtreute, ſich bäumend, die ſtolzen Schiffsreihen. Vom Ufer her nahte, wie ein Geiſt ſchwebend auf den Gewäſſern, des Kardinals fliehende Greiſengeſtalt; nach dem Schiffe ſeines Herrn ſuchte er zu entkommen; — umſonſt! vor ihm verſank das königliche Fahrzeug in den Schlund, und ohnmächtig taumelte er ihm nach. Wie auf einer ſchnell entſtehenden Brücke vorgeſchoben, drang ein Heer von Spaniern von den Küſten auf die Flotte zu: „Freiheit!“ ſchallte es von den Lippen der muthigen Streiter. Die Wappen der Städte flatterten auf goldenen Fahnen in der ſtürmiſchen Luft, und allenthalben wo ſie wehten, verſank ein feindliches Schiff, zerriſſen ſich die Gewitterwolken und freundliches Blau ſtrahlte vom Himmel hernieder auf Spaniens Befreier. Ich war außer mir vor Freude über dieſen Sieg, doch nicht minder vor Entſetzen, weil mein Kahn, von den zuſammenbrechenden Schiffen umgeben, mir und meinem Sohne, den ich feſt in meinen Armen hielt, den Untergang drohte. Da ſah mich mein Juan mit den Augen eines Engels an, und rief mit der harmloſen Kindlichkeit ſeines Alters: „Zittere nicht, meine Mutter! fürchte Dich nicht. Siehſt Du nicht, wie an dem Steuerruder unſers Nachens der Vater ſteht, und es ſorglos leitet, durch Sturm und Gewitter. Du weißt ja, daß uns kein Unglück bedroht, wenn er bei uns iſt!“ — Und ich ſah hin und erblickte Dich im ritterlichen Schmuck, wie Du mit dem breiten glänzenden Schwerdt die Wogen theilteſt; und zum Siegeswagen wurde plötzlich der ſchwankende Kahn. Ganz Spanien mit ſeinen Helden und glänzenden Waffen ſchien nur einen großen Triumphzug zu feiern, dem Du voran gingſt, blühend wie der kriegeriſche Gott Mars, und zugleich milde, wie ein gnädiger König. Nach Compoſtella drängte ſich der ganze unüberſehbare Zug; um das Grab des heiligen Jago fielen alle Gläubige im weiten Kreiſe auf die Kniee; der Heilige, der einſt Don Ramiro gegen die Sarazenen ſo ſichtbarlich unterſtützte, war, auf ſeinem prächtigen Schimmel ſitzend, in ſanft-gerötheten Wolken am Rande des blauen Horizonts zu ſchauen; der Klang der unſichtbaren Waffen, die um Jago's Grab ſich heftig bewegen, ſo lange den Reichen Spaniens ein Unglück droht, ſchwieg plötzlich und verwandelte ſich im eine ſanfte Harfenmuſik. Du aber, mein ritterlicher Gatte, Du zweiter Cid, Befreier Deines Vaterlands, ſtandſt vor mir im Angeſichte alles Volks, verwandelt und ſchön, wie ich Dich noch nie geſehen. Von Deinen Schultern wallte ein prächtiger Mantel; ein funkelnder Reif ſchmückte Dein Haupt; von Deinem weißen Kleide ſchimmerte unter herrlichen Ordensketten hervor ein helles, wie ein Schwerdt geſtaltetes rothes Kreuz; Deine Linke ruhte auf dem Wappenſchilde der Königreiche; Deine Rechte hielt das große Panier mit dem Kreuze unter den fünf Muſcheln des heiligen Jacobs. Auch mit mir war eine Veränderung vorgegangen, Juwelen und Gold ſchmückten mein Haupt, meine Bruſt, meine Hände und Gewänder; und wie vor Dir alle Männer der ſpaniſchen Zunge, ſo neigten ſich vor mir alle Weiber des Landes, und grüßten mich, als ihre . . . .“

„O halt' ein, meine Maria!“ unterbrach ſie, beinahe entſetzt, der bisher mit ſteigender Spannung zuhörende Gatte: „wohin hat Dich der Gott der Träume entführt, und kannſt Du wähnen, daß die Himmliſchen alſo zu Dir geredet? Ich ſchaudere ob dem kühnen Fluge Deiner Einbildungskraft und Deiner Hoffnungen! Du haſt mich als Großmeiſter des Jacobsordens geſehen? weißt Du denn, wer dieſe Würde zu tragen berechtigt iſt?“

„Der König,“ erwiederte Maria kalt und beſonnen: „mir iſt es nicht unbewußt. Du ſtandeſt in der erzbiſchöflichen Kirche zu Compoſtella im Kleide des Königs. Du warſt es. Ich war die Königin. Das hellſte Sonnenlicht umgab die herrliche Erſcheinung; und obgleich mit dieſem Glanzbilde der Traum entſchwand, und ich wieder in unſerm beſcheidenen Hauſe zu Toledo erwachte, ſo blieb mir doch die Erinnerung als ein werther Gaſt zurück, und, wenn gleich lächelnd über das Zauberſpiel meiner Gedanken, frage ich mich doch manchmal in vollem Ernſte, warum dieſes Spiel nicht zur Wirklichkeit werden, und dieſer Traum nicht eine Stimme des Himmels ſeyn ſoll? Mit der Krone wurde noch keiner der Ahnherren erlauchter Fürſtenſtämme geboren; ein glücklicher Soldat war ſtets der Gründer eines Throns. Warum ſollte ein Loos, dieſem ähnlich und glänzend wie dieſes, für Dich mein Gemahl, in's Reich der Unmöglichkeit gehören? Mancher Sclave im Morgenlande, mancher Knecht des Abendlands hat ſich die Krone und ein Reich errungen: Du, ein ſpaniſcher Edelmann, ein Pair des Königs, dem dieſer nur befiehlt, weils Euch gefällt ihn zum Herrn zu haben, Du darfſt hoffen, was der Sclave und der Knecht errang.“

Padilla ſtand ſchweigend und in ſich gekehrt; die Rede ſeiner Gattin hatte ſein Innerſtes bewegt, und was ſein Herz durchſtürmte, blitzte aus dem Strahl ſeiner kühnen Augen. Doch bezwang er ſich, lächelte, und ſtreichelte ſcherzend die Wangen ſeines Weibes. „Wenn es auch nur ein Traum geweſen,“ ſagte er mit freundlichem Spott: „wenn es auch nur ein Traum verbleibt, was Du geſehen, meine Maria, ſo biſt Du dennoch eine Königin in meinem Hauſe, in meinem Herzen, und eine Fürſtin über Alle, die Deine Liebenswürdigkeit und Deinen männlich klugen Sinn in der Nähe bewundern dürfen, und ſie zu würdigen verſtehen. Mag das Schickſal ſeine Würfel legen wie es will, — ich bin mir bewußt, nur das

Rechte zu thun, indem ich des Volkes Parthei ergreiſe, und eine Bürgerkrone iſt es vor allem, wonach ich ſtrebe!"

„So verſäume auch nicht die Stunde, da es gilt, ſie zu erringen!" rief eine rauhe Männerſtimme in die Laube, und Fernand Avalos trat zu dem Paar: ein Freund Padilla's, ein Bewunderer der Reize und der Tugenden ſeiner Gattin. „Der Mond verſilbert ſchon die Spitzen der Thürme, unter des Alcazars altergrauer Mauer. Die Trommel hat bereits die Beſatzung des Caſtells zum Schlummer gerufen. Unſere Freiwilligen ſtehen an den bezeichneten Plätzen bereit. Nur eines Winks bedarf's, und die Sturmglocke giebt das Zeichen zum Angriff. Brich uns Dein Wort nicht, Padilla; ich kann nicht denken, daß Donna Maria Dich zurück halten werde von den Pflichten, die Du dem Lande ſchuldig biſt!"

„So wenig," erwiederte Maria mit heldenmüthigem Aufſchwung, „daß ich dieſes Seidenband, das meine Locken zuſammenhält und worin, nach der Dichter Ausdruck, nur die Pfeile des heidniſchen Liebesgottes aufgefangen werden ſollten, gleich einem Talisman um meines Gemahls Arm ſchlinge, damit es ihn bewahre vor dem ernſten mörderiſchen Stoß der feindlichen Partiſanen!" Dieſes ſagend, that ſie, wie ſie geredet. Ihre Hände knüpften ohne Zittern das grüne Band um den Arm des Gemahls, an die Stelle, wo ſonſt in grauen Ritterzeiten das Schild der Kämpfer geprangt. Mit hochaufklopfendem Buſen warf ſie ſich an die Bruſt Padilla's, küßte leicht ſeine von Kampfbegierde brennende Stirn, und ſagte zu ihm mit männlicher Faſſung: „Es bedarf keines weitern Lebewohls; ich ſehe Dich unverletzt wieder, dafür bürgen mir die Sterne. Aber den Sohn mußt Du noch einmal küſſen, ehe Du aus Deinem Hauſe ſcheideſt. Der Kuß des begeiſterten Vaters, der für Haus und Hof, für die Seinigen und für Gut und Blut des Vaterlandes in's Treffen mit dem Tyrannen geht, hat ſtets dem Sohne und den ſpäteſten Nachkommen Segen und Heil gebracht!"

Sie klatſchte in die Hände und ſchritt den Männern voraus, auf einen freien Gartenplatz, den breitblättrige Platanen in heiligem Schweigen umſtanden, den der Mond mit ſeinem blaſſen Lichte übergoß, wie einen ſchimmernden Elfenſaal. Durch den Gang von ſchattigem Geißblatt, der von dem Brunnenhofe des Hauſes nach dem Innern des Gartens führte, kam die Sclavin Maria's mit dem Kinde auf dem Arme, dem Zeichen der Gebieterin folgend, einher. Mit feierlicher Geberde legte die Mutter den ſchlafenden Sohn in die Arme des Vaters, und aus deſſen Wimpern floß eine im Mondſtrahl doppelt erglänzende Thräne auf die Wange des Schlummernden.

„Alle Heilige ſeyen mit Dir, mein Juan!" ſagte wehmüthig Padilla, mit einem Arme das Kind an ſich drückend, mit dem andern die heldenmüthige Mutter umſchlingend: „Die ewige Dreifaltigkeit erhalte uns, wie wir hier zuſammen ſtehen, in Eintracht und Liebe, und verflucht ſey ich, wenn ich jemals, ſelbſt auf dem Block des Henkers, den Schwur breche, den ich für Treue und Ehre meinem Hauſe und Spanien gelobte!"

Er gab ſchnell das Kind der Wärterin zurück, ſchüttelte ſeiner Gattin die Hand, und ging mit dem Rufe: „Gott erhalte Euch, Donna Maria! Gott erhalte das Vaterland!" ſammt Fernand Avalos, der in den Ruf eingeſtimmt hatte, eilends von dannen. —

Die Schritte der Männer verhallten in der Ferne; der treue Diener Padilla's, Soſſa, übernahm das Amt eines Vogts im Hauſe, ließ Thor und Thüren ſchließen, ſtellte die übrigen Knechte ſeines Herrn wohlbewaffnet als fleißige Wachen unfern von den Zimmern Maria's auf, und machte ſelbſt, von einigen tüchtigen Hunden begleitet, die Runde durch den Garten. — Inzwiſchen ſaß Maria in ihrem Schlafgemach neben dem Bette ihres Kindes. Schlaf kam nicht in ihre Augen; ihre Kleider hatte ſie nicht abgeworfen, wohl aber aus der Waffenkammer ihres Gatten ein Schwerdt ſich bringen laſſen, das gezückt neben ihr auf dem Teppich lag. Maria's Auge blickte dann und wann wohlwollend auf die Züge des ſchlafenden Sohns, weilte bald auf der Sanduhr, die ihr gegenüber geräuſchlos Korn auf Korn verrinnen ließ, bald auf der Mutter des Heilands, die, von Meiſterhand gemalt, über dem Betſchemel hing, und dann auf der treuen, ebenfalls wachenden Zami, die zu ihren Füßen kauerte, und ſorglos mit den Quaſten ihres Kleides oder mit dem Griff des Schwerdtes ſpielte, das am Boden blinkte.

„Du biſt ſo aufgeregt, liebe Frau," ſagte Zami mit ihrer weichen, faſt unwiderſtehlichen Stimme, und wendete die großen ſchwarzen Augen voll Theilnahme und Beſorgniß nach der Herrin: „Ich habe Dich noch nie ſo geſehen. Du biſt nicht ängſtlich, denn Du zitterſt nicht und weinſt nicht; aber ein großer Entſchluß redet von Deiner Stirne, und wie trotzig ſieht Dein ſanftes Auge! dies Schwerdt beunruhigt mich. Was thut der fremde Gaſt in Deinem Zimmer, da Du doch den Dolch bei Dir trägſt, wie jede Spanierin zum Schutze ihrer Ehre?"

„Dies Schwerdt erwartet einen Feind," verſetzte ernſt und ruhig Maria: „Des theuern Kindes Leben zu beſchützen, dürfte ich gezwungen ſeyn, die ungewohnte Waffe zur Hand zu nehmen. Heut iſt eine böſe Nacht, Zami. Dein Herr geht blutigen Gefahren entgegen. Bete für ihn, Zami. Du biſt jung, biſt eine Neubekehrte, und Gott erfüllt die Bitte der Unſchuldigen ſo gerne wie ein liebender Vater."

„Du ſprichſt ſo trübe, gute Frau," entgegnete Zami kopfſchüttelnd: „Laß Dir nicht bange ſeyn. Ich weiß was ich weiß. Der Herr ſtürmt heute den Alcazar; und -- horch! — ſchon tönt die Glocke, die das Zeichen giebt! wie wird ſich der Boden des grauen Schloſſes freuen, einmal wieder Blut zu trinken. Ach! meines Volkes Häupter haben jene Veſte erbaut, haben ſie mit ihrem Blut gedüngt! Ihre Geiſter haben dem Ort geflucht, und mehr als ein Spanier wird heute den Fluch mit ſeinem Leben löſen müſſen; aber der Herr kommt unverletzt zurück;

ich weiß das. Seine Stirne wird keine blutige Binde tragen, wohl aber einſt eine Krone von rothem Golde!“

Maria ſah ihre Sclavin beſtürzt und verwundert an. „Mädchen,“ ſagte ſie, „was ſprichſt Du da? Du biſt eine Träumerin.“

„Es iſt kein Traum, der mich gelehrt, was ich ſo eben zu Dir geſprochen;“ antwortete Zami mit vieler Gelaſſenheit: „Ich wiederhole nur die Worte eines Mannes, der nun im Grabe ſchlummert, dem es aber einſt gegeben war, in der Zukunft zu leſen, und in den Häuſern der Sterne. Du magſt wiſſen, liebe Frau, daß mein Großvater einer der Weiſeſten im Volke der Mauren geweſen. Unſer Stamm blühte vor Zeiten in Spanien, und nur der Sturz der Macht unſerer Könige konnte ihn, mit vielen Tauſenden des Volks, bewegen, nach der afrikaniſchen Küſte überzuſiedeln, von wannen unſere Heerführer herüber gekommen waren. Mein Großvater war ein junger Knabe geweſen, als Fernando den Sieg über uns davon trug. Er lebte in der alten Heimath unſerer Väter, der Entſagung und den Lehren der Weisheit ſein ganzes Daſeyn weihend. Mein Vater war ein wilder Kriegsmann, der nicht weiter dachte als an ſein Roß, ſeine Waffen und die Streifzüge, die er mit andern Tapfern ſeines Gleichen häufig nach den Gegenden unternahm, wo die unmäßige Sonnenhitze die Haut der Menſchen ſchwarz brennt wie die Kohlen, und das Haar zur Wolle verkrüppelt. Während dieſer häufigen Abweſenheiten des

Vaters, hütete der Großvater das Haus und ſeine Enkel; die Mutter war längſt in's Paradies vorausgegangen. Da erzählte er uns oft, dem Bruder und mir, von dem ſchönen Lande Spanien, von ſeinen Lorbeerhainen, ſeinen ſtolzen Schlöſſern und den breiten Flüſſen, die das Land erfriſchend durchſtrömen. Oft ſagte er alsdann: „Unter jenen Lorbeerbäumen ſchlummerten unſere Vorfahren, jene Schlöſſer haben unſere Kalifen erbaut, auf jenen Strömen ſchwammen einſt mauriſche Schiffe, trugen unſere Waaren und unſere Schätze von Stadt zu Stadt, von Königreich zu Königreich. Aber das Kreuz hat geſiegt, und in den Sternen iſt zu leſen, daß es weiter und immer weiter ſeine Siege tragen werde. Die Fahne des Propheten wird in Staub ſinken, weil ſeine Nachfolger übermüthig geworden ſind, und des wahren Gottes vergeſſen haben." — Da geſchah es eines Tags, daß unſer Vater getödtet aus einem Streite nach Hauſe gebracht wurde; und der Großvater zerſchlug ſich die Bruſt, zerraufte den Bart und zerriß ſein Kleid mit Klagen und Thränen. Er nahm uns mit ſich hinweg aus dem Hauſe unſern vom Geſtade, und führte uns in eine wüſte Abgeſchiedenheit, wo wir ihn nur zum Geſellſchafter hatten, und ſeine Lehren und Weiſſagungen das einzige Buch waren, das uns offen ſtand. So verfloſſen mehrere Jahre und wir Geſchwiſter wuchſen empor an Kräften und Geiſt, während unſer alter Pfleger immer ſchwächer wurde, und dem Tod entgegen ging. Da begehrte er einſt, daß wir ihn auf den Rücken nehmen, und wieder heraus aus der Wüſte nach dem Meeresufer tragen ſollten. Es geſchah; der Greis wählte eine Stelle, von wo man die Küſte von Spanien deutlich im Sonnenglanze liegen ſah. Hier mußte mein Bruder ihm ein Grab machen, er legte ſich hinein in ſeinen beſten Gewändern, und während wir, an der Grube knieend, zum Himmel beteten, daß er den Sterbenden gütig aufnehme, kam der Geiſt des Herrn über ihn, und wie der Blitz aus den Wolken über den Bergen von Afrika, leuchtete das Auge des Sehers. „Kinder!“ rief er, mit aller Stärke, die er nur zu ſammeln vermochte: „Die Zeit iſt da, wo ich ſcheiden muß, um Euch zurückzulaſſen in einer feindlichen, gegen Euch verſchworenen Welt; denn die Zeit iſt Euch nicht fern, wo die heidniſchen Horden der ſchwarzen Leute aus dem Innern der Wüſte heraus brechen werden, um Alle zu würgen, oder als Sclaven hinweg zu führen, die da glauben an den einigen Gott und ſeinen Propheten. Tage der Trübſal und des Jammers ſtehen vor Eurer Thüre, und nirgends mögt ihr Heil finden, meine Enkel, als in dem Schooß von Spanien, wo die Gebeine unſerer Voreltern ruhen und wo nur ein Gott verehrt wird, wenn gleich unter andern Gebräuchen, als die unſerigen ſind. Geht hinüber, bürgert euch ein in die neue dort geſchaffene Welt; Euer Schickſal wird wahrlich kein Gemeines ſeyn; Du Said, wirſt ein großer Mann werden, und Du Zami wirſt einer Königin dienen und ihre vornehmſte Freundin ſeyn!“

Nach dieſen Worten ſtarb er in ſeliger Verzückung, und kaum hatten wir die letzte traurige Pflicht gethan, ſo ſchickten wir uns an, das Geheiß des Großvaters zu erfüllen, wie es ehrfurchtsvolle Enkel müſſen. Im nächſten Hafen lag ein ſpaniſches Schiff, worauf Prieſter herüber gekommen waren, um arme Chriſten aus den Händen der Seeräuber loszukaufen. Auf dieſem Fahrzeuge ſchifften wir nach Spanien, auf dieſem Fahrzeuge wurden wir getauft. Ich kam mit dem ehrwürdigen Prieſter Pedro hieher nach Toledo, ich wurde durch ihn Deinem Beichtvater bekannt und in Dein Haus aufgenommen. Die Zeit iſt indeſſen eine wichtige geworden. Zwietracht will den Kampf beginnen, und Dein Herr, Gebieterin, wird die Wellen des Bürgerkrieges ebenen. Dafür wird ihm aus dem Grund dieſes blutigen Meeres das ſchönſte Kleinod auftauchen: die Krone ſeines Vaterlandes, und Du wirſt Königin ſeyn, und ich Deine vornehmſte Freundin, wie der Großvater es einſt verheißen.“

Maria ſchüttelte ängſtlich das Haupt und dennoch klopfte ihr Herz freudig, da ſie hörte, wie die fremde, ihr ſo ergebene Sclavin mit kühnem Munde daſſelbe behauptete, was ihr ſchon der Traum gezeigt. Zu jener Zeit ſtanden die Abkömmlinge mauriſcher und jüdiſcher Stämme, ſowohl bei den Edeln als bei den Geringern des Volks, im Anſehen großer verborgener Wiſſenſchaft. Man traute ihnen zu, Träume deuten und Dinge vorherſagen zu können. Man verlangte von ihnen insgeheim Dienſte magiſcher

Natur, und während die Wüſtlinge ſich bei ihnen, dem Scheiterhaufen zum Trotz, um Liebestränke, Wunderarzneien oder Giftmittel bemühten, ließ mehr als eine der vornehmſten Familien dergleichen Leute kommen, um durch ſie das Horoskop ihrer Kinder ſtellen zu laſſen. Maria war von dieſem Aberglauben, den die Vornehmſten theilten, nicht frei; ſie betrachtete daher mit einer Scheu, die an Ehrfurcht gränzte, die braune, ſchwarzäugigte Dienerin, gleich der Tochter eines berühmten Zauberers, der über das Schickſal ihres Hauſes entſchieden hatte.

„Wo iſt denn Said hingekommen?“ fragte Maria nach einer kurzen Stille, die nur von Außen her durch wachſenden Glockenſchall und fernern Trommellärm unterbrochen wurde: „da Du mich auf den Thron erhebſt, um meine vornehmſte Freundin zu ſeyn, ſo ſchickt es ſich für mich, daß ich auch Deines Bruders Glück mache.“

Ehe noch Zami der Herrin zu antworten vermochte, ertönte ein plötzliches Getöſe in dem Garten, gerade unter den Fenſtern Maria's.

Padilla's Gattin fuhr aufgeſchreckt in die Höhe, und in ihren Händen blitzte das Schwerdt, das zur Vertheidigung ihres Sohnes beſtimmt war. Eine richtige Ahnung ſchien die Geberde des heldenmüthigen Weibes beſtimmt zu haben, denn das Getöſe drang aus dem Garten in die Säulenhalle des Hauſes, von da über die breite Treppe, von der Treppe unaufhaltſam durch die Reihe der Vorgemächer, und näherte ſich wie ein Sturm dem keuſchen Frauen-Schlaf-Gemach.

„Bei Gott und ſeinem Sohne!“ rief Maria, außer ſich und ſchwang die Klinge in ihren Händen: „Die Sterne und die Träume logen, und mein Gatte hat unter den Schwertern der Feinde geblutet; und der Tyrann ſiegt, und jede Hoffnung iſt hin! doch ſoll wenigſtens der Erſte ſterben, der ſich an dem Haupte meines Sohnes vergreift!“ Kaum hatte ſie mit geflügelter Eile dieſe Worte ausgeſprochen, als unter einem heftigen Stoße die Riegel der Thüre nachgaben, aufſprangen, und ein Mann, mit dem Degen in der Fauſt, hereinſtürzte. Maria warf ſich ihm wie eine Löwin entgegen, und hätte ihn ihrem Zorne geopfert, wäre nicht Zami dazwiſchen geſprungen, mit dem Rufe: „Siehſt Du nicht, meine Gebieterin, daß dieſer Mann ein flüchtiger Verfolgter iſt?“

Und Maria warf einen ruhigern Blick auf den Fremden, und das Eiſen in ihrer Hand ſenkte ſich, denn ein blaſſer verzweifelter Jüngling ſtand vor ihr, der ſeine Waffe weg warf, der Donna Kniee umſchlang, und mit herzzerreißenden Tönen von ihr ſeine Rettung heiſchte. Padilla's Diener, Soſſa, der mit mehreren Bewaffneten den Flüchtling verfolgte, erklärte zum Theil das Räthſel. Soſſa hatte auf ſeiner Runde durch den Garten plötzlich in einer engen Straße in der Nachbarſchaft deſſelben Mordgeſchrei gehört, und das Geklirr von Waffen. Da nun zu derſelben Friſt das Geläute der Glocken und das Wirbeln der Trommeln am heftigſten geweſen, ſo hatte Soſſa, von dem Siege der Patrioten überzeugt, dem Lärm in ſeiner Nähe wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt. Da ſprang ein Mann mit der Schnelligkeit eines Marders über die nicht allzuhohe Mauer des Gartens, und lief dem Hauſe zu. Ihn anzurufen, zu verfolgen, anzugreifen und aufzuhalten war des Dieners Pflicht, und ſeinem Eifer zu vergeben, daß er bis zu dem Gemach der Gebieterin ſelbſt dem verdächtigen Fremden nachjagte. Maria betrachtete den Jüngling mit kalter Strenge, und fragte nach dem Beweggrund ſeiner unverhofften Erſcheinung. „Ich heiße Roderigo Fonſeca, und war vor einigen Monaten noch Page des Königs;“ antwortete der junge Mann, der ſich nach und nach von ſeinem Schrecken erholte: „das Unglück, einen berühmten Namen zu tragen, der immer unter den Vertheidigern der Majeſtät geglänzt hat, — mit dem Könige Don Carlos erzogen worden zu ſeyn, und ihn als Edeljunker bedient zu haben, hat in der heutigen Nacht den Pöbel auf mein Haus gehetzt, wo ich einſam, als ein ruhiger Bürger lebte. Kaum entſprang ich den Horden der Wüthenden, und da ich mich erinnerte, daß Euer Gatte, Donna Maria, auf der Schule mein Gefährte geweſen iſt, ſo flüchtete ich mich in ſein Eigenthum, voll der Zuverſicht, bei ihm Schutz zu finden. Wie ich jedoch vermuthen muß, ſteht er an der Spitze der Volkspartei, die ſo eben ſiegreich von dem Alcazar heimkehrt, und es kömmt alſo lediglich auf Eure Barmherzigkeit an, ſchöne Frau, ob Ihr meine Fürſprecherin werden wollt."

„So viel ich weiß," entgegnete Maria, „führt das Volk nur mit ſeinen Tyrannen Krieg, und Euer Name, Don Fonſeca, wird nicht Euer Todesurtheil ſprechen. Ihr mögt bleiben bis mein Gatte heimkehrt und Euch ſeiner Ritterlichkeit getröſten."

„Es lebe die Freiheit! Es lebe das Volk und ſein großmüthiger Held!" rief Roderigo, der aus ſeiner Angſt ſchnell zu leichtſinnigem Jubel übergieng. — Während jedoch die anweſenden Diener des Hauſes den Ruf mit Entzücken wiederholten, ſchleuderte Maria einen Blick ſchweren Vorwurfs auf den unbeſonnenen Ueberläufer, und wendete ſich von ihm. Da erzitterte die Luft von dem von der Gaſſe tönenden Geſchrei einer freudetrunkenen Volksmenge. Das Haus, deſſen Pforten weit aufgemacht wurden, erfüllte ſich mit Fackelglanz. Tauſend Stimmen ſchrieen: „Es lebe Juan von Padilla, Toledo's Held, unſer Freund und Vater, der Landes-Hauptmann von Caſtilien!"

Maria ging dem ſieggekrönten Gatten entgegen, der, von den edelſten und tapferſten Männern ſeiner Vaterſtadt begleitet, die Schlüſſel der Veſte mit ſich brachte. Freudig ſchloß er die Gattin in ſeine Arme, und ſagte: „Dem Himmel ſey Dank! der Sieg war leicht und nicht blutig. Keine Grauſamkeit hat die Fahnen des Volks entehrt: Folgen alle Städte unſerem Beiſpiel, ſo werden wir frei und tugendhaft ſeyn." — Zu dem jungen Fonſeca ſprach er mit würdiger Milde: „Ich nehme in des Vaterlandes Namen Deine Dienſte an, mein lieber Schulgefährte. Du ſollſt an meiner Seite fechten, wenn es Noth thut. So wie wir einſt zuſammen den Muſen huldigten, ſo wollen wir auch vereint dem Ruhme nachſtreben, die uneigennützigen Kämpfer unſerer Heimath und ihrer Rechte zu ſeyn!“

„Stelle Dir keinen Unwürdigen zur Seite im edeln Kampfe!“ flüſterte ihm Maria beſorgt in das Ohr. Padilla wendete ſich aber, heiter wie ein Gott zu dem ſeiner würdigen Weibe. „Die Vaterſtadt iſt gerettet!“ ſagte er mit fröhlichem Kriegerſtolze: „Eintracht allein vermag den neuen Bund zu befeſtigen, und das Vaterland verſchmäht keinen ſeiner Söhne. Laßt uns nun aber aufbrechen, um in der Kathedrale dem Herrn der Heerſchaaren für den heutigen Sieg zu danken!“

Das Beiſpiel Toledo's wirkte befeuernd und erhebend auf die Städte Spaniens, die in ihrem Schooße den Zunder des Aufruhrs hegten. Segovia, Burgos, Zamora und viele andere übten Rache an ihren Abgeordneten, die auf dem Reichstag zu Compoſtella dem König die Verwilligungen gemacht hatten, welche nun das Volk empörten. Die Palläſte und Güter dieſer Männer wurden von dem Pöbel erſtürmt, geplündert und geſchleift. Tordeſillas, der Abgeordnete von Segovia, mußte ſogar ſeine Unterwürfigkeit gegen Don Carlos mit dem Leben bezahlen. Der Taumel der Begeiſterung ergriff nach der Reihe alle Gemeinden des Landes Caſtilien, kaum vermochte der Statthalter Adrian in Valladolid, ſeiner Reſidenz, ſich zu behaupten. Geiſtlichkeit und Volk ſahen ſich in dem allgemeinen Freiheitskampfe vereinigt, und blickten nach Toledo hin, wie nach der Wiege ihres Heils. Deputationen aller Stände und Zünfte kamen in Toledo an; ſie verſprachen die getreueſte Brüderſchaft, Unterſtützung an Gut und Blut, und eine ewige Eintracht zum Beſten des allgemeinen Wohls. Zugleich jedoch mit ihnen trafen Kundſchafter ein, welche den verſammelten Machthabern in Toledo verkündeten, daß des Königs Stellvertreter auf dem Punkte ſeyen, ein Heer von Valladolid zu entſenden, um die Freiheit anzugreifen. Dieſe Nachricht war weit entfernt, die Anhänger der neuen Ordnung einzuſchüchtern. Brennend vor Begierde ſich auszuzeichnen, boten ſich tauſend Streiter dar, und Juan von Padilla wurde einſtimmig erwählt, an ihrer Spitze den Unterdrückern entgegen zu ziehen; der Zug begann, und ſein Ende war das glücklichſte. Ronquillo, des Königs Feldhauptmann, wurde bei Segovia in die Flucht geſchlagen; eine andere Heeresabtheilung der königlichen Macht erfuhr gleiches Schickſal bei Medina del Campo. Der Niederlage folgte die Verheerung und Verbrennung der Stadt; doch bedeckten ſich nicht die Kämpfer der Freiheit mit dieſer Schmach, ſondern der Oberbefehlshaber der königlichen Armee allein. Schnaubend vor Rache und Wuth hatte er den entſetzlichen Befehl gegeben, und durch dieſe Gräuelthat alle Gemüther, die ſich noch dem Könige zugewendet hielten, gegen denſelben erbittert. Padilla's Auge glänzte von heiligem Zorn, als er bei ſeiner ſiegreichen Rückkehr der Gattin den ſchauderhaften Bericht von jenem Mordbrande abſtattete.

„O mein Gemahl,“ erwiederte hierauf Maria mit dem Ausdrucke tiefer Vorahnung: „nennt ſich nicht der Feldoberſte des Königs Antonio Fonſeca? Iſt dieſes Geſchlecht nicht berühmt, um ſeiner ſtarren Grauſamkeit und ſeines Haſſes willen, den es von jeher gegen alle bürgerlichen Vorrechte hegte? Ich wundere mich nicht, daß der Aelteſte dieſer Familie handeln konnte, wie es zu Medina geſchah; aber ich muß es meinem Gatten dringend wiederholen, daß er dem Geſchlecht der Tiger nicht traue, daß er ſich erinnere, wie auch Roderigo zu demſelben gehört, daß er endlich der Gefahr ſich entziehe, die ihm einſt aus der Nähe dieſes Elenden erwachſen wird.“ — Da lächelte Padilla ungläubig, küßte die Stirn der Gattin und ſagte: „Deine Warnung iſt wohl gemeint, jedoch völlig ungegründet. Roderigo hat bei Medina gegen ſeinen Oheim gefochten, wie der Tapferſte unter den Communeros. Er hat eine ehrenvolle Wunde davon getragen, die ihn jeder Beförderung würdig macht, und das Vertrauen der Bürger befeſtigte, welches ihm ſo edler Weiſe geſchenkt wurde. Ich habe ihn auf dem Schlachtfelde zum Hauptmann ernannt, und ſein altadeliger

Name iſt gern in den Liſten der bürgerlichen Offiziere geſehen, denn das Volk, begierig nach dem Neuen ſtrebend, liebt doch das Alte, und ihm ſcheint es ein Gewinn, wenn Adels-Pergamente von mehrern Jahrhunderten an ſeinen neuen Freiheitsbrief befeſtigt werden. Iſt es doch nicht anders mit unſerm Geſchlechte; die Verdienſte meines würdigen Vaters haben ſeinen Sohn in der Gunſt des Volkes hochgeſtellt, höher, als die eigenen Thaten es vielleicht zu thun vermöchten. Und, wenn es wahr würde, was Dein Traum in jener Nacht, die dem Sturm des Alcazars vorausging, Deinem Blick enthüllte, — wenn die Königs-Krone von Caſtilien einſt auf unſerm Haupte glänzen ſollte, ſo giebt uns gerade der Name Padilla und Pacheco einen Anſpruch mehr auf die hohe aber gefährliche Würde. — Laß indeſſen Deine Abneigung gegen Roderigo ſchwinden, begegne ihm mit der Gefälligkeit, die ſeine Aufopferung von uns erheiſcht, und trage den Haß, der Deine Bruſt gegen das ganze Geſchlecht erfüllt, nicht auf den Einzelnen über, der dem ganzen Geſchlecht ein Gegner geworden iſt, aus Liebe zum Volke, zum Vaterland."

„Erlaube mir, mein Gemahl, ihm ſo kalt zu begegnen, als mir es mein Herz eingibt;" verſetzte Maria: „ich bin wenig zur Verſtellung gemacht, und kann demjenigen nicht Freundſchaft heucheln, deſſen Anblick mir widrig iſt."

„Du biſt ungerecht. Es iſt euch Weibern gemein, euern Haß deutlich auszuſprechen, wie ihr eure Liebe öfters unbeſonnen kund gebt. Es kümmert euch nicht, ob durch ſolch' Betragen eines edeln Mannes Herz gekränkt werde oder nicht, und beinahe muß ich verzweifeln, Dich für Roderigo milder zu ſtimmen, wenn ich Dir auch ſage, daß er Deine Abneigung ſelbſt nur zu deutlich gemerkt, und ſich gegen mich darüber bitter beſchwert hat; hinzu ſetzend: ihm würde auf Erden keine größere Freude werden, als wenn er Dir beweiſen konnte, durch Wort oder That, wie unbillig Du ihn beurtheilſt."

Maria konnte dem Gatten hierauf nichts erwiedern, denn ſo eben trat der rauhe Avalos mit den vornehmſten Herren von Toledo bei dem Landeshauptmann ein. Ihr Antlitz ſtralte von Freude, Alle ſchienen zugleich reden zu wollen, um irgend eine frohe Botſchaft zu verkünden, aber Avalos als Freund des Hauſes, und Padilla's Waffengefährte, behielt den Vorrang, indem er lebhaft ausrief: „Freude, mein edler Waffenbruder! Die Miſſethat des Fonſeca hat ihre reichlichen Früchte getragen. Unſere Mitbürger zu Valladolid, obgleich unter den Klauen des Löwen, haben die beleidigte Menſchheit gerächt. Das Haus des Fonſeca wurde von ihnen der Erde gleich gemacht, der Cardinal vermochte ihrer Wuth nicht zu wehren. Die Freiheit ſiegt auch in Valladolid. Die Bürger haben die Thore geſchloſſen, die Wälle beſetzt, und Adrian mußte ſeine Soldaten auf Befehl des Volks entlaſſen. Er trägt noch den Namen eines Statthalters, aber ſeine Macht iſt die eines Schattens. Die Ueberreſte des königlichen Heeres irren auf dem platten Lande umher; wenig Tage noch, und der Baum der Freiheit grünt von ſeinen Wurzeln bis zum höchſten Gipfel. Eilboten ſind angelangt, um dieſes ſegenvolle Ereigniß in unſerer Stadt anzuſagen, und zugleich die Verkündiger eines ſeltſamen Heeres zu werden, das in dieſer Stunde in Toledo einzieht, um ſich zu Schutz und Trutz mit uns zu vereinigen. Tritt an's Fenſter, und ſieh mit eigenen Augen, zu welchen Helden die Zeit auch die ſtillen Diener der Altäre umzuwandeln vermag."

Die Fenſter wurden geöffnet, und von denſelben ſah man hinunter in den Strom des auf- und abwogenden Volkes, das voll Neugierde dem Heereszug entgegen lief, der ſich langſam die Straße heraufbewegte. Kaum wollten die Zuſchauer ihren Augen trauen. Auf Pferden und Mauleſeln nahte der Vortrab, beſtehend aus einer Muſikbande, die die wildeſten Töne anſchlug, und aus den Führern des ganzen wunderlichen Zugs. Ein hohes Kreuz wurde denſelben vorgetragen, dann mehrere Kirchenfahnen mit flatternden Quaſten und Schleifen; hierauf folgte auf einem ſchwarzen, andaluſiſchen Roſſe ein eisgrauer Mann, im prieſterlichen Gewande, mit der Inful auf dem Haupte. Der Krummſtab eines Biſchofs wurde neben ihm getragen; an ſeiner Seite hing jedoch ein gewaltiges Schwert, eine kurze Büchſe, und in ſeiner Rechten, die einſt nur beſtimmt war, das Volk zu ſegnen, führte er eine alterthümliche Streitaxt. „Der Biſchof von Zamora!" ſchrie begeiſtert die neben ſeinem Roß tobende Menge. Er war es ſelbſt, der ehrwürdige ſiebenzigjährige Antonio von Acunna, der mit jugendlichem Eifer die Parthei des Volks ergriffen hatte, und ſtatt nur ſeine Gebete dem Wohl des Vaterlandes zu weihen, alle Cleriker ſeiner Diozös zur Vertheidigung deſſelben herbeiführte. Es war ein Haufe von 300 Streitern, zuſammengeſetzt aus Jünglingen mit den erſten Weihen, wie aus Greiſen, am Fuße des Altars ergraut. Die ſchwarzen Kleider der Weltgeiſtlichen, die Chorröcke der Capitularen, und vielfarbigen Kutten der Kloſtermönche, bildeten in dem Zuge einen ſeltſamen Contraſt. Jede Fauſt war bewaffnet; Partiſanen und Feuerröhre blitzten in der Sonne, und während die Aelteſten des Haufens, Kirchengeſänge anſtimmend, einherzogen, verſuchten ſich die Jünglinge in dem ungewohnten Kriegsliede. Vor Padillas Haus hielt das abentheuerliche Prieſterheer. Don Juan eilte dem Biſchof entgegen, der nebſt ſeinem bunt gekutteten Generalſtaabe mit der Rüſtigkeit eines Jünglings die Treppen hinaufſtieg, und zuverſichtlich, als kehre er ſchon aus einer gewonnenen Schlacht zurück, in das Gemach unter die verſammelten Toledaner trat.

„Des Himmels Segen, und der Kirche Weihe mit Dir Padilla, dem würdigen Sohne des Vaterlandes!“ begann der Prälat mit heller Stimme: „Der Heiland ſieht gnädig auf unſer Aller Vorhaben hernieder, und die Fürſprache der heiligſten Mutter Gottes wird demſelben am Throne des allbarmherzigen Vaters nicht entſtehen. Es iſt eine böſe Zeit hereingekommen in unſer ſtattliches Spanien, das mit Recht die Krone des Erdballs genannt werden mag; eine Zeit des Trübſals, der Pein und des Zorns. Wie ſich aber in ſchwierigen Zeitläuften das Würdige hervorthut aus dem Staube, worein es die Tyrannei getreten, ſo ſehen meine alten Augen, die im Strahl der Freiheit wieder wacker geworden ſind, in dieſer Stadt der wunderbaren Dinge viel, die bisher verborgen geblieben waren. Freunde des allgemeinen Wohls, wo zuvor nur Diener eines Königs wandelten; einen Helden des Vaterlandes, der früher nur ein Offizier des Königs geweſen, und eine muthige Frau, die jetzt ihren Geiſt und ihre Reden ihren Mitbürgern weihen darf, während ſie ſonſt nur des Hauſes ſtille Kammern regierte. Wo aber aus blinden Knechten der Willkühr Kämpfer für das Recht entſtanden ſind, wo ein Söldner der Macht ein Vorfechter der Freiheit geworden iſt, und die demüthige Hausfrau eine Freundin des Volks und eine begeiſterte Beſchützerin ſeiner Vorrechte, da ziemt es auch dem Prieſter, einen andern Rock anzulegen: den Harniſch des Glaubens und eines eifrigen ſtarken Gottes, deſſen Langmuth erſchöpft iſt, und der ſein liebſtes zerrüttetes Volk, ſeine ſpaniſchen Kinder, aus den Banden ſchmähliger Knechtſchaft zu befreien geſonnen iſt. Dreihundert von meinen geiſtlichen Söhnen haben dem Ruf des ſiebenzigjährigen Mannes Folge geleiſtet, und ich bin an ihre Spitze getreten, um Mühe und Gefahr mit ihnen zu theilen, um ihnen im Drang des Todes die Abſolution zu ſprechen, oder von ihren Händen zur Erde beſtattet zu werden. Nehmt uns hin, Landeshauptmann von Caſtilien. Sendet uns, wohin Ihr wollt. Eurem Ermeſſen ſey überlaſſen, auf welche Weiſe Ihr von unſeren Fäuſten und Köpfen Gebrauch machen wollt.“

Die Verſammelten umringten den Biſchof mit allen Zeichen der Theilnahme und der Ehrfurcht. Auf einem bequemen Stuhle ſitzend, umgeben von den Anführern ſeines geiſtlichen Heeres, die gleich aufmerkſamen Kindern jede Bewegung ihres Vaters beobachteten, und von den Vornehmſten der berühmten Stadt Toledo, ſchien er ein Fürſt des Friedens zu ſeyn, und nicht ein zum Kampfe gerüſteter. Das ganze Bild trug das Gepräge einer herzlichen Einigkeit, und wie die begeiſterten Blicke Aller nach einem Ziele ſchauten, ſo verſchlungen ſich auch die Hände unwillkührlich, und bildeten eine Kette. Wer mußte von dieſem Anblick inniger ergriffen werden, als das leichtbewegte, für einen rühmlichen Zweck entflammte Weib? Maria trat plötzlich mit offener Stirne und klaren Worten vor die Verſammlung.

„Wohl hat das Glück,“ ſprach ſie, „im Beginnen Euer Vorhaben geſegnet, Ihr Tapfern. Die Macht der Unterdrücker iſt gebrochen, Don Carlos ſieht aus fernem Lande ohnmächtig zürnend dem Aufſchwung ſeines Stammreichs zu, das er, ein leichtſinniger Jüngling, verſchmäht hat, um nach der Krone der deutſchen Barbaren zu greifen; ſeine

Statthalter ſind entmuthigt, und verſtehen es nicht, in der ſchwachen ungeübten Hand den Scepter zu bewahren, den der Knabe unbeſonnen von ſich warf. Aber, ſo wahr die Heiligen unſere Rechte beſchützen, ſo wahr meine himmliſche Patronin das Banner unſerer Partei ſegnen wird, ſo wahr iſt es auch, daß Ihr noch nichts gethan habt, bis Ihr das Band der Eintracht feſter geſchlungen, das Euch zum herrlichſten Ziele führen ſoll. Ich bin ein ungelehrtes Weib, und will euch nicht das Märchen von den Pfeilen wiederholen, die ein König einſt auf dem Sterbebette ſeinen Erben übergab. Ihr wißt, daß der ſtärkſte Stab zerbricht, wenn er einzeln ſteht, daß das ſchwächſte Rohr der Vernichtung widerſteht, wenn es in Bündeln dem Feinde wehrt. Noch iſt Eure Verbindung nicht geheiligt vor der Welt, noch habt Ihr ſie nicht mit Eurem Theuerſten verbürgt, noch ſteht es dem Schwachen frei, ſich von dem Bunde loszuſagen, von dem Spanien allein ſeine Rettung erwarten darf. Eilt daher, das Verſäumte nachzuholen, das Bündniß vor aller Welt unwiderruflich zu machen. So lange nicht alle Städte, alle Gemeinden Spaniens mit Euch und Eueren Planen in ein Netz verflochten ſind, ſo lange ſchmeichelt Euch nicht, daß Euer Werk der Vollendung nahe ſteht. Toledo gebe das Beiſpiel der Verbrüderung, und fordere ſeine Brüdergemeinden auf, ihm den Schwur zu leiſten, wie es ihnen den Eid ablegen wird. Ich weiß es wohl, wie ſchön und herrlich es iſt, auf einen Mann hinzublicken und in dieſem den Inbegriff Alles deſſen zu finden, was das Vaterland wünſcht und begehrt; dieſe Ueberzeugung iſt mir um ſo köſtlicher, als ich ſo ſtolz ſeyn darf, meinen Gatten als denjenigen zu begrüßen, der das Vertrauen ſeines Landes auf ſeinem Haupte vereinigt. Aber gerade ihn vor dem Neid, vor der Mißgunſt, vor dem Verrath und dem Argwohn der Schwachen zu ſchützen, vermag nur der Bund, den ich, das unbedeutende Weib, hier vorzuſchlagen gewagt habe. Iſt das Gebäude des Siegs und Ruhms vollendet, ruht einſt das Schwert in der Scheide, und iſt die Zeit gekommen, das edle Werk zu befeſtigen, ſo wird das Vaterland prüfen, ob Juan von Padilla ſein Vertrauen gerechtfertigt, und ihm daſſelbe vielleicht auf eine, ſeinen Verdienſten angemeſſene Weiſe erneuern."

Eine tiefe Stille herrſchte nach Maria's Rede; die Männer überlegten, geſenkten Blicks; der Biſchof allein hielt die Augen zum Himmel aufgeſchlagen, als wolle er von dort die Zuſtimmung zu Maria's Begehren erwarten, und Padilla betrachtete mit lautloſer Verwunderung die kühne Gattin, die jetzt ſchon in ihrem klugen Vorſchlage die Krone auf ſein Haupt herabgerufen hatte, und ſelbſt wie eine Königin daſtand, welche den Huldigungen ihres Volks entgegen ſieht. Der Biſchof von Zamora war der Erſte, der das Schweigen brach, er erhob ſich ſchnell von ſeinem Sitze, ſtreckte den Arm gegen Maria aus, und ſagte feierlich: „Wahrlich, meine Söhne, das Weib hat recht geſprochen, und der Geiſt des

Herrn iſt mit ihm. Eine brüderliche Vereinigung iſt uns das Nöthigſte, und, denkt Ihr wie ich, ſo werden heute noch Boten in das Land geſendet, um das wichtige Werk zur Reiſe zu bringen."

Des Biſchofs Wort beſtimmte die Unentſchloſſenheit der Uebrigen. Avalos allein widerſprach dem Willen der Verſammlung, und begehrte, daß man jedes Königreich und jede Stadt ihren eigenen Gang gehen laſſe; er ſah ſich jedoch überſtimmt, und verſetzte endlich mit ernſtem Kopfſchütteln: „Ich muß nachgeben, ſo ungern ich es auch thue. Ihr habt mich aus einem ſchönen Traum geweckt, Donna Maria. Ich träumte von einem Freiſtaat nach der Weiſe der Römer, und Toledo, unſere Heimat, wäre würdig genug geweſen, die republikaniſchen weiſen Formen des Alterthums zu erneuern. Ein Bund der Gemeinden führt uns zum alten Ziele, und, haben wir einen König ausgeſtoßen, — ein neuer wird uns nicht fehlen."

Er warf hierbei einen ernſthaften Blick auf ſeinen Freund Padilla. Dieſer ſchlug unwillkührlich die Augen nieder; Maria dagegen rief: „Wie es dem Himmel gefällt! — die Krone Spaniens ſoll nicht untergehen, aber der Würdigſte ſoll ſie tragen."

Hierauf trennte ſich die Verſammlung. Auf dem Rathhauſe wurde die wichtige Frage den Volksverordneten vorgelegt, von denſelben beifällig aufgenommen, und ſchnelle Boten trugen die Einladung in allen freigemachten Städten herum. Jede dieſer Städte bot willig die Hand, und zu Avila in Ca=

ſtilien wurde der Bund geſchloſſen, der unter dem Namen der heiligen Junta in der Geſchichte bekannt geworden iſt. Die Volksgemeinden beſchworen daſelbſt, in der Perſon ihrer edelſten Vertreter das Königthum aufrecht zu erhalten, aber nicht minder ihre eigenen Vorrechte zu vertheidigen mit Leib und Leben, und nöthigenfalls den äußerſten Krieg zu führen, bis die gerechten Beſchwerden Spaniens beſeitigt worden ſeyen; ſich beizuſtehen endlich in allen Nöthen und Drangſalen, und neben einander brüderlich auszuharren, ohne Furcht vor der Gewalt, und ohne Schwäche gegen die Schmeicheleien und Vorſpiegelungen der Feinde. Sogleich nach Abſchluß dieſer eidlichen Verbrüderung ging eine Deputation nach Valladolid ab, um den Cardinal dahin zu bringen, ſeine Statthalterwürde in die Hände des Volks zurückzugeben, und ſich fürder aller Macht zu entſchlagen. Während jedoch Adrian, obgleich ſchon machtlos geworden, die Abgeſandten mit allen Ränken eines Staatsmanns hinhielt, that der kühne Padilla einen Schritt, welcher von dem größten Erfolge war, indem er unter den Feinden Beſtürzung verbreitete, und zugleich das geſammte Volk Spaniens den Zwecken der Verbündeten geneigt machte. Don Carlos Mutter, Iſabellens und Fernando's Tochter, die Königin Johanna, ſchmachtete, wahnſinnig und unter ſtrenger Obhut, in dem Schloſſe des Städtchens Tordeſillas am Duro. Don Juan von Padilla überfiel Stadt und Schloß durch eine ſchnelle Truppenbewegung, bemächtigte ſich des Platzes und der Perſon der Königin. Obgleich dieſe Fürſtin nie aus ihrem bedauernswerthen Zuſtand ſich erholte, ſo war doch ihr Name von dem größten Gewicht in der Wagſchaale der Empörung. Scharfſinnige Liſt mit ſeiner Kühnheit vereinend, ſchrieb Padilla in einem offenen Brief an die Junta: Johanna ſey von ihrem Blödſinn geneſen und bereit die Regierung zu übernehmen. Sie berufe die Junta nach Tordeſillas, um ſich mit ihr über die Mittel zu berathen, den gegründeten Beſchwerden des Volks Einhalt zu thun. — Das jubelnde Volk glaubte Alles; die Junta ſchien zu glauben, und leiſtete den Befehlen Padilla's Gehorſam. Der Landeshauptmann zog indeſſen von Triumph zu Triumph; Valladolids Thore öffneten ſich ihm, das Volk empfing ihn wie einen Befreier. Er führte alle Glieder des königlichen Raths wie deſſen Archive nach Tordeſillas hinweg, und geſtattete dem nun aller Gewalt entkleideten Cardinal, als Privatmann in Valladolid zu leben. Adrian benutzte indeſſen nicht lange dieſe Erlaubniß. Seiner Schlauheit, wie den Bemühungen ſeiner Freunde gelang es, den abgeſetzten Statthalter nach Rioſeco zu bringen, wo ſich die Trümmer des königlichen Heeres verſammelt hatten, um eine Verſtärkung zu erwarten, die nicht ausblieb. Der Kaiſer, obgleich ferne, hatte dem Sturme in Spanien nicht unthätig zugeſehen. Nicht alle Provinzen waren von ihm abgefallen, und ſelbſt in den aufrühreriſchen Landen genügten die Einrichtungen der Communeros nicht allen Wünſchen. Die Grundlagen derſelben, möglichſte Freiheit und Gleichheit, gefielen dem zahlreichen und vermögenden Adel nicht. Dieſer Stand ſah ſchon mit Schrecken alle ſeine Vorrechte in die Hände der Bürger übergehen, und ſetzte den Anträgen des Königs nicht beſondern Widerſtand entgegen, zufrieden, die Verſicherung zu erhalten, daß alle ſeine Privilegien geſchützt werden ſollten. Es wurden öffentliche und geheime Verbindungen angeknüpft; Kouriere flogen nach Deutſchland und wieder zurück; Karl ſparte nicht Geld, nicht Verſprechungen, und endlich erging von den Vornehmſten des Adels ein Aufgebot an ihre Vaſallen, ſich bei Rioſeco unter den Befehlen des Großadmirals und des Groß-Connetables des Reichs zu verſammeln. Zugleich rückten navareſiſche Truppen in das Herz des Landes, und vereinigten ſich mit der zahlreichen und tapfern Reiterei der Adeligen unter dem Kommando des Grafen von Haro, eines ausgezeichnet muthigen Mannes, in dem der König niemals ein eingebildetes Verdienſt belohnt hatte. — Der Abfall des Adels verurſachte die gränzenloſeſte Erbitterung der Gemeinden. Man berathſchlagte ſich ſtürmiſch über die Mittel, dem Verrath zu wehren, und es blieb nicht bei Worten; es kam zur That. Binnen kurzer Zeit ſtanden 20,000 Mann unter den Fahnen der Städte im Feld, ſchlecht bewaffnet, nothdürftig bekleidet, und kümmerlich mit Lebensmitteln verſehen. Dieſen Mängeln würde jedoch der allgemeine Enthuſiasmus und vor allem der ſchöpferiſche Geiſt eines geliebten Feldherrn abgeholfen haben;

aber mit der Wahl dieſes Anführers begann das Unglück die Waffen der Communeros heimzuſuchen.

Die Häupter und Sprecher der Junta waren auf dem Rathhauſe zu Toledo verſammelt. Eine dunkle Nacht hüllte die Verſammlung ein. Beim Schein der glimmenden Kerzen ſah man nur bleiche und wilde Geſichter um die Tafel gereiht. An den Thüren des Saales ſtanden eben angelangte Kouriere, die mit Hiobsposten angekommen waren, und mit übertriebenen Berichten von der Verſtärkung der königlichen Heere und den Zurüſtungen des Feindes. Auf den Gaſſen lärmte der Pöbel, und begehrte die ſchleunige Ernennung eines oberſten Feldhauptmanns für die unfern von der Stadt am Fluſſe gelagerten Zwanzigtauſend.

„Was bleibt uns übrig?" fragte Don Bandello, eine der vornehmſten Magiſtratsperſonen von Toledo: „es iſt Zeit, einen Entſchluß zu faſſen, die Augenblicke ſind koſtbar, und mit einem jeden wächſt die Stärke des Feindes und unſer Wagniß. Die Streiter, die wir für die gute Sache verſammelt ſehen, obgleich vom beſten Geiſte beſeelt, ſind an Waffen und Kriegszucht gegen die geübten adeligen Reiter, die Gott verdammen möge, wie gegen die Schurken, die navareſiſchen Fußknechte, allzuſehr im Nachtheil. Ein tüchtiger Kopf allein, ein Hannibal, unverſöhnlich und klug, wäre im Stande, die unbeholfenen Glieder zu leiten. Ich kenne nur Einen, dem ich die Söhne und das Wohl der Städte anvertrauen möchte, und dieſen Einen ruft ſchon tauſendzüngig die Stimme des Volks; ich meine den Landeshauptmann von Padilla.“

Einige Redner wiederholten beifällig nickend dieſen Namen, aber Avalos erhob ſich rieſengroß und ſtark, und rief, rauh wie ſeine Art es war, über die Tafel: „Ihr wißt, daß ich ein Freund Padilla's bin, aber früher noch war ich des Vaterlandes Freund, und ſtimme daher gegen ſeine Ernennung zur allerhöchſten Heeresgewalt. Macht ihn zum König des Lagers, und er wird nach Caſtiliens Königskrone greifen. Glühend, wie Cäſar, birgt er, fürcht' ich, Cäſars Neigungen in ſeiner Bruſt. Der Tajo könnte ihm zum Rubicon werden. Sein ehrgeiziges Gemüth iſt mir aus den Jahren ſeiner Jugend noch bekannt. Sein ſtolzes Herz erträgt kein Joch, das der Liebe ausgenommen. Und dieſe Liebe gerade iſt's, die ich, die Spanien fürchten muß. Donna Maria, der Abkömmling eines tapfern Geſchlechts, hat die Ruhmbegierde ihrer Väter geerbt. Sie lenkt ihren Gatten mit dem Roſenzügel der Liebe, ſie ſpornt ihn mit dem Stachel der Ehre. Sollte unſer Herr, König Karl, auf ſeinem Throne nicht mehr beſtehen dürfen, und das Königthum fortdauern nach dem Bunde, den wir beſchworen — *müßte* ein Herrſcher ſeyn, ſo gäbe ich ohne Bedenken meine Stimme dem Freunde. Er mag der Würdigſte in Spanien ſeyn, der Trefflichſte unter allen Bewerbern des Purpurs; ich läugne es nicht. Aber Don Carlos lebt, die Königin Johanna lebt, der Herrſcherſtamm iſt noch nicht ausgeſtorben, und ließe der Himmel ſeine Vernichtung zu, ſo wäre erſt noch die Frage auszufechten, ob dieſes Reich wieder einer Krone unterthan ſeyn ſollte. Ich ſtimme gegen Padilla."

Die Mehrzahl der beiwohnenden Mitglieder der Junta ſchlugen ſich raſch zu der Parthei des unbeugſamen Avalos, den man bereits den Cato unter den Comuneros nannte. „Der Ehrgeiz des Mannes iſt zu fürchten!" riefen dieſe Leute mit wildem Toben. „Die Zeit dringt jedoch, und die Königlichen wetzen ſchon das Schwert, um unſer Blut zu vergießen. Man muß ſchnell den Anführer des Heeres ernennen, und die Wahl falle auf denjenigen, deſſen Stamm eine ſichere Bürgſchaft gibt, ſowohl gegen Verrath, als gegen Ueberhebung der übertragenen Gewalt. Tapfer müſſe der Feldherr ſeyn, tapfer, wie Padilla, Vertrauen verdienend, wie dieſer, aber einzeln ſtehend, und abhängig von dem Willen des ſouveränen Raths."

Die Thüren des Saales wurden weit geöffnet, und von dem Scheine rother Fackeln umgeben erſchien Donna Maria, die an der Stelle ihres abweſenden Gemahls den Oberbefehl in Toledo führte, mit kriegeriſcher Rüſtung angethan, in ihrem Gefolge die vornehmſten Vertheidiger der Stadt. Männlich erhaben, einer Fürſtin des Olymps nicht unähnlich, oder der ſtrengen Pallas, näherte ſie ſich unerſchrockenen Angeſichts der Tafel, und erwiederte kaum mit ſtolzer Kopfneigung die Begrüßung der von ihren Stühlen auffahrenden Rathsherren. Sie hatte ungeduldig in ihrem Hauſe der Ernennung ihres Gatten entgegen geſehen; das vielzüngige Gerücht hatte ihr jedoch verkündet, welch unerwartete Gegner ſich wider ihre Hoffnungen erhoben hatten. Gewöhnt, in ſolcher drangvollen Zeit den Knoten raſch zu durchhauen, war ſie herbeigeeilt, um durch ihre Gegenwart den Anſprüchen ihres Gatten mehr Gewicht zu leihen. Sie ſah ſich mit zürnenden Blicken in dem ſchweigenden Kreiſe um, und rief mit ſtolzer Bitterkeit: „Welche Verblendung deckt eure Augen, ihr Väter des bedrängten Landes! Welcher unſaubre Geiſt hat ſich in Eure Mitte geſchlichen, und Euch überredet, da zu wählen, wo Euch keine Wahl blieb! Kennt Ihr denn mehr als einen Namen, der würdig wäre, an der Spitze des Freiheitsheeres zu kämpfen? Kennt Ihr einen in Spanien, der inniger mit den Wünſchen des Volkes verbrüdert wäre, als der Name meines Gemahls? Nein; Eure ſchweigenden Lippen, Euer erblaßtes Angeſicht beweiſen zur Genüge, daß Ihr Euch verſteht, daß Ihr fühlt, was immer freie Bürger ihrem Helden gegenüber fühlen ſollten: Beſchämung, daß Ihr im Begriffe ſteht, den zu verrathen, der ſich für Euch hingab. Aber Padilla iſt abweſend; der Mann, der Euch bei Segovia, Medina del Campo, Tordeſillas und Valladolid angeführt hat, liegt vielleicht in dieſer rauhen Nacht unter zerriſſenem Zelte, umſtellt von lauernden Feinden, allem Mangel preisgegeben, und wacht für Eure Sicherheit, für Euer Leben! Und gerade, weil er Wache hält für Alles, was Euch theuer iſt, gerade, weil ihn ſein eiſerner Beruf von dieſen Mauern entfernt hat, — deßhalb ſoll der Held Unrecht an ſich begehen ſehen, deßhalb ſoll er verdrängt ſeyn von der Stelle, die ihm gebührt! Es iſt ein Name zu meinen Ohren gekommen, der Name eines Mannes, den eine eiferſüchtige Faction dem tapfern Don Juan vorzuziehen begehrt, der Name Pedro di Girone. Ich wage nicht, meinen Sinnen zu trauen. Der Sprößling eines alten Grafenhauſes, deſſen Verwandte in dem Heer des wortbrüchigen Statthalters ſtreiten, ein Mann, der ſich weder durch Tapferkeit, noch durch die Verdienſte ſeiner Voraltern ausgezeichnet hat; er wird zum Oberbefehl vorgeſchlagen? Und worauf gründet ſich dieſer raſende Vorſchlag? auf den perſönlichen Haß, den dieſer Mann gegen den König hegt, weil Carlos ihn einſt beleidigte. Iſt dieſer Haß jedoch eine Bürgſchaft? Verſteht Karl es nicht, wie ein falſcher Tiger denjenigen wieder zu ſchmeicheln, die er mit ſeinen Klauen verletzt hat? Hat er nicht den ganzen Adel aller Königreiche mit Füßen getreten, bis er ſich empörte, und ſteht nicht wieder dieſer ganze Adel, durch des Königs Verheißungen verführt, auf ſeiner Seite? Traut dieſen Menſchen nicht, deren Vorfahren vom Herrſcher ihre Wappen empfingen, in deſſen Paläſten dienten, und ihm demüthig den Steigbügel halten, wenn er zu Pferde ſteigt. Welchen Männern wiederhol' ich aber dieſe Warnung? Volksvertretern, die ſchon das Unrecht in ihrem Herzen beſchloſſen haben. Wäre Don Juan in Toledo, ſtände er vor Euch, wie ich vor Euch ſtehe, zermalmte er Euch mit dem Blick ſeines Heldenauges, bedrohten Euch die Waffen der Getreuen, die an ihm hängen bis zum Tode, Eure Wahl wäre alſobald entſchieden. Was die Klugheit nicht von Euch erhalten könnte, würde billige Scheu, würde die Furcht erzwingen. Aber er iſt fern, und Ihr habt ſeiner vergeſſen; der finſtere Avalos ſpricht gegen ihn, und die Rede des Schwärmers ſchmeichelt Eurem Ohr; ich bin meines Gatten einzige Fürſprecherin, und Ihr verlacht das kühne Weib. Der Himmel möge Euch verzeihen, was Ihr gegen das Wohl des Volks ſündigt. und nimmer an Euren Söhnen vergelten, was Ihr in ungerechtem Argwohn zu verſchulden im Begriffe ſteht!"

Sie wendete mit Hoheit der Junta den Rücken, und kehrte zurück an die Schranken des Saals, um ſtillſchweigend zu erwarten, welchen Erfolg ihre Anrede haben würde. Vielleicht wäre dieſer ein glücklicher geweſen, jedoch ein neuer Fürſprecher, der für Padilla aufſtand, verdarb den Erfolg. Fonſeca erhob ſich, und begann mit ſchönen Worten Padilla's Verdienſte zu ſchildern, bis ihn endlich der Ausdruck der Leidenſchaftlichkeit aus den Gränzen der Wohlrednerei hinwegriß, und den Zuhörern klar machte, daß nur Eiferſucht gegen Girone die Triebfeder geweſen, die ihn zum Widerſtand bewogen. Roderigo ſuchte zu beweiſen, daß Girone's Uebertritt zur Volkspartei nicht aufrichtig zu nennen ſey, weil der Graf noch immer mit dem höchſten Vorurtheil an den Namen und Wappen ſeines Geſchlechtes hänge, obgleich das Volk beide haſſe, wie den Tod. „Auch ich,“ ſchloß der Redner, „auch ich habe das Unglück, einen verhaßten Namen zu tragen, aber ich habe ihn weggeworfen, bis meine Verdienſte um das allgemeine Wohl die Stellvertreter des Volks geneigt gemacht haben werden, mir einen neuen, ſchönern zu verleihen. Ich bin in die Reihen der ſchlichten Bürger zurückgetreten; der Graf ahme mir nach. Noch iſt mein Arm lahm von der Wunde, die mir bei Medina das Schwert des Oheims ſchlug; der Graf weiſe eine ſolche Wunde auf. Ich halt' es für ſträflich, jetzt ſchon Anſprüche auf meine Thaten begründen zu wollen; der Graf gedulde ſich gleich mir. Uns beiden ſteht es zu, unſere Probejahre im Dienſte des Volkes durchzumachen, wie wir uns vorbereiten mußten, ehe uns die ritterlichen Sporen angelegt wurden. Bis dahin aber ſey es ferne von uns, dem verdienteſten Helden eine Auszeichnung verkümmern zu wollen, wozu ihn Alles berechtigt.“

Indeſſen lief wie Donnergemurmel der Name Fonſeca durch die Reihen der Volksverordneten. Das Murren ſtieg bald zum Geſchrei des Widerwillens und des Haſſes. „Wer iſt der Kühne,“ riefen viele Stimmen, „der es wagt, hier ſeine Rede vernehmen zu laſſen, während er ſchweigen ſollte, zufrieden, daß man vergeſſen hat, woher er ſtammt. Fluch dem elenden Fonſeca; ſein Neffe lege beſſere Beweiſe ſeiner guten Meinung ab; bis dahin ſey ihm das Wort im Rathe der Junta nicht erlaubt!“

Das Getümmel ſtieg; unter den donnernden Ermahnungen des rauhen Avalos wurde der Beſchluß gefaßt; Pedro di Girone wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Empört über dieſen Mißgriff verließ Donna Maria mit ihren Freunden und Anhängern den Saal des Rathhauſes, und ihre letzten Worte zu der Junta waren: „Ihr Unverſtändige habt Euer eigenes Todesurtheil ausgeſprochen! Indem Ihr den Grafen an die Spitze des Heers ſtellt, habt Ihr Euch verloren gegeben, und einer troſtloſen Zeit Pforten und Riegel geöffnet!“

Girone, im Uebermuth ſeines Glücks, eilte noch in derſelben Nacht zu dem am Tajo gelagerten Heer. Die bevollmächtigten Glieder der Junta folgten ſeinem Beiſpiel, und kehrten unter dem Geleite des Vortrabs nach Tordeſillas zurück. Der in ſeinen Hoffnungen getäuſchte Pöbel von Toledo verfolgte die Abziehenden mit Schmähungen, und dem Ruf: „Nieder mit den Feinden Padilla's! Ihr habt den Heiland verworfen, der uns allein aus den Trübſalen retten kann!“ Maria ſendete, um die Stadt zu beruhigen, zahlreiche Streifwachen durch die Straßen, und ließ die Thore mit doppelten Wachen beſetzen Sie ſelbſt zog ſich in ihr Haus zurück, und überließ ſich an dem Lager ihres Sohnes den finſtern Betrachtungen, die des Abends Ereigniſſe in ihr erzeugt hatten. Die getreue Zami allein war die Vertraute ihres Kummers. Maria legte in dem Herzen der theilnehmenden Mohrin all' ihren Gram nieder. „Du getreues Mädchen,“ ſagte ſie milde und weich,

„ich fürchte, daß die heutige Nacht einen unheilbaren Riß in das Gewebe gemacht hat, welches von meinem Verhängniſſe mit goldenen Fäden angelegt worden war. Die Geiſter meiner Träume und deren Vorausſagung, kluge Zami, müſſen dem ſchwarzen Dämon weichen, der den Trauerflor des Unglücks auf ſeinen Fittigen einherträgt, um uns darunter zu begraben."

Zami ſchüttelte zweifelnd den Kopf, und erwiederte dann mit der ſchlauen Ueberzeugung, die ihrem Volke eigenthümlich iſt: „Fürchte nichts, meine Gebieterin. Die Träume kommen aus dem Paradieſe des Propheten, und nimmer hat die Prophezeihung unſerer Seher gelogen. Der Geiſt des Guten liegt im ewigen Kampfe mit dem Teufel des Abgrunds; der Segen kommt jedoch von dem Herrn, der Erde und Meer in ſeinen Händen hält. Deine Laufbahn hat zu ſchön begonnen, als daß ſie ruhmlos und dunkel unter den Sohlen der Dummheit endigen ſollte. Von Dir, o Herrin, und von Deinem ruhmgekrönten Gemahl erwarten die Nachkommen unſerer Stämme eine geſegnete Zukunft. Das Vertrauen der Unterdrückten wird nie zu Schanden, und, wenn auch unter dem Paniere des Kreuzes, werden wir doch einſt wieder ein Volk ſeyn, herbeigerufen durch Deine Barmherzigkeit, und beſchützt von dem tapfern Schilde Deines Herrn."

„O, wenn er hier geweſen wäre!" ſagte Maria mit Feuer im Blicke: „wenn er jetzt an meiner Seite ſtände, ich würde nicht zagen, nicht fürchten. Aber die Strecke vieler Meilen trennt mich von dem Beſchützer, von dem Freund. Die ſtreifenden Reiterhaufen des Feindes unterbrechen die Verbindung mit den Streitern, die mein Gemahl anführt. Ich bin mißtrauiſch geworden unter dieſen bundbrüchigen Caſtiliern. Ich ſcheue den Verrath, und wage nicht einmal einen Boten zu wählen, der meinem Herrn die Nachricht von dem unglücklichen Vorfall, der ſich hier begeben, überbringen möchte. Und dennoch könnte vielleicht eine ſchnelle Botſchaft der Sache eine neue, beſſere Wendung geben; vielleicht meinen Gatten bewegen, zurückzukehren, und mit Gewalt den Beſchluß zu vernichten, der uns in's Unglück ſtürzen muß."

Als nun Maria ſinnend und bekümmert ſchwieg, verſetzte Zami: „Warum bin ich nicht ein Mann, um dieſe Sendung, ſo gefährlich ſie auch ſeyn mag, zu übernehmen? Indeſſen wüßte ich Einen, der ſich mit der größten Bereitwilligkeit dem Auftrage unterziehen würde. Es iſt mein Bruder Said. Er lebt hier in dem Hauſe eines Seidenwebers, eines alten Mauren, der es vorgezogen, die Lehre Deiner Väter anzunehmen, um in der Stadt zu ſterben, wo früher ſein Volk geblüht hat. Wenn gleich getauft durch Don Fernando's Machtſpruch, hängt er dennoch mit vieler Liebe an ſeinen Landsleuten und früheren Glaubensgenoſſen, und hat mit Freuden meinen Said aufgenommen, und ihm Arbeit und Nahrung gegeben. Der Jüngling, zärtlich an mir hängend, hat längſt mit Bewunderung auf Dich und Deinen Gatten geſehen, und den Wunſch gehegt, unter Don Juans Fahne zu dienen. Seine Abkunft hat ihm jedoch eine Scheu eingeflößt, die er noch nicht zu überwinden vermochte. Du weißt es, wie verächtlich die alten Chriſten den neuen zu begegnen pflegen, und Said trägt noch zu viel von unſeren Gebräuchen und Sitten an ſich, um nicht den Mauren zu verrathen, obgleich der würdige Geiſtliche, der mich unterrichtete, auch ihn mit dem Waſſer der Taufe benetzt, und nach dem heiligen Franciſco genannt hat, den Deine Kirche ſo hoch verehrt."

Donna Maria überlegte eine Weile, dann erwiederte ſie: „Der Mann, den meine gute Zami mir empfiehlt, wird mein Vertrauen nicht täuſchen. Du magſt ihm wiſſen laſſen, daß ich ihn zum Boten an meinen Gemahl erwähle. Ich fertige zur Stunde den Brief, und Said beſorge ihn."

„Er erſcheint mit der Morgenröthe täglich unter den Fenſtern meines Gemachs," entgegnete Zami freudig: „es bedarf nur eines Winks von mir, und Dein Sclave vollzieht Deinen Befehl."

Der nächſte Tag erſchien; Donna Maria hatte ihr Schreiben vollendet, und Zami ſtellte ihr den verſprochenen Boten vor. Mit Ueberraſchung ruhten Maria's Blicke auf der edeln Geſtalt des Jünglings, deſſen Züge viel Aehnlichkeit mit Zami's Antlitz hatten. Die Natur hatte den jungen Said beſtimmt, ein unermüdlicher, raſtloſer Reiter der Wüſte zu werden, und ſeine feurigen Augen, ſeine ſtarken Glieder wie ſein ungezwungenes, kriegeriſches Benehmen paßten wenig zu der demüthigen Kleidung eines Handwerkers, die er trug. Aus ſeiner Miene ſprach Entſchloſſenheit, Ausdauer und Kraft. Schnell wie ſeine Bewegung war ſeine Sprache, und ein Verkündiger des glühenden Geiſtes, welcher den Söhnen Afrika's inwohnt. Als ihn Donna Maria fragte, ob er ſich getraue, einzeln und unbekannt mit dem Wege, bis in die Gegend Valladolid's durchzudringen, und Don Juan in ſeinem Lager aufzuſuchen, ſo nickte er lächelnd und zuverſichtlich mit dem Haupte und entgegnete ſchnell: „Ich habe den Vater oft begleitet, wenn er ſeine Streifzüge in das Innere ſeines Landes machte. Dort ſind keine Straßen, die den Wanderer leiten, keine Städte, die ihm Schutz und Ruhe gewähren, keine Schlöſſer, worin er ſich vor dem Feind verbergen könnte. Das Land iſt nackt und unüberſehbar, die Geſtirne ſind des Reiters Führer, und in weiter Entfernung wird er ſchon von dem Feind geſehen. Ich habe genug vom Vater gelernt, um das Wagniß unternehmen zu dürfen, und ich gelobe feierlich, das Schreiben nur in die Hände deſſen zu legen, dem es gehört. Gieb mir aber ein Pferd, denn ohne dieſes raſche Thier iſt meine Kraft unnütz, und nur auf dem Rücken eines Roſſes fühle ich mich der Gefahr und der Verfolgung gewachſen.“

Donna Maria befahl, daß ihm ein ſchnelles Pferd aus dem Marſtall geliefert wurde, und entließ ihn mit ihrem Segenswunſche. Als Said vor dem Hauſe ſtand, bereit ſein Roß zu beſteigen, fragte ihn Zami, die ihn begleitet hatte, voll Verwunderung: „Du warſt ſo trübe wie Du kamſt; wie leuchtet aber jetzt Dein Geſicht?“

Said blickte gen Himmel, legte die Hand auf ſeine Bruſt und antwortete: „Wie kann ich anders, da ich doch aus dem Himmel komme? Das Antlitz der ſeligen Geiſter, wie ſie der Prophet den Gläubigen verheißt, iſt Freude dem Auge und Balſam für das Herz. Schweſter! zum Erſtenmale fühl' ich heute Kummer über das Schickſal unſers Hauſes. Unſere Vorfahren ſaßen einſt auf einem Königsthron, und wär ich ihr glücklicher Sohn, ſo müßte an meiner Seite auf dem Herrſcherſtuhle diejenige ſitzen, die meine Bruſt mit Sehnſucht und Liebe erfüllt.“

Er ſchwang ſich raſch auf das Pferd, und erwiederte auf die ängſtliche Frage ſeiner Schweſter: was denn dieſe Worte bedeuten ſollten? keine Sylbe mehr, ſondern ſprengte davon, um die übernommene Pflicht zu erfüllen.

„Armer Bruder!“ ſagte Zami leiſe vor ſich hin und ſchlich geſenkten Hauptes nach dem Saale im Erdgeſchoß, deſſen Fenſterbögen von dem Laube des Gartens beſchattet waren, und an deſſen Wänden die Ahnenbilder des Geſchlechts der Padilla hingen. Im hellen Schmuck der Farben ſtrahlend, ſah das Conterfei des heldenmüthig lebenden Stammherrn hernieder aus der Reihe ſeiner Vorfahren. Ein geſchickter deutſcher Maler hatte ihn vor Kurzem erſt auf das Verlangen Maria's gemalt. Vor dieſem Bilde ſtand Zami gedankenvoll, ſchaute mit feuchtem Auge zu ihm auf, und unwillkührlich verſchränkten ſich ihre Arme wie zum Gebet, und ihre Lippen bewegten ſich, wie die einer Andächtigen, oder einer in der Stille des Gemüthes Liebenden. „Du biſt ſo fern, ſo fern von Allem was Dich liebt!“ flüſterte die Sclavin mit ſeelenvoller Schwärmerei: „Du weißt es nicht einmal, wie ſehr Du geliebt wirſt! Der rauhe Panzer hat Dein Herz umſchloſſen, nach dem Lager des wilden Feindes richtet ſich Dein Blick, und wendet er ſich auch dann und wann in nächtlicher Stille, oder bei kurzer Waffenruhe nach der Heimath, ſo ſieht er nur zwei Weſen, die Dir liebenswerth erſchienen, die Gattin und den holden Sohn. Die Fremde, die in Sehnſucht Vergehende, ſieht Dein Auge nicht, und Dein Stolz würde vielleicht unerbittlich die Treue verſchmähen, welche Dir nicht ebenbürtig iſt!“ Zami riß ſich wie mit Gewalt von dem gefährlichen Bilde los, und ging in heftiger Bewegung nach der Thüre. „Nicht ebenbürtig?“ fragte ſie ſich ſtill und grollend: „Fließt nicht das Blut der Kaliſen in meinen Adern, und habe ich das Schickſal verſchuldet, das mich in Ketten warf?“

Roderigo trat haſtigen Schrittes zu der Sclavin ein. Er forſchte dringend nach Donna Maria. „Ich muß Deine Gebieterin ſprechen;“ ſagte er lebhaft: „Die innigſte Theilnahme an ihrem Geſchick führt mich her. Man hat ſie unwürdig behandelt, und es ſteht zu fürchten, daß die rohen Volkshäupter in ihrem Uebermuth noch ferner vergeſſen werden, was ſie dem Ruhme und der Schönheit ſchuldig ſind. Wenn Donna Maria nicht meinen Schutz und den ihrer treueſten Freunde annimmt, ſo muß die gerechteſte Sache untergehen.“ Ohne auf die Prahlerei zu achten, geleitete ihn Zami ſchweigend in Maria's Gemach, und entfernte ſich, um die Unterredung nicht zu ſtören, deren Ausgang ihre Klugheit vorausſah. Den kleinen Juan auf dem Arme, tändelte ſie mit den Pfauen, die im Garten ihr glänzendes Gefieder an der Sonne ſpiegelten, und bemerkte den Erzprieſter der Kathedrale kaum, der auf leiſen Schuhen an ſie heran ſchlich. Der ſtolze Herr begrüßte ſie zuerſt mit freundlicher Herablaſſung. Ueberraſcht, aber demüthig küßte ihm Zami die Hand, und hielt ihm den Knaben hin, daß er ihn ſegne. Der Erzprieſter willfahrte dieſer Bitte nicht, und wendete ſich vielmehr mit ſpöttiſchem Lächeln und Verſagen ab.

„Wie willſt Du,“ ſagte er, „daß ich dem Sohne meinen Segen gebe, während ich gekommen bin, der Mutter das Mißfallen der Kirche zu bezeigen? Das Haus Padilla nimmt eine gefährliche, drohende Stellung an, und ſein Ziel wird kein willkommenes ſeyn. Vor dem Könige und dem Volke muß der Prieſter geehrt werden, als der Diener des einzigen wahrhaften Gottes. Ich und meine Brüder haben ſchon viel gethan und geopfert für das Wohl des Vaterlandes, und durften fortan hoffen, in unſerm

Eigenthum geſichert zu ſeyn, wie der Mindeſte der Bürger. Aber Donna Maria, welche hier den Oberbefehl führt, wie eine kriegeriſche Königin, wagt es, unſerm Schatze neue Spenden zuzumuthen, die wir zu bewilligen nicht geſonnen ſind. Sie hüte ſich, das Capitel gegen ſich aufzubringen. Ihr das zu ſagen bin ich hier; da jedoch dem Ueberläufer Fonſeca bereits eine Audienz zugeſtanden, und es ſich nicht ziemen will, daß ich länger im Vorzimmer der Donna Padilla verweile, wie ein gemeiner Bittſteller, ſo trage ich Dir auf, Deiner Gebieterin zur Beherzigung zu vertrauen, was ich Dir geſagt."

„Ihr wählt Euch in mir ein unwürdiges Rüſtzeug;" verſetzte Zami halb ernſt, halb ſchalkhaft. Der Erz-Prieſter lächelte, legte ſeine Hand bedeutend auf die Schulter der Sclavin und entgegnete: „Nicht ſo unwürdig, als Du meinſt. Der Herr wählt oft die Schwächſten zu ſeinen Boten. Du beſitzeſt das unumſchränkte Vertrauen dieſes Hauſes; das iſt der ganzen Stadt bekannt. Und wahrlich," fügte er ſchmunzelnd hinzu: „es gibt keine angenehmere und lieblichere Vertraute, als Dich. Es iſt Schade, daß Deine Jugend und Deine Anmuth in dem Dienſtjoche einer Magd verkümmern ſoll. Dein feuriges Auge, wie Deine hohe Stirne verkünden, daß Du zu Beſſerm geboren biſt. Wenn Du Dich meiner Führung überlaſſen wollteſt, ſo wär' es möglich, daß ich Dir in meiner Nähe einen angemeſſenern Wirkungskreis eröffnete; eine Stelle, wo Du zu herrſchen berufen wäreſt und nicht zu dienen gezwungen.“

Eine ſchnelle und dunkle Röthe ergoß ſich über Zami's braune Wangen. Das Kind Afrika's ahnte verabſcheuend, was Toledo's Erzprieſter beabſichtigte. Sie erwiederte die argliſtige Frage: „Herrſchen? Gott hat mich zur Sclavin beſtimmt, und was er thut, iſt wohl gethan. Nicht ſo?“

Der Prieſter ſtreichelte ihre Wangen, und verſetzte lüſtern: „Es iſt nicht recht, daß man dem Manne allein den Scepter der Erde in die Hände drückt. Die Schönheit iſt die Königin des Weltalls, und weil der Schöpfer das Weib erſt nach dem Manne ſchuf, ſo ſprach er ſchon für die Vollendung ſeines letzten Meiſterwerks. Willſt Du daher den Platz einnehmen, den die Natur Dir beſchied, ſo komm in mein Haus, darinnen zu befehlen wie eine Fürſtin, und geehrt zu ſeyn wie das Heiligenbild auf einem Altare.“

Unwillig riß ſich Zami von dem lüſternen Prieſter los, und rettete ſich und das unſchuldige Kind mit einer Geberde des Abſcheus aus dem Bereiche des Pflichtvergeſſenen. Roderigo begegnete ihr im Hauſe. Mit erhitztem Geſichte, bebend vor heftiger Bewegung, ſchien er ein Bild des Zornes und der wildeſten Leidenſchaft. Er faßte krampfhaft die Hand der Sclavin, zog ſie in einen Winkel des Vorſaals, und ſprach mit gepreßter Stimme zu ihr: „Ich bin der unglücklichſte Menſch auf Erden, denn ich habe mein Herz an Donna Maria verrathen, und ſie hat es verſchmäht, verworfen. Meine Ehre als Edelmann, mein Gefühl als ein bis zum Wahnſinn Liebender iſt zu Boden getreten. Ich muß mein Ziel erreichen, wenn ich nicht der Scham erliegen ſoll. Zami! in Deinen Augen glänzt der Strahl des Südens, und Deine Farbe verräth die heiße Zone, wo die glühendſten Leidenſchaften feſſellos ſprechen dürfen. Du biſt nicht erzogen in den Ketten unſerer beengenden Religion, in dem Joche heuchleriſcher Geſetze. Du biſt empor gewachſen in einem Lande, wo der Mann das Weib begehren darf, und das Weib willig dem Triebe ſeines Herzens folgt. Du wirſt mich erhören; Du wirſt mir Gelegenheit geben, zur verſchwiegenen Nachtzeit die Stolze zu überraſchen. Gelüſtet Dir nach Gold, oder nach Kleinodien, wie Dein Geſchlecht ſie liebt, — befiehl! Der höchſte Preis ſoll mir nur ein geringer ſeyn, verglichen mit dem Schatze, den ich dafür kaufe; um der wüthendſten Liebe und der grimmigſten Rache zu genügen!“

Nachdem er geendet, und Zami's Hand aus der ſeinigen gelaſſen, fuhr die Maurin wie entſetzt vor ihm zurück, und antwortete ihm dumpf, mit der tiefſten Verachtung: „Ich bin ein Kind der Wüſte, Herr, wo der liſtige Tiger ſeine Beute ſucht. Mein Vater hat oft ein ſolches Ungethüm auf ſeinen Jagden erlegt und heimgebracht, aber gräßlicher iſt mir Euer Anblick, Herr. Was muthet Ihr mir zu, im Sturme Eurer zügelloſen Begierde? Ich würde die Ehre meiner Frau auf's Aeuſſerſte vertheidigen, tapferer als die Schaar der Diener, gewiſſenhafter als der Dolch, welchen Donna Maria ſelbſt zu ihrem Schutze bei ſich trägt, und mir könnt Ihr ſolche Schandthat zumuthen? Mir, in Gegenwart dieſes unſchuldigen Kindes? O entfernt Euch ſchnell; es iſt vielleicht ſchon Verrath, wenn ich Euern Anſchlag verſchweige, aber dennoch will ich's thun, in der Erwartung, daß Ihr Euch beſſert, und nicht durch Eure Unthat das Schwert des beleidigten Gatten herausfordert, welches ſchneller und gewichtiger treffen würde, als des Himmels zögernder Wetterſtrahl."

Mit einer Geberde der Drohung und der Wuth enteilte Roderigo dem Pallaſte der Padilla.

Ein ſtürmiſcher Morgen war über Toledo aufgegangen. Die Elemente wütheten um die Zinnen der Stadt, und innerhalb derſelben war auch die Ruhe nicht zu finden. Der fleißige Handwerker hatte ſeine Werkſtätte verlaſſen, der Kaufmann ſein Gewölbe, der Richter ſein Tribunal, und ſelbſt die Altäre ſtanden öde. Auf dem Markte fluthete Toledo's Volksmenge zuſammen. Alle Augen ſchauten bekümmert auf einen Reiter, der ſich von ſeinem ſchaumbedeckten Roß geworfen, um ſich an den Schranken des Gemeinderaths zu melden; tauſend Hände deuteten nach ihm. Ein dumpfes Geſchrei tönte über den Platz und durch die Gaſſen; nicht das Geſchrei des Siegs, aber wohl die verzweifelnde Klage der Beſiegten. — Im weiten Saale des Stadthauſes waren die Väter von Toledo zuſammengetreten; bleich, niedergeſchlagen, und der Kunde gewärtig, die ſich von den Thoren an bereits wie auf den Fittigen des Sturms verbreitet hatte. An der Spitze der Gemeindeherren, in ernſter Ruhe und Erwartung ſtand Maria von Padilla, in kriegeriſcher Rüſtung, umgeben von den Getreuen, die ihre Leibwache bildeten. Sie winkte dem aus dem Feldlager des Girone gekommenen Herold, zu ſprechen und er redete alſo: „Wollte der Himmel, und die heilige Jungfrau, unſere Patronin, daß ich beſſere Botſchaft zu bringen hätte. Ich bin der Verkündiger vielen Unheils. Die Hand des Herrn hat unſern Feldhauptmann geſchlagen. Sey es göttliche Schickung, oder Verblendung, — genug: der Sieg, der uns verheiſſen war, iſt unſern Händen entwunden. Des Statthalters adeliges Heer hat unſere Truppen geſchlagen, Tordeſillas erobert, die Königin, die Archive, den Kriegsſchatz, und ſogar die heilige Junta mit ſich hinweggeführt, in ſchmähliche Haft. Das Heer der Gemeinen iſt verſprengt; die getrennten Banden durchſtreifen das Land, bald mit dem ſiegreichen Feinde, bald mit dem zornigen Freunde, immer aber mit Mangel und Hunger kämpfend. Der Graf Girone, deſſen Macht an ſo viel Unglück gebrochen, ſendet Euch den ihm verliehenen Commandoſtab zurück, von ſeinem Blute benetzt und ſeinen Thränen. Verleihet die Feldherrn-Gewalt einem

Glücklichern! Säumet nicht, dieſes zu thun. Die Straße gen Toledo, gegen dieſe Wiege der Freiheit, iſt offen dem Unterdrücker. In dieſem Augenblicke marſchirt Graf Haro nach dieſer Stadt. Wenn nicht Einer hilft, ſo ſind wir verloren. Die Junta zu Valladolid hat bereits Padilla zum Befehlshaber ernannt. Doch ſteht er noch, im gerechten Zorne grollend, in ſeinem Lager, beweint unthätig die Niederlage ſeiner Freunde, und will nicht eher das Schwert der Gewalt ergreifen, als bis Toledo ihm die Vollmacht ſendet. Beſchließet raſch. Das Vaterland ſeufzt nach Hülfe, und die erſchlagenen Patrioten, das hingemetzelte Prieſterheer, das in den Mauern von Tordeſillas ſeinen Untergang gefunden, verlangen Rache!"

Schauerliches Schweigen antwortete der Botſchaft. Bekümmert und beſchämt ſahen die Herren der Gemeinde ſcheu zu Donna Maria empor, deren Mienen keine Hoffnung gaben. Das Unrecht wird fühlbar, wenn das Glück gewichen iſt. Indeſſen rief das Volk mit Donnerſtimme zu den Fenſtern des Rathhauſes auf: „Padilla muß Heerführer ſeyn! Padilla oder der Tod!"

Und der Vorſteher der Gemeinde näherte ſich der Befehlshaberin der Stadt, und bot ihr für ihren Gemahl den Commandoſtab des Girone. Sie verweigerte ihn. — Sie verſchmähte ihn, bis alle die ſtolzen Männer, die feindlich gegen Don Juan gehandelt hatten, mit entblößtem Haupt zu ihren Füßen lagen, ſie beſchwörend, als Vermittlerin einzutreten zwiſchen dem bedrängten Volk und ihrem erzürnten Gatten. Avalos war nicht da, um den demüthigen Schritt zu hindern, und Maria ſprach mit vernichtendem Stolze: „Mußte es denn ſo weit kommen, damit Euch die Augen aufgingen? War Euer Haar nicht grau genug von Jahren und Erfahrung, daß Ihr, Kindern gleich, erſt die Ruthe koſten mußtet, ehe Eure Vernunft Meiſter wurde? Nicht Girone, der übermüthige, unbeſonnene Graf, nein, Ihr ſelbſt habt Alles verdorben. Don Juan ſoll Alles wieder retten? Was bietet Ihr ihm zu dieſem Endzweck? Die Zuverſicht des Volks habt Ihr gemordet, das Palladium Eurer Freiheit aufgegeben, das Heer vernichtet, das Geld verſchleudert, den Kriegsbedarf den Feinden überlaſſen. Zeit iſt verloren, Grund und Boden iſt verloren, und aus dem Blute unſerer Niederlage erwuchſen uns vierzig Tauſend Gegner mehr. Womit ſoll mein Gemahl Euch die Freiheit retten, da Ihr Alles verpraßt, was ſie befeſtigen konnte?“

Donna Maria ſprach zu Spaniern. Sie wußte das, die Schlaue, und ihre Hoffnung täuſchte ſie nicht. Die Gemeindeherren ſprangen wie verabredet auf, zogen ihre Degen, und leiſteten den Schwur, mit eigener Hand unter Padilla's Fahnen zu kämpfen, und ihre Habe dem allgemeinen Beſten zum Opfer zu bringen. Hunderte vom Volke drangen ein in die Pforten und Schranken des Saals, und wiederholten den Schwur. Die vielen Tauſende auf dem Markte und in den Straßen der Stadt, leiſteten denſelben Eid, und wie durch ein Wunder ſchwieg der Wetterſturm, und die Sonne leuchtete herab vom klaren Himmel. Donna Maria hatte ihr Ziel erreicht. Sie entſendete ſogleich den Scepter des Feldlagers an ihren Gemahl, nachdem ſie einen Streifen Pergament darum gewickelt, worauf ſie mit vor Freude zitternder Hand die Worte geſchrieben: „Dir allein ſteht es zu, der Held und Befreier Spaniens zu ſeyn! Vertraue dem Himmel; Dein Name wird ein neues Heer erſchaffen, und die Feinde verderben. Empfange aus meiner Hand den Feldherrnſtab. Wohl iſt es mir bald erlaubt, Dir ein köſtlicheres Geſchenk zu bieten. Lebe, ſiege, ſey glücklich!“

Nachdem dieſes Geſchäft vollbracht, und auf der Tafel im Rathsſaale die Liſte eröffnet worden war, worauf jeder Bürger von Toledo die patriotiſchen Gaben verzeichnen ſollte, welche er dem Vaterlande opfern wollte, ſagte Maria mit Feſtigkeit zu den Vorſtehern der Gemeinde: „Wie ſehr es zu loben iſt, wenn jeder Einzelne nach ſeinen Kräften zum Wohl des Ganzen beiſteuert, und wie gerne ich ſelbſt durch ein Geſchenk von fünf und zwanzig tauſend Piaſtern dieſe Beiſteuer vermehre, ſo reicht dieſe Hülfe doch nur für wenige Tage hin. Unermeßlich ſind die Bedürfniſſe des Heers, und, geſtehen wir's, unerſättlich die Habſucht Derjenigen, von deren Verrath wir eben ſo viel erwarten müſſen, wie von unſerm Muth. Hört mich an! Vernehmt, was ich beſchloſſen habe, um den Schatz der Junta zu füllen. Unbezweifelt iſt's, daß Gott und ſeine Heiligen unſer Unternehmen ſchützen, und es zu Ende bringen werden, ſobald Don Juan allein an unſerer Spitze ſteht; denn er iſt das auserwählte Rüſtzeug. Da die göttliche Mutter des Heilands, und alle die glorwürdigen Märtyrer, die im Himmel thronen, uns den Schatz ihrer Fürbitte und Gnade aufgeſchloſſen haben, um wieviel ſicherer dürfen wir darauf zählen, daß ſie uns die Schätze leihen werden, welche ſie in der irdiſchen Welt beſitzen! In den Kirchen, in den Stiftern und Klöſtern hat des Vaterlandes Frömmigkeit ſeit Jahrhunderten Reichthümer aufgehäuft, die jetzt, ſtatt müßig zu liegen, dem Vaterlande Zinſe bringen müſſen, in der Zeit der Gefahr. Der heilige Jago, Spaniens Schutzherr, hat mir in verwichener Nacht geoffenbart, daß ich es wagen ſolle, unter Vorbehalt der redlichſten Zurückbezahlung, den Reichthum der Heiligen für das Vaterland zu verwenden. Folget mir, das Werk auszuführen, das uns retten wird und retten muß. Behängt Euch mit Flören der Trauer, und folget mir, Edle und Gemeine, Männer und Weiber, nach der Kathedrale, den himmliſchen Heerſchaaren unſer Leid zu klagen, und ihre Spenden uns zu erbitten.“

Die Vornehmen und der Pöbel ſchauderten vor dem Antrage der kühnen Maria zurück. Sie ſchwiegen verſtummend in abergläubiſcher Furcht. Sie wollten unter einander dieſe Maßregel beſprechen. Maria kannte aber das Volk, und wußte, daß die leicht bewegliche Fluth ſchnell gebändigt ſeyn will.

Ohne der Ueberlegung Raum zu geben und Zeit zu laſſen, trat die furchtloſe Frau mit hochgerötheten Wangen vor das verſammelte Volk auf den Balkon, und rief mit unerſchütterlicher Entſchloſſenheit: „Zögert nicht! überlegt nicht, oder ich nehme den Brief zurück, der meinen Gemahl zum Feldherrn-Beruf beſtimmt. Fürchtet Ihr Euch? Wovor? Vor dem allbarmherzigen Vater, und Euern heiligen Schutzpatronen? Glaubt Ihr, daß den Beſitzern des ewigen Paradieſes das ſchlechte Metall am Herzen liege, womit Ihr die Altäre ſchmückt? Folgt mir, ſag' ich Euch. Ich nehme alle Schuld auf mich. Ich will allein das Werk beginnen, und von den Heiligen das Darlehen fordern. Alsdann ſoll dieſe Sclavin, die mir zur Seite ſteht, das erſte Kleinod vom Altare nehmen, und uns Beide der rächende Blitz zerſchmettern, wenn es ſündlich iſt, was wir zu thun gedenken!"

Sie ſchritt ſchnell die Stufen des Rathhauſes herunter, Helm und Geſicht von ſchwarzem Flor verhüllt; ihr nach zog in Trauerkleidern Zami und der Weiber Gefolge. Aus allen Häuſern, wo ihr Weg vorüberging, traten Weiber und Mädchen, angethan mit den Kleidern des Leids, wie Don Juan's Gemahlin. Und auch die Männer folgten, die rauhen Krieger, die im Kampf und Lager ſchon manchem Vorurtheil entfremdet waren. Und in langem Schweife drängte ſich nach das Volk, ſtumm, beſtürzt, mit klopfendem Herzen, und der Dinge wartend, die da kommen ſollten. Die Stiftsherren des

Doms waren von dem bevorſtehenden Unternehmen noch nicht unterrichtet. Sie ſtaunten, da ſie die Tauſende zum Tempel heranwallen ſahen. Durch ihre Reihen hindurch ging, ohne ein Wort zu reden, mit tiefer Betrübniß in den Zügen und die Bruſt ſchlagend, wie im heftigen Schmerze, die Heldin Padilla. Das Hochamt war geendet. Die Chordiener wollten die Lichter löſchen, aber Maria befahl dieſes zu unterlaſſen; warf ſich auf den Stufen des Altars auf die Kniee, betete dem Volke, das in ſcheuer Entfernung umherſtand, mit lauter Stimme vor, und flehte die Heiligen an, ihr zu verzeihen, wenn ſie in des Vaterlandes höchſter Noth zu ihrem Eigenthume die Zuflucht nehme. Indeſſen hatte eine vertraute Schaar ihrer Waffenleute die Eingänge zur Sakriſtei und zu den Kirchengewölben beſetzt, wie auch den Hochaltar umzingelt, und die Prieſter, die noch nicht wußten, was hier geſchehen ſollte. Andere bewaffnete Rotten waren nach den übrigen Kirchen abgegangen, und wehrten dem Verſchließen derſelben, und dem voreiligen Hinwegräumen der darin gehäuften Reichthümer. — Nachdem Maria Gebet und Anrede geendet, erhob ſie ſich, und winkte ihrer Zami, welche keck durch den ſonſt jedem Weibe verbotenen Chorraum ſchritt, die oberſte Stufe des Altars betrat, und mit ſicherer Hand eine von den ſilbernen Kronen abnahm, womit der Rahmen des prächtigen Altarbildes geſchmückt war. Ein Laut des Entſetzens fuhr durch die ganze Menge. Dann folgte tiefe Stille. Jedes Ohr lauſchte dem

Donner entgegen, den man erwartete. Jedes Auge ſchielte ſcheu nach der Kuppel, durch welche der Blitz hernieder fahren mußte. Umſonſt; Alles blieb ruhig, und friedlich zogen am Himmel die Wolken, und belebend vergoldete der Sonnenſtrahl das Marmorpflaſter des Chors. Alles ſprang empor, um von der Beſtürzung zum Wagniß überzugehen. Die Soldaten kletterten an den Altären hinauf, die in einem Nu ihrer Zierrathen beraubt waren. Andere hielten die Geiſtlichen auf, die Zeter ſchreiend entſpringen wollten. Wieder andere legten die heilige Beute zu Maria's Füßen zuſammen, und dieſe letztere wendete ſich zu dem Erzprieſter mit den Worten: „Wie wohl muß Euch um's Herz ſeyn, hochwürdigſter Herr, daß Euch heute vergönnt iſt, ein Spender der ſichtbaren Wohlthaten des Himmels zu werden! Oeffnet uns die Schatzkammer, denn der heilige Jacob hat mir verheißen, daß ich darinnen eine unverſiegliche Quelle finden würde, ein Meer des Reichthums." Der Erzprieſter weigerte ſich, drohte mit dem Bann, und verleugnete die Schlüſſel. „So geht denn hin im Namen der heiligen Dreifaltigkeit," erwiederte Maria, mit feierlicher Salbung gegen ihre Waffenleute gewendet: „und haut mit Euern Aexten die Thüren der Schatzkammer ein, weil dieſer ſchlechte Diener des Herrn das Almoſen nicht geben will, welches zu leiſten der Herr ihm befahl."

Da ſich die Soldaten bereiteten, Maria's Gebot auszuführen, ſo machte der Erzprieſter gute Miene zum böſen Spiel und lieferte die Reichthümer aus, die ſofort von Maria getheilt und in die Münze geſchickt wurden. Daſſelbe Geſchäft fand noch am ſelben Tage in allen Kirchen und Klöſtern ſtatt. Die Tempel ſahen aus wie an einem Tage der Plünderung. Schiff und Sakriſtei glichen einer Kaufmannsbude, worinnen geprüft, gewogen, gezählt wurde, und die Laſtträger hatten vollauf zu thun, das gewichtige Silber und Gold zur Schmelze und unter den Stempel zu ſchaffen. — Es war die Dämmerung eingetreten, als Donna Maria von ihrem heroiſchen Unternehmen, welches nun ſo ſehr vom Volke geprieſen wurde als vorher gefürchtet, nach ihrem Hauſe zurückkehrte. Sie ſtützte ſich auf die treue Zami, und wenige Trabanten folgten ihr. An den beiden Häuſerreihen der Straße lief gaffend und Vivat rufend müßiges Volk. Da fiel ein Schuß aus der oberſten Fenſterlucke eines Hauſes, gegen Maria gerichtet. Er traf nicht, aber kaum hatte ſich Zami ſchreiend vor ihre Gebieterin geworfen, um ſie mit ihrem Leibe zu beſchützen, als ſchon ein zweites Feuerrohr abgeſchoſſen wurde, deſſen Blei den linken Arm der Sclavin ſtreifte, ſo daß ihr warmes Blut auf die Hand der Gebieterin floß, die ſie umſchlang.

„Der Mordſtreich galt mir;“ ſagte Donna Maria ruhig, und küßte bedauernd die Wange der Sclavin, die ihre Schutzwehr geweſen war. Indeſſen waren die Trabanten wüthend in die Häuſer gedrungen, und mit ihnen der Pöbel, der den ungeſchickten Mörder herbeiſchleppte, auf die Straße. Man hatte den Menſchen hinter einem Schlot des Hauſes verborgen gefunden, bleich, verſtört, die abgeſchoſſene doppelläufige Büchſe in der Hand. Er wurde unter Mißhandlungen nach dem Rathhauſe gebracht, wo die Alcaden zuſammen kamen, ihn zu verhören. Maria ſtand dem Verbrecher gegenüber, neben ihr die Sclavin, die kaum einen leichten Verband um ihre Wunde geſchlungen hatte, um nur die Gebieterin nicht zu verlaſſen. Der Mörder, ein ehemaliger Soldat aus dem Heere der Gemeinen, konnte zwar ſein Verbrechen nicht läugnen, aber keine Verheißung und keine Drohung war im Stande, ihm den Beweggrund dieſer That zu entlocken, oder den Namen eines Mitſchuldigen, noch deſſen, der ihn dazu gedungen. Maria muſterte den Unglücklichen während des Verhörs mit ernſtem Blicke; Zami ließ die Herrin nicht aus den Augen, und ſchien ſie durch Zeichen zu fragen, ob ſie reden dürfe. Endlich trat ſie kühn vor die Gerichtstafel, und ſagte: „Wäre dieſe Unthat ſpäter geſchehen, ſo würde ich ſie auf den Haß ſchieben, den die Herren der Kirche nach dem heutigen Tage gegen Donna Maria hegen müſſen; bis jetzt kenne ich aber nur einen Menſchen in Toledo, der meine edle Gebieterin haßt. Ich nenne Euch den Namen des Grafen Fonſeca. Der Mörder Perez iſt ſein Geſchöpf, ein Sohn ſeines Leibdieners, und ein bereitwilliger Knecht der Wohlthaten ſeines Herrn.“ — „Aus dem Weibe ſpricht ein höherer Geiſt!“ riefen die gravitätiſchen Alcaden, als ſie den erbleichenden Perez zu Boden ſinken, Maria's und Zami's Füße umklammern ſahen, und ſein Bekenntniß hörten, welches den Grafen als den Veranlaſſer der That bezeichnete. „Biſt Du eine Zauberin?“ fragte Maria leiſe ihre Sclavin, und fuhr dann, zu dem Gericht gewendet fort: „Was Ihr gegen den Grafen beſchließen mögt, ſtell' ich Euch frei. Doch verlange ich Gnade für dieſen Mann, der nur ein armſelig Werkzeug in den Händen eines Verruchten war. Nicht um Meinetwillen, ſondern zum Beſten des Vaterlandes, gebe ich zu, daß der gefährliche Fonſeca zur Haft gebracht werde.“ — Sie verließ unter dem Jubelruf des Volks, das mit brennenden Fackeln vor ihr herlief, das Rathhaus, um ſich nach ihrem Pallaſt zu begeben. Die Alcaden ſendeten Wachen zum Hauſe des Grafen; er war jedoch verſchwunden; und Niemand wußte wohin.

In dem ſtillen Gemach ihres Hauſes legte Maria, ganz wieder den Mutterpflichten zurückgegeben, ihren Sohn in Zami's Arme, und ſprach zu dem unmündigen, mit dem Schlaf kämpfenden Knaben: „Sieh in dieſer Getreuen Deine zweite Mutter. Sie hat Dir mein Leben erhalten, und wehe Dir, wenn Du je vergäßeſt, ſie für die Blutstropfen zu belohnen, die ſie für mich vergoſſen. Wehe mir, wenn ich es je vergäße!“ In dankbarer Rührung weinend, kniete Zami mit dem Kinde vor Don Juan's Gemahlin, und entgegnete: „Ich verdiene nicht dieſe Liebe, Donna Maria. Doch iſt mein einziger Wunſch, Euch und Euerm Hauſe meine Treue zu beweiſen, wär's ſelbſt im Tode!"

Nachdem ſie ſich von Zami getrennt, betete Maria neben ihrem Sohne für das Wohl ihres Gatten, und träumte dann von der Luſt, ihn als Sieger, als Feldherr, als König wieder zu ſehen. Zami, vor die Thüre der Gebieterin auf weiche Polſter gebettet, gedachte auch nur des Herrn, des geliebten Herrn. Ihn wieder zu ſehen, dünkte auch ihr die höchſte Seligkeit, und wenn ſich auch die Verdüſterte den Rückkehrenden von der rechtmäßigen Gattin umſchlungen, von Maria's Sohne geküßt, denken mußte, ſo ſchmeichelte ſie ſich doch, daß aus Juans Augen auf die im Winkel ſtehende Sclavin ebenfalls ein freundlicher Blick fallen würde, wenn auch nicht ein Blick der Liebe. Sie ſah den Mann ihres Herzens wieder im Traume, und war glücklich, denn im Traume war ſie ſein.

Nicht der Traum Maria's, nicht Zami's Traum ſollte ſich bewähren. Nicht die Gattin, nicht die Liebende ſollten je ihren Helden wieder ſehen.

Noch hatte man nicht nach Monden, ſondern nur nach Wochen die Aera von Padilla's Feldherrn-Gewalt gezählt, als eines Tages ſich in den Straßen von Toledo das Schauſpiel zu erneuern ſchien, das wir im vorigen Abſchnitte geſchildert haben. Was bedeutet der Volksmenge lang ſchweifender Zug?

Was verkündet der ſchwarz behängten Trommeln dumpfer Schlag? Was die in der Luft flatternden Trauerflöre, die wallenden Fahnen von ſchwarzem Boy, das Seufzen und Stöhnen in den Häuſern von Toledo, die naſſen Augen der Bürger, und der Leichenſchritt der Häupter des Volks? begibt ſich Donna Maria noch einmal nach den Gotteshäuſern, um für das Vaterland Schätze zu ſammeln? Iſt dieſer ernſte Zug wieder nur ein Kunſtgriff, um die Begeiſterung des Volkes zu wecken? regiert hier nur der vorgeſpiegelte Kummer? Nein; o nein! Heute iſt der Schmerz wahr, aufrichtig die Thräne, lauter die Klage. Der Hort des Vaterlandes iſt gefallen, Juan de Padilla iſt nicht mehr, und ſeine Wittwe, von Jammer zerriſſen, von Verzweiflung gemartert, ſieht nur in der Rache ein Mittel, dieſen Sturm zu überdauern, und die unendliche Liebe zu beweiſen, die ſie für ihren Gatten hegt. Darum zieht ſie an der Spitze des langen Trauergefolges, ſchwarz verhüllt, im härenen Gewande, von Straße zu Straße, von Thor zu Thor, und neben ihr trägt ein ſanftes Maulthier, ſeines bunten Federſchmucks und ſeiner Glocken beraubt, den Sohn des gemordeten Feldherrn, deſſen zarte Jugend ſchon ein Grabesſchleier überweht. Die unglückliche Mutter ſtützt ſich auf die ſanft weinende Zami, ſtarrt vor ſich hin mit trockenen heiſſen Augen, die ſie nur, wie zur Erquickung, bald zu dem Sohne erhebt, bald zu dem Panier, das zu ihrer Linken getragen wird, und worauf mit ſchaudervoller Treue in grellen Farben abgebildet iſt, wie Padilla durch Henkershand vor dem Zelte Haro's endet. Das Volk ſammelt ſich, und drängt ſich ihr ſtumm nach, ihren Schmerz durch tiefes Schweigen ehrend. Endlich bricht ſie ſelbſt die Stille. Wie eine Heldin des Alterthums hebt ſie verwünſchend ihre Hände, und ruft mit dem Ausdruck des höchſten Kummers und des Zornes: „Verflucht ſeyen die Mörder, die Spaniens edelſtes Haupt in den Staub ſchlugen; Verflucht ſey das Geſchlecht derjenigen Feldoberſten des Königs, die einen Helden wie einen Verbrecher ſtrafen! Verflucht ſeyen diejenigen Verräther, die den Unvergleichlichen feig und muthlos ſeinen Feinden überließen! Und ich ſtehe hier, ſeine Wittwe, und Ihr ſeht ſeinen Sohn, den verwaiſ'ten, und vor Euch weinen die Diener ſeines Hauſes, die er geliebt als wie ein Vater. Was werdet Ihr thun, Toledaner? Noch hat Er für Euch bei Torrelobato geſiegt, und dieſer Sieg war ſein Tod, weil die habſüchtigen Schurken, die freiwilligen Banden, ihn verließen, um ihre Beute in Ruhe zu verzehren. Wer hätte ihm beiſtehen ſollen, als ihn der liſtige Feind auf die Felder von Villalar zur Schlacht lockte? Verrath, Uebermacht des Feindes, die Elemente ſogar, die an jenem Tage ein böſer Geiſt lenkte und nicht der Herr des Himmels, hatten ſich verſchworen, Euern Helden zu fällen. Er ſtand noch ungebeugt, als ſchon die muthloſen Ausreiſſer zu Tauſenden ihn verließen: er ſtürzte ſich, den Eid zu löſen, den er ſeinem Vaterlande geſchworen, umringt von ſeinen braven Hauptleuten, in das Gewühl der Gegner. Doch fand er nur Feſſeln, nicht den Soldatentod, mußte dem Henker ſein Haupt beugen, und erhielt nur ſo viel Friſt, daß er ſeiner Gattin und ſeiner Heimath den Scheidebrief ſchreiben konnte. Den Brief, den er an Euch ſchrieb, an Euch, ſeine Mitbürger, ſollte man, in Erz gegraben, auf dieſem Platze aufſtellen, wo Padilla ſeiner Vaterſtadt ewige Treue gelobet hat. Ehre dem Märtyrer der Freiheit! Ehre den Helden Bravo und Maldonado, die mit ihm den ſchmählichen Tod litten! Werdet Ihr vergeſſen, daß Padilla in ſeinem Schreiben an Euch die Rache ſeines Vaterlandes auffordert? Werdet Ihr dem Beiſpiel von Segovia, von Medina del Campo folgen, die ſich den Siegern von Villalar unterwarfen? Valladolid, die übermüthige Stadt, hat ſich von der Freiheit getrennt; wird Toledo daſſelbe thun? O ſo thut es raſch, ehe noch Padilla's Blut im Sande vertrocknet! Werft Euch zu den Füßen des Statthalters, und bringt ihm als Bürgen für Euren künftigen Gehorſam die Wittwe Eures Helden und ſeinen Sohn in Feſſeln dar. Hier ſind meine Hände, bindet ſie. Hier iſt mein Sohn, nehmt ihn hin. Nur entſcheidet ſchnell mein Schickſal. Ich kann nur leben im Blut der Feinde, oder muß ſterben, wie mein Gatte, unter ihrem Beil!"

Wie ein Donnerſturm lief durch die dichten Reihen des Volks das Geſchrei: „Wer kann ſo niederträchtig ſeyn? Iſt nicht Padilla's Familie das Erbe, das er uns hinterließ? Werden wir thun, wie Valladolid gethan? Ferne ſey von der alten Toledo dieſe Schmach! Wir begründeten die Freiheit, und wollen ſie erkämpfen, wären der Feinde noch ſo viel! Tod dem Statthalter, Tod allen Königlichen, nieder mit allen Verräthern! Es lebe Don Juans heldenmüthige Gattin! Sie beſchütze uns, ſie vertheidige uns, wie wir ſie mit Leib und Leben beſchützen und vertheidigen wollen!“ — Ein Taumel der Begeiſterung erfaßte das Volk. Die Führer deſſelben, der Mittelſtand und der Pöbel theilten ihn im gleichen Maße. Die zahlreiche Geiſtlichkeit mochte noch ſo hämiſch zu dem Beſchluſſe ſehen, ſie mußte ſchweigen und ſich den Befehlen des trotzigen Bürgers fügen. Man brachte aus dem Rüſthauſe der Stadt ein uraltes mauriſches Schild, worauf die Fürſten von Toledo ehemals bei ihrer Thronbeſteigung erhoben wurden. Donna Maria wurde auf dieſer ſilbernen Staffel hoch in den Lüften dem Volke gezeigt, und ausgerufen als die Gebieterin über Stadt und Schloß. Die ſchwarzen Fahnen verſchwanden, um blutrothen Platz zu machen. Dieſe Todespaniere wurden auf dem Markte und auf dem Walle aufgeſteckt. Abgeordnete des Volks holten aus den Kirchen die Ueberreſte der darin befindlichen Kleinodien ab, Geſindel durchſtöberte und plünderte die Kapitelhäuſer. Die Thore wurden geſchloſſen, ſtreng bewacht; alle waffenfähige Mannſchaft theilte ſich in Rotten und Fahnen. Um die Begeiſterung dieſer neuen Miliz noch mehr zu entflammen, und alles in das Spiel zu ziehen, was den Toledanern heilig war, gab Maria den Soldaten neben dem rothen Banner, das an Padilla's Blut erinnerte, ungeheure, den Klöſtern entwendete Kruzifixe, die als Feld- und Heereszeichen dienen ſollten. Die unumſchränkte Befehlshaberin, in leichter Rüſtung von angelaufenem Stahl, von ſchwarzer Feldbinde umwallt, beſichtigte alle Poſten der zu vertheidigenden Stadt, und ſuchte für die Bedürfniſſe der Menſchenmenge zu ſorgen, die bald in dieſen Mauern eingeſchloſſen werden ſollte. Die Heldin war überall, als ob ihr übernatürliche Kräfte zu Gebot geſtanden hätten, und allenthalben begleitete ſie die treue, mauriſche Sklavin, die fürder ihr Schickſal nicht von dem der Herrin trennen mochte, und ſogar die Sorge für den Sohn dem alten treuen Soſſa überließ, welcher, ein Zeuge von Padilla's ſchmählichem Ende, deſſen Briefe nach Toledo überbracht hatte. — Die Feinde rückten heran, mit ihnen die Gefahr, größer als Maria ſie dem lenkſamen Volke ſchilderte. Eines Abends, als Padilla's Wittwe in ihrem Trauerhauſe ermüdet und erſchöpft vor dem Bilde des Gatten ſaß, blickte ſie mit wehmüthigen Augen auf die Sklavin zu ihren Füßen, und ſagte mit ſchmerzlicher Laune: „Ich kann fortan beſchwören, daß die Träume lügen, und daß nicht immer ſich bewährt, was eine mauriſche Seherin ſpricht. Du haſt mir die Würde einer Königin verheißen, Zami. Sieh mich an, und preiſe Deine Wiſſenſchaft. Gefangen bin ich, umſtellt von Netzen, von ſchimpflichem Tode bedroht, und zerriſſen von dem glühenden Durſt nach Rache, der mich belebt, und den ich nicht zu ſtillen vermag. Eine wunderliche Königin, auf deren Haupt wohl eine Dornenkrone liegt, aber nicht der goldene Reif, den ſie einſt, die thörichte Schwärmerin, von den Händen ihres Heldengemahls zu erhalten hoffte." Zami erwiederte dagegen: „Schilt nicht die Wiſſenſchaft, Du, meine gnädige Frau. Vielleicht winkt Dir in dieſem Augenblicke eine Krone. Es ſind ſchon größere Wunder geſchehen; da Dein Gemahl, mein theurer Herr, dahin iſt, möchte Spanien wohl thun, Dich zu ſeiner Königin zu wählen." Die Sklavin redete noch, als der Hauptmann von der Thorwache mit freudeſtrahlendem Geſichte einen Offizier hereinführte, der von dem Feldherrn der franzöſiſchen Truppen, die in Navarra eingefallen, an Donna Maria abgeſandt worden war, ihr Hülfe und Beiſtand anzubieten. Don Juans Wittwe entſprach dem freundlichen Entgegenkommen des franzöſiſchen Generals, und ſandte durch denſelben Boten einen dringenden Brief ab, worin ſie, ſich jeder Bedingung fügend, um ſchleunige Hülfe bat. Auf dieſe Begebenheit hin überließ ſich Maria einer günſtigern Hoffnung, und das Volk von Toledo der völligſten Zuverſicht.

Es waren wieder einige Wochen verfloſſen; Trommeln wirbelten durch die Straßen, Trompeten und Hörner blieſen wild darein. In einer engen Straße der Stadt ſah ein alter Seidenweber mit langherabhängenden weißem Barte, aus dem kleinen Fenſter ſeines Häuschens. Da kam ein junger Mann herbeigerannt, deſſen Blick freudig auf den Alten fiel, deſſen Fuß ſchnell den Weg in das Häuschen ſuchte. Auf der Schwelle hielten ſich der Greis und der Jüngling umarmt. „Willkommen, Saïd!" rief der Erſtere; „Friede ſey mit Dir!" erwiederte der Zweite. Sie traten in das Stübchen, wo der Weberſtuhl feierte, ſie ſchloßen die Thüre, die Fenſter, und flüſterten heimlich und beſorglich zuſammen, mit Wehmuth in den Augen und dennoch daneben mit ſtiller Wiederſehensfreude.

„Ach, mein lieber Lehrherr Hamed!" begann Saïd mit gefalteten Händen: „wie ſoll ich verſtehen, was ich hier erblicken muß? — Bei Villalar gefangen, ein Zeuge von Padilla's Tode, den Königlichen erſt vor wenigen Tagen entſprungen, hoffte ich in dieſer Stadt den Thron der Freiheit noch aufgerichtet zu finden, noch bewaffnet die Hand der Rächer. Und was finde ich? Die Thore offen, das feindliche Lager leer, und die königlichen Fahnen wehen in allen Straßen! Wo ſind die Comuneros? Wo iſt die herrliche Wittwe des Padilla? Muß ich ihren Tod beweinen? Denn fürwahr nur als Leiche konnte ſie zugeben, was hier geſchah."

Hamed erwiederte mit traurigem Kopfſchütteln: „Ach! wäre ſie geſtorben, daß ihre Augen nicht geſehen hätten, wie der Undank triumphirt, wie das ſchändliche Chriſtenvolk ſeine Eide hält! Wir waren hart bedrängt; die Belagerer hatten uns Kriegsbedarf und Mundvorrath abgeſchnitten; Krankheiten wütheten unter den Kriegern, und kaum konnten die Poſten täglich abgelöſ't werden. Dennoch war der Muth in jeder Bruſt, die Kraft in jedem Arme unerſchütterlich. Wir hätten alle den Tod lieber gewählt, als die Uebergabe der Stadt. Da wurden die böſen Geiſter thätig, die in den Köpfen der Mönche ihren Spuk treiben. Die Prieſter hatten nicht vergeſſen, daß Maria nach ihren Reichthümern die Hände ausſtreckte; in ihren Predigten und Beichtreden hetzten ſie das abergläubiſche Volk gegen die Heldin auf. Plötzlich wurde ihr Abfall von der gerechten Sache ruchbar. Der ſchlaue König hatte ſie gewonnen, indem er den niederländiſchen Biſchof, den er ihnen vordem gegeben, entſetzte, und an ſeine Stelle einen Kaſtilier verordnete. Nun rief das Stift vor allem zum Aufruhr gegen Maria's Gewalt. Man ſchalt ſie eine Ketzerin, und wie denn der ſchändliche Aberglaube niemals eine Gelegenheit verſäumt, ſeinen Haß gegen uns, das unterdrückte, zum Chriſtenthum gezwungene Volk zu offenbaren, ſo war auch hier Deine Schweſter das Ziel der niederträchtigſten Verleumdung und Anklage. Zami ſey der leibhafte Teufel, ſchrie der Erzprieſter von Kanzel und Altar: — ſie habe der Wittwe Padilla's üppiges Wohlleben und die Krone verſprochen, und ſich dagegen ganz Spanien verſchreiben laſſen. Die Mohrin ſey der hölliſche Geiſt des Abgrunds, der durch ſeine Zauberformeln Fürſt und Reich entzweit, die Kirche geplündert, und alle Gläubigen an den Rand der Verderbniß gebracht habe. — Dieſe Worte fielen auf fruchtbaren Boden. Das Volk ſtand auf, einem reißenden Tiger gleich, und begehrte Zami's Kopf."

„Großer Gott! Meine unglückliche Schweſter!" ſeufzte Saïd niedergedonnert. Hamed fuhr fort: „Das edle Mädchen, ſo würdig des edlen Blutes, aus dem es ſtammt, wollte ſich als freiwilliges Opfer hingeben, ſich der Folter und dem Scheiterhaufen überliefern, um nur das Anſehen der Gebieterin zu retten. Da entfaltete Donna Maria die ganze Kraft ihrer großen Seele. „Ehe ich zugebe," ſagte ſie, „daß die treueſte Freundin einem fürchterlichen Wahn geſchlachtet werde, ſey das Band zerriſſen, das mich und das Volk vereinigte; ſey ab und todt der Schwur, der uns verknüpfte. Dem Undank weichend, will ich lieber meinen Kopf den Schergen des Konigs bieten, damit nur Zami frei ſey, die ich mehr als die eitle Gewalt zu Toledo, als ſelbſt mein Leben liebe."

„An dieſen Worten erkenne ich die tugendhafte Frau, die wie ein beſeligender Stern durch Spaniens Leidensnacht zieht!" jubelte Saïd mit freudetrunknem Auge. „Vollende geſchwind, und ſage mir, was aus der Herrin, was aus der Schweſter geworden."

„Wenig bleibt mir noch zu ſagen;" verſetzte der Greis. „Zwar entwaffnete Donna Maria's Muth für einen Augenblick die Grauſamkeit des Pöbels; zwar begleitete die wetterwendiſche Menge mit leichtſinnigem Jauchzen die Heldin, und Zami vom Rathhauſe in Padilla's Pallaſt; aber trüglich iſt die Fluth, und der Brand ſchlummert unter der Aſche. In der verwichenen Nacht donnerten plötzlich Lärmſchüſſe von den Wällen. „Stürmt der Feind? Dem Feind entgegen!“ riefen alle Bürger, aus den Armen des Schlafs nach ihren Waffen eilend. Unnützer Muth! Schon war der Feind in unſerer Mitte. Aus den friedlichen Gewölben des Doms war eine Schaar von Verräthern ausgeſpieen worden in die ſchlummernde Stadt. Die Kapitelherren hatten, im Verſtändniſſe mit den Königlichen, die Wächter eines Thores beſtochen, die eingelaſſene Rotte in der Kirche verſammelt, daſelbſt den König ausgerufen, und den Bund von Avila in Bann gethan. Während nun die Verſchwörer eilten, den Belagerern die Pforten zu öffnen, drangen ihre Rädelsführer nach Padilla's Haus, um Maria, ihren Sohn und Zami zur Haft zu bringen. Gott vereitelte dieſen Vorſatz. Gewiß hat Deine weiſſagende Schweſter die Gebieterin gewarnt, denn ſchon hatte ſie ſich nach dem Alcazar zurückgezogen, wohin ein auserleſenes Häuflein von Getreuen ſie begleitete. — In dem alten Mohrenſchloſſe, neu befeſtigt durch ihre Vorſicht, trotzt ſie dem Panier des Königs; aber wie lange, und Noth und Mangel werden ſie zwingen, auch dieſen letzten Zufluchtsort aufzugeben, wenn nicht die Franzoſen in Eilmärſchen heranrücken, um der Heldin das gegebene Wort zu löſen.“

Saïd ſprang wild auf. „Traut dem Volke jenſeits der Pyrenäen nicht! Seine Schwüre ſind falſch, und leichtſinnig ſeine Verheiſſungen. Zudem hat in Navarra Don Carlos die Oberhand, und ich hörte mit ohnmächtigem Grimm die Freudenſchüſſe der Königlichen, die ein Feſt begingen, weil die Feinde ſich in ihre Gränzen zurückgezogen. Guter Hamed! Die gerechte Sache iſt verloren. Unſers Volkes Hoffnungen, die ſich auf die neuerwachende Freiheit gründeten, ſind dahin. Wir, die Abkömmlinge der edeln Mauren, werden Knechte ſeyn, wie zuvor, und ich, eines Kalifen Enkel, werde Dir dankbar ſeyn müſſen, wenn Du mich an Deinem Webſtuhl Arbeit, an Deinem Tiſch Brod finden läſſeſt. Verwünſchte Zeit! Elendes Geſchick, dem ich mich nicht beugen will! Sterben iſt rühmlicher, als leben in den Feſſeln des Königs und des Glaubensgerichts. Gib mir ein Mittel an, zeige mir einen Pfad, der mich in's Schloß führt. Dort iſt meine Stelle; für meine Schweſter, für meine Freiheit will ich fallen, und für das reizende Weib, welches ich unſäglich liebe, ob ich gleich nur einmal in den Strahl ſeines Auges geſchaut.“

„Wie willſt Du zum Kaſtell gelangen?“ fragte Hamed mit ſanfter Warnungsſtimme. „Die Burg iſt hart umſchloſſen, und Fonſeca, der Ueberläufer, der zuerſt in unſre Mauern drang, bewacht jeden Ausgang, wie der eifrige Jäger das Lager ſeines Wildes.“

„Fonſeca?“ rief Saïd zürnend, „dieſer Elende hier? Er war es, der den großen Padilla verrieth! Unter der Larve der Freundſchaft kam er in des Landeshauptmanns Lager, nahm Theil an ſeinen Planen, und verlockte ihn — der Unwürdige — in die Sümpfe von Villalar, wo er zum Feinde überging, und an deſſen Spitze ſeinen Freund in Ketten ſchlug. Ich habe dieſem Schurken Rache geſchworen; und wenn im Himmel ein ſtrenger Engel den Eid gerechter Vergeltung hört, ſo werde ich noch Gelegenheit finden, mich in dem Blute des Verräthers zu baden, ehe das meinige verſtrömt. — Seine Horden ſchrecken mich übrigens nicht. Ich klettre wie eine Katze, und weiß an den Zinnen von Alcazar eine Stelle, unfern vom Thurme, worin einſt Abderahmans Liebchen ſchmachtete, wo ich Eingang finden werde. Zuvor habe ich hier noch ein geringes Werk zu vollbringen, und ſomit laß uns ſcheiden, wackerer alter Hamed. Wenn der Abend ſinkt, und Du im verſchwiegenen Winkel Dein letztes Gebet zum Herrn und ſeinen Propheten verrichteſt, ſo denke mein, und empfehle mich dem richtenden Engel Gabriel. — Hienieden ſehen wir uns wohl nicht wieder!"

Mit einer Thräne im Auge entfloh Saïd vom Hauſe, und weinend ſah ihm Hamed nach, bis er um die Ecke verſchwand.

In dem großen Saale des Alcazar, unfern der großen Pforte, wo die alten Mohrenfürſten Urtheil und Recht geſprochen hatten, angelehnt an einen der dünnen Pfeiler, die ſich längs der nackten und zerriſſenen Wände hinaufrankten zum ſtaubigen Gewölbe, ſtand der Marquis de Mondejar, Maria's Bruder, vor derſelben, die mit ihrem Sohne auf dem Arme, ein Bild der Trauer und der Noth, mit geſenktem Auge ſeinen Worten zuhörte. Die kummervollen Blicke des Ritters, der in die königlichen Farben und in den Heroldsrock gekleidet war, ſuchten zu errathen, ob ſeine Unterhandlung einen günſtigen Erfolg haben würde oder nicht. Alle ſeine Hoffnungen zerſtoben jedoch, als Donna Maria begann: „Vergebens, mein lieber Bruder, breiteſt Du vor mir die Ausſicht auf eine glücklichere Zukunft aus; vergebens ſind die gnädigen Worte des Königs, die nur, weil Dein freundlicher Mund ſie ſpricht, Werth für mich haben. Ich bin zu ſehr verletzt in meinen heiligſten Gefühlen, als daß ich dieſem Karl nur einem Athemzug verdanken möchte. Er komme mit ſeinen Kriegern, er ſtürme die Burg, und hole ſich mein Haupt, wonach ihn gelüſtet. Das iſt mein letzter Beſcheid an die Feldherren des Königs."

Mondejar entgegnete mit bewegter Stimme: „Mir iſt, als ob wir in einem Sarge unterhandelten. Dieſe baufälligen Mauern wölben ſich wie eine Gruft über uns, Du ſtehſt vor mir, wie eine Verſtorbene, denn Du gedenkſt nicht mehr Deiner Jugend, des freundlichen Lebens, unſerer heitern väterlichen Burg unſern Almeïda, nicht mehr Deines Bruders, der Dich ſo zärtlich liebt, und Dich wieder zu gewinnen, eine Sendung übernommen hat, welche ſein Herz zerreißen muß. Ich will, — und mein König erlaubt es — Dich wieder hinausführen in die Welt. Alles ſoll vergeben und vergeſſen ſeyn, Dein Sohn das väterliche Erbe wieder ganz genießen, und Du weigerſt Dich, Glück und Gnade anzunehmen, die ich Dir nur unter zwei Bedingungen biete: daß Du die Veſte öffneſt, und dem Könige auslieferſt die Zami, Deine hinterliſtige Vertraute, und ihren Bruder Saïd, damit er Rechenſchaft gebe von dem Morde des Erzprieſters, den er im Veſperdienſt am Altar erſchlagen."

Maria antwortete mit Stolz: „Dieſe beiden Menſchen ſind die treueſten, die auf Erden leben. Zami iſt makellos wie das Gefieder des Schwans, und wenn Saïd den Prieſter erſchlug, ſo folgte er nur dem Geſetze der Blutrache ſeines Vaterlandes. Der Prieſter hat ſeine Schweſter verleumdet, mit Worten geſchändet, und das Volk aufgehetzt, ihr Blut zu vergießen. Ich thue nimmer, was Du von mir begehrſt. Dem Schatten meines Gemahls habe ich Rache zugeſchworen. Ich will es halten, ſo lang ich noch ein Schwert führen kann."

„Dich jammert nicht der Tod Deiner Vertheidiger?" fragte Mondejar wehmüthig: „Das Loos Deines armen Kindes bewegt nicht Deine ehrne Bruſt? Willſt Du verderben, ſoll ich von Dir ſcheiden, wie von einer geliebten Leiche, ſo gib mir wenigſtens Deinen Sohn, daß ich ſeine unſchuldige Kindheit aus dieſem Jammer rette."

Er ſtreckte die Hände nach dem kleinen Juan aus, aber Maria trat ſchnell mehrere Schritte zurück und blickte ihn an, wie eine Löwin, der man ihr Junges rauben will. „Wage es, ihn anzurühren!“ rief ſie außer ſich: „Ich Dir den Sohn geben? daß Du ihn den Henkern ſeines Vaters überlieferſt?“

Mondejar faltete bekümmert die Hände, und verſetzte: „So behalte ihn. Gib ihn mir nicht; . . . ich flehe Dich an, gib mir ihn nicht. Der unſchuldige Knabe dürfte noch der einzige rettende Schild ſeyn, der im entſcheidenden Augenblicke Dein Leben ſichert. Dich, die Bewaffnete, die Grauſame, wird keines Spaniers Schwert verſchonen, aber vor dem Kinde auf Deinen Armen wird die Gewalt weichen. Ich gehe von hier hinweg, und laſſe Dich zurück in Deinem Grabe, wo der Mangel wüthet, wo die Noth jedes Kämpfers Mark ſchon ausgeſaugt hat, wo die morſchen Mauern dem Eindringen des Todes nicht mehr wehren können. Sey immer wie bisher der unermüdet wachende Rachegeiſt auf den Wällen, begeiſtere wie bisher durch Deine Rede, durch Deine Gegenwart, die zum Sterben ermüdeten Streiter. Du wirſt dennoch das Unmögliche nicht vollbringen können; der Sieg muß dem Könige werden. Höre zum Lebewohl noch dieſe Worte: zur nächſten Nacht iſt ein allgemeiner Sturm angeordnet. Es wurde beſchloſſen, um jeden Preis der Belagerung ein Ende zu machen, wenn ich mit abſchläglichem Beſcheid wieder zum Feldherrn kehre. Iſt Dir daher ein Ausgang bekannt, der nicht von des Königs Truppen bewacht wäre, ſo bediene Dich ſeiner bald, und fliehe eh' es zu ſpät wird. Möchte der Himmel dieſe Flucht beſchützen. Jenſeits Portugals Gränzen wäreſt Du ſicher, und fändeſt bei Almeïda Dein friedliches väterliches Dach."

Maria antwortete nicht, ſondern reichte dem Bruder mit einem leiſen „Lebewohl!" die Hand. Er ſchüttelte ſie herzlich, ſprach mit zitternder Stimme: „So lebe wohl, Maria Pacheco! Ich ſcheide von Dir mit Thränen, aber auch mit Bewunderung, denn Du reiheſt Dich würdig an die ſtarken Frauen, deren unſer Geſchlecht viele zählt. Leb wohl!"

Er wendete ſich zur Thüre; da traten ihm zwei Geſtalten entgegen, innig umſchlungen, mit Heiterkeit und Hingebung auf den Geſichtern; ſie warfen ſich vor ihm und Donna Maria auf die Kniee. „Was bedeutet das, Zami? Was ſoll das, Saïd?" fragte Maria voll Verwunderung. Die Geſchwiſter deuteten auf den Strick, den ſie um ihren Hals geſchlungen trugen, und erwiederten mit heiterer Faſſung: „Laß' uns mit dieſem Ritter gehen, edle Frau! Don Carlos will unſer Leben, und wir werfen es ja freudig hin, um das Deine zu erhalten. Sieh! all' Dein Widerſtand iſt vergebens. Warum Dein Blut vergießen, da Du uns doch nicht retten kannſt? Erhöre uns! Wir ſind arme Waiſen, aber Du biſt Mutter, und mußt leben um Deines Kindes willen!"

Donna Maria betrachtete mit funkelnden Augen eine Weile die Knieenden, wendete ſich dann triumphirend zu dem Bruder und verſetzte: „Dein König weiſe mir in allen ſeinen Reichen zwei Menſchen, die ihm ſo treu ſind, wie dieſe mir. Du biſt ein edler Portugieſe, Mondejar. Du wirſt nicht noch einmal Deines Königs Auftrag wiederholen, und mir nicht die Schmach anthun, zu glauben, daß ich die Hingebung dieſer hochherzigen Menſchen annehmen könnte."

Ohne ein Wort zu reden, entfernte ſich Mondejar eiligſt, ſchwang ſich ohne umzuſehen, auf ſein Pferd, drückte den Hut in die Stirne und ſprengte zu den Seinigen zurück.

Saïd und ſeine Schweſter blieben zu den Füßen der Gebieterin liegen, küßten Maria's Hände, benetzten ſie mit Thränen, und riefen mit dem Tone des zärtlichſten Vorwurfs: „Warum, edle Frau, erkaufteſt Du nicht Deine Ruhe und Sicherheit mit unſerm Daſeyn? Die Schreckniſſe, die uns bedrohten, wären kurz geweſen; jetzt aber kommen fürchterlichere uns entgegen." Maria erwiederte: „Uns bleibt nur das Eine zu thun: vereint zu ſterben." Saïd ſprang ſtürmiſch auf und rief: „Nein, Du mußt nicht ſterben, ich ſchwör' es. Dir droht ein ſchmählicheres Loos als in der Schlacht zu fallen; eile, Dich ihm zu entziehen. Mir wurde die ſichere Kunde, daß Verrätherei in dieſen Mauern geſponnen wird. Deine treuloſen Soldaten wollen Dich überfallen und noch heute in's Lager bringen. Dein bisher bewieſener Heldenmuth kann Dich vor der Schmach nicht retten, welche die Elenden Dir bereiten, um den eigenen Gefahren ein Ende zu machen. Du haſt hier nur uns, worauf Du Dich verlaſſen kannſt. Folge uns zur Flucht. Rühmlicher iſt's, Deinen Sohn für das Leben zu retten, als in den Streichen des Verraths unterzugehen.“

Maria zog mit wilden Blicken den Dolch aus ihrem Buſen, ſchwang ihn hoch und rief: „Dieſer treue Gefährte bleibt mir noch, um mich der Schmach zu entreiſſen!“

Zami entwand der Herrin ſanft die Waffe, und zeigte ſtumm auf das ſorglos eingeſchlummerte Kind. Dieſe Geberde war beredter, als Mondejar's Worte es geweſen waren. Maria fühlte ſich überwunden, und die Zärtlichkeit der Mutter zog ſiegreich in ihren Buſen ein, ſo daß ſie, Haß und Wahn vergeſſend, Alles darum gegeben hätte, ihren Liebling in Sicherheit zu ſehen. Sie kauerte ſich neben den Knaben nieder, und heiße Thränen perlten auf die Hand des Schlummernden. Dann wendete ſie ſich zu den Geſchwiſtern, und ſagte mit bitterm Lächeln: „Ihr predigt die Unmöglichkeit. Wenn ich auch dem Kinde zu Liebe entfliehen, und zu einem längern Leben einwilligen wollte, wie es beginnen? Jeder Ausweg iſt beſetzt, und die Verſchwörer, die nur den Abend erwarten, um ihr Bubenſtück auszuführen, würden uns nicht ruhig von dannen ziehen laſſen.“

„Den Heiligen ſey Dank, daß ich hier Rath weiß!“ verſetzte Zami freudig. „An der Ringmauer des Kaſtels ſteht ein verfallenes Haus, wo die Soldaten nach ihren Waffenübungen vor der brennenden Sonnenhitze Schutz ſuchen. In dieſem Hauſe wohnten einſt unſere Vorfahren. Der Großvater hat es uns deutlich beſchrieben, und mir als Erbtheil die Schlüſſel übergeben, die mit unſern fliehenden Ahnen über's Meer nach Africa gewandert waren. Ich trage dieſe Schlüſſel ſtets bei mir, in ein Stück Seidenzeuch gewickelt. Einer davon öffnet eine kleine Thüre, die aus dem Hauſe durch die Ringmauer in eine von Buſch und Dorn verborgene Schlucht führt, und von dannen in's Freie. Ich habe mich davon überzeugt. In jener Gegend vernimmt man nichts von dem Feldruf der Königlichen. Ihre Poſten ſtehen fern. Niemals hätten wir, mein Bruder und ich, dieſen Rettungsweg geſucht, entſchloſſen mit Dir unterzugehen. Da Du nun aber ſelbſt mit uns zu entweichen gedenkſt, ſo vertraue meiner Führung, und Gott wird uns ſchützen."

Maria lag dankbar in den Armen der Getreuen, und rüſtete dann, kein Auge von dem geliebten Kinde verwendend, alles zur Flucht. Die Dämmerung ſchlich zögernd heran; auf den Wällen verſammelten ſich Rottenweiſe die Soldaten, ihr verrätheriſches Vorhaben zu beſprechen und zu ordnen; in dem Lager der Königlichen wurde es lebendiger, und man ſammelte ſich dort zum Sturm. Die Zeit war da. In dichten Schleier gehüllt, auf leiſen Socken, verließ Maria mit ihrem Kinde und dem kleinen Gefolge das Haus des Commandanten. Sie ſchlichen nach dem verfallenen Gebäude. Alles war ſtill und ruhig, und das Glück ſchien zu wachen.

Die Flüchtigen hatten bald einen halb verſchütteten Keller erreicht, und Zami ſperrte die Thüre auf, die aus dem Gewölbe zur Freiheit führen ſollte. Schon blitzte Mondſchimmer durch die Spalte in den dunkeln Keller. Da wurde es laut hinter den Flüchtigen. Der Schritt von Bewaffneten polterte in den Keller herunter. Wilde Stimmen rieſen laut und drohend: „Donna Maria! Wo ſeyd Ihr? Donna Maria, gebt Antwort!“ Fackelglanz ſchlug in das Gewölbe: eine empörte Rotte, die vergebens die Wittwe Padilla in ihrem Hauſe geſucht hatte, ſtürzte wuthentbrannt herbei, ihr Opfer zu faſſen. Zögernd wendete ſich Maria auf der Schwelle zur Freiheit nach den Verfolgern. „Rette ſie, o rette ſie, um jeden Preis!“ flüſterte Zami ihrem Bruder zu, und ging keck mit niederhängendem Schleier den Soldaten entgegen. „Was ſucht Ihr mich? Ich bin die, welche Ihr ruft!“ rief ſie kraftvoll den Verräthern zu, und das Gebrüll: „Treuloſe! Du willſt entfliehen? Stirb von unſerer Hand!“ antwortete ihr aus zwanzig Kehlen. Ein Schuß durchbohrte ihren Arm und der Stoß einer Partiſane die edle, treue Bruſt. Sie ſank in ihrem Blut gebadet nieder, ſeufzte tief: „Zu Dir, mein geliebter Juan! Zu Dir, als Bote der befreiten Gattin!“ Dann wendete ſie den erſtarrenden Blick nach der Thüre, und entſchlummerte ſanft, denn ſie ſah noch, daß Saïd ihren Willen vollbracht und die Gebieterin der Gefahr entriſſen hatte. — Während nun die Meuter den Leichnam umſtanden, endlich ihren Irrthum einſahen, und den Zufall verwünſchten, der ihrem Opfer ein anderes untergeſchoben, — während von der andern Seite des Königs Truppen zum wilden Sturm anrückten, um Tod und Verzweiflung in der gewonnenen Veſte zu verbreiten, — brachte Saïd das ihm anvertraute Kleinod, Mutter und Kind, in das Freie, und umging mit der größten Geſchicklichkeit die Wachen der Feinde. Seufzend und leiſe weinend folgte ihm Donna Maria, und ihr Schmerz wurde zum Gebet, als ſie in beträchtlicher Entfernung von Schloß und Stadt, ſich nach der Veſte umdrehte, und die Flammen aus dem Sitze der alten Mohrenfürſten ſchlagen ſah. „Der getreueſten Freundin, die je gelebt, konnte kein würdigerer Scheiterhaufen angezündet werden!“ ſagte ſie mit inniger Empfindung, und Saïd ſetzte mit männlichem Schmerz hinzu: „Wie ſie für ihre Pflicht gelebt, ſo ſtarb ſie auch für dieſelbe. Wohl ihr! ſie endete auf dem Boden, der einſt unſern Vätern gehörte, in ihrer wahren Heimath. Bei ihrem Leichenbegängniß fehlt nur noch ein Begleiter, der mit ihr geſtorben wäre. Doch wirſt Du nicht zürnen, gute Zami, wenn dieſer Freund ſpäter Deiner irrenden Seele folgt.“

Sie wanderten weiter in's Land, und da die Sonne aufgegangen war, fragte Saïd: „Wohin ſoll ich Euch führen, edle Frau? Wollt Ihr noch einmal den Kampf mit dem König eingehen? Nur ein Wink von Euch, und mir wird's gelingen, all' meine Landsleute und heimliche Glaubensgenoſſen in Spanien, das unterdrückte ſtolze Volk der Mauren,"aufzuwiegeln. Ich bin der Nachkomme eines Kalifen, ſie werden meine Stimme hören. Wie glücklich wäre ich, wenn ich, wie es in den kriegeriſchen Ritterzeiten geſchah, für Euch ein Königreich erobern könnte!"

Maria ſchüttelte verneinend das Haupt, zeigte auf ihr Kind, und nach der Gegend, wo Portugals Gränze liegt. Saïd verſtand ſie. Durch tauſend Mühſeligkeiten und Gefahr brachte er ſeine Schutzbefohlene in die Heimath. Die Geächtete jauchzte bei dem Anblick derſelben. Sie ſollte dort Ruhe finden.

Almeïda lag hinter ihr, vor ihr die väterliche Burg. Sie ſchritt über die Brücke hinüber in das gaſtlich aufgemachte Thor. „Bis hieher!" ſagte Saïd, indem er das Kind auf ihren Arm legte: „Ich habe meine Pflicht erfüllt, mein Wort gelöſ't. Lebt wohl, Donna Maria! Ich habe nur ein Unrecht begangen: ich habe Euch geliebt. Ich ward nur von einem Unglück betroffen: Ihr durftet mir nicht angehören. Ich werfe das Leben von mir, das mir keine Freude mehr bietet. Friede ſey mit Euch und dem Knaben! Zami winkt mir zur Freiheit!"

Er ſchwang ſich mit Blitzesſchnelle über das Geländer der Brücke, und verſank in dem tobenden Wellenſchaum des darunter hinraſenden Waldſtroms. — Maria ließ ſeinem und Zami's Gedächtniß ein Denkmal von Marmor ſetzen. Sie weinte oft heiße Thränen auf den kalten Stein, und lehrte an ſeinem Fuße ihren Sohn die Tugend lieben, Treue bewahren, und die Freiheit, ſelbſt im Gewande der Armuth, vorziehen den goldenen Feſſeln einer unwürdigen Knechtſchaft.

Engel=Lieschen.

Engel-Lieschen.

Der Buchhändler Wilpert ſagte eines Tags zu ſeinem Freunde, dem Schriftſteller Guido: „o Herr, aus deſſen Schädel ich meinen Wein trinke, höre mir gefälligſt zu. Wir zählen in unſerm lieben Vaterlande der Taſchenbücher kaum ſo viel, als etwa der Souverainitäten. Billig dürfte die ungerade Zahl zu einer geraden gemacht werden, und ich glaube einem längſt gefühlten Bedürfniſſe abzuhelfen, wenn ich Sie veranlaſſe, verehrter Herr, zu den neun und dreißig ſchon vorhandenen Taſchenbüchern noch den vierzigſten Almanach von Ihrer Hand zu thun.“

Guido betrachtete den Verleger lächelnd, ſchlug ſinnend die Augen zum Himmel empor, und ſeufzte: „o Lieber! was wird die Kritik ſagen, die unerbittliche Zwingherrin, die über alle Taſchenbücher den

Stab bricht, und ſomit auch über die Schriftſteller, welche dieſelben ſchreiben? Die Objectivität, wovon heut zu Tage ſo viel gefabelt wird, iſt nur auf dem Papiere vorhanden; das Urtheil der Kritik, das vor allen aus ſich heraustreten ſollte, iſt platt ſubjectiv; wenn der Mann, den der Rezenſent bei den Ohren hat, gerade nicht will und thut was der Geſtrenge will und gethan haben möchte, ſo wird er vogelfrei erklärt; es iſt nur noch ein Glück, daß dieſe papiernen Bannſtrahlen eben ſo wenig mehr effektiv zünden, wie andere, die etwas mehr bedeuten wollen. Und wenn man die verſchiedenen Stimmen, die von den kritiſchen Tribunalen ausgehen, hört, ſo geſchieht das alles zum Beſten der armen Autoren. Sie ſollen entweder Unſterbliches liefern, oder die Feder ganz liegen laſſen. Aber ſo gewiß, als all dieſer kritiſche Wuſt untergegangen ſeyn wird, wenn noch viele der geſchmähteſten Schriften ſich im Volke erhalten, eben ſo gewiß iſt jene väterliche Fürſorge für die Unſterblichkeit der Dichter nur ein heuchleriſcher Kunſtgriff der heutigen Kritik. Sie ſtellt nur darum die überſpannteſten Anforderungen auf, damit ſie nicht erfüllt werden ſollen; ſie mißbraucht nur darum ſtets im verneinenden Sinne den heiligen Namen der Kunſt, daß keine Kunſt erwachſe in ihrem Bereich. Der Krieg und Streit der literäriſchen Factionen iſt das Leben des Rezenſirvolkes, und es könnte ihm kein empfindlicherer Tod zugefügt werden, als wenn ſich plötzlich alle Schriftſteller, die nicht wirklich zu den Genie's gehören, welche nicht ſterben, — und es gibt der Letzteren in jedem Jahrhundert nur etwa eines oder zwei — ſich verabredeten, ein Jahrzehent Nichts zu ſchreiben. Alsdann würden die magern Jahre über die kritiſchen Hummeln hereinbrechen; ſie würden ſchaudernd einſehen, daß nur die Maſſe des Mittelmäßigen, des Schlechten u. ſ. w. ihr Daſeyn friſtete, und würden verhungern vor der ſtumpfen Feder und dem von Spinngewebe verſchleierten Dintenfaß. Schauerliches Loos einer ſtolzen Nation, die ihren Scepter über Makulatur ſchwingt, weil ſie nichts anderes zu beginnen weis, und nichts anderes zu regieren hat! ich aber, da ich ſtets in leidlichem Vernehmen mit jenen Herren ſtand, werde nie meine Hand hergeben zu einer ſo fürchterlichen Verſchwörung. Ich werde im Gegentheil fort ſchreiben, und ſogar einen Almanach ediren, wenn Sie, ſpekulirender Verleger, es an Kupfern nicht mangeln laſſen. Kupferſtiche, oder beſſer Stahlſtiche, ſind jetzo weit nöthiger, um ein Taſchenbuch in die Höhe zu bringen, als die Aufſätze darinnen, und es muß kein Herenwerk ſeyn, vortreffliche Zeichnungen u. ſ. w. zu bekommen, da die Almanachs in der Regel, juſt in Hinſicht auf eben genannte Verzierungen gerade nur im Schlechten ſich überbieten."

Wilpert erwiderte hierauf, daß an geſchickten Zeichnern allerdings ein fühlbarer Mangel ſey, und daß er gerade nur in der Hauptſtadt einen jungen Mann zu finden hoffe, der Genie mit Kunſtfertigkeit hinlänglich vereinige, um etwas Niedliches und

Sinniges zu vorliegendem Zwecke zu ſchaffen. — Nach einigen Minuten war ſchon eine Reiſe zur Hauptſtadt verabredet, die von Dichter und Verleger zugleich unternommen werden ſollte. Der Ausführung ſtand nichts im Wege. Eine Eilkutſche nahm am folgenden Tage ſchon das edle Paar in ihren Räumen auf und brachte es von Station zu Station wohlbehalten zur Reſidenz.

Der erſte Gang, den die Freunde machten, hatte zum Ziele das Haus, worinnen der von Wilpert bezeichnete Maler Hagenbach wohnen ſollte. Die Straße war bald gefunden, und auch das Haus; ein ziemlich unſcheinbares Gebäude, welches jedoch eine hübſche Ausſicht auf den am Quai dahin ſtrömenden Fluß gewährt. Ein rüſtiges Frauenzimmer, bereits in dem Alter, wo die Sehnſucht nach dem Brautkranz in dem Maaße zunimmt, als die Hoffnung darauf ſich vermindert, öffnete den Klopfenden die Thüre. Das Mädchen, als es zwei noch paſſable junge Männer eintreten ſah, ordnete raſch mit der weißen rundlichen Hand die ſchwarzen falſchen Locken, ſpitzte den Mund ſo klein als möglich zuſammen, und fragte mit ſüßer Stimme und dem kokettirenden Augenaufſchlag einer achtundzwanzigjährigen Jungfrau, nach dem Begehr der Herren.

„Wohnt hier Herr Hagenbach, der Maler?“ fragte Wilpert verbindlich.

„Ich bedaure;“ lautete die Antwort: „Herr Hagenbach iſt bereits vor dreiviertel Jahren nach Italien abgegangen. Ein braver junger Herr, dem aber in Deutſchland alles nicht recht war. Belieben jedoch die Herren nicht ein wenig bei uns einzutreten? die Mutter iſt zwar ausgegangen, wird indeſſen bald nach Hauſe kommen, und ſich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen nähere Nachrichten von Herrn Hagenbach mitzutheilen, da wir noch öfters einen Brief von ihm erhalten.“

Das Mädchen zeigte auf eine offen ſtehende Thüre, die in ein ſehr angenehmes Zimmer führte, und bot all' ihren Liebreiz auf, die Einladung dringender zu machen. Der kalte Buchhändler wäre demohngeachtet fortgegangen; aber der warmblütige Guido beſtimmte ihn, einzutreten. Das Frauenzimmer machte auf eine angenehme Weiſe die Honneurs des Hauſes, und bald wußten die Freunde, daß ſie ſich in der Wohnung einer Sekretairswittwe befanden, die mit ihrer Tochter Amalie und einer alten Magd hier ihre Penſion verzehrte, und nebenbei von dem Ertrage eines mäßigen Gartens, wie von der Vermiethung eines Zimmers des obern Stockwerkes das Deficit ausfüllte, welches die Penſion alljährlich in ihrem Haushaltungs-Budget offen ließ. Eben ſo umſtändlich jedoch, als dieſe Mittheilungen waren, wußte die ſchlaue Erzählerin die Beweggründe herauszulocken, welche die Nachfrage der Freunde nach dem Maler veranlaßt hatte. Kaum wußte ſie dieſelben aus dem Munde des verdrüßlichen Wilpert und des galanten Guido, als ſie fröhlich in die Hände klatſchte, und ausrief: „ſo ſind Sie doch zu guter Stunde in unſer Haus getreten, meine Herren!

Herr Hagenbach iſt zwar ein geſchickter Maler, aber Gott ſey Dank, giebt es noch andere hier, die ihm nicht nachſtehen, und ein ſolcher wohnt juſt hier oben bei uns. Haben Sie nie von dem Herrn Engel gehört? wenn es nicht geſchah, ſo geht es dem wackern Jüngling wie dem ſtillen Veilchen im Thale; nur der Zufall verräth es dem Suchenden."

„Oder ein guter Geiſt;" verſetzte Guido lächelnd. „Und der gute Geiſt ſind Sie, beſtes Fräulein, dem wir es herzlich gern verdanken, daß er uns auf Jenen aufmerkſam machte."

„O Sie Schmeichler!" erwiederte Malchen mit dem obigen Augenaufſchlag, und fuhr lebendiger wie zuvor in ihrem Bericht fort, woran ſie ſelbſt einen nicht geringen Antheil zu nehmen ſchien, wie die unruhige Bewegung ihres Buſens dem Beobachter nur zu deutlich verrieth. „Wahrhaftig aber: unſer junger Zimmerherr führt den Namen mit der That. Er zeichnet wie ein Engel, hat ein Gemüth wie ein Engel, und —"

„Sieht aus wie ein Engel?" fiel der ſchelmiſche Dichter ihr in's Wort, und lockte ſomit eine tiefe Röthe auf Malchens Antlitz.

Dem Buchhändler wurde die Zeit lange bei dieſen Scherzreden, und er ſagte trocken: „wir haben Augen um zu ſehen; alſo wollen wir prüfen, was der junge Mann verſteht. In einer halben Stunde iſt das alles abgemacht, und entſpricht Herr Engel unſern Abſichten, ſo ſteht nichts im Wege, daß er unſere Aufträge erfülle. Wenn Sie erlauben, Mamſell, und der Maler zu Hauſe iſt, ſo ſteigen wir die Treppe hinan.“

Malchen war gleich bereit, in eigener Perſon den Weg zu zeigen. Wilpert flüſterte ſeinem Freunde zu: „ich verſpreche mir nicht viel von der Viſite. Demoiſelle ſcheinen in den Menſchen verliebt und vernarrt, und ohne Zweifel bekommen wir ein Genie im Flausrock und mit tüchtigem Kinnbart verſehen, zu ſchauen, dem ich vornweg allen Schönheitsſinn abſpreche, wenn er an den etwas niederländiſchen Formen der Mamſell Geſchmack findet.“

„Trivialer Krämer!“ ſchalt leiſe und lachend der Dichter, indem er dem Freund einen gelinden Rippenſtoß beibrachte: „niederländiſche Formen! warum vergleichen Sie die üppig reife Schönheit nicht lieber mit der prangenden Centifolie?“

In dieſem Augenblick ſtand das voranſchreitende Malchen, das ſich nicht träumen ließ, welche Bosheiten hinter ſeinem Rücken verhandelt wurden, an der Thüre des Künſtlers, und pochte vertraut wie eine ſehr gute Bekannte an. Ein leiſes „Herein“ antwortete, und feierlich, wie die Pforte eines Heiligthums, öffnete Malchen das Gemach des Künſtlers, und ließ die Fremden ein. Das Zimmer war ganz anders hergerichtet, als die Beſuchenden es gedacht hatten. Keine Unordnung darin, nichts zu ſehen von umherliegenden Zeichnungen, Skizzen und beſtaubten Malergeräthſchaften. Alles in der beſten Ordnung, und eine klöſterliche Reinlichkeit überall vorherrſchend. Wenig Bilder, aber viel Blumen;

ein Diſtelfink im Bauer, rings eingefaßt von blühenden Stauden und friſchen grünen Zweigen; die Fenſtervorhänge rein, ſauber und ſymmetriſch gefaltet; die des Alkoyens feſt zugezogen. Eine friſche Kühle wehte durch das Gemach, und im Blumenduft, nicht im Tabaksrauch, ſaß an der Staffelei ein junger ſchmächtiger mit blonden Locken gezierter Menſch, der ſich blitzſchnell beim Eintritt der Kommenden erhob, dieſelben aber nur mit einem ſchüchternen Bückling empfing, und keinen Zoll von der Staffelei wich. — Während Malchen mit der vertraulichen Ueberlegenheit, deren ſich ein Frauenzimmer einem weit jüngern Mann gegenüber bewußt iſt, ſich dem Maler näherte, und die Abſicht des unverhofften Beſuchs vorläufig meldete, raunte Wilpert dem Schriftſteller mit komiſchem Schrecken in's Ohr: „Gott ſteh' uns nun vollends bei! wir ſind in die pietiſtiſche Zelle eines Nazareners gerathen!“

Guido ſchüttelte mit dem Kopf, und deutete ſtillſchweigend auf ein Bild an der Wand, welches eine Scene aus dem griechiſchen Freiheitskampfe vorſtellte, poetiſch aufgefaßt, künſtleriſch durchgeführt, und geſchmückt mit einem Lorberkranze, der noch friſch und grün um die goldne Rahm herhing, und woran eine goldne Preismedaille der Akademie befeſtigt war. Das Bild war von hohem Intereſſe, und neu ſchien den Beſchauern der Gegenſtand. Im tiefen Thale, dem Zuſchauer unſichtbar, wüthete der Kampf, angedeutet durch emporſteigenden Pulverdampf und einzelne wie in einem Traum verſchwindende Figuren, todten Kriegern, dahin geſtreckt auf dem blau umflorten Klippengeſtein, worüber ſich ein nackter Felsgipfel thürmte, der die Gruppe trug, die der Maler im Auge hatte. Gefangene griechiſche Weiber ſahen von dieſem Felſen, die Bruſt erſchüttert von Hoffnung wie von Furcht, der wilden Schlacht im Thale zu. Mütter, Töchter, Kinder, die ganze bunt bewegte Maſſe ſchien nur von einem Gefühl beſeelt, und dieſes dargeſtellt in tauſendfältiger Miſchung. Den überraſchendſten Gegenſatz zu der ſtummen Angſt und dem laut aufſchreienden Schmerz der Weiber bildete der von dem rauhen Sieger verordnete Wächter der Gefangenen; ein in koloſſalen Formen ausgehauener Türke, der mit unſtätem Auge in das Thal hinunter ſpäht, aber den geſpannten Karabiner drohend gegen die Weiber hält, und in ſeinem Gürtel noch eine Menge von Waffen birgt, die den Untergang all dieſer Unglücklichen prophezeien, inſofern die Schlacht einen böſen Ausgang gewinnen ſollte.

Dieſes Bild leuchtete dem Buchhändler plötzlich ein. Sein finſteres Geſicht ging in ein freundliches über, und er fragte mit einem gewiſſen Ungeſtüm:

„Sie haben das gemalt?“

Der Maler bejahte ruhig.

„Sie haben einen Preis errungen?“

„Den dritten;“ verſetzte Engel mit einer ſehr angenehmen weichen Stimme.

„Nur den dritten;“ miſchte ſich Malchen lebhaft in das Geſpräch: „denken Sie ſich, meine Herren: ſeit Menſchengedenken war die Preisbewerbung nicht ſo gering als dieſes Jahr, und außer dieſem vortrefflichen Bilde wurde gar nichts Geſcheutes aufgeſtellt. Dennoch meine Herren, hat der Sohn des Direktors den erſten Preis erhalten für einen Bacchus, der ausſieht wie ein Geſchundener; den zweiten, ein Hofmaler für ein Bild, aus dem Niemand hat klug werden können, und erſt den dritten erhielt Herr Engel, weil er weder ein Sohn des Direktors, noch ein Hofmaler iſt. Es iſt himmelſchreiend! darum rede ich auch Herrn Engel aus allen Kräften zu, das Bild recht expreß nicht an die Gallerie zu verkaufen, obſchon man es dort gern haben möchte, ſondern damit zu warten, bis der reiche Lord Dipple auf ſeiner Sommertour wieder hieher kömmt, wo er denn nicht unterlaſſen wird, uns wie gewöhnlich zu beſuchen, und das herrliche Bild mit ſchwerem Gelde an ſich zu bringen."

Engel lächelte ſie freundlich an und entgegnete mit derſelben ſanften und ruhigen Stimme wie oben: „Sie meynen es recht gut mit mir, beſte Amalie; aber ich bin nicht ſo unglücklich, wie es Ihnen vorkömmt. Ich genieße von der Gnade des Königs durch die Fürſprache des Direktors einen Zuſchuß, obſchon ich als ein ganz fremder Menſch vor einem halben Jahre erſt hier ankam, und ſchon nach dieſer kurzen Zeit ertheilt man mir einen Preis, den gewiß Viele würdiger verdient hätten als ich; daher iſt auch noch die Frage, ob ich Recht thue, wenn ich das Bild der Gallerie verweigere. Was ſie mir dafür bietet, iſt ſehr annehmlich, und in einer Zeit, wo es des Guten ſo viel gibt, muß man ſich auch nicht gar zu rar machen wollen. Freilich" — ſetzte er mit einem ſchweren Seufzer hinzu — „freilich möchte ich das Bild am liebſten für mich ſelbſt behalten, denn ich läugne nicht, daß ich recht lange und mit recht viel Liebe daran gearbeitet habe; — das geht leider nicht an."

Wilpert ſah, wie die Augen des Jünglings — ſchöne große blaue Augen — ſich mit kryſtallhellen Thränen füllten, und wie die blonden Locken, die auf der Schulter lagen, von der Bewegung erſchüttert wurden, welche der Künſtler vergebens zu unterdrücken ſtrebte. Das Herz des Geſchäftsmannes wurde gerührt, und er ſagte ſchnell: „Machen Sie mir einen Preis für dieſes Bild. Ich will es kaufen und Ihnen ſo lange laſſen, als Sie es nur ſelbſt wünſchen, auch gar nichts dagegen haben, wenn Sie mir es in der Folge, ſobald Ihre Actien beſſer ſtehen, um denſelben Preis wieder abkaufen wollen. Honnetter hat noch nie ein Buchhändler gehandelt, auf Ehre; ſchlagen Sie ein."

Malchen winkte dem Maler mit den Augen zu; aber dieſer erwiederte mit völliger Faſſung, obgleich noch Thränen in ſeinen Wimpern hingen, daß er es nicht über ſich gewinnen könne, einen ſolchen Vertrag einzugehen, aber bereit ſtehe, jeden anderweitigen Auftrag zu vollziehen, den ihm zu geben Wilpert ſich bewogen fühlen ſollte. — Der Verleger ging alſo auf ſeine Taſchenbuchangelegenheit über, forſchte nach dem Skizzenbuch des jungen Malers, und war entzückt, als dieſer ihm mit der größten Beſcheidenheit eine Reihe von vortrefflichen Handzeichnungen vorwies, die den lebendigſten Geiſt und die zarteſte Behandlungsart in ſich vereinigten. Beſonders glücklich war der Künſtler in der Auffaſſung weiblicher Züge. Mädchenköpfe und Mädchengruppen füllten den größten Raum in ſeinen Heften, und es war ein Triumph für Malchen, daß auch ihre Züge häufig darinnen vorkamen. Gerne hätte ſie — ihre glänzenden Augen, die unverwandt auf den blühenden Wangen des jungen Freundes hafteten, verriethen es — noch länger die Siegesfreude genoſſen, aber die Stimme der heimkehrenden Mutter rief ſie zu ihren häuslichen Pflichten zurück, und ſie verſchwand mit einer zierlichen Verbeugung, die nur von dem Maler, welcher ihr etwas verlegen nachſah, erwiedert wurde, aber nicht von Wilpert, der in den Skizzen blätterte, und nicht einmal von Guido, der in einer Ecke des Zimmers ein Bild aufgefunden hatte, welches ihn ſo ſtark feſſelte, daß er alles Andere um ſich her vergaß.

Erſt als der Buchhändler durch einen lauten Zuruf den Gang ſeiner Träumereien geſtört hatte, kam er wieder zum klaren Bewußtſeyn und zur Anſchauung ſeiner Umgebung. Seine Augen leuchteten; ſeine Hände zitterten, als er das beſchaute Bild von dem Nagel herabnahm, und mit freundlicher Wehmuth fragte er, daſſelbe dem Künſtler vorhaltend: „Kein Zweifel iſt's, daß Sie, junger Mann, dieſes Gemälde geſchaffen haben. Wenn ich es mit der Frauengruppe dort vergleiche, entwickeln ſich vor mir dieſelben weichen Farbentöne, dieſelbe ſentimentale Behandlung.

Aber, erlauben Sie mir zu fragen, wo ſie dieſe Landſchaft gemalt. Die rauhe Schlucht, umgeben von dürren Höhen, nur von ſchmalem Tannenanflug bewachſen, — der düſtere Spiegel des in der Vertiefung ſchlummernden Teichs, das Kreuz von bemoostem Steine, das im Vorgrunde ſteht, — alles dieſes habe ich ſchon einmal geſehen, und der Gedanke, Sie möchten hier ein Landſchaftsportrait geliefert haben, iſt verzeihlich."

Der Maler warf einen tiefen Blick auf ſeine Schöpfung; ein flüchtiges Lächeln überzog ſein Geſicht, und er antwortete: „Sie haben recht. Das Bild ſtellt eine Gegend des Rhöngebirges vor, und ich habe vielleicht der Aehnlichkeit geſchadet, indem ich die düſtere Natur jenes Platzes mit allzuweichem Pinſel wiedergab."

Des Dichters Züge wurden lebendig, und er begann: „So habe ich doch richtig geahnt. Das iſt der Moor, in deſſen Grunde das Landvolk auf der Rhön das verſunkene Dorf ſucht, von dem die Sage ſo viel erzählt, daß es noch immer in der Erinnerung der Leute lebt."

„Sie waren dort?" verſetzte der Maler mit gleich lebendigen Zügen, und richtete zum erſtenmale das erhobene Auge auf Guido.

„Freilich;" entgegnete dieſer lächelnd: „Ich ſelbſt bin ja ein Sohn jenes Gebirges. Die früheſten Jahre meiner Kindheit verträumte ich auf jenen dürren Höhen, in jenen waldigen Schluchten. Ein ſüßer Traum, der das Bischen Poeſie weckte, das ſich ſchon in dem Kopfe des Bauernknaben befand, und ſpäterhin von einem freundlichen Lehrer, den mir nur der Zufall ſchenkte, ausgebildet wurde. Mein Vater hätte das natürlich nicht gekonnt. Er war nur der Mann hinter dem Pfluge und glaubte mich ſteif und feſt blos der Obhut unſerer kleinen Heerde gewidmet, während ich dieſes Geſchäft einem faulen Buben, meinem Schulgefährten überließ, und dafür lieber Berg auf Berg ab kletterte, und mit meinen Gedanken Jagd hielt. Dieſe Stelle hier auf dem Bilde iſt mir vor allen, die ich im Gebirge beſucht, merkwürdig geworden. Wenn es Ihnen keine lange Weile macht, ſkizzire ich Ihnen ein Paar Erinnerungen aus jener Zeit. Dieß geht um ſo mehr an, als ich in dem beabſichtigten Almanach den dankbaren Stoff auszuführen, daraus eine kleine Erzählung zu bilden, und Sie zu bitten gedenke, gerade dieſes Bild dazu in's Kleine zu zeichnen, und nichts weiter hinzu zu thun, als ein Paar artige Kinderfiguren, ein Mädchen und einen Knaben, die neben dem Kreuze freundlich umſchlungen und ſchlafend ſitzen, während im Hintergrunde ſchwarze Gewitterwolken aufſteigen."

Um ſich zu ſammeln, ſchwieg er einen Augenblick. Wilpert bemerkte, wie es ihm angenehm ſeyn würde, eine Begebenheit aus dem Jugendleben ſeines Freundes zu hören, die ihm bisher völlig fremd geweſen. Der Maler ſagte kein Wort, nickte jedoch, und lehnte ſich an die Staffeley, das unſtete Auge bald zu Guido aufhebend, bald wieder zur Erde ſenkend.

„Ich war zwar ein roher Bube von acht oder neun Jahren," hob der Letztere an, „der wohl die Jugend aber nicht die Tugend hatte; dennoch genügte mir nicht, weder in geiſtiger noch körperlicher Beziehung, das was mich umgab. Da Sie im Rhöngebirge waren, ſo werden Sie wiſſen, wie der Hauszuſtand eines dortigen Mittelbauern beſchaffen. Schlechte Felder, ſchlechte Wohnung, dürftiges Vieh, und eine zahlreiche Familie, die in der Regel, wenn gleich aus Großeltern, Kindern und Enkeln beſtehend, in einem Gemach, auf einem zwar ungeheuern, aber erbärmlichen Bette ſchläft. Die Unreinlichkeit des Hauſes, das dichte Zuſammenleben der Leute, der ſtarke Gebrauch des Branntweins, der in meiner Eltern Wohnung an der Tagesordnung war, und die daher entſpringenden ärgerlichen Auftritte, bei denen ich unſchuldiges Blut gar zu oft das Opfer ſeyn mußte, vergällten mir die Stätte meiner Heimath. Ich fand mich zu etwas Beſſerem berufen, und hielt es ſchon für eine günſtige Veränderung meines Schickſals, als mein Vater mir das Generalat über unſere Schaafe auftrug, und ich mit ihnen hinausziehen konnte in die freie Luft, fern von dem unſaubern Handwerk unſerer Knechte und Mägde und dem ewigen Streit meiner Eltern. Bald jedoch war mir die einförmige Beſchäftigung verleidet, weil ſie dem Nichtsthun ſo ähnlich ſieht wie ein Ey dem andern. Lieber ſprang ich durch Feld und Wald, meine Sinne übend, und überließ die Sorge für meine Untergebenen dem bereits beſprochenen Lieutenant. Auf meinen Wanderungen gerieth ich oft in Geſellſchaft von Köhlern, und da der Köhlerglaube nicht mit Unrecht zum Sprichwort geworden iſt, ſo verſteht ſich's von ſelbſt, daß dieſes rußige Volk dem vorwitzigen Buben manches Märchen erzählte, das er begierig in ſich aufnahm; beſonders die Sage von dem verſunkenen Poppeldorf. Dieſer Ort, ſchon vor langer Zeit, wie man behauptet, von der Erde verſchlungen, war, der Meinung des Volkes gemäß, nur zu Folge eines furchtbaren göttlichen Strafgerichts verſunken, und wunderliche Hiſtorien waren ſeinem Untergange vorausgeeilt. An der Stelle, die das Dorf ehedem behauptet, war ein Sumpf entſtanden, in deſſen Grunde noch heute zu Tage Hexen und Geiſter ihr Weſen treiben ſollen. Da der Aberglaube des Pöbels ſtets Sagen alter Zeit mit Beziehungen der neueſten zu verbinden ſtrebt, ſo ermangelten die Köhler nicht, eine damals noch lebende Perſon mit in ihr Märchen zu verflechten; einen Jäger nämlich, der, alt und häßlich, freilich nicht empfehlend ausſah, aus deſſen Geſicht jedoch das Volk den lebendigen Teufel zu ſchauen vermeinte. Der alte Zacharias ſollte hexen können, und den Gottſeybeiuns citiren, und den Hagelſchlag beſchwören, und — kurz geſagt — einer der verruchteſten Zauberer ſeyn, und ſein Hauptlaboratorium an dem Poppeldorfertümpfel aufgeſchlagen haben. Die abgeſchmackteſten Sagen über dieſen Mann gingen von Mund zu Mund, und die vernünftigſten Leute ſogar beſtärkten den dummen Pöbel in ſeinen Vorurtheilen, weil Zacharias ſtandhaft Jagd auf die

Schleichhändler machte, und ſomit viele der reichern Leute ſich zu Feinden gemacht hatte. Ich lernte das erſt ſpäter einſehen, wie ſich das von ſelbſt begreift, dazumal aber glaubte ich ſteif und feſt an alle Teufeleien des Zacharias, und unter andern daran, daß dem Unmenſchen vom Satan auferlegt worden, alle Vierteljahre ein Kind an dem Poppeldorfer Weiher abzuſchlachten, um ſeinen eigenen Leib und ſeine Seele zu retten. Wenn ich den Mann ſah, ſo verſteckte ich mich; unwillkürlich mußte ich ihm jedoch nachlaufen, ſobald er an mir vorüber war, denn der Gang, das trotzige Umſehen und die ungewöhnlichen Bewegungen des Alten, reizten meine kleine Neugier im höchſten Grad. Seitdem beſuchte ich oft den berüchtigten Weiher, ſtarrte Stunden lang in die Fluth, um die Spitze des Kirchthurms zu erſpähen, die von andern Leuten ſammt mehreren Gebäuden des verſunkenen Dorfes ſollte geſehen worden ſeyn. Ich ſah jedoch nichts; weder den Kirchthurm noch die Hütten, noch die Geiſter, die in dem Waſſer hauſen ſollen, wie die Fiſche. Dennoch fürchtete ich mich entſetzlich an dem öden Ort, ging aber nicht eher weg, als bis ich einige Stunden lang dieſe ſüße Furcht ausgeſtanden hatte. Der Sonnenuntergang trieb mich heim; denn leicht hätte bei einbrechender Nacht Zacharias eintreffen können, und, ihm hier zu begegnen, war mir das Leben doch zu lieb. Allemal aber ſtand es nicht acht Tage an, daß ich nicht, wie behext, an den Hexenplatz zurückkam. — Einſt, an einem ſchwülen Nachmittage — es war ſchon im September, aber der Horizont brannte — duſelte ich von den Höhen herab, in meine Gedanken verloren, und kam müd und matt an den Ufern des Teiches an. Es war allenthalben ſtill; die Hitze brütete über der Erde. Ich ſchlenderte auf das Kreuz zu, welches die Andacht der Nachbarn an dieſem Ort, wo ſich ein ſo großes Unglück begeben, errichtet hat, um daſelbſt auszuruhen, und erblickte ſtaunend, auf dem rauhen Poſtamente, ein ſchlummerndes Mädchen, kleiner und jünger als ich, aber von ſo lieblichen Zügen, wie ich nie vorher irgend ein Kind geſehen. Ein Kleidchen von grauer Leinwand, nicht von bäuriſchem Schnitt, umhüllte das kleine Weſen, das, roth wie eine Roſe, in dem kümmerlichen Schatten des Kreuz-Pfeilers ſchlief. Der Strohhut war ihm von den blonden Locken gefallen, die Händchen waren im Schooße gefaltet, und die Hitze, wie vielleicht ein unruhiger Traum, ſchien die Schlafende zu quälen. Sie werden lachen, meine Zuhörer, wenn ich Ihnen ſage, daß von dieſem Augenblick an es mir vorkam, als ſeye nun erſt der Schleier von dem Heiligthum meines Lebens weggezogen; und dennoch iſt es ſo, und dennoch ward in einem Nu der ungezogene Bauerntölpel in einen ritterlichen Pagen verwandelt, der, nachdem er die Dame ſeines Herzens gefunden, ſie gleich der Madonna verehrt, und ſich beeifert, ihr minniglich zu dienen. Wer mich geſehen hätte, wie ich die Händchen des ſchlummernden Kindchens ſtreichelte, wie ich die Schweißtropfen von ſeiner weißen Stirn trocknete, wie ich auf ſeine Athemzüge horchte, und mich ärgerte, daß es nicht erwachte, und ſo zufrieden war, weil es nicht erwachte! Ich ſchalt auf die Sonne, weil es ihr beliebte, nun gerade auf das Haupt meines Mädchens zu ſcheinen; im nächſten Moment war ich ſchon daran, die Unart der Natur zu verbeſſern. Ich wüthete in dem Schilf des Weihers, und brachte einen tüchtigen Arm voll davon ans Land, obgleich mir die Hände, wie von Meſſern zerſchnitten, bluteten, und das rein angezogene Zwilchkleid mit Moraſt übertüncht ſchien. Daß ich um der Hände willen vom Vater, um des Kleides willen von der Mutter Schläge bekommen würde, konnte ich mit unumſtößlicher Gewißheit voraus ſehen, aber die Schläge kamen ja erſt am Abend, und bis zum Abend war noch lange hin, und mein Mädchen, mein Schäfchen, mußte ja verſorgt ſeyn! — Ich baute ihr loſe und leiſe ein kühles Dach über dem Kopf zuſammen, kauerte mich dann zu ihren Füßen nieder, und erwartete, mit unverwandtem Auge das holde Kind betrachtend, ſein Erwachen. Was ich nicht zu thun gewagt hatte, that eine freche Stechfliege, die ſich auf die runde Hand des Mädchens ſetzte und von mir überſehen wurde, weil ich nur in des Mädchens Antlitz ſah. Die Beſtie ſtach, das Kind fuhr ſchreiend empor, ſah das Blut fließen, mich, den einzigen menſchlichen Nachbar, und fiel mir ſchluchzend um den Hals. Ich tröſtete es, ſo gut ich konnte, ſaugte das Blut aus der Wunde, rieb die Geſchwulſt mit kühlender Erde, und herzte und küßte einmal über das andere mal die zarten Wangen des Mädchens, wie ich es ſchon von Müttern und Ammen geſehen, die ihre Pfleglinge zu beſchwichtigen ſuchten. — Die Kleine wurde nun freilich etwas ruhiger, denn die Wunde ſchmerzte nicht mehr, aber an dem leiſen Fortweinen ließ ſich ein dauernder Kummer nicht verkennen. Ich fragte nach des Kindes Namen. „Ich heiße Engelliesſchen," erwiderte es. — Nun iſt dieſer Name, aus den Worten Angelica und Eliſabetha zuſammengeſetzt, ein ſehr gewöhnlicher im Rhöngebirge; tauſendmal hatte ich ihn ſchon gehört, aber nie war er mir ſo ſchön vorgekommen, als ſeit ich wußte, daß meine Kleine ſo hieß. — „Wo biſt Du her, Engelliesſchen?" — „Von Albisreuth; weit von hier." — „Was machſt Du hier?" — „Ach, ich habe mich im Walde verlaufen, und Mutter kömmt immer noch nicht." — „Weiß Deine Mutter, wo ſie Dich holen ſoll?" — Das Kind ſah mich mit weit aufgeſchloſſenen Augen an, und es fiel ihm der Gedanke ſchwer aufs Herz, daß ſeine Mutter ja nicht wiſſe wo es ſey, und ſeine ſtillen Zähren floſſen häufiger. Es faßte krampfhaft meine Hand, und ſagte dringend: „Führ' mich zu meiner Mutter." — „Ich weiß ja nicht, liebes Engelliesſchen, wo Dein Dorf liegt. Ich habe den Namen nie gehört." — Und ſo war es auch. Wer die Einfalt der Landbewohner von Grund aus kennt, wird wiſſen, daß ſehr oft gewiſſe Ortſchaften, wenn auch nur in der Entfernung von wenigen Stunden, von den ſo nahen Nachbarn völlig ignorirt werden. Der Bauer kennt nur ſein Dorf, ſeine Aecker, den Wald, woraus er ſein Holz holt, und die Straße nach der Stadt oder dem Städtchen, wohin er ſeine Produkte zu Markte bringt. — Engelliesſchen war ſehr troſtlos nach dieſer meiner Erklärung, und mir bangte ſelbſt, als ich aus ihren Reden ſchließen mußte, daß ſie ſchon ſeit der Mittagsſtunde von Haus weggelaufen, und mir der Augenſchein bewies, daß ihre Füßchen wund gegangen waren, und es demnach ſchwer fallen würde, ſie auf's Gerathewohl in die Welt hinaus zu führen. Da fiel mir plötzlich ein, daß es am beſten ſey, wenn ich ſie nach meiner Eltern Haus brächte. Mein Vater, dachte ich, würde dann ſchon Rath ſchaffen, und das niedliche Weſen, das mir von Minute zu Minute theurer wurde, entweder zu ſeiner Mutter liefern, oder, was mir noch lieber geweſen wäre, es mir zur Pflegeſchweſter geben. Von dieſen abentheuerlichen Gedanken erfüllt, verſprach ich dem Mädchen goldene Berge, und daß es vor Einbruch der Nacht in ſeiner Mutter Armen liegen würde. Das gute Kind glaubte voll Vertrauen an das Wort eines Knaben, der noch gar nicht wußte, welchen Ausgang die ganze Hiſtorie nehmen würde, und beklagte ſich nur, daß ſeine wunden Füßchen ihm nicht erlaubten, auf der Stelle weiter zu gehen. Das leidende Engelliesſchen dauerte mich nicht wenig; ich zog ihr die Strümpfe aus, ich holte Waſſer, ihre Füße darin zu baden, und nachdem ich dieſes Geſchäft mit vieler Sorglichkeit vollbracht und bemerkt, daß die kleine Patientin während deſſen eingeſchlafen, ſetzte ich mich neben ihr auf das Fußgeſtell des Kreuzes, blinzelte nach der Sonne, die mir noch hoch zu ſtehen ſchien, legte meinen Arm um den ſchlanken Leib des Mädchens, drückte deſſen Köpfchen ſanft an meine Schulter, und entſchlummerte harmlos neben der Schlummernden. — Ich wüßte nicht, daß ich geträumt hätte, aber ſehr genau erinnere ich mich, daß plötzlich in mir die Idee aufſtieg, ich möchte verſchlafen haben, und die Nacht herangekommen ſeyn, die keines Menſchen Freund iſt. Ich fuhr in die Höhe, rieb mir die Augen, und gewahrte mit Schrecken, daß meine Ahnung mich nicht betrogen. Es war ſchon tüchtig dunkel geworden; im Weſten glänzte nur noch matt der allerletzte Schein der Sonne, und auch dieſen verdüſterte eine gewaltige ſchwarz aufſteigende Wetterwolke. Ich faltete erſchrocken die Hände, und dachte, was jetzt wohl aus uns armen Kindern werden würde, da wir uns unglücklicherweiſe noch an den Ufern des Hexenteiches befanden, und eine ſehr weite Strecke zwiſchen dieſem Ort und dem Vaterhaus lag. Mein Zuſammenfahren erweckte auch das noch ſüß ſchlummernde Engelliesdchen. Seine Thränen floßen wieder, und häufiger noch als zuvor, weil es ſich nun ganz verlaſſen glaubte und um ſo ſehnſüchtiger nach der Mutter begehrte. Wir umſchloſſen uns feſt in unſerer gemeinſchaftlichen Angſt, denn auch mir klapperten die Zähne, und mein ritterlicher Muth war ſo ziemlich verſchwunden. Dennoch fühlte ich, daß wir hier nicht bleiben konnten, und ermunterte meine weinende Nachbarin, ſich ſo ſchnell als möglich auf und davon zu machen. Sie that es, immer unter lautem Weinen, und wir befanden uns ſchon am Eingange der ſteilen Schlucht, die wir hinan zu klettern hatten, um dem verwünſchten Keſſel zu entrinnen, als mit einem Male hinter einem dichten Fichtengeſtrüpp hervor eine dunkle Geſtalt zu uns trat, in der ich mit Herzklopfen und geſträubtem Haare den gefürchteten Zacharias erkannte. Wenig fehlte, und ich wäre bei ſeinem erſten Donnerwort in die Kniee geſunken, als er rief: „Was gibt es hier? wer ſeyd ihr, kleine Brut?" — Ein Blick, den ich auf den breiten Hirſchfänger des alten Herenmeiſters warf, vergegenwärtigte mir die ganze Schreckniß unſerer Lage. Offenbar war der Zauberer nur gekommen, um hier auf ſeinem Grund und Boden dem Teufel ſein vierteljähriges Opfer zu entrichten, und er ſchien es beſonders auf meine liebliche Begleiterin abgeſehen zu haben, denn er ergriff dieſe heftig bei der Schulter, und ſah ihr ſtarr in's Geſicht. „Engelliesſchen! Du biſt's?" brummte der Unhold: „ey, wie bin ich froh, daß ich Deiner habhaft werde!" und nahm die Kleine um den Leib und riß ſie zu ſich empor. Wie ein Beſeſſener klammerte ich mich an ihn an, und ſchrie mit einer wahren Zeterſtimme: „Ach Zacharias! wenn Du dem Teufel ein Kind opfern willſt, ſo nimm lieber mich, und laß das gute Engelliesſchen in Frieden. Der Teufel hat an mir einen größern Schmaus, und nur mein Kindchen laß leben." — Eine tüchtige Maulſchelle war die vorläufige Antwort, und ihr nach donnerten die Worte: „Tölpel! wofür hältſt Du mich? geh' heim Schlingel, und hüte deine Gänſe! Dich aber, Du böſes Engelliesſchen, will ich zu Deiner

Mutter bringen, die ſich gewiß zu todt um Deinetwegen härmt.“ Dieſes ſagend entriß er ſich mir, und trug das Mädchen fort, welches ſchrie und weinte, und nicht von mir laſſen wollte. In einem Nu war der Alte verſchwunden, und ich ſtand mit offenem Munde da, rieb mir die brennende Wange, und horchte mit geſpitztem Ohre, ob der Unmenſch nicht irgendwo am Teich das arme Geſchöpf, ſeine Beute, erwürgen würde. Da aber alles ſtill blieb, hielt ich's doch für rathſam, nach Hauſe zurückzulaufen, woſelbſt ich in ſpäter Nacht ankam, die Thüre verſchloſſen fand, und auf dem Heuboden mein Lager ſuchen mußte. Am andern Morgen faßte ich richtig meine Prügel von Vater und Mutter, die mich indeſſen weniger ſchmerzten, als die Gleichgültigkeit, womit man meine Nachfragen nach meinem herzigen Engellieschen aufnahm. Nannte ich dieſen Namen, ſo lautete es: „So heißen viele, und wer weiß, was das für ein Balg geweſen iſt;“ und fragte ich nach Albisreuth, ſo hieß es: „Das iſt weit, und was geht Dich Albisreuth an?“ Den alten Zacharias ſah ich nicht mehr, und bald ſagte man in der Gegend, er ſey geſtorben; von Engellieschen hörte und ſah ich nichts mehr bis zur heutigen Stunde, und die Köhler, denen ich die Hiſtorie erzählte, meynten, alles ſey nur ein Teufelsſpuk geweſen, dem entronnen zu ſeyn ich von großem Glück ſagen könnte. Nachher wendete ſich mein Schickſal auf eine überraſchende Weiſe; ein Gönner entriß mich meiner niedern Sphäre; die Mutter ſtarb, und dann der Vater, nachdem er ſein ganzes Anweſen vergeudet hatte. Ich habe nie wieder meine Heimath geſehen, aber noch bis zur heutigen Stunde lächelt mir Engellieschens Bild wie eine Zauberblume von jenen unfreundlichen Höhen, und ich glaube, daß es der wonnevollſte Augenblick meines Lebens ſeyn würde, in dem ich das holde Mädchen, geſchmückt mit allen Reizen der Jungfräulichkeit, wieder ſähe; denn — mag es noch ſo ſonderbar ſcheinen — Engellieschen iſt meine erſte und einzige Liebe geweſen, und noch hänge ich treu und feſt an ihr, wie an den ſeligen Erinnerungen der Kindheit und des aufknoſpenden Lebens.“

Kaum hatte Guido dieſes Fragment aus ſeiner Lebensgeſchichte geendigt, als Wilpert, an den vorzugsweiſe die Erzählung gerichtet war, gerührt aufſprang, bewegt in die erglänzenden Augen ſeines Freundes ſchaute, und mit derbem Händeſchütteln, dicht vor ihn hintretend, ausrief: „Ey, Lieber, nie ſah ich Sie in ſolch gemüthlicher und dabei begeiſterter Stimmung! wie lebendig alle jene Bilder in Ihrem Kopfe ſich erhalten haben! wie ſo treu und fromm Sie dieſelben in ſchmuckloſen Worten wieder zu geben verſtehen! tauſend Dank für die Güte, womit Sie, ein zweiter Moſes, labende Quellen aus den Felſen zauberten: ſüße Thränen aus den Augen eines Buchhändlers!“ Wilpert hatte hier ausnahmsweiſe den Menſchen reden laſſen; der Verleger trat jedoch augenblicklich wieder in ſeine Rechte. Er ſetzte hinzu: „Wie niedlich wird dieſer Stoff ſich in einer Novelle von Ihrer kunſtfertigen Hand ausnehmen, geſchmückt mit den Arabesken Ihrer ſchöpferiſchen Einbildungskraft! wahrlich, Ihr Taſchenbuch muß die Krone aller Taſchenbücher werden, und ich ſtehe dafür, daß Herr Engel mit einer vorzüglichen Zeichnung den Werth dieſes reizenden Bruchſtücks aus Ihren Memoiren erhöhen wird. Nicht wahr, Herr Engel?“

Die Freunde wendeten ſich gegen den Maler, von dem aber nichts zu hören und zu ſehen war. Nicht beachtet in den letzten Minuten, hatte er ſich plötzlich entfernt, und als die Beſuchenden hingehen wollten, um nach ihm zu ſehen, erſchien Amalie mit etwas beſtürztem Weſen, und berichtete, eine plötzliche Uebelkeit habe den jungen Mann angewandelt, und er laſſe die Herren freundlich erſuchen, ihm ein andermal die Ehre ihrer Gegenwart zu ſchenken. Bedauernd und theilnehmend ſchieden Wilpert und Guido, mit dem Wunſche, die Unpäßlichkeit möchte ein bloßer Uebergang ſeyn, und dem Verſprechen, morgen wieder anzufragen.

Am andern Morgen war Guido ſchon ausgegangen, als Wilpert ein Billet von dem Maler erhielt, worin ihm der Künſtler meldete, daß unvorhergeſehene Umſtände und Verhältniſſe es ihm unmöglich machten, den Wünſchen des Verlegers zu entſprechen; ja, daß er ſich plötzlich entſchloſſen habe, eine Reiſe anzutreten, um ſeine erſchütterte Geſundheit, deren Wanken ihm erſt geſtern auf's Neue recht fühlbar geworden, wo möglich wieder zu befeſtigen. — Dieſer Brief, der augenſcheinlich mehr von einem üblen Willen als von der Nothwendigkeit diktirt worden, kränkte und verdroß den Buchhändler, der dem Maler entgegen gekommen war, wie noch nie einem Künſtler. Entſchloſſen, der Sache auf den Grund zu gehen, zog er ſich an, und eilte nach dem Hauſe des Malers. Es war noch ziemlich früh am Tage; die Vorhänge an den Fenſtern der Hausfrau waren noch zugezogen; eine Dienſtmagd verkehrte unter der Thüre mit einer Gärtnerin; Amalie war nicht um die Wege, — folglich gelangte Wilpert ohne allen Aufenthalt in's Haus, die Treppe hinan, an die Thüre des Künſtlers, klopfte, und als kein „Herein" erfolgte, öffnete er die Thüre. Da ſtand er in dem wohlbekannten Zimmer von geſtern, und rieb ſich die Augen, denn der Zimmerherr war nirgends zu ſehen, und vor dem Spiegel, halb vor Schreck an das Fenſtergeſimſe hingeſunken, ſtand ein Mädchen, in dem reizendſten und einfachſten Anzuge von der Welt, welches, die Hände gefaltet, einen höchſt verlegenen Knix machte, und ſtatt mündlicher Begrüßung in großer Seelenangſt die Worte ſtammelte: „Ach mein Gott! ſo hab' ich den unſeligen Riegel zu ſchließen vergeſſen!"

Wilpert's Verlegenheit glich völlig der des Mädchens, und er beſaß nicht die ſchönen Locken des letztern, um ſein Geſicht wenigſtens zum Theil zu verhüllen. Zugleich aber drängte es ihn, über die neue Erſcheinung in's Klare zu kommen, und er ſprach mit einem halb muthwilligen Lächeln: „Verzeihen Sie! ich wußte nicht, daß in Herrn Engel's Wohnung eine ſchöne Hausfrau waltet."

Das Mädchen verbarg das Geſicht vollends hinter dem Schnupftuch. Wilpert, dem der Auftritt immer ſonderbarer vorkam, ſpähete mit ſeinem Falkenauge im Gemach umher, ohne den Maler zu gewahren, und ſagte dann: „Oder wäre vielleicht Herr Engel Ihr Bruder oder Couſin, meine ſchöne Unbekannte? Das ſchöne blonde Haar, das Sie ſchmückt, läßt auf einen Verwandtſchaftsgrad ſchließen."

Das Mädchen antwortete immer nicht, ſondern zog ſich vielmehr immer furchtſamer in die Ecke des Zimmers zurück. Obſchon Wilpert verzweifelte, eine Erwiederung von ihr zu erhalten, folgte er ihr doch Schritt für Schritt, und wagte noch einmal die Frage, ob denn Herr Engel, ihr Gatte, Bruder, Vetter oder Freund, ausgegangen ſey? ob er ſchon ſeine Reiſe angetreten? wie es komme, daß er, Wilpert, geſtern nichts von der Nähe eines ſo holden Weſens geahnet habe? und mittlerweile trat Malchen, im Morgenanzug, mit ungeheuren Papilloten geſchmückt in das Zimmer, die Hände über dem Kopfe zuſammen ſchlagend, als ſie, ſtatt den geliebten Maler zu finden, in deſſen Stube ein unbekanntes Mädchen im Tète à tète mit dem fremden Buchhändler fand.

„Ey, welche ſaubere Geſchichtchen!" rief ſie mit dem Ausdruck tiefſter Kränkung und Eiferſucht: „Ein Glück, daß ich den Kaffee noch nicht heraufbrachte, wie ich mir es vorgenommen; — das ſchöne

Service läge zerſchmettert am Boden, ſo alterirt mich dieſer Anblick. Wie, Mademoiſelle oder Jungfer, oder Madame, wer Sie ſeyn mögen, was thun Sie hier? auf welchen Wegen gehen Sie hier? auf recht ſchlechten ohne Zweifel, ſonſt würden Sie Ihr Lärvchen nicht ſo verhüllen, daß ein ehrlicher Menſch keinen Zug davon ſieht! aber Geduld! wollen ſchon fertig werden mit Ihnen!"

Alſo ſprechend ging ſie raſchen Schritts auf die räthſelhafte Fremde los, um ſie zu demaskiren. Dieſe floh mit einem Sprung in den Alkoven, die Vorhänge feſt hinter ſich zuſammen ziehend, und Wilpert hielt das zornige Malchen auf, ihm bedeutend, wie man gegen ein wehrloſes Frauenzimmer glimpflich zu verfahren habe. „Sie haben recht," eiferte das aufgebrachte Mädchen, ohne ſich aus Wilperts Armen theils los machen zu können, theils zu wollen: „Sie ſind ein Fremder; wir aber ſind angeſeſſene Leute, die keinen Skandal in ihrem Hauſe zu dulden gemüßigt ſind. Ich bin ein unbeſcholtenes Mädchen; was würde man von mir denken, wenn ich bei ſolchen Anläſſen die Hände in den Schoos legte? aber Sie, mein Herr, was thun Sie hier? möchte ich ebenfalls fragen. Herr Engel hatte noch ausdrücklich mir auf die Seele gebunden, keinen von den beiden Fremden zu ihm herauf zu laſſen. Wie ſind Sie heraufgekommen? wie in's Haus? die Nemeſis hat Sie heraufgeführt. Das ſtille Waſſer ſollt' entlarvt werden. Wie er heucheln konnte, der gute Herr Engel! wie er geſtern hinunter kam, blaß zum Erſchrecken, und ich ſo viel Mitleid hatte mit dem armen Schelm! und der Schelm war ein rechter Schelm, und hat ſich eine Freundin in das Haus praktizirt, und ich ſollte noch die Wächterin ſeiner Schäferſtunde abgeben! ich bin ein rechtſchaffenes Mädchen, das in der Regel von Schäferſtunden und andern Aventuren nichts verſteht, aber ich bin froh, daß der kleine blonde Heuchler mit ſeiner blonden Dulzinea entlarvt iſt. Laſſen Sie mich los, mein Herr, daß ich beide in ihrem Verſteck aufſtöbere. Er thut wohl daran, daß er ſich vor mir verbirgt. Er weiß recht gut, wie ich gegen ihn geſinnt war, wie ich ihn auf den Händen trug, wie ich meine Mutter um die Sahne betrog, ſeinen Kaffee damit zu würzen, wie ich ihrem Malaga zuſprach, um ihm dann und wann ein kleines Vergnügen zu machen. Ach, ich hätte noch weit mehr für den Undankbaren gethan!“

Bei dieſen Worten öffnete ſich der Vorhang des Alkoven, und der Maler trat, obwohl in etwas unordentlichem Anzuge, ein Paar Schritte hervor. „Aber werthgeſchätztes Molchen“ — ſtammelte er mit gefalteten Händen. — Sein Anblick entflammte von Neuem die Wuth der Veſtalin des Hauſes. Den Arm dräuend erhoben, als ſchwänge ſie damit die fürchterliche Geiſel, oder den hochgeſchwungenen Beſen, rief ſie: „Aha! Da iſt ja die rechte und gerechte Hauptperſon. Jetzt ſoll der Tanz los gehen. Wo iſt die Mamſell? der kühne Ritter glaubt vielleicht die Feſtung zu vertheidigen, worinnen ſeine Präzioſa wohnt? weit gefehlt. Mir ſoll ſie nicht entgehen.“

Den Maler mit einem unſanften Ellenbogenſtoß auf die Seite ſtoßend, ſtürzte die niedliche Furie nach dem Alkoven, und Wilpert trat einen Schritt näher zum Maler hin, um ihm ſeine Hülfe anzubieten. Der Jüngling riß jedoch aus, und wollte aus dem Zimmer fliehen, als gerade die Thüre aufgieng, Guido hereintrat, und die Macht der Situation des Augenblicks den Maler an die Bruſt des Dichters warf.

„Was iſt's? was ſoll das heißen?“ fragte Guido betroffen, da er Herrn Engel in ſeinen Armen hielt, den Freund in heftiger Bewegung herum rennen, und Malchen, ein Bild des Zorns und des Entſetzens zugleich, mit einem weißen Frauenzimmerkleide in der Hand aus dem Alkoven ſchreiten ſah.

„Die tollſte Geſchichte von der Welt!“ antwortete ihm Wilpert lachend.

„Sehen Sie die Teufelei, meine Herren!“ ſchrie Malchen mit blauen Lippen dazwiſchen: „Der Satan iſt mit im Bunde, hat die Mamſell durch die Luft davon geführt, und nur ihr Fähnchen zurückgelaſſen!“

Und Guido fühlte mit Erſtaunen, daß der Jüngling in ſeinen Armen zitterte wie das Espenlaub, und ſein verwunderter Blick gleitete an deſſen blonden Locken hernieder, um ihm in das davon verhüllte Auge zu ſehen, und verirrte ſich in die offen ſtehenden Schnüre des polniſchen Rockes, und traf auf Formen, wie ſie keinem Manne eigen ſind. Zu gleicher Zeit liſpelte das räthſelhafte Weſen an ſeiner Bruſt: „Ach, retten Sie mich doch vor dem böſen Mädchen, das nichts hören und nichts begreifen will! ich bin ja Ihr Engellieschen, und bitte gewiß nicht vergebens!“

Guido erſtarrte bei dieſer Rede ſchier zu Eis, und faßte erbebend die zitternden Hände des wie Purpur glühenden Mädchens. Die Lippen Beider ſprachen keine Silbe, aber Guido's Auge redete weit mehr, als Malchen, die fort und fort erbittert ſchrie, und Wilpert, der fort und fort alle Kraft des Mundes und der Hände aufwenden mußte, um die Zürnende feſt zu halten. — Die Scene ſollte ſich aber noch mehr verwirren, denn mit raſchen Schritten giengs die Treppe und den Gang herauf, und hinter Guido erſchien ein junger Mann in Reiſekleidern, daher fahrend wie ein Blitz, in ſeinem Gefolge Malchens Mama, und die mit Felleiſen und Hutſchachtel bepackte Magd.

Des Fremden geräuſchvolles Auftreten, ſo wie auch das Geſchrei der Hausfrau: „Malchen, Malchen! Sieh Dich doch um, unſer lieber Herr Hagenbach iſt wieder da!“ machten eine ſehr bedeutende Senſation. Malchen theilte alſobald die Freude der Mutter, und ließ ab von ihrer Beute, um mit in den allgemeinen Ruf „Herr Hagenbach!“ einzuſtimmen, wie auch die Magd aus vollem Halſe that. Während nun dort eine triviale Wiederſehensſcene begann, und Wilpert die ganze Hiſtorie anglotzte, wie ein Menſch thun muß, der nichts von allem verſteht was um ihn her vorgeht, ſah Guido, daß Engellieschen heftig zuſammenfuhr, und wendete ſich etwas drohend gegen den fremden jungen Menſchen, als ob er in ihm einen neuen Feind ſeiner geliebten Jugendfreundin zu bekämpfen hätte. Wie groß war aber ſein Erſtaunen, als ſich plötzlich Engellieschen von ſeiner Hand los riß, auf den Monſieur Hagenbach zuſprang und ihm dito um den Hals fiel, wie früher dem Dichter, aber nur noch heftiger, inniger und hingebender. — Die Wittwe und ihre Tochter ſahen verblüfft dazu, Wilpert zog ſein ſpöttiſches Geſicht, und Guido ſtotterte ein halb vernehmbares: „Engellieschen, um Gotteswillen, biſt Du von Sinnen?“ — Da waren aber keine Ohren, die da hörten, keine Lippen, die da antworteten, ſondern, einzig und allein mit ſich ſelbſt beſchäftigt, herzten ſich die beiden Umarmten, und koſ'ten, und ſchluchzten dazwiſchen, bis endlich Hagenbach, ſchneller gefaßt, den Kopf gegen die Frau des Hauſes drehte, und mit lächelndem Munde, wiewohl mit thränenden Augen, rief: „Hab ich Ihnen nicht geſagt, daß dieſer junge Freund mich mit offnen Armen in ſeiner Wohnung aufnehmen würde? Gott ſey Dank, daß ich ihn wieder in meinen Armen halte! Du haſt mir viel Kummer gemacht, Du böſes —“

Hier ſah ſich Hagenbach, dem ein bedenkliches Wort entſchlüpfen wollte, plötzlich im Kreiſe um, und flüſterte, mit der Geberde um Entfernung der unberufenen Zeugen bittend. der Hausfrau ein Paar

Worte in's Ohr, die gewichtig ſeyn mußten, denn die alte Dame hätte beinahe ein Kreuz vor Verwunderung geſchlagen. Mit Heftigkeit ergriff ſie Malchens Hand, riß die Widerſtrebende mit ſich fort, jagte die neugierige Magd hinaus und verſchwand mit ihren Begleiterinnen.

Wilpert und Guido ſtanden noch in dem Zimmer; noch immer verbarg Engellieschen ihr Geſicht an Hagenbachs Bruſt, und dieſer Letztere fragte in einer etwas herriſchen Haltung, ob den beiden Herren noch etwas zu Dienſten ſtehe. — Wilpert wollte ſich alſobald auf eine etwas alberne Weiſe empfehlen, aber des Herzens tiefere Gewalt hielt den Dichter zurück. Er ſprang muthig über die Schranke der Convenienz hinweg, indem er, ohne viel von Hagenbach Notiz zu nehmen, auf das Mädchen zugieng, ihre Hand ergriff, und bekümmert ſagte: „Wie, theures Engellieschen, ich ſoll Dich kaum wieder gefunden haben, du ſchönes Traumbild, dem ich ſo lange nachgeſtrebt, — und Dich wieder aufgeben, ohne Hoffnung, Dich je wieder zu ſehen? mit dem Stachel in der Bruſt Dich fliehen, wiſſend, daß Du einem andern angehörſt, als dem, der Dich verehrte mit unſäglicher Liebe, und Dein Andenken ſtets mit den duftigſten Roſen der Erinnerung bekränzte?"

Engellieschens Hand drückte leicht die ſeine, und das Mädchen ſagte unter Thränen, ohne das Antlitz zu erheben: „Dieſer iſt mein Bruder, dem ich viel Herzeleid gemacht habe, was ich nie genug bereuen kann!"

Hagenbach maß erſtaunt den Dichter mit den Blicken, und verſetzte: „Ich ſehe hier ein Geheimniß enthüllt, welches ich nicht gerne fremden Zungen preis geben möchte. Ich muß um Erklärung bitten, denn der Ruf meiner Schweſter iſt mir heilig, wenn ſie ihn gleich durch eine abentheuerliche Laune gefährdet hat.“

Engelliesschen floh, da es zu Erläuterungen kommen ſollte, ſchnell aus dem Zimmer. Guido und Wilpert erzählten ſo einfach wie möglich die Begebenheiten in dieſem Hauſe, und dem Schimmer der rechtſchaffenen Wahrheit, die aus Guido's Reden ſtrahlte, als er von ſeinem jugendlichen Verhältniß zu Engelliesschen Rechenſchaft gab, überzeugte und entwaffnete den Bruder, der nicht übel Luſt gehabt zu haben ſchien, den Wilden zu ſpielen. Er wußte aus lang vergangener Zeit, daß ſeine Schweſter das Andenken an jene Scene im Poppelsdorfergrund ſtets mit Liebe in ſich getragen; er erzählte nun auch mit zunehmender Traulichkeit, wie ſeine Mutter, die Wittwe des Pfarrers zu Albisreuth, viel Mühe und Noth mit dem romantiſchen Treiben der kleinen Angelika gehabt; wie dieſer Hang zum Abentheuerlichen genährt worden ſey durch die phantaſtiſchen Bilder, die der Pfarrer, welcher mit ſeinem nicht geringen Malertalent die Stunden der Langeweile in jenen rauhen Gegenden, und zugleich ſein einſames Haus geſchmückt, ſeiner Familie zurückgelaſſen hatte.

„Wir hatten beide,“ fuhr der Erzähler fort, „ein Stückchen Talent von dem Vater geerbt. Er hatte mir das Zeichnen beigebracht, ich ward der Lehrer der Schweſter, bis ich ſelbſt ein Schüler der Akademie wurde, und fern von dem Wittwenhäuschen meiner Mutter lebte. In der Zeit der Ferien ſah ich nur die Meinigen wieder, und wunderte mich öfters über die Fortſchritte, die Angelika in der Malerei gemacht hatte, faſt ohne irgend eine Anleitung, nur vom eigenen Geſchick geleitet. Damals beneidete das lebhafte Mädchen oft uns Künſtler, und wünſchte ſich, ein Mann zu ſeyn, um das fröhliche Anſchauungs-Leben in der ſchönen Welt völlig zu genießen. — Endlich hatte ich Gonner gefunden, und Käufer zu meinen Bildern, und ein Sümmchen Geldes, das mehr als hinreichend war, den klaſſiſchen Boden der Kunſt zu beſuchen. Einem Freunde, der nach dem Rhöngebirge zog, vertraute ich das Schreiben an meine Mutter, worinnen ich meinen Entſchluß und den Antritt meiner Reiſe meldete. Dieſer Brief iſt leider nie übergeben worden. Ich durchſtreifte indeſſen wohlgemuth Italien, ſtieg in Neapel zu Schiff, beſuchte Sizilien, zog von da auf die wilden Inſeln Corſika und Sardinien, wo die wenig bekannten Naturſchönheiten wie die Eigenthümlichkeiten des Volks mich lange, ach nur zu lange feſſelten. Ich war ohne alle Nachrichten von der Heimath. Die Frau von dieſem Hauſe, der ich zuweilen ſchrieb, ſchickte mir alle einlaufenden Briefe unter der Adreſſe eines Freundes nach Rom, wo ich dieſelbe erſt vor wenigen Wochen, von meiner

Meerfahrt zurückkehrend, vorfand. Zwei davon waren von der Hand meiner Schweſter, mit längſt verfloſſenem Datum. In dem einen meldete ſie mir den ſchnellen Tod der geliebteſten Mutter; in dem andern berichtete ſie mir, daß ſie, ihrem Hang zum Wunderlichen nachgebend, und es nicht länger aushaltend in dem öden Hauſe, wo nur ihr Schmerz ſtets lebendig war, die Flucht daraus ergriffen, und ſich in Kleidern, die ſich noch aus meiner frühern Adoleſcenzperiode herſchrieben, auf den Weg gemacht, um mich hier aufzuſuchen. Von Gelde faſt entblößt, hatte ſie mit Schrecken vernommen, wie mich eine Reiſe ohne beſtimmtes Ziel und Ende von dannen geführt, und kein anderes Mittel im Augenblicke gewußt, als zu ihrem Talente Zuflucht zu nehmen, und die einmal angenommene männliche Maske zur Ausbildung in der Kunſt zu benützen. Die arme Unbeſonnene hatte nicht einmal den Frauenzimmern hier im Hauſe ihr Vertrauen zu ſchenken gewagt, obſchon ſie von denſelben als ein Freund Hagenbachs zuvorkommend aufgenommen worden war; ſie hatte lieber das gefährlichſte Spiel mit dem Zufall begonnen, und vorgezogen, mich in ihrem Incognito zu erwarten. Sie werden leicht denken, welch ein Schrecken mich überfiel, da ich dieſe ſchon ganz veralteten Briefe las. Wie gerne wär ich mit der Schnelligkeit des Adlers hieher gezogen! Aber meine Kaſſe erlaubte mir nur, wie eine Schnecke dem erſehnten Ziele entgegen zu ſchlendern. Endlich — endlich komme ich an, voll Beſorgniß und voll Freude, und finde das Geheimniß, wie ich fürchtete, ſchon entdeckt.“

„Für die Diskretion meines Freundes,“ rief Guido, „bürge ſeine Rechtſchaffenheit; für die meinige das heiligſte Gefühl: das der Liebe und Verehrung.“

Hagenbach reichte den Freunden beruhigt und zuverſichtlich die Hand, und verſetzte lächelnd: „Der Mann vertraut dem Manneswort ſo gern; aber ich beſinne mich ſo eben, daß ich im Taumel des Wiederſehens an ein Weiberohr verrathen habe, was gelenke Weiberzungen nicht gerne verſchweigen, und ſo wird vielleicht bis morgen ſchon meine arme Angelika das Mährchen der Stadt.“

Da trat Angelika ein, in weiblichen Gewändern, prangend mit allen Reizen der Schaam, und geführt von der Wittwe, die in Thränen der Rührung zerfloß, und von Malchen, in deren Wimpern Zähren der Beſchämung und aufrichtigſten Reue hiengen. „Vergieb mir jetzt, vergieb mir völlig, mein lieber Bruder!“ bat Angelika mit gefalteten Händen: „Ich habe nie aufgehört, der ſeligen Mutter und Deiner würdig zu ſeyn, und verſchwöre es von ganzem Herzen, je wieder die Gewänder anzulegen, die mich in die größte Gefahr hätten bringen können, wenn nicht mein Glück, oder der Geiſt unſerer geliebten Verklärten mich beſchützt hätte.“

Wer konnte der Reizenden widerſtehen? mit voller Liebe drückte Hagenbach ſie an ſein Herz, und mit leuchtender Stirne ſtand Guido, die liebliche Geſtalt mit den Blicken verſchlingend. Mit Hand und Mund gelobten ſich alle Anweſenden das tiefſte Schweigen in dieſer Sache, und ein Strahl aus Angelika's Augen verhieß dem glücklichen Dichter mehr noch als ein dauerndes ſüßes Angedenken.

„Warum, mein ſeltſames Fräulein, haben Sie ſo ſchnöde unſere Wünſche vor Ihrer Thüre abweiſen wollen? warum es darauf angelegt, ſich vor uns verläugnen zu laſſen?" fragte Wilpert mit gutmüthigem Vorwurf.

„Um keinen Preis," erwiederte Engellieschen verſchämt, „glaubte ich zum zweitenmale den Anblick des Mannes ertragen zu können, der geſtern ſo unbefangen und doch ſo warm jene Scene aus meiner Jugend erzählt hat. Ich fürchtete, mich zu verrathen."

„Darum hat das Fatum Sie heute ereilt, ſchöne Widerſpenſtige!" fuhr Wilpert fort: „Die Kataſtrophe war brillant, und ich danke es meiner verlegeriſchen Zudringlichkeit, daß ich ſie herbeiführen mußte. Mußte gerade niemand um die Wege, der Riegel gerade ſchlecht verſchloſſen ſeyn, während Sie, einer neuen Cenerentola zu vergleichen, in ſtiller Einſamkeit ſich zu putzen glaubten! warum aber putzten Sie ſich gerade *heute* mit den ſo lange abgelegten Gewändern? Sie erröthen auf's Neue? Sie ſtehen wie auf Nadeln? gewiß fürchten Sie ſich vor meiner Kenntniß des weiblichen Herzens. Meinen Freund hier wieder zu ſehen, ſchien Ihrem Zartgefühl unmöglich; wie aber, wenn die kleine mädchenhafte Eitelkeit und eine tiefere Empfindung in Ihrer Bruſt Sie veranlaßt hätten, vor dem Spiegel die Probe zu machen, ob, im Fall Freund Guido Sie doch noch einmal ſähe, er Sie jetzt wieder ſo reizend fände, wie einſt der Knabe Guido die kleine Angelika fand?“

Engellieschen war im Innerſten ihrer Seele getroffen. Wilpert hatte nicht übel gerathen, denn während das Mädchen in den Armen der Frauen ſeine Verlegenheit zu verbergen ſuchte, reichte es wie unwillkührlich, dem begeiſterten Dichter die Hand, welche derſelbe mit Entzücken küßte. Wilpert ſtand aber bei der Gruppe wie ein lächelnder Brautführer, und Engellieschens Bruder wie ein ſegnender Pontifex.

„O ihr Götter alle im Reiche der Himmel!“ rief Guido auſſer ſich vor Freuden: „entführt mir nicht noch einmal die freundliche Geſtalt, die mein ganzes Leben verklärte! laßt ſie die meine ſeyn! umgebt ſie mit allen Zaubern der Kunſt und allem Frieden der Häuslichkeit. Laßt ihr an meiner Seite das Leben erblühen, wie ihre Anmuth es verdient, und wenn dann und wann ihr reger Geiſt hinausſtreben möchte aus den Feſſeln des proſaiſchen Daſeyns, — o ſo leiht mir euern goldnen Wagen, ihr Himmliſchen, daß ich ſie hinausführe auf den Schwingen der Phantaſie in das herrliche Land der Dichtung, welches nie mit leiblichem Auge erſchaut wird, bis die kleinen Genien, die, ſo Gott will, im Gefolge unſeres Hymens entſtehen, ihre Mutter mit Blumenketten herniederziehen zur Erde, und ſie auf immer feſſeln an die klare Flamme des patriarchaliſchen Herdes!“

Furchtlos und treu.

Denkwürdigkeiten aus dem 16ten Jahrhundert.

Furchtlos und treu.

Denkwürdigkeiten aus dem 18ten Jahrhundert.

Vor den Fenſtern liegt der Winter, um den Schornſtein heult der Sturm, und ich ſitze im traulichen Stüblein, an dem gewaltigen Ofen, deſſen Wärme mir wohl thut; denn auch auf meinem Haupte und in meinem Gebein iſt der Winter eingezogen. Wohl mir, daß um meine Stirne keine Windsbraut der Zerwürfniß mit mir ſelber ſtürmt! In meinem Herzen iſt Friede, ein wohlthätiger Garten voll farbiger Blumen der Erinnerung blüht in meinem Kopfe, die Arme, müde und matt von den Laſten, die ſie binnen ſchier ſiebenzig Jahren getragen, recken ſich noch immer mannhaft und kräftig in die Höhe, mit den Augen, und der freien Bruſt, wenn eine edle Handlung, ein gutes Menſchenwerk zu meinem Ohre klingt. Ich kann noch mit der gewohnten

Innigkeit meine Kinder umarmen, meine Beine tragen mich noch rüſtig, wenn ich mit den muthwilligen Enkeln durch den Hof meines Hauſes tanze, und den Freunden, deren ich mehrere zähle, reiche ich noch immer den alten biedern Handſchlag. Dieſe Freunde ſind es auch, die mich vermocht haben, in dieſem Winterſturm und Schneegeſtöber eine Arbeit vorzunehmen, die ich gar zu gerne unterlaſſen hätte. Sie haben gemeint, mein Leben ſey ein beſonderes geweſen, wie es nicht jeder Menſch ſo alltäglich auf der Straße findet, und es ſey wohl der Mühe werth, die Hauptſtellen deſſelben aufzuzeichnen, um dieſe Schrift einſt den eigenen Kindern, wie den Kindern der Freunde als ein Erbtheil zu hinterlaſſen. Die Erben werden gewiß dabei gewinnen: ſo geſchwätzig die Zunge des Alters iſt, wenn ſie von vergangenen Zeiten erzählt, und kein Ende finden kann, und immer wieder von demſelben Dinge anhebt und daſſelbe Ding wiederholt, ſo ſparſam und karg wird die Feder ſeyn, die von mühſeliger Hand geführt, auf dem rauhen Papiere bald ermüdet. Sollte mir demungeachtet begegnen, was ſchon vielen ehrenwerthen Leuten geſchah, und Eins oder das Andere wieder kommen, was ſchon da geweſen, ſo verzeihe mir der Erbe, der Leſer. Wir alte Leute haben ſo gar nichts mehr vor uns, und müſſen von der Vergangenheit zehren, weil unſer Schneekopf doch noch immer denkt, und das bejahrte Herz, wenn gleich immer langſamer, fortſchlägt. Auch ich bin einmal jung geweſen, habe manchem Greis mit Ungeduld zugehört, wenn er ſein Mährlein fortſpann, wie die Spinne ihr Gewebe, und konnte damals, mit meinem Herzen voll von Hoffnungen, voll von Wünſchen, mit den feurigen Augen, die nicht nur Viertelſtunden= ſondern Jahrzehentweit in die Ferne ſahen, nicht begreifen, wie man ſo langweilig ſeyn könne. Jetzo freilich, da all' jene Hoffnungen zerronnen, all' jene Wünſche vereitelt, jetzo, da mein Auge nur von Morgen gen Abend ſieht, und ſich bei jeder neuen Sonne verwundert, daß ſie ihm noch einmal aufging, jetzo verſtehe ich wohl die Vergangenheit, ihren Zauber, und erkenne, daß ſie die einzige Speiſe des Alters iſt. Darum will ich mir in ihr wohl ſeyn laſſen, und einfach, natürlich, ohne viel Gepränge zu erzählen verſuchen, wie ich mein Daſeyn zuerſt begriffen und begonnen.

Das erſte Gefühl des Lebens kam mir ganz verſtändlich in dunkler Nacht. Ein elendes hartes Lager und das Gefühl des Hungers wie des Durſtes, waren die Gegenſtände, die ich nach meinem Daſeyn kennen lernte. Auch das Licht wurde mir einigermaßen deutlich; denn ich ſah bald, daß zu einer gewiſſen Zeit, an einer gewiſſen Stelle meines Aufenthalts, ſchief von oben kommend, etwas Glänzendes hereindrang, das mir erlaubte, mit genauer Noth zu erkennen, was mich umgab. Lang nachher erfuhr ich, daß dieſer Glanz ein Sonnenſtrahl war, der in einer günſtigen Morgenſtunde neben einem Haufen von Steinen, oder vielleicht neben einem Felsblock vorüber, meine Wohnung beſuchte. Die Freude war zwar kurz; bald ging der Strahl, und kehrte lange, lange nicht mehr wieder, und ich freute mich ſo auf den goldenen Gaſt, daß ich mich nicht beſinnen kann, ihn einmal verſchlafen zu haben, ſelbſt im Winter und im Sturmwetter nicht, wo ſeine Stelle von einer matten bleichen Helle vertreten wurde, die ſich auch bald verlor. Ich war indeſſen nicht allein. In meinem dunkeln Hauſe wohnten manche Thiere, die auf mein Lager krochen, die ich an mich gewöhnte, die ich zum Spielen mit mir abrichtete. Von Zeit zu Zeit kam auch ein anderes Weſen in mein Gemach, und brachte mir Brod, brachte mir Waſſer, juſt zu der Zeit, wo ich hungrig war. Das Weſen war ein Menſch wie ich, aber viel größer, älter, denn ſeine Stimme war rauh und unangenehm, während die meine fein und zart klang, wie das Pfeifen meiner Spielgefährten, der Eideren und Ottern. Ich habe das Geſicht des Mannes nie geſehen, wollte aber darauf ſchwören, es ſey häßlich geweſen, denn der Bart des Mannes, den ich manchmal auf meiner Hand oder auf meiner Wange fühlte, war hart und ſtruppig anzufühlen wie der Bart meines Nachbars, des Waffenſchmieds. Er iſt wohl ſchon lange todt, mein Gefährte in jener finſtern Zeit, und leicht ſey ihm die Erde! Ich verdanke ihm viel; er konnte mich verhungern laſſen, und hat mich ernährt; er konnte mich ſtumm erhalten, wie ein Thier, und er lehrte mir doch nothdürftig die Sprache; er konnte mich immer vor aller Welt verborgen und todt erhalten, und hat mich doch herausgehen laſſen an das Licht des ſchönen Lebens. Es rauſchte einmal draußen vor meiner Höhle, gewaltig und lange Zeit andauernd. Was iſt das, Veit? fragte ich meinen Wärter. — Das iſt Regen, Knabe, antwortete er, und war dabei milder als gewöhnlich. Er erklärte mir den Donner, der ober meinem Hauſe rollte, den Blitz, der manchmal zu mir hereinſtrahlte, heller als der Strahl des Tages; er ſagte mir, wie man das Brod nenne, er deckte mich mit warmem Mantel zu, als es empfindlich kalt wurde, und ſagte mir, daß Winter ſey; daß es überhaupt eine Zeit gäbe, und in der Zeit das Jahr, und in dem Jahre wieder die Zeiten des Jahres; darunter den rauhen Winter und den Sommer, der ſo ſchön kühl in meiner Höhle machte, und neben dieſem einen Frühling mit Blumen und einen Herbſt mit Früchten. Was iſt eine Blume? fragte ich ihn. Er ſchwieg. Was iſt eine Frucht? fuhr ich fort. Da; antwortete er, und reichte mir ein Ding hin, das nicht anzufühlen war wie Brod, und auch nicht ſo gut ſchmeckte; das ich zur Hälfte verzehrte und alsdann wegwarf, mich auch darnach ſehr übel befand. Was ich gegeſſen hatte, war ein Apfel geweſen, und ich konnte in viel ſpäterer Zeit lange nicht herauskriegen, wie unſere Urältermutter Eva im Paradieſe ſo ſehnlich nach jenem Apfel verlangen konnte. — Von den Früchten des Herbſtes wollte ich alſo nichts mehr wiſſen, aber Blumen hätte ich gerne geſehen, gerne gehabt. Der Name ſchon hat etwas ſo Herziges, daß man des Gegenſtandes lüſtern wird, und ſo ſchön wie wir, nennen die Wälſchen und die Lateiner die Blumen nicht. Darin willfahrte mir nun mein Wärter nicht, und ſagte einmal mit heiſerer Stimme, es ſey beſſer, wenn ich die Blümlein nie kennen lernte, weder ihre Farben, noch ihren Duft. „Warum,“ ſetzte er hinzu, „ſoll ich Dir das Herz erſt ſchwer machen? Du biſt ja doch ein armer Gefangener, und wirſt nimmer die Freiheit erlangen.“ Er hatte meine Hand in die ſeinige gefaßt, und ein Tropfen, nicht kühl wie die, die von den Steinwänden meiner Wohnung rannen, aber wohl unendlich heißer als das Fleckchen an der Wand, worauf der Sonnenſtrahl ſchien, fiel auf meine Hand. Er ging hinweg, machte das Schloß zu, und ich ſetzte mich auf, um nachzudenken, was er hatte ſagen wollen; was ein Gefangener ſey, was die Freiheit, und der heiße Tropfen, der auf meinen Fingern brannte. Da ſchoß gerade wieder durch die Ritze oben, wodurch die Luft in meinen Aufenthalt drang, ein ſcharfer Strahl, und ich bemerkte ein auf dem Rande der Mauer ſitzendes kleines Weſen, von nie geſehener Geſtalt und lebhafter Geberde. Es war größer als meine Hausgefährten, das kriechende Gewürm; es hatte trippelnde Füßchen, und etwas, was Armen glich, doch ohne Händchen, und ſchien mit flatternder Wolle überzogen zu ſeyn, wie die warme Decke, die mein Wärter mir barmherzig zugeworfen hatte. Es bewegte ſeine Aermchen heftig auf und nieder, und ſprühte kleine Tropfen von denſelben herab, ſpannte dann die Glieder aus, und ging davon, in die Luft hinein, ſchnell wie der Sonnenſtrahl, der es vom

Regen getrocknet hatte. Indem ich nun dem Vögelein nachſah und bald nichts mehr ſah, als die oben am Stein dämmernde Ritze, und das verglimmende Licht dahinter, da zuckte plötzlich mein Herz, als hätt' ich es mit meinen Händen zuſammengedrückt. Ein unbeſchreibliches Gefühl tobte durch meine Sinne, denn ich hatte nun auf einmal das Räthſel herausgebracht. Vor meinem Kerker draußen lag das Jahr mit ſeinen vielen Blumen, Früchten, Menſchen und Thieren, mit ſeinem Lichte und ſeinen Gewittern, und das Vöglein flog hinaus in das Jahr, frei wie es zu mir kam in die Nacht, aber ich mußte zurückbleiben in der Nacht. Ich verſtand nun die Worte meines Ernährers, und lernte zur ſelben Stunde auch die heißen Tropfen kennen, die ich auf meiner Hand gefühlt, denn dazumal habe ich zum Erſtenmal geweint. Das Waſſer, das aus meinen Augen floß, that mir weh, und die Bruſt ging mir auf, als ſollte ich keinen Athem mehr finden, und dieſer Zuſtand machte mich ungeberdig; ich lief in meinem Gemach umher wie ein Verzweifelnder, ſtieß mir die Stirne blutrünſtig, und bewegte umſonſt die Arme nach der Art jenes kleinen grauen Weſens; ſie trugen mich nicht hinauf zum Licht. Weit hörte mein Geſchrei und Geheul. Er kam herbei, und fragte mich, ſorglich wie es ſchien, was mir zugeſtoßen ſey. — Ich will in das Jahr hinaus, in das Jahr! jammerte ich ihm entgegen, und bedeutete ihn, daß er mir die Thüre öffnen müſſe, um mich wegzulaſſen an das Licht. Nun wurde er aber zornig, packte mich bei den Haaren, und ſchlug mich, und band mich mit ſtarken Banden an das Lager feſt. Da lernte ich zum Erſtenmal das kalte ſchmerzende Eiſen kennen, und habe mein Lebtag gezittert, wenn ich eine Kette klirren hörte, und mich ſtets entrüſtet, wenn ich einen Degen blinken ſah, obſchon ich ſelber einen nicht ohne Muth geführt. Als ich ſo da lag, gebunden und gebannt, ganz allein, denn auch meine Eidexen und Ottern verſcheuchte der Lärm der Feſſeln, ſo hatte ich nimmer Freude mehr an Eſſen und Trinken, und dachte nur ſehnſüchtig hinaus nach dem herrlichen Jahr auſſer meinem Gefängniſſe. Weiter gingen meine Begriffe nicht, und es war gut. Hätte mir Jemand damals von der Welt erzählt, der vieltauſendjährigen und unermeßlichen, ich wäre vor Schrecken über das ungeheure Bild vergangen. In jener Zeit ſchlief ich öfter und länger als gewöhnlich. Die Wehmuth ſtumpfte ab, und im Schlafe hörte ich die Kette nicht, wurde ich von Veit nicht geſchlagen. Die Träume wurden meine Freunde. Das Leben mit geſchloſſenen Augen gefiel mir wohl. Von meinem Kerker aus, nahm mein Traum ſtets ſeinen Aufſchwung. Die Steine über meinem Haupte trennten ſich, eine unermeßliche Weite von blauer Luft ſpannte ſich über mir aus, und zu Flügeln wurden meine Arme, und ich ſchwamm hinaus in die Wolken wie ein ſeliger Geiſt; damals wußte ich freilich von ſeligen Geiſtern noch nichts, aber wohl von dem Vöglein, das mir mein Unglück verrathen hatte. Aus einem ſolchen erquickenden

Traume erwachend, die Augen aufſchlagend in die troſtloſe Dunkelheit, die mich umgab, beſann ich mich einſt, daß ich ſchon, bevor die ſchönen Flügelträume an mich gekommen, gewiſſe freundliche Erſcheinungen gehabt hatte, die ſich wie durch einen Zauber ſchnell in mir erneuten. Ein heller Raum hatte mich auch dazumal umgeben, ich flog nicht, ſondern ich lag ausgeſtreckt wie in meinem Gefängniſſe, aber auf weicherem Lager, denn Wolluſt ſchien mir dazumal die Ruhe. In dem hellen Raum, waſſerhell wie mir's dünkte, hatten tauſend Sonnenſtrahlen hinein geflammt, und Weſen, wie ich und Veit, hatten mein Lager umgeben. Freundliche Weſen, mit ſanften Stimmen, und weichen Gewändern, die andere Farben trugen als das Dunkel meines Kerkers, und der Sonnenſtrahl, und das Bischen Luft, das ich zu Zeiten erblickte. — Jene früheſten Bilder unterhielten meinen Geiſt und erquickten mein Herz, ſo daß ich mich ſtets mit Freuden dem Schlummer überließ, in der Hoffnung, einmal noch würden jene Bilder wiederkehren, die mich jetzt in der Erinnerung ſo beglücken. Umſonſt. Jene ſchönen Träume kamen nicht mehr zu meinem Lager als Träume. Ich zehrte damals ſchon von den Freuden der Vergangenheit. Und ſo wechſelte denn um mich her Kälte und Wärme, Dämmerung und Dunkel, Veit's Schläge und Freundlichkeit, und in mir der Hunger mit der Wehmuth, Gleichgültigkeit und Langeweile, bis ich endlich bemerkte, daß ich größer geworden war, und daß ich kaum mehr aufrecht in meiner Höhle ſtehen konnte. Ich wußte wohl ſchon längſt, daß Alles, was lebt, das Loos hat, größer zu werden; meine Spielgefährten und eine kalte feuchte Pflanze, die in einem Winkel des Kellers ſtand, hatten mich belehrt, und waren unter meinen Händen gewachſen. — Ich fand es daher wohl in der Ordnung, daß ich das Schickſal theilte, aber die Beſorgniß, ich möchte immer höher und höher wachſen, und am Ende kaum mehr kauernd einen Platz in meiner finſtern Behauſung finden, quälte mich gar bitterlich, und machte mich unwilliger und böſer, als ich ſonſt geworden wäre. Einſtmals ſagte mir Veit, da er juſt neben mir ſaß, und ich ihn vergebens gebeten hätte mir zu ſagen, wie es zugehe, daß ich hier verkümmern müſſe, wie die Pflanze in dem Winkel: „Du biſt ſo unartig, grober Junge, daß ich Luſt hätte, Dich wieder an die Kette zu legen.“ — Bei dieſen Worten ſchüttelte er dieſelbe, die an der Wand herunter hieng, und packte mich bei der Bruſt. — Mir fuhr es durch Mark und Bein, und ich weiß noch heute nicht wie es kam, daß, ſtatt ſich zu legen, mein Unwillen größer wurde. Ich ſtieß den Veit zurück, und gab ihm einen Fauſtſchlag in's Geſicht. Der Menſch fiel nieder und war lange Zeit, als wie im Schlaf verfallen. Endlich erhob er ſich, und murrte grimmig: „Sieh! ich könnte Dich umbringen, und Du wärſt ſchon todt, wenn ich nicht ſo gutmüthig wäre. Aber Du wirſt mir von Tag zu Tage gefährlicher und ungeſchlachter, darum muß ich ſchon auf ein Mittel denken, Dich mir vom Halſe zu ſchaffen.“ — Er riegelte mich wieder ein, und ich hatte mir den Kopf zu zerbrechen, was das Umbringen und Todtſeyn wohl bedeuten möchte. Trotz meinem Nachſinnen bin ich damals nicht damit auf's Reine gekommen. Es lebte ja kaum etwas um mich her. Zudem ſollte meine Lage auf eine überraſchende Weiſe ſich ändern. Ich lag einmal im tiefen Schlafe, als ich mich gerüttelt, ſchnell aufgeweckt fühlte. Veit ſtand vor meinem Lager, der Keller war auf eine ungewöhnliche Weiſe erhellt, denn bei der Thüre, an der Erde ſtand ein kleines Flämmchen in einem Behälter eingeſchloſſen, woraus ſich eine zarte Hellung verbreitete. Die Thüre war offen. „Auf!“ rief Veit mir zu, und da ich ſchlaftrunken aufſtand, und an allen Gliedern fror und zitterte, weil mein dürftiges Kleid in Lumpen um mich hing, warf mir Veit die Decke um den Rücken, die mich bisher erwärmt hatte. „Komm!“ fuhr er dann fort; „Du ſollſt hinaus, und Deine Wünſche erfüllt ſehen, wenn Du ſtill ſeyn willſt, wie der Molch in jenem Winkel. Was auch geſchehen möge, hüte Dich, ein Wort zu reden, nur einen Laut von Dir zu geben; hüte Dich ferner, nur die Augen zu öffnen. Das Geringſte, was Dir auf Deinen Ungehorſam wiederfahren möchte, wäre der Tod.“ — „Was iſt der Tod?“ — „Im Tode ſieht man nicht, und hört nicht mehr, und liegt ſtumm in einer Grube, voll von ſtummen Würmern, und ißt nicht mehr, und trinkt nicht mehr, und ewig iſt der Schlaf und ohne Träume.“ — Schauder überlief mich, und ich folgte, unwillkürlich die Hand auf den Mund legend, dem Führer. Als ich vor die Thüre kam, verließen mich die Kräfte, und ich wäre umgeſunken, hätte Veit mich nicht unterſtützt; friſche Luft drang ſcharf in mein Geſicht, aber dunkel wie in meinem Gewölbe war es um mich her. Bei dem Scheine der tragbaren Flamme in Veit's Hand, ſah ich einen langen Kaſten von rauhem Holze vor mir auf der Erde ſtehen, ein ſchwarzes Tuch mit einem weißen Kreuze lag halb darüber geworfen. Daneben ſtand ein Mann, den Kopf in einer ſchwarzen Kappe verhüllt, wie auch Veit, den ich neugierig betrachtete, aber nur an ſeiner Stimme erkannte. Der fremde Mann hielt mir ſtillſchweigend einen Krug hin, und Veit befahl mir daraus zu trinken. Ich wollte gehorchen, allein wie ich das Getränk an den Mund führte, ſchauderte ich vor dem Geruch zurück, der davon ausging. Ich konnte unmöglich den Befehl erfüllen. „Es gilt Deine Freiheit,“ ſagte Veit, und dieſe Ueberredung zwang mir einen Schluck des übel duftenden Trankes ein, nach deſſen Genuſſe ich ſchwach wurde, urplötzlich, wie von einem ſchnell einbrechenden Schlummer. Ich fühlte mich von den Männern raſch aufgehoben, wurde in die Kiſte gelegt, und davon getragen. Ich erinnere mich dunkel, daß ich ſpürte, wie bald darauf der Deckel meines Behälters weggehoben wurde, wie ein heller Schimmer hineindrang, den ich durch die geſchloſſenen Augenlieder wahrnahm.

„Todt!“ hörte ich ſagen, und der Deckel ſank augenblicklich wieder nieder. Hier reißen meine Erinnerungen ab, bis zu einem Augenblick, der meine

Bruſt mit Wonne und zugleich mit Schreck erfüllte. Ich wurde ſchnell davon getragen, die Bewegung kam mir vor wie ein taumelndes Schwanken hinauf und hernieder. Ich hörte Stimmen über mir, aber die Luft, die mich umgab, war ſchwül, und eine Bewegung meiner Hände verrieth mir, daß ich noch in den Kaſten eingeſchloſſen war. Dieſer ſtand mit einemmale ſtill; ich hörte kein Geräuſch mehr um mich her, ich glaubte mich verlaſſen. Ich klopfte ängſtlich an den Deckel. — „Kein Geräuſch oder Du biſt des Todes!“ rief Veit's Stimme mir in's Ohr, und ich konnte hierauf kaum erwiedern: „Luft! Luft!“ Da ging nach einer Weile die Hülle ein klein wenig von meinen Augen weg, und eine Spalte wurde geöffnet, durch welche eine nie geahnte Helle mein Auge berührte, aber zugleich eine Farbe, die meinem Blicke wohl that: das Grün des Waldes. Ich ſchrie ein wenig auf, trank jedoch die Luft mit unnennbarem Behagen, und genoß mit Begier die Paar Biſſen Brod, die eine wohlthätige Hand in mein ſchmales Gefängniß ſteckte. Man ließ mir den Genuß der freiern Ausſicht, welche nur hin und wieder durch das im Winde flatternde und an den Seiten herabhängende Tuch meinen Augen entzogen wurde. Ich wurde wieder rüſtig vorwärts getragen; es kamen Leute an mir vorüber, und oft hört' ich fremde Stimmen fragen: „Wen tragt Ihr da?“ — Veit antwortete dann: „eine Leiche aus dem Hardwald, die wir zum Kirchhof bringen.“ Hierauf murmelten die Vorübergehenden einige unverſtändliche Worte, und es wurde dann wieder ſtill. An meinen gierig lauernden Blicken vorbei, flogen die grünen Geſtalten des Waldes, die neben mir vorüberſauſenden Lüfte des Tages, und manche Menſchengeſtalten in Gewändern und Farben, die ich noch nie geſehen. Endlich wurde es dämmeriger, und meine Träger reichten mir auf mein Begehr einen Schluck Waſſer in einer Muſchelſchaale. Das Waſſer war nicht rein, von übelm Geruch und Geſchmack, aber ich trank es, weil meine Zunge glühte und dürr am Gaumen hing. Darauf vergingen mir jedoch die Sinne, und ich fühlte mich ſelbſt nicht mehr, und wußte nichts von dem, was um mich her geſchah. Ich träumte verworren, bald vom lieblichen Sonnenglanz, bald von ungeheuern Molchen, bald von den ſchwarzen Vermummungen meiner Wächter, als mir plötzlich die Augen wie aufgeriſſen wurden, und ein Schauſpiel um ſich ſahen, deſſen Daſeyn ich niemals geahnt hatte.

Ich ſchrie laut auf, denn ich erblickte mich wie von einem glühenden Sonnenmeer umfloſſen, das ſeine Strahlen unerbittlich in mein an Nacht und Dämmerung gewohntes Auge ſenkte. In dieſem noch nie erſchauten Glanze unterſchied ich nur eine Maſſe von dunkeln Geſtalten, die um mich herſtanden, und die ich an ihren Geberden und Stimmen für Menſchen erkannte. Hinter dieſen Geſtalten bauten ſich künſtlich errichtete Steinhauſen in die Höhe, worüber ein Meer von blauer Luft und ſpiegelhellen Wolken zog. Ich ſank mit geſchloſſenen Augen einigen Leuten in den Arm, die zunächſt an mir ſtanden, und wurde von dieſen, die wohl bemerkt haden mochten, was mir fehlte, in ein Gebäude gezogen, deſſen düſtere Dämmerung meinen Augen wohl that, und mich an den Ort gemahnt hätte, den ich gerade verlaſſen, wenn ſich nicht das Gewölbe in hochgeſprengten Bogen weit oben in der Luft verloren hätte. Ich ſtand in einer Kirche, deren Bauart, deren funkelnde Altäre wie Traumbilder vor meinen Sinnen ſtanden, denn damals hatte ich ja noch nie gewußt, was ein Haus ſey, vielweniger was eine Kirche, und der gütige barmherzige Gott, den man darinnen verehrt, und der mir ſo wunderbar meine Freiheit geſchenkt. Noch jetzt, nach ſo vielen Jahren, und ſo manchen tauſend Erfahrungen, ſteht mir der Auftritt deutlich vor der Seele, der ſich in jener Kirche begab, als ich verhört wurde, und durch den Mund geiſtlicher Herren und des Bürgermeiſters befragt, wer ich ſey, wie ich mich nenne, und woher ich komme. Ich hatte die größte Mühe, nur zu begreifen, was die bärtigen und geputzten Leute von mir verlangten, denn ſie redeten eine Sprache, von der ich ſehr wenig verſtand, obſchon ſie die meinige war; aber Veit hatte mir, wie ich nachher erfuhr, kaum fünfzig Wörter gelehrt, die meinen ganzen Redereichthum ausmachten. Mit dieſen half ich mir ſo gut ich konnte, und was die Herren vom Rathe etwa in meinen Reden bezweifelten, mußten ſie endlich meinen Geberden, meinen neugierigen Blicken, und meiner Verwunderung vor den alltäglichſten Gegenſtänden glauben; denn ich war nicht anders, als gleich einem jungen, blindgebornen Thiere, das zum Erſtenmal die Augen aufſchlägt. Ich kam mir auch ſo fremd vor, unter all' den niegeſehenen Menſchen, als ob ich im gelobten Lande unter den türkiſchen Heiden angelangt wäre, und ich glaube, daß ich im erſten Augenblick meinem alten groben Veit gerne wieder in's Gefängniß gefolgt wäre, um nur das Vergnügen einer bekannten Geſellſchaft zu genießen. Ich bemerkte jedoch gar bald, daß ich dem Volke um mich her nicht minder ſeltſam vorkam, und daß es mich betrachtete, wie einen aus dem Himmel Gefallenen. Die Fragen der Leute waren wunderlich. Sie wollten meinen Nämen wiſſen, und Veit hatte mich doch immer nur „Junge" genannt; ſie erkundigten ſich nach meinem Alter, nach meinen Jahren, und ich wußte noch nichts von Jugend oder Alter, und kannte kein Jahr; ſie forſchten nach meinen Eltern, und ich wußte nicht, welche Geſchöpfe ſie meinten; nach meinem Vaterlande, meiner Heimath, und ich wußte nur von dem Keller zu ſtammeln, der mich bis heute beherbergt hatte. Es war ein übles Streiten in meiner Seele, bis ich mich an meinen neuen Zuſtand gewöhnte. Ich wurde nach und nach inne, daß man mich ſchlafend auf dem Pflaſter der guten Reichsſtadt Eßlingen zurückgelaſſen hatte; daß ein unbegreifliches Unrecht die erſte Zeit meines Lebens vergiftet, daß mein Loos fürder ſey, von der Gnade fremder Menſchen mein Leben zu friſten, und daß es, auſſer der ſchönen Welt, in die ich getreten, noch die herrlichen Wohnungen des Himmels gebe, worinnen unſer Herrgott thront, mit dem ich mich durch den Bund der Taufe vereinigen mußte, um dem Satan und ſeinen Flammen zu entgehen; denn man hatte als wahrſcheinlich angenommen, daß die heilige Handlung noch nicht an mir verrichtet worden. Ich lebte im geiſtlichen Unterricht einige Zeit hin, während welcher ich in dem Spital zu Eßlingen geſpeiſt und beherbergt wurde. Der ehrliche Rathsherr Paul Hunolt war mein Pathe, und der Pfarrherr Iſelin taufte mich im Namen des Herrn. So hatte ich denn mit einemmale zwei Namen, der ich früher gar keinen gehabt: Paulus nach meinem Pathen, und Kircheck, nach dem Ort, wo ich armer Menſch gefunden worden war. Ich habe mir das Plätzchen an der Dionyſiuskirche gar deutlich gemerkt, und es nachmals öfter beſucht, zumal, ſeit der Grabſtein meiner lieben Eliſabeth dort eingemauert worden, wovon im Verlaufe dieſer Hiſtorie ein Mehreres.

Als nun aus dem Saulus ein Paulus gemacht worden war, nämlich ein Chriſt aus mir unverſtändigem Knaben, ſo ließ mich Herr Hunolt in ſein Haus auf das kühle Erkerſtüblein kommen, das wie eine Burg auf den Häfnermarkt hinaus gebaut iſt, ſchenkte mir ein Kleid, und eine Handvoll der neuen hälliſchen Münze, und ſagte: „Das Kleid iſt von mir, die Heller ſind von einem wohlweiſen Rathe, der ſeine Schuldigkeit und Pflicht als eine chriſtliche Obrigkeit an Dir geübt zu haben, ſich bewußt ſeyn mag. Er hat Dich aufgenommen, wie man ein hülflos ſchreiendes Kind an ſich nimmt, er hat ausgeſchrieben und Boten geſendet in Deiner Sache, hat ſogar die Herren vom ſchwäbiſchen Bund aufgefordert, ihn in ſeinen Nachforſchungen zu unterſtützen; aber, obgleich anzunehmen, daß Deine elendige Gefangenſchaft von ziemlich vornehmen Leuten, Deinen Feinden, oder Verwandten, oder, wo Gott vor ſey, von Deinen ehrvergeſſenen Eltern ſelbſt verurſacht worden iſt, ſo hat ſich doch trotz aller Mühe keine klare Spur und Fährte ergeben wollen. Wie nun die Unmöglichkeit vorhanden, Dir das Recht zu ſchaffen, und etwa das Gut, das Du erben möchteſt, und es auch in der Folge ziemlich ſchwierig ſeyn würde, weil die Zeitläufte immer verwirrter und bedrohlicher anheben, ſo iſt es unerläßlich, daß Deine Wohlthäter auf ein Mittel ſinnen, Dich zu einem Erwerb aufzuziehen, der Deine Tage vor Kummer und Mangel ſchütze. Du biſt ein ſtarker Menſch, und kannſt Deinem Ausſehen nach, an die fünfzehn Jahre haben; zu dieſer Friſt iſt man zu jeder Arbeit geſchickt, und vielleicht würde es ſich thun laſſen, daß man ſogar auch Deine Neigung bei der Wahl des Handwerks in Betracht nähme. Was meinſt Du, wenn Du ein Meſſerſchmied würdeſt, deren Zunft hier abſonderlich blüht und gedeiht?“

Ich dankte dem redlichen Herrn, erinnerte ihn aber, wie meine, zur Zeit noch zu ſehr vom langen Dunkel geſchwächten Augen nur mit Mühe das Sonnenlicht ertrügen, und vielleicht nimmer in den Stand gerathen dürften, die Glut des Ofens auszuhalten. Er gab mir Recht. Wie wir nun aber miteinander gemächlich alle Gewerbe durchgingen und beleuchteten, ſo fand es ſich, daß ich doch zu keinem derſelben Luſt und Neigung trug, und höchſtens einwilligen mochte, ein Bauer zu werden, weil es mir gefiel, in der freien Luft herum zu gehen, und den Boden zu ackern, und die Ochſen zu treiben, oder auf den Weinbergen am Neckar den Reben zuzuſchauen, wie ſie den Saft treiben, und das Laub anſetzen; denn es war in der Frühlingszeit, und ich hatte die Blumen kennen gelernt, und ſehnte mich, Tag für Tag in ihrem und der grünen Blätter Schooß zu liegen.

Der Rathsherr ſchüttelte den Kopf, denn er war kein Freund von den Bauern, und antwortete mir, es ſey verdorbenes Geſindel in den Dörfern, hoffährtige faule Tagediebe, die nur die Gelegenheit erwarteten, über ihre von Gott eingeſetzte, geiſtliche und weltliche Obrigkeit herzufallen, wie ſie es auch bereits vor mehreren Jahren gethan, da im Remsthal der Aufruhr los ging, den man den Rummel vom armen Conrad nannte. „Wickelt den ſchäbigen Bauer in Seide ein,“ ſchloß der Rathsherr, „ſo wird er doch immer den kothigen Stiefel unter der Bank vorſtrecken. Was haſt Du davon, wenn Du einem reichen Dorfſchulz dienſt als armer Knecht, oder für einen beſoffenen Weingärtner Dich plagſt wie ein Hund? Beſſer iſt's gethan, ein ehrſamer Handwerksgeſelle, und aus einem armen Geſellen ein wohlhabiger Schwiegerſohn eines reichen Reiſters zu werden, und dann der Meiſter ſelbſt, und endlich aus dem Meiſter ein Rathsherr, z. B. wie ich bin. Ich war auch einmal ein armer Burſch, und von Dir nur darin unterſchieden, daß ich Vater und Mutter hatte. Da ging ich aber in die Welt, die dem freigeſprochenen Wandergeſellen allenthalben offen ſteht, gerieth in's Wälſchland, in's Franzoſenland und kam bis an den Hof des Herzogs von Burgund, Gott hab' ihn ſelig! Der Herr war ein Bischen wild, wußte aber was zu einem Herzog gehört, und ich hatte juſt für ſeine Tafel ein Paar prächtige Vorſchneidmeſſer verfertigt, als ihn die ſchweizeriſchen Kühmäuler bei Nanzig todtſchlugen. Doch hatt' ich mir zu Arras einen Nothpfennig niedergelegt, womit ich glücklich in's Schwabenland zurückkam, den Bodenſee verließ, und mich hier anſiedelte, wo meiner Lisbeth ſchöne Augen mehr Feuer in mein Herz warfen, als ich jemals aus meinen Kohlen mit dem Blasbalg gelockt hatte."

Hunolt hielt inne, und wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen. Dann fuhr er fort: „Aber freilich: gute derbe Augen muß man haben, wie auch ſtarke Fäuſte, um ein ehrſames Handwerk zu treiben; Du biſt viel zu gut zu einem Geisbockreiter oder zu einem Pechkerl von Schuſter, der auf ſeinem Dreifuß Mücken und Grillen fängt, und allerlei rebelliſche Schwänke erdenkt, womit er ſeine Obrigkeit bis auf's Blut ärgert. Ich möchte Dich lieber bei einer freien Handthierung ſehen. Es iſt auch nicht übel, ein ehrlicher Muſikant zu werden; kein herumziehender, aber ein wackerer Thürmergeſelle und Meiſter. Die Muſika iſt eine wohlthätige Gabe von Gott, und wie mir's ſcheint, eine würdige Kunſt, weil am himmliſchen Thron die Engel durch alle Ewigkeiten ſitzen und auf den goldenen Harfen ſpielen. Was meinſt Du, wenn ich Dich zu unſerm Stadtpfeifer in die Lehre brächte? Er iſt ein geſchickter Mann, hat an des vertriebenen Wirtembergers Hof die Trompete geblaſen, und auf ſeinen Jagden das Horn, und die Pauke getrommelt bei dem Tauffeſt des jungen Herrn Chriſtophel, der jetzo leider im Gefolge Sr. kaiſerlichen Majeſtät umherzieht, als ein armer Knabe ohne Land und Leute. Herr Andreas Zechenmayer weiß nebenbei viel zu erzählen, und ein junger Geſell kann Manches von ihm lernen. Er iſt ein trefflicher Fechter, hat in der Lombardei oft die Trompete auf den Rücken gehängt, und mit dem Degen drein geſchlagen. Sollte Dich die Luſt erfaſſen, einsmals die Poſaune mit der Lanze zu vertauſchen, was in dieſer unruhigen Zeit wohl geſchehen dürfte, ſo würde Dir Niemand beſſere Anleitung geben können, als Meiſter Andreas."

Die Worte des Rathsherrn gingen mir tief in's Herz, und nicht zum andern Ohre hinaus, wie man zu ſagen pflegt. Seit meiner Freiheit hatte mir nichts einen größeren Genuß verſchafft, als der Klang von muſicaliſchen Inſtrumenten. Meine Augen waren zu ſchwach, um das ſchöne Schauſpiel der Schöpfung lange genießen zu können, mein Gaumen zu ſehr mit Brod und Waſſer verwöhnt, als daß ich zur damaligen Zeit noch etwas Anderes hätte hinunterbringen können, als höchſtens ein Glas Milch; meine Zunge war noch zu wortarm, um in der Unterredung mit den Bürgern und Geſellen der Stadt ein Vergnügen zu finden, aber mein Ohr war fein geblieben, wie in meinem Kerker, wo ich den leiſeſten Lauf einer Eidere, das Fortſchieben einer Otter ganz deutlich vernahm, und hatte ſich vor allen meinen übrigen Sinnen am früheſten mit dem Tumult der Welt und des Lebens vertraut gemacht. Aus der weiteſten Ferne ſchon hörte ich die Schallmei, wenn eine Bauernhochzeit längs der Ufer des Neckars zur Stadt gezogen kam; ich hörte die jungen Vöglein zwitſchern, die auf den Zinnen der Burg im Neſte ſaßen, wenn ich durch den Weinberg an der Halde ſchritt. Was indeſſen mehr war: mich erheiterte und beſeligte jeder Klang, der mild oder kühn zu meinem Ohr ſich ſtahl. So oft ich im Abendduft oder im Morgenſchimmer von den Bergen hernieder kam, und der Thürmer mit ſeinen Geſellen auf das Trompetergänglein der Kirche trat, und ſie die Kirchenlieder anhoben, ſo kamen Zähren in meine Augen und wehmüthige Seufzer in meine Bruſt; ich weinte, es war aber eine unendliche Freude in dieſer Wehmuth. Als dagegen einmal ein Reitertrupp des ſchwäbiſchen Bundes durch die Stadt zog, und auf der Brücke ſein fröhliches Lied in vielen Trompetenſtimmen erklingen ließ, da klopfte mein Herz muthig und ich hätte ganz allein dieſe Schaar ſeyn, auf all' den Pferden ſitzen und in die Welt ſprengen, mit all' den blitzenden Speeren fechten mögen. So iſt es auch geblieben mein Leben lang hindurch. Der Froſt des Alters hat zwar meine Finger erſtarrt, und auch meine Stimme iſt eingeroſtet, die manchem deutſchen und franzöſiſchen Mägdlein Freude gemacht hat, aber in der Kirche kräbe ich doch immer noch mit Luſt und Lieb meinen Vers, und wenn ich in meiner Stube hin und wieder nach der verſtäubten und mit mir alt gewordenen Laute greife, ſo fällt mir auch noch ein artig Liedlein in den Sinn, und ich cytharire und meckere mich in die Tage meiner Jugend hinein. Obige Freude an der Muſik alſo beſtimmte mich, dem guten Hunolt mein Ja zu geben, und bei dem Meiſter Andreas meine Lehrzeit anzutreten. Ich wurde auf Verwenden meines Wohlthäters ohne viele Schwierigkeit angenommen, konnte jedoch keine Schlafſtelle auf dem Thurme ſelbſt erhalten, weil der Geſellen zweie bei dem Stadtpfeifer bereits hauſ'ten. Es lag mir im Grunde nicht viel an dieſem Hinderniſſe, weil in dem Pfeiferſtüblein ein ziemlich wüſtes Leben geführt wurde, mit Singen, Trinken, Jubiliren, Fluchen und ärgerlichen Reden. Meiſter Zechenmayer hatte die Kriegsgurgel noch nicht ablegen können, und ſeine Geſellen mußten ihm wacker Widerpart halten, wenn er zornig wurde, und überm Spiel oder Trunk Händel anfing, oder um des Faullenzens ſeiner Leute willen oft einen Spektakel anfing, der von dem hohen Thurm herunter ganz deutlich in der Stadt vernommen werden konnte. Was nun meine Wohnung anbelangte, ſo ſchlug ſich Herr Hunolt abermals in's Mittel, und räumte mir einen Winkel im Hauſe ein, wo mein dürftiger Strohſack Platz hatte, und darauf der arme Paul Kircheck, der alle Tage zweimal auf den Thurm und zweimal herunter zu ſpringen hatte. Eine leichte Aufgabe; meine Lunge war vollkommen gut, und ich konnte friſch weg in die Poſaune oder in das Horn ſtoßen, wenn ich mich nur etwas verſchnauft hatte. Aber die Thurmwanderſchaften wären mir langweilig geworden mit der Zeit, hätte mich nicht bald auf einer jeden eine gewiſſe Perſon begleitet, die ich in Herrn Hunolt's Hauſe kennen lernte. Es war Niemand anders, als die Tochter des Rathsherrn ſelbſt: die geſunde, freundliche, und brave Eliſabeth. Ihr Bild nämlich ging alle Morgen mit mir aus dem Hauſe, und kehrte eben ſo oft mit mir wieder heim, wo ich etwas Beſſeres fand als nur das Bild allein. Es iſt mir ſchnakiſch gegangen, da ich zuerſt hörte, daß es auch Weiber und Dirnen in der Welt gäbe. Die glatten, lieblichen Geſichter dünkten mir gleich ſchöner, als die Bärte der Männer, und deren trotzige Augen. Vor Allem jedoch gefiel mir Hunolt's Lisbeth als die lieblichſte ihrer Geſpielinnen, und viel Andere mochten meines Glaubens ſeyn, denn es war Tag für Tag viel Geläufs und viel Hofirens von Seiten der jungen Männer der Stadt zu Hunolt's Hauſe, zu Hunolt's Töchterlein. Ich ſtand freilich in meinem Winkelchen, wenn die reichen Meiſter, und Studenten, und Rathsherren erſchienen; aber ich war glücklicher im Stillen, als die Herren alle in ihren koſtbaren Kleidern. Wenn ich in

Eliſabeths Auge ſah, ſo ſtärkte der blaue Himmel darinnen meine Sinne wunderbar; wenn ſie mir zu Zeiten ein freundlich Wort ſagte, ſo horchte ich eifriger darauf wie auf das Evangelium; und, die alte Magd im Hauſe mochte mir noch ſo viele gute Biſſen vorlegen, wie ſie es häufig that in ihrer Barmherzigkeit, ſo ſchmeckte mir doch die härteſte Brodrinde aus der Hand der Eliſabeth weit beſſer und gedeihlicher. Ich hatte meine beſondern Gedanken: ich hätte gewünſcht, der gelbe Spatz zu ſeyn, den ſie in dem Käfig vor dem Fenſter fütterte, oder ihr Vater, dem ſie an den Augen abſah, was nur ſein Herz begehrte, um es alſobald freundlich herbeizubringen; am liebſten wäre mir doch geweſen, wenn ich des Nachbars krankes Kind hätte ſeyn können, welches ſie einen langen Monat hindurch in einem ſchweren Geberſte gepflegt hatte. Wie ſanft muß der Blondkopf an ihrer weichen Bruſt, in ihren ſorglichen Armen geruht haben! Wie ſo kräftige Arznei muß ihm von dem Kuß ihrer Lippen gekommen ſeyn, geſünder und trefflicher als die Mittel des Meiſter Arztes! Ich hatte ſchon viel Herrliches in der Welt geſehen, wie ich mir einbildete, aber das Preiswürdigſte von Allem ſchien mir eine Mutter zu ſeyn, und das Bild der Muttergottes war darum auch das Erſte, was ich in meinem Chriſtenthum begriffen habe. Ich ſah wohl häufig, wie ſich die Leute freuten, die mit einander Hochzeit hielten, aber ich dachte mir immer, die Freude müſſe in der Ehe erſt angehen, wenn der Storch ein Kindlein gebracht, und der liebe Gott der jungen Frau erlaubt hätte, eine Mutter zu ſeyn. Dieſer Gedanke hat mich viele Thränen gekoſtet. Wen ich kannte, hatte ſeine Mutter, entweder noch am Leben, oder als eine theuere Leiche in dem oft beſuchten und bekränzten Grabe; ich allein hatte keine Mutter gehabt; hatte ſie mindeſtens nie gekannt, war wohl nie auf ihren Armen getragen worden, hatte nicht die kleinſte Hoffnung, jemals zu erfahren, wer ſie geweſen. Darum wäre mir erwünſcht gekommen, wenn ich die gute Eliſabeth an ihrer Statt mit ihrem Namen hätte nennen können. Sie war auch viel geſcheidter als ich, zählte ungefähr drei oder vier Jahre mehr als ich, und verſprach, denjenigen ewig lieb zu haben, den ſie einmal gern gehabt. Einſtmals ſprach der alte Hunolt vom Tode, und wie er ſich wohl bald in's Grab legen müſſe und es ihm leid thue, ſeine Tochter ohne den Schutz eines Bruders verwaiſ't zu hinterlaſſen. Da redete ich zu ihm frei und ohne Falſch: Ich ſey gerne bereit, bei der Jungfer Hunolt auszuharren bis an mein Ende oder das ihrige, und es würde mich ſehr ſchmerzen, wenn ich ſie jemals verlaſſen müßte. Da ſchaute der alte Herr gar ernſthaft und verwundert auf; weil er aber auf meiner Stirne nur die reine Unſchuld las, hob er an zu lächeln, und antwortete: „Bin Dir ſehr bedankt, Du guter Knab. Wird ſich ſchon ein Anderer finden, der meine Lisbeth nicht verläßt, und ſie ſchützt und ernährt." Der ſoll ihr Mann ſeyn, und das letzte Geſchäft meines hohen Alters beſtehe darin, einen ſolchen für mein Kind zu ſuchen. Du aber mußt bald in die Welt hinaus, und Dich an den Gedanken gewöhnen, weder mich noch die Eliſabeth jemals wieder zu ſehen."

So ſchwieg ich denn mit einem Seufzer; der Rathsherr auch; Eliſabeth war jedoch unter den letzten Worten roth wie Blut geworden, und ſtille aus der Stube gegangen. Ich packte mein muſikaliſches Zeug zuſammen, und ging nach dem Thurme. Wie ich drauſſen im Vorhauſe an der Küchenthüre vorüberging, ſah ich Eliſabeth am Heerde ſtehen, und ſie weinte. Ich grüßte ſie, und ſie dankte mir mit ſtummem Kopfnicken, nachdem ſie ſich mit der Schürze die Augen getrocknet. Ich hatte Mitleid mit ihr. Ich trat zu ihr, leiſe, ohne daß ich wußte, warum, und flüſterte ihr wie ein Geheimniß zu: „Seyd nicht traurig, Jungfer; der Vater lebt, ſo Gott will, noch lange Jahre. Er iſt geſunden Leibes, und Ihr thut Unrecht, wenn Ihr die hellen Augen durch vorzeitige Betrübniß dunkel macht." — Auf dieſe treuherzigen Worte hin, ließ Eliſabeth die Schürze ſinken, und ſah mich mit großen Augen an, und wenn gleich viel Verwunderung, ſo lag doch auch eine unausſprechliche Freundlichkeit darin. Sie antwortete mit keinem Laut, und ich begab mich hinweg, im Herzen froh, daß mein ſchwacher Mund ſie ſo kräftig getröſtet. Auf der Straße bemerkte ich erſt, daß eine koſtbare Perle aus Eliſabeths Augen auf meinen Arm gefallen war, und ich trank ſie, wie der Sonnenſtrahl den Thau. War mir's doch hierauf, als ob ich ein berauſchendes Getränk genoſſen hätte!

Der Kopf ging mir, wie im Schwindel um, und ich hatte mich recht zuſammen zu nehmen, daß ich nicht durch eins der Thurmfenſter von der Wendeltreppe hinunter auf die Gaſſe fiel. Ich war recht zerſtreut in meiner Lehrſtunde; ſollte ich nach der Laute greifen, ſo holte ich das Hackbrett, ſollte ich das Waldhorn an den Mund ſetzen, ſo griff ich nach der Zinke. Ich machte Alles verkehrt, und die beiden Geſellen ſchütteten ſich aus vor Lachen, und Meiſter Andreas wäre ſchier zornig geworden, denn er hatte an dem Tage um der Hitze willen ein Paar Schoppen mehr als gewöhnlich getrunken. Endlich ſtimmte er ſelbſt in das Gelächter der Geſellen ein, und rief: „Seht nur, wie der Bube da ſitzt! Sein Kopf iſt dick vor Thorheit, und die Augen wiſſen nicht, ob ſie ſchlafen oder wachen ſollen. Was fehlt dir Bube? So fängt die Peſt an, oder ein Rauſch, oder die Liebe. Was iſt's von den Dreien?"

Ich wußte nicht was ich ſagen ſollte, und ſchwieg daher, verſtockt wie zuvor. Einer der Geſellen, ein leichtfertiger Bayer aus Ingolſtadt, ſagte alsdann: „Ich wette, Meiſter Andreas, es iſt keins von den dreien, was dem Buben den Kopf verrückt. Zu dem Erſten iſt er zu geſund, zum zweiten zu fromm, und zum Dritten zu dumm. Wie kommt es aber, daß Ihr, der alte Küraßreiter, von der Liebe etwas wißt? Ihr habt uns ja ſchon oft geſagt, daß in Euerm ganzen Leben keine Dirne Euer Herz bezwungen."

Da lachte der Stadtpfeifer, und erwiederte, indem er ſich behaglich auf ſein Bett lehnte: „Man weiß gar viel, was man nicht an ſich ſelbſt verſpürt hat. Es ſind andere Leute zum Exempel da. Ich war nicht umſonſt manch' liebes Jahr am Hof des Würtemberger Herzogs, und weiß, wie unter den vornehmen Leuten und unter dem Dienſt-Geſinde die Liebespraktiken anzuheben und zu endigen pflegen. Herr Utz, um gleich beim Meiſter anzufangen, ſaß vor langer Zeit, als ein junger Geſell, zu Stuttgart, und hatte Langeweile. Junges Blut thut ſelten gut, und dem vielen Arbeiten war der Herr obnedieß nicht hold. Sein Kanzler und ſein Hofmeiſter regierten das Land, und ließen dem Herzog die Freiheit, ſo viel zu tafeln, zu zechen, zu reiten und zu pürſchen als ihm beliebte; was er auch redlich that, bis ihm All' das zum Ekel wurde, und andere Gedanken ſich einſtellten. Da lebte zu Nürtingen, einem luſtigen Städtlein mit einem feinen Schloſſe, eine Prinzeſſin von Brandenburg; die leiſtete der verwittibten Herzogin auf dem Schloſſe Geſellſchaft. Herr Utz hatte das bildſchöne Fräulein einige mal geſehen, ich weiß nicht auf der Jagd, oder auf einem Beſuch bei der verwittweten Frau. Genug: aus dem Aug in's Herz war Eins. Die junge Eliſabeth von Brandenburg gefiel dem jungen Herrn beſſer als die alte Eliſabeth des Eberhard, und er begann ihr den Hof zu machen, wie ſich's bei ihm thun ließ, der nicht an Frauengeſellſchaft, ſondern nur an den Wald und ſeinen Bärenbeiſſer gewohnt war. Der fröhliche Fürſt wurde gar bald mürriſch und verdroſſen, ſo lange er im Schloß zu Stuttgart ſaß, und erheiterte ſich nicht eher, als wenn er gen Nürtingen fuhr, um an dem Fenſter ſeiner Geliebten wie ein wilder Jäger vorbeizuſprengen, wobei er mit ſeiner Peitſche und ſeinem Jagdhunde ſo viel Lärmens machte, daß ſich Alles entſetzte, und ihm wie einem Blutvergießer aus dem Wege lief. Hatte er ein Wild erlegt, ſo mußte es rauchend und blutend, wie in einer Proceſſion, am Schloß des Fräuleins vorbeigetragen werden, und er ras'te dann zu Pferde nach, daß es ein Wunder iſt, wie er nicht elendiglich den Hals gebrochen. Sothane Reiter- und Jägerſtücklein aber mißfielen dem Fräulein gar ſehr, denn es war ſanft und mildthätig, und hatte ein Angeſicht wie Mondenſchein, während Ulrich mit ſeinem röthlichen Angeſicht und Krauskopf ſtrahlte wie eine lebendige Sonnenflamme. Daher wollte er es auf eine andere Weiſe verſuchen, und nachdem er eines Abends vor und nach der Tafel Menſchen und Vieh mißhandelt in ſeinem Ungeſtüm, rief er mich zu ſich und redete: Ich will nicht umſonſt das Jagdhorn zu blaſen von Dir erlernt haben, Andreas. Man ſagt ja allgemein, die Muſika ſtimme der Weiber Herzen, und ich will's verſuchen. Nimm daher Deine Zinke mit Dir, und ſetze Dich zu Roß, daß wir ſelbander auf Nürtingen reiten, um dem Feinsliebchen allda ein Nachtlied zu bringen. Blaſe aber fein zart und holdſelig, Du rauhes Trompetermaul, und gib eine feine Weiſe an, die nicht zu ſchwer ſey, damit ich Dich mit dem Horn begleiten kann. — So geſchah es. Wir ritten fort, und ritten wie die Teufel. Bei düſterer Nacht ſtanden wir unter Liebchens Fenſter, und zinkenirten und ſangen weidlich, bis das holde Frauenbild ſich aus dem Fenſter neigte, und dankend mit dem Kopfe nickte. So trieben wir's lange, und kein Menſch wußte davon, und Herr Utz wurde ſo aufgeräumt dabei, daß er ſelbſt ein Liedlein dichtete, das mit dem Verſe anfängt: Ich jag' mein Horn in's Jammerthal u. ſ. w., wozu ich ihm die Weiſe verfertigen half. Plötzlich nahm's ein Ende, weil einmal die alte Herzogin, die von dem verliebten Unfug gehört, und mit der Brandenburgerin das Schlafgemach vertauſcht hatte, aus dem Fenſter ſchaute, und uns die Köpfe tüchtig wuſch.

Zu damaliger Friſt habe ich geſehen, wie die Liebe wächst und überhand nimmt; der Herzog mußte aber bald die bayeriſche Sabina heirathen, und da verſpürte ich bald, wie die Liebe abnimmt, gleich einem Strohfeuer. Nach dem ärgerlichen Todſchlag im Schönbuch, worauf bald die Trennung des herzoglichen Paares erfolgte, bin ich vielemale als Bote zwiſchen Aurach, wo die Herzogin ſaß, und Stuttgart hin und her geritten, und es waren nie die feinſten Brieflein, die ich hinnahm und die ich zurückbrachte.“

Die Geſellen lachten aus vollem Halſe, und erzählten ſich einer nach dem andern ihre Liebeshiſtorien aus frühern Zeiten. Ich horchte wie ein Träumender zu, denn die Leute ſprachen, wenn ſie die Liebe nannten, von einem ganz andern Ding, als ich es mir bishero vorgeſtellt, und ſpotteten mich um meines Staunens und meiner Unſchuld willen tapfer aus. Meiſter Andreas that daſſelbe, und rief: „Erröthet der Bube nicht wie eine Kloſterfrau? Geh', Paul; aus Dir wird nimmermehr ein tüchtiger Muſikant. Allenfalls magſt Du ein fahrender Sänger werden, wie ſie mit der Laute von Markt zu Markt, von Feſt zu Feſt zieh'n, um ihren kärglichen Unterhalt zu gewinnen, und nebenbei den liebeſüchtigen Dirnen den Kopf zu verrücken. Beſſer noch wäre es, wenn Du ein Pfaffe würdeſt. Die Weibsleute würden Dir lieber beichten, als unſerm Pfarrherrn Balthaſar Sattler, der ſo gerne ſchmauſ't und tändelt, oder dem ehrenwerthen Michael Stiefel, der jetzo als ein lutheriſcher Predikant in die Welt gezogen iſt. Geh heim, Kind, ſpeiſe Dein Süpplein, und laß Dich in den Schlaf ſingen von der gezierten Jungfer Hunolt, der noch kein Freier recht geweſen iſt."

Mir ſtiegen die Thränen heiß in die Augen, und ich ſtand auf, zitternd vor Zorn und Wehmuth, nicht um meinetwillen, ſondern um Eliſabeths willen, die es nicht verdiente, von der rohen Zunge des berauſchten Trompeters geſchmäht zu werden.

„Sieh doch, wie dem Hähnchen der Kamm ſchwillt!" höhnte der Ingolſtädter, ein verruchter Burſche, der um ſeiner Lüderlichkeit willen berüchtigt war: „Steigt ihm nicht die Röthe vom Kropf bis unter die Haare? Was gilt's, der Bube, den ſeine Lümmeljahre ſo verſtockt machen, hat ſich in Hunolts Mädel vergafft? in das langweilige Bild ohne Gnade?"

Auf dieſe Reden hin kannte ich mich nicht mehr vor Zorn. Es kam ein Augenblick über mich, wie ehemals in meiner Gefangenſchaft. Ich erwiſchte eine ſchwere Poſaune, die mir zur Hand lag, und ſchlug damit den Geſellen ſo kräftig vor die Stirne, daß er mit einem Schrei, unter einem Strom von Blut und ohne Bewußtſeyn zu Boden fiel. Andreas und der zweite Geſelle ſprangen leichenblaß auf, und Zechenmayer hatte ſchnell jede Spur des Rauſches verloren: „Um aller Heiligen willen!" ſtammelte er, während ſein Gehülfe den Verwundeten auf das Lager ſchaffte: „Unglückskind, was haſt Du gethan? Wir kommen in das größte Elend! Dir koſtet's den Kopf, wenn der Burſche todt iſt, und ich muß, um meiner Scherze über des Rathsherrn Tochter willen, vom Dienſt ſpringen."

Der Verwundete that einen tiefen Athemzug, und des Trompeters Züge klärten ſich auf, da er den Todtſchlag nicht vollendet ſah. Er führte mich aber zur Thüre hinaus und ſagte mir, der ich da ſtand wie ein Stein, ich möchte ſo ſchnell als möglich nach Hauſe gehen, mich nicht ſehen laſſen, und morgen wiederkehren, um mit ihm zu reden. Er hoffe, den ganzen Vorfall vertuſchen zu können, und Alles in's Geleis zu bringen, wenn nämlich der Verletzte nicht unverſöhnlich ſeyn würde. Nach dieſer Ermahnung kam ich wie ein Schlaftrunkener in Hunolt's Haus zurück. In der großen Stube waren mehrere Leute verſammelt: der Rathsherr, der Bürgermeiſter Hanns Holdermann, und ein langer, magerer Herr, der die Kleider eines Edelmanns trug, und den ich im Verlauf des Geſprächs bald Herr Winterich, bald den Herrn von Elkhofen nennen hörte. Die Dreie gingen, im lebhaften Wortwechſel begriffen, auf und ab, und der Bürgermeiſter, der eben eine heftige Rede gehalten hatte, ſchwieg mißtrauiſch ſtill, als ich in die Stube kam, und meinen demüthigen Reverenz machte.

„Laßt Euch nicht ſtören, Herr Bürgermeiſter,“ ſagte hierauf mein Wohlthäter: „der junge Menſch iſt, ſo zu ſagen, ein Neuling wie das Kind, das aus Mutter Leibe kömmt. Er wird unſere Heimlichkeiten nicht ausplaudern, weil er nichts davon verſteht.“

Hierauf begannen die Herren wieder, ohne auf mich Rückſicht zu nehmen, der ich mich ſtillſchweigend hinter den Ofen ſetzte, ihr Geſpräch, und Holdermann fuhr fort: „Dem zufolge, werther Herr v. Elkhofen, werdet Ihr einſehen, daß der Zeitpunkt nicht der geſchickteſte iſt, um Eure Angelegenheit zu entwirren.“

Auf dieſe Rede hin faltete der Edelmann ſeine Stirne, und ſtrich ſich übler Laune über den Bart, und durch die grauen Haare, die ſeinen Scheitel bedeckten. Er war ein häßlicher Mann, der Elkhofen, und viel vor der Zeit gealtert, wie ſich deutlich merken ließ, denn ſein Geſicht, zwar gelb und hager, war um gute fünfzehn Jahre jünger als ſein Haupthaar, und der geſtreckte Körper hatte noch immer etwas Kräftiges, dem aber leider die wankenden Füße widerſprachen. Seine Augen waren grau und falſch, und wenn er im bittern Spott ſeine Lippe breiter zog, ſo ſah er aus, wie eine gierige Katze, die auf einen Raub lauert, den ſie bereits mit gierigem Blicke muſtert.

„Was kümmert mich die Zeit und Euer reichsſtädtiſches Wirrſal!“ rief er unmuthig, und ſein Schritt wurde ſchneller: „Ich will mein Recht. Zu welchem Ende ſitzt denn das Reichsregiment und das Kammergericht in Euern Mauern, wenn ein ehrlicher Edelmann in einem Streit mit ſeinen Leibeigenen den Kürzern ziehen ſoll? Der Schuft muß ausgeliefert werden, und wenn ich an Kaiſers Majeſtät ſelbſt gehen müßte!“

Hunolt erwiederte begütigend: „Lieber Herr; das Recht iſt Jedem gleich. Der Freyhof beſteht eben ſo gut auf ſeinen Privilegien, als Ihr. Wir können dieſe nicht ſchmälern, aber wohl zur Sühne reden, wenn Ihr ein Bischen nachgiebig ſeyn wolltet.“

„Das heißt mit andern Worten: Wenn ich beide Augen zumachte, und den leibeigenen Knecht mit allen Rückſtänden und Steuern zum Teufel gehen laſſen wollte;“ antwortete der Herr v. Ellhofen.

Der Bürgermeiſter verſetzte hierauf: „Was wär' es auch, wenn Ihr die Rückſtände fahren ließet, die Ihr doch nimmer erhalten werdet? Nützt es Euch etwas, wenn Ihr dem armen Mann den Kopf abſchlagen, oder Riemen aus ſeiner Haut ſchneiden laſſet?“

„Der Knecht hat mir nicht nur allein mein Geld, ſondern auch ſeinen Leib entzogen. Er hat mich doppelt beſtohlen, dafür gebührt ihm der Tod. Ich will nicht das Geld, aber ich will das Recht, und folglich das Blut des Landflüchtigen.“ So lautete die Antwort des erzürnten Herrn.

Hunolt ſprach hierauf: „Bedenkt doch ſelbſt die Lage der armen Leute. Ihr ſitzt oben im Lande auf dem Boden der Grafen von Hohenzollern, und eine Handvoll Leibeigener, die Euch durch Erbſchaft zugefallen ſind, hauſen auf ihrer kleinen Hufe, viele Meilen von Euch entfernt. So ſaß der arme Menſch in Plünersreut, hatte kaum das liebe Brod zum Leben, denn ſo wie der Zinstag heran kam, leerte ihm Euer wandelnder Vogt Scheuer, Stall und Kaſten; dafür genoß er aber nicht einmal den Schutz ſeines Herrn, der ihm zu ferne wohnt; er muß ſehen, wie ihm der Würtemberger in den Acker fällt und ihn ſchädigt, wie die Reiſigen des ſchwäbiſchen Bundes ihm den letzten Vorrath abnehmen, um ihre Roſſe damit zu füttern; muß Alles ertragen, Plünderung von Feind und Freund, und den Muthwillen der Beſatzung des Herzogs Ferdinand, durch deren Unvorſichtigkeit ſein Haus und ſeine Scheuer in Flammen aufgehen. Welcher Menſch, der in der Bruſt ein redliches Herz trägt, fühlte nicht Mitleid mit dem Armen, der in Euch einen ſtrengen Herrn fürchtet, und in der Verzweiflung, ſtatt Eurer Ladung zu folgen, Acker und Hof, Weib und Kind verläßt, um ſich hier in des Kloſters Freihof zu flüchten?“

Die Stirne des Elkhofen wurde unter den grauen Haaren blutroth. Er ſtieß heftig mit ſeinem langen Degen auf den Boden, und entgegnete mit rauher, pöbelhafter Stimme: „Beim ſchwarzen Satan! Ihr erregt mir die Galle. Der Schuft hat den Strick verdient; und was die mitleidigen Herzen betrifft, von denen ihr ſpracht, ſo kenn' ich ſie wohl. Sie ſitzen hinter den Mauern Euerer Reichsſtädte. Ihr ſeyd es, von denen des Teufels Waizen unter das Korn geſäet wird. Ihr wollt in Euern krummen Gäſſen und dumpfigen Häuſern das alte Rom vorſtellen, und in die ganze Welt Unordnung bringen, um Euere Gewalt zu vergrößern. Ihr unterſtützt das rebelliſche Bauernvolk in ſeinen Miſſethaten. Ihr werbt unter dem Geſindel Euere Pfahlbürger an, und kein Grundherr, ſey er Biſchof, Graf oder Edelmann, kann ſich mehr zu der Treue ſeiner Leute verſehen, weil ſie auch mit Euch in Verband und Pflicht ſtehen. Ich wette, daß mein Schuft ein geheimer Eßlinger iſt, und bringe die Sache vor des Kaiſers Perſon, ſo wahr mir Gott helfe. Was kümmert mich im Uebrigen das Kloſter Adelberg? Was weiß ich, wie es dazu kam, ein Freirecht in Euerer Stadt zu haben? Wärt Ihr nicht geheime Feinde aller edelmänniſchen Vorrechte, ſo würde es Euch nicht ſchwer fallen, den Verbrecher aus der Pfaffenfreiheit zu entreißen, um ihn ſeiner Obrigkeit zu überliefern. Iſt es denn nicht allbekannt, daß die Meiſten unter Euerem Magiſtrat dem Luther und ſeinen Lehrſätzen anhängen? Wie mögt Ihr doch mit den Pfaffen ſo viele Umſtände machen?"

Der Bürgermeiſter antwortete mit ernſter Faſſung: „Kurz und gut, Herr, und ein für allemal:

es kümmert Euch nicht, ob wir dem Luther anhängen oder nicht; der Kaiſer hat unſern Eid, und wir ſind ihm Gehorſam ſchuldig, ſo weit es mit unſerer Freiheit verträglich iſt. Das Volk iſt allenthalben in dumpfer Gährung, und wenn wir jetzo ſchon anfangen wollten, der geiſtlichen Gewalt öffentlichen Eintrag zu thun, ſo würde die Reihe bald an uns ſelbſt kommen. Das Volk iſt dumm, und würde das weltliche Regiment umſtürzen, ſo gut wie das geiſtliche. Darum verfolgt Euern Weg Rechtens, edler Herr. Gut Ding will Weile haben. Was den Pabſt betrifft, ſo ſorgen ſeine Diener ſchon dafür, daß ſein Anſehen je mehr und mehr im Volke abnehme. Da iſt geſtern erſt ein Pfaffe hier eingezogen, der einen ganzen Karren voll Reliquien mit ſich führt, die er in Kirchen und auf Märkten an die gläubige Bürgerſchaft für theures Geld verkauft. Ich hätte ihm ſeinen gottloſen Handel gleich unterſagt, aber es iſt mit dem Reichsregiment nicht zu ſpaßen. Indeſſen, kommt Zeit, kommt Rath. Es muß eine andere Ordnung aufkommen in Deutſchland; Recht und Geſetz muß eintreten, denn das iſt beſſer, als der Protocollwuſt des Kammergerichts. Es iſt noch viel zu viel der Willkühr im Lande, und von Euch, Ihr Herren vom Adel, lernt auch das gemeine Volk, ſich ſelber ein zügelloſes Recht verſchaffen, und Andern das himmelſchreiendſte Unrecht zuzufügen. Ein lebendiger Beweis hievon iſt der arme Paul, der dort hinter dem Ofen ſitzt. Wenn man ſein Schickſal vernimmt, ſo ſollte man glauben, noch in den Zeiten zu leben, wo alle Menſchenpflicht von den römiſchen Tyrannen oder von den Stegreifrittern unſeres Vaterlandes mit Füßen getreten wurde."

Winterich fragte nach der Erläuterung dieſer Worte, und Hunolt, mein ſorglicher Pfleger, ſäumte nicht, mit gutmüthiger Geſchwätzigkeit Alles zum Beſten zu geben, was auf meine Hiſtorie Bezug hatte. Des Edelmanns Grimm verſchwand unter dieſem Berichte, und ließ eine düſtere Aufmerkſamkeit aufkommen. Er lehnte ſich verſchränkten Armes an den ſchweren eichenen Tiſch, der meiner Ofenbank gegenüber ſtand, und betrachtete mich, die ganze Erzählung hindurch, mit nachdenklichen und zerſtreuten Blicken. Er verlor auch kein Wort, ſondern begnügte ſich hin und wieder mit dem Kopf zu nicken, die Schultern zu ziehen, und die Stirne zu reiben, wie Einer, der im höchſten Grad empört iſt über die Kunde einer ſchweren Frevelthat.

„Was ſoll denn nun mit dieſem Buben angefangen werden?" fragte er meinen Pflegevater ernſthaft, nachdem dieſer vollendet. — Hunolt erzählte, was er mit mir im Sinne habe. Herr Winterich ſchüttelte den Kopf, und meinte, es wäre einem Burſchen von meiner Größe und meinem Aeußern anſtändiger, in Herrendienſt zu treten; als den Geſellen eines Stadtpfeifers vorzuſtellen.

„Der junge Kerl gefällt mir;" ſagte er hierauf, ohne den Blick von mir zu verwenden: „ich hatte nicht übel Luſt, ſein zweiter Wohlthäter zu werden. Ich habe einen Zug in's gelobte Land vor, und gedenke denſelben im nächſten Herbſte anzutreten. Unſer ſind der Edelleute zehn, die eine Buß- und Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe beſchloſſen haben. Ein jeder nimmt einen Diener mit, und wenn Paul Verlangen trägt, ſoll er der meinige ſeyn. Ich ſtehe ihm für guten Unterhalt und eine Verſorgung, wie er ſie nirgends als Muſikant antreffen wird."

Hunolt lächelte bei dieſem Antrage und winkte mir mit dem Kopfe, Ja zu ſagen. Ich war aber gar nicht der Meinung. Herr Winterich gefiel mir nicht, und ſein heftiges Verlangen nach dem Blut des armen Leibeigenen hatte mir der Furcht weit mehr als des Vertrauens eingeflößt. Er mochte ſo etwas auf meinem Geſichte leſen, denn er fügte mit einem finſtern Lächeln ſeiner Rede noch Folgendes hinzu: „Ich bin nicht halb ſo böſe, mein Sohn, wie mich die Leute darſtellen. Meine Drohungen ſind gefährlicher als meine Werke, und ich bin ſtets mit denen gut ausgekommen, die mir getreu und gehorſam verblieben ſind. Im Uebrigen brauchſt Du Dich auch heute noch nicht zu entſcheiden. Ich werde einige Tage hier zubringen, und vor meiner Abfahrt wiſſen, wie Du geſinnt biſt."

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als er ſich von mir wegwendete, und der Küfnermeiſter Bub mit ſeinem ſtattlichen Sohne zu den Herren hereintrat. Ich wurde nun vergeſſen, und ſah es recht gerne, als ſich die Anweſenden entſchloſſen, zuſammen auf die Rathhausſtube zum Abendtrunk zu gehen. Hunolt faßte den Küfnermeiſter vertraulich unterm Arm, und ſagte ihm halblaut: „Heut' Abend, Alter, wollen wir bei einem Becher edeln Gewächſes unſere Angelegenheit in Ordnung bringen, und bis Johanni wird, denke ich, der Haydſtreich vor ſich geben können.“ — Hierauf nickte er mir noch einmal leutſelig zu, ermahnte mich, aufzubleiben, um ihm die Hausthüre zu öffnen, und ging mit all' ſeinen Begleitern fort. — Ich ſaß noch lange in meiner Ecke und ſtarrte vor mich hin, und überlegte den Vorſchlag des Herrn von Elkhofen. Zugleich mit dem Widerwillen, den ich gegen den Mann empfand, zermarterte mein Herz die Furcht, Herr Hunolt möchte von meinem Streiche gegen den Ingolſtädter etwas erfahren, und eine ſchwere Strafe mir nicht ausbleiben. Indeſſen war es dämmerig geworden, und die gute Eliſabeth in die Stube gekommen, und hatte ſich in den Erker geſetzt, ohne meine Anweſenheit zu bemerken. Sie ſaß ganz ſtille, ſpielte mit einem Strauße von Pfingſtblumen, und ließ den Kopf nachſinnend hängen. Manchmal entſchlüpften ihren Lippen Töne aus einem Liede, das in jener Zeit von Mund zu Munde ging, und worinnen ein Mägdlein ſich beklagt, daß es ſo einſam im Hauſe ſitzen müſſe, während ſeine Geſpielen ſich auf der Wieſe bei Tanz und Schmaus erfreuen. Kaum aber hatte ſie eine Zeile des Liedes vor ſich hin geſungen, ſo unterbrach ſie ſich wieder plötzlich, und ſprach Verſchiedenes ziemlich laut. Das einemal: „Ach, wenn doch nichts draus würde!“ Das anderemal: „Ach, bis zu Sankt Johannesfeſt iſt es nicht mehr lang!“ Hierauf: „Der Vater muß es freilich beſſer wiſſen;" alsdann: „Gott wird es zum Beſten lenken;" und endlich: „Paul!"

Wer wie der Blitz aus ſeinem Verſteck hervorſprang, war ich; ich meinte, ſie rufe mir. Eliſabeth fuhr zuſammen, als ich ſo ſchnell vor ihr ſtand, und ſagte nach einer langen Stille: „Du haſt nicht recht gehört, ich habe Dich nicht gerufen; ich wußte ja nicht, daß Du hier ſeyſt." Darauf legte ſie die Arme übereinander, lehnte ſich in den Seſſel des Rathsherrn zurück, und betrachtete mich lange Zeit. Das war ein anderes Anſchauen, als das des Herrn von Elkhofen. Sie gemahnte mich an das Muttergottesbild in der Frauenkirche. Weil ihr Blick ſo gar gut und fromm war, konnte ich ihn aushalten, und betrachtete ſie ebenfalls unverwandt. Die Dämmerung mag auch Schuld an dieſer Herzhaftigkeit geweſen ſeyn. Nachdem wir lange ſtill geweſen waren, ſagte ich mit einiger Verlegenheit: „Es iſt mir lieb, Jungfer, daß Ihr heiterer ſeyd, als heute nach dem Eſſen." — Sie bedachte ſich eine Weile, und erwiederte dann: „Warum ſoll ich nicht heiter ſeyn? Bin ich doch eine Braut geworden. Des alten Küfnermeiſters Sohn ſoll ich heirathen; der Vater will es ſo haben. Am Johannistage, meint er, ſoll der Handſtreich vor ſich gehen, und die Hochzeit auf Michaelistag."

Ich wäre beinahe erſchrocken. Doch nahm ich mich zuſammen und ſagte ihr: „So werdet Ihr mir doch eine Bitte gewähren, liebe Jungfer; die ſehnlichſte, die ich in der Welt habe. Ich habe mich an

Euch, als meine Pflegerin gewöhnt; ich könnte ſchier nicht leben, ohne Euch zu ſehen. Da es doch Sitte iſt, daß Eheleute Kinder haben, ſo nehmt mich gleich als Euern Sohn in Euers Mannes Haus. Ich will im Handwerk helfen, ſo gut ich kann, und wenn Ihr mir nur Waſſer und Brod gebt, will ich vergnügter ſeyn, als wenn ich des Elkhofeners Leibdiener wäre. Ich will Euch vergelten nach meinen Kräften, mit meinem Blut und meinem armen Leben.“

Eliſabeth hatte überraſcht zugehört, fing an, gutmüthig zu lächeln, und antwortete mit bewegter Stimme: „Du biſt eine liebe Einfalt, guter Paul. Du kommſt mir manchmal vor mit Deiner Unwiſſenheit, als ſeyeſt Du der Mann aus dem Mond, oder beſſer, ein Engelskind, das auf die Welt nichts Anderes gebracht hat, als ſein treues Herz, und in den Schlacken der Welt dieſe Unſchuld ewiglich bewahret. Was Du aber von mir begehrſt, kann nicht ſeyn, lieber Paul. Mein Herr würde Dich nicht unter ſein Dach aufnehmen, weil es ſich nicht ziemt. Wir müſſen uns eben trennen; da Du jedoch in der Stadt bleibſt, wie ich hoffe, ſo werde ich oft Gelegenheit haben, Dich zu ſehen und nach Deinem Wohlſeyn zu fragen.“

Ich war ſehr gekränkt, und nun fiel mir plötzlich wieder der Auftritt auf dem Thurme ein, und die Wahrſcheinlichkeit, Eßlingen verlaſſen zu müſſen. Mit dieſem Gedanken kamen auch Thränen, und ich ſagte der Eliſabeth, daß mich mein Schickſal wohl ganz von ihr trennen werde. Sie befragte mich ſchnell nach der Urſache. Wie konnt' ich ſie ihr verhehlen? „Ich habe einen Menſchen ſchier todtgeſchlagen," ſagte ich ſchluchzend. Sie ſchrie auf. Ich erzählte weiter. „Unglücklicher! warum haſt Du die That begangen?" Ich geſtand, daß der Zorn über eine ihr zugefügte Beleidigung meinen Arm geführt. Sie erſchrack heftiger, rang die Hände; der Mond, der durch die Erkerfenſter ſchien, verrieth mir die Zähren der Theilnahme und der Angſt, die über ihre Wangen rollten; ehe ich mir's verſah, war ſie aufgeſprungen, hielt meinen Kopf in ihren beiden weichen Händen, und drückte mir mit den Worten: „Du guter, guter Paul!" einen Kuß auf die Stirne. — Das war der erſte Kuß, den ich, wie ich glaube, in meinem Leben empfangen habe. Was ich dabei fühlte, vermag meine alte, zitternde Hand nicht zu ſchildern, aber es iſt ſelten eine Mondſcheinnacht vergangen, in der ich nicht jenes Abends und ſeiner unendlichen Seligkeit gedacht hätte. — Das Glück hatte mich wie ein Sturm überfallen; trotz dem heitern beruhigenden Gefühl, das in meine Bruſt einzog, zitterte ich wie Eſpenlaub. Meine Arme verſuchten zwar den ſchlanken Leib meiner Freundin zu umfangen, aber meine Hand fing gerade nur noch die Fingerſpitzen Eliſabeths auf, die ſich ſo ſcheu als ſie vorher zutraulich geweſen war, von mir entfernte, und weit in's Zimmer hinein floh. Ich fühlte dunkel, daß dieſes Benehmen in der Ordnung ſey; daher folgte ich der Fliehenden nicht, ſondern faltete die Hände wie ein Bittender, und ſagte zu ihr: „Liebe Jungfer; Ihr habt mir, vielleicht wider Euern Willen, merken laſſen, daß Ihr mir gut ſeyd, und ich bitte Euch um eine Gunſt: erlaubt mir, daß ich Euch, ſo oft wir uns allein und ohne Zeugen wiederſehen, den Mutternamen geben darf, und verſprecht mir, mich Euer Kind, Euern lieben Sohn zu nennen. Ich kenne nichts Höheres auf dieſer Welt, und glücklicher könnt Ihr mich nicht machen.“

Eliſabeth kicherte in ſich hinein und erwiederte: „Du biſt ein großer Sohn für eine Dirne wie ich. Du biſt erſt vier Jahre jünger als ich. Wie ſoll ich Deine Mutter ſeyn?“ — Ich ſah den Augenblick kommen, wo ſie mir mein Begehren abſchlagen würde, und verſtummte mit einem tiefen Seufzer. Da gewahrte ſie, wie betrübt ich ſey, und kam auf mich zu, redend: „Ich will Dir keinen Schmerz zufügen, und ſo ſey es denn wie Du es gewollt. Gebe der Himmel, daß ich Dir einſt dienen möge, wie eine Mutter ihrem Sohn. Heute jedoch kann ich Dir als eine getreue Pflegerin den dringenden Rath geben, Dich ſo ſchnell als möglich zu entfernen, ehe die Sache, die Du angeſtellt, ruchbar wird.“ — Ich fragte, wohin? Sie war ſelbſt unſchlüſſig, und verwies mich auf den morgenden Tag, nach dem alten Sprichwort, daß guter Rath über Nacht komme. Hierauf ſchieden wir; Lisbeth ging in ihre Kammer, und ich wachte, obgleich müde und ſchlaftrunken, bis der Rathsherr nach Hauſe kam. Er war übler Laune, unwirſch und heftig. Als er die Treppe hinauf ſtieg, murmelte er mit den Zähnen vor ſich: „Was ſich nur die Leute einbilden? Der Küſner, der der Gulden ſo viel hat, als Heu auf ſeinen Wieſen, und dennoch ſeinen Sohn ſo ſchlecht bedenken will; ich werde nicht der Narr ſeyn, mein ganzes, ſchwer erworbenes Gut aus den Händen zu geben, ſo lange mir noch die Augen offen ſtehen; werde nicht an meiner Tochter gut machen, was der alte Filz an ſeinem Sohne verdirbt." Kopfſchüttelnd und brummend kam er in ſein Gemach, wo ich ihm Mantel und Hut abnahm, und ſeinen Schlaftrunk rüſtete. Während dieſer Beſchäftigung ſah er mich einmal ſteif an, klopfte mir dann auf die Schulter, und ſagte: „Wenn nur alle Leute ſo wären, wie Du, mein Taufſohn. Unſer Herr hatte Recht als er ſagte, daß nur Diejenigen in's Himmelreich einziehen ſollen, die da werden wie die Kinder. Aber die Welt verſchlechtert ſich von Tag zu Tage. Die Frömmigkeit, die zu meinen Zeiten regierte, hat ſich in eitel Unzucht und Liederlichkeit verwandelt. Nicht die freien Künſte, ja nicht einmal mehr die Nachbarſchaft des Gotteshauſes ſind im Stande, die Menſchen weiſer zu machen. Da hat ſich heute das Muſikantenvolk auf dem Pfarrthurme geprügelt, daß Einer für todt darniederliegt. Ich bin neugierig, wie ſich Meiſter Andreas, der, bis auf die Trinkluſt, ein wackerer, ruhiger Mann iſt, morgen im Verhör rechtfertigen wird. Es iſt ein ungeſchlachtes Volk, die Pfeifer und ihr Anhang. Schier bereue ich's, daß ich Dich dazu gethan. Du lernſt am Ende nichts als Uebels, von Meiſter und Geſellen. Sollſt nicht dabei bleiben."

Er begab ſich zur Ruhe, ehe ich noch mit mir ausmachen konnte, ob es gerathener ſey, ihm die reine Wahrheit zu ſagen, oder ſie zu verſchweigen. Dem unſchuldigſten Menſchen muß eine Neigung zur Lüge angeboren ſeyn, und ich halte dafür, daß wir dieſen Hang noch aus dem Paradieſe haben. Ich, für meinen Theil, kämpfte mich die ganze Nacht hindurch müde und matt mit dem Satan, und das Ergebniß jener Kämpfe war dennoch nur, daß ich mit dem frühesten Morgen aus dem Hauſe lief, ohne Hunolt und Lisbeth zu ſehen, und mich nach der Dionyſiuskirche begab. Meiſter Andreas erwartete mich am Thurmthürlein, war blaß und aufgedunſen im Geſicht, was von der Angſt ſeines Herzens und ſeiner geſtrigen Trunkenheit herkam. Er ſchloß ſorgfältig das Pförtchen, und zog mich auf den Kirchhof. Da flüſterte er mir heftig zu: „Der Ingolſtädter hat den reinen Teufel im Leibe, und ich wollte ſchier — Gott verzeih mir die Sünde — der Hallunke wäre dem Tode im Rachen, eher als auf dem Wege zur Beſſerung. Er will alle Schuld auf Dich allein ſchieben, und der Satansbraten ſchwört ſich am Ende auch vom kleinſten Unrecht los. Hier ſind nur zwei Wege: entweder, Du bleibſt in der Stadt, und läſſeſt der Herren Gericht über Dich ergehen, oder Du machſt Dich auf die Abſätze, und pilgerſt friſch und fröhlich in die Welt hinein. Zum Letztern rathe ich Dir. Herr Hunolt kann Dich vielleicht vom Galgen retten; was hilft Dir's aber, wenn man Dich auf lange Jahre einſperrt, oder Dir ein Paar Finger und die Ohren abhaut, und Dich alſo aus dem Weichbild ſchickt?"

„Lieber Finger und Ohren weg," rief ich, „als noch einmal in den Kerker. Ich habe lang genug das Leben darin verſucht. Ich kann freilich nicht begreifen, woher die Herren von Eßlingen das Recht haben ſollen, mich todt zu machen, aber doch muß es wahr ſeyn. Wohin ſoll ich laufen?"

Meiſter Andreas kratzte ſich hinter den Ohren. „Das weiß Gott!" ſagte er bedenklich: „Indeſſen meine ich, ein junger Burſch' wie Du, dürfe nur den Degen zwiſchen die Zähne nehmen und ſich friſch in den Lebensſtrom ſtürzen. Haſt ja gelernt, wie man ein Liedlein zur Zitter ſingt, und ein Lauteniſt verdirbt nimmer. Haſt Du ein Paar Jahre draußen zugebracht, ſo magſt Du immer wiederkehren; der Magiſtrat von Eßlingen hat ein kurz Gedächtniß, und es laufen jetzo trotz Reichsregiment und Kammergericht Leute hier herum, die wohl ärgere Schelmereien angeſtellt haben, denn Du."

So war es denn ausgeſprochen. — Ich ſollte fort; ich mußte fort; Lisbeth verlaſſen, und den wackern Hunolt, und die Stadt, worinnen ich eigentlich erſt in's Leben getreten war. Die Bekümmerniß darob, und die Angſt vor dem Kerker, die ſich wieder meldete, machten meine Füße ſchwach; ich ſetzte mich auf ein altes, hoch mit Gras bewachſenes Grab, und hätte bitterlich geweint, wenn nicht ein Mann dazu gekommen wäre, vor dem ich mich ſchämte, wie ein Kind zu heulen. Es war der Pater Quirin;

derſelbe, der vor ein Paar Tagen mit einem Vorrath von Reliquien eingezogen war, womit er einen einträglichen Handel trieb. Ich hatte ihn ſchon geſehen, wie er auf den Stufen der Dionyſiuskirche ſeine Waaren feilbot. Der Rath von Eßlingen ſah ihn zwar nicht gerne, und hätte ihm ſeinen Handel gelegt, aber der Grund und Boden der Pfarrkirche gehörte dem Domcapitel zu Speyer, und der Bürgermeiſter hatte dort nichts zu ſagen. Quirin war Ciſtercienſermönch und nahm ſich in der Kutte gar wohl aus, ſintemalen er von ſtattlicher Leibesgeſtalt war, ein doppelt Kinn hatte, und feurige Augen, die unter grauen dichten Augenbrauen und Wimpern hervorblitzten wie helle Strahlen. Er kam haſtig athmend durch das hohe Gras daher, von der Seite des vergitterten Gewölbes, worinnen die Ueberbleibſel der Todten aufgehäuft waren. Mit der einen Hand hob er ſeine Kutte in die Höhe, in der andern trug er einen blanken Schädel. Er eilte raſch auf den Meiſter Andreas zu, und rief ihn an: „Holla! ſchon aus dem Stroh, Du alter, nichtsnutziger Landsknecht? **Dominus vobiscum**, meine Brüder. Wie gefällt Dir dieſer Fund, Andreas? Ich habe ihn einer Ratte abgejagt, die ſich darin geherbergt hatte. Der Herr hat meinen Ausgang geſegnet. **Benedictus sit nomen Domini.** Rathe einmal, welchem Heiligen dieſer Kopf gehört hat?“

Andreas verzog ſein ängſtliches Geſicht in ein verlegenes Lachen, zuckte die Achſeln, und ſchüttelte mit dem Kopf. Quirin fuhr fort, in einer rohen

Scherzweiſe, welche deutlich verrieth, daß der hochwürdige Herr bereits am früheſten Morgen ſeinen Durſt gelöſcht hatte: „Du biſt eben noch ſo dumm, Andreas, wie einſt vor langen Zeiten, als Du in der Lombardei lagſt, und ich gerufen wurde, den ruchloſen Trompeter zu bekehren, der dazumal am Fieber auf den Tod lag. Sancte Bernarde! wie gottlos warſt Du damals, und konnteſt nicht pater noster, nicht confiteor mehr!“

Der Stadtmuſikant erwiederte mit ſpöttiſchem Lächeln: „'s iſt viel, Pater Quirin, daß Ihr Eure Gelehrſamkeit beiſammen gehalten habt. Ihr wart der ſtattlichſte Feldpater, der jemals einen Reiter abſolvirte. Ihr habt das Trinken, Spielen und Malediciren aus dem Grunde verſtanden, und was an Zeit euch übrig blieb, vertändelte mit Euch in ſüßem Spiel der ſchmucke Knabe, der mit Euch zog, Euer Vetter hieß, und den alle Reiterregimenter durchaus für ein Mägdlein halten wollten.“

„Tempi passati!“ verſetzte der Pfaffe, ſtrich ſich aber wohlgefällig das Kinn: „Verläumdung verfolgt immer den Tugendhaften. Mein Philippus war ein eigentlicher Knabe. Bedurfte ich nicht etwa eines Miniſtranten? Doch laſſen wir das bei Seite. Die Zeiten ſind ſchlecht geworden, guter Andreas, und ich muß nun mit meinem kleinen Handel zufrieden ſeyn, während ich im Felde alles vollauf hatte. In mein Kloſter kehre ich nur im höchſten Nothfall zurück, weil ich glauben darf, daß man Meiner dort nicht zum Beſten gedenkt. Freiheit war von jeher mein Wahlſpruch, und nur dem Pabſte bin ich unterthan, ſo lange der Luther nicht oben ſitzt. Der hieſige Rath hängt voll von Ketzern, und die Bürgerſchaft iſt bedauerlich angeſteckt von dem Wittenberger Uebel. Trotz dem habe ich guten Handel gemacht. Mein Karren iſt hübſch leer geworden. Die Knochen der heiligen Magdalena ſind reiſſend abgegangen; ſie helfen gegen den engliſchen Schweiß. Probatum est! Die Weiber waren, wie immer, meine beſten Kundleute, und ich hätte noch mehrere Hemden der Maria haben können, ich wäre ſie alle losgeworden. Nach den übrigen Feſttags-Heiligen wenige Frage. Je gräßlicher die Namen klingen, je lieber kauft das Volk. Was meinſt Du zu dem Namen Sanctus Stymphorax? Dieſer Schädel hat ſein gehört; aus jedem Zahn ziehe ich einen Gulden, wohl berechnet, und das ganze Caput nehmen mir vielleicht heute noch die Nonnen von Sirnum ab."

Was der Mönch ſprach, klang mir wie ſummende Glocken in das Ohr; ſo wenig ich im Grunde davon begriff, ſo widerlich ſchien mir alles, was er ſagte. Meiſter Andreas antwortete ihm aber auf ſeine Rede mit einem dringenden Warnerton: „Verliert keine Zeit, würdiger Herr. Die Aebtiſſin ſitzt im Bade bei Hall. Dort könnt Ihr den Handel abmachen, und ich glaube, daß Ihr wohl thun werdet, ſo ſchnell als möglich aus dem Thor zu gehen, weil ich von guter Hand erfahren habe, wie Herr Holdermann Euch aufſuchen läßt, damit Ihr von dem Heiligthum Rechenſchaft gebet, welches Ihr an die Bockwirthin verkauft habt, damit ſie geneſe.“

„Ganz Recht;“ verſetzte der Mönch ſo ziemlich frech: „Ich gab ihr eine Maſche von dem Netz, worinnen die Jünger einmal nichts gefangen haben; ein ſeltſamliches Stück, probat gegen alle böſe Fieber, Gicht und Blutſturz. — Ich verkaufte es für drei Pfund Heller, ein wahres Lumpengeld!“

„Und dennoch iſt die Wirthin aus dem Bock geſtern Abends des Todes verblichen, und der Stadtarzt klagt Euch des Betruges an, weil die Kranke Eurem Heiligthum mehr vertraute als der Arznei.“

„So? Iſt ſie geſtorben? Requiescat in profundis. Der Teufel hole den lutheriſchen Arzt! Die Neuerer verderben uns allen Spaß. Freilich wird's beſſer ſeyn, wenn ich mich davon mache, ehe es bös Wetter gibt. Wer aber ſoll mir meinen Eſel treiben, da der Taugenichts, mein Jeremias mir davon gelaufen iſt, obgleich ich ihn beſſer hielt, als ein Pfarrherr ſeine Ancilla?“

„Da bin ich im Stande, Euch einen neuen Jeremias zuzuweiſen; dieſen jungen Menſchen, den ein ſchiefer Handel wohl geneigt machen möchte, Euch ein gut Stück in die Welt hinein zu folgen.“

Meiſter Andreas zeigte auf mich; der Mönch betrachtete mich aufmerkſam von allen Seiten, und ſagte: „Der Bube ſieht unſchuldig aus, hat das Schießpulver nicht erfunden, und verräth dennoch ein ziemliches Ingenium. Ich danke Euch, Meiſter Andreas. Es bleibt doch wahr: Kriegsgefährten halten aus in Noth und Tod. Willſt Du mit mir gehen, Du junger Freund? Ich verſtehe es, Dich mit der leiblichen Nothdurft zu verſehen, und, was das Geiſtliche betrifft, könnteſt Du nirgends beſſer aufgehoben ſeyn. Vorläufig diſpenſire ich Dich, ſo lange Du bei mir biſt, und neugierige Mauler uns nicht angaffen, von allem Faſten. Schlag' ein!"

Was blieb mir übrig, in jener Stunde der Verwirrung? Ich ſchlug ein, und wollte mir nur bedingen, weil Quirin auf ſchleunigen Abzug drang, daß ich mich noch einmal in meines Wohlthäters Haus verfügen dürfte, um von der Tochter wenigſtens Abſchied zu nehmen. – Meiſter Andreas ſetzte ſich aber dagegen, brachte mir in Erinnerung, daß, wenn er ſein Verhör erſt ausgeſtanden haben würde, keine Hoffnung zur ungehinderten Flucht mehr vorhanden ſeyn möchte, und ſtimmte dem Reliquienhändler vollkommen und in allen Stücken bei. „Gehe in Gottesnamen," ſagte er mit einiger Salbung: „Unter den Flügeln der Kirche iſt man aller Wege gut aufgehoben. Wer weiß, welch' ein Glück Dir noch blüht? Magſt Du nun bei der ergötzlichen Muſica bleiben oder nicht, die Laute mit der Tonſur oder dem Steigbügel vertauſchen: wenn unter all' den Heiligenpartikeln, welche dieſer Mann Gottes mit ſich führt, nur einige zu finden, welche ächter ſind als der Kopf des heiligen Stymphorat. ſo muß es Dir, als Ihrem Führer und Wächter. wohlgehen auf Erden."

Es wurde die Abrede genommen, daß ich alſobald die Stadt verlaſſen, und der Pater Quirin mir, ſpäter mit dem Reliquien-Eſel folgen ſollte, den er aus dem Wirthshauſe zu holen hatte. Ich warf mich mit ausgeſpannten Armen an die Bruſt des Zufalls und des Schickſals, und ſprang mit ſchier zugemachten Augen die Gaſſen entlang, wohlgemuth, daß mein Weg mich nicht an Hunolt's Haus vorbeiführte, aber tief im Innerſten betrübt, weil ich Lisbeth nicht mehr ſehen durfte. Erſt als ich an's Mettinger Thor kam, wo ich die Mauern verlaſſen ſollte, die mein Liebſtes in ihren Armen behielten, wurde mein Schritt lahm und träge, und meine Augen thaten ſich ſehnſüchtig auf gegen die zurückbleibende Stadt; aber ein Thränenflor verdunkelte den hellen Blick, und unter Seufzern ſang ich die erſten Worte eines Liedes, das ich ſchon oft von auswandernden Geſellen gehört hatte: „O Eßlingen du ſchöne Stadt . . .“; die Stimme brach mir aber, wie ein Herbſtfaden zerreißt, als ich auf einer Erdzunge, die ſich weit in den Neckar hinein erſtreckt, ein Frauenbild laufen ſah, welches ängſtlich am Ufer umherſpähte, die Hände rang, endlich nach mir herblickte, und mit einem Laut der Freude mir zueilte. Eliſabeth war's. Ich fühlte meine Hand von der ihrigen umſchloſſen, ehe ich noch, von der Ueberraſchung beſtürzt, meinen Morgengruß geſtammelt hatte. Eliſabeth rief: „Ach, Du mein guter, guter Paul! Aus welcher Höllenangſt erlöſeſt Du mich! Ich ſah, wie Du heimlich das Haus verließeſt; ich fürchtete, daß Du davon gehen möchteſt ohne Abſchied. Und doch mußte ich Dich noch einmal ſehen, Dir die

Hand zum Lebewohl reichen. Nachbarn wollten bemerkt haben, daß Du den Weg hierher genommen; ich rannte vor das Thor. Als ich den Waſſerſpiegel ſah — Gott vergebe mir die Sünde — fiel mir's funkenheiß in den Sinn, ein ruchloſer Geiſt möchte über Dich Gewalt gewonnen und Dich vermocht haben, in dem Neckar Deinen Tod zu ſuchen. Ich jammerte, rief Deinen Namen, ſpähte nach Dir aus; aber dem Himmel ſey's gedankt, Du ſtehſt ja lebendig vor mir, und ich darf Dir die Hand drücken, Dich nach Deinem Vorhaben fragen, und Dir zurufen: Vergiß mein nicht!"

Ich verſchlang das Mädchen, obſchon ich kein Wort geſprochen, mit den Augen. Sie war mir in der ſtillen häuslichen Thätigkeit nie ſo ſchön vorgekommen, als heute, da ſie vor mir ſtand mit Blicken und Wangen, die noch vom raſchen Laufe funkelten und glühten, mit der raſch athmenden Bruſt, die nur mühſam Angſt- und Freude-beflügelte Worte zu den Lippen herausſandte. Ich entgegnete ihr, träumend faſt, wie vor einem mächtigen Zauberbild, daß ich allerdings im Begriff ſey, in die Welt zu gehen, daß ich mich nicht ſtark genug gefühlt, von ihr Abſchied zu nehmen, und daß ich unter dem Schirm eines Geiſtlichen mein nothdürftiges Glück zu erringen hoffe. „Darum," ſchloß ich meinen Bericht, „darum bitte ich Euch, als eine liebe getreue Mutter, mir Euern Segen nicht zu verweigern, und mir zu erlauben, Euch dann und wann, wie es der Zufall ſchickt, von meinem Wandel eine Nachricht zukommen zu laſſen."

Hierauf entgegnete Eliſabeth mit züchtig niedergeſchlagenen Augen, und mild lächelnd durch die ängſtliche Wehmuth: „Wenn der Segen einer geringen Magd Dir frommen kann, mein armer Sohn, ſo gebe ich ihn Dir von Herzen, und es ſoll mich freuen, wenn ich Gutes von Dir höre. Nimm dagegen von Deiner Mutter die kleine Gabe an, die ſie Dir zu reichen vermag." — Sie ſteckte mir bei dieſen Worten ein Paar kleine Goldſtücke in die Hand. — „Ich hätte Dir gern meine ganze Sparbüchſe mitgegeben, aber ſie iſt ſo groß und ſchwer, daß ich ſie nicht im Verborgenen aus dem Haus hätte bringen können. Nimm daher, was ich in der Eile herausſchütteln konnte. Wenn Dir das Geld nur ein Paar vergnügte Stunden in Deinem Leben zu geben im Stande iſt, ſo hat es große Zinſen getragen. Denn eigentlich gehſt Du ja um Meinetwillen von hier, und ich bin es ja, für welche Du leideſt."

Ich gab das Geſchenk mit gekränktem Geſichte zurück, und da ſie die Ducaten nicht mehr annehmen wollte, ſo war ich keck genug, dieſelben in ihr Mieder ſchlüpfen zu laſſen. Wie ſie nun blutroth wurde vor Schrecken und Schaam, ſagte ich mit einem gewiſſen Vorwurf zu ihr: „Behaltet Euer Geld; ich kenne ohnehin noch lange nicht den Werth dieſer runden, funkelnden Stücke. Pater Quirin ſorgt ſchon für meine Leibesnothdurft, und wenn es wahr iſt, daß der Herr, unſer Gott, die Lilien auf dem Felde kleidet, ſo wird er mich armen Knaben auch nicht vergeſſen. Was ſoll ich alſo mit dem Golde, das wie ein Rad durch die Welt läuft? Gebet mir ein Andenken, das mir bleibe; ein Geſchenk, das mich durch ſeinen Anblick ewig an die freundliche Mutter erinnere, die mir es zugedacht."

Eliſabeth ſah noch immer ſtille vor ſich hin auf den Boden, und überlegte. Endlich zog ſie zögernd einen breiten Ring von ihrem Finger, den einzigen, den ſie beſaß und alle Tage getragen. Sie reichte ihn mir, ohne mich anzuſehen, und ſetzte ſchüchtern die Worte hinzu: „Wenn ich einen Roſenkranz ausnehme, den ich von meiner lieben Mutter erhalten habe, die jetzt im Himmel wohnt, ſo weiß ich nichts, das mir auf Erden lieber wäre, als dieſer Ring, den mir die edle Gräfin von Helfenſtein, als ſie mich gnädigſt aus der Taufe gehoben, zum Pathengeſchenk gegeben hat. Ich gebe ihn jetzt Dir zum ſtetigen Angedenken. Die zwei Worte, die auf den Reif gegraben ſind, ſollen gut ſeyn und helfen in Glück und Unglück. Du kannſt leſen; lies die Worte daher recht oft: Furchtlos und treu. Biſt Du unglücklich, ſo hoffe, und fürchte Dich nicht; geht es Dir wohl, ſo bleibe treu dem Glauben und der Demuth. Und nun geh' mit Gott, und ſieh Dich nicht mehr um nach mir, wie ich es auch nicht thun will. Ich glaube, daß man ſich auf ſolche Weiſe leichter trennt."

Ich hielt den Ring ſo fröhlich in meinen Händen, als wie ich in ſpätern Jahren den erlauchten Kaiſer Karl die lombardiſche Krone halten ſah, und mein Herz jauchzte auf, während meine Augen in

Thränen ſtanden und mein Mund zu Eliſabeth ſagte: „Ihr gebt mir ein Kleinod, das mir theuer iſt. welches man jedoch an Eurer Hand vermiſſen wird.“— Sie antwortete darauf ſchnell und kurz gefaßt: „Dem Vater ſage ich, daß ich den Ring verloren, und wenn die Gräfin von Helfenſtein, die ich im Herbſte heimſuchen ſoll, nach dem Ringe fragt, ſo ſage ich ihr die lautere Wahrheit. Sie iſt eine edle, zarte Frau, und wird mich beſſer begreifen als mein Vater, der nicht einmal wiſſen darf, wie freundlich mein Sinn Dir zugewendet iſt. Nun aber noch einmal: Geh' Deine Straße fort; der Herr behüte Deine Wege und ſchenke Dir Glück; denke an mich, aber wenn wir ſcheiden, ſieh Dich nicht um.“

Noch einmal ſah ſie mir in's Auge; ihre Lippen bewegten ſich, als wollte ſie noch einmal zu mir ſprechen, aber ich hörte keinen Laut mehr von ihr. Denn ſchnell riß ſie ihre Hand aus der meinigen, kehrte ſich der Stadt zu, hüllte den Kopf in das Tuch, das um ihre Schultern lag, und eilte, was ſie konnte, zu dem Thor hinein. Ich habe ihren Befehl nicht befolgt, ſonſt hätt' ich das Alles nicht geſehen. Sie war aber nicht gewiſſenhafter als ich. Innerhalb des erſten Thorbogens wendete ſie noch einmal wie ein ſcheuflüchtiges Reh, den ſchlanken Hals, das Haupt zu mir, winkte mit der Hand, und verſchwand, — ich dachte damals, auf ewig. Ich habe viel Tauſendmal auf den Holzſchnitten zur Bibel die Figur vom Weibe Loth's geſehen, und ſtünde vielleicht noch, dem zu Salz gewordenen Weibe ähnlich, auf der Mettinger

Straße, wenn mich nicht das abſcheuliche Geſchrei des Reliquieneſels aus meinem Stumpfſinn geweckt, und an meinen neuen Dienſt erinnert hätte. — Der Eſel kam alſo daher, ziemlich feiſt, faul und mühſam den Karren ziehend, worin die Heiligthümer des Paters Quirin lagen. Die Geſtalt des Karrens glich ungefähr einem ungeſchickt gemachten Sacramenthäuslein, war gelb und roth angeſtrichen, damit er hübſch von Ferne ſchon den Leuten in die Augen fiele; an den vier Ecken deſſelben hingen in wohlgeſchützten Kapſeln Freibriefe und Ablaßpatente hernieder, vom heiligen Vater oder irgend einem Cardinal, oder irgend einem Biſchof, oder in Ermanglung aller dieſer, vom Pater Quirin ſelbſt eigenhändig ausgeſtellt; die großen, goldfarbigen und blutrothen Siegel und Wachsbullen gaben dem Wagen ein ſchönes Anſehen; doch war der ſchönſte Schmuck deſſelben das Fähnlein, welches oben ſteckte, und worauf vom blauen Grunde das goldene Sündenlamm recht lieblich in der Sonne ſchillerte. Der Pater ſaß zu Eſel, quer über, wie die Weiber zu reiten pflegen, und ſpielte nachläßig mit dem einen Ohre ſeines Thieres, welches zugleich als Fliegenwedel diente. Das andere, — nur auf dieſem einen hörte der Eſel — ſtand immer ſtolz empor gerichtet, und ſchien mit Freude und Luſt auf den Klang der geweihten Schellen zu horchen, die von der Bruſt und den Flanken des Thieres niederhingen. Ich weiß nicht, warum ſchon dazumal das eben beſchriebene Fuhrwerk mir nicht gefallen wollte. Vielleicht machte mich nur der Umſtand, daß ich zu Fuß gehen mußte, während die Reliquien fuhren und der Pater ritt, ſo verdrießlich. Mir war die Pflicht anheim gefallen den Eſel zu treiben, ihn zu füttern, zu waſchen, zu warten, und nebenbei den Pickelhäring zu machen, ſo oft der Pater in Dorf oder Flecken ſeinen Markt aufſchlug. Das Leztere fiel mir beſonders ſchwer. Ich ſollte durch allerlei Poſſen die Leute heranziehen, und doch war mein Herz voll Gram; ich ſollte ſchnurrige Geſchichten erzählen, von dem heiligen Anton z. B. und ſeinem Schweine, oder wie die heilige Eliſabeth vom Teufel verſucht wurde; und mein Sinn ſtand doch nicht, weder nach dem heiligen Anton, noch nach der heiligen Eliſabeth, ſondern nach der irdiſchen, im Traume wie im Wachen, am Morgen wie am Abend. Wenn ich nun, wie begreiflich, meine Sachen ſchlecht machte, ſo zupfte mich der Pater bei den Ohren, oder, was er am liebſten that, veurtheilte mich zum ſtrengſten Faſten. Daneben mußte ich jedoch noch allerlei Zeug treiben: den Schneider machen, wenn ſich der Pater ein Loch in die Kutte geriſſen hatte, ſeine Schuhe flicken, während ich baarfuß in Steinen und Sand lief, die ſaubern Reliquien waſchen und reinigen, die der hochwürdige Quirin allabendlich von Anger und Kirchhöfen nach Hauſe brachte, und endlich alle Tage die wunderlichen Lehren anhören, die mein Brodherr mir gab. Ich wurde bei dieſem Leben nicht fett und nicht luſtig. Wir fuhren eine lange Zeit in den Dörfern des Remsthals umher, und in den Neſtern, die ſeitwärts auf den Abhängen der

Berge liegen. Wir hatten die ſchlechteſte Koſt; die meiſten Leute waren blutarm geworden, theils von dem Aufruhr her, theils von der Vertreibung des Herzogs Ulrich an, und was ſie erzielten, und was ſie erzogen, und was ihnen der Vater im Himmel zuwachſen ließ, wurde rein hinweggezehrt von den Knechten des ſchwabiſchen Bundes, die das ganze Land Neckar auf und Neckar ab, durchzogen, plackten und brandſchatzten. Allenthalben herrſchte Unzufriedenheit und großes Elend; was die armen Bauern noch beſaßen, lüpfte ihnen der Pater Quirin aus dem Säckel. Das Lutherthum hatte in Dorfgemeinden noch wenige Fortſchritte gemacht, und wo auch die Männer ſich um unſern Handel wenig bekümmerten, ſo waren doch die Weiber deſto tapferer bei der Hand, und ſtahlen den Männern Scheuer und Beutel aus, um nur einen Zahn der heiligen Aurelia, oder die Zipfelkappe des heiligen Pantaleons, oder ein Spinngewebe aus dem Stall von Betlehem an ſich zu bringen. Quirin hatte immer alle Hände voll zu thun, neue Gegenſtände der Andacht, unter den wunderlichſten Namen, herbeizuſchaffen; endlich fühlte er ſich ſtark genug, mit ſeiner Waare den Markt eines Städtleins zu beziehen, und wir fuhren, da unſere Quelle in den Dörfern ſchon trübe und ſparſam floß, gen Schorndorf. Da geſchah es, daß zur Nachtzeit, während wir ruhig ſchliefen, unſer ganzer Vorrath an Reliquien von Leuten, die ſich entweder vergriffen, oder ihre Habgier befriedigt hatten, geſtohlen wurde. Der Pater war außer ſich vor Verzweiflung, als er die ſchreckliche Mähr erfuhr, denn ſchon war das Zelt vor der Kirche aufgeſchlagen, worunter er ſeine Waare feilbieten wollte. Das Volk war neugierig, und heißhungrig nach Heiligthümern; die Zeit jedoch zu kurz, um nach gewohnter Weiſe für Erſatz ſorgen zu können. Die Wirthin aus unſerer Herberge, ein junges leichtfertiges Weib, die ſo viel innige Freunde zählte, als es überhaupt Männer in Schorndorf gab, lachte laut über die Verlegenheit des Paters, weil das Weib eben nichts auf ſeine Reliquien hielt. „Ihr gemahnt mich wie ein Fiſch auf trockenem Sande;“ ſagte ſie ſpöttiſch zu dem trauernden Quirin: „die Euch das Waſſer der Gnade geſtohlen haben, ſchnitten Euch zugleich den Wein ab; denn, meiner Treu, Euch ſoll kein Schoppen mehr gereicht werden, bevor ich nicht Geld ſehe. Euern Eſel habt Ihr geſtern zum Nachtimbiß ſo viel als gänzlich verzehrt, und Ihr erhaltet weiter keinen Biſſen von mir, wäre es auch nur, um zu ſehen, ob der Himmel in der That einen ſo frommen Mann im Verderben laſſen kann.“ — Quirin wurde ſehr zornig, faßte ſich jedoch in der Stille, und ſagte, wie einem Manne von Kopf immer zur Zeit der Noth die rechten Mittel einfallen, mit vieler Salbung und Begeiſterung: „Ihr ſeyd eine Ketzerin; eine Wittenbergerin, eine Schweſter des heidniſchen Luthers; aber wahrlich, wahrlich ich ſage Euch: es gelte eine Wette und das beſte Mittagseſſen, und ich bewirke durch ein Wort, daß dieſe elende Hand voll Heu, die ich hier aus der Krippe meines geduldigen Eſels rauſe, noch heute, bevor die zwölfte Stunde ſchlägt, vom Volke angebetet werde, und daß auch Ihr es nicht unterlaſſen ſollt, auf Euern Knien dazu hinein zu rutſchen, und alſo es zu verehren."

Die Wirthin ſchlug ihr gewöhnliches, gänſehaftes Gelächter auf, und meinte, es könne dabei bleiben, und ſie nehme die Wette an. — Hierauf zog mich der Pater Quirin bei Seite, und ſagte mir: „Lerne heute aus meinem Beiſpiel, wie es wohl erlaubt ſey, einen billigen Betrug gegen das Volk vorzunehmen, das in ſeiner Ketzerei gar zu gerne die Heiligthümer herabgewürdigt, und den Diener der Altäre verachtet ſehen möchte. Ergreife die Monſtranz, die den Klauen der Diebe entgangen iſt, weil ich ſie beſtändig an die Häupten meines Bettes ſtelle; laß mich dieſes Handvoll Heu hineinſtopfen, und bete mit mir, daß der liebe Gott ſeinen Segen gebe; dann ſchreite neben mir durch die Stadt, und rufe, nachdem ich Dir das Heiligthum abgenommen, mit mir vereint aus vollen Leibeskräften, was ich rufen werde."

Ich gehorchte. Wir gingen auf die Straße. Wir waren noch nicht weit gegangen, ſo nahm der Pfaffe die Monſtranz, und ich ergriff ſtatt ihrer eine Schelle. Quirin fing nun an, aus vollem Halſe zu rufen: „Herbei, Ihr Gläubigen! Das größte Wunder hat Eure Stadt mit ſeiner Gegenwart beglückt! Sehet dieſes Heu, das ſchon anderthalb tauſend Jahre alt iſt, und wovon der Ochſe und der Eſel im heiligen

Stalle gefreſſen haben, nur wenige Spannen von dem Heiland entfernt! Kommet heran und knieet vor dieſem Heiligthum! Fürchtet Euch nicht, Ihr Gerechten, denn nur das Laſter vermag es nicht, den Anblick dieſer wunderthätigen Reliquie auszuhalten. Kommt her, Alle, die Ihr reinen Sinnes ſeyd; bleibet aber ferne, Ihr Männer, mit verbrecheriſchen Vorſätzen, und Ihr Weiber, mit ehebrecheriſchen Gedanken! Heute iſt der Tag erſchienen, wo Eure Mitbürger und Mitbürgerinnen Euern wahren Werth erkennen ſollen, denn wer nicht rein iſt, wagt es nicht zum Heiligthum zu gehen. Und dieſe Erkenntniß koſtet nur wenige Pfennige zu Erlöſung armer Seelen im Fegfeuer! Und Ihr werdet gereinigt und geläutert ſeyn auf immerdar!"

Ich wiederholte Wort für Wort dieſen rührenden Anruf, und ſchellte dazu, wie zum Sturm. Wir hatten kaum zum Drittenmal den Ruf von uns gegeben, als ſchon ein tobender Schweif von Menſchen uns nachzog, und uns vor die Kirche begleitete, wo unſere Bude ſtand. Es iſt leicht zu denken, daß die Betſchweſtern und die ſteifen frommen Brüder des Städtleins die Erſten waren, die ſich herzudrängten, das Heu anzubeten, einen pergamentnen Brief zu küſſen, den der Pater vorlies, und worinnen Gott weiß was ſtand, und endlich gläubig ihre Paar Pfennige zu opfern. Dem Beiſpiele der Frommen folgten nun auch die andern. Daher wagten ſich im Anfange die Ehrbedürftigſten, gleichſam in Verzweiflung, zu der Monſtranz hinan, und da ihr Geſichter ſah, daß ſie weder an Kuß noch Opfer ſtarben, ſo that es ein Gleiches: alle leichtfertigen Geſellen und verbuhlten Mägde zogen in langer Prozeſſion herbei, um ſich bei dieſer Gelegenheit weiß zu brennen, und unter den Allerletzten, auf ihren Knieen rutſchend, kam die Wirthin der Herberge. Sie lächelte ſauerſüß, als Pater Quirin mit der unverſchämteſten Seelenruhe ihr die Monſtranz zum Kuß hinhielt, und ihr dabei ins Ohr murmelte: „Seht Ihr wohl, dumme Ente, daß die Diener der Kirche noch mehr im Gehirne haben, als Heu und Stroh, wie Eures Gleichen? Zur Strafe müßt Ihr die Monſtranz zweimal küſſen, vier dicke Pfennige erlegen, und einen Schmauß rüſten, der ſich gewaſchen hat, ſonſt ſpiel' ich Euch morgen einen Streich, der den guten Leumund, welchen Ihr heute meinem Heu verdankt, wieder zu Schanden macht."

Die Wirthin that, wie ihr geheißen worden war; ſie ſchenkte uns die Zeche, und wir verließen, leicht an Segen und Heiligthümern, aber ſchwer an Gelde, die Stadt. — In der Gegend von Waiblingen fürchtete man ſich allgemein vor der Peſt, die unglücklicher Weiſe in der benachbarten Herren Länder bedeutend ſpukte. Pater Quirin, der ſich indeſſen wieder einige Knochenbröſelein zu verſchaffen gewußt hatte, bot dieſelbe als Ueberreſte der drei ſeltſamen Heiligen von Enslingen den Gläubigen zur Verehrung dar. Dieſe Heiligen waren: Sanctus Guntherus, Victorius und Quirinus, die der Bauersmann in ſeiner kurzen ſchlechten Sprache gemeinhin nur Gunther, Vitter und Quitter nannte, oder noch kürzer die drei ſeltſamen Heiligen. Der Pater verſicherte, daß alle Diejenigen, die mit ihren Lippen die beſagten Reliquien berühren würden, frei ſeyn ſollten von der Peſt, ob ſie ſchon daran krank gelegen, oder nur krank zu werden befürchteten. Jeder Kuß koſtete wieder ein Paar Batzen, und das Geſchäft ging recht gut, bis endlich unglücklicher Weiſe einige der größten Verehrer des Vitter und Quitter von der Peſt befallen wurden, und daran hinſtarben, wie alle Kranke, die den heiligen Knochen ihre Andacht gewidmet. So entſtand nun allgemeines Geſchrei, und der Obervogt von Waiblingen, ein raſcher und ſtrenger Edelmann, nahm die Hiſtorie am übelſten auf, ließ den Pater vor ſich fordern, und bedrohte ihn für ſein fälſchlich und abergläubig Vorgeben mit der härteſten Ahndung. Ich zitterte, wie ein Kind vor der Ruthe, der Pater aber blieb ſich gleich, und antwortete mit dem ſpitzbübiſchſten Lächeln, das ich jemals geſehen, dem Vogte: „Ich habe nicht gelogen, edler Herr, da ich ſagte, daß Jeder peſtfrei ſeyn ſollte, deſſen Lippen die heiligen Gebeine berühren würden. Die Eſel haben alle nur das Glas geküßt." — Da lächelte auch der Obervogt, halb überraſcht und halb verächtlich, ſchenkte ihm die Strafe, befahl ihm aber, auf der Stelle die Stadt und deren Gebiet zu meiden. — So ſchüttelten wir den Staub von unſern Füßen, und zogen von dannen; ich, dem Alles neu war in der

Welt, nachdenkend und überlegend, der Pater, bald Galle ſprühend, bald herzlich lachend, über ſeine Einfälle und die Leichtgläubigkeit ſeiner Kunden. „Komm, Paule!“ ſagte er Abends, als wir an einem Kreuzweg hielten und nicht wußten, welche Straße einzuſchlagen ſey, „wir haben dem Peter Zwillich (der Bauerſame) die Jacken tüchtig ausgebürſtet, und mögen uns wohl eine Ruhe von ein Paar Wochen gönnen. Ziehe mit mir an die Jaxt, wo mein Dorf liegt. Ich habe meine Verwandten ſchon lange nicht geſehen, und will mich ein wenig von den Strapatzen der Reiſe an ihrem Tiſche erholen.“

Wir thaten, wie ſich der Pater vorgenommen. Wir zogen an die Ufer der Jaxt, und gelangten nach einigen kurzen Tagereiſen in das Dorf, welches ſtolz genug ſeyn durfte, den Pater Quirin unter ſeine Söhne zu zählen. Es lag ganz luſtig und traulich unter dem Schatten vieler grünen Bäume; die Fruchtfelder liefen am Abhang des Dorfes hernieder; zu ihren Füßen murmelte der Fluß. Die Bauern trieben einen reichen Handel mit Waizen den Strom hinab, und ihre Fruchtwagen gelangten häufig nach der alten Reichsſtadt Heilbronn. Viele der Reicheren im Dorfe zinsten nach Heilbronn, andere nach Schwäbiſchhall, und endlich wieder andere an die Herren von Berlichingen. Das gab den Leuten Gelegenheit, hinauszukommen aus ihrem engen Dorfe, zu hören, was in der Welt vorging, und ſich mit Andern ihres Gleichen auf fremden Märkten und Meſſen, wo ſie zuſammentrafen, zu beſprechen. Das hatte denn zur Folge, daß die Bauern in Jartweil viel geſcheiter und klüger wurden, aber dafür auch hartnäckiger, hoffärtiger und tumultuariſch. Wir merkten unter Anderm, gleich bei unſerm Einzug in das Dorf, wie viel die Wittenberger Glocke dort geſchlagen hatte. Eine halbe Stunde von dem Dorf entfernt, hatten die Bauern noch andächtig die Kniee vor unſerm Eſel gebeugt; zu Jartweil rückte nicht einmal der ſchäbigſte Schweinhirt ſeine ſchmutzige Kappe vor unſern Pergamenten und Fahnen. Die Männer ſtanden wie die Stöcke am Wege, ſperrten die Mäuler auf, oder lachten uns geradezu aus. Die Buben liefen hinter uns drein, und warfen dem Eſel Kletten in die Zotteln ſeines Schweifes. Kaum daß hin und wieder ein alt Mütterlein hinter den zerbrochenen Scheiben ihrer Fenſter ein Kreuz ſchlug, und ſich demüthig vor dem wohlbeleibten Pater verneigte.

„Es iſt mir ſchier wunderbar zu Muthe," ſagte dieſer mit ſtutzigem Geſichte zu mir, „wie ich alles ſo verändert um mich her ſehe. Freilich iſt das Dorf, das ich wie ein erbärmlich Maulwurfshügelein verließ, zu einer ſtattlichen Gemeinde herangewachſen; doch glaube ich nicht, daß die Engel hier gebaut haben, ſondern der Belzebub mit ſeinen feurigen Hörnern; ſo viel Unchriſtlichkeit riecht meine Naſe."

Bei dieſen Worten waren wir auf dem Platze des Dörfchens angekommen, und ich entſinne mich noch mit wahrer Wonne des kühligen Lindenſchattens, der über den ganzen Platz verbreitet lag, weil über denſelben ein ungeheures Blätterdach, von einem vierhundertjährigen Stamme hing. Unſer Eſel wieherte vor Freuden, und ich trieb ihn hart an den kühlen Baum, während ſich der Pater neugierig umſah, und troß aller Bemühungen das Haus ſeines Bruders nicht mehr erkennen konnte, welches doch auf dem Lindenplatze ſtehen ſollte. Neugierige Menſchen lauſchten an jeder Thüre, unter ihnen ein liebliches Mägdlein, mit roſenrothen Backen, und der Schönheit des unſchuldigſten Kindes. Der Pater wendete ſich an ſie, und fragte, nachdem er ſeinen Segen freigebig ertheilt hatte, nach dem Hauſe des Michael Hesbacher. Das Mädchen zeigte ihm lächelnd ſeine wunderſchönen Zähne, und antwortete neckiſch: „Ihr ſteht ja gerade davor, hochwürdiger Herr. Der Michael iſt mein Vater, und Ihr, wenn ich mich noch recht erinnere, ſeyd der Ohm, der mich ſo oft auf ſeinen Knieen ſchaukelte, und dem ich alle Heiligenbilder verdanke, die meine Kammer zieren.“

In dem Geſicht des Paters ſchlug eine Flamme reiner Freude auf. Sein Antlitz kam mir zum Erſtenmal erträglich vor. Er faßte recht väterlich und zutraulich die Hand des Mädchens, und ſagte zu demſelben: „Nun ſo ſey der liebe Herrgott mit Dir, Du gutes Treinele; tauſend Dank, daß Du mich nach ſo langen Jahren erkannt haſt. Wo iſt aber Dein Vater, und die Mutter, und der Bruder?“

„Der Vater wird erſt ſpät zur Nachtzeit von Heilbronn zurückkommen;“ erwiederte Katharina, „die Mutter iſt zur Kindtaufe bei der Frau Zillerin im nächſten Ort; der Bruder aber iſt auf die Wanderſchaft gezogen als Müllerknecht, und arbeitet, ſo viel ich weiß, in der Pfalz, an demſelben Orte, wo unſer Vetter Wolfgang Pfarrer iſt. Tretet aber ein in's Haus. Bis die Ältern heimkommen, will ich ſchon ſorgen, daß Euch nichts abgeht; nicht Euch, noch dem Eſel, noch dem friſchen Burſchen, der den Eſel treibt."

Wir ließen uns die Einladung nicht zweimal machen, und hielten unſern Einzug in das Haus, das Quirin nicht mehr erkannte. Da hörte er jedoch von Katharina, daß erſt vor einem Jahre ein heftiger Brand den größten Theil des Dorfs verzehrt habe, und ſomit auch ſein altes, unſcheinbares Vaterhaus, welches der reiche Hesbacher, reich und ſtattlich, wie ſich's gebührte, aufbauen mußte. Die Stuben waren hell und geräumig geworden, und Quirin hatte ſeine Freude an den bequemen Ställen, die auch mit dem erforderlichen Viehſtand angefüllt waren, und auf große Wohlhabenheit ſchließen ließen. „Der Bruder muß einen Schatz gefunden haben!" rief der ſtaunende Pater einmal über das anderemal. Treinele ſchüttelte lächelnd den Kopf und meinte, Arbeit und Sparſamkeit brächten mehr Segen in's Haus, als Fürbitten der Kirche und vollends Schätze des Teufels. Quirin betrachtete ſie mit mißbilligendem Geſichte, und antwortete: „Dennoch kommt alles von Oben, gutes Treinele; ich hoffe, mein Kind, daß Du wenigſtens nicht von dem Geiſte des Antichriſts angeſteckt biſt, der hier zu ſpuken ſcheint."

„Ich weiß nicht, was Ihr meint, Ohm;" antwortete das Mädchen unbefangen: „was uns der Pfarrer lehrt, das treiben wir. Und der Pfarrer iſt ein geſcheidter Mann, dem ich gerne zuhöre. Er wohnt in unſerm Hauſe, weil ſein Pfarrhaus noch nicht wieder aufgebaut wurde. Der Vater, der ſonſt die Kloſterherren nicht leiden mag, iſt ſehr wohl mit dem guten Auguſtiner zufrieden, wie wir alle im Hauſe, die Mutter ausgenommen, die im Stillen über unſere Sünden ſeufzt, wie ſie es nennt."

„Das heißt mit andern, kürzern Worten: Ihr habt Euch ſammt und ſonders, Pfarrer und Gemeinde, dem Wittenberger Unfug ergeben, und nur meine brave Schwägerin, die fromme Gertraude, hat ſich am Alten feſtgeklammert;" polterte der Pater Quirin: „Aber ich ſage Euch, daß haushohes Unglück über Euch hereinbrechen wird, wenn Ihr feſt bei der Teufelsſache beharrt. Ich merke wohl, daß ich zur rechten Zeit gekommen bin, um Euch armen verblendeten Menſchen den Kopf zurecht zu ſetzen, und der Himmel wird meine Bemühungen ſegnen."

„Das haltet wie Ihr wollt;" antwortete Katharine ruhig: „macht das mit dem Pfarrherrn aus, nur verſucht es nicht mit dem Vater. Er iſt hartnäckig auf ſeinem neuen Glauben; gelingt es Euch jedoch, den Pfarrer in einen andern Sattel zu bringen, ſo ſattelt auch der Vater mit um. Mir kann's recht ſeyn; ſo wie ſo."

„Laßt mich nur an den Pfarrherrn kommen;" drohte Quirin: „ich habe ſchon türkiſche Heiden bekehrt, meine Stimme wird auch einem rebelliſchen Auguſtiner gegenüber, nicht die Stimme der Wüſte ſeyn."

Quirin hatte gerade ſeine Rede geendigt, und machte dazu ein tapferes Geſicht, als ob er den Luther in Perſon herausfordern wollte. Da öffnete ſich die Thüre gegenüber und eine lange hagere Figur in einem ſchwarzen Prieſterrocke, mit dem blaſſeſten Geſicht, das mir jemals vorgekommen iſt, ſchwebte langſam in die Stube ein, wie ein Geiſt. Zwei Männer kamen mit herein; ein rüſtiger Vierziger, ebenfalls im geiſtlichen Gewand, mit rothem Geſicht und ſtark geſchwollener Stirnader, trutzig wie ein aufgeblaſener Hahn; der andere vierſchrötig und hoch von Statur, ein ſchlichter Landmann, mit glatt herabhängenden Haaren, ſcharfen Zügen, und tief liegenden Augen voll Melancholei. Pater Quirin ſtarrte die Eintretenden überraſcht an; Treinele zupfte ihn aber an der Kutte und flüſterte ihm zu: Jener ſey eben der Pfarrherr, von dem ſie geſprochen; der Zweite, ein ehemaliger Leutprieſter von Heilbronn, der aber jetzo das Amt eines auf dem Lande wandernden Schulmeiſters verrichte, und der Dritte ein Bauer aus Franken, der ſich ſchon ſeit einiger Zeit in der Gegend aufhalte, unſtät und heimlich thue, und von deſſen Herkommen und Lebenslauf noch nicht das Geringſte verlautet habe.

Die drei Geiſtlichen begrüßten ſich auf eine ſeltſame Weiſe. Pater Quirin brummte einige lateiniſche Worte in den Bart, und ſtand den Herren ſo verſtockt und verlegen gegenüber, als er vorhin wüſt und rauferiſch gethan. Der Schulmeiſter erwiederte nur mit einem barſchen Kopfnicken den hingeplapperten lateiniſchen Gruß, drehte ſich dann auf dem Abſatz um, und lief zum Fenſter, aus welchem er in das Freie ſchaute, gerade als könne er den Pater nicht mit ſeinen Augen anſehen. Der Pfarrer dagegen ſchlürfte gerade auf Quirin los, reichte ihm die Hand und ſagte zu ihm mit geſpenſterhafter dumpfer Stimme: „Thu' dieſes Kleid von Dir, mein Bruder in Chriſto! wenn ſie auch weiß iſt dieſe Kutte, wie die Farbe der Unſchuld und der Lilien, ſo iſt dieſes doch nur ein Blendwerk des Satans, der niemals ruhen kann, wo er einen Halbgerechten weiß. Denn ganz gerecht ſind wir alle nicht, mein Bruder; nur der Herr im Himmel und ſein Sohn, welcher der Sündenſchlange den Kopf zertrat, ſind blank in ihrer Gerechtigkeit, wie die Engel in ihrem himmliſchen Glanze. Höre auf, an den Mann in Rom zu glauben, der ſich einen Vater der Kirche nennt, und einen Statthalter des Heilands, welcher doch nichts von ihm weiß. Laß' ab von den Regeln Deines Ordens, die der Antichriſt gemacht hat, weil er die Menſchen haßt, und begehrt, daß ſie allein ſeyen. Es werden Zeichen und Wunder geſchehen, mein Bruder, und alle Klöſter werden verlaſſen ſeyn, wie man die Höhle des Löwen fürchtet, der allwärts umhergeht, zu ſuchen, wen er verſchlinge. Ich war auch verblendet, mein Bruder; auch ich habe mich todt gemacht für die Welt, um einſt zu leben im Himmel; habe gefaſtet und die Geißel geſchwungen, und habe mich ſiech gemacht, um dem barmherzigen Vater zu gefallen. Als ich jedoch eingeſehen, daß ich in meiner Verirrung ärger geſündigt, als wenn ich geraubt und geſtohlen hätte, ſo ließ ich die Zelle hinter mir, und las das Wort Gottes, wie der Mann Luther es ausgelegt, und warf alle Zeichen eines Kloſterbruders von mir, bis auf dieſen ſchwarzen Rock, den ich anbehielt, weil er die Farbe der Trauer trägt, und es an der Zeit iſt, Buße zu thun, mein Bruder."

Ich war noch viel zu unbekannt in der Welt, um von dem Streit, der ſich dazumal zwiſchen den Dienern der Kirche erhob, etwas Genügendes zu verſtehen. Indeſſen verrieth mir doch ein Blick auf meines Paters Geſicht, daß er wenig erbaut war, von der Art, wie ihn der Pfarrer empfing, und von deſſen Anſichten. Ich verließ die Herren, die bald in ziemlich lebhaften Wortwechſel geriethen, und folgte dem artigen Treinele, das mir in der Unterſtube eine Schüſſel voll kühler Milch vorſetzte, nahe bei mir mit ihrer Kunkel Platz nahm, und mich, neugierig wie ein Landmädchen iſt, über jeden Schritt und Tritt ausfragte, den wir bis hieher gemacht. Die Nähe des Mädchens war mir angenehm; Treinele war faſt ſo hübſch wie Eliſabeth, und ich hatte weit mehr Muth mit ihr zu reden, als mit der ernſthafteren Tochter Hunolt's. Wenn ich mir dann und wann in meinem Leben gewünſcht habe, eine Schweſter zu beſitzen, ſo bildete ich mir immer das gute Treinele Hesbacher dabei ein. Ich hätte keine beſſere Freundin gefunden, der ich mit größerer Liebe und Vertraulichkeit Alles hätte ſagen mögen, was mein Herz beſchwerte; und die Folge hat bewährt, daß ſie treu war wie Gold, und zuverläſſigen Muths, wie ſelten eine Dirne vom Lande, oder eine Jungfer aus der Stadt. — Ich war offenherzig gegen ſie, wie ich es überhaupt nie anders gegen ſie geweſen bin, und ſie konnte mich von Stund an wohl leiden. Daher geſtand ſie mir auch, daß ſie zwar den Ohm Quirin von Herzen liebe, wie einen ächten Vaterbruder; aber dennoch befürchte, daß es mit ihm viel Rumor im Haus geben möchte, wenn Michael, der Vater, heimkäme, und der junge Heiner, der Sohn des alten Schulzen, der, wie ich bald errieth, der Schatz des Mägdleins war. Darüber kam die Mutter heim: ein dickes, wohlgenährtes Weib, mit vielem bunten Kram auf der Haube, am Mieder und an den Röcken. Sie kam von der Kindtaufe zurück, und ſchwenkte in der einen Hand einen mächtigen Roſenkranz, während ſie in der andern den leeren Zwergſack hielt, worin ſie die Geſchenke zum Kindsmahl getragen hatte. — Das Weib war fröhlich von dem vielgenoſſenen Wein; ſie trank den Wein gern, und iſt nicht ſelten mit einem kleinen Rauſch geſehen worden. Sie vernahm mit viel Freude, daß der Schwager Quirin angekommen war, und rief aus vollem Herzen: „Ein größeres Heil kann dieſem Haus nicht wiederfahren! Wenn der Erzengel einzieht, muß doch einmal der Belial von dannen fliegen. Es geht ja ärger zu, als zu der Zeit des heiligen Jonas. Wo ich herkomme, iſt noch eitel Frömmigkeit; hier jedoch iſt eitel Heidenthum. Aber es wird zum Schrecken aller Sünder ſich anders wenden: ich habe heut für ſicher gehört, daß der Kaiſer und der heilige Vater zu Rom geſchworen haben, nicht eher aufzuhören, als bis die Ketzerei ausgerottet iſt mit Stumpf und Stiel. Wenn alsdann mein grober Michel noch am Leben bleibt, ſo hat er es blos dem Schwager zu verdanken, der beim Pabſt in großen Ehren ſteht, und nach ſo vielen Jahren in's Haus kommt wie ein Storch, der das Glück in ſeinem Schnabel trägt."

Sie rannte hinauf, um den Pater zu begrüßen; ich ſah wie der Pfarrer und der Schulmeiſter neben ihr vorbei gingen, und wie ſie grimmig den Kopf wegwendete, ohne die Herren zu grüßen, die ihr wie Dornen in die Augen ſtachen. Während ſie nun den Pater überfiel, welchen Treinele hinter einen mit Wein und Speiſen reichlich beſetzten Tiſch gepflanzt hatte, — die beiden andern geiſtlichen Herren ſpazierten unter den Linden — kam der Bauersmann herunter, der den Pfarrherrn begleitet, und ſetzte ſich mir gegenüber an den Tiſch, ſchaute mich manchmal ſcharf unter den Wimpern hervor an, und trommelte auf der eichenen Tafel, wie ein ungeduldiger Menſch, der nicht recht weiß wie er eine Zwieſprach anfangen will, wozu er doch Luſt hat. Endlich rückte er die graue Filzkappe nach dem rechten Ohre zu, ſchob ſich die herunterhängenden Haare aus der Stirne, ſtrich ſie hinter die Ohren, ſtützte beide Ellenbogen auf den Tiſch, beide Fäuſte unter das Kinn und fragte: „Wo kommt Ihr her, und was treibt Ihr?"

Ich erzählte ihm, freimüthig und wahr, was er zu wiſſen begehrte. Er fuhr fort: „Seyd Ihr nicht durch Franken gezogen?"

„Nein."

„Habt Ihr das Remsthal durchwandert?"

„Wie Ihr ſchon gehört habt."

„Seyd Ihr nicht am Bodenſee geweſen?"

„Ich kenne das nicht."

„Was machen die Bauern im wirttemberg'ſchen Land?"

„Sie beten, arbeiten und zahlen ihre Steuern."

„Die aus dem Remsthal waren wackere Burſche; ſie wollten frei ſeyn; aber das Ende war ſchlecht, wie gut auch der Anfang geweſen; ſie haben nicht mit Gott angefangen. Ein andermal ſollte es nicht ſo ſtill zu Ende gehen. Es wäre wohl an der Zeit, daß die Herren kennen lernten, wie es den armen Leuten um das Herz iſt. Die Obrigkeit muß verbeſſert werden; im Geiſtlichen ſteckt's nicht allein; die weltlichen Herren ſind eben ſo ſchlimm wie die Andern; es muß beſſer werden; Gott hat's ſelbſt geſagt. Es ſind den Leuten nicht umſonſt vor ein Paar Jahren Kreuzlein vom Himmel auf ihre Kleider gefallen; es giebt allenthalben Erdbeben, Hagelſchlag und Peſt; es ſind die abſcheulichſten Mißgeburten zur Welt gebracht worden. Das ſind Zeichen und Wunder, die der Himmel thut, um die Menſchen zu ermahnen. Aber die Herren horchen nicht auf den Himmel, und wenn noch tauſend Sterne mit feurigen Schwänzen an demſelben herumreiten, wie die Zornruthen des jüngſten Gerichts. Die Fürſten werden der Plackerei nicht ſatt, und die armen Leute des Elends nicht leer. Der liebe Gott wird's fügen, denke ich. Einen ſchweren Kampf wird's koſten, aber aus dem Kampfe geht das himmliſche Jeruſalem hervor, welches uns vom Herrn verſprochen iſt, und der Herr iſt getreu und hält den Bund, den er mit den guten Chriſten gemacht."

Während dieſer langen Rede, von deren Sinn ich wenig verſtand, bewegte ſich der Bauer auf die wunderlichſte Weiſe; ſchlug bald die Augen auf gen Himmel, wie der Prophet Ezechiel auf dem Altarblatt zu Urach, und kehrte bald den Blick dergeſtalt in ſich, daß ich nur das Weiße in ſeinen Augen ſah, und fürchtete, er würde in einer Ohnmacht dahin ſinken. Nachdem er geendet, verſchränkte er die Arme, ſah mich lange an, und reichte mir dann die Hand. „Schlag ein;" ſagte er: „Du biſt ein tüchtiger Geſelle, und ein unſchuldig Blut, wie ein Kämpfer für Gottes Sache es ſeyn ſoll. Es wird, ſo Gott will, bald die Stunde ſchlagen, wo eine Gewalt aufſteht, der alle Gewalt der Erde nicht zu widerſtreben vermag. Verſprich mir, dazu zu halten, wie ein treuer, wackerer Bruder, und der Aufforderung nicht auszuweichen, die an alle ehrliche Leute im deutſchen Reiche und in der Welt ergehen wird."

„Ich verſtehe Euch nicht:“ antwortete ich redlich, gab ihm jedoch die Hand hin, die er feſt drückte und ſchüttelte, und war recht zufrieden, als ſich Leute vor der Thür hören ließen, weil ich Angſt hatte, es ſtehe mit dem guten Mann im Kopfe nicht richtig, und es möchte ihm eins oder das andere Schlimme zuſtoßen, während er mit mir allein war.

Der Herr des Hauſes war es, der gerade heimkam; ein derbes, ungeheueres Mannsſtück, wie ich vor dem noch nie eins geſehen. Seine Haare waren gekraust, und zeigten von einem unruhigen und ſtarren Gemüth. Seine Schultern waren breit, und er ging aufrecht, als wie ein Leu im Wappen mit pausenden Backen, wie weiland Herr Biſchof Kuno von Falkenſtein gehabt haben ſoll. Seine Augen, grau und groß, ſchienen beſtändig roth unterlaufen, und aus dem ganzen Weſen ſeiner Geſtalt, wie aus den breiten Händen, die gewiß feſt hielten, was ſie einmal gepackt hatten, ſprach eine gewiſſe blutgierige Entſchloſſenheit, die um die Mittel zu ihrem Zweck niemals faul und verlegen iſt. Die beiden Leute, ſo mit ihm kamen, ſchienen einerlei Schlages mit ihm zu ſeyn. Der Eine war darum auch ſein Sohn: Rudolph der Müllerknecht, der plötzlich nach Hauſe gekommen war, zur Verwunderung ſeiner Angehörigen; der Andere war Heiner, des alten Schulzen Sohn, und Treinele's Hochzeiter. Was der alte Michel für Augen machte, als er ſeinen Bruder Quirin zu Geſicht bekam! Er betrachtete ihn eine Weile von Kopf bis zu den Füßen, und man wußte nicht recht, ob er jetzo ſchmählen oder lachen würde. Endlich geſchah das Letztere. Er drehte ſeinen Bruder, ihn bei den Schultern faſſend, ſechs oder ſiebenmal im Kreiſe herum; ſagte hierauf mit gutmüthigem Spott: „Biſt ein recht dick Pfäfflein geworden, haſt Dich wacker ausgefüttert am himmliſchen Futterkaſten.“ Und ſchüttelte dann treuherzig des Paters ſchwammigte Hand mit der ſeinigen, die rauh und abgehärtet war von den Arbeiten des Feldes. Rudolph, der ein düſterer, verſchloſſener Menſch war, gab dem Ohm ebenfalls den Handſchlag, und ſtreckte ſich dann auf die Ofenbank, ſo, daß man gemeint hätte, der Geſelle könne kein Waſſer trüben. Wir erfuhren's aber bald anders. Heiner hatte ſich zu Treinele in die Flur geſetzt, und ſchäkerte auf eine ziemlich derbe Weiſe mit ihr; hatte ihr auch ein hübſches Miederband von dem Markte zu Heilbronn mitgebracht.

Als nun Michael Hesbacher ſich mit ein Paar tüchtigen Zügen Weins gelabt hatte, rückte er an den Bruder, und, nachdem er ihn ein Langes und Breites über ſeine Fahrten und meine Herkunft befragt hatte, ſo fuhr er ungefähr in folgenden merkwürdigen Worten fort: „Ich mag Dich wohl in meinem Hauſe leiden, Bruder Chriſtoph. Nur erwarte nicht, daß Du Dich hier füttern dürfeſt, wie ein Dachs oder ein Hamſter. Die Zeit iſt viel zu betrübt für den Müßiggang. Darum laß die Alfanzereien vom Kloſter und von dem Reliquienhandel bei Seiten. Vergiß den Namen Quirin und nenne Dich Stoffel wie zuvor. Zieh die Mummerei aus, und trage Dich wie

Unſer einer, wenn Du nicht den evangeliſchen Prieſterrock anziehen willſt. Du triffſt uns gerade in einer gährenden Zeit an; wir, wie wir im deutſchen Reich zuſammen auf Dörfern und Flecken leben, wir Bauern, die doch einmal der Kern deutſcher Nation ſind, wir ſchreien allenthalben nach Recht, und allenthalben verweigert man uns das Recht. Darum werden wir's zu finden wiſſen, auch ohne die Erlaubniß unſerer geſtrengen Herren, und die Zeit iſt nah, wo wir den Herrn ſpielen werden. Es haben ſich ſchon viel Tauſende im Lande zuſammengethan, und ſich vorgenommen, die Fauſt zu brauchen. Es bedarf nur eines Winks, und Alles bricht los. Wähle Du alſo das Sicherſte. Denke nicht mehr an das Kloſter, denn wahrlich: es ſollen alle Klöſter verbrannt werden. Halte zu uns, und die ewige Freiheit, wornach wir ſtreben, wird Dich glücklicher machen, als der verdammte, ſündhafte Pfaffenzwang."

Quirin traute ſeinen Ohren und ſeinen Augen nicht; aber ich merkte bald, daß ſeinem Muthe gar nicht zu trauen war. Die Prahlerei, deren er ſich vorhin befliſſen, ging vor der Heftigkeit ſeines Bruders ſchnell zu Grunde. Er erwiederte demſelben kein unſchönes Wort, faltete jedoch die Hände, machte ein ſehr betrübtes und ſehr zerknirſchtes Geſicht, und entgegnete demüthig und leiſe: „Des Herren Wille geſchehe. Du prophezeibeſt uns eine traurige und centnerſchwere Zeit, und ich kann nicht glauben, daß der Himmel ſolchem Bemühen den Segen ſchenken werde. Indeſſen will ich gerne unter Deinem Dache den

Sturm abwarten, und mich leidentlich verhalten. Kommt dann Zeit, ſo kommt auch Rath."

Michael lachte. „Du biſt noch immer der Alte;" ſagte er ſpottend: „wenn wir Buben auf den Apfeldiebſtahl ausgingen, war ich es immer, der auf die Bäume klettern mußte. Gelang der Streich, ſo fraßeſt Du die Früchte weg, ehe ich zu Boden kam; ſchlug das Ding fehl, ſo warſt Du ſchon im Blitz über alle Zäune, und ich hatte die Prügel für mein Wagniß und meine Gutmüthigkeit. Sey es denn alſo auch noch heute wie damals. Ich liebe die Geheimniſſe im Hauſe nicht. Du wirſt Alles erfahren, was hier vorgeht, und Dein Gefährte auch, der ausſieht wie ein treuer Burſche. Doch hüte Dich, nur das Geringſte aus der Schule zu ſchwatzen; ſo viel Bauern in der Gemeinde, ſo viel Aufſichter ſind Dir geſtellt, und es kömmt uns wenig drauf an, zum Beſten des Ganzen eine Seele von der Welt zu ſchuppen, wär's auch die eines Pfaffen."

So war denn mit Einemmale der Pater wider Willen in das Geheimniß eines Bundes eingeweiht worden, der ſich dazumal wie ein Netz über das ganze Reich verbreitet hatte, und deſſen Vorſpiel der glücklich gedämpfte Aufruhr des armen Konrad, und der Bauern am Bodenſee geweſen war. In Jartweil, und zwar im Hauſe des alten Hesbacher, war der Heerd einer bedeutenden Empörung aufgerichtet. Der Pfarrer Velberger, der Prieſter und fahrende Schulmeiſter Eiſenhut, und Hesbacher ſelbſt, ſtanden an der Spitze des geheimen Bündniſſes. In ihrer Nähe hielt ſich ſeit kurzer Zeit der Bauersmann auf, von dem ich früher ſchon geredet, und der nur ſchlechtweg Thomas genannt wurde. Sein Geſchlechtsname war jedoch Müntzer, und iſt nachhero recht traurig berühmt geworden. Der Mann hatte um eines böſen Handels willen, und als ein überſpannter Kopf ſein Vaterland und Franken verlaſſen müſſen, und trieb ſich als Kundſchafter, Horcher und Schürer in ganz Deutſchland umher, in die Kleider eines ſchlechten Landmanns vermummt, und bäuriſch redend und handelnd, obſchon er ein Studirter war, und, wenn ich's recht erfahren habe, das Magiſter-Diplom erworben hatte. Er blieb nur noch wenige Tage in unſerm Hauſe, und war plötzlich ſo ſchnell verſchwunden als er gekommen war, worauf er ſpäterhin im Thüringerland wieder auftauchte, und die Trommel rührte zum Aufſtand. Vor ſeiner Abreiſe jedoch hatte eine größere Verſammlung in Hesbacher's Hauſe Statt, zu welchem Convent auch außer den ſchon genannten Leuten, mehrere Andere gezogen wurden, von denen ich nur den Pfarrer Wolfgang Kirſchenbeißer von Frickenhofen und den entſchloſſenen Bauern-Anführer Haſenſtephan nennen will, benebſt einem gewiſſen Heinrich Hesbacher, vom Rathe zu Heilbronn, und ein Vetter unſeres Wirths zu Jartweil. Das Convent war ſehr lärmend und unruhig. Die Einen begehrten, der Krieg ſolle losgehen, gleich nach dem Apfelherbſt, wohin wir nur noch wenige Tage hatten; Andere ſchlugen vor, daß man warte bis der Wein unter Dach gebracht ſey, und viele Andere wollten die heilige Zeit im Advent hingehen laſſen, ohne ſie mit Blut und Brand zu verunreinigen.. Hesbacher, der Bauer, wurde ungeduldig wie der Teufel. „Ihr ſeyd lahme Hunde!" ſagte er, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug: „werdet warten und warten, und ſchlafen und ſchnarchen, bis Euch der ſchwäbiſche Bund über den Nacken kommen wird."

„Wo iſt der ſchwäbiſche Bund?" rief der heftige Eiſenhut dagegen: „der hat ſchon längſt ein Bein gebrochen, iſt auf dem andern lahm, und liegt bei Göppingen im Sauerbrunnen!"

„Wenn wir kommen, müſſen die Bundesſöldner davon laufen, bis weit über die Alb, und mit unſern Gräfleins Hohenloh, Schenk und Löwenſtein, werden wir allein fertig!" ſetzte Heiner mit Glut im Auge hinzu.

„Ich bin für den Aufſchub;" ſprach der Rathsherr von Heilbronn: „es bedarf der Zeit, um unter unſern Bürgern den Zunder recht anzublaſen; 'siſt faules Volk, verſchwacht und verkrüppelt hinter der Schneiderbank oder der zünftigen Lade. Man muß ihm bis auf die Knochen brennen, wenn es aufſtehen ſoll."

Die Rede des Rathsherrn beruhigte gar ſehr den Feuereifer des Hesbacher und ſeiner Anhänger, weil die ganze Bauernſippſchaft, trotz dem Schwindel von Freiheit und Gleichheit, worinnen ſie ſchwamm, eine abgöttiſche Verehrung vor dem Rathsherrn hegte, und ſich Glück wünſchte, einen Vetter zu haben, der im Magiſtrate der Reichsſtadt ſitzen durfte, zu jedem

Brod- und Fleiſch-Aufſchlag ſeine Stimme zu geben hatte, und befähigt geweſen wäre, Bürgermeiſter zu werden, wenn ihn nicht ſein lockerer Lebenswandel und ſeine vielen Schulden von jeder Wahl an und für ſich ausgeſchloſſen hätten. Jedes Wort, das er ſprach, wurde wie ein Evangelium vernommen, und nur der ungeſchlachte Haſenſtephan, der lieber ſchon heute ſtatt morgen todtgeſchlagen und geſengt hätte, hielt ihm Widerpart. „Was Herbſt, was Advent!“ ſchrie er wie ein Beſeſſener: „es iſt nie früh genug, die Brut vom Erdboden zu ſchaffen, die uns behandelt wie die Hunde. Warum ſollen die Kloſterbäuche noch ihr Martini- und Weihnachts-Mahl halten? Warum ſoll der Bauer ſeine Hühner und Gänſe noch dem gefräßigen Volke in's Maul ſchieben? Strick um den Hals, und zugeſchnürt, Eins, Zwei, Drei. Stimmt geſchwinde ab, Ihr Herren, ich habe weit nach Hauſe, und fünfzig Gemeinden warten auf Euern Beſcheid; können's kaum erwarten, die Vögte todt zu ſchlagen, und die Nonnenklöſter heimzuſuchen.“

Der Pfarrer Kirſchenbeißer, ein wüthender Menſch, der alle Sacramente und göttliche Gebote mit Füßen trat, war im Ganzen derſelben Meinung, und bezeichnete, im rohen Spaß, bereits ein Kloſter, deſſen Jungfrauen er zum nächſten Markt zu führen gedenke, aneinander gekoppelt und gebunden, wie eine Meute von Rüden. Der blaſſe, ſchwärmeriſche Belberger beſtritt des tollen Pfaffen Willen, und ſprach Worte der Verſöhnung und der Ermahnung in die aufgeregte Verſammlung. Die Roheſten hätten ihn jedoch überſchrieen, wenn ſich nicht Müntzer plötzlich auf den Tiſch geſchwungen hätte, um mit der feurigſten Beredſamkeit des Rathsherrn und der Gemäßigtern Partei zu nehmen. Er bewies ſonnenklar, daß nur dann das Bündniß zum Guten ausſchlagen könne, wenn Alle für Einen ſtänden, und das Gewitter mit einem Male von allen Seiten zugleich losbräche. Er ſchloß ſeine Rede mit folgenden Worten: „Es iſt ja zu errathen, Brüder im Heiland, daß die Wenigen den Vielen unterliegen müſſen. Wäret Ihr fünfhundert, ja fünftauſend auf dem Platz, ſo würdet Ihr den vierzehntauſend des Georgenbundes nicht die Spitze bieten. Aber ich verpflichte mich, hunderttauſend Bauern in das Feld zu jagen, wenn mir die Zeit dazu gelaſſen wird. Ich will eilen durch das Land, wie ein eifriger raſtloſer Pilgrim, und in der kürzeſten Friſt das Aufgebot vollenden. Beſorget Ihr indeſſen, daß auch die Eurigen, Freunde, Bekannte, Verwandte und Knechte, zur rechten Zeit benachrichtigt werden. Mit Gottes Hülfe ſoll dann ein Heer aufſtehen, deßgleichen die Welt noch nie geſehen, und vor dem der römiſche Kaiſer auf ſeinem Stuhl wird zittern müſſen, ſammt ſeinem Helfer, dem Pabſt, ſeinen Herzogen, Grafen und Obervögten.“

„So ſey es denn, in des Herrn und ſeiner Heerſchaaren Namen!“ rief Eiſenhut, obgleich ſeine Ueberzeugung nicht vollkommen war: „der Magiſter ſchicke uns einen Brief, damit wir wiſſen, wann die Glocken zuſammenſchlagen ſollen. Die Bauerſchaft ſoll dann auf dem Platze ſeyn, mit Waffen und

Wehr, und das Herz voll von Begier nach Rache, Sieg und Freiheit!“

Der Beſchluß ging vermittelſt der Abſtimmung der Anweſenden durch; zur ſelben Zeit kam auch Rudolph wieder an, der als ein heimlicher Kundſchafter die Pfalz, das Kreichgau, die Schenkiſchen und Oehringiſchen Gemeinden, die Stadt Hall und mehrere wirttembergiſche Vogteien durchſtreift hatte. Denn er war ein ſchlimmer Vogel, von Ausſehen ziemlich einfältig, grob von Manieren, aber verſchlagen und liſtig, auch giftig dabei wie eine tückiſche Blindſchleiche. Ich habe mir nie erklären können, wie denn doch ein Magdlein, wie Treinele, an einen ſolchen Bruder gekommen war, und es hat mir geſchienen, als ob ſein Handwerk, das viel Diſteln und Trachten erfordert, zumal in den langen Nächten, wo der Mühlknapp wachen muß, und nichts hört, als das Geklapper des Rades und das Geſchrei des Kauzes auf dem Dach, daran Schuld geweſen ſey. Ich habe wahrlich in meinem Leben keinen Müller gefunden, der aufrichtigen Herzens geweſen wäre, und, wie ihnen die Haare und Augenbraunen voll geſtohlenen Mehls hangen, ſo hängt ihnen das Gehirn voll von Grillen, Käfern und tückiſchen Schwänken. Summa: ſie taugen eben nicht viel, und die Bäcker eben ſo wenig, weil ſie für ſchweres Geld leichtes Brod und ſchlechtes noch obendrein geben. Treinele war dagegen eine gute Bäckerin, und das Brod wie die Kuchen, ſo ihre liebe Hand bereitete, ſchmeckten mir gar trefflich, und lange Zeit hindurch, bis der Winter einbrach, und die entſetzliche Zeit anging, von der ich binnen Kurzem reden werde. — Der Rudolph war alſo angekommen, und brachte viel Vorrath an Schriften und mündlichen Einwilligungen mit, die ihm aller Orten von der Bauerſame mitgegeben worden. Deß war großer Jubel; die Verſchworenen drückten ſich fröhlich die Hände, und gingen, ein Jeder, wohin ihn, wie er meinte, der Himmel berief. Kurze Zeit nachdem des Hesbachers Haus rein geworden, kam ein anderer ungebetener Gaſt in daſſelbe: der blaſſe Tod nämlich, der den Pater Quirin, ſo zu ſagen über Nacht wegholte, nachdem er zuvor das Martinsfeſt gar luſtig gefeiert, und, wie ich glaube, zwei Gänſe, er allein, verzehrt hatte. Als er auf dem Todtbette lag und kein Menſch ihm mehr helfen konnte, und ſein Bruder Michael hinweggegangen war, erzürnt, weil er den Troſt des evangeliſch-geſinnten Velberger von der Hand gewieſen hatte, rief mich Quirin zu ſich. Niemand war zugegen, als die heulende Gertraud, die am Fuß des Bettes kniete, und Gebet auf Gebet murmelte. Treinele war hinweggegangen um friſche Milch zu holen, wornach den Kranken in ſeinem letzten Durſte ſehnlichſt verlangte. Quirin winkte mir, mein Ohr an ſeinen nach Luft ſchnappenden Mund zu legen, und ſagte mir mit vieler Beſchwerde, und langen Zwiſchenräumen: „Du ſollſt mein Erbe ſeyn, und nicht der Ketzer Michael. Ich habe mein Biechen auf der Wieſe verſcharrt, die hinten an den Garten ſtößt, und den Platz mit einem Steine bezeichnet, den ich feſt in den aufgelockerten Raſen geſtampft, und worauf ich mit Kalk ein ſchiefes Kreuz gepinſelt habe. Nimm Dir bei Gelegenheit den kleinen Nothpfennig, den ich mir für meine alten Tage zurecht gelegt habe. Fliehe aber alsdann aus der heidniſchen Nähe meines Bruders und ſeines Gelichters; gieb den vermaledeiten bäueriſchen Bundſchuh bei der Obrigkeit an, und ſtifte mir ein paar hundert Seelenmeſſen, auf daß mir Gott vergebe, was mir dann und wann in meinem Handel Menſchliches wiederfahren ſeyn mag, ſo wie, daß ich hier, gleichſam auf babyloniſcher Erde ohne letzte Oelung und Abſolution dahin fahren muß.“

Er hatte kaum ausgeredet, ſo verging ihm das Reden ſchon gänzlich; die Milch, welche Treinele brachte, benetzte ſeine todten Lippen nicht mehr; er war eingegangen in das Freudenreich, denn ich will nicht glauben, daß er in das finſtere verwieſen worden iſt: der heilige Stympborar wird ſchon für ihn gebeten haben. — Ich lüge nicht, wenn ich beſchwöre, daß mir es war, als ob mein beſter Freund dahin geſchieden wäre. Der Pater hatte mich ja aus einer Gefahr gerettet, die meinem Halſe drohte: er hatte mich erhalten, und ich that doch ſo wenig für ihn; ich hatte mich trotz ſeines häßlichen Geſichts endlich an ihn gewöhnt, und ſeine grobe Unverſchämtheit am Ende nachſichtig ertragen. Ich fühlte mich verwaiſ't, und dankte daher in meinem Herzen dem alten Hesbacher, als er vor mich hintrat, mir den geſenkten Kopf aufrichtete und ſagte: „Muth gefaßt, Du guter Paul. Du ſollſt nicht brodlos bleiben. Du verſtehſt, mit Thieren und ihren Ställen umzugehen; beſorge meine Paar Pferde, und iß als mein Hausgenoſſe an meinem Tiſch. Ich will ſchon ſehen, wie ich Dir weiter fortbelfe; wenn der Lärm in Deutſchland ausbricht, kannſt Du Pfeifen aus dem Rohre ſchneiden. Halte darum zu uns; gute Arme thun uns Noth.“

Ich ließ mir dieſes geſagt ſeyn; ich beſorgte im Hausweſen was meine Kräfte vermochten; ich verdiente das Brod, das ich aß, und wartete mit Sehnſucht der Zeit, die nach Velberger's und Eiſenhut's Verſicherungen das himmliſche Jeruſalem aufbauen ſollte. Als ein unwiſſender Knab, der noch nicht verſtand, daß die Obrigkeit von Gott eingeſetzt worden, bildete ich mir ein, es könne nichts Schöneres geben, als wenn alle Menſchen frei umher gingen, nur ihr eigen Feld und zwar nur für ſich bauten, und Herrenzins und Kirchenzehent ſtreichen dürften. Ich hatte noch niemals einen gnädigen Herrn geſehen, wie ich ihn in ſpäterer Zeit in dem hochſeligen Herzog Chriſtoph verehren lernte, aber wohl gar ungeſchlachte, hartherzige Vögte und Amtleute, die von den alten Griechen und Römern gewißlich zu denen Tyrannen gezählt worden wären. Ein ſolcher führte auch den Regimentsſtab über das Dörflein, das ich bewohnte; ſog die Unterthanen aus, ſteckte ſie in Kerker und Stock, verführte die Dirnen und hatte ſchon mehrere Bauern dergeſtalt mißhandeln laſſen, daß ſie krumm und lahm dem

Grabe zuſiechten. Als ich den Mann etwa zum Viertenmale in unſerm Dorfe ſah, ſagte mir der rauhe Michel Hesbacher eine Rede, die mich ſchaudern machte, vom Wirbel bis zur Zehe. „Schau,“ ſagte er, indem er auf den an unſerm Hauſe vorüberreitenden Vogt zeigte: „ſchau, wie der ſo wohlgemuth dahin kleppert! Er weiß nicht, daß er ſchon ein todter Mann iſt. Sein Roß wird länger leben denn er, und ſchon iſt das Meſſer geſchliffen, das ſeinem Schurkenherz das Blut abzapfen ſoll.“ — „Wie meint Ihr das, lieber Herr?“ —„Ich meine, daß er eben verloren iſt; denn wir Alle im Dorf, es ſind kaum vierzehn Tage her, haben ſeinen Tod beredet; ich bin erwählt worden, dem Buben das Lebenslicht auszublaſen. Es iſt nicht einmal ein Weib im Dorfe, das nicht um dieſes Urtheil wüßte. Du ſollſt dabei ſeyn, Paul, und ſehen wie ein abſcheulicher Böſewicht ſtirbt.“

Ich zitterte. Ich wußte noch nicht was der Tod ſey; obendrein ein gewaltſamer. Wenn ich mich ſo fühlte, in der ganzen Kraft meines Daſeyns, wie ich gieng, lief, ſtand und mich niederlegte, nach Gefallen, ſo dachte ich, es müſſe nicht ſo ſchwer ſeyn, dem Tod davon zu laufen, wenn man nur wollte. Ich dachte mir das Abſterben höchſtens, wie man ſich das tiefe Einſchlafen eines Müden vorſtellt; aber ich bebte, wenn ich mir ein blutiges Meſſer als den Schlüſſel dachte, der einem Menſchen die Thüre aus dem freundlichen Leben in das unfreundliche Grab öffnen ſollte. In meiner Angſt war ich ſchon im Begriff, den kleinen Schatz des Paters zu heben, und damit in die Welt zu gehen, oder etwa nach Eßlingen zurück, wohin mich das Andenken an ein theures Bild faſt gewaltſam rief. Da fiel mir aber ein, wie dorten ganz gewißlich eine Strafe auf mich warte, und wie auf Eliſabeth's Ringe die Worte „Furchtlos und Treu" ſtänden. Hesbacher war ja mein Pfleger geworden; er ernährte mich; Velberger unterrichtete mich im Chriſtenthum und in den Anfangsgründen der freien Künſte, weil er einen offenen Kopf in mir entdeckte, und etwas Beſſeres wie er ſagte, als einen groben Bauernknecht. Und ich ſollte dieſe Leute verlaſſen, juſt da ſie am Vorabend eines Kampfes ſtanden, den ich in meiner Verblendung für einen gerechten hielt? — Ich beſchloß bei ihnen auszuhalten, furchtlos zu ſeyn in der Gefahr, und treu in der Noth; denn Velberger prophezeite den Streitern Chriſti und des Rechts vielfache Prüfungen, bevor die Mauern des himmliſchen Zion gegründet ſeyn würden. Ich ließ daher das Geld des Paters ruhen, hielt das Vornehmen meines Brodherrn und ſeiner Anhänger geheim, und wartete unter'm Schutz der heiligen Eliſabeth, die ich mir abgöttiſcherweiſe zur Patronin erwählt hatte, in friedlicher Ruhe meines Tagwerks.

Jemehr aber der Winterſtürme von den rauhen Albgipfeln herunter zum Neckar und zur Jart kamen, je ſtürmiſcher zogen ſich die Wolken auf der Stirne der Theilnehmer am Bauernbunde zuſammen. Es brütete ein böſes Treiben unter den Leuten, und der Verſammlungen wurden immer mehrere, und Kundſchafter auf Kundſchafter, Boten auf Boten ſtrichen durch alle Gemeinden. Die Anführer, die bis jetzt zu Jartweil in Hesbachers Hauſe geſeſſen, zerſtreuten ſich nach allen Gegenden. Der Prieſter Eiſenhut verließ uns zuletzt, und gieng mit einem Geſicht voll Hoffnungen und roher Freude von dannen. — „Die Armeſünder-Glocke wird bald ſchlagen;" ſagte Hesbacher mit finſterer Entſchloſſenheit, und ich bemerkte, wie, tief im Stroh verſteckt, viele Waffen in's Haus gefahren wurden, die man zur finſtern Nachtzeit an Bauernhorden vertheilte, welche von den benachbarten Gemeinden abgeſchickt worden waren. So verfloß das Jahr, und am Feſte des neuen Jahres kam der Vogt in unſer Dorf, um die rückſtändigen Gülten und Zinſe einzutreiben. Er hatte zwei bewaffnete Schütze bei ſich, liederliche Leute aus dem Oehring'ſchen, die für elenden Lohn das Preſſerhandwerk trieben, und ihre Freude daran hatten, wenn ſie die armen Leute vollends in's Elend bringen durften. Da lebte zu Jartweil, am äußerſten Ende des Orts ein alter Mann, der vordem in den Dienſten des Grafen als Umgelder geſtanden hatte. Es mochten zehn Jahre her ſeyn, ſo war er abgeſetzt worden, und von Haus und Hof gejagt, weil ſein Sohn, ein ausſchweifender Bube, einige Gulden, die in den Säckel des Grafen gehörten, entwendet hatte. Als der Trunkenbold das Elend ſeines Vaters geſehen, war er Knall und Fall davongegangen und hatte ſich unter Georg Frundsberger's Landsknechten annehmen laſſen, mit denen er nach Wälſchland gezogen war, ohne jemals wieder etwas von ſich hören zu laſſen. Der alte Rapp ſaß in der erbärmlichen Lehmhütte, die dem Hirten zu ſchlecht geworden war, und ernährte ſich mit Botendienſten, die ſeinen alten gebrechlichen Beinen ſehr beſchwerlich wurden. Daneben half ihm ſeine Tochter treulich; eine junge rüſtige Magd, die vortrefflich ſpann, und ſogar von den Frauen zu Heilbronn viel Flachs und Hanf erhielt, um es zu reinem lichten Garn zu verarbeiten. Hanne gab Alles was ſie verdiente an ihren Vater, und was mehr war, hielt treulich bei ihm aus, pflegte den gebrechlichen Greis, füllte ihm ſo nach und nach ein ruhiges Sterbekiſſen, und baute ſich einen Stuhl in den Himmel. Das gieng Alles recht gut, ſo lange der alte Schulz, Heiner's Vater, lebte, und der vorige Vogt, der nicht von den Schlimmſten war. Der Schulz ſtarb jedoch, und an ſeine Stelle kam mit dem neuen, böſen Vogt, das erbärmlichſte Faulthier der Gemeinde, ein elender Herrenknecht, der ſich nur auf's Achſelzucken und Kopfnicken verſtand. Da reitet einmal der Vogt durch's Dorf, und ſieht des alten Rappen Haus, und wie aus dem elenden Fenſterlein ein friſches Jungferngeſicht ſchaut; denn die Kindesliebe und Gottes Segen hatten bei der ſchmalſten Koſt die gute Hanne rund und roſenroth erhalten. „Wer wohnt in dem Neſt?“ fragt Herr Peter Ungnad: „Hier iſt Bettelmanns Umkehr; wie kommt die friſche Dirne in die Lehmhütte, worin man nicht einmal vor dem Morgenthau ſicher iſt?" — „Der alte Spitzbube, der Rapp wohnt hier;" ſagte der Schulz und bückt ſich in den Staub: „Der Graf hat dem Geſindel erlaubt, hier zu hauſen, ob es gleich ein Aergerniß für das ganze Dorf iſt." — „So will ich's dem Volk verbieten;" verſetzt der Vogt: „der Herr iſt zu gnädig, der alte Dieb gehört über die Gränze; ſchmeißt das Pack aus dem Dorf." — Wie ſie das Donnerwort vernehmen, liegen der Alte und ſeine Dirne im Koth vor dem Pferde des Ungnad; was aber des Alten weißes Haar und bittere Thräne nicht vermag, gelingt zu ihrem Unglück dem Flehen der Tochter. Nach einigem Beſinnen ſagt der Vogt: „Der Lump mag bleiben; aber Du Hanne, ziehſt mit mir auf's Schloß: meine Kinder bedürfen einer Wärterin, und ich will Dich ehrlich halten, weil es mich erbarmt, daß Du Deine ſchönen Tage im Elend vertrauern ſollſt." — Der alte Rapp merkte wohl, wo die Sache hinaus wollte, und Hanne auch, und Beide weinten, aber Beiden half es nichts. Auf der einen Seite ſtand der ehrloſe Haushalt des Vogts, auf der andern aber der Büttel mit dem glühenden Eiſen und dem Ruthenbündel, und das jammervollſte Elend, und das Grab des Hungers. Rapp kroch wieder in ſeine Hütte, Hanne zog mit dem Vogt auf das Amthaus, und kam, ehe noch ein volles Jahr verfloſſen war, mit hochſchwangerem Leibe und blutſtriemigem Rücken zum Vater zurück. Der grauſame Ungnad hatte ſie, die ein Kind von ihm unter dem Herzen trug, mit der Peitſche gemißhandelt und aus dem Hauſe geworfen, und ſeine Luſt gebüßt, weil er zu geizig war, ſein Kind zu erhalten.

Ich komme jetzt auf den Neujahrstag zurück. Rapp hatte, als Schutz- und Leibzoll, ein Paar Hühner zu entrichten. Vater und Tochter hatten ſchon ſeit mehreren Tagen nicht einen Biſſen Brod im Hauſe, weil ſogar die Almoſen der Gemeinde aufgehört, ſeit die unglückliche Hanne mit ihrer Schande zurückgekommen war. Die Wehen der Geburt hatten die Dirne am ſelbigen Tage ergriffen, und ſie lag auf einer elenden Blätterſtreu in dem einzigen Winkel der Hütte, der noch vor dem Schneegeſtöber ſchützte, welches zu allen Ritzen hereindrang, und den Scheitel des Alten bedeckte, der neben der Tochter ſaß, ein Schneebild von außen, aber mit dem hölliſchen Feuer der Verzweiflung in der Bruſt. Ungnad trat mit dem Schulz und den Preſſern in die morſche Thür der Hütte. — „Wo ſind die Zinshühner?“ brüllte er dem Alten zu: „Grauer Halunke! haſt wieder nicht an die Obrigkeit gedacht, und verſchlemmt und verpraßt, was Dir Deine Bettelei und Deiner Tochter Liederlichkeit in's Haus geſchafft!“ — Rapp blieb unbeweglich ſitzen, ohne dem Vogt das Geſicht zuzuwenden, und erwiederte mit dumpfem Jammergelächter: „Ich habe keine fetten Hühner für Eure Tafel, lieber Herr; wenn Ihr Euch aber gedulden wollt, ſo will ich Euch bald ein mageres Kindlein auftiſchen, das Euer Blut iſt, und dem der Mutter Verzweiflung ſchon in ihrem Leibe den

Hals umgedreht hat.“ — „Schulz! laßt den Hund für ſeine boshaften Lügen peitſchen, bis auf's Leben;“ ſchnaubte der Vogt: „der Schuft will meinen Beutel fegen, und auf meine Rechnung die Ausſchweifung der Hanne ſchieben, von der meine Stallbuben allein zu erzählen wiſſen.“ — Die Preſſer fielen über den Alten her, und der Schulz faßte ihn ſelbſt bei dem weißen Schopf. Rapp ſchwieg verſtockt; Hanne wälzte ſich aber von ihrem Lager auf, und kroch vom Schmerz überwältigt, wie ein Hund zu den Füßen des Vogts. „Barmherzigkeit! Gnade, Herr Amtmann!“ ächzte ſie, die Kniee des Hartherzigen umſchlingend, und alsdann platt auf den Boden fallend, weil ſie von den Wehen auf's Neue gequält wurde. Der Vogt ſtieß ſie unter den entſetzlichſten Schimpfworten mit Händen und Füßen von ſich, und befahl, die armen Leute beide aus der Hütte in den Schnee zu werfen. Wir ſahen dem Auftritt durch die aufgeſprengte Thüre der Hütte zu, mein Brodherr und ich. Viele Leute aus der Gemeinde, die vom Kirchengange kamen, ſtanden um uns her. „Laßt ab, Herr Vogt! das führt Euch zu böſen Häuſern!“ riefen mehrere Stimmen dem gewaltthätigen Manne zu, der ſie in ſeinem Grimm nicht hörte. „Haltet das Maul, in's Teufelsnamen!“ murrte Hesbacher den Warnenden zu: „Wenn einmal der Zeitpunkt der Rache kommen ſoll, ſo iſt er jetzt gekommen.“ Er griff mit feſter Hand nach dem Meſſer, das er in ſeiner Taſche trug. Die Bauern bildeten hierauf einen Kreis und ſtellten ſich ſo, daß Niemand hindurch konnte. Rapp und ſeine ohnmächtige Tochter wurden juſt über die Schwelle geſchleift, und mit fühlloſer Härte in einen Schneehaufen geworfen, der über den Armen zuſammenſchlug. „Verreckt hier, Beſtien!“ rief der Vogt, „ein Schneehaufen iſt für Euch ein noch zu ehrliches Grab!“ — „So lege Dich mit ihnen hinein, Hund, Sohn eines Hundes!“ donnerte Hesbacher dem Unmenſchen zu, ſtürzte ſich auf ihn wie ein mordgieriges Thier — nur einen Augenblick blitzte des Meſſers Klinge in der Luft, und ſchon ſaß ſie in der Bruſt des Vogts, und noch einmal und wieder, und zum Viertenmal, ehe Hesbacher von ſeiner Beute abließ, die unter fürchterlichem Röcheln und Geſchrei in den Schnee ſtürzte, der von wallenden Blutſtrömen geröthet und durchnäßt wurde. Die Preſſer und der Schulz ſtanden wie vom Donner gerührt bei dieſem Anblick. Rapp, den der ſpringende Blutquell ſeines Verderbers benetzt hatte, taumelte entſetzt in die Höhe, und mit einem Schrei der Verzweiflung gab Hanne ihren Geiſt auf. Hesbacher wiſchte kaltblütig ſeine Waffe ab und ſagte zu den Umſtehenden: „Der Anfang iſt gemacht, Ihr Freunde! vollendet nun mit Standhaftigkeit, was meine Fauſt begonnen hat!“ Er ging davon, zur böſen Stunde für die Helfershelfer des Vogts, denn die Bauern, viehiſch wie das Raubthier, wenn es Blut geſehen, warfen ſich auf den Schulz und die Preſſer. Einige von ihnen zwangen den ſterbenden Vogt zu ſehen, wie Hannens Augen brachen, und metzelten ihn vollends auf ihrem Körper nieder. Den Preſſern ſchnitt man vor der Kirche die Gurgel ab, und der Schulz wurde an dem Giebel ſeines Hauſes aufgehängt. Hierauf tanzten die mit Blut bedeckten Mörder wild und ausgelaſſen um die Linde des Dorfs, ſteckten als eine Fahne eine Stange auf, worauf ein Strohbündel ſaß, in das Blut der Geopferten getaucht, und rieſen den Hesbacher als ihren Führer und Herzog aus. In dem Hauſe des Letztern war eitel Beſtürzung und Verwirrung. Das ſanftmüthige gute Treinele konnte ſich kaum faſſen vor Schmerz, und ſuchte an der Bruſt ihres wilden Heiner vergebens Troſt und Beruhigung. Die Mutter Gertraud war ganz das abergläubiſche Weibsbild, das ſie von jeher geweſen. Sie erfüllte das Haus mit ihrem Geſchrei, heulte alle Stoßgebetlein der römiſchen Kirche nach der Reihe ab, zerſchlug ſich die Bruſt, zerriß ihre Gewänder, und prophezeite, daß noch am ſelbigen Tage ein Feuerregen vom Himmel fallen müſſe, um die Frevelthaten ihres Mannes und ſeiner Geſellen zu beſtrafen. Während ſie beſtändig von Sodom und Gomorrha fabelte, predigte Velberger vor unſerem Hauſe von dem endlichen Grundſtein des tauſendjährigen Reichs, und machte die Leute im Dorfe, bald durch ſeine Siegesfreude, bald durch ſeine Bußermahnungen, völlig toll. Rudolph Heßbacher, der Sohn, vertheilte unter die Leute Alles, was ſich an Waffen und Wehr vorfand, und als ein Zeichen ſeines tückiſchen Sinnes merke ich hier an, daß er auch eine Menge von Fackeln hervorbrachte, die er heimlich verfertigt hatte, um Schlöſſer, Amthäuſer und

Klöſter mit Feuer anzuſtoßen. Die Weinfäſſer in dem Keller des Schulzen wurden eingeſprengt, und Männer und Weiber ſoffen ſich daraus um ihren Verſtand; die Weiber waren aber immer ärger als die Männer. — Ich ging unter dem Trubel und Gezeter umher wie im Schlaf. Ich konnte mir nicht einbilden, daß von dem blauen Winterhimmel Feuer auf uns herabfallen ſollte, aber ebenfalls verſtand ich nicht, wie man das irdiſche Reich des Meſſias mit Mord und Todtſchlag begründen wollte. In ſolcher Zerwürfniß mit mir ſelber, war der alte Hesbacher mein einziger Leitſtern. Der Mann ging ruhig in ſeinem Hauſe herum, und ordnete Alles zum Abzug an, weil er vorausſah, daß man in dem einmal Begonnenen fortfahren müſſe, ohne die Feinde in Unthätigkeit zu erwarten.

Die Nacht verging unter Saus und Braus; einige Betrunkene erfroren in derſelben Nacht; die Uebrigen zogen ſchlaftrunken und halb benebelt aus dem Dorfe, um auf des ermordeten Vogts Haus loszugehen, welches mehrere Stunden von da entfernt war. Das Schlößlein, ſammt den damit verbundenen Zwingern, Jägerhütten und Melkerſtuben wurde genommen, in Brand geſteckt und der Erde gleich gemacht, noch lange bevor die gräflichen Reiter nach Jartweil kamen, um das verlaſſene Dorf zu verwüſten und deſſen Einwohner für ihren Frevel zu ſtrafen. Ich ſah nun erſt, welch' ein wüſtes abſcheuliches Volk die Bauernſchaft iſt, wenn ſie ſich die Ketten abgeſchlagen hat. Geld und Wein, und Wein und Geld, waren ihre Loſung. Freſſen, Saufen, Unzucht und Morden waren ihr einzig Tagwerk. Ich hatte mich mit aller Macht der armen Kinder des Ungnäd anzunehmen, ſonſt wären die hülfloſen Würmchen an den Spieß geſteckt und am Feuer gebraten worden. Ich gab mit Freuden meinen ganzen Beute-Antheil an den geizigen Rudolph, damit er die unſchuldigen Kindlein nach Hall beſorgte, wo ihre Großmutter wohnte. Ich nahm auch gern einige Schrammen über Geſicht und Ohren hin, um ein Paar Amtleute des Grafen zu retten, die ſchon verurtheilt waren, geſchunden, mit Pfeffer und Salz beſtreut, und auf den Roſt gelegt zu werden. Dennoch mußte ich viele Gräuel anſchauen, ohne helfen zu können. Wir zogen, wie die ägyptiſchen Zigeuner, ohne Wohnort im Lande umher, und unſer Haufe war ſchon durch viele Zuzüger aus andern Gemeinden auf acht- bis neunhundert Köpfe angewachſen. Wir brandſchatzten die Gemeinden, die ſich noch nicht zu uns hielten, ſchlemmten auf Koſten der andern, die ſchon dem Aufruhr beigetreten waren, brannten die herrſchaftlichen Häuſer und Scheunen nieder, ohne zu bedenken, daß wir uns ſelbſt den Vorrath ſchmälerten, und daß die Felder unter Schnee und Eis ſtanden. Wehe jedem Herrendiener, der in unſere Gewalt fiel. Er durfte ſich Glück wünſchen, wenn er nur geblendet oder mit abgeſchnittenen Ohren in's Elend geſchickt wurde. Unſer Uebermuth wuchs mit der zunehmenden Uebermacht, und dem daraus entſpringenden Bewußtſeyn der Strafloſigkeit. Es klangen nämlich ſchon allenthalben die Sturmglocken im Lande; die Bauern traten in große Heerhaufen zuſammen; Abentheurer und Landſtreicher aller Art, Ausreißer von der kaiſerlichen und franzöſiſchen Fahne ſtrömten uns zu. Landſtädte wurden gebrochen, hoch gelegene Dörfer verſchanzt, und die Weiber und Kinder, die keinen gut verwahrten Zufluchtsort wußten, folgten dem Heereszug der Bauern auf großen Leiterwagen, die als ein Wall gebraucht werden ſollten, wenn die Bauern ſich im Angeſichte ihrer Feinde erblicken würden. Wo war aber zur Zeit der Feind? Ein grimmiger Schrecken hatte die Herren und ihre Knechte in ihre Schlöſſer gejagt. Die Biſchöfe in Franken, die Herren in der Pfalz, und die Ritterſchaft in der Wetterau ſuchten umſonſt ſich zu vereinigen, weil der Geiſt der Empörung nach und nach alle Kreiſe des deutſchen Reichs ergriff. Die Poſten, die uns von allen Seiten zukamen, waren ſtets glückliche, und Hiobsbotſchaften für die Gegner. Bald hieß es im Land: die Stadt Kempten ſey gewonnen und der Abt von den Bauern in den Kerker geworfen; am Bodenſee habe ein Heer von vierzigtauſend Bauern alle Schlöſſer gebrochen und alle Städte geöffnet; die ſchöne Stadt Würzburg ſey von den fränkiſchen Aufrührern erobert, geplündert, und der Biſchof halte ſich nur kümmerlich in ſeinem Schloſſe Marienberg. Aus dem Thüringerlande ſchrieb Thomas Müntzer an der Spitze von vielen tauſend Streitern an das ganze deutſche Reich. Das Biſthum Speyer, das Markgrafthum Baden loderten in hellen

Flammen; im Elſaß verkündeten die Bauern allenthalben Freiheit, Gleichheit und Gütergemeinſchaft; in Heſſen, Lothringen, den Bisthümern Eichſtädt und Salzburg, ja ſelbſt im fernen Steiermark wurde die Fahne des Bauern-Aufſtandes geſchwungen; im Breisgau und den übrigen vorderöſterreichiſchen Landen ging Alles drunter und drüber. Ja wahrlich: die Zeit der Trübſal, wovon ſo viele tauſend Zungen geſprochen hatten, war gekommen, in ihrem Gefolge die Peſt, Mord und Brand, Hunger, Raub und Schande. Es war ein thörichter Taumel, ein wahrer Veitstanz in die Leute gefahren, und ſie ſuchten ſich zu meiſtern, wer der Erſte im Todtſchlagen, und der Letzte im Diebſtahl ſey. An der Spitze der vielen bewaffneten Bauerbanden ſtanden nur zu häufig Leute, denen man das Gewand des Friedens angezogen hatte: Pfaffen und Schulmeiſter, denen das arme Volk blindlings vertraute, obgleich es von ihnen in's Elend geriſſen wurde. Der Prieſter Eiſenhut, von dem ſchon ein Mehreres in dieſen Blättern verlautet, ließ dazumal ein Schreiben in das Land ergehen, worinnen er um der ewigen Seligkeit willen die Bauern auffordert, ſich unter ſeine Fahne zu ſtellen, und ſich am Ende nur Antonius Eiſenhut, einen Bauernhauptmann in Chriſto nennt. Anders und weit kürzer und ſtrenger hieß das Aufgebot, das der Pfarrer Wolfgang Kirſchenbeißer an ſämmtliche Gemeinden gehen ließ: „Es iſt der gemeinen Bauerſchaft ernſter und unverzüglicher Befehl, daß Ihr Euch gemein verſammeln, und zu uns hieher ſchicken ſollt, alle gerüſtete Männer mit Waffen und Wehren, ſo Ihr auftreiben und entbieten könnt; um göttlicher Gerechtigkeit Beiſtand zu thun, noch in dieſer Nacht. — Und wo das nicht geſchieht, ſo ſollt Ihr wiſſen, daß Ihr ſeyd unſicher an Leib und Leben und aller Eurer Habe.“ Einem ſolchen harten Befehl, der nur zu vergleichen iſt denen Edicten, welche von einem Kambyſes, oder einem blutdürſtigen Heliogabalo ausgeſchrieben worden ſind, war kein Widerſtand zu leiſten. — Die Trommel wurde allenthalben geſchlagen, und die Bauern folgten wie beſeſſene Menſchen dem Banner ihrer Hauptleute, das entweder in einem Bauernſchuh auf einer Stange, oder in einem Pflugrad beſtand, um welches die Worte zu leſen waren: „Wie tanzt ſich's fein, in dieſem Sonnenſchein.“ Daneben hatte ein Gaſtwirth aus dem Odenwalde, Namens Metzler, der der rebelliſchen Köpfe Erſter war, eine Schrift in's Land gebracht, die von dem Magiſter Thomas Münzer herrühren ſollte, und worinnen zwölf Artikel aufgeſtellt waren, ſo die leibliche und geiſtliche Freiheit betrafen, und deren Erfüllung die geſammte Bauernſchaft durchſetzen wollte, mit blanker und baarer Gewalt. Wären die armen Leute nur bei dem Rechten geblieben! Sie waren hart bedrückt, und verdienten wohl einige Erleichterung ihrer Beſchwerden. Aber da ſie einmal das Heft in der Hand hatten, wurden ſie weit toller als ihre ärgſten Herren, und ich ſah mit Grauſen ein, daß Herr Hunolt zu Eßlingen gar nicht Unrecht hatte, als er zu mir ſagte, das Bauerngeſindel ſey keinen Schuß Pulvers werth. Es gab unter den Rebellen Einige, die ganz ehrlich d'ran dachten, entweder König von Schwaben, oder gar römiſcher Kaiſer zu werden, und ſolcher unvernünftigen Thoren Einen ſah ich in ſpäterer Zeit von dem Nachrichter erbärmlich für ſeinen Uebermuth beſtrafen. Der Himmel gab ſelbſt den grauſamen Wütherichen einen Fingerzeig, und ließ es zu, daß am Sonntage Judica ein Heerhaufe des ſchwäbiſchen Bundes, der ſich zwiſchen dem Lech und der Donau zuſammengezogen hatte, einen Bauernhaufen, der an ſechstauſend Köpfe ſtark geweſen, bei dem Städtlein Laipheim überfiel, und dergeſtalt zu Schanden hieb, daß kaum ihrer Etliche entkommen mochten, um dieſſeits der Donau das Unglück anzuſagen. Wie groß iſt aber die Verblendung der Menſchen! Statt die Mordluſt in Buße zu verkehren, verdoppelte dieſe Hiobspoſt nur den Ingrimm der Bauern, und der Troß, mit dem ich durch das Land zog, war nicht faul, dieſem Veitstanz ſich zuzugeſellen. Wir hatten, mit den Pfälzern, Franken und Odenwäldern vereint, die Schlöſſer Oehringen und Neuenſtein gewonnen, und wälzten uns in der unbedachtſamen Siegesfreude gen Heilbronn zurück. Einige arme Edelleute, die der Schulden viele, aber des Brodes wenig hatten, ſtießen zu uns, und zerrten in ihrem Gefolge eine Anzahl von Bauern herbei, die in dem Dorfe Beckingen und der Umgegend zu Hauſe waren. Dieſe Leute hatten einen beſondern Zahn auf die Güter des deutſchen Ordens, und beredeten uns, das Städtchen Neckarsulm zu überfallen, das beſagtem Orden gehörte, und unfern von Heilbronn liegt. Der Ueberfall wurde faſt eben ſo ſchnell ausgeführt als beredet. Unverſehens kamen wir herzu, fielen die ſchlechtbewehrten Mauern an, und drangen mit den fliehenden Wachen plötzlich in die Stadt. Michael Hesbacher, ſo tapfer im Gefecht als ſein Sohn Rudolph ſchlau im Spioniren, führte den erſten Haufen an, der das Gatter einſchlug; ich war an ſeiner Seite, ihm zur Linken des Schulzen Heiner; Treinele hatte uns gebeten, doch ja ihren Vater nicht zu verlaſſen, damit er nicht im Streit erſchlagen würde. Wir haben ihre Bitte redlich erfüllt, und ich bereue dieſes faſt: Hesbacher fand ſpäter einen weit ſchmählicheren Tod als er ihn z. B. im Ueberfall auf Neckarsulm gefunden hätte, wo der wilde Heiner ebenfalls in's Gras beißen mußte. Wir hatten uns unvorſichtig in die Stadt gewagt, und der Uebermacht und Anzahl mußten wir es verdanken, wenn unſer Streich gelang. Die Straßen waren ſo eng, Unſerer waren ſo Viele, und wir konnten uns beinahe vor Menge nicht rühren. Aus den Fenſtern und von Dächern wurde auf uns herunter geſchoſſen, und Stein und Holzwerk mit aller Kraft geſchleudert. Eine alte Frau ſtürzte einen ganzen Schenkkaſten vom Giebel ihres Hauſes hernieder, und erſchlug damit den Heiner auf der Stelle. Wie gerne hätte Michael Hesbacher den Tod ſeines heldenmüthigen Eidams gerächt! Aber es war unmöglich, ſchnell vorwärts zu dringen; die Straße war verſperrt mit Wagen und mit Ketten, die quer über lagen, und den Andrang in ſoweit aufhielten, daß die vor uns auf dem Fuhrwerk dahin Fliehenden einige Zeit gewinnen konnten. Da war viel Elends. Wir ſahen es, wie kranke alte Männer, und hochſchwangere Weiber auf die Karren geſchmiſſen wurden, erdrückt unter der Laſt von Bettzeug und Hausgeräth; Kinder wurden wie Bälle aus den Fenſtern auf die Leiterwagen geworfen, und manche Mutter ſah lieber ihr Söhnlein ein Bein brechen, als in unſere Gewalt gerathen. Es waren hie und da auch vornehme Leute unter den Ausreißern; man ſah es an den Federn und den fliegenden Schleiern und Mänteln. Unter den Letztern im Fluchtgedränge ſaßen zwei Weiber mit einem kleinen Kinde, deren Pferde von dem vielen Johlen und Schießen ſcheu gemacht worden waren, und nur mit Verzögerung angetrieben werden konnten. Die Frauen waren in Trauerkleidern, und hatten das Anſehen von reichen Edelweibern. Als aber die eine ängſtlich den Kopf nach der Seite drehte, wo eben ein Falconet losging, ſo meynte ich doch, ich ſey mitten durch's Herz geſchoſſen, denn ich ſah die Eliſabeth Hunolt vor mir wie ſie leibte und lebte. Im Augenblick jedoch hatte ſich eine Pulverdampfwolke zwiſchen mich und die Weiber gelegt, und ich habe ſie nicht wiedergeſehen; war auch viel zu zerſtreut im Sturme, und hierauf allzuſehr beſchäftigt, das arme Treinele zu tröſten, und den Zorn des Hesbacher zu beſänftigen. Genug: Neckarſulm war unſer; die Bauern tranken ſich Rauſch auf

Rauſch, und beſchloſſen noch in derſelben Nacht, gen Weinsberg zu ziehen, um dem württembergiſchen Regimente eine Schlappe zu verſetzen, weil man den Erzherzog für einen der thätigſten Widerſacher der Bauernfreiheiten hielt. Ich glaubte indeſſen zu vermerken, daß des Städtleins Einnahme nicht viel Blut koſten würde, denn es waren Bürger daraus zur Nachtzeit nach Neckarsulm gekommen, und unterhandelten in's Geheim mit den Anführern, wie man Weinsberg denſelben überliefern möchte. Die Leute haßten alle des Erzherzogs Regierung, und wünſchten ſich die alten württembergiſchen Zeiten zurück. Das war nun unſern Hauptleuten ein gemähtes Wieſelein, und am nächſten Tage — es war ein heiterer Apriltag — traten wir den Zug an, der ſo ſchreckliche Folgen haben ſollte. Es geſchah, daß auf der Straße Melcher, Hesbacher, Velberger, und wie denn die Hauptleute alle hießen, die Bauernſchaft zuſammentreten ließen, und derſelben einen ſchweren Eid abnahmen, keinem Edelmann, keinem Herrendiener, keinem Pfaffen und keinem Reiſigen Gnade zu geben, ob er auch darum bettle, die Waffen wegwerfe, und Urfehde ſchwören wolle. Zu ihrem Unglück haben die dummen Bauern, denen es ſonſt auf einen falſchen Eid nicht ankömmt, hier ihr Wort unverbrüchlich gehalten.

Wir kamen im Weinsberger Thal an, wie ein Schwarm wandernder Heuſchrecken. Unſere Filzmützen waren mit den erſten grünen Zweigen des Waldes geſchmückt, jede Fauſt war bewaffnet, und ein Wald von Lanzen ſammelte ſich um Schloß und Stadt. Die Thore von Weinsberg waren geſchloſſen; man ſchien uns ernſtlich den Durchpaß wehren zu wollen. Wir getrauten uns nicht die Stadt zu umgehen, denn das Schloß war mit weithintreffendem Geſchütz verſehen, und wir wußten, daß der würtembergiſche Hauptmann in der Stadt, der Graf von Helfenſtein, nicht viel Kurzweil zu treiben pflege. Wir lagerten uns daher, und verſuchten, wie der frühe Abend hereinbrach, einige Anfälle auf die Thore, die aber kräftig zurückgewieſen wurden, und alle diejenigen von uns entmuthigten, die nicht von der geheimen Verabredung der Anführer unterrichtet waren. Kaum hatte jedoch die Abendglocke geläutet — der Graf von Helfenſtein war juſt mit ſeinen Reitern und Kampfgefährten auf dem Rathhauſe, um ſeine Befehle für die Nacht auszutheilen — ſo ließ ſich an einem Thore ein Trompetenſtoß vernehmen, worauf alle zuſammengeſchworene Bürger, die auf den Thürmen, Thoren und Bollwerken die Wache hatten, ihre Waffen gegen die Leute des Grafen und des Erzherzogs kehrten, dieſelben davon jagten, und die Thore öffneten, durch welche das Bauernheer in hellem Haufen, mit Jubel und Siegesgeſchrei hereinſtürmte. Der edle Helfenſtein ſah die Gefahr zu ſpät; von den Edelleuten die ſich zu ihm geflüchtet hatten, und den ſiebenzig Reitern, die er für den Erzherzog geworben, umgeben, wollte er auf das Schloß flüchten; die treuloſen Bürger fielen aber ſeinen Pferden in den Zaum, und all' dieſe Herren wurden elendige Gefangene der aufrühreriſchen Bauern.

Die Reiſigen, die ſich zur Wehre ſetzen wollten, wurden alle niedergemacht, und waren noch zu beneiden, weil ihre Herren ein ſchrecklicheres Schickſal erwartete. Es waren der Edelleute ungefähr dreißig an der Zahl, ohne den Pickelhäring des Grafen von Helfenſtein zu rechnen, der ſich zufällig bei dem Ueberfall befunden hatte, noch den gräflichen Bedienten Pleiberger. Ein einziger von den Herren hatte es noch gut getroffen; der Ritter Dietrich von Weiler, der ſich von ſeinem verwundeten Pferde geworfen, auf den Kirchthurm geflüchtet, und von dannen auf das Pflaſter herunter geſtürzt, wo er verſchied. Andere ſagen freilich, er ſey von den Bauern auf dem Thurm erſtochen, und zum Schimpf davon heruntergeſtürzt worden. Ich will es dahingeſtellt ſeyn laſſen; genug, daß er von der Welt war. Seine übrigen Freunde wurden noch denſelben Abend vor ein ſogenanntes Gericht geſtellt, das aus den heftigſten Anführern der Bauern beſtand, und den Herren ohne weitere Umſtände ankündigte, daß ſie den Tod erleiden müßten, weil ſie gegen die ehrſame Bauernſchaft die Waffen ergriffen. Die Ritter und Grafen hörten mit ſtummem Unwillen den ungerechten Urtheilsſpruch an, und kein Einziger hat vor dem Gericht um ſein Leben gebeten. Ich konnte das Schauſpiel nicht anſehen, und hatte mich zu Denjenigen geſellt, die auf das Schloß gingen, und einen Brief des Grafen von Helfenſtein überbrachten, den die Bauern ihm abgenöthigt, und worinnen er befehlen mußte, daß das Schloß den Siegern geöffnet werde. Das geſchah; aber ich konnte keine Freude darüber haben; denn oben aus den Fenſtern der herrſchaftlichen Gemächer ſchallten die Klagen und Thränen der Frau des Obervogts: der Gräfin von Helfenſtein. Velberger hatte ihr die Nachricht gegeben daß es um ihren Gemahl geſchehen ſey, und daß man, nur um des heiligen Oſterfeſtes willen, das morgen einfiel, die Hinrichtung um einen Tag aufſchieben wolle. Wir hörten es gar deutlich, ob wir gleich im Hofe ſtanden, wie die gute Gräfin jammerte, und all' ihr Gut und Erbe demjenigen verſprach, der für ihren Mann Fürbitte einlegen, und ſein Leben retten würde. Da war jedoch mit dem Velberger ein Bauernfähndrich oben, Judenhut geheißen. Der betrug ſich gar pöbelhaft und grob; ſchüchterte die Gräfin mit groben Worten ein, und ſagte ihr endlich die grimmigen Worte: „Halts Maul, Du adelige Hexe! Dein Gezeter hilft Dir nichts. Ihr Spariſankergeſindel ſpielt dick aus, ſo lang Ihr im Glück ſeyd, und ſeht aus wie vermähte Kröten, wenn Euch der Bauer den Trumpf ſticht. Sey froh, wenn nur Dein Mann an den Galgen kommt, und danke der ehrſamen Bauernſchaft, wenn ſie Dir und Deiner Teufelsbrut von Buben den Hals ſchenkt!"

Dieſe Reden ergrimmten mich und noch einige Andere, die bei mir ſtanden und nicht zu den Schlimmſten gehörten. Der Judenhut war ein nichtsnutziger Bube, grob und vermeſſen hinter der Weinkanne und beim Kartenſpiel, aber ein feiger Ketzer, wenn's zum Schlagen kam. Wir konnten ihn Alle nicht leiden, und wollten ihm gern Eins auswiſchen. Darum rannten wir hinauf, und verwieſen dem trotzigen Geſellen, der ſich mit ſeinem Zwillichkittel und ſeinen Waffen in das Bett der Gräfin gelegt hatte, während ſie vor dem Velberger auf den Knieen lag, ſeine Unverſchämtheit. Meine Spießgeſellen kriegten Händel mit ihm; ich ließ ſie aber toben, und lief, als ob mir der Kopf brannte, auf ein Mädchen zu, das unter dem Frauenzimmer der Gräfin ſtand, und in dem ich meine Eliſabeth wieder erkannte: die leibhaftige Eliſabeth Hunolt, und dieſelbe, die ich am Tag vorher zu Neckarsulm wie im Blitz geſehen. Ach, ſie erſchrack wie zum Tode, als ſie den Paul ſah, wie er, als ein rechter Schuft gekleidet, bewaffnet wie ein Strauchdieb, und mit ſonnverbrannten Landſtreichern vor ſie hintrat. Der kleine Sohn der Gräfin, den ſie in ihrem Arm hielt, wäre ſchier auf die Diele gefallen; ich fing den ſchreienden Buben auf, gab ihn freundlich der entſetzten Mutter zurück, die gemeint hatte, ich wollte dem Jungen etwas Leides thun, und zog Hunolts Lisbeth, die wie ein armer Sünder zitterte, aus dem Getümmel in den ſtillern Erker.

„Um Jeſu willen!“ fragte ich, nicht minder erſchreckt und bebend: „Eliſabeth, lieb' Mütterlein, wie kommt Ihr hieher? Iſt denn ein Engel an ſeiner Stelle in dieſem Blutbad und Gräuel?“

„Herzliebſter Paul, hätt' ich Zeit, ich würde Dich fragen, wie Du unter dieſe Rotte gekommen? Du biſt ſo groß geworden, ſiehſt aber ſo erſchrecklich aus, daß ich mich vor Dir fürchte, wie vor einem Räuber.“

Ich bat ſie, ſich zu beruhigen, und mein Unglück eher zu bedauern, als mich zu haſſen. Alsdann wiederholte ich meine Frage, und hörte, daß Eliſabeth, von ihrer Pathe, der alten Gräfin Helfenſtein auf ihr Schloß verlangt worden war. Sie war in der Adventzeit dahin gekommen, hatte ihre gräfliche Freundin in ſchwerer Krankheit getroffen, der Sterbenden bis an ihr Ende gepflegt, und darnach bei deren Schwiegertochter ausgehalten, während der unglücklichen Zeit, die damals juſt begann, und die Rückkehr des ohne männlichen Schutz verbliebenen Mädchens unmöglich machte. Eliſabeth war mit ihrer neuen Freundin erſt vor ganz kurzer Zeit in das Weinsberger Schloß eingezogen, und hatte ſich in der That am Tage des Sturms von Neckarsulm daſelbſt auf dem Markte befunden. Das Schickſal des gräflichen Hauſes ſo wie ihr eigenes, das unter ſolchen Kriegsſtürmen mißlich zu werden drohte, quälte die Gute außerordentlich, und mein Anblick allein, ob ſie mir gleich noch nicht vollkommen traute — beruhigte ſie ein wenig, wie ich bemerken konnte. Sie verſchwendete an mich dieſelben Bitten, die von der Gräfin an Velberger gerichtet worden waren. Leider aber durft' ich mir nicht einbilden, daß die Bauern auf meine Worte etwas geben würden. Indeſſen verſprach ich der Weinenden, die ich nebſt der Gräfin unter Schutz und Wache von einigen vernünftigeren Bauern zurückließ, mein Möglichſtes zu thun, und hielt noch an ſelbem Oſterſonntage Wort, indem ich dem Michel Heslacher zu Sinne ſprach, er möchte doch nicht muthwillig ſeine Hände in unſchuldiges Blut tauchen, weil es zum Himmel um Rache ſchreien, und Kaiſer und Reich unerbittlich gegen die Bauern und ihre Rädelsführer machen würde. Ich kam jedoch an den Unrechten. Er hatte ſo eben Heiner's Leiche begraben, und war ſo voll Zorn wie Treinele's Auge voll Thränen. „Hinweg von mir!“ rief er mit heftiger Bewegung: „haben die verdammten Georgii-Ritter nicht ſechstauſend von unſern Leuten in den Staub gelegt? Haben mir die Hunde in Neckarsulm nicht den Heiner getödtet, und wär' dieß Alles geſchehen, wenn die adeligen Schnepfenfänger ſich nicht hinter das Volk geſteckt hätten? Bauernblut iſt roth wie Ritterblut; vom Erzvater Adam ſtammen wir Alle ab. Frei und gleich muß alles Volk auf Erden ſeyn, und wie im Walde die höchſten Bäume am erſten geſchlagen werden, ſo müſſen auch die vornehmen Leute zuerſt dran glauben. Keine Maus beißt einen Faden von dem Urtheil; doch will ich allenfalls die Bauern bereden, daß ſie den Scharfrichter wegſchicken, und die armen Ritter durch ihre Spieße laufen laſſen. Der Tod iſt ehrlicher, und vielleicht laſſen ſie des Grafen Frau mit ihrem Buben ungehindert abziehen.“

Das hieß verzweifelt wenig gewonnen; was konnte ich aber machen? Trotz ſeinem bittern Zorn war Hesbacher noch der Gemäßigtſte unter den Bauernanführern. Mehr war indeſſen von ihm nicht zu erhalten; Treinele ſogar verſtand ſich nicht dazu, für die Herren zu bitten, die, wie ſie glaubte, an dem Tod ihres Heiner's Schuld geweſen waren. Ich brachte die wenig tröſtliche Nachricht am Abend des heiligen Oſterfeſtes, das aber zu jener Friſt von den Bauern mit Schwelgen und Sauſen in den herrſchaftlichen Kellern begangen wurde, auf das Schloß; verſuchte es, ſo gut es anging, die arme Lisbeth zu tröſten, und verließ ſie frühzeitig am Abend, weil die vor Schmerz faſt wahnſinnig gewordene Gräfin ihres Beiſtandes ernſtlich bedurfte.

Ich werde den Morgen jenes Oſtermontags nie vergeſſen. Bei früher Tageszeit zogen die Haufen der Bauern, unordentlich und tumultuirend aus dem Städtlein auf eine zwiſchen Heilbronn und Weinsberg gelegene Wieſe. Sie dehnt ſich zur rechten Hand längs einer ſonnigen Halde hin, und trägt das ſchönſte Gras, wahrlich einem grünen Teppich zu vergleichen. Es ſtanden viele farbige Blumen auf der ſammetnen Ebene, und glaubten ſicherlich nicht, daß ihnen nach dem freundlichen Morgenthau noch ein häßlicher Blutthau zu Theil werden dürfte. Die Bauern ſtellten ſich geräuſchvoll in gedrängten Haufen auf, und auf dem Heerdweg, wie auf den Weinbergen wimmelte es von Zuſchauern aus Weinsberg, Heilbronn und vielen Dörfern. Die Sonne war ſchon lange heraufgekommen, als die gefangenen Ritter dahergeführt wurden, mit Stricken und Ketten gebunden, und ihrer adeligen Kleider entledigt, bis auf die nothdürftigſte Bedeckung. Ein erbärmliches Schauſpiel! Weiß wie Schnee, und gräßlich verſchattet vom düſtern verworrenen Bart ſahen die Geſichter der Edeln aus, die noch vor wenigen Tagen in ſtolzer Zuverſicht auf ihr Wappen und Glück geleuchtet hatten. Ich hatte manchen von den Herren früherhin geſehen; es wurde mir aber ſchwer, unter den dreißigen, die ſich zuſammenhielten wie eine Heerde wehrloſer Lämmer, ein bekanntes Geſicht wieder zu finden. — Sie wurden mit Hohngelächter und entſetzlichen Scherzen empfangen, welche fortdauerten, bis die Trommeln anfingen umzuſchlagen, damit der Kreis, und hinter ihm die Gaſſe gebildet würde. Mehrere von den Hauptleuten der Bauern richteten nun ihre Fragen an die Verurtheilten. Keiner antwortete. Michel Hesbacher brach über alle den Stab, und Velberger, nachdem Metzler, der des Leſens kundig war, das plump verfaßte Urtheil in alle vier Winde geſchrieen, verſuchte es, die armen Sünder mit dem Troſt der Religion zum Tode zu bereiten. Doch nur wenige von den Herren, die dem Lutherthum ſich zugekehrt hatten, horchten mit einiger Aufmerkſamkeit auf den Predicanten. Die Katholiſchen drehten ihm den Rücken zu, ſchmähten ihn, und ſpieen verächtlich auf die Erde. Die Trommel ertönte hierauf zum zweitenmal. Als wie eine ungeduldige Heerde raubgieriger Thiere, ſtob der Kreis auseinander, und die lange, entſetzliche Straße zum Tode that ſich auf: Eine weithin ausgeſtreckte Doppelreihe von Bewaffneten, die ihre Speere gezückt hielten, und mit einander wetteifern wollten, wer es verſtände, am tiefſten und am ſicherſten zu treffen.

„He da, Graf Helferich von Helfenſtein!" brüllte ein grauſamer Bauernführer, und ſtieß den Verurtheilten bei den beiden Schultern an die Oeffnung der Gaſſe: „Du biſt der Erſte unter dem Galgengelichter; ſpringe darum zuerſt.“

Der Graf ſandte dem höhniſchen Redner einen verächtlichen Blick, wendete ſich dann zu ſeinen Waffengefährten, nickte ihnen mit dem Kopfe zu, weil ihm, wie einem Diebe, die Hände gebunden waren, und ſagte: „In Gottes Namen! Dir, o Herr, befehle ich mein Weib und mein Kind, und auch in Deine Hände meinen Geiſt!“

Er wollte gerade, der Erſte in dem Todesreigen, ſich in die von Spießen ſtarrende Gaſſe werfen, als ein nahe ausbrechendes Zetergeſchrei ſeine Schritte einhalten, und den entſchloſſenen Mann zum ſchwachen Kinde machte. Sein Weib, mit ihrem Sohn auf dem Arm, hatte den Weg zu dem Mordſchauplatz gefunden; Eliſabeth folgte ihr auf dem Fuße, und in der Ferne die Wächter, denen ſie entſprungen war.

Die ſchöne Frau, rührend durch ihr großes Unglück, warf ſich zuerſt an den Hals ihres Gatten, der erſchrocken, gepeinigt, mit zitternden Knieen vor ihr ſtand. Dann wendete ſie ſich zu den bäuriſchen Richtern, die mit hartherziger Gleichgültigkeit dem Auftritte zuſahen, kniete vor den Unmenſchen, fiel vor ihnen mit dem Angeſicht auf den Boden, und forderte in heulender Verzweiflung, Schonung, Gnade für ihren Gatten. Hesbacher drehte ihr wild den Rücken zu und verlor ſich in dem Haufen der Bewaffneten; Metzler ſtieß ſie mit Füßen von ſich; Velberger verſuchte unzeitigen Troſt; Judenhut aber, der feige, ſchlechte Menſch, zielte von der Seite mit ſeinem Spieße nach dem unſchuldigen Grafenkinde, das in dem Arme ſeiner jammernden Mutter lag. Der Fähndrich hob das Eiſen und wollte den Stoß vollführen, der vielleicht Kind und Mutter zugleich getödtet haben würde. Mit einem Schrei ſieht die Gräfin die Gefahr; durch eine ſchnelle Wendung weiſ't ſie den heftigen Stoß ab, und das mörderiſche Eiſen verletzt nur leicht ihren Arm und die Wange des Knaben. Eliſabeth ſieht das Blut des Kindes fließen, kann ihrem Groll und Schmerz nicht gebieten, ſtößt den Mörder zurück, und verſetzt ihm mit der Fauſt einen heftigen Schlag in's Geſicht, daß er wie geblendet zurücktaumelt.

Welch' ein Anblick für mich! Meine Freundin, die ich als Mutter verehrte, in den Klauen der Unthiere, die ſich, von Judenhut aufgehetzt, auf ſie werfen, ſie zu binden, oder auf der Stelle zu tödten, weil ſie an einen ihrer Oberſten die Hand gelegt. Mein Blick fiel auf meinen Ring: „Furchtlos und treu!" rief ich mit gellender Stimme, und tobte in den Kreis, um zu helfen, zu retten, oder mit Eliſabeth des Todes zu ſeyn. Es war allenthalben eine Verwirrung ohne Beiſpiel; was kümmerte ſie jedoch mich? Die Gräfin lag, in Ohnmacht hinſterbend, auf dem Raſen; ihr kleiner Sohn ſchrie laut vor Schmerz und Angſt; die Hinrichtungen hatten ſchon begonnen; der Graf von Helfenſtein war ſchon, ohne mehr einen Blick nach ſeinen Lieben zu werfen, vor den Spießen der Mörder gefallen. Ich ſah nichts von alle dem. Mein Blick haftete nur auf Eliſabeths Gefahr; ihre Augen dankten mir für meine Ausdauer, und ſie rief: „Habe Dank, guter Paul; erhalte jedoch Dein Leben, damit Du meinem alten Vater verkünden mögeſt, wie ich geſtorben bin. Schlagt mich todt, Ihr Rebellen! Aber unter all' den blaſſen Weibern, die uns hier mit Schreck und Grauen umſtehen, lebt ſicher keine, die nicht für den Schmerz der Mutter ein Gleiches gethan."

Dieſe Rede, mit einem Muthe gehalten, den ich in Eliſabeth nicht erwartet hätte, brachte ſchneller ein gutes Ende herbei, als mein verzweifelter Widerſtand, den ich, mit meinem Leibe der Geliebten zum Schilde dienend, den blutgierigen Freunden Judenhut's entgegenſetzte. Mehrere der Bauernweiber hatten Lisbeths Worte vernommen, und verbreiteten dieſelbe mit geläufiger Zunge, ſo, daß in einem Augenblicke alle Dirnen und Frauen mit lauter Stimme „Gnade, Gnade!" riefen, von allen Seiten durch die Schaaren der Männer hereinbrachen, die kühne Jungfrau in ihre Mitte nahmen, und ſcheltend gegen ihre Männer, wie im Triumph davon führten. Die Gräfin mit ihrem Kinde wurde auf dieſelbe Weiſe den Händen der Bauern entriſſen, und fand einige Linderung ihres Jammers an Lisbeths Bruſt, und in dem Mitleiden der armen Landweiber.

Mein Herz beruhigte ſich, als ich Eliſabeth fortführen und die boshaften Geſichter der Bauern ſich in ein gutmüthiges Lächeln verziehen ſah. Der Auftritt war übrigens bald vergeſſen. Aller Augen wendeten ſich nach dem Mordſchauplatz, wo bereits der Zehnte den Todestanz aufführen mußte, zu welchem ein tückiſcher Dudelſackspfeifer, ein Landſtreicher auf Meſſen und Märkten, mit teufliſchem Spott die Muſik blies. Der arme Luſtigmacher des Grafen, der in das Elend gerathen war, wie das Kuckucksei in's Neſt, wurde juſt in die Gaſſe geſtoßen. Lauter Jubel, ein Gelächter, wie von wiehernden Pferden, folgte ſeinen ſchauerlich poſſirlichen Sprüngen. Ich wendete die bethränten Augen von dem blutigen Tode ab, und ſah mitleidig nach dem Trupp derjenigen, die noch erſt an die Reihe kommen ſollten. Und wie ich ſo hinſehe, halb verloren in meinen Gram und ſchon den Fuß hebe, um der Mordſtätte den Rücken zu wenden und zu Eliſabeth zu fliehen, ſo ſtürzt ein bleiches Geſpenſt auf mich zu, mitten aus dem Haufen der gebundenen Edelleute, wirft ſich vor mir nieder, rollt ſich heulend auf dem Raſen, und ſtöhnet mit entſetzlich verfallener Stimme: „Paule! Paule! Dich hat Gott hieher geſendet! Du biſt ſein Engel! rette mich, daß mir meine Sünden vergeben werden!“

Ich ſtaune den Elenden ſprachlos an, und erkenne mit unangenehmem Schauer den hageren Herrn Winterich von Elkhofen, der mich einſt zu Eßlingen in ſeine Dienſte nehmen wollte. Plötzlich gerührt bücke ich mich zu ihm hinab, und antworte ihm: „Ach, lieber Herr, es geht mit Euch zu Ende! Gott tröſte Euch; faßt Euch; ich bin ein armer Burſch, der hier nichts thun kann, ſo gerne ich's möchte, weil Ihr einſt Gutes für mich im Sinn gehabt."

Winterich ſtand da mit ſchlotternden Gebeinen und klappernden Zähnen, zwiſchen denen hindurch die abgeriſſenen Worte vom Gebete des Herrn auf ſeine Lippen kamen: „Vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben den Schuldigen... Erlöſe uns vom Uebel... Dein Wille geſchehe,... o Jeſus!... gib uns heut unſer täglichs Brod;... ach Paule, hilf mir! ich werde kein Brod mehr eſſen.. Confiteor.. domine.. mea culpa.. o Paule! ich habe viel verſchuldet! Ich will Dir's geſtehen.. wenn Du mich retteſt; Du wirſt mich aber retten.. Du mußt mich ſogar retten; — Du biſt ja mein Fleiſch und mein Blut!"

Ich erſchrack vor dem Wahnſinn des Mannes; plötzlich zuckte mir aber der Gedanke durch den Kopf: dieſer Mann dein Vater? — Ich muß den Gedanken ausgeſprochen haben, denn Winterich antwortete mir mit blauen Lippen, indem er ſich an meine Schulter lehnte, weil ſeine Beine ihn nicht trugen, und ſeine gebundenen Hände ſich nicht anklammern konnten: „Nicht Vater, Paule! wie hätte Dein Vater ſo grauſam handeln können? ſolcher Sünde habe ich mich nicht ſchuldig gemacht. Ich bin nur der Bruder Deiner Mutter, Dein Ohm, herziger Sigmund... nicht doch: Paul wollt' ich ſagen. Ich hätte Dich bald mit dem Namen Deines Vaters gerufen. Gott gebe ihm eine fröhliche Urſtänd, wenn er ſchon geſtorben iſt, oder ein glückliches Leben, wenn er noch lebt. — Sieh, ich weiß ja nichts von ihm. Es war mir ja nur um das Geld zu thun . . Deine Mutter mußte ja in's Kloſter . . damit das Teſtament erfüllt werde, und ich der Erbe alles Vermögens ſey. — Ich habe Niemand am Leben beſchädigt, der mit mir verwandt war; ich habe Deinem Vater nur etwas vorgelogen, damit er davon lief; ich habe Deine Mutter nur ins Kloſter gebracht; ein Anderer hätte Dich umgebracht, aber ich ſteckte Dich nur in ein unſchädliches Grab . . ."

Laut aufſchreiend, ſtieß ich den entſetzlichen Menſchen von mir. Schnell beſonnen faßte ich jedoch wieder die Schulter des Taumelnden, und fragte wie ein Raſender: „Hab ich denn eine Mutter? Unmenſch! wo lebt meine Mutter?

„Im Kloſter Lichtenſtern; nicht weit von hier;" ſtammelte der Erbärmliche, deſſen Körper ſchon von den Schauern des Todes ergriffen war: „die Schweſter Heinrike iſt Deine Mutter; frage mich nicht um den Vater . . ich weiß ja nicht, wo er iſt, aber rette mich! Sieh! ſchon wird der Haufen der Verurtheilten dünner . . gleich werden ſie auch mich abrufen. Rette mich, um Gotteswillen! Ich kann ohne Beichte nicht ſterben, muß noch ſo viel gut machen auf Erden. Im Namen Deines Wärters Veit, der Dich aus Mitleid befreit hat, indem er mir vorlog, Du ſeyſt geſtorben: Im Namen des Leibeigenen, der ihm bei Deiner Befreiung half, und den ich das Unglück hatte, zu erſchlagen, nachdem ich in Eßlingen Dich geſehen, und hinter jenes Bubenſtück der treuloſen Knechte gekommen war: rette mich!“

Ich konnte den Mörder nicht an meiner Bruſt laſſen; die vielen Jahre meines Lebens in der Gruft ſtiegen wie drohende Geſpenſter vor mir herauf; ich kannte in dem Augenblick die Barmherzigkeit nicht, und ſtieß den verzweifelnden Halbtodten von mir, weit von mir, und gerade in die Arme derjenigen, die ihn zum Sterben zu holen kamen. — Ich habe es nachher tauſendmal bereut; aber was hätte mein Fürwort genützt? Meine Vergebung hätte vielleicht ſeinen Tod ſanfter gemacht; vielleicht nur. Er wälzte ſich wie ein Trunkener an der Erde, brüllte wie ein Thier, wurde aber, der Schwächliche, mit geringer Gewalt in den Kreis des Todes geſchleppt, und verſchwand zu Boden fallend, unter dem Gedränge der hinzueilenden Bauern, die vierzig Spieße auf einmal in ſeinen Körper ſenkten. Er war dahin, und nicht einmal ſeinen Leichnam habe ich mehr geſehen.

Ich dagegen war voll Feuer und Leben; ich habe niemals das Daſeyn ſo kräftig empfunden, wie dazumal, denn es kam mir vor, als ſey ich jetzt erſt in die Reihen der Lebendigen getreten. Ich wußte ja, daß Bande der Liebe und der Verwandtſchaft mich an die Welt feſſelten, wie Alle, die mich umgaben, und die ich ſo oft beneidet hatte um ihre Heimath, um ihre Ältern. Mein Vater lebte noch vielleicht; gewiß war das Leben meiner Mutter. Sie zu ſehen, und von ihr erkannt, gegrüßt zu werden, war mein einziger Wunſch von Stund an. Ich hörte nicht mehr auf das Wirbeln der Trommeln bei der entſetzlichen Hinrichtung, nicht mehr auf das Freudengeſchrei der Mörder, ſo oft ſie wieder ein Opfer hinüber geſendet; ich vergaß auf Weinsberg den Bauern-Tumult, — auch Eliſabeth ſelbſt, und lief zu Hesbacher, der im Rücken der Bauernhaufen einſam, verdroſſen und grollend auf- und niederging. „Ich habe meine Mutter gefunden;“ rief ich dem Ueberraſchten zu, und berichtete in Kürze Alles, was ich gehört: „Meine Mutter iſt Nonne zu Lichtenſtern. Könnt Ihr mir aber ſagen, wo Lichtenſtern zu finden?“ Hesbacher zog mit wildem Lachen die Kappe vom Haupt und antwortete: „Gott geſegne Euch den neuen Stand, mein neugebackener Junker. Eurem Begehren wird bald willfahrt ſeyn. Die Thürme von Lichtenſtern ſind nicht fern, und wir haben bereits beſchloſſen, das Kloſter zu plündern, ſobald der blutige Tanz hier vorüber iſt.“

Ich warf mich in meine Waffen und Wehre; ich konnte kaum den Abzug erwarten; ich lief in der vorderſten Rotte voran gen Lichtenſtern. Dort ragte der Thurm, aber die Glocken, die allenthalben im Lande klangen, waren darin ſtumm. Dort lag das Thor des Kloſters, jedoch nicht verwahrt, wie gegen feindliche Gewalt, und auch nicht gaſtlich aufgethan, um Freunde zu empfangen; ſondern öde, wüſt, ein ſchwarzer, leerer Schlund, der die Ausſicht in verlaſſene, öde Gemächer zeigte. Die frommen Weiber waren nach Heilbronn geflohen; die leeren Mauern waren uns gelaſſen worden. Ich weinte vor Schmerz, während meine Gefährten den Zorn getäuſchter Habſucht an dem nackten Gemäuer ausließen, und Thurm und Dach in Aſche verwandelten.

„Seyd getroſt, Paul;“ ſagte Hesbacher zu mir, als ich ihm mein Leid geklagt: „Die Stadt Heilbronn iſt auch noch nicht das Paradies, wo uns ein Engel mit flammendem Schwert den Eingang verbieten könnte. In ein Paar Tagen ſind wir darinnen. Ich habe erſt heute einen Boten von meinem Vetter aus dem Rathe erhalten, der mir berichtet, daß die Handwerker alle auf unſerer Seite ſind, und die Bürgermeiſter ſchon zwingen werden, gemeinſchaftliche Sache mit uns zu machen. Mir liegt, zum Blitz, auch daran, in Heilbronn mich umzuſehen; Treinele hat ſich's ja nicht nehmen laſſen, die arme Frau von Helfenſtein mit der Jungfer aus Eßlingen nach Heilbronn zu geleiten. Das Weibsvolk iſt mitleidig; ich konnt's nicht über's Herz bringen. Ich habe der Gräfin und ihren Weibern einen Karren mit Stroh verwilligt, auf dem ſie ſo gut fahren mag, wie einſt im goldenen Wagen, und den Rudolph hab' ich mitgeſchickt, daß er ſie geleite.“

Das war mir nicht Recht. Ich dachte mir nur mit Müh' und Kummer den Rudolph in Eliſabeths Gefolge. Der Bube war hämiſch, geizig und wollüſtig zugleich. Ein neuer Stachel wühlte in meiner Bruſt. Doch ſchien die Wunde bald geneſen zu wollen, denn nach einigen Tagen ſchon öffneten die tumultuirenden Bürger von Heilbronn den Bauern ihre

Thore, und wir zogen in furchtbarer Menge daſelbſt ein. — Die Schwelgereien, denen ſich meine Genoſſen mit dem Auswurf des Heilbronner Volks überließen, reizten mich freilich nicht. Ich fragte nach den Nonnen von Lichtenſtern; ich eilte nach dem Kloſter, das man mir als ihre Zufluchtsſtätte angezeigt. Ich drang mit einigen Gefährten hinein; denn zu jener Zeit war alle Scheu vom Volke gewichen, und es hatte vor dem Göttlichen ſelber keine Ehrfurcht mehr. Wir traten in den Gang; er war von Weihrauchdampf erfüllt, einige Lichter brannten um eine dürftige Bahre. Viele Kloſterfrauen ſtanden ſtill an den Wänden, und zwei Prieſter murmelten Gebete. Ich nannte den Namen der Schweſter Heinrike. Sie ſtarrten mich an, und antworteten nicht. Ich wiederholte den Namen, wie ein von Schmerz Verrückter. Man hob das Leintuch vom Geſicht einer Todten, deren Anblick mir die Wahrheit des Geſtändniſſes meines Ohms, und die völlige Größe meines Verluſtes beſtätigte. Jene Bilder, deren wohlthätige Erinnerung mich einſt in dem ſchwarzen Grabe meiner Jugend erquickte, und die ich für einen Traum gehalten, waren wirkliche geweſen. In dem Geſichte der Todten erkannte ich das Antlitz der ſchönen, treuen Mutter, die einſt an meinem ſeidenen Lager ſtand. Die Bruſt unter dem härenen Scapulier hatte mich geſäugt, die wie im Gebet gefalteten Hände hatten mich getragen, und viele Küſſe waren mir gewiß von dem Munde zu Theil geworden, der ſich zum ewigen Schweigen geſchloſſen hatte, gerade zu der Zeit, wo ein Wort der Liebe aus ihm ein Balſam für meine Bruſt geweſen, und der Schlüſſel geworden wäre zu fernerem Geheimniß, deſſen Löſung ich jetzt nicht mehr hoffen durfte. — O wahrlich; Winterich hatte wahr geredet, und ich verhehlte meinen Schmerz nicht; ich warf mich auf die Leiche trotz dem Geſchrei der Nonnen und dem Widerſtand der Pfaffen. Meine Begleiter, zwar nur rohe Bauern, waren tief erſchüttert von dem Schauſpiel, und ihre Augen weinten, während ſie mit rauher Hand Alle zurückſtießen, die mich in meinem Schmerz, in meinen Thränen ſtören wollten. Als ich jedoch wieder zum Verſtand gekommen, als ich die Stirnwunde der Verſtorbenen genugſam geküßt hatte, die ihr auf der übereilten Flucht ein Sturz aus dem Wagen verſetzt und den Tod gegeben, — als ich anfing zu fragen, da war Alles für mich vorbei. — Die Priorin mit ihren Nonnen waren ſtumpfe Geſchöpfe, die mich ſteif und feſt für einen aus Ketten entſprungenen Raſenden hielten; die Prieſter hatten die Verſtorbene nie gekannt, und beteten nur für Geld an ihrem Sarge. Ich erfuhr nichts, das mir hätte weitern Aufſchluß geben können, und hätte vielleicht manch' Unheil im Kloſter angerichtet, wenn mich nicht Hesbacher mit Gewalt aus dem Hauſe gezogen und zu Treinele gebracht hätte, mit den Worten: „Da Mädel; tröſte nun den Unglücklichen, wie er dich getröſtet hat."

Treinele hatte jedoch wenig Troſt, wohl aber vielen Wermuth für mich. — Sie ſagte mir auf meine haſtigen Fragen nach Eliſabeth, daß ihr Bruder Rudolph, wie ich befürchtet, ſein Augenmerk auf die ſchöne Eßlingerin geworfen, daß er ſie von der Helfenſtein getrennt, in ein von ſeinen Spießgeſellen bewachtes Haus geſperrt, und entſchloſſen ſey, ſie mit Gewalt zu ſeinem Willen zu zwingen, und in den Kriegsſturm mit ſich zu führen. Mir war, als ob mich der Henker auf das Rad geflochten hätte. Lisbeth war ja noch das einzige Glück, das ich auf der Welt gefunden hatte. Ich trug ja noch ihren Ring, und dieſer ſtumme Zeuge ihrer Freundlichkeit ermahnte mich ja, furchtlos und treu zu ſeyn, wenn es ihren Dienſt galt. Ich mußte ſie befreien, wollte das Haus anzünden, worin ſie wohnte, und ſie aus den Flammen tragen; wollte den Rudolph todtſchlagen, und ſie über ſeine Leiche hinwegführen oder unter den Fäuſten ſeiner Geſellen ſterben. Treinele lächelte zu all' Dieſem. Sie ſagte: „Du ſprichſt wie ein Thor, guter Paul. Der Rudolph iſt ſchlau, und ſeine Wächter ſind grauſam. Beim Vater, der jetzt im Felde und auf dem Rathhaus ſo viel zu thun hat, iſt keine Hülfe zu ſuchen. Ich habe indeſſen nur auf Dich gewartet, um die arme Lisbeth zu retten; denn nur der Schlauheit eines Weibes gelingt der Sieg über den liſtigen Mann."

Sie beſtellte mich hierauf, ohne mir Weiteres zu ſagen, zur tiefen Dämmerung an den Platz vor dem Hauſe, wo Lisbeth gefangen ſaß, unfern vom Weinsberger Thore. Ich hielt dort Wacht mit klopfendem Herzen und unter brünſtigem Gebet. Darinnen war wüſter Saus und Braus von zechenden Bauern.

In der oberſten Giebelkammer brannte eine ſchwache Lampe, mein Hoffnungsſtern aus dem Kerker der guten Lisbeth. Nach langem Wachen knarrte endlich die Hausthüre; Treinele trat heraus: „Hier bin ich;“ ſagte ich ihr leiſe; „ſage mir doch endlich, was ſoll ich thun?“

Da wendete ſich das Mädchen zu mir, und hob den Kopf und flüſterte zaghaft: „Ich bin es ja, guter Paul: Lisbeth Hunelt. Das gute Treinele hat mir ſeine Kleider angezogen, und wartet oben an meiner Statt des abſcheulichen Rudolphs, der gedroht hat zu kommen, ſobald ſeine Runde vorüber iſt. Dem Herrn im Himmel und der wackern Dirne ſey Preis und Dank. Hilf mir aber jetzt aus der Stadt und laß uns eilen.“

Ueberraſcht und erfreut wie ein Seliger, drückte ich Eliſabeths Hand, warf noch einen Blick der Dankbarkeit nach dem Giebelfenſter, von welchem Treinele herunternickte, und lief mit Eliſabeth um die Ecke. Zu unſerem Schrecken prallte uns Rudolph entgegen. Er war vom Trunk erhitzt; ich langte verſtohlen nach meinem Meſſer. Da lallte er: „Sieh da, Treinele, Du tröſteſt Dich ſchon mit dem Paul, Du arme betrübte Wittfrau? Meinetwegen; ich geb meinen Segen dazu, denn Alles muß jetzt frei ſeyn in der Welt; und Du thuſt recht, Paul, daß Du den Schwank mit der Eßlingerin an den Nagel hängſt. ’s gibt ja der Dirnen genug; die Lisbeth hat mir aber ganz beſonders gefallen, und ich laſſe mir ſie nicht aus den

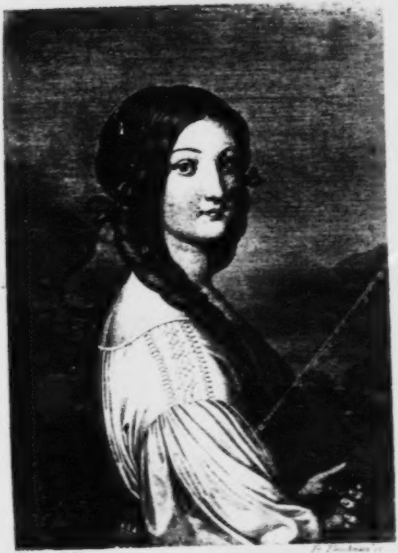
Zähnen reißen, obgleich ſie bis jetzt noch verdammt ſpröde geweſen iſt. Gute Nacht; ich will mein Täublein überraſchen wie ein Marder."

Wir entliefen; in einem Hui waren wir am Thore. Bauern, die mich kannten, waren auf der Wache. Hesbacher's Name half uns durch. Wir eilten auf den entlegenſten Fußpfaden wie flüchtige Geiſter fort; als die Morgenröthe heraufgeſtiegen war, hatten wir nichts mehr von Rudolph zu fürchten. Wir liefen zwar unſtät, wie unſere Urältern Adam und Eva; aber unſer Weg führte in's Paradies. Zweimal drohten uns auf der Heimfahrt gen Eßlingen Gefahren. Wir ſtießen auf einen Bauerntrupp unter dem Befehl des ſtörrigen Haſenſtephan. Eliſabeth gefiel ihm; er wollte das Mädel beſitzen; doch heftiger als ſeine Sinnenluſt war ſein Geiz. Ich verſprach ihm den ganzen Schatz des Pater Quirin, in deſſen Nähe wir uns befanden, und er ließ ſich das Löſegeld gefallen. Als wir das Geld aus dem Schooß der Erde erhoben, ſtaunte ich ſelbſt über ſeine Menge; verſpürte aber nicht die mindeſte Luſt, ein Stück davon zu behalten, und nur ein Haar von Eliſabeths Haupte dem Bauernanführer dafür zu laſſen. — Lisbeth machte zwar viel Aufhebens von dem, was ich für ſie that. Ich begriff aber nicht, warum ſie mir ſo innig dafür dankte. Ein einziger Blick aus ihren Augen belohnte mich ja tauſendfältig für all' die geringe Mühe, die ich mir genommen, um meinem Herzen zu genügen. Wenn ſie aber nicht aufhören wollte, mich zu loben, ſo zeigte ich ihr den Ring an meinem Finger, mit dem Wahlſpruch, der es wohl verdiente, das Symbolum aller rechtſchaffenen Leute, ja ſogar der Wappenſpruch eines edeln, getreuen Fürſten zu werden. — Zuletzt fielen wir noch in die Hände einer reiſigen Schaar vom ſchwäbiſchen Bunde. Der Truchſeß von Waldburg hatte juſt bei Böblingen eine grauſame Niederlage unter den bäueriſchen Rebellen angerichtet, und ſomit für alle Folge die Geißel Gottes ſtatt des Schwertes aus der Scheide gezogen, welcher hinfüro kein Trotz widerſtehen mochte. Hatte ich jedoch zuvor das Glück gehabt, meiner guten Eliſabeth nützlich zu ſeyn, ſo war ſie es dießmal, die mich aus der Gefahr des Stranges rettete, weil mich die Bündner als einen Landſtörzer aufknüpfen wollten. Eliſabeth verbürgte ſich für meine Redlichkeit mit dem Namen ihres Vaters, und des braven Bürgermeiſters Holdermann. Wir wurden frei gelaſſen. Bald ſahen wir wieder den Thurm von Cannſtadt, dann das Dörflein Mettingen, dann von ferne das Thor von Eßlingen, überragt von dem herrlichen Thurm der Frauenkirche. Wir ſtanden auf der Stelle, wo ich vor einem Jahre von Eliſabeth geſchieden war. Juſt auf dieſer Stelle wollte ich umkehren, da ich meine Freundin außer aller Gefahr ſah. Denn ich fürchtete mich mehr vor der Strafe meines damaligen Vergehens, als ich mich auf den Empfang des alten Hunolt freute. Da weinte Eliſabeth, und lächelte während des Weinens; und ſie ſagte mir, daß der Ingolſtädter längſt geneſen, und aus der Stadt gejagt worden ſey, um ſeines wüſten Wandels willen. „Es erwartet Dich keine Strafe, guter Paul;" ſchloß ſie ihre Rede: „wohl aber wirſt Du mir und meinem lieben Vater die größte Freude verbittern, wenn Du darauf beſtehſt, mich hier zu verlaſſen. Deiner wartet, für Deine Treue, ein trauliches Plätzchen in Vaters Hauſe." — „Ach, liebe Mutter," ſagte ich mit niedergeſchlagenen Augen hierauf: „wie werde ich's ertragen können. . ." Sie fiel mir in die Rede, und verſetzte ernſthaft freundlich: „Nenne mich doch nicht mehr Mutter, und dutze mich; wir bleiben uns ja immer ſo fremd." — Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich ſagte: „Gern; wenn Du's erlaubſt. Ich verſpüre ohnedies, daß ich Dich eher lieben möchte, wie ein Bruder die Schweſter. . ." — „Sey mein Bruder und Herrn Hunolt's Sohn." — „Gern; aber wenn ich verſpürte, daß ich Dich noch heftiger lieben möchte als ein Bruder? daß ich Dich umfaſſen möchte, wie der arme Heiner unſer gutes Treinele umfing? wie könnte ich's denn ertragen, daß Du mir ſagteſt, Du dürfteſt nicht, weil Du beſtimmt biſt, des reichen Küfnermeiſters Frau zu werden?"

Da ſtand Eliſabeth vor mir, ſtill, verlegen, und mit den Schürzenbändern ſpielend. Darauf ergriff ſie mich beim Aermel, zog mich langſam nach dem Thore zu, und ſagte heimlich, ohne rechts oder links, am mindeſten mich anzuſehen: „Komm Du nur mit. Mit dem Küfnersſohn iſt es ſchon lange nichts mehr, und vier andere Freier habe ich abgewieſen, weil ich mir immer heimlich dachte. ..“ „Nun was denn?“ — „Daß Du einſt wiederkommen würdeſt.“

In Summa: war meine Freude ſchon vor dem Thore herzlich und über alle Maßen, ſo war des alten Hunolt's Freude noch weit größer. Der alte Mann verſtand es, denjenigen zu belohnen, der ihm ſein Kind wiederbrachte. Ehe ein Tag herum war, hatte er mir einen Ring gegeben, den ich an Eliſabeths Finger ſteckte und womit ich ſie mir verlobte. Die Hochzeit aber ſollte ſeyn, wenn ich mich noch zuvor ein Jahr oder zwei in der Welt umgeſehen, und vielleicht von kaiſerlicher Majeſtät die Einſetzung in meinen mir entriſſenen ehrlichen Stand erhalten hätte. — Hier weigert ſich nun aber die müde Feder des Alten, ſo flugs und flüchtig weiter zu ſchreiben. Er denkt an ſeine getreue Hausfrau, die ihm redlicher zu Theil wurde, als Laban's Tochter dem Jacob. Der zurückgebliebene Gatte muß unter die Fliederbäume ihres Grabes gehen, um daſelbſt ihre Tugenden zu preiſen mit ſtiller Herzensmelodie, weil ſeine Feder keine Worte dafür findet. Vielleicht erzähle ich noch ſpäter meinen Enkeln und Freunden, was mir ferner in meinem wichtigen Lebenslauf begegnet iſt; von meinem Dienſte bei dem hochſeligen Herzog Chriſtoph, den man gar füglich einen Titum nennen könnte; von meinen Zügen durch die Länder Frankreich und Italien, wo ich viel Werthes gefunden und wieder ſchmerzlich verloren; von der Krönung Kaiſerlicher Majeſtät zu Bononien und meinen Abentheuern daſelbſt; von

Allem jedoch von der ſtillen Freude, womit ich mein Haus baute, und den Segnungen, die der allmächtige Gott zwei treuen Herzen wiederfahren ließ. Bis dahin, lieber Leſer, ſey dem Allmächtigen allein die höchſte Ehre.



[illegible] Fr. Fleischmann sc.

Maruzza.

[illegible]

15, 3052

Vergiſsmeinnicht.

Taſchenbuch für das Jahr

1832.

Dritter Jahrgang.

Von

C. Spindler.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

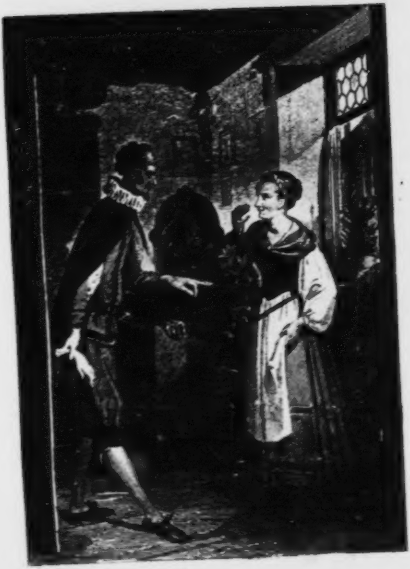
Inhalt.

Seite

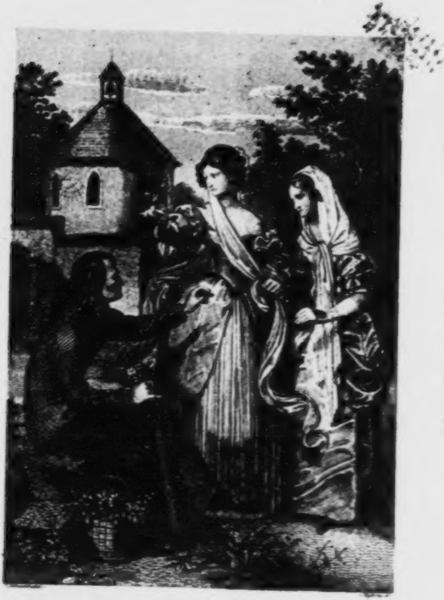
Kapuzinerfahrt. 1.

Das Haus der Frommen. Relation eines Offiziers aus dem ſpaniſchen Erbfolgekriege. 159.

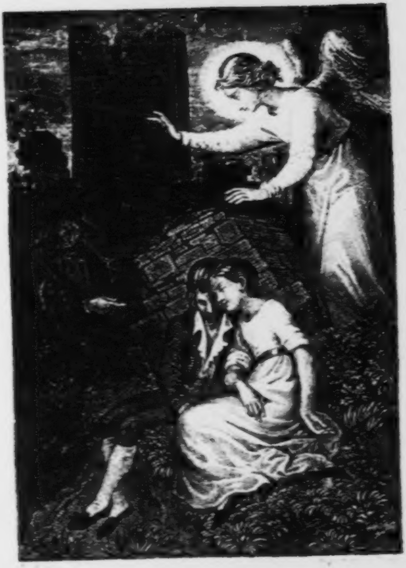
Marazza. 227.



Blümlein Wunderhold.

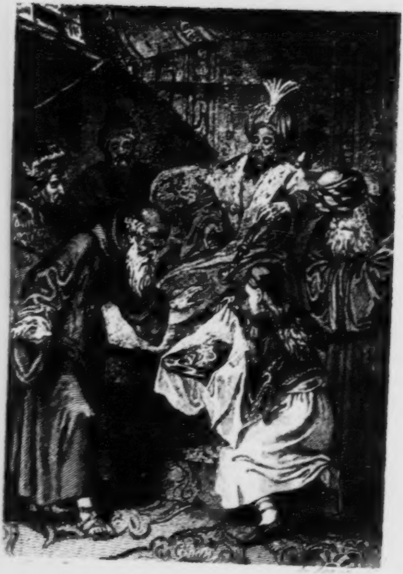


Der Schwärmer.



Das Haus der Frommen.

Spindlers Werkstätten II. Bän.



Kapuzinerfahrt I.

[illegible] [illegible] 1. Band

Kapuzinerfahrt.

Kapuzinerfahrt.

1.

Der Morgen dämmerte kaum in das düſter beſchattete Thal, als ſchon die gellende Zunge der Kapuzinerglocke die Stunde der erſten Frühmeſſe verkundigte. Die Schwingungen des einförmigen Tones zitterten ſchrillend durch den kalten Morgenduft, und mit ſchlaftrunkener Geberde ſchlich der Pater, der die erſte Meſſe zu halten hatte, nach der Kirche, wo der Glöckner aus allen Kräften ſein Handwerk trieb. Es waren der Andächtigen nur wenige zur Kirche gekommen, denn an einem Feſttage lieben auch die Landleute einen längeren Schlummer, und außer dem Kalenderfeſte, das ihnen zur Pflicht machte, das ſpäter abzuhaltende Hochamt zu beſuchen, lockte noch obendrein dazu eine andere Feierlichkeit, anziehender als das Feſt der Heiligen. Die dienenden Brüder hatten bereits das ſchmuckloſe Gotteshaus, ſo viel es in ihren Kräften ſtand, verziert. Grüne Büſche regten ſich an allen Wänden in dem ſtillen Luftzug, der in einer Kirche niemals aufhört; friſche Wachslichter waren an den drei Altären aufgeſteckt, die künſtlichen Blumenſträuße, ein Geſchenk der benachbarten Kloſterfrauen, waren ſauber abgeſtaubt, und duftende Sträußer von echten und gerechten Gottesblumen hinzugekommen, ſo gut überhaupt der geringe Kloſtergarten, worinnen es der Zuchtſchnecken mehr als der Blumen gab, ſie liefern mochte. Weißes Linnen auf den Altären, die purpurrothe Decke über der Kanzelbrüſtung, die Hängelampen, Leuchter und Vaſen blank geſcheuert, und allenthalben flatternde bunte Kränze, ſowohl auf dem dornengekrönten Haupte des Gekreuzigten, als auch ſogar um den hölzernen Kapuzinerarm, der aus der Kanzel hervorragte, das Kruzifix in der Hand.

„Wir wollen's kurz machen;“ ſagte der Frühmeſſer zu ſeinem Miniſtranten: „Ich habe mich kaum von der Mette erholt, wo mich die Kälte gar ſcharf angriff. Zudem iſt ſchier niemand bei dem heiligen Opfer zugegen, und ich wünſchte noch ein Stündchen zu ſchlafen, bevor die Ceremonie vor ſich geht.“ — Der Miniſtrant lächelte hierauf mit zum Himmel gewendetem Blicke, und erwiederte: „Der göttliche Vater wird nicht zürnen, hochwürdiger Herr. Ihr habt uns ja ſchon lange als ein Sinnbild der Tugend und Gerechtigkeit vorgeleuchtet, und dem Müden gebührt ja doch endlich die Ruhe. Ich will ſchon acht geben, daß wir die heilige Handlung gut und ſchnell zu Ende bringen, denn Ihr zittert, ehrwürdiger Vater, wie im kalten Fieber.“

„Das iſt die Freude, mein Sohn;“ verſetzte der Pater, und aus ſeinen Zügen brach ein heiteres Dankgefühl in lichten Strahlen hervor. Dann ging er rüſtig an ſeine wichtige Pflicht, verrichtete mit Würde, obſchon ſichtlich eilend, den heiligen Akt der Meſſe, und ſchritt hierauf mit unverhehlter Freundlichkeit in die dunkle Sakriſtei, den Meßornat ſchnell von ſeiner Kutte zu ziehen. „Ich werde doch nicht mehr ſchlafen können;“ ſagte er ſcherzhaft zu ſeinem Meßdiener, einem ernſten beſcheidnen Bruder, der ſchon lange im Kloſter hauste, nachdem er in früheren Zeiten ſehr viel in der Welt erlebt: „Das Vergnügen der Seele raubt die Ruhe, wie der ſchwarze Herzenskummer. Ich werde lieber meinen guten Freund und Himmelsbräutigam auf ſeiner Zelle beſuchen, bevor er ſich zum ernſthafteſten Gange ſeines Lebens rüſtet.“

„Ihr waret ihm ſtets ein treuer Freund, dem guten Pater Adalbert, und ſein treueſter Rathgeber;“ verſetzte der andere: „Ich glaube, daß ſchwerlich im Kloſter ſolche Anhänglichkeit befunden wurde. Die Heiligen mögen ihren Segen zu der Einkleidung des rechtſchaffenen Herrn Adalbert geben!“

„Das mögen, das werden ſie;“ verſetzte Markus mit voller Zuverſicht: „Dieſes ſey auch der Lohn, den ich am Ende meines Lebens, welches nicht ohne manche Leiden hinfloß, mit mir zu Gott hinübernehme. Ja, mein guter Bruder, wir haben uns immer geliebt, Adalbert und ich. Wir ſtudirten zuſammen, ein und daſſelbe Seminarium, ein und dieſelbe Schule bildete uns. Jonathan und David waren nicht beſſere Freunde, als wir, bis unſer verſchiedenartiger Beruf uns trennte. Ich trat nämlich gleich in den heiligen Orden, während mein Freund ein Weltprieſter wurde. Mein Herz blutete, weil ich ihn nicht auf meine Bahn zu ziehen vermochte, und manches Jahr legte ſich zwiſchen unſere Wünſche, zwiſchen unſere beiderſeitige Sehnſucht nach Wiederſehen. Nun, es iſt ihm lange wohl und gut ergangen, meinem Freunde, bis endlich die Welt an dem Unbeſcholtenen ihre Tücke ausließ, und den Gedanken in ihm erweckte, den ſichern Port in unſern Mauern zu ſuchen: den wahren Hafen der Ruhe, den bereits viele Unglückliche zum Heil ihrer Seele ſuchten und fanden. Nicht wahr, mein lieber Bruder Felix?“

Felix neigte ſein Haupt, erfüllt von ſchwermüthigen Erinnerungen an ſein eigenes Weltleben, und erwiederte gelaſſen: „Gelobet ſey der Herr, der uns gibt und nimmt, wie es zu unſerem Frommen iſt. Ihr hattet ſchon einen Vorſchmack der himmliſchen Seligkeit, ehrwürdiger Vater, da Ihr den Pilgrim Adalbert in dieſes Kloſter treten ſaht, damit er das Novizenkleid empfinge.“

„Es iſt juſt ein halbes Jahr ſeitdem verſtrichen;“ bemerkte Pater Markus mit leuchtendem Blick, während er mit ſeinem Begleiter durch den Kreuzgang nach der Treppe ſchritt: „Jener Tag iſt wahrlich ein Tag des Paradieſes geweſen. Unſere hochwürdigſten Vorgeſetzten haben ein Werk der Barmherzigkeit und Gnade an mir gethan, da ſie Adalberts Prüfungszeit abkürzten, und den bisher von mir getrennten Novizen beſtätigten, in der Väter Mitte Platz zu nehmen. So werde ich ihn denn nun Tag für Tag, Stunde für Stunde ſehen können, mich an ſeinem Verſtande laben, in ſeiner Tugend ein würdiges Vorbild finden, und endlich, wenn es Gott gefällt, in ſeinen Armen meinen Geiſt aufgeben. Ein ſo beneidenswerthes Loos hat unter Tauſenden kein Prieſter, und jede Entſagung wird mir doppelt leicht, ſeit ich den Freund umfangen darf, ihn ewig mein zu nennen.“

Der Bruder küßte ehrfurchtsvoll den Aermel des Paters, als dieſer letztere ſich bereit machte, die Treppe emporzuſteigen, und entfernte ſich nach dem Refectorium, wo heute eine große Tafel bereitet wurde, um alle die Gäſte zu bewirthen, die bei der Feierlichkeit des Profeſſes zu erwarten waren.

2.

Adalbert, der Bräutigam des Ordens, der am heutigen Tage zu den kirchlichen Gelübden, die ſeine Jugend geweiht, auch die klöſterlichen Eide fügen wollte, lag auf ſeinen Knieen in der Zelle, die ihm ſchon, ferne von den übrigen Ordensnovizen eingeräumt worden war. Die Blumenkrone, die ſein ernſtes männliches Haupt ſchmückte, ſtach ſonderbar gegen den düſtern Bart ab, der ſein Kinn umkräuſelte. Nur der ſchwärmeriſch entzückte Ausdruck des Auges ſtimmte mit den friſchen Blumen zuſammen. Das Auge verrieth Glück, wie das Antlitz Leid verrieth, und ſtrahlte in doppeltem Leben auf, als Markus in die Thüre trat, — leiſe und lächelnd wie ein frommer Geiſt.

Das Gebet Adalberts war geſtört, aber die Umarmung, womit er den Freund empfing, die Liebesworte, die er zu ihm ſprach, waren wieder Gebet. Keine beredlere Dankes- und Segensformel ſtieg je zum Himmel empor, als in dieſem Augenblicke. — Zwei Männer, beide ſchon in des Lebens Mittag ſtehend, beide verſuchte Kämpfer im Streit des Glaubens und der Zuverſicht gegen die Lockungen der Welt, und die Verrathereien der eigenen Bruſt, — beide angethan mit dem Kleide der Demuth und Dürftigkeit, und mit Freuden den Geiſt unterjochend in den Regelſchranken — und dennoch wieder beide ſo ganz aufrichtige ehrliche Menſchen, aneinander gefeſſelt durch innerer Verwandtſchaft heiliges Band, und von Herzensgrunde die Empfindungen fühlend, die ihr Mund ſich nicht ſcheute, laut zu bekennen; — welch' ſeltenes Schauſpiel innerhalb ſtrenger Kloſtermauern, wo ſo leicht das Menſchliche abſtirbt, und das Edelſte verſteinert!

Markus muſterte lächelnd und ſorglich, wie eine aufmerkſame Mutter die Braut, das Aeuſſere des Freundes, richtete und putzte eifrig an dem ſchlichten Gewande deſſelben, wie an dem Blumenkranze auf ſeinem Kopfe, und dem wohlriechenden Strauß, der an den linken Aermel der Kutte befeſtigt wurde, und ſagte: „Du feierſt eigentlich heute Deine Hochzeit mit mir. Wir haben eine lange Brautzeit durchgemacht, mein Lieber, bis die Stunde der Erhörung hereinbrach. Um ſo inniger ſoll von nun an unſer Bund ſeyn, und ſich nicht trennen laſſen, wie auch der Feind es gerne thun möchte.“

„Das ſoll er;“ verſetzte Adalbert hierauf: „Wir Männer in der Reife unſrer Jahre wollen die Schwüre der Jugend nicht Lügen ſtrafen, und ich bin des Glaubens, daß kein Feind zwiſchen uns zu treten begehren werde. Woher ſollte er kommen? Der Convent iſt klein, und beſteht aus ruhigen, mehrentheils lebensſatten Männern, die kleinlicher Zwiſtigkeiten müde geworden ſind, und faſt keinen Antheil mehr an Dingen und Perſonen nehmen, welche außer ihrem Kreiſe liegen. Der Guardian iſt ein ernſthafter und gerechter Oberer, der das Verſprechen von dem Provinzial erhielt, nie verſetzt zu werden, und noch lange leben wird. Der Zufluß an Novizen iſt nicht zu rechnen, da das Kloſter zu gering erſcheint, und ſeine verſteckte Lage wenige reizt, ſich hier einkleiden zu laſſen. Kaum, daß über die nächſten Berge eine Kunde von unſerem Daſeyn dringt. Man kennt unſer armes Kloſter nur in den Regiſtern des Provinzials und der Generale genau. Weit entfernt, durch einen Wechſel unſern Convent zu mehren oder zu verringern, ſind unſere Obern darauf bedacht, diejenigen Väter hier feſt zu halten, die einmal ſich an Luft und Lage gewöhnten, und ſeit langem das Vertrauen der Gemeinden in der Gegend beſitzen. — Uns winkt daher Ruhe, und Ausſicht auf ungeſtörten Frieden.“

„O ja; Friede iſt da, wo jeder Wunſch entweder ſich erfüllte, oder draußen ſchon ſein Grab fand!“ erwiederte Markus mit freundlichem Nicken, jedoch nicht ohne einen leichten Seufzer.

Adalbert entgegnete aber hierauf mit ernſter Betonung: „Du haſt ein weiſes und wahres Wort geſprochen, mein Bruder. In dem ungeſtörten Beſitz Deiner Freundſchaft und erquicklichen Nähe verwirklicht ſich mir das heißeſte Verlangen, und draußen, vor den Mauern dieſer ſichern Burg liegen die Gräber meiner eitlen und thörichten Sehnſucht. An dieſem Tage, der uns unauflöslich vereint, mag ich Dir nicht verhehlen, was mein Mund ſchon ſo oft dem himmliſchen Vater, ſeinem Sohne und der unbefleckten Königin des Himmels vertraute, was ich in den Buſen fremder Prieſter unter dem Siegel der Beichte niedergelegt. Du wurdeſt betrogen, wenn Du dem Gerücht völlig glaubteſt, welches mich als den unbeſcholtenſten meiner Brüder ſo oft bezeichnete. Wer lebt auf der Welt, deſſen Fuß nie ſtrauchelte? Auch ich, mein Freund und Bruder, habe eitle und verderbliche Sehnſucht gehegt, und wenn ich dem Falle entronnen, den Netzen der Verführung entgangen bin, ſo verdanke ich dieſes Heil, nächſt der Huld des Allmächtigen, nur Deinem Beiſpiel, nur Deinem Gedächtniß.“

Markus ſagte, die Hand auf Adalberts Schulter legend: „Ehre den Heiligen! wohl Dir, daß Du mit reinem Schild aus dem Kampf gingſt. Was aber vermochte mein Beiſpiel? Was mein Gedächtniß?“

„Du hörſt es in kurzen Worten. Während Du, einem himmliſchen Winke folgend, die ſtrengſten Gelübde abgelegt, hatte ich die Pflichten der Seelſorge mitten im Strudel der Welt auf mich genommen. Ach, wie fand ich alles anders, da ich aus den Thoren der Prieſterſchule in das Leben trat! Welche Frucht- und Blüthenbäume neigten ihre Zweige und köſtlichen Gaben mir entgegen, und ich durfte ſie nicht genießen! Die Enthaltſamkeit und Strenge wird uns leicht hinter

Gittern, die jede Begegnung abwehren, auf einer Bahn, die mit rauhen Stacheln und Dornen beſäet iſt. Aber die Freiheit! die Freiheit iſt die gefährlichſte Verführerin für ein unerfahrenes Herz. — Du weißt, wie keuſch und rein unſere Jugend verfloß, wie wir unſchuldig waren, den Kindern gleich, und wie ich feſt hielt an dem Paradieſesglauben, den Du, mein Vorbild und Lehrer, ſtets und ohne zu wanken, bekannteſt. Daher erſchrak ich, als mir plötzlich, da ich einſam in meinem Pfarrhauſe wohnte, alle Sinne tobend und mahnend aufgingen, und einen Schleier zerriſſen, eine Blindheit vernichteten, für deren Erhaltung ich gerne manches Jahr meiner Lebenszeit gegeben haben würde. Ich erinnerte mich, daß ich noch jung und kräftig ſey, ich begriff mit einemmale, daß die Erde mit ihren Gaben reizend und beglückend daſtehe, ich wunderte mich über das lange Stillſchweigen meiner Sinne, und fragte mein Schickſal, ob es gerecht geweſen, als es mich zur Entſagung verdammte. Dieſe wenigen Worte können Dir beweiſen, welchen Sturm der wilde Satan auf mein Herz unternommen, welche Verſuchungen er angezettelt gegen die Begehrlichkeit und Leidenſchaft eines armen ſchwachen Menſchen. Noch blendender wird Dir der Hölle Blitz aufleuchten, wenn ich Dir ſage, daß zwei Weſen kurz nach einander meine Sehnſucht erregten, die an und für ſich verbotene Früchte waren, auch ſogar für den nicht dem Altar Geweihten. Die abſcheulichen Wünſche des Teufels, der angefangen hatte, mich zu beſitzen, richteten ſich zuerſt gegen das Weib eines vertrauten Freundes, und alsdann, nachdem durch heißes

Gebet zu den mächtigſten Fürſprechern bei Gott, die wankende Tugend den Sieg errungen, auf eine dem himmliſchen Bräutigam verlobte Jungfrau. — Ich habe nie glauben wollen, was die böſen Weltzungen von der heimlichen Verderbtheit ſo vieler Prieſter Tag für Tag wiederholen, aber ich überzeugte mich, daß eine beſondere Gnade des Himmels dazu gehört, der Gelegenheit zu widerſtehen, die der Verſucher ſchlau benutzt. O wie verführeriſch iſt die Stille und Abgeſchiedenheit eines Nonnenkloſters! wie lockend der Thau der Andacht, welcher die Roſen ſolch verborgenen Gartens erfriſcht! wie zu beneiden — oder beſſer zu beklagen — der geiſtliche Gärtner, dem allein die Vollmacht wurde, dieſen ſtillen Himmelsblumen Pflege und Sorge zu weihen! Ich habe das empfunden, als der plötzliche Tod des alten Beichtvaters von Frauenbrunn, mich, den Weltgeiſtlichen, auf einige Zeit zur Gewiſſensleitung der würdigen Nonnen daſelbſt berief. Eine junge Heerde weidete unter den Lilien jenes Stiftes. Der Stab einer ſteinalten Aebtiſſin regierte zwanzig blühende Jungfrauen, deren Schönheit und Anmuth ſogar unter dem Landvolke, welches hin und wieder eines der Engelangeſichter gewahrte, zum Sprüchwort geworden war. Mein trunknes Auge fand ſchnell unter den Schönen die Schönſte heraus. In Thereſia's Geſtalt ſchien ſich die Majeſtät einer Heiligen mit dem Liebreiz der weltlichen Magdalena zu vereinigen. Wieder trat der Teufel zu mir, und der Schlaue beſaß nicht nur meine Sinne, ſondern auch Thereſia's Blicke, die unkloſterlich und verführeriſch mahnend mir das Paradies verſprachen. Die leichtſinnige Nonne, der Liebling der Oberin, und darum von manchem Zwang und mancher Rückſicht befreit, denen die übrigen unterworfen waren, erſchuf die Gelegenheit, wo ſie ſich nicht von ſelbſt ergab, und ſo wurde der ſtumme Blick zum vertraulichen Händedruck, und das Wort wagte ſich an den Tag heraus, und wünſchte eine günſtige Nacht herbei, um die That ſelbſt zu wecken. Ich ſtand am Rande des Abgrundes, Freund, und nirgends leuchtete mir ein tröſtlicher Stern; wohl aber winkte der treuloſe Pharus ſündlicher Begierde, ſtrafbarer Hingebung. — Wir hatten eine Mainacht beſtimmt, um Zeuge unſerer erſten völlig ungeſtörten Zuſammenkunft zu ſeyn. Die Luft ging lau durch die Zweige der Fliederbüſche und der Linden, die den Kloſtergarten umſchatten. Im Kloſter flackerte kein Licht mehr, und in der Kirche beleuchtete kaum ein ſchwacher Schein der ewigen Lampe die düſtern Fenſter. Nachtigallen ſchlugen in den Kronen der Kloſterbäume, und unter dem Sitze der Nachtigallen ſollte das ſündliche Paar ſich zuſammenfinden. Ich wandelte in ſtiller Nacht dahin, und ſchwelgte in den Bildern des hohen Liedes, die mir der Teufel mit Phariſäerſchlauheit vorhielt, um mich zu verblenden. Jeder Heilige ſchien von meinem Wandel abgelaſſen zu haben, ich gehörte ganz der Macht des Abgrundes. Alſo gelangte ich an die äuſſere Mauer des Kirchhofs, wo der ſteinerne Oelberg ſteht, mit den ungeheuern Figuren des wachenden Heilands und der ſchlafenden Jünger. Mein Auge wollte ſcheu an dem heiligen Denkmal vorüberſtreifen, als plötzlich ein Wunder mein Herz zu berühren ſchien.

Das feine, mit Spitzen beſetzte Thränentuch, welches die Frömmigkeit der Kloſterfrauen in die Hände der Steinfigur des Erlöſers gelegt hatte, wehte ſchnell auf, beſtrichen von Zugluft, und mir war es, als ob die ganze Geſtalt in demſelben Augenblick Leben und Bewegung erhielte, als ob ich nicht zu einem verbotenen Abentheuer wandelte, nicht unter Salomo's Gartenbäumen, wohl aber in dem heiligen Garten von Gethſemane, ein Zeuge des bittern Leidens, deſſen Kelch der Erlöſer getrunken, um die Sünden der Sterblichen zu tilgen. Heilige Schauer durchbebten mich, und ich ſtand erſchüttert ſtille, wenige Schritte von dem Mauerſturz entfernt, den ich mit leichter Mühe überſchreiten konnte, um in den Garten zu dringen. Aber noch war nicht alles gethan, noch war kein Sieg errungen, denn auf jener Mauerlücke erkannte ich Thereſens weißen Schleier, ihr Tuch flatterte mir entgegen, ihr glühender Athem ſchien meine Wangen zu berühren. Die Sehnſucht der Weiber übt eine zauberiſch verderbliche Gewalt auf den ſtärkern Mann aus, und ich wäre verloren geweſen, wenn ſich nicht ein Mittler gefunden hätte, der zwiſchen mich und die Verſuchung trat. Dieſer Mittler war Dein Bild, mein Freund. Vor jenem Mauerabſturz ſtandeſt Du in dieſer Kutte mit ausgeſpannten abwehrenden Armen, und Deine Lippen, die ſich raſch bewegten, ohne einen Ton von ſich zu geben, die grellen Züge Deines wie vom Fieber entſtellten Angeſichts, ſchienen die Angſt zu verſinnlichen, worein Dich mein ſträfliches Beginnen geſtürzt. Dieſes Gebild der Phantaſie und Dein Gedächtniß hat mich gerettet.

Während meine Stirn und Wange von Beſchämung brannte, verkühlte blitzſchnell die ſträfliche Wallung meines Blutes, und Thereſe ſchien mir Potiphars Weib, und ich kehrte ihr auf der Schwelle der Sünde den Rücken, und habe ſie ſeitdem nie wieder geſehen. Dieſes begab ſich im Maimonat des Jahres 1676, und jede unziemliche Begier und alle Verſuchung hat mich ſeitdem verlaſſen.“

Markus ſchüttelte überlegend den Kopf, und verſetzte mit tiefer Bewegung: „Maimond? Anno 1676? Ich lag damals in der That an einem ſchweren Fieber zu Bette, und es gab eine Stunde zur Nachtzeit, wo die Brüder glaubten, es ſey ſchon mit mir vorbei; ſo ſtarr und kalt wie ein Geſtorbener lag ich da. Zuvor aber hatte ich nach Dir verlangt mit großer Herzensangſt, und von Furcht erfüllt, Dich auf Erden nicht wieder zu ſehen. — So iſt es denn möglich, daß, wie viele Beiſpiele an andern ſchon erläutert haben, meine Seele aus dem Körper herausging, und einem Geſpenſte nicht unähnlich, Dich auf Deinem einſamen Wege gen Frauenbrunn aufſuchte. Der Wunder ſind mancherlei auf der Welt, die wir Kurzſichtige nicht begreifen, aber ich bin glücklich, wenn ich im bewußtloſen Traum zwiſchen Leben und Sterben Dein unſterblich Theil gerettet habe, unterm Schutze Gottes. Die Reue rettet zwar, wenn ſie recht aufrichtig iſt, auch nach der That vom Seelentode, und eines Prieſters Abſolution iſt wahrlich ein Geſchenk vom Himmelsthrone. Aber die Erinnerung iſt gerade dem Reuigen ein immerwährender Fluch und Kummer, und völlig heiter nur das Gemüth deſſen, der den Teufel, bevor er fiel, bezwungen. Du biſt ein Gerechter, theurer und geliebter Adalbert. Du trägſt den Kranz Deines Hauptes mit Fug und Ehren, und die Lilien, die Deinen Sarg einſt ſchmücken, werden keine Lüge ſeyn!“

Da erklang auf's Neue, und wie mit freudigen Schlägen die Glocke des hölzernen Kapuzinerthurms; Der Guardian an der Spitze des Convents, von flammenden Kerzen umgeben, und mit Blumen geſchmückt, ein Kreuz von lebendigen Roſen in den Händen, trat ein, um den prieſterlichen König des Tags nach der Kirche abzuholen, und Markus verbarg unter dem Chor ſeiner Brüder das von Freudethränen überfloſſene Antlitz.

F.

Die feierliche Handlung war vorüber, das Gelübde gethan, der Kuß des Friedens ertheilt, und das Tedeum wogte noch in den letzten Klängen der Orgel, als der Zug der Mönche bereits den Chor verließ. In den Gängen des Kloſters trat ein Bote zu dem Guardian, und reichte ihm einen großen zur Eile empfohlenen Brief.

Während die Menge der eingeladenen Prieſter und Freunde und Wohlthäter des Ordens nach dem Refectorium ſchritt, um ſich dort freundlichem Geſpräche und der Vorbereitung zum fröhlichen Mittagsmahle hinzugeben, während Adalbert den beſcheidenen Schmuck des heutigen Tages ſtill und demüthig von ſich legte, ſah ſich Markus plötzlich zu dem Obern des Kloſters berufen. Der Guardian ſtand an der Pforte, die aus dem Kreuzgange in des Kloſters Blumen- und Schattengarten führte, hielt den entfalteten Brief in ſeinen Händen, und begann mit derjenigen Gleichmüthigkeit, die an ihm zur andern Natur geworden war, alſo zu dem Pater Markus: „Unſer Pater Provinzial verlangt nach Euch. Geſchäfte halten ihn in dieſem Augenblicke in unſeres Ordens Hoſpiz zu Bremgarten. Wäre es ihm vergönnt geweſen, ſo hätte er unſer Feſt ſeiner Gegenwart gewürdigt; aber die Pflicht geht vor den Wünſchen unſeres Herzens. Macht Euch zur Stelle reiſefertig, Vater Markus; ergreift den Wanderſtab, und geht, wohin unſer Oberer Euch beſcheidet.“

Das Erſtaunen des armen Markus war gränzenlos. Sein bleicher Mund ſtammelte: „In dieſer Stunde?“ Der Guardian nickte gleichmüthig und gelaſſen. — Markus fuhr ängſtlicher und dringender fort:

„O mein würdiger Vater und Vorgeſetzter! Es kann Dir nicht unbekannt ſeyn, welches Jubelfeſt an dieſem Tage mein eigenes Herz begeht, da es das Brautfeſt eines gar lieben Freundes mit zu feiern ſich veranlaßt ſieht. Und Gott und ſeine Heiligen lieben ja die Freude, die im Herrn und ſeinen Werken ihre Quelle findet; und Gott ſammt ſeinen Heiligen, ſie zürnen nicht dem fröhlichen Menſchen, wenn er die Stunde ſeiner Luſt in beſcheidenem Maaße genießt, und einen Augenblick ſpäter die Pflicht erfüllt, aber mit doppeltem dankerfülltem Eifer. So gönne mir auch, hochwürdiger Vater und Oberer, daß ich den Freudentropfen unbekümmert ſchlürfe, um mich morgen erſt mit dem Wanderſtabe zu rüſten, und eine Fahrt anzutreten, zu der ich mich nur ſchmerzlich bequeme, weil ſie mich von dieſem Hauſe und meinem Freunde trennt."

Der Guardian runzelte mit finſterem Ernſt die Stirne, und verſetzte mit auffallender Kälte: „Ich hätte nicht geglaubt, nach zwanzig Jahren untadelhaften kloſterlichen Wandels von Euch einen Widerſpruch zu hören, der mit den Pflichten des Gehorſams unverträglich iſt. Die Pflicht kennt keine Gränzen, als die der Unmöglichkeit. Unſere Gelübde ſind auf die Satzungen der bewährteſten Diener Gottes gegründet. Das Grübeln und Aufſchubbegehren iſt uns verſagt. Der Provinzial begehrt Eurer, in größter Eile und Schnelligkeit. Was kümmerts mich, worin eigentlich ſein Begehren gegründet iſt? Was kümmert es mich, wenn Ihr die Freundſchaft zu dem neu Eingekleideten höher ſchätzt, als das Begehren des Provinzials? Ich halte mich an den Buchſtaben; ich berückſichtige, daß dieſer Brief um anderthalb Tage verſpätet wurde, und ermahne Euch noch einmal, unverzüglich Euer Gewand zu ſchürzen und hinaus zu gehen, wohin der Gehorſam Euch beruft. Es wird unnöthig ſeyn, ja, ich verbiete es Euch ſogar, von dem Pater Adalbert Abſchied zu nehmen, oder irgend einem aus dem Convent Nachricht von Eurem Weggehen zu geben."

Als der Guardian bemerkte, daß die Wange des armen Mönchs immer blaſſer, ſein Auge immer düſterer und feuchter wurde, fühlte er auch ſein ſtrenges Herz menſchlich bewegt, und ſetzte gutmüthig hinzu:

„Tröſtet Euch doch, mein Bruder. Sendet doch oft der Herr mitten in unſerer Freude den jähen Tod: warum nicht auch eine ſo leichte kurze Trennung? Euch iſt es nicht um dieſes Feſtes Jubel zu thun, nicht um das Geräuſch der Tafel, und die heute von der Regel erlaubte Recreation. Ihr haßt dergleichen Weltlichkeiten vielmehr, und ſehnet Euch nur nach ungeſtörter Vertraulichkeit und brüderlicher Eintracht mit dem Freund. Nun ſeht, wie gut ich es mit Euch meine; das Hospiz liegt ja nicht weit von hier; Ihr ſeyd, ohne Euch ſtark zu ermüden, bis morgen, ehe man die Mittagsglocke läutet, dort. Ihr empfangt am Nachmittage die Weiſungen und Befehle des Provinzials, und ſeyd bis übermorgen Abends wieder in in unſerer Mitte. Um Euch für dieſe kurze Trennung zu entſchädigen, erlaube ich euch dann, mit Euerm Freunde ein paar Tage an den Ufern des See's zuzubringen, wo geſunde Luft und Gaſtfreundſchaft den Ordensgeiſtlichen erquicken, und doppelt werdet Ihr ſomit die Freude eingebracht haben, die ich heute, wiewohl ungerne, zu ſtören beauftragt bin.“

Markus küßte mit erleichtertem Herzen die Hand des Guardians, und erwies ſich bereit, dem Gebote alſogleich nachzukommen. „Was nur der hochwürdige Provinzial von mir begehren mag?“ fragte er noch ſchüchtern, und der Guardian zuckte die Achſeln, entgegnend: „Ich weiß dieſes nicht, doch iſt's auf keinen Fall etwas Schlimmes. Euer Name erfreute ſich immer der erſten Note, und wie ich glaube, werdet Ihr mit irgend einer Beförderung beglückt, zurückkehren.

Die Schaffnerei iſt erledigt, und die Wahl des Convents nicht zweifelhaft, wenn der Provinzial von Euch gehört, ob Ihr die Pflicht der Würde zu übernehmen geſonnen ſeyd, und Euch in dieſem Sinne empfiehlt.“

Demüthig dieſe Ausſicht von ſich weiſend, aber mit getröſtetem Herzen, ging der Mönch, ſich fertig zu machen. Der Kloſterkoch füllte ſeine Taſche mit Nahrungsmitteln, Bruder Felix brachte ihm den Wanderſtab, eine Menge von kleinen Heiligenbildern, an die Landbewohner und ihre Kinder zu vertheilen, eine geweihte Reliquie, hilfreich gegen alle Gefahr, ſteckte ihm ein weißes Tuch in die Kapuze, ein buntes in den linken Aermel der Kutte, und begleitete ihn zur Kloſterpforte, die umlagert ſtand von einer Schaar von Dürftigen und Bettlergeſindel, wartend auf die Austheilung der köſtlichen Feſtſuppe. Einen Gruß ließ Markus für Adalbert im Munde des Bruders Felix zurück, und dieſer verſprach, das Valet zu hinterbringen, ohne dem Guardian es zu verrathen. — Hierauf ſchloß ſich die Pforte hinter Markus, und ſein erſter Schritt aus der friedlichen Kloſterſtille war ein Kampf, indem er ſich mit Mühe durch die Hungrigen drangen mußte, die ihn an der Pforte anfielen, nach ſeinem Segen und ſeinen Heiligenbildern ſchnappten, und ſeine Kutte, begierig ſie zu küſſen, beinahe in Stücken riſſen. Er athmete freier, als er, dieſem Geſindel entronnen, unter den Schatten der Buchen gelangte, die als ein großer Wald das Kloſter umgaben. Langſam und geſenkten Hauptes ſchritt er an der bemooſten Kloſtermauer hin, unter den rauſchenden Blättern, die trotz der Mittagsſchwüle ihr Flüſtern nicht ließen. Er beſtieg eine ihm wohlbekannte Anhöhe, die hinter grünem Dickicht hervor die Ausſicht über die Kloſtermauer in das Innere des Küchengartens und in das Gebäude ſelbſt erlaubte. Das Klopfen auf der hölzernen Tafel rief gerade zu Tiſche, und an den offenſtehenden Fenſtern des Refectoriums trieb ſich die bunte Menge der geladenen Gäſte umher, ihren Platz am Tiſche zu ſuchen, und durchkreuzt von den dienenden Brüdern, welche die ungeheuern Schüſſeln aufſetzten. Markus konnte freilich nicht die Geſtalt ſeines Freundes unterſcheiden, als die Mönche in eine Reihe traten, um das Tiſchgebet zu halten, aber Adalberts Stimme wurde hörbar, und ſprach — ein Vorrecht des heutigen geiſtlichen Hochzeittages — an der Statt des Guardians das Gebet. In den Zwiſchenpauſen glaubte Markus den Brunnen im Refectorium rieſeln zu hören, wie auch die leiſen Pendelſchläge der Uhr, worauf das ernſte: „**Hora ruit**" ſo ſehr an die Vergänglichkeit des irdiſchen Daſeyns erinnerte! —

In jenem Speiſeſaale tafelte ſein Freund, der König des Feſtes, umgeben von Ehren, Lobſprüchen und Glückwünſchen, und ihm, dem armen Markus, war auferlegt, ohne Scheidewort, ohne Säumniß von dannen zu wandeln, wie ein aus der Heimath verſtoßener Pilger!

Seufzend erhob ſich der Mönch von dem Baumſtamm, den er auf einen Augenblick als Sitz eingenommen, zog den Pilgerſtab aus dem Boden, kühlte die brennende Zunge mit einem friſchen Trunke aus der neben hinrieſelnden Quelle, zog die Riemen ſeiner Sandalen feſter an, und wendete ſich wieder zum Gehen. Da ſchnaubte es eifrig hinter ihm, und wie er ſich umſah, ſprang der Hund des Kloſters, ein zottiger Pudel von unſchöner Geſtalt aber treuem Gemüthe, an ihm in die Höhe. Das Thier hatte öfters von der Hand des guten Markus einen Futterbeitrag empfangen, und, wer weiß, aus welchem Antriebe, ſich bewogen gefühlt, der Spur ſeines Gönners heute zu folgen; denn er verrieth die unbezwinglichſte Neigung, bei dem wandernden Prieſter zu bleiben, wie ſehr auch dieſer ihn ermahnte nach dem Kloſter zurückzukehren, wo ſeiner eine beſonders lockende Beute von Braten- und Paſteten-Trümmern wartete.

Da nun Markus bemerkte, wie mit dem anhänglichen Thiere nichts auszurichten, und daher ſeiner zärtlichen Zudringlichkeit der Lauf zu laſſen ſey, ſo ſagte er freundlich zu dem bellenden Begleiter: „Sey ruhig, o Canis! du magſt mit mir gehen, und ſollſt es nicht bereuen, die Leckerbiſſen verſcherzt zu haben, die heute von dem Kloſtertiſche abfallen. Zerſtreue meinen Verdruß, poſſierlicher Reiſegefährte, und nimm dieſe Semmel von meiner Hand, als ein gültiges Pfand des Pactums zu Schutz und Trutz, welches wir hiemit für die ganze Fahrt abſchließen wollen.“

Und Canis verzehrte mit möglichſter Bereitwilligkeit die friſche wohlduftende Semmel, und ging dann, wie ein fröhlicher, aber geſetzter Geſelle an der linken Seite ſeines Wohlthäters über Berg und Thal.

4.

Schon kam der Abend mit ſeinem Duft und ſeinen Schatten, als Markus zu den Ufern des Hallwyler See's hinabſtieg. Der See lag, eine klare blaue Fluth, in ſmaragdener Schaale da, kaum noch beglanzt vom letzten Wiederſchein der niederwarts gehenden Sonne; aber aus den freundlichen Hauſern und Hütten, die zerſtreut um den dunkelblauen Spiegel ſtanden, theils in der Ebene, theils an den ſanft aufſteigenden Hohen, tönte munterer Aben[illegible]eſang, und aus dem Graſe der wohlriechenden Matten der Grillen ſchrillender Ruf. Die fernen Berge ſchauten wie Geiſter in die liebliche Dämmerung, und durch die finſtern Zweige des nahen Tannenwaldes lockte bereits, wie ein Engelangeſicht, der ſilberne Mond.

Markus blieb ſtehen, und ſchaute ringsum von ſeinem Standpunkte, und kreuzte die Arme voll wonniger Erinnerung über die ſchneller athmende Bruſt, und ſtreckte ſie endlich aus in die milde Luft, als ob er Thal und See und Hügel und finſtern Wald in ſeine Sehnſucht ſchließen wollte. Als ob ſeine Seele aus ihm gegangen wäre, ſtand der Monch regungslos, während Canis auf buntbeblümtem Abhange eine geräuſchloſe Eidechſenjagd hielt. — Solcher Abende hatte Markus auf derſelben Stätte viele erlebt, weil unfern vom See die Hütte ſeines Vaters geſtanden. Hier hatte er als Knabe geträumt, gejubelt, die erſten Ahnungen ernſteren Lebens in ſich aufgenommen. Um den Schätzen der Erinnerung die Krone aufzuſetzen, beſchloß er, nach langen langen Jahren wieder zum erſten Mal das heimathliche Haus aufzuſuchen, und daſelbſt die Nacht zu verbringen, die er eigentlich in einem an ſeiner Straße bequemer gelegenen Pfarrhofe zu verſchlummern angewieſen war. Er verhehlte ſich nicht, daß, wenn er der Regung ſeines Herzens folgte, um des Umwegs willen ihm ein weiterer Weg am folgenden Tag bevorſtünde; aber er rechnete auf den frühempordämmernden Tag, und beſchloß, im Morgenroth einzubringen, was er im Abendſcheine zu verſäumen nicht unterlaſſen mochte.

So rief er denn ſeinem vierfüßigen Begleiter, und klimmte mit ihm den Pfad hinan, der in den dunkeln Tannenwald und darin nach ſeiner Heimath führte.

Auf der ſtillen Wanderung, beſonders dann, als der Wald ihn ſchon umfing, beſann er ſich, daß er zum letztenmale dieſe Straße gezogen, als ſein Vater an dem ſchweren Siechthum darnieder gelegen, welches auch ſein letztes war. Er hatte damals den geliebten Sterbenden mit Worten himmliſchen Troſtes erquickt, und ſpäter häufig beklagt, daß ihm nicht erlaubt geweſen, den theuern Vater zur Grube zu geleiten. Wie er nun darüber nachdachte, und der Mond das ſchmale Steglein mit blaſſem Lichte überzog, und Canis mit hangendem Schweife, gleichſam als ob er nachdenklich, langſam nebenher ſchritt, that ſich zur Rechten des Wanderers eine Lücke in dem Walde auf, und eine Umzäunung von verwitterten Pfählen, und hinter denſelben lagen nicht wenige halbeingeſunkene und von friſchem Raſen überwölbte Gräber. Das war der ſogenannte wilde Freythof, beſtimmt für die vielen vereinzelt im Walde und deſſen Umgegend lebenden Landleute; dort ruhte auch der Vater des Mönchs. Markus kniete, da er den Hügel nicht zu finden wußte, an dem Eingange zu dem wilden Gottesacker nieder, und betete einen inbrünſtigen Spruch für die Todten und die armen Seelen. Der Hund lag neben ihm, ſtill und ſtarren Auges.

„Gebe der Himmel, daß ich nicht noch ein theueres Haupt vermiſſe, wenn ich in meines Vaters Hütte trete!“ ſprach Markus vor ſich hin, weil er an die uralte Mutter dachte, die ihm vor einem Vierteljahr ungefähr durch ſeinen Schwager ihren Gruß geſendet hatte. — Auf die ängſtliche Bewegung ſeines Herzens folgte aber ſchnell neue Zuverſicht in Gottes Leitung, und gefaßter, muthiger ging der Mönch von dem Grabe ſeines Vaters, muthiger als er dahin gekommen. Bald ſah er ſich dem Ziele ſeiner Wanderung näher: Fahrwege, die quer durch den Wald liefen, kreuzten ſich über den ſchmalen Fußpfad; ein Steinbruch gähnte bald hierauf an den Reiſenden empor. Er ſchlug einen wohlbekannten Pfad ein, der am Rande der kraterähnlichen Vertiefung hinlief; endlich ſtand er an dem dunkeln Hohlweg, an dem Thor, welches ſich gegen das freundliche Thal ſeiner Heimath öffnete; — endlich blinkte ihm das Dach der Hütte entgegen, aufſteigend neben einem murmelnden Bache, worüber ein ſchwankes Brett die Brücke machte. — Alles ſtill und friedlich um das kleine Haus, kein Menſch vor demſelben zu ſehen; durch die niedern Fenſter dämmernder Lichtſchimmer, von der hölzernen Gallerie der Hütte flatternde Tücher, dort zum Trocknen aufgehängt; die Steine auf dem Schindeldach glänzten wie Silberklumpen vor den ſchwarzen Tannen, die das Haus umgaben. Murmelnde Brunnen, rauſchender Bachfall, einzelnes Vogelgekreiſch aus dem Dickicht, fern herüberdringende Laute von Hirtenſchalmeyen, — alles war noch wie ſonſt und der Jugendtraum aufs Neue überraſchend verwirklicht.

Wie leiſe auch der Wanderer hereinkam in das dunkle Waldthal, dennoch ſpürte der treue Wächter der Hütte ſeine Nähe. Der Haushund ſchlug an mit heiſerem Gebell, und der Pudel ſtutzte, ſtand feſt, und knurrte dem Hüter entgegen. Während Markus ihn beſchwichtigte, öffnete ſich ein Schieberfenſter im Erdgeſchoß der Hütte, und eine rauhe Mannsſtimme gebot dem Wächter Ruhe. Sogleich aber rief ſie dem Ankömmling entgegen: „Wer da? Antwort! woher ſo ſpät?“

Markus erkannte ſeinen Schwager, der ehemals ein wackerer Soldat geweſen, und in franzöſiſchem Sold geſochten hatte. Er verkehrte ſchnell das Mißtrauen des Hausherrn in Freundlichkeit, ſobald er ſeinen Namen nannte. „Ei, Gotts Blut!“ rief der Schwager, in die Hände klatſchend: „Das iſt eine Ehre, und zugleich eine Gütigkeit vom himmliſchen Vater! Willkommen denn, hochwürdiger Herr, und tretet ein!“

Hierauf machte der Schwager im Innern der Hütte Lärm, und Weiber- und Kinderſtimmen ſchrieen bald bunt durcheinander. Markus wartete indeſſen unſern von der Thüre, bis Rudi heraustrat, einen flackernden Spahn in der Hand, und umgeben von fröhlich neugierigen Weibergeſichtern. Der Kapuziner aber ſagte mit gerührter Stimme: „Ich käme wohl gern zu Euch hinein, und bin wohl deßhalb nur da; aber ihr habt Euch einen ſo großen Bullenbeißer angeſchafft, daß ich ſchier fürchten muß, er werde meinen Begleiter, den Pudel Canis, in Stücken reißen. Entfernt zuerſt dieſen allzu eifrigen Schildwächter, denn ich habe mich verbindlich gemacht, der guten Hundekreatur, die mit mir geht, kein Leid geſchehen zu laſſen.“

Dazu waren auch allzumal die Bewohner der Hütte gern erbötig, und Rudi nahm den Bullenbeißer bei der Kette, ihn an einer andern Ecke der Häuſer anzuhängen, und Markus betrat ohne Gefahr für ſeinen kleinen Geſellen, den Boden der väterlichen Hütte.

5.

In dem gewaltigen Lehnſtuhl, hinter dem Ofen ſtehend, ruhte die alte Mutter des Prieſters von der Laſt ihrer Jahre aus. Markus konnte ſich nicht enthalten, unwillkührlich die Knie vor dem Weibe zu beugen, das ihn geboren. Die Augen der guten Frau leuchteten in ſeliger Verklärung, und ſie meinte faſt, daß ihr die ſchwachen Beine nicht erlaubten, vor dem prieſterlichen Sohne aufzuſtehen, und ihm die Ehrfurcht zu erweiſen, die nach den einfachen Begriffen des Volks dem Geweihten des Altars gebührt. Der Sohn beruhigte ſie mit herzlichem Troſte, ſchüttelte ihre

Hände, ſtreichelte ihre Wangen, und prieß die Schwachen, die da ſtark ſind im Herrn und im Glauben an ihn. Dann richtete er ſeinen Blick auf die übrigen Glieder des Hauſes, und bald wäre auch ihm das Auge in Thränen übergegangen, als er den Eckplatz unter dem Kruzifixe unbeſetzt ſah, den ſonſt ſein Vater eingenommen, ein rüſtiger Mann, mit harten Händen und weichem Gemüthe, voll von Heiterkeit und Scherz, und dennoch ſo leicht bewegt von menſchlicher inniger Regung. — Dagegen ſtanden um den Mönch manche Geſtalten voll Leben und Kraft: der Schwager, ein ſtarkknochiger Holzbauer, deſſen Frau, die Schweſter des Markus, mit männlichen Zügen und entſchloſſener Geberde; dann die zweite Schweſter, die keinen Freier gefunden, aber ſich mit vieler Freudigkeit in das Loos beſtändiger Einſamkeit ergeben, ſtill in ihrem Betragen, faſt klöſterlich in ihrer groben Tracht, und der Pflege ihrer greiſen Mutter mit lobenswertheſter Sorgfalt zugewendet; dann ein Bruder des Kapuziners, von beſchränktem Kopf, aber ein treues Herz hinter ſtumpfem Aeußern bergend, und nicht über den Stand eines Knechtes hinaus ſtrebend, in welcher Eigenſchaft er dem Schwager diente; dann noch die Kinder des Paars, zwei erwachſene Töchter und eben ſo viel minderjährige Söhne, alle geſund und ſtark, zu jeder handlichen Arbeit geſchickt, gleich ihren Aeltern. Von dem Ofen aber herab grüßte den Prieſter und Vetter der lahme Schneider Leonhard, ein Verwandter des Hauſes, den Rudi um Gottes Willen erhielt und kleidete und nährte, wobei dieſer lahme Pfründner nur ſelten von dem Ofen herabkam, auf dem er ſchlief und verdaute, und von welchem aus er, wie von einer Kanzel, die luſtigen Liedlein ſang, und die Schwänke machte, und die fabelhaften Hiſtorien erzählte, die der ganzen Familie zur Beluſtigung dienten, ſogar das Herz der alten Mutter wieder von Zeit zu Zeit verjüngten, und von dem armen Krüppel gerne und häufig geſpendet wurden, gleichſam wie eine Vergeltung für die verwandtſchaftliche Pflege.

6.

Als Markus Zeit gefunden hatte, ſeine Blicke von dem Antlitz der Verwandten in die wohlbekannte Stube zu werfen, wo in ſtrenger Alterthümlichkeit Gegenſtand für Gegenſtand auf ſeinem ehemaligen angewieſenen Platze geblieben, bemerkte er mit Verwunderung, daß Wände und Decke feſtlich geſchmückt waren mit künſtlich aufgehängten Früchten, mit glänzenden Bändern und wohlriechenden Maien. Er fragte nach der Urſache dieſes Schmucks, und, die hübſcheſte ſeiner Nichten ausgenommen, welche errothend die Augen niederſchlug, ſahen ſich alle Glieder der Familie mit Erſtaunen an, und Rudi fragte endlich, ob denn der hochwürdige Herr Schwager in der That nichts von der Feſtlichkeit wiſſe, die am folgenden Tage im Hauſe begangen werden ſollte. „Wir durften freilich nicht wagen,“ ſetzte er hinzu, „Euer Hochwürden einzuladen, da der Dienſt des Altars und die Kloſterpflicht Eure Zeit allzu ſehr in Anſpruch nimmt. Aber Claus hat es übernommen, Euch zu melden, was hier vorgehen wird, damit Ihr zum Heil und Frommen der Braut und ihres Bräutigams ein gottſeliges Gebet ſprechen und eine heilige Meſſe leſen möchtet."

„Ich habe den Claus nicht geſehen; ich weiß noch jetzt nicht, wovon ihr redet, und nur ein Zufall gewährte mir die Gelegenheit, euch zu beſuchen."

Da wurden alle Geſichter länger, und alle Züge ſtaunend und traurig, und wie ein Chor rief die Familie: „Wo iſt denn nur der Klaus geblieben?" und aus den Augen der jungen Braut ſchoſſen Thränen der Angſt.

Markus drang auf weitere Erklärung, und vernahm, daß juſt der brave Kohlenbrenner Claus der Bräutigam der kleinen Veronica ſey, morgen an der Spitze ſeiner Sippſchaft die Auserwählte nach der Pfarrkirche am See zur Trauung abholen wolle, und verſprochen habe, weil ihn ohnedies ein wichtiger Handel vor ein paar Tagen nach Luzern geführt, den hochwürdigen Herrn und Vetter Markus von der ſchnell abgeſchloſſenen Verlobniß und dem bevorſtehenden Ehebundniß in Kenntniß zu ſetzen. — Veronika ſchien ganz troſtlos, und betheuerte, ihrem Bräutigam müſſe ein Unfall zugeſtoßen ſeyn, weil er ein Geſchäft nicht ausgerichtet, dem er ſich mit ſo viel Bereitwilligkeit unterzogen. Die Familie, den Pater an der Spitze, ſuchte ihr die traurige Ahnung auszureden. Rudi verlachte ihre Furcht. Markus ſprach ernſter und eindringlicher, und überzeugte ſie endlich, wie nichts natürlicher ſey, als daß ein Bräutigam, ſo zu ſagen am Vorabend der Hochzeit, und gezwungen, ſich von ſeiner Braut auf kurze Zeit zu entfernen, jeden Umweg ſcheuen, der ihn auf ſeiner Fahrt aufhalten möchte; wie vielleicht Claus, ſeinem Auftrag dennoch zu genügen, denſelben einem Andern aufgeladen, der, von geringer Gewiſſenhaftigkeit, die Botſchaft entweder vergeſſen, oder über die Gebühr verſchoben. Mit Zuverſicht verhieß Markus die Rückkehr des erſehnten Verlobten, und erſt nachdem er die Trauer Veronika's, und die Ungewißheit der übrigen Weiber vollkommen beſeitigt, ſprach er von ſeinem eigenen Mißbehagen, der feierlichen Trauung ſeines geliebten Schweſterkindes nicht beiwohnen zu dürfen. Dieſe Nachricht war ein großes Leidweſen für ſeine Angehörigen, aber ſie ahnten nicht den Schmerz in der Bruſt ihres prieſterlichen Verwandten: ein Kummer, der ſich auffallend wiewohl ſtille erneute, ſo oft der Mönch in der Stube umherſah, und ihm bald das große Schwert in die Augen fiel, das früher ein Ahnherr des Geſchlechts in Schweizerſchlachten geführt, und ſeinen Enkeln zur getreulichen Aufbewahrung empfohlen, — bald der bunte Krug, woraus der Vater bei ſeinen Lebzeiten getrunken, bald das dicke Legendenbuch, woraus Markus den erſten Keim zu ſeinem nachherigen Beruf geſchöpft. Das roſtige Schwert lag noch in ſeinen alten Klammern an der Wand, der alterthümliche Krug ſtand noch wie vor ſo vielen Jahren auf dem Vorſprung des Getäfels über dem Tiſche, in der Fenſterwölbung ruhte noch wie ſonſt mit blank geputzten Clauſuren und ſorgfältig abgeſtaubtem Einband das heilige Buch. Alle dieſe Gegenſtände, umweht von duftigen Sträußern, ſchienen den Fremdling im Vaterhauſe einzuladen, in ihrer Mitte zu verweilen; — an der Stätte, wo er bei ſeiner letzten Anweſenheit den Vater ſterbend getroffen, winkte ein freudiges Hausfeſt; alle Hände ſtreckten ſich ihm wohlwollend entgegen, jeder Blick ſuchte zur Feſſel zu werden, die den geliebten Gaſt feſthielte; und ſein Herz ſtimmte ein in das patriarchaliſche Begehren, und dennoch mußte ſein Herz ſchweigen, und wie fühllos ſich abwenden von dem, was ihm theuer war, weil der Oberen Befehl ihn weiter rief!

Mit bewegter Bruſt ſprach der Prieſter den Segen über das einfache Mahl, womit ihn die Familie bewirthete, über die Kuchen und Braten, die auf der Hochzeittafel prunken ſollten, über das ehrwürdige Haupt der Mutter, über die Stirne der verſchämten Braut, und über alle, die in der Hütte verſammelt waren, die rohen Buben nicht ausgenommen, denen der Pudel, mit dem ſie ſpielten, von größerer Wichtigkeit ſchien, als der braun gekleidete bärtige Oheim. — Hierauf ließ er ſich in das Oberſtübchen des Hauſes führen, wo ihm ein dürftiges Gaſtbett bereitet worden, und hinterließ noch das wohlgemeinte Verſprechen, am nächſten Morgen von den Verwandten Abſchied zu nehmen, bevor er gienge. — Dieſes Verſprechen war nicht lauter, aber er ſprach ſich ſelbſt freudig von der kleinen Lüge los, weil ſie dazu dienen ſollte, ſein Gemüth und das der Freunde vor einem wehmuthsvollen Abſchiede zu bewahren. Er zog es vor, nach wenigen Stunden der Ruhe, beim erſten Grauen des Morgens die ihm heilige Stätte zu verlaſſen.

Der Schlaf auf dem mit Blättern gefüllten Lager erquickte den an Entbehrung gewöhnten Mönch. Er erwachte zur Zeit der Frühmette. Er trat auf die Gallerie des Hauſes, und betete zu dem, der den Tag werden läßt. Der Morgen ließ ſich unfreundlich an; von den Bergen kommt häufig Nebel und Regenluft als ein Gefolge des heiterſten Abends. Graue Wolken ſtanden über den Wipfeln der Bäume, und mit dem erſten weißen Morgenſtrahl ſtrich ein ſcharfer Wind über den Wald. Markus prophezeyte Regen für den Tag, und beſchloß um ſo mehr, ſeine Wanderung zu beeilen, als zu vermuthen ſtand, daß mit der wachſenden Sonnenwärme die erſten Tropfen ſich einſtellen würden. Somit ſtieg er vorſichtig die Treppe hinunter, und Canis folgte ihm ohne einen Laut zu geben. Die Bewohner des Hauſes lagen noch in tiefem Schlafe; dennoch wurde es dem Mönch leicht, den einfachen hölzernen Riegel, der die Hausthüre verwahrte, ohne Geräuſch zu öffnen; man kannte dazumal in jenen Gegenden die eiſernen Schlöſſer noch nicht.

Sogar der Hund des Hauſes, wahrſcheinlich von der kältenden Morgenluft betäubt, rührte ſich nicht, und mit ein paar eilfertigen Schritten war der Pater ſchon jenſeits des Baches, dann in wenig Augenblicken jenſeits des Hohlwegs, des Steinbruchs, und mitten im Walde. Da ſtreckte er noch einmal die Arme nach der Gegend aus, die er wie ein Flüchtling verlaſſen, und rief: „So ſey denn geſegnet und wohlbehütet unter dem Schirm des Herrn und ſeiner Heiligen, du liebes ſtilles trauliches Dach, wenn ich dich auch nimmer wieder ſehen ſollte, wie es ja doch geſchehen kann, weil wir Menſchen allzumal dem unerforſchlichen Willen der Vorſehung unterworfen ſind. Ich habe Luſt, Freude und Kummer und Betrübniß in deinem Schatten empfunden, aber die Freude wie der Jammer iſt ja ein Geſchenk des Herrn. So ſey mir darum doppelt geſegnet, und beſchütze noch ferner das greiſe Haupt der Mutter, bleibe ein Paradies der Eintracht für mein ganzes Geſchlecht, und vor allem für die neue Ehe, die unter dir ihren Heerd errichtet!“

Er trocknete ſich die Augen, die ſowohl vom Gefühl als von der kalten Luft thränten, und wanderte rüſtig fürbaß. — Schon war er an dem wilden Freythof vorüber, ſchon zeigte ſich der blaue Hallwyler See, durch den ſchwarzen Vorgrund der Bäume und Hecken, als Canis laut zu bellen begann und Markus hierauf die Annäherung vieler luſtigen Leute vernahm, die mit Geſang und Gejauchze den Hügel herauf ſtiegen. Von ihrem Muthwillen hallte der Wald wieder, und, der unbeſonnenen Jugend auszuweichen, trat Markus hinter ein Gebüſch, damit die fröhlichen Wanderer vorübergingen, ohne ſeiner zu gewahren. Ein langer Zug von Landleuten, meiſtens Jünglinge mit friſchen rothen Wangen, in Feſttagskleidern, ſchlenderten durch den Wald. Alle trugen große Blumenbüſche an der Bruſt, und grüne Zweiglein auf den Hüten oder Kappen; einige muſicirten, andere ſangen Lieder, mit gellender

Stimme, und darunter welche, die man nur bei Kiltgängen leiſe zu ſummen pflegt; andere ſchoſſen aus alten Büchſen und Fauſtröhren in die Luft. Laſtpferde und Karren befanden ſich beim Zuge, beladen mit allerlei buntem Hausgeräth, worauf zwiſchen Heiligenbildern und ſeltſamen Verzierungen die Buchſtaben C. und V. nicht fehlten, dann mit Küchengeſchirr, mit Decken und Vorhängen; ja ſogar eine ſauber geputzte Wiege wurde von einem ausgelaſſen ſchäckernden Geſellen auf dem Kopfe vorangetragen. Ein Hochzeitzug alſo, und gewißlich der Zug zu Clauſens und Veronika's Hochzeit. — Markus lauerte wie ein Büßender in ſeinem Verſteck und verfolgte die Fröhlichen mit dem ſchwimmenden Blicke, weil ſie dahin zogen, woher er kam, vertrieben von den Feſten der Freundſchaft und Verwandtenliebe. Mehrere ſtattlich beputzte Burſche ritten noch zuletzt auf; unter ihnen einer, der einen größern Strauß trug als die Andern, an dem Hute eine ungeheuere Bandſchleife mit wehenden Enden, und über die Schultern eine grüne Schärpe mit ſilbernen Troddeln. „Das iſt gewiß der Bräutigam Claus;“ ſagte der Kapuziner vor ſich hin, und bedauerte recht ſchmerzlich, daß ihm der Himmel verſagte, dieſen neuen heiligen Ehebund zu ſegnen mit den beſten Formeln der Kirche. Noch nie war ihm des Gehorſams tödtende Pflicht härter vorgekommen, als ſeit den letzten zwölf oder vierzehn Stunden, aber gewöhnt, blindlings dem Geſetze zu gehorchen, unterdrückte er auch noch dieſe bittere Regung, und ſetzte ſeinen Stab weiter fort.

Er war ſchon unter die letzten Tannen des Hains gekommen, als Canis plötzlich wieder anſchlug, und von einem Gebüſche nicht weichen wollte, welches jenſeits des Straßengrabens, wo ſich die Regenwaſſer ſammelten, ſeine ſtachlichen Zweige emporſtreckte. Hinter dem Gebüſch lag ein abgeriſſener Bettler, im Begriff, ein paar Pfennige auf der ſchmutzigen Hand zu zählen, und ſchlug mit dem Wanderſtecken nach dem Hunde, der vorwitzig bemüht war, den Geſellen aus ſeiner Ruhe aufzuſtöbern.

Indem Markus ihn zurückrief, ſagte er mit ſanftem Vorwurf zu dem Bettler: „Was ſchlägſt Du dieſes gute Thier? Der Grimm gegen eine unvernünftige Kreatur ſteht dem Menſchen ſchlecht an, und Du thäteſt beſſer, Deine Hände in einer Arbeit zu rühren, die dem Herrn wohlgefälliger iſt, als die Faulheit, welcher Du Dich, obſchon ein rüſtiger Burſche, ergibſt.“

Beim Anblick des Mönchs, und von deſſen ernſter Rede betroffen, erhob ſich der Bettler und kam, ſtatt zu murren oder zu läſtern, wie Markus wohl erwartet hatte, mit demüthigem Geſichte auf den Prediger in der Wüſte zu, küßte deſſen Hand, und bat mit freundlichen Worten um Verzeihung. „Vergebt,“ ſagte er: „Ich hatte Euch nicht gleich geſehen. Ich hielt den Hund für eine Beſtie des Waldknechts oder irgend eines fahrenden Schergen. Seht, hochwürdiger Herr, dieſe Leute ſind uns armen und bedürftigen Menſchen ſtets auf der Ferſe, und geben uns Schläge, wenn ſie uns auf dem Betteln betreffen, oder werfen uns in den Thurm, wenn wir, vor bitterer Kälte uns zu ſchützen, ein Feuerchen von abgefallenem Reiſig hier im Walde anzünden. Und dennoch müſſen wir ja auch leben, obgleich ein erbärmliches Leben, wofür uns Gott nicht erſchaffen hat. Aber der Menſchen Satzungen, worunter wir leiden, gehen wider die Gerechtigkeit Gottes."

Als unter dieſen Worten der Bettler immer tapfer neben dem fortwandelnden Kapuziner hinſchlich, ungeſtört ſowohl von dem Schweigen des Prieſters, als von dem mürriſchen Knurren des Pudels, betrachtete Markus mit einigen ſcharfen Seitenblicken das Antlitz des philoſophiſchen Geſellen, und fand ein recht ſehr verwegenes und entſchloſſenes Geſicht auf einem ſtark gebauten Körper. Die Ausſprache des Menſchen hatte eine fremdartige Betonung, weder den ſchweizeriſchen Dialekten, noch dem reinern Hochdeutſch zu vergleichen. — Als endlich der Bettler ſeine Rede mit der Bitte um ein Almoſen ſchloß, und ein franzöſiſches Gebet daran hängte, als wie eine Zugabe, fragte ihn Markus ernſthaft, wer er ſey und woher er komme, nicht minder, wohin er wandere. Darauf entgegnete der ſonnverbrannte Burſche, ohne ſich lange zu beſinnen: „Ihr müßt nicht glauben, mein Vater, daß ich ein Steifbettler ſey, der Tag für Tag von dieſem Platze aus den Wanderer beläſtigt; auch bin ich kein Landſtreicher, der aller Herren Gebiet auf- und niederfährt mit unziemlicher Bettelei. Ich bin der Sohn von guten rechtſchaffenen Aeltern, ein Lothringer von Herkunft, und der Sohn eines Webers von Remiremont, wo ein Stift für geiſtliche Frauen iſt, und welches Städtlein nicht weit von dem geſegneten Bade

Plombierres liegt. Arm bin ich zwar, weil mein Vater es auch geweſen, aber ein ehrlicher Kerl, der franzöſiſch und deutſch ſpricht, eines ſo gut wie das andere, und ein Feind aller Lügen iſt, obſchon giftige Zungen behaupten, daß der Lothringer es fauſtdick hinter den Ohren habe. Es wird Euch nicht kümmern, mein Vater, von meinem traurigen Schickſal zu hören, und ſo iſt es genug, wenn Ihr vernehmt, daß mich eine Wallfahrt, die ich im Namen einer angeſehenen aber kranken Perſon unternommen habe, theils aus chriſtlicher Liebe, theils gegen billige Vergütung, vor's erſte nach Bremgarten, und dann weiter fort bis nach Alt-Oetting zu der heiligen Mutter Gnadenkapelle führt. Obſchon ich die Bedingungen, ſtets barfuß zu gehen, und in ſchlechten Kleidern wie auch die, immer um Gotteswillen meine Nachtherberge zu ſuchen, redlich erfüllen muß, ſo glaubte ich doch nicht, eines Bettlers Handwerk treiben zu müſſen; aber ſiehe: da ſtiehlt mir vor einigen Tagen, als ich gerade von Einſiedeln komme, ein anderer Pilger, mein Schlafgefährte, mein bischen Geld und meine Zeugniſſe unter meinem Kopfkiſſen hinweg, und macht ſich damit davon. Denkt Euch meinen Schrecken, hochwürdiger Herr. Was konnte ich anders thun, als betteln, um mir zur Stärkung hin und wieder ein Stück Brod oder einen Schluck Branntwein zu verſchaffen? Seht doch um Gotteswillen, wie ich friere, wie mir die Hände blau ſind und meine Glieder zittern; und doch iſt vielleicht ein Dorf noch ferne, wo ich mich erquicken konnte.“

Der Menſch erbarmte den Kapuziner, welcher aus einer ſeiner Taſchen ein Fläſchchen voll guten Welſchneuenburger Weins hervorzog, und es dem Frierenden hinhielt. Der Bettler that einen großen Zug aus der Flaſche, rieb ſich dann vergnügt die Hände und die Gegend der Herzgrube, und ſagte mit frömmelnder und hinterliſtiger Andacht: „Gebenedeyet ſeyen doch die Taſchen der ehrwürdigen Herren Kapuziner! Sie nähren und erquicken gleich den Trauben von Kanaan.“ — Der Pater verwies ihm die leichtfertige Rede, ließ ſich's jedoch gefallen, daß der Menſch an ſeiner Seite blieb, und gelangte ſo, unvermerkt und in beſtändigem Geſpräche; aufgeheitert troß dem Regen, der ſich endlich in Strömen ergoß, an die Thüre des Klöſterleins von Bremgarten. Hier nahm der Lothringer von dem wohlwollenden Prieſter Abſchied, und lief in das Städtlein hinein, welches jenſeits der ungeſtümen Reuß liegt, und verſchwand bald in dem Dunkel der überdachten Brücke.

7.

Der Pförtner empfing den pilgernden Mönch, ſobald er ſeinen Namen genannt, mit ausgezeichneter Ehrfurcht, zog ihm die ganz durchnäßte Kapuße ſorglich vom Haupt, und eilte, ihn nach einer Zelle zu bringen, wo aus dem ſchmalen Kleidervorrath des Kloſters eine Kutte bereitet wurde, den triefenden Gaſt darein zu kleiden. Der Pudel, der als Wächter des naſſen Kleides zurückblieb, wurde vom Küchenjungen bedacht, und Markus verfügte ſich eilends zu dem Guardian, der ihm in Begleitung des Provinzials, vom Tiſche kommend, begegnete. Der Obere des Kloſters, ein feiſter rothhaariger Mann, begrüßte den Ankömmling nur obenhin; der Provinzial jedoch, von einnehmenden Zügen und ehrwürdiger Geſtalt, vergalt mit vieler Freundlichkeit den demüthigen Gehorſam des Paters Markus, der ſich ihm zur Verfügung ſtellte. Er nahm ihn gleich auf die Seite, führte ihn unter einen Vorſprung, der nach dem Gärtchen hinausſah, und wo es freundlich zu ſitzen war, weil ſchon wieder die Sonne ſchien, und die Regentropfen, wie tauſendfarbige Demanten, von Bäumen, Blumen und Mauer abtraufelten, und begann alsdann, vertraulich zu dem Pater gewendet: „Der Ruf Eurer Heiligkeit iſt groß im Lande, mein Bruder. Nicht minder Eure Geſchicklichkeit in Behandlung wichtiger Krankheitszuſtände, und verwickelter Zaubereien. Ihr wißt nun wohl, daß im Orden eine genaue Liſte über diejenigen geführt wird, die ſich vor den übrigen Brüdern durch Frömmigkeit und Anſtelligkeit auszeichnen. Darum fiel auch meine Wahl auf Euch, weil es ſich darum handelt, den Leib und die Seele eines meiner Anverwandten, der mir lieb, und zugleich ſehr unglücklich iſt, zu retten. Ordensgeſchäfte führten mich hierher, gaben mir Gelegenheit, den ganzen Umfang des Elends, worinnen ein braver Mann ſchmachtet, zu erkennen; aber vergebens ſah ich mich hier im Kloſter nach einem Subjekte um, welches befähigt wäre, zu erfüllen, was ich von ihm erwartet. Andacht und Moral ſind in dieſem

Hauſe ſehr geſunken, und die Herren widmen ſich mehr den Ränken in der Stadt und den ökonomiſchen Dingen im Kloſter, als den Pflichten, die unſer unſterblicher Stifter ihnen auferlegt. Ich bedarf aber eines ächten Dieners Gottes zu dem, was ich beabſichtige.“

Mit einem ſchweren Seufzer — er ſah ein, daß die Rückkehr in ſein geliebtes Kloſter ſich verzögern würde, — fragte Markus nach den Befehlen und Wünſchen ſeines Vorgeſetzten. Der Letztere entgegnete: „Die Sache betrifft meinen Vetter, der in der Stadt als Krämer lebt, und dabei das Apothekergeſchäft treibt. Der Mann hat viel Unglück gehabt, ſeit er auf der Welt iſt. Ein Fremdling kam er hieher, und wurde, da er ſich hier niederließ, von ſeinen Mitbürgern ſcheel angeſehen, weil er ſtets verſchloſſener Natur geweſen, und deßhalb für hochmüthig und unverträglich angeſehen worden. Er war genöthigt, als er ſich verheirathete, ſein Weib aus der Fremde zu holen, und freute ſich nicht lange des häuslichen Glücks; denn ſein Weib ſtarb, ohne ihm ein Kind zu hinterlaſſen. Hierauf wurde er nun immer düſterer und trübſinniger, betrieb ſeinen Handel ſaumſelig, und legte ſich ganz darauf, chemiſche Kunſtſtücke zu machen, die geheimnißvollen Kräfte von Kräutern und Steinen zu ergrübeln, und, wie man behauptet, das große Arcanum, **Lapidem philosophorum**, zu finden. Aber man ſpielt nicht vergebens mit denjenigen Dingen, die unſere allerweiſeſte Fürſehung mit geheimnißvollem Schleier bedeckt hat. So geſchah es, daß einſt — der Vetter ſtand juſt in ſeinem engen Laboratorio vor einem dampfenden Keſſel, und umgeben vom trügeriſchen berückenden Dampf — der Satan in leibhaftiger Geſtalt vor ihn trat, und ihm durch ſeinen Anblick ſolch Entſetzen einflößte, daß er von Stund an die Fallſucht bekam, und dieſem Uebel von Jahr zu Jahr heftiger unterlag. Es mag nun dahin geſtellt ſeyn, ob Gott es wirklich zugelaſſen, daß der Feind in eigner Perſon ihm erſchiene, oder ob Alles nur ein Spuck ſeiner Phantaſey geweſen, wie einige Aerzte meynen, die jedoch alle mehr oder minder Freigeiſter ſind. Soviel iſt indeſſen gewiß, daß ſich die verderblichſte Niedergeſchlagenheit in der Seele des guten Hartmann eingeniſtet hat, daß ſein Zuſtand ganz die Art und Weiſe einer teufliſchen Beſeſſenheit angenommen, und daß der Unglückliche ſich obendrein zum größten Verderbniß einbildet, ſobald der Paroxismus ſich nähert, daß er ſelber der Teufel ſey.“

Markus ſchlug, in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, erſchrocken und angſtvoll die Hände zuſammen. Der Provincial fuhr aber fort: „Ich habe in der kurzen Zeit meines Hierſeyns alle Troſt- und Vernunftgründe an dem Elenden verſchwendet, und weder Gebet noch Exorcismus geſpart; aber ich bewirkte höchſtens, daß er etwas ruhiger wurde: eine trügliche Beſſerung, die verſchwindet, ſobald ich den Rücken kehre, was ſpäteſtens morgen geſchehen muß. Darum fiel mir ein, einen Wunſch des Kranken zu erfüllen, von deſſen Gewährung er ſelbſt ſich alles Heil verſpricht. Ihm iſt nämlich vor einigen Wochen der heilige Franziskus im Traume erſchienen, und hat ihm mit väterlicher Milde eröffnet, daß er geneſen würde von dem ſchweren Uebel, in ſo ferne er eine Betfahrt nach Füeſſen, wo der heilige Magnus begraben liegt, und von dann nach Oberammergau im Ammerthale, wo die Paſſionsgeſchichte unſers Heilands und Erlöſers vorgeſtellt wird, als ein Arzneimittel kranker Seelen, und endlich auch von dannen nach dem deutſchen Loretto, nach der Wunderkapelle der Himmelskönigin zu Alt-Oetting unternehmen würde. Zu dieſem Endzwecke aber bedarf der Arme eines Begleiters, der ihn bewache, der mit ihm bete, der ihn beſchirme, wenn ſein unglückliches Weh ihn befällt, und mit geiſtlichem Troſt und Dienſt ſtets bereit ſtehe an dem Lager des armen Pilgers, weil ſein Stündlein zu jeder Friſt vor der Thüre ſeyn könnte. Zu dieſen Begleiter habe ich nun Euch erkohren, Vater Markus. Wenn ein Menſch durch ſeine Fürbitte und Sorge meinen ehrlichen Hartmann zu heilen vermag, ſo ſeyd Ihr es. Euer Bewußtſeyn und eine reiche Spende aus dem Vermögen des Kranken an Euer Kloſter werden dieſe chriſtlichſte aller Bemühungen lohnen."

Eine große Niedergeſchlagenheit und Wehmuth bemächtigte ſich des Auserwählten. Es zog ihn wie mit Himmelsgewalt nach dem Orte zurück, von dem er ausgegangen, und dennoch ſollte er weiter pilgern, in Länder, wo er noch nie geweſen, in Begleitung eines Wahnſinnigen und Beſeſſenen, deſſen Elend ganz dazu gemacht ſchien, die Trauer im Herzen des Prieſters täglich zu erneuern und zu verdoppeln. — Markus faßte ſich ein Herz, um dem Provinzial Entſchuldigungen vorzuſtammeln, und ſeine Menſchlichkeit anzuruſen, als derſelbe nach dem Kloſtergange deutete, mit den Worten: „Dort kommt der Mann ſelbſt, von dem ich ſprach; ſein Anblick wird kräftiger bei Euch wirken, als meine Fürſprache allein es zu thun vermochte.“

Eine kleine ſchmale und hagere Figur ſchlich zu der Vorſprungslaube, wo die beiden Mönche ſaßen, und je näher die Geſtalt kam, je unheimlicher wurde es dem guten Markus ums Herz. Das Geſicht des Kranken beſaß nicht wenig Aehnlichkeit mit einem dämoniſchen Weſen, wie menſchliche Einbildungskraft ſich ſolche Geiſter denkt. Die Geſichtsfarbe gelb wie Wachs, die Züge bald erſchlafft, wie von übermäßigem Lebensgenuß und Ueberdruß, bald ſtraff geſpannt, wie eine Saite auf der Geige, wie am geſpannten Bogen der Strang; die Naſe gewachſen wie ein langer Geierſchnabel, der Mund groß, von ſchmalen farbloſen Lippen eingefaßt, und mit gelben Zähnen bewaffnet; die Ohren von anſehnlicher Größe, und etwas ſpitz zulaufend, wie die eines Satyrs; die Augen klein und grau, jetzt verglimmend in düſterer Kohlengluth, und dann aufflackernd wie eine Flamme, worein man Oel gegoſſen; das Haar endlich geſträubt, verworren, an manchen Stellen des ſpitzen Hauptes dunngeworden, von röthlicher Farbe, aber mit vielem Grau untermiſcht. Es war, als müßten dieſe Haare Funken ſprühen, wie das Fell einer Katze. Die übrige Geſtalt entſprach dem Kopfe vollkommen. Die Gliedmaſſen waren unverhältnißmäßig, die Arme zu lang, die Hände zu breit, allzukurz und gekrummt die Füße, und der Gang lendenlahm, wie der eines Wolfs. — Und dennoch ſchlich trotz des Entſetzens ein inniges Mitleidsgefühl in die Bruſt des ehrlichen Markus, als Hartmann zu reden begann, und ſeinem geiſtlichen Vetter mit kindlich ſanften Worten für ſeine Fürſorge dankte, und mit derſelben Natürlichkeit dem Begleiter auf ſeiner Pilgerreiſe im voraus Gehorſam und Folgſamkeit verſprach. Markus konnte nicht mehr widerſtehen, als Hartmann am Schluſſe ſeiner Rede mit manchem Seufzer ſagte: „Ich bin gar nicht ſo ſchlimm, mein hochwürdiger Vater, als die Leute zu Bremgarten mich gern verſchreien möchten; ich bin die gute Stunde ſelbſt, und ein gar geduldiges Thier, welches ſchon daraus zu erſehen, daß ich überhaupt noch lebe. Aber im voraus möchte ich Euch um Verzeihung für die wüſten Stunden bitten, die mich häufig anwandeln, und worinnen ich ſo ganz deutlich wahrnehme, daß ich ſelbſt der Teufel bin, obſchon mein Vetter mir es nicht zugeben will.“

Bei dieſen Worten ſchoſſen Thränen in die Augen des Kranken, und auch Markus fühlte ſeine Wimper feucht werden, und verſprach getroſt dem Provinzial, den bittern Kelch in Gottes Namen trinken zu wollen.

8.

Der nächſte Morgen fand den Kranken und ſeinen Begleiter ſchon auf der Straße nach dem Ziele der Heilfahrt. Der Convent der Kapuziner begleitete in feierlicher Prozeſſion die Beiden eine Viertelſtunde weit. Eine große Menge Volks zog dem ungewohnten Schauſpiele nach. Hartmann betrug ſich, während die Pſalmen abgeſungen wurden, auf eine Weiſe, die lächerlich zu nennen geweſen wäre, wenn ſie nicht ein gar trauriges Licht auf den kläglichen Zuſtand ſeines Innern geworfen hätte. Sein Geſicht war fahl, ſeine Stirn von Schweiß überſtrömt, vor Froſt zitternd jedes Glied an ſeinem Körper, und ſo oft in den frommen Geſängen der Name des Herrn oder des göttlichen Sohns, oder der gebenedeiten Jungfrau oder eines heiligen Engels vorkam, zuckte der arme Menſch heftig zuſammen, duckte ſich, als wollte er einem Blitzſtrahl ausweichen, und geberdete ſich überhaupt, wie der böſe Geiſt, der vor jeder Mahnung an die Mächte des Himmels erſchrickt. Markus brauchte alle ſeine Kraft, um ſeinen armſeligen Begleiter zu unterſtützen, und dankte endlich Gott im Herzen, als die Prozeſſion ſtille ſtand, der Provinzial den Segen über ſeinen Vetter ſprach, der Convent den Rückzug antrat, und das Volk ſich verlief. Hartmann athmete viel freier, ruhte einige Minuten auf einem Raſenhügel aus, und ſagte alsdann, hochaufſchnaufend: „Habt Dank, würdiger Vater, für Euren erſten Liebesdienſt. Ich bin ein frommer Menſch, und liebe Gott und die Seinigen; aber dennoch kann ich nie ganz vergeſſen, daß ich im Grunde immer noch der Teufel bin. Auch werde ich wieder bald meinen Anfall kriegen: meine Glieder werden bleiſchwer. Erſchreckt dann nicht, guter Vater. Es hat nichts auf ſich. Von den Läſterungen, die ich dann ausſtoße, weiß mein Herz nichts, und alle meine Sinne kommen wieder, wenn es Euch nur gelingt, mir die Fauſt aufzubrechen, und durch eine kräftige Bannformel den Teufel zu bändigen, der in mir wüthet.“

Hierauf verſetzte der gute Kapuziner mit ſanfter Eindringlichkeit: „Fürchtet nicht, mein Sohn, als ob Ihr mich beleidigen konntet, wenn Euer Uebel Euch zu Boden wirft. Gott ſelbſt ſchreibt nicht die Worte auf, die von der Krankheit geredet werden, wie ſollte der Menſch dieſes thun? Wir wollen aber dem Himmel vertrauen, und hoffen, daß er die ſchwere Laſt von Euch nehmen werde, entweder in der Kirche des heiligen Magnus, oder bei dem Dank- und Bußſpiel zu Ammergau, oder endlich vor dem wunderthätigen Gnadenbilde, welches ſelbſt die Wuth der Hunnen und der gefräßigen Flammen verſchonen mußte. Erzählt mir aber indeſſen, um Euch billig zu zerſtreuen, während wir dahin wandeln, wie es Euch in Eurem Hauſe und in Eurem Geſchäfte bisher ergangen.“

„Ich war zu fürwitzig, hochwürdiger Herr. Als mir dasjenige geſtorben war, das mir im Leben am liebſten geweſen, ſo wendete ich mich an das Todte, um es lebendig zu machen: nämlich an Kräuter und Steine. Ich habe immer etwas Weniges an Hexereien geglaubt, und hätte gar zu gern die Hexenkunſt erlernt. Die geheimen Kräfte der Natur ſollten mich dieſe Künſte lehren. Und ſo trieb ich denn lange Zeit mein Weſen mit Pflanzen, Metall, Erde und Menſchengebein, bis ich endlich dahinter kam, daß ich im Grunde ſelbſt der Teufel bin, und beſtimmt, Elend und Unkraut auszuſäen; allenthalben, wo ich gehe und ſtehe, ob mir auch das Herz, mein einzig menſchliches Erbtheil, dabei blutet.“

„Ei, das iſt ein ſehr unglucklicher, ja ſogar frevelhafter Gedanke, mein Sohn. Der Teufel wohnt im Abgrund, nicht am klaren Himmelslichte. Der Menſch iſt aber von dem Herrn in ein helles Paradies geſetzt, oder in ein Thal voll gutgemeinter und ſegensreicher Prufungen; keineswegs aber von ſeinem Schopfer angewieſen und verurtheilt, Uebles zu thun und Unglück zu gebären. Der Wille des Menſchen allein kann ihn bewegen, Elend zu verbreiten; niemals ſeine Vorherbeſtimmung; alle Kreatur iſt zum Segen erſchaffen.“

Hartmann ſah den Mönch mit einem ſkurrilen Lächeln von der Seite an, bleckte etwas weniges die Zahne, und verſetzte: „Und der Bär, welcher reißt? und der Lowe, der verſchlingt? Ihr werdet ſehen, gelehrter Herr, daß ich recht habe, und daß der Jammer in meinem Gefolge geht, wohin ich auch trete.“

Hierauf brach der Arme in ein dumpfes Lachen aus, welches immer heftiger wurde, und ihn nothigte, ſtehen zu bleiben, und die Hände in die Seite zu ſtemmen, gleich einem, den das Gelächter beinahe erſtickt. Den Mönch aber überlief Grauen, und er ſprach: „Pfui, Meiſter Hartmann; ziemt ſolch wüſter Spott einem getauften Chriſten? Bereitet Ihr Euch ſo auf unſere muhevolle Wanderung vor? Da kann der heilige Franziskus nimmer ſeinen Segen dazu geben.“

Noch redete er, als Hartmann mit einem hohlen Schrei auffuhr und mit beiden Händen in ſeinen Haaren wühlte, dann ſich ſtreckte, dann zuſammenknickte, und ſich heulend und ſtohnend am Boden wälzte. Der ſchreckliche Anfall hatte ihn uberkommen. Markus, der niemals dieſe

Krankheit in ſo furchtbarem Grade beobachtet, war ſtarr vor Angſt und Ueberraſchung. Kein Menſch um die Wege, der ihm beigeſtanden hätte, den Tobenden in ſeinem Jammer zu begütigen; ſogar der Pudel verkroch ſich heulend in ein Gebüſch, aber hinter demſelben hervor, durch weit geſpreizte Zweige ſchaute alſobald des Lothringers Geſicht: zur Stunde dem Kapuziner ein willkommenes Antlitz.

9.

„Komm her, Geſelle!“ rief Markus in ſeiner Noth, und der Burſche kam dienſtfertig herbei. „Euer Hund iſt auf mich abgerichtet;“ ſagte er ſpaßhaft zu dem Geiſtlichen, indem er ihm die Hand küßte: „Ich mag Geld zählen, wie geſtern, oder ſchlafen, wie heute, — der kleine zottige Kerl ſtöbert mich allenthalben auf. Womit kann ich Euch zu Dienſten ſeyn?“

Der Kapuziner antwortete nur mit einer Geberde. Er zeigte auf den Epileptiſchen, der, Schaum vor dem Munde, dumpf brüllend, mit übereinander gebiſſenen Zähnen und eingeklemmten Daumen dalag, von heftigſtem Sturme durchſchüttelt.

„Aha!“ ſprach der Bettler lachend: „Ich weiß, wie man mit ſolchen Beſeſſenen umſpringt. Der ſoll bald zurechte kommen.“

Hierauf warf er ſich über den Kranken, zwängte ihm die Zähne auf, öffnete die geballten Fäuſte mit übermächtiger Gewalt, und legte dann die Hand auf die keuchende Bruſt des Unglücklichen, worauf ſich dieſer wunderbar beruhigte, das Gebrüll in ein leiſes Stöhnen hinabſtimmte, die verdrehten Augen wieder dem Lichte öffnete, und dann ſchloß, um plötzlich in einen tiefen Schlaf zu verfallen. An ſeiner Seite ſaßen indeſſen der Mönch und der Lothringer, und der letztere zog ruhig und gemüthlich einen kurzen Pfeifenſtummel vom Hute, ſtopfte ihn mit Tabak, den er in einem ledernen Beutel bei ſich führte, ſchlug Feuer, und begann tapfer zu rauchen. — Markus, der dieſen ungewohnten Rauch ſehr empfindlich verſpürte, rückte einen halben Schritt von dem Lothringer weg, und ſagte: „Abermals eine üble Gewohnheit, die ich an Dir bemerke, mein Freund; für einen andächtigen Pilger ſchickt ſich ſolch verderbliche Sitte nicht. Man könnte dieſes Kraut des Teufels Weihrauch nennen, der den Kopf bethört, die Sinne berauſcht und ſchwindeln macht, und fähig iſt, in eine Trunkenheit zu verſetzen, die der Raſerei nahe kömmt. Wo haſt Du dieſes gelernt?“

„Unterm Soldatenvolk, mein Vater;“ antwortete der Lothringer, ohne ſich in ſeiner Beſchäftigung ſtören zu laſſen: „Ich habe der Krone Frankreich in den Niederlanden gedient, und in Flandern und Brabant gilt dieſes edle Kraut dem geplagten Kriegsmann für Brod und Wachholderbranntwein. Laßt's gut ſeyn, ehrwürdiger Herr. Wenn mir im Leben nichts Schlimmeres eingefallen wäre, als das Tabakrauchen, ſo könnte ich zufrieden ſeyn, und ſäße nicht, ein dürftiger Geſell, an der Landſtraße hier neben Euch und dieſem Hexen=

meiſter, den der Teufel plagt, nachdem er ihm lange genug gedient."

„Was ſprichſt Du da ſchon wieder?" ſagte Pater Markus mit ſtrengem Ernſte: „Iſt Dir das Unglück nicht ehrwürdig genug, weil Du ſo unziemlichen Spott darüber ausgeiferſt? Schäme Dich, und laß die Verleumdung!"

„Ei, wenn ich verleumde, ſo thut es die ganze Stadt, worinnen Niemand etwas Gutes von dem Menſchen da zu erzählen weiß. Verwandtenmund iſt lügneriſch; des Volkes Stimme muß regieren. Der Menſch war Zeit ſeines Lebens ein ſchlechter Hausvater, der mit fremden Dirnen zog, ein liederlicher Arbeiter, der ſeinen Kunden Koth für Enzian verkaufte, und nirgends lieber botaniſirte, als in den Schenken, oder auf den Alpen, wo einſame Sennerinnen hauſen; ein ſchlechter Bürger, der ſich nicht um das Gemeinwohl bekümmerte; ein ſchlechter Nachbar, vor dem keine Katze und kein Hund, die in ſeinen Bereich kamen, ſicher waren. Zu dieſen Schlechtigkeiten geſellte ſich freilich noch ein unverbeſſerlicher Schwachkopf, der von verrückten Studien ſelbſt verrückt wurde, ſo daß er überſchnappte, und die kleine Perſon, die an ihm hängt, für den großen Geiſt hält, dem er wie ein Knecht gefröhnt, und den er jetzt in einem elenden Conterfey darſtellen mochte. Die Sünde, ehrwürdiger Vater, mochte gar zu gern in ihrer eckelhaften Schwäche das Uebel ſelbſt vorſtellen. Das iſt etwas Altes."

Der Kapuziner ſchaute mit vieler Verwunderung auf den, der alſo zu ihm redete, und verſetzte langſam und bedächtig: „Hm, freilich; aber mir iſt's etwas Neues, einen Bettelmann alſo ſprechen zu hören.“

„Ach, mein Vater,“ entgegnete der Geſell ruhig und lächelnd, indem er ſich bequem dehnte, „ich bin ſchöner Leute Kind, und habe zu Nanzig meine Schulen abſolvirt. Das Unglück konnte mich wohl ſchlechter machen, aber nicht dümmer, und Dialektik iſt ſtets mein Steckenpferd geblieben.“

„Eine feine Unterhaltung für den Straßenbettler und Lohnpilger. Du haſt übrigens deine Philoſophie mit Nutzen gehört, weil Du Deine Schwächen nicht leugneſt.“

„Was würde mir mein Leugnen helfen, mein Vater? das Uebel ſchlägt durch, wie die ſcharfe Tinte durch's lumpige Papier. Seht nur dieſen traurigen Schnit an, der ſeine ſchwere Noth zu unſern Füßen ausſchnarcht. Wer da ſteht, ſehe zu, daß er nicht falle. Die Lebenswege führen bunt und krumm durch einander, und der Feind iſt wach.“

„Ja wohl;“ ſprach Markus, mit dem Kopfe nickend und die Hände faltend; „Darum habe ich mir, der eignen Kraft mißtrauend, den ſichern Hafen bei Zeiten ausgeſucht. Ich kenne von der Welt wenig mehr als meine Heimath, meinen ſtrengen Schulzwinger und mein friedliches Kloſter; aber darum kann ich auch mit Zuverſicht auf mein Leben zurückblicken, und zufrieden ſeyn.“

Der Lothringer nickte ebenfalls mit dem Haupte, qualmte ſtark aus ſeiner Pfeife, und erwiederte: „Es ſoll in der magiſchen Kunſt ein Kreis zu verfertigen ſeyn, worinnen man gegen alle Unholde ſicher iſt. Das Kloſter iſt vielleicht ein ſolcher. Wie aber, wenn man, wie Ihr, mein Vater, die friedliche Schwelle verlaßt um einen Streifzug in die Welt zu thun? Vielleicht lagert hinter dem nächſten Buſche die Verſuchung als ein unſcheinbarer Bettler.“

Canis kam hinter dem Gebüſche, wohin er ſich verkrochen, hervor, beſchrieb einen weiten Kreis um den Schläfer und den Bettler, und fing an, an dem Aermel des Kapuziners zu zerren, als wollte er demſelben bedeuten, wie es Zeit ſey, weiter zu gehen. Markus deutete auf Hartmann, und ſprach freundlich zum Pudel: „Gedulde Dich, mein zottiger Freund. Wir können ja dieſen armen Mann nicht zurücklaſſen.“

„Nein,“ ſagte der Lothringer dazwiſchen: „Aber wir konnen ihn aufwecken; er hat lange genug ausgeruht.“ Bei dieſen Worten ſchüttelte er, wie von ungefähr, die glühende Aſche ſeiner Pfeife auf die Hand des Schläfers, welcher ſchnell erwachte, die grauen Augen weit aufriß, und ſich kaum zu beſinnen wußte.

Der Kapuziner bemerkte ihm leutſelig, daß er nun getroſt nach überſtandenem Anfall, wieder aufſtehen moge, und labte ihn aus ſeiner Kürbisflaſche. Während des Trinkens jedoch ſchielte Hartmann mit ängſtlichem Seitenblick nach dem Lothringer, wurde auffallend unruhig, und ſtotterte endlich: „Was iſt das für ein Menſch? Wie kommt der hieher, um mir wehe zu thun? Mir wird's abermals ſchlimm, furchte ich.“

Sein Aeußeres ſtrafte die Worte nicht Lügen; er ſah wieder aus wie eine Leiche, war zum Umſinken und Markus, der ihn mühſam aufrecht hielt, winkte dem Bettler, ſich zu entfernen. Dieſer indeſſen packte den Kranken bei den Schultern, ſchüttelte ihn derb, und rief mit verdrießlichem Spott: „Ei was, guter Freund, habt Euch nicht ſo dumm. Heuchelt nicht mehr der Erbärmlichkeit, als ſchon in Euch iſt. Ihr bildet Euch ein, daß Ihr der Gottſeybeiuns ſeyd? Ein Eſel ſeyd Ihr, und zu allem Glück ein Mauleſel, deſſen ſaubere Gattung ſich nicht fortpflanzt. Setzt den ehrwürdigen Herrn nicht ſo in Schrecken und Verlegenheit, und wollet gefällig verſpüren, daß ich Leute Eurer Art zu traktiren weiß.“

Während dieſer Rede und des damit verbundenen handgreiflichen Schüttelns war Hartmann in der That ganz ruhig geworden, obſchon dem Pferde nicht unähnlich, welches von einem gewaltigen Reiter gebändigt, daſteht, vor Mattigkeit ſtille, und ſich ſelbſt darüber wundernd. — Markus nahm dagegen die Heilmethode des zudringlichen Bettlers übel auf, verwies ihm die pöbelhafte Beleidigung, die er ausgeſtoßen, und befahl ihm, zurückzubleiben, oder vorwärts zu gehen, damit ſein Anblick und plumpes Weſen die Pilgernden nicht ferner ſtöre.

Der Lothringer lachte hierauf heimlich vor ſich hin, während er ſich demüthig verneigte, und verſetzte: „Die Heerſtraße iſt breit und für Jedermann. Ich habe es gut gemeint, und kann für meine ſoldatiſche Weiſe nichts. Aber Ihr mögt immerhin erlauben, daß ich neben Euch hinziehe. Ihr habt nicht das Bedürfniß, in meiner ſchlechten Geſellſchaft zu ſeyn, aber mir thut eine gute noth, und ich bin verſichert, daß Ihr einmal meine Dienſte nicht verſchmähen werdet. Der Halbteufel an Eurer Seite wird Euch noch genung zu ſchaffen machen.“

Somit lief er immer neben den Wanderern her, und ſchnitt die ſeltſamſten Geſichter zu den Reden des Krämers von Bremgarten, der bald von ſeinem chriſtlichen Sinne weit- und breitſchweifig erzählte, bald wieder in tiefe Melancholie verfiel, wenn er ſich erinnerte, daß im Grunde nur der Teufel in ihm ſtecke; eine Erinnerung jedoch, die er nur verſtohlen und verblümt von ſich zu geben wagte, weil er den Lothringer ſcheute, und ihn beinahe eben ſo falſch anblickte, als Canis es that. Der treue Hund war mit den Geſellſchaftern ſeines Herrn gar nicht zufrieden, und knurrte bald den einen an, bald fuhr er dem andern zwiſchen die Beine, ſobald derſelbe ſich dem Pater näher drängte, als gerade unumgänglich nöthig war.

10.

Die Wanderer zogen im Mittagsglanze fürbaß, gedrängt von der ſteigenden Hitze, und ſehnſüchtig den Blick voranſendend nach dem Dorfe, wo Mittagsraſt gehalten werden ſollte. Schon winkte der kühlende Schatten der Obſtbäume, ſchon lockte von ferne die Thüre des gaſtlichen Hauſes, als zur Seite, halb im Dunſt der Mittagshitze verſchleiert, zwei Thürme ſich ſehen ließen: Thürme eines Stiftes, höchſtens ein paar Stunden von der Landſtraße entlegen. — „Wie heißt jenes Kloſter?" fragte Markus ſeinen Pflegling: „Ihr ſeyd wohl in der Gegend bekannt, mein Sohn?" — Der Krämer glotzte ſtumpfſinnig nach dem Gebäude, zuckte dann die Achſeln, ſchüttelte den Kopf, und dehnte aus dem weiten Munde ein müdes „ich weiß nicht." — Dagegen war der Lothringer, der die Frage mit begierigem Ohr aufgenommen, ſchnell bei der Hand, und antwortete, als ob er gefragt worden wäre: „Das iſt Frauenbrunn, mein Vater!"

Markus würde vielleicht dem Zudringlichen gezürnt haben, wenn nicht der Name des Kloſters ihn entwaffnet, und ſeine Theilnahme erregt hätte: Frauenbrunn, in deſſen Nähe der gute Adalbert ſeine geiſtliche Heerde geweidet, in deſſen Mauern er die ſchwerſte Prüfung ſeines Lebens beſtanden. — Markus wendete ſich daher freundlicher zu dem Bettler, und ſagte: „Wie Du doch ſo genau Beſcheid weißt in dieſem fremden Lande! Wie kommt das, Du guter räthſelhafter Freund?" Worauf der Bettler mit geläufiger Zunge erwiederte: „Auf den Querzügen meines Lebens bin ich lange genug hier zu Lande umhergeſtreift, um mich zurecht zu finden, wie ein Eingeborner. Ja, mein Vater, das Kloſter dort iſt Frauenbrunn, ein Stift für Nonnen, und nicht zum beſten berüchtigt geweſen, was die Sittlichkeit und Keuſchheit betrifft. Je nun, die Kloſterfrauen waren jung und eitel, und die verbotene Frucht ſchmeckt am beſten. Nicht wahr, Meiſter Hartmann?"

Der Krämer ſchlug die Augen nieder, und murmelte verdrüßlich unverſtändliche Worte in den Bart. Der Lothringer, von einem Blick des Paters zurecht gewieſen, fuhr indeſſen fort, nach dem Kloſter deutend: „Auf dem Hügel, der hinter dem Nonnenhauſe empor geht, liegt am Ende einer langen Haide von Wald umgeben, das Dorf Meyringen, um ſeiner hübſchen Kinder und ſeiner guten Käſe willen ſehr berühmt. Donnerwetter, ehrwürdiger Herr, — wenn es erlaubt iſt, zu fluchen — ich möchte Euch die Pfarrei zu Meyringen wünſchen. Der Herr hat ein Leben, wie im Paradieſe: alles was das Herz begehrt. Ihr liebt aber vielleicht weder die Käſe von Meyringen, noch ſeine hübſchen Dirnen, deren weiße Hälſe und Schultern die helle Milch an blendendem Glanz beſchämen.“

Markus hörte den leichtfertigen Schluß des Geſchwätzes nicht, weil ihn auch der Name des Dorfes beſchäftigte. Dort war Adalbert als Seelenhirt geweſen.

Der Lothringer ließ ſich durch des Paters Schweigen nicht irre machen, rückte näher an ihn heran, und flüſterte ihm wie vertraulich zu: „Ich weiß eine Geſchichte von dem Frauenbrunner Kloſter, die ihres Gleichen noch nicht ſo bald finden mag, und Euch einmal eine müßige Stunde verkürzen würde, wenn Ihr Eurem unterthänigſten Knechte vergönnen ſolltet, Euch zu unterhalten.“

Der Kapuziner antwortete zerſtreut: „Vielleicht einmal, zu gelegener Zeit, mein Sohn, wenn Euch doch nichts bewegen kann, meine Geſellſchaft aufzugeben. Wie heißeſt Du aber, oder beſſer, wie gefällt es Dir, Dich zu nennen?“

„Ich heiße Ernef, mein Vater. Der heilige Ernef iſt aus Schottland gekommen, hat in unſerm Lande das

Chriſtenthum gepredigt, und wird in den Vogeſen verehrt, wie in Böhmen der heilige Johann von Nepomuk. Ich bin nach ihm getauft, mein Vater, und ein viel zu redlicher Burſche, als daß ich Euch belügen ſollte; namentlich in einer Sache, die ſo gleichgültig iſt, wie das Geſicht jenes ungeſchliffenen Gaſtwirths, der ſich auf ſeiner Schwelle ſonnet, und kaum für nöthig hält, Euch, mein Vater, als ſeinen Gaſt zu begrüßen."

Die Pilger ſtanden wirklich vor der Thüre der Schenke. Der breitſchultrige Kneipenwirth rückte die Mütze kaum, als der Mönch, die Schwelle ſegnend, über dieſelbe in das Haus ſchritt. — „Verübelt es dem Dummkopf nicht;" ſagte Erneſt zu dem Pater: „Wir ſind hier nicht fern von Ketzerdörfern, daher ſpielen die Männer in dieſer Gegend die groben Freigeiſter, aber ihre rechtgläubigen Weiber werden das Unrecht ſchon gut zu machen wiſſen."

Der Mönch und ſein Gefährte traten in die weite Stube, und die Wirthin, Erneſts Prophezeihung zufolge, empfing den Kapuziner, wie den heiligen Franziskus ſelbſt, führte ihn in einen Verſchlag, wo das Herbergewappen einer Zunft über dem Tiſche hing, deckte mit weißem Linnen auf, und verhieß für die Bedürfniſſe des ehrenwerthen und frommen Gaſtes ſchleunigſt Sorge zu tragen. — Während ſie hinausging, um in Küche und Keller nachzuſehen, und Hartmann ſich in einer Ecke bald mit dem Ueberzählen ſeiner Baarſchaft, bald mit ſeinem Roſenkranze abgab, zog Markus ſein Brevier aus dem Aermel, und trat an das Fenſter, um ungeſtört zu beten.

Vor dem Fenſter lag ein kleiner Küchengarten, wie er bei Herbergen gewöhnlich zu finden. Spärliche Blumen blühten zwiſchen den Gemüſen, eine magere Laube lehnte ſich an die Umgatterung, und jenſeits des Zaunes war ein friſch umgegrabenes Feld zu ſchauen. Auf dem Felde, dicht am Garten, dort wo Sonnenblumenſtauden in üppiger Fülle aufwuchſen, dermalen noch ohne Blüthen, dort ſtand ein Mann, auf ſeine Schaufel gelehnt, und blickte ſtarr nach der Seite der Landſtraße. Markus konnte aber bald ſein Auge nicht mehr von dem Manne abwenden. Das Kleid deſſelben hatte nichts außerordentliches; das Gewand eines Feldarbeiters, aus weißem Linnen gefertigt, knapp anliegend, und von einem dunkeln Gürtel zuſammen gehalten. Aber das Geſicht an und für ſich bot dem Beſchauer vielen Stoff zum Nachdenken. Ein ſolcher Ausdruck von Härte und ſteinerner Gleichgültigkeit, wie er in dem blaſſen langen Antlitz lag, war dem Vater Markus noch nie vorgekommen. Es war, als hätte nie ein Strahl von Empfindung aus den tiefen glanzloſen Augen geleuchtet, als hätte nie eine Spur des Mitgefühls um den feſt zugeklemmten Mund geſpielt. Der Schädel war gewaltig, viereckig zu nennen, und weiße ſtarre Haare ſtrebten davon zu Berg. So ſtand der Mann, ruhend von der Schaufelarbeit, und blickte hinaus nach der Straße, und blickte unverwandt hin, und ließ des Kapuziners Auge nicht mehr von ſich. — „Seht doch, Meiſter Hartmann! wie findet Ihr jenen Mann?“ ſprach

Markus zu ſeinem Gefährten. Hartmann ſah hin, aber auf der Stelle wieder weg, rieb ſich die Augen verdrießlich, und verſetzte: „Ein unangenehm häßlicher Geſell. Ich kann ſolche Geſichter nicht leiden.“ Kehrte ſodann wieder zu ſeiner Beſchäftigung. — Als die Kinder der Wirthin hereinkamen, um dem Prieſter die Hand zu küſſen, und von ihm das übliche Geſchenk an Heiligenbildern zu empfangen, richtete Markus an ſie die nämliche Frage. „Ein Taglöhner aus der Fremde;“ antworteten unbefangen die Kleinen, und die Wirthin, mit Speiſen hinzugetreten, fügte bei: „Ich weiß nicht, wer den Menſchen gedungen, denn das Feld gehört einem Herrn von Mellingen, der nie in unſerm Dorfe ſich aufhält, und ſogar dieſen Acker, weil die Steine daraus nicht zu rotten ſind, ſeit geraumer Zeit unbebaut liegen ließ. Nun! mit dieſem trübſeligen faulen Arbeiter wird das Tagwerk ſich nicht fördern. Ich glaube, daß er ſeit heute Morgen, wo er zuerſt antrat, keine zehn Schaufelſtöße gemacht hat. Ein verſchloſſener tückiſcher Graubündtner. Seine Landsleute ſind alle ſo.“

Die Wirthin ging, die Speiſen dampften, Canis wedelte freundlich und begehrlich, aber Markus vermochte kaum das Tiſchgebet zuſammen zu bringen, ſo zerſtreut war er und ſah beſtändig nach dem Taglöhner hin, wie dieſer nach der Straße. — Auf der letztern aber näherte ſich indeſſen ein kleiner Zug von Menſchen, abentheuerlich gekleidet, und abſonderlichen Benehmens, den ſchattigen Bäumen vor der Schenke. Es war eine Familie, die vermittelſt Gaukelei und Kunſtſtücken ihren Erwerb ſuchend, in aller Herren Länder umher zu ziehen pflegte. Der Vater, ein zigeunerhafter Menſch, mit wilden Augen und Bart, ſchleppte auf dem Rücken eine große Trommel, einen Hirſchfänger an der Seite, und unterm Arme einen Pack von Habſeligkeiten. Seine älteſten Söhne, rüſtige erwachſene Bengel, wovon der eine in bunten Hannswurſtkleidern, folgten, verbogene Trompeten führend, und ſchwere Seile zuſammen gewunden auf den Schultern tragend, oder um den Hals. Ihnen zur Seite liefen zwei Fanghunde, ein kleinerer Bruder, bereits ſchon von frecher Geberde und muthwilligem Blicke, und ein kleines Mädchen, die jüngſte Schweſter, in einem lächerlichen Aufputze, wie ein kleiner Kobold mit Lämmerſchwänzchen behangen. Die Hunde trugen das leichte Gepäck, die Kinder ſchleppten in einem Korbe verſchiedenartige Nahrungsmittel, die ihnen auf dem Zuge durch Dörfer und Flecken das Mitleid barmherzig zugeworfen. In weiter Entfernung hinter den Kindern ſchritt ihre Mutter, frühe gealtert, und von Sonne, Wind und Wetter gebräunt, wie der Mann. Die Arme hatte die ſchwerſte Laſt in einem großen Rückenkorbe zu tragen, und ſtützte ſich ermüdet auf ihre ältere Tochter, die in dem frechen Gewande der Gauklerin neben ihr mit bloßen Füßen ging, gleiche Spuren des Elendes, des Leidens und ſtiller Troſtloſigkeit im Geſichte, wie die Mutter.

11.

Die zigeunernde Sippſchaft lagerte ſich behaglich unter einer Linde, der Schenke gegenüber, und die Müdigkeit der Mutter würde daſelbſt Erquickung geſunden haben, wäre nicht des Vaters Rohheit geweſen, welche die Erſchöpfte ausſchalt, und ſie mit Mißhandlungen bedrohte, woſern ſie nicht ihre Schritte ſchneller ſputen würde. Das Weib antwortete nicht auf die Schmähungen, die der Menſch mit heiſerer Stimme — er hatte ſich ſchon beim Trunk und Spiel und bei Ausrufereien die Kehle abgeſchrieen — ihr zugeiferte. Einzelne Thränen aber bahnten ſich langſam und ſtill den Weg über die eingefallenen Wangen der unglücklichen Frau, und dieſe Perlen, von dem alten Gaukler nicht bemerkt, wurden ſicherlich von einem Engel des Lichts gezählt, und von einem gefallenen Engel — von der frühe der Lüderlichkeit geopferten Tochter — erwiedert. — Während der Alte mit den leichtſinnigen Söhnen jubelte beim Weinkruge, den der Wirth mit Verachtung hinreichte, obſchon mit geizig gekrümmten Fingern, nagten die Weiber an einem harten Stück Brod, und tranken aus dem Troge des Brunnens, weil die Magd ihnen eine Schale weigerte, um die kühlende Fluth aus der Röhre aufzufangen.

Wie ſich Geſelle zu Geſellen findet, ſo fand ſich auch Erneſ, bisher faulenzend auf einer Bank, zu den abentheuerlichen Fremdlingen, ſchäckerte mit ihnen, ſprach Zoten zu den Söhnen, lüderliches Spielgewäſch und Trunkſprüche zu dem Alten, nannte ihn ſeinen lieben Vetter, ſetzte ſich die Pickelhäringsmütze auf, ſtieß rauh und gellend in die Trompete, und forderte endlich die Springer auf, ihre Kunſtſtücke zum Beſten zu geben. — Die Leute waren mit dieſer Zumuthung nicht einverſtanden; der Alte fürchtete, keinen Heller von den Dorfbewohnern zu verdienen, weil die meiſten von ihnen auf dem Felde abweſend waren. Erneſ lachte ihn dagegen aus, klapperte mit einigen Münzen in der Taſche, lockte den Habſüchtigen mit dem Schein einiger Batzenſtücke, verſprach, dieſelbe in die Gauklertaſche fließen zu laſſen, verhieß viel Zuſchauer, und blies endlich, von dem kleinen Buben auf der großen Trommel kräftig unterſtützt, eine wüſte Melodei aus der Trompete, worauf alle Kinder, müßige Greiſe und faule Mägde des Dorfs ſich einfanden, das Schauſpiel zu ſehen.

Der alte Strolch befahl nun den Seinigen, die großen Teppiche zu legen, und die Schwänke mit Purzelbäumen und wunderlichen Sprüngen zu beginnen. — Da trat die Mutter mit ängſtlichem und beſorgtem Geſicht zu dem Manne, und ſagte ihm, daß die Tochter, das Kleinod der Bande, ſich weigere, ihre Künſte auszukramen. Sie ſey außerordentlich erſchöpft, mit wunden Füßen, und voll von einer unbezwinglichen Ahnung, wie das Spiel gerade unter dieſen Bäumen, an dieſem Flecke nicht zum Guten ausfallen möchte. — Der Unhold entgegnete aber hierauf, daß die Dirne ſeinem Willen zu gehorchen hätte, und bei Strafe der Peitſche von ihren Schwänken und Sprüngen nicht einen einzigen auslaſſen dürfte. Seine Drohung war nicht in den Wind geſprochen, denn er neſtelte auf der Stelle die große Peitſche los, die er über den Schultern trug. Dem Befehl durfte nicht widerſtrebt werden, und ſo erklang die Trompete und Trommel auf's Neue, das Volk ſammelte ſich in dichtem Kreiſe, der Hanswurſt rief ſeine ſchmutzigen Späße aus, und das Mädchen, blaß wie eine Leiche, begann ihren Tanz.

Auch den Pater Markus hatte die Neugierde und der Lärm ans Fenſter gelockt; neben ihm lehnte Hartmann in ſtumpfſinniger Trauer. „Ihr werdet ſehen, daß hier ein Unglück geſchieht, weil ich da bin;“ flüſterte der Krämer dem Mönch mit unverkennbarer Angſt zu. Erneſt ſaß dagegen draußen ſehr behaglich auf einem Tiſche, dampfte aus der Pfeife, und ſchlug, den kleinen Buben ablöſend, mit eigner Hand die Trommel. Noch tanzte das Mädchen in wilden Schwingungen, abwechſelnd mit gefährlichen Verrenkungen, und die Mutter mit ihrem Geſichte voll Leiden und ſtiller Verzweiflung ſchlich durch die Zuſchauer, einen hölzernen Teller vor ſich hinhaltend, und bettelnd um das tägliche Brod für ihren und der Ihrigen Mund. Die Dürftigſten unter dem Volke kehrten ihre leeren Taſchen um; die beſſer Gekleideten weigerten hohnlachend eine Gabe. Darum wiederholte, an ſolchen Geiz und Hohn gewöhnt, das arme Weib mit eintöniger Stimme die angelernte Formel: „Gebt nur einen Heller, ihr Leute, denn auch wir haben Hunger. Ein Heller iſt ja nicht viel dafür, daß meine Kinder in dieſem Augenblick zu Eurer Beluſtigung ihr Leben und ihre geraden Glieder wagen, und daß ich, die ſie mit Schmerzen geboren, ſolcher Schmach als eine Bettlerin zuſehen muß!“ — Da gaben denn nun freilich Einige, beſonders da ſie ſahen, daß juſt die üppige Tänzerin auf den Schultern ihres Bruders erhöht ſtand, und ſich bereitete, einen gefährlichen Wirbelſprung herab zu machen. — In dieſem Augenblicke ſteht die einſame Mutter bei dem hagern Taglöhner aus Graubündten, der mit der Schaufel auf der Schulter herangeſchritten war, des Schauſpiels Zeuge zu ſeyn. Sie ſpricht auch ihn an: ein kalter ernſthafter Blick iſt ſeine Antwort, und das Weib ſchaudert vor dem Blicke, und zur ſelben Friſt ſieht das Mädchen von der Schulter ihres Bruders den lang emporragenden Mann, ſtürzt laut ächzend mit ihrer ganzen Schwere zum Boden nieder, und in die Lüfte auf dringt der Wehruf der entſetzten Menge, und verkündet der Mutter, daß ſie ihr liebſtes Kind verloren.

Die Trommel ſchweigt mit einem letzten dumpfen Schlag, die Schwänke des Luſtigmachers ſtocken, und nachdem ein Blick den alten Gaukler überzeugt, daß Peitſchenhiebe ſeine Tochter nicht zu heilen vermöchten, wirft ſich ſein Weib, ſelbſt vor Angſt beinahe leblos, auf den erſtarrenden Körper ihres Lieblings. Von Schrecken gefeſſelt wagt ſich kein Zuſchauer von ſeiner Stelle, und keine hülfreiche Hand aus dem Volke ſtreckt ſich nach dem unglücklichen Opfer aus, weil es einem Geſchlechte angehört, welches der Schmach und der Verachtung anheim geſtellt iſt. — Markus aber, ein würdiger Diener ſeines göttlichen Herrn, dahinten laſſend den halbverrückten Krämer, der im tollen Wahnſinn ſeine Bruſt zerſchlug, ſein Haar zerraufte, und ſich allein als die Urſache alles Unglücks anklagte, eilte der Stätte des Erbarmens zu, beugte ſein Knie zur Erde, Mund und Ohr zu der Sterbenden nieder, und bemühte ſich, ihre letzten Worte als eine Beichte hinzunehmen, und ihr darauf die Losſprechung von der Sünde zu ertheilen. Die Verwandten des Opfers, wenn ſchon in Verderbniß verloren, begriffen trotz ihrer Verwilderung die Wohlthat, welche Markus hier zu ſpenden dachte, und traten zurück, und tröſteten in ehrerbietiger Entfernung die troſtloſe Mutter. Niemand war um die Erblaſſende, als Markus, und der lange Taglöhner aus Graubündten, wie vorhin auf ſeine Schaufel geſtützt, und hart und kalt und fremd auf die abgeriſſene Blume niederſchauend. Das Mädchen deutete ängſtlich nach ihm, flüchtete ihren zerſchmetterten Körper in die Arme des Prieſters, und ſtammelte mit bleichenden Lippen Reue über die Sünde, die der Eltern böſer Wandel ihrer Jugend aufgedrungen. Da riß Ernef an dem Aermel des Kapuziners, und raunte ihm ſchreckhaft zu: „Verſäumt keine Zeit, ehrwürdiger Herr, und flieht! Seht Ihr dort die Flammen über den Strohdächern des Dorfes? Eine Feuersbrunſt iſt losgegangen, auch die Schenke brennt, wie vom Blitzſtrahl entzündet, werdet Ihr Euren Schutzbefohlenen verbrennen laſſen? Eilt, ehe es zu ſpät wird.“

Der Kapuziner achtete nicht der dringenden Ermahnung, entſchloſſen, des Prieſters Pflicht bis zu Ende zu üben. Wie er aber nun den Lothringer zurückſtieß, und ſich zu der im Todeskampf liegenden Dirne wendete, ſo war ſie ſchon weiß wie Schnee, und der Taglöhner ſtreckte die Schaufel über ſie, und ſagte kalt: „Es iſt aus. Ich will aber hingehen, und die Arme im Felde beſtatten, weil ihr der Kirchhof verſchloſſen iſt.“

Nun erſt ſah Pater Markus den aufwirbelnden Dampf, die aufziſchenden Flammen über dem Dorfe und der Schenke, die Flucht der Greiſe und der nachläßigen Mägde, die in den Häuſern das Feuer auf dem Heerde verlaſſen hatten, das Angſtgetümmel in dem lodernden Wirthshauſe, und die feige Erſchlaffung des kurz vorher ſo hochfahrenden Beſitzers; er ſah den Krämer von Bremgarten am Fenſter troſtlos die Hände ringend, beklagte ſeine eigene Schwäche und die bleierne Furcht in ſeinen Gliedern, und rief dem warnenden Ernei zu: „Rette mir dieſen, den mir der Himmel anvertraut. Hole mir den ohnmächtigen Kranken aus der Gefahr!“

„Holen?“ verſetzte der Lothringer mit drohendem Spott: „Retten für Euch? Meinetwegen; um Euch zu gefallen.“

Und er ſprang durch Rauch und Flammen, und brachte, ſelbſt verletzt, den an Haut und Haar verſengten Hartmann ins Freie, den Vater auf der Flucht vor dem Brande mit fortreißend.

12.

Wie einſt Loth's Weib verſteinerte beim Rückblick auf Sodoms und Gomorrha's Untergang, ſo wurzelten auch die Flüchtigen feſt, da ſie von einer Anhöhe herab das brennende Dorf überſchauten. Der helle Schein des Tages verlarvte zwar die Gluth der Feuersbrunſt, aber die dunkeln Rauchſäulen verkündeten weit hinaus das Unglück. Und von nirgends her eine Hülfe, denn überall war das Volk auf den Feldern, und der Städter bekümmerte ſich wenig um der Bauern Wohlfahrt oder Elend. Die Heerſtraße war öde, und Canis, der athemlos herbeirannte, das einzige lebende Weſen darauf, den Pater ausgenommen, und ſeine Begleiter. Das arme Thier, vergeſſen in der plötzlich hereinbrechenden Noth, folgte keuchend und ſchnaubend der Spur ſeines Herrn, der den Pudel mit wohlgefälliger Freude empfing und umarmte, gleich einem Menſchen. „Armer Canis!“ rief er theilnehmend: „Läufſt Du doch, als wäreſt Du dem leibhaften Tod entronnen!“

Der Hund heulte vor Freude, und leckte des Herrn Hände und Geſicht, und bekümmerte ſich um deſſen Gefährten nicht, als wieder eine Geſtalt über die Straße kam, mit gleichförmigem ausgreifenden Schritt, als wäre ſie von einem Uhrwerk fortgetrieben: die Geſtalt des alten unheimlichen Graubündtners. Die Schaufel auf der Schulter, ſchob er, ohne viel nach den am Wege Stehenden umzuſchauen, vorbei. Der Kapuziner aber verſpürte wieder ſeine Nähe, und der Krämer verfiel wieder in heftiges Zittern, und Ernef war der Einzige, der dem Vorübergehenden mit der Hand einen Gruß zuwinkte. Canis aber hockte wie verſteinert zu den Füßen des Paters, in der Stellung, als ob er einer Katze oder einem Sperling auflauerte.

„Du grüßeſt dieſen wunderlichen Geſellen?“ fragte der Mönch den Lothringer: „Biſt Du mit ihm bekannt?“

„Er begegnet mir öfters, ehrwürdiger Vater, und iſt ein guter Burſche: ein Herrndiener, wie Keiner außer ihm. Ein echter und gerechter Schweizer, der, obſchon ein unruhiger Kopf, auf den Wink des Gebieters dreinſchlägt, ohne ſich viel darum zu kümmern, wohin der Streich fällt. Doch iſt dieſes allerdings nur ein unnützes Gleichniß. Er iſt auch ein wackerer Sämann, und beſtellt den Acker ſeines Herrn, wie derſelbe es nur wünſchen mag. Ein fleißiger Patron, ob man ihm gleich ſeine Mühe wenig dankt, der Gevatter Steinheil."

Der Kapuziner ſah nachdenklich vor ſich hin, und ſchüttelte den Kopf, weil ihm plötzlich war, als habe er, nachdem er ſein Kloſter verlaſſen, bei öfterem Umſchauen in Wald und Flur und Thal die Figur des hagern Steinheil bemerkt, ihm nachſchreitend, wie ein rüſtiger Wanderer. — Während dieſer dunklen Erinnerungen jedoch zupfte ihn der Krämer, und bat ihn, die Fahrt weiter fortzuſetzen, indem ein tüchtiger Froſt, eine Folge des Schreckens ohne Zweifel, ſeine Glieder ſchüttle. — Die Pilger gingen weiter. Ernef ſagte ſpottend zu Hartmann hinüber: „Hat das bischen Brand Euer Blut zu Eis gemacht, Meiſter? Da verläugnete ſich Eure hölliſche Natur ganz beſonders. Enthaltet Euch doch ja, den Teufel zu ſpielen, da Ihr nicht einmal das bischen Schmoren vertragen mochtet."

Hartmann verdrehte die Augen, und ſah ſehr erbittert drein, aber ſein Mund brach nur in die Worte aus: „Der Meiſter findet immer einen, der über ihm iſt. Ich würde vergnügt und geſund ſeyn, wenn ich nicht der wäre, der ich bin: der Vater alles Uebels, wie ich dort im Dorfe Euch, ehrwürdiger Herr, vorausgeſagt, und wie es ſich leider erwahrt hat."

„Laſſet uns beten, meine Freunde," rief Markus hierauf, „daß der böſe Feind ſich von Dir wende, mein verblendeter Sohn, und daß die Seele der Unglücklichen geneſe, die auf jener Brandſtätte dem Tode verfiel, ohne der himmliſchen Gnade noch hienieden theilhaftig zu werden."

Markus kniete nieder, und neben ihm that Hartmann gehorſam daſſelbe; Ernef aber ſtand im Rücken der Betenden, und ſah nach dem Dorfe, wo noch einzelne Dampfſäulen aufwirbelten.

„Sie lag unterm Bannfluch, die Gauklerdirne;" ſagte er alsdann zu Markus: „Beruhigt Euch, daß Ihr die Pflicht, die Euch das eigene gute Herz auferlegte, nicht bis zu Ende übtet. Schon wären wir in den Händen der Obrigkeit, als Zauberer und Brandſtifter angeklagt, weil der Meiſter Krämer und Apotheker ſich in ſeinem Wahnſinn für den Gottſeybeiuns ausgibt, und die Schuld jeden Jammers auf ſich nehmen will. Ihr faltet Eure Stirne, mein guter Vater? Ihr haltet noch gewiſſermaßen für eine Sünde, daß Ihr der Sterbenden die Losſprechung nicht ertheilt? Beruhigt Euch noch einmal. Das Unterlaſſen einer Sünde bringt oft noch größeres Verderbniß, als ihr Vollbringen."

Markus ſtutzte höchlich, und wendete den Blick, theils zürnend, theils erſchreckt, auf den ruchloſen Sprecher; Hartmann aber wimmerte dumpf vor ſich hin die Worte aus einem alten Kirchenliede: „Ich wittere ſie, die falſche Schlange!" Ernef that dagegen ganz gleichgültig, ſtrich ſich die Haare über die Ohren, und fuhr fort: „Ich will ewig Staub freſſen, wenn das erlogen iſt, was ich behaupte. Die Thürme von Frauenbrunn, die dort noch aus der Ferne uns nachſchauen, im Abendſcheine heller, als im Mittagsſchimmer, erinnern mich an eine Schuld, die ich an Euch abzutragen habe, und rechtfertigen wird, was Euch furchtſam zu machen ſcheint. Es iſt dort vorgekommen, daß ein unterlaſſener Fehltritt eine Kette von Unglück und Verbrechen erſchuf, die der Fehltritt ſelbſt im Keime erſtickt haben würde. Befehlt Ihr, daß ich mit der Geſchichte aufwarte? Es iſt gar eine feine Hiſtorie, und zwei gottſelige Leute agiren darinnen die Hauptperſonen: der fromme Vater Adalbert von Meyringen, und . . .“

„Stille!“ gebot der Kapuziner, als er dieſen Namen hörte, und alle Saiten ſeines Herzens wieder klingen fühlte: „Verſpare das auf gelegnere Zeit, Freund, wenn Deine Straße noch ferner mit der unſrigen zuſammenläuft. Du ſiehſt hier an meiner Seite ein bereits von Gott verlaſſenes Gemüth; Deine frevelhaften Stachelreden wären Gift in die Wunden dieſer Seele. Verlaß uns, und hebe Dein Mährchen zu einer gelegneren Stunde auf.“

Ernef ſchnitt ein böſes Geſicht, und antwortete höhniſch: „Undank iſt der Lohn, den auch die Heiligen dieſer Welt zu ſpenden pflegen, wie ich merke. Kaum habe ich Euch aus den Händen des Aberglaubens, und dieſen Quaſiteufel aus den Flammen gerettet, ſo tretet Ihr mich ſchon wieder mit Füßen, und ich muß aus Eurer belehrenden Geſellſchaft ſcheiden, weil jener fuchshaarige Spitzkopf in mir ſeinen Meiſter wittert. Meinethalben. Ich mag mich dem Vorurtheil nicht aufdringen. Ich habe auch mein Ehrgefühl, wenn ich gleich in Lumpen ſtecke und ein Bettler bin. Was gilts, hochwürdiger Herr, daß Ihr Euch bald wieder nach mir ſehnt? Fürchtet Euch nicht vor meinem Andenken; ich bin ein ſeelenguter Hecht und hege keinen Groll.“

Hierauf lief er wie ein ausgelaſſenes Füllen quer durchs Feld neben der Straße und verſchwand hinter Zäunen und Gräben.

13.

Der räthſelhafte Menſch hatte ſich kaum von ſeinen Begleitern entfernt, als ſchon Hartmanns ganzes Weſen anders wurde, deſſen Augen größer aufgingen, und ein gewiſſes Selbſtvertrauen in deſſen Haltung trat, gleichſam als ob eine ſchwere Bürde von ſeinem Nacken gefallen. Mit freundlichem Tone ſagte er zu dem Mönch: „Ihr habt unſerm wüſten Gefährten eine Abſchiedspredigt auf's Nimmerwiederkommen gehalten, wofür ich Euch dankbar bin. Die Kreatur, wenn ſie anders eine leibliche, iſt mir zuwider wie Opperment. Jetzt will ich erſt vergnüglich meinen Stab fortſetzen, und Euch bekennen, daß ich mit dem lothringiſchen Bettler nur in einem Punkte einverſtanden bin. Es iſt nämlich grundwahr, daß von Zeit zu Zeit die Unterlaſſung eines geringen Vergehens große Verbrechen nach ſich zieht. **Probatum est**, mein würdiger Pater.“

Markus entſetzte ſich ſchier über den veränderten Ton ſeines unſeligen Pflegbefohlenen, der ſo ſchnell umgeſetzt hatte, wie der unbeſtändige Wind auf dem Meere. Er ſah den Krämer forſchend an, und ſagte alsdann, faſt böſe werdend: „So macht denn wirklich ein Narr zehne, und ein Heuchler und Schwänkemacher ihrer tauſend. In Eurem verworrenen Gehirne iſt ein gutes Echo für die Hollenphiloſophie jenes Strolchen. So wäre alſo die Gerechtigkeit der Born des Unrechts? Die Tugend die Wurzel alles Uebels? Die Beſonnenheit, die uns vom Abgrunde zurückhält, ſchlimmer als der Sturz in den Abgrund ſelbſt? Laßt mich ungeſchoren mit ſolchen ſchnöden Lügen und ſataniſchen Spitzfindigkeiten. Kommt, und ſingt mit mir aus andächtiger Seele das „veni creator,“ denn wahrlich: es iſt Euch nöthig, daß der Geiſt zu Euch komme.“

Der Krämer drehte ſich gegen ihn, ſtemmte die Hände in die Seite, und ſprach mit dem demüthigſten Tone zum immer größern Erſtaunen des Kapuziners: „Ich mag nicht ſingen, ich mag nicht beten. Das paßt wohl allenfalls für einen ſchmutzigen Mönch, wie Ihr ſeyd, aber nicht für einen Menſchen, der ſo grundſchlecht iſt wie ich, und mit ſich ſelbſt ſeit geraumer Zeit fertig wurde. Wahr iſt aber, was ich vorhin behauptete, und ich will es durch ein Beiſpiel aus meinem Leben erläutern.“

Nun wendete er ſich noch vertraulicher zu dem Mönch, der ihn ängſtlich und ſtutzig beobachtete, und fuhr fort, mit einem Geſichte als ob er von ſich die edelſte That zu erzählen begänne, deren Uebermaß von Tugend ihn ſchamroth mache: „Ich bin ſo zu ſagen vom Mutterleibe an ein arger Dieb geweſen, und ſtahl durch alle Knaben- und Jünglingsjahre durch bis zum gewichtigen Mannesalter hinauf. Mir war nichts heilig; weder der Aeltern Nothpfenning, noch meiner Lehrer ſauer verdienter Sparkreuzer, noch meiner Prinzipalen Kaſſe, noch endlich das Gut der Wittwen und Waiſen, welches hie und da meiner Vormundſchaft vertraut wurde, da man mich Schurken für einen ehrlichen Mann hielt. So hatte ich auch das Vermögen eines jungen verwaiſten Menſchen zu verwalten, und bereits mein gutes Theil davon auf die Seite gebracht, als mir plötzlich einfiel, juſt da er mir half, Kohlen aus dem Keller zu ſchaffen: Du könnteſt dieſen minderjährigen Geſellen hier in aller Stille und Dunkelheit kurz und gut abthun, im Fundament des Hauſes verſcharren, dann ausſprengen, daß er mir alles Geld geſtohlen und auf und davon gegangen, und ſein Gut ohne weitere Gefährde behalten. Dieſer Gedanke ging mir ſo gut ein, daß ich ſchon nach meinem Kneifmeſſer ſuchte, deſſen Handlichkeit bei ähnlichen Anläſſen von mir erprobt worden war. Da war es mir aber durch ein Loch in der Taſche in die Stiefel gefallen, und vor der Hand nicht zu finden. Dieſes verurſachte, daß ich den Streich verſchob, und nachher gab ſich nimmer eine günſtige Gelegenheit, weil ich viel zu feig bin, um etwas von meiner Haut und meinem Haar an einen Todtſchlag zu wagen.“ —

Der Kapuziner fuhr erſchrocken einen Schritt von der Seite des Unholden zurück, während Hartmann mit derſelben Freundlichkeit, Salbung und Honigzunge weiter redete: „Was geſchah nun, mein Vater? Der Menſch wurde in ein paar Wochen volljährig, und Herr ſeines bischen Erbtheiles, daneben jedoch ein liederlicher Geſelle, der ohne ſeinen Ruf und Leumund zu wahren, Dirnen verführte, Nachbarn und Obrigkeit betrog, mehrerer Morde verdächtig wurde, und endlich einen Reißläufer abgab, worauf er dann ſeiner Zeit in kaiſerlichen Dienſten als Dieb und Deſerteur aufgeknüpft worden ſeyn ſoll. Seht Ihr: hätte ich den Muth gehabt, Böſes an ihm zu thun, ſo wären jene Dirnen unverführt, die Welt unbetrogen, die Erſchlagenen am Leben geblieben, und er ſelbſt ſäße jetzt im himmliſchen Freudenreich.“

Markus zitterte an Armen und Beinen, und ſtammelte: „Eine feine Hiſtorie, die der böſe Feind aus Eurem Munde erzählt hat; denn gerade jetzo halte ich Euch für beſeſſen. Wie könnte es ſonſt einem Menſchen einfallen, ſolchen Pfuhl der Schande muthwillig über ſein ſchuldloſes Haupt zu gießen? Es iſt recht gut, daß uns dort die Thore von Baden winken, damit Ihr zur Ruhe kommt. Wir wollen hoffen, daß einige friſche Bäder aus der klaren Limmat und einige wohl angebrachte Schröpfköpfe das böſe Geblüt abziehen werden, das Euer Haupt verwirrt. Gott behüte jeden getauften Chriſten vor ſolch ſcheußlichem wachen Traume!“

Hartmann gähnte dem Kapuziner frei in's Geſicht, rieb ſich mit ſpöttiſchen Geberden die Augen und verſetzte, wiewohl immer noch mit derſelben zarten Heuchlerſtimme und demſelben frommen Augenaufſchlag: „Aber um des Heilands Blut willen, Du guter dummer und abergläubiſcher Mönch, ſehe ich wirklich aus, wie ein Schlafender, der da träumt? Ich weiß wohl, daß ich jetzt im Zuge bin, alle meine Schurkereien vor Dir aufzudecken, ohne daß gerade dieſe Offenherzigkeit eine freiwillige wäre. Es iſt mir aber angethan, und ich muß meine ganze bodenloſe Schlechtigkeit an den Tag bringen, wie man eine ſchmutzige Taſche umkehrt; und das zwar in dem Augenblicke, wo ich Dir gerne vorlügen möchte, wie brav, wie gerecht und wie unglücklich ich ſey. Doch Wahrheit iſt alles, was ich jetzt ſagen muß. Wenn es in mir nur bei blutigen Gedanken geblieben wäre! Aber — da tritt ſo eben auf jener Anhöhe der Stein von Baden hervor, und das alte Schloßgemäuer könnte etwas von mir erzählen, wenn Steine überhaupt zu reden vermöchten.“

Der Thurm des Badner Steins glühte juſt in der Abendſonne, deren Strahl ſeine Zinnen in Blut tauchte. Die Gebüſche, die ſich über die Mauern, welche bis zur Stadt herunter laufen, emporſtreckten, zeichneten ſich abentheuerlich auf den düſtern Wänden hinter ihnen; ein Heer von Dohlen kreiſte krächzend um die Trümmer; ein dünner ſchwarzer Wolkenflor krönte wie ein Trauergehänge die Umriſſe der Ruinen, obſchon im Uebrigen der Himmel blau war bis zum fernen Horizont. Und wie der Kapuziner, von Zweifeln erſchüttert, ob Wahnſinn oder fürchterliche Erinnerung, von geheimnißvollem Zauber aus der tiefſten Bruſt des Verbrechers emporgeſchöpft, aus ſeinem Begleiter ſpreche, das forſchende Auge in herber Ahnung von dem alten Schloſſe ab und auf das Geſicht des Krämers wendete, ſo ſah er dasſelbe in der Sonnengluth wie von Blut überzogen, und die aufſtrebenden Haare ſchienen zuckende Flammen, ſo, daß er ein Kreuz ſchlug, ein kurzes Gebet zu der heiligen Jungfrau richtete, und, ſeine Mäßigung in etwas vergeſſend, ausrief: „O mein Gott, womit habe ich denn Strafe verdient, daß Du mich aus dem ſichern Kloſterhauſe auf die Landſtraße an die Seite eines Geſchöpfes geworfen, den man für den leidigen Engel des Abgrunds ſelbſt hielte, wenn nicht alles eitel Blendwerk wäre!“

Auf dieſe Rede lachte der Krämer wiederum dumpf, und ſagte, während er mittlerweile auch ein Kreuz ſchlug, und ebenfalls die Hände faltete, um es dem Pater gleich zu thun: „Das iſt auch nur eitel Blendwerk, Du unerfahrner Kuttenträger. Ich bin nicht der Geiſt des Abgrunds, obwohl ich mich für ihn ausgebe, um meine eigne Erbärmlichkeit in den Mantel einer tüchtigen Höllenkraft zu wickeln. Ich lüge mich zum Teufel, obſchon ich nur ein eckelhafter Trabant der finſtern Majeſtät bin, deren Angeſicht ich nicht ſchauen darf, ohne in Staub und Koth zu vergehen. Ich bin ein durch und durch zuſammengekneteter Sündenteig, und alſo weder der dunkle Jägersmann ſelbſt, der ſeine Netze um die Welt ſpannt, noch die edle Beute, wornach er lüſtern trachtet. Ich verſichere Dir, Du gutmüthiger alberner Kloſtertropf, daß ich ſchlechter bin, als ein fauler Häring in der Tonne, oder eine abgeſtorbene Auſter in ihrer klaffenden Schale. Ich könnte mich ſelbſt anſpeien, wenn ich es nur vermöchte, und kenne in der weiten Welt nur ein Ding, das mir verächtlicher vorkömmt, als ich ſelbſt es bin: Dich Dummkopf nämlich, der von meiner Heuchelei und meinen

Fratzen ſich bethören läßt. Dixi et salvavi animam, mi Pater!“

Unmittelbar auf dieſe ſaubere Standrede, von deren Worten ein jedes wie ein glühender Spottpfeil des Kapuziners redliches Ohr und treue Bruſt getroffen, ſtimmte der ruchloſe Sündenmenſch einen Bußpſalm an, und wandelte ſo, gröhlend und heftig agirend mit Roſenkranz und Stab, bis gegen das Thor der Stadt. Markus folgte, außer ſich vor Beſtürzung, und ſchämte ſich, als ihnen viele Leute in den Weg traten, von Hartmanns erlogener Andacht mit ergriffen wurden, beteten und ſangen, und den Pilgrim glücklich prieſen, der ſich eines ſo heiligen Begleiters erfreuen durfte. — Die guten Leute aus der Stadt beeiferten ſich, den Prieſter nach dem Kloſter zu weiſen, welches dem Thor zur Rechten gelegen war. Dort umſtanden ſie die Pforte mit heiliger Scheu und baten um den Segen des frommen Markus, während ſchon die Thüre aufging, und der Bruder Pförtner zu den pilgernden Gäſten ſein: „Seyd uns willkommen, Ihr, die Ihr eintretet im Namen des Herrn!“ mit Weihe und Salbung ſprach.

Markus war viel zu ſehr von dem Schauſpiel erſchüttert, das ihm der Krämer Hartmann gegeben, als daß er mit völliger Beſonnenheit dieſen Augenblick hätte feiern können. Er ertheilte der Menge den Segensſpruch, wie der Handwerker ſeinen Geſellenſpruch ableiert, und deutete mit düſterm ungehaltenem Blicke ſeinem Begleiter an, in das Kloſter zu treten. Hartmann ſchlug hierauf wieder demüthig die Augen nieder, kreuzte die Arme über die Bruſt, und ließ ſich an ſeinem Pilgerſtabe zur Erde auf ſeine Kniee nieder, richtete dann einen rührenden Blick zu dem Prieſter empor, und ſagte mit äußerſt ſanfter Stimme: „Ihr werdet erlauben, ſchwachköpfiger Kloſtermann, daß ich auf unſrer Wanderung nicht immer nach Eurer Pfeife tanze. Was würde ich in dieſem ſchlechten Hauſe finden, als trocknes Brod, ſchlechten Almoſenwein, und eine Suppe von ſteinharten Linſen? So habe ich's mit der Wallfahrt nicht gemeint. Für Dich, geſchorner Pfaffe, iſt dergleichen Lebſucht ganz gemacht; ich aber will in das Haus zum rothen Löwen wandeln, und mir gütlich thun bei einem feiſten Bratenſtück und gutem Rheinwein. Du wirſt wohl thun, obſchon Du mir jetzt zürnſt, weil ich unfreiwillig rede wie ich denke, Deine Hand auf mein Haupt zu legen, und die Lippen zu bewegen, als ob Du mich ſegneteſt. Es iſt um der Lümmel Willen, die uns mit offnem Maule umſtehen, und eben nicht zu wiſſen brauchen, was wir von einander halten."

Markus, ob der ihm nie noch vorgekommenen verruchten Frechheit verblüfft, that unwillkührlich, wie der Menſch geſagt, und ſah als ein Träumender zu, wie Hartmann, nachdem er des Prieſters Füße geküßt, aufſtand, und von den Umſtehenden, die ſchnell einen Prozeſſionszug bildeten, nach der Stadt begleitet wurde. Nachdem Betrüger und Betrogene unter lautem Geſang im Thore verſchwunden, kehrte ſich Markus beſchämt zu dem Pförtner, und erſchrack wieder beinahe, als dieſer mit Begeiſterung ſprach: „Das iſt ein wahrhaft frommer Mann, dieſer gottesfürchtige

Pilger, und die Heiligen mögen ihm von ſeiner bittern Krankheit helfen. Nicht alle, die auf Wallfahrt ziehen, halten ihr Gelübde ſo gewiſſenhaft, wie er, der nun, ermüdet wie er iſt, in die Stadt geht, um in einem Stalle ein Nachtlager zu erbetteln, und ein Stück Brod, ſeinen dringendſten Hunger zu ſtillen. Wahrlich: wer die Nothdurft des Lebens alſo verachtet, der wird eingehen in das Himmelreich, ſo wie Ihr, frommer Vater, weil Ihr den Unglücklichen auf dem rauhen Pfade zum Heil begleitet und ſegnet.“

14.

Die ſchönſte Morgenſonne weckte am folgenden Tage den ehrwürdigen Gaſt des Kapuzinerkloſters. Man befand ſich gerade im Spätfrühling, wo ſchon der Sommer zum voraus ſein Recht geltend macht, und diejenigen Leute, die um ihres Vergnügens oder um ihrer Gebreſte willen die Heilbäder zu beſuchen gedenken, ſchon zu dieſer Reiſe antreibt. So waren denn auch der Badebeſucher ſchon gar manche nach der hochberühmten Stadt gekommen, und ergingen ſich bald neben den heilſamen Brunnen, bald unter den Bäumen am Schützenhauſe, bald auf den friſchen Matten längs der Limmat. Es war freilich nicht mehr das heitere und helle Sinnesleben vorhanden, welches uns aus mittelalterlicher Zeit ein kluger Italiäner, der dieſe Ufer bereiſte, geſchildert hat; die Menſchen waren ſchon viel ſteifer und unnatürlicher geworden, getrennter unter ſich, eigenſüchtig den Augenblick für ſich genießend, und rauh und verſchmitzt in einer rauhen und verſchmitzten Zeit. Dennoch war gut ſeyn an der wohlthätigen Heilquelle Badens, und die Freiheit auf keinem Punkte der Schweiz ſo unverholen zu finden, als gerade hier. Sogar die Zürcher Kauf- und Wechſelherren, die häufig, ihrem langweiligen Sonntag zu entfliehen, die Badenfahrt unternahmen, entrunzelten hier ihre ernſten Geſichter, und öffneten willig für die Launen ihrer Weiber und Angehörigen, ſo wie für das eigne Gelüſte, die Schnüre ihres Beutels. Dieſes wußte die weite Umgegend, und von allen Ecken und Enden kamen Leute herbei, die ſich's zum Ziel geſteckt hatten, von der Freigebigkeit Anderer zu leben. Freikünſtler, wie man ſie noch heut zu Tage in jedem Badeorte zum Ueberdruſſe findet: Muſiker, fahrende Orgler, Quackſalber, Hauſirer, Geſichterſchneider, Springer, Bärenführer und der vielgeſtaltige Troß von Tänzern, Fechtmeiſtern, Pickelhäringen und Glücksſpielern; anderer Handwerke zu geſchweigen, die man wenigſtens in ehrlicher Geſellſchaft nicht nennt. Dieſes Volk hatte auf dem Schützenplan und auf der Strecke, die zwiſchen dem Städtlein und den Bädern gelegen, ſeinen Tummelplatz aufgeſchlagen, und zwiſchen dem Getümmel ſchritten die Gäſte auf und nieder, nachdem ſie kaum aus ihren Waſſerbecken geſtiegen und die warme Fluth von den Schultern getrocknet. Dort ſpazierte aber auch Pater Markus, und betrachtete mit verwundertem Auge die abſonderlichen Herrlichkeiten, wie er ſie noch nie geſehen. Der ſchlichte Mann war ſo zu ſagen ein Kind, das erſt in die Welt getreten, und das Unbedeutende ſchien ihm bereits glänzend, das ſchlechteſte Vergnügen ein wahrer Freudenſchatz. — Er war nach der Stadt gezogen, um nach ſeinem Pflegbefohlenen, vor dem ihm allgemach graute, zu ſchauen; derſelbe hatte aber, ohne Vorwiſſen der Wirthsleute im rothen Lowen, entweder in der Nacht oder am frühſten Morgen das Lager und das Haus verlaſſen, und war nicht zu finden. So beſchloß denn Markus, den Menſchen in den Badern aufzuſuchen, befreite ſich von der Geſellſchaft eines Ordensbruders, den ihm der Guardian des Kloſters als Fuhrer mitgegeben, und überließ ſich wandernd und beobachtend, den Eindrücken einer nie geſehenen Welt. Die Zerſtreuung übte wohlthatig ihr Recht auf ihn aus; er wendete ſich von der Erinnerung an den geſtrigen Abend ab, und vergaß für einen Augenblick nicht nur allein ſeinen ſchauerlichen Mitpilger, ſondern auch ſein eignes heimathliches Kloſter. Wie er aber zu den Bädern hinunterſchritt, und zwiſchen die alten ſchwarzen Häuſer kam, an deren Außenſeite der Tumult der Freude ſich nicht herumtrieb, wenn auch hie und da im Innern Luſt, Scherz und Zechjubel hauſte, — da wurde ihm wieder ſchwerer um das Herz. In den engen Gaſſen polterten ſchwere Wagen mit Waſſerfaſſern, und kranke traurig anzuſehende Geſtalten ſchlichen darinnen umher. Aus den Fenſtern ſchauten entweder blaſſe oder verbundene Geſichter, in den Thuren lehnten Breſthafte auf ihren Krücken, Hinkende und Gelahmte ſchleppten ſich mühſam zum Bade, und Ausſätzige, die daſſelbe Ziel ſuchten, ſchwebten verhüllt bis zum Kinn, wie Geſpenſter vorüber. Dieſe Leute alle drängten ſich zu dem freien Armenbade, das auf dem Platze unter freiem Himmel geöffnet iſt, da wo die Quellen am wirkſamſten und am heißeſten ſprudeln. Ein ehrwürdiges Steinbild der heiligen Verena, welches täglich von frommen Händen mit Blumen bekränzt wird, iſt in dem Bade zum Schutz aufgeſtellt, und gleiche Verehrung wird dem wunderthätigen Brunnenbilde von Männern und Weibern, welche da in beſondern Abtheilungen baden, und ihren Körper dem Wundarzte überlaſſen, der an ihnen ſchröpft, zur Ader läßt, und ſchneidet, daß es eine Freude iſt. — Die Gäſte in den benachbarten Badehäuſern konnten aus ihren Fenſtern in dieſe offenen Becken hineinſehen, die rund um nur mit ſchwacher Vergatterung gegen die Neugierigen auf der Straße verſehen waren. Auch Markus warf einen Blick der Theilnahme in den Ort des Elends, und der Gedanke, daß auch ihn auf der weiten Fahrt von ſeinem Hauſe ein Siechthum überfallen möchte, wie es hier an ſo manchen Gerippeähnlichen Leidenden zu ſehen war, durchſchnitt ſeine Bruſt, und weckte auf's Neue die kaum in den Hintergrund getretene Sehnſucht nach Adalbert und ſeinem Kloſter.

Mittlerweile war der Mönch bis an das Ufer der Limmat hinabgeſtiegen, an dem Orte, wo man nach den minderen Bädern hinüberſieht, die auf dem jenſeitigen Ufer ſind. Einige Nachen lagen ruhig am Strand, und die Schiffer in Trägheit verſunken darin. — „Will nicht einer von euch, meine Freunde, einem armen Kloſterbruder den Dienſt erweiſen, und ihn nach jenſeits führen?“ fragte Markus mit Freundlichkeit. — Ein einziger von den Schiffleuten erhob ſich langſam bei dieſer Rede, während die übrigen ruhig ausgeſtreckt blieben, als hätte niemand zu ihnen geſprochen. Wie aber der Erſtere Miene machte, zum Ruder zu greifen, und den Pater mit einer Bewegung der Hand einlud, in das ſchwache Schifflein zu ſteigen, ſchrieen einige der Gefährten ſpöttiſch: „Biſt Du geſcheit? Du willſt um Gottes Willen fahren, und im nächſten Augenblick kommt vielleicht ein reicher Ketzer daher, welcher Dir das doppelte Fahrlohn bezahlt?“ — Sie hatten vielleicht fortgefahren, ihren Muthwillen zu treiben, aber die Art und Weiſe, wie Pater Markus ſie anſah, voll Betrübniß über die Verblendung der rohen Leute, machte ſie ſchweigen, bis auf einen, der dem hinausrudernden Schiffer nachrief: „Du haſt gut um Gottes Willen fahren, das Trinkgeld des ſaubern Pilgermannes hat Dich ſchon für ein Dutzend Fahrten entſchadigt. Fahr wohl!“

Der Spötter mit ſeinen Kameraden verfolgte den Nachen mit hellem Gelächter, und Markus fragte mit vollkommener Gelaſſenheit ſeinen Fahrmann: „Was meinen denn Deine Gefährten? Erzähle mir's, wenn es etwas iſt, was ehrliche Ohren horen dürfen.“ Da hob der Schiffer an, nachdem er ſelbſt zu einem verachtlichen Lacheln den Mund gezogen: „'S iſt nichts von Bedeutung, hochwürdiger Herr, ſo etwas kommt uns im Handwerk häufig vor. Es war geſtern ſchon dunkler Abend geworden, und die Stunde da, wo wir eigentlich nicht mehr über den Strom fahren dürfen;

denn die Limmat iſt tief und reiſſend, und ein tückiſches Waſſer, wie Ihr bemerken könnt. Wir waren beſchäftigt, die andern und ich,' unſere Kähne anzuſchließen, oder auf den Strand zu ziehen und die Ruder zu verwahren, da kömmt ein Menſch den Abhang herunter, und kreiſcht mir zu, daß ich ihn überſetzen ſolle. Der Kautz hatte einen Pilgermantel um, einen aufgeſtülpten Hut auf dem Kopfe, und, wenn ich nicht irre, ein Heiligenbild und einen Roſenkranz daran. „Wohin, guter Freund?“ frage ich ihn, und bemerke zugleich, daß er betrunken iſt und ſchwer das Gleichgewicht hält. Er aber ſtammelt hinüber deutend: „Dorthin! und verſpätet Euch nicht, Schiffmann, denn ich *muß* noch heute hinüber.“ Zugleich machte er eine Bewegung, die mir verrieth, daß er gut bezahlen wolle, denn er klopfte auf die Taſche, worinnen es klang, wie helles lauteres Silber.“

„Wie ſah der Menſch aus?“ fragte Markus ahnend, und der Schiffer erwiederte mit lachendem Munde: „Mit Reſpekt vor Euch zu ſagen, hochwürdiger Herr, ſo hätte ich den Menſchen für einen böſen Geiſt anſehen mögen, der ſich zum Zeitvertreib in eine menſchliche Livrey geſteckt. Es ſoll Geſpenſter geben, die bei der Nacht, blaß und ſchmal wie ein Leintuch, aus dem Grab ſteigen, und ehrlichen lebendigen Chriſten das Blut aus den Adern ſaugen. Nun ſeht: juſt wie eine ſolche Fledermaus ſah der Burſche aus.“

Ein ſchwankes Schifflein, ſchier nur einem Brett zu vergleichen, ſchob über die Wellen quer daher, und auf den Nachen zu, wo Markus ſaß. Ein Mann ſtand darin mit geſchäftigem Ruder. — „Bei allen Heiligen!“ rief des Kapuziners Schiffer: „Mir wird in allen Gebeinen ſo kalt, mein frommer Vater. Verſpürt Ihr denn auch den eiſigen Wind? und doch ſtreift kein Luftchen die Wellen.“ — „Ach ja, mich überläuft's auch kalt;“ verſetzte der Pater, und erkannte zugleich in dem vorüberſchiffenden Ruderer den hagern Taglöhner aus Graubündten. — „Ei, ſieh da, Meiſter Steinheil! woher? wohin ſo eilig?“ — Gevatter Steinheil antwortete nicht, ſondern deutete mit dem langen geſtreckten Arme nach den Bädern, von wannen Markus kam. Sein Schifflein trug ihn ſauſend aus dem Bereich des Paters.

Der Fährmann deſſelben begann nun wieder, wohlgefällig die Hände reibend: „Ah! jetzt ſcheint die Sonne wieder; das war ein Windſtoß, der ſich noch aus dem März herſchreiben muß. Ich möchte aber wiſſen, wer der Kerl iſt, der an uns vorüberfuhr. Der Zunft gehort er nicht an. Ein vertracktes Schiff, worauf er dahin ſchleudert; es ſieht aus wie ein Backtrog, oder beſſer wie ein verwitterter Sarg. — Doch um weiter zu reden, und meine Geſchichte zu Ende zu bringen, ehe wir von einander gehen, ſo iſt zu ſagen, daß der Pilger ſein Wort hielt, und mich ſo gut bezahlte, als ob er das Geld geſtohlen, oder eine eigne Münze hätte. Richtig war es nicht mit ihm; er ſummte allerlei unzüchtige Lieder, die ich ihm verwies, weil wir dabei hätten unglücklich ſeyn konnen, war frevelhaft in ſeinen Reden, und hat endlich da drüben einen Weg eingeſchlagen, der zu einem Hauſe führt, wovon ich lieber ſchweigen will.“

Der Nachen landete. Der Kapuziner ſchenkte dem frommen Schiffer ein Bildchen und ſeinen Segen, der diesmal wohl etwas gefruchtet haben mag, weil ihn ehrwürdigere Hände niemals ertheilt haben. Dann ſchritt er in das Labyrinth, welches die kleinen ſchlechten Badehäuſer auf dem rechten Ufer der Limmat bildeten, und hielt nur die Richtung nach der Stadtbrücke zu, die in einer ziemlichen Entfernung über den Strom führt.

15.

Während er bedächtig hinging und überlegte, ob der Pilger, von dem der Schiffer geſprochen, etwa ſein Begleiter Hartmann ſeyn möchte, ſchaute er links an das Fenſter eines unanſehnlichen Häusleins, und gewahrte dort, zwiſchen ſchmalen Vorhängen hervorgukend, eine Weibsperſon mit hochrothen Backen und frechem Geſichte, die ihm winkte. Seine erſte Bewegung war die des Abſcheu's, und ſein erſtes Gefühl ein bitterer Gram über die Verderbniß und den zweckloſen Spott der verlornen Kreatur. Aber, wie er noch einmal den zornigen Blick dahin kehrte, wo er ſich verhöhnt glaubte, gewahrte er zu ſeiner Verwunderung, daß die Dirne trotz der frechen Augen, einen tiefen Zug des Schmerzens um den Mund trug, und die Hände gegen ihn faltete, mit einem Ausdruck, als ob ſie ihn um Gottes Willen bäte, zu irgend einer Hülfe bereit zu ſeyn und zu kommen. — Markus, gewohnt in dem ſchmutzigſten Thiere den Herrn zu verehren, der es geſchaffen, blieb unſchlüſſig ſtehen, dem Hauſe der Verderbniß gegenüber, und die Weibsperſon verſchwand vom Fenſter, um in der nächſten Minute vor dem Hauſe zu erſcheinen, und ſich vor dem Pater auf beiden Knieen in den Staub zu werfen. Markus erſchrack nun heftig, mißbilligte mit ſtrengen Worten dieſe auffallende Demüthigung, ſah ſich ſorglich um, ob kein unberufner Zeuge dieſes Auftritts zugegen, und fragte, nachdem er ſich davon vergewiſſert, nach dem Begehr der Sünderin. Das Mädchen weinte, und ſagte mit erſtickter Stimme: „Ihr habt ein fühlend Herz, ehrwürdiger Herr, wie ich ſchon aus Euren Geſichtszügen urtheilen mochte. Ihr werdet einem unſchuldigen Kindlein das Himmelreich nicht verſchließen, und barmherziger ſeyn, als die geiſtlichen Herren in der Stadt. Kommt mit mir; unſer Dach iſt freilich nicht würdig Eures Eintritts, aber der Fuß des Frommen heiligt auch die Schwelle der Schande."

Markus hatte kaum von einem Kinde gehört, von einem der unſchuldigen Geſchöpfe, die er von jeher ſo warm und herzlich geliebt, — wie ihm auch ſtets unter allen Bildern des Heilands dasjenige das liebſte geweſen, auf dem der Herr die Kindlein zu ſich kommen läßt — als er auch auf der Stelle einer Perſon folgte, deren Fußtapfen er ſonſt gemieden haben würde, wie die Schlingen des böſen Feindes. — Er kletterte hinter ſeiner Führerin die gebrechliche Hühnertreppe empor, die in das obere Geſtock führte. Er trat in die Kammern verbrecheriſcher Ueppigkeit, wie ſie den Wüſtlingen unter den Badeleuten aufgethan waren, damit ſie hier wieder den Leib verdürben, den das heilige Waſſer der geweihten Brunnen kaum neu geſtärkt von den Folgen älterer Sünden. — Der Pater gelangte zuerſt in die Stube ſeiner Führerin, durchweht vom Duft wohlriechender Salben, behangen mit den Flitterlappen trauriger Eitelkeit, deren Elend und Nothdurft den Sonnenſtrahl ſcheut, und ſich nur in der Dämmerung friſten mag. Auf den Stühlen und dem Bette, das in einem dunkeln Winkel ſtand, lagen Kleider umher, und falſche Kleinodien, und verzettelte Geräthſchaften, die man ſonſt auf Putztiſchen eitler Weiber zuſammengehäuft findet. Niedergetretene Schuhe von Seide und Sammt waren zerſtreut am Boden, und dazwiſchen ſpielte einer jener kleinen Hunde, die an Frechheit und Naſchhaftigkeit ihre verworfenen Gebieterinnen noch übertreffen. Die Trümmer eines wahrſcheinlich am verfloſſenen Abend gehaltenen lockern Mahles ſtanden auf dem Tiſche und auf dem Schrank, deſſen halbgeöffnete Thüre die jämmerliche Nacktheit ſeines Innern verrieth. Ein halberblindeter Spiegel ſtrahlte die ſchon benannten Herrlichkeiten wieder, ſo wie nicht minder die zerriſſene Tapete der Wände, und ein Kruzifix, das, beräuchert und verſtaubt, an der niedrigen Decke hing, ein mißachteter Zeuge des ſchändlichſten Wandels. — Eckel und Widerwillen ſchnürten des Paters Bruſt zuſammen; aber wie wurde ihm erſt, als ſeine Führerin die Nebenkammer öffnete, und ihm die Ausſicht in die eigentliche Behauſung des Jammers geſtattete?

Das einzige Fenſter dieſes Gemachs war mit zerriſſenen Lumpen verhängt; auf einem Lager, wenig beſſer als eine Streu, ächzte eine Unglückliche, abgezehrt wie ein Skelet; neben ihr wimmerte ein Kind, das ſie vor Kurzem erſt, vor wenigen Tagen vielleicht, zur Welt geboren. Die erbärmlichſte Hülfloſigkeit, die Entblößung von Allem, was ſonſt dem Aermſten das Krankenlager und ein Wochenbett erträglich macht, war hier unverkennbar; dem Prieſter ſank jedoch der Muth völlig, als ſeine Begleiterin das Kind auf ihre Arme nahm, und ihm hinhielt. Die arme kleine Kreatur ſchien bereits den Todten mehr als den Lebendigen anzugehören; des Würmleins Bläſſe war ſchreckbar, und der Taumel ſeiner Schwäche und Hülfloſigkeit ſo ſehr geſtiegen, daß ſeine Augen nur dann und wann wie matte Lämpchen aufzuckten, aber ſofort wieder in bewußtloſen ſtarren Traum verſanken. —

Markus konnte ſich zwar nicht enthalten, das unglückliche kleine Weſen aus den Händen des Weibes zu empfangen, aber, als er dieſe halbe Leiche näher betrachtete, fragte er mit erſtickter Stimme: „Was ſoll mit dieſem Kinde geſchehen? Mangel und Krankheit haben es ja für den Himmel ſchon reif gemacht.“ — Da ſchluchzte die Kranke auf dem Lager laut und grell auf, die magern Arme hinausſtreckend, wie verzweifelnd, und das andere Weib verſetzte: „Das iſt ja eben, frommer Vater, was wir von Euch verlangen. Weihet dieſes ſchuldloſe Kindlein für den Himmel, und gebt ihm, ehe es dahin fährt, das Bad und den Segen der heiligen Taufe. Alle die Herren, an die wir uns gewendet, verſagten uns die Wohlthat, und verboten, das kleine Weſen nach der Kirche zu bringen, weil es von einem geſchmähten Weibe geboren worden iſt. Und nun ſehen wir es unaufhaltſam dem Ende zuſiechen, und wir möchten doch um alles in der Welt nicht Schuld an ſeiner Verdammniß ſeyn!“

Markus gerieth in heftige Bewegung, faſt zürnend dem unverſöhnlichen Groll, den ſeine Brüder vor dem Herrn gegen dieſe im Bann liegenden und verblendeten Weiber gezeigt. Er ſtreichelte mit ſorglichen Händen das unruhig aufathmende Kind, und bemerkte, wie ſchon die Nothtaufe der Wehmutter hinreichend ſey, um vor dem Throne des barmherzigen Vaters zu genügen. Aber das Weib verſetzte mit thränenden Augen: „Ach, wir ſind ja verabſcheut von Jedermann. Man flieht uns ja wie die Peſt, und keine Wehmutter hat unſer Haus betreten. Selbſt die Beſitzer dieſer Hütte, denen wir einen wucheriſchen Zins abtragen müſſen, verſagten der armen Kindbetterin auch die geringſte Hilfe. Ich ſtand ihr bei in ihren Schmerzen und Nöthen, ſo viel ich konnte, um meinem Mitleid genug zu thun, und den Vater im Himmel in etwas zu verſöhnen.“

Da hier das Weib ſchwieg, und eine tiefe Stille eintrat, während die Kranke ihrer Pflegerin mit leidenſchaftlicher Dankbarkeit die Hände drückte, und das Kind in den Armen des Prieſters auf ein paar Minuten entſchlief, beſchlich die reinſte Rührung der Menſchlichkeit den würdigen Markus. Er fühlte, daß ſelbſt in dem Hauſe der Zügelloſigkeit die Spur der

Himmelsliebe nicht ganz verliſcht, daß Mitleid, Dankbarkeit und Duldung für fremdes Weh unter ſolchem Dache gedeihe, und daß des Kapuziners demüthiges Kleid ihn auffordere, ſelbſt dem in Schlamm verſunkenen Nächſten beizuſtehen. Darum ſprach er alſobald mit entſchloſſener Stimme: „Gehe hinaus Weib, und bereite das Waſſer zur Taufe. Was hier gegen der Kirche Vorſchrift bei ſolcher Handlung gefehlt wird, ergänze die Geſinnung und die Gnade des Allerbarmers.“

Als die Dirne ſich entfernt, und die eifrig dankende Mutter des armen Kindes mit ihren Lobpreiſungen ſchwieg, ſetzte ſich Markus zu ihr, und fragte nach den nähern Umſtänden ihrer Lage. Die Elende erzählte, daß ſie, dem ſchmählichſten Handwerke zugethan, mit Angſt und Schrecken verſpürt habe, wie plötzlich ihr Leib geſegnet worden; daß ſie, von Reue und Angſt getrieben, vom Ufer des Bodenſee's her dieſe Straße gezogen, ihre Heimath aufzuſuchen, dort Vergebung für ihren Wandel zu heiſchen und zu ſterben, weil ſie ſich eingebildet, die gefährliche Stunde nicht zu überſtehen. In dieſem Hauſe, wo ſie eingetreten, die ehemalige Gefährtin auf der Laſterbahn heimzuſuchen, habe ſie der Schmerzen Qual angepackt, und ſie habe geboren, verſtoßen von aller Welt, nur gewartet von ihrer Freundin, die mit ihr getheilt, was ſie hatte, den Sold der Sünde nicht ausgenommen.

Markus blickte ſcheu und entſetzt nach der Vorkammer, dem Throne der Verworfenheit, in ſo enger Nachbarſchaft mit dem gräßlichſten Elende und der bejammernswerthen Unſchuld. Er wagte kaum, ſich dort draußen den ſchmauſenden Wüſtling zu denken und die lockende Dirne, neben der verlaſſenen Mutter, neben dem ſterbenden Säugling, deſſen Lebensquelle in dem Buſen der Gebärerin vertrocknet war.

Um ſeinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, fragte er das Weib nach deſſen Vaterlande, und bemerkte, daß dieſes die Schweiz ſeyn müſſe, weil die Sprache eine Landsmännin verrathe. Die Kranke nickte und nannte das Dorf Meyringen. — „Meyringen? Meyringen bei Frauenbrunn?“

„Ja, mein Vater.“

„Euer Name?“

„Marie Eggerſtein. Mein Mann, mein armer betrogener Mann war Vogt in der Gemeinde. O, er war ein Engel des Lichts! wär' ich an ſeiner Seite geblieben! Aber ich verließ ihn, um mich in den Pfuhl der Verdammniß zu ſtürzen. Es ſind ſchon ſechs Jahre verſtrichen, ſeit ich von der Schwelle meines friedlichen Hauſes entwich, hinweggepeitſcht von böſer Luſt und Eitelkeit.“

„So hatte Euch denn der Herr ganz verlaſſen, ſchon ehe Ihr von Eurem Ehemann gingt? Wahrlich: das Weib iſt ganz verloren, welches von dem Glauben weicht, und den Troſt der Altäre verſchmäht. Unglückliche, Ihr hattet dazumal das Heil in Eurer Nähe. Ein frommer Mann verſah damals den Pfarrdienſt in Eurer Gemeinde. Weh Euch, daß Ihr ihm die Verſuchungen nicht offenbartet, welchen Ihr unterlegen.“

„Dem Pfarrherrn?“ fragte plötzlich mit erglühenden Wangen und Augen das Weib, und richtete ſich ſtrack auf, und faßte mit heftiger Theilnahme den Arm des Paters: „Dem Pfarrherrn ſagt Ihr? dem Pfarrer Adalbert? O — Ihr wißt nicht ..... an ſeinem Buſen war für mich der Tod .... doch ich will ſchweigen, nimmer zu jene Zeit denken, und bereuen, was ſeitdem geſchehen.“ —

Dem Kapuziner hatte die Aufregung des Weibes nicht entgehen können, und er ſagte auf's Neue dringend zu der Unglücklichen, die ſich, wie vom Froſt geſchüttelt, in die Decke hüllte: „Was ſoll dieſes räthſelhafte Benehmen? Habt Ihr ein Geheimniß mit dem Pfarrer Adalbert? So wiſſet denn, daß ich ſein Freund bin, und von allen Umſtänden ſeines Lebens unterrichtet bin, wie ein Beichtvater.“

„O, ſo wißt Ihr auch, daß wir uns geliebt haben;“ antwortete die Meyringerin zähneklappernd und mit matter Stimme: „Wir haben uns der Pflicht zum Trotz geliebt; der Freund meines Mannes, welchem dieſer rückſichtslos vertraute, wurde mein Verehrer. Meine ſchwachen Reize lockten ihn, wie mich ſein Auge, ſein edler Anſtand, und die ſanfte ſchwärmeriſche Rede, die von ſeinen Lippen floß. Wir liebten uns, in geheimer Vertraulichkeit, und dies Verſtändniß wäre zur unlautern Buhlſchaft geworden, wenn nicht plötzlich Adalbert ſich von mir losgeſagt hätte, ſchnell, unvermuthet, rauher, als mein eitler Stolz und meine rieſenhoch erwachſene Leidenſchaft es vertrugen.“

„Gott ſey Dank!“ ſeufzte Markus, wie von einer Laſt erleichtert, in ſich hinein, und gedachte des Geſtändniſſes ſeines Freundes, und pries dankbar deſſen Wahrhaftigkeit. Dann redete er aber zu Marien weiter: „Warum hat Euch Adalberts edles Betragen nicht die Augen, die verblendeten, geöffnet? Wie leicht war's, auf der verführeriſchen Bahn umzukehren, da der Gefährte ſich Euch entzog? Schaam hätte Euch zur Beſſerung führen müſſen, und ich begreife nicht, wie Ihr der Schuld Euch überlaſſen mochtet.“

Marie entgegnete unter vielen bitteren Thränen: „O Herr, Ihr kennt des Weibes Herz nicht, und auch Adalbert verſtand es nicht, ſonſt hätte er, ſtatt mich zu verachten, ſtatt mich mit Wort und Miene zu mißhandeln, als ob ich ſeine grimmigſte Feindin geweſen — mich, die er noch kurz vorher als ſeine Liebſte verehrt — mit Milde und redlicher Ueberzeugung und Entſagung, durch Beiſpiel und Belehrung mein Heil erſchaffen. Ich hätte ja ſeiner Rede, ſeiner Ermahnung nicht widerſtanden, ich wäre ſogar an ſeiner Hand vor meinen Mann hingetreten, um ihm die Verirrung des Herzens zu geſtehen, ihn um Vergebung zu bitten, und ihm neue Treue, unverbrüchliche Liebe zu ſchwören; . . . . aber, grauſam von Adalbert verſchmäht, ſeine Strenge fürchtend, wie ich einſt auf ſeine Liebe gehofft, ſchien es mir nicht möglich, in dem Hauſe auszuharren, wo ich zu jeder Stunde Verrath und Demüthigung beſorgte. Ich entlief, und bitte Euch, mir die Erzählung des Weiteren zu erſparen.“

Marie ſchwieg erſchöpft, und weinte ſtill vor ſich hin, und auch Markus ſenkte das Haupt, geſtand ſich ganz heimlich, daß die Entſchuldigung des Weibes die großen Fehler deſſelben zwar nicht rechtfertige, nicht einmal lindere, aber dennoch manches Wahre enthalte. Mit Schaudern trat ihm hier plötzlich in dem Gang ſeiner Gedanken die verruchte Aeußerung des Lothringers entgegen, daß es manchmal beſſer ſey, einen Fehltritt zu begehen, als ihn zu unterlaſſen, um der Saat von Verbrechen willen, die häufig aus der Unterlaſſung zu entſpringen pflege. Unwillig gegen dieſe Erinnerung ankämpfend verwahrte ſich Markus mit einem kräftigen Gebet, und bereitete ſich dadurch zugleich für die heilige Handlung vor, wozu das hinausgeſandte Weib die nöthigen Dinge herbei brachte.

16.

Es war eine gottſelige Stunde, in welcher das arme Kind die Weihe der Chriſten erhalten ſollte. Die Mutter hatte ihren ganzen Sinn vom Irdiſchen abgewendet, und auch ihre Gefährtin hatte verſtohlen das ſpaniſche Roth von ihren Wangen gewiſcht, und lauſchte an der Thür des Gemachs, als ob ſie fühlte, daß ſie nicht würdig ſey, dem heiligen Akt beizuwohnen. Sie wurde aber dabei nothwendig, denn ſie ſollte dem Kinde ihren Namen, den der Büßerin Magdalene, geben. Zitternd nahm ſie das Kind auf ihren Arm, und gerade ſprach ihr der Prieſter die Formel vor, die ſie nachzuſagen hatte, als es plötzlich vor dem Fenſter rief: „Pater Markus! ehrwürdiger Pater Markus!“

Der Kapuziner ſtaunte, daß irgend jemand es wagen mochte, ihn laut von der Gaſſe zu rufen. Er dachte zuerſt an Meiſter Hartmann, kümmerte ſich aber nicht um den Ruf, ſondern fuhr in der Handlung fort. — Als er an die Worte gekommen war: „So taufe ich alſo, im Namen des Vaters . . . .“ rief es zum zweiten Male und lauter: „Pater Markus! ehrwürdiger Pater Markus!“

Der Kapuziner glaubte nun mit freudigem Schreck Adalberts Stimme zu vernehmen, und hätte beinahe die Waſſerſchale aus ſeinen Händen fallen laſſen; es drängte ihn an das Fenſter zu eilen, aber ſeine Pflicht ſiegte, und als es zum dritten Male lauter und gellender von der Straße erſchallte, lag ſchon das Kind, im rettungsloſen Sterben, aber getauft und geweiht in den Armen der dankbaren Mutter, die ihr Töchterlein mit Zuverſicht an den Pforten des Paradieſes ſah. Die junge Himmelspflanze war im ſanften Verſcheiden, und dennoch mit großer Herzenszufriedenheit bereitete ſich Markus die Kammer und das Haus zu verlaſſen, um nach dem Rufenden auf der Gaſſe zu ſehen. Die Weiber bemerkten, mit dem Kinde beſchäftigt, ſein ſtilles Weggehen nicht. Er aber ſah, vor die Thür tretend, den langen Taglöhner Steinheil unbeweglich daneben ſtehen. — „Schon zurück, Meiſter? Habt Ihr meinen Namen gerufen?“ — Steinheil ſchüttelte das ſtruppige Haupt, und ſchritt in das Haus.

Auf der Gaſſe war das Volk als wie im Aufruhr. Unfern lag ein anderes Haus, nicht minder von feilen Weibern bewohnt, wie das, worinnen Markus geweſen. Welcher Unterſchied aber! Aus den Fenſtern ſahen ſchimpfende Dirnen im unzüchtigſten Gewande, und geiferten wilde Flüche und Verwünſchungen auf die Menge, die das Haus, nicht weniger fluchend und tobend, umlagerten. — Markus konnte nicht begreifen, wo das Getümmel hinauswollte, und erhielt im Anfang nicht Rede, nicht Antwort. Nur vernahm er zu wiederholten Malen das Geſchrei: „Gebt das Geld heraus, das ihr dem kranken Menſchen geſtohlen! gebt's heraus, oder wir machen eure Spelunke dem Erdboden gleich!“

Nachdem er vergeblich die längſte Zeit geforſcht und gefragt, dachte er ſich plötzlich, daß es doch nicht ſo übel wäre, wenn ein Menſch, wie der zudringliche Cruci, jetzt daſtünde, ihm Auskunft zu geben, und durch das Volk eine Bahn zu machen, worauf er weiter zu kommen vermöchte; denn es beunruhigte ihn doch, von Hartmann nichts zu hören noch zu ſehen. — Kaum war er ſich jedoch dieſes Gedankens nur halbbewußt geworden, als ſchon der Erſehnte vor ihm ſtand, und in ſeiner gewohnten Weiſe ſprach: „**Salve mi pater**! Ich wette, daß Ihr nach Eurem getreuen Sohn verlangt habt, und beeile mich, Euch zu melden, daß der verrückte Krämer von Bremgarten allein an dem Scandal ſchuld iſt, welches hier verhandelt wird.“

„Hartmann? Was ſagſt Du da?“

„Ei die Wahrheit, wie immer, mein Vater. Seht Ihr den heuchleriſchen Pilger nicht, wie er in jenem Hofe auf einem Miſthaufen ſitzt, dem heiligen Job nicht unähnlich? Ein guter liederlicher Kerl, den die braven Leute hier wohl todtſchlagen würden, ſtatt ihm zu helfen, wenn ſie ſeine ganze Vortrefflichkeit kennten. Ich weiß nicht, ob Ihr verſteht, was man mit dem Namen fahrender Dirnen bezeichnen will. Gleichviel jedoch: es iſt etwas Schlechtes. Bei ſolchen Geſchöpfen hat Meiſter Hartmann, nachdem er ſich im Löwen heimlich bezecht, die Nacht eben nicht in Wallfahrtsgedanken zugebracht. Zur Strafe dafür beſtahlen ihn die Weiber, tigerten ihn heute Morgen mit braunen und blauen Flecken, und warfen ihn auf den Miſt. Da ſpektakelt jetzt der ehrliche Pilgersmann, leugnet ſeine eigne Schlechtigkeit, wie ein Türk, und ſtreut den Leuten Sand in die Augen, indem er von ſeiner Krankheit ſpricht, eine Fabel nach der andern erzählt, und alle Augenblicke ſich anſtellt, als wolle er vor Aerger und Verdruß die Fallſucht kriegen.“

Markus, dem alle dieſe Nachrichten ſo unerwartet, wenn gleich nicht unglaublich waren, ſchlug in frommem Eifer die Hände zuſammen, und eilte auf den Unhold in menſchlicher Geſtalt zu, der richtig in Lebensgröße auf dem Hofe ſaß, und ſich wie ein altes heulendes Weib geberdete. Er ſchrie in einem fort zu den Leuten, die ihn mitleidig umſtanden: „O ihr wackern und vertrauten Leute von Baden! ſchaffet mir doch meinen ledernen Beutel wieder, und das Geld, was darinnen war. Eine unerhörte Niederträchtigkeit hat mich vom Pilgerſtock an den Bettelſtab gebracht. Die Weiber haben mich verführt, mit Gewalt in ihr Raubneſt hineingezogen, weil ſie niemand leiden können, der mit Gott ſeine Straße zieht. Helft mir doch, weil ich ein ehrlicher Wallfahrer, und ein Freiämtler von Bremgarten bin; Landsleute helft mir!"

Der Kapuziner war im Innerſten empört von dieſen Jeremiaden, die ihm keinen Zweifel über das ſchlechte Betragen ſeines Schützlings zuließen, und er trat, mit einer ſchweren Strafpredigt bewaffnet, vor den heuchleriſchen Sündenknecht. Hartmann war wie vom Blitz getroffen, als er des Paters anſichtig wurde, kugelte plötzlich von ſeinem ſchmutzigen Sitze herunter, wälzte ſich im Koth zu des Prieſters Füßen, heulte, zerraufte ſich die Haare, und ſchien in ſeine gewöhnlichen Verzuckungen verfallen zu wollen. — Dem Kapuziner wurde bang, und ſein ängſtlich unter der Menge umherirrender Blick traf wieder den Lothringer, der mit unverholener Schadenfreude den eckelhaften Poſſen zuſah. Der Schalk merkte gleich, was Markus von ihm wünſchte, und trat mit ſeinem Fuß auf die Schultern des Fallſüchtigen, worauf derſelbe plötzlich ruhig und gebändigt wurde, ſich, wiewohl ermattet, auf die Knie richtete, und in der Weiſe einer Litanei anhob: „O heiliger Mann Markus, o frommer Kapuziner, erbarme Dich meiner; ich bin der Sünde voll, vom Teufel beſeſſen, von üppiger Luſt verführt, ein Abſchaum der Erde, ein Gefäß der Schande, ein kohlſchwarzer Sündenvogel. O würdiger Vater, erbarme Dich meiner, verlaſſe mich nicht!

Wenn der Gerechte des Tages ſiebenmal fällt, wie ſoll ich als unglücklicher, verblendeter und irregeführter Menſchenſohn nicht ſtraucheln und fallen? Ziehe Deine Hände nicht von mir, o Sohn des heiligen Franziskus, der mir im Traum erſchien, mich zu retten und zu heilen vom Uebel meiner Seele und meines Leibes. Laß mich nicht zu Schanden werden vor der Welt, Du gottgefälliger Mann, und erlöſe mich von dieſer Stätte, die geworden iſt ein Pfuhl der Verderbniß für Deinen Knecht.“

„Lüge, Lüge! brav gelogen, Meiſter Hartmann!“ ſpottete Ernef, und zupfte den Knieenden bei den Ohren, daß derſelbe bei jeder Berührung zitterte wie das Espenlaub. Markus wendete unwillig den Blick von dem Krämer ab, aber das Schauſpiel, das ſich ihm auf der andern Seite darbot, ſchien ihm nicht weniger abſcheulich. Die erhitzte, in Wuth gejagte Volksmenge ſtürmte ſo eben das Haus der Verführung, zerſchmetterte die Fenſter, zerriß das Dach, ſchleuderte die elenden Geräthſchaften auf die Straße, und warf die Dirnen hinterdrein. Durch all dieſes empörte Leben, wozu ſich bald die leckende Flamme geſellte, welche ſtets den Volkstumult krönt, wie den muthwilligen Zecher der Rauſch, trug auf ſeiner Schulter mit gemeſſenem Schritte der Gevatter Steinheil Mariens todtes Kind. Das Zügenglöcklein klang zugleich aus den großen Badern herüber, und ihm antwortete mit dumpfem Brauſen die Sturmglocke der Stadt.

„So muß denn wirklich allenthalben Tod, Raub und Brand ſeyn, wo Ihr verweilt, unſeliger Menſch, den mir zur Strafe für meine Sünden der Himmel aufgeladen, wie man einen gefeſſelten Miſſethäter auf den freien Hirſch ſchmiedet!“ rief der Kapuziner, und ſeufzte über ſein Geſchick. Dann aber befahl er dem Krämer, zur Vermeidung alles Aergerniſſes, die Stadt nicht zu betreten, ſondern über den Strom zu fahren, und ihn, den Prieſter, auf der Straße nach Zurzach zu erwarten. Markus wollte allein nach dem Kloſter gehen, für die Gaſtfreundſchaft danken, und dann ſeinen Begleiter einholen. Um demſelben eine Obhut zu geben, ſprach der Pater zu Ernef: „Entſinne ich mich recht, ſo iſt Dein Weg auch der unſrige. So führe denn dieſen Armſeligen auf die bezeichnete Straße, und hüte ihn, bis ich Dir ihn abfordere.“

Hartmann, tödtlich erſchrocken, wollte aus allen Kräften gegen dieſe Maßregel proteſtiren, verſtummte aber ſchnell, ſobald nur Ernef ihm auf die Schulter klopfte, indem er ſagte: „Gemach, gemach guter Freund. Die Sünde hält das Maul, wenn die Frommigkeit ſpricht. Schon um der Seltenheit willen nehme ich dieſen Antrag an, würdiger Vater. Es iſt ſonſt nicht meine Sache, mit ſolchen Schuften viel Geduld zu haben, und ſie zur Beſſerung aufzubewahren; aber heute mag es drum ſeyn, weil ich Euch gern habe, guter Ordensmann. Ich will ſehen, wie weit Eure Geduld und Euer Pflichtgefühl reicht. Ihr verſteht es zwar, ſo ein armes Würmlein trotz aller Verſuchung und Störung gerade aus in den Himmel zu befördern, aber mit dieſem vorgeblichen Satan wird es ſchwerer halten, denke ich.“

Bei dieſen Worten drehte er mit einem geſchickten Genickgriff den Hartmann um, und ſtieß ihn, wie der Büttel den Delinquenten, durch die Menge, wo er bald mit ihm verſchwand. Markus ſeinerſeits ging eiligſt durch das herzuſtrömende Volk den Strom aufwärts, und gelangte zu der bedeckten Brücke, als eben die Feuerſpritzen auf das rechte Ufer abfuhren. Der Gang des Paters wurde dadurch aufgehalten, und er hatte Muße, auf den Strom hinabzuſehen, wo einige platte Fahrzeuge eben an den Ufern hingeſteuert wurden, den Fluß hinab. Dieſe Fahrzeuge wimmelten von Volk, wie ſonſt die Schiffe, die von Zürich herabkommen, und die luſtigen Badenfahrer am Bord haben. Aber das Volk war diesmal tumultuirend unter ſich, oder niedergeſchlagen am Boden ſitzend, und hinausſtarrend in die Ferne oder nach dem Brande. Rekruten des Kaiſers, von deſſen Werbern in der Schweiz zuſammengefangen auf liſtige Weiſe, oder durch Geld erkauft. Ein Theil dieſer Leute, der am Lande geweſen war, wurde juſt vor dem Pater vorüber an ſein Schiff getrieben. Einer derſelben, ein ſtämmiger Burſche mit betrübtem Geſichte, blieb ſteif vor dem Mönch ſtehen, ſtieß einen Schrei aus, und wäre ihm ſchier um den Hals gefallen. Markus wies ihn zurück, und ſagte: „Halt da, junger Knabe; ich kenne Dich nicht.“ — „Freilich nicht, ehrwürdiger Herr, dafür aber kenne ich Euch, und habe mancher Meſſe, die Ihr laſ't, andächtig beigewohnt, und war ſchon drauf und dran, Euch genauer kennen zu lernen, als mir der böſe Feind einen Strich durch die Rechnung zog. Kommt Ihr von Hauſe? Was macht meine Veronika? Sagt es mir doch, denn ich bin ja der Claus, ihr Bräutigam, der arme, arme Claus.“

Da wurde dem guten Pater recht kummervoll zu Muthe, da er hier den Hochzeiter ſeines Schweſterkindes im Soldatenkittel wiederfand, ihn, den er als glücklichen Ehemann in den Armen ſeines braven Weibleins vermuthete. — „Bei den Wunden unſers Herrn! wie biſt Du in dieſes Kleid gekommen?“ — „Ach, ich habe nicht gethan, was Veronika gebot, und trage nun die Schuld. Ich hatte noch einen Span zu ſchlichten mit meinem Vetter, der wegen eines Gutes mit mir in Unfrieden gelebt, und wollte mich mit ihm verſöhnen, wie mir's der Beichtvater auferlegt, bei dem ich mich zum heiligen Eheſtand vorbereitete. Mein Handel ging beſſer als ich dachte, und in der Freude meines Herzens, um bei dem Vetter länger zu verweilen, ſchickte ich einen andern Burſchen, der Euch von unſerer Hochzeit benachrichtigen ſollte. O, wär' ich doch ſelbſt gegangen, ich wäre nicht hier. So aber ließ ich's geſchehen, daß der treuloſe Vetter mich mit falſcher Freundlichkeit in ein Werbhaus zum Wein ſchleppte, und mich daſelbſt im Rauſch an des Kaiſers Soldaten verkaufte. Jetzt ſchwimmen wir nach Waldshut, und weiß Gott wohin von da; vielleicht nach der Türkei, oder nach Ungarn, wo die Schweizer alle ſterben, und von wannen auch ich nimmer wiederkehren werde, mein Bräutlein zu ſehen.“

Ein herbeikommender Unteroffizier jagte mit derben Flüchen und Stockſchlägen den weinenden Rekruten von der Seite des troſtreichen Paters, und Claus hatte kaum mehr Zeit, um dem Oheim ſeiner Veronika einen letzten Gruß an dieſelbe aufzutragen. — „Ach, weiß ich denn ſelbſt, ob ich ſie je wiederſehe?“ ſeufzte der Mönch in ſchmerzlicher Ahnung vor ſich hin, während er dem Fahrzeug nachſah, welches langſam ob ſeiner Schwere über die ſchnellen Fluthen hinglitt. Dann betete er inbrünſtig für das Leben und die Befreiung des armen Claus, ſtaunend über die Fügungen Gottes, aber dieſelben gehorſam verehrend, und ging ungehindert nach dem Kloſter, um Valet zu ſagen, und ſeinen getreuen Canis auf die weitere Wanderung mitzunehmen.

17.

Sommers Anfang war heiß, und brachte der Gewitter die Fülle. — An einem ſolchen gewitterlichen Abende wanderten wieder Markus und Hartmann, auf ihrer frommen Wallfahrt begriffen, in waldiger und gebirgiger Gegend, trachtend nach Fueſſen zu kommen. Sie hatten noch immer die Richtung beobachtet, und waren plötzlich, wie durch Zauberei, davon abgekommen, ſo daß weder Markus, der ſich übrigens trefflich zu orientiren verſtand, noch ſein Begleiter, der früher in dieſer Gegend geweſen, ſich auszukennen wußte. In ſolcher Noth, daneben ſo ermüdet, daß die Füße ſchmerzten, ließen ſie ſich auf einen breiten Felſenſtein nieder, gelegen auf der Mitte eines dürren Abhanges, den ſie völlig zu erklimmen ſchon nicht mehr vermochten. Sogar der Pudel theilte dieſe Ermattung, und keuchte mit unruhigem Schnaufen, und öffnete den Rachen weit, damit die friſche Bergluſt ſeine dürre Zunge kühle.

„Es wird weiter nichts zu thun ſeyn, mein Bruder,“ begann der Kapuziner zu dem Krämer, „als daß wir in irgend einem Waldgehege den Pilgerſtock in die Erde ſtoßen, und unter den Zweigen übernachten. Die Nacht kommt immer ſchwärzer, bald verliſcht der letzte Wiederſchein der geſunkenen Sonne, und weder Haus noch Hütte iſt weit und breit zu ſehen.“

Hartmann ſeufzte bei dem Gedanken, ohne irgend eine Mahlzeit die Augen zuthun zu ſollen, ſchüttelte ſich fröſtelnd, und verſetzte, wie es außerordentlich ſey, daß ſie ſich ſo unbegreiflich vom Wege verirrt, und wie er dieſes rein einer Hexerei zuſchreiben müſſe. — Der Kapuziner verwies ihm dieſe Rede, und mahnte ihn zur Furcht Gottes und zur Andacht, die ein mächtiger Schild ſeyen, um Hexenkünſte ungefährlich abzuwehren. Hartmann verdrehte die Augen, und erwiederte: „Geliebter Vater, das mag wohl ſeyn. Aber der Himmel läßt doch dem Gerechteſten die Verſuchung nahe kommen. Ich will nicht von mir ſprechen, der ich auf dieſer Buß- und Heilfahrt ſchon, wie Ihr Euch erinnert, einem entſetzlichen Hexenbann unterlegen bin, der mich von allerlei gräßlichen und ungeheuerlichen Dingen ſchwatzen ließ, woran mein Herz nie gedacht; aber . . . . .“

Markus unterbrach ihn, indem er aufſtand und zu ihm ſprach: „Danket dem Herrn, wenn der böſe Feind und nicht Euer Gewiſſen dazumal aus Euch geredet hat, und nehmet jene abſonderliche Verwirrung Eurer Sinne und Zunge für einen lebendigen Beweis, daß Ihr nie der Teufel geweſen, für den Ihr Euch hieltet, weil er Euch, der Satan, in ſolchem Grade beſitzen konnte. — Laſſet uns aber wieder Verſtand, Vertrauen und Sinne zuſammennehmen, damit wir vor völligem Einbruch der Nacht an einen ſichern Lagerplatz gelangen. Wahrhaftig, es wäre nicht unerſprießlich, wenn der zudringliche Pilger Ernef bei uns geblieben wäre; er kennt Weg und Steg, und iſt einer von denjenigen Menſchen, die nimmer in Verlegenheit gerathen."

Da ſtand der Krämer mit verdrießlichem Geſicht auf, und murrte vor ſich hin: „Mir iſt's recht, daß er von uns ging, denn wäre er hier, ſo würde ich's ihm auf den Kopf zuſagen, daß er uns verhexte. Mit dem Burſchen iſt's nicht richtig."

„Richtet nicht, ſo werdet Ihr nicht gerichtet!" rief der Kapuziner ſtrenge, und Hartmann ſchwieg. — Dagegen ſtand Canis mit einem Male aufmerkſam ſtille, ſenkte den Schweif und den Kopf zur Erde, daß die Ohren den Boden berührten, ſchnoberte eifrig in das Gras, begann zu knurren, warf dann den Kopf zurück in die Höhe, und heulte grell auf, als ob ihn der Mond ärgere. Der Mond war aber nicht zu ſehen, denn der ganze Himmel war voll grauen Flor's, ringsum beſäumt von rabenſchwarzen Wetterwolken. „Pſt ſchweige doch, ruhe Canis!“ rief der Kapuziner, und ſuchte den Hund zu beſchwichtigen; jedoch Canis entzog ſich ungeſtum ſeinen Handen, und heulte fort. Wahrend deſſen vernahmen die Pilger einen Geſang wuſter und unheimlicher Art, der ſeitwärts emporſtieg, und bald naher kam: ein Lied, wie es ſich noch aus dem dreißigjährigen Krieg erhalten, wo es die Reiter aus den halbdeutſchen Provinzen des Reichs, Metz und Toul hauſig geſungen hatten, wenn ſie nach der Plunderung, die ihr Feſt war, beim wilden Schmauſe ſaßen. Es wurde darinnen weder Gottes noch ſeiner Statthalter geſchont, und das Ehrwürdigſte, was der Menſch kennt, im Schlamme herumgezogen. Markus hatte dieſes Lied einmal von ſeinem nunmehrigen Schwager ſingen gehört, und ihm die Abſchenlichkeit verwieſen. Er ſtaunte daher doppelt, in der Wildniß dieſe Töne zu vernehmen. — Mittlerweile kam der Sanger heran, und die Pilger erkannten in ihm den Lothringer.

Ernef ſchwieg demüthig, da er des Paters anſichtig wurde, und Canis verkroch ſich ebenfalls verſtummend unter des Kapuziners Kutte, Hartmann faßte ſcheu nach dem Arme deſſelben.

„Guten Abend, hochwürdiger Herr!“ begann hierauf Ernef, mit einer tiefen Verbeugung: „Woher ſo ſpät im rauhen Gebirg? Habt Ihr die Richtung nach dem Kloſter des heiligen Magnus verloren? Ihr ſeyd dem Tyrol weit naher; Füeſſen liegt ſchon hinter Euch, und Ihr hattet noch mehrere Stunden zu machen, bis Ihr an den wilden Lech und Hunnenſprung gelanget, wo ein Engel dem heiligen Magnus hinüberhalf, während der Teufel die Verfolger im Stiche ließ."

„Wir verlangen von Dir keine Auslegung der Legende," antwortete Markus ernſthaft dem Spötter: „Verſchone uns mit Deinem Wiz und Geſang: weißt Du aber irgend ein Obdach in der Nähe, wo wir eine Herberge für dieſe Nacht finden, ſo führe uns dahin."

„Ei warum nicht, mein Vater?" entgegnete Ernef geſchmeidig und voll Treuherzigkeit: „Ich komme ſo eben von einer Streife durch's Gebirg, wo ich in meiner Bekannten Hühnerhof und Küche einſprach, und manchen Wildſchützen bekehrte, dem ich einſt auf ſeinem Handwerk half. Ich kenne dieſe Schluchten wie ein Kapuziner ſeine zwölf Taſchen, wenn er wirklich deren ſo viel hat, wie der Pöbel behauptet, und verſpreche Euch binnen kurzer Friſt ein Schloß, wo Eurer eine Gaſtfreundſchaft wartet, wie Ihr ſie im Leben nicht gefunden."

„Vortrefflich;" ächzte der Krämer Hartmann, als er ſich juſt ſeinen Fuß an einen harten Stein geſtoßen: „Habt Dank für Eure Dazwiſchenkunft, guter Freund, aber erlaßt uns dergleichen Spötteleien, die dem würdigen Vater hier ein Aergerniß ſeyn müſſen."

Ernef drehte in einem lachenden Geſichte dem Krämer ein Paar fürchterliche Augen zu, und verſetzte dumpf: „Spricht die Mücke auch? Ich bin nicht Dein guter Freund, Meiſter Hartmann. Beſſer iſt's, frei zu reden, wie der Schnabel wuchs, als zu heucheln, und mit frommen Worten des Herzens tiefe Erbärmlichkeit zu verkleiſtern. Gib Acht, Geſell, daß nicht die Strafe wieder über Dich komme, wie zu Baden, wo Du aufrichtiger warſt, als je im Beichtſtuhl.“

Hartmann zuckte zuſammen, und Markus wollte beiden den Streit verweiſen, aber Ernef fuhr in verändertem Tone, wie im Scherze fort: „Was hinkt Ihr ſo, Meiſter Hartmann? Wächſt Euch in dieſer Wildniß der Pferdefuß, wie manchem Ehemann in volkreicher Stadt das Horn? Oder hättet Ihr das Gelübde gethan, auf Erbſen zu gehen, und wider Gewohnheit vergeſſen, dieſelben zu kochen, ehe Ihr ſie in die Schuhe geſchüttet? Oder was iſt's, das Euren Gang ſo höckerig, und Euer holdſeliges Antlitz ſo bleiern macht? Habt Ihr den Teufel geſehen, und iſt das rothe Kindlein vom Badner Schloß bei Euch geweſen? Geſteht es nur; in dieſer Stunde gehen die gemordeten Säuglinge als Irrwiſche durch's Moos, und die rauhen Ufer des Lechſtroms ſind nicht geheuer.“

„Hu, hu, hu!“ heulte der Krämer aus tiefſter Bruſt, und ſank unter Zuckungen zu des Paters Füßen nieder. —

Die Wanderer ſtanden auf der Anhöhe, und blickten in den Keſſel hinab, worinnen der Alpenſee von Hohenſchwangau liegt. Ringsum waren die Abſchüſſe der Berge ſchwarz von Wald und Nacht, und der See flimmerte wie ein roſtiges Panzerſtück, ſchwach und geſpenſterhaft aus dem Grunde. Dunkle Schiffe mit rieſigen Maſten und Segeln ſchienen darauf zu treiben, bald in freier Fluth rudernd, bald in nächtliche Buchten verſchwindend; wenn man aber genau darauf merkte, ſo waren es nur die ſchweren Wolken, die am

Himmel zogen, vom Gewitterſturm gejagt, und in hellen Donner ausbrechend. Kein Stern flimmerte, Wolkenmaſſe ſchob ſich an Wolken, und am Rande der Gebirge, wo ſich ihre Umriſſe und Gipfel mit der Wetterluft zu vermählen ſchienen, zuckten die erſten Blitze auf, wiederleuchtend im tiefen See. Der rauhe Wind wirbelte um die Häupter der einſamen Pilger auf der Berghaide; er ſträubte Ernef's wildhängendes Haar, riß an der Kapuze des Prieſters, und durchwühlte den zottigen Pelz des Hundes. Ueber den Fallſüchtigen aber, der tief am Boden lag, hatte der Sturm keine Gewalt, weil ſchon ein weit grimmigerer Geiſt in dem Elenden wüthete.

„Warum haſt Du mir das gethan?" fragte Markus den Begleiter mit bitterm Vorwurf, auf Hartmanns Elend zeigend: „Fürwahr, Du biſt ein unheimlicher Geſelle, der nirgends Segen bringt. Hebe Dich von mir, oder beruhige wieder dieſen Kranken, wie Du ſchon einigemal gethan." — Deß war der Lothringer willig, legte ſeine Hand auf den Tobenden, und augenblicklich ſtillte ſich die Noth. Hartmann kämpfte noch mit der Ohnmacht, als Markus ſprach: „Sage mir, Ernef, wo Du die Kunſt gelernt, ſolche ſchnelle Linderung zu bewirken." — Darauf erwiederte Ernef: „Zigeunerhandgriff, mein Vater. Ich lehre Euch's vielleicht einmal, und größere Künſte noch, wenn Ihr's begehrt, und wir uns einigen."

Canis heulte wieder laut, daß es aus dem Thale wiederhallte. Ein heftiger Donnerſchlag verſchlang aber die Stimme des Hundes, und Markus hob den

Hartmann in die Hohe, indem er zu Ernef ſagte: „Wir ſprechen noch davon. Aber ich binde Dir's auf die Seele, meinen Pflegling nimmermehr mit ſo wunderlichen Reden anzugreifen, wie Du vorhin gethan. Es konnte ſein Tod ſeyn.“

„Ei was;“ erwiederte Ernef mit rauhem Spott: „Gonnt doch dem unberufenen Profeſſor ſeine Lektion. Er weiß genau, in wie fern die Dinge, wovon ich redete, wahr ſind oder nur wunderlich. Die Fallſucht iſt ein übel Ding, und ſie gründlich zu heilen, wenn die Seele krank iſt, noch weit ſchlimmer. Was meint Ihr, mein Vater, wenn wir dem Elenden einmal eines armen Sünders warmes Blut zu trinken gäben? Das hilft ganz ſicherlich, wie man mir ſagte.“

Markus rief voll Abſcheu: „O ſchweige mit ſolchen Vorſchlägen. Das iſt verdammlicher Aberglaube, und abergläubiſch Werk kann nie gedeihen. Wenn das Gebet nicht hilft und Gottes Gnade, so helfen eitle Zauberſprüche noch weniger.“

Ernef murmelte Einiges zwiſchen den Zähnen, nahm alsdann den Hartmann raſch aus des Prieſters Armen, und warf ihn wie eine federleichte Laſt auf ſeine Schultern, um ihn zum Thale hinabzutragen. Der Kranke wimmerte zwar, als ob er auf einem glühenden Roſte läge, aber Ernef ſtolperte ſo ſchnell mit ihm bergein, daß Markus mit ſeinem Hunde kaum zu folgen vermochte. So kamen ſie an eine Stelle, bereits nahe am See, wo auf ganz gelindem Abhange eine breite Waldflur das Dickicht unterbrach, und Ernef that, als ob er verſchnaufte, und ſagte: „Jetzt ſind wir gleich

BIBL. UNIVERS. LIPS.

am Ziele, und der gaſtlichen Flamme eines wohlbeſetzten Herdes nahe. Wenn ich nicht irre," — ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, — „ſo führt der Zufall unſern Herbergvater heran, uns zu bewillkommen und in ſein Schloß zu führen."

So eben trafen die Wetterwolken über den Häuptern der Pilger zuſammen, wie ein Heer von Gewappneten mit ihren Schildern, aneinander rauſchend und in gleichmäßigem Donner verhallend; durch das Dickicht aber ſchallte von allen Seiten der Ruf von mißtönigen Hörnern, und ein „Halloh," gleichſam wie aus vieler Jäger Kehlen, vermiſcht mit dem Gejauchze der Jagdbuben, und dem Klaffen der Koppelhunde. Zugleich krachte das Gehölz, als ob eine Menge von Pferden durch die junge Schonung bräche, und einzelne Schüſſe knallten aus dem Forſt, als ob ſie die letzten Kugeln einer Hochjagd verſendeten. Dem Kapuziner, der ſolches Treiben noch nie gehört, wurde wunderlich zu Muthe, und er bebte leiſe, als Ernef flüſternd anhob: „Habt Ihr noch nicht vom wilden Jäger und ſeinen Schaaren gehört, mein Vater? Ein Ammenmährchen, das in den Gebirgen von Hütte zu Hütte und an jedem Wildſchützenfeuer erzählt wird. Es ſoll davon kein Wörtlein wahr ſeyn, aber dennoch nennt man in dieſen Bergen den Edelmann, der ſich uns naht, allgemein den wilden Jäger. Beruhigt Euch indeſſen. Heißt er gleich ſo und ſieht er aus wie ein Geſpenſt, ſo iſt er doch von Fleiſch und Blut, wie Ihr." Worauf der Kapuziner antwortete: „Ich ſtehe in Gottes Hand, und fürchte, auf den Höchſten bauend den böſeſten Geiſt nicht, denn auch er muß dem Gebote des Herrn unterthänig ſeyn.“

Da wimmelte es auf allen Seiten von Jägertroß in grauen unſcheinbaren Röcken und Filzhüten, mit Farrenkraut geſchmückt. Dürre Pferde, an die Waldjagd gewohnt, ſchnaubten heran, hochbeinige Windſpiele keuchten an den Seilen der Jagdbuben, und aus einem Haufen von Knechten, welche rieſige Hörner und Musketen über dem Rücken trugen, trat der Herr der Jagd. Bei dem Lichte von einigen Kienfackeln bemerkte er die Fremdlinge, und kam ihnen haſtig näher.

18.

Der Jagdherr war ein großer, ſtarker Herr, mit rauhen finſtern Zügen und ſtruppigem ſchneeweißem Haar, welches auf Schläfen und Wangen ſich mit dem weißen Bart vereinigte, der unter dem Kinn dicht und ſtachlich zuſammenlief. Ein gewaltiger Schnurrbart beſchattete die Oberlippe des Edelmanns, und hing wie eine dichte Reihe von Eiszapfen darüber hinunter. Die Augen waren groß und braun, voll von Leben und Feuer, des Alters ſpottend, das ſchon ſeinen Schnee auf das Haupt des wilden Jägers gelegt hatte. — Er grüßte die in ſeinem Revier betroffenen Pilger mit auffallender Freundlichkeit, und ſagte zu dem Kapuziner: „Seyd mir willkommen bei Regen, Sturm und Nacht, frommer Mann. Eure Gegenwart iſt mir ſo lieb als überraſchend. Ihr ſeyd verirrt, und meine gaſtfreundliche Schwelle ſteht Euch offen.

Was meine Speiſekammer und mein Keller vermögen, ſoll zu Euren Dienſten ſeyn. Verzeiht indeſſen, daß ich Euch nicht ſelbſt in mein Haus geleite; ich ſehe Euch wohl noch ſpäter.“

Hierauf pfiff er einem Knecht, und ſagte zu dieſem: „Führe die Leute in mein Schloß; ſage dem Fräulein, daß ich ſie empfehle, aber heute Nacht außen bleiben werde, indem mir das losbrechende Wetter die beſte Gelegenheit ſcheint, meinen Troß abzurichten und abzuhärten. Haben wir doch ſchon den ganzen Tag nur eine Scheinjagd getrieben; ſey's die ganze Nacht auch hindurch. Am Morgen ſchläft ſich's dann erquicklicher.“

Nach dieſen Worten, die dem Pater befremdlich vorkamen, beurlaubte ihn der Edelmann, Ernef huckte den Hartmann wieder auf, und die Pilger folgten dem Fackellicht des Waldknechts. Die Wanderung, obgleich nur kurz, hatte viel Abentheuerliches und Geſpenſtiges an ſich: Ernef, mit dem Kranken auf den Schultern, der im hohen Graſe watende Pudel und der Kapuziner in ſeiner ſeltſamen Tracht mit dem Pilgerſtabe hinterdrein ſchreitend, — endlich der grauröckige Knecht an der Spitze des kleinen Zugs, von Zeit zu Zeit die Fackel ſchwingend, und im Rade drehend die Flamme, die manchmal unter dem häufiger fallenden Regen aufkniſterte und zu verlöſchen drohte, — dieſes Alles gab ein fremdes ungeheuerliches Bild. — Endlich hatten die Wanderer die letzten Bäume hinter ſich, einige Hütten von ſchlechter Beſchaffenheit ſtanden dunkel und verſchloſſen am Wege; in ſehr geringer Entfernung jedoch erhob ſich ein anſehnliches Gebäude, in deſſen

Erdgeſchoſſe Licht zu ſehen war. An einigen Ställen vorüber, wo geräumiger Platz für das Vieh und das Geſinde zu ſeyn ſchien, brachte der Führer die Fremden an das Thor. Ein tiefer Grabenabſchnitt trennte das Herrenhaus von dem Gehöfte, und eine ſteinerne kurze Brücke führte zum Eingang. Auf das helle Klopfen des Knechts entriegelte eine murrende Magd von Innen das Thor, glotzte die Eintretenden verwundert an, und verwies auf die Frage nach dem Fräulein an die Thüre, die unter dem Einfahrtsgewölbe zur rechten Hand die erſte war, mehrere Stufen über der Erde erhaben. — Markus mit ſeinen Begleitern trat in eine ſehr geräumige Stube, wie ſie noch heut zu Tage oft in großen Wirthshäuſern auf dem Lande zu finden ſind. Der gewaltige Ofen theilte ſo zu ſagen das Gemach in den Antheil für die Dienſtboten, gleich an der Thüre befindlich, kenntlich an den Brodſchränken, den Geſindetiſchen, und den verſchiedenen Geräthen, die dem Diener nahe zur Hand ſeyn müſſen, — und in den Antheil der Herrſchaft, wo dieſelbe ihr gewöhnliches Tagsleben zu verbringen pflegte. Hier ſtand ein geglätteter Ahorntiſch neben dem Ofen und nur einen Schritt von dem Schiebfenſter entfernt, durch welches man aus der Küche die Speiſen hereinreichte: ein Lueg ins Land für die geſchäftige Führerin des Hausweſens, zur Beobachtung der am Herd wirthſchaftenden Mägde.

Nur auf dieſem Herrentiſche brannte an ſelbigem Abend eine Lampe, und nur zwei Perſonen befanden ſich in der weiten Stube: das Fräulein des Hauſes, welches den Eintretenden neugierig entgegen ging, und ein junger Mann von edelmänniſchem Aeußern, der in ſeinem Lehnſtuhl unverrückt ſitzen blieb, verdrießlich ohne Zweifel über die Störung ſeines Alleinſeyns mit der ſchönen Herrin. Schon war dieſe unbedingt zu nennen, und mehr eine ſchöne Frau, denn ein Fräulein. Markus hatte ein ſchüchternes Landfräulein im erſten Jugendalter erwartet, und fand hier eine ſtolz aufgeblühte Roſe, deren Reize und Benehmen um vieles edler waren, als es ſich zum Ganzen dieſes Hauſes ſchickte. — Sie empfing den Prieſter mit Freundlichkeit und Wohlwollen, die beiden andern Pilger mit mißtrauiſchem Blick und Kälte; ſie lud den Pater ein, an dem Herrentiſche Platz zu nehmen, und ſchickte die übrigen, nachdem ſie des Knechts Botſchaft ſchweigend angehört, in ein anderes Gemach, am Hofe gelegen, wo die Hausmeiſterin für die Pflege des Kranken und die Beherbergung Ernefs ſorgen ſollte. Der Pudel Canis erhielt die Begünſtigung, neben dem Stuhl ſeines Herrn verweilen zu dürfen, trotz der knurrenden Einſprache eines alten ſteifen Jagdhundes, der unter dem Ofen lag, und mit einem Fußtritt des jungen Mannes endlich zufrieden geſtellt wurde. — Das Fräulein rief durch das Küchenfenſter den Befehl zu ſchleuniger Herbeiſchaffung einer Mahlzeit für den Mönch, und bat alsdann mit einer gewiſſen Schmeichelei den jungen Mann, an ihrer Stelle in den Keller zu gehen, und einen Trunk für den klöſterlichen Gaſt heraufzuholen. Es ſchien, als ob der junge Herr mit den verdrießlichen und leidenſchaftlichen Zügen nicht allzuſehr geneigt wäre, der Bitte zu willfahren; langſam holte er die Schlüſſel von der Wand, und entfernte ſich mit einem mißtrauiſchen Blick auf den Mönch.

Markus beachtete kaum dieſes auffallende Benehmen, und beſchäftigte ſich damit, ſeinen Canis mit einigen Brocken Brodes vorläufig zu erfreuen, als das Fräulein, das ein Paarmal ſinnend auf und nieder gegangen war, plötzlich vor ihn trat, und mit einiger Spannung, nur ſcheinbar gelaſſen fragte: „Der Herr kommt alſo heute Nacht nicht nach Haus?“ — Markus wiederholte die Worte, die der Edelmann dem Knecht geſagt. Das Fräulein ging wieder mit geſenktem Haupte und die Hände reibend, wie in unruhigem Nachdenken ein Paarmal hin und her, und ſeufzte dann und wann wie aus tiefer beklemmter Bruſt. Der gutmüthige Pater ſagte freundlich zu ihr: „Ich begreife wohl, daß Ihr es nicht gerne ſehen mögt, wenn Euer Vater, der ſchon ſehr bei Jahren, ſich dem Unbill der Witterung ganze Nächte hindurch ausſetzt. Jedoch ſcheint ſein Körper rüſtig und geſund, und ſein Gefolge iſt ſo groß, daß er von Räubern oder andern ſchlechten Leuten nichts zu beſorgen hat.“

Auf dieſe Rede ſtand das Fräulein ſtill, machte eine ungeduldige Bewegung, und that, als ob ſie ſchnell etwas darauf antworten wollte; doch beſann ſie ſich plötzlich eines andern, und ſagte erſt nach einer ziemlichen Weile mit gleichgültigem Ton: „Der Edelmann iſt mein Vater nicht.“ — Wie nun Markus fragte, ob er nicht wenigſtens ein Oheim, oder Vetter des

Fräuleins ſey, entgegnete dieſes mit einem heftigen Kopfſchütteln, ſprach aber kein Wort mehr.

Mittlerweile kam der Knecht herein, und brachte den Wein für den ehrwürdigen Herrn. Das Fräulein wunderte ſich, daß der Junker ihn nicht gebracht habe, und der Knecht verſetzte gleichmüthig, der Junker ſey ſchon zu Bett gegangen. — Eine helle Röthe ſtieg auf des Fräuleins Stirne, und ſie mochte ihren Unmuth kaum bezwingen. Sie hieß den Knecht hinausgehen, und befahl ihm, Lichter und Laternen im Hauſe auszulöſchen, die Mägde zur Kammer zu ſchicken, und nur der Hedwig zu bedeuten, daß ſie auf die Gebieterin zu warten habe. Bevor die Uhr des Hauſes die eilfte Stunde ſchlage, befahl die Herrin, müſſe alles ſchlafen, und im Schloſſe ſich niemand mehr rühren. — Der Knecht ging gehorſam ſeiner Wege, und das Fräulein ſetzte ſich neben Markus in den Seſſel, den der Junker verlaſſen, und redete einſylbig und zerſtreut, während der Pater ſeine Mahlzeit einnahm, und verſank endlich in hartnäckiges Schweigen. Der Pater bemerkte, daß, wie freundlich auch ihre Hand den Pudel liebkos'te, der mit ihr Freundſchaft gemacht hatte, ihre Gedanken ſich dennoch anderswo befanden, denn ſie ſeufzte oft, und ihre ſchönen Augen ſchwammen in Thränen.

19.

Markus, ſeinem Berufe getreu, wollte die Weinende tröſten, und verſuchte diejenigen Saiten ihres

Herzens anzuſchlagen, die dem Gefühl der Leidenden am angenehmſten tönen mochten. Es gelang ihm ſchwer. Erſt, nachdem er einen Schatz von redlichen uneigennützigen und ächtprieſterlichen Geſinnungen vor der aufmerkſamen, aber ſchwer mit ſich ſelbſt kämpfenden Zuhörerin aufgethan, wurde die Rührung derſelben ſo übermächtig, daß ſie in die Worte ausbrach: „Wahrhaftig, hochwürdiger Vater, wenn der Himmel Euch nicht in eigentlicher Abſicht, zu retten und zu helfen, hieherſchickte, ſo hat er nie noch einen Boten ſeiner Gnade geſendet. Ja, frommer Mann; ein ſchwer leidendes Weib ſitzt neben Euch, wie Ihr ganz richtig vermuthet. Es iſt vielleicht eine neue Sünde, wenn die Sünderin die Nähe gottſeliger Frömmigkeit nicht flieht; vielleicht aber iſt auch die Reue ſchon würdig, zu den Füßen der Tugend zu ſitzen. Wäret Ihr doch gekommen, um mich aus den Schlingen der Verderbtheit zu reißen! Ich hätte noch Zeit, auf dem Pfade umzukehren, den ich betreten, aber eine hilfreiche Hand müßte mir nicht fern ſtehen."

Des Kapuziners Theilnahme an der trauernden Schönen wurde immer lebendiger. Auch auf den ſtrengen entſagenden Mönch machten die Reize des herrlichen Weibes einen tiefen Eindruck. Mit wahrhaft väterlicher Schonung bat er die auf den heilſamen Weg des offenen Geſtändniſſes gerathene Unglückliche, ihm gänzliches Vertrauen zu ſchenken, und in abgebrochenen Sätzen erwiederte dieſelbe folgendes: daß ſie frühzeitig von Laſter und Verführung bethört geweſen, daß ihre Anweſenheit in dieſem Schloſſe ſchon ein Verbrechen gegen göttliche und weltliche Geſetze ſey, daß der Herr des Hauſes, ein wilder Mann von entſetzlicher Leidenſchaftlichkeit und Willkühr, ſie als ſeine Liebſte in das Schloß geſetzt, aber nie zu bewegen geweſen, durch der heiligen Ehe Bund das unſittliche Verhältniß verſöhnend aufzulöſen. Sie ſey, ſetzte ſie hinzu, von Tag zu Tag mehr von ihrem Gewiſſen beſtürmt worden, aber leider ſey der gänzliche Abſcheu vor ihrem Wandel nur durch eine Liebe in ihr erzeugt worden, wie ſie noch nie vorher empfunden. Der Junker, ein Neffe ihres Herrn, ſey der Gegenſtand ihrer Leidenſchaft, und ſie glaube feſt und ſicherlich, daß nur eine Verbindung mit ihm ſie aus den Klauen der Hölle zu retten fähig ſey. Sie erzählte, daß dieſer Junker Hubert unfern von Bregenz ein beſcheidenes Eigenthum beſitze, das zwar noch von Vormündern verwaltet werde, aber in Kurzem an den volljährigen Beſitzer ſelbſt falle; daß der Geliebte, nicht minder mit glühender Neigung an ihr hängend, wie ſie ihm zugethan, ſein Erbe und ſeine ganze Zukunft mit ihr zu theilen bereit ſey, daß er ihr ſchon vorgeſchlagen habe, mit ihm zu entfliehen, daß ſchon oft der Tag beſtimmt geweſen, oder die Nacht, wo die heimliche Fahrt nach dem Bodenſee angetreten werden ſollte, und daß nur ſie ſelbſt, die Liebende, dieſem Vorſatz ein Hinderniß in den Weg gelegt: erſtens, weil ſie gefürchtet, da ſie der Jahre einige mehr zähle, als der Junker, daß ein Wechſel der Gefühle in dem Freunde ſtattfinden möchte, — endlich, nachdem ſeine Betheurungen dieſe Bedenklichkeit hinwegbeſchworen, weil ſie es nicht über das Herz habe bringen können, auf's Neue dem ungewiſſen Strudel der Welt und den Schwüren eines Mannes ſich zu vertrauen, ohne durch das Band des Sakraments wenigſtens ihr Bewußtſeyn ſicher geſtellt zu haben. „Wo aber,“ fuhr ſie in tiefer Betrübniß fort, „die Möglichkeit auffinden, dieſem billigen Verlangen zu entſprechen? Dieſem Hauſe naht kein Diener des Herrn, kein Prieſter, der ein menſchlich Herz im Buſen trüge. Herr Wolfgang iſt ein Unchriſt, der ſeit langen Jahren keine Kirche mehr beſucht, ein Henker ſeiner Unterthanen, der ihnen unbarmherzig Geld und Leben raubt, wie es ſeine Laune gerade will, ein unerbittlicher Jäger, der Schrecken aller Wälder, und der Bauern, die ein Feld beſitzen, in deſſen Nähe er jagt; und dabei, — was ich Euch nur zitternd und heimlich vertraue — ein Räuber, der die Päſſe nach Tyrol, die Straßen nach Schwaben und Bayern unſicher macht. Oft ſchon iſt er heimgekehrt, beſudelt von dem Blute unſchuldiger Reiſender, und auf einem großen Speicher, hoch oben im Schloßthurme, wo die Uhr hängt, bewahrt er die Beute, die er in unedlem Stegreif gewonnen. Seine Verbrechen ſind beinahe kein Geheimniß mehr; die Beamten und Edelleute auf mehrere Meilen in der Runde ahnen ſeine Schandthaten, ſo wie auch der gemeine Bauer in ſeiner Hütte davon flüſtert, aber niemand wagt ſich an ihn. Seine Leute, herrenloſes Geſindel, aus allen Weltgegenden zuſammengeworben — haben keine Heimath, als dieſes Haus, und dürfen nirgends ein luſtigeres Leben erwarten, als bei Herrn Wolfgang.

Darum verrathen ſie ihn nicht, ſtehen ihm bei, blind gehorſam, auf allen ſeinen Zügen, und laſſen Leib und Leben für ihn. — Urtheilt nun, hochwürdiger Herr, in welcher Hölle von Schmach und Angſt ich ſitze, wie eine ohnmächtig Gefeſſelte."

Der Kapuziner entgegnete mit innerlichem Schauer: „Ihr habt mir da ein traurig Bild vor Augen geſtellt, und mir ſelbſt, dem vorübergehenden Gaſt, wird in dieſem Hauſe bang. Hier iſt freilich kein Platz, wo die Reue ihr Ziel finden mag. Ihr müßt fort, mein Fräulein, um wieder auf den Weg der Kinder Gottes zu kommen. Es iſt erlaubt, dem Wüthrich, der uns gefangen hält, durch Liſt zu entfliehen, und Ihr mögt dieſes auch thun, weil ſchwerlich zu erwarten ſteht, daß Wolfgang Euch freiwillig ziehen laſſe. Getraut Ihr Euch aber, von dem blutdürſtigen Volk Eures Verführers umgeben, ſeinen Schlingen ungefährdet zu entgehen?"

Das Fräulein nickte mit dem Kopfe, und ſagte vertraulich: „Junker Hubert hat einen Schleichpfad ausfindig gemacht, den ſelbſt Wolfgang noch nicht betreten. Er gelobt mich in der dunkelſten Nacht auf dieſem Pfad in Sicherheit zu bringen. Er hat alles zu einem ſolchen Schritte vorbereitet, und ſich deßhalb — er iſt ſchon ſeit einigen Monden hier, ſeinen Vetter zu beſuchen, — vor wenigen Tagen krank geſtellt, ſomit die Erlaubniß erhalten, von den Zügen des Alten zurückzubleiben, und läßt dieſe Unpäßlichkeit immer noch fortdauern. Einigemal bereits hätte uns eine gute Gelegenheit gewinkt, ... Hubert drang

6*

in mich .... aber die Bedenklichkeiten meines Gewiſſens verneinten. Und doch fürchte ich .... dennoch ſteigt die Gefahr. Ich zittere vor den Blicken, die Wolfgang auf mich und Hubert heftet .... ich beſorge, daß ſeine Eiferſucht erwache .... unſer Zaudern, ein unbewachter Augenblick kann den Tiger aufwecken, und wir beide wären dann verloren, wenigſtens auf ewig unſre Flucht unmöglich!“

Die Worte des Fräuleins malten ein ſo lebendiges Bild von der Gefahr, die über ihrem Haupte ſchwebte, daß die Einbildungskraft des Paters davon aufgeregt wurde, und er rief, mit Beſtürzung des Fräuleins Hand ergreifend: „O ſo zögert nicht, meine arme unglückliche Tochter! Gott ſelbſt hat Euch vielleicht aus den Augen des Teufels gewarnt. Rettet Euer Leben, Eure Reue, Eure Seligkeit! Gewiß hat mich der Zufall allein nicht hergeführt; ich vernehme eine höhere Stimme, die mir gebietet, hier zu verſöhnen und zu helfen. Benützet dieſe Nacht, da der reißende Wolf fern iſt; ſchafft Euren Verlobten herbei .... ich will Euch im Namen Gottes und der Kirche mit ihm unauflöslich vereinigen ..... und entflieht unterm Schutz des Himmels.“

Als das weinende Fräulein dieſe Rede und Zuſicherung, wie aus dem Munde eines Engels kommend, hörte, ſtürzte ſie dankend zu den Füßen des Paters, und ſchluchzte: „O vergelte Euch der Höchſte tauſendfältig dieſe Segensworte! Dieſe That der edelſten Menſchenliebe ſoll einſt Euer ſanfteſtes Sterbekiſſen werden. Ich bin freilich der Gnade nicht würdig, die Ihr mir zu ſpenden begehrt, — ich bin eine große Sünderin, ... aber auch die Sünder haben ja durch das Blut des Erlöſers Theil am Paradieſe.“ — Sie überſchüttete des Paters Hände mit ihren Küſſen, benetzte ſie mit Thränen, ſtand alsdann auf, und fuhr geſchäftig fort: „Ich eile, meinen Liebſten herbeizuführen. Eine vertraute Magd wird auf mein Geheiß ihn rufen. Wie wird er ſtaunen! Mißtrauiſch gegen Euch ging er in ſeine Kammer, Eure Ankunft verwünſchend. Wie wird er jetzt Eure Gegenwart preiſen und ſegnen! Ihr ſeyd ein wahrer Apoſtel, durch ein Wunder hieher geführt, denn ein Mirakel war es, daß Wolfgang, ein Verächter der Kirche, Euch in ſeinem Hauſe aufgenommen. Aber dieſes Wunder verbürgt Eure Sendung, verbürgt unſern Sieg!“

20.

Nachdem ſich das Fräulein entfernt, lehnte ſich der Mönch nachdenklich auf den Tiſch, und ſtarrte in die Flamme der Lampe. Alles war ſtill in der Stube; das Windſpiel unter dem Ofen, Canis zu den Füßen des Paters, ſchliefen mit leiſen Athemzügen. Draußen ging ein majeſtätiſcher Donner, die Macht des Herrn verkündigend, über Berg und Thal und See; wenige, aber ſcharfe Blitze begleiteten den ernſten Prediger, und der Sturmwind wie der Regen hatten nachgelaſſen. Plötzlich war es dem frommen Markus, als ob die Schwüle, die draußen vor den Thoren herrſchte, auch über ihn käme, und er ſtand von ſeinem Stuhle auf, ging ein Paarmal durch die Stube, die in wenig Minuten ſeine Kirche werden ſollte, und überlegte, ob er recht gethan vor ſeinem Gewiſſen. Und ſein Gewiſſen ſagte beifällig „Ja." — Dann erinnerte er ſich des ihm anvertrauten Pilgers, machte ſich Vorwürfe, daß er noch nicht nachgeſehen, ob es ihm wohl gehe, und beſchloß, der verſäumten Pflicht noch jetzo nachzukommen, und für die Sicherheit ſeines Angehörigen zu ſorgen.

Wie er nun mit eilenden Schritten zur Thüre ging, öffnete ſich dieſe, und Ernef kam auf ſeinen Zehen geſchlichen herein. — „Was willſt Du hier, Freund?" — „Euch eine gute Nacht geben, mein Vater, und einen Gruß von Hartmann bringen. Das alte häßliche Kind iſt jetzo erſt ſanft eingeſchlafen, eingelullt von den Ammenmährlein, die ich ihm erzählte." — „Er ſchläft? Der Arme! Er wird bald aufwachen müſſen, denn wir ziehen fort, noch in dieſer Nacht." — „So? Seyd Ihr auf einmal ſo eilig, hochwürdiger Herr? Oder hättet Ihr bemerkt, was auch mir nicht entging: daß dieſes Haus im Grunde nur eine Mördergrube iſt?" — „In dem Hauſe iſt es nicht geheuer, Ernef, Du haſt uns an einen verdächtigen Ort geführt." — „Ei was; Küche und Keller ſind an dem verdächtigen Orte vortrefflich. Wenn man immer grübeln wollte, ob der Wildbraten, den man ſpeist, diebiſcher Weiſe geſchoſſen, oder der Wein, den man trinkt, von der Landſtraße oder aus dem Kloſter geſtohlen, ſo würde man kaum Zeit finden, Hunger und Durſt zu ſtillen. Doch bin ich mit dem ſchnellſten

Auſbruch einverſtanden. Mein Fell iſt hart, und ſcheut die Nachtluft nicht. Hartmann mag zuſehen, wie er nachkommt; im Nothfall trag ich ihn. Ich gewinne eine zärtliche Zuneigung zu ihm, ich werde am Ende doch nicht von ihm laſſen können. Ihr habt vollkommen recht, Euch davon zu machen. Es ſoll hier unſere Gurgel gelten. Draußen ſteht das Fräulein, und flüſtert mit einer Magd, und wenn ich nicht irre, ſo habe ich unheimliche Redensarten vernommen." — „Du irreſt Dich, mein Freund. Wäre wohl ein Grund vorhanden, einem armen Mönch und einigen Wallfahrern nachzuſtellen? Gewißlich nein; ich ſorge nicht für die Gefahr, die ſchon da iſt, ſondern für diejenige, die da kommen wird. Das Fräulein iſt nicht unſere Feindin. Sie wird ſelbſt uns Thor und Riegel öffnen."

Ernef verzog das Geſicht in ein äußerſt widerliches Lachen, und verſetzte mit krummem Buckel: „Verzeiht, verzeiht, mein ehrwürdiger Herr, Ihr mögt recht haben, und mit dem Fräulein vertraut geworden ſeyn, aber ich hätte doch meine Gründe, ihr einen billigen Verdacht nicht zu ſchenken. Die Hinterliſt war ſonſt ein Element, worinnen ſie ſich leicht bewegte, und wie es nach einem Morde thut, weiß ſie nicht minder."

Der Kapuziner fuhr zurück und rief mit Abſcheu: „Verleumder, der Du biſt! Warum begeiferſt Du mit ſchamloſer Zunge ein Geſchöpf, das vielleicht gefehlt haben, aber doch nicht ſo verworfen ſeyn kann? Lügner, hebe Dich von mir!"

„Gemach o Herr!" ſpottete Ernef, und faltete mit höhniſcher Bittgeberde die krummen Finger: „Glaubt

Ihr meinem Zeugniſſe nicht, ſo werdet Ihr doch Eurem Freunde Adalbert trauen. Der fromme Mann weiß ein Stücklein von der Schweſter Thereſia zu erzählen, und ich und die Welt, wir wiſſen noch viel mehr, als der gute Pater.“

Der Kapuziner wurde bleich, ſtarrte mit allen Aeußerungen des Erſtaunens den Lothringer an, und vermochte keine Sylbe zu erwiedern. — Daher fuhr dieſer fort:

„Seht Ihr wohl, daß ich meine Hiſtorie noch zu gelegener Zeit anbringen kann? Dieſes Fräulein iſt niemand anders, als die Nonne von Frauenbrunn, die buhlſüchtige Kloſterſchweſter, die den keuſchen Adalbert zu verführen ſuchte, als ſie ſelbſt noch in dem Alter ſtand, wo kaum der Verführer ſich an das Mädchen wagt. Der Pfarrherr täuſchte ihre Wolluſt, und glaubte recht zu thun. Aber wie viel Unheil hätte er der Welt erſpart, wenn er die Lüſte des Weibes nicht zurückgewieſen! Die Liebe zu ihm hätte ſie an die Pflicht gefeſſelt, er hätte Meyringen nie verlaſſen; nach den Flammen der glühendſten Neigung wäre die ſanftglimmende Freundſchaft gekommen: ſchon mancher zügelloſe Prieſter, ſchon manche gefallene Nonne iſt noch ein Muſter der Frömmigkeit geworden, und im Geruch der Heiligkeit geſtorben. Im ſchlimmſten Falle wäre Thereſia mit Adalbert dem Kloſter und dem Schooße ihrer Kirche entflohen, und ein wackeres lutheriſches Paar aus ihnen geworden. Die Liebe iſt ein Zauberkreis, der alle andern Leidenſchaften des Weibes in den Abgrund bannt. Aber der rohe Schwärmer tritt die Blume mit Füßen, einem grauſamen Pflichtgebote zu gehorchen, und aus dem Staub der Blume wächſt der giftige Schierling. Die verſchmähte Thereſia ſchwor den Männern, ja ſelbſt ihrem eignen Geſchlechte, wilde Rache. Sie kirrte Unerfahrne in ihr Netz, und verſtieß ſie dann hohnlachend; Unfriede, Haß und Verbrechen erwuchſen aus dieſen kurzen Bündniſſen. Daneben fröhnte ſie dem Ehrgeiz, und wollte die Erſte unter ihren Schweſtern ſeyn. Ihre leichtgläubige allzuſchwache Gönnerin, die Oberin von Frauenbrunn, lebte ihr zu lang; Thereſia hatte die Stimme des Convents für ſich auf den Fall des Todes der Vorſteherin; die Krankheit kam über die Aebtiſſin, aber nicht der Tod, bis Thereſia ins Mittel trat, der mütterlichen Freundin die Giftſchale reichte, und an ihrer Stelle des Kloſters Ehrenſtuhl beſtieg. Sie ſtrahlte im höchſten Reiz der Jugend, und bald eckelte ſie das einförmige Kloſterleben an, und die Befugniß, einer Heerde zu gebieten, die ſo ausgelaſſen geworden, wie ſie, war keine Gunſt des Schickſals mehr für die pflichtvergeſſene Nonne. Durſt nach ſchrankenloſer Freiheit, Habſucht kam an die Reihe in der jugendlichen Bruſt. Sie ſtahl den Schatz des Kloſters, floh als eine ehrloſe Diebin, und wollte mit ihrem Raube im Verborgenen ſchwelgen. Da kam die Vergeltung in der Geſtalt des wilden Wolfgang, der die Räuberin auf ihrer Fahrt anhielt, ſie plünderte, wie ſie ihr Stift geplündert, und gefangen hielt ſeither, als eine gleißende Beute, als ein üppiges Gaſtmahl für ſeine Sinnlichkeit.“

„Jeſus Maria!“ ſeufzte Markus in auflodernder Angſt ſeines Herzens: „Unſeliger, deſſen Gehirn ſo reich iſt an Geſchichten des Elends, deſſen Mund ſo kalt und boshaft das Regiſter menſchlicher Verworfenheit abliest, und giftige Grundſätze dazwiſchen ſäet, den Zuhörer vollends zu betäuben, — wenn Du nicht gelogen hatteſt, ... wenn jenes Weib wirklich ſo ſtrafbar wäre? weh mir! was habe ich verſprochen? nimmer, nimmer darf ich halten, da ich nun das Entſetzlichſte weiß, was ich in leichtberückter Unwiſſenheit zugeſagt.“

„Solltet Ihr vielleicht die Hochzeit halten?“ fragte mit tückiſchen Augen der allwiſſende Ernef: „Haltet ihr, was Ihr verſprochen; ein Prieſterwort iſt ja heilig. Traut ſie mit ihrem Buhlen; vielleicht rettet Ihr ſie dem ewigen Leben.“

„Hebe Dich weg, Verſucher!“ antwortete Markus mit Feſtigkeit: „Soll ich mich einer Sünde theilhaftig machen, indem ich die Kirchenſchänderin mit dem entweihten Sakrament begnadige? Die ewige Weisheit lös't den von Böſen entlockten Eid, die ewige Liebe wird die Sünderin retten, wenn meine ſchwache Hand ihr auch die Weihe verſagt.“

„Frommer Wahn! Kloſtervorurtheil, ehrwürdiger Herr!“ lachte Ernef, und fuhr dringender zu dem Prieſter fort: „Ich höre ſie mit dem Buhlen kommen: traut ſie, und laßt uns fliehen; die Nacht iſt noch nicht aus.“

In dieſem Augenblicke traten Hubert und ſeine Liebſte ein, gefolgt von der vertrauten Magd. Hubert eilte mit vieler Freundlichkeit auf den Pater zu, und rief: „Verzeiht meinen Argwohn und meine Unhöflichkeit, Gottgeſandter! Mir ſind die Schuppen von den Augen gefallen, und mir wird in Euch heute ein zweiter Vater vom Himmel gegeben. Alles ſteht zu unſrer Flucht gerüſtet; gebt uns zuvor den prieſterlichen Eheſegen, und wir werden ſtark ſeyn gegen unſre Feinde.“

Markus drängte den ungeſtümen Bräutigam mit widerſtrebender Hand von ſich, und rief: „Verblendeter! Höre auf mit Deinen gottesläſterlichen Wünſchen. Du weißt nicht, was Du thuſt, und renneſt blindlings ins Verderben. Dieſes Weib iſt ſchon verlobt mit dem ſüßeſten Bräutigam, und hat ihn verrathen. Sie hat den Erlöſer und die Kirche mit Füßen getreten, und kann nimmer eines Chriſten Gattin werden.“

Hubert prallte erſchrocken zurück, das Fräulein erbleichte wie Schnee, und wankte ſichtlich.

„Mutter Thereſia! leugneſt Du, was ich ſage?“ fuhr Markus im heiligen Eifer fort. — Die entlarvte Frevlerin ſank dahin, wie eine fallende Lilie. Ernef faßte ſie in ſeine Arme, da die aufkreiſchende Magd entfloh.

21.

Scharfes Klopfen donnerte an das Thor. Die zitternde Magd öffnete augenblicklich. Ein Schwarm von Knechten ſtürzte herein, während von der andern Seite, wie von einem Zauberer hereingeführt, der durch eine Hinterthüre eingeſchlichene Wolfgang mit ſeinen Jägern erſchien. Wüthend fuhr er die Magd an: „Bekenne, Vettel, oder ich laſſe Dich ſchinden! wo iſt das Fräulein? Ich komme von ihrer und Huberts Kammer, wo ich ſie in ſträflicher Umarmung zu finden dachte. Sie ſind meiner Rache jedoch entflohen, die Schändlichen! und Du, — geſteh' es — haſt darum gewußt, und ihnen fortgeholfen."

Hedwig, um aus ſolcher Gefahr mindeſtens ihr Leben zu retten, ſäumte nicht, die Thüre zu dem Gemach aufzuſtoßen, worinnen ſich das Fräulein mit den Uebrigen befand. — Der Schloßherr ſtürmte wie ein Raſender hinein; ihm entgegen warf ſich Hubert mit einem Fauſtrohre bewaffnet. Während deſſen ſchrie Markus der verzweifelnden Thereſia, welche von der fürchterlichen Stimme Wolfgangs aus ihrer Ohnmacht geweckt worden, mit dringender Mahnung zu, ſich durch die Küche zu retten. Die Unglückliche bedurfte kaum eines ſolchen Winkes, getrieben von geißelndem Schreck; aber unter der Thüre fing Ernef die Flüchtige auf, und ſchleuderte ſie mit Rieſenkraft in das Getümmel zurück. Markus gewahrte zugleich durch das geöffnete Schiebefenſter Steinheils blaſſes Haupt, welches kalt und ſtier hereinglotzte, und der Prieſter erachtete nun, daß hier nicht mehr zu helfen, nicht mehr zu wehren ſey.

„Halt da, Räuber und Unhold!" ſchnaubte Hubert ſeinem Vetter entgegen, und drückte das Feuerrohr auf ihn ab. Die Kugel fuhr in die Wand, mit einem kräftigen Schlag warf ihm Wolfgang die Waffe aus der Fauſt, und ſtreckte ihn mit einem fürchterlichen Hiebe ſeines breiten Jagdmeſſers unter gräßlichen Verwünſchungen zur Erde. Vergebens ſtürzte Markus zwiſchen das Opfer und den blutdürſtigen Metzger; Wolfgang hieb auch nach ihm, und würde ihn verwundet haben, wenn nicht Canis, der treue Hund, mit beiſpielloſer Gewalt an die Bruſt des alten Wolfs geſprungen wäre, und ſomit ſeinen Herrn von der drohendſten Gefahr befreit hätte. — Die Jäger hetzten ihre Hunde auf den gutmüthigen Pudel, aber in den klugen Thieren ſchien ſich Sympathie für den tapfern Canis zu regen; ſie gehorchten dem Hetzruf nicht, und auch die ganze Bande roher Geſellen, den Führer nicht ausgenommen, wurde ruhig, als der lange Gevatter Steinheil unter ihnen ſtand, und mit ſeiner Schaufel das Haupt des erblaßten Huberts berührte.

Nun kam die Reihe an die zitternde Thereſia, die, von einigen Jagdknechten gehalten, den Spruch aus dem Munde ihres Zwingherrn erwartete. Sie verſah ſich zu nichts Gutem, denn ſie blickte mit troſtlos ſtarrem Auge auf den Roſenkranz des Kapuziners, und ihre weißen Lippen bewegten ſich fliegend, wie in einem Stoßgebet. Markus konnte ſich aber ihr nicht nähern, denn zwiſchen ihm und dem armen Weibe ſtanden Ernef, mit funkelnden Augen, und der wie durch Inſtinkt herbeigekommene Hartmann mit ſeiner unheilſchwangern Geſtalt, und aus dumpfer Kehle die Worte hervorkrächzend: „Da haben wir's ja, da haden wir's: wo ich bin, iſt auch der Jammer, und aus meiner Nähe erwächſt das Unheil.“

Wolfgang, nachdem ſeine Züge die grimmigſte Leidenſchaft von ſich geſtreift und in düſtere Verſchloſſenheit verſunken, redete alſo zu Thereſia, während die Genoſſen alle ſchwiegen, und nur der Donner draußen ungeheuerlich über die Berge polterte: „So habe ich Dich ertappt auf böſem Willen und Vorſatz. Du wollteſt fliehen, wie Hedwig geſteht, wie Huberts Roß, das im Hofe geſattelt weilt, beſtätigt, und wie meine Ahnung mir es argwöhniſch eingegeben, ſchon ſeit drei Tagen. Fliehen wollteſt Du und mich verrathen, und mich berauben, und weißt es, Tollkühne, daß ich den Tod auf ſolch unſinnig Handeln geſetzt. Du haſt Deine Gunſt an den blutigen Laffen hingeworfen, der hier am Boden liegt; nichts war mir ſchätzbar an Dir, als Dein Liebreiz: Deine Schönheit war Dein Leben. Nun ſie keinen Werth mehr für mich hat, weil ich nichts, gar nichts mit Andern theilen will, ſtreich' ich auch Dein Leben aus.“ — Hierauf wendete er ſich zu einigen der verwegenſten Geſichter ſeiner Bande, und befahl, die Verurtheilte in den Schloßthurm zu führen, und alles, wie er es ſchon angeordnet, zu bereiten.

Dem Pater näherte er ſich mit drohender Haltung, und ſagte zu ihm: „Als ich Euer anſichtig wurde am verwichenen Abend, hat mir ein Geiſt — vielleicht kein gutartiger — ins Ohr geraunt, daß ich Euch würde brauchen können. Darum ließ ich Euch hieher bringen, und nun bereitet Euch, die Gaſtfreundſchaft zu vergelten, die ich Euch gewährte. Ich halte nicht viel vom Pfaffenſtande, am allerwenigſten von Eurem Orden. Doch ſoll es, wie es heißt, gut ſeyn, wenn in der letzten Stunde eines Menſchen Euer Gebet und Eure Gegenwart nicht fehlen, und ich habe im Sinne, mich ſelber einſt in Eurer Kutte begraben zu laſſen. Da ich nun heute nicht aus Leidenſchaft tödte, ſondern als ein gerechter Richter, ſo mag ich auch meinem beſiegten Feinde die ewige Seligkeit wohl gönnen, wenn es eine ſolche gibt, und ſie durch Euer Gebet ſich erwerben läßt. So mögt Ihr neben dieſer Leiche beten, wie Eure Regel es will, und alsdann die Sünderin, die noch lebt, zum Tode bereiten. Sputet Euch aber, und ſeyd flink, denn ſie muß dahin ſeyn, ehe der Morgen graut, und wir ſind jetzt in den kurzen Nächten.“

22.

Auf den raſenden Lärm, der im Schloſſe gewüthet, folgte nun eine tiefe Stille. Eine Stunde lang lag das Haus wie im Schlummer begraben, und man hörte darinnen kaum hin und wieder die Schritte eines hin- und hergehenden Knechtes, und die Wächter ſelbſt an den Thoren flüſterten nur leiſe zuſammen. Der Schloßherr ſaß in ſeinem Zimmer, und ſchwelgte in der nahen blutigen Zukunft, Thereſia jammerte in ihrem Gefängniſſe, hinter deſſen dicken Mauern die Laute ihres Schmerzens verhallten, von der Welt ungehört; Markus kniete neben dem entſeelten Körper Huberts, — nicht ſowohl, weil der Räuber, als weil vielmehr ſein eignes Herz es ihm befahl. Kein lebendes Weſen war um den Mönch geblieben: Ernef und Hartmann, ſelbſt der treue Canis waren verſchwunden, und keine Zerſtreuung ſcheuchte von dem armen Markus die Bitterkeit ſeiner Gedanken. Der ganze verwichene Auftritt ſchien ihm nur ein Fiebertraum geweſen zu ſeyn, und, vor dem Leichnam zurückſchaudernd, und ſich in ſein Kloſter zurück ſehnend, rief er mehrere Male nach dem Freunde Adalbert, damit dieſer komme und ihn wecke aus der Qual ſeines Fiebers. Des Freundes Name jedoch erneute des Prieſters Angſt, denn ungetrennt von Adalberts Geſtalt ſtand immer von Neuem Thereſia's Bild vor ſeiner Phantaſey, und ſeine Augen brachen in Weinen aus, wie ſeine Bruſt in Seufzen. — Sie ſollte ſterben? Hinübergehen durch einen Mord, während noch das Leben ihr lächelte, während ihr noch Vergebung zu hoffen ſtand zu den Füßen des heiligen Vaters? Markus konnte ſich von der Möglichkeit dieſes plötzlichen Todes nicht überzeugen; es war ja nicht die Rede davon, die Aermſte in des Streites Hitze zu tödten; — wie ſollte Derjenige, der einſt an ihren Lippen gehangen, in welchem ſie Gefühle erweckt, welche ſelbſt die Beſtien zähmen, wie ſollte juſt er der Wüthrich ſeyn, zu zerſtören, was er geliebt? — Da fielen aber dem Pater aus ſeiner Jugend und Schulzeit die römiſchen Tyrannen ein, die um eitlen Blutdurſts willen, und um einer bloßen Laune zu gefallen, die Buhlerin, die Gattin, die Mutter dem Henker überliefert, oder ſelbſt erwürgt, und er wagte nicht mehr, auf das Herz des verwilderten Menſchen zu hoffen, ſondern allein auf die wunderthätige Barmherzigkeit Gottes. Dieſem letzten Hort empfahl er ſich und die Sünderin Thereſia, als der Knecht hereingetreten war, der ihn zu derſelben beſchied. Mit ſchleppendem Schritte folgte er dem Boten einer rauhen Gewalt nach dem Schloßthurm.

Wenige Stufen führten von einem abſchüſſigen Vorplatz in ein gewölbtes Gemach, das von einigen hie und da zerſtreuten Lampen erhellt war, und worinnen die Gefangene bewacht wurde. Man hatte ſie mit Ketten belaſtet, ſo daß ſie kaum einige Schritte dem Mönch entgegen gehen konnte, überſtrömt von Thränen, und fiebernd in der entſetzlichſten Todesangſt. Sie deutete auf die Waffen der Wächter, und wimmerte, die Hände ringend: „Iſt jetzt der Augenblick gekommen? Müßt Ihr ein Zeuge ſeyn, daß ich ſterbe? hätte vielleicht das Ungeheuer Wolfgang auch Euch dem Tode geweiht? Vergebt mir denn dieſe letzte Sünde, ſo wie der Erbarmer die andern, womit ich belaſtet, mir erlaſſen möge. Ich bin aber noch jung genug, um das Leben zu betrauern, um mit bitterm Widerwillen davon zu ſcheiden, und bitte Euch, dieſes letzte Scheiden mir durch Euren Troſt erträglich zu machen.“

„Deßhalb bin ich hier, Thereſia!“ antwortete ihr der Pater mit bewegter Stimme: „Man zwingt mich, Euer Beiſtand zu ſeyn, aber ich kann noch nicht glauben, daß die grauſame Drohung zur Wahrheit werden ſoll.“ — „Ihr kennt den Wolfgang nicht;“ verſetzte Thereſia mit ſtarrem Blick, und einem Tone, der keine Hoffnung mehr zuließ: „Das Böſe, ſo er verſprochen, hält er getreu und pünktlich. Ich habe mich keiner Rettung zu verſehen.“

Da ſetzte ſich der Mönch zu der Verurtheilten in die Ecke, und hörte, während die Wächter, von einem Reſt von Ehrfurcht für das Heilige bewogen, den Rücken wendeten, Thereſia’s Beichte. So freimüthig indeſſen das Weib alles bekannte, was ſchwer auf ſeiner Seele lag, ſo gefaßt der Pater auch alle dieſe Bekenntniſſe, trotz ihrer Schauerlichkeit anhörte, um nur zum Schluß, zur Losſprechung zu kommen, ſo verzögerte ſich doch dieſelbe durch abſonderliche Störungen, welche hemmend dazwiſchen traten. Bald trommelte es dem Prieſter vor den Ohren, wie ein böſer Fluß, und verwirrte ſein Gehör, daß er drei- oder viermal nach einer und derſelben Sache fragen mußte; bald überkam Thereſia ein Geſicht, daß ſie vermeinte, es ſitze Adalbert an ihrer andern Seite, und ſage ihr mit ſtrengem Abſcheu: „Quäle Dich nicht mit Deinen Geſtändniſſen, denn Du biſt ja doch verdammt in Ewigkeit, während ich ſchon jetzt meinen Stuhl im Himmel bereitet habe; der Herr verwirft Dich, ſo wie ich Dich einſt verworfen.“ Dieſe ſeltſamliche Erſcheinung für ein Geſpenſt ihrer Einbildungskraft auszugeben, verſäumte nun zwar Markus nicht, aber demohngeachtet betäubte es die Seele der Reuigen, daß dieſelbe ihre Bekenntniſſe immer wieder von Neuem anfangen mußte, weil ſie der Reihe nach nicht mehr weiter konnte. So quälten ſich Beichtiger und Büßerin in fruchtloſem Bemühen, und während deſſen ſchlug die Stunde des Opfers. Mit Geräuſch und Ungeſtüm trat Wolfgang, von ſeinen Trabanten begleitet, in den Thurm, und ſeine Worte waren: „Iſt die arme Sünderin fertig? Es darf nicht geſäumt werden; ſchon kräht der Hahn.“

„O ſo laßt den Tag herauskommen völlig, hartherziger unberufener Richter!“ verſetzte Markus flehend mit aufgehobenen Händen: „Die Nacht gehört dem Böſen, und es will darinnen keine gute Saat aufgehen. Das Tageslicht, welches ſelbſt ein troſtreicher Engel iſt, wird Troſt und Heil in die öde verlaſſene Seele dieſer Unglücklichen ſtrahlen. Dieſer Engel mag auch dann Dein Herz berühren, daß es milde werde und vergebe, im Gedächtniß Deiner eignen Sünden.“

„Keine Vergebung!“ murrte der Schloßherr: „Ich habe Dich nicht zum Faſtenprediger aufgedungen, heuchleriſcher Pfaffe. Hat Dein Hokus Pokus nicht gewirkt, ſo iſt es deſto ſchlimmer für die Verbrecherin, gilt jedoch mir gleich. Schleppt ſie heran, ihr Knechte!“

Thereſia ſtieß einen gellenden Schrei aus, da man ſie von dem Vater riß, und vorwärts führte. Markus, der wohl ſah, daß hier kein Augenblick zu verlieren ſey, ließ ſich nicht abſchrecken, und fuhr mit heiligem Eifer fort: „O, ſey nicht taub gegen meine Worte, damit nicht einſt das Gericht taub ſey vor Deinen Bitten! Auch Deine Gebeine werden einſt im Thale Joſaphat aus der Erde ragen, und um Barmherzigkeit flehen. Leugneſt Du aber jene hehre Stunde der

Zukunft, verſchmähſt Du den Glauben an Unſterblichkeit und Gericht der Todten, ſo gedenke des Urtheils, welches Deiner noch in dieſer Welt harren mag, gedenke der Menſchheit, die ſich einſt an Dir rächen dürfte, weil Du ſie ſchmachvoll beleidigeſt; gedenke der Obrigkeit, der Du hienieden unterworfen biſt, und welcher Du frevelhaft und mörderiſch ins Amt zu greifen begehrſt!“

Der Schloßherr lachte wild auf, und entgegnete höhniſch: „Meinen Reſpekt vor der Obrigkeit, aber ich unterſtehe mich, in meinem Hauſe mein eigen Gericht und meinen eignen Blutbann auszuüben. Gefällt's dem Biſchof und dem Kaiſer nicht, ſo mögen ſie kommen und mich ſtrafen. Mein Schwert iſt ſo ſcharf als das ihrige. Richtet den Stuhl, ihr Leute!“

Auf ſeinen Wink riß einer der Knechte die Tapete weg, die einen Winkel des Gemachs verdeckt hatte, und ein Sandhaufen wurde ſichtbar, dahinter ein Richtſtuhl und ein breites blankes Schwert lehnte an demſelben. Ein dichter Kreis drängte ſich um den Mordplatz, Thereſia heulte außer ſich auf, und feurig ſtiegen zum Gehirn des Prieſters die Wellen des eigenen edlen Blutes, da er des Blutes gedachte, welches in dieſen Sand rinnen ſollte. Mit dem Muthe und der Hingebung, die einen tugendhaften Diener Gottes im Kampfe für das Recht der Menſchheit auszeichnen, warf ſich Markus dem unerbittlichen Wolfgang noch einmal entgegen, faßte ſeine widerſtrebenden Hände, erniedrigte ſich ſogar vor dem Unhold, und rief mit herzzerreißenden Tönen: „Höre mich, alter Mann, der den Schnee ſeines Haupts mit dem Scharlach des Mordes zu tigern begehrt! Höre mich, alter Verbrecher, den auf der nächſten Jagd eine fallende Tanne zerſchmettern, ein Wilderer todten kann, der in ſeinem Bette zur Nachtzeit nicht mehr ſicher iſt vor dem Tode, welcher die Greiſe gern im Schlummer wegholt! Denke an Deinen irdiſchen Leib, wenn Du nicht an eine unſterbliche Seele glauben willſt; fühle in Gedanken den grauſigen Schwerthieb, welchen Du Deinem Opfer bereitet, und treibe Dein blutiges Spiel nicht weiter. Du biſt von Menſchen gezeugt: Vergib um Deiner Aeltern willen! Du biſt getauft worden, wie wir: ſey menſchlich um des Chriſtenbundes willen. Du haſt als Knabe zu Deinem Schutzengel gebetet: um dieſes Engels willen kehre zur Barmherzigkeit zurück. Der dreieinige Gott ſieht überall, was auf der weiten Welt gethan wird, und folglich auch die That, die Du begehſt. Zittre vor ſeiner Rache, denn er iſt auch ein ſtarker und zorniger Gott; ſchäme Dich vor Deinen Geſellen allen, welche bleich umherſtehen, und Rührung fühlen, während Du allein verſtockt biſt. Gewiß: unter allen dieſen harten Männern findet ſich kein einziger, der ſeine Fauſt erhöbe, den Streich zu führen, den Du gebieteſt."

Als nun der Mönch erſchöpft ſchweigen mußte, ſtieß ihn Wolfgang heftig von ſich, und erwiederte grimmig: „Du haſt Luſt, frecher Kloſterbruder, meine Rache zu koſten? Hüte Dich, ſage ich Dir. Erfahre jedoch, daß ich alle dieſe Burſche um mich her für allzuehrlich achte, als daß ich einem von ihnen deichlen möchte, die Verbrecherin zu richten. Einer Deiner eignen Begleiter ſoll mir den Gefallen thun.“ Er ſah im Kreiſe um, und winkte dem Dreiblatt Erneſ, Hartmann und Steinheil, die plötzlich neben einander daſtanden, indem er rief: „Holla, ihr fremdes Geſindel! Welcher von Euch ſchlägt, mir zu Gefallen, der Sünderin den Kopf von den Schultern?“

Hartmann ſtammelte ächzend und zitternd, obſchon mit einem giftigen und mordgierigen Blick: „Ich kann nicht, Herr, wie ich auch wollte; es iſt mein Arm zu ſchwach, das gewaltige Richtmaß zu führen, und höchſtens einen Dolchſtoß vermögend.“ — „Ich will heut keinen Meuchelmord,“ erwiederte Wolfgang, „ſondern ein redliches Scharfrichteramt. Was meinſt Du?“ Er zeigte auf Erneſ. Dieſer verſetzte, hohnlächelnd die weißen Zähne zeigend: „Mein Amt geht noch nicht an. Es beginnt erſt nach dem Streiche, und dieſen wird, wenn ich nicht irre, mein Nachbar führen.“

Sogleich trat Steinheil mit einem langen Schritte vor, warf den grauen Regenmantel, der über ſeinen Schultern hing, von ſich, und hob, verächtlich das an den Stuhl gelehnte Schwert zu Boden tretend, eine hellflammende lange Klinge empor. Allen rieſelte es wie Hagelſchauer durch die Adern, und ſchon faſt leblos lag Thereſia zu des Paters Füßen, der vergebens in ihr betäubtes Ohr die dringende Mahnung rief, die Beichte zu vollenden.

„Ein reiſiger Scharfrichter!“ ſagte Wolfgang mit dumpfer Stimme, ſelbſt an allen Gliedern bebend: „Ans Werk denn, Geſelle!“

Nun mußte Markus ſehen, wie Ernef ſelbſt aus ſeinen Armen die Unglückliche zog, eine grimmige Haſt in ſeinen Blicken, und der arme ſchwache Mönch konnte es nicht wehren; er mußte ſehen, wie das Opfer von Hartmann auf den Stuhl gebunden wurde, ſehen, wie Steinheil zum zweitenmal das Schwert erhob. . . . .

Da überkam, wie es ſchien, den Schloßherrn eine menſchliche Rührung, und er hob die Hände, und er winkte mit dem weißen Tuche . . . . aber Steinheil, der blaſſe Gevatter, ſagte langſam, als ob er in Glockenklängen ſpräche: „Heute ihr, morgen Dir!“ — Der Blitz fuhr herab, das Haupt rollte in den Sand, das Blut ſprang . . . .

Aller Sinne beraubt ſchlug der Pater zur Erde nieder, ſchlummerte in ſchwerer Betäubung hinüber, und erwachte, da ſchon die Morgenſonne golden durch die zerriſſenen Wetterwolken ſtrahlte, auf einem bethauten Raſenabhang. Neben ihm floß ein klarer Forellenbach, und als er ſich aufrichtete, ſah er in dem Spiegel der Fluth ſein Bild, und erſchrack. Sein Haar und Bart waren in der verwichenen Nacht weiß wie Hagelſchloſſen geworden.

23.

Da weinte er bitterlich, und ſprach betrübt vor ſich hin: „So hat mich denn alſo ſchnell das hohe Alter erreicht, obgleich mein Herz noch jugendlich glüht und mannskräftig pocht! So habe ich denn meinen Theil hinweggenommen von dem Lohne der Sünde, in deren

Labyrinthe ich mich bewegte, ſeit ich vom väterlichen Dache Abſchied nahm. O warum, Herr, mir dieſen Kelch voll Bitterkeit? Ich erliege unter der Laſt des Elends, das ich geſehen, und wünſchte ſchier, nicht mehr zu leben.“ — Da ſchrie ein Vogel über ſeinem Haupte; er ſah zum Baume hinan, wo eine Dohle die Flügel ſchlug, und gewahrte an einem leicht zu erreichenden Aſt eine ſauber gedrehte Schlinge, die nur auf den Hals wartete, der ſich von ihr zuſchnüren laſſen wollte. Der Mönch erſchrack vor dieſem Anblick, und entging durch einen frommen Entſchluß mit Muth und Kraft der abſcheulichen Verſuchung. Der Vogel flatterte krächzend weg. — In ſeinen Betrachtungen aber fuhr Markus weiter fort: „Soll der frömmſte Menſch, der unbefangenſte Knabe ſelbſt, nicht jedes Vertrauen auf die Tugend verlieren, wenn er Zeuge ſolcher Begebenheiten wird, wie ich ſie erleben mußte? Zieht nicht das Laſter auch den Reinen übermächtig in ſeinen Kreis, und entrinnt er wohl den rußigen Klauen ohne Flecken? Welch ein Schmerz für meine Seele, den geliebteſten Freund als die freilich unſchuldige Wurzel ſo vielen Jammers zu erkennen?“ — Er bückte ſich zu dem Bache, um mit einigen kühlen Tropfen ſeine heißen Augen zu benetzen, und erblickte in der klaren Fläche ſtatt ſeines Bildes plötzlich die Geſtalt Adalberts, die vor einem Altar auf den Knieen lag, mit Thränen und Verzweiflung die Bruſt zerſchlug und dabei zu rufen ſchien: „mea culpa, mea maxima culpa!“ — Ein gewiſſer unheimlicher Schauer vor dem Freunde ſelbſt packte den Kapuziner: dieſer

Widerwillen wallte wie ein berückender Nebel um ſein Haupt, und es mahnte ihn leiſe, abzulaſſen von dem Geliebten, und gleich dem Phariſäer Gott zu danken, daß er nicht ſey, wie jener.

Befremdet ob dem ſeltſamlichen Zwieſpalt in ſeinem Gemüthe richtete ſich Markus auf ſeinen Knieen auf, und ſchaute, ſich zu zerſtreuen, bald in die grünen Schatten der ſtarken Buchen, bald hinaus auf die freiere Flur. Die Einſamkeit um ihn her belebte ſich unvermuthet: ein fremder Kapuziner zog mit einer jungen Wallfahrerin durch den Wald, und predigte ihr mit ſcheinheiliger Miene, bis er, unfern von Markus, auf einem Raſenſitze mit der Begleiterin ruhte, und mit ihr zu koſen, und endlich ſträfliche Luſt zu äußern begann in glühenden unziemlichen Küſſen. Empört drehte ſich Markus von dem Schauſpiel weg, und ſah dagegen auf der andern Seite terminirende Brüder durch den Wald fahren, und ſich trunken machen an den Geſchenken für das Kloſter, und die eignen Säckel füllen, der Regel zuwider, von den Pfennigen, die dem Kloſter gehörten. — Erſchrocken ſuchte des Paters Auge Schutz vor ſolchen Gräueln, ſeitwärts blickend, und gerieth in einen dem Beſchauer geöffneten Kloſtergarten, wo ein Kapuzinerkonvent in den Freuden einer Collation ſchwelgte, trinkend, ſchmauſend, Kegel ſpielend, und wüſte Lieder ſingend, wie der Frevelmuth der Laien ſie erdachte, um den Orden zu verſpotten und anzuſchwärzen. Zwiſchen allen dieſen Bildern ging aber der heilige Franz in eigner Perſon umher, und aus ſeinem Kleide und Barte ſchlugen kniſternde Funken, und er klagte, in der Weiſe der Lamentation des Jeremias: „O ſieh her, mein lieber Sohn Markus, wie ich verdammt bin um meiner Thaten willen, und daß ich Jünger gezogen habe, die ſich verderben zeitlich und ewiglich! O wie wäre es beſſer, ein Heide zu ſeyn, als der Bruder ſolcher Gottesleugner und Kirchenſchänder! O Du, dem dieſe Wunder die Leuchte der Erkenntniß in's Gemüth tragen, entreiſſe Dich den Schlingen, die auch Deiner Tugend drohen, weiche von dem unreinen Bunde, und fürchte Dich nicht vor dem Bann und dem Fluch der gereizten Tiger, denn der Himmel blüht Dir, wenn Du auch zum Ketzer würdeſt!“

Die Geſtalt des Ordensſtifters zerrann im grünen Waldesduft, und auch die anſtoßigen Bilder ſchwanden dahin, aber doppelt warm und belebend ſchien die Sonne, und der Vögel buntes Heer wurde doppelt laut aus den geſchwätzigen Schnäbeln. Rehe und Hirſche ſprangen durch den hallenden Hain, und ein reizendes Paradies voll von Blumen und Früchten und fröhlichen lebendigen Menſchengeſtalten lockte aus der Ferne, und wieder ſo nahe, und ſo hell, als ob es dem Pater dicht vor Augen ſtünde, ſo daß ihm neue Luſt am Daſeyn in der Bruſt aufging, aber eine Luſt, wie er ſie nie gekannt, ſprudelnd in unruhiger Sehnſucht, haſchend, wie mit Briareus-Armen nach dem Genuße, nach dem Erſatz für lange Jahre der Entſagung, nach dem Taumel der Sättigung, dem der Todesſchlummer des Ueberdruſſes folgt. Zugleich bildete ſich in angenehmer Geſchäftigkeit um den Mönch her eine Welt von wunderbaren Geſtalten.

Poſſierliche Gnomen öffneten zu ſeinen Füßen Truhen voll von Gold, Perlen und Edelſteinen; Feuergeiſter kelterten vor ſeinen Augen glühenden und duftenden Wein; geputzte Knechte hielten an goldnen Zügeln ſchnellkräftige Pferde; Pagen voll Anmuth und Jugend breiteten köſtliche Kleider und Schmuck vor ihm aus; Mädchengeſtalten von verführeriſchem Reiz boten ihm in blinkenden Flaſchen einen Trank der Verjüngung und die geheimnißvollen Mittel, dem Körper Schönheit zu verleihen. Alle riefen und flüſterten durcheinander: „Eile und ſchmücke Dich; nimm und verjünge Dich! trink und lodre auf in Luſt, pflaſtre mit Gold Deine Straße durch die Welt, laß fallen die Kutte, und jage dahin auf brauſenden Roſſen bis an den Ort, wo alles aus iſt!“ — Markus, wie von Trunkenheit befangen, lächelte den dienſtbaren Gehülfen zu, während er ihnen doch widerſtreben wollte, und erwachte nur dann aus ſeiner Betäubung, als der zudringliche Schwarm ihm mit Gewalt das Ordenskleid zu entreißen ſuchte. Wie er aber zur Seite blickte, gewahrte er mit Vergnügen den treuen Pudel Canis, der an ſeinem Kleide geriſſen hatte, und ein paar Schritte davon ſtand Hartmann, erbärmlich zuſammengeſunken wie ein Marterbild, und als ob er ſein Todesurtheil erwarte.

Nachdem der Kapuziner ſeinem treuen Hunde einige Augenblicke geſchenkt, um ihn freundlich zu empfangen, ſagte er zürnend zu dem Krämer: „Du unterſtehſt Dich, Unſeliger, Dich noch vor meinen Augen zu zeigen? Du, der den Schergen bei dem blutigen Auftritt machte, den meine armen Augen ſchauen mußten?“

Hartmann erwiederte mit ſeiner ſanften heuchleriſchen Stimme: „Ach, ehrwürdiger Pater, konnte ich denn anders thun, da ich ohnehin ſchon in den Stricken des böſen wilden Jägers lag? Mir drehte ſich das Herz um, denn ich kann niemand ſterben ſehen, und ich verſchmähte ſogar einen Becher, den mir Ernef, nachdem er ihn mit dem Blute der armen Sünderin gefüllt, hinreichte, obſchon dieſer Trank mir heilſam geweſen wäre. Ich eilte mit dem Lothringer vereint, Euch aus dem Schloſſe zu tragen, und wir legten Euch an dieſem Bache nieder, damit Ihr in der Kühlung Euch erholen möchtet. Canis kam mit herbei, und Ernef ging dann hinweg. Ich bin aber Euer unterthänigſter Knecht, und bitte, daß Ihr das Vorgefallene vergeſſen wollet, und die Hand von einem Unglücklichen nicht abziehet, der kaum die Hälfte ſeiner Buß- und Heilfahrt zurückgelegt.“

Die übernommene Pflicht, obſchon eine bittere Frucht, mahnte das Gewiſſen des Paters, und nach einem kurzen Bedenken verſetzte er mit ernſtem Geſichte. „Wohlan; ſo will ich denn in's Himmels Namen an Deiner Seite ausharren, und froh ſeyn, daß der Lothringer wenigſtens fort iſt, dem ich nimmermehr mit unbefangenem Herzen begegnen würde. Aber vergeſſen, was in dem mit Fluch beladenen Schloſſe vorgegangen, — das kann ich nicht, weil ich einen Denkzettel an mir trage, der ſich nie verwiſcht.“ — Er deutete auf ſeine weißen Haare, und wanderte dann mit Gott ergebener Faſſung nach Füeſſen hinein, um mit ſeinem Patienten in der Kirche des heiligen Magnus zu beten, die Obrigkeit von Wolfgangs verruchter That in Kenntniß zu ſetzen, und alsdann die weitere Fahrt zu unternehmen.

24.

An den tyroliſchen Gränzen entſpringt ein kleiner Fluß, die Amper genannt, und durchſtromt, nicht allzuweit von ſeinen Quellen entfernt, ein hochgelegenes Thal, in den bayeriſchen Gebirgen, das ſich nach ihm nennt, wie auch mehrere Dörfer, die in ſelbigem Bergthale liegen. Das Land iſt rauh, und Futterkräuter gedeihen noch dort am beſten auf langen Matten längs dem Flüßlein Amper, aber die Leute, die jenen Gau bewohnen, ſind fleißig, um das Leben zu gewinnen, das ihnen der karge heimathliche Boden nicht ſichert; wer aber fleißig iſt, iſt zugleich andächtig und fromm geſinnt, und das waren von jeher die Bewohner von Ammergau, weßhalb ſie auch der Himmel durch ihre Andacht ſelbſt mit neuen Hülfsquellen begnadigt hat. — Es war noch nicht lange her, zur Zeit, als Markus mit ſeinem Gefährten von Füeſſen aus den Weg nach Oberammergau nahm, daß die Peſt, von welcher dazumal Bayern, kurz nach dem dreißigjährigen Kriege befallen worden, auch das ſtille abgeſchiedene Bergthal, wo die Amper fließt, heimgeſucht hatte. Die Peſt war von Wien gekommen, und hatte bald das bayeriſche Land vom Inn bis zum Lech verheert, und in den

Ortſchaften Murnau, Partenkirchen und der Umgegend derſelben ihren blutigen Thron aufgeſchlagen. Da waren die Männer in Ammergau zuſammengetreten, und hatten beſchloſſen, daß niemand vom Fuße der Berge, die das Thal von dem übrigen Lande trennen, hereingelaſſen werde ſollte, noch jemand aus dem Thale ſelbſt hinabginge über die Berge, um wiederzukehren; alles verpönt bei großer Strafe, damit nicht das Peſtgift nach Oberammergau käme, weil es ſich vertragen ließ in den Kleidern, ſelbſt in den Nahrungsmitteln, und da war, ehe man ſich's verſah. Das Gebot der Gemeinde wurde treulich gehalten, bis die Kirchweihfeiertage kamen. Da wurde Einem von Ammergau, der ſchon ſeit mehrern Monden als Taglöhner in Eſchenlohe, jenſeits des Ettaler Berges ſtand, ſchwer zu Sinn und Herzen, und er bekam das Heimweh, weil er die Feiertage mit ſeiner Familie zu begehen ſich ſehnte, und dennoch wegen des Verbotes, von der Heimath wegbleiben ſollte. Die Sehnſucht nach Weib und Kind iſt aber unwiderſtehlich, und reicht oft weit über die Furcht vor dem Tode und vor den Geſetzen hinaus. Dieſes erwahrte ſich an dem armen Taglöhner, der plötzlich in der Nacht den Brodherrn verließ, in deſſen Hauſe juſt einer peſtkrank geworden war, — ſich wie ein Flüchtling auf ſchlecht gebahnten und verſteckten Schleichwegen über's Gebirg ſtahl, und heimlich wie ein Dieb zu den Seinen in die eigne Hütte trat. Seine unvermuthete Ankunft erregte viele Freude, aber das Leid kam hinterher, denn er hatte die Krankheit ſelbſt im Leibe mitgebracht, legte ſich ſchon am zweiten Tage und ſtarb am dritten; und viele Leute, die, weil des Taglöhners Familie die Ankunft und den Tod deſſelben nicht mehr verheimlichen konnte, neugierig herbeigekommen waren, die Leiche zu betrachten, gingen, angeſteckt vom Peſtduft, wieder nach ihren Häuſern, ſo, daß ein großes Sterben im Thale ausbrach, und immer weiter um ſich griff, weil kein Arzt und Bader zu helfen wußte, und der Schrecken allein ſchon Kranke in Menge darniederwarf. Da gedachten die Ammergauer mit gläubiger Zuverſicht des himmliſchen Arztes, empfahlen ihm neben der Seele auch den Leib, und thaten das Gelübde, alle zehn Jahre mit großer Feierlichkeit und Andacht die Leidensgeſchichte des Erlöſers bildlich darzuſtellen, wofern der Heiland durch ſeine Fürſprache das grimmige Peſtübel von ihnen wende. Das Gebet der Frommen wurde erhört, und dem Sterben wie durch ein Wunder Einhalt gethan, ſo daß bald wieder fröhliches Leben auf der Stätte des Todes herrſchte, und preiſender Jubel klang, wo noch kurz zuvor Verzweifelnde ächzten. In ihrer Freude vergaßen jedoch die Ammergauer — weniger leichtſinnig, als die Schiffer im adriatiſchen Meere — ihres Gelöbniſſes nicht, und ſtellten ſchon im nächſten Jahre auf einem großen Theater die Paſſionsgeſchichte nach der Weiſe der alten Myſterienſpiele, unter großem Zudrang von Fremden aller benachbarten Länder feierlichſt und ohne Störung vor. Dieſes fromme Schauſpiel, weil es ſich oft im Laufe des Sommers wiederholte, immer einen Sonntag über den andern, und der Zuſchauer immer mehrere und mehrere lockte, zog viel Geld und Verdienſt in das Thal, denn die Fremden zehrten wacker, und bemerkten bei dieſem Anlaß, daß die Ammergauer eine beſondere Fertigkeit beſaßen, Kruzifixe, Roſenkränze und Heiligenbilder, wie auch Spielwerk und kleine Geräthſchaften überaus künſtlich aus Holz und Bein zu ſchneiden und zu drechſeln. Ein Jeder wollte von ſolch künſtlichem Werk ein Angedenken ſeiner Fahrt nach Hauſe bringen, und ſomit floß wieder manche ſchöne Summe in die Werkſtätte der frommen Handwerker. Die Ortſchaft befand ſich wohl dabei, und hielt ſchon aus dieſem Grunde eifrigſt die Zeit ein, da die Spiele wiederkehren ſollten.

Eine ſolche wiederkehrende Friſt war es, die den Pater Markus, als den Begleiter des zur Wallfahrt verlobten Hartmanns, von den Ufern des wilden Lechs gen Oberammergau führte. Der Sommer war heiß geworden; des Regens gab es wenig, und die Spuren einzelner Gewitterſtürme verwiſchten ſich bald unter dem glühenden Strahle der Sonne, die vom blauen Himmel argen Brand verſendete. Die Wanderer waren erſchöpft, da ſie ſich dem Dorfe näherten, beſonders aber der Kapuziner, der zu Füeſſen Gelegenheit gefunden hatte, alle ſeine chriſtlichen Pflichten mit exemplariſcher Geduld zu üben, und dabei ſeine Kräfte aufzureiben: Hartmann hatte daſelbſt eine nicht lange dauernde, aber äußerſt gefährliche Krankheit überſtanden, und jede Sorgfalt des Prieſters in Anſpruch genommen. Tag und Nacht war der ächt fromme Mann nicht vom Lager des Leidenden gegangen, hatte ihm die Arzneien ſowohl für den Körper, als für die Seele gereicht: kühlende Tränke und lindernden Troſt. Manchmal, wenn des geiſtlichen Wärters Ermattung allzugroß wurde, ſtieg in ihm der Gedanke auf, endlich einmal zu ruhen und den Patienten ſich ſelbſt zu überlaſſen; aber Markus widerſtrebte alſobald dieſen Forderungen ſeiner erſchöpften Natur, und durfte ja auch nicht einen andern herbeirufen, den Kranken zu pflegen, weil derſelbe in ſeinem Fiebertaumel entſetzliche Dinge ſprach, die den Argwohn eines Dritten nur allzuſehr rege gemacht haben würden. Der Mönch hielt alſo wacker aus, konnte aber dennoch, ſo geneigt ſeine chriſtliche Liebe war, alle Reden des Kranken für einfältiges Delirium zu halten, ſeinem Mißtrauen nicht ganz gebieten, indem er an den ſonderbaren Auftritt zu Baden ſich erinnerte, wie an das höchſt auffallende Benehmen des Krämers, ſo oft Ernef ſeinen grauſamen Hohn gegen ihn ausließ. Zugleich war in dem guten Prieſter, ſo oft er einen freien Augenblick im Geſpräche mit ſeinen Ordensbrüdern zu Füeſſen verbringen konnte, eine doppelte Sehnſucht nach der klöſterlichen Zelle aufgeſtiegen, und immer ſchwerer dünkte ihm die Laſt, die der Machtſpruch des Oberſten ihm aufgebürdet, und darum drängte er den kaum geneſenen Hartmann wieder auf die Fahrt, damit ſie doch recht bald an das Ziel kommen möchten. Auf der Reiſe aber kamen hin und wieder dem Prieſter neue Anwandlungen von Abſcheu gegen ſeinen Begleiter, den er heuchleriſch und verſchloſſen fand, ſo oft er ihm mit rührender Freundlichkeit zuredete, ſein Gewiſſen durch ein

Bekenntniß zu erleichtern, wenn er irgend eine verborgene Unthat auf dem Herzen hätte. — Oftmals ſchien es dem Mönch, als rief ihm eine Stimme in's Ohr: „So gehe doch fort, und laß dieſen wüſten Geſellen allein,“ oder: „Dem Burſchen hilft doch nichts, aber er macht Dich unglücklich, darum gehe fort, und entfliehe ihm!“ — Einſtens ſogar, — Hartmann lag juſt, vor Müdigkeit eingeſchlummert, auf einem Felſenabhange, und nur ein paar Schritte vor ihm gähnte eine tiefe Kluft, auf deren Grund ſpitzige Tannen ſich aufreckten, wie ein Lanzenwald — flüſterte dieſelbe Stimme, beunruhigender und dringender als je, in das Ohr des Paters: „Benütze doch einmal die gute Gelegenheit, und ſchleudere den Burſchen mit einem Fußtritt in die Kluft, damit er auf den Spitzen der Tannen oder im ſcharfen Geröll ſeinen Tod finde, und nicht mehr eine Rede von ihm ſey. Du biſt alsdann frei, und binnen wenigen Tagen in Deiner Zelle zurück!“ — Markus ſtaunte, wie einer, neben welchem ein Blitz zur Erde fahrt, als er dieſe dringende Stimme vernahm, und ſich wie von unſichtbaren Händen zur Ausführung geſtoßen fühlte, und entfernte ſich mit vieler Anſtrengung ſeiner Seelenkraft von dem Orte der Gelegenheit, und kehrte nur dann wieder zu dem Schläfer, als er in ſeinem Innern völlig ruhig geworden war. Wie ſehr ihn aber der Sieg über die Verführung freuen mochte, ſo war er dennoch in der Seele tief betrübt, und doppelt mitleidig gegen den fallſüchtigen Heuchler, weil er an ſich ſelbſt die Erfahrung verſpürte, daß auch eine ſtrenge Uebung im tadelloſeſten

Wandel nicht vor der Lockung der Sünde ſchütze. Mit erneuerter Zuverſicht pilgerte er dann an der Seite des Unglücklichen weiter.

Das geiſtliche Spiel hatte ſchon ſeit einigen Stunden den Anfang genommen, und Markus nebſt Hartmann fand nur auf den hinterſten Bänken unter der großen zuſchauenden Volksmenge nothdürftigen Platz. — Das Theatrum erinnerte an die älteſten Schauſpielplätze, indem es kein anderes Dach hatte, als den weit geſpannten Himmelsbogen, und Schauſpieler wie Zuſchauer im Sonnenglanze ſaſſen, wandelten und ſpielten. Die Sitze waren, obwohl nur von ſchlechten Brettern zuſammengezimmert, amphitheatraliſch hinter einander erhöht, und faßten viel Volk; die Bühne, wo die frommen Spieler agirten, ſtellte Jeruſalem vor mit einigen Thoren und Gaſſen, worinnen das Haus des Kaiphas ſtand und der Pallaſt des Pilatus. Auch war in der Mitte dieſer Häuſer ein von einem Vorhang verdeckter Raum gelaſſen, worinnen von Zeit zu Zeit Begebenheiten aus dem alten Teſtamente, durch artige und bilderähnliche Menſchengruppen verſinnlicht, angedeutet wurden, während im Vorgrund der Heiland mit ſeinen Jüngern und dem Volke von Jeruſalem ſprach, oder mit den Phariſäern und Hohenprieſtern zankte und ſtritt. Jede Abhandlung aber aus der Lebens- und Leidensgeſchichte des göttlichen Mittlers führte ein Prologus ein, von einem ſingenden Chor begleitet, in römiſchen Gewändern angethan, und mit Heroldshelmen aufgeputzt. — Eine feierliche Würde lag auf dem ſchmuckloſen Spiel der Landleute verbreitet, und namentlich zeichneten ſich die immer wiederkehrenden Chor- und Pſalmenſänger aus, ſo wie die Männer, die Chriſtum, Petrum und die übrigen Jünger darſtellten: andächtige Leute, die mit eignen Augen den Peſtgräuel geſehen, und ſelbſt manches Opfer der böſen Seuche zu Grabe getragen. — Die volltönende Muſik, die vor der Bühne zu den Chorſängen die Inſtrumente rührte, trug nicht minder viel zur Würde des Spieles bei, und wenn der Prologus von der Güte des Herrn ſang, und von den Wundern der Schöpfung, ſo durfte der Zuſchauer nur die Augen gen Himmel erheben, um mit vollem Herzen in den Lobpſalm einzuſtimmen: denn eine heitere durchſichtig blaue Luft wehte frei über des Volkes Häuptern, und fröhliche Vogelſchaaren zogen neugierig und zwitſchernd über das Theater weg, und wie ernſte Zeugen des treu erfüllten heiligen Gelübdes ſchauten ringsum die ehrwürdigen Berge, die Grenzwächter des Thales, an ihrer Spitze das abentheuerliche Ettaler Mandl, in das Schauſpiel herüber.

Markus fühlte ſich wie im Paradieſe, und gehörte anfangs mit ungetheilter Aufmerkſamkeit dem würdigen Feſte an, bis endlich ſeine Augen müde wurden von dem Prunk der farbigen und glänzenden Gewänder, und der Unzahl aufeinander folgender Auftritte, weil die Andacht der Spieler nicht zuließ, daß etwas ausgeblieben wäre, was uns die heilige Schrift aus dem Leben Jeſu Chriſti mittheilt. So wie des Mönches Auge ermatttete, ſo wurde auch ſein Ohr trunken von den langſamen und feierlichen Accorden der Muſiker, und von dem ungewohnten Dialect der Leute, dem er mit äußerſter Anſtrengung zuhorchen mußte, um ihn zu verſtehen. Dazu kam, daß die Wanderung ſeine Kräfte abgeſpannt, und die Hitze das Ihrige beitrug, um die ſchläfrige Müdigkeit zu vermehren. — In einer Pauſe, die im Schauſpiel vorkam, ſchlummerte Markus ſanft ein, während ein fremder Wallfahrer, der zu ſeiner Linken ſaß, wie Hartmann zu ſeiner Rechten, ihm juſt von der Bedrängniß des Kaiſers erzählte, dem die Türken bis ins eigne Land gedrungen, und deſſen Haupt- und Reſidenzſtadt Wien von dieſen Ungläubigen hart geängſtigt wurde. Als der Pilger ſah, daß ſein frommer Zuhörer die müden Augen geſchloſſen, ſo lehnte er ihn ſorglos mit dem Oberleib an einen Pfoſten an, und mehrere nebenſitzende Zuſchauer hielten Tücher und grüne Reiſer über das Haupt des Prieſters, damit ihm die Sonne nicht wehthue, und alle ſagten: „Das iſt gewiß ein engelgleicher Mann, denn der Friede des Himmels ruht auf ſeinem Antlitz und er ſchläft wie ein unſchuldiges Kind.“

25.

Hartmann aber ſah ſich kaum nach ſeinem Begleiter um, that weiter nichts, als ob er ihn kenne, und vergaß ſeiner ſchier, als er in den hinter ihm ſitzenden Reihen des Volks ein Geſicht erblickte, das er hier zu finden erwartet hatte, und das ihn ſo angenehm anregte, daß er hinüber grüßte und den Menſchen durch den Wink ſeiner Hand einlud, ſich Bahn bis zu ihm zu brechen. Im Augenblicke ſaß auch der Eingeladene hinter ihm; ein ſtumpfes, vor Fettigkeit glänzendes Geſicht, mit Spionsaugen, weit abſtehender Naſe und ſehr kurzer Stirne unter den ſchlichten wie in Oel getränkten Haaren. — „Willkommen, Freund Keſſelflicker,“ begann Hartmann die Unterredung, und der Fremde legte eine ungeheuere rußige Hand in die dargebotene Rechte des Krämers, mit den Worten: „Ihr ſeyd ein Mann von Wort. Ich bin ſelbſt erſt heute angekommen, und fand mich hier ein, um Euch aufzuſuchen. Seyd Ihr allein?“ — Hartmann ſchüttelte den Kopf und deutete verſtohlen auf Markus, nach welchem ebenfalls nur ein verſtohlener Blick des Haſenbinders ſchweifte. Hierauf lehnte ſich der Letztere ganz vertraulich an das Ohr des Krämers, hielt noch zum Ueberfluß die Kappe vor, damit keine Seele eine Sylbe aus ſeinem Munde hören konnte, und ſagte: „Habt Ihr auch Euern Mann ordentlich gewählt? Merkt wohl auf: die Springwurzel hat Blüthe getrieben, und der Schatz hat ſich im Teufelsgraben bedeutend gehoben. Wenn Ihr aber keine ganz fromme und reine Seele dagegen ſetzen könnet, ſo ſeyd ihr um die Wurzel, die Eure Krankheit heilt, und um den Schatz, der Euern Sinn vergnügt, und könntet noch obendrein am eignen Leibe Schaden leiden.“ — „Seyd nur zufrieden;“ erwiederte Hartmann in einem gewiſſen ſchweizeriſchen Gaunerdialect, den doch der Keſſelflicker vollkommen verſtand: „Der iſt der rechte Mann. Mein Vetter hat ihn ſelbſt ausgeſucht, und ich habe mich ſchon oft genug über ſeine Tugend geärgert, und ſeine

Einfalt belacht, denn er glaubt noch Alles unverbrüchlich, was ich ihm aufgebunden.“ — „Ganz gut, lieber Meiſter. Wem gehört aber der Hund, der zu Euern Füßen liegt, und den Pfaffen unverwandt anſchaut?“ — „Der Pudel iſt dem Pater eigen; ein unausſtehlich Thier.“ — „Den müßt Ihr aus dem Wege ſchaffen, wenn Ihr den Pater zum Teufelsgraben führt, denn der Hund ſtört allen Zauber, und der Satan ſelbſt hat keine Macht über die unvernünftige Kreatur.“ — „Will ihn ſchon wegſchaffen. Der Hund parirt mir freilich nicht gern, aber ich werde dennoch ſeiner Meiſter werden. Wann meint Ihr, daß der Gang ſich am beſten verlohne?“ — „Heut, morgen, übermorgen, die ganze Woche hindurch. Wir ſind noch in den heiligen ſechs Wochen nach dem Johannisfeſte, doch iſt heute ein beſonders gefeiter Abend. Wenn's möglich wäre, würde ich rathen, das Werk alſobald vorzunehmen.“ — „Nichts leichter als dieſes. Ich habe meinen Mann ſchon vorbereitet, und ihm vertraut, daß hier in der Gegend ein Wunderdoctor wohne, der durch den Saft gewiſſer Kräuter, wie durch den Spruch gewiſſer ſympathetiſcher Formeln die ſchwerſte Fallſucht aus dem Grunde zu heilen vermöge. Da es nun auf den Schweizerbergen gar manche ſolche Leute gibt, ſchlichte Bauern, die von Vater zu Sohn die wunderlichſten Geheimniſſe und Arcana vererben, ſo zweifelt mein Mann auch nicht im Mindeſten an dem Daſeyn des genannten Wunderdoctors. Wo aber hätte ich ihn hinzuführen?“ — „Vom Kloſter zu Ettal aus will ich mit zerrupften Tannen=

zweiglein den Pfad bezeichnen, und da, wo der Wald anfängt, Strohwiſche an die Bäume ſtecken. Den Teufelsgraben erkennt ihr ſchon an dem Sumpfloch, und der Schatz liegt unfern davon unter einer knorrigen Buche, die kein Laub mehr trägt. Um den Sumpf jedoch wächſt die koſtbare Springwurzel; ich werde jedenfalls eine Stunde früher auf dem Platze ſeyn, als Ihr, den Zauberkreis legen, Euch erwarten, und den ſchwarzen Geiſt in Eurem Namen heraufrufen. Ihr wißt, daß ich dieſes perfect verſtehe.“ — „Ach freilich, wir kennen uns ja. Haben uns zwar nur zweimal geſehen, und nur auf kurze Zeit, aber ich habe Urſache, Euch zu vertrauen.“ — „Dreimal wolltet ihr ſagen. Das erſte Mal, als Ihr Eure Frau umbrachtet, das zweite Mal, zu Baden, wo wir den Schatz auf dem Steine gruben, und Ihr das Kindlein opfertet, und das letzte Mal vor ein paar Monden zu Bremgarden, wo ich Euch hieher beſchied.“ — „Pſt! ſchweigt doch von ſolchen Dingen. Das Haar auf dem Haupte kann zum Verräther werden, obgleich es ſtumm iſt. Redet nicht von längſt vergeſſenen Verdrießlichkeiten, lieber Samuel. Gebt mir lieber ein Mittel in die Hand, wie ich noch heute Nacht den Pfaffen an Ort und Stelle bringe. Er iſt entſetzlich müde.“ — „Packt ihn beim Mitleid, wenn er doch ein Tugendſpiegel iſt. Vor allem aber bringt ihn bis in die Mitte des Zauberkreiſes.“ — „Sorgt nicht, er folgt blindlings.“ — „Und endlich: macht daß er ein wenig aus ſeiner Tugend herausgehe. Wenn nur ein Gedanke in ihm aufſteigt, der zu einer böſen That führen könnte, —

eine Aufwallung des Zorns, eine Anwandlung zum Fluchen zum Beiſpiel — ſo iſt er verloren, und der Schatz Euer. Doch werd ich ſelbſt Euch zu dieſem Entzweck helfen, und ermahne Euch nur, feſtzuſtehen, wie ein Mann. Auf dem Badner Steine verſtandet Ihr wohl das Kindlein abzuſchlachten, aber ſobald der Geiſt ſich ſehen ließ, wart Ihr zur Espe geworden, was unſern Fund ſehr verringerte. Und dennoch erſchien damals der Fürſt der Hölle nur als eine ſchwarze Rauchwolke; aber bei dem Schatz im Teufelsgraben kommt er, wie ich weiß, in eigener Geſtalt. Darum faſſet Muth: Euch gehört ja dann das ganze Geld. Ich verlange, wie gewöhnlich, nichts, und bin mit einer Springwurzel zufrieden, die mich unſichtbar macht." — „Ich will mich ja zuſammen nehmen, redet doch nicht von dem Badner Kindlein. Das verſezt mir immer einen Herzensſtoß, und Ihr wißt, daß meine Complexion leider ſchwächer iſt, als mein Geiſt." — „Weiß wohl. Ihr habt's verſpürt, als Ihr die Fallſucht bekamt, da Euch Eure Selige erſchien, während Ihr den Liebestrank brautet, der ein anderes Weib in Euer Garn liefern ſollte. Das mußte dann alles der Teufel gethan haben, deſſen Rücken die Sünden der ganzen Welt trägt. Bittet ihn heut Abend hübſch um Verzeihung, daß Ihr Euch ſeither für ihn ausgegeben." — „Ich denke wohl, daß der Vater aller Lügen mir dieſe Lüge vergeben werde, weil ſie dazu diente, die Menſchheit hinters Licht zu führen." — „Ihr ſeyd ein feſtgeleimter Schurke," verſetzte hier der Haſenbinder, und drückte die Nägel ſeiner Hand mit barbariſchem Lächeln in die Rippen des Krämers, daß derſelbe meinte, von Feuerhacken zerriſſen zu werden, und mit einem Schrei aufzuckte. — „Aber ſchreit doch nicht, wenn ich mit Euch ſcherze; die Leute ſchauen ſich nach Euch um, der Pfaffe beginnt zu erwachen, und wenn ich nicht irre, ſo gewahre ich dort unten im Volke die Bauersfrau aus dem Frickthal, welcher Ihr dazumal in Baden während des Schlummers das Kindlein von der Seite ſtahlt.“

Hartmann erſchrack in den Tod, blickte ſcheu nach dem Fecke, wohin der Keſſelflicker Samuel deutete, und wollte wegrennen, wie ein gehetztes Füllen, aber es war keine Moglichkeit, dem Volke zu enteilen, weil ſich juſt alle Zuſchauer enger und enger zuſammendrängten, und mit vorgeſtreckten Hälſen nach der Bühne ſtarrten. Es wurde nämlich ſo eben ein ſtummes Bild dargeſtellt, wie der Heiland in der Wüſte faſtete, und der Verſucher zu ihm trat, mit dem Stein in der Fauſt, den der Herr in Brod verwandeln ſollte. Ein Flüſtern des Entſetzens ſchwirrte durch die Haufen des Volks, denn der grimmige Satan in ſeiner gräßlichſten Livrey mit Hörnern, Bocksfüßen und langaus wedelndem Kuhſchwanz ſtand da, eine gräuliche Maske mit breiter rother Zunge, ein Schreck für Jung und Alt.— „Albernes Poſſenſpiel!“ murrte Samuel in ſich hinein, und ſchnippte unmuthig mit den Fingern. Da brach plotzlich das Flüſtern im Volke in ein ungeheures Geſchrei aus, denn im Nu ſtand dem Maskenteufel gegenüber ein zweiter Satanas, mit dampfendem Maule, und rauhem zotigem Fell, von dem eine Gluth ausging, daß der Schauſpieler, der den Heiland vorſtellte, eiligſt weglief und auch der andere, der den Gottſeybeiuns machte, Reißaus nehmen wollte. Doch konnte er dem Feinde nicht entgehen, der über ihn herfiel, ihn mit Fußtritten und Fauſtſchlägen mißhandelte, und mit halbverbranntem Fell von der Bühne warf, worauf das Geſpenſt ſich in eine ziſchende Feuergarbe auflöſte, deren ſpritzende Strahlen die ganze Menge von Zuſchauern verſprengten, und einen mephitiſchen Geſtank im ganzen Thale verbreiteten.

20.

Die Flucht war bunt und toll durcheinander; ſchreckenbleich und wankenden Fußes entrannten Alle, hämiſch lachend fuhr der Keſſelflicker, indem er mit Burzelbäumen ſich von einer Bank zur andern wälzte, durch das Getümmel in's Freie. Hartmann folgte ſeinem Begleiter, der, kaum aus dem Schlafe erwacht, ohne zu wiſſen, was ſich begeben, ſein Heil in der Flucht ſuchte. Aber, wie auch der Schrecken innerlich den Krämer ſchüttelte, ſo mußte er dennoch, wie von Zaubergewalt befallen, immer lachen, und mit Schadenfreude ausrufen: „Da habt ihr's, da habt ihr's, dumme Bauern! Ich bin ſelbſt der Teufel, und will Euch lehren, meine Perſon nachzuäffen!“ — Dieſes verruchte Geſchrei, das zu dämpfen Markus nicht vermochte, fiel nicht wie dürre Spreu unter die entrinnenden Haufen, ſondern es wurde gehört, von mehrern Landleuten gierig aufgefaßt, und während einige nach der

Obrigkeit und der Wache liefen, ſammelten ſich wieder andere um die Pilger her, dieſelben als der Zauberei verdächtig feſtzunehmen. Markus bat und überredete umſonſt; Hartmann's fortdauernde Läſterungen vernichteten jeden guten Eindruck, ſo daß bald die Bauern nicht einmal mehr den Prieſter reſpektirten, ſondern mit kecker Fauſt ſich an ihm vergreifen wollten. Da warf ſich Canis dazwiſchen, und würgte, wie in dem Schloſſe am Hohenſchwangauer See, den frechſten Angreifer, und mittlerweile ſagte eine freundliche Stimme zu dem Kapuziner: „Steigt mit dem verrückten Geſellen geſchwind auf mein Wägelein; mein Roß iſt gut, und bringt Euch ſchnell in Sicherheit.“

Kaum ſah ſich Marius um, und ſchon war er wie durch ein Wunder auf einen Wagen gehoben, und Hartmann ſaß neben ihm, und vorne ein Mann in bäueriſcher Kleidung mit einem Zottelbart am Kinn, anzuſehen wie ein Anabaptiſt, oder wie ein Jude, der friſch auf ſein ſchwarzes Pferd lospeitſchte, und durch Staub und Menſchengewühl dahin rollte, daß die Räder Funken ſprühten. Hartmann war plötzlich ganz ſtill geworden, und Canis rannte ſchnaubend am Rande der Heerſtraße mit dem Wagen nach Ettal zu. „Wer ſeyd Ihr, guter Mann?“ fragte Markus, nachdem er ſich wieder gefaßt, und der Fuhrmann erwiederte kurz: „Hab' einen Hof zur Seite ſtehen bei Ettal; führe Euch bis an's Kloſter, und bin froh, daß die dummen Dorflummel Euch wenigſtens nicht verbrennen können.“— „Habt Dank, guter Mann, denn wir ſind unſchuldig an dem Spektakel, welches ſich begeben. Der böſe

Feind hat hier ſein Spiel gehabt.“ — „Ja wohl; er kommt, wenn man ihn an die Wand malt.“ — „Ich ſtaune aber, daß der Fürſt der Finſterniß an einem Ort erſcheinen darf, der geweiht und geſegnet iſt, und während des heiligen Spieles.“ — „Das kümmert ihn nicht: ’s iſt nur ein Aberglaube, daß ihn heilige Zeichen und Formeln bannen. Er fürchtet weder das Kreuz noch den Namen Gottes, noch den Weihbrunnkeſſel. Glaubt mir: er iſt ſogar in den Kirchen häufiger zu finden, als man es gemeiniglich zu vermuthen pflegt. — Doch da ſind wir zur Stelle. Ich muß heim; ruht hier ein wenig aus, aber macht Euch bald ins Weite, da es den dummen Leuten einfallen möchte, Euch zu verfolgen, nachdem der erſte Schreck vorüber.“

Der Wagen hielt unfern von dem Kloſter zu Ettal; alſobald ſtanden Markus und Hartmann auf der Straße, und ihr Fuhrwerk brauste ſodann wie ein Gewitterſturm durch eine Seitenſtraße hinweg, als ob es in den Berg hineinführe.

Es war Abend geworden: ein Abend den die ſcheidende Sonne mit wenig Roſen geſchmückt; von den Berggipfeln ſtiegen die Wolkenhauben auf und begannen einen trüben Flor zu weben, die Luft war dunſtig und ſchwül, und Stille ringsum. Da läuteten die Glocken des Ettaler Stifts, und Markus ſprach zu ſeinem Begleiter: „Geſegnet ſey die Mutter des Heilands, die uns aus der Noth errettet, worein uns Dein Unfriede und der böſe Geiſt, der Dich beherrſcht, verſezt hatte. Laſſe uns beten in dieſem prächtigen Tempel, und dann die Gaſtfreundſchaft des Kloſters anſprechen, wo uns kein Verfolger ſuchen wird.“ — Hartmann verſetzte aber mit arger Liſt, obgleich er kaum ſich von Furcht und Angſt erholt hatte: „O mein Vater, der Feind ſpielt hart mit mir, und ich bin nicht würdig, dieſes heilige Haus zu betreten; wohl aber möchte ich noch, bevor die Nacht kömmt, die Hütte des wunderſamen Arztes aufſuchen, von dem mir der heilige Franziskus im Traume ſprach. Ich baue zuverſichtlich auf das Wort des Heiligen, und eine Ewigkeit dünkt mich jede Stunde, da ich noch mit meinen ſchweren Leiden behaftet bin. Erlaubt daher, daß ich ſtracklich meinen Erlöſer aufſuche, und ruht Euch indeſſen im Kloſter aus, bis ich wiederkehre, da ich Eurer Müdigkeit nicht zumuthen möchte, nur einen Schritt ferner mit mir zu gehen.“ — Hierauf redete der Mönch mit frommer Ergebenheit: „Der Himmel wolle nicht, daß die Müdigkeit meiner Füße mich hindere, allenthalben und bis zum Ziele das zu thun, was mir obliegt. Ich ſehne mich ſelbſt nach Deiner Heilung, Du armer Menſch, und möchte es nicht verantworten, wenn ich Dich jetzt zur Zeit des ſpäten Abends allein wandern ließe. Der Arzt im Gebirge wird ſchon ſo viel Raum haben, uns ſchlecht und recht zu beherbergen, ich gehe ſchon mit. Kennſt Du aber den Weg nach dem Hauſe des gelehrten Heilkundigen?“ — „Vollkommen, mein Vater. Euer heiliger Ordensſtifter hat mir den Pfad beſchrieben, und ich weiß ihn ſo genau, als ob es erſt geſtern geweſen wäre.“ — „Gut, mein armer Sohn. Ich trete nur auf eine kurze Weile in das Gotteshaus, um für

Dich zu beten, und wir machen uns dann ſchnell auf den Weg.“

Als der Prieſter die Stufen zur Kirche hinanging, wollte ihm der Pudel folgen, aber Markus drehte ſich nach dem Hunde um, und ſagte ihm mit freundlicher Gelaſſenheit: „Nichts da, o Canis. Das unvernünftige Thier gehört nicht in den Tempel des Herrn. Bleibe fein zurück, und hüte derweil meinen Kranken.“ Da der Hund ſich durchaus nicht fügen wollte, bat der Kapuziner den Krämer, den Hund an ſich zu nehmen, und feſtzuhalten. Canis fletſchte gegen Hartmann die ſpitzigen Zähne, hierauf zog der Mönch eine Schnur aus der Taſche, band ſie um den Hals des Pudels, legte das Ende derſelben in Hartmanns Hand, und befahl dem vierfüſſigen Gefährden mit allem Ernſte, ruhig ſitzen zu bleiben, und zu warten. Nun that Canis freilich, wie ihm geheißen, und ſtreckte ſich ruhig auf den Boden, blickte aber mit keinem Auge nach dem Krämer, ſondern ſteif und feſt nach der Kirchenthür, worinnen Markus verſchwand.

27.

Nicht lange, und ein Wagen kam von Ammergau her, worauf ein Bauer mit betrübtem Geſichte ſaß. Da er an der Kirche vorüberkam, hielt er an, betrachtete den Pudel, und machte ein noch betrübteres Geſicht, ſo daß Hartmann nach der Urſache ſeines Kummers fragte. — „Ach, da habe ich für den Pfleger von Weilheim zu Schongau einen Pudel abgeholt, und denſelben auf dem Paſſionsſpiel verloren, als juſt das Volk vor dem Teufel davon lief. Gewiß kriege ich Schläge, wenn ich nach Hauſe komme, oder muß in's Loch ſpazieren, denn der Hund iſt durchaus nicht mehr zu finden, und der Pfleger ein grober Mann. Wie ich Euren Hund da ſah, der dem Verlornen auf ein Haar gleichſchaut, fielen mir die Prügel und das Gefängniß erſt recht ein." — Hartmann ſchielte in die Kirche, bemerkte, wie der Kapuziner in Andacht verſunken vor dem Altare lag, und ſagte zu dem Bauer: „Ich bin ein guter Kerl, und helfe gern. Wollt Ihr vielleicht den Hund? Nehmt ihn hin, und dreht damit Eurem Weilheimer Pfleger eine Naſe. Hund iſt Hund; nehmt hin." — Der Bauer kratzte bedenklich hinter den Ohren, und antwortete: „Wär' ſchon recht, guter Herr; aber da haben mir die Spitzbuben beim Paſſionsſpiel all mein Biſſel Geld aus dem Hoſenſack geſtohlen, und ich muß zu Oberau, unten am Berge, ein paar Groſchen leihen, damit ich morgen nur nach Hauſe komme, ich kann alſo den Hund nicht bezahlen." „Will auch kein Geld dafür; der Pudel frißt mir zu viel, und ich gebe ihn gern umſonſt. Nimm ihn daher mit, Bäuerlein, aber bemächtige Dich ſeiner mit Klugheit, denn er iſt bitterböſe, bis er ſeinen Meiſter erkennt." — „Thut nichts; ich habe einen Sack bei mir, den ich dem Beeſt über den Kopf werfe, und hinter dem Schweif zubinde. Dann rührt er ſich wohl nicht mehr, um zu beißen."

Hartmann nickte, und der Bauer holte den benannten Sack, ſchlich ſich hinter den Pudel, der noch immer unverwandt in die Kirche ſah, und ſteckte ihn mit einem tüchtigen Handgriff in den Sack, ſo daß ſich der arme Canis gar nicht verwußte, und alles Sträubens ungeachtet auf den Wagen werfen ließ. Mit tauſend Dankſagungen fuhr der Bauer weiter, und das Geraſſel der Räder übertäubte das dumpfe Geheul des Hundes. Hartmann ſetzte ſich aber ſchlau beſonnen auf die Stufen der Kirche, ließ den Kopf tief ſinken, ſchloß die Augen, und that, als ob er ſchliefe. — So fand ihn Markus, und rüttelte ihn, und ſagte, da er auffuhr wie ein Träumender: „O weh, Du ungetreuer Hüter; Du biſt eingeſchlafen in Deiner Pflicht, und Canis entwiſchte Deinen Händen. Wo werden wir den Guten wiederfinden?“ Hartmann ſpielte den Beſtürzten, und fing an zu klagen und ſich troſtlos zu geberden, worauf der Pater entgegnete: „Nun, mein Sohn, weine und jammere nicht. Wenn Dir Gott nach mühevoller Wanderſchaft den Schlaf auf der Schwelle ſeines Hauſes ſchickte, ſo war er Dir zum Heil, und Canis wird ſich auch wieder finden, denn er iſt ein kluges Thier, und hängt feſt an meiner Spur. Laß uns in der Gegend ein paar Schritte umhergehen und dem Flüchtling rufen, ob er ſich nicht vielleicht einſtellt, und die Härte vergißt, womit ich ihn vorhin behandelt habe.“

Hartmann zeigte ſich bereitwillig, ging mit Markus um Kirche und Kloſtermauer, und pfiff und rief mit um ſo größerer Zuverſicht, als ſchon nicht einmal mehr von ferne der Wagen des Weilheimers zu hören war. Nebenbei ſchien es ihm gerathen, den Pater in einem langern Verweilen an dieſem Orte zu unterſtützen, weil der in den Handel eingeweihte Keſſelflicker noch nicht die Straße gekommen war, um vermittelſt des abgeredeten Zeichens den Schleichpfad nach dem Teufelsgraben anzudeuten. Der gottloſe Krämer war in der tiefſten Seele verdrießlich, als Markus nach ſehr kurzem Umherſchweifen plötzlich ſelbſt darauf drang, die Wanderung nach dem Hauſe des Arztes zu beginnen, indem ſie bei der Rückkehr ohne Zweifel den Pudel vor der Kirche finden würden. „Canis hat mich in einer Wallung des Unmuths verlaſſen;“ ſagte der fromme Geiſtliche mit naiver Zuverſicht; „aber er weiß, wo er mich verließ, und daß ich ihn nicht im Stiche laſſe. Darum kehrt er ſicherlich, wie jedes treue Gemuth von einer augenblicklichen Verirrung an dieſen Ort zuruck, und weicht nicht von dannen, bis auch wir zurückkommen.“

Während deſſen hatte Hartmann ängſtlich nach allen Seiten umhergeſpäht, den erwarteten Samuel zu entdecken, und geiferte ſchon innerlich über das Wegbleiben des verſuchten Helfershelfers, als er mit einem Male am Eingang eines ganz unbedeutenden Wieſenſteiges einen abgeriſſenen Tannenzweig bemerkte, den ein ſchwarzer Käfer von ungewohnlicher Größe zwiſchen ſeinen Scheeren hineinſchleppte, wo in kleiner Entfernung ein zweites Tannenreis lag. Wilde Luſt blähte ſich in dem Buſen des verbrecheriſchen Schatzgrabers, und er betrat mit keckem Fuße den Wieſenſteig, auf dem Markus gläubig folgte. Von Klafter zu Klafter lagen ſchon die verabredeten Zeichen, wie durch Zauber hingeſtreut, und leiteten über die Matte weg, eine Halde hinunter, gegen das Dickicht zu, das ſich jenſeits eines kleinen Wieſenbaches zeigte. Die Nebel des Spätabends dampften ſchon allenthalben vom Boden auf; in den Binſen und dem Schilfwerk des Baches raſchelte es unheimlich. Der Kapuziner ſtutzte. „Ein Krebsfänger vermuthlich;“ ſagte der Krämer hingeworfen, und entledigte ſich der Schuhe, um durch das Waſſer zu waten. Auch der Mönch ſchürzte ſich, und folgte dem Führer in die Fluth. Da theilte ſich das Schilf und eine lange Geſtalt ſtreckte ſich vor dem Krämer empor, und Hartmann erkannte mit Schrecken den Gevatter Steinheil. Dieſer tippte ihm auf die Schulter, und ſagte eintönig und ernſthaft: „Du! dort iſt's nicht geheuer.“ Der Krämer erbebte, und an dem Mönch vorüber ſchritt Steinheil den Weg, den die beiden gekommen, gerade, als wenn ihm niemand begegnet wäre. — „Was war das?“ fragte der Kapuziner am jenſeitigen Ufer, und Hartmann antwortete, obwohl mit fliegender Bruſt: „Ein trauriger kalter Spaß; es iſt nur dort nicht geheuer, wo der hagere Geſell ſich befindet. Wohl uns, daß wir ihn im Rücken haben.“ Auch Markus freute ſich deſſen, denn er dachte an das Schloß am See. — Die Wanderer verloren mit einem Male den Pfad, da ſie in das Dickicht traten. Zweifelnd erhob Hartmann ſein Auge, und gewahrte mit ängſtlicher Freude die Strohbüſchel, hellleuchtend in dem dunkeln Grün. Er führte nun den Pater keck von Zeichen zu Zeichen, bis ſie endlich im dicken Walde ſtanden, nach allen Richtungen hin nicht mehr das Freie ſahen, und kaum mehr den Himmel, weil die Bäume allenthalben ihre Wipfel zuſammen neigten, und dunkler Abend mit ſchwarzen Floren alles verſchleierte. Die Strohbüſchel aber blitzten wie Irrlichter durch die Nacht. Sorglich fragte der Kapuziner zu mancher Friſt den Führer, ob er denn noch auf dem rechten Pfade ſich befinde. Der Krämer bejahte ſtets, obwohl nur mit Zeichen, denn nach und nach hatte ſich eine peinliche Furcht ſeiner dergeſtalt bemeiſtert, daß ihm nicht ein Laut mehr zu Gebote ſtand. — Endlich . . . . nach langer Wanderung über glatten, abſchüſſigen, mit Tannennadeln beſäeten Boden, riß ſich vor den Pilgern eine ſchmale Schlucht auf, dem Graben einer Feſtung zu vergleichen. Ein ſchwärzlicher Moortümpfel dämmerte im Grunde, eine knorrige Buche reckte die entlaubten Zweige auf, und des Keſſelflickers Stimme ſang in der Tiefe einzelne Töne, klingend wie ein ſchauriger Pſalm. Das Ziel war erreicht: der Teufelsgraben.

28.

„Wir ſind zur Stelle, glaube ich;“ begann jetzt Hartmann mit zitternder Stimme, und zum erſten Male überfiel den Pater eine bedenkliche Ahnung. „Hier?“ entgegnete er dem Begleiter, und ſpähte vergebens nach einem Hauſe, nach einer Hütte. Eine eiskalte Hand faßte die ſeinige: Hartmanns Hand, die ihn niederzuziehen ſuchte zum verhängnißvollen Ort. „Laſſe mich los,“ ſagte Markus, und ſchüttelte den

Führer von ſich, wie eine Eidechſe; „Ich finde den Weg auch ohne Dich; Du zitterſt ja wie ein armer Sünder, und wähnſt doch an der Schwelle Deines Heils zu ſtehen?“ — Die Antwort war ein ungeduldiges Murren aus dem Munde Hartmanns, der mit einer ſeltſamen Keckheit noch einmal nach dem Aermel des Paters griff, und denſelben hinabzerrte in die Schlucht, wie ein am Leben verzweifelnder Schwimmer denjenigen mit ſich in den Strudel reißt, der ſich, ihn zu retten, naht. Alſobald ſtanden die beiden unten am Sumpfloch, und Hartmann bemerkte den zauberiſchen Kreis, der aus Holz und Stein- und Beinwerk geſchichtet, um ſie her lag, mit dunkelrothen Flecken, wie von Blutstropfen beſprengt. — „Ich habe Wort gehalten;“ ſtammelte zähneklappernd der ohnmächtige Sünder, zu dem Keſſelflicker gewendet, der wie ein finſterer Kobold in dem Kreiſe huckte: „halte Du jetzt das Deine, und mach geſchwinde, denn mir ſträubt ſich ſchon das Haar.“ Der Keſſelflicker lachte gellend auf, und Markus fragte mit ſteigender Befremdung: „Was ſoll das alles hier? Haben hier die böſen Geiſter ihren Reigen getanzt? Wer biſt Du, fremder Menſch, und wo haust der Wunderarzt, den wir ſuchen?“ — „Dies iſt ſein Haus, und ich bin ſein Knecht, und der Meiſter wird nicht ſäumen,“ verſetzte Samuel mit rauhem Spott, und griff nach dem Saume des Ordenskleides, während Hartmann mit dem letzten Aufwande ſeiner Frechheit dem Pater in das Ohr krächzte: „Hier gilt's ein Bischen Hexerei. Mach Reu und Leid, Pfaffe, denn nur eine Kloſterſeele will heut der Satan ſpeiſen. Zuvor aber beſchwore mir ihn herauf ſammt Schatz und Springwurzel. Ihr Kapuziner könnt dergleichen finſtere Werke treiben, das weiß das gemeinſte Volk. Ruf ihn herauf den Schwarzen, und er ſchont vielleicht Deiner, wenn Du ihm gutwillig Dein ewig Theil verſchreibſt.“ Dabei ſchüttelte ihn der Krämer mit aller Kraft, wie ein magerer Geier die edle Beute, deren Herr zu werden er ſich kaum ſchmeicheln darf. — „Weh mir! wohin bin ich gerathen?“ rief Markus voll Wehmuth aus, die Hände zum Himmel erhebend: „So fallt jetzt die Larve von Deinem ſcheußlichen Angeſicht, o Hartmann? So willſt Du mir mit Teufelskrallen meine Liebe und Geduld belohnen? O kehre um auf dieſem ſchauerlichen Wege, verirrtes Schaf. Wende Dich mit einem Gedanken nur an den Barmherzigen im Himmel, und er wird Dich retten, wenn gleich ein jedes Deiner Haare dem Leidigen verpfändet wäre.“ — „Schweige mit der Kapuzinerpredigt!“ ſchnaufte Samuel, ſich wie ein Rieſe vor ihm erhebend;“ „hier iſt des Himmels Herrſchaft aus, hier iſt das Revier des Andern. Steife Dich nicht auf Dein Gewand, auf Deinen Roſenkranz und Dein Amulet. Die heiligen Blendwerke konnen nicht beſtehen vor des mächtigſten Fürſten Thron. Falle nieder, und bete ihn an; Du retteſt anders nicht Dein Leben!“ — Der Hohn, womit Samuel geſprochen, vermochte nicht dem getäuſchten Mönch die geringſte Aufwallung zu entlocken, denn er antwortete ruhig: „Ich ſtehe in Gottes Hand, als deſſen Diener. Wenn die hölliſche Macht hier Gewalt über mich hat, ſo gilt dieſes nur dem

Leib, und der Staub mag zertreten werden. Doch die Seele wohnt jezt ſchon bei dem himmliſchen Vater und verſchmäht Eure Werke der Finſterniß. Eher will ich jezt zur Stelle in den heißeſten Qualen verderben, ehe ich nur mit einem Zeichen, mit einer Geberde Dir beiſtehe in Deinem verruchten Handel, verrätheriſcher Hartmann, und ehe ich eine Sylbe ſpreche, die mir das zeitliche Leben erhalten könnte auf Koſten meiner ewigen Seligkeit."

„Thor! elender heuchleriſcher Thor!" heulte der ſchwarze Geſelle des konvulſiviſch zuckenden Krämers, indem er den Prieſter mit einer Gewalt anpackte, als wolle er ihn zu Boden werfen: „Was zierſt Du Dich mit eitlem Gepränge und Hoffen? Du biſt der Hölle verfallen; ſieh hin vor Dich, und beſeufze das Geſchick Deiner Sippſchaft, das Du bald zu theilen berufen biſt!" — Nun wogte um den Prieſter her ein feurig wallender Strom, und aus dieſem Flammenpfuhl tauchten alle die Geſtalten ſeiner Liebe auf: die blaſſe abgezehrte Mutter, die heulenden Schweſtern, der mit ſchweren Ketten gefeſſelte Adalbert, und alle ſangen in furchtbarer Weiſe: „Wir ſind verdammt, wir ſind verloren; der Himmel iſt nur eitler Trug, wer nicht genoſſen und gelebt auf dieſer Erde, der brennt in Ewigkeit, verzehrt von nimmer ruhenden Flammen!" — Markus hatte einen Blick nur auf die lügenhafte Erſcheinung geworfen, und dann voll Ruhe das Auge gen Himmel gerichtet. Kaum war ein Fleckchen von dem Firmament durch Dunkelheit und Waldesnacht zu erkennen, aber in dieſem grauen Fleckchen leuchtete plötzſich ein heller Punkt, und wurde vor Markus Augen immer größer, immer heller, zum aufdämmernden Stern, der mehr und mehr hervorbrach aus der Nacht mit ſiegreichen Strahlen. Des Vaters Bild ſchien aus dem Sterne ſich zum Sohn zu neigen, und immer näher hernieder zu ſchweben durch der Bäume Wipfel, und zugleich klang dem Prieſter, wie aus ſeinem Herzen kommend, eine herrliche und ſanfte Muſika ins Ohr, beſchwichtigend und erhebend, wie ein Wiegenlied von Engeln geſungen. Da hörte Markus nicht mehr das falſche Geheul der Geſpenſter, das Kniſtern und Knaſtern trügeriſcher Flammen; da ſah er nicht — daſtehend wie ein Heldenbild aus Erz gegoſſen — wie der elende Schatzgräber Hartmann verzweifelnd ſich am Boden krümmte, in die Erde mit den Nägeln ſcharrte, wild umtanzt von dem rothen Kindlein, und der ermordeten Frau, und den Andern, welche durch ſein Gift und ſeine Habſucht das Leben und die Ruhe verloren. Samuel aber, ablaſſend von der Faſſung und dem Heldenmuthe des Prieſters, ſchwoll auf wie ein ungeheurer Drache, peitſchte mit blutiger Geißel den fallſüchtigen Sünder empor, und zerriß ihn, wüthend ob des vereitelten Fanges, in Stücken. Dann warf er ſich mit Gebrauſe und Schnauben, ſeinem ohnmächtigen Grimme genug zu thun, auf den Mönch, und ſchleuderte ihn weit hinaus durch Luft und Wolken, über Wald und Berge nach der Ferne, wie einen Ball.

29.

Wie aus einer langen Betäubung erwachend, wie aus langwierigen Feſſeln eines dumpfen Traumes geriſſen, ſchlug Markus die Augen auf und ſtarrte, mit Anſtrengung ſein Bewußtſeyn ſammelnd, in den wolkendurchſtürmten Morgenhimmel, der ſich vor ihm ausdehnte. Eine weite offne Gegend lag vor ſeinen Blicken, und wie er, bisher gewohnt, zwiſchen Bergen und Wäldern zu wandeln, verwundert emporſchaute, gewahrte er ſpitzige Felſenzacken, die drohend über ſeinem Haupte hingen, und flüchtete ängſtlich aus der Berghöhle, wo er ſein unfreiwilliges Lager gefunden hatte. Kaum traute er aber ſeinen Sinnen, als er bemerkte, daß er in ganz fremdem Lande ſtehe, in ziemlicher Entfernung von ihm eine große Stadt, ein breiter Strom und endlich am äußerſten Rande des Horizonts Höhen, die er noch nie geſehen, oder Flächen, die ihm noch nie vorgekommen; hinter ihm eine Gruppe von Bergen, beſetzt mit einzelnen Häuſern und Kapellen. „Ein ſchönes Land!“ hätte er ausrufen mögen, aber in demſelben Augenblicke ſah er, daß nicht der Friede auf dieſen Fluren heimiſch war, ſondern der Krieg, der blutige Krieg. Hie und da in ſeinem Geſichtskreiſe wirbelten ſchwere Dampfwolken auf, von Minute zu Minute donnerte es wie aus ſchweren Stücken, und über die Stadt hin zog der blaue Nebel des Pulvers, und der Staub einſtürzender Schanzen. Ein neuer dumpfer Knall . . . . die Erde zuckte davor zuſammen . . . . dann gegen die Stadt hin auffahrender rabenſchwarzer Qualm, Trümmer von Balken und Geſtein fliegend in der Luft nebſt zerriſſenen Menſchenleibern, und verworrenes wildes Geſchrei. — Der friedliche Prieſter, mit den Gräueln einer Belagerung unbekannt, bekreuzte ſich vor dem Unglück, welches drüben geſchehen, und betrachtete mit ängſtlicher Neugierde die ihm ſehr nahe liegenden im Sonnenglanze ſchimmernden Dächer, welche eine zweite Stadt um die berannte zu bilden ſchienen. Bald erkannte Markus die leichten zum Theil bewimpelten Gebäude für Lagerzelte, wie er ſie auf Bildern ſchon geſehen, und auch die düſtere Steinmaſſe des großen Thurmes, der ſich aus der Stadt aufreckte, war ihm aus dem Theatro europaeo bekannt, und er ſchlug entſetzt die Hände zuſammen, und rief außer ſich: „O mein Gott, wohin haſt Du mich geführt? Satan, wohin haſt Du mich geſchleudert? Iſt denn jener Thurm nicht der der Stephanskirche zu Wien? Iſt jene geängſtete Stadt nicht das edle Wien ſelbſt? Sind dieſe unzähligen Gezelte, welche ſichelförmig die theure Stadt umgeben, nicht das Lager der barbariſchen Türken? O halte Dich, mein Herz, und weiche nicht, meine ſtaunende Vernunft! Dort glänzt ja von der hochflatternden Fahne der Halbmond der Heiden, und ſpottet der Chriſtenheit. Jener Strom muß die Donau ſeyn, oder ein arger Zauber beſtrickt mich noch, ob ich gleich daraus erwacht zu ſeyn glaube.“

Um ſich zu überzeugen, daß er wache, griff er nach der Ranke von einer Rebe, die wie vereinzelt und verloren auf dem Abhange über der Höhle ſtand, und eine ſchon faſt reife Traube rollte in ſeine Hand; ein neuer Stoff zu neuem Erſtaunen. War die Zeit über ſeinem Scheitel um ſo viel weiter fortgerollt, ſeit der verwichenen Sommernacht? Es ſchien wirklich ſo zu ſeyn: die Vogelbeere glänzte in ihrer ſchönſten rothen Pracht, und die Blätter der Bäume und Geſträuche änderten das Grün, um die Farben des Herbſtes aufzuſtecken. Ein Strom von Thränen brach aus den Augen des Mönchs hervor, und er ſetzte ſich wie ein Trauernder am Boden nieder, verhüllte das Haupt mit ſeiner Kapuze, und rief den Tod, damit er ihn nach der ewigen Heimath bringe, weil er vom böſen Geiſt ſo unendlich weit von ſeiner zeitlichen gebracht worden. Dem Schmerze ſich vollkommen überlaſſend, bemerkte der Pater nicht, daß mittlerweile Menſchen herbeigekommen waren, und verwundert ſtill ſtanden, da ſie den fremden Gaſt in dieſer unwirthlichen, ſelten betretenen Schlucht entdeckten. Ein rohes Geſchrei weckte ihn endlich aus dem Kummer, und durch den Schleier ſeiner Thränen erblickte er einige abentheuerlich gekleidete Geſtalten um ſich her, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, in bunte Kleider gehüllt, und geſchorenen Kopfes theils, theils mit hochbefiederten Mützen bedeckt. „Jeſus! Ich bin in der Türken Gewalt!“ ſeufzte der Mönch und ſtreckte die Arme hin, daß man ihn feſſle. — Die Türken berathſchlagten ſich untereinander, ob ſie den chriſtlichen Derwiſch zur Stelle tödten oder gefangen mit ſich führen ſollten. Der Anführer dieſer Streifſchützen, ein Ungar, von Töcköly's Bande, von Wuth entbrannt gegen den Kaiſer, und in dem Mönch einen Spion witternd, durchſuchte ihn auf's ſtrengſte, und nahm ihn, da er nichts Verdächtiges bei ihm vorgefunden, lateiniſch mit ihm redend, in's Verhör. Die freundliche Demuth des Kapuziners ſteigerte den Argwohn des Führers, und die unbefangene Wahrheit ſchalt der wüthende Ungar Lüge; demzufolge er befahl, den Gefangenen ohne Zögern niederzuhauen. Die breiten Säbel blitzten, lange Pfeile zielten nach der Bruſt des armen Markus, und er empfahl knieend dem ewigen Vater ſeinen Geiſt. Da trat ein vornehm gekleideter Mann mit klingenden Waffen unter die Mordluſtigen, und gebot ihnen Ruhe. Sie wichen zurück, auch der Ungar neigte ſich, und Markus, wiewohl gerettet, erbebte vor der Stimme Crucis und vor deſſen Geſichte, welches hier in türkiſchem Schmucke für ihn in's Mittel trat. Cruciſ verwies dem Ungar mit den anziemlichſten Ausdrücken ſeine zwecklose Grauſamkeit, und ſprach lateiniſch, ſo daß der Pater es verſtand: „Deine Stunde iſt gekommen, toller Magyare, ſo wie Du einen Augenblick anſtehſt, dieſen Mann dem erlauchteſten Großvezier einzuliefern. Denn er iſt Niemand anders, als der vielberühmte Kapuzinermönch Markus von Aviano, der Rathgeber des kaiſerlichen Oberfeldherrn, und ſeiner Heere weiſer Prophet.“ — Der Ungar neigte ſich verlegen zum zweiten Male, und auch die Türken, nachdem ſie begriffen, wovon die Rede, bezeigten dem ſchlichten Mönch eine Ehrfurcht, die gegen ihre Mordbegier grell abſtach. Markus wurde auf ein Pferd gehoben, und langſam nach dem Lager geführt. Der

Ungar mußte das Thier leiten, und Eruef ging neben dem Vater her. „Um Gotteswillen!“ fragte dieſer: „Wie kommſt du hieher, unheimlicher Lothringer? Sage mir's, ob ich ſchon nicht begreife, wie ich ſelbſt mich hier befinde.“ — „Bald gethan, mein Vater. Da wir vor drei Monden in Wolfgangs Schloſſe von einander geſchieden, wandelte mich die Laune an, ein Türk zu werden. Ich richtete meine Wallfahrt gen Stambul, aber die gefälligen Osmanen kamen mir auf halbem Weg entgegen, und Kara Muſtapha wurde mein Gönner, ich ſein Günſtling.“

„Weh Dir Abtrünniger!“ ſeufzte der Kapuziner: „Was ſageſt Du aber? Vor drei Monaten? Scherzeſt Du? Welche Zeit im Jahre haben wir denn jetzt?“ — „Wir ſind nach Eurer Zeitrechnung jetzo am 9. September 1683.“ — Nun ſo behüten uns alle liebe Heilige!“ ſeufzte wieder Markus vor ſich hin, und ſenkte nachdenklich das Haupt, denn er berechnete, daß er zwei Monden in der Höhle geſchlafen haben mußte ſeit der ſchrecklichen Nacht im Teufelsgraben.

Schweigend kamen ſie in's Lager, wo ein unzähliger Troß durcheinander wirbelte, und die reichſte morgenländiſche Pracht mit dem armſeligſten Zuſtand des rauhen Kriegerlebens nachbarlich ſich einigte. Der Weg ging gerade nach dem Zelte des Großveziers, an vielen gaffenden Türkenhorden, und einem langen Zuge armer gefangener Chriſten, ſowohl Mann als Weib und Kinder, vorüber. Während Muſtapha's Barbaren den Prieſter verhöhnten, warfen ſich die Gefangenen auf ſeinem Pfade nieder, ſtreckten die Arme nach ihm aus, und riefen einſtimmig: „Segne uns in Deinem Unglück, würdigſter Vater Avianus! Dein Lejd ſey uns ein erhebend Beiſpiel, und Dein Märtyrthum unſere Fürſprache bei dem Herrn!“ — Vergebens ſträubte ſich Markus gegen den berühmten Namen, den ihm Ernei, ſeine Feinde zu berücken, beigelegt; unter dem Getümmel verſtand niemand ſeine Worte, und der Haufe, der ihn lärmend umtobte, wuchs zum ungeheuern Ball an, bis das Zelt des Großveziers erreicht war. Kara Muſtapha thronte darinnen, mit dem Glanze eines Padiſchah ſelbſt, umgeben von ſeinen Feldhauptleuten und ſeinen Vertrauten, Sterndeutern und Wahrſagern. Der Janitſcharen wildes Volk hielt Wache um ſeinen Thronſaal, und feierliche Stille trat ein, als Markus von ſeinen Begleitern vor den oberſten Heeresfürſten gebracht wurde. Die rauhen Züge des Großveziers ſpannten ſich neugierig, da Ernei, mit der Vertraulichkeit eines Günſtlings, ihm berichtete, welchen Gefangenen er herbeiführe. Mit düſterm Neide betrachteten die Wahrſager des Veziers den Mönch, und Muſtapha fragte endlich durch Erneis Mund: „Das Glück des Kriegs hat Dich in unſere Gewalt gebracht? Auch wir verehren die Weisheit und die Gabe der Weiſſagung, die der höchſte Gott nur ſelten verleiht, an den Feinden ſelbſt. Dein Leben iſt nicht bedroht, gelehrter Mann, weil Du den Lauf der Sterne zu deuten, und die Zukunft zu enthüllen verſtehſt. Sage uns dafür, wo der Feldherr des Kaiſers verweilt, und wie das Schickſal der Schlachten ſich enden möge!“ — Markus betheuerte, nicht derjenige zu ſeyn, für den man ihn ausgebe; der Hochmuth, fremde Weisheit ſich anzumaßen, ſey ferne von ihm, und er, ein ſchlichter Mönch und Kloſterbruder, der auf die wunderlichſte Weiſe ganz fremd in dieſes Land gekommen, vermöge nicht, auf die vorgelegte Frage eine Antwort zu ertheilen. Ein Dolmetſcher trug dem Großvezier die Worte zu, obgleich Ernef durch ſeine Mienen und Winke den Mönch zur Lüge zu bewegen ſuchte. Da ſagte Muſtapha nach kurzem Ueberlegen: „Du zweifelſt an der Ehrlichkeit unſerer Verſicherungen. Ich tadle dieſen Zweifel nicht, weil noch jetzo vor unſern Augen der Menſch, der Dich zu morden begehrte, an Deiner Seite ſteht.“ — Der Vezier gab einen Wink, worauf der ungariſche Hauptmann ohne irgend einen Laut oder Geräuſch abgeführt wurde. Die Geſichter der Türken wurden doppelt ernſthaft und düſter, Ernefs Augen funkelten voll Schadenfreude, und Markus begriff nichts von dem langen Schweigen, welches nunmehr eintrat. — Endlich wurde Waffengeräuſch an dem Eingang des Gezeltes hörbar, und durch die Wache ging gemeſſenen Schrittes ein griechiſcher Hofknabe des Großveziers bis in die Mitte der Verſammlung, eine eherne Schüſſel auf ſeinen Händen tragend. Er kniete vor den Gebieter, und zeigte ihm, was er trug, und auf einen Wink Muſtapha's reichte er auch dem Kapuziner die Schüſſel. Dieſer aber entſetzte ſich vor dem Inhalte derſelben: das abgeſchlagene Haupt des Ungarn lag darinnen. — Weil Markus wankte, und einer Ohnmacht nahe war, ließ Muſtapha den gräßlichen Kopf entfernen, und ſagte gelaſſen zu dem Prieſter: „Du ſiehſt, wie ſtrenge wir den Frevler beſtraften, der gegen Dich die Hand erhob. Vergelte uns jetzt Gleiches mit Gleichem. Entdecke, was Du weißt, und zögre nicht, unſre Gnade zu benutzen, damit wir nicht dem Weiſeſten unter den Gläubigen zürnen müſſen.“ — Markus, empört von dem Anblick, der ihm geworden, und erſchüttert von den Begebenheiten des ganzen Tages, wie von ſeinem unendlich ſchweren Schickſal, ſchwieg hartnäckig, und deutete nur durch eine Bewegung der Hände an, daß er nicht antworten könne und wolle. Hierauf ſchrieen die Wahrſager des abergläubiſchen Großveziers, ihrem Zorne Luſt machend: „Du ſiehſt, o Herr, daß dieſer Mann nur ein Lügenprophet iſt, niedergedonnert von Deinem erhabenen Anblick. Laß ihn richten zum Beiſpiel und Schrecken aller Gotteslängner!“ — Muſtapha runzelte die Stirne, ſendete ſeine Sterndeuter und Feldoberſten hinaus, und ſagte dann zu Markus, der mit Ernef allein zurückgeblieben: „Ich werde ihrem Begehren willfahren müſſen, ſo Du auf Deinem Schweigen beharreſt. Schmeichle Dir nicht mehr mit der Rettung der Hauptſtadt. Sie muß fallen, ſpäteſtens morgen. Und kämen des Kaiſers Feldherren in dieſer Stunde vor meinem Lager an, ſo würden ſie, verzweifelnd über Wiens Untergang, mit ihrem Häuflein unter den Säbeln meines Vortrabs verbluten müſſen. Meine Wahrſager verkündeten mir Glück und Sieg bis vor die Thore Roms; daß Du in meinen Händen biſt, gilt mir für ein neues Pfand des Ruhms. Der Sturz Eures Glaubens iſt vor der

Thüre, und das Kreuz muß überall dem Halbmond weichen. Bedenke darum, was Du thuſt, und beſinne Dich drei Tage lang. Zur Strafe für Dein jetziges Schweigen lege ich Dir auf, ſpäteſtens binnen drei Tagen Dein endliches Bekenntniß mit dem Uebertritt zum Islam zu beſiegeln. Thue, was ich fordere, und werde mein Freund; oder weigere Dich, und empfange den wohlverdienten Tod.“

Ein Paſcha mit beſtürztem Geſichte, hinter ihm mehrere Eilboten, kaum vom Roß abgeſtiegen, riefen den Großvezier zu den Geſchäften des Krieges. Ernef führte dagegen den Pater in ſein ſtilles Zelt, und ſagte zu ihm: „Muſtapha hat nicht unrecht, mi pater! Die Welt iſt rund, und der Chriſtusglaube ſteht jetzo auf der abſchüſſigen Seite. Undankbare Mühe, ſich daran feſtzuhalten. Ich habe Euch gerettet, ehrwürdiger Herr, weil ich zärtlich für Euch eingenommen bin, viel zärtlicher, als für den Gauner Hartmann, den gewiß ſein Schickſal bereits am Galgen oder anderswo erreichte. Ich rathe Euch zum Guten: Der Turban wird Euren geſchornen Schädel warm halten, und der Lebensgenuß Euer frühzeitiges Alter mit Roſen bekränzen. Gott iſt Gott, man nenne ihn wie man wolle, aber die Freuden des Daſeyns ſind auch ein Schatz. Weiber, Sklaven, Gold und Demanten, bequeme kühle Marmorhallen, behagliche Ruhe, und ein Schluck Cyperwein im Verborgenen ſammt der beruhigenden Tabakspfeife erheitern den Muſelmann. Kein Menſch auf Erden iſt zum Türken mehr gemacht, als ein chriſtlicher Kloſtermann. Bedenkt das, und wählt zu Eurem Beſten.“

Markus ſah ihn verächtlich an, Erneſ entfernte ſich verdrüßlich, und ſtellte doppelte Wache vor das Zelt.

30.

Drey Tage waren verfloſſen, und Wien, von ſeinen ritterlichen Helden auf's äußerſte vertheidigt, hielt ſich noch immer. Dagegen waren die Retter, ſowohl Polen als Reichstruppen, ſchier im Angeſichte des ſorgloſen Feindes dieſſeits der Donau erſchienen, und in ſichere Stellung auf dem Kahlenberge und Leopoldsberge getreten, von dort aus die Schlacht zu beginnen, die zum Heil der Chriſtenheit oder zu ihrem Verderben ausfallen ſollte. — Dieſer Schlachttag graute kaum, und Markus hatte in ſeiner Einſamkeit noch nicht eine Sylbe von Sobiesky's und des Herzogs von Lothringen Nähe vernommen, als Erneſ mit todesſchwangerem Geſichte ihn aus dem ruhigen Schlummer weckte und zu ihm ſprach: „Es iſt leicht möglich, daß Kara Muſtapha nach Ungarn zurückkehrt, um dort ſein Hoflager aufzuſchlagen. Ehe er jedoch von dieſen Fluren ſcheidet, will er in ſeinem Hauſe aufräumen, und der Tod von zwanzigtauſend Chriſtenſklaven, jeden Alters und Geſchlechts, die in dem Lager gehegt werden, iſt ſchon ſo gut als beſchloſſen. Nur unter einer Bedingung will der Fürſt des Heeres den Elenden Gnade, ja ſelbſt die Freiheit ſchenken. Schwöre Du zu der Fahne des Propheten, und die Zwanzigtauſend leben. So Du aber wahnſinnig genug ſeyn konnteſt, das glückliche Loos zu verſchmähen, welches Du als Diener der hohen Pforte gegen die ſchmutzige Erbärmlichkeit eines Kapuziners eintauſchen würdeſt, ſo ſollſt Du ſterben gleich den Andern, unter denſelben Martern wie ſie, und belaſtet mit ihrem Blute, welches Deine Hartnäckigkeit verſchuldet." — Das Herz des armen Prieſters war zerquetſcht unter dieſem ungeheuern Anſinnen; es blutete und hätte vielleicht im regen Taumel der Menſchlichkeit das Gewiſſen und den Glauben nach ſich in die regelloſe Bahn gezogen. Aber von der andern Seite war der Abſcheu gegen die ausgeſtoßene Drohung in Markus Seele zu übermächtig, und er erwiederte, obwohl in ſchmerzlicher Bewegung: „Steh ab, mich ferner zu locken, verſchmitzter Satan. Sieht nicht der Herr die Noth ſeiner Getreuen? Wird er nicht helfen, ſobald es ſeyn muß? Und nimmt er nicht diejenigen, die um unerforſchlicher Zwecke willen verderben müſſen, gnädig in ſeinen Schooß auf? Meine Entwürdigung könnte den Brüdern nicht Segen bringen; ich will aber an ihrer Spitze die blutige Palme zu den Füßen des Allmächtigen tragen. Rufe Deine Henker, und ende mein Leben, und deſſen Qual!"

Erneſs Geſicht verzog ſich zu einer ſcheußlichen Larve, und er eilte wüthend nach dem Eingang des Zelts. Ein lärmender Haufe von Bewaffneten verrannte ihm dort den Weg. „Halt da!" ſchrieen die von Grimm Berauſchten: „Der Feind greift an, und wir ſind verloren durch den Starrſinn Muſtapha's.

Darum ſtürmt der Aufruhr durch alle Zeltgaſſen, und darum mußt Du ſterben, feiger Rathgeber des grauſamen Veziers.“ Mehrere Feuerrohre knallten zugleich, hart auf Ernef's Bruſt geſezt, los, und der Elende ſtürzte im Blut gebadet nieder. Nachdem die Türken den Sterbenden mit Füßen getreten, entfernten ſie ſich, dem Kapuziner androhend, daß ihn der Tod im nächſten Augenblicke ereilen würde, daß jedoch ihr Säbel zu edel ſey, ſein Blut zu vergießen. — Der Unmuth des Mönchs gegen den Verſucher wandelte ſich in die reinſte Beſorgniß, da er denſelben am Boden ausgeſtreckt ſah, ringend mit der Auflöſung. Er kniete neben ihn, er wollte betend ſeine Hände für ihn erheben, da lachte plötzlich das erblaſſende Geſicht mit wildem Spott auf, und aus dem Munde kamen die Worte: „Thor, deſſen Einfalt allein Dich aus allen den Schlingen rettete, die ich Dir legte, gleich wie ein albernes Kind ſorglos am Abgrund wandelt, — glaubſt Du, daß ich gemacht bin, um mich von Dir zum Ende bereiten zu laſſen? Dieſe Hülle, die geborgte, hat ausgedient, aber ich lebe ewig.“ Unmittelbar darauf ſtieg neben dem blaſſen Körper ein ungeheures Geſpenſt hervor, ähnlich dem, welches Markus im Teufelsgraben geſehen, fuhr bis zur Decke des Zeltes auf, und ſchrumpfte dann im Nu zu einem garſtigen Mohrenzwerg zuſammen, der den Prieſter beim Gürtel packte, und hinaus in's Freie riß. „Suche hier Deinen Tod, Verfluchter!“ brüllte der Zwerg, ſeine Beute loslaſſend: „Ich habe keinen Theil an Dir, aber lange ſollſt Du Deines Sieges Dich nicht freuen!“

Der hölliſche Spuk verſchwand; Markus aber ſtarrte entſetzten Auges in den Jammer, der auf allen Seiten wüthete. Der Befehl, alle Chriſtenſklaven zu ermorden, war ergangen und wurde ſchrecklich ausgeführt. Wohin Markus nur ſah, war er Zeuge der grauſamſten Metzelei. Trunkene Soldaten mordeten ohne Raſt und Unterlaß, und das Geſchrei der Sterbenden vermählte ſich gräßlich mit dem freudigen Geſchützdonner des nahenden Chriſtenheeres. Auch auf den Prieſter ſtürzte ein Schwarm von Muſtapha's Trabanten; an ihrer Spitze ſchritt Gevatter Steinheil mit bluttriefender Senſe. So wie ſich aber eine Lanze gegen Markus vorſtreckte, oder ein Säbel nach ſeinem Haupte zielte, alſobald ſchlug Steinheil die Waffe zurück, und deutete dem Mönch, weiter zu fliehen. Gefahr auf Gefahr drängte ſich ihm entgegen, aber ſtets zur rechten Zeit war der ſchauerliche Beſchützer nahe, und wendete ſie ab. — So ſtahl ſich Markus durch die entſetzliche Flucht des türkiſchen Heeres, und ging getroſt mit offner Bruſt und hellem Blick den Kugeln entgegen, welche aus chriſtlichen Kanonen den Ungläubigen nachjagten. So gerieth er endlich in den Vortrab des ſiegenden von Gott begnadigten Heeres, wo ſchon Pauken und Trompeten die Viktorie ausriefen, und Polen und Deutſche ſich brüderlich umarmten, ob der Rettung des Glaubens. Ein Haufe kaiſerlicher Dragoner, die mit eingelegten Piken, von ihren Gäulen abgeſeſſen, ſich langſam näherten, nahm den Pater in die Mitte, damit er einem verwundeten Officier, den ſie trugen, die Abſolution ertheile. Aber ſchon war der Hauptmann geſtorben; doch von ſeiner Seite ſprang ein Soldat auf, der ſich friſch und lebendig um den Hals des Mönchs warf, ihn faſt erdrückend mit Liebkoſungen und Küſſen. — „Ehrwürdiger Vater, wo kommt Ihr her? Aus dem befreiten Wien? Ich dachte nicht, daß ich Euch ſo bald wieder ſehen würde; aber wie ſeyd Ihr alt geworden? wie hat ſich Euer Bart gebleicht? Ihr habt des Unglücks viel erlitten, doch auch ich nicht minder. Zwar bin ich friſch und geſund, aber die Heimath geht mir ab, und die Braut Veronika.“ Und der Pater ſprach hierauf: „Claus, Du lieber Claus, den mir der Herr ſchickte, um mich wieder an das Leben zu binden! Nimm mich unter Deinen Schutz, Du wackerer Soldat, denn ich will Dir folgen, ſo weit Du auch marſchireſt, damit ich doch aus Deinem Munde höre, wie Dir's ging, — höre, wie die vaterländiſche Zunge ſpricht.“ — Da wurde plötzlich heftig an des Paters Kutte geriſſen, und ein jubelndes Geheul ließ ſich vernehmen, und Markus erkannte mit ſeliger Rührung in dem zudringlichen Freunde den Pudel Canis. „Woher, mein guter zottiger Geſell?“ ſchluchzte Markus, von den plumpen Liebkoſungen des Verlornen beſtürmt: „Könnteſt Du nur diesmal reden, und erzählen, was Du erlitteſt.“ — „Ich will's ſtatt ſeiner thun;“ verſetzte Claus, freundlich auf das Fell des Hundes klopfend: „Als ich, ein armer Rekrut, durch das Städtlein Weilheim zog, ſah ich dieſen Pudel das Rad an einem Schleifſtein drehen: ein jämmerlich Handwerk, wobei der Hund ſich nicht gefiel. Der

Pfleger hatte ihn gehabt, doch war ſeine Wildheit ſtets ſo groß geweſen, daß man ihn beim Pfleger nicht mehr duldete, und ihn auf die Galeere verwies. Ich kaufte den Hund um ein paar Pfennige, zog mir aus ihm einen treuen Gefährten auf dem Marſch und in der Schlacht, und würde ihn doppelt geliebt haben, wenn ich geahnt hätte, daß er Euch angehört, mein würdiger Vater."

Claus redete noch, als der Polenkönig Sobiesky und der Herzog von Lothringen in brüderlichem Vereine daherritten, umgeben von jauchzendem Kriegsvolk, und begleitet von dem theuern Ordensmanne Avianus, der auf dem Berge ihre Waffen geweiht, und ihnen in fröhlicher Weiſſagung den Sieg verkündet. Zu dieſem Bruder im Herrn trat kühnen Muthes der von froher Ahnung begeiſterte Markus, berichtete ſchlicht und kurz, wie's ihm ergangen, und bat um des Ordensbruders Fürſprache bei dem Herzog von Lothringen, daß man ihn mit ſicherm Geleitspaß nach der Heimath entlaſſe, und auch den armen zum Rekruten gezwungenen Claus gnädigſt des Dienſtes enthebe. Das gute Wort fand auch hier eine gute Statt. Binnen wenig Tagen — Markus ſah noch den Jubel des befreiten Wiens — hatte der Mönch ſeinen Paß, Claus ſeinen Abſchied erhalten, und beide fuhren, da ihnen die herzogliche Gunſt einen Wagen und Vorſpannpferde bewilligte, mit heiterm Sinne dem Vaterlande wieder zu.

31.

An einem Abend – zu Anfange Oktobers – kamen zwei Wanderer die Höhen herab zum Hallwyler See: Markus und Claus, in ihrem Gefolge der treue Canis. Eine friſche Abendluft fegte das fallende Laub von den Bäumen, furchte die Oberfläche des See's, und farbte mit fröhlichem Roth, gleich der ſinkenden Sonne, die Geſichter der Reiſenden. Ihr Blut floß mit verdoppelter Schnelle durch die Adern, und namentlich Clauſen's Schritte forderten ſich, als die Wanderer zur Stelle gelangten, wo der Pfad aufwärts führt nach dem Tannenwald, dem wilden Freithof und Veronika's Hütte. Dort ſtanden ſie ſtille, die Gefährten, und Claus, den Wanderſtab auf die Schulter legend, fragte: „Ihr beharrt darauf, mein Vater, mich allein zu Veronika ziehen zu laſſen, und trotz der nahenden Nacht den Weg nach Eurem Kloſter fortzuſetzen?“ – „Ich beharre, lieber Sohn. Meine Beine ſind rüſtig, mein Muth iſt friſch und meine Sehnſucht groß. Bald geht der Mond auf und hellt das Dunkel. In ein paar Stunden bin ich drüben, und ruhe dann im ſichern Hauſe. Du aber bereiteſt meine Familie auf die große Veränderung vor, die ſich in meinem Aeußern ergeben; ich würde, unverſehens, wie ich heute komme, nur wie ein Geſpenſt zu ihrem Schrecken unter ſie treten. Dann aber vergiß nicht, am Sonntage mir die Braut zu bringen, damit ich Euch einſegne.“ – „Erlaubt wenigſtens, daß ich Euch zum Kloſter begleite. Ich laufe dann ſchnell zurück, und bin vor Tagesanbruch ganz bequem am Hauſe meiner Braut.“ — „Wozu, mein Sohn? Ich bin munter, und auf meinem Pfade findet ſich kein Räuber, den nicht das Bellen dieſes treuen Hundes vertriebe. Die Leute ſind gar fromm in dieſer Gegend. Du aber magſt nicht eine Stunde verſäumen, Deine Braut zu tröſten durch deine Wiederkehr. Ohnehin iſt ja das Leben viel zu kurz für die Liebe. So küſſe denn die Mutter, Geſchwiſter und deren Kinder in meinem Namen, und fehle am Sonntage nicht.“ —

Dem wackern Claus ſtanden Thränen in den Augen, als der Mönch von ihm mit einem Händedruck Abſchied nahm, und in dem Hohlweg verſchwand, der nach dem Kloſter hin leitete. Aber Markus hatte ſchnell den Hohlweg durchmeſſen, die Schlucht erklimmt, und ging rüſtig wie ein Jüngling neben Stoppelfeldern hin dem Buchenwalde zu, der ſich im Abenddufte die Bergfläche entlang ſtreckte, und worinnen das geliebte Kloſter lag. Violettes Herbſtgeſpinnſt lag auf den öden Aeckern, und wenige Mücken ſchwärmten in der heitern Luft, nach denen der Pudel ſchäckernd ſprang und jagte. Sein Spiel unterbrechend, fiel er auch oft mit ſcherzhaften Biſſen über die Ferſen des ſchreitenden Paters, oder deſſen flatterndes Gewand her, als wollte er ihn ſchelmiſch in ſeinem Gang aufhalten, worauf lachend Markus zu ihm ſagte: „O

Canis, was fällt Dir ein? iſt unſer Haus nicht auch ein ſicherer Port für Dich wie für mich? dort ſtiehlt Dich kein Dieb, dort wartet Deiner keine Schleifmühle, dort bedroht Dich keine pfeifende Kugel wie in der Türkenſchlacht. Ruhe winkt Dir daſelbſt, gute Kreatur, Dir und mir.“ — Mehrere Landleute gingen vorüber, dem Seegeſtade zu: Männer, die der Pater Markus wohl gekannt als fleißige Beſucher und Wohlthäter des Kloſters. Er grüßte ſie freundlich, und ſie dankten ehrfurchtsvoll dem Prieſter; dabei war jedoch ihre Miene gleichgültig, und ſie ſchienen ihn nicht zu erkennen. Das ſchmerzte den Prieſter, und er dachte bei ſich ſelbſt: „Du mußt ſehr gealtert haben, guter Freund. Und wer weiß, ob man Dich nicht in der Heimath anfangs behandelt, wie einen Fremden? Doch ſind kaum wenige Monden verfloſſen, ſeit ich dieſes Land verlaſſen! Aber wahr iſt es: wenn der Menſch hinaustritt aus den Armen der Mutter in das feindlich fremde harte Leben, ſo iſt ſein Weg rauh, und mit Dornen beſäet, und die Verſuchung geht mit ihm und die Sünde lauert ihm auf, und hängt ſich belaſtend an ſeine Schritte, und der Tod fehlt nicht in ſeinem Gefolge. Wenn er aber auch, beſchützt von dem Engel in ſeiner Bruſt, der es verſchmäht, im irdiſchen Leib verlarvt zu gehen, weil kein irdiſcher Theil an ihm iſt — ſeinen Feinden entgeht, ... was bringt er mit zurück über die Schwelle des Vaterhauſes? Erfahrung, die bittere, Frucht der Erkenntniß und das Alter, dem zu entfliehen nicht Raum iſt. So iſt auch meine Heimkehr. Wohl mir, daß ich nicht die Reue auf meinem Rücken mit mir bringe, ſondern ein offenes Auge und ein freundlich Geſicht für meine Brüder und für den lange ſchmerzlich vermißten Freund.“

Da ſtand er in dem Forſt, deſſen grünes Gewölbe noch feſt war, wenn auch Tauſende von Blättern bei jedem neuen Windwehen von den Stämmen niederraſchelten. So wie draußen die Nacht heraufzog, ſo war es doppelt finſter in dem Walde, aber der Mond ein freundlicher Führer. Anfangs genoß der immer ſtrenge wandelnde Mönch das Mondlicht mit Entzücken, aber bald wurde ſein Schritt langſamer, und minder raſch wogte ſein Blut, und die Kälte der bleichen Strahlen drang durch die ſchwere Kutte in ſein Gebein. Auch der Pudel hatte ſeine Munterkeit verloren, und ſchlich nachdenklich, wie einſt am wilden Freithofe. Zugleich ächzte er von Zeit zu Zeit, wie von innerm Schmerze gequält, und leckte, als Markus ſich forſchend zu ihm beugte, mit vieler Inbrunſt und mit heißer Zunge Geſicht und Hände des Verſorgers, wedelte mit dem Schweife, und zeigte dann keinen Schmerz. Als ſich nun der Kapuziner umſah, ob nicht etwas Unheimliches im Wege ſtehe, das den Pudel erſchreckte, gewahrte er dicht hinter ſich noch einen Wanderer in langem faltigem Mantel, deſſen Tritt nicht gehört wurde, deſſen Athemzüge man nicht vernahm. So wie Markus ſtille ſtand, blieb auch der Andere unbeweglich, ſo wie Markus weiter wandelte, folgte auch der Andere. Dabei getraute ſich der Mönch nicht, den ſchweigſamen Gefährten anzureden, und ſuchte ſeine Schritte zu beſchleunigen. Vergebens, ſeine Füße wurden immer ſchwerer, matter ſein Herz, und verworrener ſeine Gedanken. „Wehe mir;“ ſeufzte er in ſich hinein: „Ich habe mich zu ſehr vermeſſen, und meine Kräfte überſchätzt. Kaum fühle ich mich ſtark genug, die kurze Strecke bis zur Kloſterpforte zurückzulegen. Ich muß ruhen.“ — Er ſetzte ſich am Fuße des Hügels, von wo er zum letzten Male in den Kloſtergarten geſchaut, auf einen Stein, und keuchte mühſam und mit ſchwacher Bruſt, und ſuchte neue Spannung für ſeine erſchlaffenden Glieder in einem friſchen Trunke aus dem herabrieſelnden Quellbrunn. Aber unfern von ihm ſaß auch der ſchweigende Begleiter, und rührte ſich nicht, während Canis vorwärts lief, und wieder zurückſprang, auf dem Boden ſchnoberte, die Stätte erkannte, und durch jubelndes Bellen ſeine Ankunft zu verkünden ſuchte. Aber dieſes Bellen verwandelte ſich in ein ganz dumpfes Gemurre, als ob dem Hund die Kehle zugeſchnürt würde. In dem fahl ſchimmernden Mondlichte bewegte ſich etwas, unfern von Markus, unter den Bäumen, und das Auge ſeiner Seele, mehr als das körperliche, ſah die Geſtalt ſeines Freundes Adalbert. Sehnſüchtig ſtreckte er nach derſelben die Hände aus, und rief: „Du weißt ja, Geliebter, daß ich komme? Du gehſt mir entgegen, mich an Deinem

Arme in meine Zelle zu führen? Du willſt mir heute in meiner Schwäche vergelten, was ich einſt zu Deinem Beſten gethan, als meine Seele aus dem Leibe ging, um Dir in Frauenbrunn zu begegnen? Ei ja, Adalbert: führe mich, geleite mich, und verlaß mich nicht!“ — Bei dieſen Worten, ermuthigt von der willkommenen Ahnung, ſtrebte Marius vom Steine auf, eilte mit zitternden Knieen dem Freunde entgegen, der ihm winkend voranſchwebte zur Kloſterpforte, und berührte faſt dieſelbe ſchon mit ſeinem Pilgerſtabe, als plötzlich eine eiſerne Fauſt in ſeine zurückgefallene Kapuze griff, und ihn zurückzog, ihn niederriß auf dem Pfad zur Heimath. Er ſank mit einem Seufzer, gebrochen ſtarrte ſein Auge in die Höhe, und erkannte noch im Sterben den gewaltigen Gevatter Steinheil, der hoch über ihm ſtand im flatternden Mantel. Und der Mantel zerriß, und blanke Knochenarme leuchteten darunter hervor, und kalt wendete ſich der Furchtbare ab, in den Wald hineinſchreitend. Der Tod des Prieſters mußte aber ein ſüßer geweſen ſeyn, denn ſein Geſicht lächelte und Verklärung ſprach aus ſeinen Zügen, als ihn ſeine Brüder fanden, nachdem der Pudel durch ſein Bellen und Geſchrei, reiſſend an der Kloſterglocke, die Begebenheit zur Kunde gebracht. —

Am nächſten Sonntage kam das fröhliche Hochzeitpaar zur Kirche, und fand ſtatt des geſchmückten Brautaltars Trauerflore, ſtatt der Hochzeitmeſſe ein Todtenamt: auf der Bahre lag derjenige, der die Brautleute vermählen wollte. Ihn, deſſen Seele ſchon bei dem ewigen Vater war und deſſen Leib nicht in fremder Erde ruhen wollte, begrub der Freund, und folgte ihm, ehe noch der erſte Schnee gefallen. — Ein einfaches Kreuz von Stein bezeichnet aber noch heute die Stätte, wo der pilgernde Mönch, auf der Schwelle ſeiner Heimath, im Herrn verblich.

Das Haus der Frommen.

Relation eines Officiers, aus dem ſpaniſchen Erbfolgekriege.

Das Haus der Frommen.

Es war gar nicht lange nach der Schlacht bei Hochſtädt, als mir von dem Prinzen Eugenio ein Congé von einigen Monaten bewilligt wurde, um mich von meinen Strapazen und Wunden zu erholen. Ich gedachte dieſe Zeit in Neuſtadt zuzubringen, weil mir die Lage des Städtchens überaus wohl gefiel, und der Weg nach meiner Heimath allzuweit geweſen wäre. Auch hatte ich daſelbſt keine Verwandten mehr, die einige Zuneigung meinerſeits meritirt hätten, indem meine Schweſter, wiewohl verheirathet und ein arger Zankteufel für ihren Mann, dennoch ein größerer Sadrach ſtets gegen mich geweſen, wofür ich ſie erſt vor einem Jahre auf gut militäriſch mit der Fuchtel abgeſtraft. Der Schwager ſelber war ein gutes Thier, und gar wohl zufrieden, wenn ihn ſeine Xantippe nur beim Schnaps beließe, den er vor Allem liebte. Ich halte dafür, daß er ſich nicht gemukſt hätte, wenn mir die Frau Schweſter ein Ratzenpulver in die Bierſuppe gerührt haben würde. Derohalben dachte ich mir: Baſta mit der ganzen Sippſchaft, und ich wollte in der Fremde leben, weil mir daheim nicht Geſundheit und nicht Geld geblüht hätte. Wie vergnuglich hätte mir jetzo eine gute und honette Frau gethan! Aber ich bin in allen meinen Liebſchaften meiner Tage her unglücklich geweſen. Die eine iſt geſtorben, die andere hat mich quittirt um eines Andern willen, und die dritte zog ſich zurück, da ſie merkte wie ich ein armer Schlucker war, und kaum als Lieutenant meine Equipage aufrecht erhalten mochte. So jung ich dazumal auch war, ſo hängte ich alſo jedwede Amour an den Nagel, und gab mich nur mit den Kameraden ab, oder mit meinem braven Philipp, der mein Pferd ſo lieb hatte, wie ſein Leben, und mich, ſeinen Herrn, noch etwas lieber. Der Philipp war ein alter Soldat, nicht mehr gar adrett in ſeinen ſteifen Gliedmaſſen, aber von beſtem Charakter und einer ſeltſamen Memorie, indem er Alles wieder zu erzählen verſtund, was ihm paſſirt, da er unter dem tapfern Markgrafen Louis von Baden gedient; wobei wir uns in allerlei ergötzliche Converſationen einließen, Tabak rauchten und Bier tranken oder Wein, bis in die ſpäte Nacht, obgleich mäßiglich, weil ſich Trunkenheit für einen Soldaten und Officier nicht ſchicken mag.

Der Philipp zog alſo mit mir nach Neuſtadt, und machte zugleich meinen Feldſcheer, indem er mich verband und pflegte, und allenthalben den tüchtigſten Quartiermeiſter abgab. So hatte er mir zu Neuſtadt eine Wohnung ausgemacht, wie ich ſie nicht zum zweiten Male in meinem Leben jemals gefunden. Das Quartier war in dem Hauſe am großen Markt, neben der Schmiede, und hieß zu den drei rothen Herzen, und eine Familie von Pietiſten wohnte darinnen, bei der ich in Koſt und Wohnung lag. Die Familie war curieus zuſammengeſetzt, und beſtand aus einem alten, vom Geſchäft zurückgezogenen Kaufmann, der eine gar nicht viel jüngere Frau hatte, und ſtatt der Kinder einen kleinen Neveu und eine ditto Niece, deren Vater auf der Inſel Ceylon in der größten Pauvreté geſtorben war, worauf der Oncle die Waiſen um Gotteswillen zu ſich genommen. Ein grauköpfiger Bedienter beſorgte die Wirthſchaft dieſer Leute; das Haus gehörte aber der Schweſter der vorbenannten Kaufmannsfrau, und bei dieſer Schweſter war es eigentlich, wo ich logirte. Mein Philipp hatte ſich bei ihr in ſonderbarliche Gnade und Zuvorkommenheit geſetzt, und ſomit für mich die ſchönſte Stube im Hauſe acquirirt. Die Meubles waren freilich etwas altväteriſch, und hätte meines Bedünkens wohl der kühne Held Jean de Werth daſelbſt zur Zeit ſein Hauptquartier aufſchlagen dürfen, aber alles war im Ueberfluß vorhanden und eingerichtet, wie es ſich für einen Cavalier ſchickt. Als ich zum erſten Male hineinkam und wohlgefällig bemerkte, wie gut das Quartier beſtellt ſey, mit Lehnſeſſeln, Vorhängen und allerhand galanten Figuren und Spielwerken von Porcellan auf dem Kamin und denen Spiegel-Tiſchen, bemerkte ich auch zugleich eine exquiſite Uhr von bedeutender Größe und Umfang, die mitten in der Stube, gleich als auf einem Poſtamente aufgeſtellt war. Weil ich nun von Jugend an, da mein ſeliger Herr Vater ein überaus kunſtreicher Goldſchmied und Mechanikus geweſen, an allerlei mechaniſchen Arbeiten und Studien abſonderliche Freude gehabt, ſo mochte ich mich nicht enthalten, augenblicklich auf dieſe Standuhr hinzulaufen und dieſelbe von allen Seiten zu beſehen. Sie war ein curieuſes Meiſterſtuck, und zeigte außer den gewöhnlichen Verrichtungen, den Mond- und Sonnenlauf, und einen immerwährenden Kalender, war aber nicht aufgezogen, und ſtand daher ſtille. Ich ſchickte den Philipp hinunter, um von der Hausfrau den Uhrenſchlüſſel zu begehren, und erhielt denſelben ohnverweilt, worauf ich die künſtliche Maſchine aufzog, aber mit Leidweſen baldigſt einſehen mußte, daß ſie voll von Staub und Unrath ſtecke, und ſehr bald wieder nicht mehr ging. Gleich darauf war ich jedoch wieder ganz content, weil ich mich reſolvirte, die Uhr wieder ſelbſt auszuputzen und herzuſtellen, ſintemal ich eine große Praxin in ſolch artiger Geſchicklichkeit beſaß. Der Philipp, weil er froh war, wie er ſah, daß ich wieder an etwas Freude hatte, lief wie ein Marodeur im Hauſe auf und nieder, und verſchaffte mir bald alle Inſtrumente, die ich brauchte. Denn der verſtorbene Mann meiner Quartierfrau war ein Uhrmacher geweſen, und ſein ganzes Handwerkszeug noch vorhanden. Da machte ich mir's denn commode mit meinem bleſſirten Fuße, ſetzte mich ſchon am andern Morgen nieder, ſtreifte die Hemdärmel auf, und laborirte, wie ein gelernter Uhrmacher. Das waren den Leuten im Hauſe ſpaniſche Dörfer, denn ſie waren bisher von ihren Einquartierungen nur ein wuſtes Fluchen und Toben und ein abſcheuliches Saufen und Spielen gewohnt, aber keine ſedate

Beſchäftigung und keinen Fleiß. Sie wollten Alle ſehen, wie einem kaiſerlichen Officier das Schurzfell zur Viſage ſtehe, und kamen mir rottenweiſe, Eines nach dem Andern, auf die Stube gerückt. Die Erſten natürlich waren die Kinder: hübſche und modeſte Geſchöpfe von neun bis zehn Jahren, mit ſchönen Haaren und himmelklaren Augen, die bei dem Mädchen ganz fromm, bei dem Jungen dagegen ſchon ein bischen verwegener dreinſahen, obſchon mit derjenigen Douceur, welche die Pietiſten in ihrem ganzen Maintien zu obſerviren pflegen. Nach denen Kleinen, die ich ergötzte, da ich das Glockenſpiel der Uhr in Bewegung ſetzte, kamen ihr Oncle und ihre Tante und ſtellten ſich auch hin mit gefalteten Händen und freundlichem Kopfnicken, aber ohne ſchier ein Wort zu verlieren, denn der Ernſt dieſer frommen Sectirer iſt beinahe nicht in ein Lächeln zu verwandeln, und ſie ſind in der Freude ſo ſtill wie im Schlaf und in der Trauer. Die Hausfrau war die letzte, die ſich einſtellte, aber auch die, ſo mir die meiſte Attention erwies. Sie war eine alte Frau, obwohlen jünger noch als ihre Schweſter, und trug ſich in dem Kleide einer Wittib, wenn ſchon ihr Herr Liebſter vor mehreren Jahren geſtorben. Doch iſt es bei denen Pietiſten etwas Ordinäres, daß ſie ſich in Faltenröcken von ſchwarzem Boy und weißen eng anliegenden Hauben ſehen laſſen, weil ſie nur den Tod und die Vergänglichkeit und das ewige Leben vor Augen haben wollen. Meinethalben; ich ſtieß mich nicht daran und converſirte gern mit der Frau, und ſie kam erſt auf eine halbe Viertelſtunde, und dann wieder auf eine ganze, und ſo fort bis auf eine Stunde, um mir bei der Arbeit zuzuſehen. Da ſeufzte ſie auch öfter, und ſagte: „Die Uhr war das Letzte, ſo mein ſeliger Mann gefertigt hat, und ſollte ſie ſchon nach Upſala im Königreich Schweden abgehen, als der Selige heimging. Nachher habe ich ſie nicht mehr fortſchicken wollen, und als der Geſelle wegging, da ich die Profeſſion aufgab, ſo blieb die Uhr verlaſſen ſtehen, und ich freue mich recht, daß ſich jetzt eine geſchickte Hand ihrer angenommen.“ Ich replicirte hierauf ſehr galant: „Mir iſt es ein beſonderes Plaiſir, werthe Madame, wenn Sie meiner Capacität und bischen Kunſt Gerechtigkeit wiederfahren läßt;“ und da ſeufzte ſie nochmals, bedankte ſich recht ſchön, und invitirte mich zum Frühſtück auf ihre Stube, wo ich die ganze Familie fand, und von Stund an von derſelben tractirt wurde, als ob ich zu ihr gehörte. Ich kann nun wohl nicht ſagen, daß ich viel Annehmlichkeit dabei genoſſen hätte, weil die guten Leute doch den Tag über gar zu fromm waren. Es ſtand ein kleines Poſitiv in der Wittib Stube, und immer vor dem Eſſen ſetzte ſich der alte Diener des Kaufherrn daran, und ſpielte einen Pſalm oder Choral, und die Andern, Klein und Groß ſangen aus vollem Herzen mit, und dann wurde gebetet, ſodann exceſſive frugal gegeſſen und getrunken, und dann wieder gebetet und geſungen. Nach dem Eſſen kam gewöhnlich ein langer dürrer Diaconus mit einem desagreablen Geſichte, und ſchwatzte vom Heiland und den böſen Zeiten, und der Nothwendigkeit, daß ſich der Gerechte total abſchließe von der verruchten Welt,

u. dgl. m. Da ging ich gewöhnlich wieder auf meine Stube, und las in ein paar Büchern, die mir der Philipp aufgetrieben, oder ſpielte im Garten mit den Kindern. So kam auch oft Frau Chriſtiana, die Wittib, zu uns herab, und ſchaute freundlich zu. Nicht ſelten aber ſagte ſie auch wehmüthig: „Sage Er, Herr Lieutenant, ob es nicht ein Unglück iſt, daß ich keine Kinder habe? ſie würden mich in meinem Alter tröſten, da mich mein Seliger verlaſſen hat. Derſelbe hat mir ein gutes Vermögen angeſchafft, aber alles dieſes fällt, wenn ich heimgehe, in fremde Hände.“ Worauf ich immer auf die Kleinen hinwies und verſetzte: „Da ſind diejenigen, von denen ſie ein Soulagement Ihres Alters zu hoffen hat, Madame. Die Kinder Ihres Bruders ſind ja auch keine Fremden.“ Da ſeufzte ſie aber immer, und ging wieder langſam hinein in die Stube.

Wenn ich mir je Kinder gewünſcht habe, ſo ſind es die geweſen, die ich dort im Hauſe fand: der kleine Konrad und die Salome mit ihren blauen Augen. In dem kleinen Konrad ſteckte etwas Beſſeres, als ein Pietiſt; nämlich ein wackerer Soldat. Aber er durfte ſich's nicht merken laſſen, und wurde ſomit leider etwas heimlich hypokrit. Salome dagegen war immer die gute Stunde. Den Kindern iſt aber während meines Aufenthalts etwas ganz Apartes paſſirt. Sie lieſen an einem ſchönen Morgen zuſammen vom Hauſe weg, und promenirten aus der Stadt. Wie es Mittag war, waren die Kleinen noch nicht retour. Der Kaufmann und ſeine Frau waren desperat, und bildeten ſich ſchon alles Böſe ein. Frau Chriſtiana jedoch, die viel männliches Jngenium beſaß, und nicht leicht den Kopf verlor, jammerte nicht lange, ſondern ſchickte den Knecht und die Magd aus, um nach den kleinen Deſerteurs zu ſchauen. Mittlerweile kamen ſie auch richtig daher: es war ſchon drei Uhr des Nachmittags. Konrad bat in ſeinem und der Schweſter Namen um Pardon, und erzählte, daß ſie auf das ruinirte Schloß ſpaziert wären, und lange Zeit von dem Berge herab in die Stadt und die Gärten vigilirt hätten. Da ſey ihnen aber Beiden der Schlaf angekommen, und ſie hätten ſich unfern von einem Hollunderbuſch niedergeſetzt, die Augen zugemacht, und wären alſobald eingeſchlummert. Beiden jedoch hat, — was gewiß ſehr extraordinair iſt, — ein und daſſelbe geträumt: nämlich von einer ſchönen Muſique, die ſich plötzlich neben ihnen in den Lüften hat hören laſſen, und worauf ein großer Wohlgeruch ſich um ſie verbreitete. Dann ſey die Geſtalt eines Mannes mit langen Haaren, in einem Reiſemantel und ſpitzigen Hute hinter den Trümmern hervorgekommen, und habe ſich ihnen approchirt. Weil der Mann von abſchreckender Viſage war, und einen dunkeln Schimmer um ſich verbreitete, fürchteten ihn die Kinder, obſchon er mit ſüßen Worten zu ihnen redete, und ſie invitirte, mit ihm in ein Kellerloch zu ſteigen, ſo er bezeichnete, und dort viel Geld zu holen, was ſie glücklich machen würde. Der Mann habe hierauf bald gelächelt, bald gedroht, und ihnen ſeine Animadverſion zu erkennen gegeben, wenn ſie ihm nicht gehorchen würden. Sie hätten es dann wieder verneint, und ſeyen in ihrer Reſiſtance beſtärkt worden, ſintemalen ſie hinter ihnen einen gar holdſeligen Engel erblickt zu haben behaupten, der ſeine Flügel über ihr Haupt ausbreitete, und den häßlichen Mann mit beiden Armen hinwegwinkte, worauf derſelbe ſich retirirte wie ein Holländer. Dann habe der Engel ſich zu den Kindern herunter gebückt, und ihnen liebreich geſagt: „Gehet heim, ihr Kleinen, denn Eure Verwandten ängſtigen ſich um Euch.“ Nun ſeyen ſie plötzlich erwacht, hätten ſich mit Thränen im Auge das ganze Evenement erzählt, und ebenfalls die Retirade angetreten. — Ich laſſe dieſes nun dahingeſtellt, ob gedachte Begegniß ein wirklicher Traum geweſen, oder eine magiſche Aventure, wie dergleichen nicht ſelten arrivirt ſeyn ſollen; genug, ich habe die Hiſtorie hergeſetzt, weil ſie eben doch für die Zukunft der Kinder von Gewicht war.

Der Oncle und die Tante waren ganz beſtürzt, und der Diaconus, der dazukam, ſtellte mit ſeiner näſelnden Stimme die Meinung heraus, daß wohl Alles das Werk eines böſen Geiſtes geweſen, und der Mann mit den langen Haaren das Geſpenſt eines gewiſſen Räubers und Vagabunden, der vor geraumer Zeit die Gegend um Neuſtadt unſicher gemacht, und in jenem Schloſſe ſein Hauptquartier aufgeſchlagen. Alle kamen darin überein, daß der Böſe die Kinder tentirt habe, aber der Schutz des Himmels über die Verſuchung die Victorie davongetragen. Frau Chriſtiane nahm Anlaß davon, mir noch am ſelbigen Abend zu ſagen, daß es wahrlich — wie es in der Bibel ſteht — nicht gut ſey, wenn der Menſch allein iſt, indem der Schlingen und Gefahren allzuviele auf den einſamen Paſſagier lauern. Ich gab ihr Recht, und exprimirte mich dabei ſcherzhafterweiſe ſo, daß ich zwar froh ſey, daß die Kinder von der Verſuchung gerettet worden, — daß ich aber ſelber nicht wenig Luſt trüge, in das Kellerloch auf dem Schloſſe zu ſteigen, und das verſprochene Geld zu holen, weil ich deſſen bedürfe. Da erſchrack Frau Chriſtiane ſehr, daß ſie im Geſichte weiß wurde, wie ihre Schürze, und ſagte wie eine Mutter zu mir: „Treib Er ja doch keinen Frevel, Herr Lieutenant. Will Er um ſchnödes Hexengeld Seine Seele in die Schanze ſchlagen? Laß Er das ſeyn; es wird ſchon Leute geben, die Ihm helfen, wenn Er in der Noth und Bedürfniß iſt.“ Da lachte ich und dachte an die Raffel, meine Schweſter, die mir nicht einen Heller geben würde, außer etwa auf einen Strick, daran ich mich aufhenkte. Ich verſicherte indeſſen der Wittfrau, daß ich nur plaiſantirt hätte, und hinkte fort, um für den kleinen Konrad eine ſchöne Knallbüchſe aus den Fliedern des Gartens zu ſchneiden. Wie ich aber nach langer Weile in mein Logis kam, ſo ſagte mir Philipp mit wichtiger und freundlicher Confidenz, daß Frau Chriſtiane ihn mit ſubtilen Fragen inquiriret, ob es mir nicht angenehm ſeyn möchte, etwa ein Darlehen oder einen Vorſchuß an Gelde zu empfangen, weil ſie fürchte, daß mir die Gelder vom Regimente ausgeblieben. Dieſe delicate Attention hat mich ſehr gerührt, und ich gab dem Philipp ein abſonderliches Compliment an die Hausfrau auf, und den Beſcheid, wie ich für die angenehme Propoſition danke, deren aber nicht bedürfe. Somit war auch nicht mehr die Rede vom Gelde, bis einmal Abends die Wittfrau abermals im Garten zu mir ſagte, da ſie auf Konrad und Salome deutete: „Die Kinder wiſſen nicht, wie glücklich ſie ſind. Ihr Vater war ein gewiſſenloſer Verſchwender, Gott habe ihn ſelig, der ſeine brave Frau ins Grab ärgerte, und den letzten Heller durchbrachte; aber dennoch werden ſeine Waiſen reich. Mein Schwager hat ihnen ſchon ſein Hab und Gut vermacht, und am Ende kriegen ſie auch noch das Meinige, weil ich leider ſelbſt keine Kinder habe. Aber des Herrn Wille geſchehe.“ Ich replicirte, daß es doch immer beſſer ſey, den Verwandten ſeine Habe zu hinterlaſſen, als einem Spitale. Ich hatte nämlich einen Abſcheu vor den Spitälern, wo ich erſt kürzlich viel an Wundenſchmerz und Mangel erleiden mußte. Da kam ich aber ſchon an bei der frommen Frau Chriſtiane. Sie ſagte mir, daß Spittel und geiſtliche Stiftungen fromme Monumente der Wohlthätigkeit ſeyen, die ſich gleich wie Staffeln in den Himmel hinein bauten, um den Stifter bequem hinüber zu laſſen. Dabei lamentirte ſie noch einmal über ihre Verlaſſenheit, und rechnete mir vor, daß ſie dieſes Haus und einen Eiſenhammer im Gebirge und ein vierzig bis fünfzig Morgen Ackerlandes beſitze, und daneben ein baar Vermögen von zwölf bis fünfzehntauſend Gulden rheiniſch. Ich ſagte ihr im Scherz: da ſie ſich ſo ungern hergäbe, ihren Bruderkindern ihre Habe zu vermachen, ſo möchte ſie mich zum Erben einſetzen. Ich würde bald ein Invalide ſeyn, und einer

Schenkung gar ſehr bedürfen. Die Wittib ſah eine Weile ernſthaft vor ſich hin, lächelte dann und verſetzte: „Das iſt ein recht militäriſcher Spaß. Indeſſen: kommt Zeit, kommt Rath.“ Noch an demſelben Abend fand ich auf meiner Stube eine vortreffliche Latwerge mit Zucker und feinem Gewürz, und dabei köſtliches Gebäck und ſteinalten Rheinwein. Dieſes hatte die gute Hausfrau, mir zum Labſal und zum Vergnügen, dem Philipp übergeben, und ſich dabei geäußert, ſie müſſe jetzt für mich ſorgen, weil ſie mich an Kindesſtatt adoptire. Eine recht artige Surpriſe! dachte ich mir, und ließ mir's, sur mon honneur, tapfer ſchmecken. Den andern Tag jedoch war von Frau Chriſtiane nichts zu hören und zu ſehen, und auch die folgenden Tage nicht, und die übrigen Glieder der Familie machten ſaure Geſichter, wie es vorher noch nie paſſirt. Der Philipp ſagte mir aber, daß Frau Chriſtiane krank ſey, weil ſie ſich mit ihren Blutsfreunden disputirt habe, wie er aus dem Munde der Magd vernommen. Es war mir ſehr frappant, daß die frommen Leute ſich alſo desperat zanken mochten, machte mir aber nicht viel daraus, und ging meines Wegs wie zuvor. Da kam der alte Kaufmann zur Abendzeit, da man die Retraite zu trommeln pflegt, auf meine Stube, und redete mit niedergeſchlagenen Augen bald von dieſem, bald von jenem, und brachte endlich die ſchlaue Quäſtion herfür, wie lange mein Congé noch daure, und ob ich nicht bald zu meinem Regiment retournire. Ich antwortete ihm befremdet, daß ich eben bleiben würde, ſo lange es mir gefiele, und daß ich erſt Reconvalescent ſey, auch ihn, den Quäſtioneur, die ganze Affaire nichts angehe; worauf er ſich empfahl, wie ein begoſſener Pudel. Ich verhielt dieſen Entretien meinem Philipp nicht, und derſelbe erwiederte, daß ihn die Frau des Kaufmanns ebenfalls mit ſolchen Zudringlichkeiten turbirt, und nicht übel zu verſtehen gegeben, wie es ſchon Zeit wäre, daß ich mich mit Gott auf einen Abzug fürſehen möchte. Auch der alte Markthelfer, ein durchtriebener frommer Lump, hatte in dieſem Sinne mit dem Philipp geredet, und uns beiden war das Ding zu rund. Jedennoch hielt ich als ein guter grober Kriegsmann feſt an der Deviſe: Was die Leut' verdrießt, das treib ich, und wo man mich nicht haben will, da bleib' ich. Ließ mir nichts anfechten, die heuchleriſchen Schafspelze ihre Geſichter machen, und mir die Confituren ſchmecken, die Frau Chriſtiane ungeachtet ihrer Indispoſition mir alltäglich mit einem höflichen bon soir zuſchickte. Erſt nach acht Tagen ſah ich ſie wieder unten im Hausgang, und fragte ſie freundlich: „Hat ſich Madame wieder vollkommen reſtaurirt?“ worauf ſie einſylbig verſetzte: „Ganz und gar; ich danke dem Herrn für die gütige Nachfrage.“ Somit ging ſie fort, und wir begegneten uns drei Tage lang und grüßten uns höflich, aber ich konnte ſie nicht zum Stehen bringen, um ihr zu ſagen, wie ungalant ihr Schwager und deſſen Frau ſich gegen mich conduiſiret.

Gegenüber dem Hauſe wohnte der Stadtarzt, der mir etliche Male mit Salbenrecepten ausgeholfen, und nach dem ich mich nicht mehr umſah, ſeitdem meine

Bleſſur zu heilen angefangen, und ich den ganzen Schmierplunder von Salben und Pflaſtern zum Fenſter hinausgeworfen. Aber des Phyſikus Tochter, ein rothhaariges ſtarkes Weibsbild mit einigen Bataillonen von Sommerſproſſen auf dem Geſichte und den Händen, kümmerte ſich um mich, und kam immer ans Fenſter, wenn ich an dem meinigen eine Pfeife rauchte, oder in den Abendſtunden auf dem Jagdhorn dudelte. Wenn man an den Nachwehen einer Kugel leidet, iſt man nicht ſehr zur Liebſchaft aufgelegt, und wäre ich's geweſen, hätte ich mich nicht an die Doctorsmamſell addreſſirt. Ich konnte ihr aber nicht verwehren, an ihrem Fenſter zu liegen, und höchſtens meine Vorhänge zuziehen, wenn ſie mir allzulang mit ihren ſcharfen Falkenaugen in mein Zimmer herüber ſcharmützelte. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber Frau Chriſtiane hatte dieſes obſerviret, und ſagte mir eines Tages, da wir uns wieder trafen, und Niemand um die Wege war: „Weiß der Herr wohl, daß Er recht unartig gegen das Weibsvolk iſt? Des Doctors Apollonia guckt ſich faſt die Augen heraus nach Ihm, und Er zieht ihr immer die Vorhänge vor der Naſe zu. Der Herr iſt gewiß ein Weiberfeind.“ Darauf verſetzte ich: „Das bin ich nicht, Parole d'honneur, und kein Soldat iſt das. Aber ich habe zum Beiſpiel lieber mit ehrlichen Weibern zu thun, als mit frechen, und dann: wer wird ſich in einen halben Krüppel, wie ich bin, verlieben?“ Da drohte mir die Wittfrau ſchalkhaft mit dem Finger und wollte etwas erwiedern, aber der fuchsaugige Schwager und die ſteife Frau Schweſter kamen juſt aus dem Andachtsſtündlein nach Hauſe, und der Diſcours war aus. Gleich am nächſten Morgen klopfte es an meiner Thüre, und ich meine der Tod in höchſteigener Perſon trete herein. Es war aber nur der lange Diaconus im ſchwarzen Talar und gravitätiſch auftretend wie ein Storch. Holla! dachte ich mir, was will der bei mir? und er fing an vom Wetter und von der Traubenblüthe, und kam dann auf die vielen Gewitter, und den Segen des Himmels, und wie der Himmel namentlich die Frommen im Lande beſchütze. Damit meinte er die Pietiſten, denn der Kerl war auch ein ſolcher, und hatte viele Leute verrückt gemacht, wie einſt der Schuſter Jakob Böhme, und war ſo zu ſagen der Pabſt dieſer Sekte zu Neuſtadt geworden. Ich ärgerte mich über ſein Augenverdrehen, und fragte ihn kurz und barſch, was er von mir wolle. Da verneigte er ſich und ſchaute, wie in Diſtraction zur Stubendecke, und ſprach vom Aergernißgeben, ſo daß ich bald merkte, wie er meine, daß meine Gegenwart ein Scandal für die andächtigen Bewohner des Hauſes abgebe. Ich ließ aber den Leiſetreter nicht recht zu Worte kommen, und verpappte ihm das Maul mit dergeſtaltigen Impertinenzen, daß er noch heute an mich denken muß, wenn er nicht bereits an der Gelbſucht verſchieden. Was? ſagte ich ihm: Er katzenfalſcher Fuchs im Chorrock will einem ehrlichen Soldaten bedeuten, daß er nicht in ein frommes Haus paſſe? Was kümmert mich Euer Gebet und Orgelſpiel? ich mache mir nichts daraus, aber ich turbire es auch nicht. Ich bin ſo gut lutheriſch, als Ihr, wenn ich gleich ein kaiſerlicher Officier bin, und den lieben Herrgott nicht ſo oft mit zudringlichen Demarchen überlaufe, wie Ihr. Ein gerader Fluch iſt mir lieber, als Eure krumme Rede, und wenn die Hausfrau etwas gegen mich hat, ſo ſoll ſie es in's Kukuks Namen hervorbringen, und ich will ihr dann Satisfaktion geben, oder mit Trommel und Bagage abziehen. Aber, wenn mir noch einmal ein hinterliſtiger Spion, ein verdrießlicher Hinhorcher auf die Stube kommt, ſo laſſe ich den Kerl ſtandrechtlich hinauswerfen, wie man einen Paſſe-Volanten aus dem Regiſter ſtreicht! — Da der Schwarzrock dieſes Kartätſchenfeuers gewahr wurde, nahm er ſtille und confus ſeinen Abtritt, und ich wollte ſchon den Philipp als einen Parlamentair an die Hausfrau ſchicken, als Frau Chriſtiane ſelbſt in meine Stube trat. Sie war ſehr verwundert, da ſie mich in ſolcher Hitze antraf; da ich jedoch gleich errieth, daß ſie von der Viſite des Diaconus nichts wiſſe, ſo wollte ich ihr das Desagrement erſparen, ſchob vorläufig meinem Zorn eine andre Urſache unter, und fragte nach ihrem Wunſch und Begehr. Sie bat mich, nicht ohne einigen Embarras, den Fourierſchützen zu dimittiren, und ich ſchickte den Philipp hinaus, weil ich nichts anders erwartete, als daß ſie mir aufkündigen, und ſomit eine General-Explication herbeiführen würde. Nun ſetzte ſie ſich in einen Lehnſtuhl mir gegenüber, und begann, wie immer, mit an den Boden gehefteten Augen und zaudernder Manier: „Zuvörderſt muß ich den Herrn bitten, daß Er nicht ſchlecht von mir denken möge, und Ihm bemerken, daß wir alle mit unſern Herzen und Sinnen in Gottes Hand ſtehen, weß Alters wir auch ſeyen. Der Herr Lieutenant wohnt nun ſchon ſeit einiger Zeit in meinem geringen Hauſe, und hat ſich die Eſtime von allen Leuten, die da aus- und eingehen, erworben.“ Proſit die Mahlzeit, dachte ich bei mir ſelbſt, indem ich mich an die Flegel von Schwager und Prediger erinnerte. Die Wittib fuhr aber fort: „Ich namentlich habe in des Herrn Lieutenants Ankunft bald mehr zu ſehen geglaubt, als nur einen Zufall und die Fügung des Ungefährs. Wie ich Ihn ſo vor der Uhr ſitzen ſah, die mein Seliger gefertigt, dachte ich in meinem Sinn, wie es vielleicht möglich werden dürfte, einen ſo rechtſchaffenen Mann, der mit vieler Tugend auch viele Geſchicklichkeit verbindet, in meinem Hauſe feſtzuhalten. Kurz geſprochen: nach langer Ueberlegung und Berathung mit meinem Gott und Schöpfer komme ich, den Herrn zu fragen, ob es Ihm ſo gar unpaſſend ſcheinen möge, einer Frau, die freilich um dreißig Jahre älter iſt als Er, vor dem Altare als Ehegemahl die Hand zu geben? Der Herr iſt ſtark bleſſirt, und wird vielleicht nur mit großer Mühe die Strapazen des Kriegslebens ferner aushalten; der Herr iſt aber auch ohne Vermögen, und es wäre mir ſchmerzlich, wenn der Herr, den ich ſo hoch eſtimire, einſtens von einer ſchmalen Penſion leben müßte, die kaum zu dem Nothwendigſten hinreicht. Gott hat die Arbeit meines Mannes geſegnet, und mein Fleiß dieſen Segen erhalten. Wenn ich ſterbe, bleibt dem Herrn all mein Gut, und ich will für dieſen irdiſchen Mammon nichts, als ein wenig Freundſchaft und Pflege in meiner letzten Krankheit, weil ich leider von meinen Verwandten nichts erwarten darf, als eine kalte Bedauerniß, und ein gleichgultiges Gebet an meinem Sterbebette, vielleicht ſogar ihr Fluch, da ich mich entſchloſſen fühle, die Gemeinde der Auserwahlten nach manchen traurigen Erfahrungen zu verlaſſen.“ Die gute alte Frau ſchwieg jetzt ſtille, und drehte ſich, weil ihr die Schamröthe bis in die grauen Haare emporſtieg, ſchier gänzlich von mir ab, mit gefalteten Handen und geſenktem Haupte. Ich war ſehr beſturzt, denn ich war auf ein ſolches Denouement nicht praparirt. Nun wurde mir freilich klar, warum die werthe Familie mir ſo zugeſetzt, denn unſtreitig hatte Frau Chriſtiane ihre Abſichten den Blutsfreunden vorgetragen, und ſich trotz ihrer Einreden wenig irre machen laſſen. Doch war mir eben ſo klar, daß ich die gute alte Wittib nicht heirathen konnte, ſintemalen ich lieber als Hageſtolz bei einem Stücke Schwarzbrod geſeſſen, als verheirathet mit einem alten Weibe, das ich nur ums Geld genommen, bei einer Feldmarſchallstafel. Aber es wurde mir difficil, die redliche und wohlwollende Frau alſobald durch einen Refus zu afficiren. Daher war ich froh, als ſie mir ſelbſt eine Bedenkzeit von einigen Tagen offerirte, und ich acceptirte dieſelbe alſobald, worauf ſich die Wittib mit einer züchtigen Verneigung empfahl.

Meine Meditationes waren nicht lang, ich reſolvirte mich, noch ehe der Tag verlaufen, zu thun, was ich nie vor dem Feinde gethan habe, wenn nicht der Commandeur ſelbſt Ferſengeld zu geben bedacht war: nämlich zu retiriren, und zwar aufs ſchleunigſte. Mein Philipp war ganz conſternirt, wie ich ihm befahl, das Lager abzubrechen, und mit der Bagage nach dem erſten beſten Quartier auszuziehen, was wir auch bei eintretender Nacht effectuirten. Ich vermochte es nicht, der braven Freiwerberin dürr und trocken zu declariren, daß ich ſie nicht möchte, und deſertirte ihr lieber, nachdem ich noch dem Kaufmann einen ſackgroben Brief geſchrieben, weil der Bengel mir nun unverholen den Antrag machen ließ, daß er mir tauſend Gulden ſchenken wolle, ſo ich von der projectirten Heirath mit ſeiner Frau Schwägerin abſtünde. Ich hieß ihn einen ſchmutzigen Grobian hin und her, der ſelber auf den Tod ſeiner Schwägerin lauere, um ſie zu beerben, ſagte ihm auf robuſte Manier, daß weder ſeine Inſinuationen noch ſein Geld mich bewegen würden, das Feld zu räumen, daß aber wohl die Ehre ſolches geböte. Dictum factum ſiegelte ich den Wiſch zu, und paſchte ab. — Da ich im neuen Quartier ſaß, in einer dunkeln Kammer eines unbequemen Wirthshauſes, da fiel mir wieder lebhaft ein, daß ich es viel commoder hätte haben können, wenn ich mich in Chriſtianens Willen gegeben, und daß ich vielleicht in kurzer Zeit der alleinige Beſitzer eines conſiderablen Vermögens geworden wäre, aber ich hätte mir auch im Augenblick wieder Ohrfeigen geben mögen, weil ich ſo habſüchtig an den Tod des guten alten Weibes gedacht hatte. So ſetzte ich mich hin, und ſchrieb ihr ein zierliches Brieflein, und wickelte den Wermuth in Honig ein, und ſagte ihr, daß ſie an ihres Bruders Kinder denken möchte, zugleich aber die übrige Verwandtenrotte zum Haus hinaus werfen ſolle. Darauf war zwei Tage lang Ruhe, indem ich nichts von Frau Chriſtiane hörte. Am dritten jedoch kamen plötzlich Konrad und Salome zu mir in Viſite, und brachten tauſend Grüße von der Tante Chriſtiane, und einen ſchönen Latwergentopf voll Schleckereien, und einige Flaſchen voll des beſten Rheinweins. Die Tante ließe bedauern, ſagten die Kinder, daß es mir nicht mehr im Hauſe gefallen hätte, und ſchickte ihres Bruders Kinder, ſich bei mir zu bedanken, ich wüßte ſchon wofür. Sie wolle thun, wie ich gerathen. Da erkannte ich, wie doch die Tugend ſchnell in dem Herzen der wackern Frau die Victoire davon getragen, und gratulirte den Kindern, ohne daß ſie wußten warum, und herzte ſie, und obſervirte hiebei ganz im Stillen, daß Salome eine gar hübſche Perſon würde, die ich wohl lieber geheirathet hätte, als ihre Tante, wenn ſie nur ſchon tauſend Wochen alt geweſen wäre.

So blieb ich noch drei Wochen zu Neuſtadt, und wollte, da ich plötzlich wieder zum Regiment berufen wurde, und mein Fuß wieder heil war, ganz ſtille abziehen, aber mein Philipp mußte ſeine Zunge ſpazieren geſchickt haben, denn am Morgen der Abreiſe, da ſchon die Pferde geſattelt ſtanden, kam mit einem Male die Magd der Frau Chriſtiane, und bat mich, meine Route nicht eher anzutreten, als bis ich ihre Frau noch ein Mal beſucht. Obſchon es ungalant geweſen wäre, dieſes zu refuſiren, ſo ging ich doch mit ſchwerem Herzen hin, und fand die Frau im Garten, mit den Kindern, aber ruhig und gefaßt und ſanft, wie das erſte Mal, ſo ich ſie geſehen. Die Converſation war ſteif und reſervirt bis zum Augenblick, da ich mich beurlaubte. Als ich ihr die Hand bot und ſagte: „Gott erhalte Sie, Madame, recht geſund und in Floribus,“ antwortete ſie, mit Thränen in den Augen, und verſchämt, wie eine Jungfrau: „Es hat nicht ſeyn ſollen, daß ich den Herrn hier behielt, und ſo ziehe er denn hin in Frieden. Ich will für Ihn beten, daß Er nicht zu frühzeitig heimgehe. Wenn Er aber einmal wieder hieher kommt, und mein Grab findet, ſo ſey Er dieſen Kindern, meinen Erben, ein treuer Rathgeber, und denke Er an mich, als an eine Perſon, die es mit Ihm wohlgemeint hat. Nehme der Herr auch noch dieſes kleine Geſchenk;“ — ſie drückte mir einen ſchweren Beutel in die Hand. — „Ich habe in Erfahrung gebracht, daß mein liſtiger Schwager Ihm tauſend Gulden geboten, damit Er nur aus meinem Hauſe ziehe, und daß Er dieſelben wie ein Galanthomme ausgeſchlagen; nehme Er die gleiche Summe jetzt von mir an. Sie iſt redlich von mir erworben, und wird Ihm Segen bringen.“ — Ich defendirte mich ſo gut ich konnte, aber ſie ließ nicht ab, und meine Caſſe war ſo ziemlich leer. Daher ſchob ich endlich das Geld ein, und ging weinend von dannen, wie von einer Mutter, ſo daß mir die Zähren im Schnurrbart hingen, und ich mich vor den Gaſſenbuben ſchämte. Das Gold der Wittib habe ich jedoch gut verwendet, und nicht damit geſpielt, noch geſchlemmt. Auch iſt mir keine Dublone davon entwendet worden.

Nun ging es wieder in den Krieg. Bei Malplaquet avancirte ich zum Hauptmann, und nach der Deſaite von Albemarle, wo uns Villars tüchtig geklopft, wurde ich Major. Meine erſte Function als ſolcher war, eine Spießruthen-Execution zu commandiren. Das Regiment lag in einigen brabantiſchen oder flanderſchen Dörfern, und wurde zu der Execution concentrirt. Ein Deſerteur, der mit Sack und Pack hatte hinüberwollen, ſollte abgeſtraft werden. Nun ſupplicirten mich Einige, dem Kerl die Spießruthen zu ſchenken, weil ſolche Begnadigung ein Recht des neu inſtallirten Oberſtwachtmeiſters iſt, und wieder Andere drangen in mich, um des Beiſpiels willen ja nicht Gnade für Recht ergehen zu laſſen. Nun aber war der Friede ſchon vor der Thüre, und ich habe nie ſolche Executionen leiden können; dennoch wollte ich den Delinquenten vorerſt ſehen, und ließ ihn vor mich bringen, da ſchon die Reihen geſtellt waren, und die Ruthen ausgetheilt. Ein blutjunger todtblaſſer Kerl war's, der mir zu Füßen fiel, und wimmerte, daß es einen Stein hätte erbarmen müſſen, wobei er meinen Namen nannte, und declarirte, daß er derjenige Konrad ſey, bei deſſen Taute ich in Neuſtadt einquartirt geweſen. Mir gingen die Augen über, da ich mich von der Juſteſſe ſeines Vorgebens überzeugt hatte, und ich fragte ihn, wie er es von dem frommen Hauſe bis zum armen Sünder gebracht. Nun erzählte er mir, daß ihn der Teufel geblendet, wie ſo viele ſchon; daß ſein Oncle ihn und die Schweſter wegen Zwiſtigkeit der Familie mit der Frau Chriſtiane, aus dem Teſtamente geſtrichen, daß die leztere jedoch ihnen all ihr Erbe verſprochen und ſie im Hauſe behalten, aber ihm, dem Konrad, allzuſpärliches Taſchengeld präſtiret, ob er ſchon bereits in einer Tuchhandlung als Lehrling geſtanden. Da ſey er von einem Diener der Handlung verführt worden, habe dem Principal etwas Geld detourniret, und daher aus Furcht und Angſt flüchtig gehen müſſen. Nur ſey ihm indeſſen jenes geſpenſtige Evenement auf dem ruinirten Schloſſe wieder in den Sinn gekommen, und er habe mit beſagtem Diener zur Nachtzeit in dem Kellerloche nachgeſpürt, wohin dazumal das teufliſche Schemen gewieſen. Sie hätten richtig daſelbſt unter Schutt und Plunder einen ledernen Sack mit einem kleinen Treſor von alten Roſenobles gefunden, und es ſey diesmal kein Engel vorhanden geweſen, der ſie abgehalten, das Sünden = und Raubgeld zu theilen. Sie ſeyen damit auf und davon gegangen, aber ſchon einige Tagreiſen weit von Neuſtadt habe der ſchurkiſche Diener ſeinen unerfahrnen Compagnon um alles beſtohlen, und denſelben gezwungen, unter den Reichstruppen als gemeiner Soldat ſich zu enrolliren. Hier ſey es ihm lange übel und ſchlecht gegangen, bis er Gelegenheit gefunden, zu einem kaiſerlichen Regiment zu entwiſchen. Erſt ſeit Kurzem habe er dabei geſtanden, als er ſchon wegen eines Dienſtfehlers von ſeinem Unterofficier geprügelt worden, und er ſich dann reſolviret, zu den Franzoſen überzulaufen. Um ſeiner Jugend willen hätte das Kriegsgericht ihn mit der Todesſtrafe verſchont, aber ſtatt deſſen die ſchärfſten Spießruthen angeordnet. Würde ich ihn jedoch davon begnadigen, ſo wolle er ſtracks ein ordentlicher Kerl werden, und ſich nicht mehr vom Teufel verblenden laſſen. — Nun konnte ich den Neven der guten Frau Chriſtiane unmöglich ſtrafen laſſen, wie er es verdient hätte; ich ſchenkte ihm die Spießruthen, und ließ ihn dafür eine Weile in Priſon ſtecken. Während deſſen war in Raſtadt Friede gemacht worden, und die Kriegsfurie begab ſich zur Ruhe. Mein Regiment marſchirte dem Süden zu, und ich liberirte auf dem Marſch den armen Konrad, und nahm ihn an die Stelle meines wackern Philipp, der bei Oudenarde das Zeitliche mit dem Ewigen vertauſcht hatte, zu meinem Fourierſchützen auf, um ihn auf dieſe Weiſe nach der Heimath zu bringen, weil ich ihm zum Abſchied zu verhelfen gedachte. Der arme Schelm wußte nicht das Mindeſte, was zu Hauſe paſſiret, und ich ignorirte es natürlich nicht weniger. So kamen wir in Neuſtadt an, an einem Sonntag, beim Untergang der Sonne, und begaben uns ſpornſtreichs nach dem Hauſe der Tante. Ach! was mußten wir da ſehen! Die Magd, die uns aufmachte, war in Trauer, und die ſchöne Demoiſelle, in der ich die kleine Salome kaum wieder erkannte, befand ſich auch im grau und ſchwarzen Putz. Die gute Tante war vor einem halben Jahre heimgegangen, wie die Frommen das Sterben nennen, und hatte noch auf ihrem Todbette für den entlaufenen Konrad gebetet, und ihn der Schweſter zur chriſtlichen Liebe recommandirt, wenn er wiederkehren ſollte. Da war es freilich ganz natürlich, daß der verlorne Sohn von der Schweſter mit vieler Tendreſſe empfangen wurde, und daß dankbar weinende Erben auf dem Leichenſtein der gottſeligen Chriſtiane ſaßen, während das Grab des auch bereits verſtorbenen Oncles und ſeiner Frau von deren *lachenden* Erben gemieden und vergeſſen wurde. Dem Konrad wurde ein hübſches Etabliſſement ausgemacht, und weil ich ſelbſt zu ſpät gekommen war, um die ſcharmante Salome zu freien, ſo tanzte ich doch in Kurzem bei ihrer Hochzeit mit einem reichen Gerbersſohne die Polonaiſe. Ein fröhlich ausſehender Prediger traute das Paar, und der gelbe Diaconus mit der ganzen Pietiſten-Gemeinde ſah mit ohnmächtigem Neide, wie in das Haus der Duckmäuſerei ein actives kräftiges Leben eintrat, und ein Friede, der länger dauerte, als der von Raſtadt.

Maruzza.

Maruzza.

I.

Fröhliches Getümmel wogte hin und her auf dem grünen Abhang, wo ſich, zum Dörfchen Szluka gehörig, ein neues Haus erhob. Es war der Tag, an welchem ein früher im tiefen Thale wohnender Bauer dieſe neue Wohnung bezog, die ihm hergerichtet worden war durch die Menge ſeiner Freunde und Verwandten. Ein walachiſches Haus iſt bald gefertigt; ſeine Wände ſind aus Lehm geſtampft, ſtatt auf Dielen wandelt man darin auf dem feſt geklopften Eſtrich, das Dach iſt von dichtem Maisſtroh bereitet, und der einladende Blumenſtrauß ſteckt oft ſchon nach drei Tagen darauf, ſeit man die ganze Arbeit begonnen. Das Innere iſt nicht minder beſcheiden und genügſam verziert; mit dem bunten Gewebe ihrer fleißigen Hände ſchmücken die Frauen des Hauſes, gleich wie mit Tapeten, die Stube, das vom Bauer ſelbſt gezimmerte Geräthe iſt karg zugemeſſen, für die bunte Schatz- und Leinwandtruhe findet ſich allenthalben ein Winkel, und der ungeheure Ofen, worinnen gekocht, gebacken und geheitzt wird, iſt zugleich die Schlafſtätte der Familie, die Vorſteher des Hauſes ausgenommen, die in der

Nebenkammer auf hochgethürmten, jedoch mit Stroh ausgeſtopften Betten ſchlummern.

Von leichten Ställen umgeben, daneben ein umzäunter Garten, lachte das neue Haus des Dodje Andrei in den Thalgrund hinab, die grünen Bäume nickten freundlich über das gelbe Dach, und vor dem Hauſe tanzten in abgeſonderten Chören die Burſche und Mädchen der Sippſchaft beim Klange der Geigen und Triangel einer wandernden Zigeunerfamilie. Die Alten lagerten aber am Boden, und rauchten und tranken, und ließen ſich in wohlgefälliger Ruhe von den Weibern bedienen, die in ehrerbietiger Entfernung ſaßen, des Winks ihrer Herren gewärtig. Andrei ſagte, auf beide Ellbogen geſtützt, und den Dampf der kurzen Pfeife majeſtätiſch hinausblaſend, zu ſeinem Nachbar: „Der Himmel und das Gebet haben mich geſegnet, und mich zu beſſerm Wohlſtand erhoben. In Wald und Wieſen treibt Vieh, das mir gehört, und meine Aecker ſind wohlbeſtellt, ſo daß die Steuer für den Biſchof, und das Neuntel für den Grundherrn nirgends richtiger fällt. Von Linnen ſtrotzt meine Vorrathskammer, und meine Hausfrau bäckt das beſte Brod, ſo wie ſie mir die wackerſten Kinder brachte. Dort tanzen meine Töchter; gibt's niedlichere Dirnen auf drei Tagreiſen in der Runde um Szluka? Und mein Sohn? Komm her Dmitr! Schaut Nachbarn, ob er nicht ausſieht wie ein Edelmann. Man glaubt nicht, daß er vor einem Jahre noch mein Zikoſch war. Doch iſt's jetzt mit dem Pferdehüten vorüber, Dmitr. Du kannſt Dich ſelbſt ſetzen, ſchlanker Junge. Wähle Dir eine

Braut unter den ſchönſten und reichſten Mädchen des ganzen Comitats. Du wirſt gewiß keine hochmüthige Maruzza mehr darunter finden, wie die Tochter des alten Gurul. Die Peſt auf das Katzengeſicht! Nicht wahr, Du rothwangiger Dmitr?"

Dmitr ſchnippte mit den Fingern, und ſtrich dann mit höhniſchem Lächeln ſein glänzend geſalbtes Haar. Seine Augen rollten aber düſter, während die Nachbarn ſeines Vaters lachten und ſpotteten, und den alten Andrei wegen ſeines Wohlſtands und Selbſtvertrauens hoch prieſen. Ein junger Mann, der über dem buntgeſtickten Walachenhemd eine blaue Weſte mit gelben Schnüren trug, und dadurch verrieth, daß er Soldat geweſen, klopfte den Dmitr auf die Schulter, und fragte: „Willſt Du mir nicht erzählen, Vetter, wie es damals mit Deiner Freiwerberei ergangen? Ich bin neugierig, etwas aus der Heimath zu erfahren, wo ich lange nicht geweſen."

Dmitr knirſchte mit den Zähnen, und verſetzte: „Ich muß Dein großer Freund ſeyn, Nikol, wenn ich Dir's ſage, und dennoch iſt's mit ein paar Worten geſchehen. Du erinnerſt Dich des Dörfchens in dem Felſen, wo wir zuerſt gewohnt, und wie man den Vater, da er hieher zog, immer ſpottweiſe den Ruſſniaken genannt. Der Vater ließ die Leute ſpotten, und brachte etwas vor ſich, ganz im Stillen, während die Andern nur für's liebe Leben ſorgen. Einer von denen iſt der Gurul, der neben des Popen Hauſe wohnt, — dort, wo der Gießbach über den Felſen ſprudelt. Das ſchönſte Gut, was der alte Zänker beſaß, war ſeine Tochter Maruzza. Sie gefiel mir, und ich ging bei ihr zur Freyte, nachdem ſchon ein Verwandter, der in meinem Namen warb, abgewieſen worden. Was gab mir aber der alte Gurul zur Antwort? Seine Tochter ſey ſchon vom Kindesalter an mit dem ſchwarzen Joſchuch verlobt, und wenn das auch nicht wäre, ſo würde er dennoch ſein Kind einem gemeinen Roßhirten und Ruſſniakenſohn nicht geben. Ich zog ab mit der Wuth im Herzen, und hätte vielleicht den Alten ſtreng gezüchtigt, wenn mir dieſes nicht von meinem Vater, der ein gutes Kind iſt, verboten worden wäre. Die Strafe Gottes für ſolchen Hochmuth blieb indeſſen nicht aus. Der Sohn des Grundherrn kam bald darauf in's Dorf, und ſah die Tochter des Gurul, die ihm gefiel. Er wollte ſie in die Dienſte ſeines Vaters bringen, aber Gurul und Joſchuch bekamen Wind davon, und der letztere ſchoß den Sohn des Grundherrn zum Krüppel, und ging auf und davon. Man hat ihm vergebens nachgeſpürt, aber der alte Gurul ſaß lang im Kerker, und ſein Haus verarmte ganz, und für's Mädel hat Niemand mehr Luſt gehabt, ſich zu melden. Er iſt ein verachteter Mann, der Vater der Maruzza, und mag darum meinethalben noch lange fortleben, weil Verachtung und Schande immer noch ſchlechter ſchmecken, als ſelbſt der bittere Tod."

Nikol hatte mit ernſtem Blicke zugehört, und wollte dem ſchadenfrohen Vetter auf ſeine Rede noch etwas erwiedern, als ein kleiner Bube in Feſttagskleidern ſich an die Hand des Dmitr hing, und ihn mit Ungeſtüm fragte: „Wo iſt meine Braut, Schwager?“ worauf Dmitr lächelnd nach einem jungen mit Blumen geſchmückten Kinde, ſeiner jüngſten Schweſter, die ganz ehrbar in der Mitte der Weiber ſaß, zeigte. „Dort ſitzt Dein Bräutchen, Du wilder Sten. Iſt ſie Dir davongelaufen? Geh hin und brauche Dein Hausrecht.“

Sten lief hin, ſchalt das vom Herumſpringen ermüdete Kind aus, wie ein Erwachſener, gab ihm ein paar derbe Püffe, und zerrte es zu dem Tanze zurück. Andrei lächelte beifällig, ſtrich ſich ſchmunzelnd den grauen Bart, und ſagte zu Stens Vater, der neben ihm lag: „Das wird ein tüchtiger Hausherr, Bruder. Es reut mich keinen Augenblick, daß ich die Kinder ſo frühe verlobte. Mein jüngſtes Mädel iſt mir zwar das liebſte Kind, aber verzogen, wie die Spätlinge zu ſeyn pflegen. Darum iſt's gut, daß die Kröte ſchon ihren Bräutigam und Herrn hat, für den ſie arbeitet, und den ſie fürchtet wie den Vater. Dafür, daß man ſie tagtäglich putzt und ehrt wie eine Braut, mag ſie auch was leiden. Die Schläge, die ihr der Sten jetzo gibt, braucht er als Ehemann nicht auszutheilen. Sie wird glücklich werden, und Dein Bube eine wackere Magd an ihr gewinnen.“ — „Und er wird ihr keine Schande machen, wie der ſchwarze Joſchuch ſeiner Maruzza und dem Gurul,“ verſetzte Sten's Vater mit phlegmatiſcher Behaglichkeit.

Da kam ein Haufe jungen Volks geſprungen, und rief aus vollem Halſe: „Der Domno kömmt! der Domno! Sein Huſar und Läufer halten gerade unten im Dorfe." — „Der Domno! der Grundherr?" ſchrien alle Anweſende entgegen, und ſtellten ſich ehrerbietig mit abgezogenen Mützen in einen Kreis, ſo wie unten im Dorfe Weiber und Männer und Kinder auf die Schwellen ihrer Häuſer traten. Wirklich hatte auch der Edelmann, gefolgt von ſeinem Span, dem Dorfrichter und einigen Geſchwornen, den Weg zu Andrei's Hütte eingeſchlagen, weil der Blumenſtrauß auf ihrem Gipfel, und die jauchzende Menge davor ſeine Neugier erregten.

Der Edelmann war ein hagerer Greis mit langem Geſichte, verdrüßlichen Zügen, und kahlem Haupte, welches er unter einem dreieckigen Hute barg. Ein dunkler einfacher Pelz floß von ſeinen Schultern, und ſchwarz mit ſchwarzen Schnüren beſetzt, war ſeine Tracht. Der Säbel klirrte an ſeiner Seite, klingende Sporen blinkten an ſeinen Ziſchmen, und ſein ungleicher Schritt verrieth den geübten Reiter, ſeine Haltung den ehemaligen Huſarenofficier. Der Span des Grundherrn war ein gewöhnliches Inſpectorengeſicht ohne allen Ausdruck, gleichgültig und theilnahmlos, ein Werkzeug des Herrn im Guten wie im Böſen. Er beeiferte ſich, den Patron auf Andrei's Haus, als auf eine Verſchönerung des Dorfes aufmerkſam zu machen, und ſchwatzte viel von dem Glück der Bauern, einen Herrn zu beſitzen, der der edelſte und gerechteſte in ganz Siebenbürgen ſey. Bei dieſen Schmeicheleien ſchwieg der ernſthafte Dorfrichter, und niemand von den Vorſtehern ließ ein Wort verlauten. Auch das Volk ſchwenkte nicht die Mützen, und rief kein Lebehoch; nur die Zigeuner=

bande, die ſchon einige Male die Ehre gehabt, auf dem Schloſſe des Grafen ihre Kunſt zu zeigen, jubelte und ſchrie wie beſeſſen, lockte eine gellende Fanfare aus ihren Inſtrumenten, und gab dem Auftritte, wenigſtens dem Aeußern nach, einen lebendigen Anſtrich. Der Edelmann ſah übrigens darnach aus, als ob er ſich aus ſolchen Ehrenbezeugungen nichts mache, ließ die kalten Blicke über das Haus ſchweifen, und nickte gleichgültig mit dem Kopfe. Sein Auge erheiterte ſich nur dann, als es auf dem kleinen Sten und deſſen Braut haftete. Es war nicht möglich, den gravitätiſchen Herrenernſt des kleinen Jungen, und die ſpröde Demuth der winzigen Braut ohne Lächeln zu betrachten, aber bald trieb eine finſtere Schwermuth den Strahl der Zufriedenheit von den Wangen des Grafen. Er drehte ſich zu dem Span und ſagte bitter: „Mir iſt's nicht möglich, Inſpektor, bei dem Anblick ſolch fröhlicher Jugend meine Wehmuth zurückzuhalten. Auch ich war Vater von blühenden Kindern; auch mir lächelte einſt eine Tochter, und ein Sohn war die Hoffnung meines Lebens. Weh mir, daß ich beide betrauern muß: die Tochter, die ich vor wenigen Wochen begrub, und den Sohn, der, ein armer Krüppel, dem Tode entgegenſiecht."

Indem er ſo redete, ſah der Inſpector nach der Seite, und rief dem Richter zu, der mit mehreren Hausvätern ſich dem Edelmann zu nähern begehrte: „Bleibt doch zurück, ihr zudringlichen Leute. Seht Ihr nicht, daß der Herr Graf nicht von euch geſtört ſeyn will?" — Der Richter antwortete: „Verzeiht, Herr Span, aber eine redliche Bitte findet auch immer ein bereitwilliges Ohr. Der gnädige Herr iſt ſogar verbunden, uns zu hören, weil wir Gerechtigkeit von ihm verlangen."

Der Graf ſchob den Inſpektor zur Seite, und gab mit der Hand dem Richter einen Wink, zu ſprechen. Derſelbe ſagte mit demüthiger Geberde und einſchmeichelndem Tone: „Eine Fürbitte bringen wir, da wir glauben, daß unſer Herr gekommen ſey, um Gnade zu üben an ſeinen Unterthanen. Wir erinnern unſern Herrn nicht mit Freude an den Tag, wo der ſchwarze Joſchuch einen freventlichen Angriff gegen den Sohn ſeiner Herrſchaft wagte; aber wir müſſen's thun, um für den armen Gurul ein Wort zu reden. Der Thäter iſt in die Gebirge geflohen, und wahrſcheinlich darinnen umgekommen, oder in's türkiſche Land gegangen, von wannen er nimmer wiederkehrt, wenn er nicht Luſt hat, den ſchimpflichen Tod zu erleiden. Aber für den Entwichenen hat man den Unſchuldigen geſtraft, und den alten Gurul in Ketten gelegt, ob er gleich nichts von Allem wußte, was geſchehen. Er iſt über's Jahr gefangen gehalten worden, fern von ſeinem Hauſe, das in Armuth verfiel. Sein Weib und ſeine Tochter wären verhungert, wenn wir nicht mitleidig ſeinen Acker beſtellt hätten. Nun aber kommt, nachdem der arme Mann kaum freigelaſſen, der Preßbote des Spans und droht, ihm Alles zu nehmen, wenn er nicht die Abgaben an den Herrn entrichte. Wir ſind arme Leute allzumal, und müſſen dem Herrn zinſen, und dem Biſchof, und dem König von Ungarn. Wenn wir aber in der Freiheit dieſes kaum zu thun vermögen, wie ſoll der alte Gurul es erſchwingen? Wir bitten um Nachlaß, um Nachſicht für den verarmten Mann."

Nachdem der Richter geſchwiegen, antwortete der Edelmann mit finſterm Blicke: „Du haſt Deine Zeit nicht gut gewählt, Alter. Ich bin Vater, und mein Vaterherz blutet aus zwei offnen Wunden. Es war die Sache der Gerichte, dem Verbrecher nachzuſpüren, und ſie haben gerecht gehandelt, da ſie den Gurul frei ließen, wenn er unſchuldig war. Ich werde ihn aber doch nicht belohnen ſollen, weil ſeine Tochter ſchuld iſt, daß ich den einzigen Sohn verlor? Es iſt traurig genug, daß der Schurke Joſchuch der Strafe ſich entzog. Laß mich alſo aus dem Gedränge mit Deinen vergeblichen Bitten. Ihr könnt Euch über mich nicht beklagen; ſeht zu, wie ſtreng andere Grundherren auf ihre Rechte ſehen, und lernt meine Milde ſchätzen. Ich habe des Königs Dienſt aufgegeben, um ſelber in der Mitte meiner Unterthanen zu wohnen, und für ihr Beſtes zu ſorgen. Lernt aber meine Gnade verdienen, und verſchont mich mit Zudringlichkeiten. Wer von der Gemeinde übrigens gültige Anſprüche an mich zu ſtellen vermeint, der findet mich im Hauſe des Richters. Dem Gurul rathe man jedoch, vor mir nicht zu erſcheinen."

Somit wendete er den verblüfften Unterthanen den Rücken, und begab ſich hinweg, begleitet von dem Span, und dem unmuthig blickenden Richter.

So ſtille, wie vor Andrei's Hütte geräuſchvoll, webte das Leben der Menſchen in den paar Häuſern am Gießbache. Des Popen Wohnung, dort gelegen, hing vermittelſt eines kleinen Gartens mit Gurul's Beſitzthume zuſammen, und an Gurul's Haus ſtieß wieder die Hütte von Joſchuch's Mutter. Die Nachbarſchaft hatte zwiſchen den Familien die innige Vertraulichkeit geſchaffen, deren Frucht Maruzza's und Joſchuch's Verlobung geworden war. Auch im Unglück waren ſie ſich treu geblieben. Die alte Mutter Fedra war die tägliche Hausgenoſſin bei Gurul, und das Weib des Letztern, Aya, unterhielt ſich gern mit der Freundin von Joſchuch, wie auch Gurul maulte, und den Flüchtling haßte, weil er ſchuld an ſeinem Unglück geweſen. Die Frauen geben nie ſo leicht die Sache eines Verfolgten auf, und man ſieht ſie oft ſogar das Verbrechen vertheidigen, wenn den Thäter ein hartes Loos betraf.

Gurul lag faul, wie der Walache auf ſeinem Grund und Boden zu thun pflegt, unter den Zwetſchgenbäumen vor ſeiner Hütte. Die ſinkende Sonne verklärte mit ihrem Schein die ölgetränkten Papierrahmen vor den winzigen Fenſtern des kleinen Hauſes, und glitzerte in dem blutrothen Weine, der im grünen Glaſe neben dem Ruhenden ſtand. Aya kauerte unfern und bereitete für den Mann eine ſaftige Waſſermelone, Fedra brachte auf einem Brette den ſo eben auf ihrem Herde fertig gewordenen Aſchenkuchen von Kukurzmehl. —

Gurul betrachtete mit verdroſſenem Auge alle dieſe Anſtalten zu ſeiner Mahlzeit, und horchte träge auf das gleichförmige Geklapper des häuslichen Webſtuhls, den im Hauſe Maruzza's Hände regierten; die kunſtfertigen Hände, die im ganzen Gebirgsthale die ſchönſten, bunteſten und haltbarſten Gewebe zu ſchaffen wußten, wie nicht minder das feinſte Linnen und die funkelnden Stickereien von Wolle oder Seide, die des Walachen beſcheidenes Gewand in eine phantaſtiſch aufgeputzte Tracht umwandeln.

Die Melone war zerlegt, und mit der ſcharfen Paprika beſtäubt, als ein Mann um die Ecke kam, wo die Brücke über's Waſſer hing. Er trug Ackergeräthſchaften auf den Schultern, und ein Paar dürftig gefütterter Büffel ſchritt ihm vertraulich und langſam, mit den ſtarken Häuptern an einander gefeſſelt, nach.

Der Mann war gekleidet, wie ein Bauer, aber lange gut gepflegte Locken fielen unter dem breiten Hute von ſeinem Scheitel zur Schulter, und ſtatt des hängenden Schnurrbarts walachiſcher Landleute, ſchmückte ein voller krauſer Bart ſeine Wangen, Lippen und Kinn. — Gurul erhob ſich langſam, kroch beinahe dem andern entgegen, küßte ihm die Hand, und ſprach: „Guten Abend, Vater. Ihr wart lang auf dem Felde, und mittlerweile iſt der Domnu ſchon geraume Zeit im Dorfe.“ —

„Ich weiß es, mein Sohn;“ verſetzte der Pope der Gemeinde mit gleichgültigem Tone: „deshalb kehre ich früher heim, um mich in meinen Rock zu kleiden, und dem Herrn aufzuwarten. Freilich habe ich nichts von ihm zu erwarten, aber viel zu befürchten, wenn ich die Höflichkeit verſäume.“

„Guten Abend, Vater!“ ſprachen nun die Weiber, herbeikommend, und küßten auch die Hände des Popen: „Eure Kinder ſind friſch auf;“ ſetzte Aya freundlich hinzu: „ſie ſitzen zu den Füßen meiner Maruzza.“

„Die Heiligen werden die Fürſorge vergelten, welche Deine Tochter meinen Kindern ſchenkt;“ antwortete der Pope mit einer dankbaren Thräne: „Maruzza erſetzt ihnen, ſo gut ſie kann, die Mutter, weil dieſe nicht mehr aus dem Himmel geht, ob ich gleich keinen Freitag verſäume, auf ihrem Grabe zu beten. Wenn mich der Biſchof in's Kloſter ſchicken ſollte, ſo bliebe Maruzza die einzige Hoffnung für meine Kleinen.“

Hierauf ging er in ſein Haus, um ſich anzukleiden. Gurul aß und trank, und erlaubte den Weibern, bei ſeinem Mahle zuzugreifen, worauf jede derſelben ein Stück Melone und Malai nahmen, damit ein paar Schritte weit gingen, ſich niederhuckten, die Arme über der Bruſt kreuzten, und abwechſelnd von der Frucht und dem Kukurunzbrode genoſſen. — Als nach kurzer Weile der Pope in ſeinem langen mit vielen Knöpfen verſehenen lichtblauen Rocke vorüberging nach dem Innern des Dorfs, ſagte Aya, gleich wie hingeworfen: „Du hätteſt wohl auch gehen ſollen, Herr, dem Domno das Kleid zu küſſen, und um Nachlaß zu bitten.“

Gurul ſchüttelte trotzig den Kopf, und erwiederte: „Das ſoll man dem Gurul nicht nachſagen. Der Domno hat mich im Loch ſitzen laſſen, daß ich einmal das Oſterfeſt, und zweimal das Feſt der Waſſerweihe darinnen zubringen mußte: ich bin mit ihm fertig. Wenn der Richter was ausrichtet — meinetwegen. Wenn nicht — meinetwegen auch.“

„Ihr habt recht;“ meinte alſobald die alte Fedra, eine ſcharfe bitter vorlaute Zunge: „Er hat Euch arm gemacht; vor dem Teufel hilft keine heilige Lampe. 'S iſt kaum der Mühe werth, dem Edelmann ein gutes Wort zu geben. Ein Ungar gilt nicht viel mehr als ein Morre oder Zigeuner. Aber was hilft's? Er iſt der Herr, und wir ſind ſeine Laſtthiere.“

Gurul, der ſein Mahl geendet, wiſchte ſich mit dem Aermel den Mund, bekreuzte ſich ein Dutzendmal, und entgegnete auf Fedra's Bemerkung: „Beim heiligen Nikolaus! freilich ſind wir die Knechte. Herr erbarme Dich unſer! Unſer Leben iſt ein langer Roſenkranz von Zehenten und Steuern, und Robothen. Ein Narr iſt, wer nur einen Halm mehr zieht, als er für's Maul bedarf, weil ihm der König und die Herrſchaft von zehn Körnern kaum viere laſſen. — Schindet uns der Ungar nicht, ſo thut's der Sachſe oder der Zeckler. Unſer Volk iſt überall unterdrückt, und muthige Leute fehlen uns.“

„Nun, mein Joſchuch hat doch gezeigt, daß er ein tüchtiger Mann iſt, der nichts einſteckt oder leidet;“ rief Fedra mit prahlendem Stolze. — Gurul aber erwiederte zornig: „Schweigt, Fedra! ich könnte dem Buben noch heute den Kopf zerſchmettern, daß er ein ſo elendes Stück gemacht, was mich in's Gefängniß brachte. Bei St. Stephan's Blut, hätte er den jungen Domno nicht im Walde, als er auf der Jagd war, treffen und erſchießen können? Ein Dieb hätte es gethan haben müſſen. Aber im offnen Dorfe, vor allen Leuten! — Ava, noch einen Krug Wein, daß ich mir die Galle vertreibe. Geſchwinde! He, ſoll ich Dir Beine machen?“

Ava floh wie eine demüthige Sklavin vor der geballten Fauſt des Gebieters in's Haus; Gyrul fuhr aber heftig zu Fedra gewendet, fort: „Einen unſchuldigen Mann in's Loch zu ſtecken! ihn zu behandeln, wie man einen Spießgeſellen des Gloſka behandelte! Joſchuch iſt an Allem ſchuld. Ich habe das Feſt der Waſſerweihe zweimal im Kerker zubringen müſſen; das vergeſſe ich ihm nicht; ich bin arm geworden durch ſeine That, das vergeſſe ich ihm bis zu meiner letzten Stunde nicht. Vielleicht kommt noch heute der Span und ſein Knecht, mich auf's Neue wegen der Steuer in's Gefängniß zu werfen, weil Korn und Vieh ſchon lang dahin iſt. Das verdanke ich Deinem Sohn, Fedra.“

Fedra hätte gerne, von ihrer eigenen Heftigkeit dahingeriſſen, Zorn mit Spott vergolten, aber ſie fürchtete die ſchwere Hand des Nachbarn, und murrte verſtockt vor ſich hin: „Euch ſteht's noch an, ſo arg das Maul zu gebrauchen, da Ihr doch nur ein bischen Wohlſtand verloren habt, der Euch beſchwerlicher war, als nützlich. Hattet Ihr viel, mußtet Ihr dem Domno viel geben, deſſen Sohn Euer Kind zu ſeiner Metze machen wollte. Er hätte ſie auch dazu gemacht, denn der Herr kann Alles, wenn nicht mein ehrlicher Joſchuch es verhindert hätte: mein Kind, das ich verloren habe, auf immer verloren, ohne zu wiſſen, wohin es gekommen; ich arme Wittwe! ich arme verlaſſene Mutter! Ihr, Nachbar Gurul, könnt leicht wieder zu ein paar Pferden, zu einer Schafheerde und zu einem Hof voll Federvieh gelangen; mir jedoch gibt Niemand den Sohn zurück! Wenn ich nun auch hintreten wollte, um zu ſagen, daß an meinem Unglücke nur die Verlobniß zwiſchen Joſchuch und Maruzza ſchuld geweſen? Der unſelige Brautſtand, den Ihr veranlaßt habt, als noch Maruzza an Aya's Brüſten trank, und ich den Joſchuch allenthalben auf meinem Rücken hintrug?“

Gurul machte dem betrübten Weibe ein paar falſche Augen, und ließ ſeinen Groll an der zurückkehrenden Aya aus, indem er ihr einen derben Schlag über die Schulter gab, und behauptete, ſie habe ihm den Wein getrübt, den er nichts deſtoweniger begierig in ſich ſchüttete, gleich dem trefflichſten Meneſcher. Dann ſprach er rauh, ſeine Pfeife hervorholend, und den Tabaksbeutel von ſeinem Gürtel neſtelnd: „Heult nicht, Mutter Fedra. Das kann ich nicht vertragen. Das Heulen bringt Euch eben ſo wenig den Sohn zurück, als mir mein Gut wiederkäme, wenn ich auch den Fiskal und das Comitat gegen den Domno aufhetzen wollte. Unrecht behält Recht; das iſt immer ſo, Mutter Fedra. Ich rühre mich im Leben nicht mehr. Wenn alles im Hauſe aufgezehrt iſt, mag der große Gott weiter helfen. Wer nicht in Ziſchmen gehen ſoll, geht in Opintſchen von Buffelhaut. Der Brinſa in der Baumrindbuchſe ſchmeckt ſo gut, wie der feinſte Käſe auf einem goldnen Teller, — wenn man Hunger hat. Wozu ſich plagen auf der Welt?“

Ava ſeufzte bei dieſen Worten, und ſagte, jedoch nur halb laut: „Ihr Männer plagt euch ja ohnehin nicht im Geringſten; habt Ihr das Feld geackert, und die Frucht nach der Stadt gefahren, ſo habt Ihr ja ohnehin ſchon Alles gethan. Wenn Ihr vollends auch dieſes unterlaſſen wollt, was ſoll denn daraus werden?“

„Prugel für das widerbellende Weib!“ drohte Gurul mit einer bezeichnenden Geberde, ohne jedoch ſeine Stellung zu verändern. Ava verſtummte ſchon vor dieſer Geberde, aber Gurul fuhr, vom beginnenden Wein- und Tabaktaumel tückiſch werdend, biſſig fort: „Dein Sinn ſteht gewiß nach dem neuen Hauſe und dem Viehſtand des Dodje Andrei? denn der alte Ruſſniak verdreht euch allen mit ſeinem erwucherten Reichthum den Kopf. Die Hexen müſſen ihm geholfen haben, denn ihm hat nie ein Unglück oder das böſe Auge geſchadet. Der ſchlechte, hochmüthige Kerl hat freilich mehr Gluck als ein wackerer Hausvater. Es thut Dir wohl leid, daß der Bengel von Dmitr nicht unſere Maruzza heimgeführt hat? Wie konnteſt Du jetzt bei dem neuen Hauſe mit den Nachbarinnen Dich luſtig machen! ſtatt hier den Malai zu kauen, würdeſt Du dort das weiße flaumige Hopfenbrod eſſen, und noch ein paar bunte Fetzen mehr um Deinen alten Kopf winden, und Dich blähen im Reichthum des hochmüthigen Dodje! Das ſchwarze Wetter ſoll in die Herenwirthſchaft ſchlagen, und auch in die Deinige, wenn Du nur muckſeſt und bereueſt, daß Du mein Weib geworden!“

Aya zitterte, und bat mit unterwürfigem Tone: „Erzürne Dich doch nicht, Herr; ich will ja gern ſchweigen und Dich bedienen, wie es mir zukommt, und Dein Unglück bedauern, wie eine rechtſchaffene Frau.“ Fedra ſtieß aber das Weib heimlich an, und flüſterte ihm zu: „Du ſiehſt ja Nachbarin, daß er berauſcht iſt. Mein ſeliger Mann war um kein Haar anders; da regnete es Schläge bei dem geringſten Anlaß, und alle Freundinnen beneideten mich, daß ich einen ſo ſtarken wilden Mann hatte. Ach, mein lieber Joſchuch wäre gerade ſo geworden!“ — Heiſſe Thränen ſtiegen in die Augen der alten Mutter, und Aya hing betrübt den Kopf, und ſah ihre Tochter nicht, die ſich unter der Thüre der Hütte zeigte, nachdem ſie den Webſtuhl auf die Seite geſchoben, und die Kinder des Popen auf den Arm genommen. Gurul gewahrte aber durch ſeinen Taumel hindurch das Mädchen, wie es ſo ſtattlich daſtand, in dem einfachen dünnen und faltigen Hemde, die ſtarken ſchwarzen Zöpfe um das Haupt gelegt und befeſtigt mit glänzenden Nadeln und geſchmückt mit Blumen von den hellſten Farben, funkelnd und brennend, wie die Stickerei am Saume des Gewands, und das kunſtreiche Gewebe des Gürtels und der bunten Schürzen, die ſowohl rückwärts als vorn über das weiße Gewand herabfielen. Der Vater ſagte, ſich einen Augenblick der glücklichen Erinnerung hingebend, und freundlich den Bart ſtreichend: „Ja, vordem waren beſſere Zeiten, da wir jung waren, Aya, und Du ausſahſt, wie jeno Deine Tochter, und ich, ein rüſtiger ſchlanker Burſch, vor Dir ſtand und Deine Liebe begehrte. Bei St. Stephans Blut! ich ſuchte auch meines Gleichen, wenn ich geputzt war, und mir die Haare ſchön geſalbt hatte mit dem Oel aus der heiligen Lampe. Ich habe manchen Polturacken dafür an den Popen gegeben, in der Meinung, die Heiligen ſollten mich ſegnen bis an meines Lebens Ende, und nun, was habe ich nun davon? daß ich mir nicht einmal mehr ein Bohnengericht oder einen Schafsbraten zurichten laſſen kann.“

Murrend ſenkte der Alte ſein Haupt, und düſterte ſo vor ſich hin, während Mutter Fedra an ihren Sohn dachte, und Aya mit frommem Troſte meinte, es könnte am Ende doch noch Alles beſſer werden.

Sie hatten noch nicht ausgeredet, als man jemand über den Steg kommen hörte, worauf in einem Augenblick der Span des Edelmanns vor den Bewohnern der Hütte ſtand. Gurul raffte ſich taumelnd auf, und verſuchte mit wildem Blick eine ſklaviſche Verneigung; die Weiber ſtanden mit gefalteten Händen, ſtille erwartend, was ſich nun begeben würde. — „Nun, wie ſteht's, Bauer?“ hob der Inſpektor, bereits mit drohendem Tone, an: „Du biſt ſchon ſeit ein paar Wochen aus dem Comitats-Gefängniß entlaſſen, und haſt noch immer nicht daran gedacht, Deine Rückſtände an den Herrn zu zahlen. Vielmehr unterſtandſt Du Dich, den Boten, den ich Dir ſchickte, zu beleidigen, und aus dem Hauſe zu werfen. Du biſt der ſchlimmſte Unterthan, den mein gnädiger Herr auf ſeinen Dörfern zählt. Dein aufrühreriſches Gemüth ſteckt auch die übrige Heerde an, und der Graf hat mit beſonderm Zorn vernommen, daß der Richter ſich nicht entblodete, für Dich das Wort zu führen. Zum letzten Male rathe ich Dir, Deiner Widerſpenſtigkeit ein Ende zu machen, und auf der Stelle Deine Schuld zu bezahlen.“

Gurul wurde bleich durch die gebräunte Wange hindurch, während die Weiber zuſammenbebten, und ſagte mit erſtickter Stimme, indem er krampfhaft die Pfeife in ſeinen Händen drehte: „Da iſt meine Hütte, Herr, dort iſt mein Stall; aber in der Hütte iſt nichts, und der Stall hängt voll Spinnweben. Macht damit, was ihr wollt. Der Teufel ſegne Euch das bischen Speiſe, was Ihr noch in meinem Ofen findet; weiter habe ich nichts.“

„Du!“ drohte der Span, und erhob bedeutungsvoll ſeinen Stock, worauf der Walach ſich einige Schritte zurückzog, und ſchweigend die Zähne übereinander biß. Der Inſpektor fuhr fort: „Wenn Du nicht bezahlen willſt oder kannſt, ſo wirſt Du mit Deinem Leibe büßen müſſen. Du ſchlemmſt, wie ich ſehe, bei Wein und leckerm Mahle; in der Keuche wird Dir jedoch der Uebermuth vergehen.“

„Meinethalben;“ versetzte Gurul störrisch, und stellte sich wieder dem Inspektor herausfordernd entgegen: „So müßt Ihr mich in der Keuche ernähren, und meine Weiber betteln gehen lassen.“ — Der Span erwiederte: „Gegen das Letztere werden schon die Gerichtsknechte Sorge tragen. Es läuft des müßigen liederlichen Gesindels genug im Lande umher. Der Herr ist entschlossen, das strengste Beispiel zu geben. Ihr nichtsnutzige Bauern, die Ihr nur von der Gnade der Herrschaft lebt, wollt ihr Trotz bieten? Kurz und gut, um mit einem Sünder Deines Gleichen nicht mehr Worte zu verlieren: entweder Du rückst auf der Stelle mit Deiner Schuld heraus, oder ich lasse Dich jetzo gleich einstecken.“ — Gurul, wankend auf seinen Füßen vor Weines Uebermaß und ohnmächtigem Grimm, vermochte nicht zu antworten, aber er machte unglücklicher Weise, den Span zu höhnen, eine schmutzige Geberde, die der Walache in gereizter Stimmung gegen einen verachteten Feind anzuwenden pflegt. Im Nu saß hierauf ein derber Stockschlag auf Gurul's Schulter. Die Weiber schrieen auf, obgleich unthätige Zuschauerinnen; die Kinder an Maruzza's Hand heulten; Gurul knirschte jedoch mit den Zähnen, rieb sich mit der rechten Hand die Achsel, und suchte mit der linken nach dem Messer, das an einer der Gürtelschnüre an seiner Seite hing. Zum Glück kam der Pope daher, und trennte mit einigen Worten der Ueberredung die erhitzten Gegner, obgleich seine Vermittlung nicht nachhaltig war. Gurul versuchte, in heftiges Schreien ausbrechend, das Mitleid des Geistlichen noch mehr zu entflammen, und der Span, ein eifriger Katholik, ſchalt auf pöbelhafte Weiſe den von ihm gering geachteten griechiſchen Pfarrer. „Wir brauchen Deine Worte nicht, ſchäbiger Pfaffe!“ ſchnaubte er: „Du ſollſt mich wahrlich nicht hindern, dieſen beſoffenen Schurken zur Haft zu bringen, wenn Du nicht für Deinen Landsmann und Beichtſohn das Geld zahlſt, das er der Herrſchaft ſchuldet.“ — „Ei was!“ murrte Gurul, mit einem finſtern Seitenblick auf den Popen: „Der Vater hat ſelbſt nichts. Ihr vermaledeites ungriſch Volk hungert den Hirten mit der Heerde aus.“ — „Herr, wie mögt Ihr alſo reden?“ ſagte auch der Pope mit bitterer Kälte zu dem Inſpektor: „Iſt denn das Elend in unſern Pfarrwohnungen geringer als in den Hütten dieſer armen Leute? Muß ich denn nicht ſelbſt wie der geringſte Knecht mein Feld beſtellen, weil ich nicht vermögend bin, einen Arbeiter zu bezahlen? Und bringe ich denn, troß Schweiß und Noth, mehr davon als das nackte dürftige Leben? Laßt doch das Mitleid etwas gelten. Schenkt dem Manne noch einige Nachſicht; denn dem Grundherrn iſt's doch wahrlich gleich, ob er die paar Thaler einen Monat früher erhält, oder um ſo viel ſpäter.“ — „Nichts da;“ polterte der hartnäckige Inſpektor: „Du verſtehſt den Teufel von dem Verwaltungsgeſchäft. Wollten wir allen dieſen faulen Schuften die Steuern nachſehen, ſo würden wir das ganze Jahr hindurch nicht einen Gulden einliefern. Ihr Pfaffen aber macht das Volk ſo träge und widerſpenſtig durch euren Aberglauben, und ſeyd eine Peſt, wie die Zigeuner. Der Faulenzer hier hat zur Zeit der Ernte nicht in Früchten bezahlt, was er ſeit zwei Jahren ſchuldet; er zahle es alſo jetzo in Geld. Der Nachſicht ward ſchon viel zu viel an ihm verſchwendet.“

„Eine ſchöne Nachſicht, als der Mann im Kerker lag, und nichts verdienen konnte!“ ließ ſich hinter dem Span eine Stimme vernehmen, und ein junger Mann, Dmitr's Vetter, Nikol, ſeit einer Weile Zeuge des barbariſchen Auftritts, trat zwiſchen die Streitenden. „Schämt Euch, die Armuth ſo zu mißhandeln;“ fuhr er fort: „Wenn der König das wüßte, — Ihr ſammt Eurem Herrn würdet übel fahren. Aber Wien iſt leider weit, und nicht einmal zum Gouverneur nach Klauſenburg dringt der Wehruf dieſer Unglücklichen.“ — Der Inſpektor ſah ſich betroffen nach dem kühnen Nikol um, und fragte barſch: „Wer biſt Du? haſt Du ein Recht, hier darein zu reden?“ — „Ich gehöre nicht unter Euren Zwang;“ verſetzte Nikol ſcharf: „ich bin kein Unterthan des Grafen, wenn ich gleich Verwandte in dieſer Gemeinde habe. Ich habe bei Benjowsky gedient, ich habe Feldzüge im Dienſte des Königs gemacht. Die Güte meines Grundherrn, der mir Dank ſchuldig iſt, hat mich vom Soldatenſtand befreit, und mir einen Dienſt im Vaterland verſprochen. Wenn ich gleich wieder ein Bauer ſcheine, ſo habe ich doch die Welt geſehen, gegen die Franzoſen gefochten, und mehr Menſchlichkeit vom Feinde erfahren, als Ihr an Eures Herrn Unterthanen beweiſt, obgleich Ihr nicht einen Schritt über die Gränzen des Comitats hinaus gekommen ſeyd. Schneidet kein Geſicht, und verhaltet

Euch ruhig, ich habe ſchon zu Szember, wo Ihr als Verwalter ſtandet, genug Schlechtes von Euch gehört, und möchte es wohl beim Obergeſpan anbringen, den ich binnen Kurzem zu ſehen hoffe, wenn Ihr nicht augenblicklich die Fahne einzieht!“

Die derbe Mahnung an gewiſſe Schurkereien, deren er ſich in Szember ſchuldig gemacht, verſchloß dem Inſpektor plötzlich den Mund, und ſtimmte ſeine heroiſche Hitze bedeutend herab. Er begnügte ſich, den ſich einmiſchenden Fremdling mit vernichtendem Blick zu meſſen, und ſagte, nachdem er eine Weile ſeine Gedanken geſammelt: „Wir ſprechen noch zuſammen, guter Freund. Zuvörderſt will ich Euch doch nur bemerken, daß Ihr, wäret Ihr der Gouverneur ſelbſt, kein Recht habt, meines Herrn Anſehen und Gewalt zu ſchmälern. Der Adel hat Privilegien, die Kaiſer und König nicht umzuſtoßen vermögen, und ſein erſtes Vorrecht iſt die unumſchränkte Erhebung der Steuern. Darum ſchweigt, wenn Ihr für den Bauer hier nicht ſelber klingende Zahlung leiſten wollt.“

„Zum Teufel, das will ich ja!“ rief Nikol zur großen Verwunderung des Spans und Gurul's ſelbſt: „Sagt mir, wie hoch ſich die Schuld beläuft, damit wir hier zu Ende kommen.“ — Dabei knüpfte er einen ziemlich ſchweren Beutel von ſeinem Gürtel, und ſchüttelte den Inhalt, der ſilberhell in die Ohren des Gläubigers und des Schuldners klang. Der Span ſäumte nicht, den ganzen Betrag ſeiner Forderung mit möglichſter Uebertreibung aufzuzählen, und Nikol zahlte eben ſo unverweilt, und gleichſam, als ob er dazu berufen wäre, die Summe in ſchönen ungariſchen Thalern. Der Inſpektor ſchob verblüfft das Geld ein, während der Pope dem freundlichen Geber die Hand drückte, die Weiber mit ungemeſſener Freude in die Hände klatſchten, und der aus dem Himmel gefallene Gurul dem König ein kreiſchendes Lebehoch ausbrachte. Ohne ſodann den Bauer mehr eines Blickes zu würdigen, ſagte der Inſpektor zu Nikol mit hämiſchem Ausdruck: „Du biſt ein ſonderbarer Kauz, und ich werde dem Grafen, wenn er morgen von ſeiner Meierei zurückkehrt, von dem großmüthigen Fremdling berichten, der in dieſer Herrſchaft ſo freigebig für ſeine verarmten Landsleute bezahlt. Das Geld mag herkommen, woher es wolle, dieſes wollen wir jetzt nicht unterſuchen; — aber ich wünſche, daß Dich nicht gereuen möge, es für dieſen alten Taugenichts hingegeben zu haben, — es möchte denn ſeyn, daß Dich ſeine buhleriſche Tochter ſchon dafür belohnt hätte.“

Nach dieſer Rede voll Bosheit ſchwenkte der Inſpektor mit raſchen Schritten nach dem Stege ab, und hatte Recht, daß er es that, indem Nikol viel Luſt empfand, ihm noch einen Denkzettel auf den Weg zu geben. Der eigentliche Stachel der lügenhaften Vorausſetzung des Spans war abgeſtumpft, denn weder Maruzza noch ihre Aeltern hatten etwas von dieſem Abſchiedsſegen vernommen, und er fiel bei Nikol nicht in ein empfänglich Ohr. Der junge Mann hatte ja gerade um Maruzza's Willen den Weg nach der Hütte gemacht, zu der verzeihlichen Neugierde aufgefordert durch das einſtimmige Zeugniß, welches die Leute im Dorfe von der ſtolzen Unbeſcholtenheit des Mädchens gaben. Der traurige Ausgang ihres Brautſtandes hatte in ihm ein mitleidiges Herz gefunden, und ein dunkles Gefühl trieb den Jüngling an, zu verſuchen, ob er nicht das unthätige Mitleid in einen gefälligen Troſt verwandeln möchte. Die Geſtalt Maruzza's, die ſich ihm nun, gleich den Uebrigen, dankbar nahte, war ſo ſchön, als er es nur erwartet hatte, und er mußte ſich geſtehen, ſo viel Reiz in dieſen Thälern nie geſehen zu haben. Ein Blick aus Nikol's kühnem Auge verrieth dem Mädchen ſeine Gedanken, ſeine Wünſche, und die Jungfrau ſtaunte nicht, als der Fremdling, da ſchon der Sternenſchimmer vom Himmel leuchtete, und er von der Familie ſcheiden mußte — mit dem Verſprechen, ſobald als möglich wiederzukehren, — ſie halb ſcherzhaft, halb im Ernſte fragte, ob ſie nicht ſchon die Trauer um den Verlobten abgelegt, und willens ſey, einem neuen Freier ihre Liebe zu ſchenken. Sie erwiederte aber mit dem unbefangenen Freimuth, der ſie zum Sprichwort im Dorfe gemacht hatte: „Ich ſehe Euch gern, Nikol; aber ich hoffe, daß mein Bräutigam noch lebt, und bin entſchloſſen, ihm den Eid zu bewahren."

Des Geredes war mancherlei unter den Bewohnern und Freunden von Gurul's Hütte, da der Retter aus der Noth ſich entfernt hatte. Der Pope ſprach von nichts wenigerm als von einem Wunder, und einem in Nikol verkörperten Engel; Fedra jauchzte, daß der Span ſo völlig beſiegt hatte abziehen müſſen; Aya flüſterte ihrer Tochter zu, daß Nikol ein guter Schwiegerſohn ſeyn würde; Maruzza gab dieſes zu, verwies aber auf Joſchuch's immer noch beſtehende Rechte; Gurul dagegen wußte dem jungen Manne ſo eigentlich keinen Dank, ſondern hörte nicht auf, ſich zu verwundern, daß ein wildfremder Menſch ſich ſo ſchnell entſchließen konnte, ein nicht unbedeutendes Geld für einen Mann hinzugeben, den er im Leben noch nie geſehen.

„Der Burſche iſt ein Verſchwender;“ rief er in trunkenem Uebermuth und rohem Scherz; „ein Verſchwender, den man von Geſpanſchaftswegen einſperren ſollte! Wer hieß ihn meine Schulden bezahlen? weiß er denn, ob er nur eines Krautkopfs Werth dafür zurückerſtattet erhält? ich wittre wohl, woher die Freigebigkeit. Er hat in Maruzza's Geſicht geſchaut, und ihre Augen haben ihn bezaubert; aber er kennt die Dirne ſchlecht. Maruzza nimmt keinen Landſtreicher, von dem man nicht weiß, woher er iſt, und woher er ſein Geld hat. Er ſagt freilich, daß er Beute gemacht hat, Franzoſenbeute, oder wie die Schufte heißen, mit denen der König Krieg führt. Hat aber leicht reden, der Aufſchneider, weil wir gutmüthige Leute ſind, die höchſtens nach Kronſtadt reiſen. Das alles kann erlogen ſeyn. Auf der Gränze in den Felſen und Wäldern treiben ſich manche rüſtige Kerle herum, die ihr Geld leicht von den Reiſenden verdienen, und mit der Miliz immer im Streite liegen. Der Nikol wär' mir nicht zu gut für einen ſolchen. Was kümmert's aber mich, woher er das Geld hat, wenn nur der Span mit langer Naſe abziehen mußte. Doch ..... Maruzza ..... nimm Du Dich vor ihm in Acht! Er könnte auch ſo ein verdammter Geiſt ſeyn, der immer einen Tag über den andern aus dem Grab ſteigen, und in eines Andern Leibe umherwandeln darf. Solch ein Geſpenſt hat nichts lieber, als Jungfernblut, und daher hüte Dich, mein Kind. Nicht wahr Vater? Ich möchte wiſſen, wo der Kerl eigentlich begraben liegt; ...... ich würde ſelber hingehen, ihm einen Pfahl durch den Leib zu rennen, damit er nicht wieder käme, um Dir das Blut aus dem Leibe zu ſaugen, und von mir das geliehene Geld wieder haben zu wollen."

Mit dieſen Worten taumelte er — es war die höchſte Zeit — nach der Hütte, und warf ſich, angezogen, wie er war, auf die Ofenbank, wo er entſchlummerte, und ſeinem Weibe die Sorge überließ, die Opintſchen von ſeinen Füßen zu ſchnüren, und ihn zurecht zu legen, wie es die Bequemlichkeit erheiſchte. Der Pope ging mit ſeinen Kindern nach dem öden Pfarrhauſe, und auch Fedra nahm von Maruzza für die Nacht Abſchied. Doch ſagte ſie beim Lebewohl mit bekümmertem Geſichte: „Liebe Maruzza, ich habe wohl gehört, daß der fremde Menſch Dir Knall und Fall ſein Herz antrug, aber ich bitte Dich, Du wolleſt Dich doch um meines Joſchuch's willen bedenken. Als der arme Junge den Sohn des Domno niedergeſchoſſen, und flüchtig wie ein Vogel zu mir in die Hütte ſurrte, um Abſchied zu nehmen, wer weiß auf wie lang, — da ſagte er, Du ſolleſt ihm Deine Liebe aufheben, weil er nicht ruhen und raſten werde, bis er in einem andern Lande für ſich und Dich und mich ein freies Plätzlein gefunden habe, und er ſetzte hinzu, daß es das größte Unglück geben würde, wenn er je zurückkäme, und Dich als eines Andern Frau fände. Nun hat er freilich, ſeitdem er ſchied, kein Lebenszeichen von ſich gegeben, und liegt vielleicht ſchon lange, von einem Bären zerriſſen, oder von einem Szekler erſchoſſen, in wilder Bergſchlucht. Aber bevor wir nicht unumſtößlich erfahren, daß er nicht mehr am Leben, — vor dieſer Zeit ſchalte nicht über Deine Hand, Maruzza. Verſprich mir das.“

Maruzza ſah ihr treu und feſt in's Auge, ſchüttelte ihre beiden Hände, und antwortete: „Sorge nicht, Mutter Fedra. Was die Aeltern einſt beſchloſſen haben ohne mein Zuthun, denk' ich jetzt mit beſonnenem Willen zu erfüllen. Der Ring, den mir Joſchuch gegeben, und den der Vater mir trotz meines Widerwillens an die Hand geſteckt, iſt die ſilberne Kette, die mich an ihn bindet. Freiwillig hätte ich mich vielleicht nie mit Eurem Sohne verlobt; da ich es aber einmal gezwungen that, will ich auch ferner im Unglücke an ihm hängen, ohne Menſchenfurcht und ohne Rückſicht für mich. Die Heiligen werden ja helfen, denk' ich.“ — Somit entließ ſie die alte Fedra mit voller Beruhigung, und ſetzte ſich in der milden Nachtluft auf die Bank vor der Hütte, um ihre Augen an dem Spiel der Mondſtrahlen in den ſchnellfluthenden Wellen des Kiesbachs zu ergötzen.

„Maruzza! geh, lege Dich zu Bette!“ rief die Mutter zu wiederholten Malen in der Hütte, und die Tochter antwortete immer: „Laß mich, Mutter; die Nacht iſt ſo ſchön, und ich kann nicht ſchlafen.“ Dann rief auch Ava nicht mehr, weil ſie ſelbſt, von den Mühen des Tages erſchöpft, entſchlummerte, und Maruzza überließ ſich ungeſtört dem Wechſel von Empfindungen, den ihr wunderliches Schickſal und ihre ungewiſſe Zukunft in ihr hervorbrachten. Die Nacht iſt ohnehin geeignet, die Sehnſucht zu wecken, die vor der Sonne flieht, aber mit dem Monde traulich koſet.

Maruzza hatte jedoch nicht lange gleich einer Königin den Hofſtaat ihrer Gedanken um ſich verſammelt, als ſchon ein nahes Geräuſch ſie ſtörte. Sie glaubte das Geraſchel einer Schlange zu hören, und fuhr von ihrem Sitze auf, und griff nach der hölzernen Klinke der Thüre; ein ſtarker Arm hielt ſie zurück, und wie ſie dem nächtlichen Gaſt, der um den Zaun geſchlichen war, forſchend in's Antlitz blickte, entfuhr ein Laut der Ueberraſchung ihren Lippen. „Gabor! um aller Heiligen Willen, Gabor! welch ein Glück führt Dich hieher? woher um dieſe Stunde? was bringſt Du mir? ich ſah Dich ſchon ſo lange nicht.“

Gabor, ein Jüngling in der Blüthe der Kraft, gekleidet in die maleriſche Tracht der walachiſchen Bauern, antwortete vertraulich und fröhlich auf Maruzza's Rede: „Haſt Dich geängſtigt, armes Herz? Es iſt nicht anders: Männer müſſen jagen, Weiber müſſen zagen. Der Lebenslauf eines Flüchtlings iſt rund wie eine Kugel, und rollt, wer weiß wohin, wer weiß wie lang. Ich habe einen weiten Weg gemacht, und fürchtete Dich im Schlaf ſtören zu müſſen. Ich ſaß eine gute Weile ſchon in Eurem Garten, wo die Bohnen eine Laube bilden, und wo ich das Fenſter Deiner Kammer weiß. Mutter Aya's Ruhe ließ mich jedoch errathen, daß Du noch außen weileſt, und mir iſt's lieb. Man kann hier traulicher plaudern, als durch den Fenſterladen. Ich bringe Dir Grüße von einem Freund.“

Maruzza ſchlug verwundert die Hände zuſammen, und fragte dringend: „Iſt es denn möglich, was ich ahne? Du hatteſt ihn alſo wirklich gefunden? O ſage — es iſt ja ſchon ſo lange her, daß Du von hinnen gingſt — wo entdeckteſt Du ſeine Spur, wo iſt er, wo weilt er? Belüge mich nicht, Gabor.“

„Gabor belügt nur ſeine Feinde, denn dazu hat ihm Gott die Schlauheit gegeben;“ verſetzte der Jüngling: „ſeinen Freunden ſagt er die Wahrheit. Du biſt mir immer noch lieb, Maruzza, ob Du gleich meine Bewerbung um Joſchuch's Willen zurückwieſeſt. Ich war Dir nie böſe, weil ich auch Fedra's Sohn liebte, denn Du weißt, daß wir innige Freunde waren, und alle Luſt der Jugend zuſammen theilten. Du weißt auch, wie ich vom Dorfe fortging. Mein Gut hatte ich verſchwendet, eine übel berathene Waiſe, und ſehnte mich, Joſchuch's Schickſal zu theilen, der bei ſeiner Flucht mich beredet hatte, ihn am eiſernen Thore aufzuſuchen. Ein guter Geiſt führte mich; wir vereinigten uns, und ſtrichen durch die Welt längs den türkiſchen Gränzen auf und ab, bis zum heutigen Tag. Da fiel dem Joſchuch plötzlich mit aller Macht ein, daß er ein liebes Kind zu Hauſe zurückgelaſſen, und er trug mir auf, den Schatz von ihm zu grüßen. Von dem Paß am eiſernen Thore grüßt er Dich."

„Wie? Du machteſt den weiten Weg, um mir ein Wort der Liebe zu bringen?"

„Warum nicht? ich habe ſchon den höchſten Berg erklimmt, um eine Blume zu holen, die am nächſten Tag verwelkte, den längſten Wald durchwandert, um einen Vogel zu fangen, der am zweiten Morgen ſtarb; — wie ſollte ich nicht für den Freund, und um Maruzza zu ſehen, ein paar Tage laufen? er ſchickt mich als ſeinen Boten, zwar mit leeren Händen, aber mit dem Auftrag, zu erforſchen, ob Du ihm Dein Wort gehalten?"

„Das habe ich, Gabor. Er hätte dieſes voraus wiſſen können. Doch war der Zweifel von ſeinem Argwohn zu erwarten. Sage ihm, daß wir arm geworden ſind durch ſeine raſche That, daß ich aber nicht aufhörte, meinen Reichthum in der Hoffnung zu finden, von ihm nicht vergeſſen zu ſeyn."

„Ach, dieſe Verſicherung wird auch ihn wieder reich machen. Gute Maruzza, er hat nichts mehr auf der Welt, als Dein Vertrauen. Das ſchlimmſte Loos eines Flüchtlings hat ihn betroffen. Entblößt von Allem, lebt er im finſtern Wald von wilden Beeren und Schwammen; Vogeleier, oft mit Lebensgefahr aus dem Neſte geholt, ſind ſeine Leckerbiſſen, denn obgleich ſeine treue Flinte ihn nicht verließ, ſo mangelt ihm doch ſeit langem das Geld, Pulver und Blei zu erhandeln, um im Forſt auf die Jagd zu gehen. Aber mehr noch als der Mangel druckt ihn eine Krankheit zu Boden, die ihn plotzlich uberfiel: ein Fieber, nach einem kalten Bade, das in der einſamen Hohle, worinnen er liegt, den Hulfloſen derb durchſchuttelt.“

„Herr, erbarme Dich unſer! Du konnteſt ihn verlaſſen und Tagreiſen weit von ihm gehen, während er mit dem Fieber, vielleicht mit dem Tode ringt? Ach, Gabor, Du belugſt mich. Du bringſt mir ſeinen letzten Gruß: Du kommſt von ſeinem Grabe; geſtehe mir's, und ſpanne nicht meine Seele auf eine ärgere Marter.“

„So wahr meine Seele lebt, ſo gewiß lebt auch er. Doch fragt er Dich durch meinen Mund, ob Du noch an ihm hängſt, dem Bettler, dem gänzlich Hoffnungsloſen? Er hat Dir nichts zu bieten, wohl aber bettelt er von Dir eine Gabe des Mitleids oder der Liebe. Kannſt Du ihn unterſtützen, mit Geld, mit Nahrungsmitteln, mit Kleidern, ſo thue es. Ich beſorge die Gabe richtig in ſeine Hand.“

Maruzza ſprang unruhig von der Bank auf, rang die Hände, überzählte in Gedanken die wenige Habe, die ſie ihr Eigenthum nennen konnte, und ſagte mit Zagen und Beſchämung: „Lieber Gabor, Joſchuch und ich ſind jezt wieder ein Paar, das ſich für einander ſchickt. Der Arme wendet ſich an die Bettlerin. In des Vaters Hütte findet ſich nicht eine Kupfermünze mehr; unſere Vorräthe ſind zu Ende, und Gott weiß. woher wir morgen die Speiſe nehmen, wenn Joſchuch's Mutter, die alte Fedra, welche ſelber arm iſt, uns nicht aushilft. Das Einzige, was ich dem Flüchtling geben kann, iſt ein Gewand, das ich für ihn webte. Es ſollte ſein Kleid an unſerm Hochzeittage werden. Ich hole Dir's; wie gerne würde ich es ſelbſt ihm bringen, und in der Krankheit ſeine Pflegerin ſeyn, wenn ich meine Mutter verlaſſen dürfte, die gerade jezt meiner am beſten bedarf, da Vater Gurul's Trägheit und rauhe Wildheit auf das Höchſte geſtiegen! Warte nur einen Augenblick meiner; ich komme gleich zurück."

Sie eilte mit fliegenden Schritten in die Hütte, wo der Vater ſchnarchte, wo die Mutter in ängſtlichem Traume ſtöhnte. Sie ſchlich leiſe in die niedere Kammer, holte aus der Truhe das Kleid, welches ſie heute erſt vollendet, legte noch von ihrem dürftigen Eigenthum bei, was ſich für den Kranken ſchicken mochte, und was der ſchwache Mondſtrahl, der durch den Spalt des Fenſterladens in die Kammer fiel, ihr zu finden erlaubte, machte aus Allem einen kleinen Bündel, und kehrte eilig zu Gabor zurück. Dieſer rüſtige Bote zog gerade den ledernen Riemen um ſeinen Leib feſter zuſammen, wie auch die Schnüre an den Sandalen von Büffelleder, gleich als ob er unverweilt die Wanderſchaft wieder antreten wollte. Maruzza ſagte ihm aber: „Nimm dieſe kleine Gabe, und ſage dem Freunde, wie Du mich fandeſt, wie ich geſinnt bin. Sage ihm, daß ich für ihn beten werde, damit er geneſe, und damit eine fröhliche Stunde noch für uns ſchlage. Du aber ſey nicht böſe, daß ich Dich nicht einmal mit Speiſ' und Trank erquicke, denn Küche und Keller ſind leer. Lebe wohl, Gabor, und gib bald Nachricht von Dir und Joſchuch. Der Himmel beſchütze Dich auf Deiner weiten Reiſe.“

„Ich werde nicht ſo weit gehen;“ verſetzte Gabor lachend: „das Geſchenk wird gleich an Ort und Stelle ſeyn. Paſſ' auf, Joſchuch! fang' den Ball!“ — Er warf den Bündel in die Luft, und derſelbe wurde im Herunterfallen richtig von einer Geſtalt aufgefangen, die ſchnell mit dem Rufe: „Schönen Dank, Maruzza!“ aus dem finſtern Schatten ſprang. — Maruzza fühlte vor Schreck und Freude ihr Herz klopfen, denn die Stimme und Geſtalt war Joſchuch's.

Der Bräutigam ſtreckte der Verlobten die Hand entgegen, und ſagte mit rauhem aber zufriedenem Tone: „Du biſt ein brav Mädel, Maruzza. Ich bin mit Dir zufrieden. Gib mir die Hand, damit Du fühlſt, daß kein Geſpenſt vor Dir ſteht, ſondern Joſchuch wie er leibt und lebt.“

Er war es auch wirklich, wie ſich Maruzza ſtaunend überzeugte. Er war es, der hochgewachſene ſchlanke Geſelle mit den hinter den Ohren lang herabhängenden geflochtenen Zöpfen, dem buſchigen Schnautzbart und dem Pulverfleck auf der linken Wange, um deſſentwillen ſeine Landsleute ihn den ſchwarzen Joſchuch nannten. Gleich als ob er nie flüchtig gegangen wäre, als ob er ein Recht hätte, ungeſtraft auf dieſem Grunde zu ſtehen, trat er kecken Fußes vor ſeine Braut, die verwundert ihn gegen das Mondlicht kehrte, und ſeine Kleidung betrachtete. Er trug wohl noch das Gewand ſeines Volks, doch ſchlang ſich ein breiter Gürtel mit funkelnder Schnalle um ſeinen Leib, an welchem ein lang und buntbefranztes Schnupftuch flatterte, und daneben ein geſtickter Beutel und ein blinkendes Meſſer hing; ſaubere bunt ausgenähte Ziſchmen hatten die Sohlen von Büffelleder an ſeinen Füßen erſetzt, ein weißer Aermelmantel, weit und faltig und mit rother Stickerei an Saum und Kragen verbrämt, hing an ledernen Riemen um ſeine Schultern, und auf ſeinem Haupte ſaß ein feiner Hut mit breiter Krempe, einem Kranz von farbigem Plüſch und einem Blumenſträußlein. Ueber die linke Schulter hing die getreue Kugelbüchſe, halb im Mantel verſteckt und in der rechten Hand führte der martialiſche Menſch einen Czakan von anſehnlicher Größe mit hellſpiegelndem Beil. — Wie nun Maruzza die veränderte Tracht an dem Verlobten ſah, den ſie ſich in ſchmählichen Lumpen gedacht, rief ſie beſtürzt: „Heiliger Nikolaus, wie ſiehſt Du aus, Joſchuch? Gabor hat abſcheulich gelogen, wie ich nun begreife. Du gingſt als ein Bauer fort, und kehrſt wieder als wie ein Hauptmann von der Grenzmiliz! Wahrlich, im ganzen Czibunagebirg kommt Dir keiner gleich, wär's auch ein Edelmann.“

Joſchuch lachte halblaut vor ſich hin, verſchloß mit ſeiner Hand Maruzza's Mund, und antwortete: „Das Lugen iſt einmal dem guten Gabor angeboren, wie euch Weibern der Scharfſinn der Ottern. Wie Du ſo gleich errathen haſt, was ich jetzt vorſtelle! Ich dachte Dich damit zu überraſchen, und nun lieſeſt Du mir mein Geheimniß von den Kleidern ab. Ja, Maruzza: nach vielem Elend hat mir das Glück gelächelt. Ich führe den Befehl über eine tüchtige Gränzmiliz, habe mein eigenes Haus und gutes Auskommen, und bin da, Dich heimzuführen in meine Wirthſchaft.“

Maruzza's Herz fühlte ſich im Innerſten erſchüttert von der Redeweiſe Joſchuch's. Seit der geraumen Friſt, als er Szluka verlaſſen, war ſeine Sprache derber, kühner, wilder geworden, denn zuvor; jedes ſeiner Worte, obgleich leiſe geſagt, rollte wie ein dumpfer Donner in Maruzza's Ohr, und, obgleich dem Bräutigam ergeben, vermochte nicht das Mädchen ſich ſeiner Wiederkehr zu freuen, und die Zukunft zu preiſen, die er vor ihren Augen entrollte. Sie ſchwieg; Joſchuch bemerkte ihr Zaudern, und wurde ſtutzig. „Du ſchweigſt?“ fragte er finſter: „Deine Hand erbebt in der meinigen? was iſt Dir? rede. Ich will keine Umſchweife, kein Räthſel, keine Lüge von der Braut. Ich ſandte Gabor, Deine Geſinnung zu prüfen, ich horchte am Zaun des Gartens Deiner Rede. Sieh: die Büchſe iſt geladen, der Hahn geſpannt; die Kugel wäre in Deinen Kopf gefahren, ſobald ich von Deiner Zunge einen Laut der Untreue vernommen hätte. Maruzza! ich glaubte, in Dir gediegenes Gold gefunden zu haben. Wäreſt Du aber falſch, wie ihr alle ſeyd? hätteſt Du vor dem Gabor Dich verſtellt, und konnteſt vor mir die Heuchelei nicht bewahren? Maruzza! Nun?"

Langſam glitt der Riemen der Kugelbüchſe mit dem Gewehr von der Schulter des argwöhniſchen Joſchuch; er ſtieß den Czakan mit dem Stachel in den Boden, ſprang wie der Blitz einen Schritt zurück, und Maruzza ſah mit Schaudern, daß die Mündung des Büchſenlaufs ſich drohend gegen ſie erhob. Mit vorgeſtrecktem Arme rief ſie: „Halt ein! Willſt Du mich zum Willkomm ermorden?"

„Sobald Du noch einen Augenblick zögerſt, mir genügend zu antworten, und die Hand zu geben, wie ein redliches Weib;" entgegnete Joſchuch in heftiger Bewegung: „antworte, heuchleriſche Magd, oder ich gebe dem Dorfe ein neues Beiſpiel. Ich liebe die geräuſchloſe That nicht; mein Zorn muß ſtets im Pulverknall von den Bergen widerhallen!"

Maruzza wußte, wie unverbrüchlich Joſchuch ſein Verſprechen hielt; ſie ſah den Tod vor Augen, und dennoch war's, als ob eine unwiderſtehliche Macht ſie vom Flecke reiſſen müßte, der Kugel ſpottend, die bereit war, ihr nachzufliegen. — Gabor's Dazwiſchenkunft verhinderte Flucht und Verbrechen. Mit der einen Hand ſchlug er die drohende Waffe in die Höhe, mit der andern faßte er Maruzza's Arm, und zog ſie näher herbei, mit den Worten: „Fürchte Dich nicht, Maruzza, und Du, Joſchuch, ſchäme Dich, Deine Braut in Schrecken zu jagen. Sie liebt Dich ja, ſie iſt Dir unterthänig und folgt Dir — ich weiß es — wohin Du willſt. Biſt Du nicht zufrieden mit dem, was ſie hinter Deinem Rücken gegen mich ſagte? Die Weiber ſchmeicheln immer eher in's Geſicht, als hinterm Rücken. Spare Deine Kugel für einen drohenden Feind, und bringe nicht durch Deine Wuth das Dorf in Aufſtand.“

Joſchuch ließ das Gewehr ſinken, und harrte auf ein Wort von Maruzza. Das Mädchen fühlte, wie Gabor ſie wohlmeinend in den Arm kniff, und überwand ſich, an die Mutter Ava denkend, dem künftigen Ehemann demüthig zu antworten: „Erzürne Dich nicht, Herr; ich bin Dir ja verlobt, und thue, was Du befiehlſt.“ — Joſchuch nickte zufrieden, reichte ſein Gewehr dem Gabor hinüber, zog Maruzza an ſeine Bruſt, ſtreichelte ihr das Kinn, und ſprach hinwieder ſo milde, als es in ſeinem Munde anging: „Das läßt ſich hören, Kind. Mußt fein gehorſam ſeyn und auf meine Fragen antworten, wie der Donner auf den Blitz folgt. Ich rede nicht gern in den Wind. Sage mir aber, wenn ich an Deine Aufrichtigkeit glauben ſoll, warum Du ſo befremdet warſt, warum ſo räthſelhaft?“

„Ich gedachte der Gefahr, der Du hier ausgeſetzt biſt, und das verdarb mir wiederum die Freude;“ entgegnete das Mädchen, nicht ohne Schlauheit. — „Närrchen! Gefahr? ich wüßte nicht. Und wenn plötzlich die ganze Gemeinde hier ſtünde und die Sonne ſchiene, und Jung und Alt mich erkennte, — die Leute würden mir nichts thun, glaub' mir."

„Die Bauern nicht, ach nein. Aber der Herr iſt da, und von ſeinen Leuten wimmelt das Dorf."

„Wie?" fragte Joſchuch ſchnell und überraſcht: „Das iſt etwas Anderes. Gabor, hörſt Du? Wie gut, daß wir erſt zur Nachtzeit durch den ſchwarzen Wald herniederkamen? Was meinſt Du, Gabor?"

„Daß die Hexen dem alten Edelmann das Licht gehalten haben müſſen;" meinte Gabor mit einer drohenden Bewegung nach dem Dorfe: „Du darfſt Dich nicht ſehen laſſen, Joſchuch. So wie es Tag geworden, will ich mich auf die Lauer legen."

Joſchuch gerieth nach und nach wieder in Haſt und Zorn, dem er in leiſen Verwünſchungen, die Fauſt nach dem Dorfe geballt, Luft machte. „Hat der Alte jetzt vielleicht Luſt, Dich mir zu entführen, Maruzza?" fragte er mit tückiſchem Lächeln: „Will der Alte nun vollenden, was der Junge hat unterlaſſen müſſen, weil ich ihm einen Flügel vom Leib ſchoß? Wollte Gott, das Blei wäre ihm durch's Hirn gegangen! Alter Domno, alter Domno! Es möchte Dir gefährlicher ſeyn, mir in den Weg zu laufen, als einer wild gepeitſchten Büffelheerde. Nimm Dich in Acht, Domno!"

„Nicht dieſen Groll, nicht dieſe Wuth, Joſchuch!" bat Maruzza mit dringendem Ernſt, indem ſie Joſchuch's Hände ſchmeichelnd drückte: „Willſt Du denn meinen armen Vater, der ſchon einmal um Deinetwillen mit ſeinem Leib und ſeiner Habe büßen mußte, auf's Neue in's Elend oder an den Galgen bringen? Du biſt ein rüſtiger Mann, und ſpotteſt auf Deinen leichten Füßen den Verfolgern. Aber der unſchuldige alte Gurul, der nicht entfliehen kann, würde es entgelten müſſen. Was willſt Du auch vom Domno? Du haſt ſeinen Sohn geſtraft, laß den Vater in Ruh."

„Die Brut hat's nicht verdient, daß Du ihre Fürſprecherin wirſt;" murmelte Joſchuch verdroſſen: „So ſeyd ihr aber, ihr Weiber. Sogar wenn Einer kommt, um euch die Ehre zu rauben, fühlt ihr euch geſchmeichelt, daß euer bischen Reiz ſo viel Begierde hervorgebracht. Ich hoffe nicht, daß Du bedauerſt, daß jene Sache mit dem jungen Grafen Miklos ſo blutig ausgegangen, ſtatt in ſträflicher Wolluſt. Wenn ich ahnen durfte, daß das Leben einer Edelmannsbuhlerin, ſo wie ſie in Städten und Schlöſſern frech und luſtig umherſitzen, Dir wünſchenswerth ſey, und eine Frucht, wornach Du verlangſt, — erdroſſeln würde ich Dich zur Stelle. Was aber den Domno betrifft, ſo ſoll er nicht vergebens hier geweſen ſeyn. Er ſoll Deinem Vater herausgeben, was ihm verloren ging, oder ich will einen blutigen Zehnten von ihm fordern."

Gabor vereinigte ſeine Bitten mit Maruzza's, und ermahnte den Freund, ſich zu beruhigen. Als dieſe Vorſtellungen etwas gefruchtet zu haben ſchienen, erzählte auch Gurul's Tochter von dem Auftritt des verwichenen Abends zwiſchen dem Span und ihrem Vater, und von dem Retter, den der Himmel in der

Perſon des Fremdlings Nikol geſchickt. — Joſchuch runzelte wieder die Stirne, und ſagte: „Dem fremden Burſchen muß ſein Geld werden. Ihr dürft Niemand auf der Welt etwas ſchuldig ſeyn, als mir. Ich bin in den Stand geſetzt, euch Alles zu ſeyn, und wo mein Geld nicht auslangt, da reichen meine Kugeln hin. Ich hätte den Schädel des Spans mit Blei gefüttert, ſtatt mit Silber ſeinen Beutel. Du wirſt Dich nach dem Soldaten erkundigen, Gabor. Er muß ſein Geld wieder haben, und bis morgen Nacht müßt ihr alle fort ſeyn, gleich wie zerſtoben in der Luft, als ob der Regenbogen euch aus dem Sumpfe, wo er ſäuft, gen Himmel gezogen hätte. Die üble Nachrede will ich euch vom Leibe halten, denn meine Braut muß unbeſcholten bleiben bis an's Ende, und nicht einmal ihres Vaters Name in dem Mund eines Gläubigers entweiht ſeyn.“

Maruzza's Verwunderung ſtieg immer höher, da ſie ihren Verlobten von ſeinen Mitteln und Kräften mit einer Sicherheit und Zuverſicht reden hörte, wie ſie nur ein reicher Gutsbeſitzer haben konnte. Ihre Verwunderung ſprach ſich laut aus, als Joſchuch unverſehens mit einer Art von ritterlicher Höflichkeit eine Schnur glänzender Perlen hervorzog, und um Maruzza's Hals ſchlang. Sie rief: „Soll dies mein ſeyn, Joſchuch? Ach, wie ſchön ſind dieſe Perlen! Du mußt reich ſeyn, Herr; nicht wahr? Wie iſt das gekommen? Wie geſchah's, daß Dich der König zum Officier gemacht, und Dir ſo viel Geld gegeben?“

„Das erzähle ich Dir ein andermal;“ verſetzte Joſchuch ſchmunzelnd. Dann fügte er ernſthaft hinzu: „Unterſtehe Dich aber nicht, ein Wort von meinem Hierſeyn verlauten zu laſſen, gegen Niemand, er ſey, wer er wolle. Ich habe Urſache, wegen meiner Jagd auf den jungen Miklos dem Vater nicht allzuſehr zu trauen. Schweige von allem, was Du jetzt geſehen und gehört. Wirſt Du?“

„Ich werde, Joſchuch;“ antwortete Maruzza betroffen: „Willſt Du aber nicht Deine Mutter ſehen und begrüßen?“

Joſchuch ſchwieg eine Weile, und heftete mit einer Art von Rührung den Blick auf Fedra's Hütte. Dann entgegnete er mit weicher Stimme: „Wie geht's meiner Mutter? Denkt ſie meiner, ‚und hat ſie mich noch lieb?“

„Ach, ſie weinte um Dich, wie um einen Todten.“

„Wie um einen Todten?“ wiederholte Joſchuch nachdenklich, und ſtützte ſich im Sinnen verloren auf den Czakan. — „Die Hahne krähen ſchon;“ raunte ihm Gabor in das Ohr: „Wollen wir nicht gehen?“ — Joſchuch hörte nicht. — „Soll ich Deine Mutter nicht wecken?“ ſagte Maruzza ſanft, die Hand auf Joſchuch's Schulter gelegt: „Gewiß träumt ſie von Dir, und ein Erwachen wie im Himmel wäre der Verlaſſenen wohl zu gönnen.“

Joſchuch richtete ſich in die Höhe, ſchüttelte den Kopf und entgegnete langſam aber beſtimmt: „Nein, Maruzza. „Sie hat mich geboren, geſäugt, getragen und ernährt, — darum liebe ich ſie. Aber Fedra iſt ein Weib wie ein anderes, und Mutterliebe macht ſchwatzhafte Zungen. Ich will, daß Du ihr nichts ſageſt. In der nächſten Nacht hole ich euch alle zuſammen ab. Ich baue auf Deine Verſchwiegenheit. Dein Wohl, Dein Leben ſogar hängt von Deinem Gehorſam ab. Vergiß das nicht, und verſtecke die Perlen bis zu unſerm Hochzeitstage. Koſtbarer als dieſer Schmuck iſt mir das Geſchenk, welches Du dem Gabor anvertrauen wollteſt. Sorge nicht: der Hochzeittag wird kommen, für welchen Du mir das Feſtgewand gewoben. Lebe wohl, und bleibe mir treu. Treue iſt Dein Leben, Untreue Dein Tod!“ — Er warf ſeinen Mantel heftig um ſeine Schultern, drückte einen wilden Kuß auf Maruzza's Stirne, und kletterte, den Gabor mit fortreiſſend, wie eine rüſtige Ziege die Anhöhe hinan, wo die weißen Geſtalten alſobald unter den dunkeln Bäumen, die den abſturzenden Gießbach beſchatteten, verſchwanden.

Noch hatte die Sonne die Mittagshöhe nicht erreicht, und ſchon wimmelte es in der Schenke zu Szluka von Gäſten in buntem Gemiſch. Die wenigen Tiſche waren ſtark beſetzt, und um den Herd wie auf dem Boden lagerten andere Gruppen von Zechenden und Sprechenden. Wandernde Saffranträger und Skorpionölverkäufer ſchrieen aus vollem Halſe ihre Waaren und Abentheuer aus; die Zigeuner, die geſtern bei Dodje aufgeſpielt hatten, klimperten auch hier auf dem Hackbrett und ſtrichen die Geige; in einem andern Winkel ſaß eine Reihe ausruhender Mägde, und ſummte halbleiſe eine jener melancholiſchen Weiſen, die im Munde der Walachen heimiſch ſind; Hirten, die ſo eben von einer Weide zur andern zogen, hielten unſern ihr Mahl mit ſtark gepfeffertem Gulyasfleiſch, und tranken in vollen Zügen den Branntwein aus ihren Flaſchen, während draußen ihre Heerden blöckten, bewacht von den Buben und den eifrigen Hunden. Einige Haufen von Ziſchmenmachern, die aus dem Bannat von einem Jahrmarkte kamen, lärmten und rauchten in der Schenke mit demjenigen Stolze, den ſie als ſtädtiſche Bürger dem Bauer gegenüber hegten und pflegten; der meiſte Spektakel ging aber von der Gegend aus, wo die Fäſſer voll ſprudelnden Weins lagen, und wo Joſchuch's Begleiter, Gabor, einen Trupp von alten Bekannten bewirthete, die ſich aus dem Dorfe zu ihm gefunden hatten. Wie ein Lauffener hatte ſich, als Gabor kaum in die Schenke getreten, das Gerücht im Dorfe verbreitet, daß Pawo's liederlicher Sohn, der all ſein Vermögen vergeudet, wiedergekommen ſey, und theils Neugierde, theils die freundliche Einladung des verlornen Sohns hatte ſeine Jugendgeſpielen um ihn verſammelt. Wie ſchauten die einfältigen Dorfſöhne, als Gabor mit einem vollen Beutel klapperte und dieſen Beutel freigebig aufthat, rothen und weißen Wein in der Freunde Gurgeln fließen ließ, wie bei einer Krönung, ſchmackhafte Forellen herbeiſchaffte, gewürzt mit Zwiebeln und Salz, des beliebten Ballokos zu geſchweigen, den er in einer ungeheuern Schüſſel, dampfend und hoch aufgethürmt, ſeinen Gäſten vorſetzen ließ! Die Hungrigen fanden hier genugſame Speiſe, die Durſtigen ein unverſiegliches Faß, und auch die Ohren der Neugierigen fütterte der theure Landsmann mit mährchenhaften Erzählungen von Reiſen zu Waſſer und zu Land: wie er, ein armer Burſch, auf- und davon gegangen, weil ihm ein Morre Glück und Geld aus der Hand prophezeit; wie er ſich mühſam fortgeholfen mit Hirtendienſt und Feldarbeit bis auf das türkiſche Gebiet, wo die Czerna entſpringt; wie er längs dem Flüßchen fortgegangen, und nach mancher Fährlichkeit gen türkiſch Orſowa war gerathen, wo ihn der Commandant in Ketten ſchlagen ließ, weil er ſich geweigert, ſein Trabant zu werden; und wie ihn dann ein ſerbiſcher Kaufmann in ſeinen Dienſt, ja ſogar an Sohnes Statt aufgenommen, in deſſen Auftrag er jetzt nach Kronſtadt gehe, Felle zu holen und Lederwerk. Er habe dem Vergnügen nicht widerſtehen können, einen Seitenſprung nach dem Geburtsdorf zu machen, und freue ſich, ſeine Landsleute zu bewirthen. — Ein lauter Jubel antwortete auf ſeine Erzählung; die leichtſinnigen Burſche ließen ihren Freund hochleben, die ernſthafteren warnten ihn vor dem Rekrutiren, von dem man neuerdings viel munkle; allen aber entgegnete er, daß er nichts fürchte, indem ein guter Paß in ſeiner Taſche ſtecke, und er ſich als des Königs Unterthan nicht mehr betrachte. Nun ſetzte ihm, faſt unaufgefordert, der ganze Schwarm mit Neuigkeiten aus der Heimath zu, und des Erzählens wurde kein Ende. Jahrmarktsraufereien, Roßdiebſtähle, Heirathen und Kindtaufen, Verarmungen und Glücksfälle, fabelhafte Mordhiſtorien aus der Nachbarſchaft und Hexereien kamen an die Reihe. „Du biſt reich geworden, Dmitr?“ fragte Gabor Doſſe's Sohn, der mit unter den Genoſſen war, und gab ihm einen recht brüderlichen Schlag in's Genick: „Warum haſt Du denn kein Weib? Iſt doch der ſchwarze Joſchuch nicht mehr da, um Dir ſie wegzufiſchen.“ — Dmitr ſchnitt ein fürchterliches Geſicht. Gabor fuhr lachend fort: „Sey nicht böſe, Bruder. Der Schlingel hat mir's ja um kein Haar beſſer gemacht. Ich danke ihm noch dafür. Was ſollte ich damals mit einer Frau anfangen, die mir nicht wenigſtens ein Hundert Oka Goldes mitgebracht hätte? Jetzt wußte ich ſchon beſſer zu wählen.“ — „Ei, haſt Du nie etwas von Joſchuch gehört?“ ſagte ein Burſche mit weit aufgeriſſenen Augen. — „Ja ja, iſt er Dir nicht auf Deinen Zügen aufgeſtoßen, der Landſtreicher?“ ſetzte Dmitr hinzu. Gabor erwiederte hierauf, ſich über den ſchmalen Tiſch vorbückend, und den Zeigefinger bedächtig an die Naſe legend: „Ich habe den Schwarzen nicht geſehen, meine Freunde. Doch habe ich von ihm gehört. Er iſt, die arme Haut, unter die Sereſſaner gegangen, hat dort, — ihr wißt ja, wie er heftig war, — Streit mit ſeinem Harum-Baſcha bekommen, und wurde darinnen erſchoſſen. Der Himmel tröſte ihn, und nehme ihn auf, wenn er noch einen Popen fand, der ihm in der letzten Stunde einen gültigen Paß nach dem Paradies ausſtellte. Das iſt aber

Alles gewiß und wahr, meine Freunde. So hat mir's ſelbſt ein wilder Teufelskerl von Sereſſaner erzählt, mit dem ich ein paar Stunden durch den Wald an der Gränze ging." — Gabor ſtellte ſich, als ob er ein Paar Thränen aus dem Auge wiſchte, die ihm wider Willen hineingekommen, und die trunknen Geſellen um ihn her wurden weichmüthig wie er, und ſtimmten im Chor eines ihrer kläglichſten Lieder an, deſſen Refrain immer hieß: „Was nützt ihm nun das raſche Pferd, und was der weiße Stier? Der Bruder ging von hinnen fort, und weilet nimmer hier! Du lieber Bruder, — dai, dai, dai, dai!"

Dmitr war der einzige, der ſich, obſchon auch nicht mehr nüchtern, grämlich abwendete, und vor ſich hin brummte: „Einfältiges Lumpenvolk! wenn das einen Tropfen auf der Zunge hat, ſo ſingt es dem ärgſten Taugenichts ein Lob- und Trauerlied. — Sieh da," fügte er erſtaunt bei: „Du auch hier, Nikol? Ich hätte nicht geglaubt, daß Deine Ernſthaftigkeit ſich in's Wirthshaus verliefe. Kommſt Du vielleicht, den Tod des ſchwarzen Joſchuch mit zu feiern? Freue Dich, daß Dir zu Maruzza der Weg jetzt offen ſteht. Der Vater hat ſchon gehört, wie Du Dein Geld an den Span verſchleudert, um dem Trunkenbold Gurul zu helfen. Das gilt der Tochter, guter Vetter; wir ſind nicht ſo dumm, daß wir das nicht begriffen. Aber meinethalben; geſegne Dir Gott die Mahlzeit; ich gönne Dir ſie ſo gut, als dem Böſewicht, dem Joſchuch, daß er krepirte."

„Du biſt beſoffen;“ antwortete ihm Nikol mit ruhiger Verachtung, und wendete ſich von ihm. Gabor hatte indeſſen, wenn er auch mit ſeinen Freunden beſchäftigt ſchien, ein feines Ohr nach dem Zweiſprach Dmitr's und Nikol's geſpitzt, und warf wie einen Blitzſtrahl die rauhen Worte nach Dmitr hinüber: „Was ſchimpfſt Du meinen Freund? der kleine Finger ſeines todten Leichnams iſt mehr werth, als Dein ganzes lebendiges Fell, mit allem, was daran und darunter iſt. Widerrufe gleich den Schimpf, oder es geht Dir nicht gut.“

Die Zechbrüder rund umher ſchwiegen mit Geſang und Geſchrei, und ſtarrten aufmerkſam auf Dmitr, begierig, einen Streit zu erleben. Dodje's Erbe antwortete grob und trotzig: „Meines Vaters Sohn widerruft nicht. Ich werde nicht viel Umſtände mit einem Strolchen machen, der am Galgen hängt, ſobald er ſich nur im Vaterlande blicken läßt. Er iſt ein Mörder, ein Mädchendieb, und hat gewiß ſchon manches Pferd und manches Schaf von der Weide geſtohlen. Da man ihn nicht fing, hatte man wenigſtens ſeine Mutter, die alte Hexe, verbrennen ſollen.“ — Gabor ſprang auf, ſchlug den Dmitr in's Geſicht und rief: „Da, Hund! das für den Roßdieb, das für den Todtſchläger, und das für die alte Hexe! Schändlicher Tropf, wehre Dich, wenn Du Herz haſt!“

Dmitr, von wiederholten Fauſtſchlägen getroffen, duckte ſich, und ſchleuderte ſeinem Feind einen hölzernen Teller zu, der an Gabor's Ohr vorbeiflog, und einen Hirten an die Stirne traf. Nun wurde der Lärm allgemein. Während Nikol mit aller Kraft den Gabor und Dmitr, die er bei der Bruſt packte, auseinanderhielt, fiel der ganze Schwarm der Schaf- und Ochſenhüter auf Dodje's Sohn, für den nun gegen die Fremden die rüſtigſten ſeiner Zechbrüder Parthei ergriffen. Das Gewirre drohte in arge Thätlichkeiten überzugehen, und ſchon blinkten hin und wieder Meſſer und Waldbeile in der Luft, ſchon waren Nikol's Kräfte faſt nicht mehr hinreichend, die beiden wüthigen Gegner auseinander zu halten, als plötzlich das Niederſtampfen von Gewehren mit einem Male Ruhe und Friede machte. Alles ſah nach der Thüre hin, wo ein Trupp von fünf bis ſechs Plajaſchen, oder bewaffneten Geleitsmännern lärmend eintrat. Dieſe Sicherheitswachen, die in jenen wilden und ſchwer zu hütenden Gegenden von einem Diſtrikt zum andern ſtreifen, um in der zweiten Linie die Polizeicorps der Gränzregimenter zu unterſtützen, kamen äußerſt ſelten nach Szluka, und waren daher der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit. Die in der Schenke angekommenen Plajaſchen, mit Meſſern und Büchſen bewaffnet, ſchleppten in ihrer Mitte einen abgeriſſenen Vagabunden, deſſen Geſicht die äußerſte Verwegenheit verrieth, in dieſem Augenblick jedoch gequält von ſchwerer innerer Angſt. Die Streifer hatten ihm die Hände auf den Rücken gebunden, befahlen ihm, am Herde niederzuſitzen, und feſſelten ihm dort auch die Füße mit ſtarken Stricken, woran ſie keinen Mangel hatten, weil ein jeder von ihnen einen langen Strang zu dieſem

Behufe um den Leib trug. Ein paar häßliche auf der Straße ergriffene kroatiſche Weiber, mit den Armen aneinander gebunden, keuchten dem Trupp nach, und wurden ebenfalls an den Herd verwieſen, wo ſie ſich niederkauerten. — Indeſſen ſchlichtete ſich durch die unvermutheten Gäſte der entbrennende Streit. Gabor verſetzte dem Dmitr einen Stoß mit ſeinem Fuße, und rief ihm verächtlich zu: „Packe Dich, räudiger Hund! ich treffe Dich im Gebüſche!“ — Dmitr entfloh mit allen Zeichen der Wuth und des Schreckens, gefolgt von Nikol, und alle Umherſitzende erſchracken nicht minder, und ſagten beſtürzt: „Gott geſegne ihm das letzte Brod! Iſt's aber Dein Ernſt, Gabor?“ — Und dieſer erwiederte ſchnaubend wie zuvor: „Bei dem Haar meines Vaters! Ich treffe ihn ſchon noch im Gebüſche! Ich ſcherze nicht.“ — Worauf alle Burſche des Dorfs den Dmitr ſchon im Voraus verloren erachteten, weil nun, nach des Walachen Begriffen, ſein Tod unvermeidlich war; — wenn er nicht ſelbſt bei einer günſtigen Gelegenheit dem Todfeind durch einen raſchen Meſſerſtich zuvorkam.

Noch ſchwatzten, fragten, läſterten und faſelten alle Zungen, als ein prächtig gekleideter Leibhuſar des Grundherrn an die Schenke gejagt kam, von dem dampfenden Pferd ſprang, und mit den Worten: „Wein, Du fauler Schenkwirth! Ein gebratenes Huhn, faule Schenkwirthin!“ in die Kneipe trat. Dem ſchimmernden Domeſtiken machte Alles ehrfurchtsvoll Platz, und der einzige Stuhl des Wirthshauſes wurde ihm gebracht. Sein Geſicht war zufrieden und fröhlich, und die armen Bauern des Dorfs freuten ſich deſſen, weil des Bedienten Antlitz gewöhnlich eine Copie der Laune ſeines Herrn darſtellt. Dem Grafen mußte alſo etwas Angenehmes widerfahren ſeyn; der wohlgelaunte Herr iſt natürlich mehr zur Gnade aufgelegt als zur Strenge, und ein walachiſcher Unterthan kann einen Gnadenſtrahl ſeiner Herrſchaft ſchon vertragen, weil dieſe Sonne ihm ſelten leuchtet. Neugierige Blicke ſchoſſen von allen Seiten nach dem Leibhuſaren, aber keiner von den Bauern hatte das Herz, den Herrenknecht anzureden, der ſich auf ſeinem Stuhl brüſtete wie ein Pfau, die Sporen aneinander ſchlug, den ſilbergeſchnürten Dolman öffnete, ſich mit einem ſeidenen Tuche friſche Luft zuwedelte, den Staub vom dicken Federbuſch ſeines Kalpaks blies, den Wein mit verächtlicher Grimaſſe ſchluckte, und mit vieler Vornehmigkeit den ſilberbeſchlagenen Meerſchaumkopf aus der funkelnden Säbeltaſche holte. Kühner als die guten Leute von Szluka war einer der fremden Plajaſchen, der, nachdem er den Huſaren eine Weile betrachtet, feſt auf ihn zutrat, und mit dem Tone der Vertraulichkeit anhob: „Sieh da! Iſt das nicht der lange Györg von Hobitza? Beim heiligen Andreas! Unſerer Aeltern Gärten ſtießen zuſammen. Gott grüß Dich, ſchmucker Geſelle.“ — Weil die übrigen Gefährten des Plajas nun ebenfalls Miene machten, den Huſaren als einen Landsmann zu erkennen, vermochte dieſer nicht wohl, durch ein kaltes und freches Leugnen des Jngendgeſpielen Vertraulichkeit von ſich zu ſcheuchen, wie er es ſchon in der Stadt oder auf dem Schloſſe ſeines Herrn gethan haben würde. Er begnügte ſich daher, eine vornehme Herablaſſung auf ſeinem Geſichte zu zeigen, und erwiederte mit ſcheinbarer Zerſtreuung: „Wahrhaftig; ich glaube mich zu erinnern. Du biſt des Gerbers Sohn, der ausgelaſſene Davidow, der meiner Mutter die Pflaumen ſtahl. Nun, was macht ihr denn zuſammen, ihr ehrlichen Leute von Hobitza? Wie ſteht die Ernte? Wie bringt ihr euch durch? Du biſt aus einem kleinen Spitzbuben ein großer Spitzbubenfänger geworden?“ — Der Plajas lachte herzlich über den gnädigen Spaß ſeines ſo hoch emporgeſtiegenen Cameraden, und reichte ihm die grobe braune Hand hin, worein aber der Huſar ſtatt der ſeinigen ſeinen Tabaksbeutel legte, und mit einem mitleidigen Wohlwollen ſagte: „Stopfe einmal eine Pfeife mit mir. Verſchütte aber nichts; es iſt ächttürkiſcher, wie wir ihn immer rauchen, ich und der Graf.“ — Der Plajas machte ſich mit vieler Zimperlichkeit und Ehrerbietung daran, mit feingeſpitzten Fingern die Schnüre des Beutels aufzuziehen, und ſowohl ſeine Gefährten, als die übrigen Gäſte und Bauern drängten ſich um ihn, den herrlichen Beutel zu betrachten, der, mit ſilbernen Blumen verziert und mit bunten Franzen benäht, den Naturſöhnen gewaltig in die Augen ſtach. Gabor benützte indeſſen den Augenblick, um ſich nach dem Gefangenen zu kehren, der neben dem Herde lag, ein hilfloſer Menſch. Gabor's Falkenauge erſpähte juſt, daß eines der kroatiſchen Weiber ein ziemliches Stück

Speck von dem verlaſſenen Herde ſtahl, und ſagte zu ihr mit gedämpfter Stimme: „Hexe, wenn ich Dich verriethe!“ — Statt der Antwort hoben die beiden Weiber ſtumm und zagend die gefalteten Hände empor, und Gabor machte ihnen ein Zeichen, daß er ſchweigen wolle, wenn auch ſie reinen Mund halten wollten. Die Weiber nickten, und Gabor richtete nun ſchnell und in dem barbariſchſten Gaunerdialekt an den Gebundenen, der ihm vertraulich und bittend mit den Augen zuwinkte, die Fragen: „Was iſt Dir geſchehen, Proſz? Wie wurdeſt Du gefangen?“ — „Ach, auf dem Wege zu euch.“ — „Tölpel, haſt Du etwas bekannt?“ — „Wahrhaftig nein. Das reine Unglück iſt an Allem ſchuld. Da ich heute im Walde meine Opanken anzog, mußte ich nieſen, und da hat immer mein Lebetag der Teufel ſein Spiel.“ — „Sey ruhig; ich helfe Dir. Wie ſteht's mit dem Jagdhauſe?“ — „Alles richtig. Der Kapitan ſoll nur kommen. Alles bereit.“ — „Gut; wo Du uns verräthſt . . . “ — „Hilf mir, und ich verrathe nichts.“

Gabor ſchwenkte ſich raſch auf die Gruppe der Uebrigen zu, weil nach und nach Alle wieder zu ihren vorigen Beſchäftigungen zurückkehrten. „Gott ſegne Dich, Alte,“ ſagte er lachend zu der Wirthin, die nach dem Herd eilte: „So eben hat ein ſchöner weißer Hirtenhund ein fettes Stück Speck von der Pfanne geholt. Wer nicht aufpaßt, muß Noth leiden.“

Und die Wirthin fing an zu fluchen, und die Schafhüter zu ſchelten, und dieſe erwiederten mit gewichtigen Schimpfworten, und Gabor und die kroatiſche Diebin lachten in's Fäuſtchen. — Nun näherte ſich Gabor dem wacker dampfenden Plajas, und ſagte ſchmeichelnd: „Ihr thut Euch gütlich beim Wein und bei der Pfeife, und Euer Tabak riecht wie Weyrauch. Der arme Teufel, den Ihr dort niedergelegt, würde auch glücklich ſeyn, wenn er ſeinen Stummel anzünden dürfte.“ — „Der iſt ein Landſtreicher, Freund. Wir erwiſchten ihn, da er juſt verdächtig durch die Pußte ſchlich.“ — „Der Türk gönnt aber ſogar dem Miſſethäter am Spieß die Erquickung. Er iſt doch ein Menſch, und vielleicht unſchuldig an jedem Frevel.“ — „Meinethalben; der Hund ſoll rauchen, wenn es ihm gefällt!“ — Somit ging er hin, band die Hände des Burſchen los, worauf dieſer die Pfeife vom Hut nahm, und mit einer Kohle vom Herd in Brand ſteckte. Während deſſen begann der Huſar laut zu erzählen, wie er in den Herrendienſt gekommen, und die Plajaſchen ſaßen und ſtanden um ihn her, und auch Gabor horchte zu ſammt den Bauern, und vernahm unter anderm, daß der Graf, der auf ſeiner Meierei übernachtet, am frühen Morgen einen Boten von ſeinem Sohn erhalten, der ihm gemeldet, der junge Herr ſey durch die Bemühung eines geſchickten Arztes in Herrmannſtadt faſt wieder hergeſtellt, und werde im Laufe des Tags zu Szluka eintreffen, um in die warmen Herkulesbäder von Mehadia zu gehen, wo er vollſtändig zu geneſen hoffe, obgleich der bleſſirte Arm ſteif bleibe für immerdar. „Nun iſt der Wille des Herrn,“ verſetzte im Verlauf ſeiner Erzählung der Bediente, „daß ſeinem Sohne hier die Ehrfurcht erwieſen werde, wie ihm ſelbſt, und das habe ich gerade dem Richter anbefohlen. Die Bauern werden gut thun, wenn ſie Alles aufbieten, um den erlauchten Patienten gebührend zu empfangen, wenn er hier durch nach der Meierei reitet.“ — Nun verbreitete ſich Györg weiter über die edlen und lobenswerthen Eigenſchaften der alten und jungen Herrſchaft, und ließ den Plajaſchen fleißig einſchenken, und die übrigen Bauern glaubten auch nichts Beſſeres thun zu können, als einſtweilen auf die Wohlfahrt ihres Grundherrn Glas auf Glas zu leeren. Gabor, deſſen Zechgenoſſen theils auf's Neue mit dem Huſaren tranken, theils entſchlummert im Winkel lagen, ſtrich hin und her, und ließ, da auch die kroatiſchen Weiber ſich zur Ruhe gelegt hatten, und ein dichter Dampf am Herde die Wirthin hinderte, auf das zu achten, was um ſie vorging, im Vorbeigehen zu Proſz's Füßen ein Meſſer niedergleiten, deſſen ſich der pfiffige Burſche bemächtigte. Hierauf erwiſchte Gabor mit kecker Hand eine Kohle vom Herd, und brachte dieſe geſchickt in das Ohr des Huſarenpferdes, das vor der Schenke angebunden ſtand. Nach wenigen Augenblicken wurde das arme Thier wild, ſchlug aus, riß am Zügel, und wieherte laut vor Schmerz. Urſache genug, daß der Reiter beſtürzt aufſprang, vor die Thüre flog, und daß Alles, was in der Schenke lebte, ihm nachfolgte, Wirthin und Mägde nicht ausgenommen.

Dieſen Zeitpunkt erſah Proſz, ſchnitt mit ſicherer Fauſt die Bande an ſeinen Füßen durch, und kroch ſchnell auf allen Vieren hinter dem Herde durch, in die Thüre, die neben dem ungeheuern Ofen in die finſtere Speckkammer führte. Dort ſchlug er mit der Kraft der Verzweiflung das verklebte Fenſter auf, und ſchob ſich hindurch in's Freie. — Es dauerte lange, bis man den Grund der Unruhe des Pferdes inne wurde, das arme Thier von der Qual befreit und beruhigt hatte, und nun verging erſt wieder eine gute Weile mit leerem Schelten und Fluchen, wozu auch Gabor mit der unbefangenſten Miene ſelbſt getreulich half. Der Huſar fiel mit roher Wuth die armen Hirtenbuben an, die er des Frevels an ſeinem Roß beſchuldigte, hieb mit flachem Sabel unter ſie hinein, wurde dann in einen grimmigen Streit mit den erwachſenen Hütern der Heerden verwickelt, rief ſeine Landsleute, die Plajaſchen zu Hülfe, und des Tobens und Rauſens wurde lange kein Ende. Gabor benützte aber das Getümmel, ſich davon zu machen, um ſeinen Freund Joſchuch aufzuſuchen, und überließ den halbtrunkenen Zechern in der Schenke, ſich über die Flucht des gefangenen Landſtreichers zu verwundern, wie ſie wollten.

Mutter Ava hatte ſo eben ihre Hausgeſchäfte ſowohl, als die Beſtellung des Gartens und des kleinen Ackerfeldes, das daran ſtieß, beendigt, während der träge Gurul wieder unter ſeinen Zwetſchgenbäumen lag und ſchlief, und ſagte zu Joſchuch's Mutter, indem ſie den Korb voll Steine, die ſie vom Acker aufgeleſen, in den Gießbach ſtürzte: „Unſer Eigenthum iſt doch als wie verflucht, gute Fedra. Statt der kümmerlichen Nachernte wachſen uns nur Steine. Ja, wo des Herrn Auge nicht iſt, können wir nichts ausrichten. Ich bin müde zum Sterben, und ſtürbe auch recht gerne, um die Laſt los zu ſeyn, die wir arme Weiber auf Erden tragen müſſen." — Fedra verſetzte darauf, den Finger auf den Mund gelegt: „Nur, daß es Dein Mann nicht hört, Nachbarin; es iſt einmal ſo, und wird immer ſo bleiben. Du mußt Dich durch eine innere Friſche und Lebendigkeit entſchädigen. Ein bischen Zorn und Aerger, ſo wenn man die Galle recht laut herausſprudelt, gibt wieder frohen Muth, und langes Leben. Im Anfang meiner Ehe, wenn mir's mein Alter zu arg gemacht hatte, ſaß ich immer in einem Winkel, wie ein begoſſenes Hühnchen, und das Herz war mir ſo ſchwer, als ob's mir abgedrückt würde. Aber mit der Zeit kam ich ſchon auf das rechte Mittel, und nach jedem Sturm mit Joſchuch's Vater fuhr ich, wenn er davon ging, wie das ſchwarze Wetter in dem Hauſe herum, ſchmiß das Holz durcheinander, peitſchte das Vieh, und ohrfeigte meinen Buben, bis mir wieder wohl wurde. Es kam ſo weit, daß keine Frau im Dorfe ihren Eſſig machen konnte, ohne mich dabei zu haben, denn Zank und Aerger machen, wie Ihr wißt, den ſchärfſten Eſſig. Ihr ſeyd aber zu gut, liebe Aya, und gleicht dem Schaf, das ſich treten laßt, ohne zu beißen." — „Ach Fedra, wie Du wieder redeſt! ich habe ja kein Holz, um es durcheinander zu werfen, keinen Topf, den ich zerſchlagen konnte, und kein Vieh, um es zu peitſchen. Alles iſt ja dahin, und mein Geſchäft am Tage nur, die Spinnweben und den Staub aufzuräumen, und Steine vom Acker zu ſammeln.“ — „So hudelt Eure Tochter; die Maruzza iſt ſtark, und kann ſchon etwas vertragen, beſonders heute, wo ſie herumgeht, als ob ihr's im Kopfe nicht richtig wäre. Sie iſt mondſüchtig, glaube ich, am hellen Tage. Lauter verkehrte Antworten; wohl zehnmal habe ich heute, wenn ich in ihr Fenſter ſchaute, geſehen, daß ſie das bischen Garn vom Webſtuhl und ihre paar Lümpchen zuſammenpackte, wie ein Soldat, der ſeinen Torniſter macht. Ging ſie nicht ſo weit, mir ſogar zu ſagen, als ich ſie bat, vernünftiger zu ſeyn, und ihrer Mutter zu helfen: „Ach, Nachbarin, das iſt nicht mehr der Mühe werth, wir werden Alle bald nicht mehr hier ſeyn?“ Macht mir daraus einen Spruch, wenn Ihr könnt. Wäre die Dirne nicht ſchon ſo groß, ich würde glauben, ein Zigeuner habe ſie ausgetauſcht.“

Aya dachte eine kleine Weile nach, und erwiederte dann, die Hände auf dem Rücken, und mit dem Kopfe nickend: „Du haſt Recht, Mutter Fedra. Es kommt mir gerade auch ſo vor, als ob die Maruzza mit dem Gedanken umginge, ſich davon zu machen, uns im Stiche zu laſſen, und in die Welt hineinzulaufen. Vorhin kamen des Popen Kinder herüber, und ſie war zärtlicher gegen ſie, als wohl ſonſt, und weinte, und küßte die Kinder hin und her, und, nachdem ſie dieſelben fortgeſchickt, und ich ſie fragte, was ihr Weinen bedeute, verſetzte ſie: „Ach, wer weiß, wie bald ich die

Engel nicht mehr wiederſehe, und auf immer verlaſſe!“ — Wahrhaftig, nun ſteigt mir Alles zum Kopfe, und wenn ich wüßte, daß ſie ihre Kindespflicht verleugnen wollte, ich würde ſo wild ſeyn, als ich bisher zahm gegen ſie geweſen.“ — „Am beſten wäre es,“ meinte Fedra, „wenn wir das Mädchen zuſammen in die Klemme nähmen. Wir wollen Eurem groben Mann nichts davon ſagen, denn die Männer ſchlagen gleich zu, und da wird die Dirne verſtockt, und ſagt kein Wort. Oder er frägt ſie dumm aus, und dann belügt ſie ihn, ſo daß er's glaubt; aber das verſchmitzteſte Ding widerſteht nicht zwei pfiffigen Weiberzungen. Darum ſollt Ihr den Honig und ich will den Pfeffer in's Geſpräch geben.“

In dem Augenblick knallten einige Flintenſchüſſe weit unten im Dorfe. Die Weiber ſtutzten, Gurul fuhr aus dem Schlafe auf und taumelte dem Popen entgegen, der nach dem Dorfe eilte, und im Vorbeigehen zurückrief, der junge Graf Miklos komme, und müſſe von allen Vorgeſetzten des Dorfs eingeholt werden. Der Bauer reckte ſich mit verächtlichem Geſicht, gähnte laut, und ſchlurfte zu den Weibern heran, mit den Worten: „Die Heiligen ſeyen gelobt, daß ich der Richter nicht bin, und dem jungen Domno nicht entgegen gehen muß. Ich glaube, ich würde ihn beißen, wenn ich ihn ſähe. Er iſt doch ſchuld an meinem Elend, wenn ich's recht bedenke, ob er's ſchon mit der Maruzza gut meinte.“ — „Pfui, pfui, und noch einmal pfui!“ riefen die Weiber, als wie im Chor, und ſpuckten aus. — Indeſſen ſtürzte Maruzza, wie außer ſich, aus der Hütte, rang die Hände, und rief: „Es wird im Dorfe geſchoſſen? haben ſie vielleicht den Unglücklichen entdeckt? O, es wird ihm das Leben koſten!“

Sie wollte gegen den Steg eilen, aber Gurul fing ihr Gewand mit einem tüchtigen Griff auf, und ſagte: „Biſt Du närriſch, Maruzza? Haſt Du vom Tollkraut gegeſſen? Willſt Du jetzt dem jungen Domno in die Arme laufen, weil er nun einen Arm weniger hat?“ — Maruzza ſtand mit ſcheuen Blicken ſtill, ob ſie gleich mit Gewalt ihre Hände von den Händen Fedra's und Aya's loszumachen ſuchte, die auch das Ihrige thaten, um die Erſchrockene feſtzuhalten. „Kind, um des Himmels Willen, was ſprichſt Du, was haſt Du vor?“ fragte Aya. — „Maruzza, Nachbarin, wer hat Dir es angethan?“ ſetzte Fedra kreiſchend hinzu. — Maruzza deutete nur ſprachlos nach dem Dorfe, wo ein lautes Jubelgeſchrei ſich hören ließ, und ihr Mund ſtammelte: „Gewiß haben ſie ihn jetzt überwältigt, gewiß liegt er jetzt in Banden! Vater, Mutter, Nachbarin, wir müſſen fliehen, wir ſind verloren mit ihm!“ — „Beſinne Dich doch;“ ſchalt der Vater, und ſchüttelte ſie derb bei den Schultern: „Freudenſchüſſe ſind's, Freudengejauchze, wozu das Volk geprügelt wird, weil der Sohn des Herrn kömmt, den Gott verdammen möge!“ —

Maruzza ſtarrte ihn mit großen Augen an, drückte dann mit beiden Händen die hochaufathmende Bruſt, und ſetzte ſich ſtill auf die Bank vor der Hütte. Gurul und die Weiber ſahen ihr zu, und ſchüttelten beſorglich den Kopf. Dann machte der Alte plötzlich ein pfiffiges Geſicht, und flüſterte den Weibern in die Ohren: „Ich merke, was dem verſtockten Ding im Sinne liegt. Denkt an den Kerl, der geſtern ſo großmüthig meine Schuld bezahlte. Die Maruzza hat es mit dem Kerl. Der Burſche iſt, ſo wahr ich lebe, ein Dieb, und die Maruzza weiß es. Da fürchtet ſie nun, daß man ihn auf friſcher That ertappt hat, wie er vielleicht juſt einen Bienenſtock hinwegtrug, oder einen Hammel ſtahl. Ich wollte um meinen Hals wetten, daß es ſo iſt, wie ich mir es einbilde.“ Aya klopfte in die Hände, und verſetzte ebenſo geheimnißvoll: „Fedra, ich glaube, der Alte hat Recht. Gurul iſt nicht ſo einfältig, Nachbarin. Am Ende will die Dirne ..... die Heiligen verzeihen mir die Sünde ..... aber mir iſt's klar .... ſie wollte geſtern gar nicht zu Bette ... mir war's im erſten Schlaftaumel, als hört' ich vor der Hütte mehrere Stimmen reden .... gewiß war der Soldat da, und hat ſie beredet, mit ihm davon zu laufen.“ — Fedra ſtemmte die Arme in die Seite, nickte mit bitterböſem Geſichte, und murmelte: „Verlogenes Geſchöpf. Aber es iſt die reine Wahrheit, was Ihr ſagt. Als ich geſtern noch mit ihr redete .... mir ahnte ſchon Böſes .... ſie hat es fauſtdick hinter den Ohren. Ja ja, ſie hat den Burſchen erwartet. Armer Joſchuch, wenn Du wüßteſt .....!“ — „Weißt Du noch, Aya,“ ſagte Gurul weiter, „wie wir es einſt machten, als ich Dich zur Nachtzeit in den Wald holte, und wir nicht eher zurückkamen, als bis Dein Vater die Einwilligung zu unſerer Hochzeit gab? Das ſteckt im walachiſchen Blut. Aber hier iſt die Sache ſchlimmer. Der Dieb will uns das Mädel nicht mehr zurückbringen, aber wohl mit ihr durch's Land reiſen, ſie zum Stehlen abrichten, ſie dann an einen liederlichen Raazen verkaufen, wenn er genug an ihr hätte. Da ſoll ja gleich das ſchwarze Wetter in die Maruzza ſchlagen! Hol mir die Büffelpeitſche!“ — „Ach Herr, ſchlage doch nicht gleich zu!“ — „Die Büffelpeitſche in aller Heren Namen! Habe ich gleich keine Büffel mehr, ſo bin ich doch Herr über mein ungerathenes Kind. Lauf Weib, oder ..... Du kennſt meine Fauſt!“

Ava lief erſchreckt nach der Hütte, ſtieß im Vorüberlaufen die Tochter, die ganz unempfindlich daſaß, mit dem Ellbogen an, und raunte ihr zu: „Verſtecke Dich, Landläuferin; der Vater will Dich prügeln!“ und verſchwand in der Thüre. Maruzza ſah erſtaunt in die Hohe, erblickte den Vater voll Zorn und Wuth, den die Nachbarin mit äußerſter Mühe zurückhielt, aber zugleich gewahrte ſie den flinken Nikol, der juſt über den Steg auf ſie zukam. Seine Nahe, obgleich aus andern Gründen ihr ſchmerzlich, milderte dennoch ihre Angſt. Gurul ſagte dagegen mit feigem Zorn zu Fedra: „Da iſt er wieder, der Schuft. Soll ich nicht hingehen, und ihm ein paar Fäuſte um die Ohren ſchlagen, daß ihm die Luſt vergeht, wieder zu kommen?“ — „Haltet an Euch, Gurul;“ verſetzte Fedra: „der junge Kerl iſt ſtärker als Ihr, und es iſt nicht gut, wenn ſich der Mann vor ſeinen Weibsleuten prügeln laſſen muß.“ — „Ihr ſeyd klug, Fedra. Ich will alſo nur mit dem Maule gegen ihn grob ſeyn.“

Hiemit wendete er ſich raſch zu Nikol, der ihn freundlich grüßte, und ſagte mit boshaften Augen: „Ein ſchöner Abend, Freund. Habt ihr aber ſonſt nichts zu thun, als hier herumzuſtreifen? Bei uns gibt's nichts zu ſtehlen, als höchſtens die Maruzza. Aber ich bin pfiffig und wachſam, wie ein Schäferhund.“ — Nikol ſah ihn mit großen Augen an, und erwiederte ruhig: „Es freut mich, daß Euch heute der Wein wieder wohl geſchmeckt hat, aber ich habe nichts mit Euch zu reden, ſondern will nur der Maruzza ein paar Worte ſagen.“ Ohne eine Erwiederung abzuwarten, näherte er ſich dem Mädchen. Gurul ſagte leiſe zu Fedra: „Der iſt frech wie ein Zigeuner. Wo bleibt nur die Aya mit der Peitſche?“ — „Ruhig, Nachbar;“ verſetzte Fedra: „Wir wollen ſehen, was er denn vor unſern Augen anfängt. Wollte er jetzt die Maruzza mit ſich nehmen, ſo dürfte er ſchon unſere Nägel fürchten.“

Aya kam nicht, denn ſie lauerte hinter einem zerriſſenen Papierfenſter. Gurul, der ſich heimlich vor Schlägen fürchtete, glotzte ziemlich dumm, von Fedra gehalten, nach dem Paare hin; Nikol ſprach aber mit freimüthiger Rede zu Maruzza: „In Deine Hand, mein Schatz, lege ich mein Wohl und Leid. Ich habe eben von meinem Herrn die Kunde erhalten, daß er endlich daran dachte, mich dafür zu belohnen, daß ich ihm das Leben gerettet. Aber welche Belohnung! Das

Verſprechen iſt edelmänniſch, aber nur der Bauer hält ſein Wort. Statt mir ein kleines Eigenthum zu geben, oder einen Dienſt in ſeinem Hauſe zu verleihen, will er mich unter die Panduren ſchicken, tief ins Gebirg hinaus, an die bannatiſche Gränze. Ich ſoll dort Corporal werden, und in einem ſchmalen Hauſe wohnen, und nur des Lebens Nothdurft haben, bei täglicher Mühſeligkeit und Gefahr. Aber das ſchmale Haus ſollte mein Schloß ſeyn, und das härteſte Brod mir ſchmecken wie Paſteten, und Mühſeligkeit und Gefahr meine Luſt werden, wenn Du mit mir das einſame Leben theilen wollteſt. Werde mein Weib und folge mir dann." Maruzza, die ihm furchtſam zugehört, ſchüttelte nun langſam den Kopf, und ſeufzte tief. — „So höre einen andern Vorſchlag;" fuhr der junge Mann dringender fort, indem er ihre Hand ergriff, die ſie ihm ohne Widerſtreben ließ: „Ich ſchlage, wenn Du willſt, den Häſcherdienſt aus, und begehre nichts von dem undankbaren Herrn. Doch habe ich in Fogaras ein hübſches Stück Geld niedergelegt, ehrliche Beute aus dem Kriege. Es ſollte einſt meiner Wittwe Nothpfennig ſeyn, wenn ich ſtürbe; aber ich will's, gehſt Du mit mir, dazu verwenden, mir einen kleinen Acker zu kaufen, und will ein Bauer ſeyn, gerne dem Herrn und dem König die Hälfte von dem geben, was ich erringe, und mit dem Reſt an Deiner Seite glücklich ſeyn. Schlage ein, und ſage Ja."

Maruzza's Augen wurden feucht, und ſie machte nach einem leichten Händedruck ihre Finger aus Nikol's

Händen los, mit den Worten: „Ich kann ja nicht, Nikol; Ihr wißt, warum. Denkt nicht mehr an mich, und vergeßt mich.“

Gurul und Fedra hatten Wort für Wort mit angehört, was Nikol geſprochen, ſo wie Maruzza's Antworten, und des Alten Zorn war ſchnell beſänftigt, ſo daß er ſehr zufrieden ſagte: „So hat er doch nicht mit ihr davon laufen wollen, der gute Kerl. Ihr habt das Mädel abſcheulich verleumdet, Nachbarin. Ich ſagte ja gleich, daß Maruzza ein liebes Kind iſt, und der Nikol ein Balſam von Ehrlichkeit. Um Eure böſe Zunge zu beſchämen, wollte ich wahrhaftig, daß Maruzza ihm die Hand gäbe; ſo behielte ich Nikol's Geld, und bekäme noch etwas Schönes von ihm heraus.“ — „Aber Joſchuch, Nachbar Gurul? Mein armer Sohn Joſchuch?“ — „Ei, faule Fiſche; der kommt nimmer wieder. Komm nur heraus, Aya. Laß die Büffelpeitſche drinnen.“

Nachdem Nikol während dieſer Reden eine Weile mit ſich ſelbſt gekämpft, ſtellte er ſich wieder dicht vor Maruzza, und ſagte, ſeine Hände auf die Schultern des ſitzenden Mädchens legend: „Es thut mir weh, mein liebes Herz, Dich plötzlich zu betrüben, und ich hätte es gern vermieden, aber die Sorge für Deine Beruhigung, und nicht minder die Hoffnung, mein Glück zu erzielen, öffnet mir den Mund. Dein Verlobter iſt das Hinderniß meiner Wohlfahrt, Joſchuch's Leben war der Tod Deiner Freiheit. Nun aber iſt es anders. Joſchuch, mein Kind, iſt todt.“

„Todt!“ ſchrie Maruzza, voll Entſetzen aufſpringend, aber aus ihrem Blicke leuchtete ein heller Strahl. — „Todt? da habt Ihr's ja, Nachbarin;“ ſetzte Gurul phlegmatiſch hinzu, und Fedra ſchlug, wie vom Blitz getroffen, zur Erde, und wälzte ſich heulend und ſchreiend, den Boden mit ihren Nägeln zerkratzend. Aya eilte, von derſelben Kunde beſtürzt, aber mit ſtummem Schrecken, hinzu, der Freundin beizuſtehen. — Nicht die Neugierde des Alten, nicht der Schmerz der Mutter, — er kannte ſie ja nicht — kümmerten den Jüngling, ſondern er fuhr, um Maruzza zu überzeugen, fort: „Ich lüge nicht, Maruzza. Ich habe Joſchuch's Tod aus dem Munde von Pawo's Sohn, aus Gabor's Munde erfahren.“ — „Aus Gabor's?“ entgegnete Gurul's Tochter mit wilder Haſt, faßte Nikol an beiden Armen, und ſah ihm forſchend, dringend in die redlichen Augen. — „Wenig Stunden ſind's, ſeit er's im Dorf erzählte.“ — „Er iſt todt? ſo plötzlich? Um Gottes Willen, wie kam er um?“ — „Durch die Kugel eines Sereſſaners.“ — „Wie kam der hieher? Wo iſt ſeine Leiche? Wie geſchah die ſchnelle That?“ — „Auf der türkiſchen Gränze, mein Kind. Du kannſt mir's glauben.“ — Maruzza fuhr zurück, ſchlug die Hände zuſammen, und ſchrie: „Wie iſt mir denn? ſo fern von hier? Alſo nicht heute? Nicht in dieſem Dorfe? Nicht in dieſem Walde? Armer Nikol, Du biſt belogen, Du haſt uns Alle getäuſcht; — Joſchuch lebt, und über uns ſpricht in Ewigkeit kein Prieſter den Segen.“

Sie riß ſich ſcheu von dem betroffenen Freiwerber los, ſtürzte in die Hütte, warf die Thüre hinter ſich zu, und entfloh wie ein Reh durch den Garten in das Feld. Gurul lief, ohne ſich nach Nikol umzuſchauen, der Flüchtigen nach, und Aya labte mit friſchem Quell die in Krämpfen fiebernde Fedra. — Eine Weile ſtand Nikol wie niedergedonnert da; dann ermannte er ſich mit wildem Blicke, drohte mit der Fauſt nach der Gegend, wo Maruzza entlief, und warf in grimmiger Wallung eine Handvoll Staub gegen die Hütte. „So iſt es aus, rein aus mit meinem Glücke;“ rief er erſchüttert: „Es ſcheitert an der Lüge und an der räthſelhaften Thorheit des Weibes; ſo will ich denn auch hart werden, wie der Fels, und hingehen, um im wilden Gebirg, auf den Spuren der Miſſethäter, des Undanks kärgliches Brod zu eſſen!“ Er rannte, wie von einem Sturm gejagt, über den Steg zurück nach dem Dorfe.

Nikol war lange Zeit, ohne ſelbſt genau zu wiſſen, wohin er ſeine Schritte zu richten habe, von innerm Groll gepeitſcht, auf einer gebahnten Straße fortgegangen, die halbmondförmig um das Dorf herum führte, als er in geringer Entfernung einen Haufen von Bewaffneten erblickte, der auf ihn zukam. Weil ſeine Stimmung ihm das Zuſammentreffen und Geſpräch mit fremden Leuten unerträglich machte, bog er raſch in einen Hohlweg ein, um die Leute vorüber zu laſſen. Dieſe hatten ihn jedoch ebenfalls bemerkt, in ſeinem raſchen Abſchwenken Verdächtiges gewittert, und ehe eine Minute verging, ſah ſich Nikol von ihnen umringt, feſtgehalten, ſah ihre Flinten auf ſeine Bruſt geſetzt. Die Plajaſchen waren es, die er am Morgen in der Schenke getroffen, und an ihrer Spitze der Span des Grafen. „Halt da!“ ſchrie dieſer Letztere: „Verdächtiger Burſche, wohin? Haben wir Dich endlich? Es iſt mir klar, daß Du der Mörder biſt, der dem Sohn des Andrei mit dem Tode gedroht. Der bekümmerte Vater hat ſelbſt mich aufgefordert, auf Dich zu fahnden, und meinem Falkenauge entgeht kein Miſſethäter.“ — Nikol entgegnete entrüſtet: „Wie? ich, der Vetter von Andrei ſelbſt, ich hätte ſeinem Sohn den Tod gedroht?“ — „Stille! jedes Wort iſt erlogen, das aus Deinem Munde geht. Greift zu, ihr Leute; haben wir erſt dieſen Einen, ſo wird er uns ſchon verrathen, wo der Landſtreicher ſteckt, dem er fortgeholfen.“

Die Plajaſchen hielten Nikol feſt, und hatten ihn im Nu gebunden, trotz des heftigſten Widerſtandes. „Dummkopfe!“ ſchnaubte Nikol: „Ihr habt den Unrechten; ſeyd ihr denn blind?“ — „Wir ſind nicht blind,“ verſetzte Davidow; „und ich weiß recht gut, daß wir Dich in der Rauferei mit dem jungen Mann erwiſchten.“ — „Das haben wir;“ rief ein Anderer: „Obſchon ich nicht behaupten will, daß dieſer Burſche der nämliche ſey, der mit unſerm Landſtreicher gemeinſchaftliche Sache machte.“ — „Pah!“ verſetzte wiede-

Davidow: „Du meinſt, weil er jetzt eine blaue Weſte trägt? Die Kerle vermummen ſich in jeder Stunde anders. Haſt Du mich nicht um Mitleid für den Landſtreicher gebeten? Haſt Du nicht gemacht, daß ich ihn eine Pfeife rauchen ließ? Geſtehe es ſelbſt.“ — „Ich weiß nicht, was Ihr wollt;“ antwortete Nikol voll Wuth: „Ihr ſeht mich für einen Andern an.“ — „Gleichviel! wir müſſen dem Commando den Gefangenen ſtellen, der uns entwiſchte. Zeigſt Du nicht ſeinen Schlupfwinkel an, ſo muß Dein Leib dafür büßen.“ Mit lautem Gelächter und Hohn ſchleppten ſie ihn aus dem Hohlweg wieder auf die Straße zurück.

„Könnt Ihr's im Himmel verantworten, Herr Span, wie dieſe Leute mit mir umgehen?“ fragte Nikol während des gezwungenen Marſches, und der Span erwiederte: „Die wackern Leute haben Fug und Recht, das zu thun. Leugne nicht, Du erſchwerſt Deine Strafe. Haſt Du nicht von Joſchuch's Tode erzählt? Haſt Du nicht den armen Dmitr geſchlagen?“ — „Ich war's nicht, in aller Heren Namen! Gabor war's, Pawo's Sohn!“ — „Lüge, guter Freund. Es kommt Dir nicht darauf an, verſchiedene Namen in einem Athem zu tragen. Ich laſſe Dich nicht aus meinen Klauen. Ich wußte ſchon geſtern, Du freigebiger Hund, daß Du Dein Geld geſtohlen. Du wirſt Dich vor Gericht verantworten. Erſt beweiſe mir, daß Du nicht der Gabor biſt, und dann rechtfertige Dich wegen Deines Geldes, und dann gib dieſen Leuten Rechenſchaft, wo Du ihren Gefangenen hingebracht haſt. Du ſollſt mich geſtern nicht umſonſt beleidigt haben. Voran, Freund. Stoßt ihn mit den Flintenkolben in den Rücken, wenn er nicht gutwillig geht.“

Ein paar neugierige Buben aus dem Dorfe, mit ausgehobenen Vogelneſtern in den Händen, ſtanden, das Maul aufſperrend, im Wege. Der Span hielt ſie an, und ſagte: „Heda, ihr Jungen! Kennt ihr dieſen Kerl da?“ — Die Buben ſchüttelten den Kopf: „Da ſiehſt Du ja, daß Du ein Landſtreicher biſt!“ ſagte der Inſpektor mit giftigem Blick zu Nikol, und fuhr zu den Buben fort: „Lauft was ihr könnt, zu Dodje Andrei, und ſagt ihm, der Kerl ſey gefangen, der ſeinen Sohn mit dem Meſſer bedroht. Lauft, und verdient euch ein gutes Trinkgeld.“

Die Buben ſprangen davon, und Nikol lachte voll bitterer Wuth laut auf. „Wir wollen ihn gleich nach der Meierei führen;“ ſprach der Span zu den Plajaſchen: „Es wird den beiden Herren Grafen angenehm ſeyn, etwas von dem Ende des ſchändlichen Joſchuch zu erfahren. Du ſollſt dorten ſchon noch einmal die Geſchichte erzählen dürfen, mein Sohn, und wenn Du nicht wollteſt, ſo . . . . .“ Er machte die Bewegung des Zuſchlagens. Nikol knirſchte mit den Zahnen, und verſetzte, dem kochenden Grimme in ſeiner Bruſt nachgebend: „Umgekehrt, Herr. Ich werde den Grafen etwas Angenehmeres erzählen, wovor ihnen die Haut ſchaudern mag: ich werde ihnen ſagen, daß Joſchuch noch lebt, daß er vielleicht in der Nähe iſt, um noch einmal zu verſuchen, wie der Bauer auf ſeine

Weiſe zum Herrn ſpricht, der ihn mit Füßen tritt.“ — Der Inſpektor ſtutzte und ſchrie: „Was? Unerhörte Frechheit! Doch wäre es möglich, daß Du wahr ſprächeſt, Bube. Kommſt Du nicht gerade von Gurul's Hütte? Wenn Joſchuch in der Nähe iſt, ſo muß dort ſeine Höhle ſeyn, und Du biſt mit ihm im Verſtändniß, und die ganze Sippſchaft iſt mit im Complott. Das wollen wir aufklaren, Schurke. So wie die Nacht kommt, laſſe ich das Diebsnebſt aufheben. Was gilt's, ihr guten Leute von Hobiza, daß wir dort auch euren Landſtreicher wieder finden? Marſch, voran! Nicht wahr, Du erblaſſeſt, Du Dieb mit der blauen Weſte? Es werden andere Dinge zur Sprache kommen, als die erbärmlichen Verleumdungen von Szember. Was meinſt Du? Ich denke, den Panduren werden ſchon die Fäuſte jucken, um Dir mit dem Stock den Willkomm aufzuzählen!“

Nikol antwortete auf die pöbelhaften Schimpfworte des Spans nicht mehr, aber er bereute in der Seele, daß er, von Wuth gereizt, durch eine unvorſichtige Aeußerung Maruzza's Frieden auf das Spiel geſetzt, und ſo konnte es ihm nur geringe Beruhigung gewähren, als, kurze Zeit nach ſeinem Eintreffen auf der Meierei, der alte Dodje Andrei herbeikam, ihn mit Erſtaunen an Gabor's Stelle ſah, und eidlich erklärte, daß Nikol ſein Vetter ſey. Schrecklicher indeſſen, als dem armen Nikol, war dem reichen Andrei zu Muthe, denn er rief mit zuſammengeſchlagenen Händen aus: „Ach, welcher Irrthum! Wenn nur kein Unglück daraus erwächſt! ſobald wir die Nachricht vernahmen, daß Gabor feſtgehalten, iſt mein guter Dmitr hinaus, um noch eine Fuhre Heu hereinzubringen, und wer weiß, ob er wieder geſund heimkehrt, weil Gabor noch frei umhergeht!"

Der alte Mann lief wie verzweifelt nach dem Dorf zurück, Nikol wurde aber ungeachtet der Erklärung Andrei's in einen Keller der Meierei geſperrt, um am nächſten Tage vor dem Grafen ein Verhör zu erleiden.

In Gurul's Hütte ſaßen beim Schein einer ſchwach glimmenden Lampe vier vergnügte Menſchen beiſammen. Maruzza hatte nämlich, um Aufſchluß zu geben über ihr ſeltſames Betragen, den dringenden Bitten der Mutter und Fedra's weichen müſſen, das Siegel ihrer Verſchwiegenheit gebrochen, und in engſter Vertraulichkeit erzählt, was ihr in der letzten Nacht begegnet, und was Joſchuch für dieſe beginnende Nacht verſprochen. Ihr Bericht, die Vorweiſung des prächtigen Perlengeſchmeides, Joſchuch's Worte und Verheißungen hatten ein neues Leben in die Zuhörer gebracht. Gurul hoffte von der Zukunft und einer veränderten Lage Nahrung für ſeinen Müßiggang, Aya ein ſorgenfreieres Daſeyn und das Glück der Tochter, Fedra des Sohnes Wiederſehn, und einen ſanften Tod in ſeinen Armen. Maruzza allein war traurig im tiefen Grunde ihres Herzens, aber im Abglanz der Freude ihrer Lieben wurde auch ſie nach und nach heiterer, und ergab ſich demüthig in ihr Geſchick. Die Weiber ſprachen von tauſend und tauſend Dingen, die da kommen würden, Gurul ſchaukelte ſich auf ſeiner Bank behaglich, und trank den Reſt ſeines Branntweins, und Alle zählten mit Ungeduld die Augenblicke, und wünſchten die Stunde herbei, wo Joſchuch, der neue ſchmucke Officier, eintreten würde, ſie Alle in ein beſſeres Land, zu Wohlſtand und Freude abzuholen. Es war draußen dunkel geworden, und der Sturz des Gießbachs deutlicher im Innern der Hütte zu hören, als am Tage, wo des Geräuſches, ſelbſt in den ödeſten Gegenden, mehr iſt. Durch dieſes Rauſchen drang indeſſen plötzlich ein ziemlich lautes Klopfen an der Thüre der Hütte. „Er iſt's!“ flüſterte Maruzza, ſchnell aufſpringend, und Alle wiederholten die Worte: „Er iſt's.“ Die alte, kaum von ihrer Ohnmacht geneſene Fedra wollte hinaus, die Thüre zu öffnen, aber Maruzza ließ ſich's nicht nehmen, den Dienſt zu verrichten, und ſchloß draußen behutſam die Pforte auf, und ſagte zu dem Eintretenden: „Biſt Du's, mein Freund?“ — Schrecken fuhr durch ihre Glieder, als eine fremde Stimme ihr entgegnete: „Gut Freund, mein Kind;“ und nicht Joſchuch's rauhe Fauſt, ſondern eine weiche Hand ſich an ihren Arm legte. Schon ſtand jedoch der Fremde in der Mitte der ſtaunenden Landleute, ließ den weißen Reitermantel fallen, und ſowohl Maruzza als ihre Aeltern erkannten zitternd die Geſtalt des jungen Grafen Miklos. Die Furcht bückte unwillkührlich die armen Leute zu Boden vor dem todbleichen jungen Manne, der in der ſchwarzen ungariſchen Tracht, ausgezeichnet durch die dunkeln Knöpfe, auf deren Spitze hellblinkende Silberperlen ſtrahlten, vor ihnen erſchien, wie ein Geſpenſt aus dem Grabe. Miklos bemerkte dieſes Zagen, und hob, ſeine frühere Wildheit verleugnend, mit Herablaſſung und Freundlichkeit die Tiefgebeugten auf. Bei dieſem Anlaß bemerkte Maruzza mit Schmerz und Mitleiden, daß der rechte Arm des Grafen todt und abgeſtorben von der Schulter hing. Miklos ſagte aber mit ſanfter Stimme: „Fürchtet nichts, ihr Leute. Ich komme weder, um Euch für eine That zur Rechenſchaft zu ziehen, die ein grauſamer Verbrecher beging, noch um auf's Neue einen Verſuch zu wagen, Maruzza's Reize für mich zu erkaufen. Die Luſt des Lebens und ſein Muthwille ſind für mich dahin. Aber ich erinnere mich noch mit Freuden der Blume, die ich einſt mit ſchnöder Luſt begehrt, und will nicht haben, daß ſie ein Opfer rauher Stürme werde.“

Er hatte ſich während dieſer Worte auf die Bank geſetzt, und faßte nun die Hand der unfern ſtehenden Maruzza mit ſeiner fiebriſch glühenden Linken, und ſah ihr, wie mit wehmüthiger Erinnerung, in's Antlitz, welches ſie halb abwendete, damit er ihre Mitleidsthränen nicht ſehen ſollte. Die Uebrigen ſtanden mit gefalteten Händen um den vornehmen Gaſt her, und ſelbſt in Fedra's Herz drang ein leichtes Bedauern für den verſtümmelten jungen Mann. Mit einem Seufzer ließ Miklos endlich Maruzza's Hand aus der ſeinigen, wendete ihr den Rücken, und fuhr weiter fort: „So wie mich mein elendes krankes Daſeyn und die Ausſicht auf einen frühen Tod mitleidig und weich macht, ſo verſteinert die grauſam beleidigte Liebe zu mir, dem Sohne, das Herz meines Vaters. Er wird Euch, fürchte ich, von dieſem Grund und Boden endlich vertreiben laſſen, und ſelbſt meine Vorſtellungen linderten ſeinen Haß gegen Euch nicht. Was wollt Ihr alsdann anfangen? Ich habe mich daher am ſpäten Abend noch nach Szluka auf den Weg gemacht, meine Pferde im Dorfe gelaſſen, und Euch aufgeſucht, ohne daß jemand darum weiß. Ich bringe Euch ein Geſchenk, das hinreichen wird, eure Anſiedlung in einem andern Diſtrikte zu begründen, und Eurer Tochter eine Ausſteuer zu bereiten.“

Er ſetzte einen Beutel auf den Tiſch, und Maruzza konnte ſich bei dieſem Anblick nicht mehr in der Hütte aufhalten, und lief weinend hinaus. Miklos ſah ihr ſchmerzlich nach, und die Weiber erſchöpften ſich in gerührten Dankſagungen. Gurul allein blieb ziemlich kalt, wog den Beutel in ſeiner Hand und verſetzte:

„Das iſt viel, guter Domno. Aber ich habe — der heilige Nikolaus ſoll's wiſſen, — ſicher nicht viel weniger verloren, weil Euer Vater mich das Feſt der Waſſerweihe zweimal im Gefängniß zubringen ließ. Maruzza ſoll für Euch beten, wohlthätiger Herr. Das Gebet von armen Leuten iſt ſo kräftig, wie das der Reichen, und mit der Ausſteuer wird ſchon Rath werden; die Maruzza heirathet ohnedieß bald, und ich hatte mir ſchon vorgenommen, von Eures Vaters

Gütern den Abzug zu nehmen, damit die Scheererei ein Ende hat. Es gibt ja auch an andern Orten Milch und Wein, und Fiſche zum Sieden, und ein Stück Fleiſch in den Topf; es muß ja nicht gerade in Szluka ſeyn."

Die redliche Stimmung des jungen Miklos fühlte ſich ſehr durch die Rohheit des Bauers verletzt, und der vornehme Mann ſagte ſich nun im Stillen ſelbſt, was ihm der erfahrne Vater ſchon oft begreiflich machen wollte, daß jede Gunſt und Gnade, die man einem Walachen zuwende, an den Undankbarſten verſchwendet ſey. Darum erwiederte er auf Gurul's Rede nicht das Geringſte, brach den edelmüthigen Beſuch ab, und ſchied faſt ohne Gruß, indem er den demüthigen Weibern bedeutete, zurückzubleiben, und der Tochter von ihm ein Lebewohl zu ſagen. — Die Thüre wurde ſorgſam hinter ihm geſchloſſen, und die Weiber erlaubten ſich alsdann, dem eigenſinnigen und groben Gurul beſcheidne und zaghafte Vorwürfe über ſein Betragen zu machen. Der Alte lachte jedoch ihrer Angſt und Theilnahme, ſchickte dem Wohlthäter noch einige derbe Schimpfworte nach, und machte ſich daran, den Beutel zu öffnen, und ſeinen Inhalt zu überzählen. Eine ziemlich anſehnliche Summe fand ſich darinnen vor, bei weitem hinreichend, die von Miklos benannten Zwecke zu erfüllen. Gurul's Herz ging auf beim Anblick des hellen Silbers und der paar Goldmünzen, die in ſeine Hand fielen. Er ſchwelgte in den üppigſten Hoffnungen, und jubelte, daß er nun das Haus ſeines reichen Schwiegerſohns nicht mit leeren Händen betreten müſſe. Währenddeſſen ſuchte Aya ihre Tochter vergebens in der Hütte, im Garten, und rief umſonſt ihren Namen in die dunkle Nacht. Fedra, deren Herz ſehnſüchtig nach dem Sohne pochte, horchte eifrig am Fenſterladen auf ſeine Schritte. Endlich .... ſie täuſchte ſich nicht .... näherten ſich Tritte, wie begleitet von Sporenklang. Eine leiſe Stimme wurde draußen laut .... eine vertrauliche Hand klopfte an die Thüre. — „Iſt's Maruzza?“ fragte die zurückkommende Aya. „Wenn's nur der Soldat nicht iſt, der ſein Geld will!“ bemerkte verdrießlich Gurul, und ſcharrte das Silber des jungen Grafen wieder in den Beutel. Aber Fedra ſchrie mit überſtrömender Freude: „Nein, nein, Joſchuch iſt's, mein Sohn, Joſchuch, mein herziger Joſchuch!“ — Als ob das Entzücken ihre alten Beine verjüngt hätte, ſo lief ſie nach der Thüre, riß ſie weit auf ..... und ſank an die Wand vor Entſetzen. Gewehre ſtampften auf der Schwelle des Hauſes nieder, eine Bande bewaffneter Plajaſchen erfüllte deſſen Raum ..... Gurul, Aya und Fedra waren im Augenblicke feſtgenommen, und der Span, der wie ein Geier auf den Geldbeutel ſtürzte, rief mit höhnender Siegesluſt: „Sagt' ich's nicht, daß wir das Diebsgeſindel ſammt dem Raube treffen würden? Nur fort mit ihnen; ſie ſollen uns ſchon ſagen, wo ſie das Geld her haben. Ihr aber, wackere Leute von Hobitza, ſtreift noch rund um das Haus, den Joſchuch zu fahen, der mit ſeiner Metze entwich. Ich wittre ihn in dieſer Nähe, und an einem Galgen ſoll dann die ganze Spitzbubenzunft prangen!“ — Vergebens die Betheuerungen Gurul's, in den Wind geheult die Thränen der Weiber; ſie mußten Alle gebunden aus der Hütte wandern, ohne daß Maruzza ſich gezeigt hätte, ſie zu tröſten, noch Joſchuch, ſie zu retten.

Der Leichenacker von Szluka umgränzte des Popen Haus und das kleine unanſehnliche Kirchlein. Dorthin richtete Maruzza ihre Schritte, weil ihr zu eng war in ihres Vaters kleiner Hütte, und ſie dennoch ſich ſcheute, des Popen Wohnung zur Nachtzeit zu betreten. Hier auf dem Todtenfelde ſuchte ſie Niemand, hier würde ſie ungeſtört weilen können, glaubte ſie, bis Miklos des Vaters Haus verlaſſen haben würde. — An der verfallenen Pforte des Gottesackers ſtand ſie hochathmend ſtill, warf einen Blick nach der Gegend des Dorfes, ſetzte ſich dann auf das Grab, das ihr zunächſt lag, und verſank einen Augenblick in tiefes Hinbrüten. Dann fuhr aber wie ein Blitz der Gedanke durch ihren Kopf, daß Joſchuch verſprochen habe ſie zu holen, und daß das böſe Schickſal fügen könnte, daß er und Miklos zuſammenträfen. Die Möglichkeit dieſer Gefahr beſtürmte ihre Sinne, ihre lebhafte Einbildungskraft zeigte ihr ſchon den Verlobten oder den Wohlthater todt am Boden hingeſtreckt; — ſie mußte eilen, um ein Unglück zu verhüten.

Gewaltſam riß ſie ſich empor, wollte zur Pforte hinaus, und lief in die Arme Joſchuch's. Die Freude, ihn hier zu wiſſen, und nicht dem Feinde gegenuber, begeiſterte das Mädchen zu einem herzlichen Empfang, der dem Bräutigam ſchmeichelte. „Was machſt Du hier, mein Herz?“ fragte er ziemlich ſanft, und Maruzza hatte kein Hehl mit dem Beſuche, der ſie vom Hauſe weggetrieben. Sie wußte ja, daß Joſchuch von den Aeltern Alles erfahren würde, und wollte ſeinen Grimm durch die Verheimlichung des Zufalls nicht reizen. Joſchuch hörte ziemlich kalt die Erzählung an, und hieß des Mädchens Betragen gut. Zugleich aber ſprach er verächtlich von Miklos, und ließ endlich mit bedeutendem Tone die Worte fallen: „Entweder ſann der Bube auf neuen Verrath, oder die Todesfurcht hat ihn vermocht, ein reniges Opfer für ſeine Sünden zu bringen. Meine Rechnung iſt aber noch nicht mit ihm abgeſchloſſen, weder mit ihm, noch mit ſeinem Vater. Ich will das Kerbholz tilgen.“ — „Zürne nicht, Joſchuch. Störe nicht des Wiederſehens Freude durch eine heftige That. Gewiß hat er ſchon jetzt des Vaters Haus verlaſſen, und Du findeſt dort nur Freunde, welche Dir bereitwillig folgen werden.“ — „Wir gehen gleich, Maruzza;“ antwortete Joſchuch ernſthaft, und ſchritt in das Leichenfeld hinein: „Verweile nur noch kurze Zeit.“ — „Gern; was willſt Du aber hier? was ſuchſt Du auf dieſem öden Platze?“ — „Vorerſt meines Vaters Grab, und dann des Prieſters Segen. Folge mir; ich habe Gabor und noch einen Freund hieher beſchieden, und vielleicht warten ſie ſchon meiner.“

Maruzza folgte dem Verlobten ohne Widerrede, und trat mit ihm an das Grab ſeines Vaters. Die Freunde waren noch nicht da, ſtille alles ringsum. Sternſchimmer leuchtete, und Joſchuch zog den Hut vom Kopfe, verſchränkte andächtig die Hände, und betete ſtill vor ſich hin. Dann ergriff er die Weihwaſſerſchaale mit andächtiger Geberde, beſprengte nach der ganzen Länge das ihm ſo werthe Grab, bekreuzte ſich einige Male, und ſagte hierauf mit wehmüthiger Stimme zur Braut, indem er dem Hügel den Rücken kehrte: „Ich habe von dem Vater Abſchied genommen, weil ich dieſes Dorf gewißlich nicht mehr ſehe. Nun aber komme Du mit mir in des Popen Haus. Er ſoll, alles überflüſſigen Brauchs ledig, unſere Hände zuſammengeben. Die Freunde müſſen, ehe ich Hundert zähle, daſeyn, und uns als Zeugen dienen.“

Dieſer Vorſchlag ſchnürte Maruzza's Bruſt zuſammen; ſie wich voll Erſtaunen einen Schritt von Joſchuch's Seite. „Heute? Gerade jetzt? Scherzeſt Du?“ fragte ſie ſtammelnd. Joſchuch entgegnete mit rauhen Worten: „Was ſoll das, Maruzza? Erſchreckt Dich die Hochzeitsſtunde? die Stunde, nach der all mein Sehnen und Verlangen hing, als ich heute den Tag, im Dickicht verſteckt, durchleben mußte, den Tag, welcher dauerte, wie eine Ewigkeit? Sieh mich an; ich trage das Gewand, das Du für mich bereitet. Mit Deinem Blute färbe ich's aber, wenn Du mit einem Hauche nur Dich weigerſt, mit mir zum Altare zu treten.“ — Joſchuch's Stimme hatte einen ſo ſchrecklichen Ausdruck angenommen, daß für Maruzza kein Ausweg blieb, als ſich in das Unvermeidliche zu ſchicken.

Zitternd wie ein Lamm, die Hände auf die Bruſt gekreuzt, trat ſie in die Fußtapfen ihres Drängers, der durch das Gras rüſtig hindurch ſchritt, bis ſie an die Hofthüre des Popenhauſes gelangt waren. Ein Druck auf den Riegel derſelben öffnete ſie, und ſie betraten das Innere der verödeten Prieſterwohnung, die dürftige Stube, worinnen die alte Magd des Pfarrers deſſen beide Kinder in den Schlummer ſang. Die Alte fuhr entſetzt empor, als ſie den bewaffneten Mann eintreten ſah, und wurde nur beruhigt, als ſie die ihr wohlbekannte Maruzza gewahrte. — „Was wollt ihr denn am ſpäten Abend?“ flüſterte ſie, um die Kinder nicht zu wecken. — „Iſt der Pope nicht zu Hauſe?“ — „Ach nein, Herr.“ — „Wie? wie kommt das?“ — „So eben wurde er abgerufen, mein guter Herr. Ein Sterbender verlangte nach dem letzten Troſte: des alten Dodje Andrei Sohn, der an ſeines Vaters Kukuruzfeld einen Meſſerſtich erhielt, daß ihm die Eingeweide aus dem Leibe hingen.“ — „Verflucht! Komm Maruzza, und Du Alte, verrathe mit keinem Wort, daß wir hier geweſen, wenn Du das wurmſtichige Herz vor einem Dolchſtoß bewahren willſt.“

Vergebens ſtrebte Maruzza nach den Kindern hin, die im Schlummer lächelten, als ob ſie Engel ſähen, um die Kleinen noch einmal zu küſſen; Joſchuch riß ſie heftig von dannen, und tobte mit aller Leidenſchaftlichkeit, ſobald ſie das Haus hinter ſich hatten, über ſein Geſchick, uber den Fluch, der auf ſeinem Leben laſte, und über Gabor's Unbeſonnenheit, der ſeines Freundes Sicherheit, um einer mörderiſchen Drohung zu genügen, ſo gefahrlich auf das Spiel geſetzt. — Nun ging's in vollem Laufe nach Gurul's Hütte hin, aber kaum hundert Schritte davon entfernt, ſtürzten Gabor und Proſz dem Paar in den Weg. „Wo wollt ihr hin?" rief Gabor mit gedämpfter Stimme, und hielt die beiden mit Lowenkraft zurück: „Ihr rennet beide in das Verderben. Gurul und Aya, und Deine Mutter, Joſchuch, ſind gefangen, ſind hinweggeſchleppt in den Kerker, und Bewaffnete lauern in Gurul's Garten und Feld auf Dich und Maruzza." — Maruzza ſank vernichtet an Joſchuch's Bruſt, der nicht minder wie ſinneverloren daſtand. Dann brach mit einem Male ſein Zorn im heftigſten Toben los: in bittern blutigen Thränen, weil die Sorge für ſeine Freiheit ihm das Wort, das Rachegeſchrei verbot. Sprachlos drohte er mit beiden Fäuſten nach dem Dorfe hin, nahm alsdann Maruzza auf ſeine bebenden Arme, und trug ſie den Berg hinan, wohin Gabor und Proſz, leiſe auftretend, vorankletterten. Hoch aber in der Finſterniß des Waldes, wo nur Gluhwürmer leuchteten, ſtand Joſchuch ſtille, ſetzte Maruzza auf den Raſen nieder, und fragte im kalten eiſigen Richterton: „Wer von Euch hat mich verrathen? Du Proſz? den ich vom Hungertode rettete, oder Du Gabor, den ich meinen Freund nenne, oder Du, Maruzza, der ich mich ganz anvertrauet?" — Zu ſeinen Füßen beſchwor Maruzza ihre Unſchuld, betheuerten Gabor und Proſz die ihrige.

Da rief er mit einem Male, wie von einem böſen Geiſte erleuchtet: „Das war der junge Domno! der Heuchler war's, der Wolf im Schafspelz! durch Geld ſuchte er euch zu kirren, und Ketten und Verrath waren im Hintergrund. Dieſes Räthſel mag ſich löſen wie es wolle, — am Leben meiner Mutter hängen auch des Domno Tage. — So wie nur eines ihrer grauen Haare gekrümmt wird, ſo ziehe ich auch den letzten Schein von Menſchlichkeit noch aus, um dieſes Otterngezücht nach Verdienſt zu ſtrafen. Steh auf, Maruzza; auf, ihr Andern. Wir wollen weiter ziehen, und ich will verflucht ſeyn, wenn ich einen Kuß von den Lippen meiner Braut ſtehle, bevor ich nicht mich in Rache geſattiget habe. Wo ſind unſere Pferde, Proſz?“ — „Bei dem Doppelkreuz, wo der Teufel die Felſen geſäet hat.“ — „So eilt, daß wir von dannen kommen, weil wir doch zu ſchwach ſind, um das Geſchehene heute ſchon ungeſchehen zu machen. Aber in meinem Kopf liegt die Rettung und die Vergeltung ſchon ſo klar wie der Tag. Stütze Dich auf mich, Maruzza, Du arme Tochter, und Du, Gabor, leih mir Deinen Arm, daß ich mich auf denſelben ſtützen kann. Ich bin wirklich ſchwach wie ein Kind; die raſendſte Wuth hat mich ſo ſchwach gemacht. Doch Geduld! ich will ſchon wieder erſtarken. Was haſt Du an Deinem Aermel, Gabor? Woher der naſſe Fleck?“ — „'s iſt Blut, Joſchuch;“ verſetzte Gabor gleichgültig; „Dmitr's Blut, dem ich Wort hielt, wie der redlichſte Schuldner dem zudringlichſten Juden. Er hat mit dieſem rothen Dünger ſeines Vaters Korn getränkt, und ein Strahl davon fiel zum Gedächtniß auf mein Gewand.“ — Maruzza ſchauderte, und Joſchuch ſagte zu Gabor kalt wie dieſer ſelbſt: „Du hätteſt uns in's Verderben bringen können mit dem Spaß. Doch entſchuldige ich Dich in dieſem Augenblicke noch mehr als ich ſollte. Blut könnte auch mich geneſen machen, und ich muß noch ſo lang darauf warten. Ich werde es nicht einmal vergießen dürfen, das Blut des Feindes, um das theure Blut der Mutter zu erhalten! Verfluchtes Schickſal! fort, fort, zu den Roſſen. Es mögen die Sporen arbeiten, weil das Meſſer hier nicht ſein Ziel findet!“

„Hore, wie der Wind durch den Schornſtein tobt!“ ſagte die Alte zu ihrem Mann, der ſich neben ihr in die Bettdecke von Schaffell vor Froſt zitternd einwickelte: „Es iſt doch [illegible], als ob die Geſpenſter ihren Tanz durch das Haus hielten. He! Slomi, ſchläfſt Du denn? oder beteteſt Du?“ — Der Mann gab der ungeſtümen Fragerin einen derben Stoß mit dem Ellbogen, und verſetzte brummend: „Was ſchlafen, was beten? Das Eine kann ich nicht, das Andere mag ich nicht. Mich ſchüttelt der Froſt.“ — „Und mich die Furcht, Slomi. Seit dem letzten Regen, wo die Luft ſo kalt wurde, als wären wir im Winter, fieberts mir durch's Gebein, und der Kopf geht mir rundum, als müßte ich Geſpenſter ſehen. Ach, Slomi: wenn die wieder kämen, die hinter dem Pferdſtall verſcharrt liegen?“ — „Das Weib könnte Einen mit ſeiner Herzensangſt anſtecken;“ verſetzte Slomi erbebend: „Steh auf, und wirf mir den Pelz auf das Bett, und hänge dann Etwas vor den Fenſterladen, das Mondlicht ſticht in unſre Stube, wie ein kaltes Meſſer. Ein tolles Wetter! Mond und Sturm nebeneinander.“

Das Weib erhob ſich gehorſam, und that wie der Mann befahl; tappte dann wieder an das Lager, und warf über ſich und ihren Alten den breiten Pelz. Mit heiſerer Stimme fügte ſie bei: „Wir waren doch in unſerer Erdhütte glücklicher als hier, guter Slomi. Ich hätte nicht gedacht, daß in einem Herrenhauſe ſo viel Angſt und Schrecken Platz nehmen könnte. Ein gut Gewiſſen iſt doch am Ende der ſanfteſte Pfühl.“ — „Aber die Gewohnheit iſt auch ein eiſernes Hemd, Du thörichte Priſſa. Wenn wir erſt ein Hundertmal in dieſem Hauſe geſchlafen haben, ſo werden wir an alles das, was Dich jetzt ſchreckt, nimmer denken. Die Armuth thut weh, und geſtohlener Speck ſchmeckt endlich doch beſſer, als der mit ſaurer Mühe erworbene. Der Teufel hole die reichen Leute, die uns unterdrücken. Wenn's uns nur wohlgeht, ſo mag meinethalben zum Schluß der rothe Henker kommen, und uns den Hals verſchnüren. Ob er's thut, oder der Hunger, gleichviel.“ — „Ihr ſeyd böſe Männer, Slomi. Wir müſſen Euch eben folgen, wie die Schafe dem Metzger. Aber wenn das letzte Gericht kommt, dann werdet Ihr anders beten und zagen. Es wird gerade in einer ſolchen Nacht angehen, wie die heutige. Wir werden unbeſorgt ſchlummern, und indeſſen kommt der Engel, und bläſt vor unſerer Thüre . . . . oder die Todten, die hinter dem Pferdſtall liegen, pochen an unſere Kammer, wie die Gerichtsboten.“

Sie hatte kaum vollendet, als derbe Stöße an das Thor donnerten, daß die Balken in der Kammerdecke krachten, Slomi und Priſſa zuſammenfuhren, und der Fanghund im Hofe in rauhes Gebell ausbrach. Die beiden Alten zogen vorerſt den Schafpelz über die Ohren, und plapperten in wilder Angſt ein thörichtes Gebet, bis des Klopfens immer mehr wurde, und der Larm nicht nachließ. Da ſagte Slomi: „So ſteh auf, und laß die Herren herein.“ Und das Weib erwiederte: „Ich wage es nicht; die vor dem Thore ſtehen können ſchon eintreten, ohne daß ich den Riegel öffne, denn es ſind die Todten!“ — „Albernes Geſchwätz! Höre ich denn nicht deutlich, wie ſie ſo kräftig fluchen? Scharren nicht die Pferde auf dem Sande? Der Baſchi iſt's, alte furchtſame Hexe. Lauf und reiß das Thor ſperrangelweit auf, denn der Baſchi verſteht keinen Spaß.“ Er warf das Weib mit einem Fußtritt aus dem Bette, und Priſſa, in den zottigen Pelz gehüllt, und gebückt dahin laufend, wie ein auf den Hinterfüßen gehender Wolf, huſchte aus der niedrigen Kammer in den Thorweg, den der Mond vom Hofe aus mit hellem Lichte beſtrahlte, und begann den ungeheuern Holzriegel, der das Thor verſchloß, aus ſeinen Klammern zu heben. Die Leute draußen wurden immer ungeduldiger, und eine herriſche Stimme rief fluchend und wetternd: „Aufgemacht in aller Hexen Namen! Will das faule Gezücht uns dem Sturme Preis geben? Eine Kugel vor Eure Köpfe, wenn nicht augenblicklich das Thor aufſpringt!" — Nun fiel der ſchwere Hebebaum zu Boden, und die Thorflügel gingen auf, und wie raſend ſprengten mehrere Pferde in den Thorweg, ſo daß die Alte von einem fliegenden Hufſchlag getroffen zu Boden fiel. Ohne darauf Rückſicht zu nehmen, ſpektakelte der Troß von Reitern bis in die Mitte des Hofes, wo Alle von den Gäulen ſprangen, und der Anführer, ein Weib von ſeinem Roſſe hebend, ſagte: „Friſch Maruzza; wir ſind an Ort und Stelle. Fürchte Dich nicht mehr, mein Herz, und folge mir, daß ich Dich unter Dach und Fach bringe."

Joſchuch führte ſeine Begleiterin nach dem Hauſe zurück, auf deſſen Schwelle Slomi mit einer lodernden Fackel erſchien, warf dem tragen Caſtellan bittere Schimpfworte in den Bart, und befahl ihm, nach dem beſten Zimmer voranzuleuchten. Die hinkende Priſſa ſtellte ſich mit einer Lampe ein, und ging demüthig voraus. Am Ende eines langen Ganges, nachdem man eine ſteile Treppe erſtiegen, öffnete ſich ein großes Gemach, geräumig wie ein Tanzſaal, aber auch öde und leer, wie ein ſolcher. Seltſam verkrümmte Hirſchgehörne waren in langer Reihe an der weißen Wand angebracht; dazwiſchen hie und da Wandleuchter von verdorbenem Spiegelglas. Einige Geräthſchaften von verſchiedenartigſter Form ſtanden unordentlich herum, den breiten rundſcheibigen Fenſtern gegenüber hingen einige, bei dem ſchwachen Lichte nicht erkennbare Bilder, und in einem Winkel war ein hohes Bett aufgethürmt, ohne Vorhänge mit tief herabhängender grüner Decke. „Hier iſt der Herrin Zimmer;“ ſagte Priſſa, und verneigte ſich wie eine Sclavin. Maruzza, die noch nie in einem ſo weiten ungeheuerlichen Raume geſchlafen, betrachtete mit Verwunderung das öde Gemach, und ſetzte ſich ſtumm, aber mit tiefem Seufzer auf einen Stuhl. Joſchuch aber ſchritt mit vergnügtem Geſicht und ſtolz aufgeworfenem Kopfe hin und her, und fragte ſeine Braut: „Wie gefällt's Dir hier, Maruzza? Iſt mein Haus nicht ein Edelſitz in dem großen Bergwalde?“ — Maruzza nickte, ohne ein Wort hervorzubringen. Joſchuch fuhr fort: „Du wirſt hier wie eine Gräfin leben, erhole Dich jetzt von der Mühſeligkeit des langen und ſchnellen Rittes. Du aber, altes Weib, erkenne in dieſer hier meine Braut, Deine Gebieterin, und thue alles, was ſie von Dir begehrt. Die geringſte Widerſpenſtigkeit, oder ein heilloſes Geſchwätz, wie es oft aus alter Hexen zahnloſem Munde kommt, kann Dir die ärgſte Strafe zuziehen. Du weißt, glaube ich, daß meine Drohungen nicht leer ſind. Richte Dich darnach, und folge mir, wenn Du alles zur Bequemlichkeit Deiner Herrin herbeigeſchafft haſt.“ — Priſſa verbeugte ſich wieder tief bis auf den Boden, ſchob einen angezündeten Strohbund in den Ofen, brachte Waſſer in einer Kanne, und deckte das Lager auf. Joſchuch trat indeſſen vor Maruzza hin, faßte ſie ſchmeichelnd beim Kinn, und lachte mit ſcherzhafter Laune: „Gute Nacht, Maruzza. Weil mir verboten iſt, Dir

Geſellſchaft zu leiſten, ſo behilf Dich allein, und verſuche, Dich in ſanften Schlummer zu wiegen. Du wirſt hier eine Königin ſeyn, und mir Dank wiſſen, daß ich Dir ein ſolches Loos bereitete. Ich ſehe Dich morgen frühe wieder, wenn ich nicht in dieſer Nacht noch fort muß. Lebe ſtille vor Dich hin, und wehre ſowohl der unnöthigen Beſorgniß, als überflüſſiger Neugierde. Schlaf wohl, mein Herz." — Mit dieſen Worten ſchüttelte er Maruzza's Hand und entfernte ſich langſam aus dem Zimmer. Priſſa ging ihm nach, ſobald ſie der neuen Herrin gute Nacht geſagt, und begleitete ihn die Treppe wieder hinab in ein leeres Gemach unfern vom Thore, wo Gabor und einige andere Männer, die mit Joſchuch gekommen, aus ihren Mänteln und Pferdedecken ein Lager für Joſchuch bereiteten. Auch Slomi wurde beſchieden, und Joſchuch, auf ſeinen Czakan gelehnt, fragte denſelben: „Iſt Alles wahr, wie mir Proſz und dieſe Leute hier berichteten? Es entkam bei dem Ueberfalle kein Einziger, der die Kunde von der That weiter verlautbaren konnte?" — Slomi ſchüttelte den Kopf, und erwiederte mit aller Ruhe, als ob er die gleichgültigſte Begebenheit erzählte: „Kein Einziger, Baſchi. Wir waren zehn bewaffnete Männer, die zur Nachtzeit hier einbrachen. Wir fanden wenig Widerſtand. Das Pferdegeſtüte, das vor Zeiten hier war, hatte der Herr vor geraumer Friſt ſchon in das Temeswarer Bannat verlegt, und ſo hatten wir es nur mit dem Schließer und zwei Roßknechten zu thun, die zur Pflege der paar kranken Gäule zurückblieben, welche noch im Stalle ſtehen.

Wir hatten ſie bald niedergeſchlagen; und auch die einzige Magd, welche die milchgebende Kuh beſorgte, mußte das Schickſal erleiden, denn wir hielten feſt an Deinem Befehl, keine menſchliche Seele zu ſchonen. Das Weibsbild ſchrie erbärmlich, aber es mußte dennoch dran; und die vier Leichen haben wir im Felde in der alten Getreidgrube verſcharrt, wo ſie liegen bleiben mögen, bis es dem Engel gefällt, ſie aufzuwecken." — „Das iſt gut; Du biſt ein kluger Spitzbube, Slomi. Du taugſt zum Caſtellan an dieſem Orte, und ſollſt den Dienſt behalten, ſo lange wir hier die Station haben, und ſo lange Du Dich geſchickt benimmſt. Wie wird Dir aber, wenn ich Dir ſage, daß der Graf vielleicht ſchon übermorgen hier eintrifft? Wie wirſt Du Dich aus der Schlinge ziehen, alter Schurke?" — „Je nun, Baſchi;" antwortete Slomi, mit gräßlichem Lächeln, indem er ſich den geſchornen Kopf rieb: „Ich denke, daß, wenn Ihr wißt, wann der Graf kömmt, Ihr ihn nicht an die Schwelle laſſen werdet, ihr wackern Leute. Und wäre es, ſo ſollte mir nicht um eine Lüge bang ſeyn, die mich über dem Waſſer hielte, bis Ihr mit Feuer und Schwert dazu kommt, mir zu helfen." — Joſchuch lächelte beifällig, und Gabor belobte laut die Fähigkeiten des alten Sünders. Dann erhob der Anführer wieder ſeine Stimme, und ſagte gemeſſen: „So vernehmt nun ihr Alle, daß meiner Braut für's Erſte unſre wahre Beſchäftigung ein Geheimniß bleibe. Sie muß erſt ſtark genug werden, um ſich in ihr Geſchick zu finden.

Das Wort, das ihr unſre Lebensweiſe verriethe, würde euch den Kopf koſten, vor allem dem alten ſchwazhaften Weibe, das ich zu Maruzza's Magd ernannte. Ein Näheres, Slomi, erfährſt Du noch aus meinem Munde. Geht nun Alle hinweg, ſchließt das Haus, und laßt den wachſamen Hund los. Schlaft ruhig bis morgen; heute habt ihr nichts zu befahren."

Alle gingen; den Gabor rief Joſchuch zurück, und ſagte vertraulich zu demſelben: „Wie iſt mir ſo wohl, daß ich im Eigenthum des ſchwerſten Todfeindes als deſſen Herr übernachte! Dieſes Haus, im tiefen Gebirge, kann ſchon eine Zeitlang unſer Hauptquartier bleiben, bis die geſammelte Beute uns erlaubt, nach einem andern Schauplatz zu ziehen, und dort in Ruhe zu verzehren, was wir in Leib- und Lebensgefahr eroberten. In den Kellern dieſer Einöde findet ſich auch der beſte Platz für den armen Sünder, den ich hier einſperren will: Wir dürfen nicht raſten. Der Graf mit ſeinem Sohne wird ſpäteſtens übermorgen dieſe abgelegene Straße, die nach den Herkulesbädern führt, ziehen. Ich laure ihm auf. Tod ſeinem Sohne, und Feſſeln für den Alten. Feſſeln ſo lange, bis er meine Mutter und Maruzza's Aeltern freigegeben. Während ich am ſchmalen Paß, wo der Waldſtrom die Straße verengt, ſo daß ſie nur einer ſchmalen Brücke gleicht, auf den Domno laure, mußt Du hier zurückbleiben, und den Boten auffangen, den der Edelmann ſchicken konnte, um hier ſein Nachtlager zu beſtellen. Er werde auf ewig ſtumm gemacht. Das Uebrige beſorge ich." —

„Du kennſt ja meine Treue und Ergebenheit;“ erwiederte Gabor, ihm die Hand reichend: „Ich harre aus bis zum letzten Faden, und was Du mir befiehlſt, iſt, als ob Du es ſelber thäteſt. Sorge nicht, ich werde Deine Braut bewachen, und für den alten Herrn einen Kerker bereiten, den nicht Sonne noch Mond beſcheint, und woraus kein Entrinnen iſt. Wann gedenkſt Du, Dich in den Hinterhalt zu legen?“

Joſchuch fuhr ſich verdrießlich mit der Hand über die Stirne, und murrte: „Wäre ich nicht betrogen und verflucht vom Schickſal, und nicht gebunden durch meinen heiligen Schwur, ich würde gern einen Freudentag in den Armen meines Weibes genießen, ſelbſt wenn die Gefahr vor der Thür ſtünde; was iſt denn das Verderben gegen einen Tag der Luſt? Ein Tag der Freude nur, nach ſo langen Tagen des Verbrechens und der Wildheit, und des Fluches, der uns in Berg und Wald trieb, um in dem Leben Anderer das unſrige zu gewinnen! — Doch darf es jetzt nicht ſeyn, und weil es nicht ſeyn darf, fliehe ich Maruzza's Anblick. Die Flammen verzehren mich in ihrer Nähe, und dennoch muß zuerſt mein Schwur erfüllt ſeyn, ehe ich daran denken kann, ſie zu dämpfen. Ich gehe morgen ſchon fort, ſobald der Tag bleicht. Der Sturm im Forſt ſchüttelt mein Blut durcheinander, und vielleicht gibt mir ein reicher Wanderer Gelegenheit, mich auf das größere Stückchen vorzubereiten, das ich gegen den Domno im Schilde führe. Sage den Leuten, daß ſie ſich mit dem Früheſten bereit halten. Proiz denke daran, die Einfalt, womit er ſich bei Szluka fangen ließ, wieder durch ein kühnes Handeln gut zu machen. Du bleibſt mit Slomi dann allein zurück, weil ihr hinreichend ſeyd, das Haus zu vertheidigen. Lege Dich nieder dann, und auch ich will verſuchen, ob ich ſchlafen kann.“

Maruzza ſchloß kein Auge, und die kurze Sommernacht wurde ihr zu einer qualvollen Ewigkeit. Die letzten Auftritte in dem Dorfe Szluka, die Eilreiſe durch das Gebirge, die zwei volle Tage angehalten, die Angſt um das Schickſal ihrer Aeltern, und die Furcht vor der Entwicklung ihrer Zukunft vereinigten ſich, ihrer körperlichen Mattigkeit die größte Seelenfolter beizugeſellen. Sie wand ſich wie in den Feſſeln eines ſchlimmen Zaubertraumes, und ſo wie die Nacht keinen Schlummer, ſo brachte auch der Tag keinen Strahl der Beruhigung in ihr Herz. Sie verließ ſchnell das Lager, warf ſich in die Kleider und öffnete das Fenſter, um die heißen Augen in dem friſchen Morgenwinde zu baden. Ach, ihr Blick ſuchte vergebens eine Ausſicht in die heitre Ferne. Der düſtre Wald umgab wie ein Gehege von tauſend Lanzenſpitzen das Haus, und kein Vogel rührte ſich in dem Walde, und kein munteres Wildthier flog über die ſchmale Wieſe, die von der Hofmauer einen Waldſaum trennte, gleich einem ſchmalen Graben. Alles ſtille, Alles einſam; im

Hofe ſchritt langſam und faul ein ſchwerer Hund mit niederhängendem Kopf und Schweife. Hie und da nur ſchallte Pferdegewieher aus den Ställen, die eine Seite des Hofes einnahmen. Kein Menſch ließ ſich ſehen; das Haus hatte das Anſehen eines Gefängniſſes. Eine unnennbare Angſt, ein niegefühltes Mißbehagen preßte Maruzza gewaltſam. Sie ſtreckte die Hände empor, und fragte ſich leiſe, unter herabrollenden Thränen: „O ihr Heiligen, hier ſoll ich mein Leben verbringen? Dieſes öde Haus ſoll mein Paradies ſeyn? Joſchuch will noch, daß ich ihm und dem Himmel für dieſes Loos danke? Nein, nein; die ſchlichte Bäuerin paßt nicht in dieſen verwaisten Edelhof. Warum biſt Du kein Bauer geblieben, Joſchuch, der in der kleinen Hütte wohnt, wo auch die Freuden klein, aber die Sorgen gering ſind? Wie gerne wollte ich, weil es ſo ſeyn muß, alsdann Deine Frau ſeyn; . . . . aber wie ſchwer wird mir's, in dieſen Raum, in dieſe Abgeſchiedenheit mich zu finden!“

Nun wurden Menſchenſtimmen hörbar, nun gingen unten die Thüren auf, nun kamen die wilden Männer aus dem Hauſe, die beim Eintritt in dieſen langen Gränzwald den Joſchuch als ihren Anführer empfangen hatten. Alle waren reiſefertig, den Mantel auf dem Rücken, Sporen an den Stiefeln, Waffen an der Seite, und liefen mit Haſt nach den Ställen, worinnen die Pferde unruhig wurden, ſtampften, ſchnaubten und ſich bäumten unter den Peitſchenhieben der Reiter, welche die Thiere raſch aufzäumten. „Sie gehen?“ fragte ſich Maruzza leiſe, und trat einen Schritt vom Fenſter zurück: „Gehſt auch Joſchuch?“ — So eben betrat auch er den Hof, und Proſz zog den Rappen, den Joſchuch zu reiten pflegte, aus dem Stall, worauf ſich ohne Verzug alle Bewaffnete in einen Haufen ſammelten. Joſchuch warf einen Blick im Kreiſe umher, und ſprang dann mit einem Satze vom Boden auf das Pferd. Maruzza athmete leichter, da ſie ihn ſcheiden ſah, und die Furcht, allein zurückzubleiben, trat in den Hintergrund vor der Freiheit, die ſie jetzt, wenn auch nur auf Stunden genoß, entledigt des Zwangs, ſich verſtellen und demjenigen Liebe heucheln zu müſſen, den ſie mit ſtummem Grauen betrachtete, mit ſtillem Entſetzen zum Lenker ihres Schickſals berufen ſah. — Joſchuch ahnte nicht, daß Maruzza am Fenſter ſtand, ſondern gab dem Pferde die Sporen, und jagte zum Thorweg hinaus, und die ganze wilde Horde brauſte ihm nach.

Das Geklapper der Hufſchläge erſtickte bald auf dem ſandigen Waldboden, und das Haus, nachdem die Thorflügel wieder zugeworfen waren, verſank in ſeine vorige Stille. Maruzza wendete ſich trauernd von dem Fenſter ab, und muſterte mit neugierigem Auge das Gemach, das ſie bewohnte. Ueberall alterthümliche Prachtreſte, gepaart mit Verödung. Gleichgültig ſchweifte ihr Auge über die zertrümmerten Herrlichkeiten weg, und betrachtete mit mehrerer Theilnahme die Bilder an der Wand: die Geſtalten zweier vornehmen Frauen in ungariſcher Adeltracht, und in ihrer Mitte das Bild eines Huſarenofficiers. Die Bilder waren ſchlecht, aber dennoch Wunderwerke für Maruzza's ungeübten Blick, und durch die Treue der grobgemahlten Geſichtszüge beſonders merkwürdig. Maruzza zögerte nämlich nicht, in dem Huſarenofficier, obgleich derſelbe in der Blüthe männlichen Alters abgebildet war, den ungnädigen Domno von Szluka, den alten Grafen, ihren Grundherrn, zu erkennen. Sie erſchrack beinahe vor dieſer Aehnlichkeit, und fragte ſich ſelbſt neugierig, wie denn wohl des Domno Conterfey hieher komme? hieher, in das ſtille Haus eines Gränzofficiers? Und wie Joſchuch, der bittere Feind des Grafen, dieſes Bild in ſeiner Wohnung dulden könne? — Sie ſtand noch vor dem Gemälde, und ſann, als ein leiſes Klopfen an der Thüre vernehmlich wurde. Sie ging ſchnell, den Riegel zurückzuſchieben, und begrüßte nicht ohne Vergnügen den alten Slomi und deſſen Weib, die knechtiſch freundlich hereinſchlichen, ſich nach dem Befinden der neuen Herrin zu erkundigen.

Maruzza, die in ihres Vaters Hütte, gleich der Mutter, eine dienende Magd geweſen, und ſich nicht in den Charakter der gebietenden Frau zu finden wußte, antwortete auf dieſe Fragen unbefangen, und ſtellte gleich an die alten Leute die weitere Frage, wen jenes Bild vorſtelle, und ob es nicht das Bild des alten Miklos ſey. Die alte Priſſa ſtarrte dumm und unverſtändig nach dem Bilde, aber Slomi kratzte ſich hinter den Ohren, und antwortete, ſchlau: „Ach, heiliger Andreas! wie ſollte der Domno von Szluka hieher kommen? Dieſe Tafel ſtellt unſern großmächtigſten König vor, und die Frau zu ſeiner Linken, wie ich glaube, die Konigin Maria Thereſia, und die zu ſeiner Rechten gewißlich eine andere Königin.“ — „Sonderbar;“ meinte Maruzza, lächelnd und beſchämt über die Täuſchung, die ſie ſich ſelber vorgemacht: „Der König ſieht dem Domno, der freilich älter iſt, ähnlich wie ein Bruder.“ Sie warf noch einen Blick nach dem Bilde, und Priſſa ihrerſeits ſah ihren Mann forſchend an, und dieſer winkte ihr, ja kein vorlautes Wort über ihre Lippen gehen zu laſſen. — „Wo iſt Joſchuch?“ fragte Maruzza weiter. Slomi antwortete: „Wahrlich, Frau, wir wiſſen's nicht; er ſagt's uns nie.“ — „Ihr ſeyd für beſtändig in ſeinen Dienſten?“ — „Ei, ſo lange er uns behalt.“ — „Iſt er ein guter Herr?“ — „Je nun, er iſt ſcharf wie ein zweiſchneidiger Säbel. Bald Regen, und bald Sonnenſchein, wie die Herren ſind.“ — „Ihr müßt's ihm zu gut halten. Es iſt ihm ſchwer ergangen. Aber jetzt ſcheint er ſich in ſeinem neuen Stande wohl zu befinden.“ — „Ei ja; es geht ihm gut, glaube ich.“ — „Doch iſt ſeine Pflicht beſchwerlich, nicht wahr, gute Leute?“ — „Hm ja, es kann wohl nicht anders ſeyn. Man treibt's eben, ſo lange es geht.“ — „Aber es iſt ſchön, für den Konig ſeine Kräfte aufzuopfern, und die unſichern Heerſtraßen und Waldwege zu beſchützen.“ — „Ja, wenn die Waldwege nicht wären, und die Gebirgsſtraßen .... die Heren mögen aber wiſſen, ob's ihm der König ſo recht aufrichtig dankt.“ — „Wie viel Leute ſind unter ſeinen Befehlen?“ — „Ich weiß nicht; bald ſeh' ich mehrere, bald weniger mit ihm kommen.“ — „Wohnen alle die Leute in dieſem Hauſe?“ — „Meiner Treu, entweder hier, oder im Walde; das iſt unterſchiedlich.“ — „Wird Joſchuch bald zurückkehren?“ — „Frau, das wiſſen wir nicht. Wir werden's ja ſehen, wenn er wiederkömmt.“ — „Sind wir nun ganz allein im Hauſe, Du und Deine Frau und ich?“ — „Ganz allein bis auf den Gabor, der unten auf des Baſchi Lager ſchnarcht, und nicht viel Luſt zu haben ſcheint, bald aufzuſtehen.“ — „Nun, ſo laßt ihn ſchlafen, und ich will ruhig ſeyn, weil Gabor daheim iſt. Führt mich aber jetzt durch das Haus, und zeigt mir alle Gelegenheit desſelben, wie auch das Feld, das dazu gehört. Du mußt mich in die Wirthſchaft einführen, gute Priſſa. Ich will von Dir lernen, denn ich bin nur eine arme Bauerndirne, die noch gar nicht weiß, wie man das Haus eines Officiers des Königs beſtellt.“

„Frau, das iſt bald gelernt, der Baſchi lebt nicht vornehm, und mehr als Fleiſch und Zwiebel und Salz und Brod kann doch der Vornehmſte nicht verlangen. Die Küche iſt bald beſorgt, und Felder haben wir am Hauſe nicht. Da gibt's Wieswachs, um die Pferde zu füttern, nichts weiter. Ihr werdet ein gutes Leben haben, ohne Sorge, ohne Mühe. Der Herr ſchafft Alles in das Haus, um Nichts habt Ihr Euch zu kümmern.“ — „Ei, da werd' ich lange Weile haben. Führe mich in die Küche, damit ich Dir wenigſtens helfe, gute Alte, die Mahlzeit zu bereiten.“ — „Wenn Ihr wollt, ſo kommt.“ — „Dann zeigt mir den Keller, wenn ſchon Vorräthe darinnen liegen.“ — „Seyd nicht böſe, Frau, aber mein Alter verſieht den Keller allein. Der Herr hat ihm den Schlüſſel gegeben, und Niemand außer dem alten Slomi darf hinein.“

Maruzza ſchwieg betroffen, und fragte nicht weiter. Sie folgte der alten Priſſa durch das öde leere Haus an offen ſtehenden weiten Gemächern vorüber nach der Küche, die auch ſo leer ſtand, als wäre ſie vor Kurzem erſt ausgeplündert worden. Das Geſchirr war dürftiger als in Gurul's Hütte, der Speiſevorrath magerer, und wenn Maruzza, im Verein mit der geſchäftigen Alten die einfache Mahlzeit richtend, dann und wann ſich erkundigte, wo denn die Vorräthe herkommen ſollten, antwortete Priſſa immer: „Der Herr ſorgt dafür; das geht Euch nichts an, Frau.“ — Dieſe Lebensweiſe ſchien der Tochter Gurul's von Augenblick zu Augenblick räthſelhafter und beſorglicher, und kaum hatte ſie mit Slomi, deſſen Frau, und Gabor, der immer noch nicht recht aus ſeiner Schlaftrunkenheit herauskam, das Pfefferfleiſch als Mittagsſpeiſe verzehrt, als ſie ſchon ſich beeilte, den Ort zu verlaſſen, wo ſich ihr tauſend Erinnerungen und tauſend Befürchtungen aufdrängten. Sie beſchloß, die Wieſe und den Waldſaum zu durchwandeln, Schwämme zu ſammeln, und dabei ihren Gedanken nachzuhängen. Priſſa wollte ſie begleiten, aber Maruzza wies die Gefährtin von ſich, und verſprach, bald zurück zu ſeyn. „Wagt Euch nicht zu tief in den Wald, Frau;“ rief ihr noch Slomi's Weib nach, als ſie durch die Hinterpforte des

Hofes hinaus in's Freie ging: „Es gibt noch viele wilde Thiere dort, und ſumpfige gefährliche Stellen.“ Marnzza verſprach, ſich nach dieſer Weiſung zu richten, und ging langſam durch das hoch aufſproſſende Gras nach dem Walde.

Die Sonne ſank bereits, als munterer Hufſchlag auf der Waldſtraße ertönte, und ein flüchtiger Klepper gegen das alte Jagdgehöfte trabte, darauf ein Reiter, den Kalpak auf dem Kopf, den Mantel um die Schultern wehend, und ſorglos ein Liedchen pfeifend. Er ritt ſchnurgerade an das Thor, und zog, ohne vom Pferd zu ſteigen, die Klingel. Dann ſtreichelte er den Hals ſeines Roſſes, und ſprach luſtig: „Brav, brav Skanderbeg. Du biſt ein leichtes ſchlankes Thier, und ſollſt nach ſtrengem Ritt vollauf Haber genießen, und ausruhen, ſo daß Dir der Marſch nach den Bädern nur wie ein Sprung über den Graben vorkommen wird. Die warmen Brunnen werden auch Deinen edlen Gliedern wohlthun, guter Skanderbeg. — Wo bleiben denn aber die Schlingel im Hauſe? Heda, fauler Hund von Caſtellan! Aufgemacht! Der Gyorg iſt draußen!“

Und er läutete immer ſtärker, und ſchrie, daß der Wald hallte. Mittlerweile ſpitzten in der Kammer der Schließer Stomi und Priſſa die Ohren, und Gabor, der Müdigkeitshalber ſich auf den Ofen gelegt hatte, flüſterte von dort herunter: „Das iſt der Leibhuſar des Grafen. Nun gilt's frech und geſchwind ſeyn. Macht ihm nur auf, und kirrt ihn; ich will ſchon dabei ſeyn, wenn's zum Treffen kömmt.“ — Hierauf ſtreckte er ſich, auf dem Geſichte liegend, aus, und blinzelte nur zwiſchen den Fingern hervor in die Kammer. Slomi ging aber, um zu öffnen, und Priſſa ſuchte auf Befehl Gabor's einen feſten Strick aus der Lade hervor. — Der Huſar ritt in's Thor, ſprang vom Gaul, übergab denſelben dem Alten, ihn nach dem Stall zu führen, und ſagte dann verwundert, indem er Slomi's Züge betrachtete: „He, wer biſt Du? ich habe Dein Geſicht noch nie in dieſem Hauſe geſehen. Wo bleibt der Peter, der alte Schwänkemacher?“ — „Ach Herr,“ antwortete Slomi mit bewundernswürdiger Unbefangenheit: „da iſt der alte Peter plötzlich krank geworden, und ſteif von Gicht, und hat mich rufen laſſen aus meiner Heimath im Bannat, denn ich bin ſein Bruder, Herr, und ſoll an ſeiner Statt das Haus beſorgen, bis er wieder zur Geſundheit kommt, wozu ihm das Herkulesbad verhelfen möge. Seyd alſo nicht böſe, wenn ich Euch ſchlechter bediene, als der Bruder gethan haben würde, und nehmt vorlieb.“ — Der Huſar verſetzte, von dem Tone des Slomi getäuſcht: „Schade um den alten Schächer. Wie kam der kerngeſunde Kerl zur Gicht? Na, ich werde ihn bald beſuchen. Das erſte Wort, das ich höre, daß er einen Bruder hat. Verſorge nur meinen Gaul, und folge mir in die Kammer. Ich habe Aufträge vom Herrn.“

Gyorg trat unverweilt in des Beſchließers Gemach, und nickte der Priſſa einen kurzen Gruß zu: „Biſt Du die Schwägerin des alten Peter?“ — „Ja, Herr.“ — „Nimm mir den Mantel ab. So. Stelle meinen Kalpal dort auf's Fenſter. Da haſt Du meinen Karabiner. Lehne ihn vorſichtig hinter den Ofen; er iſt geladen." — „Gleich Herr, ich mache es geſchickt. Wollt Ihr nicht auch den ſchweren Säbel ablegen? Ihr ſeyd ja bewaffnet bis an den Hals." — „Das muß man thun in Euren verfluchten Wäldern. Ich bin froh, die Strecke zurückgelegt zu haben, obgleich mir kein verdächtiges Geſindel begegnet iſt. Da haſt Du den Säbel. Putze ihn fein ſauber ab, das Beſchläge iſt angelaufen. Die Piſtolen aber rühre nicht an, und laß ſie, wo ich ſie aufhänge." — Er hing ſeine Piſtolen an einigen Nägeln auf, und pflegte ſich behaglich in einem ziemlich bequemen Sitz am Ofen. Indeſſen trat Slomi wieder ein, und ſprach: „Das Pferd iſt beſorgt, Herr Huſar." — „Gut, Alter; ich will dann ſelbſt nachſehen." — „Was befiehlt denn der Herr?" — „Sperre Deine Ohren auf. Er reiſt mit ſeinem Sohne nach Mehadia, wo er morgen Abends, ſo Gott will, eintreffen wird. Zuerſt hatte er beſchloſſen, ſelber hier vorzuſprechen, aber die ſchwächliche Geſundheit des jungen Herrn beſtimmte ihn, ſtatt über den Bergrücken, durch das heitere und wärmere Thal am Türkengrunde ſeinen Weg zu nehmen. Deßhalb hat er mich hieher geſandt, ſeinem Caſtellan anzubefehlen, morgen unverzüglich alles Bettwerk, das ſich im Hauſe findet, nach Mehadia hinabzuſchaffen. Man iſt dort ſchlecht auf Gäſte eingerichtet, und die Herrſchaft will doch Bequemlichkeit. Du magſt alſo einen Wagen rüſten laſſen, und durch einen Knecht das Geſchäft abthun. Wo ſind Deine Knechte?" — „Der eine, Herr, iſt mit den kranken Pferden auf der

Huth und der zweite ſchläft da auf dem Ofen. Er ſoll aber in der Nacht das Fuhrwerk herrichten, und abfahren, ſo wie der Morgen bleicht.“ — Gyorg warf einen flüchtigen Blick nach dem auf dem Ofen ausgeſtreckten Gabor, und ſagte: „Du verſtatteſt den Leuten viel zu viel Trägheit. Dein Bruder iſt viel ſtrenger mit ihnen. Jage den Kerl auf aus ſeiner Ruhe. Je ſchneller des Herrn Wille erfüllt wird, je beſſer iſt's.“ — „Es ſoll gleich geſchehen, Herr. Schade iſt's aber, daß die Herrſchaft nicht hieher kommt. Ich hätte mich zu ihren Gnaden empfehlen können. Ich bin ein armer Schmied meines Handwerks, und wäre recht zufrieden, wenn mir der Graf ein Dienſtchen im Hauſe ertheilen würde. Ich bitte um Euer Fürwort, geſtrenger Herr Huſar.“ — Gyorg ſchmunzelte und erwiederte: „Was Du mir thuſt, ſoll dem Herrn gethan ſeyn. Ich werde hier übernachten, und ſehen, was Du meinem hungrigen Magen vorſetzen wirſt. Darauf kommt es an, wenn wir gute Freunde bleiben ſollen. Für's Erſte ſchaffe etwas zu trinken.“ — Slomi ſchielte nach Gabor hinauf, und dieſer machte ihm ungeduldig ein Zeichen, welches von dem ſorgloſen Gyorg nicht bemerkt wurde. — „Wir haben allerlei im Keller;“ ſagte hierauf Slomi treuherzig und mit leckerhaftem Lächeln: „rothen und weißen Wein, Gewächs aus der türkiſchen Walachei, und dreierlei Zwetſchgenbranntwein von verſchiedener Güte. Wenn's Euch gefällig wäre, Euch die paar Stufen mit mir herab zu bemühen, ſo könntet Ihr aus den Fäſſern koſten, und wählen, was Euch beliebt. Der Trinker holt vom Faſſe den beſten Geſchmack.“ — „Meinetwegen, ich gehe mit Dir. Deine Alte mag indeſſen etwas zum Imbiß richten. Zuerſt in den Keller, dann zu meinem Skanderbeg, und dann zu der Flaſche, die ich wählen werde, und die wir zuſammen ausſtechen wollen.“

Er erhob ſich, und Stomi leuchtete ihm mit brennendem Lichtſpan voraus. Kaum waren ſie vor der Thüre, als Gabor ſchnell vom Ofen huſchte, den Strick ergriff, den ihm Priſſa nicht ohne Beben hinhielt, und ſeinem Opfer in den Keller nachſchlich. Auch Priſſa näherte ſich erſchüttert der dunkeln Treppe und horchte aufmerkſam, mit einem Fuße ſchon zur Flucht bereitſtehend. Eine Weile tönten unten des Huſaren und Stomi's Stimmen verworren fort, und man vernahm, wie Georg fragte: „Alter, wohin führſt Du mich? Wo ſtehen denn die vermaledeiten Fäſſer?“ Dann wurde es ſtill .... dann auf einmal ein lauter Schrei, dazwiſchen Gebrüll aus Gabor's Munde ..... dann dumpfes Röcheln, kurz, aber ſchauerlich .... und endlich Todtenſtille. — Nach geraumer Zeit kamen erſt Stomi und Gabor aus dem Keller hervor. Gabor trug den koſtbaren Dolman des Huſaren auf dem Arme, Stomi die Beinkleider des Unglücklichen, und ſeine geſtickten Ziſchmen. — „Er iſt hin;“ — ſagte Stomi mit fürchterlicher Kälte zu ſeinem zitternden Weibe, und warf ihr des Gemordeten ſeidnes Schnupftuch zu: „Da iſt etwas für Dich. Schaffe aber gleich die Haue und den Spaten in's Gewölbe, damit ich den Hund vollends verſorge.“ Gabor zog ohne Weilen das ſilbergeſchnürte Wams des armen Gyorg über ſein Gewand, hing ſeinen Mantel darüber, und lief nach dem Stalle. „Wohin?“ fragte Slomi verwundert. — „Ich muß dem Joſchuch berichten, daß der Graf einen andern Weg fährt, ſonſt mißglückt der ganze Streich; bewahre Du indeſſen das ganze Haus, und wache ſorgſam über des Kapitans Braut. Wenn Alles gut geht, ſind wir ſammt und ſonders morgen Abends wieder hier, und der Vogel, dem wir nachſtellen, ſitzt dort unten in ſeinem dunkeln Käfig.“

Nach einer Weile jagte Gabor auf dem Pferde des Huſaren von dannen, Slomi begrub den Erwürgten im Keller, und Priſſa — putzte ſich vor dem Spiegel mit Gyorg's ſeidnem Tuche. — Sie wurde bei dieſem Geſchäfte von Maruzza überraſcht, die plötzlich in heftiger Bewegung in ihre Kammer trat, und blaß wie der Tod auf den Stuhl ſank, wo früherhin Gyorg geſeſſen. Ihr Anblick — der eines Geſpenſtes — erſchütterte das alte verdorbene Weib, und ſie fragte mit einiger Beſorgniß, ob denn der Frau etwas Böſes begegnet ſey. Maruzza antwortete zuerſt nicht, ſondern hob nur, außer ſich vor Schrecken, und wie dadurch der Sprache beraubt, die Hände nach dem Himmel auf. Dann packte ſie unverſehens die Alte beim Arm, und riß ſie mit ſich fort zur Kammer hinaus, über den Hof hinweg, hinaus auf die Waldwieſe und nach der Stelle hin, an welche Priſſa ſelbſt nur mit Schauder dachte: an die alte verfallene Getreidgrube hinter dem Pferdeſtall. Indem ſie einige unzuſammenhängende Worte ſtammelte, deutete Maruzza auf den darüber aufgeſchütteten Hügel, und Priſſa wurde beinahe zu Eis und Stein, als ſie troz der Dämmerung, welche ſich herabſenkte, eine erſtarrte Hand gewahrte, die aus dem Hügel ragte, geſchmückt mit einem breiten metallenen Fingerring. Sich ſelbſt vergeſſend ſchrie das Weib: „Ach, alle Heiligen ſchützen uns! das iſt Ruſchi's Hand, die Hand der armen Magd! Entweder haben wilde Thiere hier nach den Leichen geſcharrt, oder Gott ſelbſt hat die Hand aus dem Grabe wachſen laſſen, um uns Alle zu verderben!“

Dieſes unwillkührliche Zeugniß von Priſſa's Mitwiſſenſchaft der hier begangenen Unthat ſchleuderte vollends eine Brandfackel in Maruzza's zerriſſenes Herz. Mit erſtickter Stimme, mit dem Ausdruck der Verzweiflung fiel ſie das in Todesangſt verſtummende Weib an, und fragte: „Dir iſt alſo dieſes Grab nichts Neues? Was mir der Zufall verrieth, da ich ſchwermuthig meine Schritte hieher lenkte, war Dir lange ſchon bewußt? Das Grab einer Gemordeten dicht am Hauſe der vom König beſtellten Sicherheitswache? Geſtehe jezt, wie alles dies zuſammenhängt! Ich laſſe Dich nicht lebend vom Plaze, bevor Du nicht mir alles enthüllt haſt. In welchen Händen bin ich hier? Was iſt's mit Joſchuch und ſeinen Geſellen? Wie kommt dieſe Leiche hieher?“ — Von Maruzza's ſtarken Händen geſchüttelt, wußte Priſſa ſich nicht zu faſſen, und verſezte ſtotternd: „Freilich ſeyd Ihr in den ſchlechteſten Händen, Frau. Der heilige Nikolaus verzeihe mir meine Sünden, ... Ich habe ja noch Nie-

BIBL. UNIV. LIPS.

manden gemordet; ich mußte ja Alles thun, was mir mein Mann befahl. Erſt, ſeit Joſchuch in dieſe Wälder kam, als ein flüchtiger Mörder, iſt der alte Slomi ſo ſchlecht geworden, und hat mit ihm und Gabor und den übrigen Spießgeſellen, die ſich zuſammenfanden, die Hand in Menſchenblut getaucht, früher hat er nur geſtohlen, hat er nur den Strang verwirkt; . . . . . jetzt ſpießen ſie ihn, wenn ſie ihn erwiſchen. Verrathet mich nicht, liebe Frau, gute Maruzza, denn wir ſind beide ſonſt des Todes.“ — Sie ſchwieg plötzlich, und horchte nach dem Hofe hin, und auch Maruzza ließ von ihr ab, denn Slomi's ſchleppender Schritt und ſeine Stimme wurden hörbar. „Priſſa, Maruzza!“ rief er gellend hintereinander in die Luft, und wie verzweifelt riß des Sünders Weib ihre zögernde Gefährtin von dem Grabe weg, und in die Wieſenflur hinein, ſo daß, als Slomi unter der Hinterpforte des Hofes ankam, beide vom Walde her zu wandern ſchienen. Stumm näherten ſich die Weiber dem alten Mörder, der des Huſaren geladenen Karabiner in der Fauſt trug, und duldeten, daß er ſie derb ausſchimpfte, weil ſie ſich ſo weit vom Hauſe entfernt hätten. Maruzza hatte einen Augenblick den Gedanken, ſich auf den Greis zu ſtürzen, ihm die Waffe zu entreißen, ihn ſogar damit zu tödten, wenn er ſie verfolgen ſollte, und aus dieſer Hohle des Verbrechens zu entfliehen. Aber ſie erbebte, wie Espenlaub, da ihr der Menſch zukrächzte: „Ich werde Euch einſperren, Maruzza, wenn Ihr noch ferner ſo herumſchweiſt. Wißt Ihr wohl, daß es mich das Leben koſtete, wenn Joſchuch Euch nicht mehr fände? Herein, herein mit Euch. Zur Abendzeit ſpazirt man nicht im Walde mehr. Es gibt böſe Leute genug in dieſer Gegend, und der Baſchi iſt nicht da, um uns zu beſchützen." — Somit trieb er die Weiber in das Haus zurück, und verſchloß die Hinterpforte, wie auch das große Hofthor ſtets verſchloſſen war. Maruzza floh nach ihrem Zimmer, und Priſſa erhielt von ihrem Manne derbe Prügel, verrieth aber den Schlägen zum Trotze nicht das Geringſte, was Maruzza's Lage hatte trauriger machen konnen. Nur, als die Zeit kam, da beide ſich zur Ruhe legen wollten, ſagte die Alte, voll Furcht für das eigne Leben, zu Slomi: „Ich weiß nicht, wie mir iſt, Mann. Es kommt mir aber vor, als ob die Braut des Baſchi ein bittres Heimweh hatte, und gern davon liefe. Wir waren dann ſo gut wie verloren. Du ſollteſt doch nachſehen." — „Das will ich. Ich lege mich auf ihre Schwelle, und ſie wird nicht über mich hinwegſchreiten, wenn ſie nicht eine Kugel im Leibe haben will." — Slomi warf den Pelz um, nahm Gyorg's Büchſe, und wollte gehen. Priſſa hielt ihn ängſtlich zurück: „Willſt Du mich allein laſſen? Wenn der Huſar aus dem Keller käme? Wenn er das Seidentuch von mir haben wollte." — „Du biſt ein Vieh, alter Borſtwiſch. So komm denn mit, und lege Dich auf die Treppe. Mir iſt's gleichviel, wo Du ſchläfſt, aber ich habe nicht Luſt, um der einfältigen Dirne willen mein Leben zu laſſen. Wäre ſie doch daheim geblieben! Zu unſerm Handwerk taugt ſie nicht!" — Das verruchte Paar lagerte ſich ſodann gleich lauernden Hunden vor Maruzza's Thüre.

Welche Nacht für Gurul's Tochter! Der Taumel eines Fieberkranken, die Agonie eines tödtlich Verwundeten, die letzte Nacht eines Sünders vor ſeiner Hinrichtung können nicht ſchrecklicher ſeyn. Maruzza konnte nicht ſchlummern, und vermochte dennoch nicht, beſonnen zu wachen. Von tauſend Dolchen war ihr Herz zerriſſen, und ihr Gehirn brannte. Die aus der Mordgrube aufgewachſene Hand tanzte ihr ſtets wie ein Geſpenſt vor Augen, aus jedem Winkel ſtarrten Leichengeſichter ſie an, Blutdunſt ſchien das Gemach zu erfüllen, und ſie ſprang entſetzt vom Bette, worauf ſie minutenlang keuchend geruht, weil Joſchuch's Geſtalt wie ein mordſchnaubender Rieſe vor ihrer Einbildungskraft auftaumelte. Sie rang die Hände, ſie warf ſich betend auf die Kniee, ſie rief den Tod, und zitterte doch vor dem Meuchelmorde. Unzählige Male verſuchte ſie an der Thüre, ob denn auch der Riegel noch feſt halte; ſie ſpähte durch das vom Mondſtrahl ſchwach erhellte Gemach nach einer Waffe, ſie rief in Gedanken alle Freunde und Verwandte herbei, ſie zu beſchützen. . . . Aber ſchnell ſank ihr Muth. Gurul und Aya im Kerker, Nikol verſchmäht, Gabor, ein Geſpiele ihrer Jugend, unter den Mördern, der gutmüthige Pope von Szluka fern, und auch Fedra in Ketten . . . ſie, die vielleicht noch etwas über ihren gewaltſamen Sohn vermocht hätte. — Dann aber kam wieder ein Moment, herbeigeführt durch eine lange ſtille Thränenfluth, in welchem ſich Maruzza beſann, in welchem ſie ſich ermannte. Warum fürchtete ſie Joſchuch's und ſeiner Genoſſen Dolch? Sie hatte ja noch nichts gethan, des Wuthrichs Rachgier zu reizen. Nicht der Tod von ſeiner Hand war's, den ſie zu ſcheuen hatte; wohl aber ſeine Liebe, ſeine Begierde . . . die Stunde, wo er ſie zwingen würde, dem Verlobten Wort zu halten! Was war dann ihr Loos? Elend, Schmach, Verderben oder Verderbtheit. Sie malte ſich mit den furchtbarſten Farben das Schaffot aus, worauf Joſchuch einſt verbluten würde. . . . Sie erblickte ſich ſelbſt im Geiſte, weinend zu den Füßen des hingerichteten Sünders, oder, — ihr noch ein gräßlicheres Bild — entmenſcht gleich ihm, als Räuberfrau bei den wüſten Gelagen der Bande, ein Zeuge blutgieriger Thaten, eine Mitſchuldige himmelſchreiender Verbrechen . . .! — Ja, ſie wollte leben, aber nicht als Gattin eines Räubers, ſie wünſchte zu leben für die Pflege ihrer Eltern, für eine glücklichere Zukunft, als die, welche ihr in dieſem fürchterlichen Hauſe bereitet wurde. Aber frei mußte ſie ſeyn, und nicht mit Lüge, nicht mit Entehrung dieſe Freiheit erkaufen. Ein raſcher Entſchluß, meinte ſie, möchte ſie retten, die Gnade des Himmels ihre Flucht ſichern, aber ſie durfte nicht warten, ſie mußte es ſchnell vollführen, weil Joſchuch mit dem nächſten Tag erſcheinen konnte. — Sie eilte an's Fenſter, ſie ſpähte, ob ein kühner Sprung zu wagen: Ach, vor der Tiefe ſchauderte das Weib. Da, wo der Sprung ſicherer geweſen wäre, verwehrten ihn eiſerne Gitterſtäbe. — Wie aber, wenn ſie keck durch's Haus ſchritte, eine Thüre ſuchte, die ihr zur Flucht den Ausweg öffnete? Ein Wunder konnte ja eine Pforte geöffnet haben, der gefährliche Hofhund konnte juſt ſchlummern, Slomi berauſcht ſchnarchen, Priſſa vielleicht, von Menſchlichkeit ergriffen, ihr zur Flucht behülflich werden. Sie eilte zu der Thüre ihres Gemachs, ſchloß ſie vorſichtig auf, und ſank faſt bewußtlos zurück, da ſich auf der Schwelle eine bewaffnete Geſtalt erhob, und unfern davon die glühenden Augen des Hundes durch das Dunkel blitzten. Slomi's Stimme murrte ihr eine Verwünſchung entgegen, und ſie warf ſchnell die Thüre wieder zu, und gab ſich verloren, und verfiel in die ſtarre Unthätigkeit der hoffnungsloſen Verzweiflung.

So fand ſie der Tag. Slomi's Weib kam, und beredete ſie, ſich zu Bette zu legen. „Verrathet mich um des Himmels Willen nicht;“ bat Priſſa mit leiſer Stimme: „Gebt vor, daß Ihr am Heimweh leidet. Slomi's Argwohn iſt gefährlich. Was wollt Ihr auch thun? Wenn Ihr auch fliehen wolltet, ſo kommt Ihr keine Meile weit, ohne in die Branken eines Bären, oder in Joſchuchs Hände zu laufen. Seine Geſellen ſind allenthalben im Walde zerſtreut. Ihr wärt verloren, armes junges Blut, und wir wären es auch. Ergebt Euch darein. Als mein Alter zum erſten Mal ſtahl, war mir auch entſetzlich zu Muthe, und ich fürchtete mich vor der Hölle. Aber jetzt ficht's mich ſchon nicht mehr an, und wenn ich einmal erſchrecke, als wie geſtern, ſo iſt es nur ein Uebergang.“ — Maruzza ſtieß heftig die niederträchtige Läſterin von ſich, und vergrub ihr Haupt in den Kiſſen. — Slomi kam; ſie ſah ihn nicht an, mußte aber dulden, daß der graue Böſewicht ſeine Hand auf ihre brennende Stirne legte, worauf er zu ſeinem Weibe ſagte: „Sie iſt wirklich krank, und ſomit erklärt ſich auch ihr mondſüchtiges Wandeln in der Nacht. Sie ſoll viel Waſſer trinken, um ſich abzukühlen, und ruhig im Bett bleiben, bis Joſchuch kömmt. Der Baſchi mag dann mit ihr anfangen, was er will; ich bin der Verantwortung ledig.“

Das würdige Paar entfernte ſich, Maruzza hörte, wie man von auſſen die Thüre verſchloß, und verſank wieder in das ſtarre Hinbrüten, woraus ſie nur ſelten zur Beſinnung kam, wenn etwa die Alte einen Blick in's Gemach warf, und ſie zwang, einige Tropfen friſchen Waſſers zu ſchlürfen. Gegen die Mittagsſtunde verfiel ſie in einen dumpfen Schlaf, und träumte verworren von erſchlagenen Menſchen, ſprengenden Pferden, und dem fürchterlichen Joſchuch, der mit ſeiner Flinte beſtändig auf ihr Herz zielte. Endlich vergingen auch dieſe Bilder, und ſie ſchlummerte feſt, bis ein heftiges Geräuſch ſie weckte. Sie fuhr auf, als ob Flintenſchüſſe in ihr Ohr ſauſten, und richtete ſich empor mit voller Beſinnung und klarem Bewußtſeyn. Die Sonne blitzte ſcharf in das Gemach, am Hausthore wurde gepocht, und kurz darauf knarrte unten der Thorflügel. „Joſchuch iſt's!“ flüſterte ſie entſetzt, und eilte nach der Thüre, um zu horchen. Sie vernahm zwei Stimmen: Slomi's und eines Fremden. Slomi fragte: „Wer ſeyd Ihr?“ — „Das frage ich Dich. Iſt der Herr des Hauſes in demſelben ſo unbekannt? Dich aber kenne ich nicht!“ — „Seyd Ihr vielleicht der gnädige Herr Graf?“ — „Ja doch, Tölpel. Wer biſt aber

Du? Wie kommſt Du hieher? Wo iſt der Kaſtellan?" — „Er iſt in die Bäder gefahren, wie ihm Euer Leibhuſar befahl. Ich, ſein Bruder, hüte indeſſen ſtatt ſeiner das Haus." — „So rufe ſchnell die Knechte, ſie ſollen ſich bewaffnen, nehmen, was gerade in ihre Hände fällt. Pferde heraus, eins für mich, die andern für Euch. Alles was hier lebt, ſoll aufſitzen, und mir augenblicklich folgen. Ich bin im Türkengrunde angefallen worden, und mein Sohn iſt vielleicht in äußerſter Gefahr, während mich das Roß, welches ich ritt, von einer Schußwunde toll gemacht, auf einem Seitenpfade in die Flucht trug. Zehn Schritte von hier iſt es zuſammengeſtürzt. Eile, keine Sättel auf die Pferde, in's Teufels Namen, eile!" — „Ach Herr, die Knechte ſind auf der Waide. Priſſa, eile, ſie zu ſuchen. Verſchnaufe ein wenig, Herr. Es ſoll gleich gethan ſeyn." — Dann wieder einige Flüche aus dem Munde des alten Grafen, deſſen Stimme ſich entfernte, und hierauf kurze Stille. Marużża bebte an allen Gliedern, lief an das Fenſter, erkannte den Domno von Szluka, der wie ein Verzweifelter im Hofe herumrannte, an die verſchloſſenen Ställe klopfte, den Knechten rief, auf den zaudernden Stomi ſchalt, und einmal über das andere ſchrie: „Miklos, mein Sohn! Wenn Dir nur der Himmel durchgeholfen hat. Die Mörder ſollen der Rache nicht entgehen!" — Indeſſen ſtolperte etwas über die Treppe; Marużża's Thüre wurde raſch geöffnet, und Stomi kam herein mit verſtörtem Geſichte, Gyorgs Karabiner in der Fauſt. Er eilte auf Marużża zu, und rief zähneklappernd: „Frau, nun gilt es. Der alte Graf iſt da. Joſchuch hat mir auf's Leben befohlen, ihn, wenn er käme, lebendig zu faſſen; Frau, Euer Vater ſchmachtet auf des Domno Befehl im Gefängniß; Frau, Ihr ſeyd ſtark und nervig, ... ſteht mir bei, weil ich Priſſa entfernen mußte, um den Alten zu kirren. Kommt herab, denn ich vertraue nicht allein auf meine Kraft. Hier iſt ein Strang. Werft ihn dem Grafen hinterrücks um den Hals, ich ſtürze dann auf ihn, und drohe ihm mit der Kugel, bis er ſich binden läßt. Geſchwind aber; keine Zeit verloren!“ Da blitzte es wie ein Wetterſtrahl in Maruzza's Hirn auf. Sie ſtürzte ſich wie eine Löwin auf Slomi, und ſchleuderte ihn in eine Ecke nieder, ehe er ſich verwußte. Dann flog ſie wie ein Pfeil zur Stube hinaus, warf hinter ſich die Thüre in das Schloß, und ſchleuderte, die Treppe herabſpringend, die ſchwere eichene Pforte zu, welche den Aufgang verſperrte. Wohl ihr, denn ſchon hatte ſich Slomi oben ermannt, und ſchnell beſonnen, ſprengte er mit einem Schuß aus dem Karabiner das Schloß der Stubenthüre auf. Seine Wuth ſcheiterte aber an der zweiten ſchweren Pforte; während er daran tobte, ſtieß und rüttelte, war ſchon Maruzza unten im Hofe, und dem Grafen nahe, der, von dem Schuß erſchreckt, den Säbel in der einen, die Piſtole in der andern Hand, auf ſie zulief. „Ihr ſeyd unter Mördern, Herr,“ ſchrie ihm Maruzza zu, und der alte Krieger erſtarrte. „Ihr müßt fort, auf der Stelle!“ rief das Mädchen weiter: „Joſchuch iſt nahe, und um Euer Leben iſt's gethan.“ — „Joſchuch? Nun wird's hell in meiner Seele. O mein armer Sohn!“ —

„Fort, fort!“ — „Wie ſoll ich? Kein Pferd!“ — Maruzza lief auf den Stall zu, ſprengte mit einer ſchweren Axt, welche dort im Winkel lehnte, die ſchwache Thüre, riß den rüſtigſten von den kranken Gäulen heraus, zäumte ihn mit geübter und raſcher Hand, und ſagte dringend: „Fort nun, Herr, zaudert nicht!“ — „Wohin?“ — Wieder ergriff Maruzza die Axt, und hieb wie eine Verzweifelte das Schloß von der Hinterthüre des Hofes. Das Gatter ſprang auf, der Weg war frei, und Slomi vor Wuth ſchäumend, mußte vom Fenſter des Hauſes unthätig zuſehen, wie der Graf ſich auf das Roß ſchwang. — Verwünſchungen ohne Zahl geiferten von ſeinen Lippen, er drohte mit der unſchädlich gewordenen Waffe in ſeiner Hand. Alles umſonſt. — „Wer biſt Du, hülfreicher Engel?“ fragte der Graf im Augenblick des Scheidens. — „Die arme Maruzza, Guruls Tochter;“ erwiederte das Mädchen, und ſank, von allen Kräften verlaſſen, auf einen Stein. Der Name griff an das Herz des alten Grafen. „Wie ſoll ich Dir vergelten, armes Kind?“ — „Laßt meine Eltern frei, und Gott ſegne Euch!“ — „Bei meiner Seligkeit!“ ſchrie der Edelmann, und ſpornte ſein Pferd, und jagte über die Wieſe nach dem Walde. Maruzza dachte nun auch an die eigene Sicherheit, und wollte zu Fuße der Bahn des Pferdes folgen, aber umſonſt. Der Kraftaufwand der letzten Augenblicke hatte ſie erſchöpft, ſo daß ſie in Ohnmacht dahinfiel. Durch den Flor, der ihre Augen bedeckte, erkannte ſie nur noch des alten Slomi Weib, das in's Haus gelaufen kam, und neben ihr die Hände rang, ſich das

Haar zerraufte, und mit Verwünſchungen die Unglückliche überhäufte, deren Beſinnung unaufhaltſam ſchwand.

„Erwache, erwache, abſcheuliches Weib!“ donnerte es in die Ohren Maruzza's, und ſie ſchlug langſam die Augen auf, und mit ſtürmiſcher Gewalt kehrten alle ihre Sinne wieder, denn ſie ſah ihr Grab vor ſich. Die Räuber waren zurückgekehrt, im Kreiſe ſtanden ſie, angelehnt an ihre dampfenden Roſſe; Slomi und deſſen Weib zitterten gebunden in dieſem Kreiſe, und Joſchuch, ſchrecklich wie der Bote des Todes ſelbſt, riß die ohnmächtige Braut, ſie mit rohen Fäuſten aufſchüttelnd, in die Höhe. Sein Geſicht war blaß vor Wuth und verzerrt, durch den ſchwarzen Fleck auf ſeiner Wange lief eine leichte Hiebwunde, ſein Gewand war zerfetzt, denn er kam aus blut'gem Streite. Doch war er Sieger geblieben; als Siegeszeichen ſtrahlten auf ſeinem Gürtel die blinkenden Knöpfe von dem Dollmann des jungen Miklos. Maruzza gewahrte dieſe Beute, und ſtieß einen gellenden Schrei aus. Dagegen brüllte Joſchuch außer ſich: „Beweinſt Du den Tod des Schurken, deſſen Buhlerin Du gerne geweſen wärſt? Beklagſt Du ihn, Du, welche dem Vater forthalf? Verfluchte! Geſtehe Dein Verbrechen. Hat dieſer blödſinnige Burſche wahrgeſprochen? Ließ er ſich von dem einfältigen Weibe fangen?“ — Maruzza ſchwieg, und heftete den Blick, des Aergſten gewärtig, feſt auf den Boden. Joſchuch warf ſie mit einem Stoße ſeiner Fäuſte zur Erde nieder. „Dein Schweigen, Verſtockte, ſpricht Dein Urtheil!“ ſchrie er, und ſchwang das Beil ſeines Czakans über ihrem Haupte. Doch hielt er inne, ließ die Waffe ſinken, und ſagte zu Einem, der neben ihm ſtand mit grimmigem Lächeln: „Der Alte muß zuerſt vor ihren Augen ſterben. Schaffe ihn weg!“ — Im Nu ſaß ein breites Meſſer in Slomi's Herzen, und mit einem dumpfen Seufzer fiel der gemordete Böſewicht zu Maruzza's Füßen nieder, daß ſein Blut ihre Sandalen benetzte. Priſſa erhob ein gellendes Zetergeſchrei, das nur unter den heftigen Schlägen der Räuber wieder verſtummte. — „Nun an Dich die Reihe!“ begann wieder Joſchuch mit ſteigender Wuth, und riß ſeine Flinte einem Nebenſtehenden aus der Hand. Maruzza, auf ihren Knieen, ſchlug die Arme gekreuzt vor das Geſicht, und erwartete den Tod. Der gräßliche Bräutigam, um ihren letzten Kampf zu verlängern, ſetzte wieder die Flinte ab, und ſchnaubte: „Du träumſt wohl ein Paradies, elende Sünderin? Du glaubſt gerade auf in den Himmel zu fahren, wähnſt mich dem Pfuhl der Hölle geweiht? Mein Blut komme über Dich, Elende! Mein, meiner Mutter und Deiner Eltern Blut; um Deinetwillen habe ich die That begangen, die mich zum Mörder macht, um Deinetwillen ſchmachten Gurul, Fedra und Aya im Kerker, und Du ließeſt den Edelmann nur frei, damit er den Henkertod der Unſchuldigen beſchleunige. Meiner Mutter Fluch über Dich, mein Fluch, der Dich begleite im Augenblick Deines Sterbens!“ Abermals ſchlug er das Gewehr an, zielte mit gierigen Augen, und drückte ab. Der Schuß verſagte; fluchend ſchüttete er friſches Pulver auf, und wollte auf's Neue losdrücken, als mit einemmale Gabor und noch ein Räuber mit fürchterlichem Geſchrei in den Hof ſprengten. — Mit flammendem Auge warf Joſchuch die Flinte über die Schulter, und fragte leidenſchaftlich: „Bringt Ihr den Domno, oder habt Ihr ihn erſchlagen? Berichte ſchnell, Gabor: Du retteſt das Leben dieſer Sünderin!“

„Nein, nein!“ ſchrie Gabor, ſein Pferd wild tummelnd: „Auf's Roß, Joſchuch, zur Flucht oder zum Kampf! Ein Trupp von Panduren folgt mir auf dem Fuße. Der Alte hat uns verrathen, er führt ſie. Laß dieſe Unglückliche, und fliehe, oder wehre Dich wie ein Mann!“ — Mit einem gräßlichen Hohngelächter ſprang Joſchuch, ohne ſich zu beſinnen, auf das Pferd, ſeine Geſellen thaten desgleichen. „Der Domno will ſeine Wegzehrung holen!“ rief Joſchuch: „Er ſoll ſie haben, und wer von Euch nicht ſtreitet, wie ein hungriger Wolf, ſtirbt von meiner Hand. — Du Gabor, bleibſt zurück, und tödteſt ſchnell dieſe Undankbare. Nur ihre Leiche will ich finden, wenn ich wiederkehre. Die Kugel, die ich ihr beſtimmte, kann ich jetzt beſſer gebrauchen!“ — Den Säbel in der Fauſt ſprengte er dem Feinde entgegen, und ſeine Genoſſen folgten ihm. — Gabor blieb bei den Weibern zurück, Priſſa hielt bei Elomi's Leiche, und Maruzza erwartete mit gefalteten Händen die Vollendung ihres Geſchicks.

Nachdem der lärmende Trupp ſich weit genug entfernt, näherte ſich Gabor dem Mädchen, und ſagte mit bewegter Stimme: „Ich habe noch nie ein Weib umgebracht, und ich bin Dir gut, Maruzza. So lebe denn, und überlaſſe mir's, Joſchuchs Grimm zu beſänftigen, wenn er zurückkehrt. Ich darf Dich nicht frei laſſen, weil ich Joſchuchs Wuth fürchte, aber ich ſtehe Dir dafür, daß Du nicht ſterben ſollſt. Folge mir, und auch Du, alte Vettel, komm, um Deiner Gebieterin Geſellſchaft zu leiſten.“ — Er faßte beide an der Hand, und zog ſie ſchnell nach dem Keller. Er drängte ſie in das Gewölbe hinab, verrammelte die Thüre, und rief durch's Schlüſſelloch den Gefangenen zu: „Verhaltet Euch ruhig und mäuschenſtill. Ich folge dem Joſchuch, um neben ihm zu fechten. Sorgt aber nicht; ich komme dann wieder, und hebe ſelbſt Euch aus dem Grabe.“

Die Weiber in dem Keller hörten, wie ſeine Schritte ſich entfernten, und auf die Schrecken der letzten Stunde folgte eine tiefe Stille. Maruzza ſaß ſtarr wie ein Steinbild am Boden, und auch der alten Priſſa Schluchzen verſtummte in dem Maaße, als die Geſpenſterfurcht wieder in ihr aufkam. Von der dichteſten Dunkelheit umgeben, athmeten die Gefangenen neben einander, ohne mit einem Wort das gräuliche Schweigen zu brechen, und an ihr Ohr ſchlug lange lange kein Laut. Endlich . . . von ferne verwirrtes Getöſe; Pferdegetrappel durch das weite Thor, . . . Geſchrei, Lärmen, Waffengeklirr, Gejauchze einer ſiegestrunkenen Menge. „Bereite Dich zum Tode;“ ſeufzte Maruzza in ſich hinein, erſchüttert von Joſchuchs Wiederkehr, und an Gabors Troſt verzweifelnd. Priſſa heulte und ſtöhnte wieder auf's Neue. — „Wo, wo ſind ſie?" riefen draußen mehrere rauhe Männerſtimmen, während über den Häuptern der Gefangenen ſchwere Tritte polterten, und Flintenkolben aufſtampften. Unter gewaltigen Schlägen ſprangen die Thüren, auch an die Kellerpforte donnerten Kolbenſtöße . . . die Pforte wich . . . der Augenblick der Metzelei ſchien gekommen . . . unwillkührlich feſt umſchlangen ſich die Weiber, den Tod zuſammen zu leiden. Blutrother Schein der Abendſonne ſchlug durch die zertrümmerte Pforte . . . viele Männer ſtrömten in das Gewölbe, und riſſen die Verkleidungen von den Kellerfenſtern. Es wurde hell. „Sind hier Räuber?" ſchrieen die Kommenden wild: „Ergebt Euch, ihr Hunde!" Ein Schuß knallte auf's Ungefähr durch den Keller, und die Weiber ſchrieen laut auf. — „Weiberſtimmen? Alle Heilige! Maruzza! Wo biſt Du?" rief der Anführer der eindringenden Schaar. Maruzza ſtutzte, ein Strahl der Freude belebte ſie . . . „Nikols Stimme? Hier bin ich!" ſeufzte ſie aus ſchwer athmender Bruſt, und lag weinend vor Entzücken in den Armen des Pandurenführers. Auf ſeinen Armen trug ſie Nikol zum Tageslicht empor. Im Hofe lagen gebundene Räuber am Boden, aufgeſchichtete Waffen, Sieg verkündende Beute. Die Panduren ſtanden rings mit blitzenden Gewehren, in ihrer Mitte ſaß der alte Graf, Kampfeshitze auf der Stirne, aber tiefe Trauer in den Zügen. Nikol hielt vor den Augen der ſtaunenden Maruzza Joſchuchs blutigen Gürtel in die Höhe, und jauchzte mit wilder Freude: „Er iſt todt, der Abſcheuliche. „Dich bindet nichts mehr, Maruzza. Das Grab gibt Dich frei ... ſey nun endlich die Meinige!“

„Horch, der Hahn kräht, der Morgen dämmert; — der Dienſt ruft mich von Deiner Seite;“ ſagte Nikol, der kühne Pandurencorporal, und verließ das geliebte Weib mit einem Kuſſe. Maruzza hielt ihn auf, und antwortete: „Scheide doch nicht ſo rauh und kurz von mir. Ich fühle mich immer ſo allein, wenn Du mich verläſſeſt, und möchte jeden Augenblick, wo ich Dich noch länger zurückhalten kann, mit Gold bezahlen. Du darfſt nicht gehen, ohne von meinen Händen Deine Waffen zu erhalten. Mein Segenſpruch wird Dich alsdann über den ganzen Tag vor Gewalt und Gefahr ſchützen.“

Sie reichte ihm den Gürtel und die Patrontaſche, den Säbel und die Piſtolen, und bemerkte hiebei, daß Nikol heute juſt ſo kriegeriſch ausſehe, wie an dem Tage, da er ſie in des Grafen Jagdhauſe vom Tode befreit. — „Ein ſchöner Tag!“ verſetzte hierauf Nikol, und ließ ſich, noch eine Weile zu plaudern, neben Maruzza auf die Bank nieder: „Das war unſer eigentlicher Hochzeittag. Der Segen des Popen, der bald darauf folgte, vermochte nicht, uns inniger zu verbinden, als der Augenblick es gethan, wo ich auf meinen Armen Dich aus dem Keller trug, Dich zu retten, nachdem ich kurz vorher den Joſchuch von meinem braven

Volkow darniedergeſtreckt ſah, ihm den Gürtel raubte, als Preis und Beweis meines Sieges! Ich danke dem Himmel, daß ich Pandur geworden bin, um Dich zu befreien, ob ich gleich nicht ſehr froh war, als mir der Graf, noch in der Nacht, da Joſchuch Dich von Szluka holte, das Gefängniß öffnete, worein mich der niederträchtige Span geworfen. Ich war zerfallen mit den Menſchen, und dankte dem Grafen kaum, und eilte, was ich konnte, ſchnell das unſelige Dorf zu verlaſſen, wo ich Dich nicht mehr fand, und ahnte nicht, daß ich ſchier dieſelbe Straße zog, worauf Dich Joſchuch fortriß. Ich flog wie ein Pfeil meiner Beſtimmung entgegen, ich war begierig, einem Räuber die Spitze zu bieten. Das Mißtrauen, womit mich das kleine Commando empfing, dem ich vorzuſtehen hatte, ſchärfte noch in mir die Luſt, bald recht kühn an ſeiner Spitze zu fechten. Wie mein Herz klopfte, als ſchon am erſten Tage ſich die Gelegenheit bot, auf die Streife zu ziehen, als ich erfuhr, daß man Spuren einer gefährlichen Räuberſchaar entdeckt! Wenn ich gewußt hätte, daß Du mir ſo nahe warſt! Eine Nacht und einen halben Tag hatten wir fruchtlos ſtreifend zugebracht, als uns der Graf auf keuchendem Pferde begegnete, mich erkennend, uns aufrufend zur Hülfe, uns führend zum Siege.“ — Maruzza verbarg ihr Geſicht an Nikols Bruſt, und flüſterte: „Jener Tag hat mich zwar in Deinen Beſitz gebracht, und ich freue mich deſſen, aber vergeſſen konnte ich doch nicht, obſchon mehrere Monden ſeitdem verfloſſen, daß jener Kampf einem Manne das Leben koſtete, der vielleicht weniger ſträflich war, als ſein Gewerbe. Er möge von der Hölle erlöst ſeyn.“ — „In Gottes Namen;“ erwiederte Nikol: „Ich habe keinen Groll gegen ihn; nur kann ich Dir betheuern, daß gerade der mit dem Pulverfleck gezeichnete Menſch der größte Schrecken dieſer Wälder war. Von ſeinen Genoſſen ließ ſich dann und wann Schonung erwarten, aber nie von ihm. Sein Meſſer würgte unaufhaltſam, ſeine Kugel war unbarmherzig. Daher nannte man ihn den Stolz des ſchlechten Geſindels, das ſich hier herumtreibt, und deſſen Daſeyn man in dem friedlichen Szluka nicht ahnte, als bis Gabor dort erſchienen war, um meinen armen Vetter zu morden. Gabor ſtarb eines verzweifelten Todes, wie ein Reiter in der Schlacht; ſiebzehn Wunden bluteten an ſeinem Körper, und nur mit ſeinem Fall endete der Streit. Joſchuch war vor ihm durch einen Schuß getödtet worden, und ſchien im Tode noch zu drohen und meinen Leuten Entſetzen einzujagen. Sie plünderten ihn, aber Keiner wagte es, die nackte Leiche zu berühren. Die verſprengten Genoſſen des Räuberhauptmanns hatten übrigens, da wir zur Wahlſtatt zurückkamen, mit abergläubiſcher Vorſicht die Leichen der Gebliebenen zur Seite gebracht, und in irgend einer verborgenen Schlucht begraben, den Vögeln und Raubthieren eine wehrloſe Beute.“ — „Gott ſchenke denen Ruhe, deren Leiber unbegraben auf dem Felde liegen,“ ſagte Maruzza fromm, „und Frieden gebe er den Menſchen auf der Erde. Ach, guter Nikol, mich flieht der Friede ſo lang, bis ich meine Eltern wieder ſehe. Schon ſind ſo viele Monate verfloſſen, der Spätherbſt entlaubt die Bäume, und meine Hoffnung will nimmer grün werden. Der Graf vergaß des Verſprechens, das er zur Zeit der Noth mir ſo heilig gegeben; mein Vater und Mutter Aya ſchmachten immer noch im Gefängniß. Wären ſie frei, ſo hätten ſie längſt ihre Tochter aufgeſucht, und Dich als ihren Schwiegerſohn umarmt.“ — „Der Edelmann iſt mit dem Wort gleich bei der Hand, und zaudert mit der That;“ verſetzte Nikol bitter, und warf einen finſtern Blick auf die ärmliche Wirthſchaft, den einzigen Lohn, den er ſich mit ſeinem Blute gewonnen: „Vornehme Leute beſinnen ſich lange; entſchuldige jedoch den alten Grafen mit ſeinem Schmerz; ſein einziger Sohn fiel ja von Joſchuch's Hand getödtet, und er iſt der Letzte ſeines Stammes. Ich fertige morgen einen Panduren nach dem Hauptcommando ab, und will durch ihn ein Schreiben an den Grafen befördern laſſen: eine Mahnung, damit er ſich des Schickſals Deiner Eltern erinnere, und Ernſt mache. Vielleicht hilft's.“

Die Panduren, die zu der Station gehörten, welche Nikol befehligte, hatten ſich während des kurzen Geſprächs vor dem Stationshauſe aufgeſtellt, und riefen dem Anführer. Der Dienſtpflicht eingedenk, trennte ſich Nikol augenblicklich von dem geliebten Weibe, und verſprach, am frühen Abend von der Streife zurück zu ſeyn. Maruzza wollte ihn kaum aus ihrem Arm laſſen, und er ſagte daher verwundert zu ihr: „Warum heute dieſer Schmerz? Du mußt der kurzen Trennungen gewohnt werden. Warum gerade heute ſo beklommen? Fürchte nichts, wenn Du auch allein zu Hauſe zurückbleibſt; in unſere Nähe wagt ſich nicht ſo leicht räuberiſches Geſindel, und ringsum laſſe ich die Patrouillen gehen. Zum Ueberfluß bleibt ja der wackere Hund Tolpaſch an Deiner Seite. Der ſchwarze zähneblöckende Wächter weiß gar wohl, daß er meinen Schatz zu hüten hat.“

Lächelnd machte ſich Nikol aus Maruzza's Armen los, und trat zu ſeinen Soldaten. Er hatte bald einer jeden Rotte ihren Weg vorgezeichnet, die Commandirten ſchwenkten ab, und Nikol zog mit derjenigen Abtheilung, welche den ſchwierigſten Weg zu machen hatte.

Die flatternden Mäntel, die blinkenden Waffen waren bald im grauen Wald verſchwunden, bald verſtummte der letzte Ton des Geſangs, womit die Panduren abzogen. Maruzza war allein. Die Sonne trat lächelnd aus den grauen Wolken, und die herbſtliche Natur erquickte ſich an den warmen Strahlen. Maruzza's Geiſt wurde heiterer, gleich dem Himmel, und ſie ging mit Luſt an die tägliche Beſchäftigung. Sie fegte ſauber die kleine Stube, die ſie mit Nikol bewohnte, ordnete das Lager, öffnete Fenſter und Thüren, damit die warme Luft einziehen möge, putzte den kleinen Spiegel in dem breiten bunten Rahmen, wiſchte den Staub von den Waffen ihres Mannes, von ſeinem Torniſter, und ſah nach dem Ofen, um den Speiſevorrath zu berechnen, der ſich noch im Hauſe fand, und vorhalten mußte, ſowohl für Nikol, als die übrigen Panduren, die in demſelben Hauſe, Nikol's Stube gegenüber, in einer Art von Speicher wohnten und ſchliefen. Das Haus ſelbſt ſtand aber auf ziemlich hohen

Pfählen, in dem ſumpfigen Boden feſt eingerammt, und bildete ſomit in ſeinem Untergeſchöß einen offnen Stall, oder ein Obdach vor dem Regen für die Schildwache, die in der Nacht das Haus zu hüten pflegte. Denn die Station war, obgleich an einer fahrbaren Straße, dennoch rings von Wald und Schluchten umgeben, und zur Nachtzeit wohl zu verwahren. Am Tage ruhte zwiſchen den Pfählen der große Hund der Station, der ſich mit Maruzza bald befreundet hatte, und heute ſie allenthalben bei ihren häuslichen Verrichtungen begleitete, bis Maruzza ihn wieder auf die hohe Haustreppe verwies, um ein Stündchen der weiblichen Eitelkeit zu widmen. Sie holte nämlich, als ob Sonntag wäre, die ſchönen bunten Kleider, welche ihr Nikol von einem benachbarten Jahrmarkte mitgebracht hatte, aus der Truhe, und ſchmückte mit hellfarbigen Tüchern, in einen türkiſchen Bund geſchlungen, den Kopf, nach Weiſe und Sitte der Frauen. Sie putzte ſich auf, ſo gut ſie vermochte, und beſchaute ſich wohlgefällig im Spiegel; da ſie aber in der Truhe weiter ſuchte nach Schmuck und Kleinodien, ihren Hals zu zieren, fielen ihr die Perlen in die Hände, die ſie einſt von Joſchuch empfangen. Ihr Anblick verſcheuchte Maruzza's gute Laune, ohne ein Wort zu ſprechen, legte ſie die Perlen nieder; ſchloß die Kiſte, und trat an's Fenſter, um ſich zu zerſtreuen. Es kam zufällig eine Menge von Menſchen die Straße dahergezogen: Oelverkäufer, wandernde Schäfer, Roßhändler mit ihren Thieren, Bauern mit ihren Weibern, barfuß ſchlendernde Kaluger, und dann und wann Fuhrleute vor beladenen Wägen, mit ganzen Heerden kleiner Pferde beſpannt. Unfern von dem Stationshauſe ſtieg ein ſteiler Bergabhang in die Höhe, und das Thal wiederhallte von dem beſtändigen raſenden Geſchrei der Fuhrknechte, womit ſie die Pferde immer im angeſtrengteſten Trab die ſchroffe Höhe hinanjagten, ganz kurze Zeit innehielten, und dann wieder den Lärm von Neuem begannen. Aber auch dieſes Getümmel verhallte, und alle Wanderer waren flüchtig vorübergegangen, als die Mittagszeit herannahte. Da die Straße öde geworden war, wich auch Maruzza vom Fenſter, und war im Begriff, ihren Putz abzulegen, wodurch ſie manchen vorüberziehenden Mann entzückt hatte, als plötzlich Tolpaſch auf der Treppe ein ungeheuerliches Gebell erhob. Maruzza pfiff dem aufrühreriſchen Hunde, und Tolpaſch kam zu ihr an den Ofenheerd, obgleich knurrend und zähnefletſchend, und ihm folgte ein abgeriſſener verwilderter Bettler mit ſchwerbeſchlagenem Knotenſtock, ein kurzes Beil im Gürtel, und die Mütze von Lammfell tief in die Stirne gedrückt. „Gib mir zu eſſen, Frau;“ ſagte er mit dumpfem und gebieteriſchem Tone gleich beim Eintreten: „Ich bin hungrig, und dulde keine Ausflüchte.“

Maruzza trat verwundert dem rohen Gaſt einen Schritt entgegen, und fuhr wie vernichtet zurück, da ſie die Züge des Bettlers gewahrte. Joſchuch's Antlitz ſtarrte ihr entgegen, zerriſſen von Narben, entſtellt von Hunger und Wildheit. Ein Auge war zu Grund gegangen, das andere ſtierte glühend und drohend nach dem Weibe. „Bei allen Hexen!“ rief er mit heiſerer Stimme: „Iſt dieſes Weib nicht Maruzza?“ — Er ſtreckte beide Hände nach ihr aus, ſie wich zurück und ſtrauchelte, Tolpaſch glaubte ſie in Gefahr, und fiel den Bettler mit ſcharfem Zahne an; aber mit einem Meiſtergriff packte der geübte Räuber den Hund bei der Kehle, und ſchleuderte ihn ſo unſanft über die Treppe, daß Tolpaſch ſich wimmernd unter die Strebepfähle verkroch. „Wenn Du keine andere Wache haſt, Maruzza,“ ſagte Joſchuch hierauf höhniſch, „ſo biſt Du verloren, gelüſtete mir nach blutiger Vergeltung. Aber ich will noch nicht von der Vergangenheit reden. Schaff' mir zu eſſen, denn ich muß meinen Hunger ſtillen, bevor ich entſcheide, ob ich Dir das Leben ſchenke, oder meiner Rache ihren Lauf laſſe. Es iſt ſchon ſo weit mit mir gekommen, daß ich meine Leidenſchaft dem Hunger unterordne. Bediene mich alſo gleich, oder fürchte den Tod. Du magſt Dir einbilden, daß nur das verzweifeltſte Elend den Gauner in ein Pandurenhaus treiben kann, um darin Eſſen zu verlangen. Schaff' her, was Du haſt.“

Er drohte ſeiner ehemaligen Braut mit dem kleinen Handbeil, und ſie ſchickte ſich zitternd an, ſeinem Befehle zu gehorchen, obſchon ungewiß, ob ſie mit einem lebendigen Menſchen, oder mit einem Geſpenſte zu thun habe. Währenddeſſen machte ſich's Joſchuch in Nikol's Stube bequem, pflanzte ſich an den Tiſch, wie der Herr vom Hauſe, und ſprach der wohlgefüllten Flaſche zu, die auf dem Fenſterſimſe ſtand. — Ohne ein

Wort zu reden, ſtellte Maruzza vor ihn hin, was das Haus vermochte. Er aber ſagte, mit Heißhunger über die mäßige Speiſe herfallend: „Du biſt unfreundlich, Du haſt, ſeit Du ein Pandurenweib geworden, die Sitte verlernt. Unterhalte Deinen Gaſt. Setz' Dich zu mir.“ — Maruzza zögerte. — „Setz' Dich, oder es wird nicht gut!“ wiederholte Joſchuch mit gefährlichen Blicken, und riß mit nerviger Fauſt das bebende Weib an ſeine Seite. Maruzza vermochte nur mit zitternder Lippe zu ſtammeln: „Ich fühle nun, daß Du lebeſt, Joſchuch, aber ich begreife es nicht. Du ſchienſt mir ein Geſpenſt, weil treue Zeugen mir Deinen Tod verkündeten.“ — Joſchuch lachte wild, und erwiederte, nachdem er einen langen Zug aus der Flaſche gethan: „Unkraut kommt ewig wieder, Maruzza. Ein ſchlechter Kerl verdirbt nicht. Darum lebe ich noch. Ein Schuß ging mir brennend durch die Bruſt, aber ich rang mich dem Tode ab, kroch matt und blutend von dem Platze, den der Feind verlaſſen hatte, und rollte mich in den nächſten Abſturz, damit ſie meinen Körper nicht verſtümmeln, mir den Kopf nicht zum Siegeszeichen abſchneiden ſollten. Lieber wollte ich am Geſtein zerſchmettern, oder mich auf einer Tanne ſpießen. Keines von Beiden geſchah. Ich ſtürzte von Klippe zu Klippe, auf den Boden der Schlucht, und der Fall koſtete mir, außer dem zerſchundenen Fell nichts, als dieſes Auge, das an einem Dornenſtrauche hängen blieb. Vom Schmerz zerfleiſcht lag ich lange im kühlen Sumpf und Moor, bis mich Zigeuner fanden, Diebe, welche in jener Tiefe ihre

Höhle hatten, und mich darinnen mit ihren heilſamen Tränken und Pflaſtern am Leben erhielten. Ich bin noch nicht lange von ihnen weg, und ſetze meinen Weg hungernd und ſtehlend fort. Aber in dieſen verfluchten Bergen gibt's für den Einzelnen keine Beute; ich habe meine Flinte nicht mehr; des einen Auges beraubt, bin ich nicht mehr Herr der Welt, aber mich hungert, wie den geſündeſten Räuber, und ich wollte heute ſogar den Pandurenſchergen trotzen, es auf's Aeußerſte ankommen laſſen, um nur zu eſſen. Ich fand Speiſe und — Dich. Zu jeder andern Zeit hätte mir Dein Anblick die Luſt zum Eſſen genommen. Heute bin ich gleichgültiger. Wie kommts aber, daß ich Dich hier treffe? Du das Weib eines Panduren? Oder die Metze eines Häſchers?"

Maruzza verneinte empört durch ein Zeichen, und wollte ſich von Joſchuch entfernen. Dieſer hielt ſie jedoch mit krampfhaft zitternder Hand zurück, und fuhr mit hohlem Tone und boshaftem Ausdruck fort: „Ich glaubte Dich im Himmel, mein gutes Herz. Gabor hat alſo ſeine Pflicht nicht gethan? Geſtehe mir: hat Gabor Dich nicht geliebt? Haſt Du ihn nicht wieder geliebt, und ihm etwa erlaubt, was ich mir ſelbſt, ich Thor, durch einen Schwur verſagte?" — Maruzza ſchüttelte voll Abſchen den Kopf, und wendete ſich von dem gräulichen Nachbar. Dieſer ſprach weiter: „Du verneinſt, und ich muß es glauben. Jedoch . . . . . . wenn das Verbrechen geſchah, ſo hat er ſeine Strafe dafür, und die Deinige bleibt nicht aus." Hier ſah er Nikol's Weib mit einem vernichtenden Blick an; ſein Auge wurde aber bald milder, und er fuhr, tändelnd wie mit einem Kinde, fort: „Aber ſag', wie konnteſt Du meiner ſo ſchnell vergeſſen? Ich hatte es ſo gut mit Dir vor. Du wärſt eine ſchöne Räubermutter geworden, und am Ende hätten wir uns zur Ruhe geſetzt, und gelebt wie ehrliche Leute. Wie konnteſt Du einen Panduren zum Manne nehmen? Vielleicht einen von denen, die mich fangen wollten?" — Maruzza ſah verwundert in Joſchuch's Antlitz; ſie fürchtete, daß er wahnſinnig ſeyn möchte, und ein verrücktes Lächeln ſpielte wirklich um ſeinen Mund. Daher ſagte ſie ihm ſtreng: „Ich hielt dich todt; Dein Handwerk hatte uns früher ſchon getrennt. Ich durfte mich einem andern Mann zum Weibe geben. Du haſt mich nicht zur Rechenſchaft zu ziehen. Fürchte aber meines Gatten Heimkehr. Du biſt dann unrettbar verloren."

Nun wurde Joſchuch's Geſicht wieder ernſthaft, und er antwortete verächtlich: „Du wirſt mich nicht verrathen, ſchwaches Geſchöpf. Du wirſt nicht den Verlobten, den Du betrogſt, an den Strang liefern. Freue Dich, daß ich Deinen erſten Verrath noch nicht beſtrafte. Du haſt Todesangſt dafür ausgeſtanden; fahre alſo hin. Ich verlange aber von dir eine Waffe, mich zu vertheidigen, eine fern hintreffende Waffe, und jene Piſtole iſt gerade, was ich wünſche."

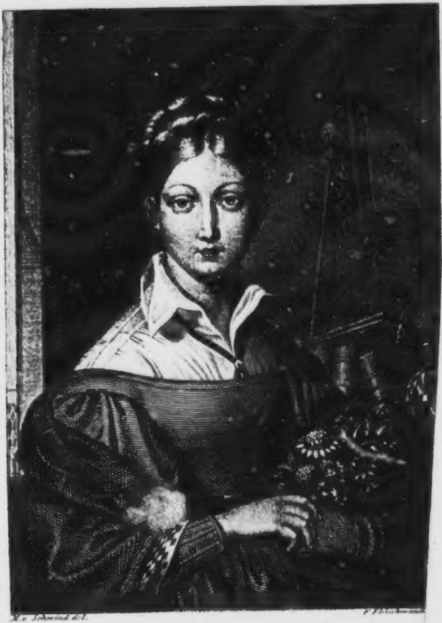
Ehe Maruzza ihn hindern konnte, ſprang er auf, und bemächtigte ſich einer Piſtole, die an der Wand hing. Er unterſuchte Lauf und Schloß, und fand mit großem Behagen die Waffe ſcharf geladen. Zugleich hing er ein Pulverhorn um ſeine Schultern, und näherte ſich wieder der in Furcht aufgelösten Maruzza. „Warum ſo bleich?“ fragte er. Maruzza verſetzte ängſtlich: „Du bringſt mich um durch Deine Reden und Dein Thun. Wenn mein Mann käme! Was wirſt Du beginnen? Wo willſt Du hin?“ — „Nach Szluka;“ rief Joſchuch trotzig, die Hände in die Seiten geſtemmt, und betrachtete Maruzza mit glühendem Blicke. — „Unſeliger, was willſt Du dort?“ — „Noch einmal die Mutter ſehen, die im Kerker ſchmachtet, und dann den Domno ermorden.“ — „Alle Heiligen ſtehen uns bei! Und dieſes Gewehr ſoll dazu dienen? Wehe mir, und wehe Dir!“ — „Ja, wehe Dir, wenn ich zurückkehre, weil es Dir alsdann gelten wird. Du ſollſt die letzte Speiſe für meinen Heißhunger nach Rache ſeyn. Die Mutter ſehen, den Grafen tödten, und Dich zuletzt erwürgen, dieſes iſt allein noch der Zweck meines Lebens. Dann ſtoße ich mir ſelbſt das Meſſer in den Leib, oder knüpfe mich am nächſten Baumaſte auf. Zuvor aber, ſchöne ungetreue Braut, will ich die Liebe in Deinen Armen koſten. Ein Elend wär's, zu ſterben, ohne die Reize zu genießen, die einſtens für mich blühten. Ergib Dich mir, denn die Stunde iſt günſtig.“ — Maruzza flüchtete entſetzt nach dem Ausgange, und rief: „Du biſt wahnſinnig, Joſchuch. Pfui über Deine Schändlichkeit. Entferne Dich, oder ich ſchreie um Hülfe, daß der Wald und die Straße wiederhallen.“

Joſchuch verrannte ihr an der Treppe den Ausweg, und ſagte dringend lüſtern: „Ergib Dich mir, gutes Herz, und ich ſchenke Dir dafür das Leben, habe dann nicht mehr die Mühe, hieher zurückzukommen, und finde ſchon in Szluka mein Grab.“ — Da gedachte Maruzza des Abends auf dem Kirchhofe zu Szluka, wo ſie den rauhen Joſchuch von menſchlicher Regung ergriffen geſehen, und ſie baute darauf ihre Hoffnung, und näherte ſich mit aufgehobenen Händen dem gierigen Wütherich, und ſagte beweglich zu ihm: „Ich bin ein ſchwaches Weib, Du aber biſt ein Mann. Du warſt immer wild und unbarmherzig in Deinem Leben, doch drohteſt Du nur dem mächtigen Feind, und nicht einem wehrloſen Geſchöpf. Sey auch heute ſo. Gedenke wenigſtens der Zeit, da Dein Herz noch fähig war, zu lieben, gedenke Deines frommen Vaters, an deſſen Grabhügel wir zuſammen gebetet, gedenke Deiner Mutter, welche Du immer liebteſt, trotz Deines Ungeſtüms. Um Deiner Mutter, um des Weibes Willen, ſchone heute das Weib!“ — Die Schlauheit oder der Verſtand Maruzza's hatten ihr Ziel nicht verfehlt. Durch die trockne Rinde um Joſchuch's Herz drang ein ſchmelzender Strahl des Gefühls. Er ließ erſchüttert ſeine Arme ſinken, hielt dann beide Hände vor das Geſicht, ſeufzte tief auf, und wankte dann wie ein erſchöpfter Menſch zu der Bank, wo er ſich ermattet niederſetzte. Sein Geſicht verzog ſich gewaltſam, als ob er mit der letzten Thräne kämpfte, und er murmelte vor ſich hin: „Du haſt gewonnen, Maruzza. Mein Sinnen ſoll nur nach dem Kerker der Mutter, nach dem Grabe des Vaters ſtehen. Ich verzeihe Dir Alles; ſey ruhig: Du wirſt nicht von meiner Hand ſterben! Du wirſt mir heilig ſeyn. Aber, ſo wie der Abend dämmert, und die Rückkehr Deines Mannes zu beſorgen ſteht, wandre ich weiter, um Fedra zu ſehen, und dem Domno mit dem Tode die Grauſamkeit zu vergelten, die er an dem armen Weibe verübt. Laß mir dieſe Freude, Maruzza; ſie iſt die letzte meines Lebens.“

„Horch!“ fiel ihm Maruzza in's Wort, und legte den Finger auf den Mund. Mehrere Menſchenſtimmen wurden am Fuße der Treppe laut, Tolpaſch bellte und knurrte, Maruzza erkannte die Stimmen einiger Panduren der Station. Sie erblaßte, und flüſterte zu Joſchuch: „Du biſt ein Mann des Todes; Panduren ſind da, ihre Waffen klirren, ſie ſteigen die Treppe heran, wehre Dich wenigſtens nicht, lege das Gewehr ab, vielleicht retteſt Du Dein Leben!“ — Statt aller Antwort warf Joſchuch ſchnell entſchloſſen den Blick durch's Gemach, deutete auf den Rauchfang über dem Herde, und kletterte wie eine Katze darinnen empor. „Mach kein Feuer an, ſchmore mich nicht;“ rief er leiſe hinab: „Schicke die Leute bald fort, damit ich von Dir Abſchied nehme.“

Er verſchwand im rußigen Schlot; Maruzza trat den Panduren entgegen. — „Frau,“ ſagte der Eine von der Patrouille, „wir haben Dir ein fettes Wildpret gefangen. Was gibſt Du uns dafür?“ — Und als Maruzza verwundert ſchaute, trat zwiſchen den Panduren hindurch ein Mann auf ſie zu, von einem Weibe begleitet, in der Tracht ihrer Heimath, von Staub bedeckt, ermüdete Wanderer, aber in dieſer Hütte willkommen. Im Taumel des Entzückens laut ſchreiend fiel Maruzza um den Hals der Fremden, und jauchzte: „Gurul, Aya, kommt ihr endlich, theure Aeltern? Freude iſt dieſem Hauſe aufgegangen, und der Himmel ſegne Euren Eingang, Vater, Mutter.“

Weinend und durcheinander redend bewillkommten ſich die Leute, die ſich ſo lange nicht geſehen. Die Panduren ſtanden mit verſchränkten Armen dabei, als gerührte Zeugen. — „So weit ſeyd Ihr zu Fuße gewandert?“ — „Wir haben keinen Wagen und kein Roß, Kind;“ verſetzte Gurul, die Achſel zuckend: „Im Comitat behielten ſie das Geld des jungen Grafen, und wir waren froh, daß wir mit der Haut davon kamen.“ — „Wie lange hat es gedauert, bis Ihr mich beſuchen konntet! Hielt man Euch ſo lange im Kerker? Zauderte der Graf ſo lang, ſein Wort zu halten?“ — Aya verſetzte mit gefalteten Händen: „Freilich kommen wir jetzt erſt aus dem Gefängniß, aber der Domno iſt nicht Schuld an der Verſäumniß. Er war kaum auf ſein Schloß zurückgekommen, als er in Krankheit fiel, und ſeinem armen Sohne recht bald folgte. Da mußten wir denn ſchmachten, bis es lang nachher dem neuen Erben und Grundherrn einfiel, daß ihm der Domno auf dem Krankenbette empfohlen, uns freizulaſſen. Dann erſt geſchah's.“ — „Gott verdamme den Span, und alle Richter, die unſere Henker waren!" ſetzte Gurul verdrußlich hinzu. Mutter Aya fuhr aber geſchwätzig fort: „Wir wären dennoch um ein paar Tage früher gekommen, gute Maruzza; aber wir wollten die Nachbarin, die im eignen Unglück ſo treu bei uns ausgehalten, in ihrer letzten Noth auch nicht verlaſſen." — „Wen meinſt Du, Mutter?" — „Je nun, die alte Fedra meine ich." — „Joſchuch's Mutter?" — „Dieſelbe." — „Heiliger Nikolaus! Sie iſt todt?" — „Wahrhaftig;" ſagte Gurul kalt und gleichgültig: „Die alte Fedra iſt richtig todt, und im Sterben war ihr letztes Wort noch, der Name ihres Sohnes." — Da verſtummte Maruzza in Thränen, und auch die Andern ſchwiegen; aber in der Höhe des Schlots donnerte ein Schuß, und mit zerſchmetterter Stirne ſtürzte Joſchuch auf den Herd herab. Mit einem Schrei des Entſetzens flohen Alle vom Herde weg, und Joſchuch hörte dieſen Schrei nicht mehr, denn er war hinübergegangen, wo Fedra ſeiner wartete. — In dieſem Augenblicke kam Nikol mit ſeinen Leuten heim, und fand zu gleicher Zeit die willkommenen Schwiegerältern, und einen gefährlichen Feind in ſeinem Blute.



M. v. Schwind del. F. Fleischmann

ROSINE.

5

Vergiſs mein nicht.

Taschenbuch

für das Jahr

1833.

Herausgegeben

von

C. Spindler.

BIBL.
[illegible]

STUTTGART

Hallberger'sche

[illegible] Verlagshandlung

Vergissmeinnicht.

Taſchenbuch für das Jahr

1833.

Vierter Jahrgang.

Von

C. Spindler.

Inhalt.

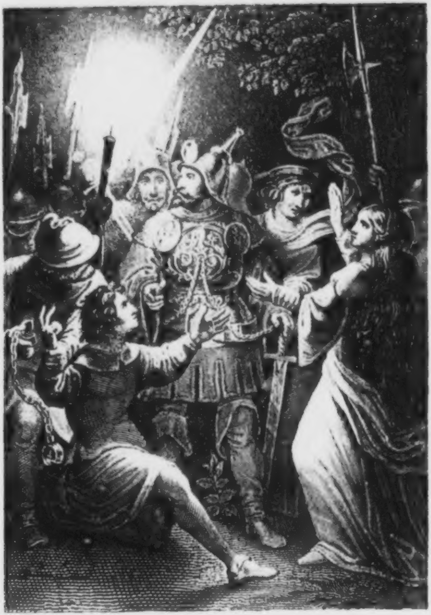
	Seite.
Der Liebestrank.	1
Die Pest zu Marseille.	195
Die Geleitstage.	311

Zum Verſtändniſs der Kupfer.

I.

Roſine, (aus der Novelle „der geſpenſtige Hof,“ Sommermalven, 2ter Bd.) der anmuthige Stern, der einem zerriſſenen Künſtlergemuth durch die Nacht tiefer Schmerzen leuchtet, eröffnet den Reigen der Kunſtbeilagen des heurigen Jahrgangs. Der Beſchauer erinnert ſich bei dem Anblick des lieblichen Geſichtchens an jene Erzählung, in welcher der Dichter alle dunkeln Elemente im Leben und im Herzen des Menſchen, den Schmerz verrathener Liebe, den Wahnſinn und ſelbſt das Grauen einer räthſelhaften Geiſterwelt vereint, um dann einen klaren Sommermorgen zu ſchildern, wie er beruhigend über eine ſtürmiſche Wetternacht aufgeht, und deutlich beweist, daß nur die Dunkelheit zum Licht, der Sturm zur Ruhe führt.

Niemand wird beſtreiten, daß der belebende Geiſt im „geſpenſtigen Hof“ eigentlich die Freundſchaft iſt, aber er wird zugleich nicht den Maler tadeln, der wohl weiß, daß es vorzüglich die Liebe iſt, welche durch die Augen zur Seele ſpricht.



Konrad Pilgram

II.

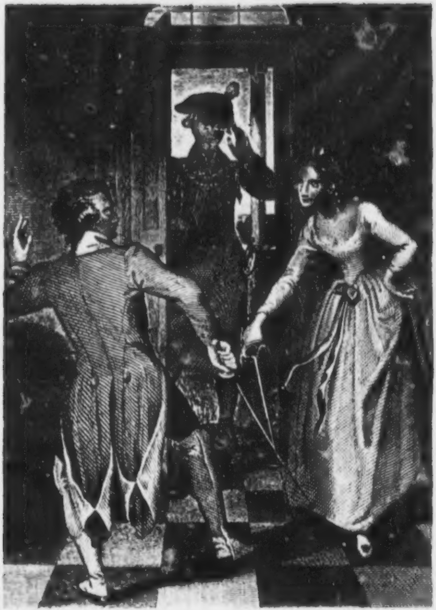
In der Gallerie aus Spindler's Werken folgt zuvörderſt eine Scene aus der Novelle: Freund Pilgram. Verrath und Treue, Haß und Liebe. Die erbittertſten Extreme der menſchlichen Natur treten ſich auch hier im Bild ſchroff gegenüber. Das reine unentweihte Jünglingsſtreben muß blinder Wuth, verknöcherter, verſteinerter Uebermacht des rauhen Vaters, der ſchweſterlichen Herzloſigkeit unterliegen. Doch hoffet und vertraut immerhin ihr Edlen, die verzweifeln müſſen, wie auch der Verrath in dunkler Nacht euch überfallen möchte; — im Dunkel wacht noch eine andere geheimnißvolle Macht, ungeſehen, büßend, ſühnend, verſöhnend.

III.

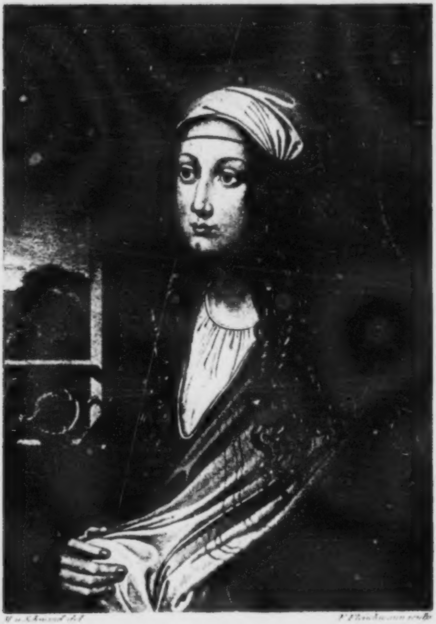
Das vierte Kapitel vom vierten Bande des „Invaliden“: Saragoſſa überſchrieben, hat dem nachfolgenden Bilde Stoff geliefert. Der junge Tambour Victorin, dem ein Flintenſchuß die Trommel zerſchmetterte und das linke Bein ſtreifte, findet, als er die Leiche eines Prieſters vor der frevelnden Wuth ſeiner Landsleute ſchützt, unter des Paters Mantel, den die Soldaten zerreißen wollten, ein zuſammengekauertes Kind, die kleine Lucia, deren Schützer einer nach dem andern der unerbittliche Tod im Sturm dahin gerafft. „Komm mein kleiner Engel!“ ſagte Victorin ſchmeichelnd; — „komm, daß ich Dich aus der Gefahr bringe.“

IV.

Aus dem erſten Bande des Invaliden wird uns der Held des Romans, der noch rüſtige Invalide Sans-Regret vorgeführt, der im Logis des Gouverneurs Sombreuil deſſen Tochter Emilie Fecht-Unterricht gibt; der junge Victor Dammartin tritt, über das ungewohnte Schauſpiel ſtaunend, eben zur Thüre herein.



Das Duell

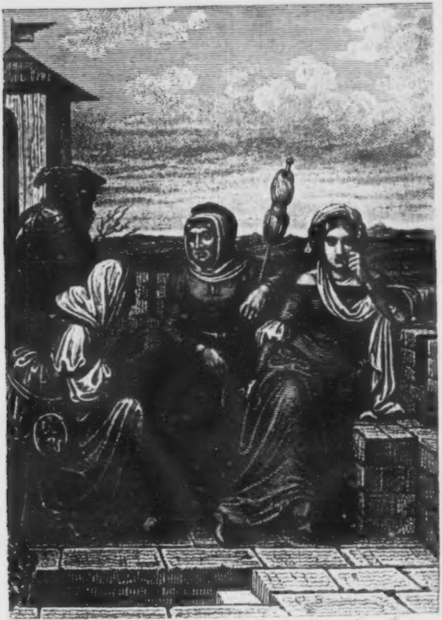


[illegible] del. [illegible] sculp.

[illegible]

V.

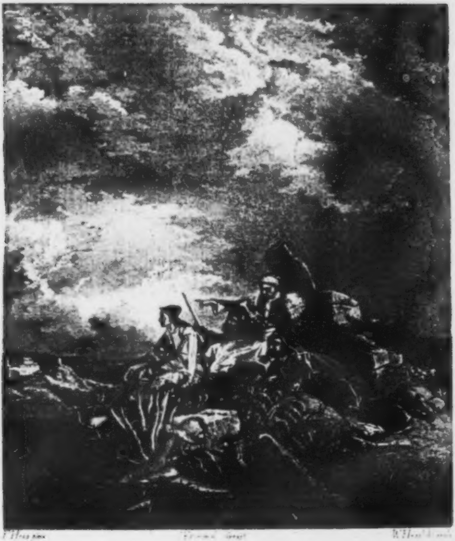
Das fünfte Blatt ſtellt die liebliche Blume des Morgenlandes „Athanaſia“ dar; den Leſern der Spindler'ſchen Damenzeitung aus der Erzählung: Fior di Levante (neu abgedruckt in den Sommermalven, 1r Band) gewiß noch in friſchem Andenken. An einem offenen Fenſter ſitzt ſie, ſinnend der wirr verſchlungenen Fügungen, welche ſie bald hier= bald dorthin reiſſen, bald in des Morgenländers, bald in des Frankenjünglings Gewalt; hinter ihr an der Wand hängt die treue Laute, deren reine Klänge ein Symbol ihrer eigenen Seele ſind.



Hallnick

VI.

Auf dem ſechsten Blatte erblicken wir Wallrade, die eben ſo ränkevolle als reizende Schöne aus „dem Juden,“ wie ſie gefangen auf Leuenbergers Veſte, ſcheinbar zuhörend der Mährchen erzählenden alten Petronella, auf Mittel ſinnt, der unwillkommenen Haft zu entrinnen.



J. Hess pinx. [illegible] sculp. [illegible]

Die Felshirten

Artistische Zugabe der Verlagshandlung

[illegible]

VII.

Die Verlagshandlung fügt mit dieſem Blatte der Gallerie zu Spindlers Werken die verkleinerte Copie des trefflichen Bildes von P. Heß: „die Palikaren," bei. Wer kennt die herrliche Kompoſition nicht; den alten Kämpfer für die Befreiung des klaſſiſchen Bodens, um ihn das jüngere Geſchlecht auf des Phaleros Trümmern ſitzend, hinabblickend auf Athen und die entweihte Akropolis, aus der ſeit Jahrhunderten die ſchützende Pallas floh!

Der Liebestrank.

Der Liebestrank.

1.

Reizender üppiger Garten von Valencia, ſonnedurchfunkeltes Paradies Europa's, edelſtes aller Königreiche, die unter Spaniens Krone ſich vereinten wie ein Bündel goldner Scepter! Niemals warſt du ſchöner in deiner Pracht, als an dem Morgen, wo die junge Manuela aus dem Schlafe geweckt wurde, und ihre Dienerinnen ſie begrüßten als eine Braut. Wie lauſchte das reizende Kind, deſſen Wangen noch leuchteten vom Purpur des Schlummers! Wie es hoch aufſeufzte, verwundert und träumend um ſich her ſpähte, und nach ſeinem lieben Mariano fragte! — Und die Dienerinnen verneigten ſich, und ſprachen mit ſüßen Stimmen: „Don Mariano putzt ſich wie Ihr, liebliche Sennora. Er will ſeiner Braut Ehre machen, und darum ziemt es ſich, daß Ihr euch ſchnell in die ſeidenen Gewänder werfet, die der beſte aller Väter für Euch bereiten ließ.“ — Da breiteten ſie vor den Augen des erröthenden und ſchwer athmenden Kindes eine Menge von

Schleiern und Stoffen, von Federn und Bändern aus, und ſtreuten dazwiſchen mit verſchwenderiſcher Hand Ströme von Diamanten und Saphiren, ſo daß allenthalben auf dem jungfräulichen Putz Edelſteine glänzten, wie Thautropfen ſo flammend und klar. — Es war ſo glücklich, das holde Kind! Schon an ſeiner Wiege hatte das Glück geſeſſen, und alle Luſt des Lebens hatte Manuela umgeben, ſeit ſie die Augen dem Licht aufgethan. Und kaum waren zwölf Jahre ihres zarten Daſeyns verfloſſen, und ſchon führte der kluge Vater der aufblühenden Tochter den Freund zu, der ſie beſchützen ſollte im wechſelnden Drange der Welt. Wie gerne ſagte Manuela ein jauchzendes Ja zu den Vorſchlägen des Vaters! Mariano, der Liebling des Vaters, der in deſſen Hauſe wohnte, ſeit Manuela geboren, der ihre jugendlichen Spiele getheilt, der ſie gelehrt, die Feder zu halten, auf der Guitarre zu klimpern, einen ſinnigen Blumenſtrauß zu winden, — wie ſollte das Mädchen ihn nicht lieben mit der Hingebung des kindlichſten Gemüthes? Manuela dachte nur an ihn, ſie hatte immer nur ihn geſehen, ſie trug ihn im Herzen wie einen Bruder.

Darum eilte ſie heute, dem ſeidenen Lager zu entrinnen, und ließ ſich wohlgefällig lächelnd mit dem Prunk belaſten, den der Verlobungstag nöthig machte. Die Zofen ſchmückten ſie, wie man mit einer anmuthigen Puppe ſpielt; zwanzig Hände waren geſchäftig, den kleinen niedlichen Leib zu zieren, zehn Spiegel wurden dienſtbar, den Schmuck der Gewänder und Kleinodien von allen Seiten wiederzuſtrahlen; das

Bräutchen wußte nicht, wohin zuerſt die Augen wenden, wohin zuerſt die Finger ſtrecken, um nach harmloſer Kinder Art auch zu berühren, was ungeduldig und ſtaunend der Blick verſchlang. Der ungetrübteſte Himmel lachte in Manuelas Bruſt, und die Natur trug die Farbe dieſer Brautfreude. Das Schloß des reichen Ibarra lag ausgebreitet wie ein Feenpalaſt mit ſeinen Gärten auf einer reizenden Anhöhe, eingefaßt von der lieblichſten Huerta, die nahe Stadt Valencia beherrſchend, und das ſpiegelnde Meer. Kühlende Lüfte umſäuſelten ſtets den heitern Söller des Schloſſes, Palmen ſtreckten zu ihm die ſchwankenden Wipfel empor, und um den Schaft der tragenden Marmorſäulen rankte ſich ſtets blühendes Schlingkraut, und zu ihren Füßen brannten verſchwenderiſch der Granatblume rothe Flammen. Wie in der Ebne die freigebige Natur überall die markigen Pflanzen des Südens erzeugte, ſo that's auf dieſer milden Höhe die mit der Natur verbündete Kunſt. Der Wirth des herrlichen Schloſſes brauchte nicht erſt an feſtlichen Tagen mit Blumen und Fruchtgewinden ſeine Halle zu ſchmücken; die Guirlanden hingen ſtets als friſche Kränze an ſeinen Thoren, an ſeinen Fenſterbögen, und die Freude war unter ihnen ein täglicher gewohnter Gaſt. Oft hatte Ibarra in zärtlicher Aufwallung ſein Kind auf die Altane geführt, und ihm geſagt: „Sieh, Manuela, dieſes Alles, dieſes Paradies iſt dein Erbe; dein die Schöpfung, die ich mit den Schätzen hervorrief, welche ich in der neuen Welt mühſam erworben!“ — Nie hatte jedoch das Kind ein ſolches Entzücken bei dieſen Worten empfunden, als heute, da es, ſchimmernd wie eine Königin, auf den Balkon trat, und ſich erinnerte, daß Mariano ſich mit ihm in dieſe Herrlichkeiten theilen würde. Beklommen von Seligkeit athmete Manuela's jugendliche Bruſt, der Blumenſtrauß an ihrem Buſen zitterte heftig auf und nieder, ihr lebhaftes Gazellenauge ſuchte den Verlobten unter den blühenden Gebüſchen des Gartens, und gewahrte ihn, wie er daher kam, glänzend und zierlich wie ein verkörperter Gott, fröhlich die Laute ſpielend, und der kleinen Verlobten ſchon von ferne Küſſe zuwerfend. „Wie ſchön biſt du, Mariano!“ jubelte die Kleine, und klopfte in die Hände, und winkte ihn zu ſich herauf. Mariano folgte gerne dem angenehmen Ruf, und eilte zu der Braut, die von mancher ihrer Dienerinnen im Stillen beneidet wurde. — Ach, Manuela wußte noch nicht, daß nach der Vermählung der geliebte Bräutigam ſcheiden würde, um das trügeriſche Meer zu befahren, und erſt nach einigen Jahren wiederzukehren, und die Braut alsdann zu beſitzen. Sie wußte noch nicht, daß bis zu jenem Zeitpunkt die ſtillen Mauern eines Kloſters ſie aufnehmen würden, und ihre Thränen floſſen, als der kluge Vater, der ſchonende Bräutigam ihr es zögernd mittheilten. So nahe ſteht der Schmerz dem Entzücken, ſo ſchnell miſcht ſich Wermuth in den Wein der Freude!

2.

Was kümmerten aber die zahlreichen Gäſte auf Ibarra's Schloß Manuela's Klagen? Der feierliche Ringwechſel war vorüber, der Kirche Segen geſpendet.

und die Freuden der Tafel, der Spiele, der Luſtbarkeiten beſchäftigten die Zeugen der feierlichen Handlung, die nur gekommen waren, um fröhlich zu ſeyn. Die vollkommenſten Schönheiten waren zugegen, die Valencia beſaß; ſie hatten ſich entſchloſſen, für einen Tag die Prunkfahrt auf dem Alameda der Stadt mit Ibarra's Gaſtfreundſchaft zu vertauſchen, ländliche Wonne zu genießen, und mit ihrer Gegenwart das Feſt zu verherrlichen, gleich wie die Sterne kommen, wenn der Mond, ſeinen Hof zu halten, hervortritt. Auch die Blüthe der Cavaliere fehlte nicht; ſie kamen, geziert mit den Farben ihrer Damen, überladen von Gold und Edelgeſtein, Scherz und Geſang auf den Lippen, in der Bruſt das unruhige klopfende Herz, das entweder ſchon in Feſſeln lag, oder nach neuen willkommnen Ketten ſchmachtete. Auch der Schmarotzer und Krippenreiter beträchtliches Heer hatte ſich eingefunden, um von der leckern Beute ſeinen Theil zu nehmen. So überfüllte ſich das Haus, rings durchzogen von lärmenden Gruppen, und ein jeder wußte, daß er willkommen war unter dem gaſtlichen Dach. In den Sälen, den Gängen, den Vorhallen des prächtigen Landſitzes ſtanden die üppigen Tafeln gerüſtet, die Speiſen und Früchte dufteten ſüß und lockend, der Goldſchein des köſtlichen Geſchirrs blitzte allenthalben, die edlen Weine Spaniens, Griechenlands und Frankreichs ſprudelten, und die Klänge zahlreicher Muſikbanden ſchwebten über der Geſammtpracht, als ob die Engel herniedergekommen wären vom leuchtenden Himmel, mit ihren Geſängen das Feſt zu verherrlichen. Aber nicht der Adel allein, und nicht allein die reichen Kaufleute Valencia's waren verſammelt, ſondern aus der ganzen Umgegend ſtrömten auch die Landleute herbei, zu ſchauen, zu ſtaunen und zu genießen. Der Reiſende auf dem ſtolzgeputzten Maulthiere, wie der harmloſe Wanderer zu Fuß, ſie fühlten ſich angezogen von dem Jubel dieſer Volksluſtbarkeit, und unverdroſſen reichten Ibarra's Diener jedem Ankömmling ohne Unterſchied den Willkommbecher, die erfriſchende Labung.

So geſchah es, daß eine Dame des Wegs kam, in einer Sänfte getragen, und begleitet von wenigem Gefolge. Eine Reiſemaske verhüllte ihr Geſicht, und ihr Gewand zeugte von Wohlſtand und ausgezeichnetem Range. Die Dame ließ auf der Fahrt inne halten, da ſie der bunten Menge anſichtig wurde, die ſich innerhalb den Gärten Ibarra's umhertrieb. Sie fragte nach der Veranlaſſung des Feſtes. Ein gefälliger Diener, der vorüberkam, gab ihr Aufſchluß, und lud ſie in Ibarra's Namen ein, in das Schloß zu treten. Die Fremde verſagte dankend, aber, zu ihrem nächſten Begleiter gewendet, deſſen braunes fremdartiges und ausdruckvolles Antlitz das Gepräge von Abentheuerlichkeit an ſich trug, ſagte ſie mit gebieteriſcher Stimme: „Wahrhaftig, Obrego, es dürfte möglich ſeyn, daß meine Freundin, Donna Ignacia, die wir auf ihrem Landhauſe aufſuchen wollen, ſich unter den Hochzeitgäſten befände. Gehe denn hinein, und frage nach der edlen Frau. Ich erwarte dich indeſſen im Schatten jener Maulbeerbäume, wo die luſtigen Landleute tanzen, und empfehle dir nur Schnelligkeit.“ — Der braune

Diener ging, und ſeine Herrin trat, vom übrigen Gefolge begleitet, zu den fröhlichen Tänzern. Man machte ihr ehrfurchtsvoll Platz, aber bald endigte der Bolero, weil eine Bande von Zigeunern daherkam, die Geſellſchaft zu unterhalten. Dieſe Leute waren nicht von denen, die wild und unſtät umherſchweifen, um durch Betteln, Wahrſagen und Dieberei kärglichen Unterhalt zu gewinnen; ſie waren eine Art von Bänkelſängern, die, anſtändig gekleidet, oft ſogar in Städten ſich zeigen, und ſich darum bewerben, in angeſehenen Tertulia's ihre muſikaliſche Kunſt zu üben. Die Bande beſtand aus drei Männern, welche die Mandoline, die Flöte und die Handpauke ſpielten; ſodann aus einer zierlichen Dirne, welche ſang, und einem Knaben, der die Caſtagnetten ſchlug, und im Volke ſammeln ging. Die Nähe dieſer Leute erregte in den Dorfbewohnern große Begeiſterung. „Eine Romanze! Ein mauriſches Lied!“ riefen viele, die in den Künſten bewanderter waren, und, den Tonangebern zu gehorchen, neigten ſich die Zigeuner, lagerten ſich die muſizirenden Männer unter die Bäume, und das Mädchen trat hervor, phantaſtiſch geſchmückt mit Perlen und Schleiern, und hob an, ein ernſtes Lied vorzutragen. Doch ſang ſie weniger, als ſie ſprach, und die Pauſen, die ſie im Liede machte, wurden ausgefüllt durch Inſtrumentenklang, Caſtagnettenwirbel und abgemeſſene Schläge auf der Handpauke. Sie ſang aber wie folgt:

„Heilige Berge von Cuença, fruchtbare und von milden Lüften beſtrichene Hügel! Nicht immer thronte das Kreuz auf euern Gipfeln; nicht von Ewigkeit ſtanden darauf die weißen Kapellen, wohin die frommen Chriſten Wallfahrten thun zum Preiſe der Himmelskonigin. Es war eine Zeit, da die Heiden dieſes Land beherrſchten, und ein falſcher Prophet angerufen wurde, um alles Chriſtenthum zu vertilgen. Ein wilder König ſchwang ſeinen Scepter über das Reich, und ließ alle ſterben, die ſich zum Heiland bekannten, und über die Grenze kamen. Der Sohn des wilden Königs war jedoch nicht der Erbe der Grauſamkeiten ſeines Vaters. Wie er ein Spiegel der Tapferkeit, ſo war er auch ein Kleinod der Milde und Sanftmuth. Wen er in der Schlacht gewann, dem ſchenkte er das Leben, wer zu ihm flehte, dem wurde geholfen, und wenn er etwas gelobte, ſo hielt er es unverbrüchlich, ohne zu wanken. So war Koſſeir, der zarte Sohn des wilden heidniſchen Königs.

„Schön wie das Morgenroth ſtrahlte Koſſeirs Antlitz, und ſein Herz war das einer Taube, für Liebe empfänglich, und gerne beſtändig in Liebe; aber Koſſeir fand rings um ſich in ſeines Vaters weitem Reiche keine Seele, die der ſeinigen gleich geweſen wäre, und deshalb trauerte er ſehr. Da nun Friede war, und ſein Herz, dürſtend nach Liebe, nicht in der Schlacht Zerſtreuung hoffen mochte, ſo ſchickte er es, gleich der ziehenden Taube, die den Liebesboten macht, in die Ferne, wo eine Prinzeſſin wohnte, die höchſte Schönheit, die je auf Erden geboren.

„Aber die Prinzeſſin war eine Chriſtin, und ihr Vater ein Feind von Koſſeirs Vater, und ſie verſchmähte das Herz des heidniſchen Fürſten. Die Liebe iſt jedoch eine Zauberin, und kleidete den ſehnſüchtigen Koſſeir in eines Bettlers Gewand, worinnen er an das Schloß der Prinzeſſin gelangte, und von ihr, die im Garten luſtwandelte, ein Almoſen heiſchte. Blanca gab ihm ein Goldſtück, er aber ſagte: „Behalte dein Geld, und gieb mir dein Herz, denn ich liebe dich bis zum Sterben."

„Blanca erſchrak und rief nach der Wache. Koſſeir entfloh jedoch den Feſſeln, denn er war gelenker wie ein Hirſch, ſchneller als der Wind."

Während die Zuhörer ſich zufrieden bezeigten, daß der mauriſche Prinz einer Gefahr entronnen, trat Obrego zu der Herrin, und meldete, Donna Ignacia ſey wohl zum Hochzeitfeſte geladen worden, aber nicht erſchienen. Die Gebieterin erwiederte: „Wohl, Obrego: beſorge jetzt, daß die Sänfte bereit gehalten werde, wir wollen alsdann fort." — Obrego ging, und die Zigeunerin ſang weiter:

„Koſſeir konnte nicht ſcheiden, und trat ein zweitesmal vor die Prinzeſſin in der Geſtalt eines Kaufmanns. Die Prinzeſſin ſagte aber, ſie bedürfe der Kleinodien nicht, und bot ihm einen Diamant für die vergebliche Mühe. Da verſetzte Koſſeir: „Behalte deine Diamanten, aber ſchenke mir dein Herz, denn ich liebe dich unſäglich bis zum Sterben."

„Alſobald rief die Prinzeſſin die Wache abermals, und dießmal war Koſſeir ſo beſtürzt, daß er nicht entfloh, daß er ſich nicht wehrte, und von den Trabanten gefangen wurde. Sie ſchleppten ihn in einen feuchten Kerker, und er ſollte ſterben. Aber in der Nacht zerbrach er die Riegel ſeines Gefängniſſes, und entwich in das Gebirge.

„Wie darauf Blanca's Vater eine große Jagd hielt, und die Prinzeſſin ſich im Walde verirrte, fiel ein Mann in ihres Pferdes goldne Zügel, und wollte ſie mit ſich davonführen. Darob erſchrack Blanca ſehr, und bot dem Manne viele Schätze, wenn er ſie ledig laſſen wollte, worauf der Mann verſetzte: „Behalte deine Schätze, aber ſchenke mir dein Herz, denn ich bin Koſſeir, und liebe dich mehr als mich ſelbſt, bis zum Sterben.“

„Als nun Blanca erblaßte, fuhr der Prinz fort: „Du haſt mich aus einem Lamme zum Räuber gemacht, und ich will dich beſitzen, trotz deines Sträubens, wenn du nicht gutwillig die Meinige zu ſeyn begehrſt.“ Sogleich entgegnete die Prinzeſſin mit liſtigem Sinne: „Wie könnte ich hier widerſtreben? Aber dreierlei muß geſchehen, bevor ich dich wiederliebe. Du mußt deinen Vater verjagen von Land und Leuten, du mußt ein Chriſt werden, du mußt endlich mir alles zu Füßen legen, mein Sklave ſeyn, und dein Schickſal von meiner Gnade erwarten.“

Obrego trat wieder zu ſeiner hohen Frau und berichtete, die Sänfte ſtehe bereit. Die Gebieterin ſagte aber lächelnd: „Noch einen Augenblick, bis die Romanze zu Ende iſt. Ich möchte wiſſen, wie es dem mauriſchen Prinzen zuletzt ergeht.“

„Weiter, weiter im Liede!“ ſchrien die begierigen Zuhörer, und die Zigeunerin fuhr raſcher fort:

„Was war dem armen Koſſeir übrig? Er willigte ein, ſchüchtern und berückt vom Zauber. So ging er hin, und verjagte den grauen Vater bis über's Meer nach Afrika, dann ließ er ſich taufen mit ſeinem ganzen Lande, und endlich kehrte er zu der Prinzeſſin zurück, barfuß und in Sclavenkleidern, und legte ihr das Reich zu Füßen, die Macht, ſeinen Heldenleib, und bat, ſein Loos zu beſtimmen.

„Da lachte Blanca höhniſch, und that den Spruch: „Dein Vater ſey verbannt auf ewige Zeiten, dein Reich gehöre meinem Vater und dem Chriſtengotte, du aber ſey und bleibe in Ewigkeit ein Sclave und gebundner Knecht, weil du ſo thöricht geweſen, zu wähnen, daß ich mich an dich verſchleudern könnte.“

„Die Wache riß den armen Koſſeir hinweg, und ſperrte ihn in eine Höhle des Gebirgs, wo er lange weinte und verzweifelte. Endlich aber, da er fühlte, daß ſein Leben zu Ende gehen müſſe, benützte er eine dunkle Nacht, wo ſeine Wächter ſchliefen, und entwich in ein rauhes Thal zu einem alten Heidengrabe, welches dort einſam und verlaſſen ſtand. Er öffnete das Grab, worüber wilde Reben üppig aufgeſchoſſen waren, durchſtach ſich mit einem Dolche, benetzte mit ſeinem Blute die Reben, verfluchte ihre Trauben, wie ſchon ſein Prophet ſie verflucht hatte, und ſprach eine Zauberformel über ſie. Sodann ſtürzte er ſich in die Gruft, und verſchied, und ſein Leichnam wurde nie wieder gefunden.

„Von ſelbiger Zeit jedoch erzählte man ſich, daß die Trauben von Koſſeirs Grabe die Kraft beſäßen, einen zauberiſchen Trank zu ſpenden, der mit wüthiger

Liebe und verzehrender Leidenſchaft die Sterblichen erfüllt, die von ihm koſten, ſo daß nur mit ihrem Leben oder dem des erſehnten Gegenſtandes der Bannfluch weicht, den verſchmähte und verhöhnte Liebe auf alle Ewigkeiten vererbt hat.“

Die Zigeunerin, deren letzte Strophen immer wilder von der Muſik begleitet ſich drängten, ſchwieg nun erſchöpft, und ein hundertſtimmiges Bravo krönte ihr Lied. Reichliche Gaben floſſen in das Tambourin des ſammelnden Knaben, und die reichlichſte kam aus den Händen der fremden Dame, die alsdann ihre Sänfte beſtieg, und ihren Weg weiter fortſetzte.

3.

Obrego lehnte ſinnend im Vorzimmer, als der wohlbekannte Ton des ſilbernen Pfeifchens ihn zu der Gebieterin rief. Er faßte daher zwei ſilberne Armleuchter in ſeine Hände, und ſchritt damit in Eugenia's Gemach. Die Dame ruhte auf dem Sofa, von der Reiſe ſich erholend. Sie ſchien in Nachdenken verſunken, und Obrego, nachdem er, gleich wie zu Hauſe, Limonade bereitet, und eine wohlriechende Cigarre für ſeine Dame verfertigt, wollte ſich entfernen, als Donna Eugenia ihn lebhaft zurückrief. Sie hieß ihn näher treten, und ſich zu ihren Füßen auf den Teppich niederkauern, daß ſie unbelauſcht mit ihm reden könne. Als dieſes geſchehen, fragte ſie mit bedeutſamer Vertraulichkeit: „Was ſagſt du zu dieſem Landhauſe?“ — „Es iſt ſchön, Sennora.“ — „Und die Beſitzerin deſſelben?“ — „Noch tauſendmal ſchöner.“ — „Die arme

Ignacia iſt krank.“ — „Das weiß ich.“ — „Sie iſt gefährlicher krank, als ſie mir ſchrieb.“ — „Viel gefährlicher.“ — „Du ſollteſt ſie heilen, wie ich mir einbildete.“ — „Deshalb folgte ich Euch von Madrid.“ — „Du biſt ein kluger viel erfahrner Mann; doch, fürchte ich, reicht hier des Arztes Witz nicht aus.“ — „Ihr habt recht; die Kunſt iſt hier zu Ende.“ — „Haſt du Ignacia genau betrachtet?“ — „Vollkommen.“ — „Was hältſt du von ihren Leiden? — „Sie iſt verliebt. — „Recht; ſie liebt, heftig, leidenſchaftlich, verzweiflungsvoll, ohne Hoffnung.“ — „Schlimm, Donna Eugenia.“ — „Sie dauert mich.“ — „So?“ — „Mein Mitleid iſt für ſie rege geworden. Ich hatte mich vormals über ſie zu beklagen, aber bei ihrem Anblick ſchwand auch mein letzter Groll. Wie entblättert iſt ihre Schönheit, wie anders war ſie, da ſie mir den Bräutigam ſtahl, den leichtſinnigen Mann an ihren Triumphwagen feſſelte! Die Natur rächt das Verbrechen, welches ſie an der Freundſchaft beging. Uns armen Sterblichen iſt Verſöhnung eine heilige Pflicht, und ich übte ſie, und ich vergab; . . . . Ignacia war genug geſtraft in ihrem freventlichen Ehebunde.“ — „Sie hatte Euch einen Gefallen gethan, da ſie den Mann für ſich behielt, der Euch zur Verzweiflung gebracht haben würde.“ — „Wie jubelte ſie, da ſie Wittwe wurde! Wie ſchnell kam ſie nach Madrid, um mir die Hand zur Sühne zu bieten! Wir ahnten beide damals nicht, daß ihr leichtfertiges Herz noch empfindlicher geſtraft werden ſollte. Heute in der erſten Stunde des Wiederſehens, beichtete ihre kummervolle

Seele der Freundin, und ich möchte helfen, und du ſollſt mein Rathgeber ſeyn.“ — „Wie kann ich? Verſchmähte Liebe iſt ein böſes Ding. Kann ich Marmor ſchmelzen? Den Fels in Wachs verwandeln?“ — „Du kannſt es, wenn du anders die magiſchen Künſte beſitzeſt, deren du dich rühmſt.“ — „Zauberei? Da würde ich verbrannt, ſchöne Donna.“ — „Unter meinem Schutz? Eitle Ausflucht! Geſtehe mir: gibt's nicht Mittel, den zu zwingen, der kaltſinnig uns verſpottet?“ — „Ja doch; es gibt Liebestränke.“ — „Bereite einen ſolchen. Aber ſchnell muß es gethan ſeyn; Mariano, Manuela's Bräutigam iſt der, den Ignacia liebt, und ſchon morgen will er nach Valencia ziehen, von da nach Neapolis ſchiffen. Jede Zögerung tödtet; Ignacia ſtirbt, wenn ihre Sehnſucht nicht befriedigt iſt.“ — „Eine ſchwere Aufgabe. Wie könnte ich zu dieſer Friſt die Kräuter finden, deren der Zauber bedarf? Nur ein Mittel wüßte ich; auf Koſſeirs Grabe wächſt die gefeite Rebe, deren Frucht uns hier vonnöthen iſt.“ — „Du höhnſt mich. Was ſprichſt du von der Fabel, die mir heute die Zigeunerin vorgeſungen?“ — „In der fabelhaften Sage ſchläft ein ſchwerer Sinn. Das Mährchen ſagt die Wahrheit. Sind dort nicht die Berge von Cuença? Schnelle Füße tragen mich in kurzer Zeit zum Heidengrabe. Die Nacht iſt günſtig, die Bannformeln weiß ich. Doch kann ich nicht allein das Werk vollbringen.“ — „Wer ſoll dich begleiten?“ — „Die Liebende gehe mit mir. Wenn ſie durchaus das finſtere Ziel erreichen will, ſo folge ſie.“ — „Du ſetzeſt mich in Erſtaunen. So nahe die Gewährung ihres heißeſten Wunſches? Faſt machſt du mich eiferſüchtig.“ — „Seyd es nicht; Ignacia geht nicht ihrem Glück entgegen. Unauflöslich, merkt es wohl, unauflöslich iſt der Bund, den der Zauber knüpft, und ich ſtehe nicht für die Folgen.“ — Eugenia's Geſicht erheiterte ſich wie in Verklärung, und ſie erwiederte, heftig aufſpringend: „Wohlan denn, Obrego! Es ſey wie du geſagt. Thue, wie es der Thörin gefällt. Halte dich bereit. Ich gehe, Ignacia vorzubereiten. Sie wird, ich zweiſle nicht, mit voller Seele einwilligen. Wenn wir ihre Gelüſte unterſtützen, was kümmern uns die Folgen? Warte hier, bis ich dich rufe.“

Eugenia eilte, die von Leidenſchaft verzehrte Freundin zu ſehen, und Obrego wickelte ſich finſter lächelnd in ſeinen Mantel, vor Ignacia's Thüre lauſchend. Das Geſpräch der Freundinnen verwandelte ſich bald in leiſes Geflüſter, unterbrochen von Seufzern, von halblauten Klagen und Schluchzen. Ignacia widerſtand, Eugenia verlor nicht den Muth, und drang in ſie, alle Zweifel überwältigend, alle Hinderniſſe beſeitigend, bis endlich nach langer Pauſe des Bedenkens Ignacia einwilligte, die Thüre ſich öffnete, und beide Damen, in ſchwarze Mantelkappen verhüllt, zu dem harrenden Führer heraustraten. Schweigend folgten ſie dem vorauſchreitenden Obrego, ſchlüpften leiſe über den Hof, der öde ſtand, weil des Hauſes Diener gegangen waren, Ibarra's Feſt zu ſchauen, und gewannen ſo das Freie. Es war eine ſchöne ſtille Nacht, überglänzt vom ſanfteſten Mondenſchimmer; Ignacia's Zagen verſchwand, ihre Bruſt wurde ruhiger in der balſamiſchen Luſt. Obrego ſtieg einen Pfad hinan, der längs fruchtbaren Weinbergen hinlief, und nach manchen Wendungen auf einer Höhe endete, die von einer Seite eine dunkle waldige Schlucht verrieth, von der andern eine Ausſicht in das helle Thal gewährte. Jenſeits deſſelben lag, von tauſend farbigen Lampen geſchmückt, Ibarra's Schloß. Die Accorde brauſender Muſik ſchwammen Luſt und Neid erregend herüber, und das Auge der nächtlichen Wanderer konnte unterſcheiden, wie juſt in demſelben Augenblicke ſich der prächtige Fackeltanz durch die Gärten des Palaſtes wand, wie ein feuriges, immer neu verſchlungenes Band. Ignacia ſank als wie vernichtet an die Bruſt der Freundin, deutete nach dem hochlodernden Hochzeitreigen, und ſtammelte: „Blicke dorthin, Eugenia, und begreife meinen Schmerz. In jenen Blumengebüſchen lernte ich den kalten Mann kennen, der meine Seele unterjochte. Dort war die Wiege der verſchwiegenſten aber verzehrendſten Liebe, und heute beleuchten jene Flammen ihr düſteres hoffnungsloſes Grab. Weiche nicht mehr von hinnen, laſſe mich hier, gerade auf dieſem Flecke ſterben, laß mich vergehen vor jenem unheilvollen Bilde.“ — „Nicht doch, traute Schweſter: lebe, begeiſtere dich in jenem Anblick zur Vergeltung. Geh' in den Kampf mit dem hartherzigen grauſamen Mann, der dein Herz mit Füßen trat. Wage es, zu rauben, was dir gutwillig nicht geſchenkt wurde, das eitle Kind zu verdrängen, das dir gefährlich wurde. Folge noch wenige Schritte dem weiſen Meiſter, der uns die erfahrne Hand bietet, und du wirſt deinen Kummer gelindert, den Heißgeliebten in deinen Armen, die unreife Nebenbuhlerin im Staube ſehn.“

Ein lautes ſchmerzhaftes Ach entriß ſich dem Buſen Ignacia’s. Rache, wonnevolle Rache winkte ihr. Die auftobende Leidenſchaft bezwang die Thräne, und riß die Zögernde unwiderſtehlich mit ſich fort. Obrego näherte ſich der finſtern waldigen Schlucht, ſtieg mit ſicherm Fuße über rauhes Geſtein und moſige Abhänge hinunter, ſtrich mit ſicherer Hand über die Büſche zu ſeiner Seite, und ſtreute ſchillernde Glühwürmer auf den unwegſamen Pfad, ſo daß die angſtvollen Frauen ſelbſt da, wo die dichteſte Finſterniß herrſchte, ſeine Spur nicht verlieren konnten. — Sie kamen immer tiefer, einem rauſchenden Bache entgegen, der in den Grund der Schlucht fiel, und ſtanden endlich auf einem Platze, einſam und verſchwiegen, rings umgeben von ragenden Bäumen, aber beſtrahlt von der Mondesſcheibe, die ſich in dem reiſſenden Waldbache ſpiegelte. Auf einer kleinen Erhebung ragten verkrüppelte Sträucher, und über dieſelben her fiel ein dichtes Gewebe von Weinranken mit breiten Blättern. Darunter ſtand aber das alte Heidengrab, verwittert, bemoost, einem zerbröckelten Felſen nicht unähnlich. — Obrego winkte ſeinen Begleiterinnen Stillſchweigen, hieß Eugenia unbeweglich ſtehen bleiben, und ergriff Ignacia’s marmorkalte Hand, ſie an das Grab hinzuführen. Starr vor Ahnung und Entſetzen folgte ihm das verblendete Weib, und lehnte ſich an die moſigen Steine, während Obrego einen Becher aus dem Mantel, einen Dolch aus dem Gürtel zog, beides mit feierlicher Gebehrde auf die Deckelplatte des Grabes legte, ſich dann mit ausgebreiteten Armen darüber bückte, und unverſtändliche Worte wie einen heiſern eintönigen Geſang in die Spalten des Deckels raunte. Hierauf ſagte er mit ſträubendem Haar zu Ignacia: „Das Werk beginnt, die Stunde iſt günſtig. Hüte dich aber, Weib, in deiner Angſt zu beten. An dem verfluchten Orte tödtet dich jede Formel deiner Kirche, denn andere Mächte walten hier als in euern Tempeln.“ — Bei dieſen Worten raſchelte aus dem Laube ein Ungethüm am Grabe herauf, und legte ſich breit auf dasſelbe. Ein Schlangenkopf ſtarrte durch die Dämmerung mit grünfunkelnden Augen, geſchmückt mit goldner Krone, und hellrothen Ringen. Electriſches Feuer zitterte auf dem Rücken der Schlange unaufhörlich auf und nieder, und der Schweif dehnte ſich bald um das ganze Grabmahl, bald rollte er ſich um die Ranken der gebannten Rebe, und zog ſie nieder, ſo daß wunderliche ſchwarzglänzende Trauben vor Ignacia's Augen hingen, und ſich, gleich wie freiwillig, dem Meſſer Obrego's darboten. Der Zauberer hielt von ihnen eine reiche Erndte, und preßte unter ſteten Verwünſchungen ihren Saft in den Becher. Endlich ließ die Schlange die Rebe wieder in die Höhe ſchnellen, und ringelte ſich auf dem Grabmale zuſammen. Da hieß der Beſchwörer Ignacia beide Hände auf den Becher legen, und murmelte mit erſtickter Stimme: „Bei dem Fluche, der an dieſen Steinen haftet, weihe ich den, der dieſen Trank genießt, zum ewigen Sclaven und gebundnen Knecht des Weibes, das ihn liebt, und mit dem eignen Blute den zauberhaften Bund erkauft.“ Er ritzte mit dem ſcharfen Stahl Ignacia's Arm, ſo daß ein Purpurſtrom in den Becher floß, und ſich mit dem Saft der Trauben vermiſchte. Ignacia fühlte kaum den Schmerz; das rieſelnde Blut machte ihr Herz leicht, und wie ein berauſchender Duft ſtärkten die Worte Obrego's ihr Haupt. Er fuhr fort, den Trank miſchend: „Wer dieſen Trank genießt, ſey dieſem Weibe eigen, und nur der Tod mache ſie beide frei. Kein Segen, kein Löſungsſpruch helfe gegen dieſes Band, ſo lange beide hier am Heidenſtein Verlobte die Augen offen haben; denn nicht umſonſt verſucht man die finſtern Mächte, und ſelbſt über dieſes irdiſche Leben hinaus vergelte ihnen mit ihrem unſterblichen Theil diejenige, welche dieſen Zauber vollbracht. Dafür gehöre ihr der Mann ihrer Luſt, ſey es, daß Welttheile, daß Meere ſie trennten, und vergeſſen müſſe er, was er je geliebt, verachten jedes Band, das er je geknüpft, um dem Banne zu gehorchen, dem er unterthan geworden.“

Ignacia zuckte auf, und ſtieß einen Laut des Schreckens aus; die Schlange hatte ſich eiskalt um ihren Arm gerollt, und leckte gierig die zerſtreuten Purpurtropfen, bis Obrego ihren Rücken mit dem Dolch berührte, worauf ſie von der ſchönen Beute abließ, und raſchelnd im Gebüſch verſchwand. Ignacia's Wunde blutete aber nicht mehr, und Obrego führte die Zitternde mit geheimnißvollem Weſen zur Freundin zurück, die mit einer langen Umarmung die Wiederkehrende empfing. Sodann ſchritt Obrego wieder voraus, den Becher ſorgſam bergend, und ohne einen Laut, aber ſehr ermüdet, gelangten die Damen in Kurzem auf die Anhöhe. Das Hochzeitleben auf Ibarra's Schloß war noch nicht zu Ende. Noch ſchimmerten allenthalben die bunten fröhlichen Lampen, aber, ihren Glanz zu beſchämen, begann das prächtige Feuerwerk, die Krone der Tagesluſt. Donnernder Knall ringsum, Raketen, himmelhoch ſteigend, gleich jauchzenden Glücksherolden, flammende Girandolen, tanzend und drehend in bunten Farben, aufrauſchende Sonnen, ſprühend und flackernd, wechſelnd in Strahlen, Garben und Blitzen, Blumenſträuße, rieſengroß emporſpringend aus feurigen Vaſen, brennende Roſen und blaue Hyazinthen hinmalend an das dunkle Firmament, Namenszüge von Feuerdiamanten, aufſteigend durchs Meer der Lüfte, und an ihrer Seite große Silberballen, emporſchießend, lautlos die Gegend erhellend, wie eben ſo viele ſteigende Monde. Ein Regen von hellfunkelnden Sternen, der aus einer hochaufgeſchleuderten Feuerkugel herabfiel, und das wunderliche Feenſchauſpiel ſchloß, beleuchtete die Heimkehr der Frauen. Obrego jedoch ſchlich ſich nach Ibarra's Schloß, um das Siegel auf ſein Werk zu drücken, den verhängnißvollen Trank zu credenzen.

Schon verließen — lang nach Mitternacht — die meiſten Gäſte auf Pferden und Wagen das Schloß; die übrigen ſuchten die angewieſenen Zimmer. Das Landvolk verlief ſich, der Schwarm der Diener trieb ſich unordentlich umher. Mehrere von ihnen, in reicher Livree, goldne Leuchter in den Händen, ſtiegen vor dem Brautpaare die blanken Treppen hinan, Donna Manuela in ihr Gemach zu begleiten. Die arme Kleine, ermüdet von des Tages Feſtlichkeit, erliegend faſt unter den koſtbaren Gewändern und dem ſchweren Schmuck, ging auf des Bräutigams und des Vaters Arm geſtützt. An der Schwelle ihrer Gemächer empfingen die Zofen das holde Kind, und ehrerbietig neigte ſich vor ihm Don Mariano, küßte ihm die Hand, und wünſchte ihm eine zufriedene, engelbewachte Nacht. Der greiſe Ibarra ſegnete den Schlummer ſeiner Tochter, und dieſe ſprach, mit der Müdigkeit kämpfend, wie mit der Wehmuth: „Ihr reiſet alſo morgen, liebſter Mariano? Wie gräßlich lang wird mir die Zeit werden, da Ihr abweſend ſeyd? Doch hoffe ich, daß Ihr eure gehorſame Braut morgen nicht ohne Abſchied verlaſſet. Ich rechne feſt darauf, Euch noch einmal zu ſehen.“ — Mariano bückte ſich und verſetzte mit Zierlichkeit: „Gewiß, Donna Manuela. Schlafet ruhig, und brecht Euch nicht eine Minute vom Schlummer ab. Euer unterthänigſter Diener wird Eures Befehles gewärtig ſeyn.“ — „So iſt's, mein Kind;“ verſetzte auch Ibarra: „wenn es ſich ziemte, ſo würdeſt Du Deinen Bräutigam bis Valencia begleiten; doch ſchickt ſich's mehr, daß Du in Einſamkeit zurückbleibeſt, nachdem Du ihm morgen dein Lebewohl geſagt.“ — „Auf morgen denn!“ rief Manuela; „auf morgen!“ antworteten Vater und Bräutigam, und alle gingen nach ihren Schlafgemächern. — Auf ſeinem Zimmer, das, im Erdgeſchoß gelegen, ſeine offenen Fenſter nach den Jasminbüſchen des Gartens kehrte, ging Mariano noch einigemal voll Unruhe auf und nieder. Es quälte ihn, die kindliche Braut verlaſſen zu müſſen, und ſeine Seele wünſchte ſich mit einem Sprunge jenſeits der paar Jahre, die er in fremden Ländern verbringen ſollte, der Blume entſagend, die indeſſen im ſtillen Kloſtergarten für ihn zeitigen würde. Er verwünſchte das Feſt mit ſeinen Zerſtreuungen. Er beklagte, einen Tag verloren zu haben, den er, allein mit Manuela, in Freude und Zärtlichkeit verleben hätte können. Jedoch, der Reiſe gedenkend, verſcheuchte er die ſorglichen Betrachtungen, und warf ſich auf's Lager, nachdem er den Diener weggeſchickt. Eine Lampe hing in dem Gemach, auf dem Tiſche neben dem Bette ſtanden Erfriſchungen. Eine Kryſtallflaſche mit dunkelrothem Safte gefüllt reizte ſeinen Gaumen. Erhitzt, wie er war, lechzte er nach Kühlung, nach Sorbet, nach eiskaltem belebendem Trank. Er füllte die ſilberne Schale mit der purpurnen Flüßigkeit, er trank; ein Schauer überlief ſeinen Körper, nachdem er die Schale geleert, der ſich jedoch bald in die angenehmſte Wärme auflöste. Noch ein Reſt des wohlſchmeckenden Getränkes blinkte in der geſchliffenen Flaſche. In dem Taumel des Entſchlummerns griff er nach dem Reſte, ſchlürfte ihn gierig hinab, und verſank augenblicklich in ſo feſten Schlaf, daß er es nicht hörte, wie die Flaſche ſeiner Hand entglitt und klirrend am Boden zerſplitterte.

4.

Mariano's Diener, in der erſten Frühe erwacht, ſchlenderte durch den Garten, um nach den Ställen zu gehen. Der ehrliche Joſe ſah mit Verwunderung, wie ſein Herr, völlig wach und angekleidet, in ſeinem Zimmer handthierte, und an das Fenſter kam, um Luft zu ſchöpfen. „Gott ſegne Euern Tag, Sennor;“ ſagte der Diener ehrerbietig, und Mariano verſetzte lebhaft: „Gut, daß du bei Handen, Joſe, eile, die Pferde zu zäumen, denn noch in dieſer Stunde will ich fort.“ — Joſe ſchüttelte den Kopf bedenklich, und meinte, es ſey noch früh, und Alles ſchlafe im Hauſe, den alten Herrn nicht ausgenommen, und auch nicht Donna Manuela. — „Was kümmert das mich? Was geht es dich an?“ ſchalt Mariano, mit einem ganz abſonderlichen Blicke, den Joſe früher niemals an ihm wahrgenommen. Der Diener widerſtand nicht mehr, und ging, den Auftrag zu verrichten. — Mariano verſchränkte dagegen ſinnend die Arme, rieb ſich zu wiederholtenmalen die Stirne, und murmelte vor ſich hin: „Iſt mir's doch wie ein Traum! Der geſtrige Tag... faſt unbegreiflich, wie ich mich dazu hergeben konnte! Wie ſchnöde, wie zudringlich, wie eigenſüchtig Alles um mich her! Und iſt es denn wahr, daß ich mich geſtern am Altar des Herrn vermählte? Alle Heilige mögen mir beiſtehen in dieſer unerklärlichen Verblendung. Was haſt du gethan, Mariano? Wie grauſam iſt das Erwachen aus einem mondenlangen Taumel! Doch will ich fort, ſchnell von hinnen, das wird mir für's Erſte gut thun.“

Er ſah Joſe von Ferne wiederkehren, und eilte voll Ungeduld dem Diener entgegen, den Federhut auf dem Kopfe, Mantel um die Schultern, Degen an der Seite, gerüſtet zum ſchleunigſten Abzug. — „Die Roſſe ſtehen bereit," ſagte Joſe ſchüchtern, und Mariano ſchritt voran gegen die Ställe, als könne er die Abreiſe nicht erwarten. — Ein ſchläfriger Knecht hielt die prächtigen, mit ſchimmernden Decken verzierten Gäule. Mariano ſchwang ſich ſchnell auf den ſeinigen, winkte Joſe ein gleiches zu thun, warf dem gaffenden Knecht einen Quadrupel in die Mütze, und ſagte ſchneidend: „Einen Gruß an den Herrn des Hauſes. Er möge tauſend Jahre leben, und meiner gedenken, wenn er mich auch nimmer wiederſieht!" — Hierauf drückte er dem Pferd den breiten Sporn in die linke Seite, und jagte zum Gitterthor hinaus, ohne ſich umzuſehen, ohne den Hut zu ſchwenken, noch das Schnupftuch wehen zu laſſen gegen die Fenſter, hinter deren Vorhängen ſein Liebchen ſchlummerte. In ſcharfem Ritt ging es die Höhe hinunter, unter den bethauten Schatten der Maulbeerbäume durch, und Roß und Reiter athmeten hoch auf, als ſie die Ebene gewonnen hatten. „Ihr habt's eilig, Sennor;" bemerkte der ſchnaufende Joſe, ſein Pferd anhaltend. — „Was beliebt?" fragte Mariano, ebenfalls ſtillhaltend, und drehte das finſtere Geſicht gegen den Diener. — „Bei meinem Heiligen!" fuhr Joſe fort: „wie konntet Ihr's über's Herz bringen, die Perle Eurer Seele ohne Abſchied zu verlaſſen? Lieber hätte ich noch einen Tag zugegeben, wäre ich an Eurer Stelle geweſen." — „Einen Tag? Nicht eine Stunde, nicht einen Augenblick!" entgegnete Mariano wild und heftig: „Du biſt blind, Joſe. Du hältſt für Gold, was nicht eine taube Muſchel werth iſt. Ja...," ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu:

„wer mir ſagen könnte, wie alles dieſes ſich begab! Täuſchung iſt unſer Loos. Nichts mehr davon; laß dein Pferd ausgreifen, nur zu Valencia, nur auf dem Schiffe werd' ich ruhig ſeyn." — Von neuem rannte Mariano blind aus, und jagte plötzlich rechts in eine Seitenſtraße. „Hoh, hoh! Wohin, Sennor? „ſchrie der Diener, und ſpornte in der Angſt ſeinen Gaul querfeldein wie der Herr, und nahm ihn in die Flanke, und hielt mit ſtarker Hand den Zügel von Mariano's Roß. „Was habt Ihr denn vor? Könnt Ihr nicht mehr dem tollen Murad gebieten? Umgekehrt: lieber Herr; auf der Heerſtraße geht's nach Valencia."

Mariano ſtarrte den Gefährten an, ohne ein Wort zu ſprechen, und ließ ſich geduldig zurückbringen. Der ſchnaubende Murad folgte wie ein Lamm. Der ſorgliche Joſe, der nicht recht wußte, wie ihm und ſeinem Herrn geſchah, ließ Murad's Zügel nicht los, und rief mit einigem Unmuthe: „Was kam Euch denn zu Sinne, Sennor? Ihr ſeyd zerſtreut, Ihr gleicht, mit Reſpekt zu ſagen, einem Nachtwandler am hellen Tage. Dort ſind die Thürme der Stadt; was wolltet Ihr auf dem Landhauſe der Donna Ignacia? So viel ich weiß, ſteht Ihr mit der Dame nicht im beßten Vernehmen. Wolltet Ihr Euch mit ihr verſöhnen, weil Ihr über's Meer geht?" — „Keinen Spott!" herrſchte Mariano dem Begleiter zu, deſſen Lächeln ſich ſchnell in ſtummen Ernſt verwandelte: „verſöhnen, ſagſt du? Mit Donna Ignacia? Beim Lichte beſehen, hab' ich keinen Groll gegen ſie. Ich habe ihr Unrecht gethan. Sie hat es wohl gut mit mir gemeint. Ich war ein blöder Thor, daß ich's nicht einſah." — „Seltſam!" meinte Joſe, während die Pferde im Schritte gingen: „ſie meinte es gut mit Euch, als ſie Euch in ihr Netz locken wollte? Die unerſättliche Dame iſt ja der Schrecken aller Weiber von nah und fern. Wollte ſie nicht Eure Liebe ſtören? Gab ſie nicht in Don Ibarra's Schloſſe Aergerniß durch die Blicke, die ſie Euch zuwarf, die Schmeicheleien, die ſie Euch ſpendete? Wart Ihr nicht ſelbſt ſo empört, daß Ihr ſie keiner Antwort mehr würdigtet? Verbranntet Ihr nicht im gerechten Zorn die zärtlichen Briefchen, die ſie Euch durch den kuppleriſchen Ponce ſchickte? Wahrhaftig, Donna Manuela würde ſich zu Tode geweint haben, wenn ſie alles gewußt hätte." — „Manuela iſt ein Kind, ein unreifes Kind;" verſetzte Mariano mürriſch, und verwendete, obſchon die Pferde gen Valencia gingen, kein Auge von Ignacia's Villa: „ich bin zu ſpät zur Erkenntniß gekommen; alles iſt jetzt verdorben. In meiner Jugend kräftigſter Blüthe ſeh ich mich an ein Kind gefeſſelt, unter der Vormundſchaft eines eigennützigen alten Mannes, nach deſſen Willkühr ich mich bewegen ſoll; reiſen, wann es ihm beliebt, wiederkehren, wann es ihm gefällt. Wer bürgt mir dafür, daß ich, aus fremden Ländern kommend, nicht eine verwelkte Pflanze finde, wo ich eine Roſenknospe erwarte? Vergilt mir dann der ſchnöde Reichthum, das Erbe eines Vaters, der vielleicht Methuſalems Alter erreicht? Für die Hoffnung auf trügeriſche Schätze habe ich wahre Liebe hingeworfen. Jener Landſitz . . . Sieh, wie er von der Höhe herabwinkt . . . Iſt er nicht ſchöner, als das Schloß des Krämers Ibarra? Ignacia nicht tauſendmal lieblicher als die aufgedrungene Braut? Joſe, dein armer Herr iſt der Unglücklichſte aller Menſchen, die da leben. Zerriſſen mein Herz, abgeſtoßen von den Menſchen, die mich beſtrickten, hingezogen, unerklärlich hingezogen nach jenem Orte, wo die Heimat meiner Liebe, die Quelle meines Lebens iſt! Wahrlich, Joſe, ziehe deine Hand nicht von meines Pferdes Zügel zurück, ich wäre im Stande, alle Schranken zu durchbrechen, die ſich meinem Verlangen entgegenſtemmen. Schnell voran! Laß uns munter dahin traben, daß ich meinen Gedanken, meinen Begierden entfliehe.“ — Und der treue Begleiter erbebte im Innerſten vor den Worten des Gebieters, und ſein beſchränkter Sinn zitterte für den Verſtand deſſelben. „Ein tolles Geſchlecht, das der vornehmen jungen Leute!“ brummte er vor ſich hin: „ſie ſind von der Wiege an vom Glücke dergeſtalt überſättiget, daß ihnen ein Jammer dünkt, was unſer Einem wie ein Paradies vorkommen würde. Die paar Jahre, die er warten muß, ſeine Roſe zu pflücken, ſcheinen ihm eine Ewigkeit. Vielleicht aber thut ein kuhles Seebad bei dem gereizten Herrn ſeine Schuldigkeit.“ Mit einem Stoßgebet an alle Heilige und Nothhelfer ritt Joſe mit dem Herrn in Gottes Namen vorwärts, und kein Wort wurde mehr zwiſchen beiden gewechſelt, bis ſie nach Valencia kamen.

5.

Die Nächte des Schmerzens ſind minder quälend als die der Erwartung. Ignacia's weiches Bett war ein Dornenlager geweſen, die Begebenheiten des Abends ſchwebten wie ein verworrner Traum vor der aufgeregten Seele des Weibes, aber helle Flammen ſchlug darunter die Leidenſchaft, die ſchmachtende Sehnſucht, der peinigende Zweifel, ob auch der böſe Geiſt ſein Verſprechen halten, den Mann verbrecheriſcher Gier an ihren hochwallenden Buſen ſchleudern würde. Alles ſchlummerte im Hauſe, aber Ignacia wachte, und lauſchte jedem Geräuſche, und zählte die Pulsſchläge ihres Herzens, und hielt ſein ungeſtümes Klopfen nicht ſelten für die Schritte des Bezauberten, welcher käme, ſeinem Bann genug zu thun. Eitle Erwartung! Der Sand verrann, Korn auf Korn, und der Zauber zögerte noch mit der Erfüllung. Am frühen Morgen enteilte Ignacia haſtig ihrem Gemach, warf ſich in die Arme der Freundin, und weinte, tobte, verzweifelte dann in dumpfen Klagen, ſchalt Obrego einen Betrüger, fluchte den unterirdiſchen Mächten, die ſie in ihre Kreiſe gezogen, klagte den Himmel an, daß er ſie verlaſſen, ohne ihr hienieden Erſatz zu geben für die verlorne Seligkeit. Eugenia tröſtete, wie ſie vermochte; der zauberiſche Knecht mußte Rede ſtehen, und grollend ſagte er: „Ich will ewig verflucht ſeyn, wenn ich noch einmal den eitlen Forderungen der Weiber nachgebe. Ihr verdorbenes Blut gleicht dem raſenden Meere, das nicht den Augenblick erwarten kann, ſein Opfer zu faſſen. Glaubt Ihr, daß nur ſo viel Zeit, als man zu einer zügelloſen Schäferſtunde braucht, dazu gehöre, eines Menſchen unbefangenes Herz zu wenden? O ſo laſſet lieber des Zaubers Geheimniſſe ruhen, und ſendet Eure Kuppler auf den Landſtraßen aus, damit ſie dort ſich nach Geſpielen umſehen, die Eurer Luſt genügen. Von mir erwartet nicht ferner irgend eine Bemühung zu Euren Gunſten." — Eugenia verſuchte, dem hochfahrenden Schwarzkünſtler mit Stolz entgegenzutreten, und drohte mit dem Arme geiſtlicher und weltlicher Macht. Obrego grinſte jedoch höhniſch, und verſetzte: „Geht nur hin, Sennora, und zwingt mich, eine Liſte der Heldenthaten zu entwerfen, die Ihr in's Werk geſetzt. Sie würde Euch bittere Früchte bringen; während der Kardinal hinlänglich mein Freund iſt, um mir das Haupt kühl zu halten. Ihr wiſſet, was mich an Euch bindet, zerreißt das lockere Band nicht!" Eugenia erblaßte, und Obrego fuhr fort: „Scheltet auch nicht meine Kunſt; ſie iſt untrüglich. Mariano hat den Kelch getrunken, ich ſah es mit an. Er wird und muß dem Zauber genügen; er wird's, ehe der Mond wieder am Himmel ſteht. Nicht nur die Börſe voll Gold, die mir Donna Ignacia gegeben, ſondern auch meinen eignen Kopf ſetz' ich dafür ein. Ich will ſtatt der Sennora des Teufels werden, wenn ich log. Nur gedulde ſich die feine Donna. Für den Lohn, den ſie hofft, iſt das bischen Unruhe, und die Ermahnung eines verachteten neuen Chriſten nicht zu theuer erkauft. Die Sterne haben ihren Lauf, und ändern ihn um eines Weibes Willen nicht."

Er ging zur Thüre hinaus, und im Hofe wurde Getümmel hörbar. Roſſe trabten in den gepflaſterten Raum, Peitſchenknall und Schellenklang tönte durch die Colonnaden, der plätſchernde Fall des Springbrunnens wurde gedämpft durch das Rufen vieler Stimmen. Feurige Röthe überzog Ignacia's Geſicht, noch vor einem Augenblicke ſo bleich. Eugenia's Herz fühlte ſich zuſammengeſchnürt von Ahnung der Dinge, welche kommen ſollten. „Mariano!“ ſeufzten beide, lauſchend und an den Boden gebannt: „Obrego hat wahr geſprochen; er naht durch die Gewalt der Liebe!“

Ein Diener erſchien auf der Schwelle des Gemachs, und meldete die Ankunft der Brüder Ignacia's. Bittre Enttäuſchung folgte der wonnevollen Aufregung. „Meine Brüder?“ ſtammelte Ignacia, auf das Ruhebett ſinkend, und Eugenia rief mit Unwillen: „das iſt ein böſer Tag! Gieb mir Gift, Ignacia, nur zwinge mich nicht, die edlen Herren zu ſehen. Faſſe dich, mein Täubchen, denn der Beſuch verkündigt ſchwerlich Gutes. Empfange die würdigen Herren; doch erlaube mir, daß ich mich fern von ihnen halte. Ich hatte mich nie ob ihrer Höflichkeit zu beklagen, und ziehe vor, die leeren Wände anzugähnen.“

Der Diener kam abermals, meldete die Ankömmlinge. Ignacia raffte ſich zuſammen, und ſchritt nach dem Sale, wo die Brüder ihrer warteten. — Die beiden Herren traten ihr nur einige Schritte entgegen, und Don Barnabas, der ältere, grüßte nachläßig mit aufgeworfener Oberlippe, die Linke auf dem ſchweren Degengriffe wiegend, während ſeine Rechte wohlgefällig mit dem Knebelbarte ſpielte. Der jüngere Bruder, Don Melchior, ein Prior des Karthäuſerordens, mit glattem, roſenrothem Antlitz, und wohlbeleibt, bewegte nur ſeine Hand leicht nach dem Käppchen auf ſeinem Haupte, und ſtreckte ſie dann der Schweſter zum Kuſſe entgegen. Mit widerſtrebender Seele küßte Ignacia ſowohl die Fingerſpitzen des Priors, als die Wange des Ritters. Der letztere führte ſie bedächtig zu einem Seſſel, und begann mit höfiſcher Gravität: „Ihr ſtaunt, Ignacia, uns hier zu ſehen, ohne daß ein Bote uns angemeldet hätte. Der Weg von Madrid iſt weit, aber die Bruderliebe und unſere Sorge für den Glanz des Hauſes ſcheuen nicht den Staub der Heerſtraße, noch die verzehrende Sonnenhitze. Wir haben nicht vor, Euch lange zur Laſt zu ſeyn; beruhigt Euch hierüber.“ — „Ich weiß, was ich meinen Herren Brüdern ſchuldig bin,“ erwiederte Ignacia mit kalter Höflichkeit. Der Prior ſah bedeutend ſeinen Bruder an, und ſprach leicht hingeworfen: „Dieſe Verſicherung ſchließt den Erfolg unſres Beſuchs in ſich. Ich freue mich, Donna Ignacia, Euch ſo friſch und geſund vor uns zu ſehn. Das Gerücht, nicht Eure Briefe, denn Ihr ſchreibt uns nie, hat Euch krank geſagt. Doch habt Ihr von der Fülle Eures Leibes nichts verloren, und die zarte Bläſſe Eurer Wangen ſteht Euch vortrefflich an. Der Wittwenſtand iſt Euch vortheilhaft; das Grab Eures Gemahls verſchließt nicht alle Eure Freuden? Man erzählt ſich ſo viel von Euch, aber nimmer, daß Ihr eine Büßerin geworden. Nun, nicht jedes Weib iſt zur Nonne geboren, und auch der Lilie muß ihr Recht geſchehen. Seyd mir gegrüßt, meine ſchöne üppige und freundliche Schweſter."

Die leichtfertige Sprache in dem Munde des Mönchs befremdete ſogar das leichtfertige Weib. Ignacia reichte zerſtreut den Brüdern die Chocolade, und fragte mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit nach dem Beweggrund ihrer Reiſe. Don Barnabas begann nach einigem Beſinnen: „Ihr wißt vielleicht, daß der König, unſer Herr, ſeit kurzer Zeit mich, den unwürdigſten ſeiner Diener, ausgezeichnet hat. Gott hat zugelaſſen, daß ich das Haus meiner Ahnen zur höchſten Ehre bringen mag. Die Gunſt des Königs hat unſern Wappenſchild mit neuen Feldern bereichert, eine Grafenkrone darauf geſetzt. Der erſte Orden der Chriſtenheit funkelt auf meiner Bruſt, mir theurer noch als die Gnadenkette, womit unſer Herr mich beſchenkte. Unſer geliebter Bruder hat nicht minder ſeinen Antheil an der Glorie ſeines Hauſes; königlich ausgeſtattete Präbenden wurden ihm verliehen, der Geſandte unſres Herrn unterhandelt beim heiligen Stuhle um eine leuchtende Belohnung ſeiner beſcheidenen Verdienſte. Wir wollen aber nicht, daß unſere geliebte Schweſter leer ausgehe in dieſer Zeit der Gnade, und kommen, Euch zu bitten, Donna Ignacia, der Hauptſtadt Eure Gegenwart nicht länger zu entziehen. Euer Glück iſt gemacht, ſobald ihr wieder daſelbſt erſcheint." — Ignacia horchte ſchweigend und überraſcht, und der Prior fuhr ſtatt des Ritters fort: „Es iſt kein Grund vorhanden, weßhalb Ihr Euch weigern ſolltet. Don Luis, der plauderhafte Wüſtling, der Euern Wandel ſo unbarmherzig verläumdete, iſt, Dank unſerm Bemühen, aus dem Wege geſchafft. Fortan ſey nicht mehr die Rede von ihm, aber wohl ſtrahle Eures Leibes Herrlichkeit wie eine neuaufgehende Sonne im goldnen Kreiſe des königlichen Hofes. Donna Ignacia, Ihr ſeyd zu hohen Dingen auserſehen. Eure Hand vermag den Segen zu verdreifachen, der gleich dem Manna des Himmels auf unſer Geſchlecht fiel. Unſer Herr, der König, hat Euer Bildniß geſehen, es drängt ihn, in der ſüßen Wirklichkeit diejenige zu ſchauen, deren Liebreiz ihn im ſchwachen unvollkommenen Gemälde entzückte. Ungeſtüm, wie er iſt — Gott erhalte ihn uns noch lange — hat er uns abgeſendet, mit leiſem Winke zwar, doch iſt ſein Wink ſchon ein göttliches Gebot, die ſchönſte Blume Spaniens in ſeinen Garten zu verpflanzen.“

Ignacia erhob ſich ſchnell mit unwilliger Gebehrde, und rief, kaum ihrer Entrüſtung Meiſter: „Wie? der König, der zügelloſe Mann, deſſen Leben nur eine Kette von Abentheuern iſt, wovor meine Wange roth wird, der bejahrte, bleiche und entnervte Mann der Wolluſt begehrt nach mir? Und meine Brüder laſſen ſich zum Kupplerdienſt gebrauchen, ein Graf und ein Würdenträger der heiligſten Kirche?“ — Don Barnabas runzelte die Stirne, und der Prior verſetzte mit ſpöttiſcher Anſpielung: „Ihr ſeyd eine wackere Komödiantin, Donna Ignacia, was hättet Ihr gethan, das nicht noch zehnmal ſchlimmer wäre, als was wir von Euch fordern? Wie oft habt Ihr die Rache und Strafe Eurer Brüder herausgefordert, um Euern Lüſten zu genügen, und weigert nun, was ſie von Euch verlangen zur Ehre unſeres alten herrlichen Geſchlechtes?!“ — „Was ich je gethan, geſchah aus freier Willkühr, nach der Neigung meines Herzens;“ verſetzte Ignacia zürnend: „dem Zwang füg' ich mich nicht, und wenn's ein König wäre, der mir ihn anthun will.“ — „Unſinnige!“ polterte Don Barnabas mit drohender Bewegung: „wähnſt du, mündig zu ſeyn, den Freibrief einer Matrone zu haben, weil Du den Gemahl durch deine Unehre ums Leben gebracht? Wir geben unſere Vatergewalt nicht auf, und laſſen dir keine Wahl; folge uns auf der Stelle.“ — „Nimmermehr! Ich kann jetzt nicht von hier. Heute gilts das Glück meines Lebens. Ich habe es theuer bezahlt, reißt mich jetzt nicht von dieſem Orte!“ — „Das Weib iſt wahnſinnig!“ betheuerte Don Barnabas mit einem Schwure. Ignacia fuhr leidenſchaftlich und beinahe ſchreiend fort: „Ich gehe nicht mit Euch, nun und nimmermehr. Von hier in die abgezehrten Arme des gekrönten Sünders? Welch' ein Loos!“ — „Die ſchönſten jungen Leute bilden des Königs Leibwache;“ ſprach der Prior mit dem Lächeln eines Fauns: „Erſatz wird leicht.“ — „Schande über Euch! Eher tödtet Ihr mich, als daß ich einwillige.“ — Der Prior nahm ſie lächelnd in ſeinen Arm, berührte ihren Buſen, und ſprach: „Wie Schade, dieſe Bruſt zu durchbohren, die Ihr von der Göttin der Schönheit geerbt. Unſer Stammbaum hat noch niemals ein reizenderes Weib gezählt. Nicht mit Dolchen werden wir deinen Gehorſam erzwingen. Eine ſanftere Gewalt genügt bei dem ſchwachen Weibe. Euren Starrſinn befürchtend, geliebte Schweſter, haben wir bereits alle Anſtalten getroffen. Eure Maulthiere werden aufgezäumt, Eure Sänfte iſt gerüſtet. Widerſtrebt nicht unſerm Befehle; es würde zu nichts helfen, aber ſegnen werdet Ihr einſt den Zwang, den wir in dieſer Stunde anwenden.“ — Ignacia ſuchte, ſich verzweifelnd wehrend, nach dem Stilet; ſie trug es nicht bei ſich. Ihr Klagegeſchrei erfüllte das Gemach, als Don Barnabas ſie rauh bei der Hand ergriff, und in die Worte ausbrach: „Wir wiſſen wohl, wer Euern Sinn mit teufliſcher Kunſt berückt. Eugenia, das Weib der Schande, befindet ſich hier. Sie und ihr verfluchter Knecht, der längſt verbrannt ſeyn würde, hätte er nicht die Gicht des Kardinals geheilt, ſchüren Eure verbrecheriſche Gluth, ſpornen in Euch den Geiſt der Widerſetzlichkeit. Sie wag' es jedoch, in unſern Weg zu treten, die Unzüchtige, die Giftmiſcherin! Vor ihren Augen werden wir thun, was unſer Recht iſt, und was unſere unwiderruflich gefaßten Entſchlüſſe fordern. Kein Laut mehr, kein Widerſtand! Du biſt des Todes, wenn Du uns nicht in der Minute folgſt.“ — Die Brüder riſſen ohne Erbarmen die Verzweifelnde von dannen, die mit Wehmuthslauten nach Eugenia rief. „Anſtand! Beobachtet doch den Anſtand, Donna Ignacia, in aller Heiligen Namen!“ raunte der Prior in Ignacia's Ohr, während Don Barnabas einen Schleier über ihr Antlitz warf. Raſch und ſtürmiſch zerrten die Entführer ihre Beute nach dem Hofe, wo der Reiſezug in Bereitſchaft war, und Ignacia verließ wider ihren Willen das Schloß, ehe ſie noch recht zur Beſinnung kam. Eugenia und Obrego waren nirgends zu ſehen.

6.

Als der Abend herangekommen war, glich das Landhaus Ignacia's einer verlaſſenen Wohnung. Nur in dem Vorhäuschen des Caſtellans ſchimmerte ein Licht, und die Pforte war ſtreng verſchloſſen. An die Pforte donnerte es jedoch heftig, ſo daß die wenigen Bewohner der Villa erſchreckt emporfuhren, und der vertraute Kammerdiener Ignacia's das Amt des Kaſtellans auszuüben eilte. „Wer da?“ fragte er keck durch das Gitterfenſter: „wer klopft ſo ſpät? Sollen wir denn heute gar nicht Ruhe haben?“ — Und eine Stimme antwortete von Außen: „Mache doch auf; ich erkenne dich an der Stimme, Ponce, thue mir den Gefallen, und entriegle ſchnell die Pforte. Ich muß in's Haus, ohne Aufſchub.“ — „Träume ich, oder iſt es Don Mariano, der alſo redet?“ fragte Ponce ſtaunend Ignacia's Zofe Roſa, die ihm Geſellſchaft leiſtete; und Roſa erwiederte mit geheimnißvoller Wichtigkeit: „Ganz Recht, lieber Ponce, das iſt der Donna Manuela Bräutigam.“ — Ponce huſchte an das Thor, öffnete dienſtfertig, und beleuchtete mit ſteigender Verwunderung die Geſtalt Mariano's, der, bleich wie ein Geſpenſt, ſchnell über die Schwelle trat, und Miene machte, ohne Wort und Gruß an Ponce vorüberzuſliehen. Der Kammerdiener hielt ihn auf, und ſprach zitternd: „Um der armen Seelen im Fegfeuer Willen! Mäßigt Eure Heftigkeit, hochedler Sennor, ich vermuthe, daß die Reden des Don Ibarra Euch aufgereizt haben, und daß Ihr Euch bewogen gefunden, hieher zu kommen, um uns und unſre arme Gebieterin zu ſtrafen. Aber Herr, wir ſind unſchuldig an dem verwünſchten Gerede, und, der Himmel ſoll's wiſſen, Donna Ignacia nicht minder." — Mariano ſtarrte den Sprecher mit großen Augen an, und verſetzte dann: „Was ſoll das? Du biſt verrückt, Ponce. Was redeſt du von Ibarra, was von Eurer Unſchuld? Ich will verwünſcht ſeyn, wenn ich es verſtehe. Führe mich aber zu Ignacia; zu lange zögerte ich ſchon."

Ponce hielt den Ritter nur noch feſter an dem Mantel, und fuhr ängſtlicher fort: „Ich weiß nicht, was Ihr wollt, nicht woher Ihr kommt. Aber es iſt gewiß, daß vor einer Stunde Don Ibarra hier war, daß Euer Diener Joſe ihn hieher geführt, daß Häſcher dabei waren, daß ſie Euch ſuchten, und betheuerten, unſere Gebieterin hatte Euch verhert, und hielte Euch hier gefangen. Nun könnt Ihr aber ſelbſt bezeugen, daß dem nicht ſo iſt, und Ihr habt es wohl ſchon bezeugt. Aber ſchonet unſer, Herr. Ich laſſe mich darauf erwürgen, daß Niemand aus dieſem Hauſe das Mährchen aufgebracht." — Dieſe Worte, ſtatt den Ritter zu beſänftigen, machten den verkehrten Eindruck, erbitterten ihn auf's Höchſte; er zog den Degen, ſchleuderte den Kammerdiener einige Schritte vor ſich, und rief grimmig: „Was kümmert mich dein Wahnſinn? Was kümmert mich Don Ibarra, der alte wunderliche Mann? Ich will nichts mehr mit ihm zu ſchaffen haben. Voran, elender Knecht, leuchte! Führe mich zu deiner Herrin, daß meine Bruſt geneſe von ihren Schmerzen, daß ich endlich ſie faſſe die Seligkeit, wonach ich eine Ewigkeit vergebens dürſte!“ — „Heiligſter Jeſu! Er gedenkt die Sennora zu ermorden!“ kreiſchte Roſa, die hinter Ponce auf den Zehen ſtand. Ponce fiel aber auf die Kniee, und jammerte: „O thut es weg, das blanke Eiſen; ſchon von Kindesbeinen an bekam ich Krämpfe bei ſolchem Anblick; ich will's ja nimmer thun, will nimmer Liebesbrieſchen tragen, will nimmer eines Brautpaars Ruhe ſtören. Schont mein unſchuldiges Blut, denn auch ich bin verlobt mit Roſa, dieſer ſchwarzäugigen Spitzbübin, die meinen Verluſt nicht überleben könnte. Wenn Ihr denn doch von Eurem Grimm nicht ablaſſen wollt, ſo ſuchet Euch ein anderes Ziel. Donna Ignacia iſt nicht mehr hier; befleckt dieſe Stätte nicht mit einem Mord an unſchuldigen Leuten!“

Ein Donnerſchlag ſchien den wilden Mariano zu lähmen, er ließ den Degen ſinken, rang die Hände in Verzweiflung, und klagte: „O ihr unſeligen Menſchen, warum belügt ihr mich? Warum verhehlt ihr mir diejenige, nach der ich mit der Liebe Wuth, nicht mit des Haſſes Grimm ſtrebe? Ignacia, verkannte, heißgeliebte Ignacia, dringt meine Stimme nicht zu deinem Ohre? Ich gehöre dein, ich komme, um mit bittern Thränen mein Unrecht zu deinen Füßen zu bekennen, mit unerſchöpflicher Liebesgluth es zu tilgen, und ſie wollen mich ſchnöde von deiner Schwelle weiſen?“ — Ponce und Roſa ſahen ſich beſtürzt an, und ſtammelten nur neue Betheuerungen, neue Entſchuldigungen. Mariano fuhr aber heftiger auflodernd fort: „Es iſt Lüge, was Ihr ſagt. Ueberzeugt mich, führt mich, oder ihr ſterbt auf dieſem Flecke!“ Mit dem hochgeſchwungenen Degen jagte er den Diener und die Zofe vor ſich her, die Treppe hinan, und zwang ſie, ihm alle Gemächer zu öffnen. Allenthalben fand er Spuren der Verödung, und in dem traulichen Cloſett Ignacia's, das ſich noch in dem Zuſtande befand, worinnen die Dame es verlaſſen, ſchwanden ſeine Zweifel, verließ ihn ſein Zorn, um dem heftigſten Schmerze Platz zu machen. Von Thränen überſtrömt, gleich einem Raſenden, kniete er vor Ignacia's Lager hin, drückte die naſſen Augen in die ſeidenen Decken, ſchluchzte und küßte, ohne abzulaſſen, die Vorhänge, die feinen Spitzen der Kiſſen, das Tabouret, worauf Ignacia geſeſſen, ihre Gewänder, die zerſtreut umherlagen. Dazwiſchen rief er mit dem Ausdruck der Verzweiflung: „Wo biſt du, reizende Huldin, welche dieſes Heiligthum bewohnte? Wer ſagt mir, wo du weilſt? Wer, wo ich dich finde? Höre mich doch! Ich habe alles verlaſſen, Alles aufgegeben, um dich zu erringen; den Sturm meiner Seele kannſt du allein nur beſchwören, zeig mir deine Spur, Einziggeliebte dieſes heißen Herzens!“

Erſchöpft ſchwieg er eine Weile, und in dumpfer Betäubung ſtanden um ihn ſeine Begleiter, als er plötzlich mit neu geſammelter Kraft in die Höhe fuhr, und wie ein ſcheuer Verbrecher gleichſam im Selbſtgeſpräche vor ſich hinmurmelte: „Was frag' ich denn lange dieſe ſteinernen Klötze? Bedarf ich denn irgend eines Menſchen auf dem Erdball? Alle Wege führen zum Tode, aber auch ein jeder zu meinem Glück. Ich will hinausfliehen in die Nacht, wie ich von Valencia floh. Ich werde mich nicht verirren, ich muß ja die Spur finden, wo ihr Fuß wandelte. Die Sterne am Himmel, die leiſe Schlange am Wege müſſen mir ſagen, wo ſie ſich verbirgt. Ich gehe ja zu Grunde, wenn ich mein Kleinod nicht entdecke. Platz, Ihr kalten Seelen! Laßt mich fort, jede Stunde tödtet, die ich ohne Sie verſeufze!" — „Er iſt wahnſinnig!" flüſterte Ponce der Zofe in's Ohr. Roſa erwiederte aber: „Er iſt verliebt, ſag' ich dir. Ach, wie ſchön iſt ſolcher Wahnſinn! Ich möchte ſein Liebchen ſeyn." — „Undankbare Kröte!" brummte Ponce, aber Mariano trat ſchnell vor Roſa, ſah ihr durchdringend in die Augen, und ſprach milde: „Du haſt ein Herz, ſchöne Dirne. Du warſt Ignacia's Dienerin. Mach' mich glücklich. In deinen Händen iſt gewiß irgend ein Pfand deiner Gebieterin, die ich liebe, wie noch nie eine Sterbliche geliebt wurde. Eine Schleife, ein Band, eine Nadel, die ihren Schleier zuſammenhielt, einen Fächer, womit ſie ſich Kühlung zuwehte, ... irgend etwas, das Kleinſte, was ihr gehörte, gib es mir. Das Heiligthum ſoll mich leiten auf meiner Bahn, mich erquicken durch ſeinen Anblick. Aber geſchwinde, denn die Zeit verrinnt, und ich fürchte, in Ibarra's Hände zu fallen, den ich haſſe, den ich verabſcheue." — Roſa blickte unruhig um ſich, und reichte dem armen Mariano einen Handſchuh Ignacia's, der auf dem Spiegeltiſche lag, den Mariano brünſtig an den

Mund drückte, und eiferſüchtig wie ein leidenſchaftlicher Dieb auf ſeiner Bruſt verbarg. Roſa ſetzte aber hinzu: „Mit ſolch überſchwänglicher Liebe muß der Himmel ſeyn, Sennor. Eilt, wenns möglich iſt, meine arme Donna zu retten, die von ihren Brüdern nach Madrid entführt wurde.“ — „Nach Madrid? Wie weit von hier nach Madrid?“— „Eine lange Reiſe, edler Herr!“ meinte Ponce bedenklich. — „Kinderſpiel!“ rief Mariano ſchnell entſchloſſen: „Aber ich bin zu Fuße, viel zu langſam für meine Ungeduld. Ich habe Alles zurückgelaſſen, um Joſe's unerträglicher Tyrannei zu entgehn; ſie verſtehn mich nicht, dieſe alltäglichen Menſchen. Haſt du nicht irgend einen Klepper im Stall, Ponce? So arm ich jetzt bin, ich werde dir es einſtens königlich lohnen. Du ſiehſt, daß ich nach Madrid muß. Aber des Todes biſt du, wenn du mich an Ibarra verräthſt.“ — Ponce ſchwieg bedenklich, und wechſelte fragende Blicke mit Roſa. Das Mädchen flüſterte ihm aber in das Ohr: „Gib ihm doch den kleinen ſchwarzen Wildfang, der im Stalle zurückgeblieben. Wir erleben noch das Aergſte, wenn wir den liebekranken Ritter uns nicht ſchnell vom Halſe ſchaffen. Iſt er fort, ſo mögen ihm die Heiligen weiter helfen.“ — Roſa's Meinung entſchied ſchnell die Zweifel ihres Geliebten, dem immer ängſtlicher zu Muthe wurde, und er ſprach zu Mariano: „Es ſoll ſeyn, edler Herr. Ich gebe euch ein andaluſiſch Pferd, das an Schnelligkeit mit dem Winde eifert. Reitet dann mit Gott, ehe die übrigen Diener, die in den Schenken der Nachbarſchaft zerſtreut ſchwelgen, zurückkehren. Gut Ding will eilen. Unſer herzlichſter Glückwunſch begleite Euch, und wenn die Liebe Euch belohnt, ſo gedenkt in Huld des Dieners, der Euch die erſten Briefchen zutrug, und den Klepper lieh.“ — Wie ein Sturmwind flog Mariano die Treppe hinab, daß Ponce ihm kaum zu folgen vermochte; im Nu war der wilde Renner geſattelt und gezäumt, und trug den ungeſtümen Reiter mit gewaltigen Sprüngen durch das Thor in's Freie.

7.

Die Heerſtraße nach Madrid war bald gewonnen; die ſchwachen Wolkenſchleier verzogen ſich, und der Mond zeigte dem flüchtigen Reiſenden den Weg. In Mariano's Bruſt kochte ein tobendes Meer, und die unbändige Wildheit ſeines Roſſes ſtimmte vollkommen zu ſeinem aufgeregten Zuſtand. Eine Reihe von Maulbeerbäumen lief an der Straße hin. Das Pferd ſcheute vor den dunkeln Schatten, und auch Mariano ſtutzte ſchreckhaft, denn ihm zur rechten Hand erhoben ſich Ibarra's weiße Schloßgebäude. „Verflucht, verwünſcht in alle Ewigkeit!“ knirſchte er, und zwang mit mächtigem Sporendruck das Roß, von der Straße abzugehen, ſetzte über einen breiten Graben, und ſprengte wie ein vernichtender Geiſt über Maisfelder und fette Wieſen; bis er ganz von der Richtung abgekommen, die der Heerweg nahm. Des Kleppers Kräfte ſchienen ſich durch das tolle Jagen zu verdoppeln; er ſchien die wilde Haſt des Herrn zu theilen, und gehorchte unverdroſſen der harten, tyranniſchen Fauſt, die ihn lenkte.

An ſtillen, einzelſtehenden Gehöften vorüber ging der ſchauerliche Ritt, ſo daß die Kieſel und Erdſchollen an die Fenſtergitter der Hütten flogen, und die aus dem Schlaf geſchreckten Bewohner derſelben in bitterer Angſt das Kreuz ſchlugen und den Segen beteten. Alſo wogte und trabte das finſtere Reitergeſpenſt immer weiter und weiter, an Felſen und Hainen vorbei, die Hürden ſtreifend, hinter denen die Schäfer mit ihren Widdern und Lämmern ruhten, über Bäche ſpringend und ſchwimmend, die als Hinderniſſe und Schranken ſich entgegenſtellten, bis der Mond wieder vom Horizonte ſchwand, und eine dichte Dunkelheit eintrat. Da blinkte ein weißer Strich durch die Nacht: eine Straße, die Mariano ſchnell erreichte. Am Saume des Weges fuhr plötzlich das Pferd zurück, und ſchnaubte und ſtieg, und wollte nicht von der Stelle wanken. „Was iſt's, Geſell?“ fragte Mariano mit Angſt und Ungeduld: „was iſt, mein Pferd? Verletzteſt du die Nüſtern an einer ſtachlichten Aloe? Liegt eine Hexe hier im Wege, oder iſt auf dieſem Platze ein Mord geſchehen?“ — Und von der Erde antwortete ein dumpfes Wimmern der barſchen Frage. Mariano's Haar ſträubte ſich, aber bald verriethen ſich menſchliche Töne in der dumpfen Klage, und die Stimme am Boden jammerte: „Barmherzigkeit, unbekannter Cavallero, zertretet mich nicht. Hier liegt ein elender Menſch, der ſeine letzte Stunde erwartet. Laßt mich in Frieden ſterben.“

So ungeſtüm Mariano's Sinne tobten, ſo gern er um den Preis ſeines Lebens fünfzig Meilen Wegs von da geweſen wäre, — dennoch ſprach das Mitleid in ihm laut, und vermochte ihn, anzuhalten, und vom Roſſe zu ſteigen. Ein Mann lag hingeſtreckt am Wege, geſchüttelt von herben Schmerzen, und kaum vermögend, ſich mühſam etwas aufzurichten. — „Wer biſt du? Was fehlt dir, armer Menſch? Kann ich dir helfen? Sag' es ſchnell, denn ich habe keine Raſt, und muß von hinnen.“ — „Ein gutes Werk hält niemals in der Lebensreiſe auf;“ ſeufzte der Leidende: „Ihr würdet Euch eine Staffel in den Himmel bauen, höher als Valencia's Thürme, wenn Ihr mich unter ein Obdach bringen wolltet, wo ich ruhig den Geiſt aufgeben könnte. Es müſſen Maiereien in der Nähe ſeyn, kaum eine halbe Legua von hier. Ladet mich auf Euer Roß, und Gott vergelte es Euch tauſendmal in Eueren Nöthen.“ — Eine wohlthuende Erinnerung aus den Knabenjahren tauchte in Mariano's Bruſt auf. Er gedachte des barmherzigen Samariters, und erklärte ſich bereit, der Bitte des Unglücklichen zu willfahren. Da er ſich nun aber niederbeugte, und eiligſt Hand anlegen wollte, ächzte der andere: „Langſam, ſachte, um des Gekreuzigten Willen, das Blut rinnt mir noch vom Schädel, und meine Beine ſind zerſchmettert. Höllenſchmerzen wühlen in mir, und der Nachtthau brennt wie Feuer in meinen Wunden.“ — Indem Mariano den Leidenden ſo ſachte als möglich aufrichtete, und auf das Pferd zu bringen ſuchte, das wie eine Mauer ſtand, fragte er mit Sanftmuth und Theilnahme: „Wer hat dich ſo zugerichtet, armer Menſch?“ — „Der Erzengel von Salamanca;“ antwortete der Verwundete mit tiefem Seufzer, ſank dann in ſich ſelbſt zuſammen, während Mariano ihn auf dem Pferde feſtband, und ließ ſich unter leiſem Stöhnen weiter auf der Straße fortbringen. Der langſame Zug war dem Ritter nicht angenehm, aber dennoch zerſtreute ihn die Sorge für den Mißhandelten, und dämpfte in Etwas die Gluthen ſeiner Seele. Endlich dämmerten von Ferne die Umriſſe einer Hacienda, endlich ſtand der Zug vor der kleinen Thüre ſtill. Eifrig klopfte Mariano den Beſitzer des Pachthofs aus dem Schlafe. Der Bauer kam, brachte Licht, ſtaunte, entſetzte ſich, wurde aber geſchmeidiger, da ihm Mariano Gold zeigte. Er rief ſeine Knechte, er weckte ſein Weib, er bereitete ein ſchwellendes Lager von geſundem Stroh, er half den Kranken hereinbringen, und bettete ihn unter tauſend neugierigen Fragen. „Der Erzengel von Salamanca;“ wiederholte der Verwundete mehrere Male, und Mariano nahm dieſe Worte für Verrücktheit. Der Bauer nebſt ſeinen Knechten kannte jedoch die Bedeutung dieſer Rede, und bekreuzte und ſegnete ſich. „Das iſt der grauſamſte Räuber, der je im Königreiche hauſte;“ ſagte er leiſe und vertraulich zu Mariano: „der Schrecken aller Reiſenden, der ſelbſt die heiligen Prieſter nicht ſchont, und uns arme Bauern plündert, wann es ihm beliebt. Man erzählt ſich von ihm, daß er täglich zum Frühſtück ein paar Kinder ſpeiſt, und ſich keinen Abend niederlegt, ohne daß er zehn Morde begangen hätte.“ Da nun der Kranke hübſch ſanft gelegt und die Lampe herbeigerückt war, fuhr der gute einfältige Bauer zuſammen, und flüſterte dem Ritter wieder zu: „Ach, Sennor, es wäre nicht ſo großer Schade um dieſen Menſchen geweſen. Seht, um Jeſu Willen, das braune Teufelsgeſicht, die verdrehten wilden Augen, den ekelhaften Bart. Ich will ſterben, Herr, wenn der Geſelle nicht ein Jude, ein Heide, oder ein anderer Ketzer und Mörder iſt. So hat nimmer ein alter Chriſt ausgeſehen. Der Himmel ſegne mein Dach, und helfe dem ſchwarzen Gaſt bald hinweg, entweder durch Geneſung, oder einen ſchleunigen Tod."

Aufmerkſam gemacht, trat Mariano näher zu dem Kranken, und erbebte innerlich vor deſſen unheilſchwangerem Geſichte, vor deſſen düſter glimmenden Augen, die ſich auf ihn hefteten, wie ſtarre von Blut geröthete Lanzen. Eine rauhe Wallung, wie gemiſcht von Furcht, Zorn und Ahnung, bemeiſterte ſich des Ritters. Jener Menſch, ſo fremd er ihm war, ſchien ihm bekannt, verknüpft, verwandt durch irgend eine verhängnißvolle Feſſel. Ihm war zu Muthe, als hätte er ein heiliges Recht, dem Elenden zu zürnen, ein Recht, ihn zu zerfleiſchen, zu vernichten, und zugleich, ein ſeltſamer Widerſpruch, die unbeugſame Verpflichtung, dieſes ihm gehäſſige Leben zu erhalten, zu bewahren wie ſeinen Augapfel, es aufzuheben für eine Zeit, wo es willkommen, nöthig ſeyn würde. Zu gleicher Zeit begann wieder in ſeiner Bruſt und in ſeinem Gehirn der ungeheure Tumult, der ihn fortriß, wie den ewigen Ahasverus ſein Fluch. — „Ignacia!" klang es durch ſein ganzes Weſen wie der Ton einer Rieſenharfe, und er drehte ſich ſchnell auf der Ferſe, und verſuchte, von dannen zu fliehen, als mit hohler Stimme der Verwundete zu ihm ſprach: „Ich kenne Euch, Don Mariano. Ich danke meine Rettung Euch nicht gerne, aber die Sterne wollten es ſo.“ — „Keinen Dank; wer biſt du, ſag es mir?“ — „Eine Handvoll Aſche, wenn der Tod ſiegt; verzweifelnd unter der Laſt Euerer Wohlthat, wenn das Leben den Preis gewinnt.“ — „Du ſprichſt in Räthſeln.“ — „Möchtet Ihr nimmer das Räthſel verſtehen! Warum habe ich Euch kennen gelernt? Der grauſame Erzengel von Salamanca hätte mich um einige Tage früher zerſchmettern müſſen, und Ihr wärt glücklich geblieben. Armer Mariano, Ihr gehört Euch nicht mehr an, ſonſt würde ich um Eure Vergebung betteln.“ — „Du redeſt im Fieber, gräßlicher Menſch. Laß mich ſcheiden; mein Schickſal ruft mich.“ — „Ignacia iſt Euer Schickſal. Es erwartet Euch zu Madrid. Wenn der Himmel es zum Beſten lenken möchte! Aber verloren ſeyd Ihr, wenn nicht ein Engel vom Himmel ſteigt, Euch zu bewahren.“ — In heftigſter Bewegung rief Mariano entgegen: „Verloren bin ich, wenn nicht Ignacia der Engel iſt. Fort von hier! wo mein Pferd, wo die Straße? Vergib, Innigſtgeliebte, daß ich noch zögern, noch ſäumen konnte!“ Mit dieſen Worten ſtürmte er aus dem Hauſe, und ſchwang ſich auf das ungeduldig ſcharrende Roß. „Nehmt Euch in Acht, Sennor, hütet Euch vor dem Erzengel und ſeinen Geſellen!“ ſchrie ihm noch der Bauer aus vollem Halſe nach, aber ſchon war Mariano weit, unbekümmert vor Räubern, aber lechzend nach dem Ziele ſeiner Gedanken, ſeiner heftigſten Wünſche.

8.

Schwüle Mittagshitze brütete über Höhe und Thal. Die Heerſtraße mit ihren unendlichen Sand- und Staubwirbeln glich der lybiſchen Wüſte. Sie war aber auch beinahe ſo menſchenleer. Alles eilte, ſich vor den brennenden Strahlen zu ſchützen, in die erquickliche Ruhe der Sieſta zu verſinken. Oft iſt jedoch Eigenſinn und Nothwendigkeit tyranniſcher als Klima und Sitte. So hatten Don Barnabas und Don Melchior, ihrer eigenſüchtigen Haſt genug zu thun, den Zug nach der Hauptſtadt über die Gebühr beeilt, und reiſten trotz Hitze und Staub, blos weil die Sonne ſchien, und ſie ſich fürchteten, wie gebräuchlich, in der Nacht zu reiten; denn allenthalben hatten ſie gehört, wie der berüchtigte Räuber von Salamanca keine Stunde der Nacht vergehen laſſe, ohne auf verſchiedenen Punkten der Landſtraße Mord und Gewaltthat zu verüben. Barnabas, auf einem ſtolzen Hengſte reitend, führte den Zug, neben ihm trug ein fettes Maulthier den Karthäuſerprior, der mit aufgeſchürzter Kutte im Sattel hockte, und mit einem gewaltigen Sonnenſchirm das Haupt verwahrte. Barnabas hatte ſich dagegen tief in den braunen Mantel gehüllt, und den breiten Rand ſeines Hutes niedergelaſſen, ſo daß er ausſah wie ein Leidtragender hinter dem Sarge. Den Brüdern folgte in einiger Entfernung die Sänfte Ignacia's, geſchaukelt von ſtämmigen, wohlaufgeputzten Thieren, deren Federſträuße und Sattelglocken der vorſichtige Barnabas hatte wegnehmen laſſen, um nicht allzuſehr die

Aufmerkſamkeit verdächtigen Geſindels zu erregen. Hinter dichten Vorhängen ruhte in dumpfem Hinbrüten die ſchöne Ignacia; keine Gefährtin um ſie, der ſie ihr Leid klagen mochte, — nur der Fächer, das Sinnbild unbeſtändigen Wechſels, ein Zeitvertreib in ihrer Hand. Zwei harthörige unverſtändlich ſprechende Biscayer Knechte leiteten die Thiere, neben der Sänfte trabte Sebaſtian, der Courier und Helfershelfer des Grafen Barnabas, ein frecher unverſchämter Laquai, ſtrotzend von ſo vielen Anmaßungen, als er blanke Knöpfe auf ſeiner Jacke trug, trotzig da, wo er der Stärkere war, feig und elend dort, wo mehrere gegen ihn ſtanden, oder ein Vornehmer ihm befahl. Seine ſcharfen Augen waren beauftragt, jede Bewegung der Donna zu beobachten, jede Zufälligkeit im Voraus zu ergattern, den innerſten Gedanken der Dame aus ihrer verborgenſten Herzenskammer heraus zu ſpioniren. Die drei oder vier Kerle, die ein paar Schritte hinter der Sänfte auf ſchlechten Kleppern heranſtelzten, waren gewöhnliches Bedientenpack, traurige Burſche, wie das abgeriſſenſte Vorzimmer ſie erzeugt, den Inſekten gleich, die aus dem Staube ſtammen, und deren Daſeyn und Scheiden nie und nirgends bemerkt wird.

Es ging juſt eine ziemlich ſteile Höhe hinan, der Graf und der Prior hatten einen anſehnlichen Vorſprung gewonnen, die Sänfte ſchneckte, und der Nachtrab hielt unter einem der ſpärlichen Bäume, die hin und wieder an der Straße ſtanden, ein Zerrbild der Vegetation. Die Laquaien tranken einen Schluck aus dem Bocksſchlauch, den einer von ihnen als Mantelſack auf ſeiner Mähre trug. — „He! wer kleppert denn in jener Staubwolke daher?“ fragte der Erſte der Trinker, und putzte ſich den Bart. — „Er hat's eilig!“ ſagte ein Zweiter. — „Was wird's ſeyn?“ rief der Dritte: „eine Staffete, ein Poſtreiter des Königs. Gott ſegne ihm und ſeinem Thiere die unſinnige Hitze!“ — Wie ein Wetterſtrahl ſurrte die Staubwolke an ihnen vorüber, die Hufe eines ſchwarzen Roſſes, das mit ſeinem Schaum den Sand netzte, und die wehenden Federn vom Hute des keuchenden Reiters ſchlugen aus der Wolke empor. Dampfend und ſchnaubend erreichte der Renner im Nu die Sänfte, und drängte ſich gerade zwiſchen dieſelbe und den nebenherziehenden Sebaſtian. „Donna Ignacia!“ rief der Reiter mit heiſerer Stimme, und Ignacia fuhr empor aus ihrem Halbſchlummer, lüftete erſtaunt den Vorhang, und ein todtenbleiches, wohlbekanntes Geſicht neigte ſich zu ihr. „Don Mariano!“ ſeufzte die Schöne, überwältigt, theils von freudiger Ueberraſchung, theils von Schreck. „Gelobt ſeyen die Heiligen, die mich endlich an das Ziel gelangen ließen!“ keuchte Mariano, und ſeine heiße Hand ſtreckte ſich nach der Hand der Geliebten aus, die unwillkührlich erzitterte, da ſie die heftigen Pulsſchläge desjenigen fühlte, den ein finſterer Zauber ihr zu eigen gegeben. Ignacia wiederholte liſpelnd den Namen des Geliebten, einer fernern Begrüßung nicht mächtig. Sebaſtiano ſah die Erſcheinung mit Verwunderung, aber noch mehr ſtaunte er, als Mariano heftig zu ſeinem Pferde ſprach: „Habe Dank, edles Thier; du haſt mich zu meinem Glücke getragen, und ſollſt frei ſeyn, ohne jemals mehr einen Sporn zu fühlen!“ Bei dieſen Worten ſprang Mariano vom Sattel, gab dem Gaule einen Schlag mit der Gerte, daß er ſeitwärts in das Staubmeer hinausjagte, wendete ſich dann zu Sebaſtian, und herrſchte ihm zu: „Steige ab, Knecht, in deiner bunten Jacke! Gehe hin, und laſſe dich am nächſten Galgen aufhängen, mir gebührt deine Stelle.“ — Sebaſtian fühlte ſeinen Zorn ſchwellen, und entgegnete mit einem frechen Worte. Kaum war es aber aus ſeinem Munde, ſo hatte ihn Mariano ſchon aus den breiten Bügeln gehoben, daß er in den Staub rollte, und ſaß wie ein Vogel an der Stelle des Couriers. Ohne ſich um das Geſchrei desſelben zu bekümmern, fuhr er eifrig, in die Sänfte gebückt, fort: „O mein ſüßes Kleinod, wie habe ich geſeufzt nach deiner Nähe! Welch eine Höllenewigkeit hab' ich durchſchmachtet, welch eine dornige Prüfungszeit durchlebt. So werdet ihr nun mein ſeyn, ihr prachtvollen Augenſterne, die mir leuchten, ihr lieblichen Hände, die mich unwiderruflich feſſelten! Ich war todt, Ignacia, und dein Wunderreiz macht mich lebendig. O ſage mir, daß du mich liebſt, heftig, verzehrend, wie ich mich entflammt fühle für dich. Sage, daß du ewig, ja über die Ewigkeit hinaus, mir, und nur mir gehören willſt. Aber es läßt ſich nicht mit Worten ausſprechen, was ich fühle, die Zunge iſt ſo arm, um zu ſagen, was deine Blicke mir verkünden. Ich bedarf deiner Eide nicht, es iſt ein geheimnißvolles, vom Anbeginne der Welten geknüpftes Band, das uns verſchlingt; meine heiße Liebe, der wilde Schmetterling von tauſend Farben, hat ſich gefangen in dem reichen Netze deiner Locken, in dem Gürtel, der deinen zauberiſchen Buſen umſchließt, den kühlen und doch ſo lebenswarmen Marmor, an den ich ſinken, an dem ich ausruhen will von den Stürmen nie geahnter Liebespein!"

Ignacia, bewegt von dem Stolze geſättigter Eitelkeit, von der Sehnſucht langbezwungener Leidenſchaft, hätte ſich mit Freuden in die Arme des Geliebten geſtürzt, wie drohend auch ſein blaſſes Antlitz ſprach, wie düſter ſeine Augen flammten; aber, theils entſetzt von der unheimlichen Gluth Mariano's, theils beſtürzt von den Folgen ſeines plötzlichen Erſcheinens an dieſem Orte, unter dieſen Umgebungen, flüſterte ſie bebend: „Ich liebe Euch, und danke Euch für Euere Empfindung, Euren Gehorſam; ſüße Stunden werden unſern Bund krönen, aber um des Himmels Willen, bezähmt Eure Heftigkeit, bleibt in den Schranken der Ziemlichkeit; meine Brüder nahen, — was werden ſie ſagen? Bemeiſtert Euch, um der heiligen Jungfrau Willen!" — „Deine Brüder?" entgegnete Mariano mit Gleichgültigkeit; „was gehen ſie mich an? Ich kenne ſie nicht, ich bedarf ihrer nicht. Es hat Niemand in unſer Bündniß ſich zu miſchen; wehe dem, der es wagte! Sind wir nicht allein in der Welt?: Sind die übrigen Kreaturen, die ſich um uns drängen, nicht blos eitle Geſpenſter? Herrſcheſt du nicht über alle, wie über mich, eine gewaltige Königin? Befiehl, und es muß dir gehorcht werden. Laß deine Brüder, laß die Fahrt nach Madrid. Sieh das grüne Thal zu unſern Füßen. Gebiete, daß man dich dahin bringe. Unter jenen friſchen Schatten ſoll die Liebe dich bekrönen, die Welt dich beneiden, — dort wollen wir glücklich ſeyn!" — Ignacia rang die Hände, und auch Mariano verſtummte, da ihn plötzlich die Brüder Ignacia's anprallten, während das Häuflein der Knechte, von denen einer mit Sebaſtian ſelbander ritt, unter Mordiogeſchrei die Anhöhe erreichte. „Was ſoll das? Wer iſt der fremde Mann?" ſchnaubte Don Barnabas, und fiel in Mariano's Zügel, die ein derber Peitſchenſchlag ihn ſchnell wieder loslaſſen machte. „Welch' ungebührliche Begegnung!" ſchrie der Prior, obgleich weislich von Mariano zurückweichend. „Haltet ihn, packt den Ehrenräuber feſt!" brüllten die Knechte, von denen jedoch keiner hielt, keiner feſtpackte. Mariano tummelte ſich im Kreiſe, und fragte verächtlich: „Was will das Geſindel? Was begehrt der hochmüthige Ritter? Was verlangt der feige Pfaffe? Zurück, ihr feilen Buben und glattwangigen Soldner! Ihr habt's gewagt, meine Dame zu entführen? Peſt und Mord auf eure Schädel, wenn ihr nicht auf der Stelle Ruhe haltet!" — „Erklärt Euch, Ignacia; kennt Ihr dieſen Mann? Was iſt's mit ihm, und was veranlaßt ihn zu ſolchem Ueberfall?" ſo fragte Don Barnabas mit dringender Gebehrde, und Ignacia ſtammelte Mariano's Namen, lispelte unzuſammenhängende Worte von ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zu ihr, von ihrer Beſorgniß, daß ihr ſchneller Verluſt, wie die Anſtrengung der Reiſe gefährlich auf ſeinen Geiſt gewirkt haben möchte, und winkte den tobenden Bruder mit beredtem Auge zur Ruhe, zur Geduld. Ohne den Blick von ihr zu verwenden, ſtarr wie ein Steinbild hörte ihr Mariano zu, ſchüttelte dann lächelnd den Kopf, und verſetzte mit gewaltiger Stimme: „O gebt mich nicht für einen Thoren aus, Dame meiner Gedanken, ich bin verſtändig, wie Eure Brüder und ihre Knechte es nicht ſind. Nennt mich auch nicht mehr mit dem Namen, den ich einſt getragen. Mariano iſt nicht mehr. Er iſt Manuela's Eigenthum, von ihr am Altar erkauft und mit blankem Golde bezahlt; ich ſchäme mich des gekauften Mannes, und habe ein neues Leben angetreten. Warum ſcheltet Ihr mich wahnſinnig? Um dieſer erbärmlichen Leute Willen, daß ſie mich ſchonen, daß ſie Mitleid mit mir haben? O nimmer dulde ich das; ſie ſollen wiſſen, daß ich mich fähig halte, allen Königreichen zu gebieten, wiſſen, daß ich ſie in meiner Hand halte, und erdrücken kann, ſobald ich will, aber zugleich mögen ſie erfahren, daß ich all meine Kraft und Stärke zu Euren Füßen lege, ſchönſte der Frauen, und mich glücklich ſchätze, Euer Sklave zu ſeyn.“ — „Unerträglicher Tollkopf!“ donnerte der Graf: „einer der Abentheurer, ohne Zweifel, die nach Africa ziehn, um Gold zu holen, und mit verbranntem Gehirne heimkehren. Schlagt den wüthenden Hund todt! Sebaſtian, Baſil, Roderigo, herbei, ſchlagt ihn nieder!“ — Mariano zog den Degen, und riß eine Piſtole vom Sattel, aber zugleich bemerkte er, daß die Knechte nicht allein nicht angriffen, ſondern mit langen erſchreckten Geſichtern mehr und mehr zurückwichen. Der Ritter lachte laut dieſer elenden Feigheit, und rief Ignacia zu: „Fürchtet Euch nicht, Krone der Frauen! Ihr ſeyd mein Paradies, vor dem ich ſtehe, der Erzengel mit flammendem Schwerte, und das ich retten will, wenn es auch das Blut all dieſer Schurken koſtete.“

Während er ſo redete, raunte Sebaſtian in weitem Kreislaufe an ſeinen Gebieter, und raunte ihm mit ſtotternder Zunge in's Ohr: „Geht um's Himmels Willen nicht einen Schritt weiter, wir ſind verloren, ſobald wir nur einen Degen gegen dieſen Menſchen zücken, ein Wink von ihm, und es iſt um uns alle geſchehen.“ — „Wie das? Biſt du betrunken? Kennſt du den Menſchen? Wer iſt's?“ — „Der Erzengel von Salamanca!“ — Don Barnabas meinte vom Pferde zu ſinken, und aus des Priors Händen fiel der Sonnenſchirm zur Erde. Sebaſtian fuhr dringlich fort: „Er iſt's; Baſil, der ihn einmal zu ſehen das Unglück hatte, betheuert es bei ſeinem Leben. Die hohe Stirne, das unordentliche ſchwarze Haar, die Blatternarben im Geſichte, die ſchlanke Geſtalt, . . . ach wahrhaftig, edle Herren, kein anderer hätte ſich unterſtanden, zu thun, wie dieſer Teufel von einem Menſchen. Seine Geſellen ſind nicht fern, glaubt mir, Uebereilung verdirbt Alles, ſucht Zeit zu gewinnen, würdige Herren!“ — „Recht;“ verſetzte der Prior mit klopfendem Herzen und zahmem Munde: „Schmeichelei hat ja ſchon manchen Tiger entwaffnet, und da der wilde Menſch nun einmal unſere Schweſter liebt, ſo ſteht zu wetten, daß unſere Höflichkeit ihn kirre macht.“ — Nach kurzem Ueberlegen näherte ſich Don Barnabas mit freundlicher Gebehrde dem gefürchteten Mariano, der ſchon wieder längſt die Scene um ihn her vergeſſen, und mit Ignacia eifrig und ohne Aufhören ſprach. „Nachdem ſich alſo durch unſerer geliebten Schweſter Erläuterungen das Mißverſtändniß gehoben, edler Sennor, und wir nun ganz beſtimmt wiſſen, mit wem wir es zu thun, ſo empfanget unſere Begrüßung, wenn gleich der Ort dazu etwas ſchicklicher hätte gewählt ſeyn können.“ — Mariano hörte ruhig zu, und erwiederte mit nicht geringerer Leutſeligkeit und Sanftmuth: „Ei, Herr Graf, es iſt jeder Ort bequem, wo ſich Leute von Erziehung begegnen. Der Himmel behüte mich, daß ich einem von Euch, edle Herren, ein Leides anthun möchte, weil ihr ſo zierlich zu ſprechen, ſo freundſchaftlich zu handeln verſteht.“ — „Was iſt aber zunächſt der Grund, Herr Ritter, der uns das Glück Eurer angenehmen Gegenwart verſchafft?“ fragte der herbeikommende Prior mit zuckerſüßem Tone. — „Gott erhalte Euch noch tauſend Jahre, hochwürdigſter Prälat. Mein Zweck iſt aber kein anderer, als Eurer holden Schweſter den Hof zu machen, ihr zu dienen, und zu folgen, wohin ſie geht.“— „Das dürfte Euch weit führen, Sennor. Wir gehen nach der Hauptſtadt, an des Königs Hof.“ — „Gott ſchütze den König, und die herrliche Stadt Madrid, ein Wunder der Welt, wie noch keines beſtanden. Ich denke aber auch bis Madrid, bis an den Hof des Königs Eurer ſchönen Schweſter zu folgen.“ — „Ei, edler Ritter, klingt es doch, als ob das Band der Kirche Euch mit Donna Ignacia verknüpfte.“ — „Nicht doch, würdigſter Mann und helles Licht der Kirche! Es iſt Sympathie, wenn Ihr wollt, es war im Chaos ſchon beſchloſſen worden. Das iſt für Euch ein Räthſel? Was wäre aber das Leben ohne Geheimniſſe? Beliebt indeſſen nur die Reiſe weiter fortzuſetzen; eine kühle Herberge winkt uns, und es wird mich herzlich freuen, mit ſo liebenswürdigen Edelleuten zu tafeln und den Freundſchaftbecher zu leeren.“ — „Gott erhalte Eure Herrlichkeit und ſegne Euch Speiſe und Trank, in dem Grade, als wir von Eurer Wohlgezogenheit durchdrungen ſind. Was ſagt aber Donna Ignacia zu Euren Vorſätzen?“ — „Sie rede ſelbſt;“ rief Mariano ungeduldig, und heftete den ſtarren Blick auf die Dame. Ignacia faßte ihren Muth zuſammen, und erwiederte: „Wahr iſt's, ich liebe dieſen Mann, und nehme den Himmel zum Zeugen der Mißhandlung, die Ihr, meine Brüder an mir verübt, an einer Unſchuldigen, die Ihr mit Gewalt entführt, und dem Verderben zuſchleppt.“ — Barnabas wollte wüthend losbrechen, aber der Prior zupfte ihn am Mantel, und ſagte ihm leiſe: „Haltet an Euch, mein Bruder. Noch ſind wir den Mördern preisgegeben. Aber in dem Dorfe, das wir vor uns ſehen, finden wir tüchtige Arme, uns zu helfen, einen Alcaden, und Häſcher, den verwegnen Räuberhauptmann zu ergreifen. Er ſoll's bereuen, ſich frechdreiſt in unſere Mitte gedrängt zu haben. Gebt Acht, werther Bruder: indem wir dem König eine Geliebte, ſeinen Gerichten den Erzengel von Salamanca überliefern, machen wir uns verdient um Vaterland und Thron, und werden unſterblich in Spaniens Annalen ſeyn.“

9.

Die Schenke des Dorfs war von Gäſten leer, und bot daher der gräflichen Caravane hinlänglichen Raum, genügende Vorräthe. Der Reiſende in Spanien wird nicht verwöhnt; er bringt nicht übertriebene Anſprüche in die Wirthshäuſer mit, denn der Grande wie der Bettler weiß genau, daß er in der Poſade nicht viel findet. Don Barnabas und ſein Gefolge machten ſich's bequem, Mariano an Ignacia's Seite ſchwamm in Entzücken und Seligkeit. Die ſcharfſichtige Frau, von keinem Zauber umgarnt, bemerkte ohne Mühe, daß irgend eine Tücke hinter der Freundlichkeit ihrer Brüder lauern müſſe, und ſparte nicht verſtohlene Winke, um auch den Geliebten über ſeine Lage, ſeine Gefahren aufzuklären. Umſonſt: Mariano hörte nicht, taub vor Begierde, vor Wonnetaumel blind. Den ganzen Schatz von Liebesworten, den ſpaniſche Dichter lehrten, und ſpaniſche Zungen auszuſprechen vermögen, verſchwendete er an ſeine Gebieterin, und bettelte nur um die Gunſt, einen Augenblick mit ihr allein zu ſeyn. Vergebens war ſein Flehen, wenn gleich Ignacia's Wunſch ſeinem Verlangen entgegenkam: der Prior wich nicht von der Liebenden Seite, bewachte mit eiferſüchtigem Auge jede ihrer Bewegungen, und Sebaſtian wie die übrigen Bedienten theilten ſich mit ihm in die Pflicht des Hüters. Don Barnabas aber hatte in aller Stille den Richter des Dorfes zu ſich entbieten laſſen, und ihm vertraut, welch anſehnlicher Fang an dieſem Abend noch zu machen wäre, wie es nur auf eine raſche That ankomme, um mit einem Schlage das Königreich von der Geißel Gottes, dem verruchten Erzengel vom Salamanca zu befreien. Der Richter, obſchon beſtürzt bei dem gefürchteten Namen, verſprach voll Eifer und Ergebenheit, das Uebermenſchliche zu thun, ſobald er hörte, daß der Räuberhauptmann allein, ſchlecht mit Waffen verſehen ſey. Man kam in Eile über die Art und Weiſe der ganzen Expedition überein, und der Richter entfernte ſich, ſeine Anſtalten zu treffen. Barnabas kehrte mit heiterer Miene zu ſeiner Schweſter zurück, die er im traulichſten Koſen mit Mariano wiederfand. Der Wirth folgte ihm auf der Ferſe, begleitet von fleißigen Aufwärterinnen, die den Tiſch zu rüſten, die frugale Mahlzeit aufzutragen begannen. — „Es wird uns eine Ehre dünken, edler Ritter,“ ſagte Don Barnabas mit heuchleriſcher Zuvorkommenheit: „wenn Ihr nicht verſchmähen wollt, unſer Gaſt zu ſeyn. An der freundſchaftlichen Tafel vereint, werden wir leicht uns näher kennen lernen, und gerne ausführlich vernehmen, wie und wo ſich das Verhältniß geſtaltet, das Euch mit Donna Ignacia verknüpft. Ein wackrer Cavalier wie Ihr es ſcheint, Sennor, vermag nicht ohne Ehre zu lieben, und ehrlichem Verlangen zu willfahren, ſind wir immer bereit, da wir nur das Glück unſerer geliebten Schweſter wünſchen.“ — Mariano erwiederte obenhin, und der läſtigen Zeugen müde: „Wie es Euch gefällt, mein ſehr werther Graf. Ich bin der aufrichtigſte Menſch von der Welt, aber zugleich der ſchlechteſte Erzähler. Ihr faßt ja nicht, wie unſer Herzensbündniß entſtanden. Faß’ ich’s doch ſelber kaum, aber Geheimniſſe würzen des Lebens Reiz, und ich empfange mit Dank den räthſelhaften Segen, den mir der gütige Himmel ſpendet.“ — Don Barnabas murmelte einige unverſtändliche Worte zwiſchen den Zähnen, und gab das Zeichen, ſich zu ſetzen. Der Prior ſprach das Gebet, und Donna Ignacia flüſterte während deſſen dem Geliebten zu: „Traut dieſen Menſchen nicht; ſie ſind Wölfe, in Lämmer verkleidet. Sinnt auf ein Mittel, mich noch in dieſer Nacht ihren Händen zu entreißen. In Madrid bin ich für Euch verloren.“ -- Statt der Antwort ſtarrte Mariano die reizende Freundin wie ein Träumender an, und ſchlug nur bedeutungsvoll an ſeinen Degen.

Das Mahl begann, und der Prior übernahm die Pflicht, mit tauſend luſtigen Geſchichten die Tafel zu erheitern. Auch Don Barnabas legte es mit Geſchicklichkeit darauf an, den gefährlichen Gaſt ſo ſicher zu machen, als möglich. Er plauderte vom Hofe, von dem Leben zu Madrid, von den glänzenden Ausſichten, die ſich ihm öffneten, von dem beneidenswerthen Looſe deſſen, der Ignacia's Hand gewinnen würde, und mehr als eine plumpe Anſpielung ſollte dem Ohre Mariano's ſchmeicheln. Ach, der Arme hörte weder des Priors mönchiſche Späße, noch vernahm er den faden Witz des Grafen. Mit Aug' und Ohr hing er an Ignacia, diente ihr als Mundſchenk, legte ihr die ausgeſuchteſten Biſſen vor, ſprach ihr, unbekümmert um die ganze Welt, nur von ſeiner Liebe, und träumte ſich zum Gott, der Seligkeiten gedenkend, die ihm die nächſte Nacht erſchließen ſollte. Ignacia war in Folterqualen, ſie kannte den falſchen Blick ihrer Brüder, ſie ahnte das Unheil, das ſich entſpann, machte ſich Vorwürfe, daß ſie einen Unſchuldigen ſo freventlich dem Verderben preisgegeben; was indeſſen ihre Seele am grauſamſten peinigte, war der Zwieſpalt, der ſich in ihren Empfindungen kund gab. Sie fühlte nicht mehr die Leidenſchaft, die noch vor Kurzem ſie beſeligt, die noch vor wenig Tagen ſie elend gemacht, weil ſie dieſelbe nicht erwiedert geſehen. Mariano hatte aufgehört, ihr liebenswürdig zu ſcheinen, er war ihr furchtbar geworden. Die Züge des jungen Mannes hatten nicht mehr die Anmuth, die ſie bezaubert; geſpannt und verzerrt durch tobende Gluth, ſprachen ſie drohend und ſchauerlich aus dem bleichen Antlitz, der Adel der Geſtalt hatte einem trüben Taumel Platz gemacht, und wenn Ignacia noch einwilligte, dem an ſie gefeſſelten Manne zu gehören, ſo geſchah es theils aus Mitleid für ſeinen Zuſtand, aus Reue über ihr eignes frevelhaftes Beginnen, aus Trotz gegen den Willen ihrer Brüder, hauptſächlich jedoch aus Angſt vor Mariano's Wuth, deſſen Blicke die höchſte Gefahr weiſſagten, wenn ſein Verlangen unbefriedigt bliebe.

Leckere Feigen und Datteln waren auf die Tafel geſetzt, der feurige Alicante ſchäumte im Becher, Don Barnabas erhob ſich, auf des neuen Freundes Wohl zu trinken, als die heiſere Glocke vom Thurme der Dorfkirche ſchallte, in dringenden Schlägen, lauter und lauter in die Ferne dröhnend. Verwundert ſchaute ſich der Wirth ſammt ſeinen Knechten um, ſie griffen zweifelhaft an die Hüte, ſie meinten das Ave Maria zu vernehmen, und dennoch war die Stunde des Gebets noch nicht gekommen. Von allen Seiten aber aus den zerſtreuten Wohnungen des Orts ſtürmte das Volk gegen die Schenke. Donna Ignacia ſah den Auflauf durch das Fenſter, und fragte mit gepreßter Stimme: „Iſt denn ein Wetter am Himmel, oder wüthet eine Feuersbrunſt, hört Ihr nicht, Don Mariano?“ Sorglos erwiederte Mariano: „Der Himmel iſt rein, und nicht von Gluth geröthet. Was kümmert uns aber der Donner, was fragen wir nach dem gefräßigen Brande? Schwimmt doch meiner Liebe Schifflein auf glattem Wellenſpiegel, und ſelbſt des Himmels Strahl mag mein Glück nicht zerſtören. Ruhig, Geliebte meines Herzens. Die Glocke läutet unſere Hochzeitsnacht ein, eine feierliche Engelsſtimme. Noch eine Stunde Geduld, und Niemand trennt uns mehr.“ — Da winkte Don Barnabas am Fenſter mit dem Schnupftuche, und der Richter an der Spitze vieler bewaffneter Leute drang in das Innere der Poſade, und Sebaſtian, lange ſchon auf der Lauer ſtehend, griff mit kecker Fauſt zwiſchen das liebende Paar, und entriß dem ſorgloſen Mariano den Degen. „Ergib Dich, Gräul der Menſchheit!“ ſagte der Alcade gravitätiſch, und berührte den ſtaunenden Jüngling mit dem Stabe der Gewalt. Ignacia ſprang ſchreiend von ihrem Sitze auf. „Nicht von der Stelle, Räuberbraut!“ brüllte Don Barnabas, und ſchleuderte die Schweſter in die Arme des Priors, während Mariano von allen Seiten umzingelt, von kräftigen Fäuſten ergriffen, von ſtarken Schlingen umfangen, zu Boden geriſſen, gebunden und geknebelt fühlte. Sein Zorn, ſeine Wuth machte ſich nur in unverſtändlichem Geheul Luft. Er verſuchte wie ein Raſender ſeine Bande zu ſprengen, aber ſeine Kräfte erlagen. Hochaufathmend mit keuchender Bruſt ſpähte er rollenden Auges nach Ignacia; ſie vermochte nicht, ihm beizuſtehen. Der Richter erhob jedoch die Hände wie zu freudigem Gebete, und rief: „Dank unſerm heiligſten Schutzpatron, und den Fürbittern im Himmel, die über das Königreich wachen! Es iſt uns gelungen, das Scheuſal zu fahen, das wie eine giftige Peſtilenz Spaniens Völker in Schrecken ſetzte. Freut Euch, wackere Chriſten, und eifrige Unterthanen ſeiner katholiſchen Majeſtät, der Erzengel von Salamanca iſt in unſerer Gewalt!“ Und das Volk wieherte vor Freude, und ſchwenkte die Hüte und Reteſillas, und ſchrie aus vollem Halſe: „Gott erhalte den König, unſern Herrn! Der verfluchte Räuber ſterbe, und brate in der Hölle!“ Don Barnabas warf mit freigebigen Händen Geld unter das Geſindel, der Prior pries den Triumph der Kirche, und Ignacia zerraufte verzweifelnd ihr dunkles Haar.

„Des Königs Carabiniere! des Königs Soldaten!“ riefen die Leute vor dem Hauſe, und ein Trupp von bewaffneten Sicherheitsmilizen ſtürzte klirrend und fluchend in die Schenke. Der Alcade, hocherfreut, dieſe Verſtärkung weltlicher Macht ankommen zu ſehen, ſäumte nicht, dem Anführer derſelben die ſo eben gehaſchte Beute zu übergeben, um ſie in die Gefängniſſe der nächſten Stadt zu liefern. Mit Hohnlachen ſtrich der Unteroffizier ſeinen buſchigen Schnauzbart, und jubelte: „Wahrlich Kameraden, der heilige Jakob ſelbſt hat unſern Ausgang geſegnet, und unſern Zug hieher gelenkt. Dieſer Fang iſt tauſend Realen werth, und vom Thron des Königs wie vom hohen Stuhl der Audienz wird Euch großer Lohn werden, würdiger Alcade. Beeilt Euch nur, mir ein Zeugniß zu geben, wohlbeſiegelt und unterſchrieben von dieſen edlen Herren, welches den Triumph beglaubige, den zu erringen wir leider zu ſpät gekommen ſind. Der verruchte Erzengel ſoll noch vor Mitternacht hinter ſchweren Riegeln und Schlöſſern ſeine Unthaten bereuen, und den Tag der härteſten Strafe erwarten.“ — „Ihm werde der Galgen!“ ſchrieen einige von den Milizen; „die Garota! Er iſt von Adel, der Bube;“ ſchrieen andere, und alſobald erblickte ſich Mariano, ohnmächtig knirſchend in den Händen der rohen Soldateska. Die Schrift des Alcade an die Audienza wurde unverzüglich ausgefertigt, und der Richter erklärte ſich bereit, in Perſon mit dem Gefangenen abzugehen. Der Unteroffizier der Carabiniere ſagte dagegen: „Seyd ohne Sorgen, Herr. Was wir feſthalten, laſſen wir nimmer aus. Eure Gegenwart dürfte hier im Orte nothwendig ſeyn. Die Geſellen des Erzengels werden bald erfahren, was ſich begeben. Ihre Rache möchte dieſes Dorf bedrohn. Seyd daher auf Eurer Hut, und haltet alle waffenfähigen Leute auf der Wacht. Auch dem edlen Grafen würde ich, wäre es mir vergönnt, die ſchnellſte Eile empfehlen. Er mache ſich davon, bevor die Bande ſich zuſammenfand. Im nächſten Orte ſteht ein Piquet von unſern Leuten, das ihn ſicher und wohlbehalten weiter befördern wird.“ — Die Ermahnungen des erfahrnen Diebshäſchers fanden natürlich ein beifälliges Ohr. Der Alcade blieb, um die Vertheidigung des Dorfs zu beaufſichtigen, Don Barnabas zog mit Ignacia und den übrigen ſchnell ſeines Weges, und nach kurzem Aufenthalt und reichlich genoſſenem Steigbügeltrunk machten ſich auch die Carabiniere auf, und führten Mariano elendiglich gebunden am Schweif eines Maulthiers mit ſich. Das Volk begleitete die Häſcher und ihr Opfer eine Strecke weit unter Flüchen und Verwünſchungen, und kehrte dann zurück, über ſeine Häuſer zu wachen.

10.

Es dunkelte bereits mächtig, als die Carabiniere, welche ſtumm fortgeritten waren, in einer Schlucht Halt machten, und ihre Cigarren anbrannten. Der Unteroffizier begann, indem er auf Mariano zeigte, der vor Erſchöpfung kaum mehr zu ſtehen vermochte: „Was fangen wir jetzt mit dem Schurken an? Den Schwank länger fortzuſpielen iſt ſehr überflüſſig. Er wird uns ſchon reichliche Früchte getragen haben. Cajetan hat ein raſches Pferd, die Geſellen lagern an der Straße, und ſonder Zweifel iſt der ruhmredige Grande und der glattköpfige Karthäuſer bereits bis auf's Hemde ausgeplündert. Was nützt uns ferner der ſauertöpfiſche Burſche, den wir mit uns ſchleppen? Ich halte dafür, daß wir ihn an den nächſten Baum hängen; ein billiges Ende für den kecken Buben, der ſich unterſtand, unſern tapfern Chef zu ſpielen, ſich mit ſeinem gefürchteten Namen zu brüſten.“ „Wohlgeſprochen;“ meinte ein Andrer der verkappten Spitzbuben. „Doch ſollte man ihm vorher den Knebel nehmen, und ihn beichten laſſen. Augenſcheinlich iſt der Hund ein feiger Pfuſcher, der auf des Erzengels Namen hin zu ſtehlen verſucht. Er nenne uns ſeine Genoſſen, daß wir die Rotte vertilgen, die uns in's Handwerk tölpelt.“ — Alle ſchenkten dem Sprecher ihren Beifall, und nachdem ſie eine gute Strecke ſeitwärts geritten an einen wüſten Ort, wo auf ausgebranntem Boden nur ein paar magere Feigenbäume ſtanden, gaben ſie dem unglücklichen Mariano die Sprache wieder frei, und forderten ihn zum Bekenntniß auf. Der Gefangene, niedergedrückt von tödtlicher Ermattung, aber mit aufgeregtem Geiſte ankämpfend gegen ſein finſteres Schickſal, weigerte ſich, ein Wort zu reden, und ſetzte allen rohen Scherzen und Mißhandlungen der diebiſchen Geſellen nur ein hartnäckiges Stillſchweigen entgegen. Nachdem er ſich eine bange Viertelſtunde hindurch als die Zielſcheibe grauſamen Spottes hingegeben, ſagte der Anführer der Rotte mit Ungeduld: „Wozu die lange Säumniß? Will er nicht reden, ſo möge ihm die Sprache in der verfluchten Kehle erſticken. Da iſt ein Baum, juſt hoch und ſtark genug, ein bittres Früchtlein zu tragen, wie dieſer iſt. Strick um den Hals, hinauf mit ihm! Die Raben mögen ihm das **de profundis** ſingen.“ Die fürchterliche Drohung zu vollſtrecken, fiel die Sippſchaft über Mariano her, und ihre Geſchicklichkeit hätte im nächſten Augenblick das

Urtheil auf's ſchnellſte vollzogen, wenn nicht ein unvermutheter Gaſt ſich bei dem Henkerfeſte eingefunden hätte. Ein Hund von rieſenmäßiger Größe ſprang hinter dornigen Hecken hervor, heulte dumpf, und begrüßte wedelnd die ehrenwerthe Schaar. „Fido! ſchlanker Fido, wo kommſt du her?“ riefen mehrere der Räuber, und ſchnalzten mit der Zunge, den Hund zu locken. Aber eine anſehnliche Geſtalt, in einen dunklen Mantel gehüllt, folgte dem neugierigen Fido, und ſagte mit gebieteriſcher Stimme: „Laßt den Hund in Ruhe! Sagt mir aber, liederliche Söhnchen, was Ihr hier beginnt? Wer hat Euch auf dieſen Poſten geſtellt? Ihr unterſteht Euch, in ſtiller Nacht einen zu hängen, dem ich nicht das Leben abgeſprochen?“ — Die Räuber ſchwiegen beſtürzt, denn ſie kannten die gefürchtete Sprache ihres Anführers, und ſannen nach, wie ſie ihre barbariſche Luſt vor ihm rechtfertigen möchten. „Wird's bald?“ fragte nach einer kurzen Pauſe der Erzengel mit dumpfer Stimme. Der ſogenannte Unteroffizier faßte ſich ein Herz, und erzählte, nicht ohne Zögern, wie ſich die Begebenheit im Dorfe zugetragen, und was er über den Gefangenen beſchloſſen. Der Hauptmann hörte ſchweigend zu, und ſagte dann: „Ihr habt nicht Unrecht gethan; wer es wagt, auf meinen Namen hin zu ſündigen, ſterbe eines ſchleunigen Todes. Laßt Euch nicht ſtören, Burſche; ich will zuſehen, wie Ihr dem Schuft in die andere Welt befördert. Zuvor aber laßt mich ſein Antlitz ſchauen.“ — Man brachte den Gefangenen näher an den Hauptmann, der ihn bei'm Licht des Mondes aufmerkſam betrachtete, und dann mit langſamer Stimme ſprach: „Ich will meine Seligkeit einbüßen, wenn Ihr nicht Mariano Regate heißt. Euer Geſicht iſt freilich verfallen und übel zugerichtet, doch ſaßet Ihr ſo lange mit mir auf einer Studentenbank, und habt mir ſo oft bei Serenaden und Zweikämpfen geholfen, daß ich ein Thor ſeyn müßte, wenn ich nicht trotz der Verwilderung meinen Schulgefährten aus Euch herausfände.“ Bei dieſen Worten ſchaute auch Mariano, der bisher den Blick zu Boden ſenkte, an dem Räuber empor, und murmelte vor ſich hin: „Ihr ſeyd Felipe. Verzeiht, daß mir das Wiederſehen keine beſondere Freude macht.“ — „Das glaub' ich;“ lachte der Erzengel: „hier iſt ein Schelm über den Andern gekommen. Ei, ei, ernſthafter Baccalaureus, wie geriethet Ihr auf die Schliche der Diebe? Ihr wart ein ehrliches Mutterſöhnchen, wie nur je eins geboren wurde, reich genug, um mit Seelenruhe zu faullenzen, adlig und ein paſſabler Dichter. Bei allen Heiligen, was machte Euch zum Hallunken?“ — „Ich antworte Euch nicht,“ verſetzte Mariano finſter und verdrießlich: „Elends genug, daß mein Loos von Eurer Hand abhängt, von Eurer Laune; für mich gibt's aber nur zweierlei in der Welt. Entweder tödtet Ihr mich, oder Ihr gebt mir freien Paß nach Madrid. Madrid oder Tod, weiter denk' ich, weiter verlang' ich nichts.“ — „Ihr ſeyd ein ſonderbarer Landläufer, ein albernes Kind. Aber ich muß Euch wieder näher kennen lernen. Heda, Pablo, laufe hinab zu der Hütte, wo die blauäugige Juana wohnt. Melde ihr, daß ich heute nicht komme; bleib' aber in der Nähe, und ſieh zu, ob ſie nicht einen Buhlen bei ſich aufnimmt. Kommt einer, ſo ſchieß' ihn nieder, und löſche der Spitzbübin das Lebenslicht aus. Ihr Andern zieht Eure Straße, und ſtreift in dem angewieſenen Bezirke. Mir iſt die Nachricht zugekommen, daß ein Regiment des Königs hier durchpaſſiren werde. Wir müſſen auf der Hut ſeyn. Bindet aber zuvor den Hidalgo los, er war immer ein braver Geſelle, und ein Bischen Diebſtahl ohne unſer Vorwiſſen mag ihm ſchon vergeben werden. So, Don Mariano, rührt wieder frei die Arme, die Kerle hatten Euch feſt gebunden. Gebt mir die Hand, ich will Euch führen; mein Quartier iſt nicht allzuweit von da, und geräumig genug für Leute, die ſchon öfters in *einem* Bette geſchlafen, aus *einem* Becher getrunken haben.“ — Mariano faltete die Hände in verzweiflungsvoller Bitte, und flehte zu dem Räuber: „Um unſerer Jugendfreundſchaft Willen, Don Felipe, laßt mich fort, fort nach Madrid. Ich habe nicht Raſt, nicht Ruh, mich ruft die Liebe.“ Der Erzengel von Salamanca lachte laut und erwiederte: „Ritter von der traurigen Geſtalt, wo denkt Ihr hin? In dieſem Zuſtande? Ihr haltet Euch ja nimmer auf den Füßen. Ich wäre ein Schurke, wenn ich Euch alſo von dannen ließe. Ruht bei mir aus, und ich gebe Euch mein Wort als echter Edelmann, daß ich ſelbſt Eure Reiſe nach Madrid beſorgen will. Nun aber ohne Widerrede, folgt mir. Die Hetzhunde hier ſind ſchon einmal auf Euer Leben hungrig geweſen, ich würde vielleicht ein zweites Mal nicht bei der Hand ſeyn, Euch zu ſchützen. Setzt Euch in Marſch, hinweg, Ihr Geſellen! Auf Wiederſehen morgen!"

11.

„Geht, geht, Don Mariano! Ihr ſeyd ein Melancholicus, dem nicht zu helfen, nicht zu rathen;" ſagte Don Felipe, nachdem er einen Tag verſchwendet, um ſeinem Gaſte eine aufrichtige Rede abzugewinnen, und ſeine Bemühungen ſcheitern ſah: „Die Liebe, die Liebe! Ich weiß doch wahrlich auch, was Liebe iſt, und die ſchönſten Mädchen Spaniens haben mir darinnen Unterricht ertheilt. Aber eine Tollheit, wie ich ſie hinter Euren Reden wittre, iſt mir nie zugänglich geworden. Ich dachte in Euch einen ehrlichen Schelm zu finden, und ſtoße nur auf einen Geiſterſeher." — Mariano erwiederte barſch: „Hütet Eure Zunge; Ihr habt mir wieder einen Degen gegeben, und ich verſteh' ihn zu führen." — „Recht; lachte der Räuber: „wenn der ausgefütterte Gaſt mit ſeinem Wirthe aufs Blut rauft, ſo erfriſcht ſich beider Seele mehr daran, als am langweiligen Geſchwätze. Ich ſtehe zu Dienſten, wenn Ihr nicht vernünftig ſeyn wollt. Weiß ich doch, daß Ihr ein guter Fechter ſeyd. Ihr wart oft genug mein Secundant, und empfingt mehr als einmal in Eure Arme den letzten Stoßſeufzer der guten Burſchen, die ich weiter beförderte. Das waren ſchöne Zeiten, Sennor Mariano. Der wilde Arcangel mußte alles gethan haben, und that auch in der Regel alles, bis er ſein Vermögen vergeudet, ſeine Aeltern vor Gram auf den Kirchhof gebracht hatte. Mein ungewöhnlicher Ruf verſchloß mir alle Wege und Thüren. Ich glaube, daß ich mich in allen Königreichen vergebens um die Stelle eines Alguaſils beworben haben würde. Was war demnach zu thun? Auf gewöhnliche Speculationen habe ich nie gehalten, aber Hunger und Lebensluſt blieben bei mir nicht mit dem Gelde aus. Die Wahl, die ich zu treffen hatte, war nicht ſchwierig. Entweder mußte ich den Informator machen, mich abmüh'n und darben, oder nicht arbeiten und verhungern, oder — ſtehlen. Arbeit und Hungertod ekelten mich an, alſo beſchloß ich, ein Dieb zu werden. Da man aber geringe Schufte auf die Galeere ſchickt, und das Bagnio mir zuwider iſt wie die Sünde, ſo wurde ich ein Mörder, ein Dieb im Großen, und befinde mich wohl dabei. Meine ruinirte Geſundheit hat ſich geſtärkt, mein Beutel iſt ſtets gefüllt, Freundinnen find' ich, wo ich nur hinſchaue, und die Sorge hat noch nicht ein einziges Haar auf meinem Scheitel gebleicht, weil in Spanien Gott ſey Dank die Juſtiz ſo dumm und ſchläfrig iſt, wie nirgends. Mein Ruhm nimmt überhand, im Buen Retiro ſpricht man oft von mir, der König, unſer Herr, hat ſelbſt ſchon öfters gewünſcht, mich zu ſehen, und vorläufig einen artigen Preis auf meinen Kopf geſetzt. So iſt für den Ehrgeiz und das leibliche Bedürfniß hinlänglich geſorgt. Des Himmels Tröſtungen bleiben mir ebenfalls nicht aus. Ich brandſchatze die reichen Pfaffen, und laſſe mich von den Bettelmönchen abſolviren, die Abſolution Stück für Stück zu einer Dublone. Und wenn dann einſt meine Sanduhr ſich neigen ſollte, und der Orden der Garota mir blühte, ſo überlaſſe ich's Eurer lebhaften Einbildungskraft, zu ermeſſen, mit welchem Pomp man den Hintritt des edlen Felipe Arcangel begleiten werde. Wir leben in der beſten Welt, ſage ich Euch. Zündet daher Eure Cigarre an, und hört mir zu, denn ich habe Luſt, Euch auf der Mandoline etwas vorzutragen. Ich bin ein Dichter, trotz Euch; ich habe meinen Parnaß am Finger, wie der abgefeimteſte Verſemacher. Oder, gefällt Euch heute Muſik und Poeſie nicht, ſo wollen wir ein Spiel machen; ich ſchieße Euch Geld vor. Oder wir wollen auf die Jagd gehen in aller Bequemlichkeit: unſern von hier iſt ein königlicher Thiergarten, wo das Wildpret für mich gehegt und gepflegt wird. Gelüſtet Euch etwa nach einer Schäferſtunde? Ich führe Euch, wie der gewiſſenhafteſte Kuppler zu Madrid. Bauernmädchen, adlige Damen oder Nonnen, wie's Euch gefällt. Wollt Ihr trinken, ſo ſchicke ich Euch den ſchönſten Jungen als Ganymed. Wollt Ihr ſchlafen, das üppigſte Lager ſteht Euch zu Gebot. Seyd doch luſtig in's Teufels Namen. Ein düſtres Grauen beſchleicht mich in Eurer Nähe. Ihr könntet mir das Leben verleiden." — „Endet das meinige, oder ſchickt mich nach Madrid;" verſetzte Mariano finſter. — „Nun denn! es iſt ein Katzenſprung nach der Hauptſtadt, aber ich ſende meine Freunde nur mit der ſicherſten Gelegenheit."

Ein Genoſſe des Erzengels trat in die Stube. „Sieh da, Cajetan!" rief ihm der Hauptmann entgegen: „was bringſt du, habt ihr den Grafen erwiſcht, habt ihr ihm die Laſt des ſchnöden Geldes erleichtert?" — „Leider nein. Der Teufel wollte, daß ein Regiment, das nach Madrid geht, um ein anderes abzulöſen, die Straße zog, und der Graf in deſſen Geleite ſeine Reiſe fortſetzte. Es iſt uns ein herrlicher Fang entgangen." — „Schade; aufgehoben iſt aber nicht geſchenkt. Wir werden dem edlen Herrn baldigſt in Madrid ſelbſt einen Beſuch abſtatten. Der Glückspilz weiß ohnehin nicht, wo er mit ſeinem Mammon hin ſoll. Wie befindet ſich Donna Eugenia? Iſt das holde Täubchen ſtets noch untröſtlich, verſchmäht ſie noch immer meinen Beiſtand?" — „Sie iſt hartnäckig wie immer. Sie verlangt nach ihrem Hauſe, nach ihrer wohlgefüllten Kaſſe, nach ihren gewohnten Geſellſchaften, und bietet immer noch dasſelbe ſchäbige Löſegeld." — „Die Peſt auf die verblühte Schöne! Wir werden ſchon an ihrer Statt ihr Hausweſen verwalten. Was Neues ſonſt?" — „Ein Reiſender, der große Eile hat, und nach der Hauptſtadt geht, verlangt einen Paß. Blas ſchickt Euch dieſen Zettel. Er erwartet Eure Befehle, und läßt den Herrn bis dahin nicht von der Stelle." — Der Hauptmann las den Zettel, und ſagte mit beifälligem Kopfnicken: „Ein fürſichtiger Mann, Don Antonio, ein alter lieber Bekannter, der einem ehrlichen Weglagrer den gebührenden Reſpect nie verſagte, und niemals auf der Landſtraße mit der kleinen Contribution kargte, die wir zu erheben uns erlauben. Gott erhalte ihn noch tauſend Jahre, und ſegne alle ſeine Unternehmungen, wie wir ſeine Reiſen ſtets mit freiem Geleite bedenken wollen. Daß dem guten Manne ja kein Haar gekrümmt werde, hörſt du? Wer einen Nagel von ſeinem Wagen ſtiehlt, ſoll unverzüglich aufgehängt werden. Hätten wir nur viele ſolche Kunden im Königreiche. Es würde uns nicht halb ſo ſauer, unſre Nothdurft zu erwerben, und manches brave Mutterkind bliebe am Leben, bis der Arzt oder der Henker oder der Teufel es holt. Mir fällt ein, daß ich auf dieſe Weiſe den guten Freund dort in der Ecke fortſchaffen könnte. He, Sennor Mariano! Wacht auf aus Euren Träumen, kommt herbei. Wenn's Euch mit der Fahrt nach Madrid Ernſt iſt, ſo könnt Ihr fort, ehe noch die Fledermäuſe ausfliegen.“ — „Nach Madrid? Ich bin bereit zur Stelle, ohne Aufſchub bereit;“ rief Mariano mit lebhafter Theilnahme. — „Wohl, ſo folgt dem redlichen Cajetan, der Euch in gute Geſellſchaft bringen wird. Geh, mein Sohn, und führe den wackern Ritter. Sage dem guten Don Antonio, daß ich ihm einen unſchuldigen Wandrer ſchicke, der durch Zufall geplündert in meine Hände gerieth. Er möge ihn, mir zu Liebe, nach der Hauptſtadt mitnehmen. Gott ſchütze Euch, armer verliebter Schulkamerad. Meine alte Diebswirthin ſoll Euch noch ein gebratenes Huhn in die Taſche ſtecken, und die paar lumpigen Goldſtücke, die ich Euch hiemit von meinem Ueberfluß aufdringe, werdet Ihr mir einſt mit Zinſen wieder bezahlen. Sterbe ich früher, ſo verwendet die Ducaten zu Seelenmeſſen. Das wird mir im Fegfeuer wohlthun. Behüte Euch Gott, verſchwiegner Rittersmann; auf fröhlicheres Wiederſehen zu Madrid.“

Mariano achtete nicht auf die Worte und die Umarmungen des Räuberfreundes, und ging mit ſchnell vorwärtsſtrebenden Schritten und Gedanken ſeinem Führer nach. Es war zur Abendzeit, wo Felder und Fluren ſtille werden, und Kühlung niederſinkt auf den verbrannten Boden. Durch Hohlwege, an einigen Dörfern vorüber, bis in die Dämmerung hinein wanderten die Beiden, bis ſie auf einen Platz gelangten, wo die letzten Hügel ſich in die Ebne abflachen. Dort ſtand die Ruine eines alten Herrenſchloſſes. In den Trümmern des Hauſes ſtanden die Vorpoſten von des Erzengels gefürchteten Horden. Der Befehlshaber dieſes Poſtens empfing mit Gravität die Botſchaft ſeines Herrn, und ſendete Cajetan mit Mariano augenblicklich weiter. Nach einer halben Viertelſtunde ſtießen ſie auf einen Wagen, der in einem Feldwege harrte, umgeben von einigen Spießgeſellen des Erzengels. Cajetan öffnete den Schlag des Fuhrwerks, redete eine Weile hinein, empfing eine Summe Geldes, die man herausreichte, und winkte dann dem Ritter. Er ſagte kurz und leiſe: „Steigt ein, Sennor. Der Herr willigt ein, Euch mitzunehmen! morgen in der Frühe ſeyd Ihr zu Madrid. Fahrt zu in aller Heiligen Namen, Niemand wird Eure Reiſe weiter beunruhigen.“ — Mariano ſchlüpfte in den dunkeln Wagen, der Schlag wurde feſt zugemacht, und die Maulthiere trabten luſtig über den Feldweg hinaus nach der Heerſtraße. „Gott ſey Dank, das hätten wir überſtanden!“ ſagte eine ernſthafte Männerſtimme im Hintergrund der Kutſche, und ein weibliches Stimmchen äußerte hierauf ein kaum vernehmliches: „Gelobt ſey die Mutter aller Gnaden.“ Nach einer Weile fuhr der Mann fort mit gedämpftem Tone: „Ein Glück, daß dein Kammermädchen mit den Bedienten ſchon voraus iſt. Ich wäre untröſtlich, liebes Kind, wenn es dir an einer Bequemlichkeit fehlen ſollte. Erhole dich von deinem Schrecken; ich ſagte dir gleich, daß mit dieſen Banden ein Abkommen iſt, wenn man nur das Geld nicht ſpart. Wahrſcheinlich hat unſer neuer Begleiter mit ähnlichem Löſegelde ſeine Freiheit erkaufen müſſen. Nicht wahr, Sennor?“ — Mariano fühlte ſich von kaltem Grauſen überlaufen, denn — kaum traute er ſeinen Sinnen — es war Ibarra, der zu ihm redete. Einige unverſtändliche Worte waren Alles, was er über die Lippe zu bringen vermochte. Ibarra fuhr demungeachtet fort, neugierig, zu erfahren, was an dem unbekannten Gefährten ſey: „Erlaubt mir eine Frage, Sennor. Seyd Ihr von Madrid gebürtig, dort zu Hauſe?“ — „Nein, Sennor;“ antwortete Mariano kurz, und hielt den Mantel vor den Mund, um ſeine Stimme zu verſtellen. In ſeinem Gehirne rathſchlagte er jedoch ängſtlich und zweifelnd, wie er zu entſpringen vermöchte, denn er ahnte mit Schrecken, daß neben Ibarra auch Manuela ihm gegenüber ſaß.

12.

Es bedurfte gar nicht langer Zeit, um dem Verlobten Manuela's jeden Zweifel zu benehmen. Nach einer kurzen Pauſe klang das Silberſtimmchen ſeiner

Braut zu ihm hinüber, und bot ihm einige Erfriſchungen. Die Stimme ſchnitt ihm wie ein Schwert durch das Herz, und er konnte beinahe die nöthige Faſſung nicht aufbringen, unter der Hülle ſeines Mantels hervor ein dumpfes und trockenes „ich küſſe Euch die Hände“ zu erwiedern. Alle ſeine Pulſe ſtürmten, in ſeinem Gehirne lebte nur ein Gedanke: jener der Flucht. Wie aber dem engen verſchloſſenen Wagen entſpringen? Jede Bewegung, ein Laut konnte ihn denjenigen verrathen, die er für ſeine Feinde und Verfolger hielt. Eine namenloſe Angſt bemeiſterte ſich ſeiner, und nicht minder unheimlich wurde ſeinen Gefährten zu Muth, als ſie bemerkten, daß nicht ein heiterer, geſchwätziger Madrilengo ihnen gegenüber ſaß, ſondern ein räthſelhafter verſchloſſener Menſch, deſſen hartnäckiges Schweigen nicht zu den angenehmſten Erwartungen berechtigte. Daher verwandelte ſich Ibarra's und Manuela's Geſpräch in ein ſehr leiſes Flüſtern, und der Vater raunte der armen Braut in's Ohr, daß er nur den nächſten Halt abwarten würde, um ſodann den beſchwerlichen Gaſt bei Licht zu beſehen, und wo möglich zu entfernen.

Auch Mariano ſeufzte nach der nächſten Station, und dieſe war da, ehe die Parteien es erwarteten. Sie paſſirten juſt eines der elenden Dörfer, welche die nähere Umgebung von Madrid ausmachen, — noch war nicht ein Strahl des Tageslichtes an dem Himmel zu ſehen — als eine plötzliche Helle von Fackeln und Laternen die Maulthiere ſtutzig machte, und der Kutſcher mit einem Male anhielt. Die Gaſſe des Dorfs ſtand gepfropft voll von Menſchen, welche durcheinander ſchrieen, lachten und ſchimpften, und dergeſtalt den Paß verengten, daß nicht ein einziger harmlos dahin wandelnder Laſteſel durchkommen mochte, vielweniger Ibarra's ſchwerbepackte Caroſſe. — Der Kutſcher ſtand im Nu, über die Neugierde ſeine Pflicht vergeſſend, unter dem Haufen der Gaffer; die Fackeln verbreiteten im Wagen ein ſchwaches Licht, und Mariano verdankte nur dem breiten Hute und dem faltigen Mantel, daß er nicht im Augenblicke erkannt wurde. Manuela heftete aus ihrem Winkelchen den Blick anhaltend und forſchend auf ihn; Ibarra beugte ſich jedoch während deſſen aus dem Schlage der Kutſche, und rief mit zufriedenem Tone, ſeine Ungeduld mildernd: „Sieh da, Sennora Galanda! Finden wir uns hier? Ich glaubte Euch ſchon zu Madrid.“ — „Mit nichten, Sennor. Seit einer verzweifelten Stunde mußten wir hier müßig ſtehen bleiben, weil Don Satanas ſelbſt im Dorfe ſein Spiel hat.“

Manuela horchte freudig auf die Stimme ihrer Duenna, und fragte nun ihrerſeits mit kindiſcher Haſt: „Was gibt's denn hier, beſte Galanda? Ich ſterbe vor Ungeduld, bevor ich nicht weiß, was uns hier aufhält?“ — „Einfältige Geſchichten; Gott ſegne Euch, Donna Manuela. Das Bauernvolk beſteht entweder aus dummen Leuten, oder ſchlechtem Geſindel, welches Gott und alle Heilige abſchwört, ſo es ſeinen Lüſten gilt. Könnt Ihr Euch vorſtellen, daß in jenem Hauſe, wohin alle Blicke ſtarren, ein Weib lebt, das gottlos genug war, einem ihr fremden Manne einen Liebestrank beizubringen, weil er nichts von ihrer Buhlſchaft wiſſen wollte, da ſie ſchon mit einem Anderen vermählt iſt? Was thut die Schelmin? Sie wäſcht ſich dreimal in drei Nächten im Mondſcheine mit geweihtem Waſſer, und weiß zu veranſtalten, daß der arme Nigo von dieſem Waſſer zu trinken bekommt. Flugs folgt er ihr auf Weg und Steg, in Feld und Kirche, und wird von ihr zur heutigen Nacht beſtellt, weil juſt der Mann der Buhlerin zum Ochſenbrennen nach Madrid geritten iſt. Wer weiß, wie es aber dem Mann einfiel, unverſehens wiederzukehren? Genug: er kommt, und findet ſich entehrt. Nun ſind in der Hütte der Alcade, der Pfarrer, der Mann, das verbrecheriſche Paar und die ganze Sippſchaft verſammelt. Der Bauer wüthet, die Buhlerin ſchreit, der Buhle redet ſich auf den Liebestrank aus, die Verwandten wollen beide ohne Weitres umbringen, der Richter predigt Frieden ſtatt des Mordes, und der Fray Criſoſtomo exorciſirt ſie alle. Mittlerweile können wir aber nicht vom Fleck, weil die Maulthiertreiber geruhen, des Handels Ende abwarten zu wollen.“

„Abſcheulich!“ verſetzte Ibarra mit Unwillen, und beſänftigte mit Schmeichelworten und Gebehrden ſeine Tochter, die während der Erzählung Galanda's immer ſtiller geworden war, bis ſie in lautes Schluchzen ausgebrochen. Da jedoch Ibarra's Ermahnungen nicht viel fruchteten, ſo rief er mit einem energiſchen Fluche: „Der Teufel hole die geſchwätzigen Weiberzungen. Ihr hättet wohl auch die Eurige im Zaume halten können, Sennora Galanda, ſtatt mein geliebtes Kind, meine arme kleine Prinzeſſin da, zu betrüben. Dafür ſollt Ihr auch meine reizende Königin tröſten, und ihre Thränen ſtillen, während ich die Kutſcher herbeiprügle. Unſer guter verſchwiegener Begleiter wird mir vielleicht hierinnen beiſtehen. He?" — „Mit tauſend Freuden;" murmelte Mariano, lauernd wie ein Löwe im Käfich, daß man die Thüre öffne.

„Und Euer Gefährte, Sennora Galanda?" fuhr Ibarra fort, indem er ſich ſchwerfällig vom Sitze erhob: „wo iſt Euer Reiſeſtallmeiſter?" — „Da kommt er ſo eben." — Die Duenna öffnete den Schlag, und Mariano benützte die Gelegenheit, ſich aus dem Wagen zu werfen, ehe Don Ibarra ihm zuvorkam. Mit einem Sprunge befand er ſich auf der Erde, aber auch zugleich in den Armen eines herbeieilenden Mannes, und dieſer Mann, der Reiſeſtallmeiſter der Duenna, war Mariano's treuer Diener Joſe. „Bei allen Heiligen und Fürbittern im Paradieſe!" ſchrie der ehrliche Burſche, als der Hut von ſeines Herren Kopfe, der Mantel von deſſen Schultern fiel: „Wenn das nicht mein herzgeliebter Ritter und Gebieter iſt, ſo will ich einen Türken zum Vater, und eine Jüdin zur Mutter haben. Willkommen, Don Mariano, von ganzer Seele willkommen, habt Ihr mir gleich ſchlecht mitgeſpielt. Aber ich laſſe Euch nun nicht mehr, und wenn meine gute Vaterſtadt Toledo, ja ganz Spanien darüber zu Grunde gehen ſollte!" Heiße Thränen aus den Augen des rechtſchaffenen Dieners fielen auf Mariano's Wangen, die Schreck und Ueberraſchung zum kalten Marmor gewandelt hatten. Er vermochte nicht, ſich den umklammernden Armen Joſe's zu entreißen, und fühlte ſich ſchnell von andern Banden umſtrickt, von den Armen Ibarra's, von Manuela's Armen. Der Augenblick des Wiederſehens war erſchütternd, und wie im Fluge dämmerte darinnen vor Mariano's Gedächtniß die Erinnerung ſchöner Vergangenheit auf Ibarra's Schloſſe empor. Nur im Fluge jedoch, um ſchnell wieder in den Schatten ungeheuerlichen Zaubers zurückzuſinken. Die Liebe, die den Flüchtling plötzlich wieder ſo überſchwenglich umſpann, vermochte nur gerade ſo viel über ihn, daß er nicht wie der reißende Geier, ſeine Freunde zerfleiſchend, davon ſchoß durch die Luft. Mariano's Unrecht und böſes Gewiſſen, ſtärker als Obrego's Bann machte ihn ſchwach in der Nähe der Liebenden. Doch war ſein Herz ſchon ſo erſtarrt, ſein Verſtand ſo geblendet, alle ſeine Sinne waren ſo knechtiſch dem Zauber hingegeben, daß er jetzo that, wie noch nie: daß er heuchelnd ſchwieg, und wortkarg heuchelte, mit Tücke die Stunde erſpähend, wo er ſich wieder, und zwar am erſehnten Ziele, frei machen würde von den Banden der Liebe, der Pflicht, der Dankbarkeit.

Wie ein Kind, obſchon verdüſterten Angeſichtes, und aufwallenden Herzens, ließ er ſich in den Wagen zurückbringen, wie ein Träumender empfing er die Glückwünſche des Schwiegervaters, der Braut. Manuela glaubte in ihrer Unerfahrenheit, er würde ihre unſchuldigen Liebkoſungen erwiedern; Ibarra täuſchte ſich mit der Vorausſetzung, daß Mariano ſelbſt, vom frühern unerklärlichen Wahne zurückgekommen, dieſes Zuſammentreffen veranlaßt. Kalt begegnete jedoch der

Flüchtling der Zärtlichkeit ſeiner jungen Gattin; einſylbig antwortete er den freundlichen Vorwürfen des Vaters, und pries ſeinen Stern, als das Fuhrwerk wieder in vollem Galopp über die Sandhügel und die verbrannte dürre Fläche hinſtürmte, die der ſpaniſchen Königreiche Hauptſtadt umgibt. Der Frühſchein leuchtete in den Wagen. Manuela ſagte bekümmert, und Mariano's regungsloſe Hand ergreifend: „Ihr ſeyd ſo blaß, ſo verſtört, werther Sennor. Gewiß ſeyd Ihr krank geweſen; ein Fieber, wie es oft in unſerer Gegend ſich zeigt, hat Euch befallen. Aber Ihr werdet geneſen, des Lebens froh werden in unſerer Pflege." Ibarra ſetzte hinzu: „Ihr habt uns viele Angſt gemacht, geliebter Sohn. Hätte ich mir träumen laſſen, daß ein gut gemeinter Vorſchlag, Euch fremde Länder ſehen zu laſſen, daß der Abſchied von Eurer zarten Gattin Euch ſo gewaltig ergreifen würde! Ich hätte nicht ſo viel Leidenſchaftlichkeit hinter Euch geſucht. Seyd indeſſen ruhig. Ich beſtehe nicht auf Eurer Reiſe, ich will Eure Manuela nicht fern von Euch in ein Kloſter-ſperren. Das war beſchloſſen, als wir uns aufmachten, Eure Spur nach Madrid zu verfolgen. Den Heiligen ſey Dank und Lob, die uns ſchon hier zuſammenführten. Wie kamt Ihr denn zu dem Erzengel? Wie fiel es Euch ein, gleich wie in eine Maske vermummt, unter uns zu erſcheinen, und wir ſind doch nicht im Carneval? Habt Ihr unſere Vorwürfe gefürchtet? Wir fühlen nur Liebe für Euch, und die innigſte Theilnahme für den uns ſo nah verwandten Kranken."

„Krank?“ fuhr Mariano etwas erbittert auf; „Wer ſagte Euch von einer Krankheit! Ich befand mich nie geſünder als eben jetzt. Die Reiſe iſt mir heilſam, die Luft erweitert meine Bruſt, der Gegenſtände Wechſel erheitert meinen Sinn. . .“

„O beſter Mariano,“ unterbrach ihn Manuela ſanft bittend, mit gefalteten Händen: „Sagt doch auch, daß unſer Wiederſehen Euch ein wenig erfreute, Euer Herz befriedigte.“ — „Wenn Ihr wollt, Sennora . . . allerdings . . . Wie Ihr befehlt, gute Manuela;“ verſetzte Mariano mit zerſtreutem Blicke und gleichgültigem Weſen. Ibarra gab ſeiner erbleichenden Tochter einen verſtohlenen Wink, und ſprach mit ſanfter Stimme: „Ja doch, beſter Eidam, wer ſagt auch, daß Ihr noch unpäßlich ſeyd? Dieſe Reiſe hat Euch allerdings wohlgethan, weil Ihr krank geweſen. Leugnet das nicht, guter Mariano. Euer plötzlicher Abſchied, der Ritt nach Valencia, einer Flucht nicht unähnlich, Eure Reden gegen Joſe, Eure Angſt in Valencia's Mauern, Eure wunderlichen Geſpräche auf der Alameda, die Haſt, womit Ihr auf und ab ſtürmtet am Meeresufer, und Euer blitzſchnelles Verſchwinden aus der Stadt, während Joſe zur Abendzeit Euer Gepäck an des Schiffes Bord brachte . . . das waren gewiß nicht Handlungen eines Geſunden, wohl vielmehr Geſchäfte eines Fieberkranken. Das trifft ſich oft; in Veracruz kannte ich ſelbſt mehrere Patienten dieſes Schlages, die verwirrt wurden und außer ſich kamen, ſobald der böſe Wind blies, oder die Fieberzeit eintrat. In ſolchem Zuſtand iſt der Menſch von dem, was er thut, nicht Rechenſchaft ſchuldig: beſorgt daher nicht, als ob ich Euch tadeln wollte; ich würde es nicht thun, ſelbſt wenn ſich als wahr erwieſen hätte, was Joſe's böſe Ahnung uns vorſpiegelte.“ — „Was war das?“ fragte Mariano mit geſpannten Zügen und drohendem Blick. — „Wir unterhalten uns wohl ſpäter noch einmal davon. Gott Lob! daß es nur ein Argwohn war, wie unſer Zuſammentreffen jetzt beweiſt. Eure geliebte Manuela hat alle Urſache zufrieden zu ſeyn, daß wir Euch in eines Räubers Gewahrſam fanden, ſtatt im Gefolge einer andern gewiſſen Perſon, die nur durch die fluchwürdigſten Mittel einen ſolchen Diener ſich zu eigen hätte machen können.“

Manuela's Bruſt erleichterte ſich durch einen Seufzer, und ſie drückte vergnügt die Hand des liebevollen Vaters. Mariano ſtarrte finſter vor ſich hin, und erwiederte keine Sylbe. Dagegen nahm Ibarra noch einmal geſprächig das Wort: „Wir kommen zur fröhlichen Zeit nach der Hauptſtadt. Die Königin hat ihren erhabenen Gemahl mit einem Erben beſchenkt, und Feſt auf Feſt wird folgen in ununterbrochener Reihe. Da laſſen ſich verwundete Herzen durch Zerſtreuung heilen und Geneſung trinkt der vom Siechbette erſtandene Kranke aus dem ſtets gefüllten Becher der Luſt. Wir wollen unſere Vereinigung fröhlich und heiter begehen, meine Kinder, und der rechtſchaffene Joſe ſoll nicht der Letzte ſeyn bei unſern Feſten.“

„Wo Madrid iſt, muß doch wahrhaftig die ganze Welt ſchweigen!“ ſchrie Joſe mit Begeiſterung zum Wagen herein: „Dort iſt ſchon die Toledobrücke! die

Zollwächter unſers gnädigſten Herrn, des Königs, werden gleich ihre krummen Finger in Euren Geldbeutel ſtecken, Sennor Ibarra. Hu! Wie läuft alles dort voll Menſchen! Am Sonnenthor geht's zu, wie vor des Paradieſes Pforten. Wo befehlen Euer Gnaden, daß wir halten ſollen?" — „Im Kreuz von Malta, auf der großen Straße;" antwortete Ibarra dem eifrigen Diener: „dort wollen wir abſteigen, und erfahren, ob mein Gaſtfreund, Don Lucio, bereits ſein Haus für den Beſuch hergerichtet habe. Mein Anſagebrief muß geſtern in ſeinen Händen geweſen ſeyn."

Noch eine Minute, und die Reiſenden fuhren zwiſchen gierigen Zollnern, barſchen Soldaten und zudringlichen Bettlern in Madrid, dem Wunder der Welt, ein.

13.

Es war nicht mehr weit zur Mittagsſtunde, als von dem Gerſtenmarkt her ein junger Mann mit geflügelten Schritten auf den Raſtro ſtürmte, wo der Trödler unzähliche Schaar ihre Magazine geöffnet hält, und die bunteſte Muſterkarte des Madrider Volkes ſich, ſtets wunderlich erneut, durcheinander würfelt. Die Sonne brannte ſehr, und dennoch ließ der junge wohlgekleidete Cavallero von ſeinem Lauf nicht ab, bald ſcheue Blicke hinter ſich werfend, bald neugierig nach beiden Seiten der Straße hinſpähend, wo unter breiten Vorſteckdächern von Segeltuch oder Wachsleinwand die Kaufleute ſaßen oder ſtanden, wie gaffende Schildwächter. Während der Cavalier ſich mit beiden Ellbogen durch die wogende Menge arbeitete, ſchrie man ihn von allen Seiten an: „Was beliebt Euer Gnaden?“ „Befehlen Euer Gnaden wohlfeile und höchſt ſeltene Bücher?“ „Haben Euer Gnaden Luſt zu höchſtgediegenen und ſpottwohlfeilen Waffen?“ „Herein, Euer Gnaden, in meinen Laden, wo der Kleider ſchönſte Auswahl hängt!“ „Eine Zither, Sennor Cavallero, wie ſie in allen Königreichen nicht mehr zu finden?“ — Dazwiſchen drängten ſich an ihn Pomeranzenhändlerinnen mit lautem Geſchrei, Sträußermädchen mit zierlichem Geflüſter, Bettelmönche mit blechernen Büchſen, Cigarrenbuben mit glühenden Lunten; endlich ein Gauner, der ihn bei des Mantels Zipfel ergriff, und mit verſtellter Theilnahme ſagte: „Ach, Euer Gnaden, wie hat man Euren ſchönen Mantel zugerichtet!“ — Als der Cavalier ſich unwillig und beſtürzt umſah, ſchnitt der Gauner mit ſcharfem Meſſer die Börſe von des Getäuſchten Gürtel, und war wie ein Blitz davon. Der Beſtohlene bemerkte gleich den Diebſtahl, rief aber nur mit bitterm Tone dem Schurken nach: „Ei ſo wollte ich, daß dir der Hals zuwüchſe und die Klaue abfiele, du nichtsnutziger Gauner! Leicht kann dir das Geld größern Schaden bringen, als es mir genutzt haben würde.“

„Ein Almoſen, Sennor, wenn's beliebt!“ ſprach ihn ein Bettler gravitätiſch an, ſtampfte ihm mit dem Stelzfuß hart auf die Zehen, und blies ihm eine ſchlimme Tabakswolke in's Angeſicht. Der Kerl trug einen Degen, und hatte den ſpitzigen Hut ſo verwegen in's Geſicht gedrückt, daß er anzuſehen war wie ein Straßenräuber. Der Cavalier erwiederte ihm dennoch ſehr höflich und mit ironiſchem Lächeln: „Ich bedaure, Euer Gnaden, aber ich habe wirklich keinen Denar bei mir, da ein ehrlicher Mann mir juſt mein Letztes abborgte.“ — „Ah, das iſt etwas andres;“ verſetzte der Bettler mit einer Verbeugung. Der Ritter fuhr fort: „Könntet Ihr mir nicht indeſſen, da Ihr hier ſehr bekannt ſcheint, Sennor, einen ehrlichen Krämer anweiſen, welcher Kleider feil hält, und nicht zu hohe Preiſe macht?“ — Dienſtfertig deutete der Bettler mit dem Krückenſtock nach einem Hauſe, welches ſich durch ſeine Alterthümlichkeit von ſeinen Nachbarn auszeichnete. Das ſteile Dach, mit Hohlziegeln gedeckt, warf ſeine Schatten in die engen ſtrengvergitterten Fenſter des erſten und einzigen Stockwerks; zwei Schildereien, den heiligen Iſidor und irgend eine Stiergefechtsbegebenheit vorſtellend, prangten über der Thüre des Gewölbes, und über das ganze Gebäude war ein beträchtlicher Anflug von Ruß verbreitet, der aus dem Braſero emporgeſtiegen, welchen an kalten Morgen der Trödler auf ſeiner Schwelle in Gluth zu bringen pflegte. „Seht!“ ſagte der Bettler mit emphatiſchem Ton: „dort in ſeines Gewölbes Schatten lehnt der weitberühmte Caſtillo, ein Kaufmann, wie ihn die Welt nicht mehr aufzuweiſen hat. Laſſ't Euch nicht irre machen durch ſeine Züge, die etwas vom Juden an ſich haben. Er iſt der rechtſchaffenſte Mann von Madrid, der allerfrömmſte Chriſt in ganz Spanien, und im Vertrauen geſagt, ein ehrenwerthes Glied der heiligen Brüderſchaft. Bei ihm findet Ihr Alles, was Ihr wollt, Waare und Credit, und werdet meiner nicht vergeſſen, ſo Ihr nächſtens dieſe Straße wiederkommt, und ein Paar Quartos für mich übrig habt. Ich verſichere Euer Gnaden, daß Ihr einen Cavaliero vor Euch ſeht, welcher mehr verdient, als nur ein Paar Quartos, und daher Eurer Großmuth keine Schranken ſetzen will.“

Von dem Schwätzer ſich loszumachen, beurlaubte ſich der Cavalier ſchnell von dem Bettler, trat in Caſtillo's Gewölbe, und maß mit zerſtreuten verwirrten Blicken den dunklen Schlund, worinnen die verſchiedenſten Verkaufsartikel aufgehäuft lagen, oder an den ſchmutzigen Wänden hingen. Der Trödler, ein Mann mit dem abgefeimteſten Judengeſicht, betrachtete ſeinerſeits den neuen Kunden aufmerkſam, und ſchloß hinter ihm die Ladenthüre, weil juſt die Mittagsglocke läutete, und das Volk ſich nach und nach verlief. — „Was wäre euch zu Dienſten, Euer Gnaden?“ — „Eine andere Kleidung, geſchwinde aber, unſcheinbar, von geringem Anſehen und dunkler Farbe, meinethalben der Kittel eines Arriero, aber ohne Verzug.“ — „Schade, edler Sennor, daß ein ſo hübſcher Mann ſich alſo verunſtalten will. Doch mögt Ihr Eure Urſachen haben. Es ſind ſchon mehrere Verwandlungen dieſer Art in meinem Laden vor ſich gegangen. Die jungen Herren lieben die Maskerade, und ein verſchwiegener Kaufmann iſt Goldes werth. Sollt gleich bedient ſeyn.“

Der Ritter warf Hut, Mantel und Handſchuhe ab, und that dieß Alles mit ſo wunderlicher Haſt, daß ihn Caſtillo näher auf's Korn faßte, dicht an ihn rückte, die zwinkernden Augen in das Geſicht des Fremden bohrte, und lächelnd mit vorgehaltener Hand flüſterte: „Habt Ihr mir weiter etwas zu vertrauen, ſo geht nur voraus in meine Ladenſtube, wo keine menſchliche Seele uns belauſcht. Wir wollen unſer Geſchäft ſchnell in's Reine bringen; habt Ihr Silberzeug oder Goldwaaren, ſo nehm' ich ſie nach dem Markgewicht, Uhren, Ringe und andere Juwelen nach der chriſtlichſten Schätzung. Sorgt nicht, daß ein Alguazil uns überraſche; hättet Ihr die Sachen im Schloſſe unſers Herrn, des Königs, ſelber mitgenommen, ſo wäret Ihr ſicher bei dem ehrlichen Caſtillo.“ — „Haltet Ihr mich für einen Dieb, Sennor?“ rief der Ritter erſtaunt: „Ihr täuſcht Euch ſehr. Ich trage im Gegentheil ſo wenig von Geld und Geldeswerth bei mir, daß ich gerade nur mein Gewand gegen dasjenige vertauſchen kann, ſo ich von Euch fordere. Ein Beutelſchneider hat mich ſo eben vor Eurer Thüre leicht gemacht.“ — „Ach, bei den Schmerzen der heiligſten Mutter Gottes, wie ſind die Zeiten ſo ſchlecht geworden, und die Menſchen ſo falſch und niederträchtig! Himmelſchreiende Sünde, einen ſo braven Cavalier zu beſtehlen. Doch habt Ihr Euch an einen ehrlichen Chriſten gewendet, und ich willige in den Tauſch, wenn Ihr den Degen dazulegt, deſſen Griff mit einigem Silber und Perlmutter verziert iſt, wie ich zu bemerken glaube.“ — „Meinethalben; weg mit dem Degen, weil ich doch ausſehen will, wie ein Tagedieb, wie ein Laſtträger, wie ein Hallunke. Geſchwinde aber, ehrlicher Kaufmann; ich habe Feinde, Verfolger, die mir auf der Ferſe ſitzen.“

— „Dachte ich mir's doch; eine Liebſchaft, oder ein Zweikampf . . . Heute Morgen wurde erſt ein wackerer Edelmann in der Jeronimoſtraße entleibt gefunden. Man kömmt dazu, ohne zu wiſſen, wie. Erlaubt, Sennor." Bei dieſen Worten nahm Caſtillo mit gieriger Hand den Degen aus dem Gürtel des Fremden, küßte ihn ehrerbietig, und ſetzte ihn behutſam auf die Seite. „Der hat auch wohl ſchon Manchem das Lebenslicht ausgeblaſen, um der Ehre und einer ſchönen Donna willen. Erlaubt, daß ich Euch ferner dieſen feinen Spitzenkragen abnehme, und das ſeidene Wams, und den ſchönen Gürtel, und Euch bitte, Euch der zierlichen Strümpfe zu entledigen, die ſchönſten, die getragen wurden, ſeitdem es ſeidene Strümpfe gibt. Ei welch niedlicher kleiner Fuß, edler Cavallero; ich glaube wohl, daß Ihr bei den Damen Euer Glück macht, und gezwungen ſeyd, bald dieſen bald jenen Nebenbuhler aus der Welt zu hetzen. Weißere Hände ſah ich noch nie, ſie beſchämen die Manſchetten, die ich Euch ungern abnehme, und gerade nur darum, weil ſie zu Eurer neuen Tracht nicht paſſen. Ich will Euch aber ſchön bedienen. Was haltet Ihr von dieſer brauntüchenen Jacke, von dieſen geſchmeidigen ledernen Camaſchen? Die Sohlen dieſer Schuhe ſind vom echten weichen Büffel; Ihr werdet darauf gehen, wie in Tanzſchuhen. Der breite Riemen mit der einfachen zinnernen Schnalle erhöht noch Euern kräftigen Wuchs, das Netz von grüner Seide iſt ſchier noch neu und wie für Euch gemacht, und der Hut mit der achtzölligen Krempe ſchirmt Euch trefflich vor der Sonnenhitze und

Euren Feinden. Da, nun ſeyd Ihr ausſtaffirt. Der Leib eines altblütigen Hidalgo iſt ſelbſt unter der gemeinen Jacke adlig. Eure Liebſte wird Euch in dieſem Aufzuge noch einmal ſo feurig umarmen, und wenn Ihr vom König Euren Gnadenbrief erhalten, ſo vergeßt Ihr gewiß nicht des rechtſchaffenen Caſtillo, der Euch ſo uneigennützig bediente. Da, nehmt noch das braunſeidene Halstuch in den Kauf; ich will verdammt ſeyn, wenn Eure Gegner Euch erkennen, und wenn Ihr nicht neue Eroberungen macht, die Euch beſſer gelingen, als des Königs, unſres Herrn neue Liebſchaft." — „Was? Wie? Was meint Ihr damit?" — „Nun, ein ſchmucker Cavalier, wie Ihr, wird ſchon gehört haben, daß Donna Ignacia wieder zu Madrid iſt, der Stern aller Schönen, ein Diamant, den unſer Herr gerne in ſeine Krone verpflanzen möchte, wenn ſich die edle Sennora nicht ſträubte.' — „Wie? Donna Ignacia? Des Grafen Barnabas Schweſter, Sie ſträubt ſich? Sie willigt nicht ein?" — „Wie ich Euch ſage. Deshalb ſperrten ihre Brüder die unbeſonnene Schöne in das Kloſter der Barfüßerinnen. Dort iſt ſchon mehr als eine Widerſpenſtige zur Vernunft gekommen. Aber — ſchon iſt die Straße wie ausgeſtorben, und einen beſſern Augenblick, Euch ganz unbemerkt zu begeben, wohin Ihr Luſt habt, findet Ihr heute nicht mehr."

Wie ein Pfeil ſchoß der verkleidete Ritter aus des Trödlers Bude, und ſetzte im ſchmalen Häuſerſchatten ſeinen Weg durch die lautloſen Straßen fort. Die Hitze war ermattend, aber der Vermummte ſchritt rüſtig dem Ziele ſeiner Wünſche entgegen, und athmete nur dann etwas ruhig, als er in dem behaglichen Dunkel der Kloſterkirche der Barfüßerinnen angelangt war. Dort warf er ſich in einem verborgenen Winkel nieder, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Faſſe Muth, Mariano. Du haſt nun unwiderruflich mit der ganzen Welt gebrochen, um dich einzig an deine Liebe zu klammern. Und wenn ſich alle Heilige und alle böſe Geiſter deiner Beharrlichkeit entgegenſtellten, dennoch müßteſt du ſiegen. Altersſchwacher Ibarra, kindiſche Manuela, tölpiſcher Joſe! All Eure Zudringlichkeit muß an meiner Liſt, an meinen feſten Vorſätzen ſcheitern. Ich ſollte mich in Feſſeln ſchlagen laſſen? Ich ſollte das Kleinod aufgeben, wonach ich glühend trachte? Meine ſchwachen Gegner mögen erfahren, daß ich ſie verlache, und Allen zum Trotze die Myrtenkrone erringen will, welche die Liebe mir beſtimmte.“

Der Aermſte hoffte, in der Kirche lagernd, die Geliebte zu ſehen, zur Abendzeit in das Kloſter zu dringen, ſeine Beute aus dem erſchrockenen Weiberconvent herauszuholen; die abentheuerlichſten Plane kreuzten ſich in ſeinem Kopfe, und dennoch ſollte vor der Hand ein an ſich geringer Vorfall die Ausführung derſelben vereiteln. Grelles Getümmel wurde vor der Kirche hörbar, trotz der ſchweigſamen Mittagsſtunde. Ein Mann ſprang in voller Haſt die Stufen hinan, durch das Schiff der Kirche nach dem Chor, und klammerte ſich verzweifelt an den Hochaltar. Ein Haufe tumultuariſchen Volks folgte ihm nicht minder ſchnell; Gerichtsdiener und Soldaten waren darunter. Bald erſchienen auch mehrere Pfaffen, und in der Kirche begab ſich ein wüſter Auftritt. Der Flüchtling hatte in der nächſten Straße einen Gegner im Wortwechſel erſtochen, und ſuchte ein Aſyl im Gotteshauſe. Die Alguazils und die Freunde des Getödteten foderten des Mörders Auslieferung, ein Theil des Pöbels und die Mönche verweigerten dieſelbe. Es entſpann ſich eine Rauferei in der Kirche, der vergitterte Chor der Nonnen füllte ſich mit dieſen kreiſchenden, zum Theil auch läſternden Weibern, die aus dem ſichern Verſteck herab die Vorrechte ihres Hauſes zu behaupten ſuchten. Der zügelloſe Lärm zog endlich den Corregidor herbei, und die Vögte des Kloſters andrerſeits. Die gravitätiſche Amtsperſon entſchied für die Rechte des Aſyls, und trieb, dieſelben aufrecht zu erhalten, das Volk ſammt und ſonders aus dem Tempel. Auch Mariano, obgleich er an dem Tumult keinen Antheil genommen, ſondern nur mit verſchränkten Armen und glühendem Auge nach dem Chor der Nonnen geſtarrt, ob er nicht vielleicht unter den letzteren ſeine Geliebte entdecken möchte, fühlte ſich von dem Schwarme hinweg geriſſen, und hinter ihm fielen die Pforten der Kirche donnernd zu, und wurden eiligſt verrammelt, wie die Thore des Kloſterhofs. Wuth und Verzweiflung im Herzen, floh Mariano hinweg, durch enge krumme Straßen, ohne ſichres Ziel, bis er ſich mit Erſtaunen an der verrufnen Muralla befand, wo Elend, Sittenloſigkeit und Armuth ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben. Als er die Hütten anſichtig wurde, worein das Tageslicht nur durch geöffnete Thüren drang, in deren Schatten das hülfloſeſte oder ſchlechteſte Geſindel der faulen Mittagsruhe pflegte, da murmelte er vor ſich hin: „Hieher führt mich mein Schutzpatron. Im Schooße dieſes Abſchaums allein kann ich hoffen, unbemerkt und unentdeckt die Zeit zu erwarten, da ich Ignacia erlöſen kann. Friſch, Mariano; geſelle dich auf einige Stunden zu der Hefe des Volks, und ſinne und trachte, dein höchſtes Gut zu erringen. Für die Erniedrigung des Augenblicks lohnt dir einſt ein Paradies von Liebe, wenn der Gott, der die brennendſte Leidenſchaft in deinen Buſen pflanzte, ein gerechter iſt; oder du verſchmachteſt in unbefriedigter Sehnſucht, aber wenigſtens ungeſtört von dem vornehmen Pöbel, der deines Herzens Sturm nicht begreift, und deine Triebe verläſtert.“

Eine Schenke that ſich vor ihm auf, auf deren Thüre mit pomphafter Inſchrift der köſtlichſte Val de pennas verheißen wurde, und Mariano's lechzender Gaumen forderte Labung. Er trat in die ziemlich ſchmutzige Kneipe; ſie war von Gäſten leer, und wie es ſchien nicht beſonders auf Gäſte eingerichtet, denn hinter dem groben Vorhang, der den ausgebrannten Heerd von dem Zechraume trennte, ſtand nur ein elender Tiſch mit zerbrochenen Füßen an die Mauer gelehnt, im Winkel ein dürftiges Lager, zu deſſen Häupten eine Lampe vor einem Heiligenbild brannte, und in einer Ecke daneben eine große irdene Amphore, ſo beſtäubt und mit Spinnweben überzogen, als ob ſeit einem Jahre kein Tropfen Weins daraus gefloſſen. An dem einzigen Fenſter, deſſen gölter Papierüberzug ein bischen Helle in's Gemach ließ, kauerte auf einem niedern Korkſtuhl ein altes Weib, und ſchlief, die Ellenbogen auf's Knie geſtützt, das Geſicht in die Hände gelegt. Unter der groben Mantille hervor fielen die weißen Haare der Alten über ihre Finger herab, verwirrt und ſpärlich, wie die Wolle an dem Rade, das müßig vor ihr ſtand. Das Geräuſch, das Mariano mit ſeinen eiſenbeſchlagenen Schuhen machte, weckte die Wirthin, und ſie ſprach mit aufgeriſſenen Augen: „Heiliges Blut Jeſu! Was wollt Ihr? Was begehrt Ihr zu ſolch ungewohnter Stunde?"

„Einen Trunk, deſſen meine durſtige Zunge ſo bedarf, wie der reiche Mann in dem hölliſchen Pfuhl."

„Ach, Mutter aller Gnaden! So geht zum Nachbar; die Gäſte, die mich beſuchen, bringen immer ihren Wein ſelbſt mit. So geht doch, ſtört mich nicht in meiner Ruhe, und legt Euch fein ſtille auf's Ohr. Ich bin eine alte Frau, und mag der Sieſte nicht mehr entbehren!"

Die Alte winkte dem ungebetenen Gaſt, ſich ſchleunigſt zu entfernen; um ſo mehr mußte ſie ſich wundern, als dieſer dennoch ſtehen blieb, beide Hände gegen ſie ausſtreckte, und mit bewegter Stimme rief: „Ach wie ſeyd Ihr doch ſo unerbittlich geworden gegen den, dem Ihr einſt nichts abſchlagen konntet! Kennt Ihr mich nicht mehr, oder ſollte ich irren, wenn ich in Euch die gute Mutter Eufroſine begrüße, die mich ſo oft auf ihrem Schooße wiegte? Seh' ich mir nicht mehr gleich, und iſt Eurem Gedächtniſſe der kleine ungezogene Mariano ſo völlig fremd geworden? Amme meiner Mutter, Pflegerin meiner erſten Jugend, ſage, ob du's wirklich biſt, oder ob meine Erinnerung lügt?"

Als der Ritter ſeinen Namen genannt, war Euſroſine mit jugendlicher Lebhaftigkeit aufgeſprungen, hatte verwundert in die Hände geklopft, einige von Schluchzen unterbrochene Worte geſtammelt, den Saum von Mariano's unſcheinbärem Gewand ergriffen, und einige derbe Küſſe darauf gedrückt. Mit einer Stimme, die zwiſchen Lachen und Heulen mitten inne lag, rief ſie ſodann: „Nun, ſo ſey doch der heilige Jacob gelobt, ſammt der heiligſten Jungfrau Maria, daß ich ſie wiederſchaue, die Blume ſpaniſcher Ritterſchaft, die ich einſt auf meinen ſchwachen Armen getragen. Ja, herzliebſter Seunor, Ihr ſeyd ganz gewiß mein Pflegling, denn aus Euren männlichen Zügen blickt noch immer das muthige Kindergeſicht, das ſo wenig zu der Dominicanerkutte paßte, die Eure Eltern Euch tragen ließen bis in's ſechſte Jahr. Ach, was ich mit Euch ausſtand, und wie ich Euch gerade deshalb ſo lieb hatte! Ja, ich hätte nie aus Eures Vaters Hauſe gehen ſollen, aber der Menſch denkt immer, er wolle ſich gut betten, und ſieht ſich immerdar getäuſcht. Was macht Euer Vater, wie lebt Eure Mutter, die ſanfte gottergebene Frau?"

„Beide ſind dort oben, und beten für mich, aber bisher ſcheint das Gebet der abgeſchiedenen Seelen mir keinen Vortheil gebracht zu haben."

„Der Himmel ſtärke ſie im Paradieſe, und erlöſe ſie aus dem Fegefeuer, wenn ſie noch darinnen ſeyn ſollten. Wie kommt Ihr aber in dieſe Kleider, die ſich ſo wenig für Euch ſchicken? Meine ſchwachen Augen hätten nun und nimmermehr den reichen Erben in dem Bauernkittel erkannt."

„Davon nachher. Berichte mir zuvor, wie du hieher gekommen, was du treibſt, gute Mutter Eufroſine, wie du dich befindeſt."

Die Alte ſchaffte mit rühriger Hand das Wollrad bei Seite, nöthigte den Gaſt auf ihren Korkſchemel, und huckte ſich ihm gegenüber auf einen umgeſtürzten Kaſtanienkorb. So begann ſie mit manchen Seufzern, und gefalteten Händen: „Meine Geſchichte iſt kurz, und hat nichts von einem wunderbaren Mährlein an ſich. Ihr wißt vielleicht noch, daß ich dem braunen Francisco folgte, weil er mich, obſchon ſpät genug, zur Frau machen wollte. Er hatte von den Inſeln einen ziemlichen Gurt voll blanker Duros mitgebracht, und ſuchte zu Madrid reich zu werden. Er handelte ein artiges Häuslein in der Mützenſtraße ein, und fing an, für die Leute Chocolate zu kochen. Ich half ihm aus allen Kräften, ſtampfte den Cacao unverdroſſen, rührte, ſchaumte den ganzen Tag, und genoß die Freude, unſern kleinen Schatz wachſen zu ſehen. Aber herzliebſter Sennor, das Glück hatte nicht Beſtand, und mein Mann verſcherzte den Schutz des heiligen Iſidors, indem er ein Spieler ward. Was wir mit der Chocolate gewannen, ging bei den Würfeln drauf, und eines Tags kamen die Offiziale des Gerichts, und nahmen uns alles, ſelbſt das Häuschen. Da legte ſich Francisco auf den Schleichhandel, und wurde von den Zöllnern im Gebirge erſchoſſen. Ich verkaufte dazumal Kaſtanien, und keine ſchönern waren auf dem großen Markte zu finden. Ein alter Wallone brachte mir die Nachricht von Francisco's Hinſcheiden, und meinte, wir könnten von nun an unſern Handel zuſammenthun, und ehrlich leben. Er genoß eine Penſion von ein paar Dublonen, und war in der Verfertigung papierner Laternen ausnehmend geſchickt. Ich dachte, es ſey Gottes Wille, und ward ſein Weib. Seine Laternen waren ſehr geſucht, und brachten viel ein, da er ſie ſchön malte, und ſo enge zu machen verſtand, daß ſie nur einmal zu brauchen waren, indem ſie gleich in Feuer aufgingen. Leider war er jedoch ein Wallone, und bald an den Branntweintiſchen häufiger zu finden, als bei der Arbeit. Da ging es ihm einmal wie ſeinen Laternen: er brannte hell lichterloh aus, und Gott ſegne ihn mit dem ewigen Frieden. Meine Kaſtanien verleideten mir, da meine Nachbarinnen auf dem Markte mich immer ſpöttiſcher Weiſe die Wittwe eines Trunkenbolds ſchimpften, und weil ich einiges erlernt hatte, das mir mein Leben beſſer friſten konnte, zog ich hieher, und erhalte mich vom ſtillen beſcheidnen Gewerbe. Ich wahrſage aus den Karten, und habe viele Kunden unter der Hand; was mir dieſe nicht einbringen, erſetzen mir doch andere Leute, die zu gewiſſen Stunden des Abends bei mir einſprechen, und von denen ich Euch bitten muß, nicht weiter zu reden, wenn Ihr derſelben anſichtig werden ſolltet. Die meiſten ſind recht gute Kinder, die ſich aber auf bitterliche Weiſe durchbringen müſſen, weil die Madrider Polizei gar zu fürwitzig iſt, und die Eiferſucht der Zünfte ihnen die meiſten

Wege zum ehrlichen Erwerb verſchließt. Glaubt indeſſen ja nicht, als ob ich liederliche Dirnen beherbergte; keine einzige darf mir über die Schwelle. Ich bin eine Chriſtin, und nehme nur gute Jungen auf, die von ihrem Schickſal gar zu ſchlecht bedacht wurden. Sie bringen ihren Wein, ihre Zwiebeln und Brod ſelbſt mit, und was ſie dabei beſprechen und verhandeln, kümmert mich ja nicht. Die Neugierde iſt ein großes Laſter.“

Da hier die Alte in ihrem zweideutigen Bekenntniß ſtockte, fiel ihr Mariano in die Rede, indem er haſtig ſagte: „Nun denn Eufroſine, ſo wirſt du nicht Anſtand nehmen, mich eine Zeit bei Dir zu beherbergen, ſo daß keine Seele von meinem Daſeyn etwas erfährt. Du ſiehſt einen Unglücklichen vor Dir, der in den Stricken einer Leidenſchaft liegt, die er befriedigen, oder darüber zu Grund gehen muß. Wie Du mich hier ſiehſt, iſt ſchon ſeit geraumer Zeit kein Schlaf über meine Augen gekommen, weil das tobendſte Feuer mich verzehrt, eine unnennbare Gluth für einen Gegenſtand, den ich früher haßte, wie ich ihn jetzt unſäglich liebe. Biſt du im Beſitz wunderlicher Kenntniſſe, verſtehſt du dich auf geheime Künſte, o ſo hilf durch Zauber mir erringen, was mir der bare trockene Gang des Lebens verſagt.“

Wie er nun mit fieberhafter Hand nach Eufroſinens Händen faßte, die wirren Augen in finſtrer Begeiſterung rollte, und wie ein Nachtwandler in abgeriſſenen Sätzen das Geheimniß ſeiner Liebe, und wie dieſelbe entſtanden, hervorſtammelte über die bebenden Lippen, wandelte die alte Pflegerin ein Grauen an, mit Mitleid gepaart und mit ſorglicher Ahnung. Sie ſeufzte, indem ſie Mariano's verwirrt hängende Haare aus ſeiner Stirne ſtrich, und ſeine blaſſen Wangen tätſchelte: „Es müßte mich alles trügen, herzliebſter Sennor, oder Ihr habt einen Liebestrank bekommen, wie es ſchon manchem rechtſchaffenen Menſchenkind widerfahren iſt. Es gibt dergleichen Künſte, und ſelbſt hier zu Madrid hat man von ſolchen Beiſpielen gehört. Buhleriſche Weiber richten nicht ſelten durch ſolch' heilloſes Beginnen diejenigen zu Grunde, die ihrem ſündhaften Verlangen widerſtreben. Armer Mariano, wie bedaure ich Euch!“

In den Augen Mariano's dämmerte plötzlich ein ganzer Abgrund von Erbitterung auf, und er murmelte vor ſich hin, während er ſeine Stirne berührte, wie ein Wahnſinniger, der aus ſeinem Taumel erwacht: „Wenn du wahr geſprochen hätteſt, Eufroſine, wenn ich das Opfer ſolcher Schandthat wäre! Gib mir Gewißheit, Eufroſine, und mit dieſer Fauſt will ich die Schändliche erwürgen, die mich ſo niederträchtig verrathen. Erwürgen, zerfleiſchen will ich ſie, aber zuvor mich in ihren Armen berauſchen, in ihren Reizen ſelig werden, denn, Herr mein Gott, ich kann ja nicht mehr leben, nicht mehr athmen, ohne Ignacia zu beſitzen! Du haſt Recht; wenn ich zurückſchaue, und die Vergangenheit wie ein Blitz vor mir auftaucht, ſo fühle ich, daß ich aus der Bahn der Natur geſchleudert bin, daß ich elender, willenloſer bin, als die Beſtie, die auf unwegſamen Bergen ihre Nahrung, ihre Beute ſucht. Ich möchte mich verfluchen, mir ins Geſicht ſpeien, mich vernichten auf ewig... Ach, Eufroſine, hilf mir aus dieſem Kampfe, gib mir ein Gegengift, das die Flamme erſtickt, worin ich lodre. Für jedes Siechthum iſt ja ein Kraut gewachſen,... hilf mir von der Verzweiflung, ſpende einen Talisman gegen den verfluchten Zauber. Aber du lügſt, Eufroſine, oder du biſt zu ohnmächtig. Nur an Ignacia's Bruſt darf ich hoffen, zu geneſen, und wenn ſie mich ermordete in der Umarmung, die heilloſe, die heißgeliebte Zauberin, mit Wolluſt würd' ich mein Blut dahinſtrömen ſehen, um frei zu ſeyn, ein befriedigter durch den Raum flatternder Geiſt!"

„Ach, wie fühle ich Eure Schmerzen, geliebteſter Sennor;" verſetzte Eufroſine wehmüthig: „Ich bin aber nur ein ſchwaches Weib, und kenne nur einen Mann zu Madrid, deſſen Kunſt und Weisheit hier zu helfen vermöchte. Seyd getroſt, ich will nach dem Manne umſchauen. Beruhigt Euch indeſſen, theilt mit mir mein bischen Armuth. Hier ſeyd Ihr ſicher, aber folgt meinen Ermahnungen, widerſtrebt nicht meinem guten Willen. Euer Geſicht iſt blaß; und dennoch durchſchüttelt Euch mörderiſche Hitze, Eure Augen ſind von Blut unterlaufen, und quellen furchtbar hervor. Euer Mund zuckt, Eure dürre Zunge lallt kaum mehr ein verſtändliches Wort;... Herr Jeſus, Ihr verſcheidet wie ein Verdammter, wenn Ihr nicht einer kurzen Ruhe Euch fügt. Ich verſtehe zwar nicht, den Zauber zu löſen, der Euch aufreibt, aber einen Trank will ich brauen, der Euch den Schlaf bringt, und im

Schlummer haben nur die Engel über den Sterblichen Macht, und nicht der Satan.“

Mariano antwortete nicht, denn er war mit Geiſt und Leben in ſich zuſammen geſunken, wie ein bejammernswürdiges Bild der Zerſtörung aller Kräfte und Fähigkeiten, womit der beſonnene Menſch ſich auf dem ungeſtümen Meere der Welt zu regieren pflegt.

14.

Am Eingange des kleinen Ziergartens, angelehnt an eine plumpe Flora von zerbröckelndem Stein, das Geſicht gegen den Hof des Hauſes gekehrt, ſtand der Haushofmeiſter und verdaute das frugale Frühſtück. Bald wendete er die gedankenloſen Augen den ſtolzen Pfauen zu, die im Hofe ſchritten, bald dem dünnen Strahl des dürftigen Springbrunnens. Rings um ihn war alles ſtill, der Provianteſel allein, der täglich von den Märkten des Hauſes Nothdurft herbeizutragen hatte, und an dem Ring der Küchenthüre feſtgebunden ſtand, ſchrie hin und wieder nach dem Führer und ſeinen Körben, unterbrach dann und wann das Schweigen in dem verödeten Hofraum. Die rauhe Stimme ſeines langohrigen Gegenſtücks ärgerte den Haushofmeiſter, ſo daß er nach ſeiner Pfeife griff, und den Bedienten Gil herbeilockte. „So zögre nicht, fauler Gil, in unſers Heilands Namen! Die Borrike ſchreit, als ob der jüngſte Tag im Anzug wäre. Spute dich, verſchlafener Diener, wenn du dir nicht das Beſte vor der Naſe weglaufen laſſen willſt.“ — „Ich komme immer zeitig genug, die Caldaunen einzuhandeln, womit uns der Herr Haushofmeiſter traktirt;“ murrte der Gerufene in den Bart, und ergriff ſchwerfällig den ſchöngeſchornen Eſel beim Zaum. Der Haushofmeiſter drückte ihm einige Peſos in die Hand, mäſtete ihn mit einigen Marktregeln, und ſchickte den Einkäufer ab. Hierauf ſchnupfte er bedächtig mehrere große Priſen, lehnte ſich wieder an die Flora, blinzelte mit halbgeſchloſſenen Augen gen Himmel, und ſchaute lange nicht um ſich, bis er unferne das ſchrillende Rauſchen eines Taffetkleides vernahm, und ſich neugierig nach dem Ankömmling drehte. In zierlichem Mantel und Kragen, den Hut ſauber mit ſchwarzen Spitzen aufgeputzt, den langen Degen wagrecht an der Seite haltend, auf ſtraffen Waden und hohen Abſätzen ſtolzirte, einem Reiher zu vergleichen, ein Mann daher, den der Haushofmeiſter ehrfurchtsvoll begrüßte: „Gott ſegne Euren Morgen, edler Don Lucio!“ — „Guten Morgen, ich danke Euch, guter Sennor Cotiſlor.“ — „Haben Eure Gnaden wohl geſchlafen, und Dero Meſſe bereits abgewartet?“ — „Ach, Sennor Cotiſlor, man vergißt die Nachtruhe und die heilige Meſſe, oder beſſer geſagt, man opfert beide auf, wenn man Gäſte im Hauſe hat. Die Gaſtfreundſchaft, wohledler Sennor, iſt ohne Zweifel eine ſchöne Tugend, aber was wird dabei gewonnen? Noch lob' ich mir's, wenn der Beſuch nicht weit her iſt, etwa von Aranjuez oder von Alcala, oder von Talavera. Da läßt ſichs wett machen, da mag man hoffen, einmal wieder zu genießen, was man ſpendete, zu ärndten, was man mit chriſtlicher Freundſchaft ſäete. Aber, begreift Ihr wohl, Sennor Coliſtor, wie ich einmal nach Valencia kommen ſollte? In Chriſti Namen, ich wüßte nicht, wie das zugehen müßte. Madrid, die einzige Hofſtadt in allen Reichen der Welt, Caſtiliens Stern und Gnadenſonne, iſt mir ſo nöthig zum Leben, als das Athmen. Der alte Ibarra hat daher gut hieher kommen, und ſichs bei mir bequem zu machen, und ich bin meinen frühern Handelsverbindungen ſchuldig, gute Miene zu ſolchem Einlager zu ziehen. Ihr wißt ſelbſt, Sennor, wie viel bei dergleichen Gelegenheiten drauf geht, und wie ſchwer es einem Hageſtolzen fallen muß, ſolche Laſt mit gehörigem Anſtand zu ertragen.“

Der Haushofmeiſter nickte gravitätiſch, und meinte, die Trinkgelder würden am Ende alles ausgleichen, und die Zerſtreuung der paar Wochen dürfte dem einſamen Don Lucio auch nicht ſchaden. Lucio erwiederte dagegen: „Bei allen Schmerzen der heiligſten Mutter Gottes, ein trübſeliger Beſuch, wie dieſer, iſt mir noch nie vorgekommen. Donna Manuela iſt freilich ein ſehr appetitliches Geſchöpf, aber leider ſchon vermählt, und von Früh bis Spät in Thränen ſchwimmend, weil ihr Bräutigam ſie ſchnöde verließ, und bis zur Stunde nicht gefunden wurde. Täglich gehen Ibarra und ſeine Diener aus, dem Flüchtling nachzuſpüren, und täglich iſt's umſonſt. Darum nichts als lange Geſichter, verdrießliche Blicke, Seufzer und Schluchzen. Mein Haus, ſonſt eine ſtille bequeme Clauſe, iſt umgeſtaltet in ein Pönitenzkloſter.“ — „Ei, Don Lucio, ſo wird Euch die Tafel weniger koſten. Traurige Leute ſind mit einem halben Ei zufrieden, und ſtatt des Zuckerſchaums ſchlürken ſie ihre Thränen. Ein weitres Verdienſt könntet Ihr erwerben: zerſtreut die ſchöne verlaſſene Manuela, macht ſie Euch geneigt, überredet den ſteinreichen Gaſt, daß er den zerriſſenen Ehebund völlig wieder trennen laſſe, und heirathet ſelbſt die ſchweren Tonnen Goldes, die der alte Herr vermag.“ — Don Lucio zog lächelnd ſeinen Taſchenſpiegel aus dem Gürtel, und ordnete die grauſchimmernden Haare auf ſeinem Scheitel. Dann verſetzte er ſeufzend: „Die Sennora iſt doch ein Bischen gar zu jung für mich, und außerdem beſteht, wie Ihr wißt, zwiſchen mir und meiner wohlgetreſten Stiefſchweſter der Vertrag, daß wir gegenſeitig verzichten, uns jemals zu verehelichen, und dafür einander beerben wollen. Gott ſchenke nun freilich Eurer Gebieterin noch tauſend Jahre; wenn ſie aber zufällig vor mir ſtürbe, hätte ich doch ein reiches Vermögen verdient, ohne mich ins unbequeme Joch des Eheſtands zu begeben, und eine junge Frau zu nehmen, die vielleicht, . . . wir wollen die Sache beruhen laſſen, Sennor Coliſtor. Habt Ihr keine Nachricht von Donna Eugenia?“ — „Nicht eine Sylbe, Don Lucio.“ — „Das beunruhigt mich in der That. Die edle Frau ſchreibt ſonſt ſo gerne Briefe, als ſie gerne plaudert. Noch mehr verwundert's mich, daß ihre Freundin, die ſie zu beſuchen ging, hier in Madrid verweilt, und von meiner guten Schweſter nichts verlautet. Ich hätte mich ſchon ſelber gerne bei Don Barnabas erkundigt, aber der Graf iſt, unter uns geſagt, ſo ungeſchliffen geworden, daß ein ehrlicher Edelmann gerechtes Bedenken tragen muß, ſich mit ihm in Verkehr zu ſetzen.“ —

„Ihr ſprecht weiſe, Don Lucio. Wir wollen Geduld haben; meine Gebieterin iſt ſo klug und verſtändig, daß ich gar keine Sorge um ſie habe, und überdieß begleitet ſie der pfiffige Obrego, der, wie ich meine, ſieben Taufen erhalten hat, ſtatt einer einzigen, und aus jeder Verlegenheit einen Ausweg weiß.“

Don Lucio ſchüttelte den Kopf mit wichtiger Miene und bemerkte: „Der braune Schlingel iſt mir ſtets ein Dorn im Auge. Keiner von den Landſtreichern, die zum Grabe des heiligen Jakob wallfahrten, iſt mir je ſo zuwider geweſen. In Chriſti Namen, Sennor, wir müſſen uns den Burſchen bei gelegener Zeit vom Halſe ſchaffen. Er dürfte am Ende Eurem Amt und meinen Erbanſprüchen gefährlich werden.“

Durch den Thorweg kam ein Reiter auf ſtattlichem Maulthier, mit Peitſchengeknall, ſprang leicht von ſeinem Thier ab, band es an den Ring der Küchenpforte, und ging ſtraff auf die beiden Männer zu, die ihn verwundert von oben bis unten betrachteten. Mit barſchem Ton ſagte der Fremde, der das zierliche Kleid eines Valencianers trug: „Wer von Euch, Ihr Herren, iſt wohl der Thürſteher, Schließer oder Haushofmeiſter dieſes Palaſtes?“ — Don Lucio trat mit einiger Erbitterung zwei Schritte zurück, und erwiederte: „Bei dem Barte meines Vaters, Sennor Coliflor, ſagt doch dem zudringlichen Burſchen, daß er die Augen beſſer aufſperre, wenn er einem feinen Cavalier gegenüber ſteht, und fertigt ihn ab.“ — Wie Don Lucio nun mit Hahnenſchritten etwas zur Seite ging, und der Haushofmeiſter mit hochmüthigem Geſichte geſprochen hatte: „Ich ſelbſt bin der Haushofmeiſter und ein Edelmann, ſo gut wie der König, unſer Herr, ſelbſt;“ entgegnete ihm der Fremde mit trotzigem Lächeln: „So beeilt Euch, Sennor Mayordomo, meinem Herrn entgegen zu gehen, der auch der Eure iſt, und unverzüglich hier eintreffen wird.“ — „Eurem Herrn? meinem Herrn? Nun, bei den fünf Wunden unſers Erlöſers, Freund, Ihr habt Euch in der Straße geirrt, und fragt gewiß nach den barmherzigen Brüdern, wo eine Aderläſſe für Leute Eures Schlags beſtändig in Bereitſchaft gehalten wird. Packt Euch fort, und geht zu den Narren, wohin Ihr gehört.“ — Worauf der ſonderbare Courier mit übermüthigem Lachen antwortete: „Ihr mögt mir ein rechter Gavacho ſeyn, ſuperkluger Sennor. Auf welcher Schule habt Ihr Euren Verſtand eingehandelt? Ich rathe Euch, mich nicht zu beleidigen, denn mein Herr iſt nicht von den Geduldigen, und weiß, welcher Reſpekt ſeinen Dienern geziemt. Sperrt nicht das Maul auf, guckt nicht, ſo einfältig; ich höre bereits meinen Gebieter. Friſch ihm entgegen, macht ihm fein die Kutſche auf, ſeyd freundlich und demüthig, wenn Ihr ſeine Gunſt verdienen wollt.“

Don Lucio und Coliſtor gafften ſich verdutzt an, als eine ſchwerbepackte Kutſche, von vier Maulthieren gezogen, in den Hof rollte, in ihrem Gefolge ein anſehnlicher Küchenwagen, und ein zahlreicher Troß von Laquaien und Reitknechten auf Pferden und Maulthieren. Die Leute thaten grade, als ob ſie hier zu Hauſe wären, plauderten, fluchten und lachten durcheinander, ſprangen ſchäckernd aus dem Sattel, von den

Wägen, und ein halbes Dutzend von ihnen beeiferte ſich, die Glasthüre der Kutſche aufzureißen, die bequeme, Sammetbedeckte Treppe herunter zu laſſen, und einem Mann vom vornehmſten Anſehen herauszuhelfen. Die Geſchwindigkeit, womit alles dieſes geſchah, machte dem Haushofmeiſter die Augen übergehen, und über ſeine Schultern ſchaute mit langem Halſe Don Lucio, wie auch aus den Fenſtern des Palaſtes hie und da ſich ein verſteinertes Bedientengeſicht herauslehnte, des überraſchenden Auftritts ſtaunender Zeuge.

„Wo iſt der Haushofmeiſter?“ rief mit gebieteriſcher Stimme der vornehme Reiſende, und der Courier deutete lächelnd auf Coliflor, und dieſer näherte ſich, von dem Befehl eingeſchüchtert, mit tiefgebücktem Rückgrat. „Alles in Ordnung?“ fuhr der Reiſende fort: „Ich finde Euch ziemlich langſam im Dienſte; ich werde das ändern müſſen, wenn Ihr nicht bald andere Segel aufzieht. Ich belohne meine Hausoffizialen wie ein Fürſt, aber ich erwarte auch von ihnen die ſchuldige Demuth.“ — „Allerdings, hochedler Sennor,“ meinte Coliflor zögernd, „aber... ich verſtehe nicht... ich vermuthe faſt, daß ein Irrthum...“ — „Bei meinem Schutzpatron, ich irre mich nie. Davon ein andermal. Das iſt alſo der Garten, der mir ſo gerühmt wurde? das nennt man hier zu Lande einen Palaſt? Nun, beim Himmel! eine ſchöne Ueberraſchung; das ſchlechteſte Haus, das in Madrid zu finden iſt, ich wette. Wenn die Zimmer nicht anſtändiger ſind, als Hof und Garten, ſo thut mir's leid. Friſch voran, Haushofmeiſter, die Schlüſſel zur Hand, die Gemächer aufgeſperrt.

Ich will mein Zimmer ausſuchen, ich bedarf der Ruhe, ſorgt indeſſen für meine Dienerſchaft.“

Coliflor ſtand verſteinert, Don Lucio ſuchte ihm aus der Verlegenheit zu helfen, trat hinzu, und fragte mit gravitätiſcher Breite: „Vorerſt, edler Sennor, ... Ihr bemerkt unſer Erſtaunen ... wollet uns andeuten, mit welchem Rechte Ihr in dieſem Hauſe den Herrn ſpielt?“ — „Wer iſt die Figur?“ fragte der Reiſende mit königlicher Gleichgültigkeit: „Etwa ein Menſch? Oder vielmehr eine von den Krähen, die unſer großer König Karl als eine Rarität aus den Niederlanden brachte?“ — Das Geſicht Don Lucios wurde trotz der chroniſchen Gelbſucht, die darauf lag, blutroth, und ſeine Hand zuckte zornig an dem, leider eingeroſteten Degen. „Mit nichten, wertheſter Sennor;“ ſtotterte Coliflor mit unterthänigſter Erbitterung: „Dieſer preiswürdige Herr iſt niemand anders, als Don Lucio, meiner abweſenden Gebieterin edler Stiefbruder.“

„Wär's möglich?“ fuhr der Reiſende mit freudiger Ueberraſchung fort: „Gebt mir Eure Hand, Don Lucio. Der Himmel behüte mich, daß ich einen ſo werthen Verwandten beleidigen möchte. Wir wollen im Gegentheil die beſten Freunde ſeyn. Seht aber ſelbſt, ob ich dieſes Haus ſo laſſen kann, wie es iſt. Nirgends Raum, der Hof abſcheulich, der Garten geſchmacklos, wie der eines Capuzinerkloſters. Nein, da müſſen Anſtalten getroffen werden; die Nachbarhäuſer werd' ich kaufen, einen Pallaſt im edlen Style aufführen laſſen, einen Park einrichten, ein Carouſſel anlegen. Ich wette, daß nicht einmal ein Theater in dieſem Hauſe iſt, kein Speiſeſaal, worinnen ein Orcheſter Platz fände, kein Stall, worinnen ich nur den vierten Theil meiner zweihundert Hengſte unterbringen könnte, geſchweige denn meine Maulthiere, deren Zahl ich gar nicht kenne. Ich werde am Ende gezwungen ſeyn, die ganze Ruine zu verkaufen, um einen Spottpreis hinzuwerfen, um ſie nur los zu werden." — Don Lucio zitterte vor ſteigendem Zorn und ſteigender Neugierde. Mit allem Aufwand von Trotz, deſſen er fähig war, begann er: „Werdet Ihr endlich ſo gefällig ſeyn, mein unbekannter edler Herr, mir Euren Rang und Namen anzugeben, oder ſoll ich des Corregidors Hülfe gegen Euch in Anſpruch nehmen? Ihr treibt mich zum Aeußerſten, durch das ſonderbare Regiment, das Ihr Euch hier anmaßt."

Der Fremde ſah ihn mit lächelnder Verwunderung von oben herab an, und verſetzte, ihm auf die Schulter klopfend: „Geduld, Don Lucio, ereifert Euch nicht. Ich ſteh Euch ja zu Dienſten, und mein Name iſt Miguel von Andujar. Eine edlere Familie ſtand noch nie in dem chriſtlichen Heroldbuch aller Königreiche." — „Mag ſeyn, Don Miguel: aber das Recht, womit Ihr hier befehlt?" — „Mein Recht iſt das heiligſte. Der Erzbiſchof von Valencia hat es ſelbſt eingeſegnet. Ich hätte jedoch erwartet, Don Lucio, daß Ihr Euren Schwager freundlicher aufnähmt." — „Meinen Schwager? Beim heiligen Iſidor, mein Kopf geht rund um, wie das Thier in der Oelmühle." — „Laßt Euren Kopf und das Thier, gebt mir Euren Arm, und führt

BIBL. UNIVERS. LIPS.

mich in mein Haus ein. Wie Ihr mich hier vor Euch ſeht, bin ich Donna Eugenia's Gemahl mit Haut und Haar. Erſchreckt doch nicht, ich verſpreche Euch meine Freundſchaft. Schüttelt auch nicht den Kopf ſo zweifelhaft, und laßt Euch belehren. Hier mein Heiraths-Kontrakt mit dem erzbiſchöflichen Siegel, hier die Vollmacht meiner Gattin, über ihre Güter in Caſtilien zu verfügen, hier der Schlüſſel zu ihrem geheimen Kabinet, den ſie nur, wie Ihr wißt, in die vertrauteſten Hände legt, und hier endlich ein Briefchen von meiner theuern Eugenia eigner Hand an den geliebten Stiefbruder. Ihr mögt daraus ſelbſt ermeſſen, in welchen Ausdrücken ſie mich empfiehlt. Sie iſt mit mir zufrieden, glaubt mir das auf's Wort, und hätte ſichs nicht nehmen laſſen, an meiner Seite in Madrid zu erſcheinen, wenn nicht die milde Luft meiner Heimath, die fröhliche Geſellſchaft meiner Schweſtern, und eine gewiſſe Verſchämtheit, die Ihr der Neuvermählten zu Gute halten wollt, ſie bewogen hätte, in Valencia zurückzubleiben."

Don Lucio, der unter verlegenem Räuspern und Huſten den zärtlichen Brief geleſen, begab ſich mit vielem Anſtande in die Arme des Schwagers, ſtotterte ein Kompliment über das andere, und verwünſchte innerlich den Wankelmuth der treuloſen Schweſter. Er benützte den erſten Augenblick, während der Beſichtigung des Hauſes, den Schwager auf die Seite zu ziehen, und von der Verabredung zu ſprechen, die ihm ein gewiſſes Recht auf ſeiner Schweſter Vermögen einräumte. Lächelnd erwiederte ihm aber Andujar: „droht mir nicht mit einem Prozeſſe, Don Lucio, deſſen Ausgang unſere Urenkel erſt erleben würden. Ihr wißt, wie die Weiber ſind; im Punkte der Liebe iſt mit ihnen nicht zu ſpaßen. Haßt mich nicht darum, daß ich im Sturme Eugenia's Herz und Hand errang, und bietet die Hand zu einem vortheilhaften Vergleich. Ich bin nicht geizig, habe nicht nöthig, es zu ſeyn. Der reichſte Mann in Valencia . . . was liegt mir an einer Tonne Goldes? Ihr ſollt mit mir zufrieden ſeyn; es könnte wohl kommen, daß ich Euch alle Liegenſchaften überließe, die meine Gattin in Caſtilien beſitzt. Was thu ich mit den Häuſern, mit den Gärten? Das Klima von Madrid ſagt mir nicht zu, und Eugenia gefällt ſich in meinem Vaterlande. Die Hand her, Don Lucio, ich mache Euch gern zu einem kleinen Cröſus. Aber Ihr müßt brav ſeyn, und verträglich, und mir heute bei Tiſch Geſellſchaft leiſten, wo ich mich bei würziger Speiſe und frohem Geſpräche von den Strapazen der Reiſe erholen will.“ — „Eure Reiſe war doch nicht von unangenehmen Zufällen begleitet?“ fragte der von Herzen ſehr erleichterte Lucio, und der Marquis von Andujar entgegnete: „Mit nichten, Dank den heiligen Fürbittern im Paradieſe. Wir fürchteten uns anfänglich, mit dem berüchtigten Erzengel von Salamanca in unfreiwillige Berührung zu kommen, aber ſchon am erſten Tage ward uns die frohe Kunde, daß der berüchtigte Spitzbube bereits in Ketten und Banden ſitzt.“ — „Ja ja, ich weiß, Don Barnabas hat ihn der Gerechtigkeit überliefert.“ — „Ihr werdet ſehen, Don Lucio, daß der aufgeblaſene

Günſtling wieder einen Orden verdient hat, ohne recht zu wiſſen, wie er dazu kam." — „Auf Ehre, Don Miguel, der leerſte Kopf hat Glück und Stern, während wir andre vernünftige Leute und gute Unterthanen nur das Nachſehen haben." — „Der Welt Lauf, biedrer Don Lucio. Ich will aber jetzt gleich in Sennor Colifſlors Rechnungen nachſehen, und erwarte Euch zu Tiſche. — „Ich habe zwar ſelbſt Gäſte im Hauſe, aber meinem lieben Schwager mag ich nichts abſchlagen." — „Ich küſſe Euch die Hände, und erwarte Euch, theuerſter Bruder meiner Eugenia." — „Auf Wiederſehen alſo, Gott behüte Euch, edler Marquis von Andujar." — „Gott behüte Euch, preiswürdigſter Don Lucio."

15.

Die köſtliche Abendzeit war gekommen, da der Bewohner von Madrid die Hitze des Tages vergißt, und Spaziergang und Kühlung nebſt dem beſcheidenen Vesperbrode unter den Bäumen des Prado ſucht. Die Vornehmen raſſelten in ſchweren Caroſſen nach den Alleen dieſes Luſtgartens, minder Begüterte ſchlenderten zu Fuße, und die Straßen ſchienen ausgeſtorben, während auf dem Spaziergange und in den Gärten des Buen Retiro alles wimmelte. Donna Eugenia's Palaſt ſtand nicht minder leer, indem Sennor Colifſlor bei der Merenda ſaß, und Don Andujar mit ſeinem Schwager in der großen Straße auf und ab kutſchirte, begleitet von allem Geſinde und Troß des

Hauſes. Ein einziger Diener gähnte, auf den Stufen der Treppe ſitzend, die von dem Säulengange des Hofes in die oberen Gemächer führte. Vor den Gähnenden trat mit leiſen demüthigen Schritten eine alte fremde Frau, einer Bettlerin nicht unähnlich, und fragte mit beſcheidener halbvertraulicher Stimme: „Könnt Ihr mir nicht ſagen, wertheſter Sennor, ob der Meiſter Obrego zu Hauſe iſt, ob nicht?“ — Mürriſch ſagte der Bediente: „Was geht mich der braune Burſche an? Der Himmel weiß, an welchem Galgen er hängt; ſo viel iſt gewiß, daß er nicht zu Madrid befindlich. Wenn Ihr daher mit ihm zu reden habt, ſo geht nach Valencia, wo der Meiſter, wie Ihr ihn nennt, lebt oder geſtorben iſt.“ — Die Alte faltete erſchrocken die Hände, und verſetzte: „Es wird doch nicht ſo arg ſeyn, wie Ihr's macht. Leid thut mir's aber, daß der Meiſter nicht zugegen. Ich hatte Troſt in meiner Noth von ihm gehofft.“ — „Wärſt Du um ein halb Jahrhundert jünger, alte Seele, ſo wollt' ich wohl verſuchen, wie ich Dich tröſten möchte.“

Bei dieſen Worten ſchaute die Alte den Bedienten ſchärfer an, ſchlug ein leichtes Kreuz, und murmelte, nachdem ſie ſich vorſichtig allenthalben umgeſehen: „Ihr ſeyd Lucifer ſelbſt, oder der luſtige Sennor Cajetano, den ich vor mehreren Jahren in meinem geringen Hauſe zu bewirthen ſo glücklich war.“ — „Du haſt Augen wie ein Luchs, Mutter Eufroſine. Ich möchte Dir aber rathen, Deine Zunge in Ketten zu legen, wenn ſie Luſt bekäme, von mir und über mich zu reden. Du weißt um gewiſſe Jugendſünden, die ich gerne vergeſſen möchte, und darum reinen Mund.“ — „Ihr kennt mich ja, mein Sohn Cajetan. Ich bin ſtumm, wie der Fiſch, der dem heiligen Auguſtin zuhörte, als dieſer predigte. Man hat mir ſchon gar viel im Leben anvertraut, und ich hab' es nicht ausgeplaudert. Ich könnte alle Tage ein Beichtvater werden, liebſter Sennor. Doch darf ich mich, wenn wir allein und unter vier Augen ſind, billig und beſcheiden verwundern, wie es kommt, daß Ihr nicht ſchon dem Henker anheimfielt, oder mindeſtens einer dauerhaft beſchlagenen Galeerenbank.“ — „Pſt! danke mit mir den Heiligen im Himmel, und bete fünf Roſenkränze zu Ehren meines Patrons, der ſeinen unwürdigen Schutzbefohlnen dem Laſter entriß, und der Tugend zuwendete. Ich habe mich von den Schlacken geläutert, Mutter Eufroſine, indem ich mir dachte, Tugend und Zufriedenheit hienieden ſeyen denn doch mehr werth, als die Hoffnung auf zweifelhafte Seligkeit drüben, die uns etwa eine verſpätete Abſolution verleiht. Ein Sperling in der Hand iſt ja beſſer, als ein Geier in der Luft. So zog ich den Gauner aus, Mutter Eufroſine, und kroch in die ehrliche Livree einer grundehrlichen und edelblütigen Herrſchaft, und heiße jetzt Rubino, mit welchem Namen ich in Zukunft mich zu bezeichnen bitte.“ — Eufroſine verneigte ſich ſehr demüthig vor dem emphatiſchen Sprecher, und dieſer fuhr fort: „Du begreifſt, daß ich jetzt um jeden Preis meinen guten Leumund ſchützen werde, und es ein Unglück für Dich wäre, wenn Du plauderteſt. Ich beſitze noch immer Fertigkeit genug in meiner rechten Hand, um eine ſiebzigjährige Kerze auszulöſchen; das merke Dir.“ — „Ein freundſchaftlicher Wink genügt mir,“ meinte Eufroſine: „beſonders wenn ein Lieblingswunſch, ein ſehnſüchtiges Verlangen meiner Seele in Erfüllung ging. Ihr glaubt nicht, beſter Sennor Rubino, wie ich mich freue, wenn einer von den lieben jungen verirrten Männern, die ich verpflegte, wieder auf den rechten Pfad zurückkehrt. Ich habe oft in heißen Thränen den Himmel gebeten, daß er Euch alle zu Lichtern des Glaubens, der Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit machen möge. Eure Fürbitten und Seelenmeſſen werden mich dafür einſt zum Paradieſe tragen, weil ich nicht von Euch gewichen in der Zeit der Trübſal und Verblendung, wo Euch die ganze Welt verließ, und verloren gab.“ — „Eine chriſtliche Philoſophie, Mutter Eufroſine. Wahrlich: die ſich erniedrigen, ſollen einſt erhöht werden. Sagt mir aber geſchwinde, obſchon ganz leiſe und im Vertrauen, wie es jetzo mit Eurem Herbergegeſchäft ſteht. Iſt Eure Schenke noch immer der Tummelplatz aller lockern Buben von Madrid, der gewiegteſten Abenteurer aus dem Königreiche? Kehren noch manchmal Subjekte bei Euch ein, denen Pulverdampf um die Naſe wehte, und Haar auf den Zähnen wuchs? Sind noch einige Licenciado's unſrer Kunſt vorhanden, wie zu meiner Zeit?“

Eufroſine ſeufzte tief auf, und flüſterte: „Beſter Sennor Rubino, die Zeiten werden immer ſchlechter. Der Gewerbfleiß nimmt ab, und nicht mehr die Hälfte meiner Kunden habe ich, wie früher, weil die Polizei allzunachſichtig iſt, und der kühnen Leute immer weniger werden. Gemeine Diebe, lieber Herr, das iſt's, was die Hauptſtadt noch aufweiſet. Männer von großem Geiſte fehlen. Es iſt keine Ehre mehr unter den Leuten. Ihr hättet Euch geſchämt, mir einen Quarto ſchuldig zu bleiben, aber mein jetziges Guthaben ſteigt bei Manchem in die Duros. Beutelſchneider, lieber Herr, Leute ohne Charakter; von großen Thaten hört man nichts, es wird nicht mehr falſch gemünzt, die kecken Schwärzer, die in ihren Taſchen nicht Platz hatten, das Geld zu bergen, bleiben aus. Ich ſeh einer traurigen Zukunft entgegen." — „Das thut mir leid, Mutter Eufroſine. Ihr wart ſtets eine brave gottesfürchtige Chriſtin, ſpracht unſerm Beutel nie gar unbeſcheiden zu, habt für uns gebetet, während wir im Felde lagen. Das vergeſſe ich Euch nicht. Wenn es aber ſo iſt, wie Ihr ſagt, ſo ſeht Euch bei Zeiten nach einem Platz in einem Spital um. Zuvor will ich jedoch ſelbſt mich überzeugen, wie es jetzt in Eurem Hauſe zugeht." — „Ach, wenn Ihr das wolltet, Sennor Rubino. Ich kann aber kaum erwarten, daß Ihr einer armen Frau, wie ich bin, ſolche Gunſt verleiht. Euer Beſuch würde ein wahres Almoſen für mich ſeyn." — „Das ſollt Ihr haben, ſag' ich euch; noch heute Nacht, wenn das Aveläuten vorüber iſt. Sorgt nur für einen Winkel, Eufroſine, wo man ſo ganz ungeſtört und unbeſchrieen ſitzen kann." — „Soll alles beſtellt werden, nach Euren Wünſchen. Der Himmel ſegne Euren Abend, Sennor Rubino!" — „Gleichfalls, Alte; packe dich aber jetzt, denn ich höre die Kutſche meines Herrn.“

Eufroſine trippelte, ſo ſchnell ſie es vermochte, aus dem Hauſe, und wendete ſich dem Stadtviertel zu, wo ſie wohnte. Es kamen bereits viele Spaziergänger in die Stadt zurück, und wogten durcheinander, geſchwätzig die Einen, gravitätiſch die Andern. Gruppen ſammelten ſich vor den zahlreichen Kruzifixen auf den Gaſſen, und warteten mit entblößtem Haupte des Geläutes der Abendglocke. — Bei den Muttergottesbildern und vor deren brennenden Lampen ſtellten ſich die Blinden auf, die an dieſen Stationen ihre Zither, ihre Pfeife zu ſpielen pflegen, das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen. — Die Straßeninduſtrie war wieder in vollem Zuge, nur bot ſie eine andere Phyſiognomie, als am hellen Tage. Die Bettler waren verſchwunden, den Dieben und Kupplern Platz zu machen; ſtatt der grauen und braunen Mönche ſchweiften Freudenmädchen ohne Zahl.

Eufroſine kam unangefochten durch das Gedränge in die Gegend ihres Hauſes. Auf der Schwelle ſtand die Nachbarin Tereſa, und rief ihr zu: „Gut, daß Ihr kommt, Euer Kranker iſt erwacht, und fragt begierig nach Euch. Ich weiß nicht, was ich ihm antworten ſoll, denn ſeine Reden ſind ſo geheimnißvoll, daß ſie mir wie Lateiniſch klingen. Auch fürchte ich mich bei ihm. Darum tretet ſelbſt ein, und beruhigt ſeinen Ungeſtüm.“

Eufroſine trippelte geſchäftig an Mariano’s Lager. Der junge Mann war halb aufgerichtet, auf den linken Arm geſtützt; die rechte Hand hielt er an der Stirne, und ſtarrte mit weit offenen Augen ſeine Pflegerin an. „Guten Abend, Mutter. Sagt mir doch, ob ich noch lebe, ob ich träume? Habe ich geſchlafen? Iſt mir doch, als wäre meine Seele in einem tiefen Abgrund eingeſchloſſen geweſen, und wäre erſt jetzo wieder aufgewacht, aufgeſchüttelt, emporgetragen von einer Poſaunenſtimme! Wo bin ich? wo war ich die lange Zeit, ſeit ich mein Leben vergeſſen, ſeit ich ſogar des Weibes nicht gedacht, deſſen Schönheit, deſſen Zauber mir jetzt erſt wieder vor die Sinne tritt?“

Die Alte erwiederte mit beruhigendem Ammentone: „Ihr habt geſchlafen, mein Söhnchen; der Mohntrank, den ich Euch kochte, hat ſtrenge gewirkt. Ihr lagt dritthalb Tage lang in tiefem Schlummer. Gottlob, daß Eure Kräfte davon geſtärkt wurden; ich freue mich, Euer neues Erwachen mit einer Nachricht zu verſchönern, die Freude in Euer Herz bringen wird.“ — Sie ſetzte ſich vertraulich auf Mariano's Bett, und flüſterte ihm in das horchende Ohr: „Ich war in dem Kloſter der Barfüßerinnen, ich habe Mittel gefunden, bis zu der edlen Donna Ignacia zu dringen, ich habe ſie geſprochen, dieſe Blume aller weiblichen Reize. Ha, wie Euch die Augen funkeln, wie Eure Stirne hell wird, und roth Eure Wange! Ach, ſolche Liebe begreift unſereins nicht, und es mag wohl ein Zauberſegen darüber geſprochen ſeyn, aber ſchelten mag ich ſie nicht, dieſe Liebe, da ich die wunderſchöne Frau geſehen, woran Ihr hängt, wie an der Perl die Muſchel.“

Mariano war bei dieſen Worten immer lebhafter, immer feuriger, immer ungeſtümer aufgeſtrebt, und unterbrach ſeine Pflegerin mit überſtrömendem Munde: „Nicht wahr, Eufroſina, ſie iſt ein Kleinod, wie die Schatzkammern aller Königreiche der Welt es nicht aufzuweiſen vermögen? Nicht wahr, es iſt unmöglich, daß ein fluchwürdiger Frevel von Ignacia's ſchönem Munde ausgegangen, in Ignacia's edelm Herzen entſprungen ſey? Spannt meine Neugierde nicht auf's Höchſte, ſchweigt nicht in bedächtigen Pauſen. Die Göttin der Liebe danke Euch an meiner Statt für Euern Botengang, für Eure Dienſte, aber berichtet mir auch, was die ſchönſte aller Schönen geſagt, gewünſcht, befohlen. Ich fühle jetzt wieder Kraft in meinen ermatteten Gliedern, ich will den Himmel ſtürmen, um die Königin meines Herzens von ihren Ketten zu befreien, um endlich meinen ſehnſüchtigen Arm an ihren holden Leib zu ſchmiegen, und den ſo lange mir erſehnten Becher der Wonne bis auf die Neige zu ſchlürfen."

„So hört denn, und bezähmt Eure Flamme, weil Eure zärtliche Freundin es ſo befiehlt. Ihr ſteht dem Glücke näher, als Ihr glaubt. Wenn Ihr mit Eurer Liebe die Kühnheit eines wackern Kavaliers paart, ſo ſchlägt Euch morgen die Stunde der Seligkeit. Ein großes Feſt der Buße bereitet ſich im Kloſter vor. Es ſind achtzig Jahre her, daß eine Nonne, deſſelben Ordens, von Wahnſinn oder vom Teufel getrieben, mit verbrecheriſcher Wuth ein Bild der heiligſten Muttergottes anfiel, das noch heute in der Todtenkapelle des

Kloſters der Verehrung der Chriſten ausgeſetzt iſt. Die verblendete Kloſterfrau überhäufte das Heiligthum mit den entſetzlichſten Verwünſchungen, und ſtieß nach demſelben mit einem ſcharfen Meſſer, ſo daß der Himmel ein Wunder that, Thränen aus dem Auge der Gnadenmutter floßen, und dunkle Blutstropfen aus dem verwundeten Holze drangen, welche Zähren und Blutſtröme ſich nicht ſtillten, als bis die Verbrecherin in einem Winkel der unterirdiſchen Kapelle eingemauert worden war, woſelbſt ihre Seele ohne den Troſt der Sakramente von dannen ſchied. Die heiligſte Kirche iſt aber eine verſöhnliche Mutter, lieber Sohn, und ſo wurde denn in dem Convent beſchloſſen, alljährlich an dem Tage des Verbrechens, zur ſelben Abendſtunde, wo die Miſſethäterin lebendig begraben worden, eine Prozeſſion zu halten, und vor dem Bilde Bußpſalmen zu ſingen, zur Verſöhnung der Himmelskönigin, und zur Erlöſung der armen in Flammen gebundenen Seele, auf daß ſie noch aus den Händen des Satans eingehe in das Freudenreich der Frommen. Morgen iſt jener Tag, der ganze Convent zur Nachtzeit in der Kapelle verſammelt, und eine gefällige Nonne wird der freundlichen Ignacia die Thüre zu dem Söller öffnen, der auf die abgelegene Straße hinter dem Kloſter die Ausſicht hat. Dort will Ignacia Eurer warten. Dort hofft ſie Euch zu ſehen. Hättet Ihr ein Paar entſchloſſene Freunde, wärs Euch ein Leichtes, die Geliebte zu entführen, die mit bittern Thränen ihre Bande benetzt."

„Wozu bedarf ich der Freunde?" rief Mariano außer ſich: „Die ganze Welt hat mich verlaſſen, aber ich ſtehe muthig der ganzen Welt entgegen.“ — In dem Augenblicke ſchritt Tereſa durch den Vorhang, der das innere Gemach von dem Eingange des Hauſes ſchied, und winkte den Sprechenden Stillſchweigen zu. „Meine Gäſte kommen;“ flüſterte Eufroſine, und ſchob die bewegliche Tapetenwand an Mariano's Lager feſter zuſammen: „Haltet Euch ruhig, und macht keine Störung. Es ſoll Niemand einen Laut von Euch vernehmen.“

Die Abendglocke verſtummte auf den Thürmen der Hauptſtadt, und nach und nach verſammelte ſich in dem Hauſe der alten Herbergmutter ein bunter Schwarm von abentheuerlichen Gäſten: Leute wie Maulthiertreiber bekleidet, andere in den dunkeln Gewändern der Eſtremadurer, oder in Bettlerlumpen, oder in Kutten geiſtlicher Orden, die aber nichts weniger als heilige Männer bargen. Spielleute mit ihren Inſtrumenten, einige Weiber zigeunerhaften Anſehens, glattwangige Burſche in verblichenen ſeidenen Fähnchen miſchten ſich in die ſeltſame Geſellſchaft.

Ein jeder von den Gäſten brachte ſeine Speiſe, brachte ſeinen Trunk, und die kleinen Bocksſchläuche, gefüllt mit bitterm rothem Weine wandelten in mäßigen Kreiſen von Hand zu Hand. Der Duft des ſcharfen Getränks, wie auch der geräucherten Würſte, der Gartengewächſe und Baumfrüchte ſchwebte gleich einer Wolke über dem halblauten Geplauder, das von den einzelnen Gruppen in allen Ecken und Winkeln des Gemachs geführt wurde.

Es waren nicht die ehrlichſten Leute Madrids, die hier zuſammen kamen, und die zweideutigſten Spekulationen wurden hier gerade nur mit der Zurückhaltung beſprochen, welche dazu gehört, daß ein Geheimniß der Induſtrie nicht an bereitwillige Ohren verrathen werde, die geeignet ſeyn könnten, ihrerſeits von dem erlauſchten Arkanum Vortheil zu ziehen. Da waren Bettler, die ihren Gewinn berechneten, und ihre Helfershelfer ablohnten; Gauner niedern Schlages, die ihre Beute theilten; Pferdemäckler, die ihr Trinkgeld überzählten; Blinde, welche ſehend wurden, und mit geübtem Auge die Scheidemünze prüften, die ihnen das Mitleid auf den öffentlichen Spaziergängen zugeworfen; heuchleriſche Schufte, die mit ſcheinheiligen Mienen für die abgeſchiedenen Seelen im Fegfeuer geſammelt hatten, und nun die blechernen Almoſenbüchſen in ihre ſchmutzigen Taſchen leerten. — Eufroſine kümmerte ſich wenig um dieſe Burſche, denen ſie nur den Platz in ihrer Hutte, Licht und Feuer, Salz und Pfeffer lieferte gegen billige Vergutung. Dagegen gehörte ihre ganze Aufmerkſamkeit einigen derben Männergeſtalten, die ſich auf dem Ehrenplatz des Hauſes niedergelaſſen hatten, und von der Wirthin mit Branntwein und den Ueberreſten ihrer frugalen Küche bedient wurden. Die Herren blickten vornehm in das widerliche Getümmel, und ihre kecken Geſichter, der kühne Schnitt und Faltenwurf ihrer Mäntel, die Waffen, die darunter hervorblitzten, verriethen zur Genüge, daß ſie einer edlern Klaſſe angehören mußten; etwa der der Schleichhändler oder der Banditen, die mit vornehmen Leuten ihre Geſchäfte machen, ihre Mordregiſter und Zeugniſſe aufzuweiſen haben und ihren Dolch nicht um ein Spottgeld verkaufen.

Schweigſam ſaßen dieſe Herren bei der mäßigen Mahlzeit, der Stunde wartend, die ſie zu neuen Verrichtungen in ihrem Handwerke rufen würde, und nur von Zeit zu Zeit richtete einer von ihnen eine Frage an die dienſtfertige Eufroſine. „Wie ſteht's, alte Mutter? was macht Dein kranker Vetter? Werden wir nicht bald den Burſchen zu ſehen kriegen, oder iſt er ſchon hinübergegangen, um dem heiligen Petrus ſeine Aufwartung zu machen?“ — „Ach, Sennor, der arme Junge iſt wieder auf dem Wege der Beſſerung, doch vermag er noch nicht zu reden, und hört nur verworren, was um ihn vorgeht.“ — „Sag uns doch, wie der Menſch in Dein Haus gekommen, wo er ſich bis jetzt herumgetrieben. Kann man ſeiner Verſchwiegenheit trauen? Iſt er nicht etwa ein vorlautes Söhnchen, dem es auf einen Verrath nicht ankömmt, um mit den Gerichten des Königs gut zu ſtehen?“ — „Ihr beleidigt mich, Sennor. Er iſt aus meiner Familie; das heißt Alles geſagt. Wenn Ihr wollt, erzähle ich Euch alles, was ich von ihm weiß. Mir kömmts nicht darauf an.“ — „Schweige vorerſt, und ſage uns, wer die Leute ſind, die juſt in die Stube treten und ſich ſo neugierig umſchauen. Verwegene Geſichter; was ſteckt hinter ihnen?“

Eufroſine drehte ſich nach dem Eingang, und erkannte durch den Dampf der Oellampen und Cigarren den alten Freund Cajetan, obſchon er ſein Geſicht mit einem großen Schnurbart vermummt hatte.' Ein Gefährte war bei ihm, und er warf der Wirthin einen bedeutenden Wink zu. Demzufolge konnte Eufroſine ihn gegen ihre Gäſte nicht für einen Fremden ausgeben, und tiſchte denſelben ein Fabelchen von ihrer Erfindung mit geläufiger Zunge auf: „So wahr ich lebe, Sennores, die Beiden ſind arme Deſerteurs, die aus Italien hier angekommen, und an mich empfohlen ſind. Gute ehrliche kaſtiliſche Landeskinder, die eine Verſorgung ſo nothig haben, wie der Aermſte ſeine Suppe. Erlaubt, daß ich ſie begrüße, und ihnen einen guten Abend wünſche.“

„Fürchte dich nicht vor meinem Begleiter; „raunte Cajetan der Alten ins Ohr, die den Fremden mißtrauiſch muſterte: „Sieht er aus, wie ein Teufel, ſo iſt er doch das beſte Herz unter der Sonne, und zieht vor jedem Kreuze den Hut. Nicht wahr, Diego?“

Diego, der kaſtanienbraune Gefährte, im Antlitz verwachſen, wie ein Bär, nickte treuherzig, und Eufroſine erwiederte: „So ſegne der Heiland Euren Abend, Ihr Herren, und Euren Beſuch bei mir, ob Ihr gleich ſpäter kommt, als recht wäre.“

„Schelte mit dem verdammten Quartier, worin Du wohnſt,“ verſetzte Cajetan: „Kaum konnte ich deine Höhle wieder finden, du köſtlicher Edelſtein aller Diebsmütter. Recht iſt's aber, daß wir ſpät kamen; bald wird ſich das Geſindel fortmachen, und wir plaudern dann ungeſtört. Du ſprachſt die Wahrheit. Madrid hat nur noch Tröpfe, keine Männer mehr in ſeinen Mauern. Die Tugenden dieſer Schelme, — wie ſie da beiſammen ſitzen — ſind keinen Peſo werth. Die paar Gurgelabſchneider in jener Ecke ſpielen hier die Grandezza und die Stutzer; heiliger Iſidor! zu meiner Zeit machten ſie wenig Figur. Ich kenne ſie wohl: den faulen Pedro, dem dazumal zu Tortoſa ein Ohr geſtutzt worden war, wie einem Soldatenpferde; den ungeſchickten Gaspar, deſſen höchſte Heldenthat darin beſtand, daß er die Vorlegſchlöſſer ſprengte, die von geizigen Hausherren an ihre Suppentöpfe gelegt werden, damit der Bediente nichts mauſe; den eitlen Majo, der gern ein Matador geworden wäre, hätte ihm nicht vor dem Bullen der Muth gefehlt. Bei der heiligen Dornenkrone! weil die Bärenhäuter gelernt haben, an irgend einer öden Straßenecke ſelbdritt einen wehrloſen Wucherer oder Liebesritter abzuwürgen, ... weil ſie verſtehen, in der Antonioſtraße, bei einer geſchminkten Sünderin dann und wann einen fetten ehebrecheriſchen Wüſtling um ein paar Unzen Goldes leichter zu machen, blähen ſie ſich, wie die Straußvögel, machen ſie barbariſche Geſichter, wie die Schlange Taraſca in der Frohnleichnamsprozeſſion! — Aha, jetzt ſtehen ſie auf, jetzt bewegen ſie ſich mit wichtigen Mienen nach der Thüre . . . . Gott behüte euch, wackere Ritter . . . . begleitet ſie doch, Mutter Eufroſine . . . . vergeßt doch den Anſtand nicht, da Ihr ſolche würdige Männer vor Euch habt. — Die Peſt auf die hochmüthigen Beutelſchneider!“

„Halt Deine Zunge ein!“ murrte Cajetans Begleiter: „Du weißt doch, wie wenig mir daran liegt, bemerkt zu werden. Sieh, die ganze Sippſchaft verliert ſich allmählich. Die Cigarren verdampfen, die Bäuche ſind nothdürftig gefüllt, die jämmerlichen Spitzbubenſtücklein für morgen verabredet. Da hinkt der letzte Schuhflicker an ſeinem langen Degen davon. Erbärmlich Volk! — Und auch wir wollen gehen, Cajetan, denn dieſes Refresko hat meiner Erwartung nicht entſprochen, und dieſem Gelichter werbe ich auch nicht einen Halunken ab. Komm!"

„Nur noch einige Worte mit Eufroſine, Sennor. Es iſt der Mühe werth, die abgefeimteſte Gelegenheitsmacherin von Madrid kennen zu lernen. Dergleichen Geſchöpfe kommen wenige in der Welt vor. Horcht: ſo eben ſchließt ſich die Thüre hinter ihrem Gezüchte. Ehe ſie wiederkehrt, erlaubt, daß ich — weil wir allein ſind — Eure Perücke in Ordnung bringe. Ihr habt ſie im Unmuth ſchief gerückt. — Da, jetzt fällt auch der Backenbart . . . . daß Dich die Peſt . . . . Euer Kammerdiener hat Euch heute nachläſſig aufgeputzt."

Während Cajetan ſeinem Begleiter wieder in die treulos weichende Vermummung half, rief eine Stimme hinter der Tapetenwand heftig: „Felipe, Don Felipe, ſeyd gegrüßt; der Himmel ſendet Euch!" — Und gleich darauf lag Mariano an der Bruſt des Erzengels von Salamanca.

„Ha, der edle Ritter des Cervantes!" lachte Felipe mit gutmüthigem Spott, und küßte den ehemaligen Schulgefährten auf Wange und Stirne. — Cajetan beſchäftigte indeſſen mit müßigen Erfindungen die alte Eufroſine, die voll Erſtaunen ins Gemach trat, ein Zeuge des unerwarteten Auftritts.

„Verrathet nicht, wer ich bin!“ flüſterte Felipe dem ungeſtümen Freunde zu: „Sagt mir aber geſchwinde, wie Ihr hieher kommt, und was ich für Euch thun kann. Eure erſten Worte ließen mich vermuthen, daß Ihr auf meine Dienſte rechnet, und das ſollt Ihr, wenn wir gleich nicht als die allerbeſten Freunde ſchieden“

„O, wo ſoll ich anfangen, wo ſoll ich enden?“ fragte Mariano exaltirt, und Felipe antwortete herzlich lachend: „Redet lateiniſch, damit die Alte uns nicht verſteht, und fangt bei Eurer Liebſchaft an, die ohnehin in Eurer Seele Alpha und Omega iſt: der Schöpfungstag und das jüngſte Gericht Eures Lebens. Wo iſt die Holde? habt Ihr ſie gefunden? Iſt ſie noch ſchöner als der Sternenhimmel, und des großen Abderahman's ganzes Serail?“

„Sie iſt ſchön, wie Gottes Paradies, ich liebe ſie, wie der Adler die Sonne, aber ſie iſt unglücklich, iſt gefangen . . . im Kloſter begraben . . . ſie lechzt nach Befreiung, und ich, der Verfolgte, der Einzelne, habe nur meine Verzweiflung zum Verbündeten.“

„Ihr macht Schnitzer auf Schnitzer, habt Eure Grammatik und Syntax verſchwitzt, wie nur je ein Pfaffe. Aber dennoch verſtehe ich Euer Küchenlatein, weil ich ein Herz habe, und ritterlichen Sinn, und Hang zu Abentheuern, wie der tapfre Roland. Die Hand her, Baccalaureus! ich helfe Euch, und, was ich verſprochen, habe ich ſtets gehalten.“ — „Morgen?“ — „Morgen.“ — „Ignacia ſchmachtet im Kloſter.“ — „Deſto beſſer; Kirchenraub iſt meine Paſſion.“ — „Ich muß dann mit ihr fort.“ — „Natürlich.“ — „Wenn man uns nachſetzt . . . .“ — „Ich laſſe Euch geleiten.“ — „Und unſere Zuflucht?“ — „Auf der Guadarama ſtehn meine Poſten vor ſicherm Quartier.“ — „O ihr Mächte des Himmels! ich werde Ignacia beſitzen!“ — „Ihr ſollt's, und ein Erzengel rüſtet das Brautbett. Jagt aber jetzo die Alte aus der Stube, daß wir alles weiter verabreden können, auf gut ſpaniſch nämlich. Vor Euren Latinitätsböcken ſchaudert mir die Haut, und mir ſelbſt kömmt der Cyceroſtyl ſo ſauer an, als hätte ich den Mund voll von rauhen Erbſen.“ — „Laßt die gute Eufroſine mit im Rathe ſitzen. Sie weiß um mein Geheimniß, und ſoll das Eurige nicht erfahren.“ — „Meinetwegen denn; wo ein Verliebter mit ſeinem Engel verhandelt, darf ein altes Weib nicht weit ſeyn. Ihr wißt ſchon, warum.“

16.

Süße Maiabende, durch deren flirrende Dämmerung der warme Hauch buhleriſcher, blumenlockender Luft weht, nirgends ſeyd ihr ſchöner, als unter Spaniens Himmel! Sogar zu Madrid, wo der Sirocco feurig küßt, oder der Gallego kältenden Froſt bringt, iſt euer Reiz unſäglich, und ſchließt jede Bruſt ſanftern Gefühlen auf. Der gelbe Vogel von den canariſchen Inſeln beißt, des Schlummers beraubt, mit ſehnſüchtigem Entzücken in die blanken Stäbe ſeines Käſichs; — die eingeſperrte Nonne ſchöpft hochathmend die wollüſtige Luft an dem engen Gitter ihrer Zelle.

„Haltet Eure Zuſage;“ hatte Ignacia zu der blaſſen Chorregentin geſagt: „Laßt mich eine Stunde in der Abenddämmerung träumen; ich werde alsdann beſſer mein Mißgeſchick ertragen.“ — Darauf hatte Cäcilia ſtumm mit dem Kopfe genickt; die gute Nonne wußte ſchon ſeit langem, was verlorne Freiheit iſt. Sobald ſie alſo der Glöcknerin das Zeichen gegeben, die metallne Zunge der Todtenkapelle zu bewegen, ſobald ſie ſelbſt, mit dem hölzernen Hammer klopfend, die Reihe um die Zellenthüren gemacht, reichte ſie an Ignacia den Schlüſſel zu der einſamen Terraſſe, und die Abweſenheit der reizenden Koſtgängerin wurde von den ſingenden und in Prozeſſion ſchreitenden Kloſterfrauen nicht bemerkt.

Ignacia athmete freier, als jene in der düſtern Todtengruft; von dem geräumigen Vorſprung des Hauſes, worauf der Priorin Blumengarten in zierlichen Töpfen ſtand, ſpähte das Auge der gefangenen Wittwe durch die Straßen hinaus, die zu ihren Füßen zuſammenliefen. — Ungeduldig, obgleich feſſellos, ſchlug ihr Herz; ihre Hand glühte wie eine Kohle an dem kalten Marmorgeländer, worauf ſie ſich ſtemmte. Der ſtrahlende brennende Blick flog auf zu dem Monde, mehr des Lichts begehrend von dem neidiſchen Fackelträger, ſo lang der Freund noch zögerte; finſteres Dunkel aber dann, wenn der Freund da ſeyn würde.

Die Pſalmen der Nonnen tönten ſchon aus dem Kloſterhofe empor; am Fuße des Söllervorſprungs dröhnten Schritte. — „Ignacia!“ flüſterte es auf zur Höhe. — „Ich bin's!“ antwortete die Schöne bewegt. — Seidene Stricke flogen zum Balkon empor, Ignacia's geübte Hände fingen die Enden der ſchwanken Leiter, und knüpften ſie feſt an dem eiſernen Kreuze des Geländers. Ein Schatten huſchte die leichten Sproſſen hinan; ſie zuckten unter dem ungeduldigen Fuße des Liebetrunknen. — Aus den Seidenſchlingen ſprang er in Ignacia's Arme. Flammende Lippen drückten den Willkommkuß auf ihren Hals, auf ihren Mund, welcher bleich wurde und kalt vor Entſetzen. Mariano ſchien ihr mit einenmale ein Geiſt, ein Bild des Abgrunds, ein Feind voll geſpenſtiger Tücke. Sie war vor ſeinem Erſcheinen in einem Hyacinthengarten geſtanden, in einem Zauberhaine voll von üppigem Balſam; jetzt war ſie der Salamander, den der Feind mit glühenden Kohlen umgibt, daß er ihn tödte in dem fürchterlichen Zauberkreiſe. — Sie drängte den Liebenden von ſich.

„Warum weiſeſt Du mich von Dir?“ fragte Mariano mit gedämpfter Stimme und ſchnaufender Bruſt. „Komme ich doch, Dich zu befreien, endlich der Deine zu ſeyn.“ — „Weh mir! ich hoffte es, und doch beſchleicht mich Entſetzen bei Euerm Anblick. Unglücklicher, iſt's der Mondesſchimmer, der Euer Geſicht zum Todtenkopfe macht? Ihr ängſtigt mich, entflieht!“ — „Du biſt wahnſinnig, Weib. Ich lebe, durchſtrömt von wallenden heißen Blutquellen. Laß mich an Deinem Buſen ruhen, damit die Lilie meiner Trauer ſich röthe zur Roſe des Genuſſes.“ — „Zurück, Verwegener! hinweg mit dieſen hohlen Augen, mit dem wildflatternden Haare, den gierigen Händen! Das iſt mein Bräutigam nicht; nach ſolchem Gaſte ſteht nicht mein Verlangen." — „Wie, Heidin, Tyrannin! dieſe Sprache, die mein Unglück höhnt? Brenne ich darum in hölliſchen Gluthen? Liege ich darum in Deinen Feſſeln? O, faſt glaube ich, daß ein mörderiſcher Zauber mich bethört. Wie, Ignacia?"

Die Dame erſchrak vor dem Geſpenſte der Wahrheit, und überließ ihren Thränen, die zweideutige Antwort zu geben, womit das ſchuldige Weib freigebig iſt, wenn ſich ihm die Worte verſagen. Ihr Weinen löſchte nicht Mariano's fieberhafte Glut. Mit größrer Begierde, mit wildem Wüthen umfaßte er Ignacia, und rief ihr in's Ohr: „Ergib Dich mir, wenn Du Deine Seele retten willſt!"

Der Dolch in Mariano's Gürtel berührte eiſig Ignacia's kräftig abwehrende Hand; es war, als ob die kalte Schneide ſchon in ihrem Herzen ſäße. Sie ſchrie auf; im nächſten Augenblick ſchaute Felipe über das Geländer, und fragte halblaut und unwirſch: „Iſt jetzt Zeit zu verliebten Neckereien? Ich ſtehe nicht für den nächſten Moment, wenn Ihr zögert. Bezwinget Euch, Mariano, die Pferde warten; freut Euch der Liebe in Sicherheit!"

Er verſchwand wieder, und Mariano, ſchnell beſonnen, deutete auf die Leiter, zu Ignacia ſprechend: „Steige hinab, ich rette Dich, und ſchütze Dich vor aller Welt!" — Ignacia ſchauderte zuſammen; ſie überlegte. Gefängniß oder Freiheit? Was ſollte ſie wählen? Freiheit in den Armen eines Mannes, den ſie jetzt fürchtete, wie ſie ihn einſt geliebt? — Sie weigerte ſich, wollte entfliehen. Mariano's Fauſt hielt ſie zurück, und er herrſchte ihr zu: „Steig hinab, Unſelige, oder ich ſtürze Dich auf's Pflaſter. Der Tod folgt Deiner Weigerung auf dem Fuße!“

Der Wilde ſchwang ſie empor mit mächtiger Kraft. . . . „Ich will!“ ſeufzte die Erſchreckte, die ihr Urtheil in Mariano's Augen las, und glitt an der Strickleiter hinab, ſinkend in Felipe's hülfreiche auffangende Arme. Sie blickte dankend zu ihm auf in das kühne Männerantlitz, deſſen Augen ihr begegneten. Felipe's Herz pochte ſchneller, da Ignacia's ſüße Laſt an demſelben lag. Ignacia fühlte das Pochen in der Räuberbruſt; es verkündete ihren ſchnellen Sieg, es verbürgte ihr Schutz und Rettung. — „Barmherzigkeit, Sennor!“ flüſterte ſie haſtig: „befreit mich von Euerm ungeſtümen Freunde!“ — „Folgt Ihr ihm nicht aus freier Wahl?“ — „Nein, nein, Sennor. Bei allen Heiligen! Nein!“ — „Genug, meine ſchöne Dame. Ich bin der rechte Mann.“ —

Er wickelte Ignacia in ſeinen Mantel, mit der Linken ſie umſchlingend. Mariano ſtand ſchon am Fuße der Mauer, ſtreckte die Hand nach ſeiner Beute. „Zurück!“ rief ihm Felipe zu. — „Wie?“ entgegnete Mariano betroffen. — „Laßt ab von der Gewaltthat, eines Ritters unwürdig.“ — „Gewaltthat?“ — „Die Dame will und darf Euch nicht folgen!“ — „Höllischer Feind! was ſagſt Du da?“ — „Zurück mit Eurer diebiſchen Hand; ich haue ſie von Euerm Rumpfe!“ —

„Ihr ſeyd verrückt, Felipe.“ — „Ihr ſeyd ein wüthender, gefährlicher Narr, Mariano!“ — „Das koſtet Euer Blut!“ — „Bleibt weg mit dem Dolche. Mein Degen reicht auf vier Schritte.“ — „Ignacia, mein Leben, Du verräthſt mich?“ — „Laßt mich, Unſeliger!“ — „Ihr hört, Mariano: Sie verabſcheut Euch. Zu ſolchem Zwang bietet ein Cavalier die Hand nicht.“ — „Trugſpiel des Abgrunds! Meine Braut oder Dein Leben, Verruchter!“

Mariano warf ſich mit voller Gewalt auf den zurückprallenden Felipe. Mit einem Schrei ſank Ignacia zur Erde, und zog in ihrem Falle ihren Beſchützer mit ſich. Mariano's Waffe blitzte über ihm, aber Cajetano's Fäuſte hielten den wilden Dränger ſo feſt, daß er ſich nicht zu bewegen vermochte. — „Was ſoll mit dem kranken Sennor geſchehen?“ fragte ſpöttiſch der Räuber, und Felipe erwiederte: „Fort mit ihm, bindet ihn auf's Pferd, ſchleppt ihn weg, jagt mit ihm nach der Guadarama. Raſende muß man unſchädlich machen.“

Cajetan ſchnalzte mit der Zunge, zwei Geſellen ſprangen herzu, faßten Mariano an, verſuchten den Tobenden zu knebeln; er wehrte ſich wie ein Verzweifelter. „Es kommen Leute!“ rief Cajetano aufgeſchreckt. — „Laßt uns entfliehen!“ ſchluchzte Ignacia: „ich höre Stimmen.“

Die Kloſterpforte ging auf, und ein blendendes Strahlenmeer brach daraus hervor; viele Kerzen und Fackeln flammten, Pſalmen klangen aus Weiberkehlen; der Convent nahte im feierlichen Zuge, den Umgang um die Kirche zu halten. Felipe riß ſeine Beute ſchnell von dannen, aber durch die Straße, deren ganze Breite einnehmend, mit Laternen kam die Bruderſchaft der heiligen Inquiſition, taktmäßig die Steine klopfend mit den eiſenbeſchlagenen Stäben. Die Flüchtlinge wollten auf der entgegengeſetzten Seite entweichen: ſie ſahen jedoch, wie die Polizeiwache des Corregidor gerade den armen Mariano auffing, der ſich Cajetano's und ſeiner Gehülfen Banden entrungen hatte.

„Verflucht!“ ſchäumte Felipe, und zog Ignacia in eine enge Gaſſe, die noch den einzigen Ausgang gewähren konnte. Das Schickſal hatte ſich jedoch gegen ſie verſchworen; nach einigen Schritten waren ſie von bewaffneten halbvermummten Leuten umgeben, und die Stimme des Grafen Barnabas rief mit allen Kennzeichen der Beſtürzung: „Ignacia, meine Schweſter! welch' ein Zuſammentreffen! Schande über Euer Haupt, Nachtwandlerin, Flüchtige aus dem Hauſe der Ordnung und Keuſchheit.“

Ignacia fiel halb ohnmächtig in Barnabas Arme; Felipe, die Unmöglichkeit des Entkommens begreifend, ſagte mit ſtolzer Höflichkeit: „Ihr findet ſie nur auf dem Wege zu Euch, edler Herr! Ich bin der Marques von Andujar, und hatte das Glück, Eure Schweſter aus den Händen eines Buben zu retten, der ihr Gewalt anthun wollte. Hegt Ihr indeſſen einen Zweifel gegen die Lauterkeit meiner Abſichten, oder die Wahrhaftigkeit meiner Ausſage, ſo ſtehe ich mit dem Degen in der Fauſt zu Euern Dienſten.“

Die kecke Herausforderung überzeugte den Grafen auf der Stelle, und mit Entrüſtung rief er: „Das ſoll mir der Convent entgelten! Solcher Aufſicht vertraute ich die Ehre unſres Hauſes an? Ich nahe eben, Euch in Freiheit zu ſetzen, Donna Ignacia, und finde Euch kaum aus den Händen eines Elenden gerettet, der gewiß kein Anderer iſt, als der Mörder, welchen der geiſtliche und der weltliche Arm der Gerechtigkeit um die Wette aus ſeinem Aſyl zu reißen begehren. Wenn ich nicht irre, bringt man ihn dort gebunden."

Vor der Kloſterkirche zankten ſich die Familiaren des heil. Officiums mit den Häſchern des Corregidors um die Perſon Mariano's. So eben hatten die Diener der Inquiſition ihn in ihre Reihen geriſſen, und ſeinen Kopf mit einer ſchwarzen Kaputze verhüllt, die ihm Licht und Sprache zugleich benahm. Der Convent des Kloſters ſtand läſternd und zeternd im hellen Kreiſe. Kein lebendes Weſen, das hier zugegen, verſtand mehr ſein eigenes Wort in dem Tumulte, bei welchem das Volk ſich endlich in großer Maſſe einfand. — Dem Aufſehen zu entgehen, machten die Glieder der heiligen Bruderſchaft einen neuen Angriff auf die Polizeiwachen, und ſchleppten ihren Gefangenen im Triumphe davon. Hohn und Gelächter verfolgte die beſchämten abziehenden Alguazils. — Cajetano und ſeine Gefährten waren nirgends zu verſpüren, und Barnabas zog friedlich mit Ignacia nach ſeinem Quartier, wo Felipe höflich von ihm Abſchied nahm. — Während deſſen entfloh der Mörder, die Veranlaſſung des Lärms, ungeſtört über die Dächer in's Weite, und die arme Cäcilia wanderte in die Kerkerzelle, weil die Nonnen endlich hinter die Entweichung Ignacia's gekommen waren, und die Helferin ſich unbeſonnen ſelbſt verrathen hatte.

17.

„Nur eine Woche noch geduldet Euch, gnädiger Herr.“ — „Nichts da; drei Unzen Goldes oder ich laſſe Dich einſperren, und all' Deine Habe verkaufen.“ — „Laßt mir doch etwas an den Fruchtzinſen ab, die ich zu ſtellen habe, edler Herr.“ — „Nicht ein Körnchen; fehlt eine Arroba, ſo laſſ' ich Dich in Ketten legen. Ich habe keine Geduld mehr mit ſolchem Geſindel. Geld und Korn, oder weg vom Pacht.“

„Gnädigſter Herr Marques, draußen ſtehn die Leute, die aus der Bank die Gelder bringen.“ — „Recht, Rubino. Nimm ſie ihnen ab, und gieb die Beſcheinigung.“ — „Sie bringen nur die Hälfte in gemünztem Gelde, weil juſt der Konig ſtarke Summen in den Schatz zurückzog. Sie bitten Euch, Silberſtangen für die zweite Hälfte anzunehmen.“ — „Es mag ſeyn, Rubino. Wir wollen auch die Silberſtangen annehmen; wenn ſie mir den Betrag in Kirchengefäßen lieferten, ich weigerte mich nicht, um nur ein Ende zu machen.“

„Gnädigſter Herr, die Pferdehändler ſind draußen, und verſtehen ſich zu dem Handel, wie Ihr ihn vorſchlugt. Sie bringen das Geld in blanken Doublonen, und begehren dafür, daß man ihnen die Zäume ausliefere, und die Stalldecken der Thiere.“ — „Es ſoll ſeyn, in Chriſti Namen, damit wir nur des überflüſſigen Marſtalls quitt werden. Wo bleiben die Trödler? Es wäre Zeit, daß ſie ihr Gebot baar und wahr machten.“ — „Auch ſie ſtehen bereit, Euer Gnaden. Alles geht nach Wunſch, und auch der letzte Teppich des Hauſes iſt bereits an den Kirchendiener von San Jeronimo verkauft. Was noch übrig wäre von Geräth, ob unbrauchbar oder brauchbar, erbietet ſich der ehrliche Caſtillo, für eine runde Summe anzunehmen.“

„Hat er Geld bei ſich, der Spitzbube? Herein mit dem Spitzbuben.“

Caſtillo, der rechtſchaffene Trödler vom Raſtro, wurde von dem wackern Cajetano vor den edlen Marques von Andujar geführt. Er wiederholte mit einfältigem Augenverdrehn ſein von ihm ſchon früher gemachtes Gebot, legte den Betrag in unbeſchnittenem Golde auf die Marmortafel, und begehrte nach geſchloſſenem Handel, dem gnädigen Herrn ein Wort im engſten Vertrauen ſagen zu dürfen. — „Geht, Sennor Rubino,“ ſagte der Marques, und warf ſich vornehm in einen Stuhl, die Beine weit von ſich geſpreitzt: „redet ohne Scheu, ehrlicher Caſtillo.“ — Der verſchmitzte Trödler rückte ihm ganz nah, und zog ein kleines rothes Käſtchen aus der Taſche, wobei er mit geheimnißvoller Miene ſprach: „Ich darf Euch wohl geſtehen, Euer Gnaden, daß ich, neben andern Geſchäften, auch berufen bin, einen allerdings ſehr unwürdigen Diener des heiligſten Gerichts vorzuſtellen. In ſolcher Eigenſchaft ſteige ich zuweilen in die abgelegenen Wohnungen hinab, wo die ſüße Mutter Kirche diejenigen verirrten Schäflein aufbewahrt, deren Wandel ſie zu beſſern begehrt. Ein unglücklicher Cavalier, der wohl unverſchuldet in böſen Verdacht gekommen ſeyn mag, und dem ich früher ſchon einen nicht unbeträchtlichen Gefallen zu erzeigen ſo glücklich war, hat mich gebeten, Euch, den er kennt, dieſes Käſtchen zuzuſtellen, welches zwar mein gehört, aber nebſt den Dingen, die es enthält, von mir aus chriſtlicher Liebe dargeliehen wurde. Es ſoll einen Brief bedeuten, und ich bin neugierig, ob Ihr denſelben verſteht. Verrathet mich aber um Jeſu Willen nicht; ich käme um meinen Dienſt, oder müßte ein halb Jahr lang faſten, wie ein Karthäuſer.“

„Beides wäre Schade, guter Freund. Laßt aber ſehen.“ — Der Marques öffnete das Käſtchen, worinnen an eine Schnur gereiht befindlich war ein Stück Schwefel, eine Kohle, ein Feuerſtein, ein Fläſchchen mit Eſſig, worauf der Holzſchnitt des Erzengels Michael, und ein Stück hellblauen durchſichtigen Glaſes. Der Marques betrachtete nachſinnend mit gerunzelter Stirne alle dieſe Gegenſtände, und bemühte ſich dann, weil Caſtillo kein Auge von ihm verwendete, ein leichtes Lächeln auf ſein Geſicht zu zaubern. — „Ein ſeltſamer Brief;“ meinte Caſtillo lauernd: „Euer Gnaden würden mich zum dankbarſten Eurer Knechte machen, wenn Ihr mir ſagen wolltet, was darunter zu verſtehen. Ich ſollte es eigentlich wiſſen; ich bin verpflichtet, zuvor jeden Brief zu leſen, den man mir anvertraut; es iſt ſchon genug der Freundſchaft, daß ich dem Cardinal nichts davon geſagt habe.“ — „Ei, Ihr müßt das auch nicht. Das einfachſte Mittel, Euch daran zu hindern, wäre, wenn ich Euch den Sinn der Botſchaft gar nicht erklärte. Doch iſt er an und für ſich viel zu gleichgültig, als daß ich ihn Euch vorenthalten möchte. Seht: mein armer Freund bittet mich, daß in dem Falle, wo er verbrannt werden dürfte, ich nicht ermangeln möchte, eine Seelenmeſſe für ihn leſen zu laſſen, damit er, trotz der herben Züchtigung, durch die Fürbitte des benedeiten Engels Michael in den Himmel gelange. Weiter nichts, in der Welt nichts. Ich danke Euch für dieſe Botſchaft, und bitte, Ihr wollet dem armen Gefangenen dieſen Rosmarinzweig übergeben, als ein Zeichen, daß er ſich gedulde, weil ich thun würde nach ſeinem Begehren.“

Caſtillo nickte beifällig und überzeugt mit dem Kopfe, und verſetzte: „Ich habe mir doch gleich gedacht, daß es auf ſo etwas hinauslaufen würde. Der gute junge Cavalier iſt niedergeſchlagen bis zum Sterben, und für ſein Leben, da er in ein Kloſter eingebrochen, möchte ich kein Kerzenſtümpchen geben, weil der Cardinal gar übel an der Gicht darniederliegt, und ſchon in ſeinem Zorn eine Menge von Todesurtheilen für die nächſte Glaubenshandlung unterzeichnet haben ſoll. Der Cardinal iſt ein Engel von einem Mann, aber zornig und unerbittlich in ſeinem Eifer, wenn ihn das Zipperlein plagt. Gott behüte uns, Euer Gnaden, vor einem Unglück, wie es Euren jungen Freund betraf. Da hilft kein Fürwort, und wenn ſelbſt der König, unſer Herr, es einlegte. Gott will auch ſein Recht haben, und die Sünder züchtigen, die ihn beleidigten. Ich will Euren Gruß ausrichten, edler Herr, und wenn Ihr erlaubt, ſollen meine Leute noch dieſen Abend holen, was ich von Euch erhandelt habe.“

— „Thut dem alſo, Sennor Caſtillo. Ich bleibe Euch in Gnaden gewogen.“

Nachdem der Familiar hinweggegangen, rief der Marques haſtig ſeinen Diener. „Es iſt die höchſte Zeit, Cajetan, daß wir dem trägen Maskenſpiele zu Madrid ein Ende machen. Schon zu lange verweilt' ich hier in den Netzen der Liebe und des Muthwillens. Die läſtigen Nachſtellungen des albernen Don Barnabas, des Königs Eiferſüchteleien ſelbſt hätten mich nicht in Furcht gejagt. Aber aus den Kerkern der Inquiſition droht mir Gefahr. Warum mußte ich mich auch mit dem raſenden Mariano gemein machen? Sieh den artigen Selam, den mir der Bube ſchickt, während ich hoffte, daß er ſchon in ſeinem Gefängniß verkümmert ſeyn würde. Dem Narren fiel die Zeichenſprache wieder ein, die wir auf der hohen Schule öfters übten, und er wagt es, mir zu drohen. „„Du haſt meine Freundſchaft verrathen,““ ſchreibt der tolle Menſch, „„Du haſt mich in den finſtern Kerker geſtürzt, doch ſteht mein Entſchluß feſt. Ich will Dich entlarven, Dich als den gefürchteten Erzengel bezeichnen, wenn Du mir nicht zur Freiheit verhilfſt.““ Ich ſchickte ihm den Zweig der Hoffnung, bin aber nicht geſonnen, dieſe Verheißung zu erfüllen. Darum, mein Freund, lege die letzte Hand ans Werk. Packe das Geld, bringe die Schätze der Donna Eugenia in Sicherheit, und ordne unſere ſchleunigſte Abreiſe an, unter dem Schimmer der ſtrengſten Verſchwiegenheit. Sende ein Zettelchen an Blas; Eugenia lebe nicht mehr, wenn wir nach dem Gebirge zurückkehren. Laß aber ſchnell den vortrefflichen Schwager kommen, daß ich mit ihm die Unterhandlung ſchließe, und den Hallunken ſicher mache.“ — „Alles ſoll geſchehen, wie Ihr's befehlt, Sennor. Don Lucio wartet draußen im Vorzimmer, und wünſcht Euch zu ſprechen.“

Auf einen Wink des Erzengels trat Don Lucio herein, und wurde mit den zärtlichſten Umarmungen empfangen. „Wie leid thut mir's, Euch bald verlaſſen zu müſſen, würdiger Don Lucio. So eben empfange ich einen Brief von meiner Schweſter, der mir meldet, Donna Eugenia ſey krank geworden, und fordere meine ſchleunige Rückkehr. Es thut mir weh, aus Euren Armen zu ſcheiden, doch wißt Ihr, daß die Liebe zur Gattin jeder andern vorgeht. Erlaubt nun, daß ich Euch endlich den klarſten Beweis meiner Freundſchaft gebe, indem ich Euch bitte, die Güterſchenkung zu genehmigen, worüber wir bereits ſeit einem Monat unterhandelten. Hier iſt die Acte, von meiner Hand im Namen Eurer geliebten Schweſter unterſchrieben; unterzeichnet nun Eurerſeits die Beſcheinigung und gebt mir die Hand auf ewige Brüderſchaft.“

Don Lucio überlief mit gierigen Augen das Güterverzeichniß, und pries im Stillen die Freigebigkeit, womit ſein Schwager ihn bedachte. Zitternd vor Habſucht kritzelte er ſeinen Namen unter die Quittung, ſchob er die Schenkungsacte in ſeine Taſche. „Wie ſchade, daß Ihr gerade jetzo auf Eure Abreiſe dringt;“ ſagte er mit heuchleriſcher Liebe: „man hat die beſtimmte Nachricht erhalten, daß in den nächſten Tagen eine Deputation valencianiſchen Adels bei Hofe eintreffen werde, um dem König zu dem Siege, den er über die ketzeriſchen Franzoſen errungen, Glück zu wünſchen. Gewiß finden ſich unter dieſen Herren viele von Euren Bekannten; wenn ich nicht irre, nannte man darunter auch einen Marques von Andujar.“ — „Mein Bruder, Don Lucio; mein leiblicher Bruder, den nur gewiſſe Familienfeindſeligkeiten aus meinen Armen riſſen. Ich bin daher froh, wenn ich ihm hier nicht begegne. Längſt verharſchte Wunden meines Herzens würden auf's Neue bluten. Beſſer, ich vermeide dieſes Zuſammentreffen, und überlaſſe einer glücklichen Zukunft die Ausgleichung unſerer Mißverſtändniſſe.“ — „Es ſieht in dieſem Hauſe aus, als gedächtet Ihr gar nicht mehr zurückzukehren? Gern würde ich jedoch in dem Pallaſte eine Reihe von Gemächern zu Eurem Dienſte offen behalten.“ — „Zu viel Güte, theuerſter Schwager. Ich hoffe, Euch bald in Valencia bewirthen zu können. Ich werde morgen reiſen, und Ihr begleitet mich vielleicht ein Stück Weges.“ — „Erlaubt, daß ich mich von Stund an dem Geſchäfte widme, den Stand meiner neuen Beſitzungen einzuſehen, und entſchuldigt mich für den Augenblick.“ — „Nach Gefallen, beſter Don Lucio.“ — „Zuvor noch Eines, liebſter Marques. Ihr erinnert Euch, daß ich bei Eurer Ankunft von Gäſten ſprach, die Eure Landsleute ſind. Don Ibarra, obſchon nicht perſönlich bekannt mit Eurem edlen Hauſe, wäre gewiß entzückt, Euch ſeine Verehrung zu beweiſen. Seine Geſchäfte, und noch mehr ein trauriges Familienwirrniß, das ihn hieher geführt, bewogen ihn, am Tage nach Eurer Ankunft, Madrid zu verlaſſen, und bald zu Aranjuez, jetzo zu San Ildefons dem Hofe zu folgen. Morgen kehrt er zurück, unverrichteter Sache, wie ich fürchte, und ſeiner betrübten Seele wäre es eine Erquickung, wenn Ihr mir die Ehre ſchenken wolltet, bei einem freundſchaftlichen Mahle ſeine Bekanntſchaft zu machen.“ — „Don Ibarra iſt ein edler Mann, mir längſt bekannt durch ſeinen ausgebreiteten Ruf. Ich werde nicht ermangeln, freundlicher Schwager, und lade mich für morgen bei Euch zu Gaſte.“

Lucio empfahl ſich mit vielem Dank und mancher Lobpreiſung, und Felipe ſagte zum treuen Cajetan: „Morgen mit dem Frühſten wollen wir über alle Berge ſeyn, leiſe verſchwindend, wie flüchtige Mäuſe. Mir iſt in allen Gliedern, als ob ein Donnerwetter über meine kühne Stirne zuſammenzöge. Der Marques von Andujar, welcher eintreffen ſoll, die vaterländiſche Grandezza, die ich zu kennen nicht die Ehre habe, und nun vollends die perſönliche Bekanntſchaft des ehrenwerthen Don Ibarra... das fehlte mir noch. Bisher trug meine Frechheit herrliche Blüthen, und ſelbſt dem neugierigen Miniſter, der wie eine Katze meinen Adelsbrief zu betaſten begehrte, ſtand ich mit göttlicher Unverſchämtheit Rede. Aber zu viel iſt zu viel. Die ſchlaue Ignacia, die über Valencia's Adel die beſte Auskunft hätte geben können, hielt meinen Credit aufrecht. Doch iſt mir ihr Umgang zur Laſt geworden, beſonders, da der königliche Liebhaber wieder in der Hauptſtadt eintrifft. Ich habe zu lange gefeiert. Ich will mich losreißen aus dieſem Knäul der Lüge und des Scheins. Ich will frei ſeyn, und ſo ſchnell als möglich.“ — „In einer Stunde gehen die Geldwagen ab, Sennor. Wir können fort, wann's beliebt." — „Und von Blas immer noch kein Brief, keine Kunde?" — „Seit einigen Wochen ſchweigt er, wie ein Todter." — „Guter Cajetan, beim Licht beſehen, ſollten wir noch heute fort. Aber noch einmal muß ich Ignacia umarmen, und ihr ewige Treue ſchwören, damit ich größere Urſache habe, ſie morgen ſchon zu vergeſſen."

18.

Keine Stunde war ſeit dieſer Unterredung verfloſſen, Felipe hatte ſich auf das Ruhebett geworfen, um ſeine Plane zu ordnen, als unvermuthet, unangemeldet ein Mann von verwegenem Ausſehen und abentheuerlicher Kleidung ins Zimmer ſchlich, auf einen Krückenſtock geſtützt. Felipe fuhr auf, und da er bemerkte, wie der Beſucher den Riegel vor die Thüre ſchob, rief er ihm ein kühnes Wer da? entgegen. Der Unbekannte winkte ihm vertraulich, und antwortete: „Beruhigt Euch, Sennor. Die Furcht war Euch ſtets fremd: wenn Ihr aber mich zu ſchrecken begehrt, ſo müßtet Ihrs ſchon auf andere Weiſe verſuchen." — „Welche Sprache? Wer ſeyd Ihr?" — „Liegt Euch ſo viel an meinem Namen? Wenn ich nun der Marques von Andujar wäre, deſſen Rang und Wappen Ihr Euch widerrechtlich anmaßt? Ihr werdet blaß; zum erſtenmale vielleicht, ſeitdem Ihr athmet, verläßt Euch die Zuverſicht Eures Handwerks. Beruhigt Euch doch; in ſolchem Aufzuge erſcheint der edle Marques nicht zu Madrid; Ihr könnt ſicher ſeyn, bis jetzt wenigſtens. Genug, daß Ihr wißt, daß ich Euch kenne. Erfahrt zugleich, daß ich Euer Freund bin, obſchon ich nicht viel Urſache hätte, es zu ſeyn.“ — „Gaukler, der Du mich zu kennen behaupteſt, wer biſt Du? laß’ Deine Larve fallen, wenn Du kein Verräther biſt.“ — „Ihr habt hier reine Wirthſchaft gemacht, Sennor. Es ſteht zu vermuthen, daß auch Eure Helfershelfer ihren Theil von den ſchnöderworbenen Schätzen ziehen. Ich fordre meinen Part, wenn Ihr wünſcht, daß ich Euch beiſtehen, und das Unglück wenden ſoll, das Euch auf der Ferſe ſitzt. Geht an jene von Gold ſtrotzende Schatulle, liefert mir dreitauſend Doublonen aus, nicht mehr und nicht weniger, und laſſet uns alsdann weiter reden.“ — „Den Tod, wenn Du willſt;“ ſchrie Felipe auſſer ſich, und griff nach einer Piſtole: „wiſſe, daß ein Schurke, wie Du, mir keine Beute abzudringen vermag!“

Der Unbekannte ſtand ruhig, aufrecht und grinſend der drohenden Waffe gegenüber. Mit kaltem Hohne antwortete er: „Du biſt geübt im Morden, Erzengel von Salamanca. Was nützt Dir aber eine neue Blutthat, wenn Du, mit der Kugel mein Herz durchbohrend, auch den Mund verſiegelſt, der den Abgrund nennen will, welcher zu Deinen Füßen gähnt? Du tödteſt mit mir ein Geheimniß, das Dich rettet. Darum ſey vernünftig; ſpende Dein elendes Gold, ich hab’s als Schmerzensgeld verdient, und ſchütze Dein Haupt.“ —

Wie von übernatürlichem Drange hingeriſſen, that der wilde Felipe, wie ihm ſein Gegner hieß. Den ſchweren Geldſack unter dem Mantel bergend, ſagte ihm dagegen der Fremde: „Dein ſchlimmſter Feind nähert ſich der Hauptſtadt. Noch dieſe Nacht wird er ſich in Bettlerlumpen einſchleichen, Dich zu verderben. Betrogener Räuber, Eugenia iſt Deinen Feſſeln entwiſcht, und kommt, Rache und Strafe gegen Dich aufzufordern.“ — Felipe taumelte einige Schritte zurück, ballte ergrimmt die Fauſt und rief: „Du biſt ein Mann des Todes, wenn Du lügſt, ein Engel des Heils, wenn Du wahr ſprichſt. Woher aber weißt Du, wie erfuhrſt Du, was ſich begeben ſoll?“ — „Ich verlange nicht Deinen Dank, wohl aber, daß Du Dich davon macheſt, und mir die Rache an dem Weibe überlaſſeſt. Sieh, blutiger Mann der Wildniß, ſiehe meine wankenden Gebeine: die Keulen Deiner Mordgenoſſen hatten ſie beinahe zerſchmettert, die Hufe ihrer Pferde traten meinen Körper wund. Ich war Eugenia's Diener, ihr rechter Arm, der Vertraute ihrer Schändlichkeiten; ich war dabei, als Deine Rotte ſie überfiel, ihr Gefolge erwürgte, und unter den Gemordeten auch mich dahin ſtreckte. Ich ſollte Dich haſſen, um meiner Wunden, um meiner Schmerzen willen, aber ich lobe Dich, daß Du die Elende erniedrigteſt, beſtahlſt, zu den Bettlern in den Staub warfſt, denn ich haſſe das Weib, ich verabſcheue es, weil ihre letzten Worte mir noch in den Ohren dröhnen. Für alle ihre Knechte, die unter Deinen Dolchen fielen, bot ſie das Geſchrei des Jammers, die Fürbitte der Verzweiflung auf; mich gab ſie preis. „Tödtet jenen unſeligen heidniſchen Schurken!“ ſchrie ſie, die Furie;

„erhaltet nur meinen Vasco, ſchenkt nur meiner Angela das Leben.“ „Natürlich, Angela beſorgte ihren Putz, Vasco war ihr unkeuſcher Liebling. Mich hatte ſie zu fürchten, mich duldete ſie nur noch aus Furcht. Dazumal, den Tod erwartend, fluchte ich ihr, da ſie von Deinen Henkern hinweggeriſſen wurde. Heute, dem Tode entronnen, brenne ich, meinen Fluch in That zu wandeln. Kaum geneſen, nach Madrid wallfahrtend, ſah ich das Weib, eine bettelnde Flüchtige, wenige Leguas von hier. Ich höre, ohne von ihr geſehen zu werden, wie ſie den ſtaunenden Dorfbewohnern ihre Geſchichte erzählt, die man aufnahm, wie die Erzählung einer wahnſinnigen Thörin. Ich weiß aber, daß ſie wahr ſprach, und daß ich berufen bin, ſie zu züchtigen, und ihr den Tod zu geben, dem ſie mich überliefern wollte.“

Nicht bloß in Liebe, auch in Haß vereinigen ſich die Seelen, und mit wilder Freude fiel Felipe in die Arme des unverſöhnlichen Obrego. Doch begriff der kühne Räuberanführer, daß die Zeit nicht in eitlen Geſprächen vergeudet werden durfte. Nach einer kurzen, geheimnißvollen Unterredung mit dem ehemaligen Diener Eugenia’s verließ Felipe zur ſelben Friſt, als ſeine Schätze aus dem Palaſt gebracht wurden, das Haus, ſchnell darauf die Stadt. Der Abzug geſchah unbemerkt, Cajetan und die Vertrauteſten ſeines Gelichters ſchützten dieſen Rückzug, und folgten in der Dämmerung dem vorſichtigen Gebieter. Der Palaſt war verſchloſſen und verriegelt, und Felipe hatte kein

Andenken zurückgelaſſen, als ein Briefchen für Ignacia, welches Obrego zu beſtellen verſprochen.

19.

Auf weichen Kiſſen, unter ſammtenen Decken lag der Cardinal, ein Mann der Schmerzen und bittern Leidens. Der Luxus zweier Welten ſtand um ihn her, zu ſeinem Dienſte bereit; doch war kein Aermerer in der reichen Hauptſtadt zu finden, als der Herr all dieſer Schätze. Von glühender Pein gequält ſank er bald dahin in wildverworrene Fieberträume, die ſein Auge blind machten und taub ſein Ohr; bald erwachte er, emporgerüttelt vom Schmerz, zu ſo grell gereiztem Bewußtſeyn, daß ihn Alles erzürnte und beleidigte; der geſchäftige ſtets beſorgte Diener, der ſchmeichelnde Bologneſerhund, der ſeine kalten Hände leckte, der ſeltene gelbe Vogel, der leichtſinnig in den Tag hinein pfiff und ſchrie, nicht ahnend, was der Gebieter, der ihn freigebig ſonſt mit Zucker fütterte, leiden mußte. Und wenn die Folter des kranken Mannes, zum höchſten Grade geſteigert, plötzlich nachließ, wie hinweg geweht von einem Zauberhauche, dann folgte die Stunde tödtlicher Ermattung, und nur zu weinen, zu büßen, und zu klagen begehrte der Gepeinigte. — Noch nie hatte das Siechthum, ſo aus den Freuden ſinnlicher Genüſſe entſpringt, den Fürſten der Kirche dergeſtalt heftig gepackt. Wie ihm das üppige Ruhebett zum Dornenlager wurde, machte er auch ſeinem

Geſinde den behaglichen Marmorpalaſt zur Hölle. Mit klopfendem Herzen betrat der Kämmerling die Teppiche des Schlafgemachs, mit ungewiſſen Schritten kamen die Boten des heiligen Gerichts, ihre Meldungen abzuſtatten, und der Geheimſchreiber der ſiechen Eminenz betete ein Ave nach dem andern, bevor er, mit Schriften beladen, dem Bette des Herrn ſich näherte.

„Was gibt's ſchon wieder, Bruder Bartholomäus?" fragte mit geſpannten Zügen der Cardinal, und erhob ſich unwirſch von den Kiſſen, wie ein Gefangener ſich verzweifelnd in den Ketten windet: „darf ich denn um Chriſti und ſeiner hochgelobten Mutter willen keine Ruhe mehr genießen? Da ſteht Ihr ſchon wieder vor mir, wie ein Scherge, wie ein Henker, wie ein Bandit, der mir den Dolch an die Kehle zu ſetzen begehrt. Kaum ſchließ' ich die Augen, und ſchon weckt mich das vermaledeite Hüſteln, womit Ihr Eure Ankunft zu melden pflegt. Heiliger Lorenz, bitte für mich, denn meine Leiden ſind nicht weniger als die Deinen!"

Der Geheimſchreiber antwortete demüthig und leiſe: „Euer Eminenz erinnert ſich, daß die Zeit der großen Glaubenshandlung vor der Thüre iſt; darum zwingt die Noth, daß Euer Eminenz die Urtheile unterſchreibe, die das heilige Officium gefällt. Gott und ſeine heilige Kirche werden Eure Hand ſtärken, daß Euer Eminenz die Acten beſtätige, die ich hiemit vorlege."

Der Cardinal winkte mit zorniger Gebehrde, und Bartholomäus rollte das Tiſchlein herbei, worauf das vergoldete Tintenfaß ſtand. Er tunkte die große Schwanenfeder ein, hielt ſie dem Gebieter hin, und ſchob ſeiner zitternden Hand die pergamentähnlichen Blätter unter. Zugleich las er dienſtfertig die Namen und Verbrechen der Verurtheilten vor, um dem Cardinal wenigſtens eine Mühe zu erſparen. „Joſe Ribeira, eigentlich Salomo geheißen, ein heimlicher Jude, aus Portugal gebürtig, der die Faſten nicht hielt, und ſeinen Diener zum Judenthum verführen wollte; den Tod durch Erwürgung, und dann dem Leibe der Scheiterhaufen.“ — „Jude? Faſten gebrochen? Weg mit ihm.“ — „Fernando von Milon, ein räthſelhafter Abentheurer, der in offener Veſper von der Kanzel die Heiligen läſterte, des Wahnſinns verdächtig; hundert und ein Jahr Galeerenſtrafe, nach vorangegangenen Ruthenſtreichen.“ — „Er wird ſeine Strafe ſchwerlich ausſtehen; weg mit ihm.“ — „Iſabel, die Frau des aragoniſchen Schuhmachers in der Lauferſtraße; Verführung ihrer eigenen Kinder und ſchnödes Verſchmähen des Abendmahls; vierundzwanzigjährige Kerkerſtrafe, um ihrer Beſſerung willen.“ — „Das Gericht war viel zu nachſichtig, das darf nicht mehr vorkommen; weg mit ihr.“ — „Manuela, mit dem Kloſternamen Sidonie, die widerſpenſtige Nonne, die ſich erlaubte...“ — „Gut, ich erinnere mich. Schade um das hübſche Weib, aber Gerechtigkeit muß ſeyn. Herr, ſtehe auf, und richte Deine Sache!“

Im Begriff zu unterſchreiben, empfand der Cardinal wieder einen der brennenden Stiche, die der Schmerzenswuth Vorboten ſind, und er fiel zurück, und ſein Geſicht wurde röther als ſein Purpur, und hierauf blaß wie die Stirne eines Verurtheilten, und perlender Angſtſchweiß floß über ſeine Wangen. „Haltet ein;“ ſtöhnte er: „einen Augenblick Geduld, lieber Bruder Bartholomäus.“ — „Geduld iſt eine Tugend der Heiligen;“ verſetzte der Schreiber, und zog ſich vorſichtig von dem Bette zurück. — „O heiliges Grab unſers Erlöſers!“ knirſchte der Kranke mit ausbrechendem Zorne: „wenn die Geduld nicht wäre, wie wollte ich meine Trübſal aushalten? Kommt doch heran, Bartholomä; rückt mir doch die Polſter zurecht, gebehrdet Euch nicht, wie ein träger Knecht. Ich ſag' Euch, das Feuer der Gehenne bohrt und brennt in meinen Füßen. Oeffnet das Fenſter, daß ich nach Luft ſchnappe. Dreht dem Satan von Papagaien den Hals um, wenn er nicht aufhört zu krächzen. Wollt Ihr mir vom Leibe gehn? Zwei Klafter bleibt mir vom Leibe. Haltet Euch ſtill, denn jeder Eurer Schritte iſt mir ein Dolchſtoß.“

Einen Augenblick darauf verwandelte ſich das Knirſchen des Kranken in troſtloſes kindiſches Schluchzen: „O mein Heiland, ich bin der unglücklichſte Deiner unwürdigen Diener. Siehſt Du, mein Erlöſer, wie mich alle Welt verläßt? Unterſtützt mich doch, Bartholomä; bin ich nicht Euer Wohlthäter, der Euch dem ſchmutzigen Bettelkloſter entriß? Und der Schurke, mein Kammerdiener, wo iſt er? Alles läßt mich im Stiche; in den Abgrund mit dem tölpiſchen Arzte, der nicht zu helfen weiß, mit dem Laquaienvolk, das mir nicht beiſteht!“

Nach und nach ging der Tumult des Zipperleins wieder vorüber. „Die Feder her;" befahl der Cardinal: „fahrt fort, Bartholomä. Die Todesurtheile vor allen; ich bin aufgelegt, ſag' ich Euch, ſehr wohl aufgelegt." — Er unterſchrieb raſch hintereinander ein Dutzend ſchauerlicher Urtheile, bis er wieder erſchlafft nachgeben mußte. „Etwas anderes;" ſeufzte er, und faltete die Hände: „Habt Ihr keinen Vortrag zu machen? Ich höre zu, bin geduldig wie das Lamm, welches trägt die Sünden der Welt." — „Da iſt ein ſonderbarer Caſus, Euer Eminenz, worüber das Gericht ſich Inſtruktion erbittet. Ein junger Cavalier aus dem Königreich Valencia iſt des Kloſterfriedenbruches angeklagt, will nicht geſtehen, und dennoch iſt eine Beſtimmung ſeines Schickſals um ſo nöthiger, als er in unheilbare Raſerei verſunken ſcheint. Präſident und Aſſeſſoren wiſſen nicht, wie dabei ſich zu benehmen. Das Auto da Fe rückt heran, wo die Gefängniſſe leer werden müſſen, und nun frägt ſich's, ob Mariano Regate verurtheilt werden, oder vergeſſen bleiben ſoll."

Der Cardinal bewegte ſich ungeduldig auf ſeinem Schmerzenslager, und antwortete wild: „Dieſer Name ſaust mir vor den Ohren. Da gibt es Leute, die für den Menſchen bei mir ein Wort einlegten; andere, die gegen ihn ſich vernehmen ließen. Schlechtes Geſindel, die Erſteren, die Letzteren vornehme Leute. Ich habe genug von ihm gehört. Soll noch einmal quäſtionirt werden; bekennt er, iſt's gut. Bekennt er nicht, auch gut. Man ſchickt ihn dann auf die Galeeren; ein Naſender kann nicht im ſtillen Hauſe der Inquiſition geduldet werden. Galeere und Confiscation; das Tribunal ſoll ſich's merken." — „Vielleicht verlangte doch der unglückſelige Sinnenzuſtand des armen jungen Mannes eine Milderung ſeines Looſes." — „Ich verbiete Euch das Wort, Bruder Bartholomä. Don Barnabas, des Königs Günſtling, wünſcht den Verbrecher unſchädlich gemacht zu ſehen; folglich theilt der König unſer Herr dieſe Anſicht, und dem heiligen Gericht mag's gleichgültig ſeyn. Seine Raſerei? Eitle Sorge; wenn wir auf jeden Narren Rückſicht nehmen ſollten, der ſich in unſer Haus läſtert, hätten wir viel zu thun. Die Ruderbank iſt eine treffliche Irrenanſtalt. Heiliger Jakob, welche Schmerzen mich wieder ergreifen! Heilige Dreifaltigkeit, vergib unſere Schulden, wie wir unſern Schuldigern vergeben!"

Der Leidende krümmte ſich zuſammen, und glitt vom Lager auf die Teppiche des Fußbodens. Bartholomäus ſchrie nach Hülfe; der Kämmerling ſtürzte herbei, rieb die Schläfe ſeines Herrn mit aromatiſchen Waſſern, hob ihn in den bequemen Lehnſeſſel, ſtreckte ſeine Füße auf weichen Schemeln aus, und lächelte den Cardinal, als dieſer die Augen aufſchlug, mit beſonderer Freundlichkeit an. Der Gebieter drängte ihn zornig zurück, und ſchalt: „Landſtreicher, Bärenhäuter, Dir ſollen Deine Sünden nicht vergeben werden, weil Du meiner Leiden ſpotteſt." — „Nicht doch, Euer Eminenz; das Ende Eurer Leiden iſt vor der Thüre. Der kluge Meiſter Obrego wartet im Vorgemach."

Freude der Seligen verklärte das Geſicht des Großinquiſitors. Die fröhliche Ueberraſchung verſcheuchte den Schmerz, ſo daß er verſuchte, ſich zu erheben, und ungeduldig winkte, den Retter herbeizuführen. Bartholomä verſchwand, ſeine Akten unter dem Arm, und an ſeine Stelle trat der ehmalige Vertraute der Donna Eugenia. — Nachdem auch der Kämmerling auf den Zehen ſchleichend das Gemach verlaſſen, reichte der Cardinal dem klugen Meiſter die ſchlaffe Hand zum Kuſſe, und ächzte, halb unwillig, halb vergnügt: „Du findeſt mich in ſchwerem Jammer begraben. Warum ſäumteſt Du, mir beizuſtehen? Vergebens ließ ich Dich in allen Winkeln von Madrid aufſuchen; die alte Eufroſine ſogar beſchied ich vor meinen Stuhl, und fragte die rothäugige Vettel nach Dir. Sie wollte nichts von Dir wiſſen, und ich wünſchte ihr in meines Kummers Drang den Holzſtoß, dem ſie bisher unverdient entlaufen iſt. Warum ſchone ich Euch, verdächtiges Geſindel, wenn Ihr nicht in meinen Nöthen bei der Hand ſeyn wollt? Gott beſſere die Aerzte des Königs, aber ſie verdienen alle den Staupenſchlag. Du haſt mir einmal geholfen, hilf mir jetzt wieder.“ — „Meine Cur war darauf berechnet, Euer Eminenz zu dauerhafter Geſundheit zu verhelfen. Ich wundre mich, den weiſeſten Prälaten in ſolcher Bedrängniß wieder zu finden.“ — „Ach, Du zweifelhafter Chriſt, Du biſt nicht feſt im Glauben, ſonſt wüßteſt Du, daß der Herr diejenigen züchtigt, die er liebt. Und die Gewürze, mein guter brauner Burſche, die ſataniſchen Gewürze, womit uns die gottvergeſſenen Indianer vergiften, obwohl ſie unſerm Gaumen allzugut ſchmecken…

Zimmet, Pfeffer und Vanille, welch' teufliſche Lockungen für einen ſchwachen Erdenkloß! Du weißt, wie ſehr der Würzwein meiner Zunge ſchmeichelt, Du kennſt vielleicht die verführeriſche Kraft der indianiſchen Vogelneſter, der üppigen Paſteten... Genug, ich bin ſo krank wie je, und in ein Paar Wochen ſoll die Glaubenshandlung gefeiert werden, und nicht erhört iſt, daß ein Großinquiſitor bei dieſer Feierlichkeit gefehlt hätte."

„Eure Eminenz iſt fürwahr ſehr ſchlimm daran; wer weiß, ob ich ſchnell werde helfen können?" — Der Cardinal zog ſchmerzhaft die Füße in die Höhe, und ächzte: „Da ſticht und ſchneidet es wieder, wie mit tauſend Lanzetten. Ich halte es nicht aus. Mach Dich ans Werk; Arznei, Sympathie, etwas Weniges von Zauberkünſten ſogar, brauche, was Du willſt. Ich will durch die Finger ſehen, wenn auch aus deinen Operationen ſelbſt der Pferdefuß des Beelzebub guckte." — „Ein ſchweres Stück; kaum möglich. Was gibt mir Eure Eminenz zum Lohne?" — „Was Du willſt; wäre ich König von Spanien, oder der Pabſt, ich ſchenkte Dir Indien mit allen ſeinen Gold- und Silberminen." — „Ich frage nicht nach Gold und Silber; zwiſchen ehrlichen Leuten gibt es noch ein andres Abkommen. Zwei Leben fordre ich, das eine zu erhalten, das andre gerechter Strafe auszuliefern." — „Du ſprichſt in dunkeln Räthſeln, aber das Podagra iſt mir kein Räthſel mehr, und wenn ſich Deine Forderung mit Gerechtigkeit und Chriſtenpflicht vereinigt, ſo mags drum ſeyn." — „Die alte Eufroſine ſagte mir, daß Mariano Regate in den Kerkern des heiligen Gerichts verſchloſſen ſey. Sie ſelbſt hat vergebens bei Eurer Eminenz um deſſen Freiheit gebeten. Schenkt ſie ihm, mir zu Lieb und Lohne." — „Don Barnabas verlangt ſeine Beſtrafung." — „Mariano iſt das Opfer eines ſchändlichen verbuhlten Weibes, das ſeinen Verſtand verrückte." — „Aber Don Barnabas verlangt ſeine Beſtrafung." — „So mag Don Barnabas auch Eure Eminenz curiren. Ich ſchüttle den Staub von meinen Schuhen, und empfehle mich Eurer Eminenz."

Obrego wollte trotzig gehen, aber der Cardinal hielt ihn verzweifelnd am Mantel feſt, und rief jammernd: „Ungeſchlachter Heide, wirſt Du bleiben? geht man ſo mit einem Manne um, auf deſſen Schultern Wohl und Weh der Chriſtenheit liegt? ſteht Dir's zu, ſo grob und ungeſchliffen die Verhandlung abzubrechen? Höre mein letztes Wort: ich kann den Gefangenen nicht vor aller Welt freigeben; das leiden weder meine Pflichten, noch das Anſehen des Grafen Barnabas. Aber, ich will nichts dagegen haben, wenn er entwiſcht. Du ſollſt zu ihm gehen dürfen, es ſoll ſeiner Flucht nichts im Wege ſtehen, aber er verlaſſe Spanien, oder verberge ſich wenigſtens bis auf beſſere Zeiten, wenn er vernünftig genug dazu iſt. Würde er abermals ergriffen, ſo müßte er brennen, oder auf der Galeere rudern, je nachdem es dem heiligen Gericht gefällt." — „Ich danke Euer Eminenz; über dieſen Punkt wären wir im Reinen, und noch dieſen Abend werde vorläufig der arme Junge ſeines Kerkers quitt. Dann will ich ſehen, wie ich den böſen Geiſt banne, der in den ehrwürdigen Füßen Eurer Eminenz ſein

Quartier aufgeſchlagen.“ — „Gott ſey Dank, daß ſchon der Abend ſinkt, ſonſt könnte ich den Aufſchub nicht vertragen. Wie war's aber mit der andern Clauſel, welche Du mir ſetzteſt?“ — „Ich werde die Ehre haben, mich deßhalb gegen Eure Eminenz weitläufiger zu erklären. Für's Erſte werde Mariano frei, und das Uebrige findet ſich.“ — Als Obrego dahinging, verſehen mit Schlüſſeln, Gold und nöthiger Vollmacht, ſeufzte der Cardinal, wie im Gebete: „Ach, Herr, Du wählſt oftmals wunderliche Werkzeuge zum Heil der Deinen! Wenn der Spitzbube nur wiederkehrt, ſein Wort zu halten, wie er mich gezwungen hat, das meinige zu erfüllen!“

20.

„Zum Markt! zum Markt! zum Stierkampf!“ tobten tauſend Stimmen durch die Gaſſen von Madrid, und das ſchönſte Sonnengold funkelte auf den zierlich geſchmückten Platz hernieder, die amphitheatraliſchen Sitze beleuchtend, die zierlichen Logen des Adels, und des Königs ſchimmernde Tribüne. Alles war voll Leben und Getümmel, von dem mit Sand beſtreuten Platze, bis zu den höchſten Häuſerſpitzen; aus den Fenſtern, geſchmückt mit Teppichen und Fahnen, von den unzähligen Balcons ſchauten neugierige Geſichter, durch alle Straßen brauste der Schwall der andrängenden Zuſchauer. Alle Klaſſen des Volkes durcheinander gemiſcht, Edelleute, die ſich Könige dünkten, Gemeine, die ſich den Edelleuten gleich ſtellten. Lange Reihen von Kutſchen trugen die ſchönſten Damen zum Platze der Volksfreude; alle Miethwagen waren in Beſchlag genommen, und gravitätiſch lenkten deren Führer, in zerlumpten Mänteln wohl, aber dennoch den unendlichen Degen an der Seite, die Zügel ihrer wohlgeſchornen Thiere. Cavaliere zu Pferd und auf Mauleſeln, prahlende Ordensritter mit grünen und rothen, doppelten und dreifachen Kreuzen auf dem Mantel, langten in majeſtätiſcher Cavalcade an, begleitet von ihren Dienern zu Fuße, wenn ſie deren aufbringen konnten, oder allein vor ſich dahinkleppernd, mit wichtiger Miene, Hochmuth auf der Stirne, und Hunger im Magen. Zwiſchen Pferden und Wagen hindurch ſchlüpften niedliche Bürgerinnen, auch Damen niederer Ordnung in der verführeriſchen Basquina, das ſchmachtende Antlitz in lockende Schleier verhüllt, dahinſchwebend auf köſtlichen Chapinen, funkelnd von Gold und Silber. Mönche und Betſchweſtern waren fern, aber dafür der Schergen und Soldaten ungezählte Menge allenthalben im Wege; des Corregidors Diener in langen ſchwarzen Röcken, mit der weißen Juſtizelle in den Händen, drängten und tribulirten das Volk, die Gaſſen freizulaſſen für die bunten Schaaren der Stierkämpfer, und für den Zug des Königs, den man zur Stunde erwartete. Von allen Seiten ſprengten und liefen die Picadores, die behenden Toreadores herzu, in ſammtenen, hellglänzenden Jacken, glitzernd von ſilbernen Knöpfen, mit blanken Lanzen und flatternden Banderillas; wohlbekannte Matadore, vom

Volke jubelnd empfangen und ehrfurchtsvoll begrüßt, zeigten ſich hie und da in ihren ſeidenen Mänteln, das gefürchtete Schwert unterm Arm, und die rüſtigen Streiter alle ſammelten ſich auf der noch Jedermann zugänglichen Bahn, ſprachen lärmend von der bevorſtehenden Luſt, und horchten freudig, raufbegierig, auf das dumpfe Gebrüll der gefangen gehaltenen Stiere, wovon der Boden der Logen zitterte. Kecke Reiter ſchwenkten ſich auf der Sandfläche, liebäugelten empor zu den Tribunen, zu den Altanen, und manches ſehnſüchtige Auge begegnete ihren Blicken, und mancher Blumenſtrauß fiel wie von ungefähr aus den Händen reizender Damen in den Hut des Vertrauten verſchwiegener Seligkeit. Die Loge, die der königlichen gegenüber lag, zog vor allen die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer an. Donna Ignacia ſaß darinnen, eine geborne Göttin der Schönheit, umgeben von allen Reizen der Kunſt und Natur, eine Königin aller Männerherzen, eine gefürchtete Nebenbuhlerin aller Weiber. Man wußte, daß der König ſeinen Tribut zu ihren Füßen niederlegte, man ziſchelte ſich in die Ohren, daß der Monarch oft verkleidet von ſeinen Luſtſchlöſſern hereingekommen, um ihr zu gefallen, man beneidete, haßte, fürchtete und liebte ſie darum. An ihrer Seite blähte ſich ihr Bruder, Don Barnabas, das Haupt von einer Staatsperücke bedeckt, eine ungeheure Brille auf der Naſe tragend; im Hintergrund der Loge ſaß Don Melchior, in weltliche Kleidung vermummt, das Geſicht halb verhüllt von mächtiger Spitzenkrauſe, halb bedeckt vom breiten Federhute.

Während Don Barnabas ſich vorlehnte, als wollte er dem Volke ſich gnädig zeigen, ſchwatzte der Prälat vertraulich mit der Schweſter. „Wie kommt's, daß Ihr heut am feſtlichen Tage ſo ernſt und beklommen ſeyd, Donna Ignacia? Eure Augen ſind trübe, und ich fürchte, Eure Wange wäre blaß, wenn nicht die Schminke dieſe Unart der Natur verbärge. Euer Buſen fliegt, als wie gepreßt von Seufzern, unſtät ſchweifen Eure Blicke. Was iſt's, das unſere theure Schweſter ſo ſehr betrübt? Wird nicht bald uns gegenüber die Sonne aufgehen? Seyd Ihr nicht ſtolz, den mächtigſten Fürſten der Chriſtenheit in Euren Roſenbanden zu wiſſen? Oder macht es Euch eiferſüchtig, daß die Königin heute neben ihrem Gatten erſcheint? Ihr ſeyd beneidenswerther, als die Fürſtentochter; nur der Zwang der Staatsklugheit feſſelt an dieſe den Monarchen, während ſein Herz Euch in der Stille vorzieht, wenn Ihr gleich noch nichts gethan, ſeiner heißen Liebe entgegen zu kommen." — „Ich bitte Euch, Don Melchior, von dieſen Dingen zu ſchweigen;" verſetzte Ignacia froſtig: „der Pomp, der uns hier umgiebt, ekelt mich an, iſt mir zur Laſt, denn wie ein Felſen drückt mich eine finſtere böſe Ahnung." — „Ahnungen ſind Träume, Träume ſind nichts. Ich weiß jedoch, was die Schwermuth auf Eure Stirne bannt. Geſteht mir's, Ihr liebt. Zu dem Marquis von Andujar zog Euch die Leidenſchaft. Ja, ja, Ihr zürnet der Vorſicht Eurer Brüder, wir waren Euch überläſtig. Da hat aber das Schickſal zu Eurem Beſten den Knoten zerhauen. Der gefährliche Mann iſt fort, und fürder unſchädlich, wie der verliebte Narr, der in den Kerkern der Inquiſition ſein verdientes Lob erwartet.“ — „Sprecht nicht von dieſem Manne. Die Erinnerung an ihn ſollte Euch billig die Schamröthe auf die Stirne jagen. Wahnſinnig iſt er, und Ihr hieltet den Thoren für einen kühnen Räuber. Wahnſinnig iſt er, und Ihr laßt den Aermſten im Gefängniſſe verkümmern. Ich gäbe meine Seligkeit darum, wenn ich ihn nie geſehen, wenn nie ein unheilvoller Schickſalsſpruch dieſen Grimmigen, dieſen Verfolger in meine Lebensbahn geſchleudert hätte. Ich beklage ſein Loos, doch mag es gerecht ſeyn. Ich bin zufrieden, wenn mir Ruhe vor dieſem böſen Geiſte wird. Aber ein ganz anderer Kummer belaſtet meine Seele, und da ich geſonnen bin, mich gegen Euch darüber nicht zu erklären, ſo laßt mich in Ruhe, bitte ich.“ —

Pauken lärmten, Trompeten ſchmetterten, die Muſikchöre ſtimmten in vollen Klängen ein. Der Zug des Königs erſchien auf dem Platze. Die deutſchen und burgundiſchen Leibwachen in ihren gelben Wämſern, geſchmückt mit rothen Sammetbändern, trieben mit Hellebardenſchlägen das Volk auseinander, ſäuberten den Weg vor dem Hofſtaat des Königs, dem die Blüthe des ſpaniſchen Adels, die Deputationen der Provinzen folgten, umſchwärmt von zahlloſen Laquaien in unſcheinbarer Livree. Neben der Tribune des Königs beſtieg die Königin ſammt ihren Damen die mit Feſtons und Fahnen geſchmückte Eſtrade; auf weichen Polſtern nach mauriſcher Sitte ließ ſich die weibliche Hofhaltung nieder, adelige Pagen in grauen Kleidern umſtanden die ſchwarzen Geſtalten, und der Poſſenreiſſer der Monarchie brüſtete ſich unſern in ſeinem buntgeſtreiften Mantel. Weiße Tücher flatterten aus allen Fenſtern, es regnete Myrthenzweige und Granatblüthen auf den Platz, tauſendſtimmiges Lebehoch erſchallte, und alle Damen ſchlugen die Schleier zurück, um dem königlichen Paare ihre demüthige Stirne zu weiſen. Unter lärmender Muſik trat der Corregidor mit ſeinen Dienern in die Bahn, verlas des Königs Decret, das den Stierkampf erlaubte, rief die Ordnungen und Regeln deſſelben aus, und der König gab das übliche Zeichen. Der Platz war leer, rings in ſtummer Erwartung harrte die Menge, die Thore des Stierbehälters ſprangen auf, das Feſt begann.

Ignacia ſah nur wie durch nebliche Traumſchleier das wüthende andaluſiſche Thier, die hüpfenden neckenden und galoppirenden Kämpfer; ſie achtete kaum des zärtlichen Grußes, den ihr der König verſtohlen zuwinkte, ſie hörte nicht das Händeklatſchen, das Gelächter, den Beifallruf der blutgierigen Zuſchauer. Ihre Sinne, ihre Gedanken hingen nur an dem loſen feinen Blättchen, das an ihrer wallenden Bruſt verborgen lag; an den Abſchiedszeilen des geliebten, plötzlich verſchwundenen Felipe. Wenige Minuten, bevor ſie ihres Bruders Pallaſt verließ, hatte Obrego, die Wachſamkeit der Dienerſchaft täuſchend, die überraſchende Botſchaft in ihre Hände geſpielt. Sie war erſchrocken vor dem plötzlichen Erſcheinen des Mannes, der an Koſſeirs Grab den Hoheprieſter gemacht, und ſie zauberiſch mit einem Manne verbunden, von dem ſie jetzo ſich zu trennen ſehnlicher wünſchte, als ſie dazumal ſeine Liebe heiß begehrte. Nicht ein Zeichen des Glückes durfte ſie hoffen, aus der Hand des abenteuerlichen Magiers zu empfangen, und ihre Furcht hatte ſie nicht getäuſcht. Daß er ſchied, auf immer und auf ewig, meldete ihr Felipe mit kalten Worten, und der Unerbittliche hatte ſich auch nicht die Freude verſagt, die Hülle zu zerreiſſen, die ihm bisher als Liebesmaske gedient. Ignacia wußte jetzt, daß nicht bloß ein kühner aber angebeteter Frevler ihre Gunſt errungen, ſondern daß der gefürchtetſte aller Räuber ihren Mund geküßt, ihren Leib umfangen. Schmerz, Erbitterung, Sehnſucht nach dem Verlornen und Abſcheu vor dem Banditen erfüllte ihr zerſchmettertes Herz. Sie hätte ſterben mögen in dem Augenblick, wo alle Pracht des Lebens ihr winkte; ſie hätte nach Rache ſchreien mögen, aber die Sorge um ihre Ehre verſchloß ihr den Mund, und zwang ſie, ein Geheimniß zu tragen, das ſeine Qual von Moment zu Moment erneuerte. Mit Ungeduld und Angſt ſpahten ihre Blicke unter den Zuſchauern umher; bald hier, bald dort glaubte ſie Felipe's Angeſicht auftauchen zu ſehen, bald hier, bald da ſtreckte ſich ein braunes Antlitz in die Höhe, und ſie dachte in Obrego's finſtere Züge zu ſchauen. Sie entſetzte ſich vor dem Zauberer, und wünſchte ſeine Nähe. Von ihm war ſie gefeſſelt worden, nur von ihm hoffte ſie, wiewohl mit bangem Zagen, Erlöſung. Sie überlegte in dem Rathe ihrer Schlauheit, wie ſie des ſpurlos Verſchwundenen wieder habhaft werden, wie ſie ihn geneigt machen möchte, ihrem Verlangen nach Freiheit zu willfahren. Sie betete zu allen Heiligen, daß ſie ihr den Zauberer wieder zuführen möchten; ſie hoffte abergläubiſch auf die Erfüllung ſolcher Bitte, aber ihre zerriſſene Seele, ihr in Labyrinthen befangener Verſtand träumte nicht von der Nähe des gefährlichſten Feindes.

Der zweite Stier war bereits erlegt, unterm Jubelgeſchrei des Pöbels aus den Schranken geſchleppt, und ein dritter rannte wüthend mit vorſtrebenden Hörnern in die Bahn. Mit Raketen und Schwärmern beworfen, von ſpitzigen Pfeilen verletzt, drehte ſich das rieſige Thier im Kreiſe, als begehre es, den eigenen Leib zu durchbohren, und die Beifallswuth der Menge ſtieg donnernd in die Lüfte, als plötzlich in der Loge des Königs eine auffallende Bewegung und Unruhe ſichtbar wurde. Der Fürſt verließ ſeinen Stuhl, die Hofbedienten erfüllten den geſchmückten Raum, Waffen blitzten, Mordgeſchrei wurde hörbar. „Man will den König ermorden!“ tobte es von Loge zu Loge, und die Leibwachen rannten in gedrängten Rotten um die Planken, nach den vom Platz auslaufenden Straßen, und die Stierkämpfer verließen ihre Beute, und das Thier, das keinen Feind mehr ſich gegenüber ſah, ſprang nach ſeinem Stalle zurück. Im Nu lagen die Schranken zu Boden, überfluthet vom Volksgedränge und Aller Augen ſtarrten nach den Plätzen der königlichen Familie, wo die Königin in Ohnmacht lag, und alle Höflinge wild durcheinander ſtürmten. Wer an dem Herrn von beiden Indien irgend Antheil nahm, eilte hin zu fragen, ſeine Dienſte anzubieten. Don

Barnabas war nicht der Letzte, ſeine Verkleidung vergeſſend, war ihm Melchior gefolgt. Ignacia, von quälender Ungewißheit gepeinigt, von ihren Dienern verlaſſen, ſtand unſchlüſſig, wie alle übrigen Damen in der Runde, die nur ſchrieen und jammerten, ohne zu wiſſen warum. Da kletterte ein Waghals an der ſchlanken Säule hinan, welche Ignacia's Loge unterſtützte. Mit einem Schwunge war er über dem Geländer, hielt er die Dame feſt in ſeinen zitternden Armen. „Braut, die mir der Himmel oder die Hölle beſchieden," rief er mit wildrollenden Augen: „kennſt du mich noch? Kennſt du noch deinen Knecht Mariano?" — „Ach, Mutter der Schmerzen!" ſeufzte Ignacia, mit ſchneebleicher Stirne auf den Seſſel niederſinkend: „Ich bin verloren, wenn du mich nicht ſchützeſt, Himmelskönigin!" — „Was will die Sünderin von der reinen Mutter des Herrn? Iſt meine Liebe dir ſchrecklich? Witterſt du in meiner Umarmung den Tod? Du haſt mich dem Tode ähnlich gemacht, ein Gerippe bin ich, und nichts iſt mir vom Leben geblieben, als das ſiedendheiße Blut, das ſtürmiſch klopfende Herz. Treuloſe! Du haſt mich vergeſſen in der Noth, im Kerker verlaſſen, mit Felipe gebuhlt, während ich verzweifelte. Noch einmal, mache gut, was du verbrochen. Sieh! dort haben ſie einen König ermorden wollen, vielleicht iſt der Kronenträger todt, und ſein Volk hat nur Augen für die Leiche des Geſalbten. Günſtig iſt der Augenblick, wie keiner; ſoll ich an die Liebe glauben, die uns verbündet, ſo folgſt du mir zur Stelle. Komm mit mir in's Elend, laſſe hinter dir die Pracht; Du ſiehſt, wie dort Gewalt und Kronenglanz ein Ende nimmt. Folge mir!" — „Unſinniger! Welch ein Begehren! Liebe? Ich dich lieben? Ich verabſcheue dich, Geſpenſt der Hölle, und fluche dem, der dich frei machte." — „Der Teufel war's, ſchöne Dame. Dem dienſtfertigen Teufel bin ich entſprungen, um die Neige des verfluchten Bechers zu ſchlürfen, den du mir gereicht haſt."

Unter dem Tumult, der auf dem Platze herrſchte, war Niemand Zeuge dieſes gewaltſamen Auftrittes. Ignacia's Hülferuf verhallte, Mariano ſchleppte ſie mit übermenſchlicher Kraft nach der Treppe der Loge; ſie klammerte ſich vergebens an den Boden, vergebens ſträubte ſie ſich, dem Raſenden zu widerſtehen; da beſann ſie ſich, daß ſie ihren Dolch im Buſen verborgen; auf ihre Kniee aufgerichtet, ſtieß ſie das Eiſen in Mariano's Hand. Die verwundete Fauſt ließ von ihr ab, und mit keuchender Wuth donnerte ihr Mariano zu: „Schlange! Du ſuchſt mich zu tödten? Wahrlich, du biſt eine böſe Zauberin, die mich mit Teufelskünſten berückte, und ſterben ſollſt du zur Stelle von meinen Händen!" Ignacia, des Schrecklichſten gewärtig, erhob troſtlos und jammernd die Arme, und dießmal waren ihre Retter nicht ferne. Barnabas, Melchior, ihr Gefolge drangen herein, ſtießen Mariano zurück, der umſonſt den Angreifern die Stirne bot. „Blut? Blut an den Kleidern unſerer Schweſter? Nieder mit dem verfluchten Mörder!" ſchrieen die Brüder, und unter dem Anlauf ihrer Diener ſtürzte Mariano die

Treppe hinab, während ſein bebender Mund ſchäumte: „Zauberin, verruchte Zauberin! Gib mir das Leben heraus, das du mir geſtohlen, mein Blut komme über dein Haupt, Unſelige!“

Der Troß der Stiere, die vom Platze getrieben wurden, der Schwarm ihrer Treiber ſchob ſich zwiſchen Mariano und ſeine Verfolger. Freundliche Arme umſchlangen den Unglücklichen, Joſe's Stimme rief ihm zu: „Heiliger Gott, woher, mein edler Ritter? Verfolgt, blutend, in dieſen Kleidern ſehe ich Euch wieder? Kommt, folgt mir, das Getümmel begünſtigt unſere Flucht, ich bringe Euch zu Freunden.“ Mariano fühlte ſich durch die brauſende Menge fortgeriſſen, der treue, vor Angſt zitternde Diener zerrte ihn nach einem Winkel des Amphitheaters, wo unter ſchattigem Vordach viele Leute ab und zu liefen. Betroffen, entgeiſtert, verſteinert ſtand Mariano ſeiner Manuela und ihrem Vater gegenüber. Ein durchdringender Schrei des Entſetzens entfuhr der erſtern, Ibarra packte den Eidam bei den Schultern, und rief erblaſſend: „Was habt Ihr gethan, unſeliger Menſch? Ihr blutet, ſeyd auſſer Euch... Ihr habt den König angefallen, wolltet ihn ermorden?“ — „Ich? Den König? Ich ein Mörder?“ fragte Mariano wie bewußtlos, und ſchnell warf Ibarra ſeinen eigenen Mantel über die Schulter des Unglücklichen, ſtieß ihn heftig aus dem Umkreiſe des Platzes, mit den ſchreckensvollen Worten: „Flieht, verbergt Euch, dort nahen die Trabanten! Bringt nicht Schande und den Tod des Verbrechers über Euer Haupt!“ —

Schon war Mariano unter der Fluth des Pöbels verſchwunden.

Barnabas, Melchior und ihre Diener ſuchten den flüchtigen Feind aller Orten. Unter das beſtürzte Gefolge Ignacia's, kaum von demſelben bemerkt, war Obrego in Ignacia's Loge getreten. Die Dame ſchrie ihm entgegen: „Ich bin verloren, wenn Ihr mir nicht helft, in der Noth mein einziger Freund. Mariano, ſeiner Feſſeln entſprungen, ſtellt mir nach, wie ein Tiger ſeinem Raube. Nur Euer Auge vermag ihn zu finden. Eilt, fliegt, tödtet ihn, laßt ihn umbringen, wo er ſich zeigt. Sein Tod iſt mein Leben. Für das ſeinige ſollt Ihr Alles haben, was ich auf Erden zu geben im Stande bin.“ — Zornigen Angeſichts, drohendes Lachen um den verzerrten Mund, eilte Obrego ſchnell von hinnen. Stürmiſchen Laufs umkreiſte er den Plan, Falkenblicke ſendend, wie vom Bogen den ſichern Pfeil. Er ſchoß dahin, wo an der Häuſerreihe, den jagenden Pferden und Wagen auszuweichen, ein altes Weib an der Krücke humpelte. „Peſt und Tod auf deinen Kopf!“ ſchnaubte er die hinkende Eufroſine an: „Hab' ich dich zur Hüterin des Raſenden beſtimmt, daß du ihn entwiſchen läſſeſt?“ — „Ach Herr, vergib um meines Alters Willen. Einen Augenblick entfernt' ich mich von ihm, und Thereſa, von ihm bethört, ließ ihn entweichen. Ich kam hieher, ihn zu ſuchen, doch vergebens.“ — „So wiſſe, daß du zum Teufel fährſt, alte Blindſchleiche, wenn du ihn nicht an dieſem Abend noch zur Stelle ſchaffeſt. Du zertrümmerſt mein ganzes Werk, aber dein Leben bürgt mir dafür, daß du wieder gut machſt, was du verbrochen!" —

21.

„So beſcheidet Euch doch, und ſeyd nicht unverſchämt. Meine Gebieterin iſt krank, und war nie gewohnt, Bettlerinnen in ihren Zimmern zu empfangen." — „Du biſt ſelbſt unverſchämt, Roſa;" antwortete die Bettlerin mit zornigem Blick, hob ſich an ihrem Stabe, und zog die zerriſſene Mantille vom Geſicht: „Kennſt Du mich jetzt, albernes Mädchen? Wirſt Du mir jetzt noch den Eintritt verſagen?" — Roſa prallte ſtaunend zurück, und ſtammelte kaum hörbar: „Jeſus Maria, Donna Eugenia! Ihr ſeht aus, wie ein Geſpenſt. Tretet ein, doch erſchreckt meine Frau nicht zu ſehr; ſie hat ſich kaum von den Aengſten des geſtrigen Tages erholt." — „Sie wird ſich doch nicht vor ihrer Freundin entſetzen?" fragte Eugenia mit lauter drohender Stimme, ſchritt in das Cabinet, und ſtand vor Ignacia, die wie aus einem Traume auffahrend mit wilden Augen die Erſcheinung anſtarrte. Eugenia wollte ſich in ihre Arme werfen; Ignacia ſtieß ſie zurück, überließ ihr nicht einmal eine ihrer Hände, wonach die Buſenfreundin haſchte, wie nach dem ſchwankenden Brett der Ertrinkende. Eugenia, in der aufgeregteſten Stimmung, in Worten voll von Schmerz und Erbitterung, beſtürmte die verſagende Freundin mit Allem, was nur ein menſchliches Herz zu rühren vermag. „Du ſiehſt eine Verzweifelnde vor dir,“ rief ſie: „die ihre einzige Zuflucht bei dir zu finden mit bitterm Zagen hofft. Stoße du ſie nicht von deiner Schwelle, wie es vor Kurzem erſt ein Elender gethan, den ich Bruder nannte, der aber die Bande der Verwandtſchaft mit Füßen tritt, um, gemeinſchaftlich mit dem abſcheulichſten Betrüger, mich zu verderben, zu entehren. O meine Ignacia, welche Schickſale betrafen mich, ſeit ich von dir mich trennen mußte! Wenn du nicht glücklich biſt, wie deine kummervollen Züge zu verrathen ſcheinen, ſo vergleiche dein Geſchick mit dem meinigen, und preiſe dein Loos. Ich glaubte, niemals mehr dich, die fröhliche Hauptſtadt wieder zu ſehen. Der Erzengel von Salamanca hielt mich gefangen, nachdem er mein Gefolge erſchlagen. Ach, wär' auch ich unter den Todten! Ich hätte nicht mehr die Schmach erduldet, die mir jetzt bevorſteht, nicht die Leiden, deren Beute ich ſeit jenem verhängnißvollen Abend geweſen. Der Räuber verlangte ein ungemeſſenes Löſegeld; es zu weigern hielt ich für Pflicht, für Klugheit. Eitle Vorſicht! Meine ganze Habe, mein mühſam geſammelter Schatz, ſie ſind der Raub des Tigers geworden, der mit der frechſten Unverſchämtheit mir, der Gefangenen, Unterſchriften abdrang, die er alle mich zu plündern gebrauchte, unter deren Schild er meine Güter mit dem habſüchtigſten Menſchen theilte. Er ſchwelgte hier von meinem Golde, mißbrauchte Namen und Wappen von Edelleuten, deren Stamm dem königlichen nicht nachſteht; er betrog ganz Madrid, während ich mit Noth und Jammer kämpfte, in enger Haft, kaum die Nahrung erhaltend, womit mein armes Leben ſich friſtete. Doch ſchlug endlich die Stunde der Befreiung. Mein Wächter Blas, der Grauſamſte ſeiner Genoſſen, wurde auf einem Raubzuge getödtet. Ein junger Geſelle der Mordbande, von meinen Thränen gerührt, ließ mich entfliehen. Mit nackten Füßen, Almoſen heiſchend, pilgerte ich hieher, bald wie die elendeſte Landſtreicherin, bald wie eine verlorene Närrin behandelt. Ich ahnete, was ſich in Madrid begeben, ich hoffte, dem Räuber ſeine Beute abzujagen. Ich kam zu ſpät; der Schändliche hatte ſeinen Plan ausgeführt, Madrid verlaſſen, und ich darf nicht zweifeln, daß die Kugeln, die beinahe vor den Thoren der Hauptſtadt meine elenden Gewänder durchfuhren, meinen Arm ſtreiften, von ſeinen Mördern abgeſchoſſen wurden, um mich auf ewig ſtumm zu machen. Nur durch ein Wunder entging ich dem Tode, um zu erfahren, wie ein Menſch im Stande ſeyn kann, jede Regung des Bluts, des Mitleids zu verläugnen. Lucio ſtieß mich wie eine Betrügerin aus ſeinem Hauſe, meinem Jammer ſtellte er Schenkungsurkunden entgegen, von denen ich nichts weiß, und ein elendes frevelhaft erſonnenes Mährchen, das mich mit den Roſen einer Braut bekränzt, während ich im Staub der niedrigſten Armuth liege. Doch will ich die Gerechtigkeit des Königs und ſeines Raths anflehen, Himmel und Erde bewegen, um das zurück zu fordern, was mir ſo ſchändlich entriſſen. Du wirſt mir dein Haus nicht verbieten, wirſt unſrer Freundſchaft gedenken, mir den Beiſtand leihen, den der unnatürliche Bruder ſeiner Schweſter verſagt. Don Barnabas hat Einfluß bei dem König; Du ſelbſt biſt, wie es heißt, von dem Monarchen geliebt. Gib mir Trauerkleider, begleite mich zu unſerm Herrn und König. An ſeinem Throne will ich mich niederwerfen, und nich eher aufſtehen, als bis ich mein gutes Recht erhalten, meine Rache befriedigt weiß.“

Je tiefer Eugenia's Haupt ſich vor der Freundin beugte, je demüthiger ihren Schutz die Betrogene anſprach, um ſo kälter und ſtolzer richtete ſich Ignacia vor ihr auf, und erwiederte nach langer Pauſe mit ſtrengem Tone: „Von mir fordert Ihr Schutz, Beiſtand und ſchweſterliche Liebe, Donna Eugenia? Ihr müßt weit in der Bahn der Frechheit vorgeſchritten ſeyn, daß Ihr mit kecker Stirne Euch mir aufzudringen ſucht. Verruchte! Sieh mich an, ein Bild des Jammers. Du haſt den Frieden meines Lebens, meine Seligkeit geopfert. Du haſt mich erwürgt, während du Dich heuchleriſch verſtellteſt, als ob du mir zu Hülfe kämſt. Die Zauberkünſte, wozu du mich verleitet, haben mich unausſprechlich elend gemacht. Wäre ich damals vergangen in glühender Sehnſucht, mir wäre wohler. Heut bin ich nicht ſicher, weder zu Madrid, noch in irgend einem Winkel Spaniens, vor dem entſetzlichen Menſchen, welchen du an meine Sohle geheitet. Hinweg, Eugenia. Erwartet nichts von meinen Brüdern, die Euch haſſen, hofft nichts von mir, denn ich wäre berechtigt, Euch das Leben zu nehmen, weil Ihr das meinige vergiftet habt. Mariano! Kennt Ihr dieſen

Namen? Vergeht Ihr nicht vor Scham, da ich meinen Verfolger nenne, den Ihr gegen mich gehetzt? Ich fluche Euch, und Euer Gewiſſen mag Euch ſagen, ob ich ein Recht habe, dies zu thun."

Eugenia erſchrack vor dem Zorne, der in Ignacia's Augen aufflammte; ſie ahnte, wie das Netz der Hölle, das ſie über die Freundin geworfen, über ihr eigenes Haupt zuſammenfalle. Die Vergeltung dämmerte vor ihrem Blicke auf, und ihr böſes Herz, in deſſen Abgrund das Bewußtſeyn mancher verbrecheriſchen That ſchlummerte, empörte ſich vergebens gegen den drohenden Lauf ihres Verhängniſſes. Den Grimm ihrer Seele zurückhaltend, verſuchte ſie noch der heuchleriſchen Bitten Unzahl; die ränkevolle Demuth erzürnte die Gegnerin noch heftiger. Auf's Aeußerſte gebracht, wagte Eugenia das letzte Mittel der Verbrecher: Drohungen. Ignacia, deren Leidenſchaft zur Wuth geſteigert worden, befahl ihr, augenblicklich das Haus zu verlaſſen. Zitternd und bebend, kaum mehr ihrer Sinne mächtig, ſchrie das verſtoßene Weib im Scheiden: „Wohlan, du haſt dein Urtheil geſprochen, undankbare Schlange. Soll ich untergehen in dem Gewebe einer Bosheit, die noch nie geſehen worden, ſo wirſt du mich in den Abgrund begleiten. Zittre vor meiner Rache; das heilige Gericht wird meine Klage hören. Es ſoll wiſſen, daß du mit Teufelskunſten einen unſchuldigen Jüngling ſeiner Braut, ſeiner Familie entriſſen. Stütze dich alsdann nur auf deine Treuloſigkeit, klage dann auch wider mich, deine Sache iſt im Voraus verloren. Mariano lebt, dein Schlachtopfer, der Beweis deiner zügelloſen Unthat. Aber kein Zeuge iſt mehr verhanden, der meine Mitwirkung an dieſem Frevel beſtätigte. In dem heiligen Hauſe ſehn wir uns wieder!“

Verwünſchend, fluchend allem, was dem Menſchen theuer, ſtürzte die von Leidenſchaft Wahnſinnige aus Ignacia’s Palaſt. Kurze Zeit nach ihrer Entfernung ſchlich Obrego geheimnißvoll bei Ignacia ein. „Eugenia iſt hier, ſie will mich verderben, helfe du, kluger Meiſter, und zernichte endlich die Schlangen, die nach meinem Herzen zielen!“ rief ihm die Dame, überſtrömt von Thränen der Wuth und der Angſt, entgegen. Kaum hatte ſie in unordentlichen Sätzen dem Vertrauten berichtet, was vorgefallen, ſo ſchlug dieſer ein heiſeres Gelächter auf, und verſetzte mit hämiſchem Grinſen: „Alles geht nach Wunſch, holde Donna. Das Haus der Inquiſition ſoll für Eugenia des Löwen-Höhle ſeyn, woher kein Rückweg iſt. Seyd ruhig, die Abſcheuliche wünſchte meinen Untergang, ſie klatſchte meinen Todesſchmerzen Beifall zu. So wahr ich lebe, vergeſſe ich das nie, und ihre Verbrechen habe ich auch ſo wenig vergeſſen, daß ich ſchon dem Cardinal ein Regiſter derſelben vorgelegt, wovor ihm bange wurde. Die Giftmiſcherin ſoll ihrer Strafe nicht entgehen. Kanntet Ihr die reizende Sennora Peniche, die Eugenia’s Eiferſucht erregte? Den wackern Ritter Gaetano, der die Unbeſonnenheit beging, noch in der Kraft des Lebens ſeine Schätze ihr im Teſtamente zu vermachen? Entſinnt Ihr Euch noch deutlich der Zufälle, die Eures Gatten Tod, den Hintritt des edlen Don Luis begleiteten? Alle dieſe ſtarben von Eugenia's Hand. Wer die Pulver miſchte, wird ſein Haupt zu ſichern wiſſen; wer den Mord befahl, ſoll im Feuer ſterben. Zur Stunde geh' ich, vor dem Inquiſitor mich dem Ungeheuer gegenüber zu ſtellen." — „Du biſt mein Wohlthäter, und meine Dankbarkeit wird ohne Grenzen ſeyn, wenn du auch noch den Schrecklichen, den ich fürchte, wie die Hölle, aus den Reihen der Lebendigen zu tilgen vermagſt." — „Sorgt nicht, ich bin auf ſeiner Spur; die Kunde ſeines Todes kann nicht ausbleiben, denn nur der Tod des Einen kann die Bande löſen, womit Ihr beide leichtſinnig verknüpft wurdet. Wenn ich aber dieſe Kunde bringe, wenn ich Euch die Freiheit wieder ſchaffe, werdet Ihr halten, was Ihr verſprochen? Mir zum Lohne geben, was in Eurer Macht ſteht?" — „Alles." — „Es wird gut ſeyn, wenn Ihr, jedem Schritt Eugenia's gebührend vorzubeugen, dem Könige endlich gewährt, warum er ſchon ſo lange bettelt." — „Ein Dolchſtoß in mein Herz thäte mir nicht weher, aber mich zu ſichern, mich zu rächen, überwinde ich Alles. Der Monarch, von dem geſtrigen Auftritt erſchöpft, den ein hochverrätheriſcher Offizier, ſeinem Herrn zürnend, weil er entlaſſen worden, herbeigeführt, befindet ſich in Caſa del Campo, einſam, faſt ohne Begleiter. Er erwartet mich, ich fahre hinaus, ihm zu ſeiner Rettung Glück zu wünſchen." — — „Klug, ſchöne Donna. Wohl; mir gelüſtete lange, mit einem Könige ſein Liebſtes zu theilen. Verſprecht mir den Beſitz, der den Herrn zweier Welten glücklich macht, und binnen Kurzem ſollt Ihr Eurer Zauberfeſſel ledig ſeyn." — Ignacia antwortete nicht, ihre Augen ſuchten beſchämt den Boden, und ihre Bruſt athmete ſchwer. Zitternd hielt ſie ſich feſt an dem Tiſche, wo ſie ſtand, und ſenkte das Haupt; ſie hatte nicht den Muth, zu verneinen, und Obrego entwich, Hülfe und Rettung verheißend und betheuernd.

22.

Eufroſine ſaß und ſpann; dazwiſchen ſeufzte ſie ſchwer, und ſchielte neugierig zum Fenſter hinaus, und betete dann wieder ein Gebet nach dem andern. Thereſe kam endlich gelaufen, und zuckte troſtlos die Achſeln, da Eufroſine ſie fragte, ob ihr Kundſchaftergang irgend Erfolg gehabt. „Keine Spur von dem Entwichenen;" ſagte die Nachbarin ſchluchzend: „wohl aber kommt der braune Senner um die Ecke, und der Himmel weiß, wie wir ihn beſänftigen."

Obrego erſchien auch alſobald, winkte Thereſen zornig, zu gehen, und ſprach zu der zitternden Eufroſine: „Wie iſt's, Drache des Abgrunds? Kannſt du mir Nachricht geben oder nicht?" — Kopfſchüttelnd und mit gefalteten Händen ſank die Greiſin zu Obrego's Füßen, und dieſer fuhr zürnend fort: „Nicht wahr, du biſt die erbärmlichſte Hexe, die jemals den Pöbel betrog? Gauklerin, wer hat deine Karten gefeit, wenn ſie jetzo ſchweigen? Aus welchem Metall ſind Deine Spiegel geſchmiedet, daß ſie dir nicht das Geringſte offenbaren? Unſelige, wenn der allmächtige Gott ſein

Paradies einem Diebe in die Hände ſpielen wollte, müßte er dich zu deſſen Hüterin machen. Weißt du, womit ich dich bedroht?" — „Schone meiner, Herr;" ſtotterte die Alte voll Angſt: „ich wurde bethört, ich bin ſchon zu alt geworden. Ich habe dir vieles zu verdanken, und hätte Dir gerne gedient; ich habe den armen jungen Mann, da er ein Knabe war, auf meinen Armen getragen, ihn geliebt wie eine Mutter; ich hätte ihn gern mit dem eignen Leben gerettet. Nicht aus Bosheit überließ ich ihn ſeiner Raſerei und ſeinem Schickſal." — Nach einer langen Pauſe, in welcher Obrego die Bittende mit vernichtenden Blicken gemeſſen, ſagte er verächtlich: „So ſeyd Ihr Weiber. Die größten Unthaten entſchuldigt Ihr mit Eurer Schwäche. Immer war es nur ein Irrthum, der Euch zum Böſen verleitete. Trauriges Geſchlecht, elend und gebrechlich in Allem, was es beginnt. Zu ſchwach für die Tugend, ertragt Ihr auch die Sünde nicht. Steh auf, Alte. Für dieſesmal will ich dein Herz beruhigen. Mariano iſt in Sicherheit, und gerettet wird er ſeyn, wie ich's ihm gelobte, da er, ein barmherziger Samariter, mein Leben erhielt." — „Gerettet? In Sicherheit? Meiſter, du erquickſt mein Herz mit himmliſchem Balſam. Wo aber, wo iſt er? Darf ich's wiſſen?" — „Auf dem Wege zur Galeere. Du erſchrickſt? Nun ja doch. Des Königs Räthe laſſen nach dem Vorfall bei dem Stiergefechte alle Leute aufgreifen, die in Madrid ſich herrenlos, ohne Zweck und Obdach herumtreiben. Mariano, den man in einem verlaſſenen Keller fand, wo er auf Gelegenheit lauerte, in Ignacia's

Palaſt zu dringen, iſt unter der Zahl derjenigen, die von den Häſchern verhaftet und augenblicklich ohne weitern Prozeß nach dem Bagnio geſchleppt werden müſſen. Ich ſah ihn, als er, von Reitern umringt, zuſammengefeſſelt mit argem Gelichter, Madrid verließ.“ — „Heilige Mutter Gottes! Und du ſagſt, er ſey in Sicherheit?“ — „Zum Teufel, ja; ſicherer als hier, wo ſeine Raſerei ihn in's Verderben geriſſen hätte. Zudem fand er einen Gefährten, der für ihn mit Leib und Leben ſorgt. Sein treuer Knecht, der auf Ibarra's Befehl nach ihm ſpähte in den verborgenſten Winkeln der Stadt, theilt ſein Loos. Die rohen Carabiniere achteten nicht auf die Widerrede, auf die Entſchuldigungen des guten Burſchen. Der Scherge iſt ein natürlicher Feind des Volks, und wüthet blindlings gegen daſſelbe, wenn ſein Oberer es befiehlt. Je mehr der Opfer ſolcher Willkühr geſchlachtet werden, um ſo höher rechnet er ſein Verdienſt. Manch ehrliches Mutterkind wird zu ſolcher Friſt nach den Ruderbänken wandern müſſen; ein Glück, daß Joſe auf dieſem harten Wege ſeinen Herrn fand. Du aber mache dich auf, geh zu Ibarra, zu der trauernden Manuela, erzähle ihnen, was du von mir vernommen, beſchwöre ſie, keinen Augenblick zu verlieren, und vom König die Freilaſſung des armen Geiſteskranken zu begehren. Ihre Liebe, des Königs Freibrief, werden den Unglücklichen in Palma wiederfinden. Mit Entzücken wird die verlaſſene Gattin den Freund in ihre Arme ſchließen, ſo treu, ſo gut und rein, als er je geweſen.“ — „Ach, wenn du wahr ſprichſt, kluger Meiſter! Segen und

Heil über Mariano's Haupt! Die Heiligen werden mir manche Sünde vergeben, wenn ich an dieſem guten Werke helfe. Ein ſchlimmes Ding iſt die Liebe, wenn ſie vom Zauber geſchaffen wurde. Die arme Ignacia wird ſtets unglücklich ſeyn, doch mag ihr Herz brechen, wenn nur mein Pflegling wieder geſundet." — „Es muß, wenn er geſunden ſoll. Darum hüte dich, dich nur von ferne der Donna zu nähern, nur mit einer Sylbe ihr zu verrathen, was wir beſchloſſen. Tod und Hölle wäre unabänderlich dein Loos. Geh jetzt, und handle; du ſiehſt mich wieder." — „Wohin eilſt du, mein Herr und Meiſter?" — „Zum Großinquiſitor, wo ich der Verbrecherin Eugenia mich noch einmal entgegenſtelle. Sie weiß jetzt, daß ſie verloren, ſie hat meinen Triumph geſehen, ſie verzweifelt in ihren Feſſeln. Ich werde leben, wenn ihre Aſche längſt den Winden übergeben iſt." — „Hüte dich ſelbſt nur vor Gefahr, weiſer Obrego." — „Sorge für dein Haupt, nicht für das meine. Ich habe dem Cardinal ſeine Geſundheit wiedergegeben, meine Kunſt hilft ihm zu hohen Jahren, und für ſolch Geſchenk iſt auch ein Großinquiſitor dankbar."

23.

Die Plaza mayor war wieder von unzähligem Volk beſetzt. Ein Feſt wurde daſelbſt gefeiert, nicht das bunte luſtige eines Stierkampfs, wohl aber das ernſte traurige eines Auto da Fe. Statt der Paniere der Freude wehten rings Trauerfahnen, gelbe Kerzen brannten in der Runde, und ihre ſchwachen Flammen wurden verdunkelt durch die Lohe der Holzſtöße; ſtatt des Beifallrufs des Volks ſtiegen dumpfgemurmelte Gebete, heiſere Pſalmen zum Himmel, getragen von ſchwarzen Rauchwolken, die das blaue Firmament umdüſterten. Mit klopfendem Herzen, zagender Bruſt, lautloſem Entſetzen ſtarrten die Zuſchauer von Tribünen und Balkonen auf die gräßliche Scene zu ihren Füßen, und manche zarte Seele hielt ſich eingeſchloſſen in dem Innern der Häuſer, unfähig, das unheilſchwangere Feſt mitzufeiern.

Nicht ſowohl Trauer, als der Drang, ungeſtört und einſam der Rache Luſt zu genießen, hatte Ignacia bewogen, ihre Gemächer nicht zu verlaſſen. Mit blutgieriger Wonne zählte ſie die Stunden, berechnete ſie die Augenblicke, ungeduldig harrend der Nachricht, daß das Brandopfer zu Ende ſey. In den letzten Wochen waren böſe Tage über ihrem Haupte vorübergegangen. Von dem flatterhaften gekrönten Wüſtling verlaſſen, hatte ſie das zweifelhafte Anſehen verloren, welches ihr die Schmach, des Fürſten Buhlerin zu ſeyn, verlieh. Von ihren Brüdern mißhandelt, die mit ihr von dem Gipfel der Günſtlingsgröße herabgeſtürzt worden, hatte ſie den Becher des Ueberdruſſes und der Qual bis zur Neige ausgeleert. Mit hartnäckigem Geiſte jedoch überwand ſie dieſe Foltern, ihre Freiheit von den Banden des Zaubers erwartend, ſelig im Gefühl blutiger Vergeltung, während Don Melchior ſich beſchämt in ſeinem Kloſter barg, und Don Barnabas, kriechend wie ein Hund, dem Sonnenkreiſe des Gebieters, der nichts mehr von ihm zu wiſſen begehrte, trotz allen Spotts und aller Demüthigung folgte.

Die Stunden ſchlichen bleiern, der Abend ſank, und noch immer verkündete nicht das Getöſe des heimſtrömenden Volks der Hinrichtungen Ende. Da knarrte die Thüre des Vorzimmers, durch den Sammetvorhang des innerſten Gemachs ſchaute Obrego's Antlitz, düſtrer und drohender als je, heut für Ignacia der willkommenſte Bote. Die Dame flog ihm entgegen, begrüßte ihn als einen innigen Freund, und fragte mit funkelnden Augen, ob das Werk der Rache vollendet. Obrego erwiederte trotzig lächelnd: „Betet ein de profundis für Eugenia's arme Seele. So eben verſchüttete der niederſtürzende Scheiterhaufen die letzte Aſche der Unſeligen mit ſeinen Kohlen. Die Läſternde wurde geknebelt zum Richtplatz geführt, und des Nachrichters Strang tödtete nur allzuſchnell die Giftmiſcherin." — Ignacia that einen tiefen Athemzug, Freude in den Mienen. Obrego fuhr fort: „Ich hielt mein Verſprechen, ſchöne Donna. Eure Feindin, die Urſache Eures Jammers, iſt dahin." — „Gott vergebe ihr, was ſie an mir und andern gethan. Bringt mir auch noch die Kunde von Mariano's Hinſcheiden, und ich bin die Glücklichſte auf Erden." — „Auch er hat ausgelitten. Er ſtarb zu Palma im Kerker der Schande." — „Wirklich? Belügt Ihr mich auch nicht? Iſt's unumſtößliche Wahrheit, was Ihr ſagt?" — „So gewiß als Eure Seligkeit. Der Bandit, den ich ſchickte, traf den Aermſten mit ſicherm Stoße. Auf dem Krankenlager ereilte ihn der tödtliche Streich, und aus ſeinem ſtillen Grabe brachte mir der getreue Todesengel den Beweis ſeiner That." — „Den Beweis? Welchen? Gebt mir ihn, daß meine Seele völligen Frieden finde."

Obrego ſchlug den weiten Mantel auseinander, und ſtellte ein kleines ſchwarzes Gefäß vor Ignacia hin, den Deckel öffnend, wobei er mit dumpfer Stimme ſprach: „Seht zu, ſchöne Frau; das iſt Mariano's Herz, das Herz, welches für Euch ſchlug bis zum letzten Augenblicke, deſſen Liebe Ihr Euch durch Zauberkraft erzwungen, das Herz, das Ihr verrathen und mit dem Todespfeil durchbohrt." — Ignacia ſchauderte vor dem entſetzlichen Geſchenk zurück, winkte dem geſchäftigen Diener ihrer Wünſche, die Vaſe zu ſchließen und zu verbergen, und ſagte zagend: „So bin ich jetzo frei? So iſt jede Verfolgung von mir genommen, und getilgt das Unglück, das aus der Unbeſonnenheit der Leidenſchaft entſprang?" — „So iſt's. Der Pakt iſt zerriſſen, und Ihr ſeyd wieder Eures Leibs und Lebens Herr, habt keine Verpflichtung mehr auf Erden, als die, mir den Preis zu zahlen, den ich foderte." — „Ich weiß;" entgegnete Ignacia mit ſchwacher Stimme, reichte nach kurzer Ueberlegung ihrem ſchauerlichen Freunde die Hand, und fuhr fort: „Ich zahle meine Schuld, doch zuvor laßt uns den Becher der Freundſchaft und Vergeſſenheit trinken, bekränzt von duftenden Wonneroſen. Der Bund der Verſchwiegenheit vereine uns fortan, und nimmer komme über unſere Lippen, was wir in traulicher Gemeinſchaft beſchloſſen und vollführt."

Mit feſtem Schritte ging ſie nach dem koſtbaren japaniſchen Schranke, worinnen herrliche Cryſtallbecher glänzten neben blanken geſchliffenen Flaſchen voll dunkelrothen Weins. Geſchäftig goß ſie zwei Pokale voll, umwand ſie mit duftenden Blumen, und reichte den einen dem harrenden Obrego auf goldner Platte, während ſie den zweiten ſelbſt zur Hand nahm. Im Begriff zu trinken, wendete Obrego ſchon den Kopf nach dem Eingang, und flüſterte: „Wer iſt's, der draußen ſich regt? Wer belauſcht unſer Geſpräch? Iſt es Don Barnabas, der, vom Feſte heimgekehrt, den Horcher abgibt?“ — Ignacia fuhr zuſammen. „Er darf dich nicht ſehen, Freund, verbirg dich, ich ſelbſt will ihn entfernen.“

Sie ſchlich haſtig auf den Zehen nach dem Vorzimmer. Niemand war darinnen. Sorgfältig verriegelte ſie die Thüre, und kam mit verklärtem Angeſicht zurück. „Wir ſind ungeſtört, Obrego,“ rief ſie, „Niemand wird Zeuge deines Glücks ſeyn.“ — „So gib mir deine Rechte, ſchöne Freundin. Eng die Hände ineinander geſchlungen, wollen wir trinken, einen ſüßern Trank, als den von Koſſeirs Grabe. Vergib mir, was ich damals auf Eugenia's Befehl an dir verbrochen, und gewähre dann, reizende Sünderin, dem Sünder deine Liebe.“

Das innere Widerſtreben gewaltſam überwindend, mit zügelloſer Freudigkeit gab Ignacia dem finſtern Freunde ihre Hand; ſie hoben die Becher . . . ſie tranken, tranken zu wiederholten Malen. — „Süß ſchmeckt der Wein;“ ſprach Obrego mit wildem Scherze, „aber ſüßer werden deine Küſſe ſchmecken, holde Fee, deren

Zauber meine Künſte weit übertrifft.“ Er zog die Schöne raſch neben ſich auf das Ruhebett, umfaßte ihren Leib, und wollte den erſten Sold der Liebe von ihren Lippen rauben. Sie widerſtrebte noch mit ängſtlicher Beſonnenheit, ihm zuflüſternd: „Noch nicht, mein Freund. Noch hat die Abendglocke nicht geläutet. Laſſ' uns nicht die heilige Gebetzeit mit ſchnödem Sinnenrauſch entweihen.“ — „Du gedenkſt noch der Heiligen in der Umarmung des Magiers? Wohl, auch dieſem Eigenſinn füg' ich mich. Geſtatte mir, daß ich deine ſchönen Hände faſſe, daß ich ſie küſſe, bis die Glockenzungen Madrids mir die Erlaubniß geben, höhern Preis zu erringen. Wie reizend ſind dieſe Hände, weiß wie Elfenbein! die reinſte aller Frauen dürfte ſich ihrer nicht ſchämen. Und dieſer Arm, den ich von ſeinem läſtigen Spitzenſchmuck entkleide, wie voll, wie rund, wie einladend!“

Beſchämt blickte Ignacia auf ihren Arm. Die Stelle, wo die Schlange von Koſſeirs Grabe das Blut geleckt, brannte roth, wie eine friſche Dolchwunde. „Du ſpotteſt mein, Zauberer;“ liſpelte ſie: „geſchwinde, der Sand verrinnt, die Stunde fliegt, erlöſe mich von dieſem letzten Merkmal magiſchen Zwangs und zauberiſchen Beginnens.“ — „Der Sand verrinnt, die Stunde fliegt;“ wiederholte Obregon mit entſetzlichem Tone: „Die Hölle iſt aber ewig, verführeriſche Ignacia, und ihr Brandmal löſcht nie aus.“ — Das Ave wurde geläutet. Von niegekannten Schauern durchflogen, ſtammelte Ignacia aufſpringend: „Was iſt das? Welch' eine Stimme, grauſamer Mann? Du blickſt ſo wild, ſo fürchterlich, als ob Flammen dich durchtobten?" — „Die Flammen des Zorns, des Haſſes, der Vernichtung ſind's;" antwortete Obrego, der ſich drohend erhob: „aber nicht die tödtende Gluth des Giftes, das du mir kredenzteſt, Furie; nicht die Schmerzen des Todes, die jetzo dich durchwühlen. Elende mit den erſtarrenden Zügen, deine Kniee wanken ſchon, ſchon perlt auf deiner Stirn der Angſtſchweiß. — Solch erbärmliche Gegnerin wollte ſich den Mächten des Abgrunds entgegenſtemmen? So leichtes Spiel glaubteſt du mit der Hölle zu haben? Sünderin, du ſtehſt am Ziele. Du miſchteſt mir Gift, und haſt ſelber es getrunken. Vernimm aber in deiner letzten Stunde, daß der Teufel nie von ſeiner Beute läßt, vernimm, daß Mariano lebt, und du zu ſeinem Heile fällſt, ein Opfer dunkler Vergeltung, wie Eugenia."

Heulend vor Schmerz und Verzweiflung ſtürzte Ignacia zuſammen, und Obrego verließ flüchtigen Fußes die mit dem Tode Kämpfende. Als Roſa, Ponce und der Diener zahlreiches Heer herbeieilten, war es ſchon zu ſpät für der Gebieterin Leben und Seligkeit.

24.

„Feierabend! Schließt die Sclaven los, treibt ſie auf's Verdeck, es iſt die Zeit des Abendgebets!" donnerte der rauhe Capitan des Ruderſchiffs, und auf den gellenden Ton ſeiner Pfeife raſſelten die ſchweren Ketten nieder von den Bänken, und auf das Verdeck ſchleppten die Sträſlinge unter den Flüchen der Galeeren=

wächter der Feſſeln ſchwere Wucht. Zwei Männer ſchritten dicht nebeneinander, der eine, abgezehrt und geiſterhaft, mit wilden Augen, krampfhaft bebenden Lippen, und unſtäten Gebehrden, wie die eines gefeſſelten Tigers ſind; der andere, älter, aber wohlgenährt, mit freundlichem Antlitz, unterſtützte, ſo gut ſeine Eiſenlaſt es erlaubte, den Gefährten ſeines traurigen Loſes. Er hatte Mühe, die Zunge des Tobenden zu bändigen, die ausbrechende Wuth des Unglücklichen zu hemmen. Zu der Lucke hinaufſteigend, bat er den kranken Freund: „Bezwingt den Sturm Eurer Seele doch nur während des Gebets, Sennor. Der Capitan hat bei der heiligen Jungfrau geſchworen, Euch züchtigen zu laſſen, wenn Ihr noch einmal das Gebet unterbrechen würdet.“ — „Er ſoll es thun, der Schurke,“ wüthete Mariano, ſeine Feſſeln grimmig hebend: „tödten ſoll er mich, dann bin ich aller Qualen ledig, tödten, daß ich nimmer zum Leben wieder erwache. Was iſt mir Leben ohne Freiheit, ohne das Weib, das ich immer noch mit wilder Sehnſucht begehre, obgleich mein Daſeyn ſchwindet, meine Kräfte verſiegen unter dem unmenſchlichen Zwang! Schweige darum, Joſe, ich will den Todesſtreich herausfordern, ihn mit Dank empfangen. Das Grab oder Ignacia; das iſt alles, was ich denke, was ich fordre und verlange.“ — Gott ſtärke Deinen Leidensgefährten, armer Joſe;“ murmelten ſelbſt die rohſten der Sclaven, von Theilnahme ergriffen: „grauſam iſt's, daß man den Sinnverlornen zur Arbeit zwingt. Ins Siechenhaus mit ihm, ſonſt ſchlägt er uns in ſeiner Raſerei mit ſeinen eignen Ketten todt!“

„In die Keuchen mit Euch, Hallunken, wenn Ihr nicht augenblicklich ſchweigt!“ herrſchte der Capitan, drohend den Säbel ſchwingend: „Den Burſchen laſſ' ich aber mit Ruthen ſtreichen, wenn er nur mit einem Wort des Paters Gebet ſtört!“ — Murrend ſtanden die unglücklichen Ruderknechte im Kreiſe, und mehrere Sclavenwächter näherten ſich dem tobenden Mariano, hielten ihn feſt, und zwangen ihn niederzuknieen, wie alle ſeine Gefährten es thaten unter dumpfem Kettengeraſſel. Der Padre des Schiffs trat im Chorhemd unter die Menge, nahm die Mütze ab, ſegnete die Verſammlung, und wartete ſtill mit gefalteten Händen des Gebetzeichens. Mariano fuhr wie ein Rieſe vom Boden auf, ſeine Wächter zurückſchleudernd, nach dem Geländer hineilend, um ſich hoch hinab in die Fluth zu ſtürzen. Die gewaltigen Fäuſte der Schergen zwangen ihn, abzulaſſen, und der Capitan ſchrie, die Stimme des Wuthſchäumenden übertönend: „Bei meines Vaters Leben, fünfzig Ruthenſtreiche dem Verwegenen, der mit Güte nicht zu beſſern iſt!“ Vergebens warf ſich Joſe zu des Befehlshabers Füßen, umſonſt wehrte ſich Mariano gegen die Gewalt. Er ſollte in den Raum geſchleppt werden; da erklang von Palma's Thürmen die Glocke des Ave, und Mariano ſank bewußtlos zu Boden, und ſeine Treiber zogen die Hüte, und alles wurde ſtill; der Padre ſprach ungeſtört ſein Gebet.

Mit dem letzten Worte deſſelben erwachte Joſe's armer Herr aus ſeiner Ohnmacht, richtete ſich auf, und blickte verwundert, aber gelaſſen und ruhig über das Schiff hinaus nach der Stadt, dann über's weite Meer, dann in Joſe's bekümmertes Antlitz, und ſtreckte mit verklärter Stirne dem überraſchten Diener, der ergriffen war von Staunen wie alle andern, die Hände entgegen. „Joſe! Du treuer Diener!“ rief er ihm zu mit dem freundlichen Ton, den der Knecht ſeit dem Abſchiede von Ibarra's Schloß nicht mehr von ihm vernommen. „Welch' ſchöner Abend! Wie funkelt die Sonne, wie leuchtet das Meer! Habe Dank, daß du mich aus dem Schlummer weckteſt. Schwere Träume hielten mich umfangen, von denen ich mich erholen will am Buſen der ſchönen Natur.“ — Wie von Ehrfurcht ergriffen, wichen die Sclaven zurück, ſelbſt der Capitan fühlte menſchliche Regung, der Padre winkte leiſe, den Auftritt nicht zu ſtören. Schluchzend vor Freude kniete Joſe zu den Füßen ſeines Herrn, der eben ſo heiter fortfuhr: „O ſage mir, auf welcher Rhede wir uns jetzt befinden, ob ich ſchon weit bin von meiner geliebten Manuela. Jene Küſte iſt mir fremd, du böſer Diener haſt mich entführt im Schlummer, ließeſt mich allzunachſichtig ſchlafen, während das grauſame Schiff mich weit von meinem lieben Kleinod forttrug. Sind das Italiens Geſtade ſchon? Landen wir bald in Neapolis? O nein, o nein; erſt geſtern ſchied ich von Manuela, von dem redlichen Ibarra. Wir können noch nicht ferne ſeyn, aber ich darf auch nicht weiter ſchiffen, denn die Sehnſucht, das ſüßeſte Heimweh, ſie quälen mich zu ſehr.“ — „Welch' ein Erwachen!“ ſchrie Joſe außer ſich vor Schmerz und Wonne, und umarmte mit biedrer Herzlichkeit den Gebieter. Mariano ſchreckte zuſammen vor dem Geraſſel der Ketten, betroffen und beſtürzt betrachtete er das Sclavenkleid des Dieners, ſeine eigenen gefeſſelten Arme. „Was iſt mit uns?“ fragte er laut, und maß die Verſammlung mit befremdetem Auge: „In Ketten ich, du in Ketten gleich mir? Was wollen dieſe Menſchen mit den bärtigen Geſichtern, in den Lumpen des Elends, in den Banden der Schmach? Wurde unſer Schiff von barbariſchen Piraten genommen? Schleppt man uns nach Tunis? O zage nicht, weine darum nicht, liebſter Joſe. Auch die Barbaren tragen ein Herz im Buſen, der Liebe und dem Mitleid zugänglich. Sie werden meine Schmerzen, unſern Verluſt ermeſſen, uns freigeben, um meiner Manuela willen, und das ſtärkſte Löſegeld lohne ihre Menſchlichkeit. Wo iſt der Herr dieſes Schiffs? Er ſoll erfahren, daß ich reich bin, daß Ibarra unermeßliche Schätze beſitzt, daß der edle Mann gern Alles aufopfern wird, um mich zu erlöſen, daß ich mit Freuden mein Letztes hingebe, um nur wieder mein ſüßes Kleinod zu beſitzen. Du ſchweigſt in Thränen? Selbſt dieſe finſtern Geſellen weinen? Kein Heide naht, um meine Bitte zu vernehmen? Wie iſt mir denn? Jene Bewaffnete tragen die Farben meines Vaterlands, jener Prieſter iſt geſchmückt mit dem Zeichen unſres Glaubens, mit den Gewändern unſrer heiligen Kirche? Weh mir, wir ſind gefangen unter Spaniern, unter Chriſten? Joſe, du aufrichtiger Sohn Toledo's, erkläre, löſe mir dieſes Räthſel!“

Joſe hatte nur Thränen, keine Worte. Der Padre näherte ſich mit gleichgültigen Troſtfloskeln, und der Capitan, der mit ſeiner rauhen Beredſamkeit am Kürzeſten das Geheimniß verrathen haben würde, lehnte auf dem Geländer, einer Barke entgegenſchauend, die mit weißer Fahne geſchmückt, umfloſſen von roſigen Fluthen, der Galeere ſich näherte. Palma's Corregidor, der Hafenkapitän und einige Männer in vornehmen Kleidern ſtiegen aus der Barke auf das Ruderſchiff. Der Richter trug an ſeinem Stabe ein pergamentnes königliches Patent mit ſchweren Siegeln, grüne Zweige wehten in den Händen der Männer, und der erſte derſelben ſtürzte mit dem Ruf des lauteſten Entzückens an des verſteinerten Mariano Bruſt. — „Mariano, mein unglücklicher Eidam!“ — „Ibarra, mein Vater!“ — „Ermanne dich, du Leidender, freue dich, treuer Joſe; der König tilgt den ungerechten Spruch, er gibt Euch frei. Es lebe der König unſer Herr!“ — „Er lebe hoch!“ rief Mariano freudig entgegen, während unter gewichtigen Hammerſchlägen ſeine und Joſe's Ketten fielen: „ſagt mir aber, geliebter Vater, warum ich gefangen wurde, weßhalb man mich in Bande ſchlug? Ich habe nichts verbrochen, habe nicht das Unglück verdient, während geſtern mich das herrlichſte Glück berauſchte.“

Ibarra ſchaute ihm erſtaunt und zufrieden in die leuchtenden Augen, und ſagte feierlich: „Wenn ich deinen Reden, deiner Ruhe, deinen ſeligen Blicken trauen darf, ſo haſt du die ſchlimmſten Ketten abgeworfen, welche dir ein hämiſcher Geiſt um die reinen Schultern warf. Sey doppelt mir dann gegrüßt, du

Wiedergefundener; ich bringe nun nicht nur einen geretteten Menſchen, ſondern einen nie verlornen Sohn mit mir an die heimathliche Küſte zurück.“ — „Mein höchſtes Glück iſt, Euer Sohn zu heißen, Manuela zu beſitzen, die mir der Kirche Segen ſchenkte. Wo iſt ſie? Kam ſie nicht mit Euch? Ich verſtehe nicht, was alles dieſes bedeutet, und nur die dumpfe Erinnerung an einen wüſten Traum, den ich gehabt und ſchon vergeſſen, iſt mir zurückgeblieben wie ein Schatten.“ — „Gelobt ſey Gott!“ jauchzte Ibarra: „ſo mag auch Manuela's Schmerz nur ein Traum geweſen ſeyn, und Euer Glück ein heller langer Sonnentag nach kurzer gefährlich ſtürmiſcher Nacht!“

Mit Triumphgeſang wurden die Befreiten nach dem Fahrzeug geleitet, das ſie in den ſichern friedlichen Port trug. Mirakel! ſchrieen die zurückbleibenden Galeerenſclaven, und ſchwenkten die mit Ibarra's Golde gefüllten Mützen. Ein kurzer Augenblick der Zufriedenheit war auf dem Schauplatze des Elends eingekehrt, aber, wie Ibarra es prophezeit, dauerndes Glück lohnte Mariano's unverſchuldete Leiden, geſchirmt von Manuela's grenzenloſer Liebe, ungeſtört von peinlicher Erinnerung, nie getrübt von Obrego's finſterm Antlitz, das in Spanien nicht mehr geſehen wurde.

Die Peſt zu Marſeille.

Die Peſt zu Marſeille.

I.

Die Abendſonne flimmerte heiter durch die grünen Vorhänge des gothiſch gewölbten Fenſters, und auf den Steinplatten des Fußbodens wie auf der blanken Schiefertafel des mächtigen Tiſches ſpiegelte ſich der bunte Schimmer der Wappen, die den Fenſterbogen ſchmückten. Friedliche Ruhe, eine wahre Sabbatfeier herrſchte im Gemach, und bekrönte die Stirne der Bewohnerinnen deſſelben. Die Mutter und das Kind leuchteten von freundlicher Verklärung. Die kleine Roſa war die Königin des ſtillen Feſtes, und die Mutter, ſelbſt noch jung und reizend wie eine Maiblume, bediente wie ein demüthiges Hoffräulein die geliebte Tochter. Eine niedliche Mahlzeit, beſtehend aus allen Leckereien, die in der Levante erzeugt werden, ſtand auf dem Tiſche: Feigen, Trauben aus Chios, köſtliche Zuckerwaaren von Damask, eingemachte Früchte aus Griechenland, und daneben der einheimiſche friſche Honig, das lockende weiße Brod, deſſen Anblick ſchon die Gaumenluſt reizt und verführt. Zwiſchen dieſen Herrlichkeiten lagen Blumen zerſtreut, woran ſich das Auge der kleinen Roſa ergötzte, während ihr Ohr entzückt und befriedigt den Schmeichelworten lauſchte, die in ſüßem Geflüſter von den Lippen der Mutter ſtrömten. — Die alte Margarethe, da ſie in die Thüre trat, und das holde Schauſpiel gewahrte, fühlte ſich davon ergriffen, war gleich Empfindſamkeit nicht ihre Sache, und betrachtete einige Minuten ſchweigend Mutter und Kind. Die ſchöne Clemence bemerkte die alte treue Dienerin und ſagte lächelnd zu ihr: „Tritt näher, liebe Freundin, und feiere mit uns den Tag, den ich ſo feſtlich begehe, als meine klöſterliche Einſamkeit es erlaubt. Er iſt meiner Roſa Geburtstag, und du weißt, daß ich verbunden bin, ſo viele Blumen auf den Lebensweg dieſes theuern Weſens zu ſtreuen, als mir Aermſten möglich iſt; wäre es auch nur darum, dem unſchuldigen Kinde ſein Daſeyn weniger ſchwer, weniger dunkel zu machen. O möchte es mir einſt nicht um ſeiner Geburt willen zürnen!“

Clemence ſchwieg mit einem tiefen Seufzer, und ſenkte das Haupt in ihre weißen Hände. Die harmloſe Roſa winkte mit lebhafter Ungeduld der alten Wärterin, und ſagte mit den unvollkommnen Lauten ihrer ſchwachen Jugend: „Komm, liebe Gouthoun, ſetze dich her, erzähle mir, und ich gebe dir die ſchönſte Roſine, die mir die Mutter ſchenkte.“ — „Danke beſtens, herzallerliebſte Rouſoun. Was ſoll ich dir aber erzählen?“ — „Ach, ſage mir das Mährchen von dem böſen Drachen; es iſt ſo ſchauerlich, und ich fürchte mich ſo gerne.“ — „An deinem Geburtstage? Nein, mein liebes Töchterlein. Ich will dir lieber einen Schwank erzählen: von dem Gaukler, der bald ein Menſch war, und dann wieder ein Pferd, und endlich als eine Diſtel von dem Kameel gefreſſen wurde.“ — „Nein, nein, du langſame Gouthoun: von dem Drachen will ich hören, wovon du mir nur einmal erzählt haſt.“ — „Meinethalben, wenn du's nicht anders haben willſt. Es war einmal eine arme Frau, von Beaucaire gebürtig, die hatte eine hölzerne Schüſſel in die Rhone fallen laſſen, und lief troſtlos am Ufer hin und her, und jammerte wegen des Verluſtes, denn ſie hatte kein Geld, um eine andere Schüſſel wieder zu kaufen, und kein Fiſcher wollte ſich bequemen, das Gefäß wieder umſonſt vom Grunde empor zu holen. Deßhalb war ſie in Verzweiflung, weil ihre Kinder zu Hauſe hungerten, und vergeblich auf die Kloſterſuppe warteten, welche die Frau zu holen gegangen war. Da erſchien ihr plötzlich in ihrem Jammer der grimmige Drach von Taraſcon, ein entſetzliches Ungethüm mit grünem Schuppenleib, rothen Augen und goldgelben Fledermausflügeln, welcher in der Rhone Wohnung und Neſt hatte. „Was heulſt du?“ fragte der Drach und ſchnaubte dabei wie ein Blasbalg: „Ich vertrage das Weinen nicht, und freſſe dich zur Stunde, wenn du nicht in meine Dienſte treten willſt. Ich habe einen Sohn, der einer Wärterin bedarf, weil er kaum aus dem Ei gekrochen iſt. Geh mit mir, mein Kindlein zu pflegen, oder du biſt des Todes.“ Darob erſchrack die arme Frau ſehr, und klagte, was wohl aus ihren eignen Kindern werden möchte, wenn ſie mit dem Drachen ginge. Sofort blinzelte das Ungeheuer mit den funkelnden Augen, und faltete die ſchillernde Stirnhaut, als ob es nachdächte, ſchwenkte die blutrothe Zunge, die ihm wie eine lange Wimpel aus dem Rachen hing, hin und her, ſträubte den Hahnenkamm auf ſeinem Kopfe, kratzte ſich mit der Greifenklaue hinter dem borſtigen Ohr, und erwiederte: „Für deine Kinder will ich ſorgen, aber ſetze dich geſchwind auf meinen Schweif, ſonſt ſtirbſt du zur Stelle.“ Die arme Frau that, wie der Drach geheißen, und fuhr mit ihm blitzſchnell in die kalte Rhone hinunter, bis auf den Grund, wo zwiſchen Felſen und Sandbänken des Ungethüms Neſt war. Darinnen ſaß der kleine Drach, und ſpielte mit des armen Weibes hölzerner Schüſſel, und rings herum ſtanden Korallengewächſe, ſo groß wie Bäume, in deren Zweigen und Aeſten die Gerippe derjenigen Menſchen hingen, welche der alte Drach zu ſeiner Nahrung verſpeiſt hatte. In dieſem gräulichen Schloſſe diente das arme Weib dem Drachen ſieben Jahre lang, und ätzte ſein Junges, bis es ſtark aufwuchs, um ſelber auf den Raub ausgehen zu können. Der Vater des Baſilisken verſorgte indeſſen die Wärterin und ſein Kleines mit allen Leckerbiſſen, die von den Menſchen theuer bezahlt werden. Eines Tages brachte der Drach eine ſaftige Aalpaſtete in das Neſt, und ſprach vergnügt: „Theile dieſe Paſtete mit meinem Sohne; ſo er aber davon gegeſſen hat, ſo beſtreiche mit dem Fette des Fiſches ſeine beiden Augen, damit er unter dem Waſſer hell ſehe, und jedes Zauberblendwerk durchſchaue. Nachher iſt deine Arbeit zu Ende, und ich will dich reich beſchenkt wieder auf die Erde bringen.“ Deß freute ſich das Weib außerordentlich, und es that, wie ihm befohlen; nur, als der Drach einen Augenblick den Rücken wendete, wollte die Frau ihre eigenen Augen mit dem Aalfette beſtreichen, und es gelang ihr mit dem linken, ehe noch der Drache dazu kam und ſie daran verhinderte. Nun ſah ſie zwar alle Schätze und Zauberdinge, die unter den Fluthen verborgen liegen, aber es half ihr nicht viel, weil der Drach wiederum ſchnell mit ihr in die Höhe ſauste, und ſie am Strand abſetzte. Er ließ einen Beutel bei ihr zurück, der war voll von blankem Golde, und ſie lief ſpornſtreichs nach Beaucaire, ihre Kinder aufzuſuchen. Aber ſie fand ihr Haus verödet, denn der böſe Drach hatte nicht Wort gehalten, und ihre Kinder waren geſtorben, bis auf eines, welches ein Nachbar zu ſich genommen, um es zu pflegen. Doch war das Kind die lange Zeit von ſieben Jahren hindurch um keinen Zoll gewachſen, und als die weinende Mutter den Beutel herauszog, um dem Nachbar ſeine chriſtliche Pflege zu vergelten, ſo war darinnen ſtatt des Goldes nur eine Menge von kalten und feuchten Kieſelſteinen. Da weinte und jammerte das Weib nur um ſo heftiger, und konnte ſich lang nicht mehr tröſten, und ſuchte drei Jahre lang vergebens an den Ufern des Fluſſes den garſtigen Drachen, um von ihm zu erhalten, daß ihr einziges Kind gedeihen möchte. Da kam die große Meſſe von Beaucaire heran, wo viele tauſend Menſchen aus allen Nationen zuſammen treffen; und unter dieſen Menſchen befand ſich auch der alte Drach, weil er durch

Hexerei vermochte, ein menſchlich Antlitz anzunehmen. Wie ſeine ehemalige Kammerdienerin ſeiner anſichtig wurde, erkannte ſie ihn trotz Federhut, Goldſtoffweſte und Brillantſchnallen, weil ſie mit dem linken Auge alle Zauberei durchſchaute, und ſagte zu ihm: „Guten Tag, Herr Drach. Seyd Ihr auch hier, und wie befindet ſich Euer Sohn? Ihr habt mir ſchlecht Wort gehalten, meine Kinder verhungern laſſen, mein letztes zum Zwerge verflucht, und meinen wohlverdienten Ammenlohn in Stein verwandelt. Wenn Ihr nicht auf der Stelle Alles erſetzt, warum Ihr mich betrogen, ſo laſſe ich Euch fangen und das Parlament wird Euch verbrennen.“ Darob war der Drach beſtürzt, fragte aber mit heuchleriſcher Ehrlichkeit: „Wenn ich auch derjenige bin, wofür du mich hältſt, und wenn ich auch geneigt wäre, Alles zu thun, was du begehrſt,.... wie iſt dir's möglich, mich unter dieſer Perücke zu erkennen?“ Dabei klimperte das Ungeheuer mit dem vielen Gelde in ſeinen Taſchen, und das einfältige Weib wurde ſo bethört, daß es dem Drachen ſagte, wie es ſeinem linken Auge zu der ſcharfen Sehkraft verholfen. Da verwandelte ſich plötzlich die ſchöne, fette, mit vielen Ringen geputzte Hand des Drachen in ſeine wüſte Greiſenklaue, welche hitzig aus der Spitzenmanſchette fuhr, und der betrogenen Frau das linke Auge unbarmherzig auskrallte. Da ſtand ſie nun, blutend und leidend, und um ſie her lief das Marktgewühl in vollem Gedränge, und ſie konnte den Drachen nicht mehr herausfinden, mußte hülflos nach Hauſe tappen, fand ihr Kindlein im Sterben, und iſt wahrſcheinlich auch ſchon lange vor Gram geſtorben, wenn ihr nicht die heilige Marthe ein längeres Leben erbeten hat.“

Die kleine Roſa, erfüllt von der Angſt, die der Kinder höchſte Freude iſt, wenn ſie nach grauſigen Mährchen begehren, ſchmiegte ſich feſt an die ernſthaft blickende Mutter, und fragte mit banger Neugierde: „Sage mir, Gouthoun, lebt der böſe Drache noch?“ „Nicht doch, Rouſoun. Die heilige Martha hat dem Ungeheuer den Kopf zertreten, aber die böſen Menſchen, Rouſoun, dieſe ſind die eigentlichen Drachen dieſer Welt. Da laufen ſie verkleidet und vermummt unter den guten Leuten herum, verſprechen, was ſie nicht zu halten gedenken, finden ihr Glück in fremdem Unglück, und zerfleiſchen uns mit ihren Krallen, wenn wir ſo unvorſichtig ſind, uns in ihre Gewalt zu geben.“

Die Philoſophie der alten Margarethe war dem Kinde zu hoch; es wendete ſich gleichgültig von der Erzählerin zu ſeinen Blumen, zu ſeinen Früchten. Aus den Augen der nachdenkenden Clemence perlten aber helle Thränen, und Margarethe ſah den blendenden Thau, und wiſchte ihn von der blaſſen Wange der jungen Mutter mit den Worten: „Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich unbeſonnener Weiſe ſagte, was Sie betrübt. Ich hätte Ihr wundes Herz nicht aus den Augen verlieren, nicht vergeſſen ſollen, daß Sie ja ſelbſt das Opfer eines böſen verkappten Drachen wurden, deſſen Ränke Ihr Leben vergifteten. Aber verlaſſen Sie ſich darauf: es lebt eine Vergeltung, und, wo er ſich auch befinde, der gewiſſenloſe Malateſta, nirgends wird er einer frohen Stunde genießen. Ich möchte der Todesſtunde dieſes Elenden nicht beiwohnen."

Clemence erwiederte ſanft: „Betrübe mich nicht durch ſolche Härte. Die Gnade des Himmels iſt ja unerſchöpflich; warum predigen wir um unſerer Schwäche willen der Nachſicht ſo bedürftig, Unverſöhnlichkeit gegen den Beleidiger? Ich theile deinen Haß nicht. Hat auch Malateſta ſchlimm genug an mir gehandelt, daß die Liebe ſchwand, die mich einſt in ſeine Netze verlockte, ſo verwünſche ich ihn doch nicht. Er iſt ja dieſes Kindes Vater, und einen theurern Schatz als meine Roſa beſitze ich auf Erden nicht mehr, ſeit das heilige Haupt der Eltern ſich unwiderruflich von mir wandte. Die Trennung von ihnen, die ich unausſprechlich liebte, war mein härteſter Kampf auf Erden; . . . ich habe ihn überſtanden. Eine ſchwerere Prüfung vermag der Himmel nicht zu ſenden."

Margarethe nickte ſchweigend, und verſetzte nach einer langen Pauſe: „Ihre Eltern verdienten nicht eine Tochter, wie Sie es waren, Madame. Ich kenne ja Ihre ganze Jugend. Sie waren ſtets der gefühlloſen Strenge Ihres Vaters, der leichtſinnigen Gleichgültigkeit Ihrer Mutter, dem rohen Uebermuth Ihres Bruders preisgegeben. War es denn ein Wunder, daß der glattzüngige Genueſer Sie berückte? Sein Anſtand, ſein gleißendes Benehmen, beſtach zu ſeinem Vortheil. Er glich, obſchon ein einfacher Buchhalter, einem vornehmen Herrn, einem Prinzen, während unſre Herrchen von Marſeille den Bootsleuten nicht unähnlich ſind. Ach, unter den Matroſen geht es weit ehrlicher, weit frömmer und chriſtlicher her. Wenn ich meines guten Stephan gedenke . . . . er war ein braver Mann, und ich hätte als eine Königin nicht zufriedener ſeyn können, wie an der Seite meines biedern Stephan. Dem grauſamen Seeräuber von Tunis, der meinen Mann auf dem Verdeck ſeines Schiffs erſchoß, möge es auch in Ewigkeit nicht gut gehen! Mein Eheſtand kömmt mir jetzt nur vor wie ein kurzer Traum, obwohl er fünf und zwanzig Jahre gedauert hat, und ich wünſche manchmal, daß ich nicht angefangen hätte, ihn zu träumen. Ich wäre dann beſtändig Ihre Nachbarin geblieben, Madame Clemence, Sie hätten mir Ihr Verhältniß mit dem Italiener vertraut, vier Augen hätten beſſer geſehen als zwei, und das Blendwerk hätte nicht Statt gefunden, dem Sie Ihr Unglück verdanken."

„Wohl möglich, liebe Gouthoun, aber mein Verhängniß wollte mein Unglück;" erwiederte Clemence. „Ich trage alle Schuld. Ich täuſchte meine Eltern, überſchritt ihre Gebote. Dem tyranniſchen Zwange, Malateſta zu meiden, gehorchte ich nicht, ließ mich hinreißen von dem Strudel der Leidenſchaft, und wähnte mein Zartgefühl und mein Gewiſſen verwahrt, als ich in dunkler Nacht vor dem Altare das Gelübde ausſprach, und prieſterlichen Segen empfing."

„Die Schlinge des Teufels!" antwortete Margarethe kopfſchüttelnd: „er triumphirte durch ſein Blendwerk. Arme Frau, noch erinnere ich mich lebhaft des Tages, wo ich nach Marſeille zurückkam, eine gebeugte troſtloſe Wittib, Troſt und Hülfe in Ihres Vaters Hauſe ſuchen zu wollen. Ich meinte nicht, an Ihnen zur Tröſterin werden zu müſſen. Aber am ſelben Tage war der Schleier von Ihrer Schwäche, die Hülle von Malateſta's Frevelthat gefallen. Im Begriff, Mutter zu werden, ſtanden Sie da, verlaſſen von dem Verführer, der treulos über's Meer nach der Heimath flüchtete; verhöhnt von dem ſchadenfrohen Volke, welches die Täuſchung ſchon erfahren, der Sie unterlagen; verſtoßen von Ihren Eltern, die alle Menſchlichkeit auf ewig auszogen. Wahrlich, ich war dazumal die einzige Freundin, welche treu an Ihnen hielt, bis der wackere Herr Foulques, ein weitläufiger Vetter Ihrer Eltern, aber näher mit Ihrem Herzen verwandt, als jene, Ihrem Unglück ſein gaſtfreundliches Haus auf immerdar öffnete."

„Meinen wärmſten Dank für deine Treue, die mich auch bis zur Stunde nicht verließ!" rief Clemence voll Empfindung: „Dem tugendhaften Foulques kann nur der Himmel vergelten. Gott erhalte ihn lange zum Heil meines Kindes, wenn ich nicht mehr auf dieſer Erde bin. Gott lenke auch das Herz ſeines Sohnes, daß er mein Kind nicht gänzlich verlaſſe, wenn meines Wohlthäters graues Haupt zur Grube fährt. Ich glaubte mich noch reich, da Malateſta mich verließ; das Parlament von Air, indem es meine Ehe ungültig erklärte, raubte mir Alles, die Würde einer Ehegattin, meinem Kinde ſeinen Stand, ſeinen Vater, ſeine ehrliche Geburt. Was ſoll aus der Verlaſſ'nen werden, wenn ich ſterbe, wenn Foulques hinübergeht, wenn Victor ſich kalt von der fremden Waiſe wendet?"

„Darum fluche ich eben dem Schändlichen, der all dieß Unglück verſchuldete!“ eiferte Margarethe mit heftiger Geberde. „Jenes Gaukelſpiel, jene Entheiligung geweihter Stätte und prieſterlichen Dienſtes, gab Ihnen den Todesſtoß. Das Parlament mußte das harte Urtheil fällen. Es hilft Ihnen freilich nichts, daß Malateſta's Diener, der ſpitzbübiſche Raoul, der bei jener Farce den Prieſter machte, auf des Königs Ruderbänke geſchmiedet wurde, aber ich wünſchte aus voller Seele, daß der Verführer ſelbſt, gebrandmarkt und geſchornen Hauptes die Caſaque des Galeerenſclaven trüge, und an der Seite ſeines Spießgeſellen die ſchwere Kugel ſchleifte.“

„Schweige doch!“ rief Clemence erſchüttert: „Laß die Geſpenſter der unglücklichen Vergangenheit in ihrem Grabe, rufe ſie nicht herbei zu dieſem unſchuldigen Gaſtmahl, verſchone das Ohr dieſes harmloſen Kindes, deſſen Geiſt noch nicht der feindlichen Welt angehört, deſſen Sinne in dieſem Augenblick noch unzugänglich ſind unſerm Schmerz, unſerm Haß.“

Clemence und Margarethe, der ſüßeſten Theilnahme hingegeben, umarmten die lächelnde Roſa, ſaugten Ruhe und Milde aus den leuchtenden Augen des Kindes, und überhörten faſt das harte Klopfen, das ſich an der Thüre vernehmen ließ, worauf die Thüre alſogleich geöffnet wurde. Der Sohn des alten Foulques, Victor, ein junger Seemann von herkuliſcher Geſtalt, in der nachläßigen, etwas fantaſtiſchen Tracht ſeines Standes, kam herein und bot guten Abend. Clemence wurde roth wie die aufblühende Roſe, das kleine Mädchen klatſchte vergnügt in die Hände, Margarethe ſchob geſchäftig einen Stuhl an den Tiſch. Victor, der in Worten und Geberden ſein rauhes Handwerk nicht verläugnete, ſo wenig als die rückſichtsloſe Heftigkeit ſeiner Landsleute im Süden, rückte mit dem Fuße den dargebotenen Stuhl weg, und lehnte ſich vertraulich auf den Tiſch, mit der kleinen Roſa kindiſches Zeug plaudernd. In dieſer Stellung verletzte er ſich an dem linken Arm, der in der Binde hing, und verſchluckte nur mit Mühe eine barſche Verwünſchung, die über ſeine Zunge fuhr. „Habt Ihr noch viele Schmerzen an Eurem wunden Arm?“ fragte Clemence zögernd und mitleidigen Blicks. — „Bei allen Teufeln, ich leide nicht wenig;“ verſetzte Victor und runzelte die Stirne: „es iſt, als ob der vermaledeite Säbel, der mir die Wunde ſchlug, vergiftet geweſen wäre. Iſt's mein unruhiges böſes Blut, das die Heilung hindert, oder hat eine Hexe das Loos über mich geworfen? Ich weiß nicht, aber ich muß noch immer ein Krüppel ſeyn, und knirſchend zuſehen, wenn meine Gefährten auf dem Meere ihre Kraft üben. Ich komme juſt von der Höhe bei **Notre Dame de la Garde**, wo ich mein Schiff in die See ſchwimmen ſah. Ich ſtarrte ihm nach, bis es, ein ſchwarzer Punkt, am Horizont verſchwunden war, und ſchlich dann, verdroſſen wie ein Invalide, zum Hafen hinab. Kein Wunder, daß auf den Hafendämmen die Bäume nicht gedeihen; es weht hier eine faule Luft, außer wenn der Miſtral bläſt, der Herz und Keim und Wurzel abtödtet.“

„Ihr macht Euch krank durch ſolche Unzufriedenheit," ſagte Clemence mit ſanftem Vorwurf, „und wart doch ſelbſt ſchuld, daß Ihr die Wunde empfingt. Ihr geſteht ja ſelbſt, daß Ihr den Maltheſer Steuermann gereizt."

„Freilich; ich hatte zu viel Wein getrunken;" antwortete Victor mit einiger Beſchämung: „Ich hatte deine Geſundheit ausgebracht, meine hübſche Baſe, wer aber ein Weib lobt, hat immer Unglück."

„Pfui, Meiſter Victor", ſchalt Margarethe: „Ihr ſprecht doch keine zehn Worte, worinnen nicht ein Schimpf gegen die armen Weiber enthalten wäre."

„Was kann ich dafür, alte Gouthoun? Leider iſt es wahr, was unſere Sprichwörter ſagen: Friſch Brod, viele Weiber und grünes Holz richten das beſte Haus zu Grunde."

Die Thüre ging wieder leiſe auf, und ein bleiches weibliches Geſicht, mit einer ſchwarzen Binde über dem rechten Auge, blickte geſpenſtig herein, zog ſich aber ſchnell zurück, da es den jungen Fontanes gewahrte. „Wer da?" rief Victor, und drehte ſich raſch gegen die Thüre, die wieder in das Schloß ſchnappte. — „Es war Bertrande, Eure Schweſter;" antwortete Clemence etwas verlegen, und Gouthoun ſchlug ein großes Kreuz gegen die Thüre. Victor kehrte ſich gelaſſen um, und ſagte, die Mundwinkel ſpöttiſch aufziehend: „Was wollte die Fledermaus? Noch iſt's nicht dunkel genug für den lichtſcheuen Kauz. Oder haſt du Bertrandens Beſuch erwartet, Baſe Clemence?"

„Nicht doch, Vetter Victor. Wohl aber thut mir's leid, daß Eure Nähe ſo ſtörend und ſchreckhaft auf das arme Mädchen wirkt. Sie flieht vor Euch, wie vor dem böſen Feinde."

„Keineswegs;" lachte Victor mit gutmüthigem Spott: „ich weiche ihr aus, wie Mutter Eva der Schlange hätte ausweichen ſollen. Wir Alle im Hauſe ſind froh, wenn uns das tückiſche Geſchöpf in Ruhe läßt; du allein, zärtliche Baſe, entſchuldigſt und verhätſchelſt ſie. Man merkt gleich, daß ein galanter Franzoſe in deines Vaters Hauſe Hofmeiſter war. Seine weichen Grundſätze fanden trefflichen Boden in deiner Seele."

„Laßt doch den guten Abbé Severin friedlich im Grabe ruhen, Vetter Victor. Er war ein braver Mann, und Ihr ſeyd doch eben ſo gut Franzoſe, wie er."

„Davor behüte mich Gott!" rief Victor mit zornigem Geſichte: „Wir ſind freie Bürger von Marſeille, regieren uns ſelbſt, und haben dem König nur erlaubt, unſer Protektor zu heißen, weil wir es gerade für gut fanden. Ich habe dich gerne, Baſe Clemence; ich kann dich mehr leiden, als irgend ein Weib auf Erden, aber einen Franzoſen mußt du mich nicht heißen. Dagegen will ich deinen Lehrer in Frieden laſſen, und dich bedauern, daß dein Herz ſo weich erſchaffen wurde, um für ein Geſchöpf, wie Bertrande iſt, einige Regung zu fühlen."

Margarethe verſetzte lächelnd: „Ihr könnt um ſo leichter Eurer Baſe den Fehler vergeben, als ſie in der Familie die Einzige iſt, die ein weiblich empfindſames Herz beſitzt.“

„Ja wohl,“ lachte Victor und ſchüttelte der ſchönen Baſe treuherzig die Hand: „dein Bruder Maximin iſt ſchon nicht deines Schlags. Ich kann ihn nicht ausſtehen, er iſt mir in den Tod zuwider, und ich fühle mich verſucht, ihm das Meſſer im Leibe umzudrehen, ſo oft ich ihn nur von ferne ſehe; aber dennoch iſt er ein echter Mann von Marſeille, aufloderndes Pulver, hart, wie der Kiel eines Kriegsſchiffes, und ſpröde, wie ein naſſes Tau. Solche Burſche verſtehen freilich nicht zu lieben noch zu ſchmeicheln, aber ſtehen mit Leib und Seele ein, wo's gilt.“

Ein Kanonenſchuß donnerte von ferne. Die Weiber erſchracken, und Margarethe fragte: „Was bedeutet denn das Signal? Soll der Hafen geſchloſſen werden, und es ſcheint noch ſo luſtig die Sonne?“ — Ein zweiter, ein dritter Schuß erdröhnte. Victor antwortete ruhig: „Der Ritter von Orleans wird in den Hafen zurückkehren. Er kommt von Genua, wo er ſeine Schweſter, die Braut des Prinzen von Modena, ihrem Gemahl auslieferte. Ich ſah heute die Schiffe auf der Höhe des Schloſſes If; die Blumenketten, womit ſie bei ihrer Abfahrt von hier geziert wurden, ſchmücken noch die Maſten und die königlichen Flaggen. Die Muſikchöre an ihrem Bord trompeteten luſtig, und die Einfahrt in den Hafen verſpricht heute den lockern Marſeillern ein neues Feſt, als Beſchluß der Feierlichkeiten, worinnen ſich die gute Stadt vor wenig Tagen zu Ehren der Braut berauſchte.“

Die kleine Roſa faltete ihre Händchen, und bat die Mutter mit kindiſcher Beredſamkeit, mit ihr zum Hafen zu gehen, um den Einzug der Schiffe und die Freuden der prächtigen Muſik nicht zu verſäumen. — „Da haben wir die Neugierde des Weibervolks," ſagte Victor achſelzuckend: „kaum vermag das Kind zu lallen, und ſchon begehrt es nach Pfeifenklang, Fackelſchimmer und Volksgewühl."

„Solche Feſte verjüngen ſelbſt das Alter;" meinte Margarethe, Victor's Worte tadelnd: „Es ſoll ſeyn, wie Du verlangſt, herzige Rouſoun, ich trage Dich auf den Quai, und Mama Clemence geht mit uns, um ſich wohlthätig zu zerſtreuen." — Das Kind jubelte und warf ſich in die Arme der Wärterin, Clemence griff nach dem Schleier. Victor wollte ſich mit ſtummem Kopfnicken entfernen, als die liebliche Baſe freundlich ſeine Hand ergriff, und ſchmeichelnd bat: „Erlaubt, daß die arme Bertrande mit uns gehe. Das bedauernswerthe Mädchen verläßt kaum das Haus, und Zerſtreuung wäre Niemanden nothwendiger, als gerade ihr." — Victor verſetzte: „Du legſt es darauf an, mich um meine gute Laune zu betrügen, aber des Menſchen Wille iſt ſein ſanftes Kiſſen. Mir kann's recht ſeyn, wenn du dich nicht an der Seite der Vogelſcheuche ſchämſt. Du brauchteſt wahrlich nicht die rothhaarige, einäugige, hinkende und ſtammelnde Dame in deinem Gefolge zu haben, um der Stadt zu beweiſen, daß du ſchön biſt wie ein Blumenſtrauß am St. Johannistage." — „Ihr beleidigt mich, Vetter Victor;" ſagte Clemence empfindlich und zog ihre Hand zurück. — „Das wollte ich nicht;“ erwiederte Victor ruhig: „Thue was du willſt, Bertrande mag heute einen luſtigen Abend feiern. Man ſagt freilich, daß eine Dirne, die ſich oft am Fenſter und auf dem Spaziergange zeigt, keine gute Hausfrau werde; doch hoffe ich, daß Niemand die gute Bertrande in die Verlegenheit ſetzen wird, das Gegentheil zu beweiſen; ſie gehe darum mit dir. Gib auf deinen Beutel mehr Acht, als auf meine ſchöne Schweſter; wenn dir ein Thaler und Bertrande geſtohlen würden, ſo wäre es gerade nur um den Thaler Schade.“

Mit dieſen Worten ging Victor hinaus, und Margarethe rief: „Sollte man denn glauben, daß unter dieſer rauhen Hülle, unter dieſen groben Sitten und Spottreden das edelſte Herz verborgen ſey? Aber ſo ſind unſere jungen Herren, daß Gott erbarme. Was Bertrande betrifft, ſo hat Herr Victor meiſtens freilich Recht. Auch mir iſt die Perſon zuwider, aber ſchon um des Geſchlechtes willen ziemt es uns, ſie manchmal vor den ungeſchliffenen Männern in Schutz zu nehmen.“

Clemence, in den ſpaniſchen Schleier verhüllt, Margarethe, die kleine Roſa auf den Armen, gingen über die Hausflur. Bertrande ſchloß ſich daſelbſt an die Frauen an. Ihr grotesker Anzug, dem einer Büßernonne nicht unähnlich, erhöhte noch die Reizloſigkeit ihrer Geſtalt. Eine ſchwarze Mantille verbarg unvollkommen die röthlichen ſtruppigen Haare, und umgab ſehr unvortheilhaft die ſchmalen blaſſen Wangen, das eingefallene, mit Sommerſproſſen beſäete Geſicht, welchem das graue Auge, das Einzige, das unverletzt aus der Blatternkrankheit hervorgegangen war, gerade nicht zur Zierde diente. Der große Mund mit fahlen Lippen paßte zu dem Ganzen. Den langen dürren Hals verhüllte nothdürftig das graue Kleid, das weit und bauſchig über die magern Glieder fiel, und mit dem Saume auf dem Boden ſchleppte, damit der durch Krankheit verkürzte Fuß nicht geſehen werden konnte. Der Gang war hinkend, trotz der kleinen Krücke, womit Bertrande ihre Schritte zu unterſtützen ſuchte. Die mißgeſtalte Figur hing ſich ſchwer und ſchleppend in den Arm der ſchönen geduldigen Clemence, und legte mit vieler Zögerung den kurzen, aber etwas ſteilen Weg vom Hauſe bis zum Hafen zurück. Waren Bertrandens Füße ſchwerfällig, ſo raſtete doch ihre Zunge nicht, wenn gleich oft im Feuer des heftigen Geſprächs ein widerliches Stammeln und Schluchzen die Rede unterbrach. Jedem Worte Bertrandens war überdieß der Stempel einer tief aufquellenden unverſiegbaren Bitterkeit aufgedrückt; leiſes ſtachelndes Gift träufelte aus jeder ihrer Bemerkungen in das Ohr der Zuhörerinnen. Die körperlichen Mängel des Mädchens, und der moraliſche Zwang, dem es im Vaterhauſe unterlag, hatten ein reiches Feld voll Unkraut geſäet, das wuchernd aufging in jedem Blick von Bertrandens Auge, in jeder Sylbe aus ihrem Munde. Die Luft wehte lau, und Bertrande wünſchte den gefährlichen Miſtral herbei; das Getümmel des Volks wogte luſtig auf den Hafengeſtaden, Barken flogen wie rüſtige Pfeile vom Arſenal zur Altſtadt, von der Tiefe des

Hafenbeckens nach der Mündung deſſelben, die Flaggen und Wimpeln ſchwammen bunt und fröhlich in der Höhe, der Kanonendonner des Forts St. Nikolaus rief mit hundert Stimmen Freude und Jubel über die Stadt, die Glocken des uralten Doms brummten vom Ufer in das kriegeriſche Getöſe; vor dem Rathhauſe, vor der Loge der Kaufleute tummelte ſich halb Marſeille, und Fröhlichkeit war die Loſung; — Bertrande ſchaute finſter und höhniſch in die allgemeine Wonne, und betete, daß der Himmel doch plötzlich ein Erdbeben hereinbrechen laſſen möchte, um Hafen und Volk zu vertilgen, oder einen Brand, der die Stadt verzehre, wie eine Fackel, oder mindeſtens einen Orkan, der die Schiffe mit Mann und Maus in die Fluth begrübe, und die Häuſer von Marſeille ſammt Kirchen und Palläſten niederriſſe. — Die mitleidige Clemence, die einzige, die es freundlich meinte mit dem tückiſchen Kobold, wurde nicht von ſeiner böſen Zunge verſchont. Als die Schiffe des Großpriors von Malta im Hafen ſich vor Anker legten, mit farbigen Lampen und Kränzen geſchmückt, ſagte Bertrande: „Sie kommen von einer glücklicheren Hochzeit, als die deine geweſen, Clemence.“ — Ein kleiner Zug von geputzten Leuten verließ den Dom. „Siehſt du?“ ſagte Bertrande zu Clemence: „ſie haben ein Kind taufen laſſen, ein ehrliches, eheliches Kind. Nicht allen Leuten wird's ſo gut.“ — Als Clemence ſich zürnend abwendete, kam vom Stadthauſe ein majeſtatiſcher Rathsherr, und ging mit einem Seitenblick auf Clemence, finſter und trotzig vorüber. Clemence hatte ihn nicht geſehen, aber Bertrande ſtieß ſie an, und rief: „Da geht dein Vater, der Herr Dinart, der dich durchaus nicht mehr kennen will. Das hat man davon, wenn man das vierte Gebot verläugnet.“ — In dieſem Augenblick ſtand ein bettelnder Galeerenſclave von zwei bewaffneten Chiourmewächtern begleitet, vor den Frauen und hielt die blecherne Büchſe hin. Clemence erröthete ſehr, und Margarethe warf haſtig einen Sou in die Büchſe, dem Sclaven heftig winkend, ſich zu entfernen, aber Bertrande ſagte ganz laut zu Clemence, die vor Schaam kaum wagte, die Augen aufzuſchlagen: „War das nicht Raoul, der bei deiner Narrenhochzeit den Pfaffen machte?“

In Thränen ausbrechend wendete ſich Clemence ſchnell um, und Margarethe fuhr im höchſten Zorne mit den Worten heraus: „So wäret Ihr doch lieber zu Hauſe geblieben, Demoiſelle Bertrande, als hier Euerer letzten Freundin den Dolch ſo boshaft in's Herz zu ſtoßen! Ihr ſeyd ein böſes Mädchen, und Euer Gift iſt heute noch einmal ſo gefährlich als ſonſt, weil Ihr auf jenen Schiffen Leute ſeht, die von einem fröhlichen Brautfeſte kommen; Ihr werdet niemals ein ſolches Feſt feiern, und das ärgert Euch, und Ihr möchtet Alle verpeſten, die ſchöner ſind als Ihr und die auf einen Gatten Anſpruch machen dürfen.“

Auf Bertrandens leichenweißem Geſicht dämmerte violette Röthe auf. Die Neidiſche ſtotterte unverſtändliche Worte, bis ſie endlich vernehmlicher wurde, und vor Zorn bebend erwiederte: „Ich habe geſcherzt, altes hämiſches Weib; ſo Ihr aber meinen Spaß nicht verſtehen wollt, ſo will ich zukünftig im Ernſt mit Euch reden. Ja, die Peſt auf euere Zunge, auf jene Schiffe! Die Peſt über die ganze Stadt, meinetwegen! Warum ſollte ich denn die Welt lieben und hätſcheln, während ſie mich haßt und mißhandelt? Die Peſt über die ganze Welt, noch einmal. Wer weiß, was geſchieht. Ihr lacht, weil ich hinke? Aber auch die Strafe hinkt, und ſie wird Euch elendes Gezüchte früh oder ſpät ereilen!"

2.

Der Sommerſitz des alten Dinart, eines der vier Stadthauptleute von Marſeille, nahm unter den gegen die Viſta hinan liegenden Baſtiden eine der höchſten Stellen ein. Das Häuschen war klein und einfach gebaut, weiß angeſtrichen gleich den übrigen Landhäuſern, und auf ſeiner nicht allzugeräumigen Teraſſe war gerade nur Platz für ein Paar Weinſtöcke und einige Olivenbäume, die wenig Schatten abwarfen. Demungeachtet ging es dort luſtig her an Sonn- und Feiertagen, weil gewöhnlich eine leichtſinnige und fröhliche Geſellſchaft in dem engen Beſitzthume zuſammentraf. Am Tage wehrten Fenſterſchirme von Fliegengarn dem Andrang der Hitze und dem Beſuche läſtiger Inſekten; die kühlen hellgeſtirnten Abende lockten die Gäſte auf die ſchmale Teraſſe, wo dann nicht ſelten die Zither erklang, der Galoubet gellte, und lachende Jünglinge und Mädchen die Farandola tanzten. Der alte Stadthauptmann, obſchon bei Jahren und nicht ſehr rüſtig von Geſundheit, hatte das leichte Blut ſeiner Jugend bewahrt, hatte es ſeinem Sohne mitgetheilt, und, wie früher eine Gattin vollkommen nach ſeinem Sinne, ſo auch ſpäter eine Geſellſchaft von Freunden nach ſeinem Herzen und Gefallen gewählt.

Die Nachfeier des Johannisfeſtes im Jahre 1720 wurde auf Dinarts Baſtide begangen. Verlaſſen ſtand das Haus des reichen Mannes am Corſo der Stadt; auf der ſchlichten Baſtide prahlte der Luxus ſeiner Tafel, die Pracht ſeiner Geräthſchaften, woran die edelſten Stoffe und Metalle verſchwendet waren. Wie an den dem Marſeiller ſo heiligen Weihnachtstagen war die Mahlzeit beſtellt. Den oberſten Platz am Tiſche, deſſen feines Linnen, zwiſchen den goldenen und ſilbernen Schüſſeln mit Orangenblüthen beſtreut, entzückend duftete, nahm der Herr des Hauſes ein, ohne Umſtände in bequeme Campagnetracht gekleidet; zu ſeiner Linken ſeine Gattin Agathe, in Marſeille berühmt durch Putzſucht und Hang zur Verſchwendung; zu ſeiner Rechten die außerordentlich ſchöne und mit größter Lebhaftigkeit des Körpers und des Geiſtes ausgerüſtete Caſſandra, die Tochter des reichen Barante, deſſen Corallenhandel weltberühmt war. Das reizende ſtolze Mädchen hatte den Bewerbungen von Dinarts Sohne nachgegeben. Beide waren verlobt, Barante und ſeine Tochter wurden ſchon als Familienglieder betrachtet. Dem Stadthauptmann gegenüber, gereiht an den Corallenhändler, ſaßen einige Rathsperſonen von Aix, bekannte Feinſchmecker von Profeſſion, und neben der angenehmen ſehr jungen Tochter des

Ritters Roze der königliche Kaufmann von Marſeille, Georg Roux, ein geborner Corſikaner, deſſen kühner Speculationsgeiſt und außerordentliches nie veränderliches Glück dazumal alle Meere und Welttheile mit ſeinem Rufe erfüllte. Auf dieſem Manne, ſo wie auf dem reichen Barante ruhte mit vorzüglichem Wohlgefallen der Blick des Stadthauptmanns, und Maximin, der den Ceremonienmeiſter und Wirth vorſtellte, war angewieſen, jene Herren vor allen aufmerkſam zu bedienen; ein Geſchäft, welches der junge Mann, ſelbſt mit Zurückſetzung ſeiner Braut, nicht verſäumte. Er hatte ſich die Keckheit und auch den Uebermuth des verwegenen Glückskindes Roux zum Vorbilde gewählt.

„Das Jahr ſcheint günſtig werden zu wollen;“ begann Dinart mit behaglicher Redſeligkeit: „Wie viele Schiffe haben Sie draußen auf dem Meere, mein lieber Freund Roux?“ — Der Gefragte richtete die Augen wie in Zerſtreuung nach der Decke des Zimmers, trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch, und erwiederte: „Ich weiß in der That nicht. Ich habe die Liſte nicht genau im Kopfe. Ein Dutzend mögen es ſeyn, und ihre Ladung iſt für dieſes Jahr ſehr bedeutend.“ — — Barante ſagte hierauf: „Ihr ſeyd ein kleiner König, Gevattermann, und ich denke, daß Ihr im Stillen mit den Barbaresken einen Traktat abgeſchloſſen, weil noch nie gehört wurde, daß ein Corſar ſich nur an die geringſte Tartane gewagt hätte, ſo Ihr mit Euern Waaren befrachtet.“

„Das ginge mir noch ab;“ lachte Roux mit hochmüthigem Spott: „Ich verſchwende weder einen Heller an die Herren von Algier und Tunis, noch eine geweihte Kerze an den lieben Gott und ſeine Heiligen, und dennoch laſſen mich Seeräuber und Stürme ungeſchoren. Das Glück iſt Alles in der Welt, meine Freunde. Wer einmal durch kühnes Wagniß die buhleriſche Fortuna bezwungen, mag ruhig ſchlafen. Selbſt der Sturm regnet ihm Gold in's Haus." — „Recht; das iſt die Sprache, die einem Handelsfürſten geziemt;" meinte Barante lächelnd: „Ihr ſeyd an das gewaltige Geſchäftsgetümmel ſchon gewöhnt. In meinem ſtilleren Gewerbe, wo das Gold nicht ſtrömt, ſondern nur rieſelt, mag eine kleinlichere Berechnung wohl verziehen ſeyn." — Caſſandra, von der Beſcheidenheit ihres Vaters gekränkt, fiel ihm lebhaft in's Wort: „Thun Sie doch nicht ſo demüthig, mein Vater. Als ob Ihr Haus ſich nicht mit einem jeden meſſen könnte! Laſſen Sie unſerm kühnen Freunde ſeinen ſtürmiſchen Wirkungskreis, ſeine Triumphe in allen Himmelsſtrichen, und danken Sie Gott, daß eine ruhigere Laufbahn Sie zu demſelben Ziele führte."

Roux, obſchon von den Bemerkungen der Dame widerlich angeregt, machte gute Miene zum böſen Spiele, und verſetzte mit Geiſtesgegenwart: „Mein Gevatter beſitzt freilich einen Schatz, den mir Fortuna nicht verlieh: eine Tochter, die, ein Wunder der Schönheit, auch durch ihre männliche Seele verdiente, über einen Thron zu gebieten."

Maximin miſchte ſich in das Geſpräch, indem er mit ſtolzer Selbſtgenügtheit ſagte: „Hat auch kein Fürſt um Caſſandra geworben, wenn ſie es gleich werth geweſen wäre, ſo hoffe ich doch, daß ſie mit ihrer Zukunft nicht unzufrieden ſeyn werde.“ — „Dank ſey es der heiligen Jungfrau!“ ſetzte Madame Dinart hinzu, im ſelben Tone wie ihr Sohn: „Uns fehlt nichts, und das Glück hat uns geſegnet, wie wir es nur wünſchen konnten. Wir beſitzen drei Häuſer in der Stadt, viele Ländereien im Gebiete, einen Antheil an der Zollpachtung, der ſeine guten Zinſen trägt, Olivenpflanzungen bei Aix . . . .“ — „Pflanzungen, die erſt neuerlich von Rathswegen ſehr hoch geſchätzt wurden;“ ſchaltete ein Syndikus von Aix ein. — Mit ſtrahlendem Geſichte nahm der Stadthauptmann das Wort: „Genug, wir ſind nicht die ärmſten Leute in Marſeille. Es erquickt aber mein Herz, daß meine reiche Habe, Grundeigenthum ſowohl als bewegliche Kapitalien, die Frucht meiner unabläſſigen Arbeit und Mühe geweſen iſt. Wir ſtammen eigentlich aus einer Fiſcherfamilie, deren Wohnſitz in dem ſchmutzigſten Theile der Altſtadt ſich befindet. Der Name unſerer Stammfamilie iſt einer der älteſten in der Stadt und wir ſchreiben uns nicht unwahrſcheinlich von den Phocern her, die zuerſt an unſerm Strand eine Colonie gründeten. Meinem Vater ſchon war das gemeine Leben zuwider, dem ſich unſere Familie hingab. Er fühlte ſich zu Höherem berufen, und verließ die rohe Sippſchaft, die uns deßhalb noch heut zu Tage grollt. Eine kleine Bedienſtung bei der Stadt war Alles, was mein Vater errang, doch hinterließ er mir ſeinen Geiſt, ſein Streben, und ich führte nicht ungeſchickt aus, was er begann. Im Alter freue ich mich jetzo meines Werks, weil ich es ohne die geringſten Mittel unternahm.“ – „Das iſt auch mein Fall;“ jauchzte Roux Beifall klatſchend, und Barante ſetzte fröhlich hinzu: „Auch der meinige, bei Gott!“

Die drei Männer reichten ſich über dem Tiſch die Hände, und Dinart rief: „Wer vermögte unſer Glück darnieder zu ſtürzen? Ich halte mich für unüberwindlich, da ich mit einem Barante durch die Bande der Verwandtſchaft, mit dem berühmten Roux durch innige Freundſchaft verknüpft bin.“ – „Wir haben's uns ſauer werden laſſen in der Welt!“ entgegnete Roux mit freudigem Ungeſtüm: „Jetzt iſt die Zeit, zu genießen. Laſſen wir dem gemeinen Volke ſeine Leiden, ſeine verdrüßliche Unzufriedenheit. Auf Erden kann nicht ein Jeder glücklich ſeyn; wohl uns, daß wir unter den Auserwählten ſind.“ – „Ohne Sorgen gelebt, ſo ſpät als möglich geſtorben!“ rief Barante mit lüſternem Gelächter: „Wer ſein Leben verſäumt, iſt ein Thor; über das Grab hinaus währt keine Freude!“

„Sie werden ſich dieſe Grundſätze merken, und beſtändig darnach handeln, wenn Sie mich lieb haben!“ ſcherzte mit ausgelaſſener Luſtigkeit Caſſandra, ihrem Verlobten die Hand reichend. – „Sorge nicht, liebe Schwiegertochter;“ antwortete ſtatt des lachenden Mariminus die von Luſt und Eitelkeit glühende Mutter: „Mein Sohn iſt ſeines Vaters Ebenbild, und iſt nie einer Freude wie auch nie einer Gefahr aus dem Wege gegangen.“ – „Dreifach glücklich derjenige, der an ſeinem Sohne Freude erlebt!“ ſagte Roux, ſein Glas ſchwingend: „Der meinige iſt Major in dem Dienſte des Königs, und wird es noch zum Marſchall bringen." — „Mein Albert hat ein Etabliſſement auf Martinique," bemerkte Barante mit wichtiger Miene, „und mein Felix, ein geſchickter Kaufmann, führt meinen Handel im Norden mit vielem Erfolg." — „Ich darf mich nicht rühmen, die Welt geſehen zu haben;" ſagte Maximin mit eitlem Trotze: „In dieſem Punkte ſtimmten meine Wünſche mit dem Willen meiner Eltern nicht überein. Doch ſetze ich meinen Stolz darein, ein wackerer Bürger meiner Vaterſtadt zu ſeyn."

Gleichſam wie entſchuldigend fügte der alte Dinart hinzu: „Meine Frau liebte den Buben zu ſehr, als daß ſie die zarte Jugend deſſelben den Gefahren einer weiten Reiſe hätte ausſetzen wollen, da er älter geworden war, ſchien ſeine Anweſenheit im väterlichen Hauſe doppelt nöthig, weil wir unſere Tochter dazumal verloren." — „Sie haben den Tod einer Tochter zu beweinen?" fragte eine der fremden Magiſtratsperſonen mit phlegmatiſcher Condolenz. — Hierauf wurde des Stadthauptmanns Stirne roth vor Zorn, und Maximin drehte ſich unwillig auf dem Abſatze um, nach dem Deſſert rufend. Caſſandra zog ein höhniſches Geſicht, und die übrigen Gäſte, die Tochter des Ritters Roze ausgenommen, ſchauten mit peinlicher Verlegenheit auf ihre Teller. Frau Dinart brachte jedoch Alles wieder ins Gleichgewicht, da ſie dem Fremden mit vollkommenſter Ruhe erwiederte: „Geſtorben iſt nun ſo eigentlich unſere Tochter nicht, aber dennoch todt für uns. Wir haben nie in unſerer Familie ſchlechten Wandel geduldet, und der Himmel gab uns genug des Gleichmuths, um den Verluſt mit Geſundheit zu ertragen."

Die leichtſinnige Mutter vermochte es über ſich, zu lächeln, indem ſie dieſe Worte ſprach, und wendete ſich, der Converſation eine andere Richtung zu geben, an das neben ihr ſitzende Fräulein Roze: „Sie eſſen ja nicht, meine Liebe; doch ſind dieſe Früchte vortrefflich, und der ſüße Muskatwein verdient wahrlich nicht, von Ihnen verſchmäht zu werden."

Während deſſen ſetzte Caſſandra das vorige Thema fort, indem ſie ihren Verlobten mit gerümpfter Naſe vertraulich fragte: „Ich habe von dem Scandale gehört, den Ihre Schweſter verſchuldete, mein Freund. Wo hält ſich die Perſon jetzt auf?" — Maximin antwortete ſchnell und verdrießlich: „Wo ſie vollkommen an ihrem Platz iſt, in dem Hauſe unſers Vetters Foulques, der unſeres Stammes angenehme Sitten nie verleugnete, und ein Häuptling der Lazaroni von Marſeille iſt. Der Mann und ſein Sohn ſind Vorbilder gemeiner Lebensart, und jedes ihrer Worte ſchmeckt nach Theer und Hafenſchlamm."

Das Fräulein von Roze ſprang haſtig vom Stuhl auf, und rief, nach dem Fenſter deutend: „Mein Vater! dort kömmt mein Vater!" — Maximin eilte dem Gaſte entgegen, die reichen Kaufleute rührten ſich nicht von ihren Seſſeln, während die Rathsherren von Aix aufſtanden, mit Ehrfurcht den Mann zu begrüßen, der des Königs Conſul in Modon geweſen war. Caſſandra hielt aber das Fräulein, welches dem Vater entgegen laufen wollte, zurück, indem ſie mit vorneh=

mem Uebergewicht zu der jüngern Freundin ſagte: „Bleibe doch, du liebe Unſchuld, das ſchickt ſich nicht.“ Frau Dinart rief mit vielem Gepränge nach einem Seſſel, nach goldenem Becher und Beſteck für den Gaſt, der alſogleich die ganze Schwere des bürgerlichen Reichthums empfinden ſollte.

Der Ritter von Roze, um ſeiner Verdienſte willen mit dem Kreuze des Lazarusordens geſchmückt, ein feuriger ſchöner Mann von fünfzig Jahren, erſchien ohne alle Ceremonie in der Geſellſchaft, und begrüßte die Anweſenden nur leichthin, weil eine wichtige Idee oder eine ungewöhnliche Begebenheit ſeinen Geiſt beſchäftigte, wie nicht ſchwer zu erkennen war. Dinart empfing ihn freundſchaftlich, bedauerte, daß ihn ſeine Geſchäfte bisher der luſtigen Tafelrunde entzogen, freute ſich aber zugleich, daß der Ritter pünktlich ſein Wort gehalten, bei'm Deſſert ſich einzufinden. — Der Ritter unterbrach die Beredſamkeit des Stadthauptmanns, indem er mit einiger Haſt ſagte: „Ich hätte beinahe mein Wort nicht gehalten; meine Ungeduld hielt mich zurück, aber mein Geiſt bedurfte der Zerſtreuung, und darum unternahm ich den Spaziergang hieher. Meine Herren und Freunde, es thut mir leid, Ihre Frohlichkeit zu ſtören, aber der beſonnene Mann verläßt ja ohnehin gerne den vorübergehenden Genuß des Augenblicks, wenn ein unabſehbares Unglück über ihn und ſeine Mitbürger hereinzubrechen droht; ein Unglück, das vielleicht noch durch die vereinigten Bemühungen aller echten Vaterlandsfreunde abgehalten, erſtickt werden kann.“

Die Geſichter aller Gäſte wurden lang und blaß, und erwartend, ja ſelbſt unwillig, hafteten ihre verdüſterten Augen auf dem Storefried. Die Frauen waren die erſten, die um deutlichern Aufſchluß baten. Der Ritter ſprach mit ernſter Kürze: „So lange war ich von meiner Heimath entfernt auf fremden Geſtaden, daß mir das Herz pochte vor freudiger Sehnſucht, als ich mich zu Livorno auf leichter Felucke einſchiffte nach dem theuern Vaterlande. Mir ſchien es eine gute Vorbedeutung, daß unmittelbar vor meinem Fahrzeuge die Schiffe des Ritters von Orleans nach Marſeille ſegelten. Hätte ich geahnt, daß in dem Gefolge des Brautführers das Verderben ſchwamm, ich hätte wahrlich keine Freudenthränen vergoſſen. Zwei Schiffe, Levantefahrer, unter dem Commando des Capitains Chataud, dunkel, ungeheuerlich und verödet ausſehend, zogen neben uns dem Hafen von Marſeille zu. Unſere Fragen an die Schiffe wurden genügend beantwortet, der Capitain führte Geſundheitspatente mit ſich; aber das Grauen, das mich unerklärlicherweiſe befiel, als ich jene ſchwarzen öden Schiffe auf den Wellen herangleiten ſah, beſtätigte ſich. Dieſe Fahrzeuge haben aus Syrien die Peſt mit ſich gebracht, die ſchon im Lazareth mehrere Arbeiter tödtete, und ſich bereits in dem Schooße der Stadt ſelbſt das erſte Opfer erkohren hat.“

Die Damen ſprangen mit einem Angſtruf von den Stühlen auf, und die Herren ſanken in die Lehnen ihrer Seſſel zurück. Der Ritter, welcher im nächſten Augenblicke den lauten Ausbruch des Entſetzens befürchtete, fuhr mit gedämpfter Stimme klug ermahnend fort: „Ich bitte Sie von Herzen, Ihr Staunen zu mäßigen. Laſſen Sie den Dienern nichts merken; es gibt Dinge, die dem Volke ſo lang als möglich ein Geheimniß bleiben müſſen. Gebildete Leute und aufrichtige Patrioten wiſſen zu ſchweigen und im Stillen zu handeln. Es iſt gefährlich, die Furcht und den Aberglauben des Pöbels zu entfeſſeln, der ein ſolches unvermeidliches Unglück für eine Strafe des Himmels anſieht, oder es mit frechem Trotze leugnet, bis es zum unheilbaren Verderben wurde. Der Magiſtrat von Marſeille ſcheint dieſe Wahrheit erkannt zu haben, denn er hat noch für heute Abend eine geheime Sitzung anberaumt, und der Bote, welcher Herrn Dinart dazu einladen ſoll, wird nicht ſäumen."

Kaum hatte Roze geendet, als wirklich der Huiſſier erſchien, und die Ladung brachte, die den Stadthauptmann nach dem Rathhauſe beſchied. Die gleichgültige Miene dieſes Menſchen, der ſelbſt von dem Beweggrund der außerordentlichen Rathsſitzung nichts wußte, machte den verſchiedenſten Eindruck auf die Verſammlung. Die Angſt der Damen mehrte ſich, und ſie nannten den Boten nach ſeinem Weggang einen ſchauerlichen Leichenanſager; die Herren hatten in ſeiner kalten Gleichgültigkeit neue Faſſung gewonnen. Rour behauptete mit der ſeltenſten Zuverſicht, daß ihm und den Seinigen die Seuche nichts thun würde, Barante erhob Zweifel gegen die Zuverläßigkeit des Gerüchts, Dinart leugnete die Krankheit ganz. Mit verdrüßlichen Mienen machte er ſich fertig, nach der Stadt zu fahren, und ſagte dabei: „Keine Seele wird mich glauben machen, daß wir die Peſt in unſern Mauern haben. Wofür hätten wir unſer geſundes Klima, dem ſogar die Fremden nachreiſen, wie einer Verjüngungsquelle? Wofür die Nähe des Meers, deſſen Ausdünſtung ſo wohlthätig die Luft reinigt? Wofür endlich das Lazareth, das mit ſo vieler Vorſicht verwaltet wird? Pah, ſolche Gerüchte ſind nur Hirngeſpinnſte irgend eines hungrigen Arztes, der eine neue Krankheit erfinden möchte, um ſeinen Beutel zu füllen; nichts als blinder Lärm, eine neue Miſſiſſippi-Speculation. Was wird's ſeyn? Arbeiter, die im Lazareth ſtarben, während ſie Waarenballen auslüfteten? Ei nun, das geſchieht oft. Wir haben alle Augenblicke ähnliche Fälle in der Contumaz, und allemal wird dort die Anſteckung vertilgt. Oder ein Sterbefall in der Stadt, der Aufſehen erregt?" — „In der Vorſtadt St. Lazare;" antwortete Roze ernſthaft und beſtimmt. — „Schon recht;" lachte Roux, daß er ſich den Bauch hielt: „das miſerabelſte Geſindel der Stadt hockt dort aufeinander, wie man Häringe in die Tonne preßt. Da hat irgend ein Laſtträger ſeinen Magen an faulen Fiſchen oder ſchlechten Würſten verdorben, hierauf viel von dem rothen ſchlammigen Wein getrunken, den unſer Pöbel ſo ſehr liebt, und iſt am Ende an Ekel und Rauſch verſtorben. Thut nichts, meine Herren; wenn auch unter dem Gelichter ein bösartiges Fieber einriſſe, und ein biſchen in jenen Quartieren aufräumte, es läge nichts daran. Wir haben ſchon viel zu viel Tagediebe in der Stadt, und die Gebreſten jenes Geſindels verſchonen immer die anſtändigen wohlhabenden Leute." — „Ja freilich, ja wohl, Gott ſey Dank!" riefen im Chor die Frauen, Barante und Maximin, leichtſinniger Sorgloſigkeit ſich überlaſſend, und Dinart ſetzte Abſchied nehmend hinzu: „Es iſt fatal, daß ſolch' einfältig Geſchwätz mich um einige Stunden dieſes fröhlichen Abends betrügen muß. Ich werde viel Langeweile ausſtehen, meinen Collegen zuhören, die gegen Windmühlen fechten, und nach aufgehobener Sitzung noch eben ſo klug ſeyn wie jetzt." — „Erlauben Sie, daß ich mit meiner Tochter Sie nach der Stadt begleite;" ſagte der Ritter Roze, den der Unglaube dieſer Leute unangenehm berührte. Mit einem Scherze, der nicht ohne Tücke war, erwiederte Madame Dinart: „So ſchmerzlich wir es empfinden, daß Sie uns Ihre werthe Geſellſchaft entziehen, ſo wiſſen wir doch, daß ein kräftiger Magnet, in der Perſon der ſchönen Frau Tellier, Sie zur Rückkehr zwingt. Das Hochzeitsfeſt wird doch bald gefeiert werden?" — „Ich denke;" antwortete der Ritter mit kalter Verbeugung, und folgte dem Stadthauptmann, die Tochter am Arm. Die übrige Geſellſchaft blieb beiſammen, mit frivolem Geſpräch und eitlem Kartenſpiel die Zeit zu tödten; nur die vorſichtigen Herren von Aix, denen bei dem Namen der Peſt unter den ſchweren Perücken etwas warm geworden war, ſchickten in aller Stille nach ihrem in der Stadt zurückgebliebenen Wagen, um ohne Verzug nach der Vaterſtadt abzureiſen.

3.

Es war gegen das Ende des Monats Julius. Schwüle Hitze lag erſtickend in allen Gaſſen, auf allen Geſtaden von Marſeille. Kein Lüftchen rührte ſich und der Horizont hing voll dünner grauer Schleier. Der Abend, der ſonſt ein fröhliches Getümmel auf Straßen und Plätze lockte, ſchien ſeinen Zauber verloren zu haben. Es drängten ſich zwar große Menſchenmaſſen hie und da zuſammen, aber die Tauſende flüſterten nur ſtatt des lauten Geplauders und blickten ängſtlich und verwirrt umher, ſtatt mit gewohntem Uebermuth, mit gewohnter Lüſternheit. Die wohlhabenderen Klaſſen, die ſonſt in bunten Reihen auf den Wällen, auf dem Corſo, am Hafen ſpazierten, waren nicht zu ſehen. Sogar an den Fenſtern der Häuſer zeigten ſich wenige Geſichter, aber in der Umgegend der Stadtthore preßte ſich ein Gewühl von Pferden und Wagen, das ſchon in der Mittagsſtunde begonnen, und immer zahlreicher und dringender geworden war. War der Feind im Angeſichte des Hafens? Hüllte einer ſchweren Feuersbrunſt dampfende Lohe die Häuſer von Marſeille ein? Erſchütterte ein Erdbeben die Grundfeſten der Stadt? — Ach nein; Marſeille war ruhig, dumpf und ſtill wie ein Grab, und der Sturm, welcher darinnen aufgähren ſollte, lag noch unausgebrütet im Keime. Die Flüchtlinge an den Thoren liefen vor dem ſtummen Tode, deſſen Senſe, deſſen blutige Spuren ſie noch nicht einmal geſehen; alle jene Augen, die aus den flüchtigen Wagen, von den jagenden Roſſen und Maulthieren herab, ſcheu abgewendet von der ſüßen Heimath, in die Ferne ſtarrten mit ängſtlicher Hoffnung, mit banger Zuverſicht — ſie hatten noch nicht einmal von ferne das Geſpenſt geſchaut, deſſen Eintritt in die Stadt die Zaghaften verſcheuchte. In den Häuſern der Reichen war der Tod noch nicht zu Gaſte geſeſſen, über ihre weichen Betten hatte er noch nicht ſein Leichentuch gebreitet; nur hie und da hatte er im Sumpfe gearbeitet, gleichſam wie zur Vorübung, und nicht einen Streich gegen die Cedern geführt. Sein Beſuch war nur den Hütten der Armen zu Theil geworden, in den engen ſchmutzigen Straßen des Elends hatte er ſeine Lieblinge gezeichnet, und nur zu dem Ohre des armen dürftigen lebensſatten Mannes war der Friedensgruß des morgenländiſchen Fremdlings gedrungen. Gerade dieſes Volk aber konnte nicht fliehen; es war gebannt an die Stätte, wo es geboren. Darum knirſchte es, da es die Flucht der Reichen ſah, da es zu ahnen begann, wie eine Quelle nach der andern für ſeine Bedürfniſſe verſiegen würde, in einer Zeit, wo Hülfe ihm ſo nöthig geweſen wäre. Alle Geſchlechter dieſes gemeinen, leidenden und gedrückten Volkes liefen zuſammen, Grimm im Herzen, dumpfe Verwünſchung auf der Zunge, um ſich zu berathen, ſich zu tröſten, um Beiſtand zu begehren. Wenige dachten an's Beten, obſchon am ſelbigen Tage der Biſchof von Marſeille in eigner Perſon eine Prozeſſion durch alle Kirchen und Straßen führte, um mit heiſſen Gebeten des Himmels Barmherzigkeit zu erflehen. Dem heiligen Zuge, den ſingenden Prieſtern und hochgetragenen Reliquien folgten nur ſteinalte Männer, abergläubiſche Weiber, viele ſchon in Trauerkleidern um ſchnell geſtorbene Verwandte und Freunde; endlich die Schulen der Stadt, aufgeboten zu ſolchen Prozeſſionen. Die Kräftigeren aus dem Volke ſahen nur mit Erſtaunen, was ſich um ſie her begab. Die ſtarken Leute, abgehärtet durch rauhe Arbeit, durch gefahrvolle Seezüge, durch das ſchwere Gewerbe der Korallenfiſcherei, fragten ſich verwundert, was denn im Werke ſey? An das Daſeyn einer beginnenden Seuche glaubten ſie alle nicht. Die einzelnen verdächtigen Todesfälle in der großen Stadt erregten nicht ihre Aufmerkſamkeit. Sie vertrauten der Sorgfalt ihres Viguiers *), ihrer Conſulen und Schöppen, ihrer Zunftmeiſter und Prudhommes, die noch immer hartnäckig ſchwiegen; ſie glaubten gerne den Ausſprüchen der wichtig thuenden Aerzte, die jede anſteckende Krankheit in Marſeille leugneten; ſie bauten auf die ſtrengen Maßregeln, die das Lazareth unnachſichtlich zu befolgen verbunden war. Die Armen wußten nicht, daß die Vorſteher der Gemeinde im Begriff waren, ihr Schweigen, viel zu ſpät, zu brechen, wußten nicht, daß der Troß der Aerzte die Wahrheit nicht erkennt, und ſchon aus Brod- und Kunſtneid das leugnet, was der ſeltnere Genius hell und klar beweiſet, wußten nicht, daß die Verwaltung des Lazareths ſchon lange ihre Pflichten gewiſſenlos vernachläſſigte, und daß die meiſten der Vorſteher jener Schirmanſtalt ſelbſt die Flucht vor einem Uebel ergriffen hatten, dem ſie hätten begegnen ſollen. „Die Krankheit iſt eine Lüge!“ riefen die Rädelsführer im Volke ihren Anhängern im Volke zu: „Sie iſt eine abſcheuliche Erfindung, erſchaffen, um das Volk zu erniedrigen, es vor Hunger ſterben zu machen. Haben ſich die Reichen nicht ver-

---

*) Landrichter oder erſter Bürgermeiſter.

ſchworen, uns zu verlaſſen? Stehen unſere Märkte nicht ſeit vorgeſtern leer und öde? Man raubt uns den Verdienſt unſerer Arbeit, man ſchneidet uns die Lebensmittel ab. Die Wucherer wollen uns aufreiben, der Regent zu Paris, weil er die Hauptſtadt verarmte, will alle reichen Leute dahinziehen, und uns vergiften laſſen, weil wir ihm zur Laſt ſind. Wozu haben wir unſere freien Einrichtungen, wenn wir ſo ſchändlichem Complott erliegen ſollen? Es iſt himmelſchreiend, wie man uns behandelt, wie man uns blokirt. Wir wollen uns ſelbſt unſer Recht verſchaffen, den Conſulen zeigen, daß wir geſund ſind, kerngeſund, und daß die Peſt nur in den Köpfen der Narren oder im Herzen unſerer Unterdrücker ſitzt!"

Während die Gruppen am Hafen von dieſen Rednern bearbeitet wurden, und der Prozeſſion, die wieder herankam, geringſchätzend den Rücken kehrten, drängte ſich ein anderer Zug durch die Menge, dem Alles ehrerbietig und mitleidig Platz machte. Er beſtand aus ein paar Dutzend von Chriſtenſclaven, die aus den Gefängniſſen von Tunis und Tripoli durch die Hülfe und das Löſegeld der ehrwürdigen Väter vom Orden der Trinitarier befreit worden waren. Unter dem Schall einer gedämpften Handtrommel ſchritten die abgezehrten und langbärtigen Geſtalten, begleitet von ihren würdigen Befreiern, dem Dom zu, am Fuße des Altars mit heißem Danke den Gott zu loben, den juſt zur ſelben Zeit die verzweiflungsvolle Andacht furchtſamer Chriſten als einen zornigen Rächer mit Bußpſalmen zu beſchwichtigen ſuchte. Voll

Theilnahme drängte ſich das leicht bewegliche provenzaliſche Volk in den Weg der Befreiten, ſchüttelte ihnen die Hände, berührte ihre ſchweren Feſſeln, die ſie im Heiligthume aufzuhängen gingen, warf ihnen den letzten Heller aus der eigenen armen Taſche in die Mütze, theilte mit ihnen das letzte Stückchen Brod. Zugleich aber riefen Viele: „Ach Ihr Freunde, woher des Weges?“ — „Aus Afrika über Toulon.“ — „Ach was wollt Ihr hier, in dieſer verrathenen unglücklichen Stadt?“ — „Dem Himmel danken und dem heiligen Lazarus; Eurer Milde uns erfreuen, da Viele von Euch ſelbſt in der Sclaverei geweſen, viele Eurer Freunde in Barbarenketten geſchmachtet.“ — „Wir haben auch Mitleid mit Euch und jubeln über Eure Erlöſung, aber wir ſterben vor Hunger. Entflieht, daß Ihr nicht gleiches Schickſal mit uns theilt.“ — „Vor Hunger ſterben? Unterthanen des Königs von Frankreich? Läßt ja der Bey von Tunis ſeine Sclaven nicht am Hunger ſterben, und füttert ſie mit Mais und Grütze.“

Wie ein von ferne rollender Donner gieng dieſe Antwort von Munde zu Munde und Schlag auf Schlag blitzte nun die kecke Beredſamkeit des ſüdlichen Volks empor, deſſen lebhafte Phantaſie ſchnell die Bilder des Seeräuberfürſten und des Königs von Frankreich zuſammenſtellte, um wahrlich nicht zu Gunſten des Letztern zu entſcheiden. Himmelan ſtieg plötzlich der Ruf, einſtimmig, wie aus einem Munde: „Brod, Brod! Wir wollen nicht verhungern, wir ſind nicht peſtkrank! Die Gewalt verſchaffe uns, was man uns verweigert.

Zur Stunde wollen wir Gerechtigkeit haben, wollen wir geſättigt ſeyn. Stürmt die Bäckerläden!" — „Die Bäcker können kein Brod ſchaffen, ihre Läden ſind leer, es mangelt an Getreide!" antworteten einige herzhafte, beſonnene Männer. — „So brecht die öffentlichen Speicher auf!" heulte die Menge, und umgab brüllend und tobend das Rathhaus, wo ſeit dem früheſten Morgen der ganze Magiſtrat verſammelt ſaß, die böſe Lage der Dinge und der Stadt Bedrängniß erwägend. Eſtelle, einer der muthigſten Schöppen, einer von den ſeltenen Volksfreunden, welche unvergängliche Denkmale verdienen, eilte die Treppe hinab, dem Getümmel zu begegnen, welches die Thürſteher und Wächter zu zermalmen drohte. „Wir haben keine öffentlichen Speicher!" rief der kühne Rathsherr ohne Furcht: „Die Geſetze verbieten Alles, was einem Monopole ähnlich ſieht. Wir werden Mittel ſchaffen, übertriebene Furcht hält die Landleute von unſern Märkten ab; wir erwarten jeden Augenblick einen Courier von dem Parlament zu Aix, der uns eine Entſchließung bringen ſoll, welcher wir bedürfen. Beruhigt Euch nur heute noch. Tumult und Aufruhr ſchaden, Eintracht erhält. Zerſtreut Euch, geht in Eure Häuſer, ſolche Zuſammenrottungen möchten die Peſtilenz ausbreiten, womit wir bedroht ſind, wie es heißt." — Die Menge heulte dagegen, wie eine empörte Brandung: „Es iſt nichts mit der Peſtilenz. Warum darf der Biſchof ſeine Umgänge halten? Warum flüchten ſich die Reichen? Man will uns hinrichten, das Arſenal hat Brod, die geſchornen Sträflinge werden gefüttert, der Soldat erhält Speiſe und Trank, und wir, die all dieſes bezahlen, ſollen verſchmachten.“

Während ſich dieſes im Innern des Rathhauſes begab, und der Magiſtrat in peinlichſter Ungewißheit nicht wußte, was zu thun, wurde plötzlich eine Stimme unter dem Volke laut, welche ſchrie: „Ihr ſucht Getreide? Die Abtei von St. Victor hat gefüllte Fruchtböden. Fort nach St. Victor, die Pfaffen ſind ohnedieß verbunden, ihren Mitchriſten zu helfen!“

„Nach der Abtei! Nach der Abtei St. Victor!“ wiederholte die Maſſe der Tumultuanten mit wildem Gejauchze, und im Nu entleerte ſich die Treppenhalle des Rathhauſes von ihrem ſtürmiſchen Beſuche, und der ganze unermeßliche Pöbelhaufe ſtrebte auf allen möglichen Wegen nach dem jenſeitigen Hafengeſtade. Die rüſtigſten Lärmgeſellen, begierig auf dem Wege ein neues Aufgebot zu der Unternehmung zu ſammeln, umkreisten das Hafenbecken, um zur Abtei zu gelangen; die beſonnenſten unter den Aufrührern, meiſtens Schiffer und Fiſcher und Leute von der geringen Marine, warfen ſich kurz und gut in die Barken und Kähne am Ufer und ruderten unaufhaltſam nach dem jenſeitigen Geſtade, wo die Gegend befindlich, die man das Paradies nennt, und worinnen die ſtolze Abtei ihre prachtvollen Zinnen prahleriſch wies. — In dem Arſenal, in den Galeerenhäuſern wurde Alles lebendig, da man den Sturm gewahrte, der die Abtei bedrohte. Den zu Lande kommenden Angreifern verwehrte am Ausgang des Quartiers Rive-Neuve das herbeiraſſelnde Geſchütz des Zeughauſes das weitere

Vorrücken; in dem Bagno wurden alle Waffen der Chiourme drohend gegen die Sclaven gekehrt, welche ungeduldig in ihren Ketten raſſelten, während drauſſen die Rebellion mit ihren Schrecken aufzuſteigen ſchien. — Das Volk in den Barken erreichte die Abtei. Thore, Gebäude und Kirche waren ſtreng verſchloſſen, und durch das Gitter der äuſſerſten Pforte bedeutete ein blaſſer Laienbruder dem drohend anrückenden Haufen, daß die Domherren und Grafen von St. Victor ſich ſchon ſeit Tagesanbruch abgeſperrt hatten, um der Peſtilenz zu entgehen, daß ſie von ihren Vorräthen nichts abgeben würden, weil man die Dauer der Landplage nicht berechnen könne, und daß im Nothfall die Garniſon des Caſtells bereit ſeyn würde, einen mörderiſchen Angriff auf die Abtei zurück zu weiſen.

Die Drohung war nicht ohne Grund; ſchon wurden die Trommeln in dem Fort St. Nikolaus gerührt, und im Abendſcheine glänzten Waffen auf den Zugbrücken der Citadelle, ſammelten ſich dort Rotten, um heran zu ziehen. Dem wehrloſen Pöbel fiel der Muth; er fürchtete ſich noch dazumal vor der Musquete, vor dem zürnenden Feuerſchlunde. Der Ungeſtüm verwandelte ſich in die Bitte der Verzweiflung; die Stimmen, die noch vor Kurzem Flüche und Verwünſchungen, blutdürſtige Drohungen und meuteriſches Rachegeſchrei gen Himmel ſchickten, verkehrten ſich in Klageſtimmen, und bettelten auf der Marmorſchwelle der reichen Domherren um Nahrung, um eine Handvoll Korn. Die Herren Grafen von St. Victor blieben jedoch beharrlich bei ihrer Weigerung, und ließen dadurch die armen Leute erſt recht bitter empfinden, welcher Zukunft ſie entgegen ſahen. Laut jammerte die Menge, langſam zurückweichend vor den weißen Uniformen, die in geſtreckten Reihen ſich auf dem Platze ausbreiteten: „Wehe uns, wenn die reichen Prieſter ſo unbarmherzig ſind, was ſteht von unſern reichen Kaufleuten zu erwarten, und von den vornehmen Herren des Königs, die in Sammet und Gold daherfahren, unſers Elendes zu ſpotten?“ — Und in Vielen regte ſich ſchon wieder nach dem vorübergehenden Augenblick lammherziger Trauer die Begierde nach Gewalt, Raub und Brand, als den letzten Bundesgenoſſen der Verzweiflung. Ehe jedoch ſolch gräßliche Mahnungen laut werden konnten, trat ein Mann in die Mitte dieſer armen Mariniers, der unter ihnen geboren, in ihren Gewohnheiten erzogen, ihren Sitten treu geblieben war. Der ehrwürdige Foulques, einer der Aelteſten der Schifferzunft, einer der von ihnen ſelbſt erwählten Schiedsrichter, dem alle Herzen ſeiner Standesgenoſſen huldigten, wegen ſeiner vielen Erfahrungen, um der Biederkeit und Richtigkeit ſeines Urtheils willen. Die Alten verehrten in ihm einen Odyſſeus, die Jungen ſchätzten und bewunderten ihn, weil er bei hohen Jahren noch die Kraft und Geſundheit der Jugend ſich bewahrte, und den Winter des Menſchenlebens ſogar um ſeinen Silberſchnee zu betrügen gewußt hatte.

Mit der herzlichen Beredtſamkeit, die dem volksthümlichen Ehrenmanne ſo frei, natürlich und edel von der Bruſt ſtrömt, wie Töne gehaltreichen Metalls, ſprach Foulques zu ſeinen Mitbürgern: „Guten

Abend, Kinder und Landsleute, **was macht Ihr hier?** Ihr verliert Eure Zeit, die Ihr nützlicher anwenden könntet. Der Magiſtrat ſchickt mich, Euch zu bitten, daß Ihr nach Hauſe gehen möchtet. Die Conſulen haben geglaubt, es ſey gefährlich, mit Euch zu reden, und wollten mich von Bewaffneten begleiten laſſen; aber ich weiß das beſſer; wir kennen uns ſchon lange. Es iſt keiner unter Euch, der nicht ſchon einmal in einer Streitſache als Parthei vor mir ſtand und der nicht gehorſam geweſen wäre, ſobald ich ihm ſagte: das Geſetz verurtheilt Dich, mein Freund. Ihr ginget dann hin, zahltet Eure zwei Sous für den Spruch, ließet Eurem Gegner ſein Recht, und habt nie an meiner Gerechtigkeit gezweifelt. Folgt daher auch heute meinem Wort. Unordnung zehrt die Ordnung auf, ein Bürger kann nicht zugleich ein Rebell ſeyn; der Eſel, der zweien Herren dient, hat bald einen kahlen Schweif. Das Parlament von Air hält uns noch immer hin mit ſeiner Vollmacht, aber wir leben ja nicht von dem Parlamente. Wir haben daher geſorgt, auch ohne Erlaubniß des Parlaments, daß gleich morgen vor den Thoren der Stadt wieder Markt gehalten werde. Kauft dann nach Herzensluſt, meine Freunde, und ſeyd guten Muthes; ſchon der weitere Weg zum Markte wird Euch zerſtreuen, vielleicht iſt in der nächſten Woche ſchon das Schreckbild verſchwunden, womit man uns zu ängſtigen ſucht, ich weiß nicht ob mit Recht oder mit Unrecht. Fürchtet auch nicht, daß Eure reichen Mitbürger ferner die Stadt verlaſſen, um Euch preis zu geben. Die Herren zu Air werden bald drohen, jeden zu erſchießen, der unſer Gebiet zu verlaſſen begehrt."

Ein rohes Gelächter brauste nun aus dem Haufen auf, es wurde Beifall geklatſcht, eine Spottrede jagte die andere. Foulques ſtellte ſich, als ob er die Fröhlichkeit des Volkes theile, und rief noch ſcherzend zurück, als er in ſeine Barke ſtieg: „Brav, meine Freunde, in Kurzem wollen wir die feigen Haſen von Aix und Marſeille noch wackerer auslachen!" Lautes Bravorufen folgte ihm nach, und wirklich zerſtreute ſich die Menge nach ihren Häuſern.

4.

Foulques hatte noch eine Runde gemacht, und es war ziemlich ſpät und dunkel geworden, als er an ſeiner Wohnung anklopfte. Ein Knecht öffnete ihm. Nachſinnend, mit hängendem Kopfe, ging der Greis nach ſeinem ſtillen einſamen Gemache, ſetzte ſich in den breiten Stuhl, und ließ ſich von dem Diener auskleiden. Zögernd fragte er denſelben: „Nun, Thomas, ſind keine Berichte von den Vorſtehern des Diſtrikts eingelaufen?" — „Doch, Meiſter Foulques. Der Stadtdiener war da, und brachte ſchlimme Zeitung." — „Schlimm? Laß hören." — „Seit der Mittagsſtunde nahm die Krankheit unerklärlich ſchnell zu. In unſerm Bezirke ſollen mehr denn fünfzig Menſchen davon betroffen ſeyn. Die Schöppen werden dieſe Nacht viel zu thun kriegen, wenn ſie in der großen Stadt alle Kranken ausheben, und deren Wohnungen abſperren wollen. Oben an dem Eck unſerer Straße fiel, um drei Uhr Nachmittags, der luſtige Schuhflicker plötzlich in ſeiner Werkſtatt um, ſabelte und raste bis zum Erſticken. Man ſagt, er ſey bereits geſtorben. Die alte Wäſcherin Brigitte, ſeine Nachbarin, hat ſich davor ſo ſehr entſetzt, daß ſie noch in derſelben Stunde ſich legte." — „Fürchterlich! Siehſt Du, Thomas, wie eitel die Zuverſicht der Menſchen iſt? Noch heute morgen ſchickten wir vom Stadthauſe eine Staffette nach Paris, worinnen wir uns rühmten, daß alle Symptome der gefürchteten Krankheit zu Marſeille verſchwunden ſeyen, und gerade heute fängt die Plage an zu wüthen! Nun, wir müſſen es aushalten. Wohl mir, daß meine Baſe mit ihrem Kinde fern iſt, daß mein Sohn auf die Meſſe nach Beaucaire ging, um für mich Schulden einzutreiben. Ich kann ruhiger ſeyn. Freilich iſt meine Tochter zurückgeblieben, aber ich denke, daß für die arme ſtumpfſinnige Dirne wenig Gefahr ſeyn wird." — „Im Paradieſe wäre ſie beſſer aufgehoben, Meiſter Foulques, mit Euerer Erlaubniß. Ein mißgeſtaltetes Mädchen iſt übel daran, wenn es auch Geld hat. Man nimmt es nicht einmal im Kloſter auf. Zudem ärgert und neidet ſich Jungfer Bertraude das Leben ab; aber ich wette, lieber Meiſter, daß gerade an ihr der Tod vorbeigehen wird." — „Weil der Tod ein Mannsbild iſt?" — „Nicht deßhalb; die Jungfer vertraut von ganzer Seele auf die Reliquie vom heiligen Rochus, die ſie von ihrer ſeligen Mutter hat, und ſie ſpricht ſchon jetzt mit den Hausleuten in einer Entfernung von zehn Schritten." — „Das erwartete ich; ſie iſt ſelbſtſüchtig wie die Mönche von St. Victor. Horch, Thomas, wie kommt's, daß die Fenſterladen zittern, als wollten ſie aufſpringen?" — „Herr, draußen geht ein heißer Luftzug, und ein ſchweres Wetter hängt über der Stadt. Fern über'm Meere blitzt es hell auf, und auch über dem Fort wetterleuchtet es." — „Mir iſt die Bruſt ſo eng, guter Thomas. Gott tröſte die armen Leidenden in der Vaterſtadt, daß ſie die Wetterangſt überſtehen, und ſchenke uns Erfriſchung und geſunde Luft. Was ſummt denn von ferne? Iſt das Muſik? Oder heult der Wind über dem Hafen?" — „Nein Herr; es iſt ferner Glockenklang, Schellengetön von Maulthieren. Hört Ihr das dumpfe Gepolter, den klingenden Schritt der Thiere? Ein Wagen rollt in unſerer öden Gaſſe heran." — „Wer mag das ſeyn?" — „Der Wagen hält vor dem Haus. Wenn ich nicht irre, ſo höre ich die Stimmen Euerer Baſe und der alten Gouthoun." — „Herr Gott! Was wollen denn die?"

Die Lampe in der Hand, einen leichten Schlafrock um die Schultern geworfen, lief der alte Foulques den Ankömmlingen entgegen, und miſchte in den freundlichſten, väterlichſten Willkomm die Vorwürfe beſorgter Zärtlichkeit. „Grüße Euch der Himmel; aber was wollt Ihr hier? Habt Ihr meinen Brief nicht erhalten? Iſt die Wallfahrtzeit ſchon zu Ende? Ihr ſolltet ja wegbleiben von Marſeille, entweder zu Toulon verweilen, oder wenigſtens zu Aubagne, auf meinem Pachthofe das Weitere abwarten." — „Die Wallfahrt zu unſerer lieben Frau zum Troſte war ſchon geſchloſſen, unſere Andacht verrichtet;“ ſagte Clemence mit freundlicher Faſſung: „Ihren Brief haben wir nicht erhalten, und in Ihrem Hauſe iſt unſere Stelle.“ — „In meinem Hauſe, an meinem Herzen, das verſteht ſich. Doch ſchwebt dieſe Stadt in drohender Gefahr, iſt vielleicht bald ein Leichenfeld, gemäht von dem Schwerte des Würgengels. Entziehe dein Leben, Clemence, deines Kindes zartes Daſeyn der Gefahr, ſchone deine alten Tage, rechtſchaffene Gouthoun. Weicht aus dem Abgrunde, der ſich hier öffnet.“ — „Und Sie, Vater Foulques?“ — „Meine Bürgerpflicht hält mich zurück, ich bleibe auf meinem Poſten.“ — „Auch wir wollen unſere Pflicht erfüllen, mein Wohlthäter. Die Gefahr war uns nicht unbekannt; in Toulon ſchlagen ſchon die Herzen voll Angſt und Furcht, wir fanden keine Barke, die uns hieher gebracht hätte, mußten den Weg zu Lande machen, ſtießen allenthalben auf dumpfe Beſtürzung, hörten überall gräuliche Sagen, die an Schreckniſſen zunahmen, je näher wir unſerm Gebiete rückten; nur mit vielem Gelde bewegten wir den Kutſcher, daß er uns in die Stadt hereinfuhr, und des Volkes ſcheues Treiben in den Straßen beſtätigte uns das Unheil. Aber wir ſind muthig, und die heilige Mutter wird uns nicht verlaſſen, wie wir unſern Wohlthäter nicht verlaſſen werden.“ Clemence hielt dem freudig überraſchten Foulques ihre ſchlafende Roſa hin, und fuhr fort: „Dieſes Kind wurde vor dem Altare der Wallfahrtskapelle durch Prieſterſegen geheiligt, ich und Gouthoun haben das Abendmahl darauf genommen, uns der Prüfung nicht zu entziehen, die unſerer Heimath, Ihrem Haupte droht. Bertrande iſt zu ſchwach, um Sie zu pflegen, wenn Sie erkranken, Victor iſt abweſend, Gott ſey Dank, für ſein Leben iſt nichts zu fürchten, aber ſeine Hülfe fehlt. Wir wollen Ihrer Kinder Stelle vertreten, und muthig aneinander halten, wenn Gott in ſeiner Weisheit die ſchwere Züchtigung über uns verhängen ſollte.“

Clemence und Margarethe umarmten mit frommer Begeiſterung den Biedermann, deſſen Feſtigkeit der innigſten Rührung nicht widerſtehen mochte. Er weinte, unfähig, ein Wort des Dankes zu ſtammeln. Mit ſtummer Bekümmerniß deutete er nach der Thüre von Bertrandens Gemach, richtete einen wehmüthigen Blick gen Himmel, drückte dann mit wahrer Vaterliebe Clemence an ſeine Bruſt, die Hand der ehrlichen Wärterin, und floh, zu ſchwach, den ergreifenden Augenblick länger zu ertragen, in ſeine Schlafkammer.

Die Frauen wendeten ſich nach ihrer Stube, legten die unbekümmert ſchlummernde Roſa in ihre weichen Kiſſen, und während Margarethe ihr eigenes Lager beſorgte, kniete Clemence auf den Betſchemel nieder, um vor dem Bilde des Gekreuzigten für die Heimkehr zu danken, und zu beten für den edeln Foulques, für die ungerechten Eltern, und für Alle, die ſie liebte, Victor nicht ausgenommen, den ſie verſchwiegen tief im Herzen trug.

Da knarrte leiſe die Thüre, und Bertrande ſchlich wie ein Schatten hindurch, eine düſter glimmende Leuchte tragend, und ſetzte ſich auf den Stuhl, der gerade am Eingange ſtand. Clemence richtete ſich erſtaunt in die

Höhe, und Margarethe ſagte ziemlich kalt: „Gott ſegne Euch, Jüngferlein. Was begehrt Ihr aber zu ſo ſpäter Abendſtunde? Es ſind viele Wochen vergangen, ſeit Ihr uns zum Letztenmale beſucht. Wollt Ihr Euerer Baſe den Willkomm gönnen, da Ihr uns doch bei'm Abſchied die Ehre nicht anthun mochtet?"

Bertrande antwortete langſam und frömmelnd: „Es iſt niemals zu ſpät, ein Unrecht wieder gut zu machen. Nicht wahr, Baſe Clemence?"

Clemence, ſchnell verſöhnt, näherte ſich ihrer Verwandten, und ſagte mit Engelsmilde: „Gewiß nicht, liebe Muhme. Alles ſey vergeſſen, und ich erwiedere von Herzen Eueren Gruß."

Bertrande deutete ihr mit vorgehaltener Krücke an, in einer gewiſſen Entfernung ſtehen zu bleiben, und entgegnete: „Du haſt mir gezürnt, weil ich unbeſonnene Reden geführt, die ich nicht böſe meinte. Da aber die Zeit ſo ſchlimm geworden iſt, und der Herr das ſtrafende Schwert aus der Scheide zieht, ſo iſt es Chriſtenpflicht, jeder Feindſchaft abzuſagen. Wir wollen uns verſöhnen; wenn du ſtürbeſt, ſo könnte deine Seele nicht ruhig ſeyn, weil du an mir Unrecht übteſt; wenn ich, das ſchwache elende Geſchöpf, dieſe Erde verließe, ſo müßte ſich meine Seele kümmern, daß ich unſchuldiger Weiſe ein Mißverſtändniß veranlaßte, welches zwei verwandte Weſen trennte."

Clemence verſetzte etwas befremdet aber gütig: „Ich wünſche nichts anderes. Wenn ich dir etwas zu vergeben habe, ſo geſchehe es hiemit aufrichtig und ohne Vorbehalt. Ich wünſche nur Eintracht." — Vertrande ſeufzte aus tiefer Bruſt, und ſprach mit dumpfer Stimme: „Ach, ich habe mich ſchon kaſteit, ich habe ſchon gebüßt und in Reue gerungen, weil mir im Zorne eine Verwünſchung entfuhr, die allzuſchnell in Erfüllung geht. Der Menſch ſollte nie einen unbeſonnenen Fluch ausſtoßen, denn wie der Segen, ſo trägt auch der Fluch ſeine gewiſſen Früchte. Die Welt iſt ſehr ſündig, liebe Clemence, und Gott will ſchnell damit zu Ende gehen. Die Glocken unſerer Kirchen läuten ſchon von Stunde zu Stunde einen Todten in die Ewigkeit, bis endlich auch die Hände erſtarren, die den Glockenſtrang ziehen. Bald wird in allen Häuſern Trauer wohnen, und die Gräber werden nicht ſchnell genug fertig ſeyn können. Wähle dir einen frommen Beichtvater, Clemence."

„Ei, das wird ſchon ohne Euer Zuthun geſchehen;" fiel Margarethe ungeduldig ein. Bertrande fuhr aber mit derſelben gleichgültigen Kälte fort: „Du haſt ſchon viele Leiden ausgeſtanden, arme Clemence, und der Würgengel greift gar zu gerne nach abgehärmten lebensmüden Herzen."

Clemence antwortete mit erſchütterter Seele: „Glaube mir, Bertrande, daß ich gefaßt bin; aber verſchone mich mit ſolchen düſtern Ermahnungen. Wir ſind müde von der Reiſe, erquickender Schlummer thut uns Noth."

Ohne ſich ſtören zu laſſen, murmelte Bertrande ſchleppend weiter: „Schlummern? O nicht doch, liebe Baſe. Wachen und Beten, das iſt die Loſung in der Trübſal. Wachet, daß uns der Tod nicht übereilt.

Wache, Clemence, und vergiß nicht, allnächtlich dein Kindlein einzuſegnen, denn es möchte über Nacht ein Engel werden, ehe du dich deſſen verſäheſt."

Die Hand feſt auf das bebende Herz gedrückt, ſank Clemence auf das Lager, gebeugt über ihr Kind, und winkte ſchluchzend der grauſamen Muhme, zu ſchweigen. Margarethe verfuhr ſtrenger, ſtellte ſich Bertranden entgegen, und ſchalt: „Wißt Ihr, wem Ihr auf's Haar gleicht? Dem Henker, der einen armen Menſchen rädert, und nach jedem Schlage der eiſernen Keule inne hält, damit der Schmerz hundertfach peinige. Ich bitte Euch inſtändigſt: geht; geht ſchnell, wenn ich nicht Herrn Foulques rufen ſoll, der am beſten weiß, wie man ſeiner tückiſchen verruchten Tochter zuzuſprechen hat." — Aus den Augen der Alten leuchteten der Drohungen mehrere, und Bertrande war nicht geſonnen, ſolch' rüſtiger Gegnerin Stand zu halten. Mit einem Blicke, woraus vernichtender Hohn funkelte, mit einer drohenden Bewegung des Krückenſtocks ſtand ſie, ohne weiter eine Sylbe zu reden, auf, und hinkte zur Thüre hinaus. Sie hörte, wie Margarethe hinter ihr zuriegelte, und murrte ſchadenfroh lächelnd, indem ſie den Weg nach ihrer Kammer ſuchte, vor ſich hin: „Verriegelt nur Euere Pforten; in Euerm Ohr gellt dennoch meine Stimme wieder. Wohl bekomme ihr die Mahlzeit, die ich ihr aufgetiſcht, der Schmarotzerin, die an meines Vaters Tiſche ißt, von dem nur die Broſamen für mich abfallen. Wird ſie gehätſchelt, und iſt doch eine freche Dirne, behangen mit einem unehelichen Würmchen, ſo will ich ihr empfinden laſſen, daß ich, eine reine unbeſcholtene Jungfrau, ſie verachte und demüthigen kann. Ihre Larve hat den Vater berückt, und den Bruder und alle Männer im Hauſe; ſie möchte wohl meine Stiefmutter werden? wenigſtens meine Schwägerin? Aber ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn ihr Hochzeittag vor dem meinigen fällt." — Mit dieſen Worten betrat Bertrande ihre Stube, eine der unheimlichſten im Hauſe, im Erdgeſchoße, gewölbt, und nur mit einem Fenſter verſehen, das in eine enge armſelige Gaſſe ging, worinnen vor Schmutz und Unrath kaum fortzukommen war. Bertrande hatte ſich in ihrer Eulenlaune dieſes Gemach ſelbſt gewählt, und daſſelbe mit der düſtern Geſchmackloſigkeit verziert, die ſich in ihrem Anzuge kund gab. Die Vorhänge an Bett und Fenſter waren von verblichnem gelbem Damaſt, die Spiegel fleckig und voll Staub, an den grauen Wänden klebten gräßliche Bilder, den Tod vieler Märtyrer vorſtellend, auf dem Schreine, worinnen die Bewohnerin dieſer Zelle ihre Habſeligkeiten verwahrte, ſtand ein Glaskaſten mit der bleichen Wachsfigur eines Jeſuskindes, deſſen Kleidung und große Allongenperücke von Baumwolle Bertrande ſelbſt verfertigt hatte. Ein verſtimmtes Poſitiv ſtand in der Ecke, und ein Paar Gebet- und Notenbücher vervollſtändigten den ganzen wüſten Hausrath. — An dieſe kleine Orgel lehnte ſich Bertrande, nachdem ſie die Leuchte in einen Winkel des Kamins geſetzt, zog den Fenſtervorhang etwas zurück, öffnete dann leiſe das hölzerne Fenſtergitter, und blinzelte ſo gut ſie es vermochte, auf das dunkle Gäßchen, worinnen kein Licht mehr ſchimmerte. Von ferne rollte langſam und majeſtätiſch der Donner, und während deſſen Brauſen faßte Bertrande das Herz, ſich ſelber zuzuflüſtern: „Ob er wohl heute wieder kömmt? Hat mich denn mein Auge getäuſcht, da ich ihn ſchon in der Dämmerung zu ſehen glaubte, in denſelben weißlichen Mantel gehüllt, den er geſtern trug?“ — Sie lauſchte, ſie ſchaute, bog ſich mit dem halben Leibe endlich aus dem Fenſter, und fuhr alſobald heftig zurück. Ein Bliß hatte geleuchtet, eine männliche Geſtalt in Federhut und hellem Mantel ſtand am Eingange des Gäßchens. Schwer athmend vor Beſtürzung, pochend das Herz vor Neugierde und dunkler Sehnſucht, flüſterte Bertrande wieder, unruhig die Hände reibend: „Er iſt's gewiß.... warum nähert er ſich nicht?.... Wie war es doch geſtern? Sollte mein Geſang ihn gelockt haben....? Sollte er heute wieder auf dieſes Zeichen warten?“

Mit unſicherer Hand beruhrte Bertrande die Taſten der kleinen Orgel, entlockte dem Inſtrument einen ſchnarrenden, zitternd verhallenden leiſen Accord, und begann mit bebender Stimme und kümmerlich ſchwachem Vortrage das provenzaliſche Lied, das man dem Kaiſer Friedrich dem Rothbart mährchenhaft zuſchreibt, — das einzige, welches Bertrande in ihr unmuſikaliſches Gedächtniß zu prägen verſtanden hatte. Sie ſang mit ſchluchzenden gebrochenen Tönen:

„Ich liebe den Ritter aus Frankreich,
Die ſpaniſche Dame iſt hold,
Ich liebe den Hof von Caſtilien,
Und der Provence fröhliches Lied...“

Weiter konnte ſie die Strophe nicht bringen, aber, als ſie ängſtlich zum Fenſter ſchaute, bemerkte ſie frohlockend, daß der Zauber gewirkt hatte, daß der nächtliche Wanderer nahe dem Fenſter ſtand, und eine Ahnung von verſchwiegenen Abentheuern, von bräutlicher Wonne, belebte für einen Augenblick das kalte Herz der Aermſten, und ſie fragte ſich wie eine züchtige erſt aufgeblühte Roſe: „Wird er denn heute reden? oder wird er bei ſeinem Schweigen verharren, der Grauſame, wie geſtern?“

Der räthſelhafte Fremde tippte ſo eben mit dem Finger behutſam an das Fenſter, daß es ohne Geräuſch und Klang aufging, näherte ſich vorſichtig mit dem Kopfe, und fragte gedämpft: „Warum endigen Sie nicht das Lied, klöſterliche Sängerin?“ — Bertrande ſtieß einen Laut der Ueberraſchung aus, ſchwieg aber dann beſonnen, um den willkommnen Gaſt nicht zu verſcheuchen. Dieſer fuhr ſchmeichelnd und liſpelnd fort: „Sind Sie mir böſe, weil Sie nicht antworten? Ich hörte geſtern ſchon mit Entzücken Ihre ſchöne Stimme, und erwartete heute gleichen Genuß.“ — „Pſt!“ verſetzte Bertrande: „Wenn Jemand uns hörte! ſchweigen Sie mit Ihren Schmeicheleien.“ Der Ton, womit dieſe Worte geſprochen wurden, verrieth hinlänglich, wie angenehm der Tribut des Beifalls auf die Sängerin wirke; doppelt angenehm, da, bei dem ſchwachen Lampenſchimmer betrachtet, der ſich durch das Fenſter ſtahl, die Geſtalt des unbekannten Zuhörers ſich vortheilhaft zeigte, und nicht minder ſein Geſicht, geziert mit großen ſchwarzen Augen, einer ſchönen Adlernaſe, und dunklem gefälligem Lockenhaar, hübſcher anzuſehen als die ſteifen ungepuderten Perücken, womit dazumal die nach der Hauptſtadt geformten Roué's Staat machten. Zufällig verſchob ſich bei einer Wendung des Mannes der übergeſchlagene Radmantel, und ein feines Kleid, mit ſchmalen Borten und vielen goldbeſponnenen Knopflöchern wurde ſichtbar, verrieth ſeines Herrn Bildung, Wohlſtand und Geſchmack. Immer freudiger zitterte Bertrandens Herz, und in ihren Ohren klang es wie Muſik, als der Fremde leiſe fortfuhr: „Wohl haben Sie Recht, freundliches Mädchen, und der ſympathetiſche Zug, der gleichgeſtimmte Seelen vereinigt, ſoll ein Geheimniß bleiben für jedwedes unberufne Auge. Die Macht der Töne zieht mich unausſprechlich zu Ihnen. Das muß ein treffliches Gemüth ſeyn, welches aus den heiligen Quellen der Muſik ſeine Freuden ſchöpft. Wäre es mir vergönnt, es naher kennen zu lernen!“ — Bei dieſen Worten faßte eine warme weiche Hand die Hand Bertrandens. Das Mädchen fand nicht die Kraft, die Finger zurück zu ziehen, und ſtammelte in wohlthuender Verlegenheit: „Was beginnen Sie, mein Herr? Sie täuſchen ſich, oder haben mich zum Beſten. Ich weiß nur zu gut, daß ich ſo viel Theilnahme nicht zu erregen vermag. Die Natur verſagte mir, was ſo viele meiner Schweſtern begehrenswerth und glücklich macht....“ — „Und Ihr Herz? Rechnen Sie den goldnen Kern für nichts, weil er in einer Schale ſchlummert, die vom albernen Pöbel verkannt wird? Ich habe viel Unglück erlebt, Mademoiſelle, und weiß gar wohl, daß das Lebensglück nicht im Aeußerlichen beſteht, daß der Bund der Geiſter heiliger iſt, als der Austauſch der Sinnlichkeit. In Ihnen errieth ich den mir verſchwiſterten Geiſt, geprüft wie ich durch manches Leiden. Vergönnen Sie mir, dieſes Zuſammentreffen zu benützen, Sie kennen zu lernen.“ — In großer Verwirrung entgegnete ſtotternd Bertrande: „Sie erſchrecken mich mit Ihrem Ungeſtüm.... dennoch iſt ein edler Mann ſo ſelten.... Es würde mir ſelbſt Freude machen, mit Ihnen bekannt zu werden.... aber.... die Möglichkeit? Mein Vater iſt rauh und ſtreng, mein Bruder ohne Gefühl und feindlich gegen mich geſinnt.... ſie dürften um Alles in der Welt nicht wiſſen....“ — Der Fremde fuhr mit Eifer fort: „Wehe den rohen Männern, die ein ſchönes weibliches Herz in Staub treten! Iſt denn aber kein Weſen Ihres Geſchlechts in dieſem Hauſe, dem Sie ſich vertrauen könnten?“ — „Ach, da iſt keine Hoffnung. Eine Baſe, die mein Vater um Gotteswillen zu ſich nahm.... eine alte boshaft lauernde Wärterin, die mich haßt....“ — „Und kein Engel, der uns beiſtünde? Ich ſah vor einiger Zeit, — denn ich beobachtete Sie ſchon lang — einen kleinen Engelskopf an dieſem Fenſter, oder in den Zimmern, die nach der Straße gehen. Das Kind ſpielte mit einer alten griesgrämigen Frau. Gewiß iſt es eine Waiſe, welche Sie mild barmherzig zu ſich nahmen, Mutterſtelle an ihr zu vertreten?“ — Bertrande huſtete verlegen, und antwortete endlich, um den wohlfeilen Heiligenſchein nicht einzubüßen: „Nicht ſo eigentlich.... und dennoch wieder iſt es faſt ſo.

Wen ſollte ein hülfloſes Kind nicht zur Theilnahme bewegen?" — „Wo iſt es? Kann ich es nicht ſehen? Ich liebe die Kinder unausſprechlich. Bei Ihnen, an Ihrer Seite, auf Ihrem Schooße, an Ihrer Bruſt möchte ich es ſehen. Die jungfräuliche Mutter mit dem Kinde, ein Ebenbild der Heiligen, die wir in unſern Tempeln verehren, gewährt ja das ſchönſte Schauſpiel. Gönnen Sie mir dieſen Anblick, ... morgen, übermorgen, wann Sie wollen."

Die Vergleichung, die nicht beſſer gewählt ſeyn konnte, ſchmeichelte der Eitelkeit Bertraudens viel zu ſehr, als daß ſie nicht, in Wonne und Trunkenheit des Entzückens aufgelöst, alles verſprochen hätte, um nur den zärtlichen Freund noch feſter zu binden. Zögernd, wie voll jungfräulicher Schaam, aber ſchnell beſonnen und entſchloſſen, geſtattete ſie dem verführeriſchen Fremdling, morgen zur ſelben Zeit wieder zu kommen, und ließ ihn errathen, daß die Thüre des Hauſes und ihres verſchwiegenen Gemachs offen ſeyn würde. Das Gebrüll des Donners, der nun über der Stadt rollte, das Heulen des Windes, verſchlang die Abſchiedsworte des ſchnell entfliehenden Freundes, aber der feurige Händedruck, womit er Bertraude verließ, ſprach deutlich genug für ihn. Aufgeregt von den Flammen, die ſo unvermuthet in ihr Herz brachen, trat Bertraude, zum erſtenmal in ihrem Leben, mit eigener Zuverſicht vor den Spiegel, und ſagte lachelnd: „Die Ungerechtigkeit der Natur ſcheint endlich an mir zu erlahmen. Schön wäre es, wenn gerade ich, die Verwahrloste, zu dieſer Friſt, wo Peſt und Tod tauſend

Bande zerreißen werden, ſo der Himmel will, einen zärtlichen Gatten fände, nach dem mein dürſtendes Herz ſo heiß begehrt. Ich will Alles aufbieten, ihn zu feſſeln. Wenn es ſeyn kann, mag ſelbſt der Baſtard der hochmüthigen Baſe dazu helfen. Wenn auch dann dieſes Verhältniß zu Tage kommt, was thut's? Es muß zu Tage kommen; das ſättigt meine Eigenliebe, das wird ihn um ſo feſter an mich ketten. Er iſt ein Fremder, ſeine Sprache verräth es. Es wird gut ſeyn, ihn in ſicherer Schlinge zu fangen. Vielleicht führt er mich hinweg aus dieſer Stadt, wo ſeit meiner Kindheit nur Haß und Demuthigung mein Loos geweſen iſt; vielleicht....“

Ein fürchterlicher Donnerſchlag unterbrach ihre ſtolze Siegesrede. Der Himmel glühte wie in lichten Flammen, der herbe Blitzſtrahl war in das Fort St. Jean gefahren. Rings brachen die Elemente los mit fieberhaftem Ungeſtüm, und Bertrande, abergläubiſch betend, flüchtete mit Roſenkranz und Reliquienſchachtel in ihr Bette.

5.

Die älteſten Leute von Marſeille erinnerten ſich nicht einer ſolchen wüthenden Sturmnacht. Schlag auf Schlag der Donner, Strahl auf Strahl der Blitz, die Atmoſphäre brannte wie ein Schwefelpfuhl die ganze Nacht hindurch, und kaum eines von den öffentlichen Gebäuden der Stadt blieb vom Donnerkeil verſchont, der nirgends zündete, aber die dickſten Mauern berſten machte, und in einigen Kirchen durch das Gewölbe brach, und die Grüfte ſprengte, daß ſie gähnten, gleichſam neue Opfer verlangend. Ein ſchauerlich Vorzeichen, dem die Erfüllung ohne Säumen auf der glühenden Ferſe folgte. Von den Häuſern herab ſtürzte der Orkan, der im Hafen die Waſſer empörte, und hundert Barken vernichtete, die hohen Kamine, die Geländer der Teraſſen, Fenſter und Balkone; aber innerhalb ſchlug der Tod mit geſchäftig wüthender Hand einer Menge von Opfern ſein Brandmal auf den hinſinkenden Krankenleib. Das furchtbare Unwetter gab das Signal zum Ausbruch der bisher im Dunkeln ſchleichenden Peſt. Der giftige, erſtarrende Miſtral, der ſich einſtellte, als am Morgen das Feuer des Himmels erloſch, vollendete, was der Sturm begonnen. In allen Gaſſen war Klage und Noth einheimiſch geworden, das Geſchrei der Verzweiflung übertönte den Glockenſchall, der zum Gottesdienſte rief; unzählige Hiobsboten durchrannten die Stadt, ſchreiend nach Aerzten, die in der Nacht Erkrankten zu retten; nach Notarien, die Teſtamente der Sterbenden aufzunehmen; nach Geiſtlichen, die letzte Wegzehrung zu reichen; nach Todtengräbern, die Leichen zu beerdigen. Nun erſt ahnte man die Größe des Jammers, der ſich vorbereitete, und nirgends war Hülfe. Ein einziges verwittertes Spital, um die Kranken aufzunehmen, die kaum zum Drittel ihren Platz darinnen fanden; die Stadtkaſſen leer, kaum eilfhundert Livres darinnen; kein Getreide, kein Fleiſch, kein Holz für den Armen vorräthig. — Dieſer plötzliche Wechſel erzeugte eben ſo ſchnell Mißbräuche der Gewalt, den Unfug der Selbſthülfe, Streit und Hader jeder Art. Die Bürger von Marſeille, an Geſetzlichkeit gewöhnt, klopften an die Gerichtsſtuben. Alle Richter waren ſchon aus der Stadt entflohen. Der ängſtliche Hausvater begehrte vor dem Geſetz die Rechte ſeiner Erben, ſeiner Gläubiger, ſeiner Bürgen zu bekräftigen: kein Notar war in der Stadt zurückgeblieben. Frauen, entſetzt von den Gräueln der verwichenen Nacht, ſahen ſchaudernd vor der Zeit die Stunde eintreten, da ſie Mutter werden ſollten: nicht eine Wehmutter war zu finden, die den Leidenden Beiſtand geleiſtet hätte. Tauſende ſeufzten nach ärztlichem Rath, und die Doctoren hatten ſich theils feig verſteckt, theils, von Pfaffen gedungen, ſich mit denſelben in die Klöſter eingeſperrt, zum Theil aus der Stadt die Flucht genommen. Die wenigen Zurückgebliebenen vermochten nicht dem Andrang zu genügen, ängſtigten ſich ſelber ab, oder verließen achſelzuckend ihre Kranken. Die Auswanderung nahm furchtbar zu, ſchon war kein Pferd mehr aufzutreiben. Das aufgebrachte Volk mißhandelte an den Thoren die Flüchtlinge. Die Conſulen und Hauptleute, volksthümlich gewählt, beſaßen nur väterliche Gewalt, und riefen, weil dieſe nicht hinreichte, den Pöbel im Zaum zu halten, die Soldaten des Königs zu Hülfe. Aber der Gouverneur der Provinz war ferne, und der Commandant der Citadelle ſchloß ſich mit der Beſatzung hinter ſeinen Schanzen ein. In der höchſten Noth bot der Magiſtrat die Arſenalwachen, die Sclavenſchergen zu ſeinem Dienſte auf. Aber der General der Galeeren weigerte jeden Mann und verriegelte ſich hinter ſeinen Gittern mit einer Menſchenmenge von wenigſtens zehntauſend Köpfen, die unter ſeinem Befehle ſtanden. Der Magiſtrat drohte ohnmächtig mit Vergeltung, der Biſchof mit der Rache des Himmels. Citadelle und Arſenal erklärten dagegen, ſie würden die Stadt mit ihrem Geſchütz in Grund und Boden ſchießen, wenn nur einen Tag die volle Verproviantirung der Garniſon und der Zeugmannſchaft unterbleiben würde. — Dieſer bösartige Hader, aus ſchmutziger Selbſtſucht entſprungen, brachte die Stadt in die äuſſerſte Gefahr. Ihre Hülfsquellen waren verſiegt, nur ein Wunder konnte ſie retten, und die edelmüthige Aufopferung wackerer Bürger. Der Biſchof, ein fanatiſcher aber tugendhafter Mann, deſſen Eitelkeit ſich glücklich pries, eine Gelegenheit zu finden, die Rolle zu ſpielen, die der heilige Borromäus in Mailand übernommen, legte ſeine ganze Habe auf den Altar des Vaterlandes, begnügte ſich mit der Koſt des ärmſten Bettelmönchs, leiſtete überall und zu jeder Zeit die Dienſte des niedrigſten Diakons. Ein edler Contraſt zu dem Benehmen der feiſten Grafen von St. Victor, die von ihrem Hamſterreichthum nicht eine Spreuhülſe, nicht einen Liard ſpendeten; zu dem feigen Trotze, womit die Stadtkirchen und übrigen Stifter jedes Almoſen zu Unterſtützung der Armen, jedes, auch das elendeſte Gebäude zur Errichtung eines Spitals weigerten. Der Ritter von Roze war einer der erſten, die kaum wieder betretene Heimath mit Allem zu beſchenken, was er erworben. „Mein Fleiß,“ ſagte er, „hat mir eine halbe Million errungen, die Gattin, die ich vor wenigen Tagen heimgeführt, brachte mir ein beträchtliches Vermögen zur Mitgiſt. Ich bin bereit, Alles zu opfern, aus eignen Mitteln ein Hoſpiz in meinem Stadtviertel zu errichten, perſönlich da zu wirken mit meinen ſchwachen Kräften, wo die Gefahr am größten iſt." Seinem Beiſpiele folgten die braven Schöppen Eſtelle und Moustier. Der Viguier und die beiden andern Conſuln, wenn auch nicht von gleicher Begeiſterung beſeelt, handelten doch als entſchloſſene Männer. Hie und da öffnete auch wohl ein reicher Großhändler ſeine Vorräthe, hie und da führten muthige Leute Lebensmittel-Transporte in die bedrängte Stadt, aber das Volk wäre nicht zu beſchwichtigen geweſen, wenn nicht die Gewalt der Seuche ſelbſt Ruhe gepprediget hätte. Schon am Mittag nach dem Sturmwetter erkrankten plötzlich Leute in den ſchönſten und geſündeſten Straßen; die Landplage brach ſogar in einige reiche Häuſer auf dem Corſo. Der Pöbel, bisher allein von dem Verderben betroffen, ſtutzte, und als in der Folge die Flüchtlinge wieder kehren mußten, weil der vom Parlament aufgeſtellte Cordon ſie mit dem Tode bedrohte, ſo wie die Kanonen von Toulon die Fahrzeuge bedrohten, die mit Parlamentserlaubniß von Marſeille nach dem Lazareth jenes Hafens trachteten, begütigte ſich das Volk, ſah ein, daß der Reiche gleiches Schickſal mit dem Armen theile, und ergab ſich in das unabänderliche Loos. Der Aufruhr ſchwieg, wohl aber begann der abſcheuliche Krieg entfeſſelter Leidenſchaften, der grimmige Streit thieriſcher Begierden mit dem Heiligen in der Menſchenbruſt. Und er mußte bis zu Ende gekämpft werden, denn kein Schiedsrichter war mehr vorhanden, ihn zu ſchlichten. Geſetz und Religion verſtummten; Willkühr, wenn auch manchmal wohlthätig, vertrat die Stelle des Rechts, Fanatismus, wenn auch manchmal zu entſchuldigen, erſetzte die reine Chriſtuslehre.

In Dinart's ſchöner Wohnung, auf dem mit ſchattigen Bäumen bepflanzten Corſo, war Agathe die ganze Nacht hindurch umher gegangen, die Hände ringend, mit erblaßten Wangen, die Augen roth von Thränen der Angſt, und jeder Donnerſchlag war ein gewaltiger Stoß, der ihres Weſens Innerſtes erſchütterte. Es iſt die Art der Leichtſinnigen, bei klarem Himmel Alles zu verlachen, und wie das Eſpenlaub zu beben, ſobald die Wolken zürnen. — In Seelenangſt hatte Frau Dinart den Morgen herbeigebetet, während der Stadthauptmann im großen Rathe ſaß; viele Freundinnen waren eingeladen worden, dem furchtſamen Weibe Geſellſchaft zu leiſten; einige waren erſchienen, unter ihnen die zukünftige Schwiegertochter Caſſandra. Ein köſtliches Frühſtück ſollte die theilnehmenden Gefährtinnen belohnen, und Agathe zwang ſich, dabei die Honneurs zu machen. Aber mitten unter dieſer Beſchäftigung wankte ſie, fiel leichenblaß in den Seſſel zurück, die Porzellanſchüſſel, der ſilberne Vorlegelöffel in ihren Händen klirrten zu Boden, und mit einem tiefen Seufzer ſchloß ſie die Augen. Betroffen ſprangen die Freundinnen herzu, die Ohnmächtige zu erwecken, rieben ihre Hände, benetzten ihre

Schläfe mit wohlriechenden Waſſern; aber, als die Kranke wieder aufwachte, veränderte ſich plötzlich der Auftritt ſehr ſchreckhaft. Die vorhin ſo matten Augen Agathens rollten fürchterlich, roth, wie unterlaufen von Blut, die Bruſt flog auf und nieder mit unerhörter Schnelligkeit, Zittern durchlief den ganzen Körper, und die Zunge, kurz vorher gelähmt, brach in eine Geläufigkeit aus, wovor ſich das Haar ſträubte. Die Geſchwätzigkeit einer Wahnſinnigen fieberte aus dem Weibe; ſie klagte über das Feuer in ihrem Leibe, rief nach Hülfe und nach den Sakramenten, betete dann wieder abgeriſſene Sätze, ſchalt die Umſtehenden, rief dann ihre Barmherzigkeit wieder ſchluchzend an. Grauen, dem ſie keine Worte noch zu geben ſich getrauten, bemeiſterte ſich der Weiber. Ein Barbier, der von der Gaſſe geholt worden war, um der Unglücklichen eine Ader zu öffnen, ſprach es aus, das unbeſonnene Wort des Entſetzens. „Die Peſt! Eine Peſtkranke! flieht, oder Ihr ſeyd des Todes!“ ſchrie der Menſch und entſprang mit allen Zeichen und Geberden der namenloſeſten Furcht. Ihm nach drängten ſich die Freundinnen, ſchreiend, heulend, ſchluchzend, gepeitſcht von paniſchem Schrecken. Caſſandra ließ aus ihren Armen die Kranke auf den Boden fallen, und floh wie vor einem Geſpenſte aus dem Hauſe, an ihrer Sänfte vorüber, deren ſie ſich nicht einmal erinnerte. Eine andere Dame, die, ſchwerfälligen Leibes, nur langſam die Wohnung des Stadthauptmanns zu verlaſſen vermochte, bat die Träger um Gotteswillen, ſie an der Statt ihrer Gebieterin nach Hauſe zu bringen; es geſchah, und als die Träger die Sänfte vor der Wohnung niederſetzten, fanden ſie darinnen eine Leiche.

An die Flucht der Freundinnen ſchloß ſich die davonlaufende Dienerſchaft. Keine Zofe, kein Knecht, die zurückgeblieben wären. Man wußte, daß bei früheren einzelnen Fällen die Todten von den Schöppen abgeholt, die Angehörigen derſelben in das Lazareth gebracht, die Thüren ihrer Häuſer vermauert worden waren, und Jeder fürchtete daſſelbe Schickſal. Die letzte Magd begegnete auf der Schwelle dem alten Dinart, und ſtammelte die ſchreckliche Kunde. Keuchend flog Dinart die Treppe hinan, ſchaute mit ſtarren Augen in das Zimmer, wo Agathe hülflos mit der Krankheit, vielleicht mit dem Tode rang, und hatte für ſie nur das Wort: „Unglückliche! Was iſt?“ Verzweifelnd heulte Agathe: „Ich brenne.... ach mein Freund .... Gott ſteh mir bei .... ſie verlaſſen mich Alle.... Bleibe du bei mir .... vergib mir alle Sünden, o heiligſter Erlöſer!“ — „Du haſt die Peſt! Gott gnade dir!“ polterte Dinart mit klappernden Zähnen, und entfloh nach ſeiner Stube. Maximin kam ihm entgegen, überwacht, erſchöpft; er hatte die Nacht in ſchlimmer buhleriſcher Geſellſchaft zugebracht. „Herr Gott!“ ſchrie er mit aller ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit: „Iſt's wahr? Wir haben die Peſt im Hauſe? Die Mutter ſtirbt daran? Kommen Sie, daß wir uns retten. Rieth ich nicht ſchon längſt, der Stadt zu entfliehen?“ — Er zerrte den Alten gewaltſam am Aermel mit ſich fort, während Dinart zornig ausrief: „Du biſt ein Narr! Sollte ich mein Haus, mein Geld und Gut im Stiche laſſen? Laß' uns aber eilen; ich gehe wieder auf's Rathhaus, daß mir die Todte aus der Stube geſchafft werde. Dann ſchließe ich ſelbſt das Haus und laſſe es verſiegeln. Halte Wache, daß bis zu meiner Rückkehr kein fremder Menſch hereinkömmt." — „Ich ſoll doch nicht alleine hier im Hauſe bleiben?" fragte entſetzt der Sohn: „Ich rieche ſchon den Peſtdampf. Meine Flinte will ich nehmen, vor der Thüre Wache ſtehen, und den niederſchießen, der es wagt, einzutreten."

Während dieſe Begebenheiten ſich zutrugen, wandelte haſtigen Schritts ein verſchleiertes Weib durch die Gaſſen, die nach dem Corſo führten. Rings um die Eilende war bewegliches Leben, ungeſtümes Treiben. Aengſtliche Kaufleute ſchloſſen geräuſchvoll, wie vor dem Feinde, ihre Buden, Handwerker mit verſtörten Geſichtern ihre Werkſtätten. In den Schenken wurde geflucht, gelärmt, vor den Fenſtern der Bäcker prügelte man ſich um das letzte Brod, heulte die Armuth vergebens nach Nahrung. Händeringende Weiber ſtanden in Gruppen beiſammen, und erzählten ſich ſchluchzend und ſchreiend ihr Elend. Ueber dieſem Getöſe pfiff mit eiſigem Hauch der Miſtral, fing ſich in den Gewändern der Prieſter, die mit Kreuz und Kerze in die Krankenhäuſer liefen, die letzte Abſolution zu ertheilen. Tragbahren mit Kranken und Sterbenden kreuzten ſich an jeder Ecke, Särge wurden geſchleppt, Leichentücher über die Straße gezerrt. Die ganze Menſchenmenge ſchien vom Tode gejagt, die Bläſſe der letzten Stunde lag auf allen Geſichtern. Das eilige

Weib lehnte ſich bei'm Eingang in den Corſo an einen Eckpfeiler, lüftete den Schleier, und holte keuchend Athem. Ein alter Mann kam unſern vorüber, und rief mit Verwunderung und Bedauern: „Ei, Jungfer Dinart, wie kommen Sie hieher?“ — „Unnennbare Angſt hat mich von Hauſe fortgejagt, alter Anſelm. Ich muß ſehen, wie es bei meinen Eltern ſteht.“ — „Gott erbarme ſich! Kehren Sie um. Ihre Mutter ringt mit dem Tode. Das Haus iſt leer, und ich dachte, daß es keinen Thürſteher mehr brauche.“ Der Alte entfernte ſich eiligſt, und Clemence, neue Kräfte ſammelnd, vollendete mit wenig Schritten ihren Schmerzensweg. Vor dem Vaterhauſe ſtand Maximin, und drohte ihr mit der Muskete: „Zurück, unwürdige Schweſter. Was ſuchſt du noch bei uns?“ — „Denke an das vierte Gebot, Maximin, und folge mir, wenn Du es wagſt.“

Clemence verſchwand in der Pforte, und Maximin hatte nicht den Muth, ihr dahin nach zu gehen. In Verwünſchungen ausbrechend über die arme Schweſter, deren Anblick ſeinen alten Groll aufrüttelte, empfand er plötzlich grauſigen Schauder, der über ſeinen Rücken fuhr, und floh, ſich ſelber nicht recht bewußt, von der Stätte nach der Wohnung ſeiner Braut, die ſich aber ſtreng eingeſchloſſen hielt, und dem Verlobten bedeuten ließ, daß die böſe Zeit jede fernere Annäherung gefährlich mache.

Clemence war indeſſen durch die öden Gänge und Stuben zu der Mutter gedrungen; Agathe lag, erſchöpft von dem erſten Krankheitsſturm, matt und ohne

Bewegung auf den Ziegelplatten ihres Gemachs. Die Tochter bückte ſich weinend über die Verlaſſene, welche die tiefeingefallenen Augen müde aufthat, Clemence ſtarr anblickte, und mit einem Seufzer wieder in ſich ſelbſt zurück ſank. Nicht ein Gruß entſchwebte den blauen Lippen, nicht der ſchwächſte Händedruck belohnte das treue verſtoßene Kind, nicht eine Thräne der Rührung ſammelte ſich in dem trüben Auge. Aber Clemence hoffte ja nicht auf Dank, ſie war überſchwenglich belohnt, weil ſie die Todtgeglaubte noch athmend gefunden. Beſonnen und behende ſtreute ſie Kiſſen und Polſter auf den harten Boden, bettete mit wunderbar geſtärkter Kraft die Mutter auf dieſes Lager, holte Waſſer herbei, ihre glühende Zunge zu laben, Eſſig, ihre Pulſe zu befeuchten, und wartete und pflegte, ſo gut ſie es vermochte, die Leidende, deren Fieber wiederkehrte, grimmiger als zuvor. Nach einer peinlichen Stunde der Klagen und Einſamkeit kamen mit ſchleppenden Schritten Leute herbei. Zuerſt ein Arzt, den ſchon vor mehreren Stunden ein fliehender Domeſtik des Hauſes beſchieden hatte. Don Cabras, ein Spanier von Geburt, berüchtigt durch ſeine Pedanterei und ſeinen Eigenſinn, erſchien in einer Kleidung, die, von den Aerzten zu Marſeille in Peſtzeiten allgemein beliebt, ſchon an und für ſich dem Kranken den blaſſen ſchauerlichen Tod verkündete. Eine eng anſchließende Lederkappe verhüllte Kopf, Geſicht und Nacken des Doktors, ſeine Augen ſchauten durch eingeſetzte Gläſer, die Oeffnung am Munde war gerade nur für das Athemholen berechnet; zwiſchen den Zähnen hielt er einen in Wachholdereſſig getauchten Schwamm. Die Geſtalt ſteckte in einer weiten Kutte von Wachstaffet, dicke Handſchuhe, in Eſſig getaucht, verwahrten die Hände, worinnen er einen langen dünnen Stab führte; er wandelte auf hohen dicken Holzſohlen. Alſo gepanzert, ging er geſpenſtig in die Mitte des Zimmers, blieb mehrere Schritte von Agathen entfernt, ſtreckte den Stab gegen ſie aus, tippte damit auf die Pulſe ihrer Hände, die Clemence aufheben mußte, prüfte von ferne Geſicht und Körperbeſchaffenheit der Unglücklichen, und ſprach hierauf mit eintöniger Stimme: „Das iſt die bösartige Peſt. Mich ſollte wundern, wenn bei dieſer Perſon etwas anſchlüge. Geiſtlicher Troſt wird das Beſte ſeyn. Gott allein könnte noch helfen.“

Hatte ſolch' troſtloſes Todesurtheil ſchon das Blut der armen Clemence in Eis verwandelt, ſo erſchreckte ſie doch noch viel heftiger der Anblick von einem Troß von Menſchen, der ſich an die Zimmerthüre drängte, und furchtſam hereinſchaute. Die Männer trugen die Livrée des Todes, kamen, um eine Leiche nach dem Kirchhof zu ſchleppen; hinter ihnen zeigte ſich mit verzerrtem Geſichte der alte Dinart, der zur ſtarren Bildſäule wurde, als er die Gattin noch am Leben, und die verbannte Tochter vor ſich ſah, die mit der Wuth einer gereizten Tigerin ihm und den Todtengräbern ſich entgegen warf, und außer ſich rief: „Zurück, Ihr Unbarmherzigen! Wollt Ihr die Mutter bei lebendigem Leibe in die Grube werfen? Tödtet mich, ehe Ihr nur eine Hand an dieſe Frau legt. Sie lebt noch, und Gott lebt noch, und er wird ſie erhalten, wenn auch die ganze Welt ſie verläßt.“ — „Clemence!“ murrte Dinart, halb von Erſtaunen, halb von Unwillen ergriffen, und die Tochter fiel ihm ſchnell ins Wort: „Zürnen Sie nicht, mein Vater. Ich werde nicht hier bleiben. Iſt die Mutter gerettet, ſo gehe ich wieder in mein Elend, und ſtirbt ſie, ſo mögen dieſe Leute alsdann zwei Leichen ſtatt der einzigen wegbringen!“

„Die Unbeſonnene kann Recht haben;“ verſetzte Cabras, gravitätiſch nach der Thüre gehend. Vor ihm flohen Dinart und die meiſten der Leichenträger. Einer der Beherzteſten fragte den Doctor, ihm ſcheu ausweichend, was hier eigentlich zu thun ſey. Cabras erwiederte achſelzuckend: „Kommt morgen wieder, und Euere Ladung wird bereit ſeyn.“ — Die Todtengräber ſegneten ſich und riefen: „Der heilige Rochus behüte uns! Wenn die Sterblichkeit und Peſt ſo fortſchreitet, ſo thun wir keinen Dienſt mehr. Wir haben auch Weib und Kind, und ſchon die Berührung dieſer Leichen tödtet.“ — Gleichmüthig entfernte ſich der Arzt, den vor dem Hauſe ſein wartender Diener, mit einem Strom von Eſſig überſchüttete. Die Leichenvögel zerſtiebten wie Nachtgeſpenſter, und nur zwei Kerle blieben auf den Stufen des Hauſes zurück. Der Eine beſudelte die Thüre mit einem rothen Kreuze, dem Zeichen eines verpeſteten Orts, der Andere hatte ſich durch vieles Geld bewegen laſſen, vor Dinart's Eigenthum Wache zu halten, mit dem Bedeuten, Niemand hinein oder herauszulaſſen, als etwa einen Arzt oder einen Geiſtlichen. —

6.

Thomas wiegte die kleine Roſa auf ſeinen Armen, und trug ſie auf und nieder in der Stube, worinnen noch kein Licht brannte, obſchon es draußen ſehr dunkelte. Der Knecht, an Schifferarbeiten und Laſttragen gewöhnt, hatte ſeine liebe Noth mit dem Kinde, weil es nicht einſchlafen wollte, und beſtändig nach der Mutter oder nach der alten Gouthoun verlangte. Mit Mühe hatte ſich Thomas auf die Romanze vom Grafen Carabas beſonnen, die man ihm als Knabe vorgeſungen, und ſchon zwanzigmal hatte ſeine ungelenke Zunge ſie wiederholt, ohne daß damit die Kleine in Schlummer gelullt worden wäre. Und der Knecht ſeufzte ſchwer, wie noch nie bei'm härteſten Tagwerk, und that im Stillen ein Gelöbniß nach dem andern, daß Gouthoun und Clemence nur wiederkommen möchten, ihm die ungewohnte Bürde abzunehmen. — Endlich raſchelte es an der Thüre, und ein Weibergewand rauſchte in das finſtere Gemach. „Seyd Ihr's, Gouthoun? Gott ſey Dank, daß Ihr kommt.“ — „Ei was, ich bin nicht Gouthoun;“ antwortete Bertrandens Stimme: „Warum habt Ihr aber kein Licht, Meiſter Thomas?“ — „Hatte ich denn Zeit, die Lampe anzuzünden? Die unartige Rouſoun läßt mir keine Ruhe, und ich weiß jetzt, daß eine Kindswärterin das übelſte Loos auf Erden hat.“ — „Geduld, lieber Thomas. Ich will gleich die Lampe bringen.“

Nachdem ſich Bertrande entfernt, murmelte Thomas in den Bart: „Sieh doch, wie die Jungfer auf einmal ſo artig mit den Dienſtboten wird. Es war ſonſt nicht ihre Sache, aber ich wette, die Furcht vor der Peſt wird noch Steine erweichen. Schlaf nur jetzt einmal, liebe gute Rouſoun." — Das Kind war ſchläfrig und müde von vielem Schreien und Weinen, aber es wehrte ſich gegen den Schlummer, und ſteigerte durch ſein widerwärtiges Benehmen die Ungeduld ſeines Wärters. Als nun Bertrande wiederkam, die Lampe auf den Tiſch ſetzte, und mitleidig fragte: „Wie kommt Ihr nur zu dem neuen Amte?" ſo antwortete Thomas nicht ohne Verdruß: „Es ſind ja plötzlich alle Hausbewohner davon gelaufen. Unſ're Baſe ging ſchon heute Morgens fort; ſeit Mittag iſt Herr Foulques in Amtsgeſchäften abweſend, und weil Mamſell Clemence gar nicht wiederkam, obgleich Stunde auf Stunde verſtrich, hat ſich die alte unruhige Margarethe auf die Beine gemacht, ſie zu ſuchen, und mir bis zu ihrer Heimkehr das Kind anvertraut. Gouthoun iſt ſchon lange aus, und ich ſchwitze Blut und Waſſer, einmal, weil ich mit Kindern nicht recht umzugehen weiß, und endlich, weil vor Kurzem die Nachbarin Claudine mir zum Fenſter heraufgerufen hat, daß die alte Sybille ihr ſagte, daß meine Liebſte, die braune Renata, krank geworden ſey. Sie ſoll zwar nicht die Peſt haben, aber, Peſt oder nicht, mein Platz wäre an ihrem Bette, weil wir uns Beide ſo lieb haben, und weil ſie geneſen würde, wenn ſie mich nur einen Augenblick an ihrem Lager ſähe." — „Was gebt Ihr mir, wenn ich Euere Stelle vertrete, bis Margarethe zurück kommt?" — „Ja, das iſt ſo eine Sache. Gouthoun ſieht das Kind nicht gerne in Euerer Nähe." — „Ungerechtes Vorurtheil; jedes Weib hat ein fühlend Herz für die unſchuldigen Kleinen. — Indeſſen: mir kann's Recht ſeyn. Renata kommt allein dabei zu Schaden. Guten Abend, Thomas."

Der arme Burſche war im Gedränge: ſeine Liebe war ihm ja auch das höchſte Gut auf Erden. Ohne ſich länger zu bedenken, lief er der hinkenden Bertrande nach, drückte ihr das ſchlaftrunkene Kind in die Arme, und ſagte mit treuherziger Stimme: „Seyd nur nicht böſe, liebe Jungfer, und nehmt Euch auf ein Paar Augenblicke des kleinen Weſens an. Renata wohnt nicht weit, ich will ſpringen wie ein Wettläufer, und bin gewiß wieder daheim, ehe Margarethe eintrifft." — „Meinetwegen, um Euch einen Gefallen zu thun. Laßt mir dafür den Hausſchlüſſel." — „Wenn ich ihn ſelbſt hätte! den einen nahm Herr Fouques, den andern trägt Gouthonn bei ſich." — „Schlimm; wie wollt Ihr aus dem Hauſe kommen?" — „Ganz einfach, mit Euerer Erlaubniß. Im Flur iſt ein altes Fenſter, unvergittert; durch dieſes Fenſter ſpringe ich auf die Straße. Ich binde Euch das Kind auf die Seele. Nur eine Viertelſtunde Geduld!"

Thomas führte ſeinen Plan alſobald aus, und Bertrande trug, ein Ammenliedchen ſummend, die wieder unruhig gewordene Roſa nach ihrer Kammer. Mit falſcher Freundlichkeit nahm ſie dort das Kind auf den Schoos, fütterte es mit eingemachten Früchten, und trieb alle Ammenkünſte ſo geſchickt, daß Roſa, die in den Armen des freundlichen Knechts nicht ſchlafen wollte, an dem Herzen der Feindin feſt einſchlummerte. Zur ſelben Zeit klopfte der Verſucher leiſe und vertraut an das Fenſter, und herzklopfend öffnete Vertraude, das Kind auf dem Arme haltend. — „Guten Abend, freundliche Mutter; Sie haben Wort gehalten. Thun Sie noch mehr: Oeffnen Sie mir die Pforte.“ — „Ich kann nicht, mir fehlt der Schlüſſel. — „Der Schlüſſel zu meinem Himmel, weh mir! Grauſame, ſollen mich ewig ſtarre Mauern von meiner Freundin trennen?“ — „Ach, ich ſtaune über Ihren Muth in dieſen Zeiten der Gefahr, wo ſich die Menſchen fliehen.“ — „Ich kenne nur eine Gefahr: die für mein wundes zerriſſenes Herz. Beten Sie für Ihren armen Freund Horazio; ſolche Fürbitte thut mir noth. Laſſen Sie auch dieſen Engel für mich beten.“ — „Dieſes Kind? Sie ſchwärmen. Es vermag kaum das Ave zu ſtammeln, das man ihm vorgeſagt. Ich aber will Ihrer nicht vergeſſen. Sie ſind unglücklich?“ — „Unausſprechlich; Ihr Mitleid würde mich tröſten, aber Sie ſtoßen mich zurück.“ — „Mein Herr....“ — „Ziehen Sie nicht eben die Hand zurück, die ich zu erfaſſen begehrte? Die unſchuldigſte aller Vertraulichkeiten weigern Sie mir.“ — „Welcher Argwohn! Sie ſind mir unbekannt .... dennoch fühle ich mich gedrungen, Sie zu ſchätzen.... hier meine Hand darauf.“ — „Welch' ein Glück! Ich bin entzückt; dieſe Hand .... dürfte ich ſie vor dem Altare empfangen!“ — „Ach, welch' ein Ungeſtüm!“ — „Das höchſte Kleinod wäre mein! Familienglück iſt das Höchſte; wären Sie meine Gattin, dieſes Kind das unſere....“ — „Pfui doch, ich vergehe vor Schaam.“ — „Laſſen Sie mich die Wange dieſer Kleinen küſſen, die Wange, die gewiß Ihr Mund ſchon hundertmal berührte.“ — „Wo denken Sie hin? es ſchläft.“ — „Deſto beſſer: es wird den fremden Mann nicht fürchten.“ — „Die Nachtluft, ... das zarte Weſen . . . . .“ — „An meinem Herzen iſt's warm, und im nächſten Augenblick kehrt es wieder zu der lieben Pflegemutter zurück.“ — „Wie könnte ich Ihnen widerſtehen?“ ſtammelte Bertrande, und bog ſich mit dem Kinde aus dem Fenſter zu dem harrenden Schmeichler hinab. Mit ſtarker Fauſt entriß dieſer das koſtbare Pfand den Händen des ſchwachen Weibes, rief mit Hohngelächter: „Vielen Dank, leichtgläubige Dirne!“ und verſchwand mit dem Kinde, welches laut auf ſchrie.

Ein menſchlich Gefühl für das hülfloſe Geſchöpf, verbunden mit aufbrauſendem Grimm ob der beiſpielloſen Täuſchung, jagte Bertrande, um den Rauber zu verfolgen. Der Zorn der Ohnmächtigen ſcheiterte an den Riegeln der Thüre, und der Angſtruf des Kindes verhallte ſchon ferne in undeutliches Wimmern, als Bertrande durch das Fenſter ihr Zetergeſchrei ertönen ließ. Kaum achtete die Nachbarſchaft darauf. Nur einige Neugierige kamen auf die Straße, kehrten dann ſchnell um, mit den Worten: „da iſt in Foulques Hauſe gewiß die Peſt ausgebrochen!“ und verſperrten ſich in ihren Wohnungen. Ein einziger Mann — es war Thomas — drang durch die offenſtehenden Laden des Flurs zu der heulenden und ſchluchzenden Bertrande. „Was habt Ihr mit dem Kinde angefangen?“ rief er blaß vor Schrecken. Bertrande ſtotterte ſchnell beſonnen eine Fabel: wie ſie eingeſchlafen, das Kind auf dem Schooße, wie ein unbekannter Räuber hereingedrungen und es entführt. Thomas verwünſchte ſich ſelbſt, daß er dem Diebe wegen das Haus offen gelaſſen, aber Margarethe, die zur ſelben Friſt herbeikam, zerraufte ſich das Haar, zerſchlug ſich die Bruſt, fluchte ihrem Geſchick, und beweinte mit blutigen Thränen das Unglück der Mutter, die, in einem Peſthauſe eingeſchloſſen, ihr einziges unausſprechlich geliebtes Kind verloren.

Dieſen Jammer, dieſe Klagen hinter ſich laſſend, rannte der Räuber, das ſchreiende Kind in ſeinen Mantel gehüllt, die engen und krummen Gaſſen der Altſtadt hinan, worinnen er vollkommen Beſcheid wußte, bis zu einem weit entfernten Häuschen, ſchlüpfte in deſſen finſtern Gang, eine enge Stiege hinan, und in ein abgelegenes Gemach, worinnen ein dunkelfarbiger Menſch beſchäftigt war, Kleidungsſtücke und Habſeligkeiten in eine Kiſte zu packen. — „Triumph, mein lieber Hamet!“ rief der Fremde, das Kind emporhaltend: „Ich habe es, endlich iſt es mein!“ — „Glück zu, Meiſter Carlo. Was befiehlſt du nun?“ — „Nimm die Kleine, gehe ſäuberlich mit ihr um, wiege ſie ein, und warte dann geduldig meiner. Mit dem erſten Strahl des Tages ſegeln wir ab. Ich eile hinab zum Hafen, und biete den Herrn der Barke auf, den ich gedungen. Sobald ſeine Knechte unſer Gepäck geholt, folgen wir mit der kleinen Roſa. Ehe wir's uns verſehen, ankern wir in Corſika, und dann mag aus Marſeille werden, was da will. Dein Kopf ſteht mir für dieſen kleinen Schatz; du weißt, wie ich ihn liebe, wie mein Herz daran hängt, was ich um ſeinetwillen wagte. Mehr bedarf es nicht, um deine Treue anzueifern.“ — Er warf den Mantel von ſich, und das bordirte Kleid, ſchlüpfte in ein graues unſcheinbares Kamiſol, drückte einen Schifferhut in's Geſicht, küßte die ſtaunende Roſa, welche, ſehr ermüdet, wieder in Schlummer ſank, auf Stirne, Wange und Mund, und entfernte ſich ſo eilig, als er gekommen war. Hamet hätſchelte das Mädchen, überhäufte es mit arabiſchen und fränkiſchen Schmeichelworten, und das Kind ergab ſich in die neue Lage, und fragte nur, mit dem Sandmann kämpfend: „Wann kommt denn die Mutter wieder, und wann meine liebe alte Gouthoun?“ worauf der mauriſche Knecht, die weißen Zähne bleckend, in ſingendem Ton erwiederte: „Kennſt du mich nicht, du glatter Aal? Ich bin ja ſelbſt deine alte Amme, und die Mutter kommt gewißlich bald, bei dir zu ſchlafen.“

Darauf verfiel das Kind in den tiefſten Schlaf, und Hamet bettete es ſorglich in den Mantel ſeines Herrn, und machte ſich geräuſchlos wieder an ſeine Arbeit, als ein dumpfes Gepolter im Erdgeſchoſſe laut wurde, vermiſcht mit Weiberklagen und Kindergeheul. Hamet eilte erſchrocken zur Treppe, wo ihm die Hausfrau mit fliegenden Haaren entgegen kam, und verzweiflungsvoll zeterte: „Die Seuche hat meinen armen Mann befallen! „Hört Ihr's, Ihr fremden Spitzbuben? Ich wußte ja, daß wir ein Unglück haben würden, weil er euch ein Obdach gab. Ihr habt die Peſt mitgebracht, in Euern Kleidern ſteckt ſie; Gott verdamme Euch!“ — „Du biſt von Sinnen, Weib. Gott iſt groß, und Alles kommt von ihm. Ich habe ſelbſt in meinem Vaterlande ſchon die Peſt gehabt, und bin nicht daran geſtorben.“ — „Weil ein Teufel den andern nicht holt, ein böſes Auge das andere nicht blind macht. Aber Ihr ſollt hängen, du und dein Spießgeſelle, von denen Niemand weiß, wie ſie hieher gekommen, und ob ſie ihre Zeit im Lazareth gehalten.“ — „Hänge dich ſelbſt, alte Hexe!“

Verdoppeltes Geheul, und das dumpfe krankhafte Aechzen des ſchnell erkrankten Hausvaters lockte die Furie wieder in ihre Wohnung zurück. Hamet folgte, und ſah beſtürzt, wie der Tod ſchier mit einem Schlage ſein Opfer von der Erde tilgte. Das Leiden des armen Schuhmachers, eines Familienvaters von ſtarker Familie, währte kaum eine Viertelſtunde. Kein Zeichen der Peſt war vorhanden, ein Stickfluß ſchien des Mannes Ende herbeigeführt zu haben. Dennoch flohen alle Kinder und Verwandte den Todten, und antworteten nur mit Gezeter einer hereindringenden Patrouille, an deren Spitze ein Stadtbeamter ging. Dieſer Mann war beinahe verrückt vor Pflichteifer und Entſetzen. „Die Peſt!“ ſchrie er aus vollem Halſe: „Todtengräber, herein! ſchleppt die Leiche weg, führt alle Anweſende in das Lazareth, vernagelt, vermauert die Thüren!“ — „Schonung, Barmherzigkeit!“ jammerte die Familie, und warf ſich vor dem Beamten auf die Kniee. Dieſer wiederholte zornig den Befehl. Die harten Fäuſte ſeiner Begleiter packten die Unglücklichen; Hamet, der die dringendſte Gefahr für ſich und ſeinen Herrn fürchtete, gedachte mit Schrecken des Kindes, holte es ſchnell wie der Blitz, und verſuchte, ſowohl dem Einmauern als dem Spital zu entgehen, ſich durch den Troß der Schergen und Handlanger zu ſchlagen. „Wo hinaus!“ ſchrieen dieſe betrunkenen Wächter: „wer biſt du, was trägſt du?“ — „Das iſt der Menſch, der die Peſt in's Haus brachte!“ raſte das Weib: „Seine Kleider ſind vergiftet, haltet ihn auf, daß er nicht andere Chriſten anſtecke!“ — Hamet, alle ſeine Stärke anwendend, warf ſich in den tobenden Schwarm, ſchlug ſich mit ſeiner Beute in's Freie, und lief was er konnte. Einige Wächter ſetzten ihm nach, ſchleuderten ihre Stecke zwiſchen ſeine Beine; er fiel; der Nächſte an ihm war der älteſte Sohn ſeines Hauswirthes, ein blankes Meſſer in der Fauſt. „Stirb Hund, der meinen Vater umbrachte!“ ſchnaubte der junge Mordluſtige, und ſtieß dem Mauren die Waffe ſo gewaltig in die Seite, daß er, ohne einen Laut von ſich zu geben, ſich convulſiviſch ſtreckte und ſtarb. Bei dem Schimmer der Laternen der herzukommenden Wächter wickelte man das Kind aus den Gewändern des Todten. Niemand kannte das arme Weſen, Niemand wußte, wer deſſen Mutter und die alte Gouthonn war, nach denen es ſchrie. „Verſchwendet nicht die Zeit mit dem heulenden Wurme!“ donnerte der Stadtcommiſſär: „in's Spital mit ihm, mit all' den Uebrigen; in's Gefängniß mit dem Mörder. Gott wird die Seinigen ſchon herausfinden!"

7.

Carlo ſtreifte mit unruhigem Herzen, Verwünſchungen auf der Zunge, am Hafen auf und nieder. Bis zum Fort St. Jean und dann wieder zurück nach dem Stadthauſe lief er unermüdet, rufend, pfeifend, in die Hände klatſchend. Aber ſo oft er auch den Namen ſeines Schiffers rief, ſo antwortete ihm doch nur der ferne Ruf einer Schildwache oder das Geheul der Hunde auf den Schiffen. Der Rand des Hafenbeckens war leer von Menſchen, und ein Matroſe, der aus irgend einem verbotenen Schlupfwinkel dahertaumelte, die einzige Seele, die dem nächtlichen Abentheurer begegnete. „Wo liegt Bartholdis Schiff, guter Freund?" — „Der Teufel weiß, wo es jetzo ankert. Müßt ihm fein nachlaufen, ſo Ihr's erwiſchen wollt. Dieſen Abend fuhr es ab, mit Paſſagieren befrachtet, die nach Livorno gehen." — „Nicht möglich!" — „Hol' Euch der Drache, wenn Ihr mir nicht glauben wollt, Hallunke!"

Fluchend und brummend ſtolperte der Schiffsknecht fort, und ließ den getäuſchten Carlo in peinlichſter Verlegenheit zurück. Auf einem alten Boote ſitzend, das zum Trocknen auf dem Quai lag, ſann der Fremde ängſtlich nach, wie am ſchnellſten fortzukommen ſey. Zu Lande keine Möglichkeit; die Fahrt zu Waſſer war die einzige, welche übrig blieb, aber kein Schiff mehr da, bereit, nach Italien abzuſegeln. Und dennoch mußte die Reiſe ſchnell und ohne Aufſehen unternommen werden, und länger in dem geöffneten Peſtgrabe zu verweilen, ſchauderte Carlo, da er nun den Zweck ſeiner Anweſenheit erreicht. — Unfähig, im Augenblick, ohne vorhandene Mittel, einen Entſchluß zu faſſen, ſprang er unmuthig von ſeinem Sitze auf, und machte ſich auf den ſchnellſten Rückweg nach ſeiner abgelegenen Wohnung.

Niemand malt ſein Staunen, als er vor der Pforte ankam, und einige Handwerksleute daſelbſt antraf, die bei dem Scheine eines Pechkranzes beſchäftigt waren, die Hausthüre zu vermauern, die Fenſterladen zu vernageln. Die Hütte war ſchon mit den blutrothen Kreuzen bezeichnet, und die äußerſte Muthloſigkeit bemächtigte ſich Carlo's, weil ohnehin ſein böſes Gewiſſen ihm verbot, frank und frei nach den Dingen zu forſchen, die ſich hier zugetragen. Wie er nun ſo daſtand, ſtarr und angſtvoll ſchauend, während ſein Herz in Todesangſt ſchlug, kehrte ſich einer der Maurer zu ihm, und ſprach: „Was faullenzeſt du, was gaffſt du? hilf uns, du breitſchultriger Nachtwandler!“ — „Laßt mich in Ruhe, ich bin nicht Euers Handwerks.“ — „So gehe deine Straße, und laure nicht hier; du ſiehſt aus, wie ein Beutelſchneider, dem die Krankheit zum täglichen Brod verhelfen ſoll.“

Der Menſch wurde durch ſeine Gehülfen unterbrochen, die mit dem Ausdruck des Schreckens nach der

Seitengaſſe deuteten, und riefen: „Seht Ihr die Fackeln? Hört Ihr die Eiſenſtangen übers Pflaſter raſſeln? Das ſind die Raben, die Raben kommen!“ Alsbald verließen ſie Hammer, Kelle und Leitern, und verſteckten ſich ängſtlich in einen Winkel. Carlo, über dieſe plötzliche Flucht beſtürzt, erwartete unſchlüſſig den Trupp, der aus dem Gäßchen hervorbrach, und ſah ſich ohne Verzug von den furchtbaren Trabanten umringt, die von den Schöppen zum Begräbnißdienſt aufgeboten worden, nachdem die Knechte des Lazareths dem Magiſtrat die Pflicht verweigert hatten. Wilde verwegene Leute aus der Hefe des Volkes, halb nackt, ihre derben Muskeln kaum verhüllend unter den Lumpen des Elends, vor der Hand bereit zum eckelhafteſten Dienſt, aber auch zum Verbrechen, bildeten den Troß, den man ſchon zu Marſeille mit dem Namen der Raben bezeichnete. Sie ſchritten einher wie eine Henkerſchaar, Fackeln in den Fäuſten, mit Stricken umgürtet, und ſchleppten nach ſich die langen eiſernen Hacken, womit die Leichen angefaßt wurden, weil man ſchon jede Berührung derſelben fürchtete. Der Schöppe Eſtelle und einige Stadtdiener führten dieſe gräßlichen Menſchen an, bloße Degen in den Händen; nur der blanke drohende Stahl vermochte die Harpien zum Werke anzutreiben, ihr Ausreißen zu verhindern. Jeder, der ohne Geſchäft und Beruf zur Nachtzeit auf der Straße ging, wurde von ihnen aufgegriffen, mußte ſich zur Mithülfe an die Rotte ſchließen. So erging es auch dem überraſchten Carlo. Auf dem Fleck wurde er geworben, mit Strick und

Hacken belehnt, und folgte erbittert und ſchaudernd der Rabenheerde, um einer Unterſuchung und größerm Unheil auszuweichen.

Sie machten eine fürchterliche Runde durch die Stadt, drangen in jedes Haus, wo Licht und Bewegung zu ſchauen war, zerrten die an der Peſt Geſtorbenen vom üppigen Bett, vom faulen Strohlager. Carlo mußte zitternd Hand anlegen. „Stelle dich nicht ſo ungeſchickt, Burſche;“ krächzte ihm einer der wildeſten Raben zu: „Kannſt du keine Schlinge machen, und ſie um die Beine dieſes Todten werfen? So; knüpfe den Knoten, knüpfe ihn feſt. Klemme den Hacken ein, zieh' mit beiden Händen an . . . . . Marſch!“ — Und Carlo zog, ſich wegwendend, die Hände auf dem Rücken, die Leiche nach ſich, und ſchleifte ſie die Treppe hinunter, daß auf jeder Stufe Kopf und Schultern polternd auffielen, und ihm folgte das Wehgeſchrei der Angehörigen, daß ihm das Herz erbebte. Seine entmenſchten Begleiter lachten roh des allgemeinen Elends, ſpotteten des Reichen, den der Tod geſchlagen, prieſen mit unſauberen Flüchen den Armen glücklich, der in ſolcher Noth von der Welt geſchieden. „Heult nicht!“ höhnten die Raben die winſelnden Kinder, die ſchluchzenden Verwandten: „Morgen kommt die Reihe an Euch, und wenn wir ſauber aufgeräumt, holt uns ſelbſt der Satan durch alle Lüfte!“ — Der Schöppe durfte ſolchem Spott nicht wehren, wollte er nicht zur Stunde verlaſſen ſeyn; mit blutendem Herzen theilte er ſein Geld unter die Dürftigen aus, ſprach er Worte ungenügenden Troſtes zu den Gebildeten. Die Beichtväter, welche hie und da an Sterbelagern vom Zorne Gottes predigten, und die gräßliche Seuche als eine Strafe der Sünder ſchilderten, wurden von der verzweiflungsvollen Trauer der Zurückbleibenden grimmig verlacht. „Die tugendhafteſten Menſchen ſterben, ſelbſt Prieſter fallen unter der Senſe des Todes!“ ſchrie man den Bußpredigern ins Geſicht: „Wo iſt da Gerechtigkeit? Gott weiß nichts von uns, aber die Welt geht zu Grunde!“ — Andere bettelten fußfällig bei dem Schöppen, ihre Häuſer nicht zu ſperren, ſie nicht nach dem Lazarethe bringen zu laſſen. — „Beruhigt Euch, Ihr Thoren!“ grinſten die Raben: „Es iſt nicht mehr nöthig, Euere Hütten zu verſchließen, denn ſchon wüthet die Peſt überall. Das Spital iſt voll, hat nicht mehr Raum für Euch; in den Leichengruben allein iſt noch Platz, wenn Ihr zu ſterben Euch beeilt.“ — „Wir hungern, edler Conſul! Die Nachbarn verſagen uns Hülfe und Nahrung; nehmt Euch unſeres Elendes an!“ — „Betet, Ihr armen Leute; der Herr allein vermag in ſolchem Trübſal zu helfen.“

Die Körper, die aus den Häuſern geſchleppt worden, lagen auf den Kreuzſtraßen in unordentlichen Haufen beiſammen, und wurden langſam auf Schiebekarren fortgebracht. Die allzureiche Leichenerndte machte nöthig, daß die Raben ſich in kleineren Banden zerſtreuten, und die Wohnungen durchſuchten. Ueberall, wo die Aufſicht des Schöppen fehlte, ging zügelloſe Grauſamkeit in ihrem Gefolge. Carlo mußte ſehen, daß Kranke, die noch athmeten, entkräftete

Greiſe, zu den Todten geworfen wurden. Glücklich diejenigen, die, auf dem Pflaſter geſchleift, ihren Geiſt aufgaben; dauerte das Zucken des Lebens auch dann noch fort, ſo todteten die ungeduldigen Raben den hartnäckigen Kranken mit einem Schlage des Eiſenhackens. Wo Reichthum zu verſpüren war, mußte erſt Gold fließen, ehe nur die rohen Knechte Hand an's Werk legten; wo irgend etwas von Werth in ihrem Bereiche war, fiel es in ihre räuberiſchen Klauen. Es war, als ob die Stadt einer nächtlichen Plünderung preis gegeben wäre, und die kalte, ſchmutzige Selbſtſucht der meiſten Bewohner arbeitete den abſcheulichen Raben in die Hände. Bei weitem nicht überall ſtand treue Liebe an dem Bette des Sterbenden, kämpfte heilige Trauer mit den Handlangern der Gewalt, um die Reſte des verehrten Todten. Die Kinder verſtießen die Leiche der Aeltern, die Gattin floh den ſterbenden Gemahl, Haß, Furcht und Habſucht verödeten die Gemacher des Siechthums, gaben das Opfer den Henkern preis, ſchwiegen zu den Mißhandlungen derſelben, lieferten ſogar nicht ſelten, als an der Peſt verſchieden, Leiber aus, die der Meuchelmord hingerichtet. Kein Nachbar kümmerte ſich um den andern, keiner ehrte den Schmerz des Freundes, ſo ſchnell zerriſſen alle Bande der Sittlichkeit und Geſellſchaft. Wilde Trinkgelage wurden neben Peſthäuſern gefeiert, Tambourin und Pfeifen übertönten die Seufzer der Sterbenden. In den Wohnungen der Courtiſanen ging es locker her, wie ſonſt; doppelt ausſchweifend und toll geberdeten ſich die Verworfenen, die Freunde der Verworfenheit. In eines dieſer Häuſer brach die Schaar der Raben; Lichter glänzten durch die Vorhänge, an den Fenſtern flogen Schatten hin und her. Die Raben witterten dort den Tod, und täuſchten ſich: ſie fanden Leute, die im wilden Bacchanal das Leben zu vergeuden eilten, das ſie der Seuche verfallen wähnten. Des Schöppen Zorn entbrannte, ſtreng befahl er die Tafel umzuſtürzen, den Wein zu verſchütten, und mit bitterm Unmuth riß er Einen aus der trunkenen Gäſte Reihe, ihm in's Ohr flüſternd: „Maximin, junger frevelhafter Mann, was beginnen Sie an dieſem Orte? Die Geißel peitſcht Ihre Mitbürger blutig, Ihre Mutter ſtirbt, und Sie berauſchen ſich in eckelhafter Sinnlichkeit, ſich ſelbſt und Ihrer Braut zur Schmach?“ — Maximin ſchwieg verſtockt, und kehrte dem wackern Eſtelle den Rücken. — Der Schöppe fuhr ſtrenger fort: „Gehen Sie, ich befehle es Ihnen. Wo iſt Ihr Vater?“ — „Bin ich ſein Hüter?“ antwortete Maximin mit Cains Worten. Eſtelle ſchauderte, und ließ ab von dem Verblendeten, deſſen Frevelmuth ſogar die gräulichen Raben ſtutzen machte, — den mit Verachtung anzuſchauen nur Einer im Troſſe nicht wagte: Carlo verbarg ſein Angeſicht vor Maximins Blicken.

Als die Schaar wieder in die Carmelitergaſſe einbog, fand ſie, an einem Brunnen ausgeſtreckt, verlaſſen von jeglicher Hülfe, einen wohlbeleibten Mann in feinen Kleidern. Der Tag bleichte, und machte die Gegenſtände zweifelhaft. Mit halb abgebrannter Fackel leuchtete der Schöppe in das Geſicht des dahingeſtreckten Mannes, und rief beſtürzt: „Das iſt Herr Dinart, um Gotteswillen! Lebt er, oder iſt er ſchon dahin?“ — Dinart athmete, ſein Puls ſchlug fieberhaft, aber alle ſeine Kräfte waren dergeſtalt geſunken, daß ſogar die Raben Mitleid empfanden, und den Sprachloſen mit beſonderer Behutſamkeit nach dem alten Spitale trugen, dem einzigen Zufluchtsorte, der den Kranken in der weiten Handelsſtadt offen ſtand. Carlo ſollte dabei helfen, lehnte aber beharrlich dieſen Dienſt ab, obgleich er ihm Gelegenheit zur Flucht hätte geben können, und zog vor, dem wilden und müden Haufen nach dem Corſo zu folgen, wo ein Frühſtück ausgetheilt werden ſollte, und er von Hamet etwas zu erfahren hoffte. — Auf dem Corſo ſtieß eine neue Verſtärkung zu dem Gelichter der Raben. Der Kommandant des Arſenals ſendete, nach langem Zögern den dringenden Bitten des Magiſtrats willfahrend, einen Trupp von Galeerenſklaven, den Peſtdienſt zu übernehmen; lauter verwegene Geſichter, rüſtig und zu dem Schwerſten aufgelegt. Sie traten unter den völligen Befehl der Conſuln, doch mit der ſonderbaren Bedingung, daß der Magiſtrat, wenn einige davon zu Grunde gehen ſollten, eine gleiche Anzahl für des Königs Galeeren herbeiſchaffen müſſe. — Sofort wurden ihnen auf dem Corſo die ſchweren Ketten abgeſchlagen, und nur ein leichter Ring am Fuße gelaſſen, worauf ſie, ſowohl Türkenſklaven als zur Ruderbank verdammte Verbrecher, ſich mit barbariſcher Fröhlichkeit unter die Raben miſchten. Einer der Schorköpfe ging gerade auf Carlo zu, lüftete ihm den in die Augen gedrückten Hut, und blickte ihm ſtarr ins Auge.

„Raoul!“ rief Carlo erſchrocken. „Guten Tag, Freund Malateſta;“ antwortete der Sklave grinſend. — „Wenn dir jemals im Leben etwas theuer geweſen, ſo verrathe mich nur jetzt nicht!“ bat flüſternd der Genueſer, der ſich entdeckt ſah, und Raoul verſetzte kalt: „Laß hören, was du mir bieteſt, und ob es der Mühe werth iſt!“

8.

Victor, von wichtigen Geſchäften aufgehalten, die ihm ſein Vater mit dem größten Ernſte zu endigen befohlen, weil er in ſeiner Zärtlichkeit das Haupt des Sohnes zu ſchützen begehrte, kam nach ziemlich langer Abweſenheit auf der Straße von Avignon und Aix nach Marſeille zurück. Auch in den Mauern des Parlamentsſitzes wüthete ſchon die Seuche; der Reiſende hatte die Stadt umgangen, und förderte ſeinen Lauf, auf einem muntern Maulthiere reitend, ſo viel er konnte. Der Cordon war aufgelöst, weil er der Parlamentsſtadt keinen Nutzen mehr brachte, aber das platte Land der Provence, das Gebiet von Marſeille, waren angeſteckt von der Landplage, gleich den Städten. Viktor bemerkte viele Hütten, welche leer und ausgeſtorben ſtanden; viele, woraus Geſichter des Jammers troſtlos in die ſchwarze Zukunft ſtarrten. Er kam vorüber an den weit entlegenen Marktplätzen, die Marſeille mit dem nothdürftigſten Lebensunterhalt verſahen, — wo Käufer und Verkäufer, beide Partheien hundert Schritte von einander entfernt, hinter feſten Schlagbäumen zuſammengedrängt, vermittelſt Sprachröhren einander zuriefen, was ſie brachten, was ſie verlangten, welche Preiſe ſie forderten, welchen ſie gaben; die Körbe und Laſten wurden alsdann mit langen Stangen in die Mitte des leeren Raums geſchoben, mit Eiſenhacken vom Käufer an ſich gezogen; auf eiſernen Schaufeln reckte man das Geld für die Waare hin, und der Empfänger, nachdem er's mit ſcharfem Auge von ferne überzählt, ſtürzte es in den Eimer voll Eſſig, um es ſodann gereinigt hervorzuziehen. — Trauriger Handel, kümmerlicher Verkehr, nach deſſen Vollzug beide Theile den Weg nach ihren Häuſern flüchtig einſchlugen, als ſäße ihnen der Pfeil im Nacken; ſie ſchieden, ohne zu wiſſen, ob am nächſten Morgen Bedürfniß und Habſucht ſie wieder auf dieſem Flecke vereinigen, oder ob das Grab ſie ſchon verſchlungen haben würde. „Wo reitet Ihr hin? Was wollt Ihr in der Stadt des Todes?“ fragten Hunderte den jungen Reiter, und konnten nicht begreifen, wie Einer, den das Schickſal bisher gnädig von der Gefahr entfernt, freiwillig dahin zurückkehren mochte. Victor hatte jedoch von Jugend auf ſein Herz mit Muth gepanzert, und ſo wie er bereits als Knabe ſtets der Erſte geweſen, wenn es galt, die Kletterſtange zu erklimmen, oder von der Spitze des ſchräg in's Meer geſenkten Maſtbaums den gefährlichen Preiß zu holen, ſo hatte er auch ſpäter als kunſtgeübter

Steuermann dem Verderben ſtets kalt in's Auge geſchaut, ob ringend mit empörten Wellen, ob anlaufend gegen das Raubſchiff, ſteuernd mit der Linken, Piſtol oder Säbel in der Rechten. Auf ſeinem Herzen lag ſchwer die Noth der Geburtsſtadt, die Gefahr des Vaters, von dem er ſeit langen Wochen nichts vernommen, das Schickſal ſeiner Baſe, des einzigen Weibes, das er liebte, tiefer und gewaltiger, als er ſelber ahnte; — ſein eigen Leben war ihm nichts; für ſeinen Leib war er ſo wenig beſorgt, als ob er gegen Tod und Peſtilenz geſichert wäre von Ewigkeit.

Die feurige Morgenſonne rief einen drückend heißen Tag herbei, als Victor durch das Gebiet von Marſeille ritt. Kein Luftzug vom Meere milderte den brennenden Strahl; ſchon ſeit mehreren Tagen hatte der Miſtral der grimmigſten Hitze Platz gemacht. Vor einigen Bauerhäuſern am Wege ſaßen zerlumpte Männer unter ſchlechtem Vordache, und bettelten die Reiſenden an, ſo die Straße zogen. Mit der größten Unverſchämtheit forderten ſie, was ihnen gutdünkte, und drohten im Weigerungsfall, ſelbſt heranzukommen, und die Wanderer durch ihre Berührung anzuſtecken. Schaudernd gehorchten die Reiſenden dem Befehl; auch Victor opferte den Gaunern einige Silberſtücke, die aber nicht hinreichend befunden worden, und wofür, zum ſchuldigen Danke, dem Reiter eine Kugel nachſauste. Der Schuß traf nicht, und fluchend ſprengte Victor voran, einem Trupp von Menſchen entgegen, die ſo eben einem Bauer Pferde und Wagen abnahmen. Es waren Raben aus Marſeille, die einen Ausfall machten, Fourage, Vieh und Fuhrwerk aufzubringen, deren man in der Stadt bedurfte. Der Bauer ſchrie und weinte; vergebens. Victor bot in edler Aufwallung ſein Maulthier für das Pferd des Landmanns; man nahm ihm das Thier ab, ohne dem Bauer ſein Roß wieder zurück zu geben. Er drohte, die Galeerenknechte lachten ihn aus, und der Uebermacht weichend, mußte er zu Fuße weiter gehen. — Unfern ſtand ein Pachthof; Diebe kamen heraus mit ſchweren Päcken beladen. Das Geſchrei der beraubten Eigenthümer, die entweder krank oder von den Banditen darnieder geſtreckt auf der Schwelle lagen, folgte den Miſſethätern, die jedoch ihren Weg ungehindert fortſetzten, weil es keinen Rächer, kein Geſetz mehr gab in dieſer Zeit unſeliger Wirrniß. Solche Gräuel hatte Victor nicht geahnt, und was er von einem Manne vernahm, der in ſonderbarer Vermummung auf einem Steine am Wege ſaß, war wohl geeignet, Victor's Erſtaunen und Beſorgniß zu vermehren. Der Vermummte war ein junger Arzt aus Montpellier, der, um der Barmherzigkeit und ſeiner Kunſt willen, nach Marſeille gekommen, ſeine Dienſte vorzugsweiſe den armen Kranken auf dem Lande widmete. Zum Dank für ſeine Nächſtenliebe hatten ihn die Landleute, wo er ſich im Peſtkleide zeigte, mißhandelt, ihm Nahrung und Schlafſtätte verſagt, und an demſelben Morgen war ſein Pferd von einigen hungrigen Boſewichtern ihm geraubt, getödtet und roh verzehrt worden. Der Arzt wußte nicht genug das ſteigende Elend in der Stadt zu ſchildern, und Victor, von der böſen Kunde ungeduldig aufgeregt, flog mehr, als er ging, die Viſta hinab, den eilfertigen Schritt an den öden Baſtiden vorüber nach der St. Lazarusvorſtadt lenkend. — Ach, wie verändert erſchien ihm die Heimath! Nicht zur Hälfte hatte die Schilderung des Doctors von Montpellier die Wirklichkeit erreicht. Keine Wache an den Thoren, die Zollhäuſer leer, alle Läden und Werkſtätten geſchloſſen, kein Volk auf den Straßen, als nur das Volk des Todes. Die grauſamſte Selbſtſucht hatte ihren Gipfel erreicht, ehe noch die Seuche zu ihrem Höhepunkt gelangt war: Aus den meiſten Häuſern waren die Kranken geſtoßen worden, und weil das Spittel längſt überfüllt, weil der Orkan ein zweites, das man von leichter Leinwand errichten wollte, niedergeriſſen, ſchmachteten die Verpeſteten auf offener Straße, verzehrt von dem glühenden Sonnenbrand, durchſchaudert von Nachtfroſt. Nicht einmal auf den Bänken vor den Häuſern, noch unter den Schirmdächern derſelben durfte das Elend verweilen; die raffinirte Härte der Eigenthümer beſudelte alltäglich dieſe Stellen mit Unrath, um die Kranken davon abzuhalten. So lagen die Unglücklichen längs den Rinnſteinen auf Lumpen oder dem rauhen Pflaſter, entblößten in der Fieberhitze ihre Peſtbeulen, tauchten ihre glühenden Hände, ihre brennenden Lippen in den Unrath, welcher durch die Gaſſen floß, erfüllten die Luft mit ihrem Geheul, wimmerten nach einem Trunk Waſſer, den nur ſelten eine mitleidige Hand ihnen reichte. Neben dieſen langen Reihen des bitterſten Jammers wandelten nur einzelne

Geſunde, hohläugig vor Hunger, mit ſcheuem Fuße vorbei, ſodann Aerzte, die nicht zu helfen wußten, Galeerenknechte, die ſelbſt mit Widerwillen und Abſchen ihre Opfer aufluden, und auf Karren wegführten, Prieſter, die in ihrem Berufe dahinſtarben wie Mücken. Man hatte geleſen, daß während der berühmten Peſt von Athen Feuer in der Stadt angezündet worden waren, um die Luft zu reinigen: flugs hatte man das Gleiche gethan. An den Kreuzſtraßen loderten mächtige Flammen empor, die Kranken erſtickend durch ihren Qualm, die herbe Gluth des Sommers verdoppelnd. Ueber all dieſem Dampf und Brodem, hoch über das Geheul des Siechthums, über die Läſterungen der Bettler hinaus, die, wenn auch mit Beulen geſchlagen, meiſtens geſund und frech die Plage ausſtanden, ragten ſchweigend die Thürme der unglückſeligen Stadt; ihre Glocken ſchlugen nicht mehr, mancher Uhrenzeiger ſtand ſtill, denn auch auf den Glockenthürmen hatte die Peſt die Wächter getödtet, und deren Gäſte, die ſich zu ihnen flüchteten; gleichwie ſie auf den Schiffen im Hafen diejenigen ſchlug, die auf den Fluthen ihr Heil ſuchten. Nirgends war Sicherheit: nicht im Arſenal, wo die Arbeiten ſtockten, nicht auf den Forts, wo keine Trommel mehr klang; Tod und Schweigen ringsum, ſelbſt im Bereiche des Dom's, von deſſen Höhe der Biſchof in fanatiſcher Angſt die morſchen Blitze des Banns gegen die Peſt ſchleuderte, die vor dem Anathem nicht wich, wie ſie nicht vor den Bittgängen geflohen war.

Mit gewaltſamer Anſtrengung, zitternd vor unglücklicher Vorbedeutung, gelangte Victor in die Gaſſe, wo ſein väterliches Haus ſtand. Kein bekanntes Weſen begegnete ihm; einſam ſtand er vor der verſchloſſenen Pforte, und klopfte wiederholt, bis endlich oben eins der verriegelten Fenſter aufging. Bertrande ſah heraus, wider ihre Gewohnheit den Kopf mit farbigen Bändern geſchmückt, goldne Ketten um den Hals, blitzende Steine in den Ohrgehängen. „Ach, mein ſüßer Jeſus!“ rief ſie, und machte das Zeichen des Kreuzes: „Biſt du es wirklich, mein Bruder? Was willſt du denn?“ — „Was ich will? blödſinniges Geſchöpf, öffne mir das Haus.“ — „Wo kommſt du her?“ — „Von Avignon und Air, bin müde, laß mich ein.“ — „Ach heilige Mutter, in Air iſt die Peſt; du könnteſt ſie mitbringen, das Haus anſtecken.“ — „Thörin! iſt meine Wange nicht roth, mein Auge nicht klar? Endige den unzeitigen Scherz und öffne.“ — „Die Haut iſt näher als das Hemd, Bruder Victor. Ich weiß nicht, ob ich darf.“ — „Gott verdamme die einfältigen Weiber! Der Schatten eines Mannes iſt mehr werth, als hundert thörichte Dirnen. Thomas ſoll im Augenblick aufmachen.“ — „Ach Victor, Thomas iſt geſtorben.“ — „Schade um den guten Burſchen; ſo du aber nicht auf der Stelle thuſt, was ich verlange, ſo wird der Vater deinen ſtörriſchen Kopf zurechtſetzen.“ — „Ach Victor, der gute Vater iſt auch todt.“ — „Herr Gott im Himmel!“

Victors Kniee brachen, bebend mußte er ſich an der Pfortenſäule halten. Dann warf er einen grimmigen Blick zu dem Fenſter empor, und rief: „Unnatürliche Tochter! Unſer Vater ſtarb, und du gehſt nicht in Trauer, ſchmückſt dich lächerlich und abgeſchmackt wie eine Buhlerin!“ — „Schimpfe nicht, Victor. Geſtern war mein Hochzeitstag, und einer jungen reichen Frau ſtehen Blumen beſſer an, als ſchwarze Schleier.“ — „Dein Hochzeitstag? Ungeheuer, haſt du alle Schaam verleugnet?“ — „Ich habe Fleiſch und Blut, und ein Herz wie andere Weiber. Die Welt geht zu Grunde, ich wollte noch zuvor das Glück genießen, das Vater und Bruder mir neidiſch verweigerten. Darum gab ich Herrn Roqualin meine Hand.“ — „Ich werde zu Stein. Dem bankerotten Krämer?“ — „Schimpfe nicht, Victor. Eine reiche Erbin wie ich deckt alle ſeine Schulden, wenn du auch kömmſt, mein Erbtheil zu verkürzen.“

Roqualin, die Nachtmütze auf dem Kopfe, erſchien hinter Bertrande, und miſchte ſich barſch und trotzig in das Geſpräch: „Habt Reſpect vor mir und meiner Frau, Herr Schwager;“ polterte er: „die Schöppen werden unſere Erbangelegenheiten ſchon mit der Zeit in Ordnung bringen, und Ihr mögt, ſobald ein Arzt Euch unterſuchte, und Euer Leib und Kleid gereinigt wurde, immerhin das Erdgeſchoß in dieſem Hauſe beziehen, wenn gleich ohne fernere Gemeinſchaft mit uns. Hütet jedoch Euere Zunge; ich bin ein ordentlicher Bürger, und zahle, was ich ſchulde, und wüßte gar nicht, warum ich Madame Renard nicht hätte heirathen ſollen.“ – „Madame Renard?“ — „Nun ja, mit Reſpekt zu melden. Euere Schweſter wurde vor acht Tagen eine Wittwe, nachdem ſie ihren erſten Mann, den Supercargo, am dritten Tage ihrer Ehe ſchon verloren.“ — „Ja, lieber Bruder;“ heulte Bertrande mit widerlichem Schluchzen: „der gute Renard, den ich unter Zwanzigen gewählt, die ſich um mein Herz bewarben, ertrank im Hafen, kaum dreißig Jahre alt.“ — „O wäreſt du ihm gefolgt bis auf des Meeres Grund,“ zürnte Victor, mit der Fauſt drohend, „Abſchaum deines Geſchlechts! Die Tugend muß ſterben, und Krüppel an Leib und Seele tanzen auf ihrem Grabe den Brautreigen! Welch' ein Babylon iſt dieſe Stadt geworden, wo man ſolche Ehen heiligen kann!“ — „Packe dich, Abſcheulicher!“ geiferte Bertrande, kaum vor Wuth verſtändlich: „Läſt're nicht was der Pfarrer ſegnete, und die Schöppen gut heißen. Viele Hunderte wurden copulirt wie ich, weil keine Zeit zu verlieren iſt, und derjenige vielleicht ſchon morgen ſtirbt, der ſich heute geſund in's Bett legt. Ich bin ehrlich verheirathet, du Verläumder, lebe nicht in wilder Ehe, wie deine ſaubere Baſe Clemence, werde ehrliche Kinder haben, und nicht Baſtarde, wie die verzärtelte Roſa; darum hat auch der Drache ſchon alle geholt: die lockere Clemence, den Schandfleck Rouſoun, und die liederliche Hehlerin Gouthoun obendrein. Dies zum Beſcheid, und laufe ſo weit du magſt; wer die Saite zu ſtramm anzieht, zerreißt ſie.“

Das Hohngelächter, womit Bertrande und Roqualin das Fenſter zuſchlugen, jagte den Bruder nicht in die Flucht, wohl aber that es der entſetzliche Schrecken, der ſich ſeiner bemächtigte. Ungewiſſen Schritts, mit vorwärtshängendem Haupte taumelte er fort, und fiel halb bewußtlos in die Arme eines daherkommenden Mannes, in welchem er einen Gefährten ſeiner Jugendzeit erkannte. — „Ich habe Alles verloren, lieber Guy;“ ſagte er unendlich weich, und klammerte ſich an den Freund: „Thu' mir nur eines zu Gefallen; zeige mir das Grab meines Vaters, wenn du es weißt.“ Guy ſeufzte tief, und verſetzte mit Thränen kämpfend: „Er war ein braver Mann. Laß uns zuſammen gehen, hinter St. Paul iſt eine weite Grube gemacht worden, und darinnen liegen neben den Reſten deines Vaters auch die Gebeine meiner Eltern. Wir wollen dort ein Vaterunſer beten.“

Sie gingen zuſammen fort, und kamen bald in die Nähe des bezeichneten Platzes. Bei deſſen Eingang ſtürzte ihnen ein Haufe Volks mit verſtörten Geſichtern entgegen, und aus dem Munde dieſer Menſchen tönte der gräßliche Ruf: „Weh uns! Das jüngſte Gericht! Die Todten ſtehen auf!“

Entſetzlicher Anblick! Die ganze Oberfläche der weiten nachläſſig zugeworfenen Grube war geborſten, und drohte, ihren gräßlichen Inhalt wieder an das Tageslicht zu ſpeien. Es war ein Schauſpiel, wie es im Thale Joſaphat verheißen wird. — Mit abergläubiſchem Schrecken rannte der Pöbel von dannen, und der Schöppe Moustier, der mit einem Trupp Raben herbeikam, bedurfte aller Geiſtesgegenwart, und ſeines vollen Muths, um dieſe ſchaudernden Taglöhner des Todes anzueiſern, dem Grabe ſeine Beute wieder aufzudringen. Selbſt ſchwang er die Hacke, eigenhändig führte er die Schaufel, und ſeinem Beiſpiele folgten die Knechte, und bezwangen die rebelliſche Gruft, während auf andern Punkten der Stadt das Volk, wüthend ob der Widerſetzlichkeit der Prieſter, die Pforten der Tempel ſprengte, ihre Gewölbe aufriß, und dieſelben gerüttelt voll mit Leichen füllte, die bisher unbegraben auf der Straße verwesten.

Victor ſah nicht mehr, wie die Gebeine ſeines Vaters gewaltſam in den Schoos der Erde zurückgedrängt wurden, Guy riß ihn mit ſich fort, und nach dem Corſo eilten Beide in lautloſer Verzweiflung.

9.

In der Nähe des Stadthauſes ſaßen auf dem vorſpringenden Geſtade mehrere Männer, ruhten aus vom harten Tagewerk, und verzehrten behaglich das frugale Vesperbrod. Zugleich flüſterten ſie zuſammen vertraulich, und ihre ſchmunzelnden Mienen verriethen, daß ihre geheime Verhandlung keine unangenehme war. Sie ſteckten in reputirlichen Kleidern, und weil ſogar der Kettenring am Beine fehlte, ſo ließ nur noch der glattgeſchorne Kopf, worauf die Haare erſt wieder dünn und ſpärlich keimten, erkennen, daß ſie einſt dem Bagno angehört. Die Seele dieſer kleinen Verſammlung von ehrlich gewordenen Schelmen, denen man Begnadigung und völlige Freiheit verſprochen zum Lohne ihrer Dienſte, war Raoul, deſſen Scharfſinn und Gewandtheit im Galeerenhauſe längſt zum Sprüchwort geworden war. — Mit geheimnißvollem Geſicht ſchüttelte er, am Schluß der Conferenz, dem Kleeblatt ſeiner Gefährten die Hände, und ſagte: „Es bleibt dabei, wackere Geſellen. Um die beſtimmte Stunde am beſtimmten Platze. Geht jetzt wieder an Euere Geſchäfte, ſo wie ich zum Rapport. Auf Wiederſehen.“ — Die Helden des Bagno entfernten ſich, und Raoul, deſſen Vorzüge, auch von den Schöppen gewürdigt, ihn zum Inſpektor ſeiner Gefährten erhoben hatten, wanderte gravitätiſch dem Rathhauſe zu, und ſtutzte nicht wenig, da aus einem Winkel der Börſe Malateſta ihm entgegen trat, blaß, zerlumpt, mit langgewachſenem Barte. „Sieh da! Woher? Ich glaubte Euch über alle Berge oder ſchon im Bauch der Erde.“ — „Ach Raoul, leider leb' ich noch. Doch trage ich länger mein Elend nicht.“ — „Seltſamer Wechſel des Geſchicks. Ihr wart ein lockerer Wüſtling, reich an Geld und Beredſamkeit, und ich Euer gehorſamer Diener. Ihr ließt mich in der Noth ſtecken, und hattet mich vergeſſen, ſo lange ich des Königs Zwieback aß. Heute aber kommt mir's vor, als ob der ſchlechte Galeerenſclave mit dem reichen Kaufmannsſohn aus Genua nicht tauſchen möchte. Doch Spaß bei Seite. Ich bin ein guter Kerl, vergeſſe Beleidigungen leicht, habe Euch nicht verrathen, da uns der Zufall wieder zuſammenführte, würde Euch ſogar noch gerne dienen. Sagt mir nur geſchwinde, wo Ihr hingekommen wart, verſchwunden, wie ein Geſpenſt vor'm Hahnenſchrei?“ — „Dem Gefängniß zu entfliehen, dir mißtrauend, entfernte ich mich heimlich von den Raben. Ich kroch durch alle Winkel der Stadt, mein unglücklich verlornes Kind zu ſuchen. Die Sehnſucht nach dieſem lieben Weſen, die heißeſte Vaterliebe, hatte mich bewogen, den Boden von Marſeille zu betreten, wo meiner harte Strafe wartete. Clemence wieder zu ſehen, konnte ich nicht wagen. Ich hatte aufgehört, ſie zu lieben, da ich beſchloſſen, ſie zu betrügen, und das Unrecht, das wir an einem Menſchen verüben, der uns einſt werth geweſen, macht uns zu ſeinem unverſöhnlicheren Feinde, als wenn wir von ihm einen Schimpf erduldet hätten. Aber das Kind wollte ich, ich ſetzte Alles daran, es zu erobern. Die Gefahr der Reiſe, die lange Quarantaine, der ich unterlag, weil ich mit dem Kapitain Chataud eingetroffen, das läſtige Incognito, das ich beobachten mußte, das langwierige Spioniren, unterbrochen durch die Reiſe, die Clemence und Roſa aus Marſeille entfernten, das ekle Poſſenſpiel, das ich mit jener Närrin trieb, deren Lüſternheit mir endlich den erſehnten Schatz überlieferte.... all' dieſes ſchreckte mich nicht ab; ich fürchtete weniger die Peſt, als meinen Plan vereitelt zu ſehen. Aber das Schickſal entriß mir, was ich kaum erobert, und nirgends fand ich wieder den Diener, nirgends eine Spur des verlornen Kindes. Da führt mich mein ſcheuer Fuß über einen Platz, wo mitten unter Sterbenden ein Galgen aufgerichtet ſteht; juſt zieht man einen Jüngling die Leiter hinauf, und das ſpärlich verſammelte Volk ſchreit wüthend: Das iſt ein Mörder! Ich ſchaue hinan, erkenne mit Staunen den Sohn meines Wirthes, und das Staunen wandelt ſich in Beſtürzung, als der junge Menſch die gebundenen Hände erhebt, auf mich deutet, und ſchreit: „Bin ich ein Mörder, ſo trägt dieſer die Schuld; der hat die Peſt in meines Vaters Haus gebracht. „Kaum hatte er ausgeredet, als ſchon der Henker ihn von der Leiter warf, auf's Genick hin ſprang, und ihn erwürgte. Aber ſchon ſtanden hagere ſcheußliche Geſtalten um mich her, packten mich mit dürren Krallen, beſchuldigten mich mit heiſerer Stimme, die Seuche eingeſchleppt zu haben, forderten mein Blut, krächzten mein Todtenlied. Dem Commiſſär, der über den Jüngling, deſſen Worte mir heute noch ein Räthſel ſind, das Blutgericht gehalten, verdankte ich mein Leben. Er ließ mich zu meiner Sicherheit in den Thurm bringen, aber er vergaß mich dort, und iſt ſelber während dieſer Zeit geſtorben. Heute öffnete mir der Kerkermeiſter die Pforte des Thurms, weil er mich nicht mehr zu ernähren vermochte, weil keine Klage wider mich vorhanden, weil kein Tribunal mehr exiſtirt, als das Standrecht der Schöppen, die mit Galgen alle Straßen zierten, und auf friſcher That das Urtheil ſprechen. Ermeſſe nun mein Unglück. In Lumpen gehüllt, ohne einen Heller Geldes, ohne irgend eine Habe, verfalle ich dem Hungertode. Keine Rettung, nirgends die kleinſte Barke, die mich um Gotteswillen nach der Heimath führte; alle Schiffe fliehen den verpeſteten Hafen, und meine einzige Hoffnung iſt, bald der Geißel zu unterliegen, die ſchon meinen Knecht, mein Kind dahin raffte, oder in den Wellen mein Grab zu ſuchen.“ —

Raoul betrachtete ſeinen ehemaligen Herrn mit der Theilnahme eines durchtriebenen Schlaukopfs, und verſetzte nach kurzem Bedenken: „Es iſt Euch vergolten worden, was Ihr an mir verbrochen. Darum faßt Muth: Ich will helfen. In dem gräulichen Durcheinander, das hier an der Tagesordnung iſt, pflückt ein herzhafter Mann reife, ſaftige Früchte. Ich und mehrere meiner Kameraden, wir haben ein Gewerbe unter der Hand eingerichtet, das ſeinen Mann nährt. Tretet bei, Ihr habt ſchon eine gute Vorſchule bei den Raben gemacht. Marſeille zählt jetzo nur Todte oder Erben in ſeinen Mauern. Auch wir wollen erben, haben wir gleich keine Verwandte. In unſern Mußeſtunden ziehen wir die Gelder ein, die von ſaumſeligen Nachkommen noch nicht erhoben wurden. Gold iſt die Hauptſache, ſchafft uns Nahrung, Obdach, Schutz vor der Peſt, Gelegenheit zum Entkommen, vielleicht eine ſorgenfreie Zukunft.“ — „Recht, wackerer Raoul. Ich fühle mich zum Räuber aufgelegt, und reiche dir die Hand.“ — „So folgt mir noch dieſe Nacht auf eine Expedition, welche viel verſpricht. Ich ſaß vorgeſtern im Spital an dem Sterbelager eines alten Mannes, der ſchon lange, gelähmt an allen Gliedern und ſprachlos, ſeinem Ende entgegen ſeufzte. Wenig Augenblicke vor dem letzten Seufzer vermochte er ein Paar Worte zu ſtammeln, mit welchen er mir ſein Haus beſchrieb, und mir zugleich einen Schlüſſel auslieferte, der ſeinen Mammon aufthun ſoll. Der Schlüſſel gehöre ſeinem Sohne, gab er zu verſtehen, und der Name dieſes Sohnes ſtarb auf ſeinen Lippen, unmittelbar darauf der ganze Papa. Doch weiß ich das Haus, beſitze den Schlüſſel, und hätte alſogleich den Schatz gehoben, ohne viel nach dem rechtmäßigen Herrn umzufragen, wäre nicht bis heute der Dienſt an mir geweſen. Aber dieſe Nacht .... wenn Ihr wollt.... Ihr ſeyd eingeladen, und in der Straße Canebiere wollen wir uns treffen, ſobald es dunkelt.“

10.

Der kühle Thau der Nacht hatte ſich eingeſtellt, und froſtiger Hauch des Windes ſpielte mit den Blättern der Bäume auf dem Corſo, mit den Segeltüchern, die man hin und wieder über dieſe Straße geſpannt hatte, um die Kranken zu ſchirmen, welche hier, wie in allen Gegenden der Stadt, ihr wüſtes Lager aufgeſchlagen. Die Feuer an den Ecken waren im Erlöſchen begriffen, hie und da brannte eine Pechpfanne, und beleuchtete mit ihrem falben Scheine die traurigen verſtummenden Gruppen rings umher, und die ernſten Geſichter der Todten, die, an den Häuſern ſitzend, das Leben verlaſſen hatten, und nun vor ſich hinſtarrten, gleichſam in tiefe Betrachtungen verloren. — Unbeweglich, wie dieſe marmorkalten Leiber lehnte unter dem Vorſprung eines Pallaſtes der bleiche Victor, und Guy bemühte ſich umſonſt, ihn von der Stelle zu locken. Victor antwortete ſtets: „Laß mich. Hier iſt die Schule des Todes, der mir Alles raubt. Ich will vertraut mit ihm werden. In meines Lebens Kraft hab' ich nie an ihn geglaubt. Nun denke ich anders;

es mag nicht ſo ſchwer ſeyn, dem Erlöſer zu folgen.“ — „Biſt du ein Mann, Victor? Laß dieſe Gedanken, folge mir in meine Wohnung, ſey mein Gaſt.“ — „Ich thue das nicht, aber ich will dir Vertrauen beweiſen, wie einem Gaſtfreund. Nimm dieſe Brieftaſche, ſchwer von italieniſchen Wechſeln, die ich meinem Vater überbringen ſollte, da meine Geſchäfte glücklich ausfielen. Bewahre das Geld, und findeſt du mich morgen an dieſer Stelle todt, wie jene guten Leute um uns her, ſo behalte das anvertraute Gut als dein Eigenthum. Ich habe jetzo Niemand mehr auf dieſer Welt, der mir theurer wäre als du, und meine ſchaamloſe Schweſter hat ſchon hinlänglich für ſich geſorgt.“ — „Behalte doch dein Geld und ſchweige mit der ſchauerlichen Vorbereitung. Was willſt du beginnen, verzagter Steuermann? Komm!“

Guy faßte den Freund beherzt an, Victors Gewand ſchlug ſich auseinander, und Guy berührte den Kolben einer Piſtole, die von der Reiſe her in Victors Gürtel ſteckte. „Ich errathe;“ fuhr Guy bebend fort: „du willſt dich umbringen; ſchäme dich.“ — — „Warum? das Leben iſt mir zum Ekel geworden; wenn ich mein Schiff auf den Strand laufen laſſe, um es zu zerſchellen, wirſt du es wehren?“ — „Ich muß. Sey kein Thor, behalte dein Geld, ſage ich, und gib mir die gefährliche Waffe.“

Ein Trupp von Menſchen, mit Lichtern in den Händen, kam eilfertig herbei, und hielt vor dem Pallaſte ſtill. Der Eine fragte: „Iſt dieſes wohl das Haus, wo die Frau des Hafenaufſehers ihre Niederkunft erwartet?" — „Gewiß, es iſt's;" antwortete ein Anderer. — „So laßt uns keinen Augenblick verlieren;" ſagten die Uebrigen, und ſtürmten in das Innere des Pallaſtes. Nur der letzte der jungen Leute verweilte noch, zündete ſeine ausgelöſchte Kerze an der Pechpfanne wieder an, und Guy ſprach halblaut zu dem Freunde: „Das iſt dein Vetter Maximin." — Maximin hörte dieſe Worte, und fragte barſch, näher leuchtend: „Wer da?" — „Gut Freund;" verſetzte Guy. — „Den Teufel auch!" fügte Victor auflodernd hinzu: „Geh deiner Wege, Dinart. Hier ſteht dein Vetter Foulques." — Guy, der eine heftige Scene zwiſchen den feindlichen Vettern befürchtete, wollte ſich ins Mittel legen, er ſchwieg jedoch verwundert ſtille, da er hörte, wie Maximin ganz ſanftmüthig, aber mit der dumpfen Stimme eines Wüſtenheiligen ſagte: „Sey gegrüßt im Namen der heiligſten Mutter Gottes, liebſter Vetter. Wahrlich, bevor ich ſterbe, will ich mich mit allen meinen Feinden verſöhnen. Der Sand verrinnt; über ein Kurzes dürfte es nicht mehr an der Zeit ſeyn, Vergebung zu erhalten." — „Was ſoll das, Maximin Dinart? Ich kenne dich nicht mehr. Hat dich die böſe Seuche zum Betbruder gemacht?" — „Schmähe mich, wie du willſt; aber die Gnade des Himmels hat mich bekehrt." — „Laß mich zufrieden; wie hätte Gottes Stimme den Weg zu deinen Gelagen, zu deinen Buhlwinkeln gefunden?" — „Ach, ich war ein arger Sünder, guter Vetter. Die üppige Koraline war mir theurer als mein Seelenheil. Aber.... ich ſah, wie ſie ſtarb, juſt beim Gaſtmahl der Freude, den Becher der Wolluſt an den Lippen.... Noch zitt're ich, wenn ich jener Stunde gedenke.... Ich verließ den Pfad des Laſters, um heiligere Pflichten zu üben." — „Pflichten? Welche Pflichten haſt du je geübt? Du warſt ein arger Burſche, aber markig in deinem Kerne, ſtark und kräftig.... Ich freute mich deiner Männlichkeit, wenn ich dich auch haßte; jetzt verachte ich in dir den Heuchler." — „Du ſchmäheſt mich mit Unrecht, geliebter Victor;" ſchluchzte Maximin, und ſtreckte ihm wehmüthig die Hand hin: „Die Seelen der unſchuldigen Kindlein, die ich ſeither dem Himmel rettete, mögen für mich zeugen." — „Wie?" rief Guy bewegt und erſchrocken: „Herr, gehört Ihr denn zu den wilden Täufern, die das Bette der hülfloſen Wöchnerinnen belagern, dem kaum gebornen Kinde abergläubiſch das Sakrament aufdringen, und dann Mutter und Säugling grauſam verlaſſen?" — „Wir rühmen uns deſſen, die Welt geht unter, kein neues Geſchlecht wird aufwachſen, doch ſollen die unſchuldigen Kinder als Chriſten zum Himmel fahren, und weil die Prieſter mangeln, thun wir um unſerer Sünden willen der Prieſter Pflicht." — „Hätteſt du früher deine Pflichten beobachtet, Unſeliger!" zürnte Victor. „Wenn dein Gewiſſen dich quält, ſo haſt du's an Clemence und ihrem Kinde verſchuldet." — „Freilich quält mich dieſes Bewußtſeyn, doch trag' ich dieſen Frevel nicht allein. Mein Vater, meine Mutter...." — „Beſchuldige deine Aeltern nicht. Wo iſt dein Vater?" — „Ich hörte, daß er geſtorben ſey." — „Wo deine Mutter?" — „Kaum erſtand ſie von der Peſt."

– „Und Clemence, Elender? Roſa, ihr Kind? Kann deine Reue je dieſe theuren Gräber wieder öffnen?“ – „Du biſt im Irrthum, lieber Vetter. Clemence lebt, ſie vergab mir, ich habe mich mit ihr verſöhnt, und wenn die kleine Roſa im Himmel iſt, ſo betet ſie gewiß auch für mich.“ – „Heiligſte Mutter vom Troſte! Lügſt du nicht, Maximin?“ – „Bei meiner Buße, Clemence lebt, lebt in unſerm Vaterhauſe, hat die Mutter vom Tode errettet, das Haus in ein Spittel verwandelt, worinnen ſie Tag und Nacht die ärmſten Kranken pflegt, unterſtützt von ihrer alten Magd, vom Ritter Roze, von unſerem heiligen Biſchof. Ich Aermſter konnte für die geduldige und muthige Tröſterin leider nichts thun, als daß ich ihren Händen unſer Hab' und Gut uneingeſchränkt überließ. Für meine Perſon ziemt ſich jetzo nur Faſten, und ein Stücklein Brod iſt mir ein Königsmahl.“

„Clemence lebt?“ jubelte Victor und warf ſich entzückt an Maximins Bruſt. „Um dieſer Heiligen willen ſey auf ewig unſer Haß getilgt. Unſere Väter ſind nicht mehr; wir aber wollen über Clemence väterlich wachen! Gott ſey Dank, Guy, noch eine Blume trägt für mich die Erde, noch eine Hoffnungsinſel ſteigt für mich aus dem ſchwarzen Meere. Ich will nicht ſterben, Kamerad. Friſcher Wind bläst in die Segeln, ich ſpüre wieder in meiner wunden Hand die Kraft, das Steuer zu regieren!“

Maximins Begleiter kamen lärmend die Treppen herunter. „Wo bliebſt du, geliebter Bruder?“ riefen ſie ihm zu: „Zwei Seelen gab es zu retten. Wir haden Zwillinge getauft, Ehre ſey Gott in der Höhe! Die Wöchnerin ſtarb, die Kindlein ſind ſchwach, und werden der Mutter bald folgen, aber wir haben der Schlange den Kopf zertreten, die Erbſünde von den Unſchuldigen getilgt, und die makelloſen Engel bitten für uns an Gottes Throne!" — „Weiter, weiter!" ſchrieen Alle im Chor, und riſſen Maximin mit ſich fort, der kaum noch ſeinem Vetter zuflüſtern konnte: „Wir ſehen uns wieder, lieber Bruder, hier oder dort!" „Hier! für uns iſt noch nicht das Jenſeits!" jauchzte Victor: „Clemence ſoll den Bund enger ſchlingen, der uns heut ſo plötzlich vereinte. Biſt du mein Freund, Guy, ſo begleite mich zur Stunde nach Dinarts Hauſe. Müßte ich den Teufel der Peſt ſelbſt überwältigen, ſo muß ich dennoch heute ſehen, ob Maximin log, ob er Wahrheit ſprach."

11.

„Wir ſind zur Stelle;" ſagte Raoul heimlich zu ſeinem Gefährten: „Hier iſt das Haus; das Heiligenbild, die vorſpringenden Gitter, der Balkon, Alles trifft zu." — „Bei meiner Seele! das iſt Dinart's Haus;" raunte ihm Malateſta in das Ohr: „Ein böſes Zuſammentreffen." — Raoul lachte höhniſch: „Warum? Ein gerechtes Schickſal im Gegentheil. Ihr beerbt Euern Schwiegervater; ohne Zweifel war der alte Sterbende Papa Dinart. Diente ich einſt bei Euerer Trauung als Pfaffe, ſo will ich heute der Notar ſeyn, der Euch die Mitgabe der Braut ausliefert."

Die Strauchdiebe ſchlichen die Stufen hinan, ſchoben die Kranken frech bei Seite, die ſich dort gebettet hatten, erſtiegen vorſichtig die finſtern Treppen, und öffneten die erſte beſte Thüre, worauf ſie ſtießen. Sie traten in ein ziemlich leeres Vorgemach, von einer Leuchte erhellt, wobei eine Frau halb ſchlummernd ſaß; neben ihr ſchlief ein krankes Weib im Bette. Die Wärterin fuhr zuſammen, da ſie plötzlich fünf Männer vor ſich ſtehen ſah, vermummt bis an die Zähne, ſchwarze Larven vor den Geſichtern. „Keinen Laut, Elende,“ ſagte Raoul mit gedämpfter Stimme, „oder du biſt des Todes. Sag' an: wo iſt das Kabinet des verſtorbenen Herrn dieſes Hauſes? Wir lohnen dir reichlich.“ — Das Weib zauderte einen Augenblick, endlich rief es aus voller Kehle: „Hülfe! Mörder!“ Raoul rannte mit geſchwungenem Meſſer auf die Schreiende zu, aber der Rächer folgte den Verbrechern auf dem Fuße. Victor und Guy ſtürzten in die Stube, der Erſtere ſchoß unter das Geſindel und Malateſta fiel zu Boden. Die Uebrigen entſprangen, die aufwachende Kranke ſchrie, Clemence trat in die Thüre, die in das Innere des Hauſes führte. Sie erſchrack heftig vor dem Anblick des Mannes, der in ſeinem Blute ſchwamm, ſein Geſicht, dem die Larve entfallen, mühſam empor richtend. Clemence erkannte nur allzuwohl dieſes bleiche Antlitz, und ſtammelte, auf Margaretha's Schulter geſtützt: „Welch' ein Unglück!“ Zugleich jedoch ſtand Victor vor ihr, ſchüttelte ihre Hand, vor Thränen ſtumm, und an ſeine Bruſt lehnte ſich Clemence, und ihre Lippen flüſterten: „Welch' ein Glück!“

Bald füllte eine Menge von Menſchen das Gemach. Der Biſchof, der ſeine nächtliche Runde in den Häuſern des Siechthums machte, die Pariſer Aerzte, die, vom Regenten geſendet, den Fußſtapfen des ehrwürdigen Prälaten folgten, mehrere von den Geſundheitscommiſſarien der Stadt, die Brüderſchaft der Täuſer, Maximin an ihrer Spitze, wurden Zeugen dieſes Auftritts. — Malateſta lag dahin geſtreckt in den Schauern des Todes, doch wollte ſein brechendes Auge von Clemence nicht weichen, und nach der mißhandelten Mutter ſeines Kindes ſtreckte ſich ſeine ermattete Hand aus. Maximin rief Malateſta's Namen laut, und alle Einwohner von Marſeille, die umher ſtanden, wiederholten die Geſchichte ſeiner Frevelthat. Der Biſchof, ein eifriger Diener der Kirche, beugte ſich zu dem Verabſcheuten herab, vernahm die Beichte aus deſſen blaſſem Munde, tröſtete ihn mit barmherziger Milde, munterte ihn auf, wenn gleich im letzten Augenblicke, ſein Unrecht gut zu machen, der betrog'nen Geliebten die Ehre wieder zu ſchenken. Malateſta nickte ſtumm, der Biſchof ſelbſt gab den Trauring, Victor, mit Grimm und Freude im Herzen, führte die ſchluchzende Braut, die alſobald Wittwe werden ſollte, dem ſterbenden Bräutigam zu, den ſeine Hand zum Tode verwundet. Der Biſchof ſprach feierlichſt den Segen, und Malateſta röchelte, als die Stola ſeine und Clemence's Hand umwunden: „Vergib, armes Weib.... dein Kind....“ Seine Augen ſtarrten gen Himmel, und ſein Athem blieb aus. Das Geheimniß ſeiner Mitſchuldigen bei dem nächtlichen Raubzuge ſtarb mit ihm. Agathe, die kranke, von der Peſt erſtandene, aber an ihren Sinnen auf ewig abgeſtumpfte Frau, umarmte glückwünſchend ihre Tochter, Maximin pries das Geſchick ſeiner Schweſter, die nun eine ehrliche Gattin geworden, aber die trauernde Clemence flüchtete ſich zu Victor und liſpelte: „Welch' eine Stunde! Armer Victor.... dein Vater!....“ — Victor antwortete düſter: „Traure mit mir, ſo wie ich mit dir klagen will, arme Mutter, um dein Kind!“—

Um dieſelbe Stunde ungefähr brachen auch in das Haus der Familie Foulques verwegene Diebe ein, erklimmten die Treppe, und fingen einen Mann auf, der voll Beſtürzung durch Nacht und Nebel in ihre Hände rannte. „Laßt mich, gute Freunde!“ rief er in Verſtörung: „Ich bin dieſes Hauſes Diener, und eile nach einem Arzte, weil Madame Roqualin plötzlich erkrankte!“ — „Lauf zu!“ antworteten die Schelme: „Wir wollen ſchon der Frau die letzte Oelung geben.“ Der Mann ließ ſich nicht lange bitten, und die Spitzbuben drangen in das Schlafgemach. Die harten Räuber erwartete dort das Entſetzen. Auf dem Boden ausgeſtreckt, gräßlich entſtellt von Wunden, lag Bertrande. Neben ihr ſtand die Lampe, Schränke und Kaſten waren offen. Mit den Kleinodien der erwürgten Thörin, hatte Roqualin, der Mörder, die Flucht ergriffen, aber vor dem Hauſe gerieth er in die Stricke einer Patrouille, und gleich darauf hatten die Räuber, die voll paniſchen Schreckens zurückkamen, daſſelbe Schickſal.

12.

Gleich am nächſten Morgen wurde nach den Befehlen des neuen Gouverneurs Langeron, mit welchem wieder Ordnung und beſſere Verwaltung in die Stadt rückkehrte, über den ſchändlichen Roqualin und die mit ihm gefangenen Diebe Standrecht gehalten, das Todesurtheil ohne Säumen an ihnen vollzogen. Der Verwalter des Hauſes, worinnen die unglücklichen Waiſen der Peſtopfer verſammelt worden waren, ein verworfener habſüchtiger Menſch, war der Anführer jener Spitzbuben geweſen. Von ſeinem Gewiſſen gepeinigt, bekannte er, ſchon auf der Leiter, wie durch ſeinen Geiz und ſeine Mißhandlungen gar viele der ihm anvertrauten Kinder zu Grunde gegangen ſeyen. Die Schöppen ſendeten Commiſſarien in das Hoſpiz; viel Volk begleitete dieſelben; darunter Victor, getrieben von freudiger Hoffnung, von geheimnißvoller Ahnung. Er überließ Bertraudens Leiche fremden Miethlingen, wie auch das unſelige Weib Zeit ſeines Lebens eine Fremde im Vaterhauſe geweſen, und betrat mit ſpähenden Blicken das neu geſchaffene, furchtbar ſchnell bevölkerte, und dennoch bereits gräßlich verödete Waiſenhaus. Der Verbrecher hatte nicht zur Hälfte die Gräuel angegeben, welche hier verübt worden. Von dreitauſend Kindern, die ſeiner Obhut übergeben waren, lebten kaum noch fünfhundert, und dieſe glichen, halbverhungert, Geſpenſtern mehr, als lebenden Weſen. Eine ſolche kleine hagere Geſtalt, kaum wankend noch auf ihren Füßchen, zupfte leiſe den umherforſchenden Victor am Kleide. Das Kind war zu ohnmächtig, um zu weinen; Hunger und ſtumme Angſt ſprachen nur aus den hohlen Augen. Sein Anblick erſchütterte Victors Seele wie ein bitterer Dolchſtoß, belebte ihn zugleich wie das freudigſte Entzücken. „Nouſoun!“ ſchrie er auſſer ſich, riß das arme Kind empor, trug es wie ein Kleinod aus dem ſcheußlichen Grabe, legte es, das ſchönſte Hochzeitgeſchenk, in den Schoos der bräutlichen Wittwe, in die Arme der alten Margarethe, die ſchon beinahe verzweifelt wäre um des Kindes willen, obſchon Clemence längſt die treue Dienerin von aller Schuld in ihrem Edelmuthe frei geſprochen. Der Leiden Uebermaaß hatte Clemence mit heldenmüthiger Faſſung ertragen, es verſchmerzt, mit der Pflege ihrer Nebenmenſchen beſchäftigt; die jähe Freude wäre bald ihr Tod geweſen, und, wie ſie durch Liebe allein ſo vieler Menſchen Leben gerettet, ſo verdankte ſie ihr eignes Leben wieder nur der Liebe.

Vierzigtauſend Menſchen waren in der Stadt geſtorben. Endlich nahm die furchtbare Peſt ab, ſelbſt erlahmend, nicht bezwungen von irgend einer Arzenei. Reiche waren arm, Arme reich geworden, in jedem Hauſe ſaßen weinende oder lachende Erben. Ruhe kehrte nach und nach wieder, und die Geſetze wurden wieder geheiligt. So mancher Tugendhafte, ſo mancher Böſewicht war von der Welt geſchieden während des unſeligen Zwiſchenreichs der Willkühr und des Elends; auch Raoul ſchlummerte ſchon geraume Zeit in den Gewölben der Baſtionen von la Tourette, in deren Tiefen der kühne Roze an einem Tage dreitauſend Leichname ſtürzen ließ, welche, dort aufgehäuft am Sonnenlicht, die Luft vergifteten. — Die Straßen wurden wieder lebendig, gereinigt und geſäubert, die Kaufläden öffneten ſich auf's Neue, fremde Schiffe liefen in den befreiten Hafen ein. Endlich ſchloſſen auch die Grafen von St. Victor ihre Pforten auf, und ſangen ein **Te Deum**, weil der Herr ihr Haus vor Allen bewahrt. — Am nämlichen Tage ſtand in der Domkirche Clemence mit ihrem Vetter vor dem Altar, vertauſchte den Namen Malateſta mit dem Namen Foulques. Agathe und Maximin waren zugegen, doch der lieblichſte Zeuge bei der Trauung war die kleine Roſa, friſch blühend, wie ein Engel, herablächelnd von Margarethens Arme. — Kaum war die Ceremonie vorüber, als auch Foulques mit den Seinigen den Wagen beſtieg, der ſie nach Lyon bringen ſollte, in deſſen Schooße Alle hofften, die ſchweren Leiden zu vergeſſen, die ſie mit bekümmertem Auge angeſehen. — Als die Reiſenden während der Fahrt ſich einem großen Fluſſe näherten, fragte Roſa neugierig: „Wie heißt der Strom?" — „Die Rhone, mein Kind;" verſetzte Margarethe, und ſchnell rief das Kind, ſeine Erinnerungen ſammelnd und in die Hände klatſchend: „Ach, liebe Gouthoun, erzähle mir doch noch einmal die ſchöne Geſchichte vom Drachen zu Beaucaire!"

Die Geleitstage.

Die Geleitstage.

Der Bettler lungerte am wilden Wege, und verdaute behaglich die fette Kloſterſuppe. Von ferne, in der Tiefe des Hohlwegs tönte der melancholiſch einförmige Schall einer Maulthier-Glocke, und nach kurzer Friſt trabte das Thier aus der Schlucht gegen den Bettler einher, und ſtreckte ſeine langen Ohren über das Geſträuch empor. Der Bettler erkannte den Kloſtereſel und neben demſelben den Bruder Taddeo, der mit aufgeſchürzter Kutte lief, mit der Sammelbüchſe klapperte, und ein wenig erbauliches Lied vor ſich hinſummte. „Das Trinkgeld, das Almoſen, heiliger Bruder Taddeo!“ rief der Bettler ſpöttiſch durch die Hecke, und der Bruder verſetzte in ähnlicher Scherzweiſe: „Da haſt du einen Pfennig vom Reichthume des heiligen Franziskus, ſchäbiger Pippo, und verzehre ihn im Frieden.“ — Pippo empfand ſo etwas, was der Dankbarkeit ähnlich ſieht, und ſprach zum Kloſterbruder: „Ich will Euch was vertrauen, weil ihr ſtets ſo gut gegen mich geweſen ſeyd. Ich brachte heute Euerm Guardian die Ameiſeneier, deren er bedarf, und erfuhr dagegen im Geſpräch, daß über Euch ein ſtrenges Gericht ergehen ſoll. Der Convent klagt Euch hartnäckiger Liederlichkeit an, wie auch der Geldunterſchlagung, wie auch anderer Miſſethaten, und morgen ſollt Ihr verurtheilt, und auf lange Zeit an einen Ort geſperrt werden, den weder die Sonne beſcheint, noch der Mond. Seht Euch daher vor, lieber Bruder Taddeo.“ —

Der Bruder ſah betreten zur Erde nieder; nachdem er jedoch einen Augenblick überlegt, verſetzte er lächelnd: „Danke ſchönſtens; werde mich darnach richten, und fürchte mich nicht. Die faulen Bäuche im Kloſter haben es mit einem Korſen zu thun: das iſt genug.“ — Er verſetzte dem Mauleſel einen tüchtigen Streich mit dem Prügel, und ſchlenderte ſingend weiter, als ob er völlig unbekümmert wäre. Indeſſen, dem Geſichtskreiſe Pippo's entkommen, lenkte er in den felſigen Pfad ein, der nach dem Meere hinunterführt, und ließ vor der Hand ſein Klöſterlein liegen, wo es eben lag. Binnen Kurzem erreichte er eine von den zahlreichen Buchten, die Calabriens Küſten auszacken, band den Eſel an einen Dornſtrauch, wo die ſchönſten Diſteln im Ueberfluß ſtanden, und watete auf den ſeichten Meeresgrund hinaus, bis zu einer Klippe, von wo er nach einem Boote fleißig ſpähte. Kein Fahrzeug ließ ſich ſehen, und der Bruder kehrte mißmuthig zu ſeinem Langohr zurück. „Verdammt!“ murrte er vor ſich hin: „Kein Brett auf den Wellen, das mich von dieſem abſcheulichen Geſtade wegtrüge. Ich will nicht abwarten, wann meine ehrwürdigen Väter mich einmauern bis zu meinem ſeligen Ende. Die Heuchler, von denen nicht einer beſſer iſt, als ich, von denen ein jeder wegen ſeiner Sünden in dieſes wüſte Land verbannt wurde! Ich ſage ihnen Lebewohl, und reite, wenn es ſeyn muß, auf ihrem eigenen Eſel in's Freie, obſchon die Flucht auf einem Schiffe ſchneller und ſicherer wäre.“ — Somit verſank er in Pläne und Betrachtungen, und über dieſen Betrachtungen kam der Abendſchein, und mit dem Abendſchein der Schlummer. Taddeo ſchlief ein, und in ſeinen Träumen war ihm plötzlich, als ob er Ruderſchläge hörte, und das Geräuſch der Fluthen vernähme. Angenehme Hoffnung durchſchauerte ihn, weckte ihn, und da er die Augen aufſchlug, und nach der Fiſcherbarke forſchte, wovon er geträumt, erſchrack er unſäglich, da er ſich umgeben ſah von einem Trupp wilder Leute, die mit gezückten Waffen aus einem ſchwarz betheerten Schifflein ſprangen, das in der Bucht lag. Die Tuneſermützen der braunen Geſellen, ihre morgenländiſche Tracht, ihre krummen Meſſer, verriethen zur Genüge, wer ſie waren. Taddeo zitterte unter den Fäuſten algieriſcher Seeräuber. Er ſammelte in Eile den ganzen Schatz der Frankenſprache, den er in ſeiner Heimath und in Sardinien erworben, und ſagte zu der Bande: „Eine ſchöne Heldenthat, wenn acht bewaffnete Kerls über einen Unbewaffneten herfallen! Was wollt Ihr von mir?“ — Der Rais des Schiffs erwiederte hohnlachend: „Deine Geldbüchſe, deinen Eſel und dich ſelbſt, Marabut!“

„Ich ſterbe eher, als daß ich einwillige, Euer Sclave zu werden. Ein Korſe wird niemals dienſtbar.“ — „So gib ein billiges Löſegeld. Wir ſind artige Leute. Löſegeld oder Stellvertreter für deine Perſon.“ — Durch Taddeo's Herz wie durch ſein Gehirn zuckte der Strahl liſtig grauſamer Rache, die von dem Charakter ſeiner Landsleute unzertrennlich iſt. „Topp,“ ſagte er mit blitzenden Augen, dem Rais die Hand reichend: „Löſegeld, Proviant und acht Stellvertreter ſtatt eines einzigen, biete ich Euch für meine Freiheit, und halte noch dieſe Nacht mein Gebot.“

Lange, nach dem Aveläuten, als es ſchon ſtark dämmerte, pochte Taddeo an die Kloſterthüre, und der Pförtner ſagte, mit mürriſchem Geſichte öffnend: „Du biſt wieder der Letzte, mein Bruder. Du beſſerſt dich nie, aber es wird mit deinen Licenzen bald ein Ende haben, vielleicht morgen ſchon.“ — „Nein; ſchon heute, ſage ich dir!“ antwortete Taddeo, und packte den Pförtner dergeſtalt bei der Kehle, daß ihm jede weitere Bemerkung verging, und die Piraten, die dem rachſüchtigen Bruder auf dem Fuße folgten, leichtes Spiel hatten. Binnen einer halben Stunde waren alle Väter des Kloſters gefangen, geknebelt, und ſelbſt der Guardian, der auf einer nahen Maierei zu übernachten Willens geweſen, wurde, Dank dem unermüdlichen Taddeo, überrumpelt, und nebſt zwei hübſchen braunen Calabreſinnen, den Tochtern des Maiers, eine Beute der mahomedaniſchen Räuber. — Der Almoſenkaſten in der Kloſterkirche, die Erſparniſſe des Schaffners, die Vorräthe des Convents ſie:

len in die Hände der Sieger, ohne daß nur ein Schuß gefallen, oder eine Glocke gezogen worden wäre. Darob freute ſich der Rais, verſicherte den jubelnden Taddeo ſeiner Freiheit, bot ihm ſogar einen Theil an der Beute. Worauf Taddeo erwiederte: „Ich will nicht Geld, nicht Korn noch Wein; wohl aber habe ich Sehnſucht nach meinem Vaterlande, und begehre, daß Ihr mich an ſein Geſtade bringt. Ich bin zwar daraus verbannt, aber am Ende kümmert ſich ein Korſe nicht um das, was ihm ein Genueſer oder ein Franzoſe befiehlt.“ — „Dein Wille geſchehe;“ ſagte alsdann der Rais einwilligend, und brachte beim erſten Morgenroth den ergiebigen Fang auf ſein Ruderſchiff. — Die Mönche, zur Sclaverei beſtimmt, wurden in den Raum gebettet, die Calabreſinnen, dem Harem des Dey zugedacht, ſeufzten unter dem Verdeck, und auf demſelben ſpielte Taddeo mit den rechtſchaffenen Türken von Morgen bis zu Abend Schach, oder Würfel, bis ein günſtiger Wind das langſame Fahrzeug gegen die Inſeln trieb, die zwiſchen Sardinien und Korſika aus dem Meere ragen. „Dort iſt Santa Maddalena;“ rief Taddeo, und wies nach einer der Inſeln: „Bringt mich dorthin.“ — Der Corſar weigerte ſich, indem die Bewohner jener Inſeln den Barbaresken mehr auf den Dienſt lauerten, als in Sardinien und Korſika geſchah. Unfern vom Hafen des heiligen Bonifaz warf der Algierer ſeinen Bundesgenoſſen Taddeo an den Strand, und dieſer, auf verfehmtem Boden ſtehend, hatte vor der Hand nichts Eiligeres zu thun, als im nächſten Kapuzinerkloſter an der Küſte die Gaſtfreundſchaft anzuflehen. Die guten Väter bewilligten ſie ihm, weil ſie nicht wiſſen konnten, daß in demſelben Augenblicke eine ganze Kloſtergemeinde ihrer Ordensbrüder, von dem rachedürſtenden Judas verrathen, der Sclaverei entgegenſchwamm.

Der Wind ſtrich kühl vom Meere her, und erfriſchte die heiße Luft des Sommertages. Der Korporal trat vor die Thüre des Wachthauſes, wo ein franzöſiſcher Poſten von der Garniſon zu Baſtia ſtand, und ſagte zu ſeinem Vorgeſetzten: „Erlaubt, Sergeant, daß ich bis zur nächſten Ablöſung einen Gang auf jene Anhöhe mache, wo die ſchönen ſchattigen Bäume ſtehen. Ich liebe die Ausſicht, und bin zu rechter Zeit wieder hier.“ — „Meinetwegen, Freund Duro;“ antwortete der Sergeant wichtig: „ſorge nur, daß der Inſpektionsoffizier keine Klage habe.“

Duro ließ ſein Gewehr in der Wachtſtube, ſchlenderte, die Hände auf dem Rücken, den bezeichneten Weg hinan, blickte ein Paarmal auf den Sergeanten zurück, dann aber ſehnſüchtiger nach den Bergſpitzen, die aus dem Innern des Landes emporſtreben, und vertiefte ſich in die ſchwarzen Schatten der Kaſtanien, die er als ſeiner Wanderung Ziel bezeichnet hatte. An einem Flecke, wo über bebuſchte Hügel ein Seitenpfad gen Vescovato hinzieht, ſtand der Korporal ſtill, und warf den Säbel ſammt Kuppel und Patrontaſche in einen tiefen Graben. „Hole die Franzoſen alle der Teufel! fluchte er dabei echt korſikaniſch, und ſprang, von Eile und Beſorgniß gehetzt, dem Wege nach, der nicht nach der Kaſerne, wohl aber in die Deſertion führte. Je näher der Ausreiſſer den bedeutenderen Höhen kam, je heiterer und muthiger wurde ihm zu Sinn. Er ſchlich zwar um die nächſten Dorfer herum, fürchtete ſich aber nicht vor den einzelnen Landleuten, die ihm entgegenkamen. Einem jeden rief er ſchon von ferne zu: „Guten Tag, lieber Bruder!“ — „Guten Tag, Bruder. Woher?“ — „Von Baſtia.“ — „Wer biſt du?“ — „Deſerteur, lieber Bruder.“ — „Braver Landsmann; viel Glück! Wohin?“ — „Nach Vescovato. Bin ich recht?“ — „Nur rechts die Straße gehalten; Gott ſchütze dich, und verderbe die Franzoſen!“

Duro war mehrere Stunden gelaufen, als der dumpfe Knall eines Kanonenſchuſſes an ſein Ohr ſchlug. „Das geſchieht mir zu Ehren;“ lachte er ſpöttiſch in ſich hinein, und lief nur um ſo ſchneller. Doch getraute er ſich ſchon, im nächſten Bergdorfe beim erſten beſten Bauern ein Glas Wein zu verlangen, und willigſt wurde ihm die Erfriſchung gebracht. „Gott ſegne dich, Bruder;“ ſagte der Bauer dabei: „Du biſt ein wackerer Mann, wenn du gleich noch den Franzoſenhut trägſt. Wohin aber?“ — „Zu meinem Ohm, dem Caporale Trio zu Vescovato, daß er mir weiter helfe.“ — „Der Caporale iſt ein braver Mann, von altem Schrot und Korn. Gott behüte dich, und wenn die Patrouillen kommen, ſo laß uns nur ſorgen. Sie haben noch keinen gefangen, den wir ihnen verhehlten, und ein Korſe verräth ſeine Landsleute nicht."

Bei finſterer Nacht kam Duro zum Hauſe ſeines Oheims. Der Caporale ſaß bei der Lampe, die ſchwarze Mütze von Genueſer Sammet auf dem Kopfe, und ſtudirte in den Papieren ſeiner zahlreichen Clienten. Ueberraſcht fragte er: „Wer da? Was will der Franzoſe?" — „Ich bin Geronimo, Euer Neffe, und deſertirte von Baſtia, weil der Abſchied ſo lange ausbleibt, den ich ſchon vor ein Paar Monaten vom König verlangte." — „Du haſt brav gethan, Gero. Kannſt aber bei mir nicht bleiben, weil man zu Baſtia weiß, daß du mein Verwandter biſt." — „Ich will es auch nicht; mein Vetter zu Cono verlangt ja nach mir." — „Recht; du wirſt ihm viele Freude machen, biſt noch ein echt korſiſches Blut, wenn ſchon dein Vater, Gott habe ihn ſelig, dich in Frankreich erziehen ließ." — „Er iſt todt, und ich will bei meinen Verwandten leben, hatte den Dienſt ſatt, ehe noch der Vetter Caituzzo meiner begehrte." — „Wirf die franzöſiſchen Lumpen von dir, Nachbar Siſto ſoll dir ſein Sonntagskleid abtreten. Mit Sonnenaufgang mußt du fort, denn ich habe die Schnitter von Lucca in meinem Hauſe, und die Luccheſer ſind meineidige verrätheriſche Hunde. Ich gebe dir einen Zettel an den Vetter Matteo, den Pfarrer zu Iſolaccio mit; in jene Pieve ſtreifen die Franzoſen nicht mehr, und über die Berge führen ſichere Pfade nach Cono."

In weniger als einer Stunde war die Verwandlung des Deſerteurs vollendet, und er ſteckte in der groben braunen Jacke des echten Korſen, in den Sandalen von ungegerbtem Leder, in der Kapuze, die ſo martialiſch des Korſikaners Haupt bedeckt; an ſeinem Gürtel trug er eine Piſtole, daneben das Meſſer, über ſeine Schulter eine tüchtige Flinte, die der Caporale aus ſeinem Waffenvorrath freigebig ſchenkte. Der Nachbar Siſto zeigte ihm alsdann, da der Morgen graute, den Weg gen Iſolaccio, und begleitete ihn über eine Stunde Wegs.

Und wieder ein Tag ſammt der darauf folgenden Nacht war vorübergegangen, und Gero wandelte auf den Höhen, welche die weite Ebene an den Ufern des Finmorbo beherrſchen. Ueppige Saaten lagen zu ſeinen Füßen; Reben und Oelbäume winkten hinab in das Thal, und das blaue Meer begränzte den Geſichtskreis. Nicht mehr allzuweit war der Flüchtling von Iſolaccio entfernt; durch die Schlucht an ſeiner Seite ſchäumte der Waldſtrom Abbatesco, rings um ihn am Berge zerſtreut ließen ſich die ſeltſamen Grotten ſchauen, die kühnen Felſengeſtalten, von denen die Bauern im Lande dem Wanderer geſagt hatten. Dieſe Höhlen dienten als Zuflucht ſowohl dem ſcheuen Muſſolo des Gebirgs, als auch der zahmen Heerde und ihrem Hirten; der Kaſtanienſammlerin, die ſich vor dem Sturme ſicherte, und dem wilden Räuber, der ſeinen Ketten entſprungen war. In dieſen rauhen Umgebungen, wo nur wenige Menſchen gingen und kamen, empfand Geronimo das ganze Glück der Sicherheit, das Bewußtſeyn ſelbſtſtändiger Kraft. Zum Erſtenmale ſeit ſeiner Deſertion hielt er behaglich in der Wildniß ſeine Tafel, ſchmauste langſam von des Oheims Ziegenkäſen, warf, das Mahl abzuwechſeln, Kaſtanien vom nächſten Baume, und ſchöpfte mit der hohlen Hand ſeinen Trunk aus der Quelle, die neben ihm ſprudelte.

Er war beinahe erſtaunt, als ſich auf dem einſamen Pfade Schritte hören ließen, die ſchnell herankamen, und ein Mann erſchien, in dem Gewande eines Mönchs, aber bewaffnet bis an die Zähne, und verdächtig anzuſchauen. Die beiden Gäſte der Wildniß maßen ſich vorerſt drohend und forſchend mit den Blicken, und der gewöhnliche Gruß: „Guten Tag, Bruder,“ klang beinahe wie ein argwöhniſches „Wer da.“ Der Mönch ließ dann wie im Sturme die Reihe von Fragen folgen, die ein Korſe dem Andern bei der erſten Begegnung zu ſtellen pflegt; Fragen nach dem Geburtsort, Namen und Familie. Stolz antwortete Geronimo ohne Umſchweiſe, und, die Flinte wegwerfend, lag der Mönch an des jungen Mannes Bruſt, und rief mit roher Freude: „Du gehörſt zu meinem Blut; ich bin ein Schwager des alten Caituzzo, und bitte dich, ihn von mir zu grüßen, wenn du zu ihm kommſt. Bald werde ich ſelbſt zurückkehren, und dich wieder in meine Arme ſchließen.“ — „Sehr erfreut; aber, wo gehſt du hin, Vetter?“ — „Zum Biſchof, und von da vielleicht gar nach Rom zum Ordensgeneral. Sieh, das Menſchenleben iſt oft gar wunderlich. Vor ein Paar Jahren beleidigte mich der abſcheuliche

Nicolo Meſſi, und ich erſtach ihn, wie ſich's gehört. Dazumal aber ſaßen die Franzoſen zu Corte, fingen mich, und der genueſiſche Richter ſchickte mich in die Verbannung. Ich ſtand mit meiner Familie juſt nicht ſehr gut, und wollte auf dem Feſtlande abwarten, bis ein Jährchen herum gegangen ſeyn würde. In Rom jedoch wandelte mich eine andächtige Grille an, und ich ging als Laienbruder in ein Kloſter, wo ich mich vielleicht nicht allzugut gehalten habe, weil man mich bald in ein Strafkloſter nach Calabrien ſchickte. Daſelbſt hat mich nun einmal die göttliche Gnade ganz verlaſſen, und ich habe etwas geſündigt, wofür mich der Herr mit ſchwerer Krankheit ſtrafte, ſobald ich den Boden meiner Heimath wieder betrat. Ich beichtete meine Schuld, that ein Gelübde, meine Abſolution bei'm Biſchof und nöthigenfalls bei'm heiligen Vater ſelbſt nachzuſuchen, und erfülle jetzo dieſes Gelöbniß.“ — „Gott ſchütze dich dabei, armer bußfertiger Vetter. Wie geht es aber dem Ohm Matteo, dem Pfarrer zu Iſolaccio?“ — „Ei, ich ſah ihn nicht. Ich habe keinen meiner Verwandten geſehen. Die Patrioten haben hie und da Zuſammenläufe, und ich möchte gewiſſen Leuten noch nicht unter die Augen kommen. Hab' ich einmal die Abſolution vom Pabſt, und einen Freibrief von Genua, der für Geld zu erlangen iſt, ſo bin ich gleich wieder im Vaterland, um meinem Namen und meiner Sippſchaft Ehre zu machen.“ —

Noch eine brüderliche Umarmung, und der Vetter ging ſeines Wegs gen Cervione, wie Geronimo gen Iſolaccio. Die Glocke rief die Gläubigen des Dorfes zur Meſſe. Aus den einzelnen Häuſergruppen, die wie Adlerneſter am Felſen zerſtreut hingen, ſtrömten die Einwohner zu dem Gotteshauſe; die Weiber blieben auſſen, im Innern hielten ſich blos die Männer, ein jeder gewaffnet vom Fuß bis zum Kopf. Der Pfarrer trat an den Altar; durch einen Schlitz des Chorhemds blitzte der Griff ſeines Stilets, und der Kirchendiener legte zwei geſpannte Piſtolen neben Kelch und Evangelienbuch auf den Altar. Geronimo bemerkte dieſe ungewöhnlichen Zurichtungen mit um ſo größerm Erſtaunen, als er während ſeiner Erziehung in Frankreich manches von korſikaniſcher Sitte vergeſſen hatte, obſchon darum die franzöſiſche Sitte keinen eifrigen Bekenner an ihm gefunden. — Des fremden Geronimo Eintritt erregte nicht minder Verwunderung unter den bewaffneten Andächtigen. Während des Evangeliums umzingelten ihn einige der Letzteren, und befragten ihn ſcharf. Kaum aber hatte Geronimo ſeine Verwandtſchaft mit dem Pfarrer gemeldet, als ſchon die Bewohner von Iſolaccio ihm freundlich die Hände drückten, worauf ſie nach der Meſſe ihn im Triumph zu dem Onkel führten, ja ſogar vor der Kirchenthüre einige Freudenſchüſſe in die Luft ſandten.

Nachdem ſich der Pfarrer in der Sacriſtey ſeines Meßgewandes entledigt, lud er den Neffen ein, mit nach dem Pfarrhauſe zu gehen, und alle Männer von Iſolaccio geleiteten ſie mit ſchußfertigen Flinten, und vier von den Bauern blieben an der Thüre der beſcheidenen Wohnung, lagerten ſich davor wie die Wächter am heiligen Grabe. Matteo hängte die Piſtolen an die Wand, ſetzte ſich auf den breiten Rohrſtuhl, und begann mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit das Geſpräch. „Der Caporale empfiehlt dich ſehr, und Caituzzo wird den wackern Deſerteur gerne an ſeinem Herd empfangen. Du biſt ein hübſcher Burſche, und gewiß ein beſſerer Korſe als dein Vater, der es vorzog, dem König als ein Lieutenant zu dienen, ſtatt in der Heimath frei zu ſeyn.“ — „Friede ſeiner Aſche. Ich freue mich, Euch kennen zu lernen und geſund zu finden. Warum habt Ihr Euch aber ſelbſt am Altare gewaffnet und bewehrt? Sind die Franzoſen oder die Genueſer in der Nähe?“ — „Die Genueſer ſollen mit Haut und Haar zum Hauſe des Teufels fahren, und die Franzoſen zeigen ſich nie in dieſer Pieve, weil ſie ſich vor dem ungeſunden Fiumorbo fürchten, und vor dem Blei des edlen Korſen, der nicht eher ſchießt, als bis er ſeines Ziels gewiß iſt. Die Urſache, warum du mich und meine Pfarrkinder in Waffen ſiehſt, iſt eine Vendetta. Die Gemeinde iſt in Streitigkeit mit denen von Prunelle, und meine Perſon iſt insbeſondere außerdem bedroht, weil man einen Verwandten der Carabelli in der Gegend ſtreifen geſehen hat.“ — „Was iſt's mit dem Carabelli und ſeinen Verwandten?“ — „Ei, das iſt die Sippſchaft des Nicolo Meſſi; doch erinnere ich mich, daß du noch von dieſen Händeln nichts weißt. Caituzzo wird dir ein Näheres mittheilen.“ — „Ha, ich ſprach heute mit dem Vetter, der den Nicolo erſchlug.“ —

Der Prieſter verwunderte ſich ſehr, und ſagte, nachdem Geronimo das wenige, was er wußte, erzählt hatte: „Ich wollte, obſchon der Menſch unſer Blutsfreund iſt, daß er auf dem Monte rotondo von den Geiern zerhackt würde. Er hat viel Unheil über unſere Sippſchaft gebracht, und am Meiſten über Caituzzo, weil dieſer den Carabelli's am nächſten ſitzt, und die übrige Familie leider in mehreren Pieven zerſtreut wohnt. Was hilft's aber? Wir ſind um unſerer Ehre willen gebunden, die Vendetta fortzuſetzen, und ſollte ſie uns den letzten Mann koſten.“ — „Verſteht ſich, Onkel Pfarrherr;“ entgegnete Geronimo mit aller Ueberzeugung eines echten Korſen: „zudem haben die Carabelli und die Ihrigen Unrecht, weil Nicolo der erſte Beleidiger war. Der Vetter kömmt indeſſen bald zurück, und wird, wie er verſprach, nach abgemachtem Bann und Gelübde ſich ſeiner Haut zur Ehre der Familie beſtens wehren.“ — „Er kann's, der kecke Waghals. Er war immer ein lüderlicher Burſche, aber einen beſſern Schützen ſahen die Gebirge nie.“ — „Ich bin hungrig, Oheim. Füllt meinen Reiſeſack, meine Kürbisflaſche, und laßt mir den Weg gen Cono zeigen.“ — „Du kommſt bald hin; einer von meinen Leuten mag dich führen, und Paola ſoll deine Flinte und deinen Mundvorrath tragen. Ich will die Gelegenheit benützen, um dem wackern Caituzzo Pulver zu ſchicken; echt genueſiſches Pulver, das mir ein Schleichhändler von San Pellegrino brachte. Des Himmels Segen auf deinen Weg, lieber Neffe, weil du doch nicht bei mir verweilen willſt.“

Der Pfarrherr ſorgte mit größerer Freigebigkeit für die Bedürfniſſe des Neffen, als es der ſparſame Caporale gethan hatte. Paola, die ſtämmige Magd, keuchte unter der Laſt des Reiſeſacks und der großen Gurden voll von ſtarkem Weine; auf ihrem Rücken hing dieſer Mundvorrath, auf dem Kopfe trug ſie ein Fäßchen mit Pulver, unter dem Arme die Flinten Geronimo's und Neri's, ſeines Begleiters, der ihm bis nach Baſtelica das Geleit geben ſollte. Denn mit der Würde eines korſikaniſchen Mannes iſt es unvereinbar, daß er ſelber irgend eine Laſt ſchleppe, wenn ein Weib um die Wege iſt, ſolche Pflicht zu übernehmen. — So überkletterten ſie auf Fußſteigen, die nur dem geübten Bergbewohner kundig ſind, die ſteilen Höhen, die von dem großen Ghiſone auslaufen, und gelangten ohne zu ruhen in ein Thal unfern von Baſtelica. Hier zwang die Hitze die Wanderer, zu raſten. Geronimo ſendete den behenden Neri hinweg, um Waſſer zu holen, und Paola entfernte ſich, um Beeren zu pflücken. Geronimo ſtreckte ſich in das Gras neben das Gepäck, ſchlug die Arme unter dem Kopf zuſammen, und blickte ruhend bald auf die großen Fichtenwälder, die ihm gegenüber die Gipfel der höchſten Berge bekrönten, bald in das dunkle Laub des Kaſtanienbaums, der über ſeinem Haupte ſich zum Dach wölbte. Da fielen in kleiner Entfernung zwei Schüſſe, und bald brach durch ein aus verrodetem Walde aufgebuſchtes Geſtrüpp, das zur Seite lag, und in der Landesſprache Maquis geheißen wird, ein Mann in vollem Lauf hervor, ſprang auf Geronimo los, warf ſich neben ihm zu Boden, und rief, obſchon beinahe athemlos: „Guten Tag, Bruder. Ich begebe mich in deinen Schutz, ich bin verfolgt, und hatte nicht Zeit, mein Gewehr zu laden.“ Geronimo antwortete ruhig: „Meinetwegen, Bruder. Ruhe nur, und lade deine Büchſe nach Bequemlichkeit. Wenn ſie kommen, will ich ſchon für dich einen Schuß thun.“ Zugleich pfiff er ſeinem Begleiter, und Neri zeigte ſich alſobald am Saum des Waldes; in dem Maquis blieb jedoch Alles ruhig, und der Fremde ſagte zufrieden: „Die Hallunken wollen es doch bleiben laſſen, mir auf dieſem Wege zu folgen.“ — „Deſto beſſer; ſag' an indeſſen: wer biſt du, dein Name, dein Wohnort?“ — „Unſern von Baſtelica; ich heiße Mortagno.“ — „Mortagno? Mir iſt, als hätt' ich dieſen Namen ſchon gehört.“

„Was gibt's?“ ſchrie Neri, herbeikommend; Paola folgte ihm auf dem Fuße, und kreiſchte: „Bei'm heiligen Blut! Iſt der da nicht der Feind, den Stefano heut am Gerſtenacker ſchleichen ſah?“ — Neri entgegnete kurz und trocken: „Ich war dabei, er iſt's: Mortagno, des alten Carabelli Schwiegerſohn.“ — Bei dieſen Worten ſprang Geronimo heftig bewegt auf, griff nach der Flinte, ſchlug ſie auf Mortagno an, und rief drohend: „Du biſt des Todes! Ich bin des alten Caituzzo Vetter Duro, und ſeine Blutrache iſt die meinige.“ — Mortagno blieb ruhig auf der Erde ſitzen, wehrte den aufbrauſenden Jüngling nachläſſig mit der Hand ab, und verſetzte kalt: „Habe ich nicht dein Wort, daß du mich beſchützen willſt? Biſt du ein Korſe, und willſt mich tödten, da ich wehrlos in deinen Händen bin?“ — Beſchämt ließ Geronimo die Waffe ſinken, und Neri ſagte mit völlig veränderten

Mienen, indem er ebenfalls die Flinte weglegte: „Wenn es ſo iſt, Freund Duro, ſo darf dieſem Mann kein Haar gekrümmt werden. Reicht ihm Brod, gebt ihm Wein, damit er ſich erhole. Wer verfolgt Euch, Mortagno, und wohin ſollen wir Euch begleiten?“

Mortagno that einen Zug aus der Kürbisflaſche, die ihm Geronimo mit ſtolzer Freundlichkeit hinreichte, und erwiederte gleichgültig: „Eine Streife von Iſolaccio ſetzte mir nach, der ich nur mit Mühe entkam.“ — „Schade,“ meinte Neri ganz ernſthaft: „du wollteſt dem Curato an's Leben?“ — „Den Teufel auch; auf ihn war's diesmal nicht abgeſehen, wohl aber auf den Taddeo, den meine Vettern, in einer Mönchskutte vermummt, im Gebirge ſchleichend geſehen haben wollen. Das muß eine Lüge geweſen ſeyn, oder mir entging das Wild, das ſchon ſo lange Zeit aus dem Reviere entfloh, und die Wurzel unſers Familienhaders iſt.“ — „Laßt das jetzt,“ ſprach Geronimo: „wir machen dieſen Hader ein andermal aus. Wohin verlangt Ihr, geführt zu ſeyn?“ — „Gar nicht weit; am Kreuze vor Baſtelica ſcheiden ſich unſere Wege.“ — „Gut, ſo laßt uns aufbrechen, die Schatten werden länger, ich mag nicht hier verweilen.“ — „Erlaubt mir zuvor, daß ich mein Gewehr völlig in Stand ſetze.“ — „Mit Vergnügen, unſere Büchſen ſind in Bereitſchaft.“ —

Mortagno lud eine Kugel in ſein Rohr, und erhob ſich dann mit vieler Gemächlichkeit, ſchlenderte zwiſchen Geronimo und Neri dahin, und belehrte den landfremden Jüngling über die Lage, die Benennung und Beſchaffenheit der Berge, von denen ſie umgeben waren, gleich als ob er Geronimo's Buſenfreund und Wegweiſer wäre, und kein Zwiſt, noch ſo gering, ihr Verhältniß trübte. Von Zeit zu Zeit ſah er ſich nach ſeinen Verfolgern um, aber das Feld war rein, und das Marterkreuz, einen Büchſenſchuß von Baſtelica, erreicht, ohne daß ein Hinderniß, eine Störung ſich gezeigt hätte. An einem buſchigen tiefen Seitenwege hielt Mortagno ſtill, reichte dem Feinde lachend die Hand, und empfahl ſich zu ähnlichem Gegendienſte. Er ſetzte hinzu: „Von jenen Felſen winke ich dir noch meinen Abendgruß herab, und dann auf Wiederſehen!“ Er lief ſpornſtreichs in die Hohlſchlucht, und bald ſah man ihn jenſeits an dem Felsſteige hinanklimmen. „Ueber jenen Felſen liegt Maſſa, wo der alte Carabelli wohnt;“ ſagte Neri: „das Dorf liegt keine halbe Meile von Cono. Wir wollen aber jetzt auf unſerer Hut ſeyn, denn Mortagno iſt der Mann, die Kugel, die er in unſerem Schutze lud, zum ſchuldigen Dank in unſer Herz zu ſchießen.“ — Geronimo kehrte den Falkenblick nach dem Felſen, und ſah, wie Mortagno juſt mit ſpaßhafter Gebehrde die Flinte an die Backe legte, und herüber zielte. Er drohte, während Neri entgegenzielte, dem Feinde mit dem Finger, und dieſer ſchlug ein lautes Gelächter auf, ſetzte ab, und verſchwand hinter den Gebüſchen. Neri ſprach im Weitergehen: „Es wird doch nicht übel ſeyn, Freund Duro, wenn ich dich vollends nach Cono begleite. Mortagno ſpringt wie ein Hirſch, die Carabelli kennen alle Wege und Stege in den Bergen, und leicht könnte ein Hinterhalt Euch das Lebenslicht ausblaſen, ehe Ihr dem braven Caituzzo guten Abend geſagt.“

Das Thal von Cono war erreicht. Die Hütten des Dörfleins, an die Thalwände gebaut, ſtanden, geſchaart und zuſammengedrängt, wie einzelne Feſtungen anzuſchauen, umgeben von Baſtionen, von einander getrennt durch Gräben. Eine der höchſten dieſer Häuſerinſeln bezeichnete Neri als Caituzzo's Wohnung, klopfte an die nächſte Hütte, rief ein Weib heraus, und belud daſſelbe mit Paola's Laſt; dann nahm er Abſchied mit den Worten: „Du bedarfſt meiner nicht mehr, Freund Duro. Von hier aus iſt der Weg ſicher. So viel ich weiß, hat der alte Caituzzo keine Feindſchaft in Cono ſelbſt.“ Das Weib aus dem Dorfe verſetzte hierauf, daß dem alſo ſey, und daß am verwichenen Sonntag die letzte Vendetta, die Caituzzo im Dorfe hatte, vor dem Altare auf ewig geſühnt worden. — „Bravo;“ ſagte Geronimo: „warum aber willſt du nicht einen Augenblick bei dem Vetter eintreten, Neri?“ Neri ſchüttelte ernſthaft den Kopf und erwiederte: „Ich mag nicht. Ich bin des Pfarrers Matteo Freund, gerade weil er mein Pfarrer iſt. Aber in die Händel ſeines Vetters will ich mich nicht miſchen, und darf deßhalb nicht wohl in ſeinem Hauſe einkehren und an ſeinem Herde eſſen. Auf Wiederſehen.“ — Er entfernte ſich ſchnell mit Paola, und Geronimo ſtieg langſam mit der Trägerin zwiſchen den

Wohnungen von Cono empor. Ziemlich hoch über den ärmlichen Olivengärtchen, die an den Hütten angeklebt waren, ſtand Caituzzo's Haus auf einer Raſenfläche, von wenigen Bäumen beſchattet. Man konnte von dem Platze den größten Theil des Dorfs und alle Pfade in demſelben überſchauen. Alles war hier ſtill wie im Grabe; unter einem Eichbaume lag ein ganz kleiner Bube, neben ihm ein Hund. Der Hund bellte den Fremden an, und der Bube lief eiligſt nach der Wohnung, verſchwand hinter dem Verhau, welcher das Haus umgab. Geronimo, mit der Flinte den bellenden Hund bedrohend, gelangte an den Rand des Pfahlzauns, und wollte den Steg betreten, welcher dahinter über einen Graben führte. Seine Begleiterin hielt ihn jedoch ängſtlich zurück, und ſprach: „Um der Liebe Chriſti willen, geht nicht von der Stelle, Herr. Der kleine Bube meldet uns ſchon an, und gleich wird man fragen, was Euer Begehr iſt. Wolltet Ihr ohne Erlaubniß in das Haus dringen, ſo würde Caituzzo's Schwiegerſohn Euch ohne weiters einen guten Schuß in den Leib jagen. Er fehlt keinen, und wenn er auf dem Gradaccio ſelbſt ſäße.“

Geronimo bezwang mit Mühe einen Ausruf der Verwunderung, und hatte zum Ueberlegen nicht viel Zeit, denn ſchon kamen drei Männer aus dem Hauſe an den Steg, und fragten wie aus einem Munde: „Guten Abend, Bruder; wer biſt du, und was bringſt du?“ — „Ein Fäßlein voll Pulver und einen Brief vom Caporale Trio und vom Pfarrer Matteo, zum Beweiſe, daß ich ein gutes Herz und Caituzzo's bereitwilliger Vetter Duro bin.“ — Bei dieſen Worten klatſchte der Aelteſte von den Hausbewohnern dreimal in die Hände, und rief: „Ein glücklicher Tag! umarme mich, lieber Gero. Ich war ſtets gut Freund mit deinem Vater, bis er ein Franzoſe wurde. Du aber, bei tauſend Blitzen, du biſt ein Mann, und haſt die Franzoſen verlaſſen, um zu deinen Blutsfreunden zu gehen.“ — „Ich bin deſertirt, am hellen Tage, ſchrieb mir ſelbſt den Abſchied, den der König nicht ſchickte.“ — Ein Sturm des Beifalls erfolgte auf dieſen Bericht. „Du haſt gethan wie ein wackerer Korſe;“ ſchrieen die Männer und reichten dem neuen Freunde die harten Hände. Caituzzo ſetzte noch hinzu: „Rührt Euch, Pepe mein Schwiegerſohn, Rajo mein Pathe: umarmt den muthigen Vetter, und trinkt dann mit ihm einen Schluck auf gute Brüderſchaft.“ — Es geſchah, wie der Alte wollte, und nach feierlicher Aufnahme in den Familienbund wurde Geronimo in das Haus geführt, umſchlungen von dem fröhlichen Alten und dem rüſtigen Pepe. Rajo hob den Steg vom Graben, eine billige Fürſorge für die einbrechende Nacht, und trug mit Freudengeſchrei das Pulver nach. Geronimo war eben nicht ſehr luſtig geſtimmt, als er die Schwelle des Hauſes betrat, welches allenthalben ſtatt der Fenſter nur Schießſcharten aufwies, und mit ſchwerer eiſenbeſchlagner Pforte wie ein Kerker verrammelt wurde. Die Kaſerne zu Baſtia war dagegen ein Paradies, die Wohnung des Caporale und das Pfarrhaus zu Iſolaccio ein Pallaſt geweſen. Das Innere dieſer bäueriſchen Feſtung trug ganz das Gepräge der

Landesſitten, wie ſie in den Bergen der Inſel beobachtet wurden. Ein geräumiges Gemach war die Tagswohnung von Allen, mitten darinnen der große Herd mit flammender Glut, oben um den Schlot ein Gebälke, worauf der Kaſtanienvorrath zum Trocknen lag, woran Schinken und andere Fleiſchſtücke im Rauche hingen. In einem Winkel ſtand der grob gezimmerte Familientiſch, umſtellt von Eichenklötzen, welche den Dienſt der Seſſel vertraten; im andern Winkel befand ſich eine Art von Pritſche, worauf Ziegenfelle ausgebreitet waren: das Lager des Herrn und ſeines Taufkindes Rajo. In der dritten Ecke ein Vorhang, hinter welchem der uralte Vater Caituzzo's ſeine letzten Lebensfunken verträumte; in der vierten ein Bild der Madonna, umgeben von durchlöcherten Zielſcheiben, die Caituzzo zum Gedächtniß ſeiner Meiſterſchüſſe aufbewahrte. Das übrige Hausgeräthe war ſehr einfach. Eine Handpreſſe, um den täglichen Oelbedarf zu gewinnen, einige irdene Schüſſeln auf dem Herde, ein kupferner Keſſel auf dem Feuer, worinnen die alte Magd Dina und Pepe's Frau die Speiſen für die Hausbewohner bereiteten; ein Faß, woraus man das Getränk ſchöpfte, daneben ein kleineres mit dem Vorrath an Schrot und Pulver; an einer Stange mehrere Beutel von Bocksfellen, zur Bereitung der Ziegenkäſe; auf einem Brete die Sonntagskleider der Weiber ausgebreitet; dabei der kleine Spiegel und die Hausapotheke des Korſen: eine Schachtel voll Wundbalſam. Die Wände waren ringsum mit Waffen geſchmückt; Musketen von allen Kalibern, blanke Meſſer, roſtige

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Säbel, geſchliffene Waldbeile; ein Holzſchnitt, das Bruſtbild eines bärtigen Mannes vorſtellend, klebte zwiſchen den beiden ſchönſten Flinten zu Haupten von Caituzzo's Schlafſtätte und vollendete die Zierde des Gemachs. „Das iſt Sanpiero's Bild;" ſagte Caituzzo, ſtolz auf den Holzſchnitt deutend: „der Befreier unſers Vaterlandes war verwandt mit unſern Familien, wie du es heute noch auf dem Stammbaume ſehen kannſt, der zu Baſtelica im Familienhauſe aufbewahrt wird." Mit einem Seufzer fuhr er fort: „Der Stammbaum war meine einzige Freude, ſo lange ich noch mein ſcharfes Geſicht hatte, und allein durch das Land ſtreifte, und noch einen Sohn beſaß. Aber ſeitdem die Carabelli meinen armen Domenico erſchlugen, und ich halb blind wurde, ſo daß ich auf zehn Schritte nicht leicht den Feind vom Freunde unterſcheiden kann, ſeitdem mag ich Sanpiero's Haus und Stammbaum nicht mehr ſehen." Der Alte ſenkte das Haupt, und Geronimo fragte theilnehmend, wie lange ſchon Domenico getödtet. Caituzzo gerieth urplötzlich in heftige Wuth, ballte die Fauſt und erwiederte rauh: „Ich zähle die Monate nicht, die einem Unglück nachlaufen; nur weiß ich, daß nicht zwei Sonntage herumgegangen waren ſeit der blutigen That, als ſchon der einzige Sohn des Carabelli, ein Sühnopfer für Domenico's Seele, todt im Staube lag. Pepe, Rajo und ich, wir Alle dreie ſchoſſen zugleich auf den Burſchen und werden im Paradieſe erſt erfahren, weſſen Kugel den neidiſchen Batiſta traf." — „Blut um Blut!" ſagte Pepe mit eiſernem Ernſte: „Taddeo erſchlug den Meſſi, Carabelli dafür unſern Domenico, und dafür mußte Batiſta ins Gras beißen. Der alte Wütherich Carabelli ſteht nun auch ohne Sohn, wie Vater Caituzzo, und wer weiß ob es dabei bleibt.“ — „Es darf dabei nicht bleiben;“ eiferte Roja, an ſein Stilet ſchlagend: „Haben die Carabelli nicht aufs Neue die Feindſeligkeiten begonnen, indem ſie mir die Ziegen raubten, die ich auf unſerm Gebiete weiden ließ? Ich weiß wohl, daß auf der Kirchweih zu Baſtelica der Prieſter Calvi dem Alten den Vorwurf machte, daß er noch nicht ſeinen Sohn gerächt, wie es ſich geziemt, und darum lauern uns die Spitzbuben thätiger auf, als früherhin.“ — „Gleichviel;“ ſagte Caituzzo trotzig: „die Carabelli haben mehr Männer auf den Beinen, als wir, aber nun mein lieber Gero bei uns iſt, wollen wir ihnen ſchon die Wage halten. Kannſt du brav nach der Scheibe ſchießen, mein Junge? Verſtehſt du deinen Dolch zu führen?“ — „Ich ſchieße gut, und lernte mit dem Bajonett fechten.“ — „Herrlich! du biſt ein Mann, und ſollſt mein Sohn werden und die Schande gut machen, die mein Weib mir anthat, indem es mir nur einen Sohn gebar. Ich habe dich zu meinem Eidam beſtimmt, und du wirſt meinem andern Schwiegerſohn an Treue und Tapferkeit nicht nachſtehen. Meine Fiora iſt ein ſchönes Mädchen, und Roja wäre ſchon ihr Bräutigam, wenn er nicht bereits ſo zu ſagen in der Wiege mit der braunen Seraphine verlobt worden wäre. Dir aber, Gero, habe ich mein letztes Kleinod beſtimmt. Heda, Fiora, wo ſteckſt du?“

Die ſchwermüthigen Töne einer Cetra, die in einer Nebenkammer geſpielt wurde, verſtummten, und langſamen Schrittes trat Fiora zu den Männern. Das Mädchen war überraſchend ſchön, doch ſprach ein finſterer Ernſt aus ſeinen blaſſen Zügen, während er zwungenes Lächeln um den zierlichen Mund ſpielte. Mit glatten Worten und düſter blickenden Augen begrüßte Fiora den Vetter, und reichte ihm die kalte Hand, als der Vater ſagte: „Hier iſt dein zukünftiger Mann, meine Tochter. Nach dem erſten Probſtück, das er abgelegt, ſollt Ihr ein Paar werden.“ — Verlegen ſtotterte Fiora ein Paar Worte, und wendete ſich dann ſchnell zu ihrer Schweſter Lilla, Pepe's Gattin, die auch herbeikam, dem neuen Familiengenoſſen Salz und Brod zu überreichen. Geronimo, obgleich mit den Geheimniſſen eines Weiberherzens nicht vertraut, errieth unſchwer, daß Fiora vor der Hand die Wünſche ihres Vaters nicht theilte; er tröſtete ſich aber mit der Hoffnung, daß die Zeit Roſen bringe, und fand ſich in das neue Hausweſen ſo ſchnell, als ſein leichtſinniges Blut es geſtattete.

Roja übte ſich im Scheibenſchießen auf dem Plane hinter Caituzzo's Hauſe, der Alte ſpielte, mit Pepe und einem Nachbar im Graſe liegend, Karten, Lilla und Dina waren mit der Sichel in dem ſpärlich beſtellten Felde beſchäftigt, und Geronimo hatte Luſt, mit Fiora zu plaudern. „Wo iſt meine Braut?“ fragte er den Vetter. — „Sie hütet die Ziegen auf der Waldwieſe, wie gewöhnlich.“ — „Ich will ſie aufſuchen.“ — „Vergiß nicht, deine Flinte ſcharf zu laden; nimm einen Burſchen aus dem Dorfe mit dir, hüte dich vor den Carabelli.“ — „Hm, Ihr ſeyd in Sorge um mich, während die Weiber ohne Schutz auf dem Felde und der Trift ſind?“ — „Den Weibern geſchieht nichts; ſie haben freien Paß, ſind das Pulver nicht werth, und weder unſer gutes Recht noch unſere heilige Rache gehen ſie etwas an. Doch magſt du nach Fiora's Heerde ſchauen, damit ſie der Dirne nicht abgejagt werde.“ — Geronimo warf die Büchſe über die Schulter, und wanderte fort. Dem Rathe Caituzzo's zuwider rief er keinen Begleiter, und ſtieg in den Wald hinan, der Richtung nach, die ihm von Caituzzo bezeichnet worden war. Bald jedoch gerieth er von der Fährte ab, war gezwungen, wenig betretenen Spuren zu folgen, das Bett eines Waldſtroms zu überſchreiten, und auf ſein Pfeifen wie auf ſeinen wiederholten Ruf durch den hallenden Wald antwortete weder das Meckern der Ziegen, noch Fiora's Stimme. Plötzlich ſtand er am Fuße eines wilden Abhanges, wo der Strom einen ſanfteren Lauf hielt, und am jenſeitigen Ufer, nur eine Klafterlänge von dem jungen Manne getrennt, ſaß eine Dirne, mit dem Angelhacken fiſchend in den braunen Wellen. Sie rief dem Irrenden verdrüßlich zu: „Du wirſt mir alle Fiſche verſcheuchen, unruhiger, lärmender Jägersmann. Steige wieder die Klippen hinauf, denn hier unten lagern weder die Muſſoli, noch die ſchlauen Füchſe, noch die Heerde der Hirtin, welche du rufſt."

Geronimo war betroffen, konnte nicht vom Platze weichen, gleichſam wie feſtgebannt von der Erſcheinung des Mädchens. Bei weitem nicht ſo ſchön wie Fiora, war die Fiſcherin dennoch tauſendmal anziehender; in dem unregelmäßigen Geſichte lag eine unendlich reizende Schalkhaftigkeit, in den ſchwarzen Augen eine Fülle von Liſt und Witz, gepaart mit Güte und tiefer Empfindung: eine Vereinigung, wie ſie in dem Auge der ſcheuen Gazelle ſich findet. Der Mund ziemlich groß, aber beſetzt mit Perlzähnen, die Lippen aufgeworfen, aber korallenroth; die Geſichtsfarbe hellgelb, dennoch zart gehoben von jugendlicher Friſche; die Locken kurz und kraus unter dem weißen Tuche hervor auf die Schläfe herabfallend, der Wuchs üppig und rund, die Kleidung zierlich, und Wohlſtand verrathend. Die ſchnellfertige Zunge redete ſüß, ſelbſt da ſie zürnte, und das Verbannungswort glich einem Befehl, zu bleiben. Geronimo that willig das Letztere, lagerte ſich der Fremden gegenüber, und begann, da ſie ihm verwundert aber lächelnd zuſah: „Bevor ich gehe, will ich wiſſen, wer mich gehen heißt." — „Du biſt zudringlich, wie ein genueſiſcher Gerichtsdiener. Ich habe dein Geſicht nie geſehen, und du ſcheinſt mir ein Fremder zu ſeyn, wenn du gleich dich benimmſt, als wärſt du hier zu Hauſe. Sag mir alſo deinen Namen, wie der Fremde es zu thun verbunden iſt." — „Nicht eher, als bis ich den deinigen weiß. Du biſt nur ein Weib, ich aber der Mann." — „Und noch obendrein ein recht ungezogener, trotziger Mann. — Indeſſen — mein Name iſt bald geſagt; ich bin Aurea, Carabellis Tochter; blicke dort ins Freie, wo die Häuſer von Maſſa aus den Felſen ragen, dort wohne ich.“

Geronimo's Muth ſank plötzlich tief; ſo gleichgültig er ſeine Braut Fiora angeſehen, ſo innig gerührt hatte ihn Aurea's Reiz, und in dieſem Mädchen entdeckte er nun die Tochter des Todfeindes, den er nach den unerbittlichen Geſetzen der Familienrache mit Mord und Brand zu verfolgen gehalten war. Er ſprang außer ſich in die Höhe, und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Das iſt ein unglücklicher Tag, wo ich plötzlich verliere, was ich gern um jeden Preis rauben möchte.“ — „Ei, warum ſo zornig und erſchrocken?“ fragte Aurea mit ſpöttiſchem Lächeln. — „Ich darf nicht länger bleiben, es iſt unnöthig, dir meinen Namen zu ſagen. Du würdeſt mich haſſen, ſchönes Kind.“ — „Warum denn?“ lachte Aurea mit pfiffiger Miene: „Weil du Caituzzo's Vetter biſt, der Bräutigam der ſtolzen Fiora, und ein neuer Feind meiner Sippſchaft?“ — „Unglückliche, du weißt.... woher erfuhrſt du es? Kaum habe ich mein erſtes Brod in Caituzzo's Hauſe gegeſſen, und ſchon....“ — „Du biſt ein Thor; glaubſt du, daß wir nicht unſere Spürhunde haben? Was ſoll ich an Mortagno ausrichten?“ — „Ich begreife nun: er ſagte dir.... du willſt entfliehen, ſchöne Aurea?“ — „Soll ich bleiben, wenn du gehſt?“ — „Ach, wenn du's befiehlſt, bleibe auch ich.“ — „Toller Menſch! die

Blutrache trennt uns. Ich wäre ja des Todes ſchuldig, wenn ich nur ferner ein Wort mit dir verlöre. Geh hin, armer Gero, und nimm dich vor meinem Schwager in Acht.“ — „Reizende Aurea, du würdeſt mich nicht an deiner Seite opfern laſſen!“ — „Ich müßte es; Nicolo Meſſi war mein Verlobter.“ — „Ich Unglücklicher! du liebteſt ihn?“ — „Ich liebte ihn nicht, aber ich war ihm verſprochen, und ſein Blut iſt noch nicht gerächt.“ — „So tödte mich mit eigner Hand, grauſame Hexe!“ —

Geronimo, halb von Trotz, halb von verliebtem Wahnſinn beſeelt, wollte über den Bach ſpringen, das Mädchen umfaſſen, als Aurea bittend die Hände gegen ihn faltete, dann gegen das Gebüſch hinter ihr deutete, den Finger auf den Mund legte, und dem Jüngling winkte, ſchnell zu entrinnen. — Er horchte; es raſchelten Tritte in dem Buſche, einige Männerſtimmen wurden hörbar. Gero entſprang, und hörte, auf der nächſten Klippe raſtend, wie unten am Bache Mortagno fragte: „War jemand bei Dir, Aurea? Sprachſt du mit Jemand?“ — „Ei, wer weiß? Nur mit den zögernden Forellen redete ich, und mit dem anſchwellenden Strome, der die Fiſche verſcheucht;“ war die Antwort der verſchlagenen Dirne.

Geronimo kam erſt ſehr ſpät ohne weiteres Abenteuer, nach Caituzzo’s Hauſe zurück. Der Alte ſaß am Feuer, wo die Kaſtanien gebraten wurden, den Kopf in die Hände geſtützt, und ſchweigend lagerten um ihn Pepe und Roſa. Mit ſtummem Kopfnicken erwiederte Caituzzo den Gruß des Jünglings, der zu ihm ſprach: „Ich habe mich verirrt, Fiora nicht gefunden.“ — „Gleichviel;“ antwortete der Alte dumpf: „denke nicht mehr an Fiora.“ — „Wie, was ſoll das heißen?“ — „Danke Gott, daß jede Schandthat an's Licht kömmt;“ rief der Alte mit lauter Stimme, und drohte mit der Fauſt gegen Fiora's Kammer, worinnen heulende Weiberſtimmen ſich vernehmen ließen. Dann ſagte er mit düſterm Ernſte: „Legt Euch ſchlafen, meine Kinder, ſobald Ihr Euere Mahlzeit vollendet. Ich werde überlegen, was die Würde unſerer Familie erfordert, und erwarten, was morgen der ausgeſchickte Bote bringt, was die Familie beſchließt.“ — Geronimo fühlte ſich von Schauer überrieſelt, und fragte vergebens ängſtlich nach der Urſache dieſer räthſelhaften Aeußerungen. Nicht der Alte, nicht Pepe noch Roja antworteten mit einer Sylbe. Nur, da ſie ſich zur Ruhe begaben, ſchüttelten ſie nach der Reihe Geronimo's Hand, flüſterten ihm traurig zu: „Gute Nacht, armer Vetter!“ und überließen ihn den Qualen des Zweifels. Ungewiß, ob ihm vielleicht ſelbſt das Urtheil gelte, das am nächſten Tage geſprochen werden ſollte, aber entſchloſſen, muthig zu erwarten, was da kommen würde, ſtreckte er ſich auf ſein Ziegenfell aus, und ſchlief feſt bis zum hellen Tage.

Caituzzo's Stimme weckte den Schläfer. Da er die Augen aufſchlug, ſah er alle Glieder der Familie um den Herd ſtehen, wo Caituzzo's neunzigjähriger Vater gleich einem Geſpenſte kauerte. Selbſt ein Paar entferntere Verwandte, die zu Baſtelica wohnten, waren gekommen, mit Flinte und Dolch bewaffnet, ſo wie auch die Hausbewohner alle ihre Waffen trugen. Düſteres Schweigen herrſchte unter den Männern, zu denen ſich Geronimo, auf Caituzzo's Wink, geſellte. Dagegen floſſen bittere Thränen aus den Augen der blaſſen Fiora, die im nachläſſigſten Gewande, von Lilla und Dina unterſtützt, vor ihrem Vater ſtand, wie eine Miſſethäterin. — Nachdem das traurige Schweigen ein Paar Minuten gedauert, ſagte Caituzzo zu ſeinem eisgrauen Vater: „Marco, mein Vater, du biſt der Aelteſte in unſerem Stamme, und mit Recht der Vorſitzer in der kläglichen Sache, die wir heute zu ſchlichten haben. Aber du biſt ein ſchwacher, kranker Greis, mein Vater, und willſt mir erlauben, daß ich an deiner Statt rede, wenn mir gleich das Herz dabei zerſpringen möchte." — „Gerne, ſobald mir die Zunge oder der Verſtand den Dienſt verſagt;" verſetzte der Greis mit dumpfer zitternder Stimme: „Ich bin aber vielleicht noch im Stande, für die Ehre meines Hauſes das Wort zu führen."

Caituzzo neigte ſich ehrerbietig, und trat in die Reihe der Uebrigen. Marco begann, und ſeine Rede klang wie eine Trauerglocke: „Liebe Blutsverwandte und Freunde! Fiora, meine Enkelin, hat Schande über unſer Haus und unſern Namen gebracht. Während ihr Vater ſie hütete gleich ſeinem Augapfel, betrog ſie ſeine Wachſamkeit, und beſchimpfte ſchon durch ſolchen Ungehorſam unſere Familie, worinnen ſeit Menſchengedenken weder eine Frau, noch ein Kind den Befehlen ihres Herrn und Vaters ſich widerſetzt hat. Aber der Frevel führt zum weiteren Verbrechen. Ein Signore, Carlo Suzzoni, der zu Carbugia wohnt, ein Freund der Genueſer und Franzoſen, ein Menſch ohne Sitten und reinen Stammbaum, verführte die ungehorſame Tochter in verſchwiegenen Zuſammenkünften, betrog ſie um ihre Ehre! Dieſes Verbrechen hatte Folgen . . . . . in ihrer Verzweiflung wollte die Sünderin, von Suzzoni mit Hohn zurückgewieſen, ihr Leben endigen. Der Vater überraſchte ſie geſtern mit der Waffe in der Hand, entlockte ihr das Geſtändniß, und überliefert ſie nun der ganzen Strenge der Familie."

Marco ſchwieg erſchöpft, und ſchlug wie in grimmiger Beſchämung die Augen nieder. Einer der Verwandten aus Baſtelica fragte trocken, ob Suzzoni ſich weigere, die Verführte zu heirathen. Pepe erklärte hierauf finſter, daß der Bote von Carbugia zurück ſey, und nur Schmähworte und Drohungen heimgebracht habe. — „So muß man ihm noch heute Fehde und Rache anſagen;" forderte Roja mit Heftigkeit, und Marco verſetzte: „Das wird geſchehen; noch nie hat unſere Familie einen Schimpf ungeahndet getragen, ſobald ſie davon unterrichtet worden. Ein Geſchlecht, dem der große Held Sampiero verwandt iſt, tilgt alſobald jeden Mackel." — Der Greis ſchoß bei dieſen

Worten einen gefährlichen Drohblick unter den ſchneeweißen Wimpern hervor auf Fiora, und die Augen der Männer folgten dieſem Blicke unwillkührlich, und bekräftigten ihn, obgleich ihre Zunge noch aus Mitleid für den Vater ſchwieg. Caituzzo begriff, daß es jetzt an ihm ſey, das Wort zu nehmen, und ſprach mit ſchwer verhaltenem Grimme: „Unſer Aelteſter hat Sanpieros Namen genannt, er hat auf das Bildniß des Helden gedeutet, und auf ſolche Mahnung müſſen wir hören, die Nachkommen des tapferſten Patrioten. Sanpiero ſchlug den Feind, der ihn beſchimpfte; er ſchonte aber auch nicht des eig'nen Bluts, wenn es ſich befleckte. Mit eigenen Händen erdroſſelte er ſein Weib, die Mutter ſeiner Söhne, weil ſie gewagt hatte, hinter ſeinem Rücken mit Genua zu unterhandeln. Solche ruhmwürdige That diene uns als Beiſpiel. Rache dem Feinde, Strafe der Entehrten; nicht genug iſt's, daß Suzzoni ſterbe, ... auch Fiora erhalte ihren Lohn. Sprecht ihr Urtheil; ſie ſollte meines Vetters Weib werden, und hat ihren Leib geſchändet; wir wollten auf den Pfad einer jungfräulichen Braut Nüſſe und Waizen ſtreuen nach dem heiligen Brauch der Väter, und ſie trägt einen Baſtard unter dem Herzen! Das Urtheil kann nicht zweifelhaft ſeyn; befreit darum ſchnell, meine Brüder, dieſes ehrliche Haus von dem unehrlichen Gaſte."

Caituzzo wendete ſich ab und ſtarrte mit verſchränkten Armen auf die Waffen ſeines erſchlagenen Sohns Domenico, die über ſeinem Lager hingen neben Sanpiero's Bildniß. Fiora ſtierte wie gedankenlos auf das Muttergottesbild, und Marco fragte mit wildem Tone: „Was verdient die Verbrecherin nach den heiligen Familiengeſetzen unſeres Landes? Der Jüngſte ſtimme zuerſt; Gero, ſage deine Meinung.“

Geronimo kannte den ſtrengen Familienkoder der Korſen viel zu genau, als daß er nicht geſagt hätte: „Sie verdient den Tod;“ doch ſetzte er einige mildernde Worte bei, die darauf antragen, die Strafe zu verſchieben, um das unſchuldige Kind zu retten. Sein Nachbar Roja ließ ihn hierauf hart an: „Beſchimpfeſt du die Ehrlichkeit deiner Mutter noch im Grabe, weil du einem Baſtard das Wort redeſt?“ Pepe ſetzte zornig hinzu: „Sieh hier meine Buben; ſollen dieſe ehrlichen Kinder etwa neben Suzzoni's Schandfleck erzogen werden? Oder wollen wir die Creatur ins Waiſenhaus nach Ajaccio ſchicken? Wir haben noch nie mit einem Genueſer getrunken, haben noch nie einen Soldo geborgt, von dem Familienerbe niemals etwas verkauft oder verſchleudert, niemals eine Vendetta aufgegeben; wir werden auch dieſe Schande nicht auf uns laden.“ Marco bemerkte ſchließlich mit grauſamer Kälte: „Wohl dem Baſtard, welcher ſtirbt, noch ehe er geboren wurde, denn der hat keine Freunde auf der Welt, iſt vogelfrei jedem Schimpfe preisgegeben, und Niemand rächt ſeinen Schimpf.“ — Nun ſprachen Alle mit Ueberzeugung und furchtbarer Geläufigkeit das ſchwere Urtheil aus. Caituzzo, der Vorletzte, ſagte: „Die Vaterliebe zu der ehrloſen Tochter trägt auf ſchleunige Vollſtreckung an.“ — Marco ſetzte hinzu ohne alle Erſchütterung: „Es gebührte mir, als dem Aelteſten, den Spruch zu vollziehen. Meine Hände ſind aber zu ſchwach, und Caituzzo, mein Sohn, übernehme daher die Pflicht." — „Meine Augen ſchwimmen," antwortete Caituzzo mit gräßlicher Faſſung: „Ich würde das Ziel vielleicht fehlen. Gero, der getäuſchte Bräutigam, der nach dem Vater am ſchwerſten Beleidigte, ſoll das Richteramt vollſtrecken. In Ermangelung eines Prieſters wird Vater Marco über dem Haupte der Unſeligen den Segen ſprechen, und wir Alle, ſobald wir aus dem hohen Walde den Schuß vernehmen, gedenken mit einem Ave Maria der armen Sünderin." — „Amen, Amen!" riefen alle Richter, neigten ſich, und Gero, der wohl wußte, daß eine Weigerung ihm nur Schande und Gefahr bringen würde, unterſuchte mechaniſch ſein Gewehr, das er ſcharf geladen fand. Fiora, die mittlerweile, gleichſam geſtärkt durch den Todesſpruch, ihre Haltung wieder gefunden hatte, kniete vor ihrem Vater und Großvater nieder, und ſagte eintönig: „Alles iſt wahr, wie Ihr es geſagt habt, Herr und Vater. Vergebt mir in der Todesſtunde, meine Herren und Väter!" — Caituzzo antwortete nicht; von ſeiner Bruſt nahm er jedoch einen Roſenkranz, hing ihn um den Hals der Verurtheilten, und flüſterte dem Vetter in die Ohren, während Marco ein Gebet über Fiora ſprach: „Oben bei dem See in den Felſen; verſtehſt du mich? Triff gut, ich bitte dich." Gero nickte ſtumm, und ſchob die Capuze ſeines Mantels über die verdüſterten Augen. Eben ſo ſchnell hatte Fiora ihr Regentuch umgeworfen, und ſagte mit zarter Mildigkeit zu ihm: „Wenn du mir verziehen haſt, lieber Vetter, ſo laß uns ſchnell gehen. Ich habe Eile, von dieſen gerechten Blutsfreunden und dem Leben Abſchied zu nehmen.“

Geronimo öffnete die Thüre, Fiora ſchritt muthig hinaus. Die Weiber ſchluchzten, aber die Männer riefen dem Schlachtopfer nach: „Fahr wohl, Fiora; auf Wiederſehen dort oben. Suzzoni wird bald zu des Teufels Hauſe fahren, und deine Schmach gerächt ſeyn. Gero ſey aber der Herold, der dem Schurken unſere Todfeindſchaft anſage!“

Sie wandelten den grün überwölbten Felſenpfad empor, die Sonne ſchien hell durch die Blätter, die Droſſeln zwitſcherten anmuthig in den Wipfeln der Bäume. Die Bergabhänge funkelten in rother Gluth, dicht beſetzt von Hagebuttenſträuchern, die Natur hatte ihr ſchönſtes Gewand angelegt. Geronimo's Herz wurde allgemach zur Milde geſtimmt, und mit ſtummem Bedauern folgte er der Spur ſeines Opfers. Leiſe betend ging Fiora vor ihm her, und als ſie den See erreicht hatten, der auf einer Waldebene zwiſchen Porphyrfelſen lag, warf das Mädchen beherzt das Tuch von dem Kopfe, kniete an einem Eichbaume nieder, und ſagte mit männlicher Stimme: „Nimm deinen Raum, Gero, ziele gut, und begrabe mich dann ſo tief als möglich, daß die wilden Thiere meine Leiche nicht ausſcharren.“ — Gero nickte, immer unſchlüſſiger werdend, entwaffnet durch die Herzhaftigkeit des Mädchens. — „Willſt du nicht mehr beten?“ — „Ich habe es ſchon gethan; eile, Gero.“ — „Du hangſt nicht mehr am Leben?“ — „Ich wollte mich ja ſelbſt tödten, aber Gottes Gnade hinderte mich daran.“ — „Arme Baſe, du hätteſt verdient, ein Mann zu ſeyn.“ — Fiora blickte zornig in die Höhe,“ und verſetzte raſch: „Ha, wäre ich ein Mann, Suzzoni lebte jetzt nicht mehr.“ — „Sorge nicht, er wird dir bald folgen.“

Geronimo nahm ſeine Weite, richtete ſein Gewehr, ſchlug auf die Knieende an. Fiora folgte mit dem Auge ſeinen Bewegungen. „Du hältſt zu hoch, Gero.“ — „Nicht doch; ſchweig.“ — „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geiſt!“ — Der Schuß krachte, in der Ferne wiederhallend, daß der Wald aufzurauſchen ſchien, die Kugel flog in die Krone des Eichbaums. Verwundert öffnete Fiora die geſchloſſenen Augen, und ſtammelte: „Du haſt mich gefehlt, Unglücklicher!“ — „Schweig und ſtehe auf; für diejenigen, die in deines Vaters Hauſe jetzo ein Ave beten, biſt du todt, und deinen Frevel ſühnte hinlänglich deine Todesangſt. Folge mir aber ſchnell, ehe die Verwandten kommen, dich zu begraben; zeige mir den Weg nach Suzzoni's Wohnung. Ich will den Schurken zwingen, daß er dir die Ehre wieder gebe, oder ihn auf dem Flecke zuſammenſchießen. Kehren wir mit ſeinem Blute befleckt zurück, ſo iſt dir die Verzeihung deines Vaters gewiß, und auch die Schmach getilgt, die ich verſchulde, indem ich deines Lebens ſchonte.“ Schwankend zwiſchen Sehnſucht nach dem Tode und der holden Lebensluſt willigte Fiora in Geronimo's Begehr, und führte ihn, nach Vergeltung dürſtend, die Berge jenſeits hinab gen Carbugia. Ihnen zur Seite ſchimmerten die Hütten von Maſſa, und Geronimo's Herz pochte von ungeſtümem Verlangen. Da jedoch keine Hoffnung war, dieſes Verlangen befriedigt zu ſehen, ſo drängte es den jungen heftigen Mann, ſeine tobende Bruſt mit irgend einem Siege, irgend einer raſchen männlichen That zu beſchwichtigen. Mit Vergnügen ſah er bald aus dem Thalgrunde das weiße Haus emporſteigen, Carlo Suzzoni's Dach, und auch Fiora ging immer eiliger, und athmete zufrieden, als endlich die Gartenthure erreicht war, und Geronimo geklopft hatte. Ein genueſiſcher Diener ſah durch das Gitter, und ſagte auf Geronimo's Anfrage: „Der Herr iſt juſt von ſeinem Mittagsſchläfchen aufgeſtanden, und füttert die Fiſche in ſeinem Weiher. Ihr könnt mit ihm reden, wenn Ihr ihm anders eine gute Botſchaft bringt.“ — „Verſteht ſich;“ erwiederte Geronimo mit liſtiger Beſonnenheit: „Wir kommen von ſeinem Bruder, graden Wegs von Ajaccio.“ — „Von dem Capitular? Tretet nur ein, gute Leute; der Herr empfängt die Boten ſeines Bruders zu jeder Stunde.“

Der wohldieneriſche Genueſer lief geſchäftig voran, und brachte in Kurzem die Wanderer vor ſeinen Herrn. Suzzoni, ein hagerer Signore, mit einem Geſichte, welches regelmäßig gemalt war wie ein Apfel, und für ſchön hätte gelten können, wenn nicht aus den unſtäten Augen Härte und Habſucht allzudeutlich geſprochen hätten, erſchrack heftig bei dem Anblick des verjährten Mädchens und des rüſtigen Begleiters. Er biß ſich in die Lippen, wollte dem Diener winken, allein dieſer hatte ſich ſchon entfernt. Daher blieb dem Signor nichts anders übrig, als gute Miene zu dem drohenden Spiele zu machen, und er fragte mit falſcher Theilnahme und heuchleriſcher Gefälligkeit: „Du hier, ſchönſte Fiora? wie freue ich mich: was begehrſt Du von mir, mein Kind?“ — „Meine Ehre, Treuloſer;“ ſagte Fiora, kämpfend mit Grimm und Schmerz: „Zum Letztenmale fordere ich von dir einen Vater für unſer Kind, die Erfüllung deines Eheverſprechens.“ — „Kleine närriſche Dirne, weigerte ich dir je im Ernſte dein Recht? Mit Sanftmuth und Güte wickelt man mich um den Finger, nur deinem Zorn und endlich dem Trotze deiner Verwandten mußte ich Widerpart halten.“ — Geronimo entgegnete rauh: „Unſer gutes Recht iſt unſer Stolz, Signor. Ihr ſeyd vornehmer als wir, aber nicht rechtſchaffener. Der große Sanpiero war mit uns verwandt, und darum wird meine Baſe Eurem Stammbaum keine Schande machen. Wo Ihr aber nicht zur Stunde Euer Jawort gebt, ohne Rückhalt, ohne Ausflucht, ſo tödte ich Euch auf der Stelle im Angeſichte Eures Hauſes.“ — Er hob die Piſtole, die an ſeiner linken Seite hing, und reichte an Fiora ſein Stilet, welches das Mädchen verwegen ſchwang. Suzzoni, der ſich von allen Seiten bedroht ſah, und von der Entſchloſſenheit ſeiner

Gegner Alles erwarten mußte, faßte ſich mit übermenſchlicher Kraft: „Es bedarf keines Blutvergießens; ich thue gerne, was Ihr verlangt.“ — „So laßt unverzüglich den Pfarrer holen, Signor.“ — „Erlaubt, daß ich meinen Leuten rufe.“ — „Ruft nur einen einzigen von Euern Dienern, ſonſt ſeyd Ihr des Todes.“ — „Nach Befehl, guter Freund. Andrea! Hörſt du nicht? Andrea!“

Der Knecht kam, und Geronimo gebot ihm, in einer Entfernung von zehn Schritten zu bleiben, wenn er nicht eine Kugel in ſeinen Schädel bekommen wolle. Der Menſch gehorchte ſtaunend, und Suzzoni ſagte kaltblütig zu ihm: „Geh und bringe den Pfarrer, wenn er zu Hauſe iſt! Ghita ſoll mir melden, wenn Beſuch eintrifft. Mache dich ſchnell von dannen!“ — Lächelnd drehte ſich der Signor zu Fiora, und ſagte ihr: „Du biſt doppelt reizend, junge Mutter. Ich habe dich nie ſo verführeriſch geſehen, und könnte auf deinen Begleiter eiferſüchtig werden, wäre ich nicht von deiner Liebe überzeugt. Wer iſt der junge Mann? Gib mir die Hand, du mein zukünftiger Vetter oder Schwager.“ — Geronimo reichte ihm die Hand mit ernſthafter Freundlichkeit, und zog die Capuze aus dem Geſicht. Suzzoni betrachtete ihn aufmerkſam, und ſprach: „Ich kenne dich, mein Freund, Du warſt im Dienſte zu Baſtia, warſt Unteroffizier, wenn ich nicht irre. Du befreiteſt mich eines Abends an der Spitze einer Patrouille aus den Händen betrunkener Spitzbuben, die mich plündern wollten.“ — „Wer weiß? Ihr gingt damals nicht auf den beſten Wegen, Sigvor. Erzählt Eurer Braut davon nicht zu viel und ſchweigt, ich bitte Euch, über den Corporal von Baſtia." — „Ach, ich verſtehe. Du nahmſt den Abſchied hinter der Thüre? Was geht das mich an! Ich liebe nicht die Franzoſen, nicht die Genueſer, wenn man mir auch Beides auf den Kopf zuſagt. Genua beſtiehlt Korſika um ſeine Freiheit, die Franzoſen beſtehlen Genua um Korſika. Der Teufel hole all dieſes Geſindel, aber wir armen Signori müſſen den Feinden ſchmeicheln, weil wir dann und wann mit ihnen verkehren." — „Das iſt nicht die Rede eines Mannes, verzeiht Signor." — „Ereifre dich nur nicht, lieber Bruder, beruhige ihn doch, liebe Braut. Geht mit mir in das Haus, daß ich Euch Erfriſchungen vorſetze. Du armes Schätzchen wirſt müde ſeyn; in deiner Lage dieſen Weg zu machen .... Wahrhaftig du hatteſt mich morgen bei deinem Vater geſehen, als fröhlichen Werber geſehen, und unſere Hochzeit wäre zu Baſtelica gehalten worden. Indeſſen auch in Carbugia ſind luſtige Hochzeitsburſche, die das Pulver beim Freudenſchießen nicht ſparen, und meine Speiſekammer iſt mit Confekt gefüllt, den Gaumen der neugierigen Weiber zu vergnügen. Ihr ſollt davon eine Probe machen, kommt mit mir."

Geronimo machte Einwendungen, Fiora, von freudiger Zuverſicht erfüllt, bekämpfte dieſelben. Wie im Triumph führte Suzzoni Caituzzo's Tochter und Vetter in ſeine zierliche Herrenwohnung, wo ſich dem argwöhniſchen Auge Geronimo's nur eine alte Magd zeigte, die mit Verwunderung den unbekannten Gäſten die Tafel mit Wein und Confect beſtellte. Wohlgefällig ſah ſich Fiora in den aufgeputzten Zimmern des Hauſes um, und fragte, wie es komme, daß Alles ſo feſtlich glänze. „Ich erwarte Gäſte;“ antwortete Suzzoni mit Unbefangenheit: „die ehrlichſten Leute von der Welt. Sie kommen gerade recht, um bei unſerer Vermählung Zeugen zu ſeyn.“ — „Wer ſind die Leute?“ fragte Geronimo neugierig vorgebeugt, und die Flinte aus dem Arme laſſend. — „Ihr werdet mit ihnen zufrieden ſeyn;“ erwiederte Suzzoni und ſtieß wie von ungefähr die Flinte mit dem Fuße um. Der geſpannte Hahn ging los, das Gewehr entlud ſich. „Verräther!“ rief Geronimo zornig und ſprang auf. „Welche Unvorſichtigkeit!“ ſagte Fiora erſchreckt: „Der Schuß hätte eins von uns verletzen können.“ — „Jeſus!“ kreiſchte die Magd zur Thüre herein: „Welch ein Lärm, und die Herren ſprengen juſt in den Hof!“

Als Geronimo ſich aufrichtete, nachdem er die Flinte vom Boden gehoben, ſah er mit Entſetzen einen Schwarm von Pferden vor den Fenſtern, Offiziere und Soldaten in franzöſiſchen Uniformen, ihm drohend gegenüber Suzzoni, der ihm die Piſtole vom Gürtel geriſſen. Fiora, die ſich ihren Dolch von einem hereinſtürzenden Diener entwunden ſah, flüchtete ſchreiend zu dem Heiligenbilde, und indeſſen füllte ſich die Stube mit den erwarteten Gäſten von Ajaccio. „Ich habe Ihnen eine gute Jagd verſprochen, meine Herren;“ rief Suzzoni den Freunden entgegen: „Es freut mich, Ihnen gleich zu Anfang mit einem ſeltnen Wildpret aufwarten zu können. Dieſer Schurke iſt von Ihres Königs Fahnen deſertirt; im Namen des Königs und der glorreichen Republik, thun Sie Ihre Pflicht!“

Geronimo ſtieß einen Schrei der Wuth aus, und ſchwang den Flintenkolben gegen die Offiziere, die mit einem muthwilligen „Tayo, Tayo!“ auf ihn losſtürmten. Seine Gegenwehr fruchtete nichts, der Angreiſer waren zu Viele; wie ein gehetzter Hirſch ſetzte er zum Fenſter hinaus, ſchwang ſich auf eines der kleinen Bergpferde, die im Hofe angebunden ſtanden, zerſchnitt mit ſeinem Meſſer den dünnen Strick, und jagte aus dem Gehöfte, dem heimiſchen Gebirge zu. Die Offiziere riefen dagegen ihre Fourierſchützen zu Pferde, gallopirten an ihrer Spitze, hetzten die Hunde auf die Pferde, erfüllten die Thäler mit ihrem Waidruf, und verfolgten hartnäckig die verſprochene Beute. Der Franzoſe vergißt Mahlzeit und Schlaf, wenn es einen muthwilligen Streich gilt.

Zum Erſtenmal bemächtigte ſich die Furcht des jungen Gero. Der Tod im Kampfe hätte ihn nicht geſchreckt, aber am Galgen zu enden, war ihm entſetzlich. Dennoch blieb ihm kein anderes Loos, wenn die Verfolger ihn erreichten; ſeine Flinte war verloren, ſein Meſſer ihm entfallen, ſeine Piſtole ihm geraubt . . . . . . keine Möglichkeit des Widerſtandes. Angſtvoll blickte er nach Fiora um; keine Spur von ihr; ſie war gefangen, oder nach einer andern Seite flüchtig. Dafür ſaßen die Feinde ſtets auf ſeinen Ferſen; wollte er hinter einem Buſche ausſchnaufen, glaubte er ſich hinter einer Klippe verbergen, flugs ſchweiften ſchon die Hunde um ihn her, tobte das Jagdgeſchrei in ſeiner Nähe, drohten die Jäger, ihn zu erreichen. Verzweifelnd trieb er ſein Roß; das unbändige Thier, kämpfend mit dem ungewohnten Reiter, ſtürzte ermattet in einer Schlucht zuſammen. Geronimo verſuchte laufend ſein Heil, ... die Verfolger verrannten ihm den Paß. Die Höhen waren von ihnen beſetzt, in die Tiefe ſtreiften die Koppeln, die Reiter ſtiegen von den Pferden, um hinabzuklimmen. Nur eine Seite war frei, ein verwegner ſchmaler Pfad an ſteilen Felſenwänden hinan, wo kaum der Muffolo zu klettern wagt, und ſelten der unerſchrockene Jäger dieſer korſiſchen Gemſe. Geronimo ergriff dieſen letzten Ausweg, die Gefahr, das Genick zu brechen, ſchien ihm gering, die Gefangenſchaft das größte Uebel. Er ſetzte an, und die Todesangſt half ihm über Zacken und *Kanten und Runſen weg*, ſo daß ſeine Feinde, dem kühnen Kletterer zu folgen unvermögend, ihm verwundert nachſtarrten, bis das Dornengeſtrüpp der Felſen ihn ihren Blicken entzog. Hinter dieſen Ranken lag er ein Paar Augenblicke, und zu ihm aus der Tiefe drangen die Worte: „Wir halten hier Wache, Ihr Uebrigen ſteigt hinauf zu beiden Seiten der Höhe; treibt den Burſchen mit Flintenſchüſſen herab, er muß unſer ſeyn, ehe noch die Sonne untergeht.“ — Geronimo hatte keine Zeit zu verlieren, wollte er nicht umgangen ſeyn. Blutrünſtig und ermattet klimmte er auf die Krone des Felſens; zwiſchen dieſen Maſſen lagen einige Wohnungen zerſtreut, ein magerer Baumgarten ſtand offen, der Weg führte zur Hinterthüre einer anſehnlichen Hütte. Athemlos warf ſich der Flüchtling in dieſelbe. Um den Herd ſaß die ganze zahlreiche Familie, hielt ein Mahl von trefflich duftendem Schweinefleiſch und gelbem Hirſebrei. Als Geronimo ſich gewaltſam an dem Rande des Herdes niederwarf, und die Worte ſtammelte: „Im Namen Gottes und der heiligen Mutter, verleiht mir Schutz, wer Ihr auch ſeyn mögt!“ ſprangen alle Inſaſſen betroffen empor, und einen Augenblick war tiefe Stille. „Das iſt Caituzzo's Vetter! Wo kommſt du her? Iſt das eine Kriegsliſt von den Deinen?“ fragten dann mehrere wilde Stimmen, und einige Männer liefen aus der Hütte, einem Ueberfall zu begegnen, während Andere den Lauf ihrer Gewehre auf Geronimo's Bruſt ſetzten. Dieſer ſeufzte unbeweglich: „Macht mit mir, was Ihr wollt, mein unſchuldig Blut komme über Euch!“ — „Zurück von dieſem Manne, ehrt die Gaſtfreundſchaft;“ befahl eine gebieteriſche Stimme. Geronimo blickte matt auf, und erkannte Mortagno, wenige Schritte von ihm die zögernde und ängſtlich ſchauende Aurea. „O weh!“ murmelte er: „das Haus des Todfeindes!“ — Im tiefſten Baß antwortete ihm ein rüſtiger Greis mit einem löwenähnlichen Geſichte: „Ja, das iſt das Haus Eueres Todfeindes. Fluch über Caituzzo und ſein Geſchlecht, aber dreifacher Fluch über mein eigen Haupt, wenn ich das Gaſtrecht verletze. Das Leben eines wehrloſen vertrauenden Feindes iſt einem Carabelli ſtets heilig geweſen.“

Die Rede des Familienoberhaupts veränderte alſobald die Scene. Die Männer, vor Kurzem noch gerüſtet, den Feind zu bekriegen, eilten wieder hinaus, ſeine Verfolger abzuhalten, von denen er ihnen geſagt; die Frau des alten Carabelli, ein gelbes Weib mit finſtern und harten Zügen, bereitete dem erſchöpften Geronimo einen bequemen Sitz; Mortagno's Frau, des erſchlagenen Batiſta Wittwe, brachte Speiſe und Trank für den feindlichen Gaſt; mit der Balſambüchſe nahte Aurea, und fragte, ob er keine Wunden erhalten, die zu verbinden wären. Von der Dämmerung in der Nähe ſeines Platzes begünſtigt, griff Gero nach der Hand des Mädchens; Aurea aber raunte ihm zu: „Unglücklicher, willſt du des Todes ſeyn?" und entfernte ſich ſchnell von dem Kühnen. Ein junger Mann von kleiner Statur und gefährlichem Geſichte war inzwiſchen eingetreten, hatte im Fluge bemerkt, wie Aurea mit Geromino verkehrte, und ſagte zu ihr mit gedämpfter aber drohender Stimme: „Was ziſchelſt du mit dem Kerl dort? Paſſe auf, daß ich dich nicht bei den Erdbeeren erwiſche." — „Ei Moro," antwortete das Mädchen ſchnell gefaßt, „was fällt dir ein? Du biſt thöricht oder behext, ſiehſt was nicht iſt, und biſt in jedem Falle ſehr verwegen, daß du eine Gewalt gegen mich ausübſt, welche dir noch nicht gebührt." — „Dirne!" ſagte hierauf der Vetter Moro, den Finger drohend aufhebend: „In ſechs Wochen ſprechen wir anders." Alsdann drehte er ſich wieder nach der Thüre, weil in der Ferne Flintenſchüſſe fielen. „Die Franzoſen!" ſchrieen die Weiber, trieben die kleinen Kinder zu dem Herde, bedeuteten dem aufmerkſam horchenden Geronimo, ſich ruhig zu verhalten, riſſen die Gewehre von der Wand, und begannen dieſelben kunſtgerecht zu laden, um ſie den Männern zu reichen, wenn dieſe ſich verſchoſſen haben würden. Mero hielt Wacht unter der Thüre, die Waffe in der Fauſt; die Weiber ſtanden hinter ihm. Ihre Erwartung und Furcht wurde getäuſcht. Die Franzoſen kamen nicht, wohl aber kehrte Carabelli mit den Seinigen zurück. Mortagno ſagte zu Geronimo, der mit einem Meſſer bewaffnet, das er unter ſeinen Händen gefunden, ihm entgegenkam: „Wo wollt Ihr hin? Was ficht Euch an?“ — „Euch beiſtehen, ſo viel ich vermag.“ — „Legt Euch auf's Ohr, für jetzt droht keine Gefahr.“ — Carabelli ſetzte hinzu: „Gott verhüte, daß in meinem Hauſe ein Gaſt, den wir beſchützen, ſelber zu den Waffen greife!“ — „Was haſt du ausgerichtet, Herr? Wie ſteht es draußen, Herr und Vater?“ fragten die Weiber den Alten und Mortagno, worauf der Letztere erwiederte: „Die Hunde von Franzoſen gingen bedächtig zurück, als wir durch des Abends Schatten auf ſie hinabblitzten. Wir haben Einen aus dem Dorfe als Wächter aufgeſtellt, der ein Signal gibt, ſobald ſich etwas regt.“ — „Wir Männer wollen heute Nacht die Augen offen halten;“ ſagte Carabelli: „Unſer Gaſt ſchlummre, ſeine Kräfte zu ſtärken. Ihr Weiber legt die Kinder ſchlafen, und begebt Euch dann ſelbſt zur Ruhe. Wir wollen ſpielen, Eidam Mortagno, Vetter Pica, Neffe Disco. Mero mag ſeine Räubergeſchichten erzählen, oder auf der Cetra klimpern, oder ſchnarchen, wie es ihm gefällt. Er ſchläft ohnedies mit offnen Ohren und halbwachen Augen; die Eiferſucht hält ihn lebendig, und einen wachſameren Mann wird Aurea im ganzen Lande nicht finden.“ — „Arme Aurea!“ ſeufzte Geronimo ſtille in ſich hinein und ſchloß die Augen. Da hörte er, wie Carabelli's Weib, die alte Edita, Mortagno's und Batiſta's Kinder niederknieen hieß, ihnen ein Gebet vorſprach, und zum Schluſſe ihnen mit feierlichem Tone ſagte, wobei Männer und Weiber das ehrfurchtvollſte Schweigen behaupteten: „Seht hier, Ihr Kinder Batiſta's, das Erbtheil, das Euer Vater Euch hinterließ. Betrachtet das blutige Hemd, zerriſſen von den Kugeln ſeiner Feinde, ein erbärmlicher Anblick, der Euch auffordern muß, nimmer der ſchuldigen Blutrache zu vergeſſen! Kinder Mortagno's! Die Blutrache Eurer Vettern iſt auch die Eurige, vergeßt das nie. Ihr Andern, Männer und Weiber, vor Allen die Wittwe Batiſta's, die trauernde Verlobte Nicolo's, beſtärkt dieſe Kinder durch Euer Beiſpiel in ihrem Eide, in Euerer Pflicht. Fluch dem blutgierigen Geſchlechte des Caituzzo, und Fortdauer der Blutrache, bis das Geſchlecht vertilgt iſt, oder eine Verſöhnung durch Prieſterſpruch vor ſich ging. Ihr verdient es aber nicht, Söhne aus dem Stamme der Carabelli, Männer zu ſeyn, wenn Ihr je die Hand zum Frieden bietet, bevor nicht von beiden Seiten eine gleiche Zahl von Opfern gefallen. Zu dieſem Eide helfe Euch Gott und ſeine heilige Mutter!“ „Amen, Amen!“ murmelten die Männer, die Frauen, lallten die unmündigen Kinder; Geronimo's Herz bebte bei dem ſchauerlichen Nachtgebete. — Die Weiber entfernten ſich, die Waffen der Hausbewohner raſſelten zur Erde, am Herde klapperten die Würfel, zu der Cetra ſang Moro ein rauhes mißtönendes Lied. Die ſchnarrenden Saiten wiegten den Gaſt ein, daß er feſt ſchlief in dem Schooße ſeiner Todfeinde. Die Spieler bekümmerten ſich nicht um ihn, nur Moro ſchielte manchmal nach ihm hin, verzerrte das Geſicht in wildem Grimme, und flüſterte endlich dem Pica zu, während die andern Würfler über einen Paſch ſtritten: „Wir haben den Caituzzis noch einen Todten wett zu machen; der Burſche dort läge ſo ganz bequem in der Schlinge . . . ein Schlag, ein Stoß, und wir wären quitt bis auf weiteres.“ — „He, du ſprichſt wie ein Bandit. Wo bliebe das Gaſtrecht? Gero iſt hier in ſicherem Geleit. Schweig mit dem blutigen Scherze!“ „Leider muß ich ſchweigen, aber ich haſſe den Hund, ſeit ich ihn zum Erſtenmale ſah . . . . für ihn wetzte ich meinen Dolch; wo ich fürder ihm begegne, und ihn das Geleit nicht ſchützt, iſt ſein Leben mir verfallen.“ „Wie es dir beliebt; ſo ſprichſt du als ein wackerer Korſe.“

Draußen war Alles todt und ſtill, das Feuer brannte matt, die Spieler ließen die Würfel, ſtreckten ſich aus und ſchnarchten. Moro konnte nicht ſchlafen, von Haß und Eiferſucht gepeinigt. Aurea's Vertraulichkeit mit dem Feinde folterte ihn; ſein ſcharfes Auge hatte bemerkt, was ihn nicht freute, was er nicht wagte, den Blutsfreunden zu geſtehen, die um ſeines Argwohns willen öfters ihn verlacht. Er durſtete nach einem Beweiſe, nach einem Grund, der ihn berechtigte, angeborne Blutgier zu befriedigen, er träumte von einem verſchwiegenen Verſtändniß zwiſchen dem Feinde und der von ihm geliebten Dirne. Unruhig horchte er bei dem leiſeſten Geräuſch auf, ſtarrte nach der Kammer, wo Aurea ſchlief; er fürchtete, ſie werde kommen, auf den Zehen ſchleichend, den Gaſt im Schlafe zu umfangen. Dann wieder horchte er auf Gero's Athemzüge, ob der Gefährliche wohl ſchlafe, ob er ſich nicht erhebe, auf leiſen Socken in Aurea's Arme zu eilen. Alles blieb ruhig, blieb ſtill. Moro ſtand auf, warf mit zitternder Hand einen Myrthenbuſch in die ſterbende Flamme, betrachtete forſchend von ferne Geronimo's Geſicht. Die Lippen des Jünglings bewegten ſich, ein ſüßer Traum rührte ſeine Zunge, er rief halblaut den Namen: „Aurea!“

Dieſen Laut zu hören, den Dolch zu ziehen und nach dem Schläfer auszuholen zu einem tödtlichen Stoße, war für Moro das Werk eines Moments. Doch ſtieß ſein unſicherer Fuß an Pica, der ſich ſchnell ermunterte, und mit ſtarker Fauſt den Nachtwandler feſthielt. „Was willſt du, Mondſüchtiger?“ — „Laß mich.“ — „Wozu das blanke Stilet?“ — „Ich muß den Hund umbringen.“ — „Wehe dir! Biſt du toll?“ „Der Hund verdient nicht, daß man ihn ſchone. Hörſt du? Noch einmal nennt er den Namen meiner Geliebten. Er buhlt im Traume mit ihr. Laß mich den Schimpf rächen!“ — „Du biſt wahnſinnig; er ſah die Dirne heute zum Erſtenmale. Lege dich nieder oder du haſts mit mir zu thun.“ — „Verräther, reize mich nicht!“ — Pica warf den Vetter mit Rieſenſtärke zu

Boden, und drohte ihm mit den Worten: „So du nicht ſchweigſt, ſo du nicht ruhſt, verrathe ich dem Carabelli deine meuchelmörderiſchen Vorſätze. Du weißt was dich erwartet: Aurea's Verluſt, Verbannung aus dem Hauſe."

Moro legte ſich knirſchend zur Ruhe, und ſchwor ſich ſelbſt bei allen Heiligen zu, verſchwiegene Rache allein zu nehmen. Die übrigen Männer waren indeſſen über dem Geräuſche erwacht, ſchürten nach gleichgültigen Fragen das Feuer, und erwarteten lauernd den erſten Sonnenſtrahl.

Der Morgen war regneriſch, ein Wetter, das die Korſen nicht lieben, und Carabelli geſtattete nicht, daß Geronimo, von ſeiner Müdigkeit geneſen, die Hütte verlaſſe. „Warte, bis der Regen vorüber," ſagte er: „Moro ſoll hinausſtreifen, und Kundſchaft einziehen, ob die Gegend rein und ſicher. Was deine Familie betrifft, die wir von deinem Schickſal benachrichtigen müſſen, ſo mag eines von den Weibern die Kunde nach Caituzzo's Hauſe bringen. Einem Manne könnte dort etwas Leides geſchehen, das Weib hat nichts zu befahren." — Ohne ein Wort zu reden nahm Moro ſeine Waffen, und entfernte ſich; auf Befehl des Alten hüllte ſich Aurea in ihren Regenmantel, und ging mit einem ausdrucksvollen Blicke auf Geronimo. Carabelli rief ihr nach: „Caituzzo ſoll ein Geleit bis an unſre Grenze ſchicken, wohin ich den jungen Mann ſelbſt geleiten will; er hat ſeine Waffen eingebüßt, iſt jedem Feinde preisgegeben."

Wenige Augenblicke nachher kam ein Landmann athemlos in das Haus, und ſagte: „Sey auf deiner Hut, Carabelli. Die Thäler wimmeln von Franzoſen, die Beſatzung von Baſtia zieht mit Sack und Pack quer durchs Land nach Ajaccio. Sie lagerten verwichne Nacht in der ganzen Umgegend. Paſſe auf, du biſt ein Patriot, und die Franzoſen, die geſtern von dieſem Berge mit Flintenſchüſſen verjagt wurden, drohen den Bewohnern von Maſſa mit Strafe und Execution." — „Mein Regiment!" rief Geronimo in Beſtürzung: „was ſoll dieſer Zug bedeuten?" — „Der Teufel weiß es;" verſetzte der Bauer: „man ſagt, daß die Genueſer Baſtia beſetzten, daß die Franzoſen zu Ajaccio das Land verlaſſen werden." — „Den Heiligen ſey Dank!" ſchrie Carabelli mit Entzücken: „Die Patrioten werden wieder das Haupt erheben, ſobald die Henker aus dem Lande ſind. Mit den Schurken von Genua ſind wir bald fertig und müſſen frei ſeyn trotz allen Teufeln." — „Mögte ich doch den Tag der Freiheit ſchauen!" rief Geronimo: „aber ich bin verloren, dem ſchimpflichſten Tod geweiht, wenn die Franzoſen mich ergreifen!" — „Sey ruhig, Bruder, dir ſoll in meinem Hauſe kein Haar gekrümmt werden." Mortagno wiederholte Carabelli's feierliche Zuſicherung, alle Glieder der Familie wiederholten ſie, aber das feindliche Geſchick ſchritt ſo ſchnell daher, daß ein jeder für ſein eigen Haupt beſorgt ſeyn mußte. Trommeln wirbelten auf dem Wege, der gen Maſſa führte, erſchrocken ſtürzte Aurea herein, und meldete die Ankunft der feindſelig geſinnten Truppen. Cono ſey von Soldaten beſezt, berichtete ſie, die Häuſer des Dorfs ſeyen leer, die Bewohner in die Berge geflüchtet; man fürchte die Erneuerung der Gräuel, durch welche der Marquis von Maillebois ſich die Inſel unterworfen. Die Beſtürzung im Hauſe wurde allgemein; Carabelli ſtimmte für einen Rückzug in die Felſen, die Vettern für offenen Widerſtand, die Weiber riethen zu gütlichem Entgegenkommen. Einige Bauern von Maſſa, die mit ihren Heerden heranflüchteten, vermehrten die Verwirrung. Man ſuche einen Deſerteur, riefen ſie, der auf den Felſen verſteckt ſeyn müſſe, die Bergesfläche ſey umzingelt, nirgends ein Ausweg möglich, als durch die unwegſamſten Schluchten. Nach einigem Bedenken ſprach Carabelli mit dem Muthe eines Römers: „Ich will die Weißröcke erwarten; wer mit mir bleiben will, der thue es, aber dieſes Haupt" — auf Geronimo zeigend: „muß gerettet ſeyn, weil ich ſeine Sicherheit verbürgte. Dieſem Landsmann gilt vor Allem die Streife nach Maſſa; wer will ihn begleiten?" — Mortagno trat vor mit den Worten: „Iſt das eine Frage? Ich thue es, Aurea mag unſere Gewehre tragen. Um das Gaſtrecht völlig zu üben, leihe ich dem Feinde unſers Hauſes eine von meinen Flinten, bis er in Sicherheit iſt."

In dankbarer Aufwallung wollte Geronimo Mortagno's und Carabelli's Hände drücken, die Starrköpfe verweigerten es. Das Familienhaupt entließ ihn mit einem kurzen Addio, die Neffen und Weiber geleiteten ihn auf die Schwelle, und er folgte durch das naſſe

Gras der Spur Mortagno's, der mitten durch heranrückende Soldatenrotten, von ihnen unbemerkt, auf finſterem Wege in die Tiefe ſtieg. Aurea ging weit hinter Geronimo, nach allen Seiten ſpähend, und ihr Buſen flog, weniger beſorgt für das eigene Haus, als für das Leben eines Mannes, für den ſie Liebe empfand, während ſie ihn als Carabelli's Tochter haſſen mußte.

Auf einem glatten Felſen that Mortagno einen ſchweren Fall. Von ſeinen Begleitern aufgehoben, verſuchte er, weiter zu gehen, aber ſein Fuß war ſo übel zugerichtet, daß er nicht fort konnte. „Laßt mich hier zurück;" ſagte er nach mancher Verwünſchung: „der Weg iſt kurz bis zu dem Teiche, in deſſen Schilfgebüſchen Gero indeſſen ſich verbergen mag. Aurea, führe den jungen Mann an den bezeichneten Ort. Ich krieche, ſo gut es geht, zurück, und ſchicke den Pica, der eben ſo gut Beſcheid weiß, wie ich, und dich in die Berge bringen wird, wo die Leute von Cono ihre Zuflucht ſuchen."

Ohne Umſtände trennten ſich die Wanderer. Aurea übernahm die Stelle des Führers, und glitt behende vor Geronimo den ſtillen Waldweg, hinab, bis dorthin wo der Forſt in ein Maquis auslief, dem Aufenthalte der zahmen Ziegenheerden, und der wilden Muſſoli. Die Hirten waren heute fern, geſchreckt vom kriegeriſchen Lärm und dem läſtigen Regen. Der Muſſolo lag ſtill und ſcheu in ſeinem Geſtrüpp. Der Teich, der den Saum des Waldes begrenzte, lehnte ſein Röhricht an das Maquis. Aurea, die während des Weges kein Wort mit Geronimo gewechſelt, deutete auf eine Stelle, die den Eingang in den Schilfwald geſtattete, und ſagte dann, wie Carabelli: „Adio!“ — „Du gehſt?“ fragte Geronimo wehmuthig: „ohne ein freundliches Wort überlaſſeſt du mich meinem Schickſal?“ — „Was begehrſt du? Du biſt meines Vaters Feind, ein Freund von Nicolo's Mördern. Wäre dieſes nicht, ich würde dir die Hand reichen, dir ſagen, daß du mir gefällſt. Das darf aber nicht ſeyn: adio!“ — „Grauſame, du nimmſt auch die Waffe mit dir, beſtimmt mich zu vertheidigen?“ — „Du biſt hier ſicher, und Pica wird nicht lange ausbleiben. Ich muß aber die Flinte wieder zurück bringen, Mortagno würde mich ſchelten, wenn ich eine Waffe des Hauſes auf alle Gefahr hin einem Feinde überließe.“ — Aurea wendete ſich ſchnell um, und ſuchte den Rückweg. Nachdem er ihr eine lange Weile nachgeſehen, ſtieg Geronimo auf eine Felſenplatte, die über den Teich eine Ausſicht gewährte, blickte um ſich, und hörte Stimmen hinter den Bäumen am Ufer; darum verbarg er ſich ohne Verzug in dem Schilf, bis an die Kniee im Schlamme watend. Aber ein verrätheriſches Auge hatte ihn wahrgenommen. In ſeiner Nähe, unter einer Eiche ſich vor dem Regen ſchirmend, gedeckt von grünen Blättern, paßte Moro, den ſeine Kundſchafterwege bis hierher verſchlagen, auf einen günſtigen Augenblick, den Weiher zu umkreiſen, an deſſen Geſtaden verirrte und ſpähende Franzoſen auf und nieder ſchlichen. Mit Verwunderung hatte er die Geſtalt des verhaßten Feindes auf dem Felſen erſcheinen geſehen; eine Kette von Wildvögeln, die aus dem Röhricht aufrauſchte, verrieth ihm auch die Stelle, wo ſich der Feind verbarg. Ihn zu verderben beſchloß der tückiſche Moro ohne ferneres Bedenken. Einige von den franzöſiſchen Soldaten näherten ſich ſeinem Standpunkte, durch ein Geräuſch machte er dieſelben auf ſich aufmerkſam. „Wer da?“ fragte der Eine in ſchlechtem Italieniſch. „Gut Freund,“ antwortete Moro mit geheimnißvoller Miene. — „Haſt du nicht einen verdächtigen Menſchen geſehen, der vielleicht hier vorbeikam?“— „Wer weiß?“ — „Deſerteurs ſollen hier herum ſtreichen.“ — „Wer weiß?“ — Der Franzoſe, ein Offizier, ſchlug ſeinen Mantel auseinander, griff nach der Börſe, zog ein Paar Goldſtücke heraus, und hielt die funkelnden Louisd'or dicht vor Moro's Augen. Der Stolz des Korſikaners wehrte ſich eine Weile gegen die ſtumm gebotene Beſtechung, endlich ſiegten jedoch Haß und Geiz, Moro's Hand empfing den ſchnöden Sold, und mit ſeinem ſtechenden Blicke bezeichnete er den Ort, wo ſich Geronimo ſicher wähnte. Mit leiſen Schritten näherten ſich die Feinde ihrer Beute, und der Aermſte war in ihren Händen, ehe er nur einen Finger zu ſeiner Vertheidigung rühren konnte.

Acht Tage nach dieſem Vorfall war die ganze Ebene um Ajaccio von zuſtrömenden Menſchen als wie beſäet. Die Bergbewohner kamen in langen Zügen, in ihre Mäntel gehüllt, und ſchon von ferne hörte man den dumpfen Klang der Trompetenmuſcheln, wodurch die Schaaren ſich zuſammenhielten. Ein Feſttag ſchien das ganze Volk zu locken: an demſelben Tage ſollten ſich die Franzoſen in Ajaccio einſchiffen, und noch zuvor der Stadt das Schauſpiel einer Hinrichtung geben. Zwölf arme Ausreißer, zum Theil Eingeborne, waren zum Galgen verurtheilt worden. Neugier, Hohn, Rachedurſt und Trotz belebten die Menge, die nach der Stadt zog. Einzelne Stämme hatten unter den Verurtheilten Glieder ihrer Familie zu beklagen, und hofften für dieſelben auf irgend einen rettenden Zufall; die übrigen kamen, den Franzoſen ihren letzten Fluch nachzurufen, den Patriotenbund alſobald aufs Neue zu ſchließen, zu erwarten, ob nicht Anlaß zu blutigem Spiele, zu einer großen Mordſcene gegeben werden möchte. — Sie hatten ſich verrechnet; alle Zugänge und Vertheidigungswerke der Stadt waren von zahlreichem Militär, von drohendem Geſchütz beſetzt. Der franzöſiſche Befehlshaber hatte bei Lebensſtrafe den Zutritt der Landleute in die Stadt unterſagt. Deßhalb war des Lärmens und Schmähens viel an allen Thoren, aber die Soldaten hatten vor des Volkes Augen ſcharf geladen, und mit brennenden Lunten ſtanden die Kanoniere bei den Stücken. Auf einem ſchmalen Pfade längs der Mauer gingen fünf Männer, und ſchimpften heftig gegen die Tyrannei. Carabelli war's, mit Eidam, Neffe und Vettern. „Gewalt hilft hier nicht!“ ſagte der alte Leue, gegen die Mauer drohend: „Die Hunde ſind auf ihrer Hut, und ich muß darauf verzichten, Genugthuung für jenen Tag zu fordern, wo die Weißröcke mein Haus und meinen Keller rein ausplünderten, weil ſie den Deſerteur darinnen nicht fanden.“ — „Könnte ich nur wenigſtens den Gero Duro hängen ſehen!“ ſpottete Moro mit grauſamer Schadenfreude. — Die Männer ſahen ſich auf dieſe Rede bedeutend an, und Mortagno begann nach einer Pauſe, da alle fünf auf einem Flecke zuſammenſtanden: „Es ſoll doch wahr ſeyn, daß ein Korſe den armen Teufel verrathen.“ — Pica verſetzte: „Das glaube ich nicht.“ „Das müßte ein Burſche ſeyn, härter als der Bergkryſtall, der mir als Flintenſtein dient;“ meinte Disco. Und Carabelli klopfte dem Moro auf die Achſel und fragte: „Was hättſt du davon?“ — Nach einigem Beſinnen antwortete Moro zögernd: „Der Menſch verdiente nicht, daß man ihn am Leben ließe.“ — „So bereite dich zum Tode;“ donnerte ihm Carabelli mit fürchterlichem Grimme zu: „denn du ſelbſt biſt jener heilloſe Menſch.“

Die Ueberraſchung kam zu ſchnell; Moro's Unverſchämtheit leiſtete nur ſchwachen Widerſtand. Der Unglückliche ſtammelte: „Ich? . . . Wer ſagt das? . . . Wer will's beweiſen?“ Mortagno verſetzte heftig: „Aurea hats geſehen, Elender. Von einer Klippe den Teich überſchauend, wurde ſie deinen Verrath inne, aber zu ſpät. Das Herz des Mädchens empörte ſich ob dieſer Unthat, daß Aurea ſelbſt nach dir zielte, um dich zu ſtrafen, aber das Gewehr verſagte. Der Regen, der das Pulver feucht gemacht hatte, gab dir eine Woche Henkerfriſt.“ — „Aurea hat gelogen;“ ſchnaubte Moro erblaſſend: „Sie hüte ſich, daß ich nicht ihre eigene Schande ans Licht ziehe, daß ich ſie nicht anklage, die Heuchlerin, auf deren glatter Stirne ich bis heute nur

Wohlwollen las, während ſie mich durch Verläumdung zu verderben trachtete." — „Schweig mit deinen Beleidigungen, Henkersknecht!" ſchalt Disco, und faßte ihn bei der Bruſt. — „Zurück!" entgegnete Moro außer ſich: „Bin ich unter Mörder gefallen? Ihr ſeyd Alle Söhne des Judas, da Ihr mit freundlichen Mienen mich hieher locktet, und nun das Schaafsfell abwerft." — „Fingſt du nicht an, uns zu betrügen?" zürnte Carabelli: „Haben wir nicht etwa, meiner Tochter ſelbſt mißtrauend, acht Tage lang geforſcht, und deine Schuld ermittelt? Leugne, daß du dem Severino die verruchte That erzählt, daß du dich vor dem jungen Rocca Sera derſelben gerühmt, daß du dem lahmen Pantaleone den Sold deiner Miſſethat gezeigt. Hätten wir unſern Verdacht geoffenbart, du hätteſt all jene Zeugen aus der Welt geſchafft, das Blutgeld vergraben, das du noch bei dir trägſt. Gib es heraus das Gold der Schande. Ich, das Haupt der Familie, befehle dir's."

Zitternd und ehrfurchtsvoll zog Moro die zwei Louisd'or aus der Patrontaſche an ſeinem Gürtel, und gab ſie hin mit den Worten: „Mir liegt an dem Gelde nichts, aber Alles an der Rache. Gero war in Aurea verliebt, unſer Aller Feind, auſſer Carabelli's Hauſe... was konnte mich, Aurea's Verlobten, den Vetter Carabelli's, hindern, den Feind unſchädlich zu machen?"

„Abſchaum unſers Vaterlandes! Nicht um alle Schätze der Welt durfte ein Korſe den Korſen an die Fremden verrathen!" herrſchte ihm Carabelli zu, indem er ihn zu Boden drückte, daß er in die Kniee ſank:

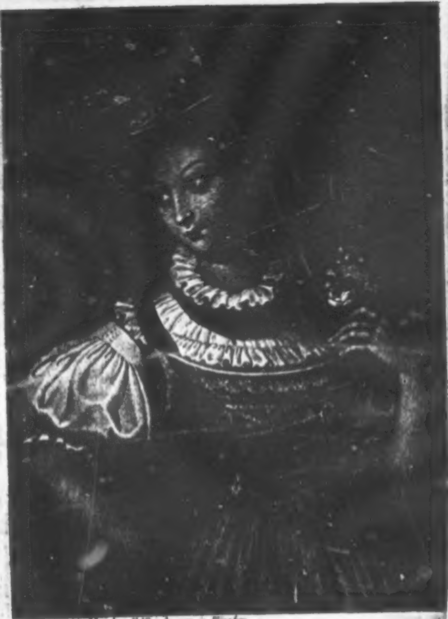
„Hier iſt der Ort, wo du deine Strafe erleiden mußt! hörſt du die Glocke, welche dein Opfer zum Tode ruft? Stirb auch du!“ Mit geübter Fauſt ſtieß der Alte dem Verräther das Stilet in die Bruſt, daß er nicht mehr zuckte, und ſagte dann mit einem gewiſſen Heroismus zu Mortagno: „Trage dieſes Geld zum nächſten Thor, gib es dem erſten beſten Offizier, daß er es dem General zurückbringe. Er nehme das Blutgeld mit ſich in ſeine Heimath, und gedenke mit Achtung des edlen Volks, das, obſchon durch ſeine Tyrannen aller Geſetzlichkeit beraubt, dennoch in ſeinen eignen ſtrengen Sitten die Mittel findet, ſolche Niederträchtigkeit zu tilgen, wenn auch im Blut der eignen Söhne.“

Mortagno beſtellte den Auftrag, die Goldſtücke wurden dem General gebracht, eine menſchliche Rührung bemächtigte ſich des Befehlshabers, und er gebot mit der Hinrichtung Geronimo's einzuhalten, wenn es noch Zeit wäre. — Noch befand ſich der arme junge Mann unter den Lebenden, und vermochte kaum zu begreifen, woher ſeine Begnadigung komme. Der General ritt ſelbſt auf den Platz, aber Geronimo fand keine Worte des Danks. „Ich beging kein Verbrechen,“ ſagte er ruhig: „Man zögerte zu lange mit dem Abſchied, und dennoch konnte er mir nicht verſagt werden.“ — „Trotzkopf!“ rief ihm ſein ehemaliger Sergeant zu: „Am Tage, da du entwichſt, kam der Abſchied zu Baſtia an.“ — „So liefert mir ihn aus; die Genueſer, in deren Klauen Ihr uns zurücklaßt, möchten ſonſt das Spiel von vorne wieder beginnen.“ Der General lächelte und verſetzte: „Der Abſchied ſoll dir werden. Ziehe hin in Frieden, du Wilder, und ſchäme dich, daß franzöſiſche Erziehung nichts Beſſeres aus dir zu machen im Stande war."

Mit einem ſoldatiſchen Gruße empfahl ſich Geronimo, und ging vom Platze, umringt von einer Menge Menſchen. Ein Weib drängte ſich hervor und faßte ſeine Hand. Kaum erkannte er in der Weinenden die Muhme Fiora. Sie war nach ſtädtiſcher Sitte gekleidet und ein Offizier ſtand neben ihr. Zu dieſem gewendet und zu einer Dame, die am Arme des Offiziers hing, ſchluchzte Fiora: „Sehen Sie, mein Herr, ſehen Sie Madame, das iſt der edle Mann, der mich dem Tode entriß. Sieh, Gero, dieſem ritterlichen Herrn verdanke ich meine Rettung aus Suzzoni's und ſeiner gierigen Geſellen Klauen. Er war mit bei jenem entſetzlichen Auftritt, er nahm ſich meiner an, und Suzzoni, deſſen Degen ſich mit dem ſeinigen kreuzte, fiel von ſeiner Hand." — „Deſto beſſer, ſo hat die Blutrache weniger zu thun." — „Seine Wohlthat zu krönen, will mich der Herr Marquis im Gefolge ſeiner Gattin nach Frankreich führen, dort für meine Zukunft ſorgen." — „Deſto beſſer; auf Korſika haſt du keine Familie mehr, weil nicht die Hand eines Caituzzo ſich mit Suzzoni's Blute färbte."

Fiora ſah ſich zufällig um, und entfloh plötzlich mit dem Rufe: „Weh mir, der Vater!" Ihre Begleiter folgten ihr, aber Geronimo ging ſtracklich auf den alten Caituzzo los, der mit Pepe und Roja und Anderen die Straße kam, nachdem er durch Liſt und Winkelzüge den Eingang in die Stadt erbettelt. Mit tollem Geſchrei des Entzückens ließen ſich die Verwandten in die Arme, und Caituzzo wurde faſt närriſch vor Freude, da er ſeines Vetters völlige Freilaſſung erfuhr. „Ich vergebe Dir Alles!“ rief er: „ſelbſt den Streich mit Fiora, um die ich mich nicht mehr bekümmern will. Komm aber nur geſchwind in unſere Berge, von denen wir ſtiegen, um deine Leiche zu ſtehlen. Deſto beſſer, daß wir einen lebendigen Burſchen mit uns führen, der gewißlich vor Begierde brennt, die Carabelli's zu ſtrafen, welche ihn verriethen.“ — „Nicht doch, lieber Ohm; für die Unthat des Moro kann ſeine Sippſchaft nichts.“ — „Ei, ſo nimm dich nicht der Schufte an;“ brummte einer von Caituzzo's Begleitern, in deſſen Zügen Geronimo Taddeo's Geſicht wieder fand: „Wenn ich wieder auf unſern Bergen erſcheine, ſo gilt's einen Vertilgungskrieg mit den Carabelli!“ — „Kennſt du den Vetter nicht?“ fragte Caituzzo: „Gib ihm die Hand, wir trafen ihn am Eingang in die Stadt, er geht mit uns, bleibt bei uns.“ — „Wie, der Mönch im Bauerkleide? Wie begreife ich das?“ — „Nichts Leichteres,“ lachte Taddeo: „der Biſchof hat mich abſolvirt, weil die, ſo ich dem Corſaren verkaufte, noch ſchlechter waren als ich, hat mein Gelübde gelöſt, und die Republik wird meinen Bann aufheben; ſo iſt mir's verſprochen. Darum bin ich der Eure in Leben und Tod.“

Während dieſes Geplauders waren ſie durch das Thor über die Brücke gekommen, und wendeten ſich links an der Mauer hin. Eine bewaffnete Parthei kam ihnen entgegen. „Tod den Caituzzi!“ ſchrie ſie wie aus einem Munde. „Verderben den Carabelli!“ antwortete Taddeo mit ſeinen Geſellen, und von beiden Seiten krachten in dieſem plötzlichen Handgemeng die Büchſen los, blitzten die Meſſer in der Luft. „Heilige Maria!“ brüllte Taddeo und ſtürzte in den Staub. Dieſer jähe Tod, kaum im Beginnen des Kampfs, ſchaffte Ruhe, und die beiden Stämme, umgeben von den herzulaufenden Landleuten, im Angeſichte der Franzoſen auf den Wällen, die ſich um den Streit nicht kümmerten, wie auch nicht um Moro's Tod, fingen an zu capituliren. Geronimo und Mortagno, friedlicher geſinnt, verſuchten die Vermittlung. Sie rechneten vor, daß nun von beiden Seiten eine gleiche Zahl von Opfern gefallen ſey, daß in Taddeo die Wurzel des Haders ausgerottet worden, daß des gemeinſamen Vaterlandes Wohlfahrt gerade jetzt Eintracht erfordere. Die Gemüther neigten ſich zur Verſöhnung, doch ſprach Caituzzo mit aufwallendem Groll: „Wenn ich auch Alles vergeſſen wollte, wer vergibt den Verrath, den mein armer Gero faſt mit dem Hals gebüßt hätte?“ — Da führte ihn Mortagno zu der Leiche des Moro, und über dieſem Opfer barbariſcher Gerechtigkeit vergaben ſich endlich die Alten den Tod ihrer Söhne, reichten ſie ſich die widerſtrebenden Hände, umarmten ſich alle Glieder der feindlichen Stämme. Als die Trommeln der Franzoſen nach dem Hafen wirbelten, die Unterdrücker ſich auf ihre leichten Schiffe warfen, und Fiora der Heimath ein ewig Lebewohl ſagte, gingen die Caituzzi und Carabelli in feierlichem Zuge nach der Kirche, wo vor dem Hochaltare der Prieſter, der die letzte Meſſe des Tages las, die Verſöhnung der Familien einſegnete, und ihnen darauf den Leib des Herrn ſpendete. Wenige Monden ſpäter, mitten im neuen Sturme für des Vaterlandes Freiheit, verband der Pfarrherr von Iſolaccio Geronimo's und Aurea's Hände mit der heiligen Stola.



Zeichnung u. Stahlstich v. F. Fleischmann in München.

AFRA.

Vergiſsmeinnicht.

Taschenbuch

für das Jahr

1834.

Herausgegeben

von

C. Spindler.

BIBL. VNIV. LIPS.

STUTTGART

Hallberger'sche

vormals F. G. Franckh'sche Verlagshandlung

Vergissmeinnicht.

Taſchenbuch für das Jahr

1834.

Fünfter Jahrgang.

Von

C. Spindler.

Inhalt.

Seite.

Die Freileute von der Herrenwieſe. 1

Die Ulme des Bauern. 157

Der grosse Antlas zu München. 227

Erklärung der Kupfer.

I. Titelkupfer.

Zu der Erzählung: Der große Antlas zu München.

II. Eſther.

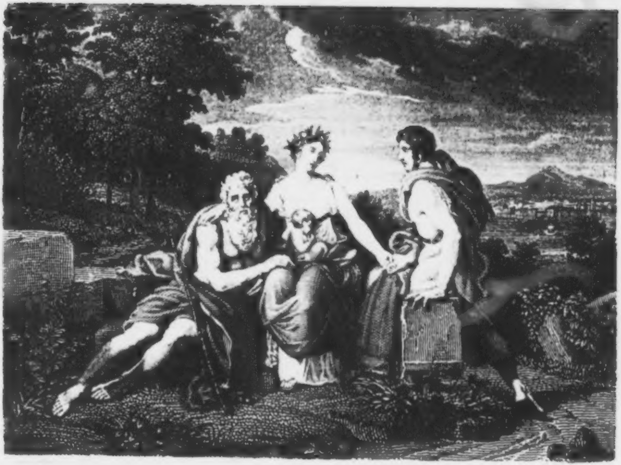
(Der Jude.)

Längſt befreundete Geſtalten erſcheinen hier unſern Blicken, oder tauchen, wie aus halbvergeſſenen Träumen, empor, und verſetzen uns in die bewegte Welt zurück, deren Zauber alle wieder lebendig werden, ſobald nur eine der ſchlummernden Saiten angeſchlagen wird, die der Dichter einſt mit voller Harmonie in unſerer Seele ertönen ließ. — Der Maler ergriff einen freundlichen Augenblick des großen Gemäldes, um die Eſther mit ihrem geliebten Dagobert in traulicher und ſeltſamer Zweiſprach vorzuführen; und indem der Beſchauer den Junker, gewappnet und hoch zu Roß, neben ihm die Jüdin, baarhaupt und mit wallendem Haar, erblickt, ſo gemahnt es ihn, als ſähe er die Seele der Dichtung im Bilde vor ſich wie in einem vielumfaſſenden ſtenographiſchen Zeichen.

III. Suzon.

(Der Invalide.)

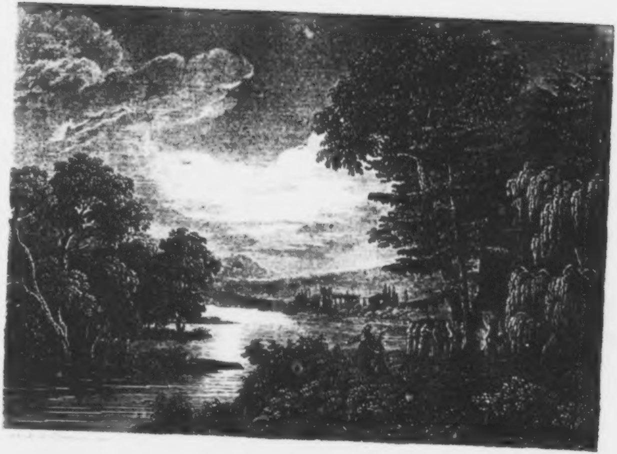
Wie im Juden die alte Zeit mit all ihren Schrecken ſich wiederſpiegelt, ſo führt der Invalide uns durch den letzten entſcheidenden Kampf des Alten mit dem Neuen, und als Gegenſtück zu der unglücklichen Eſther, deren Liebe nach ſo vielen Siegen dennoch nach der Palme der Entſagung greifen muß, glänzt Suzons liebliches Bild. Suzon iſt das ſtille Veilchen, über welches die wilden Kämpfe der Zeit als ſegnende Gewitter dahin ſtürmten. — — Eine hiſtoriſche Erklärung der beiden eben beſprochenen Bilder zu geben, hieße dem Leſer ein ſehr ſchwaches Gedächtniß zutrauen.



IV. Die drei Alter.

(Von Gérard.)

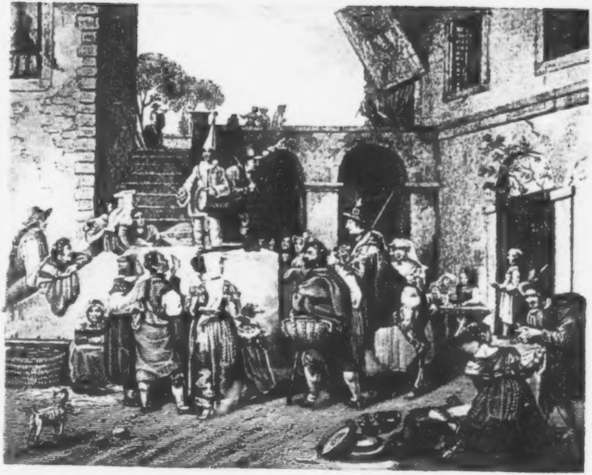
Der Beruf des Weibes: zu lieben, läßt ſich in allen ſeinen Beziehungen nicht ſchöner darſtellen, als der Maler es hier gethan; Mutter, Gattin und Tochter zugleich, umfaßt ſie liebend den Greis, den Mann und das Kind. — Der Greis blickt in freundlicher Ruhe der Scheideſtunde entgegen, ſorglos ſchlummert das Kind, und von beiden ab wenden ſich die Augen des Weibes, dem Gatten zu, den Hand und Blick zu feſſeln ſuchen.



V. Mondlandſchaft.

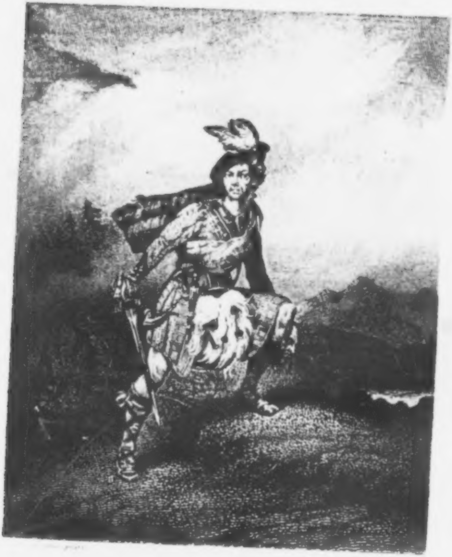
(Von Mademoiſelle Sarrazin de Belmont.)

Ein gut beleuchtetes Bild. Die Staffage ſtellt den trauernden Servilian vor, der in Begleitung ſeiner Freunde die irdiſchen Reſte ſeiner Gattin Fulvia im Begräbniß ſeiner Ahnen niederlegt. Der Mond muß zu mancherlei dienen, warum alſo nicht auch einmal zur Leichenfackel?



VI. Feſt zu Grotta Ferrata.

Die Italiener ſind ein genügſames Volk, und bei ihren Feſten iſt der Lärm die Hauptſache; — nicht, wie bei uns, das Ergebniß aufregender Mittel. Der Ciarlatano mit ſeinem Hanswurſt ſchreien von der Bühne wie — — die Zahnbrecher, denn ärger vermag kein ſterblicher Italiener zu toben, aber oft genug eben ſo. Der Beſchauer fühlt ſich verſucht, vor dem lebendigen Bild ſich die Ohren zuzuhalten. — In das tolle Gewirr hinab wiehert der Hanswurſt ſeine oft wiederholten Späſſe, unverſtanden, aber belacht; der ernſthafte Gefährte hat die lockende Geige unter den Arm genommen, und weist ſchreiend auf das Aushängeſchild, vor dem auf der Terraſſe ein anderer Lockvogel ſeine wilden Pantomimen durch Schwingungen eines Stocks zu verſtärken ſucht. Doch wie es ſcheint, verfehlen die Bemühungen der Drei ihren Zweck, denn das Volk hört ihnen zu, ohne verſucht zu werden, den Eintrittspreis an die gerühmten Wunder des verſchloſſenen Raums zu wenden. Haben die Gaffer doch das Beſte umſonſt, — den Lärm.



VII. Allan Mac Aulay.

(Von Horace Vernet.)

Allan Mac Aulay iſt eine der wilden Geſtalten des wilden Hochlands, durch deren lebhafte Schilderung Walter Scott ſeinen Romanen einen poetiſchen Anſtrich verlieh. Der Kopfabſchneider auf dem Bild iſt in dieſer Hinſicht eine der beſten Figuren, ſeine Geſchichte folgende:

Der Laird von Darlinvarach war Oberhaupt eines hochländiſchen Clans; ſein Schwager Aufſeher in den benachbarten Forſten des Königs. In Ausübung dieſes Berufs hatte dieſer das Unglück, mit allerhand Landſtreichern und Gaunern in verdrießliche Berührung zu kommen, und ſo auch mit den gefürchtetſten Räubern des Hochlands, mit den ſogenannten Kindern des Nebels, die ihn endlich einmal allein im Walde trafen, und mit ausgeſuchter Grauſamkeit ermordeten. Hierauf beſchloſſen ſie, die Nachricht von dem Mord ſelbſt im Schloſſe des Lairds zu überbringen. — Als die verwegenen Räuber dort anlangten, war der Herr eben abweſend, und die Hausfrau, zu furchtſam, ſie zurückzuweiſen, ließ ihnen Trank und Speiſe reichen.

Die Dame entfernte ſich einen Augenblick aus der Halle, in der die unwillkommnen Gäſte ſchmausten, und als ſie zurückkam, erblickte ſie auf der Tafel ihres Bruders blutiges Haupt, ein Stück Brod zwiſchen den Zähnen, und hörte, wie einer der Mörder ausrief: „Iß doch an dem reichbeſetzten Tiſch, iß doch!“ — Sie ſtieß einen Schrei aus und ſtürzte fort.

Als der Laird den andern Tage heimkehrte, ließ er die Wälder vergeblich nach ſeiner verſchwundenen Gattin durchſuchen, mit der er zugleich eine ſüße Hoffnung verloren ſah. Endlich ward nach mehreren Monden die Entflohene wieder gefunden; ſie war wahnſinnig, und blieb es bis nach ihrer Niederkunft. Doch ward ſie ſeitdem nimmer fröhlich. Das Knäblein aber, das ſie geboren', war geſund und ſtark, entwickelte die beſten Anlagen, und war ſeiner Mutter einzige Freude. Sie ließ ihren Allan nicht von der Seite, und ſo empfing er von ihr die erſten unverwiſchlichen Eindrücke, deren ſein düſtrer Charakter ſo empfänglich war. Als Allan ſiebzehn Jahr zählte, ſtarb ſie; kurz vor ihrem Tode hatte ſie eine geheime Unterredung mit ihm, deren Gegenſtand ſich errathen läßt.

Von dieſer Zeit an widmete der junge Allan Mac Aulay all ſeine Zeit ritterlichen Uebungen, und übertraf darin bald ſeine Gefährten; nur brachte er nie ein Wildpret heim, obwohl er Tage und Nächte lang ſich im Walde umhertrieb. Dabei zeigten um dieſe Zeit ſich die Kinder des Nebels wieder in der Gegend, und erregten im Laird neue Beſorgniſſe.

In einer ſtürmiſchen wilden Nacht waren dieſe Beſorgniſſe beſonders rege in dem Vater, und ſchon ſprach er davon, ſeine Leute nach dem unſtäten Allan auszuſenden, als dieſer mit dem Ausdruck ſtolzen Selbſtbewußtſeyns in die Halle trat. „Ei,“ ſagte der Laird: „ich bin nur ein paar Stunden im Wald geweſen, und habe einen Dambirſch geſchoſſen, und Du bringſt nichts zurück, obſchon Du den ganzen Tag wieder Dich herumgetrieben." — „Weißt Du das gewiß?" fragte Allan entgegen; und holte mit bluttriefender Fauſt einen Menſchenkopf aus den Falten ſeines Plaids. „Findet mir ein edleres Wild!" rief er. Die Anweſenden erkannten an dem rothen Bart, an den ergrauenden Haaren, und an den wilden Zügen in dem Erſchlagenen den furchtbaren Führer der Kinder des Nebels, den blutigen Hector, der einſt des Lairds unglücklichen Schwager ermordet.

Vergebens war von da an alle Mühe, den jungen Allan aus dem Wald entfernt zu halten, weil er ſich ſtets der Wachſamkeit ſeines Vaters zu entziehen wußte, um ſeinem rauhen Waidwerk nachzugehen, bis endlich die Kinder des Nebels in ihm den überlegenen Feind erkannten, und die Gegend mieden, wo ihnen Allans Liſt und Muth gewiſſen Untergang drohten.

Die

Freileute von der Herrenwieſe.

Die Freileute von der Herrenwieſe.

»Der Schwed' iſt kommen,
Hat Alles weg g'nommen,
Hat d' Fenſter 'nein g'ſchlagen,
Hat 's Blei raus g'graben,
Hat Kugeln draus goſſen,
Hat Alles verſchoſſen.«

Die Ammen und Großmütter in Schwaben und im Rheinthal ſangen noch nicht gar lange dieſes Lied an der Wiege ihrer Enkel und Pflegekinder, denn kaum war der ſchreckliche Krieg vorüber, welcher dreißig Jahre hindurch das liebe Vaterland in Elend und blutigen Jammer geſtürzt hatte. Schier mit Verwunderung betrachtete der Bauer ſeine Felder, welche ungeſtört keimten und Erndte brachten, ohne von muthwilligen Fußknechten verſengt, von Roſſeshufen zertreten zu werden. Der Kaufmann dünkte ſich im Paradieſe, weil er ſeine Fracht von Markt zu Markt führen durfte, ohne vor Plünderung zu zittern. Der Bürger, in Städten und Flecken richtete wiederum ſein verbranntes Haus empor, die nackten Kirchen fanden wiederum ihren

Schmuck, der Friede ebnete allmählig die blutigen Geleiſe des Kriegs. Seine Hand ſchaffte zwar langſam, aber des Menſchen Seele iſt ſtets voll Hoffnung, baut ſich luſtige Schlöſſer über verkohlte Trümmer, vergißt ungeſäumt das Unglück, hält ſich feſt am Heil des Augenblicks.

So war Freude überall, und ein Jeder begierig, ſein verödetes Hauswesen zu ordnen, ſeinen geſchiedenen Lieben ein feſtlich Grab zu bereiten, die gezehnteten Geſchlechter durch Heirathen und Verwandtſchaftsbande zu verknüpfen, damit das Leben wiederum ein geſelliges, der Kranz der Häuslichkeit vollſtändig ſey. In dem Flecken Bühl, freundlich gelegen an der großen Heerſtraße, die von Frankfurt den Rhein aufwärts nach Freiburg und Baſel zieht, war beſonders viel Regſamkeit. Seine Märkte wurden zahlreich beſucht, ſeine Firſten ſtiegen fröhlich aus dem Schutt, Handel und Wandel blühte, und kein Tag verging, da nicht zu Bühl irgend ein Familienfeſt, eine Hochzeit oder Kindtaufe gefeiert wurde. So begab es ſich an einem Sonntage, daß ein reicher Bürger ſich mit großem Prunk verehlicht hatte, und nach der Ceremonie die vielen Zuſchauer derſelben luſtig plaudernd aus der Kirche gingen. Unter ihnen wandelten ehrbarlich zwei wohlgeputzte Mädchen, das Auge fromm zum Gebetbuche niedergeſchlagen, und wechſelten nur ſparſame Worte, bis ſie an die Hausthüre der Frau Lindle gelangten. „Willſt du nicht herein kommen?“ fragte Victoria, die Tochter der Wittib, ihre Begleiterin. „Gar zu gern,“ antwortete Marie, die Freundin, und folgte in das kühle Stübchen, und ſetzte ſich mit Behaglichkeit nieder, ſann eine Weile nach, während Victoria nach ihren Blumen ſchaute, und ließ ſich hierauf mit einiger Selbſtüberwindung vernehmen: „Liebe Victor', erlaube mir ein freundlich, wohlgemeintes Wort. Wir haben als Nachbarkinder Freud' und Leid zuſammen getragen, und es ſteht mir zu, in Deine Angelegenheiten mich zu miſchen. Da wir jetzt von einer Hochzeit kommen, ſo rede ich zur beſten Zeit, und frage Dich recht ſchweſterlich, ob Du wohl mit Fleiß bedacht, welchen Handel Du eingegangen biſt? Es wird nicht lange dauern, und Du ſtehſt auch vor dem Altar, wirſt eine Frau, und wir müſſen ſcheiden, von einander gehen, Eine rechts, die Andere links. Wiewohl mich dieſes ſchmerzt, ſo weiß ich doch, daß es einmal ſo kommen muß; aber ich möchte Dir Freudenthränen nachweinen, mich über Dein Schickſal nicht grämen. Beſinne Dich alſo recht, und ſage, ob Du mit dem Förſter glücklich ſeyn wirſt.“

Victoria hatte die Rede ihrer Freundin ohne einigen Widerwillen vernommen, und verſetzte: „Gute Marie, wie kann ich das vorausſagen? der liebe Gott iſt's, der uns Wohl und Wehe ſchickt, und die Ehen werden im Himmel geſchloſſen, ſagt die Mutter. Ich will's geduldig erwarten, und der Mutter gehorſamen, weil ſie meint, daß es mein Glück ſeyn würde. Du weißt nicht, wie eifrig ſie auf dieſe Heirath dringt. Ginge es nach ihrem Kopfe, ſo würde ich heute ſchon mit Herrn Eiſenhut getraut.“ — „Das begreife ich nun und nimmermehr. Der Förſter, von dem eigentlich

Niemand recht inne wurde, woher er ſtammt, der plötzlich aus dem wilden Walde von Allerheiligen herüber nach der Windeck kam, der Wittwer mit zwei unmündigen Kindern, ein Mann, ſo barſch und trotzig, daß ihn das Volk fürchtet, wie den Leidigen.... wie fing er's an, Deine Mutter zu gewinnen, und Dir zu gefallen, die wohl eines hübſchen Junggeſellen werth iſt?„

Victoria erröthete, indem ſie darauf die Antwort gab: „Frage mich nur immerhin, aber beſchreiben kann ich's nicht, wie ſich Alles gemacht hat. Die Mutter hat ein Stücklein Wald beſeſſen, weit hinten im Gebirg, das ſie mit ihren Augen niemals geſehen; der Vater ſelig tauſchte es vor langen Zeiten ein. Nun haben die Kriegsläufte meiner Mutter Gut viel geſchmälert, und ſie dachte daran, den Wald zu verkaufen. Er gehört in das Windecker Revier, und wie der Förſter, den die Herrſchaft hingeſetzt, weil ſein Vorfahr allerwärts betrog, wie Herr Eiſenhut, ſage ich, zum erſten Mal in unſern Flecken auf das Schloß kam, begegnete ihm die Mutter, und redete von dem Holz und deſſen Verkauf. Er gab ihr freundlichen Beſcheid, beſchrieb den Platz und ſeinen Werth, ſchalt auf den weggejagten Forſtwart, der manch ſchönen Stamm von dort verſchleifte, und ſchlug der Mutter vor, für ſeinen billigen Käufer zu ſorgen. Du mein Gott, ſie war ſo froh, und konnte nicht genug erzählen, wie der finſtere Jägersmann ſo artig und beredt geweſen. Daß er auch rechtſchaffen war, bewährte ſich in Kürze. Eines Morgens kam er, und brachte Geld für das Holz, und hatte mit vieler Mühe einen gerechten Käufer gefunden, der eine arme Wittwe nicht zu drücken verlangte. Die ſichtliche Freude, womit er die blanken Thaler hinzählte, wendete ihm mein Herz zu, und ich freute mich wie ein Kind, als er auch jede Belohnung ausſchlug, die ihm von der Mutter geboten wurde. Seitdem kam er oft an unſerm Hauſe vorüber, und grüßte freundlich herein, während er doch nicht einmal vor dem Vogt den Hut rückt, und beſuchte uns gerne, wenn die Mutter ihn herein rief. Da ſchwatzte er oft lange Stunden von dieſem und jenem, wie er im Dienſt an des Markgrafen Hofe geweſen, und endlich während des Kriegs in den finſtern Wald geſetzt worden, wo er keinen Nachbarn hatte, als das verödete Kloſter, und oft wochenlang kein menſchlich Angeſicht zu ſehen bekam. ....“

„Seiner Frauen Angeſicht und ſeiner Kinder ausgenommen ....,“ fiel Marie mit Vorbedacht ein. Victoria betrachtete ſie ernſthaft, ſchüttelte mißbilligend den Kopf, und ſagte: „Sey doch nicht boshaft; es ſteht Dir nicht an. Freilich erzählte er uns auch von ſeiner Frau, von ſeinen Kindern, und wie dieſe ſein Troſt in der Einſamkeit geweſen ſeyen, wie aber bald ſein Weib geſtorben, und er zu dem Schmerz über ihren Verluſt noch den Kummer empfunden, ſeine Kinder in der Wildniß nicht aufziehen zu können, wie ſich's gehört. Darum habe er beim Frieden getrachtet, wieder heraus in's Land zu kommen, und die Herrſchaft ſey ihm willig geweſen. Dieſes und viel Anderes vertraute er uns an, als ob er mit zur Familie gehöre, und die Mutter wurde ihm ſtets freundlicher, ſo wie ich von Tag zu

Tag ihn beſſer leiden mochte. Da ſagte einmal die Mutter Abends zu mir; ich ſey im rechten Alter, mich zu verheirathen, und ſie wiſſe einen Mann für mich. Als ich nun neugierig fragte, nannte ſie mir Herrn Eiſenhut, und pries ihn, als hätte ſie damit was zu verdienen. Ich lachte; da ſie aber bald wieder davon anfing; ſo bedachte ich mich, und fand, daß die Mutter Recht hatte. Darum gab ich ihr mein Jawort, und wollte nur noch ein Jahr oder zwei warten. Damit war es jedoch nichts. Die Mutter vermeint eine Urſach zu haben, mit der Heirath nicht lange zu zögern.“

„Eine Urſache? Ei, welche denn?“ fragte Marie, und Victoria erzählte mit gedämpftem Tone weiter: „Es iſt gewiß nur ein Hirngeſpinnſt, das meine Mutter quält, aber alte Leute ſind leichtgläubig, und die Furcht, wenn auch eingebildet, nagt an ihrem Leben, ſo man nicht derſelben Meiſter wird. Höre denn. Vor manchen Jahren, ich war dazumal kaum zwölf Herbſte alt, lag in unſerm Hauſe ein Quartiermeiſter von den Schweden. Du erinnerſt Dich vielleicht des Mannes, denn wir lachten oft über ſeine rothe Naſe, und die Bosheit, womit er ſeinen Diener prügelte, wenn dieſer etwa irgend einen Fehler gemacht hatte. Der Quartiermeiſter war ein Deutſcher, ich glaube, aus Baiern gebürtig; er liebte den Wein, und vor Allem das Geld. Seinem General gefiel, unſern Flecken zu brandſchatzen, und ich weiß nicht, wie viel meine Mutter zahlen ſollte, und ſie hatte doch nichts als Schulden und die läſtige ſchwediſche Einquartierung. Alſo zahlte ſie nicht, und wurde verfällt in eine Strafe, die noch ſchwerer war, als ihre Schatzung, und der Schwede wollte ſie von Haus und Hof jagen, wenn ſie abermals kein Geld ſchaffte. Da nahm ſie in des Herzens Angſt ihre Zuflucht zu dem Quartiermeiſter, und der gab nach langem Weigern den Beſcheid, daß er jedes Unheil von der Mutter abhalten wolle, wenn ſie ihm dagegen Eines verſpräche. So zeigte er — die Mutter hat es mir lange nachher ausführlich erzählt — ſo zeigte er durchs Fenſter nach mir, die ich auf der Gaſſe ſpielte, und ſprach, der Krieg müſſe doch einmal ein Ende nehmen, worauf er ſich alsdann in Ruhe ſetzen wolle, und hernach müſſe mich die Mutter ihm zur Frau geben.“

Marie lachte hell auf; Victoria fuhr fort: „Auch die Mutter, trotz ihrer Furcht und Angſt, lachte, wie Du, aber der Quartiermeiſter blieb ganz ernſthaft, und meinte, er rede nicht im Scherz, und nur wenn ihm die Mutter heilig gelobe, ihm die Tochter aufzuheben binnen zehn Jahren, ſo wolle er den General umſtimmen, und ihre Habe retten. Sorgt nicht, liebe Frau, — hat er geſagt, und ſo lauteten ſeine eigenen Worte, — in zehn Jahren hat mich entweder der Böſe geholt, oder ich bin ein reicher Mann geworden, und hole meine Braut Victoria heim! — Weil der Quartiermeiſter keinen Spaß verſtand, auch dann und wann abſonderlich tolle Grillen hatte, nicht minder die Zeit drängte, that endlich die Mutter, wie der Narr wollte, und gab ihm das Verſprechen. Hierauf hielt er das ſeinige, legte der Mutter Schatzung und Strafe auf andere Leute um, die leider Gottes vielleicht noch ärmer waren, als wir, und die Gefahr war vorbei. Später iſt er mit dem Regiment fortgegangen, und hat kein Wörtlein mehr von ſich hören laſſen. Gewißlich ſtarb er irgendwo im Kriege, und nichts iſt uns von ihm verblieben, als ein ſchlechter Ring, den er mir beim Abſchiede ſchäkernd an den Finger ſteckte, indem er mich ſeine Braut nannte. Was hab' ich dazumal von ſeiner Narrheit gewußt! er hat mir wahrlich keine Sorge gemacht; aber die Mutter fürchtet ſich noch jetzt vor ſeiner Wiederkehr, und wünſcht deßhalb beſonders, daß ich von unſerm Flecken wegheirathen möchte, und eines Mannes Frau würde, der im Stande ſey, mich gegen Jedermänniglich zu vertheidigen.“ — „Dazu möchte freilich Herr Eiſenhut beſonders taugen, aber ...“ — „Still, Du böſes Kind, da iſt die Mutter!“ —

Die Wittib trat geſchäftig in weitfliegendem Kirchenmantel ein, und ihr Geſicht verkündigte die größte Zufriedenheit. Mit ſchelmiſchem Lächeln rief ſie der Tochter zu: „Geſchwinde, mein Herz, geſchwinde beſorge die Küche, denn wir wollen eine kurze Mahlzeit halten, und darauf einen Luſtgang thun, den jede Hochzeiterin mit Freuden wandelt. Herr Eiſenhut ſchickte einen Treibknecht herein, und ließ mir bedeuten, daß er heute feiere, und von Herzen erbötig ſey, uns in ſeinem Junggeſellenhauſe zu bewirthen, wenn wir ihm die Ehre ſchenken wollen.“ — „Wir in ſeinem Hauſe?“ fragte Victoria beklommen, und die Mutter verſetzte: „Ei freilich, muß das nicht einmal geſchehen? Dir ſteht es zu, Speicher, Stube, Keller und Garten mit hellem Blicke zu betrachten, ehe Du ihre Schlüſſel annimmſt.“ — „Ja ſo,“ lispelte Victoria etwas blöde, grüßte die Freundin, und ging nach dem Herde. —

Die Mutter wendete ſich zu Marie: „Ich hoffe nicht, Schreiner's Marie, daß Du meinem Mädel ſchwarze Käfer in den Kopf geſetzt? Das wäre nicht ſchön, könnte nimmer mir gefallen. Ihr junges Volk verſteht nichts von ernſthaften Dingen, und nehmt Alles für Gold, wenn es nur gleißt.“ — „Ach behüte, Frau Lindle. Die Victor' iſt feſt wie Eiſen, und ich käme ſchön bei ihr an, wenn ich verſuchen wollte .....“ — „Deſto beſſer. Den Gehorſam hat Gott lieb. Er wird Dich einſt mit einem braven Manne ſegnen, wenn Du meiner Tochter Herz nicht vorwitzig tribulirſt. Mir kam jedoch das Mädel ein wenig beſtürzt, ſchier betroffen vor.“ — „Wollte Gott!“ dachte Marie bei ſich ſelber, und beurlaubte ſich, ſobald es anging, von der Wittwe, die emſig den kleinen Tiſch deckte, und mit Vergnügen wahrnahm, daß ihre Victoria die Heiterkeit wieder gefunden, als ſie die Riegelgerſtenſuppe auftrug.

Das Mädchen war keineswegs in Verſuchung, von den Zweifeln ſeiner Jugendgeſpielin bekehrt zu werden, aber der Gedanke, heute zum erſtenmal des Bräutigams Wohnung zu betreten, ſeine Kinder zu ſehen, hatte die jungfräuliche Bruſt eng zuſammengeſchnürt. Das Geplauder der Mutter, das eigene Beſtreben, ſich zu ermuthigen, beſſerte ſchon ſehr die augenblickliche Verwirrung, und was noch von Unruhe in Victoria's Seele zurückgeblieben, verſchwand auf dem Gange nach dem Schloſſe Windeck, in der heitern Luſt. Die Saaten ſtanden ſo ſchön, die Bäume rauſchten ſo mild, von den Bergen wehte erquickende Kühle, und die Thürme der zerſtörten Burg prangten heute doppelt, umwebt von goldnem Sonnenſchein. Hoffnung und glückliche Zuverſicht trugen auf ihren leichten Schwingen Mutter und Tochter, ohne daß ſie es merkten, den ſteilen Schloßpfad hinan, bis an den tiefen halbverſchütteten Graben. Hier ruhten ſie, der prächtigen Fernſicht zu genießen, und Frau Lindle pries die Tochter ſelig, in ein Haus zu ziehen, vor deſſen Fenſtern die Reiche der Welt offen lagen. „Wahrlich,“ ſagte ſie mit einem gewiſſen Stolze: „Du wirſt mit keiner Fürſtin tauſchen wollen, Victor'!“

Dieſer Triumphrede antwortete ein Schuß aus einem Böller. Die Weiber erſchracken, während noch der zweite und dritte Schuß von der Zwingmauer donnerte. Aber dankbares Lächeln verklärte ihr Geſicht, da jenſeits des Grabens eine bunte Fahne geſchwungen, ein helles „Vivat“ gerufen wurde, und bald darauf der Förſter ſelbſt aus dem Thore kam, ſeine Gäſte fröhlich zu empfangen. — Er hatte ſich in den ſchönſten Rock geworfen: grau mit grünen Streifen beſetzt, an Kragen und Aufſchlag mit ſchmalem Golde verziert. Auf dem Hute ſtolzirte der Buſch, roth und gelb, vereint mit grünem Bruch und wildem Gefieder, der Hirſchfänger war blank geputzt, das Hornfeſſel zierlich umgehängt. Das finſtre Geſicht ſchien von Freudenlichtern erhellt, die ſonſt wenig gefärbte Wange von Morgenroth beſtrahlt. „Willkommen!“ rief er den Frauen entgegen: „Seyd von Herzen willkommen, und möchte ich ſchier waidmänniſch euch begrüßen, da eine von euch meine biedere Jägerin zu ſeyn verſprochen hat.«

Victoria antwortete freilich nicht, ſchielte nur unter geſenkten Wimpern hervor nach dem ſtattlichen Manne, und meynte ſtets mehr und mehr, die Mutter habe gut getroffen, und es werde ſie nicht reuen.

Darum reichte ſie, während Frau Lindle das Wort nahm, ohne Ziererei dem Jägersmann die Hand, ging an ſeiner Seite über die wankende Brücke, durch das Thor, weil dazumal noch ſchier der ganze Umfang der Burg leidlich erhalten war, wenn ſchon das Innere in Trümmern lag. Auf dem kleinen Hofe ſtand des Förſters Haus über den alten Kellern des Schloſſes; eine feſtgebaute Wohnung, weit in die Thäler und über den Rhein ſchauend, wie ein Luginsland. Zwei Hunde hielten an der Thüre Wacht; auf der Schwelle ſaßen, lieblich an einander gelehnt, zwei hübſche Kinder von gar geringen Jahren, ein Bube und ein Mägdlein. — Wie nun die Hunde bellten, ſagte Herr Eiſenhut ſtreng zu ihnen: »Still da, Geſell! zurück mit dir, Waldfrau! Reſpekt vor meinen Gäſten!« — Alſobald verkehrte ſich der Hunde Ungeſtüm in freundliches Schmeicheln zu Victoria's Füßen, und der Förſter winkte nun den Kindern. »Vor, heran, Etzel; herbei, Du kleine Holda, küßt eurer Mutter die Hand!«

Die Kinder liefen folgſam heran, thaten nach des Vaters Willen, hingen ſich an ſeine Kleider, und fragten verwundert: »Iſt das die Mutter? kommt ſie einmal wieder? Ach, wie lange hat ſie uns allein gelaſſen!« — Der Förſter runzelte die Stirn, aber Victoria, die

Weiblichkeit nicht verläugnend, griff ſchnell nach den Unmündigen, zog ſie, auf die Kniee ſinkend, an ihre Bruſt, küßte ſie von Grund des Herzens, und ſprach zu dem Bräutigam: „Scheltet nicht die Kleinen, lieber Herr. Laßt mich für ihre leibliche Mutter gelten, und verberget ſelber nicht die Trauer, welche Eure Stirn verdüſterte. Die Klage um die zu früh geſchiedene Ehefrau iſt ja eine Bürgſchaft, daß Euch des Weibes Treue werth iſt. Ich möchte nicht dieſer Kinder Mutter heißen, wenn Ihr nicht der Verſtorbenen Gedächtniß ehrtet.“ —

Der Förſter, ſichtbarlich ergriffen, zwang das ſaure Antlitz, ſüß zu ſehen, und betrachtete mit Vergnügen das Bild zu ſeinen Füßen. Frau Lindle war dagegen peinlich berührt von der Rede ihrer Tochter, gab auch der Letztern zu verſtehen, wie es ſich für eine Jungfrau nicht gezieme, alſo frei von der Bruſt zu ſprechen. Ein Blick aus Victoria's Augen beſänftigte ſie zwar; — ſie liebte ihr Kind unſäglich, — aber noch blieb in ihren Gedanken ein bittrer Zweifel zurück, den ſie nur ſchüchtern anzuſchlagen wagte. „Wie heißen die lieben Kleinen?“ fragte ſie den Förſter ganz unſchuldig, und dieſer antwortete unbefangen: „Etzel der Bube, Holda das Mägdlein, Frau Mutter.“ — Die Wittwe machte bedenkliche Augen, und folgte ſinnend ihrem zukünftigen Tochtermann in ſein beſcheidenes Haus.

Stube und Kammer waren ſauber gefegt, geſcheuert, mit Tannenreiß geſchmückt, blanke Gewehre hingen an den Wänden, das ganze Rüſtzeug eines erfahrnen Jägers war prahlend zur Schau geſtellt. Die Blicke der Mutter richteten ſich alſobald auf ein mächtiges Kruzifix, welches aus dem Winkel ſich ſchief über den Ahorntiſch vorbeugte, und ſie achtete höher, dieſes Merkmal der Gottesverehrung in des Förſters Wohnung zu finden, als die blendendweiß gedeckte Tafel, worauf den Gäſten Erfriſchungen vorgeſtellt waren, wie des Waldes Einſamkeit ſie zu ſchaffen vermag. Herr Eiſenhut bot ſeinen Freundinnen bequeme Sitze, nahm an ihrer Seite Platz, und winkte einem Menſchen, der ſich an der Thüre hielt, herbeizutreten, und eines Mundſchenken Amt zu verwalten. — Dieſer machte einen gar ſeltſamen Tiſchdiener, indem er ſich viel zu ſtolz für einen Knecht geberdete, wenn er ſchon für einen Herrn zu demüthig war. Er that Alles gleichſam nur, wie aus Gefälligkeit, und öfters ſchienen ſeine tiefliegenden Augen ſpottweiſe zu ſagen: Was kümmere ich mich um euch? was frage ich viel nach euch? — Dennoch richteten dieſe gefährlichen Augen ſolchen Uebermuth vornehmlich an die Mutter Lindle und an den Förſter ſelber. Für die Braut war der hagere, trockene Menſch ganz Auge und Ohr, verfolgte ſie beinahe mit ſeiner Dienſtfertigkeit. Als die einfache Victoria ſich der geſchäftigen Zudringlichkeit kaum erwehren mochte, und in ihrer Verwunderung den Menſchen beſſer in's Geſicht faßte, wendete ſie ſich bald von dem unſchönen Antlitz, welches nach allen Richtungen zerhackt und zerſetzt war, als hätten es Scheermeſſer durchſchnitten. Unter der narbenvollen Stirne die hohlen Augen, dann die trotzige Naſe, der Mund mit dicken Lippen...., ein übles Geſicht mit einem Wort. Kaum drehte daher der häßliche Mundſchenk den Rücken, als auch die Braut ihren Verlobten ſchüchtern fragte, wer Jener ſey. Der Förſter antwortete mit niedergeſchlagenen Augen: „Mein Bruder iſt's, mein älterer Bruder Roman. Ein verwegner Menſch, der den Teufel nicht fürchtet, und in den verwichenen Kriegsläuften gar lange die Jägerei an den Nagel hängte, um die Muskete oder den Pallaſch zu handhaben. Er iſt ſeit kurzem wieder bei mir, mein Jägerburſch; ein Mehreres wird im Leben nicht aus ihm." — „Das glaube ich," verſetzte Victoria langſam, und die Mutter fügte bei: „Euer Bruder hat nicht Euer gut Gemüth, Herr Eiſenhut; an Eurer Stelle wüßte ich, was ich thäte. Das wilde Geſicht ſollte mir nimmer die Honigwochen vergällen." — Mit leiſerer Stimme antwortete nun der Förſter: „Gebe ſich die Frau Mutter nur zufrieden. Ich will bis dahin ſchon reines Haus machen." — Ein dankbarer Blick Victoria's belohnte im voraus die gefällige Verheißung, und weil Roman juſt wieder in die Stube trat, wechſelten die Tiſchgenoſſen ihre Reden, erhoben ſich auch bald, um des Hauſes Gelegenheit völlig zu beſichtigen.

Da nun Herr Eiſenhut die Frauen hin und wieder führte, ſprach er mit einiger Wehmuth: „Ich zeige euch freilich eine verödete Wirthſchaft, worinnen Ordnung und Segen fehlt. Die Hand einer braven Hausfrau waltete hier noch nicht; mein Vorgänger war unbeweibt, und hinterließ mir Alles, wie ihr es findet. Seht den Speicher voll Staub, ſeht die Spinnweben an des Kellers Bögen, ſeht den Garten, wild von

Sengneſſeln verwachſen, daß ſchier die paar Obſtbäume darunter erſticken! Hier iſt der Schrank, der mein Getüch enthält; ſchaut die Verwahrloſung, ſchaut meine Armuth. Da iſt mein Sparſchatz; o lacht nicht über den geringen Nothpfennig. Was vorhanden iſt, habe ich mit ſaurer Mühe zurückgelegt, und ferner hat's keine Noth, weil unſer gnädigſter Herr ſeine Diener mit freigebigem Sold bedenkt. Mit Gottes und eines braven Weibes Hülfe denke ich noch auf einen grünen Zweig zu kommen, und fragt ſich's nun, ob die werthe Jungfer das Ihrige bald thun will, ſolche Hoffnung zu bewähren. Sie rede ohne Zwang. Als ein rechtſchaffener Mann bekannte ich meine Armuth, geſtand meine Hoffnungen.“

Nicht nur die zartfühlende Victoria, auch die kältere, berechnende Mutter war gerührt von der unverſtellten Aufrichtigkeit des Förſters, und wie die Erſtere mit geſenktem Haupte und erröthender Wange dem Bräutigam den beſten Beſcheid gab, ſo zögerte auch die Letztere nicht, zu ſagen: „Ihr ſeyd wahrlich ein braver Mann, und Gott belohne die Zuverſicht, womit Ihr auf ihn, den ſtärkſten Fels, Eurer Zukunft Haus baut! Ja, Herr Eiſenhut, eine biedere Hausfrau iſt ein köſtlich Ding, aber die Gottesfurcht das Fürtrefflichſte auf dem Erdboden. Noch einmal ſo freudig lege ich der Tochter Hand in die Eure, da Eure Frömmigkeit mir klar geworden iſt.“ — „Ei, Frau Mutter,“ verſetzte der Förſter lächelnd, „ein ächter Waidmann fängt Alles mit Gott an.“ — „Deſto beſſer,“ meinte Frau Lindle mit bedeutendem Kopfnicken: „ſo bitte ich von

Herzen Euch den Argwohn ab, der mich ſo wunderlich befiel, da wir zu Euch herauf kamen. Ich hielt Euch ſchier für einen Abtrünnigen von der alleinſeligmachenden Mutterkirche, für einen Widerſacher des wahren Glaubens.“ — „So? ei, warum?“ — „Beruhigt Euch; das Bild des Heilands in Eurer Stube und Eure Reden haben Euch genügend gerechtfertigt. Damit jedoch kein Spänlein zwiſchen uns bleibe, will ich geſtehen, daß die Namen Eurer Kinder mir ſeltſam in das Ohr gefallen ſind. Etzel und Hulda, ſtehen die im Heiligenkalender? belehrt mich, lieber Herr.“

Der Förſter war blutroth geworden, verſetzte jedoch ſchnell gefaßt: „Ich bin kein Doctor, Frau Mutter, bin ſchlecht bewandert in der Heiligen Legenden, verſtehe mich nicht auf die Namen der Märtyrer. Die Sache iſt, daß der Pfarrer, der die Kinder taufte, ihnen ſelber die Namen gab. Sie müſſen alſo wohl im Kalender zu finden ſeyn. Zudem ſind jenſeits im Gebirg und im rauhen Schwarzwald die Namen häufig, und werden viele Leute ſo gerufen.“ — „Mag ſeyn,“ entgegnete Frau Lindle, völlig zufrieden geſtellt: „ich war noch niemals in jenen Wäldern, bin niemals aus dem Flecken gekommen. Doch glaube ich, was Ihr ſagt, unverbrüchlich, und bitte nur, daß mir erlaubt ſey, meinen erſten Enkelchen wohlklingendere Namen zur Taufe zu wählen, denn auf die Fürbitter im Himmel kommt allemal beim Chriſten vieles an.“

„Es geſchehe, wie die Frau Mutter will,“ antwortete der Förſter gefällig, wagte, den Arm um die verſchämt zu Boden ſchauende Victoria zu legen, und rief: „Weil die Stunde ſo günſtig iſt, ſo beſtimmt auch unſern Ehrentag, werthe Jungfer Braut, liebſte Frau Mutter. Des Sommers Eintritt iſt gar nahe, und wie bald vergeht die ſchöne Zeit, worauf dann der Herbſt kömmt, der den Waidmann Tag für Tag zum Jagen in den Forſt ruft! Dann ziehen wir zu Holze, ſtreifen auf des Wildes Fährte, kehren müde heim, genießen kaum die Freuden der Häuslichkeit. Verſchiebt darum nicht mein Glück. Das Leben iſt für Jäger und Soldaten noch einmal ſo kurz, wie für andere Menſchenkinder.“ — Der Bräutigam ſchwieg, die Mutter ſah die Tochter an, deren feuchtes Auge ihr verſtohlen begegnete. Beſcheiden entfernte ſich Herr Eiſenhut von den Frauen, und da er nach kurzer Friſt zurückkam, fand er die Mutter allein, ſeiner wartend, und ſie ſprach mit tief bewegter Stimme: „Victoria ging ſchon voraus den Berg hinunter, und trug mir viele Herzensgrüße an ihren Hochzeiter auf. Zugleich will ich nicht verhehlen, daß, wenn es Euch gefällt, der Hochzeittag zu Jakobi ſeyn kann, eine Woche früher, eine Woche ſpäter, je nachdem ſich's ſchickt.“

Der Förſter neigte ſich entzückt vor der freundlichen Wittwe, und küßte ihre Hand, worauf Mutter Lindle ihre ſanften Thränen nicht zurückhalten mochte, dem Tochtermann vielmehr um den Hals fiel, ihn ſegnete, und ſchluchzte: „Machet ſie glücklich, Eure junge Braut. Sie verdient's, iſt fromm, wird eine gute Mutter ſeyn, wie ſie eine gehorſame Tochter geweſen.“ Der Förſter gelobte ſtumm, warum ihn mütterliche Angſt bat, und begleitete ehrbar die Wittwe den Berg hinunter. Victoria war ſchnell vorangeeilt. Auf der Höhe von Kappel ſtehend, erwartete ſie die Mutter. Der Förſter begriff, daß in dieſem Augenblicke ſchicklich ſey, die Braut in ihren Gefühlen und Gedanken nicht zu ſtören, winkte daher Victorien einen Abſchiedsgruß mit ſeinem befiederten Hute, beurlaubte ſich von ſeiner Schwieger, und ſtieg tapfer nach dem Schloſſe zurück. Er ſah von ferne, wie auf der äuſſerſten Mauer, über tiefem Abhang ſein Bruder ſtand, mit verſchränkten Armen an einen Pfeiler gelehnt, hinausſtarrend nach dem Pfade, worauf die Wanderinnen der Heimath zuſchritten. Als der Förſter den Burgraum betrat, rührte ſich der Bruder immer noch nicht von ſeiner Stelle, bis er ſeinen Namen rufen hörte. Unwillig ſtieg er von ſeinem gefährlichen Söller, ſchlenderte in den Hof, fragte rauh: „Was willſt Du, Heribert?“ — „Was machſt Du oben auf den Trümmern?“ fragte der Bruder entgegen; „ich liebe ſolche Keckheit nicht. Um eines Menſchen Leben iſt es bald geſchehen, und Dein Hals mehr werth, als das Genick einer Klettergeis.“ — „Das meyn' ich auch,“ lachte Roman; „ich bin jedoch geſchickt, und leide nicht am Schwindel.“

Als der Förſter in die Stube kam, und den Tiſch noch nicht abgeräumt fand, ſchalt er des Bruders Trägheit, und ſetzte hinzu: „Sieh, Du fauler Mann, wie die Hunde lechzen. Du vergaßeſt ſie zu füttern, reines Waſſer ihnen vorzuſtellen.“ — „Nun, und wenn auch?“ entgegnete Roman mit grober Art: „Der Hund verhungert und verdurſtet nicht. Hatte ich nicht alle Hände voll zu thun, Deine Gäſte zu bedienen? dem fleißigen

Arbeiter gehört eine Ruheſtunde. Mich wundert überhaupt, wie Du ſolchen Pfifferlings gedenken magſt? ginge ich auf Freiersfüßen, ich vergäße Haus und Hund darüber.“

Was Roman gerade wünſchte, that auch Heribert, der ſich auf die niedrige Bank vor dem Hauſe ſetzte, den Kopf in die Hand ſtützte, des Bruders und ſeiner Unzufriedenheit vergaß, um nur an die Braut zu denken. Roman ſtrich indeſſen wie eine falſche Katze hin und her, näherte ſich, während er ſeine Geſchäfte verrichtete, dem Förſter in immer engeren Kreiſen, ließ ſich zuletzt neben ihm nieder, ſprechend: „Du haſt Dir ein ſauber Weibsbild ausgewählt, das muß ich ſagen.“ — „Findeſt Du?“ fragte Heribert zerſtreut, und mit geheuchelter Kälte fuhr der Andere fort: „Bei meiner Treu, wie Milch und Blut. Ein ſchlanker Leib, das Ding; kaum zwanzig Jahre alt, mit Haut und Haar; unſchuldig ohne Zweifel, obendrein.“ — Der Förſter richtete auf Roman einen jener Blicke, welche dem Jägerburſchen allzugut bekannt waren, als daß er auf der angeſchlagenen Saite hätte fortklimpern mögen. Darum begann er nach einigem Beſinnen mit gleichgültigem Ton: „Iſt ſie reich?“ — „Gerade nicht arm.“ — „Du biſt ein Glückskind; einen guten Dienſt, ein luſtig Revier, ein ſchönes Weib in's Haus .... das Alles muß ſich unſereins vergeben laſſen.“ — „Deine Schuld, Deine eigene Schuld, Roman.“ — „Haha! das alte Lied!“ — „Ich werde nimmer müde, Dir's vorzuſpielen, mein Bruder. Vielleicht beſſert Dich's mit der Zeit.“

Roman lachte ſpöttiſch, ob er ſchon das Geſicht mißfällig verzog, als ſein Bruder gelaſſen fortfuhr:

„Hätteſt Du was Rechtſchaffenes gelernt, ſo ſtände es anders mit Dir. Du hätteſt einen ehrlichen Dienſt, wie ich, und wärſt nicht ein Jägerburſch aus Gottes Zorn, oder vielmehr aus deines Bruders Gnade, ſintemalen ich Dich nur Schandenhalber wehrhaft machte, ob Du gleich weniger verſtehſt, als mancher Lehrburſch. Dir war jedoch die Arbeit gehäſſig, und die Faullenzerei angenehm; bald pürſchteſt Du im Wald, bald zogſt Du mit den Soldaten. Da wurde aus Dir ein loſer Geſell, und Dein ſtörriſcher Kopf, der niemals Ruhe gibt, ſich alle Welt zum Feinde macht, hat vollends Alles verdorben. Sage mir, was geſchehen ſoll, wenn ich von Dir die Hand abziehe?“

Roman zuckte grinſend die Achſeln, und antwortete: „Ja, Heribert! Du biſt der weiſe Salomo, über Deinen Witz geht nichts in der Welt, und hat ihn Gott der Herr ſchon am erſten Schöpfungstage gemacht, weil dieß Geſchäft jedem andern vorging. Ich weiß das wohl, bin ein Dummkopf gegen Dich, würde als ein Eſel verhungern, flögen mir auch, wie Dir geſchieht, die Spatzen ſchon gebraten in das Maul. Sage mir aber Deinerſeits, was ich in Deinem Hauſe vorſtellen ſoll, wenn Du heiratheſt? Bisher gings unter vier Augen noch ganz gut, aber Deiner neuen Sippſchaft will ich nun und nimmermehr den gehorſamen Diener machen.“ — „Das ſollſt Du auch nicht.“ — „Was ſoll ich denn? wirſt Du mich zum Teufel jagen?“

Der Förſter maß ihn mitleidig, entgegnete kurz: „Ich jage dich nicht, wenn ich gleich alsdann in meinem

Hauſe keinen Platz mehr für Dich habe.“ — „Freilich; dem Brautbett muß der faule Roman weichen.“ — „Behalte Deine armſeligen Späße für Dich, und höre mir zu, oder laß mich allein.“ — Da Roman hierauf nicht von dannen ging, aber ſein Ohr hinreckte, fuhr Heribert fort: „Ich hab' an die Herrſchaft einen Bericht gemacht, daß auf den Blättig ein eigener Forſtknecht geſetzt werde, weil mein Revier zu groß, gar ſchwierig zu begehen iſt. Zu jenem Dienſt habe ich Dich vorgeſchlagen, und hoffe mit Grund der Gewährung entgegen.“ — „Schönen Dank; Du ſorgſt für mich, wie der Erzvater Jakob für den rauhen Eſau geſorgt hat. Der Markgraf wird nichts Eiligeres zu thun haben, als Dir zu willfahren, weil Dir alles glückt, während mir bei jedem Schritt ein Waidmann geſetzt worden iſt. Aber mir thuts leid, wirſt einen andern Forſtknecht vorſchlagen müſſen. Auf den Blättig zieht Roman in ſeinem Leben nicht.“ — „Und warum nicht, Undankbarer?“ fragte Heribert unwillig. — „Ei, ich will nicht dort oben als ein Eremit zu Grunde gehen, und in Schnee und Eis verkümmern, während Du an warmer Bruſt, in weichen Armen ruhſt. Der Krieg hat mich verſchleckt gemacht. Lieber ziehe ich wieder in den Krieg, als auf den Blättig.“ — „So thu' was Dir beliebt,“ fuhr Heribert ungeſtüm auf, „am Jakobifeſt halte ich Hochzeit, und es muß ſich ändern zwiſchen uns, ſo oder ſo. Das iſt Dein Beſcheid, mache einen Vers daraus, und laß mich ungeſchoren.“ Hiemit ſtand der Förſter unverweilt auf, ging zu ſeinen Kindern, und überließ den Bruder ſeinen Betrachtungen. Roman überlegte mit finſtern Augen das Geredete, und ſagte vor ſich hin: „Zum Jakobifeſt? eine kurze Zeit, aber wieder eine lange Zeit. Für den Thoren ſind die ſechs Wochen bald herum, für den Klugen kann darinnen viel gethan werden. Ich will in den Forſt gehen, wo die Blätter dem Menſchen ſo geſcheute Dinge zuflüſtern, und ſpintiſiren.“ — Hierauf nahm er ſein Gewehr aus der Stube, warf es über die Schulter, lockte den fleckigen Geſell, und ſchlenderte aus dem Hofe. Der Förſter ſah ihn durchs Fenſter, und rief ihm nach: „Joho, Roman, was willſt Du heut im Walde an dem Tage des Herrn?“ Aber Roman that, als hörte er nicht, und ſang, daß es wiederhallte: „Hätt' ich nur tauſend Dukaten, ich wüßte ſchon, was ich thät'.“

Je tiefer in den Forſt er ſich verſenkte, je mehr ließ er mit dem Singen nach, ſummte endlich nur, und begrub ſich in des Nachdenkens Schweigen. Aber Neid und Groll, der ſchon ſeit Jahren ſein Blut herbe gemacht, floß jetzo in eins zuſammen. Es wurmte ihn, daß ſein Bruder die ſchöne Braut gefunden, und den Unreinen gelüſtete plötzlich, den reinen Engel zu ſtehlen. Aber wie den Raub begehen? ſeinem frechen Selbſtbewußtſeyn zum Trotz, verſpürte er nur zu gut ſeine Ohnmacht. Vergebens rief er ſich in's Gedächtniß zurück, wie er da und dort im Feldlager und auf dem Marſche, und in den Winterquartieren dieſem oder jenem Kameraden ſein Liebchen verführt, entfremdet, zu ſeinem Willen gezwungen. Die Würfel lagen nicht mehr ſo günſtig für ihn. Ihm waren engere Grenzen gezogen, und woran den Frevler im Felde nicht Strang noch Standrecht gehindert, ſchien ihm heute unausfuhrbar, weil er ſeinen Bruder fürchtete. Er glich dem eingefangenen Wildthier, das umſonſt in ſeine Ketten beißt. — Alſo verloren in ſeine Wünſche und Zweifel verlor er ſich im Bergwalde, und wollte nicht heimkehren, obſchon die Nacht da war. „Was thue ich zu Hauſe?“ fragte er ſich ſelber murriſch; „ſoll ich meines Bruders Wächter ſeyn? er hüte ſelber Hof und Haus.“

Hinabgeſchlendert zu dem waldigen Abhang der Steckenhald, ſchlich er an einem verlaſſenen Stand vorüber, und wähnte ganz allein zu ſeyn. Aber der Hund ſtutzte vor einem Heuſchober, ſchlug leiſe an, und aus der Hutte rief dagegen eine grämliche Stimme: „Thu' den Hund weg, oder ich ſchieße ihn zuſammen!“ Roman wußte gleich, daß der nächtliche Warner der alte Jäger Veit vom Kaltenbrunn war, trat daher näher, begrüßte ihn vertraulich, und ſagte: „Ich will Dich nicht ſtören, Graubart. Wenn Du aber Luſt hätteſt, den Hund niederzuſchießen, ſo thu es immerhin; die Beſtie iſt meines Bruders.“ — Veit antwortete: „Lege Dich zu mir auf's Heu, Du mit Deinem Hund. Ich laure hier auf einen Dieb, der in meinem Revier allnächtlich Holz ſtiehlt. Laß uns koſen, Du trauter Geſell. Die ſchläfrige Nacht vergeht dann um ſo geſchwinder.“

Roman ließ ſich die Einladung nicht wiederholen, ſtreckte ſich neben dem alten Jäger aus, trank aus ſeiner Flaſche Kirſchbranntwein, und nachdem ſie eine Weile gelauſcht, ob nicht der erwartete Dieb von ferne käme, begannen ſie unter ſich kameradſchaftlich zu plaudern. Veit fragte her, fragte hin, und Roman erleichterte vor ihm ſein Herz, ſchonte ſeiner Zunge nicht. Denn es war der alte Forſtknecht vom Kaltenbrunn in allen Nachbarrevieren als ein kluger Rathgeber bekannt, der alle Waidmannskünſte an den Fingern hatte, für jedes Rad einen Nagel, auf jeden Klotz einen Keil wußte. Er hörte geduldig des Jägerburſchen Klagen und Beſchwerden an, und entgegnete ihm ſodann: „Das ſind böſe Händel, mein Freund. Du gönnſt dem Bruder ſein Glück nicht, weil Du ſelber darbeſt; das iſt ganz natürlich. Aber wie ſoll da geholfen werden? Biſt ein Stümper, weder hirſch- noch holzgerecht, magſt den Bruder nicht vom Dienſt verdrängen, und mit der Braut hat's vollends ſeinen Haken. Einem häßlichen Burſchen iſt in Liebesſachen ſchon von Erſchaffung der Welt ein Waidmann geſetzt, den er ſchwerlich vertreiben mag. Ich wüßte nur eines, was Dir frommen könnte. Du müßteſt viel Geld haben, und bei der Mutter mit Deinen Thalern den Bruder ausſtechen.“ — „Das iſt ja eben der Teufel,“ meinte Roman ärgerlich; „nichts hab' ich weniger als Geld, und bedanke mich für Deinen närriſchen Beſcheid. Sage mir lieber, wie man einen Heckethaler macht, oder wo etwas vergraben liegt. Dein Ladſtock iſt, wie es heißt, zugleich eine perfecte Wünſchelruthe.“ — Darob lachte Veit von Herzen, und erwiederte luſtig: „Glaubſt Du, ich würde meine Geheimniſſe an einen ſchäbigen Bönhaſen verſchleudern, wie Du einer biſt? Hilf Dir ſelber, dann iſt Gott mit Dir.“

Roman ſprang auf, ſchlug an das Radſchloß ſeines Gewehrs, mit den Worten: „Ich wäre ſchier verſucht, Dir meine Pfoſten in den Leib zu jagen, ſo erzürnſt Du mich, ſpöttiſcher Menſch!“ — „Pah, ich bin feſt, Dein Schuß würde nichts helfen, und der meinige Dich geſegnen, denn ich führe den heißen Brand im Rohr.“

Nun ſchwieg Roman betroffen, ſprach hinwieder langſam: „Das Feſtmachen iſt freilich kein Schwank, und war mir bei den Kaiſerlichen ein Wachtmeiſter wohl bekannt, von deſſen Montur alle Kugeln abprallten, und der in einem Scharmützel nur darum den Tod fand, weil ihn die Weimarer mit den Kolben ihrer Musketen erſchlugen. Laß uns Freunde ſeyn, Du glücklicher Veit. Feſt ſeyn und den heißen Brand im Gewehre führen ....; es iſt zum Raſendwerden, daß ich ein heilloſer Dummkopf bin, der von ſolchen Arcanen nichts verſteht. Was gebe ich Dir, wenn Du mir alle dieſe Künſte lehrſt? mit dem ehrlichen Waidwerk komme ich nicht durch, muß mich auf verborgene Stücke legen.“ — „Du haſt ja nichts; was gäbeſt Du mir? nur dem Reichen gehört die Welt. Es iſt freilich gar zu artig, ſelbſt eine Paßkugel nicht furchten zu müſſen, und das fernſte Wild, ob es fliehe oder ſtiebe, zu erlegen, wenn auch nur ein Schrot in's Rohr geladen wäre. Ich ſage Dir: wo ich hinſchieße, wär's auch nur ein Körnlein Pulver, verendet Menſch und Wild, dem ich's zugedacht, und die kleinſte Wunde wird zum brandigen Fleck, als ob der Donner hineingeſchlagen hätte.“ — „Ach, hätte ich Dein Gewehr!“ ſeufzte Roman, und

Veit fragte hinterliſtig: „Der erſte Schuß ginge wohl auf Deines Bruders Haut?“ — Da überlief Schauder den Jägerburſchen, daß er ſchüchtern antwortete: „Wo denkſt Du hin? wir haben ja eine Mutter gehabt; das thäte ich nimmermehr, und ginge mir's noch ſo ſchlecht. Ich würde fröhlich zuſchauen, wenn ſein Haus brennte, oder ſein Revier verwüſtet würde, daß ihn der Herr vom Brod jagte....; aber an's Leben ginge ich ihm nimmermehr.“ — „Du biſt grauſamer, als Du weißt,“ meinte der Jäger vom Kaltenbrunn, und ſchwieg mäuschenſtille.

Als der Mond aufging, richtete ſich der Alte in die Höhe, ſchüttelte das Heu von ſeinen Kleidern, ſprechend: „Für heut iſt's mit dem Diebe nichts. Der kleine Finger muß dem Schelm geſagt haben, daß es nicht geheuer war, und beim Mondlicht bleibt er hübſch im Bau. Ich hab' den weiten Weg umſonſt gemacht, und der Morgenſchlummer ſoll mir ſchmecken. Fahr wohl, Roman. Wir ſind auf der Grenze unſerer Reviere, wollen uns die Hände geben, und einander gute Nacht ſagen.“ — Der Kamerad rief mit Ungeſtüm: „Ich will des Böſen ſeyn, wenn ich Dich vom Fleck laſſe. Du biſt ein erfahrner Mann, mit aller Klugheit und den Kräften der Natur vertraut. Wirſt Du mich ohne einen Troſt von dannen ſchicken? Fürwahr, ich wollte, ich hätte mein Leid für mich behalten.“ — Auf dieſe Rede nahm der Jäger den Roman unter den Arm, ſchlenderte mit ihm gemächlich weiter, den Waldſaum empor, und ſagte: „Was willſt Du denn? eine Frau, welche Du nicht ernähren kannſt? eine Buhlſchaft, welche Dich nicht leiden mag? die ſchöne Braut wird Dich Zerfetzten nimmer lieben, das ſchwöre ich Dir, und zu einer gezwungenen Ehe würde nur viel Geld verhelfen. Laß die Narrheit, glaube mir." — „Und wenn ſie mich nicht liebt, und wenn ich niemals ihre Fingerſpitze berühre, ſo koſtet mir's dennoch das Leben, wenn Heribert ſie heimführt. Schon iſt Fortuna allzubuhleriſch mit ihm verfahren; ich leide nicht, daß er noch glücklicher werde." — „Du biſt ein hartnäckiger Burſche; wie Du iſt mir noch keiner vorgekommen!" ſagte Veit verwundert, und bückte ſich kurz darauf zum Boden, als ſie über einen weißen, recht lichten Pfad hinſchritten. Er hob langſam und mit behutſamen Fingern eine Blindſchleiche auf, die, aus der Erſtarrung erwachend, verzweifelnd um ſeine Hand ſich ringelte. — „Was machſt Du?" fragte Roman erſchreckt; „wirf ſie weg, die giftige Schlange. Die Paſſauer Kunſt hilft nicht gegen ihren Biß." — „Einfältiger Tropf, als ob ich eine Schlange nicht zähmen könnte!" Hiebei that der Jäger, der den Kopf der Blindſchleiche ſeinem Munde näherte, einen ganz leiſen Pfiff, wie eine Nachtigall ihr Lied anhebt, und das Thier ließ von der Hand ab, hing plötzlich ſchlaff zwiſchen Veits Fingern. Dieſer fragte nun ſeinen Begleiter: „Haſt Du geladen?" — „Einen ſchwachen Schuß." — „Ziehe ihn aus dem Rohre." — „Ha, wozu?" — „Frage nicht, mach geſchwinde." —

Roman begab ſich an das Geſchäft, arbeitete friſch mit ſeinem Eiſen, hatte bald vollendet. Nun ſah er mit Erſtaunen, wie der Jäger die Blindſchleiche in das

Rohr ſeines Gewehrs gleiten ließ, alsdann ohne Säumen aus einem Klötzlein, das umherlag, einen Pfropf ſchnitzte, und denſelben in die Mündung des Gewehrs keilte. Er reichte dem Roman die Waffe, indem er ſprach: „Da, verſorge dein Gewehr mit Fleiß, und lüfte binnen vierundzwanzig Stunden nicht den Pfropf. In ſolcher Friſt wird die Blindſchleiche geendet haben; Du ladeſt dann auf's neue, ſetzeſt die Schlange auf, ſchießeſt ſie leichtſinnig in die blaue Luft, und wenn bei ſolchem Schuß Du nicht eben an die heilige Dreifaltigkeit denkſt, ſo wird der heiße Brand in dem Rohre ſitzen, daß ihn weder der Böſe noch ein Kapuziner daraus vertreiben mag. Das iſt probat, und ſey mein erſt Geſchenk an Dich, bis ich ſehe, ob Du eines Mehreren werth.“

Roman umfaßte freudig den Wundermann, und bat, daß er ſeine Freundſchaft ferner bewähre. Aber Veit lächelte: „Ganz ſchön, Du fürwitziger Burſch, und magſt Du mit dem gefeiten Gewehr thun, was Dir beliebt; gegen das Herz der Braut jedoch, weil ſie Deinen Bruder liebt, vermag nicht heißer und nicht kalter Brand. Um ſie zu ſcheiden, mußt Du ſchon ſelber die Blindſchleiche machen.“ — „Ei, wie meinſt Du's, Lieber?“ — „Iſt ſie wahrhaftiglich ſo ſchön, die Jungfer, wie Du ſagſt?“ — „Wie ein Heiligenbild, ſo fromm, ſo weiß, ſo zart —“

Roman wollte in ſeiner Schilderung fortfahren, aber Veit unterbrach ihn, weil er ſich auf einen gefällten Stamm ſetzte, das Gewehr zwiſchen ſeine Kniee ſtellte, mit der magern Hand den Roman beim Knopfloch faßte, und begann: „Ha, Dein Bruder iſt wahrlich ein Kind aus den heiligen Nächten. Was er will, ſchlägt ein. Die lieblichſte Frau muß ſtets die ſeine werden. Wenn ich Dir ſagte, was ſeine erſte für ein Engel war!“ — „Ich habe ſie nicht gekannt. Was kümmert mich die Todte!“ — „Hm, das weiß der Satan,“ verſetzte der Jäger von Kaltenbrunn geheimnißvoll; „ich möchte nicht beſchwören, daß ſie wahrhaft todt ſey, und noch weniger, daß ſie überhaupt ſterblich geweſen.“ — „He, was redeſt Du? he, was hör ich da?“

Während Roman ſein Ohr den Lippen des Erzählers näherte, räuſperte ſich derſelbe, winkte dem Gefährten, ihn ja nicht zu unterbrechen, und hob einen recht abentheuerlichen Bericht an, da er ſich alſo vernehmen ließ: „Mein Leben lang bin ich nicht aus dem Schwarzwald gekommen, und kenne ihn, wie meine Waidtaſche, von hinten und von vorn. Frühzeitig wurde ich zwar aus dem Oberland in die hieſigen Reviere gethan, aber ich wanderte, bald da, bald dort im Dienſt, wo nur ringsum eine Fährte lief, oder eine Stange wuchs. So iſt mir der Kloſterwald von Allerheiligen recht gut bewußt, und ging ich rund darum zu jener Zeit, wo Dein Bruder ſchon daſelbſt hauste. Er war noch ledig, ein verſchloſſener Geſell, den weder ein kühler Trunk, noch ein luſtiger Waidſpruch jemals recht aufheiterte. Nun, das war gut. Man kümmerte ſich nicht um ihn, mied ſein ungaſtliches Haus. Da geſchah es, daß ich im Walde, wo es im Paternoſter heißt, Holz fällen ließ, und bei der Heimkehr mich verirrte, als ob ich des Weins zu viel im Kopfe gehabt hätte. Nach langem Suchen und manchem Wiedergang kam ich beim Kloſter heraus. Es war ſtichdunkel, aus dem Förſterhauſe ſchimmerte ein Licht. Mußt heute doch wieder bei dem Kahlmäuſer anklopfen, dachte ich bei mir. That's, und ſtatt des Förſters grober Stimme fragte eines Weibes Mund, wer drauſſen ſey, worauf die Thür ſich öffnete. Herr Gott, was für ein ſchönes Weibsbild ſchaute hinter der Lampe in den finſtern Wald! Ich glaubte verhext zu ſeyn; aber dennoch war's des Förſters Haus, und in der Stube Alles, wie ich's ſchon manchesmal geſehen. Auf meine Frage ſagte mir das Weib: Ha, ich bin des Förſters Frau. — Woher? — Ei, vom Kniebis. — Nun überlegte ich hin und her, ob denn auf dem Berge dieſes Namens ein Mägdlein geweſen ſey, was ich nicht gekannt hätte. Es war all umſonſt. Ich beſann mich auf die Frau nicht, und nicht auf den Vater, den ſie mir nannte. Wie lang verheirathet? fragte ich alsdann. — Es wird drei Monden ſeyn. — Und das Weib ſaß mir gegenüber, und erzählte ſo holdſelig, plauderte ein ſo wunderlich Geſchwätz, daß ich bei Gott nicht wußte, wie mir geſchah. Dabei legte ſie die Hände in den Schooß, ſpann nicht, ſlickte nicht, kochte nicht, als wär' ſie eine Königin. Bald kam Dein Bruder heim, ſah mich ſcheel an, wie einen Störefried, mußte mich aber dennoch behalten. Mit Verdruß ſchaute ich zu, wie die Leute ſich küßten und herzten, und wunderte mich viel, als der müde Waidmann hinging, ſelber das Feuer zu ſchüren, den Haberkern zu wärmen, unſer

Nachtmahl zu bereiten. Das Weib griff nicht ein Spänlein an, und ich konnte ſchier nicht erwarten, bis die Frau nach ihrer Kammer ging, um den Heribert nach Allem auszufragen. Was ſagte er mir nun? ſeine Frau ſtamme aus dem Thale, unfern vom Rhein, und merkte ich wohl, daß ſie Beide mich wacker belogen hatten, und ein Geheimniß obwalten müſſe, das ich nicht verſtand. In der ſchlafloſen Nacht fiel mir's endlich ein, und noch heute laß ich mir den Kopf darauf abhauen, daß Heriberts Buhlſchaft ein Waſſerweib aus dem Mummelſee geweſen.« —

»Was Du ſagſt! ein Fräulein aus dem See?« fragte Roman, und hätte ſchier vor Beſtürzung ein Kreuz geſchlagen. Der Jäger hielt ihm den Mund zu, denn man hörte deutlich, wie ein Mann rüſtig durch den Wald ging. Bald ſchritt er an den im Schatten Sitzenden vorbei; ein hochgewachſener Menſch, das Holzbeil am Gürtel, eine kurze Büchſe auf der Schulter. Er pfiff gemächlich, und wanderte, als ob der Forſt ihm gehöre. Da er ſchon weit von den Jägern, zupfte Roman den Veit: »Der war etwa Dein Waldfrevler; warum griffſt Du ihn nicht beim Kragen? wir ſind unſer zwei, fürchten nicht ſeine Art, noch ſein Gewehr.« — Hierauf ſchüttelte Veit den Kopf: »Du redeſt wie ein Blinder von der Farbe. Dem thu ich nichts, und wäre er an Händen und Füßen gebunden. Ich ſpeiſte bald das letzte Brod.« — »Oho! warum?« — »Das iſt ja einer von den Freileuten; merkſt du's nicht?« — »Von den Freileuten? was ſind das für Geſchöpfe?« — »Du biſt im Feld recht dumm geworden. Freileute oder

Zigeuner...., was weiß ich! genug, man heißt ſie im Schwarzwald nicht anders; ſind ein wunderlich Volk, wohnen in Truppen beiſammen, bald in Höhlen, bald in verlaſſenen Schachten, in öden Häuſern, hier und dort. Der leidige Krieg hat gemacht, daß es dem Geſindel an Herbergen nicht fehlt. So haben ſie vor nicht gar langer Zeit auf der rauhen Herrenwieſe ſich angeſiedelt, nachdem der beuteluſtige Soldat ſogar bis dort hinauf gekommen. Ein vertracktes Volk, mit allen Waſſern gewaſchen, der Arbeit feind, dem Bettel und Diebſtahl von Herzen ergeben. Aber wehe dem, der ſich unterſtände, einen Finger gegen ſie zu rühren. Ich möcht's nicht mit ihm haben.“

Weil Roman ſo plötzlich von den Freileuten hörte, die frank und feſſellos in den Tag hinein lebten, Kinder des Müſſiggangs, ſeufzte er ſehnſüchtiglich, und dachte, er möchte ſchon einer von ihnen ſeyn. Darum ſagte er auch verdroſſen: „Wenn ich mich betrachte, bin ich eben viel unglücklicher, als jene ziehenden Geſellen.“ Veit lachte wiederum: „Vielleicht; wer weiß? betrachte die Leute in der Nähe. Du kannſt es bequem, wenn Du als ihr Nachbar auf dem Blättig ſitzeſt.“ — „Hol mich der Teufel, wenn ich auf den Blättig gehe!“ — „Was willſt Du aber beginnen, armer Schlucker?“ — „In meinem Kopf geht's wie ein Mühlrad um und um. Erzähle weiter von meines Bruders Frau, dem Waſſerweibe. Sey es auch nur ein Schwank, eine Lüge, es zerſtreut mich doch, denn ich denke immer nur an die verzweifelte Victoria, als wäre ich verzaubert.“ — „Du biſt's. Die Liebe iſt das ſchlimmſte

Hexenwerk. Ich habe jedoch nicht viel mehr zu erzählen, als daß ich gerne hingegangen wäre, dem Herrn zu verrathen, wie Dein Bruder mit einem Nix verbotene Wirthſchaft mache.“ — „Hätteſt Du's gethan! Sie hätten ihn etwa zu Aſche verbrannt, und ich ſtürbe jetzt nicht vor Neid.“ — „Ha, wenn ich ein Thor geweſen wäre! Würde mich nicht alsdann die Hexe mit ihrem Zorn verfolgt haben? Ein kluger Menſch ſcherzt nimmermehr mit übernatürlichen Dingen. Darum ſchwieg ich fein, und Jahre ſchlichen darüber hin, bis auf einmal es hieß, der Förſter ſey ein Wittwer geworden. Meinetwegen; der Geſcheute weiß dennoch, was er von ſolchen Begebenheiten halten ſoll. Deinem Bruder fiele es wohl ſchwer, ſeines Weibes Grab zu bezeichnen, und ich bin den Kindern nie begegnet, ohne daß mir gegraut hätte, als vor einer Teufelsbrut.“ — „Haſt Recht; ſie gleichen jungen biſſigen Wölfen, lachen der Ruthe, wachſen heran wie Unkraut.“ — „Baſta!“ ſagte der Jäger, indem er aufſtand: „Spürſt Du, wie kalt die Luft geht? das iſt der trockene Schwabenwind; laß uns ſcheiden, und heimgehen.“ — „Verdammter Zögerer, was iſt's denn mit Victoria?“ — „Ja ſo, verliebter Prinz, ich vergaß. Vorerſt wird's nöthig ſeyn, daß wir die Hochzeit aufſchieben.“ — „Ja, zum Teufel; Zeit gewonnen, Alles gewonnen.“ — „Wir wollen Unkraut in den Weizen ſäen, die Brautleute entzweien. Kannſt Du ſchreiben?“ — „Zur Noth, obwohl nicht gar ſchön.“ — „Komm mit, will dir ein Brieflein in die Feder ſagen.“ — „Ich folge.“ — „Haſt Du auch Zeit? Dein Bruder wird ſchelten, wenn

Du ausbleibſt, und der Weg zum Kaltenbrunn iſt weit.“ — „Was kümmert mich der Bruder! habe ihm den Dienſt aufgeſagt, und weit davon iſt gut für den Schuß.“ — „Du biſt reſolut, wirſt von Stund zu Stund ein beſſerer Kerl. Wenn Du nur Geld hätteſt!“ — „Ich will mir's verſchaffen, und müßte ich einem auf der Landſtraße das Felleiſen abnehmen.“ — „Nun, das iſt Deine Sache. Folge mir, und ſey mein Gaſt.“ — Die Nacht hatte einen treuen Bund zwiſchen den gleichgeſtimmten Seelen geſchloſſen, und wie die älteſten Freunde ſuchten ſie unter tauſend Schwänken den Pfad nach dem Kaltenbrunn.

«Herzliebſte Jungfer, ich ſag's fürwahr,
«Sie ſtehet in der größten Gefahr;
«Wird ſie dem Förſter geſtändig bleiben,
«Thut Sie ſich dem Teufel verſchreiben.
«Der Jäger iſt ein Hexenmann,
«Der alle Jungfern verführen kann.
«Will Sie wiſſen, woran Sie iſt,
«So komm' Sie, wann heute die Kirch beſchloſſen,
«Zur Capellen unverdroſſen.
«Mach' Sie, daß Sie's nicht vergißt.»

Dieſe groben Reime auf grobes gelbes Papier mit plumpen Buchſtaben geſchrieben fand einige Tage ſpäter Victoria auf ihrer Schwelle, da ſie am frühen Morgen ging, Waſſer zu ſchöpfen. Sie entfaltete in ihrer Kammer den ſonderbaren Brief, der, nach bäueriſcher Weiſe, zierlich in einen Stern gelegt war, und zerbrach ſich den Kopf, den Schreiber zu errathen. Ihr geſunder

Verſtand ſagte ihr gar bald, daß Warnung und Beſtellung wohl nicht von einem Freunde herrühren möchten; aber wo hatte das unbeſcholtene Mädchen ſeine Feinde zu ſuchen? Sie rechnete alle Bekannte ihrer Mutter zuſammen, und fand keinen, den ſie dieſes Schritts fähig gehalten hätte. Für einen Scherz irgend einer muthwilligen Geſpielin waren die Ausdrücke des Briefs zu hart und gehäſſig. Ohne daß der geheime Rath, den ſie mit ſich ſelber pflog, ihre Zweifel entſchieden hätte, war doch von ihr beſchloſſen worden, der Mutter vor der Hand den Brief zu verhehlen, und den begehrten Gang nach Kappel zu unterlaſſen. Sie wollte lieber, wenn der Hochzeiter bei ihr einſpräche, demſelben Alles vertrauen, ihm anheimſtellen, den Widerſacher zu entdecken, der ſich unberufen in des Paares Angelegenheiten miſchte. — So verſtrich der Tag, aber Herr Eiſenhut kam nicht herunter. Gerade als Victoria am meiſten nach ihm verlangte, ſtellte ſich Marie zum Abendbeſuch ein, und in der Freundin Augen war eine ſo wunderliche Befangenheit zu leſen, in ihren Reden gab ſich ſo klar ein zögernder Hinterhalt kund, daß Victoria plötzlich auf den Gedanken gerieth, ob nicht vielleicht die Schulgefährtin, von übertriebener Beſorgniß veranlaßt, die geheimnißvolle Warnung geſchrieben, oder daran Theil genommen hätte. Um durch einen kecken Handſtreich unverweilt auf die Wahrheit zu kommen, trat Victoria ſteif vor Marie hin, ſah ihr durchdringend in das Antlitz, daß ſie über und über roth wurde, und hob mit dem Ton des Vorwurfs an: „Weiß Gott, es iſt nicht ſchön, wie Du mit mir verfährſt. Mein Herz ſteht Dir offen, und Du biſt voll Hinterliſt; ich laſſe Dich ungeſtört Deinen Weg gehen, und Du hinderſt mich auf dem meinigen. Sage, ob Du recht thateſt, als Du mir dieſen Zettel auf die Schwelle legteſt?“

Marie, welche nicht ohne Aengſtlichkeit den Eingang der Strafrede vernommen, machte um ſo größere Augen, da ihr Victoria das Papier vorhielt. Sie buchſtabirte mühſam die Zeilen zu wiederholten malen, und betheuerte hierauf ihre ſonnenklare Unſchuld. Victoria gab ſich indeſſen noch nicht zufrieden, und fragte ſtreng: „Belügſt Du mich nicht? Deine Stimme zittert, Dein Blick verweilt nicht hell auf dem meinigen. Du falſches Mädchen, vergiſſeſt Du, daß es um das Glück meines Lebens ſich handelt? Wir liebten uns ſo treu, und Du hintergehſt mich?“

Nun ſtand Marie weinend auf, umſchlang die Beleidigte, und antwortete unter Thränen: „O glaube dieſes nicht, mein Schatz. Ich bin nicht falſch, nicht untreu, wenn mich ſchon meine Seele peinigt, als hätte ich mich an Dir vergangen.“ — „Geſtehſt Du alſo! warum und wie, Du böſes Kind?“ — „Ich bin gekommen, liebſte Victor', gerade nur deßhalb gekommen, Dir zu ſagen, zu geſtehen, was ſich mit mir begeben hat.“ — Victoria hörte mit finſterer Stirne zu, als Marie ſchüchtern fortfuhr: „Ich bin geſtern eine Braut geworden, denn mir zur Verwunderung hat ein reicher Bürgersſohn um mich gefreit, deſſen ich blutarmes Mädchen mich nicht verſah.“ — „Viel Glück,“ entgegnete Victoria bitter; „was ſoll aber dieſes? wäre es vielleicht eine Bedingung deines Brautſtandes, den meinigen zu ſtören?“ — „Ach, vor ſolcher Bitterkeit weiß ich ſchier nicht, wie ich's ſagen ſoll; dennoch muß ich reden, wenn es mir das Herz abdrückte, weil noch Zeit wäre, Alles in's Geleis zu bringen.“ — „Das muß auch geſchehen!“ rief Victoria eifrig; „heut noch muß ich Alles wiſſen, und dann ſey es auf ewig zwiſchen uns zu Ende.“

Marie weinte nur noch heftiger, da ſie wieder anhob: „Da haben wir, was ich leider Gottes befürchtete. Daran iſt nur der unſelige Förſter Schuld. Ich habe geahnet, als ich den Menſchen ſah, daß er uns entzweien würde. Ach, Victor', warum mußteſt Du Dich an ihn hängen?“ — „Schmähe nicht Herrn Eiſenhut, undankbare, falſche Dirne!“ — „Schmähe nicht Deine beſte Freundin, Du Verblendete! Ich bin zu gut, zu weich, zu gewiſſenhaft, gäbe für Dich mein Blut. Aber kann ich dafür, wenn der Philipp andern Sinnes wurde? Gott ſey es geklagt, noch heute wieſe ich mein Glück von mir, um Dir es zu gönnen.“ — „Du fabelſt; wer iſt der Philipp?“ — „Ei, des reichen Kürſchners Sohn, der mündig wurde, und von hier weg zu ziehen, in Offenburg eine köſtliche Rauchhandlung zu errichten denkt. Aber in den Laden braucht er eine Frau, eine getreue Rechnerin, und ſein Auge hatte er auf Dich geworfen, lange hinter der Thüre gewartet und gelauſcht; da es mit dem Förſter jedoch kein Ende nahm, trotz meiner Bitten und Vorſtellungen, gab er den Gedanken auf, und ſeine Wahl iſt nun auf mich gefallen. Stelle Dir vor, wie das meine Eltern freute, wie ich ſelber mit dem unverhofften Looſe zufrieden ſeyn könnte. Aber noch hab' ich's ihm nicht feſt zugeſagt; die ganze Nacht habe ich gegen meine Hoffart und wider meinen Eigennutz gerungen. Meine Liebe zu Dir hat geſiegt, und gerne träte ich Dir den reichen, jungen, angenehmen Freier ab, wenn Du vernünftig ſeyn wollteſt. Ja, beſte Victor', meine Weigerung würde den Philipp weniger betrüben, als er vergnügt wäre, wenn ich ihm ſagen dürfte, daß Du ihn nimmſt. Er liebt Dich noch von ganzer Seele, ich weiß das wohl, und wenn ich ſchon hoffen darf, in der Zukunft nicht übel mit ihm zu fahren, ſo iſt doch gewiß, daß er mich jetzo eher aus Verdruß heirathet, denn aus Liebe.“

Wie ſchnell bereute bei dieſen Worten Victoria den vorſchnellen Verdacht! Selber weinend drückte ſie die ſchluchzende Marie an ihre Bruſt, wollte ſie nicht mehr aus ihren Armen laſſen, als ob ſie nicht genug der Liebkoſungen aufbringen könnte, ihre Unart wett zu machen. Zugleich rief ſie mit dem Ton der innigſten Aufrichtigkeit: „Welch eine Schlange würde ich ſeyn, wenn ich je Dein Opfer annehmen könnte! O nein, Du getreue Seele, ſey glücklich, wie Du verdienſt, ſey zufrieden, ſey geſegnet. Das ſind Freudenthränen, liebe Braut, und wir wollen, wie Du ſelber ſagteſt, unter Freudenzähren ſcheiden. Unſer beider Haus wird recht beſtellt ſeyn, unſere Ehen ſind wahrhaftig im Himmel geſchloſſen. Auch Dir wird bald keine Beſorgniß mehr bleiben, Du wirſt erkennen, wie Du meinem Verlobten Unrecht thateſt; wenn noch in ſpäten Jahren die Weinleſe, der Jahrmarkt, ein Familienfeſt uns zuſammenführen, wollen wir ſcherzend Deiner böſen Ahnungen gedenken, uns von neuem erzählen, wie aus der Furcht Segen erwachſen iſt.“

„Wenn Du wahr ſprächeſt!“ ſeufzte wieder Marie: „Unwiderruflich Dein Entſchluß?“ — „Ganz unwiderruflich,“ verſetzte Victoria mit klarem Auge; „Du biſt auf Jakobi zur Hochzeit geladen, und auch den Schreiber dieſes Zettels würde ich zu Gaſte bitten, wenn ich ihn nur kennte. Er beſchleunigt eher mein Glück, als daß er's hinderte.“

Nachdem Marie den Wiſch noch einmal durchgeſehen, ſagte ſie: „Warum erführe man ihn nicht? er gibt Dir ja eine Beſtellung.“ — „In Gottes Namen; er warte bis in Ewigkeit.“ — „Ei, wie ungefällig! Ließeſt Du einen ſo guten Freund auf der verlornen Schildwacht ſtehen? Wenn Deine Neugier der meinigen gleicht, ſo gib zu, daß ich an Deiner Stelle gehe.“ — „Närriſcher Vorwitz! Nimmermehr.“ — „O, ich bin herzhaft, und in der Nähe des wohlbevölkerten Dorfes ſtiehlt mich Niemand. Laß mich gehen an Deiner Statt, daß ich nicht vor Neugier umkomme.“ — Da machte Victoria ein ernſthaftes Geſicht, und ſagte trocken: „Eins für allemal, ich will es nicht. Der feige Wohldiener, wer es ſey, mag erfahren, wie ich ihn verachte. Herr Eiſenhut kommt gewiß Morgen zum Flecken, und ich ſage ihm Alles. Er weiß vielleicht, wem er den freundlichen Empfehl danken muß, und mag den Liebesdienſt vergelten.“ Damit hatte Victoria ihrerſeits die Sache abgemacht, und den

Judasbrief in ihre Truhe geworfen; aber Mariens Antlitz verrieth nicht undeutlich, daß ſie ganz und gar nicht mit der Freundin einverſtanden ſey. Doch ſchwieg ſie behutſam, und hatte leicht zu ſchweigen, weil in demſelben Augenblick ein gellendes Horn durch den Marktflecken ſchmetterte, und der heranklepperude Poſtreiter alle Einwohner an die Fenſter lockte. — Die Erſcheinung dieſes Boten aus fernen Landen war dazumal noch eine wichtige Begebenheit in Stadt und Dorf. Zumal nach dem verheerenden Kriege, der kaum ausgetobt, glaubte das Volk in dem ſelten kommenden bunten Reiter noch ſtets die Taube mit dem Oelzweig zu ſehen. Es drängte ſich in die Spur ſeines flüchtigen Roſſes, forſchte neugierig nach den Glücklichen, die etwa ein Wort aus der Fremde, eine Kunde von ihren Lieben erhielten, und der Reiter brauchte nicht lange nach dem Hauſe derjenigen zu fragen, denen er ſeine Depeſchen abzugeben hatte, weil hundert Arme ihn bereitwillig zurechtwieſen. — So ſprengte auch heute der Poſtknecht rechts und links in der langen Straße, warf hier und da ein Päckchen in die Fenſter, und alle Zungen waren lebendig, und bald vernahmen die lauſchenden Jungfern in Victoria's Stube, wie die Nachbarn riefen: „Dort, dort iſt das Haus der Wittwe Lindle!“ Mit einem Satz hielt auch der Knecht vor der Thüre, ſchnellte einen dicken Brief in die Schürze der Wittib, rief: „Von Frankfurt! Alles bezahlt!“ und jagte dann mit verhängtem Zügel hinaus gen Offenburg. — „Gewiß ein Lebenszeichen von unſerm alten Vetter,“ ſagte Victoria, als die Mutter mit dem Briefe in ihre Kammer ging: „er dient bei einem Kaufmann als Spannknecht, ſieht von Jahr zu Jahr ſeinen geringen Lohn geſchmälert, und peinigt dafür richtig alle Jahr die Mutter um ein Almoſen.“ — „Es ſchlägt ſechs Uhr,“ entgegnete Marie, und räumte geſchäftig ihre Arbeit zuſammen; „ich muß heim, der Salat iſt noch nicht gereint, und Du kennſt meinen Vater, wie er wunderlich iſt, wenn nur das kleinſte fehlt. Auf Wiederſehen, liebe Victor'“ — „Schlaf wohl, herzige Braut.“ — „Auch Du ſchlafe wohl,“ verſetzte Marie etwas ängſtlich, und ging. Sie hatte noch nicht lange das Haus verlaſſen, als Victoria von ihrer Mutter Stimme aufgeſchreckt wurde, die ihren Namen ſo kläglich rief, als ob ſie erſticken wollte. Die Tochter flog hinüber, erſchrack noch mehr, als ſie die Mutter in ihrem Lehnſtuhl ausgeſtreckt fand, leichenblaß, unvermögend, ein Glied ſtille zu halten. Das eben empfangene Schreiben zitterte in ihrer Hand auf und nieder, und ſie ermahnte mit gelähmter Zunge Victorien, die Hausthüre feſt zuzumachen, damit kein Nachbar ſie in dieſem Zuſtand überraſche, und alsdann zu vernehmen, welch ein Donnerkeil in das friedliche Haus geſchlagen.

Nachdem Victoria Alles beſorgt, und die Vorhänge an den Fenſtern niedergelaſſen, ſagte die Mutter auſſerordentlich wehmüthig: „Jetzt ſprich noch einmal, Du ungläubiges Kind, daß meine Ahnungen leere Träume ſeyen. Sieh, am Vorabend unſers Glücks, ſo zu ſagen, kommt uns dieſe Hiobspoſt. Leſe, mein Kind, leſe ſelbſt. Ich vermag es nicht.“ — Victoria ergriff mit Begierde das Schreiben, ſo ihr die Mutter darreichte, und las, was die ellenlangen Schriftzüge beſagten: „Cito citisime, erfahre die Frau Wittib Lindle, daß endlich in Erfüllung gehen ſoll, was wir vor mehr denn neun Jahren uns mündlich und ſchriftlich gelobet. Dem Allmächtigen gefiel, um Ihrer Tochter Glück zu machen, daß ich, nicht ſonder erklecklichen Profit, aus Durchlauchtigſter Kron Schweden Militärdienſt mit ehrlichem Abſcheid entlaſſen worden bin, auch beſchloſſen habe, an meinem ſechszigſten Geburtstag mit der Jungfer Victoria meinen Ehebund zu machen. Wonach ſich zu richten. Dermalen hier zu Frankfurt, Donnerſtag zu Pferde ſitzen, am heiligen Sonntag Abends auf's ſpäteſte zu Bühl eintreffen; das will ich. Meinen Gruß zuvor, aber auch die billige Verheißung, ſo mir das Jurament nicht gehalten würde, mit Ihr Wittib, Ihrer Jungfer, und Ihrem Hausweſen nicht beſſer zu verfahren, als mit dieſem Blatte beſchehen;“ — der Brief war an den vier Ecken angebrannt — „derowegen nicht verſäumen wollen, dieß Aviſo Ihr zu Handen ſtellen zu laſſen, damit Sie aufpaſſe, und ſich vorläufig erinnere Ihres dienſtbefliſſenen Schwiegerſohns Auguſtin Perſal, Ex-Quartiermeiſter des tapfern und hochlöblichen Regiments Stierling, von ſchwediſcher Majeſtät Armada.“

Mutter und Tochter ſaßen einander ſtumm gegenüber, nur das Picken der böhmiſchen Holzuhr unterbrach die peinliche Stille. Endlich begann Victoria mit großer Niedergeſchlagenheit: „Nun wahrhaftig, da helfe Gott!“ — Und die Mutter entgegnete: „Ja wohl, ja wohl, Gott allein mag helfen, indem er uns eingibt, was hier zu thun. Heute iſt Samſtag, morgen droht der Wütherich zu kommen, und der Plackerei iſt ſicherlich kein Ende, wenn er Dich noch im Hauſe findet.“ — „Ein Bräutigam von ſechzig Jahren, gröber als ein Bauer, ein Trunkenbold mit Karfunkelnaſe!“ klagte Victoria, ſich ſchüttelnd: „Mutter, was habt Ihr angeſtellt, um Euer Geld zu behalten! Mutter, was wird Herr Eiſenhut ſagen?“

Da ſtand die Wittib kerzengerade auf, nahm ſich zuſammen, und erwiederte: „Was er thun wird, das geht uns an. Und weißt Du's? heirathen wird er Dich, in aller Eil, morgen ſchon. Jetzt dürfen wir nicht langes Werch ſpinnen, nicht unter Vorwürfen und Klagen warten, bis der Satan in unſerm Neſte ſitzt. Ich habe gefehlt; welch ein Menſch fehlt auch nicht? ſogar die Prieſter haben ihre Sünden. Aber gezwungener Eid thut Gott leid. Ich laſſe mich abſolviren. Du wirſt jedoch heirathen, heute noch Dein Brautkleid richten, morgen in aller Frühe mit mir ſelbander zur Windeck ſteigen. Der Kaplan, der für gewöhnlich die Jagdmeſſe lieſt, ſoll euch zuſammengeben, weil es ſeyn muß, und die Zeit drängt.“ — „Aber, liebe Mutter....“ — „Aergere mich nicht; kein Aber und keine Bedenklichkeit. Setz' Dich hin, kritzle ein paar Zeilen an den Förſter, in meinem Namen. Der Tobias trägt ſie heute noch hinauf. Er läuft ſicher, wär's bei der finſtern Nacht.“ — „Schickt ſich's aber, liebe Mutter....?“ — „Was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl. Willſt Du erwarten, daß der Wehrwolf bei uns einbricht? der baieriſche

Bär, der ſeinen Gott und ſeine Kirche verläugnet hat, um dem Schneekönig zu dienen; der Unmenſch, dem es nicht drauf ankäme, Dich vor meinen Augen todt zu ſchlagen, wenn er Dich noch im Hauſe fände, und wir uns weigerten, ſeinen Willen zu thun! Bei dem Förſter ſind wir ſicher; darum geſchwind an's Werk, daß unſere Furcht ein Ende habe. Aber vor Allem reinen Mund, ſage Niemand ein Wort, ſelbſt der Marie nicht, und nicht dem Tobias. Verſprich mir's, und ſchreibe dann.« — Victoria, von der Mutter Angſt überredet, verſprach gerne, ſchrieb mit ſchüchternem Behagen, ſuchte den Tobias, den erſehnten Boten. Tobias kam jedoch erſt ſpät vom Felde, um der Liebe Poſt zu tragen.

Während im Thale zwei furchtſame Weiberherzen ſich alſo zerquälten und marterten, ſaß der Förſter Heribert in ſeinem Burghof auf dem Berge, kaute ungeduldig an den Nägeln, blickte zornig auf die zu ſeinen Füßen liegende, vom Abendſchein beleuchtete Landſchaft. Denn er wäre gerne hinuntergeſtiegen, mit ſeiner Braut zu koſen, und konnte doch nicht vom Flecke weichen, weil unerklärlicherweiſe nicht einmal ein Treibknecht kam, dem er die Wacht ſeines Hauſes hätte anvertrauen mögen. Auch Roman, der ſich vor ein paar Tagen wieder eingeſtellt hatte, war auswärts, und zögerte, wie gewöhnlich, mit ſeiner Rückkehr. Etzel und Holda, zwei gar wilde Sprößlinge, balgten ſich ſo derb und unabläſſig, daß Heribert ſtets bereit ſeyn mußte, die väterliche Gewalt einſchreiten zu laſſen; und wie ſtreng er befahl, wie ſanft er hinwiederum bat und ermahnte, die Kinder wollten nicht ſchlafen, gaben nimmer Ruh. So verſtrich eine Stunde des Abends nach der andern, und es dämmerte ſehr, als Roman in die Burg ſchlich. Er wandelte wie ein Spaziergänger, und doppelt wild fuhr ihn daher ſein Bruder an: „Wo ſteckſt Du, Taugenichts? wahrlich, Du haſt gefliſſentlich gezögert. Was hatteſt Du im Forſt zu ſchaffen? wo ſtecken die Treibknechte, daß ſich keiner ſehen läßt?“ — Roman antwortete mit hämiſcher Ruhe: „Ich hab' den Leuten Feierabend gegeben. Es iſt billig, daß ſie am Samſtag ein bischen früher nach ihren Hütten ziehen.“ — „Vorlauter Burſche, wie ſteht Dir ſolche Eigenmächtigkeit zu! wer iſt Herr, Du oder ich? ſaß ich nicht als wie ein Gefangener, und wäre gern zu Thal geſtiegen!“ — „Potz Stern! hab' ganz vergeſſen, daß Du eine Braut haſt.“ — „Nein, Du Lugner, Du haſt es nicht vergeſſen, wollteſt mich neidiſch um meine Freude bringen. Ich kenne Dich und Deine Ränke. Aber Geduld, das wird ſich ändern.“

Roman verſetzte mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit: „Ja freilich, Heribert. Du mußt Dich eben nach einem andern Jägerburſchen umſehen.“ — „Das werd' ich,“ rief der Förſter hitzig; „woher nahm ich bis jetzt meine Langmuth? war's nicht dieſe ganze Woche, als ſäße der Leidige in Deinen Knochen? bald Tage lang zu Holz, dann wieder auf der Bärenhaut, vom Morgen bis zum Abend. Das Leben eines Gauners, bei meiner Treu. Wußte ich etwa, wo Du ſteckteſt, Nachtrabe, wenn Du fort warſt? wir taugen nicht mehr zuſammen.» — «Das iſt wahr; darum will ich fort, und wenn Dir's gefällt, gleich zur Stunde.»

Trotz der Tücke, womit Roman dieſes vorbrachte, erwachte des Förſters brüderlich Gefühl, und er ſagte mitleidig: «Du biſt ein abſcheulicher Trotzkopf. Zur Stunde willſt Du gehen? Je, ſage mir, wohin?» — Roman holte ſich von den Wänden der Stube ſein ganzes Schießzeug, und verſetzte, indem er ſich damit behängte: «Ich bin etwas Beſſeres werth, als Deinen Stiefelſchmierer zu machen. Zudem verjagt mich Dein Hauskreuz; mit einer Frau zieht ſtets der Teufel unter das Dach zweier Brüder. Ich will nach Heidelberg an den Hof. Dort wiſſen ſie kühne Leute beſſer zu ſchätzen.» — «Ach Du armer Tropf, was will der Stümper unter den Meiſtern? bleibe im Lande und nähre Dich redlich.»

Da ſtampfte Roman mit dem Gewehr auf den Boden, und fragte zornig: «Ei, potz Blei und Federſpiel! was nimmſt Du Dir heraus? werd' ich thun dürfen, was mir beliebt?» — Der Förſter ſah wohl ein, daß mit dem wilden Menſchen nichts anzufangen ſey, und ſprach: «Du biſt in Wahrheit betrunken, oder ſchnappſt über. Fahre denn hin. Zünde ein Licht an, daß ich Dir den Abſchied ſchreibe.» — «Danke für den Abſchied, mein Lehrbrief hilft mir durch. Zahle mir den Rückſtand aus, und eile. Ich will bei Gott nicht eine Nacht mehr in Deinem Hauſe bleiben.»

Wie der Förſter dieſes hörte, ging er ſeufzend an den Kaſten, zählte das ſchuldige Geld auf den Tiſch, legte noch einiges bei zur Ergötzlichkeit des Bruders.

Roman ſchob das Letztere mit Ungeſtüm zurück. „Behalte Dein Almoſen. Wirſt es ſchon noch brauchen für Deine Kinder, die Höllenbraten. Verzehrts zuſammen mit Geſundheit." Er warf den Hut auf den Kopf, ging trotzig in den Hof. Zuerſt wollte der Förſter ihn wegen der neuen Beleidigung zur Rede ſtellen, dann gewann plötzlich die brüderliche Liebe wieder die Oberhand, daß er dem Scheidenden wehmüthig nachrief: „Roman, ſey klug! Roman, kehre um! „Der Jägerburſche verſtopfte aber ſeine Ohren, und ging tapfer zu. Die Kinder ſprangen ihm nach, und ſchrien: „Bleib da, lieber Ohm, bleib bei uns!" Er ſtieß jedoch die Kinder von ſich, gab dem fleckigen Geſell, der ihm zu folgen begehrte, mit dem Gewehrkolben einen Streich, und lief in den Wald hinaus. So wanderte er in einem Striche bis auf die Höhe, wo der Pfad gen Neuſatz hinunterführt, ſetzte ſich dort unter eine Eiche, und raſtete. „Wo bleibt denn der Alte?" murmelte er in den Bart; „ſchon iſt das Sternenlicht da, und er noch nicht auf dem Platze? ich ſollte dem Schächer die lahmen Beine entzwei ſchlagen, wenn ich ſeiner nicht bedürfte."

Gleichſam als wären ſeine Schmähungen eine Zauberformel geweſen, ſtellte ſich alſobald der Jäger vom Kaltenbrunn ein, grüßte keuchend den Freund, verſchnaufte ein wenig, und berichtete alsdann: „Waidmannsheil! Alles geht nach Wunſch. Sie hat die Fährte angeſprochen. Ich hab' ein Meiſterſtück gemacht." — „Sie iſt gekommen?" — „Auf Seligkeit, ſie war da zur beſtimmten Friſt. Ein ſauberes Weibsbild, ſtrafe mich der und jener. Hätte mich ſelber in ſie verliebt, wäre ich nicht grau, wie ein Müllerthier. Aber juſt meine Gravität hat gewirkt, und ich habe verläumdet und geträtſcht, wie die Schlange im Paradieſe. Alles glaubt ſie, will ſich eine Woche lang bedenken, dann wiederum auf dem Platze erſcheinen. Zweifle nicht, daß ſie dem Förſter ein Valet ſagt. Die Haare ſtanden ihr zu Berg.“ — „Victoria!“ — „Ja, das iſt die wahre Victoria; aber jetzo muß das Eiſen geſchmiedet werden, da es glüht. Meine Verſuch und Beſtätigung war perfect, an Dir iſt jetzt, ein feſtlich Jagen zu beginnen. Ich hab' ihr geſagt, daß ich einen Bräutigam wüßte mit Geld und Gut, einen flinken Geſellen. Darauf gab ſie, noch bis jetzo wenig, aber Du ſollteſt nur mit blanken Thalern drein werfen können, und das Wild entginge Dir nicht.“ — „Acht Tage?“ ſagte Roman zerſtreut; „in einer Woche kömmt ſie wieder? Mord und Tod, bis dorthin muß etwas gethan ſeyn!“

„Ich will Dir etwas ſagen,“ verſetzte der alte Schalk mit pfiffiger Miene, und begann, als hätte er das untrüglichſte Geheimniß zu vertrauen: „Hier im Wald und Gebirg liegt viel Geld und Gut, noch aus den Heidenzeiten. Wer die Oerter wüßte, wäre ein reicher und geborgner Mann. Gib jetzt Acht: ich will Dir eine abſonderliche Kunſt lehren. Die Vögel ſind unvernünftige Creaturen, aber ſie wiſſen um alle verborgene Dinge, plaudern dieſelben ohne Unterlaß in ihrem wilden Geſchrei aus. Was thut daher der weiſe Jägersmann? ein rechter Federſchütze ſollte billig die Sprache des Gefieders lernen, und das geſchieht, wie folgt:

Steige in ein Rabenneſt, wenn die Alten nicht drinnen ſind, und nimm die Eier heraus; koche dieſelben alſogleich unter dem Baume, daß ſie hart werden, und thue ſie dann wieder in das Neſt. Jetzt paſſe auf. Der alte Rab wird kommen, mit ſeinen Fängen die Eier umdrehen, und leichtlich finden, daß mit ihnen etwas vorgegangen. Was thut er nun, der ſchwarze Dieb, daß ſeine Brut nicht umkomme? ſtracks wird er von dannen ſtieben, und in der kürzeſten Friſt aus dem Land Arabien einen Stein herbeitragen, womit er die Eier beſtreicht, bis Alles wieder ſich befindet, wie zuvor. Selbigen Stein hole aus dem Neſt, und wie Du ihn bei Dir führſt, wirſt Du Alles verſtehen, was die Vögel reden, und alle Schätze ohne Wünſchelruthe heben können. Probatum est.»

Roman drehte ſich unwillig auf dem Abſatze um, und ſchalt: «Du biſt ein Geck, ein verlogener Hexenmeiſter, der ſeine Kunſt für ſich behält, und mich mit Schwänken abzuſpeiſen gedenkt. Warum holteſt Du nicht ſelber ſchon lange den Wunderſtein, und wurdeſt ein reicher Mann?» — «Ei, lieber Waidmann, wo denkſt Du hin?» lachte der betrügeriſche Jäger, «hab' erſt die Kunſt in ſpäten Jahren gelernt, kann nicht mehr mit ſchwachen Gliedern zu Baume ſteigen, und das Raubzeug niſtet hoch.» — «Ei, Du lieber Waidmann,» ſpottete Roman ſeiner, «möchteſt wohl, ich ſollte dran? habe ganz und gar nicht Luſt, den Hals zu brechen, die goldne Zeit mit eitelm Tand zu vertreiben. Du lachteſt mich und Victoria, und meinen Bruder aus. Nein, ich weiß ein beſſeres Handwerk, und darinnen ſoll mir das Gewehr vortrefflich helfen, woran Du mir die Kunſt machteſt. Selbig Stücklein war probat; ich ſchoß ein Thier mit einem einzigen Schrot auf's Blatt, daß es fiel, und endete, und handbreit ſaß um die Wunde der Brand, und der Schweiß war ſchwarz wie Dinte.“ — „Siehſt Du wohl? ſage noch, daß ich Dich betrüge. Aber was haſt Du im Sinn?“ — „Davon redet ſich ſchwerer, als man's thut. Wirſt ſchon hören, ich beſuch' Dich bald. Komm mit zur Schenke, daß wir den Abſchied trinken. Ein rechter Waidmann zecht die ganze Nacht auf ſeiner Dirne Wohl. Thu' mir Beſcheid.“ Der Jäger vom Kaltenbrunn ſtrich wohlgefällig ſeinen langen Bart, und folgte dem freigebigen Roman, wohin er ihn haben wollte.

Am Sonntag Morgen wollte Marie die Freundin zur Kirche holen, fand aber Lindle's Haus verſchloſſen, und dachte mißmuthig: Gewiß ſuchen ſie den holden Bräutigam abermals heim. Beſſre der Herr den ſchlimmen Handel, und mache, daß meine Warnung noch ihre Früchte trage. Sie muß Alles wiſſen, die gute Victor', und ich ruhe nicht, bis ſie aus Teufelsklauen gerettet iſt. — Sodann wohnte Marie dem Gottesdienſte bei, und da ſie nach Hauſe kam, fand ſie daſelbſt Kürſchners Philipp in Feierkleidern, hörte noch einmal ſeine ſtattliche Werbung, und gab ihm das Jawort, den verlobenden Handſtreich. Die Eltern jubilirten, und der frolockende Bräutigam ſagte: „Wenn es Ihr gefällt, liebwertheſte Jungfer, ſo fahren wir jetzo nach Renchen, zum Großvater. Er muß der erſte ſeyn, nach meinen leiblichen Eltern, der die Hochzeiterin in ſeine Arme ſchließt. Mein Wägelein iſt angeſpannt, und die Frau Mutter wird mir eine Ehre thun, wenn ſie uns begleitet.« Ein frommes Geſuch wie dieſes wird nimmer abgeſchlagen, und die Verlobten kutſchirten bald von dannen. Da ſie auf der Landſtraße zogen, knallte es wie aus Karthaunen von den Höhen, und ſie fragten ſich verwundert, was dieſes bedeute, und ob wiederum ein Feind in's Land gebrochen ſey. — Auch die Einwohner von Bühl fragten ſich daſſelbe; aber bald verbreitete ſich unter ihnen das Gerücht, der Förſter auf der Windeck halte Hochzeit, und ſie erſtaunten ſehr, wie dieſes ſo ſchnell und verſchwiegen hatte geſchehen können. — —

Zur ſelben Stunde ungefähr, am Nachmittage, erwachte zu Durlach in der beſten Herberge ein fremder Gaſt, welcher den Abend zuvor angekommen war, wohl bezecht das Bett geſucht, ohne Unterbrechung bis in den ſpäten Tag hinein geſchlafen hatte. Er rief mit donnernder Stimme dem Knechte, und ſchalt ihn wacker aus, daß er ihn ſo lange hatte ſchlummern laſſen, obſchon er ihm befohlen, vor Tagesanbruch zu klopfen und das Pferd zu zäumen. »Ihr wart nicht zu wecken, lieber Herr,« ſprach der Hausknecht entſchuldigend; »auch iſt der Morgen lange ſchon vorbei und das Mittagsmahl; die Leute kommen aus der zweiten Predigt.« Darob begann der Fremde noch ärger zu toben und zu ſakramentiren, daß dem Knecht ſich die Haare ſträubten: „Hund von einem Faullenzer, die Peſtilenz auf Deinen Kopf! Tauſend Granaten auf den Kopf des ſchurkiſchen Dragoners, der mich geſtern verlockte, den ſtarken Wein zu trinken! Potz Quarten und Steinbüchſen! Ich wollte heute ſchon bei guter Zeit im Quartiere ſeyn. Ihr ſeyd Alle dran ſchuld, ihr Himmelhunde, wenn meine Hochzeiterin mich der Saumſeligkeit anklagt. Liege ich nicht da, als wie ein Maroder? die Stiefel her, den Gaul heraus, den Mantelſack aufgeſchnallt! Ich binde Dir ihn auf die Seele, es iſt viel Geld darinnen, Du Schurke. Donner und Wetter, noch zehn Stunden zu reiten! Aber ich muß den Parforceritt präſtiren, und galopiren wie ein Deſerteur. Friſch, friſch, nicht gezögert, nicht gefackelt!“ — „Das iſt noch ein weiter Weg,“ meinte der Hausknecht, „und Ihr thätet beſſer, bis morgen zu warten. Die Nacht wird Euch überraſchen; mir wäre angſt und bang für das liebe Geld.“ — Da ereiferte ſich der Andere, und ſchrie immer lauter: „Häringsſeele, was verſtehſt Du davon? bin ich nicht ein Mann wie ein Baum? habe ich nicht gedient als wie ein anderer tapferer Offizier? hat mein Gaul nicht flinke Füße, und führ' ich den breiten Pallaſch umſonſt?“ Da war nicht zu halten, nicht zu rathen, und der Reiſende trabte, Flüche und Verwünſchungen auf der Zunge, ſeines Wegs.

Im Morgennebel des andern Tags liefen zwei Männer durch den Hardwald, und einer ſagte zum andern: „Unſer Lob wird nicht groß ſeyn. Sie werden uns ſchelten, daß wir von unſerer Streife nicht mehr heimbringen. Iſt's wohl der Mühe werth, daß wir den magern Breitfuß ganſten?" Er zeigte dabei auf die geſtohlene Gans, die mit umgedrehtem Halſe aus dem Zwerchſack ſchaute. Der andere verſetzte: „Doch iſt er noch das beſte Stück, und Waida ſpeist ihn als einen Leckerbiſſen." — „Ha, ſieh dorthin! ſieh das weiße Geſpenſt!" — „Ho, Deine Scheinlinge betrügen Dich. Sahſt Du ſchon einen Spuk, der im Walde tanzt und ſpringt? ſieh, wie es auf uns zukömmt! Ein Klepper iſt's mit ſcharfem Huf und locker ſchleifendem Zügel." — „Ein Schimmel, ſo wahr ich lebe. Lauf ihm zu, Fledermann!" — „Du rechts, Griesbannes, ich ſpringe links. An die Mähne hänge Dich, auf das Kreuz ſetze ich." — Die geübten Streifer jagten mit Geſchick. Sie beſchlichen den Gaul, der an einem Eckchen zu graſen angefangen hatte, und fingen ihn, trotz ſeiner Sprünge und Vertheidigung. Das Pferd war völlig aufgezäumt; doch war der Gurt gewichen, der Sattel hing an des Thieres Flanken, und eine breite Spur von Blutstropfen klebte am braunen Leder und an des Schimmels Rippen. Die Roßfänger unterſuchten fleißig ihre Beute, fanden keine Verletzung daran, und Griesbannes ſagte achſelzuckend: „Reiter iſt kaput, Pferd geſund. Wir wollen das Blut abwaſchen, Sattel und Zeug bei Seite werfen, und den weißen Springer für gutes Geld verkümmeln." — „Wo?" — „Ich meyne, der dicke Wirth zu Kuppenheim hat ſchon genug mit uns geſchachert, daß auch dieſes Roß ſeinem Stall gut anſtände." — „Recht ſo, geſchwind nach Kuppenheim." — Sie brachten gegen Mittag den

Fang in beſagtes Städtlein, und führten ihn dem vertrauten Wirthe vor, daß er ihn kaufe. Der verſchlagene Hehler ſtellte ſich jedoch, als ob er tauſend Bedenklichkeiten habe; denn ein Jäger mit ſcharfen Augen ſaß in der Wirthsſtube hinter dem Tiſch, betrachtete unabläſſig die Strauchgeſellen. Endlich ſagte der Wirth das letzte Wort: „Ich will das Rößlein auf die Probe nehmen, und wenn es binnen vier Wochen keinen Fehler zeigt, ſo iſt's mein, und ich kauf's um einen ehrlichen Preis." Die Schelme kratzten ſich freilich hinter den Ohren; aber da war nichts zu thun, ſie mußten ſich darein finden, verſprachen, zur gegebenen Friſt wieder nachzufragen. — Als ſie fort waren, meynte der Jägersmann: „Der ſtattliche Schimmel iſt auch nicht auf der Weide dieſer Burſche fett geworden." — Worauf der Wirth verſetzte: „Ich möchte ſolchen Dingen nicht lange nachſpüren. Die Kerle ſind von den Freileuten; wir auf dem Lande müſſen uns mit ihnen wohl halten, ſonſt ſtecken ſie uns den rothen Hahn auf, und darnach kräht kein anderer Hahn." — „Freilich," bemerkte der Jäger mit geſenktem Haupte; „ich gebe den Freileuten nicht minder aus dem Wege, wenn ſie im Forſte pürſchen oder Holz ſchlagen. Aber es ſoll bei der Herrſchaft im Werke ſeyn, den Landſtreichern ein Ziel zu ſetzen, und wenn mir deßhalb ein Befehl zukömmt, muß ich ihn eben vollführen, und koſtete es mein Leben. Dafür hab' ich der Herrſchaft meinen Eid geleiſtet." — Indem raſſelte ein Bäuerwagen vor die Thüre, und der Jäger griff nach ſeinem Gewehr, um ſich aufzuſetzen. „Ihr habt's eilig, Herr Förſter," ſagte der Wirth; und der

Andere entgegnete: „Das iſt, weil ich geſtern Hochzeit machte. Hab' ſchon den Jagdmeiſter verwünſcht, der mich heut bei Tagesgrauen hieher beſchied; kann ſchier nicht erwarten, bis ich wieder daheim." — „Viel Glück in's Haus, Herr Eiſenhut," lautete des Herbergers letzter Gruß, und der Förſter dankte, und fuhr, daß die Räder ſtäubten, weil er dem Bauer ein wackeres Trinkgeld verſprochen hatte.

Während er der Heerſtraße entlang rollte, ſtieg am Rande des Gebirges ſein Bruder Roman auf verborgenen Pfaden bald hinab, bald hinauf, bis er nach und nach in ganz menſchenleere Reviere gelangte, worinnen er zuerſt ſich eine kleine Raſt vergönnte. Sein Ausſehen war ganz ſeltſam. Die Augen trüb, noch tiefer eingeſunken, denn gewöhnlich, die Züge erſchöpft, wie von mühſeliger Anſtrengung, der Gang gebückt unter der Laſt eines Felleiſens, welches er am Riemen über die Schulter trug; in der Linken hielt er ſein treues Gewehr, und es diente ihm als ein Stab. Ob er nun aber voranſchritt oder ſaß, oder ſich zur kurzen Ruhe in das Gras ſtreckte, ſo jagten ſich dennoch ſtets in ſeinem Gehirne eine Menge von Gedanken, bald traurig, bald fröhlich, und je nach ihrem Wechſel knirſchte er entweder mit den Zähnen, oder lachte er, wie ein Teufel. Immer tiefer in's Gebirg ſtrebten ſeine Schritte, und wurden immer ſchneller, ſo daß er müde zum Sterben endlich bei ſpätem Dunkel an des Jägers Wohnung im Kaltenbrunn pochte. Der Schuhu, der, an einen Stamm gefeſſelt, vor der Hütte ſaß, ſchrie auf, und der alte Hund des Jägers gauzte heiſer hinter der Thüre. „Wer da?“ fragte Veit, und blies haſtig ein Licht an, da er des Kameraden Stimme errieth. „He, was führt Dich hieher? haſt Du Heimweh? kehr um, armer Schlucker!“ — Statt ein Wort darauf zu geben, warf Roman ſeine Laſt auf den Tiſch von rauhen Tannenbrettern, daß ſie ſchepperte. „Was Tauſend bringſt Du da! klingt das nicht wie ein Sack voll puren Goldes?“ — „Woher weißt Du, Graubart, wie das Gold klingt? es iſt auch Gold, beim Blitz! Da ſchau her, und erblinde, alter Kauz!“ Mit zitternder Hand — ſie bebte vor Habgier und freudiger Luſt — riß er die Schnallen und die Riemen auf, zerrte aus dem Bauch des Mantelſacks vorerſt einen breiten Rock von blauem Tuche, gelb gefüttert, mit bordirtem Kragen und großen, kupfernen Knöpfen; alsdann der Kleidungsſtücke manche, daß der Eſtrich davon beſtreut war, und endlich vom tiefſten Grunde einen ziemlichen Säckel, angefüllt mit ſpaniſchen Dublonen. Wie er ſeinen Schatz auf den Tiſch ſchüttete, riß Veit die Augen weit auf, und erſchrack beinahe vor ſolchem Reichthum. Romans Blicke funkelten dagegen noch mehr als das Gold, und er rief triumphirend: „He, was ſagſt Du nun? bin ich noch der arme Schlucker von geſtern? weiß ich nicht beſſere Künſte, als den Rabenſtein zu ſuchen?“ — Veit ſchüttelte den Kopf, und verſetzte neidiſch: „Wenn es iſt, wie ich fürchte, ſo kommt am Ende doch der Rabenſtein noch an Dich. Gelt, ich hab's errathen? Du haſt auf Menſchenfleiſch gejagt? Da, an Deinem Ermel klebt Blut. Das iſt nicht des Wildes Schweiß, das kam nicht beim Zerwirken an

Dich.“ Roman drehte ſich betroffen halb von ihm weg, und der Jäger ſetzte ſchnell hinzu: „Was kümmerts aber mich? das iſt Deine Sache, und im Felde wirſt Du mehr als Einen hinübergeſchafft haben, von wannen keine Ruckkehr iſt. Ich machte Dir zur rechten Zeit den heißen Brand, nicht wahr?“ — „Schweig. Was geſchehen, iſt geſchehen. Das ändert nun kein Engel mehr.“ — „Wer war's denn?“ — „Weiß ich's? ich ließ ſeine Taſchen ungeplündert, da er vom Pferde ſank, und das Blut kam an mich, wie ich ihn aus dem Steigbügel hob, um das Felleiſen abzunehmen. Baſta, es iſt vorbei. Den Plunder von Kleidern und dergleichen ſchenk' ich Dir. Mit dem Gelde gehe ich noch dieſe Woche zu Victoria's Mutter, und frage, wie theuer ſie ihre Tochter hält.“ — Veit machte Romans Blut erſtarren, indem er boshaft mitleidig einfiel: „Das kannſt Du ſparen, Kamerad. Das Mädel iſt ſchon verkauft.“ — „Dummer Scherz! Was kann mein Bruder gegen dieſes Gold?“ — „Dein Bruder lacht Dich aus. Seit geſtern iſt Victoria ſein Weib.“ — Roman fiel zuſammen, wie er war. Der Jäger kam ihm nicht zu Hülfe, ſondern weidete ſein Auge am Golde, bis Roman ſich von ſelber wieder erholte, und mit Todesangſt ſagte: „Gelt, alter Kerl, Du haſt mich zum Narren?“ — „Biſt ein armer Narr, Kamerad, aber ich lüge nicht, fiel ſelber aus dem Himmel, als ich den Spektakel erfuhr.“ — „Nun, ſo mögen doch tauſend Gewitter hineinfahren!“ ſchrie Roman außer ſich, ſein Haar zerraufend, und riß das Gewehr an ſich; „wenn Du mich betrogſt, ſo haſt Du Dein letztes Brod gegeſſen!“ — „Pah, pah, lieber Freund, biſt Du in den Mord ſo plötzlich eingeſchoſſen? haſt Du wieder eine heiße Kugel in dem Rohr? ſchieß' Dich ſelber todt, Du verdienſt es nicht beſſer, denn es lebt kein Unglücksvogel mehr, wie Du!“ — „Mich ſelber? beim hölliſchen Feuer, es wird ſchnell mit mir aus ſeyn!“ Wie der Blitz war Roman zu der Thüre hinaus, und Veit hütete ſich wohl, ihn zurückzuhalten. „O, daß der Taugenichts Ernſt machte!“ lachte er, die Thüre verriegelnd: „ich will ſein fröhlicher Erbe ſeyn, und den Mammon genießen, für welchen er zur Hölle fährt! Ein Mittelchen, den hochmüthigen Förſter aus ſeinem warmen Neſte zu verdrängen, und mich hineinzuſetzen, findet ſich dann wohl.“ Somit verbarg er ſorgfältig den vom flüchtigen Mörder zurückgelaſſenen Raub, legte ſich nieder, und lauerte emſig, ob er nicht einen Schuß vernähme. Aber der Wald blieb ſtill, und nichts regte ſich ringsum, als der Schuhu, welcher, der Mäuſejagd verluſtig, ungeduldig an ſeiner Kette zappelte.

Ein paar Wochen waren verſtrichen. In der Stube des Förſters auf Windeck ſchaffte und waltete ſeine junge Frau, und hatte alle Hände voll mit Arbeit. Nur von Zeit zu Zeit ließ ſie den Blick zum Fenſter hinaus in das Paradies des Rheinthals ſchweifen, und führte die Nadel ohne Raſt. Ihr Mann unterbrach die Beſchäftigung, indem er vor ſie trat, und freundlich ſagte: „Ich bin hinunter auf's Schloß beſchieden. Haſt Du einen Auftrag an die Mutter, ſo ſprich, daß ich ihn beſorge.“ — „Meinen ſchönſten Gruß. Aber, warum gehſt Du ſchon wieder, lieber Heribert?“ — „Der verzweifelte Dienſt. Es iſt, als ob die Herrſchaft mein Glück mir nicht gönnte, oder vielmehr darauf bedacht ſey, mir es durch die häufigen Trennungen doppelt köſtlich zu machen.“ — Victoria reichte ihm mit ſüßem Lächeln die Hand, und fragte ſanft: „Iſt es auch wahr, daß Du glücklich biſt?“ — „Ich bin es tauſendmal mehr, als ich's verdiene,“ verſetzte Heribert, ſie küſſend. — „Mehr als Du verdienſt? o frevle nicht, mein Lieber.“ — Heribert nickte wehmüthig, und ſagte leiſe: „Ach, theuerſte Victoria, wo iſt der Menſch, der ſich nicht etwas vorzuwerfen hätte? mich drückt etwas, und peinigt mich noch mehr, ſeit ich mit Dir in den fromm heiligen Ehebund getreten bin. Ich hab' es früher nicht ſo geachtet.“ — „Ei, ſo vertraue mir's, damit ich Deine Tröſterin ſey.“ — Der Förſter beſann ſich, und entgegnete dann: „Nicht jetzo, liebſtes Weib. Es ſoll Dir nicht ein Geheimniß bleiben, dafür ſey Gott; aber die Stunde muß gelegen kommen, und Du, mein Herz, mußt mich erſt lang genug kennen, um zu wiſſen, daß ich's ehrlich meine, und der Vergebung nicht unwerth bin.“ — „Die Zögerung iſt unnöthig. Ich kenne ſchon genug Dein wackeres Gemüth. Verſchiebe nicht allzulange, Deinen Kummer mit mir zu theilen.“ — „Gewißlich, ſo ſoll es ſeyn. Alles in der Welt iſt wieder gut zu machen, nur das Leben eines Menſchen ſchafft man nicht wieder bei.“ Mit dieſen Worten nahm Heribert den Hut, ging leicht wie ein Luſtwandler, nur den Hirſchfänger am Gürtel, von dannen, und befahl der in's Haus aufgenommenen alten Magd, die Kinder zu bewachen, welche in den Trümmern der Burg ſpielten.

Victoria, zu ihrer Arbeit zurückgekehrt, konnte ſich nicht enthalten, vor ſich hin zu lächeln, indem ſie des Förſters Reden in Gedanken wiederholte. Sie war von ſeiner Gewiſſenhaftigkeit und ſeinem untadelhaften Wandel ſo feſt überzeugt, daß ſie den Vorwurf, den ſich Heribert ſelber machte, unbedenklich als eine Grille betrachtete, als einen Gewiſſenszweifel, der in Nichts zerfließt, ſobald er an das Licht gezogen wird. Darum wendete ſie bald zu freundlicheren Vorſtellungen ihren Sinn, und pries ihr glückliches Loos, und des Himmels Gnade, die für ſie geſorgt hatte. „Kann es irgend einer Frau beſſer gehen, als mir?“ fragte ſie ſich mit heiterm Bewußtſeyn. „Ein Mann, den ich liebe, ein Haus, das mir gefällt, ſchöne Kinder, die ich pflege, eine Mutter, die ſchier täglich kömmt, mich mit ihrer Zärtlichkeit zu erfreuen, und über Alles hinaus die ſüße Ahnung einer noch ſchönern Zukunft ….. wo iſt das Weib, das größere Schätze beſäße? fürwahr, wenn das Unheil öfters ſchnell hereinbricht, ſo kömmt doch oft das Glück nicht minder eilig und unvermuthet. Flog das meinige nicht auf bitterer Angſt daher, und wurde es nicht beſchleunigt durch die Furcht? Aber Gottlob, die Furcht war leer, die Angſt ein unnützes Geſpenſt, und wir athmen frei wie niemals, die Muttter und ich. Der Himmel ſegne den böſen Quartiermeiſter, daß ihn ſeine Thorheit reute, und er nichts, gar nichts mehr von ſich hören ließ. Wohl uns, daß wir lachen dürfen, wo wir zu weinen beſorgen mußten! Ich hätte nicht das Geringſte mehr zu wünſchen, wenn zwiſchen Marien und mir das alte Vertrauen wieder empor wüchſe. Aber ich begreife das Mädchen noch nicht. Wie ſie erſchrack, da ſie von meiner Hochzeit hörte, wie beklommen ihre Bruſt war, da ſie kam, mir Glück zu wünſchen! Und ſeither meidet ſie mich, und ich vermag nicht zu ergründen, was von meinem Herzen ſie geriſſen hat. Vielleicht trägt jedoch ihr Brautſtand die Schuld, vielleicht macht einſt die Ehefrau wieder gut, was das Mädchen, Gott weiß warum, an mir verbrach.«

Die unangenehme Erinnerung los zu werden, arbeitete Victoria wieder fleißig, und drehte nicht den Kopf um, als die Thüre langſam aufging. Sie dachte, es ſey die Magd, und fragte, ohne ſich umzuſchauen: »Warum kömmt Sie allein? wo ſind die Kinder?« — Da antwortete eine Stimme, die ihr ganz fremd war: »Willſt Du Körbe kaufen? ſchöne Körbe, kaufe mir ab!« Victoria's Augen fielen nun auf eine Geſtalt, die in der offnen Thüre ſtand. Es war eine Frau von ſehr hohem Wuchſe, bäueriſch gekleidet, aber zugleich mit einer Zierlichkeit, die an das Wunderliche grenzte. Ein ſcharlachrother Rock fiel auf ihre Füße tief herunter, auf den Schuhen glänzten ſilberne Schnallen; ein reiches Mieder umſchloß die Bruſt, feine Hemdärmel und ein Buſentuch von prächtiger Farbe vollendeten den Anzug. Das ſchwarze Haar, in Zöpfen hängend, war durchflochten von rothen und gelben Bändern, hie und da beſteckt mit Nadeln, deren Köpfe blaue Steine bildeten. Unter dem Arme trug das Weib ſehr niedliche Körbe, aber die Glätte und Weiße ihrer Hände ließ vermuthen, daß nicht ſie die Körbe geflochten. Alles dieſes ſtand trefflich zu den Geſichtszügen der Korbhändlerin, die ſo vornehm waren, wie die Züge einer Fürſtin. Die erſte Blüthe des Weibes war ſchon vorüber, aber dennoch war ſeine Geſtalt und ſein Antlitz von Anmuth voll, und nicht erloſchen das Feuer der durchdringenden Augen. „Willſt Du Körbe?“ ſagte die Fremde noch einmal: „kaufe ſie von mir.“

Victoria betrachtete die Verkäuferin, und erwiederte mit gutmüthigem Scherz: „Ihr ſeyd beinahe zu ſtattlich, als daß ich mit Euch handeln ſollte. Wie theuer gebt Ihr Eure Waare?“ — Statt zu antworten ſetzte die Fremde ihre Körbe nieder, legte die Arme übereinander, und ſah befremdet in der Stube rings umher, betrachtete wie mit prüfender Aufmerkſamkeit das Geräthe, die Bilder, die Waffen des Jägers, ſeine Netze, ſeine Hifthörner, und langſam rötheten ſich ihre Wangen und ihre Stirn. Victoria hatte gut ihre Frage wiederholen, die abentheuerliche Bäuerin hörte ſie nicht; wohl aber ſagte ſie, den Blick auf einen ausgeſtopften Vogel am Geſimſe richtend, zwiſchen den Zähnen: „Ja, ja, es iſt doch wahr. Falk, der weiße Falk iſt auch da. Sieh, wie wunderlich!“ — „Was habt Ihr?“ fragte Victoria ſchnell, und horchte mit Angſt zu, als die Frau, wie vorhin, weiter redete: „Sieh, das iſt der Hirſche Gehörn, das iſt die blanke

Büchſe, die zottige Waidtaſche...., hätte ich das gedacht?" Dann ging ſie einen Schritt auf Victoria zu, und begann, wie ein Verhörrichter: „Wer wohnt hier?" — „Ei nun, der Förſter, dreiſte Frau." — „Wie heißt der Förſter?" — „Eiſenhut; aber Euch geht das nichts an." Das Weib nickte langſam zu verſchiedenenmalen, und ſprach weiter: „Saß er nicht im finſtern Wald von Allerheiligen?" — „Ja doch." — „Und wer biſt Du? verſetzte die Fremde eifrig, und trat Victorien noch mehr unter die Augen, daß ſie halb erſchreckt und halb erzürnt entgegnete: „Der Förſter iſt mein Mann." — „Dein Mann?" ſagte die Andere mit ſonderbarer Dehnung, ſetzte ſich ohne Umſtände mit verſchränkten Armen in einen Seſſel, und ließ nicht ab, Victoria's Angeſicht zu meſſen, von allen Seiten zu beſchauen. Die Röthe verſchwand von ihren Wangen, ſie wurde ruhiger, und ſprach: „Warum ſo ſchüchtern, junge Frau? mußt nicht übel nehmen, daß ich mir's bequem ſeyn laſſe. Waida iſt müde, Waida machte heut viel Wegs. Hunger plagt mich, Durſt trocknet mich aus. Gib von Deinem Brode, gib von Deinem Weine. Gib mit eigenen Händen, Waida bittet Dich."

Victoria vermeinte, eine Unglückliche vor ſich zu ſehen, die nicht ihrer Sinne mächtig wäre, beeilte ſich daher aus Mitleid und aus Vorſicht, dem ſeltſamen Begehren Genüge zu thun, und holte aus dem Schrank die Flaſche, das Brod, den Becher. Wie ſie einſchenkte und das Brod ſchnitt, küßte Waida die eigenen Fingerſpitzen, berührte damit Victoriens Hand, und ſagte: „Der Geiſt ſegne Dich, wie alle Wohlthätigen. Wenn

Deine Augen Wahrheit ſprechen, biſt Du ein weißes Lamm, und der Förſter hat recht gethan, Dich mit dem goldnen Ring zu binden. Wo iſt Dein Ring? zeige ihn mir.“ Victoria lächelte, wies der Zudringlichen das beſcheidne Kleinod: „Ich weiß nicht, in der That, wie ich's verdiene, daß Ihr ſo eifrig nach meinem Haushalt fragt?“ — Waida wollte etwas erwiedern, verſchluckte aber das Wort und ſagte: „Haſt Du Kinder?“ — „Zwei Stiefkinder; was kümmerts Euch? eßt und trinkt, dann kaufe ich einen Korb von Euch, und wünſche Euch glückliche Reiſe.“ — „Du biſt nicht ſo neugierig wie ich. Seltner Vogel, Du! wo ſind Deine Kinder?“ — „Ihr werdet mich böſe machen. Hat man je von ſolcher Ueberlaſt gehört? ich wär' beinahe verſucht, Euerm Lob zum Trotz nach Euerer Herkunft zu fragen, und warum ich denn Euch Rede ſtehen muß.“ — „Ich bin von den Freileuten,“ verſetzte die Fremde; „die groben Bauern heißen uns Zigeuner. Der Kaffer iſt dumm, glaube mir. Wir waren jedoch vor Zeiten ein großes Volk, reich an Geld und Weisheit. Waida iſt vornehm in ihrem Volke.“ — „Fürwahr, Ihr habt Hände wie eine Prinzeſſin.“ — Das Freiweib beäugelte wohlgefällig ſeine glatten Finger, ſprechend: „Waida arbeitet nicht; die Männer des Volks arbeiten für ſie, und die Weiber dienen ihr. Laß Dir etwas vertrauen, junge Frau. Unſere Männer haben beſchloſſen, alle Häuſer der grünen Jäger heimzuſuchen, weil der Habacht *) einen

---

*) Waldknecht.

Bruder verrieth; aber ich ſchwöre Dir, es ſoll Dir nichts geſchehen ...., und Deinem Manne auch nicht;“ ſetzte ſie nach einigem Zögern bei.

Victoria, wie ſehr auch geängſtigt von ſolcher Vertraulichkeit, ſtellte ſich muthiger als ſie war. „Laßt Euch das vergehen; mein Heribert wird ſich zu vertheidigen wiſſen.“ Da ließ Waida den Kopf auf die Bruſt ſinken, und flüſterte: „Heribert ....; recht, ſo heißt er.“ Sie faßte ſich alſobald, und fuhr zu Victoria fort: „So hat man ihn genannt; aber ſage ihm nichts von Waida und ihrer Warnung. Er ſoll nur nicht ſchießen auf unſere Männer, er ſoll ihnen nicht drohen. Wenn die Männer einmal bei Tage kommen, ſo gib ihnen, wie mir, einen Biſſen, einen Trunk. Die Leute im Gebirg zahlen uns eine Schatzung, ſo oft wir kommen. Die Freundſchaft der Freileute iſt mehr werth, als dieſes. Waida will immer dabei ſeyn, wenn unſere Männer kommen. Sie dürfen Dir nichts thun, und auch nicht Deinem Manne, wenn er ihnen ausweicht.“ — „So darf ich ihm freilich nicht ſagen, daß Ihr hier geweſen, und was Ihr mir vertraut. Er iſt jähzornig, jede Drohung fordert ihn heraus. Kann ich Euern Worten Glauben beimeſſen?“ — „Ich ſchwör's beim Geiſte,“ ſprach Waida feierlich; „hier iſt auch, junges Weib, meine Hand. Eine Andere gäbe ſie Dir nicht, ich thu's aus gutem Herzen.“

Etzel und Holda lärmten zur Thüre herein, und ſtutzten vor dem fremden Beſuche. Das Freiweib war ſichtlich betroffen, ein leiſes Beben durchlief ſeinen Körper, die Arme breiteten ſich aus. „Dieſe ſind

Deine Stiefkinder?“ fragte Waida leidenſchaftlich, und ſchon war ſie bei den Kleinen, und hielt in jedem ihrer rieſenſtarken Arme eins derſelben. Ein eigener Ausdruck verklärte ihr Geſicht; Freude war's und Wildheit, leichter und wankelmüthiger Sinn, mit Rührung kämpfend. In ihren rollenden Augen, die abwechſelnd von dem Buben zu dem Mädchen flogen, glänzte es wie eine Thräne. Den brennenden Mund drückte ſie heftig bald auf Etzels Stirn, bald auf den ſchlanken Hals der lieblichen Holda; und beide Kinder, wie einem unbewußten Triebe folgend, erwiederten gefällig ihre Liebkoſungen, obſchon ſie zu andern Zeiten ſich ſcheu gegen Fremde ſträubten. So daß Victoria ihren Sinnen nicht traute, und rief: „Was iſt denn nur mit Euch, wunderliche Frau? wärt Ihr denn eine Hexe, daß Ihr meine Kinder verzaubert? Euere Reden, Euer Thun, wie reime ich's zuſammen? ſetzt die Kinder ab in's Himmelsnamen, und gebt mir Rechenſchaft.“

Waida gehorchte wie eine folgſame Magd, that die Kinder raſch von ſich, ergriff dafür Victoriens beide Hände, drückte dieſelben ſtürmiſch an ihre Bruſt, mit den Worten: „Gelt, junges Weib, Du wirſt dieſen Kindern immerdar eine Mutter ſeyn? brütet doch die treue Taube des wilden Kuckucks Eier aus! Weißes Lämmlein, hüte dieſe Kleinen. Wenn Du auch ſelber Mutter wirſt, ſo thue dieſen nichts zu Leide. Waida ſchwört, über Dich zu wachen als über ihren Augenſtern. Taube, verſtoße nicht die wilde Brut!“

Victoria, unvermögend, ihre Gedanken zu ordnen, ſtarrte die heftige Predigerin an, und dieſe zog ſie an's Fenſter, ihr in's Ohr ſagend: „Schicke die Kinder weg; will Dir ſagen, wie Alles zuſammenhängt.“ Auf einen Wink Victoriens verſchwanden Etzel und Holda, und Waida ſetzte ihre Rede fort: „Ich war bei der Geburt dieſer Kinder, ich diente in deines Mannes Hauſe als eine Magd, und gewann die Kinder lieb. Sage aber dem Förſter nicht, daß Waida bei Dir geweſen; er würde ſich erzürnen, denn er haßt die arme Waida. Ich habe ihm was veruntreut, und ſo mußt' ich fort von ſeinem Hauſe, von ſeinen Kindern. Sag ihm nichts, ich bitte Dich. Du willſt ihn nicht kränken, rede nicht mit ihm von Waida. So lange mindeſtens ſchweige von ihr, bis ſie noch einmal Dich heimgeſucht. Verſprich mir's, Du liebes, junges Weib.“ — Victoria erwiederte nach einigem Bedenken: „Was Ihr vorbringt, iſt ein Räthſel, iſt abſonderlich; doch will ich Euern Willen thun, wenn Ihr meines Mannes Leben und Habe vor Euern räuberiſchen Geſellen ſchützen wollt.“ — Waida ſchüttelte die Hände der Förſterin, die ſie noch immer in den ihrigen hielt: „Ich hab's geſagt, und halte Wort. Dank für Deine Labung, Dank für Dein Verſprechen. Nimm dieſen bunten Korb als ein Geſchenk von Waida. Eine Andere gäbe ihn Dir nicht, aber ich thu's aus gutem Herzen. Drück ein Siegel auf der Kinder Mund, daß ſie nicht plaudern. Dein Kuß ſey das Siegel; höre nimmer auf, die armen Kleinen zu lieben, dann wird Dir's wohl gehen.“ — „Wie ſollte ich? ſie ſind das Erbtheil einer Todten.“ — „Ja, liebes

Weib, die Mutter iſt todt für ſie, ganz todt, hinweg gegangen, wie der Staub durch die Lüfte. Denke ſtets daran, bis Du mich wiederſiehſt.“ Waida packte ſchnell ihre Waare zuſammen, und nahm Urlaub von dem Hauſe und ſeiner Wirthin. Aus den Burgruinen ſchallten der Kinder jauchzende Stimmen; Waida lauſchte noch einen Augenblick dieſen Tönen, richtete ſich jedoch muthig empor, und ging nach der entgegengeſetzten Seite hinweg.

Dieſes Begebniß mit ungeſtörter Muße überlegend, bereute Victoria ihr Verſprechen ſehr. Je mehr ſie ihren Vermuthungen ſich überließ, je glaubwürdiger kam ihr vor, daß der Zigeunerin Beſuch feindſelige Ränke zum Grunde habe. Sie konnte ſich nicht erwehren, dieſe Störung ihrer häuslichen Ruhe mit dem Briefe in Verbindung zu bringen, den ſie bis jetzt, ihrem erſten Vorſatz zum Trotz, dem Förſter verſchwiegen hatte. So ſchnell war ihre Hochzeit gekommen, ſo glücklich war ſeitdem Herr Eiſenhut geweſen, daß ſie es nimmer über das Herz gebracht hätte, ſeine Heiterkeit durch den Bericht jener Bosheit zu trüben. Nicht weniger hatte die Vertrauende gehofft, daß Neid und Mißgunſt ſchweigen würden, ſobald ſie nicht mehr erwarten durften, ihr Ziel zu erreichen; aber der Auftritt dieſes Nachmittags hatte plötzlich in Victoria's Buſen alles Mißtrauen wieder erregt, ſo daß ſie ein geheimes Bündniß gegen Heriberts und ihren eigenen Frieden ahnte, und ſich eifrig vornahm, den Mann von Allem in Kenntniß zu ſetzen. „Ich will ihm mehr Vertrauen beweiſen, als er mir zeigte,“ ſagte ſie zu ſich ſelber, fleißig hin und her ſinnend, wie ſie ihre Worte anbringen möchte. Denn Herr Eiſenhut, ein ernſthafter Dienſtmann, liebte nicht die langen Umſchweife, forderte ſtets einen kurzen Bericht. — Noch war die Förſterin nicht gehörig vorbereitet, als er ſchon wieder auf der Burg erſchien.

Die Frauen haben einen geübten Blick, den ſie von der Natur erhalten, nicht von der Erfahrung. Das jüngſte Weib erkennt ohne Mühe auf der Stirne des Mannes, den es liebt, das aufſteigende Gewitter, wäre es auch noch ſo meiſterlich verhehlt. So nicht minder Victoria. Der Gang, die Geberden des Förſters fielen ihr plötzlich auf, und ſein Kuß mochte ſie nicht über die Wolken betrügen, die ſein Antlitz umlagerten. Sie fragte beſorgt: „Wo fehlt es, Heribert? was haſt Du?“ — „Nichts,“ antwortete der Förſter heftig; „was wird es ſeyn? ich ging ſchnell drauf los, hab' mich erhitzt, ſehne mich nach Ruhe.“ Damit warf er ſich mürriſch in den Großvaterſtuhl am Ofen, faltete die Hände über der Bruſt, und ſtarrte unbeweglich vor ſich hin. Victoria trug Erfriſchungen für ihn herbei, und wie ſie das Brod nahm, wovon Waida gegeſſen, und den Becher, woraus Waida getrunken, betrübte ſie ſich über ihres Mannes Verdruß; ſie mochte denſelben nicht vermehren, und doch war es ſo ſchwer, die Tröſterin zu machen, während die eigene Bruſt ein drohendes Geheimniß verſchloß.

Der Förſter nippte kaum, genoß keinen Biſſen. Eine wilde Ungeduld arbeitete in ihm herum, ließ ihm keine Ruhe, weder im Sorgenſtuhl, noch in der Stube.

Zehnmal lief er hinaus und wieder herein, riß bald das Fenſter auf, eine Weile in's Freie zu ſchauen, warf es klirrend zu, und machte ſich an ein Gewehr oder an eine Pulverbüchſe, verſuchte zu poſſeln, zu putzen; aber vergebens. Alles mißglückte der unſtäten Hand; und wieder im breiten Seſſel ſuchte der Förſter die Raſt, die ſich ihm verſagte. Getreulich ſtand Victoria vor ihm, berührte ſeine heiße Stirn, und ſagte: „Du biſt krank, lieber Heribert. Haſt Dich gewiß in den Gewölben des Schloſſes verkältet. Es iſt abſcheulich von dem Vogt, daß er der Herrſchaft Diener in den Gängen herumſtehen läßt, als wären ſie Bettler, und heiſchten ein Almoſen.“ Der Förſter ſchlug ein bitteres Gelächter auf: „Abſcheulich? weiß es Gott der Herr, die Welt iſt abſcheulich, ein Irrenhaus, voll boshafter, giftiger Narren!“ Er hielt inne, ſtrich ſich über die Augen, und fuhr gemäßigter, aber noch ſtets mit rauher Kürze fort: „Ich bin nicht krank, liebe Victor', beruhige Dich. Habe mich wohl ein wenig geärgert; der Dienſt wird heilloſer von Tag zu Tag. Doch nein....., was kann der Dienſt dafür? ich muß eben morgen wieder fort, etwa auf längere Zeit. Das verdrießt mich, Victor'.“ Victoria ſtreichelte mitleidig ſeine Wange, er ſetzte hinzu: „Die Mutter wird Dich heimſuchen, will Dir Geſellſchaft leiſten. Nimm ſie wohl auf, ſchaltet mit dem Hauſe nach euerm Gefallen; ich laſſe alle Schlüſſel da.“ — „Ei, wie redeſt Du? iſt's Ernſt mit einer langen Abweſenheit?“ — „Wenn's dem Himmel gefällt, bleibe ich nicht lange aus; wenn aber der Teufel hineinſchlägt....

Laß gut ſeyn, frage nicht mehr. Was geht es Dich an?“ Er ſchritt wieder ein paarmal durch die Stube, und ſagte dann, ein anderes Geſpräch aufzubringen: „Wo ſind die Kinder? wie haben ſie ſich aufgeführt? biſt Du mit ihnen zufrieden?“ — Victoria erwiederte freundlich: „Jugend hat keine Tugend. Mit kindiſchen Unarten habe ich Nachſicht und Geduld. Mich bekümmert nur Eins.“ — „Was denn?“ — „Sie merken ſich kein Gebet, all meine Mühe iſt umſonſt, ihnen nur den Engelſegen zu lehren.“ Heribert runzelte die Stirne, ſagend: „Die Kinder ſind noch ſo jung.“ — „Ei, die unſchuldigſten Lippen lernen ſonſt, noch ſtammelnd, die wenigen und leichten Worte des Heils.“ — „Sie haben bis jetzt einen ſchlechten Lehrmeiſter gehabt,“ verſetzte der Förſter mit gezwungenem Lächeln; „der Waidmann iſt ein unbeholfener Beter, wenn es ſchon in ſeinem Herzen fromm ausſähe.“ Indem er auf ſeine Bruſt ſchlug, unterbrach er ſich, riß ein großes Papier aus ſeinem Wamms, und warf es ärgerlich auf den Tiſch: „Alles zur Unzeit! Da iſt die Antwort auf meinen Bericht an die Herrſchaft. Alles bewilligt, beſtätigt die Forſthütte auf dem Blättig, mein Bruder als Knecht dahingeſetzt, und jetzo Alles umſonſt. Der tolle Maſch läuft in der Fremde herum, und ich habe Schande von ihm und von meinem Geſuch. Zerreiſſen möchte ich den Böſewicht, weil er mir grad jetzo mangelt, wo ich ihn vielleicht nöthiger brauchte, als jemals. Wer weiß, wie lange ich auſſen bleiben muß...., der Bruder hätte mir das Neſt am beſten gehütet.“

Des Förſters Heftigkeit ſtieg, da Victoria ſich unterfangen wollte, eine Frage zu ſtellen. „Schweig, ich bitte Dich!“ rief er ſchnell: „Ich komme Dir vielleicht närriſch vor, aber ich kann nichts dafür. Wenn Du wüßteſt....! Gehe zur Küche, bereite das Nachteſſen. Wir wollen früh zu Tiſche ſitzen, ich muß früh zu Bette gehen. Eine lange Ruhe vor dem heißen Tag wäre mir nöthig.“ — „Mein Gott, was iſt denn geſchehen?“ ſeufzte Victoria bekümmert, und ging, wohin ihr Eheherr ſie ſchickte.

Der Förſter empfing indeſſen einen unerwarteten Beſuch. Holda ſprang zu ihm herein, und frohlockte: „Der Oheim iſt wieder da, Etzel bringt ihn!“ — „Du biſt nicht klug,“ ſchalt der Vater; „wie käme der Oheim jetzo in dieſes Haus?“ Er hatte kaum ausgeredet, als wirklich der Bruder leibhaftig in die Thüre trat, zögernden Fußes, aber von Etzel herbeigezerrt. Die Hunde folgten, winſelten vor Freude, da ſie den wohlbekannten Futtermeiſter wiederſahen. — Wenn auch Heriberts Zorn um vieles größer geweſen wäre, ſo würden doch der Kinder Jubel und der treuen Thiere Liebkoſungen ſein brüderlich Herz erweckt haben. Zudem erſchien Roman wie der verlorne Sohn; abgemagert, mit zerriſſener Kleidung, und zerknirſcht, als ob er die ärgſte Mißhandlung fürchtete. Er lehnte ſich mit gebücktem Haupte an den Thürpfoſten, hielt den Hut demüthig in der Hand, und wagte kaum einen ſchüchternen Abendgruß. Darum ſchnaubte ihn der Bruder nicht an, ging ſogar einen Schritt auf ihn zu, und fragte erſchüttert: „Biſt Du's ſelber, Roman? wie

Du ausſiehſt! Gott ſegne Dich, Bruder; aber ſage mir um aller Heiligen willen, was Du hier ſuchſt.“

Nach manchem vergeblichen Verſuche zu reden, niedergeſchlagenen Auges, brachte Roman endlich die Worte vor: „Ich bin ein Bettler, Bruder Heribert, ein nichtsnutziger Bettler, mürbe von verdientem Elend. Ich hab'e in der Welt Niemand als Dich; gib mir ein Dach, daß ich ruhe, laß mich das Brod Deiner Hunde theilen. Beherberge mich nur ſo lange, bis meine Füße wieder laufen können, bis ich wieder Hunger und Durſt auszuſtehen vermag.“ — „Unglücklicher, woher des Landes?“ — „Vom Bodenſee, von Freiburg, Villingen, was weiß ich! hab' ſo viel Oerter brodlos durchwandert, daß ich auf ihre Namen mich kaum mehr beſinne.“ — „Ei ſo? wie ging es denn zu Heidelberg?“ — Roman wurde noch bläſſer, als er ſchon war, und ſeine Stimme erloſch, da er ſagte: „Ich habe die Pfalz nicht mit einem Auge geſehen; hab' Dich belogen, bin geſtraft genug.“

Vor ſolchem Geſtändniß erſchrack und betrübte ſich der Förſter, daß ihm eine Thräne in das Auge kam, und er ſich nicht ſchämte, dem Beleidiger zuvorkommend die Hand zu bieten, und ihm zu ſagen: „Ich habe Dir's prophezeihet, und ſiehſt Du, wie ich Recht hatte? laſſe Dir's zur Witzigung dienen, und ſey mein Bruder, wie zuvor. Setze Dich an meinen Tiſch, ſchlafe unter meinem Dach, und beſtätige mir Deinen guten Willen, Dich zu beſſern, indem Du auf den Blättig ziehſt, wo noch für Dich ein Dienſt offen ſteht. Hier der Brief; kannſt morgen ſchon Beſitz von der Forſthütte nehmen.“

Ein tiefer Seufzer ſchwellte Romans Bruſt; aber, ſich bezwingend, verſetzte er: „Vor Deinem Glück liegt mein unglückſeliges Loos im Staube. Schalte über mich, als über einen Knecht; nur verzeihe mir, und martere mich nicht mehr mit Vorwürfen.“ — „Habe ich denn ein böſes Wort zu Dir geſagt?“ fragte der Bruder gerührt entgegen, und öffnete die Arme: „Komm her, Du Wiedergefundener; ich will vergeſſen ein- für allemal!“

Roman erbebte, und fügte ſich unbeholfen in die Umarmung. Er hatte ſchon ſo lange nicht an ſeines Bruders Herzen gelegen, daß ihm die Zärtlichkeit fremd geworden war, und er zürnte ſchier dem Sturme tiefer Bewegung, der wider Willen ſeine Seele bedrängte. Wie ein grollender Feind, wie einer, der ſeinen Haß nur mühſam bezwingt, wie einer, der gerade nur dem bittern Streich des Schickſals die freche Stirne beugt, ſtand Roman, von des Bruders Armen umſchlungen. Die ſeinigen regten ſich nicht, dagegen fuhren ſeine Blicke unſtät nach der Seite, wo Victoria erſchien, aus der Küche tretend. Blitze waren's, die aus ſeinen Augen über Heriberts Schulter nach deſſen Weibe ſchoſſen. Sie ſagten unverhohlen: Nicht des Bruders Angeſicht, das Deine ſuchen wir, nach Dir verlangen, Dein begehren wir!

Victoria's Unſchuld verſtand jene dreiſte Sprache freilich nicht; dennoch fühlte ſich die junge Frau von dem unwillkommenen Gaſte bitter angeregt. Ihr war zu Muthe, als ſey der heutige Tag dem Unglück geweiht, und Romans Erſcheinen das Siegel eines böſen

Fluchs. Gerade in dieſem Augenblicke der Verſtellung am wenigſten fähig, verbarg ſie nicht, wie der Beſuch ihr widerwärtig ſey, begrüßte kaum denſelben, wies ihm kaum ſeinen Platz am Tiſche, entfernte ſich bald davon, um dem Verhaßten nicht gegenüber zu ſitzen. „Dein Weib hat etwas wider mich,“ ſagte Roman zum Bruder. Er verſuchte, Schmerz zu heucheln, aber die Wuth kochte in ihm. Beſchwichtigend antwortete ihm Heribert: „Die Frauen ſind einmal nicht anders. Doch verkehrt ſich bald der Argwohn in Freundlichkeit, wenn ſie merken, daß man ihnen Ehre anthut. Beſſere Deine Sitten, lieber Roman, mildere Dein rauhes Weſen, Deinen ungeſchlachten Ton. Wenn Du vom Blättig zu uns herüber kommſt, ſo erweiſe Dich meiner Frau gefällig. Ein höflich Wort findet eine gute Statt, und möchte ſich's wohl begeben....“ dieſes fügte er nachdenklich bei, „daß vielleicht recht bald Dir eine Gelegenheit würde, den Hüter und Beſchützer meines Weibes zu machen.“ Roman horchte mit allen Ohren, aber der Förſter brach unverſehens ab, indem er mürriſch ſagte: „Hol der Teufel alle böſen und verläumderiſchen Menſchen! Wäre einer wie Schnee ſo weiß, er entginge nicht der boshaften Lüge, und leider ſind die Richter dieſer Welt auch nur Menſchen, blinde Menſchen. Gelt, Roman, Du verſtehſt nicht mein Kauderwelſch? gehe morgen auf den Blättig; ich ſchicke nach Dir, ſo ich Deiner bedarf. Wir wollen einen ganzen Tag fröhlich zechen, wenn ich morgen um dieſe Stunde wieder daheim ſitze. Gute Nacht.“

Der Abend war ſo unbeſchreiblich ſchön, daß auf der unwirthlichen Hochebene der Herrenwieſe der Sommer einmal ſeinen Thron aufgeſchlagen hatte, und, vom Winter ungeſtört, der ſelbſt in den heißeſten Monaten über jenen Bergen ſeine eiſigen Locken ſchüttelt, einen fröhlichen Hof hielt. Vom Himmel wehten milde Lüfte, die finſtern Tannen ſtarrten, von der Sonne vergoldet, an der Sommerhalde zwitſcherten Vögel, und ein frohes Leben bewegte die Waldeinſamkeit. — Ein rauhes, kümmerliches Handwerk hatte einſt Kohlenbrenner und Holzhauer vermocht, ſich in der Einöde anzuſiedeln, wo nur der dürre Haber, das ſauerſte Gras gedieh. Aber dieſe beſcheidnen Hütten ſogar waren nicht ſtehen geblieben, der Feind war hinauf gekommen, hatte die Menſchen gewürgt, ihre Dächer zerſchlagen und verbrannt, das wenige Vieh geſchlachtet und hinweggeführt, zernichtet, was fleißiger Hände Mühe geſchaffen, und ein ſtilles Grab gemacht, wo die Wiege eines Dorfes ſtand. Nachdem die Herrenwieſe lange unbewohnt geblieben, waren die Freileute hingezogen, die vordem im Renchthale, in den Wildniſſen des Kniebis, und in den Schluchten, welche die ſchnelle Wolf durchſtrömt, ihre verborgenen Wohnungen gehabt. Dort oben ſtand nun das Hauptquartier dieſer liſtigen Nachkommen der Tſchingaren; dort oben wohnte ihr Fähndrich, der ſtarke Girgo, umgeben von ſeiner Horde, ein König der Einöde. Auf den Trümmern der bequemſten Hütte war ſein leichtes Dach erbaut, und rings am Saume des Forſtes ſtanden die ſchlechteren Behauſungen ſeiner Stammesgenoſſen.

Am heiligen Abend gab der Fähndrich ein Feſt vor der Thüre ſeiner Wohnung, ſpendete mehrere Krüge Branntwein, erlaubte den Tanz, die fröhliche Muſik, und ſah behaglich zu, ſeinen Pfeifenſtummel ſchmauchend, wie die geputzten Burſche ſprangen, und die leichten Füße der braunen Dirnen den Boden ſchlugen. An ſeiner Seite war ein Platz leer, und die Königin des Feſtes mangelte noch. Oft, wenn im Tanz eine Pauſe wurde, drehten ſich die Freileute nach der Seite, wo die Sonne unterging, und ſtets beſorgter fragten ſie: „Wo iſt Waida? warum verweilt ſie? warum zaudert ihr flinker Fuß?“ Girgo, obſchon er dann und wann mit Ungeduld den Schnurrbart ſtrich, verſetzte ſtets: „Habt keine Sorge; der ſchwarze Moches iſt ihr Gefährte, und kein Haar dürfte ihr gekrümmt werden.“

„Ho, ho!“ ſchallte es durch den Wald, und die ganze Horde antwortete mit demſelben Ruf. Freude und Bewegung allenthalben, mit klingender Zither und Cymbel die Spielleute voran gegen den Wald, und lautes Frohlocken von allen Zungen, da hinter dem luſtigen Grün Waida's rothes Gewand flatterte, und ſie herankam, nach der ſich Alle ſehnten. Sechszig Köpfe neigten ſich vor ihr, wie im Siegesmarſch führten ſie Männer und Weiber ihrem Hauptmann entgegen. Girgo erwartete ſie gravitätiſch, wies ihr den ſonnigen Platz an ſeiner Seite an, bot der Müden eine Labung, und ſagte: „Du kommſt ſpät wie der Tag im Winter. Was haſt Du ausgerichtet?“ — „Alles beſorgt, Alles geſchlichtet; die Häuſer belugt, die Pfade gemerkt. Ueberall weiß ich Beſcheid, und kommen wir gleich den

Katzen im Finſtern, ſo hab' ich an jedem Finger ein Auge. Moches hielt Wache wie ein Luchs, und kann Dir Weiteres melden.« — »Sey alſo guten Muthes, kluge Schlange, und nimm Theil an dem Feſte, ſchlage die Zither zum Tanz.«

Waida blickte hellen Auges um ſich her, und umarmte mit fröhlichem Ungeſtüm die runden Buben und Mägdlein, die auf ihre Kniee ſprangen, herzte den Säugling, den ihr die Amme darbot, und theilte allerlei Beeren und glänzende Flitter an die Kinder aus. Nachdem ſie dieſe Mutterfreude gehabt, kehrte ſie wieder Girgo's Sprößlingen den Rücken, klatſchte in die Hände und rief: »Jetzt laſſet uns luſtig ſeyn. Tanzt und ſingt, der Abend iſt ſchön, der Geiſt will uns gnädig ſeyn.« — Wohlgefällig nickte Girgo mit dem Haupte, und ſchmunzelte: »Nur zu, ihr Brüder; heute gezecht, morgen berathen, heute genaſcht, morgen gehamſtert. Aller freien Leute Wohl!«

Der Fähndrich trank; die einen Krug oder Scherben hatten, tranken mit; die Uebrigen jauchzten, machten Luftſprünge, ſchlugen Purzelbäume, ſtanden auf den Köpfen, trieben des Leichtſinns und Muthwillens viel, daß Waida von Herzen lachte, und nimmer aufhören mochte, die Fröhlichen zu ermuntern und anzufeuern. »Du biſt guter Dinge,« ſagte Girgo zu ihr, und wies, ſelber vergnügt, die weißen Zähne; »wärſt Du nicht müde, wollte ich mit Dir tanzen. Aber mich dauern Deine hübſchen Füße. Setzt euch in einen Kreis, ihr Leute! Waida tanzt nicht, ihr ſollt es auch nicht mehr. Waida iſt froher Laune, ſingt ihr ein Lied.«

Die Freileute gehorchten ohne Widerrede; die Saiten wurden friſch geſtimmt, der narbige Einaug, ein Held ſeines Volks, trat hervor, geſchmückt und aufgeputzt, ein blankes Schwert in der Fauſt, und begann vom Kriege zu ſingen, und von den rühmlichen Zeiten ſeines Geſchlechts. Wie einſtens die Vorfahren weit überm Meer zwiſchen hohen Bergen gehauſt, auf deren Häuptern der ewige Winter lag, während an ihrem Fuße der Sommer niemals aufhörte; wie ſtreitbar ſie geweſen, die Ahnen, ein tapferes, unermeßliches Volk; wie endlich der Väter Uebermuth auf die Kinder den Fluch herabgerufen, daß ſie ſchlugen gegen einen geringen Feind, und dennoch von ihm überwunden wurden; wie ſie dann aus der Heimath gezogen, zerſtückelt, vertrieben, ohnmächtige Trümmer unermeßlicher Kraft; wie ſie dem Elend verfallen und raſtloſer Wanderung, und wie ſie dennoch zuſammengehalten, ein unvermiſchtes Volk, noch bis heute geleitet von ihren Stammesfürſten, wie vor undenklicher Zeit; — dieſes Alles ſang der narbige Einaug, mit kriegeriſchem Schwung, und knüpfte daran eine ſchmeichleriſche Hymne auf Waida's Schönheit, Girgo's unerſchöpflichen Muth, und die reine Abſtammung dieſer erhabenen Fürſtenenkel. — Die Freileute waren in den höchſten Himmel entzückt, und hätten aus voller Kehle gejubelt, aber Waida gähnte bei dem Heldenliede, und darum ſchlug Girgo nicht beifällig in die Hände, und die Horde that, wie ihr Gebieter. Ein Glas Branntwein war der einzige Lohn des ermüdeten Sängers, und Waida rief: »Der Krieg hat ſeine Zeit, und ich höre gern von ihm reden und ſingen, wenn der Sturm brauſt, und ein helles Feuer in der ſichern Höhle brennt. Wenn das Raubwild heult, wenn die Feinde uns verfolgen, alsdann wetzt das Schwert und ſingt von unſern Vätern. Heut iſt ein Abend, wie ihn der hohe Himmel ſelten ſchenkt, und Waida's Herz ſchwelgt in ſeliger Luſt. Stimmt das Lied der Liebe an. Her die Zither, ſinge Du, Nana, mit der Lerchenſtimme; ich löſe Dich ab, wenn Du ſchweigſt, und Du beginnſt wieder, wenn ich nicht weiter kann.“

Girgo neigte ſich ſchelmiſch zu Waida und ſprach: „Ich wette, Du trägſt ein Gelüſten, Deines Lebens Frühling zu ſingen in dem Liede, welches Du ſelber gemacht. Nur zu, meine Eiferſucht iſt nur ein Schatten, und ich höre gern, wie Du einſtens glücklich warſt, weil ich jetzo weiß, daß Du nimmer mich verläſſeſt.“ Waida ſchmiegte ſich dankbar an ſeine Bruſt, und er befahl: „Steckt Harzfackeln an; es webt um uns die Dämmerung, und die Flammen ſcheuchen die Fledermäuſe hinweg.“

Bald flimmerten im Kreiſe die harzigen Lichter, und Nana begann mit ſchwermüthiger Stimme, bald ſingend zu den Tönen der Zither, zu ſprechen: „Der Sturm löſcht das Licht, der Sturm facht den Brand. So iſt das Feuer ein wohlthätig Kleinod, verſchloſſen im Stein, oder bewahrt unter dem Deckel des Heerdes; aber hinaus fährt es, ein grimmiger Vogel mit ſprühenden Fittigen, wird es entfeſſelt von kindiſcher Hand, von kindiſcher Neubegier.“ Nun antwortete Waida in demſelben Ton: „Auch des Menſchen Bruſt iſt ein verſchloſſen Haus, und darinnen glimmt eine Flamme. Wehe dem Unverſtand oder dem Frevel, der Fenſter und Thüre öffnet dem böſen Geiſt! Waida iſt glücklicher geweſen als Tauſende, denn die Flamme ihrer Bruſt wurde nach kurzem Brande zur Fackel, die ihr den Weg zeigte, zu ihren Brüdern und Schweſtern heimzugehen. Sage mir, Rana's wohlklingende Stimme, was mit Waida ſich begeben hat. Sag' es kühn, daß die Jungen davon lernen, denn die Blüthe ſoll werden zur Frucht.«

Nach dieſem pathetiſchen Eingange hob Rana ihren Geſang an:

»Ein Kloſter ſteht in Waldesnacht,
Der Jäger hauſt in ſeinen Trümmern;
Er ſieht wohl Mond und Sonne ſchimmern,
Doch lacht
Ihm nicht der Liebe Pracht
In Waldesnacht.«

Die Freileute klopften taktmäßig auf den Deckel ihrer Krüge, und ſangen gleichmäßig im Chor:

»Jo ho, Du blaſſer Jägersmann,
Schau uns, die freien Leute, an:
Der Weiber allerſchönſte Zier
Gehört nicht in Dein Jagdrevier.
Uns lacht
Der ſchlanken Waida Pracht
In Waldesnacht.«

Rana ſprach wiederum: »Wie des Stammes Erſte, iſt Waida die ſchönſte ihrer Schweſtern, und ein Stolz des vertriebenen Volkes. Aber jung iſt Waida, und Erfahrung iſt nicht der Schatz der Jungfrau. Sie hat keinen Bräutigam, zu jung iſt noch der Bruder. Aber ein Herz voll Sehnſucht ſchlägt in ihr, und oft ſchaut ſie hinüber zu den Häuſern und Schlöſſern der Feinde, und denkt, es wäre vielleicht beſſer dort, als in der Wildniß bei ihrem armen Volke. — Während ſie klagend und irren Fußes unter beſchneiten Bäumen geht, immer weiter, immer weiter von ihren Brüdern und Schweſtern, was thut denn wohl der Jägersmann zu jener Friſt? wer ſagt mir das geſchwind?«

Waida ſang:

»Der Jäger ſchleicht am ſtillen See,
Den heißen Pfeil im wunden Herzen;
Er ſucht, zu lindern ſeine Schmerzen,
Das Reh
Auf klarem Silberſchnee,
Am ſtillen See.«

Worauf der Chor mit wilder Bewegung einfiel:

»Jo ho, Du wunder Jägersmann,
Sprichſt heut die rechte Fährte an.
Schau hin, ſchau her, die ſchönſte Zier
Steht auf in Deinem Jagdrevier:
Ein Reh,
So ſchlank und weiß wie Schnee,
Am ſtillen See.«

Nana fuhr fort: »Wohl hatte er die Armbruſt geſpannt, und dem donnernden Gewehr den zündenden Funken nahe gebracht, aber worauf er zielte, war nicht ein Thier des Waldes; Waida war es, und ihm entfiel die Waffe, daß er vor ihr kniete, als bettelte er das Leben von ihr. Ihr Blick war ihm gnädig, ihre Hand hob ihn auf, er war ſelig, wie er zuvor betrübt geweſen; denn die Freude iſt die Schweſter des Schmerzens. Das Gefieder des Waldes hat wohl ſeine Schwüre vernommen; wer ſagt mir aber wieder, was dazumal der Bäume Wipfel nachflüſterten?«

Waida griff voll ſüßer Erinnerung in die Saiten:

»Er ſprach zur Maad: Du Traute mein,
Wie heilſt Du mich von meinen Leiden,
Daß ich von Dir will nimmer ſcheiden!
Herein
In's Hochzeitkämmerlein,
Du Traute mein!«

Die Sänger im Chor murmelten nach:

»O weh, Du arger Jägersmann,
Du haſt uns Böſes angethan;
An dreißig Monden mißten wir
Der Weiber allerſchönſte Zier,
Weil Dein
Sie war, mit Dir allein,
Die Traute Dein!«

Nana fuhr jetzt in der Erzählung fort: »Dreißig Monden, wie lang für Deines Volkes Sehnſucht, o Waida! Wie kurz indeſſen für den Mann, welchen Du unverdient beglückteſt! Aber ein Ende hat die Pein, wie die Luſt ein Ende findet. Siehſt Du nun, Waida, wie gut es war unter Deinem Volke? Du mußt leben, verborgen vor aller Welt, und Dein Liebling ſchämt ſich Deiner vor Fremden. Als ein Juwel verbirgt er Dich aber vor Deinen Freunden, denn er weiß, wie köſtlich ſein Schatz. Grobe Arbeit ſoll Deine zarten Finger mißhandeln, o Waida? komm zu uns, wo Alles Dir zu Dienſten iſt! Du haſt ihm

Kinder geſchenkt, und liebſt die Unmündigen; aber es ſind nicht Kinder des Stammes, und ſie werden nimmer herrſchen über die freien Leute, weil ihr Vater ein feindlicher Knecht. Komm zu uns, o Waida! Dein Bruder iſt zum Manne geworden, und ſucht vergebens nach einer Gefährtin, die ihm gleich käme an Stamm und Adel. Sollen wir in ihm unſer Fürſtengeſchlecht begraben? komm, daß wir ihn mit Dir vereinigen, und Alles ſey vorüber, wie ein Traum!“

Hier miſchte ſich der narbige Einaug in die Handlung, und ſang mit dumpfem Tone: „Ich bin die Zeit, von Jahren grau, und ſchaffe Leben, wo ich tödte. Aus meinen Todten ſprießen Blumen, und den ſcharfen Dolch ſtumpf' ich ab zum Kinderſpiel. Iſt ein Daſeyn, das mir widerſtände? iſt ein Ding, das mich überdauerte? iſt ein Haß, iſt eine Liebe, ein Leid und eine Freude, die nicht verginge vor meinem Hauch? Ich will, o Waida, daß Du ihn läſſeſt, den Liebling; ich will, daß ſeine Hütte Dir gleichgültig werde, langweilig ſein Haushalt, leer und öde ſeine Geſellſchaft. Ich will, daß Du Dich von ihm trenneſt, gehorchend der neuen Sehnſucht, dem Heimweh, deſſen Du nimmer Dich erwehren magſt. Auch die Kinder laſſe zurück, wenn Du ſie gleich liebſt, wie eine Henne ihre Brut. Würden ſie nicht Baſtarde in Deinem Volke ſeyn? würden ſie nicht vergehen in Schmach, Sclaven unter freien Leuten?“

Nana ergriff nun wieder das Wort mit geflügelter Zunge: „Die Zeit befiehlt, Waida gehorcht. Bei nächtlicher Weile verläßt ſie die fremde Hütte, der Kinder Erbtheil iſt nur der letzte Kuß. Dem Jäger ſendet ſie von Bergeshöhen den Abſchiedsgruß. Wer ſagt mir wohl, wie er gelautet? ich habe ihn vergeſſen über der Freude, die ſtolze Waida wieder zu ſehen. Wer ſagt ihn mir?»

Waida ließ die Zither in das Gras ſinken, von dem Andenken erſchüttert, und erwiederte: «Ich kann Dir ihn nicht ſagen, den letzten Gruß, nicht jetzo, nicht heute. Singe ihn an meiner Statt.» Nana gehorchte:

«Die Zeit iſt um; vergiß mein nicht!
Waida entflieht in blaue Fernen,
Zu folgen ihren guten Sternen,
Und ſpricht:
Du, meiner Augen Licht,
Vergiß mein nicht!»

Nun brach ein Gewitter des Beifalls los, und der Chor donnerte mit ausgelaſſener Freude:

«Jo ho, betrogner Jägersmann,
Wie hat uns dieß ſo wohl gethan!
Wenn wir Dein Glück Dir ſo verzeihn,
So machen's nur die Kinderlein;
Jo ho, Jo ho....»

Ein daherlaufender Menſch, ein Geſell der Freileute, ſchnitt den Geſang ab, indem er athemlos rief: «Ich hab's, Fähndrich, ich hab's, meine Brüder! Der Grünſpecht, der Habacht, der den Grieshannes als einen Roßdieb fangen ließ...., ich weiß, wer der Hallunke iſt!» — «Wer, wer, großer Fledermann?» ſchrieen Alle begierig entgegen; und der Zigeuner antwortete: «Der Förſter von Windeck, den der böſe Geiſt verſchwarzen laſſe!» — «Die Peſt auf ſeinen Kopf! den rothen Hahn auf ſein Dach!» brüllte die

Horde einſtimmig, Waida ausgenommen, welche den Girgo anſtieß, und ihm zuflüſterte: »Glaub's nicht; ein leer Gerücht. Wenn jedoch ein Zug gegen den Grünling beſchloſſen wird, ſo laſſe mich dabei ſeyn.«

Mutter Lindle kam, ihre Tochter zu beſuchen; aber die Freude machte dabei nicht den Ceremonienmeiſter. Die Frauen, beide mit blaſſen Geſichtern und verſtörtem Weſen, betrachteten ſich forſchend, als ſuchte eine Jede die Gedanken der Andern zu enträthſeln, während der Mund von gleichgültigen Dingen redete, zu furchtſam, als daß er den rechten Text angeſchlagen hätte. — Dieſes ſtumme Spähen, dieſer gezwungene Rückhalt mehrte ſeine Pein von Minute zu Minute, bis die raſchere Victoria endlich das Schweigen brach, indem ſie anhob: »Wir haben bereits genug von Wind und Wetter, von Erndte und Bleiche verhandelt. Mir iſt aber, als ob wir ganz Anderes im Sinne führten, und ich mag nicht länger mich verſtellen. Wiſſet, liebe Mutter, daß mein Eheherr, nachdem er eine Nacht voll Kummer und Unruhe zugebracht, heute ganz früh ſein Haus verließ, ohne mir zu entdecken, was ihn foltert. Dagegen bin ich verſichert, daß Ihr mir Auskunft zu geben verſtehet, und bitte ich als eine gehorſame Tochter, Ihr wollet mir, was Euch bekannt iſt, nicht länger verhehlen. Iſt's ein Unheil, wie ich befürchten muß, ſo wird gut ſeyn, wenn ich mich darauf vorbereite. Ein unvermuthetes Mißgeſchick ſchlägt mit doppelten Ruthen.«

Auf dieſe Anrede ſchwieg die Mutter lange betreten, ſchämte ſich zum Theil vor der Entſchloſſenheit ihrer Tochter, zum Theil betrauerte ſie die Nothwendigkeit, Victorien's Herz mit Kummer zu ſtrafen, und vermochte geraume Friſt hindurch keine Antwort zu finden, bis ihr das Weinen kam, und mit der Thräne das Wort: „Du armes Lamm, wie Du erſchrecken wirſt, wenn ich mit der Sprache herausgehe! Und dennoch gibts nicht eine andere Wahl, indem es beſſer, daß Du von Deiner Mutter erfahreſt, was vielleicht fremde Zungen Dir ſchonungslos verkünden möchten. Höre denn; aber erinnere Dich zu Deiner Erquickung, daß Gott der Herr ſtets über die Seinen wacht, und ſtets die Unſchuld an den Tag kömmt, wenn auch zögernd dann und wann." — Hier ſtieß die Wittib einen Seufzer aus, winkte der ängſtlich horchenden Victoria zärtlich näher, ergriff ſie bei der Hand, und ſetzte fort: „Denke Dir meinen Schrecken, da ich vor ein paar Tagen, als wie von einem dunklen Gerücht hörte, es ſey ein todter Mann im Hardtwalde gefunden worden, und die Papiere, die er bei ſich getragen, ſagten aus, er heiße Auguſtin Perſal, und ſey ein ehemaliger Quartiermeiſter in einem ſchwediſchen Regiment geweſen. — Wie Du jetzo erblaſſeſt, ſo erbleichte ich auch; denn das bischen unchriſtliche Freude, die ich leider bei der erſten Kunde empfand, verging nur zu bald. Ich Unglückliche war nicht lange, ohne zu verſpüren, daß etwa des Quartiermeiſters plötzlicher Tod uns mehr Drangſal verurſachen dürfte, als ſein Leben gethan hätte. Denn nach Deiner ſo glücklich beſchleunigten Hochzeit war ich bei Freunden und Bekannten herumgegangen, und hatte in der Freude meines Herzens nicht verſchwiegen, warum Alles ſo ſchnell betrieben worden. Loſe Mäuler hatten ſchon dieſes und jenes gemunkelt, und ich wollte die Maulaffen zum Schweigen bringen. — Nachdem aber Perſal's Tod bekannt geworden.... Wehe uns, wie ging erſt dann das unbarmherzige Gerede los! Denn Du mußt wiſſen, daß der Wütherich wahrhaft auf dem Wege zu uns geweſen, und daß nicht ein alltäglicher Hintritt ſeine Brautfahrt unterbrach. Er iſt ermordet, durch das Herz geſchoſſen worden, und der Schuß war gräulich, wie man ſagt; leider Gottes fiel der Verdacht auf einen wohlzielenden Jäger...., und weil der Todte nicht geplündert war...., Sattel und Zeug ſich wieder fand, und der Schimmel, worauf der Perſal geritten...., ſo dachten die böſen Nachbarn in ihrem Sinn, es möchte ein beſonderer Trieb in dem Handel geweſen ſeyn...., und Derjenige, dem, wie die Verläumder glauben, etwa am meiſten daran gelegen war, den Freiersmann aufzuhalten..., Derjenige müſſe auch.....“

„Ach du heilige Schmerzensmutter!“ ſchrie Victoria, und warf ſich in die Arme der Wittib: „ach, redet nicht aus, ach, mir iſt ſchon Alles klar! ich unglücklich Weib! Armer, armer Heribert! o, es wird mir die Bruſt zerſprengen...., welche Schandverläumdung! Sagen nicht die Unbarmherzigen, er habe den Andern erſchoſſen...? ſagen ſie nicht, Ihr hättet ihn dazu verführt..., ich hätte davon gewußt...? O Jeſus, das iſt unſer aller Tod!“

Die Mutter hatte den Fragen ihrer Tochter mit einem traurigen »Jå« geantwortet; aber ſie erhob ſich in ihrem Schmerz, und verſuchte einige Worte der Ermunterung. Victoria faßte dieſe begierig auf, indem ſie rief: »Ihr habt Recht; ich ſchwärme wie ein unbeſonnenes Kind. Das macht die Liebe zu meinem Manne; zum erſtenmal ſpüre ich, wie ſehr ich an ihm hänge. Aber er iſt unſchuldig; gewiß und wahrhaftig hat er nicht an das Verbrechen gedacht. Das iſt nur ein Geſchwätz müßiger Baſen, die mein Glück beneiden; nur ein hinterliſtiges Geplauder von Tagedieben, die meines Herrn Feinde ſind.« —

»Ohne Zweifel,« verſetzte die Mutter; »aber das Schlimmſte, daß jene Lügen, jener Argwohn auch in das bereitwillige Ohr eines Widerſachers fielen. Der Vogt iſt dem Förſter ſpinnefeind, und will die Gelegenheit benutzen, um ſein Muthchen zu kuhlen. Darum hat er ihn auf heute vorgefordert. Ein Beiſitzer hat's dem Förſter geſtern ſchon geſteckt, warum er vorgeladen ſey. Schneeweiß vor Zorn war der Tochtermann bei mir..., wir haben unſre Aengſten einander mitgetheilt.... Du weißt nicht, liebes Kind, wie lange ein böſer Handel wie dieſer hinausgezerrt werden kann. Schon öfters ſind Wochen, Monate..., ach, Jahre ſogar verſtrichen, bis der eingekerkerte Unſchuldige Recht bekam. Dieſes fürchteten wir Beide.... und Deinen Schreck.....«

»Und es iſt ein Gott im Himmel?« fragte Victoria zürnend: »Und Ihr habt begehrt, daß ich ihm vertraue als einem Rächer der Unſchuld? Monate, Jahre lang, ſagt Ihr? Iſt das nicht ſchon eine Höllenſtrafe? Was bleibt dem Schuldigen, wenn ſchon der Rechtſchaffene ſolcher grauſamen Willkühr preisgegeben iſt?"

„Weh, mein Kind!" ſchluchzte die Mutter: „denkſt Du nicht an Schwert und Rad? Blut will Blut, aber auch der Feind will Blut..! Laß uns beten, daß von uns das Uebel gewendet ſey." — Victoria gerieth auſſer ſich, machte der Mutter Vorwürfe, daß ſie ihr Alles verſchwiegen, rechnete ihr das Unglück zu, das vielleicht erwachſen möchte. „Hätte ich das Entſetzliche gewußt," rief ſie, „gewiß ſtände alles nicht ſo. Ich wäre zum Vogt gelaufen; meinen Worten, meinen Schwüren hätte er glauben müſſen! oder ich hätte meinen Mann beredet, die Flucht zu ergreifen. Er in Ketten...., er im Gefängniß, der die Freiheit gewohnt iſt, deſſen Haus der unbegrenzte Wald? Wo iſt er jetzt? in Bühl, im Schloß, vor Gericht? Laßt mich hinunter, Mutter. Ich muß zu ihm! Wo ſind die Kinder? ihre Unſchuld wird beredt ſeyn, wenn auch ihr Mund nur ſtammelt!"

„Um der Kinder willen beruhige Dich," ermahnte die Mutter: „Sie kommen; verbirg Deine Thränen, zeig' ihnen eine heitere Stirne. Noch iſt ja nichts verloren. Eines redlichen Mannes Eid wird allenfalls gelten vor den argwöhniſchen Schreibern. Sorge für Dich, meine Tochter. Junge Ehefrauen haben dann und wann nicht bloß ihr eigenes alleiniges Leben zu vertreten."

Eine ſüße Ahnung ſchüttelte bei dieſer Andeutung die Fittige beruhigend über Victoria's Haupt, und fromme Kühlung linderte den brennenden Schmerz. „Geduld, Hoffnung!“ ſeufzte die junge Förſterin, die Hand krampfhaft auf die wogende Bruſt gedrückt. — Die Kinder kamen, zufrieden, unbekümmert und hungrig. Während die Großmutter ihnen Brod austheilte, ſagte Etzel gleichgültig: „Deine Jungfer Marie kommt auch einmal wieder den Berg herauf;“ und Holda wußte geſchwätziger zu berichten, daß die Freundin gar ſo tapfer zum Schloſſe emporlaufe, und ihr Geſicht unter dem blendenden Sonnentuche einer Klatſchroſe zu vergleichen ſey. — Neue Angſt durchſchauerte Victorien's Glieder. „Sie hat mit mir getrotzt,“ ſagte ſie nachdenklich zur Mutter; „ſie hat mich gemieden. Nur ein Unglück vermag die Starrköpfige ſo ſchnell in eine Beſucherin zu verkehren. — Wahrlich! der geſtrige Tag iſt ſchon an Vorzeichen nicht arm geweſen, und — gebt Acht — ſie treffen alle ein!“

Marie kam, wie Etzel voraus geſagt hatte; kam erhitzt und eilig, umfing die Freundin mit der aufrichtigſten Wehmuth, und ſagte beim Eingang die wenig tröſtlichen Worte: „Geliebte Victoria, zurne nur nicht, denn nicht der Haß, nur meine Furcht trennte mich von Dir. Dieſe Befürchtungen, leider erfüllen ſie ſich, und hier bin ich, meine Hülfe, meinen Beiſtand; meine Liebe anzubieten.“ — Victoria erwiederte gerührt ihre Umarmung: „Ich danke und vergebe Dir, getreues Herz. Gebt, liebe Kinder, küßt der Tröſterin die Hände.“ — Etzel und Holda ſprangen leichtſinnig, es zu thun, aber mit allen Zeichen des Abſcheu's ſtieß Marie die Kleinen von ſich, und ſchüttelte ihr Gewand, als ob ſie von einem Ausſätzigen berührt worden wäre. — Mutter Lindle und Victoria fragten erſtaunt nach dem Grunde der unverholenen Mißhandlung, und Marie erwiederte, den Blick von Etzel und Helda gewendet: „Thu' ſie weg, jene Geſchöpfe. Schicke ſie fort, daß ich mit Chriſtenmenſchen allein ſey. Zaudere nicht, liebſte Freundin. Mache der Himmel, daß Du nicht theilhaftig werdeſt der ungeheuern Schuld, die ihr Vater trägt. Ach, er wird ſeinen Lohn empfangen. Gott hat ihn nur den gräßlichen Mord begehen laſſen, um ſein ander Teufelswerk an den Tag zu bringen. Thu' ſie weg, jene Brütlinge der Sünde!"

Auf einen Wink Victoriens liefen die Kinder hinaus; dafür bedrängten nun die Weiber mit gerungenen Händen die räthſelhafte Freundin, daß ſie verſtändlich rede. Marie eilte, die Worte herauszuſtoßen: „Ich bin ſchier athemlos...., ich wollte euch vorbereiten.... Gerade jetzo haben ſie Deinen Mann gefangen geſetzt......" — Mutter und Tochter ſchrieen auf. Marie fuhr fort: „Es iſt ſchier auſſer Zweifel, daß er den Quartiermeiſter... Gott ſey der armen Seele gnädig...! man ſpricht von Zeugen....., ſie haben fürchterliche Dinge ausgeſagt...; ach, unglückliche Victoria, hätteſt Du meiner Angſt Gehör geſchenkt...., hätteſt Du Deine Hochzeit nur um einen Tag verſchoben! Ich wußte ſchon dazumal....... Wider Deinen Willen ſuchte ich den Schreiber jenes Briefs... was hörte ich aus ſeinem Munde..! Am folgenden Tage ſuchte ich Dich auf... vergebens... Als ich Dich wiederſah, war's zu ſpät, und ich ſchwieg mit zerriſſener Seele, verbarg meinen

Schmerz vor Deinen Augen.... Aber Alles iſt wahr. Sie wiſſen jetzo unten im Flecken, im Schloß..., uberall.....“

„Was denn? Rabe des Fluchs!“ unterbrach die Wittib Marien, während Victoria's Glieder zu Stein erſtarrten. Marie konnte vor innerer Bewegung nur mit Mühe und heiſrer Stimme vollenden: „Sein erſter Ehebund war eine Teufelei; er hat ſich dem Böſen verſchrieben..., jene Geſchöpfe, die das menſchliche Antlitz nur als eine Larve tragen, ſie ſind.....“ Sie umſchlang Victorien auf's Neue, feſter denn zuvor, und raunte ihr einige Worte in's Ohr. Mit einem lauten Schrei, faſt ohne Bewußtſeyn, taumelte Victoria in den Lehnſtuhl, und vergaß, von Mutter und Freundin unterſtützt, was um ſie her vorging. —

Da ſie wieder zu ſich ſelber kam, ſah ſie durch den wirren Nebel, der ſeine Schleier vor die Augen der Ohnmächtigen breitete, eine liebe Geſtalt, und gern hätte ſie dafür gehalten, daß Alles nur ein ſchlimmer Traum geweſen; aber neben dem Förſter, der ſeinen ängſtlichen Blick nicht von ihr verwendete, ſtanden fremde, feindliche Männer, und hinderten ihn, der Gattin ſich zu nähern, ſie mit ſeinen Armen zu umfangen. Victoria ſchloß die Augen vor dieſen Herolden einer traurigen Wirklichkeit; aber das Ohr der Unglucklichen verſchloß ſich nicht, und hörte deutlich, wie der Gerichtsſchreiber ſagte: „Gebt Ruhe, Förſter Eiſenhut. Ich erweiſe Euch einen Dienſt, indem ich von dem Weibe Euch abhalte. Sollen ihre eignen Reden gegen Euch zeugen? Eure Schuld iſt leider nicht mehr zweifelhaſt, und nicht gerne möchte ich die Frau, die von jeher ein gut geartetes Geſchöpf geweſen, in Euern Handel verwickeln.“ — Worauf der Förſter: „Vergelt' Euch der Himmel nach Euern Werken; doch iſt es gräßlich, einen reinen Mann ohne allen Beweis zum Verbrecher zu ſtempeln. Ihr habt an meiner Seite das Haus durchſucht; iſt das Geringſte gefunden worden, was mich verdächtigen könnte? erlaubt immerhin, daß meine Victor' mit mir rede; ſorgt nicht, daß ſie durch ein Wort ihre Mitwiſſenſchaft an dem Verbrechen verrathe. Sie weiß nichts von der That, ſo wahr ich ſelber unſchuldig bin an dem Frevel.“

Der Schreiber war nicht hartherziger Natur, aber mit der Verlegenheit eines beſchränkten Untergebenen, dem ſeines Herrn Vorurtheile mehr gelten, als das klarſte Geſetz, erwiederte er: „Wäre Alles wie Ihr ſagt, warum denn Euer Schrecken vor der Leiche des Ermordeten? warum Eure kahlen Ausflüchte und der ſchwankende Ausweis, den Ihr von Euern Beſchäftigungen gegeben an dem Tage, wo höchſt wahrſcheinlich der Mord begangen wurde? warum endlich dieſes Weibes Verzweiflung?“ — Bitter war die Antwort des Förſters: „Mein Weib leidet, weil es mich liebt; für meine Rechtfertigung wird, ſo Gott will, der Jagdmeiſter ſorgen; und mein Entſetzen vor dem Leichnam, welcher, der Verweſung verfallen, aus dem Grabe wieder hervorgeholt worden iſt, — dieſes Entſetzen habt ihr Alle getheilt, Vogt, Schreiber und Beiſitzer.“

Wie nun der Schreiber und die Beiſitzer einander mitleidig anſahen, benutzte der Förſter den Augenblick, zu ſeiner Frau zu geben, und, ihre Hände ergreifend, zu fragen: „Ich mache Dir vielen Kummer, liebe Victor', nicht wahr? aber ich ſchwöre bei allen Heiligen....“ — Die fromme Wittib ſegnete ſich, Marie wendete mit Abſcheu das Geſicht von ihm, Victoria that die Augen weit auf, als begehre ſie in dem Herzen des Mannes eine völlige Rechtfertigung zu leſen, und fragte zitternd: „Bei allen Heiligen, ſagſt Du? Mann, was habe ich gehört? wie ging es zu bei Deinem erſten Ehebunde?“ — Der Förſter erſchrack, antwortete nicht. „O des Jammers! Du ſchweigſt? ſo iſt es wahr, daß ein teufliſch Geſpenſt aus dem See mit Dir gehauſt?“ — Ein verächtliches Lächeln ſpielte um des Förſters bleiche Lippen; aber eine Antwort kam nicht von ihm. „Mann der Sünde!“ fuhr Victoria dringender fort; „ſage die Wahrheit, wenn Du kannſt. Iſt Dein Weib geſtorben und liegt im chriſtlichen Begräbniß? ſind Deine Kinder getauft oder ſind ſie Heiden? Antworte! ſind ſie getauft, Deine Kinder?“ — Heribert bebte ſichtlich, ſchüttelte finſter das Haupt, und Victoria riß ſich von ihm los, ſtieß ihn von ſich, warf ſich wie vernichtet an der Mutter, an der Freundin Bruſt. Dieſes gewahrten die Beiſitzer, und der Schreiber redete achſelzuckend: „Fürwahr, der Mann iſt ſchuldig, das Weib ſagt ſich von ihm los. Bringt die gute Frau zu Bett, und ſorget für ſie.“ — Während Frau Lindle und Marie die Jammernde in die Kammer führten, ſtützte der Förſter ſeine glühende Stirne auf die kalten Platten des Ofens, und der Schreiber fuhr gleichgültig fort: „Um die Victor' iſt's Schade. Es nimmt ſie

Keiner mehr, und dennoch iſt's um ihren Mann geſchehen. Wird er nicht gerädert um des Mordes willen, ſo blüht ihm doch der Scheiterhaufen für ſeine Unzucht mit dem Satan.«

Raſche Schritte kamen durch den Hof. »Der Vogt!« ſagten die Gerichtsperſonen unterthänig, und bückten ihre Häupter vor dem hochmüthigen Amtmann, der wie ein Sieger eintrat, hinter ihm der Jäger vom Kaltenbrunn, und der Amtsknecht, ein Felleiſen auf der Schulter. Mit einem giftigen Blick auf den Förſter fragte der Vogt: »Was hat ſich vorgefunden?« — Der Schreiber ſchüttelte den Kopf, wie einer, dem es leid thut, nichts Erfreuliches melden zu können. Der arme Schelm fürchtete eine Lauge, die ſein roher Kanzleiherr ſo trefflich zu beizen verſtand, und betete ſchon im Stillen ein Vaterunſer. Aber dießmal kam er wider Vermuthen leicht durch, weil der Vogt triumphirend ſagte: »Thut nichts; wir haben es mit einem abgefeimten Böſewicht, aber freilich ſind alle ſeine Practiken umſonſt vor des Himmels Gerechtigkeit und unſerm Scharfſinn. Tret' Er heran, Förſter Eiſenhut. Schau Er mir wieder frech in's Geſicht, wie Er von jeher zu thun pflegte, Er Grobian, der nicht einmal vor ſeiner Obrigkeit den Deckel lüpfen mochte. Er hat geläugnet wie ein Zigeuner; Er wollte nichts von dem Mord wiſſen, war nicht in der Nähe des Platzes geweſen, nur durch Zufall ſaß er an jenem Morgen in Kuppenheim? wie iſt er doch ſo geſcheut! Er hat die Freileute, ſo den Schimmel auffingen, verdächtig gemacht. Seine Subtilität hat gemacht, daß einer von den Geſellen gefangen wurde, als er das Geld für den Schimmel holen wollte. Der ſollte Alles gethan haben, he? was gibt Er mir aber, wenn ich ihm einen Zeugen ſtelle, der Ihn auf das Maul ſchlägt?“

Des Förſters Hand war öfters an die Stelle gefahren, wo der Hirſchfänger zu ſitzen pflegt, während der Vogt ſeine beleidigende Anrede hielt. Seiner Ohnmacht bewußt, hatte ſich endlich der gefangene Mann mit Ergebung gewaffnet, und ſagte kalt: „Einen Zeugen? ich wäre neugierig.“ — Da winkte der Vogt dem Jäger Veit, und dieſer kam hervor, und räuſperte ſich, und wollte ſeinen Spruch anheben. Worauf mit aller Verwunderung der Förſter: „Ei, alter Kamerad, was machſt Du hier? geh heim, wir brauchen Deine Schwänke nicht.“ Veit, deſſen Stirne von Unverſchämtheit ſpiegelte, verſetzte nun: „Lieber Schatz, ich treibe nicht immer Poſſen, und meyne, es ſey wohl gelegen, Deinem ſchlechten Lebenswandel ein Ende zu machen.“ — „Wenn ich Dich verſtehe, will ich zu einem Eichenklotz werden. Du kommſt mir vor, wie ein altes Geſpenſt, ſo lange haben wir uns nicht geſehen.“ — „Und doch ſind es kaum einige Wochen, daß wir uns ſahen, in meinem Hauſe ſahen. Beſinne Dich, Kamerad. Du brachteſt mir ein Felleiſen; iſt's nicht ſo?“ Der ungeſtüme Vogt riß den Mantelſack aus den Händen des Knechts, warf ihn vor dem Förſter auf den Boden, und rief: „Verſtockter Lügner, kennt Er dieſe Beute?“

Dem Förſter ahnte viel Unglück; aber männlich gefaßt entgegnete er: „Ich weiß nicht, was man von mir will. Ich kenne dieſen Reiſeſack nicht.“ Der Vogt heftete ſeine Blicke ſteif auf den Jäger vom Kaltenbrunn, und dieſer ſprach, nicht weniger ruhig, als ſein Gegner: „Ich merke, daß Dir's an den Hals geht, guter Freund, und das Lügen iſt Dir erlaubt. Aber weil ich einmal die Wahrheit ſagen will, ſo rede ich ſie ganz und gar, ohne Rückhalt. Du kamſt mit Blut befleckt in meine Hütte, bateſt mich um Gotteswillen, dieſe Kleider zu verbergen, zu vertilgen, ſchenkteſt mir das Weißzeug, ſchenkteſt mir dieſe paar ſpaniſchen Dublonen, daß ich ſchwiege und Deiner That theilhaftig würde. Es war nicht ſchön von Dir, einen alten, grauen Mann, der in ſeinem Leben keine Dublonen geſehen, mit Gold beſtechen zu wollen, und das verfluchte Metall hat auf meiner Seele gebrannt, und die blutige Beute hat mich geängſtigt, und ich war ſchon auf dem Wege, Dir Alles wieder zu bringen, als ich erfuhr, daß man Dich verfolge, und wie vom Himmel die Weiſung erhielt, was ich zu thun hätte. Hiemit übergebe ich dem weiſen Gericht Alles, was ich von Dir in Händen habe.“ Er deutete auf das Felleiſen, und legte zwei Dublonen auf den Tiſch, mit der Bemerkung, daß der Förſter einen ſchweren Sack voll ähnlicher Goldſtücke zu ſich genommen und hinweg getragen. — Von der Bosheit des alten Mannes gleichſam niedergedonnert, wußte Heribert nicht einmal eine Betheuerung hervorzubringen, und der Vogt ſchlug auf den Tiſch, befehlend: „Schreibe Er das nieder, ohne Säumen, Actuarius. Das trifft zu, ſo wahr der Teufel ſchwarz iſt, und Hörner trägt. Seht hier eine ſchwediſche Quartiermeiſters-Uniform, ſeht das

Weißzeug, mit den Buchſtaben A. P. gezeichnet, ſeht hier die ſpaniſchen Dublonen, von welchen einige der Todte im Sack trug, von welchen er mehrere zu Durlach an einen Dragoner verſpielte. Will Er jetzo bekennen, Förſter, wo er das andere Geld verſcharrt hat?" — „Ich beſchwöre auf meine Seligkeit, daß Alles, was dieſer vorbrachte, unwahr und lugneriſch ſey, von Anfang bis zu Ende." So lautete des Förſters Antwort; aber ſeiner lachte der Vogt: „Erbärmliche Seligkeit, wovon ich nichts haben möchte. Geduld, hochmüthiger Herr; wenn der Prozeß wegen Todtſchlags geſchloſſen, dann kömmt's erſt an den Prozeß wegen teufliſcher Buhlſchaft. Dieſer ehr- und glaubwürdige alte Mann weiß auch hievon ein Stücklein zu ſingen." Heribert zuckte die Achſeln und verſetzte zornig: „Zerhackt mich, ſchlagt mich todt, weil Ihr doch mein Feind ſeyd. Aber verſchont mein Ohr mit abergläubiſcher Dummheit. Und was hab' ich Dir gethan, Du grauer Verräther, daß Deine Lügen mich ſo grimmig verfolgen? wir kamen ſo wenig zuſammen, haben uns niemals gezankt; wenn Andere Dich einen Zauberer nannten, und ſchüchtern vermieden, ſagte ich Dir kein übles Wort, habe Dir nie ein Leid zugefügt. Freilich klagteſt Du oft, man ſetze Dich zuruck, und gebe mir den Dienſt, welcher Dir ſchon lange hätte werden ſollen. Das hat aber die Herrſchaft gethan, und ich trage nicht die Schuld." — „Unnöthiges Geſchwätz!" fiel der Vogt ungeduldig ein: „Er verwickelt ſich immer mehr in ſeinen Widerſpruchen, und im Thurme mag Er ſich ferner auf neue Ausflüchte beſinnen. Man führe ihn weg.“ Mit Heftigkeit ſetzte der Förſter entgegen: „Thut, was Ihr wollt; der Markgraf wird ſeinen Diener nicht verlaſſen. Wer hütet jedoch mein Haus, wer ſchützt mein Weib, meine Kinder?“ — Mit drohendgefalteter Stirn that der Vogt den Spruch: „Der Jäger Veit wird auf unſern Befehl ſich dieſes Hauſes annehmen, und hier ſitzen, bis der Prozeß zu Ende, oder von der Herrſchaft ein anderer Förſter ernannt iſt. Zugleich wird er ſorgen, daß die Frau des Förſters Eiſenhut, die allerdings in den Prozeß ihres Mannes begriffen werden könnte, bis auf weitere Inzichten oder Beſchluß die Wohnung nicht verlaſſe.“ — „Abſcheulich!“ ſchalt Heribert; „iſt das Euere Gerechtigkeit? einem falſchen Zeugen, der mir an's Leben will, ſoll mein Haus und Weib und Kind vertraut ſeyn? ſchickt nach meinem Bruder, dem Jägerburſchen auf dem Blättig; er ſteht mir näher, ich würde ruhiger ſeyn.“ Veit machte ein lang Geſicht, da er von dem Bruder hörte, welchen er verſchollen glaubte; aber der Amtmann gab nichts auf des Förſters Einwurf, und ſprach weiter, als ob er nicht unterbrochen worden wäre: „Auch die beiden unchriſtlich erzielten Larven und Monſtra, gemeiniglich des Förſters Kinder genannt, ſollen von beſagtem Veit unter ſtrengem Beſchluß gehalten werden, bis ein geiſtlich Gericht entſchieden hat, ob ſie etwa zum chriſtlichen Glauben zu bekehren, oder aber vermittelſt ſtarker Aderläſſe vom Leben zu bringen ſeyen. Wonach zu richten, zu achten, und alſo geſchehe es.“

Dem Beklagten wurde nicht vergönnt, ſeiner Gattin Lebewohl zu ſagen, und ſomit auch der Schmerz erſpart, ihre Kammer verriegelt zu finden. Victoria wollte ihn nicht mehr ſehen, und als der Vogt von dieſem häuslichen Unfrieden Wink bekam, ſchaute er noch einmal ſo fröhlich dem wegſchreitenden Förſter nach, rieb ſich die Hände, und ſprach zu dem Jäger vom Kaltenbrunn: „Wenn jemals ein Zeuge zu geſchickter Zeit gekommen iſt, ſo ſeyd Ihr's, wackerer Mann. Gott erhalte Euch nur auf dem Wege der Wahrheit, und rüſte Eure Seele gegen jede Einflüſterung. Dafür werd' ich meinerſeits thun, was mir obliegt, und in einem glänzenden Bericht an die Herrſchaft Eure Verdienſte in's gebührende Licht ſtellen. Die hieſige Förſterei wäre nur ein gerechter Lohn für Eure Rechtſchaffenheit. Seht derweilen dieſes Haus für das Eurige an, und ſtellt ein paar Treibknechte als fleißige Wächter auf. Ihr werdet ſchon ſolche wählen, die der Förſter nicht zu ſeinen Gunſten verwöhnt hat, verſteht Ihr mich? ſchickt einen Burſchen nach dem Kaltenbrunn, bis der Jagdmeiſter für Euer Revier Anſtalt getroffen. Sobald ich hinunter komme, ſchreibe ich ſelber, daß Eure Verſetzung beſchleunigt werde."

Der Jäger geleitete ſeinen Beſchützer unterthänig bis vor das Schloß. Der Vogt hatte jedoch nicht ſo bald den Rücken gekehrt, als Veit in ſeinen Bart murmelte: „Werde mich ſchon ſelber nach dem Kaltenbrunn hinübermachen, meinen Schatz verſorgen, und mitunter ſehen, wie und warum der Teufel den Roman wieder in das Land geführt.“ Nun pfiff er einigen Knechten, die ſich eingefunden hatten, und ſagte ihnen mit verſtelltem Mitleid, was ſich mit ihrem Förſter begeben. Dem Einen kamen Thränen in die Augen. „Geh heim, Du haſt hier nichts zu thun,“ ſagte ihm darauf der Jäger. Der andere Knecht meynte, Herr Eiſenhut ſey freilich ein ſtrenger Mann; aber dem ungeachtet vielleicht unſchuldig, und die Gerechtigkeit des Vogts werde ſchon den Miſſethäter ermitteln. „Du biſt ein Freund der Ordnung,“ ſagte der Jäger zu ihm, „und ſollſt helfen, die Förſterei zu beaufſichtigen.“ Zu dem dritten Knecht jedoch, der finſtern Auges zugehört, und geſagt hatte, dem Eiſenhut geſchehe Recht, und es ſey nicht unmöglich, daß er den Quartiermeiſter erſchoſſen, indem er ſeine beſten Treiber und Holzleute ſogar bis auf's Blut peinige, ſprach der Jäger wohlgemuth: „Du ſollſt mein Beiſtand ſeyn, und dem andern Knecht befehlen dürfen; ich will ſo ſchnell als möglich nach dem Kaltenbrunn, mein Haus zu beſtellen, und während deſſen ſey Du ein Wächter an meiner Statt.“ —

Marie hatte auf einen Augenblick Victorien verlaſſen, die in einen kurzen Schlummer der Ermattung geſunken war; Marie ſtand am Fenſter der Wohnſtube, beſtürmt von den kummervollſten Gedanken, als Veit wieder in's Haus trat, Hut und Taſche zu nehmen. Das Mädchen und der Jäger waren beide überraſcht, ſich einander gegenüber zu befinden. Das Mädchen erkannte den Warner von Cappel, der Jäger verbarg kaum ſeine Schadenfreude. Ohne Verzug redete er zu Marie mit tückiſch glimmenden Augen: „Da habt Ihr's alſo, Frau Förſterin. Wer dem Freunde nicht traut, fällt in die Stricke des Feindes. Es geſchah Euch nicht mehr als Recht für Euern Thomasglauben. Da ſitzt Ihr nun in Leid und Trübſal, der Mann im Kerker und bald noch auf einem ſchlimmern Platze. Hättet ein Leben in Freude und Herrlichkeit haben können.... habt Euer Glück mit Füßen von Euch geſtoßen!«

Die nur mit Mühe verhehlte Bosheit des Alten entging der liſtigen Marie nicht. Sie ließ darum gar zu gern den grauhaarigen Betrüger bei ſeinem Irrthum, ſo lang es angehen würde, und begnügte ſich, ihm mit kalter Bitterkeit zu erwiedern: »Ich bin eine unglückliche Frau, und Ihr thätet wohl, Euern Spott für Euch zu behalten. Was begehrt Ihr in dieſem Hauſe?« »Ich befehle hier von Gerichtswegen;« antwortete Veit mit höhniſchem Kratzfuß: »hab' Ihrem Liebſten den Gnadenſtoß gegeben, geſtrenge Frau Förſterin. Sie wird ſehen, daß er nimmer davon aufſteht, ſo wahr ich einen grünen Rock trage. Mag er nun ſchreien nach Kaiſer und Reich, nach dem Markgrafen und dem Jagdmeiſter...., er ſitzt, und der Vogt läßt unter ſeinen Riegeln nichts durch. — Sie hätte ihm und ſich ſelber viel Elend erſpart, wenn Sie den Bräutigam genommen hätte, von dem ich Ihr ſprach.«

»Was iſt denn das für ein Gewebe von Argliſt und Niederträchtigkeit?« dachte Marie für ſich, immer neugieriger werdend; der Jäger fuhr fort: »Was hat Sie nun? Einen frühen Wittwenſchleier auf dem Haupte; auf dem Halſe die Teufelskinder. Wo ſind ſie denn? Will Sie nicht die Kindlein auf dem Schooße wiegen?" — Heftig verſetzte Marie: „Unterſteht Euch, mir die Kinder zu bringen. Sie mögen bei ihrer Magd bleiben, ich will ſie nicht mehr ſehen." —

Veit betrachtete ſie nicht ohne Verwunderung, indem er ſagte: „Hm, wie Sie doch ſo gefaßt und entſchloſſen iſt! Hätt' es kaum gedacht. Die Augen zwar trübe, aber keine Thränen darinnen? Das Geſicht traurig zwar, aber die Wangen hübſch roth? Was gilts, die Hausfreuden waren ſchon zu Ende, bevor der zutäppiſche Vogt den Förſter einſetzte? Na, ich wünſche Ihr Glück und viele Geduld. Sie wird beides brauchen, wenn für den armen Sünder gebetet wird." — „Ich bitte Euch, ſchweigt!" bat Marie. Veit ſprach weiter: „Wenn Sie ſich gut bei mir hielte.... Sie iſt beim Blitz ein hübſches Frauenbild.... in meinen Jahren iſt man nicht verwöhnt, und ich würde mich nicht fürchten vor der Wittib eines Geköpften.... ohne Zweifel bekomme ich Ihres Mannes Dienſt... und Sie könnte wohl auch noch in Zukunft Förſterin auf Windeck ſeyn." — Eine raſche Bewegung von Marie ſtieß des Alten Hand, die ſich ihr näherte, zurück, und ſtatt des Mundes antwortete ihm ein Blick voll Verachtung und Eckel. Veit verſtand den ſtummen Beſcheid, und begab ſich eines fernern Schmeichelverſuchs; aber doppelt giftig drohten ſeine Augen, indem er rief: „Baſta; für jetzo wird Sie nach mir ſich richten müſſen. Es iſt mir geſagt worden, daß Ihre Mutter und eine ſogenannte Freundin hier oben herumlungern. Ich darf die Weiber nicht auf dem

Schloſſe dulden. Sie muß allein zurückbleiben. Schicke Sie die anderen fort. Hört Sie? heute noch müſſen ſie fort. Wenn ich wieder heimkomme, will ich ſie nicht mehr im Hauſe finden, oder es gibt Mordſpektakel. Adies.“

Als er mit dieſen Worten die angebliche Förſterin trozig allein ließ, und, nach kurzem Hin- und Herreden mit den Knechten, ſeinen Weg aus dem Schloß nahm, eilte Marie, von einem Hoffnungsgedanken erleuchtet, in Victorien's Kammer. Sie fand die Freundin aus dem Schlummer erwacht, mit klaren Augen, ſtille und eifrig betend. Die Mutter ſagte leiſe zu Marie: „Sie iſt ganz verwandelt. Das iſt ein Weib, wie ein Mann, ſchwöre ich Dir. Wie ſie den Förſter liebt! Sie hat ihm Alles vergeben, ſie bereut ihren Zorn, ſtirbt auf ſeine Unſchuld .....“ Worauf Marie eben ſo leiſe entgegnete: „Meiner Treu, ſie wird Recht haben, und ich ſchäme mich faſt vor meinem Argwohn. Denn ſo eben habe ich mit einem Teufel geredet, der den Pferdefuß nicht mehr verbergen konnte, und die Freude des Ungethüms macht mich fürchten, daß ihm die Unſchuld unterlag.“ — Ohne indeſſen durch nähere Erläuterung die Zeit zu verlieren, wendete ſich Marie zur Freundin mit der dringenden Mahnung: „Sie woll'n Dich hier gefangen halten, damit Deine Stimme nicht für den Förſter rede. Ich ahne jedoch häßlichen Verrath, und fordere Dich auf, vor dem Markgrafen ſelber einen Fußfall zu thun. Gewiß iſt Dein Mann unſchuldig, und wenn der Herr ſelber ſeines Dieners Sache unterſucht, ſo wird die Wahrheit an Tag kommen.

Darum geh' geſchwinde von hinnen, verhüllt von meinem Regentuche, geſtützt auf Deine Mutter. Sie werden Dich für Schreiners Marie halten; ich bleibe an Deiner Stelle zurück. Bringe meinem Bräutigam einen Gruß von mir, und empfiehl Dich ſeinem Schutz. Der Markgraf iſt zu Baden; das Pferd meines Philipps führt euch in wenig Stunden hin. Morgen, ehe noch der Feinde Flüſtern des Herrn Ohr eingenommen, ſchreie Du bei ihm um Gnade für Deinen Mann. Verſäumſt Du's, ſo fällt in ſchnellen Streichen ſeine Ehre, euer Glück, ſein Leben unter den Händen des Vogts und des Satan's, der ſich mir verrieth." — Dieſer Vorſchlag, gemacht mit ſchweſterlicher Begeiſterung, fand zur Stelle Eingang bei Victorien. Noch einige Reden und Fragen hin und her, und Victoria verließ in Mariens Kleidern ſammt der Mutter das Haus des Förſters. Einer der Knechte wollte eben mahnend an die Thüre klopfen, und wunderte ſich gar nicht, daß die Förſterin beim Abſchiede ihr Geſicht im Thränentuch, gleich der Freundin, verbarg, und ſich ſchnell wieder in ihre Kammer einriegelte. Der Schmerz des Weibes leuchtete dem Knecht ein, wie ſeinem Kameraden die Möglichkeit, daß Herr Eiſenhut wohl ein Mörder und Hexenbuhle ſeyn dürfte.

Das wilde Spiel der Elemente hatte aus der verödeten Forſthütte auf dem Blättig eine Laterne gemacht, worein allenthalben die Sonne ſchien, der Wind blies, der Regen ſchlug. Roman der Jägerburſche war den ganzen Tag nicht müßig geweſen, ſeine neue Herberge etwas wohnlicher zu machen, Wände, Thür und Fenſterladen herzuſtellen, und ſeinen einſiedleriſchen Haushalt zu richten. Mit dem letztern war es bald gethan; der Waidmann jener Zeit, wenn er im Gebirge ſaß, lebte als ein Halbwilder vom Tag zum Tag, und ſeine Küche ſtand ſchlecht verſorgt, wenn er zu träge war, ſich einen Braten aus dem Forſt zu holen. — Des Bruders Freigebigkeit hatte indeſſen Romans Büchſenranzen ſo reichlich ausgeſtattet, daß er wohl zum Feierabend eine ziemliche Erquickung ſich erlauben mochte, und er theilte dieſelbe mit dem guten Hunde Geſell, der ihm auf den Blättig gefolgt war. Ueber der ſchlichten Mahlzeit kam die Dämmerung, welche Romans Freundin juſt nicht war, weil gerade in den Stunden, wo ſich Tag von Nacht ſcheidet, des Menſchen Gedanken inniger zuſammenhalten, und der Zerſtreuung nicht unterthan ſind. So daß, wer liebt, heißer ſeiner Liebe gedenkt, wer haßt, eifriger ſeinem Groll nachhängt, und wer vor ſich ſelber zu erſchrecken Urſach hat, der Furcht am wenigſten Meiſter wird. Aug' und Ohr verſchwören ſich gegen den Gewiſſenskranken, der vorüberflirrende Schatten wird zum Geſpenſt, des Baumes Flüſtern zum Weheruf, der Sehnſuchtslaut des Vogels in den Zweigen ein Trauerlied. — Roman hatte ſeit mehreren Wochen an ſich erprobt, wie einem ſchweren Sünder zu Muthe iſt, und darum wünſchte er die finſtere Nacht herbei, ſtatt des grauenhaften Zwielichts, und verſuchte, die langſame Zeit zu beſchleunigen, indem er ſeinem Jagdhorn rauhe Töne entlockte, oder den Hund bellen machte, und donnernd mit ihm ſprach, als hetze er ihn auf ein edles Wild.

Schon hatte er auf ſeinem Inſtrument alle Weiſen verſucht, die dem Waidwerk angehören, und manches von den luſtigen Trompeterſtücken, die beim Soldatenvolk ihn oft ermuntert, und dazwiſchen rief er ſein Huſſa und Hoho, daß die Balken der Hütte dröhnten, und die Kehle des Hundes, der wild mit einſtimmte, rauh wurde. Da ſchlug von auſſen eine Fauſt an den Laden, und der Jäger vom Kaltenbrunn rief herein: „He, iſt hier ein Hexenſabbat los? was gibts für eine Jagd zu dieſer Stunde in dem engen Raume?“

Roman, welcher derb zuſammengefahren war, ermannte ſich in der Nähe des Vertrauten, ſtreckte den Kopf aus dem Fenſter, reichte die Hand hinaus, und ſprach mit ängſtlichem Lächeln: „Habe ich doch fürwahr gedacht, der alte Reitersmann poche an mein Haus. Was führt Dich zu mir, Hexenveit?“ — „Sag mir lieber, was Dich wieder in's Land brachte. Du warſt auf und davon wie der Wind, das Schneegeſtöber verwebt nicht ſchneller eine Spur.“ — „Ach, wär' doch nirgends mehr eine Spur von mir!“ — „Mein Seel, ich glaubte ſchon, ſie hätten Dich gehangen. Was thuſt Du hier? willſt Dich kaſteien für Deine Sünden? biſt zum Kreuz gekrochen, armer Schelm? ſagte ich Dir nicht voraus, Du würdeſt auf dem Blättig Dein Haus halten?“ — „Schweige doch, treuloſer Rathgeber. Ich bin arm, ſchlecht, ſchwach, ein elender Schelm, was Du willſt. Möchte mir ſelber den Hals umdrehen, aber es iſt einmal nicht anders. Sieh, die Mündung meines Gewehrs ſaß ſchon an meiner Stirn, und ich war zu feige, den letzten Druck zu wagen; ich ſtand ſchon an der Grenze des deutſchen Landes, mich in den Schweizerbergen zu verſtecken, aber es trieb mich zurück wie mit Peitſchenſchlägen. Je weiter ich ging, je mehr haßte ich das Leben und mich ſelber. Und meines Bruders Weib liebte ich dagegen immer heißer, daß ich dachte, mein ſchlechtes Herz könne vielleicht Vergebung gewinnen in der Nähe des Engels. Weicher Balſam heilt die bittre Wunde, ſagte ich mir."

Der Jäger vom Kaltenbrunn lachte mitleidig: „Du mattes Haſenherz, weißt Du nicht, daß nur glühendes Eiſen das wilde Fleiſch verzehrt? geh, Du biſt ein jämmerlicher Bube, und dem alten erſchoſſenen Offizier wird's der Teufel jenſeits am höchſten anrechnen, daß er ſich gerade von Dir ſpediren ließ." — „Rede doch nicht ſo laut;" bat Roman erſchrocken, und ſah ſich nach dem Hunde um, der das zottige Haupt auf ſein Knie legte. Noch ſpöttiſcher lachte Veit und meynte: „Wen fürchteſt Du? die Beſtie hält das Maul, und weit und breit vernimmt uns kein Menſch auf dieſer Höhe. Ich befürchte nur, daß Du in einem Anfall von Bußfertigkeit einmal ſelber Dein Verräther werdeſt." — „Du achteſt mich für gar zu dumm;" erwiederte Roman. Nach einer Weile ſetzte er hinzu: „Damit wir nicht eines in das andere reden, alter Kamerad, ſo höre, daß ich nächſtens zu Dir kommen will, meinen Schatz zu holen. Mein erſter Schrecken hat ſich gelegt, gewißlich redet auch Niemand mehr im Land von dem todtgefundnen

Reiter, und ich darf nach und nach mich unterſtehen, das Gold auszuwechſeln, und einzukaufen, was ich ſo nöthig in dieſer Abgeſchiedenheit brauche.“ — „He, was ſagſt Du da?“ fragte der andere, als wie ein Harthöriger. Roman wiederholte etwas ungeduldig ſeine Rede, und fügte bei: „Wie ſehr mich jenes Unglück peinigt, und wie unnütz auch für mich der ganze Handel geweſen, ſo iſt's doch einmal geſchehen, beim Satan, und das Gold ſoll nicht verſchimmeln. Wird ohnehin nicht die ehrlichſte Beute geweſen ſeyn, und der alte Schwede war vielleicht ein ärgerer Dieb als ich und andere Leute.“ — „Ja ſo;“ ſprach Veit bedächtig: „wo haſt Du Deinen Schatz?“ — „Du fragſt? liegt er nicht bei Dir? hab' ich Dir ihn nicht vertraut?“ — „Du ſpaßeſt, lieber Freund. Wie käme ich dazu, Deines Raubes Hehler zu ſeyn? beweiſe das, bevor Du thöricht in den Tag hinein forderſt.“

Die Kaltblütigkeit des Alten überſtieg Romans Begriffe bei weitem. Mit einem kaum hörbaren Fluche trat er einen Schritt zurück, zuckte mit der Hand nach dem Jagdmeſſer, und ſchwang es gegen den falſchen Freund, der nun ebenfalls einen Schritt zurückprallte, der Paſſauer Kunſt nicht allzuſehr vertrauend. Nach flüchtiger Beſinnung ſchleuderte jedoch Roman das Meſſer von ſich, und ſagte mit gepreßter Wuth: „Billig hätte ich Dir die gleißneriſche Kehle abſtechen ſollen, aber mir geſchieht wohl und recht, indem Du ſo himmelſchreiend mich betrügſt. Ich war von Haus nicht viel werth, warum ging ich bei dem Teufel erſt noch in die Schule? warum folgte ich Dir, Satanas voll böſer

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Künſte, und warf Dir nicht allein meine Seligkeit an den Kopf, ſondern auch das Blutgeld, wofür ich ſie verhandelte?„ Nach dieſen Worten gab ſich Roman einer ſolchen Verzweiflung hin, daß dem alten Jäger unheimlich zu Sinne wurde, und er die Sorge zu hegen begann, ſein Schüler möchte verrückt werden, aber zuvor hingehen, ſich und den Lehrmeiſter um den Hals zu reden. Darum achtete er für klug, die Sache beſſer anzugreifen, ging in die Hütte des Verzweifelnden, fachte eine tröſtende und belebende Flamme an, welche Licht und Wärme zugleich verbreitete, und begann theilnehmend: „Euer Vater muß von abſonderlicher Natur geweſen ſeyn, denn wildere Köpfe als Dich und den Förſter gibt's nicht im ganzen Schwarzwalde.„ — „Rede nicht von meinem Bruder, und packe Dich. Wir treffen uns noch.„ — „Oho! Um uns zu raufen, die Gurgel abzuſchneiden? das wär' ein hübſch Exempel von zwei Freunden. Spare Deinen Fänger für ein hauend Schwein, ſpare Deine Kugel für den ſtarken Hirſch, wir werden beſſer auseinander kommen. Wär's nicht ein Gräuel, wär's nicht ſo zu ſagen ein Vatermord, wenn Du mich tödteteſt, juſt, da ich Dir den größten Dienſt erweiſe? wär's nicht ein gar zu traurig Loos, wenn ich vielleicht Dein Leben auslöſchte, juſt, da es hell zu werden verheißt? Sey vernunftig, und höre mir zu.„

Mit verglaſten Augen hörte nun auch wirklich Roman, was ihm Veit von den Begebenheiten auf Windeck erzählte, und ſein Herz empörte ſich nicht ſo heftig gegen den falſchen Zeugen, der ſeinen Bruder auf das Blutgerüſt ſtieß, daß ſein Neid dem Unglück Heriberts nicht freundlich zugelächelt hätte. Die leiſe Mahnung des brüderlichen Gewiſſens verſtummte vollends in ihm, als der graue Schelm mit kluger Hand die Saiten der üppigen Sinnlichkeit anzog, indem er ſprach: „Aengſtige Dich nicht mehr feige über die Vergangenheit. Eine raſche That vergißt ſich wie ein böſes Wort, und ein gebrechlich Ding wie ein Menſchenleben iſt nicht werth, daß man ſich den Kopf lange damit zerbreche. Gedenkſt Du noch der Leute, die im Felde von Deiner Hand fielen, der Wilddiebe, welche Dein Blei getroffen? Laſſe das, guter Freund; denke lieber der Zukunft. Umarme mich, gib mir einen Kuß, denn ich bin's, der Deinen Bruder aus Deinem Wege räumt, der für Dich die ſchöne Victoria bewacht, der ſie in Deine Hände liefert, ſobald Du nur ſelber willſt.“ — „In meine Hände? Kerl, wer Dir trauen dürfte!“ — „Mein Seel, das will ich. Laufe mit ihr davon, lebe mit ihr in trauter Buhlſchaft, ſo lange Dein Bruder athmet. Heirathe ſie, wenn er die Augen ſchloß. Was liegt mir daran! Sey glücklich, wo und wann Du willſt. Hier meine Hand, lege aber jetzt die Deinige auf's Herz, und ſage, ob für dieſes vollgerüttelt Maaß von Freude die Halbſchied des mir anvertrauten Goldes ein allzutheurer Preis genannt werden mag?“ — „Nimm ſie hin!“ ſchrie Roman ſtürmiſch; „ſo karg Du biſt, Du forderſt dennoch nicht allzuviel. Bleibt mir denn nicht immer noch genug, in einem verſteckten Winkel der Erde mit Victoria zu leben?“ Plötzlich ließ er den Kopf hängen, und ſetzte dumpf hinzu:

„Ich ſchwatze wie ein Narr; ſie wird nimmer wollen, denn ſie haßt mich.“

Veit, ſo nah am Ziele, grinste nun: „Nicht wollen? ein Weib iſt wie der falſcheſte Freund, dreht dem Unglück ſtets den Rücken. Victoria iſt nicht beſſer als die andern: wenn ich Dir ſage, daß ſie ſchon jetzt die Wittwe ſpielt? denke Dir eine gefaßte, getröſtete, ſchon nach einem Freunde ausſehende Wittib, und Du haſt Victorien, wie ſie leibt und lebt. Wenn ſie Dich haßte, wär's um ſo beſſer. Schon allzu oft wurde der Gehaßte am innigſten geliebt. Noch einmal: hier meine Hand. Komm, wann Du verlangſt, etwa morgen Abend, wenn's fein dunkel iſt, an's Schloß. Will Deinen Fürſprecher machen, Dich mit dem Weibe allein, die Thüren offen laſſen. Was kümmert mich, was ihr beginnt! Nimm dann nebſt Deiner Liebſten das Gold noch mit, was Dir zukömmt, und ſey verſichert, daß ich weder der einen, noch dem andern nachlaufe.“

Roman wußte ſich vor wilder Freude nicht zu faſſen, fiel dem Verräther um den Hals, küßte ihn, ſprach kaum ein laues Wort von ſeines Bruders künftigem Schickſal; und der Jäger antwortete darauf verächtlich: „Laß Dir keine grauen Haare wachſen, ſage ich Dir. Du biſt rein wie ein Thautropfen, die Spießbürger zu Bühl haben mit loſem Maul die Karten ausgeſpielt, der Vogt hat mit vollen Händen Farbe bekannt, und ich warf nur den letzten Trumpf dazwiſchen. Wer weiß auch, ob's dem Schächer an's Leben geht. Sie ſtecken ihn vielleicht bis an ſein Ende in's Gefängniß, und er hat Zeit, ſich auf den Himmel vorzubereiten, nachdem er hienieden mit böſen Geiſtern Wirthſchaft getrieben.“

So war der Jäger Veit der Gaſt Romans geworden, wie dieſer einſt ſein Gaſt im Kaltenbrunn geweſen, und ſie ſchwätzten vieles, bunt und bös und wunderlich bis zum bleichen Morgenſchein, da ſich der Alte nach ſeinem Hauſe aufmachte. „Meine Füße ſind zwar noch rüſtiger als meine Augen,“ ſagte er; „aber dennoch iſt der Weg weit, und will ich nicht allzulange von der Windeck wegbleiben. Auf Wiederſehen; ich erwarte Dich.“ — Hinter ſich ließ er einen entzückten Thoren, mit ſich trug er eine Fülle betrügeriſcher Gedanken. Schlau berechnete er den Erfolg ſeiner Einflüſterungen, und dachte: Komme nur, laufe mit ihr davon. Um ſo gewiſſer glauben ſie dann des Förſters Verbrechen, ich habe dich vom Halſe, und deines Bruders Dienſt ſoll mir bald das Gold einbringen, das ich leider Dir zum Theil überlaſſen muß. Zudem bin ich es ja, der die Theilung macht, und ich nur habe den Schatz gezählt. — Der Böſewicht ahnte nicht, daß bald ſeine Konſtellation noch beſſer ſtehen würde. Denn als er, längs einer Halde ſchreitend, den Blick zur Seite wendete, bemerkte er zwei Männer, die neben einem halberloſchnen Feuer lagerten, nahe bei friſchgefällten Stämmen. Sie waren von den Freileuten, und der Jäger wollte ſchon vorüber gehen, und thun als ob er nichts geſehen, als ihm einer der Landſtreicher recht bedeutſam mit dem Finger drohte. Veit hielt verwundert an, hinüberfragend: „Warum drohſt Du mir, Geſell? wohl eher wär's an mir.“ Weil er zugleich ſeine Büchſe auf den Freimann richtete, ſprang deſſen Gefährte auf, ſtellte ſich ihm keck unter die Augen, und rief: „Kennſt Du mich?“ — „Ei, warum denn nicht? Du biſt der Herr von jenen Leuten.“ — „Gut; ſie heißen mich den ſtarken Girgo; ſchieße nicht auf uns, biſt unſer Freund. Fledermann hat's nicht bös gemeynt. Es war Spaß, da er mit dem Finger drohte. Haſt uns belogen, grauer Spitzbub.“ Girgo zupfte den Veit am Schnauzbart, und wollte ihm ſchmeicheln. Der Alte ſtieß ihn zurück mit der neuen Frage: „Was ſchimpfſt Du? belogen? wer? wen?“

Girgo winkte dem Fledermann, der nun anhob: „Haſt Du mir nicht geſagt, daß der Habacht von Windeck den Grieshannes verrieth?“ — „Ja, das hab' ich.“ — Hier zog ihn Girgo ſchmunzelnd am Ohrläppchen: „Iſt nicht wahr, alt Männlein. Iſt ganz nicht wahr. Unſere kluge Frau ſagts, daß es ein Lug ſey.“ — „Was kümmert mich eure kluge Frau? ich weiß das beſſer.“ — „Du! ſchimpfe nicht die kluge Frau; Waida iſt mein, ich hab' ſie lieb.“ — „Wenn hundertmal, ich bleib' dabei. Dem Förſter ſagt' ich's auf den Kopf zu, wenn ihn nicht andere Dinge ſchon um den Kopf brächten.“ — „Ja,“ lächelte der Fähndrich der Freileute, „er ſitzt im dicken Pech, wir haben's gehört. Sage uns, Lieber, warum?“ — „Mord und Zauberei, weiter nichts. Ein alter Schaden, vom Allerheiligenwalde her.“ — Bei dieſen Worten, denen noch einige Erklärungen aus Veits Munde folgten, ſahen ſich Girgo und Fledermann befremdet an. Die Stirne des erſtern überzog ſich mit Unmuth, und er verſetzte: „Ei, wo Rauch aufgeht, iſt Feuer. Hat der Grünſpecht gemordet, wird er auch den Grieshannes angezeigt haben, und die weiſe Frau betrog ſich dießmal." Nachdem er mit ſeinem Gefährten wieder einige Blicke gewechſelt, fügte er hinzu: „Iſt Schade, daß er in Mokum ſitzt, und nicht daheim. Wir hätten ihn gern beſucht, mit heißen Kohlen und kaltem Eiſen."

Als der Häuptling, das Auge forſchend auf den Jäger geheftet, ſchwieg, ſtieg eine ſchwarze Liſt in Veits Gehirn auf, und ſeine Habſucht frohlockte, da ſie ein Mittel ahnte, den gefährlichſten Feind zu zernichten, und ſein einziger Erbe zu werden. Nach kurzem Beſinnen fragte er: „Was gebt Ihr mir, wenn ich den verrätheriſchen Förſter in eure Hände liefere?" — „Viel, viel; Theil an Beute, unſere Freundſchaft." — „So winkt euch heute ſchon die Vergeltung. Ich weiß von guter Hand, daß der Vogt vom Förſter beſtochen wurde, daß er ihn entfliehen laſſen will; daß mit dem Weib des Förſters ein Verſtändniß gemacht iſt, daß er heut Abend, der Flüchtling, zum Schloſſe kommen will, ſich mit ſeinem Weib zu letzen, ſeine Baarſchaft einzuſtecken. Ich hatte mich gefreut, den Vorſatz zu vereiteln, den Förſter ſelber gefangen zu nehmen, eh' er ſich's verſieht. Doch überlaß ich ihn euern Händen, wenn ihr dankbar ſeyd." — „Ich ſchwör's," betheuerte Girgo haſtig: „die Stunde?" — „In dunkler Nacht; haltet euch ganz ſtill im Hennengraben. Wenn ich oben eine Strohfackel anzünde, iſt es Zeit. Kommt in ſtarkem Haufen, bewaffnet kommt. Er wird den Widerſtand verſuchen, ſchont ihn nicht." — „Bei meines Vaters Barte, ſo ſey's!“ — „Schont ihn nicht, räumt ihn hinweg. Mich träfe ſonſt ſein Blei. Plündert auch und ſengt, daß ich vor der Herrſchaft des Hauſes Plünderung mit der ärgſten Gewaltthat rechtfertigen kann. Wir theilen, und ich weiß, auf wen die Schuld zu werfen iſt, damit ihr aus dem Handel bleibt.“ — Girgo ſchlug in die dargebotene Hand, obgleich mißtrauiſchen Blickes er die Frage beigab: „Verräthſt Du uns nicht? Denke, daß wenn nur Einer von uns entkömmt, die Rache für Alle ſein Geſchäft bleibt!“ — „Das bürge euch juſt für mein Wort. Wo entginge mein Kopf euern Streichen? ihr ſollt zufrieden ſeyn, erinnert euch daher auch meines Vortheils.“

Nach ſorgfältig getroffener Verabredung verließ der Jäger die ſchnell gedungenen Helfershelfer, und ſah frohlockend im Geiſte, wie Roman unter den Dolchen der Freileute verblutete, wie er ſeines Schatzes einziger Erbe blieb, von des Förſters Habe ſeinen guten Theil nahm, und in ſeiner Verantwortung den meuchleriſchen Ueberfall auf Roman ſelber ſchieben konnte, ſich rühmend, ihn erlegt zu haben. Die Freileute hoffte er, ein abentheuerliches Spiel des Zufalls vorgebend, über die Verwechslung der Brüder zufrieden zu ſtellen, und mit des Förſters Beute zu tröſten. — Er wußte nicht, daß in den Gedanken der Zigeuner ein wichtigerer Grund, den Förſter zu verderben, obwaltete, als nur die Verhaftung des gauneriſchen Grieshannes. Denn Girgo lehnte ſich nachdenklich auf ſeine Art, und ſprach zu Fledermann: „Mir iſt nicht um's Holzſpalten, Bruder; haſt Du gehört?“ — Fledermann nickte. — „Waida's Buhle? ich lodere plötzlich vor Eiferſucht. Waida betrügt uns. Sagte nicht die Wahrheit, nimmt den Buhlen in Schutz? O, warum ging ſie heut ſchon mit dem erſten Strahl in das Land hinunter? Erdroſſeln möcht' ich ſie! Was vorüber, ficht mich nicht an, aber die Schlange hält noch zu ihm!“

Girgo's Augen funkelten, er knirſchte wild mit den Zähnen. Fledermann ſagte begütigend zu ihm: „Waida hat Dir ſchon zwei Kinder geboren; tödte ſie nicht. Waida iſt ein Weib, Weiber ſind ſchwach, tödte ſie nicht; ſtrafe den Buhlen. Sein verbranntes Haus, ſein blaſſer Leichnam werden für Waida eine Warnung ſeyn.“ — „Wenn ich ihr auch das Leben ſchenke, was geſchieht dem Moches, der ihr Begleiter, vielleicht ihr Helfer iſt?“ — Mit pfiffigem Lächeln verſetzte Fledermann: „Iſt er nicht Waida's Knecht, wie der Deinige? muß er nicht thun, was ſie ihm befiehlt? wenn er Dir in verliebten Nächten die Leiter hielt, hat er's je der Waida geſagt? warum ſoll er nicht haben für ſie ein Schloß vor dem Mund?“ Girgo bejahte finſter die Einwürfe des Geſellen, und Beide traten den Heimweg an, damit Alles gerichtet und vollendet ſey, bevor das Weib des Häuptlings wieder zur Herrenwieſe käme.

Poch, poch, poch! — „Wer iſt draußen?“ — „Der Schmiedeknecht; bringt Daumzwingen für den Mörder.“ — „'ſiſt ſpät; morgen.“ — „Der geſtrenge Vogt ſchickt mich; der Förſter ſoll noch heute in die Schrauben kommen. Die Ketten ſind noch nicht fertig.“ — Der Schließer rieb ſich den Buckel, der Schläge gedenkend, die ihm nicht ausbleiben würden, wenn er des Vogts Befehlen widerſtände. Dann machte er die Thür auf. Nachdem er den Rußigen mißtrauiſch von oben bis unten betrachtet, führte er ihn in das niedrige Gemach, wo hinter gewaltigen Schlöſſern der Förſter ſchlief. „Heda, armer Sünder!“ lärmte der Trabant der Gewalt: „aufgemacht. Wir kommen, Ihn mit feinem Geſchmeide zu zieren!“ — Eiſenhut bebte vor Zorn, da ihm beim Laternenſchimmer die Schrauben vorgehalten wurden, die ſeine Hände in die ſchmerzhafteſten Bande ſperren ſollten. Aber der Zürnende mußte demungeachtet dem Schickſal weichen. Der Schmiedeknecht machte ſich an die Arbeit. Doch kam er damit nicht zu Stande, wie er auch zeterte und wetterte. Endlich brach er in die Worte aus: „Entweder bin ich der große Ungeſchickt, oder der Jäger hat über die Schrauben eine böſe Kunſt gemacht; denn ſie geben nicht zu, wie ich drehen und zerren mag.“ — Der Schließer, von Teufelskunſt hörend, erſchrack ſehr; aber der Schmied fuhr unbefangen fort: „Laßt ſehen, guter Freund, ob ich nicht Recht habe. Leiht mir auf ein Hui Eure Finger, nur eine Probe gilt's.“ — Gehorſam ſetzte der Gefängnißwärter die Leuchte hin, und wirklich im Hui waren ſeine Daumen ſo eng geſchloſſen und geſchraubt, daß der geſchickteſte Folterer es nicht beſſer hätte machen können. „Merkt Ihr nun, daß der Jäger Hexerei verſteht?“ fragte lächelnd der Schmied, und der Wärter entgegnete: „Meiner Treu', ich glaub's, denn meine Hände werden ſchon braun und blau. Macht mich los.“ — „Thu' das ein Anderer,“ antwortete zu des Schergen großer Verwunderung der rußige Knecht; „lieber will ich dieſem Mann hinaushelfen.“ — „Dumme Späße mit einer Gerichtsperſon!“ — Eine lange Piſtole, die aus ſeinem Gürtel der Rußige zog, bewies dem Ueberliſteten, daß von Spaß hier nicht die Rede ſey. „Du biſt auf der Stelle des Todes, wenn Du nur Dich rührſt, Du Hund, und mir nicht Deine Schlüſſel gutwillig überläſſeſt!“ hieß es barſch und drohend, und bereits waren die Schlüſſel in des Schwarzen Händen. „Damit Du jedoch das Maul hältſt, auch wenn wir Dich allein gelaſſen, ſo empfange dieß Pechpflaſter auf Deinen ſchönen Mund.“ —

Die That folgte dem Verſprechen auf dem Fuße. Im Nu lag der Geknebelte mit gebundenen Beinen am Boden, der Rußige nahm Leuchte und Schlüſſel, öffnete die Pforte, und fragte den Förſter: „Iſt's gefällig? Gar zu lange dürfen wir nicht ſäumen.“ — „Was heißt dieß Alles? ſoll ich folgen, und wem folge ich?“ — „Mein Name iſt nichts, aber Waida ſchickt mich, und wartet Dein.“ — „Waida?“ wiederholte der Förſter mit Entzücken, griff ſchnell nach der dargebotnen Freiheit, ſtand im nächſten Moment vor dem Kerker, den Moches ſorglich verſchloß, wie eine Schatzkammer.

Draußen fühlte ſich Eiſenhut von freundlichen Armen empfangen, und der erſten, heißeſten Liebe Erinnerung ſpottete des Dunkels. Waida's Antlitz erſchien dem Förſter, wie von Sonnenglanz umgeben. Er wollte bleiben, ſie feſthalten, umſchlingen, feſſeln, aber das ſtarke Weib zog ihn fort. „Fliehe, alter Freund. Sie wollten Dich tödten. Sage ſchnell, wohin verlangſt Du?“ — Da gedachte Heribert auch Victoriens, und ſtammelte: „Zu unſern Kindern, o Waida,... zu meinem Weibe..! o Waida, warum verließeſt Du mich?“ Waida antwortete nicht, ſchritt rüſtig neben ihm, und Moches, der Spürhund, bald voraus, bald dahinten. „Was willſt Du daheim? Dein Haus iſt bewacht.“ So fragte das Weib. — Worauf der Förſter: „Säßen tauſend Teufel dort,... ich muß hin. Brauche ich nicht Geld, brauche ich nicht eine Waffe, ich der Flüchtling, den man jetzo für doppelt ſchuldig achten wird, da er ſeinen Ketten entſprang?“ — „Pah, die Freiheit iſt beſſer, als unſchuldig gefangen ſitzen. Das hab' ich ſchnell überlegt, da ich hörte, was Dir widerfahren.“ Freier Mann ein Vogel, ſucht ein friſches Neſt. Freier Mund, beredter Mund, die Unſchuld auszurufen. Waida kennt nicht eure Städte und Geſetze; aber ein Richter muß über Alle ſeyn. Stelle Dich vor ihm.“ — „Der Markgraf!“ ſagte Heribert mit neuer Hoffnung: „Wenn er Mitleid fühlte, wie Du! Ach, welch ein Glück führt nach ſo langer Trennung uns zuſammen?“ — „Meine Liebe zu Deinem Weibe und zu unſern Kindern.“ — „Du liebſt mein Weib? Du, Waida? Iſt nicht ein Funke von Liebe zu Deinem Freunde....?“

— Waida verſchloß ihm den Mund. „Darf Dich nicht mehr lieb haben;“ ſagte ſie trocken: „Waida iſt eines Andern Frau.“ „Weſſen?“ fuhr Heribert wie ein Eiferſüchtiger empor. — „Waida's Bruder iſt ihr Mann geworden und ein Vater zweier Kinder, die ihm Waida ſchenkte;“ antwortete Waida ganz ruhig, während des Förſters Blut ſtockte, und an dem wilden Brauch der Zigeuner, den das Chriſtenthum verdammt, mit einemmale die Glut neu angefachter Leidenſchaft erloſch. Faſt mit Abſcheu trat Heribert vor dem Geſtändniß zurück; nur eine Art von mitleidiger Dankbarkeit feſſelte ſeine Zunge, daß er nicht die leichtſinnige Heidin verwünſchte. Waida ahnte wohl nicht, was in ihm während ſeines Schweigens ſich begab, und fuhr fort: „Um des großen Geiſtes willen, alter Freund, verrathe nicht mit einem Wink des Auges, was ich gethan, damit Girgo es nicht erfahre. Er iſt raſch, wie das feurige Pulver. Girgo iſt Waida's Mann, und weiß nichts. Vergiß Deine Waida, ſo wie ſie trachten wird, Dich zu vergeſſen.“ — „Welch ein Verlangen!“ ſeufzte Heribert, und Waida fügte bei: „Hab' Dir weh gethan, da ich von Dir lief; hab' Dir jetzt wohl gethan, da ich Dir aus dem Kerker half. Waida ſchuldet Dir nichts mehr.“ — „Nichts, nichts!“ ſeufzte wieder der Förſter, und ſein Herz brach ſchier vor Wehmuth, da er, der vor dem Altar Gebundene, ſah, wie das Freiweib die früheren Bande kaltblütig zerſchlug. „Aber, Waida, Deine Kinder? Laſſe ſie bei mir, ſtehle ſie nicht, trage ſie nicht in Deine Wildniß!.. O mein Gott... ich vergeſſe, daß ich flüchtig gehe, kein Haus mehr habe, kein liebend Weib mehr......... Victoria zürnt den Armen.... nimm, ſie zu Dir, Waida!“ — „Nein, nein, das geht nicht. Sie würden umkommen. Die Männer ſchonen nicht fremde Brut. Victoria zürnt ihnen nicht; ich weiß.“ — „Du weißt nicht. Wären ſie getauft, wären ſie Chriſten.... ich verſäumte bisher.... Victor' erfuhr, der Himmel weiß, wie....“ — Waida hielt den Förſter an; ſie ſtanden auf der Höhe von Cappel. Rings flammten die Sterne in geheimnißvoller Pracht, und aus den Wolken tauchte der Mond. „Weihe die Kleinen demjenigen, der den Himmel und ſeine Zeichen gemacht hat!“ ſagte ſie feierlich, nach oben deutend: „Er laſſe unſre Kinder glücklich werden, weil er ſie erſchuf,' ein Vater aller Weſen! Sage dieſes Deinem Weibe. Ich will's ihr ſelber ſagen. Wollte mich hier von Dir trennen, aber eine Mutter ſuchen für meine Kinder, das muß ich. O, daß ich ihr in's Gewiſſen reden könnte...! meine Zunge müßte ein Blitzſtrahl ſeyn. Waida geht mit Dir.“ Moches machte einen Sprung, und rief: „Funkelts doch auf dem Schloſſe, als wären Fackeln angezündet!“ -- „Laßt uns eilen!“ ermahnte der Förſter, und Waida ſprach: „Durch Wacht und Wehr führt Waida Dich zu den Deinigen, zum Abſchiedsgruß. Dann lebe wohl, daß wir uns nimmer wieder ſehen.“

Der Jäger vom Kaltenbrunn, ſo müde er war vom ſtrengen Lauf hin und her über die Berge, von der

Laſt ſeines Goldſchatzes, den er jetzo in den Trümmern der Windeck verborgen, mochte ſich nicht ſtille halten vor peinlicher Ungeduld. Denn bald lief er zum Fenſter, in das ſteigende Dunkel zu ſchauen, bald lauſchte er an der Kammer, worinnen Marie ſich verſchloſſen hielt, bald horchte er an dem Gemach, wo die Kinder ſchlummerten, gehütet von der alten Magd. Alles hatte er klüglich vorbereitet, unter triftigen Vorwänden die Knechte, einen nach dem andern, entfernt; aber Roman zögerte, ſich einzuſtellen. Mit leiſen Flüchen ſtöberte Veit durch das Haus, und fragte endlich durch das Schlüſſelloch der Kammer: „He, Frau Förſterin, ſchlaft Ihr bereits?“ — „Nein, ich bete;“ lautete die Antwort. — „Nun, bei meiner Treu, ich kann's nicht faſſen. Was treibt Ihr nur? die Dienſtleute zerbrechen ſich den Kopf. Seit geſtern Abend kamt Ihr nicht aus Eurer Stube. Was bedeutet das? Seyd vernünftig, von Thränen wird der Menſch nicht ſatt, und obendrein iſt Euer Schmerz nicht heftig. Kommt heraus, daß wir eins zuſammen plaudern. Der Abend iſt traulich, von meinen grauen Haaren habt Ihr nichts zu fürchten, aber es wäre klug, mit Euerm Hüter etwas freundlicher zu ſeyn.“

Nach einem kurzen Schweigen öffnete Marie ihre Kammer, trat daraus hervor, den Kopf von einer Kappe verhüllt, deren Blende tief in die Augen fiel. „Was wollt Ihr denn von mir?“ fragte ſie etwas ungeduldig, und lauſchte ſehnſüchtig nach auſſen, ob nicht ein fernes Geräuſch Victorjen's und Philipps Ankunft verkündige. Beide hätten ſchon am Nachmittage von des Markgrafen Schloſſe mit Troſt und Hülfe zurück ſeyn können, doch war nirgends eine Spur von ihnen. — „Was ich will?“ verſetzte der Jäger: „mein Beileid möchte ich Euch bezeigen, zugleich um Vergebung bitten, daß ich ſo ungeſchlacht geweſen, Euch meine ſechzigjährige Hand anzubieten. Es war eine Thorheit, denkt nicht mehr daran.“ — „Das will ich gerne. Sagt mir dafür, wie es mit dem Förſter ſteht!“ — „Schlimm, immer ſchlimmer, arme Frau. Er iſt ſchon zu ſeinen meiſten Jahren gekommen. Es ſchmerzt mich, daß Ihr, ſo ganz unſchuldig, in den heilloſen Gräuel verwickelt ſeyd. Was kann ich thun, Euch beizuſtehen? Wollt Ihr davongehen, leiſe, wie eine Eidechſe, auf und davon, auf Nimmerwiederkommen, ſo drücke ich ein Auge zu. Weiß Gott, das thue ich, und es ſoll kein Wörtlein des Danks Euch koſten.“ — „Ei, warum das, ich Unſchuldige?“ — „Folgt meinem Rath, wartet die Sache in billiger Entfernung ab. Ich bin's nicht allein, der Euch darum bittet. Ihr habt einen Freund, von dem Ihr gar nicht wißt, wie gut er's meint.“ — „Möglich; man kennt oft ſeine beſten Freunde weniger, als ſeine Feinde.“ „Nun, der zärtliche Freund würde ſelbſt Euer Begleiter werden, wenn Ihr der Vernunft folgtet. Er hat mich ſo fein beſchwatzt, ſo glimpflich angebettelt! meine Verantwortlichkeit iſt freilich ſchwer, aber was hilft's? Ich bin ein guter, alter Mann, und möchte eine Sproſſe auf der Himmelsleiter gewinnen.“ — „Bei meinem Leben, ich verſtehe Euch nicht.“

Da klopfte einer klirrend an das Hofthor. Marie eilte an das Fenſter, im Geiſte ihres Bräutigams Stimme vernehmend. Des Jägers geübteres Ohr wußte indeſſen auf der Stelle, wer den Einlaß verlangte. Um der Förſterin den Weg zur Flucht zu verrennen, ſchlug er die Thüre der Kammer in das Schloß, ehe er hinausging, den Spießgeſellen einzulaſſen. Marie achtete ſeiner Bosheit nicht, ſo gewißlich hoffte ſie auf Victoriens Erſcheinung. Um ſo größer war dafür ihr Entſetzen, da nicht ein Bote des Heils zu ihr trat, ſondern Romans häßliches Geſicht mit roth unterlaufenen Augen, mit frech aufgeworfnem Munde. „Bliebſt lange;“ flüſterte Veit ſeinem Kameraden zu, und dieſer erwiederte barſch: „Ueberraſchte mich nicht ein Schlummer, wie von einer Hexe gewebt, da ich im Walde ruhte? Guten Abend, Schwägerin. Störe ich ein Plauderſtündlein etwa? Macht Euch der graue Kauz den Hof, zu der Stunde, da die Fledermäuſe ſtreichen?“ — Marie wollte nach der Kammer flüchten, gepeitſcht von Angſt vor dem böſen Gaſte. Ohnmächtig rüttelte ihre Hand an dem geſperrten Schloſſe. Roman, dieſes gewahrend, lachte: „Haha, der Vogelherd iſt gut beſtellt. Schon fiel das Netz über die ſcheue Taube zuſammen?“ Dabei griff er hart nach Mariens Hand, daß ihm Veit beſorgt zuraunte: „Mach's manierlich; ſie ſchriee Mordio. Schmeichelei gewinnt den Sieg über die Weiber. Die Zeit iſt koſtbar, ſey geſcheut.“

Der böſe Verſucher glitt zur Thüre hinaus, bei ſchwacher Lampe Schein ſtand Roman der Jungfrau gegenüber, und zitterte vor Freude, wie jene bebte vor Kummer und Seelenangſt, denn ſie ahnte den gräßlichſten Verrath, in hölliſcher Schlinge ſich gefangen, und ihre Lippen murmelten ein eifriges Gebet zum Retter aus allen Nöthen, während ſie ihr Geſicht mit Tuch und Haube vermummte. „Was thuſt Du?“ fragte nun Roman befremdet: „Haſt Du ſchon den Trauerſchleier aufgeſetzt? Leidtragende Wittib, ſieh Deinen Bräutigam hier; glühend, Dich zu beſitzen, ſtolz auf ſeine Buhlſchaft. Ich verrathe Dir mein Herz in dieſer ſtummen Nacht. Haſt mir vielleicht nur gezürnt, weil Du mich fürchteteſt? Höre nun mein Liebesgeſtändniß; ſage nicht, daß ich Deines Mannes Knecht geweſen, ich bin ſein Bruder, älter als er, unerſchrockner als er. Fordere lieber, was ich beginnen ſoll, Dich zu erfreuen. Schon kamſt Du mir theuer zu ſtehen, aber ich will erringen, was Du begehrſt. Ein Förſter, ein Jagdmeiſter ſeyn im Frieden, im Krieg ein tapferer Offizier —, nichts iſt mir zu hoch. Laß Deinen Mann den Raben, folge mir. Willſt Du mit anſehen, wie ſie ihm den Kopf abſchlagen? willſt dabei ſeyn, wenn ſie verbrennen ſeine Brut? Fürchte, daß auch nach Dir das Schwert ſich ſtrecke, daß die Flammen lecken nach Deinem Gewande. Ich habe Gold, Muth, bin ein Mann; folge mir.“ — Ein jedes Wort fiel zentnerſchwer auf Mariens Bruſt. Die Unſchuldige hatte niemals eine ſo ungeheure fürchterliche Leidenſchaft geahnt. Ein Menſch, wie Roman, ein Rieſe an wilder Zügelloſigkeit, war auf ihrem ſtillen Lebenswege ihrem Auge noch nicht begegnet. Sie erſtarrte. — Roman begann nach kurzer Friſt drohend: „Was heißt das, Weib? keine Antwort, wenn ich mein Innerſtes zu Tage kehre? kein Blick dem Manne, deſſen Auge verzweifelnd an Dir hängt?“ — Wie hätte Marie die begehrte Antwort, den verlangten Blick finden können? Mit abgewendetem Haupte, mit der Linken ſich feſtklammernd an die Thüre der Kammer, die Rechte abwehrend vorgeſtreckt, ſtand ſie unbeweglich. Aber dieſes Schweigen reizte den tollen Böſewicht, daß er in geſteigertem Taumel ausbrach: „Schlange, Teuflin, neckſt Du mich? ſoll ich ein Narr zu Deinen Füßen ſeyn? warum die lächerliche Vermummung? warum dieſer Trotz? Du gehörſt mein, ſo wahr die Berge ſtehen. Ich habe Dich mit Blut erkauft, und Du willſt mich dafür nicht glücklich machen? Weißt Du, daß Dein Widerſtand noch mehr Blut koſten würde? Dein eigenes, Schändliche, deren Larve der Männer Herzen berückt, oder — ſteckt ein Geſpenſt unter dieſen verhüllenden Gewändern? laß ſehen, ob Du ein Geſpenſt biſt.“ Er ſchlug das Gewehr an. Marie ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus, und flüchtete in die Ecke der Stube, hinter den breiten Tiſch, unter das Bild des Heilands. Auf der Flucht ſtürzte ſie die Lampe zu Boden. Knirſchend vor Wuth richtete der blutige Freier ſeine Waffe nach der Ecke, und brüllte auſſer ſich: „Glaubſt Du mir zu entgehen? ſiehſt Du nicht, wie drauſſen der Himmel flammt, und mir Deine Spur verräth?“ — Der Schein von Veits lobender Fackel ſchlug in's Gemach, und Marie, ihrem Gegner preis gegeben, faltete die Hände, ſchrie jämmerlich um Erbarmung. Da fühlte Roman ſeine harte Bruſt ſo ſchnell entwaffnet, von Mitleid, Inbrunſt und Gewiſſensangſt, daß der grelle Zorn plötzlich der tiefſten Reue wich, und der Mörder heulend das Gewehr wegwarf. Schluchzen erſtickte ſeine Stimme; indem er rief: „O, nicht dieſe gefalteten Hände, o, nicht beuge Deine Knie vor mir, Du Engel, denn ich bin nicht würdig, zu leben, wo Du athmeſt, und das Geluſt, Dich zu tödten, ſchmerzt mich jetzo grimmiger, als tauſend Morde!“

Mit klopfendem Herzen erholte ſich Marie von der Todesfurcht; die Hände vor das mit Thränen überſtrömte Geſicht geſchlagen, ſtand Roman, entmuthigt wie ein Lamm. Der flackernde Schein von auſſen wurde jedoch heller, kam näher, und zugleich der Lärm heranlaufender Männer. Veit riß die Thüre auf, und ſchrie herein: „Roman, feiger Wicht, willſt Du ein Weib tödten, während die böſe Stunde geſchlagen hat? wehre Dich, zum Teufel, gegen unſere Feinde!“ — „Wo? wo?“ fragte Roman auffahrend, und nach der Büchſe greifend. „Peſtilenz! Blitz und Tod, wo ſteckt der Habacht?“ donnerte von auſſen die Stimme der Freileute, und ihre wilden Geſichter ſchauten durch den Qualm der Fackel in das Gemach. „Hülfe, um Gotteswillen, wer hilft?“ jammerte Marie, und Roman erwiederte ſchnell: „Für Dich, Victorie, ſetze ich alles dran, und führe ich zur Hölle!“ Darauf fiel ein Schuß, dann ein zweiter, Romans Büchſe blitzte dagegen.... Knall auf Knall, das Kruzifix ſtürzte in Splittern hernieder, vor Mariens Füßen ſchlug Roman zu Boden. Vergebens ſuchte ſeine Fauſt das Jagdmeſſer; mit des

Leibes Schwere ruhte er auf der Waffe, den eindringenden Zigeunern eine leichte Beute.

Stille trat ein, nur unterbrochen von dem Geräuſch der hereinkommenden Freileute, von dem leiſen Weinen der Kinder, die vergebens ihre Mutter ſuchten, von dem unterdrückten Stöhnen des Verwundeten. Die Horde des Girgo war nicht an Mord gewöhnt, nur der leichtere Diebſtahl war ihr täglich Handwerk. Darum ſammelten ſich die Männer ſcheu und betroffen um das blutige Schauſpiel, und warteten der weiteren Befehle ihres Fähndrichs. Der Häuptling trat vor den Niedergeſtreckten, betrachtete ihn düſtern Auges, während Veit, hinter den Freileuten verſteckt, ſorgſam lugte, ob denn auch wirklich die raſche Kugel den Betrogenen zum Tode getroffen. Und Girgo fragte: „Wer iſt es, der den Grünling erſchoß?“ Aber Keiner antwortete; ſie hatten auf's Gerathewohl die Fauſtröhre abgedrückt, und Fledermann merkte nach und nach, wie der Unrechte das Blei bekommen, denn ihm war der Förſter von Windeck wohl bekannt. So nicht dem Girgo, der mit bitterm Lächeln weiter ſprach: „Dieſem Affengeſicht hing Waida an? pfui, ihre Mutter ſchäme ſich im Grabe.“ Er wollte noch Mehreres hinzuſetzen, aber ein heftiges Gemurmel ſeiner Leute unterbrach ihn, und die Reihen der Männer öffneten ſich, mit dem Rufe: „Waida! Sie kommt, welch ein Zauber führt Waida hieher?“

Wirklich ſtand des Häuptlings Weib in dem Kreiſe, den wildblickenden Förſter an der Hand führend, und Veit, von Schreck und Aberglauben übermannt, taumeite, nach Vergebung ſchreiend, auf ſeine Kniee: „Barmherzigkeit! Das iſt mein Letztes, Gott verzeihe meine Sünden. Die erſte Frau des Heribert, das Weib aus dem See, die Hexe!“ — Während ſeiner Klagen hob Girgo, wenn gleich betroffen von Waida's Ankunft, die Hand entrüſtet auf, deutete nach dem Sterbenden, und ſtieß zornige Worte aus ſeinem Munde. Waida antwortete gelaſſen und ſtolz in dem Rothwälſch jener ziehenden Horden, und die Freileute ſahen bald mit Rührung, wie der Grimm Girgo's dahinſchmolz, und vor dem Weibe ſein Knie ſich demüthig beugte. Da ließ das Freiweib den Schützling von der Hand, zu ihm ſprechend: „Dort Deine Gattin, dort Deine Kinder. Umarme ſie; unverletzt wird bleiben jedes Deiner Haare.“ Wie nun mit raſchem Fuße der Förſter auf Marie zuging, ihr Antlitz emporrichtete, und Victoriens Züge nicht darinnen fand, da ſeufzte Roman ſchwer, und ächzte aus der wunden Bruſt: „O weh, welch ein Betrug! Für Victorien glaubte ich mein Leben zu laſſen, und eine Fremde ſteht vor mir? doch, wohl mir, dort naht ſie, ein bleicher, himmliſcher Geiſt!“ Wo ſeine ermattende Hand hinwies, erſchien Victoria, hereingeführt vom Wache haltenden Moches, todtenbleich vor Erſchöpfung und Entſetzen, auf Philipps, des Kurſchners, Arm geſtützt. Mit verwirrten Augen betrachtete ſie die Verſammlung, ſchrie auf, da ſie Waida erblickte: „Grauſame, was machſt Du hier? biſt Du nicht die Hexe des Abgrunds, die meinen Heribert verführte und verderben will? wer ſind dieſe Leute? haſt Du ſchon die

Henker gebracht, ihn zu tödten, und auch ſeine unſchuldigen Kinder?„ Waida antwortete nicht, aber Heriberts Mund nannte Victoriens Namen, ſie fühlte ſich in ſeinen Armen, ſie blickte in ſein Auge, und, bittere Qual mit ſeligem Entzücken wechſelnd, jauchzte ſie: „O, Du lebſt, mein Herz? Du wirſt leben, ja, Du wirſt glücklich ſeyn. Dieſer Brief von dem gütigſten aller Fürſten ſetzt Dich in Freiheit. Meine Thränen haben geſiegt, der Markgraf will ſelber unterſuchen, Deine Feinde werden unterliegen. Philipps Pferd konnte nicht mehr von der Stelle.... wir ſuchten zu Fuß den Weg durch's Gebirge, verirrten uns oft.... kamen an dieſes Schloſſes Thor, ſtatt an die Pforte Deines Kerkers, und, o Freude, ich finde Dich hier, unverſehrt, und auch Marie, die treue Freundin, und die Kinder, die gleich Engeln Dir zur Seite ſtehen! Mit welcher Liebe hängen ſie an Dir! Nein, das ſind nicht hölliſche Larven, und ich will ihnen Mutter ſeyn, wie Dir ein liebend Weib!„ Mit zärtlichem Ungeſtüm, ihre Beleidigung wieder gut zu machen, riß Victoria die Kleinen an ſich, aber nun öffnete ſich vor ihr der Schauplatz des Mordes, Romans blutige Geſtalt lag dicht neben ihr, Romans Blick ſuchte erſchöpft den ihrigen.... ohnmächtig fiel ſie in Mariens und des Gatten Arme.

Da redete Waida zu dem ſtarken Girgo: „Komm Bruder, wir ſind in dieſem Hauſe fertig. Komm, daß ich fliehe vor meinen Thränen, und nicht mehr jene Kinder umhalſe. Sie haben wieder eine Mutter; jenes weiße Lamm wird ihnen Waida's Küſſe, Waida's

Liebe ſchenken. Komm hinweg aus dieſem Blutdunſt in unſerer Wälder Grün, und laß uns weit gehen, Girgo. Will nimmer dieſe Thürme ſehen, will vergeſſen, vergeſſen, nimmer rückwärts ſchauen. Muß frei ſeyn und brechen die Bande des Andenkens. Fühle, o Girgo, wie der Schmied hämmert in meiner Bruſt. Daß er Feierabend mache, führe mich hinaus, tauſend Meilen weit.»

Im Hui ſtoben die Freileute von dannen, und man hat von ihnen in der Gegend keine Spur mehr geſehen. Auch der Jäger Veit, ſeiner hölliſchen Liſt Entſchleierung fürchtend, floh in den tiefen Schwarzwald, ſeinen Dienſt zurücklaſſend, und ſelbſt den Schatz des Quartiermeiſters, der vielleicht noch jetzo in einem Kellerloch der zerſtörten Burg verſchüttet liegt. — Noch in jener ernſten Nacht wanderte Heriberts Magd nach dem Dorfe Cappel, und führte den Pfarrherrn nach der Förſterwohnung, daß er einen bekümmerten Sterbenden tröſte. In ſeiner Gegenwart, unter des Prieſters Gewährleiſtung, legte Roman ſeiner ſchauerlichen That Bekenntniß ab, und Heriberts, wie der Seinen Unſchuld, wurde mit dem erſten Morgenroth zu Bühl bekannt. Der Vogt, ſchäumend vor Groll, begehrte ein gräßlich Exempel zu ſtatuiren, aber Roman, nach wenig Stunden dem Tode verfallend, ſpottete ſeiner Feſſeln. Verſöhnend ſtarb er, ein Verſöhnter, und viele Menſchen, bewegt von des Schickſals wunderſamer Fügung, geleiteten ſeine irdiſche Hülle zum Grabe an der einſamſten Kirchhofsmauer. Als jedoch im nächſten Winter, da in allen Schluchten und Bergwegen tiefer Schnee lag, ein Leichnam, in rauhem Bretterkaſten, auf einem Schlitten feſtgebunden, tief aus dem Walde über den Blättig her, nach dem Bühler Thal zu ſeiner letzten Ruheſtätte geſchafft wurde, folgte keine Seele. In dem groben Sarge lag der alte Jäger Veit, den man verhungert im Forſte aufgefunden. — Zur ſelbigen Friſt läutete in Cappel die Kirchenglocke, und der Prieſter gab dem wilden Etzel und der braunen Holda die chriſtliche Taufe. Victoria ſelbſt führte die Kleinen zum Altar, und was ſie in der feierlichen Stunde beſchwor, hat ſie immerdar treu und redlich gehalten.

Die Ulme des Vauru.

»Aide Dieu de Maisté,
Com de male heure je suiz nez!
Com par sui or mal assenez!«

Die Ulme des Vauru.

I.

„Tag, Tag! Steht auf, ihr Bürger von Paris, Glück auf zum Tage!“ — Auf allen Poſten längs der Seine wiederholten die Armbruſtſchützen den lauten Ruf, womit ſie von ihrer Nachtwache abzuziehen pflegten. Die Ketten, die über den Fluß geſpannt waren, Feindesüberfall und Zollbetrug zu verhindern, wurden niedergelaſſen, die Thore geöffnet, über die Brücken der Paß aufgethan. Noch ſchien der Morgen trübe in die engen und krummen Gaſſen der Altſtadt, aber fleißige Hände und muntere Augen arbeiteten ſchon längſt bei Lampenſchimmer in Häuſern und Werkſtätten. Germain, der Paſtetenbäcker, war nicht der Saumſeligſte unter den Bewohnern ſeiner Straße. Die Mitternacht hatte ihn ſchon wach gefunden, und beſchäftigt, für den nächſten Tag den leckern Speiſevorrath zu bereiten, deſſen Köſtlichkeit dem unermüdeten Künſtler des Ruhmes und des Geldes viel beſcherte. — Nun kam die erſte Lieferung der wohlduftenden Paſtetchen aus dem Ofen, und der Meiſter betrachtete ſchmunzelnd das Werk ſeiner Hände und des klug geſchürten Feuers, und ſiehe, Alles war wohl gerathen, und die Waare ſo reſch, ſo zart, ſo glänzend und ſchier durchſichtig wie Glas, daß Germain fröhlich ausrief: »Wenn ich heute meine erlauchte Kundſchaft nicht befriedige, ſo will ich Alles, was ich beſitze, den Armen ſchenken!« Dann ſchlug er ein luſtiges Lied an, ordnete die Paſteten auf den Brettern, die vor ſeine Thüre geſtellt werden ſollten, und rüſtete ſich, die zweite Lieferung in den Ofen zu ſchieben. Damit ſie bei weitem ſchmackhafter werde als die vorige, denn ſie war ſeinen vornehmſten Kunden beſtimmt, beſtreute er das Gebäck mit Knoblauch und Kümmel, und wartete alsdann ferner ſeines Amts. Die Verrichtung beſchäftigte ihn jedoch nicht allzuſehr, daß er nicht Muße gefunden hätte, dann und wann einen verſtohlenen, aber lüſternen Blick durch die engen Drathgitter ſeines Fenſters in den Hof zu werfen, wo eine ſchöne, raſche Magd fegte, ſäuberte und putzte. Das Mädchen in ſeiner ländlichen Tracht erſchien dem Brodherrn von Tag zu Tag reizender und begehrenswerther, ſo daß er mit Ungeduld die Stunden zählte, die endlich den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft in ſeine Arme bringen ſollten. »Eine ſchmucke, runde, weiße Dirne!« ſagte er lächelnd vor ſich hin: »ſie würde dieſem Hauſe als Meiſterin trefflich anſtehen, und durch ihren Liebreiz meine Abnehmer um vieles vermehren.« Mitten in dieſen angenehmen Gedanken überraſchte ihn jedoch ein böſer, der ſeine Stirn in düſtere Falten zwang, und ihm unwillkührlich einen Seufzer entlockte. Er drehte ſich langſam nach der Wand ſeiner Backſtube, die zugleich eine Scheidewand zwiſchen ſeinem und des Nachbars Hauſe war, und mit geballter Fauſt murmelte er drohend: „Ja, bei Gottes Blut, wenn Jener drüben nicht wäre! Darf ich denn heirathen? erlaubt mir's denn der Nachbar?“

Der widerwärtigen Erinnerung zu entgehen, machte er ſich ein Geſchäft daraus, die Lampe zu löſchen, ſeine fertig gewordenen Paſtetchen aus dem Ofen zu nehmen, und während ſie von der erſten Hitze verkühlten, mit Sorgfalt alle Werkzeuge weg zu thun, deren er ſich bei der Arbeit zu bedienen pflegte. Aber dieſe Gegenſtände verſchloß er behutſam in einem niedrigen Gewölbe, deſſen Schlüſſel an einer Schnur um ſeinen Hals hing, und öffnete ſodann die ebenfalls ſtreng verriegelte Thüre ſeiner Werkſtätte. Er rief mit freundlichem Tone hinaus: „Jaqueline, biſt Du bei der Hand?“ — „Gleich, lieber Herr.“ — „Bringe den ſchönen Korb herein, und das Tuch von Damaſt, das Tuch mit den Troddeln.“ — „Gleich, lieber Herr, ich komme gleich.“

In Erwartung der ſchönen flinken Dirne ſtrich der Paſtetenbäcker ſeine langen Haare wohlgefällig hinter die Ohren, beſah mit Eitelkeit ſeine fetten, weißen Hände, kraute ſich den kurzen Kinnbart, und legte alles Wohlwollen, deſſen er fähig war, in die hervorſtehenden, grünlichen Augen, in das feiſte und bleiche Antlitz. Jaqueline kam, mit beſcheiden niedergeſchlagenen Wimpern, einfach und rein gekleidet, eine Roſe ohne geborgten Schmuck. Lächelnd ſagte der Herr zu ihr: „Mein Kind, Dir geſchieht heute große Ehre, ich will Dich einen Gang thun laſſen, der hoffentlich Dir eine ziemliche Belohnung abwirft, wenn ich gleich Urſach hätte, eiferſüchtig zu ſeyn.“ — Die Magd richtete unbefangen und fragend die großen Augen auf ihn, der ſich herausnahm, ihre friſche Wange zu ſtreicheln, und ſüßlich weiter zu reden: „Ja, meine liebe Tochter; da ich von Herzen Dir gut bin, ſo möchte ich gern mein Juwel vor der Welt verſtecken. Wenn Du mir nur ein tröſtlich Wort gäbeſt, ein Wörtlein der Hoffnung! Du ſiehſt, wie rechtſchaffen ich gegen Dich mich betrage, wie ich mehr Dein Freund bin, als ein Dienſtherr, und ſolch' Benehmen wäre ſchon würdig, daß Du es erwiederteſt. Sage mir um meines heiligen Schutzpatrons willen, was Dir Beſſeres wohl begegnen möchte. Ein verwaistes Mädchen wie Du, eine Bäuerin, genöthigt, im Dienſt ſich fortzubringen, eines Kloſters Leibeigene, worauf hoffſt Du? Ich bin der Mann, welcher Deine Freiheit Dir verſchaffen will, welcher Dich zu einer Bürgerin von Paris zu machen begehrt, und Du weiſeſt mich trocken ab, wie einen Bettelmann? Dieſes geräumige Haus, mein Reichthum, meine Kundſchaft, ſie reizen Dich nicht?“ — Er ließ nicht ab, die verlegene Dirne mit ſeinen Blicken gleichſam zu durchbohren, und klimperte hoffärtig mit dem Beutel, der, voll Silbers, an ſeinem Gürtel hing. Jaqueline faßte endlich Muth, ihm zu antworten: „Ihr ſeyd viel zu wohlthätig und zu gut für eine arme Magd vom Lande. Dieſes Glück iſt ſo groß, daß ich erſt reiflich mit mir ſelber berathen muß, ob ich's annehmen darf, ohne Euch zu ſchaden.“ — „La, la, la;“ verſetzte Meiſter Germain: „das riecht nach faulen Fiſchen, und ich bin gewiß ein Narr, daß ich noch einmal Dir Bedenkzeit verſtatte. Was thut jedoch die Liebe nicht? es ſey, aber zum letztenmale, merke es Dir. Wenn ich bis künftigen Feſttag nicht weiß, woran ich bin, ſo ....“ Das Geſicht des Paſtetenbäckers verfinſterte ſich ganz abſonderlich, er zog indeſſen alſobald die Stirne wieder glatt, kniff des Mädchens Kinn mit zartem Finger, und fügte hinzu: „Nun, der heilige Geiſt wird Dir ja beiſtehen, und Deinen Starrkopf erleuchten.“ Da er ſich nun daran machte, kunſtfertig und geſchickt die beſonders kräftig gewürzten Paſtetchen in dem blanken Korbe aufzuſchichten, fragte Jaqueline, welche gar zufrieden war, den Zwieſprach von der Werbung abzuleiten: „Wohin befehlt Ihr, daß ich den geputzten Korb trage?“ — Meiſter Germain erwiederte mit aufgeblaſenen Backen: „In unſeres Herrn, des Königs, Hotel, in den prächtigen Pallaſt mit den vielen Thürmen, der gegenüber liegt dem Hotel von Sanct Paul.“ Jaqueline erſchrack, und verneigte ſich ehrfurchtsvoll zur Erde. Germain fuhr wichtig fort: „Niemand ſpeist lieber mein Backwerk, als unſer Herr König Karl, wenn ich die erlauchte Dame Iſabeau, unſere ſehr werthe Königin, ausnehme, welche ſchier noch mehr Belieben nach meinen Paſteten trägt, als ihr königlicher Herr, dem Gott und der heilige German endlich wieder zur geſunden Vernunft helfen mögen. Jetzt gib wohl Acht, und merke, was ich Dir ſage. Um unſern Herrn Karl in ſeiner Krankheit zu zerſtreuen, iſt heut ein prächtig Ritterfeſt im Schloſſe angeordnet, und ein neuer Wappenkönig ſoll eingeſetzt werden; hierauf ein glänzend Turnier und große Tafel, womit eben die vornehmen Leute ſich am liebſten ergötzen. Die Leckerbiſſen des berühmten Meiſters Germain dürfen freilich nicht fehlen, und ſo trage denn geſchickt den Korb nach Hofe, und ſuche zu dem erſten Diener des Brodkämmerers zu gelangen; der wird Dir ein Geſchenk verabreichen, und Deinem hübſchen Geſicht wohl einen Platz anweiſen, von wannen Du etwas von dem Feſte mit anſehen magſt.“ — „Ach nein, ich fürchte mich,“ entgegnete Jaqueline ängſtlich; „kehre lieber gleich um nach dem ſtillen Hauſe, wo ich ruhiger bin, als unter des Königs Dienern, und ſeinen ſtolzen Rittern.“ — Mit erneutem Wohlgefallen betrachtete der Meiſter ſeine Dirne, und lächelte: „Wahrlich, feine Maid, eine Freude wird mir's ſeyn, wenn Du alſo thuſt. Ich will mir ſchmeicheln, daß auch um meinetwillen dieſes Haus Dir angenehmer dünkt, als des Königs Hof.“ — Jaqueline ſenkte bei dieſer Anſpielung den Kopf, und liſpelte, indem ſie das Tuch über dem Korbe ordnete: „Ach, wie duftet dieſes Gebäcke doch ſo lieblich! Sieht es nicht aus, wie gemalt, und lockt es nicht, davon zu naſchen?“ — Worauf der Meiſter das aufgehobene Tuch ſchnell fallen machte, und barſch verſetzte: „Iß nicht davon, hörſt Du, mein Kind? folge meinem Beiſpiel, denn ich koſte längſt nicht mehr von ſolchen Leckerbiſſen, die ſich nur für reicher Leute verdorbenen Gaumen ſchicken.“ — „Sorgt nicht,“ meynte das Mädchen unſchuldig, Ihr wißt, daß ein Stück Brod und ein Erbſenmus mir beſſer ſchmecken, als verkünſtelte Speiſe. Ich habe nie von Euerm Backwerk genaſcht, werd' es nimmer thun.“ Sie hob den Korb anmuthig auf ihren Kopf, und ging, wenn ſchon zagenden Herzens, wohin der Meiſter ſie gewieſen.

Noch war es zwar früh am Tage, aber dennoch liefen ſchon alle Gaſſen der Stadt voll von emſigen Menſchen. Das Geſchrei war unendlich, und war ſchon davon das ſchüchterne Dorfkind betroffen, weil es nur ſelten das Haus verließ, ſo geſellte ſich noch zu ſeiner Scheu ein plötzlicher Schrecken; denn nur ein paar Schritte von Germains Wohnung entfernt, ſtand ein hagerer Leichenanſager, mit ſchleppendem Trauermantel angethan, rührte die heiſere Schelle in ſeiner Hand, und ſang mit eintöniger Stimme die Namen von vielen Geſtorbenen ab, hängte daran die bezahlte Miethlingsklage, und ſammelte Geld für die armen Seelen armer Leute. Die Umſtehenden verrichteten mit gefalteten Händen ihr ſtilles Gebet, weil gerade in der Stadt Paris ein ſchweres Siechthum herrſchte, und unvermuthet viele Opfer aus dem Leben in den Tod riß, ſo daß oft nicht genug bereitwillige Arme ſich darboten, die Leichen zu beerdigen, und die Prieſter ihre Seelenmeſſen und Vigilien zehnfach theurer ſich bezahlen ließen. Auch Jaqueline erinnerte ſich mit frommer Betrachtung ihrer geſchiedenen Eltern, als in ihrer Nähe ein leiſes Schluchzen ihre Aufmerkſamkeit erregte. Da ſie umſchaute, ſtand neben ihr ein wunderliebliches Kind in dürftigen Kleidern, aber mit einer Fülle von Schönheit im Antlitz, wenn es ſchon bitterlich weinte, das roſige Mägdlein. „Was haſt Du?“ fragte Jaqueline mitleidig, und das Kind ſtammelte, kaum vernehmlich, daß ſeine Mutter plötzlich geſtorben ſey, daß ihre Nachbarn dieſelbe hinweggetragen. Im Getümmel des eilfertigen Trauerzugs und der belebten Straßen hatte ſich das Kind von ſeinen Geſchwiſtern verlaufen, fand nicht mehr den Weg zu ſeinem Hauſe, konnte auch die Straße nicht nennen, wo ſeine Wohnung ſtand. Es klammerte ſich feſt an die mitleidige Jungfrau, die in ihrer Herzensangſt um ſich herblickte, nicht wiſſend, was mit dem verlaſſenen Geſchöpf wohl anzufangen ſey. Da ließ aus Germains Nachbarhauſe eine Stimme ſich vernehmen: „Was heult das Kind? komm her mein Püppchen; willſt Du ein Honigbrod? vertrauet mir die Kleine, liebe Jungfer Nachbarin, denn ich bin ein Narr mit hübſchen Kindern!“ Dieſe Worte kamen aus dem Munde des Barbiers, welcher neben dem Paſtetenbäcker mit demſelben Glücke wie Germain ſein Geſchäft betrieb. Meiſter Raffal hätte ſeines Nachbars Bruder genannt werden können, ſo ähnlich war er demſelben in Geſtalt und Weſen; gleich fett und glau und blaß, und eitel auf ſeine Perſon. Doch hatte er in der Tiefe ſeines Auges ein finſteres Etwas ſitzen, was dann und wann unverholen hervorbrach, und ſeinem Blicke einen harten und grauſamen Ausdruck verlieh. Dieſer drohende Funke, aufglimmend wann er haßte und wann er liebte, hatte ſchon oft in Jaquelinens Bruſt ein heimliches Grauen erregt, und ſie fürchtete den Nachbar. Darum zögerte ſie jetzo, das

Mädchen von der Hand zu laſſen, wie freundlich die Zunge des Barbiers auch ſchmeichelte, bis Raffal ſpöttiſch von ſeiner Schwelle rief: „Macht Ihr nicht ein Weſen mit dem Geſchöpf, als wär' es Euer eigenes? lauft hin, und ſucht des Kindes Wohnung drei Tage lang! Was gehts mich an?“ Dabei zeigte er jedoch immer dem unſchuldigen Würmchen das verſprochene Honigbrod und das hungrige Mädchen lächelte durch ſeine Thränen, langte ſehnſüchtig nach dem leckern Schmaus, hinſtrebend zu dem freundlichen Gaſtgeber, daß Jaqueline endlich nicht mehr zu widerſtehen vermochte. Denn ſie fürchtete auch ihres Dienſtherrn Zorn, der mit dem Nachbar ein Herz und eine Seele war, und ſchon manchmal geſcholten hatte, wenn Jaqueline ein ungünſtig Wort über Meiſter Raffal verſuchte. Indem das Mägdlein gierig die dargebotne Labung genoß, mit den grauen und rothen Kniebändern des Barbiers ſpielend, bat Jaqueline den letztern, die Kleine gütigſt ihren Geſchwiſtern wieder zuzuführen, und Raffal antwortete lachend: „O, beſorgte Fürſprecherin der Unſchuld, ſeyd verſichert, daß, noch ehe der Abend kömmt, der kleine Schatz in ſeiner Heimath iſt!“ Gern dieſen Worten vertrauend, ſetzte Jaqueline ihren Weg weiter fort.

Sie hatte genug zu thun, ihren reichlich bedachten Korb unverſehrt durch das Gewühl zu bringen, welches die Straßen wie bei einem Aufruhr erfüllte. Je näher ſie der Brücke von Unſerer lieben Frau kam, je toller wurde das Gedränge. Vor den Badſtuben ſchlugen ſich die Kunden um den Eintritt, längs den Häuſern verkauften die Metzger friſches und geſalzenes Fleiſch nach Gewicht und Augenmaaß, daneben boten die Marktweiber ihre Eier, ihren Honig feil. „Gemüſe! Kreſſe, Erbſen!“ ſchrieen rüſtige Dirnen mit gefüllten Säcken und Körben auf dem Kopfe; „Fiſche! friſche Fiſche von Bondi, Seedrachen, Schellfiſche!“ antworteten die rauhen Kehlen der Teich- und Flußknechte. Dazwiſchen ſchoben ſich hagere Bauern mit Käfichen und Kobeln voll Tauben und jungen Gänſen; Buben, welche Möven zu Dutzenden an Schnüren trugen; alte Weiber mit Bütten auf dem Rücken, worinnen die beliebten Zwiebeln und Steckrüben, Lauch und Kerbelkraut bunt auf einander gehäuft waren. So früh es noch am Tage war, ſo hielten doch ſchon manche aus dem Volke ihren kleinen Imbiß auf der Straße; belagerten die Obſtverkäufer, wählten aus ihren Vorräthen die ſaueren Birnen von Chaillou, die herben Rothäpfel aus der Auvergne, Speyerlinge und Miſpeln; die Köche verwöhnter Herrſchaften kauften Wallnüſſe, lombardiſche Kaſtanien, getrocknete Trauben von Malta, und die ſcharlachrothe Hagebutte. Wer den Käſe liebte, und den Salzfiſch, fand ebenfalls unter freiem Himmel ſeine Tafel gedeckt, und hatte nur einen Schritt bis zur nächſten Ecke zu thun, um auch ſeinen Durſt zu löſchen. Dort lagen Fäſſer aufgeſtapelt, mit guten und ſchlechten Weinen, und für wenige Pfennige erhielt ein jeder, was er bedurfte. Für abſonderliche Leckermäuler wurden heiße Gebäcke aller Art ausgeſchrieen, und die lieblich duftende geröſtete Speckſchwarte, ausgeboten auf reinlichem Holzteller von wohlgenährten

Fleiſcherjungen. — Wer zählte aber die Menge von Handwerkern, und Arbeitern und Kleinverkäufern, die neben dem genannten Marktvolke ihr Weſen trieben? Trödler mit alten Kleidern, Flickſchneider, bereit, auf der nächſtbeſten Schwelle des Bürgers ſchadhaften Mantel, des Bauern zerriſſene Jacke auszubeſſern; wandernde Schuſter, raſtloſe Hut- und Kappenhändler, ſtreifende Faßbinder und Keſſelflicker, Zinnputzer, Drathzieher, Lichterhändler, ausgemergelte Greiſe, die, um ihr Leben zu friſten, Lampendochte von Wolle oder Schilf feil hatten; Juden mit altem Eiſen; wälſche Tagdiebe mit venediſcher Seife. Wenn dieſe Kreuzzügler der Volksgewerbe ſchon die finſtern und engen Gaſſen einnahmen, wie ein ſtürmender Haufe, ſo wurde das babyloniſche Durcheinander noch vollkommner, als die Bettler aller Farben ſich hineinmiſchten: die terminirenden Brüder und Schweſtern vom Sack, die Blinden, mit Hund, Stab, Glocke und Geſang, Schüler und Studenten, die von Thür zu Thür ihr Brod, ihre Suppe heiſchten, die Gefangenen, die in Ketten auf das Almoſen gingen, Jakobiner und Minderbrüder, Auguſtiner und Waiſenknaben, Kreuzherren und Wilhelmiten, heuchleriſche Beutelſchneider mit erkünſtelten Gebrechen, Oel-, Eſſig- und Senfverkäufer, denen ihr ſogenannter Handel zum Vorwand diente, in Häuſern und Kramläden zu betteln und zu ſtehlen. — Je höher die Sonne ſtieg, je ärger der Lärm. Hin und her über die Brücke trabten Reiter, polterten Fuhrwerke. Edelfrauen, hinter ihren Cavalieren zu Pferde ſitzend, Gerichtsherren und Parlamentsräthe auf ſanften Maulthieren, häufig ſelbander reitend mit einem Freunde oder Schreiber; dann wieder ein Trupp von raufenden Pagen und Schülern, die mit Stöcken und ſcharfen Klingen einander zuſetzten; dann eine Bande von Wappnern, Trommel und Trompete voran, ausrufend des Königs Heerbann gegen die Armagnacs; Müller, die umhergingen, Korn einzuſammeln, und mit ihren weißen Säcken manch ſchwarzen Amtsrock verunehrten, worauf dann wieder Kohlenträger folgten, die ſich rieben an den weißen Kutten der Jakobiner,.....! Ein Paradies der Gleichheit war's, aber eine Hölle für den ruhigen Wanderer, den ſein Unſtern in den fürchterlichen Tumult ſtieß.

Die gute Jaqueline wartete auf einen günſtigen Augenblick, um über die Brücke zu gelangen, die einer Gaſſe zu vergleichen war, an beiden Seiten von Häuſern eingefaßt. Da gab der Zufall, daß ein junger Menſch, in dem Gewande eines Gerichtsboten oder Schreibers, von dem Ufer der Seine heraufkam, wo juſt eine Fähre gelandet war. Der Jüngling fluchte wie ein Heide über das Gedränge in dem Schiff, und vermochte kaum ſeinen Zorn zu mäßigen, als ihn Jaqueline mit ſanfter Stimme anredete: „Alle guten Engel grüßen Euch, mein lieber Herr Peter. Wollt mir ſagen, ob ich etwa in jener Fähre geſchwinder nach jenſeits gelangte?" — Die finſtere Stirn des jungen Schreibers hellte ſich plötzlich auf, da er Jaqueline in's Auge faßte, und er entgegnete mit derber Freundlichkeit: „Bei unſers Herrn Wunden! Landsmännin, ſey gegrüßt. Aber hoffe nichts von jenen groben Schiffsleuten, deren wurmſtichige Fähre ſchon wieder voll iſt, und bereits vom

Ufer abſtieß. Warte ein Weilchen, bis hier der Knäuel ſich gelöst hat, und ſage, wie Dir's geht, wo Du hauſeſt; ich ſah Dich ſeit jenem Oſterfeſte nicht, da wir das Neujahr ſo fröhlich im Hauſe Deines Oheims begingen *).“ — Jaqueline machte ſich eine Freude daraus, dem Landsmann aus dem Dorfe St. Fiacre, ihrem Jugendgeſpielen, der ſich durch die Hülfe des Abts von St. Faron bis zur Stelle eines Schreibergehülfen im Chatelet emporgeſchwungen, die verlangte Auskunft zu geben. Als Herr Peter vernahm, daß ſeine ehemalige Nachbarin in Dienſten des weitberühmten Paſtetenbäckers aus der Marmouzetſtraße ſey, rief er ſchier ehrfurchtsvoll: „Bei Gottes Blut, das iſt ein feines Loos. Der Mann ſoll unmenſchlich reich ſeyn, und ſeine Kunſt bringt ihm ſtets neue Schätze. Wenn's nur nicht mit dem Teufel zugeht! Hie und da wird gemunkelt, der Meiſter dinge niemals einen Knecht auf, ſey ſtets mutterſeelenallein am Backofen, und mache ein ſtreng Geheimniß aus ſeinem Werk. Iſt es ſo?“ — „Fürwahr, mein lieber Herr. Ich habe nie einen Blick in ſeine Werkſtatt geworfen, ſo lange er arbeitete. Alles macht er ſelbſt, holt alles mit eigner Hand. Aber mit dem Teufel hat er ſicher nicht zu thun, weil er Tag für Tag zur Kirche geht, und der Roſenkranz ſo wenig als des Hauſes Schlüſſel von ſeinem Gürtel kommt.“ — „Deſto beſſer für Dich, meine gute Jaqueline. Halte Dich feſt zu dem gottesfürchtigen Manne, denn leider bringe ich eine

---

*) Damals begann das neue Jahr noch mit dem Oſterfeſt.

böſe Nachricht aus der Heimath, wo ich vor einigen Tagen war. Dein Oheim iſt geſtorben, und niemand lebt, der für Dich ſorgte, armes Herz.“ — Mit einer Miſchung von Freude und Bedauern ſagte Jaqueline haſtig: „Gott ſchenke ſeiner armen Seele das Paradies; der Ohm hat nicht wacker an mir gehandelt, ſo wenig als an meiner Mutter, deren kleines Gut er an ſich riß. Hat er auf dem Sterbebett ſein Unrecht wieder gut gemacht? gab er zurück, was mir, der armen Waiſe, gehört?“ — Kopfſchüttelnd antwortete der Schreiber: „Er hat Dir nichts hinterlaſſen, wohl aber manchen Denar dem Kloſter, von dem er Leben genoß. Alles Uebrige gehört dem Vetter Ogier.“ Jaquelinens Augen funkelten vor Vergnügen, indem ſie den Vetter pries, der ſich ſchon längſt mit ihr verlobt, und ihr vor dem Altar verſprochen habe, ſie als ſeine Hausfrau zu ehelichen, ſobald der geizige Oheim die Welt verlaſſen hätte. Und wieder ſchüttelte der Schreiber traurig den Kopf, und meynte, ein unverſehen Glück mache zuweilen den Menſchen ſeinem heiligſten Gelübde untreu, und von Ogier wiſſe man nicht anders, als daß er eine reiche Dirne zu heirathen trachte, feſt entſchloſſen, Jaquelinens mütterliche Habe für ſich zu behalten, aber nicht mit ihr zu theilen. — Jaqueline erſchrack, ſolche Mähr vernehmend, aber ihre Furcht war ungläubiger Natur, weil ihre Zuverſicht zu Ogier wurzelte, wie auf einem Felſengrunde. Peter zuckte mitleidig die Schultern, und erwiederte: „Wir reden wohl ein Mehreres davon. Jetzo muß ich nach dem großen Gerichtshof. Schon läuten drüben die Glocken von St. Paul zum Heroldsfeſte, und Du wirſt keine Zeit mehr zu verlieren haben.“ Von der Landsmännin ſich trennend, arbeitete er ſich mit Ellenbogenſtößen in die Gaſſen der Altſtadt, während Jaqueline voll beklommnen Nachdenkens über die Brücke ſchritt. Sie hörte nicht den neckenden Zuruf der müßigen Vogelhändler, der geſpreizten Ladenknechte, der lüſternen Wahrſager, die auf der Brücke hin und her ſtanden, ſondern wiederholte unaufhörlich in ihren Gedanken: „Ogier mich verlaſſen? Ogier eine reiche Dirne heirathen?“ Mit Schmerz, aber nicht minder mit Verachtung ſchaute ſie auf die Wechſeltiſche der Lombarden, welche hinter ihren Goldſchüſſeln und Silberſäcken lauerten, denn heute kam ihr der Reichthum vor, wie ein teufliſcher Fluch, ſeit Peter ihr geſagt, Ogier würde um des Reichthums willen ſie verrathen.

Während dieſſeits des Fluſſes das Volk nur ſeinen Geſchäften lebte, und nicht dergleichen that, als wäre ein König in der guten Stadt Paris vorhanden, wimmelten jenſeits die Gaſſen von neugierigen Bürgern, die, wie in Prozeſſion, nach dem Hotel von den Thürmen zogen, weil die Glocken von St. Paul ſchon zum zweitenmal feierlich erklangen. Jaqueline befand ſich in einer neuen Welt, doch war der Weg nicht zu verfehlen; der bunte Menſchenſtrom zeigte ihn. So ſtand plötzlich das Landmädchen vor den Thoren der Königswohnung, die beinahe eine kleine Stadt zu nennen war, ſo viele Paläſte und mindere Gebäude ſchloſſen ihre Ringmauern und Gärten ein. Die Menge von Thürmen, die den königlichen Wohnſitz zierten, überraſchte beim erſten Anblick, ſo wie das feierliche Gepränge, welches in den Höfen ſich kund that. Hinter den gemalten Thorflügeln ſtanden haufenweiſe die Leibwächter des Königs, in helle Farben gekleidet, mit blinkenden Waffen, vor allen ausgezeichnet die Schotten, in fremdartiger Tracht, und die Bande von Burgund, beide geſchmückt mit fernhinblitzenden Andreaskreuzen. Eine Schaar von Dienern, den Hofherren unterthan, brüſtete ſich in langer Reihe, funkelnd von Pracht, die Roſſe ihrer Gebieter haltend, oder geſtützt auf den breiten Degen, oder gelehnt auf des Herrn Wappenſtab. Mitten unter dieſe Trabanten des Königs und ſeiner Vaſallen ſchlüpfte und brauſte das Volk, wogend als ein Meerſturm, kaum in Schranken gehalten von den Bruſtwehren des Turnierhofs, und den gewichtigen Stangen, womit des Schloſſes Thürhüter, ohne viel zu fragen, unter die Menge einhieben. Weniger achteten die breiten Rücken der Bürger auf die wohlgemeſſenen Schläge, als ihre ſtarren Augen auf die blanken Harniſche der Gendarmen, und vor allem auf die Bande der Herolde, welche mitten im Turnierhofe zuſammengetreten war. Da ſtanden die Wappenleute aus den meiſten Provinzen Frankreichs, der unterſte Grad mit dem höchſten vereint, der Wappenzögling neben dem Wappenreiter, der Perſevant neben dem Herold, die Wappenkönige im Kreiſe geſchaart um denjenigen aus ihnen, der heute ihr Fürſt werden ſollte durch Spruch und Weihe des Herrſchers. Der ſtolze Haufe funkelte von Purpur, edlem Metall und allen heraldiſchen Farben und Bildern; Perlenhüte, Helme und Kronen zierten die kriegeriſchen Häupter, die alle, auf den Feldern der Schlacht, oder bei feierlichen Turnieren, oder an des Königs Feſttagen, die Würdigkeit errungen hatten, ihres Gebieters Perſon in Fried und Fehde vorzuſtellen, heiliger, unverletzlicher jedoch, als ſelbſt das Haupt des Herrn. — Aus den Fenſtern der langen Gallerie, die zum Gemach des Königs führte, wie aus der Halle der ſchottiſchen Leibwache und aus dem gepflaſterten Saale, ſchauten die Lehenträger und Barone von des Königs und des Burgundiers Parthei auf ihre Herolde nieder, und prieſen gegenſeitig mit Luſt und Freudigkeit ihrer alten Geſchlechter Macht und Reichthum, zeigten auf ihre Paniere, die im Hofe aufgepflanzt waren, wieſen einander hoffärtig die flatternden Fähnlein, die heute zum Banner erhoben werden ſollten. Ihre Reden klangen laut, übermüthig und prahleriſch, und ſchwiegen kaum, als die Zinken der Leibwacht den Einzug der Königin verkündeten. — Die baieriſche Iſabelle kam aus ihrem Hotel von St. Paul, wo ſie öfters wohnte, dem Wahnſinn ihres Gemahls auszuweichen; umgeben von einem Schwarm bejahrter und junger Hofdamen, die erſteren noch im alterthümlichen Putz der goldnen Hörnerhauben, die letzteren in der ſpitzigen Toque, hoch auf den Wirbel geſetzt, mit lang herabflatterndem Schleier. Ob in Sänften liegend, ob hinter einem Stallmeiſter zu Pferde ſitzend, warfen die verbuhlten leichtſinnigen Weiber, alt und jung, dem Beiſpiel der Königin folgend, ihre Blicke hin und her, und ſuchten ihre Lieblinge ſowohl unter den Harniſchreitern, als unter den Vaſallen und Rittern auf der Gallerie, und hatten viel Zeit, zu winken, zu lächeln und Kußhände zu ſpenden, indem der Zug nur langſam vorankonnte, trotz der unbarmherzigen Streiche der Pagen und Laufknechte. — Die Liebkoſungen aus der Ferne blieben nicht unerwiedert. Mancher greiſe Edelmann nickte einer jugendlichen Blüthe, manch flaumbärtiger Varlet einer überreifen Dame zu, und wieder manche blinzelten nach Sternen, die nicht der Mühe werth achteten, die Huldigung anzunehmen. So ſtreckte ſich ein Perſevant hoch auf die Zehen, um ſeinen Gruß der Gebieterin ſeines Herzens darzubringen, aber der neidiſche Fächer hinderte die Schöne, die Verneigung zu bemerken, und der Jüngling ſchlug mißmuthig den Blick nieder. Beſchämung auf den braunen Wangen ſpähte er ängſtlich in der Runde, ob nicht ein ſchadenfrohes Auge ſein bös Geſchick errathen, und begegnete einem reizenden Dirnenantlitz, das bittend zu ihm ſich erhob. — „Ach mein Herr Armand, mein ſchöner Herr von Capitau!“ bat nun auch der liebliche Mund: „Seyd gnädig Eurer demüthigen Magd, der Jaqueline Violette von St. Fiacre! Die köſtlichen Paſteten, die ich trage, gehen zu Grunde, und keine Seele, die mir zu des Königs Brodkämmerer den Weg wieſe!“ —

Armand entſann ſich ohne Mühe der ſchönſten Leibeignen des Kloſters St. Faron, und ſagte ſchnell: „Bei'm Kreuz! Du biſt meines Vaters Unterthanin, und Dir ſoll geholfen werden.“ Er ſchlug die Schranke in die Höhe, und führte das erſchöpfte Mädchen ohne

Verweilen nach dem Hofe der Brodkämmerei. Er zeigte ihr nicht den Kirſchengarten des Königs, nicht den Löwengraben und nicht die Keller, wo der Hyppokras bereitet wurde, noch des Hoflagers weitberühmte Hühnerſtälle; ſeine Zeit war gemeſſen, König Karl ſtand im Begriff, ſich nach der Kapelle zu begeben. Aber zu fragen unterließ er nicht, und der Jungfrau zu erzählen, daß ſein Vater von den Mönchen von St. Faron viele Güter errungen, und darunter die Hufe, wozu auch Jaqueline gehörte. Darum ſolle ihr um die Freiheit gar nicht bange werden; er wolle ihr einſt ſelber den Pfenning geben, den ſie auf den Altar zu opfern habe, und gedenke, ihr gnädiger Herr zu ſeyn. — Das Mädchen lauſchte mit freundlichem Ohre der ſo überaus freundlichen Rede, und mochte ihrerſeits nicht ſatt werden, entgegenzufragen, womit ſie die Gunſt des Edelmanns verdient habe. Hierauf ſprach Armand lebhaft: „Iſt Dein Bräutigam nicht mein Milchbruder geweſen? ſchon um des guten Ogiers willen, der ſo manchen Ruthenſtreich für mich ausgehalten, will ich von der Glebe Dich loskaufen, und Deine Hochzeit ausſtatten. Nebenbei liebe ich Dich ſelber, wie ein zärtlicher Vater.“ — Der Vater mit dem blutjungen Geſichte nahm ſich wunderlich aus, da er ſich bemühte, ernſte Gravität in ſeinen Blick zu legen, der von Schelmerei und fröhlicher Sinnlichkeit ſprühte. Jaqueline lächelte ſtille vor ſich, und bedauerte heimlich den wohlgewachſenen Jüngling, deſſen Leibesanmuth ſchier verloren ging unter dem ſeltſamen Kleide des Perſevanten, der ſeines Herrn Waffenrock dergeſtalt zu tragen pflegte, daß die Ermel deſſelben auf Bruſt und Rücken herabhingen, die Halsagraffe auf der rechten Schulter ſaß, und des angehenden Herolds eigene Hände nur mühſam durch die Seitenſchlitze der Tunika ihren freien Spielraum fanden. — Doch war der Beſchützer viel zu gütig, als daß nicht die Dankbarkeit über den leiſen Spott ſchnell die Oberhand gewonnen hätte; ſtolz auf den adeligen Freund ging neben ihm die ermuthigte Dirne, bis zur Pforte der Brodkämmerei ſie gelangten, und auf das „Hola!“ des Perſevanten der erſte Diener heraustrat. Kaum hatte er Jaquelinens Auftrag erfahren, als er unwillig den Kopf ſchüttelte, und rief: „Der Paſtetenbäcker iſt ein ſchlauer Fuchs, dem ich die Ohren ſtutzen möchte. Hat ſich recht gut gemerkt, daß er neulich die Tafel unſers Herrn um mehrere Dutzend ſeiner Waare betrog und verkürzte; fürchtet ſich vor Schlägen und Fußblöcken, und ſchickt darum eine glatte Dirne an ſeiner Statt. Die Peſt auf das Pariſer Volk! Hochmuth und Betrug, aber nichts dahinter. Her mit dem Korbe, her mit den Wunderpaſteten, die wir am Ende noch ſchmackhafter bereiten könnten, wenn nicht der Herr König.... „Der alte Hofküchendiener erſchrack, da ihm ein vorſchnell Wort, gerade nicht zum Lobe der königlichen Weisheit, über die Zunge fahren wollte, und er zog demüthig die Mütze, verſchluckend, was vom Uebel war. Armand benutzte ſein Verſtummen, ihm befehleriſch zu ſagen: „Gib der Magd den Korb zurück, und reiche ihr ein ehrlich Geſchenk, grauer Trotzkopf.“ — „Den Korb in einer Stunde, das Ge ſchenk ein andermal. Ihr Meiſter ſoll ihr geben, warum er neulich die Kämmerei betrog.“ — „Du arger Filz!“ ſchalt Armand, und ſagte begütigend zu dem Mädchen: „Der iſt der zäheſte Burgundier, den ich kenne; aber Du ſollſt nicht unter ſeinem Geiz leiden. Komm, ich führe Dich auf einen Platz in der Kapelle, wo Du mit Ergötzlichkeit warten magſt, bis Dein Eigenthum Dir wieder zurückgeſtellt werde, und für ein Geſchenk ſorge ich dann, den unhöflichen Graubart zu beſchämen.“ — Mit gleichgültigem Lächeln kehrte der Küchendiener dem Perſevant den Rücken, indem er ſpöttelte: „Ein jeder thut ſeine Arbeit; Ihr, ein junger Müßiggänger, ſponſirt mit hübſchen Dirnen, und ich, der alte Knecht, ſchaue auf meines Herrn Pfanne und Brodkaſten.“ Der Tadel des Greiſen ging für den Jüngling verloren, denn er eilte mit Jaqueline nach der Kapelle, ſchaffte ihr einen Platz unter den Seitenpfeilern des königlichen Oratoriums, und lief dann, was er konnte, nach ſeinem Poſten, wohin die ſchmetternden Fanfaren ihn beſchieden.

Die Töne der lärmenden Muſik erfüllten bald das Gewölbe der Kirche, und der König zog ein, begleitet von ſeinem Gefolge, in Pracht und Herrlichkeit. Karl lebte juſt in ſeinen leidlichen Tagen, ſein Geiſt war ziemlich frei von des Wahnſinns Aengſten und Launen. Begierde nach Prunk und Feſten hatte ſich eingeſtellt. Der Fürſt, angethan mit goldner Rüſtung und blauem Wappenrock, die weiße Schärpe über die Schulter geſchlagen, wandelte zwiſchen ſeinen Vormündern, der herrſchſüchtigen Iſabeau, und dem übermüthigen Burgunderherzog Johann, welchen des Volkes Stimme den Furchtloſen nannte. Ueber des Königs Haupte wehte die blaue Standarte von Frankreich, mit Goldlilien geſchmückt, und die feuerrothe Oriflamme, das alterthümliche Kirchenbanner von St. Denis, an den drei flatternden Spitzen mit grünen Seidenquaſten geziert. Immer zehn der vornehmſten Edelleute trugen die vergoldeten Lanzen dieſer Hauptfahnen des Königreichs, und ſtellten ſich damit zu beiden Seiten des Kirchenſöllers auf, wo der König ſeinen Platz nahm. Nun folgte die lange Doppelreihe der Herolde aller Grade, und an ihrem Ende der Jünger des höchſten Wappenamts, geführt vom Connetable mit dem goldnen Schwert, und deſſen Marſchällen mit den Lilienſtäben. — Vor dem Altare ſtanden in den reichſten Kirchengewändern die anweſenden Biſchöfe und Prieſter, und in ihrem Angeſicht, aber dem König zugekehrt, den Rücken weiſend allen übrigen Edelleuten und Kronbeamten, ſetzte ſich der neue Großherold, behangen mit den Krönungskleidern und Kleinodien ſeines erlauchten Herrn, auf einen Sammetſtuhl, von dem er alſobald wieder ſich erhob, um auf ſeine Kniee zu ſinken, und den Eid zu leiſten, den ihm der Connetable vorſagte. Hierauf nahmen ihm die Marſchälle den königlichen Mantel ab, und die Ehrenritter, der eine mit dem Reichsſchwert, der andere, einen königlichen Waffenrock an der Lanze tragend, gingen hervor. Der Connetable überreichte das Schwert dem Herrſcher, der den Großherold fragte: „Biſt Du ſchon ein Ritter, oder verlangſt Du nach der Würde eines ſolchen?“ Der

Gefragte zeigte auf ſeinen Helm und ſeine Sporen, die ein Page neben ihm hielt, und Karl legte das Schwert weg, um den Waffenrock zu nehmen, den er, die Stufen des Söllers herabſchreitend, eigenhändig über des Großherolds Kopf und Schulter warf, dabei die Formel ſprechend: „Meſſire, mit dieſem Rock, verſehen mit Unſerm Wappen, bekleiden Wir Dich für immerdar als Unſern erſten Wappenkönig.“ Und ſetzte ihm die Krone auf das Haupt, ſo ihm vom Großmarſchall geboten wurde, weiter ſprechend: „Meſſire, mit dieſer Krone nennen Wir Dich mit dem Namen Montjoye, der Unſer Wappenkönig iſt, im Namen Gottes, ſeiner gebenedeiten Mutter, und des heiligen Dionys, unſers gnädigſten Schutzpatrons.“ Nach dieſen Worten ſtieg Herr Karl wieder auf ſeinen Stuhl, Pauken und Trompeten erklangen, und alle Herolde und Perſevanten riefen laut zu dreienmalen: „Montjoye Saint Denis!“ Der Großherold nahm wieder ſeinen Sitz ein, hinter welchem an der Mauer die älteſten Wappenkönige der Provinzen den Krönungsmantel ausgeſpannt hielten, und das Hochamt begann, mit Orgelton und vollem Chorgeſang.

Jaqueline war im Anſchauen verſunken, und hätte ſich gerne noch hundert Augen gewünſcht, um nicht das mindeſte von der fremdartigen Feierlichkeit einzubüßen. Ihre Sinne waren der gemeinen Welt entrückt, hingegeben frommer Andacht, unſchuldiger Bewunderung; aber der Verſucher liebt, ein reines Herz in ſeinem ſtillen Frieden zu ſtören. So geſchah es, aß plötzlich ein heißer Athem über Jaquelinens Hals wehte, und die Umſchauende, dicht hinter ihr, einen jungen Mann entdeckte, der ſchon öfter, bald in dieſe, bald in jene Tracht gehüllt, in der Marmouzetſtraße erſchienen war, und ſtets verſucht hatte, die anmuthige Dirne mit ſchmeichleriſchen Verſprechungen und Betheuerungen zu umgarnen. Unaufhörlich abgewieſen, hatte er ſein Werben unaufhörlich und hartnäckig erneuert, ſo daß Jaqueline ſchon die Flucht nahm, wann ſie ihn von ferne erblickte. So fürchtete ſie ſich nicht wenig, da jetzo der Verfolger ihr nahe war, und wollte anfänglich ſeinem vertraulichen Gruße nicht antworten. Der Zudringliche ließ ſich nicht abſchrecken, wiederholte ſeine verſtohlenen Anträge, und flüſterte: „Es iſt nun gar nicht mehr an der Zeit, mein holdes Kind, die Spröde zu ſpielen. Ich habe durchdringende, weitſchauende Augen, und ſah recht gut, wie innig Du mit dem Perſevanten koſeteſt, der an jenem Chorſtuhle lehnt, und finſtere Drachenblicke herüberſchießt. Was dem Einen recht, iſt dem Andern billig. Ich dürfte vielleicht dem Heroldknappen nicht weichen an Habe; Adel und Tapferkeit.“ — Jaqueline maß ihn beleidigt mit den Augen, und antwortete trocken: „Verſchont mich doch, Herr Thibaut, mit Euern Lügen.“ — Worauf der andere: „Du glaubſt mir nicht; eitle Dirne, weil ich ein ſchlichtes Wamms trage? Nicht Jeder iſt, was er ſcheint, traue mir. Du möchteſt vielleicht einſt bereuen, daß Du mir ſo ſchnöde antworteteſt.“ — „Um der Mutter Gottes willen, was verlangt ihr denn von mir?“ fragte das Mädchen ängſtlich. Und der kecke Thibaut mit den lüſternen Augen erwiederte: „Ein Stündchen mit Dir allein zu ſeyn, mein Püppchen. Sieh, morgen verlaſſe ich Paris, und keine ſterbliche Seele wird je erfahren ....“ — „Schweigt, oder ich gehe auf der Stelle aus der Kirche.“ — „Thue das, ich begleite Dich.“ — „So bleibe ich lieber, und müßte ich Tage lang hier knieen.“ — „Schade, daß der fromme Vorſatz nicht in Erfüllung geht. Die Meſſe iſt zu Ende, der König erhebt ſich zur Tafel, und ſeine Knechte drängen ſchon das Volk hinaus in's Freie.“ Jaqueline ſah mit Angſt, daß Thibaut die Wahrheit ſagte. Das Gewühl wurde plötzlich ſo heftig, daß die Jungfrau ſich ſchier zur Pforte getragen fühlte, und ihrem Nachbar nicht verwehren konnte, daß er den frechen Arm um ihren Leib ſchlang. „Weg von mir, Unchriſt, abſcheulicher Ketzer!“ ſtammelte ſie, wiewohl vergebens; dafür war um ſo beredter die rieſenſtarke Hand, welche Thibaut's Schulter ſo unſanft berührte, daß er die Beute fahren ließ. Armand's flammendes Auge ſah herausfordernd in des Wüſtlings Antlitz. Der Perſevant, ein Zeuge der Bedrängniß ſeiner hübſchen Unterthanin, hatte nach der Meſſe ſchnell ſein Kleid von ſich geworfen, verlaſſen den Zug, einen wilden Anlauf durch die Menge genommen, und raunte jetzt ſeinem beſtürzten Gegner zu: „Seyd Ihr's, Herr von Vauru? was ſucht der Armagnac in des Königs getreuſter Stadt? gelüſtet Euch, das Schickſal euerer Anführer zu theilen, oder in Sanct Antons Baſtille zu verkümmern?“ Der ertappte Anhänger des Dauphins zitterte vor dem Verrath, und entgegnete mit geſchmeidiger Zuverſicht:

„Ein wackrer Edelmann, Herr von Capitau, mordet nicht den wehrloſen Feind. Ihr werdet ſchweigen, wenn ich Euch vertraue, daß nur ein verliebtes Abentheuer mich nach Paris geführt, wenn ich in Euere Hand gelobe, mit Sonnenuntergang die Stadt zu meiden.“ — „Es ſey;“ beſchied ihn Armand mit ritterlicher Treuherzigkeit: „aber hütet Euch vor feindſeligen Ränken gegen meinen Herrn, und nicht minder vor verbotenen Aepfeln!“ Ohne zu antworten, verſchwand Baury in der Menge, nachdem er der zagenden Jaqueline einen langen Blick des Haſſes zugeworfen. „Freue Dich, mein Kind,“ ſagte Armand zu dem Mädchen, als ſie vor der Kapelle ſtanden: „der Himmel befreite Dich aus großer Gefahr; denn im weiten Frankreich gibt es nicht einen undankbareren Verführer, als jenen tückiſchen Mann. Sein waffengeübter Arm iſt dem Feinde in der Schlacht nicht gefährlicher, als den Weibern verderblich ſeine wilde Luſt.“ — Jaqueline wollte dankbar die Hand des Beſchützers küſſen, aber, ſich deſſen weigernd, reichte er dem Mädchen ein großes Silberſtück, und ſagte: „Das iſt ein Sonnenthaler, meine Tochter, und meine erſte Spende zu Deinem Brautſchatz. Was verlangſt Du aber jetzo, meine gute Magd? willſt Du ſehen, wie der König offne Tafel hält? ſchon rufen die Poſaunen, und die Pagen tragen dort den köſtlichen Becher, voll von Golde, welchen unſer Herr Karl ſeinem neuen Wappenherold zum Geſchenke gibt. Dann folgt ein Turnier, ein feierliches Rennen, und der König wird dem Volke zeigen, wie man einen Ritter zum Bannerherrn macht, indem er des Ritters Spitzfahne zu einer viereckigen verſchneidet. Wahrlich, meine Tochter, empfinge ich von Königshand ein Banner, und zehnfach jenes Gold, ich begehrte nur, Dir Freude zu machen, und Dich zu beſchenken, wie eine Grafenbraut.“ — Jaqueline begann allmählig, ſich vor dem Wohlwollen ihres gnädigen Herrn zu fürchten, wie vor den Anträgen des böſen Bauern; daher ſagte ſie eilfertig: „O nicht doch, mein ſchöner Herr Caſtellan; ich bin zu ſchlecht für ſolche Gunſt, und Ihr brächtet Euch ſelber in's Gerede. Tauſend, aber tauſend Dank für das Geſchenk, und Eure Mühe, doch muß ich heim, wie einer Dienſtmagd es geziemt.“ Armand nickte freundlich, indem er ſagte: „So geſtatte wenigſtens, daß mein Knecht auf ſein Pferd Dich ſetze, und nach der Altſtadt geleite. Der boshafte Menſch möchte Dir auflauern, und ich wäre untröſtlich, wenn Du zu Schaden kämeſt.“ Jaqueline, geſchmeichelt von ſolcher Herablaſſung, nahm das Erbieten gerne an, und kleppeerte frohen Muthes aus des Königs Schloß nach der heimathlichen Straße. An der Ecke derſelben verließ ſie mit vielen Dankſagungen den freundlichen Begleiter, und näherte ſich langſam dem Hauſe ihres Dienſtherrn.

Es war verſchloſſen, Niemand ſchien darinnen, Meiſter Germain ausgegangen. Nach kurzer Ueberlegung auf der Schwelle ſagte das Mädchen vor ſich hin: „Ich will zu Nachbars Magd gehen, mich bei ihr verweilen, bis der Herr wieder eintrifft.“

Alsbald klopfte ſie an des Barbiers Pforte; aber an der Statt der luſtigen Blanche machte nach langem

Zögern Meiſter Raffal ſelber auf. Sein Antlitz war ſeltſam verzogen, und es entſtellte ſich noch mehr, als er des Mädchens anſichtig wurde. „Was ſolls?“ fragte er hart, und eingeſchüchtert verſetzte Jaqueline: „Möchte gern mit Eurer Dirne plaudern, bis der Meiſter heimkommt.“ — „Blanche iſt nicht mehr da; ich habe ſie weggejagt, gleich nach dem Eſſen, vor einer Stunde, gerade jetzo.“ — „Ach, was hat ſie denn begangen, die fröhliche Blanche?“ — „Die verdammte Neugierde, euer Erbſtück, ihr Weiber...., mir geht's mit allen Dirnen ſo. Das war die elfte oder zwölfte, und beim Dutzend wird's nicht bleiben. Nehmt Euch ein Beiſpiel, Schwarzauge.“ — „Laßt Ihr denn gar nicht mit Euch reden, Meiſter Nachbar? wo iſt die Arme, daß wir beide kommen, Eure Milde anzuflehen?“ — „Gleißende Schlange!“ lächelte der Bader: „ihr ſeyd eine wie die andere; aber lauft der Thörin nach, wenn Ihr wollt. Sie iſt ſchon auf dem Wege nach Orleans, ihrer Heimath. Gott lobe mir den Wein von Orleans, und halte mir die Weiber jenes Landes vom Leibe.“ Wie er nun etwas geſchwiegen, und Jaqueline immer noch verdutzt vor ihm ſtand, ſagte Raffal plötzlich: „Kommt nur jedoch herein, unbeholfene Maid. Die Nachbarn möchten denken, wir verabredeten ein Liebesſtündlein. Kommt, ein alter Hageſtolz verſteht, den Wirth zu machen, wenn auch die Haushälterin fehlt.“ Hiebei zog er raſch die Zaudernde in den düſtern Hausgang, warf die Thür in's Schloß, führte die Magd vertraulich gegen den Hof, und wiſperte: „Wenn Du an meiner Blanche Stelle wärſt, würde ich vielleicht beſſer fahren?“

Jaqueline ſtaunte vor dem unvermutheten Antrag, und beſann ſich auf eine Antwort. Da horchte ſie jedoch unwillkührlich nach dem halbdunkeln Hofe, wo die Badekammern lagen, und eine derſelben ſtand offen, und aus ihrer Tiefe polterte ein dumpfes Geräuſch, als wie von einem fernen Mühlrad; dazwiſchen klirrte es dann und wann, als wie von weitem das Degenſpiel hitziger Fechter. — Der Barbier bemerkte alsbald, wie ſie ſtutzte, rollte die Augen, und murmelte grämlich: „Das Waſſerrad muß ſich ausgehängt haben, warte, gehe nicht von der Stelle!“ Er ſprang flink nach der Kammer, und Jaqueline, doppelt neugierig, weil ihr der Barbier die Neugier unterſagte, ſtrengte ihren Blick an, um zu ſehen, was in der Kammer wohl vorging. So wie Raffal das Thürlein weiter aufmachte, um hineinzutreten, gewahrte das Mädchen, wie durch einen Traumſchleier, ein buntes, flatterndes Gewand, juſt von der Farbe, wie es Blanche zu tragen pflegte. Während das Rädergeräuſch noch dauerte, wagte ſie, auf ihren Zehen voranzuſchleichen, that noch einen Blick durch die klaffende Thüre, und fuhr zurück, als der Luftzug ihr das Kleid der Freundin entgegenwehte, ſo nahe, daß es nicht zu verkennen war. Aber mit Blut beſprengt war das buntgewirkte Mieder, und zerfetzt, als wie von mörderiſchen Händen. — Indeſſen kauerte im Hintergrund der Bader an der Erde, raſſelte mit eiſernen Ketten, ſchlug lärmend eine Fallthüre zu. Da er wieder hervorkam, die Stirne von Schweiß triefend, fand er Jaqueline wieder auf dem vorigen Platze, und lächelte zufrieden. Mit eifriger Gaſtlichkeit führte er die Magd in ſeine Werkſtube, wartete ihr auf mit Brod, mit Obſt, und redete ſo honigſüß, daß Jaqueline bald begriff, wie dem Barbier darum zu thun ſey, ſie ihrem Meiſter abſpenſtig zu machen, und in ſeinen Dienſt zu verlocken. Sich deſſen zu erwehren, lobte ſie ihren Herrn wie einen Heiligen, bis Raffal mit verdrießlichem Spott anhob: „Ach, wenn ich nicht wüßte, wer die Glocken ſtimmte! Der Nachbar verſprach Dir die Ehe, nicht wahr, Du kleine Katze? läugne nicht, er hat mir's ſelbſt geſagt. Aber, ſo wahr ich niemals ein Weib nehme, und nimmer eine Dirne mit einem Eheverſprechen täuſchen möchte, ſo wahrhaftig hält er Dir nicht Wort.“ „Und er darf es nicht,“ fuhr der Barbier mit ſteigendem Aerger fort; „ich verbiete es ihm, ich habe das Recht dazu. Wir haben uns deßwegen gezankt, heute gezankt. Blanche miſchte ſich hinein, und ich jagte ſie davon. Auch Germain, nachdem er ſeinen Paſtetenvorrath verkauft, lief in's Freie, wer weiß, wohin. Sey indeſſen getroſt, er wird ſchnell wieder da, und vernünftig ſeyn.“ Raffal ſchwieg, ging in der Stube auf und ab, lachte höhniſch, und ſpielte, wie um ſich zu zerſtreuen, mit allerlei blanken Scheermeſſern, die auf Tiſch und Kaſten lagen. Fröſtelnd vor Grauen verſuchte Jaqueline die Worte: „Ich ſchwöre Euch, Meiſter, daß ich nicht daran denke, meines Herrn Frau zu werden; ſchon bin ich eine Braut; aber, wollt mir ſagen, wie es kömmt, daß Ihr dem Nachbar verbieten mögt, ein zweitesmal zu freien?“ Der Barbier kehrte ſich im Nu um, muſterte die Fragerin mit einem ſchiefen Blick, und verſetzte: „Das verſteht Ihr nicht, albernes Kind. Ihr ſeyd überläſtig und neugierig, wie alle Eueres Geſchlechts. Wenn mir Euer zierliches Lärvlein nicht gefiele, ſo würd' ich nicht beim Nachbar Euch dulden.“ — „Es iſt ſchon ſpät am Tage,“ meynte Jaqueline bange: „ich will mich auf die Bank vor unſerm Hauſe ſetzen, und des Herrn warten.“ — „Noch iſt's nicht ſpät, bleibt ſitzen, Jaqueline.“ — „Vielleicht iſt Meiſter Germain ſchon daheim.“ — „Nicht doch; er würde ſein Liedchen ſingen, und mit dem Schneidmeſſer dazu den Takt ſchlagen. Jetzt iſt die Stunde, wo er ſein Paſtetenfleiſch zu backen pflegt.“ —

Jaqueline wußte nicht, wie es kam, daß plötzlich in ihren Gedanken jenes ſeltſame Klirren wieder auftauchte, welches vom Grunde der finſtern Badekammer emporgeſtiegen war. Deutlicher empfand ſie, wie allmählig das Blut aus ihren Wangen wich, und ſehnte ſich inbrünſtig aus dem Hauſe, in den Sonnenſchein. Der Barbier hatte ihr wieder den Rücken gedreht, klimperte wieder mit ſeinen Meſſern, und das Mädchen näherte ſich behutſam dem einzigen Fenſter, das auf die Straße ging, um nach Hülfe zu ſchreien, wenn dem verdächtigen Nachbar einfallen ſollte, eine Gewaltthat zu verſuchen. — Sie irrte; der Barbier ſann nicht darauf, ihr ein Leid zu thun, aber ein fürchterliches Lächeln ſtieg in ſeinem Geſichte auf, und mit widerlichem Behagen ſprach er zu dem Mädchen: „Da beſinne ich mich, daß mir ein köſtlich Wildpret geſchickt wurde, welches nicht für meinen armen Tiſch ſich ziemt. Germain ſoll es haben, als ein Zeichen, daß ich nicht mehr böſe bin.

Ich will ſogar ſein Freund bleiben, wie bisher, wenn Du mir verſprichſt, in meinen Dienſt zu gehen.“ Auf glühenden Kohlen ſtehend, griff Jaqueline endlich nach Eva’s Erbtheil, nach Liſt und Schmeichelzunge, indem ſie beherzt antwortete: „Warum nicht, lieber Herr? wenn der Meiſter mich entließe....“ — „Ein Wort von mir, und es geſchieht;“ ſagte Raffal begierig: „Du wollteſt alſo, mein Schatz? wann gedenkſt Du, zu heirathen?“ — „O lieber Nachbar, in alſo ſchwerer Kriegszeit müſſen wir armen Leute lang warten, und meines Verlobten Pflugſchar gewinnt nur ſparſam, was für die Zukunft wir brauchen.“ — Der Barbier bezeigte ſeinen vollen Beifall, zog wieder ſein Geſicht in lächelnde Falten, und ſprach: „Geduldе Dich, ich bin gleich fertig. Wir koſen dann noch ein Weilchen.“

Er ging geſchäftig hinaus. Jaqueline wagte nicht, ihm zu folgen, aber die traurigſten Bilder durchkreuzten ſich in ihrem Kopfe. Wohin ſie ſchaute, ahnte ſie Gefahr; eine Falle für Leib und Seele. Die umherliegenden Meſſer tanzten vor ihren Augen, der Tiſch ſchien ſich zu drehen, rothe Hände zogen lange Streifen über das weiße Brod, jeder Apfel in der Schüſſel geſtaltete ſich zu einem grinſenden Kopfe. Sie drückte die Augen feſt zu, und fühlte ſich beſchlichen von Ohnmacht, als mit einemmale der Barbier wieder vor ihr ſtand, und haſtig fragte: „Was haſt Du?“ — „Ich bin ſo müde;“ lispelte Jaqueline, ſich ermannend, und Raffal verſetzte: „Komm, Deine Geſundheit iſt mir werth, und ich will Dich zu dem Nachbar hinüber laſſen, die Thüre aufſperren, die unſere Häuſer verbindet, wie die

Wohnung zweier Brüder." — Mit zitternden Knieen trat ihm Jaqueline in den Hof nach. Er umfaßte ſie, küßte ihre Wange, und ſie erſtarrte. „Wir werden uns beſſer vertragen lernen;" ſagte er lüſtern: „geh aber jetzt, und ruhe, Deine Wange wird immer bläſſer." Er ſchloß das Pförtchen auf, das in der Scheidewand angebracht war, und Jaqueline athmete freier, da ſie den Fuß auf ihres Meiſters Grund und Boden ſetzte. „Nimm das mit Dir;" ſagte Raffal, indem er eine Kiſte von ſtarkem, braunem Leder in Germains Hof hinüber ſchob. „Stelle mein Geſchenk vor die Werkſtube Deines Herrn. Sage ihm, es ſey ein ſeltner Braten, ein zartes Wild. Er hat den Schlüſſel zu der Kiſte; grüße ihn von mir." Jaqueline, die ihre volle Beſinnung wieder hatte, da ſie bemerkte, wie der Barbier den Kopf zurückzog, fragte muthig: „Ehe ich gute Nacht ſage, wollt mir berichten, ob Ihr nach meiner Bitte das arme Waiſenmägdlein heimgebracht?" — „Ja freilich;" erwiederte Meiſter Raffal, indem er die Pforte ſchloß: „Das Kind befindet ſich, wohin es gehört, iſt gar nicht weit von hier. Guten Abend, und auf baldiges Wiederſehen!" Somit verſtummte jenſeits der gefürchtete Nachbar, und Jaquelinens erſtes Geſchäft war, die vielen Riegel vorzuſchieben, womit das Thörlein gewaffnet war, die aber Germain heute alle offen gelaſſen.

An den hohen Rauchfängen glimmte noch der Abendſtrahl; im Hauſe rührte ſich kein Stäubchen. Jaqueline ſetzte ſich neben die Küche, nachdem ſie ihr Feuer angeſchürt, legte den Kopf an den Treppenpfeiler, und weinte um ſo inniger, als ihre Thränen leiſe floſſen. Noch nie, ſelbſt am Grabe der Mutter nicht, hatte ſie ihre Verlaſſenheit ſo gewaltig empfunden. Damals ſtand Ogier neben der Trauernden, ſie zu tröſten und zu halten, aber heute...... ihre Bruſt ertrug kaum die Felſenlaſt, die ſich ſo plötzlich darauf gewälzt. Wie fröhlich der Morgen, wie finſter der Abend! Königlicher Prunk jenſeits der Seine, dieſſeits das beklemmende Grauen einer Mörderhöhle! O, ſie zweifelte nicht am Aergſten, ſeit das blutige Kleid der armen Blanche vor ihr Auge gekommen. Mit peinlicher Genauigkeit beſann ſie ſich auf all das Gerede müßiger Zungen, das ſchon hin und wieder bis zu ihr gelangt war. Dumpfe Gerüchte hatten ſchon öfter den Barbier Raffal verborgener Unthaten beſchuldigt. Während des großen Sterbens ſollte er Vielen Gift gemiſcht, bei dem jämmerlichen Morde der Armagnacs unermüdlich mitgeſchlachtet haben. Dann und wann ſollten Leute, die ſein Haus betreten, ſpurlos verſchwunden ſeyn; von den Dienſtboten, die ſo ſchnell und unvermuthet wegkamen, wollte man keinen mehr je geſehen haben. Ging irgend in der Nachbarſchaft ein Feuer auf, ſo deutete man verſtohlen auf den Barbier; ſtarb irgend Einer ſchnellen Todes, ſo mußte Raffal dabei geweſen ſeyn. Dieſem ſteten Argwohn der Müßiggänger in der Altſtadt war nur ihre Furcht vor dem Verdächtigten zu vergleichen. Niemand hatte gewagt, mit offner Rede und Frage hervorzugehen; ein Jeder zitterte vor den Blicken und Worten des Barbiers. Zwar drängten ſich nicht mehr die Kundleute vor ſeiner Bude, ſie mieden allgemach den Beargwohnten; aber nicht Mann noch Weib begegnete ihm, ohne zu grüßen, und dem Himmel zu danken, wenn er gnädig den Gruß erwiederte. Er ſeinerſets kümmerte ſich nicht um Kundſchaft und Freunde; je ſchläfriger ſein Handwerk ging, je wohlhäblicher wurde ſein Hausſtand, und täglich lieh er Geld zu hohen Zinſen aus, während noch vor kurzen Jahren ſeine Schulden größer geweſen, als ſeine Ausſtände. — Was nun alſo ſchon längſt ihm übel nachgeredet worden, ſagte Jaqueline ſich allzugetreu wieder, und mochte ihren eignen Herrn nicht aus dem Spiele laſſen, als einen gar zu warmen Freund des Barbiers, als einen gehorſamen Knecht deſſelben. „Was habèn die Beiden zuſammen? warum befiehlt Raffal meinem Meiſter? was iſt dieſes für ein Geſchenk? welch ſonderbarer Behälter für ein Stück Wildpret?“ — So lauteten die Fragen, die ſich das Mädchen ſelber ſtellte, und es lief, die Kiſte von allen Seiten zu betrachten. Nirgends aber eine Ritze, eine Spalte, welche der Neugier beigeſtanden hätte, und wieder aufs neue begann die feine Magd zu ſchluchzen, ihr unglücklich Loos zu bejammern, welches in die Nähe dieſer wunderlichen Männer ſie gebannt, und mit heißen Wünſchen den lieben Ogier herbeizurufen, daß er ſie befreie von den Stricken der nachſtellenden Sünde, daß er Lügen ſtrafe ſeine Verläumder. — Da hörte ſie den Meiſter Germain nach Hauſe kommen. —

Die Thränenſpuren von den Backen trocknend empfing ſie den Herrn, der mit verſtörten Augen ſie betrachtete, und langſam den Kopf ſchüttelte, da ſie ihm erzählte, wie Herr Raffal ſie in's Haus gelaſſen. Wie ſie nun daran kam, des Barbiers Gruß und Botſchaft auszurichten, fuhr der Paſtetenbäcker merklich zuſammen, blinzelte ſcheu nach der Kiſte, und ſagte mit erlöſchender Stimme: „Genug, ſchon recht, laß' gut ſeyn!“ Er ließ ſich nieder auf die Brunnenſtaffel, und fuhr wie oben fort: „Meine Glieder ſind zerſchlagen, ich bin allzuweit herumgelaufen, nahm mir nicht Zeit, einen kurzen Schlaf zu thun. Ich ſpüre, daß ich alt werde, und der Ruhe bedarf. Aber ich habe mit dem Himmel mich beredet, war in der Abtey St. Germain. Das verwünſchte Handwerk treibe ich nur einige Monden noch. Dann ziehe ich aus der Stadt, an einen Ort, wo mich Niemand findet; auch nicht der frevelhafte Menſch, der Nachbar. Ach, Jaqueline....“ ſetzte er weich hinzu: „wenn Du mit mir gingeſt..., die Neſſeln meines Wegs würden ſich in Roſen wandeln!“ — „Ihr ſeyd betrübt und ſehr ermattet,“ unterbrach ihn Jaqueline unverweilt: „Verlangt Ihr nicht nach Speiſe und Trank? Es iſt Eſſenszeit, und die Suppe ſchon beinahe fertig. Schmackhaft ſind die heißgedämpften Bohnen mit dem friſchen Eſchlauch von Etampes. Befehlt Ihr?“

„Bringe mir was Du willſt,“ antwortete Germain ſeufzend: „die Müdigkeit überwiegt den Hunger, aber ich bin noch völlig nüchtern, und bedarf der Stärkung, daß ich wacker ſey zur Arbeit.“ — Die Magd eilte zu Herd und Keſſel, und überlegte, ihren Dienſt verrichtend, ob ſie nicht die abgeſpannte, zerrüttete Stimmung des Meiſters benützen ſollte, einen

Urlaub zu verlangen, oder ihre Entlaſſung zu erbetteln. Es war, als ob ihr Ogier von auſſen zuriefe: komm zur Heimath, wenn nicht-Du verloren ſeyn willſt, mit mir zugleich! — In ihres Herzens Kümmerniß ſchaute Jaqueline beſorgt nach dem Meiſter, und ſiehe, er war eingeſchlummert, ausgeſtreckt auf der Staffel, den Kopf an die Brunnenſchale gelehnt. — Soll ich ihn wecken? fragte ſich das Mädchen zweifelhaft. Indeſſen rührte er ſich von ſelber, dehnte die Arme, zog die Augenlieder weit auf, und that, wie Einer, der ſo eben vom Bette aufſtehen will. „Ha, er wandelt!“ flüſterte die Magd, den Zeigefinger an die Lippen drückend, und ſich erinnernd, wie ſie den Meiſter ſchon einmal in der Nacht durch den Hof ſchreiten geſehen, und wie er ſie derb geſcholten, als ſie ihn laut rufend aufgeweckt, daß er, gleichſam vom Blitz gerührt, zu Boden gefallen war. — Darum lauſchte ſie jetzo unbeweglich, und Germain richtete ſich empor, indem er murmelte: „Es iſt ſchon ſpät, ich hätte bald die Stunde verſchlafen.“ Nun ging er ſteif zu der Küche, griff mit ſichrer Hand nach der Lampe, die an ihrer gewohnten Stelle hing, that, als ob er die bereits flammende anzündete, und trug ſie vorſorglich über den Hof, nach der Backſtube. Jaqueline widerſtand nicht dem Drange, auf ſeiner Ferſe zu bleiben, und barg ſich in Dämmerung, ſo gut ſie konnte. Wenige Schritte von der Werkſtube nahm der Paſtetenbäcker den Schlüſſel von ſeinem Gürtel; ſein Fuß ſtrauchelte aber an der Kiſte des Barbiers. Ohne zu erwachen, bückte er ſich, fuhr mit den Fingern über das Behältniß, und ſagte zufrieden: „Aha, Raffal hat mich wieder verſorgt. Es war hohe Zeit, denn es mangelte mir die Waare.“ Den kleinen Schlüſſel am Halsbande hervorziehend, fuhr er ſcherzend fort: „Was ſchickt er wohl? Ich brauche etwas feines für die Tafel der Königin.“ Mit einem Ruck war die Kiſte offen, und darinnen zeigte ſich, o des Jammers, eine blaſſe, ſchöne Kinderleiche, nackt und zart, kaum leicht entſtellt von dem Druck des tödtenden Stranges, der um den weißen Hals gewunden lag. Wie ſtockten Jaquelinens Pulſe, wie krampfte ſich zuſammen ihr Herz! Sie hatte ſelber das am Morgen noch ſo blühende Geſchöpf dem Henker überliefert. — Doch verurſachte eben dieſe ſchreckhafte Löſung ihrer Zweifel, daß ſie nicht mit einem Athemzug ihre Gegenwart verrieth. Gleichſam verwachſen mit dem Pfeiler, den ſie umſchlungen hielt, rührte ſie ſich nicht während des grauſigen Auftritts, der ſich nun begab, als Germain das arme todte Kind betaſtete, mit einer gewiſſen Lüſternheit den Mund verzog, und beifällig ſagte: „Ha, wie ſo weich, wie flaumig dieſe Glieder! Eine Prinzenſpeiſe, ein Königsbiſſen wird das ſeyn. Ich will mir viele Mühe damit geben, und erhöhen den Preis der Paſteten, die ich mit dieſem köſtlichen Stoffe fülle.“ Den Finger auf den Mund legend, ſetzte er hinzu: „Stille, Lieber; behalte das bei Dir, mein Knabe. Der Nachbar muß nicht Alles wiſſen, weil er ſo unbarmherzig in der Theilung knauſert. Komm aber herein, mein Schäfchen. Du biſt ein Engel, und Engelpaſtetchen will ich morgen mein Gebäcke nennen.“ — Er ſchleppte die Kiſte in ſeine fürchterliche Klauſe, und verbollwerkte ſich darinnen, wie gewöhnlich. Jaqueline, die bei ſeiner Entfernung wieder den freien Gebrauch ihrer Glieder erhielt, lief an den Herd, löſchte das Feuer mit Haſt, ſtellte die Schüſſel mit Speiſe auf Germains Schwelle, flüchtete ſich nach ihrer Dachkammer, tief unter die Decke ihres Bettes, und hörte, gleich im Fiebertraum, daß der Meiſter unten räumte und handthierte, den Block rückte, und ſeine Arbeit begann, wie im Wachen. Die dumpfen Schläge des Beils dröhnten entſetzlich, Jaqueline glaubte zu vernehmen, wie des unſchuldigen Opfers Gebeine darunter knirſchten. Als hierauf das gellende Spiel der Hackmeſſer anhob, ſchwanden die Sinne der Gepeinigten in ſtarre Betäubung hinüber, welche ſich in todtenähnlichen Schlummer auflöſte.

Zur ſelben Friſt, da ſich oben, mitten unter geſpenſtigem Gräuel, zwei Augen ſchloſſen, erwachte unten plötzlich der Nachtwandler durch den Lärm eines niederfallenden Beils. Als ſeine Gedanken ſich ſammelten, daß er begriff, wie ihm ſein altes Uebel wieder zugeſtoßen, und ſich erinnerte, was ſeinem Schlafwandel vorausgegangen, lüpften ſich auf ſeinem Scheitel die Haare. Das zerfleiſchte Opfer vor ihm, drauſſen die Magd.... er zitterte vor Entdeckung und Verrath. Als gälte es jetzt ſchon ſein Leben, rannte er in den Hof, in die Küche, und allmählig kehrte Beruhigung in ſeine Bruſt zurück, als er das Feuer ausgelöſcht, die verkühlte Speiſe vor ſeiner Thüre fand, und, in den Speicher hinauftappend, durch die Ritzen der dünnen Verſchlagwände die Athemzüge der ſchlafenden Dirne in ſein begieriges Ohr ſaugte.

„Gottlob!“ ächzte er, ſegnete ſich mit dem Zeichen des Kreuzes, und ſchlich des Weges, den er gekommen war. Die Stimme ſeines Nachbars drang zu ihm, die hinter dem Zwiſchenpförtlein redete: „Biſt Du es nicht, Germain, welcher da herum geht? was bedeutet der Spaß, daß vor Deinem Freunde Du Dich einſperrſt?“ Ohne zu antworten, ließ Germain den Barbier ein, und Raffal erſchien mit einer Laterne, einen groben Sack nach ſich ſchleppend. Schweigend gingen beide nebeneinander in des Bäckers Werkſtätte, und Raffal, mit einem Teufelsblick nach der ſchauerlichen Arbeit ſchielend, begann: „Du haſt ſchon angefangen? biſt frühe bei der Hand geweſen, und ich ſage Dir um ſo lieber, daß ich gerne unſern heutigen Zwiſt vergeſſe. Noch mehr; ich bringe einen neuen Beweis, wie gerne ich meiner Pflicht genüge, mit mir. Siehe dieſes ſtarre Frauenbild; das iſt die Hülle meiner ehrlichen Blanche. Du ſollſt mir nicht zum zweitenmal den Vorwurf machen, als theilte ich mir zu, was ich Dir verbiete. Wir haben uns gelobt, nicht zu heirathen, nicht zu liebeln, damit unſer Handwerk nicht an verrätheriſche Weiberzungen geplaudert werde. Deiner Heirathsgrille ſtellte ich heute unſern Pakt entgegen, Du ſchaltſt mich einen Buhlen meiner Dirne. Hier meine Antwort; ein Dolchſtoß warf die Kreatur zur Erde, und weil ſie beim Entkleiden noch zu leben ſchien, ſtürzte ich ſie in meine ſcharfen Räder. Da, ich ſchenke ſie Dir und den Leckermäulern von Paris.“

Die Grauſamkeit des verhärteten Böſewichts drang wie ein glühendes Eiſen in Germain's Seele; unwillführlich dachte er an Gebet und jüngſtes Gericht. Raffal ſetzte ſich kaltblütig neben ſeine Gemordeten, die Rede bedächtig weiterſpinnend: „Eine Ehre iſt die andere werth, lieber Freund. Ich opferte Dir meine treue Blanche, opfere mir Deine verführeriſche Jaqueline. Bebe nicht, drücke muthig Deine Augen zu. Fürwahr der Pakt muß vollzogen werden, oder es geht uns beiden nicht gut.“ — „Was willſt Du mit dem armen, unſchuldigen Mädchen?“ fragte Germain kleinlaut. — „Gib ſie mir, weil es Zeit iſt, daß ſie aus Deinem Hauſe kommt. Du biſt zu ſchwach und unvorſichtig; thut ſie einen Blick nur in Deine Werkſtatt, ſo iſt's um Dich geſchehen. Ich erbiete mich, in meiner Wohnung ſie fein beſchloſſen zu halten, bis, ohne Aergerniß zu erregen, ſie von der Welt verſchwinden kann.“ — Der eiferſüchtige Germain glaubte jetzo des Barbiers ſchlaues Lächeln zu durchſchauen, und widerſpenſtig entgegnete er: „Dir meine Jaqueline, Wollüſtling? daß ihrer Unſchuld Mörder Du würdeſt, bevor Du ihr Leben raubteſt? nein, nein und nimmermehr. Ich trotze jeder Gefahr, will mich lieber ſelbſt dem Prevot ausliefern, ehe ich in dieſe Schandthat willige.“ — „Was denn biſt Du geſonnen?“ fragte Raffal mit bitterm Verdruß: „Willſt Du, mir zum Trotz, Deine Hochzeit halten? ich warne Dich, Du kennſt mich. Sey auf Deiner Hut wie Du magſt, aber, das Spiel dauere noch ſo lang, ich gewinne es doch. Erinnere Dich, wie Du arm warſt, und nur ich Dein Glück begründete; aus der Hungersnoth, aus dem großen Sterben lockte ich mit kühnem Rath die

Blüthe Deines Wohlſtandes; und war ich's denn nicht, der, nachdem jene Geißeln ruhten, mit geſchickten, muthigen Händen fort und fort die ſeltne Koſt lieferte, welche des Himmels Streiche nicht mehr in unſere Küche jagten?“

Germain zerkrallte ſich die Bruſt mit ſcharfen Nägeln, und ſeufzte: „In welche Höllenketten hab' ich mich verwickelt! Was frommt mir jetzo der Reichthum, den ich einem Mörder danken, mit einem Mörder theilen muß? mit einem Verbrecher, der mir die härteſten Geſetze vorſchreibt? Und dennoch hab' ich ſelber kein Blut vergoſſen, dürfte vielleicht noch hoffen auf Vergebung....!“ — „Halt' ein, guter Freund;“ unterbrach ihn der Barbier mit vernichtender Drohung: „woher dieſer Selbſtbetrug? meynſt Du, der Himmel werde Dich begnadigen, den Mitwiſſer dieſer verborgnen Thaten? oder, Dir werde Heil widerfahren von dem König und des Königs Richtern, welche Du fütterſt, wie Menſchenfreſſer? Du daurſt mich; aber Deinen Hochmuth will ich aus dem Hinterhalte jagen. Du lügſt Dir vor, Du ſeyeſt beſſer als ich, weil ich ſtets handelte, wo Du nur rechneteſt? ich will, daß ſie aufhöre, dieſe lächerliche Lüge. Gib mir eine Probe Deiner guten Geſinnung. Jaqueline muß ſterben, oder Dir genade Gott. Hältſt Du mich jedoch für einen Verführer, zitterſt Du für ihre Unſchuld, und begehreſt, daß ſie rein, wie die Sonne, zum Himmel fahre, ſo verrichte ſelbſt die That.“ — „Ich wills;“ ſagte Germain eifrig, ob er gleich weniger an den Mord dachte, als vielmehr an die Möglichkeit, binnen der gewonnenen Zeit Jaquelinens Leben zu retten. Der liſtige Barbier täuſchte ſich nicht über dieſen falſchen Eifer, und fügte mit dem entſetzlichſten Geſichte hinzu: „Hoffe nicht, mich zu hintergehen. Jaquelinens Flucht wäre Dein Unglück; Du würdeſt für ſie einſtehen müſſen. Alſo mache den ehrlichen Mann, und ſpäteſtens morgen um dieſe Stunde will ich der vorwitzigen Dirne das letzte Gebet halten.“ — Germain, deſſen Kniee ſchwankten, hielt ſich an der Tafel, nickte ſtumm mit dem Kopfe, und Raffal erhob ſich, wegzugehen. Nach einigen Schritten kehrte er um, und ſagte grinſend zu ſeinem würdigen Freunde: „So können wir morgen eine ſtille Hochzeit feiern. Du ſchaffſt die Braut, ich ſchaffe den Bräutigam. Bevor man dieſen Abend die Feuerglocke läutete, rief mich ein Burſche in die Schenke zum rothen Schilde. Sitzt da nicht ein Bauerlümmel von einem Kloſterleben bei Meaux? fordert er nicht von mir ein ſechzig oder ſiebenzig Pfund, die ich ſeinem verſtorbenen Vetter ſchulde? ich hab' den fürwitzigen Thoren auf morgen zum Imbiß eingeladen, und will ihm eine Rechnung legen, daß dem Burſchen Hören und Sehen vergeht.“ — Mit dieſen Worten entfernte ſich der Barbier, und Germain ſtarrte ihm nach, wie ein Verdammter troſtlos in die Ewigkeit des dunkeln Pfuhls ſchaut. Die ganze Nacht hindurch rührte er nicht die fleißigen Hände, ſchlug er nicht an das muntere Lied, und da ſchon am frühen Morgen Knechte und Mägde vor ſeiner Bude ſich verſammelten, um zu kaufen, um zu plaudern, fanden ſie die Bretter leer, und Germain verſicherte ſchlaftrunken und müde, eine Hexe müſſe das Loos über ihn geworfen haben, denn alles ſey ihm verbrannt und verunglückt. Sobald Jaqueline herunterkam, band er ihr auf die Seele, des Hauſes zu warten, daſſelbe mit keinem Fuße zu verlaſſen, und ſtreckte ſich auf ſein Lager, zufrieden mit der Unbefangenheit des Mädchens. Jaquelinen's Ruhe war jedoch erkünſtelt, und all ihr Sinnen und Trachten ging dahin, ſo ſchnell als möglich von Paris zu entfliehen. Wie aber dieſes bewerkſtelligen? Ihre Einbildungskraft ſchilderte ihr den Barbier, ſtets bereit, ihre Spur zu verfolgen, ſtets Wache haltend auf ſeiner Schwelle. Jedermann — ſo dachte ſie — würde auf ihrer Stirn den Vorſatz zu entkommen leſen. Schutzlos ſtand ſie da, und zitterte, von der Obrigkeit die nothwendige Hülfe einzutauſchen gegen das arge Geheimniß, deſſen ſie theilhaftig geworden. — Germain ſollte nicht durch ihre Schuld zu Grunde gehen. Unſchlüſſig wanderte ſie hin und her, und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Gaſſe, wie der eingeſperrte Vogel, der ſeinem Käfig entrinnen möchte, zuvor eine lange Friſt verſäumt, ſpähend, ob nicht ein Geier in der Nähe. Die innere Stimme rief dem Mädchen zu, die Stunde nicht verſtreichen zu laſſen; und, ſich zu erſtarken mit einem Wort, ſagte ſie für ſich: „Mit Gottes und der heiligen Jungfrau Beiſtand will ich's wagen!“ legte alles Geräthe treu und ordentlich zuſammen, zog die ſtarken Schuhe an, warf das Tuch über die große Haube, und rief, an Germains Kammer vorübergehend, demſelben im Herzen ein Lebewohl. Denn es verknüpft eine geheimnißvolle Feſſel jedes fühlende Weib ſelbſt mit dem ungeliebten Manne, wenn dieſer freundlich und beſcheiden, obſchon unglücklich, um Liebe geworben; den Verbrecher ſogar verläßt nicht der Frauen Mitleid, wenn er nur ihrem Werthe gehuldigt.

Den vorbereitenden Schritten folgte alsbald der entſcheidende, und dem Mädchen thaten ſich alle Himmel auf, als dicht vor dem Hauſe ein Mann ſtand, der mit ſcheuer Neugier zwar vorüberfliehen wollte, aber eingewurzelt blieb vor der Jungfrau, welche die Arme ausbreitete, und rief: „Ogier, mein Freund, mein lieber Bräutigam, Dich führt ein Engel her!“ Da war jeder andere Gedanke verſunken, da erinnerte ſie ſich nicht mehr der Gefahr und der fluchwürdigen Thaten, denen ſie entſpringen wollte; in die Mordhöhle zurück zog ſie den Fuß, der ſchon den Boden der Freiheit betreten, nach ſich mit liebevoller-treuherziger Gewalt zog ſie den Verlobten, um zu koſen im dunkeln Gange, wohin der Nachbarn zudringliche Augen nicht reichten; und hier, nicht geſtört von Zeugen, gingen Frage auf Frage, Liebeswort und Liebesſchwur von den Lippen der Seligen, eben ſo viel Pfeile in Ogiers Bruſt. Auch in dem Jüngling loderte gewaltſam die Flamme der Freude; aber eine peinliche Verlegenheit bemeiſterte ſich ſeiner, daß er ungeſchickt die geriſſene Mütze mit der reichen Schleife in ſeinen Händen drehte, und ſchier nichts antwortete, als: „Du liebe Jaqueline, wie gut Du biſt! wie ich vergnügt bin, Dich wieder zu ſehen!“ Bis endlich ſeine Zurückhaltung ſelbſt der wonnetrunknen Braut nicht verborgen blieb, daß mit einem Seufzer ſie fragte: „Was bedeutet es, mein Freund, daß Dein Geſicht ſo ernſthaft, und ſo träge Dein Mund, während der meinige von Entzücken überfließt?“ — Worauf Ogier nach vielem Zaudern und wiederholten Bitten des Mädchens endlich verſetzte: „Sieh, meine Gute, die Schätze, die unſer Herr, der König, im Thurm des Louvre aufbewahrt, wären mir nicht theurer, als Dein Gruß und Kuß; aber dennoch gäbe ich meine rechte Hand dafür, wenn ich nimmer Dich geſehen hätte. Jaqueline, gib mir das Wort zurück, entlaſſe mich meines Verſprechens. Wohl ſtarb der Vetter, und ließ mir ein feines Erbe, aber meine Schweſter geht zur Halbſchied drein, und alle meine Verwandten ſagen mir, ich müſſe nach einer reichen Braut mich umthun. Ich habe viel gekämpft mit ihnen, und mit meiner herzlichen Liebe zu Dir; aber, Jaqueline, es muß ſeyn. Weine nicht, und ſchlage nicht die Hände über dem Kopf zuſammen; Du quälſt mich, ohne daß ich's ändern könnte.“ Selber ſchluchzend, fügte der Burſche bei: „Du kennſt meine Schweſter, ſie iſt ein böſes Weibsbild, und mag ein glücklich Hausweſen nicht in ihrer Nähe ſehen, weil ſie mit ihrem Manne unglücklich war. Du würdeſt ein Höllenleben neben ihr führen, Dich grämen bis zum Tode, mich nicht mehr leiden können, um der Schweſter willen. Dringe alſo nicht auf unſere Heirath, und ich will Dir gerne hehlings in blankem Geld erſetzen, was der geizige Vetter Deiner Mutter genommen hat.“

Die tiefſte Wunde im Herzen, ſtarrte Jaqueline den treuloſen Verlobten an, der ſeinerſeits vor Wehmuth ſich nicht zu faſſen wußte, und zitterte wie Eſpenlaub. Mit eiskalten Lippen ſtammelte ſie: „Du hätteſt ein vornehmer Herr werden ſollen, oder ein reicher Abt, denen es nichts koſtet, ihr Wort zu brechen, und ein unglückliches Geſchöpf zu Tode zu martern. O, geh hin, Du haſt von mir nichts zu befürchten. Ich gebe Dir den Eid zurück, und will Gott bitten, daß er ihn vergeſſe. Wir wollen uns friedlich trennen, und mein heftigſter Schmerz wird ſeyn, daß Du ein Lügner wurdeſt, nachdem Du ein Treuloſer geworden warſt. Deine Schweſter, Deine Verwandten? o ſchweige; wenn Du mich noch liebteſt, würdeſt Du ihrer nicht achten, ſo wie ich ſie auch nicht fürchtete, wäre ich Dein glückliches Weib. Geſtehe lieber, daß Dich der Reichthum verführte, daß eine andere, ſchönere Dirne mir Dein Herz entwendete. Geſtehe dieß, und ich will Deiner Schwachheit vergeben, was ich Deiner Lüge nicht verzeihe.“ — Sie hielt erſchöpft inne, kreuzte die Hände auf dem Buſen, ſah mit ſtiller Verzweiflung zum Boden. In der Seele des Bräutigams arbeitete jedoch ein anderes Geſtändniß ſich zu Tage, ſo daß er bekümmert ausrief: „Ich habe erwartet, daß mein Muth vor Dir zu Grunde gehen würde. Wäre ich doch nimmer Dir begegnet! Deine Stirne ſo unſchuldig, Deine Rede ſo zart und ſüß....! Wenn ich der Unſchuld nur glauben dürfte, wenn die ſüße Rede doch nicht ein Hexentrank wäre, mich einzuſchläfern! Wehe mir, daß ich Wahrheit reden ſoll, Dich zu betrüben, Dir zu entdecken, daß wir auf unſerm fernen Dorfe auch wiſſen, was in Paris vorgeht; wehe mir, daß ich Dich anklagen muß, wo nur ich der Schuldige ſeyn möchte! Schaue mich nicht ſo verwundert an, denn ich verwirre mich vor Deiner Verſtellung. Sieh dort hin, in den Winkel, ich will die Augen niederſchlagen, und das harte Wort verſuchen. Ich bin ein Lügner, aber ein gutherziger. Was iſt es eigentlich, das mich von Dir ſcheidet? Mußte ich nicht hören, daß ein lockerer Wüſtling in mancher Verkleidung mit Dir geht auf Märkten und Straßen, und nicht von Dir abläßt? Erfuhr ich nicht, daß Du eines ledigen Mannes Haus beſorgſt, und ihm mehr geworden biſt, als eine Magd? O, Jaqueline, ich habe nicht den geſchwätzigen Zungen unſerer Landsleute geglaubt, aber hier, in dieſem Viertel ſelbſt, Deine Nachbarn, die Leute in der Herberge, wo ich einkehrte...., alle haben mir die böſe Kunde wiederholt....; laſſe mich von dannen, ehe ich weinen muß, wie ein kleines Kind!" — Er verhüllte ſich Stirn und Augen, wollte fort; und mit erneuter Hoffnung, mit doppelter Liebe — ſein Schmerz verrieth ja, wie heftig er an ihr gehangen — hielt ſie den getäuſchten, eiferſüchtigen Verlobten zurück. Da erſchien unverſehens in des Paares Mitte Germain, finſter wie ein böſer, grollender Geiſt. „Alſo hüteſt Du mein Haus?" fragte er mit dumpfer Stimme: „Thür und Angel offen? Fremdes Volk mit Dir im Verſtändniß? Diebſtahl oder Liebelei, was brütet ihr?"

Jaqueline ſah nur in Ogiers Antlitz, vergaß, dem ſtrengen Meiſter zu antworten. Der Landmann wurde verlegen vor dem herriſchen Pariſer Bürger, und ſtotterte, daß er nicht von ferne an das Stehlen denke; er ſey ein wohlhabender Lehenbauer von St. Fiacre, und ganz andere Dinge als Raubſucht und Gaunerei hätten ihn nach der Hauptſtadt geführt. Um ſo wilder fuhr der Paſtetenbäcker auf: „Was denn, wenn's beliebt, zwilchjäckiger Baron? eine Buhlſchaft alſo? Jaqueline, Jaqueline! hab' ich das um Dich verdient, ich, der ſanftmüthigſte, der liebevollſte aller Dienſtherren?“ — Germain's Blick wurde bei der Wendung, die er ſeiner Rede zu geben wußte, ſo zärtlich, ſo bedeutſam, daß mit verdoppeltem Stachel die Eiferſucht des armen Ogiers Gehirn durchwühlte, und er im Tone des Vorwurfs zu Jaqueline ſprach: „Hörſt Du, Heuchlerin? Soll ich nicht glauben, was meine Augen ſehen, was mein Ohr vernimmt?“ Das Mädchen wollte ſich rechtfertigen; Germain ſchnitt ihr das Wort vom Munde, indem er trotzig ihr befahl, nach der Küche zu gehen. Weinend ſchlich ſie einige Schritte von dannen, während Ogier, obwohl noch beherrſcht vom heißquellenden Zorn, mit trockner Biederherzigkeit zu Germain fortfuhr: „Vergebt, mein Herr, und ſcheltet nicht meine Unhöflichkeit. Wir Bauern reden ſo gerade von der Bruſt weg. Die Jaqueline war einmal meine Verlobte....; ſo lange ſie rechtſchaffen, das heißt, nicht in Paris geweſen iſt. Nun, ich mache Euch kein Verbrechen daraus, daß Ihr ſie liebgewonnen; ſie iſt hübſch, wie Unſre liebe Frau. Aber ich will ſie nicht mehr heimführen, und hätte ſie gar nimmer heimgeſucht, wenn nicht ein boshafter Zufall in's Spiel gekommen wäre. Glaubt mir; ich ſchlich ihr nicht nach. Ich kam an ſie von ungefähr, da ich juſt nach Herrn Raffal, dem Barbier, fragen wollte, der unfern wohnen ſoll, und mit welchem ich ein klein Geſchäft abzuthun hätte.“ —

Als Jaqueline des Nachbars Namen hörte, lauſchte ſie erſchrocken, zog die Schürze vom Geſicht. „Willſt Du gehen!“ ſchnaubte Germain ſie an, und ſie ſtellte ſich, als wolle ſie gehorchen, ging aber nicht vom Fleck, und hörte ferner, wie der Paſtetenbäcker freundlich zu Ogier redete: „Herr Raffal? Ei, der wohnt gerade neben an. Mit zwei Schritten ſeyd Ihr bei ihm. Ein wackrer Mann und kunſtfertiger Bader. Leidet Eure Geſundheit, guter Freund? Raffal's Schröpfköpfe thaten oft ſchon Wunder.“ — „Behüte,“ verſetzte Ogier bitter lächelnd; „meine Glieder ſind rüſtig und wohl auf, und dem kranken Herzen hilft nicht Bad noch Schröpfen. Im Gegentheil will ich mit geſundem Hunger dem Imbiß Ehre machen, wozu Herr Raffal mich geladen, vertrinken meine Grillen, verplaudern meine Traurigkeit. Ich hab' ein wenig Geld von dem Barbier zu empfangen, und der rechtſchaffene Schuldmann verſprach mir Zins und Mahlzeit obendrein.“ — „Ach!“ klang ein ſchmerzhafter Seufzer aus Jaquelinen's Bruſt, und Germain, der ſich zornig umdrehte, bemerkte, wie ſie dem unbefangnen Ogier ein heftig Zeichen gab, auf ſeiner Hut zu ſeyn, der Einladung nicht zu folgen. „Bei Gottes Blut,“ donnerte der Meiſter nun mit geballter Fauſt: „Du überläſtiges Geſchöpf! ſoll ich Gewalt brauchen, daß Du mir gehorcheſt?“ Unſanft drängte er ſie in den Hof, und ſagte dann, zu Ogier umkehrend: „Ich beſorge, daß Eure Landsmännin mit ihrem Verſtand nicht allzuwohl ſtehe. Was haltet ihr davon?“ — Worauf der junge Bauer in tiefer Betrübniß: „Das macht das Gewiſſen, Herr. Der Menſch thut freilich nach ſeinem Willen, aber hintendrein kömmt die Reue. Lieber Herr, macht es wohl mit dem Mädchen. Es kann ſich noch beſſern, und wird etwa noch eine treffliche Frau, wenn Ihr mit ihm ehrlich verfahrt. Ich ſelber will mich freuen, wenn Ihr Jaqueline heirathet, und mir zum Troſte denken, daß ſo viel Glück mir nicht vom Himmel beſchieden war.“ — Ogier's Thränen floſſen reichlich. Germain fühlte ſich bewegt, niedergedonnert von der Rührung des Naturſohns, der geſenkten Hauptes den Weg nach der Gaſſe ſuchte. Indem Germain ihm die Thüre des Nachbars zeigte, ſagte er zu ihm: „Lebt wohl, Biedermann. Alles wird gut gehen, und einem Jeden iſt ſeine Zukunft von Ewigkeit beſcheert.“ Wie er jedoch den Rücken gewendet, und ſein Haus wieder betreten hatte, fiel ihm der heuchleriſche Abſchiedsgruß ſo bleiſchwer auf's Gemüth, daß er ſchaudernd vor ſich hinmurmelte: „Alles gut gehen? unter Raffal's ſcharfen Meſſern? Die Zukunft des unbeholfnen Bauerjungen iſt mir wohl bekannt, aber die meinige...?“ Da gedachte er des warnenden Winks, den Jaqueline gegeben, und jedes ſeiner Haare zitterte vor Angſt. Schnell ſuchte er die Dirne auf, traf ſie, wie ſie händeringend in dem Hofe auf und niederging, die Augen voll Waſſer, den Buſen voll Leid. „Welch ein Betragen!“ ſchalt er, wenn gleich mit unterdrücktem

Grimme: „Mädchen, was ſoll ich von Dir denken? Was bedeutete das Zeichen, welches Du dem ungetreuen Buhlen machteſt? was der warnende Laut aus Deinem Munde?“ Die Stunde war ſo dringend, daß Jaqueline, weiterer Verſtellung nicht mächtig, unbeſonnen erwiederte; „Ihr wißt's, Meiſter, und Gott wird richten, denn Leben für Leben iſt gezählt!“ Worauf Germain's Angeſicht ſich ſtreckte und ſeine Augen einſanken, wie bei einer Leiche. „Du biſt närriſch und ein wandelndes Räthſel,“ entgegnete er gezwungen. Dann nach einer langen Pauſe: „Ueber thörichter Mägde Träumereien darf das Haus nicht vergeſſen werden. Der Müller wird binnen einer Stunde kommen, das Korn zu holen. Geh hinauf zum Speicher, geh' voran mit dem Maaße, und rüſte die Säcke. Ich folge gleich, das Korn einzuſchütten, und Du hilfſt mir.“ —

Der Meiſter wandelte nach ſeiner Werkſtube; willenlos gehorchte Jaqueline ſeinem Gebot. „Sie weiß etwas, ſie weiß zu viel, Raffal hat wie ein Prophet geſprochen, ſie muß ſterben, damit ſie ſchweige!“ brauste es in Germain's Ohren, und im Angeſicht der Gefahr die feigherzige Schwäche mit Mordluſt vertauſchend, wetzte er ein langes Meſſer, und bedachte, während die Klinge ſprühte, wohin, ob in's Herz, ob in die Kehle, der Streich am ſicherſten zu führen ſey. — Jaqueline ſaß indeſſen, fieberhaft glühend, unter dem ſchwülen Dache, und wartete des Herrn. Aber ihre Sinne waren drüben bei'm Nachbar, bei'm Geliebten, der blind in's Netz des Mordes lief, und ihr ſelber perlte auf der Stirne der Todesſchweiß. „O Jeſus, und Du, heiligſte Mutter! es geht mit ihm zu Ende, und ich kann nicht helfen! gewißlich zahlt ihm der Barbier die Schuld mit ſeinem eignen Blute! Und ich, die einzige in dem großen Paris, weiß um ſeine Gefahr, und ſitze hier, verlaſſen und gefangen!“ So ſtöhnte ſie, und fuhr empor; eine unſichtbare Hand drängte ſie von dem Speicher hinab. Auf der halben Treppe konnte ſie nicht mehr von der Stelle. Verzweifelnd ſuchte ſie in ihrem Kopfe einen Vorwand, ins Haus hinunter zu ſteigen; um keinen Preis der Erde fiel ihr der Vorwand ein. „Wo bleibt der Herr?“ keuchte ſie, wieder hinaufſpringend: „iſt auch er hinüber, dem Mörder zu helfen?“ Sie rannte zu einer Dachlucke, die nach dem Hof ging, rief hindurch nach dem Meiſter, und dieſer antwortete wie aus dem Grabe: „Geduld, mein Kind! ich bin alſogleich bei Dir!“ — Seine Antwort begleitete der ſchrillende Ton des rollenden Schleifſtein's, und Jaqueline vernahm den Ton, ſank muthlos in die Kniee, und flüſterte: „Ich habe meinen Mörder gerufen; er wetzt den Stahl für meine Eingeweide, ich ahne das. Und drüben ſtirbt Ogier!“ — Der Name verlieh ihr neues Leben, ihr Auge irrte durch die Lucke über das Dach, ihr Blick tauchte in des Barbiers Hofraum. Sie gewahrte den Bader, der ihren Verlobten freundſchaftlich bei der Hand hielt, der ihn unter falſchem Scherz und Lachen nach den gefährlichen Badkammern geleitete. So nahe ſchon dem Tode, den zermalmenden Rädern! Beiſpielloſe Angſt riß an den Sehnen in Jaquelinen's Hals und Bruſt. Noch kurz vorher hatte ſie kaum Germain zu rufen vermocht; jetzo entwand ſich ein fürchterlicher Schrei ihrer Kehle. „Ogier, um der ewigen Barmherzigkeit willen, Ogier; halt ein!“ Sie fuhr zuſammen vor ihrem eignen Geſchrei. Ogier ſtutzte, Raffal ſtarrte umher mit offnem Munde. Sie entdeckten jedoch die Warnende nicht, denn auf ihren Knieen ſchleppte ſich dieſe nach dem Ausgang des Speichers, ohne zu wiſſen, wohin, noch was zu thun.

Aber auch Germain war nicht taub, und Jaquelinens Stimme klang ihm wie Todtenpoſaunen. „Das ſey ihr Letztes!“ murrte er, entbrennend von jachem Blutdurſt, ergriff das Meſſer, ſtürzte hinaus. Am Fuß der Treppe rollte in ſeinem Ohre ein donnerähnliches Geräuſch. Man ſtieß von auſſen hart an die Hauspforte, daß die hölzernen Pfeiler des Vorſprungs bebten. „Des Königs Steuerbote!“ rief's dazwiſchen: „Die Steuer zahlet ſonder Verzug!“ —

Die ungelegenen Mahner ſich vom Halſe zu ſchaffen, ging er ſchleunigen Fußes, aufzuthun, nachdem er mit einem groben Fluche der Magd geboten, Ruhe zu halten. — Wie ſtaunte er, da nicht der Steuerknecht allein, ſondern auch ein junger ritterlich gekleideter Mann mit ſeinem Pagen und Mantelträger auf ihn eindrangen. Der Bote verlangte Geld, der Ritter begehrte nach einer Dirne. „Zwei Pfund Pariſis!“ ſchrie der Eine; „Jaqueline Violette, wo iſt ſie?“ fragte der Andere. Und Germain entgegnete, den Seckel ſchüttelnd, nach einer Seite: „Sogleich, mein Freund, ſogleich;“ und nach der andern mit ſcheelem Blicke: „Was kümmert Euch die Magd?“ — „Ich bin ihr Herr, ſie iſt meine Leibeigne. Muß ſie ſehen, muß ſie ſprechen. Herbei mit ihr.“ — „Verwegner Ueberdrang! helft mir, Bote des Gerichts, und weiſ't den übermüth'gen Junker ab!“ — Der Bote ſchüttelte den Kopf vor dem Lilienſchilde, das der Perſevant an ſeinem Aermel trug, und deſſen Begleiter, grob wie alle Herrendiener, ſchwangen ihre Stöcke mit der Drohung: „Du wagſt, dem Herrn von Capitau zu widerſtehen, Du Geck von einem Bürger?“ — Worauf Armand trotzig fortfuhr: „Meine Leibeigene iſt zu ſchön und zart für Dein ſchmutzig Haus. Ich fordere ſie zurück, will ſelber für das Mädchen ſorgen. Platz da, und ſperre Dich nicht. Meynſt Du unſer zu ſpotten, weil Du einen Giebel haſt, der auf die Gaſſe ſchaut?“ —

Der Perſevant, wie dazumal die Edelleute in Paris zu ſchalten pflegten, als ob er für den König das Priſenrecht*) zu üben hätte, warf den Paſtetenbäcker zur Seite in die Klauen des Steuerboten, der ihn feſthielt, und ſtürmte mit dem Gefolge in's Innere des Hauſes. „Jaqueline, Jaqueline Violette!“ rief er, ſpähend nach allen Seiten. Der Page deutete nach der Treppe. Ein Weſen voll des Jammers war dort ausgeſtreckt, und zeigte auf die Scheidemauer des Nachbarhauſes, aus erſchöpfter Bruſt ächzend: „Nicht mich rettet jetzt, ſchöner Herr von Capitau, den der heilige Michael hieher geſendet; dort iſt Hülfe nöthig: hinter jener Pforte ringt das Leben mit dem gierigen Tode!“ Neben Jaqueline auf die Kniee ſinkend, aufzurichten die Unglückliche, winkte der Perſevant ſeinen Gefährten. Der Mantelträger hieb mit ſeinem Streitbeil in das Zwiſchenthürlein. Der flinke Page kletterte über die Mauer, folgte mit vorgehaltnem Dolche einem dumpfen Lärm, der aus der finſtern Mordkammer drang. Welch ein Anblick! Auf der Schwelle der Ewigkeit, am Rande der grauſenhaften Tiefe, welche offen gähnte, worinnen die blutigen Räder ſich wälzten, rangen zwei Männer im einſamen Kampfe. An Hals und Arm verwundet von dem Stahl des Barbiers, dem heut der Streich fehl gegangen war, ſträubte ſich Ogier gegen die Gewalt der Fäuſte, die ihn zum Abgrund ſtießen. Armand's Page rettete ihn, der ſchon mit einem Fuße über der Tiefe ſchwebte. Der meuchleriſche Barbier, im Rücken angegriffen, ſtürzte in die feindlichen Arme des Pagen und des Mantelträgers. —

---

*) Die Beamten des königlichen Hauſes, ſo wie der Prinzen vom Geblut, fielen, ſo oft es die Noth erforderte, oder der Muthwille für gut fand, in die Wohnungen der Bürger und Bauern ein, und nahmen, gewöhnlich ohne alle Vergütung, daraus hinweg, was nur immer ihrem Herrn anſtändig ſeyn mochte: Betten, Viktualien, Geräthe, Feldfrüchte, Stallbedarf u. ſ. w. — Dieſe barbariſche Sitte, unter Karl V. und Karl VI. bereits ermäßigt, kam erſt unter Karl VII., nach Vertreibung der Engländer, völlig ab.

Jenſeits wurde indeſſen das Haus erfüllt von neugierigem Volke, herbeigelockt durch Armands und Jaquelinens Hülferuf, durch das wüthende Gebrüll des Meiſters, der ſich verloren ſah. Im Nu war die Werkſtube erbrochen, entſchleiert das fürchterlichſte Geheimniß, erbrochen die Gruft der entweihten Gebeine, und, die gaffende Neugier mit blinder Raſerei vertauſchend, quoll des Pöbels wachſende Menge hinüber zu Raffal, fand die Räder voll Meſſer und Blut, die Kammer voll von Kleinodien und Gewändern der Ermordeten, und die Knechte des herzueilenden Prevot wagten ihr eigen Leben, um das Daſeyn der Mörder zu ſchützen, und ſie an Händen und Füßen gefeſſelt nach der Conciergerie zu bringen. Nun kehrte ſich die Wuth des Volkes gegen die Häuſer der Verbrecher, und ehe der Abend kam, waren beide bis auf den Grund zerſtört, und dem Boden gleich gemacht. — Mitten unter den ſtürzenden Trümmern, mitten unter des Tages gränzenloſer Verwirrung fanden ſich Ogiers und Jaquelinen's Herzen wieder zuſammen. Zu den Füßen der Erretterin beweinte der Jüngling ſeinen falſchen Verdacht; in ſeinen Armen verzieh ihm die Gekränkte, und der Herr von Capitau, wenn gleich nicht in den lauterſten Abſichten gekommen, war großmüthig genug, ſeiner Rührung nachzugeben, und wahr zu machen, was er in des Königs Schloſſe ſeiner Unterthanin zugeſagt mit ſeinem ritterlichen Wort.

II.

Der Krieg, das gefräßige Ungeheuer, umgürtet ſich mit doppelter Schreckniß, wenn ſeine Schwerter in die Bruſt der allerſüßeſten Mutter hauen, ſeine Klauen die geliebte Heimath zerreißen. Ein unſeliger Zwiſt, welcher den Bruder gegen den Bruder hetzt, jeden Gau des Vaterlandes zum wilden Feldlager macht, und der blutgierigen Streiter Sinne dergeſtalt verwirrt, daß ſie nicht mehr wiſſen, warum der Kampf entbrannte, preisgegeben der Willkühr ihrer Parteihäupter. Dann bedarf der Hader nicht mehr des Vorwands, unter jeder Fahne ſammeln ſich grauſame Schaaren, Alle geſtatten ſich Alles, Treuloſigkeit wird zur kriegeriſchen Tugend, den Meuchelmord nennen ſie Tapferkeit, und die blutige Saat erzeugt ſich ſtets auf's neue.

Das ſchöne Frankreich, im Begriff, zu einem großen Ganzen zu erſtarken, war ſeit geraumer Zeit allen Gräueln der Bürgerfehde anheimgefallen. Ein verrückter König, ſchon in ſeiner Jugend von ſeinen übermüthigen Oheimen mißbraucht, eine entmenſchte Königin, die unnatürlichſte Mutter ihres Sohns und ihres Landes, ein leichtſinniger Dauphin, beherrſcht von habſüchtigen Baronen, ein ehrgeiziger Herzog von Burgund, welcher die Krone ſeines Lebensherrn zu ſeinem Spielwerk machte, ein tyranniſcher Bundsgenoſſe, der wie der Löwe zu theilen begehrte — alle dieſe Menſchen boten ſich die Hände, Frankreich zu verderben. Ein einziger von ihnen wäre ſchon genug geweſen, es zu vollbringen. Der Zwang und die Bedrückung der herzoglichen Vormünder des minderjährigen Karl hatten den Aufruhr der Pariſer erzeugt; dieſer die Judenſchlacht, das Gemetzel der Hammerbrüder, die Erniedrigung des Königthums, den Wahnſinn des Fürſten, welcher den Burgundier zur Gewalt rief, daß er ohne Scheu den Herzog von Orleans ermordete, woraus der grimmige Kampf der Burgundier und Armagnacs ſich entſpann, dem die Erwürgung der Letzteren folgte, woraus wieder der niederträchtige Mord kam, als deſſen Opfer auf der Brücke zu Montereau der Herzog von Burgund fiel, da er vermeynte, Frieden ſchließen zu wollen; und dieſe ſcheußliche That war der letzte, glühendſte Brand, der die Feuersbrunſt in allen Provinzen entzündete, die Engländer als Herren in das Land rief, und ein ſolches Maaß von Unheil über die ſchuldigen Häupter und das unſchuldige Volk ausſchüttete, daß Aehnliches ſeither nicht mehr geſehen wurde. Was des Königs Partei verſchonte, zertrümmerten die Anhänger des Dauphins; was der Raubgier der Burgundier entging, plünderten und verwüſteten die feindſeligen Fremdlinge, und zwiſchen dieſen wuthſchnaubenden Heerhaufen führten, auf eigene Gefahr, heute unter dieſem, morgen unter jenem Panier, die ſchwarzen Banden, die Menſchenſchinder, die freien Fähnlein den Vertilgungskrieg. Jeder beuteluſtige Bannerherr ſteckte ſein Feldzeichen auf, warb eine freche Schaar Abentheurer; zum Theil aus fernen Landen, deutſche Reiter, flandriſche Fußknechte, ſavoyiſche Schützen; zum Theil franzöſiſch Volk. Leibeigene und Freie dienten dieſen Hauptleuten aus dem Stegreif, denn ſchier fand ſich niemand mehr, der ſeinen Acker beſtellen wollte, weil dem Bauer nicht eine Rübe ſicher blieb als Eigenthum.

Nur einzelne Punkte des Landes grünten noch, wie die Bauminſeln der lybiſchen Wüſte. Sie verdankten ihren Frieden der Gottesfurcht oder dem Aberglauben.

Nicht Freund noch Feind hatte gewagt, die Hand nach ihnen auszuſtrecken. Unter dieſen Oertern, der Andacht geweiht, war auch das Dorf St. Fiacre. Die Verehrung des iriſchen Heiligen erſtreckte ſich durch ganz Frankreich. Aus den entlegenſten Provinzen ſtrömten dort Wallfahrer zuſammen, welche in der Einſiedelei des frommen Königsſohns, eines Jüngers des heiligen Conan, und Schützlings des heiligen Biſchofs von Meaux, Faron, Hülfe in ihren Nöthen und Gebreſten ſuchten. Keine der Kriegsparteien hatte bisher die Gläubigen beunruhigt. Engländer und Franzoſen fürchteten den Zorn des ſeligen Wunderthäters; ungeſtört blühte die Dorfgemeinde und das Filialkloſter, welches die große Abtei von St. Faron neben des frommen Einſiedlers Klauſe errichtet hatte. Der ſchützende Bann des Orts dehnte ſich auf mehrere benachbarte Dorfſchaften aus, und daher war der Schrecken groß, als plötzlich das Gerücht ſich verbreitete, die Armagnakiſchen Herren, die im Namen des Dauphins Meaux beſetzt hielten, wären in Jouarre eingebrochen, hätten die Früchte aus den Scheuern, das Vieh aus den Ställen, mehrere vermögliche Einwohner von Haus und Hof weggeführt. Und es war nicht zu ſcherzen mit den grimmigen Herren von Meaux, weil ſie ſchlugen und brannten, wo man ihnen widerſtand, und von den Geiſeln entweder ungeheuere Löſegelder erpreßten, oder ſie eines elenden Todes ſterben machten. Beſtürzung ergriff alle Inſaſſen von St. Fiacre, da ſich der Krieg ihrer Gemarkung näherte, und Ogier, der Maier, ſprach am frühen Morgen eines dunkeln

Märztages zu ſeinem Weibe Jaqueline: „Mein Lieb, ich kann nicht ruhen noch raſten, bis ich meine Schweſter geſehen, die zu Jouarre vielleicht in den größten Aengſten ſitzt. Der Mann todt, die Kinder krank, ihr Eigenthum etwa geplündert .... Gott helfe der Armen! Aber ich will ſie brüderlich tröſten, und wenn Du nichts dagegen haſt, und ſie deſſen bedarf, ſie aufnehmen in unſer Haus, bis der Sturm vorüber iſt. Gib mir den Stecken, daß ich ſchnell hinüber laufe. Ich bin zum Abend wieder daheim.“ — Da wiegte Jaqueline bedächtig ihr Haupt, und antwortete: „Gott ſey dafür, daß ich die Schwägerin verſtieße, obgleich ſie mich haßt, wie Gift; aber denke, mein Freund, wie unſicher die Wege ſind. Kämſt Du nicht wieder zur rechten Zeit, ich ſtürbe ja vor Kummer, und mit mir zugleich das liebe Kind, das wir erwarten.“ — Ogier küßte zärtlich die junge Mutter, die Hoffnung ſeines Hauſes, und verſetzte beruhigend: „Ich habe meine ſchlechteſte Kapuze an, und keinen Feind wird nach dem Bettelmann verlangen. Auch weiß ich alle verborgene Schliche, und zudem iſt heute Feiertag; da ruhen gerne Roß und Reiter.“

Wie Jaqueline nun hörte, daß Ogier auf ſeinem Vorſatze beſtand, ſo gab ſie freilich ihren Willen darein, wiewohl mit blutendem Herzen. Die Thränen mochte ſie verbergen, die eine ſchlimme Ahnung in ihre Augen preßte, aber der Kuß, womit ſie den Gatten entließ, glich dem vor einem langen, vielleicht ewigen Abſchied. Der ſtärkere Mann verſtand nicht des Weibes Schmerz, ging ſeiner Zukunft unbekümmert entgegen, wie einſt

Raffals drohendem Meſſer, und wanderte rüſtig, denn ſein Verlangen nach der Schweſter war groß, und die Kälte ſtreng. Auf den Feldern niſtete noch keine Lerche, aber hinter eines Hügels Abhang verſchnaufte, als die Sonne zornigroth emporſtieg, eine kleine Bande von reiſigen Geſellen, und verwünſchte die fehlgeſchlagene Unternehmung der vergangenen Nacht. Die Herren waren ſo unglücklich geweſen, ein leeres Neſt zu finden, wo ſie auf ein volles ſich gefreut. Die Burgundier vermaledeyend, welche ihnen zuvorgekommen waren, pflogen ſie Rath, ob es nicht eine Schande ſey, mit blanken Händen nach Meaux zurückzukehren, und der Beſcheid fiel dahin aus, daß, um ihre Ehre zu retten, noch etwas geſchehen müſſe, trotz Kirchenfeſt und allen Heiligen. „Was beginnen wir?“ fragte der Erſte des Trupps: „Wer verräth uns ein geſpicktes Haus, einen reichen Filz, oder eine ſpröde Dirne?“ Als hierauf die gemeinen Reiter gefliſſentlich des Anführers Rede belächelten als einen Schwank, huſchte der zweite Befehlshaber, ein rechter Edelmann, voll Trotz und Tapferkeit, vom Hügel herab, und ſagte: „Baſtard, dort ſeh' ich einen Schurken, der wie eine Scheermaus längs den Ackerfurchen ſchleicht, und ein Spion iſt, oder ein ſchlauer Geizhals, der mit ſeiner Habe flüchtig geht.“ — „Hab' Dank für Deine guten Augen, lieber Junker Olivier; drauf und dran zur Haſenjagd!“ entgegnete der Baſtard, und ſchüttelte ſich voll Freude in ſeinem blanken Panzer. — Es dauerte nicht ein Vaterunſer lang, und der ſchlenzende Bauer war auf dem Blachfeld von den raſchen Pferden eingeholt. Vergebens duckte er ſich in einen Graben; die Reiter nahmen ſich die Mühe, aus den Bügeln zu treten, ihrer Beute nachzuklettern, ſie beim Kragen hervorzuziehen. — „Ahi, ahi, mein guter Mann Jakob *), wo kommſt Du her, und was beginnſt Du?“ fragte der Baſtard höhniſch. — „Hab' meine Heimath verlaſſen, will mir eine andere ſuchen;“ antwortete Ogier, glühend von der Anſtrengung des Laufes, trotz der Kälte. — „Recht ſo,“ lachte der Junker Olivier: „Bleib bei uns, wir brauchen wackere Leute, die keine Heimath haben, und überall ſich wohl befinden. Aber, beim heiligen Michael, Du wirſt den Einſtand bezahlen müſſen. Heraus mit der Baarſchaft!“ Ogier verſchwor ſich, kein Stücklein Geld bei ſich zu tragen, noch Geldeswerth, aber die Reiſigen ſpotteten ſeiner, meynten, er ſey vergeßlich, und ſie wollten ihm das Gedächtniß auffriſchen, und zogen den armen Schelm aus mit geübter Hand, ſo glatt wie einen Wurm. Da ſie jedoch nichts fanden, als in der Taſche ein Stück Gerſtenbrod, und nirgends einen Denar, auch ſogar den Wanderſtecken, als vollendete Meiſter ihres Handwerks, zerbrochen hatten, ob er nicht etwa mit Silber gefüllt wäre, da machte der Spott dem Mißvergnügen Platz, und ein Prügelregen drohte dem ausgeſchälten Bauer. Dem wehrte jedoch der Baſtard, indem er ſprach: „Hoho, mein Jakob, guter Mann, von dem wir tapfre Leute leben, Du biſt ein liſtiger Schurke,

---

*) Jaques, le bonhomme; Spitzname, den Edelleute und Soldaten den Bauern gaben.

der uns foppen will. Dein Vater hat Dich nicht mit Gerſtenbrod alleine aufgefüttert; biſt rund und feiſt, mit farbigen Wangen und friſchen Augen, lügſt nur die Armuth Dir auf den Hals. Darum wollen wir Dich in Verwahr nehmen, und Dir eine Friſt ſetzen, binnen welcher ein feines Löſegeld Dich befreien mag.« Ogier verſtellte ſein Geſicht recht jämmerlich, und klagte: »Wie ſoll ich, lieber Herr, thun, was Ihr begehrt? und reiſete ich aus die ganze Welt, ich fände niemand, der für mich ein Brodſämlein zum Pfande ſetzte.« Alſogleich verfinſterten ſich die Geſichter der Edelleute, und der Baſtard ſprach argliſtig, die Achſel zuckend: »Wenn das iſt, thut mir's leid. So wirſt Du hängen müſſen, armer Teufel. Das Geld oder den Hals; ein mehreres verlangen wir nicht von Männern Deines Schlags.«

Ogier wurde zur Bildſäule; als wie betäubt ließ er geſchehen, daß unter wildem Gelächter die Knechte ihn mit beiden Händen an den Schweif des Ritterpferdes banden, und er mußte traben durch dick und dünn, über Dorn und Stein, und ſeinen Klagen antwortete niemand, wie laut er ſchrie, und die Barmherzigkeit der Reiter anflehte! So ging's ſchnell nach der Stadt Meaux. Eine kleine Strecke davon hielt der Baſtard an, um ſeinem Roſſe, nicht dem Gefangenen, eine kurze Raſt zu gönnen. Ogier verſuchte, ſeine Stimme zu erheben, aber der Ritter fuhr ihn an: »Schweig, räudiger Hund! Hat es Dir nicht beliebt, dort zu reden, gefällt es mir nicht, Dich hier zu hören. Wenn Du jedoch Dein Auge ergötzen willſt, ſo ſchaue nach jener Seite. Siehſt Du den Baum an der Pariſer Straße? die ſchöne Ulme, die im Winter an den trockenen Zweigen voll von Früchten hängt? bereite Dich, den Baum zu zieren.“ Ogier ſpürte bei dieſen Worten bereits den Strick um ſeinen Hals, und alle Kraft verließ ihn, daß er heftig weinte, und nicht aufhörte zu ſchluchzen, wie ſchnell das Pferd auch wieder ausgriff. So hielt er einen betrübten Einzug in die Stadt, und der rohe Pöbel lief ihm jauchzend nach, und die Biederleute traten ſcheu zurück von Thür und Fenſter, oder wendeten ſich ab, ſo ihre Straße an dem Zuge vorbeiging. Denn der Baſtard, einer der wüthendſten Parteigänger, war der Schrecken der ganzen Bürgerſchaft, und er ſchaltete in der Stadt nach Luſt und Gefallen, und niemand widerſprach ſeinen Befehlen. An der Spitze von einigen hundert Knechten hielt er Thore und Mauern beſetzt, als wären ſie ſein Eigenthum, und thronte auf dem Schloſſe, von ſeinen adeligen Spießgeſellen umgeben. Der Lärm ſeiner üppigen Gelage donnerte oft hinunter in die zagende Stadt, das verzweiflungsvolle Geſchrei der Gefangenen erſtickend, welche in den Gewölben der Burg Leben oder Tod erwarteten.

In eines dieſer Gewölbe wurde Ogier geſtoßen; mit Vorbedacht hatte für ihn der Baſtard den Ort gewählt, wo juſt eine Bande armer Geſellen mit Sterbegebeten dem nächſten Tag entgegenzitterte. Es waren Bauern vom platten Lande, Bürger aus minderen Städten, reiſige Leute, die auf der Streife gefangen worden; ſogar Weiber befanden ſich darunter. Die Art, wie der neue Leidensgefährte von ihnen empfangen wurde, ließ den guten Ogier nicht im Zweifel über das Loos, welches ihm bevorſtand. Auf ſeine ängſtlichen Fragen antwortete ihm nämlich einer: „Wie an dieſem Orte wir verſammelt ſind, ſchien uns heute zum letztenmal die Sonne. Unvermögend, mit Geld und Gut unſern Leib zu retten, ſterben wir morgen eines ſchmählichen Todes an der fürchterlichen Ulme. Habt Ihr noch nicht gehört von der Ulme des Bauru? der grauſame Baſtard läßt daran alle aufknüpfen, die zu arm ſind, ſeinem Geiz zu genügen, oder zu gewiſſenhaft, ſeiner Fahne zu folgen.“ Als nun der Erzähler hinzufügte: „Setzt Euch her in unſre Mitte, um zu beten und den letzten Biſſen mit uns zu theilen;“ da empörte ſich Ogiers Gefühl gegen das unverdiente Schickſal. Ein glücklicher Gatte, bald ein glücklicher Vater, begehrte er zu leben, koſtete es auch den theuerſten Preis, und mit Ungeſtüm verlangte er, daß man vor den Herrn von Bauru ihn führe. Mit vieler Mühe erbettelte er ſich die Erfüllung ſeines Wunſches.

Der Baſtard, erhitzt von dem Weine des Feſtmahls, ſchenkte ihm anfänglich nicht viel Gehör, obgleich Ogier vollkommen mit der Farbe herausrückte, und nicht mehr verſchwieg, daß er eine feine Habe beſitze, und bereit ſey, für ſeine Loslaſſung ein billiges Stück Geld zu opfern. „Es iſt ſchier zu ſpät,“ ſagte Bauru barſch, den armen Mann auf's äuſſerſte zu bringen: „kannſt Du jedoch richten, daß Jemand aus Deinem Hauſe hier eintreffe, bevor die Stunde ſchlägt, da ich das Geſindel hängen laſſe, ſo will ich für diesmal Nachſicht üben.

Wo nicht, ſo ſtirbſt Du morgen, während zur Frühmeſſe geläutet wird. Jetzt mache, was Du kannſt.“ — „Ach Herr, wo iſt ein Bote, der mir diente?“ — „Der Kerkervogt ſoll einen Buben Dir beſtellen, welcher flink den Auftrag richtet.“ — „Ach Herr, wie hoch beſtimmt Ihr wohl mein Löſegeld?“ — Schmunzelnd entgegnete der Baſtard nach einigem Beſinnen: „Du biſt ein Schlaukopf, der mich hinters Licht führen will. Je mehr des Geldes, deſto beſſer. Du haſt ein Weib? laſſe das Weib kommen, aber nicht mit leeren Händen erſcheine es. Dann will ich ſehen, ob mir genug dünkt, was Du bieteſt.“

Mit dieſem doppelſchneidigen Beſcheid kehrte Ogier in ſeine Haft zurück, und beſchwor den Kerkermeiſter bei allen guten und böſen Engeln, einen willigen Boten herbeizuſchaffen, den er nach St. Fiacre an Jaqueline ſenden möchte. Der würdige Diener des unmenſchlichen Herrn von Vauru trieb ſein grauſames Spiel mit dem Unglücklichen; erſt in der ſpäten Mitternachtsſtunde brachte er einen Burſchen daher, der für ſeinen Gang einen wahrhaft jüdiſchen Botenlohn begehrte. — Gezwungen, Alles zu verwilligen und zu geloben, fügte ſich Ogier der harten Bedingung, und durchwachte ſeines Lebens ſchrecklichſte Nacht, umringt von heulenden Menſchen, deren Leid ſtets brennender wurde, je mehr die Zeit dem Tage entgegenwuchs. Nachtwache auf Nachtwache verging, und löſte ſich ab; es kamen die Prieſter, um mit den Todesjüngern die Pſalmen zu ſingen; es kamen die Knechte, ihre Opfer zu binden; die Henker traten ein, ihre Schlingen an den Nacken der Verurtheilten zu legen. Gegen einen derſelben ſträubte ſich Ogier in Verzweiflung, nach Gnade rufend, und plötzlich verſtummend im Todesſchreck; die Glocke läutete draußen zur Frühmeſſe. Da erſchien der Rottenmeiſter, und ſagte zu den Henkern: „Des Herrn Wille iſt, daß jener Bauer Ogier noch verſchont bleibe.“ — Als hierauf die Knechte zurückwichen, und der Strick von dem Halſe Ogiers abfiel, wendete ſich der Rottenmeiſter, leiſe angeregt von Mitleid, zu ihm: „Erhole Dich, guter Mann. Dein Weib iſt gekommen durch Nacht und Nebel, und ſobald der edle Baſtard aus dem Schlummer erwacht, wird Deine Sache ſchnell entſchieden ſeyn.“ — „Mein Weib, Jaqueline? führt mich hin zu ihr, ſie wird meines Troſtes bedürfen.“ — Der Kriegsmann ſchüttelte den Kopf, ſprechend: „Es darf nicht ſeyn, Landsmann, das hängt von des Herrn Erlaubniß ab. Gedulde Dich.“ Ogier ließ wehmüthig den Kopf ſinken, und als er wieder aufblickte, war er ganz verlaſſen und allein, und ſeine Kerkergefährten waren dahin gezogen, wo ihr Elend ein Ziel fand.

Ein erſchöpftes Weib harrte indeſſen auf den kalten Ziegelplatten des Schloßganges dem Erwachen des Zwingherrn entgegen. Keine Seele kümmerte ſich um das Weib, und dennoch kam nicht ein Wort der Ungeduld über ſeine Lippen. Jaqueline war eine unverdroſſene Wächterin, denn voll Liebe ſchlug ihr Herz, und ihre Bruſt war voll Zuverſicht, weil ſie hoffte, einem Menſchen gegenüber zu treten, der ein menſchlich Wort verſtehen würde. Aber wie ſank ihr Vertrauen, als die eichene Pforte endlich aufging, der Trabant ſie in das gewölbte Gemach winkte, und ihr Blick auf den Mann fiel, der ihres Gatten Leben und Tod in der Hand hielt! Neben dem ungeheuern Kamin, unter deſſen breitem Vorſprung mächtige Scheiter auf hundertpfündigen Feuerböcken flammten, ſaß der Baſtard, im Pelzüberwurf, im Lehnſeſſel ausgeſtreckt. Sein glühendes Antlitz, umſträubt von verworrenem Haar, ſeine unerbittlichen Züge und trotzigen Augen verriethen nichts Gutes, und wie ein Eber ſchnaubte er dem zitternden Weibe entgegen: „Wie ſteht's, Becnaude *), bringſt Du Geld?“ — Jaqueline, die ſich eines ſolchen Empfangs nicht verſehen hatte, vergaß ihre wohlausgeſonnene Anrede, und warf ſich dafür, zehn Schritte von dem grimmigen Herrn entfernt, auf ihre Kniee. Der Baſtard fragte erzürnt: „Was ſoll das? ringe nicht Deine Hände, preſſe Dir nicht heuchleriſche Thränen aus. Du liegſt hier nicht auf der Schwelle Deines Heiligen. Zahl' aus auf dieſem Tiſch, und gehe Deines Wegs. Wo nicht, ſo holt der Teufel Deinen Mann, und ich ſchicke Dich mit abgeſchnittenen Ohren weiter.“ Da langte Jaqueline ſeufzend aus ihrem Mieder die wertharmen Kleinodien, den Putz der Landleute aus der Champagne, und der Baſtard, trotz ſeines Zorns, konnte ſich nicht enthalten, ein

---

*) Spottname eines böſen, lügneriſchen Weibes, aus der Legende des heiligen Fiacre entlehnt, und noch heute in manchen Gegenden Frankreichs gebräuchlich.

lautes Gelächter aufzuſchlagen, als der armſelige Schatz vor ihm ausgebreitet lag. Nachdem er ſeiner Luſtigkeit eine Weile nachgegeben, betrachtete er ſteif das Antlitz der Bäuerin, und rief: „Beim Kreuze! Wäre Deine Larve nicht ſo unſchuldig und voll Betrübniß, ich würde glauben, Du hätteſt Deinen Spott mit mir. Was thu' ich mit dieſem Plunder? mein Gaul frißt binnen einer Woche mehr, als dieſer Schatz beträgt. Wenn Du nichts anderes aufbringen kannſt....“ — Jaqueline, noch immer auf ihren Knieen liegend, faltete die Hände troſtlos, und ſchaute ſtumm zu Boden, während die klaren Perlen des Schmerzens über ihre Wangen rollten. Der Baſtard wußte nicht, wie ihm geſchah; wie von einem Zauber fühlte er ſich berührt. Er ſtand auf, näherte ſich mit verſchränkten Armen der Flehenden, und begann mit freundlicherem Tone: „Du biſt ein hübſches Weib, und das Weinen läßt Dir gut. Wenn ich Gefallen an Deinem Geſchlechte hätte, fürwahr, wir ſollten uns ſchon vertragen. Aber Eiſen und Silber ſteht mir beſſer an, als euere Reize. Dennoch will ich glimpflich mit Dir handeln. Dein Mann geſtand, daß er in ſeiner Gemeinde der Reichſten einer ſey, viel Ackerfeld und Wald beſitze, theils zu Lehen, theils zu Eigenthum. Schaffe mir zweihundert Pfund nach vollwichtiger Pariſer Währung, und führe Deinen Mann hinweg.“ — „Unmöglich! Wir beſitzen nicht ſo viel baar Geld, daß nur der hundertſte Theil herauskäme, von dem, was Ihr verlangt.“ — „Schlimm; ſeyd ihr denn ſo arg verſchuldet, Lumpengeſindel?“ — „Wir haben keine Schulden, Herr.“ — „Nun, bei

Gott, ſo biſt Du eine lahme Närrin, wenn Du Dich nicht getrauſt, die paar elenden Pfunde zuſammenzubringen. Geh hin; ich ſchenke Dir noch drei Tage Friſt, von dieſer Stunde an gerechnet, weil ich fröhlichen Muthes aufgeſtanden bin, und Mitleid empfinde, ob Deiner Betrübniß. Geh hin alſo, leihe von guten Freunden das Geld, treibe es auf von Juden und Wucherern, raube es einem reichen Kauz, meinetwegen; ich will zuwarten. Merke Dir aber: Dein Mann iſt verloren, wenn Du ſpäter kommſt, als ich Dir die Zeit verwilligt. Mache Dich davon.«

Aus dem Munde des hartherzigen Edelmanns war eine friſche Lebensquelle in Jaquelinens Seele geſtrömt; ſie hatte in ihrer Verzweiflung nicht an die Möglichkeit gedacht, das Geld zu leihen von gutgeſinnten Menſchen, zu borgen gegen wucheriſche Zinſen. Von Hoffnung emporgerichtet, küßte ſie demüthig des Ritters Gewand, und bat mit ſchmeichelnder Stimme: »Laßt meinen Ogier mich ſehen, bevor ich gehe, mein Geſchäft zu verrichten.« Den Baſtard überfuhr es, wie Eiferſucht; ſchwelgend in der Dankbarkeit der armen Frau, grollte er, daß ſie in ſeiner Nähe des plumpen Bauern gedachte, und ſchnöde verweigerte er ihr Geſuch. Umſonſt war ihr verdoppeltes Flehen, denn des Herrn von Vauru Antwort lautete ſtets: »Schaffe das Geld, und dann führe Deinen Liebſten von hinnen. Daß Du ihn heute nicht ſiehſt, wird Deinen Eifer ſtacheln, und beſſer iſt's, Du ſtellſt Dich früher ein, als ſpäter; vergiß das nicht.«

Um keinen Augenblick von der karg zugemeſſenen Zeit zu verlieren, lief Jaqueline in das Stift St. Faren, dem Abt, ihres Mannes Lehnsherrn, das ſchwere Leid zu klagen. Der Abt war jedoch ein alter ſtörriſcher Herr, ein wüthender Armagnak, blind unterthan dem tapfern Baſtard, geizig, und zufrieden, ſeine Lehengroſchen zu ziehen, ob von dieſem, ob von jenem Pflichtigen. Die Reize der Frau rührten den Greis nicht; der Lehnsherr berechnete kalt, wie viel an Tod- und Heimfall das Abſterben Ogiers ihm bringen möchte, und wies die Bittſtellerin ab. — Sie verzweifelte nicht, kehrte ſchnell nach St. Fiacre zurück, klopfte an Pforte und Herz des Kloſter-Obern daſelbſt. Dieſer Prieſter war ein blühender Mann, voll Leichtſinn und Freigebigkeit, wenn es galt, ſeine Lüſte zu befriedigen. Er verſprach die Hälfte der zweihundert Pfund, wenn Jaqueline ihre Gunſt zum Preiſe ſetzen wolle; mit Abſcheu verwarf ſie den Antrag, und die Kloſterpforte ſchloß ſich vor ihr, wie ein ſtummes Grab. — So verging ohne Erndte der erſte Tag.

Am nächſten Morgen erſchien plötzlich zu St. Fiacre die Schweſter Ogiers, und brachte von Jouarre, wo ihr nicht das mindeſte Leid zugefügt worden, ihre Kinder, ihre Heerde, ihr beweglich Hab und Gut. An die Schweſter ging Jaqueline mit Thränen, und bat die Reiche mit doppelter Zuverſicht um Hülfe, weil Ogier, ihr beizuſtehen, gegangen und dadurch in dringende Gefahr gerathen war. — Die Schweſter ſchalt den Gefangenen einen Thoren, mißhandelte ſein Weib mit Drohungen, zeigte auf ihre Kinder, freute ſich, den Bruder zu beerben. — Entmuthigt floh Jaqueline von ihr, und fand nur dann wieder Ermunterung, als die Nachbarn ihres Mannes ſammt und ſonders kamen, ihr Scherflein, funfzig Pfund, der betrübten Gattin anzubieten. Neu geſtärkt pries ſie dafür der wackern Menſchen Liebe, und alſo verrann der zweite Tag. —

Die Nacht bringt Rath. Fröhliche Hoffnung in der Bruſt ſtieg Jaqueline bei guter Zeit auf das hohe Schloß des alten Herrn von Capitau. Obſchon filzig und vor der kriegeriſchen Zukunft bange, griff der Caſtellan in ſeinen Beutel, zählte hundert Pfunde hin, aber nicht einen Denar mehr noch weniger. Dafür mußte Jaqueline mit Hand und Schwur alle Aecker, die ihr Mann zu eigen beſaß, verpfänden. — „Noch fehlen fünfzig Pfunde!“ ſeufzte die ermattende junge Frau, da ſie vom Schloß kam: „Wer in aller Welt gibt mir, was noch mangelt?“ — Heller Trompetenſchall antwortete dieſer Frage. Herr Armand im funkelnden Heroldsrock mit Trompeter und Wappnergeleit, ritt einher, ſeinen Vater heimzuſuchen. In ſeines Pferdes Zügel fiel Jaqueline, klagte ihm mit wenig Worten ihre Bedrängniß, bat um Beiſtand. Da Herr Armand die junge hoffnungsreiche Mutter wiederſah, blutete ſein Herz, daß er nicht willfahren konnte. Aber ſein Heergeräthe war verloren gegangen, des Königs Sold blieb aus; der Edelmann hatte ſein Gefolge zu ernähren, und ſeine eigenen Biſſen waren ſchmal. Doch verſüßte er ſeine Weigerung, indem er ſagte: „Ich reite in des Königs Auftrag gerade gen Meaux. Ich will den Baſtard bitten als ein ehrlicher Rittersmann, daß er Dir die Friſt verlängere. Eines Menſchen Leben iſt wohl den Aufſchub einiger Tage werth. Ich gelobe Dir, daß ich nicht weiche, bis ich von dem Baſtard die Zuſage erhalten. Während deſſen findet ſich eine Biederſeele, die mit Freuden Dir vorſtreckt, was am Löſegelde noch abgeht. Dich ſtärke der Himmel, gutes Weib.“ — An den Himmel gewieſen folgte Jaqueline dem Rath des ſchmucken Ritters, und wandelte zur Kapelle des heiligen Fiacre, und kniete auf der Thürſtufe nieder, weil keinem Weibe erlaubt war, das Innere des Heiligthums zu betreten. Von ihrer Bettelwanderung ermüdet, fiel ſie in einen leichten Schlaf, und hatte einen Traum, worinnen der ſeelige Wunderthäter des Orts ihr erſchien, und dreimal rief: „Du armes Weib, wie übel wird es Dir ergehen!“ bis ſie aufwachte und ſah, daß die Nacht und mit derſelben der Sakriſtan der Kapelle gekommen war, der mit einer Laterne ihr Geſicht beleuchtete. Wie in ſeiner Hand das Licht, ſo zitterte in ſeinem Auge eine Thräne der Theilnahme, indem er ſagte: „Grüß' Euch Gott, Mutter Jaqueline, und ſegne den Schlaf, denn immer bedeutet es Glück, wenn die Engel uns im Heiligthume einwiegen.“ — Den Alten blöde anſtarrend, wiederholte unwillkührlich, in ſich ſelbſt verloren, Jaqueline: „Du armes Weib, wie übel wird es Dir ergehen!“ Ihre Gedanken jedoch ſammelnd, ſetzte ſie verſchämt hinzu: „Verzeihung, Meiſter Sakriſtan; Ihr habt vielleicht von meinem ſchweren Kreuze gehört, und ich erlag einen Augenblick unter der Laſt deſſelben.“ Worauf der Kirchendiener gutmüthig: „Ich will Euch tragen helfen. Euer Anblick hat mich ſeltſam bewegt, und ich gebe Euch, was an dem Löſegelde Eures Mannes zu tilgen bleibt. Ja, ja, wenn Ihr gleich den Anſchein habt, mir nicht zu trauen; ich bin nicht ſo arm, als die Leute glauben, der liebe Heilige und chriſtgläubige Seelen haben mich gebenedeyt. Als ein fürſichtiger Mann verſteckte ich vor dem Kriegsſturm meine kleine Habe, und baute ihr, vormals ein geſchickter Maurer, eine ſichere Grube hinten im Wald. Aber der Weg ſtreckt ſich, und in finſterer Nacht möchte ich das Verſteck nicht wohl finden. Darum geht derweilen getroſt heim, und am frühen Morgen bin ich da, an Euer Fenſterlein zu klopfen. Wenn ich auch nicht mehr ein junger, flinker Buhle bin, wenn Ihr ſchon ein rechtſchaffen Eheweib vor dem Herrn ſeyd, ſo werdet Ihr das Fenſterlein doch aufthun, nicht wahr?“ — „Und mein dankbar Herz, und die Freundſchaft meines unglücklichen Mannes!“ rief Jaqueline mit froher Begeiſterung: „Was verlangt Ihr für den ſeltnen Dienſt der Nächſtenliebe?“ — „Ich begehre nur, daß Ihr dem Altar das Kind ſchenket, welches von Euch geboren werden ſoll, welchen Geſchlechtes es ſey, damit es für meine Sünden bete;“ erwiederte mit frommer Demuth der Sakriſtan, und Jaqueline gewährte ſeine Forderung um ſo lieber, als auch ihr in den Sinn gekommen war, das unſchuldige Würmlein als einen Fürſprecher dem Altare zu verloben. Darauf ging ſie nach Hauſe, und träumte nicht mehr von dem Schutzpatron der Gemeinde, aber von der geheimnißvollen Zauberſchlange, die, nach der Volksſage, öfters zur Erde fliegt auf Drachenfittigen, eine Quelle zu ſuchen; die auf der Stirne den mährchenhaften

Karfunkel trägt, einen Talisman, der alle Wünſche dem Glücklichen gewährt, welcher ihn findet im Graſe, wo ihn die Schlange niederlegt binnen der Friſt, da ſie trinkt und badet. Aber, indem Jaqueline den Karfunkel erfaßte, umſtrickte die böſe Vivre den blaſſen Ogier, würgte ihn zu Tode. — Und alſo verfloß die dritte Nacht.

In der Stadt Meaux war indeſſen ſchon vor Abendzeit der junge Herr von Capitau eingeritten, ein unverletzlicher Bote ſeines königlichen Herrn, und hatte dem Baſtard und ſeinen Hauptleuten verkündet, ſie hätten Stadt und Schloß unverzüglich dem rechtmäßigen Gebieter zu übergeben, denn Karl von Frankreich und Heinrich von England zögen heran mit Heereskraft, ihre widerſpenſtigen Feinde zu ſtrafen, und denſelben ſtrenge Richter zu ſeyn, wenn ſie hartnäckig die Gnade ausſchlügen, welche ihnen heute angetragen werde. Darob erzürnten ſich die Freunde des Dauphins, und in deren Namen erwiederte der Baſtard: „Ich ehre des Herolds theures Haupt, aber Deine Könige von Frankreich und England ſollten fürwahr nicht dieſe Sprache führen. Geſetzt, der Dauphin wäre nicht der rechtmäßige König in Frankreich, ſein Vater nicht ein aberwitziger Thor, der engliſche Heinrich nicht ein Vaſall der franzöſiſchen Krone, — wer möchte den wortbrüchigen Fürſten trauen? daß uns geſchähe, wie den Helden von Melun? Haben wir nicht erfahren, wie den Tapfern Eid und Zuſage gehalten wurde? Ließ Heinrich die Edelſten derſelben nicht enthaupten, und mehr denn ſechshundert angeſehene Bürger und

Bürgerinnen nach den Pariſer Kerkern führen, wo ſie elend verhungerten, nachdem ſie die Schmach erduldet, daß ſie von Engländern Hunde geſcholten, und mit Heu, ſtatt des Brodes, bedient wurden? Verhüte Gott, daß wir in dieſelben Schlingen fallen. Dort die engliſchen Feinde, hier das Schloß, ſo wir dem Dauphin aufbewahren. Verlangt ihr nach den Schlüſſeln, ſo holt ſie.“ Mit Waffengetöſe und einſtimmigem Zuruf bekräftigten alle Hauptleute den Beſcheid ihres Feldherrn, und des Herolds Geſchäft war zu Ende. Im Begriff, ſtehenden Fußes eine Verſammlung zu meiden, wo ſeines Wappenrocks burgundiſch Kreuz nicht an der rechten Stelle war, bemerkte der Herr von Capitau in der Nähe des Baſtards deſſen Vetter, den tapfern, aber ſchlimm berüchtigten Dionys, und trat zu ihm mit freundlicher Geberde. „Mein guter Herr von Vauru,“ ſagte er vertraulich, daß die Anderen, in lärmende Prahlereien verſunken, es nicht hörten: „ich habe eine Bitte an Euer Herz zu richten. Vor ein paar Jahren fand ich Gelegenheit, Euch in Paris durch meine Verſchwiegenheit zu dienen; vergeltet mir jetzo.“ — „Gerne.“ — Der Herold ſäumte nicht, Jaquelinens mißlich Geſchick dem Ritter vorzutragen, und im Namen des bekümmerten, einſt von Vauru heißbegehrten Weibes um den Aufſchub einiger Tage zu flehen, damit ſie der Forderung genüge, die von dem Baſtard ihr auferlegt worden war. Aufmerkſam hörte ihm der Herr von Vauru zu, und verſetzte dann mit Bereitwilligkeit und Lächeln um den Mund: „Es genügt, daß ein Mann, wie Ihr, des Weibes Fürſprecher ſey, um jedwedes Verlangen augenblicklich erfüllt zu ſehen. Ich mache mir ein Feſt daraus, im Namen meines Vetters Euerm Begehren ſchon jetzo zu willfahren. Glaubt mir, mein ſchöner Herr von Capitau: wie ärgerlich man auch von uns im Lande redet, wir ſind nicht halb ſo böſe, als man es in die Welt ſchreit. Beruhigt Euch, und ſeyd der Engel der Verkündigung, die weiße Glückstaube, wenn Ihr dem Weibe begegnet, deſſen Schickſal Euer Herz ſo tief bewegt.“ — Der glatten Freundlichkeit nicht vertrauend wie dem Evangelio, forderte Armand auch noch des Ritters Handſchlag, und ſogar dieß Handgelöbniß gab Dionys ohne Zögern. So geſchah es, daß der Herold zur ſelben Stunde nach Paris zurückkehrte, ſeinem Herrn mißrathne Botſchaft bringend, doch erfreut, für Jaqueline ein beſſeres Geſchäft ausgerichtet zu haben.

Und die Sonne ſtand am folgenden Tage noch nicht in ihrer Mittagshöhe, als ſchon Ogier's Gattin im Schloſſe zu Meaux erſchien, beladen mit dem völligen Löſegelde, und ſtolz vor den Baſtard trat. „Da bringe ich, o Herr,“ ſprach ſie, „den Blutpreis, den Ihr gefordert habt. Möge er Euch gedeihlich ſeyn, armer Leute Schweiß und Arbeitslohn. Was mein Mann, was meine Hände mit ſaurer Mühe errangen, — es liegt vor Euch. Nehmt's hin, und fürchtet keinen Vorwurf, keine bittre Rede. Vergeltet nur meinen Gehorſam, indem Ihr ſtracklich befehlet, daß meines Ogiers Kerker geöffnet, daß er mir zurückgegeben werde.“ —

Der Baſtard lächelte wohlgefällig, wog das Geld auf ſeinen falſchen Händen, und antwortete, es in ſeinen Kaſten werfend: „Schau, ſchau, womit hat wohl der gute Mann Jakob ein ſo wackeres Ehekreuz verdient? Fürwahr, Du wäreſt eines beſſern Looſes werth, ſchmucke junge Frau. Sollteſt eines freiſamen Edelmanns Liebſte ſeyn, in Gold und Seide ſtolziren, ein Löwenhündchen zu deiner Ergötzlichkeit haben, und Bad, Schmaus und Tanz, wann Dirs nur beliebt. Sprich ein Wort, Du rundes Mütterlein, und ich will verſuchen, ob mir etwa gelänge, in Deiner Holdſeligkeit Dein Geſchlecht lieben zu lernen." Er ſtrich dabei Jaquelinens brennende Wange, und ſie erwiederte mit flehentlichem Tone: „O mein theurer Herr, laßt es nun genug des Scherzes ſeyn, und gebt einem unglücklichen Weibe ſeinen Gatten wieder!" — Da fühlte der Baſtard ſich abermals von einer menſchlichen Regung heimgeſucht, daß er leidlich milde ſagte: „Ja doch; alſogleich. Ich vergaß ſeiner in Deinem Anſchauen, ſo wie ich bisher mit keinem Gedanken mich ſeiner erinnert habe. Gleich ſoll aber geſchehen, wie Du verlangſt, und ich möchte an des Tölpels Stelle ſeyn." — Er klatſchte in die Hände; ſein Vetter Dionys klirrte, wie zum Kampf gerüſtet, in das Gemach. Jaqueline erkannte den falſchen Tibaut trotz des Eiſenſchmucks, und zitterte, als vor der ſchlimmſten Vorbedeutung.

„Thu' mir die Liebe, Denis," ſprach der Baſtard, „und führe dieſes Weib zu ſeinem Manne. Er ſitzt in der ſchwarzen Grube, neben dem Verließ. Das Weib hat ihn gelöst; laſſe beide von binnen.« — »Komm!« entgegnete kalt und unbefangen der Vetter, der Bäuerin winkend, und ſie ging auf ſeiner Spur mit pochendem Herzen. Auf dem ganzen weiten Wege nach den Gewölben der Burg redete Dionys nicht eine Silbe, als zu dem Kerkermeiſter: »Die ſchwarze Grube thu' auf.« — Es geſchah; Jaqueline wankte in die niedrige Halle. Kein Laut darinnen, keine aufrechte Geſtalt, keine ſchlagende Bruſt. Der ſchräge Sonnenſtrahl, durch das Gitterloch gleitend, wie ein verbotner Gaſt, beleuchtete ein Strohlager in der Ecke; darauf ein Leichnam, der Leichnam Ogier! Eine Wunde in der Seite, eine Wunde in der Kehle, an Bein und Arm die Spur des Fackelbrandes, womit die menſchenſchinderiſchen Banden verſchwiegene Gefangene zu foltern pflegten, bis ſie verrietben, wo ihre Baarſchaft liege. »Unmenſch!« kreiſchte Jaqueline zurückfahrend: »Du haſt mich betrogen!« — »Kamſt Du nicht zu ſpät?« grinſte ihr Dionys entgegen: »Gedenkſt Du noch des Heroldfeſtes zu Paris? Ich habe meinen Schimpf wett gemacht. Fahre hin und verzweifle!« —

Im Hofe ſtieg der Baſtard zu Pferde, und fragte ſeine Knechte: »Was ſchreit das verrückte Weib, daß im Stalle die Roſſe ſcheu werden? Vermaledeites Volk von Ochſentreibern, das in der Freude ſich geberdet, toll und abgeſchmackt, wie in der Todesangſt!« — Er unterbrach die ſpöttiſche Rede, da er gewahrte, wie mit flatternden Haaren und fliegendem Gewande Jaqueline aus den Gewölben hervorſtürzte, Zeter ſchreiend, die Hände ringend, auſſer ſich vor Schmerz und der gerechteſten Wuth. „Gib mir zurück den Mann, gib mir zurück den Vater meines Kindes!“ heulte ihr Mund, während ihre Fauſt ſich an den Steigbügel des Ritters klammerte. Der Baſtard ſprang erſchreckt vom Pferde, und fragte: „Was willſt Du, Wahnſinnige?“ Sie aber deutete nach der Halle, wo die Kerkerknechte Ogiers Leib ausſtreckten. „Blut! Blut!“ ſtammelte ſie; und der Baſtard: „Wer hat das gethan?“ — „Ich wars;“ antwortete Dionys mit frechem Selbſtbewußtſeyn: „Ich kenne Deine Pünktlichkeit, mein Vetter. Die Zeit war um; der Burſche hatte nicht bezahlt, ich that an ihm das Recht, Dir zu gefallen.“ — „Blut! Blut!“ wiederholte Jaqueline wie vorhin: „Haſt Du's nicht befohlen, Herr von Vauru? Strafe dieſen lügenherzigen Henker, o Herr von Vauru! vielleicht erweckt ſein Tod den unſchuldigen Mann!“ Und ihre Blicke hingen ſtier an dem Baſtard, und nicht müde wurde ihre Hand, nach dem frechen wortbrüchigen Mörder zu deuten. Aber ſchon vorüber war die Stunde der Menſchlichkeit bei dem Baſtard, wie die kurze Spanne Zeit entflieht, binnen welcher der Beſchwörer über die finſtern Mächte Gewalt hat. Schon ärgerte den Ritter des Jammers Anblick, wurde ihm unerträglich, und er rief: „Ein ſpitzbübiſcher Bauer mehr oder weniger auf Erden, was thuts? Sey bedankt, Denis, und laſſe unverzüglich den ſaumſeligen Zahler an die Ulme hängen. Packe Dich, heulend Weib!“ — „Gottes Allmacht! Erlöſers Barmherzigkeit!“ ſchrie Jaqueline, ſo laut ſie vermochte: „Scheint die Sonne über dieſen Gräuel? Stürzt dies verfluchte Haus nicht ein, ob unſern Häuptern? Laßt mich, haltet mich nicht, ihr eingefleiſchten Teufel! Sie ſchleppen meinen Ogier hinweg.... Fluch, Verdammniß euren Seelen!»

«Willſt Du ſchweigen?» zürnte der Baſtard: «Reize nicht meinen Grimm. Dank' es meinem Mitleid, wenn ich unverſehrt Dich ziehen laſſe; aber ſchleunigſt reiße aus, eh' es mich reut!»

«Ha, Dein Zorn, was frage ich nach Deiner Drohung?» wüthete Jaqueline, ſich ſträubend, wie eine Löwin, gegen die Knechte: «gib mir den Mann, gib mir das Blutgeld zurück!» — «Die Hölle gab noch niemals eine arme Seele, ein Bauru niemals eine Beute heraus!» höhnte der Baſtard. «Damit Du aber ſeheſt, daß meine Drohungen nicht leere Worte ſind, ſo befehle ich dieſen Männern, daß ſie Deinen Rücken mit Ruthen ſtreichen, als eine wohlerworbne Züchtigung.» —

Im Nu wurde er vollzogen, der grauſame Befehl, und mit zerfleiſchtem Nacken die Aermſte vor das Schloßthor geſtoßen. Sie krallte ſich an die Schranken, und hörte nicht auf, blind vor heißen Schmerzen, ihre Peiniger mit Vorwürfen, mit den ſchrecklichſten Verwünſchungen zu überhäufen. Da redete Dionys zu ſeinem Vetter: «Willſt Du, daß die Närrin einen Aufruhr in der Stadt anrichte? Schon läuft das Volk durcheinander, und je näher der Abend, je gefährlicher ein Streit zwiſchen den Bürgern und unſern Knechten. Erſticke das geifernde Ungethüm, oder es bringt uns Verderben!»

Der Baſtard gebot, noch einmal die Jammernde vor ihn zu bringen. «Schweige, und gehe ſtill Deines

Wegs;“ drohte er: „Du biſt des Todes, wenn Du nicht gehorchſt!“ — „Tödte mich!“ verſetzte Jaqueline trotzig: „Ich bin eine Wittib, mein Kind iſt eine Bettelwaiſe; es liegt nichts an uns beiden. Tödte mich, wenn ich nicht ſchreien ſoll; das iſt mein Recht, was ich mir erkauft habe durch Blut und Silber. Unmenſch, Wehrwolf, Menſchenfreſſer, tödte mich!“ — „Wie duldeſt Du die abſcheuliche Verhöhnung?“ fragte Dionys, den Zunder ſchürend: „Gewähre ihr die Bitte; es iſt ein Verdienſt, die Magd jener gräßlichen Mörder hinwegzuräumen, die einſtens Paris mit Menſchenfleiſch ſpeiſeten. Mach' ein Ende.“ — Mit unbeſchreiblicher Verachtung maß ihn Jaqueline, ſprechend: „Du biſt ein häßlicher Sünder, blutiger noch als Dein Vetter. Ich lade Dich vor den Richterſtuhl des Allmächtigen, Du Frevler! Stirb in Verzweiflung, ſtirb unbeweibt und kinderlos, ſtirb als ein feldflüchtiger Mann!“ — „Genug!“ donnerte der Baſtard: „Du wagſt, Viperzunge, tapfre Krieger zu beſchimpfen? Büße dafür, Schändliche! Schleppt ſie hinaus zur Ulme; bindet ſie am Stamme feſt. Sie feiere dort die Nacht des Wiederſehens. Fort mit Dir, daß Deine Hitze ſich verkühle, und Todesſtrafe dem vorwitzigen Bürger, der es wagen ſollte, Deine Einſamkeit zu beſchleichen.“

An der Heerſtraße nach Paris, nahe bei dem Seitenwege von Chauconin, ſtand die alte Ulme, deren ſich die Baurn's als eines Hochgerichts bedienten. — Nach dem Schreckensbaume richtete ſich der Zug der Henker, die an ihren Stricken die verlorne Jaqueline führten, an der Spitze des Baſtards Vetter, Dionys. „O rächt meinen gemordeten Mann, ihr Burger von Meaux!“ ſchrie Jaqueline durch die Gaſſen: „o helft mir verlaſſenem Weibe!“ Aber vor den drohenden Waffen der Söldner verkrochen ſich die Burger, und das Geſindel folgte lechzend nach Blut dem Opfer. Mit der erſten Dämmerung erreichte der Trupp den Baum, und Jaquelinens Zunge erlahmte, da ſie den Schrecken dieſes Orts gewahrte, wie ſie ihn ſich nie gedacht. — An den breitgeſtreckten Aeſten der Ulme hingen mehr als hundert todte Körper; gerade vor dem Angeſicht des Weibes der Leichnam ihres Ogier. Das Weib verſtummte vor dem gräulichen Schauſpiel, und hatte kaum mehr die Kraft, ſich ſchier ohnmächtig gegen die Knechte zu vertheidigen, die ihr die Gewänder entriſſen, während Dionys mit eigner Hand die Stricke um ihre Arme ſchlang, dieſelben hoch über ihrem Kopfe feſt ſchnürte, dann die Füße, dann den zerſchlagenen Leib mit fühlloſer Härte feſſelte. — Sogar der mitgelaufene Pöbel verſtummte, hielt ſich ruhig im weiten Ring und ſtarrte auf die Unglückliche, die hier dem ſichern Tode übergeben wurde. Nachdem der Spott der Knechte, die Neugier des Volks ſich erſchöpft hatten, gab Dionys das Zeichen zum Rückzuge, und Jaqueline blieb ihrem Schickſal überlaſſen.

Allein, an dem entſetzlichſten Pranger, in der furchtbaren Nachbarſchaft ſo vieler Leichen, den gemordeten Gatten vor Augen, kam Jaqueline, von dem ſteigenden Froſt gepeinigt, zu ihrem Unglück wieder zu ſich. Sie ſchrie auf, wie ein Thier des Waldes; niemand hörte ſie; das Volk war nach der Stadt zurückgetrieben, alle Pforten waren von drohenden Wächtern beſetzt; das ferne Geräuſch der ſchnellfluthenden Marne antwortete ihrem Geheul. Sie rief voll Todespein den ſtarren Gatten; bald verbarg ihr die Nacht auch den betrübten Anblick ſeiner Leiche. Der Wind erhob ſich, ſpielte wild mit Jaquelinens ſchönem Haar, der einzigen Bedeckung ihres zarten Leibes; unter dem rauhen Kuß des Sturmes erſtickte ihr Geſchrei, wandelte es ſich in leiſes Wimmern. Der Winterfroſt war ein wohlthätiger Freund; er verwirrte die Sinne der Gemarterten, daß ſie träumte mit offenen Augen, während ihre Zähne klapperten, ihre Glieder ſchauerten, und die Gehenkten neben und über ihr zuſammenſtießen, wie flatternde Vogelſcheuchen. Waren ſie jedoch lieblich, die Geſtalten, die ihr nahten? Hatte nicht ſchon längſt der finſtre Aberglaube den Todesengel ſeiner heidniſchen Anmuth beraubt? — Da war es ein Chor von Prieſtern, das in Trauerſchleppen den Baum umkreiſte; da war es Germain's Geſpenſt, welches, den abgeſchlagenen Kopf unter dem Arme, heranſchwankte, und aus dem blutigen Munde die ſchrecklichſten Prophezeiungen ſtieß; da war es Raffals geräderter Körper, der wie eine ungeheure Raupe über die Wurzeln des Baumes kroch; da war es endlich die gleißende Zauberſchlange, die aus den Aeſten ſchoß, ſich zu laben an Blut, und den rothen Karfunkel auf Jaquelinens Buſen legte, daß ein glühender Brand darinnen wach wurde, wenn ſchon das Mark in ihren Gebeinen gefror. — Da erhob unter zuckenden Schmerzen das Weib die eintönige, ſtets im gleichen Wehruf wiederkehrende Klage: „O, Du Majeſtät Gottes, zu welchem Unglück bin ich geboren! O, wann werden aufhören meine Leiden!“ — Aermſte Mutter! ſie begannen erſt, daß Du riefeſt: „Germain, zerfleiſcht mich nicht mit Euerm Beil! Raffal, wie ſchneiden ſo brennend Eure Meſſer! Vivre, wie ſticht und nagt Dein Zauberſtein!“ Und kein Gedanke an Ogier, und kaum ein Gedanke an das arme Weſen, das ſich ungeſtüm von ſeinen geheimnißvollen Banden losriß.... nicht ein Gedanke der Liebe in dem Körper, der ſich unter tauſendfältigen Martern wand..! nur die Verzweiflung, nur das Entſetzen, nur der Schmerz bei der Verlaſſenen. Rings die ſchweigende Nacht, ſo ſtumm und lautlos, daß der grauſige Schwanengeſang in der Stadt vernommen wurde; rings der Duſt der Verweſung! Aber auf ihren Moderſpuren kam das Ende ſo vielen Gräuels herbei. Jaqueline ſollte nicht den Morgen, ihr Kind nicht die Welt ſehen.... ſtreifende Wölfe vollendeten, was die Grauſamkeit adeliger Räuber begonnen hatte.... —

Als nach wenigen Tagen Armand von Capitau wieder die Straße zog, gen Meaux reitend, und die verſtümmelten Reſte Jaquelinens an dem Fluchbaume fand, gelobte er allen Heiligen, Rache zu nehmen für den Frevel. Er konnte es; ihm folgten die Heerbanden der Burgundier und Engländer auf dem Fuße, die Veſte Meaux zu gewinnen. Mit ſtürmender Hand wurde die Stadt jenſeits der Marne erobert, und Armands Fauſt erſchlug unter dem Schloßthore den treuloſen Dionys. — Diejenigen Waffenleute, die ſich noch dieſſeits des

Fluſſes, in dem Markte, hielten, ergaben ſich auf Gnade und Ungnade. Der Baſtard von Vauru ſtand an ihrer Spitze, und erlitt die Strafe, nicht ſeiner Verbrechen, ſondern ſeines tapfern Widerſtands. Seines Ritterthums durch den Henker beraubt, auf einer Kuhhaut durch die Stadt geſchleppt, am Fuße ſeiner Ulme enthauptet, fand er den Lohn ſeiner Thaten. In ſein eigen Banner gewickelt, wurde ſein Leib an den Beinen aufgehenkt; ſein Kopf, auf eine Lanze geſteckt, überragte den Wipfel des Baums. Daneben hing der im Kampf erlegene Dionys.

Bis in die Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſtand der mordbefleckte Baum, ein Sitz der Raben, ein Eigenthum des Scharfrichters von Meaux, aber noch immer im Volke bekannt als die Ulme des Vauru.

Der
groſse Antlas zu München.
(1590.)

Der grosse Antlas zu München.

1.

„...... falſch wie treuloſe Wellen."

Wie ſtolz der Hirſch, wenn er im Gefühl der ungefeſſelten Kraft über die Bergfläche dahinſtiebt! wie ſchön der ſtürzende Waſſerfall, deſſen Perlen und Demanten, hundertfach wiederſtrahlend im wallenden Spiegel, ſich üppig und unaufhörlich mit demſelben vermählen! Stolzer und ſchöner jedoch das Mädchen im Thal, in der wohnlichen Hütte, im Schatten der Martinswand. Gelenke und wohlgeformte Glieder, Augen wie Prachtjuwelen, eine Stimme, ſo lockend und ſüß, Geberden, die ſtets den Zauber vollendeten, den Augen und Stimme begonnen ..... alle Reize, die beſtricken und den Herrn in einen Knecht verkehren .... Theres beſaß dieſelben als ein Eigenthum, und die Natur hatte ſolche Schätze nicht in die Hand einer Unwiſſenden gegeben. Die Jungfrau des Gebirgs mußte ihr Herz im eiſigen Waldſtrom abgekühlt haben, denn es ſchlug nie heftiger, und Stirn und Wange glühten nicht heiſſer, wenn auch die Blicke Feuer ſtrahlten, und die ſchneller athmende Bruſt ein Leid oder eine Wonne zu verrathen ſchien. Die Lüfte, ſo von den Bergen wehen, mußten ihr geſagt haben: Du biſt der Schönſten Königin; laſſ' dich nur küſſen von uns! — Die geſchwätzigen Wipfel des Hains: Der Weisheit Tempel iſt Deine Bruſt; plaudre nur mit uns! — Die nimmerruhenden Heimchen der Flur: Sie iſt kein Mährchen, die Sage vom Berggeiſte; auf der Martinswand iſt ſein Thron, das Abendroth ſeine Krone, der ſchäumende Bach ſein funkelnd Geſchmeide. Bewahre dich für ihn, verachte den ſterblichen Mann! —

Und des Mädchens Vater ſagte nicht minder zu ihm: „Freue dich des Lebens, Theres; nicht oft iſt eine glücklicher als Du. Sieh dieſes wohlhäbliche Haus, die weitverbreiteten Matten, die friſchen Heerden, Scheuer und Keller von Segen gefüllt. Hörſt Du klingen die Thaler, ſo durch meine Finger rollen? Nicht umſonſt heißen mich die Nachbarn den Silber-Nazi und beneiden meinen Reichthum. Gräme Dich daher nicht um einen Mann; für einen Jeden biſt Du ein unſchätzbar Kleinod. Genieße Deine Jugend in Fröhlichkeit, und binde nicht Dein Herz. Doch iſt mir's lieb, wenn Du, ſo Du einmal wählen möchteſt, den Scheiben-Toni nähmeſt. Er wird mir ein erwünſchter Eidam ſeyn.“

Da betrachtete Theres den braunen Toni, der ihr nicht viel nachſtand an Geld und Gut, und ſie meynte, wie der Vater, ſie möchte ihn wohl leiden können, aber die Stunde dränge nicht, und ein kleiner Zeitvertreib wäre nicht ungelegen. Als nun Toni, vom Silber-Nazi ermächtigt, ſeine Werbung ſchlicht und ernſthaft fürbrachte, — denn er war wohl zehn Jahre älter, als die hoffärtige Theres, — da ſagte die letztere: Sie ſpreche nicht Ja noch Nein; eher doch Ja als Nein. Aber ſie kenne den Freier kaum, und wolle ſich überzeugen, wie es eigentlich mit ſeiner Liebe ſtehe. Sie begehre nur einen erprobten Mann zu heirathen, ſonder Wechſel noch Unbeſtand, denn Kaltſinnigkeit wäre ihr Tod, und eine ſtetige Liebesflamme ihres Herzens Bedürfniß. —

So ſprach ihre kalte Seele zu einer feurigen, und Toni, der rauhe, treffliche Schütz, der, in allen Thälern wohlbekannt, nur umzuſchauen brauchte, um zwanzig Bräute, ſtatt der einen, zu gewinnen, vermeynte plötzlich, er könne nicht mehr leben ohne Theres, und ganz in der Ordnung ſey's, wenn ihm die Schöne mancherlei Prüfung auferlege. — Sie ließ es wahrlich daran nicht fehlen. Bald war's eine Alpenblume, gewachſen in ſchwindelnder Höhe, am Rande des ewigen Eiſes, wonach ihr verlangte; bald war's ein fabelhafter Stein, von dem die Altmütter des Thals als von einem beſondern Heilmittel erzählten. Dann trug Theres Verlangen nach einem lebendigen Steinbock, ſchon dazumal ein Ding, ſchwer zu ſchaffen; oder nach der Gemskugel aus dem Leibe der abentheuerlichen weißen Gemſe, die nur in den Mährchen der Winternächte ihr Daſeyn gefunden. Endlich begehrte Theres ein zu Loretto am heiligen Hauſe geweihtes Amulet; endlich forderte ſie ein Säcklein voll Erde vom Grabe des heiligen Fridolin. — Und wie nimmer ihre Grillen müde wurden, zu heiſchen und zu befehlen, ſo war nimmer Toni verdroſſen, zu thun, was die feine Hexe begehrte, deren Dienſt er ſich gewidmet hatte. Mit Lebensgefahr holte er den Speik vom Rande des gräßlichſten Abgrunds, den wohlriechenden Stein aus tiefen Klüften; nach mondenlangen Mühen und Beſchwerden fing er den ſchönſten Springer der Gebirge, ein Steinböcklein, wie gewebt aus den ſtarken Lüften der Wildniß; die hellſte Gemſe, die ſein heitres Auge entdecken mochte, wurde ſeine Beute, ſie mochte fliehen und ſteinen, wie und wohin es war. Dann lief er ſelber als ein Pilger gen Loretto, und holte das geweihte Heiligthum; dann wanderte er hinaus an den Rhein, in die Waldſtadt Säckingen, und ſcharrte Erde vom Grabe des Heidenbekehrers; und immer kehrte er wieder, friſch geſtählt, in voller Kraft und mit neuem bereitwilligem Gehorſam, ſo daß in den Thälern der Heimath das Sprichwort aufkam, wenn irgend etwas Unmögliches von Einem gefordert wurde: „Meynſt Du? Geh' zum Scheiben-Toni!“

Ein Dienſtmann von ſolcher Ausdauer und Folgſamkeit gereichte der hochmüthigen Theres zu nicht geringem Stolze, und ſie wünſchte ſich Glück, den wackerſten unter allen friſchen Buben des Gebirgs den ihrigen nennen zu dürfen. Keiner ging rüſtiger einher, in ſtattlicherm Gewand, mit ſchönrer Zierde. Sein grüner Hut trug den köſtlichſten Gamsbart mit glänzend ſchwarzem Rande; an ſeiner Bandſchnalle ragte der ſtolzeſte Buſch von weißgeſprenkelten Auerhahnfedern, und an der linken Seite, hinter dem Gamsbart, die Spitzen voran, drohten die zwei Federn des Spillhahns, die bedeutſame Herausforderung des geübten und furchtloſen Stoßringkämpfers. Der fernhin treffende Gamsſtutzen des Scheiben-Toni funkelte von Silberzierrath, von demſelben Metall das Beſteck an ſeiner Seite, das Thillmeſſer des flinken Waidmanns. Wem dieſer Aufzug nicht bereits Ehrfurcht und Scheu einflößte, den lehrte der ernſthafte Schritt des Tyrolers Beſcheidenheit, und der ſtetige Blick der blauen großen Augen, die muthig aus dem braunen Antlitz zu fragen ſchienen: „Wer wagt's, unſern Herrn ſcheel anzublinzeln, und wo ſind die Augen, die weiter ſchauten, denn wir?"

Armer Toni! wohl fürchten Dich Gemſen und Buben, und freundlich ſchielen nach Dir die Töchter des Thals, aber gerade die, für welche Du das Blut aus dem Herzen gäbeſt, juſt Theres hat kein Herz für Dich, ſpottet Deiner in der Stille ihres Kämmerleins, und ſinnt mit boshaftem Trachten ſtets und ſtets aufs neue, wie ſie mit höher geſpannten Wünſchen und Forderungen Deine Geduld ermüden möchte. Denn ein Sieg wäre es für die hoffärtige Magd, nach dem Höchſten, was je eine Liebſte von ihrem Buhlen begehrt und erhalten, zum Buhlen zu ſprechen: „Geh' hin; ich will Deine Dienſte nicht mehr, und für Alles werde Dir — Nichts."

Theres hatte eine ſchlafloſe Nacht mit allerlei Vorſätzen zugebracht, und ihrer Launen zahlloſes Heer gemuſtert, und über leichtſinnigen Tollheiten gebrütet. Unzufrieden mit dem Ergebniß ſolch ſtiller Berathung floh ſie am frühſten Tage das Lager, verdroſſen und träge, ſtatt munter zu ſeyn, und zeigte ſich dem Morgenroth als eine Lilie, nicht, wie gewöhnlich, als eine Roſe. Es war nicht der günſtigſte Augenblick, den Toni wählte, ihr im Vorübergehen einen freundlichen

Gruß zu bieten. — „Grüß' Gott, Reſel." — „B'hüt Dich Gott, Toni." — „Ho, warum heut ſo wild, Du mein Diendl?" — „Geht's Dich an, gſchnappiger Bub?" — „Nu, ſey nicht harb, mein Schatz; 's war nicht bös gemeynt." — „Wohin, Toni?" — „Ei, in's Gebirg, auf die Blümelalm. Der Großvater braucht ein paar Kräuter zur Medizin; vielleicht find ich auch ein Gamskrückel zu einem Stock für den alten Mann." — „Pfui auf das ewige Müßiggehen! Auf die Blümelalm, wo die Nannerl ihre Heerde hütet? Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, Toni. Bleib weg von der Alm, oder ich werde falſch." — „Ich blieb' gern herunten, Theres, wenn ich zum Pfarrer gehen dürfte, daß er einmal ein Ende mit uns machte." — „Meynſt Du? das hat noch Zeit, Toni." — „Schon recht; aber das ſagſt Du alle Tage, und ich werd' am End ein ſteinalter Kerl, und Du biſt dann ſelber nicht mehr jung, und die ſchönſten Jahre geh'n vorbei." — Theres rümpfte höhniſch die Naſe, und ſagte: „So lauf' einer Andern nach; es ſteht Dir frei. Mir eilt's nicht mit der Hochzeit. 's gibt noch andere Dirnen." — „Das weiß ich," lächelte Toni gutmüthig, und ſang, den vermeyntlichen Scherz fortzuſetzen:

„An allen Stiefeln Spor'n,
An allen Spor'n a Nadl,
Fünf Finger an der Hand,
An allen hangt a Madl."

„Unverſchämter Geſell!" zürnte Theres, und ſchlug das Fenſterlein mit Gewalt zu. Der Scheiben-Toni fiel aus ſeiner Seligkeit ſchnell herab, und verlegte ſich auf Bitten und Betteln. Da verfing jedoch lange nichts, ſelbſt die Vermahnungen des alten Silber-Nazi trugen nur ſpärliche Frucht. Denn Theres ſtellte ſich ſchwer beleidigt, wollte nichts mehr von dem Verlobten wiſſen, und redete nur von Trennung und Nimmerwiederſehen. Das feindſelige Spiel dauerte ſo lange, bis der arme Bräutigam auf ſeine Kniee fiel, betheuerte, ſein Lieb nicht mehr betrüben zu wollen, und ſich jeder Strafe unterzog, wenn nur wieder Vergeben und Vergeſſen zu erwarten ſtände. Die Demüthigung des Verliebten beſänftigte wieder ein wenig die trotzende Jungfrau, daß ſie erwiederte: „Meinetwegen; ich will den boshaften Spott vergeſſen, aber nur, wenn Toni eine Weile in ein fremdes Land, mir aus den Augen geht, und dann etwas Hübſches zum Andenken nach der Heimath bringt.“ —

Dem guten Buben war's wohl eine neue Qual, wieder von ſeinem Schatze gehen zu ſollen; doch faßte er ſich, da es das einzige Mittel war, Thereſens Gunſt zu gewinnen, und er ſprach: „Wohin willſt Du, daß ich gehe, Reſel? Auf wie lange, und was wäre Dir zum Andenken lieb? Sag's frei heraus, Du böſe Dirne, denn ich bin nur zweimal erſchrocken in meinem Leben: einſt vor des bairiſchen Herzogs Leuen, und heute vor Deinem Zorn. Darum thu' ich gern, was Du verlangſt.“

Als hierauf Theres, ſtille überlegend, nicht gleich antwortete, fragte der Silber-Nazi neugierig: „Was war das mit dem Löwen, Toni? Laß hören.“ — „Hm, das hat keine Gefahr,“ verſetzte der Scheiben-Toni, und begann: „Du weißt, Nazi, daß mein Vater mit

Limonien aus Botzen nach München gehandelt hat, und ich half ihm, als ein gar junger Bube, die Früchte hinüber tragen. Zu München hatte ich immer ein gutes Leben, und ſchlenkerte faul umher, während der Vater mit der Waare in die Häuſer lief. So kam ich eines Tags in den alten Hof, wo der Herzog wohnte, bevor er in die neue Veſte gezogen war. Zu meiner Zeit waren in dem alten Hofe nur die Herrenkammern; aber auch der Löwenſtall in einem Graben, und ich gaffte hinunter als ein neugierig Kind, und meynte, alle Löwen der weiten Welt wären darinnen eingeſperrt. Wie ich mich jedoch umdrehte, und an einem Zwinger auf ſchmalem Gang fortlief, kam mir plötzlich ein gar trutziger-Löw in voller Freiheit langſam entgegen. Das war aber ein zahmes Thier, das mit dem Herzog Albrecht ging, gleich einem Hunde. Ich wußte es freilich nicht, und nicht, daß der Herzog ſelber hintendrein komme, und war halb todt vor Schreck und Entſetzen, bis des Herrn Stimme rief: Sey ruhig, Knab, und rühre kein Glied, ſonſt iſt es um Dich geſchehen! — Alſo that ich, und ſchnaufend ſchlich der Leu an mir vorüber, und Albrecht gab mir ein gnädig Geſchenk fur die erlittene Angſt. — Dafür hätt' ich, ein paar Jahre ſpäter, bald des guten Herrn Sohn erſchoſſen.“ — „Wie das?“ fragte Nazi weiter, und weil auch Theres mit vieler Aufmerkſamkeit der Erzählung zu lauſchen ſchien, fuhr der Scheiben-Toni gar bereitwillig fort: „Zu Miesbach wars; ich hatte eben das Schützenhandwerk begriffen, und wanderte zu einem Schießen, ich weiß nicht mehr wohin. Zu Miesbach gab's viel Aufruhr und Mordgeſchrei. Es waren viele Lutheriſche da beiſammen, und es hieß, der Herzog komme ſelber mit Waff' und Wehr, die Ungläubigen zu Paaren zu treiben. Dem hellen Haufen der Aufrührer kam eben jede Fauſt zu Statten, die ein Feuerrohr zu handhaben verſtand, und wie Jugend allweg frech und vorwitzig iſt, ſo fragte ich nicht viel nach Glauben noch Unglauben, ließ meinen Ranzen mit Kraut und Loth füllen, und ſchoß wie ein Teufel auf die Bairiſchen, die zu ſtürmen kamen. Da hieß es wieder, der Herzog reite ſelber heran, und die Miesbacher zeigten nach einem blanken wohlgeputzten Manne auf einem weißen Pferde, mit vielen Leuten im Gefolge. Auflegen, zünden, den Schuß thun, ging mir eifrig von der Hand, und der blanke Herr ſtürzte maustodt in den Sand, und des Frohlockens war unter uns gar viel, denn wir vermeynten, der Herzog ſey dahin; bis nach einer Stunde wir inne wurden, daß dem nicht alſo war, und daß ein Edelmann mit Fleiß des Fürſten Gewand getragen habe, ihn zu beſchirmen, und den Tod gefunden, während Herzog Wilhelm in gemeiner Reitertracht gefahrlos neben ihm geritten. Wie hab' ich mich geſchämt, und Reißaus genommen, als die Baiern Sieger wurden! Ich hätte mein Trinkgeld nicht einnehmen mögen, und verſprach mir fein in die eigene Hand, die Münchnerſtadt nicht mehr zu betreten, damit nicht ein Zufall mich dem Herrn verriethe, weil mein Geſicht und Name zu Miesbach gar wohl bekannt und in Erinnerung.“ —

„Das thut mir wahrlich leid,“ ſagte nach einer guten Weile Theres mit ſpöttiſchem Lächeln; „da ſind wir auf immer geſchiedene Leute, guter Toni. Denn nur eine Bedingung ſetze ich auf unſre Hochzeit, und Du erfüllſt ſie nicht.« — »Das wäre! Sag' an!« — »Sieh! kommende Woche iſt der Herrgotttag, der große Antlas *), der zu München gefeiert wird, wie nirgends in der Welt. So erzählen wenigſtens Alle, die es mit ihren Augen geſehen haben. Und auf den Antlas folgt das große Frei- und Ehrenſchießen, und wer das Beſte von dem Schießen zu München mit nach Hauſe bringt, und mir verehrt — nur derjenige wird des Silber-Nazi Tochtermann.«

»O weh!« ſeufzte Toni niedergeſchlagen: »das bringt mir den blaſſen Tod!« — »Sey doch geſcheut, Reſel!« ermahnte ſogar der Vater; aber Theres blieb ſteif auf ihrem Kopfe, und wiederholte — wie ſie ſagte, zum letztenmal — den gefährlichen Befehl. »Bedenke, mein grauſames Diendl,« flehte Toni, »daß mein Haupt nur an einem Faden hängt, ſo ich gen München reiſe. Wenn mich Einer erkennt, der mich zu Miesbach geſehen, ſo iſt es aus mit mir.« — »Schäme Dich;« höhnte dagegen Theres: »haſt Du weniger gewagt als Dein armes Leben, da von den Felſen Du mir Blumen und Wild lieferteſt, eine Steuer freudiger Buhlſchaft? Jetzo zitterſt Du, da es auf die letzte Probe ankömmt? Getrauſt Du Dich nicht, das Beſte zu gewinnen? Fahr' hin, Du feiger Bube!« — Worauf der Scheiben-Toni kummervoll: »Ein andres wars, da ich im Gebirge nach dem Abentheuer jagte. Mein Leben ſtand in

---

*) Fronleichnamsfeſt.

Gottes Hand, und ich hätt' im ſchlimmſten Fall mein Genick gebrochen als ein freier Jägersmann. — Aber in die Hand der Schergen fallen.... an dem Strick des Henkers gehen... den Kopf verlieren durch ein ehrlos Schwert.... o das bekümmert meine Seele, und, ob ich ſchon mein Wort gegeben, möchte ich doch deſſelben ledig ſeyn, wenn Du den böſen Scherz niederlegen wollteſt.« —

Da ſtieg auf's Angeſicht der Theres ein finſterer Sturm, und ſie ließ ſich trotzig vernehmen; »Thu's oder thu's nicht; mir iſt's ein Ding. Ein Andrer liefe hundert Stunden weit, und fürchtete nicht Tod, nicht Schmach. Dir aber fiel das Herz in die Schuhe, und ich mag keinen Mann, der nicht ſtets die Herzhaftigkeit zur Hand führt. B'hüt' Dich Gott, und bleib' mir hübſch von der Seite, Scheiben-Toni.« Somit riß ſie von dem flehenden Bräutigam ſich los, daß er nur mit Mühe ſie wieder auffing, und mit einem Tone, worinnen bittrer Zorn und blinder Liebe Hingebung um den Vorrang ſtritten, antwortete: »Friſch auf, es ſey, mein Schatz, wie Du geſagt. Was ein Andrer thäte — Du weißt's — das thut Dein Toni auch. Ich gehe, um das Beſte zu gewinnen, und vielleicht hilft mir die Kühnheit und die Zeit, die in ſo manchen Jahren mein Geſicht verſtellte, über die Gefahr hinaus. Dein Wille geſchehe. Wenn ich aber nicht ſelber käme, Reſel, mit Kranz und Glück, und in der Hand die Seidenfahne, behängt mit Silberſtücken und köſtlichem Geſchmeide,.... wenn ſtatt meiner ein Anderer käme, als mein Bote, und brächte Dir mein Fazzolet, getaucht in rothes Blut zu einem Andenken, ... ſo erinnere Dich auch fein, daß an dem Tüchlein mein Blut klebt, und daß ich's auf dem Rabenſtein zu München vergoſſen, und daß Du es nicht anders gewollt haſt.«

Da er nach dieſer Rede voll Betrübniß und Leidenſchaft ſpornſtreichs davon lief, und den Kopf nicht mehr nach dem Mädchen umdrehte, wiſchte der Silber-Nazi einen Tropfen aus ſeinem Auge und ſprach wehmüthig zur Tochter: »Du rufſt ihn nicht zurück, Thereſ? Geh, ruf' den armen Schelm.« — Worauf Thereſ den Nacken ſtolz zurückwarf, und kaltſinnig redete: »Laß' den hoppetaſchigen *) Buben ſpringen. Er will's nicht beſſer, und gerade ſo müſſen die Mannsbilder traktirt ſeyn!«

2.

»..... ein Dienſt, o Herr, ein Dienſt wie eine Roſe; aber auch voll Dornen!«

Vom Himmel leuchteten, wie das Volk in ſeiner kräftigen Sprache zu ſagen pflegt, alle ſiebenundzwanzig Sonnen. Es war ein Feiertag, der viele, eben ſo blaue und vergoldete Nachtreter verſprach, und ein freundlicher Herold für den großen Antlas erſchien. Der große Antlas! Der feſtliche Umgang zu Ehren des hoch-

---

*) Hoffärtigen.

würdigſten Sakraments! Die frommen Bürger zu München ſprachen von nichts Anderm, ſeit dem zweiten Oſterfeiertage, an welchem der andächtige Herzog Wilhelm den Befehl erlaſſen, daß der ganze Umgang, die Proceſſion in ihrer vollſtändigſten Pracht für dieſes Jahr ſtattfinden ſolle. Lebensluſtige Hoffnung auf den ſchönen Prunktag, gottesfürchtige Sehnſucht nach dem Feſte des heiligſten Gutes, klopften, je näher Tag und Feſt rückte, immer ungeduldiger in männlichen und weiblichen Herzen, und nichts wurde von Seiten des Herzogs und ſeiner Ceremonienmeiſter geſpart, um dieſes Hangen und Verlangen eifrig zu fördern und zu unterhalten. Schon wurden Münchens ſchmutzigſte Straßen gereinigt, Pflaſter und Rinnſäle ausgebeſſert, ſchon übten ſich Schützen und Stadtreiter und Söldner, die Wehrmänner aus der Bürgerſchaft, in den Waffen. Von dem Thurm des alten Hofs, nach der Burggaſſe hinaus, flatterte an langer Stange das große Labarum des Umgangs, als eine heilige Werbfahne, und der fürſichtige Direktor des ganzen Feſtes, der wohlerfahrne Licentiat Müller, ein Rath des Herzogs und unverdroſſener Diener, hatte bereits in der ſogenannten Umgangs-Stube der alten Veſte ſeine Kanzlei, Werb- und Geſchäftskammer aufgeſchlagen, umringt von den ihm beigegebenen Commiſſarien und Feldgehülfen.

Kein wichtigerer Mann in Ober- und Niederbayern und in der Pfalz bei Rhein, als der Licentiat zu jener Friſt. Der Herzog mit allen ſeinen Räthen und Kanzlern, Rittern und Herren, Pfaffen und Schreibern, war nur ein Müſſiggänger, dem Licentiaten gegenüber, der eine Welt auf ſeinen Schultern trug, und kaum Zeit fand, nothdürftig ſeine Mahlzeiten abzuhalten; ſo wenig gönnte er ſich Ruhe, ſo eifrig war er, wohl zu verrichten, was ihm ſein gnädigſter Herr befohlen. Von Oſtern bis zum großen Antlas gab es für ihn keinen Sabbath, und nicht für die Helfer, die er ſich erwählt, und worüber er gebot, gleich einem unbedingten Herrſcher.

Heute namentlich war ein Tag der Arbeit und des Schweißes. Schon um vier Uhr Morgens hatte der Licentiat ſein Bett verlaſſen, war nach dem alten Hof geeilt, und mit beſonderm Grimme über die Meiſter Schneider und Geſellen hergefahren, die mehr denn gewöhnlich gezögert, ſich zur rechten Stunde im Schneidergaden einzuſtellen. Der Garderobemeiſter, Herr Thomas Pellmair, einer der geſchickteſten Nadelkünſtler, mußte viele gute Worte vergeuden, um des Direktors Zorn zu beſänftigen, und immer aufs Neue wiederholte der Licentiat mit donnerndem Vorwurf: „Iſt's denn erlaubt, ſo läſſig im Dienſte Gottes und Sr. fürſtlichen Gnaden zu ſeyn? Dreißig Kreuzer einem Meiſter, zwölfe einem Geſellen, nebſt freiem Morgentrunk, Mittagimbiß und Abendbrod, — iſt das nicht ein königlicher Taglohn? Drängt endlich nicht die Zeit, und liegen nicht noch Hunderte von Gewändern unvollendet, und unausgebeſſert da? Kämt ihr pünktlich um Vier, und gingt nicht vor ſechs Uhr Abends von dannen, — mit genauer Noth würdet ihr fertig mit allen dieſen Mänteln, Röcken, Hauptbünden, Kollern und Kreſen [*]). Arbeitet, faule Tagdiebe, die mit dem Haſelreis abgeſchmiert werden ſollten! Die Furcht des Herrn aller Weisheit Anfang. Wenn ich aus der Meſſe komme, will ich das Werk gefördert ſehen!“

Mit ſchnellen Schritten flog er nach dem Kirchenſtübel des alten Hofs, wo das Glöcklein läutete, betete haſtig, wartete nicht ohne Ungeduld die Frühmeſſe zu Ende, und eilte ſodann, raſtlos wie zuvor, nach dem ſogenannten Jägerpichl, wo die Maler arbeiteten und die Bildſchnitzer, der Stuckatore gypsbeſtäubtes, der Anſtreicher buntgetigertes Volk. — Auch dieſe Leute warteten mehr des Frühtrunks, als des Tagwerks, aber der Licentiat verfuhr glimpflicher mit ihnen, wie es Künſtlern gebührte, ermahnte nur freundſelig, ſtatt zu ſchelten, und bat mit väterlichen Worten, ſtatt Befehle zu donnern. „Wie ſtehts mit Euern Meerroſſen, Meiſter Veit?“ — „Ei, die ſind ſchön zerſezt vom vorigen Umgang, Herr Rath. Sie wieder friſch aufzumalen, und den Schweif der Syrena in blankes Gold zu faſſen, das koſtet Zeit.“ — „Was machen denn die Moriſcnes, künſtlicher Paulus?“ — Der Künſtler hob an langen Stangen, einen nach dem andern, die fratzenhaften Larvenköpfe empor, die zum Theil Narren- zum Theil Mohrengeſichter vorſtellten, und beklagte ſich, daß der Burgpfleger mit dem Firniß karge, und mit der rothen Farbe, deren doch die ungeheuern Lippen der Mohren ſo ſehr bedürften. Der Licentiat verſprach abzuhelfen, und belobte dann den neu verfertigten Rachen des Wallfiſches, ſo den Jonas verſchlang, ließ ihn zum öftern auf- und zuklappen, tadelte die allzuſteifen Mähnen an Salomonis gepappten Löwenhäuptern, empfahl den kunſtgerechten Malern das neue, außerordentliche Gewölk, worinnen die heilige Jungfrau Maria von den Bruderſchaften zu ſitzen kommen ſollte, verordnete eine vollſtändige Ausbeſſerung des Meerwaſſers von Leinwand und Silberzendel, und beſtellte eine Menge von Apoſtelſtäben und geiſtlichen Trophäen. — Da er hinwegging, rief er einen zum Dienſt der Maler geſetzten Tagwerker bei Seite, und redete vertraulich zu ihm: „Höre Hanſel! den Pinſeltragern iſt alles zu verwilligen, was ſie billig begehren, und wohl etwas mehr, denn ihre Köpfe ſind allweg ein biſſel verrückt, und nicht wie anderer Menſchenkinder Häupter gemacht. Aber, habe Gott vor Augen, und ſieh fleißig darauf, daß ſie nicht ſtehlen, wie die Raben, ſintemalen ihnen gute Beute iſt, was in ihre Hände fällt: Oel, Farben, Linnentuch, Malergold und Silber; ja ſelbſt der einfältigen Kohlen nicht zu geſchweigen, die ein mancher im Sack nach Hauſe trägt, und vor ſeinem Blasbalg verbrennt. Denke Hanſel, mein Sohn, daß Alles aus des Herzogs, unſers Durchlauchtigen Herrn, Caſſa geht, und ſelbſt Gott Vater beſtohlen iſt, ſo beim Feſt des Leibes Chriſti irgend etwas veruntreut würde.“

---

[*]) Kres, Kragen.

Nun machte ſich der Rath wieder ſchnell auf ſeine Füße, kehrte nach ſeiner Kanzlei zurück, und verzehrte in einem traulichen Winkel das Morgenſupplein, das ihm ſeine Ehefrau von daheim geſchickt hatte, damit er ausdauern möge, bis des Herzogs Mundkoch mit einem beſſern Frühſtück ſich einſtellte. — Indeſſen wimmelte es im Vorzimmer von biderben Werkleuten im Feierſtaat, die, als Führer und Handlanger bei den heiligen Proceſſionsfiguren der vielen Zünfte, von dem Direktor in Eid und Pflicht genommen werden ſollten. Darum eilte der Letztere ſehr mit ſeinem Frühſtücke; nicht ſowohl um der Handwerker willen, als vielmehr, daß er bereit ſey, den jungen Herzog Maximilian zu empfangen, den geliebten Sohn des regierenden Herrn, welcher nicht unter ſeiner Würde hielt, dem frommen Eid der Zünftigen, „Alles beim großen Umgang mit Fleiß und gebührender Andacht verrichten zu wollen,“ als Zeuge zu dienen. — Derweilen ſcharrte jedoch vor dem Thore des alten Hofs der flinke Gaul Maximilians, und der zerſtreute Blick des Fürſtenſohns machte dem Licentiaten eine anſtändige Eile zur Pflicht. Die förmliche Handlung war ſomit bald abgethan, und der Prinz ſeiner Frohne ledig, aber nun begann erſt die ſchwerſte Arbeit des geplagten Directors. — Seine Collegen verſammelten ſich: der Hofrath Albrecht Prunner, der Kammerrath Johannes Schrenkh, und der gelehrte Doktor Viſcher, gefolgt von einem Protocolliſten und einigen andern Schreibern. Schier zu gleicher Zeit traten ein mehrere Verordnete des innern Raths der Stadt München, um herkommsweiſe die Befehle Sr. herzoglichen Gnaden, inſoferne ſie den großen Antlas betrafen, von Dero Commiſſarien zu vernehmen. Auch des Herzogs Kuchendiener ſtellten ſich ein mit einem Morgeneſſen von Lebzelten, Pomeranzen, Hohlhippen, Zuckerwerk und wälſchem Wein, um den Gemeindeherren klüglich zu verſüßen, was des Herzogs Wünſche herbes für ſie haben mochten. Denn Se. Durchlaucht waren ſtrenger Natur, und eigenſinnigen Weſens; ſtanden auch ſeit der verwichenen Faſtnacht mit Ihren getreuen Geſchlechtern und Bürgern von München nicht auf dem freundſchaftlichſten Fuße. Der Grund dieſer verdrüßlichen Wirrniß war einzig und allein nur eine Schlittenfahrt, die, dem Herkommen gemäß, von Rath und Patriziern der Hauptſtadt zu Ehren des Herzogs hätte abgehalten werden ſollen, aber nicht abgehalten wurde, weil das Haupterforderniß, der Schnee, ſich nicht eingeſtellt hatte. Demungeachtet vermahnte der Fürſt die Münchner, dem Herkommen zu genügen, und erwiederte ſogar auf deren unterthänigſte Vorſtellung und Entſchuldigung: „ſie hätten die Schlittenfahrt zu halten, ob es ſchneye oder nicht.“ Nach langem Hin- und Herſchreiben blieb freilich endlich die Sache beim Alten, und die Münchner ſchlittirten nicht; aber eine gewiſſe Verſtimmung hatte ſich zwiſchen den Partheien feſtgeſetzt, unerträglich für Beide, aber nicht minder hartnäckig, weil keine der andern ein Haarbreit nachgeben mochte. — So hatte Herzog Wilhelm die Gelegenheit des großen Umgangs benützt, um drohende Reſcripte an den Magiſtrat zu richten, worinnen derſelbe tüchtig ausgefilzt wurde, weil er nur ſaumſelig die Ordnung erhielt, und dem Schlemmen in den Wirthshäuſern während der Proceſſion nicht ſteuerte, auch nachläßig mit der Bewaffnung und Uebung der Stadtwehr verfuhr. —

Dieſe Pillen den ſtolzen Münchner Herren beizubringen, war nun auch Obliegenheit des armen Licentiaten, und er vollzog den Auftrag, als ob die Pillen ihm ſelbſt gegolten hätten, und ſchenkte dabei fleißig ſeinen Gäſten ein, brachte auch manchen Schwank für, und verkehrte die ſauern Rathsgeſichter in lächelnde, als er ihnen ankündigte, er habe, ſie zu beluſtigen, auf heute die Weiberſchau anberaumt, worinnen die Frauenbilder gewählt werden ſollten, die im Umgang heilige Perſonen vorzuſtellen hätten; es ſey ihm eine Ehre, wenn die Herren Zeugen ſeyn wollten. — Dazu gab ein Jeder freundlich ſein Jawort, und da die Stadtſöldner, welche an die bezeichneten Jungfrauen und Weiber die Ladung, bei Strafe zu erſcheinen, gebracht hatten, auftraten, und meldeten, daß bereits Treppen und Vorſtuben von den gehorſamen Dirnen wimmelten, — ließen ſich Commiſſarien, Deputirte und Schreiber mit der Wichtigkeit eines Senats auf ihren Stühlen nieder, und nahmen die frei- und unwilligen Antlasjüngerinnen in Verhör und Augenſchein.

Da kamen in ihrem beſten Feiertagsputze die von den Zünften zu ihren Figuren vorgeſchlagenen Mädchen, die von den Commiſſarien als tauglich genannten, die aus dem Hofgeſinde ſich herzudrängenden, die von aufgeſtellten Spurwächtern und Kerzelweibern in Kirchen, Kapellen und Betſtübeln bemerkten; die meiſten anmuthig von Geſicht, mit geſenkten Wimpern, möglichſter Andacht auf der Stirne; nur wenige als räudige, mißwillige Schäflein mit trutzigen Blicken und frecher Geberde. — Der ganze Hauſe von einigen Hunderten wurde beweglich und ſalbungsvoll von dem Licentiaten angeredet, und er ſprach zu den Weibern: „Vorerſt iſts ein gutes Werk, wozu Se. fürſtliche Gnaden euch auffordert, tugendſame Jungfrauen. Glück wird es bringen hier und jenſeits den Gehorſamen, als zum Beiſpiel durch einen frühen und wohlgelungnen Eheſtand, oder durch eine reiche Erbſchaft, oder durch ungeſtörte, ſonderbarliche Geſundheit des Leibes; Unglück aber wird der Ungehorſamen Loos ſeyn, wie durch viele Exempel leichtlich erhärtet werden könnte. Dieweilen aber Gehorſam und Demuth vor Gottes und Sr. Durchlaucht Befehl die erſte Pflicht für euch, ſo wollet gedenken, daß die Niedrigſte wie die Höchſte und Vornehmſte des gleichen Verdienſts ſich theilhaftig machet, und wollet daher die Eitelkeit bei Seiten thun, und jetzo vergeſſen, wie ihr Weiber es beſtändig macht, da eine Jede ſich beſſer dünkt, als die Andere. Es glaube keine, verachtet zu ſeyn, wann ſie zu einer minderen Perſon berufen würde, als ihre Nachbarin. Ihr könnet nicht alle die heiligen Gottesmütter, und Martyrinnen und Königinnen, ſo im Umgang erſcheinen, fürſtellen. Es müſſen auch Nachtreterinnen und Cammerjungfrauen und Leidtragende, und Mägde der Heiligen und Weiber aus dem Populo vorhanden ſeyn, und deren zwar viele, ſo daß kaum eure Zahl ausreichen mag. Erwartet daher in Geduld, welche Perſon euch zugetheilt wird, und lechzet nicht nach Ueppigkeit in Kleidern, und nehmt eure

Blicke gefangen; merket nur aufs Gebet, und lernt fleißig, was euch aufgegeben wird. Den Ungeberdigen ſey ſchließlich bei harter Strafe geboten, ſich zum Ziele zu legen, und nur Derjenigen, die wider Vermuthen ſich eines züchtigen Wandels nicht bewußt wäre, ſey erlaubt, ſich zu entfernen, ſintemalen die Ehre, an dem heiligen Umgang Theil zu nehmen, nicht einen Freibrief für ſchlechte Sitten abgeben ſoll.« — Hier ſchwieg der Licentiat; da jedoch keine von der dargebotenen Befreiung Gebrauch zu machen für gut fand, fuhr er fort: »Jetzo iſt's an der Zeit, daß eine Jede einzeln fürgehe zu dem erſten Schreiber, der das Protocoll und die Regiſter führt, und ihren Namen, auch ihre Wohnung fleißig und treulich angebe.«

Dieſes geſchah, und die Beiſtände des Licentiaten hielten dabei auf ſchönſte Ordnung, zur großen Freude der Stadtbevollmächtigten, welche Muße genug fanden, eine jede Dirne, die durch ihre Schönheit ſich vor andern auszeichnete, gehörig betrachten zu können. Der eifrige Direktor hatte aber nunmehr mit den Augen und Geberden mehr zu thun als vorhin mit dem Munde, denn, ſo wie eine der Jungfrauen an ihm vorüber, und zur Thüre hinausging, winkte er dem Schreiber, und machte demſelben ein Zeichen. Stellte er ſich an, wie eine Amme mit dem Kinde im Arme, ſo bedeutete es, daß die Candidatin in die Liſte der Marien eingetragen werden müſſe; machte er um ſein Haupt einen Kreis, wie von einem Schein, ſo war die Jüngerin in das Verzeichniß der Heiligen zu ſetzen; that er, als ob er eine Schleppe trüge, ſo bezeichnete er das Regiſter der dienenden Perſonen; warf er die Lippen auf und ſchüttelte die Hände, als ſpräche er von Crethi und Plethi, ſo meynte er auch wirklich Populum, das jüdiſche und ägyptiſche Weibervolk. — Auf dieſe Weiſe verſtanden die Jungfrauen nicht, welch eine Perſon ihnen bevorſtand, und erwarteten mit Gelaſſenheit und freundlicher Hoffnung den zweiten Muſtertag, wo ihnen die Kleider zur Probe angelegt, und die Figurenzettel ausgetheilt wurden, alles nach der unpartheiiſchen Würdigung des erfahrnen Direktors. Dieſer Gleichmuth hinderte jedoch heute Herrn Müller keineswegs, vorzugsweiſe zweien Dirnen zuzulächeln, die er in eigener Perſon gewählt, auserleſen und beſchieden. Als die erſte von ihnen am Licentiaten vorüberſchritt, ſchnalzte er mit der Zunge dem Schreiber zu, und dieſer ſchrieb verſtändig in ſein Buch: „Suſanna Aberl, des Schmieds Tochter bei'm Büttrichkloſter, wird fürſtellen die Jüdin auf dem Roß im rothen Meer, ſo die Figur der Metzger in der untern Fleiſchbank iſt.“ — Bei der zweiten, die zugleich die Letzte des ganzen Haufens war, ſchlug der Licentiat in die Hände, und frohlockte: „Ihr lieben Herren und Freunde! habt ihr etwa eine ſchönere Maria geſehen? Dieſe wachsweiße Salome ſoll die ſechzehnte Maria, die Maria von den Bruderſchaften, machen. Glichen ihr doch alle übrigen an Weiße und Goldhaar! Aber da hilft nichts. Freilich wird ihnen allen auf die Seele gebunden, daß ſie ſich etwas weniges der Sonne enthalten, und fleißiger baden möchten, als gewöhnlich, aber die Zeit iſt zur völligen Bleiche zu kurz, und der Wille nicht immer der beſte.«

Da ſich hierauf die Bevollmächtigten des Magiſtrats entfernten, ſprach Herr Hundertpfund, der Rathsherr, zu ſeinem Collegen, dem Patrizier Ligſalz: »Auch Dein Wille ſcheint heute nicht der beſte zu ſeyn. Während der ganzen luſtigen Muſterung entrunzelte ſich Deine Stirn nicht.« — »Ich möchte mich hängen;« verſetzte der Geſchlechter unwirſch: »Meine Mechtild iſt vom Herzog ſelber zum heurigen Umgang erkieſet worden, und ſoll die Margareth machen, die in der Ritterbruderſchaft Figur den Lindwurm führt; aber der eigentliche hölliſche Lindwurm ſitzt hinter ihr zu Pferde, als Ritter Georg.« — »Das wäre? Der edle Herr von Puchhaimb etwa?« — »Er ſelbſt, mein Freund. Ich erſticke vor Zorn. Die Mechtild den ganzen Tag in ſeiner Nähe, und ich, ſtets eine Meile Wegs von ihr, im Mantel, mit der Kerze, unter des Herzogs Augen! Es iſt zum Tollwerden, und noch obendrein keine Hoffnung, daß die Dirne mir die Freude machen dürfte, ſchnell zu erkranken. Du kennſt ihre Andacht zu dem verruchten Sanct Jörg. Was ich mit ſo viel Mühe zerriſſen, näht gewiß der große Atlas wieder zuſammen!«

3.

„….. fremde Abentheurer, braun von Sonne und
Neid; hütet euch, weiße Nordlandskinder!“

An der Kreuzſtraße, wo man geht zu Unſrer Frauen Thor, ſtand ein ſchönes Haus, ein Pallaſt zu nennen in damaliger Zeit, geſchmückt mit Erkern und zierlichen Fenſtern, mit einem breiten Söller verſehen; hoch ragend in die Lüfte mit ſchlanken Windfahnen, mächtigen Schornſteinen und zackigen Giebelzinnen. Ueber dem Thor des Hauſes, ſo wie über der kleinen Eintrittspforte, prangte, ſauber in Stein gehauen, eines Mannes Bruſtbild, ſchauend nach der rechten Schulter und den Kopf bedeckt mit einem Sturmhute. Das war der Ligſalze Wappen, und das Haus des Geſchlechtes Wohnſitz, den es gegen den alten in der Weinſtraße, unſern vom Wurmeck, eingetauſcht. — Das Gebäude, groß, geräumig, nach neuerm Geſchmack errichtet, bot der Gemächer viele, die nicht alle von des Geſchlechters Angehörigen eingenommen werden mochten. Darum hatte Herr Hans Ligſalz einen Gaſt unter ſeinem Dache aufgenommen, einen vornehmen Fremdling, der in der Hauptſtadt bei Groß und Klein Verwunderung erregte, und am Hofe gehalten wurde wie ein Freund. Der vornehme Mann aus fremden Landen nannte ſich Marco Bragadin von Mamugna, und einige hielten dafür, er ſey mindeſtens ein Graf aus Bologna, ohne Zweifel jedoch der gelehrteſte Doctor von Padua, und höchſt wahrſcheinlich ſogar ein Prinz von Candia oder einer aus dem königlichen Geſchlechte von Cypern. Es war kein Reichthum, den er nicht beſeſſen hätte; die koſtbarſten Gewänder, Juwelen im Ueberfluß, Pferde und Wagen und Sänften, ſechs und dreißig Diener in goldverbrämten Livreyen, und Gold, das ihm aus allen Taſchen quoll. Kein Wunder auch, weil er das Gold zu machen verſtand, und den Stein der Weiſen beſaß, wie vor ihm noch keiner. Dieſe Kunſt hatte der gute fremde Herr alſogleich verrathen, da er nach München gekommen war, und einen Luſtritt in die Hirſchau unternommen. Nachdem er die ſchlanken Hirſchlein, die im Thiergarten zu vielen Hunderten liefen, mit Ergötzlichkeit betrachtet, wollte er eines Trunks begehren, und trat in's Jägerhaus, darum zu bitten. Und wie er den Wein getrunken, und vergebens ſuchte nach dem Beutel, den Förſter zu belohnen, und ſein Leibdiener ſich erbot, mit Silbergelde ihm auszuhelfen, fuhr er denſelben mürriſch an, ſagend: „Weißt Du nicht, deutſcher Tölpel, daß ich nur mit Dukaten zahle?“ Nahm auch urplötzlich ein Staniz aus dem Bruſttäſchlein, bat die Förſterin gar zierlich um eine kleine Pfanne, warf darein ein Päckchen rothen Pulvers, rührte und ſchüttelte über dem Feuer, ſtürzte mit einemmale die Pfanne um, und zog aus der Glut ein kohlrabenſchwarzes Stänglein mit goldgelben Striemen; ſchenkte es dem Förſter, der es abputzte, und da war es reines Gold und mehr als zehn Dukaten werth. Vom Förſter erfuhr die Stadt ſolch Wunderwerk, und darauf das Hofgeſinde, und vom Hofgeſinde der gnädigſte Landesherr. Herzog Wilhelm ſchaute aber hoffnungsreich um ſich her, betrachtete mit Ernſt, wie die Andacht ihm Schatz und Beutel geleert hatte, und wieviel Reichthum der Herren Jeſuiten Kirche und Collegium ihm gekoſtet, und die geheime Wallfahrt nach Loretto, ſammt den königlichen Geſchenken an das heilige Haus, und die Erbauung des Pilgerhauſes auf dem Rochusbergl, und die Erneuerung der Gnadenkirche zu Ramersdorf, und die Vollendung des Wilhelminiſchen Pallaſtbaues, und der Almoſen Ueberzahl, ſo er im Verein mit ſeiner gottesfürchtigen Gemahlin Renata geſpendet. Worauf er ſich freute, einen Künſtler wie Mamugna im Lande zu haben, der ihm das ſchwierigſte Arkan lehren, und ſeine Schatzkäſten mit unerſchöpflichem Segen erfüllen möchte. So kam der geheimnißvolle Bragadin an den Hof, wurde gehätſchelt, wie kaum ein Anverwandter des Herzogs, und nahm vor der Hand ſein Theil von des Herrn und des Landes Vermögen, bis der Zeitpunkt gekommen ſeyn würde, den größten Prozeß anzuheben und zu vollenden: die Verwandlung ſchlechter Metalle in die edelſten, ſammt der Erzeugung der Diamanten aus dem rohen Flußkieſel. Aber Alchymia iſt eine zögernde, eigenſinnige Schöne, die nichts lieber thut, als aufſchieben das Schäferſtündlein, und vexiren den allerfleißigſten Dienſtgeſellen. Der gelehrte Bragadin von Mamugna empfand dieſe Launen; er kam im Laboriren nicht vom Flecke, vertröſtet von den heiligen Nächten bis zur Frühlingsnachtgleiche, dann zur Charwoche, dann auf Johannis Feſt verwieſen. So mochte nicht fehlen, daß auch des Herzogs Operationen ſtille ſtanden, ſein blankes Geld in eiteln Rauch dahin ging, und endlich ſeine Geduld bedeutend wankte; wie bei großen Herren Geduld nicht ſtets die dauerndſte

Tugend iſt. Sie verhehlen auch ganz und gar nicht ihr Mißfallen, ihren Argwohn, ihren Verdacht, machen ſtürmiſche Geſichter nach Belieben, runzeln gern drohend ihre Stirnen, wählen juſt das Wort nicht, wenn ſie zürnen. Herzog Wilhelm obendrein war ein ächter deutſcher Mann, der ſelbſt in ſeinen Gebeten mit dem lieben Gott nicht viel Federleſens machte, in ſeinen Reſcripten eine ſehr verſtändliche Sprache führte, ſeine vertraulichſten Briefe gleich aus Granit hieb *), und gegen einen Wälſchen, der ihn zu narriren ſchien, kein Blatt vor den Mund nahm.

Darum kam, wenige Tage vor dem Antlas, der ſogenannte Graf oder Prinz von Candia ſehr verdroſſen und finſter von Hofe in ſein Quartier an der Kreuzſtraße, warf ſich ſchmollend in den bauſchenden Polſterſtuhl, zwickte hämiſch ſeine rieſigen ſchwarzen Fanghunde in die Ohren, und als ſein Leibdiener Bonaventura ihn vertraulich um die Urſache ſeines Grolls befragte, ſagte er: »Chi dorme coi cani, si leva colle pulici! Wäre ich doch nimmer in das vermaledeite Land gereiſet, wo man neun Monate des Jahrs hindurch den Ofen heizt, und binnen den übrigen drei Monaten vor Kälte vergeht; wo die Einfalt zwar groß, aber noch größer das Mißtrauen; wo der Zorn ſo plump wie die Speiſen, der Geiſt ſo träge wie das fette Bier! Ach, mein guter Freund, mir ſchwant

---

*) Ein Beiſpiel aus einem Briefe des Herzogs an ſeinen Sohn Albrecht zu Ingolſtadt: »Sei gottesfürchtig und fleißig und ſtudire daß kracht und daß mans bis gen München hören kunde.«

nichts Gutes, und ſäße ich hundert Meilen von hier, es wäre mir nicht zu weit!»

Bonaventura, ein gediegener Schelm aus irgend einer walliſiſchen Baſtardrace, zuckte die Achſeln, und meynte: »Wohl gut, aber die Schulden ſind groß, und tauſend Augen belauern unſer Thun und Treiben. Zudem wär's gewagt mit völlig leerer Taſche in dem fremden Lande vorzudringen, auch ſteht kein Zufluchtswinkel offen, und nach dem Vaterlande darf Eure Herrlichkeit nicht zurück. So wäre alſo von der Klugheit geboten, zu temporiſiren, und eifrig an dem bisherigen Plane zu arbeiten, den Thronerben in's eigene Intereſſe zu verwickeln, damit er zur Zeit der Noth eine Stütze gegen den zornigen Vater ſey; ſodann gedenke Eure Herrlichkeit der Heirath, die des Anſehens, Schutzes und des Reichthums Fülle mit ſich bringen, und vermittelſt beſagten Reichthums eine Hinterthür zur ſichern Flucht öffnen würde.»

Darob ſchüttelte Bragadin den ſorgenſchweren Kopf, erwiedernd: »Biſt ein guter Maler und Feuerwerker, aber Deine Farben und Raketen dauern nicht. Fing ichs nicht wie ein Tauſendkünſtler an, den Prinzen zu gewinnen, ſeine Habſucht rege zu machen, daß er lüſtern würde nach meinen Schätzen und ſie dem Vater mißgönnte? Ach, wie betrog ich mich in dieſem Maximilian, in dieſem deutſchen Eiſenkopf! Denke Dir, daß er ſeinen Vater liebt, wie ein Säugling ſeine Amme; daß er ein Frommer von Grund des Herzens iſt; daß er Gold und Demant verachtet, nach Krieg und Sieg verlangend, Triumphe begehrend und nicht Schätze! Mit ihm iſt nichts anzufangen; an ſeiner ſteifen Rechtſchaffenheit ſcheitern alle meine Bemühungen. Aber, während der Prinz, in ſeinem Herzen mein Feind, mich gerade nur am Hofe duldet, weil ſein Vater meiner Dienſte heiß begehrt, wird der Herzog ſelber von Tag zu Tag ſtütziger, ob ich gleich in ſeinem Laboratorio das Feuer nicht ausgehen, die Tiegel nicht verglühen, den Blasbalg nimmer ſtille ſtehen laſſe, und ſeine Hoffnungen ſtets mit ſchärferm Sporn ſtachle. Antlitz, Geberde und Wort, verkünden mir ein nahes Gewitter, und den letzten Geduldtermin hat der alte Herr auf die Sommernachtgleiche verlegt. Was er beginnen wird, ſo er noch einmal ſeine Wünſche betrogen ſieht, — ich weiß es nicht. Aber jedenfalls hat dann das vergnügte Leben in Egyptenland ein Ende, und ſchmähliche Verweiſung am Bettelſtab iſt mein Lohn.«

»Heute roth, morgen todt!« lächelte Bonaventura: »Warum laßt Ihr die Gaben ſchlummern, die Euch die Natur an den Hals geworfen? Ein ſchöner Mann, wie Ihr, iſt gemacht, aus Weiberhänden ſein Glück zu empfangen, und nur Weiberhände drehen die Kugel der Fortuna, die Kugel der Welt.« — »Was meynſt Du damit? Soll ich liebäugeln mit der ſtrengen und frommen Herzogin Renate? oder mit der ſtolzen Fürſtenwittib Anna? oder mit der tugendſamen Gattin des Herzogs Ferdinand, dem Fräulein von Petenbeck, das mit Aug' und Ohr und Herz nur an dem erlauchten Gemahle hängt? O ſchweige; dieſer Hof eckelt mich an um ſeiner Zucht und Tugend willen. Da iſt nichts für mich zu ſchaffen, und ich mißtraue ſchier meinen

Vorzügen, da mir nicht einmal gelingen mag, das fürwitzige Kind dieſes Hauſes in mein Netz zu verlocken. Mechtild, zweifle nicht, kann mich nicht ausſtehen, obſchon der Vater mir ehrenhaft und ermunternd begegnet. Aber die liebe Einfalt hat einen Buhlen, frei und frank und grob, wie hier zu Lande die Bengel alle ſind. Prinz Max und Ritter Puchbaimb ſind meine ärgſten Widerſacher; der Eine ſchlägt mir bei'm Herzog, der Andere bei Mechtild ein Bein unter, und wenn mir nicht gelingt, durch irgend eine wichtige That, durch irgend einen Liebesdienſt den regierenden Herrn mir zu verbinden, und den Puchbaimb zur Hölle zu jagen, ſo habe ich mein Spiel verloren, und keine Karte hilft mehr, wie kein Würfel.«

Als nun der Diener ſeines Herrn Muthloſigkeit mit Schrecken inne wurde, ſagte er mit pfiffiger Geberde: »Ich weiß, was Eurer Herrlichkeit frommen möchte. Es dürfte bald gegen den Puchbaimb und Mechtild ein Streich auszuführen ſeyn, wozu die unvorſichtigen Liebesleute ſelbſt die Hände bieten. Sie haben etwas vor, das dem Vater zur Unehre ausſchlagen würde; und wäre Einer, der das hinderte, und dann nachſichtig das Mädchen zur Braut wählte.... Alles ginge herrlich von Statten.« — »Welch ein Geheimniß! Heraus mit der Sprache!« — »Warum nicht? Meine Quelle iſt rein; Bertram, des Edelmanns Reitknecht, der die Pferde hielt, während im Garten das Pärchen koſte, hat es belauſcht, und Bertram ſagt die Wahrheit, und Bertram wäre lüſtern nach Euerm Dienſt und Euren rothen Röcken.« —

Ein blauer Rock trat raſch in das Gemach; ein herzoglicher Diener, der den Mamugna zur Wilhelmsburg beſchied, indem der Fürſt am Schmelzofen zu arbeiten gedachte. — „Folge mir;“ ſagte Mamugna zu ſeinem Vertrauten: „Du erzählſt mir dann unterwegs, was Du erfahren, und was uns nutzen ſoll.“

Da ſie vor's Haus traten, ſtand unter'm Vorſprunge der Ritter von Puchhaimb in eifrigem Geflüſter mit Afra, der treuen Magd. Als er den wälſchen Grafen bemerkte, drehte er demſelben barſch den Rücken zu, und entfernte ſich, dem Mädchen bedeutſam winkend. Mamugna ſah ihm verdrießlich nach, ſodann mißbilligend auf Afra, die ihm ohnverweilt den finſtern Blick zurückgab, im Hauſe verſchwindend. — „Wie die Frau, ſo die Magd!“ lächelte Bragadin bitter, und Bonaventura ſetzte hämiſch hinzu: „Die Hoffart der eiteln Tyrolerin wird auch noch ihr Ziel finden;“ worauf er, neben den Herrn tretend, deſſen Ohr in Beſchlag nahm, und leiſe ſchwatzend ihn fort und fort begleitete.

Dagegen ſtieg Afra in's obere Geſchoß, begrüßte die freundliche Herrin, ſpähte ſowohl in die Langſtube, als in das Erkergemach, und da ſie den Patrizier nicht gewahrte, ſprach ſie treuherzig zu Mechtild: „Einen ſchönen guten Tag von Euerm Liebſten, mein werthes Fräulein!“ Alſogleich ebneten ſich die Falten der Melancholie auf Mechtilds Wangen, und ihre Augen glänzten von mildem Entzücken. Ohne der Dienerin zu antworten, harrte ſie mit halb erſchloſſenem Roſenmunde eines fernern Berichts, den Afra auch wirklich erſtattete: „Der edle Herr läßt Euch fragen, wie Ihr geſonnen, und ob Ihr ſeinen Vorſchlag überlegtet? Er müſſe heute Abend den Beſcheid empfangen, denn die Zeit ſey koſtbar, und einen ſicherern Tag gebe es nimmer als den Antlas.“ — Schweigend ſenkte Mechtild das Haupt, und ihres Buſens Sturm verrieth einen ſchweren innerlichen Kampf. Afra neigte ſich zu ihr mit demüthiger Liebe, redend mit der ſanfteſten Stimme, die je einem Weibe geworden: „Ihr könnt nicht allein mit Euch fertig werden, tugendſame Jungfrau. Darob kümmere ich mich ſehr, und ob ich gleich eine ſchlechte einfältige Dirne bin, möchte ich mit gutem Rathe bei der Hand ſeyn. Sagt mir Euern Schmerz, Eure Zweifel.“ — Als Mechtild noch immer das Vertrauen weigerte, fuhr Afra ernſthafter fort: „Ihr ſeyd ein Engel auf Erden, lieb Fräulein. Wär's etwas Gutes, das Euch bewegt, Ihr wärt ſchon lang damit im Reinen. Wo aber der Verſucher mit redet, da müſſen ehrliche Leute zuſammen halten, daß nicht eine Seele unterliege. Ich habe Euer Vertrauen nie mißbraucht; ich thu's auch heute nicht. Seyd offen gegen mich.“

Nicht ferner widerſtand Mechtild, und erzählte ihrer getreuen Magd, wie ihrer Liebe kein Hoffnungsſtern leuchte, und jede Hülfe ihr verſagt ſey, wenn ſie nicht ſelbſt die Feſſeln breche. Sie könne von Puchhaimb nicht laſſen, und Puchhaimb ſey unglücklich ohne ſie. Darum habe er ihr den Antrag gemacht, ſie aus dem Antlas zu entführen, und vom Gewühl des Feſtes und des Umgangs Förmlichkeit begünſtigt, gen Starnberg zu bringen, auf das Schloß, deſſen Pfleger ihm bekannt und ergeben ſey. Zugleich ſey Herzog Maximilian ſein Freund, und nicht zweifle er, durch deſſen Fürbitte des alten Herrn und des Patriziers Verzeihung zu erlangen, wenn nur einmal der entſcheidende Schritt geſchehen wäre. Mechtild ſetzte hinzu, daß ihr freilich vor dem kecken Wagniß bange, aber dennoch wolle ſie lieber ihre Zuſtimmung geben, als länger vom Liebſten getrennt und den Bewerbungen des wälſchen Grafen ausgeſetzt ſeyn, den ſie haſſe, je länger, je mehr.

Afra ſchlug ein Kreuz über Stirne, Mund und Bruſt, und fragte zitternd: „Und Euers Vaters graue Haare, meine ehrenreiche Jungfrau? Und Euerer Freundinnen gebrochne Herzen? Ach, wie verſänket Ihr doch in Schmach und Aergerniß, ſo ihr thätet, wie der von Puchhaimb begehrt! Man ſieht wohl, daß die Männer hitzig mit Fauſt und Stirn darein fahren, wenn nicht Alles ihnen nach Wunſch eintrifft, und ſie fragen nicht nach ihrer Liebſten Leumund, Sittſamkeit und Tugend. O, mein Fräulein, folget nicht der Hölle, die Euch verlocken möchte. Vertraut lieber dem Himmel, der in ſeiner Weisheit Alles ordnet und wohl macht." — Mechtild verzog bitter und ungläubig den Mund; um ſo ängſtlicher redete Afra weiter: „Ihr ſeyd ſo hoch geſtellt unter den Töchtern dieſer Stadt; der liebe Gott hat Euch einen Ehrenrock angezogen. Vertauſcht ihn nicht mit dem Sacke der Büßerin. Ihr wurdet, als eine Jungfrau von Stamm und Geſchlecht, erwählt, die heilige Margaretha vorzuſtellen, die den Lindwurm führt; werdet nicht ungetreu dem heiligen Amte. Eure Mutter im Fegefeuer würde unſägliche Schmerzen empfinden. Betrübt ihre arme Seele nicht, betrübt nicht meine Wohlthäterin, bekümmert nicht Eure mit Leib und

Leben ergebene Afra. Schaut mich an, die arme Dirne, die Niemand mehr angehört. Ich bin nur der Staub an Eurer Sohle, und dennoch bin ich heiter, wohlgemuth, und baue zuverſichtlich auf des Himmels Gnade. Denn meine Mutter hat mir ſtets geſagt: Bete, arbeite und hoffe, mein Kind. Was der liebe Gott mit Dir vorhat, iſt all zu Deinem Beſten. Und hat ſich's nicht beſtätigt? Meinem Heimathsthal entwandert, der Mutter folgend, die gen München zog, ihr Brod zu verdienen, ſah ich mich bald als eine verlaſſene Waiſe, dem größten Unglück preis gegeben. Und dennoch richtete der Herr das Elend zu meinem Glücke her. Eure Mutter fand mich auf der Straße, ſetzte mich in dieſes Haus, und ſeit zehn Jahren hab' ich es nicht verlaſſen, frei von allen Sorgen des Lebens, ſchier wie eine Schweſter von Euch gehalten, ſo daß Ihr mir ſogar meines Vaterlandes Tracht gelaſſen, und nicht meiner ſpottet, auch mich nicht zanket, wenn dann und wann ein ungeſchicktes Wort meinem Munde entfährt, oder meine plumpe Hand eine Arbeit verdirbt. Alſo bei Euch bis zu meinem Ende zu verbleiben gedachte ich, wenn nicht einmal ein Wunder geſchähe, und ein ehrlicher Mann mich, die blutarme Dirne, zur Frau nähme....! Aber, wenn Ihr thätet, was der verblendete Herr, der von Puchhaimb, als ein Zeichen Eurer Liebe begehrt..... ich könnte nimmer in Euern Dienſten bleiben, und müßte ich mein Brod vor den Kirchenthüren betteln!"

"Gib Dich zufrieden!" tröſtete Mechtild, von der frommen Angſt ihrer Magd innigſt gerührt: "Du heißeſt, wovon ich ſprach, eine Sünde gegen die heilige

Dreifaltigkeit und des Vaters Liebe? Aber ich habe noch nicht Ja geſagt, und ein Augenblick ändert oft des Menſchen Herz von Grund aus.“ — Schmeichelnd umſchlang Afra die Gebieterin, und bat flehentlich: „Beharrt auf gutem Vorſatz, Fräulein, das bringt Segen. Wenn der Himmel mit Euch kämpft, ſo müſſen des Vaters Drohungen endlich doch verſtummen und entweichen muß der überläſtige Freiersmann. Denkt an mich: dem leichtfertigen Grafen aus Wälſchland geht's nimmermehr gut, und eben ſo wenig ſeinem verderbten Knecht, der mich ſchon lange gern gedungen hätte, ihm alles zu verrathen, was Ihr beginnt. Ich hielt jedoch mit Gott den Unhold weit von mir, und bitte Euch, mit dem Verſucher ein Gleiches zu thun.“

Die andächtige Predigerin zu beruhigen, gelobte Mechtild, was ſie forderte; aber in ihres Herzens Tiefe kämpfte ſtets der Liebe Verlangen mit dem Geſetze der Pflicht. Unſchlüſſig noch ſah ſie den Abend nahen, unſchlüſſig nahm ſie Haube und Schleier, unſchlüſſig wandelte ſie durch die geräuſchvolle Stadt bis vor das Schifferthor, wo unfern von Herzog Alberts Luſtgarten, auch der Ligſalze Garten lag; und in der grünen Einſamkeit trug für einen Augenblick die Beſonnenheit den Sieg davon. Da klirrte jedoch der Riegel, leiſe, vertraute Schritte rauſchten durch den Sand, Puchhaimbs Arm umfing die Ueberraſchte, und ſchon lange bevor auf St. Clarens Thurme die Trennungsſtunde ſchlug, hatte Mechtild das Urtheil der Vernunft widerrufen; hatte ſie juſt das Gegentheil von dem verſprochen, was ſie der treuen Rathgeberin zugeſagt.

4.

«Weiſe bin ich, und gewaltig; dennoch höhnt der plumpe Zufall mich, ſpielt Ball mit meiner Krone.»

Es war am Nachmittage vor dem Antlasfeſte. Der Direktor deſſelben hatte die Stadt durchritten, und ſich ihrer Reinlichkeit gefreut; doppelte Almoſengaben aus fürſtlicher Hand waren der Armuth und den Spitälern von ihm geſpendet worden, damit Bettler und Pfründner um ſchönes Wetter bitten möchten. Denn des Himmels Kleid war nicht das ſchönſte, das reine Blau zugedeckt von grauen unheimlichen Wolken, und die Hähne ſchrieen verdrüßliche Prophezeiungen aus. Darum hing auch von Sorgenwolken voll des Licentiaten Stirne, und zwiſchen den Ohren ſeines Pferdes hindurch in die Weite ſtierte unverrückt ſein bekümmerter Blick. Sein Ehrentag drohte mit Unglück, den ſorgfältigſten Vorbereitungen, den angenehmſten Vorbedeutungen zum Trotz. Zweifel und Gram nagten an der Bruſt des ehrlichen Müller, der ſogar aus ſeines gnädigſten Herzogs Antlitz und Weisheit nicht Troſt noch Hülfe zu ſchöpfen wußte. Herzog Wilhelm war nach Schleißheim gefahren, den Bau einer dort von ihm errichteten Klauſe zu unterſuchen. Kein Stecken und Stab für den niedergeſchlagenen Ceremonienmeiſter, als nur der eigenen Hausfrau Klugheit, und ihrer Freundinnen Erfahrung, welche zu benützen er nach dem alten Hof eilte. In der obern Kanzleiſtube waltete ordnend der fürſtliche Gewanddiener, Hanns Fröhlich, ein alter Praktikus und Vertrauter des Licentiaten, der ihn dringend fragte: „Wie iſt es mit der Salome?“ — „Krank, roth wie Scharlach, gelehrter Herr.“ — „O weh! die unzeitigſte Krankheit. Wo nehmen wir die Maria für die Bruderſchaften her?“ — Hanns zuckte die Achſeln. — „Und der Pharao, der uns noch mangelt?“ — „'s iſt juſt, als hätten ſich die Leute zu München alleſammt um einen Kopf kürzer machen laſſen; kein einziger langer Kerl mehr aufzutreiben.“ — „O welche Schande, o welch ein jämmerlich Geſchick für mein Haupt! Meine Ehre und Reputation wird dahin ſeyn; mein Sterbeſtündlein iſt vor der Thür. Des Herzogs Ungnade überlebe ich nicht.“ —

Hanns Fröhlich kümmerte ſich nicht ſonderlich um die Verzweiflung ſeines Vorgeſetzten, und befleißigte ſich, ſeine Geſchäfte zu vollenden, während er im Kopf berechnete, wie viel an Trinkgeldern der kommende Tag ihm einbringen möchte, ſintemalen er die Engel zu beſorgen und anzuziehen hatte, und ſich gerne, wie bei den frühern Umgängen, von zärtlichen Eltern beſtechen ließ, ihre Kinder in die Schaaren der Seraphim und Cherubim einzuſchwärzen. — Er ſetzte auf die Seitentafeln der Stube ſchöne gemalte Krüge mit Blumenſträußen, legte umher, was zarte Frauenhände zum Schneiderwerkzeug bedürfen; Scheeren, Reiberlein, Bürſten, Faden von Zwirn und Seide, Nadeln zum Nähen, zum Heften, zum Aufſtecken von Schleiern und andern Hauptzierden, Kämme und Fingerhüte; Schreibzeug und ſcharfe Federmeſſerlein. Auch nicht ermangelte er, die große Tafel zu rüſten mit einem feinen Tiſchtuche; aufzuſtellen duftende Lebkuchen, ſüßen

Tyrolerwein, Früchte in glänzenden Schalen, Meth in blanken Zinnkännchen. — Dieſe Herrichtung erinnerte den niedergeſchlagenen Direktor an die Gäſte, ſo er ſehnlichſt erwartete, und fragte er: „Sind die ehrenwerthen Frauen geladen, und haben ſie alle zugeſagt?“ — „Geladen alle, zugeſagt die meiſten.“ — „O mein guter Hanns, wie theuer iſt heute guter Rath!“ — „Allemal, gelehrter Herr. Wir werden eben doch die Sepherl zur Maria machen müſſen.“ — „Lieber ſterb' ich. Lieber werde der ganze Antlas zu Waſſer!“ — „Wer weiß; es himlizt*) ſchon brav über'm Heſſeloh und Grünewald; 's kann leicht Waſſer geben, mehr als genug.“ — Mit großen Schritten auf und niedergehend, ſprach der Licentiat weiter: „Nimmermehr geb' ich zu, daß die Sepherl, des einaugeten Stalltrabanten Liebſte, eine Maria mache. Iſt ſchon genug, daß wir ihres Buhlen nicht zum Longinus entbehren mögen, weil er von langem Leibe, und eben nur ein Auge hat. Nichts da. Und der Pharao im rothen Meer, ... wer wird den Tyrannen machen?“ — „Ich hab' einen Befelch ausgehen laſſen, gelehrter Herr.“ — „Du? wie das? laß hören.“ — „Hab' auf die Thorwachten ſagen laſſen, daß der erſte beſte lange Stachander, ſo als Maulaff zum Feſte einzieht, vor Ew. Gelahrtheit gebracht werden ſolle. Ihr werdet ſehen, Herr Doktor Magnificenz, wir haben noch die Wahl.“ — Gnädig lächelte Herr Müller auf des Dieners Scharfſinn hernieder und verſprach ihm eine ehrliche Zehrung; beiſetzend: „Kannſt ein Paar Engel auf Deine Fauſt annehmen, Hanſel. Ich will zudrücken die Augen, wenn ſie nur fein ſauber gewaſchen und aufgemacht *), und keine gar zu öden **) Wechſelbälge ſind. Sie ſollen die Morgenſuppen einnehmen, ehe ſie die ſchönen Engelkleider anlegen, damit ſie dieſelben nicht verunreinigen; auch die Kotblachen vermeiden und nicht im Schlamm trampeln, auch ſich in den Zwingern nicht auf die Erde ſetzen, die Zungen nicht herausſtrecken, untereinander ſich den Schopf nicht beuteln, wie es leider alljährlich geſchieht. Denn Se. fürſtliche Gnaden . . . . .“

---

*) Himlitzen, blitzen.

Des Licentiaten Ermahnung wurde unterbrochen. Vor den Thüren plapperten viele weibliche Zungen, und ſteife Kleider rauſchten in das Gemach. Die Frau Licentiatin an der Spitze, die Seele der Guarderobemeiſterei, ſo wie ihr Eheherr die Seele des ganzen Umgangs war; in ihrem Gefolge die geſtrengen Frauen von Neideck und Rechberg, die Doktorinnen Nadler und Eberl, Frau Jakob Hundin, die Rathsfrau, die Frau Pfiſtermeiſterin vom Hofe, die junge Frau von Pinzenau, des Stallmeiſters, die Frau Andorfferin, des reichen Thalbecken, und die Frau Niclas Ungerin, des Schreibers. — Von Gottesfurcht und inniger Freude am heiligen Feſte beſeelt, hatten die genannten adeligen und bürgerlichen Ehefrauen gerne die Pflicht übernommen, der Licentiatin im großen Werke des Ankleidens beizuſtehen, und die ganze Nacht dieſem Zwecke aufzuopfern. Bevor ſie jedoch der kurzen Ruhe genoſſen, die ihnen Kraft und Ausdauer verleihen ſollte, verſammelten ſie ſich jetzo ſchon, um des Licentiaten kummervollen Bericht zu vernehmen, und ihm zu rathen, wie er es anzufangen habe, in aller Eil die plötzlich erkrankte Salome zu erſetzen. Das Gedächtniß und die Zungenfertigkeit der Frauen, die weder das Geſpräch noch die Collation verſäumten, lieferten der Namen die Menge; aber mitten in ſeinen Aengſten hatte der Licentiat nicht aufgehört, wählig zu ſeyn, und mäkelte ſo unbarmherzig, bald an dem Leumund der Einen, bald an der Leibesgeſtalt der Andern, daß den weiblichen Räthen endlich die Geduld ausging, und alle meynten, ſolchem Eigenſinn werde in Ewigkeit nicht abzuhelfen ſeyn; und beſſer würde die ganze Verhandlung aufgehoben. —

---

*) angezogen.

**) öd, garſtig, abgeſchmackt.

In dieſem Augenblicke bangen Zweifels und Verdruſſes führte Meiſter Pellmair der Jungfer Ligſalzin Magd ein, die ſich zu erkundigen kam, ob ihre Gebieterin nach dem alten Hof oder in die Neufeſte zu kommen habe, ihren Staat anzulegen. Afra's Erſcheinen war die Sonne, die im Nu alle Gewölke verdrängte; mit einem Blicke erkannten Direktor und Senat die ſeltne Schönheit des Mädchens, gepaart mit der reinſten Unſchuld und Demuth; mit einer Stimme bezeichneten ſie die vor freudigem Schreck Erſtarrende als die ſechzehnte Maria, die in die Wolken ſteigende verklärte Muttergottes. Triumphirend hob der Licentiat den grünen Hut von dem Haupte der erröthenden Magd, daß ihr reiches Haar um Schläfe, Schulter und Nacken wallte; mit züchtigen Fingern und roſenfarbigem Bande nahm er das Maaß des ſchlanken Leibes, und ſang mit tanzenden Geberden: „Gefunden iſt die Schönſte, und Gottes Gnade mit Dir, mein frommes Kind!“ — Wie ferner die Frauen der Dirne Sittlichlichkeit und fleckenloſen Wandel prieſen, ſonder Einſchränkung und Achſelzucken, da feierte der Licentiat ſelber ſeine Verklärung, und ehe Afra in ihrer Beſtürzung ſich zu ſammeln vermochte, war ſie als die Hauptperſon des Feſtzugs ausgerufen; ſie, die nicht gewagt hatte, zu der mindeſten ſich zu melden. Kaum entließ ſie der Direktor noch auf eine kurze Weile, daß ſie der Herrin ihr glücklich Loos melden mochte. Mit inniger Bewegung umarmte Mechtild die Jubelnde, und belud ſie mit Kleinodien, ihr Mariengewand zu ſchmücken. Weinend — ſie dachte an des nächſten Tages Flucht — riß ſie alsdann von der Freundin ſich los, und fuhr nach der Neufeſte, wo die Geſchlechterinnen, denen es zukam, die Perſonen der heiligen Margareth, Judith, Urſula und Veronika darzuſtellen, von der Herzogin Ferdinand eigenen Händen gekleidet wurden. Afra ging beſcheiden mit Anbruch des Dunkels nach dem alten Hofe, und wartete, wie ihre zahlreichen Gefährtinnen, auf der kunſtreichen Frau Müller Beiſtand und Hülfe. Bis die gute Guarderobedirektorin ihren kurzen Schlummer endigte, belehrte der eifrige Licentiat die neue Maria, wie ſie Haupt und Hände zu halten, wie ſie zwar ſittſam aber dennoch fröhlich auszuſehen, und überhaupt ſich zu geberden hätte, daß Gott und alle Menſchen ſich ihrer Anmuth erfreuen möchten.

5.

„O ſehet und merket, wie huldreich der Herr Denjenigen, ſo ihn fürchten, und ihm vertrauen!“

Ein unbelehrter Pilger, der ſeinen Kalender nicht bei der Hand hat, oder ein Heide, der vom Antlas nichts weiß, würden darauf geſchworen haben, daß ein gewaltiger Feind die Stadt München umlagere, und die geſammte Bürgerſchaft zwinge, die ganze Nacht hindurch auf ihrer Hut zu ſeyn. — Ein geheimnißvolles Treiben und Weben begann juſt zur Stunde, da ſonſt der ermüdete Bürger ſein Lager zu ſuchen pflegt. Die Gaſthäuſer und Trinkſtuben waren angefüllt mit vielen hundert Fremden, die von auſſen gekommen waren, das Feſt zu ſchauen, und die kurze Nacht lieber bei Becher und Tafel verbringen wollten, als daß ſie nur das Geringſte vom Feſte im Bette verſchlafen hätten. Für dieſe Wandervögel läutete nicht Bier- nicht Weinglocke; ſie blieben ungeſtört hinter ihren Kannen, während der Züchtiger mit ſeinen Knechten unnachſichtlich jeden Eingebornen aus dem Wirthshauſe ſchaffte. — Dafür entſchädigte ſich der Bürger innerhalb ſeiner vier Pfähle, wo alles vor Mitternacht wieder lebendig wurde. Es war nicht eine Haushaltung in der Hauptſtadt, die nicht eine oder mehrere Perſonen zu der Feierlichkeit geliefert hätte. Hohe und Niedere, Vornehme und Geringe rüſteten ſich nach und nach zu Amt und Handthierung. Jeder Bedienſtete mußte mit dem Früheſten bereit ſeyn; die Zunftvorſteher, Führer und Altgeſellen;

die unzähligen Fahnenträger, die Tauſende von hülfeleiſtenden Handwerkern und Taglöhnern, die gedrängten Schaaren der im Zuge als Perſonen Figurirenden, die Banden der Muſikanten, der Hofdiener unermeßlich Volk, das ſtark bewaffnete Aufgebot der Bürger und der Bauern aus den umliegenden Gerichten, der Neugierigen tagdiebiſch Geſchlecht, und der Clerus, der wie Sand am Meer ſich hervorthat, ... alle regten eifrig Hände und Füße, ſchmückten, labten, ergötzten ſich, erwartend den erſten Frühſtrahl. — Indeſſen durchkreuzten ſich auf den Straßen Knechte und Mägde mit Windlichtern, klopften an den Thüren, weckten die Frauen, die im Altenhof und in der Neuveſte das Amt der Ankleiderinnen zu verſehen hatten; trieben zuſammen diejenigen der heiligen Perſonen, die ſich nicht pünktlich zur Stunde eingeſtellt hatten. Das grobe Geſchütz raſſelte aus dem herzoglichen Zeughauſe durch die Straßen nach den Thoren, wo es aufzuſtellen war. Zahlreiche Rotten von Hackenſchützen mit Lunte und Pulverbüchſen folgten, ziehend nach Unſers Herrn Thor und vor den ſchönen Thurm. An dem Thor gen Sendlingen und vor der Iſarporten ſammelten ſich in hellen Haufen die Speerreiter, der Bauern reiſig Volk mit Piken und Trompeten, während rings um die Stadt eine Streifwache ritt, an hundert Pferde ſtark, lauter wohlgerüſtete, kriegserfahrne Mannen. Das Fußvolk der Bürgerſchaft ſtellte ſich am Anger bei dem Stadt-Haus in Ordnung. Die Leibwache des Herzogs, ſein reitend Hofgeſind und ſeine Trabanten ſchaarten ſich vor ihren Häuſern und Ställen nächſt der Neuveſte und der

Wilhelmsburg. — Vor des Herzogs Harniſchkammer panzerten die Knechte des heiligen Georgs und ſeines großen Streithaufens Roſſe. Und alſo war kriegeriſcher Klang in allen Ecken der Stadt, und dazwiſchen tönten die Axtſchläge der Handwerker, welche die Evangelienaltäre aufzimmerten, und das fröhliche Geſchrei der Leute, die bei Fackelſchein jene Altäre mit Tapeten, Sammet, Gemälden und Blumen zierten, auch mit goldenem Dock und hellen Spiegeln das Theatrum ausſchlugen, welches von dem Münchner Magiſtrate an dem Schrannenplatze errichtet war, und wo das heiligſte Sakrament niedergeſetzt wurde, bevor der eigentliche Zug den Anfang nahm. — Auch die Trinkſtube am Eck der Dienersgaſſe, worinnen der Herzog abzutreten pflegte, ehe er ſich dem Zuge anſchloß, wurde mit Tapeten, Fahnen und grünen Bäumen geputzt; und ſo fehlte es nicht, daß auf dem Platze das Volk wimmelte, gleich einem Immenſchwarm, der mit Lichterſchimmer aus dem Korbe geſcheucht wird, und der fröhliche Tumult auf und ab zog durch alle Zugangsſtraßen, nicht ausgenommen das enge Schleckergäßlein, ſo zum Rindermarkt führte, noch das Thalburger Thor unter dem Rathsthurm, noch die Hallen und Gewandlauben des Rathhauſes.

In dem letztern befand ſich jedoch ein Ort, deſſen Bewohner zwar den Jubel des ſchwärmenden Volks vernahmen; aber ſie theilten den Jubel nicht. Unter ihren Gitterfenſtern tummelte ſich die Freiheit; hinter denſelben brütete ſtille verdroſſene Gefangenſchaft. — Das Schergenſtübel war heute anſehnlich vollgepfropft, und alle Augenblicke wurde ein neuer Gaſt hineingeſchoben, der in dem finſtern Gemach weder ſeine Gefährten erkannte, noch eigentlich von denſelben geſehen wurde, weil der zweifelhafte Laternenſchimmer des Wärters ſtets alſogleich wieder hinter der ſchweren Thüre verſchwand. — Da lagen, lehnten und ſaßen bunt durcheinander Bürgerſöhne, die nicht zur rechten Stunde aus dem Trinkhauſe gewichen, Stadtknechte, die ihr Amt träge verrichtet, Zünftige, die nicht ihre Hände zu den Antlasarbeiten hergeliehen, Diener, die den herzoglichen Feſtcommiſſarien den Gehorſam verweigerten, Fremdlinge, die man um verdächtigen Ausſehens willen lieber gefänglich eingelegt, als auf freiem Fuße gelaſſen. Sie Alle murrten über ihr Loos, haderten mit dem böswilligen Geſchick; jedoch lag keinem ein ſchwererer Felſen auf dem Herzen, als einem Manne, der auf der breiten Fenſterbrüſtung ſaß, die Arme verſchränkt, den Kopf tief darnieder gebeugt, die Beine gekreuzt; ein regungsloſes Bild, ob es gleich in ſeiner Seele gar wunderlich auf und ab ſtürmte. Jeder Riegelruck an der Thüre erfüllte ihn mit neuen Schrecken, und der Arme wußte nirgends, weit und breit in der volkreichen Stadt, einen bekannten mitleidigen Menſchen, nicht einen Fürſprecher, nicht einen Helfer. So oft die Pforte ſich rührte, einen neuen Gefangenen einzulaſſen, dachte bei ſich der fremde Mann: „Jetzo holen ſie dich, und irgend in einem Zwinger wartet der Meiſter Hämmerling und es iſt Matthäi am Letzten.“ —

Sein banges Befürchten ſtieg aufs höchſte, als wieder das Gemach ſich geräuſchvoll öffnete, und beim Schimmer einiger Windlichter ein magerer alter Herr in rabenſchwarzem Schreibergewand, eine goldene Kette um den Hals und ein zierlich befranztes Piret auf dem Kopfe, eintrat, begleitet von einigen dienenden Leuten. Der Gefängnißſcherge bückte ſich tief vor dem Manne, und einer der hier aufgehobenen Frevler warf ſich ihm ſogar vor die Füße, indem er rief: „Ach, Ew. Weisheit, ach geſtrenger Herr Direktor, wollet mir vergeben meine Widerſpenſtigkeit, womit ich Euch beleidigte. Ich will ja gerne das Kamelthier laden und auch im Umgang führen, wenn des Herzogs Gnaden und Ew. Weisheit es befehlen. Schenket mir nur die Haft und erlaſſet mir die Prügel, die mir übermorgen werden ſollen. Ich will ja nimmer grob ſeyn, nimmer Schandreden führen, und ſtets nüchtern und dienſtwillig meiner Verrichtung obliegen." — Worauf der magere Herr mit triumphirendem Blicke: „Merkſt Du jetzo, Achazi, wie ich Dir aufſpielen kann? Steckt den Bauer in Gold und Seiden, und der Stiefel wird alleweg hervorgucken. O du mein Achazi! haſt gut der Kammerherren Tafeldiener ſeyn, biſt doch alleweil der alte Eſeltreiber. Haſt g'meint, man dürfte ſich nicht an Dir vergreifen, Du tröſtlicher Geſell? So man euch Schliffeln einzig mit Drohworten kommt, lacht ihr uns nur aus. Zerſchmeißen muß man euch, daß ihr mit euch ſelber Erbarmen habt, und auf jedwed „Kreuz tibi Domine" aus eurem ungewaſchenen Maule, und auf jedwed ſauer Geſicht von euch, immer wieder wohl abſchmieren, bis ihr abermal gehorſam, luſtig, fromm und getreu zu ſeyn begehrt. Eine gute Flaſchen *)

---

*) Ohrfeige.

auf die trutzige Goſchen, . . . das gehört euch. Ich will's Sr. fürſtlichen Durchlaucht ſagen. Wenn der Herzog Dir die Prügel ſchenkt; meinetwegen. Ich thät's nicht, Achazi, und Du hätteſt nur Dein verdientes Theil.“

Als der ſchlüſſelverwaltende Scherge hörte, aus welchem Tone der Herr Direktor Müller redete, ſchwang er recht augenfällig den Ochſenziemer in der Hand, und gab ſomit allen ſeinen Koſtgängern zu verſtehen, wie es jetzo nichts beſſeres gäbe, als mäuschenſtille zu ſeyn. Der Licentiat nahm dieſe Huldigung, woran es Niemand fehlen ließ, mit gebührender Gnädigkeit auf, und fragte ſeinerſeits mit lauter Stimme: „Wo iſt der Menſch, der am Sendlinger Thor ergriffen wurde, da er mit den langen Schmieden von Mittewald einwanderte?“ —

Der Mann auf der Fenſterbrüſtung hätte ſich gerne nicht gemeldet, aber ſeine anſehnliche Statur und der bedeutſame Wink eines Söldners, der mit dem Direktor gekommen war, verriethen ihn. — Herr Müller ging ſteif auf ihn los, befahl ihm, ſich aufzurichten, betrachtete ihn vom Wirbel bis zur Zehe, nickte öfters mit zufriedenem Geſichte, und ſagte dann: „Ja, ja, das iſt der Mann; das iſt die rechte Facies, ein grimmig und blutdürſtig Antlitz. Se. fürſtliche Durchlaucht wird Ihren Diener gebührend loben.“ — Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Von wannen gebürtig, Freund?“ — „Aus Tyrol;“ antwortete der Andere verlegen, weil ihn ja doch ſeine Sprache verrathen hätte. — „Dein Name?“ — „Fidel Gſchray.“ — Der Scheiben-Toni wurde roth vor Schaam, da er in ſeiner Herzensangſt eines Jagdgefährten Namen angab, ſtatt des ſeinigen. Indeſſen miſchte ſich der Söldner in die Reden, indem er ſprach: „Der Menſch iſt ein Schütz und grober Schröll, der ſich mit der Handbüchſe vertheidigen wollte, da wir ihn nach Gebot ergriffen. Das Feuerrohr liegt auf der Rathsſtube.“ — „Weiß er ſchon, weßhalb man ihn einſtweilen hier einlegte?“ — „Wir wußten's ſelber nicht, Ew. Weisheit. Wir ſollten den langen Kerl der zum Thor herein kommen würde, bei'm Zwiefackel nehmen; ſo hieß der Befelch. Da kamen juſt vor ihm die Geſellen aus Mittewald, die zu jedem Umgang hergeſchickt werden, daß ſie die Rieſen fürſtellen; hinter ihnen jener braune Raufer, der um ſich ſchlug wie ein ungariſcher Ochs.“ — „Na, es ſoll ihm ſchon vergolten werden;“ meynte der Licentiat lächelnd: „Der allergnädigſte Herzog bleibt nicht gerne was ſchuldig.“ — Als hierauf der Scheiben-Toni, vom böſen Gewiſſen bedrängt, ſich auf ſeine Kniee legte, und herzinnig bat, der geſtrenge Herr möchte doch bei'm Herzog ein Wort zu ſeinen Gunſten reden, daß ihm wenigſtens nichts an Leib und Leben geſchähe, lachte der Licentiat immer mehr und mehr ob der Einfalt des armen Burſchen, flüſterte dem Hanns Fröhlich etwas in's Ohr, und ging, nachdem er dem Tyroler befohlen, beſagtem Fröhlich ohne Widerred zu folgen, denn nichts ſey zu München verpönter als der Ungehorſam gegen Se. fürſtliche Durchlaucht. —

Wie ein Lamm dem Schlächter, trat der Scheiben-Toni dem Fröhlich nach, unter'm Arm geführt von einem baumſtarken Schergen, und wandelte, eines heimlichen Todes gewärtig, durch die Burggaſſe nach dem alten Hof. Die vielen Menſchen, die ſich da herumtrieben, in dem ſeltſamſten Aufzuge, mit den ſonderbarlichſten Geberden, beleuchtet von Pechpfannen und Laternen, verſetzten den unſchuldigen Tyroler in größere Angſt, ſtatt ihn zu beruhigen, und da ſeines Trabanten Weg immer tiefer in die Gewölbgänge der Ludwigsburg führte, vermeynte er ernſtlich, an der Grenze ſeines Lebens zu ſtehen; bis Hanns eine Thür aufſtieß, in dem Kellergemach auf eine rauchende Badwanne zeigte, und ihm befahl, ohne Säumen in das Bad zu ſteigen, ſich wacker der Seife zu bedienen, und ſodann, feinlichſt abgetrocknet, des Weitern gewärtig zu ſeyn. — Wohl der Erwartung voll, gehorchte der arme Toni. Aber ſeine Verwunderung fand bald kein Maaß und Ziel, als einige Gewanddiener eintraten, ihn von Kopf zu Fuß in eine feine weiße Kutte hüllten, an ſeine Beine abentheuerliche Stiefel von allerlei Farben und Borten ſchnürten, ſein Haupt mit einem ſpitzigen goldgekrönten Heidenbund bedeckten, und mit einigen ſchweren Brokatgewändern, eins über das andere gezogen, ſeine Schultern, Arme und Geſtalt bekleideten, daß er ſchier unter der Laſt des Geſchmeides und der ſteifen Treſſen erlag. Der Gewanddiener Fröhlich legte ihm mit eignen Händen ein zierlich mit Roth und Gold ausgenähtes Schnupftüchl als einen umgeſchlagnen Kragen um den Hals, damit er die von dem ſeligen Herzog Albert geſchenkten Prunkkleider nicht etwa verunreinige, zwängte des Tyrolers Finger in weiße Lederhandſchuhe, reichte ihm dann einen mit Purpurſammet und falſchen Steinen geputzten Zepter, und ſprach: „Jetzo biſt Du der König Pharao im rothen Meere, und Dein braun Geſicht, wie auch Dein Schnauzbart werden trefflich zu dem Heidenkönig ſtehen. Merkſt Du jetzo, warum wir Dich auffingen, langer Strick? Sey nur ruhig; Du bekömmſt Deine Büchſe zurück, und dabei eine ſtattliche Verehrung vom Herzog, ohne Zweifel. Mußt nur ſteif auf Deinem Wagen ſtehen, und ein blutſauer Geſicht machen. Reiße nicht die Augen groß auf; drucke ſie lieber ganz klein zuſammen; ſtelle Dich, als wollteſt Du die ganze Menſchheit wie einen Zimmetſtengel zermalmen. Weiter haſt Du nichts zu thun.“ — Der Scheiben-Toni, ſeinen Aengſten aufs angenehmſte entrückt, hätte vor Freude tanzen mögen, aber in des ſeligen Herzogs Brokatkleidern tanzte ſichs nicht leicht, und ſchon riefen obendrein die Stimmen der Ordnungsherren und Umgangs-Commiſſarien nach den letzten angekleideten Leuten, dieſelben aufzuſtellen. Draußen läutete die Salve-Glocke, der Tag war angebrochen, von ferne tönte das Spiel des reiſigen und laufenden Volks; die großen Figuren waren bereits ausgeſchoben; die ungeheuern Maſſen begannen ſich zu bewegen. —

Die allgemeine Freudigkeit war indeſſen ſehr gedämpft worden, durch das tückiſche Anſehen, welches das Wetter angenommen. Die drohenden Gewitter der Nacht hatten ſich zwar verzogen; aber düſtres Grau bedeckte den Himmel, und nicht ein einziger Sonnenſtrahl machte ſich Bahn durch die zuſammengeballten Gewölke. Herzog Wilhelm, der mit ſeinen Söhnen und dem Hofſtaate ſchon in der vierten Morgenſtunde ſeinen Pallaſt verließ, um nach St. Peter zu ziehen, von wannen heuer der Zug ausgehen ſollte, blinzelte verdrüßlich nach den Regenſchleiern in der Höhe, ſagend: „Schier möcht' ich wetten, daß heute der boshafte Verſucher, den Unſre Andacht ärgert, mit einem groben Keil in Unſer gutes Werk ſchlagen werde.“ Und die Hofſchranzen bejahten achſelzuckend und kopfſchüttelnd. — Wie ſie nun an dem prächtigen Jeſuitercollegium vorüber kamen, welches der Herzog mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit und Vorliebe erbaut und ausgeſtattet, ſtanden die Vorgeſetzten der ehrwürdigen Väter unter der Pforte, den Fürſten zu begrüßen, der zu ihnen redete: „Hochwürdige Patres, haltet Uns nur immerhin wacker den Daumen*), daß Uns das böſe Wetter erlaube, zu vollbringen, was Wir zu Ehren des zarteſten Fronleichnams Unſers Herrn und Mittlers fromm begonnen haben!“ — Der Rektor zeigte mit andächtig niedergeſchlagenen Augen auf den Schutt- und Trümmerhaufen neben der Kirche des Collegiums. — vor gar kurzer Friſt war der Thurm mit dem ehernen Standbilde des Erzengels Michael herabgeſtürzt — und verſetzte: „Wie der Allmächtige befiehlt, fürtrefflichſter, durchlauchtigſter Fürſt. Aber post nubila Phöbus, und bei dem Schöpfer der Himmel und Erden genügt auch ſchon der fromme Wille.“ — „Er ſpricht wie ein Apoſtel,“ äußerte der Herzog gerührt, und die Hofſchranzen bückten ſich, gänzlich einverſtanden. So ſchloſſen ſich dem Herzogsgeleit die Väter Jeſu an, und wenige Schritte davon läutete vor dem Fürſten die Glocke der Auguſtiner, und dieſe Mönche reihten ſich an; und in der Stiftskirche Unſrer lieben Frauen wurden nicht minder die Metallzungen gerührt, und mit Kreuz und Fahnen folgten Probſt und Chorherren, Pfarrer, Kapläne und alle Kleriſei des edeln Münſters dem gottesfürchtigen Herrn Wilhelm. Die Gebeine des heiligen Benno und Arſacius wurden in prächtigen Kaſten mitgetragen, und an die des erſten Heiligen wendete ſich der Herzog vertrauensvoll mit den Worten: „O heiligſter Biſchof, den Unſer erlauchter Vorfahr aus dem fernen Meißnerlande holen ließ, und als einen Landespatron eingeſetzt; den Wir, der Nachfolger, mit Freuden beſtätigten! Bitt' für uns, daß der Umgang nicht gehindert ſeye, zu größerer Ehre des Schöpfers aller Elemente!“ — Und die Hofſchranzen, dem Gebieter zu gefallen, verneigten ſich tiefer, denn er, beugten die Kniee, ſchlugen an die Bruſt, und murmelten, damit der gute Wilhelm es höre: „Wahrlich! wenn Einer uns hilft und erfreut, ſo iſt es der heilige Furbitter Benno!“ — Da hob es plötzlich an zu regnen wie dichter, ſchwerer Hagelſchlag, und alles Volk flüchtete ſich unter Bögen und Häuſerpforten, und der Herzog kam wacker gebadet zur Kirche des heiligen Peter, wo ihn der Dechant ſammt ſeiner Prieſterſchaft mit Kerzen und Weihrauchfaß empfing. Kaum ſaß der Herr in ſeinem Oratorio, ſo trat auch ſchon geſchäftig der Licentiat Müller, begleitet von einigen ſeiner Feſtgehülfen, die alle auf prächtig geſchmückten Pferden zur Kirche geritten, vor den Gebieter, und fragte nach ſeinen Befehlen. Unſchlüſſig deutete der Letztere nach den Fenſtern und dem trüben Himmel. Der Licentiat verſetzte hierauf mit geflügelter Zunge: „Ew. fürſtliche Durchlaucht, der liebe Gott wird uns für ſo viele Mühe und Anſtrengung nicht zu Schanden werden laſſen. Schon hat der Regen plötzlich aufgehört, als der Herr Bürgermeiſter, da er vom Anger gegen das Schwabinger Thor mit ſeinem Fußvolk zog, den Stadtfahnen entfalten ließ. Ei, hat das Wetter ſchon Reſpekt vor dem dicken Pannermeiſter, dem ſchwarzen Mönch und dem purpurrothen Schwenkel *), was wird es aufbringen mögen, ſo Unſers Herrn Leib furgetragen würde?“ — „Wo iſt der Thürmer?“ fragte der Herzog. „Hier;“ antwortete der Genannte: „Ueber der Stadt hat das Wetter inne gehalten, ob es ſchon gen Sendling, Vöbring, Garching und Dachau regnet, was es immer kann.“ — „Gute Vorbedeutung;“ meynte der Herzog, deſſen Seele an der Proceſſion hing: „Wenn Wir's mit Fleiß bedenken, dürfte keine Zeit zu verlieren ſeyn, lieber getreuer Licentiat.“ — „So bitt' ich, nur ein Vaterunſerlang zu gedulden, Ew. Durchlaucht, bis ich dem heiligen Ritter Georg ſammt den Seinigen durch die Roſengaſſe und den Blauententhurm nach dem Färber-

---

*) Süddeutſche Redensart für: „bittet und betet!“

---

*) Eine Fahnenwimpel, deren ſchmaler Streif weit über die Breite des Banners hinausflatterte.

graben den Paß gewieſen. Gleich bin ich Ew. fürſtlichen Gnaden gehorſamſter Knecht.«

Der bereitwillige Diener, den es nur ſchmerzte, daß er ſich an dieſem feſtlichen Tage nicht verzehnfachen konnte, flog, ſeine Pflicht zu üben, kaum achtend der dicken Tropfen, die ihm auf Geſicht und Hände fielen, und abermals nahen Regen verkündeten. Ein ſtattlicher Zug von Corbiners *) ſperrte ihm auf ein paar Augenblicke die Straße. Der Hauptmann dieſer Reiſigen ſchaute mürriſch unter dem ſchwarzbefiederten Hute hervor, und handhabte ungeduldig den ſo ſtolz auf den Schenkel geſtützten Commandoſtab. »Gott grüße Euch, Herr Ligſalz!« rief der Licentiat; der Andere dagegen ungeſtüm: »Nu, wie iſts? Wird etwas daraus oder nicht? können wir abziehen, oder müſſen wir aushalten?« — »Aushalten!« antwortete Herr Müller fröhlich: »der Umgang muß ſeyn: ſo befiehlt der Herzog.« — Ligſalz murmelte einen ausgiebigen Fluch, daß ſich der Rath entſetzte. »Alles hat ſich gegen mich verſchworen!« fuhr Ligſalz fort: »Wir werden noch ſchöne Streiche vernehmen, alter Freund. Wie ſehr ich dem Oberrichter zürne, daß ſeine Krankheit mich an dieſe Stelle eines Reiterhauptmanns ſchob, ſo freut mich doch, daß ich dem Herzog nahe ſeyn werde. Seyd von der Güte, Herr Direktor, meiner Tochter dann und wann einen Blick zu ſchenken. Sie iſt nicht in der beſten Geſellſchaft, und wenn ich anders dem Grafen Mamugna trauen darf ....« Die

---

*) bürgerliche Reiterei.

anrückenden Speerreiter, in ihren blauen und braunen Bauerjacken, aber alle mit ſchwarzem Küras und einer blaubefiederten Sturmhaube, langem Saras *) und ſcharfen Spießen verſehen, verſchlangen in ihrem Getümmel des Patriziers Worte, und an der nächſten Ecke hatte auch der Licentiat das was er gehört, vergeſſen. Von Stolz und billiger Beſorgniß beſeelt, ſetzte er ſich an die Spitze des Georgi-Haufens und geleitete ihn an das Eckhaus der Neuhauſergaſſe. Schön überzogene Bänke ſtanden hier, die heilige Jungfrau Margareth und ihre Dienerinnen zur Ruhe einzuladen. Daneben ſtellte ſich der heilige Rittersmann mit ſeinen Kriegern. Von Hoffnung voll blühte des Puchhaimb Geſicht; der Ligſalzin Antlitz war wie von Schnee gemacht, und doppelt ſeltſam neben der gräulichen Figur des Lindwurms, der in grünen und rothen Farben brannte, gehalten von der Heiligen an einem Roſenbande. — Der Ritter Georg hatte plötzlich mit ſeines Roſſes Panzergurt zu ſchaffen, daß er abſteigen, und verſtohlen ſeiner ſchönen Nachbarin zuraunen mochte: „Geduld und Muth, meine Holdſchaft. Schon dacht' ich, der Umgang würde unterbleiben, aber Gottvater und der Herzog ſind unſrer Liebe günſtig. Beim Heimzug .... hörſt Du? an den Zwingern .... die großen Figuren gehen nicht in die Zwinger .... dann, in der unvermeidlichen Verwirrung, folge mir, und ſieh' nicht um.“ Er wartete ſehnſuchtsvoll auf ein Wort aus Mechtilds Munde, aber die Jungfrau dankte im

---

*) breiter Säbel.

Herzen dem Heerpauker, der ſeine Felle ſtimmte, und den Trompetern, die ihre Bleche verſuchten, und ihr daher die Mühe erſparten, die im ärgſten Seelenkampf erſtarrte Zunge zu regen. —

Schon hatte zu dieſer Friſt der Licentiat dem Färbergraben den Rücken zugewendet, und flog nach der Peterskirche zurück. Mit ſonderlicher Befriedigung in allen Mienen neigte er ſich vor ſeinem durchlauchtigen Herrn, und ſagte: „In Gottes Namen haben wir jetzo alles in ſchönſter Ordnung. Gefällt es Ew. fürſtlichen Gnaden, ſo wollen wir die Glocken lauten und den Umgang anziehen laſſen.“ — Der Herzog nickte, ſtand auf, und gab das Zeichen. — Alſobald zogen die Bruderſchaften mit ihren Panieren aus der Kirche; die Kleriſey folgte mit ſtillem Gebet, dann der Baldachin mit dem hochwürdigſten Sakramente des Altars, welches von dem Pfarrer und Dechanten zu St. Peter, Herrn Chriſtoph Staudinger, getragen wurde, und der Pfarrer zu Unſrer Lieben Frauen, Ulrich Hacker, trat ihm nach, mit Probſt und Chorherren. Vor dem Baldachin ſchritt aber die fürſtliche Cantorey, angeführt von dem berühmten Kapellmeiſter Orlando de Laſſo. So wie derſelbe am Herzog und ſeinen jungen Herren vorüberkam, ließ er das berühmte Motett „Gustate et videte“ anſtimmen, und plötzlich, da unter ſolchem Geſang Cantorey und Capelle auf den Freihof von St. Peter ausgehen, heitert ſich der trübe Himmel auf, die ſchwarzen Gewölke zerreiſſen, hindurch ſtrahlt die Sonne, und vergoldet des Kirchthurms Spitze, daß alle Herzen froh werden, dem guten Licentiaten die hellen Thränen der Rührung in die Augen ſchießen, und er vor innerlicher Bewegung den Hofgebrauch vergißt, aus der Reihe laufend, losgehend auf den Herzog und ſagend zu ihm mit fröhlichem Munde, indem er nach den ſonneblinkenden Fenſtern zeigt: „Gustate et videte quam suavis sit Dominus timentibus eum et confidentibus ei!“ — Welches Herzog Wilhelm mit Freuden angehört, und darauf, nicht weniger ergriffen, erwiedert: „Freilich, freilich!“ Worauf der feierliche Umgang ſeinen Anfang genommen *).

Der Direktor zu Pferde führte den Zug. Ihm folgten einige ſeiner Gehülfen, und ſechzehn Diener der Stadt München, gleich gekleidet in Wämſern von weißer Leinwand, ſchwarzen Pumphoſen, rothen Strümpfen und eben ſolchen Hüten mit gelben Federn; ſchwarzwollene Mäntel mit Sammetkrägen auf den Schultern, weiße Schuhe an den Füßen. — Mehrere enggeſchloſſene Glieder der Corbiners oder Schützenpferde trabten hinterdrein: die anſehnlichſten Bürger auf wohlgenährten Gäulen, in ſaubern Röcken von ſchwarzem Wollentuche, mit Sammt ausgeſchlagen, die Aermel lang und fliegend; gelblederne Beinkleider, weite Stiefel mit ſchweren Sporen. Auf den Häuptern trugen ſie

---

*) Dieſer kindlich fromme Auftritt, hiſtoriſch, iſt der eigenhändigen Relation des Licentiaten Ludwig Müller entnommen, ſo wie viele der in gegenwärtigem Gemälde vorkommenden Details daraus geſchöpft wurden. Jenes äußerſt intereſſante Dokument aus einer andächtigen, lange verklungenen Zeit, findet ſich, freilich nur im Auszuge, in Weſtenrieders Beiträgen abgedruckt.

Filzhüte mit ſchwarzen Federn und gelben Schnüren, an einem breiten Bandelier über die Achſel den ſchweren großen Degen, die lange Muskete drohend auf das rechte Bein geſtemmt. Dann die Cleriſei mit dem Hochwürdigſten; der Herzog Wilhelm, deſſen Bruder und Söhne und Hofſtaat im Gefolge; dann die Leibtrabanten in ſchwarz und blau geſtreiften Caſacken, endlich einige Rotten bürgerlichen Fußvolks in ſchwarz und gelben Landsknechtkleidern mit Partiſanen und kurzen Wehren; der Hauptmann mit fliegender gelber Schärpe und dem Commandoſtabe. Ein Trupp Sperreiter deckte den Zug, der unter ſteter Muſik der fürſtlichen Cantorei, dem Läuten der Kirchenglocken und der kleinen Cymbeln, die von den Chorbuben gerührt wurden, nach dem Schrannenplatze ging, wo mit Feierlichkeit das Sacrament auf das goldene Theatrum niedergeſetzt und der Herzog ſammt den Seinigen eingeladen wurde, in die Trinkſtube emporzuſteigen, den Umgang zu ſchauen, bis die Zeit kommen würde, daß auch Er demſelben ſich anſchlöſſe. Um den ganzen Platz, wie auch in den Gaſſen, die nach Unſers Herrn Thor führten, waren in regelmäßigen geraden Linien die Fußvölker der Stadt aufgeſtellt, geſchmückt mit gelben Franzen und Borten auf den ſchwarzen Röcken, bewehrt mit feinbequaſteten Picken. Die anführenden Bürgermeiſter und Fähndriche blitzten im Goldſchmucke ihrer Ketten und Treſſen. — Unbeſchreiblich war der Zudrang des Volks, um deſto ungeſtümer, als bereits die meiſten Gaſſen von den aufgeſtellten Figuren verlagert waren, und dem Getümmel nur die engſten

Schlupfgäßlein übrig blieben, auch die Wehrmänner mit dem gröbſten Eifer die Ordnung handhabten. Wer unberufen die Reihen derſelben durchbrach, wurde mit Hellebardenſchlägen oder Musketenſtößen weggejagt; wer ſich widerſetzte, alſogleich in das ſogenannte Narrenhäuſel geſperrt. Frauen und Töchter brüſteten ſich, wie Pfauen, an allen Fenſtern; auf jedem Dachziegel ſaß ein neugieriger Bube, und auf dem Pflaſter der Stadt kämpften mit den Wogen des tobenden Pöbels die neugierigen oder leichtfertigen Stutzer, die nach Abentheuern ſtreiften, ſpöttelnd über die Frömmigkeit der ältern Männer, welche ſelber mit der Proceſſion gingen. Ach, wie geſtraft wurden ſie ob ihrer Leichtfertigkeit, die müßigen Junker, da ſie in die unſanfte Umarmung des Volkes ſich wagten! Dieſem zerriß der Mantel, das Spielwerk ſeiner geckenhaften Hände; Jener verlor das Fazzolet, ſo er in den wohlbalſamirten, geſpreizten Fingern trug, oder die Pomeranze, woran er roch, oder den Zimmetzucker, woran er kaute. Der Hofierer büßte ein den Handſchuh ſeiner Liebſten, den er an den Hut geheftet; der Raufer das Rappier, das wagerecht, ein Sitz der Sperlinge, an ſeiner Hüfte hinausſtand, und von groben Bräuerfäuſten abgeknickt wurde; der Blumengeck die Roſe, die er hinter's Ohr geſteckt; der Schlemmer die Hühnerklaue, die er prahlend in das Knopfloch gehangen, oder den Zahnſtocher, den er im Mund getragen. Wehe den flatternden Kniebändern, wehe den ſteifgefältelten Spitzen- oder Linnenkragen, die das gemeine Volk ein „Narrenwappen" nennt! Alle Lumpenherrlichkeit findet ihr

Ende, wenn am Feiertage der Pöbel die Fidel aufſpielt, und den Meiſter macht! —

Nach kurzer Ruhe der Leute und Glocken, gab von den Fenſtern der Trinkſtube herab der Herzog mit dem Tuche ein Signal, und der Direktor erſah's mit durſtigem Blick, und winkte, und ſeine verordneten Boten flogen links und rechts, und ein weiß und blau befiederter Hackenſchütz eilte, was er konnte, nach Unſers Herrn Thor, ſeine Geſellen zu vermahnen, ihre Lunten bereit zu halten. — Unter'm Schall der Poſaunen und dumpf geſchlagenen Trommeln ſchritten aus, nach der Dienersgaſſe hinauf, zwei Verordnete des äuſſern Raths, im Magiſtratsgewande, vergoldete Stäbe in den Händen, als gravitätiſche Wegweiſer des heiligen Umgangs. Darauf in drei Gliedern neun aufgerüſtete Pferde, von Stadtſöldnern in Wehr und Waffen geritten. Sodann der Münchnerherren Trompeter, vier an der Zahl, das Stadtwappen auf den fliegenden Trompetenfähnlein; ein Bürgermeiſter, geleitet von ſechs Trabanten; auf ſeinen Ferſen zogen drei Herolde, wovon der mittlere das große Feſtlabarum, aufrecht und entfaltet, trug, während ſeine Begleiter ihre Caduceen ſchwangen. — Vierzig Tagwerker ſchleppten hierauf einen künſtlich von Holz und Leinwand erbauten und gemalten Berg, auf deſſen Spitze ein Rieſe ſaß, einen ungeheuern Regimentsſtab in der Fauſt, als ein Verkündiger des prachtvollen Umgangs. — Fünfhundert Männer aus allen Zünften der Hauptſtadt, alle in weißen Röcken mit rothen Gürteln und mit Blumenkränzen auf dem Kopfe. Sie trugen die grünen und ſilbernen Lichterſtäbe und die

Bilderſtangen, römiſchen Feldzeichen nicht unähnlich, umwebt von Kerzenglanz und Farbenſchimmer. Laut betend oder ſingend gingen ſie als demüthige Vertreter den ſtolzen Figuren der Zünfte voraus, von welchen die erſte, den Fiſchern gehörig, die Erſchaffung des Himmels und der Erde darſtellte, wie folgt: Ein Fahnenträger in der Fiſcher Farben, weiß und blau, mit dem Wappen und Denkſpruch der Zunft und mit dem Bilde ihres Schutzpatrons. Die große Erdkugel, auf Rädern geſchoben, umgeben von vier handfeſten Engeln mit ſteifen Flügeln und langen geraden Poſaunen, woran blaue Paniere herabhiengen, mit der Aufſchrift: Oriens, Occidens, Meridies und Septentrio. Dieſer Engel Kleider, aufgezogen wie Gewölk, waren blau, gelb und roth; Larven mit dick aufgeblaſenen Backen, verhüllten ihre Geſichter, phantaſtiſche Schleierhauben ihre Köpfe. Dann zwei Gewölke; auf dem einen die Sonne, auf dem andern der Mondſchein, getragen von zwei ſtarken Engeln, ſo in Golddock der erſte, in Silberdock der zweite gekleidet. Sternhauben mit Strahlen auf dem Scheitel, vergoldete Larven vor dem Geſichte. Abermals vier Engel, welche Sterne trugen, und Goldkreuze auf dem Wirbel. Eine große Muſchel, von drei Meerroſſen gezogen, die von einer Syrena, welche das Meer bedeutet, geleitet wurden. Auf Walzen rollte ihr nach ein anſehnlicher Wallfiſch, geritten von dem heidniſchen Neptunus, der einen Binſenhut und langen Bart trug, auch eine dreizackige verſilberte Gabel in Händen führte. Nachmals erſchien Gott Vater, ſchwebend auf einem Waſſer von Leinwand und

Zendel, ſo ihm um die Hüften gebunden war, vorne höher als hinten, damit er im Gehen nicht anſtieße. Die Hände hielt er aufgehoben von einander, ſein Pluviale von Goldbrokat und rothem Sammet lag weit ausgebreitet über die Leinwandfluthen, ſeine dreifache Krone, von vergoldetem Meſſing mit einem Strahlenkranz, war geputzt mit falſchen Edelſteinen. Sein Gang und ſeine Geberden erbauten ſehr das zuſchauende Volk, denn der Licentiat hatte einen geraden, ſtarken, wohlgemachten Mann mit langem grauem Bart und glatten roſenrothen Wangen ausgeſucht, der eines feinen Ganges ſich befliß, ſich wenig umſchaute, nicht ſauer oder lächerlich dreinſah, wohl aber ſittſam und fröhlichen Gemüths. Engel folgten; nebenher wandelten zwei Zunftführer mit grünen Stäben, im bürgerlichen Feierkleide.

Die Zunft der Schaffler (Kiefer) zum zweiten, mit der Figur von Adam und Eva. — Der große Baum mit den Aepfeln der Erkenntniß; darum gewunden eine bunte Schlange mit einem Weiberkopfe; hinter dem Baume Adam, eine lange wohlgefärbte junge Mannsperſon, der juſt der Bart zu wachſen beginnt; Eva, ein junger Knabe ohne Bart, beide in gelbledernen engen Gewändern *), umhangen von Lämmerfellen, mit künſtlich gemachten Haaren. — Das Gefolge mehrere wilde Thiere von Pappe und Leinwand, darinnen willige Buben verborgen, ſolche zu bewegen. Zuletzt der Erzengel Michael mit einem goldenen Flamberg.

---

*) »Nackhete Khlaidt.«

Die Sündfluth, Abraham's Opfer, der Thurm zu Babel und mehrere Zunftfiguren kamen nun; endlich der Nadler Gewerb, mit Iſaak und Rebekka. — Der Fahnenträger voraus. Ein Brunnen, von mehreren Handlangern geführt. Rebekka, ein ſtattlich Weibsbild, mit einem goldnen Trinkgeſchirr. Sechs Jungfrauen mit goldenen Kannen. Knechte des Abraham. Ein Kameelthier, mit Silber beladen, von zwei Männern geleitet. Iſaak in Staatskleidern. Jakob, ein wohlgewachſener junger Geſell mit kleinem Bärtlein; Eſau in einem haarigen Fell von oben bis unten, mit Bogen und Pfeil. Ein Jäger, der einen Haſen trug, und ein Bub mit den Leithunden. Zwei Zunftführer.

Der Wagner Zunft, mit der Himmelsleiter, worauf viele Engel an der einen Seite hinauf, an der andern herabſtiegen, vor dem träumend daliegenden Jacob; eine große Figur mit vielen Helfern und Rädern. —

Der Kornmeſſer Zunft, mit Jacob und ſeinen Söhnen, die ihm des Benjamin bunten Rock vorzeigen. Der Erzvater ein alter grämlicher Mann mit eisgrauem Bart, kläglich und melancholiſch anzuſchauen.

Das Gewerb der Handſchuhmacher, mit dem geduldigen Hiob. — Nach der Fahne mit dem Wappen ſchritten ſechs Diebe, die den Hiob um ſein Vermögen beſtohlen; häßliche Mannen in grellen Kleidern mit Bündeln und Gefäßen in Händen. — Hinter ihnen ein brennendes Haus auf Stangen und Walzen, mit natürlichem Feuer, das immer von dem beſtellten Schornſteinfeger aufs neue eingelegt wurde, und gar hell zu den zwei verſteckten Schloten herausbrannte.

— Vier Boten mit den Hiobsposten, in Starnberger Kleidern mit ſtaubigen Schuhen; thaten ſehr durſtig und verhetzt. — Die Hiobin, eine trutzige Perſon, in grünem ſilbergeſtriemten Unterkleid, darüber ein Brokatgewand, braun und gelb, verbrämt mit ſcheckigem Sammet und Goldſtreifen, einen gewundenen Spitzbund auf dem Kopfe. — Ihre Freunde und Freundinnen, ſechs an der Zahl, die Männer in türkiſchen Kleidern, die Weiber nach dem Muſter der Jobin. — Zwei Diener mit todten Kindern im Arm; waren Kinder von Holz. — Letzlich Hiob auf dem Streuhaufen, geſchoben von mehreren Handlöhnern. Selbiger Hiob war ein langer dürrer Mann von gelber Geſichtsfarbe, ein alter Schneider von München mit einem dünnen grauen Bart, angethan mit einem ledernen Kleid, worauf allerlei Striemen und Ausſatz; that ſich zu Zeiten mit Hafenſcherben kratzen, zu Zeiten die Hände ineinander ſchließen, traurig, gleichſam weinend gen Himmel ſchauen, dann den Kopf hängen und in die Hand ſtützen, oft ſeufzen und kläglich greinen. Um ihn her gingen drei Belzebub mit großen Teufelskreſen und gemachtem Haar. Der eine ſpie öfters Feuer, gemacht mit Schwefel, Baumöl und Branntwein; bekam dafür einen halben Gulden, daß er ſich zum öftern das Maul verbrannte.

Die Metzgerzunft, und zwar die von der untern Bank, mit dem Auszug der Juden von Aegypten. Hinter der blutrothen Fahne ſtracklich der Moſes und Aaron; nachmals die Phariſäer mit hochmüthigem Gang und dicken Bäuchen, ſo mit Kiſſen ausgeſtopft waren. Dann die Jüdin auf dem Roß, — die ſchöne Suſanna Aberl, des Schmieden Tochter, eine lange ſtarke Dirne in weiten Gewändern, mit traurigem Antlitz; neben ihr der Laufer, hintendrein viele Jüdinnen mit ihren Kindern und einige Juden mit Hausrath. — Nun trat des Pharao Kriegsheer auf; die Vorhut eine Reiterſchaar in Tigerhäuten mit Streitärten. — Zwei Schalmeyen und ein Heerpauker zu Pferd. Vier Trabanten zu Fuß mit türkiſchen Hacken. Der Capitani, ein Bürger von München, Herr Niklas Unger, zu Roß, in perſianiſchen Kleidern, wie auch deſſen Schildjunge und Trabanten. Ein Schwarm von Reitern in Panzerhemden mit türkiſchen Tartſchen. Zwölf Rotten Speerträger, ein Trommeter, ein Pannerträger, ſiebzehn Rotten Lanzenknechte, und ſodann der Zwerg des Herzogs Ferdinand, in wunderlichen Kleidern, zu Pferd. Endlich der König Pharao, auf ſeinem Triumphwagen ſtehend, zu ſeinen Füßen ein Edelknabe in köſtlicher ungariſcher Tracht, im Gefolge wieder viele Rotten mit Speeren und zwei Führer der Zunft.

Die Zuſchauer deuteten mit Begierde nach dem ſtattlichen Kriegshaufen und dem Pharao, der ſo ernſthaft und grimmig von ſeinem Wagen ſchaute. Sie ahnten nicht, daß im Herzen des guten verkappten Scheiben-Toni ein ganz andres Gefühl, als ſeine Blicke verkündeten, das Regiment führte. Ihn kümmerte nicht des Volks Getöſe, nicht der Prunk des Tages, nicht der aufs neue mit einem ſchweren Wetter drohende Himmel. In ſich ſelber tief verſunken, ſtarrte er vor ſich hin, und rief ſich mit aller Anſtrengung ſeiner Einbildungskraft ein reizend Bild ſtets und ſtets vor die Seele; ein Bild, wie ſo ſchön er nie etwas in ſeinen Träumen geſehen; ein Bild, das wie mit einem Zauberſchlag ſein Herz verkehrt, von der grauſamen Zwingherrin, die es bis jetzo beſeſſen, abgewendet, einer mildern, lieblichern Heiligen unterthänig gemacht hatte. Wie hätte er auch vergeſſen können, was er mit Staunen erblickt, da er im erſten Morgenleuchten vor dem Altenhof ſeinen Königswagen beſtieg? Kaum fünfzig Schritte von ihm ein groß Gerüſt mit Wolken, Engeln und Strahlen, bewegt wie vom unſichtbaren Hauch des Himmels, und in dieſen Wolken, in dieſen Strahlen das reinſte Frauenbild mit offnem Haar, mit Glanz und Schmuck beladen, eine wahre Fürſtin der Himmel, eine Königin der Unſchuld und Anmuth! Ein gewaltiger Pulsſchlag durchbebte Toni's Glieder, eine plötzliche, unnennbare, erſtickende Luſt preßte ſeine Seele zuſammen, in einen langen Blick wollte ſich ſein Leben auflöſen .... da blies die kühle Luft in die Schleiergewölke, des Direktors Befehl trennte unerbittlich die Himmelsfürſtin von ihrem ſo ſchnell gewonnenen Sklaven; nach der rechten Seite verſchwand ſie mit Engeln und Strahlenkronen, linksab zogen die Roſſe Pharaonis Schlachtenwagen. — Viel der Pracht und des Geſchmeides blitzte an Toni's Augen vorüber, aber wo achtete er der Herrlichkeit, die ihm todt war ohne jene himmliſche Jungfrau? Wie ungelenk auch ſeine Zunge, wie alltäglich ſein Verſtand, dennoch ging in ſeiner Bruſt ein wunderliebliches Mährchen auf, daß er wie verzückt auf ſeinem Zepter lehnte, ſtaunend, wie nicht alles

Getümmel plötzlich ſchwieg, wie nicht Alle vor der Göttin ſeiner Gedanken anbetend in den Staub ſtürzten, wie nicht Alle prieſen ſein Glück. Jubeln und weinen in einem Athem … das hätte er gekonnt; nicht minder hätte er der geſammten Welt den Friedenskuß gegeben, vereint Alle, die da liebten, verſöhnt Alle, die ſich haßten. — Die Figuren, die ſich in Unordnung auf ihre Standplätze begaben, flirrten nur an ſeinen träumenden Sinnen vorüber. Der ſchillernde Lindwurm, der wildſprengende Georg weckten ihn; er ſchaute in Margarethens bleiches Antlitz, in des heiligen Kriegers vor Verlangen brennende Augen. „Sie haben ſich lieb!“ flüſterte Toni's prophetiſch geſtimmtes Herz, und mit einem heißen Gedanken betete er zum Himmel, daß er das Paar vereinen, daß er ihm, dem ſehnſüchtigen aller Pharaonen, der Jungfrauen Reinſte beſcheeren möchte.

Alſo dahin fahrend, ein verliebter Schäfer unter der Larve eines Wüthrichs, bemerkte er kaum, daß der Zug ſtockte, indem ein Haufe muthwilligen Volks von einer Straßenecke nicht weichen mochte. Mitten unter dem Geſchrei der Bürgermiliz, der zürnenden Gaſſenſtreicher, der ſcheltenden Commiſſarien, waren es jedoch gerade nur zwei Stimmen, dicht an den Rädern des Pharaowagens, die zu Toni's Ohr gelangten; worunter eine ihm ſehr bekannte, ihm wohl erinnerlich wegen des Kauderwälſchen, das ſie redete. Zwei Männer redeten vorſichtig mit einander, überzeugt, daß unter dem Tumult niemand ihrer Worte achte. — „Warum ſo träge? ſollteſt ſchon weit ſeyn;“ ſagte der eine in ſchlechtem Deutſch. — „Wie Euch, hielt mich die Sperre auf.“ — „Haſt Du ihn wohl betrachtet, Dir gemerkt?“ — „Ich denk's; der Silberritter hinter der Margareth. Der Kranz auf ſeinem Kopfe läßt ihn nicht verkennen.“ — „So laufe nach dem Püttrichthurm. Die Zeit iſt koſtbar, da uns nicht bewußt, wann er mit ſeiner Buhlin auszureißen gedenkt.“ — „Ich will ſchon fertig ſeyn; doch wißt Ihr auch genau, daß jener der rechte Weg?“ — „Gewiß; nach Starnberg will er. Jag' ihm nach auf den Ferſen, und fall' ihn an, ſobald er das Thor hinter ſich hat. Auf das verabredete Geſchrei komme ich dann mit meinem Hinterhalt, der ſchon vor dem Thore lauert.“ — „Ich merk's, Ihr wollt, daß ich des Ritters erſte Streiche aushalte, und daß Eure Haut ganz bleibe. Meinetwegen; bin des Raufens nicht ungewohnt, und war der Lindwurm dumm, der ſich dem Jörg ergab, ſo will ich's nicht ſeyn. Aber der Lohn ...?“ — „Der Graf lohnt kaiſerlich. Jetzt gibt's Platz; reiß aus!“ —

Im Nu waren beide verſchwunden, und der Scheiben-Toni war darob nicht böſe, denn er hatte ein Geſicht erkannt, woran ihm juſt zu München nicht gar viel gelegen. „Was will der wälſche Schweizer hier?“ brummte er in den Bart: „Seiner kann ich gerathen, denn ſein Maul ſcheint noch ſo vorlaut, wie ehedem. Und welch' ein Spitzbube! Dem Ritter Jörg will er aufpaſſen? O der Schande! Könnt' ich nur den blanken Junker warnen, mit Freuden thät' ichs, denn er iſt verliebt.... und ich... ach Du liebe Zeit! Ich komm' mir vor, als wär' ich gar nicht mehr der alt Scheiben-Toni.“

Es that ihm Noth, jetzo ein Anderer zu ſeyn, weil juſt ſeine Figur unter des Herzogs Fenſtern vorüber zog. In ſeine angelernte Stellung ſteif zurückfallend, beſtand er die Muſterung ſo rühmlich, daß der Fürſt freundlich dem Licentiaten zuwinkte, der, hoch in den Bügeln aufgerichtet, mit einem ſtolzen Wink den Gebieter zu fragen ſchien, ob er nicht einen ſchönen Heidenkönig ausgewählt.

Stattlich folgte dem ägyptiſchen Heere das Handwerk der Sieber, mit dem Propheten Jonas. Der wehenden Fahne rollte eine Galeere nach, worauf Jonas und das Schiffsvolk, aus allerlei Handwerkern beſtehend. Dann der große Wallfiſch, in deſſen aufgeſperrten Rachen dann und wann der Prophet geworfen wurde, und ſubtil unten wieder durchkroch. Ein König, mit ſeinem Volke in Klagkleidern, ſechs und zwanzig Menſchen an der Zahl. Ein Ochſe und ein Rind wurden hinterdrein geführt.

Könige und Richter in Iſrael, der wilde Saul, David und Goliath, David und Urias, David tanzend vor der Arche, der ungehorſame Abſalon, Salomonis Urtheil und andere Bilder des alten Teſtaments gingen in bunter Reihe vorüber, mit immer größerer Pracht an Panieren, Maſchinen und Gewändern, bis endlich, als ein Herold des Neuen Teſtaments, der Kaiſer Octavianus Auguſtus, das neue Zeitalter, in der Figur der Pergamenter, Buchbinder und Gſtadlmacher auftrat. Heer- und Kirchenfahnen, Kriegstrophäen und Adler des ſiegreichen Roms, rieſige Mohren auf hohen Kothurnen mit ungeheuern Federbüſchen, Elephanten führend, und darauf reitend, Pauker und Edelknaben, Lictoren und Rennknechte, der Kaiſer Octavianus mit Harniſch und Lorbeer auf ſeinem Wagen, gezogen von acht weißen Zeltern, des Kaiſers Leibpferd mit Sammtdecken und Federſträußen, purpurgeſchmückte Senatoren, und Prieſter mit krummen Stäben, dann ein Poet, ſingend des Kaiſers Ruhm; Gärtner, Bauern, Maurer und Zimmerleute, Johannes, der heilige Täufer, mit einem Gefolge von Juden — das war die prunkvolle Einleitung in den neuen Bund.

Die Vermählung der heiligen Maria mit dem Nährvater Joſeph, die Verkündigung, die Heimſuchung Mariä, des Heilands Geburt, der Hirten Anbetung, der heiligen drei Könige Huldigung, die Flucht in Aegypten, waren die Vortreter des blutigen Herodesbildes, der Lehre Jeſu im Tempel und aller Figuren aus des Heilands Leben und Paſſion; Figuren, deren Fülle, Pracht und Aufwand das Außerordentlichſte waren, welches im teutſchen Lande je geſehen wurde. Der Weber Figur, die Ausführung und das Sterben Chriſti, beſchäftigte allein gegen zweihundert Menſchen, und erregte die innigſte Theilnahme des Volks, das ſich die Bruſt zerſchlug, des Erlöſers Leiden ſchauend und die verzweifelnde Maria, die in ihrem weißen Tüchlein eine Pomeranze trug, mit deren Saft ſie von Zeit zu Zeit ihre Augen beſpritzte, daß ſie roth wurden und zu thränen ſchienen. Die Auferſtehung des Herrn und ſeine Himmelfahrt mit der Glorie erquickten ſodann wieder der Zuſchauer bewegt Gemüth, und manch einer hätte geglaubt, es ſei nun ferner nicht mehr möglich, die Reihe von Prachtbildern fortzuſetzen.

Was klingt aber ſo freudig aus der Ferne? Wehen dort nicht luſtig bunte Fahnen und krauſe Helmbüſche? Welch ein Glanz, welch ein Strahl! Die düſtern Regenwolken am Firmament fliehen davor. Die Trommeter und Pauker, die Banner und Federſträuße . . . . das iſt des heiligen Georg's Geſchwader!

Die Figur der Ritterbruderſchaft, eine der glänzendſten des Umgangs, wurde zum größten Theil von dem fürſtlichen Hofgeſinde und adeligen Freiwilligen vorgeſtellt. All' erdenklicher Prunk war daran verſchwendet. Zwei Trompeter vorauf, in weiß und rothen Wappenröcken. Zwei Anführer, in denſelben Farben und in Atlas gekleidet, darüber den halben Panzer von Silber, die Roſſe behangen mit taffetnen Decken und metallner Rüſtung. Der Reiterhauptmann von Kopf bis zu Fuß in Silberſtück gekleidet, ein goldnes Kreuz auf der Bruſt; mit weißen Stiefeln und rothem Waffengehänge, gleich allen übrigen des Trupps. Prächtige Federn wehten von ſeinem ſilbernen Hut. Neununddreißig Lanzenreiter, weiß mit halben Panzern und Spießfähnlein von roth und weißer Seide. In der Reiter Mitte ein Pannerträger mit der Atlasfahne, darauf das rothe Kreuz. Ein Edelknecht, gekleidet wie der Hauptmann, aber mit vergoldetem Schwert und Dolch, zu Fuße, tragend das Banner der Bruderſchaft. Nach ihm die heilige Margaretha, ſtrahlend von Gold- und Silberbrockat, von gelbem und weißem Seidenzeug, mit Ketten und Schnüren behangen, aufgeputzt mit einer goldenen Krone, wandelnd in weißen Sammetſchuhen. Sie führte den Lindwurm; ihre Schleppe wurde von einer ehrſamen Jungfrau getragen. Deßgleichen folgten zwei wohlgeſchmückte Dirnen als Kammermägde. Sechs Trompeter und ein Heerpauker, in Seide und Sammet. Drei Geharniſchte, Mann und Roß mit Harniſchröcken und Decken von Atlas; Helme, Roßſtirnen und Roßſchweiſe mit rothen und weißen Federn beſteckt. Drei Diener zu Fuß mit ſilbernen Waffen. Endlich der heilige Ritter Georg im völligen Silberharniſch mit goldenen Zierrathen, auf dem Haupte den prächtigen Hut, funkelnd von Gold, Silber und dem koſtbaren Juwelenkranze, an deſſen Vordertheil ein großer Diamant prangte; die Hände bekleidet mit Handſchuhen von weißem Sammet, in weißen Sammetſcheiden das ſchwervergoldete Schwert, der blitzende Dolch. Der Schimmel, der brauſend unter dem Druck der Goldſporen ſtieg, trug einen Panzer, überzogen mit Silberſtück, einen Wald von Federbüſchen, weiß und roth, eine Menge von wehenden Seidenquaſten und Silberfranzen. — Kaum bemerkte das Volk hinter der Lichterſcheinung des Ritters den nicht minder geſchmückten Schildjungen zu Roß, mit der Wappenfahne; kaum noch den Schwarm von weißen Reitern, die des Geſchwaders Nachhut bildeten. Obendrein ſtob der Zug wie ein Blitz an der gaffenden Menge vorüber, denn die Georgiknappen ſetzten einen Ruhm darein, ihre Roſſe recht ungeberdig zu tummeln, und öfters bunt durcheinander zu jagen, daß der Hauſe ausſah, wie ein farbiger, rollender Knäul. — Darauf hatte auch der Herr von Puchhaimb gerechnet, da er zu Mechtild's Entführung ſich entſchloſſen.

Die Figuren der heiligen Urſula und ihrer Jungfrauen, von der Zunft der Lebzelter, und des jüngſten Gerichts, von der Goldſchmiede Handwerk dargeſtellt, zogen, trotz ihrer Großartigkeit, wenig beachtet dahin, weil die Himmelfahrt der heiligen Maria aller Augen beſchäftigte. — Eine Unzahl von Fahnen und Panieren flatterte voraus. Hinter ihnen ſchritten die ſieben Haupttugenden der Himmelskönigin: Religion, Glaube, Hoffnung, Liebe, Weisheit, Keuſchheit und Demuth, vorgeſtellt von anmuthigen Jungfrauen mit Palmen in den Händen. Sodann die zwölf Apoſtel und zwanzig lobſingende Engel, ein jeder tragend ein klein Labarum, worauf ein Symbol der Jungfrau gemalt war. Schließlich das große Gewölk, auf deſſen Höhe Gott Vater ſaß, die Hände ſegnend ausbreitend über die heiligſte Mutter, ſo gekrönt und geſchmückt auf der Mondesſichel ſtand. Schwebende Engel hielten an goldnen Bändern die Krone ob ihrem Haupte; Seraphim ſaßen und knieten zu ihren Füßen, ihr zu dienen; der Widerſchein ihrer purpurnen Flügel verklärte noch einmal ſo ſchön Afra's roſenrothe Wangen, und in den Fingern der züchtigen Magd zitterte, ſo vor innerlicher Freude, als vor geſchämiger Demuth, der Zepter der Welten. Cymbeln, im Gewölk verborgen, klangen lieblich immerfort, daß kaum die Hymnen durchdrangen, die von den nachfolgenden Kirchenlehrern und Pilgern, welche mit Jacobsmuſcheln und Stäben wandelten, geſungen wurden. —

Wenn auch hier die Figuren ein Ende hatten, ſo ſtreckte ſich dennoch immer länger der Zug: die Brüderſchaften alle, mit ihren Lichterſtäben, Sängern, Prieſtern, Kreuzſtangen und Symbolen; ſechszig Schüler von St. Peter's Pfarre; ſechszig Schüler aus dem Sprengel von Unſrer lieben Frau; der Auguſtiner Convent mit ſeinem Crucifix; der Väter Jeſu Gemeinde; die Baarfüßer und niedere Kleriſei; Hofkapläne und Chorherren in römiſchen Chorröcken mit Hermelinkappen; die Prälaten der baieriſchen Stifter und Klöſter; Biſchöfe mit ihren Weih-Biſchöfen im großen Ornat; die herzoglichen Trompeter, Pauker, Sänger und Inſtrumentaliſten; zwanzig Engel mit den Trophäen Chriſti und den Laternen von U. L. Frau; der Baldachin, von Kammerherren getragen, darunter das hochwürdigſte Gut, begleitet von einem Bürgermeiſter und einem Guardihauptmann, wie von zwölf Engeln mit Cymbeln, Blumengefäßen und Fackeln; die zwei Laternen von St. Peter, und der Biſchöfe Inſignien. — Nun kam die Reihe an den Herzog, wieder mit ſeinem Gefolge in den Zug zu treten, brennende Kerzen haltend. Die Schützenpferde, und viele Rotten der laufenden Geſellen ſchloſſen den wunderherrlichſten Umgang, der je in der Chriſtenheit gehalten worden.

Vergnügt ſchaute der Fürſt in die Straßen, an den von Neugierigen wimmelnden Häuſern hinan, und nickte mit ſeltner Herablaſſung gegen den Rathsherrn Ligſalz, welcher, von ſeinem Pferde geſtiegen, neben dem Traghimmel ſchritt. — Bei dem erſten Evangelienaltar, während für den Herzog der Betſtuhl gerüſtet wurde, winkte der Herr dem Ligſalz, und als dieſer gekommen, und das Hofgeſind unterthänig bei Seite gewichen, ſprach Wilhelm leiſe zu ihm: „Habt Ihr geſehen den Staat und Pracht des Ritters Georg? Iſt der Puchhaimb nicht ein Junker, wie gedrechſelt? Ich ſteure ihn aus, und hoffe, daß Ihr weiter keine Umſtände machen werdet.“ — Der Ligſalz ſagte nicht ein Sterbenswörtlein entgegen, und haſtiger fuhr Wilhelm fort: „Halsſtarriger Rechenknecht, ſteifes Holzgenick, was wollt Ihr Beſſeres? Schier beſorge ich, daß der Mamugna Euch beherte; der zweideutige Schwarzkünſtler, der mir nachgerade vorkömmt wie Gift und Opperment. Wie?“ — Ligſalz nahm ſich zuſammen, und entgegnete ehrerbietig, ohne jedoch ganz ſeine Bitterkeit zu verhehlen: „Ew. fürſtliche Durchlaucht und Dero erhabener Sohn lieben den Ritter; was ſoll ich dagegen ſagen? Aber die Tochter iſt mein, und nimmer gebe ich mein Kind demjenigen, der mir's ſtehlen will, wie ein Dieb.“ — Des Herzogs Geſicht wurde blutroth, ſein freundlicher Blick verſtellte ſich in einen grimmigen; und ſein Mund würde nicht das billigſte Wort geredet haben, wenn nicht das Evangelium ſeinen Anfang genommen hätte. Aber kaum läuteten wieder die Glocken und brüllten die Geſchütze vor den Thoren, als Herr Wilhelm den Ligſalz aufs neue angriff. „Wie ein Dieb? das könnte mich für den Puchhaimb wurmen. Sagt an.“ — „Gerne, Ew. Durchlaucht, ſo wie der Graf Mamugna, mein beſter Freund, mir's berichtet.“ — Als jetzo der Rathsherr in derber Kürze gemeldet, was Puchhaimb und Mechtild beſchloſſen, und daß Mamugna bereits Vorſorge getroffen, den Starnberger Ritt zu hintertreiben, verſetzte Wilhelm mit unterdrücktem Zorn: „Wir wollen Uns nicht ärgern, heute nicht, an Chriſti Ehrentage nicht. Iſt's jedoch, wie Ihr geſagt, und ſchändet der Puchhaimb durch ſolche Frevelthat das Feſt, ſo wird er niemals Gnade vor Unſern Augen finden, das ſchwören Wir, und iſt's Uns leid, daß Wir ſo manches Wort zu ſeinen Gunſten verloren. Fort muß er dann von Hab und Gut, vom Hof und auch vom Lande. Unſre Ungnade ſelbſt dem eignen Sohne, wenn er eine Fürbitte für den Unchriſten einlegte!“ — Hierauf kehrte ſich der Fürſt von dem Rathsherrn, und verwendete, fürbaß wandelnd, kein Auge von dem Pflaſter der Straße. Der Graf Mamugna jedoch, der in die letzten Reihen der Hofleute ſich eingedrängt, bemerkte von weitem den kurzen Zwieſprach des Herzogs und des Geſchlechters; ſein Herz ſchwoll in ehrgeiziger Hoffnung, ſein verzogener Mund fand wieder ein Lächeln; im Vorgefühl des Sieges glaubte er wieder ſelber an ſeine Zauberkünſte, prieß ſich einen Sohn des Glücks.

6.

„Was auch die Böſen prakticiren,
Stell' dem Herrn Dein' Sach' anheim.“

Nahe bei den Zwingern wars; da ſtand ein Schütz, der unvorſichtig mit ſeinem Feuerrohre ſpielte, daß der Schuß losging. Das brachte große Verwirrung in den

Zug, juſt an dem Flecke, wo ſich die großen Haufen von den minderen ſondern, die erſteren nach Unſers Herrn Thor, die letzteren durch den Zwinger gehen ſollten. Die Pferde der aufgeſtellten und mitziehenden Speerreiter wurden ſcheu, überſchlugen ſich, warfen hier einen Bewaffneten aus dem Sattel, dort einen aus dem Volke zu Boden. Darum liefen die Figuren wirr durcheinander, und verwundert waren manche der frommen Larvenſpieler, plötzlich Nachbarn zu finden, die ſonſt in weiter Entfernung von ihnen geweſen. Die Pferde des Pharao im rothen Meere theilten die Angſt der Bauergäule, riſſen aus, und der Scheiben-Toni, ſeiner Gelenkigkeit vertrauend, ſprang mit einem Satze vom Wagen, lief ohne Zepter und Pagen in das Gewimmel hinein. Seiner Maria wollte er begegnen; er ſtieß jedoch auf ein wüſtes Geſpreng von Küriſſern, gerieth ſchier unter die Hufen eines wild ausgreifenden Renners. Sich zu retten, fuhr er dem Thier in die funkelnden Zügel, und gewahrte, aufblickend, zwei Geſtalten auf Sattel und Decke; beide in graue Kapuzenmäntel verhüllt, aber unter dem grauen Loden blitzte verrätheriſch der Panzer des heiligen Jörg, der goldige Rock der heiligen Margarethe. „Gerade recht,“ dachte ſich der handfeſte Pharao, kümmerte ſich wenig um den Streich, den ihm der Puchhaimb von Roſſes Höhe auf die Brokatſchulter niedermaß, und reckte ſich tannenlang zu dem Ritter empor, vernehmlich warnend: „Geh' nicht von der Stelle, Jörgl. Kehr' um fein ſtat*), ſonſt biſt Du verloren!“ — Darob Herr Puchhaimb wohl gefragt, warum, woher, und wie das zu verſtehen. Aber der ehrliche Tyroler hat ihm guten Bericht gegeben, und Mechtild iſt alſobald reuigen Sinns geworden, und der tapfre Georg hat endlich ſelber gemeynt, beſſer ſey's, den Schwank zu verſchieben, oder aufzugeben, als in der Feinde Wolfsgruben zu rennen. — Leider fand der dankbare Herr nicht Zeit, ſeinen Wohlthäter nur nach dem Namen zu fragen; weil das Gelauf immer raſender wurde, und ſich im Nu ein dergeſtaltiger Schlagregen einſtellte, daß ein Jeder eilte, was er konnte, unter Dach zu kommen. Die Fluthen des Himmels wirkten kräftiger als der wachthabenden Wehrleute Streiche; die Gaſſen ſtanden plötzlich wie ausgefegt; wer ein Winkelchen wußte, floh dahin, und der Puchhaimb, nachdem ihm der Pharao gleichſam unter den Händen weggekommen, war nicht der Letzte, der ſein Lieb wohlbehalten in's väterliche Haus zurückbrachte. — Wohl lauerte am Püttrichthurm der Verräther; am Sendlinger Thor der Hinterhalt; im Altenhof verſteckt der Graf, gewärtig ſeines Boten; unter'm Vordach des Stadthauſes am Anger, ſchnaufend vor Angſt und Ungeduld, Herr Ligſalz, durch ſein Commando an ſeine bewaffnete Schaar gefeſſelt. Umſonſt, vergebens war Aller Warten und Ungeduld. Als das böſe Wetter nachgelaſſen, als die Fußknechte und Corbiner auseinandergegangen, als der Geſchlechter neugierig und haſtig heim gelaufen, ſeine Hauptmannsrüſtung abzuwerfen, und Neues zu vernehmen — fand er Mechtild und Puchhaimb, die vom guten Engel berathen, zu ſeinen

---

*) ſtat, ſachte.

Füßen ſtürzten, zu gewinnen endlich des Vaters Gnade. Die phantaſtiſche Schönheit in dem Aufzuge der Liebenden, der feierliche Tag, die angenehme Ueberraſchung des Patriziers, der von Frevel geträumt und kindlicher Biederkeit in die Arme gefallen, die Erinnerung an des Herzogs Worte und Ausſteuer, ſo wie an die durch edles Beginnen widerlegten Verläumdungen des Mamugna . . .! Der rauhe Bürger verlor plötzlich ſeine Wildheit, um der weichmüthigſte Vater zu ſeyn. Rückblickend auf ſein eignes langjähriges Haus- und Gattenglück, knüpfte er den Bund der Verliebten; ließ ſie ein in die ſo ſchnell erſtürmte Burg ſeines Herzens. —

Den Segen, der laut aus des Vaters Munde ſtrömte, erwiedert vom lauten Danke der Verlobten, liſpelte Afra in ihrer ſtillen Kammer nach, dankend dem gütigen Gott in der Höhe, der Alles wohl macht. Die von der Proceſſion ermüdete Jungfrau, ihrer Muttergottesherrlichkeit entkleidet, ruhte, erquickt von dem Glücke ihrer Gebieterin. Ligſalz und die Seinen waren zum Banket auf die Trinkſtube gegangen; Afra hatte Muße, des Tages glänzenden Zaubertraum noch einmal durchzuleben mit halb geſchloſſenen Augen; ihren Triumphzug, den Beifallſturm des Volkes, den herzlichen Dank des Licentiaten, den huldreichen Gruß ihres Fürſten und Herrn. Dann erhob ſie ſich ſchnell von dem niedrigen Schemel, ſtellte ſich vor den Spiegel, ergriff eine Roſe ſtatt des Himmelzepters, verwandelte in Gedanken den grünen Hut in die Juwelenkrone, und fragte ſich mit Demuth, Andacht und Verwunderung: „Bin ich's denn wirklich? Afra, haſt Du wirklich nicht geſchlummert und des Schlummers Gaukelbilder für Wahrheit genommen? Du haſt der heiligſten Mutter Perſon fürgeſtellt? Du, die Magd im groben Mieder, in der rauhen Schürze? Du ſelber, Afra, Du biſt heut das ſchönſte, vornehmſte, glücklichſte Dirnel in ganz München geweſen?“ — Und ſie lachte fröhlich vor ſich hin, alle Mühen vergeſſend; und ſie lächelte dann ſehnſüchtig, gedenkend der Prophezeiung des Direktors, der ihr ein baldig Glück verhieß, zum Lohne des frommgeleiſteten Dienſtes. — Unwillkührlich verglich ſie ihre Lage mit derjenigen ihres Fräuleins Mechtild; unwillkührlich hafteten ihre Gedanken an dem Glücke, das ſich für Mechtild bereitete. Afra ſeufzte; Afra, in ihrer armen Stube umherſchauend, zweifelte; Afra, das fromme Kind, ſuchte Troſt und Ergebung in ihr Loos vor dem Bilde ihrer himmliſchen Fürſprecherin. In ihrem Buſen jedoch regte ſich im Voraus ein beſeligend Gefühl; ſüße Ahnung erwärmte ihn, ein unſchuldig und felſenfeſtes Vertrauen erfüllte ihn mit unſäglichem Frieden. Afra hätte in ihrer Zuverſicht einen Eid darauf geſchworen, daß des Licentiaten Worte in Erfüllung gehen würden; noch mehr: ihr war zu Muthe, als ob ſchon heute, zur Veſperſtunde, das verheißene Glück eintreffen müſſe: als ob gerade jetzo deſſen Bote um das Haus ſchliche, und ihren Namen riefe mit leiſer Engelsſtimme.

Während die Unſchuld oben im Hauſe einer Verkündigung entgegenharrte, polterte unten ein Teufel über die Treppe. Bonaventura, athemlos nach Hauſe gekommen, ſeinem Herrn die üble Poſt zu bringen, flog, um den Altenhof zu gewinnen. Als er die kleine Spitzpforte des Fletz aufſchlug, die nach der Straße ging, prallte er zurück, vor einem haſtig eintretenden Manne, der nicht weniger verwundert ſchien, Bart an Bart mit dem Walliſer zuſammenzutreffen. Alte Bekanntſchaft von beiden Seiten, dem einen ſehr unerwünſcht, dem andern bald ein willkommen Ereigniß. — „He, ſieh doch! der Scheiben-Toni?“ — „Ach mein, Ventur', Du ſchweizer'ſcher Krauskopf!“ — „Grüß' Gott!“ — „Willkommen Du.“ — „Kennſt mich noch, Toni?“ — „Ich glaub's; biſt ja noch immer der Alte.“ — „Biſt auch nicht ſtark verändert.“ — „'s iſt Schad! Es wär' mir lieb, wenn ich ausſäh' wie ein Aff. Du weißt ja noch, Ventur'? zu Miesbach . . . . he? kennſt noch den Stutzen?“ — „Mit dem haſt Du auf den Herzog geſchoſſen. Wie?“ — „Pſt! um aller Erzengel willen! ſchluck' nieder, was Du weißt. Wir ſind ja zu München.“ — „Wohl wahr; doch verräth ein Spießgeſell den andern nicht.“ — Der Scheiben-Toni maß ſeinen Spießgeſellen unſchlüſſig; ihm fiel die Verrätherei ein, ſo an dem guten Ritter Georg hätte begangen werden ſollen. Bonaventura, welchem daran lag, daß der Tyroler nicht lange ſeinen Gedanken nachhienge, fragte dringlich und unaufhörlich, was den Schützenfreund nach der Stadt und in dies Haus führe. Bald hatte er die vollſtändige Beichte des Gebirgſohns vernommen, und gehört, daß Toni nach eifrigen Erkundigungen erfahren, wie ſeine geliebte Maria als ein ehrlicher Dienſtbote der Ligſalze Haus bewohne, und daß er komme, ſie kennen zu lernen und ſeine Hand ihr anzubieten wie ein biedrer Freiersmann.

Bonaventura mußte mit halber Wendung und vorgehaltnen Fingern ſein Geſicht verbergen, damit Toni die Teufelsfratze nicht ſah, die er ſchnitt, von Schadenfreude und Bosheit hingeriſſen, dann warf er ſich gewaltſam an des Tyrolers Hals, rufend: „Dir hat Gott mit Fug und Recht Reichthum und friſchen Muth geſchenkt. Du thuſt ein gut Werk an der tugendreichen Magd, fürwahr! Und ein gut Werk macht gute Worte und dieſe finden eine gute Statt. Geh' keck hinan die Stiege; bring' Deinen Spruch an, und Gottes Segen mit Dir! Aber . . . eins verſprich Deinem Freunde und Geſellen. Weile, bis ich wiederkehre. Nur meinem Herrn eine Botſchaft zu melden, lauf' ich; bin gleich wieder zurück, und ſehne mich, mit Dir ein Wort zu plaudern.“ — „Mein, narreter Tattel, tauſend für eins, verſteht ſich. Aber . . . . liebſter Ventur', . . . hab' Gott im Herzen, und ſey verſchwiegen, wie ein Grab. Sollſt mich dankbar finden.“ — Der walliſche Schelm legte eine Hand auf die Bruſt, die andere, wie ein ächter Kreuz- und Nothbruder in die Rechte des Scheiben-Toni, und entfernte ſich unter tauſend Betheuerungen, eine ſchöner als die andere. —

Während er lief gleich einer Spinne, ſeinen Herrn zu ſuchen, und ihm eine Gelegenheit zu verrathen, wodurch er ſich wieder in des Fürſten volle Gunſt ſetzen möchte, ſchlich der Scheiben-Toni behutſam die Stiege hinan, und fand das Haus leer, wie ausgeſtorben. Als er von Thüre zu Thüre ging, vergebens pochend, vergebens die Klinken verſuchend — denn das Geſinde des Ligſalz und des Mamugna hielten großen Sabbat — wurde ihm ſcheu zu Sinne, und öfters ſagte er zu ſich ſelber: „Hätte doch etwa dem narbeten Walliſer nicht Alles herausſagen ſollen! Aber, wie finge ich's an, eine Lug vorzubringen? Und, eins wie's andre: ich muß ihn ja nicht erwarten, kann mich früher davon machen." —

Und dieſes Letztere war er im Begriff, in's Werk zu ſetzen, als er oben im Hauſe einen mildiglichen Geſang vernahm, und es war ein andächtig Lied, was Afra in ihrer Kammer ſang. — Das gute Mädchen hatte ſeine wenigen Putzſtücke aus der Truhe geklaubt, und auf dem Tiſchlein ausgeſpreitet: Goller, Mieder, feine Aermel, und ſchöne Bänder; das ſchönſte war jedoch ein von ihrer Mutter ererbtes; nach wälſcher Art muſirt mit ſilbergeſtriemten Zacken. Das leuchtete lieblich im Sonnenſtrahl, der zur Dachlucke hereinſtach, und war der zweite Gegenſtand, der dem Toni in's Auge fiel, da er am Schlüſſelloch lauſchte, und mit bebendem Herzen erkannte, daß hier oben wahrlich die reinſte Jungfrau ihren Thron aufgeſchlagen. Das Beben in der Männerbruſt theilt ſich leicht der Männerfauſt mit, und daher kam's, daß unvermuthet die Thüre aufſprang, und als wie hereingehagelt der ſtattliche bewaffnete Tyroler vor ſeiner Landsmännin ſtand, die nicht recht wußte, wie ihr geſchah, aber es bald inne wurde, da nur die erſten Fragen vorüber waren. — „Jeſu!" — „Grüß' Gott, ſchöne Tyrolerin." — „Dank' Gott, Landsmann; woher?" — „Am Zirlſperg, da iſt halt meine Heimath!“ — „Ach, im Flecken haben auch wir gewohnt, die Mutter und ich.“ — „Ich weiß, ich weiß, Du lieb's Diendl; das Band hat mir's verrathen.“ — „Das Band?“ — „Ein Citronenhändler hat einmal um Deine Mutter gefreit, und es iſt nichts daraus geworden. Aber das Band hat er ihr gebracht von einer Dult.“ — „Auf ein Haar iſts ſo, und Du heißeſt?“ — „Hiob oder Lazarus, wenn Du Dich nimmer beſinnſt auf den kleinen Toni, der mit Dir geſpielt hat, wie Du nicht höher warſt, als der Tiſch, Du herzige Afra!“ — „Ei, du heilige Mutter! der Toni! grüß tauſendmal Gott!“ — Die freudige Magd reichte dem Jugendfreund die Hand, die er rechtſchaffen ſchüttelte, und nicht losließ, da er ſich vor das Mädchen auf den Schemel ſetzte, um fortzufahren: „Dein Mütterl?“ — „Tröſt' ſie Gott!“ ſeufzte Afra mit ſchwimmenden Augen: „Und Dein Vater, Toni?“ — „Gott hab' ihn ſelig. Bin ganz allein.“ — „Ei ja doch! Du, ein reicher Mann! Haſt gewiß ſchon eine Staatsfrau, und liebe Kinder. Du biſt geborgen, und die arme Afra muß weit von der Heimath unter den Ehhalten*) ihr Brod verdienen.“ — „Tappetes Ding! mir fehlt noch's Beſte; was meynſt?“ — Die erröthende Dirne ſchwieg verlegen und ſah zur Erde, während als wie himmliſche Muſik des Toni Rede weiter lautete: „Bin lang ein Narr geweſen, hab' mich herumg'hackelt mit einem g'ſchupften Weibsbild, das nicht weiß, wo aus noch ein, vor Uebermuth. Wie ich Dich geſehen habe, iſt alles mit der Theres aus geworden. Schau' mich an, Afra. Auf Galli Tag dreißig Jahr', ein Gütel frei von Schulden, ein saubrer Stall mit Vieh und hie und da ein blankes Tauſend Gulden.... das biet' ich Dir, und das haſt Du, wenn Du einſchlägſt, und wir heut noch unſere Stuhlfeſt *) machen.«

---

*) Ehhalten, Dienſtboten.

Einer Ohnmacht nahe, ſchwankte das von ſeinem Glücke tief bewegte Mädchen; von des Scheiben-Toni ſtarken Armen gehalten, ſtammelte ſie: »Ich hab' keine Ausſteuer als meine Armuth, lieber Toni!« Und er antwortete mit freudiger Entſchloſſenheit: »Wenn Du auch nicht ein Paar Schuhe vermöchteſt, ich ginge nicht von dannen ohne Dich.« Aus ſeinen Augen ſtürzten Thränen, Afra ſah die hellen Zähren, trocknete ſie ſchnell durch ein fröhlich Jawort, und der wonnetrunkne Freier übte des erſten züchtigen Kuſſes Recht. — Da meldeten ſich Gäſte zur Verlobung; ach, es waren unwillkommene Leute, mit Spießen und Stangen, eine Rotte von Stadtſöldnern, geführt von Bonaventura, dem Judas. »Greift zu!« befahl er den lärmenden Knechten: »Packt, bindet ihn, den Hochverräther, der ſchon einmal nach des Herzogs Leben getrachtet; der jetzo gen München gekommen, um ſein Frevelſtück deſto gewiſſer zu vollführen. Die verdiente Strafe erwartet ihn!« — Schon war der aus ſeinem Freudentaumel geriſſene Toni unter den Fäuſten der Schergen, Afra vernichtet, zu Boden geſchmettert, ein Paradies in den Staub getreten. Der Falkenthurm mit ſeinem düſtern Grauen umfing den troſtloſen Bräutigam.

---

*) Verlobung.

7.

„Ein Fürſt, der da wandelt in der Furcht des Herrn, gibt auch der Menſchheit geziemende Ehr.“

In ſeiner Schlafkammer, vor dem Cruzifixe von Elfenbein, umwebt von tiefer Einſamkeit, kniete und betete der Regent des Baierlandes. Er hatte bald die reichbeſetzte Hoftafel verlaſſen, um ſeinen Andachtspflichten zu genügen. Sein Schlafgemach war geeignet, einen eifrigen Beter zu beherbergen; es glich der Klauſe eines Mönchs. Das Getäfel, ſo die Wände von oben bis unten überzog, von braunem Holze, eben ſo die Decke der Kammer. Hie und da ein Gemälde des kunſtreichen Chriſtoph Schwarz, des Heilands Leidensgeſchichte darſtellend; ein ſehr leſerliches „Memento mori“ über der Thüre; ein ſchlichter Vorhang von violettem Zeuch, der das ſchmuckloſe Bett und deſſen wollene Decke verbarg; . . . das war das Geräthe des prachtvollſten Fürſten ſeiner Zeit, in deſſen Sälen und Galerieen die Bildwerke des Alterthums, unermeßliche Reichthümer an Kleinodien der Kunſt, zur Beſchauung, zum Genuſſe aufgeſtellt waren; deſſen Hof eine eigene Stadt bildete, ob des zahlreichen adelig und bürgerlich gebornen Geſindes. Und er kniete unterthänig, wie ein Knecht, denn ſeine Tugend war Demuth; fromme Milde verklärte ſein Geſicht, denn er umfaßte mit Chriſtenliebe Land und Leute. Wer ſeine erhabene Geſtalt, ſein ausdrucksvolles Antlitz, die feurigen Augen unter dichten Brauen und kahler Stirne, wer den befehlenden Mund unter dem ſchwarzen Bart geſehen, achtete ihn für einen heldenmüthigen Fürſten von rauher Zunge und unerbittlichen Beſchlüſſen; wurde jedoch mit dem Kreuze an ſeine Bruſt geklopft, flugs that ſich auf das wachsweiche Herz: Wenige Stunden ſeines Tags gehörten dem Regiment, mehrere den Künſten, die meiſten dem Gebet; der Abend der Familie. Keinen Augenblick mehr verſchwendete Wilhelm auf Jagd und Spiel, auf Krieg und Richteramt. Ein wohlgelungener Kirchenthurm galt ihm mehr als alle Gerichtshöfe; ein pünktlich abgehaltenes Fronleichnamsfeſt freute ihn mehr, als der glänzendſte Sieg.

Daher, des Prunks ſich entſinnend, womit er heute abermals ſeinem Gott und Glauben ein verherrlichendes Opfer gebracht, erhob er ſich vom Gebet mit verklärter Stirne; verſcheucht war aus ſeiner Bruſt der grollende Wurm, den Mamugna mit ein paar Worten geweckt, welche er, hinter des Herzogs Stuhle ſtehend, dem Fürſten in die Ohren geflüſtert hatte. Wohlgemuth trat Wilhelm in ſein Vorgemach, und gab dem meldenden Edelknaben gnädig die Weiſung, den wartenden Licentiaten herein zu laſſen. — „Gustate et videte!“ rief er dem Direktor zu, und ſtreifte einen Rubinring von ſeinem Finger, ihn dem getreuen Rathe hinzureichen: „empfanget dieſes Kleinod als einen Beweis Unſrer huldvollſten Zufriedenheit. Das heutige Feſt übertraf an Ordnung und Pracht ſelbſt den Antlas von Anno vier und achtzig. Unſern gnädigen Dank Eurer Hausfrau. Ihr ſollt beide auf Unſerer Kämmerei nicht vergeſſen werden.“ — Der Licentiat bückte ſich in einem fort, ſtammelte ſeine unterthänigſte Erkenntlichkeit, und ließ ruhmredig mehrere Worte fallen, die ſeine mannichfachen Verlegenheiten erzählten; zugleich jedoch die Mittel und Wege, die ſein Scharfſinn erfunden, ſothanen Verlegenheiten zu ſteuern. Dieſes Kapitel endend, ſprach er: „Jedoch iſt auch allerdings dem Höchſten der wärmſte Dank zu bringen, weil Er nicht zuließ, daß mein Eifer zu Schanden wurde; weil gleichſam an Seiner Hand mir mancherlei Werkzeuge zuwandelten, Seinen Namen zu preiſen in Ewigkeit.“ — Der Herzog erinnerte ſich der Maria, die ihm während des Umgangs der Litentiat gezeigt, und entgegnete: „Eine ſtattliche Magd, die in der Himmelfahrt Mariä. Wir möchten ſchon derſelben eine Verehrung reichen, an ſie ein Wort der Gnaden richten, indem ſie Uns und Unſerer Gemahlin abſonderlich und nicht wenig gefiel. Bringt ſie noch heute vor Unſere Augen, Lieber, und vergeſſet nicht, den langen Pharao, der ſo unſchuld'gerweiſe im Schergenſtübel geſeſſen, mit einem Trinkgeld zu bedenken.“ — Noch einmal verneigte ſich der Licentiat, ſagend: „Das Erſtere wird unfehlbar geſchehen; das Zweite wäre ſchon verrichtet, doch iſt der Menſch nirgends noch zu finden geweſen.“ — Hierauf entfernte er ſich, und ließ dem Patrizier Ligſalz, der mit ſeiner Tochter und dem Eidam kam, freies Feld. — Wilhelms Geſicht wurde ſonnenhell, da er ſeinen Schützling am Ziele ſeiner Wünſche ſah, und er ſtreckte herablaſſend die Hände hin, daß ſie geküßt würden von dem Brautpaar, welches ſich ſeiner Gnade empfahl. „Geſcheut, geſcheut, Herr Ligſalz!“ rief der

Fürſt gerührt: „Bei dieſer Hochzeit macht die heilige Dreifaltigkeit, ſo zu ſagen, ſelber den Copulirprieſter. Glaubt es: Ehen, an ſolchen Feſttagen geſchloſſen, halten wie Stahl und Eiſen, bringen Glück bis in's tauſendſte Glied.“ — Dann klopfte er den Puchhaimb auf die Wange, fortfahrend: „Schau, armer Geſell, wie ſie Dich verläumdet, ... wie ſie das ſchöne Kind da angeſchwärzt hatten! Haben Wir nicht gleich geſagt, Herr Ligſalz, daß Wir's nicht glauben möchten von dem Puchhaimb? Er, das ehrlichſte Blut im Baierland, er, eine Jungfrau entführen! er, ein Aergerniß geben der ganzen Chriſtenheit! ein Scandalum, ſo Wir, auf Fürſtenwort, nie vergeben hätten?“ — Das Brautpaar ſenkte erröthend die Häupter zu Boden, während Ligſalz entzückt die Augen zum Himmel kehrte; der Herzog faßte aber Puchhaimb's Kinn, hob ſein Antlitz empor, und ſprach weiter: „Darum haben auch Wir dich erzogen, und ſeynd ſtolz auf Dein Gedeihen, und werden nimmer Unſere Hand von Dir abziehen, und Dir eine fürſtliche Ausſteuer mitgeben. Ach, Wir tragen ja nur eine heilige Schuld an Dich ab, und mögen dennoch in Ewigkeit nicht das koſtbare Blut Deines Vaters vergelten. Gott verleih' ihm die höchſte Seligkeit! Er ſtarb als ein Biedermann für den lieben Heiland, ſeine chriſtkatholiſche Kirche, und ſeinen Herzog. Wir denken's noch, als wär's geſtern geweſen, wie er neben Uns ritt im hellen Harniſch, und die Kugel ſauste, die auf Uns gemünzt geweſen, und der Puchhaimb fiel, daß ihn jedermänniglich beneidete . . .!“

Die Thränen des Herzogs ſpiegelten ſich wieder in des Sohnes Zähren; plötzlich aber trocknete Wilhelm ſeine Augen, zog die Brauen zuſammen, und begann: „Bei allen vierzehn Nothhelfern! Wißt Ihr ſchon, daß der Gaudieb gefangen ſitzt, der den edeln Ritter erſchoß? Der Böſewicht hat ſich in München eingeſchlichen, um Uns den Garaus zu ſpielen, kann alte Bosheit nicht vergeſſen, obſchon Uns Gottes Hand ſichtbarlich beſchirmt. Unſer Engel war diesmal der Mamugna, der's in den Sternen las, und alſogleich den Frevler zur Haft bringen ließ. Manche Lugen und Winkelſtreiche verzeihen Wir dem Wälſchen um dieſes Dienſtes willen.“ — „Meines Vaters Mörder?“ fragte Puchhaimb auffahrend; aber Ligſalz hängte kopfſchüttelnd die Frage an: „Wird es wahr ſeyn, was der Graf berichtet, gnädigſter Herr? Ich hätte Felſen auf ihn gebaut, und dennoch hat er mein liebes Kind verläumdet, und dieſes wackern Jünglings Ehre beleidigt.“ — Aus Puchhaimbs Augen fuhren drohende Blitze, und lächelnd meynte der Herzog: „Wir zweifeln nicht, daß der Ritter verſtehen werde, den giftig hingeblaſenen Roſt von ſeiner Ehre Spiegel zu putzen. Was aber den heimtückiſchen Miesbacher angeht, ſo wollen Wir alsbald ins Reine mit ihm kommen. Wir befahlen, ihn aus dem Kerker zu ziehen, und vor Uns zu bringen. Unſer Befehl muß bereits vollzogen ſeyn.“

Gewohnt, von ſeines Geſindes Gehorſam pünktlich bedient zu werden, betrog ſich heute der Herzog in ſeiner Vorausſetzung nicht. Der Scheiben-Toni wartete ſchon drauſſen, der Ketten entledigt, unter den Speeren der Wächter. Der erſten Ueberraſchung, die den Tyroler zu Boden geworfen, war eine ihm ſelber unbegreifliche Ruhe gefolgt. Er ſcheute ſich nicht, dem unter die Augen zu treten, der über ſein Leben entſcheiden konnte; er wünſchte ſogar dieſes Verhör. Der niedrige Verrath, dem er erlegen, hatte ihn vor ſich ſelber wunderbar erhoben, und Balſam war für ſeine Bruſt der Gedanke, daß Afra für ihn betete, daß die frömmſte Seele in München an ihm hing, daß er nicht von aller Welt verlaſſen ſtand. Mit ſolcher Freudigkeit erſchien er vor dem Herzog, und deſſen würdig Antlitz getröſtete ihn noch mehr, daß er muthig, obgleich beſcheiden, nach der erſten Frage zu dem Herrn anhob: „Heil und Segen Dir, Du frommer Herzog Wilhelm! Wir ſprechen daheim in unſern Thälern oft und vielmals von Deiner Gerechtigkeit, und wie Du ein guter Vater ſeyſt Deinen armen Leuten und Unterthanen. Wolleſt auch gerecht ſeyn mit dem unglücklichen Scheiben-Toni, der vor langen Jahren, ... ich läugne es nicht mehr.... im Kriege auf Dich geſchoſſen hat; aber ein Schelm iſts, welcher ſagt, ich ſey anher gereist, um als ein Nachtmörder Dir ans Leben zu wollen. Wenn's Dir kein' Langweil macht, Wilhelm, ſo erzähl' ich Dir bäuriſch und einfältiglich, wie es mir ergangen. Horch' auf meine Red', und nicht auf das Geplauſch des Walliſer Spanbrenners, der mich verrathen hat.“

Die treuherzige und dennoch ſo geſchmeidige Anrede des klugen Gebirgſohns, und ſein ernſthaft männlich Weſen beſtachen den juſt heute gar menſchenfreundlich geſtimmten Herzog, daß er mit geduldigem Ohre zuhörte von Anfang bis zu Ende, was Toni, der Wahrheit die Ehre gebend, vorbrachte. Als gegen den Schluß ſeines Berichts der Erzähler von ſeiner Liebe zu Afra, von ſeiner Freiwerberei, ſeinen Hoffnungen und ſeinem plötzlichen Unſtern lebendig und beweglich redete, rührte er auch den Fürſten tief, daß derſelbe ihm mit der Hand winkte, ſtille zu ſchweigen, und abgewendet zu dem Geſchlechter ſagte: „Findet Ihr eine Schuld an dem Buben? Was er zu Miesbach gethan, that er im Kriege, war nicht Unſer Unterthan. Und meynt Ihr, er hätte, auf eine fröhliche Hochzeit denkend, noch einmal auf Uns ſchießen mögen? Und habt Ihr ihn geſehen, wie ſchön er den Pharao machte?“ — „Mamugna wollte freveln an dem Unſchuldigen, frech zählend auf Ew. fürſtl. Durchlaucht Leichtgläubigkeit;“ verſetzte Ligſalz achſelzuckend, und der Herzog ſchwieg lange mit grollend gerunzelter Stirn. — Während deſſen flüſterte, bittenden Auges, der Scheiben-Toni, der klug verſchwiegen, welchen Dienſt er dem Puchhaimb geleiſtet, demſelben, der in ſich verloren da ſtand, zu: „Um Deines glücklichen Brautſtands willen, Jörgl, red' ein gut's Wörtl zum Herrn, und Gott vergelt' Dir's tauſendmal!“ — „Unſeliger!“ entgegnete der Jüngling ſchmerzlich: „Du haſt meinen Vater getödtet....!“ — Nun verſtummte freilich erblaſſend der Tyroler, aber Mechtilds beredeter Blick, zu dem Verlobten auffliegend, ſchien mit zärtlichem Vorwurf zu fragen: „Grauſamer, verdanken wir nicht Dieſem unſre Seligkeit, und iſt Dein Edelmuth nicht ſtark genug, eine That zu vergeſſen, die ein blinder Kriegszufall dem Schützen auf die Schultern warf?" — Puchhaimb verſtand den Blick; der ſeinige fiel auf das Bild des heiligſten Mittlers; ſeines Vaters Stimme ſchien aus den Wolken zu rufen: „Vergib um meinetwillen!" und, gehorchend der edelſten Regung, dem ſchönſten Gefühle ſeines Lebens, warf er ſich zu des ſtaunenden Herzogs Füßen, rufend: „Eure Weisheit, Eure Großmuth, durchlauchtigſter Herr, hat gewißlich ſchon entſchieden zwiſchen dieſem armen Bauer und dem lügneriſchen wälſchen Abentheurer; gewißlich habt Ihr dieſem armen Schelmen vergeben, was er einſt gegen Euch verſuchte. So aber nöthig wäre, Euern fürſtlichen Gnadenſpruch erſt flehentlich zu erbitten, ſo hört günſtig die Fürſprach des Puchhaimb, des trauernden Sohns, der ſelber ſeiner Rache ſich entkleidet, um Euch zuzurufen: Schenkt dieſem Manne das Leben, die Freiheit, Verzeihung und Eure Huld!" Sich ſträubend gegen des Jünglings Ungeſtüm, entgegnete ſchmollend der Herzog: „Steh' auf, ſcham' Dich in Dein Herz hinein, Gelbſchnabel. Sind Wir denn ein Tyrannus, ein Herodes? Steh auf, ſagen Wir; Gott allein die Ehre. — Was gibts aber draußen? — Wer heult vor Unſern Porten? Herein, wer iſts?"

Vom Licentiaten halb geſchleppt, halb geſchoben, erſchien Afra, ein Bild der Wehmuth und der ängſtlichſten Schüchternheit auf der Schwelle, und kniete ſchluchzend nieder, auf Toni deutend, Gnade bittend für ihn. „Potz Falken!" ſagte der Herzog, dem ſelber angſt und bange wurde: „Steht's auf mitſammen, macht's Uns den Kopf nicht warm. Komm herbei, Tirolerbub. Da, küſſe Uns die Hand; haſt den Pharao brav gemacht, viel Ehr' damit eingelegt, und wann die Maria dort Dich lieb hat, und Du ſie ehrlich halten willſt, ſo mag vergeben ſeyn, was zu Miesbach geſchah, und Wir wollen nicht glauben, was Uns von Dir geträtſcht worden iſt. Aber Alles gilt nichts, was Wir hiemit verſprochen haben, wenn Du nicht ausweiſen magſt, daß Du der vermaledeiten Ketzerei abgeſchworen haſt, wofür Du dazumal Dein Pulver verklopfteſt. He, Du Longinus, wie ſtehts mit dem Chriſtenthum?" — Da war der Scheiben-Toni geſattelt; aus der Taſche zog er den Roſenkranz, unter'm Bruſttuch hervor das Agnus Dei; auf ſeine Kniee ſinkend, und die Hände faltend, betete er zum Herzog empor den Glauben, und dann das Vaterunſer, und endlich den engliſchen Gruß, ſonder Anſtoß noch Irrthum; daß ihm Herzog Wilhelm zu guter Letzt einen ſanften Backenſtreich gab, ihn vereinigte mit der Braut, und ihm erlaubte, ſeinen treuen Stutzen bei'm Ehrenſchießen zu gebrauchen. — Nachdem alle die Glücklichen unter tauſend Segenswünſchen von dem mildreichen Herrn geſchieden waren, entließ er auch den fröhlichen Licentiaten mit den Worten: „Schreibt's auf, Herr Müller, was ſich heut am Antlasfeſte zugetragen. Kind und Kindskinder ſollen leſen, wie der Finger des Allmächtigen in all dieſen Verwirrungen ſichtbarlich geweſen, und wer's nicht glaubt, . . . dem fahre das Wetter in den Ketzerſchädel; Gott vergebe Uns die ſchwere Sünde! — Was den Mamugna angeht, ſo ſchneiden Wir ihm aufs Kerbholz, was er Uns heute vorgelogen!"

Das Beſte, Haupt, Kranz und Glück vom Münchner Ehrenſchießen brachte der Scheiben-Toni nach dem heimiſchen Thale zurück. „Da iſt, was ich Dir verſprochen;“ ſagte er zu der überraſchten Theres, indem er die ſeidenen Fahnen, behangen mit Silbermünzen, zu hren Füßen niederlegte: „Hier iſt aber auch, was ch für mich behalte!“ ſetzte er hinzu, und zeigte der Vernichteten die ſchöne Braut. — Als er ſeine Afra heimführte, und die Berge vom Jubel wiederhallten, verbarg ſich neidvoll und beſchämt Theres in einem Kloſter; juſt an demſelben Tage wurde zu München Marco Bragadin um ſeiner Betrügereien willen am Leben geſtraft und in vergoldeten Stricken aufgehangen. Dem Walliſer ſchenkte man für ſeine Lebenszeit einen Platz auf den Ruderbänken einer venezianiſchen Galeere.

Anzeige

für

Freundinnen und Freunde

geiſtreicher Unterhaltung.

Carl Spindlers
ſämmtliche Werke.

Erſter bis zwanzigſter Band.

Elegante Octavausgabe auf Patent-Velinpapier.

1r — 5r Bd. Der Invalide. 15 fl. — 8 Rthlr. 12 ggr.
6r — Der Schwarmer. 3 fl. 36 kr. — 2 Rthlr. 6 ggr.
7r — Blumlein Wunderhold. 2 fl. — 1 Rthlr. 6 ggr.
8r — 10r — Der Jeſuit, 2te Aufl., 9 fl. — 5 Rthlr. 6 ggr.
11r — 13r — Kettenglieder, 7 fl. — 4 Rthlr. 6 ggr.
14r — 15r — Sommermaien, 6 fl. — 3 Rthlr.
16r — 17r — Winterſpenden, 6 fl. — 3 Rthlr.
18r — 20r — Die Nonne von Gnadenzell, 9 fl. — 5 Rthlr. 6 ggr.

Die
Nonne von Gnadenzell.
Sittengemälde
des fünfzehnten Jahrhunderts,
von
C. Spindler.
3 Bände.

8. br. 9 fl. — oder 5 Rthl. 6 ggr.

Winterſpenden.

Erzählungen und Novellen
von
C. Spindler.
2 Bände.
8. br. 6 fl. — oder 3 Rthlr.

Sommermalven.

Erzählungen und Novellen
von
C. Spindler.
2 Bände. 6 fl. — 3 Rthlr.

Der Jude.

Deutſches Sittengemälde aus der erſten Hälfte
des
fünfzehnten Jahrhunders,
von
C. Spindler.
3 Bände. Zweite Auflage, geheftet.
9 fl. — 5 Rthlr. 6 ggr.

Der Jeſuit.

Sitten- und Charakter-Gemälde
aus
den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts,
von
C. Spindler.
2te Auflage.
3 Bände, elegant brochirt.
9 fl. — 5 Rthlr. 6 ggr.

Je länger, je lieber.

Erzählungen und Novellen
von
C. Spindler.
3 Bände. 8. Elegant brochirt.
7 fl. — 4 Rthlr. 6 ggr.

Moosroſen.

Geſammelte Erzählungen
von
C. Spindler.
3 Bände. Elegant brochirt.
7 fl. — 4 Rthlr. 6 ggr.

Der Invalide.

Hiſtoriſch-romantiſche
Bilder neuerer Zeit
von

C. Spindler.

Mit des Verfaſſers Bildniß.
5 Bände. 15 fl. — 8 Rthlr. 12 ggr.

Von den frühern Jahrgängen
von

C. Spindler's

Vergißmeinnicht,

Taſchenbuch
für
1830, 1831, 1832, 1833,

die ſich eben ſo ſehr durch ihre ſchönen Kupfer und Stahlſtiche als den intereſſanten Inhalt auszeichnen, haben wir noch einen kleinen Vorrath.

Arabeſken.

Von

Ludwig Bechſtein.

8. geh. 1 Rthlr. 3 ggr. — 1 fl. 48 kr.

Der durch mehrere Schriften, namentlich durch ſeinen Todtentanz, bereits rühmlichſt bekannte Verfaſſer übergibt hier den Leſern eine Sammlung vermiſchter Aufſätze und Poeſien, die **Niemand**, welchem Stande er auch angehöre, unbefriedigt aus der Hand legen wird. Geniale Naturanſchauungen, humoriſtiſche Betrachtungen, tiefgefuhlte Wahrheiten des Lebens und Schilderungen des Gemuths und Herzens, wechſeln in gebundener und ungebundener Rede mannigfaltig darin ab, und bilden ſo, wie in dem Dedikations-Gedicht an die Freunde ausgeſprochen iſt, eine bunte Fulle, inneres Leben, Ernſt und Scherz offenbarend. Seinen Freunden weiht der Verfaſſer dieſe Arabesken. Wir ſind uberzeugt, daß er deren viele habe, und daß, wer ihn aus ſeinen fruheren Dichtungen achten lernte, ihn durch Lecture der Arabesken lieben lernen wird.

Briefe eines Verſtorbenen.

Ein
fragmentariſches Tagebuch
aus
England, Walles, Irland und Frankreich,
(Deutſchland und Holland.)
Zweite Auflage.
Mit Stahlſtichen und Lithographien.
Vier Bände.
9 Rthlr. — 15 fl.

Die Briefe eines Verſtorbenen haben in Deutſchland nicht allein entzuckt; durch die ganze gebildete Welt war ihr Ruf mit Blitzesſchnelle gedrungen. Eben ſo reich an Materie als an Witz, an Mittheilungen von Erlebtem als an Beobachtungen, iſt dieſem Werke fur die Dauer eine ausgezeichnete Stelle in der Literatur geſichert.

Das tolle Jahr.

Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde
aus
dem ſechszehnten Jahrhundert
Von
Ludwig Bechstein.

3 Bände. 8. geb. 7 fl. 12 kr. — oder 4 Rthlr.

Der Schauplatz dieſes Romans iſt eine vaterländiſche Gegend, die ein tragiſches Geſchick heimſuchte. Man wird dem Verfaſſer zu ſeiner Wahl nur Glück wünſchen können. Seine lebenvolle Darſtellung zeigt eben ſo ſehr fur geiſtreiches Studium der Quellen, als die Kunſt, mit der er die Materialien beſeelt, fur ſeine Dichtungs- und Erzählungsgabe ſpricht. Wir übergeben dem Publikum dieſes Werk in der Zuverſicht, daß es zahlreiche Freunde finden werde.

Die
Weiſſagung der Libuſſa.

Hiſtoriſches Gemälde
aus dem neunten Jahrhundert
von
Ludwig Bechstein.

2 Bände. Elegant brochirt.
3 Rthlr. — 5 fl. 24 kr.

Mit dieſem Werke trat ein als lyriſcher Dichter rühmlichſt bekannter junger Mann in die Laufbahn, die ſchon ſo viele und unter dieſen doch nur einige mit Glück betreten haben, die des hiſtoriſchen Romandichters. Wir empfehlen dem Publikum dieſes durch friſche, lebendige Phantaſie, treue Darſtellung der Geſchichte und ſichere kunſtfertige Zeichnung der Charaktere ſich auszeichnende Werk. Aus einer bewegten Zeit, deren Verhältniſſe in großen Maſſen gegen einander wogten, nimmt er ſeinen Stoff aus einem Lande, deſſen Originalität ſich als eine der ſchwerſten in dieſem Werke des poetiſchen Genius und der beſonnenen Kunſt darſtellt. Wer Geſchichte und Sagewelt ſtudiren will, findet hier eine reiche Quelle, wer ſich mit erhebender Lektüre für die Unbilden des Geſchäftslebens zu entſchädigen ſucht, wird hier ſich befriedigen können. Der Lyriker bewegt ſich in der neuen Form eben ſo gewandt, als in der länger vertrauten. Gewiß wird kein Leſer das Werk ohne eine nicht bloß augenblickliche, ſondern auch in der Erinnerung noch angenehme Befriedigung aus der Hand legen.

Erzählungen und Phantaſieſtücke

von

Ludwig Bechſtein.

4 Bde. 8. br.

6 Rthlr. — 10 fl. 48 kr.

Dieſes Werk des beliebten Verfaſſers enthält folgende Erzählungen:

Die Opfer des Wahns. — Der Maskenball. — Des Schickſals Walten. — Die arme Seele. — Manoel. — Der Pedell. — Die Viſion. — Zettelträgers ſelige Nächte. — Die beiden Roſen. — Die Singſtube. — Die Babenberger. — Der Mönch. — Der Naturforſcher.

Der Enthuſiaſt

von

F. L. Bührlen.

2 Bände. 8. geh. 6 fl. — 3 Rthlr.

Die Augen von vielen Empfänglichen, die, was der Verfaſſer als Novellendichter und im Gebiete der Kunſt- und Lebensphiloſophie ſeit ſo manchem Jahre der Leſewelt ſpendete, freundlich aufnahmen, werden auf dieſe Anzeige fallen. Sie werden ſich freuen, zu erfahren, daß ſich derſelbe in einem neuen Genre verſucht hat, in einem größeren Roman, in dem ſich jeder Verehrer der Kunſt und nicht gemeiner Weltanſchauung mit Vergnügen ergehen und ſpiegeln wird. Wir ſind gewiß, daß die Zahl derer bedeutend ſeyn wird, die ſich um den Erzählenden ſammeln, denn ſie muß aus Allen beſtehen, die für Geiſtreiches Sinn haben, und daran iſt Gottlob in Deutſchland kein Mangel.

Wanda Wielopolska,

oder:

das Recht der Gewaltigen.

Erzählung

aus den Zeiten der erſten Theilung Polens

von

Wilh. v. Chezy.

8. br. 1 Rthlr. 12 ggr. — 2 fl. 24 kr.

Polens langer Todeskampf, der ſo reich iſt an ergreifenden Situationen und Erſcheinungen, die bald die Menſchenwürde verklären, bald ſie ſchänden, der jede Bruſt zu heißem Mitgefühl bewegt, lieferte dem Dichter zu dieſer höchſt gelungenen Erzählung den Stoff. Durch die Meiſterſchaft, mit der hier Dichtung und Wahrheit zu einem Ganzen verſchlungen ſind, das vor dem Auge des Kenners die Prüfung beſteht, wie es der Leſewelt im Allgemeinen gefallen muß, wird dieſe Erzählung doppelt anziehend, und Hr. v. Chezy hat ſich dadurch neben den geachtetſten Namen einen Ehrenplatz erworben.

An

Könige und Völker,

Canzonen

von

Eduard Duller

12. eleg. br. 1 Rthlr. — 1 fl. 48 kr.

Aus der Harfe dieſes Dichters tönt der Geiſt der wunderbar bewegten Zeit, in der wir leben. Ihre Ideen, Wünſche und Hoffnungen ſind es, die er in ſeinen Geſängen verkündet.

Berthold Schwarz.

Novelle

von

Eduard Duller.

8. broch. 1 Rthlr. — 2 fl.

Die vorliegende Novelle iſt auf einem Stoffe gebaut, der gewiß das allgemeine Intereſſe auf das Lebhafteſte in Anſpruch nimmt: auf der Erfindung des Schießpulvers. Der Verfaſſer, den das Publikum durch den regen Antheil kennt, welchen er an dem geſchätzten Unternehmen ſeines Freundes Carl Spindler, an dem Zeitſpiegel, nimmt, hat in Berthold Schwarz ſich durchaus an keine der beſtehenden Novellenmanieren gehalten, ſondern echt ſelbſtſtändig ſeinen eigenen Weg. Der Kern der Novelle iſt die unabänderliche, im Geheimen fortzeugende Vergeltung, die ſich in originellen Charakteren verzweigt und ſpiegelt.

Die Wittelsbacher.

Balladen

von

Eduard Duller.

Gr. 8. Eleg. broch. 1 fl. 48 kr. — 1 Rthlr.

Wallace,

Hiſtoriſch-romantiſches Trauerſpiel in 5 Akten

von

A. Eberhard.

8. br. 1 Rthlr. 9 ggr. — 2 fl. 24 kr.

Blätter der Liebe.

Von

Anastasius Grün.

8. eleg. br. 21 ggr. — 1 fl. 30 kr.

Der aus der Spindler'ſchen Damenzeitung bekannte Dichter Anaſtaſius Grün erfreut unter dem Titel das Publikum mit einer Reihe ſeiner Geſänge. Eine feurige, lebensvolle Phantaſie, ein ſcharfes und richtiges Kunſtgefühl erheben dieſe Kinder der lyriſchen Muſe weit über die mittelmäßigen Producte, mit denen wir nicht ſelten beläſtigt wurden. Jeder Leſer wird ſich durch dieſe ſchöne Gabe erfreut, erwärmt und erfriſcht fühlen.

Der letzte Ritter.

Ein Romanzen-Cyclus

von

Anastasius Grün.

4. Eleg. br. 2 Rthlr. 6 ggr. — 3 fl. 36 kr.

Wie aus den einzelnen Liedern des Verfaſſers der Frühlingshauch des Talentes uns anweht, ſo entfaltet ſich in dieſem Romanzen-Cyclus ein wunderbar reicher Geiſt und die glühendſte Phantaſie in ihrer vollſten Kraft, und wenn man die obengenannte Sammlung einen Blumengarten nennt, ſo kann dieß Werk einer ſchönen Gegend mit Blüthenbäumen und friſchen Laubwäldern, grünenden Wieſen und fruchtbaren Saatfeldern im Schein der Morgenſonne verglichen werden.

Liebesurne.

Novellen

von

Gustav v. Heeringen.

2 Bände. 4 fl. — 2 Rthlr. 12 gr.

Der Herr Verfaſſer hat ſich durch mehrere, unter dem Namen Ernſt Wodomerius erſchienene, belletriſtiſche Arbeiten den Ruf eines der vorzüglichſten neuern Erzähler erworben, den dieſe Novellen von Neuem rechtfertigen werden. Lebhafte, phantaſievolle Darſtellungsweiſe, ſcharfe Charakteriſtik, ein gefälliger Styl, gereichen auch dieſer Sammlung zur Zierde, und, was die Hauptſache iſt, der Leſer wird auf's Angenehmſte unterhalten, und bleibt gefeſſelt bis zum letzten Blatte.

Der Hofnarre.

Eine
gar wunderſame Originalhiſtorie
in zwölf
politiſch=ſatyriſch=humoriſtiſch=phantaſtiſchen
Poemen.
Mit einem Intermezzo:
Die große Woche.
2 Thle. 8. Eleg. br. 2 Rthlr. 12 ggr. — 4 fl.

Gedichte

von

Henriette Ottenheimer.

8. Eleg. geh.
21 ggr. — 1 fl. 30 kr.

In trüben Zeiten, wie die gegenwärtige, wo das Intereſſe an politiſchen Fehden jedes andere zu verdrängen droht, waren es immer die Frauen, die mit zarter Hand die Geſchenke der Muſe pflegten, in deren ſtillem Kreiſe die Poeſie eine Zufluchtsſtätte fand in dem Getümmel. Jene liebenswürdige Gemeinde wollen wir vor Allem auf dieſe Gedichte einer, mit ſeltenen Gaben ausgeſtatteten, Schweſter aufmerkſam machen. Was ſie darbringt, kann mit vollem Rechte ein duftender Strauß von unvergänglichen, Geiſt und Herz erfreuenden Blüthen genannt werden. Die Ausſtattung des Werkes iſt vorzüglich geſchmackvoll. Eine ſehr vortheilhafte Recenſion liefert der deutſche Horizont 1832. Nro. 65.

M. G. Saphir's
ſämmtliche Schriften.

4 Bände, auf's Eleganteſte gedruckt.
Mit des Verfaſſers, von Hanfſtengel lith. Bildniſſe.
8. Eleg. geh.
6 Rthlr. — 10 fl. 48 kr.

1r Band: Humoriſtiſche Erzählungen und Deviſen.
2r " Klatſchblätter und Mimoſen, oder zufällige Gedanken in zufälligen Formen.
3r " Lyriſches. Humoriſtiſch ſatyriſcher Bilderkaſten.
4r " Humoriſtiſch Declamatoriſches. Jocoſes. Geſelliges. Epigrammatiſches und Parodiſtiſches. Papilloten. Magiſter Zickzack.

Je ſeltener in Deutſchland das Talent iſt, die Erſcheinungen des Lebens von ihrer heitern und ergötzlichen Seite aufzufaſſen, ſie durch Humor zu beherrſchen, und den Bogen des Witzes und der Satyre als Meiſter zu handhaben, um ſo wichtiger iſt dieſe Sammlung der Schriften eines vielbeſprochenen Mannes, der dieſe Gaben in ausgezeichnetem Grade beſitzt, für die Literatur, um ſo intereſſanter für den gebildeten Kenner. Man hat bisher Hrn. Saphir nur einſeitig gekannt, vielleicht aus einem Blitze, den er auf Erbärmlichkeiten, auf Lächerliches ſchleuderte, aus einzelnen Gedichten und humoriſtiſchen Aufſätzen, die noch in der Wiederholung vergnügten. Ueber den Werth ſeiner Muſe und ſeine Stellung im Körper der deutſchen Autorwelt kann man ſich erſt ein Urtheil bilden, wenn man dieſe geſammelten Schriften geleſen hat. Wir glauben Sterne, Swift, Lichtenberg und dieſen oder jenen geiſtreichen Franzoſen zu hören, und doch iſt es kein Nachtreter auf den Bahnen dieſer Geſtirne, ſondern eine ſcharf ausgeſprochene Eigenthümlichkeit. Müllner hat ſchon in ſeiner Hekate von Hrn. Saphir geſagt: daß er unter allen deutſchen Humoriſten Jean Paul am nächſten ſtehe, ſowohl durch ſeinen ſcharfen und glänzenden Witz, als durch die Tiefe ſeiner Empfindung und durch das ſeelenhafte Gemüth, die in ſeinen Erzeugniſſen vorherrſchen. Die franzöſiſchen Blätter ſagten: Saphir habe ihnen erſt erſchloſſen, welcher Reichthum und welcher Reiz in der deutſchen Sprache liege, und er vereinige Sterne, Swift und Rabelais. — Hr. Saphir hat auf die Gegenwart gewirkt, wie wenige Schriftſteller. Er beſtand die Feuerprobe, in Wien zu gefallen, in Berlin eine faſt imperatoriſche Macht über die Belletriſtik auszuüben, in Baiern lebhaftes Intereſſe zu erregen und ſeinem Talente Freunde zu erwerben unter allen Ständen. So dürfen wir hoffen, daß auch dieſe Sammlung allenthalben Anklang und Beifall finden und ſich erhalten werde über den Wechſel des Geſchmacks. — Was den deklamatoriſchen Theil betrifft, ſo iſt er eine wahre Bereicherung dieſes Feldes, und für Schauſpieler und Deklamatoren ein Schatz; — denn man weiß, daß durch ganz Deutſchland die Gedichte dieſes Schriftſtellers mit Begeiſterung aufgenommen, und bei jeder Veranlaſſung mit neuem Vergnügen gehört werden.

Der Patriot.

Komiſcher Roman

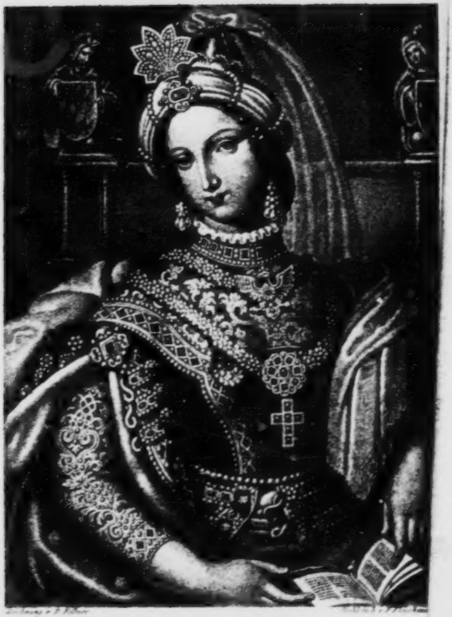
von

Friedrich Seybold.

Gr. 12 Eleg. br.

1 Rthlr. 15 ggr. — 2 fl. 42 kr.

Dieſer Roman ſteht in unſerer neueſten Literatur einzig in ſeiner Art da, denn noch hat kein Dichter die Verkehrtheiten und die Nichtigkeit unſerer neueſten Zeit mit ſo tiefer Ironie, mit ſolch' treffender Komik aufzufaſſen gewußt, wie Seybold es im Patrioten verſuchte. Der Verfaſſer weiß das Leben, wie es iſt, und namentlich wie es in Deutſchland iſt, auf eine ſolche lebendige und ergötzliche Weiſe darzuſtellen, daß wir, ohne zu viel zu ſagen, dieſem Patrioten im Fache des Romans kühn den Platz anweiſen dürfen, den Kotzebue's unübertrefflichen Kleinſtädter im Reiche des Luſtſpiels einnehmen. Wir laden Alle, die traurigen Gemüthes ſind, zu deſſen Lectüre ein, ſie werden es uns Dank wiſſen, ihnen einen heitern Abend dadurch verſchafft zu haben.



Zeichnung v. F. [illegible] [illegible]

HEDWIG VON POLEN

Vergiß mein nicht.

Taschenbuch
für das Jahr
1835.

Herausgegeben
von
C. Spindler.

STUTTGART
Hallberger'sche
[illegible]

Vergissmeinnicht.

aſchenbuch für das Jahr

1835.

Sechster Jahrgang.

Von

C. Spindler.

Inhalt.

Seite.

Erzählungen bei Ebbe und Fluth 1

1. Die Träume des Mönchs Aubert vom Berge des heiligen Michael. 8
2. Die Wallfahrt des Königs Ludwig. . 28
3. Das ſtumme Kind auf der Greve . . 67
4. Die ſchöne Catherine von St. Malo 103

Die Schatzkammern zu Burghausen 121

1. Großes Sterben zu München 123
2. Des Münzmeiſters Lebenslauf 127
3. Herzog Sigmunds Hofhalt 136
4. Die Hochzeit des reichen Georg 147
5. Nach zehn Jahren 161
6. Des Vetters Gaſtfreundſchaft 167
7. Der Liebe und des Haſſes Botſchaft 177
8. Das feſte Schloß von Burghauſen 186
9. Der Hofſtaat einer Gefangenen 197
10. Das Haus des Böhmen 209
11. Des Böhmen Judasmahl 223
12. Girſicks Vaterwonne und Liſt 236
13. Nächtliche Wanderung 245
14. In den Schatzkammern 251
15. Mitternacht und Ausgang 267

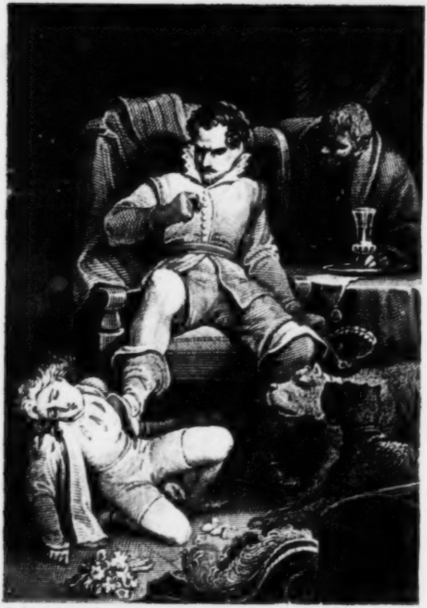
Das böse Auge 273

Erklärung der Kupfer.

I.

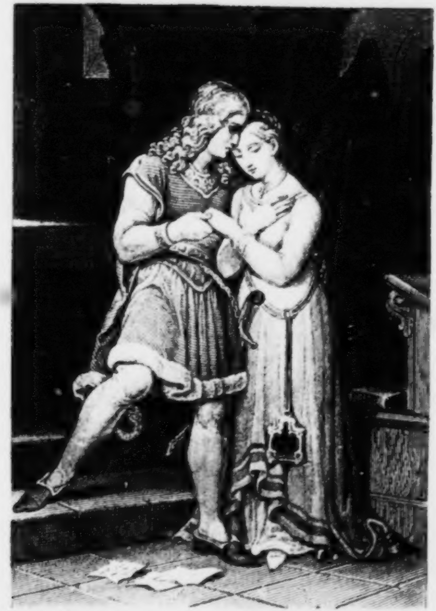
Titelkupfer.

Die ſchöne edle Frau dieſes Bildes findet der Leſer in dieſem Büchlein ſelbſt wieder, in der Erzählung: „die Schatzkammern von Burghauſen,“ und mag dann beurtheilen, ob der Maler die Geſtalt, welche der Dichter uns vor Augen führt, richtig aufgefaßt und ähnlich dargeſtellt habe.



DER BASTARD.

[illegible]



[illegible]

[illegible]

II. und III.

Scenen aus dem Bastard.

Die deutſche Literatur im Allgemeinen beſteht gegenwärtig großentheils noch in Zeitſchriften, Bruchſtücken und politiſchen Brochüren; aber in dem Chaos offenbart ſich unläugbar der Keim einer neuen Entwickelung, die von Süddeutſchland ausgeht, und Süddeutſchland iſt es, das ſeit einigen Jahren den nordiſchen Büchermarkt mit den geleſenſten Werken verſieht.

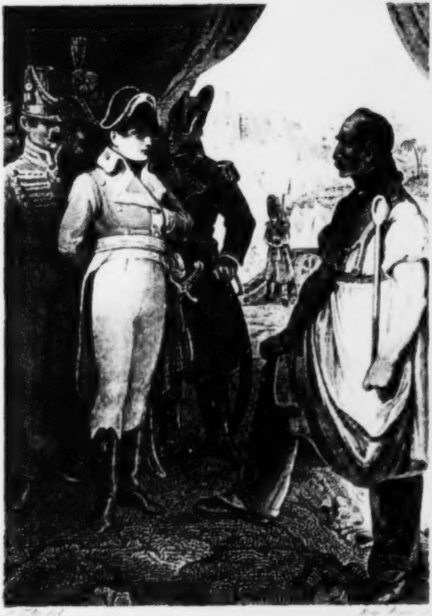
Das herrſchende Princip unſerer heutigen wahren Literatur iſt der Roman; nicht der Roman, wie er vor etwa fünfzig Jahren mit hohlen Eiſenrüſtungen, eilfzölligen Sporen, grundloſen Humpen und abenteuerlichen Buſchkleppern klapperte, raſſelte und prahlte; nicht der Roman, wie er Empfindelei und Kunſtgeſchwätz durch dicke Bände leitete: ſondern das ächte Epos, welches in der Vergangenheit das Bleibend-Wahre und Menſchliche malt, ohne den Zauber zu verwiſchen, den ihm die Zeit im Enteilen aufprägte. Wir lernten einſehen, daß es kein ſo hinreißendes Gedicht gibt, als dasjenige, welches ſich ſeit Jahr-

Zögling gibt: das Kind der Liebe wird von dem eigenen Bruder aus dem väterlichen Hauſe in die weite Welt gejagt. Dem Zeichner iſt der Ausdruck der Familienähnlichkeit des alten Simon mit den zwei Hunden beſonders gut gelungen.

Wie dieſes erſte Bild uns in den Theil der Dichtung einführt, welcher „der Knabe und der Fluch ſeiner Geburt" überſchrieben iſt, ſo nehmen wir bei dem zweiten Abſchied davon. Der Fluch trifft die erſte Liebe, welche den Knaben zum Jüngling weiht. Der Zeichner wählte den Augenblick, wo Ludmilla und Archimbald, in den Schmerz des Scheidens verſunken, von der Fürſtin überraſcht werden ſollen. Zu den Füßen des Paares liegt die Urkunde von des Jünglings verſöhntem Zorn, der zerriſſene Brief. Noch ahnen beide nicht Eleonorens Nähe, wie dieſe ſelbſt nicht das Heraneilen ihres rohen Sohnes und ſeiner Spießgeſellen, nicht den bevorſtehenden Auftritt, der — in ſeinem Fortgang die Betheiligten nach der Reihe tief verletzend — mit der Entdeckung von des Baſtards Herkunft ſchließt.

[illegible]

[illegible]



[illegible] [illegible]

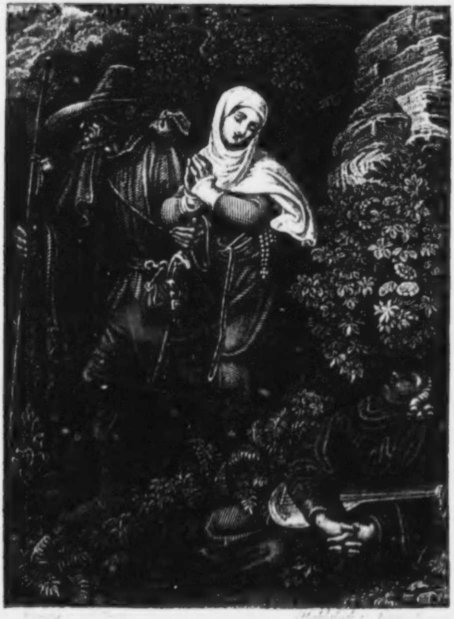
[illegible]

[illegible]

IV.

Scene aus dem Invaliden.

Der Mann, den jedes Kind in jeder Zeichnung, ſie mag ganz oder halb gelungen ſeyn, auf den erſten Blick erkennt, Bonaparte als Obergeneral trifft mit Sansregret, dem Invaliden, der im Rufe des Sehers ſteht, zuſammen, wie dieſer eben ſein Mittagsmahl bereitet. Unwillkührlich zieht der alte Soldat ächt militäriſch vor dem General ein Kücheninſtrument an, als wär' es das Gewehr. Während die eine Hand in dieſer militäriſchen Haltung bleibt, ruht die andere auf dem vorgeſtellten Kniee, wie bei einem ruhigen Geſpräche. Der Ausdruck auf den Geſichtern der Umgebung iſt Staunen und Zweifel. Sansregret hat dem Obergeneral, der ihn um ſeine Zukunft befragt, die Erklärung gegeben: daß er zwar noch viele groſe Thaten thun, aber endlich fern von dem Felde der Schlacht und der Ehre im Bette ſterben werde.



[illegible]

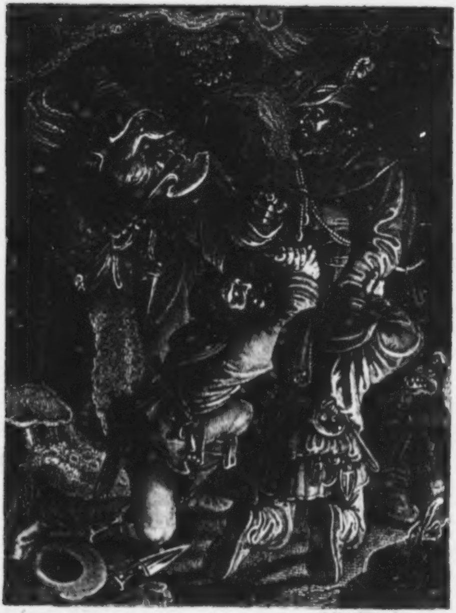
[illegible]

V. VI. VII.

Scenen aus der Nonne von Gnadenzell.

5.

Die Scene iſt im Schwarzwald. Giſela, flüchtig aus dem älterlichen Hauſe, hat hier in der Wildniß übernachtet. Ihr Begleiter, der heimtückiſche Gensbein, deſſen Schutze ſie arglos vertraut, drängt ſie, aus Furcht vor Ueberraſchung, zu eiliger Weiterflucht. Während ſie fortgezogen wird, weilt ihr Blick noch auf einem Knaben, der, die Laute im Arm, auf dem dürftigen Reiſebündel ſchläft, und ein dunkler Zug faltet ihre Hände zum Gebet für den unbekannten kindlichen Schläfer, der ſpäter ihr Retter wird.



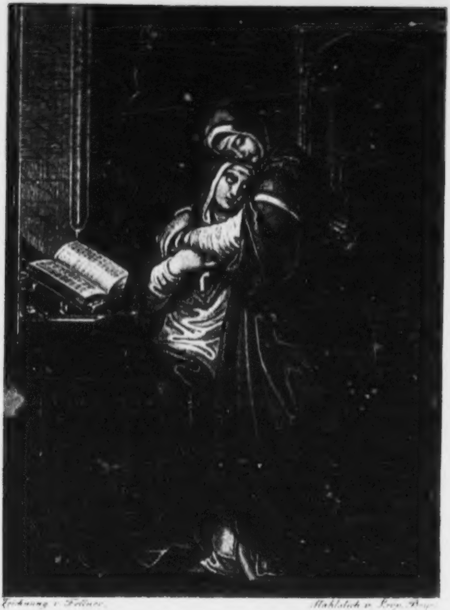
[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

6.

Die Scene iſt in einer der ſchauerlichſchönen Höhlen der ſchwäbiſchen Alb. Eine muskelkräftige, wilde Geſtalt, mit funkelnden Augen und greiſem verwildertem Bart, die Mordaxt in der Fauſt, Giſela's Bruder, der gefürchtete Wildherr und Räuberhäuptling, und die ritterliche Geſtalt des Grafen Eberhard von Würtemberg, ſtehen ſich contraſtirend gegenüber. Vor Eberhard liegen zwei Gefangene, von dem Wildherrn dem Tode geweiht, die den Grafen um Rettung flehen. Im Hintergrunde ſieht man die Spießgeſellen des Wildherrn, die vor der Erſcheinung des Grafen ſcheu in's Dunkel weichen. Ob er gleich allein, nur von ſeinem treuen Hunde begleitet iſt, der ſich feſt an ihn drängt, ſo geht doch eine ſo überwältigende Hoheit von ihm aus, daß der Wildherr vor ſeinem Blick und ſeiner geballten Fauſt zurückweicht, und ihm die Gefangenen überläßt.



Zeichnung v. Fellner. Stahlstich v. Leop. Beyer.

DIE NONNE VON GNADENZELL.

Bd. 3. Seite 260.

7.

Dieſes Bild drückt den Moment aus, in welchem Giſela, als Aebtiſſin von Gnadenzell, der Freundin das lange bewahrte Geheimniß ihrer ſtillen Liebe zu dem Grafen Eberhard entdeckt. Es iſt ein wundervoller Ausdruck der innerſten ſich offenbarenden Seele, den der Künſtler in das Antlitz Giſela's gelegt, und wir freuen uns, den Freunden des Vergißmeinnichtes die Verſicherung geben zu können, daß die Meiſterhand, welche dieſes und das Titelbild ſchuf, die Gallerie aus Spindler's Romanen in den nächſten Jahren fortführen wird.

Erzählungen bei Ebbe und Fluth.

Erzählungen bei Ebbe und Fluth.

Süd-Frankreichs goldener Himmel und blaues Meer bezaubern das Auge des Reiſenden, und wiegen ſeine Phantaſie in morgenländiſche Träume; die nördlichen Küſten des Königreichs bieten ernſtere Reize dar. Am mittelländiſchen Meere die Gärten der Armida, an der Manche oſſianiſche Scenerieen; die Provence hat das Paradies von Hyères, die Normandie den Berg des heiligen Michael.

Sankt Michaels-Berg „in den Gefahren des Meeres" hat ſeines Gleichen nicht. Abgeriſſen von dem feſten Geſtade, eine Vorwacht des Landes in öder Sandfläche, die zweimal im Tage von den Meereswellen erobert und verlaſſen wird, ſtreckt ſich die rieſenhafte Felſenpyramide ſtolz in die Luft, und trägt auf ihren dürren grauen Schultern eine Stadt, ein Schloß, eine Abtei. Das Kloſter faßte einſt, Mönche und Diener zuſammengerechnet, über hundert Menſchen; dreihundert Krieger lagen in der Veſte; heute noch zählt das Städtchen zu den Füßen des Monaſteriums vierhundert Einwohner.

Es geht die Sage, daß einſt ein dichter Wald geweſen, wo ſich jetzo die gefährlichen Greven oder Triebſandfelder bis zum Meere dehnen, und daß nur nach und nach die gewaltige Fluth des Oceans das Erdreich ſammt dem Haine hinweggeſchwemmt habe; daß der Felſen rund um von grünen Bäumen bekränzt geweſen, wie noch heute ſeine den Nordwinden ausgeſetzte Seite, während gegen Weſten der geborſtene und vom Sturm gepeitſchte Berg nur hie und da einen kümmerlichen wilden Feigenbaum von ſeiner Fruchtbarkeit zeugen läßt. Fenchelſtauden und Schierlingskraut wuchern indeſſen allenthalben, vergilbte Mooſe hängen um die Scheitel der Granitblöcke, und wenn die Frühlingsſonne des greiſen Titanen Eitelkeit weckt, ſchmückt er ſich mit einem üppigen Gürtel von blutrothen Steinnelken.

Es geht die Sage, daß einſt in dem mächtigen Eichenhaine Druiden gehaust, und wilde Wahrſagerinnen ihre Sprüche geſungen; daß auf dem Gipfel der Felſen gräuliche Menſchenopfer geſchlachtet worden; daß endlich der Erzengel Michael ſelbſt dem Heidenthume ein Ziel geſetzt, und einem gottesfürchtigen Biſchof befohlen, Kirche und Kloſter an den ſündigen Ort zu bauen, und Jünger des heiligen

Benedikt hinein zu thun, damit wieder Segen komme über das Land. — Heute ſind aber die Hymnen der Prieſter verſtummt, leer die Zellen des hochgethürmten Stifts, verödet die Kreuzgänge, dreihundert Fuß über Stadt, Grève und Meer.

Es geht die Sage, daß ſchon von den älteſten Grafen der Normandie die Aebte des Stifts die Gewalt des Schwertes erhalten haben, zugleich mit dem ſanfteren Zwang des Hirtenſtabes; ſo daß ſie in der Feſte gewappnete Schaaren hielten, und ſelbſt die Waffen zur Hand nahmen, wenn es galt, das Heiligthum des Erzengels zu beſchirmen gegen die rohe Wuth der Bretagner und Engelländer. Dem Herkommen gehorſam, beſtätigten Frankreichs Könige durch mehrere Jahrhunderte das Recht der Aebte, und thaten öfters Wallfahrten nach dem Ort der Gnaden. — Heute iſt es anders: aus dem Stifte iſt ein Gefängniß geworden, die herrliche Kirche iſt in eine Weberwerkſtätte verwandelt, die Burg bewacht von Soldaten, die ſehnſuchtsvoll nach dem Feſtlande ſtarren, und den unſeligen Kerkerdienſt verwünſchen.

Aber das Volk im Städtchen iſt immer noch daſſelbe, wie vor Zeiten; ein liſtig, rührig Fiſchervolk, wenige Bedürfniſſe kennend, vertraut mit den Gefahren der Grève und der Tücke des Meeres, das in der hohen Fluth unerbittlich alles zerſtört, was die Menſchen auf dem feuchten, lockern Lande bauten, und bei ſeinem Rückzuge als ein Erbe die wohlſchmeckenden Muſcheln hinterläßt, womit ſich die

Bewohner des Berges zum großen Theile nähren. Weil die ſtets von neuem anſchwellenden Wogen der See den Fiſchern nur in verhältnißmäßig kurzen Zwiſchenräumen geſtatten, aus dem Thore der Stadt zu gehen, und ihrem Gewerbe obzuliegen, ſo bedürfen die guten Leute eines Mittels, die langen Stunden der Muße auf eine wohlfeile Art auszufüllen, und wie alle Küſtenbewohner finden ſie dieſes Mittel in den Mährchen, die einſtens ihrer Großväter Einbildungskraft erdacht, und in den wunderlichen Geſchichten, die, auf einem feſtern Grunde beruhend, von Mund zu Mund, aufgeputzt mit ſeltſamen Nebendingen und eigenthümlicher Redeweiſe, bis auf unſere Tage gekommen ſind. Was dieſem vom Feſtlande getrennten Geſchlechte an Aber- und Wunderglauben abgehen möchte, haben die zahlreichen Wallfahrer hinzugetragen, die ſeit ſo vielen Jahren, — früherhin beinahe ohne Unterlaß und in hellen Haufen — aus allen Ländern Europa's zuſtrömten, den heiligen Michael in ſeinem Münſter in periculo maris zu verehren. Die Fiſcher des Berges lernten von den Pilgern Abentheuer aus der Fremde, von den Prieſtern Legenden, Zeichen und Wunder, von dem Kriegsvolke Schlachten und Heerzüge, von den Gefangenen des Schloſſes Gaunergeſchichten, von den Schleichhändlern Wagſtücke zu Waſſer und zu Lande; und von den Seeleuten endlich die Kunſt, alte Hiſtorien in das Gewand der Gegenwart zu kleiden, weil das Schiffsvolk im Grunde keine Vergangenheit kennt, und nur im Heute lebt. So entſtand nach und nach eine ſehr merkwürdige Sammlung von Volksſagen auf dem Berge, die ſtets mit neuem Vergnügen von den Alten erzählt und von den Jungen gehört werden, wenn die Flamme im Kamine flackert, die Muſcheln in der fetten Butter von Avranches geröſtet werden, die Hammelrippen auf den Kohlen ſchmoren, und Aller Augen der guten Mahlzeit entgegenharren. Draußen, vor der klappernden Thüre, geht aber der Septemberſturm, und die hohe Springfluth rollt heran, wie auf unzähligen, blitzſchnelldrehenden Rädern aus dem Grunde des Meeres, und rings um Stadt und Berg brandet die tobende See. Oder ſie rauſcht ab in dunkeln Schatten, immer leiſer ſchlagend den naſſen, aufgewühlten Sand, und der Nebel zieht auf, daß der Fiſcher ſich nicht hinaus wagt, und, Netz und Hacken bereitend, gierig horcht, wenn Geſchichten erzählt werden, wie ſie hier folgen.

1.

Die Träume des Mönchs Aubert

vom Berge des heiligen Michael.

„Macht das Kreuz, Kinder, und betet ein Paternoſter, junge Geſellen, daß der Verſucher fern von euch bleibe."

In einer rauhen Herbſtnacht verſchlief ein armer Mönch aus dem Kloſter die Frühmette, und der Mönch hieß Aubert, und es iſt ſchon lange, lange her.

Und da ihn der ehrwürdige Abt zur Strafe ziehen wollte, ſagte er reuig: „Ich habe viel mehr geſündigt, mein Vater, was ich Euch in der Beichte bekennen will."

Darum ſetzte ſich der Herr in den verſchwiegenen Beichtſtuhl, und der Mönch ſprach: „Da ich die Frühmette verſchlief . . . juſt habe ich geträumt, daß es mir in der Clauſur nicht mehr gefiele; weßhalb ich um Strafe und Ablaß bitte."

Der Abt verſetzte: „Entſchlage Dich der ſündigen Gedanken und bete die kommende Nacht hindurch auf Deinen Knieen im einſamen Chore."

Der Mönch Aubert that, wie ihm geheißen. Aber am nächſten Morgen kam er wieder zu dem Herrn in den Beichtſtuhl, und ſprach: „Ich habe wieder und ſchwerer gefehlt. Der Schlaf hat mich vor dem Altare übermannt, und mir däuchte, als ſey ich dem Kloſter entſprungen, als liebte ich ein Weib, als wiegte ich Kinder, und begehrte ich nimmer in's Heiligthum zurückzukehren."

Der Abt ſchüttelte nun bedenklich den weißen Kopf, und verſetzte: „Deine Träume werden immer gefährlicher, armer Mönch. Büße dafür in der unterirdiſchen Kapelle, wo zwiſchen ungeheuern Strebeſäulen, im Grunde des Münſterbaues, der Altar der heiligen Mutter ſteht. Ihre Milde reinige Deine von ſtrafbaren Begierden befleckte Seele. Nach dreien Tagen kehre zurück vor dieſen Richterſtuhl der Gnade."

Der Mönch ging gehorſam, wohin ihm befohlen. Da er jedoch in der Kapelle ſtand, wo im engen Kreiſe der fünf Schuhe dicken Pfeiler die Lampe vor dem Bilde der geſegneten Mutter brannte, und die Thüre, wodurch man in die Kirche ſtieg, ſchwer hinter ihm zufiel, — da ſeufzte er, und meinte ganz ſtille, es wäre doch wohl beſſer, wenn er daheim bei den Eltern geblieben wäre. Nicht ein Jeder iſt zum Heiligen gemacht, und das erfuhr der Mönch gar bald, weil die Verſuchung nicht von ihm abließ.

Am vierten Tage . . . nicht früher und nicht ſpäter . . . ließ der Herr das Gewölbe öffnen, und der Mönch wurde halb ohnmächtig gefunden. Er war am Boden ausgeſtreckt, und erſchöpft von dem

Faſten und Gebet. Aber nicht ſo bald hatte er ſich wieder erholt, als er vor den Abt trat, und zu ihm als ein weinender Beichtſohn redete: „Ich bin Euer unwürdigſter Bruder. Da ich eingeſchlummert geweſen am dritten Pfeiler des Gewölbes, hatte ich wiederum einen Traum. Gott und der heilige Erzengel erbarmen ſich meiner! Mir träumte, es ſey eine blaue Nacht, und ich führe zu Schiffe mit vielen wunderlich gekleideten und bewaffneten Leuten, als ihr Wegweiſer zum Berge. So überfielen wir dieſes theure Kloſter und warfen Feuer hinein, daß es lichterloh brannte, und das Bild des Erzengels vom Thurme ſchmolz. Ich aber hatte ein Schwert, das ich wetzte, und rief überlaut, daß ich vor mir ſelbſt erſchrack: Die Mönche alle müſſen ſterben, und den Abt morde ich mit eigener Hand! — So erwachte ich, und ſtelle Euch mein Leid anheim, ehrwürdiger Herr und Meiſter.“

Der Abt bekümmerte ſich tief ob der böſen Träume ſeines Kloſterſohns, und er ſagte: „Bei dem Schilde des heiligen Michael! So iſt es noch keinem Schläfer in dieſem frommen Felſenhauſe ergangen. Was gottesfürchtige Leute im Schlummer ſehen, iſt unſchuldig Blendwerk der müden Sinne. Deine Geſichte ſind jedoch von übler Vorbedeutung. O gedenke Deines Patrons, des heiligen Biſchofs Aubert von Avranches, dem der Erzengel im nächtlichen Traume befahl, dieſes Kloſter zu gründen, und zum Wahrzeichen ſeiner himmliſchen Sendung mit einer

Berührung des Fingers die Schläfe öffnete, welches Maal und Signum noch an dem Schädel des Heiligen zu ſehen iſt. Durch ſolche Oeffnung zog die Gnade in des Biſchofs Seele, aber der Böſe hat Dein Herz angerührt, und den Keim der Sünde hineingelegt, daß es nur nach Zerſtörung und Verderbniß lechzt. Du biſt nicht rein genug, im Kreiſe Deiner Brüder zu verweilen. Büße darum in der Einſiedelei auf Tombelène, bis Du geneſeſt. Dann rufe ich Dich wieder, ein liebender Vater.“

Ihr kennt Tombelène, ihr Jungen und Dirnen; den rauhen Felſen, unfern von unſerm Berge, weiter voran auf der Grève, weiter voran im Meere. Ihr badet euch dort in der Seefluth, ihr Buben, ihr betet dort zu der heiligen Appoline, ihr Töchter, und vermaledeit die Jakobiner, die Zerſtörer der Kapelle, worinnen auf Tombelène die Martyrjungfrau verehrt worden iſt.

Aber dazumal war auch ein Klöſterlein neben der Kapelle, und in demſelben wohnten Söhne des heiligen Benedikt, dreie an der Zahl, die unſer Herr, der Abt, alljährlich dorthin verſendete, daß ſie mit Gott allein ſeyen. Zu jenen Prieſtern ſchickte er nunmehr den Mönch Aubert in dem kleinen Kloſterkahn, und Aubert hatte einen Brief von dem Herrn an die Brüder.

Da ſie den Brief geleſen, ſtanden ſie ſchweigend vor Bangigkeit, bis ihr Vorſteher zu Aubert anhob: „Was haben wir verſchuldet, daß wir mit Dir den

Fluch empfangen? Iſt nicht ſchon bitter genug unſere Abgeſchiedenheit, nicht eiſig genug der Sturm und die Fluth an dieſem öden Orte, daß wir noch den böſen Feind bei uns aufnehmen müſſen? Verhüte der Erlöſer, daß Du in unſerer Mitte ſchlafeſt! gehe hin zu der Höhle, die ſchon manchem Sünder als Wohnung gedient hat!“

Nach der Höhle, die gegen Mitternacht lag, führten die ſtrengen Brüder den weinenden Aubert. Die Felſenſpalte war fünfzig Fuß über der Grève und dem Meeresſpiegel, und eben ſo viel Fuß unter der Fläche des Felſenbergs, der ſich an dem Orte ſenkrecht in den Grund abſtieß, ſo daß der elende Bewohner des Klippenlochs an Stricken hinuntergelaſſen werden mußte. Ein Brod, eine Kürbisflaſche mit Waſſer und eine Decke waren die Ausſteuer, die man mit dem Mönche in die Tiefe ſenkte. Die Nahrung wurde erneuert mit jedem Tage; aber an jedem war die Plage der ſtrengſten Einſamkeit dieſelbe. Wollte der unglückliche Büßer nicht frieren, ſo mußte er in's Innere der Höhle kriechen, wohin nur ein matter Strahl des Tages drang; wollte er am Sonnenlicht ſein Auge erfreuen, mußte er ſich bloßſtellen dem Sturm. Eine Ranke von dunklem Epheu die einzige Erquickung ſeiner Sinne; der traurige Sandſtrich oder das anwogende graue Meer ſeine einzige Ausſicht; ſeine Muſik der klägliche Laut des Brachvogels; das Gebet ſeine einzige Arbeit, ſein einziger Zeitvertreib!

Da fragte er ſich oft in verzweifelten Stunden, warum er geboren, warum er die Welt verlaſſen, und ob alles mit ihm zu Ende ſey. Und in ihm erwachte der Trotz des Schiffers, der auf ſchwachem Boot durch die Brandung ſteuert, und ſein Leben dünkte ihm nichts mehr, und er beſchloß, es zu endigen. Und dieſes ſollte geſchehen bei der nächſten hohen Fluth.

Als aber die Fluth kam, ſchrecklicher und tobender als jemals, daß der Felsberg in ſeinen Grundfeſten erzitterte, — als der arme verblendete Mönch, das beſchauliche Leben des Kloſters verfluchend, ſchon die Kutte abwerfen wollte, um ſich in die Wogen zu ſchleudern — da beruhigte ſich auf einmal ſein Herz. Doch war es nicht Gottes Finger, der es that, ſondern der Böſe, der mit ſeinen Rabenfittigen dem Verirrten Muth zufächelte.

So daß er zu ſich ſelber ſprach: „Sieh doch, wie ſchon mein erſter Traum ausgegangen iſt in Wirklichkeit! Was hindert mich denn, zu warten, ob nicht auch der Traum der Liebe ſich erfüllen möchte? Und endlich der Rache Traum, der ſchönſte von allen?“

Seit langem zum erſtenmal lächelte Aubert wieder, und ſetzte ſich auf die Kante ſeiner Felſenhöhle, wo ſie am meiſten vorſprang in das wilde Wellenſpiel. Doch Alles um ihn her war anders geworden. Das graue Meer ſchien ihm von Silber, und wo in der Ferne der Schaum der anſchwellenden Wogen aufbrauſte, bildeten ſich vor ſeinem Auge liebliche Geſtade mit grünen Hügeln, woran weiße Lämmer weideten, worauf vergoldete Thürme ſtanden und friſche Bäume wehten. Flog eine Möve vorüber, oder ein Zug von graugefiederten Regenpfeifern, ſo winkte ihnen der Mönch, als vorübergleitenden Schiffen; hüpfte in ſeiner Nähe ein wildes Kaninchen von Stein zu Stein, ſo grüßte er es als einen Menſchen. Bis die Nacht ihr ſchwarzes Netz über die Fluthen breitete, trieb er es ſo, und nachdem es dunkel geworden, rief er dem Mond, obgleich derſelbe hinter den Wolken ſchlief.

Indem der Mönch bemerkte, daß die Sterne fort waren, und Regen in den finſtern Lüften hing, ſeufzte er ſchwer, wie ein Mann, der in ſeinem engen Grabe zum Leben erwacht; aber ſein gieriges Auge hatte ſchnell gefunden, woran ſein Herz verzweifelte. Weit, weit von ihm, dort, wo Meer und Himmel zuſammenhängen, blitzte es auf, wie die Flamme eines Leuchtthurmes, und ſie kam näher und heller heran, daß Aubert nicht mehr wußte, ob der Thurm auf ihn, oder er mit der Inſel, als wie in einem Schiffe auf den Thurm zuſchwamm. Nach und nach wurden aus dem einzigen Lichte ihrer zweie; zuerſt wie die Augen einer Katze im Finſtern, dann wie feurige Ruthen, deren Strahlen bald größer, bald kleiner ausfuhren, dann wie rollende Feuerräder. Die See rauſchte, daß tauſend klappernde Mühlen nicht gehört worden wären, und über den aufbuckelnden Rücken des Waſſers ſtrich ein ungeheures Thier, wie ein ſeltſamer Wettervogel mit weit ausgeſpannten ſchlagenden Schwingen. So geſchah es, daß der Mönch, gleichwie er am Tage die Möven für Schiffe gehalten, jetzo in der Nacht ein gewaltiges Segelſchiff für einen Meervogel nahm, bis die Maſten deutlich wurden, beſteckt mit Laternen bis zu den Bramſtengen, und die gebauſchten Flugel von blendendem Tuch, und hundert ſchaumbedeckte Ruder, wie Spinnenfüße ſo emſig.

Habt Ihr von dem grünen Seefahrer gehört, der auf einer Galeere von Perlmutter durch alle Meere ſteuert um Mitternacht, deſſen Raaen voll Seide hängen ſtatt des Segeltuchs, deſſen Tauen aus den ſchönſten Mädchenhaaren gedreht, deſſen Kanonen aus dem feinſten Golde gebohrt ſind? Der zauberhafte Schiffer ſammt allen ſeinen grünen Matroſen hat nicht ein Zehntheil der Pracht aufzuweiſen, die ſich vor dem armen Mönch Aubert aufthat, als das blanke Fahrzeug gerade unter ſeinem Felſen anlegte, das Verdeck von Fackeln hell wurde, wie am ſchönſten Sonnentage, und aus den ſammetnen Vorhängen der Kajüte eine Dame trat, gewebt aus Roſen und Diamanten, aus Rubinen und Schnee.

Eine Menge von ſchillernden Dienern mit goldenen Ankern auf Knöpfen und Hüten, ſpannten eine Leiter von karmoiſinrothen Seidenſtricken aus, reckten die ſilbernen Ruderſtangen hinan, daß ſich die Dame ihrer als eines Geländers bedienen mochte, und machten ihre Aufwartung ſo geſchickt, daß die funkelnde Herrin in der Höhle ſtand, ehe ſich der Kloſterbruder deſſen verſah.

Er drückte ſich verlegen in einen Winkel. Die fremde Meerfahrerin ſchien ihn nicht zu bemerken, und ſetzte mit beſonderer Behutſamkeit ein ſchwarzes Gefäß neben ſich auf den Boden nieder. Dann klatſchte ſie in die Hände, und als wie ein Schwan mit ſtäubendem Fittig ſchwenkte, ſich das Zauberſchiff in die Fluth zurück, und verſank kaum hundert Schritte vom Felſen mit Mann und Maus und Schätzen in der Tiefe.

„Heiliger Erzengel, hilf!“ ſchrie der Mönch bei'm Anblick ſolchen Unglücks auf, und im Nu durchrollte ein grimmiger Donner die Höhle, und die fremde Dame ſank zu Boden, erbleichend in all ihrem Glanze. Aubert lauſchte ängſtlich aus ſeinem Verſteck; die Fremde rührte ſich nicht, doch webte um ihre Geſtalt ein grünliches Licht, wobei deutlich geſehen werden konnte, wie die ſchöne Frau nach und nach zur weißeſten Leiche wurde. Aber auch der grüne Schimmer wurde mit jedem Athemzuge des Mönchs matter und matter, bis Aubert hervorſprang, von Angſt und Begierde getrieben, ſich neben der Sterbenden niederknieete, und mit ſeinen Händen ihre Wangen ſtreichelte, mit ſeinem Munde den ihrigen küßte, untröſtlich, wie er war, ſo viel Liebreiz zu verlieren im Augenblicke, da er ſich ihm zum erſtenmale wie ein Freudenhimmel aufgethan. — Da wurde der Schein wieder licht und röthlich, und ſprühte wieder Morgengluth auf das Geſicht der Ohnmächtigen, daß ihre Glieder gelenk wurden, und ſie aufgerichtet fragen konnte: „Hat Dich Velleda, die Druidin, geſchickt, mir zu helfen, Du Stern meiner Augen?“

In der Höhle lag nämlich die uralte Hexe begraben, welcher einſt das ganze Heidenvolk der Normandie unterthan geweſen iſt, und die fremde Dame, die ſich eine Tochter des Herzogs von Bretagne nannte, war gekommen, an dem Grabe der Drude zu beten, die Zauberei zu lernen, und ſich weiſſagen zu laſſen von dem Geſpenſte. — Da ſie dem Mönch dieſes erzählte, ſträubten ſich freilich ſeine Haare, aber die Prinzeſſin war ſo ſchön, daß er nicht mehr von ihr gewichen wäre, hätte es auch ſein Leben gegolten.

Sie öffnete das ſchwarze Gefäß, zog daraus eine ſchwere Lampe und einen Weihrauch, den ſie in die Flamme warf. Er wirbelte auf wie aus einem Schornſtein, und kaum hatte die Fürſtin ein paar geheimnißvolle Worte geſprochen, als ſchon die Wand der Höhle barſt, und der blaſſe Leib der Drude erſchien, wie er im Felſengrunde lag, geſchmückt mit Ketten und Ringen, ein Bündel blutrother Pfeile in jeder Hand. Der Leichnam, ohne ein Auge zu öffnen, antwortete langſam auf jede Frage der Prinzeſſin, und der erſchrockne Mönch verſtand weder Frage, noch Antwort. Er fror und ſchwindelte, als drehe er in einem Waſſerſtrudel, und zu Zeiten kam es ihn an, als ſolle er beten, doch fiel ihm leider kein Gebet ein.

Wie aber zu ihm die Prinzeſſin redete: „Die Zauberin prophezeit mir, daß Du mein Gatte ſeyn werdeſt, und ich frage Dich auf Ja oder Nein!" da wußte er mit einemmale friſch zu antworten: „Bei dem grünen Meere und den ſilbernen Sternen! ich muß verderben ohne Deine Liebe!"

Die Prinzeſſin verzauberte ihn noch mehr durch einen verbuhlten Blick, und befahl ihm, aus der rechten Hand des Geſpenſts einen Pfeilbündel zu nehmen. — Er thats, die Drude verſchwand, und von Stund' an wurde der Mönch ein eidbrüchiger, gottvergeſſener Mann.

Vergebens ſchrieb von unſerm Berge der ehrwürdige Abt gen Tombelène, daß dem Sohne Aubert verziehen, und der Schooß des Kloſters wieder offen ſey. Als ihm die Brüder die frohe Botſchaft hinunter riefen in den Klippenſpalt, antwortete er: „Ich habe geweint, und Ihr habt mich ausgeſtoßen; nun bleib' ich, wo ich bin, und will ſterben, wo ich ſo lange gelebt habe."

„Wir wollen den Starrkopf durch Hunger zwingen;" rathſchlagten unter ſich die Brüder, und ließen zwei Tage vergehen, ohne dem Ausgeſetzten Nahrung zu ſpenden. Einer von ihnen horchte aber in der Nähe, ob er nicht einen Ruf des Mönchs vernähme. Alles blieb ſtill. Den Brüdern wurde endlich angſt und bange. Sie ſchrieen in den Abgrund: „Bruder Aubert, lebſt Du noch?“ — Alles blieb ſtill, wie zuvor. Da weinten ſie, und ſprachen in ihrer Betrübniß: „Gewiß iſt er geſtorben, und wir haben ſeinen Tod auf dem Gewiſſen. Wenigſtens wollen wir ſeine Gebeine in geweihte Erde legen.“

So gingen ſie zur Zeit der Ebbe auf die Grève, und legten Leitern an das Geſtein, und kletterten empor zur Höhle. Wie erſchracken ſie aber, da ein gelbgeſprenkelter fetter Lindwurm den dampfenden Rachen ihnen entgegenhielt, umringt von einer Brut kleiner Drachen! Einer der Mönche war vor Entſetzen des Todes, und ſeine Gefährten trugen freilich eine Leiche nach ihrer Einſiedelei, aber ſie war nicht die rechte.

Von der Zeit an floh Jedermann den Felſenvorſprung gen Mitternacht, als den Aufenthalt böſer Geiſter. Wenn jedoch Windſtille eintrat, und das Meer Friede hielt, hörten die frommen Bewohner von Tombelène oft ein fernes Gewinſel, wie von Kinderſtimmen oder ein feines Gelächter, wie von einem friſchen Buben, den die Amme ſchwingt und kitzelt. „Behüte uns vor dem Lindwurm und ſeinen Jungen!“ ſangen alsdann die Prieſter, und verſtopften ihre Ohren.

Indeſſen ging es in der Höhle luſtig her und voller Freuden. Die feuchten ſchimmlichen Wände waren mit Silberſtoff bekleidet, und Aubert ſchlief in einem Purpurbette an der Seite ſeiner Gattin;

neben ihm ſtand die ſeidene Wiege ſeiner Kinder: eines Sohns und zweier Töchter. Die Zeit war vergangen wie auf Sturmesflügeln, und er wähnte ſich im Reiche der Seligen, geliebkost von ſeinem ſchönen Weibe, im Beſitz der herrlichſten Kleinodien. Der Felſen, ſo ärmlich von außen, war von innen ein reiches Schloß, das unſichtbare Geiſter Tag für Tag mit den ſeltenſten Leckerbiſſen des Meers und der Küſte verſahen, mit Auſtern aus der Bucht von Cancale, mit Weinen aus Bordeaux. Der Mönch wünſchte ſich eine kleine Ewigkeit in ſolcher Hülle und Fülle.

Einſt erhob ſich jedoch die Zauberfrau von ihrem Lager, gähnte ſehr, und dehnte die weißen Arme und ſprach: „Jetzo habe ich an der Einſamkeit mich müde geſchwelgt. Heute, ſchöner Aubert, verlaſſe ich Dich, denn meine Zeit iſt um, und nimmer ſiehſt Du mich wieder.“

Der abtrünnige Kloſtermann ſchwankte vor Entſetzen auf ſeinen Beinen, und das Scheidewort zermalmte ſein Herz. Die arge Frau merkte dieſes gar wohl; darum ſprach ſie mit liſtigem Lächeln weiter: „Nimmer, nimmer in Ewigkeit, wenn Du nicht Dich entſchließen magſt, mir zu folgen an den Hof meines Vaters, und zu erwarten, welches Loos er uns beſtimmt: denn er iſt ſtreng, und wird mir um meiner Liebe willen zürnen.“

Dieſe Rede erwärmte des Unglücklichen Bruſt, und er ſchwor, dem Weibe und den Kindern zu folgen; zu ſeyn, wo ſie, zu ſterben für ſie. Die Zauberin befahl ihm, einen von den rothen Drudenpfeilen in die anwogende See zu ſchießen, denn es war wiederum die Zeit der höchſten Fluthen und wachſender Sturm auf den Waſſern. Da der Pfeil in den Giſcht der Wellen fuhr, beſänftigte ſich das Wetter und aus der ſpiegelglatten Ebene hob ſich langſam das Schiff mit den Damaſtſegeln, den Silberrudern, den goldbeflaggten Maſten und dem karmoiſinrothen Tauwerk. Das blanke Schiffsvolk ſchwenkte die Hüte, die Geſchütze krachten, und wie der Wind ſtach das Fahrzeug in die hohe See. Aubert lag, wie in Trunkenheit befangen, am Kabeſtan, und ſah, wie durch einen Flor, Tombelène aus ſeinen Blicken ſchwinden, den Erzengel auf unſerm Thurme immer weiter zurückweichen, bis er endlich im Luftkreiſe verdämmerte. Dann ſah Aubert nichts mehr, denn er war feſt eingeſchlafen.

Als er wieder vom Schlummer zu ſich kam, waren Schiff und Matroſen hinweg, und er fand ſich im Sande auf der Küſte von St. Malo, wo dazumal der Herzog von Bretagne dem Vergnügen des Lachsfangs oblag. Nur ein Schloß war da, denn die Stadt war noch nicht gebaut. Das Schloß wurde von des Herzogs Trabanten bewacht, die herabkamen, den fremden Abentheurer zu fangen, weil ſie glaubten, die ſtürmiſche Fluth habe ihn an's Geſtade geworfen. Der Mönch fürchtete ſich vor den Bärenfellen, die ſie auf den Schultern trugen, und vor den langen Schwertern in ihren Händen, und war um ſo gehorſamer, ihnen zu folgen, ob er gleich viel jammerte um ſein Weib und ſeine Kinder. Er hatte gut jammern; die groben Bretagner verſtanden ihn nicht.

Während dieſes geſchah, war die Prinzeſſin ihm vorausgegangen zum Schloſſe, wo der Herzog bei'm Becher ſaß, mitten unter ſeinen Fiſchern, und der Fang war groß geweſen, und die Freude größer als der Fang. Und als der Herzog ſeinen Bart erfaßte und ausrief: „Bei'm großen Baal! den ganzen Schmaus gäbe ich darum, wenn meine liebe Tochter, die ich vor Jahren begrub, hier zur Stelle wäre, lebendig und friſch, und Mutter eines geſunden Buben!“ da trat die Prinzeſſin in den Saal, umringt von ihren Kindern, und meldete, wie ſie nicht geſtorben, wie nur ein Blendwerk den Vater betrogen, und wie ſie zurückkehre, eine fröhliche Mutter. —

Der Herzog ſchickte hin, das Grab der Tochter aufzubrechen, und es wurde leer gefunden. Da überredete ſich der Fürſt, daß ihn ein Spuck genarrt habe, und weil die Zauberin niemanden ähnlicher ſah, als ſeiner Prinzeſſin, ſo nahm er ſie als ſolche in ſeine Arme. Wie er jedoch vernahm, daß ein Chriſt und ehemaliger Prieſter des Heilands ſeiner Enkel Vater war, gerieth er in heftige Wuth, und wollte den Mönch zu Staub verbrennen laſſen. Mit Mühe nur änderte er ſein Urtheil auf Fürbitte der Tochter dahin ab, daß dem Aubert das Leben geſchenkt ſeyn ſolle, wenn er des Herzogs Götzen anbeten würde. Nebenbei befahl der Fürſt, daß man die beiden Mägdlein, ſeine Enkelinnen, ertränke; nur dem Sohne ſchenkte er Gnade, weil ſein eigener in der Schlacht gefallen war, und ein Erbe dem Herzogthum Noth that.

Die Prinzeſſin ging zu Aubert in den Kerker, und ſagte zu ihm: „Unſer Sohn lebt, wenn ſchon unſere Töchter im Meere zu Grunde gingen. Aber auch Du ſollſt leben, wenn Du ein Heide wirſt.“ — Der verblendete Mönch war ſchon dergeſtalt von Gott gewendet, daß er hiezu ohne Bedenken ſprach: „Amen, alſo geſchehe es.“ —

Dann fuhr die Zauberin fort: „Auch ſollſt Du in Purpur und Seide gehen, mein Ehegemahl heißen, ein Fürſt in der Bretagne ſeyn, wenn Du dem Herzog helfen willſt, des heiligen Michaels Berg zu gewinnen. Mein Vater wird nur dann glücklich ſeyn, wenn er auf jenem Berge den Altar ſeiner Väter und ſein eigen Schloß aufgerichtet hat.“

Der Mönch zauderte ein wenig; aber — wer ſeinen Erlöſer verläugnet, wird dieſer ſeinen Brüdern getreu bleiben? So antwortete Aubert: „Bei Deiner Schönheit! ich will den Berg des Michael gewinnen.“ So führte ihn die Prinzeſſin im Triumph zum Schmauſe des Herzogs, wo er vor dem Bilde des Baal opferte, und zur Rechten des Fürſten ſaß, welcher ihn trunken machte vor Herrlichkeit und Wein, daß er ſeinen Schöpfer läſterte, und ſich theuer vermaß, ſein armes Kloſter zu verderben.

Binnen dieſer Friſt ſammelten die Hauptleute des Herzogs das Heer, und alle ſeine Sloops und Kanonierböte bereiteten ſich, die Anker zu lichten, weil der Augenblick günſtig war, zur See an den Berg zu kommen, bevor die Zeit der ſtehenden Waſſer eintrat. Auf der vorderſten Schaluppe ſchiffte ſich der Eidam des Herzogs ein, und neben ihm ſeine Frau, kundiger als ein Steuermann der Strömungen und der leitenden Himmelszeichen. Sie ſegelten raſtlos und erreichten im mitternächtigen Dunkel den Felſen, wo noch keine Stadt, ſondern nur das Kloſter ſtand, himmelhoch, wie noch jetzt.

Beim Schein der Pechfackeln verließen die Bretagner ihre Fahrzeuge, und klimmten ſtill die in den Felſen gehauenen Stufen hinan. Der Mönch war vorne daran, und ſuchte nach einem unterirdiſchen Eingang, der ihm wohlbekannt geweſen; denn er dürſtete nach Blut und Rache, und rief, ſein Schwert ſchwingend: „Alle Mönche müſſen ſterben, und ich morde den Abt mit eigener Hand!“

Da ihm ſolch wildes Wort entfuhr, ſtieß ihn die Frau zürnend an, und die Hunde des Kloſters gaben Laut. Erſchrocken ſchaute ſich Aubert um, und ſiehe: da war es wie in ſeinem dritten Traume: die bunten wunderlich gekleideten Gewappneten, die Fackeln, die Spieße und Fahnen, und er, der Führer der Feinde. „So hat ſich plötzlich mein Schickſal erfüllt!“ ſeufzte er mit einer Anwandlung von Reue. Aber die Prinzeſſin ſtieß ihn wieder an, ſagend: „Fühlſt Du den kühlen Morgenwind? Es muß vollendet ſeyn, bevor der Tag anbricht.“

Ein feierlicher Geſang ertönte auf den Mauern, und die älteſten Prieſter erſchienen auf der Bruſtwehr, demüthig die weißen Schädel neigend, und ſprachen: „Tödte uns, unwürdiger Bruder, aber ſchone des Heiligthums!“

„Wirf den Brand in das Dach!“ ſchnaubte die Prinzeſſin, und drückte dem Mönch eine glimmende Kugel in die Hand, während die Bretagner mit fürchterlichem Geſchrei die Leitern anſetzten, und einen Hagel von Pfeilen nach den Zinnen ſchickten. Aubert ſchleuderte wie ein Wahnſinniger die Granate nach dem Thurme, und traf das metallne Standbild des Erzengels, daß es wie ein Höllenfeuer loderte; aber alſobald geſchah ein Wunder. Das Bild fuhr hernieder vom Thurme, und der Erzengel ſelber war es in der Majeſtät ſeines Zorns, ſo wie ihr ihn noch ſehet auf den Gemälden, mit dem ſtrahlenden Schild und Helm und dem langen Degen. Als ein Wetterſtrahl ſtürzte er auf die Zauberin, die ſich plötzlich in den leibhaftigen Teufel verwandelte, und trat das knirſchende Ungethüm mit Füßen, daß der Berg zerbarſt, und die Gluth leuchtete bis nach Guerneſey.

Die Bretagner entflohen heulend nach dem Ufer. Wer von ihnen nicht den Hals brach, kam in den

Wellen um, denn die Schiffe waren von Sturmsgewalt dem Ankergrund entriſſen worden, und trieben, zerbrochene Trümmer, auf dem Waſſer. Aubert war mit dem Geſichte voran zur Erde geſtürzt, und erwartete in ſeiner Vernichtung den tödtenden Streich vom Engelſchwerte.

Auf Erden hätte wohl keiner dem Sünder das Wort der Gnade geredet, aber in den Himmeln richtete ſich für ihn der allbarmherzige Fürſprecher, ſein Namensheiliger auf, ſchwebte herab auf einer ſchönen klaren Wolke, und rief ihm milde zu: „Du ſollſt nicht ſterben, ſchwacher, verführter Mann. Der Teufel, der liſtiglich verſuchte, mit Hülfe eines Prieſters das Heiligthum ſeines Erzfeindes zu verderben, liegt überwunden in dem Pfuhl der Flammen. Der Schirmwächter des Himmels hat nur Waffen gegen den Böſen; für den reuigen Sünder nur Gnade.“

Nachdem der ſelige Biſchof von Avranches ausgeredet, weihte er den Mönch auf's Neue mit ſeinem Segen, und verſchwand in der Glorie des Erzengels, die zum Wahrzeichen noch einen ganzen Tag lang geſehen wurde. Die Kloſterbrüder führten das wiedergefundene Schäflein in die Clauſur, aber nachdem Aubert reiflich die Vergangenheit überlegt und geprüft, verlangte er nach Tombelène zurück, und beſchloß daſelbſt in ſeiner Höhle, ein prophezeiender und gebenedeiter Einſiedler, ſein andächtiges Leben, welches er in Buße und Gebet zu hohen Jahren brachte.

Der Herzog von Bretagne, da er ſolche Mähr erfuhr, bekehrte ſich mit ſeinem Volke zum Chriſtenthum und verſtieß den Sohn der hölliſchen Braut von ſeinem Hofe. Die Fügungen der Vorſehung ließen zu, daß jener Halb-Satan im Verlauf der Zeiten eine Prinzeſſin der Normandie berückte, und jenes Grafen Robert Vater wurde, der in der Welt unter dem Namen des „Teufels“ ſich berüchtigt gemacht hat, und deſſen Geſchichte ihr alle kennt, Alt und Jung. —

2.

Die Wallfahrt des Königs Ludwig.

„Haben die Muſchelthiere geſchmeckt? Danket Gott für die leckere Speiſe, und putzet die Schaalen blank, weil der Pilger ſie liebt und zum Andenken kauft, damit für den fleißigen Fiſcher nichts vom Fange verloren gehe. Geſegnet ſeyen St. Michaels Meermuſcheln, denn edel ſind ſie, wie die Muſchelſchaalen des heil. Jakob, und König Loys hat einen Ritterorden daraus gemacht. Von dem König Loys will ich daher erzählen. Das fördert die Arbeit, und hält die Augen wacker und munter."

Es war einmal ein König in Frankreich, deſſen Vater übel gewirthſchaftet, und auf ein Haar ſein Land an die Roſtbeefs verloren hatte. Wie ein Geiziger immer nach ſich einen Verthuer, ſo zieht auch ein Verſchwender nach ſich einen Sparer. König Loys dachte daher in ſeinem Sinne, daß er ſo lang als möglich die Krone erhalten wolle, die er nach ſo mancher Gefahr geerbt hatte. Was iſt aber eine Krone, wenn der Kopf darunter fehlt? Und wie leicht iſt es nicht um eines Menſchen Leben geſcheben, und wer hat in einem Lande wohl der Feinde mehr, als ein König?

Darum ſperrte ſich Loys mit allen ſeinen Schätzen in ein Schloß ein, dem Niemand auf hundert Klafter nahen durfte, wenn er nicht einen Geleitsbrief des Königs hatte, oder ein Vertrauter des Schloſſes war. Ohne Erbarmen wurde niedergemacht, der nicht Rechenſchaft von ſeinem Begehren geben konnte, und die Leute ließen ſich's geſagt ſeyn; denn wer nicht mußte, ging gewiß nicht in des gefährlichen Schloſſes Revier.

Der König war nun wohl ſicher von außen, wie in einer Nuß; aber die Langeweile plagte ihn, und weil ihn die Unterthanen nicht mehr beſuchten, befahl er ſeinen Soldaten, die Unterthanen zu beſuchen; namentlich die Adelichen, die er nicht leiden mochte, weil ſie den Kopf höher trugen, als ihm lieb war. Darum verkürzte er hie und da einen um eine Kopflänge; darum ärgerten ſich die andern und ſchworen ſich zuſammen gegen den König, der jedoch alle Verſchwörungen vereitelte, das Schwert wacker brauchte, und Städte und Ländereien verſchiackte, wie es ihm gefiel.

Der alte Herr von Mortal war der letzte, der dem weiſen Könige die Spitze bot. Er hatte ein wohlbeſetztes Schloß, worinnen ſein Sohn als Commandant lag. Als des Königs Truppen kamen, die Burg wegzunehmen, zog ihnen der alte Sire entgegen, und lieferte eine Schlacht, die er elendiglich verlor, worinnen er leider gefangen wurde.

Da man ihn vor den König geſtellt hatte, begehrte der Sire von Mortal ein geheimes Gehör, und ſprach über eine Stunde lang mit dem Monarchen, worüber ſich Niemand wunderte, da der alte Ritter in geheimen Künſten und Wiſſenſchaften wohl bewandert, auch Herr Loys von dergleichen Gelehrſamkeit ein großer Freund geweſen. Um ſo mehr ſtaunte das Volk, als nach dem geheimen Geſpräch der alte Ritter dennoch zum Galgen geführt, und ohne Verzug aufgehenkt wurde.

Der König ſah aufmerkſam hinter einem Fenſter zu, und der ſilberlockige Greis drehte ſich im letzten Augenblick zu dem Fürſten, und rief: „Mit meinem Leben beſiegle ich, was ich Dir vertraut habe." Hierauf ſtarb er wie ein Mann. König Loys verlor aber alſobald ſein ungläubig lächelndes Geſicht, gab viele Sorge in ſeinem Antlitz kund, und gebot allen ſeinen Kriegern, den jungen Mortal lebendig zu fangen und vor ſeinen Thron zu bringen. Viele Schildlouisd'or wurden auf den Fang geſetzt, und mancher hätte ſie gerne verdient, aber der junge Ritter machte einen Strich durch die Rechnung, indem er nach langer Vertheidigung die Feſtung in Brand ſteckte, und entfloh, ohne eine Spur zurückzulaſſen. Man hat in der Nähe und Ferne nach ihm gefragt und gejagt, ohne ihn zu erwiſchen, und endlich über anderen Händeln des flüchtigen Edelmanns gänzlich vergeſſen.

Von Stund an verließ alle Munterkeit den König, und eines Espenblattes Rauſchen machte ihn zittern wie ein Espenblatt. Er verkehrte ſeine ganze Lebensweiſe, ſchlief am Tage, und ohne daß irgend eine Seele genau wußte, in welchem Zimmer; wachte zur Nacht, aber ſelten im Schloſſe, ſondern auswärts in fremden Herbergen und Schenken, wo ſich Niemand des Königs Anweſenheit einfallen ließ; eine Viertelſtunde, bevor er zu eſſen begehrte, ließ er den Köchen wiſſen, was ſie zu bereiten hätten, und dann aß er nur das ſchlechteſte der Gerichte; endlich mußte die Speiſe vor ſeinen Augen bereitet werden auf einem niedern Herde, ohne Gewürz, in einem Topfe, den er ſelber reinigte, und er ſtand mit blankem Meſſer neben dem Koch, und belauerte denſelben, ob er nicht etwas in die Speiſe zu werfen verſucht ſey.

In ſolcher Angſt und Einſperrung verfielen ſeine Kräfte, und ſein Arzt, der nicht mehr ſein Vertrauen beſaß, ſchüttelte den Kopf, und verſchrieb eine Reiſe auf's Land. Das behagte dem König, und eines Tags ließ er verkünden, Seine Majeſtät befände ſich unwohl und in allen Kirchen ſolle man für ſein Leben beten. Während nun der Arzt des Fürſten Krankenzimmer mit eigener Hand vor allen Zudringlichen verſchloſſen hielt, ritt Herr Loys auf einem kleinen grauen Pferde zur Hinterthüre hinaus. Ihm folgten nur ſeine vertrauteſten Diener, der Profos und der Barbier.

Wie dem König die Schwermuth und die Stubenluſt den Appetit und die Heiterkeit geraubt hatten, ſo gewann er beides wieder durch des friſchen blauen Himmels Anblick, und hörend der Vögel Gezwitſcher, und den Geſang der Bauerndirnen, die der Feldarbeit oblagen. Er freute ſich von Herzen des ſchönen Landes, das ihm gehörte, und wenn er einen Fluß ſah, dachte er ſich: „Auch der Fluß iſt mein;" und wenn er an einem Berge hinritt: „Ich bin der Herr dieſes Berges;" und als eine Stadt ſich vor ihm ausbreitete: „Ha, die Stadt iſt mein eigen, und erſt nicht die ſchönſte, die ich habe."

Nach einem fröhlichen Mittagsmahl in der luſtigen Stadt ritten alle weiter, Fürſt und Diener; Herr Loys lachte und ſcherzte voll von Munterkeit, daß auch die Diener wieder neu auflebten, weil ſie wohl verſpürten, daß ſie nichts ſeyen ohne den Gebieter.

So erreichten ſie im Abendſchein eine weite Ebene, an deren Ende eine Burg mit hohen Zinnen lag. „Wem iſt das Schloß?" fragte der König begierig, und ſeine Diener antworteten: „Das war des Herrn von Mortal Eigenthum, und jetzo iſt's das Deine;" vermeinten auch, wieder einen luſtigen Schwank aus des Königs Munde zu vernehmen. Der blieb indeſſen ſtumm, faltete die Stirne, ſprach den ganzen Abend kein Wörtlein mehr.

Am nächſten Morgen kamen ſie durch einen herrlichen Kaſtanienwald. Loys, aufgeheitert durch die grüne Blätterpracht, fragte: „Weſſen iſt der

Wald?" — Seine Diener ſchauten einander verſtohlen und verlegen an, und beide antworteten: „Wir wiſſen's nicht." Hierauf wendete ſich mit derſelben Frage der Herr an einen Fiſcher, der im Bache Krebſe fing, und als ein ehrlicher Fiſchersmann antwortete ihm dieſer: „Der Wald hat dem Sire von Mortal gehört, aber der König hat ihn für ſich genommen. Herr Loys blieb wieder ſtumm, doch ſeufzte er tief, ſprach den ganzen Tag kein Wörtlein mehr.

Bei ſo ungünſtigen Zeichen wurde der Barbier keck genug, zu fragen, wie es komme, daß ein ſo gewaltiger König der Schwermuth nicht Meiſter werden könne, ſobald er nur den Namen eines überwundenen Feindes höre? Der alte Sire ſey ab und todt, und der junge, ein flüchtiger Landſtreicher, werde etwa in laufender Stunde eine Beute des Hungers, oder der Raben Speiſe.

Nun zog jedoch Herr Loys mit blaſſem Geſicht den Hut demüthig ab, die Hände faltend, und ſagte: „So wahr ich die Augen zum Himmel wende, ſo wünſche ich, daß es dem jungen Mortal wohl gehe, jetzo und immerdar."

Der Profos zuckte die Achſel und machte eine blutdürſtige Fratze, indem er das Maul bis zu den Ohren verzog, meinend, der König habe nach ſeiner Gewohnheit den Schelm im Nacken, wie eine Katze, die niemals ſanftere Pfoten macht, als wenn ſie zum Kratzen Luſt trägt. Der Barbier ſann ſtille über den verwunderlichen Spruch des Königs nach, und hing den dicken Schädel bis zum Sattelknopf.

Indem gewahrte Loys, der endlich die Augen vom Himmel abthat, zu ſeinen Füßen im Hintergrunde der Landſchaft eine graue Fläche, die mit den Wolken eins zu ſeyn ſchien, und als wäre dort das Ende der Welt. „Was dort?" fragte er. „Das Meer;" verſetzte der Profos. „Und dort?" — „Der Berg des heiligen Michael;" verſetzte der Barbier ſeinerſeits.

Sie befanden ſich nämlich auf der Höhe von Moidrey, wo die Mühle ſteht; hatten zur Linken die Küſte von St. Georg, den vielgekrümmten und gezweigten Fluß Couesnon mit ſeinen Untiefen, und ſchauten beim hellen Wetter hinaus bis an den Felſen von Cancale; rechts hinwiederum ſahen ſie Tombelène, und weit dahinter die Spitze von Granville; gerade vor ſich den Michaelsberg, die mattweiße Grève und das graue ſilbergeſtriemte Meer. — So gewiß, als es nur eine Normandie und nur einen Berg, wie den unſrigen gibt, ſo gewiß iſt es, daß alle Reiſende von nah und fern ein Heimweh nach unſerm Felſen verſpüren, ſobald ſie deſſelben anſichtig wurden, und es ging dem König um kein Haar anders, denn er ſagte: „Bei unſers Herrn Oſterfeſt! ich will den berühmten Berg beſuchen als ein Pilger, wie alle Könige, meine Vorfahren, gethan haben; und alſogleich ſoll es geſchehen." Befahl zur ſelben Stunde dem Barbier, vorauszureiten und dem Abt zu bedeuten, daß Loys von Frankreich ſich nähere, und guten Empfang begehre.

Der Barbier getraute ſich nicht ſehr, allein über den gefährlichen Triebſand zu reiten, und wollte den Profoſen voranſchicken. Weil aber der König von einem Augenblicke zum andern nicht wußte, ob es nicht etwas zum Aufknüpfen geben möchte, behielt er den Profos bei ſich, und erneuerte dem Bartdiener ſein Gebot. Endlich ſagte dieſer, als ſey er um den König beſorgt: „Biſt Du auch gewiß, daß der Abt des Berges Dein Freund, und ohne Falſch ſammt ſeinen Mönchen und Söldnern?“ — „Er iſt mein Milchbruder;“ ſagte der König entgegen: „Milchbrüder ſind aber den leiblichen vorzuziehen, die ſchon als unſere Feinde zur Welt kommen. Leichter theilt ſich ein Mutterbuſen, als ein Königreich. Vorwärts, Barbier.“

Loys hatte nach ſeiner Gewohnheit gut gerechnet. Der Abt war ſein aufrichtiger Freund und dankte ihm herzlich die Würde, die er durch des Königs Gunſt erhalten, ſo wie durch die Wahl ſeiner Kloſterbrüder. Kaum hatte er darum des Barbiers Botſchaft vernommen, als er die Glocken zuſammenſchlagen hieß, ſeinen Soldaten befahl, in der Stadt Spalier zu machen, ſeinen Hauptleuten, dem Fürſten auf die Grève entgegen zu ziehen, und ſelber mit dem Convent und Kreuz und Fahne an das Thor der Stadt trat. Es war um die Mittagsſtunde, wo die Grève trocken liegt, und Pferd und Mann am leichteſten die Tümpfel vermeiden mögen, die im Sande als wie ein Trichter ſich plötzlich verrätheriſch öffnen, um zu verſchlingen, was in ihren Schooß verſinkt. Die Luft war hell und warm, und des Königs Empfang nicht geſtört.

So gings hinauf die vierhundert Staffeln zum Schloß und zur Abtei. An ihren Pforten wurden die Waffen der beiden Begleiter abgefordert, aber der König behielt die ſeinigen, dem uralten Recht zufolge. Er behielt ſie auch aus ſchwarzem Mißtrauen, denn ſchon am erſten Thore, wo die beiden alten engliſchen Kanonen, aus Eiſenſtäben zuſammengeſchweißt, halb verſchüttet im Sande liegen, hatte Loys, vor den Geſchützen ſtehend und darüber eine und die andere Frage thüend, bemerkt, daß der Abt im Hintergrunde ſeines Herzens etwas verborgen hielt, das er nicht über die Lippen laſſen wollte. Zum zweiten, da ſie im Löwenhofe vor dem Standbilde des wappenhaltenden Thieres verweilten, war es dem König vorgekommen, als hielte der Abt ſeine Blicke nicht allzuredlich aus. Darum, wenn auch des Prieſters Worte milde und getreu klangen, war doch der kluge Fürſt vor ihm auf der Hut, und wer täglich um ihn war, merkte das, denn er that gar zutraulich, und wie das unbefangenſte Kind.

Für's erſte beſuchte der vornehme Pilger die Kirche und hörte dem Te Deum zu, das ihm die Mönche vorſangen. Für's zweite folgte er dem geiſtlichen Wirthe in den gewölbten Ritterſaal, der dazumal ſeines Gleichen an Pracht nicht fand. Da war eine Tafel für die Majeſtät ganz allein gedeckt, und der Abt bediente den hohen Gaſt mit eigenen Händen, kredenzte ihm jeden Trunk, koſtete jede Speiſe vor, ſo daß der mißtrauiſche Herr ohne Angſt und Bedenken zulangen konnte, obſchon für alle Fälle der Profos, des Fürſten Schwert haltend, an der Thüre ſtand, neben ihm der Barbier mit des Königs Dolche.

Loys lehnte ſich beim Nachtiſch in den Armſtuhl zurück, blinzelte mit den Augen und ſprach gnädig zu dem Abte: „Ehrwürdiger, ich ſchenke Euerm Gotteshauſe ſechshundert Thaler." — Der Abt verneigte ſich einmal, antwortend: „Der liebe Gott ſegne den König dafür." — Loys fuhr weiter fort: „Ehrwürdiger, ich ſchenke Euch dieſen koſtbaren Roſenkranz." — Der Abt verſetzte, indem er ſich zweimal verneigte: „Der unwürdigſte Pfaffe dankt dem König dafür." — Dagegen verlangte Loys, dem Prieſter nach ſeiner beſondern Art zu beichten, vollkommenen Ablaß und am folgenden Tag das Abendmahl zu empfangen. Der Abt, ob er ſchon wußte, daß der Monarch ſich vorbehielt, in Gedanken zu beichten, was er nicht gerne mit Worten ausſprach, that dem Geſalbten des Herrn ſeinen Willen, und abſolvirte ihn als einen rechten, frommen, gottſeligen Pilger. Deß war Loys froh, und ſprach mit lauernden Blicken: „Jetzo wäre ich gerade vortrefflich zugerichtet, wenn Ihr mich heimlich aus der Welt ſchaffen wolltet; wie?" — Der Abt ſchlug erſchrocken ein Kreuz, und in ſeines

Geſichtes Verfärbung erkannte der König ſeine Unſchuld, keineswegs die ertappte Bosheit. Daher rückte er dem zitternden Wirthe näher, und ſagte ihm mit glatter Treuherzigkeit: „Wenn Ihr nichts wider mich im Schilde führt, warum ſchlagt Ihr die Augen nieder, ſo ich Euch ſcharf anſchaue? Bekennt mir das, wie ich Euch meine Sünden bekannte; wir ſind allein, und ich zähle noch hundert Thaler in Euern Beutel, wenn Ihr gegen meine Neugierde mit der Sprache herausgebt.“

Der Abt merkte freilich, daß er mit baarem Läugnen hier nicht durchkommen würde, und zugleich wollte er die andächtige Stunde ſeines gefährlichen Milchbruders nützen; dieſes machte, daß er freimüthig anhob: er habe allerdings etwas auf dem Herzen, doch nimmer dem König zum Schaden, wohl aber einer von Angſt gepeinigten Seele zum Nutzen, und wenn ſein erlauchter Gaſt allen Pflichten eines mit Gott verſöhnten Pilgers gehorſamen, und, wie er in der Beicht verſprochen, allen ſeinen Feinden verzeihen wolle, ſo ſey des Wirths Geheimniß zu ſeinen Dienſten.

Dem König kam es auf ein Verſprechen nicht an, und der Abt bekannte ihm, daß in dem Kloſter ein Flüchtling verborgen ſey, den alle Welt verfolge; der ſich demungeachtet noch nicht habe entſchließen können, ſeiner Heimath Boden zu verlaſſen, und gar zu gerne dem Herrſcher ſich unterwerfen wolle, wenn er ſeiner Gnade gewärtig ſeyn dürfe.

Löys runzelte die Stirne und fragte: „Wer das?“ — „Der junge Sire von Mortal;“ antwortete der Abt mit Beklemmung; denn ſchon fürchtete er, wie er das Zornwetter aufſteigen ſah, zu viel geſagt, auf des Fürſten Wort zu viel gebaut zu haben.

Wie ſeine Furcht jedoch groß war, ſo war zehnmal größer ſeine Freude, als der Sturm vorüberging wie ein Blitz, und das klarſte Wetter aus den Augen des gewaltigen Herrn lachte, daß derſelbe aufſprang, und ſich geberdete, als ob er im Spiel ganz England gewonnen hätte, um es in Paris zu verzehren. Wie endlich ſeine Luſtigkeit ſich beſänftigte, und er vor Gelächter zu Wort kommen konnte, rief er: „Unſer Herr Gott lebe hoch, denn er hat das ſehnlichſte Begehren meines Herzens erfüllt! Ehrwürdiger, geht hin, und bringt mir den wackern jungen Edelmann, daß ich ihn als meinen liebſten Vaſallen umarme.“

Dem Abt war nicht wohl zu Sinne, indem er dafürhielt, der theure König ſey plötzlich ein Narr geworden. Dennoch ging er, auf den Schutzheiligen des Hauſes vertrauend, hin, den jungen Sire zu holen, welcher ungewiß und ſorgenvoll ſeinen Schlupfwinkel verließ. Denn im Grunde ſeiner Seele haßte und fürchtete er den König um ſeines Vaters betrübten Endes willen, und nur ſein verliebtes Gemüth hatte ihn im Vaterlande gefeſſelt. Er war der Verlobte des ſchönſten Fräuleins in der Normandie;

einer älternloſen Waiſe, deren Vormund mit ihr unfern von Pontorſon wohnte, und eifrig an dem König hing. Woraus leicht zu errathen, daß derjenige des Königs Freund ſeyn mußte, der das ſchöne und reiche Fräulein gewinnen wollte.

Der junge Sire wollte ſich dem Herrn zu Füßen werfen, aber Loys duldete das nicht, und öffnete ihm die Arme. Der Edelmann, der von Allem dieſem nichts verſtand, ſagte: „Weil mein ſeliger Vater gegen Dich gefochten, o Herr, haſt Du uns alles genommen, und ich bin ein Bettler. Wie ſtände mir eine Vertraulichkeit zu, welche Du nur Deinen vornehmſten Lehnsleuten gewähreſt?" — „Du ſollſt von Stund an der allervornehmſte meiner Hofherren, der erſte Marſchall, ein Herzog und der reichſte Ritter in der Welt ſeyn;" verſetzte der König.

Der Abt verſpürte Schwindel bei ſolchen Reden, und der Ritter kneipte ſich die Arme blau, um ſich zu überzeugen, daß er mit wachenden Augen ſehe, und mit wachen Ohren höre. Doch ſagte er noch: „So viel Dank ich Dir auch für Deine Gnade darbringe, o mein König, ſo vergaß ich doch nicht, daß mein Vater an Deiner Ungnade ſtarb, und mir iſt ein Räthſel, warum Du eines Rebellen entwaffneten Sohn ehren ſollteſt, wie Dein eigen Kind? Oder es iſt Alles, was Du jetzo thuſt und redeſt, nur ein grauſames Spiel mit einem wehrloſen Schlachtopfer, und dann wäre beſſer, Du gäbeſt mir alſogleich den Tod." — Dieſer männlichen Sprache antwortete Loys mit freundlicher Stimme: „Ich mußte Deinen Vater hart ſtrafen um des Beiſpiels willen, aber bei Dir gelobe ich ſeine Stelle zu vertreten. Darum laſſe Deinen Pfleger und Gebieter nicht allzulange eine Verſöhnung erwarten, die nur zu Deinem Glücke ausſchlägt.“

So umarmte denn der junge Sire von Mortal den König, und derſelbe führte ihn in alle ſeine Rechte und Reichthümer wieder ein, ſchenkte ihm noch vieles Land und viele Leute, machte ihn zum erſten Kammerherrn, Pair und Herzog, und ſetzte ihm für alle Wohlthaten nur die Bedingung, fortan an ſeinem Hofe zu leben, ſo lange es Beiden, dem Herrn und dem Unterthan, gefällig und lieb ſeyn würde. Der Ritter willigte in Hoffnung fröhlichſter Zukunft ein, und der Abt pries des Himmels unerforſchliche Fügungen. Der König gab den Mönchen ein Feſt, ſpeiſte die Armen freigebig, beſchenkte die arbeitſamen Fiſcher, und empfing von denſelben ein leckeres Gericht von den allerbeſten Muſcheln. Dieſes erinnerte ihn an die Muſchelſchaalen, welche im Kloſterwappen ſtehen, und an die, welche die Pilger auf ihre Kleider zu heften pflegen; und aus Dankbarkeit, daß ihn der heil. Michael beſonders geſegnet, ſtiftete er zu ſeinen Ehren einen reichen Orden, deſſen Ritter eine Kette von ſilbernen Muſcheln auf der Bruſt trugen, daran das Bild des Erzengels, wie es auf dem Thurm ſtand. Auch ſetzte er drei Silbermuſcheln zu den vieren in dem Wappen der

Abtei, und fügte hinzu des Königs Hauptſchildſtück, das blaue Feld mit den drei goldenen Lilien. — Der Kommandant des Schloſſes, die tapferſten Offiziere des Königs, und der Ritter von Mortal, erhielten die Ordenskette des heil. Michael; doch wußte keiner, in welchem Stücke der Erzengel den König geſegnet hätte; am allerwenigſten der Sire von Mortal, der von ſeinem eigenen Schickſal und Erdenglück nicht das Mindeſte begriff.

Beſcheiden und einſam war der König zum Berge gepilgert; mit Pracht und Muſik und vielem Gefolge kam er zu ſeiner Hofſtatt zurück. Jedermann verwunderte ſich über ſeine Leutſeligkeit, und über die plötzliche Aenderung in ſeiner Lebensordnung. Seine frühere Aengſtlichkeit war zum großen Theil verſchwunden, und er floh nicht mehr die Geſellſchaft der Menſchen. Namentlich war einer am Hofe, den er nie von ſeiner Seite ließ. Das Frühſtück mußte derſelbe mit dem Fürſten theilen, und das Mittagsmahl, und das Abendeſſen; den Wein, das Spiel, die Jagd. In der öffentlichen Audienz ſtand er neben des Königs Thron; hatte irgend ein Geſandter heimliches Gehör, ſtand der unzertrennliche Freund dicht vor der Thüre. Saß Herr Loys am Kamin, ſo war ihm gegenüber der Andere; legte ſich Herr Loys zu Bette, ſo ſchlief der Andere dicht an ſeiner Schwelle.

Der Profos hatte ehedem ſolch unaufhörlichen Dienſt gehabt, und kam jetzo nur ſelten vor des Gebieters Angeſicht. Der Barbier war ehedem der Günſtling geweſen, und ſah ſich jetzo verdrängt. Der junge Sire von Mortal hatte die beiden Reſpektsperſonen erſetzt, und doch wußte er nicht, wie und warum dieſes geſchehen; zugleich ſeufzte er ſelber über des Königs Gunſt.

Denn, wenn er einmal ſagte: „O Herr, erlaube, daß ich friſche Luft ſchöpfe, während Du der Regierung obliegſt,“ ſo verſetzte der König ſchmeichelnd: „Ein Stündchen ſey Dein, mein liebes Herz; nur gehe nicht zu weit!“ Und alſobald war irgend ein Diener von des Herrn Vertrauten auf ſeiner Ferſe, und wenn der Ritter fragte, warum? ſo hieß es: „der König wolle es ſo.“

Ritt er wie ein kühner Edelmann im Galopp, ſo ſprach der Diener, indem er ihm in die Zügel griff: „Der König will das nicht; Ihr möchtet zu Schaden kommen.“

Wollte er ſich baden im kühlen Strom, ſo litt es der Diener nicht, und ſprach: „Der König wehret das; Ihr möchtet ein Unglück haben.“

Spielte er Ball, um ſich warm zu machen, und war im beſten Zuge, ſo ſtellte der Diener das Spiel ab, ſprechend: „Der König wünſcht nicht, daß Ihr Euch erhitzet; für Euch wäre es vom Uebel.“

Schlug die Stunde der Heimkehr, ſo mahnte der Diener unbarmherzig, ſprechend: „Der König erwartet uns, und wenn auch die Verſäumniß Euch verziehen würde, mein Rücken würde ſie theuer bezahlen.“

Der junge Sire erbarmte ſich alsdann ſtets des armen Trabanten, und kehrte folgſam heim, als wie ein Lamm; doch ſchwoll ihm nach und nach das Herz vor Unwillen und Sehnſucht, und er dachte ernſtlich nach, wie ſchlecht es ihm erginge in dem goldenen Käficht. Zugleich beſann er ſich, wie er ſein Loos wohl ändern möchte. Mit Gewalt war nichts zu richten, nur allein mit Liſt. Aber wie kurz und ſtumpf und durchſichtig iſt die Liſt eines jungen Mannes von zwanzig Jahren!

Einmal ſaß er mit dem König zu Tiſch, und griff nach einem fetten Fiſche. Da klopfte ihm Herr Loys ſpielend auf den Finger, ſagend: „Die Speiſe iſt unverdaulich, und Du ſollſt den Magen Dir nicht verderben.“ Der Andere fragte: „Herr, warum nimmſt Du ſo viel Antheil an meiner Geſundheit?“ — „Weil ich Dich liebe als einen Sohn;“ verſetzte Loys mit freundlichen Katzenaugen. — „Wenn Du mich alſo liebſt, o Herr, ſo möchte ich wohl etwas von Dir erbitten.“ — „Sag’ es frei heraus.“ — „Gib mir ein ſchönes Pferd aus Deinem Marſtall.“ — „Das ſchönſte; nimm’ es Dir.“ — Alsdann ein paar luſtige Pagen zum Gefolge.“ — „Es ſey; meine edelſten Knaben ſollen es als eine Ehre achten, hinter Dir zu reiten.“ —

„Ferner einen Beutel voll Goldes.“ — „Geh’ zu meinem Schatzmeiſter. Die Gefälle Deiner Güter liegen bereit." — „Und endlich die Erlaubniß, eben dieſe meine Güter zu beſuchen. Des Herrn Auge fehlet dort, und dem Erben iſt es Pflicht, der Ahnen Vermächtniß nicht zu verwahrloſen." —

Der König ſchüttelte den Kopf und meinte: „Damit hat es noch Zeit. Du biſt ein kleiner Schelm, und würdeſt lange nicht wiederkehren." — Der Ritter betheuerte: „Sobald Du es befiehlſt, bin ich wieder hier." — „Ich glaub' es nicht;" ſagte der Fürſt: „und wenn Du's ehrlich meinteſt, ſo könnte Dir auf der weiten Reiſe ein Unglück zuſtoßen. Kein Wort mehr davon." — Die Mühe des Ritters war umſonſt geweſen.

Ein andermal griff er die Sache anders an. Der König war guter Dinge, denn ſeine Frau, die er nur dann und wann beſuchte, hatte ihm einen Prinzen geboren. Daher ſchwatzte am Kamin der Monarch tauſend ſchöne Dinge vom Glück des heiligen Eheſtandes und der Häuslichkeit, daß ein Pfarrer es nicht beſſer hätte machen können. Der junge Sire von Mortal, der ſein Herz im Angedenken an ſeine Liebſte ſehr bewegt fühlte, meinte, gerade jetzo ſey des Königs Herz am leichteſten zu rühren. Darum ſprach er mit Zutrauen: „Du biſt ſo fröhlich, Herr; laß' auch mich Dein Vergnügen theilen."

Der König ſagte: „Tauſendmal für einmal, liebſter Pflegeſohn. Wie meinſt Du das?"

Der Ritter ſagte: „Ich bin durch Deine Gunſt ſo reich und groß geworden. Gut wäre es, wenn ich all den Reichthum einſt einem Sohne hinterließe, wie Du dem neugebornen Dauphin Deine Krone.“

Der König krauste die Augenbraunen; doch ſagte er: „So iſt's von Anbeginn in der Welt gehalten worden. Erkläre Dich nur näher.“

Der Ritter ſagte: „Laß' mich auf die Freite ziehen, königlicher Herr. Ich begehre ein Weib zu nehmen, und glücklich zu ſeyn in meinem Hauſe, wie Du jetzo in dem Deinigen.“

Da verſetzte Loys trocken: „Ich war viel älter, als Du, da ich heirathete. Späte Ehen bringen Glück. Zudem wollen die Weiber lange geprüft ſeyn, denn ſie taugen wenig. Ich wäre untröſtlich, ſtürbeſt Du an Eiferſucht oder an Gram über ein gehäſſiges Weib, oder im Zweikampf mit einem Nebenbuhler, oder an dem geſchmolzenen Blei, was hie und da eine rachſüchtige Here ihrem Manne ins Ohr träufelt, während er ſorglos ſchläft. Man hat Beiſpiele.“

Der Ritter ſagte erſchrocken: „Der liebe Gott bewahre mich. Die Dame, die ich mir erwählte....“

Der König fiel ihm liſtig in die Rede: „Haſt Du ſchon etwas erleſen? Wer iſt die Schöne? Sag' es mir.“

„Sag' es nicht, ſag' es nicht!“ rief eine ängſtliche Stimme in der Bruſt des Ritters ſo laut, daß er der Frage antwortete: „Die Dame, die ich mir erwählen würde, müßte nicht dem Bilde gleichen, welches Du, o Herr, von den Weibern entwirfſt.

Noch iſt mein Herz ruhig, aber wenn ich prüfen ſoll, muß ich meine Freiheit haben. Gib mir die Freiheit."

„Du biſt frei, ſo gut wie der König von Frankreich;" entgegnete ihm Loys mit falſcher Schmeichelei. „Fordre nicht ein Mehreres. Erwarte ruhig alles von der Zeit und meiner Gnade."

Der Sire von Mortal ſchwieg zwar, doch mordete die ſteigende Erbitterung ſeiner Seele die Hoffnung, obgleich der König ſie immerdar anfachte. Der Ritter warf ſeine Augen auf die Leute am Hofe. In ihren Blicken las er jedoch nur Haß gegen den Günſtling, und erwartete von ihnen keine Hülfe. Nach ſeiner Liebe ſtand ſein Sinn; aber wie aus der räthſelhaften Falle kommen, worein ihn das Verlangen, ſein Lieb zu verdienen, geführt hatte?

Da brach ein Krieg mit den Kaiſerlichen aus. Alle Regimenter marſchirten in's Feld, und ſo viele gute Marſchälle und Generäle Frankreich ſchon dazumal hatte, ſo war doch gerade kein Ueberfluß an tapfern Männern. Als der Sire von Mortal die Trommeln, Trompeten und Signalhörner vernahm, griff er muthig an den Degen und dachte bei ſich: „Jetzo oder nie iſt die Zeit, meine Freiheit ehrenvoll zu gewinnen und die Braut hinterher!" — Forderte auch ohne Verzug vom König ein Kommando, oder mindeſtens die Erlaubniß, als Freiwilliger unter den Grenadieren die Campagne mitzumachen.

Da kam er ſchön an. Herr Loys wurde vor

Schrecken blaß, und rief überlaut: „Bewahre mich Gott und der heil. Michael! Du könnteſt todt geſchoſſen werden, oder als ein Krüppel wiederkehren, und eins wäre für mich ſo traurig als das andere. Laß Dir die Kriegsluſt vergehen, und bleibe bei mir im ſichern Hauſe. Es gibt genug tapfere Franzoſen, die ihr Land vertheidigen werden, ohne daß ich Deines Arms bedürfte.“

Nun war dagegen in dem Ritter kein Haltens mehr. Er vermochte ſeinen Groll nicht länger zu verſchweigen, und fuhr heraus wie ein braver Soldat: „Bedarf auch Frankreich meines Arms nicht, ſo bedarf ich der Ehre, und mein heldenmüthiger Vater hat mir ſeinen kriegeriſchen Namen nicht hinterlaſſen, damit ich hinter der Kunkel ſterbe. Du falſcher König! Du haſt mich berückt um meine Freiheit und Jugend, und ich hätte zu dem Mörder meines Vaters mich nichts beſſeres verſehen ſollen; aber zu einem feigen Buben ſollſt Du mich nicht ſtempeln. Und weil Du mir die Thore Deines Kerkers nicht öffnen laſſen willſt, ſo zeige ich Dir in Deinem eigenen Hauſe, daß ich Dich, daß ich den Tod nicht fürchte. Ich haſſe Dich, wie den Teufel, Du biſt mir zuwider wie eine Kreuzſpinne, Du lügneriſcher Fürſt; ich verfluche Dich als einen Menſchenſchinder und mörderiſchen Blutigel! Da haſt Du jetzo Dein Theil, und mein Herz iſt wieder leichter. Du magſt nur den Profoſen rufen, daß er mich aufknüpfe. Mein ehrlicher Vater hat den unehrlichen

Henkerſtrick zu einem ſtattlichen Ordensbande geweiht."

Ihr glaubet wohl, ihr einfältigen Fiſcher vom Berge, daß Herr Loys nichts ſtracklicher zu thun gehabt, als zu befehlen, daß dem Jüngling geſchehe, wie er geſagt? Mit nichten. Der König ſagte lächelnden Angeſichts: „Lieber Pflegſohn, Du haſt Dich gewiß im Weine übernommen. Schlafe den Taumel aus, und komme dann wieder." Ließ ihn in ſein Zimmer führen; befahl ſtrenge, daß er den Umkreis des Schloſſes nicht verlaſſen möchte. — Der Profos wachte mit tauſend Augen; keine Maus wäre ihm entgangen.

Am andern Tag kam der Barbier, den Herr Loys zu dem jungen Sire geſchickt hatte, nach deſſen Wohlbefinden ſich zu erkundigen, und ſagte mit zögernder Stimme und heuchleriſch niedergeſchlagenen Blicken: „O Herr, Du haſt eine Schlange in Deinem Buſen erzogen. Der verrätheriſche Herzog läſtert Dich in Gegenwart Deiner getreueſten Knechte, verweigert, vor Dir zu erſcheinen, und ſendet Dir als ein Zeichen ſeines Ernſtes des heil. Michaels Ordenskette zerbrochen zurück."

Der König erblaßte dießmal ſehr vor Zorn, doch bezwang er ſeinen Aerger, ſprechend: „Ein Tollkopf iſt's, mein lieber Barbier; doch bin ich ihm herzlich zugethan, und wehe dem, der ihm ein Leid zufügen möchte. Verſtehſt Du mich, Barbier?"

Der Bartſcheerer verneigte ſich, ob er gleich den

Kopf ſchüttelte, und ſich erinnerte, wie viele ſchon in des gefährlichen Schloſſes Mauern ihr Leben für weit geringere Fehltritte verloren. — Dießmal beſuchte aber der König in eigener Perſon den widerſpenſtigen Edelmann. Der hatte ſich, die Galle zu beſänftigen, eine Ader öffnen laſſen, und lag müde auf dem Bette, rührte ſich auch nicht ein bischen, als der Fürſt zu ihm trat.

Der König ſagte gütig: „Tröſte Dich und geneſe. Wenn der Krieg ſo abſonderlich Dich freut, ſo machen wir den Feldzug zuſammen; doch wirſt Du nie von meiner Seite weichen dürfen, daß Dir nichts Uebles widerfahre.“ Der Ritter ſagte trotzig: „Was kümmert's Dich ſo mir Uebles widerfährt? Du biſt wie ein eiferſüchtig Weib, und ich fange an, ganz eigene Gedanken von Deiner Gnade zu hegen. An Deiner Seite wäre ich ein Gefangener im Lager, wie hier im Schloſſe. Nichts da; lieber ſterben.“

Der König wurde ungeduldig und rief: „Wenn Du nur nicht immer von dem unſeligen Sterben ſprächeſt! das ziemt ſich nicht für junge Leute, und verdrießt ſtets das reifere Geſchlecht.“

Der Ritter war gleich mit der bittern Antwort bei der Hand: „Ein Mörder fürchtet am meiſten den Tod und das letzte Gericht.“ — Und als der König hier zufällig nieſete: „Proſit, mein Herr von Frankreich! Gott helfe Dir; Amen.“

Es war aber juſt, als wäre Herr Loys aus

Stein gehauen; denn während dem Barbier, Arzt und Profoſen gelb und grün vor Augen wurde, da ſie hörten, wie keck und frech der neugebackne Herzog redete, zuckte der König nur leiſe die Achſeln und ſagte im Ammentone: „He, he, was gilt der Waizen? Ohe, was gilt ein goldner Thron?“ womit er andeuten wollte, daß dem eigenſinnigen Knabengeſchwätz ſelbſt ein mächtiger Herr, wenn er vernünftig iſt, Nachſicht ſchenken müſſe.

Der Ritter verſtand indeſſen wohl, wie ſein ſeltſamer Pfleger ſeiner ſpottete, und brummte ihn an: „Spiele Deine Faſtnachtsſchwänke, wie Du willſt, ſo lange Du magſt. Ich bin es müde, Dein Affe zu ſeyn, und bringe mich lieber mit eigener Hand um's Leben, wenn Du nicht dem Profoſen Arbeit gibſt.“

Herr Loys verfärbte ſich ärger als jemals, und ſagte haſtig: „Nehmt ihm alle Waffen weg, laßt ihn nicht aus den Augen! Das wäre erſchrecklich. Man polſtere die Wände aus, daß er ſich kein Leid thue. Vergittert die Fenſter! Gebt ihm keinen Fiſch zur Speiſe; er möchte ſich mit einer Gräte erſticken!“ — Des Königs Vertraute gelobten Alles.

Der Ritter lachte hierauf verächtlich und grimmig, erwiedernd: „Fürchte nichts, Du Böſewicht, der Du mich noch aufheben willſt, um mich als einen ganz beſondern Braten zu ſchlachten. Was Du auch mit mir vorhaben magſt, ich will mir noch Zeit nehmen, Dir alle Verwünſchungen zu ſagen, die über meine Zunge wollen. Vermauere für mich Deine

Küche, ſtoße Deine Fiſchbehälter in den Grund; ich will mich zu Tode hungern."

Herr Loys griff unwillkührlich nach ſeinem eigenen magern Leibe und zitterte ſehr. Dann entfernte er ſich, und band dem Arzt und dem Barbier auf's Gewiſſen, durch die lockendſten Speiſen die Eßluſt des Trotzkopfs zu reizen. Und weil er in ſeiner Klugheit überlegte, daß die gehäſſigen Diener dem Ritter etwa Gift in die Schüſſeln thun möchten, ließ er dieſelben wieder vor ſeinen Augen bereiten, und geleitete ſelber die Tafeldiener zur Thüre des jungen Sire, wo er alsdann, durch das Schlüſſelloch ſchauend, von allem, was dahinter vorging, Zeuge ſeyn konnte.

Der Edelmann war nicht weniger beharrlich, und verweigerte unerbittlich Speiſe und Trank. Einmal zwar hätte er ſich bald verführen laſſen, von den köſtlichen Muſcheln unſrer Meeresbucht zu koſten; ſie rochen ſo trefflich! doch überwand er die ſtarke Verſuchung.

Es konnte nicht fehlen: er zehrte ab wie ein Schwindſüchtiger, und des Königs Kleider wurden demſelben auch immer weiter, und ihm ſchmeckte kein Biſſen mehr. Dennoch wetzte ſtets vergebens der Barbier ſein Meſſer, und der Profos ſchürzte vergebens Schlinge auf Schlinge. Die Geduld und Langmüthigkeit des Herrn fand kein Ziel; die Frommen im Hofſtaate meinten, er fange ſchon an, ſeine Sünden zu bereuen; die Klugen dagegen befürchteten, der theure Fürſt habe ſich etwa irgend eine Wohlthat zu Schulden kommen laſſen, und könne ſich jetzo darüber nicht zufrieden geben.

Genug: am fünften Tage ging Herr **Loys** abermals zu ſeinem hartnäckigen Pflegſohn, der als wie ein Träumender auf dem Bette lag, und ein fürchterlich Geſicht ſchnitt, den widerwärtigen Beſuch bemerkend. „Du zerreißeſt mein Herz;" redete der König mit leidender Stimme: „Ich ſterbe mit Dir, wenn Du nicht endlich der Vernunft Gehör gibſt."

„Deſto beſſer für Frankreich!" antwortete ihm, ſo ſchwach er war, der ungeſchlachte Ritter. Worauf der König zuſammenfuhr, und ſchalt: „Meinſt Du, Du undankbarer Junge? Es iſt alſo Dein Vorſatz, daß ich ſterbe, Du tückiſcher Böſewicht? Jetzo befehle ich Dir, zu leben. Du ſollſt mit aller Gewalt leben."

Der Ritter lachte mit zufallenden Augen, indem er gleichgültig ſprach: „Still, **Lolo**! Du ſtörſt mich. Geh' doch hin, woher Du kamſt."

Die Umſtehenden waren vor Beſtürzung wie an den Boden gefroren. Endlich ſagte der Profos mit Zerknirſchung: „Wir alle ſind in Deinen Dienſten grau geworden, aber ſolche Vermeſſenheit haben wir noch niemals unbeſtraft geſehen. Gebiete endlich, daß man vorläufig dieſem Menſchen, der, ich weiß nicht wie, Dich offenbar beherte, die Ruthe gebe, die erſtorbene Lebensluſt wiederum anzufachen; und alsdann . . ."

„Schweige, Du grauer Eſel!" rief plötzlich der Sire von Mortal, und Paff! hatte der Proſos eine derbe Ohrfeige. Alſobald lag aber wieder der Ritter als ein Todter auf dem Bette. Der Proſos rieb ſich die Backe, die Anweſenden wichen ſcheu von dem Bette zurück; nur der König blieb ruhig, lächelte ſogar, that den Finger an die Naſe, und verſetzte: „Wahrlich; die Ruthe wäre hier nicht übel am Platze, um . . ."

Er konnte nicht ausreden, denn bereits hatte ihn der Ritter bei dem Barte und den Ohren gepackt, ſchüttelte ihn gewaltig und rief: „So, Du feiner Schalk? Du wähnſt mich matt zum Tode? Warte, Du ſchelmiſcher Dieb, daß ich Dir zuvor den Zopf flechte, bevor Du den Schulmeiſter bei mir ſpieleſt!" Und zupfte und ſchüttelte den erlauchten Herrn, daß demſelben Hören und Sehen verging, und er um Hülfe ſchrie. „Todt, todt, ſchlagt den Frevler todt!" ſchrieen alle Diener entgegen. Der Doktor ſchwang einen Arzneikolben, der Barbier ſein Raſirmeſſer, der Proſos ſeinen Pallaſch. — Dießmal wäre es um den armen Sire von Mortal geſchehen geweſen, hätte nicht — allen zum Staunen — der König mit dem eignen Leibe ihn gedeckt, und allen in das Ohr gedonnert: „Haltet ein! bei dem Leben Eures Herrn! des Todes iſt, wer Dieſem auch nur ein Härlein des Scheitels verletzt!"

Murrend und mit geſenktem Haupte, wie gejagte Hunde, gingen die Hofdiener hinaus; der Ritter ſtreckte ſich wiederum gleichgültig auf dem Lager aus, und der König ſetzte ſich in einen Winkel. Dort überlegte er lange und viel, und nachdem er mit ſich auf's Reine gekommen war, redete er abermals zu dem Edelmann, als ob nichts vorgefallen wäre: „Vernünftige Leute geben nach. Du ſollſt Deinen Willen haben, was die Hauptſache betrifft; ſollſt frei ſeyn, und für Deinen König fechten; doch ſchicke ich Dich nicht gegen die groben Deutſchen, ſondern auf das Meer gegen die Goddams. Meine Flotte verſammelt ſich an der Spitze von Granville, und auf der Hinreiſe thue mir nur die Liebe, dem Abt von St. Michael einen Brief zu überbringen. Es wird Dich freuen, Deinen beſten Freund wiederzuſehen. Ich gehe jetzo, das Schreiben zu verfaſſen. Während deſſen iß und trink ohne Gefährde. Bei meinem Haupte! Schon heute ſollſt Du nicht mehr in meinem Schloſſe übernachten.“

Während dieſer Rede hatte ſich der junge Sire langſam von ſeinem Kiſſen erhoben, und verwundert des Königs Geſicht gemuſtert. Darauf war jedoch nur Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit zu leſen, und daher ſtrahlte bald von inniger Freude des Ritters Antlitz. Mit neuer Jugendkraft verließ er ſein Siechbett, zog ſeine ſchönſten Kleider an, ließ ſich den Bart zierlich ſtutzen, das Haar friſiren, und aß mit größtem Appetit, um wieder rothe Backen zu bekommen; denn ſein Vorſatz war, auf dem Wege zu der Flotte in ſeines Liebchens Hauſe Anker zu werfen.

Als der König zurückkam, ihm den goldig verſiegelten Brief zuſtellte, und ankündigte, daß der Profos mit den ſchottiſchen Reitern ihn begleiten würde bis zum Admiralſchiffe, ſchmollte er freilich ein wenig; dachte aber ſchnell bei ſich, daß er ja eben ſo gut, nach dem Abmarſch der Reiter, wieder auf einen Tag die Fregatte verlaſſen würde können, um, von Zeugen nicht beläſtigt, ſeine Dame zu beſuchen.

Ehe der Abend kam, war alles zu ſeiner Abreiſe bereitet, und er dankte mit kindlicher Seele dem Herrn für die Gnade, die ſolcher zwar ſpät, aber doch endlich an ihm bewieſen. Herr Loys machte dazu ein ſaures Geſicht, verſetzend: „Gut, ſchon gut, fahre hin, Du Eigenſinn. Ein anderer hätte Dich den ſchwarzen Röcken ausgeliefert, Dir den Prozeß zu machen,... aber, kann ich dafür, daß ich Dich mehr als einen Freund liebe? Mir iſt's recht, daß Du hinausgehſt, Dir die Hörner abzulaufen. Ich kam nicht heraus aus Furcht und Aengſten. Bald wagteſt Du zu Pferde Deinen Hals, bald im Fechten Deine Glieder, bald im Schwimmen Dein Leben, und endlich wollteſt Du Dich zu Tode hungern. Ueberall mußte ich die Augen haben, über Deinen Leichtſinn zu wachen. Die Schreibſtube nehme ich aus, wohin Du nie verlangteſt, den Tod eines Gelehrten zu ſterben."

Der Sire von Mortal lachte hiebei herzlich, weil er nicht leſen und nicht ſchreiben konnte. Der König beſchloß aber ſeine Rede: „Jetzo magſt Du auswärts treiben, was Dir beliebt. Sehe ich's doch nicht ſelber mit an. Valet, mein Prinz Ungehorſam. Wenn Du London in der Taſche haſt, ſo bring' es mir."

Auf dieſe Weiſe ſchieden ſie von einander, nachdem die Herrlichkeit ihrer engen Freundſchaft kaum ein paar Monate gedauert hatte. Der gute Abt von unſerm Berge, zu welchem der junge Sire in geſtrecktem Galopp geritten kam, den Auftrag des Königs auszurichten, ſperrte verwundert die Ohren weit auf, da der Jüngling ihm Alles, was geſchehen, erzählte. Noch begieriger aber öffnete er die Augen, da er des Königs Brief las, der ungefähr alſo lautete:

„Mein lieber und getreuer Milchbruder. Der Ritter, welcher dieſes Schreiben beſorgt, iſt mir theurer als mein eigen Herzblut. Sein Vater, ein großer Nekromant, hatte in den Sternen gefunden, daß mein Leben mit dem des jungen Mortal aufs innigſte verknüpft ſey, und durch geheime Beſchwörungen hat er herausgebracht, daß der Tod des Jünglings unfehlbar der Meinige ſeyn würde. Welches der Vater mit ſeinem eigenen Tode bekräftigte, weil ich, Betrug fürchtend, ihm nicht Gnade gab. Jetzo bin ich vollends von der Wahrheit ſeiner Worte überzeugt, und weil der Sohn zu dieſer Friſt ein trotziger Löwe geworden, der in dem Paradieſe meiner Wohlthaten nicht mehr gut thut, ſo mache ich Dich hiemit zum Schatzmeiſter meines für Frankreich ſo koſtbaren Lebens. Sperre den Sire in Deinen feſteſten Kerker, aber füttere ihn wie ein geliebtes Wildthier. Er iſt ungeſtüm und böſe, aber Deine Weisheit wird ihn erhalten und zu hohen Jahren bringen. Ich liebe Dich dafür ſchon im Voraus dreifach, ehrwürdiger Milchbruder. Aber bedenke, daß für Dich kein Galgen hoch, kein Scheiterhaufen heiß genug ſeyn würde, wenn Du nur im Geringſten das Vertrauen täuſchen möchteſt. ſo ich in Deine Treue ſetze."

Unter dieſen Brief hatte der kluge König ſeinen Namenszug ſo deutlich gemalt, daß dem Abt unmöglich wurde, an der Aechtheit der Depeſche zu zweifeln. Eine lange Wahl war auch nicht möglich, denn der Ritter drang auf die Weiterreiſe, und der Profos, der ein wenig von des Königs Bosheit wiſſen mochte, belauerte den Abt mit verdächtigen Blicken. Zudem lag die Partei, welche der Abt zu ergreifen hatte, auf der Hand. Er liebte ſeinen erlauchten Herrn und Wohlthäter; er glaubte ſelber nicht wenig an die Verheißung der Sterne. So faßte er ſich kurz zuſammen, ließ ſchnell durch ſeine Söldner den argloſen Edelmann unverſehens ergreifen, und ſperrte ihn mit eigener, wiewohl zitternder Hand in den berüchtigten eiſernen Käficht des Schloſſes.

Dieſer eiſerne Käficht war aber eigentlich von Holz, und ſtand in den Gewölben. Noch heute kann man die Stelle ſehen, wenn man in den Vorkeller ſteigt, aus dem die Treppe in die Todtengruft der Mönche abwärts führt. Aus dem Vorkeller, neben dem Fleck, wo ein Altar für die armen Seelen geweſen iſt, geht's in einen weiten gewölbten Saal, und hinter demſelben liegt das Gemach mit dem Käficht, der an den Bögen der Decke mit Ringen und Eiſenſtangen feſtgemacht war, und ganz frei ſtand, daß man um ihn herumgehen konnte.

Dorthin führte der Abt den Profos, zeigte ihm den in ſeinen Ketten knirſchenden Gefangenen, und ſagte ihm, er möchte dem Könige melden, was er geſehen, und wie der Befehl des Herrn vollzogen worden ſey. — Der Profos verſprach's gar gerne, und zog wohlgemuth von dannen. — Hierauf verbreitete ſich an der Hofſtatt das Gerücht, der Sire von Mortal ſey in's Meer gefallen und ertrunken; der König hatte nichts eiligeres zu thun, als die kaum verſchenkten Güter wieder einzuziehen, und bald krahte kein Hahn mehr nach dem verſchollenen Edelmann.

Der König lebte fröhlich und geſund viele Jahre lang in Freud' und Luſtbarkeit, und ſchickte ſtets am Michaelstage ein Geſchenk an den frommen Abt, mit der Frage, wie es um den Vogel im Käficht ſtehe. Und immer hatte der Abt zu antworten: „Gut ſtehts, und Gott wird noch lange unſern Herrn erhalten!“ Da geſchah es, daß die Regierungsgeſchäfte ſich häuften, und viele Kriege zu Waſſer und Land ausbrachen, und Herr Loys nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf ſtand, vor Arbeit und verdrießlichen Welt- und Familienhändeln. Da vergaß er des heil. Berges ein paar Jahre hindurch, und der

Abt, weil er nicht gefragt wurde, gab keine Nachricht. Mittlerweile wurde der König viel älter, und nach und nach ſchwächer und kränker, ob er ſich's ſchon nicht geſtehen wollte; als plötzlich der heilige Franziskus in's Land kam und den König beſuchte, daß er wieder geneſe.

Wie der heilige Franz hörte, was der kluge Herr Loys alles auf dem Gewiſſen hatte, wäre er faſt ohnmächtig geworden; um ſo mehr, als ſo viele Todte nicht mehr lebendig gemacht werden konnten, weder vom Fürſten, noch vom Heiligen. Dagegen drang der Letztere in ſeinen Beichtſohn, daß er alle Gefangene losgeben möchte, und namentlich den armen Sire von Mortal. Es ſey eine ſchwere Sünde, zu glauben, daß der Menſchen Leben von andern Dingen abhänge, als vom Willen des lieben Gottes ganz allein, und was der alte Ritter vor ſeinem Tode ausgeſagt, ſey nur eine Lüge der väterlichen Angſt und Zärtlichkeit geweſen, die den Sohn von dem Verderben zu retten begehrt hätte; indem er dem Aberglauben des Königs mehr vertraut, als ſeiner Menſchlichkeit.

Herr Loys wand ſich, wie ein Wurm, aber der Heilige verweigerte ihm die Abſolution, bis er endlich mürriſch ſagte: „Wohlan, es ſey, weil es ſeyn muß. Heda, wo iſt ein Kurier?" — „Geh ſelbſt, und löſe, die gebunden ſind;" befahl ihm der Heilige, und der König ſetzte ſich auf ſein graues

Pferd, ritt ſelbander mit dem Barbier zu unſerm Berge, überfiel den Abt, ehe derſelbe es vermuthete.

Schon von weitem rief er ihm entgegen: „Heda, Meiſter Abt, wie geht es meinem Finken im Bauer?" — Und der Abt wurde wie Scharlach. — „He, ehrwürdiger Milchbruder, ſeyd Ihr taub, ſeyd Ihr ſtumm? Bringt mir den Sire von Mortal zur Stelle." — Und der Abt wurde wie ein Leintuch. — „Bei'm heiligen Kreuz! was iſt das? den Schlüſſel her, den Gefangenen her! ich bedarf ſeiner, bei'm Donner!" — Und der Abt fiel dem König zu Füßen, und konnte kaum vor Schluchzen und Wehmuth hervorbringen: „Er iſt geſtorben, o Herr, ſeit drei Jahren ſchon geſtorben, und ich habe nimmer gewagt, Dir's zu ſchreiben, um Dich nicht zu ſchrecken und zu erzürnen. Hier iſt der Käficht, hier ſind die Kleider, worinnen er den Geiſt aufgab; hier der Altar, wo ich für ihn ein Todtenamt gehalten; hier die Gruft, worinnen er ſchläft, unberühmt, ſchier namenlos, in einem ſchmalen Prieſtergrabe!"

Der König folgte ſchweigend dem Abt zum Käficht, zum Altar, zum Gruftgewölbe, und dann hinwieder zum Tag der Oberwelt. Mit verſchränkten Armen und Beinen ſaß er über eine Stunde ſinnend in dem großen Lehnſtuhle des Ritterſaals, und ſein Antlitz, zuerſt von Sorgen verfinſtert, verklärte ſich nach und nach in Heiterkeit. Seine Bruſt athmete freier, daß er voll Zufriedenheit ausrufen mochte: „Ihr thatet weiſe, frommer Abt, mir den Todesfall zu verhehlen. Er würde Euch den Kopf, und mir viele ſchlafloſe Nächte gekoſtet haben. Heute jedoch, nach drei langen Jahren, iſt es anders, und ich merke, daß der alte Rebell nur ſeine Kurzweil mit mir trieb, und daß der heilige Franz nicht Unrecht hat."

Zugleich freute er ſich inniglich, daß des Ritters Abſterben ihn hinderte, des Heiligen Willen durch die Befreiung des Gefangenen zu thun; denn, erſtens, that er niemals gern den Willen eines Andern, und, zweitens, ließ er niemals gern einen Gefangenen los.

Dafür belohnte er den Abt reichlich, beſchenkte abermals die Armen vom Berge, und ritt munter wie unſer Herrgott unverzüglich wieder von hinnen. „Bleib' im Kloſter über Nacht, königlicher Herr;" ſagte zwar der beſorgte Abt, indem er auf die weiße Sturmwolke am Himmel zeigte: „Wir werden ein Wetter erleben, ehe der Abend einbricht!" aber Herr Loys verachtete des erfahr'nen Prieſters Warnung, und meinte, er ſey ſchon geborgen, wenn er nur vor dem Eintritt der Fluth über die Grève zur Küſte käme.

Dieſes geſchah wohl, aber mit dem Fürſten ſtieg zugleich ein gräßliches Donnerwetter an das feſte Land, das mit Hagel, Sturm und Regen den Reiſenden unbarmherzig zuſetzte, als ſollten ſie in Grund gebohrt werden. Des ſchlotternden Barbiers vom Wind zerfezte Kleider flatterten wie ein zerriſſenes Segel; der König troff wie eine Hängeweide.

Sie verirrten ſich auf der Küſte. Das Abenddunkel und der Wolkenbruch jagten ſie auseinander, und ſeit langen Jahren zum Erſtenmale ſah ſich Herr Loys ganz allein, in einer wildfremden Gegend, auf einem Pferde, welches allen Gehorſam vergaß, und ſtets in der Runde drehte, wie ein ſchwaches Boot in einem Strudel. Schaute der arme Mann hinter ſich, ſo leuchteten ihm freilich die Laternen von unſerm Berge entgegen; aber dahin zurückkehren? Proſit die Mahlzeit! das Meer war ſchon da, und ſpottete aller Könige.

Darum ſtieg Herr Loys wohl oder übel vom Pferde, und führte daſſelbe am Zügel; bald zog er den Gaul aus dem Moraſt, bald that ihm der Gaul die Gefälligkeit. Dann kamen ſie in einen Wald, und ſtießen ſich die Naſen an die Bäume, und endlich die Köpfe an ein Ding, das breiter war als ein Baum. Das war ein Thor mit guten eiſernen Nägeln geſpickt; an dem Thor eine lange Mauer, hinter der Mauer ein hohes Dach. Ein Edelhof, mit einem Wort. Der König klopfte wie ein Räuber, und die Chriſtenmenſchen im Schloſſe machten ihm auf, und führten ihn zu der wunderſchönen Dame, der all die Herrlichkeit gehörte.

Sie empfing den Verirrten gaſtfreundlich, ob er ſich gleich nur für einen Goldſchmid ausgab, der von einem Jahrmarkt komme; ließ ihm ein Bad bereiten, verſorgte ihn mit Wäſche, Kleidern, Schlafrock, Pantoffeln und Nachtmütze, wie die reichen

Leute alle die Bequemlichkeiten nennen, und leiſtete ihm Geſellſchaft bei einem wohlbeſtellten Nachteſſen.

Der Tiſch war für drei Perſonen gedeckt, und dennoch ſaßen nur zweie daran. Als noch überdieß der König bemerkte, daß die Edelfrau nur wenig aß, hie und da zerſtreut ein Wort ſagte, und kaum die Augen von einer Uhr verwendete, ſo auf dem Kamin ſtand, ſprach er mit ſeinem einſchmeichelnden Weſen: „Meine liebe Dame; wenn nicht bereits der Schlafrock und die Mütze, die ich trage, mir verrathen hätten, daß ein Herr dieſes Haus bewohnt, ſo würde ich ſchon aus Eurer Ungeduld ſchließen, daß Ihr Euern Mann erwartet.“ Die Dame verſetzte: „Das iſt ſo, mein Herr. Mein Mann iſt auf der Jagd, und das Wetter ſo böſe. Ich kann ſeine Heimkehr kaum erwarten, denn ich liebe ihn ſehr.“

Der König, weil er wenig Liebe kennen gelernt hatte, lachte etwas ungläubig, daß die Dame empfindlich wurde, und wiederholte: „Ja doch, und tauſendmal Ja. Er iſt mir theurer als das Leben, und ich ſtürbe gern, wenn ich ihn unſern Kindern und ſeinen Freunden noch tauſend Jahre erhalten könnte.“

Der König dachte bei ſich: „Wenigſtens gießt meine Wirthin ihrem Manne kein geſchmolzenes Blei in's Ohr, und ich möchte wohl für meine quälende Krone das Leben dieſes Fuchsjägers eintauſchen.“

Während er ſo dachte und grübelte, kam der Krautjunker heim. Derſelbe war jedoch Niemand anderer, als der ſelig verſtorbene Sire von Mortal, den der Abt von unſerm Berge in der Kloſtergruft beerdigt haben wollte. Der König erfuhr gar bald, daß ſein ſchelmiſcher Mitbruder ſchon vor einer kleinen Ewigkeit den Ritter freigelaſſen hatte, damit er ſein Liebchen heirathen konnte, deſſen Vormund geſtorben war. Die getreue Dame hatte gern auf ihres Verlobten Namen und Reichthum verzichtet, um nur ihn ſelber zu beſitzen, und ihre Güter mit ihm zu theilen.

Dieſes erzählte ohne Furcht und Reue der edle Ritter dem König, und lag mit ſeiner Frau und allen ſeinen Kindern ſo lange vor dem Herrn auf den Knieen, bis derſelbe — der Verlaſſene ſpürte weniger Gottes Finger, als vielmehr das Meſſer an der Kehle — ſeinen theuerſten Schwur that, dem Abt alles zu vergeben, und dem Sire nichts zu Leide zu thun; unter der Bedingung jedoch, daß die ſchöne Dame das koſtbare Leben ihres Mannes bis in's ſpäteſte Alter zu erhalten ſuche; was ſie mit tauſend Freuden gelobte.

Der König ſchied am andern Morgen verſöhnt und luſtig vom Edelhofe, und zankte den Barbier, da er ihn wieder antraf, nicht allzuſehr, weil er guter Dinge war. Des alten Ritters Weiſſagung gewann wieder ſein volles Vertrauen, und er war nicht böſe, wenn er überlegte, daß wohl ſein verwittertes Leben mit der blühenden Geſundheit des kräftigen Ritters zuſammenhängen möchte. Für jene Geſundheit war die muſterhafte Frau ein beſſerer Wächter als goldene Ketten und eiſerne Käfichte, und die Schätze des Sire gab der kluge Loys nicht heraus.

Einen Monat lang reute ihn ſein theurer Eid nicht. Da er jedoch ſchwächer wurde, härmte er ſich ab, und er grübelte und diſtelte, wie er ſeinen Schwur umgehen möchte, von dem er noch keiner Seele ein Wort geſagt hatte. Von Tag zu Tag hatte er neue Klagen. Heute ſagte er: „Mir iſt ſo übel; gewiß hat ſich der unbeſonnene Junker den Magen überladen!" Morgen hieß es: „Welch eine Jaſt in meinem Blute! gewiß ließ ſich der Andere ſchröpfen trotz des Mondwechſels!" Uebermorgen jammerte er: „Meine Glieder fallen auseinander; ſicherlich überläßt ſich der Menſch dem Trunk und der Schwelgerei."

Endlich ſagte er eines Abends, da er ſich vor Angſt und Schmerz nicht mehr zu helfen wußte, zu dem Profoſen: „Komm morgen in aller Frühe zu mir; ich habe Dich zu verſchicken, und wichtig iſt der Mann, den Du ausheben ſollſt." Als aber der Profos am andern Morgen kam, war der König todt, und das Geheimniß des Sire von Mortal mit ihm. — Der neue König hat ſpäter dem Ritter zu allen ſeinen Rechten wieder verholfen, und ihm erlaubt, eine koſtbare Goldkrone in unſer heiliges Stift zum Wahrzeichen zu ſchenken. Wer den diebiſchen Jakobinern erlaubt hat, dieſelbe zu ſtehlen, weiß Gott. Genug: ſie iſt nicht mehr da.

3.

Das ſtumme Kind auf der Greve.

„Horch, wie die Glocke ſchwingt und klingt, die heulende Klagfrau! Ein Menſch verunglückt auf der Grève! ein Menſch geht unter in der wachſenden Fluth! — Ja, ſchreit es nur durch die Gaſſe, bindet los den einzigen Rettungskahn, treibt an die Pferde und werft die Taue aus! Dem hilft kein menſchlicher Arm, den erreicht kein Ruder. Die breiten Wogen ſpeien den Strick aus, und der klaffende Sand ſchnappt nach den Hufen der Pferde, wenn ſie nicht zeitig den Rückweg ſuchen. Denn der liebe Gott ſchwebt über den Waſſern, und des Menſchen Hülfe richtet nichts.“

„Gafft nicht neugierig über Mauer und Bruſtwehr, und gedenkt lieber bei eurer Arbeit mit ſtillem Gebet des Unglücklichen, den das Meer holte. Denn es iſt nicht alles aus, wenn das Meer ſeinen Raub hinabſchlingt. Ein ernſthafter Engel wacht über den Abgründen.“

„Wann die See über die Grève fährt, ſo tauchen die Muſchelthiere aus der Tiefe des Sandes, öffnen ihre roſigen Schalen, daß ſie einem Schiffchen mit ausgeſpanntem Segel gleichen, trinken begierig das belebende Salzwaſſer, und ſinken dann wieder hinab, vermeinend, kein Menſch wiſſe von ihnen."

„Wann Ihr jedoch zur Zeit der Ebbe auf den Sand ſteigt mit Korb und Hacken, ſo findet euer Auge leichtlich die Löcher im Grunde, und eure behende Stachelſtange bohrt die verſteckten Muſcheln an's Tageslicht. — Alſo bedeckt das Meer nicht Alles mit ſeinen wühlenden Schaufeln, und öfters kömmt wunderbar an die Sonne, was wir auf ewig verſunken glauben."

„Eine ſolche Geſchichte hat ſich bei uns zur Kaiſerzeit begeben, und wer ſich fürchten will, der höre zu."

Alte Leute erinnern ſich noch ziemlich deutlich des reichen Mathias. Am Ende ſeines Lebens bewohnte er das rothangeſtrichene Haus, deſſen Dachgiebel ſich an den Mauergang zwiſchen dem Wacht- und dem Spangenthurm lehnt. Mathias war freilich nicht in dem ſtattlichen Hauſe geboren, ſondern in einer Hütte hinter dem Thurme Marilland, von blutarmen Fiſcherleuten. Es hat niemals ärmere gegeben, und die Eltern ließen ſich gewiß nicht einfallen, daß noch vornehme Leute aus ihren beiden Söhnen werden ſollten. Von zwölf Kindern waren ihnen die letzten Buben geblieben. Den jüngſten derſelben nahm der Herr Pfarrer als einen Chorknaben in die Kirche, und ließ ihn etwas Tüchtiges lernen, ſchickte ihn endlich weit weg in's Land, daß er geiſtlich ſtudiren ſollte.

Der ältere, der Mathias, war ein ungeſchliffener Burſche, und prügelte alle ſeine Kameraden, als wäre er ein Prinz, und war doch der kahlſte Bettler vom Berge. Nebenbei lernte er das Handwerk ſeines Vaters aus dem Grunde, und brachte ſein kleines Fiſcherweſen empor, ſo daß er bald ſtehende Netze in den Bächen halten konnte.

Aber größer war der Uebermuth, als die Geſchicklichkeit. Wer neben ihm fiſchte, hatte ſeine liebe Noth vor Händeln und Rauferei mit dem Mathias. Zudem war vor dem Buben nichts ſicher, und wenn die Nachbarn ruhig auf dem Ohre lagen, hatte ihnen Mathias gewiß Fiſch und Krebſe aus dem Behälter geſtohlen. Endlich verlor der Amtmann die Geduld, ließ den Mathias unter die Soldaten ſtecken, ſchickte ihn auf die Inſeln.

Die Nachbarn dankten es dem Amtmann, die Eltern nicht. Der Vater vergrämte ſich, daß er blind wurde, und brachte ſeinen Lebensreſt in der Kirche an der Thüre zu, wo er den Kirchengängern aus dem Weihbrunnkeſſel das Weihwaſſer bot, und hie und da ein Almoſen dafür erhielt. Er hätte jedoch immerhin Hungers ſterben können, wenn nicht ſein Weib bei Tag und Nacht auf den Muſchelfang gegangen und ſeine Verſorgerin geweſen wäre.

Aber mit dem armen Fang iſt's nicht allein gethan, und unſere Landsleute haben nicht umſonſt das Sprichwort: „Lieber will ich beim Michaelsberg Muſcheln fiſchen, als das und jenes thun!" — Des Mathias Eltern gingen allmählig zu Grunde, bis ſie endlich im Grunde lagen.

Plötzlich kam der Mathias zurück mit einer ſchönen Uniform, einen wollenen Bendel auf dem Kragen, auf der Bruſt eine feine Invalidenmedaille, in der Taſche einen ſchön geſchriebenen Abſchied. Er brachte viel Geld von den Inſeln mit, ließ den Eltern ein vergoldetes Kreuz ſetzen, kaufte das rothe Haus, das gerade feil war, und Tiſch und Bett und Spiegel. Unter den Spiegel in Glas und Rahmen hing er ſeinen Abſchied, an ſein Bett Säbel und Uniform. Von der Stunde an war er wieder einer von den Unſrigen, und jedermann hatte an ihm Freude, weil er höflich geworden war, und ein beſcheidentliches Leben führte.

Zugleich arbeitete er unermüdet, kaufte einen Antheil in den Fiſchereien der Bucht von Cancale, trat mit den Schiffszimmerleuten von Granville in Compagnie, und machte nebenbei manch gutes Geſchäft mit den Schleichhändlern, die zwiſchen unſerer Küſte und den engliſchen Inſeln ab- und zugingen. Endlich heirathete er eine vermögliche Mezgerstochter von St. Lô mit anſehnlicher Ausſteuer.

Das war jedoch ein Geſchäft, das nicht ſonderlich gut ausging. Die Frau langweilte ſich auf unſerm Berge, und machte dem Manne manch liebesmal bitteres Drangſal. Wann er, was oft geſchah, die feuchten kalten Nächte auf der Grève bei ſeinen Fiſchern zubrachte, um Platteißen und Barben zu fangen, ging's zu Hauſe hoch und in Freuden her, mit dem Zollbeamten und einigen Nachbarn und Weibern ſeines Gelichters. Die beſten Salmen und Schollen, wofür viel Geld gelöst worden wäre, ſind den ungebetenen Gäſten durch die Gurgel geſchlüpft; bis einmal Mathias die Geduld verlor, den Zoller zum Hauſe hinaus warf, und ſein Geſchmeiß hinterdrein; auch mit der Frau davon war, Niemand wußte alſogleich, wohin.

Man erfuhr es freilich am Ende. Mathias hatte ſie als eine Verſchwenderin in ein Kloſter geſteckt, wo ſie es nicht gar lange aushielt, und ſelig ſtarb. Der Mann begrub ſie, und kam wieder mit dem Flor auf dem Hute, und ſein einzig Kind im Arme; dazumal noch ein kleines Töchterlein. Das Kind ſetzte er in's Haus, und damit es eine beſſere Aufſicht hätte, und er ſeinem nächſten Verwandten etwas Gutes thäte, ließ er ſeinen Bruder aus Irland kommen, wohin ſich derſelbe vor der Revolution geflüchtet hatte.

Der geiſtliche Herr hieß bei Jung und Alt der Kanonikus, hatte die Gicht an Händen und Füßen, und kam wenig aus dem Hauſe; war jedoch die lebendige gute Stunde, ohne Falſch und Argwohn.

Darum hatte die alte Marthe ſo viel Gewalt über ihn.

Marthe war auf dem Berge geboren, eine Baſe von den Brüdern Mathias, und die Tochter eines Schließers der Abtei, welche dazumal ſchon ein Gefängniß geweſen. Der Schließer war ein betrunkener Lümmel, der ſeine Gefangenen und ſeine Kinder wie die Hunde behandelte, und immer mit dem Ochſenziemer regierte. Marthe lernte von ihm nicht viel Gutes, und wurde unter ſeinen Mißhandlungen hart wie ein Felsſtein. — Da ſie das älteſte unter den Geſchwiſtern war, ſo kam manchmal, wenn der Vater ſeinen Rauſch ausſchlief, an Marthe die Reihe, den Hof aufzumachen, das Thor ihrer Abtheilung zu ſchließen, mit den Gefangenen zu verkehren. Die eingeſperrten Verbrecher ſahen das Mädchen gern, weil es ſie nicht prügelte, und ſanft mit ihnen redete. Aber die Sanftmuth war nur erlogen und dahinter ſteckte eine ſchmähliche Habſucht, womit ſie unbarmherzig die Gefangenen ausbeutelte, und ſich jedes gefällige Wort, jeden Trunk Waſſer bezahlen ließ. Das trieb ſie, bis ſie genug beiſammen hatte, um dem Vater und dem Berge zu entlaufen.

In der Fremde wurde ſie eine Betſchweſter, ging bei ihrem Vetter als Haushälterin in Dienſt, wanderte mit ihm nach Irland aus, kam mit ihm wieder heim. Alle die Ihrigen waren unterdeſſen geſtorben, und ſie hat niemals deren Gräber beſucht.

Sie iſt ein ſeltſames Weib geweſen, hat mit

Niemand Freundſchaft gehalten, über Alles geſpottet, niemals geweint als im Zorn, niemals gelacht als vor Schadenfreude. Die Leute behaupteten entweder, ſie ſey eine Närrin, oder ſie muſſe eine Hexe ſeyn.

Von allen Menſchen in der Welt hat Marthe nur Einen gepflegt, — das war der Kanonikus — wegen der Erbſchaft; nur Einen gefürchtet, — das war der alte Mathias — wegen ſeines Geldes und wegen ſeiner Derbheit; nur Eine geliebt, — das war des Mathias Tochter — wegen ihrer Schönheit. Denn ſie war nicht ſchön wie ein Engel, aber ſchön wie ihre Mutter geweſen, aber leichtſinnig wie ihre Mutter, aber ſchwach wie ihre Mutter.

Darum hatte ihrerſeits Tiennette Niemand ſo lieb, als ihre Geſellſchafterin Marthe, weil dieſe das Mädchen unaufhörlich hätſchelte, putzte, kämmte und friſirte, beſchenkte und fütterte, ſpazieren führte und mit aller Kurzweil unterhielt, zu allen Zeiten lobte, und gegen alle Welt vertheidigte. Tiennette mochte thun, was ſie wollte, es war recht. Mathias erfuhr nicht einen von ihren Jugendſtreichen, und wenn der Kanonikus, der ſtets zu Hauſe war, über dieß und jenes die Augen aufzumachen drohte, ſo nahm lieber Marthe alle Schuld auf ſich ſelber, ehe ſie zugegeben hätte, daß ihrer Bellotte wehe gethan worden wäre. — Der Beiname blieb Tiennetten, denn ſie nahm zu an Reiz und Leibesgeſtalt, wie ihr Vater an Reichthum.

Ihre Andacht war nicht groß, aber ihre Freude an weltlichen Dingen unerſättlich. Bellottens Augen gingen ſtets hin und her, friſch und hell, wie ſpielende Fiſche, und ſuchten muthwillig ein Netz, ſich darinnen zu fangen. Nicht lange, und ſie hatten's gefunden: ein Garn von Silberfäden, geſponnen aus den Epauletten eines jungen Offiziers von den Voltigeurs.

Die kleinen niedlichen Gelbkragen waren ſchelmiſche Soldaten. Wo ſie keinen Feind wegzublaſen hatten, ſchoſſen ſie im Spaß nach den Herzen der unvorſichtigen Dirnen, und trafen immer. Bellotte konnte davon erzählen, denn bald dachte ſie an nichts in der Welt mehr, als an den Lieutenant mit dem kaſtanienbraunen Backenbarte und dem blaſſen Geſichte. Er hatte nämlich nicht die ſtarkſte Bruſt, und die ſcharfe Luft auf dem Berge that ihm nicht wohl. Dennoch, — ſeit er die Mamſell Mathias kannte — ſtieg er wohl zwanzigmal des Tags vom Schloß herab in die Stadt, und von der Stadt hinauf zum Schloſſe. Dazumal war die neue Kaſerne noch nicht gebaut, und die Soldaten lagen in der Abtei.

So wie er Geſchmack an unſern ſteilen Gaſſen, ſo fand Tiennette mit einemmale Geſchmack an der Ausſicht von der Plateforme der Kloſterkirche, fürchtete ſich nicht vor den am Wege lungernden Soldaten, und ſtieg unverdroſſen täglich hinan, und ſpazierte dort täglich mit dem Lieutenant, der ſie behandelte wie eine große Dame, und ihr das ganze

Schloß zeigte, von der breiten Treppe an, die zwiſchen den Eingangsthürmen hinanführt, bis zu dem geländerloſen Gange um das Kirchendach.

Marthe ſah dieſe Spaziergänge nicht gerne, und ſagte mehrmals: „Bellotte, das führt zu böſem Ende!“ — Wer nicht glaubte, war Bellotte, und wer immer nachgab, war Marthe, weil ſie in das Kind vernarrt war. Zudem hatte ſie unaufhörlich im Hauſe aufzupaſſen, damit dem Vater und dem Onkel die Schuppen nicht von den Augen fielen. Mit dem Kanonikus hatte es wenig Noth, aber Vater Mathias, der ſo ſcharf ſah! der ſo verdrießlich war, ſeit er mehrere tauſend Livres durch die Ungeſchicklichkeit eines Contrebandiers verlor! — Da galt es Mühe.

Ein Unglück kommt nicht allein. Eines Tags iſt das Meer beſonders ungeſchliffen, und reißt alle Fiſchereien in der Bucht zuſammen, daß man gar nicht mehr den Platz erkannte, wo ſie ſtanden. — Kurz darnach geht die Nachricht ein, daß ein Schiffbauer in Granville mit den Zunftgeldern auf und davon iſt. Mathias hatte viel Geld in der Lade zu Granville, und obendrein ſollte der ſchlechte Kerl von Ausreißer einmal ſein Schwiegerſohn werden.

Das ſchlug den Alten ſehr nieder. „Du wirſt ſehen,“ ſagte er zu dem Kanonikus, „daß ich noch aus den Tümpfeln bei Tombelène Muſcheln holen muß, um mein Leben zu friſten. Mit dem Glücke iſt's aus; ich gehe dem Bettelſtab entgegen.“ Von dem Tage an wurde er unruhig und bekam ein Fieber, wobei er hin und her ſchlich ohne Raſt mit unauslöſchlichem Durſt; denn er ſchlief nimmer und fürchtete ſich vor dem Hungertode. Der arme Kanonikus wartete ihn mit ſeinen gichtbrüchigen Händen, und Marthe verließ ihn nicht. Bellotte aber ſpazierte mit ihrem Offizier. „Sie iſt wie ihre Mutter;“ ſagte der Vater gleichgültig, wenn die Rede auf ſie kam, und fragte nicht mehr nach ihr.

An einem Samſtag vermehrte ſich ſein Durſt ganz unleidlich, und der Cider ſchmeckte ihm nicht mehr; ſo daß er nur nach Waſſer verlangte. Die Ciſternen waren trocken, wegen der dürren Witterung, und der Brunnen von Moidrey nicht bei der Hand. So trank der ungeduldige Mann von unſerm ſalzigen Bergquell, und die Kolik blieb nicht einmal über Nacht aus.

Es ſoll ein großer Jammer geweſen ſeyn, den Mathias zu ſehen, da ihn der Tod bei den Haaren nahm. Er ſchwatzte in ſeinem Fieber nur von den weiten Inſeln, von unrechtmäßig erworbenem Gelde, von Seelenmeſſen und einem Spital, das er errichten wolle. Lauter verwirrtes Zeug; zwiſchen hinein verwünſchte er ſeine ſelige Frau, und ſeine lebende Tochter, daß dieſelbe ſich vor Entſetzen nicht mehr an das Krankenlager getraute. — Am Dienſtag Abends war Mathias mit dem Leben fertig, und bereits am Donnerſtag ſeine Hülle, wohin ſie gehörte.

Nun ergab ſich, daß Tiennette kein ſchlechtes Herz in der Bruſt trug, denn ſie weinte viele Tage und Nächte hindurch, und der Lieutenant hatte gut auf ſeiner Plateforme warten; ſie kam nicht hinauf. — Aber die Unglückliche beweinte nicht allein den Vater, ſondern auch ihr eigenes Elend, welches zuerſt Marthe erfuhr, und alsdann der Kanonikus. In der Stadt munkelte man nur davon, wußte aber nichts Gewiſſes.

Der Kanonikus ſoll den Lieutenant mit ſeiner Brudertochter heimlich getraut haben; zur Nachtzeit, in der Kapelle des heiligen Aubert; und auf dem Fleck, wo noch des Engels Fußtapfen zu ſehen iſt, ſoll der Offizier bei ſeiner Seligkeit ſich vermeſſen haben, Bellottens Mann auch vor der Welt zu werden, ſobald der Kaiſer ihm die Erlaubniß und eine Hauptmannsſtelle gäbe.

Was an der Sache gewiß iſt: der Offizier ging bald nach Mathias Tode in ſeine Heimath auf Urlaub und ſoll noch heute wiederkommen. Bellotte ließ ſich nicht mehr vor den Leuten ſehen, und des Mathias Haus war wie ausgeſtorben.

Unſere Stadt hatte viel Sorge. Entweder kreuzten die Engländer an der Küſte, und bedrohten die Schiffe mit ihren Kugeln, die Ortſchaften mit ihren Haubitzen und Bomben, oder ſie ſuchten die hohe See, und dann hatten wir die fürchterlichſten Stürme. Dann zündeten die Gefangenen ein paarmal das Schloß an, und der Brand ſtiebte herab auf unſere Dächer; dann gab es Händel mit der neuen Garniſon, die aus Holland kam, und noch immer in Feindes Land zu ſeyn glaubte. Der Maire, ein ſchläfriger Mann, mußte ohne Unterlaß aufpaſſen, die Bürger waren ſtets beſorgt um ihr bischen Gut und Leben; jeder Morgen brachte wieder eine friſche Neuigkeit, oder einen neuen Unfall; und ſo merkten es nicht Maire, nicht Polizei, nicht die Nachbarn, daß in des alten Mathias Hauſe ein Kind das Licht der Welt erblickte.

„Da haben wir's;“ ſagte Marthe mit Groll und Vorwurf: „was fangen wir mit dem Buben an?“ — „Wir taufen ihn;“ ſagte der gute Kanonikus, und der Junge wurde in der Stille getauft. — Die junge Mutter ſagte nichts, und herzte das ſchwache Kind, und wollte ſeine Amme ſeyn, aber das ging nicht. Zudem ſchaute Marthe den Säugling finſter an, und meinte: „Jetzo' iſt der Junge noch hinfällig und ſtille, aber in ein paar Tagen wird's anders ſeyn, und ſein Geſchrei wird uns verrathen. Wenn Du Deinen guten Ruf liebſt, Bellotte, ſo trenne Dich von dem Kinde; ich weiß bei Dol eine gute Freundin, die gerne die Laſt übernehmen, gern ein Stück Geld verdienen wird.“ —

Tiennette ſträubte ſich, aber der Augenblick war ſtreng, und der Kanonikus ſtimmte der Marthe bei. So wurde endlich beſchloſſen, wie die Baſe wollte; die Mutter kleidete das Kindlein in friſche Wäſche, Marthe ſteckte es, da es ſchlief, in einen Fiſchkorb, deckte denſelben ſäuberlich zu, und ging behenden Schrittes mit der verbotenen Waare aus dem Thore auf die Grève, gegen Dol.

Der Abſchied von dem kleinen Auguſtin war der Anfang von Tiennettens ſchwerer Krankheit, die plötzlich in der Stadt ruchbar wurde, und eines Doktors Hülfe verlangte. Der hätte freilich viel ſagen können; aber er war ein Chirurgus von dem Militär, ein genauer Freund des Lieutenants, und verſchwiegen wie ein Beichtvater. Tiennette verdankte ihm das Leben. Am zweiten Tage kam ſie zu ſich, und fragte nach der Baſe. Dieſe kehrte erſt am Abend zurück, war von der Wanderung ſehr angegriffen. „Der Weg iſt weit,“ ſagte ſie verdroſſen: „auch habe ich mich auf der Grève erkältet. Das Kind iſt jedoch munter, und die gute Pauline hat es aufgenommen, wie der barmherzige Samariter den Verwundeten.“ — „Gib mir einen Kuß dafür;“ ſprach Tiennette, und erſchrack gleich darauf vor den kalten Lippen der Marthe. „Prr!“ ſagte dieſe und ſchüttelte ſich: „Ich bin wie ein Eiszapfen, muß gleich in's Bett. Morgen, Bellette, löſe ich dennoch den Doktor bei Dir ab. Wir wollen keine Männer im Hauſe, als den guten ehrwürdigen Herrn Kanonikus.“ — Sie ſchlief richtig die ganze Nacht, und ſtand wieder kerngeſund auf. Sie war ein Weib, wie von Eiſen.

Tiennette hatte dagegen eine wachsweiche Natur. Die machte, daß ſie nicht geneſen konnte, und viele Wochen hinſiechte. Darüber war viel Gerede unter den Leuten, die ſich erinnerten, was von Bellotten geargwohnt worden.

Marthe wurde ohne Scheu von Allen als die Helferin in der Noth bezeichnet, obgleich ſie mit Zähnen und Klauen ſich wehrte, und Bellottens und ihre eigene Unſchuld betheuerte.

Zu jener Friſt war eine kleine Schenke gänz unten in der Stadt, dicht am Thore. Man hieß dieſelbe „zu den drei Freunden.“ Marthe kam öiters dahin als eine Gevatterin der Frau. Eines Nachmittags ſaßen dort ein paar Fiſchweiber mitten unter Soldaten und Taglöhnern, und, vom Cider berauſcht, ſtichelten ſie auf Marthe, die am Herde plauderte. Sie erzählten von Tiennette, die ihr Kind heimlich weggeſchickt habe, und Marthe ſey des Kindes Trägerin geweſen, und zwar zur Zeit, da ſie zwei Tage vom Berge weggeblieben. Die Zeit war gut zu errathen; Marthe war ſeitdem nicht vom Berge gekommen.

Die Haushälterin war nicht faul, den Schwätzerinnen das Maul zu ſtopfen, aber ihrer zehne redeten gleich auf einmal, und die Männer vom Berge nahmen deren Parthei. So kam es, daß Marthens Stimme erſtickt wurde, um ſo mehr, da ſie anfing, vor Grimm zu weinen, als immer wieder geſchrieen wurde, ſie hätte das Kind in einem Korbe weggetragen.

Da ſtand ein Douanier auf, der hinter der Thüre geſeſſen, und ſagte: „Gebt einmal Ruhe mit euerm dummen Gewäſche, ihr einfältigen Leute. Die gute alte Mutter iſt unſchuldig wie die helle Sonne. Ich war juſt an ſelbigem Tage, der ein nebeliger war, auf dem Poſten, bei den vier Salinen. He, dicke Mama, erkennt Ihr mich nicht mehr? Ihr ſtiegt ſo haſtig von der Grève auf den Damm, und erſchrackt ſo ſehr, da ich unverſehens aus meiner Hütte trat, daß ich meinte, Ihr trüget Contrebande. Ja, ſo meinte ich, und viſitirte Euern Korb, nicht wahr? Der Korb war aber leer, und ich konnte, vom Nebel durchnäßt, wieder in meine Hütte ſchlüpfen, ſo ehrlich als vorher.“

Die vorlauten Schreier waren jetzo ſprachlos; Marthe blickte ſtolz in der Stube umher, zuckte mitleidig die Achſeln, ließ dem wahrheitsliebenden Douanier einen friſchen Trunk auf ihre Koſten reichen, und ging beruhigt nach Hauſe. Von Stunde an hatte das Geſchwätz ein Ende.

Dafür begann die rechte Leidenszeit in der Familie Mathias. Tiennette zerfloß in Thränen, rieb ſich auf vor Ungeduld. Ihr Krankenlager war des Laurentius Roſt. Bald rief ſie den Liebſten, der gar nichts von ſich hören ließ, bald ſeufzte ſie nach ihrem kleinen Auguſtin. Der Kanonikus hatte voll auf an ihr zu tröſten, Marthe ſtets zu beſchwichtigen. Der Onkel ſchrieb an den Offizier, an den Miniſter, an alle Generäle, an den Kaiſer ſelbſt; von nirgends eine Antwort. Die Haushälterin betheuerte unaufhörlich, der Knabe ſey gut verſorgt; Tiennette beſänftigte ſich kaum. Endlich wurde Marthens Kopf warm und ſie ſagte: „Beinahe wollte ich, der Bube ſey geſtorben, daß einmal die Quälerei ein Ziel hätte!“ — Tiennette ſchrie aber hell auf, fiel ſchier in Gichter und Krämpfe, und ſchwor bei allen Engeln, ſie würde elendiglich ſterben, wenn ſie jemals erführe, daß der kleine Auguſtin todt ſey. „Nun, nun,“ antwortete immer hierauf die Alte: „ich meinte es ja nicht ſo ernſtlich, ich ſagte ja nur ſo.“ Dann war es wieder eine Weile gut.

Tiennette verließ das Bett, aber ſie konnte nicht weiter gehen, als auf die breite Mauer zwiſchen den beiden Thürmen hinter ihrem Hauſe. Dort ſetzte ſie ſich Tage lang hin, und ſchaute troſtlos über die Grève nach der Küſte, ob ſie nicht ihr Kind ſähe, oder des Kindes Vater. Wunderbarerweiſe überdauerte ſie dieſen gewaltſamen Zuſtand, und ihr Geſicht wurde roſenroth wie zuvor, aber ihre Füße blieben ſchwach, und ſie hätte nicht eine Viertelſtunde weit gehen können. Eine traurige Geſellſchafterin für den Kanonikus, der auch nicht mehr aus der Stube konnte, ſo daß Marthe, die Alles ſchlichten und richten mußte, nicht ein einzigmal Abkommens genug fand, um die Freundin Pauline und deren Pflegling Auguſtin zu beſuchen.

Inzwiſchen traf es ſich, daß der Chirurgus die Garniſon vertauſchte, und von dem Kanonikus Abſchied nahm. Der nahm Anlaß, ihm aufzutragen, daß er nach dem Lieutenant ſich umſchauen, ihn an ſein Verſprechen zu mahnen. Der Doktor ſagte es zu. Tiennette, die kein Geheimniß vor dem Doktor hatte, bat ihn ferner, auf dem Dorfe bei Dol nach dem Kleinen zu ſehen, und ihr von ihm zu ſchreiben. Der Doktor ſagte: „Gern; wo finde ich das Kind?“ — „Von der Kirche linker Hand, das ſiebente Haus, mit Apfelbäumen vor den Fenſtern;“ antwortete Marthe mürriſch, und ſetzte noch giftig hinzu, als der Doktor kaum hinweggegangen: „Das Soldatenvolk lügt wie gedruckt. Wo denkt der daran, ſeinem Kameraden in's Gewiſſen zu reden, und nach dem Buben zu ſchauen? Es hat auch der Mühe verlohnt, ihm alles auf die Naſe zu binden. Der ſchreibt in ſeinem Leben nicht.“

Und er ſchrieb dennoch; einen Brief an den Kanonikus, einen zweiten an Tiennette. Marthe nahm die Briefe vom Boten, und gab dem geiſtlichen Herrn den ſeinigen. Tiennettens Brief behielt ſie, weil nichts darinnen ſtand, was die Kranke gefreut hätte. In dem Schreiben an den Kanonikus ſtand auch nichts Tröſtliches. Der Offizier war nach Spanien marſchirt, und irgendwo vor einer Batterie geblieben.

Herr Mathias und ſeine Vertraute überlegten reiflich, ob ſie der armen Bellotte ihr Mißgeſchick darthun ſollten. Endlich vereinigten ſie ſich in der Art, daß ſie ihr nur den Abmarſch des treuloſen Lieutenants mittheilten. Tiennette hatte wohl etwas Aehnliches erwartet, doch blieb ihr noch die Hoffnung, die Zeit möchte den leichtſinnigen Mann wieder zurecht bringen.

Hatte es der falſche Soldat ſchlecht mit ihr gemeint, ſo meinte es ein anderer Mann um ſo beſſer mit dem armen Mädchen. Der neue Einnehmer zu Pontorſon, ein gar weitläufiger Verwandter des Kanonikus, beſuchte denſelben, und machte alſogleich mit ſeiner hübſchen Couſine Bekanntſchaft, geſonnen wie er war, eine Frau zu nehmen, die Schönheit und Vermögen beſäße. Beides hatte Tiennette; aber es kam darauf an, ob ſie den jungen Liebhaber erhören würde. Der Kanonikus ſagte „Ja," weil er es wünſchte; Marthe ſagte „Nein," weil ſie es nicht wünſchte.

Eine Dirne iſt der lebendige April. Siehe: kaum war der Einnehmer ein Dutzendmal zum Berge geritten, — er kam immer auf einem dicken Schimmel, — ſo waren Tiennettens Augen trocken, ihr Ohr offen, und ſie bemühte ſich, auf ihren Füßen gelenker zu ſcheinen, als ſie es wirklich war. Das bemerkte der Kanonikus, und hatte einen langen Zwieſprach mit ihr bei verſchloſſener Thüre. Marthe errieth, was da verhandelt worden ſeyn mochte, und nahm auch an einem günſtigen Abend ihre Pflegtochter in's Gebet, redete hin, redete her, kam auf den Einnehmer zu ſprechen, und platzte endlich heraus: „Verzeih mirs der liebe Gott, aber ich meine, Bellotte, der Menſch hat Abſichten auf Dich."

„Das meine ich auch;“ verſetzte Tiennette kalt, und Marthe wunderte ſich doch. — „Und Du?“ fragte ſie ausholend. — „Ei, mir wär's nicht ungeſchickt.“ — Marthe ſtaunte immer mehr. „So? Du Leichtſinn!“ fragte ſie wieder: „Das kann Dein Ernſt nicht ſeyn. Wenn das der Lieutenant erführe....“ — „Hm! der Lieutenant...!“ antwortete Tiennette ſchnippiſch, und rümpfte die Naſe. — „Ei, nun ja, der Lieutenant!“ wiederholte Marthe eifrig; „freilich der Lieutenant! ich war nie des Leckers Freundin, aber da er doch einmal mit Dir getraut iſt,.....“ — „Das iſt Alles vorbei, liebe Marthe;“ ſagte Tiennette ganz friedlich: „er iſt todt; der Onkel hat mir's geſagt, und am Ende hätte die heimliche Heirath doch nichts gegolten.“

Jetzo merkte erſt Marthe vollſtändig, welch ein Uebel die Zeit, der Einnehmer und der Kanonikus angerichtet hatten, und ſchwieg lange in tiefen Gedanken. Dann redete ſie vor ſich hin: „Der arme kleine Auguſtin!“ — Tiennette wurde aufmerkſam: „Was iſt's mit dem Kleinen?“ — „Der kann jetzo ſterben, wann er will; eine Waiſe ſeyn oder einen Stiefvater haben ... ich weiß nicht, was ſchlimmer iſt.“ — „Wie Du auch redeſt! liebe ich ihn nicht von ganzer Seele? würde ich ihn nicht hundertmal lieber haben, wenn er bei mir ſeyn könnte? Das geht aber nicht, das geht nimmermehr. Erſtens ſchämte ich mich zu ſehr, und zweitens würden wir ſchwer geſtraft, weil wir dem Maire alles verheimlicht haben.“ — „Ganz recht, und da mag nun der arme Wurm alles ausbaden;“ ſpottete Marthe mit giftiger Bosheit: „er lebe, wenn er kann, und werde ein Taugenichts, ein Bettelbube, ein Dieb, ein..... was kümmert das die Mutter, wenn ſie nur einen Mann und Kinder hat, zu denen ſie ſich bekennen darf!“ —

Tiennette weinte, und Marthe freute ſich des Weinens. Darum ſtichelte ſie fort, wie mit ſpitzigem Meſſer: „Was gehört einem Sündenkinde als das Elend? Thue nur, wie Dir's gefällt, Bellotte. Haſt ja nie auf meinen Rath gehört. Der Lieutenant war Dir ja alles auf der Welt. Deßhalb muß ſein Kind zu Grunde gehen. Oder meinſt Du, es werde anders kommen? der Einnehmer werde den Großmüthigen ſpielen? Umgekehrt ganz und gar. Wenn er von der Hiſtorie Wind bekommt, läßt er Dich ſitzen, denk' an mich, und Schande und Strafe kommen hinterdrein.“

Tiennette ſchluchzte immer heftiger, und warf ſich der Marthe um den Hals. Jetzo ſchlug die Baſe gelindere Saiten an, indem ſie ſprach: „Glaub' mir, Bellotte, Du thuſt am beſten, wenn Du für Dich bleibſt. Die Männer ſind alle ſchlecht, und Du würdeſt mit dem Einnehmer noch viel ſchlimmer fahren, als mit dem leichtfertigen Offizier. Und wer ſteht dafür, daß der Lieutenant nicht wieder kömmt? Schon mancher iſt todt geſagt worden, und wieder zum

Vorſchein gekommen, da man am wenigſten daran dachte.“

„Laß die Todten ruhen!“ ſeufzte Tiennette. Die Alte verneigte ſich mit einem zitternden „Amen!“ worauf Mamſell Mathias verſprach, den Einnehmer nicht zu begünſtigen, und ledig zu bleiben, damit ſie einſtens für den kleinen Auguſtin ſorgen könne. Aber Marthe müſſe es möglich machen, daß die Mutter endlich ihr Kind wiederſähe, und öfters mit demſelben ſich vereinigen könne. Marthe gelobte, Sorge zu tragen, daß ihre Freundin Pauline einmal mit dem Buben wenigſtens bis La Rive käme, wo alsdann Tiennettens Wunſch am beſten erfüllt werden dürfte. Zu dem Ende wollte Marthe nächſtens ſelber nach Dol gehen.

Sie zögerte indeſſen von Tag zu Tag, weil ſie des Einnehmers nächſten Beſuch abwarten wollte, damit Tiennette nicht ſich ſelber überlaſſen bliebe, und vielleicht zerſtört würde, was Marthe wieder mühſam aufgebaut hatte. Aber der Einnehmer kam nicht; ſeine Beſuche ſchienen plötzlich und auf immerdar abgeſchnitten. Als eines Abends der Kanonikus ſagte: „Ich höre von dem Boten von Pontorſon, daß der Vetter krank zu Bette liege;“ athmete Marthe wieder auf, und meinte bald, es würde morgen wieder hübſch Wetter ſeyn, und ſie wolle nach Dol wandern. Was ſie auch mit dem Frühſten that, verſehen mit allerlei Geſchenken für den kleinen Auguſtin, und mit anſehnlichem Koſtgelde für die arme Pauline.

Mit dem Wetter hatte es Marthe getroffen, aber keineswegs mit dem Einnehmer, der, gleichſam ihr zum Trotze, in der Mittagsſtunde auf ſeinem dicken Schimmel wieder auf dem Berge eintraf. Der Kanonikus empfing ihn mit tauſend Freuden; Tiennette dagegen etwas ängſtlich und ſcheu, machte ſich bald in die Küche, weil ſie in Abweſenheit der Haushälterin für den Gaſt Sorge zu tragen hatte. Der Einnehmer, befangen wie er ſelber war, gewahrte nicht des Mädchens Scheu, und antwortete ziemlich zerſtreut auf die Fragen des Kanonikus, der ſich nach ſeinem Wohlbefinden erkundigte.

„Die Sache iſt," ſprach der Vetter endlich mit einiger Ueberwindung, „daß ich nicht ſowohl krank, als im Innerſten erſchüttert und gleichſam ſchwer ermüdet geweſen bin. Mir iſt nämlich auf meiner neulichen Heimkehr etwas ganz Merkwürdiges begegnet, und noch heute weiß ich nicht, wie ich daran bin. Genug, daß ein Anderer, minder beherzt und weniger verliebt, als ich, wohl noch eine Weile Anſtand genommen hätte, über Ihre Grève zu Gaſte zu reiten."

Als der Kanonikus neugierig nach der Begebenheit fragte, erwiederte ſtets der junge Mann, daß er für jetzo nicht davon zu reden begehre, bei gelegener Zeit jedoch würde er das Ding gern auf's Tapet bringen, welches übrigens ſeine Beſuche und das Haus ſeiner Verwandten nicht im Geringſten angehe. Statt deſſen liege ihm etwas anderes auf dem Herzen: die Luſt, ſeine Couſine zu heirathen, und, damit in's Klare zu kommen, halte er um das Mädchen an. — Der Kanonikus hörte in dieſen Worten lauter Muſik, und obgleich ihm ſchwer wurde, über gewiſſe Dinge mit der Sprache herauszugehen, ſo hielt er es doch im Vertrauen auf ſeines Vetters Bravheit für ſeine Pflicht, und ſie plauderten lange insgeheim; ſchieden auch zufrieden aus ſolcher Heimlichkeit, ſo daß der Kanonikus bei Tiſch ſeiner Nichte ſagen konnte: „Dein wackerer Couſin weiß Alles, und es hat ſich ſein Herz, das Dich liebt, nicht verändert. Dein Söhnlein ſoll ſein erſtes liebſtes Kind ſeyn und ſeinen Namen führen. Zu Pontorſon ahnt Niemand eine Sylbe von Deinem Mißgeſchick und die Anerkennung Auguſtins deckt Alles zu. Darum ſage ein fröhliches Ja, meine theure Bellotte; einen edlern Mann findeſt Du nie, und ich fahre ruhig zur Grube, wenn ich Dich ſo wohl verſorgt ſehe."

Die hellen Thränen quollen aus den Augen der überraſchten Tiennette, und als ſie durch dieſe Zähren auf das ehrwürdige Antlitz ihres Onkels und das grundrechtſchaffene des heimlich geliebten Vetters blickte, konnte ſie nicht über ſich gewinnen, Nein zu ſagen, und wäre Marthe mit dem feurigen Schwerte hinter ihr geſtanden. So küßten ſich alſo die Verlobten, gaben ſich die Hände, ſchenkten ſich goldene Ringe, und ſetzten den Hochzeittag feſt. Der Bräutigam kannte ſich nicht mehr vor Vergnügen, und wollte keine Stunde ſäumen, heimzureiten, ſeiner Mutter die angenehme Botſchaft zu bringen, und Haus und Hof vom Keller zum Speicher umzukehren, daß Alles zur geſetzten Friſt bereit ſey. Zugleich bedung er ſich, daß der Kanonikus ihm ſchreiben möchte, wann der kleine Auguſtin zu La Rive ankäme, damit er nicht ermangle, den Sohn zu umarmen.

Nachdem dieſe Verabredungen getroffen waren, ſchaute der Einnehmer durch's Fenſter, ob der Knecht aus dem Wirthshauſe bereits das Pferd geſattelt und vor die Thüre gebracht hätte. Das war geſchehen; der feiſte Schimmel ſtand zu Befehl. Aber der junge Freier wechſelte die Farbe, als wenn ihm jemand das Roth von dem Geſichte wiſchte. „Sonderbar;“ murmelte er zwiſchen den Zähnen: „Was mich wieder die Angſt überläuft! Und dennoch muß ich fort, weil mich die Ungeduld treibt.“

Die Braut und der Kanonikus ſahen ſich beſtürzt an, und drangen in den Einnehmer, ihnen die Urſache ſeiner Beängſtigung zu entdecken. Der ſchüttelte den Kopf, verſuchte, ſich ſelber auszulachen, blickte beſorgt durch die Scheiben zum Himmel, der ſich allmählig trübte, wie ſo oft in ſpäten Nachmittagſtunden geſchieht, und ſtotterte auf einmal: „Es wäre etwa beſſer, wenn ich hier über Nacht bliebe. Mir iſt ſo wunderlich zu Muthe.“

Der Kanonikus wollte ſo eben dem Knecht befehlen, das Pferd in den Stall zu bringen, und für den Reiter ein Nachtquartier zu beſtellen, als der Vetter ſich plötzlich beſann, daß es einem Bräutigam nicht allzu wohl anſtehe, vor der Liebſten Muthloſigkeit zu zeigen. Daher rief er ſchnell: „Mit dem verdammten Schwindel ſollte ich nicht fertig werden? Ich bitte nur um einen Trunk rothen Weins, theure Bellotte, und dann Lebewohl. Mit einem Glaſe Burgunder im Kopfe fürchte ich weder den Triebſand, noch die Untiefen des Couesnon.“ — Der Kanonikus ſagte: „Das glaube ich; Ihr habt den Fluß auf Eurem Wege gar nicht zu paſſiren.“ — Tiennette, ſtill erfreut, den Einnehmer wieder in gehöriger Faſſung zu ſehen, ging nach dem Weine.

Der Verlobte dachte indeſſen über des Kanonikus Rede nach, und antwortete zögernd darauf: „Dennoch paſſirte ich neulich das Waſſer; es war in der That, als ob der Teufel mich irre geführt hätte; ſo kam ich von meiner Straße ab.“ — „Das war das Mondlicht; es täuſcht ſo oft auf der Grève;“ bemerkte der Kanonikus. — „Nicht doch, Herr Onkel;“ — dieß ſprach der Einnehmer mit Seelenangſt — „es war ein Ding, ein unbegreifliches Ding . . . wenn ich es Ihnen erzählte . . . Sie würden mich vielleicht auslachen . . .“ — „Vielleicht;“ verſetzte der Onkel: „Verliebte ſehen oft ſeltſame Dinge. Erzählt mir's aber ein andermal, werther Vetter. Bellotte iſt ſchreckhaft, und, wenn Ihr heute durchaus den Berg verlaſſen wollt, ſo drängt die Zeit. In einem Stündchen iſt die Fluth da.“ — „Ei, vor dem

Meere fürchte ich mich nicht. Mein Pferd hat gute Beine;" antwortete der Einnehmer.

Da bei dieſen Worten Tiennette mit dem Weine kam, ſchwiegen die Männer, tranken auf ein baldig Wiederſehen, ſchüttelten ſich die Hände; Bellotte erlaubte ihrem Freunde noch einen Kuß, und trapp, trapp, ſtolperte der Schimmel mit ſeinem Herrn die ſteile Gaſſe hinab zum Thore.

Als ſie auf die Grève kamen, rieſelten feine Tropfen aus den dichter werdenden Wolken, und deßwegen nahm das Pferd einen raſchen Schritt, der jedoch nicht anhielt; der Sand war ſchlüpfrig, hie und da klafften die gefährlichen Spalten, worunter die Tümpfel und Trichter verborgen liegen. Darinnen lauert der Tod, wie in den Löchern, die trügeriſch von lockern Sandballen verſtopft ſind, welche beben und zittern unter dem ſchreckhaften Fuße der unerfahrenen Menſchen und Thiere, bis dieſe ihr eigenes Grab ſich höhlen, und langſam, aber rettungslos, in das Moor ſinken.

Des Einnehmers Schimmel ging behutſam. Es war leer auf der Grève. Kein Menſch durchkreuzte ſie. Auf entfernten Sandſtrichen ſtand hin und wieder ein Fiſchreiher, unbeweglich, nach und nach verdämmernd hinter dem Regenvorhang, der fein, aber dicht, niederſank. Noch ging das Pferd in der guten Richtung nach der Küſte.

Plötzlich drehte ſich der Reiter im Sattel um, und horchte. Der Huf des Schimmels hatte auf dem durchweichten Sande durch ſeinen Druck den Laut hervorgebracht, der einem wehmüthigen Stöhnen ſo ähnlich klingt. Noch einmal ſeufzt die Grève, dann ſteht der Gaul mauerfeſt. „Vorwärts!" ſpricht der Bräutigam, und klopft den Hals des Pferdes. „Soll es noch einmal werden, wie neulich? Munter, Papillon, heute ängſtigt uns ja nicht das Mondlicht, und in zehn Minuten ſind wir bei dem Damme."

Indeſſen war der Schimmel bereits bis an die Feſſel eingeſunken, und nur ein raſcher Druck des Reiters brachte das Thier aus dieſem gefährlichen Verweilen. Doch zitterte es ſchon gelinde am ganzen Körper, und hob ſträubend die Füße. „Witterſt Du das Geſpenſt, Papillon? Kennſt Du nicht mehr den Weg zur Küſte? Iſt denn hier die Stelle, wo wir damals vom Wege kamen?" Bei dieſen Worten drehte der Einnehmer wieder den Kopf, die Gegend zu erkennen. Aber in ſeinem Rücken ſah er nur einen dichten grauen Schleier, und als er beſtürzt vorwärts ſchaute, war auch da der wolkige Nebel, wie eine undurchdringliche Mauer. Der Kopf des Pferdes war dem Reiter nicht mehr ſichtbar, und er ſpürte ſich fortgetragen, ohne zu wiſſen, wohin.

„He, Papillon! alter Dragonergaul! was gibts? warum Halt?" Das Thier ſchnaubte ſchwer. „Ich muß abſteigen;" dachte der Einnehmer; „ich muß horchen, ob wir der Küſte oder dem Meere uns nähern." Er warf ſich zu Boden, drückte das Ohr auf den Sand, und lauſchte, die Hand um des Schimmels Huf geklemmt, daß er nicht von demſelben käme in der Dunkelheit, die ihm nicht einmal erlaubte, auf der Grève die Strömungsſpuren zu unterſcheiden, welche den Abhang zum Meere durchfurchen.

Bald vernahm er ein ziemlich nahes Rauſchen. „Gott ſey mir gnädig;“ ſeufzte er: „das iſt der Couesnon, das iſt der Bretagnerfluß. Schon wieder hat mich der Spuck zu weit rechts geführt, und, wenn ich mich genau beſinne, ſo ſagte der Kanonikus, daß die Fluth bald in der Bucht ſeyn würde.“ Indem er ſich an dem Pferd in die Höhe richtete, fuhr er fort: „O weh, Papillon, was wird aus uns werden in dieſer Verlaſſenheit? Wenn Du nicht getreu aushältſt in der Strömung des Fluſſes, ſo ſind wir verloren. Denn nur die Strömung kann uns jetzo der Wegweiſer zur Küſte werden.“

Er tappte nach dem Steigbügel; Papillon ſchnaubte ängſtlicher. Durch die Nebelmaſſe, die eben anzuſchauen war wie eine weiße Pulverwolke, zitterte eine kleine Geſtalt, tief am Boden, dem Reiſenden nicht bis zum Knie reichend, und trotz der gewaltigen Blendung, die ſeine Augen verwirrte, erkannte er die Erſcheinung, die ihn ſchon einmal erſchreckte.

Wie dazumal im Mondenglanz, ſo heute im Nebeldunkel war es ein Kind mit eingefallenem Geſichte und hohlen Augen; mit magern Gliedern, kaum dürftig bedeckt von einem wehenden Hemdchen. Als ob es fröre in bittrer Kälte, als ob es troffe von ſchaumiger Fluth, als ob es aus einem naſſen Grabe emporgeworfen würde, ſchwankte es vor dem erſchreckten Bräutigam; es ſchloß die Augen, als wolle es weinen, es öffnete den Mund, als wolle es ſchreien; dennoch blieb rings die gräßlichſte Stille. Dann that es, wie das erſtemal, da der Einnehmer es geſehen: es drehte ſich um, ſchwamm durch die Luft, und lag plötzlich ſteif und unbeweglich vor den Füßen des jungen Mannes, der ihm, das Pferd am Zügel, unwillkührlich hatte folgen müſſen.

Unter dem Geſpenſt ſchoß der Couesnon eilfertig hindurch; eilfertiger als ſonſt, wie immer vor der Fluth, ſprudelnd gegen die Gewalt des ſteigenden Meeres. Wie in Verzweiflung, die Nähe der Gefahr ahnend, ſprang der Reiter in den Sattel, trieb mit Sporenzwang den Schimmel in die Wellen. Das Kind ſchwebte wieder dicht vor dem Pferde die Strömung aufwärts. Wo der Fluß einen gefährlichen Winkel macht, ſchnellte ſich das Geſpenſt um und um, und ſauste kopfunter in das Waſſer. Papillon machte einen Satz zur Seite, und gewann das flache Ufer, wenn ſchon mit einbrechenden Füßen.

Der Nebel verzog ſich ein wenig. Roß und Mann faßten neuen Muth. Auch war's die höchſte Zeit. „Sind wir noch im Flußbette, Papillon? Was patſcheſt und ſchleuderſt Du ſo? O weh, das iſt die Fluth, die uns ereilt. Halt aus, mein Pferd, ſonſt iſt's um uns geſchehen!“

Papillon war ein ganz anderer geworden; er trabte eiligſt durch die Schwemmung, durch die Rinnſale. Ein blaßgelber Punkt ſtach durch den Nebel; darauf zu rannte der Gaul. In wenigen Minuten hatte er die Küſte erreicht, und hielt ausſchnaufend vor der Laterne, welche die Zollwächter auf dem Poſten St. Georges angezündet hatten. — Binnen einer Stunde war der Einnehmer daheim, trotz des fürchterlichen Regens, in den ſich der Nebel auflöste. — Am andern Tag, wieder um Mittag, kam Marthe von ihrer kleinen Reiſe zurück.

Wohlgemuth ſagte ſie zu Tiennette: „Rathe, was der launiſche Zufall wieder ausheckte, um Deine Sehnſucht zu vermehren. Pauline hat den Fuß verrenkt, und wird erſt in ein Paar Wochen nach La Rive wandern können. Doch ſey getroſt, ſie läßt mich's vorher wiſſen, und wir erwarten ſie dann in voller Bequemlichkeit, Bellotte.“

„Ach ja;“ erwiederte Tiennette: „in drei Wochen mache ich Hochzeit, und Auguſtin kann alsdann gleich in unſerm Hauſe zu Pontorſon bleiben.“ — Marthe wiederholte verduzt: „Hochzeit? in unſerm Hauſe zu Pontorſon?“

„Freilich, liebe Marthe; ich bin Braut, ich heirathe den Einnehmer, er will meines Kindes Vater ſeyn; alles iſt ſchon in beſter Ordnung.“ Marthe warf den Kopf in die Höhe, ſtemmte die Arme in die Seite, wollte reden, wollte ſchelten, und brach ſtatt deſſen in ein gellendes Lachen aus, welches aber keineswegs luſtig klang, ſondern das innerſte Mark in Tiennettens Gebeinen zerſchnitt. So lacht der Teufel, wenn ihm ein Bruder Lüderlich in der letzten Stunde deſertirt.

Während alſo Marthe ſich abſonderlich aufführte und gebehrdete, während Tiennette ſich entſetzte und verſtummte, trat der Kanonikus herein, und hielt zwei offene Briefe in den Händen. Sein Geſicht war bleicher als das Papier der Briefe. „Was mir heute geſchrieben wird!" ſagte er mit ſtammelnder Zunge: „da iſt der Doktor, der zufällig nach Dol kam, und wiederum die Pauline nicht fand, die er einmal ſchon vergebens geſucht. Deine Angaben ſeyen falſch, liebe Marthe, ſchreibt er." — Die Baſe wurde blauroth auf der Stirne, und ſtotterte einige Worte, die Niemand verſtand. —

Der Kanonikus hatte jedoch noch eine ſchwerere Sorge auf dem Herzen; darum achtete er für jetzt nicht auf Marthens Verwirrung, und ſprach ferner: „Was der Einnehmer mittheilt, iſt noch viel ſeltſamer. Hört einmal, ihr Weiber." Hierauf las er mit vieler Angſt herunter, was dem Bräutigam begegnet war, und vornemlich deſſen letzte Worte: „Ich achte dafür, daß an jener Stelle des Couesnon „irgend ein Mordſtück verübt worden iſt, und habe „deßfalls meine Anzeige bei den Gerichten ſchon gemacht. Wer weiß, was an jenem Fleck ſich finden „dürfte! Mündlich und bald ein Mehreres."

„Süßer Heiland! was ſoll das bedeuten!" ſeufzte Tiennette mit ineinander verſchränkten Händen.

Marthe ſagte: „Es iſt ſo heiß draußen, wie in einer Eisgrube, und das verfluchte Geld wird ein rechtes Donnerwetter machen.“ Tiennette, ſteif wie ein Maſtbaum, horchte nicht auf den Unſinn der Baſe, und der Kanonikus hinkte gedankenvoll herum. Plötzlich drehte er ſich zu der Haushälterin, welche ihre Haube verſchoben hatte, daß ſie wie die Nachtmütze eines Rekruten ſaß, und befahl: „Geh zu dem Adjunkten, Marthe; ich laſſe ihn bitten, mich ſo bald als möglich zu beſuchen.“ — „Ich will trockene Strümpfe anziehen;“ antwortete Marthe, und ſchwankte aus der Stube. Dann lief ſie nach der Kammer, ſuchte ihr erſpartes Geld zuſammen, und wollte es in die Taſche ſtecken. Aber ſie vergaß es, während ſie den Mammon einwickelte, ſteckte an ſeiner Statt einen Schuh zu ſich, und ging auf die Straße. Ehe ſie es ſich verſah, ſtand ſie oben vor dem Schloßthor, und die Schildwache rief: „Wohin? Man paſſirt nicht ohne Karte.“

Da beſann ſie ſich, daß der Adjunkt nicht auf dem Schloſſe wohne, und ging ſchnell die vielen Staffeln wieder hinab. Weil der ſteile Weg ganz einſam war, murmelte ſie vor ſich hin: „Was thue ich aber bei dem Adjunkten? Was thut der Vetter mit ihm? Was geht mich die Polizei an? Es gefällt mir mit einemmale nicht mehr auf dem Berge. Weil ſchön Wetter iſt, will ich fortgehen, und nicht einmal Abſchied nehmen.“

Was ſie auch that, obſchon die Witterung keineswegs ſo ſchön war, als ſie meinte. Es ſtürmte heftig, auch waren die Tage der großen Fluthen vor der Thüre.

„Nach Pontorſon?“ fragte ſie ſich auf der Grève: „Nein, ich will nicht dahin; da liefe ich dem Einnehmer und ſeinen Gensd'armen in die Hände.“ — Sie wendete ſich in der Richtung nach Cherrueir. — Bald fragte ſie ſich auf's Neue: „Verfolgen ſie mich nicht?“ und ſchaute nach dem Berge zurück. Der lag aber ganz ruhig im gelben Sonnenſchein, am Fuße von aufſteigenden Duftwolken umgeben, als ob er gen Himmel ſchweben wolle. Von dem ſturmverkündenden Sonnenglaſt geblendet, drehte ſich Marthe nach der Grève. Die Küſte, auf Duftwolken ſchwimmend, wie der Berg, ſchien vom Meere beſpült. Ein Reiter auf dem Damme ſchien auf den Wellen zu traben. „Ein Gensd'arme!“ ſeufzte Marthe, und warf ſich immer rechts in die Triebſandfelder. „Summen mir die Ohren, oder iſt das die Glocke vom Berge?“ ſagte ſie dann, ſtutzend. Es war jedoch die Strömung des Couesnon; ſie ſtand an deſſen Ufer. „Geſchwind hinüber;“ flüſterte ſie ängſtlich, und deutete ſcheu nach der Seite, wo der Fluß einen Ellbogen macht: „Iſt dort nicht der Platz?“ Sie entblößte die Füße, ſchürzte das Kleid, watete durch das Waſſer.

Es geſchah, daß an jenem Tage ein Mann vom Berge von einem Botengange nach Cherrueir heimkehrte. Der Mann war erfahren und bewandert; er wußte, daß die Fluth nicht mehr lange ausbleiben würde, und lief rüſtig dem Berge zu. Am Couesnon ſah er ein, in einem Sandtümpfel verſinkendes Weib, das die Hände rang, und beinahe bis an den Gürtel im Moor ſteckte. Der Mann half mit Chriſtenmuth, Behendigkeit und eigner Gefahr der Verſinkenden aus dem Trichter, und erkannte des Kanonikus Haushälterin. „Was macht Ihr denn zu dieſer Friſt auf der Grève?“ ſagte er verwundert: „kommt, folgt mir geſchwinde, ehe die Fluth ſteigt.“

Worauf ihm Marthe mit ſtierem Auge antwortete: „Seht Ihr nicht, daß mich der Bube nicht fort läßt?“ Wohin ſie deutete, ſchaute der Mann, ſah jedoch Niemand. Marthe fuhr aber fort: „Er will mich nicht laſſen, ich ſoll bei ihm bleiben, dort, wo ich ihn verſenkt habe.“ — „Wen, Jungfer Marthe?“ — „Armer Auguſtin! war Dein Tod ſo ſchwer? Wo ſind Deine Ueberreſte, daß ich ſie wegräumen kann, ehe der Adjunkt ſie findet? ich darf nicht eher nach Hauſe.“ — „Marthe, Ihr ſeyd verrückt. Kommt doch; der Wind geht friſch, und der Strom ſchwillt.“ — „Grüßt Tiennette, lieber Mann!“ ſchluchzte Marthe, und ging im Kreiſe auf der wankenden Sandſcholle: „ich muß den Auguſtin verſtecken. Sie ſoll mir verzeihen, dann wird's auch der Bube. Das verfluchte Geld hat's gethan. Ich hätte gern Tiennette beerbt, wie den Kanonikus. Jetzt werden ſie auf meinem Grabe lachen.“ — „Gott ſey mir gnädig!“ ſchrie der Bote, da er ſolch fürchterliche Rede hörte, lief von dannen und überließ die Verbrecherin ihrem Schickſal.

Der Wind ging friſcher, höher ſchwoll der Strom von andrängender Meeresfluth. Auf die Angſt vor dem Geſpenſte folgte die bittere Todesangſt in Marthe's Seele. Jetzo begehrte ſie zu fliehen, zu entrinnen, aber allenthalben ſtand vor ihr das blaſſe Kind in dem flatternden Hemdchen, zitternd vor Froſt, triefend von rieſelnder Welle, öffnend den Mund zum Geſchrei. Doch blieb es ſtumm, während ſein Grab immer lauter brauste, und die See als ein graues Leichentuch ſich langſam gegen die Küſte aufrollte. Da war kein Pferd, das die Verzweifelnde hinweggetragen, kein Menſch, der ſie im Rettungsboote aufgenommen hätte. Auf einer weiten Sandzunge hin und her rennend, bald knieend, bald raſend, ſchaute Marthe in den gähnenden Rachen des Todes, in die hohlen Augen des Kindergeſpenſtes, bis endlich die Fluth die Scholle enger und enger umſpülte, höher und höher heraufkam.

Da hockte ſich Marthe auf den Sand, und machte die Augen zu. So nahm die Woge ſie hinweg, und legte ſie entweder zu dem armen Auguſtin auf den Grund des Couesnon, oder ſpülte ſie mit ſeinen Gebeinen hinaus in die Tiefen der See. — Die Gerichte haben nichts gefunden, und die Tochter des reichen Mathias von dem Morde freigeſprochen. Zwar wurde aus ihrer Heirath mit dem Einnehmer nichts, und ſie iſt mit dem Kanonikus fortgezogen, ohne daß man jemals von ihrem weitern Schickſal etwas gehört hätte. Der Lieutenant war jedoch nicht todt geſchoſſen, und lebt vielleicht noch auf die heutige Stunde als ein reicher General mit Titel und Orden in Hülle und Fülle. Aber ſein Sterbeſtündlein wollen wir nicht mit ihm theilen. Amen.

4.

Die schöne Catherine von St. Malo.

„Crick! — Crack! — Der Bliß in Dein Genick! — ein ſchönes Kind in mein Hamak!“ *)

Geſchwind eine luſtige Hiſtorie von der ſchönen Catherine von St. Malo. Sie war die Tochter des reichſten Seilermeiſters, der jemals für die königliche Flotte von Frankreich Taue geſponnen hat. Der Seiler war ein guter Freund des berühmten Segelmachers Kerbiec und hatte Luſt, ſich mit demſelben zu verſchwägern. So beſchloſſen die alten Geizhälſe bei einer Flaſche Wein, daß ſie ihr Geld auf einen Haufen legen wollten, indem der Segler

---

*) Die Erzähler auf franzöſiſchen Schiffen bedienen ſich meiſtens dieſer Eingangsformel, deren Gegenſtrophe von den zuhörenden Matroſen geſprochen wird.

ſeinen Sohn mit der kleinen Catherine verlobte. Yves war zehn Jahre alt, und Catherine ein halbes, als die Verlobung geſchah, und in derſelben Nacht wurde dem Segelmacher noch ein Bube geboren, welchen der Pfarrer mit dem Namen Jonas taufte.

Die Alten meinten, eine gute Eheſtandsfregatte gebaut zu haben, mit Segel und Tauen aus eigner Fabrik, und befrachtet mit eigenem Gelde. Aber der vorwitzige Nachzügler Jonas ſtörte ein wenig die Fahrt in den Hafen.

Er war luſtig, und Yves verdroſſen; er war rüſtig, und Yves ſchwerfällig; er war von verliebter Beredſamkeit, und Yves der trägſte Bräutigam, den es je gegeben hat. Catherine, da ſie ſechszehnthalb Jahre hatte, ſah den fünfzehnjährigen Springinsfeld lieber als den bedächtigen Verlobten, und ſagte es von der Bruſt weg, ohne Scheu.

Da ſtanden aber die Weißköpfe auf, und behaupteten, der Vertrag ſey eiſenfeſt, und Catherine müſſe ihn erfüllen, weil die Väter nicht umſonſt vor fünfzehn Jahren Narren geweſen ſeyn wollten.

„Was fällt Dir ein?“ ſagte noch zwiſchen vier Wänden der Seiler zu ſeiner Tochter: „Yves iſt ein Mann, Jonas ein Bube. Yves hat Ehrgefühl, denn er iſt ein Kaufmann geworden, und zählt bald unter den Schiffsrhedern; Jonas hingegen ein gemeiner Matroſenjunge. Yves iſt ſparſam; Jonas verſchwenderiſch und ein wüſter Geſelle.

Darum bekömmt Yves des Vaters Vermögen und Jonas nur eine dürftige Abfindung; und eben darum wirſt Du Madame Yves und nicht Madame Jonas."

Hierauf weinte Catherine nur, ohne ein Wort zu ſagen, denn ſie kannte ihren Vater und ſein gutes Tauende.

Jonas weinte freilich nicht, als der Segelmacher, der nicht gern viel redete, ihn ohne Weiteres abprügelte, aber er ging auf ſeines Bruders Schreibſtube, und walkte den Yves tüchtig durch. „Das ſind für jetzt nur Schläge;" ſagte er ihm: „Wenn Du jedoch die Catherine heiratheſt, Du Dintenkler, ſo harpunire ich Dich wie einen Wallfiſch." Ging ſodann nach St. Servan, und bankettirte in den Kneipen, bis ſein Vater wieder eine lange Rechnung für ihn bezahlen und ihm Alles verzeihen mußte.

Yves, der feige Tropf, athmete ſtets freier, ſo oft Jonas mit ſeinen Seekameraden auf den Kabeljau zog, oder eine Küſtenfahrt machte. Doch war der Matroſe immer wieder zurück, wie das Fieber, ehe man's verhoffte, und allemal gröber, ungeſchliffener und verwegener.

Catherine war ſiebenzehn Jahre alt, und der Seiler drang auf die Heirath. Der Segelmacher verſetzte immer lächelnd. „Die Ausſteuer für meinen Yves iſt noch nicht fertig. Wartet noch ein Weilchen zu."

Catherine war achtzehn Jahre alt, und weil ſie ſich langweilte, fragte ſie: „Wann heirathe ich denn einmal?“ — „Bald oder gar nicht;“ brummte der Seiler verdrüßlich: „Weiß ich, warum der alte Schleicher ſo lange zögert? Schier reut mich mein Wort.“

Das Mädchen hätte Alles darum gegeben, wenn dieſes alſo geweſen wäre, aber ſchon am Abend ſprach der Seiler nicht mehr aus dieſem Tone. Denn der alte Segelmacher hatte ihn unter den Arm genommen, und ihm eine Menge ſchöner Dinge gezeigt, die alle dem vielgeliebten Yves beſtimmt waren.

Da ſtand in der breiteſten Gaſſe ein prächtiges Haus, weiß wie Kreide, die Fenſter grün umrändert, wie die niedlichſten Stückpforten; daneben ein Garten mit Blumen und Brunnen; ein Gewölbe voll von Waaren und eine Schreibſtube mit vielen Dienern, die Feder hinter'm Ohr, vor dicken Büchern; eine Geldkiſte, geſtopft mit Silber und Gold; eine Wage, worauf der Kaſſier das liebe Geld wog, weil er zu faul war, die Menge zu zählen. — Ueber all dieſe Herrlichkeit befahl Yves ganz und gar.

Von dannen gingen die Alten nach dem Hafen, auf die Werfte. Da lag auf dem Stapel das trefflichſte Schiff, ein nagelneuer Zweimaſter, hell angeſtrichen, wie ein Vogelkäfich, und getheert, daß es ſtrahlte. „Hier iſt meines braven Yves eigenes Schiff!“ prahlte der Segelmacher: „Das ſoll ihm Geld und Gut in's Haus bugſiren ohne Unterlaß, und Deiner Tochter zu Ehren die „ſchöne Catherine von St. Malo“ heißen, bei meiner Treu!“

Mit dieſer Höflichkeit bohrte der pfiffige Segler des Seilers letzten Groll in den Grund, ſo daß er verſetzte: „Topp, Gevatter Windmacher; und an dem Tage, da beſagtes Schiff vom Stapel gelaſſen wird . . .“

„Heirathet mein Goldſohn Deine Tochter, Gevatter Strick!“ vollendete der Andere. —

Sie gingen hin; der Erſte, um die Blumenſträußer für das Schiff, der Zweite, um den Hochzeitſtrauß zu beſtellen. Während deſſen ſtrich Jonas auf unſichern Wellen, nicht ahnend, welche Havarie ſein Glück bedrohte. Catherine dachte wohl einmal, zweimal und dreimal an ihn, aber die Eitelkeit trug den Sieg davon. Eine reiche Kaufmannsdame und eine arme Matroſenfrau! Da war nicht viel zu wählen.

Yves mit den ſchönen Kleidern, den weichen Händen und den vielen Dienern; Jonas, im Kamiſol von Segeltuch, Hände und Geſicht voll Pech und Thran, ein Knecht, dem Jedermann befahl! Yves trank nur Zuckerwaſſer und erlaubte ſich kaum dann und wann eine Cigarre; Jonas ſchluckte den Punſch mit vollen Zügen, und rauchte unabläſſig den abſcheulichen Cantinekanaſter. Catherine hatte bereits gewählt; und wenn die heimliche Liebe ein oder das anderemal den Kopf in das Haus des Verſtands ſteckte, wie wurde ſie gejagt!

Da brach ein Tag an, wie ihn der Herrgott nur ſelten macht: allenthalben Licht und Wärme, und damit die Sonne nicht gar zu warm ſchien, ein leiſes friſches Lüftchen über dem Meere, daß die kleinen Wogen ſich kräuſelten und blau waren, wie der Himmel. — Das Schiff, worauf Jonas diente, näherte ſich, vollgepfropft mit Stockfiſchen, dem Hafen von St. Malo. Jonas und ſeine Kameraden, nachdem ſie die Segel heimwärts gerichtet und ihre Arbeit gethan, lagerten auf dem Verdeck, und berechneten ſtille für ſich, was ihnen der heilige Vater zu Rom dafür ſchuldig ſey, daß ſie die Chriſtenheit mit Faſtenſpeiſe verſorgten.

Plötzlich hörten ſie Glocken, plötzlich brummten ihnen Kanonen in die Ohren, Muſik ertönte mit Trompeten und Pauken, und wie ſie in den Hafen ſteuerten, flaggten alle Fahrzeuge, alle Raaen ſaßen voll Menſchen, und mitten unter ihnen wackelte, taumelnd von dem Ruck, der es in die Fluthen ſtürzte, bewimpelt von oben bis unten, ein nagelneues Schiff. Noch dampften die Rinnen der Stapelbahn, noch purzelten auf dem maſtloſen Verdeck die neugierigen Landratten durcheinander.

„Ohe! ohe! wie heißt die Brick?" — „Die ſchöne Catherine von St. Malo!"

Indeſſen klang das Geläut wieder vom Kirchthurme. „Jetzt werden ſie getraut!" rief das Volk, dahin rennend.

„Ohe! ohe! wer macht Hochzeit!" — „Die ſchöne

Catherine von St. Malo!“ — „O weh, o weh, weſſen iſt das Schiff?“ — „Dem reichen Yves Kerbiec!“ — „O weh, o weh, wem iſt die Braut?“ — „Dem reichen Yves Kerbiec!“ — „So fuhre ihn der Satan über Teufels Bord, ſammt Braut und Brick!“

Das war der zornige Jonas, welcher dergeſtalt fluchte, und mit einem Plumps im Waſſer lag. Er wollte ſich ſelber erſäufen, weil er juſt den Bruder und die Schwägerin nicht bei der Hand hatte. Sein Matroſe jedoch, — das heißt: ſein Schlafkamerad, — holte ihn wieder an's Tagslicht, und redete ihm ſo lange zu, bis Jonas Vernunft annahm, und wieder zu St. Servan einkehrte, und ſchlemmte, als hätte er nie eine Geliebte gekannt.

So waren ſeit der Hochzeit vierzehn Tage vergangen, als Jonas in ſeinem ſchönſten Schifferſtaate zu Herrn Yves auf die Schreibſtube kam. Sein Geſicht war ernſthaft, aber ruhig, und er ſagte alſogleich: „Fürchte nichts, lieber Bruder; ich will Dich nicht ſchlagen. Der liebe Gott hat zugegeben, daß Du Catherinens Mann wurdeſt, und ſo mag es denn in's Himmels Namen ſeyn. Für meinen Schmerz und Verdruß reiche mir aber eine Entſchädigung. Dein Schiff, die ſchöne Catherine von St. Malo“ — bei dieſen Worten ſtanden dem armen Jungen die klaren Tropfen im Auge, — „wird nächſtens die Anker lichten, und bei den Mohren Goldſtaub oder Ebenholz einladen; mache mich zum Capitän des Schiffs. Ich verſtehe mein Handwerk beſſer, als man glaubt, und werde gewiß nimmer zugeben, daß der ſchönen Catherine ein Unglück zuſtoße."

„Ich habe ſchon meinen Capitän;" antwortete Yves kalt. — „So mache mich zu ſeinem Lieutenant." — „Ich habe auch dieſen." — „Aber der Oberbootsmann?" — „Schon ernannt." — „Und der Steuermann?" — „Bereits gedungen." — „Und wenn ich auf der „ſchönen Catherine" als letzter Matroſe dienen müßte . . ." — „So würdeſt Du auch alsdann zu ſpät kommen;" verſetzte Yves mit Spott und Hohn: „mein Schiff entbehrt nicht des geringſten Küchenjungen. Gott befohlen, ſuche einen andern Dienſt und beſſere Dich."

Jonas maß mit zornigen Augen den Herrn Bruder von der höchſten Spitze ſeiner Nachtmütze bis zum unterſten Rande ſeines großblumigen Schlafrocks, ſchnitt ihm ein bitterböſes Geſicht, und ging trotzig davon. „Und wenn eine Legion von Teufeln an Steuer- und Backbord ſäße," brummte er in ſich hinein: „ich ſegle doch mit der ſchönen Catherine nach Afrika."

Damit ſein Gehirn geſchmeidiger würde, trank er Grog; das Herz aufzurichten, ließ er brennenden Punſch folgen, und die Flammen deſſelben machten ihn federleicht wie einen Luftballon, daß er in die finſtere Nacht hinaustanzte, als wäre ſie von tauſend Kronleuchtern erhelit. Er war außer ſich vor Wohlbehagen, er hätte ſich auf einer Bombe in die Wolken ſchleudern laſſen, er hätte ſich in eine Nußſchale gezwängt, auf der Spitze des großen Maſtes ſeine Toilette gemacht.

Sein Weg führte ihn zum Hafen. Da wandelten Laternen, da ſchlugen Ruder im Waſſer, da tönten Pfeifen, da kreiſchten Räder und Winden. Die „ſchöne Catherine“ nahm die letzte Fracht an Bord, ſollte beim erſten Morgenlicht Hafen und Rhede verlaſſen.

Ein Canot wollte vom Ufer ſtoßen. Der Bootsmann ſchrie den Jonas an: „Ohe, ſchläfriger Matroſe! biſt Du's? kommſt Du endlich? biſt der letzte, lockerer Geſell. Spring herein, und eilends, oder.....“ Er ſchwang das betheerte Tau, aber Jonas ließ ſich's nicht zweimal ſagen, hüpfte in den Kahn, packte nervig in die Ruder ein, und legte bald unter der Brick an. — Ja wahrhaftig; ſie war's, die ſchöne Catherine, mit wallenden Wimpeln, ſchneeweißen Segeln und Maſten, die Stengen mit goldenen Knöpfen geziert, das knarrende Takelwerk neu und vornehm aufgerichtet. Und Jonas am Bord, der ſeligſte Matroſe von Frankreich, während der Trunkenbold, für den man ihn angeſehen, in irgend einer Kneipe Rauſch und Dienſt und Glück verſchlief. Denn Jonas achtete es für ein großes Glück, auf der Brick zu fahren, die ſeiner Geliebten Namen trug. Ihm war, als ginge er mit der ſchönen Catherine auf einer grünen Wieſe ſpazieren, und als hüpften Lämmer um ſie her, ſtatt der ſchäumenden Wellen.

Der Capitän wunderte ſich wohl, da er am hellen Tage den wildfremden Matroſen zu Geſicht bekam, aber ſchon war's zu ſpät, und er begnügte ſich, ihm mit Seemannskälte zu ſagen: „Du ſollſt ein böſer Bube ſeyn, Jonas, obſchon ein guter Matroſe. Aber auch ich bin böſe wie ein Wolf, und bin mit ſchlimmeren fertig geworden. Achtung alſo! und mit Gott fahrt aus!“

Die Brick war nur noch wie ein kleiner Punkt am Meeresrande ſichtbar, als Madame Yves aus dem Schlummer erwachte, und bitterlich zu weinen anhob, daß die Kiſſen von ihren Thränen feucht wurden. Der Kaufmann fragte ruhig: „Was habt Ihr, Catherine?“ — „Ich denke an Euern Bruder;“ antwortete die Frau. Das ärgerte den Zuckerhut, und er ſagte: „Laßt die Narrheiten ſeyn; ich rathe es Euch.“ — Worauf ſie: „Freilich war es meine größte Thorheit, daß ich Euch geheirathet habe. Ich hätte doch Euern Bruder lieber gehabt, und gewiß hat er ſich vor Herzeleid in's Waſſer geſtürzt, und ein Haifiſch frißt ihn wie ſeinen Aeltervater, den Propheten.“

Dazumal gaben noch die Männer ihren Weibern Schläge, und daher wartete der Kaufmann ſeiner Ehehälfte mit einer Ohrfeige auf. Sie weinte deſto mehr, und liebte ihn um deſto weniger. Alſo brachte jeder Tag der Thränen und Ohrfeigen mehr, und

BIBL. UNIVERS. L'PZ.

immer weniger der Liebe; bis an einem ſchönen Morgen Catherine ihr Herz leer und hart wie einen Kieſelſtein fand, und in ihrem Sinne dachte: „Warum ſoll mich der Yves beſtändig ärgern? Ich will ihm auch einmal die Hölle heiß machen.“

Friſch! der Wind ſetzt um; die Segel los! Es knackt der Maſt mit ſeinen Wänden; laßt Euch treiben unbekümmert vor dem Winde. Der Kiel ſchneidet die Fluth; legte ſich auch der Bord zur Seite, die Richtung iſt gerade, und das Log haſpelt gut. — Die ſchöne Catherine zu Hauſe, die ſchöne Catherine auf dem Meere, beide ſteuern trefflich; weil dieſe dem flinken Jonas gehorcht, und jene den plumpen Yves trillt.

Jonas war zum Steuermann der feinen Brick befördert worden, weil der bisherige für gut gefunden hatte, zu erkranken; Jonas behielt ſeinen Poſten, indem der Kranke in den afrikaniſchen Gewäſſern ſtarb, und mit einer Kanonenkugel an den Beinen zur Tiefe geſchickt wurde, die Korallenbänke zu hüten.

Die Geſchäfte gingen herrlich, aber die Fieber auch. Es ſchneite nur ſo das Elfenbein in das Schiff, es ſtäubte das Gold hinein, Baumwolle und Ebenholz tapezirten es von oben bis unten. Aber täglich folgte ein Anderer von der Equipage dem alten Steuermann in das Meer, bis dem Capitän für die eigene Haut bange wurde, und er befahl, die Brick heimwärts zu wenden.

Jonas für ſein Theil wäre lieber im Sande der Wüſte verſcharrt geweſen. Heimwärts ſteuern mit ſo viel Geld und Gut für den geizigen Bruder? heimwärts, um auf ewig die „ſchöne Catherine“ zu verlaſſen? das liebe Schiff, ſeine einzige wahre Heimath? — Das war ſchier zu hart, ſelbſt für eine harte Matroſenbruſt.

Er hegte ſeine ganz beſonderen Wünſche. Er betete zu Zeiten um einen tüchtigen Sturm, worinnen die Brick mit Mann und Maus zu Grunde ginge; dann um einen Corſaren, der die „ſchöne Catharine“ finge, und als gute Priſe mit ſich nähme; dann meinte er, es wäre hübſch, wenn er unverſehens das Schiff an irgend eine Heideninſel führen, und daſelbſt Seiner wilden Majeſtät Großadmiral werden könnte. — Wie lieblich ſollte dann ſeine Flagge der feinen Brick anſtehen!

Aber nicht Sturm, nicht Corſar erſchienen an Himmel und Horizont, und mit jedem Morgenlicht, wann der Capitän des Steuermanns Journal nachſah, punktirte er auf ſeiner Karte näher und näher zur vaterländiſchen Küſte. — Die Equipage jubelte, aufgezehrt von Fieber und Scharbock, wie ſie war, und lechzend nach franzöſiſchem Brod und Gemüſe. — Da kam es anders in einer pechfinſtern Nacht.

Die ermüdete Mannſchaft ſchlief größtentheils; der Capitän, wie ſich von ſelbſt verſteht. Jonas hatte ein paar Züge Grog genommen, und manövrirte mit ſchläfrigen Augen und Händen. Mit einemmale blies der Wind ein großes Ding heran, welches ſchwärzer war, als Nacht und Meer: ein holländiſches Kriegsſchiff von hundert und zwanzig Kanonen, und es hielt ſo ſcharf auf die arme Brick zu, daß der Zweimaſter einen fürchterlichen Stoß erlitt, um und um purzelnd, als ginge er auf den Grund.

„Die Schaluppe aus! die Barcaſſe aus! das Schiff ſinkt!“ ſchrie die verzweifelnde Mannſchaft, und wie durch ein Wunder gelang es ihr auf der Stelle, die Boote in die Fluth zu laſſen, und Offiziere und Matroſen ſprangen hinein, und das holländiſche Linienſchiff, das wie eine Blindekuh das Unheil angerichtet hatte, nahm alle chriſtlich an Bord, vermeinend, die Brick ſey im Schooße Abrahams aufgehoben. Hierauf fuhr der Holländer nach dem Cap, fiel den Engländern in die Hände, die ihn zerſchoſſen wie ein Sieb; deßhalb zündete der Mynheer ſeine Pulverkammer an, und flog mit den Feinden gen Himmel. Freilich flogen auch die guten Franzoſen von St. Malo mit ihm, und die Geſchichte des armen Jonas hätte ein Ende, wenn er nicht zum Glück auf der „ſchönen Catherine“ geblieben wäre, die nicht ſcheiterte, ſondern nur ein bischen näſſer als gewöhnlich aus dem Bade ſtieg.

An das Steuerrad geklammert, ſchlug Jonas die Augen auf, und wunderte ſich, daß er nicht den Kopf unten und die Füße oben hatte. Noch ſchüttelte ſich das Fahrzeug heftig, als erholte es ſich von ſeinem Schrecken; dann gewann es das Gleichgewicht, dann gehorchte es dem Steuer, welches Jonas mit zaghafter Hand probirte. — Jetzo rief er ſeinen Wachtkameraden; keine Antwort. Hierauf ſtieß er in ſeine Pfeife; Niemand regte ſich. Keine Lampe brannte mehr. Die Finſterniß war erſchrecklich, die See ging hohl. Ein Schauer überflog den armen Jonas; denn, ſo oft eine breite Welle die Flanken des Schiffs ſchlug, dachte er ſich: „Gewiß treibe ich auf einem lecken Kaſten, und wenn die Sonne aufgeht, muß ich untergehen.“ Doch tröſtete ihn, daß er mit der „ſchönen Catherine“ ſterben würde.

Die Sonne ging auf, und beſchien freundlich das wunderbar erhaltene Fahrzeug, welches nun Jonas vom Deck zum Raum durchſuchte. Nirgends ein Leck, aber auch nirgends ein Menſch. Das zudringliche Salzwaſſer hatte alle Waaren verſchont, nur ein paar Fäſſer Biscuit verdorben. — Jonas merkte nach und nach, daß er jetzo ganz allein der ſchönen Catherine Herr ſey. Ein Anderer hätte ſich gefürchtet; er war luſtig und wohlgemuth.

Vorerſt ging er in des Capitäns Kajüte, und putzte ſich mit des Capitäns Staatskleide; dann frühſtückte er eine gute Flaſche Madera; ſofort unterſuchte er den Compaß, ſtopfte ſich eine Pfeife, und überlegte, ernſthaft vor der Karte ſitzend, was zu thun ſey. Der Großadmiral von den wilden Inſeln ging ihm wohl dann und wann durch den Kopf, aber leider wußte er nicht, wo die Inſeln zu ſuchen ſeyen, und überhaupt wußte er nicht recht, wo er hinfuhr. Da merkte er, daß ein Capitän nicht juſt ſo vom Himmel falle, und Alles in der Welt gelernt ſeyn müſſe.

Er ſchlug ſich einige Monate auf der See herum, ſtellte die Segel, richtete und putzte das Schiff, und hielt ſich fern von unbekannten Ufern. Sah er durch des Capitäns Fernrohr ein großes Fahrzeug, huſch! zog er die engliſche Flagge auf, und paſſirte ungehindert. Spürte er in der Nähe einen Hund von Seeräuber, puff! gab er heftig Feuer aus ſeinen Caronaden, und kein Flibuſtier traute ihm ſehr. — Eines Tags ſah er die franzöſiſche Flagge über's Meer ſtreichen, und da er den Lougre herzhaft anrief, klangs zu ihm herüber: „Von St. Maurice; nach St. Malo!"

Jetzt packte ihn plötzlich das Heimweh, als wie mit glühenden Zangen, und er konnte nicht genug Segel aufziehen, um dem geſchwinden Lougre zu folgen. Doch hielt er die Richtung ein, und ehe ein paar Tage vergangen waren, erkannte er ſich nachgerade in den Gewäſſern. Da kamen die ſieben Inſeln herangeſchwommen, dahinter das Geſtade Frankreichs, die Inſel Brehat, der Meerbuſen von St. Brieuc, das Vorgebirg Frehel.... endlich, endlich St. Malo!

Jonas donnerte Schuß auf Schuß aus ſeinem Geſchütz, und kletterte wie eine Katze Stenge auf, Stenge nieder, verrichtete alle Dienſte, vom Marsklimmer bis zum Kieljungen, vom Capitän bis zum Kanonier. Die Lootſen kamen auf ſtiller See, die Zöllner am geräuſchvollen Hafen, und ringsum war Staunen, Freude und Bewunderung, da man vernahm, wie ein Einziger durch Gefahren und Ströme mit ſichrer Hand die ſchöne Catherine geleitet.

Nun wirbelte das Volk ohne Zahl zum Ufer, und die Commiſſäre der Marine ſchrieben ſchwarz auf weiß nieder, was Jonas gethan, und der Seepräfekt verſprach ihm das allerneuſte Ehrenkreuz, und der König that mehr, denn er gab es ihm wirklich. Alle aber meinten — vom König bis zum Lootſen, daß nach allen Schiffsgeſetzen die Hälfte der reichen Schiffsfracht demjenigen gehöre, der das Ganze dem Eigenthümer gerettet.

Der geizige Yves meinte jedoch nicht ſo, wie alle, und wo alle ſich freuten, ſtieß ihm der Neid das Herz ab. Erſt zankte er ſich mit dem Bruder, dann mit ſeiner Frau, die des Bruders Parthei nahm, dann kam es zu einem großen Prozeß. — Jonas trumpfte den Yves tüchtig ab, und ſagte: „Eine von den beiden Catherinen muß ich haben: entweder das Schiff mit einer halben Million, oder....“ Da ſchrie Yves vor Gericht: „Nimm die andere, Du Thranfiſch! ich gebe Dir ſie herzlich gerne, denn ſie keift und plagt mich zu Tode.“ — „Dann warte ich lieber noch ein Weilchen;“ antwortete der boshafte Matroſe. Und der Biſchof ſprach, „ſo ſey es ſchicklich.“

Madame Yves hatte indeſſen eine Wallfahrt nach unſerm Berge gelobt, wenn Jonas den Prozeß gewinnen würde. Der heilige Erzengel konnte auch ein Weilchen auf die ſchöne Pilgerin warten, denn die Perücken rieben ſich lange, bis das Urtheil zur Welt kam. Yves verlor ſeinen Handel ganz und gar, und da er es hörte, traf ihn der Schlag.

So gewann der brave Jonas auf einmal die ſchöne leibhaftige Catherine von St. Malo; ihre Namensſchweſter, die Brick; und alle Schätze des Yves, des Seilers und des Segelmachers. Unſer Berg hat niemals ein freigebigeres und fröhlicheres Pilgerpaar geſehen, als Herrn und Madame Jonas. Er iſt zum Wallfahrerkönig gewählt worden, und ſie hat eine prächtige Reihe von Medaillen und Muſcheln am rothen Bande um ihren Hals getragen. Verliebt, wie beide waren, ſind ſie geblieben, bis an ihr Ende, und Herr Yves mit ſeinem Geize und ſeinen Ohrfeigen lag ſo gut vergeſſen im Grabe, wie der alte Steuermann der „ſchönen Catherine“ auf den afrikaniſchen Korallenbänken. — Die Geſchichte iſt alle; die Lichter ſind aus. Gute Nacht!“

Die
Schatzkammern zu Burghauſen.

„Vier Stück' im Bayerland ſind wohl bedacht:
Hätt' ich des weiſen Albrechts Macht,
Und des reichen Jörgen Pracht,
Seiner Frauen Lieblichkeit,
Und des Christophs Tapferkeit,
Der Erſte wär' ich weit und breit.“
Ein ſchöner Spruch von Gilgenſchein.

1.

Großes Sterben zu München.

Da man zählet ein tauſend vierhundert und drei und ſechzig Jahre nach des Herrn Geburt, hielt der Tod ein wildes Gaſtmahl in den bayeriſchen Landen. Eine fürchterliche Seuche entvölkerte Städte und Dörfer, daß ſogar den Gewaltigſten im Volke der Muth in kummervoller Betrübniß ſank. Während ſiebentauſend Menſchen mit weinenden Augen eine Bittfahrt nach dem heiligen Berge Andechs hielten, den Zorn Gottes zu verſöhnen, flüchteten die vornehmſten Edelleute aus Münchens Mauern auf ihre Landgüter, in ihre Forſten.

Herzog Johann von Bayern-München, der mit ſeinem Bruder Sigmund den Herrſcherthron inne hielt, folgte dem verderblichen Beiſpiele, indem er ſich aus der Hauptſtadt nach dem Dorfe Haidhauſen erhob, der Peſt zu entrinnen. Er wußte, gleich Tauſenden ſeiner Unterthanen, nicht, daß oft, wer dem Tode zu entgehen vermeint, ihm in die Arme taumelt; daß der grimme Feind hinter dem ſchnellſten Reiter im Sattel hängt, und allenthalben ein Grab bereit hält, den Ueberwundnen hineinzuſtrecken.

Dennoch mangelte es nicht an ernſten Mahnungen auf dem kurzen Wege, den der Fürſt von ſeiner Hofburg bis zu dem Ufer der Iſar zurückzulegen hatte. Hie und da längs der Straße kämpften Sterbende den letzten Streit, und riefen in den düſtern Novembermorgen und in die Dampfwolken, welche von den an den Kreuzwegen errichteten Scheiterhaufen emporſtiegen: „Herzog Johann, unſer Vater, wohin? verlaſſe uns nicht, uns Deine Kinder!“ Das Ohr verſchließend ritt der Herzog fürbaß, und kam zu den Auſtegen, auf jene Uferfluren, wo die Münchner Luſthauſer und Gärten beſaßen; jetzo verödete Raine, entvölkert durch die Winternähe, durch die Peſt.

Unfern vom letzten Steg, wo es dann „in den Lüften“ heißt, wand ſich im Straßengeleiſe ein hinſterbend Weib. Neben ihm kroch heulend und frierend ein kleiner Bube. „Barmherzigkeit!“ rief das Weib, und die Stimme erſchütterte den eiligen Fürſten dergeſtalt, daß er inne hielt, fragend: „Wer iſt die Unglückliche?“ —

Sein Gefolge entgegnete mit Achſelzucken: „Sie iſt des entlaufnen Münzers Weib; der Bube ſein Sohn.“ — Der Herzog ſchauderte; er hatte einſt die Sterbende geliebt. Darum fragte er gütig: „Iſt Dir zu helfen, Du Arme?“ — Jene ſchüttelte den Kopf, und ſtöhnte: „Der Jammer, der Hunger, die Peſt.... nicht eine Stunde treib' ich's mehr. Aber das Kind, mein Floribert.... den ſein grauſamer Vater verließ.... wenn Ihr ihm nicht helft, gnädiger Herr, was ſoll aus ihm werden?“

Dem Fürſten ſtiegen Thränen in's Auge. Mit erſtickter Stimme und fürder reitend ſagte er zum Gefolge: „Nehme einer den Buben mit, daß ich für ihn ſorge.“ — Weil der Herr ſich nicht mehr umſah, eilten die Ritter und Knechte nicht, ſein Gebot zu thun, die Anſteckung fürchtend, und gering achtend das Leben eines Geſchöpfs, deſſen Vater in der ganzen Münchner Stadt verhaßt geweſen. Ein jeder des Geleits dachte bei ſich: „Mag mein Hintermann thun, was der Herzog befahl;“ und ſo geſchah es, daß alle nach einander vorüber trabten und liefen, und die ärmſte Mutter ſchier in Verzweiflung geendet hätte, wäre nicht ein eisgrauer Sattelknecht als ein Nachzügler herangekleppert. Der erbarmte ſich des wimmernden Floribert, und nahm ihn unter ſeinen groben Mantel. „Komm,“ ſagte er zu ihm: „Wenn Du auch bereits die böſe Krankheit im

Leibe hätteſt, komm' immerhin, Dich an meiner Bruſt zu wärmen. Weder Du noch ich haben viel am Leben zu verlieren, und ergeben uns daher gerne in des Allmächtigen Schickung. Biſt zwar eines ſchlimmen Vogels Sprößling, doch haben manchmal die ſchlechteſten Väter die beſten Söhne, und mir, deſſen Fell Dein Alter oft ungerechterweiſe zerhauen ließ, wäre es gerade deßhalb eine Freude, Deine Haut unverſehrt und heil zu halten."

Der alte Knecht Paſinger war bei'm Herzog Johann wohl angeſchrieben, und hätte ſicherlich denſelben vermocht, für den Kleinen etwas zu thun; aber die Zeit war dazu nicht günſtig. Nur wenige Tage dauerte es, ſo ſtarb der junge Fürſt zu Haidhauſen an der Seuche, die ihn von München gejagt hatte. Sein Hofſtaat zerſtreute ſich, und lief dem nunmehr allein regierenden Sigmund zu. Kaum, daß ſich noch eine Handvoll getreuer Diener fand, die des Verblichenen Leiche zur Gruft zu tragen ſich unterwunden.

Nachdem dieſes vollbracht, nahm Paſinger abermals den kleinen Floribert in ſeine Arme, und ſagte zu ihm: „Du mußt frühzeitig den Wohldiener und Hofläufer machen, mein armes Buberl. Aber ich kann Dir nicht helfen. Wir bedürfen beide eines Stecken und Stabs, und wollen denſelben bei'm Herzog Sigmund ſuchen. Er iſt ein ſanfter fröhlicher Herr, und wird Dir nicht die Sünden Deines Alten zurechnen."

2.

Des Münzmeiſters Lebenslauf.

Der ſanfte, fröhliche Herr entſprach den Erwartungen des alten Reiſigen, und verhieß den Beiden ſeine Gnade und Huld. Sigismund beſaß zu Grünwald, nicht weit von München, ein trauliches Schloß, woſelbſt er der Regierungsſorgen ſich entſchlug; wo er ſogar ſeinen bleibenden Sitz nahm, da er nach Verlauf von ein paar Jahren ſeinem jüngern Bruder Albrecht das Herrſcheramt überließ. — In Grünwald wuchs Floribert heran, und der gütige Herzog fragte nicht ſelten nach dem Knaben.

„Er gedeiht, und alles geſchieht nach des gnädigen Herrn Befehl;“ antwortete dann der Paſſager. Worauf der Fürſt oft mit nickendem Haupte ſprach: „Wie man den Baum zieht, ſo wächſt er ſich. Haltet den Buben zur Demuth an, und daß er nicht verſäume, die köſtliche Muſika zu erlernen. Das Saitenſpiel erweicht das Gemüth, der Geſang öffnet das Herz der Freude, und ein fröhlicher Menſch iſt nicht böſe. Aber wehre ihm den Wein, die Wurzel alles Uebels, ſo man ihn nicht mit Verſtand zu koſten weiß; und des Geſindes rohe Gemeinſchaft. Auf ſolche Weiſe brechen wir dem jungen Wolf die Zähne aus, daß er nicht ſchade.“

„Warum ſchilt er mich einen jungen Wolf?“ fragte mit lebhaft gerötheten Wangen der Knabe, als er einmal des Herzogs Rede vernommen, und der alte Paſinger ſetzte ihn auf ſeine Kniee, ſchaukelte ihn, und verſetzte, den Bart verlegen ſtreichend: „Schau, Bertl, das iſt ſo eine Sache. Mancher Biedermann hat ein Kind, das nicht geräth, und mancher einen Vater, der nicht gerathen iſt. So iſt der Deinige, dem Gott helfe in dieſem oder jenem Leben. Niemand weiß ja, wohin er gekommen. Doch nein; das wußte man freilich.... aber, was aus ihm geworden, und ob er jetzo heiß oder kühl ſitze... das iſt was andres.“

Floribert betrachtete kopfſchüttelnd den ungelenken Hofmeiſter, und ſagte mit ſeiner harten Rede, die ſo rauh gegen ſein weiches blühendes Antlitz abſtach: „Ich verſtehe Dich nicht; aber ich will, daß Du mir endlich ſageſt, warum die Männer im Schloſſe das Geſicht verziehen, wenn ſie meines Vaters Namen nennen, und warum die Weiber weinen, ſo auf meine Mutter die Sprache kommt.“

„Nun,“ meinte der Paſinger, „die Geſchichte wird nicht lange dauern. Wo Dein Vater, der Walthauſer, hergekommen, ob aus Böhmen oder aus dem Ungarlande, iſt ungewiß. Ich erinnere mich nicht genau, wann er zu München eingewandert iſt, als ein Gſchmeidmacher und Kunſtſchmied. Zuerſt hat er in der Graggenau gearbeitet, bei dem Meiſter Paltwein, und da ſelbiger an des ſeligen Herrn Albrechts Hof kam, hatte auch Walthauſer in der Veſte ſo oft und viel zu thun, daß der Herzog mit ihm bekannt wurde. Er war geſchickt und flink, und verſtand viele geheime Künſte in Schlöſſern, Wildfallen, Ketten und Gitterwerk, im Geſchützgießen und Münzſchlagen. Das liebte der Herzog, und nahm ihn ganz aus der Werkſtatt an den Hof, wo er lange mit Fleiß und Dank arbeitete, bis die Herzogin einen Groll auf ihn warf."

„Warum?" fragte Floribert dringend, weil der Knecht inne hielt. Paſinger beſann ſich ein wenig, und ſagte dann: „Du biſt noch zu jung, um das zu erfahren." — Floribert zog die Brauen drohend zuſammen, ballte die Fauſt und rief: „Was zu jung? ich bin größer und ſtärker als alle Buben meines Alters; ich darf alles wiſſen und hören. Wenn Du nicht ausredeſt... ſieh, ich rühre keine Saite mehr an, und reite heute Abend mit den Troßbuben in die Schwemme. Soll ich dieſes nicht thun, ſo ſprich."

„Eigenſinn!" ſchalt Paſinger gutmüthig, raufte dem Jungen ſcherzhaft die Haare, und entgegnete: „Hab' ich einmal angefangen, ſo muß ich freilich endigen. Schau alſo, Bertl: wann ein Herzog ſeine Herzogin, oder ein Mann ſeine Frau hat, ſo darf er keine andere lieb haben. Das weißt Du, nicht wahr?" — „Schon lange, Paſinger." — „Herr Albrecht hat aber dennoch gerne mit einer Frau aus

München geplaudert, und dieſelbe dann und wann heimgeſucht. Sie war eine Kürſchnerfrau, hieß Urſula, ein feines Weib mit großen Augen und weißen Händen. Weil die Beiden ſich nur verſtohlen ſehen konnten, iſt Dein Vater ihr Bote geweſen, und die alte Herzogin erfuhr es, und machte vielen Lärm." — „So?" fragte Floribert gleichgültig entgegen. Dann ſetzte er nach einer Weile hinzu: „Wenn ihm's der Herr befahl, mußte mein Vater ſchon den Boten machen. Das iſt nichts Böſes." —

„Recht;" meinte Paſinger zufrieden: „Herrendienſt vor Allem; aber nun kommt das Böſe erſt nach. Die gnädige Frau wollte den Walthauſer vom Hof jagen, und Herr Albrecht hielt ihn dagegen erſt recht feſt, machte ihn zu ſeinem vertrauteſten Diener, zum Kammer- und Münzmeiſter. Als Kammermeiſter hatte er die Aufſicht über das Geſinde, als Münzmeiſter freie Hand zu allen Schätzen und Kleinodien. Da er nun ſo vieler Gewalt genoß, übernahm er ſich in Hoffart, und was ſich nicht bog, das mußte brechen. Er war ein tückiſcher Feind und ein bitter verlogener Freund, änderte ſich wie der Wind und kehrte immer eine ſchlimme Natur heraus. Keine Seele an der Hofſtatt, die er nicht gezeichnet hätte durch ein böſes Wort oder einen wilden Handſtreich. Sprach er das böſe Wort zum Herzog, ſo jagte der den Geſchmähten vom Brod, in's Elend, oder gebot ihm den Kerker; hob er die wilde

Hand, ſo ſetzte es Geißelhiebe, Folterſtrecken, Verſtümmelung und den blaſſen Tod. Ich trage manchen Striemen, den ich dem Walthauſer verdanke."

Floribert horchte mit finſterm Unmuth in den Blicken zu, und fragte: „Warum habt ihr's gelitten, ihr feigen Leute?" — „Das verſtehſt Du nicht;" antwortete der Paſinger: „erſtlich des Dieners Pflicht; und dann leidet man viel um des lieben Brodes willen, und hoffend auf beſſere Zeiten. Die wollten jedoch immer nicht kommen. Sogar die Herzogin mußte dem Münzmeiſter weichen. Herr Albrecht that ſie ab von der Mitregierung, und Frau Anna, der Kränkungen ſatt, wollte nach ihrer Heimath bei Nacht und Nebel entweichen; hatte auch ſchon über hunderttauſend Gulden zuſammengepackt, mehrere edle Ritter und Grafen auf ihrer Seite. Der verſchlagene Münzmeiſter kam aber dahinter, verrieth den ganzen Anſchlag, und machte, daß die Herzogin feſtgehalten wurde."

„Da hat er wieder wohlgethan;" bemerkte Floribert beifällig: „Wenn man einen guten Herrn hat, ſoll man ſeinen Nutzen wahren, ſagſt Du immer."

Paſinger fuhr fort: „Nun ſaß Walthauſer dem Glück recht tief im Schooße, aber er hatte nichts vor ſich gebracht, als ein lockerer verſchwenderiſcher Zech- und Spielbruder. So vermeinte er, wenn er ein Weib nähme, würde er ſparen, und viel Gut erwerben. — Eine unbeſcholtene Jungfrau, des

Futterſchreibers Tochter, wurde ſeine Braut. Aus lauter Tugend gerieth ſie dem Böſen in die Klauen. Der ſelige Herzog Hans liebte ſie, und ſie wollte nichts von ihm wiſſen. Seiner Zudringlichkeit zu entkommen, und einen Beſchützer zu haben, machte ſie Hochzeit mit dem Walthauſer."

„War das meine Mutter?" — „Ja; Deine arme gute Mutter." — „Hm, ich hätte doch lieber einen Herzog geheirathet, als einen Münzmeiſter." — „Das durfte ſie nicht. Weiber von gemeiner Herkunft thun in Herrenſchlöſſern nicht gut; das erfuhr Herzog Albrecht gar bitter mit ſeiner ſchönen Agnes." — „Ei, ſo hätte auch der Herzog Hans meine Mutter nicht lieben ſollen." — „Freilich; und eben deßwegen machte ſie mit dem Münzmeiſter Hochzeit. Ach, das war ein gräuliches Feſt!" — „Wie das? erzähle doch, ſchläfriger Paſinger."

Der Knecht ſprach ſtockend weiter: „Deine Mutter war eine lilienreine Dirne. Sie brachte ihrem Ehemann eine unentweihte Hand; aber, nicht des Herzens erſte Liebe. In der fröhlichen Zeit, da ein Mädchen die Kinderſchuhe in den Winkel wirft, hatte ſie einen wackern Buben kennen gelernt: einen Edelknecht des Herrn von Abensberg. Junge und Dirne gefielen ſich; hätten gern früh oder ſpät ein Paar gegeben. Da ſtand jedoch von einer Seite der Graf dagegen, und verbot ſolche Liebelei ſeinem adelichen Diener. Und von der andern Seite ſprach der Futkerſchreiber gegen ſeine Tochter ein verwehrend Wort, und die Tochter gehorchte ohne Widerrede. Drei Jahre, meiner Treu, war ſie von dem Junker geſchieden, als ſie des Walthauſers Weib wurde. Binnen ſelber Friſt hatte der Edelknecht einen Ausbund von Wüſtling abgegeben, der alle Schanden ſich erlaubte, und das Maul brauchte, wie das Schwert, zu jeder Stunde, um eine Bohne, um ein Nichts. Den führte das Unglück in Gefolge ſeines Herrn gen München, am Hochzeittage des Münzmeiſters. — Heda, Floribert, was ſpringſt und trotteſt Du auf meinen Knieen? Was haſt Du? Warum funkeln Deine Augen?"

„Ha! ich denke, es wird nun Schläge geſetzt haben zwiſchen dem Vater und dem liederlichen Junker!" rief Floribert, und focht wild und luſtig mit den Händen in der Luft. — Paſinger ſeufzte vor ſich hin: „Ach ja, Art läßt nicht von Art!" — fuhr dann ungeſäumt fort:

„Alſo am Hochzeittage des Münzmeiſters. Von der Heirath hören, alle Heiligen im Himmel zuſammen ſchwören und maledeien, und dem Bräutigam die gräßlichſte Rache drohen, — das war bei dem tollen Edelknecht eins und daſſelbe. Dann wetzte er ſeinen Dolch, dann trank er ſich halb von Sinnen, und kam Morgens, zwei Stunden nach Mitternacht, an das Haus Deines Vaters im Münzgäſſel; klopfte, lärmte, polterte am Laden und ſchimpfte den Walthauſer einen Schurken hin, einen Böswicht her. „Muß doch ſehen, wen draußen die Haut juckt!“ ſagte mit ſchlimmem Vorbedacht Dein Alter. „Bleib' doch, 's iſt nur ein Trunkener!“ bat um Gotteswillen Deine zitternde Mutter. Aber — eben ſo gut, als ſie den Meiſter Ungeſchlacht an der Stimme erkannte, und dieſes für ſich behielt, — eben ſo gut hatte der Mann ſeinen Vogel gemerkt, und ſagte es nicht. Dafür wiſchte er wie ein Blitz aus dem Hauſe, und ſtrich dem Edelknecht die Rechnung, indem es nicht der Münzmeiſter war, der mit dem Eiſen im Herzen maustodt hinfiel, und da lag bis am hellen Morgen.“

„Brr!“ machte der Knabe, indem er ſich ſchauerte; dennoch klatſchte er in die Hände, und weinte, ſein Vater hätte wieder nicht Unrecht gehabt.

„Nun gab es eine Heidenmette;“ erzählte der Paſinger weiter: „Deine Mutter ſchrie und weinte, die Nachbarn fluchten und ſchalten, der Graf von Abensberg war außer ſich vor Zorn und begehrte Walthauſers Haupt; die Pfaffheit wollte ihn in Bann thun, . . . und der Herzog beſchirmte ihn gegen alle ſeine Feinde. Der Abensberger zog wüthend ab, das Volk beſänftigte ſich, und der Todte wurde ehrlich begraben. — Aber Deine Mutter iſt nimmer wieder froh geworden; immer ruchloſer dagegen Dein Vater, bis der alte Herzog ſtarb. und die Fiedel aus einem andern Tone klang. Herzog Hans hätte den Walthauſer gern gleich davon gejagt; doch wußte er um viel geheimes Weſen, wie um manch verborgnes Gut. Nachdem er aber ſeine Geheimniſſe den neuen Herren vertraut, und das verborgene Silber angezeigt, ſpürte er, daß man damit umging, ihn vom Brode zu thun. Darum münzte er ſchnell eine Menge falſcher Pfenninge, gedenkend, ſie für ſeinen Gewinn unter die Leute zu bringen. Doch kam der Betrug mit dem Oettinger Gelde heraus, und damit er nicht gefangen und durch die Backen gebrannt würde, am Ende wohl den Kopf verlöre, lief er davon, Alles hinter ſich laſſend: und lieber genoß Deine Mutter das Almoſen ihrer Blutsfreunde, als daß ſie dem frevleriſchen Manne gen Landshut gefolgt wäre, wohin er ſich geflüchtet hat. Herzog Hans begehrte ihn zurück; Herzog Ludwig weigerte ſich deſſen, um des Waithauſers Kunſt und Geſchicklichkeit willen. Während ſie darüber hin und her ſtritten, iſt er auf einmal verſchwunden, und glaubt man zuverſichtlich, er werde einſt auf dem Grund der Iſar leichter zu finden ſeyn, als irgendwo. — Das iſt Deines Vaters Geſchichte, Bertl. Nimm Dir ein Beiſpiel daran."

„Hm! Gott tröſte ihn;" erwiederte der Knabe nachdenklich: „ich frage nicht ſo viel nach ihm, als nach meinem armen Mutterl, aber es muß einem Mann doch gut anſtehen, wenn ihn alle Welt fürchtet." — „Wie einen biſſigen Hund;" brummte der Knecht mit wackelndem Kopfe. Floribert horchte nicht auf die Bemerkung, aber ſeine Spielgefährten empfanden täglich ſchwerer ſeine Hand und anmaßende Gewalt. So oft er ſich erinnerte, daß er Waltbauſers Namen führe, redete er immer derber und kürzer, ſchlug er immer derber zu, und lebte nebenbei als ein Sonderling, der Alles thut, wie andere Leute es nicht thun.

3.

Herzog Sigmunds Hofhalt.

Sigmunds Einſamkeit zu Grünwald war ein Paradies des Friedens. Weder das rauhe Treiben des Ritterthums, noch des Herrſcherſtandes Mühen und Zwang hatten jemals dem heitern ſpielluſtigen Fürſten zugeſagt. Den anmuthigen Künſten, dem fröhlichen Waidwerk und der Frauenliebe hold, entſagte er gern dem Thron und den Wirren des Staatslebens, für ſich ſelber ſchaffend eine eigene Welt voll von Ruhe, Sorgloſigkeit und ergötzlichen Bildern. Seine Wohnung ſpiegelte von bunten Gemälden und Teppichen, von geſchliffenen Kryſtallen und glattem Getäfel; ſie erklang vom Spiel der Cythern und Flöten, duftete von Blumen und dem Rauche des Sandelholzes. Seine Küche bot die feinſten, die gewählteſten Leckerbiſſen, deren Krone oft der Fürſt ſelber fing mit geübter Hand, entweder in den Wellen des grünen Fluſſes, oder in den Netzen ſeines

Vogelherds, oder auf ſeiner Forſten Wildbahn. Sein Keller ſpendete nur goldenen ſüßen lateiniſchen Wein, war verſchloſſen der ſauern Traube des Bayerlandes und des Rheins. — Darum blieben von dem ſtillen Hofhalt fern die Zecher und Schlemmer, die Spieler zur Nachtzeit, die ungeſchliffenen Hubertusbrüder; und nur wenige Erwählte, in Geſchmack und Neigungen befreundet mit dem Herrn, betraten ſein Landhaus. Die Höfe deſſelben wimmelten nicht von Wächtern und Trabanten. Keine Hellebarte blitzte darinnen; aber eine Pfauenheerde ſträubte dort ihr prachtvolles Gefieder, die ſeltenſten Tauben ſchnäbelten dort auf zierlichen Stangen, rothäugige indianiſche Hühner ſtolzirten dort. In allen Hecken zwitſchernde Vögel, in jedem Teich der Gärten tauchende Schwäne und ſchillernde Fiſche; in den Gemächern des Herrn wohlgekämmte blendende Hunde, neben gefleckten Meerſchweinchen. Eine Schlaguhr, ein Wunder der Zeit, ſchmückte den Speiſeſaal und läutete zur Tafel; hübſche wohlgeputzte Dirnen bedienten die Gäſte. Geübte Muſikanten ſchmeichelten ihrem Ohr, witzige Tiſchräthe erſchütterten ihr Zwerchfell, liederkundige Sänger würzten das Gelage. — Kam der kühle Abend, die trauliche Nacht, ſo zog der Herr auf ſeine verſchwiegenen Abentheuer, und mit dem frühen Morgenſtrahl begann wieder auf's Neue des ſeligen Taglebens Kreislauf.

Floribert ſtand in dieſem Luſtgarten als eine ſeltene Pflanze, die man gerne hegt, obſchon ſie nicht an den Ort gehört. Ein ſchlanker Knabe, mit dem mädchenhaften Angeſicht der Mutter und dem weichen langlockigten Haar, die Laute in den Händen, ſchien er ein Bote des Friedens und des Geſangs. Aber wie änderte ſich ſein ganzes Weſen, wenn er von Kampf und Schlacht hörte, wenn ihm eine blanke Klinge geboten wurde, wenn er ein muthiges Roß erblickte, ſchnaubend, ſprengend, mit flatternden Mähnen! Seine Zunge, ſo gelenk und ſanft im Liede, rief mit Luſt das Feldgeſchrei, ſein Arm führte ſchwere Hiebe, bändigte leicht den tollen Gaul.

Leider war's nur Schein und Traum des männlichen Reiterlebens, was ihn dann und wann zu Grünwald entzückte: eine Jagdfahrt etwa, oder ein Stechen mit ſtumpfen Lanzen, welches die Knechte unter ſich hielten, wenn der Herzog gerade abweſend war. Eher wäre es dem Floribert vergönnt geweſen, des Geſindes Trinkfreuden und Gelage zu theilen, wie ſie hie und da ohne Vorwiſſen des Herrn in den entfernten Ställen gefeiert wurden. Aber vor den gefährlichen Freuden ſchützte ihn der beſondere Widerwille, den er gegen alles gegohrne Getränk verſpürte. Niemals hatte er vermocht, einen Tropfen Weins zu genießen, oder nur aus einem Gefäße zu trinken, das Wein enthalten; er zertrümmerte es im Zorne, führte ſtets ſeinen eigenen Becher in der Taſche bei ſich, ſchöpfte ſeinen Trunk lediglich vom kühlen Brunnen. Auf gleiche Weiſe floh er Dirnengeſchwätz und Weiberlockung, verſchmähte das weiche

Pfühl, um auf hartem Lager zu ruhen, und hielt mit bloßem Scheitel im ſtrengſten Regen, wie in der bitterſten Kälte aus.

Daher ſagte der Paſinger oft vor ſich hin: „Iſt's nicht eine Freude, den Buben zu ſchauen, wie er wächst und täglich kecker wird? Aber freilich wachſen ihm die Zähne auch, und der gnädige Herr hat das rechte Mittel nicht gefunden, ſie ihm auszubrechen.“

Und ſeinerſeits überlegte Sigmund dann und wann, wie der junge Walthauſer dennoch zum Kriegshandwerk vor allen andern beſtimmt ſey, und daher von Tag zu Tag an ſeiner gelehrten Hofſtatt überläſtiger werde. Bereits habe der Junge den Ruf eines tapfern Schlägers, er ſey der Schrecken des fleißig gehetzten Wildes; täglich gehe es ſchwerer mit dem Lernen in der Schule, ſchon habe er in Ungeduld und Zorn eine künſtliche Cyther zerſchmettert, in unvorſichtigem Scherz einen Affen getödtet. Zeit ſey es, den Störefried zu entfernen. — Aber der Herzog war milde, und wollte ein Geſchöpf ſeiner Gunſt nicht hinausſtoßen, ohne für ſeine Zukunft geſorgt zu haben.

Es lebten dazumal vier Söhne des ſeligen Herzogs Albrecht: Sigmund, der ältere, Albrecht, welcher regierte, Chriſtoph und Wolfgang, die jüngern Brüder, welche der kluge Albrecht von ihren Anſprüchen auf die Mitherrſchaft abzubringen ſtets bemüht war. Die Entſagung, welche Sigismund um ſeiner eigenen

Bequemlichkeit willen geleiſtet hatte, war von dem gutmüthigen trägen Wolfgang nicht ſchwer zu erhalten geweſen. Das Leben eines Landedelmanns oder eines Biſchofs dünkte ihm angenehmer, als den Scepter zu führen. — Aber mit dem heftigen, unruhigen, waffengeübten Chriſtoph war nicht zu ſcherzen. Wetterwendiſch, geldbedürftig, zum Gehorchen zu ſtolz, zum Herrſchen zu unſtät, willigte er bald gegen ſchwere Geldopfer in Alberts Forderungen, bald widerrief er ſeine Zuſagen, und fing das alte Lied von vorne an. Abentheuernd von Land zu Land, auf Turnieren und Fehdezügen, auf Tänzen und Preisſtechen, auf Hochzeiten und Wettrennen, wurde ſtets ſein Beutel zu früh leer, und der Mangel reizte den Stolz des Prinzen, daß er des regierenden Bruders nicht ſchonte; oder die vielen Zech- und Fechtgeſellen, deren ſich der freigebige Kämpfer erfreute, blieſen zu ihrem Nutzen die Kohlen wieder an, die ohnehin zwiſchen Brüdern, deren Erbtheil nicht haarſcharf vertheilt worden iſt, niemals ganz erlöſchen. Und Chriſtoph ſtiftete dann den ſchwachen Wolfgang auf, und Albrecht hielt den Drängern ſtreng den Widerpart, und Hader und Zwietracht war ſtets nach kurzem Waffenſtillſtand im Hauſe Wittelsbach, welches noch aus den Wunden blutete, die ihm des bärtigen Ingolſtädters Siege und Niederlagen, und des Landshuters Zwiſt mit Donauwörth und dem Achilles von Brandenburg geſchlagen hatten.

Wo die Widerſacher ſchüren, gibt es ſelten einen Verſöhner. Herzog Sigmund war einer der ſeltenen. Friedlich und beſtändig, ſeinen Schwüren getreu, redete er ſtets zum Guten, und diente beiden Partheien. Wann die jüngern Brüder zu ihm kamen, ihren Grimm und Schmerz in ſeinen Buſen zu ſchütten, ſo verhehlte er ihnen nicht, daß ſie Unrecht hätten, mit ihrem Looſe zu hadern; daß, wäre auch ihr beſchieden Theil kärglich zugemeſſen, ſchon um des lieben Vaterlandes willen ſie Ruhe halten ſollten, weil nur Albrecht allein das wahre Geſchick zum Regiment beſitze, und keiner von ihnen in ſo ſchwerer Zeit Bayerns Glück fördern würde. — Dagegen redete er auch zum Albrecht, daß er ſein brüderlich Herz bewahre, und nicht vergeſſe, welche Nachſicht und welchen Schutz er den jüngſten Söhnen ſeines Stammes ſchulde. Es ſey ein bös Exempel für's Volk, wenn ſich die Fürſten in den Haaren lägen, und ein redlich Verſtändniß wichtiger als ein paar tauſend Gulden anzuſchlagen, die man im Frieden leichtlich wieder erſpare, aber im Kriege zehnfach verlieren werde.

Sigmunds tilgende Weisheit linderte viel die Wirrniſſe der Brüder. Konnte ſie auch nicht dauernde Eintracht herſtellen, ſo ſpann ſie doch die Geduld der Partheien bis auf den letzten Faden ab, kürzte den endlich ausbrechenden Streit, legte die grüne Palme zwiſchen die blutgerötheten Schwerter. Der kluge Regent, die aufgebrachten Prinzen, ſie ſchenkten ihrem Aelteſten gleiches Vertrauen, hörten ihn in Noth und Bedrängniß, theilten mit ihm Kummer und Freude.

Die letzten Jahre namentlich waren reich an Unheil geweſen. Die Fehde der Böckler zum Einhorn, der Geſellen Chriſtophs mit dem weiſen Albrecht; Verträge, die ſchier ſo ſchnell zerriſſen, als geſchloſſen wurden; ſchwarze Ohrenbläſerei, die den widerſpenſtigen Prinzen meuchleriſche Zuſammenſchwörungen gegen ihren fürſtlichen Bruder Schuld gab; ſelbſtherriſche Gewalt endlich, womit der Bedrohte den tückiſchen Streich abzuwehren gedachte; — eine üppige Saat des Böſen.

Während der Faſchingsluſt zu München ließ Albrecht den unruhigen Chriſtoph, da er juſt im Bade ſaß, gefangen nehmen. Die edeln Herren Nikolaus von Abensberg, und Bernhard Rohrbeck liehen ſich dabei als Schergen her. — Wolfgang, dem daſſelbe Schickſal bevorſtand, entfloh der gefährlichen Faſtnacht, und rüttelte an allen Orten und Enden, ſeinen gebundenen Bruder zu befreien. Im Rock des Elends, mit wirrem Haar und langem Bart, des Hauptes Wirbel mit Staub und Aſche beſtreut, trat er vor den Reichstag zu Regensburg, bittre Klagen gegen Albrecht zu führen, welcher vor dieſem Anblick ſchaudernd, und übermannt vom ausbrechenden Unwillen der Fürſten, ohne ſich zu rechtfertigen, die Stadt verließ, und nach München zurückkehrte, wohin ihm Abgeſandte des Kaiſers auf dem Fuße folgten, wo ihn die Boten der Städte bereits erwarteten; alle zur Sühne redend, alle begierig, den unnatürlichen Zwiſt der Brüder auszugleichen.

Sigmund blieb nicht aus; derjenige Friedensſtifter, dem Albrecht am geneigteſten war. Er öffnete den Schatz ſeiner Beredſamkeit, ſchilderte die Wirren des Hauſes mit den glühendſten Farben, erinnerte den Herrſcher an ſeine eigenen Zuſagen, an die Freundlichkeit frühern Verſtändniſſes, an die fröhliche Fahrt, die vor Kurzem noch Albert mit dem gefeſſelten Chriſtoph, mit dem geachteten Wolfgang gen Rom und Mantua unternommen, und womit die Brüder eine Bürgſchaft der Eintracht gegeben. Mahnend, bittend, rathend, erreichte Sigmund ſein Ziel glimpflicher, als die Herolde der Reichsfürſten. — Albrecht gab nach. — Nach zwanzigmonatlicher Haſt verließ Chriſtoph in Folge neuer Verträge ſeinen Kerker, kehrte Wolfgang in ſein Vaterland zurück.

Sie kamen, den geliebteſten Bruder zu begrüßen, auf das Schloß zu Grünwald. Blaß, und bittre Thränen im Auge warf ſich der tapfere Chriſtoph in Sigmunds Arme, rufend: „O Du, unſer Getreueſter, ſey bedankt für Deine Liebe! Wir heiligen Dich, wie wir die Feinde verfluchen.“

„Der Fluch gilt doch nicht dem Albrecht?“ fragte Sigmund mit rührendem Vorwurf. — Wolfgang wendete ſich ab, Chriſtoph entgegnete mit zurückgedrängtem Zorne: „Wohl bekomme ihm des Vaters

Erbe, ſo er uns verkümmert. Wenn's auf glatte Worte, pergamentne Vergleiche, auf Trug und Verheißungen ankommt, iſt ſtets der Fuchs über dem Löwen. Vermaledeit die Zeit, da ſtatt des Schwerts die Feder regiert! Laſſen wir jedoch den Schreiber und Heuchler. Mit ſeinen Helden hab' ichs zu thun, und ihnen ſoll werden, was ich ihnen in meines Thurmes düſterm Winkel zugeſchworen."

„Wohl geſprochen, Chriſtoph;" bekräftigte Wolfgang, und Sigmund fragte ruhig: „Welche Helden meinſt Du?" Worauf Chriſtoph mit gewohnter Leidenſchaftlichkeit herausfuhr: „Wenn's denn im Himmel alſo beſchloſſen iſt, daß ein Herzog in Bayern ſeinem eigenen Blute Unrecht anthue, in Chriſti Namen ſey's; ich mag es leiden. Aber dem Unterthan, der gegen mich, ſeinen Herrn und Fürſten, ein frevelnd Wort ſpricht, oder die verfluchte Fauſt erhebt, ... dem vergeß' und vergeb' ich's nimmer, und nur der blaſſe Tod tilgt unſere Rechnung. Ich will nicht ferner von dem wüſten Handel reden, ſondern Alles der Zeit anheimſtellen. Bin ein geiziger Haushälter, der nur borgt, aber nimmer ſchenkt. Nicht das Wort, die That macht den Mann."

„Ach, wie iſt's um die Rache ſo ein übel Ding!" ſeufzte Sigmund beſorgt: „wie täuſchen ſich die raſchen Geſellen, welche da vermeinen, ein hitziger Eid müſſe erfüllt ſeyn, und gälte es auch die verdammlichſte That!"

Weil der Herzog ſah, daß ſeine Brüder ungläubig den Kopf ſchüttelten, fuhr er fort: „Beiſpiele belehren beſſer, denn eines Schulmeiſters Sentenz. Wie ich da bin, Ihr kennt mich, verabſcheue ich, einem Menſchen wehe zu thun. Vor allen bin ich an die gebunden, die ſchon als Kinder meiner Sorge anheim fielen. Urtheilt daher, welchen Schmerz ich empfinde, heute einen Jüngling von meinem Hofe jagen zu müſſen, den ich lieb gewonnen hatte, obgleich nicht alles an ihm iſt, wie es ſeyn ſollte. Und die leidige Rachſucht iſt die Wurzel meiner nothwendigen Strenge."

„Was kümmern mich die Händel Deines Hofgeſindes!" rief Chriſtoph höhniſch, und lehnte ſich in's Fenſter. Wolfgang, von neugieriger, kleinhäuslicher Natur, fragte nach dem Ausgeſtoßenen. „Des Münzmeiſters Sohn;" erwiederte Sigmund: „einer meiner Leibdiener hat vor mehreren Monden in leichtfertigem Muthe ſeines Vaters Andenken geſcholten, und nach langem Brüten hat geſtern der junge Walthauſer den Beleidiger plötzlich angefallen, auch dergeſtalt ihn zugerichtet, daß er ſein Leben gerade nur einem Wunder verdankt."

„Der Bube hat wohlgethan;" ſagte Chriſtoph lebhaft: „Strafe muß jeder Unbill früh oder ſpät werden. Obſchon der Schlager einem Vater angehört, deſſen Gedächtniß uns, Albrechts Söhnen, nicht lieb ſeyn kann, lobe ich ihn. Noch mehr: ich will ihn aufnehmen, den Du verſtoßeſt, wenn er mir treu und blind ergeben ſeyn will. Mein armer Schildjung, der Hermann, ſtarb zu München während meiner Haft, ſchier auf der Schwelle meines Thurms, ein rührend Vorbild des Gehorſams und der Treue. Der Walthauſer mag ihm folgen, und einen Verſorger in mir finden."

„Potz Kreuz!" rief der Paſinger, da er des Prinzen Entſchluß vernahm, und ſein Zögling in Chriſtophs Farben vor ihm ſtand: „der beſte Junker würde die Finger lecken, wenn er bei dem tapfern Degen einſtehen dürfte!"

Floribert lächelte hierauf ſpöttiſch, und meinte: „Laß' mich nur erſt den Feind geſehen haben, alter Freund. Für ein adelich Wappen und die Ritterſporen iſt mir gar nicht bange."

Dem kriegeriſchen Chriſtoph blieb ſeines Schildknaben Ehrgeiz nicht verborgen, und ſcherzend ſagte er alsdann: „Diene redlich und gehorſam, Walthauſer, und Du ſollſt es gut haben. In meiner Taſche ſteckt für Dich ein Adelsbrief, ein Ritterhelm. Für jetzo aber ziehen wir nicht in Schlacht und Fehde, ſondern zur Hochzeit des reichen Jörgen gen Landshut; was nicht mehr denn billig iſt. Erſt der Tanz, dann der Strauß!"

4.

Die Hochzeit des reichen Georg.

Die Stämme deutſchen Volks nannten den alten Herzog Ludwig von Landshut den Reichen und Weiſen. Der filzige Heinrich, ein unerbittlicher Brandſchatzer und Steuerherr, hatte ihm ſeine Schätze hinterlaſſen; ſeine freudloſe, einſame Jugend, eine ſtrenge Lehrmeiſterin, hatte ihm an verſtändiger Erkenntniß zugelegt, was der karge Vater an der Erziehung des Sohns verſäumte. Darum war Ludwigs Regiment, obgleich geſtört durch Zerwürfniſſe der Zeit, ein Segen für ſein Land. In der Fremde hatte der Sieger von Giengen, ſtreitend für ſein Volk mit ſeinem Volke, den bayeriſchen Kriegsruhm gegen Brandenburgs Glück behauptet; daheim richtete er ſtill und emſig alles zum Wohl der geliebten Heimath. Milde Geſetze, kluge Sparſamkeit und wohlberechnete Freigebigkeit, die Stiftung der hohen Schule zu Ingolſtadt, bezeichneten die Jahre, da er herrſchte. Und nicht für die Gegenwart allein ſchaffte und ſorgte Ludwig; er begehrte zu erhalten, was er aufgerichtet; er wünſchte, in ſeinem Sohne Georg dem Vaterlande einen getreuen Nachfolger zu hinterlaſſen.

Deßhalb ließ er denſelben frühzeitig ſchon an den Geſchäften des Friedens und des Krieges Antheil nehmen, und that an dem jungen Fürſten, was ſeine Pflicht war. Der Zukunft kann ja der ſchwache Menſch nicht gebieten, und mancher träumte ſchon, zum Tode entſchlummernd, von einem fruchttragenden Baume, den er gepflanzt, während aus dem Keime nur ein unnützer Dornſtrauch zu wachſen beſtimmt war.

Als Georg dem Vater viele Hoffnung und Freude gab, wünſchte Ludwig, Enkel auf ſeinen Armen zu wiegen, und des Nachfolgers Luſt am Frauengeſchlechte eine würdige Beſtimmung zu geben. Mit vielem Fleiß, nicht ohne lange Unterhandlung und kluge Vorſicht, wählte er eine Gattin für den Sohn. Die Wahl fiel auf die Tochter des Königs Caſimir von Polen und Eliſabeths von Oeſterreich. Hedwig, an Jahren noch beinahe Kind, doch an Schönheit die Fürſtinnen ihrer Zeit weit überſtrahlend, wurde nicht minder gerühmt um ihrer anſpruchsloſen Liebenswürdigkeit willen. Sinn für das Stillleben des Hauſes, Freude an Geſang und Muſik, Wohlthätigkeit gegen Arme und Reuige, ein ſtets klar und gleich Gemüth zeichneten, wie ihres Volkes und der Geſandten Stimme berichtete, die Prinzeſſin aus. Dieſer Ruf der Andacht, Sanftmuth und Häuslichkeit beſtimmte vor Allem den alten Herzog von Landshut. Er fühlte, daß eine ſolche Gattin allein das leichtveränderliche Herz des Sohnes zu feſſeln vermöchte; daß nur eine fromme, verſöhnliche Mutter dem Lande nöthig ſey.

Die Werbung ging glücklich von Statten, obſchon die königlichen Eltern ſich nur ſchwer von dem anmuthsvollen Kinde trennen konnten. Dem Herzog Georg wurde das köſtliche Kleinod von Polen als Eigenthum zugeſagt; das herrlichſte Juwel, das er jemals ſeinem allzureichen Erbe hinzuzufügen vermochte.

Mit gerechtem Stolze ſeines Sohnes Glück ermeſſend, beſchloß Herzog Ludwig, deſſen Vermählung zu dem prachtvollſten Feſt zu ſtempeln, das ſeit Anbeginn des deutſchen Kaiſerthums auf deutſcher Erde gegeben worden. Nach allen Seiten und Marken hin flogen ſeine Boten; in des Kaiſers Burg, wie in den ſchlichten Reichsſtädten, warben ſeine Herolde, luden ſeine Spruchſprecher zur fröhlichen Hochzeit. — Der greiſe Herr von Landshut durfte darauf zählen, daß ſeine Hochzeitbitter keine abſchlägige Antwort heimbringen wurden; das gaſtliche Haus des Reichen bleibt niemals leer.

So kamen denn, trotz des naſſen und kalten Wintermonds im Jahre eintauſend vierhundert und fünfundſiebenzig, in ſelbſteigener Perſon, mit ſtarkem Geleit von Adel und Ritterſchaft: der römiſche Kaiſer Friedrich, Erzherzog Maximilian von Oeſtreich, der reiche Erzherzog Sigmund aus Tyrol, die

Markgrafen Albrecht und Friedrich von Brandenburg, des Landshuters alte Feinde, die Herzoge und Pfalzgrafen Philipp und Otto, -- der letztere, ſitzend zu Neumarkt, ein ewiger Allzeitfertig in den Streithändeln des Wittelsbachiſchen Hauſes — Graf Eberhard von Württemberg, der Markgraf von Baden, Albrecht; die Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Salzburg, Eichſtätt, Paſſau, Freyſing, Augsburg und Bamberg, die Grafen von Wertheim und Werdenberg, die Landgrafen von Leuchtenberg, und viele andere, deren Namen und Geſchlechter und Wappen aufzuzählen die bayeriſchen Zeitbücher nicht müde geworden ſind.

Ein Gaſt, der vordem niemals in ſo erlauchter Verſammlung geſehen worden, war des türkiſchen Kaiſers Bruder, Zizim, nachmals ſo berühmt durch ſein trauriges Schickſal. — Und was noch vor gar kurzer Friſt alle Fürſten deutſcher Nation ſich nicht von ferne hätten träumen laſſen, war die Eintracht, womit die vier Söhne des ſeligen Herzogs Albrecht auf der Hochzeit Georgs erſchienen: Albert, der Regent, väterlich, beſonnen und weiſe; Sigmund, ſanft und heiter, gekleidet, wie immer, in die Farben einer längſt begrabenen Buhlſchaft; Chriſtoph, begierig nach Tanz und Turnier; Wolfgang, vergnügt haſchend nach der Luſt des Augenblicks.

Neuntauſend Pferde der Fürſten und ihrer Vaſallen fraßen an den Krippen zu Landshut; Flecken und Dörfer wurden ausgehungert und aller Lebensmittel entblößt, um acht Tage lang die Hochzeitgäſte in der Hauptſtadt zu bewirthen. Dafür waren aber dieſe trunken vor Entzücken, und die ſchwelgeriſchen Woiwoden, die ihres Königs Tochter nach Bayern geleiteten, verſtummten vor dem nie erhörten Ueberfluß.

Die Reiſe der Prinzeſſin war langſamer geweſen, als des Hochzeitvaters Ungeduld erwartet hatte. Als ob ein warnender Engel die rennenden Roſſe, die fliegenden Räder aufhielte, ſo ſtemmten ſich Hinderniß auf Hinderniß der Fahrt entgegen. — In Wittenberg übernahm Herzog Otto als zweiter Brautführer — der Kaiſer war der erſte — Caſimir's liebliche Tochter. Von ſächſiſchen Fürſtinnen und Edelfräuleins umgeben, ſetzte Hedwig den Zug gen Landshut fort; in kleinen Tagreiſen, auf bedeutenden Umwegen, veranlaßt durch die im ſchlimmen Wetter grundlos gewordenen Straßen, und durch den Eigenſinn der polniſchen Herren, die ihres Königs Kind mit morgenländiſcher Bequemlichkeit vor den Altar der ſtattlichen Martinskirche bringen wollten.

Endlich beherbergte am Martinstag Ingolſtadt die langerſehnte Braut; der folgende Abend, eines Sonntags, begrüßte ſie in Wollnzach; am Montag zu Nacht fand ſie zu Mosburg, wenige Stunden von Landshut, den letzten ſorgenloſen Schlummer der Jungfrau.

Dienſtags, in der ſiebenten Morgenſtunde, blieſen Trompeter in Landshuts Gaſſen, und die erſte Reiterſchaar, geſchmückt mit den Farben des Bräutigams, befehligt von dem tapfern Ritter Aichberger, rückte der Königstochter entgegen bis Krähenwinkel. — Während deſſen legte Floribert Walthauſer ſeinem durchlauchtigen Dienſtherrn die köſtlichen Sporen, das funkelnde Wehrgehänge an. Eine beſondere Ungeduld hatte ſich des kriegeriſchen Fürſten bemeiſtert; die flinken Hände ſeines Knappen waren ihm zu langſam.

Schmollend ſagte Floribert, und halblaut: „Was kann ich dafür, gnädiger Herr, wenn dieſe enge Herberge und das Feſtgetümmel Euer Blut in Aufruhr bringen? Ich thue meinen Dienſt ſo geſchickt, wie geſtern und vorgeſtern; aber hexen kann ich freilich nicht.“

Darüber lachte Chriſtoph, entgegnend: „Nimm's nicht krumm, Du grober Junge. Wohl haſt Du Recht; das leere Prunkgelärm widert mich an. Ich ſehne mich nach beſſ'rer Unterhaltung, kann das Hofieren nicht leiden. Welche Thorheit! ein einzig klein Mägdlein mit glatten Wangen ſetzt ſo viel tauſend Biedermänner in Haſt und Schweiß! Ein Aufgebot, als ob es unſerm Heiland gälte. Biſt Du fertig, Bube?“

„Ja, gnädiger Herr; und nur Ihr, ſo weit der Himmel reicht, nur Ihr, dürft mich Bube heißen.

Meiner Treu, ein winziger Bube von ſechzehn Jahren wohlgezählt, und ſtärker als einer von zwanzig." Bei den Worten richtete ſich der lange, breitſchultrige Floribert wohlgefällig neben dem hagern Herzog empor, der ſich begnügte, foppend zu antworten: „Unkraut ſchießt doch auf, und ein Tagdieb gedeiht. So Du einſt im blutigen Felde eben ſo aufrecht ſtehſt mit eingewurzelten Füßen und rührigen Händen, will ich Dich loben." — „Das werdet Ihr, gnädiger Herr;" ſagte Floribert trocken. — Indem ſammelte ſich vor Chriſtophs Herberge ſein reiſiger Zeug, und die achte Stunde ſchlug. Eilends in den Sattel ſprang der Fürſt, der Knecht, und in vollem Trab ging's hinaus gegen Ebing mit dem zweiten Reiterhaufen, beſtehend aus den Geſchwadern von zehn Fürſten und Biſchöfen; an ihrer Spitze der jugendliche Max von Oeſterreich; als ihr Sprecher der wortreiche und geſchmeidige Inſulirte von Eichſtädt.

Die Winterſonne ſchien über bereifte Fluren, über dampfende Iſarfluthen. Am Rande des Ebinger Felds bewegte ſich ein dunkles Gewühl. Mit Ungeſtüm und Begier fragten ſich die trabenden Herren und Edelleute: „Iſt jenes des Otto Geleit? iſt jenes der Königin Gefolge? oder ſchwenkt der Aichberger im Blachfeld?"

Das Gewühl kam aber näher, und dehnte ſich lang oder breit, je nach den Krümmungen der Straße.

Roſſegewieher, Peitſchenknall, Paukenwirbel, Trompetenſtimmen, verworrnes Rufen: „Heil! Willkomm! Glück in's Land!“ Jubel von bayriſchen Zungen.

„Sie iſt's! friſch, ihr guten Herren!“ rief Max, die Sporen gebrauchend. Ihm nach flog Chriſtoph; dem Herzog folgten ſprengend die übrigen Fürſten. Im Nu hielten ſie, fünfzig Schritte von dem goldnen Wagen der königlichen Braut, und warfen ſich eilends von den Pferden, mit entblößten Häuptern die hohe Jungfrau zu empfangen.

Vermeinend, ihr Bräutigam ſey unter den Entgegenkommenden, erhob ſich Hedwig, um zur Erde zu ſteigen; und es entſtand ein groß Getümmel unter den Woiwoden, von denen ein jeder die Ehre haben wollte, ſeiner Prinzeſſin die Hand zu bieten. Während deſſen näherten ſich aber die deutſchen Fürſten, und baten inſtändig die hohe Braut, im Wagen zu verbleiben; der Herzog Georg behalte ſich vor, ſie in Geſellſchaft des Kaiſers vor der Stadt zu begrüßen, und ſeine Ungeduld ſey groß; daher der Zug ungehindert weiter gehen möchte.

Mit reizender Verwirrung und glühenden Wangen hörte Hedwig dem Biſchof von Eichſtädt zu, deſſen deutſche Rede ihr von einem der polniſchen Herren alsbald verdollmetſcht wurde, und reichte den Herzogen und Markgrafen ihre kleine weiche Hand zum Willkommen. Herzog Chriſtoph entbehrte dieſer Gunſt; verloren in Hedwigs Anſchauung, ſah er nichts auf der Welt, auſſer ihren milden Augen und ihrem ſüßen Munde.

„Vetter, wollt Ihr nicht wieder zu Pferde?“ fragte ihn der Pfalzgraf bei Rhein, auf ſeine Schulter klopfend. „Wohin? wohinaus?“ fragte Chriſtoph zerſtreut entgegen, während der Wagen langſam weiter fuhr, und Floribert des Roſſes goldnen Zügel in des Herrn Hand legte. „Oho, welche Frage?“ lachte Herzog Philipp: „Wo habt Ihr wieder Euern tollen Kopf? Rufen uns nicht die Glocken von Landshut deutlich genug? Die Kerzen brennen, die Sänger haben ihre Kehlen geſtimmt. Euer Sinn ſteht aber leider nur nach Händeln und Rauferei.“

„So wollte ich, daß Glocken, Kerzen und Sänger . . .!“ Das Ende der Verwünſchung murrte Chriſtoph unverſtändlich zwiſchen den Zähnen, und riß ſein gutes folgſames Pferd zuſammen, daß vom blanken Gebiß das Blut tropfte. Obſchon gewohnt, immer an der Spitze ſeiner Freunde und Geſellen zu ſtolziren, barg er ſich dießmal, gleichſam wie verſchämt, in dem Schwarm, der Hedwigs Wagen umgab. In ziemlicher Entfernung folgten die tauſend Reiter, die mit den Reichsfürſten aus Landshut gerückt waren. Dann kam des Aichbergers Geſchwader; zuletzt der reiſige Zeug des Hochzeitmarſchalls, müde und verdroſſen von der langen Reiſe.

Längs der Straße zu beiden Seiten hielten die Botſchafter des böhmiſchen Königs, der ſächſiſchen Herren und der Reichsſtädte; im Felde rannten Reiter mit ſtumpfen Spießen, zur Ergötzlichkeit der Prinzeſſin. Aber nicht nach dem eiteln Schauſpiel richtete Hedwig ihre Blicke, ſondern nach dem Herrn ihrer Zukunft, nach dem vornehm zögernden Bräutigam. — Bei St. Lazarus Kirchlein, wo man es „in der Wiesmatt" nennt, ſtand ein Reiterſchwarm, der hell blitzte und ſtrahlte von Silbergeſchmeide und Edelſtein. Dort war der Kaiſer, der Hochzeitvater, der Bräutigam; umringt von einem Kreiſe der edelſten Reichsſtände.

Zur gleichen Zeit ſetzten Fürſten und Frauen den Fuß auf den Boden, und näherten ſich feierlich einander. Der Kaiſer umarmte väterlich die Braut, die ſodann ihrem Verlobten zuerſt die Hand gab. Er beugte vor ihr das Knie; Herzog Ludwig umfing mit Thränen ſeine Tochter. Sie ſprach in lateiniſcher Rede ein paar herzliche Worte, und der Biſchof von Augſpurg antwortete deutſch, ſie begrüßend, ſammt den Fürſtinnen aus Sachſen. Da dem Brauch und Herkommen ſein Recht geſchehen, wendete ſich der ganze Zug nach der Stadt. Kaiſer, Hochzeiter und die vornehmſten Fürſten ritten der Braut vor. Um ihren Wagen ſprengte die Schaar der Edelknaben des Herzogs Georg, in ſeine Farben gekleidet, bedeckt von Silber und Perlen, am Hut Sterne von Rubinen, darüber ſchneeweiße Reiherbüſche. Auch das Geſchirr ihrer makelloſen Schimmel funkelte von der matten Pracht des Silbers und der Perlen.

Das Volksgeläuf in den Gaſſen mochte nur mit Mühe von den zahlreichen Wappnern, welche die Kirche hüteten, in Ordnung gehalten werden. Nur die große Pforte des Münſters war offen; nur der Adel und die Hofdiener wurden zur Trauung eingelaſſen. Vierzig Edelleute in weißen Kleidern, brennende Windlichter in der Hand, ſchritten vor der Braut her, die vom Kaiſer und dem Herzog Otto geführt wurde. Unter dem Thurmgewölbe zogen ihr die Frauen das Reiſekleid ab von dem goldenen Hochzeitsgewand; von der Stirne nahmen ſie ihr den Schleier und ſetzten auf ihr reiches Haar, welches, in einen Zopf geflochten, niederhing, ein koſtbares Kränzlein von Smaragden, Demanten und Perlen. Hundert Trompeter gingen blaſend voraus zum Altar, wo der Bräutigam, mit Juwelen überladen, neben der Verlobten Platz nahm. Die Verſammlung ordnete ſich nach Rang und Würden; der Erzbiſchof von Salzburg, bedient von Biſchöfen und Pröbſten, trat auf, und vermählte das erlauchte Paar. — Unter dem Donner des Te Deum's, welches alſobald von den Kapellſängern angeſtimmt wurde, wandelte ſich Hedwigs lautes Schluchzen in ſtilles Weinen, und mit thränenden Augen ließ ſie aus der Kirche ſich mit Pomp und Muſik nach dem Hauſe geleiten, wo ſie auf die Dauer der Hochzeitsfeierlichkeiten ihre Wohnung hatte.

Glühend roth, mit keuchender Bruſt, kam Herzog Chriſtoph in ſeine Herberge. Floribert ſtaunte ob der Heftigkeit, womit er ein Kleinod nach dem andern, einen Senkel und Haften nach dem andern vom Kleide riß und zu Boden warf. „Um des Heilands willen!" fragte der Knappe mit rauher Gutmüthigkeit: „Was iſt Euch widerfahren, gnädiger Herr? Hätte irgend einer gewagt, Euch zu beleidigen?" —

„Mich beleidigen?" fuhr Chriſtoph auf: „Bei meinem Eid! der hätte ſeine Stunde übel gewählt. Reißen, ſchlagen, brennen, morden... jetzo wäre ich zu Allem aufgelegt. Wer mir heute in die Hände liefe...!"

Ans Fenſter tretend, verſtummte er plötzlich, und wurde wie die Wand. Den zuſpringenden Knappen hielt er rieſenſtark mit der Linken zurück, während ſeine Rechte auf die Straße deutete. — Ein hochgewachſener Ritter, in der beſten Manneskraft, glänzend geſchmückt, ging ſtolz und vornehm mit Gefolge vorüber. „Siehſt Du ihn?" fragte Chriſtoph flüſternd, ohne den Blick zu verwenden. „Ja freilich," antwortete Floribert: „doch kenne ich ihn nicht." — „Das iſt der Abensberg!" fuhr der Herzog fort, und machte eine drohende Bewegung.

Eben ſah der Genannte zu dem Fenſter hinauf, und da er des Feindes gewahr wurde, der nach ihm deutete, runzelte er gehäſſig die Stirn, verzog den Mund, und wendete ſich mit kaum bemerkbarem Achſelzucken ab. „Frecher Hund!" ſtammelte Chriſtoph: „wenn ich heute auf Dich ſtoße...!" — „Das wäre eine blutige Hochzeit, wie die meines Vaters;" erwiederte Floribert: „Schiebt es auf, gnädiger Herr, und laßt mich alsdann an den ſtolzen Grafen. Ihn gelüſtete einſt nach meines Vaters Haupt."

Aber der Herzog ſchaute doch auf, und fragte: „Wer müßte es ſeyn, dem ich jenes Leben preis geben möchte? Keine Seele auf Erden darf an ihn; ich will's vollbringen. Aber aufſchieben . . . ja, das will ich. Hedwigs Vermählungsfeſt ſoll nicht durch meine Gewaltthat geſtört werden. Um der Unſchuldigen willen mag der Verbrecher leben. Wie lange noch? Wer weiß! Aber ſollten zwanzig Jahre darüber hingehen . . . mein muß er ſeyn." — „Es thut mir leid;" meinte Floribert: „doch Ihr ſeyd der Herr, und ich der Knecht." — „Mein getreueſter, wie ich denke." — „Wahrlich, auch ich denke das." — „In Noth und Tod?" — „Allemal." — „Ich habe wenig, aber dennoch will ich Dir ein freigebiger Vater ſeyn." — „Ich brauche einen Vater." — „Armer, verwaiſter Schelm!" — „Hab' keine Hoffnung mehr, meinen Alten zu finden. Verſchwunden iſt er ohne Spur." — „Ich fragte den Herzog ſelbſt. Er weiß nichts von ihm." — „So weh mir's thut; in Gottesnamen; weil ich Euch habe, gnädiger Herr." — „Verlierſt nicht viel an dem ungetreuen Münzmeiſter." — „Ei ja doch. Den Vater, hinge er am Galgen, möchte ich nicht verläugnen." — „Ehrlicher Junge; Du biſt adelicher, als der Abensberg, der mich, ſeinen Herrn und Fürſten, verrieth. Pfui über ihn und ſeine Geſellen, die mir heute durch ihren verhaßten Anblick die Freuden des Tanzes vergällen!" — „Ihr werdet dennoch viel Vergnügen haben in dem lichten Saale unter den geputzten Leuten; des Herzogs Braut iſt ein wahres Gnadenbild und ihr Roſengeſicht macht ein hübſches Gegenſtück zu des Bräutigams Rothbart und aufgedunſenen Wangen."

Hier zerbrach der Herzog ſeinen ſchönen Dolch, womit er geſpielt hatte, warf die Stücke in den Winkel, und befahl dem Floribert zornig, das Gemach zu verlaſſen. Kopfſchüttelnd ging der treue Knecht, und ſah ſeinen Herrn erſt am ſpäten Abend wieder, da er vom Tanzhauſe heimkam. — Verdrüßlich, wie am Morgen, ließ ſich Chriſtoph entkleiden, und ſprach zu dem jungen Walthauſer: „Ich bin heute mit Dir hart verfahren, und Du weißt nicht warum." — „Thut nichts;" ſagte jener: „darum ſeyd Ihr der Herr und ich der Knecht." — „Tröſte Dich damit, daß nicht Alles in der Welt an ſeinem rechten Flecke ſteht;" fuhr der Herzog fort: „ich mußte heut den luſtigen Gaſt ſpielen, und bin ein Leidtragender; mußte Glückwünſche heucheln, wo ich lieber Gift gemiſcht hätte; mußte zuſehen, wie ein Anderer den Schatz hinwegtrug, der mir gefiel: den einzigen auf der Erde, der mich berückt hat und bezaubert! . . . Ach, welch eckelhaftes Leben, wenn es nicht durch Streit, Kampf und Ringen gewürzt iſt! . . ." — „Streit, Kampf? o welche Freude!" —

„Aber koſtbar auch die Frauenſchönheit, die dem Sieger den Dank reicht!" — „Hm!" — „Wenn dann bei'm fröhlichen Mahl und Becherklang . . . doch ich beſinne mich. Du biſt ein Weiberfeind, und ein Verächter des Weins. Du haſt Recht, Walthauſer. Frauenreiz und Wein berauſchen Kopf und Herz. Geh, laß mich die Trunkenheit ausſchlafen, wenn ich kann. Richte auf morgen das Stechzeug, mein rothes Fechtwamms mit dem blaugeſtreiften Ermel, den blankſten Panzer, den Hut mit dem Pfauenbuſche. Ich will unter dem bunten Plunder mein traurig Gemüth verbergen, und eine tückiſche Lanze führen."

5.

Nach zehn Jahren.

Die Winterſonne ſchien abermals über dampfende Iſarfluthen, wo ſie das Erdinger Moos und die Fluren von Freiſing beſpülen. Es war der letzte Tag im Hornung, der ſeinem Verbleichen nahte. Auf der Höhe des Stifts Weihenſtephan, auf den Zinnenſteinen des Kirchhofs zu St. Jakob ſaß ein finſtrer Mann, und ſpähte hinaus in die Ebene. Hinter ihm ſtand ſein Knecht mit Roß und Wehr. Der lauernde Herr war der tapfere Chriſtoph, der dienende Knappe Walthauſers Sohn; im Harniſch beide, ohne Abzeichen, ohne Schmuck und ritterlich Kleinod.

Rings um die Gerüſteten rührte ſich nichts, kein Lüftchen zog durch ihre Haare. — „Wenn mich der Kundſchafter getäuſcht hätte!“ begann der Herzog mit dumpfer Stimme: „ſo weit die ſcharfen Augen reichen, nicht eine Spur des Troſſes.“ — „Euch peinigt die Ungewißheit, wie den Buhlen, der an Liebchens Fenſter harrt;“ verſetzte Floribert: „Geduld, Geduld, mein gnädiger Herr.“ — „Geduld? ich habe ſie aufgezehrt, guter Freund. Ich bin am Ende meiner Langmuth. Ich lerne von meinem Bruder Albrecht, der auch den Tag nicht erwarten konnte, da unſre Verträge abliefen, um mir das Meinige zu ſtehlen, Gut und Habe, wie mein Herrſcherrecht.“ — „Hm; er griff geſchwinde zu.“ — „Nicht wahr, treuer Knappe? Wie man die Hand umkehrt, in einem und demſelben Griff ſteckte er mein Schloß Paal, meine Städte Weilheim und Landsberg, das getreue Landsberg, in ſeine Taſche. Die Zeit iſt um; den Miethsmann aus dem Hauſe geworfen! ob er verhungere oder verderbe ohne Obdach, dem Bruder gleichviel!“ —

Floribert wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge, entgegnend: „Mich jammert, meinen durchlauchtigen Herrn in ſo bitterm Gram zu ſehen. Faßt Euch; wo iſt ein Held, der Euch gliche? Jede Fahne neiget ſich vor Euch, jeder König geizt nach Euerm ſieggewohnten Arm. Verlaßt Bayern wiederum, wo der karge Bruder Euch nicht dulden will.“ — „Bayern iſt mein Vaterland;“ ſagte hierauf Chriſtoph er=

grimmt: „noch mehr; wenn Recht im Himmel und auf Erden wäre, müßte Bayern mir unterthan ſeyn. Ich geb' es nicht auf, bin lang genug in der Fremde hin und her gezogen. Nicht ſowohl des Bruders Haß trieb mich hinaus, als meine Liebe, meine thörichte Liebe. Nun, Du weißt, Floribert." — „Ei ja, die Polenbraut, die Ihr noch heute nicht vergeſſen habt. Ich verſtehe das nicht." — „Du biſt glücklich, mein Freund." — „Noch heute ihrer zu gedenken, trotz der Heereszüge des gewaltigen Matthias, trotz des Brautzugs nach Neapolis, trotz der Zärtlichkeit einer Königin, die mit ihrer Gunſt den ungariſchen und den bayeriſchen Helden zugleich beglückte!" — „Schweig!" zürnte Chriſtoph: „einfältig Geſchwätz müßigen Volks!"

Floribert verſtummte; daſſelbe that der Herzog. Aber die Bilder einer freudvoll verlebten Zeit bewegten ihn ſo heftig, daß er, wie mit ſich ſelber redend, wieder anhob: „Beatrix war ein herrliches Weib; aber Hedwig . . . was gliche wohl ihrem Zauber? Da ich den übermüthigen Polen, welcher Deutſchlands Kämpfer verhöhnte, auf den Plan ſtreckte, und aus Hedwigs zitternden Händen — ſie trauerte wohl um den beſiegten Landsmann — den Preis erhielt, wie reich war ich, wie verachtete ich des glücklichen Georgs Schätze! Damals ſah ich ſie zum letztenmale, aber ihr Antlitz, eines Engels, verließ mich nie."

„Ihr habt kein Wort mit ihr geredet, gnädiger

Herr!" bemerkte Floribert, und Chriſtoph rief: „Das einzigemal in meinem Leben war's, daß ich bereute, kein Latein gelernt zu haben. Jetzo verſtände ſie wohl meine Rede, vielleicht auch meine Liebe, denn in ihrem Hauſe herrſcht der Friede nicht. Aber, wer bin ich nun? Ein blutarmer Flüchtling, verächtlicher als jeder Andere, weil ein Fetzen vom herzoglichen Mantel um meine Schultern flattert. Darf ich noch etwas hoffen? Wo iſt die Beute, die ich in des Corvinus Kriegen gewann? wo ſind die Geſchenke, womit Beatrix mich erfreute? Von all den reichen Gaben ihrer Huld iſt mir nur dieß Silberſchwert geblieben, und ſchier hätt' ich's heut dem Pfleger zu Kranzberg verpfänden müſſen, um meine Geſellen mit einem Reitermahl zu erquicken! Dahin kam's mit dem Chriſtoph. Fluch und Tod! ſie ſollens büßen, die einen Herzog von Bayern ausgeſchält haben."

„Sie werden's!' begann Floribert, die Hand vor die Augen haltend: „Dort blinkt's im Abendſchein, wie von Helmen. Das iſt des Abensbergers reiſige Schaar. Da kömmt er in Siegerfreude von dem ruhmloſen Zug gen Landsberg, um von der Heldenthat im Schloſſe ſeiner Väter auszuruhen."

„Ja, er ruhe! die ewige Ruhe ihm, dem Verräther!" knirſchte Chriſtoph mit geballter Fauſt: „Dort ſein wehend Panier, hier ſein tiefes Grab. Es ſchließe ſich über ihm, dem letzten ſeines Stammes, und zum Mährchen werde der Name Abensberg. Fort, zu den Freunden, zu Pferde, mein Knappe. Es iſt Zeit;

ſchon unterſcheide ich die langen Schatten der Roſſe und Speere auf dem Wiesplan. Gib das Zeichen, und der Himmel ſtehe uns bei!“ —

Der rachbegierige Fürſt warf ſich auf die Kniee, die Heiligen bittend, daß ſie an dem Verbrechen Theil nähmen, und der flinke Walthauſer rief die Ritter und Geſellen des Herzogs aus ihrem Verſteck. Wild und blutdürſtig ſprengten ſie durch die ſtaunende Biſchofsſtadt Freiſing, und noch war der Abendſchein nicht verglommen, als ſich des Volkes Staunen in Entſetzen wandelte. Draußen auf den Münchner Angern lagen erſtochen der Abensberger Graf, Lorenz Pogner, ſein Kaſtner zu Kellheim, Burkard Rohrbeck, Albrechts Pfleger zu Mainburg, nebſt etlichen vom Adel aus ihrem Geleite. Sieben andere wurden von Chriſtophs Reitern gefangen weggeſchleppt; vier und dreißig entkamen mit ſchweren Wunden.

Aber auch die Mörder zerſtreuten ſich auf flüchtigen Roſſen, ſelber entſetzt von der gräßlichen That. Während Sixtus, der Biſchof, ſammt Kleriſei und Volk, hinausging, die blutigen Leichname nach St. Georgens-Kirche zu tragen, ſprengte Chriſtoph gen Landshut; keuchend folgte ihm Walthauſer.

Auf einer Anhöhe, von da ſie noch recht deutlich das Getümmel in der Stadt vernehmen mochten, verſchnauften die Wegelagerer, und der Herzog ſagte mit Hohn: „Hörſt Du das Landgeſchrei und Sturmläuten in dem Pfaffenwinkel? Der ſelige Corbinian ſey den Entſchlafenen gnädig! Meine Fauſt hat die

Schurken im Tode geadelt. Sie verdienten nicht, von eines Fürſten Hand zu ſterben." — „Ich gräme mich," verſetzte Floribert, „daß der Frauenberg mir bei dem Grafen zuvorkam. Während Ihr dem Pogner und dem Rohrbeck hinhaltſt, hätte ich gern meines Vaters Schimpf wett gemacht." — „Der Zufall hatte nun einmal denBöswicht nicht mir, nicht Dir beſcheert;" meinte Chriſtoph gleichgültig: „Komm' aber, die Nacht bricht ein." — „Landshut zu?" — „Ich denk's; der Vetter Jörg verſteht, wie ein Mann ſich rächen muß, und ich nehme lieber zu einem Fürſten meine Zuflucht, als noch einmal zu dem Geſindel in Augsburg, das ſeine Gaſtfreundſchaft auswägt, wie den Pfeffer und den Zimmet."

Nach einer Weile redete Chriſtoph in die Finſterniß hinein: „Mir iſt nicht wohl; ich fühle mich plötzlich verlaſſen, wie noch nie." — „So iſt mir's auch;" ſagte Floribert, an deſſen Herz die blutige That klopfte, wie ein Scherge an die Thüre des Mörders. — „Es iſt ſeltſam, daß die Andern ſich nicht einfinden;" fuhr der Herzog ermattet fort: „Bleib Du bei mir; wie in ſo mancher Schlacht, ſo heute verlaß' mich nicht." — „Das walte Gott, gnädiger Herr; Ihr kennt mich jetzo, und es iſt heut wie ſonſt: in Noth und Tod."

Alſo zogen ſie fürbaß, aber kleinlaut, beſiegte Streiter. Wie oft auch Chriſtoph geweglagert hatte und niedergeworfen Ritter und Kaufleute, wie verdammlich auch dann und wann ſein Uebermuth gehauſet, der ſtets den gerechten Zorn des regierenden Bruders gegen ihn gereizt; — noch niemals hatte er ſeine Hand mit einer That beſudelt, wie die am Abensberg geweſen. Und wenn auch ſeine Zunge ſich noch ſcheute, das Racheſtück zu verfluchen, ſein Gewiſſen ſprach ihm ſchon in jener Nacht unerbittlich ſein Urtheil.

6.

Des Vetters Gaſtfreundſchaft.

Ein kleines Häuflein von Getreuen fand ſich mit dem Herzog zuſammen, da er ſich Landshut näherte. Floribert wurde vorausgeſendet, bei dem reichen Georg um freundliche Aufnahme zu bitten. Die Morgenſtunde war günſtig, ein ſtilles Gehör im Schloſſe zu erlangen. Die herzoglichen Vorzimmer waren beinahe leer; einige ſtreng verſchleierte Nonnen, zwei ſtattlich geputzte kleine Fräuleins an der Hand, ſtanden demüthig in dem Winkel an der prächtig geſchnitzten Thüre. — Der Kammerbediente trat aus dem innern Gemach, wandelte ſchnell ſein unterthänig Geſicht in ein hochfahrendes, und ſprach:

„Geht nur immer mit Gott eurer Wege, fromme Frauen. Se. fürſtliche Gnaden begehren nicht, heute Dero Prinzeſſinnen zu ſehen. Der durchlauchtige Herr iſt ſehr beſchäftigt, er vertraut gänzlich auf eure Sorgfalt, würdige Schweſtern. Die kleinen Herzoginnen, ſagt der Herr, könnten nicht beſſer aufgehoben ſeyn."

Dem leichtfertigen bunten Buben war merklich anzuſehen, daß ein längeres Verweilen der zögernden, etwas unbeholfenen Kloſterfrauen ihn peinigte; auch bediente er ſich aller ihm zu Gebot ſtehenden Künſte, der Ueberläſtigen ſo bald als möglich los zu werden. Es ging damit nicht ſchnell; die Prinzeſſinnen weinten, weil ſie dem Vater nicht die Hände bieten durften, und die Nonnen brachten ſie kaum von der Stelle. — Da jedoch plötzlich in der Kammer des Herzogs eine glockenhelle Frauenſtimme einen Vers eines Volkslieds zu ſingen anhob, liefen die Schweſtern mit ihren Pfleglingen eilends davon. Die Sängerin gab ihnen das Geleit mit den Worten:

„Pfieti Gott, liebe Leut', habt mir nix für ungut,
Wann ich auf der Reiſſchaft bald ſterben muß;
Wann ich da ſitz' auffi auf's Meer,
Komm' ich fein nimmer in's Bayerland her!"

Ausgelaſſenes Gelächter folgte dem Geſang; zwiſchen durch klang das rauhe Krächzen und Geſchmatze eines indianiſchen Raben. — Während der Leibdiener des Herzogs hinein ging, den Boten ſeines Vetters zu melden, fragte Floribert ſtaunend ſich ſelber: „Nun ſage mir einer, ob an den Weibern ein gutes Haar ſey? War nicht die polniſche Braut, da ſie hier einzog, ein Bild ſittiger Unſchuld? und jetzo verſteht ſie zu ſingen und zu lachen wie eine fahrende Tochter, und ſchäckert lieber mit einem frechen Vogel, als daß ſie ihren Kindern einen geſegneten Tag wünſchte!“

„Tretet ein, Junker;“ ſagte der Diener, welcher zurückkam, mit vornehmer Nachläſſigkeit die Thüre zu öffnen. Der dreiſte Bote ging unbefangen in des Herzogs Kammer. Er hatte den ſtolzen Hof von Neapel geſehen, er hatte des Helden Matthias Kriegs- und Hochzeitpracht angeſtaunt; er fürchtete ſich nicht mehr vor der Glorie der Gewaltigen. — Dennoch ſtutzte er vor dem häuslichen Bilde, das ſeine Augen jetzo ſchauten.

Der Herzog Georg, fett und roth vom Wohlleben, ſaß auf einem breiten Polſterſtuhle im Schatten eines Baldachins von buntgewirkten feinen Teppichen. Das Morgenmahl in ſilbernen Schüſſeln, vergoldete Kannen und Becher ſtanden vor ihm auf dem Tiſche von Ebenholz und Perlmutter. Zu ſeinen Füßen ſchlummerten ſchlanke Jagdhunde, auf der Lehne ſeines Stuhls ſpielte ein poſſierlicher Affe. Aber an ſeiner Seite, einen Papagei mit Zuckerwerk fütternd, ruhte, halb ſitzend, halb liegend, ein Weib von vollendeten Reizen, dem die Natur nur der Frauen Würde ſchuldig geblieben war.

So wie dieſes Weib den eintretenden Knappen unverrückt anſtarrte, ſo konnte Floribert kaum ſeine Augen von der Schönen abwenden, in deren Antlitz er vergeblich einen Zug von Hedwig ſuchte. Das war nicht Caſimir's Tochter, oder die Zeit hätte für ſolche Wandlung den bitterſten Fluch verdient; das war nicht das königliche Kind von Polen, oder es war die Peſt ausgegangen von dem Munde eines leichtſinnigen wüſten Gatten, und hatte den reinſten Engel zur üppigſten Erdenfrau verkehrt! — Und dennoch dieſe Vertraulichkeit in ſtiller ehelicher Kammer! Oder hatte der grauſame Tod den Herzog zum Wittwer gemacht, und das falſche, boshafte Leben in ſeiner zweiten Ehe Ring den finſtern Schlangenſtein geſetzt, an des reinen Demants Statt?

Mißfällig bemerkte der reiche Georg des Knappen Verwunderung; darum fuhr er ihn hart an: „Warum ſperrſt Du die Augen auf, wie Heuſtadeln? Sag' friſch Deinen Auftrag heraus, daß ich wiſſe, was mein Vetter begehrt!"

Floribert verrichtete ſtracklich ſeine Botſchaft, trotz der Falten auf des Herzogs Stirne, die immer drohender wurden, je näher der Erzähler an die Freyſinger Schreckensthat kam. Als nun aber kein Mittel mehr war, das Geſtändniß zu verzögern, und Floribert mit ſaurer Mühe meldete, wie ſein Herr dem friedlichen Zuge des Abensberg aufgelauert, welch kläglich Ende der letzte jenes deutſchen Heldengeſchlechts gefunden; da unterbrach ihn eine heftige Geberde Georgs. Die angeſtammte Biederkeit des Herzogs ertrug nicht, daß ein Diener Wittelsbachs Leid erzähle. So rief er: „Schweig; ich weiß genug, und was noch fehlt, wird mein Vetter ſelber ſagen. Melde ihm....“

Georg ſtockte in der Rede. Er ſcheute ſich faſt, dem unglücklichen Chriſtoph eine Freiſtatt zu verbürgen. In heftiger Bewegung ging er ſinnend, überlegend, auf und nieder. Seine Genoſſin lächelte aber, wo der ſtarke Mann ſchmerzlich litt. Sie lächelte ruhig den Boten an, und ihre Freundlichkeit galt etwa ſowohl dem Unheil, das er brachte, als auch ſeinen blühenden Wangen.

Indeſſen wurde Lärm in der herzoglichen Burg. Chriſtoph kam ſelber, von Ungeduld gejagt, dem zögernden Beſcheid entgegen. Die Kammerbedienten ſchrieen ſeinen Namen in's Gemach. „Er iſts? der Vetter? ſchon ſo eilig?“ fragte Georg mit Unmuth. Ein Wink ſeiner Hand verwies ſeine Gefährtin in die anſtoßende Erkerſtube, den Knappen in die Vorhalle. Herzog Chriſtoph flog ſtürmiſch an ſeinem Knecht vorüber, an Georgs Bruſt, und rief mit bitterm Vorwurf: „Ihr laßt mich lange vor Eurer Schwelle warten, Vetter Jörg! Iſts denn wahr, daß auch die beſten Freunde im Unglück uns den Rücken kehren?“ — „Da ſey Gott für, lieber Chriſtoph!“ verſetzte der Herr von Landshut mit Rührung: „So Ihr nur Euer Unglück einſeht, will ich Euer beſter Blutsfreund ſeyn." — Im Nu änderte ſich indeſſen die herzliche Wallung wieder in kältere, geſpannte Höflichkeit. Albrechts Name ſprudelte über Chriſtophs Lippen, und Georg gedachte mit banger Ahnung des unausbleiblichen Zorns und Mahnens jenes ſtaatsklugen Fürſten, deſſen getreueſter Nachbar zu ſeyn, Georgs Vortheil immerdar erheiſchte. „Setzt Euch;" ſagte der Landshuter zu dem Flüchtling: „erquickt Euch. Nach dem Ritt durch Streit und Nacht wird's Euch Noth thun." — „Gebt mir Waffen, reiſig Volk, Geſchütz und Heergeräth;" erwiederte der Andere finſter: „Ihr habt vernommen, daß mir der Schreiber zu München Alles geraubt." — „Die Zeit des Vertrags war um;" meynte Georg achſelzuckend; „Ihr hattet Eure Gewalt mißbraucht, Eure Pflegämter geſchunden, geplündert; fahrende Kaufleute niedergeworfen um Löſegelds willen; habt alles verpraßt in Eurer Zechbrüder Geſellſchaft, ein Schreckniß des Landes. Euer Bruder mochte nimmer dulden, wie Ihr hauſtet." — „Ich bin nur dem lieben Gott Rechenſchaft ſchuldig." — „So haltet Euch an den lieben Gott; vollends nach dem neueſten Schimpf, den Ihr der Menſchheit angethan." — „Der Abensberg und ſeine Genoſſen haben's verdient. Gegen alle Welt behaupte ich's mit dem Schwert in der Fauſt."

Ungeachtet der trotzigen Rede ſank des unglücklichen Herzogs Haupt auf ſeine Bruſt hernieder, und er ſeufzte. Georg trat an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Schulter; ſagend: „Erholt Euch, Chriſtoffel; Zeit bringt Rath. Albrecht wird nicht leichtlich den Tod ſeines beſten Vaſallen und ſeines Pflegers verwinden; dennoch mögt Ihr zu Landshut ſicher weilen. Ich bin zwar nicht, wie der bärtige Ludwig, den Gott tröſte, und wie der Otto von Neumarkt, denn ich finde nicht Gefallen an den blutigen Wirren, die unſern Stamm zerfleiſchen. Ich helfe Euch nicht mit Volk und Geld, will aber zur Sühne reden.“ — „Schwacher Troſt!“ murmelte Chriſtoph: „Ihr ſeyd reich und mächtig, habt den Albrecht nicht zu fürchten, könntet einen lieben Freund an mir gewinnen. Was hofft Ihr von dem Münchner? Mit gierigem Auge bewacht er Eure Lande, und zählt auf deren Heimfall, nach den Hausverträgen, weil Euch kein männlicher Erbe wurde.“ —

Das mit Vorbedacht geſprochne giftige Wort traf dem Georg in's Herz, daß er nur kleinlaut zu erwiedern vermochte: „Iſt Albrecht nicht unbeweibt, und wäre ich nicht auch ſein Erbe, wenn er keinen Nachfolger hinterließe?“ — Worauf Chriſtoph polternd herausfuhr: „Sein Erbe? Und wo wäre ich denn, wo der Wolfgang, wo der Sigmund? Fluch und Donner! ſind wir denn aus der Schöpfung geſtrichen, daß Ihr nur an den Albrecht denkt? Ha, meine Erbforderungen werden jetzt erſt wieder angehen. Nicht ein Haarbreit vergebe ich von meinen Rechten. Bei'm Kreuz des Herrn! ich will Euch einſt die Liebe vergelten. Und wäre Albrecht allein noch übrig, hätte er durch Neid und Gewaltthat ſeine Brüder längſt vernichtet, rechnet ja nicht darauf, Jörg, ihn zu überleben. Der zähe Schulfuchs überdauert bei weitem Eure üppigen Tage; er wird ſich's wohl ſeyn laſſen, wenn Ihr einſt in der Gruft zu Seligenthal neben Euerm Vater ſchlummert!"

Verdruß und Gram malten ſich auf Georgs Stirne. Unbeſonnen zürnte er vor ſich hin: „Woran erinnert er mich? O der Unſeligen, die mir keinen Sohn ſchenkte, der die Stunde ſeiner Geburt überlebt hätte! Töchter im Hauſe der Fürſten ſind eine Saat der Zwietracht, des Unheils, und nur Töchter gebar mir das Weib!"

Chriſtoph richtete ſich bei dieſen Worten auf; ſie waren Balſam in ſeine blutende Wunde. Der ſchmerzliche Grimm des beneideten Georg, die Erinnerung an Hedwig erquickten den Unglücklichen. Daher ſprach er mit Faſſung: „Laßt das unnütze Hadern. Gottes Wille regiert die Welt, und Euer Weib iſt ein ſelten Kleinod. Führt mich zu der edeln Baſe, daß der landflüchtige Chriſtoph ihr huldige."

Georg ſchüttelte verdroſſen den Kopf. „Leider kann ich Euerm Wunſch nicht willfahren. Die Herzogin gefällt ſich nicht in Landshut; ſie zieht vor, einſam auf der Gränze zu leben." — „Wo? wo? mein Vetter, redet." — „Auf meinem Schloſſe zu Burghauſen;" entgegnete zaudernd der Landshuter: „Uns trennt ein weiter Raum, doch iſt's der Herzogin Wille, und ich that ſtets mit Fleiß und Eifer, was ſie verlangte.“ — „Das glaube ich; es wird nicht anders ſeyn;“ verſetzte Chriſtoph langſam und ohne den funkelnden Blick von Georg zu verwenden.

Dem war des Gaſtes Aufmerkſamkeit unlieb. Mit erlogener Unbefangenheit fuhr er alſo fort: „Das Volk fabelt viel und ungereimt von meinen reichen Schatzkammern zu Burghauſen. Der köſtlichſte Hort jedoch, welchen ich dort verwahre, iſt meine fromme Gattin. Mich jammert, daß ſie meinem Hof ihren Glanz entzieht. Allein wer kann für ihre finſtre Schwermuth, für ihren Hang zur Einſamkeit?“ — „Unbegreiflich„ Vetter Jörg. Das anmuthige fröhliche Kind, das ſo hell und munter in die Welt lächelte?“ — „Die Zeiten ändern viel. Mit der Jugend ſchwindet der Frohſinn.“ — „Eure Ehefrau iſt noch jung, lieber Vetter.“ — „Jung von Jahren, aber gealtert durch Melancholei. Ihr ängſtliches Beharren bei den Spielen ihrer düſtern Laune macht mir viele Sorge. Nicht ihre Tochter hat ſie mehr um ſich geduldet. In Gebet, Betrachtung, und in fleißige Arbeit theilt ſie den Tag.“ — „Sonderbar! Und Ihr bleibt ſtets ferne von ihr?“ — „Die Pflichten des Regiments feſſeln mich in Landshut. So oft ich's vermag, beſuche ich Frau Hedwig.“ — „Sie wird des Gatten Sorge und Schutz oft ſehr vermiſſen, edler Vetter.“ — „Ei, ich dächte, mit nichten. Der biedre Herr von Wildenberg, zum Oberhofmeiſter der Herzogin beſtellt, ſorgt für ihre Wohlfahrt, wie ich's nicht beſſer könnte, und die feſten Mauern des Schloſſes bürgen für meiner Hausfrau Sicherheit.“ —

Chriſtophs tapfre Bruſt athmete unruhiger, da er des Herzogs ſüße Rede vernahm. Der unbeugſame Wildenberg, deſſen unerſchütterliche Strenge ein Sprüchwort im Lande war; die Mauern der Burg, von denen man erzählte, wie von einem Wunder an Rieſenhaftigkeit und Stärke! Ein zartes Weib hätte freiwillig den finſtern Marſchall, die ſchwer verriegelte Hofſtatt gewählt? — Angſt und Befürchtung gaben dem heimlichen Freunde Hedwigs tauſend Fragen ein, denen Georg mit ſteigendem Mißmuth antwortete, ohne irgend etwas anderes zu ſagen, als er ſchon gethan. Endlich brach er mitten im Geſpräch ab, indem er rief: „Ihr ſeyd allzu gut und freundlich; Vetter Chriſtoffel, daß Ihr ſo warmen Antheil an meinen häuslichen Begegniſſen nehmet, während die Eurigen auf ſo zweifelhafter Wage ſchweben. Erlaubt jedoch, daß ich mich des Brauchs erinnere, und für Euch, den geehrten Gaſt, ſorge. Seyd Ihr in Euern Gemächern erſt heimiſch, ſo vergönnt weiter, daß ich meine Geſchäfte abthue. Viel iſt mit meiner Landſchaft zu ſchlichten, und ein Zug, den ich gegen Nördlingen beſchloſſen, bedarf auch mancher Vorbereitung.“

Indem er alſo ſich entſchuldigte, Verdruß und Argwohn zurückdrängend, erſchien der Kanzler, zum freien Eintritt in des Fürſten Kammer befugt. Sein bleiches Antlitz, die Briefe in ſeinen Händen, ſein Erſchrecken, da er des Herzogs Chriſtoph anſichtig wurde, verkündeten allzudeutlich, daß ſchon vom Freyſinger Biſchof und den dem Mordſchwert entronnenen Lebensleuten des Münchner Albrechts die traurige Meldung eingelaufen ſey. Herzog Chriſtoph ſtand nicht an, der Unglückspoſt das Feld zu räumen, und auf ſeine Gemächer ſich zurückzuziehen.

7.

Der Liebe und des Haſſes Botſchaft.

„Floribert, mein Knappe! höre, was ich ſage!“ — „Befehlt, gnädigſter Herr.“ — „Wenn wir uns trennen müßten, heute, morgen, von einander ziehen, einer dahin, der andre dorthin?“ — „Ein bittres Scheiden, Herr. Leichter verließen wir uns im Glück.“ — „Du glaubſt, Floribert, daß mir die Trennung ſchmerzlich wäre?“ — „So ſchmerzlich, denk' ich, wie Euerm Knecht.“ — „Ermeſſe denn, wie es in meinem Herzen ſtürmt, daß ich gerade jetzo, in dieſen ſchwarzen Stunden, mich entſchließen mag, Dich weit von mir zu ſenden, als einen Boten heißer Liebe.“ — „O Herr, Eure Liebe mag flammen, aber Euer Herold iſt ungeſchickt in Minnekünſten." — „Glatte Worte, verbuhlte Blicke ſind nicht, was ich fordre. Liſt und Muth und das Verlangen, mißhandelter Unſchuld Retter zu ſeyn, — finde ich das in Dir?" — „Allemal." — „So höre, und laß' Dein Ohr meines Vertrauens Kerker ſeyn. Hedwig, der Spiegel aller Frauen, leidet ohne Schuld und Hülfe." — „Ich weiß. Der Emmeran Graindl, der mit mir zu Grünwald aufwuchs, und jetzo hier bei Hofe dient, hat mir eben erzählt...." — „Heraus damit." — „Die Herzogin ſey zu Burghauſen eingeſperrt, ſeit manchen Jahren ſchon, bewacht von einem harten Kriegsmann, und kaum des lieben Himmels Luft erlaube man ihr am Gitterfenſter einzuathmen." — „Weh' mir! iſt's alſo wahr, was ich ahnte?" — „Nur ſelten, kaum des Jahrs einmal, beſuche der Herzog die Gefangene und ſeine Einkehr bringe nie Erleichterung, wohl aber größern Zwang der Haft." — „Der Elende!" — „Mit grauſamer Härte hat er der Mutter die Töchter geraubt." — „Warum auch ſchenkte ſie ihm Kinder?" — „Dafür treibt er jetzt ungeſtüm und ohne Rückhalt ſein wüſtes Leben fort. Bei Jagd und Vogelſang, bei'm berauſchenden Becher und mäſtenden Mahl verſchleudert er die Zeit, und theilt dieſe Freuden mit ſeinen gefälligen Liebchen. Jetzo herrſcht in dieſem Schloſſe die freche Eva Mitterſtorfer, eine Geißel aller Biederleute, eine Kupplerin aller Miſſethat. Sie ſchwelgt an des verblendeten Herzogs Tafel, bethört ſein Ohr mit buhleriſchen Liedern, ſitzt in ſeinem Wagen, auf ſeinen Roſſen, verpraßt ſein Gold." — „Hör' ich recht? iſt alle Schaam von dem Jörg gewichen?" — „Nun zieht er an den hellen Sonnenſchein, was er früher gerne mit dem Dunkel des Geheimniſſes bedeckte. Frau Hedwigs Sünde iſt, daß ſie jene Geheimniſſe errathen, und nicht dazu geſchwiegen. Dafür büßt ſie jetzo, und hat nicht Hoffnung zum Erbarmen."

„Nicht Hoffnung mehr, und Chriſtoph von Bayern lebt noch?" rief der Herzog mit hitziger Aufwallung: „Schäme Dich, das Wort geredet zu haben. Sieh, Floribert, ich bin ein leichtſinniger Mann geweſen mit Frauen, Spiel und Ueppigkeit; heute bin ich ein verlaſſener Flüchtling; Morgen werde ich etwa ein Geächteter ſeyn. Aber ich bin edler, als dieſer Jörg, der ſein Engelweib mit Füßen tritt, der, ſelber ein Gefäß der Schmach, gewagt hat, heute meinen Wandel zu läſtern. Ich will mich reinigen von allem Fluch, ja von dem Blute, das an mir klebt, indem ich Hedwig befreie. Ich habe für Matthias gegen Polen gefochten, und dem wilden Volke ſchwere Wunden geſchlagen; ich habe des alten Polenkönigs Krone tüchtig zerhackt; aber ich will dem Volke eine Heilige wieder ſchenken, dem greiſen König eine Glorie um's Haupt weben, indem ich Hedwig zurückführe. Fliege darum hin, mein Knapp, hin, wo die Unſchuldige ſchmachtet. Dringe ſchlau in den Kerker, rufe der Aermſten meinen Namen in's Ohr, bringe ihr der reinen Minne Gruß und

Troſt. Sie willige darein, und nur für ſie lebe ich von dieſem Tage an. Mein eigen Schickſal werfe ich weit von mir, will nicht mehr an mich ſelber denken, ganz ihrem Dienſt mich weihen. Jetzo bindet mich noch die Klugheit, das unabänderliche Loos an dieſe Stadt; mein fürſtlicher, mein Mannesſtolz verlangt ein „Ja" aus Hedwigs Munde. bevor ich handle, weil das Verſchmähen meiner Hülfe mein Tod wäre. Bringe dieſes Ja, mein Knappe, bringe es bald, und fordre dann den beſten Theil von dem, was mir in dieſem Leben noch zufällt. Der ungariſche Held ſchenkte Dir auf der Wahlſtatt ein adelich Wappen; ich ſchenke Dir mein Herz, ſo Du mir Deinen Beiſtand nicht verſagſt."

Der eifrige Sprecher ſchöpfte Athem, ſich erholend von dem Taumel ſeiner Empfindungen. Floribert antwortete trocken: „Schon wäre ich weit von Landshut, wenn Ihr Eure Worte geſpart hättet, gnädiger Herr. Ihr ſeyd der Meiſter, ich der Knecht; ich will verſuchen, Euer Gebot zu erfüllen. Sorgt indeſſen für Euer Heil und Wohlſeyn, und laßt, kehr' ich binnen heut und zwanzig Tagen nicht zurück, eine kräftige Seelenmeſſe für mich leſen." — Zum Abſchied ſchüttelte Chriſtoph des Knappen Hand, als wäre es die eines Ebenbürtigen.

Während ſelbiger Zeit ſaß Herzog Georg wieder in der traulichen Kammer, zärtlich umſchlungen von der ſchönen Eva. — „Warum die häßlichen Runzeln auf der Stirn?" fragte ſie ſchmeichleriſch: „Der

Morgen war ſo heiter, und mit einem Male ſteigt das böſe Wetter auf?" — „Es ſollte Dich nicht kümmern;" entgegnete Georg mürriſch: „doch will ich Dir nicht verhehlen, daß meines Vetters Einkehr mir nicht gefällt." — „Der hartherzige Todtſchläger!" rief Eva mit gefalteten Händen: „ich fürchte mich, mit ihm unter einem Dache zu ſeyn. Sein Bleiben würde Euch ſchwere Verantwortung zuziehen." — „Wie das?" fragte Georg mit dem Hochmuth des unumſchränkten Herrn; „ſteht mir nicht frei, in meinen Marken zu thun, was mir beliebt? Mein Dach ſchirmt ihn, den Wittelsbacher, ich ſchwör's bei meinem Leben!"

Wie nun Eva ſeines Unmuths Urſache nicht begriff, und neugierig horchte, fuhr er vertraulich und mit argem Lächeln fort: „Es wurmt mich, daß er gern unter einem andern Dache hauſte. Sieh, Eva, meine fürſtliche Hand wollte ich verwetten, daß Chriſtoph mein Weib in minniglichem Herzen trägt." —

Eva lachte hell auf, ſchwieg aber alsbald, vermerkend, daß der Herzog böſer wurde. „Still, leichtfertiges Geſchöpf!" unterbrach er die vorlaute Fröhlichkeit: „Wo es ſich um meine Ehre handelt, vertrag' ich keinen Scherz. Chriſtoph iſt den Weibern gefährlich. Weltkundig iſt, was man von des Matthias Gattin ſpricht. Ich will nicht für den unruhigen Abentheurer meine Danae gehütet haben." — „Wer iſt die Danae?" fragte Eva mit eiferſüchtiger Einfalt. Der Herzog lachte nun ſeinerſeits, entgegnend: „Eine heidniſche Prinzeſſin, von welcher die griechiſchen Fabelhänſe geſungen haben. Du verſtehſt das nicht, Mitterſtorferin." — Worauf Eva gereizt und ſchmollend: „Meintwegen; ich habe nicht auf Euerer Schule zu Ingolſtadt lateiniſch gelernt. Ich weiß nur, daß die Frau im Burghäuſer Schloſſe eine Polackin iſt, die von meinem gnädigſten Herzog nicht geliebt wird, und daß an meines durchlauchtigen Herrn Statt mir's einerlei ſeyn würde, ob der Vetter Chriſtoph ihr freundlich zugethan ſey, oder nicht."

Der Herzog ſah die Eva lange mit ſtrengen Augen an, ſchüttelte den Kopf, und ſprach: „Dein Glück, Mitterſtorferin, daß Du ein ſchön Weibsbild geworden biſt. Dein albernes Geplauder duld' ich nur um Deiner Schönheit willen. Wohl merkt es ein Kind, daß Du als eines Krämers Tochter geboren biſt. Das gemeine Volk hat keine Würdigkeit in Gedanken und Rede. Mir einerlei, ob der Vetter meinem Eheweib den Hof mache oder nicht? Bei meines Vaters Seligkeit! das ſollte mir ein Mann geſagt haben! Des Todes iſt, wer es wagt, ein lüſtern Auge gegen Frau Hedwig aufzuthun. Des Todes, und wär' er tauſendmal mein Vetter, ein Wittelsbacher, ein geborner Herzog in Bayern!"

„Nun denn;" verſetzte Eva kalt: „ſo gebraucht Eure Vorſicht, daß die gnädige Frau nicht von Burghauſen geſtohlen werde, wenn anders Euer Vetter jetzo Zeit hätte, eher an Minnedienſt zu denken, denn an ſein eigen Schickſal.“

Georg ging mit Fleiß in ſeinem Kopfe noch einmal die Unterredung durch, die er mit Chriſtoph gehabt, und äußerte dann mit Beſtimmtheit: „Wie ich ſagte, bei Gott, nicht anders iſt's. Die unaufhörlichen Fragen, der heimliche Groll, welcher durch die heftige Neugier blitzte, ſeine glühenden Wangen, ſonſt ſo bleich...... ich irre nicht. Er führt etwas im Schilde. Der gezwungne Müſſiggang, dem er vorjetzt in dieſer Freiſtatt unterliegt... ſein unſtäter Geiſt...! In einigen Tagen breche ich gegen Nördlingen auf.... wer weiß, wie lange mich des Krieges Wechſel dort feſthält..? Wenn er die Zeit benützte? von einem Tollkopf, wie der Vetter iſt, ſteht alles zu erwarten.... dem kecken Reiter iſt die Entfernung nur ein Kinderſpiel, ein waglicher Handſtreich gegen ſorgloſe Wächter nur ein Scherz am Feierabend....“

„Mein gnädiger Herr kämpft mit Geſpenſtern;“ lächelte die boshafte Eva: „welch' Gram und Kummerniß um ein Gut, deſſen Ihr überdrüſſig wurdet! Wohl kenn' ich Eure Eiferſucht, weil jeder meiner Schritte, jeder meiner Blicke bewacht wird, gleich eines Verbrechers. Doch achtete ich den Argwohn als der Liebe Zeichen. Nun ſeh' ich freilich, daß er auch die verfolgt, die Ihr verachtet, und zittre ſchon vor der Zeit, da Ihr, auch meiner müde, mit Ketten und blutdürſtiger Aufpaſſerei meine Zärtlichkeit belohnen werdet.“ Die Schelmin that bei dieſen Worten, als hielte ſie mit Mühe die Thränen zurück.

Georg küßte ſie, umſchlang ihren Leib, und rief: „Ei, ei, Du närriſche Eva, welche Einbildung! Wenn ich Dir je untreu würde, ſollteſt Du ganz anders von Deines Herzogs Freigebigkeit und Gnade reden. Zu Burghauſen muß ich ſtrenger Haus halten, das fordert mein fürſtlich Anſehen. Auch fürchte ich nicht allein den Chriſtoph, ſondern den Vater der Frau Hedwig nicht minder, der — ich weiß — mit Kummer ſeiner Tochter Loos von fern mit anſieht. Wenn er ſich mit dem Vetter vereinigt hätte …? nein, da muß ich eine Schranke ſetzen.“

„Wollt Ihr den Vetter in Bande legen laſſen, wie ihm einſt ſein Bruder gethan?“ fragte Eva mißbilligend. — Der Herzog hob aber feierlich die Hand, und ſprach: „Der Herr behüte mich, daß ich ohne einen Beweis ſchwerer Schuld gegen Wittelsbachs Freiheit und Würde mich verginge. Fern ſey das von mir; aber dem Schickſal will ich meine Ruhe anheimſtellen, und das Schickſal iſt in zweifelhaften Dingen der beſte Richter.“

„So dächte ich auch;“ verſetzte Eva, den Ton eines Rathgebers annehmend: „Wenn Ihr eine Botſchaft an den Herrn von Wildenberg ſendetet, ſeine Wachſamkeit zu ſchärfen, mit dem Befehl, einen jeden, der die Herzogin zu entführen verſuchen wolle, ohne Anſehen des Namens und Geſchlechts auf die Seite zu ſchaffen ....?“

„Das eben meine ich;" gab Georg beifällig zu: „Ich leg's auf des Oberhofmeiſters Haupt und Leben. Das Verließ dem, der ein Verſtändniß anzuknüpfen käme; der ſchnellſte Tod dem, der einen thätlichen Verſuch, die Herzogin zu befreien, wagen ſollte. Blinder Gehorſam, bei Wildenbergs eignem Halſe. Dann wähle das Verhängniß in Gottesnamen ſein Opfer; ob einen tollkühnen Polen, oder einen verrätheriſchen Blutsfreund. Mir gleichviel alsdann. Der tiefe Brunnen jenes Schloſſes birgt Lebendige und Todte ſo fein und ſicher, daß nicht einmal eine Otter daraus zu Tage kommen möchte, Kunde von ihnen zur Welt zu bringen."

„So mögt Ihr mit Ruhe gegen Nördlingen ziehen, hoher Herr," ſagte ſchmeichelnd die Genoſſin, „und wohl verſichert ſeyn, daß auch mein Mund ewig zu ſchweigen weiß." — „Warum denn nicht?" ſcherzte Georg, auf Eva's weißen Nacken deutend: „Würde der Verrath nicht dieſes Hälslein gelten?" — Eva erzitterte bei dem drohenden Spaße, während Georg fortfuhr: „Heute noch ſchreib' ich den Brief an den Wildenberg, und Morgen ſoll ein reiſiger Hofknappe mit dem Schreiben ſtracklich abgehen." — Der Entſchluß beruhigte den Fürſten ſo ſehr, daß er den Tag wohlgemuth mit Chriſtoph verbrachte, ohne im geringſten ſein Mißtrauen zu entdecken. Auch Chriſtoph nannte nicht ein einzigmal der unglücklichen Hedwig Namen.

Als bei guter Zeit am andern Tage der Hofreiter Emmeram Graindl vor den Marſchall beſchieden wurde, träumte dem guten Geſellen Arges, indem das Unglück ihm widerfahren war, bei'm Gelage der verwichenen Nacht einen Paukenſchläger hart zu verwunden und in den Iſarfluß zu ſtürzen. Emmeram faßte ſich indeſſen, da ihm der Marſchalk einen Brief gab, denſelben ohne Aufenthalt gen Burghauſen zu tragen. Mit Begierde ergriff er die Gelegenheit, einem mißlichen Verhör und Urtheil zu entkommen, und niemals hatten des Herzogs Pfleger, die ihn mit friſchen Pferden verſehen mußten, einen eilfertigern Rennboten geſehen.

8.

Das feſte Schloß von Burghauſen.

Die Salzach, niederfallend von den Höhen des Erzſtifts, eilig hinfluthend durch tiefe Thäler zum ſtarken Innfluß, beſpült auf ihrem Wege die Stadt Burghauſen und die felſigen Grundfeſten des Schloſſes gleichen Namens. — Wie die Häuſer des Städtleins längs dem Ufer, ſo dehnen ſich auf der Krone des dahinter emporſteigenden Berges die langgeſtreckten Mauern und Dächer der Burg, beinahe eine Viertelſtunde weit; laufen dann an beiden Enden mit Zinnen, Thürmen und Schanzen hernieder, die Thore und Geſtade zu umklammern. Zum Schutz des Landes, den Nachbarn zum Trutz, erbauten Grafen und Herzoge mit ſorgſamem Fleiße das Kaſtell, und verwahrten darinnen von den älteſten Zeiten an, was ihnen werth und theuer war: ihre Habe, ihr Kriegsgeräthe, ihre Kinder, ihre gefangenen Todfeinde. Die ſchroffen Ränder des Stromthals, der ungeſtüme Fluß, machten den Paß zu einem ſichern Aufenthalte; aber die Freuden der einſamen Burgwohnung beſtanden vorzüglich in der wildreichen Waldumgebung und in der ſchönen Fernſicht auf Salzburgs Vorgebirge; dieſſeits der belebte Strom, weit, weit jenſeits, blaſſen Wolkenſchichten ähnlich, die Spitzen des kärnthneriſchen und ſteyermärkiſchen Hochlandes.

Schauend nach den Gipfeln, wo der freie Adler horſtet, aber ſelber ein gebundener Löwe, hat der achtzigjährige Graf von Mortain auf der Veſte von Burghauſen ſeines langen Lebens letzte Friſt verſeufzt; der bärtige Ludwig, ein Opfer des Sohns, des bucklichten Grafen von Graisbach; ein Gefangener ſeines erbittertſten Feindes, des Herzogs Heinrich von Landshut. Und da er geſtorben war, unbeugſam wie die Vergeltung, die ihm ſchon hienieden den Lohn für die Werke ſeines finſtern Haſſes reichte, hat man ſeine Gebeine ohne Sang und Klang in der Abtei zu Raitenhaslach beigeſetzt, und ſeine Kerkergemächer verſchloſſen, weil das Gerücht aufkam, der alte bärtige Herzog wandle darinnen zur Nachtzeit, als ein unruhig Geſpenſt.

Aber wo Männerherzen ängſtlich pochten, Männeraugen furchtſam in die finſtern Winkel ſchielten, da gefiel ſich ein unſchuldig, furchtlos Weib. Die Gattin des Herzogs Georg, die mit ihrem Gemahl bei Lebzeiten ſeines Vaters zu Burghauſen ihren Hof hielt, ließ die Stuben des Grafen von Mortain wieder öffnen, und bewohnte dieſelben, denn ſie waren neu eingerichtet mit verſtändiger Pracht. Hedwig ahnte damals nicht, daß ihr des wilden Grafen Loos einſt beſchieden ſeyn möchte.

Ludwig der Reiche ſtarb; mit ihm Hedwigs Freiheit. Georg der Reiche ſtieg auf den Thron; Hedwig ſtieg in den Kerker. Einen kurzen Lenz hatte ſie unter dem Baldachin zu Landshut verlebt, eine Magd ſteifer Sitte. Sie dachte, nur einen Sommermond in Burghauſens Abgeſchiedenheit zu verleben; der Wille ihres Gemahls hielt ſie dort feſt. Noch eine Weile träumte ſie von Liebe, Macht und Glück; der Traum zerrann. Gefeſſelt wie der Graf von Mortain, war ſie elender als er, weil ein langes Leben vor ihr lag, und weil ſie freundlich den umarmen mußte, der ihr Kerkermeiſter war, und nur ſelten ſich herabließ, durch die morgenländiſche Pracht ſeiner Erſcheinung Hedwigs Klauſe grauſam höhnend zu verherrlichen.

Dennoch erwartete ihn die Fürſtin ſtets mit Ungeduld, empfing ihn ſtets mit verdoppelter Sanftmuth, mit unterwürfiger Liebe. Dem Himmel zugewendet und an deſſen Heiligen ein frommes Beiſpiel nehmend, hatte ſich Frau Hedwig oft in ihrer Einſamkeit Vorwürfe gemacht, daß ſie zu Landshut dann und wann mit einem raſchen Worte, mit einem ſchlimm verhehlten Argwohn den Gemahl beleidigt. Den Fehler zu tilgen, den erzürnten Eheherrn zu verſöhnen, war ihr einzig Streben geworden, und je wie aufs Neue wieder ihr Geburtstag herankam, — der Tag, den Herzog Georg nie verſtreichen ließ, ohne einen Beſuch auf Burghauſen zu machen, — ſo ſchmeichelte der Armen wieder die Hoffnung, er würde der letzte im Kerker vertrauerte ſeyn, und der Gatte werde zu ihr ſprechen: Komm' wieder in mein Haus, denn ich habe Dich reiner gefunden, denn Gold!

Zum ſechsten Male, ſeit Hedwig in Haft gehalten war, brach der Tag der Erwartung und Sehnſucht an. Die Fürſtin, aus der Frühmeſſe kommend, ging in ihre innerſte Kammer, um das Schlußgebet zu verrichten. Judith, die würdigſte Frau unter Hedwigs Dienerinnen, ſtand in dem düſtern Vorgemach, und begrüßte den Pater Vincenz, einen Ciſterzienſermönch, den Raitenhaslach ſendete, die Stelle des verſtorbenen Beichtigers der Herzogin einzunehmen. „Se. fürſtliche Gnaden laſſen Euch ihre Huld vermelden;" ſprach die Kammerfrau zu dem Prieſter: „Frau Hedwig iſt zufrieden mit der Salbung und Andacht, die im Altardienſt Euch zur Seite ſteben. Sie wird gerne Euch das Vertrauen ſchenken, deſſen der ſelige Vater Stanislaus genoß."

„Er ruhe in Frieden, und ſeine Werke folgen ihm nach;" verſetzte der Mönch: „ich will verſuchen, ihm zu gleichen. Bin ich ſchon nicht ein Landsmann der gnädigen Frau, wie der Verſtorbene es war, ſo liebe ich ſie doch nicht weniger, und eine Heilige verehren alle Länder und Welten."

„Eine Heilige!" wiederholte Judith, indem ſie eine Thräne im Auge zerdrückte: „Ja, Hochwürdiger, ſie iſt eine Himmelsfürſtin, wie eine irdiſche. Darum hat ihr ſchon hienieden der Heiland die ſchönſte Krone, die er für ſich ſelber auserleſen, die Dornenkrone, beſcheert. O, mein Vater: Euch wird von heute an vergönnt ſeyn, täglich einen Blick in dieſe ſtillen Kammern, und in das edelſte Frauenherz zu werfen. Seyd alsdann der freimuthige Herold auch, der mit geweihter Zunge die Verläumdungen der ſchnöden Welt widerlegt. Predigt auch vor dem Volke das unverſchuldete Leiden der Reinen, damit ſie nicht geſteinigt werde als eine Sünderin, während zu Landshut...."

„Laſſet uns nicht richten, meine Tochter;" unterbrach der Mönch die begeiſterte Rednerin: „die Gnade wird nur durch Leiden offenbar, und der klare Schnee leuchtet durch die unreinſte Scholle. Gott lenkt das Herz der Gewaltigen, und ſänftigt das unverſchuldete Kreuz."

Frau Judith beſchied ſich, reichte dem Mönch einen Beutel von Sammet, mit Silber gefüllt, ſprechend: „Se. fürſtliche Gnaden will, daß Ihr die wohlgemeinte Spende an die ärmſten Leute zu Burghauſen austheilet. Sie mögen beten für die Wohlthäterin, und ſich des Geburtsfeſtes derſelben erfreuen.“

Eine Glocke tönte aus dem Gemach der Herzogin; Pater Vincenz beurlaubte ſich, die Kammerfrau eilte ihren Dienſt zu thun. — In dem traulichen Stüblein, ſitzend auf einem hohen Stuhle, deſſen Lehne mit dem bayriſchen und polniſchen Wappen geſchmückt war, harrte Hedwig ihrer Dienerin. Ringsum auf Tiſchen und Polſterbänken lagen die prachtvollſten und mannigfaltigſten Gewänder ausgeſpreitet; auf den breiten Simſen ſtanden geöffnet die Schachteln und Käſtchen, worinnen die Juwelen der Fürſtin. Die Sonne, durch die gemalten Fenſterſcheiben dringend, verzauberte der Demanten und Perlen weißen Glanz in ein buntes Feld von farbigen Edelſteinen. Noch einmal ſo bleich erſchien die Gefangene im Kreiſe der wechſelnd auf und nieder ſpielenden Strahlen. Mit der zarteſten Stimme redete ſie zu der Kammerfrau: „Du ſollſt mir helfen, ein Kleid zu wählen. Sieh, wie ich träge bin zum Entſchließen. Mein Herr käme, und ich wäre noch nicht im Staate, wie ich ſoll.“ — „Die gnädigſte Frau wird des Raths ihrer Magd nicht bedürfen;“ entgegnete Judith demüthig. Worauf lächelnd die Herzogin: „Doch, doch, mein gutes Kind. Ich habe einen frohen Schlaf gehabt dieſe Nacht; mir iſt ſehr wohl; viel putzen möchte ich mich heute. Mein Herr müßte ſo viele Meilen reiten, um mich zu ſehen im Alltagskleid? Nein, nein. Da, liebe Judith, iſt Gold und Sammet, Silber und Seide. Was gefällt Dir mehr?“ — „Ein golden Gewand iſt Fürſtenſtaat, und Euer Gemahl liebt den gelben Schimmer.“ —

Mit unſchlüſſigen Händen und zerſtreuten Blicken hob Frau Hedwig einen Saum des ſchweren Stoffes auf, und ließ ihn ſeufzend niederrauſchen. „Gold ſteht nicht zu weißen Wangen;“ meinte ſie bekümmert: „Ich wäre krank, glaubte der Herr. Sie haben mich vor Zeiten eine Roſe geheißen, aber eine Schneeblume bin ich heut. Silber, liebe Judith, ich glaube, daß es gut ſeyn wird. Sage: der graue Seidenſtoff mit ſilbernen Zweigen, der braune Sammet darüber, mit Perlen... wie wäre das?“

„Grau, braun und weiß? es ſind des Herzogs Lieblingsfarben;“ verſetzte die Magd mit wehmüthigem Beiſtimmen. Ein Schimmer von Verklärung leuchtete auf Hedwigs Antlitz, daß ſie lebendiger ausrief: „Beſſer alſo, denn jede andere. Ich habe gut ausgeſucht, und dachte nicht daran. Das muß eine gute Vorbedeutung heißen auch. Warum nicht, mein Kind? denn Du machſt traurige Augen, ſo traurig, als wäre es Dir zu weinen. Ei, weinſt Du an meinem heiligen Tage?“

Judith bedeckte der Gebieterin Hand mit Küſſen, um ihr die Thränen zu verbergen, und Hedwig überließ ihr gerne lang die weichen Finger, weil auch in ihren zum Deckengetäfel erhobenen Blicken Zähren ſpiegelten, die ſie erſt niederzukämpfen hatte, bevor ſie mit der treuen Magd weiter redete. — „Kleide mich an, Du Närrchen!“ flüſterte ſie endlich mit Güte: „ſchmücke mich fein hurtig. Mein Herr kömmt bald. Er iſt geſchwinde; eile beſtens, Freundin.“

Ein fernes Getöſe, wie von Pferden, ein fernes Geſchrei, wie von geſchäftigen Knechten, drang über die Mauern der äußern Hofräume in die abgeſchloſſene, von der Herzogin und wenigen Dienern bewohnte innerſte Veſte. Halb ängſtlich, halb ſehnſuchtsvoll drehte Hedwig raſch den Kopf nach dem Fenſter und hob den Zeigefinger. Furchtſam beflügelte Judith ihren Eifer, die Herrin anzukleiden. Ihr war bange vor dem ungeſtümen Herzog, der es übel vermerkte, wenn er nicht in Staat und Prunk empfangen wurde. — Da jedoch der Lärm ſchnell verſtummte, keine Trompete laut wurde, und die Glocken ſchwiegen, bezwang die Fürſtin ihre Haſt, beruhigte ſich die Magd.

„Brächte er vielleicht heute die Kinder?“ fragte Hedwig halbleiſe: „Eliſabeth, den trotzigen Kopf? Margareth, das weiche Lämmlein? Meine lieben Töchter! wann ich wiederſehe euch? wann ihr wiederſeht mich? O, Mutter eurige ſeufzt viel, meinige auch. Jeder hat ſeinen Wurm; eines jeden iſt ſeine Plage.“

„Ach ja: Gott ſegne alle ſterbliche Menſchen!“

murmelte Judith, und legte über die im Silberſtoff gefangene, unruhig athmende Bruſt der Königstochter das ſchwere Geſchmeide von kalten Edelſteinen. „Das iſt ein Harniſch;“ bemerkte Hedwig mit freundlichem Scherz: „ich bin ſteif und ſtarr darunter, wie eine Geſtalt von Marmor auf den Gräbern zu Krakau. Wie ich erſchrocken bin einmal, vor einem ſolchen König aus Stein! Wenig Muth habe ich noch alle Tage. Vor vielen Menſchen fürchte ich mich.“

„Vor dem böſen Herzog, zum Exempel;“ dachte Judith in ihrem Sinn, da Hedwig inne hielt. Die Fürſtin verſchluckte den Namen ihres Gatten, der auf ihrer Zunge ſchwebte, und fuhr fort, während ſie ihren vollendeten Schmuck im Spiegel muſterte: „Den Herrn von Wildenberg für's Erſte ſcheue ich, als wär' ich ein Kind, ein albernes. Unter ſo finſtern Augen bin ich nicht aufgewachſen; keine Stimme, ſo rauh, hat mir das erſte Lied geſungen.“

„Ein Biedermann, aber ſtahlhart in ſeiner Pflicht; nichts darüber, nichts darunter;“ ſagte Judith achſelzuckend: „Leute ſeines Korns bringen alle zur Verzweiflung, die in ihre Hände gegeben ſind. Es war nicht die freundlichſte Wahl des gnädigſten Herrn; doch ſoll der Schloßhauptmann, der vor dem Oberhofmeiſter hier befahl, ein ſeltner Vogel an Bosheit geweſen ſeyn. Wovon der Böhme einen Spruch zu ſagen weiß.“

Hedwig fuhr zuſammen, und ſchlug mehrere Kreuze über Stirn und Bruſt, verſchüchtert rufend: „O, wie elend, gutes Kind, o wie elend dieſer Mann! Vergiß ihn nicht heute, Judith, thu' ihm doppelt viel zu Liebe. Erquicke ihn, daß ich einmal wieder heiter ſehe ſein wildes vergrimmtes Geſicht." — „Ach, er wird nicht verſäumen, ſich an dieſem Tage einzuſtellen, der rauhe Bär;" entgegnete Judith: „Eure Stimme iſt die einzige, die er gerne hört, und die ihn für lange Zeit zahm macht. So weh mir ſein Anblick thut, ſo iſt er mir doch lieber, als des Oberhofmeiſters Beſuch. Des Mannes Pein und ſeine Unzufriedenheit verrathen ſich gar zu deutlich. Heute werden wir ſeiner entbehren, da er am Fieber krank zu Bette liegt. Seit er unpaß iſt, genießen wir doch mehrerer Freiheit, und darum möge er uns nur noch länger meiden."

Hedwig verſuchte einen ſtrengen Blick auf die ungeduldige Dienerin, und ſprach: „Wie das plaudert und fabulirt in die Welt hinein! Ich habe einſt gewußt, wie ein deutſch Sprichwort von den Schwäzern redet; aber ich hab's vergeſſen, ſonſt wiederholte ich es für Dich. Schweige doch. Einen Wink gäbe mein Herr, und Alles wäre anders. Er ſpricht den Befehl vielleicht heute. Du mußt geſtraft ſeyn, weil Du wieder Deinen Kopf ſchüttelſt, den ſtörrigen. Zum Herrn von Wildenberg geh', und frage höflich, als wär' ich's ſelber, wie der Herr mit ſeiner Beſſerung daran iſt."

Judith verneigte ſich unterthänig, davon gehend. Vor dem Spiegel ſetzte ſich Hedwig nieder, ihrer

Pracht zuzulächeln; aber bald ſchweiften ihre Gedanken ſehnſüchtig über die enge Kammer hinaus; als Liebesboten, den erwarteten Gatten einzuholen, oder als tröſtende Engel, die Eltern in der Königsburg von Krakau zu begrüßen. — All' dieſe wunderliche Heroldſchaft verging jedoch in einem einzigen Leid der gefangenen Mutter. Ihre Töchter, von ihr geriſſen, als ob ſie den Armen fremd wären, die ſie getragen.... ihr Knabe, im Grabe verſunken, da er kaum geboren.... welche Verlaſſenheit! — „Hätte ich einen Sohn!" klagte Hedwig im innerſten Herzen, mit gerungenen Händen: „Er würde mich vielleicht inniger lieben, der ſtrenge Herr Georg, der zürnende!"

Ein Blick auf das Bild des gekreuzigten Erlöſers, und in ſtille Ergebung verkehrte ſich der aufwallende Gram der frommen Fürſtin. Sie gewann den Muth, das Conterfei ihres Gatten zu betrachten, welches an goldner Kette in ihrem Mieder verborgen lag. Mit ängſtlicher Mühſeligkeit ſtudirte ſie aus dem kalten, hoffärtigen Antlitz einen Zug der Sanftmuth und Mildigkeit heraus, und nachdem die Arme ſich die Täuſchung aufgezwungen, überredete ſie ſich, fröhlicher geworden zu ſeyn, und griff nach der Laute, die an der Wand lehnte, eine liebe, vielgeſuchte Freundin der einſiedleriſchen Frau. „Noch kein Lied ſang ich mir heute zu meinem Feſte;" ſagte Hedwig lächelnd: „Komm', Du klingend Holz, weicher, gefälliger als Menſchenbruſt und Menſchenſtimme; wiederhole mir die Töne, die im Vaterlande mich erfreuten. Dort war Freiheit; arme Hedwig! Hier ſind Bande; arme Herzogin!"

Die Zither gehorchte den kunſtfertigen Fingern, bis dieſe der Spielerin untreu wurden und erſtarrten, während das Haupt der Fürſtin ſich an die metallnen Wirbel des Inſtruments lehnte, und über die Saiten ihr Mund die Worte hauchte: „Heute zögert er lange, mein geſtrenger Herr!"

9.

Der Hofſtaat einer Gefangenen.

Es wurde leiſe an der Thüre gekratzt. Hedwig erhob ſich, und fragte, aus den Augen die feuchten Spuren wiſchend: „Hola! biſt Du's, Marynka, meine Zofe? biſt Du's, mein Page Jaſineczek?" — Marie, die jüngſte Kammerdirne, öffnete ſchüchtern die Thüre zur Hälfte, und liſpelte herein: „Der alte Böhme iſt draußen, gnädigſte Frau, und möchte ſeinen unterthänigen Glückwunſch anbringen, wenn's ihm erlaubt würde." — Hedwig ſeufzte, nickte nach kurzem Beſinnen mit dem Kopfe, und trat an die gewölbte Pforte.

Auf ihrer Schwelle ſtand der Gemeldete, eine mächtige Geſtalt, die, obſchon gebückt und zuſammengeſchmiegt, unter dem niedrigen Thürbogen kaum genug des Raums fand. Seine Gewänder, ſowohl das Unterkleid, als der Aermelrock darüber, waren von grauem, grobem Tuch, mit Pelzſtreifen beſetzt; die gleichfarbige Mütze trug er in der, nach ſlaviſcher Sitte tief zur Erde geſenkten begrüßenden Hand. Mit der freien Rechten tappte er vor ſich hin. — Hedwig reichte ihm mitleidig den Saum ihrer aufgeſchürzten Schleppe, den er wie ein Heiligthum an ſeine Lippen führte, und wieder ſorgfältig auf den Boden breitete. Erſt alsdann richtete er empor den ſtarken Nacken, den breiten kahlen Kopf, nur hie und da mit einer grauen Locke beſetzt, das ſtumpfe, wilde Antlitz, worinnen die Augen fehlten. Deckel und Wimper waren ſchlaff darüber zuſammengeſunken. Die Sterne waren erſtorben hinter ihren Schleiern.

Der blinde Mann begann mit tiefer Stimme: „Des Himmels Segen, durchlauchtigſte Frau, begleite Euch. Iſt Euch noch Glück beſchieden, ſo lebet lange, lange. Sollt Ihr unglücklich bleiben, ſo möge Euch der letzte Helfer in der Noth gnädiger ſeyn als mir. Vergeßt mich armen Verſtümmelten nicht in Euerm Leben oder Sterben.“

„Für Dich iſt es geſorgt;“ antwortete die Fürſtin gerührt: „Du ſollſt immer haben, was Du gebrauchſt. Mein Tod ſoll nicht aufhören machen was ich Dir verſprochen habe, und für Deine Wünſche danke ich, guter Mann. Judith hat Auftrag zu einem Geſchenk für Dich." — „Das Paradies vergelte Eure Barmherzigkeit;" verſetzte der Blinde: „Wenn ich nur mit einem Hauche lohnen könnte, was Ihr an mir Armen thut!" — „Gut, gut; wenn meine Bitten ſtarke Bitten wären, hätte unſer gnädiger Herr ſchon mehr für Dich gethan." — „Ach, edle Frau: der Herzog macht es nicht wohl mit mir, und auch ſein Vater hat bös an mir gehandelt, obſchon ich glauben ſoll, er habe nichts gewußt von dem, was ſein Schloßhauptmann befohlen . . .!" — Der Mann wurde unruhig vor ſteigendem Zorn, daß er mit den Zähnen knirſchte, und Hedwig ihn unterbrach mit den Worten: „Was nicht mehr zu ändern iſt, laß' das. Die Herzoge ſind ohne Schuld; der grauſame Ritter büßt gewiß im Pfuhl, dem brennenden." — „Aber meine liebe Freiheit, gnädige Frau? Ich darf mit keinem Schritte aus dem Thore dieſes innern Raums; wie hart iſt dieß Geſchick dem Unſchuldigen?"

Hedwig erröthete. Ihr Geſchick war nicht beſſer. Sie ſagte: „Auch dieſes laß gut ſeyn einſtweilen. Man ſagt, es wäre nicht klug geweſen, wenn Du aller Welt Dein Elend gezeigt hätteſt. Verſuche, armer Mann, daß Du heute dem Herzog nahe kommſt. Wenn er Dich einmal bemerkt . . . ." — „Ein Bote iſt von Landshut eingeritten." — „Ein Bote?" — „Eben jetzo. Der Niklas, der mir meine Suppe bringt, ſagte mir's." — „Ein Bote!" wiederholte Hedwig voll Freude: „Er kömmt alſo bald, er folgt gewiß auf der Spur dem vorlaufenden Roſſe! Geh getroſt, Alter; fliege, Marynka. . . .!"

„Was befiehlt meine durchlauchtige Frau?" fragte Marie, und Hedwig, von Glück und Hoffnung übermannt, hatte ſchon wieder vergeſſen, was ſie befehlen wollte. Der Böhme, zwiſchen den Zähnen murmelnd, nach der Thüre des Vorgemachs am Getäfel hinſchleichend, verwünſchte den Herzog, die Freude der Herzogin, und rief halblaut dem Buben Niklas, daß er ihn über die Schneckenſtiege in den ſonnigen Hof brächte. — Er wich ſcheu vor einem rauſchenden Frauengewand, vor haſtig klingenden Sporen. Der Sporenträger ſtieß im Vorübergehen unſanft den brummigen Alten an, daß derſelbe mit einem Fluche die breite Hand, zur Fauſt geballt, aufhob: „Oho! was wäre mir denn das?" ſchalt der Reiter dagegen, und maß den grauen Pelzmann mit drohenden Blicken. — „Laßt ihm's hingehen!" ermahnte Judith die Kammerfrau: „ihm fehlt das Augenlicht; er will Euch nicht beleidigen." — „Das iſt etwas anderes!" verſetzte der Reiter, beruhigt weiter gehend: „Dem Unglück iſt erlaubt, den Grobian zu machen, ſonſt wollte ich bei Gott...!" — „Still! hier iſt der Eingang zur Herzogin!"

„Weißt Du ſchon, Judith?" rief Hedwig, der treuen Magd entgegeneilend: „Ein Bote von Landshut! Sag an, was er bringt. Nicht ſo viel Zeit, als ein Sandkorn fällt, bleibe ſtumm." — Haſtig erwiederte Judith: „Ich weiß, ich ſah den Reiter kommen, einen großen Brief trug er zum Oberhofmeiſter hinauf. Der von Wildenberg liegt von Hitze gepeinigt zu Bette. Des Burgpflegers Wachſamkeit iſt milder, ſeit Herr Ebran ſiech geworden. Sie ſehen jetzo mehr in Euch die Herzogin, der ſie gehorchen ſollen, als die zu hütende Gefangene. Leicht wurde mir, den Boten in den innern Hof zu führen. Ich zählte auf Eure Ungeduld, ihn ſelber zu befragen, und auf dem Wege ſprach er ein halbes Wort, als ob er gerade nur für Euch eine beſondere Botſchaft bei ſich trüge. Befehlt, und ich bringe ihn. Benützt jedoch die paar Augenblicke; denn unten verſammeln ſich Eure edeln Frauen zur Aufwartung, und der Stadtrath mit dem Richter und der Schifferzunft in Feierkleidern harren, daß ſie Euch ihren Glückwunſch zu Füßen legen."

„O geſchwinde denn!" gebot Hedwig mit ſtürmiſchem Eifer, und im Nu ſtand der Reiter von Landshut in der Kammer der Fürſtin. Judith und Marie lauſchten an der Pforte des Vorgemachs. — „Nicht Zeit hat, ſich zu bücken, wer da läuft;" begann Hedwig: „zu einer andern Stunde empfange ich nicht alſo einen Diener. Antwort will ich, eine kurze. Herzog Georg, kommt er?" — „Das weiß ich nicht." — „Wie? Du ritteſt ihm nicht vor?" — „Nein." — „Iſt mein Herr doch nicht krank?" — „Nein." — „Gott ſey Lob. Oder die Kinder?" —

„Nein; ich habe ſie geſund geſehen." — „Dem großen Gott danke ich. Was brachteſt Du aber?" — „Einen Brief für den…" — „Recht das; ich weiß. Aber haſt Du nicht geſagt…? meiner Kammerfrau ſagteſt Du…." — „Eine Werbung hätte ich an meine gnädige Herzogin…." — „Ei ſo? was iſts? von wem?" — „Von meinem durchlauchtigen Herzog." —

Hedwig trat ſtolz einen Schritt zurück. „Ha, wie viel der Schmach?" rief ſie, ſich vergeſſend: „Seit wann iſt des Knechtes Mund der Mund meines Herrn geworden? Seine Hand, iſt ſie müde, mit der Feder zu ſchreiben an mich?" — „Meine gnadigſte Frau iſt im Irrthum." — „Ach; bin lange geweſen in Irrthum!" ſeufzte die Fürſtin, die Hand vor das Geſicht haltend. Der Bote wagte nicht, ihr Schweigen zu unterbrechen; aber nach auſſen ſah er unruhig. Viele Frauenſtimmen ließen ſich im Vorgemach hören. Judiths abweiſende Beredſamkeit erlahmte an der Zudringlichkeit der zu Hof berechtigten Edelweiber. Schon füllten ſie die Halle und den Gang. Ueber die Wendeltreppe dröhnten die ſchweren Schritte der Burgermeiſter und Rathsglieder von Burghauſen.

„Sprich; ertragen will ich's!" hob die Herzogin plötzlich an, und enthüllte ihr ernſtes, blaſſes Angeſicht. Der Knappe deutete nach der geräuſchvollen Vorſtube, und flüſterte: „Ich bringe Geheimes; kein ſterblich Ohr außer dem Eurigen darf's vernehmen.“ — Hedwig maß ihn befremdet mit den Augen. Er fuhr, ohne ſich irre machen zu laſſen, fort: „Meine Freiheit, mein Leben ſind in Eurer Gewalt, ſo Ihr meine Kühnheit mißkennt, und mich dem Schloßhauptmann verrathet. Eure Zukunft bedenkend, hört mich zu einer andern Stunde an geheimerm Orte als dieſer iſt.“ — Hedwig kam von ihrem Erſtaunen nicht zu ſich, als der kecke Menſch mit den Worten ſchloß: „Heute raſte ich noch auf dem Schloſſe. Heute darf ich's noch. Schenkt mir noch heute einen Augenblick. Ich will für Eure Zofe leicht zu finden ſeyn.“

Judith ſchaute durch die halbgeöffnete Thür, faltete bittend die Hände: ein Zeichen, daß die Herzogin nicht mehr ſicher, das geheime Gehör zu endigen ſey. Hedwig gab dem Knappen einen Wink, ſich zu entfernen. — „Schreitet dreiſt und hohen Kopfes durch die Vorkammer;“ ermahnte ihn leiſe die kluge Judith. — Er that's mit frohem Muthe. Als wäre er ein Diener aus dem Schloſſe ſelbſt, und in irgend einem Geſchäfte abgefertigt, ging er mitten durch zwiſchen den ſchwatzenden Weibern und den ſcharrenden Rathsherren. Die Schwarzmäntel machten ihm beſcheiden Platz; aber von der andern Seite, über die Treppe herauf, kam ein Mann, dem er ungern in die Hände lief, und dennoch nicht ausweichen konnte. — Alle Anweſende bückten ſich vor der großen Geſtalt und ihrer tiefgefurchten Stirne. Eine dunkle, krankhafte Röthe überzog des Ritters hageres Geſicht, ſeine Züge verkündeten körperliche Leiden; er bewegte ſich heftig, aber ungewiß und ſchwankend in der reichen, nachläſſig übergeworfnen Kleidung. Das war der Oberhofmeiſter Ebran von Wildenberg.

Kaum erwiederte er mit leichtem Kopfnicken die unterthänigen Begrüßungen, aber ſein flammender Blick fiel auf den Knappen, den Boten von Landshut. „Geſell, was da?“ fragte er barſch: „Was ſuchteſt Du hier? Wer erlaubte Dir?“ — Frau Judith ſtand hinter dem Jüngling, und erwiederte ſanft und unbefangen: „Mein geſtrenger Herr, es iſt das erſtemal, daß Se. fürſtliche Gnaden ſo lange ſäumen, das Geburtsfeſt meiner hohen Frau durch Ihre Gegenwart zu verherrlichen. Meine durchlauchtige Gebieterin hat daher den Boten nach des erlauchten Gatten und nach der jungen Herzoginnen Wohlbefinden ſorglich ausgefragt, und nicht den Vorwurf zudringlicher Ueberlaſt hat der Geſell zu tragen.“

Als hätte er nicht gehört, was Judith vorgebracht, drehte ſich Wildenberg halb zu dem Knappen, und befahl: „Warte meiner an der Treppe, die zu meiner Wohnung führt. Geh!“ — Der Knappe verſchwand. Wildenberg ſchaute nun im Kreiſe umher und begann zu den Rathsherren: „Die Frau Herzogin läßt den Bürgern freundlichſt danken, nimmt ihre Wünſche und Huldigung als empfangen an, und beurlaubt mit Verſicherung ihrer völligen Gnade den ehrſamen und fürſichtigen Rath.“ — Wohl ſahen ſich nun die Abgeordneten der Stadt mit Verwunderung an, aber zu gehorchen zögerten ſie nicht. Sie gingen mit geſenkten Köpfen, untereinander flüſternd, ihres Wegs.

Die Frauen hatten indeſſen ihren Eintritt bei der Herzogin genommen. Die Erſcheinung Wildenbergs, der ſo plötzlich von ſeinem Siechlager ſich erhoben, um auf abſonderliche Weiſe ſeinen Hof bei der Fürſtin zu machen, beſtürzte die Verſammlung. Ehe noch die ſtaunende Hedwig ihn anreden konnte, hob er mit ehrerbietiger Verneigung an: „Der Himmel ſegne ſtets die Tage unſrer erlauchten Landesmutter, und langes Leben lächle ihr! das iſt der bairiſchen Völker Gebet, und das flehe auch ich, meiner durchlauchtigen Herzogin allerunterwürfigſter Knecht. Da ich nun vorausſetze, daß die ehrlichen Weiber allhier dieſelben Wünſche ſchon kund gegeben haben, und ihre fernere Anweſenheit unſere glorreiche Fürſtin, der einſamen Beſchauung an dieſem heiligen Tage gewohnt, nur beläſtigen würde, ſo verkündige ich den edeln Frauen im Namen Sr. Gnaden die freundlichſte Beabſchiedung für heute, und bis zu der Friſt, da ihnen wieder der Befehl zukommen möchte, ſich auf dem Schloſſe einzufinden."

Verſteinert von Kummer, Ueberraſchung und Beſchämung regte ſich die Herzogin nicht auf ihrem Stuhle. Erſchreckt und ängſtlich gehorchten die Frauen dem rauhen Gebot des Oberhofmeiſters. Wie ſie je eine nach der andern zum Abſchied die Hand der geliebten Fürſtin küßten, fiel manche Thräne auf dieſe kalte Hand, und manch ein mitleidiger Blick ſuchte das Auge Hedwigs, das glanzloſe, dahinſtarrende, erſterbende Auge. — Die an allen Gliedern zitternde Judith hatte nicht ſo bald hinter den Gehenden die Pforte geſchloſſen, als auch den Herrn von Wildenberg ſeine mühſam erzwungene Haltung verließ, und er, todtenblaß werdend, an einen Seſſel ſich lehnte, damit er nicht zu Boden ſänke. —

Da Hedwig dieſes gewahrte, rief ſie gerührt und dringend: „Judith, hilf dem Herrn! Setze ſich der Herr, denn ſein Fieber iſt hart, wie ſeine Zunge. Ach, Euer Amt, mein Herr, wie traurig, wie traurig!“

„Ihr macht es mir ſauer, gnädige Frau;“ entgegnete der Wildenberg, und trocknete ſich den Schweiß von der Stirne: „Entſchuldigt den hinfälligen Zuſtand, worinnen ich vor Euch erſcheine. Es muß das Anſehen haben, als irrte ich im Fieberwahn umher. Doch war's Pflicht gegen den Herrn, gegen Euch, und gegen mich, mir Zwang anzuthun.“

„Ich höre;“ ſagte Hedwig gefaßt. — Der Oberhofmeiſter verſchränkte ſchmerzlich die Hände, indem er fortfuhr: „Was habe ich Euch gethan, würdigſte Frau, daß Ihr zu meinem Verderben ſtimmt? Ich mag wohl Euch ein mächtig Hinderniß, ein überläſtiger Wächter ſeyn; aber ich bin's ja wider meinen Willen. Wenn mein Fürſt befiehlt, ſoll ich mit zugemachten Augen gehorchen. Er mag verantworten.

was er befiehlt. Mir ſteht nicht zu, als einem Lehensmann und Diener, vorwitzig ergründen zu wollen, was meinen Herzog und meine Herzogin feindlich trennt, für den Augenblick trennt und entzweit. Ihr wißt nun, hohe Frau, daß ich mich ſtets in meinen Schranken hielt; Ihr wißt ſogar, daß ich nicht immer nur mit zugemachten Augen gehorcht habe."

Hedwig verfärbte ſich etwas. „Von dem armen Myolawice wollt Ihr reden?" liſpelte ſie. Der von Wildenberg fuhr fort: „Ja, gnädige Frau; von dem jungen polniſchen Tollkopf, der einſt gewagt, in dieſes feſte Haus zu dringen, unter das Geſinde ſich zu ſchleichen, mit dem Pater Stanislaus Eure Flucht zu verabreden. An einem Haare hing damals Euer und mein Geſchick." — „An meinem Willen;" warf Hedwig ſtolz ein: „Ich weigerte mich. Der Vater rief, liebes Polen rief; taub war ich." — „Ihr handeltet einer deutſchen Fürſtin würdig; doch wärt Ihr verloren geweſen, wenn Euer Hofmeiſter nicht Wildenberg hieß; Wildenberg, der mit blutendem Herzen ſeine harte Pflicht thut, Wildenberg, der ſeinen Kindern zu Liebe mit Euch die goldenen, ſchweren Feſſeln trägt, Wildenberg, den, wie alle, ſo Euch umgeben, Euere Tugend und Frömmigkeit beſtochen haben, daß er den unbeſonnenen Polen fliehen, den liſtigen Beichtvater bleiben, den ganzen frevleriſchen Anſchlag dem Herzog nicht wiſſen ließ!"

„Der Herr von Wildenberg hat ſich erinnert dazumal, ein Chriſt zu ſeyn;" bemerkte Hedwig mit

Freundlichkeit: „der Caſtellan von Myokawice, der im Aufgebot von den Ungarn erſchlagen worden iſt, und auch der ſelige Vater Stanislaus, für ihn bei'm großen Gott beten ſie. Warum redet aber der Herr von ihnen?“

„Weil abermals im Finſtern ein Dolch gegen mein Leben geſchmiedet wird;“ antwortete Wildenberg heftig: „ich habe es nicht um Euch verdient, gnädige Frau. Wiſſet; Der Herzog kömmt heute nicht auf ſein Schloß Burghauſen, ...“ — „Nicht?“ ſtammelte Hedwig, in den Stuhl zurückſinkend. — „Aber ſein Brief iſt gekommen, ein ſtrenger unheilmahnender Brief. Es haben ſich etliche Frevler zuſammengeſchworen, meinem Herzog ſeinen theuerſten Schatz zu rauben. Wer ſie ſind? mir wurde es nicht offenbart. Ob Ihr davon wißt, edle Frau? Ich möchte es gern nicht glauben. Aber mein Haupt iſt in Gefahr, und die Wohlfahrt meines Weibes, meiner Kinder, die in Landshut unter'm Auge des Herzogs leben. Wir wären verloren, ich und die Meinigen, wenn das Wagſtück gelänge. Zürnt mir daher nicht, wenn von heute an meine Wachſamkeit ſich wieder verdoppelt, wenn neue Beſchränkungen wieder Euer Leben beläſtigen. Rechnet das mir nicht zu, und laßt uns beide auf beſſere Zeiten hoffen.“ —

Der Oberhofmeiſter ſtand auf, und erwartete in mühſeliger Erſchöpfung eine Antwort der Herzogin. Dieſe, traurig und ſchweigend, kämpfte, ohne Wildenbergs Befürchtungen zu überlegen, mit dem brennenden Kummer, den ihr des Gatten Abweſenheit verurſachte. Dieſes böswillige Verſchmähen eines bisher ſo unverbrüchlich geehrten Feſttags, welch eine ſchlimme Vorbedeutung für die Zukunft! — Wildenberg, errathend, daß für ihn die Fürſtin ſtumm bleiben wolle, ſagte noch zu ihr: „Schon zu lange habt Ihr die Gegenwart eines breſthaften Mannes geduldet. Erlaubt, daß ich den widerlichen Anblick Euch entziehe. Ihr wißt nun, was der Herzog argwohnt, was er gebietet. Gegen die Feinde von Außen verwahrt ſich Wildenberg als ein muthiger Dienſtmann. Euerm Edelſinn, durchlauchtige Frau, vertraut er ganz, wenn im Innern des Schloſſes, in Euern Gemächern, Verrath geſponnen werden ſollte. Wollet mich nicht unglücklich machen; ein Mehreres wage ich nicht auszuſprechen." — Nach dieſen eindringlichen Worten entfernte ſich der Oberhofmeiſter aus der Kammer der Herzogin, am elendeſten Tage ihres armen Lebens.

10.

Das Haus des Böhmen.

„Rede frei und ohne Scheu, Geſell;" ſprach der Herr von Wildenberg den Boten des Herzogs an, der nicht verſäumt hatte, des Ritters zu warten. „Vertraue mir, was die gnädige Frau von Dir begehrte, was ſie Dir auftrug." — „Ihr habt es von der Magd vernommen, Ew. Geſtrengen." — „Du hätteſt nicht ein klein Geheimniß zu bewahren? Sey redlich, Freund, und zähle auf meine Dankbarkeit." — „Mich ſchmerzt, ſie nicht zu verdienen. Aber, edler Herr, erlaubt mir eine Frage. Wenn der Herzogin gefiele, mir einen Auftrag zu geben; wäre derſelbe nicht an ihren fürſtlichen Gemahl, und daher deſſen Eigenthum? Ein Biedermann, wie Ihr, hätte ihn nicht zu ſcheuen. Warum alſo die Beſtellung auffangen, ihrem eigentlichen Beſitzer entfremden?" — „Ich begehre von Deinesgleichen nicht ein Schiedsurtheil;" bemerkte der Oberhofmeiſter mit finſtrer Stirn: „Antworte mit Ja oder Nein; ein Mehreres iſt vom Uebel, verſtehſt Du mich? Aus Deinen ſubtilen Redensarten geht hervor, daß Du an Se. fürſtliche Gnaden zu Landshut etwas zu beſtellen bekamſt. Meine Pflicht erfordert, zu verhüten, daß Se. Gnaden mit verdrießlichen oder überläſtigen Beſchwerden geplagt werde. Entdecke Dich mir alſo, Freund." — „Ich habe weder Wort noch Brief von der Herzogin." — „Beſinne Dich; wenn ich Dich durchſuchen ließe...?" —

Der Knappe trat ſchnell zurück, die Hand an den Degen legend. „Das iſt nicht Euer Ernſt;" ſagte er drohend. Wildenberg ſtutzte ob der kühnen Geberde, erwiederte aber lächelnd: „Ruhig Blut, Du eifriger Menſch. Männern, wie Du biſt, kann auf's Wort geglaubt werden. Dein „Nein“ genügt mir. Noch mehr: verweile bis morgen, und erwarte die Befehle der gnädigen Frau. Von Deiner Zuverläſſigkeit bin ich jetzo überzeugt. Damit, wenn die Herzogin Dein begehrte, kein unnützes Auge blinzle, kein falſches Ohr horche, werde ich Dir im innerſten Burgraum Deine Schlafſtelle anweiſen. Sieh nach Deinem Pferde, wie es einem rechtſchaffenen Reiter geziemt, und finde Dich wieder hier ein.“

Der Knappe ging gerne. „Was iſt mir das?“ fragte ſein unruhig Herz: „wäre der Ritter, den ich für den Schergen der Unſchuld hielt, ihr heimlicher Freund?“ — Indeſſen ſagte aber die Vernunft zu dem Wildenberg: „Wenn der Menſch, der mich verläßt, aufrichtig mit mir geredet hat, will ich mein Wappen einbüßen. Irgend etwas wollen ſie mir verhehlen, und mein Dienſt erheiſcht, auf alles gefaßt zu ſeyn.“

Der Oberhofmeiſter nahm ſich keine Zeit, der Ruhe zu pflegen. „Niklas!“ rief er in den ſchallenden Bogengang. — „Hier, geſtrenger Herr.“ — „Haſt Du ausgerichtet, was ich befahl?“ — „Freilich, Herr. Der Meiſter wartet.“ — „Herein mit ihm.“ — „Auf den Stutz, Ew. Geſtrengen.“ —

Der Küchenbube Niklas führte den Böhmen in Wildenbergs Stube, ſtellte ihn vor den Ritter, und ſchlich wieder gehorſam hinaus, mit verſchloſſenen Ohren vor der Thüre zu warten. Mit gedämpfter

Stimme begann Wildenberg zu dem Blinden: „Du kennſt mich, Alter?“ — „Ich ſtehe vor dem Herrn Schloßhauptmann.“ — „Wie geht Dir's? Biſt Du zufrieden mit Deiner Aufwartung?“ — „Hm! ich verſpare meine Klagen auf den Gerichtstag im Thale Joſaphat.“ — „Freilich wirſt Du nicht eher mit Deinem Verderber zuſammentreffen.“ — „Hm! wenn der Miſſethäter nicht Erben ſeiner Miſſethat hätte...!“ — „Die hat er nicht, glaub' mir. Mindeſtens bin ich keiner derſelben; wie?“ — „Nein.“ — „Ich erleichtere Dein Loos, wie ich's vermag.“ — „Ich glaube es.“ — „Wie ſollte ich's auch nicht? Ich habe weder Haß noch Neid gegen Dich.“ — Der Alte grinſ'te, während Wildenberg fortfuhr: „Du haſt mir manchen Dienſt geleiſtet, einen wichtigen beſonders.“ — „Gern geſchehen.“ — „Ohne Dein geübtes Ohr, ohne Deinen guten Willen hätte der Pole Myolawice ſeinen Streich vollführt.“ — „Wenn die Augen ſchlafen, wacht um ſo muntrer das Ohr. Wenn die Laternen vor dem Hauſe verlöſchen, brennt um ſo heller die Lampe auf dem Herde. Ein böhmiſcher Mann erräth leicht den verſteckten polniſchen Mann. Und mein guter Wille... ach, wie weit geht dieſer! Verdanke ich nicht meinem willigen Dienſt und Gehorſam, daß Euer Vorgänger meinem Augenlicht das ſchauerliche Wiegenlied ſang?“ — Der Unglückliche wollte in ſeinem Grimm die Wimpern in die Höhe ziehen, aber vergebens. Kraftlos ſanken ſie wieder tief über den Jammer, den ſie verbargen.

„Genug, halt ein!“ bat Wildenberg, die Hände des Alten erfaſſend: „Dein Freund und Beſchützer fordert einen zweiten Liebesdienſt von Dir.“ — „Heraus damit, edler Freund und Schirmvogt.“ — „Du wirſt heute zu Tag und Nacht einen jungen Mann bei Dir beherbergen; er iſt mir verdächtig, ich habe Winke und Befehle. Man will die Herzogin ſtehlen; keiner Seele iſt zu trauen. Kirre den jungen Geſellen mit Deiner lockenden Zunge, Deinen Liedern, mit Wein und Schmaus. Küche und Keller ſtehen Dir zu Gebote. Von dem Schloßgeſinde getrennt, iſt er ganz Deiner Liſt und Willkühr übergeben, ungewarnt von fremden Einflüſterungen, an Verſtändniſſen gehindert. Das geringſte Ding von Wichtigkeit, das Du mir berichteſt, wiege ich ſchwer mit Dankbarkeit, Pflege und Geſchenken auf.“ — „Mir iſt's recht; Ihr gebt meinem trägen, gebundenen Gehirn wieder Thätigkeit, und wenn ich errathe, gilt die Falle dem ungeſchliffenen Junkerbuben, der mich heute ſtieß, den alten blinden Mann? Ihr ſollt zufrieden ſeyn. Wenn etwas hinter dem Burſchen iſt, ich bring's heraus.“ —

Hand in Hand flüſterten noch eine Weile der leutſelige Oberhofmeiſter, der boshaft ſtolzirende Blinde, und trennten ſich, vollkommen einverſtanden. Während der dumme Niklas den Letztern nach dem innern Burghof geleitete, wiederholte derſelbe ſtets in ſeinem Sinne: „Hm, die Herzogin ſtehlen? das ſoll euch vergehen, ihr loſes Volk. Mir den Raben, der mich füttert und erquickt, aus dem Käſich ſtehlen? Nimmermehr. Sie iſt mein einzig Kleinod in dem kalten Steinhaufen; ſie iſt das Zauberflämmlein in meiner troſtloſen Finſterniß. Ich will ſie feſthalten, und keinem ſoll ſie gegönnt ſeyn.“ Er ſtrauchelte. Sein Fuß hatte ſich an der Schwelle ſeiner Wohnung geſtoßen. „Geh' hinauf;“ befahl er dem Niklas: „lüfte die Kammer, breite friſche Lacken über das Bett. Du magſt heute in der Holzkammer ſchlafen. Ich habe einen Gaſt.“ — Maulend ſtieg Niklas die Hühnertreppe empor, und der Alte ſetzte ſich, die Sommerwärme zu genießen, vor dem Eingang ſeiner Behauſung auf die ſteinerne Bank.

Dieſe Wohnung war vor Zeiten einer der älteſten Thürme des Schloſſes geweſen. Wetterſtrahl und Sturmſchaden hatten des Thurmes graue Herrlichkeit zerſtört, und die Pfleger der Burg genöthigt, ihn zur Hälfte abzutragen, ſo daß nur eine wohnliche Stube ſammt einem geräumigen Gewölb im Erdgeſchoß, und darüber eine Kammer geblieben war. An die letztere ſtieß ob dem Gewölbe ein zufällig entſtandener Altan, ohne Zinnen oder Geländer, worauf das Gras üppig ſproßte, und die bemooſten Steine langſam in Wind und Wetter zerbröckelten. Dem Altan gegenüber lagen die Gemächer der Herzogin; eine lange Reihe, ungebraucht die meiſten. Die letzte Pforte derſelben hatte den Ausgang auf die ſteile Treppe des abgetragenen Thurms, und war längſt nicht mehr benützt worden.

An Schloß und Riegeln hingen dichte Spinneweben. Von der andern Seite lehnte ſich des Blinden Behauſung an die Schatzkammern des Herzogs, weitläufige feuerfeſte Gewölbe, verwahrt mit gewaltigen Porten und Eiſenſtangen an den engen Lucken, die den Dienſt der Fenſter verſahen. Mitten in dieſen traurigen Gebäuden lag der traurige einſame Hof, zum Theil gepflaſtert, zum Theil mit Raſen bewachſen. Einige Bäume ſtanden hie und da; Bänke unter ihrem Schatten. Die Wächter dieſer Abtheilung des Schloſſes ſaßen in frühern Jahren vielmals unter den Bäumen, plaudernd, lachend, gähnend. Aber Frau Hedwig haßte das rohe Treiben der Soldknechte, und ein Befehl des Herzogs verwies die Schaar auf immer vor das Thor dieſes Hofraums, deſſen übrige ehemalige Zugänge ſorgfältig verſperrt wurden mit Mauern, unbeweglichen Thüren und Gräben.

Die Stille des Orts fiel dem Reiſigen von Landshut ſchwer auf das Herz, als er von einem Trabanten nach dem Hauſe des Blinden geleitet wurde. Bei ſeinem erſten Eintritt, umgeben von den Edelfrauen und dem Schwarm der Rathsherren, war ihm der innere Burgraum lebendig und bevölkert vorgekommen. Jetzo wandelte er langſam und niedergeſchlagen über das widerhallende Pflaſter. — „Wer geht da?“ fragte der Blinde, das Ohr ſpitzend. — „Euer Hausgenoß, für heute nämlich;“ verſetzte der Andere. — „Aha, ich weiß. Setzt Euch zu mir.“ —

Der Reiter that's, und ließ ſeine Blicke gedankenvoll über das todte Gebäude gleiten, welches die unglückliche Hedwig einſchloß. Indeſſen ſagte der Böhme: „Erlaubt!“ fuhr ihm mit dem Zeigefinger behutſam über Geſicht und Schultern, und ſetzte ſeine Rede fort: „Ihr ſeyd noch jung, mein Herr, und wie iſt Euer Name?“ — „Nennt mich Emmeram.“ — „Gut, Herr Emmeram, und es wundert mich, daß der Schloßhauptmann einen friſchen Junggeſellen in eines verwitterten Mannes Herberge legen mochte. Ihr werdet nicht viel Vergnügen bei mir finden.“ — „Das glaub' ich auch; doch dauert's nicht lange, Euch und mir zum Troſte, und ich muß mich nach des Hausherrn Willen fügen.“

Nun trat ein langes Schweigen ein. Der Knappe ſchenkte ſeinem Nachbar wenig Aufmerkſamkeit, hing mit den Augen unverwandt an den gegenüber liegenden Fenſtern, und rückte ungeduldig auf ſeiner Bank hin und her. — „Wie ſteht's zu Landshut?“ begann plötzlich der Böhme. Zerſtreut antwortete der Andere: „Schlecht und recht; der Martinsthurm iſt noch nicht eingefallen und nicht die Trausnitz.“ — „Hainbüchener Geſell!“ murmelte ganz heimlich der Alte bei ſich; ließ jedoch nicht nach, mit dem Nachbar anzubinden: „War auch einmal zu Landshut; iſt ſchon lange her. Wie geht's dem Meiſter im Holzgarten, dem ehrlichen Thoma?“ — „Weiß nicht, kenn' ihn nicht.“ — „Und dem Oberſchaffler Mittner?“ — „Todt.“ — „O weh! noch ſo jung geweſen. Und dem Harnaſchpfleger Törkel?" — „Todt." — „Ach Du gerechter Gott! Und dem Küchenſchreiber Bleibhaas? — „Wohlauf derſelbe, kreuzwohlauf." — „So? und der Fürchtegott, der Hofnarr?" — „Friſch wie ein Hecht; foppt täglich der Narren mehrere." —

„Aufdringlicher Schwätzer!" brummte hier der Emmeram zwiſchen den Zähnen, nachdem er kaum geantwortet, und erhob ſich von dem Sitze. „Wohin?" fragte der Alte, und tappte, ihn aufzuhalten. — „Ich will Eure Herberg beſehen, lieber alter Gaſtfreund;" entgegnete der Andere: „mir krabbelts in den Adern, wie Ameiſen; muß mich bewegen, Luft ſchnappen." — „Steigt nur auf den Altan, den Ihr von hier aus ſehen werdet. Luft genug, und auch Welt genug für die, welche noch Augen haben,.... Alles iſt oben zu finden." — „Viel Dank." — „Ich rufe Euch, wenn das Eſſen gebracht wird." — „Recht, guter Freund.... wie ruft man Euch?" — „Girſick, Freund Emmeram. Ich bin der arme, alte Meiſter Girſick." — „Ich weiß jetzo; laßt Euch die Zeit nicht lange werden." —

Nach einer Weile murmelte Girſick vor ſich hin: „Dein Geſchwätz wird mir ſie auch nicht verkürzen, junger Vorſtigel. Der Bube iſt ein Galgenſtrick von oben bis unten; hat mit ſeinem Lügenſchwank, ohne zu ſtocken, Leute todtgeſchlagen, die noch friſch und wohlauf ſind, und Geſpenſter leben laſſen, die ich nur erfunden habe, ihm die Würmer aus der Naſe zu ziehen. Fürchtegott? Bleibhaas? der Bube iſt nie zu Landshut am Hof geweſen. Eitel Betrügerei iſt ſeine Sach. Doch wollen wir keine Miene verziehen, den hohlen Topf bis auf den Boden durchſtöbern.“

Der Alte hielt beſtürzt den Athem an, denn hinter ſeinem Rücken bewegte ſich etwas im Hauſe, und aus des Erdgeſchoſſes Fenſter fragte der Emmeram: „Gelt, Ihr ſcheltet mich nicht, daß ich einen Schritt in Eure Stube gethan? Euer Hausrath iſt wunderlich, aber mir gefällt die Zither, ſo über dem Schraubſtock hängt. Leiht mir ſie zum Verſuch.“ — „Meinetwegen;“ verſetzte Girſick mit heuchleriſcher Freundlichkeit: „Es kitzelt mein Ohr, wenn Einer die Saiten rührt. Einſt konnte ich's auch, trotz meiner von ſchwerer Arbeit gekrümmten Finger. Aber die Jahre verſteinern. Stimmt daher friſch an. Von oben muß der Geſang klingen, als käme er aus dem Himmel.“

Der Knapp ließ ſich's nicht zweimal ſagen. Durch das Gewölbe ſchreitend, das, wie die Stube, der verlaſſenen Werkſtätte eines Schloſſers glich, hinanklimmend die Stiege, klimperte er ſcharf und luſtig auf den Dräthen, wie Glocken ſo ſilbern und rein. Nach und nach verkehrten ſich aber die muntern Griffe in ſchwermüthig Gemurmel, und nicht ein fröhlich Lied, wohl aber das eines Betrübten verſuchte der Spielmann:

„Still ab ein' kleines Weil! ihr ſollt all' ein wen'g ſtiller ſeyn!
Sobald der Pilgrim iſt aufgeſtanden,
Iſt er gleich hinter'n heitern Himmel hinausgegangen.
Er hat Gott gebeten alſogleich
Daß er ihm Glück und Gnad verleih.
Denn's iſt anheut ein groß Leid in dem Haus,
Weil der Walfahrer muß in die Welt 'naus!"

„Hm! der Bube ſingt eine feine Stimme, und in dem blühenweißen Schlehenton;" bemerkte für ſich der Blinde, nicht unerfahren in der holdſeligen Kunſt der Meiſterſänger. — Inzwiſchen ging auch jenſeits ein Fenſterflügel leiſe auf, und ein dann und wann im Luftzug flatternder Schleierſaum verrieth, daß hinter den bunten Scheiben eine Frau zuhörte. Aber der Knapp bemerkte das nicht, und fuhr ernſthaft, die Augen zum Himmel gerichtet, im Liede fort:

„So befiehlt er im Scheiden ſich der Herzlieben in Ehren,
Nimmt Urlaub durch's offene Himmelsthor
Von Gott dem Vater und unſrer lieben Frauen zuvor;
Nimmt Urlaub von Sonn' und Mond, von der ſchönen Himmelsröth',
Die alle Morg'n vor dem Tag hergeht,
Nimmt Urlaub ſo oft und dicht,
Als man die Stern' in'n Wolken ſicht,
Als manniches Blümelein wachſen mag,
Von Oſtern bis auf St. Michelitag....."

„Ach, woran gemahnt mich das Lied, mein Heiland? was ſteigt mir ſo heiß in die Stirn, und brennt in den Höhlen meiner Augen?“ ſeufzte erſchüttert und lauſchend der alte Girſick.

„. . . . . Von allen Vöglein, ſo in den Lüften ſchießen,
Und von allen Fiſchlein, ſo in dem Waſſer fließen,
Von dem kleinen Huſchekind in der Wiegen . . . . .“

Das vor Kurzem geöffnete Fenſter wurde mit Geräuſch zugemacht, und des Sängers hinfliegender Blick errieth noch die Geſtalt der Herzogin, die von der getreuen Judith wie mit Gewalt hinweggezogen wurde. Die Zither entfiel der Hand des Jünglings, welcher gleich darauf zornig die Stirne ſchlug. „War ſie's nicht dort?“ hießen die Vorwürfe des gegen ſich ſelbſt Erzürnten: „ich wahnwitziger Tölpel! warum krähe ich in ihrer Nachbarſchaft mein weinerliches Scheidelied, das ſie an alles mahnt, was ſie verloren hat? Sie weiß nicht, daß ich mir's ſelber geſungen habe, mir ganz allein; denn ich bin zerriſſen, auseinander, zermalmt und betrübt zum Tode. Helfen mir alle heiligen Engel! ich verſtehe nicht, was aus mir geworden iſt!“

„Mord und Tod!“ murrte Girſick: „Bei meinen erſten Bubenthränen war mir ſo weibiſch zu Muthe. Ach, was iſt die Vergangenheit im Peinigen und Foltern geſchickt! — Wo nur der Niklas mit dem Eſſen bleibt? Nach Wein dürſte ich, um die ſalzigen Zähren von mir zu waſchen.“

Oben fuhr der Knappe fort: „Ich bin gleich dem Pilgrim, der alles dahinten läßt; nicht anders.

Und närriſch iſt der Gedanke. Was hätte ich denn gewonnen? was wäre denn mein auf Erden? was wäre es, das ich verlangte? — Mein guter Herzog? Ach, warum miſſe ich ihn heute ſo leicht? warum graut mir, dieß finſtere Haus zu verlaſſen? Drauſſen bin ich ſo allein!"

„Kömmſt Du endlich?" fragte Girſick. — „Ei wohl, Meiſter;" antwortete Niklas: „ich trage einen Speiskorb, wie für einen Probſt. Dießmal geht's hoch her. Und eine große Kandel mit Wein ſteht unter'm Thor, und wartet nur, bis ich ſie hole. Und der Kellermeiſter hat mir eine Maaß Bier, vom beſten, verſprochen, wenn ich bei Zeiten mich bei ihm einſtellte." — „Das ſollſt Du, Niklas. Richte alles in der Kammer her, bring' den Wein. Dann magſt Du gehen, wohin Du willſt, bis zur Abendglocke." — „Schön, Meiſter. So gefällt mir's." —

„Schier bin ich, wie der Aberwitzige, der ſich in die Muttergottes von Altötting verliebt hat!" ſagte oben der Knappe: „geht mir doch das lebendige Heiligenbild gar nicht aus dem Kopfe! iſt dieſe Ungeduld, was die Leute Minneſorgen heißen? Sey geſcheidt, Floribert. Nimm Dich zuſammen, alberner Bube. Was unterſingeſt Du Dich? die Sonne auslöſchen, den Mond ſtehlen, einem Engel den Flügel rupfen... alles nicht unmöglicher, als lieben, was Dir nicht beſcheert iſt. — O der bittern Minne! ſie iſt der Tod an herben Wunden."

„Junger Freund!“ klang Girſicks Stimme aus der anſtoßenden Kammer: „die Küche hat ſich aufgethan, und Niklas ſetzte mich an den Tiſch, wo ich des Gaſtes warte.“

„Gleich!“ Verdüſtert betrachtete der Knapp das graue Gebäude gegenüber, denkend bei ſich: „Ich habe ſchon ein paarmal geträumt von Frauen und Liebe, aber des ſchnell entſchwundenen Traumes lachte ich ſtets. Die weiße Bäckertochter von Arad, die braune Livia zu Neapel machten heftiger pochen mein Herz, doch erloſch ihr Bild, kaum geſehen. Und ich wäre kein Bäcker geworden um der Schönen von Arad willen; noch weniger ein Seidennader, der Wälſchen zu gefallen; aber heute.... heute möchte ich ein Herzog ſeyn, ein Herzog mit Roß und Waffen, mit Geſchütz und Reiſigen.... ich wüßte, was ich thäte! Kreuz des Herrn! Mohren und Jeruſalem!“

„Freund Emmeram!“ — „Ich komme ja, in aller tauſend.... in aller Erzengel Namen!“ Leiſe ſetzte der Knappe hinzu: „Ein Herzog, oder blind, wie der alte Schwätzer dort innen. Stockblind, daß ich nicht geſehen hätte, was ich heute ſah, und was mich martert, wie mit glühenden Zangen!“

11.

Des Böhmen Judasmahl.

„Ich habe Leute gekannt, die mit beſſerm Hunger an ſchlechtern Tafeln ſaßen;“ begann der Gaſt des Girſick: „ich ſchneide Euch die leckerſten Biſſen vor, und es will mit dem Eſſen nicht gehen.“ — „Ich bin alt und abgenutzt. Wenn's Euch nur beſſer ſchmeckt.“ — „Bin in derſelben Schule krank. Es iſt, als ſteckten mir Flaumfedern in der Kehle.“ — „Trinken wir eins. Wo iſt der Krug? ſchenkt ein, gefälliger Gaſt.“ — „Da iſt Euer Becher voll. Ich ſelber trinke keinen Wein.“

Der Alte war unangenehm betroffen; er hatte auf das mächtige Hülfsmittel gerechnet. Der Knappe bekräftigte: „Ich kann den Geruch des Weins nicht wohl leiden.“ — „Ein Mann ſeyn und die Rebe verſchmähen?“ fragte ſpöttiſch der Alte: „Gott tröſte Euch im letzten Stündlein, wenn Ihr ſterbt, ohne des Lebens ſchönſtes Gold gekannt zu haben.“ — „Liebe iſt ſchöner;“ dachte gleichſam wider Willen der Andere bei ſich: „wäre ich eine Spinne in der Kammer der holdeſten Frauenkönigin! wäre ich nur ein gemalter Prophet auf ihren Fenſterſcheiben! Mich nicht rühren, Holz ſeyn, Stein ſeyn, aber nur Augen haben, ſie ſtets und immer anzuſchauen.... das möchte ich!“ —

Sich vergeſſend ſprang er haſtig auf, und maß mit langen Schritten die Kammer. „Was habt Ihr wieder?“ fragte Girſick befremdet: „als ob der Schwarze Euch im Nacken ſäße!“ — „So iſt's ſchier, Meiſter,“ verſetzte Jener: „ich hab' nicht Raſt, nicht Bleibens.“ — „Trinkt Wein; er beruhigt das wilde Blut, wie er das träge ermuntert.“ — Der Knappe antwortete nicht, denn er ſtand am niedrigen Schiebfenſter, und ſtarrte hinüber nach der Wohnung der Herzogin, ſo ſcharf, ſo brennend, als müßte er durch die Mauern ſchauen.

„He! ſeyd Ihr fort, tobiger Geſell?“ rief Girſick überlaut. — „Nein doch; was wollt Ihr?“ — „Euch aufheitern, wenn Ihr Sorgen habt.“ — „Ha, ein Berg liegt auf meiner Bruſt.“ — „Sorgen, Berge in ſo jungen Jahren? in Euerm Alter kannte ich nur Freude und Uebermuth.“ Der Blinde ſtieß einen ſchweren Seufzer aus der beklommenen Bruſt. Dann fuhr er mürriſch fort: „Das Leid kam freilich ſpäter, wo es nicht mehr die ſtarken Schultern fand, die ich ehemals gehabt. Aber der Wein erleichtert mir die Laſt.“ — „So?“ — „Er hilft mir wie ein Freund, daß ich mein Mißgeſchick vergeſſe." — „Vergeſſen? ach, das wäre gut. Wenn ich plötzlich vergeſſen könnte, was mich ſo unnennbar foltert... wenn ich vergeſſen könnte, was ich geſtern noch nicht erfahren hatte....!" — „Es gilt eine Probe." —

Der ſtürmiſche Jüngling, um los zu werden, was ihm ſo unbegreiflich das Herz zermalmte, entſchloß ſich, des Körpers Widerwillen feindlich zu begegnen; der Feind der Seele ſollte weichen dem unbekannten, geheimnißvollen Gifte. Oefters mußte er dem Verſuche entſagen, von ſich ſtoßen den Becher mit dem Balſam der Traube. Endlich drückte er die Augen zu, ſchlürfte einen mächtigen Zug, und ließ ſich ſchnell neben dem Alten nieder, als müſſe er von der kühnſten That ausruhen.

Auch Girſick koſtete das Getränk. „Wie eine Sonne ſtrahlt der duftige Ungarwein im Menſchen wider!" ſchmunzelte er, und der Neuling an ſeiner Seite ſtimmte bei; denn mit ihm hatte der verrätheriſche Meneſcher leichtes Spiel. Gaumen und Kehle ſträubten ſich noch dagegen, als ſchon Wärme und Behaglichkeit den Körper durchſtrömten; als ſchon die Zunge ſich lebendiger zu rühren begann, und das ſchnell berückte Gehirn die erſte, lebensfriſche Begeiſterung mit der zweiten künſtlichen vermählte. — Der andere, nicht minder herzhaft überwundene Pokal that das Uebrige.

Den wonnigen Taumel, den der Jüngling emviand, heuchelte der Alte. Er log ſich des Trinkers Luſt an, während ſein Ohr ſorgſam den Herz- und Pulsſchlag ſeines Gaſtes zählte, und die Rede des Heuchlers forderte die des Verrathenen heraus. „Iſt nicht meine Arznei koſtbar und fein?“ fragte er. — „Koſtbar;“ verſetzte der Knappe. — „Mir iſt, als ſähe ich wieder, und goldgelb wäre Alles um mich her.“ — „Mit nichten; roth und roſenbekränzt ſcheint mir Alles.“ — „Meine Augen, ewig dieſen Wein, und ein Herzogthum! wo wäre Einer glücklicher als ich?“ — „Ein Herzogthum? pah! eine Herzogin, willſt Du ſagen, Alter.“ — „Betrachte meine ſechzig Jahre und darüber, Freund. Und wäre ſie ſchön, wie Frau Hedwig, eine Gattin wählte ich mir nicht.“ — „Frau Hedwig! ach, wo iſt eine ſchöner als ſie!“ —

Nach dieſem Seufzer, der dem Horcher die Geheimniſſe des Jünglings aufriegelte, machte ſich eine tiefe Stille. Der Knapp hatte das Geſicht in die aufgeſtützten Hände gelegt, und betrachtete mit Entzücken das holde Bild der Herzogin, wie es ſeine Einbildungskraft in die Höhlung der gekrümmten Finger malte, umwebt von Roſenſchimmer. — Eirſick ſtieß den Träumer an. „Schläfſt Du?“ — „So wenig als der Kauz um Mitternacht. Alter, noch niemals war ich munter und wach, wie heute, wie jetzo. Der Streit iſt aus; ich ſehe meinem Herzen auf den Grund.“ — „Ei, was ſiehſt Du? Ich wette, der Blinde hat es errathen. Du biſt liebetrunken, Geſell; Du begehrſt die zarteſte der Frauen. Wie?" — „Still; ich bitte Dich. Wenn ihr ein Laut verriethe . . . . ." — „Junger Thor, ſind wir nicht allein? Laß Deine Augen ringsum ſpähen, und wenn wir ſicher ſind, ſo öffne mir Dein Herz. Girſick hat auch vor Zeiten dem Weibe gedient. Er verſteht, was Du fühlſt." —

Der Knappe lauſchte mit glühenden Wangen zum Fenſter hinaus. Alles todt, leer und ſtumm im Hofe. Die Gemächer gegenüber verſchloſſen und lautlos. Hingeriſſen von dem brauſenden Weine, angezogen von dem alten Blinden, der ſo ungefährlich daſaß, umſchlang der Jüngling ſeinen Gaſtfreund, und rief: „Du weißt ſchon, was mich betrübt und beglückt. Auf eines Engels Fittig ſchwimmend, wie jetzo, kenne ich kein Geheimniß mehr, ſo weit die Wolken reichen!" — „Gut! das verſpricht viel;" dachte bei ſich der Alte, während ſeine Lippen ſprachen: „Das tiefſte Grab iſt nicht ſichrer als meine Bruſt, meine wunde Bruſt. Ich verdiene jegliches Vertrauen. Frau Hedwig iſt mir ein lebendig Heiligthum." — — „Bei dem Kreuz des Herrn! ein Heiligthum, zu köſtlich, um im Kerkerſtaube zu verkümmern!" — „Das ſag' ich. Aber die Welt iſt böſe, und der Sünder herrſcht ſo gewaltig, daß ihn alle Menſchen fürchten." — „Du meinſt den Landshuter? Pfui über ihn! den reichen Jörgen meinſt Du?" — „Deinen Herrn, mein Freund." — „Der Satan iſt mein Herr, aber nicht der von Landshut; merke Dir's." — „So?" lachte

Girſick heimlich, und ſagte laut: „Deſto beſſer, Emmeram. Ich wünſche viel Glück.“ — „Der Satan nennt ſich Emmeram; aber nicht ich. Merke Dir auch dieſes noch.“ — „Gerne, liebſter Freund!“ Der Alte ſetzte für ſich hinzu: „Das gibt eine Erndte, wie der Schnitter ſie nicht erwartete.“ —

Mittlerweile blitzte der junge Mann vom Stuhle auf, und ſtammelte ein verwirrtes „Lebewohl.“ — „Wohin?“ fragte Girſick beſorgt, und hielt ihn feſt. „Hinüber, zu der hohen Frau; ihre Befehle empfangen, den Staub ihrer Schuhe küſſen .... halte mich nicht... ich wüßte nicht, was mich hindern ſollte, meiner Gebieterin aufzuwarten.“ — „Bleib! Unglücklicher, höre den erfahrnen Freund. Fürchte den Oberhofmeiſter!“ — „Pah, er iſt auf der Seite der Gefangenen; er bietet ſeine Hände, er befahl mir, ihres Dienſtes gewärtig zu ſeyn.“ — „So warte denn; bei den Sternen des Beichtigers Johannes beſchwöre ich Dich. Was willſt Du von der edeln Frau?“ — „Nichts für mich, dem Himmel ſey's geklagt; und alles für einen Glücklichen, den ich beneide, den ich darum haſſen möchte; der ... aber das iſt die Schuld des lieben Gottes und meines Vaters!“ — „Wie das, guter Junge?“ — „Daß ſie mich nicht als einen Herzog haben zur Welt kommen laſſen. Chriſtophs Wappen, Chriſtophs Schwert .... ha! wer widerſtände mir? wer hielte die Holdſeligſte in Banden?“ — „Wenn Du den bayriſchen Chriſtoph meinſt, ſo glaub' ich's; ſein Ruhm langt in die Wolken." — „Das ließ Dich Dein Schutzengel reden, böhmiſcher Neidhammel! Wer meines Herrn Sieg und Tapferkeit ſchimpfte . . . !" —

„Seines Herrn!" jubelte Girſick's Seele, und der Knappe fuhr fort: „Mit mir hätte er's zu thun. Aber, wer mir beiſtände, ... und daher dem Herzog und der Herzogin .... fürſtlichen Lohn ſagte ich ihm zu." — „Armer Schlucker!" ſpöttelte der Böhme in ſich hinein; dann begann er leiſe zu dem Gaſte: „Der tapfere Herzog will die Unſchuldige befreien? Ich wäre der Mann, den er brauchte." — „Du? wahrlich? wenn ich nur verſtände, wie Du, der Augenloſe..." — „Uebermüthiger Geſell! Der Blinde handelt für Dich, während Du ihm Dein Geſicht leihſt. Meinſt Du allein der Schlaukopf zu ſeyn, der alles regiert? Weil Du wußteſt, Dich hier einzuſchleichen . . . ." —

„Pah!" lachte der Andere unbeſonnen. „da hat der Zufall mehr als meine Schlauheit gethan." — „Ja; oft geſchieht's alſo." — „Mein Heiliger muß es gemacht haben. Denke Dir: der Graindl ſchlägt in Landshut Einen todt, und fürchtet ſich, an's Hoflager ſo bald zurückzukehren. Sein Renner holt mich ein, den Brief vertraut er mir, und reitet zu ſeiner Schweſter gen Paſſau. Mir war's gefunden, und ſo verhält ſich's." — „Geſcheidter Junge! Du wirſt Alles zum Ziele führen, wenn Du mir vertrauſt."

In dieſen einfachen überredenden Worten lag indeſſen etwas, das auf des Jünglings Gehirn und

Bewußtſeyn abkühlend wirkte; denn auf einmal rieb er ſich die Stirne, ſammelte, ſo gut es ging, ſeine Erinnerungen, und ſprach langſam und beſtürzt: „Mohren und Jeruſalem! hab' ich nicht Alles geplaudert, und gemeint, der Alte ſey taub und ſtumm, während er doch nur blind iſt? Blindſchleiche, gib heraus, was ich Dir ſagte, oder vergiß es, oder glaube nicht ein Wort von dem Pickelhäringsſcherze."

„Welch Verlangen!" entgegnete Girſick einlenkend: „Wann hätte ich ein Geheimniß wiedergegeben, das man mir lieh oder ſchenkte? Pfui, Du falſcher Tropf! oder iſt's nur Thorheit geweſen, ſo bitte mir ſie ab, in einem friſchen Becher." — „Brr! ich mag keinen Wein mehr." — „Schenk' ein. Auf Deines Herzogs... ach, was ſag' ich? auf Deiner Herzogin Wohl! Trinke jetzt, oder laß' es bleiben." — „Ich trink'!" rief der Knappe haſtig: „Frau Hedwig lebe hoch! ſie lebe, während ich für ſie ſterbe." — „Lieben, dienen, ſterben!" ſagte Girſick, den Becher leerend: „So heißt ihr Wahlſpruch." — „Von heutan iſt's der meine. Lieben, dienen, ſterben!" — „Trinkſt Du nicht Waſſer, Freund?" ſcherzte Girſick mißtrauiſch, und ſuchte nach des Jünglings Becher: „die Tropfen klingen ſo dünn und klar. Laß' mich koſten." — „Da; ich will vermaledeit ſeyn, wenn ein Tropfen des edeln Waſſers in Deiner Klauſe zu finden iſt." — Nachdem der Alte vorſichtig aus dem dargereichten Becher genippt, trank ihn der Junge mit erneuerter Heftigkeit aus, und warf ihn unter den Tiſch: „Fort mit Dir; Du haſt einen hölliſchen Wiedertäufer voll Glut und Schwefel aus mir gemacht. Deine Hand, alter Mann. Was iſt in Deinem Schelmenantlitz, dem ich glauben ſoll? Du meinſt es ehrlich..? wer verbürgt mir's aber?“

In der Freude ſeines Herzens, des Jünglings Heimlichkeiten zu halten, wie ein Vogelfänger das auf der Leimruthe pickende Gefieder, hatte Girſick ſeiner nüchternen Vorſicht vergeſſen, und bei'm letzten Trinkſpruch eine nähere Bekanntſchaft mit dem Weine gemacht, der ſchon oft der Tröſter ſeiner Noth geweſen war. Der Augenblick, worinnen das Tigerthier des Rebenvaters mit ſeinen Klauen denjenigen ſanft ſtreichelt, der mit ihm zu ſpielen wagt, — der Augenblick des Stillſtands zwiſchen Klarheit und Taumel, wo der Schlechteſte Regungen des Edelmuths empfindet, und jede Erinnerung farbiger aufſteigt: ſo die der Freuden, die ſchnell erbleichen, ſo die der Leiden, die niemals ganz vergeſſen ſeyn wollen, — war für den Alten gekommen. Darum nahm er die Hand des Jünglings in die ſeinige, und nicht ganz erlogen war der Ton, womit er ſprach: „Ei, ich gelobe, Deine Jugend nicht zu Grund zu richten!“ Auch war die Bitterkeit nicht Lüge, womit er fortfuhr: „Wenn mein hülfloſer Zuſtand ſelbſt ſchon eine Bürgſchaft für Dich wäre? O, ich habe keine Urſach, den Herrn in Landshut zu lieben, ſeinen beſten Schatz ihm zu bewahren. Denn an ihm kleben die Sünden ſeines Vaters, und ob nicht ſeines Vaters Miſſethat mich elend machte... das erfahre ich erſt von den Poſaunenſtimmen des letzten Gerichts!" —

Die Aufwallung Girſicks bemächtigte ſich auch ſeines Zuhörers, daß er rief, näher an Jenen rückend: „Erzähle, mein Bundesgenoſſe; ſprich in Deinem Leid den Schwur aus, mir zu helfen." — Der Alte faltete ſeine Stirne fürchterlich, zupfte ungeduldig ſeinen Bart und fragte: „Haſt Du Vögel geſehen, die man beſſer ſingen machen wollte? Roſſe, die ſcheuten, und dennoch Wagen ziehen mußten? Haſt Du gehört von alten Fürſten, die man zum Regiment untüchtig zu machen begehrte? Vögel, Roſſe, beſiegte Helden werden von ihren Henkern durch Blendung gelähmt! O, ich bin unglücklicher als ſie alle. Nach dem Leben liebte ich meine Kunſt am meiſten; ach, ich liebte ſie mehr als das Leben, und um meiner Kunſt willen haben ſie mich geblendet!"

Der Alte ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirne, und der Jüngling horchte mit ſchnaufender Bruſt, wie der Unglückliche grimmiger fortfuhr: „Ein Geſchickterer war nicht im deutſchen Lande; nicht in Böhmen, das ich verließ um des verfluchten deutſchen Landes willen. Nur fürſtliche Herren konnten mich bezahlen; nur ihnen diente mein Stolz und meine Eitelkeit gern. Darum fehlte ſchwarzer Undank mir nicht.., der ſchwärzeſte traf mich hier. Der alte Herr von Landshut, der geizige Schaber und Kratzer, bediente ſich meiner. In dieſem Schloſſe häufte er ſeine Schätze in feſten Thürmen, in ſtarken

Steinkammern. Das Siegel auf das Werk des Maurers und des Zimmermanns zu drücken, die kunſtvollen Schlöſſer zu fertigen, deren Geheimniſſe dem Beil des Landsknechts und der Zange des Diebs ſpotten ſollten, wurde mir befohlen. Mit unerhörtem Fleiß, mit nie geſehener Kunſt brachte' ich im Stillen und Verborgnen dieſe Schlöſſer zu Stande, lieferte ſie dem Schloßhauptmann ab, ſchlug ſie an die Pforten, freute mich des erprobten Meiſterſtücks. Und nachdem alles geſchehen .... Fluch und Peſt....!" — „Nun? endet, endet, ich bitte Euch!" — „Du biſt geſchickt wie Keiner, ſagte zu mir der Schloßpfleger: „trinke dieſen Wein auf des Herzogs Wohl! — Ich that's ohne Falſch, ohne Kummer, doch wie mir zu Sinne wurde, als er mit gräßlicher Stimme weiter redete: „Damit Du aber keinem Sterblichen verratheſt, wie Deine Schlöſſer aufgehen, will der Herr, daß Du die Augen verliereſt!" — „Herr Gott! iſt's möglich!" — „Sieh mich an. Wie ich jetzo verſtümmelt bin, ſo war ich's dazumal, nicht eine Viertelſtunde nach dem Urtheil des Bluthundes. Zwei Henker, die hereinſtürzen, mich bei den Achſeln unverſehens niederwerfen, ein Dritter, der aus meiner eignen Werkſtätte ein ziſchend Eiſen herbeiſchleppt....! ich drückte die Augen zu mit gewaltiger Kraft, die Unmenſchen riſſen ſie mir auf;... ein verzehrend' rother Brand, dann grüne, gelbe, blaue Schlangen, dann grauer Dampf, von Blitzen durchſprüht . . .

dann die Nacht, die ewige Nacht! — Jeſus! und ich lebe noch!“ —

Girſick zerraufte ſeinen Bart; der Jüngling fuhr mit beiden Händen nach ſeinen Augen, als drohe denſelben Gefahr. Nach langer Unterbrechung beeilte ſich der Alte, ſeine Geſchichte zu ſchließen. Wie ſeiner Verſtümmelung auf dem Fuße der Kerker gefolgt ſey, wie der Schloßpfleger, einer von Nothhaft, ihn darinnen peinlich gehalten, wie endlich eines Engels Barmherzigkeit ihm das Verließ geöffnet,.., das berichtete er getreulich. Nothhaft war bald geſtorben, Hedwig erſt ein Jahr lang des Landeserben Gattin. Sie brachte durch ihre Fürbitte den Blinden wieder an die Sonne. Herzog Ludwig, beſchwörend, daß er nichts gewußt von des Pflegers entſetzlicher Grauſamkeit, erleichterte des Unglücklichen Loos. Doch die Freiheit wurde ihm nimmer. Er ſollte nicht im Lande verkünden, wie es oft zugehe in den Herrenſchlöſſern.

„Armer Mann!“ — „Bei Gott, der Aermſte, elender als der hungrigſte Bettelmann; denn die unbeſchreibliche Pein, die ich fort und fort erdulde, iſt das Bedürfniß, mich zu rächen, blutig, himmelſchreiend zu rächen; und dennoch... Wo ſind meine Henker? wo find' ich den ſchuldigen Feind? — O, ich knirſche ohnmächtig in Stricken und Feſſeln, beneide oft den Wahnſinn, der keine Zukunft, keine Vergangenheit kennt. Ein „Morgen“ blüht mir nicht mehr, und wenn ich des „Geſtern“ gedenke.... halte zuſammen, mein Herz! Ich, ein trefflicher Meiſter, ich, der ein holdes Weib, einen friſchen Buben hatte...; o welch glühende Dornen! Da ich jene verließ, hatte mich auf immerdar alles verlaſſen. Ein Herzog, den ich am Gängelbande führte, eine Hofſtatt, die vor mir zitterte, viele Tage voll Freuden und Geld, voll Luſtbarkeit und Herrſchaft....! geh hin, junger Menſch, geh hin, und frage zu München nach des Walthauſers Leben, Thaten und goldner Zeit!"

Ein heller Schrei, und der Blinde fühlte ſich umklammert von zitternden Armen, geküßt von heißen Lippen, überſtrömt von Thränen, die nicht aus ſeinen Augen kamen. „Heda! was iſt Dir?" ſtammelte er, kaum des Drängers ſich erwehrend: „Was ſoll das? willſt Du mich erwürgen in Deiner Umarmung? Laß' mich! — Wie, noch enger umſtrickſt Du mich? Du weinſt, Du ſchluchzeſt? was murmelſt Du? He, welch ein Wort war das?" — „Vater!" — „Vater? beim heiligen Kelche! Spotteſt Du meiner Angſt oder weiſſagt in mir ein frommer Geiſt?" — „Alle Donner auf mein Haupt, wenn es lügt: Ich bin Dein Sohn!" — „Floribert!" —

12.

Girſicks Vaterwonne und Liſt.

Eine Stunde der Liebkoſungen und Erinnerungen war vergangen. Ausruhend von der Freude, der unvorhergeſehenen, lag der Blinde an der Bruſt des Sohns. Da ſagte er: „Wahrlich, Dein Pilgerlied war eine Vorbedeutung. Deine Mutter hat es oft geſungen, und ihre klare, wehmüthige Stimme klang wieder auf in meinen Ohren, als Du ſangſt. Wenn ich mit Fleiß Deinen Geſichtszügen nachſpüre, ſo denke ich, Du mußt der Mutter ähnlich ſeyn. Wohl Dir, daß Du dem Vater nicht gleichſt, und ſein Mißgeſchick bleibe Dir ferne.“ — Der Jüngling, voll von Schmerz, erwiederte nichts.

Der Alte verfolgte: „Ein tapfrer Kriegsknecht, dem ein König ein Wappen ſchenkte ... dem ein heldenmüthiger Fürſt befiehlt ...! vor Freuden ſchwindelt mir. Und Dich habe ich verrathen, ausliefern wollen? Sieh, Floribert: der Erzfeind hat's doch nicht dahin gebracht, daß ein Vater den Sohn verkauft hätte. Ja ſelbſt, ſo Du es wünſcheſt, verriethe ich den ganzen Erdenkreis, um Dir Beiſtand zu leiſten. Sage, herzlieber Findling, was Du verlangſt.“

Dem flüſternden Greis antwortete Floribert: „Da ich Dich in den Armen halte, was begehrte ich noch?“ — Girſick ſchüttelte den Kopf, und fuhr vertraulicher fort: „Begehrſt Du nicht, Deines armen, gemißhandelten Vaters Rächer zu ſeyn? Soll erſt aus meinen Gebeinen die Vergeltung erſtehen?“ — „Dein Rächer? o ſprich: wem gilt die Rache?“ — „Willſt Du nicht reich ſeyn, und vornehm wie ein Kurfürſt?“ — „Sag' an: wo liegt mein Gold? wo ſteht mein Thron?“ — „Armer Geck, biſt Du nicht verliebt? armer Bube, ſchmachtet Deine Holdſchaft nicht hinter Riegeln und Gittern? Dein ſtürmiſch Blut — es iſt das Meinige — hat Dich vorlaut verplaudert.“ — „Ach; wohl wahr; aber 's iſt Wahnſinn. Ein Knecht und eine erlauchte Fürſtin, ..!“ —

„Ha! aus manchem Knecht iſt ein Fürſt geworden. Krok's Tochter holte den Primislaus vom Pfluge. Des Waltbauſers Sohn iſt nicht geboren, daß er im Staub verkümmre. Wäre mein guter Herzog nicht allzufrüh verſtorben, ich wäre der beſte Edelmann mit Land und Leuten. Was ich jedoch in Deutſchland nicht erringen mochte, gewinne Du es im fernen Polenland.“ — „Was meinſt Du, Vater?“ — „Löſe die Feſſeln der Herzogin, fülle Deine Säcke mit den Dukaten und Juwelen, die dem Sohne des Mörders meiner Augen gehören, fliehe mit Hedwig an die Weichſel, an ihrer Eltern Hofſtatt, mache Dir zu eigen ihre Liebe, werde zum Lohn Deiner That ein Fürſt in Polen, ein mächtiger Woiwode, Hedwigs Gatte, wenn der Pabſt ihren Ehebund mit dem Landshuter gelöst hat...!" — „Ho, wohin verirrt ſich Dein Hoffen und Trachten? Du ſteckeſt mich an mit Deinem Taumel." — „Noch einmal, warum wäre all dieſes nur ein Taumel, nur ein Traum? Hätteſt Du Luſt und Willen, meiner Blindheit, meiner Schwäche zu ſpotten? Ha, ich ſchwöre Dir; alle Schätze des grauſamen Herzogs von Landshut ſind in meine Hand gegeben, und an Dich liefere ich ſie aus." — „Du an mich?" — „Bei den Gebeinen des heiligen Veits! was thäte ich mit dem Mammon, ich, der Augenloſe? In Deinen Händen aber würden die goldenen Körner aufgehen." — „Bitterer Jammer! Du willſt mein Leben mit Gold und Minne krönen? Du ſelbſt jedoch, alter Mann, denkſt Du nicht Deines eignen Haupts?" — Was liegt an mir? Wenn Du meinem Erzfeinde vergiltſt, daß er dem Glück des Walthauſer fluchet,... mit Wolluſt und Dich ſegnend ſterbe ich alsdann. Willſt Du, mein Sohn? Frauenlieb' und des Fortunati Geldſeckel?" — „Du redeſt verwirrt und wunderlich. Mir brauſt der Kopf nicht mehr allein vom Weine und von der Freude, ſondern auch von Deinen Räthſeln. Laß' ab, Vater; treibe nicht mit mir Deinen Scherz."

Girſick richtete ſich hochmüthig auf: „Der Schlüſſel zu des Herzogs Reichthümern iſt auch der zu meinen Räthſeln. Er ſteckt in meiner Taſche. — Aber, wer kommt? ich höre die Treppe knarren." — „Verdammter Störefried!" brummte Floribert: „ſchick' ihn ſchnell hinweg, Vater. Ich athme indeſſen auf dem Altan friſche Luft.“

Der Jüngling war kaum draußen, ſo ſchlurfte auch ſchon der faule Niklas in die Kammer. „He, wer iſt da?“ begann der Blinde. — „Ich bin's, Meiſter. So allein?“ — „Freilich, träger Wicht. Kaum iſt der Gaſt ſatt gemacht, ſo kehrt er auch dem Wirth ſchon wieder den Rücken.“ — „Das iſt Schade.“ — „Warum?“ — „Ich bin geſchickt, um ihn zu holen.“ — „So? wohin?“ — „Der gnädige Herr verlangt nach ihm.“ — „Ei, welche Ehre!“ — „Hm, ich meine nicht, daß es eine Ehre ſey, die dem blanken Knappen blüht.“ — „Nicht?“ — „Ihr glaubt nicht, wie böſe die beiden Herren ſind.“ — „Welche Herren?“ — „Nun der gnädige Herr und dann der Pfleger von Emmerting, der vor einer Stunde eingeritten iſt.“ — „Was will denn der Pfleger?“ — „Hm, da hat ſein Gaul den linken Vorderfuß verſtaucht, und der Pfleger wäre gern auf ſeinem andern Pferde heimgeritten; auf dem Roß, will ich ſagen, das er dem Eilboten von Landshut heute am Morgen gegeben. Und wie ſie im Stall ſuchen, ſo iſt das Thier gar nicht da, ſondern ein anderes an ſeiner Statt, und wie ſie weiter davon reden, und der gnädige Herr beſchreibt, wie der Knappe ausſchaut, ſo meint der Pfleger, der ſey gar nicht der rechte, wenn er nicht pechſchwarze Haare trüge und eine Schramme, vom Schlaf bis zum Kinn. Jetzo aber wollen ſie den Landshuter auf's Korn nehmen, und ich glaube auch nicht, daß er der rechte ſey. Er iſt weder pechſchwarz, noch führt er eine Narbe." — Girſick entgegnete, ſchnell gefaßt: „So richte dann einen ſchönen Gruß an den gnädigen Herrn aus, und der fremde Knecht hätte mich ſchon ſeit geraumer Zeit verlaſſen, ohne mir zu ſagen, wohin er gehe." — „Ja, Du heilige Mutter, wo ſoll ich ihn ſuchen?" — „Wo Du willſt. Geh' jetzo. Iſt das die Vesperglocke, welche läutet?" — „Ja, Meiſter." — „Wenn Du an der Kapelle vorübergehſt, bete darinnen einen Roſenkranz für mich armen, müden Mann." — „Ja, Meiſter. Wenn ich den Gruß ausgerichtet und den Roſenkranz gebetet, komme ich wieder, Euch zu Bett zu bringen." — „Gut, mein Sohn Niklas."

Der einfältige Burſche ging. Floribert kam. „Ich habe Alles gehört;" ſagte er ſchnell: „Der ſchurkiſche Pfleger, von dem der Graindl ſein letztes Lauferpferd empfing, bricht mir den Hals. Unſeliger Zufall! Ich traue dem Wildenberg nicht mehr, ſeit Du mir ſagteſt, mein Vater...." — „Dich erwartet der Kerker;" antwortete der Alte knirſchend: „Alle Deine Hoffnungen liegen darnieder, wenn ſie erfahren, daß ich Dein Vater, daß Chriſtoph Dich ſendete...." — „Deine Umarmung miſſen, des Herrn Dienſt nicht verrichten, die edle Herzogin in Feſſeln zurücklaſſen.... o des Schmerzens!" — „Ein Mittel bleibt;" merkte Girſick entſchloſſen an: „Du mußt verſchwinden, zur Stelle verſchwinden. Für den jetzigen Augenblick ſind die Gegner noch ungewiß. Im nächſten wäre es etwa zu ſpät." — „Was ſoll ich thun? kann ich durch ein Schlüſſelloch gehen? als eine Wolken-Erſcheinung am Himmel verſchweben? Vater, ſelbſt die Wolke würde mich verrathen, denn der Himmel ſteht in wilder Abendglut; vor jedem Schlüſſelloche ſtarren aber Hellebarden."

„Komm!" unterbrach ihn Girſick heftig, und ſtand auf. Das rauhe Herz des böſen Mannes pochte ängſtlich. Die Furcht des Vaters meiſterte des Sünders gleichgültigen Trotz. Das emporlodernde heiligere Gefühl malte eine gewiſſe Verklärung auf des Greiſen widerliche Züge. Er ſtreckte zitternd die Hand nach dem Sohne aus, fortfahrend: „Komm, daß ich Dich führe." — „Du mich führen?" fragte mitleidig der Jüngling, ihm ſeine Rechte bietend. — „Ich wandle ſicher in der finſterſten Nacht, mein Sohn;" erwiederte bitter der Alte, und zerrte Floribert die Treppe hinab.

„Drücke die Thüre des Hauſes zu, daß uns Niemand ſtöre!" flüſterte Walthauſer. Es geſchah. Er redete weiter: „Hier, zur Rechten, iſt der Eingang zum Kellergewölbe, und es iſt offen ... nicht wahr?" — „Ja, Vater." — „Komm alſo, und verwunde nicht Dein Haupt an den niedrigen Bögen."

Der Alte, ſeit langer Zeit ein Bewohner dieſes Gebäudes, mit allen Winkeln deſſelben vertraut, ging tapfer und rüſtig ſeinen Weg. Tappend und wenig ſicher folgte ihm der Jüngling in die finſtre Kellerſchlucht, ſtrauchelnd über wandelbare Stufen und allerlei morſches Geräth, das unordentlich hin und her lag. Durch eine ſchmale Oeffnung, verwachſen mit Dornen und Brenneſſeln, fiel ein karger Streif des Abendlichts, und diente nur dazu, dem Knappen die Mauer des Hintergrunds bemerklich zu machen, worauf er zuſchritt. „Vater, wir können nicht weiter;" raunte er dem Blinden zu. — „Gut;" hieß die Antwort: „hier umſpanne ich die dicke Säule... ja, von der Ecke iſt ſie die vierte.... wir ſind am rechten Flecke."

Noch einmal prüfte der Führer die Mauer mit leiſe tappender Hand, dann gab er mit voller Gewalt der Schultern einen Stoß in das Gemäuer, und langſam drehte ſich ein hoher und breiter Stein nach innen, den Durchpaß laſſend in ein anderes finſteres Behältniß. — „Geh' da hinein!" befahl Girſick dem Sohne: „halte Dich darinnen ruhig, bis ich wieder komme. Hab' Vorſicht, mein Sohn, und hüte Dich, Geräuſch zu machen. Ich gehe, für Deine Sicherheit zu ſorgen, und für Dein Glück zu arbeiten." — „Wohin gerathe ich hier?" — „In ein Paradies voll Demanten und Karfunkeln. Der weiße Maurer und der ſchwarze Schmid bauten dieſe Pforte, zu ihrem eignen Frommen. Aber da der Maurer im Tod erblaßte, beerbte ihn der Schmid, und Du ſollſt nun dieſes Letzten Erbe ſeyn, weil er ſchon bei lebendigem Leibe ſtarb. Hinein mit Dir, Vorwitz!"

Floribert war kaum jenſeits, als ſchon der Stein durch ſeine eigne Schwere wieder in ſeine verborgenen Fugen glitt, und ihn von dem Vater trennte. — Der Raum, worinnen der Jüngling ſtand, war lang und ſchmal. Mit dem Rücken lehnte der Knappe an einer kalten Mauer: ſeine vorgeſtreckten Hände fühlten an einen Stoff, wie Seide. Ein Vorhang, oder ein Teppich ſchien vor dem Eindringling aufgeſpannt. Der Seidenſtoff wich rauſchend unter ſeinen Fingern; Floribert ſchlüpfte unter den ſchweren Falten und Troddeln hindurch. Die raſche Bewegung jedoch machte in der Höhe einen Gegenſtand los, der mit lautem Klirren und mächtiger Wucht auf wiederdröhnendes Geſtein ſchmetterte. Das gellende Metall rief Schrecken in des Knappen unverzagte Bruſt. Ohne ſich zu regen ſtand er lange Zeit, als ob ihm jeder Sinn verſchloſſen wäre. Nur allmählig merkte er auf das, was um ihn her ſtand und lag, beſchienen von mattem Dämmerungslichte. Kaum noch erkannte er die Gegenſtände, als das tiefe, lange Schweigen in der Runde ihm wieder Beſinnung und Faſſung gegeben hatte.

So viel war gewiß: er befand ſich in den weltberühmten Schatzkammern von Burghauſen. Hohe Gewölbe, unter einander geſchieden durch offene Bögen, nothdürftig erleuchtet durch enge Gitterlucken, beherbergten die Maſſe von Reichthümern, die der geizige Heinrich auf den ſparſamen Ludwig und dieſer auf den wenig verſchwenderiſchen Georg vererbt hatte. Lange Reihen von Schränken, Fäſſern, Kiſten und Tafeln verriethen ſich in grauen Umriſſen. Pferdefiguren von Holz, mit vollem Rennzeug, ſtanden hie und da in der Mitte der Gänge; darauf ſaßen Reiter mit Harniſch und Wehren. Rings hingen vor den Wänden ſeidene Decken, bunte Fahnen, Vorhänge von Sammet, unendliche Teppiche von feinem Wollengewebe. Wo die Fahnenſtangen, darüber die wunderlichen Tapeten niederhingen, mit ihren Lanzenſpitzen zuſammen ſtießen an hohen Pfeilern, hingen breite ſilberne Schilder. Darinnen ſpiegelte ſich der letzte blutrothe Abendſtrahl, und in den Speereiſen, und in den blanken Helmkämmen der unbeweglichen Reiter. Eines der Schilder hatte Floribert zu Boden geworfen. Nicht geſonnen, in den finſtern Gewölben, dem unbekannten Reiche des Mammon, ſich zu ergeben, erwartend das Ende des ſeltſamen Abentheuers, warf ſich der Knappe auf das Schild, als auf eine Kriegsbeute, als auf eine Ruhebank neben der den Weg weiſenden Säule. Er wollte nicht von der Stelle, wo er eingedrungen war, weichen. Er wollte gefaßt und munter des Vaters Rückkehr erwarten; aber des ungariſchen Weines Geiſter ſchläferten ihn ein.

13.

Nächtliche Wanderung.

„Meine gnädige Frau macht heute frühzeitig Schicht und Nacht;“ ſprach Judith, indem ſie die Gebieterin der ſchweren Gewänder entledigte. Und die Fürſtin verſetzte, auf die verſchwiegene Nachtlampe deutend: „Den Betrübten leuchtet dieſe beſſer als Fackel und Sonnenſchein; und wenn der Schlaf zu ihnen kommen ſoll, müſſen ſie früh anfangen, ihn zu rufen.“ — „Ich glaub's;“ ſeufzte Judith: „ich hab' auch mein Theil getragen, ſeit ich auf Erden bin. Was ich aber an Geduld noch nicht gewonnen, das lerne ich Euerm hohen Beiſpiel ab, erlauchte Frau. Seht mich nicht ſo ſtrafend an; denn wahrlich: ein Lamm müßte ſich empören, wenn es duldete, was Ihr. Ich muß ſchweigen, wenn es ſich um des Herzogs Gnaden handelt, aber iſt zu ertragen, was der Wildenberg beginnt? Ließ er ſich heut nicht los, wie einen böſen Geiſt? Ach, Du meine liebe Zeit! iſt wohl jemals Aehnliches geſehen worden? Von Waffenknechten belagert Eure Treppe, das blanke Schwert an Eurer Thüre, und — o der Frechheit! — Eure Kammern durchſucht vom rohen Troß der Knechte!“ — „Vergebe es ihnen Gott. Ich war voll Muth. Wer nichts Uebles thut, iſt gewaffnet." — „Eure Ruhe war die des Gerechten; aber wer weiß beſſer als ich, wie ſchwer ſie Eurer gemarterten Bruſt fiel? Wer hat ſie geſehen, die heißen Thränen, die Ihr am Erkerfenſter vergoſſet, als der Knappe das Pilgerlied ſang? Hätte ich nicht mit Gewalt Euch vom Fenſter geführt, der Wehmuth wärt Ihr unterlegen." — „Der Kinder gedachte ich;" antwortete Hedwig niedergeſchlagen, und wickelte ſich feſt in den Schlafmantel, die Augen von dem Fußboden nicht verwendend.

Nach kurzem Schweigen hob Judith wieder an: „Es muß doch etwas Beſonderes mit dem Boten von Landshut geweſen ſeyn. Sein geheimnißvolles Geſpräch mit meiner gnädigen Frau ...." — „Kein Geheimniß, Judith." — „Meiner gnädigſten Herzogin mindeſtes Wort iſt mir ein Evangelium. Dennoch ſchien der Oberhofmeiſter Verdacht zu hegen, und nur dem jungen Knappen galt der Schergenbeſuch, den Ihr heute dulden mußtet." — „Ihm? träumſt Du?" — „Nein, gnädige Frau. Der Jüngling iſt mit einemmale verſchwunden geweſen; im ganzen Schloſſe hat man ihn vergebens geſucht, dann in jedem Winkel bei dem alten Böhmen, dann in meiner Herzogin Gemächern; ... welche Schaamloſigkeit!" — „Daß er entkomme ſeinen Verfolgern, — Amen!" verſetzte Hedwig, um abzubrechen.

Judith, mit ihrem Geſchlechte nicht wenig vertraut, bemerkte in den düſtern Blicken der Gebieterin eine gewiſſe Schlauheit, obſchon tief verſchleiert. Darum fuhr ſie fort: „Der Herr von Wildenberg kann doch nicht begieriger ſeyn, als ich, zu wiſſen, wie es eigentlich mit dem jungen Reiter ſtand. Der alte Böhme war uber eine Stunde im Verhaft; noch jetzo, glaube ich, ſtehen Wachen in ſeiner Behauſung, und nach allen Seiten ſprengten Häſcher aus, den Entflohenen zu fangen. Das geſchieht nicht eines gemeinen Mannes wegen." — „Daran glaube ich auch;" erwiederte Hedwig trocken: „mein Herr hat gewiß mehr geſorgt für mich, als der Brief ſchreibt, der grauſame, von dem der Oberhofmeiſter ſagt, der falſche. Der Herzog iſt krank, ich fürchte, wenn nicht ſchlimmer. Er wäre heut nicht ausgeblieben. Gelt, mein Kind?" —

Judith zuckte die Achſeln, entgegnend: „Das weiß nur der allwiſſende Gott; aber ich haſſe den Wildenberg doppelt, wenn er falſch und boshaft gegen meine erlauchte Frau handelte. Wie gut iſt's dann, daß er nicht erfuhr, wie der Böhme ſich noch dieſen Abend, bevor der Lärm im Schloſſe anging, bei Euch eingefunden! Wenn der Oberhofmeiſter es wüßte, wüßte, daß er in fremder Sprache mit Euch geredet.....! ich ſchweige, wie das Grab; ich waſche meine Hände in Unſchuld." — „Närrchen!" ſchalt Hedwig mit Güte: „Er iſt zu danken gekommen für das Geſchenk, das reiche. Wenn die Seele ſpricht, ſo redet die Zunge die Sprache des Vaterlandes. Wir Polen verſtehen, was der Böhme will, und alſo dankte mir der Blinde." — „Und wie Ihr die Farbe wechſeltet, gnädige Frau?“ fragte Judith beſcheiden, aber beſorgt: „Noch einmal; mich freut's, daß der Hofmeiſter nicht zugegen war. Er hätte vielleicht geargwohnt, der Alte bringe Euch des verſchwundenen Knappen Lebewohl.“ —

„Gute Nacht!“ unterbrach Hedwig die forſchende Magd: „Sorge, daß ich nicht geſtört bin. Viele Müdigkeit und Schlummer wenig, das erwarte ich; aber ruhen will der müde Kopf.“ — Sie drehte der Kammerfrau den Rücken. Judith warf ſich ihr zu Füßen, und bat: „Vergebt, ſo ich Euch mit einem Wörtlein kränkte. Ich hab' ein leidlich Herz, aber einen vorſchnellen Mund.“ — Worauf die Fürſtin lächelnd auf Judiths Lippen klopfte, ſagend: „Schloß davor, Riegel davor. So ſind kluge Leute. Geh hin, mein Kind, zu Bette geh! Marynka, das muntre Blut, das junge, ſoll heute die Wache haben.“ — „Muntres Blut?“ ſchmälte Judith: „ſie ſchläft wie eine Ratze, wenn ſie kaum im Lehnſtuhl ſitzt.“ — „Der Herr leuchte über ihrem Schlummer! Geh, Judith. Wie ich befehle, will ichs.“

So entfernte ſich denn die ſorgliche Dienerin, und Hedwig ſtand allein in der halb dunkeln Schlafkammer, vor der verdeckten Lampe, die aus ihrer Kapſel nur einen matten Schein auf die ſteifen grünen Vorhänge des Lagers warf. — Die Herzogin, wiſſend, daß Judith ſtets einige Augenblicke draußen auf der Schwelle verweilte, um zu warten, bis ihre

Herrin ſich zu Bette gelegt haben würde, zog geräuſchvoll die Vorhänge zu, und ließ ſich ganz ſtille auf dem Polſterſchemel am Bette nieder. — Nach kurzer Friſt entfernten ſich die Schritte der Judith in die Wohnſtube, und verklangen im Vorgemach. Auf leiſen Sohlen erhob ſich nun die Fürſtin, warf über ihr züchtiges Nachtgewand noch einen geräumigen Pelzrock, hob mit feſter Hand die Lampe aus der Schale, und ging auf die mit Tapeten verkleidete Thür zu, die in die letzten Gemächer des bärtigen Ludwigs ſich öffnete. — Ein kurzes Gebet vor dem Bildniß der Mutter Gottes von Altötting, und geſtärkt wandelte Hedwig weiter über den knarrenden Fußboden der verlaſſenen Stuben.

Es war nicht abergläubiſche Furcht, welche öfter ſie bewog, ſtill zu ſtehen, und um ſich zu ſchauen, wie das ſcheue Reh. Das Geſpenſt des wilden Grafen jagte nicht dieſes edle Wild; die Erinnerung froher Zeiten, das Gedächtniß beſſerer Tage, ſie fingen es in ihren Stricken. — In jener Fenſterwölbung hatte der Herzog während der Honigmonde ſeiner Ehe dem Lautenſpiele ſeiner Gattin gelauſcht; hinter jener beweglichen Wand ſtand einſt die Wiege ihrer Kinder! — „Aermſte Jadwiga!“ lispelte, eingedenk der Wonnezeit, die Fürſtin aus tiefſter Bruſt, und floh von dem Ort ihrer heiligſten Freuden an's Ziel ihrer Wanderung.

Dort, in der allerletzten Kammer, ſpitzgewölbt, wie eine Biſchofsmütze, dort, wo der greiſe Ingolſtädter ſeinen unbeugſamen Geiſt ausgehaucht und den unnatürlichen Sohn vor Gottes Gericht geladen, war eine ſchwere verſchloſſene Pforte. Den Schlüſſel dazu trug Hedwig bei ſich. Mit zitternder Hand klopfte ſie zuerſt an das verſchnörkelte Fachwerk. „Das Feld iſt rein!" ſagte draußen eine hohle Stimme. Und eilfertig wurde Riegel auf Riegel zurückgeſchoben, der Schlüſſel dienſtbar gemacht. Die Pforte ging auf, und durch den Schleier von Spinnweben, welcher davor niederhing, erblickte Hedwig den alten Girſick, auf die Schwelle gekauert.

„Du erfährſt, wie ich Dir traue, Alter;" ſprach Hedwig ſchnell und ängſtlich: „Gelobt iſt mein Engel, weil hier alles öd und ſtill." — „Meine Zuverſicht betrog den Schloßhauptmann;" verſetzte Girſick: „doch, wenn er mich ſchon frei gab, ſtellte er einen Wächter in das Haus. Weil aber die Stunde kommt, da der alte Herzog aus dem Grabe wandeln ſoll, flüchtete ſich der Knecht auf ſeine Lagerſtätte im Zwinger. Die Thüre des Thurms habe ich dann verriegelt, und hier gelauſcht, wie ein Dieb. — Gott vergelte Euch, daß Ihr kommt, gnädige Frau. Habt Ihr brennend Licht bei Euch?" — „Das hab' ich; wo verweilt jedoch der Jüngling, und was hat Dein Sohn mir zu berichten?" — „Noch ein paar Schritte laßt Euch gefallen, hohe Frau, und Ihr ſeyd an ſicherm Ort, wo Euch nimmer Gefahr drohen mag." — „Ach; wohin gehſt Du, mich zu führen?"

Ohne zu antworten, war Girſick raſch an der

Säule, an dem Drehſteine, und muthig wagte die Fürſtin den Schritt in's Gewölbe. Sie erſchrak zum Tode, als der Stein wieder langſam zufiel, und kaum des draußen verbleibenden Girſicks Rede hindurchließ: „Ich muß hier warten. Wenn Ihr ein Zeichen gebt, öffne ich wieder.“

Ein Angſtruf aus der Fürſtin Munde hallte im Gewölbe. Die Teppichwand hinter ihr, über ihrem Haupte die ſchwebenden Leuchter und Fahnen, zu ihren Füßen Floribert, auffahrend aus ſeinem Schlummer, hinſinkend auf ſeine Kniee, und rufend: „O wie ſchön vermählt ſich hier der Traum mit dem Leben! Die Himmelskönigin war mir erſchienen voll Milde und Barmherzigkeit. Sieh da! im Wachen blieb die Gnadenmutter mir zur Seite?“

14.

In den Schatzkammern.

Mit ſtrengen Blicken betrachtete die Herzogin den jungen Mann, und erwiederte, ihre Beſtürzung von ſich werfend, und ihren Unwillen nicht verbergend: „Pfui, daß ich einen Heiden finde, wo ich erwartete einen chriſtlichen Sohn und rechtſchaffenen

Boten. An die Ewige richte Dein Gebet; nicht an das Weib, das ſterbliche!“

Als ob ſie Eile hätte, ſich von dem Flecke der Entheiligung zu entfernen, ging Hedwig furchtlos in des Gewölbes Tiefe, wo in einem geheimnißvollen Rund verſammelt ſtanden hohe ehrwürdige Geſtalten. Willenlos, mit gebeugtem Haupte, folgte ihr der Knappe Floribert. Als er die Augen zu der vorleuchtenden Lampenflamme aufſchlug, ſah er ſich in der Mitte der weitberühmten mehr als lebensgroßen ſilbernen Apoſtel, welche des reichen Schatzes Zierde waren; im Angeſicht der Heilandsfigur von Golde, zu deren Füßen Hedwig ihre Leuchte niederſetzte. Schnell zu ihm gewendet, ſprach ſie: „Wenn Du ausgeſchlafen haſt, ſage Deinen Auftrag. Hier iſt Gott in ſeinem Sohne und deſſen Jüngern, vor denen mein Ohr ich darf Dir aufthun.“ — „Daß Ihr Euerm Knecht ein gnädig Gehör ſchenktet!“ — „Ich bin gut, viel gut. Ich bin Dir wohl gewogen, weil Du Unglück leideſt durch Deines Vaters Unglück. Er ſagte mir davon.“ — „Ihr wißt...?“ — „Was Dich angeht, weiß ich. Aber, was mein gehört, das möcht' ich wiſſen. Mein Herzog und Ehgemahl... was iſt von ihm Deine Botſchaft?“ — „Euer Eheherr? Nichts von ihm. Dieſer Ring nenne Euch den, der mich ſendet.“ —

Zögernd empfing, ſtumm betrachtete die Herzogin den einfachen Reif, der an einer verblichenen Schnur hing. Sie ſchüttelte den Kopf, und antwortete endlich: „Ich kenne das nicht.“ – „Ihr ſprecht ein ſchlimmes Urtheil meinem Herrn;“ verſetzte Floribert mit Betrübniß: „Dies Kleinod, das von Eurer Hand fiel, da Ihr nach Euerm Hochzeitsturnier Denjenigen bekränztet, der den Woiwoden von Lublin beſiegt....“ — „Wie? welche Erinnerung! war's nicht mein fürſtlicher Vetter Chriſtoph?“ — „Derſelbe, hohe Frau; derſelbe, dem von dem Preis des Siegs nur das Kleinod werth blieb, das ihm der Zufall in die Hand geworfen; derſelbe, der es ſeither, gleichſam ein Amulet, auf ſeiner Bruſt getragen, beſeligt von ſtiller Minne.....“ —

Hedwig hob raſch ihre Hände, dem Sprecher Schweigen zu gebieten, und Floribert, dem ſein eigen Gefühl Worte verliehen, die er für den Herrn nicht ſo geſchickt gefunden hätte, verſtummte auch plötzlich, als wäre er auf einem Verbrechen ertappt worden. — Zugleich nahm er den Ring wieder, den ihm die erlauchte Frau mit den Worten darreichte: „Mein iſt nicht mehr, was ich verloren habe. Der herzogliche Vetter bleibe der Meiſter dieſes Ringes. Und Du, behalte ſeinen Auftrag, denn für ein züchtig Weib iſt er nicht erfunden; ſo fürchte ich.“

„So hört ihn doch als eine Leidende, als eine unverſchuldet Gepeinigte;“ hob Floribert treuherzig an: „Mein Herzog iſt ein Spiegel der Biederkeit, und er verlangt nicht das Mindeſte von meiner gnädigen Frau, als daß ſie ihm erlaube, ihren Kerker zu ſprengen, und ſie ihren Eltern heimzubringen.“ —

„So wollte ein Vetter dem Andern vergelten?“ fragte Hedwig mit Vorwurf entgegen: „Wie enge ſie mich eingeſperrt haben, ſo habe ich doch heute ſchon gehört von der Unthat des Chriſtoph, und wie er Schutz geſucht bei dem Gaſtfreund. Das kann ich nur ſchelten, was Dein Herr mir entbietet, und auch Dich ſchelte ich, und mehr noch Deinen Vater, der mir vorgelogen, daß Du Geheimes brächteſt vom Herrn Georg. Das hat mein Herz ſo leicht geglaubt, aber es verabſcheut, was Du geſprochen.“

Die Herzogin ergriff die Leuchte, und drehte dem Knappen den Rücken. Kaum hatte ſie einige Schritte gethan, als ſie bei'm Gewande ſich zurückgehalten fühlte, und lautes Schluchzen hörte. Verwundert blickte ſie um ſich, und wiederum auf ſeinen Knieen vor ihr lag der Jüngling, und aus ſeinen Augen ſtrömten unaufhaltſam Thränen. „Was ſoll das? bei'm großen Gott, was iſt mit Dir?“ fragte ſie erſtaunt. Und noch mehr verwundert lauſchte ſie, da ſie die im leidenſchaftlichſten Tone geſprochene Antwort vernahm: „Bei'm heiligen Kreuz laßt Euch beſchwören; geht noch nicht von hinnen. Ueberlegt, gnädigſte, ſchönſte Frau der Welt, was Euch geboten wird, und was Ihr ausſchlagt. Ihr zertretet Euer Leben, Ihr weiht Euch dem Tode. Hofft nicht, daß jemals dieſes Gefängniß ſich für Euch öffne. Hofft nicht, daß Euer Gemahl zu Eurer Liebe wiederkehre. Anderer, niedriger Buhlſchaft huldigt er, und Euch begehrt er zu verderben. Zwiſchen ſeinem

Haſſe, der Euch verhöhnt, und Eurer Eltern Verzweiflung, die Euch bejammert, ſinkt Ihr in die Gruft! Ihr ſeyd noch ſo jung, ſo reizend... welche Betrübniß, Euch ſterben zu ſehen! — Und wenn Ihr den Vetter Eures Gatten verwerft, ſo verſchmäht nicht eines rechtſchaffenen Knaben That und Hülfe. Seht; was ich auch denken, was auch mein Herz zerfleiſchen mag, ich ſag's Euch nicht, denn ich bin nur ein geringer Knecht, ein Wurm zu Euern Füßen. Ihr wagt nichts, wenn Ihr mir vertraut. Aber mit dem Leben ſtehe ich dafür, daß Ihr gewinnt ... die Freiheit, das hohe Gut; das älterliche Haus, die ſchönſte Heimath. Mein Arm iſt ſtark und mein Schwert, mein Kopf iſt ſchlau, mein Fuß gelenk. Mein armer Vater weiß Schliche und Wege; was wir bedürfen von dieſem trägen, ſchläfrigen Golde, ſteht uns zu Dienſten. Ihr müßt frei ſeyn, ehe noch zum Drittenmale die Sonne kömmt, und ehe der Mond ſich erneut, klopfen wir an Euers Vaters Burg." — „Weh mir, Du biſt im Kopf irre!" flüſterte Hedwig erſchrocken, als Floribert ſich vor ihr aufrichtete, und mit ſeinen großen brennenden Augen erwartend in ihre Blicke ſtarrte.

„Perle der Frauen!" entgegnete er mit dem friſchen Muthe, der in hoher Gefahr auch den Schüchternen beſeelt: „Ich ſage Euch ja meinen Wahnſinn nicht; ich behalte ja für mich, was mich toll machen könnte. Bin ich ein Thor, daß ich Eure Rettung begehre? O, ſie iſt mir nicht um den höchſten Preis zu theuer erkauft. Wenn ich, ich ganz allein ſie wagen darf, ſo kenne ich nichts mehr auf der Welt. Mein Herr, den ich bis heute verehrte, wird mich verfluchen; meines Vaters Haupt, das kaum wiedergefundene, wird fallen; mein eignes Leben wird am Ziele ſeyn, wenn mir das Höchſte gelungen .... aber was thut Alles dieſes? Seyd Ihr nicht unendlich mehr werth, als der Chriſtoph, als mein blinder Vater? und mein elendes Leben.... könnte ich's denn ertragen, von Euch getrennt? Ach.. ob von Euch geſchieden, ob in Eurer Nähe, — ich weiß nicht, was ſchlimmer, was entſetzlicher mag ſeyn!"

Des Jünglings Gedanken, Trachten und Beginnen lag offen und klar vor der zagenden Fürſtin. Welch ein Schmerz, welch ein Kampf durchzuckte ihre Bruſt! Die Entrüſtung der Herzogin, das Mitleid einer nachſichtigen Mutter, des Weibes geheimer Stolz, ſich alſo heiß und vor allen Schätzen der Erde geliebt zu ſehen...... auf einmal wogten dieſe Gefühle ſtürmiſch zuſammen, und in den Zwiſt blitzte der Groll gegen den unedeln Gatten, ſtrahlte die Hoffnung einer lieblichern Zukunft. Hedwigs Mund vermochte aber nur zu ſtammeln: „Vermeſſener! das iſt hart für mich zu hören; es hat keiner noch gewagt, ſo frech zu ſeyn!"

Da polterte es von auſſen an die große Flügelpforte des Gewölbes, die verwahrenden Eiſenſtangen wurden aus ihren Fugen gehoben; mit Geräuſch drehten ſich die ſchweren Schlüſſel in den Schlöſſern. Einen Augenblick ſtanden die Herzogin und Floribert wie Bildſäulen, vom Schrecken verſteinert; im nächſten flohen ſie, unwillkührlich einverſtanden, hinter die Apoſtelfiguren. Schnell beſonnen löſchte, trotz Hedwigs abwehrender Geberde, Floribert die Lampe, und lauſchte nach der Thüre, die weit aufging. Menſchen mit Fackeln traten in die Halle. „Wir ſind verrathen;“ flüſterte Hedwig, kalt wie Marmor.

Die unerwarteten Gäſte waren dienende Knechte, die unter dem Befehle des Schatzpflegers erſchienen. Wie es der Brauch an dem heiligen Orte des Schatzes erforderte, wandelten ſie baarfuß, in knappen Ledergewändern, die Hände durch eine kurze Eiſenſtange aneinander gefeſſelt, damit ſie dieſelben nicht ausſtreckten nach des Herrn Gütern, und nicht von einer Hand in die andere verbärgen, was ihnen vielleicht ein Dritter zum Verhehlen darreichen möchte. — Der Schatzpfleger bewachte ſie mit den Augen eines Luchſes, und wies ſie an, die Leuchterkerzen und die Hängelampen anzuzünden. — „Geſchwinde, haſtet euch!“ rief er: „alſogleich wird der Herr da ſeyn, und er ſieht nicht gern euern kahlen ſchmutzigen Aufzug. Rüſtig! dort die Leiter hinan. Recht; ſputet euch. Waſil, da iſt ein Schild heruntergefallen. Die Nägel roſten, wie verhextes Eiſen. Rolle es auf die Seite. Iſt's zu ſchwer? Peter, hilf. Das wäre ein Trinkgeld für euch, durſtige Kehlen, nicht wahr? Nun, leer wird's nicht abgehen. Der gnädige Herr ſchenkt gern an arme Leute, wenn er guter Dinge iſt." —

„Was nur der Herr zu dieſer nachtſchlafenden Stunde hier beginnt und will?" ſagte einer der Knechte, die den Schild zur Seite gerollt hatten. Aber der Pfleger legte ihnen Stillſchweigen auf, indem er verſetzte: „Wie dumm, wie dumm iſt euer Geſchwätz! Wenn der Herzog das ausgeplaudert haben wollte, würde er dann jedermänniglich verboten haben, von ſeiner Einkehr zu reden? Schweige Jeder, der nicht nach blauen Striemen Verlangen trägt, das ſage ich euch! — Seyd Ihr fertig?"

Einige der Knechte entzündeten juſt den vielarmigen Leuchter im Kreiſe der Apoſtel. Obſchon nur wenige Schritte von ihnen entfernt, bargen ſich Hedwig und Floribert dennoch in dem breiten Schatten der Figuren. „Genug;" rief der Pfleger: „bis dorthin, und nicht weiter. Hinter unſerm Herrgott iſt nichts mehr, was heute ein Licht verdiente. Geldfäſſer und nichts anderes. Was ein Weiberherz erfreut, das liegt ja ſchon in klarer Pracht und Herrlichkeit, als ob die Sonne ſchiene. Hinaus mit euch, ihr Tölpel. Ich will des Herrn, wie ſich's geziemt, auf der Schwelle warten. Ich möchte, meiner Treu, nicht hier allein gefunden werden."

Während er alſo theils mit den Knechten, theils mit ſich ſelber ſprach, entfernten ſich alle, und die

Pforte wurde mit einem einfachen Schlüſſeldruck wieder von auſſen verſperrt.

Erſt nach einer Weile öffnete Hedwig die blaſſen Lippen, und lispelte händeringend: „Mein Herr, der Herzog iſt hier!“ -- „Ich faſſe das nicht,“ entgegnete Floribert, ſelber wie vernichtet. — „Weh' mir,“ fuhr die Fürſtin fort: „ich bin verloren, entehrt. Hörſt Du nichts? Rufen Sie mich nicht durch's Schloß? Mein Herr iſt gekommen, mich zu ſuchen, und ich bin gefallen in den Abgrund, den ſchwarzen, des Verdachts, des böſen Leumunds!“ —

Jetzo begriff erſt Floribert die gefährliche Lage der Herzogin, und er faßte, nicht wiſſend, was ihm erlaubt, was nicht, ihre Hand, und riß ſie mit ſich hinaus in die Halle. „Eilt zurück, auf demſelben Wege, den Ihr gekommen, zurück. Vielleicht erreicht Ihr Eure Kammer, bevor ſie Euch vermiſſen.“ — „Ja, ja;“ entgegnete Hedwig: „führe mich. Du ſollſt belohnt ſeyn, guter Knabe!“ — Und ſie ſuchten den verborgnen Eingang, und ſie fanden ihn nicht. Vergebens zählte Floribert die glänzenden Schilder an den Säulen; hie und da, an gar manchen Stellen fehlten die ſilbernen Zeichen. Aufs Gerathewohl klopfte der Knappe an die Wand, taſtete er nach dem Drehſteine, rief er in jede klaffende Spalte der Mauer den Namen des Vaters. Alles blieb ſtill jenſeits; unbeweglich Stein an Stein. Voll Wuth und Ungeduld wollte Floribert in Verwünſchungen ausbrechen, allein ſeine frevelnde Lippe ſchwieg vor dem Angſtruf der Herzogin: „Sie kommen. Jeſus, ſie kommen! Ich todt, Du todt, Alles todt. Das verzeiht mein Herr nicht. Aber zu Chriſti Füßen ſterben will ich.“ — Dem aufhaltenden Floribert widerſtrebend flüchtete ſie ſich wieder in die Nacht hinter dem Apoſtelkreiſe, und der Knappe, bereit, für ſie, mit ihr zu ſterben, folgte ihr. Aengſtlich athmend lag ſie auf ihren Knieen. So gut er konnte, barg Floribert ihr helles Gewand mit ſeinem dunkeln Waffenkleide.

Pfeilſchnelle Gedanken, ſcharf wie Dolche, deutlich, wie ausgeſprochne Worte, flogen an Hedwigs Seele vorüber. „Iſt ers, der am Eingang ſich zeigt? Der Pelzmantel, die funkelnde Kette .... es iſt der Herzog! Und er ſchreitet ſo ruhig, ſo feierlich...? weh mir! wer iſt an ſeiner Seite? eine Frau, geſchmückt als eine Fürſtin! O Jammer, wäre dies mein Geiſterbild, das mir der Tod zeigt, als eines nahen Endes Vorbedeutung?“

Die gemarterte Einbildungskraft Hedwigs beſchwichtigte ſich, und verbannte die abergläubiſche Ahnung, als die Frauengeſtalt an Georgs Seite den Mund aufthat, und Worte redete, die mit glühender, obgleich ſtummer Entrüſtung das Herz der Lauſchenden erfüllten. — „Ha, wie das ſtrahlt und ſpiegelt!“ ſagte Jene, mit Geberden gemeiner Neubegier: „Als wär’s im Himmelsgarten, wo an den Bäumen die Karfunkel hängen, und in den Bächen klare Perlen fließen! Und die vielen Lichter — ſie blitzen wie Sonnen — brennen die bei Tag und Nacht, mein gnädiger Herr?“

„Sie leuchten heute der Schönheit zu Ehren;“ antwortete mit gezwungener Höflichkeit der Herzog, und ſetzte bei, zum Wildenberg und Schatzpfleger gewendet, welche folgten: „Verlaßt uns; wir wollen allein verbleiben.“ — „Mein erlauchter Herr erzeigt mir eine Gnade;“ erwiederte Wildenberg bedeutſam, und mit einem finſtern Blick auf die Begleiterin. Stumm ſich verbeugend ſchlich dem Oberhofmeiſter der Schatzpfleger nach.

„Puh! ein Geſicht wie Bitterwurz!“ ſagte die Frau, dem Wildenberg nachdeutend: „Wenn der mich erſtechen könnte mit ſeinen Augen .....“ — „Er würde es thun, wahrlich;“ ergänzte der Herzog kalt: „Er liebt meine weiße Eva nicht, und ſchmollt, daß ich im Arm der Minne die Wunden heile, welche mir die Feſſeln der Ehe drückten. Und — bei meinem Eide, manchmal begreiſe ich des Mannes Unwillen; gerade dann am meiſten, wann ich mich ſelbſt nicht recht verſtehe.“ — „Auch ich verſtehe wieder einmal nicht;“ verſetzte Eva zerſtreut, und liebäugelte rechts und links mit den offnen Juwelenſchreinen und den langen Credenztiſchen, worauf eine Unzahl von Gold- und Silbergeſchirr ausgeſtellt erſchien.

„Ei!“ fuhr der Herzog fort: „lebt Einer in der Welt, der lieber den Meiſter ſpielte allenthalben, als ich? und bin ich nicht dennoch manch liebesmal der Knecht von Deinen Launen, Mitterſtörerin? Hab’ ich die Knechtſchaft nicht gerade heut am weiteſten getrieben? Das teufliſche Gelüſte, das Du verſpürteſt, juſt heute Nacht in dieſem Schloſſe zu verweilen, nur durch wenige Mauern getrennt von meiner Gattin, ich ein Fremder ihr, ſie nicht wiſſend von mir.... hab' ich nicht endlich mein Ja dazugegeben? ein Ja, das mich jetzo bitter reut, und das mir die nächſte Beichte ſchwer machen wird." — „Es ſtand bei Euch, mir den Wunſch zu verſagen, gnädiger Herr." — „Du ſagſt das jetzo ruhig, wie ein Lamm, Everl; aber zu Landshut wollteſt Du in's Waſſer ſpringen, wenn ich nicht einwilligte." — „Laßt uns nicht ſtreiten, Herr. Bekennt, daß Euch der Argwohn ſchärfer ſpornte, als der Trieb, mir zu gefallen. In jedem Winkel ſaht Ihr des Herzogs Kundſchafter lauern, Euer Ehgemahl auf Chriſtophs Roſſen entführt...." — „Still, Du Schwätzerin. Hatte nicht dafür mein Brief bereits geſorgt? Aber in den Köpfen der Weiber iſt eine ſtete Jagd von Kitzel, Neugier und Verlangen. Das Wetter verändert ſich im unbeſtändigen April nicht ſchneller als die Laune eines Weibes. Kaum hatteſt Du mich beredet, zum erſtenmal das Wiegenfeſt der Herzogin zu verſäumen, ſo wollteſt Du ſchon mit mir in's Lager vor Nördlingen; plötzlich aber reizte Dich die Luſt, den Schatz von Burghauſen zu ſehen, und endlich prieſeſt Du als Deiner Wünſche Krone, eine Nacht, nur eine einzige Nacht hindurch die Hausfrau in dem Schloſſe vorzuſtellen, das meine Gattin beherbergt. Und noch einmal: mich reut bitter das ſchlau abgeleckte Wort, wenn ichs gleich nur unter der Bedingung gab, daß Frau Hedwig nimmermehr erfahre........"

„Ach, Du heilige Mutter der Gnaden und Schmerzen!" rief Eva erſchreckt, und drängte ſich zitternd an den Fürſten. „Was ſicht Dich an?" fragte Georg unwillig. — „Mir war, als hörte ich einen tiefen jämmerlichen Seufzer... dort... im dunkeln Gewölbe...." ſtotterte Eva, mit ausgeſtrecktem bebendem Zeigefinger. — „Furchtſame Kreatur!" lachte aber Georg: „in ſolchen Hallen und Gängen gibt's der Stimmen mancherlei. Das pfeifende Volk der Fledermäuſe niſtet bei den Schätzen, und der flüchtige Lauf der Ratze wird hörbar in nächtlicher Stille. Geſpenſter fürchte nicht. Der Großvater Heinrich wäre etwa der einzige, der wiederkäme; aber er ſäße ruhig im Winkel und zählte das Gold, das er leider ſeinen Erben laſſen mußte." — „Es iſt ſchon vorüber, gnädiger Herr." — „So erfriſche Deine Sinne an der Pracht ringsum, Du kindiſche Mitterſtorferin. Euch gemeinen Leuten wird ſolch ein Anblick ſelten. Sättige Dich daran. Ich will ſelber den Führer machen. Sieh dort die Haufen von Silberſchüſſeln, die bis zur Hälfte des Pfeilers reichen, die ſilbernen Gießbecken, weit wie Faſſer, die vergoldeten Kannen, höher als ein geharniſchter Mann. Der Reichthum ſtammt noch von der Ingolſtädter Beute. Dort ein Geſchenk des Kaiſers: die Meerjungfrau mit dem koſtbaren Halsband von Edelſtein.

Gegenüber das ſchwere Einhorn mit der goldnen Mähne und dem Bruſtſchild von Smaragd und Rubin. Dahinter der Türkenkopf mit demantnen Augen.... Du achteſt aber mehr auf die bunten feinen Steine in den Käſtchen von Zedernholz? Begierdevolle Eva, wie funkeln ſo habſüchtig Deine Blicke! Verſteh' ich Dich? Du willſt nicht umſonſt das Paradies von reichen Erzen geſehen haben, das wohl nicht zum zweitenmale ſich Dir öffnen wird? Gefallt Dir die vielfach geſchlungene Reihe von Granaten? Zu einem Silbermieder ſtehen ſie trefflich. Und dieſer ſchwere Ring an Deinem glatten Finger...? Ha, ſchelmiſche Diebin, genug des Raubs! willſt Du auch dieſe köſtlichen Tropfen des Orients in Deine Ohren hängen, und meinem Schatz entwenden? Gib ſie heraus!“ —

Schäckernd entwand ſich Eva, die Perlengehänge hoch haltend, den Armen Georgs, und lief in das Gewölbe hinein. Von neuem erſchreckend, ſtieß ſie, dem Apoſtelkreiſe gegenüber, einen leiſen Schrei aus. Der herbeieilende Herzog verſiegelte ihr mit einem Kuſſe den Mund. — „Zu viel! mein Herz zerſpringt!“ jammerte Hedwig zwiſchen den von ſchmerzlichem Krampf zuſammengeklemmten Zähnen. „Haltet an Euch!“ raunte ihr der treue Knappe zu: „duldet, aber lernt ihn haſſen, den fälſchen Mann!“

„Ich höre reden in unſrer Nähe!“ fuhr Eva empor. Und der Herzog: „Wahrlich, mich ſelber bedünkte.....‘ Indem erſchien eiligen Schritts, aber die Vernichtung des Todes in den Zügen. Wildenberg in der Schatzkammer, kam auf den Herzog zu, beugte tief ſein Haupt, und ſprach mit ſchwerer Bekümmerniß dringend zum Gebieter: „Mein Leben iſt Euch verfallen, o Herr, wenn es wahr iſt, was ein dunkles Gerücht jetzo im Schloſſe verbreitet. Euer Befehl iſt nicht vollzogen, das Schweigen nicht beobachtet worden. Der Pfaffe Vincenz ſoll in die Gemächer Eures hohen Ehgemahls die Kunde Eurer Ankunft hinterbracht haben, ... die erſte Kammerfrau wollte der Herzogin melden.... die Herzogin ſey verſchwunden, ſagt man. Aus dem Munde der heulenden Maria haben mehrere es vernommen..... ich eilte, Euch das Gerücht anzuſagen, bevor Zungen, die mir feindlich ſind, es Euch zutragen konnten ......“

Aufgebracht und ſtolz ſchnaubte ihn der Herzog an: „Wohl wäre dieſes Euer Tod, ſaumſeliger Hüter, der da wagt, zu mir von Befürchtungen zu reden, und nicht von der Gewißheit. Ein Gerücht? Die Herzogin ſoll entſprungen ſeyn? Man ſagt? man hat vernommen? Warum ſaht Ihr nicht mit eignen Augen? erfüllt Ihr alſo Eure Pflicht?“ — „Es iſt Nacht;“ erwiederte beſcheiden der Oberhofmeiſter: „ſchon verdoppelte ich die Wachen, aber, um zu dieſer Stunde in der Fürſtin Kammer zu dringen, bedarf ich Eurer Erlaubniß, o Herr, denn Ihr gebietet jetzo im Schloſſe als Landesherr und Gatte der königlichen Frau Hedwig.“ — „Meine Erlaubniß? die habt Ihr. Noch mehr: ich ſelber will gehen, und der ſchlimmen Unglückspoſt in den Rachen ſchauen. Man ergreife ſchnell die Kammerdirnen, den Pfaffen. Auf die Folter mit ihnen! Man peinige ſie, daß ihnen die Seele ausgehen möchte, bis ſie bekennen . . . .“

„Halt ein! um der Wunden des Erlöſers willen!“ ſchrie Hedwig auſſer ſich, und ſtürzte hervor: „Nicht unſchuldig Blut, Herr Georg! hier mein Haupt! abſchlagen meinen Kopf, nicht den Armen, die nicht wiſſen...! hinrichten meinen Leib... Mörder meiner Seele!“ — Vor der Erſcheinung ſprang der Herzog einen Schritt zurück, Eva flüchtete ſich gegen den Oberhofmeiſter, der ſie ſtreng von ſeiner Seite wies, hängend mit unverwandtem Auge an der rührenden Geſtalt Hedwigs.

Georgs Sinne verwirrten ſich aber; er ſah ſeine Gemahlin auf der Flucht ertappt, das Geſicht eines Mannes hinter ihr aus dem Schatten tauchen. Mit vorſchneller Hand riß er das Schwert aus der Scheide, ſtieß damit nach Hedwigs Bruſt. Die Klinge kreuzte ſich jedoch mit Floriberts Degen. „Halt! nehmt mein Leben, nicht dieſer Heiligen!“ — „Verdammniß! wer iſt dieſer?“ ſchäumte der Herzog, die Waffe ſenkend. — „Was thuſt Du?“ rief Hedwig, und ſchlug Floriberts Eiſen zu Boden. — „Das iſt Chriſtophs Knecht!“ ſchrie Eva dem erſtarrenden Georg in die Ohren. Wildenberg trat dem Knappen entgegen: „Gib Dich, Verräther!“ — „Ich bin kein Mörder, kein Schelm!" donnerte ihm Floribert zu: „Aber mein letztes Blut gehört dieſer reinen Dulderin und der Rache für meines Vaters Augen!" — „Walthauſers Sohn!" Von dieſem Schmerzensruf der Herzogin fühlten ſich die Männer entwaffnet, und Stille folgte auf den geräuſchvollen Auftritt.

15.

Mitternacht und Ausgang.

Im finſtern Keller, ein harrender Wächter, ſaß der blinde Meiſter, und murmelte vor ſich hin: „Spinnentritt, ich höre Dich; fallend Sandkorn, ich lauſche Dir. Geduldiger denn je liege ich auf der Lauer, obſchon es das erſtemal iſt, daß Girſick den Kuppler macht, und denjenigen nicht verräth, dem er die Leiter hielt." — Mit wilder Freude ſetzte er bei: „Der Zwieſprach dauert lange. Meines Buben Roſenwangen und kecke Reden ſiegen gewiß über des Weibes Hoffart, und mein Feind empfängt die ſchmählichſte Wunde. Im Geiſte träumt mir ſchon von der Flucht. Ich kann ſie begünſtigen. Ich weiß den Weg zum kleinen Pulverkeller. Ein Schwefelfaden, den mir Floribert legen hilft.... und Jammer und Aufruhr ſind im Schloſſe Meiſter, während die Beiden entrinnen, mit gold- und juwelenbeſchwerter Taſche. Aus mir werde, was da wolle. Im Sohne lebt mein Geiſt, und die Rache hilft über den bittern Tod hinaus."

Da unterbrach ſich der Blinde ſchnell, und reckte das Ohr nach einem fernen Winkel des Gewölbs, wo ein ſonderbares Geräuſch ſich vernehmen ließ. „He? was geſchieht dort?" fragte Girſick in ſeinen Gedanken: „das ſchurft und ſcharrt, wie ein rußiger Knapp im Schlot, oder wie ein Todter, dem nach Auferſtehung gelüſtet...?" Ein paar Steine fielen von der fernen Mauer, eine Erdwucht ſtürzte in den Keller nach. Es regte und bewegte ſich dort, als ein Menſch, der ſich der Gruft entwindet. ‚Verrath?" dachte Girſick: „aber der Verrath würde an die Pforte klopfen, weil er die Macht hat. Ein Dieb und Schelm alſo? Der muß ſich fürchten, mehr als ich." — Darum rief er laut: „Wer da? wer rührt ſich? Antwort gib."

Die Antwort zögerte, doch endlich verſetzte eine ſchauerliche Grabesſtimme: „O, wer Du auch ſeyſt, der hier von mir geweckt wurde,...... ſchweige mitleidig, und ſey barmherzig einem Elenden in Verzweiflung."

Die matte Stimme klang wie Erzſchlag im Gehirne des Blinden wieder, und ſein Herz ſchnürte Krampf zuſammen. Er meinte ſie zu erkennen, die Stimme, und zum erſtenmale glaubte er an Leichname, die da wiederkehren aus dem verſunkenen Sarge. „He?" ſtammelte er.

Der Andere, langſam näher kriechend und taſtend, erwiederte: „Ich ſteige aus dem tiefen Brunnen, wo ich moderte, ich weiß nicht mehr, wie lang. Eine Zeit ohne Ende hab' ich gebraucht, den Bau zu graben, durch welchen ich ſchlüpfte wie ein Fuchs. Daß ichs heut vollenden würde, daß ichs müßte, ſagte mir die Ahnung, als ich vom Kerkerknecht erfahren, daß heute der Herzogin Geburtstag ſey.“

„Was ſoll das?“ fragte Girſick mit erſtickten Lauten: „Wer biſt Du, Nachtrabe?“ Dabei ſuchte er ſtill in ſeinen Taſchen, emſiger, je näher der Auferſtandene zu ihm herantappte.

„Ein Verdammter;“ verſetzte dieſer: „todt bei lebend'gem Leibe, und nur der Herr kann mir Gnade geben. Drum will ich hin zum Herzog. Am heut'gen Tage iſt er hier, in den Armen ſeines Weibes. Ich will vor ſein Lager treten, und Gnade betteln für meine letzten nackten Tage, oder mich vom Wall in die Tiefe ſtürzen, damit es aus ſey, mein Leiden und mein Elend! — Wenn Du von Menſchen gezeugt wurdeſt, ſo führe mich durch die Nacht. Unterſtütze meine müden Gebeine.“

„Ich bin Dein Mann;“ murmelte Girſick, wie oben, und ſeine zitternden Hände ſuchten eifriger ... nach dem Meſſer, das er im Gewande trug.

„Wo biſt Du?“ fuhr der Andere fort: „ſtrecke Deine Hand aus, daß ich Dich finde, guter Menſch. Du ſollſt nicht umſonſt mir Deinen Arm leihen. Wenn mir der Herr verzeiht .... er wirds .... zähle auf guten Lohn. Ich bin ein Edelmann, ein Ritter. Die Nothhaften halten ſtets, was ſie verſprochen." —

„Das bewieſeſt Du an mir, Ungeheuer!" brach Girſick ungeſtüm los, und packte mit eiſerner Fauſt den zerlumpten Flüchtling aus dem Verließ des tiefen Brunnens. — „Heiliges Blut!" — „Vermaledeiter Spuck, deſſen Untergang ſie mir gelogen haben! kennſt Du mich nicht? kennſt Du die Eulenſtimme nicht? des Blinden, der die Sonne nicht ſieht, aber in der Nacht ſeinen Raub nicht fehlt?" — „Heiland! der Böhme! ſteigſt Du aus dem Grabe?" — „Gott ſey Dank, ich lebe noch, Dich zu umarmen, bis Dein Herz nimmer ſchlägt!" —

Mit Allgewalt riß Girſick den Feind, der ſich nur matt ſträubte, zu Boden, und fuhr ihm rachſüchtig nach der Gurgel. Die Todesangſt verlieh dem Andern geſteigerte Kräfte. „So ſchmählich ſterben unter der würgenden Fauſt?" knirſchte er, und begegnete dem Dränger mit Stoß und Schlag. Der Böhme, den Vortheil ſeiner Stellung benützend, ungeduldig, den Sieg zu haben, zog das Meſſer, und führte damit einen Streich. „Ha! ein ſpitzig Eiſen?" ſchnaubte der Blutende, und ſtrebte vergebens, die Waffe zu haſchen, die ihn wieder und wieder traf: „ſoll ich hier vergehen unter der Wuth des Augenloſen? nicht ein Strahl von Licht, der mir den Sieg verliehe?"

Da tönte von oben, und immer näher Judiths Angſtgeſchrei durch die Gemächer des Grafen von

Morkain. Nach der vermißten Herzogin rief die verzweifelnde Magd. Zur letzten Pforte heraus in den Thurm, die Treppe hernieder zum Gewölbe ſtürzte ſie haſtig. Der helle Schimmer des Windlichts in ihrer Hand drang in den Keller.... Nothhaft ſah plötzlich ſeinen Feind, und ſeine Gefahr.....

„....Nehmt Euern Ring zurück, edler Herzog. Daß ich lebe, daß ich wiederkehre, verdanke ich dem ſchreckensvollen Ende meines Vaters, welcher durch ſeinen Erzfeind fiel, weil des Herzogs Gerechtigkeit gezögert hatte, an dem mörderiſchen Pfleger die ganze Strenge der Strafe zu vollſtrecken. Erſt nachdem er vollendet, was er gräuelvoll vor vielen Jahren begonnen, fiel ſein Kopf, und mitleidig ſchenkten ſie mir die Freiheit. Vergeßt Frau Hedwig; ſie iſt verſöhnt mit dem Gatten; verwieſen iſt die Buhlerin. Zu hoffen habt Ihr nichts. Was mich angeht — zerfallen mit dem Leben — ſo geb' ich's auf, wenn Ihr nicht etwa befehlt, mich für Euere Dienſte zu erhalten.“

„Wer trüge denn mit mir das Daſeyn, wenn nicht Du?“ fragte Chriſtoph den bleichen Knappen entgegen: „Wer wachte bei mir in den Nächten, da des Abensbergers blutbeflecktes Geſpenſt an meinem Lager ſteht? O, ich bin furchtſam und fromm geworden, wie ein unmündig Kind. Meine Boten fliegen nach München und Rom, des Bruders Vergebung, des heiligen Vaters Abſolution zu holen. Lebe mit mir, und begleite mich auf dem Weg zur Buße!“

Sie zogen von dannen; nimmer wurde mehr der Herzog heiter, nimmer kam ein Scherz über ſeines finſtern Knappen Lippen. Nach manchem Jahr beſuchten ſie das heilige Land, des Erlöſers Grab, die Ritterinſel Rhodus. Dort lief des Herzogs Uhr ab; er ſtarb in den Armen des Großmeiſters, eines Schwagers des erſchlagnen Abensberg. Wenig Augenblicke vor ſeinem Tode gab er ſein koſtbares Armband dem trauernden Floribert, ſtammelnd: „Das letzte Angedenken ... bringe es ihr.“

Das Geſchenk blieb in den Händen der Herzogin Kunigunde, der Gemahlin des weiſen Albrecht. Denn zu Hedwig konnte nicht mehr Gruß, noch Botſchaft gelangen. Nach dem kurzen Sonnenblicke der Verſöhnung, einem Traum von wenigen Tagen, war ſie unrettbar wieder zurückgeſtoßen worden in enge Haft und Scheidung von aller Welt. — Floribert, im Ciſterzienſerkleide, half, nicht volle zehn Jahre nachher, die entſeelte Hülle der unglücklichen Fürſtin zu Raitenhaslach beſingen und begraben.

Das böſe Auge.

Das böſe Auge.

„Iß und trink; laß' Dir ſchmecken, was Dir gefällt, armer Schelm. Das Leben iſt kurz, und die Karten ſagen viel Unheil."

„Ihr gebt mir ſchlechten Troſt, Mutter Cecca. Das Herz bricht mir, obſchon ich, wie des Unglücks, auch Eurer ſchlimmen Prophezeiungen gewöhnt ſeyn ſollte."

Die Wahrſagerin und Kartenſchlägerin des Seufzergäßchens ſchug alſobald die röthlichen glitzernden Augen zu dem blaſſen Manne auf, und verſetzte ſchadenfroh: „Beliebt's dem Herrn, mir zu ſagen, ob denn einmal nicht eingetroffen iſt, was ich vorausgeſagt habe?"

Carlo ſeufzte, die Hände gefaltet, den Kopf geſenkt. Die Alte fuhr fort: „Wenn Euch die bittere Arznei nicht behagt, warum kommt Ihr ſtets und ſtets wieder zu mir, zu der garſtigen Hexe Cecca, zu der alten Sybille von Neapel? Tauſendmal habt Ihr mich ſo genannt, und dennoch . . . . ."

„Ihr ſeyd recht grauſam, Mütterlein. Weil ich nicht vergeſſen habe, wie gut Ihr's einſt mit mir gemeint, kehre ich immer zu Euch wieder, Troſt zu ſuchen in meinem Elend, und... finde keinen, wohl aber die Vorklage neuen Mißgeſchicks.“

„Kann ich dafür, Carlo, mein Söhnlein?“ fragte Cecca mit gleißendem Mitleid: „Freilich, freilich war einſt eine Zeit, wo Du Alles anders hätteſt richten können. Die gute Cecca war um zehn Jahre jünger, hätte immer noch das Glück eines braven Mannes machen können, und in Deiner Hand ließen zwei Heirathslinien ſchnurgerade auseinander: trefflich die eine, verderblich die Andere. Du haſt die Letztere gewählt. Dem Herrn Soldaten, der nicht einmal Vater und Mutter gehabt hat, gefiel eines zu Grund gerichteten Baron's Waiſe ſo ausnehmend, daß Mangel und Armuth mit einander Verlobung hielten. Da war's fertig. Das böſe Auge, das Deine Wiege angeſehen, hat ſeither nicht wieder von Dir abgelaſſen.“

„Ihr ſagt keine Lüge!“ ſeufzte Carlo wieder. Die Alte rechnete ihm bedächtig vor: „Wie Du vom Dienſt kamſt, weil Du Deinem Offizier den Beſuch in Deinem Hauſe verweigerteſt; — wie Du nirgends ein Amt fandeſt, weil Dein Offizier Dich überall ſchwarz gemacht; — wie Dein erſtes Söhnlein ſtarb ....“ „Ach, mein Fernando!“ — „Hatt' ich's Dir nicht prophezeit? Dann kam die Noth, wo Du den Lakaien machen mußteſt, und Deine hochedle

Frau Gemahlin die Wäſcherin, um zu leben. Was deuteten dazumal die Karten? Ein ſchwarz Gefängniß. Wer kam in die Vicaria, weil ſein liederlicher Nebenlakei geſtohlen hatte? Du, der unſchuldige Carlo.“

„Weiß es der heilige Januar! Beinahe fünfzig Wochen ſaß ich, wie ein Straßenräuber.“ — „Und als Du endlich freigelaſſen wurdeſt, wie fandeſt Du Dein Weib? Verſchleiert knieend an einer Gaſſenecke, das kleine Würmchen im Arme, die hölzerne Schüſſel und das Lichtſtümpfchen neben ihr am Boden, eine Bettlerin. Hu, ein böſes Auge ſchaut in Dein Leben!“

„Das glaubte ich auch, und dachte an das Eurige, Mutter Cecca...“ — „Tauſend Dank, Herr Carlo.“ — .... „bis Ihr ſelbſt mir ein paar Mittel ſagtet, Sprüche und Zeichen, das böſe Auge zu bannen. Da erkannte ich mein Unrecht, aber die Mittel halfen eben auch nicht.“ — „Weil Du Dein ganzes Leben verdorben haſt. Von Dienſt zu Dienſt, von Unglück zu Unglück ſtolpernd, ſtehſt Du jetzt wieder vor mir in abgebleichter Livree, ohne Treſſen auf den Näthen, ohne Manſchetten an den Händen. Wo iſt Deine Hutfeder hin? wohin entflatterten die prächtigen ſpaniſchen Goldflügel? der ſilbergeſchmückte Degen, die ſeidenen Strümpfe.... wo ſind ſie?“ —

„Ihr reckt mich unbarmherzig, wie auf der Folter. Roſalia und meine Kinder müſſen leben; was ich an Werth beſaß, wanderte längſt zu Don Pamfili, dem Mäkler hinter der Klarenkirche." — „Gott ſegne Dir die würdige Bekanntſchaft." — „Ei nun, er verſprach mir hoch und theuer, für einen guten Dienſt beſorgt zu ſeyn; und Wahrheit iſt, daß er in allen adelichen Paläſten als Unterhändler Eingang hat." — „Und wahr iſt," begann nun die Alte höhniſch ihrerſeits, „daß er Dir einen Dienſt verſchaffen wird, um zu ſeinen Auslagen zu kommen; aber hier auf dem Tiſche, in dieſen ſchwarzen Trauerblättern liegt Dein nächſtes Schickſal. Der Tod iſt in dem Hauſe, wo Du aufgenommen werden ſollſt; Du wirſt Alles verlieren, was Du kaum erhalten, und gleich dahinter kommt ein langer Leichenzug, der Dich angeht, auf's innigſte angeht....." —

„So wollt' ich, es wäre der meinige!" rief Carlo verzweifelnd: „Und ſo muß es kommen, denn an meiner Roſalia, an der Kinder Leben hängt mein eigenes. Der Golf werde mein Grab." — „Ach!" erwiederte Cecca ſcheinheilig: „Nur der iſt glücklich in der Welt, der ſchon in den Windeln ſtirbt. Iß und trink, armer Schelm; laß Dir ſchmecken, was Dir gefällt. Der Tag iſt kurz, und die Karten bedeuten einen ſchlimmen Abend."

Mit niedergeſchlagener Seele ging Carlo aus dem Hauſe der Alten, nach dem Markte.

Zu damaliger Zeit, — im Jahre 1719, — iſt noch an einem Vorſprunge der Kirche U. L. F. vom Carmel auf dem Marktplatz zu Neapel ein Muttergottesbild geſtanden, das unter dem Volke eines beſondern Anſehens genoß. Nach einer allgemein verbreiteten, aber unbegründeten Sage ſoll zu den Füßen der Bildſäule Maſaniello unter den Streichen ſeiner Mörder verſchieden ſeyn, und die Jungfrau bei dem blutigen Schauſpiel Thränen vergoſſen haben. Die Carmeliter, deren Thurm Maſaniello's Hauptquartier, deren Kanzel ſeine Rednerbühne, deren Kloſter ſeine Todesſtätte geweſen, hatten öfters aber vergebens verſucht, das Marienbild zu entfernen; mit eiferſüchtigen Augen bewachte das Volk die Heilige. Wenn dann das Feſt der unbefleckten Empfängniß herankam, wo die Andachten zur Himmelskönigin beginnen und dauern bis zum Weihnachtsfeſte, — da war die Madonna an der Carmeliterkirche die geputzteſte von allen, die Neapels Straßenecken ſchmückten. Blumen und Laubgehänge zierten die verwitternde Blende, viele Kronen von Flittergold umgaben das Haupt des Bildes, und zur Nachtzeit brannten die meiſten Lampen und bunten Laternen davor. Der Platz war gedrängt voll von brünſtigen Betern und regſamen manteltragenden Männern, die haufenweiſe beiſammen ſtanden, ſich erinnernd an frühere Zeiten und erzählend von ihnen. Deutſche Soldaten durchkreuzten, Ordnung zu halten, die Menſchenmenge, fluchend, ſtoßend mit den Gewehren; Weiber ſchimpften laut entgegen; zwiſchen den Zähnen, die Fauſt unter dem Mantel geballt, murmelten die Männer ihr beliebtes: „Maſaniello iſt nicht geſtorben!“ — Aber vergebens hofften die Knechte auf ein Wunder der heiligſten Jungfrau, und ließen, ſchnell beſänftigt, ihr Ohr betäuben durch das melancholiſche Spiel des Dudelſacks und der Hirtenpfeife, womit die frommen Ziegenhüter aus Calabrien und den Abruzzen während der marianiſchen Wochen der Madonna ihre Ehrfurcht bezeigen.

Viele Meilen von der Hauptſtadt entfernt, in rauhen Bergen heimiſch, verſäumen dieſe Hirten nicht, ihre Weihnachtswallfahrt zu Ehren der Mutter und des Sohnes nach Neapel zu unternehmen. Weder ihre Heerden und Hütten, noch die gewaltigen Platzregen, die öfters im ſpäten Jahre ihr Vaterland heimſuchen, ſind vermögend, ſie abzuhalten. Ein Schalmeiſpieler und ein Dudelſackpfeifer halten immer zuſammen, und ſtreifen in dem Stadtviertel, wo ſie ihren Aufenthalt genommen, bei Tag und Abend von einem Marienbilde zum andern, mit ihren einfachen Liedern, in ihrer abentheuerlichen Tracht.

Einige Muſikanten dieſer Gattung ſpielten vor dem Carmeliterbilde in dem Augenblicke, als Carlo am ſpäten Nachmittag über den Marktplatz ging. Der ſchwermüthige langgehaltne und beinahe niemals wechſelnde Grundton des ſchnarrenden Baſſes, woneben die Pfeiſe auf und nieder modulirte, feſſelte das Ohr des betrübten Wanderers, und ihm war, als ſänge man ihm juſt ein De profundis und Libera. Wie nun dann und wann der trauernde Menſch ein Vergnügen daran findet, in ſeinem bittern Schmerz zu wühlen, ſo horchte auch jetzo der unglückliche Carlo mit banger Freude dem Vergliede. Nebenbei muſterten ſeine Augen zerſtreut den Aufzug der Hirten aus den Abruzzen. Aber die Zerſtreuung wandelte ſich bald in Aufmerkſamkeit. Der Schalmeier erregte ſie. Unter ſeinem ſpitzigen, mit Federn gezierten Hute ſchaute ein Antlitz hervor, das für Carlo nicht fremd war. Die ſtark geſchnittenen Züge mußten, auch nur einigemal geſehen, dem Gedächtniß ſich tief einprägen, nach langen Jahren nicht vergeſſen ſeyn. Daneben die Geſtalt und gewiſſe Angewöhnungen in ihren Bewegungen waren Carlo nicht unbekannt, obgleich der Spielmann dieſelbe rothe Weſte und blaue Jacke, dieſelben grünſammetnen Beinkleider und vielgeſchnürten Sandalen, denſelben kurzen Mantel von Ziegenhaaren trug, wie alle ſeine Landsleute pflegen.

Und während des Spiels wurden Carlo's Empfindungen und Erinnerungen lebhafter. Ein Strahl fröhlichen Angedenkens leuchtete in ſein bekümmert Herz, und als die beiden Spielleute nach Gebet und demüthigem Kniefall ſich vom Bilde entfernten, um zu einem andern zu ſchreiten, faßte Carlo mit bebender Hand das Gewand des Schalmeipfeifers, nachdem er ſich bis zu ihm durchgedrängt, und ſtotterte:

„Bernardo?“ — „Eccellenza?“ ſtotterte der andere dagegen, und riß den Hut vom Scheitel. — „Bernardo Corneli?“ — Der Hirt nickte mit dem Kopfe, und öffnete neugierig den Mund. — „Bernardo Corneli von Roccavalloscura?“ — „Derſelbe, bei Gott; des alten Matteo Sohn.“ — „Und der frommen Brigitta?“ — „Ja doch, Eccellenza, und meine Schweſtern heißen, die eine auch Brigitta, des Lanzola Frau, und die andere Peppa, die leider keinen Mann kriegt, weil ſie lahm iſt, die Arme; und mein Bruder.... ach, beinahe hätte ich die Excellenz belogen, denn ich hatte ſo eigentlich nie einen Bruder......“ — „Ei, Du undankbarer, hoffärtiger Burſche! und Carlo, Deines Vaters Pflegeſohn, Deiner Mutter Säugling... Carlo, der vor Dir ſteht...?“

Schnell, mit einem Freudenruf warf Bernardo ſeinem Begleiter die Schalmei zu, und umarmte den Pflegbruder mit Heftigkeit. Eine Proceſſion mit Fahnen und Windlichtern preßte die Volksmenge auseinander, und eine ihrer ungeſtümen Wogen warf die Umſchlungenen plötzlich an die Mündung einer Straße, wo ein wehender Kranz neben den Zeichen des Barbierhandwerks zum Eintritt in die halbdüſtre Halle lud. Dort ſaßen an Tiſchen und um Fäſſer gereiht, Gäſte der mannigfaltigſten Stände, plaudernd und ſchreiend durcheinander; hin und her ging der Padrone, und barbirte dieſen und jenen. Neuigkeiten wurden geräuſchvoll verhandelt, Wein und

Roſoglio getrunken, gekochte Kaſtanien und Paſten gegeſſen. In der bunten Verſammlung fanden auch Carlo und Bernardo ihren Platz.

„O welch ſchönes Ding um eine ſaftige Melone!“ ſchrieen um die Wette die Cocomerari, die am Eingang ihren beweglichen Kram, mit Lorbeerblättern, Buchsſträußern und Papierfähnchen geſchmückt, errichtet hatten. — „Spere, Spannoli!“ heulten die Fiſchhändler. „Hörner, Hörner und Ringe!“ tobten die Bäckerknechte, die mit ihrer Waare in die Schenken zum Verkauf drangen. „Ein Gläschen?“ fragte der Barbier den Hirten und ſeinen Gefährten im Vorübergehen, und zeichnete an ſeinen Fingern die verſchiedenen Maaße. Der durſtige Bernardo wählte das größere Glas, und Carlo, ſeine letzten Grani dafür hingebend, betrachtete ſeufzend die Speiſeherrlichkeiten, womit er gern den Jugendfreund bewirthet haben würde, wenn es ihm möglich geweſen wäre.

„Ich muß geſtehen,“ ſprach er mit geſenkten Augen und ungewiſſer Zunge, „daß ich daheim meinen Beutel vergaß. Ich beklage, Dir nicht jetzo auftiſchen zu können, was Dein Herz begehrt.“

„Ha, ich bin bald zufrieden;“ meinte Bernardo: „ein Stück Käſe und Brod,... mehr brauche ich nicht, und es iſt nur ein Unglück, daß mein Kamerad, der Dudelſack, unſern Weinſchlauch bei ſich trägt, ſonſt hätte ich dieſes Barbiers bittrer Brühe nicht bedurft. Doch — Ihr ſollt leben, Herr Carlo. Wir haben uns lang nicht geſehen, ſeit Ihr uns vom Hauſe lieft."

„Heute noch bereue ichs!" verſetzte Carlo wehmüthig: „Wie Jahr auf Jahr vergeht, wird meine Reue heftiger, ſtatt gelinder." — „Wenn's noch der Mühe werth geweſen wäre!" fuhr Bernardo treuherzig fort: „der Vater redete bald nicht mehr von dem Eſel, den Ihr hattet verunglücken laſſen. Die graue Giacca ſchaffte bald wieder einen ins Haus. Mit einer mäßigen Tracht Prügel würde ſich Matteo mit Euch abgefunden haben. Statt deſſen.... auf und davon ... wie der Wind, und nichts mehr gemeldet, nichts geſchrieben."

„Konnte ich denn ſchreiben? könnt Ihr denn leſen?" ſagte Carlo lächelnd: „Es ſchmerzt mich noch der Rücken, wenn ich an die Schreiblektionen denke, die mir der Corporal gegeben hat." — „Ihr war't unter den Soldaten?" — „Soldat, Tagdieb, Lakai, nun ein herrenloſer Wicht mit einer ſchönen aber kranken und darbenden Frau und ein paar Kindern, die .... die vom öffentlichen Mitleid leben."

Nachdem Carlo dieſe Worte heftig hervorgeſtoßen, rückte Bernardo ein Stück von ihm weg, ſchlug die Hände zuſammen, und rief weinerlich: „Nun, bei dem bittern Leiden des Herrn! Da habt Ihr zwanzig Jahre ſchlecht herumgebracht, Herr Carlo.

Wenn Vater Matteo das wüßte, im Grabe würde ihm zu enge. Und die gute Mutter Brigitta,... ſie hat oft um Euch geweint... zumal in der Zeit, als der alte Herr nach Euch fragte...."

„Wer? nach mir hätte jemand gefragt?" unterbrach ihn Carlo neugierig.

„Ei ja;" verſetzte der Andere, und räuſperte ſich: „das war ein recht ſeltſamer Beſuch. Ich kam juſt von Biſegna, wo ich mein Liebchen heimgeſucht hatte. Da ſahe ich vor unſrer Hütte ein paar Wegweiſer, und ein Pferd mit vornehmem Zeug. Ein großer Herr ſey im Hauſe, ſagten die Führer, und ſie hätten ihn von Roccaraſo daher gebracht, wüßten auch nicht, wer er ſey. Nun, ich trat hinein, und Vater Matteo küßte gerade dem Herrn die Hand. Ich erwiſchte ihn bei'm Zipfel ſeines ſchwarzen Sammetrocks, der ganz ſteif war von goldnen breiten Knopflöchern, und küßte ihn ebenfalls. Der Herr machte aber ein verdrießlich Geſicht, entzog mir das Kleid und ſagte: „Was nützen dieſe Poſſen, wenn Ihr mir den andern Buben nicht aufweiſen könnt?" Vater Matteo ſchwieg, Mutter Brigitta ſchluchzte laut. Der fremde Herr rieb ſich die Stirne, und runzelte die rabenſchwarzen Augenbrauen, die zu den grauen Haaren wunderlich ſtanden. Dann ſchalt er wieder: „Ich weiß, wie das gekommen iſt, Ihr ſchlechtes Volk. Weil mein Intendant, der Schurke, das Geld unterſchlagen hat und Euer Pfarrer geſtorben war, der allein um die Sache wußte, habt

Ihr ſicherlich den Jungen mißhandelt, und alſo gezwungen, davon zu laufen." — Meine Aeltern waren traurig, und weinten, und entſchuldigten ſich viel. Da endlich der alte Herr ſah, daß nichts fruchten mochte, fragte er trotzig, wie viel Jahre das Pflegeld nicht bezahlt worden ſey, warf es dann in purem Silber auf den Tiſch und ging fort, indem er ſagte: „Ich werde den Buben wohl nie mehr zu ſehen bekommen, und Ihr ſeyd Schuld daran." So ſtieg er auf ſein Pferdchen, und ritt mit hängendem Kopfe wieder davon."

„Wann geſchah dieſes?" rief Carlo, aufblitzende Hoffnung in den Augen. Langſam und an den Fingern rechnend, erwiederte Bernardo: „Hm... es mögen vierzehn oder fünfzehn Jahre ſeyn, denn die Kaſtanien blühten zum fünftenmale, ſeit Eurer Flucht."

„O weh!" ſtammelte Carlo: „da muß alle Hoffnung ſchwinden. Die lange Zeit...! der einzige Menſch, der nach mir gefragt...! wie alt mochte er dazumal ſeyn?" — „Schlecht gerechnet, ein Herr von ſechzig Jahren." — „Ach, der ruht ſchon lang im Grabe!" — „Ganz gewiß. Die vornehmen Leute werden nicht ſteinalt, und der Herr trug einen Stern, oben am Rocke, dicht unter der Halsbinde." — „Einen Stern! eine fürſtliche Perſon! Ach, das fehlte mir noch zum Elende, daß ich nun weiß, wie mir ein glänzend Loos beſchieden geweſen, und wie der Teufel alles zu nichte gemacht!"

Carlo geberdete ſich, wie ein Verzweifelnder, und kopfſchüttelnd brummte der Hirt aus den Abruzzen: „Ihr habt eben viel Unglück. Ein böſes Auge hat Euch angeſehen.“ — „Freilich! freilich! zum Tollwerden iſt's.“ — „Aber dagegen helfen manche Dinge, wenn man nur daran glaubt.“ — „Wer glaubt leichter und feſter als ich? Alles verſucht, aber Fluch und Unglück bleiben meines Lebens Sterne.“

Starkes Händeklatſchen unterbrach das Getümmel. Eine mäßige Stille trat ein. Chitarrenklänge ließen ſich hören; eine ſchwache Knabenſtimme ſang. Sie ſang von dem Liebling der Neapolitaner, dem tapfern Rinaldo. Nach jeder Strophe ſtürmte der Beifall von den Lippen der geſpannten Zuhörer: „Bravo, Kleiner! Bravo, Linardo!“ Carlo's Buſen ſchwoll von Kümmerniß, dicke Tropfen hingen in ſeinen Augen. Bernardo gab darauf wenig Acht, beſchäftigt, wie er war, aus ſeinem Gürtel ein Papier zu trennen, welches darinnen feſtgeheftet ſteckte.

Nachdem der Knabe aufgehört zu ſingen, ging er zu ſammeln von einer Gruppe zur andern. Der Neapolitaner Freigebigkeit iſt nicht groß; ihrer Begeiſterung wenig zu vergleichen. Der eine reichte dem Knaben eine Kaſtanie, der andere einen Biſſen Brod, der dritte ſchüttete aus ſeiner Doſe eine Priſe Tabak auf die Chitarre, der vierte zettelte ihm einige Maccaroni in den Mund. Nur wenige Piccoli klapperten in das Blechtellerchen des Virtuoſen. In Carlo's Nähe gekommen, ſtutzte der Knabe ein wenig, winkte dann vertraulich mit den Augen, und zog beſcheiden den Teller zurück. Carlo ergriff den braunen Buben bei'm Kopfe, halste ihn zärtlich, und fragte in ſein Ohr: „Wie ſtehts mit der Mutter?“ — „Sie ſchlief, da ich ging, und Roſa wachte bei ihr;“ antwortete der Bube. „So geh hin, und die heilige Mutter ſegne Deinen Abend!“ — Der Junge zog aus ſeinen zerlumpten Kleidern einen kleinen mit Kupfer wohlgeſpickten Beutel, zeigte ihn ſtolz, obſchon verſtohlen, und entfernte ſich.

„Das iſt... mein Sohn; das iſt mein Taddeo;“ ſprach leiſe weinend Carlo zu ſeinem Gefährten: „Sein Geklimper und Geſang ernährt mich und die Mutter und die Geſchwiſter, während er nicht ſo viel erübrigt, daß er ſeine nackten Füße beſchuhen könnte.“

„Das lohnt einmal der allmächtige Gott!“ meinte Bernardo, und reichte an Carlo ein kleines Päckchen, das er aus dem Gürtel genommen: „Da habt Ihr ein untrüglich Mittel gegen das böſe Auge.“ — „Was iſt das?“ — „Ein Stück von der Haut des dicken Capitone, eines Walfiſches, der von weither gebracht wird; ich weiß nicht, von wo. Ein frommer Baarfüßer hat mir den Zauber verrathen: der Bruder Giulio von Campobaſſo. Mir hat die Kunſt geholfen.“ — „Dir? Dir ſelbſt?“ — „Ja wohl; 's war eine Zeit, wo Alles mir nicht gerieth. Das Vieh krepirte, der Blitz ſchlug in meine Bäume, die Kinder erkrankten, kein Handel glückte. — Das war nichts anders als einer Hexe böſes Auge. Wie umgekehrt war alles, da ich dieſe Haut in meinen Gürtel genaht hatte. Ich habe brüderlich mit Euch getheilt. Das Jeſukindlein ſegne Euch die wohlgemeinte Gabe.“

Lächelnd halb, halb abergläubiſch empfing Carlo das Geſchenk, und befeſtigte es unter dem Ueberſchlag ſeines Kragens. Kaum war er mit dem Geſchäft fertig geworden, als ein dürres Männchen durch die Menge bohrte, bei'm bleichen Lampenſchein ſich unter den Gäſten umſah, und mit einem Sprunge vor Carlo ſtand. „Ha, ha, guten Abend, Signor Don Carlo!“ hob er an aus voller Kehle, wiewohl mit feiner Stimme: „tauſend und tauſendmal ſeyd mir gegrüßt!“ — „Millionenmal Ihr ſelbſt, Signor Don Pamfili!“ erwiederte mit tiefer Reverenz der Angeredete: „ich küße Euch die Hände als Euer ergebenſter Diener!“ — „Ganz der Eurige, mein würdigſter, allerliebſter Freund, Signor Don Carlo!“ — „Ihr ſchmeichelt mir unverdient, ehrenwertheſter Signor Don Pamfili, den Gott noch tauſend Jahre erhalten möge!“ — Und nun Bückling auf Bückling, Händedruck auf Händedruck, und Umarmung auf Umarmung. Bernardo ſtand verdutzt zur Seite, demüthig den Hut in der Hand. — „Ob ich Eurer gedenke, liebſter Herr und Freund?“ rief Pamfili: „im ganzen Königreich Neapel, in dieſem Stücklein Himmel, das aus Verſehen zur Erde gefallen und darauf liegen geblieben iſt, weiß ich keinen Engel, der mir theurer wäre, als mein Freund Don Carlo. Wie lange kennen wir uns ſchon! Ja, das Sprichwort hat Recht: Eier von einer Stunde, Brod von einem Tage....“ — „Wein von einem Jahre, Fiſche von zehen....“ fuhr Carlo ſchmunzelnd fort; —....„eine Frau von fünfzehn, ein Freund von dreißig Jahren! Es lebe die Freundſchaft! Welchen Wein liebt Ihr, mein beſter Schatz? Della Torre oder Somma? Was ſpeiſen wir? Hammelrippen mit Paradiesäpfelſauce? Doch ich vergaß, daß heut gefaſtet wird, und dieſe Kneipe nicht für uns paßt. Erlaubt daher, daß ich ein Gläschen Aquavit ſchlürfe. Ich bin müde, ich ſuchte Euch allenthalben; ich lief von Pontius zu Pilatus, von San Spirito nach Spirito Santo. An dieſer Thür gab's mir jedoch einen Stoß, wie die Wünſchelruthe ſchlägt. Herein, umgeſchaut, und ich habe Euch endlich!“ — Neue Umarmungen. „Der iſt gewiß ein Notar oder Advokat;“ dachte bei ſich der ehrliche Hirt aus den Abruzzen, und ſperrte die Ohren weit auf, um kein Wort vom Geſpräch einzubüßen.

„Dieſer?“ fragte mißtrauiſch Pamfili, und deutete auf Bernardo. — „Ein Vertrauter;“ entgegnete Carlo: „verſchwiegen und treu, der Alles hören darf.“ — Dennoch drehte der Mäkler dem verſchwiegenen Vertrauen den Rücken, ſtemmte ſich auf Carlo's Schulter, und wiſperte ihm in's Ohr: „Freut Euch, würdigſter Freund. Ich habe für Euch ein Glück zur Blüthe gebracht, darum Euch Tauſende beneiden werden.“ — „Ah!“ — „Bei den Seelen meiner Todten! Ein Dienſt ſteht für Euch offen.... bei'm Kaiſer habt Ihr ihn nicht beſſer.“ — „Wo? wo? geſchwinde!“ — Der Marcheſe Cavegna.... ſein Reichthum iſt bekannt; ein Pallaſt bei St. Lucia, ein Haus, nicht weit von Capo di Monte, ein Landſitz mit zauberiſchen Gärten, nah' am Scoglio, auf der Küſte. Ich muß Euch ſehr lieb haben, Don Carlo, da ich Euch den Dienſt eines zweiten Kammerbedienten verſchaffe, der in des Marcheſe Haus ledig geworden iſt.“ — „Tauſendfältigen Dank, mein väterlicher Freund! Ihr gebt mir das Leben wieder, das mir ſchon verleidet geweſen iſt.“ Bei dieſen Worten kehrte ſich Carlo zu dem Hirten, und rief: „Theile meine Freude, liebſter Bruder. In der höchſten Noth helfen die Heiligen!“ — Bernardo grüßte mit frommer Kopfbewegung das Crucifix, das über ihren Häuptern ragte, umhangen von Rettigbüſcheln und von Löwenzahn; verſtohlen aber klopfte er Carlo's Achſel, flüſternd: „Das macht die Haut des Capitone.“ — „Wahrlich! zum Staunen!“ entgegnete Carlo, der ſich erinnerte, wie plötzlich, da er ſich gegen das böſe Aug gewaffnet, das Glück bei ihm eingekehrt war.

Pamfili fuhr indeſſen fort: „Auch fehlt's nicht an einer Gelegenheit, die Gewandtheit im Dienſte alſobald zu zeigen. Der Marcheſe wird das Weihnachtfeſt feierlichſt begehen, und der beſte Adel des Königreichs bei ihm verſammelt ſeyn. Das Gold wird fließen, wie ein Bach." — „Wenn die Herrlichkeit nur unverſieglich wäre, wie ein Bach!" bemerkte Carlo, ſchlimmer Erfahrungen gedenkend.

Pamfili machte ein ſonderbares Geſicht, indem er erwiederte: „Oh! Oh! Oh! mehr als genug für hundert Leute, die gerne wohlleben. Der Marcheſe iſt ſeines Reichthums Handwerksmann. Er hat durch den Handel, den er, unbeſchadet ſeines Adels, im Verborgnen, unter fremdem Namen trieb, erſchreckliche Summen erworben. Kaum, daß man weißes Geld in ſeinem Palaſte ſieht; alles Gold, baare goldne Unzen. Ich verſpreche mir von Euch ein ſchön Geſchenk für meine Verwendung." — „Wenn ein Mann, ſo arm, wie ich ...." — „Genug. Morgen erwartet mich auf dem Pinienplatze. Mein Weg führt mich gegen Mittag zu dem alten Gianajo, dem Silberſchmied, welcher dort wohnt. Ich ſtelle Euch dann dem Marcheſe vor. Wo habt Ihr jetzo Euern Aufenthalt?" — „Am Thor von Capua." — „Nun denn; ſo habt Ihr ungefähr ſo weit als ich, und bis auf Wiederſehen befindet Euch wohl." — Noch ein halb Dutzend Umarmungen, und Pamfili ging ſeiner Wege.

„Nun, Brüderchen, Morgen ſcheint uns eine fröhlichere Sonne!" — „Das macht die Haut des

Capitone." — „Zähle auf meine wärmſte Erkenntlichkeit, liebſter Bernardo. Ich eile, meiner Roſalie das Glück anzuſagen. Willſt Du mitkommen?" — „Nicht doch; mein Kamerad, der Dudelſack erwartet mich unter der Halle, wo wir mit andern Banchieri um die Wette auf dürrem Holze ſchlafen." — „Beſuche mich am Weihnachtstage, Bruder. Merke Dir den Palaſt Capegna, bei St. Lucia." — „Iſt ſchon gemerkt. Ich komme, bei Dir zu ſchmauſen, bevor ich in die Berge heimkehre." — „Wohl mir, daß ich Dich beſſer füttern werde können, als heute geſchah.'"

Sie trennten ſich; Carlo flog durch die winklichen Gaſſen nach dem Thor von Capua. In dem ſchmalen hohen Hauſe, deſſen Erdgeſchoß er bewohnte, brannten nur wenige Lichtſtümpfchen; von den platten Dächerabſätzen der Nachbarſchaft hatten ſich die Bewohner in's Innere der Häuſer zurückgezogen, und nur zerriſſene Wäſche flatterte dort. Es war ſchon ſpät. Um ſein krankes Weib nicht zu ſtören, hob Carlo vorſichtig den Fallriegel an der Thüre, und glitt leiſe über das ſtäubende Eſtrich. Jedoch blieb er verwundert mit offnem Munde ſtehen, da er gewahrte, wie Roſalia ganz wohlgemuth im Rohrſtuhle ſaß, wie Taddeo am wackelnden Tiſche Honigbiſſen von dem grauen Papierbogen naſchte, und die kleine Roſa mit Händen und Schürze eine fette Henne in den Verſchlag jagte, dem ſie entkommen war. —

„Was iſt das?“ fragte der Hausvater, und zeigte auf das Geflügel. „Ein Weihnachtbraten;“ verſetzte Roſalie fröhlich; „und ich habe mich aufgeſetzt, um Dich damit zu überraſchen, und Dir einen glücklichen Abend zu wünſchen.“ — „Danke, mein Weibchen. Der Abend iſt fürwahr ein geſegneter. Aber wer ſchaffte, wer ſchenkte dieſen prächtigen Leckerbiſſen?“ — „Die Tochter des alten Biagio, des Saitenmachers in dem Roſenkranzgäßchen.“ — „Bah! warum?“ — „Das arme Ding! es hat die Liebe. Nichts konnte ſie unterhalten, bleich und ſtumm ſaß ſie da, und weinte von Zeit zu Zeit, recht zum Erbarmen. Dem Vater fiel ein, zu dieſer feſtlichen Zeit die Krippe in ſeinem Hauſe erneuern zu laſſen, und ich habe dazu einen ſchönen Erzbiſchof gemacht, der mit dem heiligen Blute St. Januars den feuerſpeienden Berg zur Ruhe weiſ't. Nun bildet ſich das Mädchen ein, der Erzbiſchof ſehe dem Seifenſiedergeſellen aus Bologna gleich, der ihrem Hauſe gegenüber arbeitet, und der ihr ſchon lange gefiel; und das ſey ein Wink des Himmels ſelbſt, daß ſie ihn heirathen werde. Und weil deßhalb die Fröhlichkeit ihr wiederkam, ſchenkte ſie mir das Huhn.“ — „Brave Nanina!“ — „Das Geſchenk,“ fuhr Roſalia geſchwätzig fort, „hat mich plötzlich geſund gemacht, denn in unſrer Armuth achte ich's für einen höhern Schatz, als des reichen Nachbarkrämers Truthähne, die ſo ſtolz in dem Laden herumſchreiten, oder der ſchielenden Obſthändlerin weißes Schweinchen, das ſie mit Kaſtanien füttert, wie ein Kind, um es am Feſte mit ihrem Liebhaber zu verzehren." —

Carlo küßte ſeine Frau, und da er bemerkte, daß Taddeo in dem alten Wäſchkorb, ſeinem gewöhnlichen Lager, ſich ausgeſtreckt, und Roſa auf einer Matte, neben dem Verſchlag der Henne, Platz genommen, ſagte er zutraulich und liebreich: „Sieh, mein Herzchen. Du wirſt mir theurer von Tag zu Tage. Du, erzogen in adelicher Pracht, biſt jetzt ein Bild der Genügſamkeit, und hilfſt Deinem Männchen ſo fleißig ſein Unglück ertragen!" — „Hoffnung und Geduld, Caroline. Mit der Zeit und im Streb reifen die Miſpeln. Freilich erwartet man's nicht immer, und das böſe Auge, das uns angeſehen, ſchlummert nicht." — „Doch, doch, mein Schätzchen. Wirf das Büffelhorn, das unſer Schutz ſeyn ſollte, zum Fenſter hinaus. Ich habe einen andern Talisman gefunden, und ich wollte nur, ich könnte mit einem Kaiſerthrone deine Treue belohnen. Ach, wenn ich bedenke, daß ich vielleicht einen Fürſtenmantel um Dein Wappen wickeln könnte, wenn nicht das böſe Auge.... doch wir wollen davon ſchweigen." — „Du träumſt, mein ſüßes Männchen. Sprachſt Du aber nicht von einem Talisman? wo iſt, und was bewirkte er?" —

Carlo erzählte die Begegniſſe des Abends; er nannte den Marcheſe Capegna. Roſaliens Geſicht verdüſterte ſich plötzlich. „Oh!" rief ſie: „der Marcheſe hat meinen Vater zu Grunde gerichtet. Ca:

pegna? er hat meinen Vater um ſein ganzes Vermögen gebracht; um die Trümmer einer ehmaligen Familienherrlichkeit. Oh! der Name Capegna iſt von ſchlimmer Vorbedeutung. Auf ſeinem harten Sterbebette hat mein Vater dem Marcheſe geflucht, und dieſem Manne ſollſt Du dienſtbar werden?"

Carlo überlegte eine Weile. Dann ſagte er, die Erſchrockne zu beruhigen: „Ich wußte ja nicht.... noch ſteht's ja bei mir, zu thun oder zu laſſen.... und ſeltſam wäre es, wenn die himmliſche Gerechtigkeit wollte, daß ich juſt bei dem Manne mein Glück machen müßte, der es Dir geraubt hat." — „Wohl, wohl; mein ganzes Glück. Ein Nonnenſchleier wäre mir geblieben; da ſah ich Dich, und die Armuth an Deiner Seite wurde mir lieber, als das öde Kloſter. Aber, Du ein Diener Capegna? Bedenke dreimal, was Du thuſt. Wenigſtens erſpare mir die Schmach, im Pallaſte dieſes Ungeheuers zu wohnen. Lieber will ich, wie der ſchlechteſte Lazzarone auf der Schwelle einer Kirchenthüre mit meinen Kindern ſchlafen, als in des Wucherers prächtigſtem Zimmer. Hörſt Du, Carlino, mein Männchen?"

Zweifel aller Art und der Gedanken wunderliches Spiel verurſachten dem geplagten Carlo eine ſchlafloſe Nacht. Kaum ſchien der Tag durch die

Spalten ſeines verfallenden Fenſterladens, ſo erhob er ſich von den Brettern, die, auf ein paar Tragböcken ruhend, des armen Neapolitaners Bettſpinde vorſtellen, und putzte ſich heraus, ſo gut er konnte. Roſalia ſchlummerte feſt, eine Geneſende; Roſa folgte ihrem Beiſpiele; Taddeo überzählte im Traume den Gewinn des verwichenen Abends, und eine verſpätete Zanzora, überwinternd in der Wärme des Hauſes, ſummte dazu die Muſik. Carlo ſchlug den Mantel feſt um ſich, denn draußen ging der feuchte Südwind, der über den Golf unermeßliche Regenwolken daher trug. Noch war's gar früh; am munterſten waren auf den Gaſſen die Schellen, womit ſich die Melkkühe anmeldeten, getrieben von Haus zu Haus, ihre Milch zu ſpenden.

Um ſeinen Betrachtungen nachzuhängen, beſchloß Carlo einen Spaziergang durch die Stadt, ungeachtet des drohenden Regengewölks. Er wandelte wieder gegen das Marktviertel, vertiefte ſich in das Seufzergäßchen, und krümmte ſchon den Finger, an Cecca's Thüre zu klopfen, daß ihm noch einmal die Hexe wahrſage, ob Capegna's Haus glücklich oder unglücklich für ihn ſeyn werde. Ein Aberglaube beſiegte jedoch mit einemmale den andern. „Trägſt Du nicht Bernardo's Zaubermittel bei Dir?" fragte ſich der ſchwankende Zweifler plötzlich. So faßte er Muth, und ging hinaus auf den Markt, wo er zu ſich ſelber ſagte: „Iſt mir nicht in dem Gäßchen zu Sinne geweſen, wie den Verbrechern, die ſchon hindurch geführt wurden, um auf dem Schaffot zu enden, deſſen Pfeiler noch vor meinen Augen ſtehen? Und was hätte ich verbrochen? Ich weiß keinen Fehler an mir, als meine Armuth, die Quelle meiner übrigen läßlichen Mängel."

Wie er jedoch die Augen verwendete, und die Menge von Menſchen um ſich her ſah, die noch weit ärmer waren, als er, obſchon glücklicher, da erſtarkte er zuverſichtlich, und ging mit einem gewiſſen Stolze in die ſchmutzigen und häßlichen Winkel und Labyrinthe der Porta Nuova, wo die elendeſten Trödler, die eckelhafteſten Juden, die faulſten und ärmſten Tagdiebe zuſammen leben, ein unerträglich Ungeziefer.

Geſättigt vom Anblick dieſes Jammers, zugleich aber ſelbſt wieder verbittert — in der Münze wurde juſt Geld geprägt, und aus den Kellern ſchallte Silberklang — ſchritt Carlo in das Hafenquartier und in die Straße Catalana, ſein Auge an den Schildereien zu ergötzen, welche die Bilderkrämer feil bieten. „Wenn ich reich wäre," meinte er ganz ſtille für ſich, — „auf der Stelle würde ich alle dieſe Gemälde, gut oder ſchlecht, kaufen, und meinen Pallaſt damit ſchmücken. Meinen Pallaſt! O heiliger Biſchof von Benevent! der Pallaſt, worein ich gehöre, ſteht ſicherlich hier in Neapel, und fremde Leute ſchwelgen darinnen, und verpraſſen mein Gut! Wenn noch eine Möglichkeit wäre.... aber es iſt ſchon ſo lange her.... wenn ich wenigſtens einen Freund hätte, der bei den Gerichten......!“

Ueberlegend ſetzte er ſich auf eine Stufe der Kloſterkirche St. Peters, des Märtyrers, wohin er gelangt war, und murmelte vor ſich hin: „Ich bin ja doch nicht unbekannt in dem Quartier der Vicaria. Erſtens wohne ich darinnen; zweitens habe ich leider meinen ſchweren Proceß dort aushalten müſſen. Wie, wenn der Paglietto Muſali.... der gute Mann mit der Flachsperrücke, der mir damals zur Freiheit half.... oder der Gaſſenſchreiber Meſſer Tonno...?“ Da beſann er ſich mit ſchwerem Herzen, daß Muſali bereits zu ſeinen Vätern verſammelt, und Antonio, der Schreiber, allzuarm ſey, um mit einer großen Familie anzubinden. Er ſtand niedergeſchlagen auf, trank einen Schluck aus der Kloſterquelle, und ſagte mit bitterm Lachen für ſich: „Was nützt mir, daß ich jetzt daſſelbe Waſſer genoſſen, was dem Kaiſer Carlo ſo gut geſchmeckt? Ha, wenn er noch lebte, der mächtige Carlo, und ich, ſein Namensvetter, trüge ihm meine Sache vor.... wir wollten ſehen! — Aber, wie dann, wenn ich einen Gönner fände, einen reichen vornehmen Mann, der ſich meiner annähme? Wenn ich durch meine Freundlichkeit, durch meinen Dienſteifer einen ſolchen gewönne? Und warum wäre nicht Capegna der Mann? Ich will ihn kennen lernen, wills bei ihm verſuchen, will mich wohl hüten, ihm zu ſagen, daß er meines Weibchens Vater zum Bettler gemacht hat. Und iſt's denn wirklich alſo? Hab' ich wohl je einen gehört, der geſtand, daß er an ſeinem Bankrott ſchuld geweſen, und nicht ein anderer? Beſchloſſen ſey's; bei Capegna ſey's gewagt, und weil ich juſt den Kopf voll von vornehmen Gedanken habe, will ich auch in die Stadt der vornehmen Leute gehen."

Ueber den Schloßplatz ſchweifend, ſchlug Carlo den Weg in die Toledoſtraße ein. Schon war das Gewühl darinnen unermeßlich; die Buden und Kaufläden offen, die Leckerbiſſen für das bevorſtehende Feſt ausgeſtellt in ihrer Pracht. Hochaufgethürmte Trauben und Aepfel, beſteckt mit Lorbeerzweigen, Pyramiden von Gänſen und Truthähnen, völlig hergerichtet und mit flatternden Wimpelchen bekrönt, Würſte und Schweinsfüße, in Feſtons aufgehangen, und große Fleiſchſtücke, friſch von der Schlachtbank, geputzt mit Bandſchleifen und Blumen, — ſie lockten den Käufer. Die wandernden Gebirgsmuſikanten betäubten alle Ohren, die Brüderſchaften kreuzten ſich in bunten Proceſſionen, ihre Wachsſtöcke zu kaufen oder zu betteln, hie und da platzten Schwärmer und kleine Böller, daß die wandernden Weiber kreiſchten, die Buben jauchzten, die Männer lachten, als wollten ſie nimmer aufhören. Ein Regenguß, wie er nur in Neapel fällt, zerſtreute im Nu das bunte Vorſpiel der Weihnachtsfeſte. Mit unerhörtem Geſchrei ſtob die Menge auseinander, die Frachtſchleppenden Ochſen brüllten, die Eſel mit ihren Gemüſekaſten ſchlugen aus, und ſprengten den Treibern davon; flüchtige Sediolen mit wehenden Fähnchen und klingenden Schellen rollten dahin, rennend das Pferd, fluchend der Kutſcher. Sein Haupt zu bergen eilte ein Jeder; in eines ſchönen Pallaſtes ungeheuern von Säulen getragenen Thorweg warf ſich Carlo. Mehrere wandelnde Garküchen hatten ſich eben dahin geflüchtet, und Polenta und Frutti di Mare dampften für das hungrige, kreiſelnde, wirbelnde Volk, das mit bloßen Füßen in dem Strome patſchte, worein der Regen plötzlich die Straßen von Neapel verwandelt hatte.

Carlo, blos mit Schlöſſern und Schätzen beſchäftigt, kehrte dem Getümmel den Rücken, und ſchaute in das Innere des Hauſes. Da ſah es aber finſter aus. Viele Diener, in grobe ſchwarze Röcke gekleidet, waren bemüht, die Treppenwände mit Trauertüchern auszuſchlagen; eine Menge von Prieſtern, mit Brillen auf den Naſen und ſchleppenden Mänteln und Kutten ſtiegen ernſthaften Angeſichts die hohen Treppen auf und nieder. Zwiſchendurch fragten auch die Kommenden: „Wann iſt er geſtorben?“ und die Bedienten erwiederten eintönig: „Da zum heiligen Geiſt die Mette geläutet wurde.“ — Oder die Abgehenden zuckten die Achſeln, und ſagten mitleidig: „Der arme Herzog! kaum dreißig Jahre alt, und reich, wie Cröſus! Ja, wir ſind nichts als Schatten, Staub und Aſche. Er ruhe!“

Dieſe Worte wirkten wie Arznei auf den zerriſſenen Carlo, und er fragte von Neuem in ſeinen Gedanken: „Was hat der Reiche jetzo von ſeiner Pracht? Geſtern tanzte er vielleicht, heute löſcht er aus, und nichts folgt ihm nach, als der leere Prunk, der an der Gruft kalt wieder umkehrt, um dem Erben zu dienen. Und wenn ich betrachte, wie die abgehenden Beſucher plötzlich unter dem Thorweg ihr ernſtes Geſicht in ein gleichgültiges verändern, möchte ich kaum wetten, daß ſelbſt nur das arme Mitleid der Freunde bei dem Todten verweile.“

Die Sündfluth auf den Gaſſen war vorüber, der Himmel machte eine Weile Schicht, und Carlo ſäumte nicht, nach dem Orte der Zuſammenkunft zu laufen, denn die Stunde war gekommen.

Auf dem Largo delle Vigne, vor dem Laden des Silberarbeiters wartete Pamfili bereits. Mit ſeinen gewöhnlichen überfließenden Freundſchaftsverſicherungen begegnete er als ein Gönner ſeinem Schutzbefohlenen, ſprechend: „Es iſt jetzo an der Zeit, die neue Condition kennen zu lernen, und uns dem Marcheſe vorzuſtellen. Erlaubt indeſſen, Wertheſter, daß im Gehen ich einige Fragen an Euch richte, und zugleich mit dem und jenem Euch bekannt mache, das beweiſen wird, wie ſehr ich für Euer Glück beſorgt bin.“ — „Fragt, wertheſter Patron.“ — „Recht; wir wollen uns einbilden, auf dieſem Platze ſtänden noch die Pinien, nach denen er benannt iſt, und wir wandelten unter ihrem Schatten in traulichem Geſpräch. Sagt alſo, beſtes Freundchen: wenn ich nicht irre, ſo habt Ihr mir einmal erzählt, Euer Vater ſey ein ſicilianiſcher Offizier geweſen, der zu Girgenti nicht in den beſten Umſtänden ſtarb, und Euch daher nöthigte, als Gemeiner unter den Truppen Sr. Majeſtät Euer Heil zu verſuchen?"

Eine helle Röthe überflammte Carlo's blaßgelbes Antlitz. Er ſchämte ſich heute der vor Zeiten ausgeſprochenen Lüge, doch hatte er nicht die Gewalt über ſich, ſie zu widerrufen. „Richtig;" ſagte er; ſtatt: „Es iſt nicht wahr."

Pamfili nahm eine Priſe, und fuhr fort: „Eine ſchöne edle Abkunft, und nach ſeiner Weiſe ſpielte das Schickſal boshaft und wunderlich, da es Euch zur Dienſtbarkeit bei Trommel und Klingel verurtheilte. Ah ... was mir einfällt ... der Bockspfeifer von geſtern, .. wie kamt Ihr, ein wahrer Cavaliere, zu dem Bauer?"

„Soldatenbrüderſchaft;" erwiederte Carlo keck: „er ſtand bei meiner Compagnie, da wir, ſo zu ſagen, bewacht von den deutſchen Truppen, auf dem Caſtell San Elmo in Beſatzung lagen. Wir durften nicht zur Stadt hernieder, und die Langeweile ſtiftet vertrauliche Bekanntſchaften."

„Ah ſo! hinter der Thür findet ſich oft, was ſich vor dem Fenſter meidet. Ihr ſeyd nicht hoffärtig, Signor Don Carlo, und daher iſt wohl angewendet, was Euch das Glück bietet, wenn Ihr zugreifen mögt. Ich wollte geſtern vor dem Pfeifer nicht dergleichen thun. Heute hört jedoch eine kleine Geſchichte, eine Art von Fabel, worauf Ihr Ja oder Nein ſagen könnt nach Belieben." — „Ich bin ganz Ohr." —

„Denkt Euch einmal," begann nach manchem Räuſpern Pamfili, „zwei Familien, die ſich blutig haſſen ſeit langer Zeit. Aber plötzlich miſcht ſich ein boshafter Geiſt in die ſo wohlbefeſtigte Feindſchaft, und es geht, wie in der Novelle von Romeo und Julie, die Ihr kennt. Hier aber waren Romeo und Julie nicht mehr die jüngſten; er verheirathet, ſie dem Kloſter verlobt, wogegen ſie ſich viele Jahre geſträubt, ohne deßwegen von einem paſſenden Manne zur Ehe begehrt zu werden. Erwarte aber nicht, beſter Zuhörer, daß in meiner Geſchichte vergiftet oder überhaupt gemordet werde. Alles geht natürlich zu, und der unſchuldige Zeuge der heimlichen Liebſchaft wird hinweggebracht, in die Berge, weit, weit. Die Mutter muß in's Kloſter ohne Gnade, weil die Familie auf die Spur kommt, und zufällig wird der Vater auf mehrere Jahre als ein Staatsgefangner in enge Herberge genommen. Mittlerweile verſchwindet der Bube aus ſeiner Pflege, und ſeine Amme weiß ſo genau, wohin er kam, als ſie wußte, woher er gekommen iſt: nämlich, ſie weiß nichts. Der Burſche iſt alſo weg, und kommt in eigner Perſon ſicherlich nie mehr zum Vorſchein."

„Das ſollte ich auch meinen;“ verſetzte Carlo mit Herzklopfen, und ſich verſtellend, ſo gut er konnte. Denn ihm war nichts klarer in der Welt, als daß ihm jetzo ſeine eigne Geſchichte erzählt würde. Pamfili redete ruhig weiter: „Nun befinden ſich aber zwei Perſonen in einer ganz beſondern Lage. Die eine, der an dem lange verſchollenen Jungen viel gelegen iſt, ſehnt ſich von Tag zu Tage mehr nach ihm, je andächtiger ſie wird nach einem langen lockern Lebenswandel; die andere, die nicht ſo ganz ohne Schuld an dem Verſchwinden jenes Buben iſt, wünſcht weniger ein Unrecht gut zu machen, als mit Klugheit von der Geſtaltung der Zeit und der Verhältniſſe möglichſt Vortheil zu ziehen; iſt aber zugleich billig genug, den eigentlichen Fiſchzug demjenigen guten allerliebſten Freund zu überlaſſen, der ihr zum Meiſterſtück hilft. Es gilt nur, den Verſchollenen glücklich nachzumachen, oder vielmehr vorzuſtellen, zu erſchaffen, weil das Original verloren ging. Ein Mann, gut in den Dreißigen, mit ſchlanker Geſtalt und ausdrucksvollem Geſichte, der ſich zu ſchicken, und zu benehmen verſtände.... der Klugheit und Verſchwiegenheit beſäße, ſein Glück zu ſchätzen wüßte — ihm fiele ein reiches Vermögen zu — kurz: Ihr wärt der Mann.“

Verdutzt, mit geſpannten Zügen hatte Carlo zugehört, und da Pamfili's liſtig lächelndes Geſicht eine Antwort zu verlangen ſchien, ſtotterte er: „Verzeiht, mein Herr und Patron, daß ich jetzo keinen Beſcheid zu geben vermag, denn mir ſchwindelt, und vor den Ohren ſauſ't mir's wie im Schlunde des Feuerbergs.“ — Pamfili lachte ſodann überlaut, und verſetzte: „Es eilt nicht, ganz und gar nicht. Wir reden ein andermal davon. Ich ſehe mit Vergnügen an Eurer begeiſterten Verwunderung, daß Ihr begreift, welch ein Paradies, ſchöner, als das glückſelige Campanien, das Geſchick und die Hand eines Freundes Euch aufzuſchließen begehren. Die Weisheit Eurer Betrachtungen wird das Weitere thun. Für jetzo wollen wir dieſe Kaleſche beſteigen, und bei dem Marcheſe verfahren.“

Der Pallaſt Capegna war in großartigem Style aufgeführt, aber einer der unheimlichſten und langweiligſten von Neapel. Die Balkone ſchauten ſo ſchwerfällig auf die Gaſſe, das Portal war erdrückt von den ungeheuern Rieſenfiguren, die es trugen, der Hof lag ſo traurig, der Brunnen darinnen rieſelte ſo träge. Die Stiegen, unſauber zum Erbarmen, verriethen die Nachläßigkeit der Dienerhorde, in den Gallerien mangelten hie und da die Platten im Fußboden, an den Arkaden ſtreckten ſich Wucherpflanzen. Manchmal regte ſich lange Zeit kein Hauch und Tritt im Hauſe; dann mit einemmale flogen Thüren auf und zu wie im Sturmwind und zwanzig Stimmen ſchrieen auf einmal babyloniſch Geſchrei. Prächtige Livreen ſchoben ſich hin und her mit hängenden Strümpfen, ſchlappenden Schuhen und lüderlich zerzausten Haaren. Die Wagenpferde, die der Kutſcher über den Hof führte, waren ſo anſtändig abgemagert, als ihr Pfleger unziemlich im Fette ſtand. Die Kaleſchen ſtrotzten von Sammetbeſchläg und goldenen Leiſten, aber in dem Golde bohrte der Wurm und dicker Staub hatte ſich im Sammet eingefreſſen. So auch die Zimmer, ſtarrend von überladener Pracht und ſchlecht gehalten. Das Auge des Herrn waltete nicht über dem Hauſe, und der Lakai, der im oberſten Stockwerke vor des Marcheſe Kabinet ſeine gähnende Schildwacht hielt, wollte nicht einmal zugeben, daß Pamfili und Carlo vor den Augen des Herrn erſchienen. Capegna hörte indeſſen das Gekreiſch des Mäklers, und erſchien auf der Schwelle im ganzen Anſehen ſeiner Perſönlichkeit.

Er war das Vorbild ſeiner Dienerſchaft. In einen koſtbaren Rock von grauem, flittergeſticktem Lyonerſammet eingeknöpft, der eine beträchtliche Brokatweſte ſehen ließ. trug er nichts deſtoweniger auf dem Kopfe eine ſchlechtgekämmte Perrücke, unter dem Kinne ein unſauberes lang herunterhängendes Halstuch. Der rothſeidenen Strümpfe Zwickel ſaßen ſchief, und die Schnallen der hohen Abſatzſchuhe waren blind ſtatt blank. Sein blaſſes, wie von Nachtwachen erſchöpftes altes Geſicht bekam einen doppelt unangenehmen Ausdruck durch die hohlen Augen und ſchwarzen Brauen, und das gezwungne Lächeln um den breiten Mund war nicht erquickend.

Da der Marcheſe bemerkte, daß nur untergeordnete Leute vor ihm ſtanden, ſetzte er majeſtätiſch den befiederten Treſſenhut auf ſeinen Scheitel, und hob vornehm an: „Meſſer Pamfili, iſt dieſer der vorgeſchlagene Bediente?“ — „Ja, Excellenz.“ — „Wie heißeſt Du?“ — „Carlo, genannt Pronto.“ — „Gebürtig?“ — „Sicilien.“ — „Wie alt?“ — — „Fünf bis ſiebenunddreißig; ich weiß das nicht genau.“ — „Zeugniſſe?“ — „Die beſten, Excellenz.“

Carlo holte den Pack von Papieren hervor, und hielt ſie dem Marcheſe hin. Capegna winkte aber dem lauernden Lakaien, ſagend: „Zum Haushofmeiſter; er prüfe und berichte. Dann will ich Beſcheid geben.“ —

Carlo folgte dem Lakaien. Zu Pamfili ſagte der Marcheſe: „Willſt Du eintreten, oder hier im Vorzimmer warten?“ — Der Mäkler trat dem Herrn in's Kabinet nach. Vor einem Kohlenbecken wärmte ſich der Letztere die Finger, und klagte ſehr über die empfindliche Kälte, die ſich nach dem Regen einzuſtellen beginne. „Sonſt wußte man zu Neapel nichts von Froſt;“ ſagte er: „die Zeiten werden ſtets ſchlimmer. Wer in der Welt nichts mehr zu ſuchen hat, wäre beſſer draußen.“ — „Gott erhalte alle edle Menſchen, an ihrer Spitze Eure Excellenz!“ verſetzte Pamfili unterthänig. Capegna verzog ſtatt der Antwort höhniſch den Mund. Erſt nach langer Pauſe fing er an: „Nein, nein, im Ernſte. Ein gebrechlicher Mann, wie ich ... was thue ich noch da? Neulich, mitten in der Domkirche, fiel mir plötzlich ein, ich könnte wohl bald ſterben.“ — „Gott behüte. Euerer Excellenz Ausſehen ....“ — „Iſt das einer welken Traube. Beim Leib des Bacchus, die Herrlichkeit iſt vorbei und aller Appetit.“ — „Ein gut Stück Eis, das man im Munde zergehen läßt, hilft ſchnell dem überſattigten Magen.“ — „Bah! weder Chriſti Thränen noch die wohlſchmeckende Auſter von Fuſaro reizen mich mehr.“ — „Eccellenza, das ſind ſchlechte Vorzeichen des heiligen Feſtes.“ —

Der Marcheſe lachte grell auf, und verſetzte ſpottend: „Im Gegentheil; da alle meine Klagen nur Scherz und Uebermuth ſind, ſo war ich nie zu einem Feſte fröhlicher geſtimmt, als gerade heute, und die Welt ſoll von Capegna's Weihnachtsfeier reden, ſo lang Neapel ſteht!“ — „Gott und dem heiligen Januar ſey Lob und Dank!“ rief Pamfili mit freien Athemzügen: „Mir wurde ſchon düſter zu Sinne. Nie hatte Ew. Excellenz triftigere Urſache, zu leben und zwar ſo lange wie möglich, als gerade heute, da ich Eurer Herrlichkeit ankündigen darf, daß ich gewiſſermaßen auf der Spur bin, denjenigen zu finden, an deſſen Auferſtehung Ihr ſo viel gelegen iſt.' — „So?“ fragte Capegna mit einiger Bewegung. „Erzähle, Pamfili.“ — „Ich bitte, noch ſchweigen zu dürfen, bis ich die reine nackte Gewißheit in der Perſon des Verlornen vorſtellen kann." — „Wenn's nur nicht zu lange währt, guter Freund. Das Morgen ſpiegelt ſich nicht im Heute." — „Ich faſſe nicht.... wenn Eurer Herrlichkeit Geſinnungen ſich geändert hätten.... ich wäre untröſtlich...." — „Nicht doch;" fiel Capegna haſtig ein: „Was mir Pflicht und Andacht befehlen, gut zu machen, dem verſchließe ich nicht mein Herz. Aber wenn es Nothwendigkeiten gäbe, die ſelbſt mein ſchreiendes Gewiſſen meiſterten...?"

Pamfili horchte und horchte ſtets, und traute nicht ſeinen Ohren; als der Haushofmeiſter erſchien, für Carlo günſtig berichtete, und der Marcheſe ſagte: „Nun denn, Pronto, ſo tritt Deinen Dienſt an. Wenn Du fromm und treu biſt, kann Dir's nimmer fehlen." — Zu Pamfili ſprach er lächelnd: „Wir fahren weiter in dem Texte fort, bei Gelegenheit. Führe Deinen Empfohlnen zu der gnädigen Frau, daß er ihr die Hand küſſe, und ſich ihrer Gunſt empfehle."

Binnen wenig Augenblicken war die magere Hand der braunen Dame geküßt, ihr ſtolzes Kopfnicken mit unterthänigem Dank entgegengenommen, und Pamfili verließ ſeinen Freund in dem Domeſtikenſaale, mit dem Verſprechen, ſobald als möglich wiederzukommen, um Wichtiges mit ihm zu verhandeln, welches keinen ſonderlichen Verzug zu geſtatten ſcheine.

„Heda, ihr Kinderchen! iſt die Mutter zu Hauſe?“ — „Nein, nein; Mütterchen iſt auf den Markt gegangen.“ — „Ach, wie müde bin ich. Kann ich denn das Mütterlein erwarten, ihr Kinder?“ — „Setze Dich auf den Schemel, alt Weibchen, und damit uns die Zeit vergeht, erzähle uns eine Geſchichte.“ — „Ei; woher ſoll ich die nehmen?“ — Taddeo klammerte ſich an die Schürze der Beſucherin, und Roſa zog ſie auf den gebrechlichen Schemel nieder. „Alte Weiber wiſſen die ſchönſten Mährchen;“ ſagte der Knabe, und Cecca, wenig zufrieden mit ſeiner Freimüthigkeit, den Kopf bedenklich ſchüttelnd, fing an zu erzählen: „Pulcinella hatte „juſt ſeine Mutter verloren, und Väterchen ſprach „zu ihm: „Geh' aufs Meer, Pulcinell, damit Du „wieder heiter werdeſt.“ — Der langnaſige Burſche „girrte halb lachend und halb weinend vor ſich hin, „und fragte: „Wo iſt mein Schiff?“ — „Es wach„ſen Kürbiſſe am Ufer.“ — „Wo iſt mein Proviant?“ „— „Es ſchwimmen Fiſche in der See.“ — „Wo „hat meine Reiſe ein Ende?“ — „Die Welt iſt „groß. Am liebſten wär' mir's aber, wenn Du bei „dem Herrn Staccaburla ein Bedienter würdeſt.“ — „Als Pulcinell die väterlichen Lehren weghatte, ging „er an's Meerufer, ſchlug einen Kürbiß ab, ſpeiſte „deſſen Fleiſch, ſetzte ſich in deſſen Schale, und ru„derte mit ſeinem Hute in die weite See. Wo er „einer Barke begegnete, fragte er nach dem Herrn „Staccaburla, und die Schiffer lachten ihm in's

„Geſicht, bohrten ihm den Eſel, und beſpritzten ihn „mit Waſſer dergeſtalt, daß ſein kleines Kürbißfahrzeug untergegangen ſeyn würde, wenn nicht der „Böſe mit darinnen geweſen wäre.“ — „Der Teufel?“ riefen die Kinder mit den Geberden des „größten Erſtaunens. — „Der große Teufel;“ fuhr „Cecca fort: „als ein ſchwarzer, ſchwarzer Roßkäfer, der plötzlich zum Pulcinella redete mit einer „Stimme, wie ein Trompetchen, und ihm ſagte: „Ich heiße Scarafaggio, und will Dir reichlich den „Platz bezahlen, den ich als Paſſagier in Deinem „Kahne bis nach Sicilien einnehme.“ — „Gut;“ ſagte „dagegen Pulcinell: „mache nur, daß ich den Herrn „Staccaburla finde, an den ich einen Brief von „meinem Väterchen habe.“ Scarafaggio verſprach „es ihm, und ſo kamen ſie nach Palermo, und: „hier,“ ſagte der Käfer, „hier wohnt der, den Du „ſuchſt. Sein Haus ſteht vor dem Thore Carini, in „einem ſchönen Garten, und ich will Dich hin begleiten.“ — Sum, ſum! auf der Naſe des Pulcinell ſaß Scarafaggio, und ſtreckte die langen Beine „bequem über den breiten Sattel herunter. Dem „guten Geſellen von Neapel war der Reiter überläſtig .....“

Die Kinder lachten aus vollem Halſe, während Cecca fortredete: „... aber alles Schütteln und Rütteln war umſonſt, und der Schwarze höhnte dem „Unglücklichen zu: „Gib Dir keine Mühe. Auf „dem Waſſer hatte ich meine Kraft verloren; — Du

„hätteſt mich leicht erſäuft; aber zu Lande bin ich „unbezwinglich und Deine Naſe, mein Bübchen, gefällt mir.“ — Der Junge weinte nun ſehr, daß er „ſeinem Vater in der Naſe ſo ähnlich ſeyn mußte, „und ergab ſich in's Schickſal, denkend, dem Scarafaggio werde doch endlich die Zeit zu lang werden, und er werde davon fliegen. So kam er zu „Herrn Staccaburla; der war der dümmſte Mann „unter den plumpen ungeſchlachten Sicilianern, und „wie er den Scarafaggio auf Pulcinells Naſe ſah, „kam ihm der ſchwarze Käfer vor, wie eine rothe „Erdbeere. Wegen der Seltenheit nahm er den „Jungen alſogleich in's Haus, und vertraute ihm „ſeine Kleider an. Es war aber noch ein anderer „Diener im Hauſe, der hieß Golpone, war ein betrügeriſcher Knecht, der ſeinen dummen Herrn belog und beſtahl, wo er konnte, und ſchalt daneben „auf den armen Buben, ſagend: „Was thut Ihr „mit dem faulen Napolitaner, Padrone? das Volk „iſt ſchlechter als Galeerengeſindel. Jagt den Kerl „mit dem Muttermaal zum Teufel!“ Der Teufel „war aber ſchon da, und ſagte ſtets dem Pulcinell, „welch neue Bosheiten und Diebſtähle Golpone begangen, und Pulcinell plauderte ſie dem Herrn, „und der Herr prügelte den Golpone, und drohte, „ihn aus dem Hauſe zu werfen.“

Roſalia trat in die Stube; ſie ſchlug die Hände zuſammen, und ſtreckte ſie dann abwehrend von ſich: „Cecca, was thuſt Du hier? Dein Beſuch bringt uns kein Glück!“ — „Doch ſoll er Unglück verhüten;“ antwortete die Alte mit ſpöttiſchem Fingerdrohen: „Du verdienſt es freilich nicht, und Carlo nur halb, aber um der Kinder willen ....“ — „Ei was!“ riefen die Kinder: „ſage uns geſchwind, wie es mit Golpone ging und mit dem dummen Staccaburla!.“

„Wollt Ihr ſchweigen?“ drohte nun Roſalia mit geſchwungenem Kochlöffel. Taddeo und ſeine Schweſter verſtummten, und unfreundlich fuhr Roſalia zu Cecca fort: „Was gibts? rede zur Stelle, und packe Dich dann Deiner Wege.“ —

„Sage mir nur, Du zorniges Weib, ob Herr Pamfili das Wort gehalten, das er Deinem Manne gab?“ — „Ja doch, Du neidiſche Hexe. Carlino hat wieder einen Dienſt.“ — „O weh! o weh! der Tod ſitzt in dem Hauſe. Die Karten haben's ſchon verrathen, und Carlo will nicht glauben? Sag' ihm, daß auch der Zauberſpiegel mir daſſelbe berichtete. Das böſe Auge ſchläft nicht. Er rette ſich, wann's noch Zeit iſt. Ich hab's nicht um ihn verdient, daß ich jetzt die Warnerin mache, aber mein weiches Herz .....“

Auf Roſaliens Herzen laſtete die Prophezeiung ſchwer, denn der Name Capegna allein machte ſie ſchaudern. Mit banger Verzweiflung rang ſie die Hände, und verbarg darinnen ihr weinendes Antlitz. „Staccaburla! Pulcinella!“ riefen indeſſen abermals die Kinder, und Cecca, die an dem Schluchzen der Roſalia merkte, daß vor ein paar Minuten der Zwieſprach nicht fortgeſetzt werden könnte, erzählte, das Mährchen haſtig zu Ende bringend, weiter:

„Aus dem Hauſe gehe ich nicht;“ dachte jedoch „Golpone, da er den Schaden bei Lichte beſah, und „beſchloß, mit dem pfiffigen Pulcinell auf ächt ſici„lianiſche Weiſe fertig zu werden. Er ſpürte ihm „wie ein Mörder auf Tritt und Schritt nach, und „erfuhr gar bald, daß der Napolitaner keine Kirche „beſuchte. Was Wunder auch? So oft er einem „heiligen Orte ſich näherte, gerieth Scarafaggio in „ſolche Zuckungen, und peinigte mit ſeinen langen „Käferbeinen den armen Buben dergeſtalt, daß er „ſtets alle Andacht aufgab, und endlich jedem Got„teshauſe auf hundert Schritte auswich. „Der Na„politaner iſt ein Heide!“ ſprach Golpone zu Stac„caburla, und der dumme Dickwanſt erſchrack ſehr. „Ich will ihn dem Erzbiſchof verrathen;“ ſagte Gol„pone weiter: „ſie müſſen ihn zur Kohle verbren„nen, oder wenigſtens aufhängen.“ Staccaburla „wurde blaß, und meinte, aus Verſehen möchten „die Schergen auch ihn, den Padrone, henken oder „verbrennen. Lieber gäbe er dem Burſchen einen „Reiſepfennig, und Golpone ſolle ihn an's Meer „zu einer Barke geleiten. „Daß er einmal, früh „oder ſpät, wieder komme?“ brummte der falſche „Knecht vor ſich hin: „nein; da muß ich beſſer Rath „ſchaffen.“

„Die Mutter weint ſo ſehr!“ flüſterte Roſa mit einem Seitenblick auf Roſalia, die noch in ihrer Stellung beharrte. Taddeo ſtieß jedoch die Schweſter in die Rippen, und verſetzte: „Willſt Du Ruhe geben? Alles zu ſeiner Zeit. Jetzt iſt Pulcinella mir am nächſten.“ Cecca fuhr fort:

„Scarafaggio ſagte mittlerweile zum Pulcinell:“ „Ich bin müde, und will ſchlafen. Störe mich „nicht, nur hüte Dich, einer Kirche zuzulaufen, denn „ich würde plötzlich aufwachen, und Dich zermartern, Du weißt ſchon wie.“ Pulcinell verſprach „alles, und dachte in ſeinem Sinn: „Jetzo gehe ich „ſtracks an's Meer, mich zu baden, und da der „Schwarze dort keine Kraft mehr hat, erſäufe ich „ihn ohne Gnade.“ Deßhalb gerieth er auch in die „Falle, da ihm Golpone zuckerſüß zuſprach, mit „ihm einen Spaziergang auf dem Hafendamm zu „machen. Oder beſſer: ſie wollten eine Barke nehmen, und ein wenig in's Meer hinausrudern. „Das ehrliche Kind von Neapel war bereit, und ſo „ſchifften ſie ſich ein; Golpone, der ſicilianiſche „Lump, Pulcinell, der Brave, Scarafaggio, der „da ſchlief wie ein Banchiere, und Golpone's großer Knittel, den der Mörder mit Vorbedacht neben „ſich an's Ruder gelegt hatte. Und weit im Meere „drinnen, ließ Golpone das Ruder in's Waſſer hängen, wie der Fuchs manchmal mit ſeinem Schwanze „thut, und begann zum Pulcinell: „Ei, Lieber, wie „kommt's, daß Ihr in keine Kirche geht?“ Scara-

„ſaggio zuckte ſchmerzlich im Traume, und Pulcinel
„ſchrie auf. Dann antwortete er: „Mich hat eine
„Mücke geſtochen; mit Eurer Frage hat's aber fol=
„gende Bewandniß: Väterchen mein ſagte mir ſtets:
„Ehre die Kirchen, mein Sohn, und geh in die
„Wirthshäuſer.“ —

„Ha! ha! ha!“ jubelte Taddeo. Roſa war bei
der Mutter, und ſtreichelte ihr die Thränen von
den erhitzten Wangen. Cecca fuhr im Text fort:
„Gut geſagt; Freund;“ fing wieder der Golpone
an: „ſagt mir jedoch, Lieber, wie kommt Ihr zu
„dem wunderlichen Muttermaal?“ Pulcinella ver=
„ſetzte: „Beſſer will ich Euch zeigen, wie ich davon
„komme.“ Da er aber die Hand hob, um den
„Scarafaggio abzuſtreifen, und in's Waſſer zu wer=
„fen, ſchlug ihn der Golpone mit dem Knittel auf
„die Naſe, rufend: „Ich will Dir helfen, napoli=
„taniſcher Spitzbube!“ Der Arme war todt, Sca=
„rafaggio dagegen erwachte auf dem Rand der Barke
„und krabbelte in des Golpone Taſche, und kehrte
„mit dem Banditen an's Land. Dort verwandelte
„er ſich in einen großen Raubvogel, und trug den
„Halunken durch alle Lüfte davon. Dem geſchah
„wohl recht, aber der gute Pulcinell war eben doch
„verſchieden, und ſeither ſehen wir andere Leute
„von Neapel nur ſein Conterfei in Holz und Lum=
„pen, zu ſeines Namens und Daſeyns ewigem Ge=
„dächtniß.“

Das Mährchen war zu Ende; Roſalia öffnete den Mund, die Alte anzureden, aber zur gleichen Zeit ſtürmte Carlo fröhlich in die Stube. Er ſah aus, wie ein ächter Cavalier, gekleidet wie er war in einen ſchön ausgeſteiften rothbraunen Rock mit Goldtreſſen und unzähligen Knöpfen. Eine feine Krauſe flatterte von ſeinem Halſe; ſchachgewürfelte ſeidene Strümpfe, roth und ſchwarz, Schuhe von Korduan, nach neueſter Mode abgeſtumpft, ein bordirter Hut mit weißer rothgetüpfelter Feder, ſpiegelnde Achſelbänder und Degenſchleife vollendeten den geſchmackvollen Anzug. Ein lautes: „Ah! ah!“ entfuhr dem Munde der Weiber. Mit vornehmem Lächeln zog der glückliche Carlo ein Beutelchen mit einigen Ducati aus der Taſche, und reichte es der Roſalia: „Hier ein kleiner Vorſchuß, den der Marcheſe von Capegna ſeinem zweiten Kammerbedienten bewilligt hat.“

„Unglücksgeld!“ ſchrie Roſalia abweiſend, und ein Blick Carlo's auf die Sybille des Seufzergäßchens ließ ihn errathen, was hier vorgegangen. Von der Zufriedenheit zum Zorne plötzlich übergehend, nahm er Cecca bei den Schultern, und ſtieß ſie aus dem Hauſe. „Du rennſt in's Verderben!“ ſchrie die Erboste. „Hinaus!“ antwortete er ihr: „Du haſt uns das ſchlimme Loos geworfen! Du haſt uns mit böſem Auge angeſehen! hinaus mit Dir, und Friede ſey mit uns!“ — Hierauf heftete er die Aalhaut an die Wand und ſprach begütigend und ſelbſtgefällig zu Roſalia: „Dieß ſey fürder unſer Talisman, mein kleines Herzchen. Die Heiligen und der Capitone haben alles gut gemacht. Ich ſitze auf der Schwelle des Glücks; nur wenige Tage, und der Schleier muß zerreißen. Freue Dich, Roſalia. Bald kann ich Deine große Liebe vergelten. Bald ſind Reichthümer, Wappen und Paläſte mein. Meinem Vater bin ich auf der Spur, und der Cröſus verlangt nichts ſehnlicher, als mich in ſeinen Arm zu ſchließen, und mir ſein Erbe zu verſchreiben.“ — „Gebenedeite Jungfrau!“ — ſeufzte dagegen Roſalia angſtvoll: „Der Mann iſt von Sinnen, und das hartnäckige Unglück hat ſeinen Kopf verwirrt.“ Lachend hörte Carlo dieſe Klage an, trieb Scherz auf Scherz, und ſchwieg von ſeinen Hoffnungen, um die Gattin mit deren Verwirklichung um ſo mehr zu überraſchen.

„Die gnädige Frau brauchen dringend viertauſend ſpaniſche Thaler, Eccellenza;“ redete der Zahlmeiſter den Marcheſe Capegna an: „meine Caſſen ſind leer, und ich muß zu Ew. Herrlichkeit meine Zuflucht nehmen.“ — Lächelnd antwortete der Marcheſe: „Ei, mein Freund, die gnädige Frau darf nicht warten, nicht einen Augenblick!“ Ging zu ſeinem Schreibtiſch, und nahm die Summe in blankem Golde aus dem innerſten Schubfach. Das Geld einſtreichend, fragte der Zahlmeiſter ehrfurchtsvoll, wann er hoffen dürfe, von Sr. Gnaden neue Caſſenvorräthe zü empfangen. „Komme nach den Feiertagen;“ ſprach lächelnd wie zuvor der Marcheſe: „Nimm indeſſen dieſe Rolle von Zecchinen, um zu beſtreiten, was vielleicht das Feſt in meinem Hauſe nothwendig machen dürfte.“ —

Der Zahlmeiſter ging nach tiefer Verbeugung, und kaum war die Thüre hinter ihm geſchloſſen, als des Marcheſe Antlitz ſo finſter wurde, als es vorher heiter geweſen. Mechaniſch zog er das Geldſchubfach wieder auf, blickte hinein, und murmelte: „Ein leerer Raum, ein todtes Grab. Das ſchwere Metall iſt zum leichten Vogel geworden, und davon geflogen. Ein böſes Auge flammt mir zum Verderben. Doch ſchwimmt noch Geld und Gut genug für mich auf dem Rücken des Meers, und ein einziger Zug aus Fortuna's Rade macht mich wieder zum Alten. Wo nicht . . . .“

Der Sekretär meldete ſich an mit einem Pack von Briefen. „Laß' die Briefe da, mein guter Burſche;“ rief ihm der Marcheſe lächelnd zu: „ich will ſchon ſelber damit fertig werden. Sollſt heute Feiertag haben, und ohne Sorgen das Feſt antreten. Geh' hin.“ — Erfreut entfernte ſich der Schreiber, und ſein Herr warf ſich haſtig. mit entſtellten Zügen, in den Lehnſtuhl, verzettelte ungeduldig die meiſten Briefe auf dem Boden, behielt nur drei in ſeiner Hand, nach denen ſeine Neubegier am heftigſten verlangte. „In Kadir wohlbehalten angekommen: der Oſſuna mit Barren, der heilige Jacob mit Farbwaaren, und das Laſtſchiff des Kapitäns Vespro.“ So las der Marcheſe, und ſeine Stirne ſtrahlte. Aus dem zweiten Briefe las er fröhlicher: „Im Hafen zu Livorno glücklich vor Anker gegangen; eine Kleinigkeit am Laſtſchiff ausgebeſſert.“ — Aber während er den dritten Brief durchflog, wurde ſein Geſicht zur Larve eines Sterbenden, und da ſeinen kraftloſen Fingern das Blatt entfiel, ſchlug er die zitternden Hände vor's Geſicht, und ſtöhnte gen Himmel: „Weh mir, ſo iſt alles verloren? Der Sturm bei Civita-Vecchia… alle Schiffe zu Grunde gegangen? Mit Mann und Maus, und nichts gerettet?“

So blieb er unbeweglich während einer langen Zeit, bis der Lakai gellend in's Kabinet rief:

„Don Ephraim Lagnara! Darf er die Gnade haben?“

„Allerdings, allerdings; mein göttlicher Freund Ephraim iſt willkommen zu jeder Stunde!“ entgegnete Capegna ſo laut er konnte. Während der Diener floh, und der Beſucher vor der Thüre ſcharrte, ballte der Marcheſe blutdürſtigen Auges ſeine Fauſt, und biß die Zähne heftig zuſammen. Wie ſich jedoch der Schlangenhaut Schillern bei jedem Ruck und Bäumen des Thiers verändert, — wie der Sonne Licht und Schein ſtets wechſelt, wenn ſie mit den Wolkenballen ſpielt, — ſo des Capegna Antlitz. Heiter und ſonnig war's wiederum, als noch die Verzweiflung aus ſeinem Munde ſtöhnte: „Wahrlich, das fehlte noch.“

Und wenn der Purpur eines Cardinals den göttlichen Freund bekleidet, wenn des goldenen Vließes Ordenskette die ſchmale Hahnenbruſt des Don Ephraim überfunkelt hätte, nimmer wäre ihm möglich geweſen, ſeinen Stammbaum abzuläugnen. Dieſes Mannes Vorfahren hatten entweder im Ghetto zu Rom oder Livorno gewohnt, oder in Liſſabon geſchachert, oder in Amſterdams Synagogen geſungen. Unwillkührlich ſuchte das ahnende Auge an Ephraims vorſtrebendem Kinn den Spitzbart, an ſeinem Atlaskleide das gelbe Judenzeichen.

Eine geraume Zeit wurde den Complimenten geopfert; der peinlichen Höflichkeit zweier Widerſacher, die ungeduldig eine Verſchanzung des Anſtands nach der andern niederſchlagen, um ſich endlich rauh und dürr bei der Bruſt zu packen, wo dann alle Zierlichkeit ein Ende hat. Ephraim eröffnete den Angriff, ſagend: „Ew. Herrlichkeit wiſſen allerdings, was mich heute hieher führt?“ — „Ich werd' es mit Vergnügen hören, und mit Freuden dienen, wo ich kann.“ — „Ew. Excellenz ſind der gefälligſte Mann in Europa; doch handelt ſich's heute nur von Verbindlichkeiten“ — „Redet, koſtbarer Freund.“ Des Marcheſe Augen wurden abermals erlöſchende Kohlen; Ephraims Blicke dagegen blitzende Meſſer.

„Das Moratorium, das Ew. Excellenz von des

Statthalters Hoheit und dem allerwürdigſten Obergericht erhielten, iſt Morgen zu Ende;“ begann Lagnara. „Morgen ſchon?“ fragte Capegna mit vorgeblicher Verwunderung. — „Am heiligen Chriſtabend eintauſend ſiebenhundert und ſiebenzehn wurde der eiſerne Brief beſiegelt und in Kraft geſetzt. Die zwei Jahre ſind um.“ — „Wahrhaftig!“ rief Capegna, der dergleichen gethan hatte, als ſähe er in ſeinem Handbuche nach. Und was weiter, beſter Don Ephraim?“ — „Ich bedarf meines Geldes, Herr Marcheſe, und weiß beſtimmt, daß ein zweites Moratorium, mir armem Manne zum Schaden, nicht ausgewirkt werden dürfte.“

Capegna ſeufzte ganz in's Geheim, denn Ephraim ſprach die Wahrheit. Mit verbindlichem Lächeln wendete ſich aber der Marcheſe zum Gläubiger: „Konnt Ihr wähnen, Don Ephraim, daß ich eines wackern Mannes Schaden begehre? Und wenn's mein größter Vortheil wäre. Heute aber iſt mir gleichgültig, ob der Freiheitsbrief noch läuft, oder fällig wurde. Kommt morgen, Freund, und empfanget Eure Capitalien.“

Auf ſolche Nachgiebigkeit war Lagnara nicht gefaßt; er hatte auf heftigen Widerſtand gerechnet, hatte ſich gepanzert mit grober Fühlloſigkeit, und wußte jetzo nicht, wie ihm geſchah, da ſeine Waffen überflüſſig geworden. Mit tiefen Verbeugungen murmelte er: „Ei, Morgen ſchon? Ei, Eccellenza, das würde ſehr unhöflich ausſehen. Morgen, an dem großen Feſttage? Welch ein Hund wäre ich, wenn ich mich unterſtehen ſollte . . . .! die guten Leute von Neapel ſteinigten mich, und hätten nicht einmal Unrecht.“

„Gerade Morgen will ich's, Don Ephraim;“ verſetzte Capegna ſcherzend: „Es wird ohne Aufſehen abgehen. Ihr braucht nicht Träger, nicht Schiebekarren, um die ſtarken Summen wegzubringen. Ein Päckchen Wechſelbriefe auf Genua, Venedig, Amſterdam und London, nicht höher als hier meine drei Finger . . . . damit iſt alles abgethan. Das glitſcht ſo verſtohlen aus der Hand in die Taſche, daß keine Seele etwas davon merkt.“

„Amſterdam? London?“ fragte Ephraim mit gierigen Augen. Ihm wäſſerte der Mund nach den prompten, ſichern Papieren: „Euer ergebenſter Diener, wenn Ew. Herrlichkeit denn durchaus befehlen . . .!“

„Ich werde heute einen fröhlichen Schmaus halten, Freund Lagnara;“ fuhr Capegna liebenswürdig fort: „Ihr ſeyd eingeladen, von Herzen; wir wollen luſtig ſeyn. Ihr ſeyd kein Koſtverächter, ich weiß. Rauſchende Muſik, abwechſelnd mit girrenden Zittern und dem Wachtelſchlag der Caſtagnetten, ein Flammenmeer in allen Sälen, Blumen an Wänden und Leuchtern, über den Häuptern, unter den Sohlen, — ſchöner Tänzerinnen glatte Alabaſterſchultern . . . . ah, Don Ephraim, Ihr dürft nicht fehlen. Wein, Tafel, Spiel, Vergnügen, und dann das ungeheure Geld, das Ihr beim Schein der letzten verlöſchenden Kerzen in Empfang nehmet . . . ."

Die geprieſene Herrlichkeit beſtach freilich des Lagnara lockre Sinnlichkeit, aber der vorſichtige Geldmäckler gebot den Sinnen Ruhe. Mit überwachtem Kopfe, im Staube des verwirbelnden Feſtes ein wichtiges Geſchäft abthun? nimmermehr. Ferner ein reichlich Trinkgeld in den Leuchter werfen, den der rückgeleitende Bediente auf dem letzten Treppenabſatz hinreckt, während er die Kerzen des zweiten Leuchters in der Steinrinne ablöſcht? nimmermehr. — „Ich danke tauſendmal für die mir zugedachte Ehre," entſchuldigte ſich der ſchlaue Gläubiger, „aber, wenn ich die Nacht nicht ſchliefe, taugte ich am nächſten Tage nichts, und ich verrichte mit nüchternem Muthe meine Geſchäfte. Ich komme morgen, Ew. Excellenz glückliche Feiertage zu wünſchen."

„Schade!" begnügte ſich Capegna, ihm zu antworten: „Ihr verſäumt das Beſte, doch, wie Ihr wollt. Ihr findet mich morgen zu jeder Stunde." —

So ſchieden die Herren, und Ephraim konnte ſeines Schuldners Ruhe und Bereitwilligkeit nicht begreifen, wie angenehm auch ſein Herz davon berührt war. „Da glaube man nun Briefen und Aviſen;" brummte er auf dem langen Heimwege: „ſeine Schiffe müſſen doch im ſichern Hafen ſeyn, ſtatt auf des Meeres Grunde, ſonſt würde der Vogel anders pfeifen. Den Spitzbuben hilft aber ſtets das buhleriſche Glück."

Der Marcheſe ſeinerſeits riß in der Stille ſeines Cabinets die Halsbinde ab, und warf den Rock von ſich. Fieberhafte Hitze hatte den Froſt in ſeinen Gebeinen überwunden. „Bis zur Geſellſchaftsſtunde bin ich für Niemand ſichtbar;“ grollte er dem Lakaien im Vorzimmer zu: „auch dem Pamfili, ihm vor Allen, ſey meine Thür verſchloſſen!“ — Hierauf ging er wie im Sturme auf ſeinen Schreibtiſch los, zog aus den Fächern ſeine Bücher, ſeine Briefe aus den Schubladen. Mit der Haſt eines Wahnſinnigen zerfetzte er die erſteren, zerknitterte er die letzten. Die Glut des Kohlenbeckens verzehrte nach der Reihe Correſpondenz, Urkunden und Regiſter. Das Guthaben von Reichen und Armen, der Nothpfennig der Wittwe, das Erbe der Waiſen, — ſie loderten auf, und der treuloſe Borger, Verwahrer und Vormund lachte wie ein Teufel dazu. „Fahr' hin auch Du!“ ſagte er, indem er Pamfili's Soll und Haben dem Verderben opferte: „Deine Niederträchtigkeiten hätten noch weit mehr verdient. Tröſte Dich mit dem kleinen Carlo, dem Du auf der Spur ſeyn willſt. Der kleine Carlo? Gott verzeihe mir die Einfalt! müßte der Burſche nicht jetzo alt genug ſeyn? Deſto beſſer. So hat er längſt gelernt, ſein Brod zu verdienen. Die Heiligen mögen ihn ferne halten. Vor zehn Jahren.... da hätte er kommen mögen..; aber heute... die ſchöne Erbſchaft, die er bei mir machen würde!“ Der Bankerotier blies höhniſch in das Häuflein Aſche, worinnen ſoviel Reichthum untergegangen war. Dann ſtützte er das Haupt in die Hände, ſtierte in die Kohlen, und murrte mit bitterm Ausdruck: „Es iſt doch hart; es iſt dennoch entſetzlich!“

Plötzlich fuhr ihm ein erregender Gedanke durch den Kopf. Er ſprang auf, ſtemmte die Arme in die Seite, und fragte mit wildem Lächeln ſeine vier Wände: „Wer ſagte mir denn heute, daß des Herzogs Sohn geſtorben ſey? O gebenedeite Mutter! ich reiſe mit vogelleichtem Herzen von dannen, da ich den Todfeind in Verzweiflung zurücklaſſe. Er wird ſterben, ſchnell nachſterben, unfehlbar; das überlebt er nicht. Mag immerhin der Büttel mein Wappen an den Pfahl ſchlagen, wenn nur des Feindes Adelſchild ihm zerbrochen in die Gruft nachrollt. Marcio, guter Herzog! wie ſchlecht auch meine Karten fallen, die Parthie iſt mein!“

Der Palaſt Capegna ſtand mit Anbruch der Dämmerung im leuchtenden Feſtſchmuck. Die koſtbaren Tapeten, die von allen Balkons zwiſchen der Menge von Lampen und Fackeln herabhingen, wandelten des Hauſes Außenſeite in ein feenhaftes Zelt. Das Innere glich einem Zaubergarten, worein die fabelhaften Roſenhaine Päſtum's verſetzt zu ſeyn ſchienen. Zahlloſe Spiegel vervielfältigten die Lauben und Schattengänge durch die Säle, machten fünftauſend Gäſte aus den fünfhundert Geladenen.

Dieſe Gäſte brachten des orientaliſchen Pompes Ueberfluß in die üppig funkelnden Hallen des Feſtes. Jede Dame ſchien eine dem Meeresſchaum entſtiegene Göttin, ſo überſäet mit Silber- und Edelſteintropfen waren ihre Gewänder. Die Herren wandelten einher, wie ſeltſame Figuren, aus den köſtlichſten Metallen geſchmiedet.

Das Getümmel des Feſtes war ſeiner Pracht angemeſſen. Karoſſen polterten in den Hof, Fanfaren empfingen die Gäſte, gellend ſchrieen die Lakaien die Namen der Kommenden in das Marmorhaus, und die bordirten Pauker donnerten auf ihren Fellen. Fünfhundert Cavaliere und Damen, ſechzig Bediente im Umlauf, ein Orcheſter, eben ſo ſtark, Zuſchauer ohne Zahl, und alle dieſe Leute geborne Neapolitaner! Niemand verſtand ſein eigen Wort; ohnmächtig verklang die Muſik; die Paare hielten des Tanzes Rhythmus nur auf der Vortänzer Treu und Glauben ein.

Auf einer Eſtrade, unter ſtrahlendem Baldachin thronte die Marcheſe, die braune Donna Eleonor; zu vergleichen einem heiligen Leibe, der Verehrung ausgeſetzt. Sie blitzte von dem Wirbel ihres magern Hauptes bis zu den Finger- und Schuhſpitzen von Flittern, Juwelen, Ringen und Geſchmeide. Umgeben von einigen jungen Damen, deren blendende Fülle mit der vertrockneten Donna Eleonor verſöhnte, hielt ſie den Zepter des Hauſes und der Gaſtfreundſchaft mit würdiger Sitte.

Lärmend, wie der Tanzſaal, war die Gallerie, wo die Erfriſchungen geſpendet wurden, war die bilderreiche Halle, wo die grünen Tiſche ſtanden, umdrängt von Spielern, belaſtet mit bunten Karten und ſchwerem Golde, das bald zu Bergen wuchs, bald einem feurigen Springbrunnen gleich, aus der Hand des Banchiere nach allen Seiten ſtrahlte, unſtät ſchweifte von einem Herrn zum andern, und meiſtens ohne wiederzukehren in dem Schatze des Bankhalters verſchwand.

Berühmte Pantomimiker und Fratzenſchneider der großen Opera vergnugten in einer zweiten Gallerie die vornehmen Herrſchaften mit den Lazzi der Nationalmasken. Unfern davon zog Pulcinell unter tauſend Späßen Looſe aus einem Glückstopf; Looſe, die gegen den Satz von wenigen Carlins immer ihren Beſitzer gewinnen machten.

Halbdunkle Zimmer und Cabinette luden zur Ruhe vom Tanze oder vom Schauen ein. Ermüdete ſchlummerten, Liebende küßten dort, und der Eßluſtige ohne Schlaf und Geliebte horchte dort ſehnſüchtig auf den Klang des Silbergeſchirrs und der Cryſtalle, womit man im benachbarten Speiſeſaale die Tafeln beſetzte.

Den Herrn des Hauſes ſuchten indeſſen noch vergeblich Aller Augen. In ſeinem Cabinet ſaß Capegna, fluchend auf den erſten Kammerdiener, welchen Donna Eleonor zu verſchicken ſich erlaubt hatte, und überließ ſeinen Anzug der Sorgfalt des emſigen Carlo. Wie that dieſer doch ſein Möglichſtes, um Demjenigen zu gefallen, der ſein Schickſal in den Händen trug! — Das ſind meines Vaters Augen! dachte er bei ſich, während er Capegna's Haare ordnete, und in deſſen trübe Blicke ſchaute. — Unter meinen Fingern ſchlägt jetzo meines Vaters Herz! ſagte er ſich wieder, da er des Marcheſe Ordenskreuze auf deſſen Bruſt befeſtigte; und er hätte ſich zu ſeinen Füßen werfen mögen, ſchluchzend, aufgelöst von Rührung, wenn nicht die furchtſame Scheu, und der Gedanke, heute ſey noch nicht die rechte Stunde da, ihn abgehalten hätte.

Dazu kam noch, daß Capegna allerlei ſeltſame Reden führte, eine jede beziehungsreich für Carlo. So fragte er ihn mit ſeinem melancholiſchen Tone: „Nun, Pronto, wie behagt es Dir in meinem Hauſe?“ — „O, Ew. Herrlichkeit, ich möchte es mit keinem andern mehr vertauſchen.“ — Der Marcheſe ſeufzte halb verſtohlen, und fuhr fort: „Du ſcheinſt ein gut Gemüth, mein Freund. Wenn ich lange lebte, möchte ich wohl Dich immer um mich haben.“ — „Das wäre mein ſehnlichſtes Verlangen.“ — „Ei, Pronto, das Waſſer tritt Dir in die Augen. Warum?“ — „Ach, Eccellenza .... zweierlei betrübt mich ....“ — „Laß hören.“ — „Ich bin eine Waiſe ſchon von frühſter Jugend an, nicht gewöhnt, daß ein Menſch ſich um mich bekümmre, und darum rührt mich's tief, wenn ein edler Mann, wie Eure

Herrlichkeit . . . .“ — „Schon gut; abgethan, mein Freund. Aber die zweite Urſache Deiner Bewegung?“ — „Eccellenza wird mir's übel nehmen.“ — „Nein, bei unſers Herrn geheimnißvoller Geburt, nein.“ — „Es ſchmerzt mich, daß ich Ew. Herrlichkeit, die da ſchwimmt in allem Ueberfluſſe, ſo traurig und niedergeſchlagen ſehen muß, während . . . . .“

Capegna, der ſich verfärbte, winkte mit der Hand, daß Carlo ſchwieg, und verſetzte dann mit ſchwacher Stimme: „Ach, es iſt nicht alles Lachen ein fröhlich Gelächter. Warum hätten wir vornehme Herren keine Sorgen? Größere haben wir, als ihr gemeine und genügſame Leute. Sieh' zum Beiſpiel unſere Ehen. Biſt Du verheirathet?“ — Carlo zauderte verlegen mit der Antwort. Capegna fuhr aber alſobald fort: „Ich hätte des Mogol Schätze, zum Beiſpiel; aber ein Erbe fehlt mir. Nicht Sohn, noch Tochter ſchmücken mein Haus.“ — „Nicht Sohn, noch Tochter!“ wiederholte Carlo langſam, und durchbohrte mit ungeduldigen Blicken den Marcheſe. Das bemerkte der nicht, ſtand raſch auf, und warf noch die Worte hin: „Einſt hatte ich einen Knaben; er ſollte meine Hoffnung, meine Freude ſeyn. Aber der Himmel nahm mir Freude und Hoffnung.“

Die heftige Erſchütterung, die Carlo erlitt, machte, daß er unwillkührlich die Arme auseinander ſpreitete, und den Mund öffnete, um zu rufen: „Hier, Vater, hier bin ich ja, und Deine Traurigkeit verwandle ſich in Wonne.“ — Doch ſchnitt ihm der Marcheſe das Wort von den Lippen, da er, vor dem Spiegel ſtehend, ganz ruhig ſprach: „Was ſchneideſt Du für Grimaſſen, Pronto? Ich liebe nicht, daß meine Diener allzuviel Geberden ſich erlauben. Das ſchmeckt nach dem Pöbel, Freund. Reiche mir lieber ſchnell die Flaſche mit der ungariſchen Königseſſenz. Ich befinde mich etwas ſchwach, und die Nacht wird mir zu ſchaffen machen.“

Ziemlich abgekühlt gehorchte Carlo, und Capegna goß die ganze Eſſenz über ſein Kleid, ſeine Handſchuhe und ſeine Taſchentücher aus. Die geiſtige Atmosphäre, worein er ſich auf dieſe Weiſe verſenkte, richtete ihn etwas in die Höhe, und er nahm nicht länger Anſtand, in ſeiner Gäſte Mitte zu erſcheinen.

„Da geht er hin!“ ſchmollte Carlo für ſich, ihm von weitem folgend: „ihm ſagt das Herz nichts. Ihm flüſtert kein Engel zu, daß hinter ihm ſeine Hoffnung und Freude wandelt, in Fleiſch und Bein, aber angethan mit den Narrenfarben der Dienſtbarkeit! — Der Tag wird jedoch kommen; der Tag der Entdeckung und Gerechtigkeit. Ich ſelbſt werde ihn herbeiführen, und mit billiger Verachtung den Mäckler zurückweiſen, der durch einen Betrug mich in dieſes Haus zu ſchwärzen gedenkt. Der Elende bildet ſich nicht ein, daß ich, gerade ich der Körper bin, zu deſſen Schatten er mich ſtempeln möchte. Mindeſtens verdiente er den Galgen; — da jedoch die himmliſche Vorſehung ſich ſeiner einmal bedient hat, mich in des Vaters Arme zu führen, ſo verſpreche ich ihm ein rundes Sümmchen von ſpaniſchen Thalern. Damit lohne ich den Wicht ab, und ſammle Kohlen auf ſein Haupt.“

Carlo fühlte ſich zu jener Luſtigkeit geſtimmt, die auf allen Nerven des Körpers ſpielt, wie auf den Saiten eines Inſtruments, und daher ſchmerzlicher als erquicklich iſt. Ohne Raſt ſtreifte er im Palaſte auf und nieder, half hier der Bedienung, machte dort den Zuſchauer, miſchte ſich unter das zudringliche Volk, lehnte müſſig an irgend einer Säule in irgend einem einſamen Gange. Da war es, wo er ſich hundertmal dachte: „Wie wird es doch allgemach ſpät, und der einfältige Bernardo kommt immer noch nicht. Als ob er mir's nicht verſprochen hätte! als ob es keine Freude für mich wäre, ihn zu bewirthen, ihm meinen Vater zu zeigen, und von ihm die Beſtätigung zu hören, daß wirklich der, niemand anderer als der mein Vater iſt! — Aber . . . bin ich nicht ungerecht? Weiß dann Bernardo von meiner Entdeckung? Oh, der ehrliche Pfeifer wäre ſicher nicht ausgeblieben.“

In dem einſamen Gange war's auch, wo der Marcheſe plötzlich an Carlo vorüberkam. Er hatte ſich über eine geheime Treppe aus den Verſammlungszimmern entfernt, war bleich, zerſtreut, ſchwankend in Schritt und Geberden. Den Kammerbedienten bemerkend, winkte er ihm, und ging voraus in ſeine Schreibſtube. Seine Sprache war ganz verändert. „Zünde die Lichter an;“ befahl er: „Alle; alle; es ſoll hier hell ſeyn. Ich habe Kopfſchmerzen, muß ein wenig mich ſammeln. Höre aber, Freund Pronto. Deiner Pünktlichkeit vertrauend, gebe ich Dir dieſen verſiegelten Brief. Bald wird's zur Mette läuten; wann die Gäſte aus der Kirche und der Hauskapelle zurückkommen, und ſich zur Medianoche niederzuſetzen im Begriff ſind, ſo händige dem Fürſten Maddaloni dieſe Zeilen ein, damit er mich vor der Geſellſchaft entſchuldige.“ — „Sehr wohl, Ew. Excellenz. Befiehlt Ew. Gnaden, daß ich im Vorzimmer meinen Platz nehme?“ — „Mit nichten. Du ſollſt die Mette nicht verſäumen. Frömmigkeit vor Allem. Ich will allein ſeyn. Am andern Morgen ſoll Mario wieder ſeinen Dienſt thun. Entferne Dich.“

Die Glocken läuteten ſo eben die mitternächtliche Andacht ein. Im Nu verſtummten Flöten und Geigen, die Tänze ſtockten, die Spiele hörten auf, und je nach dem Behagen der zahlreichen Gäſte zogen ſie in ihren Ballkleidern, trieſend von Pomade und Schminke, in die benachbarte Kirche, oder in die noch nähere Hauskapelle, den Gottesdienſt nicht zu verſäumen. Das Volk that, wie die Vornehmen, und plötzlich war der Palaſt Capegna's in Schweigen verſunken. Nur in den Küchen wurde gearbeitet, und im Speiſegemach ſchwatzten müßige Diener, die Wächter der Tafeln.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Noch einmal tönte das Glockengeläute, die Mette zu beſchließen. Kanonen donnerten, brauſend fluthete aus den Kirchen Neapels das Volk in die Straßen. Der kaum unterbrochne Jubel tobte verdoppelt. In Capegna's Palaſte wogte es hin und her, wie in aufrühreriſchen Bienenſtöcken „Medianoche! Medianoche!“ ſchrieen alle Zungen, und bunte gedrängte Reihen ſammelten ſich um den herrlichen Schmaus. Da trat Carlo beſcheiden zu dem Fürſten Maddaloni, dem Ehrenmarſchall der Dame des Hauſes, und übergab ihm den verſiegelten Brief.

„Eine Mittheilung von Seiten unſers verehrten Wirthes!“ rief der Fürſt über die Tafel, und einen Augenblick zu ſchweigen willigten die Gäſte ein. Doch nahmen ſie nicht wieder das Gelachter auf, und das lockre Gerede, der Geberden üppige Schwingungen, die Haſt des Hungers, den Muthwillen des Durſtes; denn immer mehr und mehr erbleichend, immer mehr und mehr zurückſinkend in den breiten Seſſel las der Fürſt eintönig wie der Kapuziner im Chor:

„In der Nacht, da der Herr geboren wurde, zu
„ſterben, iſt plötzlich mein Wunſch geworden. Ich
„führe ihn aus. Wann Ew. Hoheit dieſen Brief
„lieſt, bin ich ein todter Mann, den das Glück
„mit einem Fußtritt aus der Welt ſchleudert. Allen,
„die meine Hinfahrt mit Putz und Sang und
„Klang verherrlicht haben, meinen Dank. Die Kirche
„halte es mit meinem Leibe, wie ſie wolle. Ich

„zweiſle nicht, daß meine Gattin und meine Freunde „ſich tröſten werden. Gott ſtärke meine Gläubiger. „Amen.“

Die letzten Worte erloſchen in Maddaloni's Munde. Laute des Entſetzens, Flüſtern, Murmeln und das Rauſchen ſeidener Gewänder gingen um die Tafel. Die Herren ſprangen auf, die Damen fielen in Ohnmacht. Donna Eleonor war die gefaßteſte, denn ſie ſaß aufrecht, runzelte nur die Stirn und ſprach zu Maddaloni mit aufgeworfenen Lippen: „Entſetzlich! bis in ſeinen blaſſen Tod ein tückiſcher Böſewicht!“ Die Aermſte hielt ſich noch für eine reiche Erbin.

Plötzlich war nur eine und dieſelbe Bewegung im Saale. Die Gäſte machten ſich auf die Flucht.

In den hellgeſchliffenen Flacons ſchien Blut ſtatt des Weins zu ſchäumen; die bleichen Fiſche des Meers ſchienen nackte Leichname. Von dem Trauermahle hinweg, in's Freie aus der Gruft ſtrebte jeder Fuß. Nach Sänften, nach Kaleſchen ſchrieen hundert Stimmen. Flatternde Federn und Bänder, ſchleppende, zertretne Gewänder, zerrißne Ketten, ſtürzende Fächer und Juwelen .... der Beute blieb genug auf dem Platze für die hungrige Nachleſe des Pöbels. Während die Furcht mit ihrer Geißel, mit unbeſtimmten Schreckniſſen den vornehmen Troß im Nu verjagte, fragten ſich die beſonnenſten der bleichen Männer: „Wie iſt er geſtorben? wo ſtarb er? laßt uns ſehen, wie's mit ihm zu Ende ging!“ —

Nach dem Allerheiligſten des Marcheſe lief der ſtürmiſche Zug, des Cabinets verſchloßne Thüre wurde geſprengt .... viele Lichter flackerten düſter auf den Tiſchen, an den Wandſpiegeln .... der heiße Athem eines mit dem Tode Ringenden ſchien das Gemach noch zu durchweben. An der Mauer, den Eintretenden im Auge, lehnte Caregna's weiße Geſtalt; der Gotteslaͤſterer hatte ſich dem Kruzifix gegenüber aufgehängt.

Keine Thräne zitterte in den Blicken der Umſtehenden; kein frommes Gebet gedachte ſeiner Seele. Unluſt und Schadenfreude ſchuf ſein Tod, keinen Schmerz. — Aber draußen im Vorgemach, hinter den Flügeln einer ſpaniſchen Wand ſaß ein verzweifelnder Menſch, der ſich die Bruſt zerſchlug, mit den Händen wie mit Krallen durch ſeine Haare fuhr, und, zürnend dem Heiligſten wie dem Irdiſchen, murrte und fluchte: „Iſt denn über den Wolken eine Vorſehung? lebt denn jenſeits die Barmherzigkeit und Liebe? Habe ich nicht vor einer Stunde erſt auf dem Kirchenpflaſter meine Kniee geſchunden, und für meines Vaters Heil und Leben gebetet? Und gerade zu der Friſt, gerade in der heiligſten Nacht, wo alle Engel den Andächtigen das Ohr aufthun, mordet ſich der Unſelige, und dahin ſind alle meine Saaten! Als ein Bettler muß ich das Haus verlaſſen, das mein geworden wäre, die Schätze, die mir zugefallen wären; darf nicht einmal den

Mund zur Klage öffnen. Oh, das böſe Auge läßt nicht von mir ab. Oh, Du Talisman des Bruders Giulio, wo iſt Deine Kraft geblieben? Aber mir geſchieht recht; warum ließ ich die Zauberhaut in meiner Wohnung! warum trug ich ſie nicht bei mir? All dies Unglück wäre etwa nicht geſchehen. O Noth, o Trübſal! Gute Nacht, Marcheſe Carlo. Ein Verbrechen ſtieß Dich in die Welt, und ſchlechte Menſchen .... der Teufel hole alle ſchurkiſche Intendanten!“

„Was gibt's da hinten?“ fragte eine dünne Stimme, und Pamfili's gelbe Naſe ſtreckte ſich in Carlo's Verſteck: „Riefet Ihr mich, lieb Freundchen?“ — „Ach, den Tod rufe ich, Don Pamfili. Bei dem blaſſen Morgenſchein, der als Trauerlampe dieſe Feſtkerzen ablöst, ſchwöre ich, der Tod käme mir gerade recht. Wahrlich, die Sybille hat ehrlich geredet. In dieſem Hauſe ſaß das weiße Gerippe lauernd, und ein ſchwarzer Leichenzug wird ſich aufmachen, der mich viel angeht. Tretet nur dort hinein, Don Pamfili.“ — „Ihr ſeht mich ſtaunend, zitternd. Euch zu ſprechen kam ich, und die ſeltſamſten Gerüchte ſchlagen plötzlich an mein Ohr, und dies Gewühl von beſtürzten Leuten ....“ — „Geht hinein, ſage ich. Dort liegt mein Vater todt.“ — „Euer Vater? der Offizier?“ — „Ei, laßt mich, geht.“ — „Der Sicilianer, der zu Girgenti ...?“ — „Daß Ihr doch verſtummtet! Der Marcheſe, Capegna, mein Vater." — „Capegna? Bin ich verrückt oder ſeyd Ihrs?" — „Ihr ſeyd nur ein Schurke, der mich für das ausgeben wollte, was ich wirklich bin. Heute aber liegt Euer Spitzbubenſchwank mit meinem guten Recht in einem Grabe."

„Der Marcheſe todt? und mein Geld? was ich von ihm zu fordern habe? der Sold für meine Gefälligkeit, den er bisher mit hohen Zinſen mir verintereſſirte? er wird doch nicht . . .?" Mit dieſen Worten der Verzweiflung ſtürzte Pamfili in das Gemach des Selbſtmörders. Beinahe zu gleicher Zeit erſchienen die finſtern Boten der Vicaria, der heulende, krächzende Lagnara mit ſeinen Urkunden in hocherhabner Hand, und in ſeinem Gefolge die Harpieen des Wechſelgerichts, die Schuldſchergen mit langen Stäben, mit Siegellack und brennenden Lichtern. Alle Schlüſſel wurden mit Beſchlag belegt, alle Thüren petſchiert. Was Capegna's Tod nicht vermocht hatte, bewirkte der Gläubiger täppiſcher Zugriff: Donna Eleonor weinte blutige Zähren. In einer Stunde reich und arm, ... eine bittre Weihnachtsbeſcheerung!

Carlo taumelte die Treppen hinab, als ſtieße ihn einer bei den Schultern fort. Den Portikus füllte ein erbärmlich fluchendes und wehklagendes Volk: die Menge derer, die Capegna betrogen, zu Grunde gerichtet. Durch die Zeternden drängte ſich

Roſalia, und fiel in Carlo's Arme. „Was willſt Du hier, mein Herz?“ fragte er ſtrenge: „willſt Du mit Deinem Jammer das Geſchrei dieſer Unglücklichen vermehren? Laß den Todten ihre Ruhe. Ich verlor hier mehr, als Dein Vater jemals eingebüßt.“

„Glück! Glück!“ jubelte ihm Roſalia zu: „der Talisman, den Du im Hauſe ließeſt, brachte dieſes Glück, und es wendet juſt zu rechter Zeit das Unheil, das Dir Cecca prophezeite. Der Franzoſe, der reiche Mann, Don Boiſſier, führt eine Colonie nach Sardinien. Schlage ein, und Du wirſt ſein erſter Aufſeher. Arbeit, eine neue Heimath, beſcheidenen Ueberfluß ſichert Dir die Annahme ſeines Vorſchlags.“ — „Hier die Hand; ich beſinne mich nicht;“ verſetzte Carlo mit muthigem Entſchluſſe: „Zum Henker die Flittern der Dienſtbarkeit! leb' wohl, Du neumodiſches Ninive, worinnen ich ſo viele Schmerzen litt! Meinen Acker bauen, meine Erndte ſammeln, meine Heerde hüten .... habe ichs doch bei Vater Matteo gelernt, und was ich vor zwanzig Jahren zu Roccavalloscura getrieben, werde ich heute nicht ſo ganz vergeſſen haben!“

„Matteo? Roccavalloscura?“ fuhr eine neugierige Stimme dazwiſchen, und Pamfili packte Carlo's Arm: „ich bebe noch wie eine Zitternadel, Freundchen, denn der Böſewicht, der Gehängte, hat meine Habe in ſeinen Bankrott verſchlungen ... aber, wenn die Namen, die ich jetzo aus Euerm Munde hörte, . . . wenn Eure Verwandtſchaft mit Capegna . . . . wenn der ſicilianiſche Officier nur herbeigelogen . . . . ach, ich weiß nicht, was ich rede vor Beſtürzung . . . aber möglich wär' es doch!“

„Laßt mich; Ihr eckelt mich an;“ ſchalt dagegen Carlo, ſich losmachend: „Hättet Ihr noch einen andern Vater für mich im Vorrath? Sucht einen Helfershelfer; ich verlaſſe noch heute dieſe Unglücksſtadt.“

„Wahrhaftig! jetzo wär's an der Zeit!“ ſchrie eine andere wohlbekannte Stimme, und Bernardo, ſeinen Pflegbruder aus dem Gewühle auf die Straße reißend, tanzte lachend vor ihm auf einem Beine: „Freue Dich, jauchze in den Himmel hinein, Du Sohn des außerordentlichſten Glückes!“ — „Wahnſinniger!“ fuhr ihn Carlo an: „Weißt Du, was Du ſprichſt? Dort, in jenem üppigen Palaſte, ein Bettler, ein Selbſtmörder, ſtarb mein Vater, und Du forderſt Jubel von mir?“

„Starb? ſtarb?“ ſchrie ihm Bernardo wieder in's Ohr: „Carlo, verſündigt Euch nicht. Eccellenza, Hoheit, bedenkt, was Ihr redet. Lebt, lebt, ſage ich Ew. herzoglichen Gnaden. Lebt, und der nur ſtarb, der Euch hätte ſchaden können. Ich bin gelaufen wie ein Mordbrenner, und zwar nicht vor dem Leichenzuge, dem Euer Vater dort folgt, aber vor der Freude, die ich hatte, als ich ſein Geſicht erkannte, und die mich raſtlos jagte, Euch die Botſchaft anzuſagen.“

Der Geſang, die Poſaunentöne, die Fackelflammen des vornehmen Leichenbegängniſſes kamen heran, um in St. Lucia's Kirche einzutreten; ein golden, mit Flor behangnes Kreuz voran, die langen Zeilen der Brüderſchaften aller Farben folgend, Geſpenſtern ähnlich in ihren verhüllenden Kappen; ein Heer von Prieſtern im Rochet, pſalmirend; der Sarg, bedeckt mit einem ungeheuern Bahrtuche von karmoiſinrothem golddurchwirktem Sammet, über und über mit Blumen beſteckt, und ſelbſt die Träger verbergend. Darunter lag in ſtiller Einſamkeit der todte Jüngling, in ſeinen Staatskleidern, mit geſchminkten Wangen, den Blumenſtrauß an der Bruſt, und wußte nichts von dem gräulichen Schmerze des Vaters, der im Trauerhut und Trauermantel nachſchlich, umgeben von den grauröckigen alten Männern aus St. Januar's Spital, mühſam aufrechtgehalten von ſeinen Freunden. Das halberloſchene Auge des Achtzigjährigen richtete ſich von Zeit zu Zeit nach dem Wappenpaniere, das über ſeinem Haupte flatterte, und ſuchte alsdann ſchnell wieder den Boden, ihn mit ſeinen Thränenſtrömen zu befeuchten. — Mit umflorten Blicken ſtarrte Carlo den Greis an, da ihm Bernardo in's Ohr raunte: „Der iſt Dein Vater; der iſt's, der Dich in unſern Bergen ſuchte, der, durch ſeines Intendanten Bubenſtück um die Freude ſeines Lebens gebracht wurde . . .!“

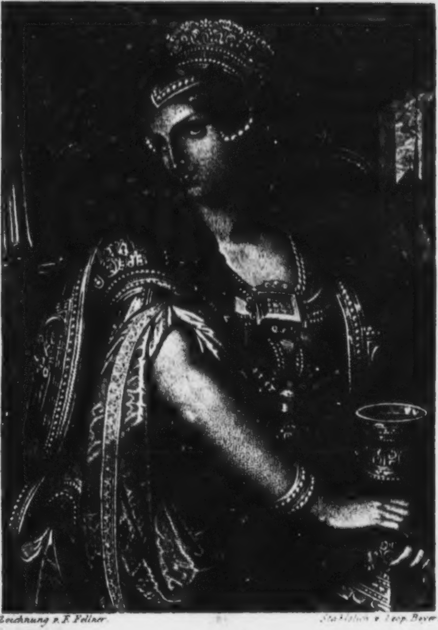
Siehe: Pamfili packte wieder krampfhaft Carlo's Arm, und krähte mit halbſataniſcher Rührung und Zerknirſchung: „Und ich war der ungetreue Intendant; Capegna, Eurer Hoheit Mutterbruder, hat mich dafür bezahlt, daß ich Euch dem Schickſal überließ, als Euer Vater auf San Elmo ſchmachtete, und Donna Serafina im Kloſter verkümmerte. Der Herzog Brancaccio machte mich freilich nachher dafür büßen, aber — konnte ich ihm den Sohn wieder ſchaffen?“

„Heut könnt Ihr's, Schelm!“ rief Bernardo, den Erbebenden bei der Bruſt ſchüttelnd: „Ein Wort, Euer Zeugniß . . . . grade heute iſt die beſte Stunde. Der Herzog begräbt ſeinen Sohn; es lebe der ältſte Sohn des Herzogs!“

Und fortgeriſſen fühlte ſich Carlo nach St. Luciens Kirche; Roſalia und die Kinder folgten mit Freudengeſchrei. Die Schauer des Requiem erfüllten den Tempel, der Leichnam ſank in ſeine Familiengruft, der erſchöpfte Vater wankte nach der Sakriſtei, um von ſeinen Leiden zu ruhen; . . . da fand er, vor ſeinem Seſſel, zu ſeinen Füßen, einen lebenden Sohn, den Sohn ſeiner Liebe. — Ihn, den er ſo lange Jahre hindurch betrauert, ſtieß er heute nicht zurück. Freude und Verſöhnung heiligten Brancaccio's Herz. Auch dem Schurken Pamfili verzieh er; ſogar dem Todfeind Capegna ſchenkte er eine Zähre. Halb ohnmächtig vor Entzücken jedoch umarmte er den Sohn, die adliche Schwiegertochter, die Enkel, den ehrlichen heulenden Bernardo. „Dieſer Sohn Carlo ſoll mein ächter herzoglicher Nachfolger werden, durch Diplome unſers Herrn und Monarchen, und der gnädige Fürſt wird nicht lange zögern, mein ſchwaches Alter bedenkend!“ So gelobte feierlich der Herzog im Kreiſe der Prieſterſchaft und des verwandten Adels.

Und alſo geſchah es auch. Kein voller Mond war verſtrichen, ſo übergab Brancaccio ſchon ſeinem Sohn und Erben das Legitimationspatent in den ungeheuern Gewölben der Kloſtergruft von Santa Marcellina, neben dem Sarge, worinnen Carlo's Mutter ſchlummerte, unbedeckten Geſichts, und der Verweſung trotzend. „Gleiche ihr, der Mutter, an Güte und Liebe, wie Deine Züge den ihrigen gleichen, und pflege mich kindlich bis zu meinem Ende;“ ſprach der Herzog, und unter dankbaren Thränen verhieß Carlo zu thun, was ſeine Seele ihm gebot. — Als endlich ſein Vater zu ſeinen Ahnen verſammelt wurde, ſetzte Carlo ſtets die Wohlthaten fort, die Brancaccio auf Bernardo und Pamfili hatte nieverträufeln laſſen. Selbſt die letzten Lebensaugenblicke der Sybilla aus dem Seufzergäßchen erheiterte ſeine Milde. War doch ihre Prophezeiung eigentlich eingetroffen, und das böſe Auge entſchlummert auf ewig.

Bald gewöhnt, in der Kutſche zu fahren, ſtatt im Schlage zu hängen, zu befehlen, ſtatt ſich befehlen zu laſſen, in Reichthum zu genießen, ſtatt in Armuth zu darben, lebte Carlo als das Muſter eines trefflichen Cavaliers, als ein treuer Diener Carls des Dritten, ſpaniſchen Stammes, und ſein Emporkommen, den Zeitgenoſſen wichtig, iſt im Theatro Europaeo verzeichnet worden. —



Zeichnung v. F. Fellner. Stahlstich v. Leop. Beyer.

Zu Spindler's

KÖNIG von ZION.

14 2033

VERGISS MEIN NICHT.

Taſchenbuch

für das Jahr

1836.

Herausgegeben
von
C. Spindler.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Stuttgart
Hallberger'ſche
vormals F. G. Franckh'ſche Verlagshandlung.

Vergissmeinnicht.

Taſchenbuch für das Jahr

1836.

Siebenter Jahrgang.

Von

C. Spindler.

Inhalt.

Seite

Hans Waldmann, Fragmente aus dem hiſtoriſchen Schauſpiele gleiches Namens 1
1. Das Vorſpiel 5
2. Die Rache 21
3. Die Sühne 39

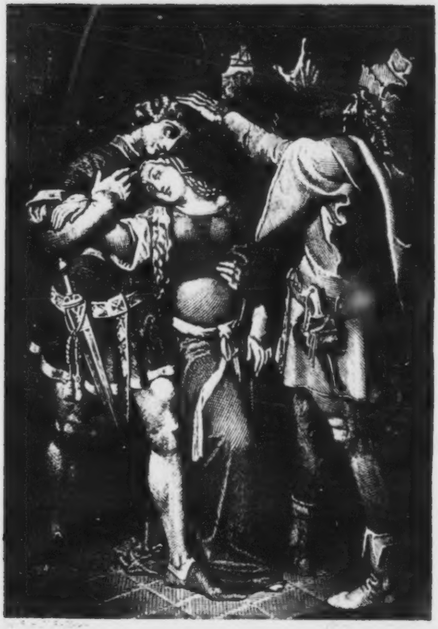
Bonaccia. Geſtirnte Nächte auf dem mittelländiſchen Meere. 47
1. Signora Fantaſca 65
2. Die Wetterhexe 87
3. Das Kaiſergeſpenſt in den Tuilerien 114
4. Die heiligen Tauben des Marcusplatzes 145
5. Die Liebe im Lazareth 198
6. La bella Venezia 232
7. Die Nonne von San Procolo 265

Erklärung der Kupfer.

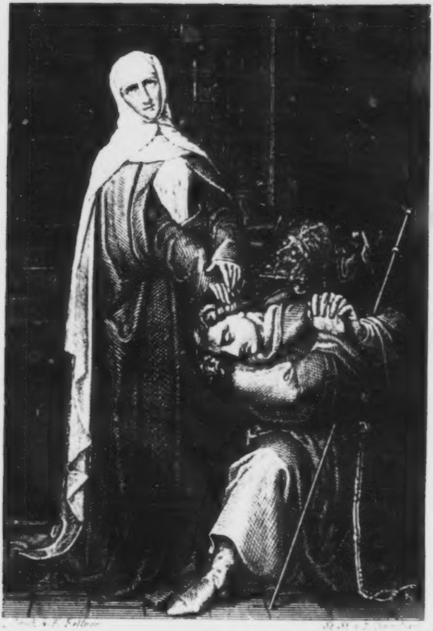
I.

Titelkupfer.

Die geſchmückte Königin, welche hier, mit beiden Händen den ſchweren Pokal faſſend, zum Himmel blickt, . . . iſt ein räthſelhaftes Sternbild, das bisher noch nicht am literariſchen Himmel aufgegangen; doch ſcheint der Zeichner mehr davon im Voraus erfahren zu haben, als ſein Erklärer, denn ſowohl die ganze Scene, als auch die Einzelnheiten der Ausführung, tragen ein ſehr beſtimmtes Gepräge, und namentlich der düſter-phantaſtiſche Schmuck der ſchönen Frau zeigt deutlich, wer ihr Gatte, ihr „König von Zion,“ ſeyn mag. Auch iſt nicht zu verkennen, daß nur die ſegnende Hand Johannis fehlt, um dem Becher einen ſchwarzen Drachen entſteigen zu laſſen. Aber ob der Zeichner, nur allein von dem Namen des Zioniſchen Königs geleitet, dieſe ganze Scenerie aus ſich ſelbſt ſchöpfte, — oder ob der Dichter ihn einen Blick in die geheimnißvolle Werkſtatt ſchaffender Gedanken thun ließ, . . . wir vermögen dennoch dieß nicht ganz ſicher zu entſcheiden; im erſteren Fall müßten wir ihm jedoch Glück wünſchen, im andern ihn beneiden. Das Buch wird nächſtens erſcheinen.

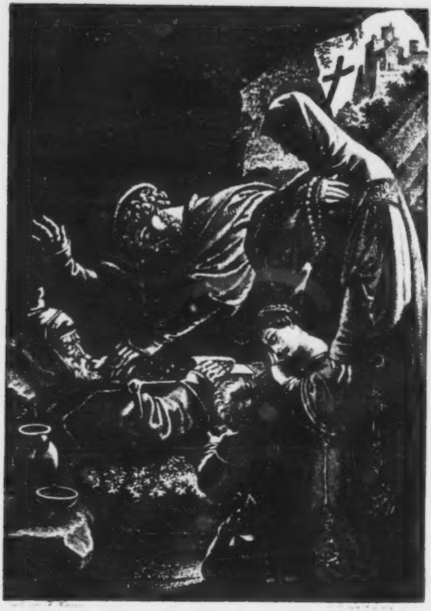


[illegible]



[illegible] v. F. Fellner [illegible]

[illegible]



II., III., IV.

Freund Pilgram.

Wenn ein ſchöner großer Apfelbaum im Garten wächst, ſo ſtreut er im Lenz manche ſeiner Blüthen umher, und die Menſchen vergnügen ſich daran, ohne ſich weiter zu bekümmern, was aus den duſtigen Kelchen ſich eigentlich hätte entwickeln ſollen, ſo ſie an ihrem Zweig geblieben wären; kommt nun der Sommer, ſo fallen auch unreiſe Aepfel ins Gras, und wenn die Menſchen hineinbeißen, machen ſie ein ſaures Geſicht, — bis mittlerweile oben an den breiten Aeſten und in der ſtolzen Krone die edlen Früchte reif werden, der reiche Baum verſchwenderiſch ſeine erquickenden Gaben ſpendet, und Alt und Jung damit erfreut.

Eine der vom Hauch des Frühlings verwehten Blüthen iſt Spindlers „Blümlein Wunderhold,“ ein ſaurer Apfel „Freund Pilgram;“ aber er iſt nicht etwa wurmſtichig, und es wäre zu wünſchen, daß die Erzeugniſſe der Literatur alle ſammt und ſonders ſo ſaftig und geſund wären, wie dieß Büchlein, das wir von dem Standpunkt, auf welchen uns der Dichter ſelbſt erhob, zwar verläugnen, und in der Sammlung ſeiner übrigen Werke nur als hiſtoriſche Merkwürdigkeit betrachten mögen, — von dem wir aber *wahrſcheinlich* folgendermaßen ſprechen würden, wenn es jetzt, neu und unbekannt, ohne Ruf und Namen, vor unſere unbefangenen Augen träte:

Belletriſtik.

Neuer Roman.

Freund Pilgram,

romantiſches Gemälde aus dem 14. Jahrhundert, von Spindler.
Aarau, bei Sauerländer, 1825.

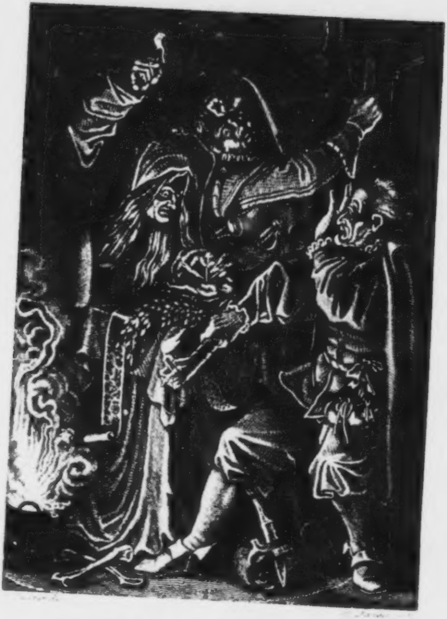
Ref. muß geſtehen, daß er einigermaßen in Verlegenheit war, da er das Buch aufſchlug, und erſah, daß der unbekannte Herr Verfaſſer es nicht mit einer Vorrede ausgeſtattet hat, in der des Dichters Herkommen und Alter, und eine Verantwortung des Titels, zu finden geweſen, denn wir ſind Skizzenbücher gewohnt, und er verheißt ein Gemälde, — wir möchten ſo gern etwas Klaſſiſches leſen, und er will nur romantiſch ſeyn. Das Wort „romantiſch“ aber haben Fouqué und Tieck ein wenig in Verruf gebracht, und unſer gefeierter van der Velde war bisher noch nicht im Stande, uns mit einem Begriff zu verſöhnen, der ihm über die See her zugekommen zu ſeyn ſcheint.

So dachten wir, als wir das Buch aufſchlugen, und mit böſen Ahnungen uns entſchloſſen, es zu leſen. Und wahrlich, die erſte Seite war nicht geeignet, dieſe Ahnungen niederzuſchlagen, denn da ſitzt im Abendſchein ein wälſcher Maler vor ſeiner Staffelei, und in einer andere Ecke konterfeit ſein Töchterlein eine ſeltene Alpenblume auf zartes Pergament; ſchier wollte es uns Wunder nehmen, daß der Herr Verf. nicht „Pergamen“ geſchrieben. Aber wir laſen weiter, und fuhren bald getroſten Muthes bis zum Ende damit fort, denn wir gewannen alsbald eine beſſere Meinung vom Ganzen, und wurden theilweis erfreut, ja ſogar hingeriſſen von einzelnen Schilderungen, ſo wie aufs Lebhafteſte angeſprochen von dem Intereſſe, das uns die Handlung einflößte, und ſogar die Zeichnung einzelner Charactere, obſchon bei dieſem letztern Punkt des Herrn Verf. Jugend ſehr deutlich in die Augen fällt, indem meiſtentheils gut und böſe in allzuſchroffen Gegenſätzen einander gegenüberſtehen, ſo daß uns die klaſſiſche Stelle, in der Wallenſtein von dem Urtheil der Jugend ſpricht, gar oft einfiel.

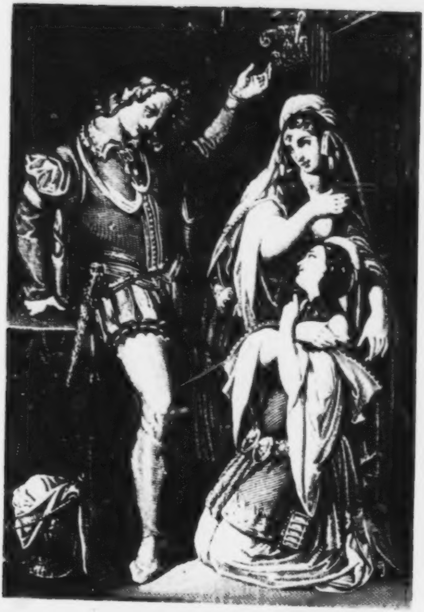
Die Handlung des Romans iſt bewegt und reich, von Anfang bis zu Ende anziehend, und im Einzelnen eben ſo wacker gezeichnet, als mit lebhaften Farben ausgemalt, ſo daß ſich die Benennung eines romantiſchen Gemäldes vollkommen rechtfertigt. Auch fehlt der rothe Faden nicht, der, durchgehend, die Handlung zu einem Ganzen verbindet, nur daß er leider nicht fein genug geſponnen iſt, nicht ſo fein und glänzend, als des Herrn Verf. nicht gemeines Talent uns zu erwarten berechtigt. Dieſer Tadel trifft hauptſächlich die Figur des ſogenannten Freund Pilgram, von dem das Buch den Namen führt, und der niemand andrer iſt, als der ewige Jude, in dem der Dichter die Idee des Schickſals oder der waltenden Vorſehung, wie ſie ſich ſonderbarer Werkzeuge bedienen, zu verſinnlichen ſuchte; hätte er nur dieſe Idee lieber vergeiſtigt, ſtatt ſie mit des Ahasverus geſpenſtigem Körper zu umgeben, ſo hätte er weit ſicherer ein vortreffliches Werk zu Stande gebracht, als wenn es ihm, im umgekehrten Fall, wirklich gelungen wäre, die Nothwendigkeit von der Erſcheinung des raſtloſen Wandrers einleuchtender zu machen, als dieß geſchehen iſt, obſchon durchaus nicht zu leugnen ſteht, daß der Herr Verf. dieſe Erſcheinung hin und wieder meiſterhaft zu Hervorbringung ſtarker Effecte zu benutzen wußte. Mit Einem Wort, ohne Freund Pilgram wäre Freund Pilgram ein ſehr gutes Buch, und dennoch möchten wir den guten Freund nur unter der eben ausgeſprochenen Bedingung vermiſſen.

So weit der Referent von Anno 25. — Wir laſſen uns, ſo wenig, als er, in nähere Auseinanderſetzung des Textes ein, (der ſeiner Zeit mehr gelten mochte, als heutzutage, wie der Umſtand beweist, daß er eine zweite Auflage von Seiten der erſten Verlagshandlung erlebte,) und beſchränken uns auf die Hindeutung, daß das erſte Kupfer die Scene darſtellt, in der Agnes von Ingelrams Haupt die laſtende Erbſchuld durch ihren Segen bannt, das zweite den Augenblick, in welchem Ingelram, begleitet von Weib und Kind, zu dem entſchlafenen Vater tritt. Mit dichteriſchem Sinn hat der Zeichner die Gegenſätze aufgefaßt, indem er den ermordeten Kaiſer auf dem Denkſtein und den entſündigten Mörder auf dem Schragen ſo zeigt, daß in beider Zügen die Familienähnlichkeit nicht zu verkennen iſt, und es bleibt nur der Wunſch übrig, er möchte dem Hintergrund des letzten Blattes die Habsburg in naturgetreuer Darſtellung beigegeben haben.

Das erſte der drei Blätter aber zeigt die Verlobung Ingelrams und Biondetta's durch den wunderlichen Freund, während der wilde Egon aus dem Gemach, das er kurz vorher durch eine Gewaltthat zu entweihen verſucht, zornig entflieht.



[illegible]



V., VI., VII.

Der Baſtard.

Wir haben hier abermals drei Darſtellungen aus dem Baſtard vor uns, die ſich zwiſchen die zwei im vorigen Jahrgang dieſes Taſchenbuchs gelieferten Bilder einreihen.

Die erſte führt uns in die unheimliche Spelunke der Hexenlene, zu dem Gaukelſpiel, das die Alte anſtellt, um das Teſtament des verſtorbenen Wernhers in ihre Hände zu bringen, und welches ſie mit ſolcher Meiſterſchaft ausführt, daß die Zeugen alle Schauer der Hölle ergreifen, indem ſie in allem Ernſt den Zaubermord vollbracht wähnen.

Die zweite zeigt Philipp bei Marien in der Elenden-Herberge. Gehorſam wirft das arme Mädchen den grünen Schmuck ſeines ärmlichen Zimmers durchs Fenſter.

Die dritte zeigt uns den Baſtard in ſeinem verborgenen Aufenthalt und in Geſellſchaft der zwei Türkinnen.

Der Zeichner hat wiederum zu ſeinen Darſtellungen Momente gewählt, die uns lebhaft in die Geſchichte verſetzen, und ſcheint es darauf abgeſehen zu haben, verſchiedene Weiber aus dem reichen Gemälde auszuheben, und uns in ihrer charakteriſtiſchen Bedeutung klar zu machen. Da iſt die derbe Lene, das zigeunerhafte Mannweib, mit dem Herzen voll Liſt, Bosheit und Tücke gegen ihre Feinde, — mit der mütterlichen Liebe für den Baſtard Archimbald, der in ſeiner Verlaſſenheit ihr Schickſalsverwandter iſt. Gegenüber ſteht Maria, ſo ſtark und ſo ſchwach in ihrer Liebe, einer jener Engel, die durch die Sünde nicht fallen, — und dieſer folgen die beiden Kinder des Morgenlandes, die, obſchon aus einem Stoff gebildet, doch untereinander wieder ſo ſehr verſchieden ſind.

Hans Waldmann.

Fragmente aus dem hiſtoriſchen Schauſpiele gleiches Namens.

Vorläufige Bemerkung.

Es erſcheint in der ganzen Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft nicht ein Charakter, der, von allen Seiten betrachtet, ſo merkwürdig wäre, als der des berühmten Bürgermeiſters von Zürich, des Ritters Johannes Waldmann. Das grellſte Licht und der finſterſte Schatten vereinigen ſich hier, um das Bild des großen Mannes mit allen ſeinen Tugenden und Fehlern plaſtiſch hervortreten zu laſſen. Wie ſein Charakter, ſo ſein Lebenslauf, ſo die Zeit, worinnen er lebte, und die, welcher er voranging. Von niedriger Abkunft, entlaufen der vaterlichen Hütte, gleich einer verlaſſenen Waiſe in Zürich erzogen, eine Beute aller Leidenſchaften, voll von Begierden, Muth und Verſtand, hat ſich Waldmann dem Staube entrungen, die höchſten kriegeriſchen Ehren erobert, nach ihnen den Regierungsſcepter ſeines Vaterlandes, und auf dem Stuhle der Conſuln bewieſen, daß er als Regent und Staatsmann nicht geringer war, denn als Krieger. Auf dem Gipfel irdiſchen Glücks angelangt, fiel er den Furien, die ſeine unbezähmte Kraft Leidenſchaft und Luſt muthwillig hervorgerufen, zum

Opfer, und ſeine Feinde ſchlachteten den Ruhmgekrönten, den Gefürchteten, auf dem Blutgerüſte.

Ergriffen von dem lebendigen Stoff, der ſich in Waldmanns tragiſchem Leben der künſtleriſchen Bearbeitung gleichſam von ſelbſt aufdringt, hatte ich den Plan zu einem hiſtoriſchen Roman entworfen, der auch nächſtens vor dem deutſchen Publikum erſcheinen wird. Da wurde ich veranlaßt, für die neue Züricher Bühne aus demſelben Stoffe ein Schauſpiel zu ſchaffen. Ich unternahm das Werk, und vier Vorſtellungen deſſelben bei ſtets überfülltem Hauſe und größtem Beifall rechtfertigten die Löſung der Aufgabe. Ob ſich nun die Veröffentlichung einiger Fragmente deſſelben Schauſpiels, gleichſam als Vorläufer des Romans, — wozu mich heute die Aufforderungen meiner Freunde bewegen — rechtfertigen laſſe, ſteht dahin, und das Publikum wird auch hierin entſcheiden. Abgeſehen von meinem Streben, die Behandlung des Schauſpiels ſowohl der darinnen darzuſtellenden Zeit, als auch den Forderungen der unſrigen anzupaſſen, werden dieſe Fragmente jedenfalls dazu dienen, die deutſche Leſewelt mit einem merkwürdigen Manne, einem neuen Schauplatz und mit Sitten bekannter zu machen, die uns größtentheils neu ſind, und daher der größern und vollkommnern Arbeit eine leichtere Bahn und ein beſſeres Verſtändniß bereiten.

D. H.

Das Vorſpiel.

Perſonen:

Hans Waldmann.
Junker Hans Meiß,
Ludwig Amman, der Schreiber, } ſeine Freunde.
Lienhard Oeheim, ein junger Handwerker, }
Lazarus Göldli, ein Patrizier von Zürich.
Deſſen Ehefrau.
Ein Knecht des Göldli.
Meiſter **Peter.**
Erſter } Fähndrich vom Aufgebot.
Zweiter }
Junge Bürger von Zürich.

Ort: Zürich. Zeit: um das Jahr 1464.

(Abgelegene Gegend der Stadt. Im Hintergrunde ein einſames unſcheinbares Haus; davor ein Pfahlzaun. Nacht.)

Lazarus. Sein **Knecht** mit einem Windlicht.

Lazarus. Laſſ' mich hier raſten einen Augenblick.

Knecht. Herr, auf unſerem Wege ſollen wir nicht ſäumen. Der Fuchs entſchlüpft, iſt der Jäger nicht zur Hand.

Lazarus. Recht, Freund. Aber die Wuth hemmt den Athem in meiner Bruſt.

Knecht. Es iſt auch darnach, Herr.

Lazarus. Der Verräther, der Verführer in meinem Sommerhauſe!

Knecht. In Euerm Sommerhauſe, Herr.

Lazarus. Beſtellt, erwartet, empfangen von meinem Weibe!

Knecht. Von Euerm Weibe, Herr. Sie hat ihren ſchönſten Kirchenſtaat angelegt.

Lazarus. Bei des Erlöſers Wunden! Komm', die Schmach zu rächen! ... Aber .... haſt Du auch recht geſehen?

Knecht. Meine Augen ſind die eines Falken. Es war der Waldmann, wie er leibt und lebt, edler Herr.

Lazarus. Schier unmöglich ſcheints. Liegt er nicht im Wellenberg, zur Buße für die Wunde, die er dem Luzerner beigebracht?

Knecht. Seine Kerkerzeit iſt um, oder der Satan hat ihm heraus geholfen. Er war's, bei meinem Kopfe ſchwör' ich's. Aber die Zeit verrinnt auch jetzt, Herr Göldli. Zuckt das Schwert und eilt, oder meine redliche Zunge hat vergebens geplaudert.

Lazarus. Mein Schwert? Hier iſt's, Freund. O ſäße es ſchon in dem Herzen des Buben!

Knecht. Ich höre Leute. Kommt doch ſchnell.

Lazarus. Wohlan! geſchwinde denn! (Beide ab.)

Meiß. Amman. Oeheim.

Meiß. He! wer geht dort?

Amman. Still, lieber Junker. Das iſt nicht unſer Mann.

Oheim. Wahrlich nein. Der Waldmann wandelt nicht zur Nachtzeit mit der Fackel, die ſeine Spur verrathen könnte.

Meiß. In dieſer Gegend ſollten wir ſeiner warten.

Amman. Was treibt er wohl an dem öden Orte?

Oheim. Loſe Buhlſchaft, lieber Knabe.

Amman. Er muß ſich auf Hexerei verſtehen. Die ſchönſten Weiber und Töchter der Stadt ſind ſein eigen.

Oheim. Sie lieben ihn, wie ihn die Männer fliehen und haſſen.

Meiß. Er iſt trotz einem Edelmann: der Erſte ſtets voran in allen Abentheuern.

Oheim. Seine Zunge ſchmeichelt ſo zart, als ſeine Fauſt derb darein ſchlägt.

Amman. Ein gefährlich Spiel, liebe Geſellen.

Meiß. Fürchte dich nicht, bedächtiger Schreiber. Er wird's ſchon zu Ende führen.

Amman. Glaubt mir: ſeine Zukunft macht mir Sorge. Sein Handwerk liegt darnieder, ſein Leumund klingt nicht fein. Er iſt der Schrecken aller Väter und Ehemänner und aller Schenkwirthe. Verfolgt, verarmt — was ſoll noch aus ihm werden?

Meiß. Ei nun, die Jugend tobe aus. Uns ſteht's wohl an, ſeinen Wandel zu verdammen? Sind wir nicht ſtets mit ihm? Thun wir nicht nach unſern Kräften, ſo wie er?

Oheim. Der Junker hat recht, und wenn's dem Schreiber nicht gefällt, ſo mag er hinter ſein Dintenfaß zurückkehren.

Amman. Ei, ei, wer ſagt denn das? Beſänftige Dich.

Meiß. Und ſchweige Du. Ich bin, ſo zu ſagen, mit dem Waldmann aufgewachſen, und wer ihm zu nahe tritt, hat's mit mir zu thun.

Waldmann. Die Vorigen.

Waldmann (haſtig). Heda, heda! Ihr ſeyd eine lärmende Leibwache. Ihr jagt die ſtille Nacht mit Euerm müßigen Wortwechſel aus der Ruhe, und Euer Freund wäre indeſſen bei einem Haar eine kalte Leiche geworden.

Alle. Wie? eine Leiche? wie das?

Waldmann. Schiene die Sonne, Ihr würdet mein Kleid für ein zerfetztes Kriegspanner anſehen. Hier galt der Stoß der Bruſt; hier ſollte ein Zweiter meine Rechte wehrlos machen. Aber die Klingen des Herrn und des Knechts fochten nur mit meinen Gewändern. Die Haut iſt heil, und der Sprung aus dem Fenſter lief glücklich ab. Willkommen, meine Brüder!

Alle. Willkommen!

Meiß. Wenn ich recht verſtehe, ſo kommſt Du aus den Klauen eines beleidigten Eheherrn?

Waldmann. Hm! der Ehrenmann iſt obendrein geübt, wenn es einen meuchelmörderiſchen Ueberfall gilt. Das Stücklein war nicht ſein erſtes.

Meiß. Dann kenn' ich ihn, und wär's mein leiblicher Verwandter. Der arme Lazarus!

Waldmann. Ich denke, er wird das Abentheuer dieſer Nacht nicht ruchtbar werden laſſen. Ihr aber, umarmt mich, Freunde. So wahr als der Mond am Himmel ſteht, dieſe Umarmung wird die letzte ſeyn. Ich nehme von Euch Abſchied.

Oeheim. Biſt Du toll? Abſchied von uns?

Waldmann. Von Euch, von meiner Liebe, von Zürich.

Amman. Jedes Ding muß ſeinen Grund haben. Warum willſt du ſcheiden?

Waldmann. Ach, Freunde, beſſer wär's, ich wäre nie gekommen. Warum mußte der Bürgerkrieg mich aus dem brennenden Hauſe meines Vaters, aus meinem kleinen Dorfe jagen? Ich wäre etwa ein gutes Bäuerlein geworden, das nicht weiter ſieht, als die Hörner ſeiner Ochſen reichen. — Jedoch, da ich gen Zürich kam — ein Bettelbube von neun Jahren — in die reiche Stadt, voll von Gewerbe und Wohlleben — da ging eine neue Welt in mir auf, und ich bildete mir ein, ich müſſe mein Theil von ſolcher Freud' und Ueppigkeit dahin nehmen, wie ein Andrer.

Meiß. Ei, bei'm Blitz! das durfteſt Du auch. Du kannſt nicht dafür, daß Du kein Großhans biſt, und manch ein Wappen hängt in der adlichen Zunftſtube zum Rücken, das Dein armes Gerberſchurzfell nicht werth iſt.

Oheim. Und hat Dir nicht der alte ehrliche Wyß, da er Dich in's Haus nahm, und Dir das Handwerk beibrachte, hat er Dir nicht die Thüre zum Glück aufgeſperrt?

Waldmann. Gott ſegne ſein Andenken. Das hat er, aber ich warf ſie muthwillig wieder zu. Mein Sinn ſtand nach andern Dingen. Luſtige Geſellen, fröhliche Weiber und mein unſelig heißes Blut, gleich aufgelegt zu wildem Ernſt und heiterm Scherz ....! kurz, ich bin arm, gehaßt und verlaſſen.

Amman (leiſe zu den Andern). Sagt' ichs nicht?

Waldmann. Der Rath iſt mir aufſetzig, weil ich die Mütze nicht tief genug vor ihm abziehe, und wirft mich in den Thurm, ſo oft es nur geſchehen mag. Heute komme ich aus dem Wellenberg, geſtraft, weil ich einem Buben, der mir meine Dirne ſtahl, den Arm ritzte; und wer weiß, ob ich nicht morgen dahin zurückkehre, um eine Schuld abzubüßen, die ich nicht bezahlen kann?

Meiß. Bei'm Blitz! Wäre mein Beutel nicht ſo leer, und der Ohm nicht ſo knauſerig .....

Oheim. Ich habe auch nicht viel; wenn wir aber zuſammenlegten ....?

Amman. Verſchont mich; ich bin der Aermſte von Euch allen.

Waldmann. Gott verhüte, daß der Waldmann ſeinen Freunden zur Laſt falle. Ich will mir ſchon ſelber durchs Leben helfen; aber Zürich muß ich meiden, ſo weh es mir thut um die liebe Stadt. Ich könnte ſchon nicht bleiben, um einem Geſichte nicht zu begegnen, das ich einſtens herzte, und jezt verabſcheue.

Meiß. Du meinſt die Margareth? Schlage die Ungetreue Dir aus dem Sinn.

Oeheim. Was verlangſt Du auch Treue von ihr, während Du keiner einzigen die Treue hältſt?

Waldmann (heftig). Das verſtehſt Du nicht; Du biſt nicht, was ich. So lange ich nicht ſelbſt das Herz des Weibes aufgebe, will ich darinnen befehlen, allein, ohne Nebenbuhler, unumſchränkt.

Meiß. Recht ſo; aber vergiß, ſage ich Dir.

Waldmann. Glaubſt Du denn, ich wurde nicht vergeſſen? Bei'm Himmel! ich wüßte nicht, was ich nicht von mir ſchütteln könnte, wenn's mich drückt. Ich bin nicht der Mann der Gewohnheit und des Hergebrachten. Ich will nicht, daß ein Tag hinſchleiche wie der andre. Ich fühle Kraft in meiner Bruſt, den ſtärkſten Wechſel zu ertragen, ihn herauszufordern. Alles weiß ich zu verlaſſen und zu miſſen,.... *Euch* ſogar, die liebſten Freunde, wenn Ihr mir entgegen trätet, nur mit einem Worte .... Ihr traut mir das zu. Darum werd' ich auch Margarethen einſt *vergeſſen*.... aber jemals ihr *vergeben*...? O, daß ich ſie nie mehr wiederſähe!

Amman. Sperre Dich in Deine Kammer, und verſchlafe den morgenden Tag. Der Abend findet das Weib nicht mehr in der Stadt. Heute war ihre Hochzeit mit dem Theiling von Luzern.

Waldmann. Heute? ihre Hochzeit? mit dem Krämerbuben? So hat mein raſches Meſſer auch nicht um einen Tag die Feſtlichkeit verzögert? O verwünſchte, ungeſchickte Fauſt! Blindes, bethörtes Auge! Man ſollte mich mit Ruthen ſtreichen!

Oeheim. Faſſe Dich, und nimm hier die Liebespfänder zurück, die Du einſt der Falſchen gegeben. Ich verſprach ihr ſie Dir zuzuſtellen. Es ſind Brieflein, glaube ich, Lieder und dergleichen, ſo Du ihr geſchrieben. Fürchte nicht meine Neugierde. Du weißt, daß mir das Leſen nicht wenig Mühe macht.

Waldmann. O hätte ich doch nie gelernt, eine Feder zu führen! Dein Vater, lieber Junker, bezahlte meinen Schulmeiſter. Wir ſaßen neben einander, Du und ich, auf derſelben Bank, und ſchwitzten über dem Geſchreibſel. Und ich mußte es lernen, um meine Thorheit in krummen Buchſtaben aufs Papier zu bringen, um der falſchen Dirne mich preis zu geben? Gewiß hat ſie die Briefe gezeigt, verſpottet, verlacht, und gibt ſie mir zurück, nachdem ſie ein Eigenthum der ganzen Stadt geworden!

Oeheim. Sie weinte ſehr, da ſie mir das Päckchen reichte. Gott ſolle Dich ſegnen, meinte ſie, und Deine wilde Hitze in ſanftes Thun verändern, denn nur Deine gefährliche Eiferſucht habe ſie von Dir entfremdet.

Waldm. Seht die Schlange! Könnt ihr begreiſen? Mich zu opfern dieſem Theiling, dem Milchbart, dem Tuchkrämer! Sagt ſelbſt: ich und er! war da wohl eine Wahl? Ein Mann und ein Knabe! Genug: hinweg mit dieſen Briefen, den Zeugen meiner Schmach. Aber alle Heilige ſollen dem Luzerner genaden, ſo er mir einſtens ungeſchickt in den Weg kömmt.

Meiß. Du redeſt wie ein beherzter Mann. Vertraue der Zukunft Deine Rache. In der Gegenwart ſey jedoch und bleibe der Unſrige.

Oeheim. Bei Gott! bleibe es, wie wir die Deinen ſind. Wer hätte wohl, wie Du, ein Dutzend Freunde, deren Blut und Leben dem gehören, den ſie lieben?

Amman. In Noth und Tod die Deinigen! (ſie geben dem Waldmann, der ſinnend daſteht, die Hände.) Aber die Stunde iſt ſchon ſpät. Laßt uns ſchlafen gehen. Der Schlummer bringt Ruhe und Rath.

Meiß. Fürchtet Meiſter Ludwig als Nachtſchwärmer gebüßt zu werden?

Waldm. (auffahrend). Schwärmen? Die Nacht zum Tage machen? Das könnte mir heute helfen. Ein Becher fröhlichen Weins möchte wohl den Zorn in meinen Adern dämpfen. Kommt, laßt uns eine Herberge aufſuchen.

Oeheim. Zu ſpät. Die Glocke hat ſchon geläutet.

Waldm. (bitter). Ha! gewiß hält der Theiling noch zur Stunde ſeinen Fackelreigen. Laßt uns hin, wo ſeine Hochzeitskerzen brennen!

Meiß. Was fällt Dir ein? Mord und Todſchlag gäb' es dort. Doch, wenn Du's verlangſt — mein Arm und Schwert ſoll dir nicht fehlen.

(Aus dem Hauſe im Hintergrund erſchallt eine gedämpfte wilde Tanzmuſik. Man ſieht hinter den ſchwach erleuchteten Fenſtern den Schatten von Tanzenden.)

Oeheim (muthig). Nichts da! ich laſſe euch nicht von hinnen. Ihr ſollt nicht in's Verderben rennen.

Amman. Klug geſprochen! Wir leiden's nicht.

Waldm. Horch! Sang und Klang? Nahert ſich der Bube von Luzern mit ſeinem Hochzeitsgeleite durch die öden Gaſſen?

Oeheim. Wo denkſt Du hin? Zu dieſer Stunde?

Meiß. Aus jenem Hauſe kömmt der Schall. Dort girrt die Fiedel, ſchnurrt der Baß.

Amman. Ei, hört doch! Was gibt's denn dort?

Waldm. Muſik und Wein und Luſt des Tanzes! Eine freundliche Hexe hat mein Verlangen erhört. Laßt uns in die Schenke treten.

Oeheim. Ich kenne das Haus nicht.

Meiß. Ich bin zum erſtenmal in dieſer Gegend.

Amman. Laßt doch ab. Die Herberge hat ein verdächtig Anſehen.

Waldm. Deſto beſſer. Der Kehraus wird um ſo luſtiger ſeyn. Kommt, ich will jubeln am letzten Abend, den ich in dieſer Stadt verbringe.

Meiß (an der Gatterthüre). Die Thüre verſchloſſen? Ei, du ſchnöder Gaſtwirth! Heda! ſperr' auf! Laß nicht die beſten Kunden warten.

Waldm. Recht ſo; lärmt und klopft. Wir ſcheiden nicht ohne Tanz und Johannisſegen.

Alle. Holla! Heda! Potz Blut und Wunden! laßt uns ein!

Meiſter Peter. Die Vorigen.

Peter (erſcheint aus dem Hauſe hinter der Gitterpforte). Ei wohl! was ſolls?

Waldm. Aufgemacht, Du fauler Wirth! Wir dürſten nach deinem ſchlechten Wein.

Meiß. Wir verlangen nach Deinen hübſchen Tanzjungfern.

Oeheim. Unſer gutes Geld begehrt nach Deiner ſchmutzigen Schenke!

Peter. Ihr irrt. Hier iſt kein öffentlich Haus. Zieht weiter, und ſtört nicht die Kindtaufe, die ich heute mit meinen Freunden begehe.

Amman (leiſe). Folgt ſeinem Rath. Seine Stimme klingt, als käm' ſie aus dem Grabe.

Waldm. Daß du erſtickeſt an Deinen Lügen! Sind wir die Männer, die ſich damit abſpeiſen laſſen? Bei'm Donner, wenn Du uns kennteſt. . . .

Meiß (leiſe). Sag ihm deinen Namen nicht, ſonſt macht er uns gewiß nicht auf. (Laut) Beſinnt Euch, lieber Freund. . . . Luſtig leben und luſtig leben laſſen. . . .

Peter. Dieſes iſt nicht das Haus des Lebens.

Oeheim. Und der Saiten- und Pfeifenklang? Freund, Du ſpotteſt unſer, oder Du hältſt einen

Todtentanz und gehörſt als Hexenmeiſter auf den Scheiterhaufen.

Peter. Unnützer Geſell! Ich habe oft den Holzſtoß für Wichte angezündet, die nicht ſchlimmer waren, als Du.

Alle (fahren betroffen zurück).

Peter. Was ſucht Ihr bei mir? Die Sippſchaft, die Ihr da beiſammen findet, iſt nicht für Euch, und es ſollte Euch leid ſeyn, mit Einem aus ihr in nähere Bekanntſchaft zu treten.

Amman (halblaut). Um Gottes Willen! was iſt das?

Oheim (ebenſo). Ich ahne ſchier.....

Waldm. (ungeſtüm). Und ſeht Ihr nicht, daß dieſer plumpe Geſell mit uns ſeinen elendeſten Spott treibt? Oeffne, ſag' ich Dir, und weiche von der Pforte, ſonſt brechen wir in's Haus und nehmen mit Gewalt, was Du uns in Güte verweigerſt. Ich bin der Johannes Waldmann, das ſey Dir genug.

Peter (öffnet raſch die Thüre, und tritt vor deren Schwelle). Komm' an! willkommen ſey mit Deinem Schwarme. So frühe ſchon hab' ich mit Dir zu ſchaffen? Kommt, Ihr alle, der Lüſte und Begierden und der Bubenſtücke voll! Zu mir gehört Ihr; Ihr ſeyd beſtimmt in meine Hand zu fallen. Meiſter Peter iſt geſchickt, verwahrloste Mutterſöhne zu züchtigen, und meine Knechte ſteh'n bereit, Euch zu empfangen.

Oheim (zurückprallend). Alle Heilige! der Meiſter Scharfrichter!

Amman. Entfernt Euch ſchnell, ehe er ſeine Henker ruft. (Sie ſtehen alle verſteinert.)

Peter (nach einer Pauſe). Ihr wollt nicht mehr meine Gäſte ſeyn? — Ich bitte Euch, kehrt um, und ſtöret länger nicht die ſpärlichen Freuden der blutigen Männer, die Ihr haßt und fürchtet. Kehrt um, weil noch Euer Gewiſſen ſchlägt, weil noch mein Name allein Euere Glieder erſtarren macht. Verlaßt den wilden Pfad, den ihr betreten, damit er Euch nicht noch einmal an meine Pforte führe. — Gute Nacht! (Er ſchließt die Pforte und geht ab.)

Die Andern (geben ſich raſch und ſchaudernd die Hände). Gute Nacht! Auf Wiederſehen! Morgen! (Meiß, Amman, Oheim, nach verſchiedenen Seiten ab.)

Waldm. (bleibt ſinnend zurück. Pauſe, während welcher die Muſik leiſe fortdauert). Welch ein Zufall! welch ein Begegnen! -- Pfui, Johannes; dein Herz tobt, wie das einer lauſchenden Dirne, und du wähnteſt dich furchtlos? Faſſe dich; reiſſe dich von dieſer Stätte! — Was feſſelt dich an den Boden? jene Töne, die wie Rabengeſang an mein Ohr ſchlagen? der Schrecken, der meine Füße lähmt?

Was ſagte der entſetzliche Mann? Lieſe wirklich der Weg, den ich wandle, in ſeine dunkle Kammer aus? Weh mir! ich bebe vor dem Bilde eines ſchmählichen Todes am Ende eines Lebens voll Luſt und Freude! — Man erzählt ſich oft von Stimmen, die von oben unſre Herzen rühren.... eine ſolche ſpricht jetzo zu mir. Dreimal wehe mir, wenn mein Dolch des Nebenbuhlers Leben getroffen hätte! Schon würde ich mich ſträuben unter den Händen jenes ſchrecklichen Vollſtreckers eines ſtrengen Richterſpruchs! — O bezähme dich, Johannes; bändige deine Wildheit, deine Begierden, deine Racheluſt. Laß' anbrechen den rühmlichen Tag eines tapfern Biedermannes! Du liebſt die Heimath, die ſüße Mutter? diene ihr, ſtatt ſie zu ſchädigen, wie ein treuloſer Knecht! — Ich will ſinnen über meine Zukunft, wie über einen Schatz, den ich zu heben begehre. (Er ſetzt ſich auf ein Mauerſtück im dunkeln Vorgrund.)

Lazarus. Sein Knecht. Sie führen das verſchleierte Weib des Lazarus über die Bühne. Ein Fackelbube begleitet ſie.

Lazarus (im Vorüberſchreiten). Weine nicht, ſträube Dich nicht. Ein Schrei, ein Wort und du biſt des Todes, Sünderin.

Knecht. Schon bleicht der Tag, Herr, und die Hähne krähen. Iſt unſer Weg noch weit?

Lazarus. Zum Frauenkloſter, mein Sohn. Dort büße, dort vertraure ſie ihr Leben, die Treuloſe.

Knecht. Sie wankt, o Herr, ihre Hand wird kalt wie Stein.

Lazarus. Fort mit ihr, und wenn wir eine Todte in den Nonnenzwinger brächten! (Alle ab.)

Waldm. (richtet ſich langſam auf). Hörte ich nicht bekannte Stimmen? Junker, biſt Du's, oder Du, mein wackrer Genoſſe Oheim? — Nicht doch... ſie ſind ferne..! freundliche Stimmen waren's nicht... der Feind war's... der Rathsherr, der Meuchelmörder! — Ha, wie mein Blut wieder wallt, die Hand nach dem Eiſen fährt, und der edelſte Vorſatz vor dem blinden Groll und Grimm entweicht, ein feiger Flüchtling! (Trommelmarſch in der Ferne.) Was gibts? Höhnen mich die kriegeriſchen Trommeln, oder donnert aus ihnen ein mahnender Geiſt in mein Ohr? Ja, ja! Krieg, Fehde, Sturm und Schlacht! das wird mein Herz geneſen machen.

Jünglinge von Zürich mit Trommeln und Pannern.
Waldmann.

Bewaffnete. Holla! wacht auf, Geſellen. Die Fahnen wehen! wer iſt ein frommer Eidgenoß und bleibt zuruck?

Waldm. Halt, ihr gewaffneten Boten des Frühroths! Herolde eines blutigen Tages, ſagt an: wohin? für wen und wem zu Leide?

Ein Fähndrich. Dem fetten Abt von Kempten gilt's, und vierhundert Knaben haben ſchon zuſammengeſchworen. Willſt Du mit, ſo gib den Handſchlag.

Ein Zweiter. Das iſt der Waldmann, bei'm Donner! Du wieder frei, du feſſellos?

Waldm. Ich bin's, Freund Keller, und wenn Ihr meinen Arm nicht verſchmäht, zieh' ich gen Kempten mit.

Zweiter. Jubelt, Brüder, uns iſt geholfen! Wer kennt den Waldmann nicht? Der Schaar fehlt noch der Führer, und bei allen Heiligen, kein Andrer ſoll's werden, als der tapfere Hans!

Erſter. Der ſchönſte und muthigſte Eidgenoß! Er ſey's!

Alle. Er ſey's! bei Gott! er ſey's!

Waldm. Meine Brüder....!

Zweiter. Harniſcht, waffnet ihn!

Erſter. Er iſt ein tüchtiger Schreiber; er ſchreibe den Fehdebrief dem übermüthigen Pfaffen.

Alle. Ja ja, das ſoll er! Trommelt! hoch das Panner! Hans Waldmann hoch!

Waldm. (dem man ein Schwert und einen Helm gegeben). Bei'm Wohl der alten Zürich! ich will thun, was Ihr verlangt: ſchreiben mit der Feder, ſchreiben mit dem Schwerte, daß die Feinde ſich entſetzen ſollen! Friſch, Geſellen, ich bin Euer, denn ich habe mich ſelbſt wiedergefunden. Im Drang der Schlacht will ich mich adeln und heldenmüthig Euer Führer ſeyn. Krieg, Krieg ſey meine Luſt, Krieg für der Heimath Ehre, für des Vaterlandes Heil! Ob ſiegbekränzt rückkehrend an Eurer Spitze, ob erſchlagen im Gefechte — zahlen will ich meines Lebens Schuld, und der heutige Tag gelte als der erſte meines Daſeyns. Hier das Panner von Zürich, hier Waldmann und ſeine Schaar! Wer vermag wider uns zu ſteh'n im Felde? Fort, hinaus, hinaus!

Alle. Zürich hoch, Waldmann hoch!

(Unter Getümmel und Trommeln ab.)

Zweiter Akt des Schauſpiels.

Die Rache.

(Haus des Bürgermeiſters Johannes Waldmann. — Zeit: 20 — 25 Jahre ſpäter als das Vorſpiel)

Waldmann. Junker **Edlibach**, ſein Stiefſohn.

— — — — — — —
— — — — — — —

Waldmann. Was bringſt Du mir?

Edlibach. Die Boten von Luzern ſind fortgeritten, mit düſtern Blicken und ergrimmten Herzen. Sie zürnen, daß ſie von Deiner Strenge des Theiling Leben nicht erbitten konnten.

Waldm. Mögen ſie; Gerechtigkeit muß ſeyn. Er hat durch freche Reden ſeinen Hals verwirkt. Das Urtheil habe ſeinen Lauf. Nicht *ich*, die weiſen Manner des Gerichts haben es gefällt.

Edlibach. Theurer Vater, war's nicht *Dein* Spruch, den ihre gehorſamen Zungen verkundeten? Wenn Du geſagt hätteſt: „An ihm iſt keine Schuld!“ hatten ſie den Armen nicht losgeſprochen?

Waldm. Welch kecke Frage, junger Mann? Iſt ſeine Schuld eine Fabel, eine Lüge? Hat er nicht bekannt?

Edlibach. Auf der Folter.

Waldm. Hat ihn nicht die Zeugſchaft glaubwürdiger Männer verdammt? Was verlangt man mehr?

Edlibach. Ich rede nicht von dem, was Deine Feinde ſagen; doch die ruhigen Bürger ſchütteln die Köpfe. Sie murmeln, daß hier Deine Rache im Spiele ſey. Ein Vorfall aus frühern Zeiten — Mißgunſt gegen den Sieger von Giornico, ... was weiß ich?

Waldm. (bewegt). Es iſt nicht wahr! .... was einſt geſchah, iſt abgethan. (Geht heftig umher.) So werd' ich ſtets verläumdet .... das muß aufhören .... ich ſtehe an der Spitze des Standes Zürich; ich habe mir vorgenommen, dieſes Volk glücklich zu machen .... es muß mir aber deßhalb vertrauen. Wie kann es dieſes, ſobald meine Ehre nicht rein glänzt, wie der Eisharniſch der Gletſcher? Der Theiling hat meine und Zürichs Biederkeit geſchmäht .... er fahre hin, und wär' er größer als ein Kirchenthurm!

Edlibach. Du ſuchſt Dich vor Dir ſelbſt zu rechtfertigen, denke ich. Zürich hat nicht Gewalt über jenen Mann, zu Luzern ſind ſeine Richter. Stelle ihn vor dieſe, fordre von ihnen Deine Ehre.

Waldm. Daß ſie, die Neider, mich höhnten, und den Frevler entließen? Nein, bei'm Donner, nein! Bei uns ſitzen nicht Knaben zu Gericht. Was geſchrieben, iſt geſchrieben. Das Urtheil wird noch heut vollſtreckt.

Edlibach (bei Seite). Großer Gott! (laut.) Heute ſchon?

Waldm. (abgewendet). So lauten die Befehle.

Edlibach. Und ſagen wird man überall, Du habeſt Deiner Unverſohnlichkeit ein Opfer geſchlachtet.

Waldm. Man ſage, was man wolle. Das Opfer fällt für Zürichs Ruhm und Genugthuung; nicht für mich. Denn ich, — ei, ich bin nicht unverſöhnlich. (Geräuſch von Außen.)

Claus Haß ſtürzt haſtig herein. Ihm folgen Schneevogel und Bewaffnete.

Haß (ſtürzt zu den Füßen des Waldmanns). Habt Barmherzigkeit mit mir, Herr Bürgermeiſter.

Waldm. Was willſt Du denn? Und Ihr? (zu den Andern.)

Schneevogel. Es ſind die Schergen der Oberzunftmeiſter, denen dieſer Burſche entſprang. Er hat Euch am Tage Eurer Wahl geläſtert, und deßhalb ſollte er in den Thurm.

Haß. In den Thurm, zur Folter, zum Tode? Lieber gleich ſterben, als in den Thurm. Ich bin ein ſchlimmer Burſche, geſtrenger Herr, ich habe Euch geſcholten, im trunknen Muth hab' ich's geſagt; aber ich bereue es, und liefre mich in Eure Hände. Macht aus mir, was Ihr wollt. Von Euerer Gerechtigkeit nehme ich Alles an, und wär' es die härtſte Strafe.

Waldm. Eine ſeltne Zuverſicht.

Schneevogel. Es iſt ein heimtückiſcher Bube, ich kenn' ihn. Traut ihm nicht.

Waldm. Steh' auf. Hinaus mit Euch! (Schneevogel und Bewaffnete ab.) Was hab' ich Dir gethan, daß Du mich läſterteſt?

Haß. Ach Herr; nichts, nichts in der Welt. Aber wir ſind gewöhnt von Jugend auf, das Maul zu brauchen gegen die, ſo uns regieren. Der arme Schlucker hängt gern den Reichen etwas an. Ich habe nicht bedacht, daß es heute ein Verbrechen iſt, den Bürgermeiſter in thörichtem Muthe zu ſchelten.

Waldm. (nach einer Pauſe.) Der Bürgermeiſter verzeiht Dir; bleibe ſtraflos. Noch mehr: die Armuth ſoll Dich nicht ferner zu ſolcher Unbill verführen. Ich will Dein gedenken, ſobald ein Dienſt bei der Stadt frei-geworden. Ich habe Dich bei Nancy geſehen; ich erinnere mich Deiner, als eines beherzten Spießknechts. Tapfern Leuten helfe ich gern auf.

Haß. Tauſend Dank, Herr Waldmann. Ich betrog mich nicht, da ich auf Euern Edelmuth zählte. — Auch der Dienſt wäre ſchon gefunden, wenn Ihr mich an des verſtorbenen Stadtknechts Stelle ſetzen wolltet.

Waldm. Mit nichten, Freund. Der Schneevogel hat den Dienſt.

Haß. So? (bei Seite.) Das Breitmaul fängt die beſten Biſſen.

Waldm. Ein andermal. Erinnere mich daran. Geh' hin in Frieden.

Haß (bei Seite). Verſprechungen ſind die Münze der großen Herren. Doch hat meine Liſt mir die

Haut gerettet. (Laut) Der Himmel ſegne Euch, Herr Bürgermeiſter; Gott befohlen, edler Junker. (Ab.)

Edlibach. Ich fürchte, Du haſt Deine Gunſt an einen Elenden verſchwendet. Weil Du jedoch ſo gütig biſt, erlaube, daß ich dieſe milde Stunde benütze. (Geht nach der Thüre.)

Waldm. Was heißt das? Was willſt Du?

Edlibach. Dir ein Weib zeigen, das auf Deiner Schwelle vor Herzensangſt vergeht, und nur von Deiner Gnade einen Troſt in ſeinem ſchweren Leide hofft. (Oeffnet die Thüre). Tretet ein, arme Frau, und ſeyd ſtandhaft.

Margarethe in Trauerkleidern. **Edlibach** führt ſie vor. **Waldmann.**

Waldm. (zu Edlibach). Was thuſt Du? Wer iſt dieſe?

Margar. (ſchluchzend). Wohl iſt's unmöglich, daß Ihr mich erkennet, Herr Bürgermeiſter. Die lange Zeit ... und mehr als dieſe, der Kummer der verfloſſnen Tage haben Margarethens Züge entſtellt.

Waldm. (erſchüttert). Margarethe! Weib, was verlangſt Du jetzo?

Margar. Ihr könnt noch fragen, Herr? Meines Gatten Leben begehr' ich; meines unſchuldigen Mannes Leben.

Waldm. (ſchweigt finſter, ohne ſich zu rühren).

Margar. (den Blick ängſtlich auf ihn geheftet). O Herr, ich ſaß, ein glücklich Weib, in meinem Hauſe, unter meinen Kindern. Der Mann war draußen, um für uns zu ſorgen, mit Arbeit und Mühe uns zu ernähren. Plötzlich heißt's, er liege gefangen in Zürich. Da verlaſſe ich Haus und Hof, eile hieher, frage, ſchreie, klage. Und alle ſagen mir, nicht ſeine Freiheit gelte es, ſondern ſein Haupt. Sein Haupt, o Herr! Und Ihr wollt es ihm rauben laſſen! (verhüllt das Geſicht.)

Edlibach. Ihr ſchweigt, mein Vater? Ihr habt nicht ein Wort für dieſe Arme?

Margar. (dem Waldmann dringend näher tretend). Von Euch hängts ab, ihn zu retten. Ein Wort von Euch und er iſt frei, für den ſeine Mitbürger, die ganze Eidgenoſſenſchaft ſich vergebens verwendeten. Sagt dieſes Wort, mein edler Herr. Endet das grauſame Spiel, denn nur ein Spiel kann's ſeyn, was Ihr mit uns Verlaſſenen treibt. Um einer unbedachtſamen Rede willen tödtet Ihr nicht einen freien Mann. (Waldmann bleibt unbeweglich.)

Edlibach (leiſe zu Margarethe). Vor ſeinem Schweigen bangt mir. Sprecht ſanft mit ihm. Die Augenblicke ſind koſtbar, fürchte ich. Verſucht, ihn zu rühren. Sein Herz iſt nicht von Stein.

Margar. (nahe bei Waldmann mit gerungenen Händen). Ihr antwortet nicht? Euer Auge meidet das meinige? O ſchaut in meine Thränen, ſchaut in mein bleiches Antlitz. Es war eine Zeit, da Roſen darauf blühten, eine Zeit, da ich Euch theuer war. Ihr ſagtet mir dazumal, auf Erden ſey kein Schatz und Kleinod mir zu vergleichen. Eine Erinnerung nur aus jenen Tagen, Waldmann, und ich gehe gewiß nicht troſtlos von hier.

Edlibach. Vater, ſie ſteht vernichtet vor Dir. O gedenke des Tags der Gerechtigkeit und ſey ein Menſch.

Margar. (immer ängſtlicher). Du haſt mir gegrollt, Waldmann; ich weiß es. Du haſt mir geflucht. Ach, ich mag gefehlt haben gegen Dich, ich mag Dein Herz zerriſſen haben, da ich Jenem die Hand gab. Aber ſeit den langen Jahren ... ſicher haſt Du vergeſſen, ſicher haſt Du vergeben.

Waldm. (macht eine Bewegung des Unwillens).

Margar. Wenn auch nicht, — ſey gerecht. Laß' nicht den Mann entgelten, was das Weib verſchuldete. Du biſt reich an Ruhm und Gütern, ſchone unſer beſcheiden Glück. Du biſt ein ſieghafter Held, beneide nicht meinen Gatten um ſeine Waffenthat im Felde. Ach, er beſitzt nichts, wonach Du gelüſten könnteſt. Aber einſtens wirſt Du den Lohn Deiner Gnade ernten. Mein dankbares Gebet wird zum Allmächtigen dringen! In Deiner letzten Stunde — wärſt Du umſtrickt von den ſchwerſten Feſſeln der Sünde, — ein Engel wird kommen, ſie zu löſen, weil Du mich Aermſte erhörteſt! (ſie hält hochathmend inne, und erfaßt Waldmanns Hand.)

Waldm. (überläßt ihr nach ſchwachem Sträuben die Hand; bleibt dann unbeweglich. Seine Züge verrathen aber viele Unruhe).

Margar. Jedoch — wenn Du mich verſtoßen könnteſt, — wenn Du das vermöchteſt, Waldmann .... welch ein Jammergeſchrei würde Dich in die Ewigkeit verfolgen! Wenn mein unglückſel'ger Mann Dich forderte vor den Thron des Höchſten, wenn alle Heilige für ihn, den Martyrer, beteten und ſich von Dir wendeten, ſo wie Du jetzt von mir Dich wendeſt?

Waldm. (ſchleudert ihre Hand weg und richtet ſich im mühſamen Kampfe auf).

Edlibach (leiſe). Um alle Welt! erzürnt ihn nicht.

Margar. Mann, den das Vaterland ehrt, Mann, den ich geliebt habe — mehr als Du je geliebt wurdeſt! einen Blick aus Deinem Auge, einen Wink Deiner Hand! Du bewegſt die Lippen, Du ſchreibſt einige Buchſtaben, und die Gefahr iſt vorüber, und zehnfaches Leben durchſtrömt mich Neugeborne. O, warum hab' ich nicht Jugend, warum nicht Reize mehr, Dich zu gewinnen! Du widerſtehſt der Schönheit nicht, ſagen alle, die Dich kennen. Dein Gretchen ſollte ich noch ſeyn, und Du ließeſt mich nicht bekümmert vor Dir ſtehen ..... (gegen den Himmel die Augen und die Hände im größten Schmerze gerichtet). O, ich Elende, daß ich noch im Uebermaße der Verzweiflung leichtfertige Künſte zu Hülfe rufen muß, um dieſes Eiſenherz zu bewegen! — Was ſoll ich noch thun? Soll ich zu Deinen Füßen liegen, wie ein Hund, Demuth heuchelnd, während im Innern Grimm und Erbitterung toben! — Auch dieſes ſoll geſchehen! (ſie will ſich ihm zu Füßen werfen.)

Waldm. Halt ein! (raſch zu ihr gedreht, hält er ſie ab, ſich niederzuwerfen, indem er ihre beiden Hände faßt, ſieht er in ihre Augen, und ſein Geſicht nimmt den Ausdruck der heftigſten Bewegung an. Mit weicher Stimme, ſie mit den Blicken verſchlingend) Margarethe! — (man hört von Ferne eine ſchrillende Glocke läuten. Waldmann läßt plötzlich Margarethen los, und deutet, ſich abwendend, nach der Seite, wo die Glocke tönt.)

Edlibach (erſchüttert zu Margarethen, die, Waldmann anſtarrend, noch nicht begreift). Verſchwendet nichts mehr an ihn, und opfert Euern Schmerz dem Heiland auf. Der Bürgermeiſter kann nicht mehr helfen und retten. Es iſt zu ſpät.

Margar. (aufſchreiend). Jeſus! (horcht einen Moment auf die Glocke, dann rafft ſie ſich zuſammen und eilt ſchreiend fort.) Sie bringen ihn um! Zu Hülfe! Bürger von Zürich! Euer Bruder, euer Eidgenoß! zu Hülfe! (Ab.)

Edlibach. Hört mich! wohin reißt Euch der wilde Schmerz? (Ihr nach.)

Waldm. (unbeweglich auf ſeinem Platze). Ich unterlag der ſchweren Prüfung. Die unerbittlich dahin rollende Zeit hat mich gerettet. Ich würde ein unmännlich Wort geſprochen haben. — (Aufathmend) Nun iſt's vorbei. (Nach einigen Schritten, mit verſchränkten Armen.) Ich werde ſie jetzt nicht mehr wieder ſehen. — (Wieder einige Schritte; leichtſinnig.) Gute Nacht, Theiling! (Wird augenblicklich wieder düſter; vor ſich hin) Wenn er mich forderte, wie ſchon oft geſchah und ſich erfüllte — wenn er mich vor den Thron Gottes forderte, und ich müßte dort erſcheinen binnen wenigen Tagen ...? (Schaudernd, ſich aber zuſammen nehmend.) Immerhin; ihm geſchah nach Spruch und Recht, und mein Stündlein mag kommen, wann's dem Herrn gefällt! (Ab.)

— — — — — — —

(Trinkſtube zum Schnecken.)

Meiß. Schneevogel.

Meiß. Wirf Deinen Waibelmantel von Dir, und ſchleppe Wein heran. Die Herren werden nicht ſäumen.

Schneev. Es iſt eine gute Einrichtung, die der Bürgermeiſter hier getroffen, tagtäglich mit ſeinen Freunden zuſammen zu kommen, und die Zeit zu betrügen mit ernſthaften und poſſierlichen Geſprächen.

Meiß. Du magſt Dir Glück wünſchen, auch ein Mitglied dieſer freien und klugen Zunft geworden zu ſeyn.

Schneev. Ich will am Ende der Tafel ſtill wie ein Mäuschen ſitzen, und horchen und lernen ohne Unterlaß.

Meiß. Aber — was Dir zu einem Ohre hineingeht, laß zum andern heraus, oder begrabe es fein tief in Deiner Seele.

Schneev. Ohne Sorge, edler Junker. Wenn Herr Waldmann einen treuern Diener findet als mich, will ich nicht Schneevogel heißen, ſondern ein Schurke ſeyn, ſchlecht wie einer.

Frauenberg. Edlibach. Oeheim.

Frauenb. (zu Edlibach). Da herein, Du mürriſcher Bücherwurm.

Meiß. Ein Charfreitaggeſicht. Was ficht den Junker an?

Oeheim. Gott weiß, was ihm im Kopf herumgeht. Aber er mußte mit. Waldmann würde ihm nie vergeben, wenn er auf der Stube fehlte.

Edlibach. Laßt mich, meine Freunde. Ich bin betrübt und angegriffen. Heute wird jeder Scherz wie ein Meſſer in meine Bruſt bohren.

Meiß. Er verdirbt uns den Abend. Laßt ihn; er zahle Strafe, und gehe zu Bette.

Waldmann. Amman. Helfenſtein, der Leutprieſter.

Waldm. Glück auf; vergnügten Abend, ihr Herren.

Oeheim. Ei, da iſt er ja, in ehrwürdiger Geſellſchaft.

Meiß. Ein ſchönes Kleeblatt: ein König, ein Kanzler und der Hofcaplan.

Waldm. (den Finger lächelnd an den Mund legend). Pſt! ſtille, Junker. Wenn ein biederer Eidgenoß dieſen Scherz gehört hätte .....

Oeheim Wir ſind unter uns, und können uns Titel leihen nach Gefallen.

Meiß. Nur kennen wir hier den Bürgermeiſter nicht.

Frauenb., Oeheim u. Helfenſt. Recht ſo; das iſt Geſetz.

Waldm. (geht auf Edlibach zu und reicht ihm die Hand). Gib mir die Hand, mein Sohn. Deine Traurigkeit ſteht Dir wohl, und ich danke Dir für Dein redlich Bemühen. Aber vergiß, was nicht mehr zu ändern iſt.

Edlibach. O mein Vater, nimm die böſen Ahnungen von meiner Bruſt und ich will heiter ſeyn.

Waldm. In meinen Jahren wirſt Du einſtens geſtehen müſſen, daß die Nothwendigkeit oftmals ein Opfer verlangt, das mit ſchwerem Herzen gebracht wird. — Geh', geh', ſcheuche die Falten von Deiner Stirne. Sieh die Meinige. Iſt ſie nicht glatt wie ein Spiegel? Setze Dich zu uns. — Schneevogel, ſtelle die Becher auf.

Schneevogel. Alſobald, Herr Waldmann. (Beſorgt das Nöthige.)

Waldm. (der ſich in die Mitte geſetzt, um ihn die Andern.) Es geht das Gerücht in unſerm guten Zürich, ich ſey ein blinder Wütherich, der allemal zu Mitternacht ein Kind verſpeiſt, wie ein anderer ehrlicher Bürger zu ſeinem Nachtimbiß eine Henne. Was ſagt ihr hiezu, liebe Brüder?

Meiß (leert ſeinen Becher). So wahr ich lebe, ich möchte ein Fanghund ſeyn, um unſre Feinde mit den Zähnen zu zerreißen.

Waldm. (lachend). Nichts da, nichts da. Mit den Hunden iſt's vorbei. Ein übel Loos erwartet die getreuen Kumpane.

Frauenb. Wie ſo?

Waldm. Deine Zunftgenoſſen, die adeligen Herren haben wieder einen Vorſchlag gemacht, der hoffentlich durchgehen wird, weil er thöricht iſt.

Amman. Sie wollen, weil in ihren Revieren dann und wann ein Hirſch zerriſſen wird, daß alle Hunde der Seebauern daran glauben ſollen.

Meiß. (heftig). Und das iſt recht, das heißt den Nagel auf den Kopf getroffen. Der Uebermuth der Bauern geht zu weit.

Frauenb. Sie plündern unſre beſten Jagden, die Unverſchämten.

Oeheim. Wenn ich ſchon kein Jäger bin, ſo gönne ich dieſe Demüthigung dem rohen Volke gern.

Helfenb. Eine Gewaltthat wär's, aber ſie hat nichts auf ſich.

Amman (ſich den Kopf kratzend). Das Exempel wäre gut, aber.....

Edlibach. Ja, dieſes Aber ſchreckt mich eben. Die armen Thiere, die an ihren Herren hängen, wie ein Menſch es nicht thut! Der Senat eines freien Volkes müßte ſich gar nie mit ſolchen Vorſchlägen befaſſen.

Waldm. Das ſagt' ich auch. Aber die Eſcher und die Meyer dringen drauf mit ihrer ganzen Partei. Zudem kann's nicht vollzogen werden, das ſeltſame Geſetz. Wer würde ſich hergeben, dieſen unrühmlichen Feldzug zu wagen?

Meiß. Wenn's daran liegt, ich bin bereit. Hab' mit den Bauern längſt noch etwas auf dem Kerbholz.

Frauenb. Und ich nicht weniger. Mein Biſchen Gut iſt ohnedies nur ein Haſenanger, und alles Wildpret ſtiehlt mir der Bruder Zwilch mit Hund und Schlinge.

Waldm. (launig). Da ſeht einmal die Junker-Köpfe! Art läßt nicht von Art, ſeyen die Leute noch ſo geſcheid. Mir kann's Recht ſeyn, wenn die Thorheit zum Beſchluß erhoben wird. Ihr ſchlagt mir keinen Hund zu Boden, und auf Dübelſtein wurde mir noch kein Rebhuhney geſtohlen.

Edlibach. Wär' ich Herr, ich gäb' es nimmer zu.

Waldm. Das glaub' ich; auch der Waldmann thäte es nicht. Aber bei uns und in jedem Staat, wo Alles in's Regiment redet, iſt die unvernünftige Mehrzahl Sieger.

Oeheim. Nun, manchmal trifft ſie doch den rechten Fleck.

Helfenſt. Bedenkt, daß Euch die Mehrzahl erwählte, lieber Herr.

Waldm. (halb ernſt, halb ſcherzend). Je nu, da hat ſie einmal eine Perl gefunden, wie einem Blinden auch manchmal ein Schatz unter die Hände geräth.

Frauenb. Darum leben die Biederleute, die Euch zum Bürgermeiſter machten!

Waldm. Du zahlſt Strafe, naſeweiſer Junker.

Meiß. Ich zahle ſie auch, und laſſe den Bürgermeiſter ſelbſt doch leben!

Alle (ſtoßen an). Der Bürgermeiſter Hans Waldmann!

Waldm. Dank, viel Dank, ihr ſchnöden Rebellen gegen Satzung und Statut dieſer edeln Trinkſtube. Schneevogel, büße als Stubenwaibel dieſe Sünder mit dem gehörigen Weine; und weil ich nicht beſſer ſeyn will, als ſie alle, ſo ſtrafe auch mich. Dafür will ich einige Worte zu Euch reden. Es ſoll aber nie wieder geſchehen, daß von Staatshändeln hier geſprochen werde.

Amman. Das ſetz' ich in's Protokoll.

Alle. Ja, ja doch. Waldmann rede jetzt.

Waldm. Meine guten Geſellen; der Berufenen ſind viele, der Auserwählten aber wenige. Ihr ſeyd in dieſem Staate die Erwählten, weil Ihr mit dem Manne der Euch regiert, völlig vertraut geworden ſeyd. Ich habe Euch an mich gezogen als meine Jünger, als meine Nachfolger, und wenn ich längſt im Staube modre, und einer aus Euch auf dem hohen Stuhle ſitzt, wird noch immer Waldmanns Geiſt im Vaterlande herrſchen.

Meiß. Nichts von Sterben, nichts von Modern. Ich will mir, wann ich Dir ein langes Leben wünſche, den 700jährigen Methuſalem als in den Windeln geſtorben denken.

Waldm. (fortfahrend). Ihr allein begreift mich, Freunde. Ihr allein kennt dieſes Herz. Ein langer

Bruderband hat uns verknüpft. Ihr wißt, wie ich das Vaterland liebe, das herrliche Vaterland; dieſe Stadt, die ich ſchmücken möchte, wie die gewaltigen Kaiſer es mit Rom gethan; dieſen See, den ein Paradies umgibt, geſchaffen für fleißige, glückliche Menſchen. Wahrlich; nirgends möchte ich mein Grab finden, als gerade in der geliebten Heimath.

Edlibach. Ach, die Heimath, die Muttererde! Wer könnte ſie verachten?

Meiß (ſingt): Wo die Alpenroſen blüh'n,
Wo die Rieſengletſcher glüh'n
Im Purpurſonnenſchein!

Waldm. (fortfahrend). Aber die Enkel ſollen von mir reden, ſie ſollen von mir hören. Ich will für's Vaterland gearbeitet haben, ehe ich hinübergehe.

Oeheim. Bei'm Donner! wenn Du träge biſt....

Frauenb. und **Helfenſt.** So kennen wir keinen Fleißigen.

Waldm. (aufſpringend und die Andern im Kreiſe um ſich ſammelnd). Ich bin meines eignen Glückes Schmid, und prahle gern von meinen Waffen, prunke gern mit meinem Gut, plaudre gern von Königsſälen, wo ich, der rauhe Schweizer, einherging, gleich und gleich mit Prinzen und Biſchöfen. Was wir errangen mit unſerm Blute und Leben hat doppelten Werth für uns. Aber zu Euch rede ich ohne Prahlerei, ohne Eitelkeit. Es thut mir wohl, an der Spitze eines Staats zu ſtehen, der ein freier heißt, ohne es zu ſeyn, und den ich — ein Dictator, wenn Ihr wollt — zur Freiheit führen, ihrer würdig machen möchte.

Meiß, Oeheim u. Helfenſt. Möge es Dir gelingen, tapfrer Mann!

Waldm. Das Ungeheuer des Zwingadels zu erſchlagen, jeden Stand in ſeine Schranken zurückzuweiſen — denn ohne dieſes gilt kein Geſetz — Ordnung zu bringen in Kirche, Haus und Rath, ſtark zu machen das Vaterland gegen die ſtolzen Anmaßungen der Fremden und gegen die wirren Begehrniſſe der eignen Eid- und Bundesgenoſſen .... das hab' ich beſchloſſen, das will ich vollführen.

Alle (bis auf Amman). Das ſollſt Du; wir ſchaffen, wir erhalten Dir die Macht.

Amman (bei Seite). Aufrühreriſche Reden! ich will ſie nicht hören! (verliert ſich aus dem Zimmer.)

Waldm. (geſteigert). Ihr ſprecht mir aus der Seele. Die Macht, ich bedarf ihrer. Ich muß der Einzige ſeyn, der hier befiehlt; Verräther oder Schwätzer ſollen nicht in meine Entwürfe pfuſchen. Seht rings um, ob nicht ſchon jetzo mein Name ganz Zürich umfaßt. Den Waldmann ſuchen die Eidgenoſſen, nicht den Rath des Standes; dem Waldmann ſchreiben die Fürſten ihre Briefe, den Waldmann beſuchen der Fürſten Abgeſandte. — Mögen ſie mich doch hart, grauſam, einen Tyrannen und Verſchwender nennen, meine Feinde. Um des lieben Zürichs willen weiche ich nicht von meinen Entſchlüſſen; um ein würd'ger Stern des Vaterlands zu ſeyn, prunke ich mit meiner wohlerworbenen Habe. — Verkannt zu ſeyn iſt des Mannes Loos, der weiter ſieht als Andre und ſeine eigne Straße zieht. Wenn aber — meine Freunde — wenn das Ziel erreicht iſt, — wenn Silberlocken dieſen Scheitel ſchmücken, und ein gebeſſertes, edleres, reiches und glückliches Geſchlecht in ſtarken Schaaren um mich ſteht, erkennend, was ich gewollt, ſegnend, was ich gethan, genießend in Frieden, was ich in Stürmen pflanzte .... o ſprecht, Ihr meine Helfer, meine Werkzeuge, meine Boten .... welch' einen höhern Lohn könnte wohl das Vaterland dem entzückten Schöpfer ſeines Glückes noch bereiten?

Meiſter Peter (jetzt ein Greis mit weißen Haaren, im rothen Mantel, das Schwert halb ſichtbar unter'm Arme, ein Päckchen in der Linken). Ave Maria!

(Die Anweſenden treten erſtaunt von beiden Seiten zurück.)

Waldm. (nach einer Pauſe; mit gepreßter Stimme). Was willſt Du hier Alter? was iſt Dein Geſchäft?

Meiſter Peter (das Päckchen auf die Tafel legend). Der Nachlaß des gerichteten Hans Theiling. Ich habe recht gerichtet, Herr. Ihr ſeyd gebeten, dem Weibe des Enthaupteten ſein traurig Erbtheil zu überſenden.

(Gruppe. Indem Peter wieder nach der Thüre geht, fällt der Vorhang.)

Fünfter Akt.

Die Sühne.

(Im Gefängniß des Wellenbergs.)

— — — — — — —

Meyer von Knonau, der Reichsvogt. Ritter Heinrich Eſcher. Einige Rathsherren. Bewaffnete. Waldmann. Helfenberg, der Prieſter.

Meyer. Waldmann, der Rath hat Euer Urtheil ausgeſprochen. Vernehmt es mit Demuth und Gehorſam.

Waldm. Als ein Diener des Vaterlands bin ich ſein Eigenthum. Das Volk wird wiſſen, was ihm frommt.

Meyer (ein Papier in der Hand). Beſchuldigt, durch Gewaltthat und Liſt gegen die beſtehende Ordnung der Dinge gehandelt zu haben, und mit den Zunftmeiſtern verſchworen geweſen zu ſeyn, — überführt, von Oeſtreich, Frankreich, Savoyen, Mailand und dem ſchwäbiſchen Bunde Penſionen genoſſen zu haben, um gegen den Nutzen gemeinen Weſens jenen Potentaten zu dienen und hold zu ſeyn, — überwieſen, viele ehrbare Frauen an ihrer Ehre, viele Biedermänner an Vermögen, Freiheit und Leben geſchädigt zu haben; — Verbrechen, die zu weitläufig wären, einzeln aufgezählt zu werden, — ſeyd ihr verurtheilt, zur Sühne Eurer Unthaten das Haupt zu verlieren, alſo daß zwiſchen demſelben und dem Körper ein Wagenrad durchgehen möge. Gott genade Euch und ſchenke Euch die nöthige Standhaftigkeit.

Waldm. (nach einer Pauſe, mit Faſſung). Das Urtheil iſt ſtreng, Herr Reichsvogt, und würde mir erlaubt, vor meinen Richtern zu reden, es ſollte mir nicht ſchwer fallen, alle dieſe Beſchuldigungen Lügen zu ſtrafen.

Helfenberg. Hofft nichts von dieſen Männern, hofft nichts mehr vom Volke. Um Eurer Sünden willen nehmt die Strafe in Geduld hin, und ſprecht nicht ein Wort der Rechtfertigung, da tauſende verloren wären.

Waldm. Du haſt Recht, ich bin ein ſündiger Menſch, und habe wohl oft den Tod verdient. Darum will ich, obgleich unſchuldig vor dieſen Mördern, in ihrem Gericht das Gericht des Höchſten verehren.

Meyer. Bereitet Euch alſobald, die Strafe zu erleiden. Euch bleibt nur eine kurze Friſt. Die Oeſtreicher, mit Euch im Einverſtändniß, ſind über den Rhein gebrochen, haben Egliſau mit Feuer und Schwert verwüſtet. Das Volk iſt raſend, und gönnt Euch nicht einen Augenblick Aufſchub.

Waldm. (heftig). Wie? die Oeſtreicher im Lande?

Der Kaiſer mit mir im Einverſtändniß? Der Schweizerboden vom Feinde verſengt und mit Blut geröthet? O, liebe Herren, eine Bitte nur gewährt mir! Gebt mir ein Schwert, laßt mich hinaus an die Spitze unſrer Tapfern, hinaus gegen den Feind. Ich ſpüre noch die alte Kraft in Kopf und Arm, ich werde ſiegen, die Heimath retten, und dann ſterben, wann Ihr wollt. Ein Schwert und Freiheit für einige Tage.... ich ſchwör' es Euch, freiwillig kehre ich zurück, als Sieger das Haupt auf den Block zu legen. (Pauſe des Erſtaunens.)

Eſcher. Herr Reichsvogt, wenn ihr dieſe Bitte Waldmanns dem Volke verkünden wolltet....

Meyer (kalt). Das Volk liebt eben ſo wenig als ich dergleichen Gaukelſpiele.

Waldm. (ſieht ihn verächtlich an; mit gepreßter Stimme, beide Hände auf die Bruſt gedrückt). Geduld! Geduld!

Meyer. Herr Eſcher, als der älteſte Ritter von Zürich, entadelt dieſen Mann.

Waldm. (auffahrend). Bei Gottes Barmherzigkeit .... wer ſich mir naht....

Helfenberg (ſanft). Was habt Ihr verſprochen, Herr? Gedenkt der bittern Leiden unſers Erlöſers, und Eurer Sünden.

Waldm. (reſignirt). Thut, was ihr wollt, Herr Eſcher.

Eſcher (mit tiefer Rührung auf ihn zutretend, und ihm die Ritterkette abnehmend). Im Namen der edeln

Ritterſchaft: Du haſt unehrlich gehandelt; ich nehme Dir die Ehre. (Pauſe. Einer der Rathsherren empfängt vom Reichsvogt die Kette.)

Meyer. Der Rath ſchenkt Euch noch einige Augenblicke, um mit Gott Euch zu verſöhnen. Macht's kurz. Der Prieſter wird bei Euch ausharren. Habt Ihr noch einen Wunſch auf dem Herzen?

Waldm. (dumpf). Keinen, den ich Euch anheimſtellen möchte.

Meyer. Ein anſtändig Begräbniß will man Euch nicht verweigern. Beſtimmt, wohin mit Euerm Leibe?

Waldm. (wie oben). Im Frauenmünſter iſt meine Gruft bereitet. Ihr wißt das.

Meyer (geht mit Eſcher und den Rathsherren ab).

Waldm. (zu Helfenberg). Ich ſagte Dir's, ſie würden mich tödten. Bete für mich, während ich allein des Himmels gedenke. Auf dem Wege zum Blutgerüſte bin ich dann der Deinige.

Helfenberg (geht mit geſenktem Haupte und gefalteten Händen hinaus. Der Wächter nimmt dem Waldmann die Ketten ab, und entfernt ſich dann ebenfalls).

Waldmann allein.

Wozu bedarf es noch des Henkers? Ich bin jetzt ſchon ein todter Mann, denn das höchſte Gut des Lebens, Ruhm und Ehre, haben ſie mir genommen. Es iſt aus, Waldmann, dieſes Daſeyn voll des bunten Wechſels, an Freuden reich, gleich wie an Leiden. Wie Du ſtets gewöhnt geweſen, nimmer rückwärts zu ſchauen, alſo bleibe auch heute. Vorwärts, das Auge muthig offen, frei und nackt die Bruſt! —

(Sinnend.) Ich habe ſchwer gefehlt im Leben, und dennoch des Guten viel gewollt. Ein guter und ein böſer Engel ſtritten von Anbeginn um meine Seele. Guter Geiſt! laß dir ſie jetzt befohlen ſeyn. —

Ich habe das Vaterland geſchmückt, als wie mit königlichen Kronen. Es zermalmt mich zum Danke als einen armen Bettler. Ich habe manche Thräne getrocknet, und Neſſelſtreiche dagegen empfangen. Wo ich liebte, wurde ich betrogen; nur wo ich haßte, fand ich wieder Haß.

Dem Haß, der Leidenſchaft fall' ich zum Opfer, unſchuldig, aber ruhig. Durchs Leben waltet bis zum Ende eine geheimnißvoll ſchaffende Hand. Den alten Göldli warf ich unbarmherzig von dem Bürgermeiſterſtuhle, dafür ſtößt mich ſein Vetter in das Grab; ſein Vetter, deſſen blinde Wuth ich herausforderte durch Hohn und Schmach. Und Theiling .... du rieſiger Schatten, der meinen Ruhm verdunkelte wie eine Wetterwolke .... ſeufzteſt du nicht in dieſem Kerker, der jetzt der Meinige iſt? Ich war nicht minder unbarmherzig als meine Verfolger es ſind, und du hatteſt nicht den Schlüſſel zur Ewigkeit in der Taſche, wie ich. (Zieht das Fläſchchen hervor und tritt an's Fenſter.) Der Morgen iſt klar, die Münſterthürme ragen ſtolz in die blaue Luft. Wie feſtlich geſchmückt reihen ſich die Häuſer der Stadt am Ufer hin? O Zürich, liebes liebes Zürich! Sey geſegnet von dem Sterbenden, ſey nie, ach nie verlaſſen von Ruhm und Glück. Und wenn ſie vorüber ſeyn wird, die Zeit der Wirrniß und des Haſſes, gedenke meiner mit verſöhnter Liebe. Was Dich groß machte, hat auch mich groß gemacht. War ich ein Held, ſo war ich's durch Deiner Söhne Stärke. Als eine Zierde möge mein Name auf deinen Thoren prangen; nimmer möge er vergeſſen ſeyn! (Das Fläſchchen betrachtend, mit Begeiſterung.) Wie? du noch in meinen Händen? Ich träumte mich zurück in meine Siegestage, ich wähnte mich ſtark, und hielt dich, du feiges Gift, als wie ein Kleinod an der Bruſt? Fort mit dir! (Wirft es durch's Gitter.) Es ſoll nicht geſagt werden, daß ich ein einzigmal feldflüchtig geworden. Komm' an, du grauſiger Tod, du ſollſt einen ſchmucken Ritter an mir finden.

Meiſter Peter im Mantel. Bewaffnete.
Waldmann.

Peter. Ich komme, Euch um Verzeihung zu bitten, Herr Bürgermeiſter.

Waldm. Laß' den Titel. Er gebührt mir nicht mehr. Iſt's ſchon an der Zeit?

Peter. Vergebt mir, Herr, was ich an Euch thun muß.

Waldm. Ich habe meinen Feinden verziehen; warum nicht Dir, ihrem unſchuldigen Werkzeug?

Peter. Gott lohne Euch dieſe Gnade, und mache Euch ſelig, Herr.

Waldm. Ich hoffe es. Nimm mich hin. Aber Deine Kraft, alter Mann, wird ſie Dich nicht verlaſſen?

Peter. Ich bin des Handwerks älteſter Meiſter, Herr. Die Räuberhorden der Armagnaks, die böſen Ketzer weit und breit, ſie gingen alle durch meine Hände; ich werde nicht fehlen, Herr.

Waldm. Mögeſt Du heute Dein letztes Meiſterſtück machen, weißhaariger Greis.

Peter. Ich würde nicht den ſauern Gang mit Euch thun, wenn mein Sohn noch lebte. Aber er ſtarb geſtern, und liegt auf der Bahre. Der gebeugte Vater muß jetzo des Sohnes Dienſt verrichten.

Waldm. Ich beklage Dich, Mann mit dem gebrochnen Herzen. In der Blüthe ſeines Alters verlorſt Du den Sohn?

Peter. Er iſt fünf und zwanzig Jahre alt geworden. Seine Taufe iſt der lezte Freudentag in meinem Hauſe geweſen. Erinnert Ihr Euch noch, Herr Waldmann? Ihr wolltet damals unſer Gaſt ſeyn.

Waldm. (zurückſchaudernd; nach einer Pauſe des Beſinnens). O dunkel waltendes Verhängniß! Jener Abend .... vergeſſen lag er hinter mir .... nun ſteigt er wieder vor meinem Blick empor, ein Bild der ſchrecklichſten Vorbedeutung. — (Geht einige Schritte). So war denn mein Leben an jenes des Knaben geknüpft, zu deſſen Ehre damals die Henker ihren Tanz hielten! — Dazumal eroberte ich mir ein neues Daſeyn .... heute folge ich dem Sohne dieſes blut'gen Meiſters in die Grube! — Wahrlich! in den Sternen iſt eines jeglichen Menſchen Schickſal geſchrieben. Umſonſt waren Deine wohlgemeinten Donnerworte, ſchrecklicher Greis. Da bin ich nun, da, in Deinen Händen, ein aufgegebener Mann, wie Du es prophezeiteſt.

Peter (düſter und ergeben). Gott fügt Alles, lieber Herr.

Waldm. So iſt's, ſo iſt's; ich will nicht murren.

Eſcher. Helfenberg. Weibel. Vorige.

Eſcher. Waldmann; die Stunde iſt da.

Helfenb. (Waldmann umarmend). Stützet Euch auf mich. Der Herr verläßt Euch nicht.

Waldm. (erhaben). Ich werde aufrecht gehen können. Bindet mich nicht; fürchtet nicht, daß ich ſchwach werde. Fort aus dieſem Thurm, dem Grabe der Lebendigen. Noch einmal das Sonnenlicht ſehen, noch einmal mein Volk ſegnen und die liebe Vaterſtadt preiſen .... dann ſey mein Geiſt dem Herrn befohlen, der ihn ſchuf, und der mir, wie meinen Feinden, gnädig ſey!

(Mit Allen ab.)

Bonaccia.

Geſtirnte Nächte auf dem mittelländiſchen Meere.

Inhalt.

1. Signora Fantasca.
2. Die Wetterhexe.
3. Das Kaiſergeſpenſt in den Tuilerien.
4. Die Tauben vom St. Marcusplatze.
5. Die Liebe im Lazareth.
6. La bella Venezia.
7. Die Nonne von San Procolo.

Bonaccia.

Geſtirnte Nächte auf dem mittelländiſchen Meere.

1

„Nel porto di Livorno
E' arrivat' un bastimento ....
Pieno di Café ....."

Italiän. Improviſation.

Ein ſchnurrbärtiger Fremder ſaß in einem kleinen Hinterſtübchen des Gaſthauſes zum Malteſerkreuze vor dem für zwei Perſonen gedeckten Tiſche, zählte verdroſſenen Angeſichts die Fenſterſcheiben, und naſchte dann und wann von den eingemachten Früchten, die als vorläufige Erregungsmittel die Tafel zierten. Oftmals zog er die Uhr aus der Taſche und brummte ſtets einen derben deutſchen Fluch vor ſich hin, wenn er gewahrte, daß ſchon wieder fünf Minuten abgelaufen waren, und die koſtbarſte Zeit dahin ſchwand auf ſchnellen Flügeln. — „O, dieſes Italien!“ murmelte er endlich zwiſchen den Zähnen: „dieſes Italien! eine Vorhölle auf Erden, ein Spitzbubenneſt, eine Diebs-

und Judenherberge, ein Polizei- und Gensd'armerietabernakel! Ach, der würdige preußiſche Conſul hatte wohl Recht, da er mir ſagte: Lieber Doktor, Sie kommen zu Ihrem Vergnügen nach dieſem Lande? Wie bedaure ich Sie! Millionen von Unannehmlichkeiten werden ſich an Ihre Ferſen hängen, und wie eine Galeerenkette Ihnen nachſchleifen, bis Sie wieder über die vermaledeiten Alpen den Rückzug nehmen! — „Ja!“ fuhr der Fremde in ſeinem Selbſtgeſpräch fort: „Gott ehre mir den braven Conſul, der ſich übrigens in dem heilloſen Lande ganz wohl befindet, ſtrahlend von Geſundheit, und wie hineingewachſen in die Nankinjacke, worinnen er ſeine Amtsgeſchäfte beſorgt. — Wenn aber mein laufſüchtiger Reiſegefährte nur eine Minute noch ausbleibt, ſo will ich allein unſer Mittagsmahl verzehren, und wenn der Cameriere ſich auf den Kopf ſtellte.“

Ein rauher Geſang — Takte eines Soldatenlieds — ließ ſich draußen vernehmen, und der Doktor erheiterte ſich merklich. Die Thüre ſprang auf, ein ſonnverbrannter ſchlanker Mann in das Zimmer, und der Cameriere ihm nach, mit der Suppenſchüſſel in den Händen.

„Ein Schiff! ein Schiff! wir haben ein Schiff!“ jubelte der Braune, indem er den breitkrempigen Strohhut abwarf, und das graue Zwillichkamiſol lüftete: „die Sonne hat mir tüchtig zugeſetzt, aber wir ſind am Ziele. Noch heut Abend verlaſſen wir dieſe Marterſtadt.“

„Deſto beſſer!“ meinte der Gefährte, und griff die Mahlzeit rüſtig an: „ich war auf dem Punkte, mich aufzulöſen, zu verdunſten, zu verflüchtigen, wie das Salz des Meers. Welche Lauferei, vom Lazareth zur Polizei, von da zu allen Conſuln der Welt, dann aufs Governo, dann wieder zur Polizei und endlich....“

„Pah, pah!“ lachte der Andere: „Man hat die Gärten der Hesperiden nicht umſonſt. Ich hatte, wie einſt König Richard für ein Pferd, ſo für ein Schiff mein Königreich geboten, und ſiehe, wir haben's wohlfeiler. Vier Franceschoni die Perſon bis nach Napoli .... ein wahres Spottgeld. Die Proviſionen ſind bereits beſtellt, koſten auch nur einen Bettel. In drei Tagen ſitzen wir in Parthenope's Schooß.“

„Das machten Sie gut, Baron. Sie ſind ein trefflicher Reiſemarſchall. Bei Tafel, hinter der Flaſche, zu Pferd, zu Wagen, zu Schiff ſtets an Ihrem Platze. Was ſagen Sie zu den Delikateſſen unſerer Mahlzeit? Die Koſt iſt doch beſſer als im Lazareth, der Wein ſehr annehmlich, und die Ausſicht, nach ſo vielen Leiden binnen drei Tagen in Pulcinella's Vaterland zu athmen, würzt zehnfach den Appetit.“

„Sehr richtig. Cameriere, noch eine Flaſche. Wir ſind Deutſche, mein lieber Kellner, und begnügen uns nie mit einer Bouteille. Stoßen Sie an, Freund. Auf eine glückliche Meerfahrt!“

„Glück zu! Welches Schiff iſt's aber, das wir beſteigen? Der geringe Preis läßt nicht auf ein Dampfboot ſchließen. Etwa eine ſchmutzige griechiſche Schedecke? oder ein morſches Trabaccolo? Dann machen wir zuvor unſer Teſtament.“

„Nichts da. Eine feine, feine Brigantine; neu, herrlich ſegelnd, eine geweihte Braut mit dem frömmſten Namen. Sie heißt: Madonna del porto ſalvo. Der ſichre Hafen wird uns demnach nicht fehlen. Ich habe ſie zwar noch nicht geſehen, die Brigantine, aber man macht viel Rühmens von ihr, und um fünf Uhr gehen wir mit Sack und Pack am Bord.“

„Deſto beſſer, und doch fatal. Heute gibt man in der Oper den Barbier von Sevilla, mit der Unger und dem herrlichen Lablache. Wir verſäumen einen köſtlichen Ohrenſchmaus.

„Pah, pah! Denken Sie nur an San Carlos Zaubertempel, wo Oper und Ballet Aug' und Ohr entzücken. Fort, fort aus dieſer engliſch-hebraiſch-toskaniſchen Mäklerſtadt! auf's blaue Meer, unter die weißen Flügel der Madonna! Wir, unbekannt mit Seekrankheit und weichlichem Luxus, werden ein Götterleben führen!“

„Sind die Excellenzen und ihre Effekten bereit?“ fragten zwei bärtige Laſtträgerphyſiognomien in das Zimmer herein.

„Aha! unſre Raben!“ rief der Baron, und eilte, Koffer, Felleiſen und Nachtſäcke den Kerls zu übergeben. Der Doktor berichtigte unterdeſſen bei'm Kellner die Zeche, trank die Neige des trefflichen Aleatico, handelte in der Geſchwindigkeit ein Pfund Contrebandetabaks, aus der Levante vorgeblich ſtammend, ein, und folgte dem queckſilbergleichen Reiſegefährten, der im Sturmſchritt voraneilte. — Der Tag war einer der heißeſten. Die raſtloſen Spaziergänger der Ferdinandſtraße hatten ſich in den Schatten der Häuſer und Zeltdächer zurückgezogen; Kaffeehäuſer und Aquavitſchenken erfreuten ſich zahlreichen Zuſpruchs. Bald befanden ſich die Reiſenden am Hafen und ſtiegen in die harrende Barke, wo bereits die eingekauften Proviſionen in einem Korbe neben dem Gepäcke Platz genommen hatten. Die Laſtträger und Agenten des neapolitaniſchen Schiffs führten das Ruder, und hielten auf ein Fahrzeug zu, das im Hintergrunde des Hafens vor Anker lag, und keineswegs das Anſehen hatte, als wollte es von dannen weichen. Keine Seele rührte ſich auf der Brigantine, das Segelwerk lag aufgerollt auf dem Verdeck, ein ſchlafriger Schiffsjunge ließ die betheerte Strickleiter in die Barke hinab. —

„Che bolite adesso?“ fragte er gähnend die hinanklimmenden Paſſagiere.

„Donnerwetter! es iſt fünf Uhr durch:“ ſchalt der Baron: „wir dachten zu ſpat zu kommen, und hier iſt alles noch in völliger Ruhe?“

Der kleine Neapolitaner ſchnitt ein Fratzengeſicht, die Ruderer ſpielten die Unſchuldigen, wollten von keiner Verzögerung etwas wiſſen. Dem Doktor fiel aber die hämiſche Rede eines Polizeioffizianten ein, der ihm am Morgen auf die Aeußerung, er wünſche am Abend Livorno zu verlaſſen, mit einem „Wenn's nur wahr iſt!“ geantwortet hatte.

Ein troſtloſer Anblick, der des Verdecks. Schmutz, Theer und Ruß allenthalben, geleerte, ſtinkende Oelfäſſer in Menge umher liegend, Taue und Segel in völliger Raſt und Unordnung. In der Cabine ſah es noch ärger aus. Sie war unzugänglich, vollgepfropft von Zwiebackſäcken, Kiſten und Geräthſchaften. Eine marterdürre junge Katze hielt unter dieſem Wirrwarr ein eifriges, aber vergebliches Jagen. Wo der Capitan, wo der Schreiber, der Steuermann, die Matroſen? „Kein Menſch da;“ erwiederte auf alle Fragen der Schiffsjunge, und legte ſich platt auf den Bauch vor dem Kabeſtan nieder, und ſprach fürder kein Wort mehr. Zwei elende, eiſerne Kanönchen, mit Werch verſtopft, ſtanden einander gegenüber am Vordertheil des Schiffs. Auf dieſe unſchuldigen Geſchütze ließen ſich die beiden Reiſenden nieder, betrachteten in ſtummer Wehmuth bald das Gepäck zu ihren Füßen, bald die davon ſchwimmende Barke, bald den blauen Himmel, den der günſtigſte Wind beſtrich.

„Du liebes Kreuz von Malta!“ ſeufzte der Baron, indem er die leichte Levantepfeife zur Hand nahm. „Du himmliſcher Lablache!“ entgegnete der Doktor, der Opernfreuden gedenkend. Als Zwiſchenbilder dieſer ernſthaften Betrachtungen ſtreiften Kähne und Gondeln vorüber, mit ſpaniſchen Pfaffen, engliſchen Fashionables und livorneſiſchen Guitarrenſpielern beladen. Weiber mit braunen Geſichtern und dunkelflammenden Augen ſchauten neugierig aus ihren weißen Schleiern nach dem Schiffsrand empor, aber das fleißige Ruder entführte nur allzuſchnell die lüſternen Schönen. „Sie alle landen in wenigen Minuten!“ klagten die einſamen Paſſagiere der Brigantine: „Wir allein ſind gebunden an dieſes unbewegliche Fahrzeug!“

Nach kurzem Beſinnen meinte der Baron, es ſey nicht auszuhalten, und man müſſe an's Land zurückkehren, die Oper beſuchen, die Nacht im Gaſthofe verſchlafen, und am nächſten Morgen wieder an's Schiff ſteuern. „Wir fahren vielleicht in 24 Stunden noch nicht ab,“ ſagte er lebhaft: „ich kenne das. Dort naht eine Barke. Wir rufen ſie an.“

Die Barke kam aber ſchon, wie gerufen; darinnen der Scrivano des Schiffs, ein kurzer rothhaariger Menſch, der Zimmermann, in der rothen Genueſermütze, und zwei Paſſagiere, die das Intereſſe der beiden ſchon vorhandenen rege machten. Der eine, ein junger Mann mit polniſchen Geſichtszügen, half ſorglich dem andern, einer ſehr langen und hagern Geſtalt, auf das Verdeck. Der Letztere war ſeltſam gekleidet in eine kurze dunkelblaue Jacke von Sommerzeug; ſeine weiten hellblauen türkiſchen Pantalons, mit breitem Goldtreſſenſtreif geziert, paßten zu den gelben geſtickten Pantoffeln. Eine griechiſche Kappe ſaß auf dem wenig behaarten Kopfe des Fünfzigers. Sein Antlitz, blaß wie der Tod, war durchfurcht von Krankheit und Strapazen, ſeine unruhig keuchende Bruſt verrieth den Sitz eines unheilbaren Uebels. In den langen magern Fingern trug der Fremde eihen großen Fächer von Pfauenfedern, und beäugelte ſich dann und wann in dem darinnen angebrachten Spiegel.

„Polacken!“ murmelte der Baron verdrießlich in den Bart: „Das iſt mir unangenehm. War noch nie mit einem Polen zuſammen, ohne mit ihm Händel zu bekommen.“ — Der Doktor ſchüttelte aber den Kopf, denn die erſten halbleiſen Worte, welche die Fremden auf dem Verdeck wechſelten, waren italiäniſch, im piemonteſiſchen Dialekte geweſen. Der Aeltere nahm auf einem Feldſtuhl Platz, den ihm der Jüngere ſorgſam unterſchob, und ſtarrte theilnahmlos in den Maſtenwald ringsum. Sein Gefährte ordnete das anſehnliche Gepäck, worunter ein prächtiger türkiſcher Säbel ſich vorzüglich bemerkbar machte.

„Hi — i — i — o!“ lärmte es auf einem benachbarten engliſchen Kauffahrer, der „Betty von Portsmouth;“ „à Dieu va!“ ſchrie von einem franzöſiſchen Schiff der Kapitän, und „au large!“ heulte die Mannſchaft ihm nach. — Der Engländer drehte ſich majeſtätiſch mit aufgezogenen Segeln; der Franzoſe ſteckte den dreifarbigen Pavillon aus. — Sie ſchieden vom Hafen; aber die Madonna del porto ſalvo blieb zurück, bequem und müßig, wie die Matroſen der nahen holländiſchen Fahrzeuge auf dem Schiffsrand ſaßen, und in den Fluthen ihr Konterfey ſuchten, braun, wie die Matten, womit ſie ihre ſauber und blank gebohnten Schiffe gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen pflegen.

2.

„Ein Troſt iſt's, im Unglück Genoſſen zu haben.“

„Gute Nacht, Frankreich! gute Nacht, England!“ ſchrie der Baron den abſegelnden Schiffen nach, und fragte dann barſch den Scrivano: „Wann aber: Guten Morgen, Neapel?“ — Der Schreiber verſetzte ſich nun in ſchwere Redeunkoſten, betheuerte, daß mit dem nächſten Frühroth die Anker gelichtet werden ſollten, und daß bei dem günſtigen Winde Neapel in weniger als drei Tagen erreicht ſeyn würde. Der Capitän ſteige in kurzem an Bord und werde das Uebrige alles zur Zufriedenheit ausrichten. „Da kömmt er juſt mit Paſſagieren!“ ſchloß der Scrivano und zeigte auf die Barchetta, die ſich an's Schiff legte. „Der Paſſagiere noch mehr?“ fragten Doktor und Baron, der türkiſche Piemonteſe und ſein Gefährte, wie aus einem Munde in troſtloſer Beſtürzung. — Die Deutſchen bemeiſterten indeſſen bald das bittre Gefühl, die kleine Brigantine mit Vielen theilen zu müſſen, und der Baron ſprach von Landen und Oper kein Wort mehr, denn aus der leichten Gondel ſchwebte, unterſtützt von zwei alten Herren in grauen Ueberröcken, eine Dame zum Verdeck empor. — Der eine der Alten war aber kein anderer, als der Capitän ſelbſt, der ſiebzigjährige Gaetano Brugnoli, ein Mann mit der liſtigſten, markirteſten und allerſeligſten Lazzaronephyſiognomie.

„Die heilige Mutter ſey gelobt!“ ſprach die Dame, als ſie wieder feſten Fuß gewonnen hatte, und ſetzte ſich, von der Strickleiterfahrt ſich zu erholen. Der lange, dicke, alte Graurock, der zu ihr gehörte, und Körbe und Arbeitsbeutel, einen Shawl und eine Caſſerolle, daneben auch ein halbes Dutzend zuſammengebundener Hühner ſchleppte, erwiederte gravitätiſch: „In Ewigkeit, liebe Anina. Haſt Du aber nicht auch den Roſoglio vergeſſen, oder etwa die Sardellen?“ — Anina deutete auf den ungeheuern Eßkober, der ſo eben auf's Verdeck geſchrotet wurde, verſchloſſen wie ein Schatzkaſten. Zugleich fuhr ſie jedoch erſchreckt zuſammen, denn über den Hafen brüllte der obligate Kanonenſchuß; das militäriſch-polizeiliche Ave Maria. Eine Minute darauf ließ ſich ſchon aus der Stadt der melancholiſche toscaniſche Zapfenſtreich vernehmen, mit ſeinen langgellenden Trillern, Verirpauſen und ſchwerfälligem Trommelgeraſſel.

„Ein Leichentuch! der ſchauerliche Quickmarſch fordert ſein Opfer!“ rief der Doktor ſeinem Landsmann ſpaßhaft zu, und in demſelben Augenblick fiel neben dem Schiff Einer in's Waſſer. „Rettet! rettet!“ heulte die Équipage, und die Paſſagiere beugten ſich neugierig über das Verdeckgeländer, um zu ſehen, wie der Arme, der von der ſchlüpfrigen Leiter in den

Hafenſchaum geſunken war, zu Tage ſtieg und kletterte. Ein durchnäßter Fashionable erſchien am Bord: ein ächtes Salongeſicht, impaſſibel trotz des Unfalls, nur mit etwas zerzauſtem Toupet und aufgelockerten Backenbärten. „God damn, che sventura!“ wälſchte und engliſchte er durch einander, ſchnitt der Reiſegeſellſchaft einen eleganten Buckling vor, und verſchwand an der Hand des Capitäns, um in der indeſſen aufgeräumten Cajüte neue Toilette zu machen.

„Anina, wir werden uns ſehr ſchmal behelfen müſſen!“ wisperte der lange Graurock, und die Dame, die vor Lachen faſt ohnmächtig geworden war, entgegnete: „Deſto beſſer, Pietro. Seyd vergnügt und aufgemuntert! Je mehr Geſellſchaft, deſto angenehmere Unterhaltung!“

„Pietro?“ raunte der Baron dem Doktor zu: „Es iſt der Mann. Hol' mich der und jener! Der Mann iſt's und nicht der Papa.

„Auch gut;“ meinte der Andre: „verliebte Freiherren haben leichteres Spiel mit italiäniſchen Ehemännern, als mit den Vätern der holden Signorinen.“

Nun wurde auf einmal das Geſpräch auf dem Verdeck allgemein, denn ein Jeder behauptete und betheuerte, der Capitän habe ihm und ihm allein die ganze Cajüte vermiethet und verſprochen.

„So wahr ich Petrochio heiße,“ nahm Pietro gravitätiſch das Wort, „habe ich zuerſt für mich und meine Schwägerin die Cajüte in Beſchlag genommen.“

„Ei!“ ließ ſich der piemonteſiſche Türke vernehmen

— unter vielem Huſten: — „ich werde doch nicht mit meinem Freunde oben in den Trinchetten *) logiren ſollen?“

„Wir machen uns ein Vergnügen daraus,“ ſprach der Baron artig zu Anina, „Ihnen unſre Anſprüche auf die Cabine zu opfern. Der Schnurrbart hier und ich — wir ſind von Reiſen und Feldlagern her gewohnt, im Freien zu campiren, und ſchlafen nirgends als auf dem Verdeck.“

Die Signora dankte mit einem kalten Kopfnicken und muſterte mit glänzendem Auge den Gefährten des Barons, der, die Arme verſchränkt, am Hauptmaſt lehnte, das Geſicht gegen die Stadt gekehrt. Die Dämmerung wurde dichter, die Schiffslaterne angezündet, ein Dach von Segeltuch über dem Steuerrad aufgerichtet. Die Geſellſchaft ſammelte ſich unter demſelben. Aus der Tiefe der Cajüte ſtieg neu adoniſirt der modiſche Signor Roſter, genannt Roſteri, ein Florentiner von Geburt, aus deutſchem Stamme, eines toskaniſchen Hoflakaien Sohn, und jetzo wohletablirter italiäniſcher Sprachmeiſter in London. Seine geſchwächte Geſundheit auszubeſſern hatte er das Nebelland verlaſſen, ſeine Familie beſucht, und gen Napoli ſich gewendet, daſelbſt zu geneſen.

„Schöne Ausſichten! ein wahres Spital!“ murrte der Doctor, als Roſteri mit ungemeiner Zungenfer-

---

*) Benennung eines Segels.

tigkeit ſeine Biographie von ſich gegeben. Nun hob der hektiſche Piemonteſe mit der ſeinigen an, und producirte ſich als ehemaligen Sergeanten unter Napoleons Garden, als königlich ſardiniſchen Malcontenten und Verwieſenen; endlich als Trüllmeiſter in Dienſten Sr. Hoheit des Vicekönigs von Egypten. Direkt kam er von Paris, hatte in Lyon ſeinen Gefährten, einen Landsmann, der aber kein Wort ſprach, als Ja und Nein, mitgenommen, und zog wieder gen Alexandrien, in dem heißen Clima ſeinen Huſten zu verlieren. Zuvor jedoch hatte er einen Abſtecher zu einem Vetter in Neapel vor.

„Der Tod wird ihm „„Linksum““ und „„Marſch““ kommandiren, bevor er ſeine Gelbjacken wieder ſieht;“ murrte wieder der Doktor, und wendete ſich neugieriger zu Petrochio, der mit vieler Emphaſe dem egyptiſchen Exerciermeiſter die Hand reichte, als einem alten Kriegskameraden. „So wie Ihr mich da ſeht,“ ſprach er wichtig, „habe ich bei der Schlacht von Marengo die Trompete geblaſen, bei ſechs franzöſiſchen Regimentern als Kapellmeiſter funktionirt, und dann in Piſa dirigirt, bis ſich mir der Ruhepoſten als Geiger bei der zweiten Violine in San Carlo zu Neapel darbot, den ich jetzo zu beziehen gedenke. Meine Töchter ſind aber, die erſte eine Sängerin, die zweite eine Tänzerin bei'm genannten Theater, und meine Schwägerin wird meinen Haushalt führen.“

„Ich bin eine Wittwe,“ ſagte Anina lebhaft zu dem Doktor, als ob ſie ſchon mit ihm einen Scheffel

Salz gegeſſen hätte, „eine unglückliche Wittwe, deren Mann die perſonificirte Brutalität war, und gerade das Gegentheil von dem ſehr reſpektabeln Pietro hier. In der Blüthe des Lebens ſtände ich jetzo allein, wenn dieſer edle Schwager mir nicht hülfreich wäre, — und, was wird aus mir werden, wenn der Tod ihn von meiner Seite reißt?“ — Ein Seufzer hob die ſchöne Bruſt, Thränen perlten in den ſchönen Augen.

„Sehr richtig!“ brummte der Baron vor ſich hin: „ſehr richtig;“ wiederholte er verdrüßlich.

„Was denn?“ fragte der Doktor.

„Ich finde eben, daß jener Schriftſteller oder Poet ungemein Recht hatte, als er ſagte, daß Murrköpfe gewöhnlich ein ſchnelleres Glück bei den Weibern machen, als der galante Knecht. Die Signora hat Sie bereits auf dem Korn, lieber Freund, und ich bedaure, daß ich den Lablache verſäumte.“

„Pah!“ lachte der Schnurrbart. — Der Capitän in Hemdärmeln, Pantoffel an den Füßen, die Pfeife im Maule, erſchien, und kündigte an, daß mit dem frühſten Morgen die Fahrt beginnen würde. Zugleich ermunterte er die Geſellſchaft, mit einer fröhlichen Libation guten Florentiners den ſchwülen Abend zu verkürzen.

3.

„On ne devrait jamais faire la connaissance de quelqu'un, que l'on ne connait pas."
Odry, Bêtises.

Vor den Deutſchen ſtand die Korbflaſche, der Ercapellmeiſter bereitete ſich Limonade, Roſter ſchlürfte ſeinen Thee, Bandri, der Egyptier, kaute Eibiſchpaſtillen, und die Schiffsmannſchaft ſchluckte begierig das Nationalgericht, welches der Koch Franceſco, ein Burſche mit pechſchwarzen Augen und Haaren, vom rußigen Schiffsherd brachte. „Macroune! Macroune!" ſchrieen die Glücklichen im neapolitaniſchen Dialekte. Anina neigte ſich aber zum Doktor, und fragte: „Wer iſt denn der Herr? woher kommt, wohin geht er, und wie iſt ſein Name?"

„Ich heiße Spina, meine ſchöne Frau, komme aus Ungarn, gehe nach Neapel und bin ein Doktor."

„Herrlich. Wenn mich eine Krankheit heimſuchen ſollte. . . . ."

„Ich ſtehe zu Dienſten."

„Ungarn? das iſt wohl ſehr weit?"

„Allerdings."

„Redet man dort italiäniſch, oder deutſch, oder franzöſiſch?"

„Was man will."

„Ich habe nie von dem Welttheil gehört."

„Möglich."

Petrochio ſchoß einen eiferſüchtigen Blick herüber. Anina zuckte die Achſeln. Indeſſen fragte Roſter den Baron, wie die Dame den Doktor. „Ich war belgiſcher Soldat;“ erwiederte der Freiherr kurz, „und gehe nach Griechenland, mein Glück dort zu verſuchen.“

Die Augen des Exerciermeiſters flammten auf. „Griechenland?“ ſagte er: „ich war dort, unter Ibrahim, bei Negroponte ſtand ich.“ — „Bei Negroponte focht ich dazumal, als Philhellene;“ rief der Baron. — „Kannten Sie die griechiſche Geliebte des edlen Byron?“ miſchte ſich Roſter wieder in's Geſpräch. — „Verſteht ſich;“ verſetzte der ſchelmiſche Erlau trocken. — „Wer gefällt Ihnen beſſer, Byron oder Balzac?“ — Der Baron ſchaute nun den albernen Frager mit großen Augen an. Roſter wiegte jedoch ſeinen Kopf in der ſteifen Halsbinde, und fuhr fort: „Ich liebe den großen Balzac mit aller Leidenſchaftlichkeit eines empfänglichen Gemüths. Er iſt der Meſſias der modernen Romanciers, folglich der ganzen Literatur. Ich habe mich ganz nach ſeinem Style gebildet und gerichtet; ſeine Fantaſien ſind ſo zu ſagen die meinigen geworden.“ — „Das wäre!“ — „Auf Ehre; es iſt. Wenn ich ſchreiben wollte, nämlich dichten, erzählen, oder dergleichen, ich wäre mehr als Balzac, weil außer ſeinem ungeheuern Geiſteserbe, das ich mir aneignete, noch mein angeſtammter Ideenvorrath mir gehört, den jener natürlich nicht hat. Wie?“ — „Sehr richtig.“ — „Kennen Sie meine Sprachlehre? Ich werde ſie Ihnen überreichen. Aber einſt werde auch ich Novellen ſchreiben. Ich ſammle juſt auf meiner gegenwärtigen Reiſe Stoff dazu.“ — „Sehr vernünftig.“ — „He? und — heiliger Gott! — welche Abentheuer erlebt man nicht auf Reiſen? Welche Bekanntſchaften macht man nicht auf Eilwägen und Dampfſchiffen? Wenn ich Ihnen z. B. erzählte, was mir auf meiner Reiſe von Marſeille nach Livorno begegnet iſt.....“

„Wovon reden die Herren?“ fragte Anina den Doktor. — „Vom Heiland, ſchöne Donna.“ — „Ei, warum nicht gar! von der Paſſion?“ — „Von Paſſionen wenigſtens. Geben Sie Acht indeſſen. Jetzt wird erzählt. Ihr Landsmann will uns unterhalten.“ — „Recht gut; ich habe ohnehin viele Langeweile.“ — „Schmeichelhaft für uns, Signora.“

Roſter hatte wirklich vor dem verwahrlosten Kompas Platz genommen, und was auf dem Schiffe lebte, Katze und Schiffsjungen mit inbegriffen, bildete einen Kreis neugieriger Zuhörer. — „Vor allem der Titel;“ bemerkte Erlau: „wie heißt Ihre wahrhafte Novelle?“ — „Signora Fantasca, zu dienen.“ — „Brav, à la Balzac erzählt?“ — „À la Balzac.“ — „Brennen Sie los.“ — Roſter wartete nicht auf ein zweites „Feuer!“ und erzählte.

Signora Fantasca.

„Der „„Ocean““ iſt ein Dampfſchiff, und gehört einer Compagnie von Schiffsherren zu Marſeille. Der

„„Ocean““ iſt beſtimmt, die Fahrt von Marſeille nach Neapel zu machen, und die Adminiſtration pflegt den Reiſenden vorzulügen, beſagte Fahrt bewerkſtellige ſich in fünf Tagen, und man habe dabei Muße genug, Nizza und Genua, Livorno und Civitavecchia zu beſehen. Der „„Ocean““ war aber in der That zu meiner Zeit nur ein wurmſtichiges Lumpenboot, von franzöſiſcher Fahrläſſigkeit regiert. Die Dame im Büreau verhieß uns, wie es heute hier geſchah, die Abfahrt um fünf Uhr Abends, und da wir uns gehorſam mit Sack und Pack einſtellten, hieß es, die Anker würden erſt am andern Morgen gelichtet werden. — Alſo noch einmal an's Land, und um neun Uhr zurück an Bord, unſern Verdruß in der Koje zu verſchlafen. Welch ein Schauſpiel! In der Kajüte des zweiten Platzes, bei düſter ſchimmernder Lampe ſtand ein Paſſagier bereits im tiefſten Negligé, die Nachtmütze auf dem Haupte, und empfing uns mit den Worten: „„Sie kommen, um zu ſchlafen, Unglückskameraden? Hoffen Sie nichts von dieſem Marter- und Leidensholze. Schauen Sie vielmehr ſelbſt das Elend, dem ich gerade mit genauer Noth, aber mit tauſend Wunden entronnen bin!““ — Wir leuchteten, wir ſchauten, o Greul! Ich habe nicht die ſchwächſten Nerven, ſehen Sie, aber ſie empörten ſich bei'm Anblick der Myriaden von Inſekten, die auf den erbärmlichen Matratzen ihre Heermärſche in gedrängten Schaaren hielten. Jede Ritze in den engen Bettſchubladen ſchien neue Colonnen zu gebären! —

Wir nahmen die Flucht aufs Verdeck. Wehklagen von allen Seiten, Geheul vom erſten, wie vom zweiten Platze, Fluche und Verwünſchungen aus dem Munde des dritten Standes, der eigentlich gar keinen Platz hat, und aus allen Winkeln des Verdecks von uns vertrieben wurde. Ich ſchlich nach dem Steuerruder, unter den Pavillon der nobeln Welt, wie ich gewöhnlich zu thun pflege, wenn ich gleich nur auf den zweiten Poſten bezahlt habe. Mein feiner Takt zieht mich zur guten Geſellſchaft, obſchon mein Beutel mir ſie verbietet. — Kaum ſtand ich in dem faſhionablen Kreiſe, als ſchon eine Dame auf mich zuſtürzte, ſich an meinen Hals warf, und voll Angſt und Jammer ſeufzte: „„Retten Sie mich, mein Herr, retten Sie mich aus dieſer Mördergrube! Der Mann, dem ich mein Schickſal vertraute, verläßt mich in ſolcher Noth. Sie tragen ein Herz im Buſen, ein männlich Herz. Retten Sie mich von dieſem Schiffsgraul!"" — Ich ſtand verdutzt, wußte nicht, wie mir geſchah. Da ſegelte ein behaglicher Mann durch die lachenden und fluchenden Gruppen von Herren und Damen, faßte die Hand der kummervollen Schönen und ſprach zärtlich: „„Aber, beſte Bibi, beruhige Dich. Das Unmögliche läßt ſich nicht erzwingen. Auch dieſe Nacht wird vorübergehen!"" — Wer des Tröſters Hand wegſchleuderte, war die Dame, und ſie deklamirte: „„Wie, Menſch, Barbar, Ungeheuer, Du ſprichſt von Unmöglichkeiten? Was iſt einem reichen und herzhaften Manne unmöglich?

— Sie kennen nun meinen Gatten ſchon hinlänglich,"" fuhr ſie verächtlich, zu mir gewendet, fort: „„Bedauern Sie die unglücklichſte der Frauen. Der Anſtand erlaubt nicht, daß ich Ihnen den Zuſtand unſrer Cajüte und Betten beſchreibe, aber auch hier oben iſt keine Linderung. Die übel riechenden Dünſte des Hafens, und die entſetzlichen Couſins*), die meine zarten Hände mit Tigerwuth zerſtechen....! Ach, wenn Hortenſe, wenn Julius das wüßten....! meine Nerven ertragen es nicht."" — Da lag ſie ohnmächtig am Boden. Einige Frauen ſprangen ihr zu Hülfe. Es war ein dämoniſches Schauſpiel bei'm Schimmer des Mondes und der Laternen. Ich packte den Mann krampfhaft bei der Schulter, — weiblicher Schmerz begeiſtert mich — und ſagte ihm: „„Wir müſſen Ihre Gattin an's Land bringen, heute noch."" — „„Ein halbes Reppbühnchen .. auf Ehre, ſie hat nicht einen Biſſen darüber genoſſen; aber das Kraut war etwas fett, und verſetzt ſie in Vapeurs;"" antwortete der Mann. Ich ſtutzte, und nun folgte pfeilſchnell das kurze Geſpräch zwiſchen uns: „„Sie verſtehen mich wohl falſch. Wir wollen eine Barke nehmen...."" — „„Morgen ſechs Uhr, verlaſſen Sie ſich darauf, der Capitän müßte der ſchändlichſte Lügner ſeyn."" — „„Aber bis dahin kann Ihre Frau, dem Sprichwort zum Poſſen, ſterben, bevor ſie Neapel ſah."" — „„Auf Ehre, in fünf Tagen.

---

*) Stechfliegen.

Wir haben's ſchriftlich.“ “ — Der Simpel war demnach taub, ſtocktaub, bombentaub. Mein ſchwaches, oder vielmehr zartes Organ reichte nicht hin, unter dem allgemeinen Brouhaha mich mit dem Simpel zu verſtändigen .... die Dame war auch weggebracht worden .... ich drehte mich alſo wieder nach dem Vordertheil des Schiffs, und ſchlief zwiſchen einem Hühnerkorbe und einem Kohlenfaße gemächlich ein.“

„Brav;“ ſchaltete Erlau ein: „und die Geſchichte iſt hoffentlich aus?“

„Behüte!“ ſprach Noſter: „ſie geht erſt los, und gerade iſt die Expoſition vorüber.“

„Sehr richtig;“ verſetzte wieder der Baron phlegmatiſch. Anina liſpelte in des Doktors Ohr: „Eines Narren und einer Närrin Geſchichte, erzählt von einem Narren.“ — „Es wird kühl,“ meinte Petrochio, „und Zeit zum ſchlafen, Anina.“ — „Legt Euch nieder, Pietro;“ meinte dagegen die Schöne. Er legte ſich aber nicht, der eiferſüchtige Pietro, und die ungeduldige Equipage rief dem Erzähler zu: „E poi, e poi?“ — Noſter erzählte weiter.

„Der Schauplatz des nächſten Tages war auf dem St. Winfried, einem engliſchen Dampfboote zwiſchen Marſeille und Livorno. Viele Reiſende waren dem Ocean abtrünnig geworden, weil er auch am Morgen nicht abſegelte, ſondern ſeine Maſchine reparirte, und die Wanzenbevölkerung ſeiner Wände zu vertilgen ſtrebte. Der heilige Winfried nahm die Abtrünnigen in ſeinen Schooß. Der erſte Platz zählte nur wenige Gäſte, darunter zwei weibliche: eine Dame und eine Kammerzofe. Die Dame war die unglückliche Bibi. — Da ſah ich ſie im hellen Licht des klaren Septembermorgens, und mein Herz flog ihr alſobald zu. Eine göttliche Geſtalt, umwallt von einem weiten Talar aus grauem leichtem Zeuge, verbrämt mit ſcharlachrothen Arabesken. Die niedlichſten Füßchen eingeſchloſſen in graue Pantoffeln, geſtickt mit rother Seide; die rabenſchwarzen ſpiegelblanken Locken drängten ſich unter dem grauen, roth umſäumten baskiſchen Bèret in üppiger Fülle hervor. Das Geſicht ſo edel und ſo blaß, die Hände ſo wohlgeformt und anzuſchauen wie Elfenbein! Es war, ſeht, meine Freunde, es war mehr als eine ungewöhnliche Erſcheinung: ein Wunder war's, ein Phänomen! Wenn ich gerade vorhin von Elfenbein ſprach, ſo iſt dieſes die ſchaalſte Vergleichung von der Welt. Marmor- Milch- und Schneeweiße reichen nicht an den durchſichtigen Schimmer jener Wangen, jenes Nackens, jener Hände. Und, wie gleichſam die Nachbarſchaft des dunkeln Felſengrundes des Eiſes Pracht erhöht, ſo wie die Nacht des Bergſchlundes den Glanz der Cryſtalle verdoppelt, ſo leuchtete jene Zauberlilie zehnfach auf der ſchwarzen Folie der Schiffsmannſchaft und des rußigen Kohlenboots. Mohren allenthalben: der Koch, der Second, Bitta, der Cameriere; Cyrus, Cambyſes und Abſalon, die Matroſen; Humphry, der Schiffsjunge; Alerte, der Spitzhund, alles ſchwarz. — Das eben gereichte der Dame zu großem Entſetzen.

„„Was wird mir bevorſtehen unter dieſen Trauergeſtalten?““ hörte ich ſie klagen, und wagte mich alſobald unter das Zelt am Steuer, ſie zu tröſten. Kaum wurde ſie meiner anſichtig, ſo ſprang ſie mit einem Schrei zurück. Der Gemahl ſaß gleichmüthig dabei, vermummt hinter Azurbrille und Augenſchirm; beſchäftigt, das Fort St. Jean in ſein Skizzenbuch zu zeichnen. — „„Was hab' ich gethan, das Sie erſchreckt?““ fragte ich die Schöne ſo ſanft als möglich. — „„Ach, die Freude, Sie wiederzuſehen....““ — „„Iſt's möglich, daß der kurze Moment von geſtern ...?““ — „„Von geſtern? Ei nicht doch; beſinnen Sie ſich nur, liebſter Freund. Es ſind wohl ſieben Wochen, daß wir uns bei der Herzogin von Abrantes ſahen ....?““ — „„Nicht doch, ſchöne Signora. . .““ — „Sie haben Recht, . . . bei der Prinzeſſin Belgiojoſo war's; Sie ſind ihr Landsmann; es freut mich, Sie wieder zu ſehen. Danken Sie Gott, daß Sie nicht auf den „„Ocean““ geriethen. Die ſchwarze Höhle ... wo denn nur? ... in Oſtindien, glaube ich — ſie iſt nichts dagegen. — Ich kann die Hitze überhaupt ſchwer ertragen ... Sie verzeihen!““ — Plötzlich ſtieg ſie in die Cajüte hinab; die Zofe hatte ihr gewinkt. — „„Ihre Frau iſt wieder recht aufgeräumt;““ raunte ich dem Zeichner verlegen in's Ohr; denn die Herzogin und Prinzeſſin, von welchen die Dame geſprochen, ſind mir gänzlich unbekannt. „„Ja, ja, wir haben fünfzig Franken eingebüßt, um nur loszukommen;““ antwortete mir der Simpel freundlich. Ich ſchrie ihn dagegen ärgerlich an: „„Sind Sie ſchon lange von Hauſe entfernt? Reiſen Sie ſchon lange?““ — „„Freilich;““ hieß es entgegen: „„anderthalb Stunden von Carcaſſone, eine niedliche Wohnung mit Allem, was das Leben angenehm macht, auch mit einem Taubenſchlage. Die arme Bibi konnte es leider dort nicht mehr aushalten.““ — „„Gott ſtärke die arme Bibi, ja wohl!““ ſeufzte ich ingrimmig in mich hinein, und wünſchte den plumpen Gatten der reizendſten Frau zu allen Teufeln. „„Wie nennt ſich die Dame?““ fragte ich nun den geſchniegelten Capitän, der zur Abfahrt commandirte, und weniger an ſeine Frau zu Livorno als an ſein Liebchen in Marſeille dachte. „„Weiß nicht;““ brummte der Menſch ſehr ungalant. Ein Kaufmann aus Bologna, der ſich am Bord befand, lachte nun, und rief: „„Wozu unnütze Fragen an den engliſchen Grobian? Wir taufen die capriciöſe Schöne Signora Fantasca, und damit baſta!““ — Von dem Augenblick an hieß auch Bibi nicht anders.“

„Sehr intereſſant; äußerſt intereſſant!“ rief nun der Baron mit Schelmerei und Gähnen: „Aber der Herr von Balzac iſt noch immer nicht aufgetreten.“

„Sagte ich denn,“ verſetzte Roſter mitleidig vornehm, „daß er ſelbſt in der Geſchichte figuriren würde? Von ſeinem Geiſte war die Rede, mein Herr.“

„Eine Geſpenſtergeſchichte alſo?“ fragte Erlau unbefangen.

„Sie halten mich zum Beſten;“ antwortete der

Andere: „darum achte ich für gerathen, die Erzählung lieber abzubrechen.“

Das Schiffsvolk murrte. Den Paſſagieren war Roſter's Drohung ſchon erträglicher. Aber ihre Theilnahme wurde auf's neue angefacht, als plötzlich der Doktor begann: „So will ich ein Uebriges thun, um die Zuhörer nicht um ihren Aufwand an Neugierde zu betrügen. Der Vortrag unſers ehrenwerthen Gefährten hat meine Fantaſie ſo erhitzt, daß ich im Stande zu ſeyn glaube, ihn aus eignen Mitteln zu ergänzen.“

„Sie?“ rief Roſter verwundert. — „Ich;“ entgegnete der Doktor, und nahm herzhaft den Faden auf.

4.

„Ah, donne, donne! gente infedele!...“
Ital. Converſationsrefrain.

„Der Winfried ſetzte ſich in Bewegung. Die Erſchütterung und das Schwanken auf unruhiger Fluth brachten die gewohnte Wirkung hervor. Die meiſten Reiſenden wurden ſeekrank: unter ihnen Signora Fantaſca, die nicht in der Cajüte bleiben konnte, ſondern in's Freie gebettet wurde, wo ſie gleich der Prinzeſſin eines Seekönigs auf hübſchen Matratzen und Kiſſen, unter ſeidnen Decken ruhte. — Der Cameriere Vitta, und Chriſtian, der Koch, hatten alle

Hände voll zu thun, namentlich der Letztere, der nicht genug Stärkung herbeiſchaffen konnte, um die abgeſpannten Seelen zu erfriſchen. So ging es bis an den ſpäten Nachmittag, wo endlich ein Ruhepunkt in der verzweiflungsvollen Aufregung der Reiſenden eintrat, und auch der ſchwarze Chriſtian ſeinen weißen Seidenhut aufſetzen, ſein blaugeſtreiftes Hemde anziehen, und auf dem zweiten Platze tafeln durfte; eine Beſchäftigung, wobei er nicht aufhörte Kartoffeln und Rüben zu ſchälen, die das Beefſteak und die Hammelrippen des Nachtmahls verzieren ſollten. — Da geſchah es, daß auch Fantasca ihr Lager verließ, und eine lange geheimnißvolle Unterredung mit dem ſchwarzen Koch hatte, in deren Folge Chriſtian bald mit beſtürztem Geſicht vor den Mann der Signora trat, der den ganzen Tag nicht aufgehört hatte, ſehr ruhig zu zeichnen. „„Herr, ich habe Euch etwas zu entdecken;““ ſprach der Neger, und zog den Mann in einen Winkel. — „„Was beliebt, Du fetter Kochlöffel?““ — „„Ach, welche Frau habt Ihr an unſern Bord gebracht! Mir zittern alle Glieder . . . . ſie ſagte mir ſo eben unverholen, ich möchte Euch in der Hühnerſuppe vergiften.““ — „„Wie?““ — „„Ja, ja, vergiften; das iſt das Wort, und tauſend Pfund verſprach ſie mir, wenn ich es thun würde.““ — „„Vergiften?““ lachte der Mann mit der Azurbrille: „„womit, mein Freund? Hat ſie Euch das Gift zugeſteckt?““ — „„Nicht doch; ſie meinte, Ratzenpulver werde auf dem Schiff nicht fehlen.““ — „„Nun?

und Du beſchließeſt?““ — „„Ach Herr, haltet Ihr mich nicht für einen Chriſten? Ich bin als ein klein Kind auf St. Thomas getauft worden, und weiß gar wohl, was eine Todſünde iſt.““ — Der Mann lachte jetzo nur noch ſtärker, und bat den Koch, die Sache nicht auszuplaudern. Vor dem Gifte ſeiner Bibi wolle er ſich ſchon hüten und bewahren.“

„Vergiften! welch ein Gräuel!“ huſtete der Piemonteſe.

„Ah, Donna Beſtia!“ ſchrie Anina auf.

„So iſt's wahrhaftig geweſen!“ rief Roſteri: „nur begreife ich nicht, wie Sie, mein Herr....“

„Laſſen Sie mich endigen;“ bat der Doktor: „Kaum hatte Chriſtian kopfſchüttelnd ſeinen Rückzug genommen, als ein hübſcher, ſchlanker, blaſſer, aber backenbärtiger Mann zu dem Gatten der Fantasca trat, und ihm mit allen Zeichen des Entſetzens, ſo laut er konnte, in die Ohren ſchrie: „„Unglücklicher, ſchaudern Sie vor dem Geheimniß, das ich Ihnen anvertrauen werde!““

„Der ſchlanke hübſche Mann war ich;“ ſchaltete Roſteri ein.

„Dießmal hatte der Taube verſtanden, und reckte ſein Ohr gefällig hin, und vernahm wieder lächelnd, daß Fantasca den hübſchen Mann aufgefordert hatte, den überläſtigen Gatten, ſobald ſie an's Land kämen, durch einen kühnen Degenſtoß aus der Welt zu ſchaffen. „„Er will mich nach Algier ſchleppen!““ hatte ſie gejammert: „„aber zehnmal eher ſoll er ſterben, als mich an die Sclavenkette ſchlagen! Meinen Julius hat er getödtet; nun dürſtet er nach meinem Blute. Retten Sie mich, und morden Sie das Ungeheuer, ehe es zu ſpät iſt!“ “

„Auf Ehre! dieſelben Worte waren's!“ ſchrie wieder Roſter außer ſich: „Mann, Doktor, Hexenmeiſter, woher haben Sie das Alles? Meine Angſt ... wer kann ſie je beſchreiben? Ich verkroch mich vor der Schrecklichen, die mich zum Mörder dingen wollte ... wenn ſie mir ſich näherte, floh ich an's entgegengeſetzte Schiffsende .... ich ſchlief nicht in der Nacht, weil ich ſtets vom Hinterdeck Mordgeſchrei zu hören wähnte .... und der Gemahl, der Simpel, lachte immer, wann ich ihn warnte!“

„Warum ſollte er nicht?“ fragte der Doktor, „wußte er nicht, wie veränderlich ſeine Bibi war? Pirouettirte ſie nicht am ſelben Abend wie eine Silphide unter dem Zelte? Speiſte ſie nicht mit trefflichem Appetit zu Nacht? Dudelte ſie nicht auf dem Pariſer Harmonikablasbalg die Pariſienne mehrere Stunden lang in einem fort, und munterte alle Paſſagiere auf, das Lied mitzuſingen, bis Alerte, der Spitzhund, jämmerlich heulte, und der Capitän, der Sohn Alt-Englands, den Ohrenzwang bekam?“

„Freilich war es ſo,“ bekräftigte Roſteri: „und am nächſten Tage ſchlief ſie bis zwölf Uhr, und nach der Hand ließ ſie nichts mehr von ihren mörderiſchen Anſchlägen verlauten, ſtellte ſich wieder, als kenne ſie mich gar nicht, und da wir landeten, tanzte ſie gleichſam an der Hand des Brillenträgers in die Stadt hinein! Ein unbegreiflich Räthſel iſt das Weib, und ſeine Verſtellungskunſt ganz ungeheuer! Ich lief ihr in Livorno nach, aber keine Spur von ihr war mehr zu finden; und noch heute bemühe ich mich vergebens, den Schlüſſel zu dieſer geheimnißvollen Begebenheit zu entdecken.“

„Ich bin überglücklich, Ihnen denſelben präſentiren zu können;“ ſagte der Doktor. „Aus den beſten Zirkeln der Hauptſtadt zurückgekehrt, bedroht, wider ihres Herzens Neigung, einen Stabsofficier heirathen zu müſſen, der ſie nach Algier, ſeiner Garniſon, mitnehmen wollte, war Bibi dem elterlichen Hauſe zu Carcaſſone entſprungen, und nach Lyon geflüchtet, wo ihr Jugendfreund und Geliebter, ein Hauptmann des ſechsten Linieninfanterieregiments, ſich befand. Kaum hatten ſeine Arme den holden Flüchtling umſchlungen, als ſchon die Trommel ihn unter die Waffen rief, den Aufruhr des Aprilmonats zu bekämpfen. Aus den Fenſtern einer zu Lyon wohnhaften Verwandten ſah die arme Bibi, wie vor ihren Augen der unglückliche Julius erſchoſſen wurde, und der Jammer brachte ſie plötzlich um den Verſtand. Ein Freund der Couſine Hortenſe übernahm es, die Sinnverwirrte nach Piſa in eines würdigen Arztes Haus zur Pflege zu bringen, weil weder der Aufenthalt zu Carcaſſone, noch der zu Lyon geeignet war, eine baldige Geneſung hoffen zu laſſen. Die Aufgabe, die Kranke zu transportiren, war nicht die leichteſte, zumal, da ſie von der Idee beſeſſen war, ihr Begleiter ſey eben jener Stabsoffizier von Algier, deſſen Werbung ihr ſo entſetzlich geweſen; ſie ſey mit ihm verheirathet, und befinde ſich auf dem Wege nach Nordafrika. Die glühende Phantaſie der Südländerin, hin- und hergepeitſcht auf den Wellen des Wahnſinns, ſpielte mit den ſchauderhafteſten Mitteln, ſich des Tyrannen zu entledigen; aber es war eben nur Spiel des Augenblicks, alſobald verlaſſen, um kindiſchen Launen zu fröhnen; ein ewiger Tauſch zwiſchen Melancholie und Harlekinade. Dieſer wechſelvolle Zuſtand verbürgte gewiſſermaßen ihre Geneſung, und, wie ich mit Vergnügen höre, beſtätigt ſich die Hoffnung von Tag zu Tag mehr. Ein Brief des Profeſſors Mero gibt mir davon Kunde. Fantasca iſt beinahe hergeſtellt, verglichen mit dem Wahnſinn, der ſie beſaß, da ich ſie nach Piſa brachte.“

„Wie? Sie?“ fragte Roſteri mit weit aufgeſperrtem Munde. — „Ich war der Simpel;“ verſetzte der Doktor mit einer artigen Verbeugung: „wenn ich den Tauben damals ſpielte, ſo geſchah es, um zudringlichen Fragern auszuweichen, und meine Lunge zu ſchonen. Die Azurbrille ſchonte dagegen meine geſchwächten Augen. Den Schnurrbart aber hatte ich aus Schonung für Bibi abgeſchnitten, um ſie nicht an den armen Julius zu erinnern, mit deſſen Zügen die meinigen Aehnlichkeit haben ſollen.“

Roſteri zog ſich, Bückling auf Bückling ſchneidend, gleich einem Krebſe, in das Dunkel der Cajüte zurück.

und lachend verſchwanden hinter ihm Anina und Petrochio, Vandri und ſein Gefährte. Doktor und Baron ſtreckten ſich, ebenfalls lachend, in ihren Mänteln auf den Boden bei'm Steuerruder, und ſchlummerten, von milden Sternen beſchienen, und von verrätheriſchen Zanzoren umſchwirrt, vergnüglich ein.

5.

> „Ich mag keine Wunder, hört Ihr? Hexen und Zaubrer ſind mir Gift, ob ſie mir frommen, oder nicht. Ich will, daß alles natürlich zugehe, und lieber verlier' ich hundert Pfund, als daß ich ein einziges durch die ſchwarze Kunſt verdiente.“
>
> Altes Schauſpiel.

Die feſtlichen Glocken läuteten den Sonntag ein. Alle Schiffe im Hafen flaggten, ausgenommen den türkiſchen Corriere di Memſis. — Gaetano Brugnoli, der Capitän der Brigantine, ſteckte den Kopf aus der Lucke ſeiner Cabine, machte, bevor er den Mund öffnete, davor ein großes Kreuz, und rief alsdann: „Die Barke aus! wer zur heiligen Meſſe in die Stadt will, melde ſich!“

„Wir ſegeln alſo noch nicht von dannen?“ klagte der Doktor, und der Baron deutete ſtatt aller Antwort auf die entkleideten Maſten. „So lag ich vor neun Jahren ſechs Tage lang vor dem verwünſchten

Livorno, ſchiffte mich alle Abende ein, alle Morgen wieder aus, und das vermaledeite Schebeckchen wollte immer nicht fort. Geben Sie Acht; die napolitaniſchen Tölpel verpaſſen den günſtigen Wind."

„Der Himmel bewahre uns vor einer Bonaccia*) auf offnem Meere!" betete inbrünſtig Petrochio, der indeſſen aus der Cajüte gekrochen war: „Ich bin einmal elf Tage lang im Angeſichte des Golfs von Neapel geweſen, und das Schiff konnte nicht hinein."

„Wenn doch nur der Blitz in all' dieſe Vorklagen führe!" ſchalt der Capitän, der im äußerſten Negligé auf's Verdeck kam: „das bringt Unglück. Nicht fluchen, nicht ſchwören, nicht verzagen .... das bitte ich mir aus. Ich bin ein alter Seefahrer; ich verſtehe das Handwerk; die Paſſagiere verſtehen's nicht."

Während dieſer Redensarten machte der Seewolf ſeine Toilette in freier Luft, betete bei jedem Kleidungsſtück, das er anlegte, eine beſondere Formel ab, und ſchlug dabei wenigſtens ein Kreuz, oft aber ihrer drei. Dann raſirte er ſich unter denſelben Formalitäten vor dem Hühnerſtall, worauf er ſeinen Spiegel pflanzte, und küßte und ſegnete vor jedem Strich ſein Meſſer.

„Die Katze! die Katze! willſt Du die Katze loslaſſen?" rief der Scrivano, als der Schiffsjunge daher kam, und das arme Thier am Schweif nachſchleppte.

---

*) Windſtille.

Eine tüchtige Ohrfeige begleitete die Anrede. Der Bube taumelte dem Steuermann entgegen, der ihm einen Fauſtſchlag in's Genick gab. Nun ſtolperte der kleine Barbar auf den Capitän zu, der aber im Spiegel die Scene geſehen hatte, ſich raſch umdrehte, und dem Jungen einen ſo kräftigen Fußtritt verſetzte, daß er unter eine Kanone purzelte.

„Sieh da! ein Lebenslauf in aufſteigender Linie;“ ſagte der Baron: „Meſſer Antonio hat ſo eben in einem Augenblick vom Onkel, Vater und Großvater triftige Beweiſe blutsfreundlicher Liebe empfangen.“

Antonio raffte ſich zuſammen, rieb ſich Kopf und Ellbogen, ging ſeinen Verwandten aus dem Wege, und rächte ſich für die erlittene Unbill, indem er eine Handvoll Schmutz in den Kochkeſſel der Mannſchaft warf, und Kohlen in den Kaffee der holden Anina ſtreute. Das Falkenauge der Letztern, die beim Schiffsherd ſtand, bemerkte ſchnell die Miſſethat, und ſie ſchrie mit ächt toskaniſcher Zunge Zeter und Wehe: „Hapitano! Hapitano! oimè! 'l hafé si guasta! Frangi! Domenibo! zum Teufel mit dem Buben, der uns das Frühſtück verdirbt.“ — Im Nu hatten Francesco und Domenico den Bosbaften bei'm Fittig, und ſtürzten ihn kopfunter durch die Lucke in des Raumes Chaos. — Dort verhallte ſein Wimmern und Heulen, und es gab Ruhe. Alſo wurde des Sonntags Morgenfeier auf der Madonna del Porto Salvo begangen. —

Und zur Mittagsſtunde lag das Schiff noch auf dem alten Fleck. Nur waren die Segel aufgezogen, und die königliche Flagge Neapels ausgeſteckt. Es galt jetzt, ſich aus dem Hafen zu ſchnüren. Die Barke voran, den Anker hebend und werfend, und darüber hinweg ſchrotete ſich das Schiff. Ein verzweiflungsvolles Manövre, das ſechs Stunden Zeit erforderte, um die Brigantine nur aus dem Bereich des Hafens zu bringen. Die engliſchen, holländiſchen und franzöſiſchen Seeleute, die von ihren Fahrzeugen dem Schauſpiel zuſahen, lachten herzlich die Unbehülflichkeit der Neapolitaner aus. Aber dieſe ließen ſich nicht aus der Faſſung bringen. Bald ſcherzend, bald fluchend, hetzten ſie ſich an der Ankerwinde ab, und brüllten ihr: „Tira! tira! tira!“ bis ihnen der Athem verſagte. Dann warfen ſie ſich platt auf die Planken, als ob ſie des Todes vor Müdigkeit wären; blitzten aber ſchnell auf, gleich Hollundermännchen, und ſpektakelten weiter. — Das Dutzend von Leuten machte einen Lärm, als wären's Hunderte.

„Ein Volk von Komödianten!“ bemerkte der Doktor. „Darum juſt ergötzlich;“ meinte der Baron: „ich mag dieſes Meer nur auf Neapels oder Griechenlands Schiffen befahren. Man hat ein ewiges Schauſpiel umſonſt in den Kauf. Betrachten Sie dagegen die Leute, die jetzo an Bord klimmen. Welch' ein Unterſchied! Die rothen Zipfelmützen verrathen Genueſer. Schon nähert ſich ihnen der Zimmermann, und begrüßt ſie als Landsleute. Sehen Sie die tückiſchen Augen, die ſtumpfen Geſichter, den brutalen, höhniſchen Zug um den Mund, die Grobheit in allen Bewegungen? Sehen Sie, wie die beiden Burſche ihre Mancheſterjacken ſchonen? wie ſie baarfuß laufen, und die Schuhe lieber in der Hand tragen, als daß ſie im Gehen dieſelben abnutzten? Ach ja, das iſt vollkommen mein liebes Genua, wo ich mich zehnfach mehr ärgerte, als ſelbſt in Belgien.“

„Wer ſind die Leute?“ fragte der Doktor den Steuermann. — „Seifenſiedergeſellen von Genua, gehen nach Palermo.“ — „Geben Sie Acht, Baron. Die beiden werden in unſerer Schiffskomödie die Strauchdiebe und Banditen darſtellen.“ — „Sehr richtig. Wir erwarten's. Aber — will denn unſre kleine Nußſchale die ganze Welt an Bord nehmen? Da iſt ja wieder eine Barke, voll von Menſchen, bereit, uns zu entern?“

Die Madonna hielt gerade dem Hafenthurm gegenüber. Die Bajonette der weißröckigen Schildwachen glühten im Abendſchein. Derſelbe Sonnenſtrahl verklärte auch die korkfarbigen Geſichter, die plötzlich die Brigantine, wie mit Sturm, einnahmen. Ein Dutzend lärmender junger Geſellen ſprangen an Bord, unter ihnen das bleiche hohlwangige Skelett eines Jünglings, mit einem blüthenweißen ſchnackigen Pudel. — Und: „καλ' ἡμέρα σάς, κύριε καπιτάν“ *)!

---

*) Guten Tag, Herr Kapitän!

von rechts und links; griechiſch und italiäniſch durcheinander.

Ein arges Geplapper ſtieg nun in die Lüfte, ſchien gar nicht mehr endigen zu wollen. „Christe eleison!“ betete der Baron: „Da iſt mein Bruder, der Hellene, in zwölffachem Exemplar! der Herr ſtehe uns bei. Exerciermeiſter Bandri! diesmal wollen wir Alliirte ſeyn, und uns wo möglich den leichtfüßigen Schwarm vom Leibe halten.“

Bandri, der Offizier des Paſcha Ibrahim, Negroponte's eingedenk, ſtrich ſich kampfluſtig den Bart, und agirte heftig mit dem Pfauenwedel. Ehe er jedoch zu antworten Zeit bekam, verzog ſich die Gefahr, indem Gaetano rief: „Wir ſtechen in See! Wer nichts auf dem Schiffe zu thun hat, packe ſich von dannen!“

Nun ergab ſich's, daß nur der hohlwangige Grieche mit ſeinem Pudel zu bleiben hatte, und es verabſchiedeten ſich ſeine Begleiter mit tauſend Küſſen und Umarmungen von dem Univerſitätskameraden. — „Grüßt von mir das langweilige Piſa, und die reizende Teda *)! Werft dem Proſektor die Fenſter ein, und tröſtet die weinende Tuda **)!“ rief der Bleiche, die Erinnerung an ſchwelgeriſche Nächte in den entnervten Zügen. — Dagegen ſchrieen die Anderen: „Meinen korfiotiſchen Verwandten alles Schöne!“ —

---

*) Thereſa.

**) Gertrude.

„Bezahle, was ich dem Gregori am Largo di Caſtello ſchuldig bin!“ — „Prügle bei Gelegenheit den Schurken von Samos!“ — „Werde geſund, geſund, dreifach geſund, liebſter Nicolo, an Geiſt, Leib und Beutel geſund!“

Die Studenten polterten wieder in ihre Barke hinunter; auch der Kahn des Lootſen kehrte um, — die Brigantine war im Freien, und ſchaukelte auf weiter Fluth. „Gott ſey Dank!“ ſeufzte der Doktor, und ſah mit Freuden die Gabbien und Trinchetten richten und den Caccia Vento*) aufſetzen, worinnen ſich der Landwind nach Herzensluſt fing.

Nun ging es friſch ein paar Miglien auf kerzengerader ſchäumender Furche in's Meer hinein. Rings plätſcherten aufgeregte Wellchen; in mäßiger Entfernung ſtanden mehrere Segel unbeweglich, und dort war die See glatt und eben, wie ein Spiegel. Mit Beſorgniß deutete der Steuermann dorthin, und der Capitän raufte verdrießlich ſeinen weißen Backenbart. Noch ein paar Windſtöße, und die Brigantine ſchoß in die glatte Waſſerebene. Da rauſchte nicht mehr die Fluth, da ſchnitt der Kiel nicht mehr ſchäumende Furchen, und die Segel hingen ſchlaff; kein Luftzug war mehr zu ſpüren. — „Bonaccia!“ rief der Capitän, und die Mannſchaft wiederholte phlegmatiſch: „Bonaccia!“ legte die Hände in den Schooß, und harrte des Nachtmahls, in Zwieback und dürren Bohnen beſtehend.

---

*) Windſegel.

„Das war der Mühe werth;“ ſchalt der Doktor. „Was nun beginnen?“ — „Geduld haben,“ entgegnete Erlau: „und ſich die Zeit vertreiben, ſo gut es angeht.“ — „Machen wir's, wie in der Wüſte;“ begann Ibrahim's Trüllmeiſter: „Feyern wir geſtirnte Nächte, gleich den Arabern, mit Erzählungen die Stunden verkürzend.“ — „Bravo!“ rief Roſter: „ich machte geſtern ſchon den Anfang, heute mag's weiter gehen.“ — „Uns recht;“ verſetzten Doktor und Baron. „Das iſt herrlich; „lachte Anina: „ich weiß eine Geſchichte, Pietro weiß ſicher ihrer mehrere, und Herr Nicolo ....?“ — Sie hatte ſchon mit dem Studenten aus Piſa Bekanntſchaft gemacht. — „Ei, ich werde mich nicht ausſchließen; „ſagte der vom Leben erſchöpfte Jüngling von Lesbos, indem er ſtärkende Tropfen auf Zucker nahm. — „Der alte Gaetano iſt auch dabei;“ ſchloß der Kapitän, und ſetzte ſich auf gut türkiſch in den Kreis ſeiner Paſſagiere. — „Schön, ſchön!“ riefen alle, „und weil Gaetano der Aelteſte auf dem Schiffe iſt, ſoll er die Ehre haben, vorzutanzen. Eine Geſchichte, eine recht abentheuerliche Geſchichte!“ — Der Capitän beſann ſich ein Weilchen, ließ ſich vom Enkel Antonio eine Pfeife ſtopfen, und hob an: „Wie die Bonaccia manchmal ungelegen kommt, bemerken wir in dieſem Augenblicke. Aber, wie auch der günſtigſte Wind ein Unglück iſt, wenn es dabei nicht mit rechten Dingen zugeht, — das will ich erzählen.“

Die Wetterhexe.

Fünf Jahre ſind's, auf ein Haar, nicht weniger, nicht mehr, — meine Cecca war juſt in's Kloſter gegangen, und die Oelbäume trugen dreifältigen Segen, — als ich auf der Rhede von Livorno lag, und irgend eine Rückfracht abwartete. Die Geſchäfte gingen flau, und ich hatte daher lange zu warten, und endlich kam doch nichts Rechtes. Seitdem die Engländer das ganze Meer gepachtet haben, gibt's für uns arme Küſtenfahrer wenig zu thun. Ich ſetzte in meiner Noth und Langeweile all mein Vertrauen auf den heiligen Xaver, der ein Patron der Reiſenden iſt, und bemühte mich, Paſſagiere zu fangen. Was gab's jedoch? Bei'm weißen Leib der Nonne *)! Ein paar hungrige und durſtige Deutſche mit langen Haaren und kurzen Röcken, ein halb Dutzend betrunkener Schweizer vom Real Porco **), die vom Urlaub zurückkehrten, und einen Sohn des heiligen Dominikus, den ich um Gotteswillen mitnahm. — Endlich mußte ich doch von dannen, weil die Spitzbuben, meine Jungen, der Scrivano hier, der Steuermann dort, Sehnſucht nach ihren Weibern hatten, und die ſpaniſchen Thaler in der Kiſte zuſammenſchmolzen. Im

---

*) „Corpo bianco di monaca!“ Lieblingsfluch der Neapolitaner.

**) Spitzname des dritten Schweizerregiments in neapolitaniſchen Dienſten.

Augenblick, da wir die Anker lichteten, und ich beſorgt nach dem Winde ſah, der conträr werden zu wollen ſchien; — juſt, da ich zu meinem Geſindel ſagte: „Es wird gut ſeyn, wenn wir diesmal in ſechs Tagen, ſtatt in dreien, die Heimath erreichen!“ gerade dann meldet ſich noch ein Weib, um mitzufahren. Nun, — die ſchöne Donna hier mag's verzeihen, — aber ein Weib auf einem Schiffe bringt niemals dem Seemann ſonderliches Glück; darum weigerte ich mich, die Fremde mitzunehmen, obſchon ſie im Grunde keine Fremde war, wohl aber ein Unterthan Sr. Majeſtät, wie ich, und obendrein von der Inſel Iſchia, wie ihre Tracht verrieth. Doch bat ſie ſo herzbrechend, und zeigte mir ſo bereitwillig die paar Duro's, die ſie an die Reiſe wenden wollte, und der rothe Hund von Scrivano nahm auch das Wort für ſie, — kurz, ich ſagte nach langem Sträuben nur ſehr ungern Ja. — Sie kam an Bord mit einem winzigen Bündel, und die Fahrt begann. Heiliger Leib des Herrn! hätte ich nur vorerſt die ganze Creatur beſſer in's Auge gefaßt! aber die Schlingel von Matroſen waren ſo ungeſchickt, — ich habe immer das dümmſte Schiffsvolk — daß ich mit Augen und Händen, mit Zähnen und Füßen überall ſeyn mußte, und das Weib eigentlich erſt zu Geſichte bekam, als es ſchon zu ſpät war, ſie in der Barke wieder an's Land zu ſchicken. Puh! ſie ſah aus, wie eine Hexe, obſchon nicht wie eine alte. Denkt Euch ein blaſſes langes Geſicht, als wie eine Carnevalsmaske, darinnen pechſchwarze breitgeränderte Augen, und eine Geſtalt, woraus man nicht klug werden konnte, war ſie fett oder mager, grob oder ſchlank. Das machte nämlich der ſchwarze, lange, faltige Rock, und der weite rothe Schleier mit ſchwefelgelben Kanten, der ihr bis zu den Füßen niederhing. An der Leibſchnur trug ſie freilich einen Roſenkranz; den mag jedoch der heilige Demonio geweiht haben, wie die Folge zeigen wird. Kurz: ſie ſtand da, kerzengerade wie ein Pfeil, und redete und deutete nicht; ſtarrte immer hinaus in das Meer. — Wir kochten und aßen; ſie genoß nichts. Der Pater redete ſie an; ſie antwortete nicht. Die Schweizer wollten dumme Späße mit ihr machen; ſie wies ihnen fletſchend die Zähne. Das Letztere gefiel mir, und ich fing an mit ihr zu ſprechen. „Woher die Reiſe?“ — „Von Genua.“ — Habt Ihr Verwandte dort?“ — „Einen Bruder, der in der Fabrik, wo er arbeitete, in die Maſchine fiel, und an beiden Händen verſtümmelt wurde. Er liegt im Spitale.“ — „Ei, das iſt ein Unglück, meine Tochter. Habt Ihr noch Eure Eltern?“ — „Ja wohl. Der Vater iſt auf der Galeere zu Civita-Vechia; die Mutter in der Imbrecciata“ *). — Ich fuhr ordentlich zuſammen vor der gleichgültigen Offenherzigkeit des Weibes, das keinen Zug veränderte. „Saubere Familie!“ dachte ich bei mir, und ich glaube, ich habe das ſogar geſagt.

---

*) Ein Quartier an den Thoren Neapels, einzig von liederlichen Weibern bewohnt.

Aber die Schwarze machte ſich nichts daraus. — Indeſſen rief der Pilot: „Wir bekommen ſtilles Meer!“ und ich antwortete: „Das hab' ich voraus gewußt.“ — Aber das Weib murmelte achſelzuckend: „Warum nicht gar?“ ging an's Steuerruder, und ſetzte ſich auf jenen Fleck, der noch immer ſo ſchwarz und unreinlich ausſieht — er iſt gar nicht mehr rein zu bringen — und von dem Fleck iſt ſie, ſo zu ſagen, nicht mehr aufgeſtanden, ſo lang die Reiſe dauerte. Meiſtens hatte ſie den Zeigefinger an die Naſe gelegt, und glotzte vor ſich hin; öfters reckte ſie aber auch den Finger in die Luft, und ſie ſcheint alsdann ihren Zauberſegen geſprochen zu haben; denn auf einmal friſchte der Wind, und wir konnten alle Segel aufſtecken. O Chriſte, Du ächter Edelmann *)! Wie ſurrte das gute Holz **) über den Meerſpiegel! Uns verging Hören und Sehen, alle Sinne purzelten uns durch einander; wir hatten nie etwas Aehnliches erlebt. Bei'm erſten Morgenlicht — was ſahen wir? die weißen Häuſer von Civitavecchia. Die Hexe von Iſchia ſtand aufrecht, und ſtarrte wie eine Schlange dahin, als könnte ſie ihren wackern Vater erblicken, welcher dort in Ketten und Karren ging. „Wenn's gut geht,“ flüſterte mir der Steuermann zu, „ſo ſind wir bei Sonnenuntergang in Neapel. Die Schwarze hat mir's vorausgeſagt." — Darüber freute ſich der dumme Kerl. Ich ſchauderte aber; denn ſo lang die Welt ſteht, iſt noch kein chriſtliches Schiff binnen ſechs und dreißig Stunden von Livorno nach Neapel gefahren. Ich lief ſchnell zu der Schwarzen, und fragte: „Wollt Ihr nicht etwa dort in Civita Euern Vater beſuchen? So weit es iſt, ich laſſe Euch in der Barke dahin führen, und gebe Euch die Hälfte Eures Fahrſchillings zurück?" — Sie ſchüttelte höhniſch den Kopf, und ſagte: „Dort habe ich nichts zu thun. Zu Neapel erwartet mich mein Bräutigam, und ich muß ſchnell, ſchnell, auf's Schnellſte bei ihm ſeyn!" — Wie ſie alſo redete, ſtreckte ſie wieder ihre magern Finger aus, und mit einemmale ging der Wind ſo gewaltig auf Neapel zu, daß wir ſchief in's Meer ſchnitten, wie eine Möve, und Allen angſt und bange wurde. Nur die einfältigen Deutſchen und Schweizer lachten dazu, und meinten, es ſey eine prächtige Fahrt. Nun, ſie werden auch einſt alle zuſammen eben ſo geſchwinde in des Teufels Haus fahren! — Der Dominikaner nahm mich bei Seite, und ſprach: „Die Fremde iſt offenbar eine Hexe. Wollt Ihr ſie gewähren laſſen?" — „Nein, bei'm Bacchus! das will ich nicht." — „Der Teufel fährt mit uns, Capitän. Wir wollen beten und ſingen laſſen, damit der allzu günſtige Wind aufhöre." — „Recht, mein Vater. Das ſoll geſchehen, und wir werden ſehen, ob die Hexe mit ſingt und betet." — „Gut; und wenn ſie es nicht thut?" — „Dann in's Meer mit ihr.

---

*) „Per Cristo'l verissimo gent'uomo!“

**) „Legno;“ gangbarer Ausdruck für alle kleineren Fahrzeuge und Fuhrwerke.

Ich habe in meiner Jugend manchen ähnlichen ketzeriſchen Teufelsbraten in die See geſtoßen, wenn er uns böſes Wetter machte.“ — „In Eurer Jugend wohl, Capitän. Aber heut zu Tage? Die Freimaurerei nimmt mit den Engelländern und Ruſſen im Königreich überhand. Wenn man's uns als eine Sünde auslegte?“ — Der geſcheite Dominikaner hatte Recht. Die andern Paſſagiere konnten uns verrathen. Ich warf die Hexe daher nicht in's Salzwaſſer, obgleich ſie bei'm Gebet kaum die Lippen rührte, und nur mit vieler Bosheit einigemal die Augen verdrehte. War jedoch vorher der Wind toll geweſen, ſo wurde er zehnmal toller während des Gebets, und jagte uns wie lumpige Hunde fort und fort, daß kein Menſch auf dem Deck bleiben konnte, die Hexe ausgenommen, die wie angenagelt ſaß. Der Angſtſchweiß ſtieg mir in dicken Tropfen auf die Stirne, da ich von ferne Gaeta aufdämmern ſah, und dann Procida, und dann Iſchia, und Capri .... Ach, mir klopft noch heute das Herz, denke ich daran. Kurz: bei'm Abendſchein — da lag Neapel, und wir pfiffen an Niſita vorüber, ſtracks in den Hafen, gleich wie auf einem Faden. In ſechs und dreißig Stunden von Livorno nach Neapel! Unerhört! Ich hätte geſchworen, das Schiff müſſe zu Grunde geh'n, im Hafen noch, und die Hexe würde mutterſeelenallein auf Fledermausflügeln an's Land flattern. Wunderbarerweiſe geſchah von dem Allen nichts, und der Pfaffe, der das Schiff geräuchert und geſegnet hatte, mochte freilich auch viel Antheil an dem glücklichen Ausgang gehabt haben. „Danke ſchön für die Hetzjagd!“ ſagte ich zu der Schwarzen, da ſie ausſtieg: „Ihr dürft mir jedoch ein andermal eine Million bieten, und ich nehme Euch doch nicht mehr auf mein Brigantinchen.“ — „He, warum nicht?“ hatte ſie noch die Unverſchämtheit zu fragen, und ging lachend von dannen. Ich ſchlug ſechs Kreuze hinter ihr her, und dem heiligen Dominikus ſey Dank, uns Allen paſſirte nichts. Dafür hat ſie einem Andern ihr Häuſchen Unglück zugeſchleppt.“

6.

> Circumit tanquam leo rugiens, quaerens quem devoret.
>
> Bibl. sacra.

„So?“ fragte Erlau lächelnd: „habt Ihr noch fernere Nachrichten von der Schönen von Iſchia, die Euch das heilloſe Elend bereitete, in anderthalb Tagen von hier nach der Heimath zu fahren?“

„Gewiß, mein Herr Offizier. — Es waren kaum drei Monate ſeit jener Begebenheit verſtrichen, und außer einer kleinen Reiſe nach Palermo hatte ich nichts zu thun gehabt, hatte faul auf meiner Haut gelegen, und mir die Zeit mit Fiſchfang und Spazierengehen vertrieben. Da kam die große Muſterung heran. Von allen Enden ſammelten ſich die Truppen in der Hauptſtadt. Se. Majeſtät befanden ſich auf

Capo di Monte, und auf dem Campo exercirten die Soldaten Tag für Tag. Es waren die Bataillone von Nocera und Salerno und die Sicilianer nicht ausgeblieben; fremde ausgelaſſene Leute, die nach den Strapazen der Muſterung ſich gütlich thaten, wie ſie nur konnten. Ich ſchaute oft, wie tauſend andere Bürger, den Uebungen zu, und ſpazierte nach dem Takt der Trommeln mit den Helden Abends nach der Stadt zurück. Da begab ſich's, daß einmal die fremden Regimenter einander das Wort gegeben hatten, ſich an dem Thore von Capua *) zu erluſtiren. Sie ſtrömten, nach Ablegung der Gewehre, ſchaarenweiſe dahin. Ich hatte dieſen Ort des Gräuels noch nie geſehen, und folgte neugierig den tollen Gäſten. Die Zugänge zu den wenigen Straßen der Teufelskolonie waren ſtreng bewacht von Linienmilitär und zahlreicher Gensd'armerie. Starke Patrouillen mit geladenen Gewehren durchſtreiften unaufhörlich die Gaſſen; aber ſie hatten Mühe durch die Menge der Soldaten zu dringen, die da umherſchwärmten, wie in einer mit Sturm eroberten Stadt. Vor jedem Hauſe ſtanden ſie dann Maſſenweiſe, die Graujacken der ſicilianiſchen Jäger, die rothen Kittel der Garden, die ſchweizeriſchen Weißröcke. Sie ſchlugen und rauften ſich mörderiſch um den Eintritt in das verdächtige Paradies. Bei'm Leib der keuſchen Diana! ich habe,

---

*) Porta Capuana; daſſelbe Quartier, das oben mit dem Namen l'Imbrecciata bezeichnet wurde.

ſo alt und weitgereiſt ich bin, noch niemals etwas Aehnliches geſehen, und ſtelle mir die Hölle der Wüſtlinge gerade ſo vor. Die Geſichter der Weiber, die aus den Häuſern grinſten, und davor die betrunkenen raſenden Beſtien in Uniform, waren eben ſo viel Teufelsfratzen. Der Himmel ſchaute blutroth und flammend in die hölliſche Wirthſchaft herein. Die Kerle und die Weiber heulten zuſammen, wie ſataniſche Hunde. Auf einer Seite gab es Schläge, wie mit Hämmern; auf einer andern wurde gejohlt und geſungen; an jener Ecke zerriſſen ſich die Vetteln ihre Kleider; an dieſer tanzten ſie nach Pfeife und Zither. Flaſchen und Krüge flogen durch die Fenſter, und die Fenſter hinten nach; man war ſeines Lebens in dem Gedräng nicht ſicher. Die Diebe mauſten, was ſie konnten, den armen Soldaten, und wenn alsdann dieſe ihre Zeche bezahlen ſollten, und den Beutel nicht mehr fanden, warfen die Wirthinnen ſie zum Hauſe hinaus. Einer mußte aber die Sache umgekehrt beſſer finden, denn juſt, wie ich an einer der Kneipen mich vorbeidrücke, wo das Gedränge am ſtärkſten war, fliegt ein altes Weib vom Balken herab, und bricht ohne Gnade den Hals. Die Menge unten lacht und kreiſcht durcheinander, und weicht ein wenig von der verrammelten Thüre, um den Helden dieſes Todſchlags zu beſchauen. Der war ein Gardiſt, die Augen unterlaufen mit Blut, von Blut die Hände voll; denn er wehrte ſich gegen das Meſſer eines Weibes, das ihm den Nacken bedrohte. Die wüthende Kreatur war keine andre, als die Hexe von Iſchia. Sie krallte ſich an den Soldaten, und zeterte unaufhörlich: „Frangi, Frangi, komm' herauf! kannſt Du's leiden, daß meine Mutter ſtirbt? Rache, Frangi, Rache!“ — Flugs taucht ein Kerl aus dem Pöbel unten auf, ein ſtämmiger., verwegener Burſche, ruft brüllend ſein „A me!“ und hinein in die Kajüte. Der Schwarm ihm nach; ich hatte aber kaum die Augen wieder emporgerichtet, als ſchon der Rothrock mit einer breiten Wunde am Halſe ebenfalls den Weg vom Balkon auf das Pflaſter ſuchte. -- Sie ſahen garſtig nebeneinander aus: die Alte und der Soldat; beide mauſetodt. — Ich wollte mich davon machen; aber vergebens. Die Straße ganz und gar ſchließend kamen von beiden Enden Detaſchements des türkiſchen Regiments *) mit aufgepflanztem Bajonnet, und voran der Großtürk zu Pferde. — Da gab's Ruhe, und wir waren gefangen, wie in einer Klappe. — Ich lag ein paar Wochen im Kerker vor Anker, denn unſre Juſtiz iſt äußerſt gerecht und genau; endlich ließen ſie mich los, und ich ſchämte mich vor meinen Buben, daß ich ſiebenzigjähriges Kalb noch in die Imbrecciata und in ein ſo vermaledeites Abentheuer gerathen war.“

Die Söhne lachten hell auf, und Antonio, der Enkel, der ſchon wieder die arme Katze beim Fell hatte,

---

*) **Regimento turco**; Spitzname eines Schweizerregiments, aus Proteſtanten beſtehend, das in Salerno in Garniſon lag, und deſſen Oberſt der Gran-Turco genannt wurde.

ſpuckte ihr in's Geſicht: „Pfui, Du garſtige Hexe von Iſchia!“ und reichte ſie, wie eine Schüſſel, der übrigen Mannſchaft, die mit demſelben Ausruf, dieſelbe unanſtändige Handlung an dem gequälten Thier verrichtete. Hierauf hetzte der Lesbier ſeinen Pudel Leone gegen die Katze, und die Freude des Schiffsvolks war auf ihrem Gipfel. Der Kapitän klatſchte jedoch in die Hände, und fuhr fort:

„Was geſchah weiter? Ein Jahr war vergangen, und wir waren um die jetzige Zeit, zum Schluß der Feſte des heil. Gennaro. Ich lehnte eines Nachmittags an der Bude des Aquajolo an der Ecke der Straße Corſea, wo ſie in die Toledoſtraße mündet; ich wohne in Corſea. Wir plauderten vom Wetter, und von dem abgelaufenen Feſte. Da kömmt ein Zug von Buben daher, alle vermummt wie eine Brüderſchaft von Büßenden, bis auf einen, der im Hemde ging, und von einem andern am Strick geführt wurde. Neben ihm ſchritt das Söhnchen des Aquajolo, in der Kutte des heil. Franziskus, dem der ſechsjährige Knabe ſchon in den Windeln verlobt worden war. Der kleine Mönch war ſehr gravitätiſch mit ſeinem hölzernen Kruzifixe, und mit der Blechbüchſe, die er jedem Vorübergehenden hinreckte. „Was macht Ihr?“ fragte ich den Buben. — „Wir führen einen zum Galgen.“ — Vorbei waren ſie. Der Aquajolo rieb ſich voll Salbung die Hände, und ſprach: „Das hat was zu bedeuten. So oft die Kinder Hinrichtens ſpielen, ſo wird bald darauf richtig einer gehängt.“ —

Eben lief mein Nachbar, der Barbier, vorüber, und ſchrie uns an: „Was Neues! Morgen, Punkt ſieben des Morgens, gibts was vor dem Thor von Capua. Sie hängen einen Mörder.“ — „Wir wollen dabei ſeyn;“ gelobten ſich der Aquajolo und ich. — So waren wir auch. Gerade der Imbrecciata gegenüber ſtand der Galgen, und wer wurde in aller Geſchwindigkeit gehenkt? Der Burſche, der vor einem Jahr den Gardiſten erſtochen hatte. Und wer ſah hoch oben von einem Steinhaufen, der am Wege lag, dem Spektakel zu? Die Wetterhexe von Iſchia, im ſchwarzen Rock und rothen Schleier, auf den Ferſen hockend, den Zeigefinger an der Naſe, und den Schlangenblick kalt und ſtarr auf den armen Frangi geheftet, wie ſie ihn vorlängſt auf Civita-Vecchia gerichtet hatte. Sie war anzuſchauen wie der zauberhafte Todtenvogel mit den rothen Flügeln, und trotz der argen Hitze wurde mir auf dem Rücken kalt. Als es mit dem Patienten aus war, und die Zuſchauer davon gingen, ſaß ſie, die Hexe, noch immer auf ihrem Poſten, und die Leute deuteten mit Fingern darauf, flüſternd; „Dort hängt der Bräutigam; da ſitzt die Braut.“ Ich ging ganz entſetzt zur Kirche, und betete viel für die Ruhe der Todten, welche die Hexe auf dem Gewiſſen hatte. Was dann aus ihr geworden, weiß ich nicht; aber ich glaube nicht, was ſpäter erzählt wurde; daß nämlich das Meer ſie bei Puzzuoli an's Land geſpült habe. Höchſtens iſt's ein Blendwerk geweſen, denn ſolche Geſpenſter leben viele hundert Jahre, um guten Chriſten zu ſchaden. Heilige Mutter, Patronin des Schiſſs auf dem Meere, bitt' für uns!“

Die Equipage hatte ihre Bohnen verzehrt, und plärrte den Refrain des Capitäns nach. Dann machte ſie ſich auf das Vordertheil. Die Paſſagiere ſuchten die Cajüte. Doktor und Baron ſtreckten ſich in der Barke aus, und ſahen müßig in das ruhig hängende Segelwerk hinauf. Auf einer Raa hockte der Zimmermann, und improviſirte mit melancholiſcher ſchluchzender Stimme ein albernes Lied. Auf dem Waſſerfaſſe ſaß einer der Seifenſiedergeſellen und las ſeinem Gefährten aus einem Evangelienbuche vor. Von einer der Kanonen deklamirte ſeinen Zuhörern der Scrivano ein paar kauderwälſche Stanzen des „befreiten Jeruſalems.“ Der Steuermann im braunen Tabarro lehnte am Steuer, und wartete auf Wind und Welle, der Capitän ſchnarchte neben der Laterne. Und dieſe ganze ſeltſame Haushaltung lag, vom Meer umkreist, wie in einer Schale von Lapis Lazuli, ſilbern und goldig geſprenkelt von der ſcheidenden Sonne und dem aufſteigenden Monde, beide gleich groß am Horizonte ſichtbar, gleich den Heerſchilden gewaltiger Kämpfer. Aber der Doktor, zufällig den Blick von den Gabbien verwendend, ſah mit Erſtaunen in ſchöne nahe Sterne; in Aninas Augen, die über den Rand der Barchetta in ſein Antlitz ſtrahlten. „Felicissima notte, carissimo Dottore;“ liſpelte die Verſucherin, und verſchwand blitzſchnell vor dem „Wer da!“ des auffahrenden Erlau. Der Doktor ſchwieg ſeinerſeits mäuschenſtille, und ſtellte ſich, als ſchliefe er feſt.

7.

„Dans la douce Italie,
Qu'éclaire un si beau ciel,
Tout est joie et folie,
Tout est nectar et miel.“
Victor Hugo.

Kanonenſchuß, Trommeln, Glocken ...... „Wo ſind wir?“ fragte Erlau, die Augen aufſchlagend. „O verdammtes Livorno!“ fuhr er fort: „da ſtehſt Du ja noch, ſo nüchtern und blank, wie geſtern, und weichſt nicht von dannen!“ — „Die Reiſe des edeln Hüon in Webers Oper iſt weit intereſſanter;“ meinte Spina, indem er die aufſteigende Sonne angähnte. — Indeſſen entſtand ein gewaltiger Lärm auf dem Schiffe. „Wind! Wind! günſtiger Wind!“ ſchrieen die Matroſen, wie Unſinnige, ſchnarchten und ſchnalzten und grunzten in ihrem Uebermuth, und tanzten an den Strickleitern in die Höhe! „Focchi!“ Gabbie! Papaſigo!“ brüllte der Capitän, und dieſes allerhöchſte Windſegel blähte ſich ſchnell zur Freude der Mannſchaft. Friſch ging's drauf und dran, und Gorgona, die Inſel, ſchien den blauen Rücken zu bewegen und von dannen zu ſchwimmen, ſo ſchnell ſegelte die Brigantine. Petrochio und Anina erſchienen auf dem Verdeck, den Caffee zu genießen; Bandri ſteckte die Naſe aus der Lucke, zog ſie aber ſchnell zurück, da er den ſtraffen Wind verſpürte. Der Jüngling von Lesbos wagte ſich nicht aus ſeiner Koje. Roſteri, in Mantel und Pelzkappe gehüllt, trotzte einen Augenblick der ſtrengen Luft, konnte jedoch ſein Frühſtück nicht völlig verzehren und verſchwand plötzlich. Während Anina ſchäkernd eine Taſſe nach der andern den ungeſchlachten Deutſchen anbot, die ſtets die Gaſtfreundſchaft verſchmähten, fabelte der Excapellmeiſter viel von Marengo und der Schlacht, bis ihm nach und nach unheimlich wurde, und er ſchwankenden Schrittes, mit eingefallenen Wangen und zugeſpitzter Naſe die Treppe zur Cajüte ſuchte. Am längſten kämpfte die Signora gegen die ſtarke Schaukelbewegung des Fahrzeugs; endlich mußte auch ſie dem Beiſpiel der Uebrigen folgen, und unter dem Verdeck wurde Alles ſtill, wie im Grabe; nur dann und wann ſtöhnte ein „Ach“ und „Oh“ in die blaue Luft empor aus dem Grunde.

„Eine jämmerliche Hinfälligkeit der menſchlichen Natur!“ ſpottete der Doktor, indem er ſich die bleiche Gallerie von Spitalgeſichtern dort unten lebhaft vorſtellte: „ſo iſt der Held, der in hundert Schlachten nicht zitterte, vor dem Elend der Seekrankheit nicht ſicher. Der männlichſte Charakter, die größte Tapferkeit, der zuverſichtlichſte Fanatismus, ſie erliegen der Mißſtimmung des Sonnengeſchlechtes.“

„Pah, pah,“ entgegnete der Baron: „die moraliſche Kraft macht Alles aus. Ich behaupte, daß dieſes Uebelbefinden nur eine Illuſion iſt, der man ſich nie hingeben ſollte. Gewehr in Arm!“ Er griff in den Proviſionskorb; und langte eine volle Flaſche und eine Hammelkeule hervor. Der Doktor theilte mit ihm willig die Collation, und ſprach: „Allerdings iſt etwas Wahres an der Sache, und ein gewiſſer Zwang, den man ſich bei phyſiſchen und moraliſchen Leiden anthut, hilft oft beſſer als Diät und Medicin. Als ich zum erſtenmal das Meer befuhr, nahm ich mir ernſtlich vor, nicht krank zu werden, und ſo oft die Natur meinem Vorſatz zu widerſtreben verſuchte, packte ich mich, figürlich zu reden, grob und böſe bei der Bruſt, und flüſterte mir ſelber zu: Schäme dich, daß du vor aller Augen zu Schanden werden willſt! Damit lief es gut ab, und nach ein paar Stunden hatte ich dreifaches Erz um den Thorax, trotz einem alten Seewolf.“

„Quod erat demonstrandum!“ verſetzte Erlau: „Stoßen Sie an, mein Beſter, auf das Wohl deſſen, was wir lieben! — Ach, wie froh bin ich, daß ich meine Braut ſitzen ließ! — die holde Tochter eines Caffeeſieders von Lüttich, die gar zu gerne eine Baronin geworden wäre. Ihre Mutter war freilich eine Furie, und ihre Brüder ..... nun, ſie ſtanden unter den belgiſchen Milizen; das heißt alles geſagt. Hätte ich jedoch das Mädchen genommen, — ich ſchwämme nicht hier, frei wie ein Bienchen auf einem Lorbeerblatt, und gefahrloſer als das Bienchen; ſondern ich ſchürte den Torf meines Kamins, ärgerte mich über die Zeitungen, und hätte mit dem Kanonikus, der mein Hausfreund geworden wäre, alle Hände voll zu thun; ihn zur Thüre hinaus zu werfen, nämlich. — So iſt's beſſer. Geld in der Taſche, Griechenland im Geſichte .... und das ſchöne Ziel, das ich meinem Ehrgeiz ſteckte: mein Leben als Commandant irgend einer kleinen Feſtungsſpelunke in den Bergen von Morea zu beſchließen. Ein Kiosk auf einer Felſenplatte, weit ſchauend in's Meer, ... den Tſchibuck im Munde, den Caffee vor mir, zur Seite den Buben, der mir die Kohlen für die Pfeife bringt, über denen Theodora, die Magd, mein Bockfleiſch röſtet ...! o Herr, Sie ſind ein armer Mann, der keinen Sinn für ſolche Freuden hat, und nach einem kurzen Traum ſüdlicher Herrlichkeit wieder in den Strudel der Civiliſation verſinken will, die ich verabſcheue, und vermaledeie! A propos, ich will einmal hinunter, und nach meinem Torniſter ſehen. Das wälſche Lumpengeſindel könnte mein Geld gewittert und geſtohlen haben.“

„Mißtrauiſcher Timon! Wie kommt's, daß Sie, den Italiänern ſo hold, ihnen doch nicht im Geringſten Glauben und Vertrauen ſchenken?“

„Den Italiänern hold? Ei, wer ſagt, daß ich ſie liebe? Ich ſchätze ſie, ſehr richtig, aber ich liebe ſie nicht. Und ſchätzbar ſind ſie auf Ehre, das werden Sie in der Folge mir eingeſtehen. Nehmen Sie, daß man in Italien Alles haben kann, für Geld, und ſogar für verhältnißmäßig wenig Geld, wenn man nur ein bischen mit Leben und Art bekannt iſt. Zumuthungen, wie man ſie einem Italiäner machen darf, dürfen in der ganzen Welt nirgends gemacht werden. Ein Hauswirth in Deutſchland oder England oder Spanien, — ein Türke, ein Grieche ſogar — würde mich zum Fenſter hinaus werfen, wenn ich für ein paar lumpige Paoli oder Carlins ſeine Perſon mit Beſchlag belegen wollte, wie ich es in Florenz und Rom und Neapel und allenthalben auf wälſchem Boden thue. Brauche ich einen Führer? der Hoſpes muß mit; bedarf ich eines Einkaufs? er muß ihn machen. Artikel jeder Art und Gattung ſchafft er herbei, putzt mir die Stiefel mit höchſt eigener Hand, bürſtet meinen Rock, ſervirt bei Tiſche, geht mir bei der Frau aus dem Wege, und das Alles geſchieht von Herzen gern, wenn ich dem Miethgeld einen dürftigen Zuſchuß beifüge. Milch und Honig fließt hier für wenigen Sold; die Regierungen verkaufen uns ihre Conceſſionen, die Kirche verhandelt uns ihre Indulgenzen, das Weib ihre Liebe .... Polizei exiſtirt für mich nur auf der Heerſtraße, wo ich mit Vorzeigung des Paſſes beläſtigt werde ... ich thue was ich will, verſchwärme die Nächte in Theatern und Caffeehäuſern, verträume den Tag in luſtigen Zimmern, oder auf belebten Gaſſen, den Abend im Genuß des lauen Seewindes unter leicht flatternden Zelten. Will ich Muſik? an jeder Ecke ſteht ſie mir zu Gebote. Will ich mich einer Illumination erfreuen? Jeden Abend entzünden ſich tauſend Lichter und Lampen auf den Straßen. Begehre ich Volksleben? da iſts, wo ich nur hinſchaue. Schuſter, Schneider und Handſchuhmacher ſchlagen ihre Werkſtätte in freier Luft auf. Rebengehänge, Orangendüfte, Myrthengrün, alle Verheißungen ſüßen Genuſſes, hängen, ſchweben, ſtehen vor mir. Wäre die Civiliſation nicht — kein Satan brächte mich aus dem Wunderland. Aber da ich auch die leiſeſten Spuren derſelben haſſen gelernt habe, will ich nach Hellas, zum griechiſchen Bruder, in die Berge, wo nur Ziegen gehen, und in die Thäler, wo die Stummel der verbrannten Oelbäume mir begreiflich machen, daß die Barbarei dort glorreich über die Cultur triumphirte.“

„Ei, das iſt ja ganz abſcheulich,“ rief der Doktor, wiewohl nicht ohne über des Gefährten Paradoxenjagd zu lächeln.

„Sechszehn Miglien in einer Stunde!“ ſchrie nun der Pilot, und der Capitän brummte ſein zufriedenes: „Sta bö!“

Der Baron deklamirte weiter: „Paris, das Babylon, Frankreich, das Blutegelland, ſie haben mir vollends allen Appetit verdorben. Welche Prellerei, welche Unverſchämtheiten! Straßenräuber plündern nicht ſchneller, als dieſe Franzoſen. Alles, was rund iſt, alles was klingt, her damit. Ei, ſo ſoll der Blitz in Land und Zeit fahren, die nur durch Geld und um des Geldes willen beſtehen. Der Teufel der

Habſucht, der Krämergeiſt, der Schacherſinn werden uns Alle noch zu Grunde richten. Keine Ehre mehr, nur Geld. Sehen Sie, beſter Doktor: ich kenne Ihre Grundſätze. Sie ſind ein Plebejer, Sie rühmen ſich deſſen. Es iſt ſehr natürlich, daß Sie die privilegirten Kaſten nicht lieben, aber Sie werden einſt mit Sehnſucht die Adelzeit wieder zurückrufen. Was haben wir euch gethan, daß ihr ſo unbarmherzig auf uns loshackt? Was wird die Folge ſeyn? Ihr zerſchlagt die Wappen, um Geldſäcke auf den Schild zu heben. Ich mache mir nun freilich gar nichts draus. Ich habe den Rock des Kammerjunkers weggeworfen, weil er mich drückte, habe die Offiziersuniform ausgezogen, weil ſie mir zu eng war; ich fürchte, daß dieſes Camiſol mich bald geniren wird. Ich ſehe mich ſchon im Geiſte unter irgend einem Caffernſtamme, wo man Weſte und Beinkleider, Gott ſey Dank, noch völlig ignorirt. Jedoch, was mir durch die Seele geht .....“

Der Doktor, dem vor der ſteigenden Exaltation des Gefährten, — ihm ſchon bekannt — bange wurde, hatte bereits, aber vergebens einen Anlaß geſucht, ſeinen Ideengang zu ſtören. Plötzlich gab der Zufall den Anlaß. „Un legno! legno di guerra! un barbaro!“ ſchrieen auf einmal der Capitän, der Scrivano, die ganze Mannſchaft, und die fröhlichen unbeſorgten Geſichter verwandelten ſich in ängſtliche, bleich hinausſtarrende Larven. Aller Zeigefinger, aller Augen richteten ſich auf ein ſchwarzes Fahrzeug, das in weiter Ferne, aber mit ausgeſpannten Segeln ſich näherte und den Curs der Brigantine zu verfolgen ſtrebte. „Zu den Waffen!“ brüllte Gaetano, ob ihm gleich die Furcht aus allen Poren brach. „Zu den Waffen!“ wiederholten die Seinigen, und machten einen Lärm, als ob ſie die Welt vernichten wollten. Im Grunde rührte ſich jedoch Keiner von ſeinem Platze, als der Schreiber und Antonio, deſſen Neffe, die in die Cajüte ſprangen, und nach und nach den ſchmalen Vorrath an Gewehren heraufholten.

„Ein Corſar?“ fragte Erlau gleichgültig: „ich glaub's noch nicht, denn die feigen Memmen ſetzen ſich oft vergeblich vor Hirngeſpinſten in Athem. Aber, — wenn es wäre? in Gottes Namen. Es iſt eine Abwechslung des einförmigen Lebens, und einen Schuß zu thun, wäre mir gerade recht.“

„Ein Corſar?“ fragte Spina ebenfalls: „Wo ſoll denn ein ſolcher herkommen? Ich begreife nicht.“

„Ein Marokkaner!“ zeterten die Neapolitaner: „Se. Majeſtät ſind im Krieg mit den ungetauften Heiden, und wir müſſen's nun entgelten!“

„Da haben Sie wieder die Spitzbüberei der Franzoſen!“ rief der Baron: „Ich brachte aus Belgien eine ganze Kiſte mit Waffen. Die Douane von Lille bemächtigte ſich derſelben, verſprach jedoch, ſie nach Marſeille zu ſpediren, damit ich ſie einſchiffen könnte. Aber nichts da. War ich gleich ſechs Wochen in Paris, acht Tage auf der Reiſe bis in den Hafen, und wieder volle acht Tage in Marſeille ſelbſt, die Kiſte war und blieb weg. O die Halunken! ach, meine ſchönen Gewehre! hätte ich ſie jetzt da, ich würde allein die Berberſchebecke im Reſpekt halten.“

Indeſſen hatte ſich der kriegeriſche Tumult auch unter dem Verdeck verbreitet. Bandri und ſein Gefährte erſchienen trotz ihrer Leiden mit Säbeln und Piſtolen. Roſteri hatte ſich einer langen Entenflinte bemächtigt, und kam. Aber der Capellmeiſter und der Lesbier verharrten zagend in der Tiefe. Die blaſſe Anina dagegen ſchwebte wie ein Geiſt die Treppe herauf. „Sind wir verloren?“ fragte ſie entſetzt: „ſind wir eine Beute des Türken?“

„Ach, Signora,“ lachte der Doktor: „tröſten Sie ſich. Ihr Loos wird das erträglichſte ſeyn. Während wir in Fetz oder Tanger Peitſchenhiebe und Baſtonnaden koſten werden, thronen Sie ohne Zweifel als erſte Favoritin Sr. braunen Majeſtät in Allerhöchſtderen Harem, und ſpeiſen Zuckerbrod.“

„Platz da! Platz!“ ſchrie der Scrivano, und ſchleppte einen Tiſch auf das Verdeck. Die zum Theil verroſteten und unbrauchbar gewordenen Waffen, Schiffsmeſſer, Karabiner und Piſtolen, lehnte er rings umher, und ſchüttete auf der Tafel ein Pulverfaß aus. Antonio brachte in einem Netz Kugeln jeden Kalibers, und verzettelte ſie, wie ſein Onkel das Pulver. Frangi, der Koch, trug eine Kohlenpfanne heran, mittelſt welcher, aus Mangel an Lunten, die Artillerie bedient werden ſollte. Ein Krug Aquavit, die Begeiſterung der Streiter zu erhöhen, fehlte nicht, und ihm wurde von dem Geſindel lebhaft zugeſprochen, während Bandri ſich die unnöthige Mühe machte, die eiſernen Kanonchen von ihren Werchſtöpſeln zu befreien, und in eine konvenable Richtung zu bringen. Jeder, der nur konnte, gürtete ein Schwerdt oder ein Meſſer um, und bramarbaſirte nach Herzensluſt. Die Kerle, von denen die meiſten aus Furcht vor der Rekrutirung zum Schiffshandwerk gelaufen waren, verſpürten jedoch nicht die geringſte Neigung, ſich zu vertheidigen und ein jeder von ihnen hatte ſich bereits einen Verſteck für den Fall der Noth auserleſen. Die bedrohte „Madonna“ hätte auf niemand rechnen können, als auf die Deutſchen, die Piemonteſen, und die genueſiſchen Seifenſieder, die, ohne viel Worte zu machen, mit einiger Mordbegier zu den ſcharfen Enterbeilen griffen.

Der Stab der Brigantine guckte ſich beinahe die Augen aus dem Kopfe, um den Marſch des Seeräubers zu erkunden; die andern fluchten und beteten durcheinander. Der Baron, ſeine Terzerolen nachläſſig in der Hand, ſagte indeſſen zu dem Doktor: „Wir hatten nicht gedacht, da wir uns zu Chalons im Hotel du Parc unvermuthet begegneten, daß wir einen Kreuzzug zu beſtehen haben würden. He? ein drolliges Zuſammentreffen damals; wie?“

„Ei;“ verſetzte Spina: „wenn ich mich noch erinnere, wann ich Sie zum erſtenmale ſah .... zu Paris war's, im Hofe der Messageries royales. Ich ſaß mit einem Freunde in der kleinen Caffeeſchenke links, und wartete auf den Abgang des Poſtwagens. Sie ſaßen gegenüber im Freien, in dem zerriſſenen Mantel, den ſie Ihren „„Marengomantel““ nennen, und tranken mit der ſauerſten Miene Ihren Caffee. Ich hielt Sie für einen herabgekommenen Schauſpieler, der im Café Procope nicht das beſte Engagement gefunden, und zu irgend einer Winkelbühne in einem entlegenen Departement abzuſegeln im Begriffe ſey. Ich, im Coupé ſtationirt, ahnte nicht, daß derſelbe Wagen uns transportire. Erſt zu Auxerre, bei dem ſchändlichen Mittageſſen — es regnete in hellen Strömen, und doch war der Regen beſſer als der Wein — ſah ich Sie wieder, und da Sie, — verzeihen Sie — nicht den reinſten franzöſiſchen Accent haben, ſo degradirte ich Sie ſchweigend vom Stande eines Schauſpielers zu dem eines italiäniſchen Vagabunden und Taugenichtſen.“

„Sehr verbunden. Indeſſen war mir bei Tiſche auch Ihr Geſicht aufgefallen, und der geſchwätzige Staarmatz von Obriſtlieutenant, der mit mir in der Rotonde ſaß, und gehört hatte, daß Sie nach Neapel zu gehen beabſichtigten, hatte nichts eiliger zu thun, als Sie für einen Anhänger Pepe's auszugeben, der, von der Gnade des Königs zurückberufen, nach der Heimath eile, ſein „„Vater, ich habe geſündigt,““ zu beten. Pulcinella malcontento! dachte ich bei mir, und bekam erſt dann einige Achtung vor Ihnen, da Sie bei der Tafel zu Chalons, von mir angeregt, furchtbar über die Pariſer Prellerei zu ſchimpfen begannen.“

„Richtig; und wie Sie's nun zehnmal ärger machten, bis ich Ihnen einwarf, in Ihrem wälſchen Vaterlande werde es nicht beſſer ſeyn .....“

„Und wie ich dann, nicht mehr als billig, auffuhr, und mich gegen die aufgedrungene Heimath verwahrte ....“

„Und wie ich endlich mich zu fragen unterſtand, weſſen Landes Kind Sie eigentlich ſeyen ....“

„Da ſchlug ich ſtolz auf die Bruſt, und rief, obwohl franzöſiſch: „„Ich bin ein Deutſcher!““ Auch dachte ich, gleich Händel mit Ihnen anzufangen, wenn Sie mir mit einem unſchönen Wort, oder mit einem Achſelzucken geantwortet hätten.“

„Das that ich aber nicht, ſondern ich ſagte: Ich bin's auch; und ſchob mißtrauiſch ſpottend die Frage hinten drein: „„Woher, mein Lieber?““ — „„Aus Schleſien;““ ſagten Sie. — „„Ich auch;““ ſagte ich. Sie glaubten's nicht, und lachten laut auf, bis ich die Sache krumm nahm, und in der derben Mutterſprache anfing: „„Dummes Zeug! Wenn Sie mein Landsmann ſind, ſo reden Sie auch deutſch!““ Und wahrhaftig, Sie redeten es nun auch, und wir kannten uns in einer Minute, und die Tiſchgenoſſen ſaßen wie einfältige Pinſel da, und lauſchten, aber vergeblich, der fremden rauhen Rede.“

„Es war ein hübſcher Augenblick!“ meinte Erlau, und ſenkte ſinnend den Kopf. „Der Berber kommt heran!“ heulten die Matroſen.

Der Doktor warf einen Blick hinaus. „Pah!“ ſpottete er: „das ſind lateiniſche Segel; drei Schiffe ſinds, kleine Schaluppen, roth geflügelte Fiſcherfahrzeuge.“ Ein Jubelgetummel hallte aus der von Angſt befreiten Bruſt der Napolitaner in die Lüfte. „Fiſcher von Elba! Heiliger Fronleichnam! Fiſcher von Porto-Ferrajo. Der heiligen Mutter ſey Dank, wir ſind gerettet!“

Paff, paff! knallten die paar geladenen Gewehre, die juſt loszugehen ſich herabließen — die Schützen drehten ſcheu den Kopf bei Seite — gegen Himmel. Toller Tanz und Spaß trat an die Stelle des Entſetzens; einer verſpottete den andern wegen ſeiner Angſt. Der Kapitan, in ſeines Herzens Freude, bewilligte zum Pranzo*) eine halbe Ration mehr für jeden Kopf.

So fand der Abend auf dem Fahrzeuge meiſtens Glückliche, die bei Scherz und Schmaus vergaßen, wie das Leben ſo wechſelvoll, wie unbeſtändig das Meer. Sie überſahen ſogar, daß Bonaccia, die Schelmin, die ſo gern den Seefahrer in ihren linden Schlingen fängt, leiſe, leiſe über die Gewäſſer kam, und das Schiff mit unſichtbaren Schmeichelhänden feſthielt. Der Pilot rief ihre Ankunft aus. Die Matroſen zürnten nicht, und noch minder die Paſſagiere, die, erlöst von dem Wogen und Tauchen des ſchwimmen-

---

*) Mittagsmahl.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

den Hauſes, frei von allen Beſchwerden, aus den dunkeln Kammern krochen, des himmliſchen Abends ſich zu erfreuen. Ein ausgebreiteter Königsmantel ſchien die ſtille Fluth; am fernen Goldſaume ſpielten und kämpften lange Reihen von Thunfiſchen und Marſouins; der blaue wolkenloſe Himmel ſchien zu erblaſſen vor der vollen Bläue des Meerſpiegels. Was dämmerte zur Rechten auf? Ein Wolkengebirge, oder ein Feſtland? Das Sonnenlicht, darüber hinſcheinend, deckte es mit dichten Schleiern. — Vandri ſah hin durch ſein Fernrohr, dann hob er begeiſtert die Hände, und murmelte: „Elba! ach, wie einſam biſt du jetzo! Als der große Mann auf deinem Stuhle ſaß, warſt du einen Augenblick verklärt. Heute ſtehſt du wieder tief im Schatten, aber dein Name wird durch Ihn bis in ſpätſte Zeiten leben, hätte man auch Jahrtauſende lang nichts von deinem Daſeyn gewußt!“

Der Exſergeant der Kaiſergarde ſchien für ein kurzes Weilchen den feindlichen Geiſt zu vergeſſen, der unaufhörlich ein Stückchen Leben nach dem andern von ihm abriß. Er ſtand hoch aufgerichtet, und ſprach, wie von einem Nimbus umſtrahlt, zu den Reiſenden: „Ich hätte wohl Luſt, Ihnen eine ſonderbare Geſchichte, jenen Helden betreffend, zu erzählen.“

Der Kreis ſchloß ſich ſchnell um Vandri. Nur der Baron ſtand etwas ferne, mit mürriſchem Geſichte. Da jedoch Petrochio anhob: „Auch ich, mein Lieber, habe den Kaiſer geſehen; nahe, ganz nahe, als er zu Pferde ſaß. Sein Abſatz berührte meinen

Ellbogen; ich führte juſt mein Roß. und die ſilberne Ehrentrompete, die ich bei Marengo .....'

„Um Gotteswillen, allerliebſter Herr!“ fiel ihm Erlau herbeiſpringend in die Rede: „Nur keine Kriegsgeſchichte jetzo; nichts von Bataillen in dieſer Stunde der ſchwärmeriſchen abendlichen Windſtille! Schweigt nicht Alles um uns her, wie in einer Wüſte? Bedenken Sie, welchen Effekt Ihre Ehrentrompete jetzo hervorbringen würde!“ — Der Baron hörte nicht gern von Napoleons Schlachten. — Petrochio räuſperte ſich verlegen, Anina ſtimmte in Erlau's Wunſch, und jedermann war zufrieden geſtellt, da Bandri feierlich ſagte: „Es iſt auch keine Waffenthat oder Bivouacanekdote, die ich erzählen will, ſondern eine höchſt wunderbare und ſeltſame Hiſtorie, die zu ihrer Zeit in Paris allenthalben, ſowohl in vornehmen Häuſern, als in Kaſernen und Wachtſtuben im engſten Vertrauen beſprochen wurde. Hören Sie nur aufmerkſam die Sache mit an.“

Das Kaiſergeſpenſt in den Tuilerien.

In meine zarte Jugend fiel der ägyptiſche Siegesflug des Generals Bonaparte. Ich ſteckte zu Paris mit meinem Bruder, der ein Murmelthier zeigte. Mein Erwerbszweig war im Anbeginn die Schornſteinfegerei; nachdem ich aber von meinem barbariſchen Meiſter ein paarmal entſetzlich durchgeprügelt worden, etablirte ich mich auf eigne Fauſt vor dem Café de la Régence und wichſte Stiefel, hielt auch ein kleines Brett, das ich bei ſtarkem Regen über die Pfützen legte, damit die Palais-Royalgäſte trocknen Fußes gehen konnten; alles gegen eine kleine Vergütung von zwei Liards bis zu zwei Sous. Ich verdiente mir ziemlich Geld; da aber inzwiſchen meinem Bruder ſeine „ſchöne Catarina“ krepirt war, begab's ſich, daß er mir all mein Geld eines Abends ſtahl, und damit ſich davon machte. Ich habe ihn nie wieder geſehen. Ich weinte viel, denn meine Wichſe war verbraucht, meine Bürſten waren in Abgang gekommen, und das Capital, das beides wieder herbeiſchaffen ſollte, war fort. Kommt ein Offizier daher, ein ſchöner langer Mann, dem ich oft aus dem Kothe geholfen, und ſetzt gravitätiſch den Fuß auf den Schemel. Ich zeigte ihm dagegen flennend meine leere Kienrußſchachtel, meine verſtümmelten Inſtrumente. Er fragt, ich erzähle. „Du biſt ein Taugenichts,“ ſagt er, „wenn Du nicht gleich das lumpige Gewerbe aufgibſt. „Wohin mit mir?“ heule ich; „Unter die Soldaten!“ meint er. — Ich war ſchon ein ziemlicher Burſche; ich fürchtete mich aber noch vor dem Schießen. Das ſagte ich auch zu meiner Entſchuldigung. Nun gab mir der ſchöne Offizier eine mächtige Ohrfeige, hierauf ein Dreißigſousſtück, und ſprach: „Die Courage findet ſich; indeſſen werbe ich Dich zu meinem Bedienten an. Wirf die Holzſchuhe weg, und komm' mit.“ — Ob ich ihm folgte, und mit welcher Freude? in fünf Minuten hatte ich Schuhe von Leder, Kamaſchen, eine alte Jockeijacke und eine langzipfliche Holzmütze mit einer großen Kokarde. Abends ritt der Offizier nach Meudon, wo ſeine Schwadron lag, und ich lief zu Fuße neben her. Zwei Tage darauf ſaß ich auf einem Fourgon, und kutſchirte nach Toulon. Von da in's Schiff; vor Malta hörte ich die erſten Kugeln, und fürchtete mich nicht ſehr. In Aegypten ſtarb mein Herr an Fieber oder Peſt, ich weiß nicht recht, und weil ich nicht gleich einen andern Herrn fand, der mich ernähren wollte, auch zu ſtolz war, als Knecht bei den Eſeln zu dienen, ging ich friſch weg unter die Fahne, und ſo weiter, bis endlich mein Stern mich wieder in's grüne Frankreich, unter die Garde brachte. Aber zu Roſette hatte ich einen Corporal gehabt, dem ich mit Leib und Seel ergeben war. Um wenig älter als ich, aus einer ſehr angeſehenen adelichen Familie, gut und weichlich erzogen, trug er dennoch wie der gemeinſte Schlingel die Strapazen und das Clima, und ſtellte ſeinen Mann mit Ehren vor. Er ſtrafte unerbittlich jeden Fehltritt, und ich war der einzige, gegen den er Nachſicht zeigte. Darum liebte ich den guten Roger herzlich, und niemand war vergnügter als ich, da der Zufall wollte, daß derſelbe Corporal ſpäter als Capitän dieſelbe Compagnie kommandirte, bei der ich ſtand. Da hatte er ſeinen wahren Namen wieder angenommen, und hieß der Graf Roger von Fargy.

Der Graf war jedoch als Capitän in dem ſchönen Frankreich, was er als Corporal dort geweſen war, wo vierzig Jahrhunderte von den Gipfeln der Pyramiden auf unſern Ruhm herniederſahen: ein galanter Mann, zuvorkommend und höflich; ein ächter Zeltbruder und Kriegskamerad. Eine Untugend beſaß er aber in hohem Grade, wenn es anders an einem tapfern Soldaten eine Untugend genannt werden darf: ein ewiges Verliebtſeyn, meine ich. Von Abentheuer zu Abentheuer, von Strickleiter zu Strickleiter, von Gelöbniſſen zu Gelöbniſſen hüpfte er endlich in das ernſthafteſte Abentheuer, in die gewaltigſten Stricke. Er verliebte ſich plötzlich im Ernſte, wie ein Narr, dachte mit einem Mal an's Heirathen ſogar, und ſeine Wahl war unglücklicherweiſe auf eine Schöne von ächtem Blut und Adel gefallen, die von einem Anverwandten des Kaiſers begehrt wurde, wenn nicht ſogar vom Kaiſer ſelbſt. Denn bei der Audienz, worinnen er dem Kriegsfürſten die Anzeige ſeiner Verlobung machte, und deſſen Einwilligung verlangte, liefen die Sachen ſo ſchlecht ab, daß Graf Roger über Hals und Kopf nach Spanien mußte, ſtatt vor den Maire und Pfarrer ſeines Bezirks; und weil ein Kapitän ohne ſeine Compagnie eine üble Figur macht, mußten wir alle mit ihm. Wir waren trotz deſſen froh, da der Kaiſer ſelbſt mitging, brachten demſelben ſtets in Perſon unſer Vivat, und dachten das alte Spanien wie einen Eierkuchen zu verzehren. Unglaublich waren auch in der That die

Heldenwerke, welche von der großen Armee unter ihren ſiegreichen Adlern verrichtet wurden. Ganz Europa ſchaute auf uns mit Entzücken und Bewunderung, und wir waren ſtets vom beſten Geiſte beſeelt. Kein Wunder! jeder Soldat trug dazumal den Marſchallſtab in ſeiner Patrontaſche.“

Meiſter Vandri huſtete hier bedeutend. Erlau murrte, den Doktor in die Rippen ſtoßend: „Der Kerl iſt ein rein abgeſchriebenes Büllletin der großen Armee, eine Tradition verklungener Zeiten. Gott genade uns, wenn er aus den kaiſerlichen Hyperbeln ſich in die ägyptiſchen neuerer Zeit verliert.“ — Roſteri ſchlief feſt, Petrochio ſperrte Maul und Naſe auf; Anina ſpielte mit dem weißen Leone. Der Jüngling von Lesbos ſchluckte Naphta, und ſummte dabei den Marſeillermarſch. Vandri's Gefährte klopfte ſeinem Ancien den Rücken, und wedelte ihm mit dem Pfauenſchweif Luft und Kühlung zu. So wurde er denn bald wieder geſchickt, den Faden fortzuſpinnen, den er an den Rocken gedreht:

„Fargy war keiner der letzten auf der Bahn der Ehre, und zeichnete ſich unter den Augen des Kaiſers dergeſtalt aus, daß er auf dem Schlachtfelde avancirte, den Orden und ein Majorat empfing; eine Dotation nämlich. Nebſt der Dotation die Hoffnung auf eine Frau. Des Kaiſers Zorn war verſöhnt, das Ungewitter beſchworen, und der Held verſprach ſeinem treuen Diener, ſeine Hochzeit auszurichten, ſobald der Krieg ein Ende haben würde. Niemand wußte dazumal, daß der Termin ungefähr ſo ſicher war, wie im Mährchen die Winterpfingſten. Fargy umarmte mich vor Freuden, und rief mit Thränen in den Augen: „Der göttliche Mann! er will ſich's nicht nehmen laſſen, meinen Heirathscontrakt eigenhändig zu unterzeichnen. Wer ſtürbe nicht mit Freuden für ihn? Indeſſen will ich doch zuvor noch heirathen. Ein paar Wochen, — ein paar Monate höchſtens, und die Balgerei auf der Halbinſel hat ein Ende, und ich vermähle mich mit der ſüßen Victoire! Bis dahin wird ſie ſiebzehn Jahre, die holde Roſenknoſpe, und der Himmel ſteht mir offen!“ — Ich habe des Grafen Worte ſo gut behalten, weil er der einzige Menſch iſt, der mir auf dieſer Welt ſo verrücktes Zeug geſagt hat. — Ach, wie hatte er ſich verrechnet! Wir zählten eintauſend achthundert und acht, da er ſolche Plane machte, und im Jahre 1813 verließen wir erſt das vermaledeite Land. Die ſüße Victoire war ſchon zwei und zwanzig Frühlinge paſſirt; der Graf von Fargy zählte drei Finger weniger an der linken Hand, und zitterte ſehr — ſchon deshalb — für ſeine Liebe. Victoire zeigte ſich jedoch als eine Ausnahme von allen Franzöſinnen. Sie meynte, man brauche zum Fechten und zum Heirathen nur die rechte Hand complett. Das meynte aber unglücklicherweiſe der Kaiſer auch. — Wir waren zu Paris; Fargy quälte den Monarchen ums Heirathen. „Gut;“ ſagte der Held: „Morgen unterzeichne ich den Contrakt; das laſſe ich mir nicht nehmen;

übermorgen heirathen Sie; den andern Tag geh'n Sie zur Armee nach Deutſchland." Der arme Roger ſtand wie begoſſen, wollte kapituliren. Der Kaiſer trumpfte ihn dagegen ſehr kalt ab: „Die Pflicht geht vor der Liebe. Jetzt kann ich einen tapfern Soldaten nicht entbehren, und am Ende iſt doch Ihr Zweck erreicht. Sie haben reine vier und zwanzig Stunden, um zu heirathen und für den Stammbaum zu ſorgen. Allons donc! und wenn wir Friede machen ....." — Vor dieſer Vertröſtung ergriff der gewitzigte Fargy die Flucht, und meynte, es ſey beſſer, einen Tag lang Ehemann zu ſeyn, als gar nicht. Er rannte wie ein Pferd von Pontius zu Pilatus, beſtellte und beſorgte alles für die Vermählungsfeier; ... aber, da er mit dem Contrakt in der Hand in den Tuilerien erſchien — war der Kaiſer ſchon abgereiſt, und der Major-General nahm den armen Bräutigam gleich als Adjutant in ſeiner Poſtkaleſche mit."

Die Trübſale des heirathluſtigen Offiziers nöthigten nun der Schiffsequipage ein lautes Gelächter ab, das endlich in tauſend Flüche gegen Soldatenleben und Soldatengehorſam ſich auflöſte, wie in den beliebten napolitaniſchen Refrain: „Meglio porco, di sordado!" Der Piemonteſe beantwortete dieſen verdorbenen Jargon mit einem ſtolzen Blick gebührender Verachtung, und fuhr fort:

„Es iſt unnöthig zu ſagen, wie ſehr wir uns auf den Feldern von Bautzen u. ſ. w. mit Ruhm bedeckten, bis das Leipziger Unglück uns darnieder warf.

Einen Schleier über dieſe traurige Zeit. Nur ſo viel, daß ſpäter, bei Montmirail, der gute Fargy einen Lanzenſtoß in den Schenkel erhielt, der ihn über ein Jahr auf dem Krankenbette und in allen Bädern von ganz Frankreich herumquälte. Zu Ende der hundert Tage war's, als der Graf vor dem Kaiſer erſchien, ihm ſeinen Arm anzubieten. „Komm, Waffengefährte!“ ſagte ihm der Held ganz leutſelig: „es gilt noch einen kurzen Kampf, mit einem Schlage die Hydra zu vernichten, die das ſchöne Frankreich bedroht. Dann iſt Friede, hörſt Du? dann magſt Du in den Armen Deiner Victoire und auf Deinen Lorbeern ruhen. Dein Heirathscontrakt ſoll das erſte Dokument ſeyn, das ich nach dem Friedenstraktate unterzeichne.“ — Sie gingen zuſammen die Straße gen Waterloo. Ach!... nun — es war der letzte Gang. Eine tückiſche altengliſche Kanonenkugel nahm dem wackern Fargy das Bein, das ihm der Uhlane zu Montmirail nur angeſtochen hatte. Abermals Krankheit, abermals Badekuren, Rückkehr in die Hauptſtadt. Wiederſehen der Geliebten. Victoire war jedoch ein Engel, und meinte, ein hölzerner Fuß ſey auch nicht übel, wenn er an einem erprobten Heldenkörper ſitze. Der Vater der Schönen meinte anders, ſpekulirte auf eine glänzendere Heirath, und die Tochter weigerte ſich, und verneinte muthig bis in's Jahr 1821, da endlich der alte Filz ſtarb, und ſie als reiche Erbin hinterließ. Die holde Roſenknospe war nun freilich in die Dreißig getreten, und Fargy zählte bereits viele graue Haare einen anſehnlichen Bauch, aber zugleich viele Orden zu ſeinen übriggebliebenen Reizen. Jetzt wurde Ernſt gemacht. Der König gab ſeine Einwilligung, und weil der Kaiſer nicht mehr bei der Hand war, den Contrakt zu unterzeichnen, ſo wollte es ſein Nachfolger thun. Das Papier lag im Zimmer des Fürſten, das Hochamt war beſtellt, die jungfräuliche Krone von Orangeblüthen bereits von der Braut vor dem Spiegel probirt. Was geſchah nun?“

Bandri's geſchwächtes Organ erregte ſich durch einen toniſchen Huſten; mit der größten Neubegier, auch wohl mit Schadenfreude — denn es ſchien abermals mit des ergrauten Fargy Hochzeit ſchief zu gehen — drängten ſich die Zuhörer in einen dichten Knäul, und ſpitzten um ſo begieriger ihre Ohren, je geſpenſtig dumpfer des Piemonteſen Stimme ſich weiter vernehmen ließ:

„Der Abend war trübe, und alle Menſchen in Paris wandelten niedergeſchlagen und unbehaglich umher, oder ſaßen ermattet in den Häuſern. Was Wunder, daß der König — ein alter ſchwacher Mann, ſteif und krank, — ſich noch unbehaglicher fühlte, als ſeine Unterthanen? Ihm ſchmeckte das Eſſen nicht, ihn freute nicht das Kartenſpiel; er zog ſich in ſein Gemach zurück, und wollte ſein müdes Auge an irgend etwas ergötzen. Da fiel ihm ein, — ſo wurde nachher in Paris unter der Hand erzählt — die Krone zu ſehen, die ſich einſt der Kaiſer in Notre-Dame auf's Haupt geſetzt; und er ließ ſie flugs aus der Schatzkammer holen. Nachdem er geraume Zeit ſich am Anblick des Kleinods geweidet, ſtellte er daſſelbe auf den Tiſch, wo ſeine Papiere lagen; ſich ſelbſt legte er aber in's Bett. Der Kammerdiener zündete die Lampe an, zog die Vorhänge zu, und wünſchte dem Fürſten eine gute Nacht. Der Herr ſchlief ohne Weiteres ein; erwachte indeſſen im Augenblick, da die Glocke von St. Germain l'Auxerrois die Mitternachtſtunde ſchlug. Er wußte ſich das plötzliche Aufwachen nicht zu erklären, dachte endlich, es müſſe vielleicht ein Gähhunger dabei im Spiele ſeyn, und wollte eben ſeinen Dienern ſchellen, daß ſie ihm das Ordinaire du Roi vorſetzten, was immer für dergleichen Fälle in Bereitſchaft ſteht. — Da gehen mit einem Male die Vorhänge des Bettes auf, und mit verſchränkten Armen ſteht ein Mann vor dem Bette, und ſtarrt den König mit unverwendeten Augen ſteif und feſt an. Der Fürſt war eiskalt und unbeweglich, mußte unwillkührlich mit ſeinen Blicken dem Fremden pariren, und brachte keinen Laut aus dem Munde. Die Geſtalt, umfloſſen von bläulichem Lichte, gleich wie von Pulverdampf, blieb lange ſtill und betrachtend auf dem Flecke; dann kehrte ſie ſich raſch um, und ging langſamen Schrittes an den Schreibtiſch. Als ſie nun dort ſtand, und die Krone aufnahm, ſie ernſthaft beſchauend, lernte erſt der König die Umriſſe des fremden Gaſtes unterſcheiden; und da er bald das kleine Hütchen, die grüne Uniform und die hohen Reitſtiefel deſſelben erkannte, blies ihn die Angſt noch kälter an, denn zuvor. Das Geſpenſt ſetzte nun langſam die Krone auf den Kopf, und trat, abermals mit verſchränkten Armen, vor den Spiegel. Der König ſah jetzt recht deutlich das feindliche Geſicht in dem Glaſe, wie es bleich da heraus leuchtete, umgeben von rothem Scheine, als würden ringsum Kugeln glühend gemacht. Mit Gewalt drückte der Fürſt die Augen zu, und da er ſie wieder öffnete, ſaß das Geſpenſt auf dem Stuhle vor dem Schreibtiſche, die Feder in der Hand, und hielt ein Papier, weit entfaltet, vor ſich. — War's nun der Schlaf, oder eine Ohnmacht, — der König ſah auf einmal nichts mehr, und lag bis an den hellen Tag, und ſeine Leute fanden ihn ganz betäubt, und matt bis zum Tode. Es kamen Menſchen auf Menſchen zum Lever, zur Audienz; nichts da. Endlich der Oberſt Fargy; ... nichts da. „Ich muß hinein;“ ſagt der Stelzfuß: „ich muß heute heirathen, und wenn ... u. ſ. w.“ — Der König hört das, und als ein guter alter Mann antwortet er: „Hat lange genug um die Braut gedient und geſchmachtet; herein mit ihm.“ Der Oberſt kömmt. „Gebt Uns den Contrakt her, daß Wir ihn unterzeichnen;“ ſagt ferner der König: „er liegt zu oberſt auf jenen Papieren; Unſere Hand wird zittern, aber es thut's dennoch.“ Der Graf eilt, bringt den Contrakt, ſchlägt ihn auf, reicht die Feder .... O weh! da liegt der König wieder in Ohnmacht. Ein Andrer hatte bereits für ihn unterſchrieben; des Kaiſers Name ſtand unter dem Heirathsbrief ſeines alten Kameraden.“

„Ah!“ riefen mit erleichterter Bruſt die Zuhörer, und zufrieden und wichtig umherſchauend ſchloß Bandri: „Der Oberſt, erſchreckt und entzückt, lief mit dem Contrakte davon, und heirathete in derſelben Stunde. Der König ließ es geſchehen, und war nur bange, das Geſpenſt möchte auch noch die auf dem Arbeitstiſche liegenden Ordonnanzen unterſchrieben und corrigirt haben. Dem war aber nicht alſo; um des Königs Regierungsſachen hatte ſich der Kaiſer nicht bekümmert, ſondern nur dem Waffengefährten ſein Wort gehalten. Auf dem Todeslager hat es ihm nicht Ruhe gelaſſen; denn ich glaube, juſt in derſelben Nacht iſt der Kaiſer auf St. Helena geſtorben.“

Die Italiäner, ſo empfänglich für Spuck, Mährchen und Wunder, klatſchten dem Erzähler den lauteſten Beifall, ſo daß Roſteri entſetzt aus dem Schlummer emporfuhr. Lächelnd ſagte der Doktor zum ſpöttelnden Baron: „Da komme noch einmal der Römer, und behaupte, daß ſich der Prätor nicht um die geringſten Dinge bekümmere.“ Der Steuermann aber rief: „Wind, Wind, die Segel geſtellt!“ für ſich murmelte er: „Wird bald ſchlecht werden, der Wind, der Teufelswind.“ — Spektakel von allen Seiten; die Paſſagiere, vor den fallenden Tauen und den ſchwankenden Stangen ſich zu ſchützen, in die Cajüte und in die Barke. Das Schiff ſegelte ſchnell zwiſchen den Phosphorflammen durch, die ſein Kiel ziſchend und brauſend aus dem Meere wühlte. —

8.

Andar
Sul mar'
Senz'amar'?
Ital. Lied.

„He, was gibt's?" fragte der Doktor auffahrend. Die Brigantine ſchaukelte in ſtarken, unregelmäßigen Stößen; die Segel flappten, gepeiſcht vom conträren Winde. Ein glühendes Morgenroth wurde ſichtbar am Horizonte, während noch der Mond mit zerriſſenen, raſch von dannen ziehenden Gewölken kämpfte. „Eine kleine Burrascha;" erwiederte Erlau gleichmüthig. — „Hören Sie die Stimmen der Lüfte, die, als wären ſie Rieſenharfen entlockt, über's Meer dröhnen und klingen?" — „Ich höre ſie;" ſagte wieder der Baron: „Sie ſchliefen aber feſt, als ich den Buben auf die Pfote ſchlug, der aus unſrer Barke etwas zu mauſen Luſt hatte." — „So? Wer war's?" — „Noch weiß ich's nicht genau; ich wette jedoch, daß es einer der Seifenſieder geweſen. Sein „„Demonio!"" war ganz im Accent von Doria's und Spinola's Nachkommen. Uebrigens wird ſich's ausweiſen. Mein Czakan hat gut getroffen. Der Kerl muß ſeine Branke in der Binde tragen, oder ich will nicht ſelig werden." — „Italiäniſches Teufelsvolk!" — „Das Teufelsvolk iſt überall zu Hauſe; in Frankreich wie in Ungarn; in England wie im Fürſtenthum Vaduz. Das ficht mich nicht an. Deswegen lebe doch Italien hoch." — „Sie ſind ein lebendiges Capriccio." — „Und Sie ein leichtſinniges Murmelthier, das die Schäferſtunde ſtets verſchläft. Haben Sie nicht Anina's reizenden Geſang gehört? Sie ſchwebte trotz Wind und Strömung lange Zeit um unſre Barke, und vermeinte, Sie würden erwachen und ein paar ſüße Reden mit ihr tauſchen. Aber Gott bewahre. Sie repräſentiren vollkommen die deutſche Nationalſchwerfälligkeit. Auch ich; denn ich ſchmolle mit Anina, und habe mich nicht eher gerührt, als bis die Finger des diebiſchen Geſellen nach meinem Tabak oder Geldbeutel ſtrebten."

Eine klare Weiberſtimme tönte durch die rauhe Morgenluft. Anina war's abermals, nackenvermummt aus der Cabine ſteigend. „So frühe ſchon am kalten Morgen?" fragte Spina, und kletterte aus der Barke: „Sie wollen krank werden, Signora." — „Im Gegentheil: ich will geneſen. Pietro iſt wieder ſeekrank; Herr Nicolo ſchnappt nach Luft; Roſteri klagt über Kopfſchmerzen; der egyptiſche Offizier huſtet, und ſein Gefährte ſpricht wie gewöhnlich kein Wort. Ich würde ohnmächtig, bliebe ich unten in der Schiffskammer. Ich komme jetzo, den Caffee zu bereiten, und ein Huhn für die Suppe zu ſchlachten. Die Reiſe wird länger dauern, als wir dachten.

Wir haben uns jedoch gut vorgeſehen, und es wäre uns angenehm, wenn Sie mit Ihrem Freunde unſre Mahlzeiten theilen wollten.“ — „Wir? Ei, wie kämen wir zu dieſer Ehre?“ — Zögernd verſetzte Anina, und roth werdend: „Je nun; Sie nehmen's nicht übel? aber ich bemerkte, daß Sie mit Ihren Proviſionen betrogen wurden. Sie reichen gewiß nicht aus; und zudem lebt man zu Schiffe nicht allein vom Wein, von gebratnem Fleiſche und von Schinken. Der Magen begehrt warmen Caffee, warme Suppen, zarte Hühner- und Mehlſpeiſen.“ — „O, welch' angenehme Diät! aber, glauben Sie mir, Signora: wir waren es ſchon ſchlimmer gewohnt. Im Nothfall greifen wir in die Schüſſel des Capitäns und ſeiner Mannſchaft.“ — „Heilige Mutter! eine leckere Küche, die des Schiffsvolks! Sahen Sie jemals zu, wie der kraushaarige Spitzbube Francesco ſeinen Keſſel beſorgt? O nein, liebſter Herr; Sie werden mir nicht die Schande anthun, und meinen guten Willen verſchmähen?“ — „Sie beſchämen mich, ſchöne Donna. Wie aber, wenn die Windſtille wieder eintritt, oder der ungünſtige Wind fortweht? Wie, wenn wir elf Tage vor dem Golf von Neapel liegen müßten, wie dem edeln Petrochio geſchah?“ — Anina zählte an den Fingern bis auf ſechs; dann ſagte ſie lächelnd: „Sechs Hühner ſind vorhanden, alſo auch Brühe für ſechs Tage; Reis und Paſten im Ueberfluß, eine große Schachtel mit Feigen, ein großer gläſerner Topf mit Sardellen, Trauben, Königstrauben, mein Herr, ſo viel das Herz begehrt, Chocolate zur Genüge .... kurz: acht Tage leben wir bequem von dem Vorrath, Sie beide, Pietro, Herr Nicolo und ich. Und wäre alles aufgezehrt .... ei," ſetzte ſie mit lieblichem Scherze hinzu: dann greifen wir alle ſammt und ſonders in Frangi's rußigen Keſſel."

„Sehr gerührt!" brummte Erlau aus ſeiner Barke, und legte ſich auf die andre Seite. Der Doktor fragte: „Herr Nicolo? Sie kennen ihn ſchon recht gut, den Herrn Nicolo?" — Gleichgültig verſetzte Anina: „Die Griechen ſind wie die Juden, lieber Freund. Schnelle Bekanntſchaft und Vertraulichkeit, wenn ſie uns brauchen. Der Student iſt krank, und ich pflege ihn ein bischen. Er ſchwatzt dabei gern von Piſa, das meine Heimath iſt. Nun, das iſt natürlich: der Arme hat auch dort ſein Leben gelaſſen." — Das ſagte das Weib mit einem Kennerblicke, der dem Doktor eben ſo ſehr mißfiel, als ihm bisher Anina's Unbefangenheit gefallen hatte. Gleich darauf fuhr ſie fort: „Der Grieche bezahlt nur wenig für die Koſt, die wir ihm während der Ueberfahrt reichen; aber dafür ißt er auch beinahe nichts, und beſſer iſt ein geringes Koſtgeld, als einen geizigen Schmarotzer umſonſt füttern."

„Sehr richtig;" brummte wieder Erlau aus der Barke: „Fragen Sie doch nach unſerm Koſtgelde, mein Lieber."

Und als Spina gethan, wie jener geheißen, wurde Anina's Geſicht dunkelroth; ihre Augen glühten von

Betrübniß und Zorn, und ſie antwortete: „Glauben Sie, daß wir von Ihnen, als unſern eingeladenen Gäſten etwas nehmen würden?“ — „Dann wird Nicolo böſe ſeyn.“ — „Pah!“ halb verächtlich zuckte Anina dabei die Achſeln. — „Oder Pietro, beſſer geſagt, wird eiferſüchtig werden.“ — Nun betrachtete die Frau den Deutſchen mit einem durchdringenden Blick, und fragte langſam: „Hätte er eine Urſache dazu?“ — „Wer weiß?“ ſprach lächelnd der Doktor, und ebenfalls achſelzuckend. Noch immer ſah ihn Anina ſteif an; dann packte ſie ihn plötzlich beim Arme, und zog ihn auf die andre Seite des Kochheerdes: „Kommen Sie daher; der Wind treibt allen Rauch dort hinaus.“ Halblaut ſetzte ſie hinzu: „Wäre es Ihnen angenehm, mich in Neapel wieder zu ſehen?“ — „Ob? können Sie im Ernſte fragen, ſchöne Signora?“ — „Ich kann Ihnen ſagen, wo wir wohnen werden. Pietro hat mir's ſchon beſchrieben. Wo war's denn nur?“ Sie beſann ſich eine Weile. „Es eilt nicht;“ meynte der Doktor: „ſchreiben Sie die Adreſſe bei Gelegenheit auf einen Zettel, und ſtecken Sie mir ihn zu.“ — „Schreiben?“ wiederholte Anina ſcherzend: „ich bin im Kloſter erzogen, lieber Herr, und da lernen wir wohl leſen, aber nicht ſchreiben.“ — „So? gewiß, um nicht Liebesbriefe verfaſſen zu können?“ — „Hm, wir helfen uns auf andre Weiſe. Blumenſträuße, Bänder, Küchenkräuter, Heiligenbilder, alles dient nöthigenfalls zum Wechſeltauſch der Gedanken, und Empfindungen und des Verlangens.“ — „Das denke ich. Haben Sie ſich oft der ſtummen Bilder und Blumen bedient, Anina?“ — „Ach, ſie iſt vorüber, die ſchöne Zeit der Jugend! Denken wir nicht mehr daran. Aber meine Adreſſe will ich Ihnen dennoch geben, weil ſie mir eben beigefallen iſt: gerade gegen San Carlo über; Nummer Zehn; eine Caffeeſtube iſt zu ebener Erde, im dritten Stockwerk wohnen wir, Pietro und ich. Hören Sie wohl? im dritten Stockwerk. Klopften Sie eine Treppe tiefer an, ſo kämen Sie zu Pietro's Töchtern.“ — „Behüte! was geh'n mich ſeine Töchter an?“ — „Das will ich hoffen;“ ſagte Anina mit dem tyranniſchen Blick, den eine ſchon lange dauernde eiferſüchtige Liebe ſo gerne annimmt. Auf einmal weich geſtimmt, fügte ſie hinzu: „Dieſe Töchter .... wie werden ſie mich empfangen? was wird mein Loos in jenem Hauſe ſeyn? Ach viel lieber .... wenn eine arme Wittwe, wie ich, einen Mann noch feſſeln könnte, zöge ich mit ihm in's fernſte Land!“ —

„Aha!“ ſchmollte der Doktor in ſich hinein, und ſchlug ſeine Augen vor den ſchmachtenden der ſchönen Wittib nieder; als Antonio haſtig, wie ein Affe, von dem Herde zwiſchen Beide ſprang und mit tiefer ſpottiſcher Verbeugung zur Dame ſagte: „So eben iſt Euer Caffee davon gelaufen, Principeſſa!“ — „Warum riefſt Du nicht, Tölpel?“ ſchrie Anina und gab dem Burſchen eine derbe Ohrfeige. Aber weder der Backenſtreich, noch die ſchnellſte Eile mochte den braunen Flüchtling einholen. Frangi, der am Herde kauerte, und das Frühſtück der Equipage bereitete, deutete kaltblütig auf den verrinnenden Caffeeſtrom, mit den Worten: „Da läuft er noch, Euch zu dienen.“ Der ungezogene Schiffsjunge begleitete ſeinerſeits dieſe Rede auf ſeine Weiſe, indem er die Zunge herausſtreckte, und die zum Schlachten beſtimmte Henne losband. Dann rief er die Katze und ſchleppte den Pudel auf's Verdeck, und die Jagd ging an. Gackernd, ſchnurrend, bellend und hetzend fuhren Thiere und Matroſen durch einander, und am Ende tanzte Gaetano in den Tumult, ein ſtarkes Tauende in der Hand, und bediente damit nach Leibeskräften, wer ihm unter die Fäuſte kam. Antonio ſaß oben in dem Segelwerk, und lachte ſich halbtodt. Der Zimmermann ſtellte dem alten Brugnoli, ſeinem Herrn, ein Bein, daß er längs auf die Planken, mit dem Kopfe in den Theerkübel fiel. Die Söhne des Capitans, ſchnelle Boten der Nemeſis, erreichten mit der Haſt des Blitzes den Frevler, fingen ihn an einem Stricke, und tauchten ihn ein-, zwei-, dreimal in's kühle Meer, während Erlau mit ſeinem Czakan die Genueſer zurücktrieb, die ihrem zum Bade verurtheilten Landsmann zu Hülfe kommen wollten. „Bei'm Blute Jeſu!“ ſchrie der Eine von ihnen, nachdem er einen Schlag empfangen: „haut mir auch noch dieſe Hand zu Schanden, verfluchter Deutſcher, ketzeriſcher Schweizer!“ — „Aha!“ entgegnete Erlau darauf, die Bandage um die Linke des Burſchen bemerkend: „biſt Du's, den ich aus dem Neſte klopfte?“

— „Geduld, Geduld!“ murrte der Andre, mit einem tückiſchen Wuthblick, und hob drohend beide Hände, doch fliehend mit ſeinen Kameraden zur Prua, wo der naſſe Zimmermann bereits verſchnaufte. — Es wurde ſtill, denn Gaetano war wieder aufrecht, die borſtigen weißen Haare mit majeſtätiſchen ſchwarzen Theerſpitzen drohend emporgeſträubt, und brüllte: „Ihr Halunken, ſchlimmer noch, als wärt Ihr von einer Kuh geboren! ihr Harlekinsgeſichter, Kirchenräuber und Hundsſchnauzen! wollt ihr ſchweigen? ſeht ihr nicht, daß der gebenedeite und der vermaledeite Wind zugleich eingeſtellt haben, und daß wieder Bonaccia iſt, euern Sünden zum Lohne?“ — Ein allgemeines Schweigen trat ein; Alle ſchauten beſorgt zu den ſchlaffen Segeln auf, und der Capitan ſammt den Söhnen, die mit Ungeduld die Fahrt ſich verlängern ſahen, legten ſich auf allerhand geheime Künſte, die Windſtille zu beſchwören. Der Eine pfiff dem günſtigen Winde; der Andere machte nach der Seite hin, wo der ungünſtige hatte kommen können, die Geberde der ſpaniſchen Feige; Gaetano bohrte mit beiden Händen in die Luft die Hörner, wie gegen das böſe Auge, und betete eine Formel am Steuerruder, und ſpuckte, ſich über die Puppa rücklings hinauslehnend, dreimal in das Meer. — Aber die Künſte halfen nicht, und traurig pflanzten die armen Schelme ein Fähnchen von Federflocken auf den Schiffsrand, daß ihnen auch die geringſte Luftſtrömung nicht entgehen möchte. „Wie heißt die Küſte dort?“ fragt Roſteri, der mit verbundenem Kopfe auf's Verdeck kommt. — „Giglio, eine Inſel;“ antwortet Gaetano: „es gibt gute Fiſche dort, und ich will die Barke ſenden, daß ſie Vorrath bringe.“ — „Ho, ho! zum Fiſchen! wer will, wer ſoll, wer mag?“ — Die Expedition ging ab, während unter'm Zelte die Paſſagiere tafelten, und Nicolo zähneſtochernd den Verdruß verbarg, den ihm die Gegenwart der Deutſchen an ſeinem Tiſche erregte. Petrochio, mürbe geſchlagen von Anina's Zauberworten und von den Fäuſten des Meerübels, hatte ſich in ſein Schickſal ergeben. Er war ein guter Mann, ſo lange ſein Marengo und ſeine Trompete nicht angetaſtet wurden.

9.

„Ihr habt uns das ſchon oft erzählt.“ —
„Thut nichts; könnt's noch einmal hören.“
Altes Schauſpiel.

„Lieber Doktor! da wir ſchon ſo lang zuſammen reiſen, wollen wir das Sie aufgeben, wenn's Ihnen behagt; wollen uns zwar nicht duzen, aber das gute deutſche Ihr gebrauchen?“ — Meinetwegen; es ſey.“ — „Seht alſo, lieber Getreuer, den griechiſchen Bruder an, wie er den dünnen Bart wichst, und den Kragen ſeiner Blouſe aufrichtet. Er bereitet ſich, der Dame etwas Galantes zu ſagen; il fait le capable.“ — „Roſteri macht ebenfalls bedenkliche Anſtalten. Er hat den Backenbart gekämmt, und iſt zweimal mit beiden Händen an ſeinen Kopfſchopf gefahren, um ihn aufzurichten.“ — „Gebt Acht: wir werden etwas erleben: eine wälſche Converſation von Nichts, wie ſie gerade jetzt zur Stunde, — wo nicht Sieſta üblich, an tauſend Orten in Italien geführt wird.“ — „Ach ja; ich fürchte. Sie räuſpern ſich. Halt aus, mein Herz, und bebe nicht.“ — „Eine ſchöne Cour- und theaterfähige Sentenz. Original, oder ....?“ — „Aus dem Deutſchen überſetzt. Der Urtext lautet: Friß Vogel oder ſtirb.“

„Es hat wieder herrlich geſchmeckt;“ begann Nicolo in dem ſingenden Ton, den ſeine Landsleute gewöhnlich anzuſchlagen pflegen: „Die Mineſtra war trefflich; ausgezeichnet das Huhn, und verwünſcht ſey meine Unpäßlichkeit, die mich hinderte, der Mahlzeit die gebührende Ehre anzuthun.“

Roſteri ſekundirte: „Und wem danken Sie dieſe Erquickung? Dem Geſchlechte, das unſer Leben beſtändig erheitert und verſchönert: einer reizenden Frau.“

Anina: „Die Nachſicht der Herren belohnt hinreichend für die geringe Mühe.“

Nicolo: „Alſo iſt die Zufriedenheit der Männer der Weiber beſtändiges Streben.“

Roſteri, der einen Anflug von engliſcher Ritterlichkeit verſpürte: „Dieſe herablaſſende Aufmerkſamkeit iſt — auf Ehre — unſer höchſtes Glück.“

Anina, trocken, und mit einem Seitenblick auf den

Doktor: „Die armen Weiber thun gerne Alles für den Mann, der ihnen der Würdige ſcheint.“

Roſteri mit affektirtem Beifall: „Ja — auf Ehre — wir ſind niemals der Opfer würdig, die uns eine liebenswerthe Frau bringt.“

Nicolo, bei dem der boshafte Scherz vorbrach: „Und dennoch, was wären die Weiber ohne Männer? Nullen ohne Nennzahlen.“

Anina, ſcheinbar beleidigt: „Welche Unverſchämtheit zum Dank für meine Güte!“ —

Roſteri, eben ſo: „Wahrlich; Sie gehen zu weit, mein lieber Herr.“

Nicolo; der ſich nun auf der flotten Welle trivialer Converſation wohlbefand: „Ich werde beweiſen, was ich ſagte. Wir ſind der Nerv der Schöpfung; das Weib iſt nur das nothwendige Anhängſel.“

Roſteri; wieder mit dem Griechen einverſtanden, und ohne zu wiſſen, was er ſagte: „Richtig, die Conditio sine qua non.“

Anina; die nun auch mit Freuden in das oft abgeſpielte Thema gerieth: „Ei, ich möchte wiſſen, warum die Weiber nicht eben ſo gut ohne Männer auf Erden exiſtiren könnten. Wir kochen, waſchen, nähen für euch. Wer würde das thun, wären wir nicht da? Ew. Faullenzheit müßte verhungern.“

Nicolo: „Nicht doch; es würde alles beſſer geordnet ſeyn. Und welcher Plagen wären wir nicht enthoben, wären wir allein? Tauſend Qualen weniger, keine raſende Liebe, keine thörichte Eiferſucht; Friede ſtatt Krieg. Troja ſtände noch, wäre keine Helena geboren worden.“

Anina: „Alte Geſchichten, die vielleicht nicht einmal wahr ſind. Beſſer noch, die ganze Welt wäre ein Nonnenkloſter.“

Nicolo: „Das iſt Blasphemie, himmelſchreiender Gräul! Dafür ſollte man das ganze Geſchlecht verbrennen. Ja, ihr Weiber ſeyd der Zunder aller Feuersbrünſte, die Wurzel alles Uebels. O die Weiber, die Weiber! treuloſes Geſchlecht!“

Anina: „Und die Männer erſt, die Tyrannen, die Wölfe, die Verräther! Pfui, pfui über die Barbaren! der Teufel iſt ein Mannsbild; die Engel haben kein Geſchlecht.“

Nicolo: „So ſind ſie wenigſtens auch keine Weiber. O die Weiber, treuloſes Volk der Weiber!

Anina; die ſehr heftig wurde, aber alles nur Converſationslarve: „Ach, die Männer, dieſes zügelloſe Volk der Männer ohne Treu und Glauben! Ich ereifre mich, aber ein Unpartheiiſcher ſoll reden. Was ſagen Sie, Herr Roſteri, zu dieſem unbilligen Streit?“

Roſteri, deſſen ſelbſtzufriedner Blick ſchon vorläufig den ſaubern Witz verrieth, den er abzuſchießen dachte: „Ich ſage, daß wenn die ganze Welt ein Nonnenkloſter wäre, ich darinnen als Beichtvater wohnen möchte.“

Nicolo; gezwungen fröhlich: „Bravo, braviſſimo!“

Anina; gezwungen empfindlich: „Abſcheulich! Und Sie, Herr Offizier?“

Erlau; mit ſeiner gewöhnlichen ſkurrilen Trockenheit: „Ich bedaure, daß eine Kanonenkugel, die ich einſt in Belgien zu nahe belauſchte, mich zu Zeiten taub macht; was mich gehindert hat, dem intereſſanten Geſpräch zu folgen.“

Anina; etwas ärgerlich, und den Spaß ahnend: „Es thut mir leid; aber der Herr Doktor?“ — Der Herr Doktor war eingeſchlafen. Die Pauſe, die nun eintrat, ſtörte ihn natürlich nicht im Schlummer. — Anina entfernte ſich verdrüßlich. Um nicht albern zu ſchweigen, ſchwang ſich der Grieche zu der Frage an Erlau empor: „Sie nannten Belgien? Nicht wahr, das iſt eine bayriſche Provinz *)?“

Erlau; ohne einen Zug zu verändern: „Sehr richtig; ſo wahr als Brüſſel auf deutſch München, und Monaco auf belgiſch Antwerpen heißt. Darum wäre König Leopold beinahe der Herrſcher Griechenlands geworden, und König Otto iſt es wirklich.“

Der Jüngling von Lesbos: „Ja, ja, das begreife ich. Ich und meine Familie ſind aber ruſſiſche Unterthanen.“

Erlau: „Kala“ **). — „Wie? Sie ſprechen griechiſch?“ — „Maleſta“ ***).

„Alle tauſend Donnerwetter!“ ſchalt der Doktor; der aus der Sieſta auffuhr, weil ihn Noſteri hart auf den Fuß getreten hatte. „Mille pardons!“ bat der Zierbengel. Aber Anina ſchob ihn ſchnell bei Seite, mit vieler Angſt fragend: „Was iſt Ihnen?“ fehlt dem Herrn etwas? Sprechen Sie doch.“ — Spina ſchaute lachend in ihre Augen: „Wie ſollte ich nicht zürnen?“ fragte er: „Ich träumte ſo ſchön und ſüß von Ihnen, und da kommt der Herr da, und reißt mich aus meinem Himmel!“

---

*) Frage und Antwort hiſtoriſch getreu.

**) Schön.

***) Allerdings.

„Nicht übel galant für einen Deutſchen:“ brummte Nicolo mit Verdruß. Roſteri beugte ſeinen Schafskopf vor der Dame, und liſpelte: „Strafen Sie mich, ſchönſte Donna.“ — Da kam aus den Höhen des Himmels eine plötzliche Taufe klaren Waſſers auf den lockigen Schädel hernieder, und mit einem Schrei verkroch ſich der gebadete Sprachlehrer. Antonio ſtand oben auf einer Segelſtange, und hatte im Uebermuth ſeinen Blechnapf ohne Weiters auf den Paſſagier ausgeleert. Zugleich rief er aus vollem Halſe herunter: „Die Barke, die Barke! ach die ſchönen Fiſche, ach, die vielen Fiſche! ach, wie werden uns die Fiſche ſchmecken!“ Der Burſche trampelte oben ſo vergnügt, als wäre Petri Fiſchzug im Anmarſch. — Darauf antwortete der Großvater Capitan, deſſen Lippen gewiſſermaßen ſchon von Schwelgerei trieften: „Segen des Meers, meine Herren, ſchöne Signora! Sie alle ſind meine Gäſte bei einem fröhlichen Abendſchmauſe!“ — „Weh uns!“ ſeufzte der Doktor: „die Einladung des gefräßigen Lazzarone iſt mir verdächtig, ſo wie der Jubel des neidiſchen Buben. Ihr werdet ſehen, Baron, daß unſre Abendkoſt ſchmal ausfallen wird, wenn wir nicht andre Hülfsmittel auftreiben, als die uns der alte Gaetano bietet.“

So war es auch. Die Barke kam — lang war gefiſcht, wenig gefangen worden. Elf magere Triglien, an denen das Silber der Schuppen und die rothen Floſſen das beſte waren, und ein lebensſatter Cefalo waren die ganze Beute. Die eingeladenen Gäſte lachten den Capitan aus und ſchenkten die Fiſche der Mannſchaft. Am meiſten hatte noch Antonio von dem Fiſchfang, denn er bekam vom Großpapa mörderiſche Prügel für ſeine lügenhafte Botſchaft. „So wollen wir uns wenigſtens mit einer Geſchichte divertiren;“ ſagte Bandri, der ſich ſeit der Windſtille wieder ſehr wohl befand: „an wem iſt die Reihe?“ — „Signor Petrochio .... wenn's gefällig wäre?“ — verſetzte Roſteri kleinlaut. Er war wieder geſchniegelt zum Vorſchein gekommen, um von den Fiſchen ſeinen Antheil zu nehmen.

Die Reiſenden hofften, der langweilige Kapellmeiſter werde die Ehre ablehnen; allein zu ihrem Erſtaunen erklärte ſich derſelbe ganz bereit, die Geſellſchaft zu unterhalten, und ließ ſich mit vollen Backen vernehmen: „Damit das verehrte Auditorium auch nicht etwa beleidigt werde von den Verſtößen, die meine ungelenke Zunge und meine nicht zum Erzählen dreſſirte Phantaſie machen könnten, wenn ich etwas aus dem Stegreif vortrüge — will ich lieber demſelben eine ſehr intereſſante Abhandlung vorleſen.“ — Er zog ein dickes Buch hervor, in dem er vorhin ſchon eifrig geblättert, und ein heiliger Schauder überlief die ganze Verſammlung. Pietro fuhr fort: „Ich bin ein Mann, der alles für ſein Fach thut, und gerne ſich in alle Verwicklungen hineindenkt, die z. B. ein Muſikwerk darbietet, worinnen er zu wirken oder das er zu dirigiren hat. Mit dem Dirigiren iſt's nun freilich vorbei, da ich jetzo der Zweite oder Dritte bei der Second-Violine geworden bin; aber in dem Orcheſter von San Carlo hat ſchon dieſes etwas zu bedeuten, und ich hätte ohne die Protection meiner Töchter und ihrer Protectoren mir den Mund ſein abwiſchen können.“

„Connu, connu!“ murmelte Erlau: „Wenn die Abhandlung, wie nicht zu zweifeln, eben ſo kurzweilig als die Einleitung . . . . .“

„In San Carlo, ſehen Sie, Verehrte“ ſalbaderte Petrocchio weiter, „iſt nächſtens die erſte Vorſtellung der Saiſon; — wenn nur die Bonaccia mich nicht über die Gebühr aufhält! ſonſt hätte ich lieber den Weg zu Lande gemacht, — und dieſe Vorſtellung, wie alle folgenden, wird ſeyn die Oper des herrlichen Bellini: die Capulets und die Montecchi. Das iſt aber eine wahre Geſchichte von einem gewiſſen Romeo und einer Signora Giulietta; und damit ich mich in den wahren Geiſt der Sache hineindenken, und eigentlich con Spirito bei der Second-Violine ſitzen möge, habe ich dieſes Buch gekauft, welches die ganze Geſchichte enthält. Es iſt zu Verona gedruckt, wo die Liebesleute gelebt haben und geſtorben ſind, und ihr

Grabmal, das noch heute für Geld zu ſehen, iſt juſt das Titelkupfer. 'Betrachten Sie gefälligſt.“ —

Roſteri, der Schulfuchs, ſenkte die lange Naſe bedächtig in das Buch; Nicolo gähnte übermäßig, Bandri ſaß ſteif, wie ein Paſcha. „O heil'ger Shakespear bitt' für uns!“ rief Erlau, und eilte zum Capitan, um einen Riegel vor die bedrohliche Pforte zu ſchieben, die jene tauſendmal 'verbrauchte Novelle, in die Abhandlung eines pedantiſchen Abbate vermummt, durchlaſſen wollte. Indeſſen ſagte der Doktor ernſthaft zum Kapellmeiſter: „Lieber Herr, beſtehen Sie darauf, gerade heute dieſe Erzählung vorzuleſen?“ — „Ja, warum nicht, mein Herr?“ — „So erlauben Sie mir, daß ich mein Beſteck herrichte. Es wird bald nöthig ſeyn, Ihnen eine Ader zu öffnen, und der Herr da,“ — auf Nicolo deutend, — „wird wohl ſo gut ſeyn, den Augenblick in Acht zu nehmen, um mir Hülfe zu leiſten.“ — Der ſchelmiſche Mediziner von Piſa errieth alſobald des Doktors Abſicht, und erklärte ſich mit wichtiger Miene bereit. Um ſo alberner wurde des Excapellmeiſters Geſicht, da er ſtotternd fragte: „Wie ſo, was iſt's, was ſoll's mit mir, meine Herren?“ — „Die Anſtrengung in dieſer Hitze, ...“ meinte Spina achſelzuckend. — „Ihre blaurothe Farbe, gleich nach dem Anfall der Seekrankheit ....“ ergänzte Nicolo. — „Höchſt wahrſcheinlich ein Vorbote der Apoplexia ....“ — „... die man furiam infernalem nennt ....“ — „.... und die nur bei angeſtrengtem Vorleſen Zunge und Lunge trifft ....“ —

„.... und die den Menſchen in einer Sekunde geſund, in der andern nicht krank macht, und alsdann, daß er beides nicht mehr iſt; ....“ — „.... nämlich todt, ſelig, in Verweſung und Delirio ....“

„Haltet ein, ihr Todtengraber!“ wimmerte Pietro, ſich die Ohren zuhaltend, aber bebend vor Angſt: „Furiam ... bei'm Vorleſen .... Delirio? das wäre entſetzlich. Schnelle Hülfe ...! da iſt mein Arm, hier iſt mein Fuß .. wo iſt die Lanzette, oder meynen Sie, daß eine Mora nicht gut thäte?“

„Verſchieben Sie die Vorleſung, ſo ſtehe ich für Ihr Leben;“ begann wieder der Doktor ſehr ernſt: „wir wollen morgen ſehen, was von einer Aderlaſſe an Ihrem Individuum zu halten ſey. Beruhigen Sie ſich indeſſen, und trinken Sie viel Limonade.“

„Anina!“ flehte der Arme mit einer Stimme, die Felſen erweicht hätte; und die Schwägerin, kaum fähig, das Lachen zu verbeißen, eilte, aus dem Eßkorbe Limonien und Zucker zu holen. — Der Capitan kam haſtig daher, und rief: „Nichts von Verona und den Liebesleuten! Ich will das Abendgebet halten. Unſre liebe Frau und alle Heilige gehen vor. Wenn die der Bonaccia nicht abhelfen, bleiben wir noch vier Wochen auf einem Fleck liegen, und Gott gnade uns an der Küſte von Giglio, wo es nur elf Triglien und einen Cefalo gibt für ein ehrliches Schiffsvolk, das da hungert.“

Ein paar Schläge an die Glocke, und die Mannſchaft verſammelte ſich unter dem Zelte. Nach einer gar nicht unangenehmen Melodie ſangen ſie den Schifferpſalm: „O santa madre, padrona della nave“ mit jener Dringlichkeit, die ſüdlichen Völkern eigen iſt. Dann betete Gaetano ſtill vor ſich hin mehrere Gebete, deren Schlußworte allein er laut zu ſagen für gut fand. Der kleine Antonio antwortete ſtets mit einem kreiſchenden Amen. Nachdem die Andacht beinahe eine Stunde gedauert, während welcher alle Blicke hoffnungsvoll an dem Flockenfähnchen hingen, das ſich jedoch nicht rührte und bewegte, ſchloß der Geſammtrefrain: „San Giuseppe, San Domenico, San Gennaro e tutta la Compagnia, orate pro nobis!“ und Alle zerſtreuten ſich wieder, an ihre Arbeit oder an's Faullenzen gehend. — Seit der Mittagszeit hatte die Mannſchaft den Deutſchen und überhaupt den Paſſagieren gegenüber eine veränderte Haltung angenommen. Die Genueſer und ihr Landsmann der Zimmermann, nebſt einigen der ältern Matroſen, hielten an der Prua einen großen Rath; Francesco hörte nicht mehr ſo bereitwillig auf die Befehle ſeiner Padroni, der Reiſenden; Domenico, der ſich wieder dem Kreiſe, wo erzählt wurde, nähern wollte, wurde von dem Zimmermann gebieteriſch zurück, und aufs Vordertheil gerufen. Die meiſten der Fremden merkten nicht auf dieſe Veränderung; Erlau aber ſagte zum Doktor: „Wir wollen auf unſrer Hut ſeyn. Es ſcheint, als ſollte der Schlag, den ich dem vorwitzigen Spitzbuben ertheilt habe, mir keine Roſen bringen. Die Schufte führen etwas im Schilde, aber der Teufel verſtehe ſo genau das genueſiſche und napolitaniſche Rothwelſch. Indeſſen: „beſſer bewahrt, als beklagt.“ — „Allerdings;“ meynte der Doktor. — Unter dem Zelte war mittlerweile auf Anina das Loos gefallen, die Verſammlung zu unterhalten, und ohne ſich lange bitten zu laſſen, hob ſie, das für den nächſten Tag beſtimmte Huhn rupfend, mit ihrer Geſchichte an; der einzigen, die ſie wußte, wie ſie behauptete.

10.

Die heiligen Tauben des Marcusplatzes.

> „Un chat n'est qu'un chat; un pigeon n'est qu'un oiseau à deux ailes et à pattes rouges: mais le chat botté est le héros d'un roman, et les Colombes de Noë et de St. Rémy étoient assurément des êtres supérieurs.“
>
> VOLTAIRE.

„Es ſind vielleicht hundert Jahre her, oder auch darüber, daß in Venedig ein großes Sterben die meiſten, und zwar der vornehmſten Familien heimſuchte. Ueberall waren nur Trauerkleider zu ſehen und Seelenämter zu hören. Es ſchwammen mehr Gondeln mit Särgen auf den Canälen, als mit friſchen und geſunden Menſchen. Wenn ein Freund dem andern auf dem Platze begegnete, ſo wunderten ſich beide noch wohl auf zu ſeyn; und das gemeine Volk, wie es auf der Riva der Sclavonier und beim Arſenal ſich plaudernd zuſammen findet, murmelte allerlei von dem ſeltſam gefräßigen Würgengel. „Warum“ ſagten dieſe Leute, „warum trifft's nicht auch uns, und nur die reichen Herren und Damen, wenn's eine Krankheit iſt? Entweder ſtraft hier der Himmel an den Enkeln die Sünden der Großväter, und ihre eignen, oder es iſt Gift, das von unſichtbarer Hand in den Palläſten ausgeſtreut wird.“ Die Altäre an den Straßenecken wurden von dem Volke dankbar mit Blumen und Kerzen geſchmückt; in den ſchönen Kirchen aber waren nur Sterbegeräth und Todtenlampen zu Hauſe. Darum machte es ein gewiſſes Aufſehen, als in dem herrlichen Tempel zu Santa Maria della Salute einmal wieder ein fröhliches Feſt, eine Hochzeit gefeiert wurde. Das Brautpaar war jung und hübſch; die Verlobte eine Signora Anna aus dem Geſchlechte der Mercadagni, der Seitenſproſſen der ausgeſtorbenen Familie Capello; der Brautigam ein Signor Michael aus dem edeln Hauſe der Gradenigo, ein naher Verwandter des Dogen ſelbſt. So wie beide gleich an Jugend, Schönheit und Reichthum, ſo theilten auch beide daſſelbe Loos: ſie hatten beinahe zur ſelben Zeit — und es war noch gar nicht lange her — ihre Eltern verloren: er den Vater, ſie die Mutter, und ſtanden mit ihrem beträchtlichen Erbe ganz allein. Blos zum Hochzeittage hatten ſie jedes

Trauerzeichen abgelegt, und einen Schwarm von Verwandten um ſich verſammelt, die begierig die Gelegenheit ergriffen, einmal ſich wieder einen frohen Tag zu machen. Geſchmückte Gondeln ſtanden bereit, gleich nach der Trauung alle Hochzeitgäſte aus den Lagunen in die Brenta zu führen, wo bei Dolo das prächtige Landhaus Gradenigo's Alle zu Schmaus und Spiel und Tanz erwartete. — Meine Mutter, die mir wohl hundertmal dieſe Geſchichte erzählt hat, war aus Murano gebürtig, und ich habe ſelbſt mit ihr einige Jahre in Venedig gelebt; darum weiß ich noch Alles ſo genau, und es wird auch nicht ein Pünktchen an der Hiſtorie fehlen.

Da begab ſich's, daß der Hochzeiter, — juſt da die Braut mit ihren Jungfrauen um den Altar zum Opfer ging, — den Kopf umdrehte, die Zuſchauer zu muſtern, und mitten unter denſelben das Geſicht eines Jugendfreundes gewahrte, der ſchon lange von Venedig entfernt geweſen, weil er in Geſchäften ſeines Vaters, eines reichen Sammthändlers, in Frankreich und Spanien reiſte. Obſchon er nicht im goldnen Buch der Republik ſtand, und kein Adlicher war, winkte ihm dennoch Signor Michael freundlich mit den Augen zu, und Andrea ſeinerſeits machte eine Geberde entgegen, die andeutete, als habe er dem Freunde etwas Wichtiges zu beſtellen. Und als die Ceremonie zu Ende, und Alles im Begriff ſich zu entfernen war, ging Michael auf Andrea zu, lud ihn ein, mit nach Dolo zu fahren, und fragte ihn, was er auszurichten habe. Andrea flüſterte ihm in's Ohr: „Einen Gruß von der ſchönſten Frau der Welt, Du Glücklicher: einen ſüßen Gruß von der Gräfin Angelika.“ — Gradenigo wurde weiß, wie ſein Taſchentuch, und ließ beinahe die Hand der Braut fahren, die ihn verwundert anredete: „Was iſt meinem Herrn? Wird ihm unwohl?“ — Doch faßte ſich der Beſtürzte, gab dem Andrea ein Zeichen, zu ſchweigen, und fuhr von dannen, als wäre ihm nichts Unangenehmes begegnet. — Draußen war große Tafel und viel Fröhlichkeit, und der Garten mit einer Menge von Laternen erleuchtet. Aber während die Braut in der großen Laube ſaß, wo der Springbrunnen plätſchert, und die zwei Marmorfiguren ſtehen, — um ſie her ein weiter Hof von Damen und Herren, die, vom Syrakuſer entflammt, ſich in Glückwünſchen erſchöpften, — plauderten fern davon im tiefſten Schatten, von Niemand belauſcht, die beiden Jugendfreunde, und Michael ſagte unruhig: „Wie iſt's mit der Gräfin? wo haſt Du ſie geſprochen?“ — „Ich habe ſie in Frankreich kennen gelernt, und bis nach Venedig begleitet.“ — „Wie? ſie iſt hier? wieder hier?“ — „Ja freilich; ſie konnte in Paris nicht ausdauern, und wohnt in dem Hauſe des Piſani, ziemlich verſteckt, bei'm Spitale; aber ihre Wohnung iſt wie ein Feenpallaſt eingerichtet, und Dein Freund hat das Glück, darinnen der erſte und geliebteſte Diener der Zauberin zu ſeyn.“ — Obſchon dem jungen Ehemann Angſtperlen auf die Stirne getreten waren, ſo fragte er dennoch argwöhniſch, und mit einer Art von Eiferſucht: „Du? ei? ich gratulire Die Eroberung iſt nicht mehr jung, auch nicht mehr blühend zu nennen.“ — „Was? die Jugend in Perſon, die üppigſte Blüthe.“ — „Pah, pah; ich kenne doch die theure Angelika. Ein verwelktes Weib ohne Zauber, paſſirt, kokett, geſchminkt, nichts weiter.“ — „Warum nicht gar? Das friſche Leben ſelbſt in den allerſchönſten Jahren.“ Gradenigo ſah den Andrea mit offnem Munde an. „Laſſen wir das; was will ſie von mir?“ — „Sie erinnert ſich mit Vergnügen an die Zeit, da ſie in Chiozza wohnte.“ — „Ich glaub's. Noch ſind nicht zwei Monate vergangen, ſeit ſie von dannen ſchied, mit dem Vorſatze, nicht wieder zu kommen;“ ſprach Michael mit einem tiefen Seufzer, und Andrea fuhr fort: „Das Andenken an Deine Beſuche iſt ihr vor Allem theuer, und da ſie nun freilich nicht mehr darauf rechnen kann, Dich wieder bei ſich zu empfangen, ſo ſchickt ſie Dir den herzlichſten Segenswunſch für Deinen Eheſtand.“ — „Danke, danke;“ meynte Michael zerſtreut: „Sonſt nichts, gar nichts?“ — „Zugleich läßt ſie Dich bitten, Deine Gelübde nicht zu vergeſſen, ſondern ſchnell und ſtrenge ſie zu erfüllen, damit Du kein Unglück habeſt.“ — Michael fuhr zurück, ſchlug ſich vor die Stirne, ſeufzte heftiger als zuvor, und ſtammelte: „O, die Grauſame! Ach nein, ach nein! ich vergeſſe nicht. Doch hätte ſie nicht kommen ſollen, mich daran zu mahnen. Das war wider unſre Abrede ....“ — Andrea wußte nicht, was dieſe Reden bedeuten ſollten, und da Michael ihn auf einmal bei der Bruſt packte mit den Worten: „Sag's heraus. Hat ſie Dir Alles vertraut? weißt Du nun Alles?“ ſo riß er ſich von ihm los, und ſprach: „Du biſt ein Narr, ein wahnſinniger Menſch. Ich weiß nichts, weder von ihr, noch von Dir, als daß Ihr euch wahrſcheinlich verliebt habt, und daß ich mir einen etwaigen Rückfall verbitte, weil ich ſelber jetzt bis zum Tode in dieſe Armida verliebt bin.“ — Michael antwortete nur, als wie in ſich verloren: „Du? in Jene verliebt, bis zum Tode? Ja wohl, Du Armer. Bei ihr iſt der Tod.“ — „Der ſüße Tod des Entzückens,“ lachte Andrea muthwillig, „den Du jetzo gern einen Andern leiden laſſeſt, weil Dich Freuden der Seligen in den Armen Deines Weibes erwarten?“ — „Hm! ich bin der unglücklichſte Menſch auf Erden;“ ſagte der Bräutigam troſtlos, und Andrea lachte noch mehr: „Die Gelübde gehen Dir im Kopfe herum? Haſt wohl geſchworen, für eine Blüthe des prächtigen Fruchtbaums zu ſorgen? für eine Blüthe, die Deine Sorgfalt hervorrief? Ich ſagte es ja: Du biſt ein Narr, ein zehnfacher Narr. Doch hab' ich jetzt mein Geſchäft an Dich ausgerichtet, und es iſt ſchicklich, daß Du zu Deiner Braut zurückkehreſt.“ — Im Begriff zu gehen, fragte Michael noch: „Sie iſt alſo wirklich ſchön und jugendlich anzuſchauen, die Gräfin?“ — „Reizend und jung wie ein klarer Thautropfen;“ betheuerte der Andre, und ſetzte aber alſogleich bei: „Ich hoffe, daß dieſes nicht Dich verführe, ſie noch einmal ſehen zu wollen. Ich bin eiferſüchtig, jähzornig, ein raſcher Schläger, und möchte nicht gerne bereuen, daß meine alte Freundſchaft für Dich über die Klugheit die Oberhand gewann: daß ich nämlich Dir ausrichtete, was ich vielleicht beſſer verſchwiegen hatte.“ -- „Nicht doch; ich mag und darf die Gefährliche nicht mehr ſehen; bei'm heiligen Leib des Herrn, ich darf nicht!“ verſchwor ſich Gradenigo. Aber in dem nämlichen Augenblicke hatte er feſt beſchloſſen, ſo bald, als es ſich thun ließe, wieder zu Angelika zu gehen.

Es war, als ob ſein Entſchluß auf ſeiner Stirne zu leſen geweſen wäre, denn mit finſtern Augen empfing ihn die Braut in der ſtillen Kammer. „Was haſt Du, mein Herz?“ klang ſeine Anrede; und ihre Antwort: „Ihr gebt mir am Hochzeittage einen reizenden Vorſchmack von dem, was ich in unſerm Eheſtande zu erwarten haben werde. Wie? mich zu vernachläſſigen, um einem hergelaufenen Freunde anzugehören? mich unter Fremden allein zu laſſen, um mit einem Menſchen, der nicht einmal von Adel iſt, faſt den ganzen Abend zu verkehren? Das iſt zu arg, mein Herr, und ich werde es Euch wett machen. Meine Mutter hatte alſo nicht Unrecht, da ſie ihre Einwilligung zu unſerm Bunde nicht geben wollte? Euer Vater hatte alſo Recht, als er behauptete, Ihr ſeyet noch ein allzugroßer Wüſtling, um ein ehrliches Fräulein als Gemahlin heimzuführen? Ich möchte ſowohl Euern Vater als meine Mutter mit meinen

Nägeln aus der Gruft ſcharren; denn, wenn ſie lebten, wäre ich nicht Eure Frau, und hätte nicht über Eure Unhöflichkeiten mich zu grämen.“ — Mit Erſtaunen hörte Michael der Braut zu, die jetzo mit einem Male das hübſche Lärvchen wegwarf, und als ein überläſtiges Zankgeſpenſt vor ihm ſtand. Er wollte auffahren, in ſeiner ganzen Leidenſchaftlichkeit losbrechen; aber Schaam und Furcht vor Schlimmerem hielt ihn zurück, und er dachte, mit berückenden Liebeskünſten den Grimm der Schönen eher zu beſchwichtigen. Ihn erwartete indeſſen eine neue Demüthigung. Als er ſein Weib umarmen wollte, ſtieß es ihn zurück, und ſprach gereizt: „Ich will Euch wett machen, habe ich geſchworen. Zudem iſt die erſte Trauerzeit um die Eltern noch nicht dahin, und die Madonna hat mir, wie durch eine Eingebung, befohlen, Euch nicht eher mit Kuß und Umarmung anzugehören, als bis die letzte Seelenmeſſe für unſre theueren Verſtorbnen vorüber.“ — Alles Bitten und Flehen des beſchämten Michael beſänftigte ſeine Tyrannin nicht, und er verließ ſie mit den Worten: „O Du herzloſe Quälerin, wie haſt Du mich getäuſcht! Wüßteſt Du, wie theuer ich Dich erkauft habe .... Du würdeſt zittern, in die Erde ſinken! Aber meine Ehre zwingt mich, dieſen Ort zu meiden, und nimmer kehre ich zurück, ohne von Dir gerufen zu werden!“ — Die Signora lächelte voll Spott, und zuckte die Achſeln, denn ſie begriff nicht, was ſie, die Erbin von ein paar Tonnen Goldes, dem jungen Mann gekoſtet haben ſollte. Michael hielt indeſſen am nächſten Tage Wort, ließ die Frau in Dolo zurück, und flog auf leichter Barke gen Venedig. Den Abend darnach, unter den Procuratien, vor einem Kaffeehauſe, im Gedränge der auf- und niedergehenden Menge, bemerkte er im Fluge den Freund Andrea, und hörte, wie derſelbe ſich mit einem Bekannten beredete, in's Theater zu gehen, welches bald anfing. „Die Stunde iſt günſtig;“ ſagte er zu ſich ſelbſt: „Angelika wird jetzt allein ſeyn, und vielleicht verſcheucht ihr muntres Weſen meinen Verdruß.“ — Flugs auf die Beine; ſeiner Ungeduld wäre jeder Gondoliere zu langſam geweſen, — er ſuchte den Weg zu Fuße, ſtieß in den engen Gaſſen alle die ihm begegneten auf die Seite, ſtürmte über zwanzig Brücken, immer in der Gefahr, in die Kanäle zu fallen, denn dazumal waren noch keine Geländer an den Brücken. — Der Mond trat aus den Wolken, da er nach der Seite des Hoſpitals hinüber ſchauen konnte, und eine eiſige Angſt überlief ihn, als ihm der geharniſchte Reiter zu Pferde in die Augen fiel, der, aus Erz gegoſſen, über des Canals Bruſtwehr ſieht. Seines Vaters Bild hing, in ähnlichem Harniſch und Helm dargeſtellt, auf der Gallerie ſeines öden Palaſtes. — Er verhüllte das Antlitz, ſchwenkte um die letzte ſchmale Ecke, und ſtand vor der Hinterthüre des Piſani'ſchen Hauſes. Er klopfte unwillkührlich, wie er es zu Chiozza gewöhnt geweſen, und wie dort rief ihm eine holde Stimme von oben zu: „Gleich, gleich, Signor Michael; ſeyd willkommen!“ — Er fuhr ſich, wie einer, der aus dem Traume erwacht, mit der Hand über die Stirne; denn es war alles, wie in den glücklichen Mondnächten von Chiozza: das leiſe Knarren der Thüre, das Rauſchen des ſeidnen Gewandes; die zarten Finger, die ſeine Wange ſtreichelten, und ihn über die Wendeltreppe leiteten .... er kannte ſie gleich an den zahlreichen Ringen, die ſie ſchmückten. Aber, oben angelangt, und eintretend in das große Gemach, von einem Kronleuchter erhellt, und mit Tapeten von Sammet und Gold belegt und behangen, ſchwindelte Gradenigo im Rauſche des Entzückens. Das Weib, das er verlaſſen als eine alternde, verlebte, von jeder Friſche entkleidete Dame, es ſtand vor ihm in höchſter Leibes- und Jugendpracht; die erloſchenen Augen verwandelt in blitzende Diamanten, die blaſſen Wangen angeweht von zarter Roſenfarbe, Kraft und Luſt des Lebens in allen Gliedern und in jeder Bewegung. — „Angelika! wie ſchön biſt Du!“ Nur dieſes vermochte Gradenigo zu ſtammeln, ſtatt jeder weitern Frage. „Und Du, wie bleich! wie finſter Deine Blicke!“ ſeufzte die Gräfin mit Betrübniß, und hielt ſein Haupt mit beiden weichen Händen. Und ehe ſie es ſelber merkten wurde das Erſtaunen zum Kuß, die Verbeugung zur Umarmung, und das neugierige Wiederſehen zum verſtohlnen Abentheuer.

Es läutete die Mettenglocke im benachbarten Kloſter, als Angelika, der Liebe Kurzweil endend, mit tiefer Stimme fragte: „Wie iſt's mit Deinen Schwüren, Michael? Haſt Du nicht vergeſſen, den zürnenden Himmel zu verſöhnen?“ — Finſter und ſchweigend ſchüttelte Michael den Kopf. — „Die Opfer für des Alten arme Seele?“ — „Beſtellt, bezahlt.“ — „Die Jahrszeiten für das unſterbliche Theil der Wittib?“ — „Gekauft, verordnet, beſtätigt.“ — „Haſt Du keine fromme Stiftung übergangen, ohne ſie mit einem Beitrag zu bedenken?“ — „Keine. Schweige aber; denn mir graut vor den Erinnerungen, die Du in mir aufweckſt.“ — „Doch die Wallfahrt?“ fuhr Angelika unerbittlich fort. — „Die zur lieben Frau vom ſchwarzen Berge habe ich ſchon verrichtet. Aber die weitere, zum Grabe des heiligen Jacob ....“ — „Ich verſtehe. Signor Gradenigo hat um der Brautſchau und Verlobungsfreuden willen verſchoben, was ſo dringend war?“ — „Freuden? o grauſames Weib! Aus der ſüßeſten Sklaverei entlaſſen, hoffte ich einen ſchwachen Troſt zu finden ... und mir wurde die Hölle! Verdiene ich's aber beſſer? Ach, wenn ich in mein Inneres ſchaue — welch' ein Bild! welche Zukunft!“ — Angelika zauberte mit ihren Liebkoſungen ſeinen Trübſinn hinweg, und erzählte mit unbefangener Heiterkeit: „Sieh! auch ich konnte nicht von Dir laſſen. In Frankreich blühte zudem mein Glück nicht. Das Parlament von Paris ſtellte mir und meinem Oheim, dem vortrefflichen Chymiſten, nach. Er entfloh nach Spanien; ich ſuchte den Rückweg hieher. Ich rechnete darauf, Dich wieder zu finden, und meine Hoffnung hat mich nicht getäuſcht. Die

Bande, die uns verknüpfen, ſind ſo enge ....“ — Michael zitterte am ganzen Leibe. Angelika fuhr fort: „Du haſt Dich freilich ſehr beeilt, deinen Ehebund zu ſchließen; aber .... wir wiſſen ja im Nothfall zu löſen was gebunden iſt.“ Sie ſchob mit den Alabaſterhänden den Purpurvorhang zurück, und zeigte eine hellblinkende Phiole: „Das iſt noch ein Geſchenk des weiſen Oheims;“ ſagte ſie. Michael machte eine abwehrende Geberde, und die Gräfin ſetzte, lächelnd wie die Unſchuld ſelbſt, hinzu: „Sollteſt Du glauben, daß dieſe Eſſenz, die zerſtörende, belebend und verjüngend wirkt, wenn man ſie nur anders zu gebrauchen weiß? Ihr verdanke ich die Rückkehr meiner Jugend, meiner Reize.“ — „Wie? dieſen Tropfen, die, obgleich ſo heiß funkelnd, den kalten Tod enthalten?“ — „Ja doch, eben ihnen, doch dieſe Geheimniſſe ſollen auch Dir einſt klar werden, der Du mein liebſter Schüler biſt.“ — „Dein Liebſter?“ ſagte er mit bitterem Lächeln: „was wäre denn Andrea, der ſich mit Deiner Gunſt brüſtet?“ — Das Auge der Gräfin glühte zornig auf, indem ſie leiſe entgegen fragte: „Thut er das? Weh ihm, wenn er löge, was nimmer wahr ſeyn wird! Ein willkommnes Geſchöpf war er mir, uns wieder zuſammen zu führen, weiter nichts; glaube mir.“ — „Nun ſind wir abermals vereint, und ich frage mich, wie ein aus ſchwerer Trunkenheit Erwachter: wie war es möglich, daß wir je uns trennen konnten?“ — „Böſer Mann! trugſt Du nicht ſelbſt die Schuld? Kaum hatte ich nach langem Ringen, nach verzweiflungsvollen Kämpfen gethan, was Du begehrteſt, — ihn Dir gereicht, den Schlüſſel zu den Reichthümern dieſer Welt, ...“ — Er fiel trübe ein: „Kaum hatte ich den Schritt gethan, den ich niemals mehr zurückthun konnte ....“ — „Und ſchon war ich Dir ein Gräuel, — Du ſtießeſt mich zurück, die Du vordem ſo liebevoll umfangen, und verbannen mußte ich mich ſelbſt freiwillig, um Dich nicht mehr zu ſehen, der mich haßte, und den anzubeten ich doch nicht aufhören konnte ....“ — „Du ließeſt mich zurück in Zwietracht mit mir ſelbſt, verblendet, bethört. Deine Liebe kam mir vor wie ein hölliſch Spiel; ſogar Deine Reize ſah ich nicht mehr. Die abergläubiſche Furcht meiner Seele verwandelte Deine edeln Züge in eine Larve des Abgrunds! Und nun ſtehſt Du vor mir, prangend in allem Reichthum der Schöpfung, bezaubernder als je, — und ich bin gebunden auf Erden, verworfen aus dem Himmel!“ Er zerraufte ſein Haar, voll von wahnſinniger Leidenſchaft; denn Jeder war an allen ſeinen Sinnen verloren und dahin, der nur einen Kuß von der ſchlau verborgenen Sirene erhalten.

Darum rührte es Gradenigo's Herz nicht im Geringſten, da er, nach Hauſe kehrend, ſeine junge Gattin fand, die voll Reue über ihr herbes Benehmen, von Dolo zur Stadt gekommen war, mit Thränen an den Hals des Geliebten ſich klammerte, und nicht aufhörte, ſich die bitterſten Vorwürfe zu machen. Vier und zwanzig Stunden früher hätte dieſe Reue, dieſe Buße ihre Wirkung nicht verfehlt. Heute kam ſie jedoch zu ſpät. Kaltſinnig wies Michael die Signora von ſich. „Wir ſind in Ordnung,“ ſagte er boshaft: „vollkommen in Ordnung, Donna Gradenigo; es könnte nicht beſſer ſeyn. Darum laſſen wir es auch ſo.“ Damit wendete er ihr den Rücken zu, und es war nun an ihr, in Schaam und Demüthigung zu vergehen.

In der Halle ſeines Pallaſtes erwartete ein Staatsbote den edeln Gradenigo. „Euer durchlauchtiger Vetter, der Doge, wünſcht Euch zu ſehen und zu ſprechen;“ lautete die Botſchaft: „wir haben Befehl, Euch nach Malamocco zu bringen, wo der Herzog verweilt.“ — „Ich bin zu des Dogen Dienſten;“ antwortete Michael höflich, wenn gleich befremdet: „doch habe ich erſt einige Geſchäfte bei meinem Wechsler abzuthun, und hoffe, Euch an der Piazetta zu finden.“ — Der Staatsbote ruderte gehorſam an den bezeichneten Ort, und Michael ſäumte nicht lange, ſich ebenfalls dahin zu verfügen. Indem er ſinnend, was der Doge wohl um dieſe ungewöhnliche Zeit von ihm begehre, über den Markusplatz ſchritt, wimmelte das breite Pflaſter zwiſchen den Flaggenſtangen der drei Königreiche von den Tauben des heiligen Markus, und der Wächter, der von der hohen Signoria beauftragt war, die Thierchen zu füttern, wartete eben ſeines Dienſtes. Mit dieſen Tauben, die noch heutiges Tages den ſchönen Platz bevölkern, und Niemanden unterthan ſind, hat es aber eine eigene Bewandniß.

Es war ſonſt von den ältſten Zeiten an der Gebrauch, daß bei großen Kirchenfeſten, während man ſang: „Komm heiliger Geiſt!“ verſchiedene Paare von Tauben und andern Vögeln von den Söllern in der Kirche losgelaſſen wurden. Sie flatterten dann mit freien Flügeln, aber zuſammen gebundenen Füßen unter dem Gewölbe und über den Häuptern des Volks, bis ſie gefangen wurden, und kamen dann elendiglich um, weil der rohe Pöbel ſie zerriß, um nur eine Klaue oder eine Feder davon zum Andenken nach Hauſe zu bringen.

Eines Tags jedoch — es war ein Siegesfeſt zugleich, wegen einer großen Niederlage der Türken — machten ſich die Opfertauben von den Banden los, und flogen ſchmuck und keck zu den Pforten hinaus auf den Platz, wo ſie ſich auf die Panierſtangen der Republik niederließen; und ein plötzlich gefaßter Beſchluß des hohen Raths befreite dieſe Thiere auf ewige Zeiten von aller Nachſtellung, überließ ihnen den ſchönen Platz zur Heimath, und ſicherte ihnen das Gnadenbrod; denn ſie ſollten geehrt und heilig ſeyn, als lebende Sinnbilder der Freiheit, die ſich die große Venezia mit Anſtrengung und Beharrlichkeit erworben. Seither verließen die Tauben auch nicht mehr den Platz, wo der Heilige ſelbſt ſie zu ſchützen ſcheint; ſie niſten auf den Speichern der Procuratien, auf den Dächern des Dogenpallaſtes, auf der Höhe des Glockenthurms, und haben ſich außerordentlich vermehrt. — Dieſe Tauben fütterte eben der Wärter, als Gradenigo vorbei ging. „Hm!“ ſagte Michael zu ſich ſelber: „dieſe fromme Stiftung hätte ich beinahe zu bedenken vergeſſen, und doch kommen mir die Vögel, als wie unter dem unmittelbaren Schutze des Evangeliſten ſtehend, vor.“ Indem er dem Wärter ein Paar Zecchinen in die Hand drückte, ſprach er: „Kaufe hievon dieſen lieben Thierchen den ſchmackhafteſten Waizen, und zeige Deinen Herren an, daß Michael Gradenigo alljährlich einen gleichen Beitrag in die Kaſſe liefern will, woraus die geweihten Tauben beköſtigt und gepflegt werden.“ — Der Wärter rief dem Freigebigen tauſend Segenswünſche nach; aber Michael ſelbſt, indem er die Gondel des Dogen beſtieg, ahnte nicht, daß er ſo eben das beſte Kapital zu den höchſten Zinſen angelegt hatte.

An der Säule, worauf der heilige Theodor mit ſeinem Crocodille ſteht, lehnte mit verſchränkten Armen der junge Andrea, und ſchüttelte, dem Jugendfreunde nachſehend, deſſen Schifflein juſt an der Dogana vorüberglitt, mehreremal den Kopf. „Ich möchte doch wiſſen,“ murmelte er in ſich hinein, „warum ich ſo plötzlich den Michael nicht mehr leiden kann? Aber er kommt mir vor, wie ein Gezeichneter, — wie Einer, deſſen Nähe mir Unheil bringen würde. Ich will ihn meiden, und wenn überhaupt nicht bald Friede in meinem Innern wird, ganz Venedig meiden; denn ich bin zerriſſen und feindlich und verwirrt, ſeitdem ich die Königin der Meere wieder ſah. Nur Angelika's Umgang zerſtreut mich; aber es iſt auch nicht der Friede, der mich bei ihr beſchleicht, ſondern eine Einſchläferung meiner Leidenſchaften, die zehnfach wieder erwachen, wenn ich von Angelika komme." — Während dieſes ernſthaften Selbſtgeſprächs blickte der arme Junge dennoch ſehnſüchtig zum Thurm auf, und weil die Stunde da war, die ihm Angelika beſtimmt hatte, eilte er über Hals und Kopf zu ihr.

Nicht lächelnd, wie er gehofft, — verſtört, aber in dieſer Verſtörung üppiger als je, kam ſie ihm entgegen. „Ich bin in Verzweiflung," rief ſie, daß ich von Deiner Liebe einen Beweis begehren muß, den ein edles Herz ſo ungerne fordert. Wenn ich nicht vor Sonnenuntergang zehntauſend Thaler habe, die ich einem Juwelier von Chiozza ſchulde, ſo bin ich verloren, entehrt. Mein Oheim verſprach, mir wohl mehr zu ſenden, als dieſe Summe beträgt, aber er hielt nicht Wort, oder ſeine Sendung verſpätete ſich. Hilf mir heute, Andrea. In wenigen Tagen erſetze ich Dir alles, und die Zinſen zahle meine Liebe."

Andrea war in keiner geringen Verlegenheit. Das Geld aufzubringen ſchien ihm eine Unmöglichkeit. Dennoch — welcher Liebhaber thut nicht das Aeußerſte, wenn es gilt, die Geliebte ſich zu verbinden? Er ſchwankte unſchlüſſig, und wie ein Donnerſchlag fiel ihm Angelika's Rede in's Ohr: „Du überlegſt? ſoll ich mich denn an einen Fremden wenden? Oder an den Einzigen, der mir wohl ſchnell helfen würde, dem ich aber ungern die Hülfe verdanken möchte? an

Gradenigo? ein Wort nur koſtet es mich.“ — „Halt!“ rief Andrea: „nur dieſes nicht! dieſe Schmach würde ich nicht überleben!“ — „Du haſt Recht,“ verſetzte die Gräfin bitter, „daß Du mir den Ausweg zeigſt, der mir am Ende übrig bleibt. Von Dir verlaſſen, dem rohen Gläubiger preis gegeben, iſt der Tod im Canale, ein Sprung von der Brücke mein Loos.“ — Weinend und mit verhülltem Geſichte ſank ſie auf die Eſtrade, und vor ihr kniete der arme Andrea, ihre Hände küſſend, und Worte der Entſchuldigung ſtammelnd, die alle darauf hinaus liefen, daß ſeine Mittel ſo beſchränkt, daß ſein Vater ſo genau, und dabei ſo eiferſüchtig auf ſeinen Credit, daß das mindeſte Anlehen, auf ſeinen Namen gemacht, ihn auf’s höchſte erzürnen würde, käme es zu ſeiner Kenntniß. — Nach und nach hörte ihm Angelika aufmerkſamer zu, und ſagte endlich mit tiefem Mitgefühl: „Ja, Du biſt gut, wie die Jugend ſtets zu ſeyn pflegt; nur das Alter verſteinert die Herzen. Das iſt ja eben der Fluch unſrer Geſetze, daß die Jugend voll Edelmuth, dem blödſinnigen und verknöcherten alten Geſchlechte dienen, ihm unterthan ſeyn muß. Die Geſetze ſtammen aber von den Greiſen, ſind die letzte ſo verderbliche Frucht, die da entſpringt aus ihren wackelnden Häuptern. Wie ſchön wäre es, wenn der Jugend die Welt gehörte, und nicht dem morſchen Ahn oder dem graubärtigen Vater? Was thut die Schwäche mit der Gewalt? was nützen der Ohnmacht alle Schätze der Erde? Unfähig zu genießen, verkümmert ſie auf ihrem Golde; und die Kraft ſteht dabei ſclaviſch im Winkel, während auch für ſie die Zeit eilt, und ihre Haare grau färbt, ehe noch der zögernde Tod des Vorgängers Kahlkopf in den Grund bettet. Dann kommt freilich die Reihe an den Erben, aber ſchon zittern ſeine Hände, während er den Reichthum zählt, der ſeiner Jugend nicht beſcheert war; ſein Mark iſt vertrocknet, und der einzige Entſchluß, den er männlich faßt und hält, iſt der, ſeine Nachtreter eben ſo um alle Freuden zu betrügen, wie ſein Vater es mit ihm gemacht.“

Andrea ſeufzte aus voller Bruſt, denn ſein Vater war ein Muſter kränklichen Eigenſinns und übertriebener Sparſamkeit. Die Röthe peinlicher Schaam loderte auf ſeinem Antlitz auf, da er ſich der mannigfaltigen Entbehrungen erinnerte, denen er von Kindheit an unterworfen geweſen, und der Zwingherrſchaft, die noch jetzo der heftige Greis über den erwachſenen und erfahrenen Sohn ausübte. Er getraute ſich kaum, vor der Geliebten die Augen aufzuſchlagen, bis ihre ſanfte Stimme zu ihm redete: „Warum ſo nachdenklich, Andrea? Sieh, ich zürne Dir nicht; ich fluche nur den Satzungen der Menſchen, die zu Vormündern diejenigen berufen, die ſelbſt bevormundet ſeyn ſollten. Laſſen wir aber das; wir können's nicht ändern. Vergiß meine Klagen, mein unbeſcheidnes Begehren. Ich werde mir noch helfen können; wenn nicht .... nun, wie der Himmel dann will. — Zuvor laß uns jedoch eine fröhliche Stunde genießen. Theile meine kleine Mahlzeit. Was den Speiſen etwa an Fülle und Wohlgeſchmack abgeht, erſetzt vielleicht der franzöſiſche Wein, von dem ich noch einen kleinen Vorrath habe. Eine willkommne Leckerei für euch, ihr Herren von Venedig, nicht wahr? Komm, Andrea; laß' mich Deinen Becher mit Roſen kränzen!“

Sie ſchmausten, ſie tranken, ſie ſchwammen in Seligkeit. „Werde mein Weib!“ bat Andrea zärtlich. „Wo denkſt Du hin?“ fragte Angelika mit verſagender Lippe, aber mit verlangendem Auge: „ich, eine Fremde, von unbekanntem Herkommen, ohne Reichthum, ohne Verwandte? Dein Vater würde Dich in's Irrenhaus ſperren, ſprächeſt Du ihm von Deiner Wahl.“ — Zornig ſchlug Andrea mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, an ſeine Stirn; zornig ſchlürfte er in langen Zügen den heiß wallenden Trank, roth wie Blut. „Wenn wir des Vaters Ende abwarteten?“ fragte er wüſten Blicks. — Angelika lächelte ſpöttiſch: „Er gleicht dem Eichenholze, das im Waſſer zu Eiſen wird; uns zum Verdruſſe würde er leben, leben, leben; und der Prieſter würde uns vereinigen, während Dein Bruder ſeine Jubelhochzeit begeht.“ — „Leben, leben, leben!“ wiederholte Andrea, blutdürſtig vor ſich hinſtarrend; dann ſprang er plötzlich auf, zog das Kreuz, das er auf der bloßen Bruſt trug, hervor, hielt es der Gräfin hin, und rief: „Schwöre wenigſtens mir treu, unverbrüchlich treu zu ſeyn, wenn auch erſt nach einiger Zeit unſere Wünſche gekrönt werden ſollten. Verlobe Dich mit mir, und überlaſſe mir das Uebrige!" — Angelika ſchaute ihn wieder lächelnd an, und antwortete: „Ich ſchwöre nicht; und dieſes Zeichen würde nicht für meinen Eid bürgen. Es iſt mir nicht heilig; ich bin keine Chriſtin." — Auf dieſes Geſtändniß hätte wohl jeder rechtgläubige Katholik die Flucht ergriffen; aber die Venezianer waren dazumal ſehr freigeiſteriſch, weil ſie mit allen Völkern der Welt, mit Mohren, Heiden und Türken alltäglich zu thun hatten. Zudem war Andrea lange unter den Franzoſen geweſen, und dieſe hielten von jeher eine ſchlechte Probe im Chriſtenthum. Der Sohn des ſparſamen Kaufmanns hatte ſich von den Freimaurern dergeſtalt anſtecken laſſen, daß, was einem Andern ein Gräuel geweſen wäre, ihm als eine doppelte Anreizung erſchien. Eine Chriſtin, dachte er bei ſich in ſeinem Leichtſinn, kann ich alle Tage heirathen, aber eine Türkin oder .... — Ach, die ſogenannte Gräfin war noch weit ſchlimmeres, obſchon ſie vorgab, von einem Sarazenenfürſten abzuſtammen, der einſt in Spanien oder Afrika geherrſcht habe. Sie gehöre indeſſen, ſagte ſie, zu den Anhängern des Jezid, die insbeſondere den Fürſten der Hölle anbeten, weil ſie ihn für den erſten Diener und Vollſtrecker der Befehle Gottes anſehen. „Der große Herr," — ſie nennen den Teufel nicht anders — „der große Herr," ſagte die Verführerin, „iſt mächtig, aber auch milde. Er empfängt Jeden gern, der zu ihm ſich bekehrt; und ich werde nie als Gattin einen Mann umarmen, der nicht einwilligte, wenn auch nur insgeheim, ein Knecht des großen Herrn zu ſeyn.“ — Der Verblendete reichte ihr die Hand, und ſagte: „Topp!“ — Nun ging ſie mit der Farbe beſſer heraus, ſprechend: „Da wir nicht, wie bei euern Taufen geſchieht, Zeugen und Pathen haben, die für des Neuaufgenommenen Ehrlichkeit und Glauben ihre Bürgſchaft einſetzen, ſo mußt Du ſelbſt ein Pfand geben, daß Dir der große Herr vertraue. Dieſes Pfand iſt aber ein Leben, das Leben eines Menſchen, und zwar eines ſolchen, den Natur, Gewohnheit oder Liebe recht innig mit Dir verknüpften. Opfre es dem finſtern König, und ſeine Huld iſt Dein, ſammt meiner ewigen Liebe, und einer Zukunft, ſo voll von Freuden und Herrlichkeit, daß des Propheten Paradies dagegen nur als eine Armſeligkeit erſcheinen ſoll.“

Da gelobte der Unglückliche Alles, was die Verruchte nur begehrte, und erhielt von ihr den nöthigen Vorrath der Todeseſſenz, und ging heim, ſich an ſeines Vaters Tiſch zu ſetzen.

Während dieſes ſich begab, erſchien Gradenigo vor ſeinem Vetter, dem Dogen, der in ländlicher Abgeſchiedenheit auf Malamocco lebte; denn die Herzoge Venedigs waren wenig beſſer daran, als Gefangene. In der Stadt durften ſie nicht ihren Pallaſt verlaſſen, und wollten ſie friſche Luft genießen, ſo durfte es auch nur auf der freudenloſen oben genannten Inſel geſchehen, wo die Möve ihre Geſellſchaft, das an die Murazzi brauſende Meer ihre Muſik war. Finſtre

Sorgen lagen auf der Stirne des Dogen zuſammengeballt, und mit ganz beſonderm Ernſte hob er zu dem Neffen an: „Sage mir doch, Michael, wie es eigentlich bei dem Hintritt Deines Vaters, meines lieben Verwandten, herging.“ — Michael ſtutzte, verfärbte ſich, und meinte, es ſey ja ſchon ſtadtbekannt, wie ein plötzlicher Schwindel den alten Herrn ergriffen, und ein ſehr kurzes aber ſchmerzliches Uebelbefinden ſeinen ſchwachen Tagen ein Ende gemacht. Worauf der Doge: „Man flüſtert allerlei über dieſen und andre ſchnelle Todesfälle in Venedig. Auch die wackere Matrone Paola Mercadagni ging ſo eilig hinüber. Was uns von Paris geſchrieben worden, bringt auch hier auf ſeltſame Vermuthungen und böſen Argwohn. Die verruchteſte Giftmiſcherei iſt dort eingeriſſen; Weiber morden ihre Gatten, Kinder ihre Eltern. Eine Marcheſa, die ſolche Miſſethaten begangen, fiel unter'm Beil des Henkers. Viele Andere aus den höchſten Ständen warten im Kerker auf ein ähnlich blutiges Ende. In Venedig ſollen dieſelben Complotte geſchmiedet, die gleichen Verbrechen verübt worden ſeyn. Was ſagſt Du hiezu?“ — Als nun Michael leichenblaß da ſtand, und nicht zu antworten vermochte, wurde der Doge immer finſtrer, und ſeine Stimme betrübter, indem er fortredete: „Ich darf Dir unterm Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit vertrauen, daß in der Nacht, die da kömmt, mehrere junge Edelleute, gegen die ſich Verdacht erhoben, gefangen geſetzt werden ſollen. Wer weiß, ob nicht Einer, den ich liebe, weil er meines Stammes iſt, mit unter die Bezeichneten gezählt iſt? Beſſer wär's, wenn er ſich nicht ganz rein fühlt, er entfernte ſich ſchnell. Zu den Füßen des Großpoenitentiarius in Rom iſt Vergebung der ungeheuerſten Sünden zu erlangen, wenn zerknirſchte Reue dieſelbe nachſucht. Wir ſind jetzt in der zwanzigſten Stunde. Noch wäre es Zeit, den Inquiſitoren zu entrinnen." Die Bilder und Spiegel des Gemachs tanzten vor den Augen des jungen Mannes, und da der Herzog ſich abwendete, und nach ſeinem Schreibtiſch ging, ſtotterte Michael die Worte: „Ich will fort, weil auch die reinſte Unſchuld in den Kerkern der Inquiſitoren zur Martyrin wird." — Somit nahm er die Thüre in die Hand, und fuhr mit günſtigem Winde nach der Stadt zurück. Auf dem Wege zu Angelika ſchämte er ſich ſeiner Feigheit, und nahm ſeine Zuflucht zur Lüge. „Ich werde jetzo nach Compoſtella wallfahrten;" ſprach er: „getröſtet komm' ich dann in Deine Arme zurück, um mit Dir in ferne Gegenden zu fliehen, wo man uns nicht kennt. Sey indeſſen auf Deiner Hut, und denke mein." — Die Argliſtige ſchwor ihm ſüße Eide; empfing aus ſeinen Händen einen anſehnlichen Reichthum an Bankpapieren zur Aufbewahrung, und entließ ihn, den von hölliſchen Stricken Umgarnten. — Auf pfeilſchneller Barke ſchied er ohne Säumen von der Heimath, und landete ſchon zu Meſtre, bevor es Nacht geworden. Im Sturm ging es mit Eilpferden bis nach Ferrara. Dort athmete er leichter; dort verſuchte er zu ruhen. Aber ſeinen unſeligen Schlummer unterbrachen furchtbare Gebilde ſeiner Phantaſie, und plötzlich bemeiſterte ſich ſeines gequälten Herzens eine Angſt ohne Gleichen, die ihn, ſeltſam genug, bei den Haaren zurück nach Venedig riß, wo die Gefahr ihm drohte, ſtatt ihn unaufhaltſam nach Rom zu peitſchen. Gewiß iſt, daß ſchon am zweiten Abend nach ſeiner Flucht, Signor Gradenigo in gemeiner Kleidung eines Schiffers wieder den Fuß auf die Piazetta ſetzte. Die Nacht war dunkel und ſtürmiſch; aus dem Weſten kam ein ſtarkes Gewitter heran. Alle Leute flüchteten unter Dach und Fach; ſogar die Merceria wurde bereits öde, die Rialtobrücke leer, und über den großen Canal, aus den Mündungen der kleineren Waſſerſtraßen, ſchallte nur das einförmige: „Ausgewichen!“ der Gondoliere, deren Fahrzeuge und Laternen wie ſtille Irrwiſche über's Waſſer ſtrichen. Da öffnete Michael mit behutſamem Schlüſſel die kleine Pforte ſeines Pallaſtes, und ſchlüpfte ungeſehen durch die wohlbekannten Winkel und Gänge nach den Wohngemächern — Das Zimmer ſeiner Gemahlin war erleuchtet. Von wachſender Angſt beſeelt, ſtieg Michael aus dem Fenſter der Vorhalle, ſchwebend über dem Canal, auf den Balkon des Gemachs, und lauſchte in das Zimmer. Ihn kümmerte nicht der pfeifende Wind, noch der ſtäubende Regen, denn drinnen, an einer kleinen Tafel, bequem auf Kiſſen gelagert, ſaß Anna, und ihr gegenüber ein Weſen, deſſen Gegenwart in ſeinem Hauſe Gradenigo nicht geahnt hatte: Angelika. Der Pilaw dampfte, goldgelbes Backwerk, und granatfarbiger Wein in geſchliffenen Flaſchen blinkte auf dem mit Blumen geſchmückten Tiſche. Die zärtlichſte Freundſchaft lächelte aus den Zügen der beiden Damen. Sie neigten ſich einander zu, ſie drückten ſich die Hände, küßten ſich Lippen und Stirne. Von ihrem Munde ſchienen die ſüßeſten Schmeichelreden zu ſtrömen. Verwirrt, argwöhniſch, begierig, drückte Gradenigo das Ohr an die Scheiben; es gelang ihm, einzelne Worte zu verſtehen, bald ſogar zu faſſen, was Angelika mit ihrer vollen, tiefen Stimme ſagte: „Wie erfreut bin ich,“ ſprach ſie, „daß ſchon am erſten Tage meiner Ankunft in der fremden Stadt mir das Glück wurde, meines edeln Verwandten Haus und ſeine reizende Gattin zu finden! Tröſtet Euch, ſchöne Frau, über die Mißverſtändniſſe, die Eure Ehe im Anbeginn trübten. Ich kenne meinen biedern Vetter; er iſt edel, und wird gut machen, was er in der Uebereilung, Euern Gram nicht begreifend, verdarb. Was gilts, ſchon in den nächſten Tagen kehrt der ſchlimme Flüchtling zu Euern Füßen zurück? Ich behalte mir vor, den Frieden zu ſtiften, und damit meinen Eintritt in dieſes Haus zu einem ſegensreichen zu machen.“ — „Wenn dieſes geſchähe!“ ſchienen Anna's leiſe redende Lippen zu ſagen, und dann ihre Geberde, und dann ihr nach oben gerichteter Blick: „Was nützen mich alle dieſe Kleinodien, die Perlen, das Gold, die Juwelen, die ich hier prahleriſch vor Deinen Augen ausgebreitet, wenn nicht ſeine Liebe mich umfängt?“ — Wie eine Otter betrachtete Angelika das überreiche Geſchmeide, dann die Eigenthümerin, und rief: „Auf Euer Glück, ſchöne Anna! dieſe Thränen Chriſti ſollen Euch Wonnethränen bedeuten!“ — Sie winkte ſchalkhaft mit dem Glaſe. Anna nickte, zog jedoch, bevor ſie ihren Becher ergriff, ihr Tuch hervor, und trocknete langſam damit die weinenden Augen. Im Nu hatte Angelika etwas in den Wein der Sorgloſen geworfen. Gradenigo ſah es; er ſah, wie ſein Weib nach dem Becher griff, und, die Balkonthüre mit Gewalt aufreißend, ſtürzte er in's Gemach, ſchreiend: „Trinke nicht, laß ab, Betrogene! Sie will Dich vergiften!“ — Entſetzt fuhr Anna empor. Angelika, wenn gleich beſtürzt, doch ſchnell gefaßt, flog an den Hals des Zürnenden. „Was thuſt Du?“ flüſterte ſie ihm in's Ohr: „Du raſeſt, weil ich in Deiner Abweſenheit Deine Ketten brechen wollte?“ — Von ihren Armen umklammert, ihr klopfend Herz an dem ſeinigen, unterlag Michael wieder dem Zauber. Er umfing die Furie; bei dieſem Anblick ſank Anna ohnmächtig zur Erde. Aber mit Getöſe erſchien, durch die Thüre kommend, ein furchtbarer Rächer. Blaß, entſtellt, einem Verrückten ähnlich, ſtürmte Andrea herein. Mit grellen Augen ſtarrte er auf die, die ſich eng umſchloſſen hielten. Endlich brach er los: „Hier finde ich Dich? in ſeinen Armen Dich? meine Ahnung hat mich nicht betrogen? Und Dir zu Gefallen ſollte ich den Vater ermorden?

Fahre ſelbſt zu dem Teufel, der Dich in die Welt ſchickte!“ Von ſeinem Degen getroffen, fiel Angelika zuſammen. — —

Als die Sbirren, von den keuchenden Bedienten gerufen, in's Haus drangen, lebte die Giftmiſcherin noch. Alle ihre erborgten und erkünſtelten Reize ſchwanden; ihr lächelnd Geſicht verzerrte ſich, den Schauern der Ewigkeit entgegen athmend. Mit der letzten Gewalt deutete ſie auf Andrea, der, auf den blutigen Degen geſtützt, neben ſtand: „Der iſt mein Mörder!“ Dann auf Michael, welcher ſich zu ihren Füßen wand: „den nehmt auch in Gewahrſam; er hat ſeinen Vater und ſeiner Gattin Mutter vergiftet. Sorgt, daß er der Strafe nicht entgehe!“ Mit verglaſten Augen ſtarrte Michael die Anklägerin an, und ſie ſtarb, triumphirende Bosheit im Geſichte. Von dem Unglücklichen wich alles; die Gattin, die ihn floh, als das Scheuſal, das ſie zur Waiſe gemacht; der ſchuldige Freund ſelbſt, der ſich einen Engel ſchätzte gegen ihn, weil ſein Schutzpatron ihn bewahrt, daß er nicht die Hand gegen den Vater erhoben. Die weißen Haare deſſelben hatten den Verblendeten zur Beſinnung gebracht. Wüthend gegen ſich ſelbſt und gegen die Verſucherin wollte er das Gift ihr zurückbringen, und ewigen Abſchied von ihr nehmen. Er fand ſie nicht zu Hauſe; ihre Gondel war zu Gradenigo's Pallaſt beſtellt. Böſes ahnend kam Andrea darinnen an. Der Zorn, ſich ganz und gar von dem Weibe betrogen zu ſehen, bewaffnete ſeinen Arm. —

Noch in derſelben Nacht ſchliefen die ehemaligen Freunde im Gefängniſſe, und am nächſten Morgen ließ man ſie in die ſogenannten Brunnen hinab, wohin kein Licht, kein Laut, kein Troſt von auſſen dringen konnte.

Aber die Heiligen ſteigen mit ihren Segnungen bis in die tiefſten Eingeweide der Erde. So hatte der Evangeliſt Markus die Macht, in dem Pozzo *) des Signor Gradenigo bei nächtlicher Weile, als ob er ein Traumbild wäre, dem Gefangenen zu erſcheinen, und ihn zu tröſten. „Bereue, büße!“ ſagte er ihm mit Sanftmuth: „Deiner wartet noch ein heiteres Loos, trotz Deiner ſchweren Sünden; denn Du haſt gute Werke gethan, und dieſe bitten für Dich.“ — Dieſe Erſcheinung erquickte den armen Michael zwar ſehr; aber jede Hoffnung ſchwand von ihm, da man ihn eines Tags über die Seufzerbrücke in die Inquiſitionsſtube führte, und ihm daſelbſt ſein Todesurtheil vorlas. Das Vorrecht des Adels ſicherte ihm ein Ende durchs Beil vor allem Volke, und zwar zwiſchen den Säulen des Markuslöwen und des heiligen Theodor. Er weinte; aber er faßte ſich bald, und dachte: „Du haſt den Tod mehr als verdient.“

Bisher hatte ganz Venedig nichts von dem Schickſal der eingefangenen Edelleute erfahren. An einem hellen Vormittag ſchritten nun ihrer fünfe, — alle Giftmörder — aus dem Gerichtshofe hervor, um am

---

*) Verließ; die Pozzi waren Venedigs ſcheußlichſte Kerker; jetzt verſchüttet.

beſtimmten Platze ihr ſchmähliches Urtheil zu erleiden. — Vier Häupter waren gefallen, und Michael ſollte den Beſchluß machen. Als er jedoch niederkniete, vor allem Volke, deſſen Mitleid ſchon rege geworden durch das Ende ſeiner Vorgänger — horch, was rauſcht hoch durch die Luft? ſieh, welche Fittige, gleich Engelsflügeln, ſchirmen des Verbrechers Haupt? Alle Tauben des heiligen Markus waren auf den Knieenden herniedergeflattert; ſilberweißer Glanz deckte ſeinen Kopf, ſeine Schultern; im weiten Kreiſe um ihn her flogen andere von den gefiederten Gnadeboten, und ließen aus ihren Schnabeln grüne Blätter und Blumen auf ihren Schützling fallen. Der Henker war unbeſonnen genug, das Beil gegen den läſtigen Schwarm zu ſchwingen; er wurde faſt geſteinigt vom Volke, das „Wunder!“ rief, und ſich herbeidrängte, des Verurtheilten Feſſeln zu löſen. Die Tauben wichen aber nicht von Michael, und begleiteten ihn bis in den Hof des Dogenpallaſtes, wo ihn mehrere Rathsherren empfingen, und ihn in eine anſtandigere Haft führten. — Noch ſtritt man ſich im Gerichte um ſein Leben; ſeine Verbrechen ſchienen zu groß, als der Begnadigung würdig zu ſeyn. — War's aber Furcht vor dem Volke, oder vor der Rache des Heiligen, der den Pfleger ſeiner Tauben ſo offenbar in Schutz genommen? — man zögerte lange, und plötzlich verſchwand Gradenigo aus ſeinem Kerker, wahrſcheinlich mit Hülfe des Dogen, und ſoll auf dem Monſerrat als Einſiedler ſein Leben beſchloſſen haben. — Ein großer Theil ſeines Vermögens und die unermeßlichen Schätze, welche man im Hauſe der verfluchten jüdiſchen Giftmiſcherin gefunden, welche alle die jungen Edelleute zum Todtſchlag verführt hatte, — haben die Republik für den Kopf des Michael Gradenigo entſchädigt. — Dem armen Andrea ging's freilich ſchlimmer. Ein Schiff ohne Laternen hatte ihn des Abends von dem Gefängniſſe weggebracht, und nicht wieder zurückgeführt. Den andern Tag ſchickten die Inquiſitoren ſeinem Vater ſeine Kleider in's Haus, und nun wußte der Greis, was aus ſeinem Sohne geworden. Sein Leichnam liegt im Grunde des Meers. Vielleicht hatte er mehr Nachſicht verdient, als Gradenigo; aber erſtens war er kein Adelicher, und zweitens hatte er keine guten Werke gethan, wie Michael, dem beſonders ein Engel eingegeben haben muß, für die Tauben des Markusplatzes zu ſorgen.“ — —

Allgemeiner Beifall belohnte höflich die Anſtrengung der ſchönen Piſanerin, die ungemein froh ſchien, ihre Aufgabe glücklich zu Ende gebracht zu haben. Erlau rieb ſich heimlich lächelnd die Hände, und ſagte zum Doktor: „Da habt Ihr ein Müſterchen von italieniſcher Erfindung und Darſtellungsgabe. Ueber die Hauptperſon werden wir im Zweifel gelaſſen; genug, daß ſie eine verfluchte Jüdin, Türkin oder Satanverehrerin iſt. Mehr bedarf es nicht, um ihr gräuliches Treiben zu erklären. Wie ſie dazu kam, den einen ihrer Verehrer zu Wallfahrten und Seelenmeſſen, — dagegen den Andern zur Anbetung des Beelzebub zu bewegen? — von den mehrfachen Anachronismen nicht zu reden — über dergleichen geht der Wälſche ſchnell weg. Wo es aber darauf ankömmt, Schäferſtunden, Tafelfreuden oder heiliger Wunderthäter Gnadenbezeigungen zu ſchildern, da iſt er feurig und farbenreich auf dem Fleck. Wie gefällt Euch übrigens die Moral des Ganzen? Der Kannibale Michael geht frei aus, und ſtirbt noch im Geruch der Heiligkeit, während der gute Andrea, dem ſogar bei uns zu Lande nur ein paar Jahre Zuchthausſtrafe geblüht haben würden, den Fiſchen vorgeſetzt wird. Die guten Werke ſind's, die in den Himmel helfen; merkt Euch das.“

11.

> „Das Merkwürdigſte am Reiſen iſt doch, daß man vorwärts kommt, ohne zu wiſſen wie; wenn man nicht etwa zu Fuße läuft, was nur gemeine Leute thun, wie Du und Deinesgleichen, Rüpel, mein Knecht.“
>
> Das Schauſpiel vom Junker Kybiz.

„Civita-Vecchia!“ klang's bei'm erſten Sonnenſtrahl. — „Wir fahren alſo wieder? Lob und Preis den höchſten Protektoren!“ rief der Doktor dankbar, und ſchlief ſchnell wieder ein. Erlau gab ihm einen Stoß mit dem Ellbogen: „Die Kuppel des heiligen Peter!“ Da ſetzte ſich der Doktor kerzengerade auf.

rieb ſich die Augen, und ſchaute, was er konnte, links hinaus. „Ich will ein Spitzbube ſeyn, wenn ich eine Spur davon ſehe.“ — „Hm,“ begann der Baron in ſeiner beſten Laune: „ich bin Euer Knecht, Euer Sklav, Euer Hund und Opfer, wie der Bruder Perſer zu ſagen pflegt; aber ich kann die Kuppel nicht heranzaubern, dieweil ſie im Nebel verſteckt liegt.“ — „Warum mich alſo wecken?“ fragte Spina mürriſch. — „Damit der ſchöne Tag früh begonnen werde. Ich bin ſehr wohl aufgelegt, und zum Schimpfen ſehr geneigt. Ihr habt dieſelbe Liebhaberei, ich weiß es. Wenn's Euch Freude macht, will ich heute ſogar über meine Freunde, die Italiäner, losziehen.“ — „Ach ja;“ erwiederte Spina mit verklärtem Blicke. — Domenico kletterte ſcheu zum Rand der Barke, und bat beſcheiden um eine Pfeiſe Levanteknaſter. — „Da!“ ſagte Erlau freigebig, und reichte dem Burſchen das Paket. Während der Kerl ſtopfte, deutete er an das Ufer des päpſtlichen Gebiets, und ſprach: „Sehen Sie dieſe Thürme? da und dort? dieſe ſind gegen die Barbaresken erbaut, und gehen rings um die Welt.“ — „Eſel!“ brummte der Doktor. — „Macht Euch jetzt einen Begriff von wälſcher Erdkunde, und von wälſcher Impertinenz;“ hob wieder Erlau an: „wenn die Spitzbuben ſelbſt nicht glauben, was ſie vorbringen, ſo halten ſie doch immer den Fremden für dumm genug, ihre Albernheiten gläubig anzuhören. Es kommt manchmal noch beſſer. Hat ſich nicht einmal bei Pompeji ein Fuhrmannsbube — einer von denen, die als aufgedrungene Jockeys jeden neapolitaniſchen Fiaker begleiten — unterſtanden, auf die Berge in unſerm Rücken weiſend, mir mit hochwichtiger Miene zu ſagen: „Sto è una montagna, Signor!“? Ich gab dazumal dem Jungen eine Ohrfeige, daß er in den fußhohen Staub der Chauſſee purzelte, hinterher mußte ich aber lachen, und kümmerte mich nicht mehr um ähnliche Eulenſpiegeleien.“ — „Achtzehn Miglien in einer Stunde!“ ſchrie der Steuermann. — „Wieder die gewöhnliche Hyperbel;“ fuhr Erlau fort: „die Sache iſt gar nicht möglich; dennoch kommt's den Burſchen auf acht oder zehn Miglien nicht an. Wo iſt aber unſer Tabak geblieben?“ — „Domenico iſt mit dem ganzen Paket fortgegangen;“ antwortete der Doktor. — „Seht Ihr den Halunken? ſo ſind ſie alle. Indeſſen — wir haben noch Vorrath. Die Dogana von Neapel nähme uns doch den Tabak weg, und wenn einer des Geſindels kommen ſollte, Tabak zu verlangen, ſo verweiſen wir ihn an Domenico, der ſich zu unſerm Verwalter gemacht hat.“ — „Diebsvolk!“ murrte Spina wieder ärgerlich. Erlau war aber im Zuge und machte fort: „Es müßte kein ſüdliches ſeyn, wenn es nicht unverſchämt wäre. Man nehme die Menſchen, wie ſie ſind. Nur auf dieſe Weiſe kann man mit ihnen leben. Der Reiſende, der nicht den Muth oder das Geſchick hat, für die Dauer ſeiner Fahrt in Spanien ein Spanier, in Italien ein Italiäner zu ſeyn, der bleibe lieber zu Hauſe. Zucken wir nicht auch die Achſeln, wenn ein ſolcher mit Prätenſionen ſeiner Heimath in die unſrige ſtreift? Welches Volk hat denn das Sprichwort: „Ländlich ſittlich!“ erfunden, und beſtändig im Munde? Ich ärgere mich, wenn geſcheite Leute ſo ungerecht ſind, alles nach ihrem Leiſten gemodelt wiſſen zu wollen. Die Hauptſache iſt, daß man beim Eintritt in ein fremdes Land alle Parallelen aufgebe. Wie ging's mir mit der Münzverwirrung in den italiäniſchen Staaten, da ich ſolche zum erſtenmal das Vergnügen hatte, kennen zu lernen? Ich wußte mir nicht zu helfen in dem Chaos der mailändiſchen, venetianiſchen und öſtreichiſchen Liren, (dort mit Corrumpirung des 3 Schwanziger genannt) der Soldi und Grazien und Bajocchi und Paoli u. ſ. w. Warum? weil ich alle dieſe Herrlichkeiten auf das Preußiſch Courant reduciren wollte. Das ging nun an allen Ecken nicht, und ich danke noch heute herzlich dem wackern Kaufmann Baroncelli von Florenz, der mir ſagte: „„Stellen Sie ſich vor, als gäbe es nur Grazien und Paoli u. dergl. für Sie auf der Welt, und vergeſſen Sie, was Sie daheim zurückließen.““ — Ich probirte es, und ſiehe: probatum est. Von Stund an war ich geſattelt. Was ich da von den Münzen ſagte, läßt ſich im gegebenen Falle auf alle Verhältniſſe anwenden.“ — „Ihr ſprecht heute ſehr weiſe;“ meinte der Doktor. — „Sehr richtig! das thue ich auch. Der Herr von Erlau iſt nicht auf den Kopf gefallen, obſchon er ein Junker iſt, wie Ihr öfters ſo freundſelig bemerkt; und der Herr von Erlau wünſchte, daß die

Tauſende ſeiner Landsleute und Nichtlandsleute, die nach dem hesperiſchen Mekka pilgern, ihn hören und beherzigen möchten. Dieſe Pilger, die da meinen, es gehöre zum Ton, das wälſche Hadſchi vor ihren Namen zu ſetzen, ſo wie jeder, der mit der Feder dem Volk ein X für ein U hinzumalen verſteht, den Doktortitel uſurpirt, verderben überall die Nation, die ſie mit ihrer Gegenwart beglücken. Die Engländer ſind die ſchlimmſten: mit Geldmacht und Eigenſinn und Keckheit ausgerüſtet, ſchaffen ſie das Land und deſſen Zuſtand, dem Fremden gegenüber, völlig um. Dann kommen die ſchimpfenden Franzoſen, allenthalben unzufrieden, ſelbſt auf dem eigenen Miſte, und brutaliſiren ihre Gaſtfreunde. Endlich hinkt der paſſive Deutſche herbei, der von dem zu profitiren glaubt, was Engländer und Franzoſen eingerichtet haben, der jedoch nicht zu imponiren weiß, und daher gewöhnlich nur die partie honteuse des Ganzen und zwar für ſein ſchwerſtes Geld zu ſehen bekömmt. Denn, wo man dem goldſchweren Engländer gehorcht und weicht; wo man den brutalen Franzoſen haßt, ſo daß man Vieles ihm zu Gefallen thut, um nur nicht mit ihm in Conflikt zu kommen; da lacht man den Deutſchen aus, und betrügt und rupft ihn, daß ihm die Haare zu Berge ſtehen, und die Augen übergehen. Was wollt Ihr? wir ſind einmal plumpe Geſellen und tappen in jede Grube. Was hat aber der vernünftige Deutſche zu thun? Vor allem in fremden Ländern ſeinen Landsleuten auszuweichen, und mit den Eingebornen als Eingeborner zu leben. Was hätte er auch von ſeinen Stammverwandten? Etwa ein Mittageſſen, ein paar träge Wanderungen durch Stadt und Land, und eine Menge falſcher Begriffe in den Kauf. Oder der Landsmann iſt ſchon ein Renegat, z. B. ein italianizato, und da kennt Ihr das Sprichwort. Wenn der Wälſche den Deutſchen einmal über's Ohr haut, thut es der Verwälſchte zehnmal. Vor allen Renegaten hütet Euch. — Oder der Landsmann iſt ein Abenteurer, und dann nehmt Euch vor ihm in Acht. Er ſpekulirt auf Eure Kaſſe, Eure politiſche Farbe, Euern Paß, Euern Geſandten ꝛc. Ich bin zwar ſelbſt ein Abenteurer; doch lebe ich von meinem Gelde, und haſſe alle Landsleute in der Fremde; kann noch nicht begreifen, wie ich mit Euch, Doktor, harmonire, und daß wir nicht ſchon öfters Handel mit einander hatten. — Oder der Landsmann iſt ein Reiſeſchwärmer; Facit: Null. — Oder ein falſcher Kunſtenthuſiaſt? Der bringt Euch um das Koſtbarſte: um Eure Zeit. Ihr wollt Berge, Fluren, Meere ſehen? er zeigt Euch alte Säulenknäufe; Ihr wollt Volksleben, Sitten, Märkte, kurz, den Menſchen ſehen und kennen lernen? er zeigt Euch gemalte Leinwand, eingeräucherte Kirchen, abgeraſpelte und geflickte Statüen. Ihr werdet an mich denken, Doktor, wenn Ihr in Rom umherwandelt; in der geprieſenen Sixtiniſchen Kapelle, wo das austrompetete Bild des Michel Angelo nur noch eine Tradition iſt, — was man bei uns einen ſchlechten Witz nennt;

vor der gelobhudelten Biga in dem Vatikan'ſchen Kunſtſchatze, woran Alles antik iſt, nur nicht die Rader, und nicht der eine Gaul, und, was weiß ich ſonſt noch? — Ich bin geduldig, Dokter ...., das werdet Ihr mir zugeben muſſen ...?“ — „Sehr geduldig, ein Lamm!“ lachte der Befragte aus voller Bruſt. — „Nun: dennoch iſt mir einmal in Rom die Geduld ausgegangen. Der Oberſt Colſon .... ach, es war ein herrlicher Menſch, dieſer großbrittaniſche Krieger...! wohnte in meinem Hotel, dem Hotel d'Allemagne, neben dem ſpaniſchen Platze. Wegen der Fiaker wohnten wir da, denn in dem triumphirenden Rom findet man nur auf dem ſpaniſchen Platze und auf dem Monte Citorio eine Miethkutſche. Wir vertrugen uns trefflich, und ſahen uns doch den ganzen Tag nicht, weil ein Jeder von uns ſeine beſonderen und eigenen Wege ging. Abends hatte ich dagegen meine innige Freude an dem Oberſt. Da kam er, triefend von Schweiß, eingepudert mit Staub, ſchachmatt an allen Gliedern, und rief mir athemlos zum Fenſter hinauf: Aujourdhui, my dear, j'ai dépêché encore une douzaine de galeries!“ Ziemlich gut franzöſiſch für einen Britten; ziemlich brittiſch auch an und für ſich. Dann erſchien er bei mir in reiner Wäſche, und erzählte mir ſo viel von den Paläſten Colonna, Ruſpoli, Lante, Farneſe, Borgheſe, Albani und Barberini u. ſ. w., daß ich jedesmal ſanft und ſelig einſchlief, und ſtets unter dieſen großen Herren, Prinzen und Kardinalen meine Nacht angenehm paſſirte. Dem Oberſt verdanke ich viele angenehme Schlummerſtunden. Unglücklicherweiſe hatte er auf ſeinen Parforcejagden Rom und alle ſeine Bilder binnen acht Tagen geſehen, und reiste — einen ungeheuern Farbenkaſten im Gehirne — bald ab. Ich ſtand iſolirt; und — könnt Ihr's begreifen? — wünſchte mir Glück dazu. Allein ich forderte die Nemeſis dadurch heraus, und ſie rächte ſich furchtbar. Auf der Treppe zur Trinità del monte fiel ich in die Hände eines maleriſchen Strauchjunkers, wie ſie in Rom auf Straßen und Plätzen herumlungern, weil ſie zu träge ſind, ſelbſt zu arbeiten, und daher nichts thuend ſpazieren gehen, und „..in ſich aufnehmen,““ wie der Kunſtausdruck heißt. Der askaniſche Landsmann enterte mich. Ich hatte gerade eine Aderläſſe erduldet, war ſchwach, wie ein lüſternes Mädchen; der Böſewicht verlockte mich. Ich folgte ihm in einige Gemälderumpelkammern; ich betrank mich à la Colson, träumte in der nächſten Nacht nur vom gottlichen Raphael, vom liederlichen Guido Reni, vom groben Michel Angelo, vom revolutionären Salvator Roſa. Eine ſaubre Geſellſchaft, nicht wahr? Kaum graute aber der Morgen, und ſchon klopfte Ascanius wieder an meine Thür. Doch hatte ich mein beſſeres Selbſt wieder gefunden, und der Herr von Erlau weigerte ſich, von neuem in die Tretmühle zu ſteigen, die ihn unfehlbar verrückt gemacht haben würde. Nun floſſen die ſchönen excentriſchen Redensarten vom Munde des Andern. Ich wurde dabei immer bockbeiniger. Endlich erbitzte ſich der Andere; und habe ich einmal Einen ſo weit, ſo werde ich ſchon mit ihm fertig. „„Was in aller Welt wollen Sie in Rom?““ fragte mich ziemlich impertinent der Pinſel in Fleiſch und Blut: „„keine Bilder, keine Kunſtſchätze? es war der Mühe werth, hieher zu kommen, wenn man den Vandalen nicht abſtreifen mag. Seit drei Wochen ſchlendern Sie hier herum, und haben geſtern zum Erſtenmale einige Sammlungen beſucht. Was gibt's denn ſonſt Merkwürdiges für Sie in der Weltſtadt? was haben Sie denn in Ihr Taſchenbuch notiren können?““ — Auf ſeine Hohnrede antwortete ich mit ſteifer Faſſung, und mit völliger Wahrheitsliebe: „„Dreierlei, lieber Herr, habe ich bemerkt, und mir hinter's Ohr geſchrieben. Erſtens: die Römer ſchneiden ihren Pinchern weder Schwanz noch Ohren ab. Zweitens: die römiſchen Poſtillons tragen zu ihren grünen Jacken ſchöne weiße Halstücher mit bedeutenden Zipfeln. Drittens: die römiſchen Miſtkarren haben das ſiegreiche S. P. Q. R. auf ihren Querſtangen eingebrannt, während auf der Antoniniſchen Säule und auf der des Trajan der heilige Peter und der heilige Paul ſich breit machen.““ — Verſtummend und mit Entſetzen ſah mich der Kunſtnebler an, ſchlug ein großes Kreuz — er war vor kurzem katholiſch geworden — und verſchwand, um nimmer wieder zu kommen. Den war ich los, und nun ſagt mir noch einmal, das eine wohlangebrachte Barbarei zu nichts nütze. Alles iſt gut in der Welt; auch der

Vandalismus, an ſeinem Platze. Wir ſind nur undankbare Beſtien, die nicht einſehen, was ihnen frommt. Habt Ihr z. B. einen Menſchen geſunden, der nicht über ſeine Hühneraugen — wenn er deren hat — klagte? Und dennoch ſind ſie namentlich einem Reiſenden oder einer Hausfrau, die ihre Wäſche zu beſorgen hat, vom größten Nutzen, weil ſie ſtechen und reißen, ſo oft die Witterung ſich ändern will, und daher zu wahren Wetterpropheten werden.“

„Ihr reitet wieder Euer beſtes Steckenpferd, das falbe Paradoxon!“ ſagte der Doktor: „Fahrt jedoch fort, Freiherr. Seyd Ihr in der Laune zu faſeln, ſo bin ich in der, con amore zuzuhören.“ — „Eure Beleidigungen rühren mich nicht;“ verſetzte der Baron gemüthlich: „Ihr gebt an Dame Anina ſo viel von Eurer Galanterie aus, daß unmöglich auch nur ein Reſtchen auf den Reiſefreund kommen kann. Was würde es mir helfen, wenn ich Euch vor die Klinge forderte, ob Ihr gleich ſo honorig ſeyd, daß ich Euch, dem Plebejer, ſchon die Ehre anthun möchte? Wir verſöhnten uns doch wieder bei der nächſten Windſtille, die eben ſo wenig ausbleiben wird, als der Ruin des ganzen alten Europa.“ — „Ja, ja, das alte Lied!“ ſeufzte Spina: „Weil die Ritterſchwerter zerbrochen, geht die Welt zu Grunde.“ — „Sehr richtig. Die alte Ordnung ſtürzt, und neues Leben blüht wohl aus den Ruinen; aber welch' ein Leben? Kommt, wir wollen am Tigris, oder am Euphrat, — ich weiß nicht mehr wo, — das alte Babylon, Perſepolis in der Wüſte aufſuchen. Die waren das London und Paris der alten Welt; ihre Bewohner die Geſcheiteſten; ihre Hallen die Tempel der Weisheit, der Aufklärung, des Luxus. Jedes Land nach ſeiner Reihe kömmt daran. Die Städte ſtürzen, die Menſchen ſtäuben wie Spreu in die Winde, Glanz und Weisheit erſticken; ſelbſt der Boden folgt dieſer Bewegung: er geht zu Grunde, und zeigt ärmlich und erbärmlich ſeine nackten Rippen da, wo vordem Datteln ſchoſſen und Palmen grünten. Italien, Spanien, Griechenland, dieſe Endſtrecken unſers Welttheils, verwittern ſchon zum Theil in ihren phyſiſchen Wurzeln und Grundlagen, und endlich — wie ſage ich nur? — endlich wird das Reich kommen; das Reich der Vergänglichkeit und der Senſe, die da abmäht, was hochmüthige Pflanzer geſäet. Mir iſt's recht; ich haſſe die überläſtige Cultur, die allen Dingen den eignen Stempel raubt, durch die Begierde, Alles nur mit ihrem Stempel zu zeichnen. Ganz Europa iſt eine Regiſtratur, jeder Europäer iſt claſſificirt, ſortirt wie Caffee und Tabak, eingeſchachtelt, — kurz: eine Nummer. Ihr macht Euch groß mit Euerm Paß auf zwei oder drei Jahre? Ihr ſeyd nur wie ein Maikäfer am Faden. Ihr ſchimpft über den Schlendrian in Oſtindien, über das dortige faule Kaſtenweſen? Laßt nur erſt ein Viertelſäkulum in's Land gehen; dann ſeyd Ihr eben ſo. Schon haben fünf Zehntheile der Europäer, ob Civiliſten oder Soldaten, Uniform auf dem Leibe; eine tüchtige Kleiderordnung wird nachfolgen, und trägt einmal der Handwerksburſche nicht mehr den Frack, wie der Kaufmann, und der Künſtler nicht mehr den kurzen Rock des Studenten, ſo ſeht Ihr jedem an Kopf und Knopf an, zu welcher Gilde er gehört, und alles Andre, Bramine und Paria, findet ſich von ſelbſt.“ — „Das wäre etwas Neues;“ warf Spina höhniſch ein: „Ritter, Pfaffen, arme Leute waren noch nicht da?“

Erlau überhörte gefliſſentlich den Spott, und ſagte vergnügt vor ſich hin: „Wie froh bin ich, daß ich meinen Schatz ſitzen ließ, und wie gut wird mir auf meiner Baſtei, hoch über der Brandung des öden Meeres, meine Pfeife ſchmecken!“ Dann wendete er ſich raſch zum Doktor, und ſagte ſeinerſeits mit ſpöttiſcher Argliſt: „Die alte Zeit wäre für Euch gar nicht ſo übel, mein Herr. Ihr wärt dann vielleicht der einzige privilegirte Todtſchläger in Euerm Gau, fabrizirtet Eure Gifte eigenhändig, hießet noch Excellentiſſimus und Doctiſſimus, und hättet wegen ſtarker Praxis keineswegs die Zeit, müßig in der Welt herumzuſtrolchen, und Euer Geld zum Schaden Eurer Familie zu verſchwenden; wenn ich auch gar noch nicht weiß, ob Ihr Familie habt.“ — „No Signor;“ antwortete der Doktor ſpaßhaft: „io non sono né maritato, né fidanzato.“ — „Nò?“ fragte Anina's Stimme, und ſie ſtand vor den Ueberraſchten, die gefüllten Taſſen in der Schwanenhand, und viel Vergnügen in den Augen, die wohlgefällig den Nichtverlobten und Nichtverheiratheten betrachteten. — „Gott ſtehe Euch nun bei;“ rief der Baron, aus der Barke ſpringend, und das Frühſtück empfangend: „ſeht zu, Doktor, wie Ihr fertig werdet.“

12.

„Eh! ballam' la tarantella,
Hi, ho, trallalalà!
E la testa colla testa,
E le gambe colle gambe . . . . !“

Einer wollte, — was ſich indeſſen keineswegs bewährte, weil's unmöglich war — bereits das Capo d'Anzio geſehen haben, und das Schiffsvolk verwandelte ſich aus einem ſtummen Verſchwörerclubb in eine ſehr luſtige, aufgeregte Bande. Obſchon eine lange Fahrt der Vortheil der Matroſen, ſo ſehnten alle dennoch ſich nach Neapels Fleiſchtöpfen. Sie jubelten und ſangen, hüpften und ſcherzten, ſo gut als das Wanken des Schiffs es zuließ. Bei einigen ging die Fröhlichkeit ſo weit, daß ſie ſogar für ihr Aeußeres etwas thaten, und — Unerhörtes auf italiäniſchen Kauffahrern — an Reinlichkeit dachten. Francesco, der Koch und Diener vieler Herren, ließ ſich vom Zimmermann die Haare ſchneiden. Giovanni, der Weitgereiste, der ſchon einmal mit einem Engländer bis London gefahren war, nahm, ohne viele Umſtände zu machen, ein Bad von Meerwaſſer über den ganzen

Körper: der Escrivano ſtolzirte in einem neugewaſchnen, modiſch gefältelten Hemde. Der Taumel der Toilette griff weiter um ſich, ſuchte ſeine Opfer unter den Paſſagieren ſelbſt. Petrochio erſchien mit Papilloten in den Haaren; Dandy Roſter bebte unter dem Raſirmeſſer des Piloten, der ſeine Ehre drein ſetzte, auf ſchnellſchaukelnden Wogen ſeinen Patienten zu barbiren, ohne ihm die Kehle abzuſchneiden, und dabei, obſchon ein bischen diſtonirend, das Roſſiniſche: „Questa barba benedetta, la faremmo si o nò?“ trällerte. Der Jüngling von Leſbos ſchor ſeinen Pudel. Vandri ſaß in ſtiller Beſchaulichkeit vor dem Fächerſpiegel, und ſein ſtummer Gefährte putzte den bewußten türkiſchen Säbel. Der Doktor half der ſorglichen Anina das fette Huhn bereiten, und Erlau ſpazierte, ſeine griechiſche Grammatik in der Hand, wie ein Löwe im Käfich, auf und nieder; unterließ jedoch nicht, in ſeinem brillanten Humor allerlei unzuſammenhängende Späße zur Ergötzlichkeit ſeines Reiſegeſellen vorzubringen. Spina ſchabte juſt eine Sardelle ab, die zur Sauce verbraucht werden ſollte. Der Baron ſah ihm über die Achſel, und ſprach: „Kennt Ihr die liederlichſte und dümmſte Oper neueſter Zeit, den Zampa?“ — „Ja wohl; ich ſah ſie vor kurzem in Paris.“ — „Ihr ſchindet ſo eben die Heilige des fraglichen Stücks: die Marmorbraut, die Rächerin Alice*).“ — „Ha, es iſt wahr;“ lachte der Andre: „ich muß im römiſchen Kalender mich nach dem Namen umſchauen.“ — „Ich hoffe zu Gott, daß er ſich nicht darinnen findet, und daß die Sottiſe einſt, am Tage, da alles gewogen wird nach richtigem Maße, dem Librettofabrikanten nicht geſchenkt ſeyn wird. Aber ſo behandelt man das arme Italien, willkürlich, oberflächlich, ſich alles maulrecht machend, ob es dumm iſt oder nicht. Da kommen die Fremden, ohne nur die Sprache leidlich zu verſtehen, walzen ſich am Arm des Lohnbedienten durchs Land, und ſetzen ſich dann auf den Richterſtuhl, von welchem nicht appellirt wird.“ — — „Das iſt zum Theil wahr.“ — „Sehr richtig, ſehr wahr. Ich ſelbſt war ein ſolches Heupferd, da ich im philhelleniſchen Schwindel nach und durch Wälſchland taumelte. Hab' ich Euch ſchon erzählt von dem Barbier zu Livorno, der auf meine höchſt Anti-Veneroniſche Frage: „„Quante ore sono?““ kaltblütig und ohne eine Miene zu verziehen, antwortete: „„Ventiquatre?““ oder von meinem Erſtaunen, da man zu Verona erzählte: im dortigen Amphitheater hätten zur Zeit des Congreſſes 60,000 „„forestieri““ Platz genommen, — und ich nicht begreifen konnte, woher ſo viele Förſter gekommen ſeyen, wenn ich auch ein Drittel Rabatt zu akkordiren geneigt war? Solche Dummheiten paſſiren aber gar oft; tauſendmal öfter, als man glauben ſollte. Ich für meine Perſon beſſerte mich jedoch, und ſchied nicht von Heſperien, ohne die Sprache aus dem Fundament, wie man ſagt, zu reden. Mit dem Franzöſiſchen ging mir's viel früher noch viel ſchlimmer. Ich überſetzte einmal „„cordon sanitaire““ in „„Sanitätsſtrick““ und präſentirte — noch als Page — einer Königl. Hoheit einen „„canard farouche.““ — Aber Ihr lacht, mein Beſter, und das Küchengeſchäft geht nicht voran.“ — „Was ſagt Ihr Freund?“ fragte Anina mit argwöhniſchen Blicken. — „Er unterhält mich von dem Eindruck, den Ihre Reize und Eigenſchaften auf ihn machen.“ — „So? und Sie hören nicht auf zu lachen? Wahrhaftig, ſehr galant! O die Männer!“ — „O die Weiber!“ entgegnete Spina, der ſchon von der italianiſchen Converſation profitirt hatte. — „Ihr formirt Euch;“ belobte ihn der Baron mit einer wahren Mephiſtophileslarve: „Nicolo wird ſich vollends todt ärgern.“ — „Was ſagt er von Nicolo?“ fragte wieder Anina: „Es iſt heut an Nicolo, eine Geſchichte zum Beſten zu geben.“ — Der Lesbier ſaß nicht weit davon und verſetzte: „Wenn Ihr es über's Herz bringen könnt, eine Liebesgeſchichte zu hören, deren Held ich bin, ſchöne Frau? Ich weiß keine andre.“ — „Recht, recht. Liebeshiſtorien höre ich für mein Leben gerne; die Liebe iſt eine ſchöne Sache.“ — „Schöne Sache, ſchöne Sache!“ miſchte ſich Gaetano, der brummig heran kam, in's Geſpräch: „aber ein leeres Weinfaß iſt ein ſchlimmes Ding.“ Dabei deutete er auf das Fäßchen, das — vordem mit Wein und Waſſer gefüllt — zum Bedarf der Mannſchaft auf dem Verdeck lag. „Ich habe ihm ſchon die zweite Taufe geben laſſen, um den Stoff zu verlängern,“

---

*) Alice, Sardelle.

fuhr er fort, „aber ſchon wieder iſt das Ding leer, und wenn uns vollends das Waſſer ausginge .... o heilige Patronin!“ — „Wir ſegeln gut;“ tröſtete der Pilot: „bis Morgen Abend ſind wir im Hafen.“ — Die Kollerader auf Gaetano's Stirn ſchwoll auf. „Verdammter Bube!“ ſchalt der Capitän: „biſt ein Seemann, und wagſt, voraus zu ſagen, wann wir ankommen werden? Weißt Du nicht mehr, daß ſolcher Vorwitz Unglück bringt? Gott und ſeine Heiligen regieren Wellen und Schiff. Wir ſind nur erbärmliche Spielwerke und Puppen in ihren Händen.“ — „Der Mann hat gar nicht Unrecht;“ meinte der Baron: „Wenn nicht höhere Mächte das Beſte thun, — der italiäniſche Schiffer verrichtet gewiß kein Wunder.“

Waren indeſſen die Leute gleich nicht aufgelegt, nautiſche Wunder zu thun, ſo ſchickten ſie ſich doch an, Wunder des Tanzes zum Beſten zu geben. Einer von den lockerſten Matroſen ſchlug vor, auf dem ſchnell dahin fahrenden Schiffe die Tarantella aufzuführen. Die Uebrigen nahmen mit dem größten Entzücken, um der Sonderbarkeit willen, den Vorſchlag an. Eine verſtimmte Zitter kam zu Tage; die Toilette der Tänzer war bald gemacht. Ein neapolitaniſcher Seemann braucht nicht erſt die Schuhe abzulegen; er trägt gewöhnlich keine, und auf dem ſchaukelnden Boden wären ſie auch vom Uebel geweſen. Ein Paar, dann ein zweites, dann ein drittes, ſetzten ſich in Bewegung. Die Künſte, die das Eine nicht verſtand, übte das andere; und wechſelnd mit Tanz und Geſang, ſtellten ſie Alles dar, was in den Bereich der Tarantella gehört: die keckſten Geſticulationen, den Trippelſchritt, das rhythmiſche Händeklatſchen, die Umarmungen in Spaß und Ernſt, u. ſ. w. — Was die Zitter verſäumte, holte die rauhe Zunge des Zitterſchlägers ein, und den Takt hielt das zum Tambourin umgeſchaffene leere Weinfäßchen. Die Reiſenden ſahen, vom Steuer aus dem tollen Schauſpiele zu. Auf der Prua lagerten, ebenfalls und vornehm verächtlich zuſehend, der Zimmermann mit ſeinen genueſiſchen Accolyten. Wuth und Rachedurſt funkelten in ihren Augen, verbunden mit einem ſchadenfrohen Behagen, das auf einen Streich rathen ließ, den ſie entweder ſchon ausgeführt, oder wenigſtens beſchloſſen. Ihr Ausſehen bildete indeſſen einen hübſchen Gegenſatz zu der Neugier und Theilnahme der Paſſagiere. Bandri wedelte mit dem Fächer, Petrochio pfiff, Anina trat mit den Füßen die Tarantella. Nicolo hatte vollauf zu thun, ſeinen Leone zu beſänftigen, der an die nackten Beine der Tänzer wollte; Roſter nickte den Takt mit dem ſchönbarbierten Haupte. Der Doktor zeichnete die burleskeſten Figuren in ſein Album, und Erlau hielt eine Standrede am Grabe der italiäniſchen Muſik.

„Sie iſt wahrlich dahin;“ ſagte er mit tiefer Zerknirſchung; „und wenn ich z. B. in höchſteigener Perſönlichkeit ſtets ein ſehr falſchgeſtimmter Sänger geweſen bin, wie nicht minder als Flautiſt ein Schrecken meiner Nachbarn, ſo traure ich dennoch an der Gruft der herrlichen Muſikfiguren, die mein Herzog, da er noch lebte, mit theuerm Gelde und ſauerm Schweiß — der Unterthanen nämlich — aus Wälſchland beſchworen, und in ſein Hoftheater vor meine Pagen- und Offiziersaugen, die beide gratis zuſchauten, gebannt hatte. Freund und Reiſegefährte! nicht allein, weil Ihr Deutſch verſteht, ſeyd Ihr der Einzige hier, der mich begreift. Ihr fühlt auch Muſik, denn Ihr treibt ſelbſt dieſes ſüße Laſter, wenn auch nur das des Poſthorns, womit Ihr wohl manchen Eurer Patienten vollends in die Grube geblaſen haben mögt, während Ihr noch keinen Eurer Kirchhofsangehörigen damit aufwecktet. — Doch — ich merke, daß ich himmellange Perioden präſtire, und es ſey die Sache des Herrn von Erlau, ſich kurz zu faſſen; ſogar in der Leichenrede.“

„Amen;“ betete der Doktor, worauf Erlau fortfuhr: „Sie hat ſchön und lange gelebt, die Muſik Italiens, aber es iſt aus mit ihr, und wenn ſie jetzo tauſend türkiſche Trommeln und eben ſo viele Tamtams miethete, um uns an jedem Opernabend weiß zu machen, ſie athme noch, ſo glauben wir's doch eben ſo wenig, als die franzöſiſchen Höflinge den Mazarin für geſund hielten, weil er ſich ſchminkte. Auch iſt's ein ſchlechter Troſt für uns, daß wir ſagen, unſere deutſche Muſik tauge ebenfalls nichts mehr. Und wenn Andere die heutige franzöſiſche Muſik loben, ſo ſage ich Pfui, weil ich die Franzoſen durch die Bank nicht leiden kann. Ich hörte zu Bologna die alte Paſta in der jungen Fauſta ſingen: ſo mag Marius auf Karthago's Ruinen geträllert haben. Ich ſah die römiſchen Enthuſiaſten vor Vergnügen ſich auf den Bänken des Teatro Valle wälzen, da in der Norma das rechte ſcythiſche Gebrüll anhob, und die Hautboiſten in ihren urdeutſchen Bärenhäuten, die Notenblätter an den Inſtrumenten, mit aller Gewalt Druiden und Druden revolutionirten. Ich war dabei, als die Mailänder die Malibran achtzehnmal in einem Abend in der Sonnambula vorriefen. Was wollt Ihr? ich habe zu Venedig die Avventura di Scaramuccia von Anfang bis zu Ende ausgehalten. Ich kann davon reden, habe mir Wind um die Naſe wehen laſſen. Sie iſt todt, die italianiſche Muſik, und Roſſini, der Deſerteur, hat ſogar die Steine ihres Mauſoleums geſtohlen, um ſich in Peſaro einen Pallaſt bauen zu laſſen, worinnen ihm wohl iſt. Darum lobe ich mir jetzt den Volkstanz, der auch immer mehr und mehr verſchwindet, und lauſche mit Vergnügen jener Tarantelmuſik, die zwar ſtets und immer dieſelbe Melodie zirpt und trommelt, aber doch am Ende berauſcht; berauſcht durch ihre Einförmigkeit.“

„Wär's Euch nur um den Rauſch, guter Freiherr, ſo thun's die Bärenhäuter der Norma auch, und jedes Belliniſche Stretto mit Trommel und Schellen. Ihr, ein Feind aller Civiliſation, ein Freund verbrannter Olivenwälder und todesſtiller Ruinen, müßt Freude haben an dem Lärm der Barbaren.“

„Wer ſagt das? Nichts lächerlicher, als wenn die Ueberfeinerung Barbarei affektiren will, oder wenn Fallſtaff eines Percy gewaltige Sporen anſchnallt. Ich will, daß Alles harmoniſch ſich geſtalte. Im verödeten Morea, in der ſchweigenden Wüſte, lernt man erſt den Effekt der rohen Einzelkräfte kennen. Da ich zum Erſtenmal griechiſchen Boden betrat, ärgerte mich ein Kerl von Hydriote ganz abſcheulich, der in der Nähe meiner Kabane Tag für Tag auf dem Sande lag, und von früh bis Abend immer dieſelbe Hymne an die Mutter Gottes heulte. Ihr kennt den griechiſchen Geſang. Dann gewöhnte ich mich an den Kerl; endlich gewann ich ihn lieb, und hätte beinahe geweint, da er eines Morgens ausblieb, und nimmer wiederkehrte.“

„Hm, ja. Zwang und Langeweile verſöhnen uns mit des Mühlrads Geklapper und mit dem Kettengeklirr.“

„Wie Ihr wollt. Deßhalb vertragen wir eben hier den ſcheußlichen verrenkten Tanz, die erbärmlichſte Muſik,“ — es kümmerte den Baron nicht, daß er jetzo anders redete, als gerade vorher, — „und dennoch wünſchte ich, daß ſo manche Reiſende, die nach Tarantella und dergleichen ſeufzen, hier wären. Da ſehen ſie die Wahrheit, wenn ſchon keine reizende; aber immer noch beſſer, als was ihnen bezahlte Gaukler vormachen. Die Herren ſind zu bequem, das Volk zu beſuchen, — die Damen können's ohnedieß nicht, — und dennoch wollen ſie das Volk und ſeine

Späße ſehen. Da geht es dann erbaulich. — Heda, Lohnbedienter! — Eccellenza? — Eine Tarantella! — Subito. — Eine Cantilena! — Subitiſſimo! — Einen Gondeliergeſang! — Mo, mo! — Die Tänzer kommen, die Sänger erſcheinen; Geſindel und Gevatter des Lakaien; verſtehen entweder nichts, oder machen ſich über die Neugierigen luſtig, oder ſpreizen ſich, wie ein dummes Bauernweib, das einen leidlichen Knix machen ſoll. Daher iſt Alles umſonſt; Tanz und Sang mißfallen, und der Fremde ſchreibt's, wichtig die Stirne gerunzelt, in ſein Taſchenbuch; die einzige Revange, die er für ſeine verlornen Piaſter zu Gute hat. Oder der höhere Stand will ſich herablaſſen, den niedrigen zu copiren; dann gibt's ein ſchönes Bild, aber es iſt wieder nicht wahr. Wer die hübſche Vernet in der Villa Medici die Saltarella tanzen ſah, und dann, — im Garten Borgheſe etwa — denſelben Hüpfler vom Volke ſieht, kennt ſich nicht mehr aus."

„La buona man! la buona mancia!" ſchrieen jetzt die Tänzer aus voller Kehle, und verfolgten mit aufgehaltenen Mützen ihre aufmerkſamen Zuſchauer, die nach ihrer Individualität die Künſtler belohnten. Anina ſpendete Trauben, Pietro den Inhalt ſeiner Tabaksdoſe, Bandri mit unvergleichlicher Grandezza ein Fünffrankenſtück. Roſteri hatte Mangel an kleiner Münze, Nicolo lachte die Sammelnden ohne Weiteres aus. Franceſco bettelte die Deutſchen an. Der Zimmermann winkte ihm zornig, es nicht zu thun, aber der freche Burſche rief dem Genueſer zu: „Ei was, ihr Geld iſt rund, wie ein andres!“ und bettelte mit unterthänig lächelnder Miene weiter. „Warte Spitzbube;“ ſagte Erlau, der das Kauderwälſch verſtanden, und reichte ihm gravitätiſch den noch ziemlich wohlerhaltenen Ueberreſt der Schöpſenkeule aus dem Proviſionskorbe. Mit großen Augen, aber mit dem obligaten „Tauſend Dank!“ nahm der Bube den Knochen, und trug ihn aufrecht zu den Kameraden. „Che puzzo!“ ſchrieen die Kerle um die Wette, und mit Hohngelächter flog in das Meer — ein Stück überflüſſig Holz. Die Keule erquickte noch am Abend den Frangi und den Domenico, — als die Stärkſten hatten ſie die Beute für ſich behalten — und machte ſie doppelt geneigt, der Geſchichte, die der Sohn von Lesbos zum Beſten gab, mäuschenſtille zuzuhören.

Die Liebe im Lazareth.

„Meine frühe Jugend,“ begann Nicolo, „verging wie in einem Roſengarten. Mein Vater iſt der reichſte Mann auf Lesbos, mit dem ſchönſten Hauſe und den prächtigſten Gärten. Jedermann in unſern Gewäſſern weiß von dem goldſchweren und weiſen Kephares zu erzählen. Eine freundliche Mutter, zwei liebliche Schweſtern, und Gott ſey Dank —

nicht ein einziger Bruder bewohnten mit mir unſer häusliches Paradies, und ich war natürlich der Geliebte, dem die ſchönſten Blumen deſſelben gehorten. Ich hätte nicht Nicolo, nicht ein Sohn des ſapphiſchen Bodens ſeyn müſſen, wenn meinem Herzen nicht bald nach der duftigſten Roſe des Lebens gelüſtet hätte, und Sie, meine holde Anina, werden gleich errathen, daß ich damit nur die Liebe meinen kann. Einen Gegenſtand? ich durfte nur das Auge emporrichten, die Hand ausſtrecken. Unſer Eiland iſt reich an Schönheiten erſten Rangs, und ich bin Nicolo; war dazumal noch ein hübſcherer Burſche mit langem ſeidnem Lockenhaar, dem die albaneſiſche Tracht, die mir die Eltern angezogen hatten, völlig zu Geſichte ſtand. Dennoch fiel unbedingt meine Wahl auf eine Fremde, eine Italiänerin. Sie hieß Paola, und das Schickſal des zwölfjährigen Kindes hatte viel Anregendes. Ihr Vater, — ſo ſagte man — war als Spekulant und Abentheurer in die Welt gegangen, und hatte das Kleinod, deſſen er, wie es ſchien, nicht würdig war, einer Anverwandten vertraut, die in meiner Heimath verheirathet geweſen, bereits Wittwe geworden war. Niemand wußte ſeit Langem etwas vom Papa, und die Verwandte war nicht in geringen Sorgen um die Zukunft ihres Pfleglings. Mein zufälliges Erſcheinen in ihrem Hauſe war der Aufgang eines hülfreichen angenehmen Sterns. Reichlich und immer mit Gelde verſehen, freigebig von Natur, linderte ich das Elend der guten Menſchen mit frühreifer Beſonnenheit, und ſchuf ihnen glückliche Tage. Dafür verlangte ich nichts als die Freiheit, der aufblühenden Paola tauſendmal in 24 Stunden ſagen zu dürfen, wie ſchön ſie ſey, wie lieb ich ſie hätte, ... und dann und wann ein Kuß . . . . auf Ehre, nicht mehr. War das nicht große Beſcheidenheit, Anina? Aber der Jüngling gäbe manchmal viel darum, wenn er als Knabe nicht beſcheiden und edel geweſen wäre. — Endlich war jedoch das Geheimniß der Sache verbraucht, die Eltern kamen hinter meine Leidenſchaft, und ſperrten mich ein. Ich war lange in dieſem Arreſt, der jedem Andern ein üppiger Pallaſt geſchienen hätte, und man ließ mich auch nur dann los, als man mir ſagen konnte, daß Paola von der Inſel Abſchied genommen. Wohin ſie gegangen, vertraute man mir nicht. Man kannte mich, man fürchtete mein ſtürmiſches Feuer, die Glut meiner Leidenſchaft. Ich heiße Nicolo; ich wäre der Paola bis ans Ende der Welt nachgelaufen, und die Mittel wären mir nicht ausgegangen, denn Jedermann kennt den reichen Keybares, und ich bin ſein einziger Sohn.“

Während der Erzähler, nach der galoppirenden Einleitung ſelbſtgefällig ruhte, und ein Stückchen Vanille in den Mund ſteckte, fragte Erlau den Doktor: „Wie gefällt Euch mein griechiſcher Bruder? dieſe Anſpruchloſigkeit hat nur er.“ — Spina verſetzte: „Nur wird ſie langweilig ſeyn.“ — „Nicht doch; wartet bis er recht in's Lügen kömmt. Dann malt der Bruder Hellene nur mit Purpur und Feuergold, das ſich gar nicht übel ausnimmt.“ — Von der andern Seite liſpelte Anina in's Ohr des Doktors: „Glaubt ja nicht, daß ich den Griechen begünſtige. Ich kann ihn gar nicht leiden, mit ſeinen erſtorbenen Augen, den kalten Händen und dem dünnen Schnauzbart; aber . . . heilige Mutter! wie angenehm erzählt er! und die Liebe iſt ein ſo entzückender, reichhaltiger Stoff!“ — „Sehr reichhaltig, Signora.“ — Anina ſchielte unter den langen Wimpern hervor den Doktor an, und wartete, daß er weiter ſpräche. Aber der Ungeſchlachte ſchwieg bedächtig, und es war hohe Zeit, daß Nicolo wieder die Rede aufnahm:

„Mir blieb nichts übrig, als mich zu verſtellen, und leicht zu nehmen, was mir Anfangs ſchwer däuchte. Mein Vater ſchickte mich nach Smyrna, mich zu zerſtreuen. Ich machte dort meine erſten Studien, und dem väterlichen Namen die größte Ehre. Nach einigen Jahren ließ man mir die Wahl unter den hohen Schulen des europäiſchen Feſtlands. Ich entſchied mich für Piſa. Eine innere Stimme ſagte mir: Dahin geh', mein guter Nicolo, dahin und nirgends anders. Das Schiff, das ich beſtieg, hatte die glücklichſte Fahrt. Immer iſt das der Fall, wenn ich in See ſteche. Wir landeten im Hafen von Livorno, oder beſſer geſagt, wir landeten vor der Hand noch nicht, denn, der Cholera verdächtig, wurden wir in Beſchlag genommen, und das fatale

C prangte im Augenblick an unſerm Maſtbaum. Zwei Guardiani mit Bandelieren, gelb wie die Peſt, traten an Bord, uns zu bewachen. Mir erſchienen ſie als freudebringende Engel. Ich muß bemerken, daß ich immer die Gabe der Vorahnung beſaß, namentlich deſſen, was mir Vergnügen machen wird: und ſo geſchah es auch, daß ich mit frohem Muthe die Fahrt nach dem Lazareth antrat, wohin die übrigen Reiſenden nur mit bangem Widerwillen gingen. Da glitten wir hin, ſtill und ſtumm in der unheimlichen Governobarke, auf übelriechenden Kanälen, zwiſchen traurigen Mauern und Baſtionen, von denen die einſamen Schildwachen wie mit Verachtung auf uns herunterſahen; bis wir endlich an's Waſſerthor des Lazareths von San Rocco kamen. Die Pforte öffnete ſich auf den Schall einer Glocke, die ſchon, da wir noch weit waren, unſere Ankunft ſignaliſirte. Nun ging der betrübte Spaß erſt los. Ich hatte in meinem Leben noch nie Quarantäne gehalten. Mir waren's verwunderliche Dinge, die ſich jetzt mit mir, und unter meinen Augen begaben. Wir ſtiegen in der Halle aus, die der Cuſtode uns öffnete, ſtets in ehrfurchtsvoller Entfernung verbleibend. Noch trennte uns eine Gitterthüre von dem Hofe. Hinter dieſen Palliſaden ſtand die Sanitäts-Commiſſion, um uns zu muſtern. Endlich, nachdem wir abgezählt waren, erhielten wir die Erlaubniß des Eintritts, und auf Schritt und Tritt begleiteten uns neue Guardiani, die mit ihren langen Stöcken uns auf die Entfernung von zehn Schritten zurückwieſen, welche wir gegen Jedermann, die mitgekommenen Leidensgefährten ausgenommen, zu beobachten hatten. Rings im Hof ſtanden in einzelnen Gruppen die dermaligen Bewohner dieſes Gefängniſſes, und betrachteten uns ſchadenfroh lächelnd. Kein Wort von der Einquartierung in dem Pavillon, der juſt noch leer ſtand. Ich hatte, — wie ich ſtets glücklich bin — das Glück, mit einem artigen Franzoſen eine geräumige Stube zu erhalten, zu deren nothdürftigſter Möblirung wir aus dem Magazine gegen reichliche Bezahlung die Geräthe eigenhändig holen mußten. O, hätte der goldſchwere und weiſe Kephares ſeinen Sohn, den Einzigen, in dieſer dienſtbaren Lage geſehen! — Nun, ich fand mich darein, und betrachtete neugierig alsdann den Hof, denn mir war vor der Seele, als müſſe ich jemand Bekannten hier treffen. Allein — lauter fremde Geſichter, Menſchen aus allen Ländern und Himmelsſtrichen. Einer unter ihnen zog durch ſeine gänzliche Vereinzelung meinen Blick auf ſich: ein Mann in türkiſchen Kleidern, ſauber angezogen mit brauner Jacke, deren lange hinten herabhängende Aermel ſchneeweiße Wäſche ſehen ließen. Ein dünner brauner Spitzbart zierte ſein Geſicht; auf dem Kopf trug er die Tuneſermütze mit ungeheurer langer Quaſte; an den Füßen hatte er rothe ſpitzgeſchnäbelte Pantoffeln. Ein feines geſticktes Schnupftuch ſteckte in der rothen Schärpe, und eine Pfeife hing in ſeiner Hand. Wie er ſo allein ſtand auf der großen Steinplatte inmitten des Hofs, war er einem nachdenklichen Kranich zu vergleichen, der ſich juſt beſinnt, ob er von dannen fliegen,, oder noch vollends den Tag über auf einem Beine an der Küſte ſtehen ſoll. Es war mir ein Bedürfniß, mich nach ihm zu erkundigen, und der Guardiano, der vor meinem Gitter auf- und abſchritt — ein Luccheſer, wie ſie alle ſind — erzählte mir in ſeinem Jargon, der Bewußte ſey ein Leibarzt Ibrahim's, des Paſcha von Aegypten, ein Italiäner von Geburt . . . . ."

„Recht;" fiel Bandri lebhaft ein: „Sein Name iſt Bartolomeo; Tolomeo Giudi; ich kannte ihn ſehr genau auf Morea. Er erhielt ſeinen Urlaub zur gleichen Zeit wie ich, ging mit vielen Waaren nach Europa, und führte eine herrliche Giraffe mit ſich, die er, ich weiß nicht wo, verhandeln wollte."

Anina: „Ach, eine Giraffe! wer ſo glücklich wäre . . . . !"

Petrochio, mit wichtiger Miene: „Ich habe in der Bocca di Verità geleſen . . . .

Roſteri, geſchwätzig: „Ich weiß, ich weiß; die Giraffe ſtand in Genua und iſt an der Influenza verſchieden."

Petrochio, langſam wie oben: „Eben dieſes las ich."

Erlau, mit geſalzenem Spott: „Ich hoffe, Herr Kephares, Ihr vaterländiſch Herz hat ſich empört bei'm Anblick eines Mannes, der in Dienſten des

Tyrannen ſteht, welcher Ihre Landsleute ſo gränzenlos elend machte?"

„Ich hoffe nicht:" antwortete Nicolo ziemlich impertinent; „als Kosmopolit und ruſſiſchen Unterthan ging mich Morea nicht beſonders an; das überließ ich von jeher fremden Müßiggängern. — Zudem hatte Signor Giudi noch etwas Beſſeres als die Giraffe nach Europa geführt, wie ich am nächſten Tage erfuhr. Gefühlvolle Anina! ich frage Sie, wie mir zu Muthe ſeyn mußte, als ich am Morgen zwei Damen im Hof erſcheinen ſah, und in der einen, jüngern meine Paola erkannte?"

„Ahi! iſt's möglich?" ſchrieen Anina und Roſteri um die Wette.

„Freilich, freilich. Mein Stern hatte mich nicht getäuſcht. Denn ich bin Nicolo, der Liebling des Glücks. Paola und die Tochter des Signor Giudi waren eine und dieſelbe Perſon, die andere Dame war ihre Tante, des Doktors Schweſter. Sie ſehen . . . hinausrennen auf Windesflügeln . . . auf ſie zuſtürzen . . . wer zweifelt, daß ich's gethan? Da fährt wieder der hölliſche Stock des Luccheſers dazwiſchen, wie eine Barriere, und ich höre mit Schrecken, daß die Familie Giudi noch dreißig Tage Quarantäne zu halten habe, während ich binnen neunen fertig ſeyn, und das glückſelige Lazareth verlaſſen ſollte. — Ach, ſie war ſo ſchön geworden, die niedliche Paola! Syriens Sonne, die ſonſt wenig Ehrfurcht vor Blüthen und zarten Pflanzen zeigt, hatte dieſe himmliſche Roſe üppig gedeihen laſſen! Mein Buſen ſchwell, meine Fibern zitterten, und alle Wünſche, die ſeit Jahren verborgen und vergeſſen in meinem Herzen ſchlummerten, traten hervor, vereinigt in dem einzigen: Paola, das Kleinod, zu beſitzen. Aber, wie dieſes beginnen? Paola's Augen verhießen mir die Dauer der zarten Leidenſchaft, die uns einſt verknüpft; ſie lebte noch, unſre Liebe, war doppelt aufgeflammt durch unſer unverhofftes Begegnen. Doch Paola's Zunge ſchwieg blöde, oder, wenn ſie redete, ſagte ſie doch nur halbe Worte. Anaſtaſia, die Tante war dabei. Und ferne ſtand; aber mit unverwandtem lauerndem Blicke, der Vater, der ſpitzbärtige Kranich. Er näherte ſich nicht, er fragte nicht; die Nähe des groben Luccheſers war ihm eine hinlängliche Wache. — Endlich ſetzten die Damen ihren Spaziergang fort, ich an ihrer Seite, zehn Schritte von ihnen — in unſrer Mitte der Guardian, und ſiehe: da ſtanden wir — ebenfalls in billiger Entfernung — vor dem Vater. Nun wurden von demſelben kalt und vornehm einige Fragen geſtellt; von Paola und mir die paſſenden Antworten gegeben. Signor Giudi ſchien wenig von meiner Bekanntſchaft erfreut; ei nun, ich hatte mich auch nach der ſeinigen nicht geſehnt, und nahm ſie als einen bittern Beiſatz mit in den Kauf. — So blieben die Sachen den erſten Tag; es war, um des Teufels zu werden vor Sehnſucht und Ungeduld. Am Abend hatte der vorſichtige Hakim-Baſchi ſeine Weiber in ihr

Gemach conſignirt, und ich ſah Paola's wunderliebliche Angeſicht nur an den Gittern ihres Fenſters. — Die verdammten Stechmücken, die mich in der Nacht quälten, waren nichts gegen die Unruhe, die mein Inneres und meinen Körper folterte. „Das muß anders werden;“ ſagte ich zu mir ſelbſt, als ich am Morgen nach dem Parlatorio ging, um an das Fenſter des Oſte zu klopfen, und meinen Caffee zu holen, der mir auf einer langen Schaufel entgegengeſchoben wurde. Während ich auf die Münze wartete, die mir der Wirth gegen meinen Thaler zu reichen hatte, bemerkte ich in einem Winkel zwei Schwarze: Burſche in der Uebergangsperiode zum Jüngling, gekleidet in blaues ägyptiſches Baumwollenzeug, auf dem Kopfe den ſyriſchen Tarbuſch. Der eine von den Buben war eine Schönheit in ſeiner Art; ſeine Züge verriethen die Abſtammung aus Kordofan; der Andere, ein gewöhnlicher Sklav, trug das platte nubiſche Gepräge. — Nun hatten wir in unſrer Geſellſchaft einen drolligen Kauz — er hieß, wenn ich nicht irre Baſtogi — einen gebornen Livorneſen, der zum erſtenmal in ſeinem Leben die Reiſe von der Heimath nach Smyrna und wieder zurück gemacht, und nun das Unglück hatte, in der Nachbarſchaft ſeines Vaterhauſes im Lazareth zu liegen. Der Menſch, eine Zierpuppe, machte uns viel Spaß durch ſeine Unzufriedenheit und ſeine Sehnſucht nach der Küche ſeines Vaters. Tauſendmal hatte er ſchon betheuert, nie wieder eine Reiſe unternehmen zu wollen, und ſein einziger Troſt beſtand in den zahlreichen Beſuchen ſeiner Eltern, Vettern und Bekannten, die beſtändig das Lazareth belagerten, und ihrem Verwandten Gelegenheit gaben, ſeine Beweglichkeit nicht zu verlieren. Denn ſobald der Morgen graute, bis in den ſpäten Abend, wo wir wieder in unſre Zimmer eingeſchloſſen wurden, betäubte uns ſtets der Ruf der Guardiani: „Signor Bastogi! al parlatorio!“ und Signor Baſtogi lief, und kam wieder, um ſchnell wieder zu laufen, wo man ſein begehrte. — Dieſer drollige Kauz alſo — ſchöne Donna, verzeihen Sie die lange Abſchweifung — der gerade eine Viſite abgefertigt hatte, zeigte auf die Schwarzen und ſprach: „Wie gefallen ihnen die Sclaven des ägyptiſchen Doktors? Der Mann führt einen beträchtlichen Haushalt auf ſeinen Reiſen mit, und muß ungeheuer reich ſeyn.“ — Ich lächelte vor mich hin, denn ich gedachte meines Vaters Kephares, deſſen Reichthum wohl über dem des glücksſpilzigen Abentheurers ſtand. Doch ſchrieb ich mir die Notiz in's Gedächtniß, und betrachtete die Buben genauer. Es war mir, als könnte ich einen derſelben für meine Zwecke gebrauchen. Sie holten Feigen, Trauben und Zwiebeln zum Frühſtück des Doktors und ſeiner Familie. Der Oſte behandelte ſie ſchlecht; erſtens weil ſie Schwarze waren, zweitens, weil Signor Giudi nicht reichlich, ſondern filzig bezahlte, und dafür Vieles begehrte!“

„Die Buben gingen den langen Gang, der zwiſchen hohen Mauern durchläuft, nach dem Hofe zurück.

„Ali!“ ſagte der Kordoſaner zum Andern auf arabiſch: „Geh mit den Zwiebeln geſchwinde. Der Herr wartet.“ — Ali, ein dummes Schaf, ging richtig voraus. Abdallah naſchte jetzt ungeſehen eine Feige, und zwar die ſchönſte. Kaum war ſie die Kehle hinunter, als er ſich umſah, und mich in ſeiner Nähe erblickte. Ich drohte ihm mit dem Finger, ſagend: „Ich verrathe Dich, Bube.“ Nun deutete er ſo kläglich auf ſeinen hungrigen Magen, daß ich lachte, und ihm ein Stück Geld hinhielt. Er zeigte auf den Boden. Ich warf's hin; er hob es auf. Von Stund an war er der Meinige. „Grüße von mir Deines Herrn Tochter, Abdallah. Wenn Du aber dem Herrn verräthſt . . .!“ Mit den freundlichſten Augen legte er die Hand auf die Bruſt, und er war mir ſicher. — Daß er meinen Auftrag ausgerichtet, bewies mir bald darauf Paola's freudeſtrahlendes Antlitz. Es wußte ſich kaum vor Wonne zu faſſen, das arme Kind, und ich begreiſe wohl, daß der Vater Argwohn ſchöpfte. Am nächſten Morgen wieder im Parlatorio; Abdallah und Ali gegenwärtig. „Da die Zwiebeln, Ali, geh' voraus.“ — „Wie Du willſt, Abdallah.“ — Ein Wink von Abdallah, und ich ſah einen Blumenſtrauß am Boden liegen. Ich hob ihn auf, küßte, verbarg ihn. Abdallah wartete; ich gab einen Gruß auf, und ein Billet flog hin, das ich in Bereitſchaft gehalten. Noch wartete der Burſche. Worauf? auf ſeinen Paolo. Er ging erſt, als er dieſen hatte, und es war die höchſte Zeit.

Der Cuſtode ſelbſt kam durch den Thorweg. Was ich in dem Billet geſchrieben? Ich weiß nicht mehr, aber nur von Liebe war darinnen die Rede, und von dem Wunſche, die Holde allein zu ſehen. Gleichviel; genug: ich erhielt den Zettel durch Abdallah zurück. „Sie kann nicht leſen, Herr.“ — Ja ſo! aber ſeinen Paolo wollte der Bube dennoch, und ich mußte wohl oder übel ihn darreichen. Ich verzweifelte. Abends erſchien meine Geliebte gar nicht mehr im Hofe. Die ſchwarzen Buben holten häufig Waſſer an dem Brunnen. Ich verſuchte, mit Abdallah Blicke zu wechſeln; denn Worte waren nicht möglich, wegen der Luccheſer, und hätte ich laut geſchrieen, ſo wäre der Kranich, der ſtets um die Wege ſtand, hinter Alles gekommen. Ich band mit dem Spitzbart ſelbſt an. Beim heiligen Spiridion! ich war doch immer derſelbe Nicolo, dem Freundlichkeit und Anmuth bis daher alle Herzen gewonnen hatten. Aber an dem kalten Arzneikaſten ſcheiterte meine Beredſamkeit. Ja und Nein, ſchön Wetter und große Hitze, — das war der Inhalt unſrer Geſpräche. Höchſtens pries er boshaft mein Glück, ſo bald den Kerker verlaſſen zu dürfen, während er..... das war ja eben das Unheil. Wenn ich ſage, daß ich, dem Alten zu gefallen, ſogar rauchte, ſo ſage ich hiemit Alles. Nicolo hat ſich nie herabgelaſſen, ſeine ſchönen Zähne und ſeinen reinen Athem mit dem ſtinkenden Tabak zu verderben. Alles verfing jedoch nichts. Wenn ich von Paola anhob, ſchritt der Kranich weiter, und ſtellte ſich wo anders auf. Ich war aufgelöſ't, ich war toll, ich wurde melancholiſch. Mein Camerad, der Franzoſe, begriff mich gar nicht. „Sie ſind verliebt?“ ſagte er: „einem jungen hübſchen Manne, wie Ihnen, kanns nicht fehlen. Sie ſind ſchön, reich, munter. Machen Sie einen tollen Streich; nach den Statuten des Lazareths ſelbſt iſt er leicht zu begehen. Gehen Sie hin auf offnem Hofe, und umarmen Sie ihre Paola: dann ſind Sie von Rechtswegen in die Quarantäne des Giudi mit eingeſchloſſen, und mögen die Zeit benützen.“ — „Und ich würde Paola nicht wieder ſehen, denn der Vater würde ſie vollends in ihre Zimmer ſperren;“ entgegnete ich ſehr vernünftig, aber dennoch ging die Sache mir im Kopfe herum. — Indeſſen nahte die Zeit unſerer Entlaſſung. Der unerbittliche Lazarethdoktor kam eines Abends, ließ uns in Reih und Glied aufmarſchiren, und examinirte unſre Geſichtszüge. Ich hatte die Hände in den Taſchen, weil ſie mir von den mörderiſchen Zanzoren, den ſingenden Ungethümen der Nacht, fürchterlich zerſtochen worden waren, und feinere zartere Hände, als dieſe, ſieht man nicht leicht an einem Manne; — nicht wahr, ſüße Anina? „Ich gratulire,“ ſagte der Arzt: „Sie ſind Alle in guter Geſundheit. — Warum verbergen Sie denn Ihre Hände, junger Mann? Laſſen Sie ſehen.“ — Ich that es zögernd. „Ei, wie entzündet? Laſſen Sie ſchnell an jenem Brunnen einiges Waſſer darüber rinnen, und kommen

Sie dann näher zu mir.“ — Ich ging; Abdallah kniecte mit dem Kupferkeſſel an dem Brunnen. Passa là, negro! vatene, moro *)! wälſchte der nächſte Luccheſer dem Buben zu, aber ſchon hatte ich den Schwarzen auf die Schulter geklopft, und ihm geſagt: „Laß mich an den Brunnen!“ Nun war der Spektakel allgemein. „Sie ſind noch einmal in Quarantäne!“ ſchrieen Aerzte und Cuſtoden von allen Seiten. „Unglücklicher! was haben Sie gethan?“ jammerten meine Reiſegefährten, und retirirten vor mir, wie flüchtige Kinder vor einem Löwen, der von der Quelle kommt. Ich aber, hoch erfreut, ſchaute nur zu Paola's Fenſter empor. Vor einer Minute hatte ich noch Thränen in ihren Augen geſehen; ſie floſſen meinem nahen Scheiden. Jetzo ſtrahlte mitten durch den Schreck das freudigſte Entzücken. Einen Blick gönnte ich dem Signor Giudi. Der Mann war blaß geworden, und der Aerger hatte ſeine Naſe noch ſpitziger gezogen. Sein Zorn war mein Vergnügen. Mochten auch alle Uebrigen mich auslachen, ich galt in meinem Glücke gern für einen Thoren. Freilich, hätte mein weiſer Vater, meine zärtliche Mutter, Zoë und Sophia, die himmliſchen Schweſtern, hätten ſie dieſes Schauſpiel geſehen, ſie wären vergangen in Schmerz, denn ich war doch einmal Nicolo, der Liebling der Seinen und aller Lesbier!“ —

---

*) „Packe Dich, Neger! fort Schwarzer!“

„Nun? und weiter? wir ſterben vor Neugier; zum Schluß! wie ging's aus?" — Anina und Roſteri waren wieder die Fragenden. Die glaue Liebesgeſchichte intereſſirte ſie auf's höchſte.

Nicolo verzierte ſein Antlitz mit einem vielſagenden Lächeln, ſchlug die Augen auf und nieder, als ſagte er: „Wie kann am erwünſchten Ausgang gezweifelt werden?" und fuhr, Vanille im Munde, innig zufrieden mit ſich ſelbſt, fort:

„Ich war ſo galant, gleich auf den Leibarzt zuzugehen, und ihm die Hand zu reichen, weil ich ſie ihm jetzt reichen durfte. Er trat zwei Schritte zurück. „Ich bin jetzt Ihr Leidensbruder; geniren Sie ſich nicht;" ſagte ich ihm. — „Es hilft Ihnen nicht;" ſagte er zu mir, mit einer Kälte, einer Kälte .... das friſcheſte Eis iſt nichts dagegen. Seine ſpitzig und grimmig ſchauenden Augen gaben mir den Reſt. Er wußte um Alles, er hatte mich errathen, und von ihm war Alles zu fürchten. Wie mir da wurde? Alle Gegenſtände erſchienen mir pomeranzengelb; ich war bange, die Gelbſucht zu bekommen. Ein paar Tage kam ich nicht von meinem Bette, und dankte nur der Freundſchaft des Cuſtode, daß ich nicht in das Spital gebracht wurde. Der vermaledeite Hakim-Baſchi hätte es gern geſehen. — Als ich wieder im Hofe erſchien, kam der Menſch auf mich zu, und reichte mir drei Paoli. „Da iſt das Geld, womit Sie den Abdallah beſtochen haben. Er verlor's aus ſeinen Lumpen, und ich wußte ſehr gut, daß er mit Recht kein Geld haben konnte. Ich hab' ihm die Paoli ausgewechſelt. — Für jede Grazie einen tüchtigen Stockſchlag. Wenden Sie Ihr Geld nicht an dumme Mohren; das rathe ich Ihnen für die Zukunft.“ — Er lachte mich hämiſch aus, und ſtellte ſich wie gewöhnlich an der Kapelle auf. Man läutete juſt die Contumazglocke, und neue Gäſte wurden im Lazareth erwartet. — Um meinen Verdruß zu zerſtreuen, machte ichs, wie der Signor Giudi, und pflanzte mich gerade neben ihn an die Bruſtwehr über dem Canal, wo man in die Waarenſchupfen gegenüber ſehen, aber auch den ganzen Hof beſtreichen kann. Die Glocke tönte immer lauter. „Ein Schiff aus Syrien, ſechs und dreißig Tage Quarantäne!“ hieß es unter Gelächter von allen Seiten. Man verſprach ſich viel Unterhaltung von den Neuankommenden, denn die Contumaz war langweilig geworden. Außer der Familie Giudi, einem Haufen Matroſen von Samos, einem ſtummen Engländer und dem armen Nicolo, befand ſich niemand mehr darinnen. Wir harrten mit Ungeduld. Paola's Fenſter blieben unbeſetzt; auch die Tante ließ ſich nicht ſehen. Sie war krank ohne Zweifel, denn Ali trollte mit einer dampfenden Theekanne über den Hof. Abdallah ſonnte ſich an der Wand, und rieb ſeinen Rücken und ſeine Schultern, wendete von mir verdrießlich das Geſicht. — Die Barke erſchien endlich mit hübſcher, gut ausgewählter Geſellſchaft. Vorne, in tiefer Beſchaulichkeit, die Pfeife in der Hand, ein Türke, ein Emir mit Schnurrbart und grünem Rocke. Neben ihm ein braunes Weib, die Frau eines Schiffskapitäns aus der Levante, mit einer Negermagd, die einen Säugling trug. Dann ein armeniſcher Biſchof mit vier bis fünf zerlumpten Dienern, zwei ſogenannte Maroniten mit Pilgerſtäben, bekreuzten Kragen und Kapuzen, ein türkiſcher Jude aus Bagdad, ein kleiner Franke mit ungeheuern Eulenbrillen und geknöpft in einen engen ſchwarzen Frack; zum Beſchluß ein ſchmutziger Franziskaner, kommend von Jeruſalem. Mit Ausnahme des Türken, der mit Gravität hereinſchritt, und der Weiber, welche von Natur eine gewiſſe impertinente Unbefangenheit in allen Lagen offenbaren . . . . .“

„Ah che brutto tedesco di greco!“ ſchrie Anina empört auf, und guckte alſobald verdutzt auf die Deutſchen, die ihrem Reumuth nur mit einer dankenden Verneigung begegneten. Die Italiäner lächelten ſtille, und Nicolo, vergnügt über ſeinen Witz, ſprach weiter:

„Außer den Genannten alſo ſchlüpften die Uebrigen wie getretene Hunde ins Lazareth, und nicht undeutlich wurde ſelbſt von den anweſenden Italiänern der Ausruf: „O welche Galgengeſichter!“ vernommen. — Da brummte der tückiſche Giudi neben mir, indem er den langen Hals noch einmal ſo lang reckte: „Ja wohl; das Galgengeſicht! Muß ich dem Galgengeſichte auch noch hier begegnen!“ — Und, was meine Freundlichkeit nicht vermochte, das vermochte ſein Groll: er fing an, mit mir zu reden, indem er zitternd vor Wuth auf den ſchwarzbefrackten Europäer deutete: „Sehen Sie da, dieſen Schandfleck unſers Handwerks! der dünnbeinige Franzoſe will ein Arzt ſeyn. Der Hund, den man in Europa mit Füßen ſtampft, abentheuert im Orient umher, andern Leuten das Brod zu rauben! Der Theriakverkäufer, der Klyſtierſchütze, der dumme Giftmörder hat gewagt, nach Alexandrien zu kommen, hat eine Audienz in Shabra *) erſchlichen, des Ibrahim Paſcha Vertrauen irre zu führen geſucht, ſo daß ich vor Aerger dazumal meinen Abſchied begehrte, aber wohlgemerkt nicht erhielt, weil der Paſcha zu vernünftig iſt, um ſolchen Quackſalbern ſich hinzugeben, während er einen Mann — verſtehen Sie? — einen Mann an ſeiner Seite hat. Endlich hat der Bube, dieſer Sohn einer Kuh, ſeinen Abtritt aus einem Lande, das nicht für ihn paßt, genommen, und kehrt mit ſeinen Lorbeern nach Europa zurück! Brich den Hals, ſtirb wie ein Unthier, Du Galgengeſicht von einem Pariſer!" — Dem guten Giudi ſtand der Schaum vor dem Munde; mir lachte das Herz im Leibe. Aus dieſen Schimpfreden dämmerte mir eine holde Zukunft, und ich ſtimmte wacker in die Verwünſchungen ein, die der Zornige herausdonnerte. Seinerſeits hatte auch Monſieur Guenon ſeinen alten ägyptiſchen Feind nicht überſehen, und war tapfer an ihn bis auf die Contumazſchußweite gerückt, und ſtierte ihn durch die Brille verwundert, verächtlich, vernichtend an. „Was ſeht Ihr mich an?“ fragte der Hakim-Baſchi, indem er den Bart mit den Fingern ſpitz ſtrich: „Der Teufel führt Euch alſo auch hieher?“ — „Hm;“ ſagte Guenon mit einer verdächtigen Bewegung: „es thut mir leid genug, daß ich Euerm fatalen Geſichte gegenüber ſtehen muß; kann's aber auch anders machen.“ Er kehrte ſich rechtsum, und wollte fortmarſchiren; aber der Arzt des Ibrahim ließ ihn nicht ſo wohlfeil los: „Zieh ab, hungriger Franzoſe!“ — „Fahr zu den ſieben Höllen, italiäniſcher Ignorant!“ antwortete ſchnell der Andre, und hüpfte wie ein Vogel auf ſeinen alten Fleck. — „Dein Glück, daß die Contumaz uns trennt!“ — „Wir ſehen uns wieder nach derſelben.“ — „Du wirſt Dich hüten, Strick eines Gehenkten!“ — „Du mußt mir Rede ſtehen, den Degen in der Fauſt!“ — Signor Giudi lachte hell auf, und antwortete mit einer ſo abſcheulichen Redensart, daß der Franzoſe, heulend vor Wuth, ihm an die Kehle wollte. Die ſpaniſchen Rohre der Guardiani, die ſchon auf Alles gefaßt da ſtanden, hinderten die allzutrauliche Annäherung, und aus dem Munde des Cuſtode ſcholl das Schreckenswort: „Alle stanze! alle stanze *)!“ — Ueber der Ausſchiffung der Syrier und den Hän-

---

*) Reſidenz des Vicekönigs von Aegypten.

---

*) Auf's Zimmer!

deln der Fakultät war richtig die Nacht eingebrochen, und die Trommeln wirbelten in der Stadt. Ich mußte in meine Kammer, ohne von Paola nur eine Fingerſpitze geſehen zu haben. Der Cuſtode verſchloß nach der Reihe die Thüren; er kam an die meinige, da ich juſt bemerkte, daß ich mein Taſchentuch an der Kapelle vergeſſen hatte. Weil der Cuſtode es mir nicht bringen durfte — er wäre ja alsdann ſelbſt unrein geweſen, — erhielt ich leicht die Erlaubniß, es zu holen, und er ging indeſſen mit den Schlüſſeln weiter. Ich kam zurück, drückte meine Thüre in die Klinke, und ſiehe, Signor Cuſtode geht vorüber, meiner ganz vergeſſend. Dieſe zweifelhafte Freiheit nützte nichts. Ich hätte nicht einmal im Hof ſpazieren gehen dürfen bei ſtiller Nacht; denn zwei Luccheſer ſind immer da auf ihren Poſten, und tragen zur Nachtzeit geladene Gewehre, ſtatt der friedlichen Stäbe. — Das ſeltenſte Glück nahm meine Partie. Nun, ich heiße Nicolo, und bin von Jugend auf ſein Favorit.“ —

„Ich ſchlief ſchon, obwohl unruhig auf meinem harten Lager, als ein gräßlicher Lärm mich weckte. Die Guardiani verurſachten ein arges Getöſe. „Die Köpfe zurück, oder wir ſchießen!“ brüllten ſie, ohne abzuſetzen; aber ſie ſchoſſen nicht; und dennoch ging der Spektakel, dem ſie ſteuern wollten, immer weiter. Giudi und Guenon waren zufällig einander gegenüber einquartiert. Beide konnten vor Alteration nicht ſchlafen. Beide ſuchten am offnen Fenſter

Kühlung und Luft; Beide hatten ſcharfe Augen, und erkannten ſich auf der Stelle. Eifrig ergriffen ſie die Gelegenheit, ihren Dialog fortzuſetzen, zuerſt leiſe, dann lauter, dann ſchreiend, dann raſend. Man denke ſich das Kreuzfeuer erſt, als die Luccheſer ſich einmiſchten, und die Aerzte nun auch auf dieſe ihre Artigkeiten regnen ließen. Der Lärm griff um ſich; Hunde bellten, der Cuſtode erſchien mit ſeinen andern Guardiani; die Eingeſperrten ſchrieen an den Fenſtern: „es ſey Feuer, und man wolle ſie verbrennen laſſen!“ — Ein großer Knäul von Menſchen ſammelte ſich im Hof; es marſchirte Militär ein. Ich ſtahl mich unbemerkt in den Tumult; meine Kammer war zu ebener Erde. Die Entwicklung der luſtigen Geſchichte nahte mit ſtarken Schritten. Der ägyptiſche Doktor hatte das ganze Lazarethperſonale Canaglia geſcholten; der franzöſiſche, hatte nach der Sitte ſeines Landes, was er unter ſeinen Händen fand, dem parlamentirenden Cuſtode an den Kopf geworfen. Beide ſollten eingeſperrt werden. Vier Luccheſer, die für das Geld der Uebelthäter die Schrecken der Contumaz über ſich ergehen laſſen wollten, ſtellten ſich wie Fanghunde an die Pavillons der Schuldigen. Der Cuſtode ſperrte auf, und dann hinein. Ich war wie der Blitz in Giudi's Behauſung, verſteckt wie eine Spinne, ſtill wie eine lauernde Katze. Mit einem Blicke hatte ich das Innere des Häuschens umfaßt. Anaſtaſie lag krank zu Bette, Paola ſaß bei ihr und pflegte ſie; die ſchwarzen Buben wurden in ihre Keuche zurückgeſcheucht, und Giudi wanderte in den Carcer. Ich war unter Schloß und Riegel mit den Weibern, kühn genug, mich ſelbſt vorzuſtellen. Paola's Angſt, der Tante Drohungen, jagten mich nicht von dannen; ich gab den Scandal zu bedenken, der bei einem neuen Lärm entſtehen würde, ſprach der Tante von Paola's Ruf, der Kleinen von meiner Liebe . . . . die Weiber ſind geborne Kreuz- und Leidſchweſtern . . . die Tante wurde gerührt, und ich ſchwatzte mit ihnen die ganze Nacht nach Herzensluſt, entkam in mein Haus, gleich nachdem man die Kammern aufgeſperrt hatte, und der Vater erfuhr, aus dem Carcer tretend, keine Sylbe.“ — „E poi, e poi?“ fragten die Italiäner wieder dringend und mit aufgeriſſenen Augen.

„Dann?“ entgegnete Nicolo mit unverſchämter Verſchämtheit, „dann könnte ich noch ſagen, daß jenes Glück, welches ſich im Lazareth zu Livorno entſponnen, mich in Piſa, wohin auch Giudi ging, noch mehr entzückte. Aber baſta nun. Beſcheidenheit und Schweigen ſind männliche Vorzüge, und Nicolo, des reichen und weiſen Kephares Sohn, ſchmeichelt ſich, wie in jeder, ſo auch in dieſer Beziehung, ein vollkommener Mann zu ſeyn.“

13.

„À un cœur bien né, que la patrie est chère!"

Voltaire.

Die Sonne ſtieg unter friſchem Winde auf. Ein Kriegsſchiff ſchwebte am fernen Horizont. „Isola Ponza!" hieß die Morgenloſung der Schiffer. Einige wollten Gaëta ſehen, Andere läugneten dieſes. Der Pilot rieb ſich froh die Hände, ein gutes Zeichen. Und den Reiſenden wars gleichviel, ob ſie bei Ponza oder Gaëta vorüberſchifften, wenn ſie nur endlich ihrer Beſtimmung entgegen kamen; denn mit den Proviſionen ſah es wirklich ſchlecht aus. Erlau ritt auf dem Schiffgeländer, der Doktor lehnte neben ihm; beide die herrliche friſche Morgenluft genießend. — „Was ſagt Ihr zu dem Mährchen, das uns geſtern der bleiche Genius aufgetiſcht?" fragte der Erſtere. — „Ei nun, ich finde, daß er das Lokale gehörig zeichnete. Wir hatten ja Gelegenheit, des heiligen Rochus Peſtſtall genug kennen zu lernen." — „Ja; er hat nicht übel erzählt. Ich hätt' es ihm kaum zugetraut. Der Junge hat bei mir noch etwas auf der Kreide. Aber gelogen, gelogen hat er, daß ſich die Balken bogen." — „Nun, wenn auch nicht wahr, doch gut erfunden. Ich dachte nicht, daß aus der

Langweiligkeit einer Contumazſtation ſich noch etwas ſo Leidliches drechſeln laſſen könne ...“ — „Ei, manchmal begegnen dem Landfahrer — dem Seefahrer, wollt' ich ſagen — merkwürdige Dinge in einem Lazareth. Das iſt nicht zu läugnen. Ich machte einſt zu Genua zehn Tage den Quarantäneſpaß mit. Jenes Lazaretto iſt eine abſcheuliche Kneipe, gegen San Rocco gehalten, und ich hatte entſetzliches Heimweh. Da geſchah es, daß ich, ſpazierend im Hofe, vor mich hinſeufzte, und mitunter fluchte. In der Mutterſprache that ich dieſes, denn, wo es auf Beten, Klagen und Schwören hinausläuft, macht immer das Vaterland ſeine Rechte auf unſere Zunge geltend. Ein Mann, ein Türke, ſtand unfern, mit reſpektablem Bart, mit drohendem Kalpak, — kurz jeder Zoll ein Muſelmann. Er betrachtete mich aufmerkſam, wie ich ſcheltend und ſeufzend auf und niederſchritt, und ſein ernſter Blick wendete ſich nicht von mir. Ungeduldig von Natur, und eiferſüchtig auf den Alleinbeſitz meiner Leiden, jedem Mitleid feind, ärgerte mich nachgerade des Osmanli Unbeweglichkeit und zudringliche Theilnahme. Ich faßte die paar türkiſchen Brocken, die ich theils auf Morea, theils in Konſtantinopel aufgeſchnappt hatte, zuſammen, und ſagte ihm barſch: „Was willſt Du? warum ſetzeſt Du Deinen Stab nicht weiter fort, und biſt mir zur Laſt?“ — Da veränderten ſich auf einmal des Türken prüfende Augen in recht gutmüthige, er räuſperte ſich beſcheiden, und aus dem dicken

Bartwuchs tönte es mit ſüßen ſchwäbiſchen Lauten: „Ach Herrgottle! wie iſcht mer's lieb, einmal wieder Deutſch z' höre!“ Ich fiel aus den Wolken; der Kerl war ein Bruder Augsburger, ein Barbier und liederlich Tuch, der vor langer Zeit die Heimath verlaſſen und per varios casus in den Orient gekommen, daſelbſt als Bartſcheerer und Doktor, als Pfeifenſchneider und Gärtner gedient hatte, und gegenwärtig mit ſeinem Bischen Erſparten, — es waren freilich nicht Aladins Schätze — die ſüße Muttererde wieder aufzuſuchen im Begriff war. Ei, wie ſtrömten ihm die deutſchen Worte vom Munde! Manches hatte er vergeſſen, aber der Accent war unverſehrt geblieben. Und da ſtand der Herr von Erlau in Lebensgröße, und konverſirte ſeelenvergnügt mit dem Barbier, und erzählte ihm wahrhaft und getreu, daß Augsburg wirklich noch exiſtire, und daß dort noch immer Menſchen geboren und begraben würden, auch zu Zeiten copulirt. Das letztere gefiel dem Altertürken beſonders, und nur auf Eins ſchien er noch höhern Werth zu legen. „Iſt das Bier immer noch ſo gut, wie zu meiner Zeit?“ In der Frage lag eine unbeſchreiblich wehmüthige Schwärmerei. Ich ſagte nicht Nein. Zufrieden nickte er, ſchnalzte mit der Zunge und meinte, eben das Bier habe er am meiſten in der heidniſchen Fremde entbehrt, und bei'm Eiſele ſey zu ſeiner Zeit das beſte zu finden geweſen; obgleich auch nicht ſchlechtes beim Wagenſeil. — Ich entließ ihn mit den ſchönſten

Hoffnungen. Es war in der That die höchſte Zeit geweſen, daß ich auf deutſch fluchte, denn der gute Menſch verließ den Tag darauf das Lazareth, und nahm wenigſtens um ein paar Tage früher die Tröſtungen mit, die ihm vielleicht erſt jenſeits der tyroliſchen Alpen geworden wären.“

„Guten Tag, meine Herren!“ — Es war Anina als Hebe des Frühſtücks, aber die milde Göttin ſah blaß, wie Mondenſchein, trotz des Sonnengoldes, das ſie umwebte. — „Sind Sie unwohl?“ fragte der Doktor theilnehmend, und der Baron ſetzte trocken hinzu: „Sie ſehen heute wahrhaftig ſchlecht aus, meine Theure.“ — Anina ſeufzte und trocknete mit dem Zipfel des weißen Tuchs, das ſie als Capuchon umgeworfen, ein paar Thränen der Angſt aus ihren Augen. Dann ſprach ſie leiſe: „Wenn ich Ihnen erzähle, daß heute Nacht Geiſter, verdammte Geſpenſter ihr Weſen in der Cajüte getrieben haben, ſo werden ſie meine Bläſſe und Furcht begreifen.“

„Geſpenſter auf einem Schiffe? das iſt ſo ſelten als intereſſant. Die Schreibtafel heraus, Doktor. Notirt Euch das.“

„Hier gibts nichts zu lachen, meine Herren. Ich hab' es deutlich geſehen, und was ich nicht ſah, hab' ich wenigſtens gehört. Ach, welche Nacht! ewig denke ich daran.“ —

Die Freunde mußten lang in ſie dringen, bis ſie ſich bequemte, das gräßliche Abenteuer zu erzählen. Die Arme fürchtete, am dritten Tag ſterben zu müſſen.

Erſt, als man ihr dieſen Aberglauben mit Noth und Mühe ausgeredet, ſiegte die Geſchwätzigkeit des Geſchlechts. Alſo ſagte ſie ſchüchtern: „Ich hatte bereits gethan, was auf einem ſo unreinlichen Schiffe nöthig iſt, um wenigſtens ein bischen Ruhe zu genießen“ — die naive Piſanerin drückte ſich deutlicher aus, — „meine Toilette für die Nacht beendigt, und legte mich zu Bette. Pietro, Signor Nicolo und die beiden andern Herren ſchlieſen ſchon. Ich betete zu meiner Patronin, und dachte dabei inbrünſtig an Jemand, der mich gewiß nicht in ſeine Gebete einſchließt. Ich erinnerte mich noch im Einſchlummern der ſchönen Geſchichte, die der Grieche uns erzählt hat. Die Giraffe, die kleine Paola, der ſpitzbärtige Doktor und der lächerliche Franzoſe tanzten vor meinen müden Augen auf und ab, und geſtalteten ſich zu einem Traume. Plötzlich erwache ich durch ein Geräuſch. Ein Blick zur Seite ließ mich bei'm dämmerigen Lampenlicht, das vor der Madonna brannte, eine ſchwarze Geſtalt unterſcheiden, die gerade wieder zur kleinen Lücke hinausſchlüpfte. Ich ſetzte mich im Bette auf, horchte — Alles blieb ruhig; Pietro ſchnarchte wie zuvor, und der alte Offizier faſelte im Schlaf. „Es war nichts;“ ſagte ich zu mir ſelbſt, und ſchloß die Augen — um ſie alsbald wieder aufzuthun, denn das nemliche Geräuſch ließ ſich abermals vernehmen. Und eine ſchwarze Teufelsgeſtalt mit blutrothen Haaren ſchoß durch die Lücke hernieder . . . . .“

„Ein Teufel, ein unanſtändiger, unſchicklicher Teufel?“ fragten Erlau und Spina.

„Ihn ſehen, und das Haupt wegwenden, war natürlich Eins. Ich erwartete mit Bangen, was er vornehmen würde. Ich vermochte nicht zu ſchreien. — Auf einmal war er wieder weg, und ein heiſeres hölliſches Gelächter klang von oben hernieder. Ich faßte Muth, wollte aufſtehen, das Licht wieder helle zu machen. Da fuhr noch einmal der Schreckliche herunter, warf die Geräthſchaften, die auf dem Tiſche vor dem Bilde ſtehen, durcheinander, und ich erwartete Schlimmeres. Plötzlich — zum Glück — erwachte Leone knurrend, und fuhr bellend gegen das Geſpenſt. Da nun ſolche Weſen weder Hahnenſchrei noch Hundegebell vertragen mögen, — wie der Wind war es weg, und kam auch nicht mehr. Ich konnte jedoch kein Auge mehr zuthun, und ſehnte ängſtlich den Morgen herbei.“

„Alle tauſend Donnerwetter!“ ſchrie Erlau: „der Hund von einem Satan hat ohne Zweifel meinen Torniſter beſtohlen. Voyons!“ Davon rannte er. — Während Spina die holde Geängſtigte beruhigte, und ihr Alles als einen Traum vorzuſpiegeln ſich bemühte, nahte ſich Francesco, der Koch, mit aufgedunſenem Auge und taumelndem Gange, und trug einen Arm voll dürrer Scheiter. „Was bringſt Du, Frangi?“ fragte Anina: „iſt das Holz für unſer Mittageſſen?“ — „Bewahre!“ lallte der Burſche: „Stockfiſch iſt's, der theure Baccalà, womit uns heut der Capitän traktirt. Fleiſch und Paſten ſind verzehrt, keine Bohne iſt mehr zu finden, ſo ſchlecht ſind wir verproviantirt. Zum Teufel mit einer Seereiſe, wo es ſogar an gewäſſertem Wein mangelt." — Unſicher und ungeſchickt kauerte ſich der Bube an den Herd. um ſeiner Pflicht zu genügen.

„Das ſind traurige Ausſichten;" meinte Anina mit einem trübſeligen Blick auf den Doktor: „wir werden bald auf ſtrenge Faſten geſetzt werden. In der Hoffnung bald an Ort und Stelle zu ſeyn, habe ich die Hühner nicht geſchont, und außer dem Bedarf für den heutigen Tag piept nur noch ein einziges im Stalle." — „Das verdanken Sie Ihrer Gaſtfreundſchaft für uns, holde Donna." — „Ei, wer ſpricht davon, Signor? Sie beleidigen mich. Was hätten Sie begonnen? Hätte ich Sie hungern ſehen können? heilige Mutter, nimmer würd' ich mir's vergeben." — „Dennoch hätten wir's gern gethan, um Sie nicht zu berauben; und uns wäre recht geſchehen. Warum verließen wir uns auf eines Schiffers Verſprechungen, die eitel ſind, wie der Wind und die Welle, die ihn treiben?" — „Ach, lieber Freund, unſre Lage wird erſt koſtbaren Werth für mich haben, wenn Sie genöthigt ſind, meine Portion zu theilen. Zudem haben wir noch Caffee, und damit reicht ein Frauenzimmer weit." — „Sie Allzugütige!" — „Was thäte ich nicht für Sie? Nur um meinen armen Pietro thut mir's leid. Wir ſind ſeit geſtern ohne Wein." — „Wie? und Sie ſagten kein Wort! Sind wir nicht allzugut mit dem trefflichen Florentiner verſehen? Erlauben Sie, daß wir die drei Flaſchen, die wir noch beſitzen, zu Ihren Mahlzeiten fügen, und mindeſtens auf dieſe Art für jetzo vergelten ......"

„Verſprecht nichts!" polterte Erlau mit flammendem Geſichte dazwiſchen: „der Teufel iſt ein Schelm, der Teufel hat nicht meinen Torniſter, wohl aber unſern Wein geſtohlen. Fort ſind die drei Flaſchen, das heißt, ſie ſind da, aber leer, leer wie der Raum vor der Schöpfung. O ihr Beſtien von Italiänern! O ihr Geſindel von wälſchen Spitzbuben! Wäre ich doch ein Seiler, und hätte für alle Millionen dieſer Halunken die Stricke zu liefern! die Spekulation thäte meinem Herzen wohl, und bereicherte meinen Beutel."

„Wer nicht Wein hat, trinke Waſſer!" ſang Franzi mit flämiſch-frech-luſtigem Grinſen. Erlau, ſich nach ihm umſehend, ſah ihm ins Auge, das voll Trunkenheit ſchwamm. „Galgenvogel! Wenn Du nicht an unſern Quellen trankſt, will der Herr von Erlau ein Jude ſeyn!" Eine deutſche vollwichtige Ohrfeige begleitete die Anrede. — „Zu Hülfe!" zeterte der freche Bube, und die Matroſen kamen von einer Seite, der Capitän mit ſeinen Söhnen von der andern herbei. „Diebe! Capitän! eure Diebe haben unſern Wein verſchlungen!" eiferte der Baron ſchäumend vor Zorn. — „Diebe, Capitän! Eure Diebe haben unſern letzten Tabak gemauſt!" folgte ihm der Doktor, der mit Verwunderung die Tabaksbeutel leer gefunden. — „Wir? wir wären Diebe?“ brüllten die Schiffsleute mit einem Ehrgefühl, das ihre Landsleute nur dann überraſcht, wenn ſie ſich ertappt wiſſen. Der Zimmermann und der verwundete Genueſer machten den größten Spektakel. Der Seifenſieder Nummer Zwei lag mit weintrüben Augen an der Prua. Gaetano ergriff lebhaft die Parthie der Deutſchen, und kanzelte die Miſſethäter auf gut neapolitaniſch ab. Der Scrivano ſprach wenig dazu, der Steuermann hielt's mit der Mannſchaft, und mußte es auch, denn nur unter ſeinen Augen konnte der Frevel verübt worden ſeyn. Alle Pfeifen dampften vom koſtbaren Levante; die Kerle behaupteten, ihn nicht geſtohlen zu haben. Die Genueſerköpfe und Frangi's Hirn waren illuminirt; das ſollte aber von aufgeſpartem Weine gekommen ſeyn. — Hoch über dem Geheul hing wieder Antonio wie ein Pavian und bohrte den Beſtohlenen die Feige. Dieſe Unverſchämtheiten empörten Gaetanos Gemüth immer mehr. Er wußte wohl, daß ſeine Leute ſich keinen Wein aufſparen konnten; er hatte ſelbſt keinen mehr übrig, und bereits auf die Großmuth der Paſſagiere gerechnet. Daher vor Allem ſeine Erbitterung. „Ich danke euch ab, ihr unreinen Thiere!“ ſchrie er: „Keiner von euch ſoll ferner eine Reiſe mit mir machen. Und Du auch nicht“ — zum fletſchenden Steuermann — „wenn Du die Sache dieſer Räuber führſt. Beruhigt Euch, ihr Herren. Sind wir an Ort und Stelle, — und das währt nicht mehr lange, wenn die Heiligen uns gnädig ſind, — ſo erſetze ich Euch Alles.“ — Er hatte gut reden. Der Werth des Weines war nicht groß, und Gaetano berechnete wohl, daß man ihm den Erſatz ſchenken würde. Demungeachtet war auf einem ausgehungerten Schiffe der Verluſt von drei enormen Korbflaſchen des ſtarken Weins von Firenze ein ſehr großer. — Petrochio ſchaute troſtlos in der Wüſte der leeren Bouteillen umher, die Deutſchen deßgleichen. Nicolo hatte Naphta; das war ihm genug. Roſteri trank nur Zuckerwaſſer, und noch exiſtirte ein Fäßchen erträglichen Waſſers an Bord; alſo war auch er zufrieden. Bandri, der bis dahin mit ſeinem Gefährten ſeine eigene Küche aus allerhand Gelée- und Conſommé-Vorräthen beſorgt hatte, ließ ſich vom Ruhm, der in der Zeit der Noth einem Freigebigen wird, verblenden, und öffnete eine winzige Kiſte, worinnen edler Marſala ſich befand. Allein zur Feier ſeines Edelmuths wurde der größte Theil des kleinen Vorraths ſchon bei'm Pranzo getrunken, und er erhielt dafür nur einen Flügel von Anina's Huhn in der beliebten Reis-Mineſtra. Der Geizige machte auf gut muſelmänniſch gute Miene zum böſen Spiel. „Maſchallah!“ ſagte er huſtend: „der Herr iſt groß, und wird's wieder geben.“

14.

„Ihr habt ein Affengeſicht, mein Herr, und das kann ich nicht leiden."

Oftgebrauchte Redensart.

Als nun der Abend gekommen, und das Eiland Iſchia dunkelblau aus den Fluthen geſtiegen war,— am Rande des Geſichtskreiſes dämmerten ſchwache Umriſſe, wie der höckrige Rücken eines auftauchenden Ungeheuers, und Crapi — (Capri) nannten ſie die Schiffer — trat wieder, wie ſo häufig an der Einfahrt des Golfs von Neapel, ein Windſtillchen ein, und die Geſellſchaft der Paſſagiere zuſammen. „An wem iſt die Reihe zu erzählen?" fragten ſie unter ſich, und ſahen auf Bandri's Gefährten, der bis jetzt nur ein verneinender oder bejahender Geiſt geweſen. Für diesmal verneinte er, und der Exerciermeiſter verbürgte ſich, daß er nichts zu erzählen wiſſe. — „So wird der Signor Dottore die Güte haben müſſen?" fragte Anina ſchmelzend, und Nicolo ſetzte boshaft hinzu: „Wenn nicht der andre Herr aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen uns bereichern will?" — Erlau, der mit dem Griechen in der völligen Antipathie ihrer beiden werthen Perſonen übereinſtimmte, erwiederte mit unheimlichem Lacheln:

„Sehr richtig, mein Herr. Ich will meinen Freund auf die gute Letzt aufſparen, denn höchſt wahrſcheinlich ſind wir morgen um dieſe Zeit noch in offener See, und haben Muße vollauf, die letzte geſtirnte Nacht zu feiern. Wäre dieſes auch nicht, ſo bin ich doch eitel genug, meine Geſchichte frühzeitig an Mann zu bringen, damit ſie mir nicht im Halſe ſtecken bleibe. Bitte nur, meine ungelenke Zunge zu entſchuldigen, die wenigſtens an Deutlichkeit erſetzen wird, was ihr an Zierlichkeit der Form abgeht. — Die ſchöne Signora hat uns mit einer Geſchichte aus Venedig unterhalten. Die meinige wird auch in Venedig, aber in einem himmelweit von jenem verſchiedenen, vorgehen.“

La bella Venezia.

„Sind Sie auf Corfu bekannt, Herr Nicolo? Wenn Sie es ſind, ſo wiſſen Sie, daß dort vor wenigen Jahren noch eine Locanda beſtand, die zur „bella Venezia“ genannt wurde.

Es iſt alſo vorauszuſchicken, daß der Stern, der mich, den fremden Müſſiggänger, nach Morea gelockt hatte, unſer Fahrzeug auf der Rückreiſe nach Corfu führte; ich erinnere mich nicht mehr, aus welcher Urſache.

Wir waren mehrere Landsleute, lauter Offiziere, an Bord, und ein Jeder, mich ausgenommen, hatte eine Empfehlung an irgend einen angeſehenen Mann in Corfu bei ſich. Wie bekannt, wird dort ohne eine ſolche acceptirte Empfehlung, ohne eine ſolche Garantie, kein Fremder an's Land gelaſſen.

Obſchon mein Kapitän eifrig umherfragte, ſo fand ſich dennoch kein Grieche, der ſich für mich, den unbekannten Philhellenen, verbürgt hätte, und ich würde genöthigt geweſen ſeyn, an Bord die Zeit zu vertrauern, wenn nicht ein engliſcher Offizier, der mich ſo wenig kannte, als ich ihn, ſein Ehrenwort für meine gute Aufführung verpfändet hätte.

Ich betrat alſo die Küſte. Da ich kein Reiſebeſchreiber bin, und ohnedem ſo ſehr viel von Stadt und Inſel nicht zu melden wäre, übergehe ich jede Einzelheit dieſer Art, und melde nur, daß ich nach einem Gaſthauſe fragte, wo ich menſchlich aufgehoben ſeyn würde. — La bella Venezia! prieſen alle Zungen: „Die Locanda iſt vortrefflich.“

Mein Bürge ſagte das nicht; aber er wußte mir in der Eile kein beſſeres Haus anzugeben, denn der Dienſt rief ihn von meiner Seite. Jedenfalls — ſo verſprach er — würde er bei'm Eintritt der Nacht mich heimſuchen, um zu ſehen, wie ich bewirthet ſey.

Ich wanderte eine enge, aber volkreiche Gaſſe hinauf; um mich her drängten ſich Leute aus allen Claſſen des Geſindels: Führer, Wegweiſer, Handelsleute, Vermiether von Roſſen und Eſeln, um eine Wanderung durch die Inſel zu erleichtern, Tagediebe, Gaſſenjungen und ähnliches Volk. Und alle Finger zeigten auf ein in den Lüften ſchwebendes Schild: La bella Venezia.

Ich hatte mir ein palaſtähnliches Gebäude vorgeſtellt. Aber ein ziemlich unanſehnliches Haus ſtand vor mir. Indeſſen — was war zu thun? Ich ganz allein, der Abend nahe, die Freunde alle in den Häuſern ihrer Protektoren wohl aufgehoben. Ich hatte keine Wahl.

Als ich jedoch eintrat durch den ſchmalen Thorweg, und der zerlumpte Grieche der mir mit Gewalt den Weg zeigen wollte, auf die Hühnertreppe zur rechten Hand wies, die da führte in eine finſtere übelriechende Kellernacht, da befiel mich ein Grauen, und ich kehrte unwillkührlich um.

„Wohin? wohin, Herr?“ rief das Volk, wahrhaftig ein ganzes Volk von Lumpen: „Das iſt der beſte Gaſthof, ein italiäniſch Haus, des Beſten voll, und beſucht von den Beſten.“

Und wieder fielen die Eſelherren über mich her, und wollten mich ins Innere ſchleppen, wo ich noch ſchlimmer angekommen wäre.

Mein zerfetzter Grieche hatte dienſtfertig den Padrone des Hauſes gerufen. Er ſprang mir auf die Gaſſe nach, und machte Poſſen, wie vor Zeiten ein Flügelmann vor der Fronte. — Ich ſchüttelte den Kopf, und von den Schuhen den Staub, zog weiter in der Hoffnung, eine beſſere Locanda zu finden.

Aber auf und nieder, war nichts zu ſehen, was nicht abſcheulicher geweſen wäre, und ich war gezwungen, gleichſam beſchämt wieder umzukehren, und das verſchmähte Nachtquartier anzunehmen. Ich hätte viel darum gegeben, in einer türkiſchen Stadt zu ſeyn, wo noch Gaſtlichkeit herrſcht. Doch befand ich mich auf griechiſchem Boden.

Die Buben pfiffen durch die Finger und bettelten mich dabei an. Hohn und Elend zu gleicher Zeit. Das war mir von Morea her bekannt. Ich reſignirte mich, trat in das üble Haus, erklomm die ſchmutzige wackelnde Treppe. Dießmal kam mir der Wirth nicht entgegen, ſondern erwartete mich im ſogenannten Salon, wo ein Sofa von Rohr geflochten, einige zerbrochene Stühle lehnten, und ein runder Tiſch zu ſehen war.

Auf dieſer Tafel lag ein großes aufgeſchlagenes Buch, und davor ſtand der Padrone, Signor Tommaſo, eine Hand würdig darauflegend, die andere gegen mich ausgeſtreckt, wie man auf Bildniſſen römiſcher Imperatoren und Geſetzgeber es zu bewundern pflegt.

Hier! rief er, nicht ohne Vorwurf, aber auch nicht ohne milde Kränkung: hier ſeht, mein Herr, die Namen aller Eurer Freunde. Sie alle haben bei'm gefälligen Tommaſo logirt, ſind mit ihm zufrieden geweſen, und verzeichneten ſich mit Freuden in dieſes Buch. Leſet ſelbſt, und laßt jedes Mißtrauen gegen meine Bewirthung dahinfahren.

Ich las erſtaunt. Von meinen Freunden las ich freilich keinen einzigen in dem Buche aufgeſchrieben; aber deſto mehr franzöſiſche Herzoge und Vicomte's, auch eine Menge italiäniſcher Kaufleute, und der Dalmatier Hülle und Fülle. Wenig Engländer; ich merkte wohl, warum. Außer ihnen logirte die ganze Welt in Venezia la bella.

Das Nachteſſen? — Ich werde es Euch ſelbſt bereiten. — Der Wein? — Wein von Zante; mein Kellermeiſter wird ihn bringen. — Werd' ich in Geſellſchaft ſpeiſen? — Ihr ſeyd zufällig der einzige Gaſt im Hauſe, und Alles muß friſch gekocht werden, aber dennoch — in einer Stunde werdet Ihr tafeln, wie ein Fürſt. — Gott geb's! —

Neben an war meine Stube, nur mit drei ſogenannten Betten verziert. Die Bettſtellen roſtig, Waſch- und andere Gefäße unrein und durcheinander auf einem wurmſtichigen Schubkaſten. Auf fleckigen zerriſſenen Tapeten abſcheulich geklexte Heiligenbilder; das Eſtrich ſeit Monden nicht gefegt, ein willkommener Tummelplatz aller Inſekten. Vom Balkon des einzigen Fenſterlochs die ſchmählichſte Ausſicht. Die Nebenthüre ging in eine Wirthſchaftskammer, ein Ort voll aufgethürmten lächerlichen und chaotiſchen Plunders.

„O ſäßeſt Du nur noch auf Itſchkale, oder in den Hütten von Navarino, oder in den Schluchten von Lariſſa!“ ſeufzte ich zerknirſcht, und dachte mit Wehmuth der frohſinnigen Menage, die wir zu viert, lauter Landsleute, dort geführt hatten; wo ein

Stück Ziegenfleiſch, das wir aber ſelbſt und reinlich genug brieten, unſer herrliches Mahl ausmachte, wo wir ſelber nach der Reihe, Offizier hin, Offizier her, unſere Bedürfniſſe einkauften, weil unſre Griechen uns um Alles betrogen hätten!

Kaum war die Erinnerung an jene Zeit in mir wieder lebendig geworden, — kaum war ich aufgeſprungen, um ihr und den Schreckniſſen meiner jetzigen Behauſung auf einem Gang durch die Stadt zu entlaufen, als die Thür des Salons aufklappte, — mit dem Fuße leicht zu öffnen, denn ihr fehlte die Klinke — und die Lampe in der einen, die Flaſche in der andern Fauſt, der Kellermeiſter hereintrat, und mein Gedächtniß mehr und immer mehr auffriſchte.

Ja! er hatte ſich gut vermummen in die halbfränkiſche Tracht, und die langen Haare in eine Art von Chignon aufſchlagen, — ich erkannte ihn an ſeiner bombenförmig gewölbten Stirn, an den Glotzaugen, die vor den Stirnknochen lagen, an dem brutal ſinnlichen Mund, von dünnem Schnurrbart beſäumt, und an dem zurückweichenden Kinn, dem Zeichen weibiſcher Feigheit. Und Janos war in der That erbärmlich feige, wenn er auch Verwegenheit verrieth, wo es einen Raub, — Blutdurſt ſogar, wo es ein rechtes Bubenſtück galt.

Ich verrathe ebenfalls meine Ungeſchicklichkeit als Erzähler, indem ich jetzo erſt auf längſt dageweſene Begebenheiten zurückkomme, die beſſer bei'm Eingang hätten abgemacht werden können. Die Zuhörer werden verzeihen; namentlich wird es Signor Nicolo gerne thun, denn ich will von ſeinen lieben Landsleuten reden.

Wir waren einſt gegen die Araber bei Negroponte gezogen. Fabvier, der General, hatte es dazumal mit den deutſchen Offizieren, die aus dem Philhellenen-Bataillon hervorgegangen waren, nicht gut im Sinne. Er ſetzte uns an der Spitze unſrer ungeübten griechiſchen Soldaten den dringendſten Gefahren aus. Dieſe wurden unvermeidlich, da von jeder Compagnie ungefähr zwei Drittheil davon liefen, wenn's Ernſt geben ſollte. Schwieg das Feuer, ob nach Sieg oder Verluſt — dann kamen ſie freilich alle wieder. Muth und Ausdauer ſind nicht die vorzüglichſten Eigenſchaften des griechiſchen Bruders.

Ich war im Ruf, die beſte Compagnie zu befehligen. Man nannte uns ſpottweiſe Grenadiere, und von achtzig Mann, — ſo ſtark war meine Truppe — riſſen vor dem Feinde in der Regel nur vierzig aus. In der Regel, ſage ich; denn, daß ihrer fünfzig oder ſechszig durch die Zäune gingen, iſt mir auch ſchon vorgekommen.

Unter meinen Tapferſten — die wacker plünderten und brannten, aber wenigſtens Stand hielten, war ein gewiſſer Iſaak Tribolis. Wenn er marſchiren ſollte, hat er nie gefragt, wie gewöhnlich ſeine Brüder in ihrer phlegmatiſch-höhniſchen Nationalunverſchämtheit: „Was willſt Du? ich bin das nicht gewöhnt. Sieh meine Füße an und meine Schuhe, und urtheile ſelbſt.“ Oder bei der Ordre zum Angriff: „Was willſt Du? Siehſt Du nicht, daß ich müde bin und der Ruhe bedarf?“ — Er war blind gegangen, wohin man ihn ſchickte. Mit zwei Beuteln voll Oliven hätte er drei Monate das Feld gehalten. Dafür hatte er es zum Unteroffizier gebracht, und genoß meines Vertrauens, wie wenige ſeiner Kameraden. Mit einem Bruder und einem Onkel war er zum Heer gelaufen. In der Gegend von Modon, glaube ich, fiel der Bruder im offenen Gefecht. Der Onkel Janos kam mit Iſaak ſpäter zu meiner Truppe.

Auch Janos war Unteroffizier. Er verdankte es nicht ſeiner Tapferkeit, wohl aber der Gunſt des frühern Hauptmanns, der ihn brauchen konnte, weil er las und ſchrieb, und weil er den Blauſtrumpf machte. Dem Neffen war er unterthänig, putzte ihm das Gewehr, kämmte ihm die Haare, beſorgte ihm Koſtbeutel und Feldflaſche. Die Beſtie gehorcht unwillkürlich dem Menſchen.

Wir ſtanden alſo bei Negroponte, und das Treffen ging an, und wir zogen, wie vorauszuſehen geweſen, den Kürzern. Nach manchem Verluſt an Führern und Soldaten wurde der Rückzug befohlen. Meine Lage, die ausgeſetzteſte, war beſonders ſchwierig. Schon warfen mehrere der Meinigen die Waffen weg. Die völlige Flucht drohte einzureißen. Ich ſah mich um nach Leuten von Herz und Muth.

Da fiel mein Blick auf Iſaak. Zu ihm ſprach ich: Nimm zwanzig der Entſchloſſenſten, und halte durch das möglichſt ſtarke Feuer den anrückenden Feind mindeſtens eine kurze Zeit in Reſpekt. Ihr folgt uns dann. — Ich zeigte nach einer Anhöhe, die durch einen Sumpf gedeckt war.

Der brave Junge begriff mich. Den Onkel und neunzehn andre wilde Burſche hielt er bei ſich, und ich führte meine zitternden und murrenden Schafe zurück. — Wir hatten unſer Bollwerk noch nicht erreicht, als ſchon die arabiſchen Plänkler ſich auf die kleine Nachhut ſtürzten. Das Gros des Feindes folgte wie der Donnerſchlag dem Blitz.

Und wahrlich: Blitz auf Blitz in unſrem Rücken. Eine Flintenkugel zerſchmetterte des tapfern Iſaak Knieſcheibe. Er fiel. Noch ſtritten dreie, ihm zur Vertheidigung dienend. Einer wollte davon. Es war Janos. — Der Verwundete ſah es, und jammerte ihm zu: „Bruder meines Vaters! willſt Du mich verlaſſen? Nimm mich auf deine Schultern; trage mich aus dem Gefechte.“

Des Oheims flüchtiger Fuß wurzelte einen Augenblick: „Was gibſt Du mir?“ — „Das Geld, das ich bei mir trage. Es ſollte meiner Mutter ſeyn. Aber, wenn Du willſt, ſo ſey es dein, Bruder meines Vaters.“ — „Wo haſt Du das Geld, Neffe?“—

Jeder griechiſche Soldat trug dazumal Geld bei ſich; Piaſter, Drachmen, was er erwiſchen konnte. Er lebte von einer Zwiebel mehrere Tage, konnte er nur ſeinen Zehrpfennig bewahren. — „Unter meiner Schärpe iſt's, Oheim Janos;“ ſagte Iſaak mit dem Tone dringender Verzweiflung, denn die Waffen der Feinde blitzten ihm in die Augen.

Da bückte ſich Janos eifrig, riß den Gurt vom Leibe des Neffen, und ſchnallte ihn um den ſeinigen, den Neffen aber — ließ er liegen. — Redlichkeit und Treue ſind nicht unbedingte Erbtugenden der Hellenen.

Janos kam wohl zurück mit dem Reſt der tapfern Bande. Aber des braven Iſaak blutig Haupt ſah ich, ein paar Minuten ſpäter, auf einem ägyptiſchen Bajonnet vorübertragen, kenntlich an den ſchönen im Winde flatternden Locken.

Die wenigen Zeugen des Vorfalls waren tief empört von der Unthat des Oheims. Ich hätte gern ein ſtrenges Exempel ſtatuirt, gerne Blut mit Blut vergolten. Aber in der Mitte einer zur Rebellion geneigten fliehenden Truppe, worunter die meiſten des Janos Beſonnenheit bewunderten, wärs Tollheit geweſen, die Strenge nur zu verſuchen. Daher begnügte ich mich, dem Hunde die ſchändliche Beute abzunehmen, und ihn von meiner Compagnie zu jagen. — Das Geld ſchickte ich der Mutter des Todten, weiß aber nicht, ob ſie es wirklich erhalten, denn ich mußte es einem Griechen anvertrauen.

Und dieſen Janos ſah ich mit einemmale wieder in der bella Venezia. —

Dem Burſchen ſtieg etwas, das der Schaamröthe nicht unähnlich ſah, über das olivenfarbige Geſicht, da er meiner gewahr wurde. Doch that er nicht dergleichen, als ob er mich kenne, und ich meinerſeits hielt, troß meines Befremdens, den Menſchen hier zu finden, nicht für nöthig, die alte Bekanntſchaft zu erneuern.

Der Wein war, wie der Kellner: ſchlecht und ungenießbar. Zante mag die ſchöne Venezia wegen ſeines Namens Mißbrauch immerhin mit Krieg überziehen.

Janos zog ſich zurück, aber in ſeinen Augen lag etwas ſo Feindſeliges, daß ich nur mit einem gewiſſen Bangen den trüben Wein trank. Dennoch trank ich ihn, um inne zu werden, wie er doch immer noch beſſer ſey, als die Cena, die mir Meiſter Tommaſo mit eignen hohen Händen bereitet hatte, und brachte. In die unreinliche Küchenwirthſchaft der kleinſten italiäniſchen Schenken hatte ſich hier der griechiſche Schmutz gemiſcht, der ſelbſt in den Häuſern goldſchwerer Leute anzutreffen iſt.

Um der Signora einen Beitrag zu ihren Tafelrecepten zu liefern, will ich ſagen, womit mich der Wirth der bella Venezia traktirte, indem er behauptete, ich würde wie ein Fürſt ſpeiſen.

Ein Pilaw von Reis und Hammelfleiſch; das letztere überalt, der erſtere viel härter, als ſonſt der ächte Venetianer ihn ſpeiſ't. Eine Gattung von Bricken, in drei Exemplaren, und gedämpft im ranzigſten Oel, das, verbunden mit dem übeln Duft der Fiſche, einen wahren Peſtgeruch von ſich ſprühte. — Ich bat den Padrone, der ſo gefällig war, ſelbſt den

Cameriere zu machen, weil keiner da war, das Gericht abzutragen, was er that, um es heißhungrig im Nebenzimmer zu verzehren.

Ferner: ein Bug deſſelben Schöpſen, der ſchon ſeinen Beitrag zum Pilaw hatte liefern müſſen; ein Umido von einer mir unbekannten Fleiſchſorte, zierlich belegt mit Verdura und Zucchi. — Wegen des Bratenmangels entſchuldigte ſich der Locandiere mit dem allgemeinen Mangel an Geflügel, und pries mir dagegen den köſtlichen Budin (Pudding), den er verfertigt, und der ſchon wie Seife roch, alſo wahrſcheinlich auch nach Seife ſchmeckte.

Alle dieſe Herrlichkeiten waren ungenießbar, und dergeſtalt ekelerregend, daß ſelbſt die ſteinalten Confekte, und der eingemachte Selleri und Fenchel den Appetit nicht mehr reizten. Meine Zähne wagten ſich an einen Apfel, ließen aber auch dieſe marmorne Frucht des Erkenntniſſes bald fahren.

Alſo tafelte der Fürſt in der bella Venezia. Ich möchte einmal dort an der Kammerdiener-Tafel ſitzen. Und dieſes im Land des Ueberfluſſes! Aber wohlgemerkt: dieſer Ueberfluß iſt nur eine Lüge; ich kenne Griechenland, und die joniſchen Inſeln ſind wenig beſſer, als das Feſtland.

Nachſichtig ſchweige ich von dem allzukurzen Tiſchtuche, von der einzigen durchlöcherten Serviette, von den zerſprungenen Tellern, und von dem ſchmutzigen Glaſe, auf welchem noch des wackern Janos Finger zu ſehen waren, als er mir es brachte.

„Eccellenza haben keinen Appetit?“ — „Nein.“ — „Bedaure ſehr. Tommaſo's Schuld iſts nicht. Tommaſo thut ſein Mögliches, und überläßt erſt dann noch mit Freuden ſeinen werthen Gäſten, nach ihrem eignen Gutdünken die Zeche zu berichtigen.“ — O weh! Ihr Herren wißt, was dieſes in Eurer Heimath zu bedeuten hat.

Ich forderte Thee, und wartete mit Ungeduld auf meinen braven Offizier und Bürgen. Aber der Erſtere blieb eine Ewigkeit aus, und der andere kam nicht. Da vertrieb ich mir die Zeit damit, die Umgebungen meiner Spelunke zu recognoſciren.

Als ich auf meiner Wandrung durch die Troglodytenhöhle auch in des Wirths Plunderkammer gerieth, verſteckte ich die Lampe, denn ich hörte unter dem nach dem Hofe gehenden Fenſter zwei Perſonen leiſe reden; jedoch nicht ſo leiſe, daß ich nicht meines Freundes Janos Stimme hätte unterſcheiden können.

Ein Weib war mit ihm, wie ich trotz der Dunkelheit bemerkte: eine Corſiotin. Die Unterhaltung war in griechiſcher Sprache; ich hörte nur Bruchſtücke davon.

„Wenn aber das alles nicht der Mühe werth wäre?“ ſagte das Weib. — Janos erwiederte: „Das muß ich wiſſen. Habe ihn lang genug gekannt, im Quartier und im Felde. In dem Torniſter trägt er immer ſein Geld, und immer hat er viel Geld.“ — Dem heißhungrigen Griechen waren hundert Piaſter ſchon ein unerſchöpflicher Schatz.

„Er geht nie ohne den Torniſter;“ fuhr der ſaubere Vogel fort: „bei Nacht ſchläft er darauf. Ich kenne alle ſeine Gewohnheiten. Man muß ihm beikommen, ehe er ſich wehrt.“

„Und wenn es gethan iſt, oder ſchief abläuft?“ — „Unſer verdorbner Nachbar Schneider muß dann Alles gethan haben. Laß mich nur machen, Mari.“

Das, was ich hörte, hörte ich nur in Zwiſchenräumen, konnte mir daher nicht das vollkommene Bild davon machen, wie es ſich vielleicht jetzt, da ich die Reden zuſammenziehe, herausſtellt. — Daß von mir die Sprache, war unbezweifelt. Der Umſtand mit dem Torniſter zeugte dafür. Ich hatte den Havreſac mit vom Schiffe genommen, weil in der That etwas, obgleich wenig, Geld darinnen war, und weil ich mißtrauiſcher bin, als Tauſende.

Ob nun ein Diebſtahl oder gar noch Schlimmeres entworfen, wußte ich nicht. Jedenfalls war's klug, ſowohl dem einen, als dem andern vorzubauen, und da ich überzeugt war, ſehr trefflich meinem Mann zu ſtehen, ſo klopfte mein Puls nicht um eine Schwebung geſchwinder, denn zuvor. — Meine Piſtölchen waren zur Hand; das ſchien mir genug.

Kaum hatte ich im Tafelzimmer wieder Platz genommen, als ſchon Tommaio mit dem Thee erſchien. Das Getränk paßte zum übrigen; dennoch genoß ich es, und plauderte dabei mit dem Locandiere, der mir eine ſehr bewegliche Schilderung ſeines Wittwerſtandes machte, und nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß der frühere Flor des Hauſes hauptſächlich ſeiner Seligen Schönheit zur Grundlage gehabt.

„Und Ihr vertrauert jetzo einſam Eure Tage?“ — „Hm!“ Tommaſo lächelte wie ein garſtiger Faun; „es gibt auch Zerſtreuungen in meiner Einſamkeit . . . . .“ — So eben trat ein coloſſales Weib in’s Gemach, um das Bett zu bereiten. Mit einem frechen Blick aus ihren finſtern Augen ging die Dirne an mir vorüber, und in’s Schlafzimmer.

Schmunzelnd deutete der Wirth ihr nach, und flüſterte: „He? wie gefällt der Eccellenza dieſe Blume von Corfu? Eine ſeltne, unverwüſtliche Schönheit, wie aus carrariſchem Marmor gehauen. Eccellenza begreift aber wohl, daß ich eine ſolche rohe Dirne nicht als Frau an die Spitze meines Hauſes ſtellen darf. Ich habe mir deßhalb eine aus Italien verſchrieben, und erwarte ſie mit dem nächſten Paketboot. Dann muß die gute Mari fort, und niemand wird froher ſeyn, als der brave Janos, mein Kellner, der ſich mit dem Mädchen gar nicht verträgt.“

Mari? Janos? nicht vertragen? — Ich wußte das beſſer. Aber mein Beruf war nicht, dem leichtgläubigen Tommaſo auf die Sprünge zu helfen. Nur bangte mir von dem Augenblick für das Leben und die Caſſe des Mannes. Das erſte war ihm jedenfalls koſtbar. Ob die zweite voll? war eine andre Frage.

Die Hausglocke rief den Locandiere von dannen.

Ich trat zu dem Mädchen, das im Nebengemach handthierte. „Gibts keine Scorpionen in dem Hauſe?“ — „O nein.“ — „Aber Mäuſe und Ratten und Ameiſen genug?“ — „Hm!“ — „Die Beſtien werden meinen Torniſter zerreſſen.“ — „Pah!“ — „Lieber nehme ich ihn als Kiſſen unter den Kopf.“ — „Wie's Dir gefällt.“ —

Sie hob den Sack, ſchaute mich von der Seite an, und ſprach; „Das Ding iſt ſchwer.“ — „So?“ — „Haſt Du Geld darinnen?“ — „Zweitauſend Talari in purem Golde.“ — „Heiliger Nicolaus!“ — „Du erſchrickſt darüber?“ —

Ein Strahl grimmiger Habſucht glitt über den Torniſter, dem ich ſolch unverſchämten Reichthum angelogen. Dann ſah mich die Dirne ſcharf an, und für ein Weilchen trug die beſſre Weiblichkeit den Sieg davon. — „Ich gäbe an Deiner Statt dem Wirth das Geld zum Aufheben.“ — „Ei; wird denn hier im Hauſe geſtohlen? und wenn das iſt, wer bürgt mir für den Wirth?“ — Mari ſchüttelte den Kopf, und ſagte nach einer Pauſe: „Du wirſt wohl ſicher ſeyn; aber Du hätteſt gar nicht hier einkehren ſollen. Das Haus iſt nicht gut genug für Dich. Es iſt ein andrer Gaſthof in der Stadt, wo reiche Leute ſeit Kurzem übernachten.“ — „Das wußte ich nicht. Indeſſen: ich bin ſchon der Mann, mich für meine Haut und meines Torniſters Fell zu wehren.“ — „Ich glaub's.“—

Die Dirne ſagte die letzten Worte mit einem unbeſchreiblich gemiſchten Ausdruck. Ueberzeugung, Mitleid, Angſt, und dennoch wieder Hohn und Drohung und heuchleriſche Begütigung lagen darinnen vereinigt. — Das Weib wäre unter andern Umſtänden gewiß ein merkwürdiger Charakter geworden.

Sie nahm ihre Lampe, um zu gehen. Um ſie weiter auf die Probe zu ſtellen, verſuchte ich bei ihr eine flüchtige Liebkoſung. Sie duldete die Umarmung, wie eine an dergleichen gewöhnte, dazu angeleitete Perſon, aber ſie drehte den Kopf weg, und da ich ihr dennoch in die Augen ſchaute, gewahrte ich darinnen Unwillen und Furcht. Vielleicht wartete Janos draußen, ungeduldig über unſer langes Geſpräch. Da kein Wort der Warnung, und auch kein Sirenengeſang über ihre Lippen kam, entließ ich die Stumme von Corfu. Ich war ſo geſcheit, wie zuvor.

Keineswegs geneigt, dem drohenden Janos eine ganze Nacht in Schlafloſigkeit aufzuopfern, dachte ich daran, meine Poſition feſt zu machen, bevor ich zur Ruhe ging. Aber da war weder Riegel noch Schloß an den Thüren; ſie wankten in ihren Angeln, wie die Fenſterflügel in den übrigen ſeufzten.

Der Luftzug ſtrich von allen Seiten ein, und ich hatte immer vollauf zu thun, meine dreiarmige Lampe bei Licht zu erhalten, weil alle Augenblicke eins oder das andre Flämmchen erloſch.

Einen Tiſch vor die Thür; auf den Rand Flaſche und Glas geſetzt, daß ſie beim geringſten Ruck auf den Stein fliegen — das iſt genug. Höre ich nur ein Geräuſch, flugs bin ich auf den Beinen.

Gedacht, gethan; ich ſtreckte mich aufs Lager. Die Lampe brennt im Winkel auf der Erde. Ich entſchlummre, doch nicht lange, und mich weckt ein leiſes Schlappen und Schlurfen. — „Heda; Werda?“ — „Eccellenza verzeihen; Tommaſo iſt's; glückſelige Nacht, Eccellenza.“

Ich reiße die Augen auf. Im tiefſten Negligé ſteht der Locandiere vor mir, ein erbärmlicher Mann des Schreckens. — „Was iſt Euch? was ſtört Ihr mich?“ — „Ach, wenn Eccellenza erlauben wollten.... die Furcht, der Schlummer, der Traum jagte mich aus meiner Kammer.“ — „Wie ſo?“ — „Mir hat von ſingenden Fiſchen und redenden Vögeln geträumt. Das bedeutet Unglück, und ich kann mit meiner Furcht nicht ſo recht fertig werden, wenn ich allein bin. Wenn Eccellenza erlaubten . . . hier ſtehen drei Betten . . . warum liegt die Eccellenza nicht im friſchüberzogenen Bette?“ — „Weil mir's ſo beliebt. Legt Ihr Euch in Gottesnamen hinein.“ —

Der Schurke ließ ſich's nicht zweimal ſagen. — „Meldet mir jedoch, wie Ihr in die Stube kamt?“ — Der Tiſch ſtand unverrückt; aber nach der Plunderkammer zeigte der Wirth. — Ich hatte dort keine Thüre bemerkt. Mit der Lampe trat ich hinein, und fand wieder nichts, was einem Eingang glich. — Als ich zurückkehrte, war der Tölpel feſt eingeſchlafen. Mit dem vorgeblichen Traume war unläugbar der Roſoglio im Bunde.

Aber auch meine erſt erwachte Unruhe hatte in der verwünſchten bella Venezia ihre Alliirten. Was der Schlummer der Ermüdung mich nicht anfänglich wahrnehmen ließ, wurde mir jetzo nur allzufühlbar. Eine Legion von Inſekten, die man in honneter Geſellſchaft theils nennen, theils wieder nicht nennen darf, peinigte mich eigentlich bis aufs Blut. Die Lampe, welcher das Oel ausging, drohte die Wuth der Beſtien durch ihr Erlöſchen zu begünſtigen. Die Leiden einer hölliſchen halben Stunde beſtimmten mich, die Flucht zu ergreifen; die Flucht aus Bett, Stube und Haus.

Nachdem ich einen ſpaniſchen Thaler auf den weggeräumten Tiſch gelegt, — eine überſchwengliche Zeche für Marter und Entbehrung — huckte ich den Torniſter auf den Rücken, ließ meinen ſchnarchenden Genoſſen im Stich, und tappte leiſe hinaus, die Treppe hinunter, an die Pforte. Sie war, wie gebräuchlich in jenen Gegenden, nur ſchlecht mit einem Riegel von innen verwahrt. Ohne einer Seele zu begegnen, ſtand ich auf der Gaſſe, und als ich unter dem Fenſter meines Gemachs wegſchritt, ſah ich noch das letzte ſchwache Aufflackern der Lampenflamme.

Ich hatte bei'm Kommen unfern vom Hauſe eine Kaffeeſchenke bemerkt. Die Kaffeehäuſer ſind in der Regel immer offen. Ich fand den Ort, und trat hinein. Ein paar ſchmauchende Spezzioten ſaßen um die Kohlpfanne, daneben lagen einige eingeſchlafene Individuen. Der Bottega ſchlummerte im Winkel. Ohne ein Wort zu verlieren, morgenländiſche Sitte kennend, lagerte ich mich zu den Schläfern auf den Boden, den Torniſter unterm Kopfe.

„Wenn Janos wirklich käme, mich zu beſtehlen, wie wird er mit ſeinem Brodherrn ſich auseinander ſetzen?“ Das war die einzige und letzte Frage, die ich mir im Einduſeln ſtellte, und lächelnd ging ich in's Land der Träume. Der Boden war ſanft erwärmt, Stille herrſchte ringsum; hier gab es nichts als harmloſe braune Springer, die wenigſtens nur tändelnd verwunden.

Aber wie das Erwachen? nicht ſo heiter als das Entſchlummern. Raſſeln von Gewehren, Laternenſchimmer, engliſche Soldaten von der Patrouille; in einer Ecke Janos, blaß und verſtummt in Ketten; in der andern Signor Tommaſo blaß und blutig in Bandagen und Kiſſen. An der Spitze des ganzen Getümmels mein braver engliſcher Offizier, mich und meinen Torniſter ſuchend, wie ein Wüthender; dann an meinem Halſe froh, wie ein König, weil er mich gefunden.

Das Uebrige erklärt ſich von ſelbſt. Janos hatte, durch eine Trappe in der Plunderkammer eingedrungen, in der Dunkelheit den Locandiere mit dem Meſſer begrüßt, und auf deſſen durchdringendes Geſchrei hatte die vorüberziehende Patrouille den Meuchler ſo zu ſagen auf der That erwiſcht. Mein Bürge ging mit der Patrouille, und ſuchte mich, den er entflohen wähnte, von Haus zu Haus. —

Die Geſchichte verdarb mir die paar Tage, die ich in Corfu zubringen durfte, weil ich immer im Verhör als Zeuge war. Ich weiß nicht, was aus dem Janos geworden iſt, aber beim Abſchied von Corfu erneuerte mir der wackere Engelländer die Lehre, die ich wohl früher empfangen: „Trauen Sie in Ihrem Leben weder einem Griechen, noch einem — — Gaſtwirth.“

15.

„Diejenigen, ſo uns beleidigten, verzeihen uns niemals.“

Maxime.

„Sie können heute nicht in der Barchetta ſchlafen;“ ſagte Gaetano brummig zu den Deutſchen; nachdem er auf der Prua mit den Seinigen ein Langes und Breites debattirt hatte. „Ich habe Taue hineinlegen laſſen, und Giovanni hat ſeinen Spreuſack, Domenico ſeine Polſter herausgenommen.“ — „Warum das, da wir ihnen dieſes ſaubre Ameublement mit einem reichlichen Trinkgelde vergüten wollen?“— „Hm! die Kerle ſind ſtützig geworden. Sie haben ſie wie Diebe behandelt, und im Grunde ſind ſie es auch. Aber ſie gebrauchen jetzo ihr Recht." — „Meinetwegen; wir werden auf unſern Mänteln am Steuer ſchlafen; denn in die heiße Cajüte bringt uns kein Menſch." — „Nach Gefallen. Mein Sohn, der rothe Spitzbube, ſoll Ihnen ſeine Matratze leihen. Bei'm Leib der Nonne! ich wollte, es wären mir zehn Piaſter geſtohlen worden, lieber, als Ihnen der Wein. Die Burſche ſind rebelliſch, und ich werde, damit Sie Ruhe haben, meinen Bettrahmen auf's Verdeck bringen laſſen. Vor dem alten Gaetano ſollen die Hunde ſchon in Reſpekt bleiben." — „Pah, pah, wir fürchten uns nicht; wir ſchützen uns ſelbſt."

„Allo mare la carogna *)!" ſcholl es von der Prua im angenehmen Patois, wie aus einer Kehle. „Hören Sie?" fuhr der Capitän fort; „ich ſage Ihnen, das Geſindel iſt außer ſich, und die verdammten Beſtien von Seifenſiedergeſellen hetzen es noch mehr auf." — „Wir haben's ſchon gemerkt." — „Bleiben Sie von der Prua weg. Die Buben könnten ſich zu Allem verleiten laſſen." — „Ich kenne die Prahlhänſe. Geſchwätz, Geſchrei, ſo viel man will. Aber vor dem offenen Auge eines beherzten Mannes beben die Nachtvögel ſcheu zurück."—

Gaetano ſchüttelte das weiße Borſtenhaupt. Ihm ſelbſt war nicht wohl bei der Sache. Erlau kehrte zum Doktor zurück, und ſprach: „Hier wären wir,

---

*) In's Meer mit dem Aas!

wenn die Kerle Muth hätten, noch ſchlimmer daran, als in der bella Venezia." — „Ich weiß wohl. Aber Ihr habt vollends das ganze Schiff zu unſerm Feinde gemacht. Glaubt Ihr, daß der Grieche nicht platzt vor Aerger? glaubt Ihr, daß die Wälſchen Eure verdammten Gedankenſtriche am Schluſſe Eurer hämiſchen Erzählung nicht verſtanden?" — „Es thäte mir leid, wenn ſie's nicht begriffen hätten. Aber dem Jungen, dem Nicolo, mußte ich ſeine Injurien gegen mich eintränken, und ihm zum Voraus vergelten, was er bei'm Schiffsvolk gegen uns gehandelt. Der Menſch ſaß den ganzen Nachmittag unter jenen Tölpeln, und hetzte trotz den Genueſern. Ich verſtand jedes Wort von ihrem hölliſchen Gewälſche, obſchon ich nicht dergleichen that."

„Da iſt meine Matratze, ihr Herren," ſagte der Rothkopf, dazu tretend: „Sie werden bei'm Abſchied den Scrivano nicht vergeſſen." — „Behüte, mein Freund. Doch bedürfen wir keiner Schutzwache. Um des Pöbels willen lade ich nicht einmal meine Piſtolen. Unſre Stilette ſind hinreichend bei einem Ueberfall." — „Beim Landen müſſen Sie die Dolche verbergen. Sie zu tragen iſt zu Neapel bei fünfjähriger Galeerenſtrafe verboten." — „Was dann geſchieht, weiß Gott, wenn wir's auch nicht wüßten. Hier auf dem Schiffe, unter ſolchen Dieben, ſind wir berechtigt Mörderwaffen zu tragen."

„Ammazzar! buttar al mare *)!" brüllten die Ma-

---

*) Todtſchlagen, ins Meer ſtoßen!

troſen mit vorſätzlicher Deutlichkeit von der Prua her. — „Fürchten Sie nichts; der Vater und ich ſchlafen neben Ihnen.“ — „Alle Donnerwetter, was glaubt Ihr? Sind wir Kinder? Wir haben wohl ernſtlichere Gefahren beſtanden, als uns hier bedrohen.“ — „Was nur Gaetano denkt,“ fügte der Doktor bei, „daß er immer mit den Wichten unterhandelt? Schon hat ihn der Satan wieder mitten unter ihnen.“

Bei'm ſchwachen Schimmer der Laterne ſah man den Capitän mit Händen und Füßen fechten, ſich ſchier zerreißen, um die Untergebenen zum beſſern Verſtändniß zu bringen. Dieſe unzeitige Nachgiebigkeit verdoppelte ihre Unverſchämtheit. — „Wir ſeyen Schelme?“ fragten ſie im Chorus: „wir ſeyen Räuber, und verdienten den Galgen? An den Galgen mit der deutſchen Canaglia. Der Teufel hole ihren Wein und ihren Tabak! Die Hungerleider, die unreinen Thiere!“ Und dann der Refrain: „Ammazzar! buttar al mare!“

„Ich hätte Luſt hinüber zu laufen, und dem erſten Beſten den Hals umzudrehen!“ ſchalt Erlau. „Verſtopft Euch die Ohren!“ ermahnte der Doktor: „beſſer iſt, nichts hören und verſtehen wollen, als durch einen unüberlegten Streich ſich der Mehrzahl preisgeben. So feige die Menſchen ſeyn mögen — eine unbeſonnene That, und ſie erinnern ſich, daß ſie ein Dutzend, wir aber nur Zweie ſind, denn Gaetano würde ſchnell übertäubt, der Ecrivano würde umſatteln, und der Pilot lächelt ſchon jetzt ſo hämiſch in den Bart, daß man Alles dabei denken kann, nur nichts Gutes.“ — „Lächelt er?“ fragte Erlau halb zornig, halb lachend. „Nun, ſo will ich Euch zeigen, was ich von den Türken lernte. Die überraſchende Frechheit ſiegt immer. Selbſt wenn eine aufgeregte Horde den Einzelnen umdrängt. Gebt Acht!“

Mit großer Schnelligkeit erwiſchte der Freiherr am Herde einen Stock vom Brennholz, und fuhr damit auf den Steuermann ein: „Wie? Du lachſt, Schurke? Warum lachſt Du? ich will Dich lehren, zu lachen. Da, Spitzbube, da und dieſes, und noch dieſes!“ — Dabei zerbläute er den armen Mann, der ſolche Behandlung nicht im Entfernteſten erwartet, jämmerlich, trotz dem Geſchrei des Scrivano und des Capitäns, der herbeieilte. Das Geſindel der Prua ſtand ſtille und ſpitzte die Ohren. „Ahi! ahi! oime!“ ſeufzte der Patient mit ſchwacher Gegenwehr. „Cos'è? Diavolo! cos'è?“ zeterten Bruder, Großvater und Söhnchen, müßig umherſtehend. Anina flog wie ein blendendes Geſpenſt aus der Cajüte, den Doktor umklammernd. Roſteri's Schlafturban guckte ihr nach aus der Finſterniß. Der bleiche Nicolo lehnte mit halbem Leibe außer der Lucke bei'm Madonnenbilde, die Züge boshaft verzerrt. Er hatte von der Niederlage ſeines bitterlichen Todfeindes geträumt. —

Endlich ließ Erlau ab, und rief: „Habe jetzt genug, Du Strick eines Gehenkten, und lache ein andermal noch, wenn Du es wagſt. Vor Euch, Capitän, meinen Reſpekt; dem Scrivano meine Freundſchaft, aber die andern Hunde ſollen's entgelten, wenn ſie nur mukſen. — Was macht Ihr da?“ — Er ſtieß den Griechen mit dem Fuße in's Chaos zurück. — „Und Ihr?“ fuhr er die Signora an. Sie umſchloß den Doktor enger, und dieſer ſagte: „'s iſt eine Freundin, Baron und Starker in Iſrael.“ — „Ja ſo!“ Roſteri verſchwand von ſelber; der Pilot verbiß ſeine Flüche zwiſchen den knirſchenden Zähnen. Gaetano ſchalt ihn noch obendrein wacker aus; — der Scrivano ließ die Ohren hängen, und ſpielte den Freundlichen. Nur ein paar Worte rief er der Prua zu, und ſchnell gab's dort Ruhe, wiewohl manchmal ein tückiſches Kichern ſich hören ließ. Antonio kuſchte ſich ſtillſchweigend in einen Winkel.

„Hat's noch Gefahr?“ flüſterte Anina. — „Nicht die mindeſte; gute Nacht, Signora, und vielen Dank für Ihre Theilnahme.“ — „Ich werde kein Auge zuthun, und ſchnell da ſeyn, wenn Ihnen etwas begegnen ſollte.“ — „So? um zu helfen, oder um zu ſchreien?“ — „Ei, wir Weiber haben Zähne und Klauen.“ — „Das ſey Gott geklagt.“ — „Gute Nacht, liebſter Freund.“ — Ein Händedruck, wie für eine Ewigkeit, und der weiße Genius ſank in den finſtern Schlund zurück, wo Pietro Todesangſt ſchwitzte.

Indem ſich der Baron auf den Mantel ſtreckte, ſagte er lachend: „Wenn mein Onkel, der Erhofmarſchall mich jetzt in der Arbeit geſehen hätte? Welche Gemeinheit! würde er ſagen, und doch hatte ich Recht. Dieſer, mein Geprügelter, iſt ein Schreckbild für die Andern geworden. Wir wollen den erbärmlichen Gimpeln zum Trotz ſehr ruhig ſchlafen." — Noch einmal hob er das Prügelholz, bevor er entſchlief. „Hm;" murmelte er: „gäbe doch mancher in Europa viel dafür, wenn er mit einem ſolchen Stabe getippt würde. Es iſt ein Lorbeerknüppel. Apollo ſelbſt hat meinen Arm geführt, und mir dazu eine Rippe ſeiner Daphne geliehen."

16.

„Un port de mer est comme un cœur de femme: n'y entre pas, qui veut."
SCRIBE.

Iſchia zur Linken, Capri zur Rechten, im Hintergrunde links das maleriſche Procida, rechts der helle, Uferſtrich von Caſtellamare gen Sorrento, — ſo ſtand das Schiff, als die Reiſenden erwachten. — Ganz im Grunde des Golfs, ſcheinbar zu den Füßen des zweizackigen Veſuvs, ein Chaos von Dampf und Nebel. — „Ecco!" ſchrieen die entzückten Schiffer: „ecco Nobole!" — Alle Paſſagiere ſtürzten an die Prua mit Fernrohr und Lorgnette. Der ungezogene Bube Antonio ſtellte ſich vor den ſchauenden Doctor auf den Schnabel, und beſchrieb mit ſeinen Armen und dem Strohhut ein Rad, einen Kreis nach dem andern, um den Fremden am Sehen zu hindern. Spina drohte mit dem Finger. Der Bube, unter'm Gelächter der Matroſen ließ nicht ab. Da tippte Erlau den Jungen mit dem Lorbeerknüppel, daß er auf's Deck ſtürzte, und der Hut in's Waſſer flog. — Der ſchöne Hut! Vater und Sohn, Pilot und Antonio, trugen ihn abwechſelnd, in verſchiedenen Geſtalten; bald zum Dreimaſter aufgeſchlagen, bald zur Pulcinellmütze geſtülpt, bald als chineſiſche Kopfbedeckung. — Der Junge wollte zetern, der Vater hieb ihn brav durch. — Keine Matroſenſeele mukste mehr, die Reiſenden zu beläſtigen. — Die türkiſche Methode bewährte ſich nicht übel. —

„Sie führen ſeit geſtern ein ſtrenges Regiment;“ bemerkte nach einer Weile der Sohn von Lesbos dem Freiherrn. — „Sie wollen ſagen, ein grobes?“ fragte Erlau entgegen. — „Sie ſchonen wenigſtens nicht Freund, nicht Feind, weder den Gebildeten, noch den Matroſen.“ — „Ihre Biſſigkeit und Tücke in dieſem Moment bringt mich auf die angenehme Vermuthung, daß mein Fußtritt Sie am rechten Fleck getroffen.“ — „In jeder Hinſicht, mein Herr. Sie haben in mir keinen Buben vor ſich, ſondern einen Mann von Ehre.“ — „Hätten Sie's nicht gerade jetzt geſagt, ich würde es weniger bezweifeln.“ — „Sie beſchimpfen mich immer mehr.“ — „Das iſt mein Wunſch, Sohn des weiſen Kephares.“ — „Sobald wir an's Land kommen —“ — „Nun?“ — „Schlagen wir uns.“ — „Pah, im Ernſt?“ — „Zweifeln Sie nicht, Großſprecher.“ — „Ich könnte es Ihnen glauben. ſo natürlich machen Sie's, wenn ich nicht wüßte, wie Sie rechnen. Sie zählen darauf, daß wir einmal acht Tage hier vor dem Golf verweilen, und unſere Hitze indeſſen ſich abkühlen werde? Sehr richtig gerechnet; denn ſchon ſtehen wir wieder ſtill, gleichſam ein ſchwarzer Roſtfleck auf blauem Stahle. Aber am Lande? . . . weiß nicht! . . .“ Der Baron brach achſelzuckend ab. So verächtlich hat noch kein Sterblicher die Achſeln gezuckt. Mit einem halblauten garſtigen Fluch zwiſchen den Zähnen drehte ſich Nicolo weg; aber der Freiherr drehte ihn wieder, an beiden Schultern ihn faſſend, um. Mit grimmigen Augen ſprach er zum Bleichen: „Sieh, mein Junge, Deine Rodomontaden konnten mich beluſtigen, aber Deine Schimpfworte behagen mir ſchon um des böſen Beiſpiels willen nicht.“ — Bei dieſen Worten war der junge Kephares auf der Wange doppelt zum Ritter geſchlagen. Er ſprang zurück mit wilder Geberde, aber ſein Leone war der einzige von beiden, der da vorſprang, und dem Baron die Zähne zeigte. — Die andern Reiſenden warfen ſich pro forma zwiſchen die Streitenden. Erlau ließ ſich ſehr ruhig vernehmen: „Was Sie, meine Herren, von dieſem Vorfall denken und halten, iſt mir gleichgültig, aber verdient hat der Bube ſeine Ohrfeigen, weil ich hörte, wie er geſtern zu dem Lumpengeſindel ſagte: man möchte nur auf uns Deutſche Jagd machen, und den Erſten, der ſich auf die Prua zur Nachtzeit wagen würde, ohne weiters in's Meer werfen. Er will ſich mit mir am Lande ſchlagen? Wohl und gut; ich glaub's aber nicht, und weil ich's nicht glaube, und weil der geſtrige Fußtritt nur ſo zu ſagen in der Zerſtreuung, nicht mit völliger Intention ihn erreichte, hab' ich ihm heute zwei andere ſehr vorbedachte Denkzettel gegeben, die ihn an ſeine Herausforderung erinnern werden.“

Bandri und Compagnie gaben dem Soldaten Recht; Roſteri und Petrochio bemitleideten mit halben Worten den Griechen, der ſchmollend in die Cajüte floh; Anina lächelte heimlich, und Gaetano konnte ſich — a parte — nicht genug wundern, wie ein Deutſcher, ohne Wein getrunken zu haben, ſo ungenirt ſeyn könne. Die Equipage war jedoch ſtill, wie eine Mauer, devot wie zu Anbeginn der Reiſe, und abſchwankend von der genueſiſchen Parthei, die, als die unmächtige, ſich beſchaulich in ſich ſelbſt zurückzog. — Der Doctor ſagte aber zum Baron: „Habt Dank, edler Recke. Ihr gabt mir geſtern und heute einen ziemlichen Begriff von der Berſerkerwuth nordiſcher Helden, und nur die Civiliſation iſt Schuld, daß wir jetzo nicht im Blute aller unſerer Gefährten herumwaten.“ — „Unſel'ge Civiliſation!“ ſeufzte Erlau mit ſpaßhafter Mordbegier.

Der Tag war indeſſen wie vorausbeſtimmt zu Zwiſt und Zerwürfniſſen in der Republik. Nicolo prügelte ſeinen Pudel, — vermuthlich, weil er tapfrer geweſen, als ſein Herr — ſo daß der arme Leone heulend auf's Verdeck lief, und ſich verkroch. Bandri belferte in einem Winkel mit ſeinem Compagno, und warf demſelben Wohlthaten vor, die jener nicht empfangen zu haben betheuerte. Roſteri hatte dem Excapellmeiſter geſagt, er gebe für alle Muſik der Welt nicht einen Cavallo*), und der beleidigte Amphion war darob beinahe in Ohnmacht gefallen, wahrſcheinlich auch ob nothgedrungenen Faſtens und Weinmangels. Der Capitän endlich hätte gern noch den ganzen Tag im Arm der Bonaccia gelegen, aber ſeine Söhne jammerten nach ihren Familien, und zwangen den Alten mit Scheltworten und Drohungen, die Brigantine von der Barke fortbugſiren zu laſſen. Demzufolge wurde unter tauſend Mauldonnerwettern der Equipage die Flagge ausgeſteckt, und das Schiff an's Schlepptau genommen. Die nichtsnutzigen Matroſen hatten nun Ruderbeſchäftigung genug, und vergaßen ihre Rachepläne. Sogar die Genueſer wurden in die Barke gejagt; denn der Scrivano war wie raſend, und ſchrie zum Taubwerden: „Fort, fort, angepackt, beim Leib des Herrn, damit uns nicht der Landwind, der Abends von der Küſte weht, erreicht, ſonſt ſitzen wir noch Tage lang an der Pforte des Meerbuſens, und kommen nicht in den Hafen!“ — Und endlich ging's, wiewohl langſam voran. — „Hiio, tira, un, due, tre!“ ſchrieen die arbeitenden Kerle; „Glück zu! Gott ſey Dank!“ riefen die Paſſagiere einhellig. — So ſchleppte ſich das Schiff an Procida vorüber und an Niſida, dem Fort del Uovo und dem Hafen zu. Majeſtätiſch entrollte ſich die Stadt vor den Augen der trunknen Ankömmlinge. Getümmel, als ob der Feind in den Gaſſen wüthe, dröhnte weit in die Ferne hinaus; die Küſte von Portici bis Caſtellamare ſpendete balſamiſchen Geruch von Blüthen und aromatiſchen Pflanzen. Ein Feſtabend erfreute juſt Neapel, und Feuerwerke platzten von allen Seiten, und die Glocken ſummten Ton auf Ton. Janitſcharenmuſik aus der Villa reale, Kanonenſchüſſe von San Elmo, flaggende Schiffe überall. Die Schildwachen auf der Treppe der Wachtfregatten gaben durch einen Flintenſchuß das Zeichen der Retraite. — Beflügelte Barken ſchnitten wie Pfeile nach allen Richtungen durch die Fluth. — Ueber dieſem wundervoll wechſelnden Schauſpiel die ſinkende Dämmerung mit ihren Sternlichtern, und der kreiſende Gipfel des Vulkans, der dann und wann in’s Dunkel einen Flammenſtrahl entſendete. — „Ein gutes Volk, unſer Volk von Neapel!“ ſcherzte Erlau: „es empfängt ſeine Gebieter mit dem gehörigen Spektakel, und ich hoffe, es wird auch an unſere Tafel denken.“

---

*) Kleinſte neapolitaniſche Münze.

Die Hoffnung täuſchte nicht. Am Eingang des Hafens riefen bekannte Stimmen dem Capitän zu. Sein Schiff war ſchon ſignaliſirt. In einer Barke ſchwammen die Weiber der Söhne, mit den Enkeln heran, und brachten Lebensmittel und Wein mit kühlem Eis zur Erfriſchung in Hülle und Fülle mit; denn ſchon war's zu ſpät, die Pratica zu erlangen, und ein Wachtkahn umkreiste die Brigantine, da ſie den Anker warf, zur Sicherheit der Sanità und der Dogana. — Freundliche „Gute Nacht!“ vom Schiffsrand hinab, von der Verwandtenbarke hinauf, und der erſte Beſuch war abgethan, Freude auf dem Schiff, und Jubel und Schwelgerei. Nur ein Weſen im Fahrzeug war betrübt. Anina, etwas verſtört, ſuchte den Doktor; er ſtand allein am Hauptmaſt. „Sie vergeſſen die Adreſſe nicht?“ — „Nein, Signora.“ „Sie werden Pietro zu einem Frühſtück einladen, als Erkenntlichkeit für ſeine Gaſtfreundſchaft?“ — „Allerdings.“ — „Er wird dagegen Sie in's Haus laden.“ — „Erwünſcht.“ — „Um zehn Uhr Morgens (nach franzöſiſcher Zeit-Rechnung) iſt er in San Carlo, bin ich allein.“ — „Ich verſtehe.“ — „Wenn wir uns wiederſehen. . . .“ — „Nun?“ — „Ci daremmo la mano?“ — „E poi?“ — „Un abbraccia?“ — „E poi?“ — „Un bacio dolce dolce?“ — „E poi? — „Poi 'l diavolo!“ — Leichtſinnig ſprang die Verſucherin zu Pietro zurück, der ſchon mit der ganzen Geſellſchaft hinter Weinflaſchen, gebratenen Hühnern und Früchten triumphirte. — Nachdem aller Appetit befriedigt, ſagte Bandri: „Heute im Hafen die letzte geſtirnte Nacht. An dem Doktor iſt die Reihe.“ — Und der Doktor fügte ſich, behaglich ſchmauchend, ſeinen Tribut zu entrichten.

17.

Die Nonne von San Procolo.

„Agnus Dei, qui tollis peccata mundi!“
Meßgeſang.

Wie bekannt, geht heut zu Tage von der Hauptſtadt der Chriſtenheit allwochentlich einigemal ein Poſtwagen über die Apenninen nach Ancona; von da nach Bologna. Dieſe Unternehmung, viel regelmäßiger, als die der Herren Angriſani zwiſchen Neapel und Rom, hat guten Fortgang gewonnen; aber es war eine Zeit, wo die erſten Verſuche dazu einen übeln Ausgang nahmen, ſcheiternd am ſchlechten Zuſtand der Straßen und an ihrer Unſicherheit, wie an der gottvergeſſenen Nichtswürdigkeit aller Polizei im Kirchenſtaate. In jene Zeit fällt die Geſchichte, die ich erzählen will, und wenn ſich darinnen Verſtöße gegen hiſtoriſche Treue und das Locale finden ſollten, ſo ſchreibe man dieſelben auf die Rechnung des alten Prieſters von Sanct Paul, der mir auf dem bezeichneten Wege nach Macerata und Ancona die ganze Begebenheit umſtändlich erzählt hat.

Der Abend war ſchon finſter geworden, als auf der Piazza Colonna zu Rom die Pferde an den

Poſtwagen gelegt wurden. Die Reiſenden fanden ſich langſam ein: eine Bäckerfamilie vom Tiberjenſeits nach Loretto wallfahrtend, ein dicker Profeſſor von Camerino, und ein junger Reiſender von Profeſſion mit vielem Gelde und leerem Kopfe. Noch war der ſchmale Platz neben dem Conducteur leer, aber auch er wurde beſetzt. Ein breitſchultriger langgewachſener Mann in den reifen Jahren der Vollkraft, meldete ſich dazu. Seine Kleidung, ſchlicht und bequem, verrieth einen behaglichen Landeigenthümer. Sein martialiſcher Schnurrbart, wie die Strenge des braunen Antlitzes deuteten auf ehemaligen Kriegerſtand. — Der Conducteur, ein alter Soldat, empfing den Nachbar mit Herzlichkeit, und reichte ihm einen Schluck aus der Feldflaſche: den eigentlichen Steigbügeltrunk; denn alſobald ſchwang der Poſtknecht die Peitſche, und im Galopp griffen die Pferde aus. Vor dem Volksthor ſchloßen ſich zwei Carabiniere an. — „Wozu die Begleitung?“ fragte der Fremde neben dem Schirrmeiſter. — „Ei, wißt ihr nicht, daß die Campagna gewaltig unſicher iſt? Der fürchterliche Ceſarino ſtreift mit ſeiner Bande bis an die Thore, und die Grabmäler und Ruinen am Wege bieten ſeinem Geſindel die bequemſten Schlupfwinkel.“ — „Bei der lieben Frau vom ſchwarzen Berge! das iſt wahr; ich hatte vergeſſen.“ — „Bei Ponte-Molle verlaſſen uns freilich die Reiter, und erſt mitten in den Apeninnen ſtößt wieder eine Escorte zu uns. Früher haben wir das Geleit nicht nöthig. Ich nehme erſt zu Foligno Gelder für die Regierung zu Macerata ein, und ſind wir einmal über Ponte della Trave draußen, hat's keine Noth mehr.“ — „Ich begreife. Meinetwegen auch, da ich ſchon in Terni den Wagen verlaſſe.“ — „Ich weiß. Seyd Ihr aber ein Mann von Terni? Ich hielt Euch, da Ihr bei der Jungfrau vom ſchwarzen Berge ſchwurt, für einen Toskaner.“ — „Ich bin aus Siena; habt's getroffen, lieber Freund.“ — „Ei, wenn man ſo lange in der Welt herumgefahren iſt, wie ich! auf dem Viehhandel, dann bei der Artillerie, jetzt als Poſtmann . . . . man lernt Sprachen, Leute und Geſichter kennen.“ — „Ich meine es. Habe auch den bunten Soldatenrock getragen, war in Sicilien und dann unter der tapfern Mannſchaft des Fra Diavolo.“ — „Pah? des Räuberchefs?“ — „Kinderei, Thorheit. Der Räuber war ein beſſerer und redlicherer General, als die Feldherren ihm gegenüber.“ — „Das mag ſeyn. Ich hab' ihn immer geliebt, und jedes Lied, das von ihm handelte, mit tauſend Ohren verſchlungen. Und Ihr — habt Ihr ſchon lang den Dienſt an den Nagel gehängt?“ — „Schon lange. Ich baue mein Feld.“ — „Zu Terni?“ — „Nicht doch. Ich habe dort Geſchäfte im Kloſter von San Procolo.“ — „So? bei den frommen Nonnen?“ — „Eben bei dieſen.“ — „Ah!“ — „Sie kennen den alten Linardo Quadri gar wohl.“ — „So?“ — „Ich bin ſo zu ſagen ihr Verwandter geworden. Hab' eine Tochter im Kloſter.“ — „Ich gratulire. Noch einen Schluck, Camerad." — „Es ſey; aber dann ſchlafe ich ein Weilchen. Ich bin müde, und komme heute ſchon von Genzano." — „Wie? aus den Sümpfen etwa?" — „Richtig! ich ſah nach meinen Büffelheerden." —

Der Conducteur, wahrnehmend, daß er mit einem ſehr wohlhabenden Eigenthümer zu thun hatte, drückte ſich noch einmal ſo ſchmal zuſammen, um ſeinem Nachbar den gehörigen Platz zu laſſen. Meiſter Linardo machte ſich dagegen um ſo viel breiter, und ſchlief bald wie ein Seliger ein. Ihn kümmerte nicht das Getümmel bei'm Umſpannen der Pferde, noch die barſche Frage: I Passaporti? einzelner vorübergehender Carabiniere. Der Conducteur antwortete für ihn: „Ein reicher Heerdenbeſitzer aus den Maremmen;" und die Polizeireiter waren ferner nicht zudringlich. — Hatten die Reden, die Linardo im Wachen geführt, ſchon ſeinen Nachbar zum Reſpekt geſtimmt, ſo thaten es noch mehr die Reden, die ihm während des Schlummers entwiſchten: „Viertauſend Zechinen? — Siebentauſend Thaler? ein wahrer Bettel! aus dem Handel wird nichts!" — oder: „Hm, Giacchi, Zoppo, Pepe, ihr verdammten Jungen, wo ſtecken eure Kameraden? Die paar tauſend Ducati waren nicht der Mühe werth!" — oder: „Wenn die Beſtien nicht halten wollen, ſchießt ſie nieder," und dergleichen mehr. — Langſam und kummervoll ging in Gedanken der Conducteur ſeinen mühſeligen Lebenslauf durch, und ſagte zu ſich: „Iſt denn der liebe Gott nicht ungerecht? Ich habe gewiß mehr ausgeſtanden, als dieſer wohlgenährte Patron, dennoch hab' ich jetzt im Alter kaum das liebe Brod, während ihm ſo und ſo viel tauſend Zechinen nur ein Bettel ſind, während ihm eine Menge von Knechten zu Gebote ſtehen, und ſo viele Büffel gehören, daß er ſich nichts daraus macht, diejenigen der Beſtien, die ausreißen, ohne weiteres todtſchießen zu laſſen!“ Seufzend neigte Gaſparo ſein Haupt, und entſchlief, wie ſein Reiſender.

Es war zu Otricoli, in der kühlſten Morgenluft, als Linardo plötzlich auffuhr, und fragte: „Wo ſind wir?“. — Gaſparo berichtete ihm das Nöthige, und ſetzte bei: „Ihr habt einen geſunden Schlaf, um den ich Euch beneide. Fünf Poſten beinahe habt Ihr verſchlummert. Dazu gehört Geſundheit, Freiheit von Sorgen. . . .“ — „Gott ſey Dank!“ ſagte der andere: „beides hab' ich; dazu ein bischen Müdigkeit in den Knochen und ein gut Gewiſſen im Leibe....“ — „Ihr ſeyd ein Gebenedeiter auf Erden. Vergeßt nur bei'm Ausſteigen den armen Conducteur nicht.“ — „Behüte; wenn Ihr am Kloſter vorüberfahrt, reiche ich Euch eine gute Flaſche Wein und einen Sack voll Confekt, und finde etwa noch einen oder den andern Paolo in der Taſche.“ — „Gott vergelt's im voraus. Zwei Poſten noch, dann iſt's gethan.“ —

Es fuhr ein mildes Lächeln über das ſtrenge Geſicht des Linardo, und er fragte nach einer Pauſe: „Seyd Ihr verheirathet, Freund?“ — „Ja, Herr: zu

Bologna hab' ich ein ehrliches Weib.“ — „Habt Ihr Kinder?“ — „Zwei, Herr; einen Buben und ein Mädchen. Sind ſchon erwachſen; er ein Soldat, ſie eines Zöllners Braut.“ — „So? nun, da fühlt Ihr mit mir, was es iſt, ein liebes Kind nach langer Abweſenheit wieder zu ſehen.“ — „Bei'm Bacchus! ich glaub's.“ — „Das einzige Kind, mein Freund.“ — „Ihr habt nur ein's, und laßt es im Kloſter erziehen?“ — „Die Tochter iſt bereits eingekleidet.“ — „Eine Nonne? und Ihr habt auf das Glück verzichtet, Enkel auf Euerm Schoße zu wiegen?“

Linardo zog die Stirne finſter zuſammen. Dann ſagte er ſchnell: „Hm — die Mutter ſtarb — für mich. Die Tochter betet jetzt für ſie und mich.“ — Als ſich Linardo abgewendet in die Ecke drückte, ſchwieg auch Gaſparo, und wagte nicht weiter nach der unglücklichen Familiengeſchichte zu forſchen, die hier im Hintergrunde zu liegen ſchien.

Schnell voran durch das romantiſche Narni. Steil ſind die Eingangsſtufen der Appenninen, aber reizend das Thal, durchfluthet von der raſchen Nera. Weinberge und Oelpflanzungen flogen an den Reiſenden vorüber. Endlich — da lag Terni, beſtrahlt von heiterer Sonne. Ein fröhlich Menſchengetümmel durchſtrich die engen kühlen Gaſſen, umſtand neugierig den Wagen, da er vor dem Poſthauſe hielt. — „Wir nehmen hier die Mahlzeit ein!“ ſagte der Conducteur zu Linardo, der ohne Säumen abſtieg: „wenn die Poſt wieder rollt, vergeßt nicht Euer

Verſprechen.“ — Kopfnickend verſchwand Quadri unter dem Volke, und eilte mit großer Haſt durch die Stadt, dem jenſeitigen Thore zu, vor welchem das Kloſter liegt, das aller ſeiner Wünſche Gegenſtand in ſich faßte.

Da ſtand es, groß und prunkvoll. Vor der gaſtlichen Pforte lagen Bettler und Pilger in Schaaren, und genoſſen die um Gotteswillen ausgetheilte Suppe. — Der Vater mit klopfendem Herzen drang in die Vorhalle, klopfte ungeſtüm an das Fenſter der Pförtnerin. „Ah!“ ſagte dieſe, herausblickend, mit Erſtaunen: „Signor Linardo! ſeyd willkommen!“ und öffnete. — „Heil'ge Mutter! Signor Linardo!“ ſagte die Nonne, die im Sprachzimmer die Aufſicht hatte. — „O weh, Vater Linardo!“ rief die Oberin, die, auf den Glockenzug herbeigeeilt, des Fremden anſichtig wurde. Kreideweiß bleichte ſich ihr wohlgefärbtes Angeſicht.

„Was iſt?“ fragte dagegen Linardo beſtürzt: „Seit wann bin ich den frommen Frauen ſchrecklich geworden? Wie geht es meiner Euſroſine? ſagt ihr doch, daß ſie komme. Ich zittre vor Verlangen, ſie nach einem Jahre wiederzuſehen.“ — Jedes Wort vermehrte die Verlegenheit der Domina. „Die Schweſter Dolores ....“ begann ſie zögernd. — „Nun? iſt ſie krank? oder büßt ſie in der Zelle irgend ein kleines Vergehen? wenn es das Letztere iſt, ſo ſprecht ſie los, um meiner Ankunft und meiner Bitte willen.“ — „Ach, Signor, Ihr könnt die Schweſter Dolores nicht ſehen.“ — „Wie? ich, ihr Vater? ich, ein Wohlthäter Eures Hauſes? Und ſelbſt, wenn ſie krank wäre, erlaubt des Biſchofs Gnaden. . . . .“ — „Krank?“ ſeufzte die Oberin, Mutter Maria von den Engeln: „ach, mehr als das.“ —

Linardo fuhr entſetzt vom Gitter zurück. „Todt alſo?“ ſtammelte er: „Todt und begraben?“ — Noch ſchwieg die Nonne, obſchon mit verneinender Geberde. Linardo fuhr ungeſtüm fort: „Todt? Nein, o nein, das iſt nicht möglich. Eufroſine, die Blüthe von kaum achtzehn Sommern, die ich verließ, ein Muſterbild von Kraft und Geſundheit? Es kann nicht ſeyn. Der Keim des Sterbens lag nicht in ihr, und wäre Eure Ordensregel noch ſo hart, — ſo ſchnell konnte Eufroſine nicht darunter verſchmachten. Sagt aber heraus, womit Eure Zunge kämpft, Geſchwinde, ſonſt iſt's mein Letztes.“

Die Domina neigte ihren Mund geheimnißvoll zum Ohr des Vaters, und flüſterte: „Haltet an Euch, daß kein Aergerniß daraus entſtehe. Schweſter Dolores iſt entführt, entflohen. Schon ſeit zwei und dreißig Tagen fehlt ſie im Kloſter.“ — Linardo hielt ſich an den Stangen des Gitters, ſo vernichtend traf ihn der harte Schlag. Angſt, Zorn, Beſchämung raubten ihm die Sprache und machten ſeine Augen ſtarr. Die Kloſtermutter ſetzte bei: „In unſerm Garten ſteht ein altes Thor, tief eingeſunken in den Boden, längſt nicht mehr gebraucht. Verwittert ſind ſeine Flügel, von Roſt zerfreſſen ſeine Schlöſſer.

Durch dieſe, von Unkraut verwachſ'ne Pforte brach der Satan ein, und holte ſein armes Opfer.“ — „Sein Opfer, richtig;“ ſprach Linardo eintönig dazwiſchen: „denn mein Kind war voll von Frömmigkeit und Ergebung, und haßte die Welt.“ — „Gott verhüte, daß meine Zweifel die Eurigen werden,“ entgegnete die Domina; „ſo viel iſt jedoch gewiß, daß der Cavaliere Sandara, ein Verwandter der hier wohnenden Familie Spada, im Verdacht iſt, die Mutter Dolores dem Hauſe und der Pflicht entriſſen zu haben. Nach langem Aufenthalt zu Terni hat er ſich zur ſelben Zeit, da die Nonne verſchwand, entfernt.“ — „Wohin?“ — „Man ſagte, nach Rom.“ — „Man ſagte? bei allen fünfhundert Höllenpfuhlen, was ſoll mir leeres Geſchwätz?“ —

Mutter Maria von den Engeln verwies dem Wilden ſtrenge ſeine gottloſen Flüche, und verſetzte dann: „Der Großvikar ſeinerſeits, der Miniſtro des Delegaten auf der ſeinigen, haben in Rom die Anzeige gemacht, Nachforſchungen veranlaßt. Vergebens: kein Sandara zu finden. Jetzo vermuthet man, daß irgendwo im Gebirge, am wahrſcheinlichſten in der Gegend von Camerino, wo der Cavaliere Verwandte zählt . . . . .“ — „Demonio! wie heißen die Verwandten?“ — „Wir arme, der Welt entfremdete Mägde des Heilands kümmern uns nicht um weltliche Namen und Geſchlechter mehr, haben alles dem Großvikar überlaſſen und dem Miniſtro, der in ſeiner Weisheit an die Governatori der Ortſchaften, und Bezirke berichtet ....“ — „Der Satan verſchlinge Vikar, Miniſter und Richter!“ fuhr Linardo wieder dazwiſchen: „Wenn ich nicht die Spur finde .... ,“ —

„Wacker geſprochen!“ meinte die Oberin, begierig den Wüthenden vom Halſe zu haben: „Wenn Ihr ſelbſt zu den Herren ginget, und als Vater unſre Klage unterſtütztet ...?“ —

Mitten durch den Schmerz und Grimm auf dem Antlitz des Linardo brach ein Strahl unbeſchreiblichen Hohns; und auch mit ähnlicher Betonung verſetzte er kurz: „Ich habe mit jenen Leuten nichts gemein, bin Mann genug für Rache und Strafe. Und wäre mein Kleinod im Bauch der Erde verborgen, ich find's, und bringe es zurück.“ — „Auch die verirrte, ſchmachbedeckte Tochter findet noch einen Platz in unſerm Schooße, wenn ſie reuig zurückkehrt;“ predigte die Oberin mit Nachdruck. — „Das hoff' ich;“ rief der Andre gereizt: „Von Schmach kann hier die Rede nicht ſeyn, denn gewiß iſt mein Kind unſchuldig, oder ich will dereinſt nicht ſelig ſterben. Behüte Euch die Himmelskönigin, hochwürdige Frau. Ihr entlaßt mich mit mehr als ſieben Schwertern in der Bruſt, aber zurück will ich die Entführte ſchaffen, bevor mein letzter Blutstropfen dahin fließt. Lebt indeſſen glücklich, und betet für mich und mein Kind.“

Er ſtürzte drohend und finſter aus dem Kloſter. Vor demſelben hielt der Poſtwagen gerade ſtill. Gaſparo reckte die Hände heraus. „Wein und Konſekt ein andermal!" rief ihm Linardo zu: „aber ein herrlich Geſchenk, wenn Du mich noch eine Strecke weit an Deiner Seite mitnimmſt." — „Das verſteht ſich;" entgegnete der Conduttore: „Wohin?" — „Nach Camerino ungefähr?" — „Mit Vergnügen. Steigt ein." — Das geſchah, und das ſchwere Fuhrwerk donnerte von dannen.

Man hätte aus den Verwünſchungen, die nun dem Munde des gekränkten Vaters entrollten, eine Litanei machen können, und ſie wäre zehnmal länger geworden, als die man in der Kirche ſingt. Gaſparo horchte mit geſpitzten Ohren. Er kannte ſeinen Mann nicht mehr. Das war nicht der mit ſeinem Looſe ſo zufriedene Glücksmenſch, der nach Wiederſehen ſeines Kindes ſo begierige gerührte Vater. Dem Condukteur war auf ſeiner kriegeriſchen Laufbahn, als Unteroffizier der Artigleria, noch nichts Aehnliches von Wuth, Raſerei und Fluchen vorgekommen. Er beobachtete verwundert, bis auf einmal Linardo das Toben ſeiner Zunge gleichſam mit einem Schlage hemmte, und ſtill wurde; aber ſtill und ſtumm wie ein Stein.

Nachdem dieſes dumpfe Schweigen fortgedauert bis Spoleto, ermannte ſich der beleidigte Quadri, und zeigte ſeinem Nachbar Zug für Zug daſſelbe Geſicht, das er anfänglich in den Poſtwagen gebracht. Gaſparo wagte nun, ihm Glück zu dieſer Beruhigung zu wünſchen, und tappte verſtohlen auf den wunden Fleck. — „Es iſt nichts;" ſagte Linardo: „mein heftig Gemüth reißt mich hin, und wäre eine Lumperei die Urſache. So war's auch heut. Dankbarkeit von einem Kinde erwarten, von einer Nonne? Pah! erlaßt mir die Erzählung; Ihr ſeht, ich bin der Alte wieder, und die Welt geht nicht unter wegen ſolcher Kleinigkeiten.“ — „Das denk' ich auch,“ philoſophirte Gaſparo nach Soldatenmanier: „Es läßt ſich alles verſchmerzen. Die Welt iſt rund wie der Menſchenkopf. Im Kopfe ſteckt aber die ganze Welt. Malt ſie Euch roſenfarbig, ſo iſt ſie's auch; und fahrt mit ſchwarzen Roſſen, oder mit weißen Ochſen, — Ihr kommt dennoch um die runde Welt nicht weiter, als in's ſchmale Grab.“

„Ja wohl, ja wohl; und dennoch ſtirbt man ſo ungern.“ — „Das glaube ich. Weil die Welt ſchön, der Wein gut, und die Weiber .... nun, ich alter Burſche ſollte nicht mehr von den Weibern reden. Wenn's Euch aber erheitern kann, möchte ich Euch gern ein ſchönes Weibsbild zeigen.“ — Gaſparo griff nach einem Päckchen in ſeiner großen Brieftaſche. „Der Zufall machte, daß das Päckchen aufging, und das Porträt darinnen iſt ſo reizend, daß ich noch nicht über's Herz bringen konnte, es wieder feſt einzupacken. Seht ſelbſt.“ — Er reichte dem Nachbar das Bild eines äußerſt liebenswürdigen Mädchens. „Bei'm Fürſten der Hölle!“ rief Linardo: „was iſt das?“ — Er faßte das Gemälde mit beiden Händen, ſtierte mit glühenden Blicken es an, und keuchend hob ſich ſeine Bruſt. — „Ei nun, was habt Ihr denn? Ergreift Euch der Zauber dieſes Ritratto's ſo unwiderſtehlich?“ — „So wahr ich lebe,“ ſagte Linardo, mit Mühe ſeine Wallung verbergend: „das Geſicht, das Engelsgeſicht ſollte ich kennen.“ — „Da geht es Euch, wie mir. Nur hab' ich mich noch nicht klar beſonnen, wo ich's einmal geſehen.“ —

Immer noch ließ Quadri das Bild nicht aus den Händen. „Wer gab es Euch, und wohin ſollt Ihr's beſtellen?“ — „An den Grafen Ruspoli auf der Villa Delizie bei Camerino, lautet die Addreſſe. Ein Brief liegt dabei. Ein junger Mann gab mir das Bild zu Cività Caſtellana, während Ihr ſchliefst. Ich ſoll noch nebenbei dem Grafen zu wiſſen thun, der Verſender werde bald ſelbſt bei ihm eintreffen.“ — „Verdammter Schlaf!“ murmelte Linardo vor ſich hin. Dann ſchlug er ſich vor den Kopf, und ſprach: „Einfältiger Thor! wußteſt Du denn ſchon....? hätteſt Du ahnen können, was in dem Päckchen?“ —

„Gebt nur wieder her. Ihr wollt Euch ja gar nicht von dem Bilde trennen. Gebt, ſage ich. Hätt' ich doch nicht gedacht, daß Ihr der Verſuchung ſo zugänglich.“ — „Wer kann für ſein Blut und die Erinnerung an frühere ſchöne Tage?“ ſcherzte Linardo, das Bild zögernd zurückſtellend; aber der Scherz war bitter und unheimlich, und von dieſem Augenblicke ſchien der böſe Geiſt eines dumpfen Brütens den guten Quadri zu erfaſſen und nicht mehr los zu laſſen. Es wäre für Gaſparo gut geweſen, wenn er Menſchengeſichter und Menſchencharaktere beſſer ſtudirt gehabt hätte.

„Da iſt Foligno. Wir ſchlafen hier, und morgen geht es in's tiefe Gebirge.“ — „So kann ich Abends in Camerino ſeyn?“ — „Ja freilich. Die Seitenſtraße zeig' ich Euch. Es iſt ein Katzenſprung.“ — „Alle Engel!“ ſchrie der Poſtillon: „die Achſe! Ahi, die Achſe!“ — Sie war zerbrochen, und Foligno empfing die Paſſagiere als demüthige Pilger zu Fuße, obſchon ſie gehofft hatten, als Triumphatoren einzuziehen.

Es war Markt zu Foligno. Das Albergo della Poſta war gedrängt voll, und die Bedienung, an ruhigen Tagen ſchon ſo ſchlecht, weit elender als ſonſt. Es galt hier, aus eigener Machtvollkommenheit zuzugreifen, und ſich ſelbſt zu bedienen, ſo gut es anging. — Hinter einer mit Mühe eroberten Schüſſel fetter Lerchen fanden ſich der dicke Profeſſor und Linardo zuſammen. Camerino war das dritte Wort des Geſprächs. „Kennen Sie die Villa Delizie?“ — „Ganz gewiß. Ich habe einigemal da zu Mittag gegeſſen. Sie lehnt ſich an den Pennino, der ſchon im grauen Alterthum ....“ — „Der Beſitzer der Villa?“ — „Graf Ruspoli, das adelichſte Blut unſrer Gegend, das ſchon zu den Zeiten der Römer ....“ — „Iſt er reich?“ — „Stupend. Seine Reichthümer belaufen ſich in die Millionen Seſtertien ..... Thaler, wollte ich ſagen.“ — „Ausgebreitete Verwandtſchaft?“ — „Die ausgebreitetſte. Die Familie Spada zu Terni, die Familie Sandara, deren einer Zweig zu Rom ſelbſt, der andre zu Cività Caſtellana blüht, und deren Stammbaum bereits unter Caligula's Regierung .....“ — „Ich danke.“ — „Auch das noble

Geſchlecht derer von Lante, die zu Herzogen gemacht worden....“ — „Danke beſtens. Ich habe ſchon begriffen.“

Der Profeſſor mißte gern das weitere Geſpräch, da ihm Linardo fortan die Lerchen überließ. Der Conduttore erſchien, ermüdet von der Laſt des Tages. „Uf!“ ſagte er: „das wird Schweiß koſten. Wir kommen morgen verdammt langſam vom Flecke. Die Wagner und Schmiede ſind von den Freuden des Jahrmarkts ſo ſchläfrig geworden, daß es ſchwer fiel, ſie zu bewegen, die Werkzeuge zur Hand zu nehmen. Wir kommen dann ſpät in's tiefe Gebirge. Unglücklicherweiſe...“ er flüſterte dieſes in's Ohr des Linardo.. — „unglücklicherweiſe wird mir hier viel Geld aufgeladen. Zehntauſend Thaler für Macerata. Mich wundert's, wie zur jetzigen Zeit die Caſſen ſo reichlich fließen.“ — „Pah, wir ſind ſchon Männer, den Schatz zu vertheidigen; und dann die Carabinieri....“ — „Ach, redet mir nicht von den Schuften, die davon laufen, ſobald es nur Ernſt gilt. Ich könnte davon Geſchichten erzählen. Evviva, Signor Linardo! Wenn ich keinen beſſern Troſt hätte.... aber da hat mir der Direktor geſagt, daß Ceſarino gefangen worden....“ — „Ei? Ceſarino?“ — „Ja; Gott ſey Dank, die Peſt der Apenninen iſt endlich in den Sack geſteckt. Auf der Straße nach Perugia hat der Satan mit mehreren ſeiner Genoſſen die Waffen ſtrecken, ſich ergeben müſſen.“ — „Da ſtifte ich auch dem heil. Sebaſtian eine Kerze. Der Hund hat mir vor Zeiten eine Herde der ſchönſten Büffel geſtohlen. Noch eine Floſche, Conduttore?“ — „Meinethalben; Ihr ſeyd gütig, Herr Linardo.“ — Linardo's Trübſinn wich ſchnell einer fröhlichen Heiterkeit, und mit großer Plauderhaftigkeit erzählte er hintereinander weg eine Menge von Geſchichten, die ſich bei Terracina, und am Garigliano und in der Gegend von Caſtel Gandolfo mit der fliegenden Bande des gefürchteten Räubers begeben. „Ich ſelbſt,“ ſchloß er, „habe einmal auf einer Streiſe einen Schuß auf den Teufelsburſchen gethan, und leider, obgleich ſonſt ein guter Schütze, meinen Braten gefehlt.“ —

Mit beiden Ellbogen auf den Tiſch gelehnt, hatte Gaſparo zugehört, während der Profeſſor behaglich verdaute, und die transteveriniſchen Bäckerleute offnen Mundes den Erzähler anſtarrten. Endlich ſchlug er, wie ein Menſch, dem etwas Wichtiges eingefallen, wonach er lange gegrübelt, auf die Tafel, und murmelte vor ſich hin: „Bei dieſen Geſchichten erinnere ich mich .... Meſſer Linardo, ich ſage Euch das morgen .... auf dem Platze ſelbſt. Und — bei'm Bacchus! das Bild .... jetzt weiß ich auf einmal, warum es mir ſo bekannt vorkam .... wo ich ein ähnliches Geſicht geſehen. —“ — „Das Bild?“ fragte Linardo haſtig, ſchwieg aber ſchnell vor den glotzenden Augen der römiſchen Philiſter. Auch Gaſparo verharrte ſtumm in ſeiner Stellung, und da die Umherſitzenden merkten, daß nichts mehr zum

Beſten gegeben werden ſollte, verloren ſie ſich gähnend nach und nach in ihre Schlafkammern.

Linardo war wieder ernſter geworden, und ſtierte in die Flammen der Lampe; dann und wann ſchoß er einen ſcharfen Seitenblick auf den Condukteur, der mit dem Kopfe tiefer und tiefer ſank und endlich entſchlief. — Die Stube war leer geworden. Ein einziger Menſch ſaß noch im Schatten des Verſchlags. Plötzlich aufhuſchend, nahte er ſich leiſe und hinkend dem Tiſche Linardo's, und ſchaute den Letztern prüfend an. Obſchon er ſeinen Mann nicht deutlich erkannte, ſo wurde er doch von dieſem erkannt. „Zoppo!“ flüſterte Quadri verwundert: „Du hier, Zoppo?“ — „Zu dienen, Herr,“ entgegnete der Lahme geheimnißvoll: „Wohin? und wißt Ihr ſchon?“ — Linardo nickte. „Wer war's denn?“ fragte er dann. — „Ei, Baſtaguadagna iſt's mit drei Andern.“ — „Der Dummkopf! Ich ſagt' es ihm voraus, daß er einmal eine ſehr erhabne Hochzeit machen würde.“ — „Geſchieht ihm recht. Eure Befehle jedoch?“ —

Linardo beſann ſich, den Lahmen forſchend anſehend. Er rechnete an ſeinen Fingern; dann ſagte er dem Burſchen in's Ohr: „Haſt Du ein Maulthier oder ein Pferd?“ — „Nein; aber ich finde ſchon eins.“— „Alſo: morgen zur Abendzeit bei Serravalle; hörſt Du?“ — „Schön; allein, oder . .? — „Wenigſtens nicht zu viele.“ — „Deſto beſſer der Verdienſt.“ — „Ich komme mit dem da;“ auf Gaſparo deutend. —

„Verſtehe. Soll geſchehen. Und Baſtaguadagna?“ — „Der Baſtard? Pfui! Er mag zuſehen.“ — „Schön. Der Markt iſt ihm ſchlecht bekommen.“ — „Lohn der Dummheit. Packe Dich.“ — Der Lahme machte ſich davon. Linardo ließ den träumenden Gaſparo ſitzen, und ruhte bis zum Morgen, gleichſam wie ein Haſe, mit offnen Augen. — —

Die Sonne ſtand hoch, da die Reiſenden Foligno verlaſſen konnten, und ſchon war's Mittag, da ſie an die Steinbrüche kamen, wo ſich der Weg jäh in's Gebirg emporwindet. Gaſparo und Linardo ſchienen beide übelgelaunt, redeten nicht viel, gaben ihren Gedanken Audienz. Zu Fuße gehend, während der Wagen von Pferden und Ochſen in die Höhe geſchleppt wurde, blieb Gaſparo vor einem Heiligenbilde ſtehen, das am Rande des tiefen Abgrunds, ein Denkzeichen irgend eines Unglücksfalles, errichtet war. Er betete, betete eifrig, und eine halbverſtohlne Thräne rollte über ſeine gefurchte Wange. Linardo, vorwärts ſchreitend, ſah ſich oft nach dem Beter um, aber ſein Geſicht glich einem gewitterlichen Himmel, und nicht andächtiges Mitgefühl war darauf zu leſen.

Als die Wanderer wieder zuſammenſtießen, fragte Quadri rauh: „Nun, Camerad? Haſt Du Dein Tiſchgebet verrichtet?“ — Kopfhängend verſetzte Gaſparo: „Ich weiß nicht, was mich heute ſo traurig macht; es wäre denn die Erinnerung, die mich geſtern Abend beſchlich. — Wo ſtecken aber die Reiter der Eskorte? ſie verſprachen, auf dieſer Höhe zu warten.“ — „Wir haben ihnen zu lange gezaudert, Alter. Ihr wißt ja, wie's die Tröpfe machen. Gewiß faullenzen ſie im Schatten eines Kaſtanienbaums, hübſch weit vom Wege, oder trinken ſchweren Wein zur Kühlung.“ —

„Gott ſegne mir die römiſchen Dragoner! Ein friedlich Volk. Zu meiner Zeit war's auch nicht beſſer, und da ich in der Uniform ſteckte, mußte ich ſelber oft mit meinen Leuten hinaus, auf die Landſtreicher und Diebe zu fahnden.“ — „Das wäre!“ — „Bei'm heiligen Leib! ſo war's in der That. Die Kanonen ließen wir freilich daheim, und nahmen nur die Musketen mit in die Berge. Es war dazumal ein ſcharfes Jagen auf das Geſindel, und jede Waffe mußte dran; das half nun einmal nicht. Wir gingen recht wider Willen an's Geſchäft der Schergen. Saßen wir aber in Gefahr, ſo ſchonten wir hinwieder auch nichts von dem, was uns in den Weg kam.“ — „Sehr begreiflich.“ — „Begreiflich wohl; aber dann und wann doch nicht recht.“ — „Wie das?“ — „Steigt ein; dort liegt Caſe nuove, die Station. Nach dem Umſpannen erzähle ich Euch das Weitere.“ — „Bin begierig.“ —

Linardo war im Ernſte voll Begierde, und dieſe Neugier ſtieg, je länger der Conduttore zögerte, ſie zu befriedigen. Seine räthſelhaften Andeutungen, das Bild, wovon er geſtern geredet, und das Linardo's Theilnahme ſo ſehr erweckte, eine gewiſſe unſchlüſſige Ahnung und ſchmerzliche Erinnerungen der Vergangenheit vereinten ſich, um in Quadri's Seele den Gedanken zu begründen, er müſſe jetzt etwas hören, das ihm zwar ſchon wohl bekannt ſey, das aber einen entſcheidenden Einfluß auf ſein Leben haben würde.

Caſe nuove war ſchon längſt dahinten geblieben, nur Gaſparo machte noch immer keine Anſtalt, ſein Verſprechen zu halten. Linardo klopfte ihn auf den Rücken, ſagend: „Nun, Kamerad? wann erleichterſt Du Dein Herz?“ — Gaſparo, aus tiefem Nachdenken erwachend, ſah ſich in der Gegend um, und fragte: „Kennt Ihr das Land?“ — „Wenig oder gar nicht,“ verſetzte Linardo nach einigem Zögern. — „Seht Ihr die Straße, die im weiten Halbzirkel durch die Felſen gehauen iſt?“ — „Wohl ſeh' ich ſie.“ — „Man nennt dieſen Ort Col Fiorito.“ — „Hm, ja.“ — „Hier iſt mir etwas begegnet, das ich in meinem Leben nicht vergeſſen werde. Ich weiß nicht mehr genau das Jahr anzugeben; aber es iſt ſchon lange her. Die Wälder ſteckten voll ſchlechten Geſindels, und eine Bande von Dieben unter dem Commando eines gewiſſen Capograſſo plünderte, wer des Weges kam. Die neue Straße exiſtirte damals noch nicht; die alte war erbärmlich und zerriſſen und einſam. Am hellen Mittag konnte man hier todtgeſchlagen werden, ohne daß ein Bock im Dorfe gemeckert hätte. Die Bauern gehörten meiſtens zu des Dickkopfs Gelichter, als Hehler oder Stehler, gleichviel. — Wir Soldaten lagen zu jener Zeit in Foligno und der Umgegend: zuſammengewürfelt Volk von allen Waffen, Reiter, Fußvolk, Kanoniere und Train. Eine wahre Compoſta *), nur nicht ſo kräftig; der Ausſchuß, mit Reſpekt zu ſagen, den der liebe Krieg in's Depot oder in's Spital verwies. Die Gendarmen waren bei der Armee, um die Ausreißer in's Feuer zu klopfen. Auf die Bauern war bei'm Spitzbubenfangen nicht zu zählen. Wir mußten daher ſtreifen, nach der Reihe. Eines Tags ſtießen wir in dieſen Untiefen auf den alten Räuber und die Beſten ſeiner Bande. Da! ſeht Ihr jene Klippen hinter dem ſumpfigen Weiher, links zur Seite?“ — „Nun? weiter;“ verſetzte Linardo mit tiefer Betonung. — „Auf jenem Vorſprung wehrten ſich die jüngſten Kerle des Geſindels, und ſchoſſen gut, während der Troß um den Sumpf lief, unſern ſiegreichen Waffen zu entgehen. Der alte Chef war bereits in die Hölle verſendet, und weil wir einen Schlupfwinkel in den Felſen aufgeſtöbert hatten, wohin ſich die Familien der Briganten geflüchtet, ſo trieben wir jetzo alles in Unordnung vor uns her, Weiber, Männer und Kinder. Ein junger Menſch von keckem Anſehen, hübſch geputzt, eine lange Büchſe über der Schulter, lief mit einem ſchönen Weibe, das einen Säugling auf dem Arm trug. Das Weib ſchleppte daneben noch eine Flinte und ein Pulverhorn. Sie waren vorne dran im Troß; aber, wo der Pfad auf die Klippe führt, ſank das Weib

---

*) Salat von vielerlei Ingredienzien.

zuſammen, und aus ihrer Seite floß bald Blut. Eine Kugel hatte ſie in die Hüfte getroffen. Verzweifelnd ſtand der Mann bei ihr, und ſo geſchah es, daß ſie die Letzten unten blieben, weil Alles an ihnen vorüberſtürzte, nur um's eigne Wohl bekümmert. Wir nahten im Sturmſchritt; ich war an der Spitze. Da ſah ich genau, wie der junge Bandit das Weib auf die Schultern laden wollte; wie es ihn aber bedeutete, das Kind zu retten, um geſchwinder zu entkommen. Das that er. Den kleinen Wurm ſchwebend in die Höhe haltend, kletterte er zu den Kameraden empor, die aber ſchon in die Schluchten ſich zurückzogen. Der junge Mann, in Sicherheit, drehte ſich nach uns um, deutete auf die bleſſirte Frau, und wedelte mit einem weißen Schnupftuche, als bäte er um Gnade und Schonung derſelben. „Nehmt das Weib gefangen, und thut ihm Nichts Leides!“ wollte ich juſt meinen Burſchen zurufen, als die Schlange ſich mit halbem Leibe erhob, und auf meinen wackern Soldaten Luigi ſchoß, daß er ſich dreimal umdrehte, und — da lag er, mauſetodt. Meine Wuth war unbeſchreiblich. Der beſte Canonier . . . von einem Weibe erlegt! Ich kannte mich nicht mehr. Die Arme hatte nun gut die Hände ringen, und flehen und betteln um's Leben . . ., meine Flinte jagte ihr ein Stück Blei hinter die Ohren, und mein Säbel gab ihr den Reſt! . . . .“ —

Gasparo hielt an ſich, um ſeine Wehmuth nicht zu verrathen. Linardo, mit einem Geſichte, als wär' es aus Metall gegoſſen, bohrte ſeine Blicke voll des Ausdrucks ſtumpfen Entſetzens in die bezeichnete Klippe, und in den Sumpf, der bei'm Schein des aufſteigenden Abendroths mit Blutſtreifen überzogen ſchien. Nach kurzem Schweigen endigte aber der Conduttore ſeinen Bericht: „Der Räuber ſchrie vor wilder Raſerei, daß die Berge hallten, und feuerte einigemal auf uns herab. Aber ihm drohte das Verderben; wir machten uns bereit, die Höhe zu erklimmen; ... da floh er mit dem Kinde davon. Ich ſtand vor dem getödteten Weibe. Die Reue war gleich nach der That gekommen; denn welch eine Schönheit lag hier zertreten zu meinen Füßen! Ich gab Befehl, ſie im Schatten jener Gebüſche zu begraben. Es geſchah; aber ſpäter haben mir Bauern aus Col fiorito betheuert, daß ſchon am zweiten Abend die Leiche geſtohlen worden ſey. Vermuthlich hat ihr Liebhaber ....“ — „Ja; ſo wird's ſeyn!“ fiel Linardo mit Heftigkeit ein, wie Einer, der mit Gewalt unterbricht, was ihn leiden macht: „die Kriegsthat bringt Dir jedoch nicht viel Ehre, Kamerad.“ — „Das weiß ich wohl;“ klagte Gaſparo; „und heute namentlich kann ich mich nicht darüber zufrieden geben, weil das Bild ... dieſes Bild ...!“ — er zog das Portrait wieder hervor — „Da ſeht dieſes Geſicht, und Ihr wißt auf's Haar, bis auf den kleinſten Zug, wie das Banditen-Weib ausgeſehen. Wie aus den Augen geſchnitten! ſo iſt die Aehnlichkeit.“ —

Wieder bemächtigte ſich Linardo des Portraits, betrachtete es gierig, und ſagte haſtig zum Nachbar: „Gebt mir's. Ich geh' nach Camerino. Ich bring's dem Grafen, dem's gehört.“ — Lachend ſchüttelte Gaſparo den Kopf, entgegnend: „Nicht doch. Ihr ſcheint gewaltig auf den hübſchen Mädchenkopf verſeſſen, und möchtet das Konterfei behalten. Nein, nein. Beſſer geb' ich's dem Profeſſor, dem eine fette Lerche lieber iſt, als eine ſchlanke Signorina.“ — „Wie's beliebt, mein Herr;“ erwiederte Linardo eiskalt und höhniſch. — Auch den Condukteur überlief es kalt; aber er nahm die Ahnung für den Hauch der Berge. „Der Wind weht froſtig in dieſen engen Päſſen;“ ſagte er, und hüllte ſich in ſeinen Mantel. Linardo verlor ihn nicht aus den Augen, und recognoscirte in die Gegend hinaus; denn der Abend war da, und Serravalle nicht mehr fern.

In der engen Schlucht, die vom Kamm des Gebirges ſteil hinabfährt, dämmerte ſchon die Nacht. Der Pennino links, die Sibilla rechts, drohten, dunkelviolett gefärbt, in das Thal herein. Hie und da brannten einzelne Lichter in dem Bergflecken. Viele Menſchen auf der Straße, der Poſtmeiſter fluchend vor der Thüre ſeines Hauſes. „Heda, Gaſparo, warum ſo ſpät?“ — „Darum und deshalb, Signor. Für Unglück kann keine Seele, die da lebt.“ — „Geſchwinde dann. Angeſpannt! Heda, Graziano! Heda, Felippo, mein Junge! in die Stiefel! zu Pferde!“ —

Mehrere Weiber hatten ſich um den Wagen verſammelt. „Truffoli! Truffoli!“ ſchrieen ſie im Chorus, und reichten die mit Recht berühmten Trüffeln der Apenninen den Paſſagieren zu. Eine von den Verkäuferinnen, zigeunergelb mit brandſchwarzen Augen und Haaren, machte ſich an Linardo. „Heilige Mutter!“ krächzte ſie in einem den Umſtehenden unverſtändlichen Kauderwelſch: „wenn Ihr nicht ſeyd, was Ihr nicht ſeyn wollt, ſo bin ich eine Thörin.“ — „Stille;“ verſetzte Linardo ſchnell, und ſtellte ſich, als ob er unter den Erdfrüchten einige ausſuchte: „was machſt Du hier, Fenice?“ — „Hab' mich zur Ruh' geſetzt, ſeit langem ſchon. Mein Bube iſt ein ehrlicher Chriſt geworden, und Poſtknecht allhier. Er fährt heut' die Poſt.“ — „So? deſto beſſer. Erinnert er ſich noch meiner, der ich ihm oft ein Leckerbißchen brachte?“ — „Gott vergelt's Euch. Er denkt noch daran, der liebe Graziano. Es geht uns nichts ab, und wenn einmal der alte Ricca Ernſt machen und mich heirathen wollte .....“ — „O ſtille. Der wird mit dem Strick verheirathet, hat ſich erwiſchen laſſen.“ — „O weh! und das ſeidne Halstuch, das er mir vom Markte bringen wollte .....“ — „Sprich den Segen darüber, und halte das Maul, daß Du mich geſehen.“ — „Nun, das verſteht ſich doch. Aber wohin, lieber Herr?“ — „Nach Loreto, meine Sünden abzubüßen.“ — „Gott ſchenke Euch Heil und Bekehrung!“

Andere Leute kamen dazu; der Dialog endete, und Fenice fing mit Grazie das Silberſtückchen auf, das

Linardo in ihre Schürze warf. Dann flüſterte ſie dem magern Graziano ein Wort in's Ohr und verſchwand. Der Poſtknecht ſah mit offnem Maule den Linardo an, der ihm unwillig ein Zeichen gab, den Kopf wegzudrehen, was auch geſchah.

„Kennt Ihr das Weib? Ihr ſpracht lange mit ihm;“ fragte Gaſparo, die Laterne am Vorderſitz anzündend. — „Sie iſt aus den Abruzzen, die Wittib eines meiner Büffelknechte.“ — „Dacht' ich mir's doch. Ich verſtand kein Wort von der fremden Sprache.“ — „Man redet ſo in jenen Bergen.“ —

„Bei allen ſieben Höllen!“ fluchte der Condukteur: „warum der Bube da auf dem Gaule? wo iſt Battiſta oder Matteo?“ — „Sie ſind mit einem Engelländer vor einer halben Stunde fort;“ erwiederte der Poſtmeiſter. — „Bei'm Bacchus! Wo ſteckt die Eskorte?“ — „Ebenſalls mit dem Engelländer fort. Auch waren die Carabinieri ſchwierig, den Dienſt zu thun. Sie bekommen zu magere Trinkgelder von den Paſſagieren.“ — „Alles recht; aber ich muß Geleit haben. Wo iſt der Brigadier?“ — „Er liegt am Zahnweh darnieder.“ — „Die heilige Apolonia helfe ihm. Aber der Governatore?“ — „Auf der Jagd.“ — „Und ſein Schreiber?“ — Er macht Hochzeit in Balciano.“ — „Nun bei allen Verdammten! Fahrt zu!“ — „Nur zu. Die Reiter begegnen Euch auf halbem Wege, und die Straße iſt heute ſicher, da geſtern der Ceſarino gefangen wurde.“ — „Voran denn! Marſch!“ —

Der Wagen ſchneckte den Berg hinab. Bald wich hier der Radſchuh aus, bald zerriß dort ein Riemen am Geſpann. „Eilt, eilt, meine Jungen, um Chriſti willen!“ predigte der Conduttore in einem fort; aber nichts deſto weniger Hinderniß auf Hinderniß, Aufenthalt über Aufenthalt.

Endlich wieder eine Strecke, leidlich eben. Die Pferde trotteten durch die Nacht. „Sind wir nur einmal in Ponte della Trave,“ meinte Gaſparo, „dann ſt alle Gefahr vorüber.“ — „Hört, wie's zu unſerer Rechten rauſcht;“ entgegnete Linardo: „iſt das der Wind, der über die Berge fährt?“ — „Der Chienti ſt's, der von der Sibilla herunterkommt, ein gefährlicher Bergſtrom. Es weht kühl heran von ſeinen fluthen. Puah! mir liegt's wie ein Schnupfen in er Naſe und vor den Augen.“ — „Da, nehmt eine Priſe Tabak. Laßt Euch die hölzerne Doſe nicht rren; die Waare iſt gut. Es iſt kein Regieplunder, ber wohl Contrebande vom Beſten.“ — „Ah ſo; aßt verſuchen. . Hm! er iſt trefflich.“ — „Nicht vahr?“ — „Lange habe ich nicht ſo köſtlichen geſchnupft. Hazzi! hazzi!“ — „Gelt, er wirkt ſchnell? Boblan; noch eine Priſe.“ — „Gern; danke. Hazzi, azzi!“ — „Zum Wohlſeyn, Alter. Jetzt habt Ihr, as Ihr braucht.“ — „Ei, wie ſchwer wird mir doch lötzlich... Hazzi!“ — „Helf' Euch Gott, ſag' ich och einmal.“

Der Wunſch war chriſtlich, denn ſchon lag der rme Gaſparo verſcheidend in der Ecke ſeines Sitzes, und was ihm zum raſchen Ende noch abging, fügte Linardo hinzu, indem er dem Unglücklichen ſcharf in die Halsbinde griff. Seine letzten Athemzüge entſchwebten unbemerkt unter dem Schellengebimmel der Pferde, und dem Dröhnen der ſchweren Räder.

Wie ein Blitz fuhr Linardo in die Kappe und den Mantel des Entſeelten, warf dieſen an ſeinen Platz im Wagen, und ſchrie den Poſtillons zu, zu halten. — Die Pferde ſtanden. Der vermeintliche Gaſparo befahl: „Friſch, Filippo, mein Junge! Spanne Deinen Sattelgaul ab, und reite ſtracks zurück. Mein Nachbar hat ſeinen Geldbeutel verloren. Schau, der Mond kommt, und ein gut Trinkgeld wartet Deiner.“ — Filippo ließ ſich's nicht zweimal ſagen. Er zackerte ſchnell zurück, und die Roſſe, anders geſpannt, ſchleppten den Wagen weiter. Linardo ſtieg aus, und ging neben Graziano, der, ſeine Thiere am Zügel, ihn ſcheu von der Seite anblickte, und endlich leiſe fragte: „Um des Heilands Wunden willen! wie kommt Ihr in Gaſparos Kleider?“ — „St! Er ſchläft; Du ſiehſt es, guter Burſche.“ — „Aber, was ſoll die Mummerei?“ — „Zur Sache. Hier ſind fünfhundert Thaler für Dich zu verdienen, wenn Du bei der Schlucht, die ich Dir gleich zeigen werde, einbiegſt und den Wagen verläſſeſt“ — „Herr! was muthet Ihr mir zu? Ich bin ehrlich.“ — „Diebsblut! ehrlich? Du? mach' keinen Spaß, Graziano, und denke, daß ich Dein Pathe bin.“ — „Ja freilich, Herr; die Mutter hat mir in der Geſchwindigkeit geſagt....“ — „Nun, alſo?“ — „Herr, ich kann nicht thun, was Ihr verlangt. Ich kann nicht.“ — „Fünfhundert Scudi! und auf ein Hundert mehr kommt mir's nicht an, weil Du mein Pathchen biſt.“ — „Ach, Herr, die Verſuchung ..... ich habe vorgeſtern erſt meine Andacht verrichtet.“ — „Deſto beſſer, ſo haſt Du reinen Platz im Gewiſſen.“ — „Ach, Herr, ich wollte brav und ehrlich bleiben.“ — „Das kannſt Du nachher halten, wie Du willſt.“ — „Herr, man würde mich davon jagen.“ — „So gehſt Du zu mir.“ — „Aber man wird mich in's Gefängniß ſtecken.“ — „So bleibe gleich bei mir.“ — „Nein, ich kann nicht, ich darf nicht, ich will nicht.“ — „So thut's mir leid. Denn Du biſt des Todes.“ — „Wie?“ — „Ringsum lagern meine Leute. Ein Wink, und Du ſtürzeſt entſeelt darnieder. Dein Leben iſt hin, die ſechshundert Scudi ſind hin, Deine Mutter ſtirbt in Verzweiflung.“ — „Ach, wer hilft in dieſen Nöthen?“ — „Hörſt Du auf, mit der Peitſche zu knallen?“ — „Ich weiß nicht, was ich thue. Wenn Gaſparo erwacht .....“ — „Sorge nicht:“ ſagte Linardo mit ſchrecklichem Ausdruck: „Der thut uns nichts mehr.“ —

Der Poſtillon prallte verblüfft zurück. Ein Mondſtrahl fiel auf das weiße Antlitz des Todten. „Jeſus!“ ſeufzte Graziano. Linardo deutete rechts. „Dort iſt die Schlucht, die Furth durch den Strom. Entſchließe Dich, oder ...!“ Die ſchwarze Mündung einer Piſtole drohte der Stirne Graziano's. Der Burſche drehte das Geſicht weg, und auf einen Ruck von ihm, ſchwenkten die Gäule ab, und der Wagen glitt vom Wege nach dem Strome zu. — Ein lahmer Kerl an der Krücke hinkte heran, und jammerte um ein Almoſen. „Aufgehockt!“ befahl Linardo. Wie eine Katze war der Zoppo auf der Imperiale. Unter einem verkrüppelten Ahorn leuchtete es hervor, wie Musketenglanz. Zwei Schatten tauchten auf, und hingen ſich an den Wagen. Mit einem gewaltigen Riß ſchleuderte er durch die raſchen Fluthen. Der Stoß und das Rauſchen erweckte die Schläfer im Innern der Diligence. „Was iſt? wo ſind wir denn? wie kommen wir in's Waſſer? wo iſt die Straße geblieben?“ fragten die Schlafmützen zum Schlage hinaus. —

Linardo trat an die Portiere, und bat höhniſch: „Steigen Sie aus. Ich bitte um's Trinkgeld.“ — „Ausſteigen? hier? wo iſt das Poſthaus? iſt der Conduttore toll, daß er jetzo ſeine Bottiglia fordert? He, Gaſparo, wo denkt Ihr hin?“

Da entgegnete Linardo mit fürchterlicher Stimme: „Hier iſt meine Station, und meine Bottiglia iſt bei einem Bajocch Alles, was Ihr in Euern Säcken führt. Gaſparo iſt bei allen Teufeln; ich aber bin Ceſarino!!“

„Ahi! ahi!“ Unter dem Schreckensgeſchrei purzelten Becker, Profeſſor und das junge Kalb von Reiſenden aus dem Wagen. Die Weiber kreiſchten; aber drohende Waffen geboten alſobald Stille. In einem

Augenblicke lagen Alle mit den Geſichtern gegen den Boden gekehrt, und muckſten nicht. Mit geübter Hand entlaſtete Ceſarino die Diligenza von ihrem vielen Gelde. Zoppo erwies den Paſſagieren denſelben Dienſt. Das Gepäck blieb an Ort und Stelle. Aus der Brieftaſche entwendete der Räuber nur das bewußte Portrait. Dann ſagte er dem Graziano laut, daß Alle es hören konnten: „Jetzt, Schuft, kehre zurück, wenn Du kannſt, und verkündige allenthalben, daß Ceſarino noch frei iſt, und gefährlicher als je. Der Tod iſt Dir aber gewiß, wenn Du nicht bezeugſt, daß ich dieſe Cavaliere mit aller Artigkeit behandelte, und ein Ehrenwächter dieſer Damen geweſen bin. Packe Dich, packt Euch alle, und fahrt wohl.“

Stumm rafften ſich Alle auf. Der Profeſſor ſchielte in's Cabriolet, und ſeufzte wehmüthig: „Ach, Herr Gaſparo, Ihr habt uns dieſes anthun laſſen?“ — Aber Gaſparo ſaß ſteif, ohne zu antworten. „Laßt ihn auf die Galeere ſchicken;“ ſpottete Ceſarino, indem er die Reiſenden in den Wagen ſchob: „ſo eilfertig hat noch Niemand ſeiner Pflicht vergeſſen.“ — „Und die ſechshundert Thaler?“ flüſterte Graziano dem Hauptmann zu. Worauf dieſer halblaut: „Hundert Stockprügel, böſer Bube. Mußt' ich Dich nicht zwingen, mir den kleinen Gefallen zu thun? Vergalt ich Dir nicht ſchon zu viel, da ich Deine Rechtſchaffenheit vor den Leuten rettete? Hinweg mit Euch.“

Ehe die ſchwerfällige Maſchine wieder den Rückweg antreten konnte, waren die Räuber, trotz der Geldlaſt, im Schatten der Berge verſchwunden. — —

In eben derſelben Nacht, nur um mehrere Stunden ſpäter, klopften zwei Männer an den Laden einer Mühle, die abgelegen von Varano, aber zu dieſer Gemeinde gehörend, am Ufer des Chienti ſteht. Die Räder waren geſperrt, alle Lichter im Hauſe erloſchen, bis auf eins am Herde. Daneben ſaß der Müller ſo tief in Gedanken, daß er das Klopfen zweimal überhörte, und erſt bei'm Drittenmale hinging, um zu fragen: „Wer da?“ — „Ein müder Jäger, der gern ſein Nachtlager bezahlen will, für ſich und einen armen Krüppel von Pilgersmann, den er um Gotteswillen mitgenommen.“ —

Der Müller betrachtete durch's halbgeöffnete Fenſter ſeine Leute, und ſagte zu ſich ſelber: „Wenn's Spitzbuben wären..?“ — Aber alſogleich ließ er den trüben Blick über die armſelige Stube gleiten, hinan zu den Balken, wo kein Geräth mehr ſtand, und kein Kleidungsſtück mehr hing, über die Treppe zum Speicher, wo kein Waizenkörnchen mehr zu finden, — und lächelte bitter. „Was können ſie Dir nehmen?“ dachte er. „Kommt herein;“ rief er dann, und machte die Thüre auf. „Da habt Ihr eine Bank zum Ausruhen; da ſteht eine Lampe, Eure Augen zu erfreuen. Verlangt aber nichts weiter von mir, denn ich habe nichts, einen Trunk Waſſer vielleicht ausgenommen.“ So ſprach der Müller zu ſeinen Gäſten. Zoppo langte aber aus ſeinem Bettelſack Morta=

della *) und Brod; dann ein kaltes wenig angeſchnittenes Paſtetenſtück, und Ceſarino, der ſogenannte Jäger, lud den Hauswirth ein, mitzuhalten, und im Roſoglio, der an ſeiner Seite hing, Beſcheid zu thun. Der Müller lieh ein geneigtes Ohr, und es ſchmeckte das Mahl dem Hungrigen, ſo daß er von ſeiner Jugend und von Genua und den koſtbaren Ravioli **) daſelbſt zu ſchwatzen begann, allmählig auf die neuere Zeit überging, und endlich bekannte, daß er völlig auf den Hefen ſitze, weil ſein Gläubiger ihn um Haus und Hof zu bringen ſuche. „Er hat mir nach und nach meine Kunden abgeſpannt, denn ein jeder fürchtet, ſein Korn in meinem Bankrott verſchlungen zu ſehen; daher ſteht mein Rad ſtill, die Knappen haben mich verlaſſen, und ſogar die Mäuſe bleiben aus, nachdem ſie die letzte Maishülſe verzehrt. Alles dieſes verdanke ich aber nur der Tugend meiner Frau, die der Eccellenza nicht zu Gefallen ſeyn mochte.“

„So?“ fragte Ceſarino: „Wer iſt denn die Excellenz?“ — „Der Graf Ruſpoli. Sein Vater war brav. Er lieh mir die zweihundert Thaler, um derentwillen ſein Sohn jetzo meine Mühle verkaufen laſſen will.“ — „Hm, die paar hundert Thaler ſind ja kaum der Mühe werth.“ — „Ein Schatz für unſer einen, Herr Cavalier. Fünf Kinder, Herr; das iſt kein Spaß, und nun ſeit Monden keinen Verdienſt! Hätte ich das Geld, und könnte ich den Dränger bezahlen, flugs würde man mir Treu und Glauben wieder ſchenken; aber heutzutage ſind die Menſchenherzen nicht mehr von Fleiſch und Blut, ſondern von Stein und Eiſen.“ — „Fünf Kinder?“ ſagte Ceſarino erſchüttert: „Warum hat ſich Eure Frau nicht an die Gräfin gewendet, die Mutterangſt und Mutterliebe mehr zu ſchätzen wiſſen wird, als ihr Gatte?“ — „Ihr ſeid ein Fremder, Herr; das hört man wohl. Der Graf iſt nicht vermählt, und ihm liegt kein Menſch in der Welt am Herzen, als ein uneheliches Söhnlein, das er wie eine Aeffin hätſchelt, und auf ſeinem Schloſſe erziehen läßt.“

---

*) Bologneſerwürſte.

**) Fleiſchpaſtetchen.

Der Galopp eines Eſels ließ ſich in der Nähe des Hauſes vernehmen. Eine Bäurin, reitend wie ein Mann, wie es bräuchlich in jener Gegend, ſprengte heran, und hielt vor der Mühle. „Das iſt meine Frau;“ ſagte der Müller betrübt: „ſie kommt heute ſchon von Tolentino, wo ein hochwürdiger Herr Auguſtiner ihr Onkel iſt. Sie hat gehofft, durch ihn das fragliche Geld zu erhalten, aber ich fürchte, daß auch dieſer letzte Verſuch vergebens geweſen. Sie käme nicht allein in ſpäter Nacht mit dem Gelde“

Nachdem die Müllerin ihr Thier beſchickt, trat ſie in die Stube, und erſchrack vor dem ſeltſamen Beſuch. Mit unverkennbarer Aengſtlichkeit ſuchte ſie alsdann den Mann auf die Seite zu ziehen. Dieſer weigerte ſich jedoch mit den Worten: „Nur mit der Sprache heraus, Liſa. Der Herr weiß bereits, wie unſre Sachen ſtehen. Zu verbergen iſt nichts mehr.“ — Da brachen die Thränen unaufhaltſam aus Liſa’s Augen, und ſie ſchluchzte: „Leider Gottes iſt nichts mehr zu verbergen, denn unſere letzte Hoffnung iſt dahin, wie alle früheren. Der Onkel hat mich mit leeren Händen heimgeſchickt und mir noch obendrein Vorwürfe gemacht, als ſeyen wir Verſchwender, Müſſiggänger und Leute ohne Religion. Darauf iſt mir der Diener des Sindico begegnet, und übermorgen ſey die Verſteigerung unſrer Mühle, hat er geſagt. Ach, meine Kinder, die unglücklichen Geſchöpfe! Wir ſind zum Leiden geboren und lägen beſſer im Grabe!“ — Weinend fiel ſie ihrem Mann um den Hals. — „Warum verſucht Ihr nicht noch einmal Euer Heil mit einer Bitte bei’m Grafen?“ warf Ceſarino gleichgültig ein.

Nun gerieth Liſa in Wuth, und ihre ſchönen regelmäßigen Züge nahmen ganz den tragiſchen Ausdruck eines Meduſenkopfs an. Sie ergriff das Meſſer, das auf dem Tiſche lag, hob es drohend auf, und ſprach: „Seht! dieſes Meſſer bohr’ ich mir lieber in die Bruſt, ehe ich zu dem Ungeheuer gehe, das ſchon einmal meiner Ehre nachgeſtrebt. Oder es müßte ſeyn, es umzubringen, und an Kraft hiezu ſollte es mir nicht fehlen!“

„Bravo!“ rief nun Ceſarino aufſtehend: „und damit Ihr ſeht, daß dann und wann die Tugend nicht vergeblich geübt wird, ſo erlaubt, daß ich Euern Zahlmeiſter mache. Da!“ — er ſchnallte einen Gurt, voll von Golde ab — „da habt Ihr dreihundert römiſche Thaler. Damit bezahlt Eure Schuld, die Zinſen, und richtet wieder Euer Hausweſen ein. Ich will ſchon ſorgen, daß die Kunden wiederkehren. Wem bringen die Tröpfe jetzo ihr Korn?“ — „Dem Tonno zu Arcoſiato.“ — „Gut; bezahlt morgen und wartet in Ruhe das Uebrige ab.“ — Die Müllersleute, im Wahne, wenigſtens einen Engel zu beherbergen, ſtürzten zu den Füßen des Räubers, der ſie anfuhr: „Wollt Ihr aufſtehen? bei'm Satan, ich thue das nicht umſonſt, obſchon ich Euch die Summe ſchenke. Aber ich bekomme ſie wieder, dreimal, fünffach, zehnfältig; glaubt mir das. Nur endlich müßt Ihr mir erlauben, den morgenden Tag hindurch bei Euch zu verweilen, aber ungeſehen; wohlgemerkt! Ich darf Euch ſagen, daß ich im Zweikampf Einen erſchoſſen habe, daher auf der Flucht bin, und gern hier eine nähere Nachricht erwarten möchte.“ —

Die glückſeligen Beſitzer der Mühle verſprachen in ihrer Herzensfreude dem vom Himmel geſendeten Wohlthäter Alles, was in ihrer Macht ſtand, und bereiteten ihm auf Koſten ihrer eignen Bequemlichkeit ein gutes Lager. Zoppo ſchlief zu ſeinen Füßen. „Ihr wart ſehr großmüthig, Herr Cavalier;“ ſagte der Lahme verwundert, da die Beiden allein waren. — „Das war eine Buße für den Tod des Gaſparo.“ — „Ei, warum mußte er gerade ſterben, der Alte? Wir wären ihn auch auf andre Weiſe los geworden.“ — „Freilich, aber Blut für Blut! Er hat mein Weib umgebracht.“ — „Er war's? ha, dann geſchah ihm recht.“ — „Und meine Tochter ....! ach, wenn ich ſie wiederfände! Aber ich hoffe es. Sieh, Zoppo: dieſes Bild iſt das meiner Tochter.“ — „Der Nonne?“

Dunkle Röthe überflog Ceſarino's Antlitz. „Nun freilich;“ ſagte er endlich mühſam, die Schmach der Tochter verhehlend. — „Ein feines Weibsbild;“ meinte der Andre: „weßhalb ſtecktet Ihr ſie aber in's Kloſter? Sie wäre eines tapfern Mannes Freude geworden.“ — „Sagt ich nicht vorhin ſelber: Blut für Blut? Meine Stunde wird einſt kommen, wie die eines Jeden, und ich wollte gern auf Erden ein reines Weſen zurücklaſſen, damit es für den Vater und die Mutter bete, und ſich gleich wie ein Lamm zum Opfer gebe für unſre Sünden.“ — „Sonderbare Zärtlichkeit eines Vaters!“ — „Schweige, oder ...!“ — „Zoppo thut das Maul nicht mehr auf, ob es gleich ſeltſam iſt, daß er nicht ein Wort reden darf, während Ihr von der Beute fünf Theile nehmt.“ — „Unverſchämter Krüppel! wenn ich Dich nicht ſo nothwendig brauchte ...! wo haſt Du den Brief, den ich Dir gab?“ — „Ich bin gerade daran, ihn zu öffnen. Da!“ —

Ceſarino betrachtete den Brief, der das Portrait begleitete, von allen Seiten, drehte ihn hin und her, und kam dennoch nicht damit zu Stande. Endlich ſagte er verdrießlich: „Das iſt nicht italiäniſch. Weiß Gott, in welch ketzeriſcher Sprache der Wiſch geſchrieben iſt. Ich muß mich auf mein gutes Glück verlaſſen, wenn der Graf mich über den Inhalt ausforſcht. Dennoch werd' ich gleich auf den eigentlichen Zweck meiner Viſite eingehen. Die Hauptſache iſt, daß ich weiß, daß Sandara den Grafen beſuchen wird. Ich bleibe auf der Lauer liegen. Und von Sandara iſt der Brief. Darunter ſteht ein S. Warte, warte, Verführer!" — „Was habt Ihr denn mit dem Sandara?" — „Geht Dich nichts an. Lege Dich hin; ſchlafe. Bei guter Zeit mußt Du auf den Beinen ſeyn, und meine Aufträge erfüllen: den Giacchi mahnen, zur feſtgeſetzten Stunde hier zu ſeyn; dem Tonno von Arcofiato ſeine Rechnung ſchließen, und den Buben des Ruſpoli .... doch, das findet ſich. Gute Nacht." —

Am folgenden Tage humpelte Zoppo in Bettlergeſtalt von dannen. Der Müller zahlte zur Verwunderung und zum Mißvergnügen des Grafen ſeine Schuld. In der Nacht brannte des Tonno Mühle von Grund aus nieder, und nicht ein Sparren wurde gerettet. — —

Den Tag darauf wimmelte wieder des gaſtfreien Müllers von Varano Haus von Kunden, und auf der Villa Delizie wurde ein großes Feſt gegeben, zur Geburtstagfeier des Grafen. Eine Menge von Gäſten ſammelte ſich auf dem Landhauſe: lockre Herren, leichtfertige Damen, wie ſie in den Pallaſt eines üppigen Hageſtolzen paſſen. Ruſpoli machte auf die liebenswürdigſte Weiſe die Honneurs in ſeinem Eigenthume, und ſteigerte nach den Grundſätzen des wahren Epicuräismus die Freuden des Tags, Stufe für Stufe. Das Mittagsmahl war von den ausgeſuchteſten. In einer Rotonde, nach dem Muſter des Belvedere von Rom erbaut, tafelten die Glücklichen des Feſtes. Die Umgegend, fern und nahe, hatte ihren Tribut liefern müſſen, die koſtbarſten Reben des Landes ſpendeten ihren Saft, das adriatiſche Meer gab ſeine Fiſche und Krebſe. Wandernde Sänger ergötzten das Ohr der Schmauſenden, Taſchenſpieler beluſtigten ihre Augen. Das unauslöſchliche Gelächter des Olymps rauſchte um die Tafel, und vergnüglich thronte obenan der Feſtgeber, umringt von den Würdeträgern ſeines Hauſes, die ihre Mühen endlich durch des Herrn Zufriedenheit vergolten ſahen, und Flügel zu haben ſchienen, um überall zu ſeyn, wo der Dienſt es erforderte. Der Graf munterte ſeine Gäſte auf, ohne Unterlaß, und ſcherzte dazwiſchen wie ein Kind mit ſeinem kleinen Hettore, der ihm zur Seite ſaß, und alle Unarten abſpielte, die ein verhätſchelter Bube nur aufzubringen weiß. — Da trat der Majordomo ehrerbietig vor den Herrn und meldete ihm, ein fremder hoher Offizier ſey angekommen, mit einem zahlreichen Gefolge von Dienerſchaft, und wünſche dringend, dem Grafen ein Wort im Vertrauen zu ſagen. Von einem Freunde komme der Auftrag. —

Höflich und gefällig erhob ſich der Herr des Schloſſes, und entſchuldigte ſich bei ſeinen Tiſchgenoſſen. Durch den Porticus ſchreitend, bemerkte er ein Duzzend bewaffneter Livréebedienten zu Pferde, die im

Hoſe hielten. „Pferde! ſchöne Roſſe!“ jubelte Hettore, der nachgelaufen war, und ſprang mitten unter ſie, trotz des Abwehrens des Grafen. An der großen Treppe erwartete dieſen der Beſuchende; ein ſchöner Mann in der Uniform neapolitaniſcher Dragoner. Die Epauletten eines Oberſten ſchmückten ſeine Schultern, zahlreiche Orden bedeckten ſeine Bruſt; an ſeinem linken Arme flatterte die rothe goldbefranzte Binde eines Flügeladjutanten des Königs. Der Ton und die Manieren des Herrn verriethen weniger den Höfling und Weltmann, als vielmehr den Sohn des Lagers, welchen eine kriegeriſche Zeit aus rauhem Eiſen geprägt hatte. —

Im Cabinette Ruſpolis angekommen, fragte der Graf verbindlich nach dem Zweck eines ſo ehrenvollen Beſuchs. Stumm überreichte der Oberſt ein Päckchen. „Ach, Sandara's Hand!“ rief Ruſpoli mit allen Zeichen inniger Theilnahme; und nachdem er geleſen: „Ein ſchätzbarer Brief, ein herrliches Bildchen! Wie glücklich iſt der liebe Junge, ein ſo reizendes Geſchöpf ſein nennen zu dürfen!“

Der Ausruf des Wüſtlings machte, daß der Oberſt bald roth, bald blaß wurde. „Haben Sie die liebenswürdige Schelmin geſehen?“ fragte Ruſpoli, dem in der That der Mund nach dem Originale wäſſerte. — „Im Fluge;“ antwortete der Beſuchende kurz und keck. — „Wie kommt's, daß er von Ihrer werthen Perſon nicht ſchreibt? Kein Wort, und darf ich fragen ....?“ — „Mein Name iſt unbedeutend.

Das Päckchen war aber urſprünglich zur Poſt beſtimmt, doch zog der Cavaliere vor, mir es zu vertrauen, da ich auf meiner Reiſe nach Ancona .....“ — „Richtig; ſehr gut das. Ein göttliches Geſchöpf, auf mein Wort. Aber, daß er an's Heirathen denkt.... das muß ich ihm ausreden.“ — „Das können Sie bald. Er hat ſich vorgenommen, Sie binnen Kurzem zu beſuchen.“ — „Wahrhaftig? o welche Freude! Ich verſichere Ihnen: einen beſſern Freund habe ich nie gekannt. Und Sie Herr .... wie ſoll ich Sie nennen? als wen ſtelle ich Sie meinen Gäſten vor? denn es verſteht ſich, daß ich Sie heute nicht mehr von binnen laſſe.“ — „Ich bin ſehr gerührt von der Ehre, die Sie mir erweiſen;“ verſetzte der Andre, nachdem er einen zerſtreuten Blick durch's Fenſter in den Garten geworfen, wo Zoppo an dem Fußgeſtell einer Statue hing, und ein bedeutſames Zeichen in die Luft machte: „allein meine Reiſe ....“ — „Wird doch nicht ſo eilig ſeyn? Sie reiſen mit ſtarker Begleitung, Herr Oberſt.“ — „Die Wege ſeyen nicht ſicher, heißt es.“ — „Da hat man Ihnen die Wahrheit geſagt. Erſt vorgeſtern Abend iſt die römiſche Deligenza geplündert, der Condukteur ermordet worden.“ — „Ja, ja, ich hörte ....“ — „Nun fabeln freilich die Leute in ihrer Angſt von dem berüchtigten Banditen Ceſarino; doch hat man dieſen zu Perugia gefangen. Ich kenne den Poſtwagenräuber beſſer.“ — „Sie?“ — „Freilich; er iſt ein verdorbner Müller von Varano. Der Kerl prunkt plötzlich mit

Gelde, deſſen Quelle ſehr verdächtig iſt. Morgen ſchreibe ich nach Camerino, und zeige den Burſchen an.“ — „Das werden Sie nicht thun, Herr Graf;“ erklärte mit Beſtimmtheit der Fremde. Ruſpoli trat voll Staunen zurück, und fragte: „Nicht? warum nicht, wenn's beliebt?“ — „Weil Ihre Anklage eine Lüge ſeyn würde.“ — „Eine Lüge? Herr Oberſt, Ihr Ton iſt ſo befremdend und beleidigend, daß....“ — „Eine Lüge; ich wiederhole es; und darf es, denn der Müller iſt unſchuldig, da ich es bin, der den Poſtwagen beraubte.“ — „Sie?“ Der Graf näherte ſich der Klingel, um die Bedienten zu rufen, damit ſie ihn von dem muthmaßlich Verrückten befreien möchten. — Der angebliche Oberſt zog indeſſen ein Terzerol, und ſagte kaltblütig: „Sie ſind auf dem Fleck des Todes, wenn Sie Lärm zu machen verſuchen. Da wir jedoch noch ein Geſchäft mit einander abzuſchließen haben, werde ich mich Ihnen ohne Furcht nennen. Ceſarino ſteht leibhaftig vor Ihnen, und dieſem berüchtigten Banditen werden Sie hoffentlich das Poſtwagenſtückchen zutrauen?“ —

Ruſpoli zitterte an Armen und Beinen, und probirte eine ziemlich tiefe Verbeugung. „So gefällt mir's;“ meinte der höfliche Räuber: „zwiſchen galanten Leuten macht ſich alles leicht. Daher zur Sache. Sie haben mehrere tauſend Dukaten baar vorräthig; in jener Chatouille liegen ſie. Ich bitte ſie mir aus.“ — „Herr! dieſe Frechheit . . .!“ Der Graf gerieth in heftige Bewegung, und ſprach von ernſtlicher Gegenwehr, trotz aller Drohungen. Ceſarino lächelte. „Sehen Sie ſich vor. Meine beſten Geſellen ſind bewaffnet bis an die Zähne, im Innern der Villa; fünfzig andre liegen im Garten und Park verſteckt, und erklimmen auf einen Wink die Fenſter, wie behende Katzen. Ihre Gäſte und Ihr ganzes Vermögen wären verloren; Ihr Leben das erſte Opfer.“ —

Der Graf ſchlug ſich verzweifelnd vor die Stirne, und öffnete ſeinen Geldkaſten. „Giachi!“ rief Ceſarino zur Thüre hinaus, und der baumlange Bandit kam herein, und empfing aus des Hauptmanns Händen den ſchweren goldnen Inhalt der Chatouille. „Bring' dieſes in Sicherheit;“ empfahl ihm der Chef: worauf er ging. Ceſarino fuhr, zum Grafen gewendet, fort: „Sie waren mein Schuldner, Excellenz. Ich habe in Ihrem Namen dem wackern Baſil von Barano eine Summe vorgeſtreckt, ihm auszuhelfen. Ich danke für Capital und Intereſſen. Verſuchen Sie nicht, ſich an Jenem zu rächen. Er iſt nicht ein Spießgeſelle Ceſarino's, aber unter ſeinem Schutze; verſtehen Sie mich? Ihre Habe und Ihr Kopf bürgen mir, daß Sie ihn in Ruhe laſſen.“ —

Ruſpoli war verſteinert, antwortete nicht eine Silbe. Da indeſſen Ceſarino, nach Verrieglung der Thüre fortfuhr: „Ich habe noch eine Bitte an Sie;“ verſchränkte der Graf die Arme, und wartete geduldig auf die Eröffnung, wie Einer, der ſich in's Aergſte geſchickt hat, und mit aller Faſſung dem Ende der Dinge entgegenſieht.

„Schreiben Sie gefälligſt, — aber italiäniſch — dem Ritter Sandara; er möge Angeſicht Ihres Briefs, ungeſäumt, hieher eilen, indem Sie ihm das Wichtigſte zu ſagen hätten. — Sie bemerken, daß ich nur das Leichte von Ihnen begehre. Mit ein paar Zeilen und der Addreſſe iſt's gethan. Ich leſe, Sie ſiegeln mit Ihrem Wappen, ich beſorge den Brief.“ — „Das iſt ein Mährchen des Gozzi;“ ſeufzte Ruſpoli mit gegen Himmel gekehrten Augen: „Was wollt Ihr aber mit Sandara? ich begreife nicht, was Euch, den Banditen, der Ritter angehen mag?“ —

Mit funkelnden Augen entgegnete der Räuber drohend: „Ob Du begreifſt, Sohn einer Kuh, oder nicht, gleichviel. Genug, Du ſchreibſt, oder Dein Gehirn klebt an jener Wand, Du Beſtie ohne Erziehung und Ton, die nicht weiß, wie ſie mit einem Manne von meiner Würde und Uniform zu reden hat!“

Der Graf merkte, daß ſein Tyrann fortgeſetzte Höflichkeit verlange, und erſchöpfte ſich in Entſchuldigungen, ſchrieb den Brief, addreſſirte ihn nach Cività Caſtellana, und ſiegelte, nachdem Ceſarino geleſen. Giacchi empfing ihn zur Beſorgung. — Sodann machte Ceſarino dem Herrn eine artige Verbeugung, und ſprach: „Laſſen Sie uns jetzt zur Geſellſchaft gehen, Excellenz, und ſtellen Sie derſelben den Oberſt Buoncompagno, in Dienſten Sr. ſicilianiſchen Majeſtät, vor.“

„Wie?“ ſtammelte Ruſpoli, dem dieſe Unverſchämtheit völlig den Reſt gab: „Iſt das Ihr gnädiger

Spaß, oder Ihr vollkommner Ernſt?“ — „Ich bin in Verzweiflung, Ihnen überläſtig ſeyn zu müſſen;“ hieß die Antwort: „aber erſtens muß ich Sandara hier erwarten, und zweitens: wo könnte ich nach dem Diligenzaabentheuer ſichrer ſeyn, als in Ihrem edeln Hauſe?“

„Nun bei'm Himmel, das nenn' ich eine Stirne!“ brach der Graf halb ärgerlich, halb lachend, los. Plötzlich erheiterte ſich aber ſein Geſicht, und er endigte ſüß: „es wird mir ein Vergnügen ſeyn, Sie zu bewirthen, ſolange Sie bei mir vorlieb nehmen wollen.“

Ceſarino betrachtete ihn mit durchdringendem Blicke, und ſagte ihm traulich: „Nicht wahr, Excellenz: in dieſem Moment halten Sie ſich für recht pfiffig, und mich für ſehr dumm? Ich liefre mich ſelbſt Ihren zwanzig Bedienten, Ihren funfzig Gäſten, dem Rauſch an Ihrer Tafel, Ihrer Hinterliſt, den Gerichten aus, die Sie heimlich beſchicken werden, mich zu fahnden? Welche Thorheit, nicht wahr? Aber Sie mögen erfahren, daß Ihr Hettore in den Händen der Meinigen iſt, und der Bube ſtirbt, wenn mir nur ein Haar gekrümmt wird. Kommen Sie jetzt.“

Von dieſem härteſten aller Schläge getroffen und zermalmt, mit ſchlotternden Knieen, dicke Schweißtropfen auf der Stirne, wankte Ruſpoli neben ſeinem fatalen Gaſte her, und bettelte leiſe um des geliebten Knaben Leben und Freiheit. — „Einverſtanden;“ verſetzte Ceſarino trocken: „bin ich frei, wird auch er's; lebe ich, lebt auch er. Ich bin ein Mann von Wort, baſta.“

Da ſaßen die Eſſer ſteif im Kreiſe, als der Fremde unter ſie trat, und erhoben ſich auf's Commando, und verneigten ſich eben ſo, und zielten mit ihren Augen nach ſeinen Kreuzen und ſeinen Manieren. „Ein Oberſt? ein Flügeladjutant des Königs beider Sicilien? Ein Großkreuz der ſpaniſchen und neapolitaniſchen Orden? aus der berühmten uralten Familie der Buoncompagni? Wohin? Woher? warum?“ So ſchwirrten die Fragen rechts und links die Tafel hinab und hinauf. Ceſarino gab ſich gar nicht die Mühe, zu lügen. Ruſpoli that es überſchwenglich für ihn. Dagegen muſterte der Räuber ſchweigend ſeine Geſellſchaft, und erkannte Mehrere, die ſchon durch ſeine Hände gegangen waren, und nur vermittelſt bedeutender Contributionen ſich daraus befreit hatten. Zufällig waren gerade dieſe die Zuvorkommendſten gegen den unprivilegirten Straßenzöllner. Allgemein indeſſen belobte man die militäriſche Ungezwungenheit des Ankömmlings, obſchon bedauert wurde, daß die kaum vorübergegangne wilde Kriegszeit den vielverſprechenden Sprößling eines tapfern Stammes ohne Cultur hatte aufſchießen laſſen. — Ein einziger Mann, ein Cleriker im ſchwarzen Rocke, ohne ein Wort zu reden, betrachtete nur verſtohlen, aber durchdringend, den ſogenannten Oberſt. Dieſem entging die Beobachtung nicht.

Nun kam dicht hintereinander Botſchaft auf Botſchaft an den Grafen, heimlich gemeldet. „Das Gefolge des fremden Oberſten hat, ſo zu ſagen, von den Dienſtzimmern förmlich Beſitz genommen, und fordert mehr, als für Domeſtiken vorgeſchrieben?“ — „Man gebe ihnen ja, was ſie verlangen; eher mehr als weniger; hört Ihr?“ — „Herr Graf, wir ſind in Beſtürzung, Ihnen melden zu müſſen, daß Hettore verſchwunden iſt, und Niemand weiß, wohin?“ — Dem Grafen wurde ſiedendheiß vor der Stirne; er warf einen verlegenen Blick auf Ceſarino, der ihn kalt anſah. „Schon gut, ſchon gut;“ hieß es hierauf: „ich habe ihn ſelbſt fortgeſchickt: er iſt bei'm Pfarrer, oder bei'm Notar, oder .... genug: es hat nichts auf ſich.“

Worüber ſich freilich, als über eine ganz ungewöhnliche Sache, die Diener verwunderten; aber nichts war zu thun, als zu ſchweigen und zu gehorchen.

Jedoch, die frühere Munterkeit Ruſpoli's kehrte nicht wieder. Sein Mund wurde ſo karg mit Worten, als er vorhin freigebig geweſen; ſeine Blicke irrten zerſtreut, gelangweilt und abgeſpannt über die Tafel. Seine Unbehaglichkeit theilte ſich den Herren und Damen mit, die nach und nach zu begreifen anfingen, daß der Oberſt etwas Unangenehmes in's Haus gebracht haben müſſe. Und wer weilte gern in der Nähe eines niedergeſchlagnen Wirths? Nur der Schmarotzer, dem es gleichviel, ob der Gaſtgeber weint oder lacht, wenn nur ſeine Brunnen Xeres ſprudeln, und ſeine Küche den Wohlgeruch des Ebers dampft, von dem die ganze Stadt noch lange Zeit mit Entzücken ſpricht. — So kam's, daß zur Cena und zum Feuerwerk nur die Schmeißfliegen blieben, und wer Anſtand und Ehre im Leibe hatte, gleich nach der Tafel aufbrach. Ruſpoli machte keinen Verſuch, die Scheidenden aufzuhalten; er begleitete ſie ſehr zuvorkommend bis in den Säulengang, und empfahl ſich ihrem ferneren Wohlwollen.

Ein Procurator von Tolentino ſprach zu ihm: „So will ich denn alſo nicht ſäumen, Excellenz, Morgen die geeignete Anzeige zu machen — nach Ihrem Wunſche — daß der Müller Baſilio im dringendſten Verdachte ſtehe, den römiſchen Poſtwagen beſtohlen zu haben?“

Dem Grafen fuhr dieſe Anmahnung durch alle Glieder. Verlegen warf er einen Blick auf Ceſarino, der nicht von ſeiner Ferſe wich, und entgegnete haſtig: „Ich küſſe Ihnen die Hände, gelehrter Herr, aber ich bitte Sie, nichts in der Sache zu thun. Ich habe mich geirrt; ich habe die unumſtößlichſten Beweiſe erhalten, daß der gute Baſilio unſchuldig. Ganz unſchuldig, ſage ich Ihnen. Nicht wahr, Herr Oberſt?“ — „Allerdings, ſo viel ich von der Geſchichte erfahren habe;“ bekräftigte trocken der Gefragte. — Mit großen Augen fuhr der Procuratore ab.

„Darf ich um ein Wort mit Ihnen allein bitten?“ fragte nun der Geiſtliche, der den Flügeladjutanten nicht aus den Augen gelaſſen. — „Ich bin zu Ihren Füßen, Hochwürdiger;“ ſeufzte Ruſpoli, und entſchuldigte ſich mit einer ſtummen Geberde gegen den Oberſt. Wenige Schritte bei Seite getreten, ſagte der Prieſter zu dem Hausherrn: „Nehmen Sie ſich in Acht, Eccellenza Ich will meine Pfründe verlieren, wenn der ſogenannte Napolitaner nicht ein gefährlicher Menſch, — mit einem Worte — wenn er nicht der vermaledeite Ceſarino iſt.“ — „Pah!“ — „Bei meiner prieſterlichen Ehre betheure ich's. Ich habe den Menſchen einmal geſehen, da er zu Viterbo im Gefängniß ſaß, woraus er ſich alsdann mit unbeſchreiblicher Liſt befreite. Solche Geſichter vergeſſe ich nicht.“ — „Sie täuſchen ſich; bei Gott, Sie täuſchen ſich. Ich kenne den Herrn. Ceſarino in meinem Hauſe? Wo denken Sie hin?“ — „Ich irre mich ſo wenig, daß ich noch heute Nacht dem Miniſtro die Meldung machen will. Halten Sie den Menſchen auf. Ein Preis ſteht auf ſeinem Kopfe. Gönnen Sie mir den Gewinn.“ — „Sie beleidigen mich, Herr Dechant, wenn Sie glauben ....“ — „Noch einmal. ſeyn Sie auf Ihrer Hut. Ich nehme alles auf mich.“ — „Sie blamiren mich vor den Leuten.“ — „Es ſoll kein Menſch ein Wort erfahren, außer dem Miniſtro.“ — „Das kann ich nicht zugeben. Der Herr iſt mein Gaſt, ...“ — „Ei Herr Graf, ſolche Gäſte beherbergen Sie? Sie hätten alle Urſache, durch beſonnenes Mitwirken ſich als guten Bürger zu zeigen. Sie ſind ohnehin des Carbonarismus verdächtig, Herr Graf Purificiren Sie ſich. Es bereiten ſich Commiſſionen vor, das Land zu durchſtreifen, und dem Uebel auf den Grund zu geben. Geben Sie einen glänzenden Beweis, daß Sie ein guter Unterthan, und liefern Sie den Burſchen aus. Das hilft Ihnen dann weiter. Verſchmähen Sie nicht meinen guten Rath.“ — Mit dieſen gewichtigen Worten ſchwang ſich der Dechant auf ſein Maulthier, und trabte friſch von dannen. Beim Glanz der Windlichter und der erſten aufſteigenden Raketen des Feuerwerks zog das Menſchengewühl in's Weite.

Ruspoli lenkte verſtört ſeine Schritte nach dem Garten. Ceſarino war wieder dicht neben ihm. Während das verſammelte Volk die Girandolen bebeklatſchte, und die ängſtlichen Diener des Hauſes nach allen Richtungen ſtreiften, den vermißten Hettore zu ſuchen, zerrte der Graf ſeinen überläſtigen Begleiter an einen abgelegnen Ort, drückte ihm vertraulich die Hände, und bat auf's beweglichſte: „Ceſarinchen, lieber Freund, biederherziger Mann, habt Mitleid mit dem Jammer eines Vaters, und gebt mir meinen Sohn zurück. Ihr habt mich am baaren Gelde leicht gemacht, aber ich ſchenke Euch einen Ring, der tauſend Dukaten unter Brüdern werth iſt, wenn Ihr meinen Hettore wieder in meine Arme legt. Seht: ich kann nicht ſeyn ohne den Buben. Schüttelt nicht den Kopf; denn wißt: Auch Eures Bleibens iſt hier nicht, und ich will nicht meine Haut für den Verrath eines Andern auf's Spiel ſetzen. Der Dechant von Tolentino ....“ — „Hat mich erkannt.“ — „Ihr habt bemerkt . . .?“ — „Er will mich aufheben laſſen.“ — „So iſt’s, und deßwegen ſeid barmherzig. Nehmt den Ring, laßt den Buben frei, und geht.“ — „Mit nichten.“ — „Ach, welch’ ein Starrkopf! ach, welche Frechheit . . .! und der Dechant?“ — „Dieſer Spaß wird dem Kapitel und ſeiner Familie viel Geld koſten. — „Wie ſo?“ — „Weil ich ſo eben den Befehl gab, den Pfaffen von der Straße zu fangen, und wahrhaftig nur gegen ein tüchtiges Löſegeld ſchlage ich ihn wieder los.“ — „Entſetzlicher Menſch! Mir ſchwindelt vor Euren Handlungen.“ — „Es iſt Nothwehr, Pflicht der Selbſterhaltung, weiter nichts.“ — „Aber Hettore, der ſüße Junge . . . .“ — „Iſt aufgehoben, wie in Abrahams Schooße, und kehrt unverletzt zurück, ſobald Sandara angekommen.“ — „Sandara, Sandara? aber, ich verſtehe nicht . . . was ſoll der Ritter . . . . was ſoll ich dabei?“ — „Auf der Welt nichts, als mir Gelegenheit verſchaffen, unter vier Augen ein paar Minuten mit ihm allein zu ſeyn. Dann zieh’ ich ab, und Hettore erſcheint, Sie zu tröſten.“ — „Sandara? welch ein Räthſel! Er kennt Euch?“ — „Nein, mein Herr! aber ich brenne vor Begierde, ſeine Bekanntſchaft zu machen.“ — „Jedoch — das Bild — der Brief . . .“ — „Sie ſind ächt, und fielen auf andre Weiſe in meine Hände. Wohlgemerkt: Sie nennen mich dem Ritter nicht; und die mindeſte Falſchheit, der mindeſte Verſuch, das zu umgehen, was ich begehre, wird unbarmherzig an Ihnen und Hettore gerächt werden.“ —

„Nun, ſo wollte ich doch,“ betete Ruſpoli in bitterlicher Herzensangſt, „daß der Himmel ſich herabließe, ein Wunder zu thun, und den Ritter plötzlich zur Stelle zu ſchaffen, damit ich erlöst ſey von ſolcher Marter, und mein Haus von ſolchen Gäſten!“ — „Amen!“ murmelte Ceſarino zwiſchen den Zähnen.

Sie waren wieder in die große Pappelreihe getreten. Ein Lakai flog auf den Grafen zu. „Excellenz,“ ſtotterte er: „Hettore iſt nirgends zu finden; weder Pfarrer noch Notar haben ihn geſehen. Unſre Angſt...“ — „Iſt unnöthig, ganz und gar unnöthig;“ ſchalt Ruſpoli, alle Faſſung zuſammennehmend: „Er iſt da, der Junge. Ich hab' ihn ſelbſt zu Bette gebracht, ich habe ſelbſt....“ — Der zerknirſchte Vater war auf dem Punkt, eine Albernheit zu ſagen; aber freudig fiel ihm der Diener in die Rede: „Die heilige Jungfrau ſey gelobt! Hier iſt übrigens eine Karte, die ich abgeben ſoll. Zwei Herren, ſo eben zu Fuße angekommen, erwarten Excellenz in der Rotonda.“ —

„Schon wieder ein Beſuch?“ ſtammelte Ruſpoli voll böſer Ahnung. Da er jedoch die Augen auf die Karte warf, blieb ihm der Mund offen ſtehen, und ſein Blick flog beſtürzt und zugleich dankbar gen Himmel. Er packte den Oberſt derb bei der Hand, und flüſterte ihm mit keuchender Bruſt in's Ohr: „Das Wunder iſt geſchehen! ich traue meinen Sinnen nicht . . . Sandara iſt ſo eben angelangt und erwartet mich.“ — Betroffen ſtand ſogar der Räuber. Bald verzog ſich jedoch ſein Mund zu einem diaboliſchen

Lächeln, und er verſetzte: „Bravo, bravo; ſo erfüllen ſich ja die Wünſche eines Jeden von uns. Geh'n Sie, Herr Graf. Aber gedenken Sie Ihrer Pflicht gegen mich. Ich werde ſtrenge Schildwacht halten, und Hettore's Leben .....“ — Ruſpoli verſchloß ihm den Mund haſtig mit beiden Händen, und machte eine Geberde der lebhafteſten Betheurung. Dann eilte er der Rotonda zu, vor deren einzigen Ausgang Ceſarino ſich aufſtellte, erfüllt von Rachegedanken, und der ſeligen Hoffnung, ſeinen Grimm bald befriedigen zu können. Was lag ſeiner Leidenſchaft an Lärm, an Aufſehen, an der verwegenſten That? Umgeben von zehn erprobten Strauchdieben — die fünfzig in Wald und Flur waren nur erlogen — fürchtete er die ganze Welt nicht. Er ſchnaubte Wuth, und nach Mord dürſtete ſeine Seele. Ungeduldig erwartete er ſein Opfer, ihm das Eiſen an die Kehle zu ſetzen, und das Geſtändniß zu erpreſſen, wo Eufroſine hingekommen. Dann ſollte der Entführer den Flammen der Hölle ſtracks verfallen ſeyn, und mit ſeinem Blute die Schmach abwaſchen, die er einer bethörten Nonne angethan.

Indeſſen lag Ruſpoli in den Armen des Schul- und Jugendfreundes, und ſtammelte Fragen auf Fragen. Eher hätte er jedoch von des Himmels Einſturz geträumt, als von den Geſtändniſſen, die ihm der Ritter im Fluge machte. „Ich komme,“ ſagte Sandara geheimnißvoll, „als ein Flüchtling, als ein Proſcribirter zu Dir, meinem einzigen, liebſten

Freund.“ — Ein langes Geſicht antwortete ihm. — Er fuhr eilfertig fort: „Die geiſtliche und die weltliche Macht ſitzen mir auf dem Nacken. Nirgends bin ich ſicher, als bei Dir, wo mich Keiner vermuthet. Du haſt meinen Brief, Du haſt das Bild erhalten? Ach, es war das Meiſterſtück des Malers, wie das Original das Meiſterſtück der Natur iſt. Im Taumel meines verſtohlnen Glücks ließ ich das Portrait fertigen, um es Dir zu ſenden, als meinem innigſten Vertrauten, auf daß Du meine Seligkeit mit empfändeſt, meine Wonne theileſt!“ — „Ei, das hab' ich. Du biſt der Fortuna Schooßkind. Eine ſolche Huldin, und dennoch . . .!“ — „Dennoch der Unglücklichſte der Sterblichen. Mit ein paar Worten iſt's geſagt. Der Maler, indiskret wie alle Künſtler, verrieth mein verborgnes Kleinod. Erfahre, was Du nicht ahneſt: ſie iſt eine entſprungne Nonne!“ — „Unbeſonnener!“ — Ruſpoli fuhr zurück, Sandara klammerte ſich an ſeine Hände, des Ritters Begleiter verhüllte mit den ſeinigen, wie im tiefen Schmerze, das Geſicht.

„Man war ſchon auf unſrer Fährte; ich brachte meine Geliebte auf ein verſtecktes Landgut bei Magliano. Aber zur ſelben Zeit — mein Gott! — erfuhr ich, daß von der Regierung ein Verhaftsbefehl gegen mich erlaſſen ſey. Ein falſcher Bruder hat unſern Bund denunzirt. Die Venditen werden aufgelöſt, die Obern in den Kerker geworfen; auf jeden Carbonaro wird unverſöhnliche Jagd gemacht. Du kennſt meine Verbindungen; meine Papiere fielen in meiner Abweſenheit den Inquiſitoren in die Hände; ich mußte ſchnell entfliehen, im nächſten Augenblick wär' es zu ſpät geweſen. Ich trachte nach Ancona, um mich über's Meer zu retten. Du biſt mein Freund, mein Bundesbruder; verbirg mich bis zum günſtigen Moment. Sey mein Heiland; beſchütze mich und dieſe Unglückliche, die nicht zu bereden war, ihr Schickſal von dem Meinigen zu trennen!“ — Sandara zog ſeinen Begleiter herbei; ein verkleidetes Weib, ſchön wie ein Engel, ſank weinend zu den Füßen des Grafen.

Ruspoli ſtand erſchüttert, von feiger Angſt bedrängt; zugleich ergriffen von der wunderbaren Anmuth Eufroſinen's. Die Furcht des lauen Freundes ſtrebte nach Trennung von dem geächteten Carbonaro; des Wüſtlings Sinnlichkeit trachtete ſchon nach dem Beſitz der reizenden Nonne. „Wie werd' ich ihn los, und wie gewinne ich ſie?..“ fragte ſich gierig ſeine Seele, während ſein Mund bald Ausflüchte, bald leere Vertröſtungen verſuchte. — „Ueberlaſſen Sie Ihren Freund nicht dem Henker, mich nicht der entſetzlichen Schmach!“ ſchluchzte Eufroſine, und benetzte ſeine Hand mit Thränen.

Unentſchloſſenheit war hier nicht am Platze; das fühlte Ruſpoli. Er durfte die Flüchtlinge nicht ſcheu machen; er wollte bis zum Ende ſcheinen, was er nicht war: redlich und getreu. Darum nahm er den Ritter brüderlich in die Arme, und hob ſchmeichelnd die Flehende auf. Dabei ſenkte er aber einen üppigen Blick in ihre herrlichen Augen, und die Begierde, einen leichten Triumph verſprechend, ſiegte über die wenigen Gewiſſenszweifel des Muthloſen. „Du kennſt mich ja;“ redete er zu dem Freunde: „werd' ich Dich verlaſſen? O nein, nein! Aber wie ein Donnerſchlag fiel mir Euer Unglück auf das Herz. Vergönnt mir einen Augenblick, um in Einſamkeit zu überlegen, wie Euch am ſchnellſten geholfen werden mag.“ —

Er ließ die Zagenden allein, ſperrte die Thüre der Rotonde, und wollte mit möglichſter Klugheit ergrübeln, auf welche Weiſe er den blind Vertrauenden opfern, und ſein reizendes Erbtheil, die Nonne, gewinnen könnte. — Da trat ihm Ceſarino in den Weg. Im Sturm der letzten Viertelſtunde hatte der Graf des Räubers ganz vergeſſen. Die Erſcheinung deſſelben wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf Ruſpoli's Gehirn, und wie hergezaubert ſtand plötzlich vor ſeiner Fantaſie ein Plan, welcher der kälteſten, beſonnenſten Bosheit würdig geweſen wäre.

„Ceſarino!“ flüſterte er: „Du haſt mich heute viel Geld gekoſtet, und mir unerhörte Pein bereitet. Thue mir dafür einen Gefallen.“ — „Recht gern; aber Sandara?“ — „Gerade von ihm iſt die Rede. Ich will nicht wiſſen, weshalb Du ſeiner begehrſt; aber etwas Gutes will Deine Hand ihm ſicherlich nicht bereiten?“ — „Was ſoll die Vorklage?“ — „Höre, mein Lieber: ich ſchenke ihn Dir ganz; mit Haut und Haar, hörſt Du? Bring' ihn weg, mache mit ihm was Du willſt; aber entferne ihn. Er iſt ein gefährlicher Carbonaro. Er könnte mich in's Verderben ſtürzen.“ — „Her mit ihm. Er ſoll Ihnen gewiß nicht ſchaden.“ — „Das wäre eines; aber das andre?“ — „Nun?“ — „Ein Weib iſt mit ihm, ſeine Geliebte, das Original des Bildes . . . .“ — „Alle Teufel! ein Weib, ſeine Geliebte? wo, wo?“ — „Geduld, Ceſarinchen, Geduld. Dich kümmert ja das Weib nicht. Du haſt ja nur Sinn für Geld und Geldeswerth. Hier, nimm dieſen Ring. Aber — wenn Du den Ritter untergebracht, ſo führe mir das Weib wieder zu. Ich bin wie toll, bin wie verblendet von der Schönheit des Mädchens. Ich muß es mein nennen. Sorge nur, daß er nicht mehr zurückkehrt.“ — „Fürchten Sie nichts; er iſt in guter Hand. Dieſer Ring . . .?“ — „Iſt dir verſprochen, tauſend Dukaten an Werth. Und er ſoll nicht das Ziel meiner Freigebigkeit ſeyn, wenn Du mir Eufroſine ſchaffſt, und meinen Hettore wiedergibſt. Ich thue ja Alles, was Dein Herz begehrt, und auch Baſilio ſoll nicht mit einem Worte gekränkt werden; das ſchwör' ich Dir.“ — „Schon gut; aber wie und wann . . .?“ — „Komm nur, bejahe nur, was ich vorbringe. Gleich wird's gethan ſeyn, und noch heute Nacht muß der Ritter fort, . . . denn die Regierungsbefehle . . . die Commiſſionen . . . noch heute verbrenne ich alle meine Papiere . . . und das Mädchen muß mir angehören . . . ach, ich weiß nicht, was ich ſchwatze . .

aber die Zeit drängt.“ — „Bei Gott! Sie haben Recht. Kommen Sie!“ rief Ceſarino fürchterlich und folgte ungeſtüm dem eiligen Grafen.

Als die Thüre der Rotonda geöffnet wurde, ſtanden die Flüchtlinge in enger Umarmung. Bei'm Geräuſch, das die Eintretenden verurſachten, flog Eufroſine verſchämt in den Schatten einer Säule. Der Falkenblick des Vaters erkannte augenblicklich, trotz der Verkleidung, die Tochter. Doch hielt er an ſich, deſſen gewärtig, was Ruſpoli vorbringen würde. Eufroſine wagte nicht, die Augen gegen den Fremden aufzuſchlagen.

„Der Oberſt Buoncompagno;“ ſagte der Graf mit erheuchelter Offenherzigkeit: „er iſt auf der Reiſe nach Ancona begriffen, und willigt gern ein, die beiden Herren mitzunehmen.“ — Sandara betrachtete forſchend eine Weile den ihm Unbekannten, der ſich nur ſtumm verbeugte; dann ging er auf den Oberſt zu; ergriff ſeine Hand, und ſprach: „Die Empfehlung meines Freundes genügt, mir das feſteſte Vertrauen einzuflößen. Sie ſind, ich zweifle nicht, ein Mann von Ehre, und ich lege unſer Schickſal in Ihre Hände, wie in die eines Vaters.“ — Ceſarino erbebte innerlich vor Grimm und Wuth, und preßte, ohne ein Wort zu erwiedern, des Ritters Hand in die ſeinige. „Welche ſind Deine Reiſemittel, Freund?“ fragte Ruſpoli zutraulich: „der Oberſt reiſ't auf der Stelle ab.“ — „Wir kamen mit Poſtpferden nach Camerino: von da begaben wir uns zu Fuße hieher. Mit Gelde ſind wir hinreichend verſehen. Aber Wagen und Pferde fehlen, da ich, ohne Aufſehen zu erregen, meine Equipage nicht mobil machen durfte.“ — „Leider bin ich zu Pferde, und kann Ihnen keinen Wagen anbieten;“ bemerkte Ceſarino mit tiefer, veränderter Stimme. — „Dieſem Mangel helfe ich ab;“ fiel Ruſpoli dienſtfertig ein: „ich habe Roſſe genug im Stalle. Da jedoch der andre Herr ſchwächlich zu ſeyn ſcheint, und nicht wohl die Reiſe im Sattel vertragen dürfte, biete ich eine bequeme Kaleſche an.“ — „Tauſend Dank!“ jauchzte Sandara an der Bruſt des Verräthers, der alſo fortfuhr: „Willſt Du mir folgen und aus meinen Wagen denjenigen wählen, der Dir anſteht?“ — „Gerne;“ entgegnete der Ritter. Im Begriff zu gehen, warf er einen verlegnen Blick auf Eufroſine, die in Gedanken verloren daſaß, ohne dem, was um ſie her vorging, ihre Aufmerkſamkeit zu widmen. — „Der Oberſt leiſtet dieſem Herrn wohl auf eine Minute Geſellſchaft?“ fragte der Graf. Stumm bejahte Ceſarino, und im Fortgehen flüſterte der Graf dem Ritter, welcher zögerte, in's Ohr: „Was thut's, wenn er auch inne wird, daß es ein Frauenzimmer? Er iſt ein vertrauter Mann, und auf der Reiſe würde er es dennoch entdecken.“ — Sie gingen. Eufroſine hob, wie aus Träumen erwachend, den Kopf und fragte, haſtig aufſtehend: „Wo iſt er? wo iſt der Ritter? wohin geht er?“ —

Sie that einige Schritte, ihm zu folgen. In heftiger Bewegung trat ihr Ceſarino entgegen, und rief: „Eufroſine!“ — Mit einem halberſtickten Schrei taumelte das Mädchen zurück. „Eufroſine!“ wiederholte der Räuber, und mit dem Ausruf: „Jeſus! mein Vater!“ ſank die Arme vernichtet in den Seſſel, die Hände vor's Geſicht ſchlagend.

„So und hier finden wir uns wieder?“ fragte mit zitternder Stimme Ceſarino. — „Gnade! Verzeihung!“ liſpelte Eufroſine, zu ſeinen Füßen ſinkend. Er zog ſie raſch in die Höhe, ſchaute ihr ſcharf in das geiſterbleiche Antlitz, ſprechend: „Vor allem: kein Wort an den Verführer, daß ich Dein Vater bin. Gelobe es mir.“ — „Vater ....!“ — „Du ſchwörſt es, oder mein grimmigſter Zorn ...!“ — „Halt ein! ich gelobe es.“

Sie lag an ſeiner Bruſt; dann erhob ſie ſich, ſchaute verwundert auf die Uniform, die Orden, und all den kriegeriſchen Schmuck, und fragte ſchüchtern: „Mein Vater, dieſe Veränderung ...? in dieſem Kleide Du, der Landmann?“ — „Wir haben beide das Kleid gewechſelt;“ antwortete der Räuber mit boshafter Bitterkeit: „ich dachte auch nicht, die Nonne in dieſer Verwandlung wiederzuſehen?“ —

Erſchreckt murmelte Eufroſine, ihr Geſicht wieder verhüllend, unverſtändliche Worte. Da ſie hochathmend ſchwieg, übermannte das Mitleid des rauhen Vaters Herz. Er ſah in der Unglücklichen nur das willenloſe Opfer des frechſten Entführers, und ſeufzte: „Armes Kind!“ — „Er verzeiht!“ rief eine trügeriſche Stimme, wie die eines Engels, in Eufroſinens Bruſt. Ihr Mund aber ſagte: „Dein Anblick, Deine Liebe iſt mir Troſt im Leiden!“ — Worauf er haſtig: „Faſſe Dich; Du ſollſt frei ſeyn. Ich mache Dich wieder frei!“ — „Frei von den Feſſeln des Kloſters!“ wiederhallte es in der getäuſchten Seele des Mädchens, und ſie träumte von einer heitern Zukunft. — Da kamen die beiden Herren zurück, und Ceſarino, die Tochter von ſich weiſend, hatte nur die Zeit, ihr zuzuraunen: „Stille, ſchweige, oder Du rennſt in's Verderben!“

„Es iſt alles bereit;“ rief Ruſpoli mit zufriedenem Lächeln: „ich habe Ihren Dienern in Ihrem Namen den Aufbruch befohlen, Herr Oberſt.“ — „Ich danke;“ entgegnete dieſer mit einem ſcharfen Drohblicke auf den Grafen. Sandara flog auf ſeine Geliebte zu, leiſe fragend: „Warum die Angſt in Deinem Geſichte? Eh' der morgende Tag zu Ende geht, ſind wir in Sicherheit, auf offner See, am Bord eines engliſchen Schiffes. Ermuthige Dich. Gott, Ruſpoli und Buoncompagno, der ſeinen Namen mit der That beſtätigt und heiligt, ſchützen und retten uns!“ —

„Ja; ich will muthig ſeyn;“ verſetzte Eufroſine, mit zum Himmel gerichteten Augen. Sie gedachte des Vaters in ſüßen Hoffnungen.

Indeſſen hatte auch der Graf dem Räuber mit Zeichen und Worten geſagt: „Morgen alſo iſt Sandara fern und das Mädchen mein? und Hettore wieder frei, und Wagen und Pferde wieder in meinem Beſitz? Tauſend Dukaten weiter ſichre ich Dir.“ — Ceſarino hatte die Finger wie zum Eide emporgeſtreckt. Ein ſchlimmes Zeichen für den, der ſeinen Mann genauer kannte.

Die letzten Bouquets des Feuerwerks ſtrahlten, krachten und donnerten luſtig durch die Lüfte, und die Gärten brauſeten von dem Beifallsſturme der Zuſchauer, als die Reiſenden ſich auf den Weg machten. Auf ein paar Worte Ceſarino's ſprengten Giacchi und ein andrer der Pſeudoreitknechte voraus. Sandara und Eufroſine rollten langſam im Wagen dahin, Ceſarino ritt am Schlage, Ohr und Auge unverwendet von dem flüchtigen Paare. Die übrigen folgten in einiger Entfernung. — Der Graf, nach des Abſchieds Gaukelkünſten, fühlte ſein Herz erleichtert, ſeine Fantaſie von Sehnſucht entflammt, und ging, ſeine Bundespapiere zu verbrennen, um rein dazuſtehen, wenn der Tag der Prüfung käme.

Die Straße von Villa Delizie nach Camerino geht etwas ſteil bergab, durch Hohlſchluchten, dann und wann zwiſchen hochaufgemauerten Terraſſen benachbarter Landſitze. Ungeduldig hatte Ceſarino bald rechts, bald links geſchaut. An einem Kreuzwege — ſchon ſchimmerten ihnen die Lichter von Camerino entgegen — ließ er halten. „Hier führt ein Pfad zur rechten Hand bequem zur Stadt hinab;“ ſagte der Räuber: „wir wollen den Wagen leer vorfahren laſſen, und die Strecke zu Fuße gehen. An der Landſtraße treffen wir mit den Pferden wieder zuſammen.“ — Wie vorgeſchlagen, ſo gethan. „Gebt mir Euern Arm, junges Herrchen;“ fuhr der Liſtige fort, ſich Eufroſinens bemächtigend: „Ihr ſeid ſchwach auf den Beinen, und ich kenne Weg und Steg. Geht nur voran, Herr Ritter. Ich bringe Euern Freund wohlbehalten nach.“

„Mit Freuden,“ antwortete Sandara, und ſchritt rüſtig voraus durch die dunkle Hohlgaſſe. Bebend wie Espenlaub folgte Eufroſine mit dem Vater in tiefem Schweigen. Das Rollen des Wagens, das Getrappel der Pferde, das Plaudern des Gefolges verhallte nach und nach in der Ferne. Je eifriger Sandara zuging, um ſo zögernder folgte Ceſarino ſeinen Fußſtapfen. Endlich lag ein bedeutender Strich zwiſchen dem Cavaliere und ſeinen Begleitern. „Ach, wie ängſtlich bin ich!“ ſeufzte Eufroſine. — „An meiner Seite?“ fragte der Räuber. — „Ich ſehe im Dunkel den Ritter nicht mehr.“ — „Wohl Dir, hätte er Dich nie geſehen!“ — „O, mein Vater! Du biſt mir ein Räthſel geworden. Du vergibſt Deinem Kinde, und dennoch dieſer ſchauerliche Ernſt?“ — „Der Betrognen muß ich verzeihen, aber....“ — „O, Du wirſt alles erfahren....“ — „Ich weiß ſchon Alles.“ — „Werde ich bald reden dürfen?“ — „Bald.“ — „Wie dieſes gezwungne Schweigen mich peinigt!“ — „Jetzt entbinde ich Dich davon.“ — „Iſt's möglich? ich darf ihm ſagen....?“ — „Gleich; was Du willſt, auf der Stelle.“ —

Sandara ſtand an einer vorſpringenden Felſenecke, wohl achtzig Schritte von den Andern entfernt. Er rief zurück: „Geht's da hinab, die ſteile Höhe hinunter?“ — „Ja,“ donnerte ihm Ceſarino zu: „hinab, hinunter mit Dir, Verfluchter!“ Eufroſine fuhr entſetzt zuſammen; unmittelbar nach dem Rufen ſtieß Ceſarino einen grellen Pfiff aus. Zwei Schüſſe knallten raſch auf einander hinter der Felſenecke hervor. Sandara empfing die Kugeln mit voller Bruſt, und ſtürzte ohne einen Laut zu Boden. Eufroſine aber ſchrie auf, und gleitete ohnmächtig am Vater nieder, der ſie hohnlachend in ſeine ſtarken Arme faßte, und wie im Triumph zu des Ritters Leiche trug. Giacchi drehte eben den Körper um, und ſagte kalt: „Der hat genug;“ und ſein Gefährte plünderte die Taſchen des Ermordeten, als Eufroſine zu dem fürchterlichen Schauſpiel erwachte. „Du biſt gerächt!“ jubelte Ceſarino: „ſieh' hier den Entführer, Deinen Beleidiger und Tyrannen in ſeinem Blute!“ —

„Mein Geliebter, mein einzig Geliebter! o, mußte ich dieſen Gräuel erleben!“ ſchluchzte verzweiflungsvoll die zum Tod Betrübte, und warf ſich heulend über den Leichnam. — Ceſarino ſtand betroffen. Zum Erſtenmal ahnte er, daß hier die Liebe im Spiel geweſen; daß die ſtrengandächtige Nonne von dem Zauber der Natur überwältigt, von ihrem eignen Herzen hingeriſſen worden. — Mit einem Anflug von Reue, erſchüttert, wie noch nie im Angeſicht einer blutigen Scene, ſchlug er ſich mißmuthig vor die Stirne; aber alſobald wich die menſchliche Regung, und die unbarmherzige Seele kehrte wieder zur grauſamen Faſſung und Befriedigung zurück! — —

Ruſpoli ſah weder ſeine Begierden geſtillt, noch ſchaute er jemals wieder ſeine Roſſe, ſeinen Wagen. Sein Hettore koſtete ihm noch ein ſchweres Löſegeld, wie dem Kapitel von Tolentino ſein Dechant. — Ceſarino war aus der Gegend verſchwunden, und der Carbonaro Sandara wurde unter'm Fluch des päpſtlichen Bannes eingeſcharrt.

Wenige Tage nach der blutigen Begebenheit trat Vater Linardo mit der kaum mehr kenntlichen Eufroſine vor die Mutter Oberin zu San Procolo, und ſprach zu ihr, finſter und kurz: „Hier bring' ich Euch die Schweſter Dolores wieder. Hütet ſie fortan beſſer, daß ſie einſt, die Reuige, eine reine Fürſprecherin für mich bei'm Allmächtigen ſey.“

Ohne Gruß und Kuß ſchied er von der Tochter, aus deren Auge keine Thräne mehr rollte, aus deren Munde kein Wort mehr kam, die Gebete zum Herrn und der Beichte Geſtändniſſe ausgenommen. — Sie wurde daher verehrt, wie eine Heilige, während ihr Vater, fern von ihr, auf dem Blutgerüſte endlich den Lohn ſeiner Thaten empfing. — Die Mutter Dolores hat nie mehr nach ihm gefragt, nie mehr etwas von ihm erfahren. Schon längſt beſchattet auch ihr ödes Grab der traurige Rosmarin, die wilde Neſſel; aber ihr Andenken lebt noch im Kloſter von San Procolo.“

In tiefem Schweigen, mit ſträubendem Haare, hatten die Zuhörer der Erzählung gelauſcht. Nichts vermag den Italiäner in größrer Spannung zu erhalten, als eine gräßliche Räubergeſchichte, wo die Leidenſchaften in ſtarken Ausbrüchen ſich Luft machen, und der Dolch oder das Gift die Kataſtrophe herbeiführen. Keiner der Reiſenden war entſchlummert, obſchon bereits die Nacht vorüber, der Sternenkreis erbleicht, und der Hafen lebendig geworden war. Keiner bereute aber auch, nicht die Schlafſtätte geſucht zu haben, denn ihnen Allen winkte ja die Pratica *) und das ſchöne Neapel, umgeben von einer Wunderwelt.

---

*) Bewilligung, an's Land zu ſteigen.

Noch einmal bereitete die ſchöne Signora das Frühſtück, das Alle jubelnd genoſſen. Die Deputation der Sanità erſchien, und ſprach das Erlöſungsurtheil. Gaetano empfing ſeine Gelder; die Mannſchaft erbettelte, unverſchämt und devot zugleich, ihre buona Man; die Hafenpolizei fertigte die Landungsbillete; die Dogana durchwühlte die Effekten der Paſſagiere; die Zollwachen heiſchten ihr Almoſen „per gli poveri sordadi“ — die Facchini rauften ſich um das Gepäck. — Abſchiedscomplimente, aufrichtige und erheuchelte, wurden gewechſelt. — Endlich Freiheit, endlich wieder ungefeſſelte Bewegung. — „Auf Wiederſehen!“ ſagten ſich Erlau und Nicolo drohend. — „Wir ſehen uns wieder!“ ſagten ſich zärtlich Anina und der Doktor. Aber Nicolo und Spina logen. Während der Erſte den alten Ruf der graeca fides bewährte, hielt der Zweite nicht des deutſchen Wortes Treue.

In unſerem Verlag iſt erſchienen:

Vater Goriot.

Familien-Gemälde
aus
der höheren Pariser Welt.

Nach dem Franzöſiſchen
des
Balzac.

Herausgegeben
von
Friedrich v. R.

2 Bände. 8. br. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Tutti Frutti.

Aus den Papieren des Verſtorbenen. 1r, 2r Bd.
Zweite Auflage. 3r, 4r, 5r Band. 8. 10 Thlr.
oder 17 fl. 30 kr.

Vorletzter Weltgang

von

Semilasso.

Traum und Wachen.

Aus den Papieren des Verſtorbenen.

Erſter Theil.

In Europa.

Erſter und zweiter Band. 8. 4 Thlr. 16 gr. oder 8 fl.

Briefe eines Verstorbenen.

Ein fragmentariſches Tagebuch aus England,
Wales, Irland und Frankreich,
geſchrieben in den Jahren 1826 bis 29.

4 Theile. Zweite Auflage. 8. 9 Thlr. oder 15 fl.

C. Spindler's

sämmtliche Werke.

(1r bis 41r Band.)

1–5r Bd. der Invalide. 8. 8 Thlr. 12 gr. oder 15 fl.

6 „ der Schwärmer. 8. 2 Thlr. 6 gr. oder 3 fl. 56 kr.

7 „ Blümlein Wunderhold. 8. 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl.

8–10 „ der Jeſuit. 2te Aufl. 8. 5 Thlr. 6 gr. oder 9 fl.

11–13 „ Kettenglieder. 2te Aufl. 4 Thlr. 6 gr. oder 7 fl.

14–15 „ Sommermalven. 8. 3 Thlr. oder 6 fl.

16–17 „ Winterſpenden. 8. 3 Thlr. oder 6 fl.

18–20 „ die Nonne von Gnadenzell. 8. 5 Thlr. 6 gr. oder 9 fl.

21–22 „ Eugen von Kronſtein. 2te Aufl. 8. 2 Thlr. 6 gr. oder 4 fl.

23—24r Bd. Lenzblüthen. 8. 4 Thlr. oder 7 fl.

25 „ Freund Pilgram. 8. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

26—29 „ der Jude. 8. 7 Thlr. oder 12 fl.

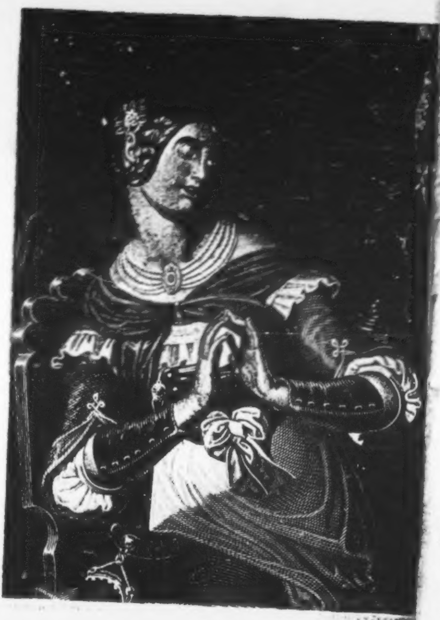
30—31 „ Herbſtviolen. 8. 3 Thlr. oder 6 fl.

32—34 „ Moosroſen, neue Ausgabe. 8. 4 Thlr. 6 gr. oder 7 fl.

35—37 „ Je länger je lieber, neue Ausgabe. 8. 4 Thlr. 6 gr. oder 7 fl.

38—41 „ der Baſtard. 8. 6 Thlr. oder 10 fl. 30 kr.

Hallberger'ſche Verlagshandlung
in Stuttgart.



Vergiſs mein nicht.

Taschenbuch

für das Jahr

1837.

Herausgegeben

von

C. Spindler.

a 1

BIBL.
[illegible]

STUTTGART

Hallberger'sche

vormals F. G. Franckh'sche Verlagshandlung

Vergissmeinnicht.

Taſchenbuch für das Jahr

1 8 3 7.

Achter Jahrgang.

Von

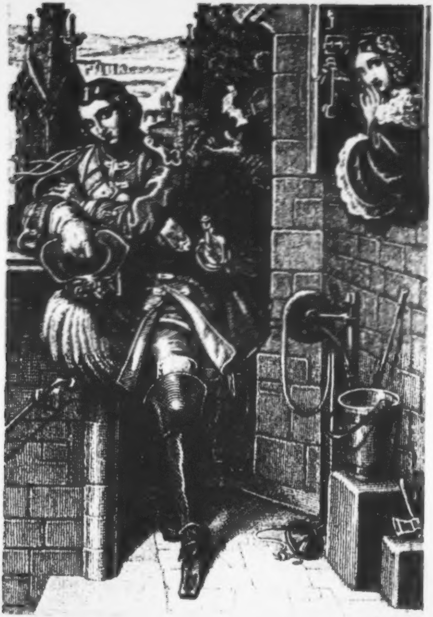
C. Spindler.

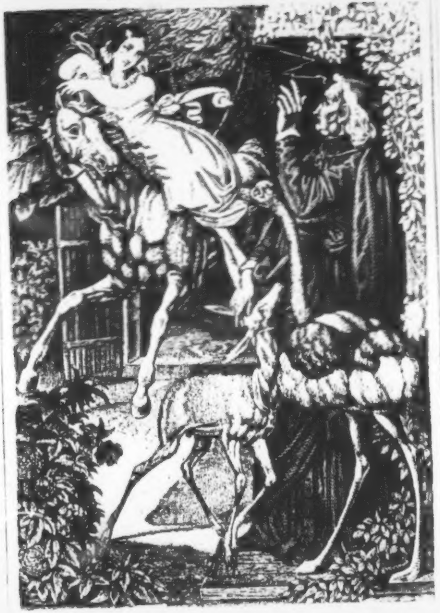
Inhalt.

Seite

Die Prophetin zu Rottenbrunn. (1705 — 1706.) . . . 1

Der Wechſelbalg. Hexengeſchichte aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert 185





II., III., IV.

Der Jeſuit.

Der Jeſuit, jenem großartigen Cyclus angehörend, auf deſſen Bedeutung wir in einem früheren Jahrgang*) dieſes Buches aufmerkſam machten, hat vielleicht zu noch mehr Mißverſtändniſſen und böswilligen Deutungen Anlaß gegeben, als der Baſtard, der Jude und der Invalide zuſammen genommen, obſchon beſonders gegen den letzteren von vielen Seiten Angriffe geführt wurden, unter denen vielleicht keiner lächerlich iſt, wenn nicht der, in welchem dem Dichter zum Vorwurf gemacht wird, daß er die Hingebung der Vendéer von der poetiſchen Seite aufgefaßt habe, ſtatt ſie, alles Schmuckes baar, lächerlich zu machen. Des Dichters Beruf iſt es, gerecht zu ſeyn gegen alles Große und Schöne, gegen Cäſar wie gegen Brutus, gegen Robespierre wie gegen den parfümirten Herrn mit der Perrücke, ſobald er unter der brokatenen Weſte ein treues, ritterliches Herz trägt, wie jene edlen Vendéer, welche zu haſſen dem Kämpfer der Gegenpartei, in einem gehäſſigen Licht zu ſchildern dem Libellenſchreiber, zu verachten aber keinem Biedermann erlaubt iſt. Und eben ſo gut, als einer aus der Anerkennung der hochherzigen Kämpfer für Thron und Altar zu folgern wagt, der Dichter ſey den großen Ideen der fortſchreitenden Zeit abhold, könnte er aus der ſo wahren und gerechten Darſtellung des Juden ſchließen, der Verfaſſer gehöre dem verworfenen Geſchlechte an; der eine Schluß wäre ſo logiſch wie der andere. — Dem Jeſuiten ſtehen andere Parteien gegenüber, doch ihre Anſprüche ſind nicht minder gehäſſig, nicht minder unverträglich mit der poetiſchen Gerechtigkeit, als das, was wir eben anführten; denn nur allzuviele Leſer gibt es, welche das Buch in die Hand nehmen, weil ſie Schilderungen darin zu finden hoffen, die eines ſogenannten Jeſuitenriechers, aber nicht eines Dichters würdig wären.

---

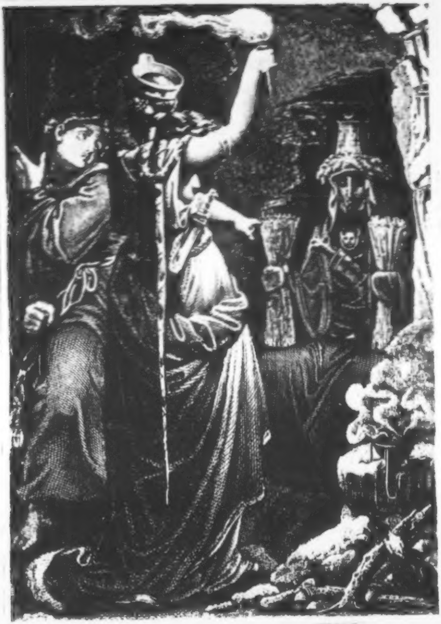
*) S. Vergißmeinnicht für 1835.

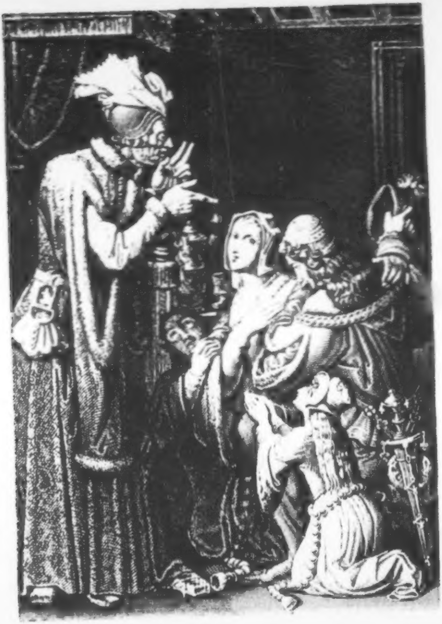
Zwar hat Spindler nicht vergeſſen, alles das darzuſtellen, was in der Ordensverbindung Schändliches, die Menſchheit Entwürdigendes liegt, und mit ſtarken Farben der Jeſuiten Ränke und Schwänke zu malen; aber er hat dem Schatten auch Licht geſellt, neben der Liſt die Kühnheit und Ausdauer, neben des Ordens verderblichem Treiben ſeine ſpartaniſche Zucht gemalt, und (nicht etwa durch Raiſonnements, ſondern in klaren Bildern) dargeſtellt, wie der Jeſuitismus, dem civiliſirten Europa ſo ſchädlich, den wilden Indianern einſt heilſam war, um auf's Neue die uralte Wahrheit zu bethätigen, daß auch das ſtärkſte Gift, zu rechter Zeit angewandt, einen Heiltrank bieten möge.

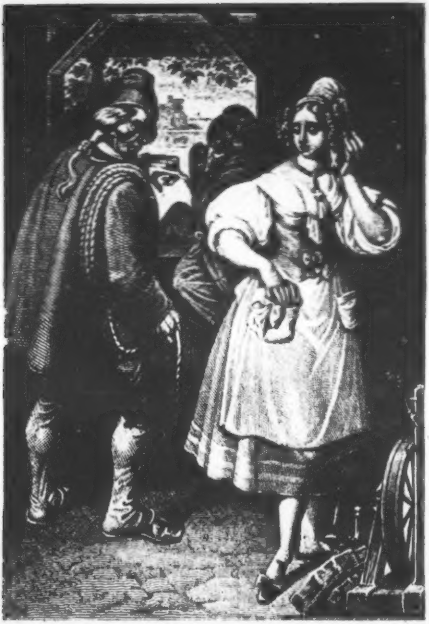
Ferner hat der Dichter in kühner Begeiſterung dem nüchternen, pedantiſchen Proteſtantismus die würdige, Herz und Einbildungskraft anſprechende Haltung des katholiſchen Kultus gegenübergeſtellt, dem ränkevollen Prieſter die Glorie, welche ihm dennoch gebührt, nicht vorenthalten, ſo wie er in dem Amerikaner Birſher und in Juſtinen die verſtändigen Kinder der Reformation, in männlichem und weiblichem Gegenſatz, zu ſchildern verſtand.

Nun ſagen die Einen, die ſich in ihrer Erwartung getäuſcht ſahen, der Dichter ſey parteiiſch für die Jeſuiten; die Andern aber, welche in dem berüchtigten I. H. S. immer noch ein Zeichen des Heils erblicken, werfen ihm gerade das Gegentheil vor. — Beide Theile wiſſen aber nicht, daß die epiſche Dichtung ein Spiegel der Welt und des menſchlichen Herzens ſeyn ſoll, und für ſie iſt der Wohlklang des gewaltigen Liedes verloren. Wohlan denn, ſo leſ't die Poſtille und Zollikofer, oder die Legenda Sanctorum und die Controverspredigten jenes ſchreihälſigen Paters! — —

Drei Bilder in dieſem Jahrgang rufen, ohne nähern Zuſammenhang und Bezug aufeinander, verſchiedene Scenen aus dem Roman in's Gedächtniß. Das erſte Blatt zeigt Juſtinen und Birſher, der eben das Medaillon entdeckte, auf das ihn der verkappte Magiſter aufmerkſam gemacht hatte, und nun, die ganze Hölle der Eiferſucht in der Bruſt, davonzueilen im Begriff iſt. Der Beſchauer vergeſſe nicht, ſich zu erinnern, wie das Medaillon in des Mädchens Hände gekommen, und der ganze Charakter Juſtinens wird ihm deutlich vor Augen treten. — Das zweite Blatt ſtellt die Scene auf dem Thurme dar, wie James, in der Reiteruniform, von Juſtinen erkannt wird, die kurz vorher ihrer Gefährtin verrätheriſche Abſichten entdeckt hat, und ſchnell beſchließt, ihre Rettung in des Jünglings Hände zu legen. — Auf dem dritten Blatte zeigen ſich Ines, das Kind der Natur, und in der exotiſchen Umgebung der europäiſche Prieſter. — Für Leſer von ſchwachem Gedächtniß ſind unter den Bildern die bezüglichen Seitenzahlen (nach der zweiten Auflage) angezeigt.







[illegible]

V., VI., VII.

Erzählungen bei Ebbe und Fluth.

Den Standpunkt, von welchem aus der Dichter die „Erzählungen bei Ebbe und Fluth" betrachtet wiſſen will, ſpricht er ſelbſt in der Einleitung dazu aus. Und es iſt ihm gelungen, durch die vier Novellen den Ton zu führen, den er zu Anfang angeſchlagen, wobei eine beſondere Schwierigkeit auch darin lag, den Worten nachzukommen: „und von den Seeleuten (lernten ſie) endlich die Kunſt, alte Hiſtorien in das Gewand der Gegenwart zu kleiden, weil das Schiffsvolk im Grunde keine Vergangenheit kennt, und nur im Heute lebt." — Doch iſt auch dies überall wohlgerathen, und dadurch über das Ganze ein Hauch jener friſchherzigen und gutmüthigen Ironie ausgegoſſen, die zu behaupten um ſo ſchwieriger iſt, da ihre Steigerung zur Parodie führt. Doch iſt, natürlich, unter dem Vergegenwärtigen der alten Zeit kein Moderniſiren verſtanden, nicht in der Haltung der Charaktere, minder noch in der Sprache, welche Spindler überall dem Stoffe anzupaſſen weiß, ohne ihre Reinigkeit preiszugeben, zur Verzweiflung jenes Berliners, der, ſelber nur eines ſtark mit franzöſiſchen Brocken verſetzten Jargons mächtig, dieſen für „die gebildete Sprache des neunzehnten Jahrhunderts" ausgeben möchte.

Unter den vier Geſchichten ſind zwei, in denen der Erzähler, (welchem der Dichter ſie in den Mund legt,) allerdings eine Vergangenheit anerkennt, und dies ausdrücklich ſagt; doch deutlich zeigt der Ton, wie der Erzähler ſich gar nicht befremdet fühlen würde, wenn auch die Wundergeſchichte vom Mönch Aubert vor ſeinen leiblichen Augen ſich entwickelte, wie er ſie mit den Augen ſeiner Seele vor ſich ſieht, oder wenn der finſtere König Loys mit Muſchelhut und Pilgerſtab daher käme, um „dem heiligen Michael in den Gefahren des Meeres“ ein Gelübde zu löſen. — Zwei andere wieder ſind in das Gewand der Gegenwart gekleidet, und doch dabei im Ton uralter, von den Vorfahren ererbter Mährchen gehalten, ſo daß die Träume des Mönchs Aubert, König Ludwigs Wallfahrt, das ſtumme Kind auf der Grève und die ſchöne Katharina von St. Malo in guter Harmonie übereinſtimmen.

Zu den zwei erſten und zur vierten Erzählung ſind hier Zeichnungen geliefert, in denen der Künſtler mit glücklicher Wahl bedeutungsvolle Scenen aufgefaßt hat. Auf dem erſten Blatte erſcheint in der Felſenhöhle von Tombelène, von der zauberhaften Prinzeſſin beſchworen, die Druidin Velleda. Auf dem zweiten kniet vor Loys der junge Sire von Mortal mit Weib und Kindern, Vergebung flehend. Auf dem dritten erſcheint die ſchöne Seilerstochter von St. Malo in einer Scene, die keiner Erklärung bedarf, ſo deutlich ſpricht ſie für ſich ſelbſt.

Die Prophetin zu Rottenbrunn.

1705 — 1706.

Die Prophetin zu Rottenbrunn.

(1705 — 1706.)

1.

„Die zu ſterben haben, grüßen Dich!“
Gladiatorenſpruch.

Der Pfarrer ſtand, eben von der Kirche gekommen, vor ſeinen alten Schweſtern. Noch im Chorhemde, die Prieſtermütze auf dem weißgelockten Haupte, in ſtrenge Falten gelegt das freundliche Antlitz, kanzelte er die Jungfern derb herunter. „Daß Ihr mir die Loni in Ruhe laßt! das bitt' ich mir aus. Das Dirnel könnt' einmal den Tod haben vor Schreck über Euer Anfahren. Und am Ende iſt immer nur Euer übelhöriges Ohr am ganzen Spektakel ſchuld. Wenn man ſelber mit einem Gebrechen geſchlagen iſt, ſoll man nicht andern Nebenmenſchen die ihrigen vorwerfen; das iſt gottlos.“

Als auf dieſe harten, laut herausgepolterten Worte Brigitte in Thränen ausbrach, und Margareth, zitternd vor dem zornigen Geſicht des Bruders, in ſtummen Jammer verſank, milderte der gute Prieſter ſeine Reden und ſeine Züge, indem er hinzuſetzte: „Na, na, 's iſt ſchon recht. Flenne nicht, alte Brid; maule nicht, Du trotzige Rettl. Gott, der Herr, hat Euch einmal das Unglück geſchickt, und wir wollen's mit Geduld ertragen. Habt aber auch Geduld mit der Loni, hört Ihr? Ich hätte dem Mädel und ſeiner ſterbenden Mutter einen ſchlechten Gefallen erwieſen, es in's Haus zu nehmen, wenn's darinnen ſchon hienieden das Fegfeuer finden ſollte. Gelt, Ihr wollt brav und chriſtlich fortan mit Loni umgehen?“

„Wir wollen's halt in Jeſu Namen nimmer thun;“ erklärte Brigitte für ſich und die ſtocktaube Margareth, die nur aus den Geberden der Schweſter errieth, wovon es ſich handelte.

Nun war im Presbyterium, nach ſolcher Unterwerfung, immer der Friede ſo gut wie hergeſtellt. Alſo auch heute. Der Pfarrer, die geiſtlichen Gewänder von ſich legend, fragte, ob Neues vorgefallen. Der Balthaſar Birmerſtorfer, der Georg Linſinger, und Bartholome Pachſchmitt ſeyen da geweſen; hieß es. — „Sicherlich Heirathsangelegenheiten;“ ſeufzte der Pfarrherr: „die Buben haben heut ihre Andacht verrichtet, waren ſo feierlich . . . ! dem Balthaſar hab' ich ſchon einmal abgerathen. Heute muß es eben noch einmal geſchehen. In ſo elenden Zeitläuften iſt nicht wohlgethan, einen eigenen Hausſtand zu begründen.“

Es wurde beſcheiden an die Thür gepocht, und das Geſicht des genannten Birmerſtorfer ſchaute in die Stube. „Geht's fort, ihr Jungfern; kommt's herein, ihr Buben!“ ſagte der Pfarrer, und nahm ſeine Autorität vor die

Stirn. — Ohne abzuwarten, was die drei Bauernburſche, die nach einander in die Stube traten, vorbringen würden, wendete er ſich an den Balthaſar, ernſt aber freundlich: „Grüß' Dich Gott. Du kommſt mir gerade recht. Rede doch mit Deiner Schweſter, der Loni, ein brüderlich Wort. Sieh; der Trübſinn, der das Mädel ſchon ſeit ein paar Jahren beſchlichen, nimmt allgemach überhand, und macht ſie träg und widerwillig zu jeder Arbeit. Nun aber iſt der Menſch nicht geſchaffen, daß er die Hände in den Schooß lege, und Müßiggang iſt des Teufels Ruhebank. Ich habe viel Geduld mit der Dirne, und nehme vor den Schweſtern allemal ihre Parthei; aber ſchau, lieber Balzer: ich hab ſie ja doch in's Haus gethan, daß ſie den alten Mädeln helfen und ſie pflegen ſoll. Nun thät's Noth, man ginge mit ihr um, wie mit einer Prinzeſſin. Immer ſitzen und in den blauen Himmel ſehen, oder träumeriſch umhergehen und alles nur halb thun, — das iſt nicht gut für mein Hausweſen, und nicht für ihren Leib und ihre Seele. Sag' ihr das.“

„Die arme Loni iſt halt krank;“ erwiederte Balthaſar, und ſeine Rede klang gleichgültig, obſchon ein großer Thränentropfen in ſein Auge trat. Der Pfarrer ſah dieſe Thräne, und konnte ihr nicht widerſtehen, ſo daß er begütigend fortfuhr: „Das weiß Gott. Sie hat ein ſauber Angeſicht, aber alle Farbe iſt davon weggewiſcht, und von Tag zu Tag nimmt ſie am Körper ab.“

„Die Mutter ſelig hat viel Kreuz ausſtehen müſſen, als ſie mit der Loni ging;“ bemerkte Balthaſar wie oben, worauf der Pfarrer: „'s iſt wahr; viel bittres Leid und ſchwere Schickung. Am Ende kann das Kind nichts für ſeine Hinfälligkeit und Betrübniß. Na, laß' gut ſeyn. Ich will mit dem Pater Felix reden, wann ich wieder nach Benediktbeuern hinüberkomme. Er iſt ein gelernter Doktor und Chirurg. Er ſoll den Leib kuriren; ich will der Seele zuſprechen. Wir wollen nicht verzweifeln. Aber — was bringt Ihr mir, Ihr jungen Kerle? Was hättet Ihr gerne?"

Da ſtellte ſich der Linſinger, als der Beredteſte, vor den Herrn und ſagte treuherzig: „Wir ſind alle drei von Ew. Hochwürden getauft, im Chriſtenthum gelehrt, zur Schul gehalten und in allen Stücken wohl berathen worden, und darum haben wir auch zum hochwürdigen Herrn ſo viel Vertrauen, daß wir ihn um ſeinen Segen bitten, gleichwie einen Vater. Es iſt ein ſchwierig Ding, das wir unternehmen wollen; aber Gott und die heilige Mutter ſollen uns helfen, wir können nicht anders." — „Ei nun, was iſt's? ſteht Euch der Sinn nach Veränderung und nach dem heiligen Eheſtande etwa?" —

Die Dreie ſchüttelten die Köpfe, und Linſinger ſprach ehrenfeſt: „Es iſt dem würdigen Herrn bekannt, unter welchem gräulichen Druck das gute Bayerland verſchmachtet, daß es kaum zu ſagen, und noch minder auszuhalten. Die hohe Landes-Defenſion zu Burghauſen hat ein Ausſchreiben an alle junge Leute in den Aemtern erlaſſen, und wir ſind mit Gott entſchloſſen, unter ihre Fahnen zu treten."

Das fiel dem guten Hirten ſchwer auf's Herz, und er konnte in ſeinem Erſtaunen keine Antwort finden. Der heftige Pachſchmitt ſetzte den Worten Linſingers bei: „Was iſt auch zu thun? Seit der Churfürſt aus dem

Lande gejagt, iſt nur Elend und Kümmerniß hereingekommen. Die Handwerker ſind Bettelleute geworden, wie die Andern. Wir alle drei ſind Maurer; aber wer denkt heute dran, ein Haus oder eine Kirche zu bauen? Die Hütten zerfallen, oder werden von den Soldaten des Kaiſers verbrannt; in den Gotteshäuſern füttern ſie ihre Pferde. Die Profeſſion geht nicht, der Jammer endet nicht, und ſicher ſind wir nirgends, nicht einmal in unſrer Haut. Zur Nachtzeit, wo der Krüppel ruhig ſchläft, müſſen wir geſunde Buben wandern von einem Ort zum andern, daß die Kaiſerlichen uns nicht vom Stroh holen, und zum Soldaten machen. Sollen wir uns ohne Gegenwehr fügen? uns wegſchleppen laſſen von der Heimath? Es iſt weit nach Ungarn oder Böhmen, und nicht leicht kommt Einer von dort zurück. Nein: müſſen wir zu Grunde gehen, ſo wollen wir's für das Vaterland. Lieber bayeriſch ſterben, als kaiſeriſch verderben!" — Die beiden Andern wiederholten feierlich den Feldſpruch, der dazumal, vom heldenmüthigen Plienganſer ausgerufen, durch ganz Bayern, bis in deſſen fernſte Gebirge gedrungen war.

Der Pfarrer, als ein vorſichtiger und kluger Mann, ſchüttelte das Haupt, während ſein Herz voll Begeiſterung ſchlug. Auch er war ein Sohn des Gebirgs; auch er liebte heiß und innig das Heimathland. — Balthaſar, ſein Kopfſchütteln deutend, ſagte kurz und beſtimmt: „Wir haben Alles überlegt. Wir haben weder Vater noch Mutter mehr; meine Loni wird von Ew. Hochwürden nicht verlaſſen werden; das Nannerl, meine ehemalige Braut, hat jetzo einen Andern. Uns hält nichts auf;

wir haben heut den heiligen Leib darauf genommen. Abends ziehen wir fort.“

„Bedenkt doch, was Ihr thut;“ warnte der bekümmerte Prieſter: „Ihr bringt Euch in ſchwere Strafe, und was werdet Ihr, was werden Tauſende vermögen gegen die Waffenmacht des Kaiſers? Reue und Undank werden Euer Lohn, krüppelhafte Glieder Euer Gewinn ſeyn; vielleicht der bittre Tod ſelbſt . . . .“

„Wir haben uns dazu bereitet;“ erwiederten die Jünglinge feſt: „Wohl mag er uns näher ſtehen, als der Sieg; aber — Gott helf' uns — wir können nicht anders. Es muß ſeyn!“

„So wartet noch ab;“ ermahnte der Pfarrer endlich: „warum fortziehen in ſtrenger Winterkälte? Der Schnee macht die Berge unwegſam; in der Ebene ſind die Ströme ausgetreten, und eine Eisfläche iſt das Land. Laßt Euch bedeuten. Rennt nicht blind in's Verderben. Die Witterung bringt Euch um, wenn es der Feind nicht thut.“

Da lächelte Linſinger pfiffig und meinte: „Bis Weihnachten haben wir ein warmes Winterquartier erobert, oder uns thut kein Zahn mehr weh. Die Kaiſerlichen ſind geſchlagen am Innfluß und an der Vils; das iſt gewiß, und für den Sieger iſt München auch nicht aus der Welt.“

Um keinen Augenblick unnütz zu verlieren, knieten die jungen Männer vor dem Pfarrer nieder, und baten wiederholt um ſeinen Segen. Mit überſtrömenden Augen ertheilte ihnen der Geiſtliche die Benediktion, und wendete ſich ab, voll Trauer. Beim Abſchied ſagte Linſinger trocken: „Alle Zungen werden von uns reden, und in's Dorf melden, was aus uns geworden. Sind wir glücklich, ſo ſinge der hochwürdige Herr für uns ein freudiges Hochamt. Wären wir jedoch verſtorben, ſo leſe Er eine heilige Meſſe für unſere armen Seelen.“

2.

„Im Traum lebt mancher, der im Wachen todt.“

Paracelſus.

Apollonia wärmte die erſtarrten Hände am erlöſchenden Feuer des Küchenherdes, und ſchaute, weitoffenen Auges, dem Rauche nach, der ſich kräuſelnd zum Schlot hinaus machte. — Brigitte führte den Pfarrer an die Thüre, und zeigte ihm mit mißfälliger Geberde das in Gedanken verlorne Mädchen. — Der Geiſtliche näherte ſich behutſam demſelben, und berührte ſanft ſeine Schulter. Langſam drehte Apollonia den Kopf; ein freundliches Lächeln erheiterte ihr bleiches Geſicht, und ſie küßte mit zärtlicher Demuth des Pflegvaters Hand. „Was iſt das?“ fragte dieſer ſcherzend: „das Waſſer kocht nicht, und der Rauch ſchlägt hinein. Loni, die Schlafhaube, wird uns eine Suppe kochen, wie für arme Studenten?“ — Beſchämt biß das Mädchen die Zähne zuſammen, und ſchnalzte mit der Zunge, unzufrieden mit ſeiner Nachläſſigkeit. Dabei blies es haſtig die Flamme an, und gab ſich Mühe, das Verſäumte wieder in Ordnung zu bringen. — „Schön;“ lobte nun der Pfarrer: „Du biſt halt immer was zerſtreut? ſchauſt immer, wo die

Spatzen fliegen? Woran haſt Du allerweil gedacht?" — Apollonia beſann ſich. „Ich weiß nicht;" lautete dann die unbefangene Antwort. — „Das iſt nicht gut. Der Menſch muß immer wiſſen, was er thut, und was er will. Wer nicht fleißig arbeitet, betet auch ſchlecht; und vom Herrn kommt doch nur allein der Fleiß, der Muth, das Heil." — Apollonia nickte freundlich. „Ich unterlaſſe das Gebet nie;" ſagte ſie zufrieden. — „Aber die Arbeit . . .?" — „Ich thue ſie immer unverdroſſen." — „Und doch klagen die Schweſtern, daß Du ſaumſelig ſeyſt, und oft mitten im Geſchäfte aufhörſt, um gen Himmel zu ſtarren, wer weiß wie lang?" — „So? das weiß ich nicht. Aber, wenn die Jungfern es ſagen, wird's ſchon wahr ſeyn." — „Freilich; erſt heute haben ſie Dich deshalb gezankt?" — „O nein;" ſprach das Mädchen, doch erinnerte es ſich alſogleich: „ja doch, ich beſinne mich. Ich habe darüber geweint; hätt' es bald vergeſſen." — „Siehſt Du jetzt, wie zerſtreut Du biſt?" — „Ein wenig; ja." — „Hat Dein Bruder mit Dir geredet?" fragte der Pfarrer, das Geſpräch anders wendend. Nach einer Weile verſetzte Apollonia: „Ja. Er geht auf die Wanderſchaft, hat ſich bei mir beurlaubt. Wenn er nach München gekommen iſt, will er mir zu Weihnachten ſchöne Sachen ſchicken. Ich ſoll nur fleißig und gehorſam ſeyn, ſagte er, und Ew. Hochwürden bei guter Laune erhalten, daß mich Ew. Hochwürden nicht verſtoßen." — „Hm! das werd' ich doch nicht thun? Sey nur munter und wohlauf. Wie ſteht's mit der Geſundheit?" — „Ich bin wie der Fiſch im Waſſer;" entgegnete Apollonia mit voller Zuverſicht; aber ihre hohlen Wangen behaupteten das Gegentheil. Mitleidig fuhr der Pfarrer fort: „Deine Eßluſt . . .?“ — „Das Eſſen ſchmeckt mir trefflich, wenn's ſchon nicht mehr ſo gut iſt, wie vordem.“ — „Daran ſind die Kaiſerlichen ſchuld, die im platten Land Alles aufzehren, ſo daß für uns Leute im Gebirg nichts mehr übrig bleibt.“ — „So? die Kaiſerlichen? wie kommen die zu uns herein?“ — „Sie haben unſerm Churfürſten Alles genommen, und regieren jetzt an ſeiner Statt.“ — „Warum das?“ — „Das weiß ich nicht ſo eigentlich zu ſagen. Die beiden Theile behaupten, ein jeder für ſich, ſie hätten beide Recht. Ich will's nicht entſcheiden.“ — „Ich auch nicht;“ lachte das Mädchen herzlich: „was geht's uns an? Nicht wahr?“ — „Ganz und gar nichts. Jedoch — wieder auf den Text zu kommen — wie iſt's mit Deinem Schlafe?“ — „Gut; ich ſchlafe feſt, und drehe mich die ganze Nacht nicht um.“ — „Ei? doch ſollſt Du manchmal am Tage einſchlummern, ehe ſich's Jemand verſieht?“ — „Ich glaube, ja. Ach, da ſetzt es ſchöne Träume!“ — „Wie ſo?“ — „Mir kommen immer friſche grüne Wälder vor, mit ſingenden Vögeln und goldigem Sonnenſchein. Nur dieſe Nacht hab' ich garſtig geträumt.“ — „Was denn, Loni?“ — „Ich ſah ganz deutlich den Quirin, der in der kalten Leiten wohnt, wie er von ſeinem Heuſtadl fiel, und ſich's Genick brach.“ — Der Pfarrer biß ſich betroffen in die Lippen, denn das Unglück hatte ſich wirklich begeben, und vor einer halben Stunde war die Meldung davon zur Kirche gekommen. Apollonia ſchien die Ueberraſchung des Geiſtlichen nicht zu bemerken, und ſchwieg, die Einbrenn für die Speiſen emſig bereitend.

Als der Pfarrer wieder fortgegangen, ſagte Apollonia vor ſich hin: „Was ſie doch nur immer mit ihrem Fragen wollen? Bin ich denn noch ein ungeſchicktes Kind, daß ich auf einmal nichts mehr recht mache? Die alten Jungfern ſind ſo wunderlich! Doch muß ich aushalten und hübſch geduldig ſeyn. Ich bin ja nicht beſſer, als ein anderer Ehehalt, ich arme Waiſe. Ich hab's eigentlich doch gut im Hauſe; nur kann ich das Schelten nicht vertragen. Ich muß gleich weinen, und das thut mir weh. Aber krank bin ich nicht, ſehe immer geſund aus.“ — Sie betrachtete ſich beifällig im Waſſergefäße neben ihr. Dann fuhr ſie nachdenklich fort: „Eins fehlt mir wohl, und ich weiß ſelbſt nicht recht, was? Ich möchte dann und wann plaudern können. Aber die Jungfern ſind taub, und der Herr iſt zu gelehrt, und hat nicht einmal Zeit. Die Dirnen im Dorfe lieben mich nicht; ſie ſagen, ich ſey ihnen zu traurig und zu ſtille. Was nur all' die Leute von mir denken?“

Nun verlor ſie ſich wieder in ihr Sinnen, und grübelte heraus, daß ſie ſich doch nirgends beſſer befände, als in der Kirche, wo der liebe Gott wohnt, der alle Menſchen verſteht, und die heilige Jungfrau, der ſie mit ſo vieler Liebe zugethan. — Da wurden ihr der Küche rußige Mauern zu heitergemalten Tempelwänden, das kniſternde Feuer zu einem Meer von geweihten Kerzenflammen, die brodelnde Suppe zum Orgelgeſang. Weihrauch duftete das Fichtenholz; die weiße Katze, die am Boden mit der Kohlenſchaufel ſpielte, verwandelte ſich in einen klingelnden Chorknaben. — —

Indeſſen redete in der Stube der Pfarrer zu dem

Sakriſtan: „Er weiß wohl, wie ich für das arme Kind von jeher gedacht habe. Er alter treuer Diener kennt mein Herz durch und durch, und verdient das auch. Wir ſind beide jung hierher gekommen, haben uns hier alt geſeſſen. Während Er aber ein Weib nahm und Vater wurde, blieb dieſes Haus öde, und darinnen trieb ſich ein geplagter Menſch umher, den von einer Seite der alte Adam verlocken wollte, und von der andern die Pflicht ſchopfbeutelte. Nun — Gott ſey Dank — der alte Adam mußte ſchimpflich weichen; deswegen hatte ich aber der Loni Mutter nicht weniger lieb im Herzen, und da ſie ihren Mann heirathete, — den Raufbold, Gott hab' ihn ſelig — ſo war nach dem Gebete für die Aeltern und Geſchwiſter, mein Erſtes an jedem Tage das Gebid für ſie: daß es ihr wohlgehen möge als Eheweib, als Mutter und ſo fort, bis zum Abſterben. Nun, Gott hat's anders gefügt; ſie wurde immer unglücklicher, bis an einem Sonntagabend ihr Mann erſtochen aus der Schenke nach Hauſe gebracht wurde . . .! Damals lag die Loni unter ihrem Herzen.“

„Ja, die arme Frau!“ ſagte der Meßner wehmüthig: „Sie hat's nie verwinden können. Zwei Jahre, nachdem ſie das Mädel geboren, trugen wir ſie auch zu Grabe. Der Pater Felix von drüben hat die Leiche eingeſegnet. Ew. Hochwürden lagen krank zu Bette.“ —

Der Pfarrer holte einen tiefen Seufzer aus der Bruſt. Schmerzlich lächelte er, da er fortfuhr: „Die Mutter war mir verboten geweſen, aber die Tochter durfte ich haben. Ihr Vater zu ſeyn hatte ich der Sterbenden zugeſagt. Und ſo will ich's halten, heute noch, und im Tode. Die Loni ſoll das Bischen Habe, das mir übrig bleiben mag, bekommen, wenn ich und die Schweſtern das Zeitliche geſegnet haben."

„Ein mehr als chriſtlich Werk, hochwürdiger Herr. Wenn doch nur die böſen Zeiten erlaubten, mit einiger Sicherheit in die Zukunft zu ſchauen! Aber in dem Jammer, wo wir uns befinden, weiß auch der Reichſte nicht, ob ihm ein Kiſſen bleiben werde, darauf zu ſterben." Der Pfarrer zeigte gen Himmel; doch miſchte ſich in ſeine Zuverſicht ein furchtbar banger Zweifel, als er ſeiner Beichtſöhne gedachte, die heute ſich dem Tode geweiht, mit vielen Tauſenden, tapfer, ungeduldig und gläubig wie ſie. — „Was erzählt man von der Gegenregierung zu Burghauſen?" fragte er nach kleinem Stillſchweigen.

„O, was die Emiſſarien der Bauern in's Gebirge bringen, iſt nichts als Liebes und Gutes. Braunau und Burghauſen, Kellheim und Vilshofen ſind in den Händen der conföderirten Gemeinden. Die kaiſerlichen Truppen wurden allenthalben mit Nachdruck zurückgeworfen und verſprengt. Die kaiſerliche Adminiſtration unterhandelt zu Anzing mit den ſiegreichen Häuptern der Landfahnen. Wenn der Himmel ſein Gedeihen gäbe, ſo könnten wir frei ſeyn, ehe das Neujahr anbricht."

„Er iſt ja voll von Glauben und Vertrauen;" bemerkte der Pfarrer kleinlaut, und ließ den Kopf in die Hände ſinken. — Der Meßner erwiederte freimüthig: „Warum ſollte ich's nicht ſeyn, Ew. Hochwürden? Bayern iſt mir lieb, und der Churfürſt, der mit den Franzoſen nächſtens wiederkommen wird, und ſeine durchlauchtige Familie, die gefangen zu München ſchmachtet. Die Heiligen werden nicht zugeben, daß ſo viele redliche Herzen in Noth und Trübſal brechen.“

„Ei, ei, wenn der Pfleger das hörte . . . ?“ — „Dem ſag ich's nicht. Ich ſag's nur dem Herrn Pfarrer, der ein rechtſchaffen Landskind iſt, wie ich. Was kann ich dafür, daß der Pfleger ſich den Kaiſerlichen verkauft hat? Im Thale Joſaphat ſoll ihm ſchon ſein Meineid leid und wehe thun.“

„Ja wohl, ja wohl!“ bekräftigte der Prieſter und der Sakriſtan fuhr eifrig fort: „Auch ſind unſere Leute gut geführt. Der Plienganſer, der Meindl, der Oertl-Xaver, der Chriſtian Jäger, die Meiſten ſtudirte Männer, fürchten den lebendigen Satanas nicht, und die bayriſchen abgedankten Offiziere und Soldaten ſtrömen in Menge den Landſturmhaufen zu. Noch geſtern hieß es, auch in unſern Bergen ſtreife ein Hauptmann, ein Franzos, verkleidet umher, um die Schützen aufzubieten.“

Ehe noch der Pfarrer antworten konnte, lief Margareth zur Thür herein, und ſchrie mit der Stimme einer Beſeſſenen: „Da haben wir's! jetzt kann der hochwürdige Herr Bruder trocken Brod zu Mittag ſpeiſen. Die Loni iſt abermals am Feuer eingeſchlafen, und hat Alles verbrennen laſſen. Sie iſt nicht zu erwecken und macht ein Geſicht wie eine Verzückte.“ — „Nun;“ erwiederte ruhig der Geiſtliche: „ſo eſſen wir Brod, und laſſen die Arme ſchlafen. Lauf' Er aber hinüber in's Kloſter, lieber Meßner, und bitte Er den Pater Felix um ſeinen Beſuch, cito citissime!“

3.

„Heftige Leidenſchaft und Krankheit, die Fantasmagorie des Rauſches und der Träume entwickeln oft Fertigkeiten, die gerade nicht vom Teufel ſeyn müſſen.“
Voltaire.

Die taube Rettl, die in ihrem Leben kein ander ſchlafend Menſchenangeſicht geſehen, als das einfältige ihrer Brid, und das ſteinbildartige des Bruders, mochte ſich mit Recht über Apollonia's verwundern. Die ſchönſte Roſenröthe der Jugend prangte auf den Zügen der Schlummernden: ein zartes Lächeln umſpielte ihren Mund; heiter war die Stirne, und ſogar über die Glieder ſchien eine beſondere Anmuth ausgegoſſen, die im Wachen dem blaſſen, ernſten, melancholiſchen Mädchen abging. Fröhliche Bilder ſchwebten vor ihrer Einbildungskraft; das innere Auge ſchaute, was das Herz erfreute. — Dabei hatte der Schlaf Apollonien umklammert, wie eine liebe Beute, die der Eroberer ſo bald nicht zu laſſen denkt: Rufen und Geſchrei weckten hier nicht, und thätlicher Zudringlichkeit wehrte der Prieſter, der, ein ſorglicher Engel, am Bette Wache hielt. — „Was iſt's nun weiter?“ ſprach er zu den glotzenden Schweſtern, nämlich in's Ohr der nur halbtauben Brigitte: „das Dirnel ſchläft einen geſunden Stiefel weg. Iſt's gleich außer der Zeit, ſo ſcheint mir's ein Remedium gegen die Ermattung des Leibes. Gebt's Euch zufrieden; macht's keinen Lärm im Hauſe und im Dorfe. Die Leute könnten Wunder meinen . . . .“

Während er jedoch ſo redete, träumte ihm ſelber, wie von Mirakeln; denn er hörte wohl, wie aus dem halbgeöffneten Munde der Schläferin eine Art von Geſang tönte, deſſen Text ungefähr lautete, wie: „Tra-ra-ra, tra-ra-ra! die Reiter ſind ſchon nah! Hallalah, wie die Trompeten klingen! heiſſaſah, die friſchen Röſſel ſpringen! Da kommt der goldne Offizier .... nimmt ſein Quartier bei mir ....“ — Mit einem ſchwergeſeufzten „O weh!“ endigte das Lied, und Loni's Geſicht wurde plötzlich ernſt, der Mund ſtumm.

„Ja freilich, o weh!“ ſeufzte der Pfarrer nach: „wenn das eine Vorahnung wäre; denn eine Einquartierung, womit wir bisher verſchont geblieben, gänge uns gerade noch ab, bei den ſchweren Steuern und der heilloſen Theuerung. Wie kommt aber nur das Kind auf das Lied? im Dorfe wird ein ſolches nirgends geſungen, und einen Soldaten hat ſie, glaub' ich, im Leben noch nicht geſehen.“

Apollonia lag von nun an unbeweglich, bis der Abend kam. Der Prieſter, mit Schmerzen der Rückkehr des Meßners entgegenharrend, hörte mit Verwunderung ein reges Leben vor ſeinem Hauſe. Er öffnete das Fenſter; Stimmen drangen herauf. Er leuchtete in die Gaſſe hinaus; eine Menge von Dorfbewohnern war da verſammelt. Wehklagen und Verwünſchungen brausten durcheinander. Der Sakriſtan ſtand mitten unter den Männern und Weibern, focht mit den Händen in der Luft, und erzählte ohne Zweifel etwas ſehr Wichtiges; denn nach jedem Abſatz, den er machte, erhob ſich das Jammern und Fluchen von Neuem. Den Pfarrer überlief die Ungeduld; er rief den ſaumſeligen Boten herauf. —

Mehrere Bauern begleiteten denſelben ohne Umſtände in die Wohnſtube ihres geiſtlichen Herrn.

„Was habt Ihr, lieben Freunde?“ fragte dieſer ſeine bleichen Pfarrkinder, und überſah indeſſen, daß Apollonia auffuhr, und ganz verſchämt hinter das Bett huſchte, worauf man ſie, den Arzt erwartend, gelegt hatte. — „Ach, das Unglück . . . das Patent . . . die Dragoner . . .!“ ſchrieen und murmelten die Bauern in tumultuariſcher Verwirrung. Der Meßner gebot aber Ruhe, und trat vor ſeinen Kirchenherrn, beginnend: „Vorerſt einen ſchönen Gruß von dem Pater Felix, und es thäte ihm leid, aber er könne nicht kommen, weil er nicht darf. Die Bauern laſſen keinen Herrn aus dem Kloſter, ſo lange ſie ſelber da ſind; und ſie ſind da in hellen Haufen. Benediktbeuern wimmelt von ihnen, und ſie regieren nach ihrer Weiſe. Sie ſind gekommen, wie ein Blitz, haben den Kloſterrichter und viele Waffen hinweggeführt, den Gerichtsſchreiber maulſchellirt und getreten, daß er den Geiſt aufgeben wird. — Und geſtern — nein. heute früh noch ſind kaiſerliche Dragoner da geweſen; haben Patente von der Majeſtät angeheftet und ausgetheilt. Da iſt ein ſolches Mordpapier. Ein Iſarwinkler hat mir's mitgegeben, um es in unſerm Bergrevier bekannt zu machen.“ — Er reichte dem Geiſtlichen das Blatt, und fuhr lebhafter fort: „Es iſt freilich ein altes Sprichwort, daß ein Papierfetzen nicht roth wird, man mag der Schmach ſo viel darauf ſchreiben, als beliebt. Wenn das nicht wäre . . . dieſes Blatt müßte Blut ſchwitzen! Heilige Mutter des Heilandes! die Götzenanbeter haben's nie ſo arg gemacht.

Ein jeder Artikel ſpricht Tod und Tod und wieder Tod. Alle Rebellen ohne Ausnahme ſind zum Strang verdammt, und die Anführer zu noch Aergerm; und es hat doch nur die bittre Noth, das betrübteſte Bettelelend unſre armen Brüder dahin gebracht!" — „Es iſt himmelſchreiend!" tobten die Bauern. Der Meßner war im Zuge: „Wer den Truppen oder den Gerichten in die Hände fällt, jung oder alt, ledig oder beweibt, iſt des Todes ſchuldig und hinzurichten! Das trifft den Kern unſrer Jugend! Aus allen Thälern ſind die Rüſtigſten hinaus, ihr armes Leben zu Markt zu tragen. Auch aus unſerm winzigen Rettenbrunn ſind dreie fort; das iſt kein Geheimniß mehr: der Pachſchmitt und der Linſinger und Birmerſtorfer's Balthaſar. Weh ihnen! wenn ſie vor's Gebirg hinaustreten, und gerathen unter die ſtreifenden Huſſaren, ſo haut ihnen der Spitzwürfel*) die jungen Köpfe ab, bevor ſie ſelber nur ein Schwert gezückt."

„Ach, ach! Jeſus! Mutter Gottes, ſteh' mir bei!" kreiſchte Loni fürchterlich auf, und das Entſetzen vor des lieben Bruders ſchmählichem Ende ſtürzte die Unglückliche in furchtbaren Krämpfen zu Boden. — Nun vergaß allerdings der Pfarrer ſowohl das fatale Patent, als die Bedrängniß ſeines Freundes im Kloſter des heiligen Benedict, um nur der armen Pflegetochter beizuſpringen. Der Meßner verſchluckte ſeiner aufrühreriſchen Rede

---

*) Spottname, den das Volk dem Henker gibt; eigentlich demjenigen ſeiner Knechte, der bei einer Hinrichtung mit dem Schwerte den Kopf des Patienten hält.

Schluß, und half ſeinem Gönner und Patron, ſo gut er vermochte. Das war keine Kleinigkeit, denn die ſchwache Dirne hatte Rieſenkräfte überkommen, und tobte in ihren Krämpfen dergeſtalt, daß den beiden Männern kaum gelang, ſie feſtzuhalten. Die alten Schweſtern heulten, ſtatt zu helfen. Die Bauern gaben ſtumme, dumme Zuſchauer ab, bis ein andrer Anlaß ſie vom Schauplatz rief; das Geſchrei einer Frau aus dem Dorfe, die herzzerreißend durch die Nacht zeterte: „Ach, wer hilft in ſolcher Noth? Der Pfleger iſt mit ſeinen Schergen gekommen und bei mir eingebrochen; hat meinen Sohn aus dem Bett geholt und ſchleppt ihn nach dem Tyrol unter die Soldaten!“ — Wüthend entliefen die Bauern dem Pfarrhauſe, um dem Pfleger und ſeiner Beute nachzuſetzen, wie ſie ſagten. —

Mit der Stille in der Stube kehrte auch die Ruhe in Apolloniens gemarterten Körper zurück. Sie ſtreckte ſich langſam aus, ſchloß die Augenlieder, und ſchlief plötzlich. Der Pfarrer wollte ſich auf den Zehen entfernen, aber er ſtand betroffen feſt, da er hörte, wie das Mädchen mit ganz veränderter Stimme anhob: „Gebt mir nur Waſſer und Milch; das thut mir beſſer als eine Arznei. Aber die Milch iſt ſelten? Doch wird des armen Quirin Wittwe welche haben.“ Zögernd fragte der Pfarrer, ſich über die Kranke beugend: „Biſt Du erwacht, Loni? So mache doch die Augen auf.“ — „Was redeſt Du?“ fragte ſie entgegen: „hab' ich nicht die Augen ſchön offen? ich wache hell wie eine Lerche. Du gefällſt mir ſehr, alter Franz. Die Nähe Deines weißen Hauptes thut mir recht wohl.“ —

Der Pfarrer ſchaute erſchreckt den Meßner an, der die Hände ſtumm faltete. Die Schweſtern näherten ſich dem Mädchen neugierig. Apollonia ſtreckte ſchnell die Arme abweiſend aus: „Da kommt etwas Krankes;“ ſagte ſie leiſe, und drehte den Kopf weg. Der Pfarrer ſcheuchte die alten Eulen zurück. „Das iſt ſonderbar,“ murmelte er, und der Meßner fing an, halblaut zu beten.

Indeſſen begann die Schläferin wieder: „Willſt Du ein rothes Feld ſehen, mit vielen Geſtorbenen? Schau da hinaus. Dort liegt München; ach die hohen Thürme! und ſo viel Blut auf den Wieſen! o wie traurig!“ — „Sie denkt ihres Bruders;“ meinte der Pfarrer: „Seine Erzählung, Meßner, hat ſie verwirrt.“ — Schnell antwortete Loni, deren Hand von dem Pflegevater erfaßt worden: „Was haſt Du mit dem Balthaſar? Der liegt nicht auf dem Felde. Nein: dort läuft der Schelm im ſchwarzen Tannenwald. Nein: ſeinen Kopf kriegen die Regenten nicht.“ — Sie lachte ſehr zufrieden. „Faxit Deus omnipotens!“ ſeufzte der Prieſter. „Sacrosancta trinitas et beatissima virgo Maria!“ ſetzte die Kranke mit vieler Geläufigkeit hinzu. — Nun fuhr aber ein wilder Schreck durch die Glieder des Pfarrers und ſeines Kirchendieners. Beide erinnerten ſich mit Entſetzen, daß vom Teufel Beſeſſene in fremden Sprachen zu reden verſtehen. Ohne darauf Bedacht zu nehmen, daß es gar fromme Worte geweſen, die Apollonia geſprochen, und daß etwa nur ihre geſteigerte Gedächtnißkraft die tauſendmal in der Kirche gehörte Formel der ungelenken Zunge abgeſchmeichelt, entflohen die Männer dem Zimmer, um ſich draußen zu erholen, zu beſinnen.

4.

„Ich bin ein Menſch, dem nichts
Menſchliches fremd.“

Terenz.

Der gute Pfarrherr ahnte nicht, welche neue ſchwere Sorge ſich alſogleich an ſein' Herz klammern würde. Man klopfte ſchüchtern an die Hausthüre; ein fremder Mann kam herein, von Kälte durchſchauert, in einen ſchlechten Mantel gehüllt. Er bat, einen ausländiſchen Accent verrathend, um eine Herberge für die Nacht. „Es geht zu regnen;“ ſagte er geſchmeidig: „die Nacht wird dunkel; ich werde den Weg nicht mehr unterſcheiden können. Da ich ſchon ein Fieber erwiſcht habe, möchte ich nicht gerne im ſchlechten Wetter krank fallen auf der Straße.“ — „Woher, mein Freund?“ fragte der geiſtliche Wirth zerſtreut. — „Von Werdenfels.“ — „Was für ein Landsmann?“ — Nach einigem Zögern verſetzte der Fremde: „Ich bin Schweizer.“ — Mißtrauiſch ſchüttelte der Meßner den Kopf, gehorchte aber gleich, als ihm der Pfarrer befahl, das Feuer im untern Gaden anzuſchüren.

Da der Fremde ſich mit ſeinem Wirth allein ſah, trat er demſelben näher, und ſprach vertraulich: „Ich trage einen Brief vom Benefiziaten Degler an Euch, mein Herr Pfarrer. Iſt das die rechte Adreſſe?“ — „An den 2c. 2c. Franz Hueber? ganz recht.“ — „Leſet, leſet, mein Herr.“ —

Nun betrachtete Hueber den Fremden genauer, dann wieder die Adreſſe, das Siegel des Briefs; endlich öffnete er denſelben und las begierig das vom Jugendfreunde nicht unterzeichnete hausbackne Latein: „Tibi mitto,

„excellentissime amice, unum ex defenſoribus libertatis
„nostrae, necnon illustrissimi Principis Electoris
„fidelem emissarium. Origine Gallus, virtute Bavarus,
„miles praeclarissimus, sanguinem ac vitam pro
„patria sacrificaturus, dignus est, habitare sub tecto
„tuo, usque ad ſaustam diem redemptionis. Vale,
„cave tirannos.“

Die Neugierde wandelte ſich jetzo in billige Bedenklichkeit. „Der Brief iſt nicht von meinem Freunde; es mangelt die Unterſchrift.“ So redete mit prüfendem Auge der Pfarrer. — „Das iſt, daß er gefürchtet hat, ſich zu verrathen;“ entgegnete der Emiſſär ruhig. — „Aber mich konnte der Brief in's Unglück bringen, wenn der Herr ihn verloren hätte?“ — Der Fremde lächelte: „Von dieſen Sachen, man verliert ſie nicht.“ — „Oder das Schreiben kann mich noch jetzt zu Grunde richten, wenn es bei mir gefunden wird; he?“ — „Man muß zerreißen das, oder verbrennen.“ — Hueber that das Letztere alſobald, und fügte mit dem geringen Argwohnreſt ſeiner Taubenſeele bei: „Auch kann der Herr ein Spion ſeyn, der einen alten guten Narren zum ſchuldigen Dank an den Galgen brächte?“ —

Nun unterlief die Stirne des Andern purpurroth, und ſtolz erwiederte er: „Das hat mir noch niemand geſagt. Wohl bin ich ein geheimer Werber für den Prinzen von Bayern, und wenn Ihr ſein Freund ſeyd, ſo müſſet Ihr mich lieb haben darum. Doch wenn Ihr ſeyd ihm feind, ſo zeiget mich an. Ich will Euch dazu ſagen, wer ich bin: Heinrich Michel Reynier, Ober-Lieutenant im Lützelburgiſchen Regimente, Adjutant des

Kapitäns Gautier. Ich komme aus Werdenfels, wo ich dachte, Leute zu kriegen. Aber ſie dürfen nicht, durch Ordre des Biſchof. Der Amtmann, wollend mich einſperren, ich habe deſertirt hierher. Es iſt was zu verdienen mit mir, mich auszuliefern. Macht jetzt, mein Herr, was Euch belieben wird.“

„Pfui!“ ſchalt Hueber in ſich hinein; zum Andern ſprach er: „Die Nacht mag der Herr da bleiben.“ — „Das dient mir zu nichts;“ entgegnete Reynier ruhig: „in dem Fall liebe ich beſſer, weiter zu gehen. Wenn Ihr mich nicht verſtecken könnt bis Weihnachten . . . ich ſpaziere fort.“ — Hueber, an den Fingern zählend: „Das ſind acht, neun, zehn Tage . . . .“ — „Ein Deutſcher iſt zu ſchwer, rechnet zu viel . . . Ihr denkt nicht, daß vielleicht ein Anverwandter oder Freund von Euch jetzo iſt in Gefahr, ... ſonſt thätet Ihr abergläubiſch, was Ihr nicht wollt vernünftig.“ —

„Halewatſcht der Franzos ein Deutſch! kein Ferkel könnt's genießen;“ dachte der Pfarrer bei ſich. Doch hatte er recht gut verſtanden, was der Soldat wälſchte, und: „Topp!“ ſagte er, ihm die Hand reichend. Nicht ohne Aberglaube geſchah die Aufnahme: Apollonia's Zuſtand, des Balthaſar und ſeiner Gefährten Wagſtück quälten den Prieſter ſehr.

Dem Meßner, der nach vollzogenem Einheizerdienſte wieder herein kam, wurde Stillſchweigen geboten, und der Gehorſam des Mannes war nicht zu bezweifeln. Doch ahnte der Pfarrherr die Möglichkeit, daß, trotz aller Vorſicht, die Anweſenheit des Fremden ruchbar werden könne, und wünſchte denſelben aus den allerdings verdächtig ausſehenden Kleidern, die er trug. „Wie wär's, wenn der Herr die paar Tage einen Pfaffen vorſtellte? Er iſt von meiner Poſtur, und eine Reverende*) von mir könnt' Ihm paſſen? Was meint der Herr dazu?“ — „Ich will wohl;“ verſetzte der Lieutenant lächelnd, und gleichfalls lachend fuhr Hueber fort: „Ich werd' hernach eine Fabulam erſinden, und den Herrn zu einem waliſchen Pfaffen, aus dem Tyrol, machen, der ſeiner Gemeinde davon gelaufen iſt, weil ſie hat luthriſch werden wollen. Ja, ſo geht's. Hört Er, Meßner? Schau' der Herr: meine Bauern ſind kindgut, aber ſie laſſen fünfe grad ſeyn, und dem Pfleger tuſcheln ſie nichts, weil ihnen der Menſch zuwider iſt, wie Gift.“ — „Eh bien, es iſt gut; ich glaub' Euch Alles, mein Herr!“ So willigte der Emiſſär in die Traktaten. Der Meßner erhielt Befehl, ſogleich für die neue Kleidung des Gaſtfreundes zu ſorgen, ſo wie der gefällige Wirth in eigner Perſon auf ein mäßiges Nachtmahl bedacht ſeyn wollte. Er benutzte die Gelegenheit, Reynier mit dem Sakriſtan allein zu laſſen, und nach Loni's Befinden ſich zu erkundigen.

Das Mädchen war, wie eine Stunde vorher, mit ſtraff zugezogenen Augenliedern, unverſtändliche Worte murmelnd. Brid und Nettl ſaßen gegenüber, halb eingeduſelt und ſteif, wie die Jünger am Oelberge auf dem Kirchhofe des Dorfs. Als der Pfarrer wieder ſanft die Hand der Schläferin faßte, ſprach ſie auf der Stelle deutlich, und in wohlgeſetzter Rede, wie ſie wachend nie gethan und nie vermocht. „Biſt Du da?“ fragte ſie liebreich: „ach, wie ſelig bin ich bei Dir. Gott iſt Dir ſehr zugethan, und alle Menſchen ſind Deine Freunde ...“ — Hier ſtockte ſie, wie eine, die in der Uebereilung zu viel geſagt hat, murmelte dumpf vor ſich hin, und fing plötzlich aus einem andern Tone lebhaft an: „Haſt Du ſchon die Stube mit den Bildern aufräumen laſſen? .... Ach nein .... ſie iſt zu faul und läſſig!“ — „Wer, mein Kind?“ — „Ei, die Loni.“ — „Ja ſo. Warum aber ſoll ich die Stube richten laſſen?“ — „Hm; er wird darinnen wohnen.“ — „Wer?“ — Je nun, der Offizier.“

---

*) Soutane; langer ſchwarzer Leibrock.

„Jetzt weiß die auch ſchon von dem Soldaten!“ brummte der überraſchte Hueber in den Bart. „Welcher Offizier?“ fragte er dann neugierig, und eifrig antwortete Apollonia: „Eh, der Huſſar mit der ſpitzigen Flügelkappe, worauf der Adlerfittig. Seine Pelzjacke iſt noch ſchöner, und Quaſten ſind daran, wie meine Fauſt; Troddeln an der Schärpe, an dem kalten Säbel und am Mantel, ſo weiß von außen, und das Futter blutroth.“ — „Ach, welche Träume!“ ſeufzte der Pfarrer mitleidig: „'s iſt doch nichts, als ein Delirium. Den Franzoſen meint ſie nicht.“ — Apollonia unterbrach ihn haſtig: „So mache doch voran, ſo eile doch. Die Reiter ſind da. So eben ſetzt der Trompeter an zum Hahnenſchrei.“

Hueber bebte zuſammen, denn es klang ihm wirklich vor den Ohren, als krähe von ferne der eherne Kriegshahn. „Loni, wach auf!“ ſtotterte er ängſtlich, und legte ſeine Hand auf ihre Stirne. Nun zuckte ſie mit Mund und Armen, und das Siegel fiel von ihren Augen. „Was gibts?" fragte ſie langſam: „iſt was geſchehen, daß der hochwürdige Herr mich ſo früh aufweckt?" — „Steh auf, geſchwinde!" bat Hueber dringlicher, denn es tönte näher und näher das Schmettern der Trompete; keine Täuſchung, Wirklichkeit war's.

Der bleiche Meßner ſchaute durch die Thüre: „Jeſus, Soldaten! ihr Hauptmann vor der Pforte!" war ſein erſtes Wort: „ach Gott, mein Weib, meine Kinder!" lautete ſein nächſtes. — „Geh' Er heim, in's Himmels Namen!" ſprudelte Hueber und wie ein Pfeil von dannen war der Aengſtliche. Dann zu Leni, die ſchaamerfüllt aufgeſprungen, und am Mieder zupfte, rief der Prieſter: „Hinauf in die Stube, wo die Bilder hängen . . .!" — „Die Bilder . . .?" — „Aufgeräumt, abgeputzt, den Ofen geheizt . . .!" — „Gleich; aber, was ſoll denn geſchehen?" — „Schlafmütze, haſt Du's nicht ſelbſt geſagt?" — „Ich? . . ." — „Der Offizier wird bei mir wohnen." — „Der Off . . Off . . ?" — Nur mit Mühe brachte Leni das ungewohnte Wort über die Lippen.

Pferdegetrappel, feuriger Schimmer durch die Fenſter, heller Trompetenſtoß vor dem Hauſe, Schreien und Fluchen in fremden Mundarten, Klopfen an der Pforte, als ob's zum Sturme ginge. Verſchüchtert floh das Mädchen hinaus. Mit derben Rippenſtößen weckte der Pfarrer ſeine alten Schweſtern, die, von der Lohe der Bucheln*) erſchreckt, Feuer und Brand ſchrieen.

---

*) Spänfackeln.

5.

„Freudiges Leben im Pulverſchein!
Nichts mehr Dein,
Alles nur mein!
So muß die Loſung des Reiters ſeyn!“
Spaniſches Soldatenlied.

„Wos is mit Haus und verſchloſſene Thür? Sakra, wu is Pfaff, verſchlafenes?“ brüllte ein Huſſar, und polterte mit dem Schaft ſeiner Pike wüthend an das ehrliche Eichenholz. Indeſſen ſchlug ihn der Offizier, auf ſeinem ſchlanken Pferde dazwiſchenfahrend, hinter die Ohren, daß er zuſammenfiel. „Ich will Dich lehren, Hund, Dich vor meines Vetters Hauſe ordentlich aufzuführen!“ rief der Held mit ſchallendem Gelächter. — „Zuruck, zuruck, Canaglia!“ ſchimpfte indeſſen der Wachtmeiſter und ließ ſeinen Gaul unbarmherzig mit ſeinen Hufen die Füße der Neugierigen zertreten, die im Kreiſe ſtanden.

Das Reiterhäuflein, mit Offizier und Trompeter nicht einmal ein volles Dutzend, wollte nicht viel bedeuten; aber es waren die erſten Soldaten, die nach Rottenbrunn kamen, und von einer Waffe, wie ſie von den guten Bauern noch nicht geſehen worden. Die rauhen Mützen, die langen Schnauzbärte und geflochtenen Zöpfe, über Schläfe und Ohr hängend, die Schnüre auf Wamms und Hoſen, der wilde Mantel darüber, aus dem die lange Pike ſtarrte und der krumme Säbel blitzte, — dabei die braunen, fremdartigen, frechen Geſichter und die kleinen ruppigen Pferde, Alles entſchuldigte die Neugierde und das Entſetzen der Rottenbrunner.

Ging es doch ihrem ſtudirten Pfarrer nicht beſſer, da er ſein Haus aufthat, und die von den Fackeln der Wegweiſer beleuchtete Gruppe, — ſo maleriſch, aber ſo fürchterlich — in's Auge faßte. Die Laterne ſchwankte in ſeiner Hand. — „Quartier für mich, den Trompeter und meinen Knecht!“ ſchrie ihn der Offizier an, und ſprang vom Roſſe. — Der Wachtmeiſter mit den Uebrigen breitete ſich im Dorfe aus. Die reputirlichſten Hütten mußten die ungebetenen Gäſte aufnehmen, die Wirthe ihre kümmerlichen Betten räumen; aus den Ställen trieb der Soldat das Vieh, um ſein Thier zu beherbergen; wo kein Stall war, fraß der Gaul aus der Tiſchlade.

Der Pfarrer indeſſen ſagte: „Kommt, ihr Herren, um die Ecke!“ und führte ſeine neuen Freunde zum Hofthor. Vor Zeiten hatte ein Schloß geſtanden, wo jetzt das Presbyterium ſtand. Im dreißigjährigen Kriege hatte es unter Rauch und Flammen ein Ende gefunden. Die Mauern ragten noch, und ſtreckten ihre ſchwarzen Zinnen in die Lüfte auf. In ihr Gevierte war das Pfarrhaus — ein neues, ſehr wenig geräumiges Gebäude — geklebt worden; ſo daß an die Gänge und Treppen deſſelben häufig Winkel und Böden ſtießen, die noch zur alten Burg gehört hatten. Das alte Schloßthor war jetzo das Thor zu Düngerhof und Kuhſtall; der alte Zwinger ein vernachläſſigter Garten; die Erdwälle und Mauerbruchſtücke des verbrannten Schloſſes ſchirmten noch jetzt das friedliche Beſitzthum des Prieſters, wie dazumal das Erbe des Edelmanns.

Als die Huſſaren, die Fackel in der Fauſt, ihre Mähren zum Stalle zogen, jammerte Hueber: „Gebt's

Achtung mit dem Feuer!“ und zeigte beſorglich auf die Strohdächer. — „Laß gut ſeyn, Pfaffe;“ ſagte dafür der Cornet, ihn auf die Schulter klopfend: „die Leute wiſſen damit umzugehen, und wollen ihre Pferde ſelber nicht zu Kohlen brennen laſſen. Schau' aber dafür mich an, und rathe, wer ich bin?“ —

Der Prieſter betrachtete den Offizier verwundert, aber konnte aus dem kriegeriſchen, ſtarkknochigen Geſichte nicht klug werden, ſo bekannt auch die verwilderten Augen des Befehlshabers thaten. Der Geiſtliche ſchüttelte den Kopf, zuckte die Achſeln. „Potz Federweiß!“ lachte nun der Soldat: „hab' ich dich auf'n erſten Blick erkannt an der Familienähnlichkeit, und Du kennſt Deines Bruders Sohn nicht?“ — „Meines Bruders? des Gerbers? des Fabian?“ — „Nun freilich, alter Schelm. Ich bin der junge Fabian, ſein Aeltſter, und kann leider keinen Gruß vom Vater bringen. Bin lang von Hauſe weg, davongelaufen zum Kriegsvolk, und hab's zum Cornet gebracht, ohne heimgeſchrieben zu haben.“ — „Der Fabian!?“ rief jetzo der Pfarrer, und umhalste fröhlich den Neffen, den er zum erſtenmale ſah, weil er ſchon vor vierzig Jahren den Bruder, damals Geſell, jetzo Gerbermeiſter zu Pilſen, zum Letztenmale umarmt hatte. „Fabian, mein Vetter, ein Fleiſch und Blut vom alten Huebergeſchlechte!“ Die Thränen rieſelten über des weichmüthigen Prieſters Angeſicht. —

Aber der Cornet bemerkte dieſe Zähren mißfällig und ſpotthaft, und meinte, in der warmen Stube ſey der rührende Willkomm beſſer am Platze, und der hungrige Soldat reiche noch einmal ſo gerne über die dampfende Suppenſchüſſel hinüber ſeinem Quartiergeber die Hand.

Während der Knecht die Pferde beſtellte, und der Trompeter in der Küche Einlager hielt, traten die andern in den untern Gaden, wo ſie von dem nicht wenig betroffenen Reynier mit einem Bückling und ein paar unverſtändlichen Worten empfangen wurden.

„Potz Pfaffen und kein Ende!“ lachte Fabian, da er wieder einer ſchwarzen Kutte anſichtig wurde: „wenn ich in Deinem Quartier nicht ſelig werde, geiſtlicher Herr, ſo geſchieht's wohl nirgends. Bonus Dies, Caplan. Nehmt mit meinem Latein verlieb, und ſprecht nicht mehr durch die Zähne. Ich kann's nicht leiden.“

Der Franzoſe, der beim plötzlichem Erſcheinen des Huſſaren von Verrath geträumt hatte, jagte ſeinen Argwohn von dannen, da er ſah, wie ihm der Pfarrer pfiffig winkte, guten Muths zu ſeyn, oder ſich wenigſtens anzuſtellen, als wäre er luſtig und unbefangen. „Ich ſprech nicht gut deutſch;“ entſchuldigte er ſich mit einer neuen Verbeugung.

Hueber brachte ſeine Fabel vor, und der rohe Soldat glaubte ſie um ſo eher, als das verſtörte Ausſehen des Gaſtes ihm Stoff zum Lachen bot. „Man ſieht Dir den Ausreißer an, wälſcher Patron;“ witzelte er: „Dein Bart wuchs über die Gebühr, und die Tonſur iſt ganz verwildert. Aber, wer in aller Welt will heutzutage noch Gottes Wort predigen, wenn er ein dreißig Jahr jünger iſt, als mein Vetter da? Nicht wahr, altes Kirchenlicht? Jungen Leuten gehört jetzo der Degen in die Fauſt, und nicht der Weihwedel. Ich ſollte auch ein Meßleſer werden, meinte mein Vater; aber ich hab's gemacht, wie unſer durchlauchtiger Prinz Eugen. Würdeſt etwa ein wackrer Huſſar, Du ſchmales Menſchenkind. Was ſagſt Du dazu, Alter?"

Die Zärtlichkeit des Pfarrers, die ſo lichterloh aufgegangen in ſeinem ächt apoſtoliſchen Herzen, veränderte ſich bei den ungeſchlachten Redensarten des Neffen in großen Mißmuth. Nachdrücklich ſprach der Ehrwürdige: „Ich ſage, Vetter, daß es, zumal von einem Soldaten, wohl gethan wäre, wenn derſelbe nicht den Reſpekt vergäße, ſo er einem Diener des Altars ſchuldig iſt. Bückt ſich doch euer Kaiſer — unſer Kaiſer, wollte ich ſagen, — vor den Geweihten des Herrn, und iſt ein ſo gewaltiger Monarch! Thut es ihm nach, ihr Kriegsleute, und denkt des heiligen Martin, der auch ein Soldat geweſen, und des Kaiſers Theodos, den der heilige Biſchof von Mailand zur Kirchenbuße verdammt hat, wie einen Plebejer, und der ſich zerknirſcht der Strafe unterworfen."

Fabian ſpitzte verwundert die Ohren, und erwiederte verdrüßlich: „Potz Federweiß! ich bin ja ſchon der Kinderlehre entwachſen, Vetter Schwarzrock. Bete Dein Brevier, und laß mir meine Bequemlichkeit. Wir ſind da zu euerm Schutz, ihr Herren, und haben alſo den Vorzug von Rechtswegen. Was gilts, der ſäße nicht da im kalten Gebirg, wenn er ein Viertelhundert wackre Huſſaren zur Seite gehabt hätte, ſeinen rebellirenden Beichtkindern die Piken um die Köpfe zu ſchlagen. He?"

Er ſah den Reynier lachend an, der die Augen niederſchlug, um ſeinen Zorn und ſeine Unruhe nicht zu verrathen. Hueber antwortete trocken: „Ich hätte Deiner nicht zum Schutze bedurft, Vetter Fabian. Mein gut Gewiſſen iſt mir Wehr und Waffe. — Wirſt Du lange hier verweilen?“

Der Cornet ſtrich boshaft den Schnauzbart. „So lange wenigſtens, bis das Eſſen aufgetragen wurde, das ſich ungebührlich erwarten läßt. Soll ich den Trompetenvogel beordern, daß er der geſtrengen Köchin des hochwürdigen Herrn helfe?“

— „Nicht nöthig;“ verſetzte Hueber ärgerlich: „da kömmt ſchon, was Gott beſchert, und des Kaiſers Feldlagerer uns übergelaſſen haben.“

Apollonia trug die Schüſſeln auf: ein ſchnell und wenig lecker bereitetes Mahl; überaus mäßig zu nennen.

Des Huſſaren erſter gieriger Blick verſenkte ſich in die ſchlecht angefüllten Schüſſeln; der zweite, finſterer aber gieriger als der erſte, muſterte das Mädchen, das ſeinerſeits, der Geſchirrlaſt entledigt, die Hände in die Seiten geſtemmt, verwundert die fremden Männer anſtarrte; namentlich den reichbefranzten und beſchnürten Offizier.

Fabian's Auge zwinkerte ungeduldig und verſchmähend. Loni's Geſicht hatte vor ihm nicht Gnade gefunden. Plump fuhr er heraus: „Was ſchaut und glotzt die einfältige Dirne? Hat ſie noch niemals ein Mannsbild geſehen? Marſchiere, Plattfuß, und bringe, was ferner die Küche vermag; denn ſchon durch's Anſehen ſchwindet hin, was Du uns vorgeſetzt haſt.“

— „Geh, Loni;“ ſagte auch der Pfarrer ſtreng zu dem Mädchen, welches reden wollte: „ich will ſchon ſelbſt dem Herrn erklären, daß Schmalhans im Gebirge Oberkuchelmeiſter geworden, und daß die erſte Tracht auch die letzte.“

Noch ein-, zwei- und dreimal umſehend begab ſich Apollonia zögernd hinaus. — Der Cornet ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, ſprechend: „Entweder ſpaßeſt Du, Pfaffe, oder ich laſſe Dein Haus an allen Ecken anzünden, um Dir zu beweiſen, daß ein abgemüdeter Soldat die Schmach nicht erträgt, die Du ihm anthuſt. Zum Teufel mit der Mahlzeit! eine beſſere ſtelle ich meinem Hunde vor!“ — Er ſtieß eine Schüſſel von der Tafel zur Erde.

Sehr ruhig nahm Hueber die andere, und warf ſie dazu: „Willſt Du am Boden ſpeiſen, Vetter? Hätteſt den Mund aufthün ſollen, lieber Fabian. Loni hätte Dir auch auf der Diele gedeckt.“

Ein kurzes, aber grimmiges Lachen entfuhr dem Franzoſen. Fabian ſah verdutzt bald ihn, bald den Oheim an, der keinen Zug veränderte, deſſen Hände aber flogen, vom tiefſten Aerger geſchüttelt. Der Huſſar, wüthend ſelber, jedoch beſchämt, ſuchte Worte auf ſeiner erlahmten Zunge zuſammen.

Da ſprang Apollonia ſchreiend in's Zimmer; ihr nach der Trompeter, der jedoch auf der Schwelle, ſeinen Offizier erblickend, anhielt, als ein verblüffter Menſch.

„Hülfe! helft mir von dem Unverſchämten!“ rief das Mädchen, auf den Pfarrer zuſtürzend. Dieſer breitete die Hände über ihr Haupt. Repuier ſchwang, ſeine Rolle vergeſſend, ein Meſſer auf. — Der Cornet, mißgünſtig die Jagd ſeines Untergebenen ermeſſend, und befliſſen, durch irgend eine Gefälligkeit ſeine frühere Wildheit in etwas auszugleichen, erhob ſich zur ſelben Zeit, und ſchritt dem Trompeter entgegen: „Was machſt Du, Baſſovich?“

Das unſaubre Lächeln ertappter Liederlichkeit ſpielte um den Mund des Angeredeten. Das war auch ſeine alleinige Antwort. Der Cornet fuhr fort:

„Führt man ſich in dem Quartier, das ich bewohne, auf wie Du? Willſt Du wieder einmal ſchmecken, wie mein Sarras Deinen Rücken heimſucht? Laß das Dirnel in Ruh, ſage ich. Und damit der Uebermuth Dir vergehe, Grobian, ſo räume da die Scherben zuſammen, und . . .“

— „Das iſt Arbeit für die Mägde;“ brummte der Trompeter verſtockt, und hatte alſobald einen Hieb um die Ohren, der nicht völlig unblutig ablief. — Die Aufmunterung wirkte plötzlich. Der Geſchlagene that, wie ihm geheißen, und entfernte ſich.

„Welche Menſchen!“ ſeufzte Hueber; und Reynier, obſchon an's wüſte Soldatentreiben jener Zeit gewöhnt, mochte ähnliches denken, denn er betrachtete mit dem Ausdrucke tiefen Mitleids die arme Apollonia, die in ihrer Angſt ſich immer noch keinen Rath wußte.

Eine ganz eigenthümliche Befriedigung an den Tag legend, nahm Fabian wieder ſeinen Platz oben am Tiſche ein. „Packe Dich;“ ſagte er zu der Dirne: „er wird Dir nichts mehr zu leide thun.“

Wie ſie im Presbyterium zu thun gewohnt, näherte ſich Apollonia dem Offizier, und küßte ihm dankſagend die Hand. Er ließ ſich die zarte Berührung weicher

Lippen ſchmunzelnd gefallen. Der Kuß war dem Franzoſen ein Gräul; auch dem Pfarrer ſchien er überflüſſig. Ein Wink von Hueber wies die Dirne vor die Thüre.

„Das Mädel gilt was bei'm hochwürdigen Herrn?" fragte Fabian mit garſtigem Lächeln.

— Ohne Rückhalt erwiederte der Pfarrer: „Die Apollonia iſt mir näher verwandt, als durchs Blut, lieber Vetter; ſie iſt mir herzensverwandt, ſo wie ein blutjunges Dirnel einem Schneemann verwandt ſeyn kann. Soll mir und den Schweſtern die Augen zudrücken, und dafür nehmen, was die fürtrefflichen Zeiten einem armen Seelenhirten übrig laſſen werden."

Dem Cornet ſtieg ein lichtvoller Gedanke zu Kopfe. Darum faltete er bedächtig die Stirne, ſchmatzte mit den Lippen, und hob, wie von etwas Anderm zu reden, an: „Was Tauſend! Baſen im Hauſe? Wo ſind die Winterveilchen, daß ich ſie begrüße?"

— „Sie haben ſich eingeſchloſſen in eine Kammer, unter'm Dach;" berichtete Reynier, der Zeuge von der Flucht der keuſchen Jungfern geweſen.

„Schade, ſchade;" lamentirte der Offizier muthwillig: „einer ſo wohlbeſetzten Tafel geht der beſte Leckerbiſſen ab, wenn die Weiber daran fehlen."

— „Taube, alte Weiber;" ſcherzte Hueber; und der Neffe fuhr fort: „Wenn auch alt, wenn auch taub! Ich habe vor Matronen bei weitem mehr Reſpekt, als vor jungen naſeweiſen Mädeln. — Da wir jedoch, wie es ſcheint, ſchon abgeſpeist haben, ſo gebührte ſich wohl ein friſcher Trunk, die Verdauung zu befördern?"

— „Das beſte, friſcheſte Gebirgwaſſer iſt zur Hand, und der Brunnen fließt ſelbſt in der ſtrengen Kälte, da ich ihm einen Strohmantel umhing.“ — Bei dieſen Worten füllte der Geiſtliche aus dem irdenen Kruge das Glas des ſauerſehenden Neffen.

Vor ſolchem Beginnen konnte der letztere ſeine mühſame Faſſung nicht behaupten. Er ſprang auf mit funkelnden Blicken, donnerte noch einmal auf die Tafel, und rief: „Tauſend Pfund Granaten! immer beſſer! Wer unterſteht ſich, einem Manne, wie ich einen vorſtelle, den Wein oder das Bier zu verſagen?“

— „Derjenige, lieber Vetter, der nichts mehr in Speiſekammer und Keller beſitzt;“ bemerkte Hueber trocken: „Morgen iſt wieder ein Proviantttag, Fabian. Wir Leute im Gebirge kaufen nur alle vierzehn Tage ein, und meine eignen Vorräthe holten ſchon längſt die vielen Armen der Gemeinde, zu deren Vormund mich der Biſchof hierher geſetzt.“

Der Franzoſe nickte wohlgefällig mit dem Kopfe; Fabian ſtutzte wieder, denn auf der Stirne ſeines Oheims ſtrahlte ein Licht, das die frechen Augen des Soldaten blendete. — Nach kurzem Beſinnen ſprach er: „So iſt nicht mehr als billig, daß die Gemeinde auch wieder herbeitrage, was ſie geholt hat.“ Sprang auf, ans Fenſter, und pfiff dem Knecht.

Nachdem er mit demſelben einige Worte in einem rauhen Rothwälſch gewechſelt, kehrte er zum Tiſch zurück, und langte aus dem faltigen Stiefel eine kurze Holzpfeife, die er ohne Umſtände in Brand ſetzte. — Reynier drehte ſich halb von ihm weg. Der Pfarrer retirirte mit allen Zeichen des Abſcheu's.

„Nun, was gibt's?" grinste der Cornet. — Hueber deutete auf die Pfeiſe, und ſchüttelte ſich huſtend. — „Gefällt das dem Vetter nicht? Das iſt Huſſarenkoſt, wenn man nichts anders hat, und ein Schluck Branntwein paßt dazu." — Fabian knüpfte von ſeinem Schnurgürtel eine kleine blechirne Flaſche, und that einen friſchen Zug.

Huebers Abſcheu wuchs. „Fabian! Vetter!" begann er ſchmerzlich: „ſolchen Laſtern haſt Du Dich ergeben? Meine Predigten und Ermahnungen haben die Scheuſale Tabak und Branntwein von dieſer unſchuldigen Gemeinde fern gehalten, bis heute, und Du mußt kommen, um mir ſolch Aergerniß zu geben?"

Fabian lachte unmäßig. „Ich weiß wohl, daß Ihr Pfaffen das Labſal als Teufelswerk verſchreit, aber ein fröhlicher Soldat kümmert ſich darum nicht ein Bischen. Wohl mir jedoch, daß ich gefunden habe, was Dich ärgert. So oft Du mir verſagſt, was ich verlangen darf, und was Brauch und Schick unter Quartiergebern und Kriegsleuten, will ich Dich mit dieſem übelriechenden Kraut quälen, bis Du zu Kreuze kriechſt."

Zum Franzoſen gewendet, hielt er ihm die Flaſche hin, und ſprach: „Du biſt noch jung, Pfäfflein. Du mußt Beſcheid thun, oder . . .!" — Reynier nahm geſchmeidig das Anerbieten an. „Auf Eure Geſundheit!" ſagte er, und nippte, wiewohl beſcheiden.

Indeſſen trillerte die Trompete durch's Dorf, wie zum Allarm blaſend, und nach einander trafen mehrere Reiter ein, die zu den Füßen des Kommandirenden niederlegten, was ſie auf ſeinen Befehl in den wohlhabendſten Hütten geraubt, um ſeinen Tiſch zu verſehen.

Da kam Rauchfleiſch und Schmalz, da kamen Hülſenfrüchte und ſchmackhaftes Bier zum Vorſchein, und Leni mußte von neuem des Herdes Flamme ſchüren.

6.

„Freund oder Feind — ſie horchen mit begierigen Ohren dem Gaſte zu, der weit herkömmt aus der Ferne, und Geſchichten bringt in ihre Einſamkeit.

Crabb.

Die arme Apollonia hatte ihre Mühe und Qual. Alle Hände voll zu thun, der ſpäte Abend hereingebrochen, und die alten Jungfern, auf dem Speicher feſt eingeriegelt, jedem Rufen unzugänglich, aber ſchwitzend in Todesangſt, und Gebete murmelnd: die Stoßſeufzer der Sterbenden. Wäre nicht David, des Offiziers Pferdeknecht, geweſen, der zuthulich der Magd zu helfen unternahm und auf gut ſoldatiſch bereitete, was er dem Gaumen ſeines Herrn angemeſſen erachtete, nimmermehr wäre Apollonia fertig geworden. So voll von Bildern und Gedanken war ihr Kopf noch nie geweſen. Eine Haſt, wie die heutige, hatte noch nie ſich ihrer Glieder bemächtigt. Sie flog an's Werk, ließ gleich darauf es läſſig liegen; glühend überfuhr es ſie, wie mit Flammen, und eiskalt zitterte ſie im nächſten Augenblicke.

David war ein braver Menſch; ein Kleinod unter den rohen Huſſarenſeelen. Er ſtammte nicht aus irgend einer bosniakiſchen wilden Wirthſchaft, war nicht auf ungariſchen Steppen mit ſeinen Roſſen aufgewachſen. Wohl hatte ihn Muthwill von ſeinem geordneten Heerd in Mähren zum Kriegsvolk geführt, aber der Uebermuth war ſchon längſt gewichen, und nur der Zwang, ſo wie die weite Entfernung von der Heimath hielt ihn bei ſeiner Truppe feſt.

David hatte zu Hauſe eine Mutter, hatte Schweſtern, hatte vielleicht eine Braut, die ſich um ihn grämte. Sein Gefühl war nicht ſtumpf geworden, wie das ſeiner Kameraden. — So kam es, daß er ein beſonderes Mitleid für die junge Loni empfand, und ihre Haſt und Angſt nach ſeiner Weiſe deutete: als eines unerfahrnen, zarten Mädchens Beſtürzung vor der fremden lärmenden Sippſchaft, wohl geeignet, durch Waffen und Flüche ein Weib zu erſchrecken, ſtatt es zu gewinnen.

Darum bot er Apollonien ſeine Hülfe, die dankbar angenommen wurde. Das Mädchen gewann dadurch Zeit, die Bilderſtube in Ordnung zu bringen; ein Geſchäft, das eilte. Denn — hatte David geſagt — wenn der Herr genugſam geſättigt und getränkt, liebt er, unverzüglich zur Ruhe zu gehen, und wehe dem Hauſe, wenn das Lager nicht bereit, Se. Geſtrengen aufzunehmen.

Sie ließ den David an der Schmalzpfanne, und wartete ihres Amts. Der auf den Bildern an der Wand umherirrende Lichtſchimmer verlieh denſelben eine gewiſſe Lebendigkeit. Ein paar grobgepinſelte Apoſtelköpfe ſchienen der Geſchäftigen zuzunicken, die von ihnen den Blick verwendete, um ihn auf eine Tafel zu richten, welche den Eintritt der Judith in das aſſyriſche Lager vorſtellte. Da ſtanden viele buntgeſchmückte Kriegsleute; vor Allen ſtrahlend und heldenmäßig geſpreizt im goldnen

Harniſch der Feldherr. Die Sonne ſeines Glücks und Uebermuths funkelte um ſein Haupt, von ſeiner Stirn, aus ſeinen Augen.

Apollonia betrachtete ihn nachdenklich, und fragte ſich, ob ſie wohl die Entſchloſſenheit hätte finden können, den ſtattlichen Helden zu tödten, wie Judith gethan. Sie mußte verneinen; um ſo mehr, als das Bild des Aſſyriers nicht unähnlich ſchien dem, das ihr heute Abend in der Perſon des fremden Offiziers unter die Augen getreten war. — Gleich darauf erſchrack das Mädchen.

„Was thue ich nur immer mit dem Geſichte und der Geſtalt des fremden Herrn? Warum träume ich armes Ding in einem fort von ſeinem prächtigen Kleide, ſeinen hellen Waffen und Blicken? von ſeinem ſchönen braunen Schnurrbart und ſeinem ſchlanken Körper? Was geht er mich an, der Mann, der vielleicht Morgen ſchon fortreitet, um todtgeſchoſſen zu werden?“ So fragte ſich Apollonia.

Dann legte ſie wieder die Hände in den Schooß, muſterte mit wachſender Theilnahme das Bild, und geſtand ſich, daß es hübſcher wäre, Arm in Arm mit einem geſchmückten tapfern Soldaten durch das Leben zu ziehen, als ihn verrätheriſch umzubringen. — Abermals ſchweiften ihre Gedanken zu dem Cornet hinüber.

„Er hat noch nicht über Viele zu befehlen;“ lächelte ſie vor ſich hin, „aber das wird kommen, und vielleicht ſteht er über Jahr und Tag an der Spitze von Tauſenden und Hunderttauſenden, wie der grimmige Holofernes; und es wäre kein kleines Glück, einem ſo freudigen Kriegsherrn anzugehören!“

„Wie der ſchmächtige Pater aus Wälſchland gegen ihn ausſieht!“ ſetzte ſie, verſchmitzt ſpottend, hinzu, und würde etwa nicht ſo bald von ihren Grübeleien Abſchied genommen haben, wenn nicht David gerufen hätte: „Geſchwinde, Jungfer, geſchwinde! Das Traktament iſt fertig, und Sie darf's nur hinein tragen. Von Ihrer hübſchen Hand ſchmeckt's dem Herrn tauſendmal beſſer!“

Sie flog nun mit ungewohnter Lebhaftigkeit, und verrichtete ihren Dienſt geſchickter als je. Es gingen nur zwei Teller dabei zu Grunde. Ihre Strafe war diesmal nur ein finſterer Blick des Pfarrers. Fabian ſchien wenig auf ihre Unbeholfenheit zu achten, denn er erzählte gerade mit Feuer und verwegner Aufſchneiderei von ſeinen Thaten.

Apollonia lauſchte an der Thüre, unfähig das Gemach zu verlaſſen. Sie hörte von Wunderdingen erzählen, betrachtete den Wunderthäter mit geſpannter Neugierde, und glaubte ihm auf's Wort, daß er jenen Serbier geſpalten vom Wirbel bis zum Sattel; daß er mit den oftgenannten drei Croatenhauptleuten auf Tod und Leben gefochten, und ſämmtlicher Gegner Meiſter geworden; daß er eines wilden Fürſten der Wallachei vollſtändige Weiberheerde gefangen, und wohlbeſchenkt, ohne ihr Leides zu thun, wieder nach der Heimath entlaſſen; und daß, wenn ihn das Schickſal nur unter eine Krone geſtellt hätte, ein ganz anderer Kriegsheld aus ihm geworden ſeyn würde, als der Schwedenkönig Carl, der da ausſehe, wie eine geſchorne Maus, an ſeinem groben blauen Kittel ein Tuch trage, für jeden Huſſaren zu ſchlecht, und Kupferknöpfe darauf, ſtatt der ſchönen goldnen Schnüre eines ungariſchen Doliman.

Die Gabel und den Humpen emſig brauchend, fuhr der Herr in ſeinen Prahlereien fort: „Potz Federweiß! wer ſagt, was noch geſchieht? Rede ſelbſt, Alter: ſteckt nicht etwa ein Feldmarſchall und Generaliſſimus in Deinem Vetter? Der Teufel hole die Gerberei; aber der Kaiſer ſoll leben!“

Er ſchaute ſeine Tiſchgenoſſen nach der Reihe flämiſch an, und fragte ſpitz: „Wird's bald mit dem Vivat und dem Beſcheid? Ihr werdet doch, ſo Gott will, nicht ſo eingefleiſchte Bayer- oder Franzoſenköpfe ſeyn, daß Ihr nicht Euern Kaiſer hochleben ließet?“

„Der Allerhöchſte hat zugegeben, daß Joſephus unſer Herr ſey;“ begann Hueber mit wankender Stimme: „er lebe denn, und Gott verleihe ihm Gnade und Weisheit.“ Er ſtieß an. — Reynier bekam Naſenbluten und entfernte ſich vom Tiſche.

„Der Patron gefällt mir nicht;“ bemerkte Fabian: „'s iſt mir leid, daß die Galgenfratze hier einkehren hat müſſen; ſo daß ich meiner Verwandtenliebe nicht ohne Rückhalt den Zügel ſchießen laſſen kann. Der Dritte zwängt mich in meine Soldatenhaut ein; denn noch weiß ich nicht, wie ich mit ihm dran bin. Die Italiener ſind ein ſchlechtes Volk; das iſt ein Sprichwort in der ganzen Armee, und wenn man vollends ihre Diebsſprache nicht verſteht . . . .“

— „Beruhige Dich, Vetter. Er wird nicht lange bleiben; der gute Pater Michel. Wer weiß, ob nicht ſchon in den nächſten Tagen . . . . .? Du haſt mir freilich nicht geſagt, wie lange und was Du hier zu ſchaffen haſt . . .?“

Speiſe und Trank hatten den Huſſaren geſchmeidiger gemacht: „Bis auf weitern Befehl, alter Kuttenmann, bin ich beauftragt, aus euern Ställen die rüſtigſten Pferde für das Regiment zu nehmen. Ihr habt in den Gebirgen eine gute Zucht für Huſſaren, Koſaken und Hulanen. Unſre Gäule ſind ſchachmatt, darf ich wohl geſtehen. Die Strapazen waren groß, und die Fourage auf dem platten Lande zum Erbarmen. Die tückiſchen Bauernhunde verpflegten uns ſchlecht, um uns zu ſchaden. Das Wetter über ſie! Aber nur Geduld! Der Statthalter und der Generalfeldwachtmeiſter von Kriechbaum werden ſie ſchon zu Paaren treiben; den Colonell de Wendt nicht zu vergeſſen, vor deſſen Namen ſich ſchon die kleinen Kinder mit dem Kreuz bezeichnen!“

Ein tiefer Seufzer wurde im Hintergrund der Stube hörbar. Apollonia erinnerte ſich ihres lieben Balthaſar, und flüchtete ſich hinaus, um ihre Wehmuth nicht weiter zu verrathen. „Was hat das dumme Ding?“ fragte Fabian: „Seufzen und davonlaufen? was ſoll das?“

— „Das Kind iſt krank, Fabian;“ verſetzte Hueber mitleidig: „Daß Du mir ſie in Ehren hältſt, und nicht in Schrecken jagſt, Du grober Huſſar! hörſt Du?“

Worauf Fabian, ohne zu antworten grinſete, und die Tafel beendigte. Er hob — gleichſam unwillkührlich — den Teller auf, und machte große Augen auf das leere weiße Tiſchtuch. — „Wo iſt denn mein Tafelgeld?“ fragte er entrüſtet: „Pfaffe! weißt Du nicht ſoviel

Lebensart? iſt Dir die Ehre, einen Offizier im Hauſe zu haben, ſo gar nichts werth?“

Hueber betrachtete den Neffen mit offnem Munde. Fabian fuhr fort, auf den Tiſch hämmernd: „Wiſſe, Du Schwarzrock, daß bisher ein Jeder ſchlecht wegkam, der verſäumt hatte, mir wenigſtens einen Gulden nach jeder Mahlzeit unter den Teller zu legen. Das iſt Brauch bei kaiſerlicher Einquartierung, und — Vetter hin, Vetter her — Du ſollſt mich nicht geringer halten, als Deine Bauern thun müſſen. Zudem biſt Du heute mein Gaſt geweſen, und wirſt Dich von Deinen ſchimmeligen Guldenſtücken trennen müſſen, wenn auch ...!“

Der Pfarrherr, um dem ungewaſchnen Fluch zuvorzukommen, hielt mit einer Hand dem Neffen den Mund zu, und zog mit der andern ſein Beutelchen haſtig hervor. — „Da,“ ſagte er mürriſch: „Da, Du Blutigel, und Gott verzeihe Dir die Sünde, die Du an Deinem armen Oheim begehſt. Wüßte dieſes Dein ehrlicher Vater zu Pilſen, er ſchämte ſich zu Tode, glaube mir.“

„Pah! Soldatenrecht!“ brummte Fabian, und ſteckte das Geld kaltblütig ein. Dann gähnte er laut, und rief: „David! wo hängſt Du, David? — Schaff' Licht herbei, Alter, und leuchte mir zur Kammer!“

— „Gott ſey Dank!“ ſprach der Pfarrer heimlich vor ſich hin, und fügte ſich in den Dienſt. David mit der Küchenlampe, Hueber mit dem Lichtſtock des Zimmers führten den geſtrengen Herrn zu Bette. Im Vorübergehen bemerkte der Pfarrer zwei Geſtalten am Heerde: die weinende Apollonia, und Reynier, der eifrig tröſtend vor ihr ſtand. — Als Hueber wieder zurückkam, war das Mädchen allein. Er trat zu ihm.

„He! was wollte denn der Franz . . . . hm, hm, — der wälſche geiſtliche Herr bei Dir?“ fragte er geradezu. — Apollonia ſchlug unſchuldig die Augen auf. „Er hat mich gebeten, ihm zu ſagen, warum ich weine;“ ſagte ſie: „Was geht's aber ihn an? ich hab's ſchön für mich behalten. Der wird nicht mein Beichtvater.“

— „Das wollte ich mir auch verbeten haben;“ erwiederte Hueber halb lachend: „Bin ich nicht ſchon Dein geiſtlicher Herr Vater, Loni? — Aber, was das Weinen betrifft . . . . Komm mit in die Stube, daß uns Niemand hört . . . doch nein; der andere wird wieder darinnen ſeyn . . . .; laß Dir alſo in allem Geheim von mir eine Lektion aufgeben.“

„Iſt denn wahr, was der Meßner geſagt hat? wollen die Kaiſerlichen dem Balzer den Kopf abhauen?“ unterbrach die Dirne ihren Pfleger mit großer Seelenangſt.

— „Titſchi, tatſchi, piepel, papel!“ entgegnete Hueber: „müßten ihn erſt haben; denn es geht ihnen wie den Nürnbergern mit dem Aufhenken; und endlich . . . wer weiß, ob der Balthaſar ſich nicht eines beſſern beſinnt. Der Jammer im Lande muß allenthalben groß ſeyn, und noch größer des Kaiſers Gewalt. Da heißt's, die Hand von der Butten, wer kein Laps iſt. Und der Balthaſar iſt doch allwegen ein vernünftiger Bub. Laß uns auf Gott trauen und auf ſeine unerforſchlichen Richtwege.“

„Amen, Ew. Hochwürden;“ ſetzte Apollonia getröſtet bei, knixte, und küßte dem Greiſe die väterliche Hand. Mit derſelben ihre Backen ſtreichelnd fuhr Hueber fort:

„Jeßt ein Wort zu Dir, mein Diandl; ein Wort zur rechten und höchſten Zeit, die ſchlimm genug iſt, daß Gott erbarm. Sind wir doch allein?“ Er leuchtete mit der Küchenampel in alle Winkel.

„'S iſt kein Menſch da;“ ſagte Apollonia: „der gottvergeſſene Trompeter ſchläft im Stalle, und der David . . .“ —

— „Nun ja; den höre ich eben mit dem ſaubern Vetter rumoren. Wird Mühe haben, der Volleule die Stiefel abzuziehen . . . . — Ach, Jeſus mein, welche Menſchen! — Nun höre mich an, Leni. Weil der Himmel über uns das Strafgericht der Einquartierung verhängt hat, ſo müſſen wir uns beugen, aber Deine Unſchuld und arme Seele ſollen dabei nicht zu Grunde gehen, mein Herzel.“

„Ei, behüte mich der Herr und alle ſeine Engelſchaaren!“ liſpelte das Mädchen erröthend. Der Pfarrherr fuhr leiſe fort: „Soldaten, wenn auch blank und ſchlank, ſind ruchlos böſes Volk! Nicht die Trompeter allein, — auch die Offiziere taugen nichts, und namentlich der Vetter Fabian iſt mit allen Waſſern gewaſchen, wie ich mir vorſtelle. Sey daher kurz und barſch mit dem Geſindel, und drehe ihnen lieber zehnmal den Rücken zu, als daß Du ihnen einmal Dein Angeſicht weiſeſt. Kein gutes Wort, und keine Hand reichen, beileibe nicht. Ein Händedruck führt zum Kuß, und wenn Du von einem Soldaten Dich küſſen laßeſt, ſo erbſt Du nicht allein den wüſten Schnauzbart, ſondern auch die ewige Verdammniß. Hörſt Du?“

„Ach freilich, hochwürdiger Herr;“ liſpelte wieder das Mädchen und ſenkte den Blick, mit allerlei Gedanken beſchäftigt: „ich will gewiß folgen und brav ſeyn, daß meine ſelige Mutter im Himmel ihre Freude an mir haben ſoll.“

— „Ja;“ wiederholte Hueber gerührt: „Deine ſelige Mutter im Himmel! denke nur wacker an ſie. Sie war ein Ausbund von einem Weibe.“ — Er wiſchte ſich eine Thräne ab. — „Ferner aber, Leni,“ ſprach er weiter, „ferner gehe auch dem wäliſchen Pfarrer aus dem Wege. Die Leute hinter den Bergen, ſind nicht ſo gar fromm, als ſie ſich ſtellen. Horche nicht auf den Pater Michel. Er iſt noch zu jung und roh für einen ächten Prieſter. Und wollte er Dir irgend zumuthen, was ſich nicht ziemt, ſo ſage mir's alſobald.“

„Gar gerne, hochwürdiger Herr;“ antwortete Apollonia lebhaft: „ich kann ihn nicht wohl ausſtehen. Er hat nicht viel Ehrwürdiges an ſich. Der hätte auch etwas Andres werden ſollen, als gerade ein geiſtlicher Herr. Dabei ſpricht er kauderwälſch, daß ich ihn zur Hälfte nicht verſtehe, und rückt mir mit unverwendeten Augen auf den Leib. Ich werde, glaube ich, froh ſeyn, wenn er wieder verreist, ob ich ſchon noch nicht einmal weiß, wie und wann er angekommen.“

Hueber heftete einen langen Blick auf ſie. „Du wußteſt nicht?“ fragte er langſam: „Du weißt ja doch jetzt ſo Vieles voraus? biſt klüger, wenn Du ſchläfſt, als die Leute, die da wachen?“

Leni betrachtete nun ihrerſeits den Alten mit Erſtaunen. Dann ſagte ſie niedergeſchlagen: „Ich kann wahrhaftig nicht dafür, Ew. Hochwürden, wenn ich dann und wann und ziemlich oft unter Tags einſchlafe. Die Mattigkeit wird der liebe Gott auch ſchon wieder von mir nehmen. Aber, wenn ich ſchlafe, bin ich freilich noch dümmer als im Wachen. Habe der Herr jedoch nur noch ein bischen Geduld mit mir, und necke er nicht ſeine arme ſchläfrige Magd. Mit Gottes Hülfe wird ſich ja auch ein wenig Klugheit bei mir einſtellen. Wenn aber die Jungfern Schweſtern hören, daß der hochwürdige Herr mich aufzieht, ſo ſchelten und drohen ſie wieder, und das thut meinem Herzen gar ſo wehe!“ — Sie fing wieder an zu ſchluchzen, und Hueber hatte Mühe, ſie zu beruhigen.

— „Na, na, Du tappetes Ding! ſo flenne nur nicht gleich! Potz Kreideweiß, wirſt Du's aufſtecken? Ich hab's ja nicht ſo bös gemeint, und was ich gemeint habe, das weißt Du ja nicht, Du armer Narr, wie ich jetzt wohl einſehe. Aber — da ſoll der Pater Felix helfen; ſey nur ruhig, und denk an meine Lektion .... und ſchau: wenn man den Wolf nennt, ſo kommt er gerennt! Dort oben hocken die alten Madeln auf der Treppe. Der Hunger oder die Kälte oder die Dunkelheit haben ſie aus der Bodenkammer getrieben. Geh, Leni, führ' ſie herunter; ſie werden Dir nichts thun, ſind froh, wenn ihnen ſelbſt nichts widerfährt. Mußt jetzt bei ihnen ſchlafen, Leni, hörſt Du? — Gute Nacht Leni; ſag von meinetwegen der Brid und Nettel auch gute Nacht. Der Herr ſey mit Euch allen.“

Die Schweſtern Leni's Obhut überlaſſend, ſchritt Hueber nach der Stube zurück. Reynier lehnte melancholiſch an dem breiten Kachelofen. — Der Hausherr begann mit gedämpftem Tone:

„Wie ſteht's nun, Herr Franzos? hat uns der böſe Geiſt ein Ei in's Neſt gelegt, und wie? Er wird wieder ſeinen Rappen ſatteln müſſen, he?"

— „Verſteh' nicht;" ſprach der Andre, aus ſeinen Träumereien erwachend, und hielt dem Pfarrer das Ohr hin.

„Der Huſſar iſt für den Herrn ein böſer Nachbar;" verdeutlichte ſich der Pfarrer dem verkappten Offizier: „der Herr wird nicht neben dem kaiſerlichen Feldzeichen aushalten können."

— „Und warum nicht? Fragt ſich noch, wer iſt der ſchlimmere Nachbar vom Andern?" entgegnete Reynier mit Gleichmuth: „ungariſch Volk iſt ſchwer, plump; nicht viel hier," — er zeigte auf die Stirn — „Franzos dagegen geſchwind, alert, vorſichtig; und Bayer" — mit ſchlauem Vertrauen den Pfarrer bezeichnend — „ein viel treuer Mann, der nichts lieber thut, als ſein Wort halten. He? nicht ſo?"

Hueber machte einen Bückling für das Compliment, aber dennoch kraßte er verlegen hinter dem Ohre: „Wenn ich nur wüßte, wie ich's anſtellte, Euch zu beherbergen, lieber Freund? Aber da hat mein Vetter Stube und Bett eingenommen, und ein armer Presbyter, wie ich, hat nicht Kammern noch Bettſtücke im Ueberfluß; derentwegen . . . ."

Reynier unterbrach ihn ſchnell und lächelnd: „Gute Nacht dem Herr Couſin; wohl zu ſchlafen ihm. Je mehr er ſchläft, wird deſto beſſer ſeyn für mich. Ich bin nicht gekommen für weiches Bett und Cavaliertafel. Ein Soldat wie ich, weiß zu ſchlafen auf Bank und Stubenboden."

— „Oho, oho, warum nicht lieber noch auf dem Heuboden! Es läge ſich weicher dort, aber für jetzo wärs ein gefährlicher Lagerplatz. Der Trompeter ſchnarcht dort; wenn ihn das bischen Wundfieber ſchnarchen läßt. Aber . . . weil ich doch einmal A geſagt habe, und Ihr nicht von dannen weichen wollt, und mich alſo zwingt, B zu ſagen, ob mir's gleich den Hals koſten kann . . . .“

„Was? verſteh' wieder nicht!“ fragte Reynier, wieder das Ohr hinhaltend.

— „Dummer Franzos!“ brummte Hueber, und ſagte hierauf, geſtikulirend und nach der Weiſe Reyniers ſprechend: „Nix verſtanden, Mosie? Paß' auf: wenn Er verrathen, ich muß mit Ihm Kopfab oder Knüpfauf. Verſtanden jetzo?“

Reynier ſchüttelte heftig den Kopf. „Ich allein;“ ſagte er treuherzig und gefaßt: „iſt ſo gut, als wär' mir die Zunge aus dem Munde geſchnitten. Ich meinen Wirth verrathen? pfui tauſendmal! Aber, wenn Ihr Angſt habt, ich wollte gern gehen. Nur iſt mir nöthig, Jemand abzuwarten, der hierher kommen muß, für mit mir zu reden. Alsdann meinetwegen Adieu.

— „Paperlapapp!“ eiferte nun der Pfarrer, der ſich ſeiner Furcht ſchämte: „ein Wort ein Mann; Ihr bleibt ruhig, ſo lang es geht, und ich theile mit Euch meine eigene Kammer. Iſt's ſo recht? Kommt in Gottesnamen ſchlafen. Mir fallen die Augen zu, und Morgen gibts ganz gewiß einen ſauern Tag.“

7.

„Die Zunge des Borgers,
„Eine heirathsluſtige Hand,
„Und eine gute Piſtole
„Gewinnen das meiſte Geld im Land."
Sprüchwort.

Der Huſſarenpaſcha gähnte einigemal, daß die Stube dröhnte; dann pfiff er durch die Finger. David trat vor ſein Lager. „Holz in Ofen, Bierſuppe herein, Baſſovich herein!" herrſchte der Cornet mit ſtrenger Autorität; und es geſchah in Allem des Herrn Wille.

Baſſovich mit ſeiner erklecklichen Schmarre ſtellte ſich verdroſſenen Geſichts dar. — „Heda, Calfakter! was gibts Neues im Dorfe? Erzähle, bärtiger Poſtreiter!" rief ihn ſein Oberer an.

— „Hm, die Leute haben als gute Soldaten Platz genommen. Die Bauern geben mit ſcheelen Geſichtern, aber ſie geben, und nur der Wachtmeiſter war gezwungen, einige Hiebe auszutheilen, weil ſein Quartierweib nicht daran wollte, ihm, während er aß, die geſchnittenen Nudeln mit der Scheere am Munde abzuzwicken. Die Peitſche ſchaffte jedoch Gehorſam, und willig hockte ſich der Bauer dann hinter des Wachtmeiſters Stuhl, um ſtatt der Tafelmuſik an deſſen Sporenrädern zu ſpielen."

Fabian lachte herzlich. „Der Tilaſchek iſt ein Teufelskerl, ſtets mit neuen Poſſen verſehen. Und alle gehen ihm ungeſtraft hin."

— „Hm ja; es iſt nicht überall ſo;" meinte der Trompeter, und rieb ſich den geſchundenen Fleck auf der Wange: „Ich hätte in jedem andern Hauſe der Schönſten der Schönen in die Backen kneipen dürfen, und nicht ſo ſchlechten Lohn davon getragen, wie er mir in dieſem Hauſe wurde.“

„Welcher Satan hetzte Dich auch an mein Bäschen, Bruder Liederlich?“ fragte der Cornet ſpöttiſch.

— „Des Herrn Cornet Bäschen?“ hohnlächelte Vaſſovich entgegen: „Beſſer noch als Liebchen. Das blaſſe Ding ſchickt ſich nicht für einen Huſſaren. Der Herr hat Recht, daß mich der Satan gehetzt und geblendet hat. Die Dirne iſt juſt nur zum Heirathen gut, denn ſie iſt die Erbin des alten Pfaffen.“

„Weißt Du das bereits?“

— „Ich weiß ſchon Alles, geſtrenger Herr. Ich bin ein geborner Spürhund; das iſt weltbekannt.“

„Nun? erzähle mir, was Du von dem Vetter Pfarrer und den Seinigen gehört haſt.“

Der Trompeter hatte ſeine Bedenklichkeiten. Achſelzuckend entgegnete er: „Wenn mir Ew. Gnaden und Geſtrengen verſprechen wollten, nicht gleich drein zu ſchlagen, ſo mir etwas entſchlüpfte, was Dero werthe Verwandte angeht, und vielleicht dem Herrn nicht gefiele . . . ?“

„Potz Federweiß! ich verſpreche es. Heraus mit Deinen Siebenſachen.“

Vaſſovich ließ den Säbel des Cornets nicht aus den Augen, und begann: „Herr Cornet! der Pfarrer Hueber, unſer Vetter, iſt ſehr beliebt und angeſehen im Dorfe, und wenn ihm die Leute etwas mißgönnen, ſo iſt es gerade nur das Geld, das er beſitzt.“

— „So? Das wäre! Viel Geld?

„Ja wohl. Er ſoll eine ganze Truhe voll von Thalern haben, ſagen die Nachbarn. Lauter pures blankes Silber mit der Muttergottes im Gepräge.“

— „Ei? woher hätte denn der arme Landpfaffe den Reichthum?“

„Hm! wer weiß? Es ſey ſein und der Schweſtern Erbtheil geweſen, heißt es. Die beiden Jungfern ſind taub, dumm — mit Verlaub — und eingefleiſchte Drachen, wenn nicht der geiſtliche Herr Bruder die Autorität gebraucht.“

— „Taub und dumm? Deſto beſſer. Aber die Appel . .? nun, was iſt mit der?

„Ja — hm — das iſt ſo eine Sache. Die Dirne“ — hier zog ſich der Trompeter bedeutend zurück — „die Dirne gehört eigentlich nicht mit Recht in's Haus, aber mit Unrecht. Man ſpricht, der Herr Pfarrer habe die Mutter des Mädels wohl leiden können, und das Kind ſey ihm nicht ganz fremd — und darum wird ſie auch einmal Alles kriegen.“

— „Die Hauptſache iſt das Erben, lieber Trompeter; das Andere mag ſeyn, wie es will.“ Bei dieſen Worten machte ſich Fabian auf, und ließ ſich von Vaſſovich ankleiden, als wie in tiefem Nachdenken verſunken.

Er fuhr daraus empor, da ſein eifriger Diener — vielleicht allzueifrig aus Tücke wegen der empfangenen Schramme — den Gürtel heftig zuſammenſchnürte. „Alle Donner!“ rief er: „halt! nicht ſo feſt. Weißt Du nicht mehr, daß hier, in meiner Seite der Stich ſitzt, der mich ſchmerzen wird bis zum Grabe?“

Vaſſovich ließ plötzlich ab, und ſtammelte eine

Entſchuldigung. Nach einigen groben Verwünſchungen ſchnaufte Fabian aus, hielt die Hand an die linke Hüfte, und ſprach: „Der verdammte franzöſiſche Grenadier hat mich für alle Ewigkeit gezeichnet. Seine halbe Pike war lang genug, mir den Reſt zu geben, und nur mein Pferd hat mich damals vom ſichern Tode gerettet. Möge doch Tallard mit ſeinen Franzoſen in der Hölle brennen! — Laß Deine Hände weg, Ungeſchickter! ich will mich ſelbſt vollends ankleiden.“

Während dieſes geſchah, fuhr er zögernd fort: „'s iſt doch ein verzweifeltes Leben im Felde. Wer ſteht mir dafür, daß nicht vielleicht morgen oder übermorgen, eine Kugel mein Lichtchen ausbläſt? So gern ich die goldne Schabrake trage, lieber wäre mir, wenn ich recht reich wäre, auf irgend einem Gütlein ſäße, und meinen Bauern auf die Finger klopfen könnte, je öfter, je lieber.“

— „Das wird alles noch ſeyn können;“ bemerkte Baſſovich, obgleich nicht ohne Spott: „Wenn Ew. Geſtrengen es einmal bis zum Hauptmann gebracht, und gute Beute gemacht haben wird....“

„Pſt!“ unterbrach ihn Fabian: „Hauptmann? — ja, wenn ich nicht des Gerbers Sohn aus Pilſen wäre! Es kommen Tag für Tag mehr die Privilegia und Traditionen der Soldatesca in Verfall. Es iſt nicht mehr, wie vor hundert Jahren, da noch der Tilly und der Wallenſtein regierten. Die adelichen Milchbärte werden jetzt den wackern Bürgerkindern allenthalben in den Offizierschargen vorgezogen. Wenn ich's zum Lieutenant gebracht haben werde, wirds mit dem Avanciren alle ſeyn. — Und die Beute? Zehren nicht die Commiſſarien und Generale Alles weg, bevor wir kommen? Darf wohl noch irgendwo ſo recht nach Herzensluſt und Bedürfniß geplündert werden? Nein, Baſſovich, das iſt nichts für unſer einen, der ſich fühlt. Leicht kann Einer ſcharmuziren und die Trompete blaſen lernen; aber wir Offiziere brauchen Ehre und viel Geld, ſonſt lohnt ſichs nicht der Mühe, die goldnen Treſſenjacken zu tragen.“

„Ei!“ meinte der Trompeter ſpitzig, „ſo nähme ich an des Herrn Stelle den Abſchied, und ſetzte mich im Vaterhauſe in's volle Neſt.“

„Ja wohl ein volles Neſt, ein Neſt voll von Jungen!“ lachte der Cornet: „Kinder und Theile genug, aber zum Vertheilen ein gar geringer Kuchen!“ —

Nach einer Weile ſetzte er bei: „Ich will dem Oheim auf den Zahn fühlen. Entweder muß er mich zu ſeinem Erben einſetzen — die tauben Baſen bringe ich ſchon dazu — oder ich heirathe die Apollonia, um das Geld zu ſchnappen. — Mit Liebe, oder mit Gewalt, — wenn ein Mammon vorhanden, muß er der Meinige werden; das iſt einmal abgemacht, und das alte Kirchenlicht hat mich geſtern zu ſehr erzürnt, als daß ich ihm etwas ſchenken möchte. Punktum.“

Der Wachtmeiſter raſſelte in die Stube. „Aufſitzen, Signal geben, Allarm blaſen, Sporen brauchen!“ waren die erſten haſtigen Worte, die der alte Soldat ausſtieß: „Der Pfleger hat einen Buben hereingeſchickt. Er liegt drei Stunden von hier, in einem Wirthshauſe verrammelt. Die Bauern wollen ſtürmen, ihm ſeine Rekruten abjagen. Wenn wir nicht unverzüglich aufſitzen, ſo iſt er verkauft und verleſen!“

— „Potz Federweiß! ſollen wir unſere Haut für die blutſaugeriſchen Dintenklekſer hergeben?“ murrte der Offizier finſter: „wir führen ja ohnehin ein Leben wie Steckenknechte und Strickreiter. Ich will nichts von dem dicken Kornwurm, dem Pfleger, wiſſen.“

Der Wachtmeiſter zuckte die Achſeln, entgegen brummend: „Verſtehe wohl, was der Herr ſagen will. Freilich ſtechen die Gabeln der Rebellen auch bis aufs Blut, und die Wunden, die ſie uns ſchießen, ſind blau, wie die aus ehrlichen Soldatenmusketen; auch iſt nicht Ehre dabei, von ihnen todtgeſchlagen zu werden. Aber, wenn ich die Inſtruktion recht gehört habe . . . ? Nun, der Herr Cornet hat's zu verantworten.“

— „Ja doch, in aller Wetter Namen, und brauche nicht, daran erinnert zu werden!“ ſchrie Fabian, den Mahner mit ſeinen Blicken durchbohrend: „Marſch, links um, Wachtmeiſter, Trompeter, hinaus! Signal! alle Huſſaren unter die Waffen!“

Alle thaten, wie ihnen befohlen. David ſtürzte nach dem Stall, des Offiziers Pferd und ſein eigenes zu ſatteln.

Schwörend wie ein Heide, trat Fabian aus ſeiner Stube. Ein bleiches Antlitz mit allen Zeichen der Verſtörung begegnete ihm. — „He, was gibts, Apollonia?“ fragte er barſch. Das Mädchen wollte, den Lehren des Pfarrers zu folgen, ſchnell umkehren. Der Cornet faßte jedoch ihre Hand, ihre zitternde Hand. Verſchämt, halb von der Seite, tief unter den Wimpern hervorblickend, ſah ſie den kecken Soldaten an.

„Warum ſo ſcheu und furchtſam, mein Täublein?“

fragte er weiter, und verſuchte einen ſanftern Ton anzuſchlagen.

Nach einer Pauſe hob Apollonia, ohne ihre Stellung zu verändern, mit leiſer Stimme an: „Iſt's wahr, daß es jetzo wieder hinausgeht in das Feld und Gefecht? Oder hat mich David nur erſchrecken wollen?“

— „Ja; es geht hinaus, wo blaue Bohnen fliegen;“ antwortete Fabian ſcherzhaft: „das iſt des Kriegsmanns Loos. Wie aber konnte Dich die Nachricht in Schrecken jagen? Sollteſt wohl froh ſeyn, die ungebetenen Gäſte für ein Weilchen los zu werden. Vielleicht kehren wir gar nimmer wieder?“

Apollonia zitterte heftiger, ſtammelnd; „Ach, das wär' ein Unglück! — Wenn der Herr todtgemacht würde . . . . pfui, ſpaße der Herr nicht ſo garſtig . . . und laſſe der Herr meine Hand los . . . .“ — „Sie iſt rußig vom Herde;“ fuhr ſie ängſtlicher fort, als der Cornet die Hand feſter drückte, ſtatt ſie frei zu geben.

— „Was Ruß, was Küche, was Herd!“ lachte Fabian: „Dein Herz iſt doch weiß, wie Schnee, mein Schatzl, weil es ängſtlich für einen braven Reitersmann ſchlägt.“

Er bückte ſich zu ihr nieder. Sie verbarg ihr Antlitz mit den Händen. „Gib mir ein Schmätzchen!“ flüſterte er. — „Um alles in der Welt, nein!“ flüſterte ſie. — „Biſt Du mir denn gut, Loni?“ fragte er zu wiederholtenmalen. — Mit einem faſt unmerklichen Nicken antwortete ſie. — „Nun ſo gib Deinem Schatz ein Küßlein!“

— „Alles, alles, nur das nicht!“ Sie rang ſich wild von ihm los. — „Dumme Gans!“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, als ſie ſchrie, weil er an den Fingern ihr weh gethan. — „Aber lieb Dirndl ....!“ ſagte er dann laut und beſchwichtigend. — Sie floh in die Küche, und der Pfarrer ſtand an ihrer Statt kerzengerade vor dem ſtaunenden Neffen. Er drohte mit dem Finger.

„Ei', ei, Vetter! Du trittſt ſchnell in Deines Tubabläſers Fußſtapfen? Das Buſſeln in meinem Presbyterio muß ich mir ſchon verbitten. Hier iſt kein Freihaus, Fabian, und kein Marketenderzelt.“

— „Puh! eine Predigt obendrein?“ ſpottete der Cornet frech: „ſieh doch! ſich in Alles zu miſchen! Wird die Appel mir etwa nicht gut ſeyn dürfen?“

„Dir? die Leni?“ fragte Hueber erſtaunt.

— „Nun ja, bei'm Blitz. Frage ſie ſelber, Du wunderlicher Kirchenkauz.“ — Fabians Geſicht nahm hiebei einen treuherzigen Ausdruck an, der den Pfarrer ganz verlegen machte.

— „Oder“ — fuhr der Soldat fort — „werde ich meinem Halbbäschen nicht einen Kuß antragen dürfen?“

„Nein, o nein, gehorſamer Knecht!“ fiel Hueber eifrig ein: „das iſt verboten, und ich leid' es nicht. Und wenn er alle ſeine Huſſaren zuſammen riefe, Vetter, — ich litte es dennoch nicht. Und nehm' Er ſich in Acht, daß ich nicht die Bauerſchaft zuſammenläuten muß. Mit Ihm und ſeinen paar Pferden, wärs bald vorbei!“

— „So?“ fragte Fabian aufhorchend und gedehnt. — Der Pfarrer merkte, daß er ſich etwas zu weit eingelaſſen, und griff nach dem ausweichenden Scherze.

Mit lachendem Geſichte fuhr er fort: „Wenn Dich jedoch allzuſehr nach Jungferbuſſeln gelüſtet, ſo umarme hier Deine Vaterſchweſtern. Brid, Nettl, da iſt euer Neffe. Heißt ihn willkommen!“

Auf ſeinen Wink erſchienen die beiden Alten, und ſchleppten unter tauſend Freudenbezeugungen den Cornet in die Wohnſtube.

Kaum vermochte er ſich ihren Liebkoſungen zu entziehen, und die ſtürmiſchen Küſſe der Tanten von ſich abzuwehren. Die unerbittlichen Weiber fielen ihn mit zahlloſen Fragen an. Der Vater, die Mutter, die Geſchwiſter zu Pilſen ſollten, eines nach dem andern, abgehandelt werden; und ſchrie den Quälerinnen der Cornet auch nur ein Ja oder ein Nein in die Ohren, — dennoch ſah er kein Ende der peinlichen Unterredung ab.

Die Huſſaren, die vor den Fenſtern aufritten, — David, der hereinkam, zu melden, daß die Pferde bereit, gaben endlich der Sache den Ausſchlag. Mit angeborner Grobheit verwies Fabian die Seinigen zur Ruhe, und nickte ihnen einen kurzen Abſchied. — Aber den Pfarrer nahm er bei den Rockknöpfen, zog ihn in einen Winkel, und raunte ihm zu: „Du haſt vorhin eine ganz abſonderliche Rede geführt, Alter. So was von Sturmläuten und Aufgebot; nicht ſo? — Darum binde ich Dir jetzo auf die Seele, Alles aufzubieten, das Dorf in Ruhe zu erhalten. Wehe Dir, wenn Du in unſerm Rücken einen Aufſtand anzetteln, und uns den Paß verrennen wollteſt! Kämen wir auch um — die Rächer ſtehen, Tauſende an Tauſenden, vor den Pforten eures Gebirgs, und würden hereinbrechen wie gehetzte Löwen. Verſtanden, alter Vetter? Ich denke bei der Rückkehr Alles in Ordnung zu finden."

„Was?" fuhr Hueber auf: „Was erfrechſt Du Dich, zu ſagen? Iſt Deines Vaters Bruder etwa ein Böſewicht, der ſich gegen den von Gott zugelaſſenen Landesherrn empört, und nach dem Blute ſeines eigenen Bluts-Verwandten trachtet?" Er ſtockte, weil ihm Reynier, den er verborgen, einfiel. — „Aber" ſetzte er dann bei, „die Leni ſollſt Du mir nicht mit der äußerſten Fingerſpitze anrühren. Dabei bleib' ich; und jetzt reit' in Gottesnamen, und komme mit ganzer Haut wieder heim. Schone Deines Vaters arme, gedrückte und verblendete Landsleute, und der Herr wird mit Dir ſeyn, obſchon Du es nicht viel verdienſt."

Mit einer Drehung, dann in ſchallendes Gelächter ausbrechend, ließ Fabian den Prieſter ſtehen, und ſprengte an der Spitze ſeines Reitertrupps davon.

8.

> „Die Lehrlinge des Lebens ſtreicheln die bunte, aber falſche Katze, und treten den treuen, aber ſchmutzigen Hund." Hamilton.

Apollonia lag im weitgeöffneten Fenſter, und ſchaute den Helden nach. Mochten auch die gemeinen Leute lachen und ſpötteln, mochte auch Baſſevich ein noch ſo grimmiges Geſicht ſchneiden — das Alles kümmerte ſie nicht. Hatte doch Fabian ſie geſehen, und mit leichter Handbewegung begrüßt! — Das Mädchen ließ ſich nicht träumen, daß es ein Gruß geweſen, wie etwa der Landmann gewohnheitspflichtig vor dem Heiligenbilde am Wege die Kappe rückt, oder beſſer, wie der Geizhals vor einem Goldſack ſich verneigt.

Was in der Seele des Offiziers ſich begab, begehrte Apollonia's Geiſt nicht zu ergrübeln. Ihre Sinne hingen dagegen feſt an dem ſchönſten Mann, den ſie, obendrein im vortheilhafteſten Putze, in ihrem Leben geſchaut. Sie nickte ſeinem Gruße ein dankbar-demüthiges „Lebewohl und komm' bald wieder“ zu. Dann galloppirte ihr Herz eine Weile auf dem Pferde des Erkohrnen hinaus; aber endlich, da ihr der letztere aus dem Geſichte gekommen, war das Herz zwar wieder daheim, jedoch ſo leer, und wüſt und öde, daß es beinahe ſtille ſtand vor Sehnſucht und Wehmuth.

Langſam bewegte ſich Apollonia vom Fenſter, und fuhr zuſammen, da ſie ihren Pflegevater, zur Kirche gerüſtet, vor ſich ſah. Sein Antlitz war betrübt. Forſchend und bekümmert ruhten ſeine Augen auf den ihrigen. Er hob leiſe an: „Mein, ſag' mir doch, Loni, ein paar Worte in aller Aufrichtigkeit. Da hat mir der Fabian was erzählt, das ich nicht gern glauben will. — Iſt's denn wahr, Kind? haſt Du ihm geſtanden, daß .... oder, kurz heraus: biſt Du ihm ein biſſel gut, dem Fabian?“ —

Auf dieſe plötzliche unverhoffte Anrede wußte Apollonia nichts zu erwiedern. Die Augen gingen ihr über. Das helle Roth der Alpenroſe flammte über ihr blaſſes Geſicht. Der reine Schnee, gefärbt vom Wiederſchein verhehlten Feuers, ſagte indeſſen mehr, als der Mund zu ſprechen im Stande geweſen wäre. Der gute Pfarrer verſtand die Symptome der Leidenſchaft hinlänglich, um dem Herzen eines rohen Landmädchens auf den Grund zu ſehen.

„Alſo dennoch?“ ſeufzte er und ſetzte gefaßter bei: „Nun, das muß wahr ſeyn: Du haſt nicht lang gefackelt, Dein armes Herzl zu verſchenken. Wollte Gott, er gäb' Dir's wieder, oder Deine heilige Schutzpatronin nähm' es an Deiner Statt wieder von ihm zurück. Loni, Loni, Du biſt nicht geſcheidt. Ach, welch ein Satanas iſt hinter der gutgemeinten Predigt geſtanden, die ich Dir geſtern erſt gehalten! Ach, ihr guten ſchwachen Weibsleute, wie ſeyd ihr doch ſo bald bethört!

— „Verzeih' mir der hochwürdige Herr, bitt' gar ſchön!“ ſtotterte Apollonia, des Pfarrers Hand an ihre Lippen ziehend. Er riß die Hand haſtig weg, indem er rief: „Wenn der Vetter Deinen Mund berührt hat, ſollſt Du mir nicht mehr die Hand küſſen in Ewigkeit!“

Apollonia betheuerte ihre Unſchuld, und bat um Vergebung ohne Aufhören. Das beſänftigte den ehrlichen Prieſter, und er ſprach mild und nachdrücklich weiter: „Denk' an Dein Mutterl, Loni, ich bitte Dich um der heiligen fünf Wunden willen! Deine Mutter war eine ſteife Chriſtin, und hat dem Fürſten der Finſterniß auch nicht ein einzig Haar ihres Haupts gelaſſen. Deine Mutter iſt unglücklich mit ihrem Manne, Deinem Vater, geweſen, und hat nur den Engeln ihr blutendes Herz gezeigt. Und es war . . . ich darf Dir's wohl ſagen . . . es war Einer da, der ſie über alles gerne gehabt, und dem ſie ſelber gar nicht gram geweſen . . . und es hat oft eine

Stunde ober den Häuptern der Beiden geſchlagen, eine von den böſen Stunden, da der Teufel Gewalt über den Menſchen hat; — und dennoch hat der Schwarze immer abziehen müſſen. Ja, Dein Mütterl war ein ſtolzes Staatsweib, und Du ſollſt auch ſtolz ſeyn, und die Talkereien und Schwindelköpfigkeiten an ihrem Ort laſſen."

— „Ich will ja nicht Böſes thun," ſchluchzte Apollonia: „und wenn der Herr Vetter . . . der Offizier . . . geſagt hat, daß ich ihm geſagt hätte, daß ich ihn lieb habe, ſo hat er eine Lüge geſagt, denn ich habe ihm gar nichts geſagt."

„Geſagt, geſagt, geſagt, noch zehntauſendmal!" rief der Pfarrer heftig, und, wie gewöhnlich, von Apolloniens Thränen gerührt: „Flennt das große Weibsmenſch wieder, als wäre der ſchönſte Engel im Himmel geſtorben! Stille, ſage ich; das Heulen kann ich nicht vertragen. Und warum der Jammer? Haſt Du ihn nicht ſelber angefangen? Biſt noch nicht achtzehn Jahr alt, und denkſt ſchon an die Buben mit Federn auf dem Hut? Lern' erſt eine Suppe kochen, und Griesknödl mit einem gelben Stern machen, ehe Du Dich nach den Buben umſchauſt, und Dir die Hochzeit in den Kopf ſetzeſt."

Er wendete ſich zum Gehen; aber das Beſte fiel ihm noch ein. Darum kehrte er zurück, ſtellte ſich wieder ſteif vor Apollonia hin, und ſagte: „Hochzeit? ja, wenn noch eine Hochzeit zu erwarten wäre! Aber die Soldaten heirathen nimmermehr ſolche Landdirnen, wie Du eine biſt. Hörſt Du? nimmermehr. Den Trumpf wirſt Du mir wohl nicht abſtechen, he? Und — gib mir die

Hand darauf, daß Du keinen dummen Streich machen willſt? verſprich Deiner ſeligen Mutter, daß Du nur eine ehrliche Heirath vor Augen haben willſt; und vor der Heirath — wenn's auch der Erzengel Gabriel wäre — nicht eine Fingerſpitze, viel weniger ein Buſſerl, he?"

Die in Angſt gejagte Apollonia verſprach, ihre Zähren trocknend, Alles, was Hueber verlangte. Mit erleichterter Bruſt — er wußte, daß dem unſchuldigen, frommen Mädchen ein Eid ſo heilig, wie der Altar — wandelte der Pfarrer zur Kirche. —

Um ſich zu zerſtreuen, ging das Mädchen geraden Wegs an ihre Arbeit, mitten unter das Geſchrei und Getöſe, das die beiden alten Jungfern in der Küche anhoben, ſobald der geiſtliche Herr den Rücken gekehrt hatte. — Die Weiber, die ſich nur verſtanden, wenn eine der andern in die Ohren ſchrie — und dann nicht recht — brummten und plauderten vor ſich hin, als ob ſie nicht bei Troſte wären, und gaben dem frommen Herde der Pfarrei das Anſehen einer Zauberküche.

Nettl rührte im Topfe, und ſchimpfte: „Wie die Loni heut wieder ausſieht, mit verweinten Augen und einer Farb, wie das Katzl am Bauch! Bin nur kurios, wie lang der Herr Bruder mit der Dirn Geduld haben wird; Gott verzeih mir die Sünd!"

Brid im Aus- und Einkramen der gekauften Lebensmittel beſchäftigt, ließ den Winterkohl in das Backmehl, und die Kuttelflecke zum beliebten ſauern Voreſſen in die Aſche kollern, und maulte: „Das muß wahr ſeyn: der Fabian iſt ein Balſam von einem Flegel. Haben wir ihn genießen können? hat er uns nur ein geſcheidtes

Wort geſagt? Vom Bruder zu Pilſen, von der Schwägerin, von den Vettern und Baſeln . . .? nichts da. Aber ein friſcher Kerl, mit Augen, die einen fürchten machen.“

Apollonia trat ſtillſchweigend, aber lächelnd hinzu, um der Alten in ihrer Arbeitsverwirrung zu helfen. Brid ſchnauzte ſie jedoch an: „Was will das Mondgeſicht? Mit Deinen ungeſchickten Händen geht ja gar nichts zuſammen. Du Schlafratz? Wenn ich nur wüßte, was Du immer im Schlaf zu ſchwatzen haſt!“

— „Ich?“ — „Was?“ — „Ich, liebe Jungfer?“ Apollonia ſchrie heftig. — „Nun freilich; wer denn?“ antwortete Brid: „oder bewegſt Du nur die Lefzen, als ob Du ſprächeſt? Ach, es iſt ein großes Unglück, taub zu ſeyn. Hätt' ich Deine Ohren, und Du dafür meine fleißigen Hände!“

In demſelben Augenblicke kugelte wieder ein friſches Kalbshirn in den Sand. Zu gleicher Zeit verbrannte ſich Nettl an dem ziſchenden Topf, den ſie nicht ſchnell genug vom Feuer heben konnte. Ihr Geſchrei wurde von dem hellen Gelächter des Mädchens übertönt. Apollonia, deren Herz nach dem Abſchied des Pfarrers leichter geworden, je mehr in ihrer Einbildungskraft die Geſtalt des davongerittenen Fabian verdämmerte und abblaßte, ließ ihrer Heiterkeit den Zügel ſchießen, und lachte ſich ſatt, was ihr ſelten geſchah. — Doch zog ſie dadurch die zornigen Verwünſchungen der alten Weiber auf ihr Haupt.

„Was gibt's da zu lachen?“ fragte Brigitte höchſt unwirſch, und ſtemmte die Hände in die Seite.

„Malefiz-Loni! wo haſt Du den Florianzettel verſteckt?“ kreiſchte die Verbrannte, die in der ſogenannten Wetterſchublade wohl den Hubertusnagel und das Lorettoglöckchen, aber nicht das Arcanum gegen Brandſchäden finden konnte.

„Weinen ſollſt Du über Deinen Unverſtand!“ belferte Brid. — „Das knüße*) Ding verraumt alles, was ihm unter d'Händ kommt!“ zeterte die Nettl, tanzend vor Schmerz, die verbrannten Finger am Munde. —

Das Getöſe zog einen neugierigen Zeugen herbei. Die tauben Jungfern wollten in allem Ernſte der armen Loni zu Leibe, als Reynier dazwiſchen trat. — „Friede! Friede!“ rief und winkte er aus allen Kräften.

Das geiſtliche Gewand übte ſeine Macht über die Weiber aus. Brigitte trat ſogleich ſchüchtern zurück. Margareth entlief, um für ihre Verletzung ein Hausmittel zu ſuchen, weil das übernatürliche fehlte.

Reynier näherte ſich der Apollonia, die bei ſeinem Anblick Heiterkeit und Lachen vergaß, um eine unwillige Miene anzunehmen. Er ſprach ſanft und weich zu dem Mädchen: „Du haſt Dich nicht gut betragen gegen mir, geſtern. Aber ich möchte, daß Du mich für einen Freund achteſt. Ich habe Mitleid für ein armes ſchwaches Mädchen wie Du biſt, das zu Grunde gehen wird bei ſo böſen Weibern.“ —

— „Und was gehts den Herrn an?“ fragte Loni trotzig: „die Jungfern ſind meine Herrſchaft, wenn auch taub und wunderlich. Sie dürfen wohl ihre Ehhalten zanken, wann ſie mögen. Der Herr, als ein Geiſtlicher, ſollte mich nicht aufhetzen. Verſteht Er mich?“

---

*) unartig oder böſe.

Reynier, obſchon lächelnd, behauptete ſeine Freundlichkeit, denn aus den finſtern Blicken des Mädchens ſtrahlte ihn ein geheimnißvolles Licht an, dem ſein Herz nicht widerſtand. — „Du biſt böſe,“ ſagte er, „aber nicht aus der Seele. Junge Dirnen haben Launen; meinetwegen. Ich bin Dir doch gut, und wärſt Du noch einmal ſo unartig.“

— „Das hat der Herr gar nicht nöthig;“ verſetzte Apollonia mit ſteigender Entrüſtung: „'s iſt eine Schand', daß Er, in dem ehrwürdigen Gwandl da, einer Dirn nachläuft, die nichts von ihm wiſſen will und darf. Es wäre beſſer, wenn Er in der Kirche dem heiligen Meßopfer beiwohnte, als daß Er hier den nichtsnutzigen Cavalier vorſtellt.“

Kaum auf ihre Worte hörend, aber in ihren Anblick verſunken, machte Reynier, ſeine Maske vergeſſend, eine Geberde, als ob er — wie ein Soldat — den Schnauzbart aufdrehe, welchen er vor Kurzem ſeiner wichtigen Miſſion geopfert hatte.

Loni wendete ſich, nachdem ſie ihn verwundert angeſehen, weg, und murmelte vor ſich hin: „Der iſt mir ein ſchöner Diener Gottes, der Taugenichts, der ſich gehabt, wie ein Edelmann oder Soldat. — Wichſe nur den Bart!“ fügte ſie kichernd hinzu: „Liegſt noch mit den Gänſen im Streit, Du ſaubrer Caplan.“

Indeſſen fühlte Reynier, der noch immer unverrückt daſtand, und einmal über's andremal geſeufzt hatte: „Quelle ressemblance!“ wie ihn etwas am langen

Gewande zog. Ungeduldig ſchlug er dagegen aus, wie nach einem Hunde, und traf Brigitte, die leiſe näher geſchlichen war, dem fremden hochwürdigen Herrn aus ſchuldiger Devotion das Kleid zu küſſen. — Die wehleidige Jungfer ſchrie auf vor Schmerz und Ueberraſchung, und ließ ſich durch Reyniers Troſtſprüche und Entſchuldigungen, wie auch durch ſeinen höchſt ungeſchickt ertheilten Segen kaum beruhigen. Dazwiſchen ſetzte Apollonia ihr Selbſtgeſpräch fort: „Da haben wir's. Jetzt ſchlägt er noch die arme alte Perſon. Der ein Geiſtlicher? Er iſt gewiß einer von den falſchen Pfaffen des heidniſchen Baal, die der Herr Pfarrer ſo oft abkanzelt. Es iſt ein rechtes Unglück, daß der Leidige juſt in dieſen Tagen den verdächtigen Gaſt anher geſendet hat. Doch wird er am längſten im Hauſe geweſen ſeyn, da er ſich ſo ungeſchliffen aufführt; und ich werde dem Herrn die Hiſtorie haarklein erzählen.“ Als ſie indeſſen jetzo bemerkte, wie vorſichtig und freundlichſt bemüht, ſeinen Fehler wieder gut zu machen, der vorgebliche wälſche Caplan die Brid hinüber zu ihrer Schweſter führte, ſetzte ſie gemäßigter bei: „Nein, ich mag ihn doch nicht verrathen. Die Jungfer wird's ſchon ſelber thun, und thäte ſie's nicht, was geht's mich an, wenn er nur mich in Fried läßt? Was Dich nicht brennt, blaſe nicht. Was Du nicht willſt, daß Dir geſchehe — das hat mir der Herr Pfarrer in der Kinderlehre ſtark auseinandergeſetzt. Und dem alten braven Mann will ich keinen Verdruß machen; und der Pater Michel iſt ja ein Flüchtling, und braucht ein Obdach. — Freilich — wer weiß, — warum der hat entlaufen müſſen?“

— Sie probirte ein Liedchen: den Trompetermarſch der Huſſaren, und ſchlug ſich den fremden Pater aus den Gedanken.

9.

> „Die Menge und Gröſſe der uns überbürdeten
> „Calamiteten ſeynd von einer
> „ſolchen Aigenſchaft, die, wahrhaftig ſo
> „zu röden, einen Stein, geſchweigent ein
> „Chrieſtliches Gemieth zu einem mittleiden
> „zu bewögen feihig iſt.“
>
> Unterthenigſte Supplica der betrengten Gemain im Lande Ober- und Underbayern. (An die hohe Reichsverſammlung zu Regensburg.)

Vor der Kirchenthüre war eine große Verſammlung. In einzelnen Gruppen, wehklagend und die Hände gen Himmel erhebend, ſtanden die Weiber. Die Männer, jung und alt, hatten ſich in der Mitte in einen großen Kreis zuſammen gethan, eng aneinander gedrängt, als würde ihnen ein neues Patent der Regierung zu München verleſen. In dem Kreiſe befand ſich jedoch nur ein Herold menſchlichen Elends.

„Was mags wohl da geben?“ fragte Hueber, aus der Sakriſtei kommend, den neben ihm wandelnden Meßner. — „Etwas Gutes ſchwerlich;“ meinte dieſer, näherte ſich indeſſen als ein gehorſamer Vorſpäher dem düſtern ſchweigenden Kreiſe, blickte, auf ſeine Zehen geſtellt, eine kurze Weile hinein, und winkte dann den Pfarrer mit allen Zeichen des Schreckens heran.

Die Menge war ſo geſpannt auf die merkwürdigen Dinge, die ihr vorgetragen wurden, daß ſie ſchier verſäumt hätte, dem geliebten Seelenhirten den gebührenden Platz einzuräumen. Der Meßner erkämpfte mit Schulter und Ellbogen einen Pfad für ſeinen hochwürdigen Patron. Die Aelteſten der Gemeinde, im Innern des Rings verſammelt, ließen dem Pfarrer unter vielen Grüßen und Verneigungen den Vorrang; aber er achtete wenig auf dieſe Ehrenbezeigung, weil das Schauſpiel, das ihm ſich darſtellte, alle ſeine Sinne feſſelte.

Neben einem Manne von kühner Statur, aufrechtem Leibe, und ſtolzen Geſichtszügen, die ſeltſam mit ſeiner lodenen Jacke und ſeiner Pelzmütze im Widerſpruche ſtanden, lehnte an einem Stabe eine traurige Jammergeſtalt mit geſchundnem Antlitz und verbundnen Gliedmaßen; unfähig, ſelbſt zu reden, nur mit beweglichen Trauerblicken die glühenden Worte ſeines Gefährten begleitend. —

Der Erſtere war im Zuge, zu reden, und mit welcher Leidenſchaft, mit welchem überzeugenden, obgleich unterdrückten Schmerze! — „Dieſer Mann alſo, meine lieben Brüder und bayriſche Landsleute, dieſer Mann, den des Kriegs Furie ſchon um Alles gebracht, der einen Sohn verloren, welcher in Böhmen ſein Leben verſeufzt, — eine ſeiner Töchter iſt verſchieden unter den Mißhandlungen derer, ſo ſich Soldaten nennen, — dieſer Mann, der, wenn ſeine Quartierherren auf ſeine Koſten mit ihren Buhlerinnen tafelten, ſammt ſeiner kranken Familie im kalten Hofraum unter heiterm Himmel ſitzen mußte, und nichts zu nagen hatte, als eine Rinde ſchwarzen, ſchimmeligten Brods; — dieſer Unglückliche ſollte noch mehr des Geldes liefern. Vergebens hat er die Heiligen als Zeugen ſeines Unvermögens angerufen, vergebens ſich zu den Füßen des Hauptmanns gewunden, wie ein Wurm. Die Stiefel ſeines Zwingherrn hat er geküßt, als wären es heilige Reliquien; die rohen Schinderhände, die ihn ſchlugen, hat er mit ſeinen Thränen befeuchtet. „Es koſtet Dein und der Deinigen Leben, ſo Du nicht Pferde und Geld ſchaffſt!“ hieß der ewig wiederkehrende Beſcheid. — Und da er endlich ſagte: „In Gottes Namen nehmt mich hin, und thut was Euch gefällt!“ haben die Henker, die den Soldatenrock mit Schande tragen, ſein Weib und ſeine unmündigen Kinder ergriffen, und in den glühenden Backofen geſperrt; er aber mußte davor ſtehen, daß der Jammer der Unglücklichen ſein Herz durchſchnitt, und ihm das leere Verſprechen abpreßte, zu thun, wie man verlangt hatte. Kaum waren jedoch Weib und Kind, halb erſtickt, aus dem Marterofen befreit, ſo hat dieſer Mann ſeine Lumpen auseinander gezogen, die magre Bruſt den Schergen dargeſtreckt und geſchrieen: „Die Todesangſt um mein Fleiſch und Blut hat mich zum Lügner gemacht. Ich beſitze aber, ſo wahr mir Gott helfe, nur mein nacktes Leben, und das ſey Euer — weil einmal geſchworen iſt, daß alle Bayern verderben ſollen!“

— „Himmelſchreiend! Nicht zu dulden! Der Herrgott erbarme ſich!“ murrten die Zuhörer, brauſend wie der aufwallende Sturm des Meeres. Mit ihren Verwünſchungen vereinigte der Märtyrer ſein dumpfes Geheul. Der Sprecher fuhr fort:

„Das bittre Elend hat den Hauptmann nicht erweicht, und ſeine Knechte haben ſchon mit grimmiger Wuth ihre Muſketen und Pallaſche erhoben, den Armen zu tödten. Dieſem wehrte aber in bodenloſer Unmenſchlichkeit der Hauptmann, und befahl, den Meineidigen — wie er ſein Opfer nannte — zur Marter und zum Geſpött, durch Kinn und Bart an den Tiſch zu nageln."

Ein Schrei des Schauderns tönte aus den enggeſchloſſenen Gliedern der Bauern zum Himmel auf. Der Sprecher erhob ſeine Stimme, indem er endigte:

„Da, ſeht, wie ſie ihn zugerichtet, den Erbarmungswürdigen! Er wird nimmer des Wohlſeyns und der Sprache wieder theilhaftig werden. Sie haben ihn zum Scheuſal gemacht, und ſein Weib durch den Schreck in die Grube gebracht. - Seine Kinder irren verlaſſen, eine Beute wilder Thiere, umher. Und dieſes haben Sinzendorff'ſche Dragoner gethan, an einem Hausvater, an einem Bayer gethan! — Schreit nicht dieſe Gräuelthat durch die ganze Welt? und iſt dieſer Mann der einzige dem blutige Schmach widerfuhr? Schwebt nicht über dem Haupt eines Jeden in bayerſchen Landen das Beil des Henkers? Wollt Ihr in euern Thälern allein ruhig dulden, und der Vernichtung entgegenharren, während rings im Lande der Nothſchrei ſich hören läßt, und in der verſteckteſten Einöde, wo die Gemſe und der Geyer Wirthſchaft halten, der einſamſte Schütze zu ſeinem Gewehr greift?"

„Nein, nein, wir duldens nicht mehr. Frei, frei — Strick entzwei! jetzt muß es ſeyn!" tobten die Landleute durch einander.

Der Meßner, angeregt wie die Uebrigen, ſtieß vertraulich den Pfarrer an: „Soll ich die Glocke ziehen? Alle greifen zu den Waffen auf den erſten Wink, und die Blutigel von Huſſaren ſind verloren, ehe ſie noch den erſten Zaun von Rottenbrunn wieder geſehen!“

— „Unterſteh' Er ſich!“ drohte ihm Hueber, und entriß ihm den Thurmſchlüſſel.

„Vivat Maximilianus!“ ſchrie indeſſen der begeiſterte Redner, und alle ſchrieen ihm nach: „Der Max Emmanuel ſoll leben, und die arme verbannte Churfürſtin, und die armen gefangenen kleinen Kinder unſers gnädigſten Herrn!“

„Gott ſteh' den unſchuldigen Fratzen*) bei!“ klagten die Weiber im Chor.

„Die Kindeln erretten!“ hallte die Menge der Männer nach.

Inzwiſchen hatte ſich Hueber in die Mitte gemacht, und winkte heftig mit beiden Händen. „Gebts Fried! haltet Ruhe in Gottsnamen!“ rief er mit äußerſter Anſtrengung. — Der Meßner unterſtützte ihn. „Halt's d' Goſchen, ihr Männer und Buben!“ ſchrie er aus vollem Halſe.

— „Stat, ſtat!“**) hieß es plötzlich von allen Seiten, und die Hüte wurden abgezogen. — Der fremde Redner ſchwieg unwillig, und heftete ſeinen finſtern erwartungsvollen Blick auf den Pfarrer. Dieſer hob an mit jugendlicher Kraft:

„Wer iſt da, der mich nicht kennt, ſeit ihm die

---

*) Kinder.

**) Still.

Augen offen ſtehen? Selbſt das alte Mannl, das nicht mehr zur Kirch ſtapfen kann, und daheim am Ofen hockt, hat den alten Pfarrer, meinen Vorgänger rasibus casibus vergeſſen, — ſo lang ſitze ich ſchon unter euch. Iſt's wahr oder nicht?"

— „Ja, ja, wir wiſſen's gar nicht anders! Der alte Pfarrer denkt uns gar nicht mehr!"

„Wohlan denn. Iſt einer unter euch, der mir was Schlechtes nachſagen kann? Einer, den ich in ſeinen Nöthen verlaſſen, Einer, den ich nicht nach Kräften zu einem guten katholiſchen Chriſten gemacht hätte?"

— „Keiner, keiner, Ew. Hochwürden! Segen für Segen, Heil für Heil! Wir bilden uns was darauf ein, des Herrn Beichtſöhne zu ſeyn!"

„Was iſt aber von allem Chriſtenthum die Wurzel? die Furcht vor dem Herrn und der von ihm eingeſetzten Obrigkeit. Die Furcht iſt auch eben zugleich die Liebe. — Haben wir nicht brünſtig gebetet für unſern gnädigſten Churfürſten und ſein Haus? und thun wirs nicht jetzo, noch zu dieſer Friſt, wenn wir auch zugleich für den Kaiſer Joſephus beten, den Gott erhalten und erleuchten möge?"

— „Ja, das thun wir; von Herzen beten wir für den Max und ſein Haus!"

„Warum thun wir das, liebe Kinder? Weil wir uns zu betrachten haben, als ſeine Söhne und Unterthanen; als die lebendige Gemeinde, die ihm der Herr durch ſeine Gnade verliehen hat; als ein Gut, das nicht verkümmern, wohl eher ſich mehren ſollte. — Aber das Menſchenleben iſt ein wunderlich Ding und hat nicht

Beſtand, ſo wie ſeine Güter nicht Beſtand haben. Ein Fürſt, er ſey noch ſo gewaltig, bleibt ein Menſch, der verlieren kann, was er beſitzt. Nun fällt aber kein Eichkatzl vom Baum, ohne des allmächtigen Gottes Geheiß, und folglich iſt's nicht weniger eine beſondere Schickung, wenn ein Reich dieſer Erde ſeinem rechtmäßigen Herrn auf einige Zeit entzogen, und in andere Hände gelegt wird. Der Allwiſſende hat in ſeiner unerforſchlichen Weisheit unſer Vaterland dem Max auf ein Weil genommen, und dem Kaiſer vertraut, den Er wohl kennt, nicht minder als den niedrigſten Bauernknecht. Wenn uns aber ſchon nicht erlaubt iſt, in die Händel der fürſtlichen Häupter uns zu miſchen, — um ſo weniger dürfen wir grübeln über das Verhängniß, ſo der liebe Gott uns geſendet. Glück und Unheil fällt aus ſeiner Vaterhand, und der Zufall iſt nur ein Trabant des Teufels. Daher iſt klar zu ermeſſen, daß im Himmel wohlbekannt geweſen, wie hart unſers geliebten und fürtrefflichen Vaterlandes Noth anwachſen würde; aber es ſollte nun einmal der bittere Kelch nicht von uns genommen werden, weil wir nicht beſſer ſind, als unſer ſüßeſter Heiland, an dem er auch nicht vorüberging. — Hörts auf mit euerm Brummen und Grunzen, ihr jungen Schmecker, ihr annoch talkete und blinde Lackeln!*) — Laßts nur den alten Kettenhund bellen, und lernt von ihm's Aufpaſſen und Lautgeben. — Wenn nun ein Trübſal an uns kommt, liebe Kinder, was haben wir als katholiſche Chriſten zu thun? Es demüthig zu empfangen, und nicht zu vermehren durch unſern Ungeſtüm. Geduld iſt ein feines Ding, und hat noch niemand betrogen, denn hinter der längſten Zeit kommt zwar alleweil der Tod, aber hinter dieſem die Ewigkeit mit dem Paradies oder mit der Hölle, je nachdem's Einer verdient. Es geht jetzo ein Martyrthum durch unſer liebes Bayern. Ja wohl, ein blutiges Martyrthum. Haben jedoch die Blutzeugen des Chriſtenthums jemals rebellirt? haben ſie jemals der, obſchon heidniſchen, Obrigkeit ſich entzogen? Nein, das thaten ſie niemals. Der Erlöſer ſelbſt, deſſen Hand die Welt zertrümmern konnte, ſo gut, als er ſie erſchaffen, ſtellte ſich vor den Landpfleger der Heiden, und die Teufelsprieſter der Juden. — Folgt ſeinem und ſeiner Apoſtel Beiſpiel. Harrt aus in Glaube und Hoffnung; harrt aus in der Liebe und der Pflicht zu Euerm Landesvater. Die Prüfungen, die ihm Gott geſchickt, müßt ihr als fromme Kinder mit ihm tragen. Wißt ihr etwa, ob nicht eure vielen Sünden daran ſchuld geweſen? ob nicht unſer durchlauchtiger Herr hie und da geſtrauchelt? Fürſt oder Volk, — Alle haben immer etwas auf dem Kerbholz. Küſſet alſo den Stab der Züchtigung; er wird dereinſt zur Palme werden. — Wer hat ihn angefacht, den verderblichen Krieg im Herzen unſers gepeinigten Bayerlandes? Man ſagt euch, der Churfürſt thue es; aber der Churfürſt läugnet es. — Was wird alſo daraus entſtehen? Ihr werdet vergehen ohne Oberhaupt in Schmach und blutigen Schlachten; ein jeder Schuß, den ihr verſendet, erweckt zehn Verderber, und tödtet doch nur Einen; ein jeder Schuß, der gegen Euch gethan wird, zerreißt das ſorgliche Herz

---

*) Lackel, — großer ungeſchlachter Hund.

Eures guten Vaters in der Fremde. Indem Ihr, die Ohnmächtigen, das Schwerdt aus der Scheide zieht, ſetzt Ihr hundert kaiſerliche Degen an die Gurgel Eurer Weiber und Kinder. Wollt Ihr denn mit Fleiß ſammt den Euern, in Sünden dahin fahren? eine Wüſtenei aus dem ganzen Lande machen? daß, wenn einſt — wie ich gewiß hoffe — der Churfürſt heimkehrt, er unter bittern Zähren ausrufen müſſe: wo ſind meine Bayern? Sie ſollten ſich mir erhalten, und haben ſich blindlings ſelbſt gemordet! ihnen hatte ich in höchſter Noth meine Kinder vertraut, — ſie wollten lieber ſterben, als meine Kinder bewachen! ihnen war das Vaterland in die Hände gegeben, damit ſie es pflügen und gedeihen machen ſollten, aber ſie haben mit dem Schwerte geackert und mit ihrem unfruchtbaren Blute die verſengte Erde gedüngt, daß ſie Unkraut trägt, ſtatt des Waizens!“ —

Eine unbeſchreibliche Stimmung hatte ſich der Zuhörer bemächtigt. Niedergeſchlagenheit, Betrübniß und Furcht entmannten den aufſtrebenden kriegeriſchen Muth. Die Weiber hatten ſich unter die Zuhörer gemiſcht. Ihr Schluchzen wurde hörbar. Die Augen der Väter, Brüder und Söhne ſuchten finſter die Erde. — Der Pfarrherr, begierig, das höchſte Elend von ſeiner Heerde abzuwenden führte den letzten Streich ſeiner Beredſamkeit, indem er ſeinen Pathos in den traulichen Ton der Einfalt umſtimmte, welcher die Herzen der Naturmenſchen in den Gebirgen ſo wunderbar rührt:

„Gebt's alſo Fried, ſag ich Euch. Laßt's Euch nicht verhetzen, und wenn's die Hetzer noch ſo gut meinen. Habt's um tauſend Gotteswillen Mitleid mit Euch und euern armen Seelen, mit dem Churfürſten ſelber, und dem geſegneten Vaterland! Habt's Mitleid mit Euerm alten Pfarrer, der vor Euch ſteht mit weinenden Augen. Macht mir nicht die Schand, daß am jüngſten Tag der Gabriel zum Herrn ſagen muß: Der alten Schlafhauben, dem Hueber, ſind alle ſeine Lampeln durchgangen, und dahin g'fahren, wo die Engel Schwaferln trag'n. — Thut mir nicht das gebrannte Herzeleid an, daß ich Euch, die ich getauft habe, daß ich Euch Alle begraben muß. Denkt's an die armen Seelen von den jungen hitzigen Grasteufeln, die ſchon hinaus geloffen ſind, um zu rebellen und ſich den Tod zu holen. Was ſoll dann werden aus ihren Seelen im Fegfeuer, wenn niemand mehr übrig geblieben, für ſie zu beten und zu opfern? — Gelt, jetzt kommt euch's Weinen? jetzt ſchwitzt Ihr, trotz der Kälte, vor Aengſten? Was ſind aber dieſe Aengſten und dieſe Zähren gegen den Jammer im Fegfeuer und in der Höll? — Geht's heim, geht's heim, liebe Leuteln, und laßt euch ſchmecken, was Gott beſcheert hat. G'ſegn's euch der Herr und er ſey mit euch. Amen.“

Gleich geduldigen Schafen entfernten ſich die Verſammelten. Gehorſam und Dankbarkeit verſchloß ihnen den zürnenden Mund. Für jetzt beſchränkte ſich ihr Vaterlandsgefühl darauf, den unglücklichen, fremden, verſtümmelten Bauer zu tröſten, zu bemitleiden und zu erquicken. Der Meßner, der keineswegs gern den friedlichen Ausgang des Tumults geſehen, führte den Geſchundenen in ſein Haus. Der Gefährte, der ſo haſtig geredet und ſo verdrüßlich geſchwiegen, folgte dem Pfarrer auf einen Wink in das Presbyterium.

10.

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
— — — — — — — —
Als letztes Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, — iſt ihm das Schwert gegeben.“
Schiller's Tell.

Mit dem Fremden allein, fing Hueber mit zuſammen geſchlagenen Händen an: „Sag mir nur, Du Landfahrer, ob's Dir im Kopf rappelt, und was Du Dir gedacht haſt, in einer Gemeinde, die von des Kaiſers Huſſaren beſetzt iſt, Rebellion zu predigen?“

— „Ich hab' keinen kaiſerlichen Federbuſch geſehen;“ meinte der Andere verwundert.

„Macht nichts; kannſt ihn ſchon noch zu Geſicht kriegen. Aber, wenn auch nicht Einer von den fremden Soldaten vorhanden wäre, ſo müßteſt Du Dir das Maul dennoch wiſchen. Ich leid's nicht, daß meine Gemeinde ſich empört, und unglücklich macht.“

— „Das habe ich bemerkt;“ antwortete Jener finſter: „O mein Herr, Ihr ſeyd nicht wie der Pfarrer von Oberviechtach, der an der Spitze der Landfahnen, ſein eigen Leben in die Schanze ſchlagend, Cham erobert hat? Ihr ſeyd nicht wie die herzhaften Prieſter zu Reiſersbeuern und Engern, die in dieſem Augenblick den gerechten Aufſtand predigen, und die Hände aller Vaterlandsfreunde bewaffnen. Man hat mir von Euch, als von einem ächten Patrioten erzählt, aber wie mir ſcheint, liegt Eure Heimath unter'm Schnee eurer Jahre begraben, und Ihr habt Euch ſchon drüben eingebürgert."

Er zeigte unmuthig gen Himmel, worauf Hueber mit einem recht hellen Blicke: „Ich will's nur geſtehen. Die Sach iſt nicht ſo ganz aus. *) Ein Schneemannl iſt einmal kein Aderlaßmannl. Mein Geblüt iſt nicht mehr hitzig, und ich will lieber de dato in eine Pelzjoppen, als in den kalten Wald ſchliefen. Auch war's ſchon lang für mich an der Zeit, nach dem himmliſchen Vaterland umzuſchauen. Weiß noch nicht, ob ich dort oben ſchon mein Platzl geſtiftet **) hab, oder nicht; möcht's wohl gern. Aber deswegen, lieber Freund, bin ich halt doch immer noch ein Bayer auf Erden, und ein geborner, Du Schatz, wie Du nicht biſt. Deine Sprach iſt ausländiſch, und darum bin ich Dir nicht böſe, daß Du einen Mann vom alten Schrot für einen Haſenfuß ausgibſt, weil er nicht ſelber raufen geht, und's Raufen ſeinen Beichtkindern einſtellen will."

Der Fremde machte ein betretenes Geſicht; aber Hueber, wohlwollend wie zuvor, ließ ſich nicht irre machen: — „Schau der Herr: 's geht uns mit einander gar kurios. Der Herr, ſammt ſeiner groben Kotzen *) iſt doch kein Bauer. Er hat noch kein Körndl Waizen auf die Schranne gefahren; Er hat noch keinen Heller Zins von Seinem Schmalz gezahlt; Er ſteht überall vielleicht an Seinem Fleck; aber nicht auf dem Rodel*) einer Bauerngemeinde. — Wenn ich jetzt ſagte: Dein Gwandl iſt grob, alſo biſt Du auch ein grober Stock? Du agirſt den dummen Chriſtoffel, alſo biſt Du auch der dumme Chriſtoph? — Nein, nein, Herr; man kann alt ſeyn, aber iſt darum nicht feig. Meine prieſterlichen Gelübde legen mir jedoch auf, den Frieden zu predigen, und nicht den Krieg, und wenn mir auch ſelbſt das Herz dabei zerſpringen ſollte!“

---

*) Es iſt etwas an der Sache.

**) gemiethet.

***) grober Mantel, grobes Tuch.

Die Bewegung, die in ihm aufſtieg, nöthigte den Pfarrer einzuhalten. Der Fremde drückte ſeine Hand, und ſprach: „Vergebt, mein Vater. Ich habe mich betrogen; aber meine Erwartungen ſind es nicht. Da Ihr von ſolcher Geſinnung, ſo darf ich hoffen, einen Mann noch in Euerm Hauſe zu finden, den ich ſuche, und mit welchem mich zu bereden von der größten Wichtigkeit für mich wäre. Dieſer Mann . . .“

Hueber, der begriff, wohin er zielte, wollte ihm in die Rede fallen; aber der Beſprochene ſtellte ſich von ſelber ein: Reynier, der mit aufgeheiterten Zügen eintrat, und dem anweſenden Gaſt herzlich, jedoch mit ſoldatiſcher Achtung, entgegenging. „Mein Hauptmann, ich freue mich, Sie zu ſehen;“ ſagte er zur Verwunderung ſeines Wirths, dem plötzlich zu Muthe wurde, als wolle ſich jetzt nach und nach der ganze Generalſtab des aufrühreriſchen Landſturms unter ſeinem unſchuldigen Dache verſammeln.

„Kein Geheimniß vor dieſem würdigen Manne;“

---

*) Regiſter.

fügte Reynier der erſten Begrüßung hinzu; dann, ſich an Hueber wendend: „Dieſer Herr iſt der Hauptmann Gauthier, ein Franzoſe, und dennoch von Geburt ein Bayer zu nennen; ein warmer Anhänger der Heimath ſeines Vaters.

— „Das Aenigma iſt ein biſſel ſubtil;“ bemerkte Hueber trocken.

Der Hauptmann erklärte es mit aller Freimüthigkeit: „Ich bin ein Kind der Liebe, ehrwürdiger Herr, die Sache kurz zu ſagen, und habe früher in des Königs von Frankreich Dienſten gefochten. Ein Zweikampf, worinnen ich einen Edelmann zu tödten das Unglück hatte, vertrieb mich aus Metz, und beſtimmte mich, das Land meines Vaters zu betreten. Ich habe unter deſſen Fahnen in Tyrol gekämpft, habe dann das Unglück aller vom Kaiſer abgedankten churbayeriſchen Offiziere getheilt, und fühle mich jetzo, da es gilt, vom unerhörten Zwang ſich zu befreien, verpflichtet, mein Beſtes dabei zu thun. Mein Blut legt mir's auf, und meines Vaters Ehre. Mein Vater iſt nicht der Geringſten einer, die in dem böſen Handel verſteckten ſind.“

Die Offiziere ſahen ſich mit bedeutſamem Lächeln an. Hueber grübelte dem Geſagten nicht nach; aber er ſagte: „Alles gut und ſchön, mein Herr Hauptmann; aber was iſt hier des Herrn Vorſatz und Begehr? Was hat der Herr davon, mich in Angſt und Unruhe, und das ganze Dörfl durch das Spectaculum des geſchundenen Lazarus quasi in ein Fieber zu verſetzen? Und zwar in einer Zeit, da zu allen Stunden die Huſſaren von ihrer Expedition heimkommen können?“

— „Der Commandant der leichten Reiter iſt ein Vetter zu ihm;“ bemerkte Reynier dem Hauptmann, auf den Pfarrer deutend. — Gauthier ſtutzte, und ſein unruhiger Blick ſchien den Lieutenant zu fragen: Wie mögt Ihr in des Löwen Rachen verweilen?

Hueber verſtand den Blick, da er mit eifriger Aufmerkſamkeit die Mienen Gauthier's ſtudirte, und ermangelte nicht, zu des Lieutenants Rede beizufügen: „Deſſentwegen wolle der Herr nicht befürchten, als wäre Sein Freund und Waffengenoß nicht ſicher in dieſen vier Pfählen. Selbiger hat mein prieſterliches Wort. Aber der Herr mag ſehen, wie er weiter kommt. Ich hätte keinen Winkel, Ihn zu beherbergen.“

— „Ohne Sorge;“ erwiederte Gauthier ſchnell: „mein Geſchäft iſt, zu laufen, zu fliegen, nicht zu raſten. Ihr ſeyd ein wackrer Mann, würdiger Herr. Ich will Euch nicht verhehlen, daß ſich Großes vorbereitet. Es iſt die höchſte Zeit, die Noth zwingt uns dazu. So wie einſt der Churfürſt, nachdem er Alles verſucht, mit dem Kaiſer gütlich auseinander zu kommen, den goldnen Augenblick verſäumte, und dann genöthigt wurde, zur ungünſtigen Friſt ſich in Frankreichs Arme zu werfen, ſo haben auch wir viel gezögert und verſäumt. In Summa: das Pferd iſt verkehrt aufgezäumt worden. Wir haben an Treue und Gelübde geglaubt, haben gehofft, Schiedsrichter und Mittelsmänner zu finden. Wo es galt, blieben dieſelben aus. Wir haben zwar viel und herrlich geſiegt, wollten aber alſobald den Frieden. Darum haben wir, unſern in politicis ungelenken Zungen mißtrauend, den großen Herren vom Adel zu viel vertraut. Auf den Verhandlungen zu Anzing hat die Regentſchaft von München uns an der Naſe herumgeführt. Unſere adelichen Agenten daſelbſt haben uns verrathen, und Meindl, der Mann des Volks, aber allzuleichtgläubig, hat dieſen Verrath zu ſpät eingeſehen. Wie ſtehen nun die Sachen? Eine Waffenruhe von neun Tagen, nur dem Feinde günſtig, der fränkiſchen und ſchwäbiſchen Succurs erwartet. Dagegen wir? Unſere Eroberungen auf dem Punkte, wieder verloren zu gehen; der hochherzige Plienganſer von den Verräthern zu Burghauſen in Arreſt geworfen. Meindl's Muth durch die beiſpielloſe Hinterliſt unſrer ſogenannten Verbündeten gelähmt, der gemeinſame Feind wieder das drohende Haupt emporrichtend. Und dennoch iſt er der ſchwächere Theil. Er prahle mit ſeinen Schlachthaufen, wie er wolle, — wir ſind ihm zehnfach überlegen, wenn wir uns vereinigen und ohne Verzug einen Hauptſchlag thun wollen. Das wird aber geſchehen, alter Herr. Schon lodern die edeln Herzen im Gebirge und in den Thälern voll von Ungeſtüm empor. Ich habe ſie begeiſtert. Noch viele Andere durchſtreifen in gleicher Abſicht das Land. Den Krüppel, dem ich auf ſeiner Bettelfahrt begegnete, habe ich in manchen Gemeinden ſchon zur Schau geſtellt, und was meiner Beredſamkeit nicht gelang, hat das Schauſpiel ſeines Elends bewirkt. Alles ſteht bereit zum letzten Meiſterſtreich, der unſre Gegner im tiefſten Leben verwunden, der ſie zerſchmettern ſoll. In der Hauptſtadt ſelbſt, unter'm Barte unſrer Tyrannen werden ihre Todespfeile geſchmiedet, und — ehe wir zählen eintauſend ſiebenhundert und ſechs nach des Herrn Erlöſung, wird unſre Erlöſung vollbracht ſeyn.

Da der Hauptmann gewahr wurde, wie der Bliß einer vorübergegangenen kecken Jugendzeit plötzlich in Huebers Augen aufflammte, ſchüttelte er ihm noch einmal die Hand, ſprechend: „Ja, es wird ſich Alles ſo begeben, obſchon Ihr mir heute das Handwerk verboten habt. Aber alle junge Leute Euers Dorfs haben ſich in's Herz geſchrieben, was ich ihnen zurief, und ſie werden nicht die Letzten ſeyn, wenn das Zeichen gegeben wird."

„Ich glaub's, ich glaub's, es wird ſchon ſo ſeyn!" ſeufzte der ehrwürdige Greis, und dachte an das wunderbare Kreuzpanier, das dem Kaiſer Conſtantinus aus den Wolken fiel.

Indeſſen kam der Meßner eiligſt herein, und flüſterte mit allen Zeichen übelverhehlter Aengſtlichkeit dem Pfarrer einiges in die Ohren. Dieſer drehte ſich raſch zu Gauthier, ſagend: „Der Herr darf nicht mehr lange hier verziehen. Der Pfleger iſt auf dem Wege hierher geſehen worden. Die Huſſaren, ſcheint's, haben ihn von den Bauern losgemacht, die ihn aufhalten wollten. Er kömmt zurück, und wenn er Ihn fände, mein Herr . . . . ."

— „Gut, gut;" fiel Jener unerſchrocken ein: ‚ich, will auf ein andermal mit dem Landſchreck Bekanntſchaft machen. Er ſteht auf der Liſta, und ihm iſt das letzte Brod gebacken, ſobald erſt . . . ."

Der Meßner unterbrach ängſtlich: „Wenn der Herr ſeine Freiheit liebt, ſo mach' Er ſich davon. Der Roßhirt hat den geſtrengen Herrn Pfleger geſehen, wie er Carriere über den Amſelſtock in's Thal ritt. Er muß hier ſeyn, ehe drei Vaterunſer gebetet werden können."

— „Ich komme ihm zuvor;" verſicherte Gauthier: aber der arme Krüppel macht mir Sorge . . ."

„Hab' ihn ſchon fortgeſchafft;" verſetzte der Meßner.

— „Welchen Weg nehm' ich alſo? Wo geht's nach Benediktbeuern, wo die Bauern ſtehen?" fragte Gauthier.

„Ueber den Kamm; ein böſer Weg. Führ' Er den Herrn, Thaddä;" ſagte der Pfarrer.

„Am hellen Tage?" äußerte der Meßner bedenklich: „wenn ich verrathen würde . . . oder aufgehalten? Ich habe Weib und Kinder, geiſtlicher Herr."

„Titſchi, tatſchi; man muß dem Höchſten vertrauen. Wo bleibt Sein gerühmter Muth, Er malcontenter Schädel?"

— „Ich gehe bis zur Gemarkungsſcheide mit;" rief Reynier, eine Piſtole zeigend: „wer uns angreift, ſoll das Hirn verbrannt haben."

„Pfui, pfui, laßt's die Faren;" ermahnte Hueber: „Der Herr muß ſich in ſeiner Reverenda nicht ſehen laſſen, viel eher ſich auf'm Boden verſtecken; denn der Pfleger iſt nicht ein Stück Rind, wie mein Vetter Fabian. Wie man die Hand umdreht, würd' er wiſſen, daß der Herr nur ein Aff von einem Pfaffen iſt. Lauf Er, Thaddä, hinten über den Grendel, an der verbrannten Mühle vorbei. Da ſieht Euch nicht Hund, nicht Katz, als etwa ein alts Weiberl, das vom Holzſtehlen kommt, daß ſich Gott erbarm!"

Der Meßner ſtand noch unſchlüſſig. Reynier raunte ihm zu: „Bilde Dir ein, es iſt (ſey) der Churfürſt er ſelber!" auf Gauthier zeigend.

Der Meßner hatte einmal den tapfern Max Emanuel in ſeiner letzten Glücksperiode auf dem Marſche nach Tyrol geſehen. Mit Verwunderung ertappte er nun, mit einem ſcharfen Blick auf Gauthier's Antlitz, darinnen eine wunderbare Aehnlichkeit mit dem in ſein Gedächtniß geprägten Regentengeſichte. Verdutzt flüſterte er: „Was? was ſagt der Herr? der Churfürſt ſelbſt . . .?"

Reynier wollte etwas erwiedern, als ihn der Lärm auf der Straße unterbrach, womit die Ankunft des gefürchteten Pflegers verkündet wurde. Nun faßte Thadda einen ernſthaften Entſchluß, und ſagte zum Hauptmann: „Ich bin fertig. Mit meinem Blut zu Ew. Durchlaucht Dienſten."

Gauthier und Reynier überhörten die Rede des einfältigen Glöckners, beſchäftigt, wie ſie waren, einige gewichtige Worte auszutauſchen: „Ich ſende einen Boten, Reynier!" — „Ich erwarte ihn." — „Auf den erſten Wink . . .!" — „Gut; ich habe ſchon ein Dutzend angeworben." — „Auf Wiederſehen dann vor München!" — „Vor und in München; Adieu."

Der Pfarrer lief vom Fenſter mit den Worten: „Wie ich's dachte! Er wird bei mir vorſprechen. Fort, fort, mein Herr, oder aus der Paſteten wird ein Dalken, und Alles iſt verloren!"

— „Mit Gott!" rief, eine Thräne im Auge, Gauthier, den Greis umarmend und forteilend. „Er ſey mit dem Herrn!" antwortete der Pfarrer tiefgerührt. —

So folgte der Spion dem Meßner, Reynier ſtieg auf den Boden des Hauſes, ſich in einen der Winkel, die das Gemäuer der alten Burg darbot, zu verbergen. Hueber empfing auf der Schwelle den Pfleger, welcher im Galop herankam, blaſſen Angeſichts, beſpritzt mit Koth. Der armſelige Mann hatte ſeine Retter, die Huſſaren, weit, weit hinter ſich gelaſſen, und wähnte dennoch, die vermaledeiten Bauern, die ihm ſeine Rekruten abgejagt, ſäßen noch auf ſeinen Ferſen.

11.

„Vergib, mein Kleinod Du, wenn ich, geblendet
Vom Pfauenſchmuck des Tages und von Sinnenreiz,
Ein fremdes Angeſicht Dir zugewendet.
Du ſollſt nun ſchau'n in ſtiller Nacht, was ſelbſt der Geiz,
Mit tauſend Fackeln ſpähend, nimmer fände:
Mein Herz, ein Herz voll Liebe, und Dein Eigenthum;
Ich leg's in des Verſchwiegnen treue Hände.“

Altſpan. Trauerſpiel.

Auf ſeiner Wanderung durch die öden Räume unter dem Dache des Hauſes gerieth Reynier in eine Wirthſchaftskammer, deren Thüre nur angelehnt war. In dem Halbdunkel des von erblindeten Fenſterchen nur ſpärlich beleuchteten Gemachs lag vielerlei Geräth umher. In der Mitte deſſelben, auf einem Schemel ſitzend, den Kopf gegen die Fenſter gekehrt, eine weibliche Geſtalt. Sie hatte das Kinn in die Hände geſtützt, die Ellbogen auf die Kniee geſtemmt, und regte ſich nicht.

Reynier näherte ſich ihr langſam. Es war Loni, die trotz der unfreundlichen Kälte, hier ſo ruhig und bequem ſaß, wie am warmen Ofen. — Der junge Mann trat neben ſie, bückte ſich zu ihr, und fragte mit gedämpfter Stimme: „Loni, was machſt Du hier?“

Apollonia antwortete nicht. Reynier begann von neuem, eine Hand auf des Mädchens Kopf legend: „Du ſchläfſt, mein Kind?“ — Ohne ſich zu bewegen, ſagte das Mädchen mit zarter, ganz veränderter Sprache: „Ich ſitze im Garten; im Garten iſt's ſo ſchön.“

Dabei hatte ſie die Augen geſchloſſen, das Haupt geneigt. — „Du träumſt wohl?“ fragte Reynier; ohne die Hand von ihrem Scheitel zu nehmen. Worauf ſie: „Das Frühjahr hat viele Blumen gebracht, und die Apfelblüthe riecht den Immen *) gut.“ —

Obſchon dem Franzoſen die Sache verwunderlich vorkam, ſo ließ er doch nicht ab mit leiſen Fragen, daß er die Schlummernde nicht erwecke: „Wir haben noch Winter, und Du genießeſt ſchon vom Frühling?“

— Ein bejahender Laut, eine leiſe Bewegung des Kopfs; dann tiefe Stille.

„Willſt Du nicht hinabgehen?“ — „Nein, nein. Warum thuſt Du deine Hand weg, Michael? Sie iſt wohlthätig und ſtärkt das Haupt.“

— „So? Da leg' ich ſie wieder auf deine Stirn. Ich bin wohl froh, daß Du mich doch leiden kannſt ein wenig.“

— „Ein wenig? Ich habe Dich nur zu lieb.“

---

*) Bienen.

— „Du? mich? ein Wort, das ich nicht gehofft habe." — „Hm, hm . . . ." —

— „Haſt erſt heute mir ſchlimme Reden gegeben? — „Hm, Du mußt ihr verzeihen."

„Wem?" — „Der Loni. Sie iſt grob und unverſtändig."

— „O nein, das biſt Du nicht, mein Kind." — Empfindlich verſetzte das Mädchen: „Ach, ich habe ja von der Loni geſprochen."

— „Ei, machen nicht Du und Loni eins?" — Apollonia rümpfte die Naſe, ohne zu antworten.

In ihre Gedanken eingehend, wiewohl mit pochendem Herzen redete der Lieutenant: „Ich bin ja ſchon zufrieden von dem, was Du geſagt haſt. Weißt Du, was ich dachte? Daß Du dem Huſſar lächelſt, habe ich geglaubt." — „Alles die Loni;" antwortete ſie mit ſpöttiſchem Schmollen. „Sie macht mir und dem alten guten Franz viele Moleſten. Das glaube mir."

„Iſt das Täuſchung, iſt das Scherz?" fragte ſich der Offizier, und ein kleiner Schauer überwallte ihn.

— „Du wirſt ängſtlich?" begann das Mädchen: „ſey es nicht. Das thut mir wehe. Du mußt mir glauben; ich lüge nicht."

„Was ſollteſt Du denn lügen, meine Liebe?" — „Daß ich Dir gut bin. Aber ich bin's gewiß, und will Dir's immer bleiben, wahrhaftig."

— „Das erquickt mein Blut;" ſagte Reynier. Loni neigte den Kopf ein wenig zu ihm, als höre ſie nicht. Er zog ihr Haupt ſanft an ſeine Achſel; ſie litt es, ohne zu erwachen.

— „Wie ſeltſam?“ dachte er: „die Dirne, ſo gehäſſig da ſie wachend, wird im Schlummer zutraulich wie ein Kind? Dieſes wäre Alles richtig, keine Verſtellung?“

Apollonia begann klagend: „Du ſtichſt mich in die Schläfe mit Deinen Zweifeln und Deinem Ringe, Michael. Thue ihn ab.“

„Für jetzo will ich's;“ antwortete er gehorſam aber ernſt: „Doch kann ich ihn nicht wegwerfen. Er iſt ein Souvenir . . .“ — „Was ſagſt Du?“ — „Ja ſo: ein Denk . . . ein Gedächtniß . . . ein Andenkring von . . . .“

— „Von Deiner Liebſten.“ —

Reynier ſchaute das Mädchen erſtaunt von der Seite an. Dann beruhigte er ſich mit dem Gedanken, es ſey noch nichts Uebernatürliches im Spiele, weil ja eine Dirne ſtets das Bild einer Liebſten mit dem eines Rings zu verbinden pflege. Um jedoch Apollonia, an deren ächter Schlafſeligkeit er noch zweifelte, auf die Probe zu ſtellen, ſagte er: „Eine Liebſte? Bei meinem Worte, Du redeſt irre. Ich bin ein Pater, ein Mann Gottes . . .“

Apollonia kicherte wie ein loſes muthwilliges Kind. „Lugenbeutel!“ ſagte ſie auf gut bäuriſch, dann aber in gewählterer Sprache: „Ich kenne Dich beſſer. Du biſt kein geweihter Mann.“

— „Das weiß Gott; bekannte Reynier ſich ſelber. Indeſſen, um in ſeiner Forſchung nicht nachzulaſſen: „Du biſt geſcheidt, Loni. Ich wette, daß Du mehr wiſſen wirſt von meiner Gebieterin. Iſt ſie nicht ſchön wie Du ſelber?“ — Das Mädchen verzog wieder den Mund. „Wie die Leni;“ entgegnete ſie. — „Richtig; wie Du?“ — „Wie die Leni alſo.“ Das war der unveränderliche Beſcheid. Reynier fuhr in ſeiner Probe fort: „Oder Leni, oder Du, das iſt gleich. Sag mir aber: Iſt ſie nicht ſchön?“

— „Sie iſts geweſen;“ verſetzte Apollonia langſam und ernſthaft. — „Wie? warum geweſen?“

— „Weil ſie lange heimgegangen iſt.“ —

Die traurige Wahrheit, die der jungfräuliche Mund geſprochen, erſchütterte den Offizier bis in die Seele. Eine Thräne netzte ſeine Wange. — „Du thuſt mir mit Deiner Betrübniß wehe;“ bemerkte Apollonia. — „Ich will nicht das;“ murmelte er, ſich zuſammennehmend.

— „Du biſt leichtfertig;“ ſchmunzelte das Mädchen, nachdem er ruhiger geworden. — „Warum?“ — „Haſt ſchon einer Andern in die Augen geſehen, Böſewicht?“ — „Das wäre! Wem denn?“ — „Hm, mir! das verſteht ſich doch.“

Reynier mußte, ſchnell von Wehmuth zur Fröhlichkeit überſchweifend, ein halblautes Lachen unterdrücken, ſo ergötzte ihn die Unbefangenheit der Schläferin. Verdrießlich fragte ſie dagegen: „Was gibts zu lachen, Michael?“ — „Ich lache vor Freude, denn ich liebe Dich wahrlich von meinem ganzen Herzen.“

Apollonia lallte einige unverſtändliche Worte, ſchien mit etwas unzufrieden. Reynier fuhr fort, ſeine Geſtändniſſe anzubringen, und erhöhte unwillkührlich die Stimme immer mehr: „Ja, es iſt gekommen, wie ein Blitz. Du ſiehſt dem Fräulein aus Montbeliard, die mir von dem Ring Präſent gemacht, viel ähnlich. Wahrlich: Du haſt ſeine Augen, ſchwarz wie Rabenfeder; biſt ganz gemacht wie das Fräulein."

— Apollonia brummte: „Das iſt jetzt ſchon wieder die Loni." — Ohne inne zu halten ging Reynier weiter: „Ein Tropfen Waſſer iſt nicht ähnlicher ſeinem Kameraden, als der ſchönen Agnes Du. Und darum hat das der gute Herrgott ſo gemacht, und wenn Krieg oder Frieden erlaubt, und Du einſchlagen willſt in meine Hand, ſo will ich Dich lieben treu und ehrlich, wie ich gehabt habe geliebt jene Perſon, und Dich, wenn gleich eine Bauerntochter, heirathen."

Der allzuirdiſche Ausdruck beleidigte die in höhere Kreiſe Verzückte. Sie drehte mit Widerwillen den Kopf weg, zog die Augenbrauen zuſammen, dann ſtraff in die Höhe. Draußen fielen mehrere Schüſſe, die von den fröhlich heimkehrenden Huſſaren, nach wilder Reiterſitte, aus ihren Piſtolen gen Himmel oder in die Fenſter der Hütten abgefeuert wurden. — Der Zauber war gelöst. Apollonia erwachte, und ihr Schrecken, ſich an der Bruſt des wälſchen Prieſters zu finden, war kein erkünſtelter.

„Ach Jeſus, mein Heiland, und ſeine gebenedeite Mutter beſchützen mich!" rief ſie, mit allen Zeichen des Abſcheu's aufſpringend: „Was hat's mit mir gegeben? Hat der Spadiſanker *) den g'naſchigen Herrn ſchon wieder einmal da, wann ich ſchlafe nach meiner unglücklichen Natur? Was will denn der Herr von mir? Er ſollt' ſich ſchämen; und ſponſir' Er, mit wem er will,

---

*) Teufel.

hört's der Herr? und zieh Er die Kutten aus, eh' Ihm der Churfürſt oder der Biſchof heimleuchten thut!“

Wie aus den Wolken gefallen, ſtotterte Reynier, der einer ſo plötzlichen Umwandlung nicht gewärtig geweſen: „Eh, eh! patience, meine Tochter. Haſt Du nicht geſagt ſelber, daß .... ich ſchwör' auf mein Wort, daß ich nicht Dir hab' Böſes thun wollen.“ — Er ging einen Schritt mit ausgeſpreiteten Armen dem Mädchen entgegen.

Apollonia ſchrie, wie vor einem Mörder, abwehrend und ſich behutſam entfernend: „Will der Herr wohl?“ Anrühren, feſthalten? das ging' mir noch ab, zu all' den ruchloſen Spaſetteln. Ein ehrliches Madel in ſeinem Zuſtand zu überfall'n! Jungfer Rettl! Jungfer Brid! O mein, warum müſſen denn die Alten gerad heut' ſo taub ſeyn? Unterſteh' Er ſich! Der Herr iſt mir der rechte! Aber mein geiſtlicher Vater ſoll ihm ſchon den Leviten ....“

Bei dieſen Worten hatte ſie die Treppe erreicht, und flog wie ein Pfeil hinunter, daß ihre letzten Drehungen im Raume verhallten. Sie hätte ſich die Jaſt und Haſt ſparen können. Reynier war ſchon längſt als eine Bildſäule feſtgewurzelt. —

Plötzlich fühlte er ſich angeregt, der Entflohenen zu folgen. Ob ſich zu entſchuldigen? ob ſie abzuhalten, ihre Klagen anzubringen ... was wußte er? Der Auftritt mit ſeinem unerwarteten Wechſelſpiel hatte ihn ſo verwirrt gemacht, daß er die Sorge für ſeine Sicherheit hintanſetzte. Weder des Pflegers, noch der Huſſaren gedenkend, eilte er hinunter. Schon tönten ihm rauhe Stimmen entgegen, die aus der Wohnſtube ſich, bald drohend, bald fröhlich wiehernd vernehmen ließen. Da kam auf ihn zu der ſchwere Tritt des Pfarrers, der ihn auf der Hälfte der letzten Treppe in Empfang nahm, umkehren hieß, und endlich in einer ſichern Mauerblende tüchtig in's Gebet nahm.

„Ich hab die größte Müh' gehabt, den Schreihals, die Loni, zum Maulhalten zu bringen;“ ſagte er ſtreng: „Wann der Pfleger von dem Herrn hörte . . . . na, ein braver G'nickfang an einem grad gewachſenen Galgen wär' das Wenigſte. Plagt ihn denn der Satanas — Gott verzeih' mir die Sünd', daß auch Er mir das Madel nicht in Ruh' laßt? Hab' ich nicht ſchon mit dem Vetter zu tractiren, dem auch jedes Weibsbild nicht wild *) genug iſt? Müßt denn ihr franzöſ'ſche Windflügel und böhmiſche Dickſchädel euch noch um das Dirndl raufen, wie um's gute Bayerland, dem der Herr gnädig ſey in ſeiner letzten Stund? — Das ſag' ich dem Herrn: handelt Er noch einmal mit der Loni an, ſo iſt's mit unſerm Pactum Matthäi am Letzten. 'S iſt ohnehin — wie ich fürchten muß — ein Pactum diabolicum geweſ't, und ich hätt' die Naſen davon halten ſollen.“

Flehentlich bat Reynier um die Vergünſtigung, eine Erklärung leiſten zu dürfen. Nur mit Widerwillen ergab ſich der Pfarrer darein, indem er ſagte: „Pah, pah, was will denn der Herr vorbringen? Er iſt halt ein Lecker und Tatſchler, wie all' Seine Landsleut! Nur **brevi manu, brevi manu**, bitt' ich. Der Herr Pfleger darf nicht lang ohne mich ſeyn; er ſoll nicht hinter meine ungerechten Practiken mit dem Herrn kommen. Ergo . . . ?“

---

*) Häßlich.

Aber ſeine Ungeduld verkehrte ſich in die Neugierde, die nicht Augen nicht Ohren genug hat, als Reynier ihm erzählte, was ſich begeben. Der Bericht war kurz, gedrängt, und darum um ſo ergreifender für den Greis, der im Geräuſch des Tages die ſeltſame und plötzliche prophetiſche Begabung ſeiner Pflegetochter gänzlich vergeſſen hatte.

„Das iſt freilich ein ander Korn;“ murmelte er nachdenklich, „und die traurige Gemüthsverwirrung der Loni hält dem Herrn und ſeinem Betragen die Stange. Aber . . . wer ſieht dem Menſchen in's Herz? Könnte der Herr nicht auch ein ſchlechter Patron ohne mores ſeyn, der ſothane Irrthümer mißbraucht, um der armen Creatur ihre Seele nebſt ihrem Leib zu verderben?“

— „Wenn Ihr nicht traut dem Wort eines Soldaten . . .“ begann Reynier lebhaft. — Der Pfarrer ſchüttelte den Kopf. — „Oder dem Schwur eines ehrlichen Cavaliers?“ fuhr Reynier fort, die Hand zum Eide erhebend. — Der Pfarrer fiel ein: „Schon gut, ſchon gut, ich will dem Herrn glauben und vertrauen, weil's doch himmelſchreiend wäre, einem armen Mann ſeine Gaſtfreundſchaft mit ſo kohlenſchwarzem Undank zu vergelten. — Aber“ — ſetzte er, immer noch kopfſchüttelnd, bei: „'s wär mir doch grad recht, wenn die Weihnachten ſchon da wären. Dahin haben wir aber noch“ — er zählte an den Fingern — „ſo und ſo viel Täge.

Gott g'ſegn' dem Herrn und allen bayeriſchen Chriſten die Feiertäge. Ich halt' nicht viel von dem Glück, das ſie beſcheeren werden."

12.

„Feile Knechte ſind neidiſche Hunde, die einander den ſchlechteſten Knochen nicht gönnen, welcher von ihres Herrn Tiſche fällt." Maxime.

„Laß' uns der Herr Cornet die Zeit nicht mit fortgeſetztem Disput hinbringen. Wir wollen dahin geſtellt ſeyn laſſen, wer ſeinen officiis mehr genügte: ob ich, der ich mit Gefahr meines Lebens aus dem Bauernpack die zur Militz beſtimmten Burſche, nach allerhöchſtem Befehl, herausfing; — oder der Herr, der mir ſo ſpät erſt zu Hülfe kam, da er gleichwohl bei'm Einrücken hier bereits gehört haben mußte, wie etliche Rebellanten mir auf dem Fuß gefolgt waren, um meine Expedition zu Waſſer zu machen. Gott ſey Dank! es iſt in meiner geringen Perſon der kaiſerlichen Majeſtät ein getreuer Diener erhalten worden, und ich will alle Verſäumniß vergeſſen, und dagegen dem Herrn Cornet mittheilen, welche fröhliche Neuigkeiten dieſe Epiſtel enthält, die mir ſo eben durch einen ergebnen Boten überbracht worden."

Mit dieſen Worten ſchlug der Pfleger, Herr Oettlinger, die Depeſche noch einmal auseinander, und deutete ſiegreichen Angeſichts auf mehrere darinnen roth angeſtrichene Stellen: „Sieht der Herr? Kelheim wieder genommen, und gefangen der verrätheriſche Metzgermeiſter

Kraus, der hauptſächlich den wichtigen Platz in der Tumultuanten Hände geliefert. Preis und Ehre dem tapfern Oberſten von Truchſeß, und den fürſtlich Onolzbachiſchen Grenadieren, die ſolche Heldenthat effectuiret! Wohl bekomm's aber dem Matthias, dem flegelhaften Schlächter, der einen Commandanten hat agiren wollen. Der Henker wird ihn bald ſelbſt in die Schlacht nehmen!"

— „Potz Federweiß!" murrte Fabian: „konnte ich nicht an der Stelle des Truchſeß ſeyn? Der wird gewiß Generallieutenant, während ich . . . . . nein, ich halt's nicht aus auf den Schergenpatrouillen, wozu ich verdammt bin, und die nicht Ehre, nicht Beute bringen."

Der Pfleger lächelte boshaft, fortfahrend: „Da iſt auch wieder eine Novität. Die Kreistruppen, die zur Hilf entbotten wurden, ſind bereits auf bayeriſchem Territorio ſammt und ſonders eingetroffen. — Nur bitt' ich den Herrn, reinen Mund zu halten, damit die Canaille von Bauerſchaft nicht inne werde, wie nahe ihr die Ruthe gekommen."

— „Nun, hält mich der Herr Pfleger für ein altes Weib?" fragte Fabian patzig: „ich bin Offizier Seiner kaiſerlichen Majeſtät, und nehme nur von meinen Vorgeſetzten guten Rath an."

„Nun, nun, nun! bitt' den Herrn um Verzeihung, wenn ich Ihn beleidigte. Werd' Ihn nicht mehr incommodiren. Vernehme juſt, — hier ſteht's — daß der Herr Oberpflegscommiſſär ein paar Rotten Dragoner inſtradirt hat, um meine fernern Operationen zu manuteniren. — Ha, jammerſchade um die hübſchen, langen Burſche, die ich in verwichener Nacht gefangen, und die mir abgejagt wurden! Aber weder meine Gerichtsknechte, noch deren Hunde konnten gegen den Schwarm aufkommen.“

— „Und mir hätte Seine Werberei bald das Lebenslicht gekoſtet;“ unterbrach ihn der Cornet mit rauhem Tone, indem er ſeine Flügelmütze zeigte, durch deren obern Rand eine Kugel gegangen war; „ich möchte die Bohne wohl einem Andern, und zwar einige Zoll tiefer, herzlich gegönnt haben.“

Der Pfleger überhörte gefliſſentlich die barbariſche Anſpielung, indem er ſich ſtellte, als ſtudire er in ſeinem Briefe. Der Pfarrer kam ſo eben wieder in die Stube, und redete zur Thüre hinaus: „So geh' Er jetzt mit Gott hinüber, Thaddä, und läut' Er das Ave.“ — Huebers Angeſicht war heiter; der Meßner hatte ihm mit ein paar Worten gemeldet, daß die hohe Perſon, wie er ſich geheimnißvoll ausdrückte, glücklich bis zum Hirſchbach entkommen ſey, von wannen ſie ſchon allein den Weg zur Prälatur finden werde.

„Hochwürden kommt ſpät zurück, um ſein bayeriſches Herz an unſern guten Nachrichten zu erquicken;“ bemerkte der Pfleger mit Ruhmredigkeit, und nachdem er ſeine Neuigkeiten ausgekramt, ſetzte er bei: „Es wird mir ebenmäßig in einem allerwertheſten Postscripto notificiret, daß ſich hier in der Gegend verdächtige Vaganten umhertreiben ſollen, wie man deren in denen benachbarten Diſtrikten bereits verſpüret; abgedankte Offiziers und Soldaten, namentlich Franzoſen, die ſchon die Werdenfelſiſchen Aemter heimgeſucht haben, und von dannen weichen müſſen. Iſt dem Herrn Pfarrer etwas über dergleichen Geſindel bekannt? Es wäre von der größten Importanz, daß wir, da wir nun einmal hier in loco die Stärkeren ſind, ſobald meine Dragoner eingetroffen ſeyn werden, — daß wir, wiederhole ich, fragliches Geſindel zur Captur brächten. Was meint der hochwürdige Herr, und wäre nicht etwa . . .?"

Fabian machte bei Erwähnung der Dragoner ein Geſicht, wie Einer, der eben Rhabarber genoſſen. Der Pfarrer ahmte ihm nach, da er ſagte: „Wieder eine neue Einquartirung? Gott ſteh' uns bei. Wie ſollen unſre elendigen Hütten aufbringen, was die fremden Menſchen und Pferd' begehren?"

Oettlinger runzelte die Augenbrauen wichtig: „'s iſt kaiſerlich Mandat; darüber läßt ſich nichts ſagen. Warum rebellirt der Bauer, he? Soll ausfreſſen, was er eingebrockt hat. Nicht alleweil ſchlapp' ein; Mockerl' auch mit." *)

---

*) Redensart, deren Sinn leicht begreiflich. Sie entſtand aus der Volksſage von dem Knaben, zu deſſen Milchſchüſſel eines Tags eine gekrönte Schlange kroch. Der Bube ſah ihr verwundert zu, wie ſie die Milch ſchlürfte. Nach und nach entrüſtete ihn, daß die „verſchleckte" Schlange die Brodbrocken in der Schüſſel liegen ließ, und er ſchlug ſie mit einem Stabe auf den Kopf, rufend: „He, Du! nit alleweil ſchlapp' ein, Mockerl' a mit!" worauf ſich das gekrönte Reptil plötzlich in eine wunderſchöne Prinzeſſin verwandelte, die ſich freundlichſt für ihre Erlöſung bedankte, und den Hirtenknaben natürlich mit vielen Tonnen Goldes beſchenkte; auch verſteht ſich, daß ſie ihn heirathete, und ihren Thron mit ihm theilte.

„Rebellen! rebellen!“ wiederholte Hueber böſe: „Der hochgeehrte Herr iſt gänzlich im Irrthum. Wir haben keine Rebellanten in Rottenbrunn!“

— „Aber doch Quärulanten?“ fragte Oettlinger ſpitzfindig: „Aus Quärulanten werden unfehlbar Rebellen; das iſt klarer als die Mittagsſonne. Je verſteckter, je gefährlicher die Böſewichter. Ein Mancher ſtellt ſich an, als wie ein neugebornes Kind, ſo unſchuldig und fromm, und iſt, beim Licht beſehen, ein Hochverräther.“

Es war erwünſcht, daß um die Stunde, da Herr Oettlinger dieſe Worte ſagte, noch kein Licht in die Stube gebracht worden war. Die Dunkelheit verhehlte die grelle Röthe, die auf Huebers ehrwürdigem Antlitz aufſtieg. Er hätte wieder einen Finger ſeiner Hand darum gegeben, wenn der Emiſſär nicht von ihm aufgenommen worden wäre.

Um ihn noch mehr zu verwirren, mußte Fabian juſt von dem wälſchen Pater anheben, und fragen, wohin der bewußte gekommen.

„Ich weiß nicht recht;“ ſtotterte Hueber: „er iſt vor geraumer Zeit ausgegangen, und noch nicht wieder gekommen. Ich bin beſorgt, daß ihm etwas zugeſtoßen ſeyn dürfte.“

— „Ein wälſcher Pfaff?“ fragte Oettlinger aufmerkſam: „Wie kommt ein ſolcher hierher? Das iſt zum Verwundern.“

Hueber bereitete ſich mit ſchwerem Herzen, ſeine Fabel vor dem pfiffigen Fuchs zu wiederholen, als die Thüre ſich öffnete, und Apollonia mit den Lichtſtöcken erſchien. Brid und Rettl ſtießen das Mädchen ziemlich unſanft in das Gemach, und ſchalten immer in ſie hinein, während ſie vor dem Pfleger und dem Vetter in demüthigen Knixen ſchier erſtarben: „Geh' Doch voran, Du Hackſtock!“ — „Iſt die Dirn wieder verſchlafen!“ — „Du Siebenſchläferin, wirſt Du Dich zuſammennehmen?“ — „Du ſtiehlſt dem Herrgott den Tag ab, Du fauler Trampel!“ — Kaum beruhigten ſich die Alten. Apollonia ſtand vor dem Tiſch, worauf ſie die Leuchter geſtellt hatte, und ſchaute wie ein Wachsbild über die Flammen hinweg, nach dem Sorgenſtuhl, worinnen Fabian ſich dehnte.

Hueber, obſchon geärgert von dem Benehmen ſeiner Schweſtern und von der bleiernen Unbeweglichkeit ſeiner Pflegetochter, hatte nicht Zeit, ſich mit den Weibern zu beſchäftigen; denn ſeine Aufmerkſamkeit war nach verſchiedenen Seiten hin geſpannt. — Neben ihm lungerte der Cornet, der ihn, blinzelnd wie ein Bock, am Kleide zerrte, und halblaut, aber unverſchämt genug, fragte: „He, wie ſtehts, Alter? Biſt Du noch böſe, daß ich der Appel einen Schmatz angetragen, und daß ſie mir geſtanden, ein Reiter ſey ihr lieber, als ein Dalk von Bauer? Maule nicht, Du altes Kratzeiſen; es hilft Dir nichts. Wenn Du jedoch brav ſeyn, und etwas für die Appel thun willſt, ſo bin ich im Stande, und heirathe das Ding.“

Der Pfarrer ſtaunte ihn ungläubig an. Fabian fuhr mit ſeltner Frechheit fort: „Potz Federweiß, ich thu's. Das Mädel liebt mich zum Freſſen, und ich möchte gern ein großes, reiches Bauerngut haben, und die Felder beſtellen, weil mir das Militare nicht mehr behagt. So wäre der Appel und mir geholfen, und Du hätteſt nur Deine Opfergroſchen herzugeben.“

Wie des alten Oheims Herz, ſo ſaß auch ſeine Zunge am rechten Fleck, und würde eine gar nicht feine Antwort von ſich gegeben haben, wenn der Pfarrer nicht, mit innerlicher Angſt in den Blicken, auf den Pfleger vigilirt hätte, zu welchem ein Bauer, im Dorfe nicht wohnhaft, aber darum nicht unbekannt dem Geiſtlichen, gekommen war. Die beiden flüſterten ſehr vertraulich, und dann und wann ſtreifte, wie von der leiſen Verhandlung aufgeregt, ein Blick aus des Pflegers Hamſteraugen nach dem Pfarrer herüber. — Das Gewiſſen ſchlug dem armen Mann, der ſtets gewohnt geweſen, auch gegenüber dem ärgſten Feinde und Spötter, Bruſt und Kopf in gutem Bewußtſeyn aufrecht zu halten. Der Bauer war aber der ſogenannte Paulaner-Waſtl, ſeßhaft auf einer Einöd*) bei Hirzing; berüchtigt in der ganzen Gegend als Zuträger und Aufpaſſer. Obſchon er alle Schliche im Gebirge wußte, und die beſte Kundſchaft hatte, von Allem was ſich begab, hatten doch die Patrioten niemals gewagt, ihn zur Theilnahme an ihren Entwürfen aufzufordern; denn nur, wo es Geld regnete war der Waſtl zu haben, und die es mit Churbayern hielten, beſaßen nur ihre Armuth. Darum war Waſtl kaiſerlich geworden, und ein Handlanger der Pfleger und Soldaten der beſtehenden Herrſchaft.

„Alſo abgezogen?“ fragte Herr Oettlinger den Waſtl leiſe. — „Abgezogen; haben aus dem Kloſter zwei kleine Kanonen und ein paar Flinten mitgenommen; das iſt Alles.“

---

*) Einöd: ein einzeln ſtehender Hof.

— „Te Deum laudamus!“ begann wieder der Pfleger, wie oben: „Und die Dragoner?“

„Auf dem Wege hierher. Ueber Nacht bleiben ſie im Stifte liegen, und werden bis Morgen Mittag hier ſeyn. Die Hälfte der Mannſchaft iſt beritten, und muß den weitern Weg nehmen. Die andre Hälfte geht zu Fuß über den Kamm.“

— „Trefflich. Und der Krüppel, von dem Du ſagteſt?“

— „Er liegt noch zu Hirzing. Sein Begleiter iſt jedoch verſchwunden, wenn nicht der Pfarrer da von ihm weiß.“

— „Recht. Er hat mir von der ganzen Hiſtorie, die ſich hier begeben, kein Wörtl geſagt, ſcheint mit denen Rebellanten vertraut zu ſeyn; heuchelt Ergebenheit, iſt aber ein durchtriebner Böſewicht.“

„Ja wohl;“ ſeufzte Waſtl heimlich: „Er hat nicht das beſte Lob.“

— „Thut nichts. Will ihm ſchon zuſprechen, wann's Zeit iſt. Sonſt nichts Neues?“

„Hm, was mir einfällt: wie ich herüberging, iſt ein Mönch denſelben Weg gegangen, trug ein Blendlaternlein in der Hand, die Kapuße über dem Kopfe. Ich hab' ihn angeredet, aber nicht erkannt. Als ich ihn fragte, berichtete er, daß er hieher zum Pfarrer wolle.“

— „So? das iſt gewiß der waliſche Pfaff; gewiß ein Landesverräther. Nun, wo bleibt er?“

„Ja, es iſt ſo 'ne Sach. Er ging mir voraus, und verſchwand im Haus der Stammesrieder-Wittib, der alten Veronika.“

— „Ha, das iſt das alte Geſpenſt, das geſtern den Ort aufwiegelte, weil ich ſeinen Sohn, nach höchſter Entſchließung, aus dem Bette fing? Komm, wir wollen den Vogel dort überfallen, und wills Gott, ein ganzes Neſt von Rädelsführern ausheben."

„Was haben denn die beiden Geſellen ſo heimlich mit einander?" fragte Fabian aufſtehend, ſeinen Oheim.

— „Sie reden von mir oder von Dir, oder von uns allen zwei Beiden;" verſetzte Hueber ängſtlich. Fabian machte ſich in die Nähe des Pflegers, der entſchloſſen auf ihn zu kam: „Wäre der Herr nicht geneigt, mir ein paar von Seinen Leuten zu vergönnen, daß ſie mich nur eine Weil' durchs Dorf begleiteten?"

— „Die Knaben ſind müd wie die Hunde, Herr;" verſetzte Fabian mürriſch: „Wenn's aber nur im Dorfe gilt, mag's ſeyn. Doch dinge ich mir aus, daß der Herr Pfleger nicht abermals Streiche anfange, wie geſtern in der Nacht. Meine Huſſaren ſind nicht zum Menſchendiebſtahl abgerichtet."

„Der Herr Offizier führt ſeltſamliche Reden;" meinte Oettlinger etwas giftig.

Fabian antwortete darauf nicht, ſondern rief ſeinen David: „Nimm mit Dir den nächſten beſten Mann, und begleite den Herrn Pfleger, der noch ſpazieren gehen will. Sorgt, daß ihm die Bauern kein Kreuz beißen*). Aber nichts weiter, hört Ihr?"

Zum Pfleger gewendet, ſagte der Cornet herriſch: „Der Herr kann marſchiren, wann er will. Doch wird

---

*) Kein Leid anthun.

Er ſchon ein Uebriges thun, und den Leuten ein brav Trinkgeld geben müſſen.“

Mit ſaurer Miene erklärte ſich der Pfleger bereitwillig und machte ſich eilfertig mit dem Waſtl und David davon.

Fabian drohte hinter ihm her: „Freu' Dich, Du mit Deinen Dragonern! Ich will dem ſpeichelleckeriſchen Schreibersknecht lehren, daß ein braver Soldat keinen andern zur Weide läßt, wenn er ſie nicht ſelber ſchon zuvor abgegraſet hat.“

„Eine tröſtliche Ausſicht!“ lamentirte der Pfarrer. Da ſtieß ihn die Nettl unſanft an, und deutete auf Apollonia, die während der obigen Verhandlungen langſam zu dem ledigen Großvaterſtuhl gegangen, und auf den Sitz geſunken war. — Brid zupfte ihrerſeits den Cornet, und zeigte ihm das arme Mädchen, das gleich einer Starrſüchtigen ſchlief und wachte zu gleicher Zeit; erſtorben ihr leibliches, ſcharfſichtig in dämmernde Fernen ihr geiſtiges Auge.

13.

„Vergiß, was tief mich ſchmerzt: daß ich, geblendet
Vom Pfauenſchmuck des Krieges und vom Sinnenreiz,
Dir je ein holdes Antlitz zugewendet.
Es tagt in mir bei ſtiller Nacht; Dein wüſter Geiz
Sprüht Flammen, blutig malend dieſe Wände.
Mein Herz, ein Herz Dir feindlich, und ein Eigenthum
Der Treue, falle nicht in Mörderhände!“

Antiſtrophe zu 11.

„Nun, Alte, was ſolls?“ fragte Fabian, der nicht wußte, wohinaus Brigittens Zupfen wollte. — Da öffnete Apollonia die blanken Reihen der Zähne zur Hälfte, und ſang leiſe, wie eine kleine Grille; aber die Töne klangen ganz beſonders, und waren denen ähnlich, die in weiter Entfernung eine Silberglocke von ſich gibt. „Bim, bim, bim!“ ſchallte es bald vernehmlich, wenn auch gedämpft aus dem Munde der Schläferin: Bim, bim, bim! du gnadenreiche Königin! was weineſt du die Augen roth? bim, bim! Du biſt betrübt bis in den Tod! — bim! An heiliger Weihnachten, die Lämmer geh'n zum Schlachten!“

Sie ſchwieg mit einem Seufzer. Fabian war ſtutzig geworden. „Was macht denn der tappige Narr?“ fragte er unſicher: „was iſt das für ein Hannswurſtenſpiel?“

— „Kein Spiel, Vetter;“ raunte ihm der Pfarrer zu: „ſtöre ſie nicht mit Geſchrei und Ungeduld. Wer es ſey — der liebe Gott, oder ein Anderer — aus dem Madl redt' ein höherer Geiſt.“

Die alten Schweſtern hingen mit offenen Mäulern an dem Munde des Pfarrers, um ihm die Worte abſehen zu können. Fabian verzog ſein Geſicht dagegen zum Lachen, und ſagte: „Larifari! Die Appel ſchläft wie ein andres Menſchenkind, und plaudert im Schlaf, wie mirs auch ſchon geſchah. Das iſt Alles. Was gilt's, ſie träumt von unſerm Auszug von heute Morgen, und ihr ängſtliches Herzel iſt bang, daß mir etwas widerfahren möchte. Es kann auch ſeyn, daß ihr Gebet die verwünſchte Kugel bezaubert hat, daß ſie durch die Mütze fuhr, ſtatt durch den Kopf. Antwortet ſie denn auch im Schlaf, wenn ſie gefragt wird?“

Hueber nickte, und Fabian ſchlich zu Apollonia auf den Fußſpitzen. Bei ſeiner Annäherung zuckte die Schlummernde zuſammen, und fing ängſtlich an: „Franz, alter Franz, wo biſt Du denn, daß Deine Hand mich unterſtütze?“

Hueber ging heran, und legte die Hand auf ihr Haupt: „Beruhige Dich; wir ſind bei Dir; es kann Dir nichts zu leide geſchehen.“

— „Doch, doch;“ hob Apollonia an, ſchwermüthig den Kopf neigend: „gerade jetzo iſt Böſes unterwegs.“

„Umgekehrt;“ ſagte Fabian etwas ſcheu; „Dein Schatz iſt da, und für eine Dirn' gibt's nichts beſſres auf der Welt.“

„Siehſt Du ihn?“ fragte Apollonia nach einer Pauſe, und drückte die Stirn aus allen Kräften in Huebers Hand, und klammerte ſich an ſeine Rechte. — „Den Vetter? ja;“ antwortete er gleichmüthig. Das Mädchen ſchüttelte ſich, wie vor Eckel.

„Freilich bin ich der Vetter; ſpottete Fabian: „ich mach' Dir meinen Kratzfuß, Schätzel, und wann haben wir Hochzeit?“ — „Pfui, wie grob und boshaft!“ brummte der Pfarrer.

— „Frag die Leni;“ erwiederte Apollonia kurz; ſogar verächtlich. — „Nun, das thu' ich ja;“ verſetzte Fabian wie oben: „Wir ſind ja ſchon ein Herz und eine Seele, nicht wahr?“

— „Die Leni iſt dumm und üppig;“ hieß die Antwort: „ſie muß keuſch werden und fromme Gedanken haben. Du machſt ſie unglücklich; Du haſt Dir's vorgenommen, Du ſchlechter Menſch.“

„Potz Federweiß!“ ſagte Fabian mit gedämpfter Stimme, voll Furcht zurückfahrend: „Was hör' ich da? Haſt Du nicht ſelbſt geſagt . . . ?“

— „Geh' zur Loni; geh' zu der leichtſertigen Närrin. Ich bin verſprochen, und Michael iſt ein Engel." Das Mädchen lächelte dabei und ſchwieg.

„Das weiß ich," antwortete Fabian mit gezwungnem Spaß: „ein Erzengel obendrein. Ich aber bin ein Menſch von Fleiſch und Blut, und will mich allerdings an die Loni halten. Sprich, Du Tauſendkünſtlerin: wann heirathe ich ſie?"

Hueber ſchüttelte unwillig das Silberhaupt. Die Hellſehende wurde verdrüßlich, und ſprach endlich: „Geh weg; ich will Dir's nicht ſagen. Geh' beichten, rathe ich Dir."

„Es wäre nach ſo langer Zeit vielleicht nicht übel;" höhnte wieder der Cornet, ſeinen Schnauzbart drehend. „Aber was meinſt Du damit?"

— Während deſſen flüſterte Apollonia dem Pfarrer zu: „Guter Franz, trau' ihm nicht. Er will Dich berauben und tödten, weil er arm iſt, und weil Du mich liebſt. Die Loni ſoll von ihm ablaſſen. Rathe es ihr, alter, lieber Franz."

Brid und Nettl hatten ſich an den Neffen gehängt, und ihn mit albernen Fragen belagert, ſo daß er nicht vernahm, was Apollonia geſprochen. Er ſchüttelte die Weiber von ſich, wie ein Eber die kläffende Koppel. „Haltet doch eure geſchwätzigen Schnäbel, ehrwürdige Alttauben, von deren Gurren ich dumm werde, als hätte ich von ihrem Fleiſch gegeſſen! *) Du aber, ſuperkluge Träumerin, wirſt Du mir wohl antworten?

---

*) Das gemeine Volk glaubt noch heute hie und da, die Tauben ſeyen wirklich taub und hätten den Namen davon; und wer von ihrem Fleiſch eſſe, werde blöd im Gehirn.

Apollonia drückte in allen ihren Zügen tiefen Verdruß aus, und antwortete zögernd: „Du willſt ein Schelmſtück verrichten, aber es wird nicht ſeyn können. Du haſt viele Männer und viele Weiber unglücklich gemacht, und der Herr wird in der letzten Stunde zu Dir ſagen: Du bezahlſt für Deines Vaters Kahlkopf und ſeine blinden Augen; denn der Schmerz über Dich hat ihm die Haare und das Licht genommen. Du bezahlſt für alle Seelen, die Du in Verdammniß gebracht haſt, und für alle Gräber, ſo Du gegraben haſt. — Auch für Dich ſteht eines offen:“ ſetzte die Prophetin finſter hinzu, und verſtummte.

Fabian grinste ungläubig und furchtſam: „Danke; aber das weiß ich ſchon lange. Für den Tod iſt kein Kräutel gewachſen. Ich rede aber vom Hochzeitlager, und wenn Du nicht antworteſt . . . .“

— „Vetter! verſuche den Himmel nicht!“ warnte Hueber. — Indeſſen ſagte Apollonia, des Pfarrers Hand feſter packend, ohne alle Betonung ihrer Worte: „Du wirſt Hochzeit haben mit einer langgewachſenen weißen Braut; auf dem Haar trägt ſie ein grünes Kränzel. Ihr Mieder iſt von Silber, glatt und ſchön, und ſie plaudert gern, wenn ſie angeredet wird. Ein zotteliger Mann wird Dich mit ihr zuſammengeben.“

— „Nun, das iſt Alles gut und recht;“ lachte Fabian: „das iſt meine ſtattliche Loni, im ſilbernen Bruſtlatz, das Jungfernkränzlein auf dem Kopfe, und ſchwatzend wie ein Specht. Der Pfaff wird aber mein alter Vetter mit den weißen Zottelhaaren ſeyn. —

Recht ſo; aber noch eins zur guten Letzt: ſag mir doch wann ich ſterbe?“

Apollonia ſchwieg. — „Nun, wann und wo? herzhaft heraus, wenn Du Courage haſt, und Deine Traumreden nicht eitel Narrenwerke ſind?“ — „Vetter, laß ab mit den ruchloſen Reden;“ ermahnte wieder der Pfarrer.

„Du biſt ein ſchlechter Menſch, und ich kann Dich nicht leiden;“ ſagte die Schläferin: „frage mich nicht mehr, denn ich werde gleich aufwachen, weil ich Dich nicht mag.“

— „Gelogen, mein Schatz. Du redeſt ganz anders, wenn Du bei guter Vernunft biſt.“ —

„Ich bin vernünftig, und wach; die Loni iſt dumm und verſchlafen;“ entgegnete ſie. — Fabian wurde ungeduldig, und fragte voll Zorn: „Wirſt Du reden, Staarmatz der Hölle? Lieb oder Leid, Ruck oder Schneid' —: werde ich als Soldat auf dem Felde der Ehre, oder im Bette ſterben?“

„Nein, nein, nein!“ verſetzte Apollonia kopfſchüttelnd: „Nicht auf dem Felde, nicht im Bette. Geh' beichten!“ — „So wache auf, und laß Dein verwünſchtes Kauderwelſch!“ rief der Cornet, indem er die Schläferin unſanft bei'm Arm ergriff.

„Willſt Du Fried geben, Du Monſtrum?“ rief Hueber entgegen, und ſtieß den Neffen zurück.

Die Streitenden bemerkten nicht, daß Leute in die Stube traten: der Pfleger nämlich, der Paulaner Waſtl und zwei Huſſaren, die in ihrer Mitte einen Mönch im Benediktinerhabit führten.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Die dröhnende Stimme des Oettlinger machte ſich jedoch bald verſtändlich: „He, ihr Herren! Schämt's euch in die Seel hinein! Ein Diener Gottes und des Kaiſers Offizier! G'ſcheit! ſag ich. — Dreh' ſich der hochwürdige Herr herum, und ſag Er mir einmal, wer der Benediktiner iſt?“

„Was ſeh' ich?“ fragte Hueber, nachdem er des Fremden Antlitz betrachtet.

— „Aha!“ murmelte der Pfleger: „ſchmeckſt Du was? der erlogene wälſche Pfaff, der Landsverräther iſts; gar keine Frage mehr!“

Indeſſen bot der Mönch dem Hueber die Hand, ſprechend: „Gelobt ſey Jeſu Chriſt!“

— „In Ewigkeit, Pater Felix!“ antwortete Hueber ſehr erheitert: „ich hab' nicht geglaubt, Dich ſo bald wieder zu ſehen.“

„Pater Felix, hört's der Herr?“ wiſperte der Waſtl dem Pfleger zu: „da hat die Veronika einmal wieder Recht gehabt, und nicht gelogen, leider Gottes.“

— „Das fragt ſich noch;“ meinte Oettlinger: „'s kann abgeredt ſeyn. Und der fremde Mönch fehlt doch einmal und die persona vere suspecta muß doch irgendwo ſtecken, folglich zu finden ſeyn.“

Aber die betſchweſterliche Demuth und Vertraulichkeit womit die alten Jungfern dem längſt bekannten Arzt und Seelentröſter entgegengingen, zerſtreute nur zu bald des Pflegers menſchenfreundliche Hoffnung, einen Rädelsführer der rebelliſchen Schelme am Strick zu haben.

Pater Felix war einer von den Männern, wie ſie unter katholiſchen Prieſtern nicht ſelten zu finden: in ſich abgeſchloſſen, niemand über ſich erkennend, als gerade den Abt und den Statthalter Gottes zu Rom; rückſichtlos freimüthig im Vorgefühl ſeiner überwiegenden Würde. Ein Mann von hoher, heitrer Stirne, im Alter noch das Prangen rüſtiger Jugend an ſich tragend; beinebſt ein Arzt, der ſeiner vorurtheilvollen Zeit vorangeſchritten. Seine Barmherzigkeit gegen Arme und Niedre hatte etwas Vornehmes, aber ſeine Haltung, dem höhern Stande gegenüber, nichts von Demuth oder Schmiegſamkeit. Stets bereit zu helfen, war er gebieteriſch in ſeiner Hülfe, ſchroff und unnachſichtlich gegen Hoffart und Eigenſinn, kalt und unverſöhnlich dem, der ihn beleidigt hatte. Er war gewohnt, Leib und Leben an ſeine Grundſätze zu wenden, und ließ ſich nie und nirgends etwas von ſeiner Ueberzeugung abhandeln. Ein Monarch oder ein Thürſteher, ein General oder ein Steckenknecht, ſie wogen einer ſo viel wie der andere auf ſeiner Wage.

Die Strenge gegen Andere würde ihm übel angeſtanden haben, wenn er nicht ſtreng gegen ſich ſelber geweſen wäre. Aber der Menſch mit den wenigſten Bedürfniſſen und geringſten Anſprüchen iſt der eigentliche König der Welt. Dem Pater Felix war nur Eines koſtbar im Leben: die Zeit.

Darum ging er hier ohne Weiteres auf den Zweck ſeines Erſcheinens über. „Du haſt mich durch einen Boten beſchicken laſſen:“ ſagte er zu dem Pfarrer: „Der Bote drang ſehr in mich, darum halte ich dafür, daß meine Gegenwart Dir ſehr am Herzen liegen müſſe. Siehe, hier bin ich. Vor ein paar Stunden haben die Bauern das Stift geräumt, und ſich in die Berge zurückgezogen, und ich brach alſobald trotz des ſchlechten Abends auf, denn meine Beine ſind noch ſtark, und ich habe nichts von Menſchen zu fürchten. Wo iſt die Patientin?“

— „Liebſter Bruder im Herrn, willſt Du nicht vorerſt ruhen, und mir ſagen, wie es kommt, daß Du in dieſer Geſellſchaft . . . .?“ fragte Hueber, auf die Begleitung des Prieſters weiſend.

„Ei wohl; ich hätte ſchier vergeſſen;“ verſetzte Felix mit verächtlichem Lächeln, und trat vor den Pfleger. „Der Herr hat mich aufgegriffen, da ich am Todbette eines armen verzweifelnden Weibes ſaß. Wer iſt der Herr, der mich für einen Spion ausgeben wollte?“

Der Pfleger nannte ſeinen Namen und ſeine Würde mit prahleriſcher Wichtigkeit. Der Pater lächelte geringſchätzig und erwiederte: „Wenn alle Amtleute der Regierung dem Herrn ähnlich ſehen, ſo wundert mich nicht mehr, warum ſie der Feinde ſo viele hat. Es kann ja der gemeinſte Roßbub' von der Alm nicht gröber und ungattiger ſeyn, als der Herr da.“

Nachdem Felix eine Weile den verwundert glotzenden Pfleger mit dem Blicke betrachtet, der den wilden Thieren ſogar Reſpekt einflößt, zog er ein Schreiben aus ſeinem Aermel, und hielt es dem Pfleger hin: „Ich hab' noch obendrein das da an den Herrn abzugeben, von Seiten unſers hochwürdigſten Herrn Prälaten. — Setze ſich der Herr nicht in Unkoſten von Scharrfüßen und Bücklingen. Ich beſtelle den Brief sub obedientia,[*]) und hätte ihn freiwillig wohl nicht herübergetragen.“

Der Pfleger bemächtigte ſich des Schreibens, und putzte ſeine Brille, rückte das Licht. Der Cornet verkehrte in einer Ecke leiſe mit ſeinen Huſſaren; Waſtl, der Spitzkopf, beobachtete ſchweigend die Verſammlung; die Jungfern waren verſunken im Anblick des Paters Felix, der an der Hand des Pfarrers ſich Apollonien näherte.

Das Mädchen, aufgeſchüttelt von dem plumpen Fabian, war alſobald wieder in Schlaf geſunken, und verhielt ſich ruhig, bis der Pater, ihren Zuſtand erkennend, ihr die Hand auflegte. — „Du wirſt mich heilen,“ begann ſie alsdann, „Du und Michael. Aber es iſt noch nicht an der Zeit.“

— „Sie iſt, was man ſo allgemein eine Mondſüchtige heißt;“ flüſterte Felix dem Pfarrer zu.

„Ich werde mir ſchon ſelber was verſchreiben;“ fuhr Apollonia fort: „nach Weihnachten werd' ich's. Jetzt iſt nichts zu thun.“

— „Du haſt recht, meine Tochter. — Leideſt Du Schmerzen?“ begann nun der Benediktiner.

„Nein; mir iſt wohl. Aber die Loni hat Kummer und Weh.“ — „Wo denn, lieb's Kind?“ — „Da, da;“ ſie zeigte auf das Herz.

---

[*]) Unter Auflegung des geiſtlichen Gehorſams. — Die Prälaten der meiſten Stifter in Bayern waren dazumal kaiſerlich geſinnt, und gaben ſowohl der Regierung zu München, als auch den Beamten fortgeſetzt Notizen und Berichte über die Stimmung des Volks und die Bewegungen ſeiner Streitmaſſen.

Der Pater, ſie verſtehend, nickte beiſtimmend mit dem Kopfe, und murmelte: „Das denk' ich mir, Du arme Creatur.“ Dann drehte er ſich zu Hueber, klopfte ihm ſcherzhaft auf die vor Betrübniß herabgeſunkene Unterlippe, ſprechend: „He, Du, ſteh' Mannerl! Du machſt 'ne Pappen *), als ob's an's Abkragl'n ginge? Die ſtirbt noch nicht, wird noch einmal kreuzwohl auf ſeyn, und uns alleſammt auslachen.“

„Geb's Gott, der Allmächtige!“ ſeufzte Hueber, und verſchluckte eine Thräne.

— „Der Prälat ſchreibt mir, wie Du geſagt;“ wendete ſich der Pfleger zum Waſil: „Was gibt's denn aber dort am Ofen, he?“ — Waſil zuckte die Achſeln, und Oettlinger ſchlich neugierig hinzu. „Da kommt wieder was Böſes!“ fing Apollonia an, und verdrehte den Hals mit aller Gewalt, um das Geſicht zu verbergen. — Felix ſchaute um. Den Pfleger erblickend, ſprach er trocken: „Die Henne ſpürt den Marder. Sey getroſt, lieb's Kind.“

Herr Oettlinger war Aug und Ohr. „Hm!“ ſchnarrte er mit der Miene eines Inquiſitors: „Da ſpielt wohl ein unreiner Geiſt ſeine diaboliſchen Künſte? Was meint der hochwürdige Herr? Wäre dieſes possessio oder obsessio, oder nur ſchlechtweg circumsessio?“ **)

---

*) Verzogner Mund oder Geſicht. — „Abkragl'n“ Halsumdrehen.

**) Drei Grade der ſogenannten Teufelsbeſitzung, wie die Theologen jener Zeit ſie annahmen.

„Apage, Satanas!“ verſetzte Pater Felix mit Abſcheu und Härte: „Wahrlich, ich ſage dem Herrn Pfleger, daß aus dieſer kranken Creatur ein beſſerer und reinerer Geiſt redet, als Seine Sinne zu begreifen vermögen.“

— „Oho, was wär' mir denn das?“ rief Oettlinger entrüſtet; aber der Pater fuhr fort: „Ein Erdenkloß iſt nun einmal keine Lerche, und wird keine, wenn er auch den lieben Heiligen die Füß' abbeißt, und zum Jubeljahr wallfahrtet. Der Geiſt dieſer Dirne iſt aber zu vergleichen einer Lerche, die den Erdboden dahinten läßt, um an die Sonne zu fliegen. Der Geiſt dieſer Dirne ſchwingt ſich über die Zeit hinaus, und predigt die Zukunft. — Wer dieſes begreift, wer das verſtehen kann, Herr, der hat den Glauben an die Unſterblichkeit in der Hand, und braucht ſich ihn nicht erſt vom Kapuziner am Sterblager vorbeten zu laſſen. Aber noch mehr: dieſe Dirne weiß auch jetzo in den Herzen Derjenigen zu leſen, die neugierig da herumſtehen. Sie plaudert gern, die Mondſüchtige; und darum ginge ich lieber weg, Herr Pfleger, wenn ich hier nichts zu thun hätte.“

Oettlinger wurde roth, gelb, blaß vor Aerger, und unglücklicherweiſe verſagten ihm die Worte vor dem Anblick des unerbittlichen Gegners, den ſein plumpes Zutappen ihm erweckt hatte. — Felix war noch nicht fertig, denn er fügte hinzu:

„Lieber träte ich zu der verſcheidenden Stammesrieder-Wittib, und bäte ſie um Gotteswillen um Verzeihung, daß ich ihr die letzte Stütze, den Sohn, auf ſo ſchändliche Weiſe geraubt. Mich hat eine innre

Ahnung in die Hütte der Alten gezogen, die ich ſchon lange kenne. Was hab' ich hören müſſen! Und nicht helfen, den bittern Tod nicht wegjagen können, das iſt hart. Um wie viel gräßlicher, ſelber den Todesſtreich geführt zu haben! Was meint der Herr?"

Oettlinger ſtierte auf den Boden. „Welche Conduite!" murrte er: „einen Diener Seiner römiſch-kaiſerlichen Majeſtät alſo zu maltractiren . . ! werd's rapportiren, rapportiren, auf Parole!"

— „Ich wache auf; es iſt die Stunde!" ſprach Apollonia, dehnte ſich, gähnte und öffnete verwundert die Augen.

Indeſſen ſtand Fabian bei dem Pfleger, und kanzelte ihn ab: „Spricht der Herr von Parole? So halte Er auch die Seinige, Potz Federweiß. Sollen meine Leute die ganze Nacht da ſtehen, wie die Störche aufgepflanzt? Zieh' der Herr den Beutel, und ſchenk' Er ihnen das verſprochene Gratial. Wir Soldaten geben nicht Credit. Blank und baar heißt unſre Loſung. Wer alle Tage auf dem Sprung ſteht, kann ſein Biſchen nicht auf Zinſen legen. Ausgezahlt daher, geehrter Herr, und — ich rath' Ihm — keine Lumperei und Pappenſtiel!"

14.

„Vertrauen iſt der Herzſchlag der Freundſchaft; das Geheimniß ihr Tod."

Maxime.

Pater Felix ſtand am Fenſter der Schlafkammer des Pfarrers, und beobachtete ſorglich die brauenden Regenwolken, die am düſtern Morgenhimmel aufſtiegen. — „Ich werde mich bald auf den Heimweg machen müſſen;" ſagte er zu Hueber, der von dem Bodenraum kam, wohin er dem verſteckten Reynier ſein Frühſtück gebracht hatte: „Die ſchnelle Umwandlung des Wetters nach der hellen und trocknen Nacht prophezeiht Sturm und Regen."

— „Ich ſeh' Dich mit Bekümmerniß ſcheiden," antwortete Hueber, „und wollte Gott, daß dem Pfleger gefallen möchte, ſammt der läſtigen Einquartierung von dannen zu ziehen an Deiner Statt. Dennoch danke ich Dir wiederum für den kurzen Beſuch, weil Du mir Balſam und Ruhe in die Seele geflößt haſt."

Worauf Felix ſanft, aber beſtimmt: „Wegen der Loni magſt Du ruhig ſeyn, lieber Bruder Franz. Der Teufel hat mit der Unſchuldigen nichts zu ſchaffen; und wofern ſtarke Erſchütterungen von ihrem Geiſte abgehalten werden, darf ſie zuverſichtlich hoffen, einſt ihre Geſundheit wieder zu erlangen. Das beſte Mittel wäre, das arme Kind einem braven Manne zu geben. Die Sorge für den eignen Heerd und die Liebe zu einem rechtſchaffnen Gatten müßten Wunder wirken, und den übeln Zuſtand völlig beſeitigen."

Hueber ſchüttelte betrübt das Haupt: „Du haſt gut reden und rathen; aber wie es richten in dieſer Zeit der Wirrſal und Noth? An Freiern fehlt's wohl nicht. Der Taugenichts von Huſſarenvetter hat noch geſtern ſpät um Loni's Hand geworben. Aber dem boshaften Menſchen iſt um mein bischen Habe zu thun, wie ich merke, und er würde das Mädel in der Patſche ſitzen laſſen. Spricht von ſeiner Luſt, von der Soldateska Abſchied zu nehmen, ein Gut zu bewirthſchaften . . .; und würde in ein paar Monaten Alles durchgebracht haben, der verlogne Verſchwender!“

— „Gott bewahre Dich vor einer Reiterhochzeit;“ verſetzte Felix: „die Dirne hat ihn nicht einmal lieb. — Wer iſt jedoch der Michael, von dem ſie in ihren wunderlichen Geſichten ſpricht?“

„Hm! das iſt ſo eine eigene Sache;“ erwiederte Hueber, und beſann ſich, ſchwankend, ob er dem Freunde ſein Geheimniß offenbaren ſolle. Endlich verriegelte er die Thür, und vertraute ihm, wie im Beichtſtuhl, was ſich mit Reynier und Loni zugetragen, und wer der Reynier ſey.

Felix machte große, mißbilligende Augen. „Das iſt höchſt ſeltſam;“ hob er ſofort an: „hat Dich, ruhiges Friedenslamm, der unſelige Hader dieſer Zeit in ſeine Kreiſe gezogen? O, wie beklage ich Dich, denn das Schwert der Tyrannei hängt über Deinem Haupte! — Aber wer bliebe auch frei von aller Theilnahme am Zwiſt der Partheien? Zudem iſt's die edlere Parthei, für die Du aufgefordert wurdeſt, zu handeln. — Ich verdamme Dich nicht, Franz. Wir haben ja bayeriſch

Blut in unſern Adern, und von Kindsbeinen an gelernt, unſer uralt angeſtammtes Regentenhaus zu verehren. Ich will Dir nicht läugnen, daß ich ebenfalls mit voller Seele für einen glücklichen Ausgang des gerechten Aufſtandes bete, ich, der einzige unter meinen Kloſterbrüdern. Wie Du mich hier ſiehſt, hab' ich geſtern auf dem Kamm in einer verſteckten Waldſchlucht eine Schaar von glühenden Landesvertheidigern eingeſegnet und mit tröſtlichem Zuſpruch gelabt. Sie bedurften des Beiſtandes, denn die Kleinmüthigkeit tritt doch öfters an die Stelle der Begeiſterung. — Indeſſen iſt der letzte entſcheidende Actus vor der Thüre. Uebermorgen iſt der heilige Abend, und — ſo viel mir bekannt geworden, ſoll am Feſttage ſelbſt der blutige Wettkampf auf allen Theilen der Ebene beginnen. Der Herr lenke ihn zu Gunſten des Rechts und der Unterdrückten!"

— „Mein, wie wird das enden? was wird aus uns werden?" ſeufzte Hueber: „So die Kaiſerlichen die Oberhand gewönnen, wären wir verloren! Und meine arme, arme Loni! Wie es falle, muß Ihr Herz brechen; denn es hängt am Bruder, und im Wachen an dem Fabian, und im Schlummer an dem Michael; und einen von ihnen muß das ſchwarze Schickſal treffen, ihn zu Boden ſchlagen, oder weit in die Ferne wirbeln, wie ein dürres Blatt, das auf ewig der Sturm von ſeinem Zweige wegführt. Betrübtes Doppelleben, dem die unglückliche Creatur verfallen iſt!"

„Das iſt die geheimnißvolle Trennung der irdiſchen Sinne von dem unſterblichen Geiſte;" bemerkte Felix: „ich habe ſchon oft dieſe Erſcheinung beobachtet, da der

Geiſt gewaltig ſiegt über den Leib, wie im Narren der Leib den Geiſt erſtickt, obgleich nur ſcheinbar. Demzufolge liebt Apollonia den Michael aufrichtig; ob auch ihre Zunge ihn ſchelte, ſobald die Sinne wach und kräftig werden. Den plötzlichen Verluſt dieſes Seelenbräutigams würde ſie ſchwerer ertragen, als den des Fabian, den ihre irdiſche Sehnſucht erwählte. — Aber nach und nach magſt Du verſuchen, den Michael von ihr abzutrennen, glimpflich und behutſam, daß ihr Auge ſich auf einen andern Gegenſtand richte. Denn, — ich gebe zu, daß des Churfürſten Streiter ſiegten — wer ſteht Dir für den fremden Offizier? Franzoſen, — heißt es — ſind Schelme ohne Treu und Glauben gegen die ſchwachen Weiber. — Schaff' ihn aus dem Hauſe, ſobald Du kannſt, wenn er zur Weihnachtszeit nicht ginge, ſich ſeinen Brüdern anzuſchließen, und ſchicke dann die Loni für eine Weile fort. Wehre auch ferner dem Franzoſen den Zutritt bei ihr. Das Dirnel iſt für einen Bauer gut, jedoch zu brav, um eines Soldaten Muthwill zum Opfer zu fallen, und zu plump und einfältig, eines Offiziers Frau zu werden. Dixi."

— „Haſt Recht, haſt recht, Bruder Felix. Aber mich trennen von der Loni? ſcheiden von dem Ebenbild ihrer Mutter? das iſt eine harte Nuß."

„Thu's um Loni's willen. Denn wahrlich, es iſt gut, daß ſie mit ihrer Mondſüchtigkeit dem Pfleger aus den Klauen gerückt werde. Wenn den alten Wehrwolf nicht die Tribulationen dieſer kriegeriſchen Tage beſchäftigten, — wer weiß — er ſchien Luſt zu tragen, das arme Kind als des Zauberweſens verdächtig, zu inquiriren."

— „Nun ja, das ginge mir noch ab, bei meinen tauſend Sorgen!" klagte Hueber: „hab' ich nicht zu wachen, wie der fabuloſe Vogel Greif, über meine alten Madeln und ihr bischen Geld und Gut? dann über meine aufrühreriſche Heerde, dann über den verſteckten Franzoſen, und . . . o, ich weiß bald nicht mehr, wo mir der Kopf ſteht."

„Sieh, ſieh, da reitet Dein ſaubrer Vetter mit ſeinen Leuten hin!" ſchaltete Felix ein. — Hueber rief hinunter: „Heda, Fabian, grüß Dich Gott! wohinaus am frühen Morgen?"

Der Cornet, brummig und verſtockt, ſtellte ſich, als überhöre er des Alten Gruß, und trabte fürbaß. David richtete den Kopf in die Höhe, und antwortete höflich: „Patrouille reiten, Ew. Hochwürden." — Und ſo entfernten ſich die Reiter allmählig, während Hueber zu Felix ſagte: „Haſt Du geſehen, welch ein Geſicht der Böſewicht ſchnitt? Er trägt mir nach, daß ich ihm die Loni rund abgeſchlagen. Der Bube iſt boshaft, wie ein ſtörriges Roß. Wir werden noch was erleben." — —

Vor dem Dorfe draußen gedieh der innerliche Grimm des Cornets zu baaren gewichtigen Worten. Er drohte nach den Zinnen des Pfarrhauſes, einen Fluch zwiſchen den Zähnen, dem er beifügte: „Mich ſoll eine Karthaune entzweiſchlagen, wenn ich noch einmal nur dem Phariſäer ein gutes Wort ſchenke!"

Der Trompeter, neben dem Offizier reitend, verſetzte, wie vor ſich hinſprechend: „Der Satanas hat die Weiber in die Welt geſetzt, daß ſie überall Unheil ſtiften. — Wer hätte geſagt, daß mein gnädiger Herr Cornet ſich abärgern würde um der Dirne willen, die er vorgeſtern mit dem Säbel gegen ſeinen treuſten Knecht vertheidigt hat?“

Fabian ſchielte den Baſſevich wild von der Seite an, redete jedoch kein Wort. Dagegen fuhr der andre, vor ſich hinlächelnd fort: „Aber das Mirakel auch, ein ſolches Weibsbild heirathen zu wollen! Das verſtehe, wer da kann!“

Der Offizier hielt ſich nicht mehr: „Ich wollte es ja nicht, Du Schuft. Mir war's um die lieben Mutter-Gottesbilder zu thun, die der Geizhals aufgeſpeichert hat, der Schwarze weiß, wo? Pah! glaubſt Du, ich hätte die dumme Gans nicht laufen laſſen, wohin es ihr beliebte? Aber, um mit Art und Manier an den Schatzkaſten zu kommen, mußte ich freilich vom Schatzerl reden.“

— „Hm, der Herr Cornet hat uns gelehrt, nicht blöde zu ſeyn. Der Soldat greift zu, wo's ihm gefällt; ob Dirnen oder Thaler, das iſt ihm gleichviel.“

„Potz Federweiß! iſt denn der Alte nicht meines Vaters Bruder, und ſollte ich wie ein Straßenräuber über ihn herfallen? Ich wollt' ihm glimpflich ablocken, was er gutwillig nicht gegeben hätte. Alle Wetter! er hat mich ſchön anlaufen laſſen. Doch brauche ich ſo nöthig Geld! Weiß der Geyer, wie's kommt, aber ich habe von Tag zu Tag größere Furcht vor dem Malefiz-Blei. Kreuzlahm, zum Krüppel geſchoſſen werden, welch ein Schickſal, ſo man nicht Geld hat? Im Kriegsdienſt komme ich ſchon nicht weiter, bleib' ſchon bei der Standarte ſitzen. Was dann?“

— „Die Erbſchaft des Vaterbruders gehört von

Rechtswegen meinem geſtrengen Herrn, als ſeinem Vetter.“

„Ja wohl, freilich, zum Blitz. Aber der Pfaff iſt noch nicht zur Ruhe eingegangen. Und, wie geſagt, er iſt der Bruder meines Vaters. Wenn ich mein Soldatenrecht brauchen wollte, was ſpräche wohl der Obriſtfeldwachtmeiſter? Wenn der Pfleger, der boshafte Geſell, der mir nicht hold iſt, ſo wie ich ihn haſſe gleich dem Gifte, eine Meldung an des Kaiſers Statthalter machte, daß ich meinem alten Vetter ſein Geld und Gut abgepreßt? Denn ich müßte ihn wahrlich torquiren laſſen, um endlich zu wiſſen, wo er ſeinen Reichthum verborgen hält.“

Der Trompeter ſchaute dem Fabian liſtig und bedeutſam ins Geſicht. Dann ſagte er beweglich und gekränkt: „Der Herr Cornet hat mich um der Kröte willen erbärmlich mißhandelt . . . .“

— „Na, es thut mir leid, Vaſſevich. Du warſt aber ſo tölpiſch, und ich mußte ein Exempel geben.“

„Der Herr Cornet hat ſeinem allergetreuſten Knecht mit dem ſcharfen Säbel das Ohr wund gehauen;“ fuhr der Trompeter kläglicher fort.

— „Ei, was Du redeſt! nur geſchunden, — auf Parole — ein wenig aufgerieben mit dem flachen Sarras. Schweig doch von der alten Geſchichte, und gieße etwas Aquavit auf die Schramme.“ Fabian reichte ſeinem allergetreuſten Knecht die Feldflaſche.

„Vivat, auf meines Offiziers hohes Wohlergehen!“ ſagte dankend der Trompeter, und ſchlürfte den beizenden Trank. Dann, mit verändertem Tone redete er: „Wenn der geſtrenge Herr ein Vertrauen zu mir faſſen wollte, ich könnt' Ihm wohl verrathen, wo des Pfarrers Geldkiſte zu finden.“

— „So? laß' hören ohne Verweilen, meine Neugierde zu befriedigen. Ich will Dich mit einem Gratial bedenken, das zu verdienen der geizige Marlborough Boten laufen würde, von Conſtantinopel bis Jeruſalem. Du ſollſt gefüttert werden, bis an Dein ſelig Ende, wohlgemerkt, wenn die Batzen ſo weit reichen.“

Baſſevich lächelte: „Vielen Dank für die fürſtlichen Gaben. Ich thu' ja Alles nur aus uneigennütziger Dienſtfertigkeit.“ — „Weiß, weiß, lieber Trompeter; ſpottete Fabian: „aber zur Sache jetzt.“

„So mag der Herr erfahren, daß ich geſtern, um die Mitternacht, geſehen, wie der Pfarrer und der Schulmeiſter oder Glöckner hinter unſerm Stalle eine Truhe aus dem Boden geholt haben, die von Reiſig und Stroh bedeckt geweſen. Der Mond ſchien klar, ungefähr eine Stunde lang, und ließ mich nicht ſchlafen. Ich ſaß hoch auf meinen Heubündeln, und ſah und hörte Alles was unten vorging. Der Glöckner ſagte: „Warum holt denn der Hochwürdige, was wir erſt vor Kurzem vergruben?“ Der Pfarrer ſagte: „Ich traue den Pelziacken nicht. Es haben ihrer etliche ſchon hie und da den Erdboden viſitirt, und im Keller Waſſer ausgeſchüttet, um zu entdecken, an welchem Fleck es ſich am ſchnellſten einſauge, wonach zu ſchließen, daß darunter ein Verſchlopf für Geld und Silber.“ — Dann ſagte der Meßner: „Somit iſts beſſer, daß wir das ſchwere Kindlein in Ew. Hochwürden Schlafkammer unter's Bett ſtellen.

Wenn uns jedoch Einer gewahr würde . . ." — Er ſchaute ſich ängſtlich um, und war nicht dumm; aber ich war geſcheiter, und ließ mich nicht ſehen. — Dann ſagte der Pfarrer: „Titſchi, tatſchi; die" — hier, verzeihe der Herr, hier gebrauchte er einen ehrenrührigen Spitznamen — „die ſo und ſo ſind müde und ſchlafen alle wie die Murmelthiere. Wir wollen auch geſchwind davon gehen." — Was ſie ferner ſagten, weiß ich nicht. Sie gingen langſam und ruhten wohl zweimal noch mit ihrer Laſt im Hofe aus. Sie trugen ſchwer, und der Brautſchatz muß nicht gering ſeyn."

Dem Cornet lief das Waſſer im Munde zuſammen. „Was thut der Filz mit dem Mammon? Seine Beichtkinder, die Tröpfe, werden nicht ihn, nicht die alten Betteln Hungers ſterben laſſen. Die Appel mag aber zuſehen, was aus ihr wird. Die mondſüchtige Eule! Am Tage läuft ſie mir nach wie ein Hund, und bei Nacht fällt ihr ein, die Spröde zu agiren. Verrückt oder beſeſſen — eins von beiden iſt das Weibsbild."

Der Trompeter nickte; und er nickte wieder, als der Cornet, wie von Begeiſterung ergriffen, beiſetzte: „Hör' Du! wir müſſen den Schwarzrock um ſeine Geldkatze prellen."

Der Wachtmeiſter, der mit einem Huſſar voraus geweſen, die Gegend zu erkundſchaften, ſprengte heran. „Volk zu Pferde vor uns!" rief er: „marſchirt gegen uns!"

„Aha, des geſtrengen Pflegers Leibdragoner!" ſpottete Fabian: „Aufgeritten ihr Huſſaren! klopft mir die hungrigen Tölpel in's Loch zurück, aus dem ſie krochen!"

Mit verwundertem Blick hielt der Wachtmeiſter vor dem Commandirenden. „Was gibts?" fragte dieſer: „hat Er mich nicht verſtanden, Tilaſchek?"

— „Ich muß blind ſeyn, oder ich erkenne die kaiſerlichen Farben;" bemerkte der Unteroffizier mit rauher Zuverſicht.

„Und wenn auch?" fragte Fabian wieder: „kaiſerliche Farben, aber bayriſche Schädel. Sind Trümmer vom Regiment des Chevalier Santini; churfürſtlich vom Wirbel bis zur Zehe; haben nur um des armen Lebens willen zu des Kaiſers Fahne geſchworen. Dieſe Bengel aber ſollten kommen, und mit uns im Neſte liegen, worinnen wir ſchon darben? Der dicke Hamſter, der Oettlinger, ſollte mit ihrer Hülfe uns ſeine Autorität fühlen laſſen dürfen? Potz Federweiß! Freund oder Feind, wir ſchlagen ſie zurück."

Der Wachtmeiſter ſchüttelte zweifelnd den Kopf: „Der Wille des geſtrengen Herrn iſt gut und väterlich für den gemeinen Mann;" ſagte er: „doch geb' ich unterthänig zu bedenken, daß die hohe Generalität in ſolchen Dingen keine Raiſon annimmt, und daß der Pfleger nicht ſäumen wird, einen Rapport zu machen, der auf Haut und Haar, auf Leib und Leben des geſtrengen Herrn dirigiret ſeyn würde. Andrerſeits könnte man's einrichten, daß die Dragoner aus unſerm Standquartier gehauen würden, gleichſam als hätten ſie ſelber das Scharmützel angefangen? Eile mit Weile, ſollt' ich meinen."

Der Cornet war unſchlüſſig; er hätte ſo gern den Pfleger in ſeinen Trabanten gedemüthigt. Da flüſterte ihm Vaſſovich zu: „Der Wachtmeiſter meint's gut, geſtrenger Herr. So wir an des geiſtlichen Vetters Kaſten wollen, müſſen wir nicht Gefahr laufen, plötzlich nach München vor ein Kriegs- und Standrecht abgeführt zu werden.“

Das leuchtete dem Fabian ein. Er gab Befehl zu ſchwenken, und nach dem Dorfe zurückzujagen. Das ſchwache Detachement der Dragoner folgte ihnen langſam, aber mit ruhmſtrahlenden Blicken. Sie hatten einen Gefangenen zwiſchen ihren Pferden, deſſen Aeußeres auf eine wichtige Perſon ſchließen ließ. Ein kleiner, nur zur Halbſchied bewaffneter Trupp von Bauern hatte den Mann auf dem Amſelſtock begleitet, und die Dragoner hatten ihn bei'm Morgeneſſen überraſcht. Nach hartnäckigem aber vergeblichem Feuern war die Schaar zerſtreut worden, und ein verunglückter Sprung über ein paar zu Boden liegende Baumſtämme hatte den preis gegebnen Chef in die Hände der Angreifer geliefert. — Als er zu Rottenbrunn eingebracht wurde, liefen die Einwohner heran, und erkannten mit Entſetzen und Betrübniß in dem Gebundnen den beredſamen Führer jenes Krüppels, welcher am geſtrigen Tage durch ſeines ſchweren Unglücks Schauſpiel alle Gemüther bis zur Empörung aufgereizt hatte.

15.

Es iſt ein Unterſchied in allen Dingen.
Der Jäger ſchießt den gemeinen Raben
nieder; den königlichen Adler fängt er ein.

„Jetzt gilts, Pater Michel;“ ſprach, erzwungenen Scherz auf den bleichen Lippen, der Pfarrer zu Reynier, dem er Gauthiers Gefangennehmung mitgetheilt hatte. — Der Lieutenant war auſſer ſich, und ſchwieg, an den Nägeln kauend. Hueber fuhr fort: „Wir werden unſer Teſtament machen können, Herr Franzos. Der Pfleger, der Cornet und der Anführer von den Dragonern ſitzen drüben im Gemeindehaus beiſammen, und verhandeln mit dem Gefangnen. Der Paulanerwaſtl hat den geſchundnen Krüppel verträtſcht, und auch der iſt zur Stelle geſchafft. Um alles Unglücks Maaß vollgerüttelt zu machen, hat die alte Lopſel, die triefaugete Bäckerin, ſehen müſſen, wie der Meßner mit dem fremden Herrn über den Grendel gegangen iſt. Die hat's dem Meiſenſeppel geſagt, der hat's ſeiner Frau geſagt, die hat's dem Wachtmeiſter geſagt, . . kurz: der Thaddä iſt juſt in hoher Perſon hinübergeholt worden, und leider kenn' ich den Mann darauf, daß er nicht lange wird ſchweigen können. Ein großes Maul, und wenn's darauf ankommt, nichts dahinter. Ein braver Mann, aber ängſtlich und verzagt. Er wird plauſchen*), ohne daß man ihm mit Feuer und Schwert zuzuſetzen braucht. — Dann kommt's an mich, und alsdann, wenn ſich der Herr nicht unſichtbar machen kann, an Ihn ſelber, und die Tragödie iſt fertig. Domine, libera nos!“

---

*) plaudern.

— „An mich?“ fragte Reynier mit entſchloſſenem Lächeln, und zeigte auf zwei Piſtolen, die er unter ſeiner Kutte verborgen: „Seht Ihr? eine Kugel für den, der kommt, mich zu nehmen; eine hernach für meinen Kopf. Das iſt geſagt und abgemacht. — Aber“ — fügte er leidenſchaftlich hinzu: „Gauthier muß gerettet ſeyn. Ohne ihn iſt Alles zu Ende. Rathet mir, mein Vater. Es ſtehen tauſend Bauern hier umher, und warten auf Signal. Könnt' ich nicht hinaus, ſie zu rufen?“

„Umſonſt, vergebens!“ antwortete Hueber, troſtlos verneinend: „Poſten überall. Der Herr wär' alſobald bei'm Kragen genommen.“ — Plötzlich richtete er den Kopf gefaßt in die Höhe: „Ich wüßte wohl Jemand, der's verrichten könnte, und der weiß, wo die Buben zu finden. Ja, wenn der Pater Felix es übernähme? — Ich will geſchwind mit ihm reden, auf der Stell', denn meine Augenblicke ſind gezählt: ſie holen mich gewiß bald ab. — Halte ſich der Herr nur indeſſen ruhig im Winkel. Schleich' Er nicht der Loni nach, daß Er ſich nicht ſelber verrathe.“

— „Ach, Loni!“ ſeufzte Reynier; dann ermannte er ſich: „es iſt nicht Zeit, jetzt an ſie zu denken. Die Freiheit meines Capitäns muß erhalten ſeyn. Geht, geht, ich will ſtill ſeyn, wie der Fiſch.“ — Hueber, von der Furcht vor der höchſten Gefahr angeregt, eilte wie ein junger Menſch hinunter, ſeinen Freund, den Benediktiner, aufzuſuchen. — —

Er hatte kaum Zeit gehabt, demſelben ein paar ſchnelle, aber gewichtige Worte zu ſagen, als ſchon ein Bote vom Gemeindehauſe erſchien, ihn dahin zu laden. — Die Schweſtern heulten laut und unvernünftig, von den Gerüchten erſchreckt, die ſich im Dorfe zu verbreiten begannen. Troſtlos und weinend klammerte ſich Apollonia an des Prieſters Gewand. „Was wollen die Soldaten, was will der Pfleger mit dem hochwürdigen Herrn?“ ſchluchzte ſie: „Der geiſtliche Herr Vater wird doch wieder zu ſeiner armen Loni zurückkommen?“

„Nun freilich, freilich;“ erwiederte Hueber, wiewohl nicht mit beſonderer Hoffnung: „Was flennt Ihr, als ob Euch das Meſſer an der Gurgel ſtände? Sie werden ſich doch nicht an einem unſchuldigen Prieſter vergreifen?“ — Dann flüſterte er Apollonien zu: „Wenn Du nur ein Wörtl von dem wälſchen Pater ſchnaufſt, ſind wir alle des Todes!“ — Das Mädchen erblaßte. Hueber ſetzte laut hinzu: „Präge Dir noch die Lehren des ehrwürdigen Paters Felix ein, und thue, was er Dir rathen wird. Ich habe nicht mehr hier zu weilen, denn es iſt die Pflicht eines Jeden, die liebe Obrigkeit nicht warten zu laſſen.“

So wandelte er dem Rathhauſe zu. Mit Verwunderung bemerkte er, daß ihm der Pfleger mit Höflichkeit entgegen kam. Der Cornet ſprach keine Silbe, war finſter und verſchloſſen. Oettlinger begann: „Es hat ſich herausgeſtellt, daß Hochwürden, obgleich Er uns verſchwiegen, was ſich geſtern hier nach der Kirche zugetragen, eine Pflicht des getreuen Unterthans erfüllte, indem Er zur Ruhe gemahnt hat, wo die Rebellion ſchon beliebt werden wollte. — Der Hauptgefangne, hinter welchem unſtreitig eine persona von Importanz ſteckt, wenn er es ſchon nicht geſtehen will; der Krüppel; endlich der Meßner und die Aelteſten der Gemeinde bezeugen einſtimmig des Herrn Pfarrers Rechtſchaffenheit. Nur thut uns leid, Demſelben mit einigen andern quaestionibus beſchwerlich fallen zu müſſen. Namentlich: ob Derſelbe dem Meßner den Auftrag gegeben, den dato noch unbekannten Hauptgefangenen von dannen zu ſpediren?“

Nach einigem Beſinnen, aber ſchon geſammelter, erklärte Hueber, daß er es allerdings befohlen, um den Aufruhrprediger aus der Hürde ſeiner Schafe zu treiben, denn, ihn zur Haft zu ſtellen, ſey nicht in ſeiner Miſſion, nicht in ſeiner Macht geweſen.

— „Gut. Ferner: ob derſelbe den notoriſch zu den Rebellanten entwichenen drei ledigen Bauerburſchen aus Rottenbrunn den Anſchlag zu ſelbiger Practik gegeben?“

Hueber verneinte mit gutem Gewiſſen. Er habe ihnen abgerathen, ſie jedoch nicht halten können, wie begreiflich.

— „Bene noch einmal. Endlich: was es mit dem waliſchen Pfarrer oder Mönch für eine Bewandtniß gehabt, und wohin derſelbe auf einmal gekommen?“

Die Frage war ſchwieriger zu beantworten, als die vorigen. Es war jedoch nicht lange zu wählen. Mit Geiſtesgegenwart erzählte der Pfarrer ſeine Fabel, ſetzte aber liſtig hinzu, er ſey jetzo ſelber überzeugt, daß dieſes nur eine Fabel geweſen, und halte den beſagten Mönch oder Caplan für einen Emiſſar der Gegenparthei. Heute könne er übrigens mit ſeinem prieſterlichen Wort verſichern, daß ſich genannter Vagant nicht mehr in den Mauern ſeines Presbyteriums befinde. — Wirklich hielt ſich Reynier auch in einem halbverfallenen Gange des alten Schloßbau's verborgen. —

Die Zuverſicht des Pfarrers machte den gleißneriſchen Pfleger irre, und verdüſterte den Cornet mächtig. Nach einem langen Stillſchweigen, während deſſen alle drei ſich ſorgſam mit Blicken ausforſchten, fragte Hueber, ob er nach Hauſe kehren dürfe?

„Es eilt nicht;“ verſetzte Oettlinger zuckerſüß: „Wir haben noch eine winzige Bitte an den hochwürdigen Herrn. Wollte Er wohl ſo gefällig ſeyn, während der Wachtmeiſter der Huſſaren Sein Haus durchſucht, — eine überflüſſige Formalität, wie wir hoffen — den fremden Gefangenen und den Meßner Thaddä zum Tode zu bereiten? Sie haben nichts rechtes bekannt, doch ſind alle Indicia ihnen entgegen, und ſollen ſie aufgehenkt werden.“

Hueber knickte zuſammen. „Auf — aufgehenkt?“ ſtotterte er. „Der arme Thaddä? und der Fremde, von dem Ihr Herren noch nicht einmal den Namen und die Perſonalien wißt?“

Der Pfleger lächelte hämiſch. „Unſre Sache, Ew. Hochwürden. Wenn die Leute beichten wollten .... vielleicht könnte ein Aufſchub zugelaſſen werden; .... vielleicht könnte die hohe Regierung, in Betracht günſtiger Revelationen Milderung eintreten laſſen; .... es iſt die Pflicht des Beichtvaters, die Delinquenten zu obigen Offenbarungen zu bewegen. — Gute

Verrichtung, hochwürdiger Herr! Man ſoll Ihn alſogleich zu dem Fremden bringen.“

Ein Gerichtsknecht führte den Pfarrer hinaus. Oettlinger ſagte pfiffig zu dem Cornet: „Es iſt doch nicht ganz richtig um den alten Fuchs. Begebe ſich alſo der Herr an das Luftloch, das aus der Keuche des Fremden in den Gang führt, und horche Er ein wenig, wie verabredet. Ich will alsdann beim Thaddä daſſelbe präſtiren.“

Der Cornet folgte dem Wink. Er hatte noch ſo viel Ehrlichkeit im Leibe, daß er ſich zögernd auf ſeinen Poſten begab. Vielleicht war's aber nur Mißgunſt gegen den Pfleger, die ihn ſäumen machte. Wenn der Pfarrer der hochverrätheriſchen Mitſchuld überwieſen wurde, ſo kam er freilich um Leben und Gut. Aber das Letztere war alsdann mit dem Pfleger und dem Fiskus zu theilen, und Fabian wollte es allein beſitzen. — —

Bei dem Meßner hatte inzwiſchen die Todesangſt die Oberhand über jede Rückſicht genommen. Er ſchickte an den Pfleger, flehentlich bittend, daß derſelbe ihn noch einmal vernehme. Er wolle Dinge von der höchſten Wichtigkeit geſtehen.

Oettlinger fügte ſich triumphirend dieſer vielverſprechenden Bitte. Ein abgehärmtes Bild des Jammers wand ſich zu ſeinen Füßen. — „Nun, was will Er? nun, was gibts?“ war des geſtrengen Herrn erſte Frage. — „Gnade, Gnade für mein armes Leben!“ war die klägliche Antwort, und lange aus dem Meßner nichts anders herauszubringen. Dann kam er auf ſeine Familie zu ſprechen. „Mein Weib wird ſterben, meine

Kinder werden zu Grunde gehen, ſobald ich des Todes bin. Ich will aber den Tod abkaufen. Ich weiß etwas wider den Tod.“

— „Hat Er mich rufen laſſen, um mir den Narren vorzumachen?“ fuhr ihn Oettlinger an.

„Ach nein; ach Barmherzigkeit; ach, nur mein Leben! ich will gerne eingeſperrt ſeyn; der Herr kann mich nach Venedig auf die Galeere verkaufen; er kann mich unter die Muskete ſtecken, wenn ich noch hiezu tauglich wäre; aber nur das Leben, das Leben . . . . ! ich will's bezahlen!“

— „Womit denn in's . . . . in Gottesnamen?“ rief wieder und zwar ungeduldiger der Pfleger.

„Laſſen mich Ew. Geſtrengen nacher München führen, . . . aber nur den andern nicht aufhenken . . . denn es wäre alles verloren . . . . nur nach München . . . . denn der Andere . . . ach mein Gott, die Regierung muß mich mit Gold überziehen laſſen, wenn ich's ſage . . . nicht nur die Freiheit, . . . ſie müſſen mich zum reichen Mann machen.“ —

— „Halt Er's Maul, Er Fex und Narrentattl! Ich will nichts mehr von ſeinen Dalkereien hören!“ Oettlinger drehte ſich unwillig nach der Thüre. — Doch horchte er noch einmal, und zwar aufmerkſamer, da Thaddä, wie verſtockt, ihm nachrief: „So will ich's denn dem Offizier ſagen, daß er ſein Glück mache. Er wird dankbarer ſeyn als Ew. Geſtrengen, und mich nicht langſam am Spieß todt zappeln laſſen.“

— „Der Offizier? ſein Glück machen? Hör' Er, Meßner: ich bin Sein Vorgeſetzter, nicht der Huſſar, verſteht Er mich? Sag' Er jetzo getroſt heraus, was Er auf dem Herzen hat. Ich verſpreche, daß es Ihm nicht an den Kragen gehen ſoll, wenn Er etwas vorbringen und behaupten könnte, das von Wichtigkeit und der hohen Regierung von abſonderlichem Nutzen wäre. Auf Parole. Jetzt thu' Er's Maul auf."

„Nun, in Gotts Namen! Gott Vater hat Ew. Geſtrengen Verſprechen gehört. — Der Andre iſt aber nicht ein ſimpler Offizier, wie die Herren meinen, und ich bekenn' es jetzt: ich hab' ihn aus dem Dorfe weggeführt; aber ich konnte halt nicht anders. Denn er iſt nichts mehr und nichts weniger, als unſer durchlauchtiger Herr Churfürſt."

Oettlinger wurde zu Stein. Im Munde ſtockte ihm die Stimme. „Mirabile dictu! iſt's möglich?" rief er beſtürzt. — Thaddä bejahte feſt, und immer feſter, da er bei dem Andern die Ueberzeugung wachſen ſah. — „Wie das? woher weiß Er? hat's der gnädigſte Herr ſelber geſagt? Wer weiß noch um das Geheimniß?"

Die Fragen kollerten jetzt aus dem Munde des Pflegers. Worauf Thaddä: „Ich kenne den Churfürſten, hab' ihn zu Kufſtein geſehen. Der Emiſſar, der eine Weil hier geweſen, hat mir's vertraut. Der gnädige Herr hat ſich ſelbſt ein paarmal verſchnappt. Es weiß niemand im Orte darum, als meine geringe Perſon, denn ſelbſt der Pfarrer hat's nicht capirt, glaube ich." —

— „Der Pfarrer? alſo doch der Emiſſar? ich dachte mir wohl . . .;" blitzte Oettlinger auf, und des Meßners Blut gerann zu Eis, da er bemerkte, wie unvorſichtig er den alten guten Hueber preis gegeben.

Doch beruhigte ihn wieder in etwas, daß der Pfleger nachdenkend hinterher ſagte: „Nun, das mag vor der Hand unbeſchrieen bleiben. Reiner Mund iſt für jetzo die Hauptſache. Das Andre findet ſich hinterher. Wenn nur .... ich hätte nicht gedacht, daß Se. Durchlaucht noch ſo jung und rüſtig .... zwar die vielen Reiſen .... der Herr war ſchier niemals zu Hauſe ... bald zu Brüſſel, bald unter den Türken und Franzoſen .... wenn die Sache nur ihre Richtigkeit hat ..! Thaddä, wenn ich doch nur einen Zeugen hätte, außer Ihm!" — Der Meßner zuckte die Achſeln.

„Wenn der Emiſſar zur Hand wäre ...." begann er kleinlaut: „aber, der iſt fort, wie's heißt. Oder vielleicht fände ſich unter den Dragonern einer, der den Churfürſten kennt, oder der Offizier von den Huſſaren...."

— „Pſt! pſt! ſtat um tauſend Gottswillen!" fiel Oettlinger ein: „Alles iſt verdorben, wenn die Sache ausgeplauſcht wird. Daß der liederliche Huſſar hinginge, mir die Ehre ganz wegſchnappte, und ſein Theil vom Braten nähme! B'hüt Gott. Wir wollen allein ſchlucken, was es in München für den Fang abſetzt. Hm ...." der Beamte ſchmunzelte ... „ich könnte Hofrath werden, und einen hohen Preis gewinnen, .. und Er, Thaddä, halt' Er ſich nur an mich. Ich werd' ſein Glück machen. Was kümmert Ihn der Lümmel von Huſſar? Er iſt froh, daß Er den Hals ſalvirt hat, und ein ſchön Stück Geld kriegt, he, nicht wahr? Was ſtände Ihm jetzo zu Liebe, braver Thaddä? was? ſag' Er's heraus."

„Hm, ein biſſel Bier, und meine Fratzen umarmen und meiner Alten ein'n gut'n Tag ſagen, und hernach noch ein wen'g Bier... das thät's ſchon; das wär nicht aus."

— „Soll gewährt ſeyn, alles gewährt ſeyn. Aber unter der Bedingung, daß Er mauerſtill ſchweigt, und blos ſagt, Er hoffe von mir, hört Er? von mir ſeine Begnadigung zu erhalten. Merk' Er ſich: ſo wie Er plaudert, ſo muß Er baumeln, und wenn Er zehn Churfürſten angezeigt hätte. — Jetzo will ich eilen, den gnädigſten Herrn ſelber zu beſuchen, und das Aufhenken einſtellen. Ich ſeh' Ihn bald wieder." —

Der Pfleger ließ einen ſeligen Menſchen im Kerker zurück. Aber auch er war ſelig, überglücklich. Ein glänzendes Ziel ſeines hochfahrenden Ehrgeizes, wie ſeiner niedrigen Habſucht, ſtand thurmhoch vor ſeinen Augen. Er ſchwebte, wie auf den Wolken, dahin. Er ſah ſich beladen mit Golde, mit einträglichen Aemtern, hochklingenden Titeln, eingewickelt in einen ungeheuern Wiener-Wappenbrief. In ſolcher freudigen Stimmung nahte er dem Gefängniſſe Gauthier's. Nur mit halbem Ohre horchte er dem Berichte Fabian's zu, der ihm entgegenkam. Dieſer ſagte, daß die Unterredung des Pfarrers, und des Gefangenen blos die Religion zum Gegenſtand gehabt, daß keine frühere Bekanntſchaft und Vertraulichkeit daraus zu entnehmen geweſen; daß Tilaſchek ebenfalls nicht das geringſte Verdächtige im Pfarrhauſe gefunden, worinnen ihn Loni ſelbſt herumgeführt.

Der Cornet hatte ſchon aufgehört, zu ſprechen, und Oettlinger ſtarrte ihn noch immer mit weit offenen, gleichſam verglasten Augen an. Endlich ſprudelte er heraus, was ihm ſo lichtvoll gerade-eingefallen: „Und, was der Herr thun muß? Aufpaſſen am Amſelſtock. Der Thaddä hat bekannt, daß ein Convoy, von wenigen Bauern geleitet, dort vorbeigehen ſoll, noch ehe es finſter wird. 'S gibt Beute; legt Euch in Hinterhalt, Herr Cornet. Ich will dem Andern jetzo in's Gewiſſen reden, und verſchiebe das Henken gnädig bis Morgen.“

— „Beute? das läßt ſich hören;“ lachte Fabian in ſich hinein, und machte ſich bereitwilliger als ſonſt, auf den Weg: „Zuerſt der Bauern Säcke geleert, dann in der Nacht des Vetters Kiſte geholt, alsdann morgen den Dragonern die Köpfe blutig geſäbelt! Das ſoll mir ein Vergnügen werden!“ —

Oettlinger ſchlüpfte indeſſen in Gauthiers Gemach. Es war heller und geräumiger, als Thaddä's Kerker. Der Hauptmann ſaß am Fenſterchen. Das volle Tagslicht fiel auf ſeine edeln und großartigen Züge. Der Anblick wirkte ſehr auf den Pfleger, und die Ruhe, womit ihn der Gefangene empfing, ſchien ihm unläugbar eines Fürſten vornehme Faſſung und Gelaſſenheit. —

„Was iſt zu Euern Dienſten?“ fragte Gauthier mit voller Stimme: „iſt's ſchon an der Zeit? Wenn nicht, ſo laßt mich allein. Hab' ich doch den Prieſter weggeſchickt, was ſollte ich mit Euch?“

— Mit einem Bückling verſetzte Oettlinger: „Ich erſcheine nur, um etwa .... wenn Hochdieſelben geneigt ſeyn ſollten, etwas zu befehlen .... zu wünſchen“ — verbeſſerte er ſich — „um bei der Hand zu ſeyn; auch wenn Hochdieſelben irgend etwas auf dem Herzen hätten ...?“

Gauthier erhob ſich mit Würde; „Erwartet nicht, daß ich jetzo Dinge ſagen werde, die ich vor einer Stunde verſchwieg. Die Todesfurcht macht mich nicht beichten. Ich bin mit dem Tode vertraut."

— „Oh, warum nicht? das iſt weltbekannt;" entgegnete der Pfleger unterthänig: „die Kanonen von Wien, und Tyrol . . . . unter Türken und Chriſten iſt das wohlbekannt; Hochdieſelben als ein fürſtlicher Held berühmt . . . . reden Ew. Durchlaucht nicht vom Tode, denn . . . ."

Verwundert und langſam unterbrach ihn Gaultier: „Ihr gebt mir einen Titel, der mir nicht gehört, lieber Freund. Laßt Eure ſeltſame Zerſtreuung. Meine Augenblicke ſind gezählt."

— „Ein Titel, der Ew. Durchlaucht nicht gebührt? Oh, . . freilich . . . caeteris paribus . . . ach, was rede ich denn? Höchſt Sie meinen, daß weil des Kaiſers Majeſtät Dero Titul in der Achtserklärung revociret, . .? aber . . . . nichts als Formalität . . . ein guter Unterthan . . . ein geweſener, wollte ich ſubmiſſeſt vortragen . . . gibt immer dem Fürſten von Gottes Gnaden den Reſpekt, und . . . exempli gratia möchte ich ſagen, daß . . . wenn auch der durchlauchtige Herr nicht gerade mehr eine Durchlaucht heißen dürfen, oder mögen . . . dennoch Dero erlauchter Vater dieſen Titul geführet, und auf Dero Haupt . . . . ."

Er ſchwieg in gänzlicher Verwirrung. Der ſchlaue Halbfranzoſe errieth des Irrthums Umfang, und die friſche Lebenshoffnung, die ihn durchſchauerte, führte ſchnell den Scherz auf ſeine Lippen zurück. So entgegnete er dem Pfleger lächelnd: „Was meinen erlauchten

Vater betrifft, ſo ſag' ich nicht Nein, mein Herr.“ — Dem Pfleger wurde leicht um's Herz; er war jetzt ſeiner Sache gewiß. Gauthier fuhr in ſeiner Rede fort:

„Hoffe der Herr nicht, mir ferneres zu entlocken. Ich bin entſchloſſen, zu ſchweigen, wie bisher. Hier iſt nicht mein Richter zu finden. Jede Verantwortung falle auf Euern Kopf, Herr.“

Oettlinger verneigte ſich tief. Gauthier endigte: „Aber den armen Narren, der um meinetwillen den Tod erleiden ſoll, . . . ihn bedaure ich, und ſoll ſein Blut nicht gar zu ſchwer Euch jenſeits belaſten, ſo mildert das barbariſche Urtheil, oder nehmt's zurück.“

— „Iſt ſchon geſchehen, gnädigſter Herr;“ verſicherte der Pfleger: „es kann jetzo nicht die Rede mehr ſeyn von einer Execution des verſchnellen Prozeſſes. Man verfährt mit Perſonen eines allerhöchſten Ranges nicht, wie mit denen gemeinen Leuten, oder der, salva venia, Canaille. Ich werde alle Vorkehrungen treffen, daß Ew. fürſtl. Durchlaucht ungeſtört bleiben, bis die Regierung, an die ich noch heute eine Staffete abfertigen will, einen Commiſſär abgeſchickt haben wird, Höchſt Dero heilige Perſon in Empfang zu nehmen.“

„Macht mit mir, was Ihr wollt;“ antwortete der Hauptmann, indem er gnädigſt mit dem Kopfe nickte: „wiſſet aber, daß ich förmlich und ernſtlichſt gegen den Titel proteſtire, den Ihr mir beilegt. Ich will nichts geſagt haben.“

— „Ew. Durchlaucht wollen ſich nicht fangen laſſen,“ bemerkte Oettlinger mit ungläubigem Lächeln: „wollen ſich nur von dem unumſtößlichſten Zeugniß und

Beweis, luce meridiana clarior, überführen laſſen? — Mir gebührt nicht, darüber weitere Obſervationes anzuſtellen. Doch empfehle ich mich jetzo zu höchſten Gnaden, und flehe devoteſt" — der kluge Mann berechnete mögliche Fälle in ferner oder naher Zukunft — „daß mir nicht böslich vermerkt werden möchte, was ich jetzunder zu thun gezwungen und verpflichtet bin. Ein durchlauchtiger Regent kann unglücklich ſeyn, .. die Zeiten ſind vielleicht nicht favorabel . . . . das Volk thut allerlei, hat aber noch de dato nicht die Inſpiration . . . ." — Gauthier ſeufzte für ſich: „Ja wohl, ja wohl; bien dit, Monsieur le bailli!" — „aber wie die Erde rund, ſo iſt auch das Glück quasi auf eine Kugel geſtellt, und die fürſtlichſte Tugend iſt die Geduld. — Befehlen indeſſen Ew. fürſtliche Gnaden, daß Höchſt Ihnen eine geringe Collation ſerviret werde?" —

„Das kann nicht ſchaden, mein Herr;" verſicherte hierauf der Hauptmann, und erhob dankbar ſeine Hände zum Himmel, als der Pfleger die Thüre hinter ſich zumachte. Der wachthabende Dragoner ſtand wie ein Meilenzeiger, aber weit aufgeſperrten Mundes, vor der Pforte, durch deren Spalte er in den Kerker gelauſcht hatte. — „Was ſoll das!" ſchnauzte ihn der Pfleger an: „was hat Er ſeine Naſe dort hinein zu ſtecken, Dragoner?" — Der Soldat, ein ehrlich bayriſch Kind von Landshut, antwortete, während Lächeln und Weinen um ſeinen Mund zuckte: „Verzeih' mir's Gott, aber ich hab' gemeint, unſer geweſter gnädigſter Herr Churfürſt ſtehe leibhaftig da drinnen vor Ew. Geſtrengen. Da wir den Rebeller herführten, hab' ich's nicht ſo genau beachtet, denn ich hatt's mit meinem wundgedrückten Röſſel zu thun. Aber jetzo .... in dem winzigen Augenblick ....“

— „Aha! pfeifen die Vögel ſchon alſo?“ brummte der Pfleger in den Bart: „da muß ich gleich dahinter her ſeyn. — Er muß heute noch nach München abreiten, und einen Brief tragen;“ begann er laut zu dem Dragoner: „ich werde Ihn gleich ablöſen laſſen, und mit mir heim nehmen.“ —

„Ei, hm, ja — aber mein müdes, gedrücktes Roß?“ fragte der Soldat verlegen. — „Pah, pah,“ polterte der Pfleger entgegen: „ich gebe Ihm das meinige; ein Thier, ſo feiſt wie ein Dachs, und wie der Wind ſo ſchnell. Aber komm' Er nur ohne Verweilen.“

Mochte ſich nun der Dragoner verwundern, wie er wollte, — ohne ein Wort mit ſeinen Kameraden wechſeln zu dürfen, ſaß er binnen einer halben Stunde zu Roß, und trug das in Eile entworfene Schreiben des Pflegers in's Weite.

16.

„Ein Diamant, in grobes Linnen gewickelt,
Blitzt mich an! Wie kann im Staub der Erde
Ein Engel athmen?

Mart. Rizas.

Der Pfarrer kam trübſelig heim. Man hatte ihn nicht mehr zu dem Hauptmann gelaſſen; die Thüre zu Thaddä's Kerker war ihm ebenfalls verboten worden. —

Eine bitterliche Angſt zerknirſchte ſein Herz. „Soll ich an den Aufſchub glauben, von dem ſie reden?“ fragte er ſich: „oder iſt's nur eine hölliſche Lüge der Tyrannen, die da wollen, daß ihre Opfer in ihren Sünden dahinſterben? — Loni!“ rief er dann: „Gehe doch hinauf in das Thürmlein, und ſchau aus nach dem Rathhauſe, ob dort Alles ruhig. Wär' ein Auflauf dort, ſo meld' es mir.“ — Das Mädchen ging mit geſenktem Haupte. Hueber ſetzte ſich an ſein Pult, und ſchlug die Gebete für diejenigen, ſo in Todesnöthen ſchweben, auf. — Während des Leſens horchte er manchmal, ob ſich auf der Gaſſe nichts rege noch bewege, das eine ſchnelle Hinrichtung der Verurtheilten anzeigen möchte. — „Bald wird's dämmern;“ ſagte er: „dann iſt der gräßliche Actus nicht mehr wohl vorzunehmen. Aber wär's — nichts ſoll mich hindern, den armen Schelmen Troſt und Beiſtand im letzten Augenblick zu bringen. Wenn nur der Franzos dort oben nichts davon erfährt! er wäre dann nicht mehr zu halten, und würde in ſein eigen Verderben rennen, ohne den Andern zu helfen. — Ob Felix wohl Hülfe ſchafft? er iſt ſchon ſeit mehreren Stunden fort; . . . o böſe Zeit, in welcher Alles vom blinden Zufall oder von blinder Willkühr abhängt!“ —

Apollonia hatte ausgeſchaut und nichts im Dorfe geſehen, als das Bild vollkommner Ruhe. Die Einwohner hielten ſich ängſtlich in ihren Häuſern. Die Dragoner ſtanden oder ſpazierten träge vor dem Gemeindehaus. Die Vorboten des Abends ſtellten ſich am Himmel ein. — Das Mädchen ging wieder in's Haus hinab. Da reichte plötzlich aus dem Dunkel eines halb mit Steinen zugeſetzten Ganges des alten Schloſſes über das Treppengeländer ein männlicher Arm, und eine kalte Hand drückte Apolloniens warme Rechte.

Das Mädchen zuckte, doch wußte es, welchem Gaſt die Hand gehörte, und fragte halblaut: „Nun, was hält mich der Herr? Soll ich Ihm was bringen für den Hunger? Mach Er's kurz, damit Ihn die Leute nicht gewahr werden.“

„Ich danke Dir,“ ſagte Repnier, „daß Du heute mein Engel geweſen. Zweimal ſind die Spürhunde ganz nahe an mir vorüber, — Du haſt ſie weiter geführt und mich gerettet.“

— „Das hat mir der geiſtliche Herr auf die Seel' gebunden. Brauch' keinen Dank.“

„Warum immer ſo böſe gegen mich? Kann ich nichts thun, Dir mich lieb zu machen?“

— „Singt der Herr ſchon wieder das alte G'ſetzl? Ich bin Ihm nicht bös, weil ich merke, daß Er unglücklich iſt. Er muß auch nicht ſo ganz ſchlecht ſeyn, als ich glaubte, weil der Herr Pfarrer ſo viel für Ihn thut, und ſich abängſtigt um Seinetwillen.“

„O gewiß nicht ſchlecht, gewiß nicht, liebes Kind. Aber ich bin auch voll Sorgen, denn mein Herz iſt bang für den Freund, und gehört doch Dir vollends.“

— „Der Herr jagt mich ſchon wieder fort. Ich will und darf Ihn nicht anhören. Verſtanden? Laß' der Herr jetzt meine Hand.“

„Freilich, Du Boshafte: ich bin Dir nicht gut genug; längſt an dem ungariſchen Schnauzbart. Wie? iſt's wahr? Verſtell' Dich nicht.“

Apollonia ſchwieg, im Kampfe mit ſich ſelbſt. Reynier ſetzte mit bewegter Stimme hinzu: „Du haſt ſtumm ausgeſprochen meinen Tod. Ich liebe Dich ſo ſehr . . . . .“ Die Rührung erſtickte ſeine Worte. Apollonia fühlte auf ihrer Hand eine heiße Thräne. — Darob erſchrack ſie, und ſtotterte haſtig: „Der Herr quält mich, wie ein Peiniger. Was Er von dem Offizier ſagt, iſt nicht wahr; und wie dumm wär' ich, wenn ich ihm gut wäre! Ein Offizier und eine Bauerndirne! Aber 's ſtünde immer noch beſſer, als ein geiſtlicher Herr und ein junges Mädel. Und . . . . warum weint Er denn? — Er wird mich ſelbſt noch weich machen . . . . meine Augen ſind ſo ſchwach geworden, daß ſie die Zähren nicht mehr aufhalten können . . . . und, was wollte ich ſagen? — Ja: wenn der Herr ſo ſchön wäre, wie Sein Patron, der heilige Erzengel, und ich hätte Ihn lieb, mehr als mich ſelbſt . . . . betracht' Er nur Sein Gewand. Er dürfte nicht, ich dürfte nicht, ... oder verdammt wären wir alle beide!“ — In der heftigſten Aufregung machte ſie ſich von Reyniers Händen los, und verſchwand in der Dunkelheit des untern Stockwerks.

Reynier kehrte ſeufzend in ſeinen Schlupfwinkel zurück, ſtreckte ſich in das warme Heu, und ſchalt ſich mißbilligend aus: „Die koſtbare Zeit verſäumt, ohne nach Gauthier gefragt zu haben! o wie ſchändlich! müſſen die Liebespoſſen ohne Ziel alle ernſte Gedanken verſchlingen? — Die Ungeduld zerſprengt mir die Bruſt. Ich ſoll ruhig ſeyn, und kann's doch nicht aushalten ohne Nachricht, ohne einen Verſuch, den Freund zu retten! Aber was mich feſſelt, — mehr als die Nothwendigkeit, — das iſt das geheimnißvolle Band, welches um Loni und mich geſchlungen iſt. Faſt ſcheint mir Wahrheit, was ihr träumender Mund mir vertraute. Sie war heut nicht unempfindlich, wie geſtern.“ — —

Als Apollonia in die Wohnſtube zurückgekommen, fand ſie den Pfarrer nicht; ſondern nur die ſpinnenden Jungfern, die um die Wette laut ſeufzten über das Unheil, das ihr Dörfchen heimgeſucht hatte. Je weniger ſie von dem eigentlichen Zuſammenhang der Dinge wußten, um ſo wunderlicher waren die Vorſtellungen, die ſie ſich davon geſchaffen. Seufzer und troſtloſe Geberden waren ihre Unterhaltung, und wie es nach und nach dunkel wurde, legten ſie zwar die Arbeit, aber nicht ihre Gedanken bei Seite, und ſpintiſirten, ſtumm in die Dämmerung ſtarrend, vor ſich hin. Apollonia hatte ihre gewöhnliche Stelle am Ofen wieder eingenommen. —

Hueber war zum Pfleger hinüber gegangen, der, nach abgefertigter Staffette, vergnügt wie ein König, auf- und niederſchritt in dem Zimmer, das ihm Fabian mit Mißvergnügen abgetreten, um eine beſcheidnere Kammer zu beziehen. — Herr Oettlinger beſeitigte die ängſtliche Sorge des Pfarrers auf der Stelle. —

„Das Urtheil iſt geſprochen,“ ſagte er, „aber ſeine Vollſtreckung iſt aufgeſchoben, wird wohl gar nicht ſtatt finden, denn mein Gemüth iſt voll Gnade, und den reuigen Sünder — wie's heißt, ſollſt Du nicht tödten. — Sey der hochwürdige Herr wieder guter Dinge.

Sein Schulmeiſter wird nicht ſterben; der wackre Mann kann ſogar — nun, ich will der Zukunft nicht vorgreifen. Es kann, es wird — es muß ſogar ſich Vieles ändern. — Schau der Herr: ich lieg' Ihm da zur Laſt; ich wollte heute wieder auf mein Amthaus zurückkehren .... aber es geht jetzt nicht. Muß auf dem Flecke ſeyn; es hängt viel, Alles hängt daran. Morgen Abend wird Großes entſchieden ſeyn. Seine Gaſtfreundſchaft ſoll ihm hoch belohnt werden, geiſtlicher Herr. Ich werde Ihm durch etzliche Gnaden vergelten können. Mein Amt iſt de dato nicht das ſchlechteſte, aber es gibt im Land noch andre, wichtigere Poſten, und der Seppel, der Oettlinger, iſt kein Ochs, kein Rindvieh ohne Verſtand. Er weiß, wo der Barthel . . . nun, Er wird ſchon ſehen, lieber Pfarrer. Halt' Er ſich an mich, und beſtell' Er mir eine Suppe, recht heiß, mit Ingwer gewürzt. Ich fühle ein verdächtiges Zucken durch den ganzen Leib, eine Verkältung . . . . und muß doch noch einmal ausgehen, um zu hören, ob nicht Seine Durch . . . . was denn? ob die Gefangenen gut beſorgt ſind. Die Huſſaren liegen draußen, werden die Nacht ſchwerlich wieder kommen! darum iſt's gut, die Augen offen zu halten.“ — An der Thür drehte er ſich wieder um, ſagend: „Kann ſich der Herr die Frechheit denken? Da iſt ein Bolz an's Rathhaus geſchoſſen worden; daran iſt ein Zettel gehangen, und auf dem Wiſch ſtand geſchrieben, daß ich den Gefangenen loszulaſſen hätte. Die Bauern vom Kochelſee hätten die Dragoner aufgefangen, die zu Fuß von der Prälatur hieher auf dem Marſch geweſen, und würden ſie alle über die Klinge ſpringen laſſen, wenn der Hauptmann — wie ſie ihn heißen — nicht liberirt wäre morgen mit dem Glockenſchlage zwölf zu Mittag. He? gelt, der Herr ſtupeſcirt? Die da ſind extra legem, wollen mir, dem Tutori legis, vorſchreiben; he?“

— „So gäb' ich halt den Einen frei, um ſo viele andere Menſchenleben zu retten;“ bemerkte der Pfarrer treuherzig. — Der Pfleger wurde roth wie ein Hahnenkamm: „Eia popaia, warum nicht gar. Einen ſolchen Braten, einen ſolchen Fund . . . . ? und wenn's ein Bataillon koſtete, ein ganzes Corpo d'Armada . . . . . b'hüt' Gott. Steck' der Herr Seine Plebsgedanken ein, und ſorg' Er für die Ingwerbrühe. Adieu.“

Auf ſeinen Stock gelehnt, hinkte der Pfleger, in deſſen Beinen die Gicht muckte, fort. — Kopfſchüttelnd und traurig begab ſich Hueber zu ſeinen Schweſtern. — „Eure Katzen ſchreien, füttert doch die armen Vieher!“ rief er den Jungfern in's Ohr, und ſie humpelten gehorſam fort, ein Geſchäft zu verrichten, das ſie, — wie träge ſie ſeyn mochten — niemals einer fremden Hand überließen. — „Apollonia, he?“ ſagte der Pfarrer ſodann zu der Dirne, indem er ihre Schulter berührte: „Der Herr Pfleger will . . . aber, was iſt denn das? Mein, Apollonia, ſchläfſt Du denn ſchon wieder?“

— „Es iſt die Stunde, alter Franz.“ — „Aha! ſchon wieder der Paroxismus. Wie lang wirſt Du's denn ſo fort machen, Loni?“ — „Von morgen an werde ich des Tags nur einmal ſchlafen.“ — „So? das laß' ich mir gefallen. Warum aber? wird Deine Geſundheit beſſer werden?“ — „Sie iſt's ſchon jetzt; mein Herz wird zufrieden. Sie wird auch wieder brav und fromm.“ — „Sie? wer iſt das?“ — „J, die Loni.“ — „Das wär' mir grad recht. Schau, wenn die Loni nicht mehr an den Fabian dächte . . . .“ — „Pfui!“ — „Wohl, und noch einmal pfui; wenn ſie aber auch den Michael vergäße . . . .“

Das Mädchen verklärte ſich in einem holden Lächeln, und ſchüttelte den Kopf, ſchalkhaft antwortend: „O nein, o nein! der iſt mein! hangen und verlangen, Der hat mich gefangen! Fabian iſt ein Böſewicht, von dem Michel laß ich nicht.“

„Jetzt ſprichſt Du wieder in Verſen; jetzo iſt mit Dir nicht auszukommen;“ bemerkte Hueber mißvergnügt: „die Loni iſt noch immer nicht bei Vernunft.“ — „Hab' Geduld, es wird ſchon.“ — „Sie wird ſich noch in's Unglück ſtürzen.“ — „Bah, bah, kurzes Unglück, langes Glück; das iſt ein Meiſterſtück.“ — „Glaub's ſchon, Du Hans Narr, aber . . .“ — „Du thuſt mir wieder weh mit Deinen Zweifeln. Sie ſtechen mich. Ich will Dir etwas ſagen.“ — „Da werd' ich etwas hören. Nun?“

Apollonia ſchwieg ein paar Augenblicke, als ob ſie ſich ſammelte. Sie hob endlich an: „Der Fabian will Dich beſtehlen. Du haſt Dein Geld unter Deinem Bette. Schlafe nicht, wenn's Nacht iſt. Zwei werden kommen, voll von Waffen. Es wird ihnen nicht gelingen. Aber Du mußt wach ſeyn; hörſt Du?“

— „Seltſam;“ ſprach Hueber für ſich: „Sie weiß, wo die Truhe ſteht? Sagte ſie die Wahrheit, oder wär's nur eine Comödie des verlarvten Morpheus?“ — Dann fragte er ſie: „Wenn Du Alles weißt, ſo ſage mir, was mit den Gefangenen im Rathhauſe vorgeht?"

„Ich ſehe ſie;" begann das Mädchen nach einer Pauſe: „der Thaddä ſchläft ruhig auf dem Stroh; der Offizier ſitzt im Dunkeln, voll von Gedanken."

— „Das glaub' ich. Er ſoll aufgehängt werden?"

Apollonia lächelte: „Warum nicht gar? Den henken ſie nicht auf, und nicht den Thaddä."

— „Deſto beſſer. Aber, was gilt's, den Michel erwiſchen ſie, und alsdann . . ."

Wieder das obige Lächeln und Kopfſchütteln: „Was gilts, Du ungläubiger Thomas? Schweig doch, und laß Dich nicht auslachen. Erwiſchen? Eia, dabei müßte der Michel auch ſeyn. — Der heirathet noch die Loni."

— „Schon wieder? O der thörichten Einbildung! Haſt ſonſt vom Heirathen nichts hören wollen, ſprichſt heute ſelbſt davon?" — „Ich red' von der Loni, und der Pater Felix wird ſie copuliren." —

Dieſe unbefangen geredeten Worte preßten aus Huber's Augen helle und plötzliche Thränen. Er ſeufzte: „O Du böſes Dirndl! So prophezeiſt Du alſo meinen Tod? denn, wenn ich lebte, würde ich's nicht ſeyn, der Deine Hände legen würde in die des Bräutigams, den einſt Dir Gott beſcheeren wird?" — Apollonia wurde unruhig, und verſetzte leiſe: „Du biſt ein Eigenſinn, und quälſt mich ohne Urſach. — Doch, ſtill: ich ſehe jetzo den Pater Felix. Er ſteht auf dem Moos, hoch in der Luft, und viele Männer ſteh'n um ihn, mit Stutzen und Gabeln und Senſen. Der Pater redet mit ihnen, und ſie hören nicht. Er ſpricht ihnen zu, und ſie folgen nicht. Sie ſollen thun, was er haben will, und ſie wollen nicht. O ihr dummen Leute! Der Balthaſar iſt auch dabei, der liebe Bruder . . .! ich werd' ihn ſehen . . . gib Acht, Franz: ich ſoll bald aufwachen . . .!"

17.

„Die Maſſen gehorchen nicht der ſchlichten Vernunft, und nicht der Menſchlichkeit. Sie folgen nur dem Drang eines enthuſiaſtiſchen Fanatismus." Raynal.

Zur Stunde, da Apollonia dem Pfarrer ihre Offenbarungen machte, begaben ſich die Dinge wirklich, von denen ſie geſprochen. Pater Felix ſtand auf dem Kamm, hoch in der Luft, auf dem Moos, und im Kreiſe um ihn her die Schaar des Landſturms, die von Benediktbeuern ihren Rückzug in die Berge genommen. Er ermahnte ſie, der würdige Prieſter, aber ſie hörten nicht auf ſeine Ermahnungen. — „Was kümmert uns," ſprachen ſie mit Kälte, „der Franzoſe, den wir nicht kennen? Die Fahne vom Kochel, zu der er geſtern geſtoßen, wie es heißt, ſoll ihm aus der Schlinge helfen. Was geh'n uns die Rottenbrunner an? Dort ſtehen Huſſaren und Dragoner. Wir würden's mit unſerm Leben bezahlen. Ein Mann aber, ein einziger hin oder her, weniger oder mehr, was liegt daran?"

Vergebens traten Pachſchmitt, und Linſinger und Birmerſtorfer dem Pater zur Seite, und fragten: „Sind wir Rottenbrunner nicht zu euch geſtanden mit Gut und Blut? warum ſoll unſer Heimathsort für gar nichts gelten? Wir haben dort unſre Freunde und Sippſchaft, den ehrwürdigen Pfarrer, den wir lieben. Warum ſollten dieſe verderben, da es nur einen raſchen Angriff, einen kecken Verſuch erfordert?"

Aber die rauhen Genoſſen ſchüttelten die langhaarigen Häupter und meinten: „Das ſey ihnen gleich und einerlei. Sie hätten genug für ſich ſelbſt zu thun, und müßten jeden Augenblick gewärtig ſeyn, in's Land hinunter zu rücken. Die Schlachthaufen von Braunau und Oetting ſeyen ſchon im Anmarſch, wie die Boten melden. Aus den fernſten Bergen längs der Iſar nahten ſchon die Schützen in hellen Haufen. Es gelte nun, aufzupaſſen, und nichts zu verſäumen. Die zu Rottenbrunn könnten noch warten. Auf einen Tag auf oder ab komme es da nicht an."

Die drei Rottenbrunner verſtummten vor Verdruß. Des Paters Eifer erlahmte. Nachdem er das Letzte verſucht, gab er ſeine Mühe mit den Worten auf: „Es ſtand bei euch, unſchuldige Landsleute, und ein paar Offiziere des Churfürſten zu retten. Ihr habt's nicht gewollt. Möge das Blut dieſer Armen nicht über euch kommen."

Mit der obigen Gleichgültigkeit antworteten die Bauern: „Amen; denn wir können nicht anders;" ſammelten ſich alſobald in einzelnen Haufen, und zündeten Feuer an, weil der näßliche Abend gekommen war. —

Felix ſchickte ſich an, betrübt fürbaß nach ſeinem Stiſte zu wandern, als durch die Dämmerung, und gerade durch die ausgeſtellten Wachen ſchreitend, eine ungeheure Mannsgeſtalt ſich den Feuern näherte. Trotz des einbrechenden Dunkels erkannten alle Verſammelte den Kommenden. „Der Rieſengrenadier! der Schmidtbalthes!“ ſchrie und murmelten ſie von allen Seiten, und hundert Hände ſtreckten ſich aus, die ſchwere Fauſt des Schmieds zu ſchütteln. „Woher? woher?“ fragten die Neugierigen alleſammt. — „Woher? woher?“ fragte Balthes grob und ſchnauzig entgegen: „ſagt's mir lieber, wohin. Wo ſind ich die Männer vom Kochelſee, meine Landsleute? Ich hab' Eile, wieder bei ihnen einzutreffen.“

Der Weg nach dem verſteckten Berglager jener Rotten wurde dem Schmied angegeben, ſchlecht und recht, wie ihn die unbewanderten Leute ſelber wußten. „Was gibt's Neues unten?“ fragten ſie dagegen um ſo dringender. „Gebt's mir einen friſchen Trunk!“ verſetzte der Rieſe, deſſen Geſicht vom Pulverdampf der Türkenzüge des Churfürſten Max Emmanuel geſchwärzt worden: „hernacher will ich euch ſagen, was ich weiß. Das iſt aber nicht viel. Die Kaiſerlichen haben den ſaubern Waffenſtillſtand gebrochen und Kelheim überrumpelt; jetzo aber ſollen ſie durch uns Jeſum Chriſtum erkennen lernen. Keine Katz, die ſchießen kann, bleibt daheim, und übermorgen müſſen wir in München ſeyn.“ —

„Schon übermorgen?“ — „Ja freilich. Der Oettl oder der Meindl, was weiß ich, ſagt, wir ſeyen verrathen, und darum müſſen wir zwei Tage früher drein ſchlagen.“ — Er hob die Fauſt, die gewaltige, die binnen kurzem ſo manchen Feind zu Boden ſtrecken ſollte, bevor ſie ſelber im Tode erſtarrte. —

Nachdem der Schmied getrunken, ſchaute er ſich im Kreiſe um: „Iſt einer da, der leſen kann? Kreuztibidomine! Da iſt ja ein geiſtlicher Herr; das iſt ja der Pater Felix, der's mit uns hält, wie ſelbiger Phariſäer mit dem Heiland. Wollt' der Herr nicht von der Güt' ſeyn, und das Briefel verleſen? 's iſt mir unten ein kleines Dragonerl begegnet; das hab' ich vom Röſſel g'ſchupft, und ich glaub', es iſt nicht mehr aufg'ſtanden. Das Brieferl hab' ich ihm g'nommen, denn er hat's nicht umſonſt mit ſich herumgetragen.“

Felix öffnete zitternd das Schreiben, das dem Landshuterkind ſein Leben gekoſtet, und las mit vernehmlicher Stimme und wachſender Bewegung dem Volke vor, was Herr Oettlinger an den Grafen von Löwenſtein zu München berichtet haben wollte. — Immer ruhiger, immer ſtiller wurden die Zuhörer, und da endlich das letzte Wort gefallen, und der Pater geleſen: „Johann Joſeph Oettlinger, manu propria“ — war eine ganz lautloſe Pauſe von wenig Sekunden.

Dann brach mit einemmale ein Gebrauſe los, wie das Rollen wilder Donnerwolken, und wie aus einer Kehle ſchallte es in die Luft: „Allweil marſch gen Rottenbrunn! Allweil marſch, ihr Buben und lieben Brüder! Den Churfürſt erretten, unſern gnäd'gen Herrn erretten, und ſollt' das Leben verloren ſeyn!“ — Demzufolge zogen ſie ohne Säumen ab, und zerſtreuten ſich auf alle Straßen, um von allen Seiten in den Ort zu brechen, wo ſie ihren Fürſten in Ketten ſchmachtend vermutheten. — —

Welch' ein Abſtand von der geſchäftigen Unruhe dieſes wunderlichen Heerzugs zu der tiefen Ruhe in Rottenbrunn! Alles ſchlief dort, die Wachen an dem Rathhauſe ausgenommen. In dem Pfarrhauſe ſchlummerte ſelbſt, der nicht ſchlummern ſollte; der ehrwürdige Franz Hueber. Die Mattigkeit ſeiner Glieder, des Alters unerbittlich zudringliche Schwäche hatte ſeine Augenliede zugedrückt. Die Schweſtern ſchliefen in ihren Betten; neben ihnen Apollonia. — Doch ſchien bald ein unordentliches Beginnen ſich ihres Körpers zu bemächtigen. Sie erhob ſich mondſüchtig wandelnd, wie eine Diebin von dem Lager, und ſchritt durch's tiefe Dunkel ſichern Fußes hinaus, über den ſchmalen Gang, in des Pfarrers Kammer. Die mit höhern Kräften Begabte ſah ſcharf mit verſchloſſenen Wimpern in der Finſterniß, wo Katzenaugen Mühe hatten, ſich zurecht zu finden. — „Er ſchläft dennoch, trotz meiner Warnung, der Vergeßliche!“ zankte ſie vor ſich hin, und ſetzte ſich ſtill zu den Füßen des Bettes nieder. Hueber ahnte nichts von der ſonderbaren Wächterin, die ihre Leuchte im Haupte trug. — Sein Ohr hörte auch nicht, wie zwei dunkle Geſtalten über die Mauer des Hofes ſtiegen, und eine zur andern murmelte: „Der David glaubt, wir ſeyen einer Liebſchaft nachgegangen. Wir ſind ungeſehen hereingeſtiegen.“ — Worauf die andere: „Potz Federweiß! hätten wir nur die Kiſte ſchon bei'm Kragen! dann in den Stall mit ihr, unter das Schüttſtroh.

Derweilen fängt der Tilaſchek mit den Dragonern Händel an, ſchlägt die Schmarotzer hinaus, und die müſſen dann Alles gethan haben, oder der Pfleger, oder — der Schwarze; gleichviel.“ —

Fabian und Vaſſevich zündeten eine kleine Hornlaterne an, wobei der Erſte brummte: „Möcht' wiſſen, was der Pfleger vorhatte, daß er uns in blauen Nebel hinausſprengte? Eine Teufelei, ohne Zweifel. Dafür ſoll er ſchwitzen.“ — „Er läßt ſich nicht träumen, daß wir wieder da ſind, um ſeine Kuckucksvögel aus dem Neſt zu jagen; ſpottete Vaſſevich: „Da; die Laterne iſt fertig. Unſre Vermummung wird jeden betrügen, der uns begegnen ſollte.“ — „Geb' Gott, daß der Alte ruhig ſchlafe, Vaſſevich.“

— „Na, meinetwegen auch;“ verſetzte der Trompeter: „Wenn aber das Unglück wollte, daß er erwachte, dann werd' ich das Kopfkiſſen zu Hülfe nehmen müſſen.“ — „Verzweifelter Kerl, Du! Mindeſtens jedoch drücke nicht zu ſtark, daß ihm der Athem nicht ausbleibe. Ich würde ihn ſonſt an Deinem eignen Schurkenſchädel rächen.“ — „Danke vielmals. Nein, Herr Cornet, ich will leben, um meines Antheils am Gelde, und der Loni mich zu erfreuen, da mir der Herr doch einmal die Dirn verſprochen hat.“ — „Meinetwegen ſchon. Fang mit dem Gänslein an, was Du nur willſt.“ —

Trotz dieſer ſchönen Worte waren Fabians Geſinnungen ſeinem Helfershelfer nicht allzugünſtig. Es lag etwas im Hintergrunde, wie eine Wolfsgrube mit ein paar Schaufeln Erde, um geſchwätzige Leute zu ſtillen. —

Da nun die Gauner vorſichtig längs den Wänden gleiteten, huſchte auf dem Speicher Reynier aus ſeinem Verſteck. Der Traum, ein wilder Gaukler, hatte ihm Gauthier gezeigt, der ſich ſträubte unter Henkershand. „Ich will hinunter,“ ſagte Reynier in Fieberangſt zu ſich ſelber, „ich will die Burſche vereinen, die mir Treue geſchworen, und vielleicht gelingt, — da die Huſſaren auswärts — ein kecker Handſtreich, dem Freunde aus den Ketten zu helfen.“

— „Hörſt Du nicht Jemand?“ fragte Fabian unten, während Reynier oben, einen ſchwachen Lichtſchimmer bemerkend, den aufgehobnen Fuß wieder von der Treppe zurückzog. — Vaſſovich ſpitzte die Ohren, dann antwortete er ruhig: „Ich ſpüre nichts. Laß' der Herr uns eilen. Alte Leute haben kurzen Schlummer.“—

Der Mahnung gehorchend, prüfte Fabian die Klinke an des Pfarrers Kammer. Das Schloß ging auf, baumwollenweich und leiſe. Der zitternde Strahl der Laterne flog an das braune Getäfel der Decke des Gemachs; dann auf das Lager im Winkel, worauf der Greis ruhig ſchlief, die Hände über die Bruſt gefaltet; dann fiel das Licht auf die blaue mit rothen Blumen bemalte Truhe unter dem Bette. — „Dort ſteht, was wir ſuchen, Herr;“ ſagte der Trompeter mit keuchender Bruſt.

Noch zwei Schritte, dann ein kurzer Stillſtand, — wieder zwei Gänge, und vier raubbegierige Hände ſtreckten ſich nach der Kiſte aus; da fuhr Fabian zurück: „Was iſt dort? ſieh, ſieh, was iſt?“ — „Ein Geſpenſt. Gott ſey uns gnädig!“ — Apollonia erhob ſich langſam und ſchwebte abwehrend den Räubern entgegen. Die

Feigen ließen die Laterne zurück, und entflohen vor dem Blendwerk. Es folgte ihnen bis auf die Thürſchwelle, ohne ein Wort zu reden.

Vaſſovich ermannte ſich zuerſt, und hielt den Cornet auf. „Pfui der Schande!“ rief er geſammelt: „ſollen zwei herzhafte Soldaten vor dem weißen Ding entlaufen? Hört der Herr, wie es geht? So wandelt kein Geſpenſt: das iſt der ſchwere Schritt einer füll- und ſaftreichen Dirne, oder ich bin der dümmſte Tropf auf Erden!“

Bei dieſen Worten fiel er keck das Mädchen an. „Fleiſch und Bein!“ jubelte er, einen runden Arm packend, und mit einem Schrei des Erwachens antwortete Apollonia. Nun ſammelte ſich auch Fabian. „Die verdammte Mondſüchtige!“ zürnte er, und packte ſie wie Vaſſovich. Apollonia ſchrie noch lauter auf, nach allen Heiligen. — „Du biſt todt, wenn Du nicht ſchweigſt!“ heulten die Banditen dumpf, und riſſen das Mädchen mit grauſamer Mißhandlung zu Boden. — Da leuchtete ein Blitz durch die Nacht; — ein Knall, und der Trompeter fiel platt zur Erde: „Vermaledeit! meine Rippen! Mörder!“ brüllte er. Fabian ſprang empor, und griff, ſeinen Gefährten zu rächen, den Franzoſen an, der, Apollonia im Arm, dem Offizier ein Piſtol entgegenhielt. — Hueber erſchien mit Licht auf ſeiner Schwelle, und ſchauderte vor dem Blute zu ſeinen Füßen zurück.

„Ihr ſeyd beſſer todt gemacht, als dieſe Arme hier,“ rief Reynier dem Fabian zu, „wenn Ihr nur einen Finger rührt!“ — Der Cornet zauderte. Aber der Pfarrer ſeufzte mit Beklemmung: „Vetter, Du biſt's, in dieſem Aufzuge? O, wenn ich recht ahne, was Du beginnen wollteſt . . . .!“

Fabian hielt die Anklage des alten Mannes nicht aus, und entwich eiligen Schritts, den ſchwer Verwundeten zurücklaſſend. — Apollonia ſchlug an Reyniers Bruſt die Augen klar auf, und wunderbar hatte ſich in dieſer Stunde der Angſt und Gefahr das Traumleben mit der Wirklichkeit verſchmolzen; denn ſie rief verſchämt, aber aus voller Seele: „Was iſt vorgegangen? wie komme ich hieher? Nichts weiß ich von allem dieſem; nur daß Du mir das Leben gerettet, Michael, das fühle ich, wie Deine Liebe, und dafür gehört Dir auch mein Leben!“

Ein unwiderſtehliches Gefühl drängte den Prieſter, ſein Amen zu ſprechen, aber die Stunde des Friedens war noch nicht gekommen. Draußen fiel Schuß auf Schuß. „Mordio! Allarm! Pardon!“ ſchrieen auf den Gaſſen rauhe Stimmen.

„Ich muß fort; jetzo iſt nicht hier zu weilen. Es ſoll zu End' gehen!“ ſagte Reynier haſtig, legte dem Pfarrer an's Vaterherz die Pflegetochter, und ſprang aus dem Fenſter in die Straße, aus vollem Halſe ſchreiend: „Heraus, heraus, Marſch an den Feind! **Vivat Maximilianus Emmanuel!**“ — Die jungen Burſche, die mit ihm vertraut, hörten kaum die Zauberworte, als ſie mit Knütteln und Stangen aus den Häuſern brachen.

In des Pfarrers Hofe war Tilaſchek gegen den Cornet gerannt, hinter ihm David mit dem Roſſe des

Offiziers. — „Die Dragoner-Canaille iſt zu allen Teufeln gejagt!“ triumphirte der Wachtmeiſter: „Sitzt auf, ſitzt auf! und wo iſt der Pfleger, der das Geſindel gegen uns rottirte? Trompeter, heraus!“

— „Laß ihn;“ fuhr ihn der Cornet an; „der hat ſich ſelber den Todtenmarſch geblaſen. Wir wollen den Kornwurm in Gewahrſam nehmen, der alle Schuld tragen muß, wenn wir den Kopf aus der Schlinge ziehen wollen.“

Indeſſen rief Herr Oettlinger aus dem Fenſter: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, was gibts?“

— „Werdet's gleich ſehen. Eure Hunde von Dragonern haben unſere Leute angefallen, und dafür büßen müſſen. Sie ſind in voller Flucht, und Ihr wandert als Aufwiegler in den Kerker. Steigt herab.“

„Mein Gott! mein Podagra, ich kann nicht vom Fleck. Die fürchterlichen Schmerzen! Ich in den Kerker? ich, der treueſte Diener des Kaiſers? Die Dragoner auf der Flucht? Das Dorf preisgegeben! bin ich toll, bin ich raſend, träume ich?“

— „Tilaſchek, hol' Er den Narren herunter! Marſch, und binde Er ihm die Pfoten feſt.“

„Erbarmen, Gerechtigkeit, Herr Offizier; ich bin krumm und lahm, kann nicht die Thüre zu öffnen gehen.“

— „Sprengt ſie ein, die Thüre, Tilaſchek!“

„Halt! halt! Cornet, verweilt! ach, bringt wenigſtens den Churfürſt in Sicherheit, eh' er entſpringt!“

— „Den Churfürſt? Plagt Dich der Veitstanz?“

Der Pfleger beichtete mit der Schnelligkeit eines Erwürgenden, und einige Worte reichten hin, in Fabians Gehirn eine Fackel anzuzünden. „Potz Federweiß!“ ſchrie er mit wilder Freude aus: „Das iſt ein Fang, der mich zu Ehren bringen und all' die dummen Streiche todtmachen ſoll, die mir der Schuft von Trompeter aufbürden möchte! David, Kerl, reit' zu!“

In einer Minute jagten die tollen Reiter bis vor's Rathhaus. Der Poſten war verlaſſen, von den rebellirenden Bauern noch nicht beſetzt. Schloß und Riegel mit einer Axt ſprengend, war im Nu der Cornet in Gauthiers Gefängniß, riß den Staunenden, der ſein Ende oder ſeine Befreiung erwartet hatte, hinaus, zwang ihn, Davids Pferd zu beſteigen, das er ſelbſt bei'm Zügel ergriff, und fort ging's im ſchärfſten Trabe, David auf einem herrenloſen Dragonerpferde hinterdrein; fort auf der Straße nach München.

Zur nämlichen Zeit brachen vom Amſelſtock die erſten Bauerſchaaren ein, unter dem Geſchrei: „Jeſus Maria! Der Churfürſt lebe! Es muß ſeyn!“

Mit Staunen, von Grimm entbrannt, vernahmen ſie, daß der Gefangene auf und davon geführt worden. Ihre Verwunderung ſtieg, als ſie von Reynier hörten, daß der nur ein Offizier geweſen, den Oettlinger für den Churfürſten ausgegeben. Sie machten ihrem Zorn mit bittern Verwünſchungen Luft, und beſchloſſen, während einige zu Pferde dem Cornet und ſeiner Beute nachſetzten, ihre Rache an dem Pfleger, und einem Cavalier zu kühlen, welchen ſie auf ihrem Marſche gen Rottenbrunn gefangen genommen, da er ſich verkleidet durch den Paß ſchleichen wollte. Es war ein Herr von Lang, ein Anverwandter des Bürgermeiſters Vacchiery von München, und vertraut mit den wichtigſten Gliedern der Regentſchaft. — Er und der Pfleger waren auserſehen, der Volksrache, und zwar ohne Aufſchub, zum Opfer zu fallen. —

18.

> „Die Volksjuſtiz, — ein launenhaftes Weib — verdammt und begnadigt, je nachdem ſie gut oder übel geſtimmt worden.“
> Montesquieu.

„Horch, horch, da wird geſchoſſen! horch, horch, da wird Sturm geläutet! Die Bauern ſind ſchon an der Arbeit, und wir kommen zu ſpät! Friſch, hebt's die Haxen auf, ihr Schlafhauben!“ So ermunterten ſich die Bauern, welche auf dem breiten Wege gen Rottenbrunn anliefen, und ſchalten auf die weite Straſenkrümmung, die ſie aufgehalten. — Birmerſtorfer brummte verdrießlich: „Jetzt könnt' ich ſchon die Loni an's Herz gedrückt haben, wenn mich nicht das Loos zu dieſem Trupp verwieſen hätte. Die andern werden vom Churfürſten Lob und Geld vollauf erhalten, und wir zur Belohnung — können uns das Maul fein abputzen.“

„Heda! halt! Reiter vorne, ein Vortrab!“ riefen die voranſchreitenden Schützen, und liefen zum hellen Haufen zurück: „Der Morgennebel verſteckt die, ſo hinter den Reitern marſchiren. Auf den Bauch, in den Graben, wohlgezielt!" — Auf das Commando lagen alle im Verſteck: die Straße war ſauber, wie gefegt, und nichts rührte ſich, als der feuchte Luftzug.

— Dennoch hatte David's ſcharfes Auge Geſtalten, wie die Schatten, geſehen, die ſo plötzlich verſchwanden, daß ihm bedenklich zu Sinne wurde. — „Dort ſcheint mir's nicht richtig;" ſagte er zum Herrn — ſie hielten jetzt den Gauthier in der Mitte: „Laß mich der Herr voranreiten."

— „Daß die koſtbare Zeit verloren ginge?" ſchnauzte ihn Fabian, von Haſt auſſer ſich, an: „hörſt Du nicht, ſo zu ſagen, die Hufſchläge der Verfolger hinter uns? Dort iſt nichts als Strauchwerk und eine Rabenheerde auf dem Mooſe. Die Vögel wachſen vor Deiner Furcht wie Rieſen auf." — David ſchüttelte rechthaberiſch den Kopf. Darob ſich der Cornet ereiferte, und ſchalt: „Biſt Du ein altes Weib? geh' an den Spinnrocken. Und wenn auch dort zehntauſend Teufel ſäßen, wir müßten durch. Werden ſchon hinter unſern ſchnellen Pferden zurück bleiben, potz Federweiß. — Aber" — zu Gauthier gewendet — „Ew. Durchlaucht zu dienen, nur ein Wort. Allen Reſpekt, ſo lang Sie ſchweigen, und ſich nicht rühren. Aber nur ein Laut, nur eine Bewegung, ſobald uns Leute, Freund oder Feind, begegnen, und zwei Kugeln ſitzen in des Herrn Churfürſten Gehirn; auf Offiziersparole."

Gauthier antwortete nicht; er ſchloß in Gedanken ſeine Rechnung mit der Erde und dem Himmel ab. Hoffnung und Furcht vor der nächſten Zukunft peitſchten ſein Blut. Das Schweigen ringsum, nur von dem

Geklapper der Pferdehufe unterbrochen, beängſtigte ihn. „Ich gäbe viel darum, wenn ich plötzlich aus dieſer ſchwülen Stille in eines lebhaften Gefechts Getümmel verſetzt wäre!“ Kaum hatte er dieſes gedacht, ſo donnerten neben den flüchtigen Reitern drei Schüſſe empor. David's Mütze flog gen Himmel, eine Kugel pfiff an Gauthiers Locken vorbei, das Pferd des Cornets, von Blei und Kieſelſteinen getroffen, ſtürzte auf den Vorderfüßen zuſammen, und der Zügel Gauthiers entſchlüpfte Fabians Händen. David, voll von Geiſtesgegenwart, riß des vermeinten Churfürſten Pferd an ſich, und dieſer Wendung dankte der Hauptmann ſein Heil. Die Piſtole des wüthenden Fabian fehlte ihr Ziel, und alſobald war der Cornet zu Boden gedrückt von den Fäuſten der wie aus dem Boden wachſenden Bauern. — „Tödtet mich nicht! der dort iſt der Churfürſt!“ ächzte er an ſeinem Leben verzweifelnd.

— „Du wagſt?“ ſchrie unterdeſſen Gauthier mit einem wahren Hoheitsblick den David an, der, des Herrn gegebnes Beiſpiel befolgend, ſeine Piſtole auf ihn angelegt hatte. Vor der einfachen Anrede ließ der verdutzte Huſſar die Waffe fallen, und ergab ſich den Siegern.

Die Bauern brachten dem Befreiten ein gellendes Vivat nach dem andern. Die Ungeſtümſten drängten ſich im dichten Knäul um ihn zuſammen, küßten ſeine Hände, ſeine Stiefel, ſeine Kleider. Sein Sträuben vermehrte nur die zutäppiſche Begeiſterung, ſeine verneinende Stimme verhallte unter dem rauhen Liebes- und Jubelruf.

Da kamen die Reiter des Landſturms von Rottenbrunn nach; an ihrer Spitze Reynier, der ſich an des Hauptmanns Bruſt ſtürzte, ein Herold der Enttäuſchung. „Nicht den Churfürſten habt Ihr gerettet!“ rief er mit aller Kraft der Wahrheit: „aber den Helden, der euch zum letzten, ſiegreichen Kampf zu führen, befehligt iſt!“ — Plötzlich beruhigten ſich die Wogen des zügelloſen Taumels., und die Worte des Befehlshabers erhielten wieder Gewicht. Beſchämt verſtummten die ſchlichten Bergbewohner, und Gauthier fand endlich Zeit, für das Schickſal ſeiner feindlichen Begleiter beſorgt zu ſeyn. Er ſchirmte des ehrlichen Davids Haupt, und blickte um, nach dem Offizier, in deſſen Perſon er die Ehre des Waffenſtandes geſchützt ſehen wollte.

Aber keine Spur von ihm. Die wildeſten der Schützen, der blinden Rache unterthan mehr als der Gerechtigkeit des offnen Kriegs, hatten ihn in den Buſch geſchleppt. — „Wart! Du Sakra! wir wollen Dich lehren, auf den Churfürſten zu ſchießen!“ hatten ſie in ſeine Ohren gebrüllt, und Quaſten und Troddeln von ſeinem Doliman geriſſen, nachdem ſchon die Fetzen der unſcheinbaren Vermummung des Unglücklichen ein Raub der Winde geworden. —

„Henkt ihn auf!“ ſchrieen ſie dann, nachdem ſie ihr Schlachtopfer geplündert: „Wohin? wo iſt ein ſchlanker Galgen, wo iſt ein Baum, das Früchtlein zu tragen?“ — Und an den Fuß einer Birke ſtießen ſie den Verurtheilten, in deſſen Gehirne Alles dahinſchwand, bis auf die unſelige Prophezeihung der Seherin Apollonia.—

Ja; da ſtand ſie, die langgewachſene weiße Braut im Silberkleide; auf ihrem Scheitel flatterte ein verdorrter Kranz, und ſie plauderte, angeredet von dem ſtreifenden Winde. Ein grimmer Waldſchütz im zotteligen Pelz ſchnürte den Strick und gab den Verlornen mit der Braut zuſammen. Der niedergebogne Stamm ſchnellte mit ſeiner gräßlichen Zierde empor, und die herzueilenden Retter fanden bereits das Urtheil der ungeduldigen Blutrichter in ſeinem ganzen Umfange vollſtreckt. —

O, wäre er, wenn gleich beladen mit all ſeiner ſchweren Schuld, in Rottenbrunn vor dem Volke geſtanden, der unglückſelige Cornet! — Auch dort waren gierige Henkerhände bereit, die zitternden Gefangenen zu erwürgen. Der Pfleger, geſchleppt wie ein Schlachtthier, der Herr von Lang mißhandelt von der rohen Menge, die ihm ſaure Holzbirnen in den Mund ſtopfte, und dabei höhnte: „Friß und werde ſatt, Du Vielfraß; friß, was wir haben. Ihr habt uns ja nichts andres gelaſſen!“ — Und „zum Tode!“ verlangten kreiſchend Weiber und Männer.

Aber den Elenden zur Seite ſtand der Diener des Evangeliums, und deckte ihren Körper mit ſeinem eignen Leibe, und bot ſein Blut dar, für das ihrige, und warnte, alles Heilige vom Himmel herabbeſchwörend, die erzürnte Menge vor ſchwerer, mörderiſcher Schuld. Lange ſchwankte dennoch die Wage, bis endlich des greiſen Prieſters Ermahnungen überwanden, und die Gnade der Grauſamkeit den Sieg aus blut'gen Fäuſten rang. — Die Verurtheilten glaubten Engel aus den Wolken reden zu hören, als die Unerbittlichſten endlich, von dem Flehen des Pfarrers erſchüttert, ausriefen: „Amen; ſie ſollen leben zu ihrer Schmach!“ Unter dem Mantel des würdigen Geiſtlichen kehrten ſie halbtodt in das Gefängniß ein, und auf ihren Knieen betheuerten ſie dem Retter in der höchſten Noth, ihm nimmer, zeit ihres Lebens, vergeſſen zu wollen, was er heute mit Aufopferung ſeines eignen Daſeyns für ſie gethan und gelitten.

Oettlinger ging dann hin und ſchwor zu den Fahnen des Volks, während der von Lang geduldig im Kerker ausharrte. Dem Schwur vertrauend, führten die Argloſen den Pfleger in ihrer Mitte fort gen München. Er wußte jedoch, ihre Wachſamkeit zu täuſchen — die Todesfurcht hatte ſeine Fußgicht und ſeine Feigheit bemeiſtert — entfloh bei Nacht und Nebel, entrann zur Hauptſtadt, die ſchon lange keinen Boten, keinen Brief empfangen, und zettelte den Verrath an, unter deſſen Bürde die tapfern Streiter von Sendlingen am Weihnachtfeſte erlagen.

19.

> „Der Tod iſt nur ein Schlummer, und ſeine wüſte Geſtalt ſieht manchmal — nur wie eine ſchelmiſche Maske — in den Garten des Lebens.“

Sie hatten gut ſich die Hände drücken, und mit den Augen ſtolz zuwinken; ſie hatten gut das Abendmahl darauf nehmen, daß ſie München und ihres Churfürſten Kinder erretten wollten, — ihr Schickſal ging raſch daher mit eiſernem Tritt, und Apollonia wurde die

Caſſandra ihres Dorfes, ſobald der Tag der Menſchen von ihr wich, und der Tag des Himmels für ſie anbrach. Wie ſie im Wachen bald Thränen vergoß um den unglücklichen Fabian, und dann wieder in Liebkoſungen für den Bruder überfloß, ſo hatte ſie im magnetiſchen Schlummer nur ein Wehe für die Vertheidiger des Landes, und überſchwengliche Liebe für Michael, und Abſcheu für das Andenken des Cornets.

„Sie iſt eine Närrin, ſie iſt im Gfraiſch, aus ihr ſpricht ein böſer Geiſt!“ pflegten alsdann die Bauern zu ſagen, und der Pfarrer, Reynier und Balthaſar ſchwiegen, obſchon ihre innigen Freunde, weil ſie ſelber nicht ganz begriffen, welch eine herrliche Seele vor ihnen ihre traurigen Orakel ausſprach.

So kam der Augenblick des Auszugs gegen München. Die letzte Stunde bildete vollkommen Apollonia's Liebe zu Reynier in das körperliche Leben über. Sie vergaß Fabians Andenken zu beweinen, um Michaels Abſchied ihre Thränen zu ſchenken. Die Unbefangenheit und das plötzliche Hervortreten ihrer Leidenſchaft war im Begriff, den Kriegsmann zu verwirren. Darum ermannte er ſich, und ſagte ernſt: „Kein Lebewohl! keine Verſicherung, aber ein tapfer und ſiegreiches Wiederſehen! Ein Sieger iſt herzhaft und wagt zu reden.“

Ein Blick des Offiziers auf den alten Hueber verrieth demſelben wohl die Art der Geſtändniſſe, die im guten Fall der Sieger ihm machen würde; aber der Prieſter konnte weniger dieſer Regung zürnen, als vielmehr die blinde Zuverſicht bedauern, womit der Franzoſe von dannen ſchied. Er hatte gelernt, den

Prophezeiungen der Schläferin zu vertrauen, und hoffte nicht, daß Fortuna ſeine für's Vaterland auftretenden Landsleute an Münchens Thoren bewillkommen würden.

Sie zogen demnach hinaus, ſtolz auf ihre Zahl und Waffen; — ach, wenige von ihnen kehrten zur ſüßen Heimath wieder. Oettlingers Verrath flog ihnen voraus, lieferte die einverſtandenen Bürger der Hauptſtadt, die dem Landſturm die Thore öffnen wollten, in die Hand des Henkers, rief die jenſeits der Iſar campirenden ſorgloſen Truppen zurück auf die Poſten, wo es gefährlich ſtand. Die Kriegskunſt der Kaiſerlichen überliſtete und trennte die Macht der Bauern, vereitelte ihren Ungeſtüm, daß er eine Waffe zu ihrem eignen Verderben wurde. — Sendlings Kirchhof weiß davon zu ſagen, und Alles begab ſich, wie Apollonia verkündet: Gemetzel und Blut, Niederlage der Tapfern, muthiger Rückzug eines unerſchrockenen Häufleins. Gauthier führte daſſelbe; doch auch ihn erreichte am Saume des Waldes, der ihn ſchirmend empfangen ſollte, die für ihn gegoſſene Kugel. Den theuern Leichnam tragend, entwichen Reynier und Balthaſar nebſt wenigen Gefährten durch den ſchwarzen Tannenwald, und holten nur erſt zu Leutſtetten Athem — um ihren Hauptmann zu begraben. — In der Frühe des andern Tages gelangten ſie nach Rottenbrunn.

Welch' ein Empfang wartete ihrer daſelbſt? Heulende Wittwen, verlaſſene Kinder, verzweifelnde Eltern, ſangen ihnen mit Schluchzen und Zähnklappern den Triumphpſalm, daß ſich ihre Haare ſträubten, und ihre Augen, noch voll vom Feuerſtrahl feindlicher Musketen, dunkelten wie im Tode. Und als ihnen der Tod ſelbſt entgegentrat in ſeiner rührendſten Geſtalt . . . als ſie Apollonia wieder ſahen, entſeelt, kalt und ausgeſtreckt auf dem Strohlager, dem letzten Bette des Menſchen, bevor ihn der Sarg umſchließt? — Reynier ſank zuſammen vor dem ſtummen und dennoch ſo beredten Schauſpiel, vor dem ſteinernen und doch ſo geſchwätzigen Jammer des alten Pfarrherrn, der in einem und demſelben Augenblicke den Untergang des Vaterlandes und des liebſten Weſens, das ihm auf Erden lebte, zu beſeufzen hatte. —

„Loni!“ klagte der Bruder in herzzerreißenden Tönen: „Loni, ich habe von Dir Abſchied nehmen wollen, und Du biſt ſchon fort, Du böſes Kind?“

— „Sie ſtarb geſtern, da es dämmerte, plötzlich;“ ſtammelte der Pfarrer: „Ich werde einſchlafen! hat ſie vorher geſagt, und ſtreckte ſich dann, und athmete nicht mehr.“ —

„Die Zukunft, die Du wußteſt, hat Dein Herz gebrochen!“ murmelte Reynier erſchüttert: „Du ſtarbſt, und ich wollte Dich führen hinweg in meine Heimath, in den Frieden!“

— „Sie iſt in der Heimath des Friedens;“ entgegnete Hueber: „der Herr Franzos hätte ſie aber nicht aus dem Hauſe ihres Vaters reißen dürfen. Beſſer iſt es ſo. Der Allmächtige hat ſie geholt, und wird mich bald ihr nachführen.“ — Da warf er einen Blick auf die hülfloſen Schweſtern und ſetzte leiſe hinzu: „Mich dauern nur die armen alten Madeln. Sie brauchen mich noch ſo nöthig!“ — Und gleich, als hätte er mit ſeinem Wunſch zu ſterben, die Schweſtern verletzt, ſchritt er zu ihnen, und umarmte ſie voll aufrichtiger Liebe.

Indeſſen zog Balthaſar unter dem verhüllenden Kopftuche Apollonia's eine ihrer Locken hervor, und zeigte ſie dem Offizier, der ſie mit einem raſchen Schnitt, aber verſtohlen, von dem geliebten Haupte trennte. Hueber würde nie den Raub an der Todten zugegeben haben. — Behende und auf den Zehen verſchwanden die Flüchtlinge. Sie ahnten nur zu deutlich, daß die Rache des Feindes ihren Ferſen nachjagen werde, und vor dem Drang der Selbſterhaltung wich ſogar der heißeſte, aber vergebliche Schmerz. —

Hueber bemerkte kaum ihre Entfernung; als er ſich abermals wie ein Wächter zu den Füßen der Leiche niederſetzte, gehörten alle ſeine Gedanken Apollonien, wie ſeine Blicke nur auf ihr hafteten, dem lebloſen Ueberreſt der reinſten Liebe eines tugendhaften Prieſters. Trotz ſeines bittern Leides umſpielte ein zufriednes Lächeln die Lippen des Pfarrers. — „Sie iſt rein wie ein Thautropfen hinübergegangen;“ ſagte er vor ſich hin: „ihr Geſicht glänzt von der Heiterkeit der Engel; die Klauen der Finſterniß haben es nicht verzerrt. — Und der unerbittliche Tod ſelber zögert, dieſem jungfräulichen Opfer ſein trauriges Kleid anzuziehen. Es iſt, als ob Loni's Wangen nicht aufhören könnten, zu blühen; als ob die Fülle der Jugend nicht aus ihren Gliedern zu weichen vermöchte! — Und dennoch . . . . ſo viele Schönheit und Frömmigkeit . . . dahin!“

Die alten Schweſtern fürchteten ſich vor der Leiche. Die Bewohner des Dorfs hatten, ein jeder, genug des

Jammers in der eigenen Hütte; niemand kam, niemand ſtörte den Greis in ſeiner Trauer, und er verſank daher in jenes ſtumpfe Hinbrüten, das dem Schlaf ſo nahe kömmt.

Die Kirchenglocke regte ihn auf. „Iſt ſchon Zeit, zum Altare zu treten?“ fragte er, und dachte widerwillig an ſeine Pflicht. — „Wer wird heut zur Kirche kommen?“ fragte er wieder, denn auf der Gaſſe war alles ſtill wie im Grabe. — Durch dieſe Stille wehte jedoch ein leiſer Athemzug, auf- und abſteigend, wie eines ſanft Schlummernden. „Iſt denn Jemand hier?“ rief der Greis barſch, und drehte das Geſicht nach jedem Winkel. Niemand zugegen. Dann ein ſcheuer Blick auf die Todte, — und plötzlich lag der fromme Geiſtliche wie vom Blitz niedergeſtürzt auf ſeinen Knieen, und rang die Hände, und ließ Thräne auf Thräne über ſein Angeſicht rollen, und ſchrie auf zum Himmel. Aber ſeine Hände begrüßten den offnen Himmel und ſeine Thränen waren freudige, und aus ſeinem Munde erſchallte ein verwirrtes, aber namenlos entzückendes: „Herr Gott, Dich loben wir!“ — Apolloniens Wangen blühten reicher als zuvor, ihr Buſen hob ſich ſanft wie kommende und gehende Wellen, und die Scheintodte erwachte von dem Freudengeſchrei ihres Pflegers.

„Wunder!“ ſchrie das Volk, das von der ſeltſamen Begebenheit aus ſeinen Nöthen aufgejagt worden. „Gerechtigkeit des Himmels!“ antwortete der Prieſter frohlockend. — Apollonia ſelbſt wußte jedoch nichts von dem, was mit ihr vorgegangen, und fragte nur nach Michael und dem geliebten Bruder. — So glimpflich nun das Unglück der Letztern ihr mitgetheilt wurde, — verſchwiegen konnte es ihr nicht werden, und mit Seelenangſt harrte der Pfarrer der Wirkung ſeines zögernden Berichts entgegen. Aber wider alle Erwartung blieb Apollonia, obgleich ernſt das Haupt ſenkend, ruhig, und antwortete auf die Hiobspoſt nur die zuverſichtlichen Worte: „Gott iſt gerecht; er züchtigt, aber er hilft uns wieder auf. Es wird noch Alles gut werden, und Balthaſar iſt nicht verloren.“ Leiſer ſetzte ſie bei: „Auch Michael wird wiederkommen; ich weiß das gewiß.“

20.

Die Zeit wird nicht alt; aber es altern in der Zeit die Herzen. Alles Leid ſtumpft ſich ab in langen Jahren; nur die Hoffnung bleibt jung, und an ihrer Hand die Liebe.

Nach manchem Jahre lag der gute Pfarrer Franz Hueber, jetzo Frühmeſſer an der Peterskirche zu München, von der Gicht an ſeinen Gliedern gelähmt, zu Bette, und an ſeiner Seite ſaß ein Mann, der voll Theilnahme und Beſorgniß das ehrwürdige Antlitz muſternd, gerade eine Erzählung geendigt hatte, die einen hellen Strahl von Freude auf des Kranken Stirne zauberte.

Mühſam erhob der Benefiziat ſeine ſchwachen Hände, und rief: „Gott erhalte unſern vielgeprüften Churfürſten und Herrn, benebſt den Seinigen. Nun mag aber der

Allmächtige mich in Frieden dahin fahren laſſen, da ſein Knecht dieſen Tag geſehen!“

— „Leben, leben, noch lange leben in der wiederaufſteigenden Aurora des Vaterlandes!“ erwiederte der Krankentröſter mit bewegter Stimme.

„Wie Gott will;“ ſagte Hueber ergeben: „iſt doch kein Menſch auf Erden ſo elend und alt geworden, daß er nicht wenigſtens noch Augenblicke des Glücks gezählt hätte. Auch hat keiner noch ausgelernt. Mußte ich nicht erſt in meinen ſpäten Tagen erfahren, daß die Tugend edler Dankbarkeit und Menſchenliebe wahrhaftig auf Erden lebt? Ja, mein gnädiger Herr von Lang: Ihrer Milde bin ich mein Leben ſchuldig, nächſt meinem Schöpfer, obſchon Sie es nicht gern hören wollen. Als der Oettlinger, ſeiner Bosheit folgend, mich als einen Landesverräther, meine arme Loni als eine vom Teufel Beſeſſene gen München ſchleppen ließ, hatte ich die Rechnung für dieſe Welt abgeſchloſſen, und lebte ſo zu ſagen nur in der angſtvollen Sorge um mein Pflegekind. Das feuchte Gefängniß hat rüſtig angefangen, meinen Leib zu zerſtören, wie Figura zeigt, und es war ohne Rettung aus mit mir, als Sie plötzlich wie ein Heiliger zu mir in den Kerker ſtiegen, und mich herausführten an Gottes Luft und in die Arme meiner troſtloſen Schweſtern; von der Loni zu ſchweigen, welche Sie in das Stift gebracht hatten, worinnen ſie mehrere Jahre unterwieſen und beherbergt zu werden das Glück genoß.“ —

— „Ei, was für Aufhebens?“ ſchalt der Herr von Lang gutmüthig: „Hat mich Ew. Hochwürden nicht vom ſichern Tode gerettet? das vergißt keiner, der ein Herz hat, wohl zu merken. Hätt' ich nur, was ich geſollt, ganz thun können! Aber die Juſtiz unſrer Amtleute hatte dazumal klebrige Finger, und des Herrn und Seiner Schweſtern Hab und Gut war leider ſchon zur Hälfte durch das Sieb gefallen, wohin es nicht gehörte. Das wurmt mich noch, und hat auch die damaligen Regenten geſchmerzt, die deñ Oettlinger und ſeines gleichen ſo aufrichtig verabſcheuten, als ſie deren bedurften. Aber wie geſagt: ich konnte nicht mehr thun, und leider auch nicht mehr dem Herrn die Pfarrei wieder ſchaffen, die indeſſen von einer Creatur des Prielmayr beſetzt worden war.“

„Dafür hat mir der gnädige Herr zur Pfründe eines bequemen Emeritus verholfen;“ bemerkte Hueber dankbar.

— „Wer weiß,“ lächelte der von Lang, „ob mir Ew. Hochwürden nicht die Kleinigkeit vergelten können? Die Zeiten haben ſich geändert. Dazumal brauchte ich meinem Schwager, dem Bacchiery, nur ein Wort zu ſagen, und der ſprach mit dem Grafen Lamberg und der ſchlug dem von Löwenſtein vor, was er wollte. War denn eine große Mühe dabei, einem Biedermann wieder auf die Beine zu helfen? — Aber heute? Der Churfürſt kömmt zurück; ſchon iſt ihm der Bürgermeiſter entgegengegangen. Doch will ich dem Herrn vertrauen, daß dem Bacchiery das Herz ein biſſel klopft, und zwar ein biſſel viel. Wir haben's mit der kaiſerlichen Regierung gehalten; . . . wir haben freilich gemußt, wenn wir nicht ſpringen wollten, und wer ſpringt gern? Aber

— wird uns der Churfürſt von Herzen verzeihen? Eine Amneſtie nimmt ſich auf dem Papiere ſein aus, aber . . .? Wenigſtens iſt unſer Einfluß dahin, und wenn's dem neuen Herrn einfällt, die Märtyrer emporzuheben, ſo iſt Ew. Hochwürden einer der Vorderſten, und ich empfehle mich in Dero Wohlwollen und Affection.“

„Was ſollte der Geſalbte beginnen mit dem niedrigen Unterthan?“ entgegnete Hueber demüthig: „ich verlange nichts von ihm, und darf es nicht; habe nur noch mit Gott zu thun, und denſelben zu bitten, daß er mir einen ſanften Hintritt und ein Platzl neben meiner Brid und Nettl verleihen möge. Schon lange ſpielt der Wind in den Grashalmen ihrer Grabhügel. Die Leni iſt hinausgegangen, friſche Kränze darauf zu legen. Wir halten's ſo in der Charwoche, wie am Tage aller Seelen.“

— „Es thut mir leid, daß ich die Jungfer nicht zu ſehen bekomme;“ äußerte der Herr von Lang, indem er eine wichtige Priſe aus der Muſcheldoſe nahm: „ich hätte gern ſowohl Ew. Hochwürden, als der beſagten Apollonia eine Frage vorgelegt: eine Frage von Importanz.“

„Weiß ſchon, was der gnädige Herr meinen;“ verſetzte Hueber traurig: „ſicherlich wieder ein Antrag von Dero Brauhausverwalter? Nein, Ew. Gnaden, der brave junge Mann muß ſich ſchon den Appetit vergehen laſſen. Ich red' nicht davon, daß ich alsdann ein armes Waiſerl wäre, ohne Wartung und Pflege. Trotz dem ſäh' ich die Leni gern unter der Hauben. Das Dirndl iſt nicht mehr die jüngſte . . .; aber ſie will nicht, und will nicht, und Punktum, und aus iſt's. Ach, das iſt ein ſchwer's Kreuz, Ew. Gnaden, und oft frag ich mit Angſt und Kummer: Wie ſoll's werden, Leni, wenn ich einmal nicht mehr da bin?“

— „Es iſt dem Mädel immer noch Melancholie zurückgeblieben im Geiſte, ſeit ihre Mondſüchtigkeit nach jener Criſis eines ſcheinbaren Todes aufgehört;“ ſagte Lang kopfſchüttelnd: „ſodann das lange Leben in dem Stift . . . ich wette, ſie will in's Kloſter gehen?“

Nun ſchüttelte Hueber lächelnd den Kopf: „B'hüt Gott; weit gefehlt, Ew. Gnaden.“

— „Oder hofft ſie auf die Ruckkehr ihres Bruders? Er dürfte wohl jetzo aus der Verbannung heimkommen; jedoch: wer weiß, ob er noch am Leben, oder wo er irgend angeſiedelt?“

Hueber ſeufzte: „Freilich weiß man nichts g'wiſſes von ihm. Hat kein Zeichen von ſich gegeben, der Schlori. — Aber das Dirndl wartet nicht ſowohl auf den Bruder, als auf den Franzoſen, den Reynier.“

— „Pah! nicht möglich?“

„Auf mein prieſterliches Wort. Der heilige Vater ſelber würde das arme Menſch nicht auf andere Gedanken bringen. So oft ich ihr zurede, und ſage: Sey vernünftig, Loni, ſey g'ſcheit: Der Reynier iſt, wenn nicht todt, doch gewißlich ſchon verheirathet, oder ſitzt, wo der Pfeffer wächſt; — ſchüttelt ſie den Kopf. Dann fahr' ich fort: Baue doch nicht auf eines Soldaten Wort und Treue; der hat Dich lang vergeſſen. Dann ſagt ſie drauf: O nein, ach nein, das hat er nicht. — Und ich fang wieder an: Er hat auch ein Recht, Dich zu vergeſſen, Du guter Narr. Muß er Dich nicht für todt halten? lief er nicht quasi von Deinem Sarg in die weite Welt, und hat denn irgend Jemand etwas ſeither von ihm gehört? — Da ſtutzt ſie, und ſimulirt ein wenig, und ſingt hernach das alte Lied: Er kommt aber doch wieder, und wird mich heirathen. — Dabei, Herr von Lang, dabei macht ſie obendrein Augen, ſo klar und ruhig und getroſt, daß mir beinah das Herz bricht, und die hellen Zähren über die Backen ſchießen. Ich habs aufgegeben, ſie zu quälen. Wenn's eine Narrheit von der Loni iſt, ſich ſolche Dinge einzubilden, ſo iſt ſie wenigſtens glücklich dabei, und wer hat noch ein Kräutl wider Weiberthorheit gefunden?“

Apollonia kam vom Kirchhof zurück. Ihr Geſicht war ernſthaft, aber durch den Ernſt ſchimmerte der Glanz einer ſanften Jungfräulichkeit. Sie hatte in der langen Zeit wenig gealtert, aber aus der plumpen Bauerdirne war eine wohlhäbig gekleidete Bürgertochter geworden, wohlgeſetzt redend, und ſittſam, wiewohl etwas klöſterlich einherſchreitend. Ihres Emporkommens ſich bewußt, ſtrahlte Zufriedenheit aus ihren Augen, und daneben eine unauslöſchliche Liebe zu dem würdigen Pfleger ihrer erſten Jahre. — Nachdem ſie den Herrn von Lang gegrüßt, ſetzte ſie ſich neben den Pfarrer, und ſagte freundlich: „Die ſchöne Sonne thut dem Raſen der Gräber wohl, doch bleichen davon die Kränze ab. Es war Zeit, friſche Kronen auf die Kreuze zu hängen.“

— „Sie iſt heute fein geputzt, Jungfer;“ begann der Gönner des Hauſes.

Unbefangen erwiederte Apollonia: „Ei, iſt denn nicht heute ein froher Tag? Der Churfürſt kommt mit Frau und Kindern. Die Leute ſtürmen faſt das Zeughaus, durch welches der Herr ohne alles Geräuſch in die Stadt einziehen wird."

— „Ohne Geräuſch? ohne Glockenklang, ohne Kanonenſchall?" fragte der von Lang verwundert.

Worauf Apollonia: „Freilich, gnädiger Herr. Der Churfürſt gibt ein Exempel, wie man Gott und ſeine Heiligen verehren ſoll. In die ernſthafte heilige Woche ſchicken ſich nicht Feſte und Getöſe. Aber in den Herzen iſt es hell wie von geweihten Kerzen."

„Wirklich?" fragte Hueber mit inniger Theilnahme: „Gott erhalte unſer frommes Fürſtenhaus! ſag mir jedoch, Loni, ob auch in Deinem Herzen geweihte Flammen brennen? Du biſt ſtill aber innig vergnügt?"

„Das bin ich, Ew. Hochwürden;" antwortete Apollonia ſinnig: „es iſt heut ein wichtiger Tag, und ich möchte die ganze Welt glücklich ſehen. Ich bin es ja ſo ſehr."

— „Aber mein armer Verwalter, der Mauriz, iſt es nicht;" platzte Lang heraus: „und es ſtände nur bei der Jungfer, ihn glücklicher zu machen, als der Churfürſt ſelber es iſt; und Sie brauchte nur ein Wort zu reden, um . . ."

Vor dem durchdringenden Blick des Mädchens verſtummte der Cavalier. Nach einer Pauſe ſenkte Loni die Augen, eine lebhafte Röthe erleuchtete ihre Wangen, und ſie verſetzte leiſe: „Will denn der gute Herr Mauriz nie ſich merken, daß ich ſchon eine Braut bin?"

— „Hm, eine Braut des Herrn von Niemand!"

brauste Lang auf. — Apollonia ſchwieg. — Lang fuhr fort: „Aha? nicht wahr? Wir werden kleinlaut? wir geben am Ende klein zu? Ja, temporiſiren wir noch ein paar Jahre, und uns wird dann keiner mehr wollen, wie? Wir werden eine alte Jungfer ſeyn, aber der arme Mauriz wird dann ſchon längſt unter der Erde liegen, und der Herr Niemand wird ausbleiben, ausbleiben bis an den jüngſten Tag!"

„Sie zanken mich unverſchuldet;" ſagte Apollonia mit unerſchütterlicher Heiterkeit: „Meine Hoffnung, und was mir die Engel verſprochen haben, wird mich nicht zu Schanden werden laſſen." Lang wendete ſich achſelzuckend zu dem Pfarrer, der ihn mitleidig fragte: „Sagte ich's nicht?"

— Da wurde die Thüre ohne Meldung und Klopfen aufgeriſſen, und lebhaften Schritts trat ein Mann herein, deſſen Erſcheinung alle Anweſende für einen Moment ſprachlos machte. Die blaue Uniform des Churfürſten, die gelben Paremens, der Federhut, die ſcharlachrothen Offizierſtrümpfe mit goldnen Kniebändern, die glänzenden Achſelſchleifen . . . . das war eine hohe Militärperſon, ein Adjutant Max Emmanuels, ein Cavalier, ein Franzoſe . . . der Herr Obriſtwachtmeiſter Baron Michael von Reynier! Der Drang des Augenblicks entſchuldigte manchen Verſtoß gegen die Förmlichkeiten damaligen Lebens. Reynier hatte plötzlich Apollonia in den Armen, ihre Hand faßte biederherzig der Grenadierunteroffizier Balthaſar Birmerſtorfer; Lang ſtand wie niedergedonnert, und Hueber ſchluchzte an der Bruſt ſeines alten Freundes, des Paters Felix.

„Und wir konnten Dich für todt halten?“ fragte, ſelbſt in Staunen verſunken, der Major: „Wir wollten Dein Grab beſuchen, da wir aus der Fremde nach Bayern kamen, und fanden es nicht, und hörten von dieſem Mönche erſt, was ſich zugetragen . . ? — O meine Loni, ich bin treu geweſen einer Todten; die Lebende, wird ſie mich zurückſtoßen? Mein ehrwürdiger Vater, darf nicht der Benediktiner unſre Hände vereinigen, weil Ihr krank gefallen ſeyd, und nicht könnt?“

Felix breitete ſegnend die Hände über die Häupter des Paars, und Hueber, neuverjüngt im Anblick von Loni's Entzücken, ſprach feierlich: „Ja, ja, es ſey alſo, und alſo erfülle ſich Loni's Prophezeiung. Ich kleinmüthiger Thor, der ich fürchtete, die heilige Handlung nicht zu ſehen! Allmächtiger, der Du alles ſo wohl machſt auf Erden! Felix, Du ſollſt, Du mußt dieſe Eheleute verbinden. Zuſchauen mag ich wohl, und aufleben in der Hochzeitwonne; aber ſelber die Leutln zu trauen, ginge über meine Kräfte; ich würde ſterben vor Freud' bei dem Conjungo vos!“

Der Wechſelbalg.

Hexengeſchichte aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert.

> „E poi le sacre carte non son piene
> Di maghi, e streghe, e cose simiglianti?
> E in chiesa l'aqua santa a che si tiene?
> E a che si fanno tanti preghj e tanti
> Su le campane? — — —
> — — — — — — —
> Si fanno solo per guastar con esse
> Le traversie, che il Diavol ci facesse,
> Le quali tante sono, che potria
> Guastar il mondo in un Avemmaria."
>
> Ricciardetto, poem. Canto XX.

Erſte Abtheilung.

1599.

„Komm, ſetze Dich zu mir, Anne,“ hob der blaſſe Schneider Kunz an: „bete mir etwas vor. Die leidige Arbeit kann das Gebet wohl vertragen.“

Die Frau, bleich und verkümmert, wie ihr Mann, gehorchte ſeinem Befehl, trennte ſich von den drei Kindern, die in einer Ecke nackt und bloß durcheinander krochen, und nahm an dem Arbeitstiſche Platz. Mit der einen Hand drehte ſie das Wollrad, mit der andern hielt ſie ein Gebetbuch, und las daraus eintönig, langſam und unaufhörlich verbeſſernd, oft auch buchſtabirend wie ein Schulkind, eine Weile vor. Anfänglich hörte Kunz aufmerkſam zu, und die plumpe Nadel ging rüſtig auf und ab durch das grobe graue Tuch, das auf ſeinen Knieen lag. Dann wurde der Mann über die vielen Leſeſchnitzer ſeines Weibes ungeduldig, und fiel endlich der Anna ohne weiters in den Text, mit den Worten: „Du verlernſt Deine Kunſt täglich mehr. Wer ſollte noch hinter Dir die gelehrte Tochter des Gerichtſchreibers ſuchen?“

Das junge Weib erwiederte gekränkt: „Gott habe ihn ſelig, den braven Vater! aber es iſt kein Wunder, wenn ich leſen und ſchreiben verlerne.“ Sie deutete mit einer Miſchung von Zärtlichkeit und Vorwurf auf die Kinder in der Ecke, auf das Wollrad, auf die dürftige Stube, die an jeder Leiſte ſo zu ſagen das Gepräge von Armuth trug.

Kunz zürnte dieſer Geberde nicht; er reichte dem Weibe traulich die Hand, und ſeufzte: „Du gute Seele! haſt mir viel aufgeopfert! hätteſt im Leben es um vieles beſſer haben können!“

Verſöhnt entgegnete Anna: „Nun wir haben, wir beide, manches aufgeben müſſen, um zuſammen zu kommen. Ich ſchlug nur die Hand mehrerer reichen Freier aus; aber Du haſt Deine Religion für mich dahin gegeben. Das iſt mehr werth, wenn's ſchon ein irriger Glaube war.“

Des Schneiders Stirn verfinſterte ſich. Er blickte gen Himmel. „Irrig, oder nicht; ich war darinnen erzogen!“ ſagte er langſam: „Wenn meine Eltern es wüßten, im Grabe kehrten ſie ſich um. — Aber — es war nicht anders zu machen. Ich hatte Dich lieb, wie meine Augen, und als ein Lutheraner hätte ich Dich niemals bekommen. Ich hätte auch nicht Meiſter werden, mich nicht niederlaſſen dürfen. Geſchehen iſt geſchehen, und ich hab's ſo eigentlich nicht bereut. Der liebe Gott wird mir's nicht entgelten laſſen. Hat er doch unſere Ehe, wenn nicht mit Haus und Hof und Reichthum, ſo doch mit Kindern geſegnet.“

Es wies nicht allein auf die ſpielenden Kleinen; ſein zärtlicher Blick fiel beſonders auf die Gattin, die neue Mutterfreuden hoffte, aber mit der Hoffnung bange

Furcht vereinte. Sie faltete über dem Wollrade die Hände: „Wie wird's gehen, da wir ſelber mit aller Arbeit kaum das nackte Leben durchbringen?“

Da wurde der Schneider zornig; nicht ſowohl über ſeines Weibes Kleinmuth, als über ſein Schickſal. Er nähte heftig darauf los, und brummte den Namen des Satanas zwiſchen den Zähnen. Alſobald ſchrie er auf. Die Nadel war ihm tief in die Finger gefahren, und ſein Blut tropfte auf die Arbeit.

Trotz allen Bedauerns enthielt ſich Anna nicht, ihm warnend zu ſagen: „Warum ſchwörſt Du auch beim Schwarzen? Dieſe Arbeit, und den Satan im Munde zu haben!“

— „Nun, ſo bin ich auch dafür geſtraft, und genug davon. Das Blut eines Biedermanns macht den Schandkittel ehrlich; das iſt Alles. Gib mir das Kreuz her. Es iſt das letzte, das ich darauf zu ſetzen habe, und ich werde mein Wort halten. Der Kittel wird vor dem Feierabend noch fertig ſeyn, und ich hoffe, der Herr Dechant werde ſich in der Folge erinnern, daß der arme Kunz ihm aus einer großen Verlegenheit geholfen, wo kein Anderer anbeißen wollte; und wer von den geiſtlichen Herren empfohlen iſt, hat an Kundſchaft keine Noth.“

„Das gebe Gott!“ ſprach Anna. Es trat ein langes Schweigen ein. Die Frau unterbrach es zuerſt: „Morgen wird in der Kirche kein Apfel zur Erde können.“

— „Man ſieht auch nicht alle Tage ein ſolches Schauſpiel.“ — Kunz hatte bei dieſen Worten gelächelt;

nachdenklich ſetzte er aber hinzu: „ich möchte nur wiſſen, ob denn wirklich etwas an der Sache iſt? Die Schweikard iſt immer fleißig zur Meſſe und Vesper gegangen, und zum Tiſch des Herrn. Wie verträgt ſich das mit geheimen Künſten?“

„Geheime Künſte gibts;“ verſetzte die Frau trocken: „alſo gibts auch Leute, welche dieſelbe treiben, und der finſtere Herr dieſer Leute lehrt ihnen ſchon Verſtellung genug, daß ſie ſich nicht verrathen.“ — Sie ſchloß ſeufzend: „Es muß doch ſchön ſeyn, den Elementen gebieten, und alle Schätze finden zu können. Wenn ich das vermöchte . . . es ſollte in unſerm Hauſe gleich anders ſtehen.“

— „Ei, pfui, welche Gedanken!“ ermahnte der Mann, das Kreuz ſchlagend: „Sprichſt ſo ruchlos, nachdem Du mich kaum derb angelaſſen, weil ich ein Bischen gewettert habe? — Nein, mein Nannele: wir hungern freilich öfter und darben allerwegen, aber unſere Zufriedenheit? Ich möchte wahrlich mit der reichen Kronenlieſe nicht tauſchen.“

Dieſer Name brachte eine blitzſchnelle Wirkung auf das Weib hervor. Annens Augen funkelten von wilden Strahlen, bitter und geringſchätzig verzog ſich ihr Mund. „Mit der hoffärtigen Jeſabel? mit ihr am allerwenigſten. Die Truthenne, die kaum mehr weiß, was ſie vor Hochmuth thun und laſſen ſoll! Wenn Du mich noch ein Bischen lieb haſt, ſo rede nicht von der unverſchämten Perſon!“

„Nun, nun, beruhige Dich nur;“ hob Kunz mit ſanfter Stimme an: „ich verſtehe recht wohl, daß Du gegen die Lieſe aufgebracht ſeyn mußt, aber machſt Du's nicht zu arg, Anne?"

— „Aber biſt Du nicht noch ein wenig in ſie vernarrt?" gab ihm das Weib mit erbittertem Spott zurück: „Kannſt Du ſie noch immer nicht vergeſſen? Gelt, meine Blüthe iſt dahin jetzo, dahin, unter Mangel und Verdruß erſtickt, und jenes Weibsbild glitzert noch immer mit rothen Backen und ſtolzen Gliedern, als wär ſie erſt geſtern achtzehn Jahre alt geworden? Ich wette jedoch, ſie hat ſich die Backen angeſtrichen, und die koſtbaren Fetzen, womit ſie ſich behängt, machen allein das Uebrige aus. Freilich noch immer ſchön und reich genug für den Meiſter Kunz, der einmal in ſie verliebt geweſen, und den ſie abgewieſen, wie den ärmſten, häßlichſten Tropf. Nicht wahr?"

Kunz zuckte mitleidig die Achſeln, und gab keine Antwort. Sein Schweigen belehrte die Frau, daß ſie wieder einmal in ihrer Eiferſucht und Verbitterung zu weit gegangen. Nachdem ſie, ihre Beſchämung zu verbergen, das Wollrad, woran die zitternden Finger nicht mehr handthieren konnten, in den Winkel getragen, und mit den Kindern geſcholten, ſetzte ſie ſich wieder an den Tiſch, ſtützte den Kopf in die Hände, und begann mit Klagetönen: „Wie iſt's denn möglich, lieber Herrgott, daß eine Creatur ſo verſteckt ſeyn kann! Sie iſt mit mir aufgewachſen, wir haben uns gedutzt, waren ein Herz und eine Seele, und da kommt auf einmal der Reichthum, und verrückt ihr den Kopf. Von dem Tag, wo ihre Eltern, die Affen, ihr die reiche Ausſteuer gezeigt, war kein Auskommen mehr mit ihr, und ich war die erſte, die ſie über die Achſel anſah, ich, ihre beſte Freundin. Warum? weil mein Vater ehrlich, aber arm geſtorben, während der ihrige, der Dieb, im Gold ſchier erſtickte.“

„Ihr Weiber ſeyd nun einmal ſo;“ ſchaltete Kunz ein: „die beſten Herzen von der Welt, aber böſe und verſchobene Köpfe, wenn nicht Alles Euch nach Willen geht. Der Reichthum hat ſchon vielen die Sinne verrückt; warum nicht auch der Kronenlieſe? Gab's einen Wunſch, den ſie nicht erfüllen konnte? ſie hatte nur zu winken, und Alles war ihr zu Gebot. Es muß doch eine ſchöne Sache um das Geld ſeyn, da Du Dich ſo bitter über unſern Geldmangel ärgerſt.“

— „Ei was!“ verſetzte Anne verdrießlich. Dann beſann ſie ſich eine gute Weile, fuhr mit falſchem Lächeln fort: „Alles iſt ihr nun doch nicht eingeſchlagen. Es gibt immer etwas, das den Himmel hält. Den kaiſerlichen Offizier hat ſie nicht bekommen; ich glaub', er war ein adelicher Herr. Der hätte ihr behagt mit ſeinem Wappen und ſeinem Schloß! Und wie ihr nun endlich Keiner gut genug geweſen, hat ſie den dicken Anſelm genommen, der ſie nach Bühl in ſein Kronenwirthshaus ſetzte. Wie lebt ſie aber mit dem Schmeerbauch, der kalt iſt und dumm wie ein Froſch? Mit den Kindern hat ſie auch kein Glück. Das erſte ſtarb, ehe es noch den erſten Schrei in die Welt gethan. Mit dem andern, deſſen ſie geneſen will, wird's auch nicht anders ſeyn. Das iſt Gottes Finger.“

„Pfui, das heißt wüſt und ruchlos reden;“ murrte der Schneider, der mit verdrießlicher Verwunderung ſeiner Hälfte zugehört hatte. Anna mochte ihre Zunge aber nicht bändigen, ſondern eiferte geläufig weiter: „Das ficht mich nicht an. Die Kronenlieſe vom Wirbel bis zum Abſatz ihrer rothen Corduanſchuhe iſt viel ruchloſer als mein bischen Geplauder. Wie hat ſie mich behandelt, da ich neulich drüben bei ihr war, und ihr das Bekenntniß unſerer höchſten Noth machte? Ach, das ging mir ohnehin ſchwer genug von Herzen, aber ich dachte, daß eine Jugendfreundin mich nicht ſtecken laſſen würde. Du hatteſt Recht, mir abzurathen. Ich hörte nicht, und mußte es dann haben, wie es kam. Geſcholten wie eine Betteldirne entlief ich dem Hauſe, und habe vor dem Strom meiner Thränen kaum mehr das blanke Dach des Steinbacher Kirchenthurms erkannt. Nein, es kann der Lieſe nicht wohlgehen auf Erden, und wenn ſie noch drei Tonnen Goldes im Keller vergraben hätte.“

„Wie Du keifſt, wie Du ſchwatzeſt!“ ermahnte der Schneider: „Warum gleich einen Menſchen verketzern, und böſe ſchelten? Es kommt allemal darauf an, wie mit den Leuten geredet wird. Ich höre immer, daß die Kronenlieſe vielen Dürftigen Almoſen austheilt, und — um nur ein Exempel anzuführen — iſt die alte Hedwig nur ein einzigesmal von Bühl zurückgekommen, ohne von der Lieſe beſchenkt zu ſeyn?“

— „Hm, das iſt ein ander Ding;“ ſagte Anne pfiffig und geheimnißvoll.

„Warum ein ander Ding?“

— „Sie fürchtet ſich, und ihrer Furcht kann man alles abſchwätzen.“

„Fürchten? wovor?“

— „Hm . . . ei . . . . die Hedwig . . . es heißt, ſie könne etwas . . . . .“

„Ei, welch ein Gewäſch! Können? was denn?“

Es klopfte an der Thüre. Anne fuhr zuſammen, und murmelte: „Alle gute Geiſter . . !“ — „Nur zu, in Gottsnamen!“ rief der Mann. — „Grüß' Gott!“ ſprach eine Frau, die in das Stüblein trat. Kaum fanden jedoch die Bewohner deſſelben ein ſchüchternes „Dank Gott“ zur Antwort; denn die Beſucherin war juſt die Perſon, von der ſie ſo viel geredet: die reiche Kronenlieſe von Bühl. —

Wie die Eiferſucht gewöhnlich, obſchon wider Willen, ihren Gegenſtand richtig zeichnet und ausmalt, ſo hatte diesmal Anna den Fleck recht getroffen. Die Kronenwirthin war eine wunderſchöne Frau zu nennen, wenn auch nur in dem Geſchmack der Leute vom Lande. Groß, von üppiger Fülle und ſtrotzend von Geſundheit, zog ſie allenthalben die Blicke und das Lob der Menge auf ſich. Ihre blauen Augen funkelten, weit geöffnet, unter der ſchneeweißen Stirne, die von einem ſchmalen aufgekämmten Wulſt der ſchönſten braunen Haare, worüber die feinen Spitzen der reichen Haube ſtarrten, gekrönt wurde. Der Mund etwas groß, aber mit blanken Zähnen verziert, wäre lockend genug geweſen, wenn er nicht beſtändig entweder von dem hoffärtigen Zuge in den Winkeln, oder von den Falten einer peinigenden Furcht und Unruhe entſtellt werden wäre. Das Kinn geſpalten, ein Zeichen des Eigenſinns, die Naſe bald aufgeblaſen von Dünkel, bald ſpitz von feiger Bänglichkeit. Die Hände ſehr weiß, ſehr voll, ſehr geſchont, und mit Ringen überladen; der Hals kurz und gebläht, aber ſeinen Schmuck, eine Schnur von gelblichen Perlen, durch ſeinen hellen Glanz beſchämend. Der Buſen von einem reichgeblümten Seidentuch verhüllt, der Leib in ein koſtbares Mieder mit ſilbernen Ketten und Spangen geſchnürt. Ein feiner Rock fiel tief auf die rothen Corduanſchuhe, deren Anna gedacht, hernieder, und die ganze Geſtalt umgab ein Mantel von glänzendem Tuch mit einer goldnen Schnur um den ſchmalen Kragen, ſo prächtig, wie ihn kaum die reichen Kaufmannsweiber von Straßburg zu tragen im Stande waren.

Die Kronenwirthin näherte ſich mit dem ſchweren, vornehmſchleppenden Schritt, den ihre wichtigthuende Eitelkeit ſchon vor langem angenommen, der ſich aber im jetzigen Augenblicke ſchöner Hoffnung noch bedeutender ausprägte, und hob herablaſſend freundlich an: „Laßt Euch nicht ſtören, Meiſter; mach' nicht viel Weſens, liebe Anna. Ich will euch nicht beſchwerlich fallen.“

— „Was iſt das? ſie duzt mich auf einmal wieder?“ fragte ſich Anna verſtohlen, als die Kronenwirthin rauſchend auf den Stuhl neben dem Tiſche niedergleitete, den die Schneiderin kaum verlaſſen.

„Wenn Ihr's erlaubt, Frau Anſelm, mache ich weiter fort; es drängt die Zeit.“ — So ſprach indeſſen der Meiſter. Die Anſelm ſchenkte ihm keine Aufmerkſamkeit, ſondern wendete ſich zu dem jungen Weibe, und ſtreckte gegen daſſelbe eine Hand aus, die der weichſten und weißeſten Bäckerin keine Schande gemacht haben würde. „Ich habe an Dir mein Unrecht gut zu machen;" lächelte ſie: „Wie lange iſts, daß Du drüben bei mir geweſen biſt?"

— „Ich weiß nicht mehr, will von dem ganzen Gang nichts mehr wiſſen; entgegnete Anna finſter: „Ihr wollt mich aufziehen und verſpotten, nachdem Ihr mich ſo übel tractirt habt."

Die ſo zart gezeichnete Ader auf Lieſens Stirne ſchwoll plötzlich an; die Backen pauſten leicht auf, die Mundwinkel klemmten ſich ſchärfer zuſammen: „Was glaubt Ihr von mir? hab' ich nicht geſagt, daß ich komme, um gut zu machen? Warum dutzt Ihr mich nicht, da ich doch Euch Du nenne? Iſt das nicht ein vermaledeiter Hochmuth von Leuten, die — — —"

Die Kronenwirthin unterbrach ſich erbleichend, machte eine Bewegung, als klopfe ſie an ihre Bruſt beim mea culpa, und ſagte, nachdem ſie die Lippen wie zu einer Gebetformel geſpitzt, mit ganz verändertem Tone: „Nicht doch, Anna. Es iſt nicht ſchön von Dir, einen Irrthum, den ich bereue, nicht zu verzeihen. Glaub' mir: ich hab ſo viel Verdruß und Herzeleid, daß ich dann und wann gar nicht zu mir ſelber komme. Man ſieht mir's auch an, nicht wahr, liebe Anna?"

Sie ſuchte mit den glänzend umherſchweifenden Augen einen Spiegel. Mit boshafter Demuth verſetzte Anne: „Wir haben kein ſo koſtbar und gebrechlich Ding im Hauſe, Lieſel. Mußt ſchon warten, bis Du heimkommſt." — Die, obwohl von ihr herausgeforderte Vertraulichkeit verdüſterte Lieſens Stirn. Anna errieth auch das, und ſetzte, ſie empfindlicher zu kränken, bei: „Doch haſt Du die Wahrheit geſagt; man ſieht

Dir's an. Jch finde Dich ſchmäler und weniger farbig als ſonſt.“

Der Schneider lächelte in ſeine Arbeit hinein. Der Kronenwirthin war's aber nicht ums Lachen zu thun. Bedenklich und furchtſam öffnete ſie horchend den Mund, und trocknete ſich dann mit der verkehrten Hand den ausbrechenden Schweiß von der Stirne. „Es heirathe nur Keine einen alten grämlichen, ſchläfrigen Mann!“ ſeufzte ſie, gleichſam unwillkührlich: „Da komme ich von meinem Bruder, dem Papierer, und habe wieder die ganze Litanei hören müſſen. Es iſt wahr; er hat mirs immer geſagt, hat mir immer abgerathen, und ich habe nicht darauf geachtet. Jetzt hab' ich einen Mann, der ſich um Alles nicht kümmert, als um's Geld, mir Alles überläßt, und wenn ich anfange, zu zanken und zu drohen . . . 's iſt juſt, als ob ich in jene Mauer hineinſpräche. Da ſteigt mir die Galle zwiefach, und . . . gerade nach einem ſolchen Tummel biſt Du neulich bei mir eingetreten, liebs Nannele, und ich hab' nicht gewußt, was ich ſage oder nicht ſage. Verzeihe mir alſo, und ſey nicht mehr böſe.“

„Wenn's ſo gemeint iſt, — meinetwegen;“ entgegnete Anna ziemlich freundlich, aber nicht verſöhnt. Die andre fuhr, gleichfalls mit einem innerlichen Rückhalt fort: „Nicht mehr böſe alſo? das laſſe ich mir gefallen. Haſt mir auch nichts Böſes gewünſcht? gelt lieb Schätzel, das thuſt Du nicht? biſt allzufromm und gottesfürchtig dazu?“ — Anne nickte ſtumm. — Ohne ihre Hand loszulaſſen ſetzte Lieſe fort: „Wenn nur vollends die Zeit herum wäre! Jch fürchte mich, daß mir etwas begegnen könnte. Mit meinem erſten Kinde ging mir's ſchlecht. Du weißt davon, nicht wahr?“ — Anne nickte wieder.

„Ja, da iſt etwas verſehen worden; ich laſſe mir's nicht nehmen. Der Junge iſt nicht auf natürliche Weiſe geſtorben, als er kaum da war. Iſt ein herzig Bübel geweſen. — Wie viel Kinder haſt denn Du, Nannele?“ — Anne zeigte auf die zwei älteren Knaben und die ganz junge Bärbel.

„Ein liebliches Kind, ein Engel von einem Mädel!“ pries die Kronenwirthin, über die Kleine gebeugt. „Gott behüt's!“ ſagte Anne darauf mit einem giftigen Seitenblick auf die Lieſe, und fügte leiſe hinzu: „Krieg' die böſe Angſt!“

„Warum ſchauſt Du mich ſo zornig an, Nannele?“ — „Ich will nicht, daß Du meine Kinder lobeſt.“ — „Nun, ich werd' ſie nicht beſchreien, ich hab kein böſes Auge, liebe Frau. Wenn nur jedermann Deine Kleinen ſo freundlich anſieht, iſts ſchon gut. Ich fürchte mich ſelber zu ſehr vor der Kinderverherung, und möchte beſchwören, daß mein Bübel an einer Teufelei hat zu Grunde gehen müſſen.“ —

„So?“ fragte Kunz, halb ungläubig: „Wer ſolls dem Kind gethan haben?“ — Worauf die Kronenlieſe: „Ach, mit der Schwiegermutter wars nicht richtig. Erinnert Ihr Euch noch ihrer roth eingebändelten Augen? Sie war dabei, als der arme Bub geboren wurde. — Na, ſie hat ihm bald folgen müſſen; aber meine Angſt iſt dießmal nicht geringer. Wir reiche Leute ſind von ſo Vielen gehaßt! An allen Ecken droht der Teufel und ſeine Brut. Wenn ich auch in die Kirchen gehe, und opfre, und Almoſen gebe, — wenn mich auch dieſes Halsband vor Bezauberung ſchützt, — die Perlen ſind gar zu gut dafür — wer ſteht mir aber für die Zukunft? Kann nicht unter einer Schwelle meines Hauſes ein Zauberhafen verſcharrt ſeyn, der meinem nächſtens erwarteten Kinde Verderbniß und Hinſterben bereitet? Ach, wohin ich ſchaue, iſt Gefahr, und wenn mir auch dieſes Kind geraubt wird, ſtürze ich mich in den Rhein!"

— „Ja, da iſt freilich nicht zu helfen!" beklagte Anna mit ſchadenfrohem Mitleid.

Eifrig und haſtig fiel die Kronenwirthin ein: „Doch doch, es iſt zu helfen, es iſt viel gegen des Böſen Spuck und Trug zu thun, wenn nur gute und fromme Leute ſich mit dem bedrohten Menſchenkind in Gebet und guten Werken zuſammenſtellen. Betet für mich, Schneider Kunz, bete für mich, Nannele, und ich will ja gerne alles verrichten, was in meiner Macht ſteht, euch zu leiſten. — Ich habe Bohnen und Mehl mitgebracht, Anna; Salz und ein tüchtiger Sack mit Rauchfleiſch iſt auch nicht vergeſſen worden. Laßt's euch ſchmecken, liebe Leute. Baar Geld lacht aber noch mehr. Da habt ihr, was ich aus meinem Sparhafen kratzen durfte, ohne daß mein fauler Anſelm etwas merken konnte. Verbrauchts für euch, oder gebt's Aermern, wie ihr wollt. Aber ſchließt mich in euer Gebet, und Du lieb Nannele, erhalt mir die Hedwig geneigt. Sie wird Dir ſchon ſagen, warum. Auf die Hedwig iſt all mein Hoffen gebaut, hörſt Du?"

Anne horchte ganz erſtaunt zu, und ſchob nicht den Beutel zurück, und wies nicht die Speiſevorräthe ab, die von ein paar Trägern indeſſen vor die Thüre geſetzt worden waren. — Der Meiſter runzelte jedoch die Stirn, und antwortete, nicht ohne Groll der frühern Härte der reichen Frau gedenkend, kurz und ſpitzig: „Ei, ei, das iſt zuviel der Gnade und der Geſchenke, liebe Frau Anſelm! der Himmel hat uns vor ſechs Wochen durchgeholfen, da die Noth viel größer war, als heute. Was ſollen wir mit Euern Gaben? Da hab ich Arbeit, Frau Kronenwirthin, und heute trägt ſie mir mein gutes Geld, die Arbeit.“

Die Anſelm tippte geringſchätzig mit dem Finger auf das Tuch, und ſagte lächelnd: „Was wird das Großes ſeyn, lieber Mann? Ein grober Kittel, wie von Stricken zuſammengewoben . . . ?“

— „Hm! wenn man nur ein Ding recht betracht't, gibt man beſſer darauf acht!“ witzelte Kunz ſeinerſeits: „auch dieſem Kittel fehlen ſeine Zierrathen nicht, und wird nicht alle Tage ein ſolcher gemacht.“

Der Meiſter faltete ihn auseinander. Er hatte die Geſtalt eines plumpen Mannshemds. Aber vorne auf den Bruſtflügeln prangten fünf große ſafrangelbe Kreuze. — Mit einem lauten „Zeter“ wich die reiche Frau zurück, und wehrte den Anblick von ſich: „Ein Ketzerkittel, ein Hexenſack, des Teufels Nothhemd!“ kreiſchte ſie: „fort damit! fort mit den Armeſünderlumpen!“

— „Die alte Schweikard wird morgen darinnen Kirchenbuße thun, dem Teufel und ſeinen Werken abſagen, und den Habit ſechs Wochen auf dem Leibe tragen;" bemerkte Kunz kaltblütig. Lieſe wollte ſich aber nicht begütigen laſſen, und ſchalt immer heftiger: „Auf den Scheiterhaufen mit der Unholdin! Warum ſoll ſie mit dem Leben davon kommen? Wer weiß, ob ſie nicht mein Büble verhext hat? Wer weiß, ob ihre Baſiliskenaugen nicht ſchon in den Mond geſehen haben, um meine und meines armen ungebornen Würmleins Augen zu verderben? — Ach, laßt mich fort! ich kann nicht mehr da bleiben. Mir wird übel vor dieſem Kittel; den Eckel, den Abſcheu überwinde ich nicht!"

Wirklich war alle Farbe von ihren brennenden Wangen gewichen. Sie taumelte hinaus, die unterſtützende Hand des Schneiders verweigernd, um nicht mit der von Hexerei beſchmutzten in Berührung zu kommen, und wankte erſchöpft dem Hauſe des Papierers zu, wo der Wagen ſtand, der ſie nach Bühl zurückbringen ſollte. —

„Siehe, wie ſie erlahmen, die Stolzen in Israel!" rief ihr Kunz nach, und kramte ſpöttiſchlächelnd ſeine Arbeit zuſammen, um ſie fortzutragen. „Fürchteſt auch Du, Nannele, mich zu umarmen, weil ich das Hexenhemd unterm Arm trage?" fragte er ſcherzend.

— „Ein gut Gewiſſen ſcheut ſich nicht vor dergleichen Dingen;" antwortete Anna ſehr zufrieden. Die Verwirrung und Demüthigung der eiteln Kronenlieſe that dem armen Weibe wohl, und der Schneider freute ſich des Sonnenſchimmers auf Anna's Wange, obſchon er den Beweggrund ihrer Heiterkeit nicht gut hieß, und etwas von deren Vergänglichkeit zu erzählen wußte. Er ging mit munterm Herzen aus. —

Vor ſeiner Thüre begegnete ihm die alte Hedwig; in dem Städtchen, um ihres ſchwermüthigen und verdrießlichen Ausſehens willen, gemeinhin „die Pröplerin“ genannt. Kunz wendete ſein Geſicht halb von dem Weibe weg, grüßte obenhin und befangen, und ſchritt weiter. „Brr!“ ſagte er vor ſich hin: „die Alte iſt mir heute widerwärtiger als je. Ein Glas Wein wird gut ſeyn, den Abſcheu hinwegzuſchwemmen, und verdient habe ich die Erquickung; das weiß mein Gott.“

Noch warf er einen beſorgten Blick auf ſein Haus, worein die Alte geſchlichen war, und wandelte ſodann nach der Pfarrei. —

Hedwig ihrerſeits war indeſſen in das dämmerige Stüblein des Schneiders getreten, wo Anna ſich beſchäftigte, die ärmliche Lampe anzuzünden. Nach einem vertraulichen und leiſen „Guten Abend“ hockte ſich Hedwig auf die gemauerte Ofenbank, und da die Kinder ſchliefen, und das Wollrad nur dann und wann nach langen Pauſen ſchnurrte, endlich ganz und gar verſtummend, erhob ſich zwiſchen den Weibern ein heimliches Geſpräch:

„Haſt Du nicht heute einen Beſuch gehabt?“ fragte die Alte.

— „Hm, die Kronenlieſe von Bühl ging juſt von hier;“ erwiederte die Junge.

„Was hat ſie gewollt, mein Schatz?“

— „Es muß wahr ſeyn, was die Leute munkeln: daß der jüngſte Tag mit dem Sylveſter dieſes 1599er Jahr's kommen werde; denn die Kronenlieſe hat ſich auf ſchöne Worte und auf's Schenken verlegt. So und ſo hat ſie uns behandelt und geſchmeichelt und gebeten. Endlich hat ſie mir an's Herz gelegt, ein gutes Wort für ſie bei Dir zu ſprechen."

„Hm, hm! hat ſie das?"

— „Sag' mir aber: was will ſie von Dir?"

„Zweierlei, mein Schatz. Einmal ſoll ich ihre Wärterin ſeyn, denn ſie traut plötzlich der Hebamme aus dem Thal nicht mehr; und ich denke, ſie hat in dieſem Stücke nicht Unrecht."

— „Warum, Mutter Hedwig?"

„Ei, die Seutterin ſteht gar zu gut mit dem Papierer, der gar zu gern für ſeine Kinder das Hab und Gut der Lieſe möchte. Er hat ſcheel zu ihrer Heirath geſehen, und hätte ſie mit Freuden in's Kloſter geſperrt, wenn ſie nicht ihren eignen Kopf gehabt hätte."

— „Nun? wie hängt das mit der Seutterin zuſammen?"

„Es iſt nicht gut, von ſolchen Dingen zu reden, aber die ganze Welt ſpricht, daß die Hebamme im Thal ein böſes zauberiſches Weib ſey, das mit dem Leben der neugebornen Kindlein dann und wann nicht ſäuberlich verfahre."

— „Alle gute Engel! Hätte ſie das erſte Kind der Kronenlieſe todt gehert?"

„Gehert? ich weiß nicht. Aber todt gemacht? vielleicht. Der da oben ſieht Alles, während wir Menſchen blinde Schafe ſind." — Hedwig ſagte dieſe Worte mit verſtecktem hinterhältigem Lächeln.

— „Du aber haſt dennoch ſcharfe Augen?" fragte Anna mit bedeutſamem Forſchblick.

Selbſtgefällig verſetzte Hedwig: „Das meint auch die Kronenlieſe; deshalb will ſie mich zur Wächterin ihrer Perſon und ihres Kindes — das zu erwarten — beſtellt wiſſen. Sie mag nicht die Kunſt der Seutterin entbehren, will jedoch nicht abermals unter ihrer Tücke leiden."

— „Ich fange an, zu verſtehen. Was iſt jedoch das Zweite, das ſie von Dir verlangt, die hoffärtige Anſelmin?"

„Man hat ihr geſagt, daß ein Heinzelmännchen ihr Glück und Heil bringen würde; und das will ſie von mir haben."

— „Was iſt das?"

Unwillig ſchüttelte die Alte ihr graues Haupt, brummend: „Ei, Du gelehrte Schreiberstochter! So viel haſt Du gelernt, und weißt nicht, was ein Erdmännlein oder ein Alräunichen iſt?"

— „Ei wohl; davon hab' ich gehört, und möchte wohl einmal ein ſolches Zaubermännel mit meinen Augen ſehen."

„Das kann Dir werden;" lächelte Hedwig: „Wenn Du Herz haſt, ſollſt Du mir heute Nacht eines ſuchen, und ausgraben helfen."

— „Wie? Heute Nacht? Warum nicht gar? Die Augen, die mein Kunz machen würde!"

„Dafür gibt's Mittel;" entgegnete Hedwig geheimnißvoll: „ich will Dir ein Sprüchlein lehren; das ſagſt Du über ein Beſenreis, und legſt daſſelbe in Dein Bett; ſo wird Dein Kunz ſchlafen und Dich im Hauſe wähnen, und nicht erwachen, als bis Du wiederkommſt."

Anna ſchüttelte ungläubig den Kopf. Prüfend fuhr die Andere fort: „Zudem iſt der Weg nicht weit; nur bis zum Galgen; denn unter dem Hochgerichte wachſen die Heinzelmännchen in der Erde. Der Todesſchweiß und die Thränen der unſchuldig zum Strang Verdammten machen ſie wachſen.“

— „O weh, mir wird eiskalt vor Schauder!“

„Höre nur zu, und ſey kein Kind. Das gibt ein Kraut mit breiten Blättern, wie der Wegerich, und ſo es reif geworden, wächſt aus der Mitte eine gelbe Blume hervor. Die Wurzel aber iſt das Alräunichen; ein Männlein bald, und bald ein Weiblein; die erſtern ſind die Geſuchteſten. Wem nun ein ſolches Galgenmännlein verrathen, und wer es zu beſitzen begehrt, der gehe hinaus nach Mitternacht, doch ſo, daß ihn der Sonnenaufgang nicht mehr auf dem Platze finde, beſchreibe drei Kreuze über dem Kraute, und umgrabe es dann bis auf die äußerlichſte Zaſer. Zuvor habe er jedoch die Ohren wohl verſtopft mit Pech oder Wachs und einen völlig ſchwarzen Hund zur Seite; denn der Hund muß für ihn das Leben laſſen.“

— „Ei, behüte uns in Gnaden! Ein völlig ſchwarzer Hund, ſagſt Du?“

„Weißt Du?“ — die Hedwig geberdete ſich immer lebhafter mit den Fingern und Händen: „Die Wurzel lebt bereits, als ein Alraun, und ſo man ſie aus ihrem heimathlichen Boden reißt, ſtößt ſie von ſich einen ganz erſchrecklichen Schrei, woran des Todes ſtirbt, wer ihn vernommen. Es wird daher das unvernünftige Thier billigerweiſe für ein Menſchenleben dahingegeben; ſo nämlich, daß ein Faden an das Kraut des Alraunichen befeſtigt, und dem Hals des Hundes umgeknüpft wird. Darauf lockſt Du aus der Ferne den Hund mit einem Brocken Fleiſch, und er zerrt im Dahinlaufen die koſtbare Wurzel aus der Erde. Deine tauben Ohren vernehmen in der Ferne nicht den Schrei, woran der Hund zur Stelle verdirbt, und Du magſt alsdann den Schatz heimtragen, der für ein wenig Geſchicklichkeit ſo viel Segen Dir verleiht. — Willſt Du kommen?"

Anna verneinte ſchnell mit den Zeichen abergläubiſcher Furcht. Hedwig ſagte hierauf geringſchätzig: „Haſt nicht einmal den Muth zu ſolchem unwichtigen Ding, und möchteſt doch gern vom Zaubern was verſtehen? Laß ab von den übernatürlichen Künſten, und wiege Deine Kinder, Nannele."

Da hob Anna gar trübſelig zu klagen an: „Iſts nicht gerade um der Kinder willen, daß ich gewünſcht habe, etwas von geheimer Wiſſenſchaft zu verſtehen? Aber die Furcht iſt uns Weibern einmal angeboren. Du wirſt auch nicht an Dein erſtes Zauberſtücklein gegangen ſeyn, wie etwa zum Tanze? Und endlich die Sorge für die arme Seele? Es iſt doch bitter, ſich dem Böſen zu eigen zu geben. Betrachte ich jedoch dieſe armen Würmer, und ihren noch ärmern blaſſen und abgemagerten Vater, der ſich ſchon hohläugig gearbeitet und geweint hat, daß der Tod ſelber nicht trauriger ausſchauen mag, — dann blutet mir das Herz, und ich möchte wohl meine Seligkeit an das irdiſche Wohlſeyn wagen."

Die alte Hedwig grinste ſpöttiſch, und verſetzte, da Anna Athem holte: „Sprich nur weiter, Kind. Ich höre Dir zu, und will Dir etwas ſagen, ſobald Du ausgeredet haben wirſt.“

Anna fuhr fort: „Wagen, hab' ich geſagt, und wenn Du mir auch um meines Unglaubens willen böſe würdeſt. Wer ſteht denn am Ende für das Gelingen des waglichen Bündniſſes mit Jenem? Wenn ich Dich vor mir habe, die klüger iſt als alle Weiber in der Stadt, und gefürchtet, mehr als unſer fürſtlicher Herr ſelber, was ſehe ich da? Deine Wiſſenſchaft hat Dir nicht eine Runzel erſpart, Dein Hausweſen iſt kümmerlich, wie vor zwanzig Jahren, Gebrechen auf Gebrechen folgen bei Dir, wie eine Sonne auf die andre. Wenn Du Segen über die Felder ſprichſt, ſo ſinds doch nicht Deine Felder, die gedeihen; wenn Du Gebreſten heilſt, was nützt es Dir, da Du keins der Deinigen abthun kannſt? Man ſagt, daß oft der Gottſeybeiuns blanke Thaler verſchenke, die ſich nachher in Plunder und Scherben verwandeln. Hätte er Dir ebenſo mitgeſpielt, da es Dein Glück galt?“

— „Ich hab' Dir ſchon oft eingeſchärft, daß ich mit dem Fürſten der Finſterniß nichts zu ſchaffen habe, Schwätzerin. Du könnteſt mich mit Deinem Salbadern in Kirchenbuße und Hexenhemd bringen. Es geht Alles bei mir mit dem Mächtigen dort oben zu, und wenn dann und wann der Böſe ſich darein miſchte, ſo ich jemand zu ſtrafen hätte, ſo dient er mir als Knecht, und iſt nicht mein Herr; verſtehſt Du? Die Leute ſchwören drauf: ich könne etwas. Nun, vielleicht iſt's wahr; aber der einzige Gewinn, ſo ich davon ziehe, iſt, daß die Menſchen das arme alte Weiblein ruhig ſeines Wegs ziehen laſſen, aus Furcht es möchte ihnen was anthun. Gibts ein elender Ding, als ein Mütterlein, das jeder Luftzug umwirft, das der kleinſte Lumpenbub mißhandeln kann? Eine alte Wittib ohne Kinder — o weh, welch ein Jammer! von den Weibern verachtet, von den Männern verlacht, vom Aermſten über die Achſel angeſehen, und doch noch ein Menſch, der geht und ſteht, und Hunger hat, und Luſt am Leben! Und ſelbſt dieſes nackte Leben, um alle Freuden der Kraft und Jugend beſtohlen, mißgönnen ſie uns, ſie, die wir auf unſern Armen getragen, die wir aufgeſäugt, die wir aus ſchmutzigen Ferkeln zu Menſchen gemacht haben! Ihre verwunderten Augen fragen uns jeden Morgen: „Biſt Du denn noch nicht todt? Wie lang willſt Du uns noch mit Deiner Häßlichkeit quälen? Vor dreißig Jahren haben wir Dich geküßt und geherzt, aber heute, was ſoll uns Dein Gerippe?“ Und was ſelbſt der Pfaffe zu uns ſpricht, heißt immer: „Bereite Dich, dein Stündlein iſt da!“ Noch hat keiner geſagt: „Lebe in Frieden, und recht lange noch, Du gutes altes verlaſſenes Weib!“

Hedwig konnte vor Schluchzen nicht weiter reden. Getröſtet von Anna, nahm ſie nach langem Weinen abermals das Wort: „O, ich hab' ſie geliebt, dieſe Menſchen, dieſe Felder, dieſe Hütten und Häuſer! ich hab' ſie geliebt wie meine Geſchwiſter, wie mein eignes Gut, wie meines Vaters Haus und Hof. Aber der Lohn ſolcher Treue? Ein Mann, der mir alles verwirthſchaftete vor ſeinem unſeligen Ende, eine Tochter, die ſchlecht wurde, und unſelig dahinſtarb, wie ihr Vater —

ein Sohn, der vor Jahren als Muſikant in die Welt ging, und nicht mit einem Gedanken ſeiner Mutter ſich erinnert hat! Vielleicht iſt er ſchon bei Vater und Schweſter, vielleicht aber auch ſchalmeit er zum Tanze, jetzo, da ſeine Mutter blutige Thränen um ihn vergießt, und alsdann, wann ſie auf der Bahre liegen wird. Der Gottvergeſſne hat mich geſchlagen, mit ſeiner Fauſt geſchlagen, hat zu allererſt mich, ſeine Mutter, eine Hexe genannt! Ich will ihn nicht mehr ſehen, nicht hier und nicht dort; denn was ſeinem wüſten Munde gegen mich entſchlüpfte, haben Alle nachgerufen. — Und da habe ich erſt gelernt, was nicht alle wiſſen, damit ſie mich fürchten, weil ſie mich doch nicht lieben können. Und Du, mein Nannele, die ſo herzhaft geweſen, mich nicht zu fliehen wie die Peſtilenz, Dir möcht ich ſo gern meine Wiſſenſchaft hinterlaſſen, welche ich immer zum Beſten meines Nächſten ausgeübt habe; nur ſelten zu deſſen Schaden.“

Seufzend entgegnete Anna: „Liebe Hedwig; wenn auch nicht eben ein Bund mit dem Böſen dazu gehört, um ſolche Kunſt und feine Wiſſenſchaft zu erlernen, ſo braucht man doch wenigſtens eine glückliche Hand dazu. Und die meinige . . ? Alles, was ich anrühre, will mißrathen. Da lob ich mir dagegen des alten Joſt Sybille; ſie hat Glück, wohin ſie nur den Finger legt. Wenn das Weib Morgens hinausgeht, ſein Büſchelchen Hanf zu brechen, ſo iſt Mittags das Hemd davon ſchon fertig, wie man ſagt.“

— „Die gute Sybille!“ ſpottete Hedwig: „wie lange noch und ſie werden die Frau als eine Zauberin verſchreien! Du biſt jedoch ſehr im Irrthum, Anna, wenn Du meinſt, daß eine unglückliche Hand nicht zu einer glücklichen zu machen ſey. Wem unter den Fingern Gold in Spreu verwandelt wird, der kann wiederum aus Spreu Gold machen, wenn er nur ſtets das Gegentheil von dem thut, was der Kluge beginnt, um ſein Glück zu erzielen. Sieh Deine Kinder, die armen Schäflein. So Du ſie hätſchelteſt und ſegneteſt und Dein Blut dahingäbſt, ſie glücklich zu machen, — glaub' mir — ſie würden's nicht. Stoße ſie aber hinaus, jage ſie, wie man ſpricht, in's Elend, und ſie werden gedeihen an zeitlichen Gütern, weil immer nur das geſchehen wird, was Du nicht begehrſt. Aber das iſt für Dich hebräiſch, mein geſcheidtes Töchterlein. Und von der Sybilla zu reden . . . . ich ſchwöre darauf, daß ſie ein Heinzelmännchen hat."

„Einen Alraun? wie der, den Du an die Kronenlieſe ſchenken willſt?" fragte Anna etwas mißgünſtig.

— „Schenken? Nein, mein Kind; nicht ſchenken. Verkaufen, für fünfzig ſchwere Gulden verkaufen . . . . den Gefallen will ich der eiteln Lieſe thun. Doch könnte ich Dir das Männlein vorher leihen auf ein paar Tage oder Wochen, und Dir's wieder ſchaffen, wenn ich finde, daß es ſchon zu lang im Kronenwirthshaus zu Bühl geweſen. He? aber freilich müßteſt Du mitgehen, um es zu holen."

„Wie gebraucht man einen ſolchen Zaubergeiſt?"

— „Das iſt kindleicht, Du Närrin mit dem ängſtlichen Geſichte. Du legſt das Männlein in eine ſaubere Schachtel, worinnen ein fein Stück Weißzeug wie ein Leilach ausgebreitet. Zuvor muß der Heinzelmann in ein hübſches Röcklein von rother oder blauer Seide geſteckt worden ſeyn. Am beſten wär' hiezu ein Stück von einem Meßgewande. Und endlich: ſo oft der Mond wechſelt, haſt Du den Alraun zu baden, und ſeine langen Haare fein zu kämmen. Das Waſſer nun, worinnen er gebadet worden, iſt gut zum Trinken und zum Waſchen, hilft gegen Fluß und Gliederſucht, ſtärkt das Herz, und macht munter zu allen Dingen. Die Leiden der Gebärerin, die Angſt des Todes und die ſchwarze Melancholey müſſen davor entweichen. Dabei hilft der Alraun, ſo er gut beſorgt und gepflegt wird, zum Gelde und zu Ehren. Nicht ſelten hat er Weisheit, Ruhm und Reichthum auf dem Haupte ſeines Beſitzers vereinigt.“

Anna's Augen flammten begehrlich. „Gib mir den Alraun, Hedle! Was ſoll der übermüthigen Kronenlieſe der Schatz? ihr, die Alles ſchon beſitzt in Hüll' und Fülle? Mir das Kleinod, mir die Hülfe in Kummer und Armuth! Hedle, kannſt Du mir's abſchlagen?“

Hedwig ſchüttelte den Kopf wichtig und bedenklich. „Ich hab's der Lieſe verſprochen, und muß mein Wort halten. Doch, wie ſchon geſagt worden . . . ich ſchaff' Dir das Erdmännel wieder, ſobald die Kindtaufe bei Anſelms vorüber. Aber . . . Du gehſt heute Nacht mit mir.“

Anna ſchüttelte ſich ein wenig, und murmelte: „Mein Mann, der Kunz! . . . die Kinder . . .!“

Hedwig rückte ungeduldig auf ihrer Bank hin und her. Mit zitternder Haſt ſuchten ihre Finger etwas vom Boden auf. Es war ein Strohhalm. — Mit beſonderer Feierlichkeit reichte ſie, nachdem ſie einige Worte über den Halm gemurmelt, denſelben der Anna zu, mit der Belehrung: „Dein Mann wird heute gewiß nicht ohne Wein im Kopfe nach Hauſe kommen. Da er ging, war ſein Herz fröhlich und voll guter Dinge. Ein Mann, ſo ſchwach und abgehärmt, wie der Kunz, ſchläft nach einem frohen Becher, wie ſonſt nur Kinder ſchlafen. Daher, ſobald die Mitternacht herangekommen, erhebe Dich von Deinem Lager; leg' an Deine Stelle dieſen Halm, und ſprich darüber die Worte:

„Oben 'naus, ſtoß' nirgends an,
Schlafe, wie ein Strohmann,
Kindlein ſollen ſich nicht regen,
Das iſt unſer Zauberſegen."

Mit wachſender Begierde prägte ſich Anna den Spruch ein. „Und dann, lieb' Hedle?"

„Dann wirſt Du Dein Haus fein verſchließen, und in's meinige kommen, wo ich Deiner harrend ſeyn will, mit Laterne, Schaufel und Hund. Binnen kurzer Friſt iſt Alles abgethan, und Du legſt Dich alsdann unbemerkt an die Stelle des Strohhalms, und kein Hahn kräht darnach. Dein wird aber ſeyn das Erdmännlein, binnen kurzem Dein ausſchließlich Eigenthum mit all ſeinem Heil und ſeiner Wunderthat. Nun, mein Schatz, wie iſts? Soll ich meine Thüre offen laſſen? Es iſt ſchon ſpät; die Nachtglocke läutet ſchon, und mein alter Kopf verlangt nach ein paar Stunden Schlafs, ſich auf das Werk vorzubereiten."

Schnell entſchloſſen reichte ihr Anna die Hand. „Nach 12 Uhr, gleich nach Mitternacht bin ich bei Dir." — Die Hedwig ſchlich davon. Sie hinkte, wie ein

Nebelſchatten farblos, die Gaſſe hinunter, während aus dem Sternwirthshauſe eine Rotte lockrer Vögel tumultuirend heimkehrte, gerade nur dem Gebote des Amtknechts weichend, der die Polizei der Schenken zu beſorgen hatte. Die Schreier waren ein greller Gegenſatz zu der ſtillen, innerlichen Freudigkeit, wovon beſeelt der arme Schneider Kunz ebenfalls aus dem Stern ſeinen Heimzug hielt. Seine Bruſt voll Gram und Furcht und Sorgen, war erwärmt von dem ſo ſelten genoſſenen Rebenblute, ſeine Augen blickten durch die finſtere Nacht auf den holperigen Gaſſen, ſinnig und vergnügt, in die Zukunft; er hatte wieder Hoffnung, der Geprüfte. „Ich will ſchlafen wie ein König;“ ſagte er vor ſich hin: „Die Arbeit hat mich müde gemacht, und nicht weniger der goldne ſauer verdiente Trunk. Wie ein König ſchlafen, einem heitern Morgenroth entgegen!“ —

Sein Weib küſſend, ſagte er ihm daſſelbe, und ſetzte hinzu: „Gib acht, Nannele: ich habe eine Ahnung. Es wird uns auf einmal wohl ergehen, und das Glück iſt vor der Thüre; denn heute Abend ſpannt mich ſchon unſer hungriges Daſeyn, wie ein neuer, ſchlecht gemachter Rock, und iſt es doch ſchon ein alt bequem Camiſol für uns geweſen. Der Henker hole aber die Bequemlichkeit zerriſſener Lumpen!“

— „Du haſt Recht, lieber Mann;“ ſagte dagegen Anna mit verſchmitzter Geſchicklichkeit: „mir iſt auch zu Muthe, als müſſe das Elend müde geworden ſeyn, uns weiter zu verfolgen. Die Kronenlieſe und ihre Geſchenke . . . . und wer weiß, was noch geſchieht?“

„Ja, ja, wer weiß? Aber, — was hat die alte Hedwig bei Dir gemacht?"

— „Hm, ſie hat mir Geſchichten erzählt." —

„So? Nichts weiter?"

— „Hm, ſie hat mir auch prophezeit."

„Prophezeiht? Sieh doch! Was ſagte die alte Unke?"

— „Hm, wir würden glücklich werden."

„Ei? Dann iſt's wahr, gewißlich wahr. Das Teufelsweib hat niemals unwahre Dinge vorausgeſagt, wie die Leute behaupten. Beſſer iſt's immer, wenn ihre Zunge uns Gutes verkündet, als das Gegentheil. Erzürne ſie nur nicht, liebes Weib. Dem Teufel ein Licht anzünden, heißt es im Sprichwort. Der jüngſte Tag iſt vor der Thüre; es iſt gut, oben und unten Freunde zu haben. Die alten Weiber . . . es iſt wohl möglich, was man von ihnen munkelt. Das Aug' eines alten Weibes iſt das Zauberauge einer liſtigen Schlange. Na, die Schweikardin, die Morgen Kirchenbuße thut, iſt ein Exempel . . . . ich bin neugierig, was einſt für ihre Richter beſcheert ſeyn, und ob ſie ihnen nicht zum ſchuldigen Dank für das wüſte Hexenhemd nach ihrer Weiſe einen gelben Kittel anhängen werde*). Das Verbrennen wäre freilich kürzer und gewiſſer, denn die Verbrannten kommen nicht mehr wieder, aber unſer allergnädigſter Markgraf hat geſchworen, Keine brennen zu laſſen, und den Schwur hat er gehalten, troß allen

---

*) „Einen gelben Kittel anhängen" — einen durch Zauberei ſchädigen.

Einredens. Wie's aber dereinſt der Nachfogler zu halten gedenkt . . .? gute Nacht.“

Die ſchläfrige Zunge des Schneiders lallte träumeriſch, und verſtummte. Mit dem Vater um die Wette ſchliefen die Kleinen. Sie trieben's wie eine Arbeit, die zur beſtimmten Friſt abgethan ſeyn muß. Für alle, wie eine aufmerkſame Hüterin, wachte die Mutter, und zählte, die Ohren offen , wie die Augen , Viertelſtunde auf Viertelſtunde von des Thurms Glockenſtreichen ab. Als Mitternacht herankam, enthuſchte ſie leiſe ihrem Bette , und öffnete verſtohlen den Fenſterladen. Die Nacht war hell und ſtill, beruhigend für die Aengſtliche, die vor dem gräulichen Sturmwinde ſich gefürchtet hatte, der, nach des gemeinen Mannes Sage , beſtändig die grauen Pfeiler des Hochgerichts umbrauſen ſoll. Die Heiterkeit des Himmels beſchwichtigte Anna's Bangigkeit vor teufliſchen Erſcheinungen und Geſpenſtergeſtalten, die, fabelhaft anzuſchauen, um die Gebeine der Gehenkten tanzen, wie es heißt, ſobald die Nacht dunkel und ſchauerlich geworden.

Zwölf Uhr endlich! Der künſtliche Hahn der Uhr, der ſogenannte Petersgockel, ſchrie dreimal laut auf, und auf dem Thurm traten hervor der Zinkeniſt und ſein Geſelle, und blieſen ein ernſthaftes Lied. Unter dieſen Klängen ſprach Anna mit klopfendem Herzen den Hexenſegen über den Strohhalm und verließ den Gatten, und die Kinder. — Ein Mann begegnete ihr , ſchwarz, groß, mit hinkendem Fuße. Sie gedachte der Sage vom Buhlteufel, und glaubte ſchon, an einem Beine des Wandrers den bräunlichen Pferdehuf zu entdecken , oder den leeren baumelnden Strumpf. — Doch ſchwand die Täuſchung. Der Papierer war's, der ſo ſpät von Bühl zurückkam, wohin er ſeine Schweſter begleitet hatte. — Endlich war Hedwigs Hütte erreicht. Das niedrige Pförtlein klaffte. Ein matter Lampenſchimmer ſtahl ſich aus der Kammer in die Küche, die Anna zu durchſchreiten hatte. Mit dem Rücken gegen die Thür gedreht, ſtand die alte Hedwig, und betrachtete eine offene Schachtel in ihren Händen. Sie ſtellte ſich, als würde ſie die Beſucherin gar nicht gewahr. Nur auf die ſchüchterne Anrede der Letztern wendete ſie erſtaunt das Haupt.

— „Wie Du mich überraſcheſt! Ich hoffte nicht auf Dein Erſcheinen. Und es iſt wahrlich nicht mehr nöthig, Du armes Weiblein. Denn ſieh: da iſt ſchon der Heinzelmann. Er hat mir ihn ſelbſt gebracht. Er hat heute ſeinen artigen Tag; wenn er will, kann er höflich ſeyn, wie der beſte Cavalier.“

Die Augen der Alten, indem ſie alſo redete, flimmerten von ganz beſonderem Glanz und Lichte. Darinnen lag eine Spaßhaftigkeit, die wehe that, und eine Wildheit, dem Taumel eines Wüſtlings nicht unähnlich. — Anna, ihre Blicke von denen Hedwigs nach der Mandragora wendend, die wie eine Greiſenpuppe mit langem Haupthaar und verhüllendem Barte in der Schachtel lag, fragte langſam: „Wer hat Dir den Zaubergeiſt gebracht? Von wem ſprichſt Du?“ —

Vorerſt antwortete Hedwig nur mit einem ſtumpfen, faſt blödſinnigen Grinſen; nach einer Weile ſagte ſie jedoch mit einer ſcherzhaften Verneigung, die noch etwas Jugendliches hatte: „Gehorſamſte Magd; das verrathe ich Dir nicht ſo bald. Aber — wenn's Dir gefällig wäre, ſo ließen wir den Alraun vor der Hand noch ſchlafen, und plauderten eins, weil Du doch einmal gekommen biſt, mir Geſellſchaft zu leiſten."

— „Wo denkſt Du hin? Da ich hier überflüſſig bin, will ich ſtracks nach Hauſe."

„Beileibe. Nicht eher doch, als bis Du von meinem Schlaftrunk verſucht haſt, Anna?" Hedwig verſchloß die Schachtel, ſtellte ſie zur Seite, und nahm aus dem Schrank eine Flaſche, der ſie ſchon ſelber zugeſprochen hatte. — Anna weigerte ſich: „Ich nippe nicht von einem Trank, den ich nicht kenne."

„Puh! ſo redet jede Bauernmagd, wenn man ihr auch Marzipan vorſetzte. Kannſt Du glauben, daß ich Dir Böſes anthun will? ich, die Dich liebt, wie eine Mutter ihr Kind liebt? Du machſt mich böſe, Nannele, wenn Du mir's abſchlägſt, und wenn Du's mit mir verdorben hätteſt, ſo hätteſt Du den Heinzelmann geſehen für alle Ewigkeit, und all Dein Glück fiele in den Brunnen." —

— „Nun ſo gib, in Gottesnamen!" — Indem Hedwig der Freundin zutrank, ſagte ſie: „Warum den Namen des Höchſten zu jeder Friſt im Munde führen? Schäme Dich, beſſre Dich. Trinke; einmal, zweimal, . . . alle gute Dinge ſind dreie."

Das Getränk ſchmeckte nicht gut, aber feurig, und Anna hatte es kaum genoſſen, als ſie ſchon ein Wohlbefinden verſpürte, wie es zufolge ihrer kümmerlichen Lebensweiſe ſchon lange nicht mehr bei ihr eingekehrt war. Eine behagliche Mattigkeit beſchlich ſie zur gleichen Zeit. Nach einigen, laß und träge gewechſelten Worten erhob ſie ſich von ihrem Schemel, und ſagte gähnend: „Iſt mir doch, als hätte ich wenigſtens bis Baden zu laufen, und unſer Haus iſt doch kaum vierzig Schritte von hier; ſo müde und faul komme ich mir vor, wie mit bleiernen Gliedern, und dennoch iſt mir wieder ſo wohl, daß ich fliegen möchte.“

„Fliegen?“ wiederholte Hedwig lachend: „Soll ich Dir das Hexenpferd ſatteln, den Beſenſtiel? Oder verlangſt Du nach einem ſtattlichen Bock, mein Kind? Befiehl, und alſogleich wird er mit ſeinen Hörnern an's Fenſter pöppeln.“

Verwundert ſchaute des Schneiders Ehefrau die leichtfertige Greiſin an. „Du ſpaßeſt;“ verſetzte ſie halb ungläubig, halb ängſtlich. — Hedwig verzog ihre Larve immer mehr zum Spott. Was bei ihr zu dieſer Stunde Ernſt, was Scherz ſeyn ſollte, war nicht zu ergründen. Sie fuhr im obigen Tone fort: „Du arme Schreiberstochter, Du armes Schneiderweib! Du haſt vergeſſen ganz und gar, wie die Roſen blühen, und die Fröhlichkeit ausſieht. Du haſt die Schwindſucht geheirathet, und Tanz und Schmaus beim Wollrade und am Hungertuche vergeſſen. Was bleibt Dir von Deinem Eheſtand? Ein paar ſchmutzige, geſpenſterartige Kinder. Das iſt alles, unglückliches Weib; für die Ewigkeit leiblichen Elends Alles, mein gutes Kind. Warum willſt Du eine verſtohlne Stunde der Freude verſchmähen? eine auf tauſend Unglücksſtunden gerechnet? Komm, Du wirſt blöde im Haupt; ich will Dich ſalben, daß Dein Gehirn wacker werde, und wir gehen alsdann zuſammen an einen Ort, wo Luſt und Spiel und Schwank und Reigen wechſeln, bis der Morgenſchein die Berge und den Rheinſtrom vergoldet.“ —

Bei den letzten Worten ſtand Hedwig ſchon mit einem Salbentöpfchen vor ihrer Freundin, die ſich nur ſchwach ſträubte gegen die zudringliche Hand, welche ihre Schläfe rieb. „Schmecke, ſchmecke*) nur mit Deinem feinen Näslein, Anna. Iſts nicht ein Geruch, wie lauter Veilchen?“ — „Wie lauter Veilchen;“ antwortete Anna ſchlaftrunken. Die Alte beſtrich ihre eigne Stirn mit der geheimnißvollen Salbe, und murmelte dabei in Anna's Ohr:

„Oben aus, ſtoß nirgends an!
Fahr' auf und davon!“

„Fahr' auf und davon!“ wiederholte Anna, wie oben, und faßte nach ihrer Stirne, die plötzlich kühl wurde, wie von Sturmwolken im Fluge gefächelt. In ihrem Haupte ſchwanden die Sinne, und neben ihr, ihren Leib umfaſſend, ſanken Hedwigs morſche Glieder ebenfalls dahin, vom Schlummer gelähmt. — —

Wenn es ein Zauber war, ſo wirkte er kräftiger, als der Strohhalm im Bette des armen Kunz. Der Mann wachte plötzlich auf, beängſtigt von trockner Hitze in der Kehle, von Schmerzen in der Bruſt. „Waſſer!“ ſeufzte er lechzend. Die befreundete Stimme der Gattin antwortete nicht. In fieberhafter Hitze ſein Lager meidend, zündete er die Lampe an. Nirgends eine Spur von Anna. Wie ein Irrwiſch flog Kunz mit der flackernden Leuchte durch jeden Winkel der kleinen Hütte. Von Anna keine Spur. Da prallte er zurück vor der offnen halb zugelehnten Hausthüre. Sein Unglück ſchien ihm gewiß. „Die Heuchlerin hat mich betrogen. Ein Buhle hat ſie bethört. Ich Aermſter! in meinem Elend ſolche Schmach!“

---

*) „Schmecken“ Provinzialism für riechen.

Trotz des Fiebers, das ihn ſchüttelte, und trotz ſeiner Schmerzen wollte er auf die Gaſſe laufen, Zeter ſchreien, mit Wuth und Grimm ſein Weib zurückfordern von dem unbekannten Böſewicht, der es ihm entfremdet. — Die Klagſtimmen der Kleinen, die ſein Toben aus dem Schlummer geſchreckt, feſſelten ihn an's Haus. Ungeſchickt und täppiſch, einer Amme nachäffend, verſuchte er, die Kinder wieder einzuwiegen; aber kaum war ihm die Kunſt bei einem derſelben gelungen, ſo wurde das Andere unruhig, und der Arbeit kein Ende. Während dieſer Plage fiel ihm ein, daß Anna wohl von hinnen gegangen ſeyn möchte, um ſich das Leben zu nehmen; unfähig, ihr Loos ferner zu ertragen. — — Dieſer Gedanke entwaffnete ſeinen Zorn, und ſtimmte ihn zu finſtrer Wehmuth herab. — „Sie hat mich geſtern mit ſchönen Worten geſpeiſt, die Unſelige!“ ſeufzte er: „ſie redete von Glück und Hoffnung, und der Rhein ſchaukelt vielleicht jetzo ihre Leiche, und die ihres Kindes!“ — Wild fuhr er empor: „Ihres Kindes! die Elende! hätte ſie an unſer Kind die Hand gelegt?“

Der Frühſtrahl übergoß mit grellem Lichte Kunzens verzerrte Züge. Da ſchwankte auf vorſichtigen Füßen, aber blaß, entſtellt, kaum zu kennen, Anna's Geſtalt in die Stube. Ein Schrei des Staunens und des Jubels riß ſich aus der Bruſt des Gatten los. „Du lebſt? Gott ſey Dank!“ flüſterte er dann, ſie in ſeine Arme ſchließend und einen Strom von Thränen an ihrem Buſen weinend. —

Sie erzitterte vor dieſem Weinen, und nur zu bald kam der Augenblick, da ſeine Zähren trockneten unter der ungeduldigen Frage: „Wo biſt Du geweſen, Nannele, wo? ſage, mein Herz, woher kömmſt Du jetzo?“ Da war's an ihr, in Weinen auszubrechen, und ſie drängte den Gatten von ſich, und ſeufzte halb vernehmlich: „O, laß mich, denn ich habe keinen Theil mehr an Dir. Ich bin verloren, ewiglich. Ich war in dieſer Nacht bei'm Hexentanz zu Ottersweyer.“

Kunz ſchauderte. Zurücktretend forſchten ſeine Augen in Anna's Geſichtszügen nach einer Spur von Wahnſinn. Die Arme war jedoch nicht toll, aber noch befangen von den Fabeln ihres zauberhaften Schlummers. Schluchzend auf die Kniee ſinkend, rief ſie: „Verloren auf ewig! Ich habe dem ſchwarzen Bock einen Eid geſchworen und der alte Kaplan zu Ottersweyer hat mich mit ihm zuſammengegeben. Er hatte ein grünes Meßgewand an, und hat mir einen Heinzelmann geſchenkt. O, mein Kopf, wie ſchwer vom Schmaus, o meine Füße, wie müde vom Tanz auf dem Waſen unter'm Hexenbaum!“

— „O, ſo falle ein, Du blauer Himmel! Brenne die Erde hinweg, Du rother Sonnenſchein!“ ſtammelte Kunz, und ſtürzte auf ſein Lager, um keine Silbe mehr zu reden. Das Ungeheure hatte ihn überwältigt, die Fäden ſeines Lebens zerriſſen. Er verſuchte, die Hände wie zum Gebet zu erheben; — ſie waren gelähmt. Der Athem ſuchte keuchend den Ausweg aus ſeiner zermalmten Bruſt. Nur ſeine Augen lebten noch, um bald wild die verzweifelnde Gattin zu durchbohren, und bald mitleidig auf ihr zu haften, wie auf einer der ewigen Verdammniß Verfallenen. —

Von Hülfe war keine Rede. Anna, von dieſem neuen Schreckniß bedrängt, hatte nichts zu geben, als ihren Jammer. Für die Armuth war kein Arzt zur Hand, und kein freundlicher Nachbar betrat das Haus des Elends. — Hedwig war das einzige Weſen, das ſich bei dem Sterbenden einfand. „Hülfe!“ verlangten Anna's vertrocknete Lippen. Die weiſe Frau zuckte die Achſeln. Mit Abſcheu wendete ſich von ihr der Kranke. —

Und da es mit ihm zum Sterben ging, ſchrie Anna auf: „Er ſtirbt um meinetwillen! So will ich denn hingehen, und mich den Gerichten ausliefern. Sie ſollen mich verbrennen, wenn ich nur meine Seele rette, und den armen Kunz im Himmel wieder ſehe!“

— „Und Deine Kinder?“ fragte Hedwig mit grellem Vorwurf, auf die Kleinen zeigend. — Die Mutter ſchwieg entſetzt. — „Um eines wüſten Traums willen magſt Du daran denken, die Unſchuldigen zu verderben?“ ſprach die Mahnerin hart weiter: „Nein, Du biſt nicht ſo weit, von dem Baum der Erkenntniß zu eſſen, da ein Blendwerk Dir für Wahrheit gilt; ein Blendwerk Deiner Sinne, Deiner Furcht und Deines Aberglaubens. Auch ich habe von dem Wunderſaft genoſſen, aber ich träumte von Engeln, während Du mit dem Teufel und ſeiner Sippſchaft verkehrteſt. — Nimm Dich jetzo zuſammen: dieſer hier iſt verloren, aber Deine Kinder laſten auf Deiner Seele, hörſt Du? und nicht weniger Deiner getreuen Freundin Wohlfahrt. Ein unbeſonnen Wort von Dir, und wir ſtehen beide im Hexenſack an der Kirchthüre, den Staupenſchlag erwartend, wie ihn heute die Schweikardin empfing. Schweige daher, und hoffe. Du biſt noch jung, Du haſt noch Hoffnung.“

Der letzte Kampf des armen Schneiders, begonnen im Frühroth, endigte im Abendſchein. Noch einmal drehte Kunz mit Mühe den Kopf gegen ſein Weib; ſein Mund verſuchte mit der äußerſten Anſtrengung ein Wort von ſich zu geben . . . umſonſt. Er ſchied von der Welt, der Arme, und Anna wußte nicht, ob ſein letzter Blick Vergebung oder Fluch bedeutet hatte. —

Nachdem Alles vorüber, verkehrte ſich des Weibes lauter Schmerz in finſtres Schweigen. Sie hatte jedes Lächeln abgeſchworen, und erwartete hinbrütend den Tag, da ſie einem ſchuldloſen Geſchöpf, einem bereits vaterloſen Kinde, das Leben geben würde in der Behauſung des Todes.

—

Der Abſtand von Anna's Wohnung in Steinbach, wo ſelbſt die fleißigſte Armuth kaum ſich der Spinneweben und Tauſendfüße erwehren mochte, zu dem ſtattlichen Wirthshaus des Anſelm in Bühl, wo der Reichthum ſeine Paniere prahlend aufgeſteckt hatte, war unermeßlich. — Vom Schilde an, das eine große goldne Kaiſerkrone vorſtellte, längs den ſauberangeſtrichnen Mauern und blanken Fenſterſcheiben hinauf, bis zu den in mannichfaltigen Farben glaſirten Ziegeln des Dachs, war das Haus der Lieſe nichts als Glanz und Schimmer des Wohlſtands. — Das Erdgeſchoß voll von fröhlichem Gelächter und dem Papagayengeſchwätz reicher und luſtiger Trinkgäſte; Anna's Kammer dagegen eine feuchte dumpfige Einſamkeit. Der obere Stock des Kronenwirthshauſes eine ungeheure, aus mehreren Gemächern beſtehende, bequem hergerichtete Wochenſtube, worinnen alles zu finden, das nothwendig und auch gerade nicht nothwendig war; — dagegen über Anna's dürftigem Lager das wurmſtichige Getäfel der Holzdecke, — wie der Deckel eines großen ſtaubigen Sargs, — und jenſeits dieſes baufälligen Gebälks kein Troſt, kein Beiſtand der Menſchen; aber das Auge Gottes. —

Es ſchwebten Engel über der bittern Stunde der beiden Wöchnerinnen: der Lieſe längſt dahingegangenes Kind, und die beiden vor kurzen Tagen geſtorbnen Knaben des Schneiders Kunz, die ihrem Vater plötzlich nachgefolgt waren, wie das trauernde Blatt das Schickſal des geknickten Zweiges theilt. — Anna hatte um die Söhne keine Thräne vergoſſen, aber vertrauensvoll blickte ſie ihnen in den Himmel nach. Sie waren beſſer dort aufgehoben, als auf der ſchmutzigen Erde; das begriff Anna, und weinte nicht.

Die Kronenlieſe jammerte und klagte; aber nicht dem zum Himmel gewanderten Kindlein galt die Klage, ſondern der Furcht vor der nächſten Zukunft. Die reiche Frau, zu deren Beiſtand zwanzig Hände ſich ausſtreckten bei'm geringſten Wink, vermißte ſchmerzlich im äußerſten Augenblicke die Gegenwart der Wehmutter aus dem

Thale, die ſich entfernt hatte, wähnend, immer noch zeitig genug zurück zu ſeyn. — Anna war ganz allein; denn die Perſon, die ſich bei ihr eingefunden, eine ehemalige Laienſchweſter eines Nonnenkloſters, that ihre Verrichtung, wie ſo oft Verrichtungen um Gotteswillen gethan werden: ſtumm, lieblos, verdrießlich, und glich, eher als einem Menſchen von Fleiſch und Blut, einer der künſtlichen Maſchinenfiguren, die, ungefähr ein fünfzig Jahre vorher, der berühmte Künſtler und Mathematicus Turriano zur Verwunderung der ganzen Welt erfunden und verfertigt hatte. — —

— „Die Seutterin, die Gertraud .... wo bleibt ſie?“ ächzte einmal über's andremal die Kronenlieſe in die Ohren der Hedwig, die gekommen war, ihren Wärterdienſt anzutreten, obgleich ihr Sinn und Herz zu Steinbach bei Anna war, während ihr Leib zu Bühl handthierte.

„Laßt Euch nicht anfechten, daß die Gertraud nicht kömmt;“ tröſtete Hedwig: „wohl iſt's beſſer, ſie bliebe fern. Ich will Euch zeigen, daß ich auch etwas verſtehe, und Euer Kind wird leben .... hört Ihr? ... leben wird es, während das erſte in der Amme Händen ſtarb.“

— „Gott ſey Dank; verlaßt mich nicht, Hedwig, mein einziger Troſt!“ — „Nein; nimmermehr.“ — „Brennt das geweihte Licht? ſteckt das Erdmännlein unter'm Kopfkiſſen? holt mir doch das ſeidne Käpplein von Einſiedeln! wenn ich nur eins von den fürtrefflichen Nothhemden bekäme, die Alles gelingen machen! Stehen die Kreuze am Thürbalken und auf der Schwelle, daß der Zauber fern bleibe? — ein Stück von einem Niklasbrödchen . . .! wenn mir das nur früher eingefallen wäre . . .! Hedle, verlaß mich nicht!“

Alſo kämpfte die Kronenwirthin mit Angſt und Aberglauben, mit Zuverſicht und Hexenfurcht. — Anſelm, der fetteſte Bürger von Bühl, ſaß hinwieder ſehr geruhig in ſeinem mächtigen Seſſel, und thronte als Beherrſcher ſeiner Trinkſtube. Einige Verwandte umſtanden ihn feierlich, und unterredeten ſich halblaut über das, was die nächſte Stunde bringen würde. Ein paar luſtige Kumpane unter den Gäſten, ließen bereits den zu erwartenden Stammes- und Standeserben hoch leben, ſchlau berechnend, daß die Freigebigkeit des geſchmeichelten Vaters einen großen Beitrag zu dem Gelage geben würde. — Aber Anſelm war weit entfernt, an ſolche Verſchwendung zu denken, und berechnete für ſich im Stillen, was ihn leider die Taufe koſten würde, und wie im verfloſſenen Jahre der Wein leider nicht zum Beſten gerathen ſey, und wie auch für laufendes Jahr die Hoffnung eines trefflichen Herbſtes keineswegs begründet ſich herausſtelle.

Aus dieſen nachdenklichen Betrachtungen weckte den Kronenwirth ein freudiges Gemurmel ſeiner Geſippten, und ein verdoppeltes Vivat der Trinker. Er hob den Kopf, und vor ihn trat Hedwig mit einem Kinde auf dem Arm, und reichte es ihm. — „Ein Sohn iſt's, Herr Anſelm, und lebendig, wie ein Fiſch im Waſſer. Ich empfehle mich Euerm gütigen Andenken.“

Der Anblick des Erben riß ein blankes Guldenſtück vom Herzen des erfreuten Vaters. Anſelm that noch mehr; er ſtand auf, bemühte ſich ſelbſt mit dem Knaben, und vergeudete, ihn auf dem Arm haltend, eine Thräne oder zwei. — „Ein Sohn, ein Prinz, ein Stammhalter!“ brüllten die Zecher dem Papierer von Steinbach entgegen, der juſt geſchäftig eintrat, und verblüfft an der Thüre wurzelte, da er vernahm, was er nicht erwartete. — Während deſſen war durchs Hinterhaus die Seutterin zu der Kronenwirthin geeilt, und derſelbe Freudenruf, „ein Sohn, ein geſunder Sohn!“ bewillkommte höchſt unluſtig die Wehmutter, die, im Verdruß ihre Klugheit hintanſetzend, wild und rauh herausfuhr: „Wo iſt das Kind, wer hat den Buben weggenommen?“ und da ihr geantwortet wurde: „die Hedwig von Steinbach;“ und dieſe wirklich, gleichwie triumphirend der Seutterin unter die Augen trat, knirſchte die Amme mit den Zähnen, und brummte in ſich hinein: „O die vermaledeite Hexe! Wo ſie die Hände im Spiel hat, bringt ſie Unglück, und alle meine Vorſätze werden zu Waſſer!“ —

Seit Hedwigs Erſcheinen in der Krone hatten ſich die beiden Weiber mit feindſeligen Blicken gemeſſen. Die Seutterin, um vieles jünger, als Hedwig, fürchtete ſich vor den Erfahrungen und der durchdringenden Menſchenkenntniß der ältern Frau, und duldete nur mit Widerſtreben das Gewicht ihrer Nähe. Hedwig, um ihrem Dienſte getreu zu ſeyn, und der gehaßten Nebenbuhlerin in verborgnen Künſten, wo möglich, einen ſchweren Streich zu verſetzen, ſtrengte ihre Falkenaugen doppelt an, und bediente ſich geſchickt des Einfluſſes, den ſie auf der Kronenlieſe leichtgläubiges Gemüth gewonnen hatte. Denn, wie ſehr auch, ſo oft Hedwig den Rücken kehrte, die Hebamme aus dem Thal ſich des Ohrs der ſchwachen reichen Frau bemächtigte, ihre Feindin zu verläumden und zu verketzern, — immer neigte ſich die Schale alſobald auf Hedwigs Seite. —

Indeſſen war das Kind geſund und friſch. „Ich will es hüten, wie mein Auge;“ hatte Hedwig ſich ſelber verſprochen. Nun kam jedoch der Tauftag heran, und dieſen Tag wollte die Steinbacherin benutzen, ihr Hausweſen nachzuſehen, und Anna zu beſuchen, von der ſie ſeit einer Woche nichts gehört und vernommen. War doch gerade am Tauffeſte ihre Gegenwart am leichteſten zu entbehren, da die Wöchnerin ſammt dem Kinde ſchier über den ganzen Tag unter den Augen der Verwandten und Freunde ſich befand, und Gertraud nicht lange mit dem Säugling allein ſeyn konnte, um demſelben, mit dem Volke zu reden, etwas anzuthun.

Mit ſchwerem Herzen ertheilte die Kronenwirthin ihrer weiſen Wärterin die Erlaubniß ſich zu entfernen; mit ahnendem Herzen wanderte Hedwig gen Steinbach, um Anna zu umarmen. Die Ahnung hatte die Freundin nicht betrogen. Auch Anna war Mutter geworden, und reichte mit kummervoller Freude ihr Söhnlein dem einzigen Weſen dar, das ſich ihres Elends annahm. — „Die Kinder der Wehmuth bleiben am Leben;“ ſeufzte Kunzens Wittib: „ich hoffte, der liebe Gott würde dieſes zu ſich nehmen; aber es iſt oben anders beſchloſſen geweſen. Der Knabe lebt, ſich und mir zum Unglück. Was werde ich Bettlerin mit ihm und der Bärbel anfangen, da ich Verwaiste kaum mehr für mich ſelbſt das Brod der Thränen haben werde?“ —

Dieſe ſo natürliche Frage erſchütterte Hedwigs Seele. Sie theilte mit Anna, was ihr der Kronenlieſe Freigebigkeit beſcheert hatte, und verſprach, über das Schickſal der Mutter und der Kinder nachzudenken. — In ihre Hütte verſchloſſen, zermarterte ſie auch wirklich ihr Gehirn, und über ſolchem Sinnen kam der Abend heran, und die Zeit, nach Bühl zurückzuwandern. — Die Alte machte ſich eben dazu fertig, und griff nach ihrem Stocke, als an dem Fenſter, das nach der Wieſe hinter dem Häuschen die Ausſicht hatte, eine derbe Fauſt gebieteriſch anklopfte.

Hedwig ſtutzte; es überlief ſie kalt. „Das iſt er;“ ſagte ſie vor ſich hin: „was führt ihn ſo ſchnell wieder zu mir? O gewiß nichts Gutes!“ — Dennoch eilte ſie, das Fenſter aufzuthun, ehe der Fremde genöthigt war, zum zweitenmale zu pochen. —

Ein langer ſchwarzer Mann ſchaute zum Fenſter herein. Ein breiter Krempenhut beſchattete noch mehr als die Dämmerung des Abends das gefurchte, braune und freche Geſicht des Klopfers. Der Mann war alt, ohne noch ein einziges graues Haar zu haben. Die Stimme klang noch ziemlich tief, aber befehlend; fürchterlich ſogar, wenn ſie geſteigert wurde. Die Geberden des verwitterten Burſchen waren die eines Berg- und Landläufers. — Er begann: „Heda, alte Unholde! wie ſiehts aus mit dem Gelde für das Galgenmännle? Ich borge nicht gerne gar zu lange.“ — „Das weiß ich, Jäckle, doch ſchenke mir jetzo Geduld. Ich hab' mit dem Gelde ein bedrängtes Mutterherz getröſtet.“ — „Pfui, Alte! Du willſt mich hintergehen, haſt noch zum wenigſten die Hälfte des Preiſes in der Taſche?“ — „Daß ihm nur einer meiner geheimſten Gedanken entginge!“ murrte Hedwig mißvergnügt für ſich, und zeigte das Geld. Die braune Hand des Fremden fuhr darnach aus, und ſtrich Alles ein.

„Was bleibt denn mir übrig?“ fragte Hedwig. — „Das Bewußtſeyn eines guten Werks;“ ſpottete der Andere: „ich will aber noch mehr haben, Du Knickerin.“ — „Ich beſitze nichts mehr.“ — „So?“ hohnlachte er wieder, und war mit einem Satz im Fenſter. Hedwig wollte zurückweichen, aber die eiſerne Fauſt des Drängers faßte ſie bei der Schulter. Mit der Rechten drohte er, ſie zu mißhandeln. — Sie ſchrie: „Jäcklin, was hab' ich Dir gethan, daß Du mich wieder ſchlagen willſt? Gelt, da ich noch jung war, kamſt Du öfter, aber nicht immer dergeſtalt mit leeren Händen, wie jetzo, wo's Dir ſelten einfällt, Deine alte Freundin zu beſuchen, die Du jedoch allemal plünderſt?“ — „Darum bin ich der Teufel, und Du haſt Dich mir verſchrieben;“ lachte der Andre wild auf, und ſchüttelte das arme Weib, daß es den letzten Gulden herausgeben mußte, um ſeinem Peiniger zu entgehen. — „Nimm, nimm Alles hin;“ ſeufzte ſie; „nimm's, Du ſchwarzes Geſpenſt. Aber gib mir einen guten Rath dafür.“ — „Welchen?“ — „Ich weiß eine Mutter mit zwei kleinen Kindlein; am Verhungern ſind ſie alle drei. Wie ſoll ich ihnen helfen?“ — Wieder ein rauhes Gelächter, wie zuvor. — „Sollen ſich mir verſchreiben;“ hieß die Antwort: „junge Hexen haben Glück und Gnade.“ — „Daß ſich Gott erbarme! das lehrt mein eigen Exempel!“ klagte

Hedwig, und höhnend wie bisher, ſprang der Schwarze zum Fenſter hinaus.

„Alfi, Alfimedi, Chobabiel, Horammamme!“ rief er noch in barbariſchem Kauderwälſch herein: „über acht Tage komm' ich wieder, und hole den Reſt des Geldes für den Alraun. Hörſt Du? wehe Dir, wenn ich umſonſt käme! Ich drehte Dir die Kehle um; das ſchwör' ich Dir bei'm Semiazas, Azalzel!“ — Sodann verſchwand er hinter den Zäunen der Wieſe. —

Gedemüthigt, mit zitternden Gliedern ſetzte ſich Hedwig nach ſeiner Entfernung nieder, wühlte mit den Händen ärgerlich in ihren langen grauen Haaren, und ſchien von einem jeden dieſer Silberbüſchel eine Erinnerung aus ſchwarzer Vergangenheit abzuflechten. Ein trauriger Kalender! Dieſe verblichenen wirren Haare waren einſt geſchmeidige braune Locken geweſen, und viele Verhängniſſe waren über das gelockte Haupt hinweggegangen, bis es endlich durch alle Wechſel- und Mißfarben des Sommers und des Herbſtes in des Winters Todtenfarbe ſich gehüllt hatte. Denn der Schmuck des Menſchenhaupts iſt der Rocken, den das Schickſal ſpinnt und färbt, unermüdlich, in guten und böſen Tagen. —

Die Vergangenheit im Kopfe zu behalten mit all' ihren Einzelheiten, iſt ſchwer, wenn nicht unmöglich. Aber die Punkte, wo die Quellen ſprudelten, aus denen der Strom des Lebens mit glatten oder ſtürmiſchen Wogen entſtanden, jene Wegſäulen des Daſeyns werden nie vergeſſen, bleiben ſogar des Thoren Eigenthum. Hedwig ſchaute gerade zurück, weit zurück durchs Labyrinth der Jahre auf einen ſolchen Drudenſtein, auf eine ſolche Rolandsſäule. —

Sie meinte, die Sonne hätte nie ſchöner geſchienen, — wie überhaupt die Jugend den ſchönſten Sonnenſchein hat — als an dem Abend eines jetzo längſt verblichenen Bartholomäustages; und dennoch war's ſo finſter in ihrem Haupt und in ihrem Herzen geweſen. — Geſchlagen von ihrem Manne, hinausgeſtoßen aus dem Hauſe und dennoch unſchuldig an dem leichten Fehl, den das Ungeheuer ihr zur Laſt gelegt, war ſie ins Feld gelaufen, und hatte ſich hinter langen Hanfſtauden, die einzeln und verdorrt umherſtanden, an einem Rain niedergelaſſen. Liebe und Schmerz wollen keine Zeugen. Hedwig glaubte beſſer ſich auszuweinen in der Einſamkeit, als vor den Leuten. — Plötzlich iſt etwas vor ihr geſtanden, wie ein Schatten, und wie ſie beſtürzt aufgefahren, iſts ein baumlanger brauner Mann in ſchwarzen Kleidern geweſen, mit breitem Krempenhut, darauf ein Büſchel Hahnenfedern. Der hat ſie getröſtet, und ſich ihr als Freund und Schutz angeboten, und ſie hatte es angenommen, da ſie juſt gegen ihren Mann aufs höchſte verbittert geweſen. Aber wie oft ſie auch gefragt, wer er ſey, der Fremde, hat er ſtets geantwortet, er heiße Jäcklin, und das ſey genug. Worauf er ihr einen blanken Thaler geſchenkt, den ſie auch ſpäter ausgegeben. Nun hat der Jäcklin aber in der Folge ihr ſo greuliche Anſchläge gegen ihren Mann und mehrere Menſchen veroffenbart, daß ſie ſich geweigert, und ausgerufen, wer ſolches begehre, könne nur der Teufel ſeyn. „Der bin ich auch! und Du biſt jetzt mein eigen ohne Gnade!“ hat der Fremde darauf gerufen, und Hedwig hatte erſt zu jener Friſt eingeſehen, mit wem ſie Freundſchaft gemacht. Seit der Zeit war ſie die Schülerin des Schwarzen geworden, der dann und wann, wie ein Blitz, in der Gegend erſchien, und wieder verſchwand, der Hedwig verſchiedene Künſte und Sprüche lehrte, die Hexenſalbe zu bereiten angab, und manchmal etwas Geld brachte, das jedoch, wenn nach dem Fortgehen des Böſen Hedwig in ihrem Beutel nachſah, immer zu Scherben oder zu Kohlen geworden iſt. Oefter hat der Jäcklin Alles mitgenommen, was Hedwig nur herbeiſchaffen konnte, und hat ſie geſchlagen, wenn ſie ihm Widerpart halten wollte. Da der Schwarze ſehr oft mehrere Monate hintereinander ausgeblieben, hatte Hedwig geglaubt, er möchte von ihr gewichen ſeyn, und ſchöpfte leichter Athem; aber immer iſt er mit einemmale wieder da geweſen, ſie zu peinigen, ärger als zuvor.

Ueber all dieſen Erinnerungen wurde Hedwigs Bruſt ſo ſchwer und gepreßt, daß ſie weinen mußte, wie an jenem alten Bartholomeabend. „Wie ſchön war ich!“ ſeufzte ſie: „und wie garſtig war Er immerdar, obſchon viel jünger, als wir Beide heute ſind. Denn ſelbſt der böſe Geiſt, wenn er eine Menſchengeſtalt angenommen, kann der Zeit nicht verbieten, dieſen irdiſchen Leib zu benagen und zu verwittern. — Welch ein greulich Werk war's, da er mich zwang, den Herrn im Himmel zu verläugnen, um hexen zu lernen! Welch eine Angſt, da ich zum erſtenmale in verſchloſſener Kammer die Walpurgisſalbe probirte, und auf den

Hexentanz getragen wurde! Manche hielten das wohl für einen Traum, aber glaube an den Traum, wer will. — Ich weiß das beſſer, da ich immer, ſo oft ich's verlangte, zum Hexenreigen getragen wurde, kaum nachdem ich mich geſalbet. — Wird mir aber je der liebe Gott" — ſie ſah ſich ſcheu nach Jäcklin um, der jedoch wegblieb — „vergeben, was ich gethan?" —

Hedwig ſann hin und her, bis ihr Anna einfiel. „Sie ſoll meine Schülerin werden;" ſagte ſie entſchloſſen: „aber mit dem Schwarzen ſelber ſoll ſie nicht zu ſchaffen haben. Es iſt mir nicht verboten, meine Künſte einer Andern zu lehren, ohne Jäcklins Dazwiſchenkunft. Ich will ihr nicht mehr von dem wilden Trank, nicht mehr von der Salbe reichen. Jäcklin ſoll kein Recht auf ihre Seele haben."

Aufs neue brach die Alte in helle Zähren aus. Sie wußte nicht, welches Schickſal trauriger ſey, ob Anna's, ob das ihrige. Und dieſes Brüten vertrieb ihr die Stunden der Nacht, daß ſie mit Verwunderung das Morgenroth gewahr wurde, und erſt alsdann ihrer Pflicht im Dienſt bei der Kronenlieſe gedachte. „Hm, hm, die ganze Nacht das Kind allein gelaſſen!" murmelte ſie mißvergnügt: „Was kann da nicht Alles geſchehen ſeyn!" — Spinnengeſchwind eilte ſie, was ſie konnte, nach Bühl. — —

Der Feſtjubel in Anſelm's Hauſe war der Beſtürzung gewichen. Der froh begrüßte Stammhalter war plötzlich krank geworden, und dieſe Krankheit, ſteigend von Stunde zu Stunde, ihren Fortſchritt beurkundend durch das wilde Geſchrei, das ſie während Tag und Nacht dem Kinde abzwang, veränderte deſſen Ausſehen dergeſtalt, daß es nach Verlauf von etlichen Tagen nicht mehr zu erkennen war. — Die Kronenwirthin heulte und ſchluchzte ohne Aufhören, Anſelm beſchickte den Aderläſſer, den Judendoktor, den Hexenpater von Schwarzach, den Scharfrichter von Baden. Das Kind wurde belegt mit Pflaſtern, behängt mit kabbaliſtiſchen Amuleten, dann exorciſirt, wie ein vom Böſen Beſeſſenes, eingewickelt — nach dem wahnwitzigen Aberglauben der Zeit — mit dem Strick eines Gehenkten; . . . aber alle dieſe Mittel blieben fruchtlos. — Indeſſen ſagte einmal die Seutterin zu der Kronenlieſe: „Das Kind ſerbt*) dahin, weil die Hedwig es angehaucht;“ und das andremal ſprach die Hedwig zur Anſelmin: „Die Seutterin hat das Kind verhext.“ — In ihrer feigen Rathloſigkeit forderte die Mutter eine jede von den weiſen Frauen beſonders und heimlich auf, ihre Künſte gegen das vorgebliche Hexenwerk zu verſuchen. — Hedwig gehorchte mit voller Ueberzeugung, aber, was ſie vernahm, half nichts, und das arme Geſchöpf wurde immer kränker. Endlich eines Tages nahm ſie, allein mit der Mutter, unter Seufzen und Weinen das Wort, und ſprach: „Ich weiß gewiß viel mehr als die Hebamme, und dennoch fruchtet und verfängt kein Spruch, kein Segen. — Ich muß glauben, daß der Teufel in dem Knaben ſitze. Der abgedörrte Leib, der dicke Kopf, das jämmerliche Geſchrei und die wilden Augen der Creatur zeigen nur zu deutlich an, daß Euer ächtes Kind, Euer wahres Fleiſch und Blut, vom böſen Feind ausgetauſcht, und ein Wechſelbalg an deſſen Stelle gelegt worden.“

---

*) Welkt oder zehrt aus.

— „Jeſus!“ ſchrie die Kronenlieſe, und ſank in ihre Kiſſen nieder: „Das fehlte noch! und keine Hülfe aus ſolcher Angſt?“ — „Keine; Alles, was geſchehen kann, iſt, das Geſpenſt fortzuſchaffen, damit es nicht wachſe, und noch mehr der Schande und des Unheils über das Haus bringe.“ —

Vernichtet, halb todt vor Schrecken, nahm Lieſe ihre Zuflucht zu der Seutterin, die alſobald ihr Geſicht in die bedenklichſten Falten legte. Ohne der Hedwig zu gedenken, ſprach Lieſe, obſchon widerſtrebenden Mundes, das fürchterliche Wort „Wechſelbalg“ und erſtarrte auf's Neue, da die Seutterin, wie von einem ſchweren Gewicht erleichtert, entgegnete: „Dem Himmel ſey Dank, daß Ihr ſelbſt das Ding beim wahren Namen nennet. Ich hätte nie dazu das Herz gehabt. Aber, — arme Frau — es iſt nicht anders: ein Wechſelbalg, ein Kielkopf hat Euers unglücklichen Kindleins Stelle eingenommen. Die Macht der Hölle iſt groß, und ſie bereitet Euch noch des Jammers Uebermaaß, wenn Ihr das Ungeheuerlein nicht von dannen ſchafft.“ —

— „Wie? wohin? Rathet mir um's Himmelswillen!“ —

Die Seutterin überlegte; falſch und argliſtig rollten ihre Augen unter den vorgeſpreizten Fingern umher. Endlich ſagte ſie, aufgerichtet wie eine Sybille: „Wenn Ihr leben wollt, muß der Kielkopf ſterben.“ — Lieſe antwortete nicht, ſondern ſtierte die Richterin des Wechſelbalges mit verglasten Augen an. Gertraud fuhr fort: „Es verſteht ſich, daß Alles heimlich gehalten werden muß. Die Hedwig — wer weiß, ob die nicht die Hand im Spiele hatte? — darf nicht ein Wort davon erfahren. Es iſt nicht weit von hier im Thale ein gebannter Platz, wo die zerfallne Marterſäule ſteht, und mehrere Pfade — an der Brücke über den Bach — zuſammenlaufen. Der Bach iſt dort geſpannt, und tief. Der Böſe ſoll dort öfters ſeinen Sabbath halten, wie die Leute ſagen. Ich verſtehe nichts von ſolchen Dingen. Aber — wenn Ihr zur Nachtzeit vor dem erſten Hahnenſchrei hinausginget, den Wechſelbalg mit wohlverbundnem Maule auf den Armen tragend, und ihn neben der Brücke in's Waſſer ſtürztet, mit dem Spruch: „Geh hin, Du wüſter Wechſelbalg, woher Du gekommen!“ ſo wär't Ihr des Kummers ledig, und dem Volk ſagt man, der Kielkopf ſey verſchwunden, gerade wie er gelegt worden.“ —

— „Aber mein Kind, mein Kind? wo iſt es, und werd' ich's wiederſehen?“ — Die Sennerin zuckte die Achſeln: „Ich weiß es nicht, und möchte es nicht beſchwören. Wenn es noch lebte, zur Friſt, ſo käme es wieder heim, nach dem Ende ſeines hölliſchen Stellvertreters. Aber: wird es noch leben? Warum fängt der Erzfeind die ungetauften Kinder weg, um ein unruhig und verdrießlich Blendwerk an deren Stelle zu legen? Das will ich Euch ſagen; wie ichs gehört habe nämlich, und wie ichs glaube; denn ich laſſe mich auf ſolche Wiſſenſchaft nicht ein. Wenn im Paradieſe eine gewiſſe Zahl von Seelen eingetroffen, dann ſchließt der Herr ſeine Rechnung mit der Welt, und der jüngſte Tag iſt da.“

— „Weh mir, weh uns!“ ſeufzte die muthloſe Lieſe: „Am Sylveſtertag ſoll der Himmel einſtürzen, heißt es, und alle Menſchen todtſchlagen.“

Ohne ſich irre machen zu laſſen, lehrte Gertraud weiter: „Das hölliſche Reich hätte dann ſein Ende, wie die ganze Schöpfung. — Um das zu verhüten, trachtet der Fürſt der Finſterniß beſonders nach Kindern, die nicht getauft wurden, und würgt ſie, oder ſtiehlt ſie, um ſie dann zu würgen, weil er damit den jüngſten Tag verzögert. Verſteht Ihr mich? Und gewißlich war Euer Kind ſchon ausgetauſcht, bevor die Taufe geſchah, denn ich erſchrack ſchier vor dem Eulenblick und dem breiten Maule des Geſpenſts, da der Prieſter ihm das Sakrament verlieh. Wie hingen ſeine Lippen, wie ſchielte es! Ich dacht' mir gleich, es müſſe da etwas vorgefallen ſeyn.“

— „O ich Verblendete, ich thöricht Weib! nicht zu ſehen, noch zu begreifen, wie unglücklich mein Schickſal ſich verkehrt hat!“

„Kam Euch doch jetzo der Glauben in die Hände? Und die fernern Zeichen, klarer als die Sonne? Da, ſeht's an, das Geſpenſt, wie ihm die trüben Augen quellen, wie ihm die Rippen durch die Haut bohren, wie es keucht in ſeiner kurzen Ruhe; denn gleich wirds wieder ſtrampeln, und brüllen, als hätte es die grimmigſten Schmerzen. Doch höhnt es Euch nur. Bleibts nicht mager, und wirds nicht immer magerer, trotz der beſten Nahrung? Da, verſucht ſelber. Sieht's nicht aus wie eine leichte Feder, und drückt es Euch nicht ſchier die Bruſt ein, wenn Ihrs zu Euch nehmt? Was wollt Ihr mit ſolchem Unflat? Beſſer keine Kinder, als den wüſten Schelm von Wechſelbalg!“

Was auch die Seutter ſagte, ſie hatte gewonnen Spiel. Mit Abſcheu wendete ſich Lieſe von dem Kinde. „Wenn ich wieder ausgehen darf....“ ſagte ſie leiſe. — „Ihr dürft's am Samſtag. Ich begleite Euch, arme Frau, und wollte gern für Euch den Gang alleine unternehmen: aber Ihr müßt dabei ſeyn.“ — Sie fügte in Gedanken hinzu: „Um möglicher Verantwortung willen.“ —

— „Und es wäre wahrſcheinlich, daß ich mein eigentliches Kind wiederfände, ſobald das Truggeſpenſt dahin?“ — „Wahrſcheinlich. Ich will ein paar Meſſen leſen laſſen in dieſer Abſicht.“ — „Thut das, Frau Seutter; aber ſtille geſchwiegen!“ — „Wie ein Stein. Doch müßt auch Ihr nicht plaudern. Vor Allem nicht der alten Hedwig, dem bösartigen Weibe . . .“ — „Genug; ich bin nicht ſo einfältig. Legt mir nur den Balg auf die Seite. Ich mag ihn nicht mehr vor Augen ſehen, und bis Samſtag wird mir die Zeit lang genug werden.“

Der Schluß der erbaulichen Unterredung wurde ſehr leiſe, beinahe flüſternd geführt, aber in der Nebenkammer, neben einem Wandgefache, wo früher ein Fenſter geweſen, — jetzo nur mit Holz verkleidet — lauerte die gefürchtete Hedwig. An einer kleinen, unbedeutenden Oeffnung dieſer Tafel klebten bald ihr Auge, bald ihr Ohr, und wurden auf dieſe Art die Mitwiſſer dieſer ſchwarzen Stunde. —

Es ſtrolchte ein Kerl durch das vom Abendgold überflimmerte Rheinthal, durch die fruchtbare Ebene von Achern gen Bühl. Der Burſche kam aus der Fremde, ſo abentheuerlich und ſtaubig war ſein Gewand; dennoch fuhren ſeine Augen mit einer Sicherheit von Bergſpitze zu Bergſpitze, von Baum zu Baum, von Thurm zu Thurm, als wären ſie mit den Bergen, Bäumen und Thürmen der Gegend nur gar zu wohl bekannt. Ein Menſch, den die Sonne vieler Länder gebräunt, deſſen Haut Wind und Wetter gegerbt hatten; der an der Hand der Landſtreicherei der rechnenden Zeit um zehn Jahre vorausgelaufen war, — ausſchauend wie ein Fünfundvierziger, da er vielleicht nur fünfunddreißig zählte. Ein ſogenanntes Schelmenhütlein deckte ſeine ſtracken Haare, das kurzgeſchürzte Röcklein flatterte gefranzt und in Farbe verſchoſſen im Winde, die müden Füße wandelten auf rauhen, mit Schnüren befeſtigten Sohlen, um den Hals hing eine Sackpfeife, die luſtige Begleiterin eines traurigen Daſeyns. Der Muſikant blinzelte, an den Gärten von Bühl hinſtreichend, nach dem Sonnenroth, das noch über die Vogeſen herüberleuchtete, wiewohl halb verſunken, nickte mit dem Kopfe, und ſagte vor ſich hin: „Die alte Ampel wird noch vorhalten, bis auf Steinbach; brennt ſie auch nicht mehr, ſo glimmt ſie doch.“ — Und wohlgemuth ſchlüpfte er weiter auf dem zwiſchen Zäunen geſchlängelten Fußpfad, bis er, Naſe an Naſe, einem alten Weibe gegenüberſtand, das eben, unwillig murrend und brummend, um die Ecke kam.

— „Brr!“ rief der Pfeifer, und wollte ein Kreuz ſchlagen; die Rechte fiel ihm jedoch ungeſchickt und halblahm von der Seite herab: „Mutter, ſeyd Ihr's, oder wär's Euer Geſpenſt?“ — „Andres, Böſewicht, was machſt Du hier, und hat der Schwarze Dir nicht ſchon den Hals umgedreht?“ —

Andreas fletſchte ſeine Zähne, und hielt den Arm der faſt ohnmächtig hinſinkenden Hedwig mit ſeiner Linken feſt, hob alsdann drohend die rechte Hand, und ſprach: „Da ſieh, Du unverſöhnlich Weib, was Du angerichtet haſt. Du haſt mirs angethan durch ein Herenwort, Du haſt mir's angeblaſen, daß jetzo meine Hand gelähmt iſt.“ — „Du haſt Deine Mutter mit dieſer Hand geſchlagen;“ antwortete Hedwig ſchmerzlich: „Der dort oben ſtraft ſchon von ſelber, die ſich an ihren Eltern vergreifen. Mein Fluch war nicht vonnöthen.“ —

Dieſe ernſthaften Worte erweckten in dem verwilderten Andres das Bewußtſeyn ſeiner Frevelthat, und ſo viel der Reue, als von ihm überhaupt zu erwarten ſtand. „Verzeiht mir,“ ſagte er mit etwas milderem Tone: „es iſt ſchon ſo lange her. Wir haben uns ſeit achtzehn Jahren nicht geſehen. Ich bin gerade nur wegen Euer den weiten Weg aus Böhmen daher gewandert . . . .“

— „So thut Dir die Miſſethat leid, mein Andres?“ fragte mit neu erwachendem Muttergefühl die Alte: „Nun, die Vergebung iſt unendlich. Beſſer ſpät bereut, als gar nicht. Um meinetwillen kommſt Du alſo aus ſo weiter Ferne. Hoffteſt immer noch mich am Leben zu finden?“

„Freilich hoffte ich das. Ihr ſollt mir wieder abthun, was Ihr mir angehaucht habt mit Euern Hexenkünſten. Ich brauche meine Hand zu meinem Handwerk. Thut mir den gelben Kittel ab, den Ihr mir angehängt, ſage ich Euch. Dann noch einen kleinen Zehrpfenning für meine Müh und Wanderung, und wir wollen uns ferner im Leben nicht wiederſehen.“

Die Täuſchung eines Augenblicks zerrann ſo unerbittlich während dieſer Rede, daß der armen Hedwig das Weinen wieder näher ſtand, als die Freude. Doch war ſie Mutter, und das wilde Geſicht vor ihr war das Antlitz ihres Sohns. Sie konnte nicht Grauſamkeit mit Grauſamkeit vergelten. Sie ſtrich daher ſeinen Arm ſanft auf und nieder, dabei ſagend: „Wenn eine Hex Dir's angethan, ſo wird es weichen auf meinen Segen: Zwei böſe Augen haben Dich angeſehen; ich weiß drei böſ're, die im Himmel ſtehen: des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes. *) Zeuch ab Dein Siechthum in's † † † Namen!“

Nebenbei murmelte Hedwig noch einen leiſen Spruch; dann ſagte ſie: „Geh nach Baden, und ſetze Dich drei Tage hintereinander in das Bad, ſo heiß Du es erleiden magſt. Am vierten, der ein Sonntag ſeyn muß, ſpalte Du eine Taube in zwei Hälften, binde die eine davon, noch völlig warm, auf Deine rechte Schulter, und höre alſo ſtehend das heilige Hochamt an. Dann wird Dir geholfen ſeyn, im Namen des heiligen Antonius und des heiligen Erzengels Michael.“ —

---

*) Dieſer verrückte Heilſpruch iſt nicht erfunden, ſondern ächt.

Der Pfeifer ſchüttelte ſich nach der geheimnißvollen Beſprechung, wie eine Henne nach dem Bade, und meinte, das ſey wohl alles gut, und er fühle ſich bereits leichter, aber durchaus müſſe er Geld haben, wenn er nach Baden gehen, und die Mutter in Ruhe laſſen ſolle.

Hedwig beſann ſich, daß gerade heute von der Freigebigkeit der Kronenlieſe ihre Taſche wieder heimgeſucht worden. Sie hätte etwas Großes vor, hatte die Lieſe geſagt, und Hedwig ſolle für ſie, und das Gelingen ihrer Abſicht den Daumen einſchlagen. — Während nun die Alte in Gedanken die Guldenſtücke um- und umdrehte, ehe ſie dieſelben an ihren Galgenſtrick von Sohn hängte, — erhellte ſich plötzlich ihr Geſicht, und ſie ſprach für ſich: „Das iſts; der iſt geſendet, daß er mein Gewiſſen beruhige.“ — Dann ſagte ſie zu dem Sohne: „Sieh, ich gebe Dir Alles, was ich habe. Doch bedinge ich mir auf Dein Leben und Deine zu hoffende Seligkeit, daß Du verrichteſt, was ich Dir ſagen werde.“ — „Wenn's leicht, und das Geld mein iſt, warum nicht? ich thu's.“ — Hedwig zog ihn beiſeite an den ſtillſten Ort.

— Nur eine Viertelſtunde verweilte ſie dort, kam ſodann, und zwar befriedigtern Angeſichts wieder denſelben Weg allein zurück. Ihre ſtille Freude dauerte nicht, denn auf einmal ſtand der ſchwarze Jäcklin vor ihr, und fuhr ſie an: „Warum haſt Du mich nicht zu Steinbach erwartet? Sagt' ich Dir nicht, daß ich kommen würde? Wo iſt mein Geld? Du ſiehſt mich heute und nicht wieder. Gib den Reſt für den Alraun!“

„Ach, Jäcklin mein, ich bin arm und ausgebeutelt;“

verſetzte Hedwig ſchreckhaft. Worauf der Andre drohender: „Wer war der Mann, der an jener Ecke mit Dir plauderte?“ — „Du weißt es ohne mich, Herr;“ antwortete Hedwig mit niedergeſchlagnen Augen. — „Ich will's von Dir erfahren; ohne Zaudern, oder ....!“ — „Es war mein Sohn Andres.“ — „Der Schurke! Du haſt ihm all Deine Habe gegeben?“ — „Du ſagſt's; ich gab, damit er ginge, ginge mit einer guten That, während er kam, belaſtet mit einer ſchlechten.“ — „Alfi, Alfimedi!“ zürnte der Schwarze: „Unholde, was haſt Du mit guten Werken zu thun?“ — „Dein Zwang und Gewalt und Ueberlaſt iſt mir zuwider, und ich bin daran zu bereuen und zu büßen!“ entgegnete Hedwig mit einer Erhebung, die ebenſowohl in dem Abſcheu vor der Barbarei ihres räthſelhaften Freundes, als in den Mutterempfindungen der letzten Stunde ihre Wurzel hatte. — „Unverſchämte!“ brüllte dagegen der Andere: „Das koſtet Deinen Hals, aber zuvor gib her, was Du geſammelt haſt, Hamſterweiblein!“ — „Hülfe!“ — Er ſchlug ſie, rufend: „Du wehrſt Dich gegen mich? Du biſt des Todes, und dann ſtürme ich Deinem ſchurkiſchen Sohne nach, ihm den Reſt zu geben!“ —

Auf Hedwigs gellendes Geſchrei wurden hinter einer Hofmauer Stimmen hörbar, und im Nu war der Feind verſchwunden. Nur hie und da, hinter niedrigen Obſtbäumen ſchlug die Klappe ſeines breiten Huts in die Höhe, und bezeichnete ſeinen Weg in die Ferne. Es war, als ob er auf einem Rade fortliefe. —

„So feige, ſo eilig?“ fragte ſich Hedwig verwundert, nachdem ſie vom Schrecken ſich erholt hatte: „Wo bleibt die Stärke eines mächtigen Geiſtes? Weh uns, wenn uns das Unglück in den Kerker und zur Strafe brächte! Der Geiſt würde uns im Stiche laſſen, hat noch eine jede verlaſſen, die dem Richter in die Hände fiel. Ach, wenn der Lügner nur diesmal wahr geſprochen hätte! wenn er doch nimmer wiederkäme, nimmermehr! — Aber jetzo drängt die Zeit, und mit erleichtertem Gewiſſen geh' ich an ein Werk, das mir Segen bringen, mir zu meiner Gnade im Himmel helfen ſoll.“

Sie machte einen weiten Umweg um den Flecken, und kam, da es ſchon finſter, wieder in der Krone an. Ein Blick auf das Kind ließ ſie bemerken, daß es am Abend ruhiger geworden. Kopfſchüttelnd und verſtohlen die Seutterin meſſend, fragte Hedwig, was die Kronenwirthin zu befehlen habe. — „Nichts;“ antwortete dieſe: „Ihr könnt Euch nun zu Bette legen, und ausſchlafen. Das Kind hat Euch in den letzten Nächten viel zu ſchaffen gemacht und ſeht: heut iſt es ruhig.“ Hedwig nickte, ging nach ihrer Kammer. Indem ſie ſich niederlegte, ſagte ſie für ſich: „Entweder geht dem Teufelsſpuck, dem Drachen von Wechſelbalg, das künſtliche Leben jetzt ſchon aus, oder es iſt, wie ich mir auch ſchon gedacht, dennoch ein ordentliches Menſchenkind, und die Seutterin hat's verdorben, und hat ihm nur heute nichts Böſes gegeben, ſie weiß ſchon, warum? Nun; auf alle Fälle iſt geſorgt.“ —

Dieweil ſprach Gertraud zur Lieſe: „Macht Euch fertig; der Kronenwirth ſchläft ſchon mit all ſeinen Leuten; da iſt der Schlüſſel zur Thüre, die wir offen laſſen, bis zur Heimkehr. Seht, wie Euer gutes Glück uns begünſtigt. Der Kielkopf ſchreit nicht, wird uns nicht verrathen. Dennoch verbinden wir ihm leicht den Mund, doch ſo, daß er nicht erwache. Dann ſchnell mit ihm von hinnen, wie die Glocke ſchlägt.“

Die Glocke ſchlug. Die Weiber, den Wechſelbalg tragend, der wie ein Steinklumpen ſchlief, ſchritten durch das öde Haus. Die Seutterin öffnete ein wenig im Vorübergehen Hedwigs Kammer. Die Alte ſchlief feſt. — „Die wird uns nichts thun können;“ dachte ſich die Hebamme mit Befriedigung, und half vollends der zitternden und zagenden Lieſe aus dem Hauſe. — Die kleine Reiſe wurde ſehr langſam gemacht, da bei jedem Schritt der muthloſen Anſelmin eine Ohnmacht zu befürchten ſtand. —

Es war eine gute Zeit entſchwunden, als ſie endlich in Bühl wieder eingingen. Die Seutterin führte die ſchwankende, erſchütterte Lieſe, obgleich ſelbſt wankend auf den Füßen, und erſchreckt im Gemüthe. — An der Thüre des Wirthshauſes drückte die Anſelm die Hand ihrer Begleiterin an ihre Bruſt, und ſeufzte von Grund des Herzens: „Ach, wenn es nur gefruchtet hat! Wenn es nur Segen bringt, das ſchauerliche Werk!“ — „Hoffnung, Hoffnung! erwiederte Gertraud mit klappernden Zähnen, und ſchlüpfte nach kurzer „Gutenacht“ von dannen, nach dem Thalweg zurück.

Die Kronenlieſe meinte in die Erde zu ſinken, da ihr von der Treppe ein Lichtſchimmer in die Augen fiel. „Was wollt Ihr hier?“ fragte ſie ſtrenge die alte Hedwig, die wach und hellauf mit einer Lampe an ihrer Kammerthüre ſaß. — „Ei, wo kommt Ihr her, Frau, frage ich entgegen?" — „Um Gotteswillen, verrathet mich dem Anſelm nicht, und keinem Menſchen!"— Da lächelte Hedwig, und ſagte ſchnell: „Ich weiß, was Ihr gethan, weiß, wo Ihr herkommt, und ſollte Euch böſe ſeyn, daß Ihr vor mir ein ſo wichtig Geheimniß hattet. Aber ich bin voll Freude, weil Euch der Himmel geſegnet hat." — „Geſegnet? mich? erzählt, Hedle!" — „Denkt Euch nur, was mich aus tiefem Schlafe weckte? Das Geſchrei von einem Kinde. Iſt wieder aller Jammer los bei dem Wechſelbalge? dachte ich mir, und hat ihn denn die Mutter noch nicht fortgetragen?" — „Wie? Ihr wußtet alſo wirklich? wer ſagte Euch?" fiel die Kronenlieſe beſtürzt ein. Hedwig zeigte ihren kleinen Finger: „Das Alles ſagt mir der, Frau Anſelm. Aber, daß ich weiter rede . . . ." — „Nun? nun?" — „So trete ich denn behutſam in Eure Stube. Da, da iſt Euer Bette leer, aber auf des Kielkopfs Lager . . . . nun, kommt nur geſchwind, ſeht ſelbſt . . . . Euer Kind, Euer ächtes geſundes Kind, wie es leibt und lebt!" —

Mit einem Schrei der höchſten Freude ſtürzte die Mutter in die Stube. Da lag ein friſcher rothbäckiger Knabe, in ſanften Schlaf gewiegt, und erwachte erſt unter den gränzenloſen affenartigen Liebkoſungen der Kronenlieſe. — „Ja, ja, das iſt mein Jakob!" ſchluchzte ſie, dießmal bedrängt von Freude: „Das iſt er wahrhaftig. Dem Höchſten ſey die Ehre!

Im Nu waren alle Hausbewohner auf den Beinen. Die glückliche Begebenheit ging bald von Mund zu Munde: „wie das verhexte Kind des Anſelm plötzlich verſchwunden als eine finſtre Wolke mit üblem Geruch, und das ächte Kind eben ſo ſchnell an ſeine Stelle gelegt worden!“ — Prieſter und Laien kamen, dem Ehepaare Glück zu wünſchen; von allen umliegenden Ortſchaften liefen die Leute herbei, das Wunder anzuſtaunen. — Die Scutterin allein machte ein furchtbar langes Geſicht, da ſie von dem Gerücht vernahm. Sie kam nur einmal, den Knaben anzuſehen; biß ſich die ſchmalen Lippen beinahe wund, glückwünſchte ſteif und verdroſſen der Mutter, empfing dafür ein Geſchenk, und mied ſodann plötzlich das gaſtliche Haus.

Ende der erſten Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

1628.

Die Jahre waren mit Rieſenſchritten in's Land gegangen. Das letzte des ſechzehnten Säculums hatte zwar nicht, wie ſich viele Leute eingebildet, das Ende der Welt gebracht; aber das erſte Viertel des ſiebenzehnten Jahrhunderts war ohne Segen geblieben. Die Vorboten eines großen Krieges, und dann der unſelige Krieg ſelbſt, der bald losbrach, und den man den dreißigjährigen nennt, hatten Deutſchland zerfleiſcht, Europa erſchüttert. Erſt zehn Jahre dauerte die blinde, blutige Fehde, und das Vaterland brannte ſchon an allen Ecken. Die Elbe, die Donau und endlich der Rheinſtrom wurden Zeugen der furchtbarſten Gewaltthaten. Die Völker wußten nicht mehr, wem die Erde gehörte, denn Freund und Feind, Herr und Knecht rauften ſich um ſie, und verließen ſie dann wieder geplündert und abgenutzt an die, ſo nach ihnen kamen. — Dieſer Zuſtand, heute das Leben, morgen der Tod, laſtete wie ein Alp auf den Menſchen, die dem Schwerte der verwilderten Armeen, dem Angriff der peſtartigen Fieber, und dem Kummer nicht erlagen. „Wann wird's ein Ende nehmen?“ fragten ſie jeden Morgen: „geſtern ſchwediſch, heute kaiſerlich, übermorgen weimariſch, vielleicht endlich franzöſiſch? was ſoll daraus werden? Unſere Fürſten ohnmächtig oder ſtarrſinnig, unſere Feinde und Alliirte gleich unerbittlich, unſere Gebete ohne Frucht und Segen? Ja, es iſt im Himmel beſchloſſen worden, daß wir verderben ſollen. So laßt uns denn genießen, was der Tag uns noch übrig gelaſſen, und wo möglich uns ſelbſt aufzehren untereinander, da wir ja doch dem erſten beſten gehören, der uns ſein Schwert an die Gurgel hält!"

Da vererbte ſich die Entſittung von den Heerlagern auf die Städte, von den fliegenden Corps auf's platte Land. Was die Soldateska ungeſtraft treiben durfte, trieb endlich auch der Bürger und Bauer. Schwelgerei, Verſchwendung, Todſchlag und Raub kamen an die Tagsordnung für die ſtärkeren, kräftigeren Gemüther. Die muthloſeren verzehrten ſich in ohnmächtiger Erbitterung, feindeten ihre Nachbarn, ihre Landsgenoſſen an, weil ſie den bewaffneten Gegner fürchteten; zerſtörten im Innern der Gemeinden durch Ränke und Bosheit, was der Feind an den Gränzen und auf den Schlachtfeldern mit Degen und Muskete; verläugneten den Himmel, weil er ihrem Flehen nicht gnädig geweſen. Sie ſchrieben vor allem den natürlichſten Dingen übernatürliche Urſachen zu, und bildeten das Reich des mörderiſchen, gehäſſigen Aberglaubens, das ächte und wahre Teufelsreich, dergeſtalt aus, daß alle Begriffe ſich verwirrten, und ſelbſt die Beſſern und Vernünftigern entweder überzeugt zur Fahne des aus längſt vorhandenem Aberwitz des Volkes geſchmiedeten Irrthums ſchworen, oder doch ſich ſchmiegten und beugten unter dem Joche des Wahnſinns, aus

Furcht, ſeinen Folterpeinen und Scheiterhaufen zu verfallen. So wie einſt die Römer, das praktiſche aber unpoetiſche Volk, in ihrer Ueppigkeit, in ihren Calamitäten, nach ihren Siegen, auf den Altären ihrer Tempel als Gottheit verehren ließen, was der Sache nach durchaus ungöttlich war; ſo verteufelten die Völker des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſogar, was dem Urſprung nach göttlich erſcheinen mußte. — Die Herrſcher dieſer Völker, rathlos taumelnd im allgemeinen unberechenbaren Umſchwung des Schickſalrades, nicht minder verzweifelnd an ihrem Gott, ihren Prieſtern, und deren Opfern, wie der Dorf- und Stadtpöbel, klammerten ſich, was das Loos der Staaten, oder ihres Hauſes und ihrer Perſonen betraf, an die geheimnißvolle Macht der Geſtirne, und feſſelten an ſie ihr Glück oder ihr Unglück. — Die Augen jedoch — von Zeit zu Zeit wenigſtens — niederwärts gewendet, wo ihre Unterthanen krochen, oder auf den Knieen lagen, oder ſich, aus tauſend Wunden blutend, im Staube wälzten, glaubten ſie, die Wurzel alles bürgerlichen Unheils ebenfalls in Dingen zu erkennen, die über den Verſtand des irdiſchen Menſchen weit hinausragen. — Nur regierte, nach ihrer Meinung, in den niedrigen Kreiſen nicht der Planet, der das Verhängniß der Höhern beſtimmte, ſondern der Teufel ſelbſt durch ſeine Helfershelfer, Männer und Weiber, Hexen und Zauberer; ein böswillig Geſindel, von dem alle Entartung des Volkes ausgegangen, und das folglich nicht hart genug zu beſtrafen. Da war kein neu Geſetzbuch zu machen. Die ſogenannten finſtern Jahrhunderte, — heller jedoch als das ſiebenzehnte —

hatten es geſchrieben. Da war nicht viel zu lernen, denn der Katechismus der Inquiſition war den Richtern vorgezeichnet, und die Formel des Urtheils leicht zu behalten. Sie hieß Tod, Tod, und immer Tod. —

Woher, fragten die Gewalthaber ihre Diener, woher die furchtbaren Laſter des Volks trotz der ſchweren Schickung Gottes, die allein ſchon uns zu Boden zu drücken droht? Woher die vielen und abſonderlichen Krankheiten, die neben dem Schwert die Bevölkerung lichten? Woher die ſchrecklichen Seuchen, die den Viehſtand hinraffen? woher die unaufhörlichen Wetter, Stürme und Ueberſchwemmungen, die unſere Saaten verderben, unſere Felder verheeren, unſere Forſten und Häuſer umſtürzen? — Gott ſchickt das alles nicht, er läßt's nur zu um unſerer Sünden willen; antworteten die Räthe und Gelehrten: Vom Teufel kommts, und er breitet ſeine Herrſchaft aus durch ſeine Herolde. Das beweiſen nicht nur die römiſchen Bullen; das beſtätigten auch Luther und alle Reformatoren. Von allen Zeiten her hat man das Uebel gekannt, geſtraft — doch ſind wir ſaumſelig geworden aus Menſchenliebe, und die vorigen Herren haben ſich der Sache ſelbſt nicht ſcharf angenommen. — Worauf die Nachfolger der vorigen Herren: Wir wollens aber jetzo, ſintemalen es die höchſte Zeit. Warum zögern, da der Proceß ſo kurz, und das Urtheil ſo leicht ermittelt? — Hierauf wurden Decrete geſchrieben und beſiegelt, Beſtallungen von Hexenrichtern ausgefertigt, die Henker und ihre Knechte in größrer Anzahl aufgeſtellt und entſendet, und der fürchterlichſte Kreuzzug gegen Vernunft und Menſchenrechte hob an.

Welch ein Schauſpiel, dieſes Würgen mitten im Brande des Weltkriegs! Welch' ein Feind zu bekämpfen? Weiber, ſchwache, alte Weiber; — die jüngeren waren ſo ziemlich ſicher, man begreift, warum? Dann Greiſe, die ſich blödſinnig gelebt hatten, oder wenigſtens von Tag zu Tag den Tod erwarten durften. — Wer auch ſonſt? Die Jungen waren unter den Waffen, und die reifern Männer eben diejenigen, deren man bedurfte, um „Kreuzige, kreuzige!“ zu ſchreien.

Die geſegneten Geſtade des Rheinſtroms waren kaum mehr kenntlich; der Krieg hatte ihnen wilde Narben geſchlagen. Waren die Gräuel auch nur vorübergehend geweſen, dennoch blieben ſie troſtlos in ihren Folgen. Wie kurz ein Heuſchreckenſchwarm auch im Felde liege — es iſt kahl, ſobald ſich der Schwarm wieder von dannen hebt. So wußte Bühl, ſammt Umgegend, auſſer den vielen Durchmärſchen aller ſtreitenden Fahnen, bis jetzo nur von dem ſogenannten Croatentummel zu ſagen, und dennoch hatte dieſe vorübergehende Croatenbeſetzung den Wohlſtand des Fleckens, ſo wie des Städtchens Steinbach bedeutend heruntergebracht. Die Säbel der wilden Fremdlinge hatten manches nützliche Haupt der Gemeinde abgeſchlagen; ihre gierigen Krallen hatten mitgenommen, was zu nehmen war. — Und da kaum die harte Prüfung vorüber, befahl der Markgraf zu Baden, ein ſtrenger Herr, ein Freund der unbeugſamen Juſtiz und ihrer Vollſtrecker, daß der Richter ſeines Landes Boden vom hölliſchen Unkraut ſäubre, und im Punkt der Zauberei und Hexenkunſt in volle Anwendung bringe, ſowohl des weitberüchtigten „Hexenhammers“

Vorſchriften, als auch das bluttriefende Erbtheil, das der ſpaniſche Carl ſeinem deutſchen Reiche hinterlaſſen: die peinliche Halsgerichtsordnung. —

Ein ſtrenger Herr findet aber ſtets ſtrenge Diener. Der Amtmann zu Bühl, Herr Hans Georg Stämberle, war ein ſolcher, und handelte ſo rüſtig, flink und bündig, daß binnen kurzem drei Hexenbrände zu Steinbach, allwo die Richtſtätte ſich befunden, abgehalten werden konnten. —

Bei dem dritten Hexenbrand hatten ſich viele Zuſchauer eingefunden. Die Zahl der zu Hinrichtenden war auch größer, denn zuvor. Sieben Verurtheilte zierten den Holzſtoß: Die Tochter jener Schweikardin, die vor acht und zwanzig Jahren im Hexenſack Kirchenbuße gethan; — ſie hatte als eine ſogenannte Erbhexe den Vorrang vor den übrigen — zwei arme alte Weiber, die der Sage und ihrem Geſtändniß nach, ihrer Nachbarn Vieh geſchädigt und geſterbt*); eine zauberiſche Giftmiſcherin, die einem Hirten vor vielen Jahren etwas angethan, woran er langſam abgezehrt, jedoch endlich von den Croaten vor drei Jahren zuſammengehauen worden**); eine Wettermacherin von Renchen, die ſich auf ihrer Kunſt im Amt Bühl hatte erwiſchen laſſen; ein ſogenannter Hexencapitän, oder Erzzauberer, ein kindiſchgewordener Siebenziger, der geſtändig war, auf allen Hexentänzen als Reigenführer zugegen geweſen zu ſeyn; und ein wandernder Mauſefallenhändler, der ſein Gewerb benützt hatte, um vielen Leuten einen Zauberhafen oder einen Atzmann in den Stall oder unter die Hausſchwelle zu vergraben. Schreckliche Verbrechen, die mit den Leibern ihrer Vollbringer von der Erde getilgt werden ſollten. —

---

*) Eigenthümlicher Ausdruck für zauberiſche Vergiftung der Thiere.

**) Dieſer Unſinn iſt wörtlich dem Malefiz-Protokoll von Bühl entnommen.

In der Nachbarſchaft der Richtſtätte ſtand ein ziemlich ſtattliches Haus. Darinnen lag aber ein armer Menſch in ſeinen letzten Nöthen. — Die unruhigen Vorbereitungen zu der großen Execution waren nicht geeignet, ſeine letzten Stunden zu erheitern. —

„Was gibts denn unten? Was bedeutet das Klopfen und Dröhnen, ſo nahe bei mir?“ hatte der ſterbende Papierer die, ſo ſein Bett umſtanden, gefragt. — „Es werden die Hexenſtöcke*) eingeſchlagen;“ hieß die furchtbare Antwort. — Er bewegte ſich unruhig hin und her, und ließ ſich zu verſchiedenenmalen die Namen der Verurtheilten nennen. Immer ſchüttelte er nachher das müde Haupt, und ſeufzte: „Eine fehlt, eine, die häßlichſte fehlt noch immer!“ — „Welche?“ — Er ſchwieg hartnäckig.

Dann, um einige Stunden ſpäter: „Welch Getümmel? Welches Plärren, wie von vielen Betern?“ — „Die Zauberer kommen zur Richtſtatt; das Volk betet für ihre Sünden.“ — „Gnad' ihnen Gott, aber die Rechte iſt nicht darunter; was hilfts, die Halme abzuſchneiden, wenn die Wurzel bleibt?“ — „Welche, welche meint Ihr denn?“ — Der Kranke verſtummte wieder, aber ſeine Seele kämpfte ſichtlich einen harten Kampf. —

---

*) Die Pfähle, woran die Opfer gebunden wurden.

Endlich — eine kurze Weile hernach: „Macht die Fenſter auf: es iſt ſo erſtickend warm hier innen!“ Der älteſte Sohn des Papierers, der einzige, der bei'm Vater geblieben, weil alle andere zum Spektakel gelaufen waren, that, wie der Vater befohlen. Aber Dunſt und Rauch und Brandgeruch wirbelte zu den Fenſtern herein. „Puh!“ ſeufzte der Sterbende: „das iſt die Hölle, das iſt der ſtinkende Tod! Mach' zu! — Halt doch; noch einen Augenblick; horch, was iſt das? welch ein Geſang?“

Die ſchaubegierige Menge unten war ſtill geworden, und ſtierte behaglich in die brennenden Holzſtöße. Aus ihren Rauchwolken ertönte das Heulen der Gemordeten, unverſtändlich zwar im Ganzen, aber laut wie ein Choral, den die lebenden und wehenden Flammen in ſeltſamen Weiſen modulirten, daß er bald hoch, bald tief klang, bald wie aus weiter Ferne zu kommen ſchien, bald grell hervorbrach, wie aus voller Bruſt geſungen. — Das nannten die Gläubigen, wenn ein Märtyrer brannte, den Triumphgeſang des ſiegenden Helden; das nannten die grauſamen Richter und das fanatiſche Volk das Geheul der Teufel, die, ihre Beute zu holen, herbeikamen. — Dieſes Lied der Verzweiflung gab dem Papierer den Gnadenſtoß. Er richtete ſich krampfhaft auf, und ſchrie: „Um Gotteswillen, einen Prieſter! ich will beichten!“ — „Das iſt ja ſchon geſchehen, lieber Vater.“ — „Nein, ich bin ein Sünder; ich habe die Hoſtie unwürdig empfangen; einen Prieſter herbei!

Doch — das iſt nicht genug. Ein Schreiber, ein Notar, das Gericht! ich will Alles bekennen!“

Schaudernd vor dem Entſetzen des Sterbenden flog der Sohn davon, ſeinen Auftrag auszurichten. Er drang in den Kreis der Henker. Sein bleiches Geſicht redete den Amtmann an, der bedächtig zuhörte, und endlich, wiewohl unzufrieden, der Hinrichtung nicht bis zu Ende beiwohnen zu können, mit einem Aktuarius in's Haus des Papierers einging. —

Die Knechte Meiſter Thomann's, des Scharfrichters, hatten ſchon längſt die Aſche der Exequirten geſammelt, um ſie in den Fluß, oder in die Winde zu ſtreuen, als Herr Stämberle mit faltenreichem Antlitz, wichtig wie ein Pfau, wieder auf den Platz herunter kam. Sein Schreiber folgte, finſter und unglückweiſſagend, wie ſein Principal. — Stämberle nahm den Vogt von Steinbach unter den Arm, ſchritt mit ihm gravitätiſch der Herberge zum Sternen zu, und ſagte halblaut zu ihm: „Herr Collega, ein höchſtbedeutendes Geſtändniß iſt uns ſo eben zu Protocoll gegeben worden, und Schade, daß der grauſame Tod den Complicem eines ſchändlichen Verbrechens hinwegnahm, bevor er ein zweites Faktum an den Tag gegeben, das gewiß unerhörter geweſen, als das erſte, ſo er ausgeſagt mit vollem Verſtande und freilich allzuſpäter Reue. Indeſſen halten wir jetzo personam capitalem in Handen, und ſoll ſie um ſo eher zur Captur gebracht werden, als erſtens bereits dreizehnmal von denen Gebrannten*) auf dieſelbe ausgeſagt worden, und zweitens des Papierers Ausſage in articulo mortis der Gebrannten Anſchuldigung corroborirt, und drittens der von dem Durchlauchtigſten Herrn Markgrafen anhero verordnete Hexencommiſſarius bei ſeiner Ankunft erſehen mag, wie wir nicht müßig ſind, unſers gnädigſten Fürſten hohe Befehle in's Werk zu ſetzen.“

---

*) „Verbrannten.“

Er vertraute ſodann unter dem Siegel der Amtspflicht dem Vogte, warum es ſich handle, und ſetzte, ſein Glas ſchmunzelnd leerend hinzu: „Die Sache wird mir um ſo angelegener ſeyn, als dabei, wenigſtens mittelbar, eine Perſon ins Spiel kommen muß, die mir ſeit langer langer Zeit ſo zu ſagen am Herzen frißt. Was haltet ihr von der Kronenlieſe, die gewagt hat, mir einſtens förmlich einen Korb zu geben, weil ich um ſie anhielt, obſchon damals nur ein geringer Kanzleiſchreiber? Ich hab's ihr nie vergeſſen. Den Anſelm mir vorzuziehen? Nun, Gott ſey Dank, ich bin zu Ehr und Würden geſtiegen, und ſie iſt jetzo eine Wittib mit einem ungerathenen Sohne; noch immer hoffärtig zwar und obenaus, aber ich will ſie vor meinem Richterſtuhle demüthigen durch den Schmerz, den meine Botſchaft in ihr erwecken muß. Ihre Thränen und mein kaltes Richtergeſicht; was haltet Ihr davon? Nur muß ich ſchnell dazu thun, daß mir der Commiſſarius nicht die Freude der Inquiſition ſo zu ſagen vor dem Munde wegnehme. Er ſoll nach hochfürſtlichem Decrete von einem Tag zum andern eintreffen.“

Der Amtmann hatte kaum ausgeredet, als ein Geläuf vor dem Wirthshauſe die Gerichtsperſonen an's Fenſter zog. Eine Kutſche, ſchwarz mit rothem Futter ausgeſchlagen und mit goldnen Leiſten verzieret, von markgräflichen Leuten und Pferden bedient, hielt vor dem Stern. Ein Mann in ſchwarzen Kleidern ſtieg aus, unterſtützt von einem untergeordneten Begleiter, der ebenfalls in der richterlichen Amtstracht ſteckte, ein dienender Kanzliſt des vornehmern Juſtizmannes. —

„Der Commiſſarius! der Hexenrichter!“ gings murmelnd von Munde zu Munde, und eine ſcheue Bangigkeit bemeiſterte ſich aller Umſtehenden. Das Aeuſſere des Ankömmlings rechtfertigte neben ſeinem Titel dieſe Beklemmung. Er war von mittler Statur, äußerſt ſchmächtig, und ſehr ungleich in ſeinem Gang und ſeiner Haltung, denn ſeine linke Seite, was auf den erſten Blick zu ſehen, hatte das Schwinden, wie der gemeine Mann ſagt. Sein Geſicht groß und unbeweglich, wie ein in die Falten eines Menſchenantlitzes gelegtes Blatt Papier; nur dann und wann verzog ſich der Mund ſchnell und krampfig. Die großen Augen loderten hell und geiſtreich, wenn die matten Augenliede ſich in die Höhe richteten, was geſchah, ſobald irgend etwas von Bedeutung den Mann in Anſpruch nahm. Seine langen weißen Finger ſtets in bebender Bewegung, am meiſten die der linken Hand, die auf dem Papier zu trommeln pflegte, während die Rechte den Federkiel emſig und raſtlos führte. Der Geſammtausdruck des Geſichts, wie der ganzen Geſtalt war der Habitus eines an und für ſich kränklichen, aber durch unabläſſige Studien, Nachtwachen und Arbeiten völlig erſchöpften Menſchen, der ſeinen Taufſchein aufzeigen muß, um ſein Alter zu beweiſen, weil er die ihm zugemeßne Lebenszeit in der Hälfte derſelben ſchon aufgebraucht;

der in Locken und Knebelbart ſchon viele weiße Haare trägt, gebleicht im Staube des Handwerks und der Dienſtbahn. —

„Ich ſoll hier die wohlweiſen Herren hieſiger Gerichte antreffen?“ fragte er mit ſanfter Stimme. Sie war das angenehmſte in ſeiner Perſönlichkeit. — Sein Begleiter rief nun laut den wohlweiſen Herren zu: „Mein wohledler und gelehrter Herr Patron, der Herr Licentiat beider Rechte, Herr Maternus Eſchbacher, unſers gnädigſten Markgrafen Conſulent, auch de dato wohlbeſtellter Commiſſarius in Malefizſachen, verordnet zu hieſigen Aemtern!“ —

Anſtändige und unterthänige Verbeugungen von beiden Seiten. Der Licentiat machte den Förmlichkeiten dadurch ein Ende, daß er die Amtleute bei den Händen ergriff, und ihnen ſagte: „Ich erwarte, meine lieben Herren und Freunde, daß wir ſammt und ſonders mit Freud und Eifer das Werk vollbringen mögen, wegen deſſen mein und unſer aller gnädigſter Herr mich anhero verſendet hat. Nichts iſt gottgefälliger und zugleich gerechter auf Erden, als das hölliſche Uebel der Zauberei bis auf den Grund auszurotten; gottgefällig, weil des Satan's Reich vermindert, — gerecht, weil unſers lieben Nächſten leibliche und ewige Wohlfahrt dadurch geſichert wird.“

Die fanatiſche Schwärmerei, die aus Eſchbachers Augen blitzte, bewies hinlänglich, wie ſehr ihm, was er geſprochen, von Herzen ging, und die Blitze verdoppelten ſich, da er mit geſteigerter, grell werdender Stimme fortfuhr; „Ich habe aufrichtig bedauert, zu der heutigen

Juſtizhandlung in hieſigem Orte zu ſpät gekommen zu ſeyn; ein glänzender Sieg über den Böſen und ſeine hölliſchen Werke iſt ſo ſchön! Aber mich ergötzt, daß ich wenigſtens um eine oder zwei Stunden früher die Männer bewillkommen darf, deren Mitwirkung ich mich erfreuen werde. Wir werden uns gewiß verſtehen, meine weiſen Herren; denn Ihr mögt wohl begreifen, daß unſer Durchlauchtiger Markgraf mich nicht hieher geſendet hat, weil ich Euch etwa an Weisheit oder Scharfſinn überträfe; — im Gegentheil: ich hoffe, von Eurer Weisheit und Erfahrung zu lernen; — aber er ſendet mich, weil ich in der Theorie der Hexenprocedur verſiret, und mein ganzes Leben, wiewohl ich noch jung bin, dieſer Materie völlig und ausſchließlich gewidmet habe. Hand in Hand ſoll uns daher ganz gewiß gelingen, was der armen gedrückten Menſchheit ſo ſehr Noth thut.“ — Aehnliche Floskeln, erwiedert von aufrichtigen und nicht aufrichtigen Betheuerungen der Amtleute, füllten die Stunde, bis zur Abfahrt nach Bühl, wo der Licentiat ſeine Reſidenz aufzuſchlagen hatte. Beim Scheiden drückte Herr Stämberle die Hand des Vogts von Steinbach, und raunte ihm zu: „Da haben wir's. Aus Hauptleuten ſind wir jetzo zu Luogotenenten geworden. Der Burſche ſcheint mir ſelber alle Teufel im Leibe zu haben. Ein wahrer Sprenger*), nicht wahr? Was haltet Ihr davon?“ —

---

*) Verfaſſer des „Hexenhammers;“ eines ſchauderhaften Criminal-Codicis zum Hexenproceß.

Während der heißhungrige Pöbel unten ſich an den Martern einiger zur unglücklichen Stunde gebornen Geſchöpfe weidete, wandelten auf den Höhen, die ſich gen Gallenbach, den Weiler, hinaufziehen, zwei Frauen; ſpazierend, wie es ſchien. Wer aber von dem bedächtigen Gang der ältern und ihrem ernſten, gelaſſenen Geſichte die Augen verwendete, und die jüngere anſah, bemerkte alſobald, daß dieſe letztere von einer mühſam verborgnen und niedergehaltnen Unruhe verzehrt war, die ſich ſowohl in ihren Zügen, als in ihren unregelmäßigen Bewegungen deutlich ausdrückte. — „Ei, warum, liebe Mutter," begann ſie endlich, nachdem die Alte lange geſchwiegen, „warum verbotſt Du mir eigentlich, dem Gericht dort unten zuzuſehen? Bin ich doch um deſſentwillen von Bühl herübergekommen." — „So?" fragte die Mutter düſter entgegen: „Dacht' ich mir doch, Du ſeyeſt um meinetwillen hier?" — Die Tochter ſchämte ſich, und verſetzte treuherziger: „Nun ja, Mutter; Du warſt freilich die Hauptſache." — „So halte Dich auch an mich, und laß das wüſte Treiben in der Stadt dem, der dabei ſeyn muß von Rechtswegen, und denen, die kein Mitleid in der Bruſt haben. Und Deine Bruſt wird noch nicht todt ſeyn für die Barmherzigkeit, hoffe ich?" — „Gewiß nicht;" betheuerte die Tochter, und legte die Hand auf's Herz. — Die Alte fuhr fort: „Denk' Dir, Bärbel, in welch' angſtvoller Zeit wir leben. Stell' Dir vor, was es gäbe, wenn unſre gute alte Hedwig, — Du entſinnſt Dich ihrer gewiß? — wenn ſie noch am Leben wäre. Die wäre längſt eingeäſchert worden, wie die andern. Gott hab' ſie ſelig!

Hätte ich in die Zukunft ſehen können, ich hätte an ihrem Grabe nicht geweint, ſondern gejubelt, laut und unverzagt. Aber ich fühle jetzt zwiefach, wie ſie wahr geredet, die Hedwig, als ſie mir das traurige Schickſal eines alten Weibes hinmalte, wie ein Maler ein Konterfei. Liebſte Bärbel, höre die Bitte Deiner getreuen Mutter. Vor dem Reichthum, der des Nebenmenſchen Neid erweckt, hat mich Gott der Herr in ſeiner Fürſicht bewahrt . . . .“ Sie hielt inne. Dann langſamer: „Ich habe Unrecht. Dein Vater war ein Schatz, und es hat mich ſo eigentlich niemals gereut, daß ich ihn dem Förſter vorgezogen, wie dem wohledlen Herrn Freitag, dem damaligen Verwalter, der aber jetzo Amtskeller*) zu Baden, und des Markgrafen Liebling und rechte Hand geworden. Ferner: An Kindern war ich reich; aber . . . . von Allen, Allen . . . .“ ein ſeltſamer Blick, der links über Felder und Stadt und Heerſtraße weg, wie ſehnſüchtig, in die Ferne flog, begleitete die Rede — „biſt nur Du mir geblieben, Bärbel, Du ein Troſt der Wittwe und ihr Stab, ſeit Du zu Bühl bei dem Krämer Falkner dienſt; bei dem Ehrenmanne, der eine arbeitſame Dirne, wie Du biſt, zu ſchätzen und zu belohnen weiß. Was ich Dich bitte, liebſte Bärbel: fahre fort in Deiner Kindesliebe, wie Du bisher gethan. Daß nie eine Zeit kommen möge, wo Du von mir Deine Hand abzieheſt! fiele ich als eine Bettlerin der Gemeinde zur Laſt — es wäre um mich geſchehen, denn die Leute glauben, und ſagen hie und da, ich hätte von der ſeligen Hedwig die Zauberei erlernt und triebe ſie im Geheimen.“

---

*) Domänenverwalter.

„Wie kannſt Du glauben,“ entgegnete Bärbel ſchnell, „daß ich Dich jemals verlaſſen könnte? Hab' ich Dir nicht ſchon oft angeboten — ich thu's jetzt auf's neue — meine Kammer in Bühl mit Dir zu theilen, und Dich bei mir zu behalten bis zu Deinem, ſo Gott will, noch recht fernen Ende?“

— „Hm; ich muß den gutgemeinten Antrag wieder ausſchlagen;“ meinte Anna, Kunzens Wittib, mit finſterm Geſichte: „Falle mir nicht in die Rede, Bärbel. Ich weiß, was Du ſagen, daß Du meine ewigen Ausflüchte beſtreiten willſt. Ich habe Dir jedoch bis heute immer nicht den wahren Grund meiner Weigerung geſagt. — Es iſt ein Menſch in Bühl, dem ich nicht mehr begegnen will. Sobald dieſe Perſon einmal die Augen zumacht, will ich thun, wie Du begehrſt.“

„Ei, wer iſt das?“ — „Die Kronenlieſe, mein Kind. Sie hat öfters ſchwer Unrecht an mir verübt, und ich — nun, ich hab' es ihr einmal vergolten. Wir thun nicht gut zuſammen.“

„Die Kronenlieſe?“ fragte Bärbel verwundert, und zugleich etwas beſtürzt. Der ſtille Zwiſt, von dem Anna geſprochen, ſchien der Tochter ſehr unangenehm zu ſeyn. Sie ſetzte noch hinzu: „Ich gäbe etwas darum, wenn Du gerade mit der Lieſe freundlich wärſt.“ —

— „Warum, mein Kind?“ — Bärbel wurde verlegen: „Ha, . . . weil ich mit ihr auf gutem Fuße ſtehe. Ich trage oft Gewürz und Wollenwaaren in ihr

Haus, und die reiche Frau — nun, der Croatenkrieg hat ſie auch um viel gebracht, aber dennoch iſt ſie die reichſte Wirthin im Flecken — iſt ſo höflich und ſo leutſelig mit mir, daß ich's nicht ſagen kann.“ Bärbel fuhr gefaßter fort: „Darum komm nur hinüber. Ich will ſchon Frieden ſtiften zwiſchen euch; und endlich … was geht Dich die Kronenwirthin an? Willſt Du nicht in ihr Haus gehen, ſo iſt alles gethan. Die Straße iſt breit, die Kirche groß, ihr müßt nicht zuſammen kommen, wenn ihr nicht wollt.“ — „All gut;“ verſetzte Anna wie oben: „es geht aber nicht, und wie geſagt, nähme ſie der Herr zu ſich, dann käme ich erſt hinüber, und es ſollte unſer Schickſal ſich ſchon anders drehen und wenden.“ —

„Ja, wenn's Gottes Wille wäre!“ ſeufzte Bärbel, und fügte mit unbefangner Einfalt hinzu: „Wir ſind ſo arm, und hätten's doch nicht nöthig. Es iſt ſo viel Geld und Gut in der Welt; aber uns wurde nicht eines, nicht das andere beſchieden.“ — Worauf die Mutter: „Sprich nicht von Dir. Für Dich blüht noch eine Zukunft, für Dich wachſen noch Hoffnungen.“ — Trübſelig liſpelte Bärbel: „Welche?“ —

— „Sey getroſt, mein Kind, und zage nicht. Wären die Zeiten auch noch einmal ſo ſchlimm, als ſie ſind, und die Männer noch habſüchtiger, — eine fleißige treue Hand findet immer einen, der ſie nimmt und mit dem Ringe ziert. Die ſchönſte Jugendzeit iſt freilich für Dich verbei; aber Du biſt noch immer ſauber und wohlgebildet, kannſt immer noch die Freude eines Biedermannes, die Mutter ſchöner Kinder, eine wohlhäbige Hausfrau werden.“ — „Ach;“ ſeufzte Bärbel unter Thränen: „ich kriege doch nicht, den ich mir wünſche.“ Anna ſchaute ſie lange durchdringend an. Alsdann: „So biſt Du verliebt, mein armes Schäflein?“ Bärbel nickte, trocknete ihre Zähren, und ſagte ſchnell: „Ich hab' eigentlich gehofft, ihn dort unten zu ſehen; darum wollte ich hinunter zu dem Brand.“

— „Iſts ein Burſch von Steinbach?“ — „Nein.“ — „Oder ein Wittwer?“ — „Nein.“ — „Oder — verzeih' mir Gott die Sünde, ein Ehemann?“ — „Behüte!“ — „Alſo Einer von Bühl?“ — „Frage mich nicht weiter, Mutter.“ —

Das Geſpräch ſtockte eine Weile. Dann hob Bärbel zögernd an: „Sag' mir doch: iſt's wahr, daß die Hedwig Dir das Hexen beigebracht?“ — Anna ſchlug ein Kreuz, und antwortete: „Fern ſind von mir des Satans und ſeiner Zauberer ſchwarze Künſte. Was ich von der Hedwig gelernt, iſt redliche Wiſſenſchaft. Ich kann vielleicht löſen, was geknüpft, befreien, was verhext wurde; alles zum Wohl der Menſchen. Die Hedwig . . . nun, einmal hatte der böſe Geiſt ſie verlockt, meine Unſchuld zu verführen, aber das Unglück, das mich alſobald betraf, und ihre eigne Rechtſchaffenheit brachten ſie bald von dem Taumel zurück, und ſie hat mit mir nichts mehr begonnen, das meiner armen Seele hätte Schaden bringen können.“ —

„Sieh das Wetter dort über der Iburg!“ fiel Bärbel ein, die nur zerſtreut zugehört hatte: „Es trägt ſchweren Hagel in ſeinen ſchwarzen Wolken, und wird die Saaten verwüſten?“

— „Ja, ſo ſcheints. Vielleicht iſt's eine Schickung, eine Strafe des Gräuls, der dort unten begangen worden." — „Vielleicht auch eine Beſchwörung der Hexen, die ſich rächen wollen, weil von den Ihrigen etliche gerichtet worden ſind?" — „Vielleicht." — „Soll denn aber der Unſchuldige mit dem Schuldigen leiden, Mutter? Wenn Du kannſt, ſo vertreibe das böſe Wetter, und ſchicke es an einen andern Platz." — „Was verlangſt Du?" — „Ach, Mutter, thu' mir's zu liebe. Wir ſind allein, Niemand ſieht uns. Zeige mir, was Du vermagſt." — „Närriſches Kind! Nun denn, ich will's verſuchen."

Nachdem ſich Anna ſorgfältig umgeſehen, und den ſchnellen Anzug des Hagelwetters beobachtet, benetzte ſie ihren Finger, reckte ihn in die Luft, um den Strich des Windes zu prüfen, nickte zufrieden mit dem Kopfe, und begann, indem ſie drei Kreuze gegen die ſchwarzen Wolken machte, mit ſingendem Tone:

„Unſre liebe Frau ging über Land,
Führt ihren herzliebſten Sohn an der Hand,
Sah ihrem herzliebſten Sohn über die Achſel hinein;
O herzliebſter Sohn, wie zeucht dort üben ein ſchweres Wetter herein!
Zeuch ab Dein Wat*),
Deck's dem armen Mann über die Saat,
Deck's über daß rothe Meer,
Daß Gott der Herr Hagel und Wind wehr!
Segn' Gott den Hagel,
Die dreiheiligen Stupfelnagel,

---

*) Hemd oder Gewand.

Die Gott dem Herrn in Händ' und Füß' ſeyn geſchlagen,
Im Namen der Dreyfaltigkeit, Amen!" *)

Und ſiehe: vom Augenblick, da Anna ihre Beſchwörung begonnen, blies ein friſcher Südoſtwind das Wetter, das ſich gerade auf Steinbachs Fluren und Rebenhügel zu entleeren gedroht hatte, über den Rhein, deſſen grüne Wellen ſich rabenſchwarz im Wolkenwiderſchein färbten, nach den Vogeſen. Auf ihre öden Gipfel ging alſobald Donner, Blitz, Hagel und Regen nieder; ein erhabnes Schauſpiel, aus der Ferne geſehen. — Bärbel betrachtete mit abergläubiſcher Ehrfurcht — nachdem ihre Blicke dem vogelſchnellen Gewölke gefolgt waren — das verklärte, ſiegreiche Angeſicht ihrer Mutter, und ſprach ergriffen: „Du biſt eine weiße Frau, Mutter!" dann loderte plötzlich eine wilde Hoffnung in ihren Augen auf, und ſie ſetzte dringend hinzu: „Du könnteſt mich glücklich machen, mich und Dich, überſchwenglich glücklich. Gib mir etwas, ein Kraut, eine Salbe, einen Trank, — was weiß ich — die mir den geneigt machen, den ich von Herzen liebe, und der meiner nicht achtet!" — „Bärbel!" — „Ich würde reicher ſeyn, als die Kaiſerin; uns allen wäre geholfen. Gib mir etwas, das ſeine Kälte und ſeinen Widerwillen in Feuer und Liebe verkehre! Gib, um's Himmelswillen, ſchenke Deinem Kinde, was es ſo heiß begehrt. Erwecke in ihm, den ich nicht laſſen kann, die Glut, die mich verzehrt. Du kannſt dem

---

*) Ein ächter Hexenſegen, der aber, eine wunderliche Miſchung von Frömmigkeit und Läſterung, im Original mit einer Anrufung des Satans ſchließt.

Wetter gebieten, Du wirſt ein Männerherz bändigen können!" — „Bärbel, Tochter, das iſt Sünde. Wer aber, ich beſchwöre Dich, wer iſt's, von dem Du redeſt?" Außer ſich, ihrer Leidenſchaft nachgebend, antwortete Bärbel ſchnell: „Der Sohn aus der Krone, der reichen Lieſe Jacob. Da haſt Du mein Geheimniß. Er will mich nicht, er verachtet mich, aber ich werde närriſch, wenn er nicht mein Mann wird!"

— „Ach!" — Mit einem Schrei, als hätte ſie eine Otter geſtochen, prallte Anna zurück, und ſtammelte mit blaſſen Lippen ein verzweifelndes: „Nimmermehr!" — „Was haſt Du?" ſchrie die Tochter der Wankenden zu; da erhob ſich zwiſchen beiden Weibern, aus einem Geſträuche, an dem ſie ſtanden, ein verwittertes Greiſengeſicht mit kahlem Scheitel, eisgraue wilde Stoppeln um das Kinn; halberloſchne und verwirrte Augen ſtierten ſie an, und aus dem zahnloſen Munde gingen, ſcheppernd, wie der Klang zerbrochner Scherben, die Worte: „Ihr habt das Wetter fein gebannt, kluge Frau. Wer aber's Wetter vertreiben kann, verſteht's auch zu machen; und Hexe muß von Hexe Kundſchaft geben können. Was iſt, was iſt aus der Hedwig Meilerin geworden, he?" —

Die unerwartete und erſchreckende Erſcheinung machte die Weiber verſtummen. Endlich ſammelte ſich Anna, und ſagte hart zu dem zerlumpten Greis: „Ei was, die Meilerin iſt längſt geſtorben." — „Geſtorben? hm, was Ihr ſagt! Nun freilich; ſie müßte jetzo älter ſeyn, als Melchiſedech. Ei nun, wo iſt ihr Grab?" — „Hm, auf dem Kirchhofe, Alter. Das vierte links, in der zweiten Reihe, juſt neben der Kirchenmauer, wo der ſteinerne Ritter ſteht." — „Vierte, links, zweite Reihe, ſteinerne Ritter!" wiederholte der Greis, an den Fingern zählend: „ich weiß; doch wo der Kirchhof?" — „Nun, ſo geht hinab in Gottesnamen zur Kirche ſelbſt; Ihr werdet den Gottesacker ſchon finden. Geberdet Ihr euch doch, als kämt Ihr aus der andern Welt." — „Wer weiß, wer weiß?" fragte der Andere mit wackelndem Haupte: „Aus einer Welt der Sünden, aus dem brennenden Pfuhl .... lebt wohl, und beſorgt mir ſchön Wetter, alte Hexe, denn ich muß Buße thun, Buße Tag und Nacht auf Hedwigs Grabe, und es iſt feucht und kalt dort. Weiße Geſpenſter tanzen um den Hügel her, und ich muß ihnen aufſpielen mit meinen krummen Fingern! Schenk' mir etwas, alte gute Hexe!" — Mit Ekel und Abſcheu warf Bärbel ihm eine Kupfermünze in den zerlöcherten Hut, und der Bettler humpelte von dannen. — „Wäre Dieſer Hedwigs böſer Sohn?" fragte ſich die beſtürzte Anna; aber ein Blick auf Bärbels abgehärmtes Geſicht ſcheuchte jeden andern Gedanken von ihr. Heftig, eiſern umklammerte ſie plötzlich ihre ſtaunende Tochter, und rief mit herzzerreißender Wehmuth: „Frage nicht, o frage nicht, mein Kind. Aber ich darf Dir nicht zu jenem Glücke helfen. Es kömmt vom Teufel, und Du ſollſt den Engeln angehören, meine Tochter!"

Kaum waren ſeit des Licentiaten Eſchbacher Ankunft in Bühl ein vierzehn Tage verſtrichen, und ſchon hatten die Maleſizprozeſſe einen haſtigern Gang genommen. Mit einer furchtbaren Schnelligkeit wurden ſie inſtruirt, und für's Urtheil reif gemacht. Und während ſie ſich abſpannen, wurde ſchon von Amtswegen für ihre Fortſetzung geſorgt; alle Gefängniſſe und Thürme zu Bühl und Steinbach lagen voll Gefangener. Die Juſtiz ſelbſt hatte ihre alte Behauſung im erſtern Orte räumen müſſen, um den Verbrechern als Kerker zu dienen. Kanzlei, Verhörzimmer, Folterkammer, und was dazu gehörte, war in das Schießhaus verlegt worden, und dort thronte mit aller Gewalt der Willkühr der Commiſſarius, der binnen kurzem ſo bekannt und berüchtigt war, daß ſogar die Kinder bei ſeinem Anblick, wenn er auf der Gaſſe erſchien, ſich ſcheu in die Häuſer zurückzogen und ihn ſtill vorübergehen ließen. Für ihn, — ſo raunten ſich die ältern Leute zu — gab's keine Unſchuldigen; vor ſeinem Inquiſitorblicke ſtempelte ſich Alles zu Frevel und Miſſethat; der Amtmann Stämberle, der mißfällig angeſehene Vogt von Steinbach, wurden neben Eſchbacher zu Engeln der Milde und Barmherzigkeit. — Eine dumpfe Trauer ſenkte ſich über den Bezirk dieſes Gerichts hernieder. An jedem Morgen erfuhren die Bürger, daß wieder ein Haupt aus ihrer Gemeinde den Seinigen entriſſen und in den Kriminalgewahrſam geführt worden, und jeden Tag wurden von außen her, von Vögten und Schultheißen, Arreſtanten eingeliefert, gleichwie ein gebotner täglicher Tribut. — Kein Wunder, daß die Angeberei vor den Tyrannen ſtolz und unverſchämt ſich geberdete; ſie war die Proviantmeiſterin und aller Dinge Anfang. Der entſittete Pöbel dezimirte ſich unter ſich ſelbſt ohne Erbarmen; wer heute anklagte, fiel morgen ſelber in die Grube. Nur wenige der

Arreſtationen erhielten allgemeinen Beifall, ſowohl von den Beſſeren, als von den Schlimmeren.

Eine ſolche war die Verhaftung der Hebamme aus dem Thal, der uralten Gertraud Seutterin. Je mehr das dumme, abergläubiſche Volk ſich vor dem abgefeimten Weibe gefürchtet hatte, um ſo aufrichtiger freute es ſich über ſeinen Fall. — Aber — obgleich angeklagt der ſchwerſten Verbrechen — hatte Gertraud das Spiel keineswegs verloren gegeben, ſondern ihren Inquirenten in ſtetem Athem erhalten, und ihre Abſicht lag am Tage; ſie wollte ihn ermüden, die Sache in die Länge ziehen, und vor der Hand, wie man zu ſagen pflegt, ander Wetter abwarten. — Doch des Licentiaten Geduld, wie breit ſie ſich ausgedehnt haben mochte, hatte plötzlich ihr Ende, und Meiſter Thomann, ein Künſtler im Peinigen, bekam in der Marterkammer mit der alten Hebamme zu thun. —

Es war eines Nachmittags; Eſchbacher, Stämberle, zwei geſchworne Beiſitzer oder Scabini, und der Aktuar kamen in das große Gerichtszimmer auf dem Schießhauſe zurück. Der Commiſſarius und ſein Schreiber waren ganz erſchöpft und müde, der Amtmann unwillig, die Schöffen erſchüttert und niedergeſchlagen von dem, was ſie hatten anſehen müſſen. — „Eine wahre Satanscreatur!“ ſagte Eſchbacher, in ſeinen Stuhl ſinkend: „hat ſie uns zu ſchaffen gemacht? und dennoch, — nur ein halb Geſtändniß!“ —

— „Es iſt zu gelind mit ihr verfahren worden;“ brummte Stämberle: „ich hätte ſie recken laſſen, daß man das Evangelium durch ihr Rippenfell hätte leſen können. Was ſie auch geſagt hat, morgen läugnet ſie's; denn ſo wie das Hexengeſindel wieder auf den Boden kömmt, wohnt ihm auf's neue die Kraft hölliſcher Widerſpenſtigkeit bei. Was haltet Ihr davon, Herr Licentiat?"

„Aber . . . ſie war am Auslöſchen;" bemerkte ein Beiſitzer mitleidig.

„Der Doktor ſagte, ihr Puls hielte inne;" fügte der andere hinzu. —

Das Nervenzucken um Eſchbachers Mund wurde ſehr bemerkbar. „Guten Tag, ihr Herren;" ſagte er heftig zu den Scabinen, die ſich auf den Wink entfernten. Hierauf ſprach der Commiſſarius zum Amtmann: „Collega; dieſe ledernen Geſellen kann ich ferner nicht brauchen; tragt Sorge, daß andere an ihre Stelle treten; Leute, die nicht gleich vor jeder Kinderei in Ohnmacht fallen; hört Ihr? die Menſchen denken immer, die Juſtiz zu adminiſtriren ſey etwas Leichtes, und doch muß man dazu abgehärtet ſeyn, wie der Soldat zu einem Feldzug. Ein ſchlechter Arzt, der zittern würde, wo er das Meſſer anzulegen hat! doch, quoad medicum: Der Jud darf nimmermehr als Arzt beigezogen werden. Ein Jud iſt an und für ſich ein Kind der Finſterniß, und hälts natürlich mit den Zauberern. Darum wird er immer ſagen, wie heut der Levi von der Seutterin, es ſey Gefahr dabei, die Folter zu verlängern."

— „Habs ihm ſchon angeſagt, dem Levi. Der Kerl iſt ſelber mehr als verdächtig, und treibt Kabbala. Ich werd' ihm auf den Dienſt paſſen. Der Denunciationen ſind ſchon einige vorhanden." —

„Bene. Und da vorgeſchrieben ſteht, daß bei der ſcharfen Frage ein Arzneikundiger gegenwärtig ſey, ſo mag der Hexenpater von Schwarzach, der zugleich ein Medicus, anher berufen, und zu ſolchem Dienſte verwendet werden. Sein Zuſpruch wird um ſo kräftiger ſeyn, und für uns erſprießlich; denn meine Lungen ſind müde von denen Ermahnungen, wie die Finger des Aktuars von dem vielen unnützigen Schreiben und Ausſtreichen. Und noch bleibt mir ein Stücklein Arbeit für heute übrig: das Ergänzungs-Zeugenverhör. Leider hat Inquiſitin mir nicht genugſam Materialien geliefert, und die Leute warten ſchon ſo lange."

— „Ich werde mich entfernen, Herr Commiſſarius." — „Thue das der Herr Amtmann, und unterſtütze Er morgen meines Körpers Hinfälligkeit. Es liegt die Liſte von zwölf Inhaftirten vor, die endlich ans ſummariſche Verhör kommen müſſen; darunter der alte Kerl, den der Vogt von Steinbach hergeſchickt: der Muſikant, der auf dem Kirchhof erwiſcht wurde, da er nächtlicherweile Zauberei auf den Gräbern trieb. Er ſitzt ſchon über eine Woche, und ich liebe ſchnelle Expedition. Ihr thut mir wohl den Gefallen, die Leute morgen vorzunehmen, während ich mit den Uebrigen fortfahre?"

„Libenter, Herr Commiſſarius. Auch will ich ſtehenden Fußes einen Boten nach Schwarzach abfertigen." —

Nachdem Herr Stämberle von dannen, ſchritt Eſchbacher ein paarmal auf und nieder, überlegend, von der Stirn den Schweiß der Arbeit trocknend. Der Schreiber ſchnitt ſeine Federn. Auf den Zug der Glocke erſchien der Gerichtsknecht. „Iſt die Kronenwirthin vorhanden?" fragte der Licentiat. — „Ja, geſtrenger Herr." — „Laßt ſie herein." —

Sie kam, in faltige Trauerkleider gehüllt. Trotz der Jahre glänzten noch immer Spuren ehemaliger Friſche und Schönheit auf ihrem Geſichte. Aber die Augen ſuchten ängſtlich den Boden. Die finſtre Umgebung des Richterſtuhls machte das ſchüchterne Weib vollends verlegen und verwirrt. Der Licentiat, ſitzend, und die vor ihm Stehende mit durchbohrenden Blicken meſſend, begann: „Sie iſt gerufen, Frau Kronenwirthin, um Ihre frühere Ausſage zu beſtätigen, oder zu erweitern. Die Seutterin hat endlich gütlicher Zurede nachgegeben, und einiges bekannt; zugleich um Bedenkzeit bis übermorgen gebeten, um ihre Bekenntniſſe vollkommen darzulegen." — Ein unruhiger Blick der Wirthin flog zu des Licentiaten Geſicht empor, dann wieder zu Boden. — „Beſinne Sie ſich daher; hat Sie zu Ihrer Ausſage nichts hinzuzufügen? Beſteht Sie noch darauf, nichts von den Practiken zu wiſſen, die nach dem Geſtändniß Ihres Bruders, des Papierers, von der Seutterin mit Ihrem erſten Kinde getrieben worden wären?" — „Nichts auf der Welt, gelehrter Herr. Das Kind ſtarb in der Geburt." — „Recht; aber der Papierer hat beſchworen, daß die Seutterin dem Kinde den Kopf eingedrückt habe, und dafür von ihm bezahlt worden ſey." — Lieſe erzitterte, und zuckte traurig die Achſeln. —

„Warum zittert Sie dergeſtalt?" — „Ach, mein Herr, ſoll mein Mutterherz nicht beben, ſelbſt bei der

Erinnerung? Der Schmerz, der mich bei meines Bruders Tode befiel, hat ſich verdoppelt, ſeit ich von ſeinen Bekenntniſſen erfuhr. Ich glaube auch nicht daran." — „Sie hat ſich nie zum beſten mit beſagtem Bruder vertragen; warum alſo der große Schmerz?" — „Hm; er war doch nun einmal mein Bruder." — „Sie hat auch nicht zum beſten mit Ihrem verſtorbenen Manne gelebt, und deſſen Tod nicht ſehr betrauert. Wäre Sie nicht vielleicht dazumal mit ihrem Bruder und der Seutterin im Einverſtändniß geweſen, ihr Kind wegzuſchaffen, um kein Andenken an einen wenig geliebten Ehemann zu beſitzen?" — „Geſtrenger Herr!" rief Lieſe mit Erſtaunen und Zorn aus. Vor dem Ausdruck der Wahrheit ſchwieg der Inquirent. Die Wirthin ſetzte leiſer hinzu: „Es war ja mein Vortheil, wenn das Kind am Leben blieb." — Es hatte dabei nicht ſein Bewenden. Ein zweiter Sohn entſprang aus Ihrer Ehe?" — „Mein Jacob; er lebt, und führt jetzo die Wirthſchaft ſeines ſeligen Vaters." — „Gut; was hat ſich jedoch mit dem Knaben, da er klein war, zugetragen? Es gehen davon manche Fabeln umher?" —

„Der Böſe hatte einen Wechſelbalg an ſeine Stelle gelegt, wurde jedoch gezwungen, das Kind ſelbſt wieder zur Stelle zu ſchaffen." — „Wie ſo, gezwungen?" — „Durch Gebete und Almoſenſpenden;" verſetzte Lieſe zögernd: „genug: eines Abends war der Kielkopf weg, und das Kind lag, geſünder denn zuvor, in ſeinem Bettchen. Der wohledle Herr kann mir's glauben. Von fern und nah kamen Leute, das Wunder zu ſchauen." — „Ja, ja, die Macht der Hölle iſt groß; aber die

Macht des Gebets und der Opfer viel größer. Hat Sie nicht die Seutterin im Verdacht, als hätte dieſelbe das Kind durch Zauberkünſte verwechſelt, um dem Papierer einen Gefallen zu thun?“ — „Nein; im Gegentheil. Sie hat mir mancherlei gerathen, den Wechſelbalg abzuſchaffen.“ — „Was war das Mancherlei?“ —

Lieſe verſtummte; ſie hatte ſich verplaudert, fühlte ſie dunkel. Ohne ihr Bedenkzeit zu laſſen, fuhr Eſchbacher verſchmitzt fort: „Waren's nicht Segenſprüche, Auflegung von ſympathetiſchen Wurzeln, Vermeſſungen mit geweihten Fäden, Gebete in fremden Sprachen, die vom böſen Geiſte erfunden?“ —

— „Ich glaube.“ Vor des Licentiaten Dringlichkeit verlor die Anſelm ihren Kopf. — „Alſo Zaubereien?“ fragte Eſchbacher triumphirend: „Sie hält alſo mit Fug und Recht die Seutterin für eine Hexe?“ — „Ach, mein Gott, . . . ich weiß nicht . . . .“ — „Schreibe der Herr auf, daß die Zeugin die Seutterin für eine Kapitalhexe anzuſehen veranlaßt worden;“ befahl der Inquirent dem Aktuar. Dann zu der Kronenlieſe gewendet: „Warum ſo verwirrt? Sie hat doch nicht in der Unholdin Rathſchläge eingewilligt? Wodurch verging der Wechſelbalg?“ — „Durchs Gebet; ich glaube . . . durch die Beſchwörungen des Hexenpaters;“ verſetzte Lieſe, wie vernichtet. — „Wohl denn; alſo legaliter alſo chriſtlicherweiſe. Nichts deſto weniger beſtehen die verruchten Anſchläge der Seutterin als weitere und dringendere Inzichten.“

Eſchbacher belauerte wieder eine Weile die Kronenwirthin; dann ſprach er langſam: „Ihre Bewegung hat etwas Abſonderliches, liebe Frau. — Wann iſt Ihr Mann geſtorben?“ — „Vor dreizehn Jahren, gelahrter Herr.“ — „Woran iſt er geſtorben?“ — „Ei, ich weiß nicht recht. Er magerte plötzlich ab, die Kleider wurden ihm zu weit, nicht Eſſen, noch Trinken ſchmeckte ihm mehr; er verging, wie ein Licht, und eines Morgens war er todt. Der fette Mann wog am Ende ſo leicht, wie ein Knabe von ſieben Jahren.“ — „Das ſind verdächtige Symptomata. Hätte nicht die Seutterin bei ſolchem Eintritt etwa die Hände im Hafen gehabt?“ — „O nein.“ — „Sie weiß das ſo gewiß?“ — „Die Seutter iſt nicht mehr ins Haus gekommen.“ — „Iſt auch gar nicht nöthig. Das vermaledeite Hexenwerk dörrt die Leute aus, und wären ſie meilenweit von der Unholdin entfernt.“ — „Ei, ich weiß nicht . . . .“ — „Sie verſchanzt ſich immer hinter das Nichtwiſſen. Aber wir wiſſen aus dem Zeugenprotokoll, daß Sie nach dem Tode Ihres Mannes öfter im Hauſe der Seutterin geſehen worden, wenn ſchon dieſe nicht mehr zu Ihr kam. Sie hat der Hebamme jährlich etwas Geld gebracht, und war in gutem Vernehmen mit ihr. Wie kommt das?“ — „Ei, mein Herr, ich muß mich verwundern . . . .“ — „Das ſeh' ich an Ihrem Geſichte. Schreibe der Herr, daß Zeugin bald weiß, bald roth wird.“

Da übermannte die angeborne Hoffart der Wittwe ihre Furchtſamkeit, und ſie ſchrie, ſtatt gelaſſen zu reden, auf: „Ach, wie komm' ich mir denn vor? Bin ich denn etwa hier auf dem Armeſünderbänkchen? Was ſtell' ich denn hier vor? Verfährt der Herr alſo mit einer

Perſon von Gewicht, die nur als Zeuge zu erſcheinen hatte?" —

Der Licentiat warf ihr nun einen jener Blicke zu, die ſelbſt das redlichſte Auge zu Boden ſchmettern, und erwiederte mit geſteigerter Stimme: „Sie ſchweige ſtatim, wenn ich nicht glauben ſoll, daß ein böſes Gewiſſen aus Ihr rede. Schreib' Er's hin, das von dem böſen Gewiſſen! — Was unterfängt Sie ſich? Bin ich nicht hier an unſers durchlauchtigſten Herrn Statt? Eine Perſon von Gewicht? Vor der Juſtiz gilt kein beſonder Gewicht; ſie hat für alle eine gleiche Waage. Und wäre Sie reich, wie die Fugger, und ich ein armer Schelm, der nur dieſen Rock beſäße, und den noch ſchuldig wäre, Sie ſollte mir nicht den Daumen auf's Auge drücken. Denn Geld und Stolz und Buhlerei ſind übel angebracht bei einem unbeſtechlichen Richter. Oder meint Sie, daß ich Ihr Unrecht thun will? Wir klagen niemand an; wir ſuchen blos die Wahrheit. Merke Sie ſich das."

Die ehrliche Gravität, die ſo überzeugend, wenn auch heftiger, als vonnöthen, aus dem ſtrengen Inquiſitor redete, verblüffte die Kronenlieſe dergeſtalt, daß ſie plötzlich die ganze Leiter ihres Stolzes herabfiel, bis in den Thränenſumpf derjenigen Muthloſigkeit, die auch am ſchwächſten Weibe unerträglich zu ſehen. — Ihr Schluchzen rührte den Licentiaten, der mit ſolchen Auftritten zur Genüge bekannt, nicht im Geringſten; ſondern er diktirte, während die Wittwe ſich ausweinte, kaltblütig zu Protokoll: „Inder hat durch ſeine wohlangebrachte Exhortation die Zeugin dergeſtalt bewegt, daß ihr das

Gewiſſen klopfte, und ſich in vielen Zähren Luſt machte." — Schnell wieder zu der kaum beruhigten Frau gewendet, fragte er: „Hat Sie nicht etwa von dem baldigen Tode ihres Mannes etwas Näheres durch die Seutterin erfahren?" — „Ach nein, ach nein." — „Warum alſo die Geſchenke?" — „Ach Gott, ach Gott . . . ." — „Keine Exclamationen. Hat Sie die Seutterin ſo gern und lieb gehabt?" — „Ach nein." — „Oder hat Sie dieſelbe gefürchtet, und deßwegen ihr fortwährend Geld geſpendet?" — „Ach ja, eher gefürchtet, als geliebt." — „Warum?', — „Weil ich dachte . . . ach, wie ſoll ich ſagen?" — „Keine Umſchweiſe. Sie hat gefürchtet, daß die Seutterin Ihr oder Ihrem Sohne, oder Ihrem Hauſe etwas anthun möchte?" — „In Gottesnamen ja; ſo iſts." — „Endlich. Schreibe der Herr: Zeugin hält in ihrem Herzen die Seutterin für eine vollkommene Hexe, u. ſ. w. — Jetzt leſe Er, und Sie, Frau Kronenwirthin, unterſchreibe Ihr Handzeichen. Dann gehe Sie in's Himmelsnamen heim." — —

Fröhlich, wie ein ſchwaches Reh, dem ein Wunder aus des Löwen Höhle unverſehrt geholfen, entfernte ſich die Kronenlieſe, obgleich ihr Herz noch von Angſt zitterte. Gerade vor ſich hinſchauend verfolgte ſie ihre Straße, und bemerkte kaum, daß Levi, der Judendoktor, mit ihr denſelben Weg machte, und Gelegenheit ſuchte, ſie anzureden. Die erſten ſchüchternen Worte des Arztes verhallten an ihrem Ohre. Endlich ließ ſich Levi deutlicher vernehmen: „Frau Kronenwirthin, ich hab' ihr zu bringen einen Gruß." — „Hm?" fragte ſie mit aufgeworfener Lippe entgegen: „Von wem, wenn's beliebt?" — Der

Doktor näherte ſich vertraulicher; es war kein Menſch um die Wege: „Von der alten Gertraud.“ — Purpurröthe übergoß die Anſelmin. Levi fuhr fort: „Die arme Bettel iſt gekommen bis ans End ihrer Geduld und Standhaftigkeit. Sie hat Euch bitten laſſen zweimal, daß Ihr ſie befreiet mit Geld und gute Wort'; es iſt geweſen nichts. Heut hat man ſie geſtreckt an der Eherde, . . . o weh, welche Schmerzen! ſie hat bekannt vor Schmerzen, einiges bekannt, nicht alles bekannt. Sie hat nicht genannt Euern Namen, weil ſie noch immer hofft auf Euern Beiſtand. Aber — ſtehet ihr bei, der armen Perſon. Uebermorgen kann ſie's nicht mehr aushalten; und ſie ſagt, ſie werd' ſprechen von Euch.“ — „Von mir? was denn, Levi?“ — „Gott helf' mir, ich wüßte es doch nicht, aber ſie will ſprechen von Euch, ſagt ſie. Ihr würdet's wohl verſtehen. Und nun hab ich meinen Auftrag ausgerichtet.“ — „Danke; ſagt der Gertraud wieder, daß . . . .“

— „Ich komm' nicht mehr in den Thurm, bin abgeſchafft worden, der Amtmann hat Wörtche fallen laſſen, Wörtche . . . nun, ich bin nicht dumm; der Levi weiß zu gehen, wenn das Unglück kommt. Wofür hätt' ich im Sack einen Batzen, wenn ich mich nicht wollt' ſetzen laſſen über den Rhein? Dort kann ich lachen, und das will ich. Aber hier riechts nach Dampf und Rauch und Schwefelfaden. Lebt wohl, Frau Anſelmin. Sagt der Gertraud ſelber, was Ihr auf dem Herzen habt.“ —

Schleunigſt entfernte er ſich, unbekümmert in welchen Zweifelqualen er die arme Frau dahinten ließ. Auf ſeinem eiligen Wege durch alle Winkel des Orts, um nicht am Amthauſe vorbeizukommen, wo Levi ſchon fürchtete, von den Schergen in Empfang genommen zu werden, ſchlüpfte er am Hexengefängniß vorüber. Ein altes, verzerrtes Weibergeſicht ſtierte hinter den höchſten Gitterfenſtern hervor. Ein Strahl der Hoffnung ſchien die Larve zu verklären bei'm Anblick des Juden. Dieſer aber, eilig und furchtſam, zuckte nur bedeutend die Achſeln, und machte mit der Rechten die Geberde, die ſo viel heißt, als „Nichts erwarten, Alles verloren geben!“ — Die Larve ſank vom Fenſter in das Dunkel des Kerkers zurück. — —

Lieſe hatte indeſſen ihr ſtattliches Haus erreicht. Die Trinkſtube war noch von Gäſten leer; Jakob raufte ſich darinnen mit ſeinen Kettenhunden. Heftiger Zorn überlief das Antlitz der Mutter. „Wirſt Du Ruhe geben?“ ſchrie ſie in den Tumult: „Schämt ſich der alte Burſche nicht, Spielerei zu treiben, wie kaum ein Schüler von fünfzehn Jahren? Sag' mir nur, Jakob, ob Du nimmer geſcheit werden willſt? Sag mir, wo Du das leichtſinnige hüpfende Blut hergenommen haſt. Da iſt ja kein Zug von Deinem Vater, der die Trägheit ſelbſt geweſen, und nicht ein Zug von mir, denn ich hab' immer gewußt, meine Launen zu beherrſchen!“ Bei dieſen Worten jagte ſie die Hunde mit dem Beſenſtiel aus der Stube. — Jakob ſetzte ſich in den Großvaterſtuhl, und ſprach boshaft: „Wenn der raſche Jakob nicht wäre, was wäre ſchon aus der Wirthſchaft geworden? So alt Ihr ſeyd, Mutter, ſo träg und leichtſinnig ſeyd Ihr ebenfalls. Ihr ſolltet Euch gar nicht mehr um Küch' und Keller bekümmern, und Eure Predigten aufgeben, meine ich." — „Ei, Du ungerathener Menſch!" rief Lieſe halb erbost, aber wiederum halblächelnd, vernarrt, wie ſie war, in den Ungeſchliffenen. Jakob kannte ſie genau, die Mutter, die ihn verhätſchelt hatte, und fuhr gleichmüthig fort: „Aber, — weiß Gott — Ihr wär't noch im Stande, Euch wieder zu verheirathen und mich aus dem Hauſe zu jagen." —

Dieſe paar Worte betrübten, wie ſchon ſo oft, die Schwache bis zu Thränen. „Der ewige Vorwurf!" klagte ſie: „als ob mir's je einfallen könnte? Und da ichs vor zwölf Jahren nicht that, wie käme ich heute dazu? Hab' ich Dich weniger lieb, als dazumal? Hab' ich nicht ſchon oft geſagt, daß ich am Tage, da Du heirathen würdeſt, all mein Theil an der Wirthſchaft aufgeben, und mich in mein Wittwenhaus zurückziehen wollte? — Aber . . . Du machſt keine Anſtalt, und hätteſt doch ſchon längſt das Alter zum Heirathen, meine ich. Du mein Gott! Schlemmen, ſpielen, den Landedelmann vorſtellen iſt Dir lieber, als eine gute junge Frau; das iſt mein Herzeleid."

Der Sohn entgegnete mürriſch: „Ich mag keine von Bühl. Es iſt mir keine hübſch und reich genug. Denn reich müßte ſie ſeyn. In den leidigen Kriegszeiten weiß man ja ſo von heut auf morgen nicht, ob man etwas hat, oder ob man betteln muß." — „Aber, ich dächte doch . . . ." — „Still geſchwiegen, Mutter. Ihr war't glücklich in der Ehe . . . ." — „Ich? daß Gott erbarm!" — „ . . . . weil Ihr aus meinem Vater machen konntet, was Euch lieb war; dabei Geld und Einkehr, und die guten Zeiten! Nein, ich mag noch nicht heirathen. Eine junge Frau für die Offiziere, die bei mir in's Quartier gelegt werden? Proſit, ich will nichts von dem Glücke." — „Verſtockter Hammelskopf! Es iſt ein Glück vielleicht, daß ich mich heute mit dem Hexenrichter alterirt habe, ſonſt käme ich mit Dir in Streit und Hader." — „Was iſt denn das immer für ein Geläuf auf das Schießhaus? Immer noch wegen des alten Gerippes? Bin neugierig, wie lang ſie noch mit der da fackeln?" —

Die Seutterin und ihre Botſchaft fielen plötzlich der Kronenwirthin bitterlich aufs Herz. Sie wollte antworten, als Bärbel mit einem großen Korbe in die Stube trat. — „Guten Abend beiſammen. Herr Falkner ſchickt hier den beſtellten Saffran, auch die Nägelein, und zugleich einen Staatskäſe aus der Schweiz. Die Rechnung liegt zwar bei, aber es eilt nicht mit dem Gelde, wie bekannt. Wenn's der Frau gefällig wäre, nachzuzählen . . . . ?"

Die Kronenwirthin war ſehr freundlich geworden, nannte die Botin ihre liebe Bärbel, und deckte den Korb auf. Eine Pauſe entſtand; um ſie auszufullen, fragte Lieſe im Korbe kramend: „Nun, wie gehts denn Deiner Mutter zu Steinbach?" —

Da die Frage nur obenhin, nur aus Gewohnheit geſtellt worden, bemerkte die Anſelm gar nicht, daß ſie nicht beantwortet wurde. Bärbel hatte ſie überhört, und ſtand, die glänzenden Augen feſt, als wie zauberiſch auf Jakob geheftet, da, wie eine Bildſäule. — Der junge Mann bemerkte mit Widerwillen dieſes auffallende

Anſchauen, und drehte den Kopf weg. Im nächſten Augenblicke war er jedoch gleichſam gezwungen, ſelbſt wieder hinzuſchauen, und Bärbel ſtand immer noch, wie vorher. — Seine Roheit aufbietend, zog er ihr ein fürchterliches Geſicht. Bärbel wurde roth wie Glut, aber ſie verharrte in ſeinem Anſchauen. Jakob, als wie gebannt, verſuchte einen Fluch herauszuſtoßen, aber ihm verſagte die Stimme, und zugleich fühlte er ſich, von Zorn und abergläubiſcher Furcht zerdrückt, ſehr unwohl, fühlte ſeine Sinne ſchwinden, und ſeufzte, auf ſeinem Stuhle in ſich zuſammenſinkend: „Ach, wie wird mir!“

Die Mutter ſprang alſobald herbei: der Zufall ſpielte ihr eine Eſſigflaſche in die Hände; ſie beſtrich ſorglich und wehklagend die Schläfe des Sohns. Noch immer ſtand Bärbel, wie in Verzuckung, bis die Anſelm ſchrie: „Bärbel, rühr' Dich doch! Waſſer, bringe Waſſer her!“ — „Gleich;“ antwortete die Magd, füllte ein großes Glas, und trat freundlich zu dem halb Ohnmächtigen, der ſo eben wieder zu ſich kam, und flüſterte: „Mich dürſtet!“ —

Gierig langten ſeine Hände nach dem kryſtallreinen Tranke, als er die Augen aufſchlug, und die Spenderin des Labſals gewahrte. „Verfluchte, hinweg!“ ſchrie er plötzlich laut, und zertrümmerte das Glas am Boden. Er ſprang auf, blaß wie ein Geiſt. Nicht minder erblaſſend, den Tod im Herzen, entwich das Mädchen vor ſeiner drohenden Geſtalt. —

„Was ſoll denn dieſes bedeuten, Jakob?“ fragte die Kronenlieſe: „was haſt Du mit dem armen Ding, das Dir ſo mildthätig beiſpringen wollte?“

„Vermaledeit ſey der Herren Mildthätigkeit!“ ſprudelte Jacob auf: „ſeyd Ihr denn blind, Mutter? ſtockblind, daß Ihr nicht ſaht, wie mich ſtets die Schlange mit ihren Blicken verfolgt? wie die Schlange ſtets zu mir ihre Zauberformeln ſpricht, wenn auch mit geſchloſſenem Munde, und ohne den Laut der Stimme? Ich ſchwör's bei meiner Seligkeit! ſie hat einen Bann über das Waſſer geſprochen, und ich hätte Teufel und Schwindſucht damit hinunter geſchluckt, wenn ich ſo thöricht geweſen wäre, zu trinken.“

„Du mein Gott, Du mein Gott!“ jammerte Lieſe: „Was wäre denn das wieder? immer etwas Neues, immer wieder etwas von der verdammten Zauberei? Armer Jacob, iſt's auch wahr? Ach ja, ich glaub's, mein Jacob. Durchbohre mich nicht mit Deinen ſcharfen Augen; ich glaube Dir ja Alles, Du haſt ja in allen Stücken Recht. Was willſt Du, was verlangſt Du, mein Herz?“ — „Daß die Elende nicht mehr über unſre Schwelle komme, daß ſie mit Hunden hinausgehetzt werde. Freilich hab' ich Recht in Allem, und Ihr, Mutter, Ihr wart gewiß nicht daran Schuld, daß mich der böſe Feind wieder gebracht hat, nachdem er mich bereits geſtohlen. Denn Ihr ſeyd blind.“

— „Was Du willſt, lieber Jacob, beruhige Dich nur. Sag mir aber, Du armer Schelm, was Du dem Hexengeſchmeiß gethan haſt, daß es Dir niemals, nicht im erſten, nicht im achtundzwanzigſten Jahre Deines Lebens, Ruhe laſſen will? Es iſt ja himmelſchreiend, mein Jacob; . . . alſo dieſe Bärbel, die mir ſo ſehr gefiel . . .?“ — „Gefallen? Dummheit. Ihre falſchen ſtechenden Augen, ihr freches Geſicht . . . pah! ich wäre freilich ein Biſſen für die alte Jungfer, ich mit meinem Gelde, ich mit meinem Wirthshauſe; he? Aber Ihr, Mutter, habt keinen Verſtand mehr; nicht eines Nagels groß. Ihr nehmt noch die Waaren von der Hand der Zauberdirne? Da ſeht den Käſe; ſieht er nicht aurorafarben, wie die Hexenbutter? dieſe Nägelein? wer ſagt, daß ſie ſich nicht in Holderchen und böſe Dinger verwandeln?*) Pfui, hinaus damit, zum Fenſter hinaus!" —

Er warf den Korb mit den Waaren in den Hof hinunter, und ſchien erſt alsdann beruhigt zu ſeyn. Nur ſagte er noch verächtlich: „Nach der Mutter dieſer Unholdin zu fragen! wo hattet Ihr Euern Kopf? Solche Bekanntſchaften machen Euch Schande. Fragt nach: die Kinder auf der Gaſſe zu Steinbach ſagen's Euch: ſie iſt als Hexe berüchtigt, die alte Schneiderwittib."

— „O, ſorge nur, daß ſie uns nicht ſchädige, und behandle die Bärbel glimpflich. — Uns droht bereits von andrer Seite Unheil. Die Seutterin . . . . ." — „Eine Erzhex; ſchweigt von ihr, Mutter." — „O, herzliebſter Jacob, ich bin ihr viel Dank ſchuldig. Ohne ihre Hülfe hätte ich Dich aus Teufelsklauen nimmer wieder bekommen." — „Was geht's mich an? Ich bin einmal wieder da, und jetzt ſoll mich Belzebub wohl nicht mehr verwechſeln." — „Ruchloſe Reden! Dein Vater war viel bedächtiger als Du." — „Mein Vater war eine gute närriſche Haut, die nach Eurer Pfeife tanzte, aber . . . . ." — „Jacob, Jacob, manchmal glaub' ich, Du ſeyſt noch der Wechſelbalg, wenn Du zu läſtern und zu ſpotten anfängſt!" — „Ihr wißt nicht, was Ihr redet. Euer bischen Gehirn iſt in dem Sommer Euers Lebens dahingeſchmolzen, daß für das Alter nichts mehr übrig blieb. Was wollt Ihr denn? Ich ſoll nicht zürnen den Zauberern, und dennoch ſie fürchten? Ich fürchte ſie auch; Ihr haltet aber zu ihnen, bei'm Wetter! Welch' ein Durcheinander in Euerm Kopfe!" — „Ach, ſüßeſter Jacob, ich bin ſehr verwirrt, . . . nimm mir nicht übel, wenn ich nebenhinaus fahre; aber die Seutterin . . . o mein Sohn . . . ſie hofft nur auf mich, um frei zu werden . . . ." — „Ich beklage die Alte. Ihr Buhle muß ein ſchwacher, dummer Teufel ſeyn." — „Geld, liebſter Jacob, ſprengt alle Riegel. Der Antony, der Thurmwart, wär' mit ein paar Händ' voll Thalern zufrieden . . . gewiß . . . ." — „Nun, wo ſoll's hinaus? Macht's kurz, Mutter, denn es kommen Gäſte, und ich muß mir die Gurgel mit Wein ausſpülen. Es kratzt mich im Halſe, als hätte ich einen Maifiſch mit allen Gräten verſchluckt." — „Ach, ich meine, wenn Du Dich bewegen ließeſt, . . . unſer bischen Reichthum iſt ja in Deinen Händen; — wenn Du mit dem Antony handelteſt . . . morgen wäre die Seutterin über alle Berge, und Deine Mutter aus einer großen Gefahr; . . . ja, herzlieber Sohn, aus einer großen Gefahr." — „Pfui Spott und Hohn! Verdorren ſoll dieſe Hand, wenn ſie einen Kreuzer hinzählt, um dem Höllenbeſen durchzuhelfen! Nichts da, pfui noch einmal! Sie brenne zur Ehre Gottes, und wenn's wahr iſt, was Ihr von Euern Gefahren ſchwatzet, ei, deſto ſchlimmer für Euch. Wenn ich wüßte, daß Ihr etwa mit der Seutterin Zauberwerk getrieben . . . . . ach!" — Die Stimme verſagte ihm plötzlich; er wollte die Laute hervorzwingen; es ging nicht. Seine Sprache war erloſchen. Mit roth unterlaufnen Augen krächzte er mühſam: „Seht Ihr? Die Bärbel hat mich angeblaſen. Verwünſcht ſey das Höllenpack, das Ihr beſchützt. Wo iſt der Amtmann? Man hole ihn. Er ſoll die Unholdin feſtnehmen und meinen Bann löſen!"

---

*) Elben, Holderchen, gute Holden, böſe Dinger; phantaſtiſche Creaturen in Geſtalt von Mücken, Käfern, Würmern u. dgl., die der Aberglaube aus dem Umgange der Menſchen mit böſen Geiſtern entſpringen ließ.

Beim Schein gelber Kerzen, hinter dem dunkelfarbig aufgeputzten Tiſche, über ſeinem Haupte das Bild des gekreuzigten Heilands, ſaß der Licentiat Eſchbacher in dem Verhörzimmer auf dem Schützenhauſe; an ſeiner Seite auf Schemeln hockten die Beiſitzer, die aus den Betten geholt worden waren, um ihren Gerichtsdienſt zu verſehen; keine lederne Geſellen für diesmal, ſondern knotige und narbige Figuren, gleichwie aus Holz geſchnitzt; ein Gerber, dem gleichviel, aus welcher Haut er ſeine Riemen ſchnitt, und ein fanatiſcher Schuſter, der auf ſeinem Pechſtuhle nur von Unholden und ſataniſchen Blendwerken träumte. Sein Herz war um mehrere Stiche zu eng für die Menſchlichkeit, und ſchon um der Profeſſion willen allzuſehr mit des Gerbers Gewiſſen verwandt, als daß er nicht des Letztern

Gleichgültigkeit getheilt hätte. Auf dem Armeſünderbänkchen, gegenüber dem horchenden Tribunal, ſaß, wie mit Beſemen zuſammengefegt, ein Ding, das einſt einem weiblichen Weſen nicht unähnlich geweſen. Von der ganz zerlumpten, von Hunger, Folterqual und Gewiſſensangſt darniedergeworfenen Creatur war eigentlich nichts mehr lebendig, als der unruhige Kopf, der ſich zwanzigmal in einer Minute rechts und links auf dem runzlichten Halſe drehte, und die giftige Zunge in dem zahnloſen Munde. — Gerade jetzo ſchwieg ſie mit zitterndem Haupte, und horchte, wie ihre Verhörrichter, dem Protokoll zu, das der Aktuar ſo eben zu Ende zu leſen im Begriff war. — Als der Schreiber ſchwieg, meckerte die Alte, wie mit einem Anlauf: „Es iſt alles richtig und der Wahrheit gemäß, liebe Herren. Ihr werdet ſehen, daß meine ſchwache feine Wehmutterhand, obgleich noch ausgereckt und verzogen, mit Feſtigkeit unterſchreiben wird, was der Mund angegeben.“ Was denn auch geſchah. Mit unmäßig langen Buchſtaben ſetzte die Seutierin ihren Namen unter die Schrift, und das letzte Lachen des Böſen auf der Erde, das Grinſen der Rache, ſtrahlte auf in ihrem erdfarbigen Antlitz. Dann ſagte ſie demüthig: „Jetzo wage ich, den geſtrengen Herrn Richter an ſein Verſprechen zu erinnern. Er hat mir gelobt, daß der Peiniger mich nicht mehr anrühren, daß ich warme Koſt bekommen, daß ich ungeſtört ſchlafen ſollte, bis . . . .“ — Sie verzerrte ihre Züge in's Unkenntliche, da ſie des letzten, allerletzten Tages gedachte; . . . . die Siebenzigjährige hing noch ſo feſt am Leben! —

Der Licentiat neigte gnädig den Kopf, ſprechend: „Des Richters Zuſage ſey heilig; es geſchehe, was ich verheißen. Aber das wenige Gute, was ich noch hienieden Deinem ausgemergelten Leibe zuwenden kann, wird unendlich aufgewogen durch die Wohlthat, ſo Du Deiner unſterblichen Seele erwieſen haſt, Gertraud. Leider iſt der Menſch nicht ſündenfrei, aber der Reuige, der Bekenner, flüchtet ſich nie vergebens in den Schooß des himmliſchen Sohnes, der für uns und unſere Sünden geſtorben iſt, ein ewig gültiges Sühnopfer. Es war eine Eingebung von oben, Gertraud, daß Du gerade heute, mitten in der Nacht, begehrteſt, vor uns zu erſcheinen, und Du haſt uns willig gefunden, den Augenblick der Gnade nicht verſtreichen zu laſſen, und Dir unſer Ohr zu leihen. Bete jetzo nur zu Gott, daß er Dich ſtärke, und Deinen hölliſchen Beiſtand von Dir fern halte. Ein Widerruf würde nur abermals unſägliche Pein auf Dich wälzen, und Deine Verſtocktheit Dir den Weg zum Paradieſe verſchließen.“ —

Als der Scherg dem Weibe die leichte Handfeſſel anlegte, es fortzuführen, fragte Eſchbacher noch: „Du haſt nichts mehr hinzuzufügen?“ — „Nein.“ — „Du weißt Niemand weiter, der bei den Hexentänzen geweſen?“ — „Nein; ich hab ſie alle genannt, weiß Keinen weiter.“ — „So mag's für jetzt ſein Bewenden haben. Du biſt entlaſſen. Man führe das Weib weg.“

Als dieſes geſchah, erſchien juſt der Amtmann Stämberle, trotz der ſpäten Nachtſtunde ſehr lebendig und aufgeregt. „Es iſt geſchehen;“ ſagte er eilfertig und behaglich. Die Seutterin drehte ſich zögernd nach ihm, und wäre gern geblieben, das Weitere zu hören; aber ein wiederholter Wink des Licentiaten gebot dem Thurmwart, ſeine Pflicht zu thun. An der Thüre nahmen zwei Knechte die Gertraud unter den Achſeln auf, und trugen ſie ſchwebend hinweg, damit ſie nicht im Freien den Boden berühre, und etwa verſchwinde, wie ein Rauch oder eine Flamme im Winde. —

— Nachdem ſie von dannen, hob Eſchbacher zu Stämberle an: „Alſo?" — „Sie iſt zur Captur gebracht, mit vielem Heulen, Zähnklappen und Wehklagen; aber ſie ſitzt einmal, und harrt weitrer Verordnung. Es iſt ein wahres Hexenneſt in der Krone; gleichſam ein Baſiliskenei unter geſunden Brüteiern. Was haltet Ihr davon? Der Sohn liegt krank darnieder, weil eine Zauberin, die Bärbel, Schneiderkunzens von Steinbach Tochter, ihn angehaucht, ihm einen Liebestrank gegeben."

— „Ein Philtrum?" fragte Eſchenbacher begierig: „ein neuer Caſus hier im Orte. Dieſe Philtra bringen etwelche Ergötzlichkeiten in die dürre Procedur. Es iſt unglaublich indeſſen, wie in unſrer heilloſen Zeit das Unkraut hölliſcher Sünden alle Saat des Glaubens und der Tugend überwuchert. Jedoch, damit wir nicht durch Läßigkeit etwa den Moment verſäumen, der unſrer mühſeligen Pflicht einige Früchte tragen möchte, ſo erachte ich, daß die Kronenwirthin, vulgo Kronenlieſe, ſtracklich vor uns gebracht werde. Sie iſt ein verzagt Weibsbild, dem der erſte Schrecken ſicherlich Geſtändniſſe entreißen dürfte, die wir ſpäter von ſeiner Hoffart und ſeinem Uebermuth nicht erwarten mögen. Die Scabini ſind einmal geweckt, und halten wohl tapfer aus? Der

Schreiber iſt rüſtig, ſo wie ich. Herr Amtmann kann bleiben, oder gehen, nach Belieben. Daher beſcheide man ſchleunigſt den Meiſter Thomann und ſeinen Knecht, ſo wie den Bader, der heute als Medicus fungiren ſoll.“

„Wie?“ fragte Stämberle, trotz ſeiner Schadenfreude beinahe erſchreckt: „Wollte und dürfte der gelehrte Herr alſogleich mit der ſcharfen Frage bei der Angeſchuldigten vorfahren?“

— „Wollen?“ entgegnete Eſchbacher mit ſänftlichem Lächeln, das ſchaudern machte: „Will ein gerechter Judex die Pein des Sünders, wenn derſelbe ſich nicht hartnäckig in ſeiner Verſtockung ſteift? Ich will nie die Tortur, aber leider Gottes iſt mir kaum ein Fall erinnerlich, da ich von der Anwendung torturae diſpenſirt worden wäre. — Was hingegen das Dürfen betrifft, ſo hat Collega etwa vergeſſen, daß ich die weiteſte Vollmacht habe, mit der Territion*), und mit der wirklichen Application der peinlichen Frage nach Gutdünken einzuſchreiten. Daher geſchehe, wie ich befohlen. Man zünde die Lampe und die Kerzen in der Folterkammer an. Die Herren folgen mir dahin, ſobald der Scharfrichter eingetroffen.“ —

Der allzueifrige Vollſtrecker peinlicher Richterſprüche ſäumte nicht lange, zu kommen, und war noch nicht zu Ende mit dem Auflegen ſeiner barbariſchen Werkzeuge, als die Glocke verkündete, daß die Kronenwirthin in der Vorkammer ſtehe. — „Eine heimtückiſche, bisher ſchlau verborgne Zauberin wird vor uns erſcheinen;“ begann

---

*) Androhung der Tortur durch Vorlegung der Inſtrumente.

Eſchbacher zu den Gerichtsbeiſitzern: „nehmt aus dieſem Salzfaße jeder ein Pfötchen voll. Der Teufel kann das Salz nicht leiden, weil es des Herrn iſt. Schlagt auch Eure Augen nieder, daß nicht bei'm Eintritt die Hexe Euch mit ihren Blicken etwas anthue. Betet ſtill vor Euch ein Gebet gegen die Werke des Satans. Aktuar, richte Er das bisher vorbereitungsweiſe aufgenommene Zeugenprotokoll zurecht. — Antony! Ihr mögt die Inquiſitin hereinbringen; ſie ſoll rücklings eintreten, daß ihre Augen keine Gewalt über uns haben." — „Die verwünſchten Augen;" brummte Stämberle in ſeiner dunkeln Ecke: „was haben die Irrlichter vor circa ſechsunddreißig Jahren mich umhergepeitſcht!"

Wie der Licentiat es angeordnet, geſchah es. Die Kronenlieſe erſchien — nicht weinend oder jammernd, wie man erwartet — ſondern verdutzt, ſtier blickend, auſſer ſich, weiß wie Kreide. Nachdem ſie auf die obige ſeltſame Art und Weiſe hereingeführt und alsdann umgedreht worden, — als die ſchauerliche Kammer in ihrer ganzen Fülle von Gräßlichkeit vor ihr lag — als ſie die Marterinſtrumente gewahrte, die auf einer Bank ihr zur Seite ausgebreitet, und daneben den finſtern Angſtmann mit ſeinem Knechte, hinter ihnen den blaſſen Bader, ſelber mehr todt als lebendig — da bebte ſie zuſammen unwillkührlich, denn der Unbefangenen blitzte erſt jetzt die Ahnung, daß etwas fürchterliches mit ihr vorgenommen werden dürfte, in die Seele. — Mit ſchwacher Stimme ſprach ſie die Gewohnheitsformel: „Guten Abend, ihr Herren!" und verſtummte ſodann mit weit aufgeriſſenen, hin und wieder zur Seite ſchielenden Augen. — Nach einer peinlichen Stille, binnen welcher die Sanduhr regulirt wurde, die vor dem Licentiaten ſtand, eröffnete dieſer das Verhör: „Lieſe Anſelm! Gott hat zugelaſſen, daß, nachdem ſchon ſeit einiger Zeit mehrere Denunciationen und Ausſagen von glaubwürdigen Zeugen gegen Dich gefallen, endlich von einer reuigen und erleuchteten Sünderin ſelbſt auf Dich bekannt geworden. Höre aufmerkſam an, was gegen Dich vorgebracht iſt, und antworte wahrhaft, Artikel für Artikel." — Nach geſchehenen Vorfragen, wie bräuchlich, ging Eſchbacher in den eigentlichen Text ein: „Haſt Du Dich nicht eine geraume Zeit her der Hex- und Zauberei befliſſen?"

Eben ſo verblüfft und niedergedonnert, wie bei'm Eintritt, antwortete Lieſe: „Wahrhaftig, nein."

— „Es geht aber doch aus diverſen Inzichten hervor, daß Du Dich mit übernatürlichen Künſten abgegeben?" — „Gewiß nicht, lieber Herr." — „Es iſt weltbekannt, daß Du in Deiner Jugend ſo zu ſagen alle junge und alle Männer zu Steinbach und Bühl behext haſt, daß ſie Dir nachliefen, wie toll?" — „Hm; ich bin einmal ſchön geweſen, geſtrenger Herr, wie die Leute noch jetzo ſagen." — „Dennoch haſt Du keinen von denen, ſo Du im Haupt verwirrteſt, geheirathet und heirathen mögen; ſondern, nachdem Du ſie vexirt bis auf's Hinſcheiden, haſt Du einen Mann genommen, der wenig in Dich, und in den Du gar nicht verliebt geweſen." — „Ich habe nach dem Gelde geheirathet. Das geſchieht alle Tage." — „Wohl, aber bedenklich iſt es, daß beſagter Anſelm, Dein Mann, immer ein übernatürliches, ein zauberiſches Glück hatte, in Allem, was nur denkbar, obſchon er beinahe nicht die Hände rührte? Wie ging das zu?" — „Ihr ſcherzt wohl, gelehrter Herr? Er war geizig und ich hielt auch zuſammen, als eine ſparſame Hausfrau; daher unſer biſchen Reichthum. Auch waren wir nicht arm, da wir heiratheten." — „Deine Sparſamkeit wird zweifelhaft, wenn man bedenkt, daß Du gegen notoriſche Hexen die Freigebigkeit ſelbſt geweſen; ſowohl gegen die Seutterin, von der nachher, als gegen eine gewiſſe Hedwig Meilerin, die im Rufe des Zaubers, ja im ſtrengſten Verdachte dieſes Frevels geſtanden, die aber leider ſchon längſt ungezüchtigt in ihren Sünden verſchieden?" — „Ich weiß nicht, was das heißen ſoll? Ich habe ſchon dieſen Nachmittag erklärt . . . ." — „Das gehört nicht daher. Du warſt dazumal noch Zeugin; jetzt biſt Du eine Beklagte. Haſt Du nicht ein Alräunichen in Deinem Hauſe verborgen gehabt?" — Lieſe ſchwieg. — „Wer hat Dir das Erdmännlein verſchafft, und verdankeſt Du nicht jenem Zaubergeſpenſt das ſtupende Glück, das trotz Mißjahren und Kriegsläuften Dich niemals verlaſſen?" — „Ich habe nie ein ſolches beſeſſen;" antwortete Lieſe zögernd. — „Wie ging's her bei der Geburt Deines erſten Kindes?" — Lieſe erzählte. — „Was begab ſich nach der Geburt Deines zweiten Sohnes?" — Lieſe erzählte, wie ſie als Zeuge gethan. — „Du ſagſt nicht die Wahrheit. Du haſt ſelber den Wechſelbalg in's Waſſer geworfen und zauberiſche Sprüche dabei gemurmelt?" — „Nein." — „Haſt Du nicht Theil an dem ſeltſamlichen Tode Deines Mannes?" — Mit Entrüſtung verneinte die Anſelm. — „Haſt Du nicht ſeither die Seutterin reichlich bezahlt, daß ſie nur ſchweigen möchte, und Dich nicht verrathen?“ — „Was ſollte ſie von mir verrathen?“ — „Biſt Du nicht bei Hexentänzen erſchienen?“ — „Behüten mich alle Heiligen!“ — „Erſchienſt Du nicht auf ſolchen Tänzen in einem köſtlichen Kleide von feuerfarbigem Sammet, mit einer goldenen Haube, in der Hand einen ſchwarzen ſilberbeſchlagenen Stecken? Ritteſt Du nicht gewöhnlich auf einer bunten Ziege zum Tanz?“ — „Ich träume wohl alles dieſes? Geſtrenge Herren, treibt doch keinen Spaß mit mir.“ — „Scherze Du nicht mit dem Ernſte. Die junge Schweikardin, die neulich gebrannt wurde, die Schwarzlene, und heute die Seutterin haben auf Dich ausgeſagt.“ — „Das hat der Wahnſinn oder die greulichſte Bosheit aus ihnen geredet.“ — „Gewöhnliche Ausflüchte. Wann haſt Du, und wie, den Bund mit dem böſen Feind gemacht?“ — „Ach Herr, . . . ich ſchwöre Euch, . . . ich hab' mich immer vor Hexerei gefürchtet, . . . wie ſollte ich . . .?“ — „Eben deswegen; um Hexenwerk vereiteln zu können, haſt Du ſelber es zu machen gelernt. Aber weiter: haſt Du nicht vor zwei oder drei Jahren einmal zur ungewöhnlichſten Jahreszeit Lerchen in Deinem Hauſe und an Deinem Tiſche gehabt?“ — „Gewiß nicht; wie ſollte ich?“ — „Ein Zeuge, der Schmied Gottfried ſagt aus, er habe einſt in Deinem Hauſe einen Haſen ohne Kopf geſehen?“ — „Gekocht? vielleicht. Am Leben? wie käme das?“ — „Keine Frechheit! Der Wächter Eifel hat Dich einmal um die Mitternachtſtunde auf einem Thier durch die Straße reiten geſehen. Er weiß nur nicht, ob's eine Ziege oder ein Schwein geweſen." — „Der Menſch muß betrunken geweſen ſeyn." — „Du ritteſt damals zum Hexentanz, ohne Zweifel?" — „Verſchont mich doch, gelehrter Herr." — „Der Krämer Hannes hat einmal bei Dir ſeine Freunde zu traktiren Luſt gehabt, und Fiſche beſtellt. Da aber das Benedicite geſprochen worden, ſind die ſ. g. Fiſche in Schlangen und Fröſche verwandelt geweſen?" — „Ach, wie mögt Ihr ſolches glauben? Das iſt ein Schwank, an dem kein Wort wahr." — „Endlich ſagt die Müllerſephi aus, Du hätteſt vorigen Sommer ein ſchweres Regenwetter angerichtet, und während Alles in den Gaſſen ſchwamm und ſich kaum vor dem Wolkenbruch zu retten vermochte, ſeyſt Du wohlgemuth nach Hauſe gekommen, und kein Faden an Dir naß geweſen?*) wie erklärſt Du das?" — „Auf ſolche Lügen kann ich gar nicht mehr antworten. Ihr treibt Euern Spott mit mir." — „Du wirſt das Gegentheil erproben;" verſetzte Eſchenbacher erbittert und ſchlug das Aktenheft zuſammen: „Meiſter Thomann, zeigt dieſer verſtockten Sünderin die Werkzeuge, womit das Geſtändniß von ihr abgefragt werden ſoll, wenn ſie ſich noch länger ſträubte, die Wahrheit zu geſtehen."

Thomann zeigte ihr die Schrauben, die Schlüſſel, die Stricke; Lieſe ſah ſtumpf auf die furchtbaren Werkzeuge herab, und zuckte die Achſeln. Während deſſen ſchraubte hinter ihr der Knecht des Züchtigers den

---

*) Die letzten vier Fragen ſind grauſame Albernheiten, authentiſchen Malefiz-Protokollen entnommen.

Kloben über der Folterleiter ein, und ſie ſah mehreremale wie verſtohlen um, und zitterte. „Du biſt ein altes Weib," begann Eſchbacher wieder: „haſt wenig mehr zu leben, mußt Deine arme Seele bedenken und allen irdiſchen Tand vergeſſen. Warum willſt Du Dich martern laſſen? Wir haben das gute Vertrauen zu Dir, daß Du ohne ſo grauſame Schmerzen und Verderbung des Leibes die Wahrheit ausſagen werdeſt." — „Ich kann nichts ſagen, als was ich ſchon geantwortet. Ich bin unſchuldig, und Ihr werdet eine arme Frau nicht im Ernſte hart angreifen. Für eine Prob' und Prüfung iſt's aber jetzt ſchon genug, denke ich." Lieſe hatte einige Seelenſtärke wieder gefunden, und berief ſich ſtolz auf das Zeugniß der Beiſitzer, die ihre Nachbarn ſeyen, und auf dasjenige des Amtmanns, der ſie von Jugend auf kenne. — Beiſitzer und Amtmann ſchwiegen, und der Licentiat bemerkte, Richter dürften nicht zugleich für den Angeſchuldigten Zeugſchaft geben. Man laſſe ihr, der Anſelm, noch einige Augenblicke Bedenkzeit; würde ſie dieſe verſtreichen laſſen, ſo habe ſie ſelbſt ſich zuzuſchreiben, was erfolgen werde. – Eine ängſtliche Stille von ein paar Minuten trat ein. Kein Menſch in der Folterſtube liſpelte nur eine Sylbe. Lieſe ſtand mit geſenktem Kopfe und überlegte, ob ſie bekennen ſollte, was mit dem Kielkopf vorgenommen worden? Das war der einzige wunde Fleck ihres Gewiſſens; was die übrigen Anklagen betraf, ſo wußte ſie ſich dergeſtalt ſicher, daß ſie unnöthig achtete, mit viel Aufwand zu läugnen; zugleich unmöglich, daß man im Ernſte von ihr dergleichen Dinge vermuthen könne. —

Wider Erwarten jedoch fuhr der Licentiat mit gefurchter Stirne und greller Stimme fort: „Meiſter Thomann, weil dieſes trutzige und verſtockte Weib ſich durch ſo viel gütliches Zureden nicht gewinnen laſſen will, ſo übergebe ich Dir ſie hiemit, mit ihr zu verfahren, wie recht und herkömmlich; nämlich, ſie zur ſcharfen Frage vorzubereiten, und mit dem erſten Grad derſelben anzugreifen.“

— „Mein Gott, was ſoll geſchehen?“ fragte plötzlich entſetzt die arme Frau, da ſie von den rohen Fäuſten des Scharfrichters und ſeines Gehülfen ſich hinweggeriſſen fühlte, in eine Nebenkammer, wo ihr die Haare abgeſchnitten und die Kleider, bis auf die nothwendigſten, abgenommen wurden.

Während der grauſamen Operation verſorgte Antony den Tiſch der Richter mit einigen Flaſchen Wein, und ſtellte für die Inquiſitin eine Schüſſel mit Eſſig, darinnen ein Schwamm, zurecht.

Voll von Beſchämung, die Hände vor dem Geſicht, wurde die unglückliche Lieſe wieder vor ihre Tyrannen gebracht. Sie wimmerte dumpf: „O mein Heiland, was geſchieht mit mir? ſind meine Sünden ſo ſchwer, daß ich alles dieſes verdient hätte?

Der Scharfrichter antwortete hierauf: „Ich werde mit Dir verfahren, wie es verordnet iſt. — So Du aber jetzo noch in Güte bekennen willſt, iſt es beſſer. Laß durch den Teufel, Deinen Buhlen, Dir nicht ſagen, er wolle Dir beiſtehen; denn er iſt ein Lügner, und verläßt Dich. Ich habe ſchon mehrere ſolche blanke Mütter und Belialsſchweſtern unter den Händen gehabt, die nach allem Läugnen doch haben bekennen müſſen. Geſtehe alſo." — Worauf ſie: „Meiſter Thomann, was meint Ihr denn? Ich bin ja ſo rein, wie die liebe Sonne, und weiß nichts von Zauberei und ſchwarzer Kunſt."

— „Zur Sache;" murrte Eſchbacher, und hielt ſich die linke Seite, wie er zu thun pflegte, wenn die Ungeduld ihn ergriff. — Da ſetzten die Henker die Kronenlieſe auf einen Schemel, bogen ihr die Arme auf den Rücken, und legten ihr die Daumenſchrauben an. — „Ach! weh mir! alle Wetter!" ſchrie die Anſelm, drückte die Augen zu, verzog den Mund, und ſtampfte mit den Füßen. — „Schweige mit den Verwünſchungen und bekenne!" entgegnete Eſchbacher. „Was ſoll ich bekennen?" fragte ſie, während der Meiſter die Schrauben wieder lüftete. Dieſe treuloſe Erleichterung war nur der Uebergang zu größerer Pein, denn er zog die Schrauben zum andernmale wieder zu, wobei die Beklagte ſchrie, daß ein Stein ſich hätte erbarmen mögen: „halt ein, halt ein! ich kann's ja nicht ertragen! Mir geſchieht Gewalt und Unrecht! Ihr habt's vor Gott zu verantworten, daß Ihr mich arme Frau alſo peiniget und quälet, da ich doch unſchuldig bin, unſchuldig, wie die Sonne!"

— Auf einen Wink ließ der Meiſter ſie los und Eſchbacher hob mit lauter Stimme zu beten an: „Allmächtiger und barmherziger Gott, der Du aller Sterblichen Herzen prüfeſt, und nicht willſt, daß unſchuldig Blut vergoſſen werde! Du haſt uns hieher geſtellt, über Dein Volk zu richten. Sieh dieſe Uebelthäterin; das

Beginnen mit ihr, welche da leugnet, iſt ſchwer, dunkel, und zweifelhaft. Bewahre uns vor Irrthum, lieber Gott, und darum biege und erweiche das Gemüth dieſer Zauberin, daß ſie weder aus Schmerzen der Tortur über ſich und andere rede, was nicht wahr, noch aus Trotz auf hölliſchen Beiſtand, was geſchehen iſt, leugne. Wir verſehen uns zu Dir und dem heiligen Geiſt der Weisheit, daß allhier der Wahrheit die Ehre gegeben, dem Satan geſteuert und Recht geſchafft werde, zu Deines Namens Preis und um der Verdienſte willen Deines Sohnes, des göttlichen Mittlers, Amen!"

Die Scabinen und alle Anweſende, bis auf Lieſe, ſagten die letzten Worte nach. Die Kronenwirthin fragte aber alſobald mit verſtörten Augen und krampfhaft lachendem Munde: „Was ſoll ich ſagen? Sprecht mir's vor!" — „Aus ihren gräulichen Augen ſchaut der böſe Feind;" brummte der eine Beiſitzer. Der andere: „Der Teufel lacht aus ihr." — „Keine Zähre? ein neues, höchſt verdächtiges Signum. Die Chorda!" befahl Eſchbacher mit erzwungener Kaltblütigkeit. —

Im Nu war, trotz allen Proteſtirens die Anſelmin an die Leiter gezerrt, in die Stricke gehängt, und wurde alſobald an den rückwärts gebogenen Armen, Sproſſe für Sproſſe, ſtets in der Luft ſchwebend, langſam aufgezogen. Nicht mehr eine Klage, — ein thieriſches Gebrüll ſtöhnte aus ihrem Munde. Endlich verſtand man: „Herablaſſen, herablaſſen!"

Es geſchah. „Was bekennſt Du?" fragte der Licentiat. — Der Schmerz hatte jedoch die Unglückliche wie bethört. „Ich weiß nur einen Segen;" ſtammelte ſie: „ach mein Gott, meine Glieder! die Großmutter hat mir ihn einmal gelehrt.“ — Da ſie ſchwieg und den Mund ſeltſam bewegte, fragte Eſchbacher wieder: „Was pröpelſt Du jetzo vor Dich hin?“ — „Es iſt der Segen;“ redete Lieſe ganz verſtört: „ob ich ihn noch auswendig kann? Da, das iſt er: Vor dem böſen Geiſt Voland, und vor Meiſter Hanſens, des Henkers Hand, davor kreuzig' und ſegne ſich jedermann, und laufe, wer entlaufen kann!“ — „Pah, pah! Narrenpoſſen!“ ſchalt Eſchbacher: „Angezogen, die Schraube an's rechte Bein!“

— Die Folter begann wieder, ſchärfer, als zuvor. Nach einigen ſchmerzhaften Zuckungen wurde jedoch Lieſe plötzlich ruhig, drückte die Augen zu, und glich in ihrer Ohnmacht einer Schlafenden. —

„Da haben wir's. Das ſicherſte Zeichen der Teufelbeſitzung!“ ſagte Eſchbacher: „ihr hölliſcher Beiſtand macht ſie unempfindlich.“ — „Unſer zu ſpotten, ſchläft ſie auf der Folter!“ ſagte der Gerber. — „Hört, wie ſie ſchnarcht;“ ſagte der Schumacher. — Das ſogenannte Schnarchen war aber das peinlich röchelnde Athmen in der gemarterten Bruſt. — Thomann hielt Lieſen angezündeten Schwefel vor die Naſe, daß ſie ſtracks ſich erholte, und mit verdrehten Augen auf ihre hülfloſe Lage ſtarrte. So wurde ihr die zweite Beinſchraube angelegt, ohne daß ſie ſcheinbar es empfand. Endlich klopfte der Henker mit einem Haſelſtäbchen auf ihre Schienbeine. „Iſts nicht bald an der Zeit, daß Du bekenneſt?“ fragte er boshaft und ungeduldig. Sie antwortete ſchreiend: „Jeſu! ich ſterbe, laßt mich herab!“

— „Den Puls!" befahl Eſchbacher. — Der gute Bader ſuchte ihn mit zitterndem Finger am Arm der Gemarterten zu prüfen. Flehend und überſtrömend baten ſeine Augen um Stillſtand und Nachlaß der Pein. Lieſe wurde losgeſchnürt und auf den Stuhl geſetzt. — „Was haſt Du zu ſagen?" hob wieder der Licentiat an, mit einer Geduld, die den entſetzlichſten Eindruck machte, weil ſie unendlich ſchien, und demnach die Pein der Folter auch.

„Ich will alles ſagen, was ich weiß;" ſeufzte die Kronenlieſe: „Ich habe die Marter verdient, weil ich gelogen habe. Ich habe einmal ein Alraunichen von der alten Hedwig gekauft, daß es mir zu einem geſunden Kinde helfen ſollte. — Ich habe auf Zureden der Seutterin den garſtigen Wechſelbalg ſelber aus dem Hauſe getragen. Es war in der Nacht; die Seutterin bei mir. Der Kielkopf war ruhig und ſchrie nicht; Niemand hörte uns. Aber, da wir in's Thal kamen und ſchweigend die Brücke über den Bach erreicht hatten, woneben die Marterſäule ſtand, und mehrere Wege zuſammenlaufen, wurde mir plötzlich der Wechſelbalg ſo ſchwer auf den Armen, daß ich leiſe ſagte: „Wenn ich's nicht von mir thue, das Geſpenſt, ſo drückt's mich todt." — Da ſagte die Gertraud dagegen: „Da iſt der Ort, wirf's unter die Brücke." — Ich ſchaute weiter nicht hin, ſondern ſagte, wie ich glaube: „Geh wieder hin, woher Du gekommen!" und warf es mitten in den Bach. Es fing an zu ſchreien, da es in's Waſſer patſchte, und wir machten uns eilig davon. Doch haben wir zu unſerm Schrecken gehört, wie eine fürchterliche

Stimme aus dem Bache ſchrie: „Ho, ho! ihr Wetterhexen! ho, ho! was gebt Ihr für das Kind, ſo ich gefiſcht? Ho, ho?“ — Die Seutterin war erſchreckt wie ich, und ſchwur, es ſey der Gott ſey bei uns in Perſon geweſen. Wir antworteten freilich nicht, und liefen heim, wo ich dann meinen friſchen Buben wieder fand, den der Böſe frei gegeben. Das iſt alles, was ich weiß.“

— „Es thäte mir leid, wenn wir nicht ein Mehreres aus Dir brächten;“ ſagte Eſchbacher: „Wo iſt das Erdmännlein hingekommen?“ — „Ich hab's ſeit langer Zeit nicht mehr geſehen; weiß nicht, wohin es gekommen. Es hat mir vor ihm gegraut, und ich hab's irgend eingeſperrt, erinnre mich aber nicht mehr, wo?“

— „Wann iſt der Teufel zuerſt zu Dir gekommen?“ — „Er iſt niemals zu mir gekommen.“ —

— „Meiſter, nehmt ſie noch einmal hin. Eine Sproſſe höher; hängt ihr das Kränzlein mit den Gewichtſteinen an den Kopf!“ — „Ach, ach, oh, Barmherzigkeit um der heiligen fünf Wunden willen!“ zeterte Lieſe zu den Füßen des Licentiaten: „ich könnt's nicht aushalten! ich müßte dort oben unſern Herrgott verläugnen, vor Schmerzen! — „Wird nicht 'serſtemal ſeyn, Verſtockte. Meiſter, thut was Euers Amts!“ —

Da warf ſich Stämberle, dem die Rinde vom Herzen losgegangen, zwiſchen die Henker und das Opfer, dem Commiſſarius zurufend: „Ich bitt für die Perſon. Collega hört ja, daß der Chirurgus Lebensgefahr für die Beklagte befürchtet! Nicht zu weit treiben, gelehrter Herr! Unſer Herr Markgraf will nicht, daß die Verbrecher auf der Folterleiter verſcheiden.

— Gebt ihr Bedenkzeit. Ihr habt dieß der Seutterin ſogar verwilligt! Was haltet Ihr davon?"

— „Das verlängert nur die Tragödie, die alsdann in zwei oder mehreren Handlungen vorgeſtellt werden will, da ſie jetzo in einer glatt abginge;" erwiederte Eſchbacher mit einem ganz eigenen Ausdruck, der die richterliche Härte, und zugleich eine beſondere Weichheit in ſich begriff: die Weichheit eines Menſchenherzens, das unruhig gegen den Panzer ſelbſtauferlegter Pflicht zu kämpfen beginnt. —

Der Aktuar ſah nach der Sanduhr und bemerkte: „Die übliche Zeit iſt verſtrichen." — Die Beiſitzer gähnten, und ſagten: „Schon kräht der Hahn, und bleicht der Tag." — Thomann näherte ſich indeſſen dem Licentiaten ehrerbietig, und ſprach zu ihm leiſe: „Weil die Perſon die Leiter und Chorda nicht mehr auszuſtehen fähig, ſo möchte ich den neuen Stuhl mit dem Kragen in Vorſchlag bringen, worinnen ſie unmittelbar von jetzt an ſitzen mag, ohne ſchlafen zu können. Das iſt nicht ſchmerzhaft für die Glieder, bringt das Leben nicht in Gefahr, und macht dennoch die Härtſten mürb." — „Es geſchehe, wie Du gerathen;" gab der Licentiat ſeinen Beſcheid und die Sitzung wurde bis auf weiteres aufgehoben. —

Der Schreiber des Licentiaten ſtand mit dem Thurmwächter Antony auf dem obern Flur des Gefängniſſes an einem Fenſter und ließ ſich Rechnungen vorleſen.

— „Ihr ſeht, lieber Herr Heinrich,“ fügte Antony ſeiner Vorleſung bei, „daß ich immer mit meinen Auslagen ſehr aufgehalten bin, da bis dato noch keine Kaſſa beſteht, aus welcher die Koſten der Hexenverpflegung bezahlt werden könnten. Ich bitte Euch, den Herrn Commiſſarius davon in Kenntniß zu ſetzen, damit er Rath ſchaffe in ſeiner Weisheit. Die Atzungs- und Bewachungskoſten ſind bei dem Zaubervolk gerade das doppelte, und ich bekomme das einfache nicht. Der Herr Licentiat hat freilich gut zuſehen; er genießt neben ſeinen Diäten ſo und ſo viel per Hexenkopf, und da er ſo unbarmherzig um ſich greift und alle Thürme voll von Leuten liegen, die doch alle am Ende dran glauben müſſen, ſo mags eine hübſche Zubuße für den Herrn ſeyn.“ — Der Schreiber, ein bieder ausſehender ältlicher Mann, verſetzte: „Freilich müßt auch Ihr warten, bis nach und nach aus dem Vermögen der zu Verurtheilenden Eure Rechnungen bezahlt werden. Sorgt nicht: die Seuterin iſt nicht ohne Geld, und die Kronenwirthin…“
— „Das iſt himmelſchreiend, Herr Heinrich! das kann Euer Principal gar nie vor Gott vertheidigen, daß er dieſe Frau ſo muthwillig ins Unglück gebracht hat, unſchuldig, wie ſie iſt. Sie iſt leichtſinnig und hoffärtig geweſen in ihrer Jugend, ſie hat oft manche Biederleute hart und ſchnöde behandelt; aber ſie eine Zauberin? ſie, die ſich fürchtet vor jeder ſchwarzen Mücke, die an der weißen Wand hinanläuft? das iſt unchriſtlich vom Commiſſarius, das wird ihm Fluch bringen!“ —

Der Schreiber runzelte die Stirne: „Ihr ſprecht eben, wie Ihr's verſteht, lieber Freund. Wer ſagt Euch erſtens, daß mein geehrter Herr Principal auf die drei oder vier Thaler laure, die ihm per Hexenkopf zufallen, laut der Taxe? Wohl gibts Richter, die ſich bei ſolchen Proceſſen bereichern und an der Verlaſſenſchaft der Exequirten ſaugen, bis nichts mehr vorhanden; aber von meinem Licentiaten iſt jeder Eigennutz fern. Lebt er denn nicht, wie ein Karthäuſer? Der arme Mann mit ſeiner ſchwachen Geſundheit könnte das Wohlleben gar nicht vertragen. Und Geld zuſammenkratzen? Für wen? frage ich. Er hat ja Niemand auf Erden, der ihn beerben könnte; heirathen wird er nie, das weiß ich gewiß, und er thut daran ſehr geſcheidt, indem die Verzehrung, die ſich auf ſeine linke Seite geworfen, ihn unaufhaltſam und frühzeitig, — den jungen Mann — der Grube zuführt. — Zweitens läugne ich, daß er unbarmherzig ſey. Wo er handelt, handelt er, weil es ihm alſo gerecht ſcheint, und zunächſt im Auftrage unſres Markgrafen, der ihm die größte Strenge zur Pflicht gemacht hat. Bewieſe die Kronenwirthin, zum Beiſpiel, ihre Unſchuld, ſo würde juſt er, mein Principal, ſie mit frohem Herzen freiſprechen; denn . . . . nur ich weiß, was er empfindet und leidet, wenn er aus dem Verhöre nach Hauſe kommt. Er betet oft inbrünſtig zu Gott, daß er die ſchwere Laſt des Richters von ihm nehmen möge; er jammert, er weint, und hat heute Morgen kein Auge zugethan vor Kummer, indem er auf und nieder ſchritt, und immer ausrief: „Wie mich das Weib erſchüttert hat! Wie verſtockt die Menſchen ſind, daß ich ſo hart gegen ſie verfahren muß!“ und ähnliche Redensarten mehr. — Ich bin ſtets um ihn; ich weiß, was von ihm zu halten." —

— „Ei nun;" entgegnete Antony etwas beſchämt: „ich kann mich geirrt haben. Unſereins kennt die vornehmen Herren nicht ſo genau, und ich weiß wohl, daß gerade dieſe Herren die gemeinen Leute für nichts achten, und hie und da tiefer einſchneiden, als gerade nöthig wäre. Darum . . . ."

„Herr Eſchbacher iſt nicht zu beſagten Herren zu zählen. Er weiß, wie einem Armen zu Muthe iſt; er hat die Schule ſelber durchgemacht. Ein jeder von uns iſt glücklicher bedacht geweſen, als der gute Licentiat. Wir haben unſern Vater, unſre Mutter, unſre Geſchwiſter gekannt. Herr Eſchbacher wußte nie, wer ſeine Eltern waren. Verwaiſt, dem Mitleid des Volks Preis gegeben, kam er in die Welt, um kein Haar beſſer, als jedes, hinter der Hecke gefundne Kind."

— „Potz Blitz! das wäre?" — „Wie ich Euch ſage, braver Mann. Ich weiß mich recht gut zu erinnern, wie er als Säugling auf einmal gen Baden kam; ich war dazumal ein Bub, etwa von vierzehn, fünfzehn Jahren. Holzknechte aus der Stadt haben ihn auf dem Fremersberg im Walde gefunden, am Boden, faſt nackend, neben ihm einen ſchwarzen ſchwer verwundeten alten Kerl, der nichts bei ſich hatte, oder neben ſich — was weiß ich? — als einen Dudelſack oder dergleichen. Wie eigentlich die Sach zuſammenhing, iſt mir entfallen, oder hab ichs nie recht begriffen. Genug: der braune Kerl — ich hab' ihn nach dem Gutleuthaus tragen geſehen, — iſt, glaub' ich, ein verdorbner Student aus

Straſsburg geweſen, der als Quackſalber, Kohlenbrenner, und Betrüger lange Jahre in den Rheinlanden herumgeſtrolcht war, und ſich zum Theil von obigen ſaubern Gewerben, zum Theil auch von der Leichtgläubigkeit alter Weiber erhalten hatte, bei denen er ſich bald für einen Junker, bald für einen Goldmacher, bald für den Böſen ſelbſt ausgab, um ſie zu plündern, und ſo weiter. Er muß das auf dem Sterbebette gebeichtet haben, und vielleicht noch mehr; genug: er ſtarb. Ob ihm der Bube leiblich angehört, oder ob er ihn gefunden, oder wie er zu ihm gekommen, iſt mir entfallen."

— „Nun? der Bube alſo?" — „Hm, der wurde vom Spital angenommen, und Maternus genannt, nach dem Tage, an dem er gefunden worden. Später hat ein ehrlicher Bürger, Herr Eſchbacher, der Kürſchner, ihn als Sohn angenommen und ihn ſtudiren laſſen. Trotz ſeiner erbärmlichen Geſundheit hat er das Studium ertragen, und mehr gelernt, als tauſend andere; bis er endlich nach dem Abſcheiden ſeines Pflegevaters in die Dienſte des Markgrafen gekommen, und mit deſſen höchſtem Vertrauen beehrt worden. So iſt die Sache, und der Licentiat weiß daher, wie einem armen gemeinen Manne zu Muthe iſt, und ſeine Menſchlichkeit gibt dafür Zeugniß. Aber — wo er auf dem Richterſtuhle ſitzt, da weicht er nicht um ein Haar von dem Ziele ab, das er ſich fürgeſetzt, und ſollte ſein eigen Herz dabei in Trümmer gehen!" —

Dicht hinter den Sprechenden machte ſich plötzlich ein Gebrumme hörbar, das aus einem ſchmalen, auf die Flur geöffneten Gitterfenſter erſchallte. „Wer redet da mit?" fragte der Schreiber mit einem leichten

Schreck. Antony lächelte: „Da innen ſitzt, nebſt den Andern, die heute zum Verhöre kommen ſollen, ein alter Muſikant. Ich hab' ihn erſt heute aus ſeiner Keuche, wie es bräuchlich iſt, da hinein bringen laſſen. Unter andern Seltſamkeiten hat er auch dieſes Brummen an ſich, und iſt es kein übles Zeichen, ſondern bedeutet eine gute Stimmung. Ueberhaupt iſt der Menſch, ſeitdem er hier in Gewahrſam, viel ruhiger und klarer im Haupte geworden, als er war, da er herkam. Er ſoll gezaubert haben? Du mein Gott! der ſieht nicht aus, wie ein Hexenmeiſter. Eher will ich's von Schneider Kunzens Wittib glauben, die er als eine Erzwettermacherin ſchon zu Steinbach angezeigt hat.“ —

— „Wie? iſt ſie endlich zur Haft gebracht?“ — „Bewahre! Sie muß Wind bekommen haben. Item: ſie iſt unſichtbar. Ich bin froh darum, denn ich hätte nicht einen Winkel mehr für ſie übrig. Ihre Tochter, die geſtern hier eingebracht wurde, hat kaum ein Unterkommen gefunden.“ — „Das iſt, die dem Jacob Anſelm das Philtrum gab?“ — „Dieſelbe. Das arme Ding! Sie ſtarrt immer vor ſich hin, und wenn mein Weib ſie fragte, ob ſie denn wirklich eine Hexe ſey, hat ſie noch ſtets geantwortet: „Meinetwegen. Mir iſt's gleich. Ich bin, was Ihr wollt, und Ihr mögt mich immerhin verbrennen, denn des Lebens bin ich müde.“ — „Arme Menſchheit! arme Creatur! Ja, des Satans Schlingen ſind arg und tückiſch. Wachet und betet! Aber Euern Auftrag an den Principal will ich beſorgen.“ Der Schreiber grüßte, wie ein Protektor, den Thurmwärtel, und ging von dannen. —

Es ſchlug die Uhr. „Aha! 's iſt Zeit;" ſagte Antony zu ſich ſelber, und öffnete die Riegel des Gewölbs, worinnen die zum Verhör Beſtimmten eingeſperrt waren. „Heraus mit euch. Geſchwinde ſag' ich. In's Verhör mit euch." —

Eine jammervolle Heerde, Weiber und Männer in zerlumpter und feiner Kleidung, je nach ihrem Stande bemeſſen, ſchlich aus dem Kerker. Antony legte Allen leichtere Feſſeln an. „Bärbel, mir thut's leid um Dich;" flüſterte er dem blaſſen Mädchen zu: „warſt immer eine brave Dirne; ein Muſter dem ganzen Flecken, und heute . . . ." — „Was macht der Jacob?" fragte Bärbel, ohne des Geſagten weiter zu achten. — „Er liegt darnieder, und es hilft ihm nichts. Wenn Du's ihm nicht abthun kannſt . . . .?" — „Ach! kann ich ja mein eigen Leid nicht wegſchaffen!" — „Sie iſt doch eine Hexe, ſie will dem armen Jacob nicht helfen;" murmelte Antony in den Bart.

Bärbel begann wieder: „Von meiner Mutter noch nichts zu hören?" — „Nichts." — „Gott ſey Dank." — „Wie die auch noch den Namen Gottes in den Mund nehmen mag?" ſchalt Antony wieder für ſich; dann laut: „Heda, Franz, Eifel, Reinhard! heran. Die Spieße von der Wand. Die Hunde herbei. Wer von Euch, Geſindel, zu entſpringen verſucht, wird hingethan, wo nicht Mond, nicht Sonne ſcheint. Vorwärts." — „Kommen wir vor den Commiſſarius?" fragte der alte Muſikant, der letzte des Zugs, den Thurmwärtel halblaut. — „Weiß nicht recht; glaub' aber, daß an Herrn Amtmann die Reihe." — „Pah! ich will nicht vor den

Amtmann, ich will vor den Commiſſarius." — „So, ſo? man wird Dir eine beſondere Wurſt braten; nicht wahr?" — „Und wenn ich Dinge zu bekennen hätte, die nur der Herr Commiſſarius hören darf?" — „Das wär' etwas Andres. Vorwärts nur. Wir wollen ſehen, was zu machen iſt. Marſch, ſage ich!"

Die Sonne ſchien ſo ruhig, die Sonne ſchien ſo rein. Der Unglückliche, der Kranke, wie der rüſtige Geſunde, wie der Glückliche, hatten ſich erhoben und erheitert, hoffnungsvoll und dankerfüllt, zum Lichte gewendet, und dem Tage, der Sonne, dem blauen klaren Himmel ein frohes Willkommen zugejauchzt. Ein Weſen befand ſich jedoch in der volkreichen Gemeinde, — ein plötzlich ausgeſtoßenes, geſchmähtes, mißhandeltes Weſen, das dem goldnen Tage mit trüben unwilligen Augen entgegenſtarrte, und alle Schätze des Erdbodens für eine Stunde Nacht dahingegeben hätte. — Aber — gräßliches Loos! — was konnte ihm die Nacht helfen? Waren ſeine Martern geringer? waren die Peiniger minder wachſam? war denn die Finſterniß ſeinen Leiden ein Ziel? —

Meiſter Thomann hatte einſt in einer Stunde der Begeiſterung — auch der Henker hat deren — einen Gedanken gefaßt und ausgeführt, der ſeinen Namen unſterblich zu machen beſtimmt war. Er hatte gefunden, was zwar vor ihm bereits menſchenfreundliche Criminaliſten entdeckt hatten — daß die gewöhnlichen herkömmlichen Foltergrade nicht immer hinreichten, die gewünſchte Wirkung hervorzubringen. — War's der Teufel, der oft in Geſtalt einer Fliege oder eines Mäuschens neben der Leiter ſaß, welcher die Torquirten abhärtete, oder waren es die eiſenfeſten Muskeln und Sehnen einiger Inquiſiten, oder war's ein Segen, den ſie ſprachen in Gedanken, oder irgend eine Urſache? nicht ſelten hielten der oder jener alle Grade aus, einmal, zweimal und zum drittenmale, ohne zu bekennen, und erzwangen auf dieſe Art ihre Abſolution, die bei Landesverweiſung und etwa Staupenſchlag bewenden ließ, was — hätte Inquiſit bekannt — zu einer ſchönen Schwert- oder Verbrennungsexecution herangereift wäre. — Thomann hatte indeſſen zugleich ein Mittel erfunden gegen ſolche Unzulänglichkeit der Folter: den Stuhl, worein man den zu ſetzen hatte, der ſo lange nicht ſchlafen ſollte, als bis er mürbe geworden. — Der Sitz war eine ſcharfe Kante, die Sohlen konnten nur mit der äußerſten Mühe auf eine ſehr tief angebrachte Schwelle geſtellt werden; die Lehne war nur eine Stange, woran die Hände des Gemarterten befeſtigt wurden, und woraus oben um den Hals deſſelben ein Ring, der Kragen genannt, hervorſprang. Der Kragen war mit Stacheln gefüttert, die Wunden machten, ſo oft das müde Haupt ſich zur Seite lehnte. Zum Ueberfluß, auf den Fall hin, daß des Schlummers Bedürfniß ſo gewaltig würde, ſelbſt der Stacheln zu ſpotten, und ein Gefolterter lieber ſeine Wange zerfleiſchte, als nicht eine Minute des Schlummers genöſſe, ſtanden an der Seite des armen Menſchen zwei Wächter, die ſich ablöſten am Tag, wie in der

Nacht, von Stunde zu Stunde, um mit Stößen und Backenſtreichen ihr Opfer munter zu erhalten, und ihm dann und wann Eſſig und Salzwaſſer in die Augen zu ſpritzen, damit ſie offen blieben.

In dieſem Marterſtuhle ſaß ſeit mehr denn ſieben Stunden die unglückliche Kronenwirthin, und war dem Wahnſinn näher gekommen als der Vernunft. Flimmernde Kreiſe tanzten vor ihren Blicken, wie beißende Schlangen kroch es auf und nieder in ihren Gebeinen, ihr Kopf war ein heißer Ofen, die Adern klopften heftig; in jedem Glied der angelaufenen, gebundenen Hände ein Puls zu ſpüren. Ihr Hals, ihre Wangen bluteten von den Stacheln, ihre Zähne klappten wild zuſammen, ihre trockne Kehle mühte ſich ab, ein Gebet zu ſprechen, worauf ſich das verwirrte Gehirn nicht mehr beſann; dann lachte ſie grimmig auf, dann läſterte ſie, dann ſang ſie einige Takte irgend eines Spinnerliedes. Sie ſchrie wie eine Raſende, wenn Hans, der Knecht, ihre Stirne mit dem beizenden Waſſer beſpritzte; ſie brüllte auf, wenn einmal die Sehnen ihrer ausgeſpannten Füße nachgaben, und auf einen Augenblick die Schwelle verloren, die ihr noch einigermaßen vergönnte, zu ſitzen. Sie rief alle Heilige an, ſie waren taub. Sie wendete ſich in Gedanken und Worten an den Fürſten des Abgrunds; er regte ſich nicht. Keine Hilfe? nicht von Gott, nicht vom Satan, nicht von den Menſchen? Und nach jeder Stunde kam der Aktuarius, kaltblütig und einförmig fragend, ob ſie nichts zu bekennen habe! Da wuchs endlich, wie eine auflodernde Flamme, in ihrem Kopfe das letzte, aber ſichre Rettungsmittel der Verzweiflung zum Gedanken, zum Begriff, zum Vorſatze, zur Sehnſucht empor: „Bekenne, was man von Dir hören will, und Du haſt Ruhe! ach nur Ruhe, Schlummer, Friede, und wär's eine Stunde nur des Friedens, und leuchtete dahinter ſchon gleich der Holzſtoß!“ — Und ſie ächzte den Henkern zu: „Ich kann nicht mehr! ich will bekennen.“ —

Schnell, wie ein Rabe, der auf ſeine Beute am Hochgerichte niederfährt, erſchien der Licentiat mit ſeinem traurigen Gefolge. Der Amtmann hatte anderweitig zu thun, und ſelbſt ſeinem harten Gemüthe widerſtrebte, die Qualen derjenigen mit anzuſchauen, die er einſt geliebt mit der Heftigkeit einer Jünglingsliebe. — Die Kronenlieſe rief dem Commiſſarius entgegen: „Ich bin eine Hexe, ich bin, was Ihr wollt. Ich habe in früher Jugend mich mit dem böſen Feind verlobt, ich bin mit ihm auf vielen Tänzen geweſen; wir haben ihn als einen ſchwarzen Bock, auf einem Bildſtock ſitzend, verehrt, und ihm geopfert. Mein Buhle erſchien immer in einer Cavalierskleidung, er hieß Hänslin, ein ſchwarzes Geſpenſt hat mich mit ihm zuſammen gegeben. — Laßt mich um Gotteswillen nur eine Viertelſtunde nach den entſetzlichen Martern ſchlafen!“ — „Bene,“ erwiederte Eſchbacher, wiewohl etwas verwirrt: „wo iſt aber das Zeichen, das Dein Buhle Dir aufgedrückt haben muß, gleichwie mit Haſenpfoten gekratzt?“ — „Ach, ich weiß nicht mehr.... am Arme, oder am Halſe?“ — Thomann deutete ſchweigend auf den Nacken des armen Weibes: „Ein brauner Fleck, verhärtet, erhaben. Soll ich die Probe machen?“ — Der Licentiat nickte. Mit einer langen

Nadel ſtach der Meiſter in das vergebliche Hexenmal. Lieſe ſchrie laut auf. „Fingit dolorem! ſie thut, als ob es ſie ſchmerze!“ ſagte achſelzuckend der Richter: „Hilft aber nichts. Läuft Blut darnach?“ — „Nein, geſtrenger Herr.“ — „So haben wir, was wir ſuchen.“ *) — „Um alles in der Welt! laßt mich ſchlafen!“ — „Sobald das Protokoll geſchloſſen ſeyn wird. Bekenne nur redlich. Was die Scutterin und die Zeugen ausgeſagt . . .?“ — „Iſt alles wahr; endet nur meine Qualen.“ — „Der bewußte Allraun . . .?“ — „Er findet ſich in meinem Kaſten. Ach, die Augen fallen mir zu.“ — „Reibt ihr die Augendeckel mit Eſſig!“ — „O weh, o weh! immer noch keine Gnade, kein Stillſtand?“ — „Deines Mannes Tod, Deines erſten Kindes Hinſcheiden . . . .“ — „Ach, davon bin ich frei, weiß nichts davon.“ — „Setzt ſie wieder auf den Stuhl!“ — „Barmherzigkeit! ich habe gelogen. Sagt nur, was ich bekennen ſoll. Mir iſt, als blieſe der Sturmwind durch meine Adern.“ — „Schreibe der Herr, daß ſie Alles deſſen geſtändig, was im frühern Protokolle vorliegt.“ — „Ja doch, ja, laßt mich unterzeichnen. O Du mein liebſtes Kleinod, mein ſüßeſter Herr, haſt Du mich ganz verlaſſen?“ — „Wen meinſt Du? den Teufel etwa?“ — „Nein doch, nein, unſern Heiland bete ich an.“ — „Schreibe der Herr, daß Inquiſitin ſich bekehrt; und ſchließe Er für heute. Morgen ein Weiteres.“ — „Ach, Dank, Dank für dieſe Gnade!“ — „Unglückſeliges

---

*) Ein Kennzeichen der Verhexung war die Unempfindlichkeit ſolcher Male.

Weib, mußteſt Du es auf's Aeußerſte ankommen laſſen? Führt ſie weg, und gönnt ihr Ruhe!" — Die Frau war keinem menſchlichen Weſen mehr ähnlich, da ſie weggebracht wurde. — „Einen Schauder, wie heute, habe ich noch niemals empfunden!" klagte der Licentiat, da er wieder allein war, und griff an ſein Herz, das ihn ſchmerzte, als ob es aus einer tiefen Wunde blute: „ich fühle, daß ich ſchwach werde. Ich kann ohne Zweifel meinem Poſten nicht mehr lange vorſtehen. Jedoch zur Ehre Gottes und der Gerechtigkeit will ich fortmachen, bis dieſer elende Leib dem Tode verfällt."

— „Dem Tode, dem Tode!" miſchte ſich plötzlich eine fremde unangenehme Stimme in des Licentiaten Selbſtgeſpräch: „Die Sünde iſt der Tod; nur, wer recht thut, oder büßet, der lebet!"

Verwundert drehte ſich Eſchbacher um. „Willſt Du ſchweigen?" ſagte Heinrich, der Schreiber, zu dem alten Muſikanten, den er in das Zimmer brachte: „Wenn Du nicht demüthig und gehorſam biſt, laſſe ich Dich in Deinen Kerker zurückführen." — Da der Sackpfeifer verſtummte, wendete ſich der Schreiber an den Principal: „Dieſer Menſch hat ſich geweigert, vor Herrn Amtmann Stämberle Red und Rechenſchaft zu geben. Er habe vor Allem mit Euch, gelehrter Herr, zu ſprechen, und Euch zu vertrauen, was Niemand früher als Ihr erfahren ſoll." — „Ich bin zwar nicht ſonderlich zu dergleichen leeren Revelationen aufgelegt;" verſetzte Eſchbacher achſelzuckend: „indeſſen . . . um der Qual los zu werden . . . geh' Er hinaus, und halte Er ſich im Vorzimmer. Wenn ich ſchelle, mag Er eintreten." —

Der Schreiber gehorchte. Als er hinausgetreten, ſetzte ſich Eſchbacher, ließ einen verächtlichen Blick über den Pfeifer gleiten, und fragte barſch: „Nun, was iſt's, das Du mir aufzubinden haſt? Mach's kurz; ich kenne die Practiken von Deinesgleichen, um Zeit zu gewinnen, und den Inquirenten irre zu führen. Nun?"

Mit dumpfer Stimme hob Andres an: „Wer ſeine Mutter geſchlagen, deſſen Hand ſoll aus dem Grabe wachſen!" — Betroffen horchte Eſchbacher zu, und verſetzte dann trocken: „Recht; ſo heißt es. Was ſoll das?" — „Wer ſeine Mutter ſchlägt, deſſen Augen ſollen die Raben aushacken!" fuhr der Alte wie oben fort. — „Ja, ſo ſteht's geſchrieben," erwiederte Eſchbacher ungeduldig, aber ſeltſam bewegt: „Was willſt Du mit dieſem Eingange?" — „Ich bin ein großer Sünder geweſen, lieber Herr." — „Nur geweſen? Wohl Dir alsdann. Aber zur Sache." — „Ich habe meine Mutter geſchlagen, und wußte, daß ſie meine Mutter war." — „Das kann Dir noch heute die Hand koſten, Geſell, wenn die Gerichte es genau nehmen wollen." — „Was geſchieht aber denen, Herr, die ihre Mutter zerfleiſchen, zerreißen, wahnſinnig machen, todtſchlagen, Glied für Glied?" — „Der Tod iſt ihnen gewiß, der zeitliche, und der ewige. Haſt Du einen Muttermord auf dem Gewiſſen?" — Der Alte ſchüttelte den Kopf, betrachtete den Licentiaten ſehr lange und hob an: „Hört mir zu, gelehrter Herr: ich werde gleich fertig ſeyn. Ich habe freilich die alte Hedwig, meine Mutter, mißhandelt; es zählt aber von ſo lange, daß es kaum mehr wahr iſt. Dennoch hat mir's nicht Ruhe gelaſſen, und der Himmel oder eine Hexe hatten mich mit einer lahmen Hand geſtraft. Ich kam — es ſind acht- oder neunundzwanzig, oder dreißig Jahre her, gen Bühl, meine Mutter um Verzeihung und um Heilung zu bitten. Sie war eine ſo gute Mutter, als ich ein ſchlechter Sohn, und hat mir vergeben, und hat mir den Zauber beſprochen, und nur eine Bedingung dafür geſetzt.“

— „Ei, ei, was ſoll die lange Litanei? Deine Mutter war alſo die Hexenhedwig von Steinbach?“ — „Dieſelbe.“ — „Leider entging ſie dem Scheiterhaufen, um dafür in der Hölle zu brennen. Was bezweckt jedoch Dein Salbadern? hoffe nicht, mir eine Naſe zu drehen.“ — „Ach, geſtrenger Herr: das Gegentheil will ich verſuchen. Die Bedingung war alſo, wie folgt: Geh hinaus, mein Andres, an die Brücke bei der Marterſäule, da man in's Thal fährt, und warte fein daſelbſt zur zehnten und zur elften Stunde der Nacht. Dann wird ein Weib kommen, oder 's kommen ihrer zweie, um einen Wechſelbalg in's Waſſer zu werfen. Der Wechſelbalg iſt aber, wie ich fürchte, ein wahrhaftig ehrliches Kind, das die Hebamme aus dem Thal mit böſen Tränken und Giften geſchädigt, um es hindörren zu machen. Fang' es auf am Waſſer, und bring' es gen Baden oder weiter, als einen Findling, daß Niemand ferner von ihm höre. Es ſoll leben, wenn's nach der Vergiftung noch leben kann, aber niemals ſoll's wiederkehren nach Bühl. Verſprich mir bei der heiligen Dreifaltigkeit, daß Du mir gehorchen willſt, und Du ſollſt geheilt ſeyn.“ —

— „Aha, ein Aufſchluß etwa über die räthſelhafte

Geſchichte der Kronenlieſe und der Seutlerin!“ warf Eſchbacher voll richterlicher Begierde ein: „Sieh da: alſo nicht ein Wechſelbalg; alſo ein reiner Kindermord? Das läßt auf des erſten Kindes Hintritt und deſſen Art und Weiſe ſchließen. Weiter, weiter.“

„Es geſchah Alles, wie die Mutter vorhergeſagt. Ich lauſchte unter der Brücke, wie ein Dieb, aber gewiſſenhaft, denn ich wollte von meiner Lähmung befreit ſeyn. Die Weiber kamen; ich kannte ſie freilich nicht, aber ich lernte ſie kennen. Die eine ſagte, da ſie an die Brücke kamen: „Seutterin, der Wechſelbalg drückt mich zu Tode!“ — „So werfe Sie's ohne weiters in den Bach, Frau Kronenwirthin!“ — Da flogs herab, das Würmchen, in die Fluth, und war im Nu aus dem kalten Bade in meinem Schooße. Ich ſchrie den Weibern nach, was mir durch den Kopf fuhr, um ſie furchtſam zu machen. Sie liefen auch ſtracks davon.“ — „Du mußt dieſes Alles genau zu Protokoll geben;“ bemerkte Eſchbacher, und rieb ſich die Hände: „Was haſt Du jedoch mit dem armen Kinde angefangen?“ —

— „Die arme Kreatur ſchnatterte vor Froſt; ich fühlte alle ihre Beinlein durch das Zeug, worein es gewickelt worden war. Es war ein Knab, aber ſo hinfällig und krank und müde, daß er nicht einmal zu ſchreien die Kraft hatte. Ich ſteckte ihm ein Lümpchen, das ich in meine Wanderflaſche getaucht, in das Mündlein, lief mit ihm bergan, umkreiſte den Flecken, und ſtieg bei Gallenbach mit ihm empor. Es war ſtockfinſtre Nacht, da ich auf den Fremersberg gelangte. Da ruhte ich eine Weile, und tränkte meinen Buben abermals mit

Wein, und machte mir allerlei Gedanken, wie ich's wohl anzufangen hätte, das Kind ohne beſondere Fährlichkeit los zu werden, wem ich's vor die Thüre legen ſollte, und dergleichen Zeug mehr. Ueber dieſes kam der Mond hervor, und ich ſagte zu mir: Vorwärts jetzo nach dem Beitig!" — „Vorwärts, ja vorwärts jetzo!" wiederholte Eſchbacher unwillkührlich und heftig, vorgebeugt und lauernd mit glänzendem Auge und geſpanntem Munde. — Der Pfeifer ſchwieg gefliſſentlich eine Weile, als ob er Athem ſchöpfte, und erzählte alsdann weiter: „Der Mond ſchien alſo, und der Beitig lag vor mir. Auf einmal kömmt aus dem Dickigt ein baumlanger ſchwarzer Kerl mit einem Schlapphut auf dem Kopfe und einem großen Knüppel in den Händen. — „Halt!" ſchreit er mich an. „Wer biſt Du?" frage ich. „Der Teufel!" antwortet er. „Was willſt Du?" frage ich wieder. „Dein Geld will ich. Es gehört mein: die Hedwig durfte es nicht verſchenken. Heraus das Geld, Du liederlicher Tropf!" Er holte aus zu einem Hieb, der mich erſchlagen haben würde. Ich warf das Kind bei Seite, und wich dem Schlage aus, unterlief den Kerl, merkte, daß es mit ſeiner Teufelei nicht weit her, und verſetzte ihm mit meinem Meſſer viele Stiche in den Unterleib, daß er hinfiel, lang, wie er war, röchelte und verſtummte. Ich hielt ihn für todt, und da ich noch keinen Menſchen umgebracht hatte, ſo wurde ich furchtſam vor dem Mord und vor dem Rädern, vergaß auf das Kind und Alles übrige um mich her, und lief davon in die weite Welt, in einem Strich bis Böhmen fort. Meine Sackpfeife hatte ich auf dem Fremersberge verloren, aber meine lahme Hand iſt wahrlich wieder geneſen, bis mir ſpäter beide Hände ſteif geworden ſind. Das Alles geſchah im letzten Jahre des verſchienenen Jahrhunderts und zwar am Vorabend, oder beſſer am Morgen des Maternitages."

— „Des Maternitages!" wiederholte Eſchbacher, und hielt beide Hände vor's Geſicht; dann richtete er ſich ganz empor, ſtarrte den Pfeifer wild an, ſprechend: „Nun? weiter, weiter, Du barmherziger Landſtreicher!"

„Nun? meine Geſchichte iſt aus;" entgegnete Andres mit der Wichtigkeit, die gemeinen Leuten eigen, wenn ſie einmal, Höhern gegenüber, den Nagel auf den Kopf getroffen haben: „Der geſtrenge Herr wird wohl beſſer wiſſen, was aus dem Sohn der Kronenwirthin geworden iſt?" — Der Licentiat verzerrte das Geſicht, wie ein Raſender, raufte ſich das Haar, und ſchrie mit aller Stärke, deren ſeine Stimme fähig war: „Weh mir! halt ein! Bote des Satans, Engel der Finſterniß! Ach; das iſt mein Todesſtoß!" — Wie ein Fallſüchtiger ſtürzte er in den Seſſel zurück. Auf ſein Geſchrei liefen der Schreiber, der Thurmwart, die Wächter herein. Heinrich ſprang dem Principal bei, und wuſch ihm das Geſicht mit dem ſalzigen Waſſer der Trübſal, das der gefolterten Lieſe zur Qual bereitet worden; der Thurmwart ließ den Andres hart an, die Wächter wollten ihn mißhandeln, als habe er den Richter bezaubert . . . ! — Der Pfeifer, ſo frömmelnd in ſeinen letzten Tagen, als er ſein ganzes Leben lang ruchlos geweſen, antwortete mit eiſerner Ruhe: „Warum ſchlagt ihr mich? Kann ich für die Sünden jenes Mannes? Seht hin! das iſt Gottes Gericht!“ —

Aus ſeinen Zuckungen erwachend, hörte der Licentiat dieſe Worte, und ſprach ermattet, und winkend mit der Hand: „Ja, ja, ſo iſt's. Laßt den Mann! Gottes Finger, Gottes Gericht! — O, wahrlich: wer ſeine Mutter ſchlägt, deſſen Hand ſoll wachſen aus dem Grabe! O wahrlich: wer ſeine Mutter ſchlägt, deſſen Augen werden die Raben aushacken! O ich elender, elender, entſetzlicher Menſch!“ Schier zerſprang ihm das Herz, ſchier verging er in bitterm Weinen.

Der Amtmann Stämberle kam gravitätiſch aus dem Hexenthurm zurück. Auf ſeiner Stirne thronte erneuerte Selbſtgenügſamkeit, ein Vorgefühl nahen Triumphs. Die geheimnißvolle Begebenheit auf dem Schießhauſe, — annoch Allen, ſelbſt den unmittelbar hinzugetretenen Zeugen unverſtändlich, war faßlicher für den Beamten, der von Andres ein paar Worte aufgefangen, und der jedenfalls in der plötzlichen Verwicklung der Dinge eine Hoffnung ſah, den Commiſſarius beſeitigen zu können, deſſen Gewicht ihn drückte, und deſſen ſtrenge Unbeſtechlichkeit ſeine Kaſſe bedeutend ſchmälerte. — „Was macht die Geſundheit des gelehrten Herrn?“ fragte er, Eſchbachers Wohnung betretend, den Schreiber. — „Ein wenig beſſer; der Herr iſt mindeſtens ruhiger geworden. Das war aber ein Sturm, wie er mir, ſo lange ich bei ihm practicire, nicht vorgekommen iſt! Herr Gott im Himmel, was mag der alte Hexenmuſikant ihm geſagt und offenbart haben? Zudem iſt gerade heute ein Schreiben von Baden eingetroffen, das meines guten Herrn Principals Unruhe nicht wenig vermehrt hat.“ — „So? wir wollen ſehen. Laß Er mich hinein in das Gemach des Kranken.“

Eſchbacher lag zu Bette, niedergeſchlagen, mit halberloſchnen Augen. Dennoch war Ruhe in ſeinem Geſichte, aber die Ruhe der Erſchöpfung. Ein bittres Lächeln ſpielte um ſeinen zuckenden Mund, da er den Amtmann bei ſich eintreten ſah. Er hielt ihm ein offnes Dienſtſchreiben hin, indem er ſagte: „Vom Herrn direkte. — Er beklagt ſich, daß die Geſchäfte der Commiſſion nicht ſchnell genug vor ſich gehen. Er habe mich geſendet, um blitzſchnell zu verfahren, und noch ſey eine Execution nicht geweſen. Es ſey nicht hinreichend, alle Thürme zu füllen, und dadurch Angſt und Schrecken unter's Volk zu bringen. Die Juſtiz verlange ungeduldig einen offnen Akt, der der Welt beweiſe, daß wir nicht umſonſt zu Gerichte ſitzen.“ —

„Je nun,“ erwiederte Stämberle: „der Markgraf hat nicht ganz Unrecht; was haltet Ihr davon? Es iſt Zeit, daß die Früchte reifen. Ueber zwanzig Perſonen von denen Beklagten und Angeſchuldigten ſind zur Beſiebnung*) fertig. So dieſe Handlung einmal vorüber, ſo gönne man dem Hexenvater zu ſeinem Amt zwei Tage. Meiſter Thomann braucht alsdann nur noch einen, die Holzſtöße zu ſchichten.“

---

*) Beſtätigung ihrer Bekenntniſſe vor Zeugen und Geſchwornen.

Ein ſchwerer Kampf durchwühlte des Licentiaten Gehirn und Glieder. Nach einigem Beſinnen ſagte er mit einem herzlichen Ausdruck, der ihm ſonſt nicht eigen, zu dem Amtmann: „Laßt mich ein freies Wort zu Euch reden, Collega. Da des Markgrafen Wille uns einmal auf einen und denſelben Richterſtuhl geſetzt hat, ſo hoffe ich, in Euch einen verſchwiegenen Vertrauten für das zu finden, was ich Euch entdecken will.“ — „Bei meinem Eid, ich will ſchweigen;“ verſetzte Stämberle neugierig, obſchon halb und halb vorbereitet. — „Ich weiß zuverläßig, daß die Kronenwirthin meine Mutter iſt;“ hob Eſchbacher mit ſchwerem Herzen an, und erzählte dem Amtmann Alles. Freude in der Seele, ernſte Theilnahme auf der Stirne, horchte dieſer zu, und erwiederte endlich nur: „Ein ſtupender Caſus. Aber gut, daß Herr Collega ihn geheim hält. Nun erkläre ich mir, warum Ihr mir den Befehl gegeben, den Sackpfeifer alleine einſperren zu laſſen. Was haltet Ihr aber von der dermaligen Lage der Sache im Ganzen?“

— „Das Erſte muß ſeyn, Herr Amtmann, daß die Kronenwirthin frei gelaſſen, ihre Unſchuld öffentlich als erwieſen erklärt werde. Ich bin ihr nicht weniger ſchuldig für ihre ausgeſtandnen Schmerzen — o ich Verruchter! ich ließ ſie martern! — Zugleich will ich, daß der Pfeifer entlaſſen werde. Er iſt ohnehin wahrſcheinlich ſchuldlos. Da man den Weinenden auf dem Grabe ſeiner Mutter fand, wo er ſeine Buße verrichtete mit Gebet und beweglichen Anreden an die Verſchiedne, hat man erachtet, er möchte Zauberei mit Todtengebeinen treiben wollen. Das iſt Alles. — Aber, er ſchwöre

Urphede und komme nie wieder in's Land. Für einen Zehrpfennig will ich ſorgen.“ —

Stämberle faltete ſein Antlitz wichtig, und erwiederte trocken: „Ihr verzeiht, wenn ich zu widerſprechen wage. Der Kronenlieſe Geſtändniſſe liegen vor; mit ihr iſt's aus. Ihr könnt und müßt Euch von nun an vom Richteramt über ſie enthalten; das iſt in der Ordnung; aber ihre Freilaſſung könnt und dürft Ihr nicht befehlen. Dafür hab' ich zu ſtehen, wie Ihr. Weil ſie Eure Mutter iſt, deshalb wäre ſie keine Hexe? Welch' ein Schluß, weiſer Herr? Nein; die Juſtiz muß ihren freien Lauf haben, ſonder Anſehen der Perſon. Und dann, den Muſikant anbelangend, ſo häufen ſich gegen dieſen zauberiſchen Vaganten von Tag zu Tage der Inzichten mehr. Erſt geſtern haben drei Hexen erklärt, daß zu allen Tänzen denen ſie auf dem Alſchweyer Waſen, oder auf dem Schartenberg, oder an der Wintereck beigewohnt, ein alter Pfeifer geblaſen, der dem fraglichen Subjekte ähnlich geſehen, wie ein Waſſertropfen dem andern. Demnach — was hieltet Ihr davon, wenn ich den Teufelsbraten, den Sohn einer Zauberin, frei ließe? Nein; fiat justitia. Damit jedoch Euer Ruf ungefährdet bleibe, und Euer Unglück, einer Unholdin wahrer Sohn zu ſeyn, nicht unter die Leute komme, will ich den Thurmwart auf's neue in Eid und Pflicht nehmen, den Pfeifer erſt in extremis aus ſeinem Kerker ziehen laſſen, und ſorgen, daß er auf dem Wege zum Scheiterhaufen geknebelt werde . . . .“ —

Die Kälte und Ueberzeugung, womit Herr Stämberle ſein Pflichtgefühl an den Tag legte, und ſein Vorhaben ausſprach, waren ſo wenig hoffnungerregend, und troſtbringend, daß der Licentiat, obſchon im Innerſten verletzt, plötzlich von weitern Vorſchlägen abſtand, und ſich ſcheinbar, mit einem ſchweren Seufzer in die Anſichten des Amtmanns ergab. „Eure Logik iſt nicht unrecht;" ſagte er, und ſchwieg von nun an gegen Stämberle über die ganze Geſchichte.

Er überlegte dann bis zum Abend. Mit einem friſchen Vorhaben ausgerüſtet, ließ er den Thurmwart Antony rufen. Vom Krankenlager aufgejagt durch ſeine Ungeduld, völlig angekleidet, um dem Untergebenen ehrwürdig und gewichtig zu erſcheinen, ging der Licentiat auf und nieder im Gemache. — „Hat der Amtmann mit Ihm geredet, Antony?" — „Ja, gelehrter Herr. Ich werde ſtumm ſeyn, wie ein Fiſch, und nicht im Traume verrathen, was ich weiß." — „Ich hab' zu Ihm das Vertrauen; aber Er iſt ein vernünftiger Mann. Er ſieht wohl ein, daß ich die Kronenwirthin, die ein Opfer der Scutterin geweſen, nicht richten laſſen kann?" — „Hm; der wohlweiſe Herr iſt zu gut. Hat ſie doch den Herrn in's Waſſer geworfen, ohne Gnad und Barmherzigkeit. Das hätt' ich der Lieſe nimmer zugetraut." — „Sie war aber betrogen, Freund; und darum verdient ſie nicht den Tod, den das Geſetz über ſie ausſprechen wird." — „Hm, wahrhaftig: ſie dauert mich ſelber bis in die Seele hinein." — „Um deſto eher wird Sein menſchliches Herz ſich willig finden laſſen, der Unglücklichen zu helfen. Ich kann ſie nicht losſprechen; der Amtmann wird es ebenfalls nicht thun. Wenn ſie aber heimlich aus dem Kerker entlaſſen würde . . . .?

den Sackpfeifer ließe man in derſelben Nacht entwiſchen . . . ?“ —

„Hm!“ Antony kratzte ſich hinter den Ohren: „das brächte mich in die Eiſen und meine Frau und Kinder um's biſchen Brod.“ — „Mit nichten, Antony. Man könnte vorbringen, daß der Satan den Beklagten durchgeholfen?“ — „Mit Reſpekt zu melden, gelehrter Herr: das glauben die Leute von Tag zu Tage weniger, und ich müßte für den Teufel das Bad austunken. Behüte Gott! Ich wollte nicht Nein ſagen, wenn ich ein vermöglicher Mann wäre. Mit einer guten Handvoll Geld fände ich ſchon ſammt Kind und Kegel ein Unterkommen anderwärts; aber in meinem Kaſten ſind nur ſchimmlige Brodkruſten und blutige Kreuzer, weiß Gott. Ich müßte verhungern.“

Der Licentiat merkte, worauf der Scherge anſpielte, und zum erſtenmale im Leben warf er ſich als eine Thorheit vor, daß er zu jeder Zeit von dem goldnen Fette rein geblieben, womit kluge Partheien ihrer Fürſprecher oder ihrer Richter Hände einzureiben pflegen. „Narr, Narr, der ſich nichts erſparte, und ſelber den letzten Gulden der Armuth hinwarf!“ ſchalt er ſich mit bitterm Vorwurf, und geſtand alsdann dem Gefängnißwärter, daß er ſelber nichts beſitze, um den Liebesdienſt von ihm zu kaufen; daß er ihm nur eine Ausſicht auf des Himmels Belohnung bieten könne. Antony ſchüttelte ernſthaft den Kopf. — „Mir hat ſchon oft das Herz geblutet, wenn ich meine armen Koſtgänger den letzten ſauern Gang antreten geſehen habe. Aber der Magen, bei'm Wetter, geht vor dem Herzen. Ich kann nicht;

will aber unverbrüchlich ſchweigen, damit der geſtrenge Herr in kein Gerede komme. Und bitte ich den weiſen Herrn, ſich zu tröſten. Sie hat's mit Euch nicht gut vorgehabt, die elendige Frau. Sie iſt für Euch eine Rabenmutter geweſen. Dafür hat ſie auch der Himmel mit dem Jacob geſtraft, der wohl eigentlich ein Wechſelbalg ſeyn mag, den der Schwarze hinterher in's Neſt gelegt. Der unnütze Strolch hat ihr, ſeit er da iſt, alles Leid angethan, und wird nach dem Hintritt der Alten, dennoch das Vermögen erben, das von Rechtswegen Euer iſt; aber Ihr dürftet Euch freilich nicht darum melden, ſonſt käme die ganze Sache heraus, ſammt Verdruß und Unehre."

— Des Licentiaten Stirn erheiterte ſich. „Guten Abend, Freund;" ſagte er leutſelig: „Merk' Er wohl: Es ſoll ſeyn, als hätten wir gar nicht von dem Handel geredet? Gegen Niemand ein Wort, hört Er?" — „Ich halte, was ich verſpreche;" betheuerte Antony und entfernte ſich. Eſchbacher warf ſeinen Mantel um, und ging im Dunkel des Abends aus ſeinem Hauſe. — —

In der Krone war es ſtill und einſam. Seitdem das Haus in den Geruch der Hexerei gekommen, waren Freunde und Gäſte ausgeblieben; die wenigen beſoldeten Pfleger des erkrankten Jacob hatten ſich eilig von dannen gemacht, ſobald ſein Zuſtand ſich gebeſſert hatte; das Geſinde, abergläubiſch und nachläſſig, verſäumte den Dienſt, trieb ſich auswärts, klatſchend, ſchimpfend und ſchlemmend umher, ließ den Herrn allein, den Niemand liebte, Niemand achtete, Niemand bedauerte. — Der Licentiat, der beſchloſſen hatte, ſich dieſem, ſeinem Stellvertreter im elterlichen Hauſe, zu entdecken, um zu verſuchen, ob er nicht aus deſſen geizigen Händen ein Löſegeld für die Mutter preſſen könne, fand freien Paß und offnen Weg zu Jacobs Gemach. Er wollte zu ſeinem Herzen reden . . . er wollte ihm ſagen: „Sieh, hier bin ich; derjenige, welchen Du, deſſen Herkunft mir unbekannt, aus den Mutterarmen in's Elend verdrängteſt. Ich zürne Dir aber nicht, ich will Dich nicht berauben. Behalte alle Güter, die mir gehört haben würden, und die ich noch heute anſprechen könnte; behalte den Namen, den Du führſt; bleibe vor der Welt, was Du ſchienſt, und überlaſſe mich der Verwaiſung, die bisher mein Erbe geweſen; . . . . aber rette meine Mutter, rette die, ſo Du bis heute als Mutter geliebt, Mutter genannt haſt. Trenne Dich von einem Theile Deines Reichthums, ſie zu befreien, und ſtrafe die Welt, die eine gute That Dir nicht zutraut, Lügen. Folge der Mutter dann in das fremde Land, wohin ſie ſich flüchten muß, und vergilt ihr mit Liebe und Geduld die Leiden, die ich Grauſamer ihr zugefügt habe!“ — So wollte er ſprechen, und nicht ablaſſen von dem jungen Manne, bis er ihn gewonnen; und dann gehen, ſein Haupt verhüllen und dahinſchwinden im Gram um den ewigen Verluſt des theuerſten Haupts auf Erden, des Haupts der Mutter! —

Von der erhebenden Aufregung, die ein edler Vorſatz im Menſchen erzeugt, ergriffen, kam Eſchbacher an die Thüre der Stube, worinnen die Nachtlampe des Geneſenden brannte. Da hörte er Stimmen in dem Gemache, leiſe bald, bald klagend, bald eifrig, bald gehäſſig. Die

Stimme Jacobs, kaum wieder hergeſtellt, aber rauh und grollend, war die erſte, die deutlich wurde. Der Licentiat horchte. — „Und Ihr denkt, daß ich das Mährchen glauben ſoll?“ fragte Jacob. — Eſchbacher bückte ſich zum Schlüſſelloch. Jacob ſaß verwildert und ſtarren Blicks auf dem Bette; neben ihm ſtand eine alte Frau mit kummervollen Zügen in gemeiner Kleidung; ihr zur Seite ein uralter Mann mit ſchönen weißen Locken und traurigem Geſichte, gehüllt in ein ſchwarzes Camiſol und einen braunen unſcheinbaren Mantel. Die Frau erwiederte: „Soll ich Dir tauſendmal wiederholen, daß dieſer Mann mein Zeuge und ein ehrenwerther Zeuge iſt? Warum kann ich die Hedwig nicht mit meinen Nägeln aus dem Grabe ſcharren? Sie würde die Wahrheit ſagen, ſo wie ich, und wenn's ihr Leben gälte. Aber dieſer Mann . . . . .“ — „Ein feiner Gewährsmann, der Todtengräber!“ höhnte, obſchon ängſtlich und zerriſſen, der junge Kronenwirth. — Worauf der Alte: „Ich habe die Vergänglichkeit alle Tage ſo oft vor Augen, daß mir nicht beifallen könnte, einen falſchen Eid zu ſchwören, und wenn ich damit das deutſche Reich gewönne. Aber ich ſage Euch noch einmal, daß ich, da mir der Inhalt der kleinen Todtenlade zu leicht dünkte, dieſelbe öffnete, und ein paar Steine in Moos gewickelt darinnen gefunden habe. Und da ich — ohne einem Menſchen ein Wort zu ſagen, zu des Schneiderkunzen Wittib ging, und ſie beweglich fragte: Junges Weib, was haſt Du mit Deinem Söhnlein angefangen, daß Du an ſeiner Statt einen Stein begraben willſt? fiel ſie mir zu Füßen, und heulte, ich möchte ſie um Gotteswillen nicht verrathen; ihr Kind ſey nicht todt, ſondern auf Hedwigs Rath der Kronenlieſe in's Neſt gelegt worden, ſtatt des Wechſelbalgs, der von dannen hätte geſchafft werden müſſen. Ich möchte ſchweigen, wie meine Gräber, bat ſie flehentlich, denn ihr Kind, ſo etwa in Armuth und Elend bei ihr erſticken müßte, würde dort glücklich werden, und auch die Lieſe würde glücklich ſeyn bis an ihr Ende in dem Gedanken, daß der eingelegte Junge ihr leiblich Kind.“ —

Jacob ſchlug ein kurzes, wildes Gelächter auf. Der Todtengräber ſchüttelte das weiße Haupt mißbilligend und fuhr fort: „Ich habe die gute Anna nicht in's Unglück bringen wollen, und Alles mit Nacht und Dunkel zugedeckt, und bin jetzt nur gekommen, Euch die Sache zu beſtätigen, weil Eure Mutter kein ander Mittel ſieht, ihre Tochter, Eure Schweſter, frei zu machen, als indem ſie Euch endlich reinen Wein einſchenkt.“

„Lüge, ſchändliche Lüge! Mein Kopf verwirrt ſich in dieſem Wuſt, in dem Gewebe hölliſcher Hexerei!“ verſetzte Jacob grimmig. —

— „Laß' mich unſinnig werden, Du Verderbter!“ rief Anna erbittert: „Du weißt nun, daß Bärbel Deine Schweſter, und willſt nicht die Anklage zurücknehmen, die ihr vielleicht in dieſer traurigen Zeit das Leben koſtet?“ — „Nein; das thue ich nicht, will nicht den Narren ſpielen. Ihr geht auf meinen Beutel los, Geſindel. Ich bin als wie verrathen und verkauft. Hexen um und um, die ſich um mich ſtreiten, als um einen Sohn; eine buhleriſche Unholdin, die jetzo meine Schweſter ſeyn will! Ich werde noch raſend, und will von allen

Höllenkünſten nichts mehr wiſſen. Was kümmert mich Euer Geheul? was kümmert mich die ſogenannte Schweſter? Der Amtmann Stämberle war vor einer Stunde bei mir, und bot mir an, die Kronenwirthin heimlich durchzulaſſen, wenn ich ihm ein gut Stück Geld ſpendiren wollte. Aber: Proſit! wer ſich in die Trübſal gebracht, mag auch ſelber ſich wieder heraushelfen. Ich bin mir der Nächſte, und einer Hexe helf' ich nicht, und wenn ſie meine Mutter wäre!" —

Anna ſchlug die Hände zuſammen und blickte weinend gen Himmel: „O, ich bin geſtraft, ich bin gerecht geſtraft um meiner Miſſethat willen! Fluch der Mutter, die ihr Kind dahin gibt von der eignen Bruſt, aus ihren Armen. Aus ſolchem Frevel kann nichts Gutes erwachſen, und Unſegen wird denjenigen nicht minder, die ſolch treulos Geſchenk empfangen! Arme Lieſe, wie gräßlich hab' ich Dir vergolten! Arme Anna, wie haſt Du Dir ſo wehe gethan! Arme Bärbel, gegen die mein Mund, von Scham und böſem Gewiſſen gebunden, nicht aufrichtig geweſen, da es noch Zeit war! Hätt' ich ihr geſagt: er iſt Dein Bruder! - ſie wäre geheilt worden; ſie wäre frei! Aber die Reue kehrte zu ſpät bei mir ein. Selbſt angeſchuldigt von dem tollen Sohn der Hedwig, verfolgt von Pöbel und Schergen, bin ich umhergeirrt in Wildniß und Einſamkeit, bis endlich, wie der ferne Laut eines Vogels, das Gerücht zu mir drang, daß Bärbel gefangen, . . . daß Du, ihr Bruder, ſie haſt feſtnehmen laſſen!" Anna weinte heftig. —

— „Sie wollte mich vergiften, die unſaubre Hexe!" fuhr Jacob biſſig dazwiſchen. —

„Rabenſohn, ſchweig!“ ſchluchzte Anna: „O, hätt' ich Dich gekannt, wie jetzt, ich wäre nicht von Baden gewichen, wohin ich eilte, um dem durchlauchtigen Herrn Markgrafen Alles zu entdecken, und für meine Tochter Hülfe und Schutz zu ſuchen. Galt mir doch gleichviel, was ſie mit mir beginnen würden. Für mich, die Kinderloſe, iſt nur ein Grab gerecht.“

— „Hätt' es Euch verſchlungen, bevor Ihr hieher gekommen, mich mit Euern ruchloſen Lügen zu martern! Ich werde nach Hülfe, nach den Gerichten rufen, Du Lügengeſpenſt!“

„Sie lügt nicht, die arme Frau!“ rief der Licentiat grell in die Stube, und ſtand plötzlich vor den Staunenden. —

„Der Hexenrichter!“ ſagte Jacob betroffen. — „Gott ſey uns gnädig!“ ſeufzten die beiden Andern. — Jacob fuhr ſchnell beſonnen fort: „So ereilt die Strafe den Frevel auf dem Flecke. Was den geſtrengen Herrn auch hierher führen mag, — thut mir die Liebe, und befreit mich von dieſen Gaunern und Schwarzkünſtlern. Kein Thurm iſt feſt genug, ſie zu verwahren.“

— „Unbarmherziger!“ fuhr ihn der Licentiat an: „kümmre Dich nicht um das Loos Deiner Mutter, die Du verläugneſt, Deiner Schweſter, die Du mordeſt; auch Dein Loos wird ſich erfüllen. Gib mir Rechenſchaft, Elender, von meinem Erbe; denn ich bin der, deſſen Stelle Du hier allen Geſetzen der Natur und des Rechts zuwider, an Dich geriſſen haſt!“

Jacob ſchwieg mit verſtörten Augen. Ein paar Worte des Licentiaten, womit er ſeine Anſprüche verkündigte, reichten hin, den Zunder der verzweifeltſten Unruhe in Jacobs Bruſt zu werfen. Sodann drehte ſich Eſchbacher zu der angſtvollen Anna, und fragte: „Welchen Beſcheid gab Dir der Markgraf, arme Frau?“ — „Ich hab' ihn nicht geſehen;“ ſeufzte ſie: „Herr Freitag, der Amtskeller, ſagte mir, ich ſolle nicht die Sache veröffentlichen, indem ich ſchwerer Strafe unterliegen würde! Aber, was kümmerts mich jetzo? Sie ſollen nur meine Bärbel freilaſſen, und mit mir machen, was ihnen beliebt. — Bärbel eine Hexe? ſie, die Schweſter dieſes Elenden, eine Buhlerin mit Liebestränken? Sie hat die Geſchwiſterliebe empfunden, und doch vom Bruder nichts gewußt, und ſich eingebildet, ſie müſſe dieſes Böſewichts Braut werden, weil ihr Herz ſo laut für ihn ſprach, der's nicht verdient! O, Ihr werdet ſie frei geben, Herr! Nicht wahr? auf mein Haupt laßt dagegen das ſchwerſte Urtheil fallen! Ihr dürfts, wenn Ihr der Kronenlieſe Sohn ſeyd, die ich beſtehlen half.“

„Substitutio personarum!“ ſagte Eſchbacher mit Kopfſchütteln: „ein ſchwer Verbrechen, und Du wärſt verloren, wenn ich Dich in Stämberle's Hände lieferte. Aber ... Du haſt ein Licht in meiner Seele angezündet. Der Markgraf iſt über dem Geſetze; ſeine Gnade kann helfen. Er iſt ein Menſch, ſtrenger freilich, als gnädig, aber vielleicht rührt ein Engel ſein Herz. Iſt doch mit mir ſelber ſeit zweimal vierundzwanzig Stunden eine Veränderung vorgegangen, die ich nicht verſtehe! Ja, kommt, ihr Leute, ich ſelbſt führ' euch zu des Markgrafen Füßen, und wenn ich ſein Gnadenwort für euch und meine Mutter erbettelt habe, werd ich mein gutes Recht an dieſem Buben ſuchen, der nicht die Güter dieſer Erde, nicht die Liebe der Menſchen verdient. Weh' Dir, Undankbarer! Mit den Geſetztafeln ſchlage ich Dich aus dieſem Hauſe in die Fremde, und Du ſollſt dann haben, was ich bisher beſeſſen: Jammer und Verlaſſenheit!" —

Jacob ſtand feſtgewurzelt am Boden, nachdem ſeine troſtloſe Mutter und ſein zorniger Gegner längſt von dannen gegangen waren. Endlich ermannte er ſich, und ſagte finſter zu ſich: „Eltern verlieren, Namen verlieren, Hab und Gut verlieren? Und die Narren fordern von mir ein weichliches Herz? Wenn die Lieſe mich nichts angeht, woher ſoll mir denn die Liebe zu ihr kommen? Wenn die Anna meine Mutter iſt, — bin ich denn gehalten, die auf einmal zu lieben, die mich vor dreiſſig Jahren verkaufte, oder verſchenkte, oder verſtieß? Verruchter Schreiber, ſchlangenzüngiger Rechtsverdreher! Du willſt mich am langſamen Proceßfeuer zu Tode braten? Du zählſt auf meine Hilfloſigkeit! wer ſoll ſich meiner annehmen gegen Dich, des Fürſten Augendiener? Wird nicht der Amtmann, der ſich von mir beſtechen laſſen wollte, jetzo von Dir mit der Hoffnung auf meine Beute beſtochen werden, und mir Unrecht geben? Eine Krähe blendet nicht die andre. — Sie wären im Stande, mich noch als Wechſelbalg auf den Brand zu bringen! Ich wills kürzer machen. Hinaus aus dieſem Schlamm des Hexenwerks, der Räuberei und hölliſchen Hinterliſt!"

Er ſammelte ſeine Kräfte, öffnete des Hauſes Geldkaſten, ſtopfte ſich die Taſcher voll, ſo viel er ſchleppen mochte, und verſchwand aus dem Hauſe. Als der Tag anbrach, war der Kronenwirth nicht mehr zu finden. Stämberle, in Hoffnung bedeutender Emolumente, verſiegelte das Haus, und beſtieg den Richterſtuhl, den ihm Eſchbacher wieder allein überlaſſen. Der Licentiat hatte dem Amtmann nur in Kürze angekündigt, daß er auf einige Tage Urlaub genommen, um eine wichtige Angelegenheit zu beendigen.

Abermals — kaum waren ſeit Jacobs feiger Flucht neun Tage verſtrichen — hatte Meiſter Thomann am Hochgericht zu Steinbach Hexenſtöcke eingeſchlagen, dreizehn an der Zahl. — Feuer und Schwerdt ſollten gemeinſchaftlich arbeiten, die gute und ſchnelle Juſtiz am Hexenvolke zu vollziehen; das Schwerdt, eine Gnadenbewilligung für diejenigen, die in ihren Geſtändniſſen ſich beſonders ſchmiegſam erwieſen hatten. — Der Amtmann Stämberle war ungemein raſch und dringend mit der Schließung der Prozeſſe und mit dem Urtheilſpruch verfahren. Ihm lag am Herzen, bei dem durchlauchtigen Herrn zu Gnaden zu kommen, und den Commiſſarius herunter zu ſtechen, der ihm ein Dorn im Auge geweſen. Um indeſſen zwiſchen dem als Wüthrich verſchrieenen fanatiſchen Hexenrichter und ſeiner eigenen Perſon einen Unterſchied zu beweiſen, hatte er eine Losſprechung und mehrere Milderungen beliebt. Bärbel wurde frei gegeben, weil ihr Ankläger nicht mehr vorhanden, ſondern landesflüchtig geworden, wenn er ſich nicht wohl gar ſelber im Rheine umgebracht hatte. Zwei arme Bauerknechte, die beſchuldigt geweſen, Zwangthaler eingehandelt und verkauft zu haben *), waren mit dem Staupenſchlag davongekommen. Die Kronenlieſe ſollte in Betracht der Verführung, welcher ſie unterlegen, mit dem Schwerdte gerichtet und alsdann ihr Körper verbrannt werden. Gleiche Gnade war einer armen einäugigen Dirne zu Theil geworden, die auf der Folter geſtanden hatte, auf Eingebung des Böſen ihren Liebſten in einem Salat zum Krüppel verhext zu haben, weil er ſich, ſie zu heirathen, weigerte. — Einigen andern Unholdinnen ſollte der Pulverſack um den Hals gelegt, und ſie damit erſtickt werden, bevor die Flamme ihren Körper ergriffen. — Der Pöbel, gierig nach Schreckniſſen, wie er iſt, billigte keineswegs dieſe Milderungen in der greulichen Poſſe der Hexenexecution, und murrte darüber laut. Daher ſollte ihm heute ein beſonderes Schauſpiel gegeben werden. Andreas, der Sackpfeifer, der von Tag zu Tag melancholiſcher geworden, hatte ſich in ſeiner einſamen Keuche mit einer Kette erdroſſelt. Der Leichnam des Selbſtmörders folgte den baarfuß von Bühl nach Steinbach, zwiſchen Schergen und Prieſtern wandelnden Verurtheilten, auf einer Kuhhaut geſchleift, und Hans, Thomanns Knecht, hatte bereits unterm Galgen eine Grube gemacht, worein der Körper geſchleudert zu werden verurtheilt war; ſodann mit einem Pfahle zu durchrennen, allen Menſchenkindern zum traurigen Exempel. Die Volksmenge, die an den Rändern der Heerſtraße ſtand, gaffend und ungeduldig, war ungeheuer. Aller Blicke flogen

---

*) Dem Böſen geweihte Münzen, die die Kraft haben ſollten, ſtets ſich zu verdoppeln.

vorüber an den zuerſt gehenden Condemnirten (Männer, Weiber und kaum den Kinderſchuhen entwachſene Knaben), um die Letzten des ſchauerlichen Zuges aufzuſuchen: die Seutterin, ausſchauend, wie ein überwundner, mürbe gemachter Geyer, mit blinzelnden Augen, den Kopf geſenkt auf dem langen, dürren, ſchwankenden Halſe; und die Kronenlieſe, die gleichſam verzückt zum Himmel emporſah, und nur für das ihr unbekannte Schickſal ihres Jacob, nicht aber für ihr Leben eine Thräne hatte. — Die Geiſtlichen ſangen zum Theil andächtige Litaneien, zum Theil beteten ſie eifrig ihren Bekehrten vor, zum Theil ſchimpften und bedrohten ſie mit harten Reden diejenigen der Patienten, die ſich noch auf dem letzten Wege einen ſchüchternen Widerruf ihrer vom Schmerz erpreßten Bekenntniſſe zu erlauben Luſt hatten.

Die Schwingungen der Armeſündergiocke empfingen die jammervolle Proceſſion, da ſie in Steinbachs Thore, durch die Stadt ſchreitend, zog. Die Bürger ſtanden unter Waffen; das Volk überhäufte mit Verwünſchungen diejenigen, für welche es in einer Stunde auf dem Richtplatze beten mußte. — Die Geiſtlichkeit von Steinbach ſprach in ehrwürdiger Verſammlung, unter Weihrauchwolken und Geſang, des Exorcismus Gebete und Formeln über das von den Sohlen der teufliſchen Sünder beſchmutzte und entweihte Pflaſter der Gaſſe. Das unſinnige, aber ſo blutig endende Spiel wurde mit allen ſteifen Gebräuchen, mit allem wichtigen Gepräng eingeleitet, und dennoch waren unter den dreizehn nur etwa zwei, die um ſchwerer Miſſethat willen den Tod verdient hatten; und über den Köpfen der Schlachtopfer und ihrer Henker ſchien die hellſte Sonne, und die Luft, wohlthätig wie jederzeit, füllte mit ihrem balſamiſchen Wehen die angſtvoll ſchnaufende Bruſt der Elenden, die bald zur Kohle dorren ſollten, ohne zu wiſſen, warum! —

In einer hölzernen Hütte am Richtplatze wurden ſie auf einer Bank, in einer Reihe, den neugierigen Blicken der Menge ausgeſetzt. Während Meiſter Thomann's Knecht die begnadigten Bauerburſchen ſtäupte, durften zu guter Letzt die Leute noch hie und da ein Wort zu den Verurtheilten ſprechen, wenn dieſe ihnen bekannt waren. — Die Kronenlieſe, die ſich ganz der Hoffnung auf ihre Seligkeit hingegeben, nur an dem Munde ihres Beichtigers hängend, und ſich feſt an ihn klammernd, der ſie in der Hinfälligkeit ihres Körpers und ihrer Seele gleich hülfreich unterſtützte, hörte ſich plötzlich angeredet. Unwillig drehte ſie die Augen gegen das Volk. Bärbel, abgehärmt, einem Schatten ähnlich, winkte ihr zu, ſagte ihr ein Lebewohl, und dankte weinend für alle Güte, die ſie von der ehemals ſo geachteten Frau genoſſen. — „Du hier?“ fragte Lieſe erſtaunt: „willſt Du ſehen, wie ich ſterbe?“ — „Ach nein, und tauſendmal nein, liebſte Frau. Aber es zog mich mit Gewalt hieher, Euch noch einmal zu grüßen. Ich bin ja von Bühl nach meinem Heimathsort verwieſen, ſonſt hätte ich mich zu Bühl von Euch beurlaubt.“ — „Armer Schelm;“ ſagte Lieſe mit bebenden Lippen: „der böſe Jacob iſt an Allem Schuld; aber fluche ihm nicht, Bärbel, verſprich mir's!“ — „Ich bete für ihn, wenn er noch lebt, und bete für ſeine arme Seele, wenn er todt ſeyn ſollte;“ erwiederte Bärbel ſchluchzend: „Er hat die Liebe mit Haß vergolten —

nun, ich muß es tragen; aber nicht lange, denke ich. Der liebe Gott wird mich elende Bettlerin zu ſich nehmen, wie er gewiß ſchon meine arme Mutter in irgend einer Einöde zu ſich genommen hat.“ —

„Vorwärts, vorwärts, die Stunde drängt!“ rief Stämberle, der Amtmann, auf ſeinem dicken Rappen heran ſprengend: „Herr Vogt, beſchleunigt Eure Zurüſtungen. An der Lieſe Anſelm iſt jetzo die Reihe!“ — Die Bläſſe des Todes überzog ſchon das Angeſicht des armen Weibes. „Ich bin unſchuldig! in Gottesnamen!“ ſeufzte ſie kaum hörbar, und wankte, auf den Kaplan geſtützt, aus der Hütte. Alle Uebrige folgten, und wurden an die Hexenſtöcke gefeſſelt, um dem blutigen Akt zuzuſchauen, bevor die Flammen ihrer Scheiterhaufen entzündet wurden.

Lieſe näherte ſich dem blutigen Ringe. — „Herr Amtmann, mir iſt, als hörte ich von ferne „Halt!“ ſchreien!“ ſagte der Vogt zu Stämberle. — Der ſchaute verdroſſen um, und verſetzte: „Warum nicht gar? Das Volk prügelt ſich an den äuſſerſten Schranken.“ — In der That war dort eine ſtarke Bewegung, ein Auflauf! —

Lieſe kniete am Sandhaufen. Der Geiſtliche reichte ihr die ſchwarze Binde. — „Amtmann, leuchtet dort nicht ein weißes, flatterndes Tuch?“ fragte der Vogt dringender. — „Pah, pah, kümmert Euch nicht um jeden Fetzen, der da weht in freier Luft!“ ſagte Stämberle heftig. —

„Ein Vaterunſer für die arme Sünderin!“ rief der Geiſtliche mit gefalteten Händen, und die am Ring

Stehenden knieten. Der Scharfrichter warf den Mantel ab. — Da ſchrie's, als wie aus tauſend Kehlen eine Stimme: „Halt! halt ein! Aufſchub, Gnade!“

Und ein Reiter in den Farben des Markgrafen ſprengte wild auf den Platz, ein Tuch ſchwingend. Das Pferd ſtürzte ermattet zuſammen. Der Kurier kümmerte ſich jedoch nicht um das Thier, ſondern ſeine erſte Frage lautete aus erſchöpfter Bruſt: „Lebt die Anſelm, lebt ſie noch?“ — „Ja, ja, Schwerdt weg, Scharfrichter weg, ſie lebt!“ antworteten wieder Hunderte, deren mordgierige Schauluſt ſich zur tumultuariſchen Barmherzigkeit wandelte. — „Befehl des durchlauchtigen Herrn Markgrafen!“ keuchte der Reiter, und hielt ein Papier in die Höhe. — Stämberle riß ihm's ſchnöde aus der Hand, und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Das iſt Eſchbachers Werk!“

Allgemeine Stille unter dem Volk, deſſen Augen an dem leſenden Amtmann hingen. Die Verurtheilten an den Hexenſtöcken raſſelten aber mit ihren Ketten, und jammerten: „Gnade, Gnade! und nicht für uns? Um Gotteswillen, ſchenkt auch uns Gnade, laſſet auch uns leben!“ — Lieſe lag ohnmächtig in des Kaplans Armen.

„Tragt das Weib in die Hütte!“ befahl Stämberle finſter: „führt die Seutterin ebendahin!“ Die alte Mörderin lachte triumphirend auf. Da klirrten die Andern wieder mit ihren Feſſeln, und heulten gleich wilden Thieren: „Auch ſie, die tauſendmal den Tod verdiente, ſoll nicht ſterben? und wir, wir Arme ſind verlaſſen und aufgegeben? O Herr im Himmel, erbarme dich unſer!“ — „Schafft Ruhe!“ donnerte Stämberle den Henkern zu, und das Schweigen des Todes lagerte ſich urplötzlich auf dem Platze.

Im Hintergrunde hatte ſich im Volksgedränge eine breite Gaſſe geöffnet. Ein ſchwarzer Wagen mit herrſchaftlichen Pferden und Dienern rollte hindurch, hielt vor der Hütte. Der Licentiat, ausſehend, als ſtiege er aus dem Grabe, glitt aus der Kutſche, und ſank, unvermögend, ſich aufrecht zu erhalten, zu den Füßen der Kronenwirthin, die mit Verwunderung und ſprachlos Alles um ſich her mit ſtarren Augen betrachtete. „Herrgott!“ lallte endlich ihre matte Zunge: „Ihr, mein Herr, Ihr wärt mein Sohn? — Sagt, daß ich träume, aber weckt mich nicht aus dem Traume. Noch einmal dort zu knieen . . . ich hielt's nicht aus. O Jacob, was iſt aus Dir geworden, wenn dieſer mein Sohn iſt?“ — Hedwigs, Anna's Namen fielen von den Lippen des Licentiaten. — „Jetzt tagt's in mir!“ ſagte die Scutterin, die gefeſſelt daneben ſtand, halblaut vor ſich hin, und verzog ihr Geſicht gräßlich. — „Tagt es in Deiner ſchwarzen Seele?“ fragte Eſchbacher, der die übereilten Worte gehört: „Nun, ſo bekenne am Rande Deines Grabes, bekenne vor Deinem unvermeidlichen Tode die Miſſethat, ſo Du an mir verübt haſt. Sieh mich hier vor Deinen abſcheulichen Augen, mich, den Du verdorben durch Gifte und Beſchwörungen, da ich noch ein Kind geweſen, deſſen Hülfloſigkeit den grauſamſten Mörder erweicht haben würde. Sieh meinen ſiechen Leib; er iſt Dein Werk; ſieh den Tod, der in mir wühlt . . . Du haſt ihn in meine Gebeine geflößt; ſieh meine und dieſes Weibes Leiden; ſie fallen auf Dein

Haupt. Gib darum dem Herrn und der Wahrheit die Ehre!“ — Gertraud ſchwieg verſtockt; der neben ihr ſtehende Hexenpater von Schwarzach jedoch ſchrie ihr in's Ohr: „Du fahrſt zur Hölle, alte Sünderin, wenn Du nicht alſobald die himmliſche Gerechtigkeit entwaffneſt. Oeffne den verruchten Mund, der geſtern unwürdig des Herrn Leib empfing; wälze von Dir den Fluch, denn wahrlich: Du wirſt brennen in Ewigkeit, wenn Du nur ein geheimes Wörtlein mit hinüber nimmſt, wo kein Geheimniß mehr iſt.“ —

Die zermalmende Rede erſchütterte die Verbrecherin, die zu merken begann, daß für ſie doch keine Gnade ſeyn würde. Langſam erhob ſie die Augen zu dem Licentiaten, und fuhr mit einem Schrei zurück: „Tritt weg von mir, Geſpenſt! ja, das iſt der ausgemergelte Körper, das iſt der hohle Blick des Buben .... hinweg, ich will bekennen. Es iſt wahr, weſſen dieſer mich beſchuldigt!“

Während ſie hinweggeſchleppt wurde, begann der Licentiat zu Stämberle: „Ihr wart fürchterlich ſchnell, Herr Amtmann. Vom Fieber zerſchlagen, bettelnd Tage lang an unſerm Fürſten, bis ich ihn erweichte, hätte ich faſt den Augenblick verſäumt, und Ihr ſtändet achſelzuckend vor mir, und zeigtet mir das abgeſchlagene Haupt meiner Mutter!“

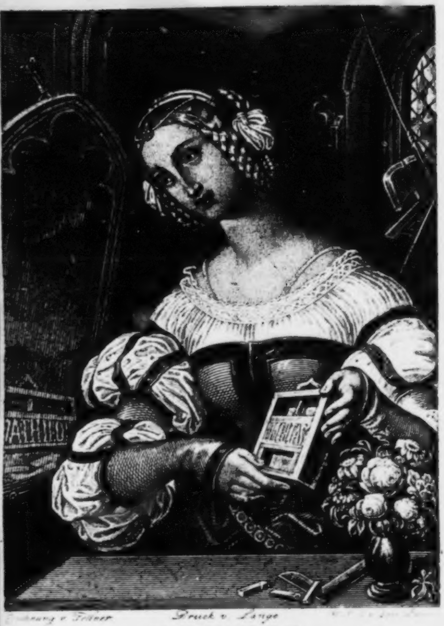
Der Amtmann entfernte ſich haſtig. Das Volk ſtrömte den Hexenſtöcken zu, woſelbſt ſchon die Pechkränze flammten, die Schwefelfäden glimmten. In der Hütte waren nur Eſchbacher, ſeine Mutter und Anna, die ihre Bärbel faſt vernichtet in den Armen hielt, zurückgeblieben.

„Segnet mich, ihr Hände, die ich marterte!“ bat der Licentiat, immer auf ſeinen Knieen: „ſegne mich, du blaſſer Mund, den ich in bittern Schmerzen zu ſchmählichen Lügen zwang. Gewöhnt Euch, Weib, mich zu lieben, als einen Sohn, wie ich mich an das mir fremde aber ſo beſeligende Gefühl, eine Mutter zu haben, gewöhnen werde. Verzeiht mir, wie mir der Himmel verzeihen wird, um Euerer Rettung willen, die ich errang, kriechend, wie ein Wurm, bettelnd wie ein aus dem Paradies Verſtoßener! Ihr werdet leben, in der Verbannung zwar, wie der ſtrenge Fürſt befohlen, aber Ihr werdet leben!“ — „Leben!“ wiederholte Lieſe mit einem tiefen Athemzuge, und ihre Augen glänzten wieder. —

Der Licentiat fuhr fort: „Ich werde bei Euch ſeyn, entſetzt, entledigt aller meiner Dienſte beim Markgrafen; ein leichter Preis für Eure Rettung. Ich will Euch hegen und pflegen, wie der häßliche Jacob Euch mißhandelte. Ich will den frühen Abend meines Daſeyns verwenden, um Euch ein bequemes Hauptkiſſen zu ſchaffen; Ihr ſollt mich, der ich jetzt Euch ein Fremdling bin, beweinen, indem Ihr mir die Augen zudrückt. Aber, vergebt mir, vergebt auch dieſem Weibe, der reinigen Anna, die ich nur mit Mühe und Erniedrigung dem Kerker entriß, worein man ſie drüben geworfen hatte. — Erwählt ihre Tochter auch zu der Eurigen, und vergeßt die Qualen, vergeßt die Todesangſt, die Euer Sohn, der Elende, der zu Euern Füßen liegt, über Euch gebracht hat!“

„Vergebung!“ ſchluchzten Anna und Bärbel, Lieſens matte Hände mit Thränen benetzend: „Wir ſind verbannt und wandern in's Elend, aber wir ſind reich, wenn Ihr verzeiht!“ — Lieſe umarmte, von ſchönem Gefühl durchdrungen, die ehemalige Jugendgefährtin. „Geht mit mir, trennt Euch nicht von uns!“ ſtammelte ſie, und — indem ſie dann die Hände über des Licentiaten Scheitel ſpreitete: „Segen über Dich, den ich als meinen Sohn von Gott empfange. So vieler Güte bin ich ja nicht werth. Herabgeſchleudert von dem Baalsthrone meiner Hoffahrt und meines Uebermuths, hebt mich deine Hand, o Herr, aus dem Staube zur Seligkeit empor. Lob und Preis dem Allbarmherzigen!“

Zerknirſcht beteten alle Vier die Worte nach. Draußen verfinſterten aber ſchwarze Rauchwolken den hellen Himmel, und das Volk murmelte, angſtvoll lauſchend: „Horch, wie ſie ſingen in den Flammen!“



Zeichnung v. Fellner Druck v. Lange [illegible]

MATHILDE

zur Erzählung

Die Gesellen der schwarzen Kunst

Vergiſs mein nicht.

Taschenbuch

für das Jahr

1838.

Herausgegeben

von

C. Spindler.

STUTTGART

Hallberger'sche

vormals F. G. Franckh'sche Verlagshandlung

Leipziger
Stadtbibliothek

Vergissmeinnicht.

Taſchenbuch für das Jahr

1838.

Neunter Jahrgang.

Von

C. Spindler.

Universitäts-Bibliothek · Leipzig

als Ersatz-Exempl. eingestellt
27. 1. 1954

Inhalt.

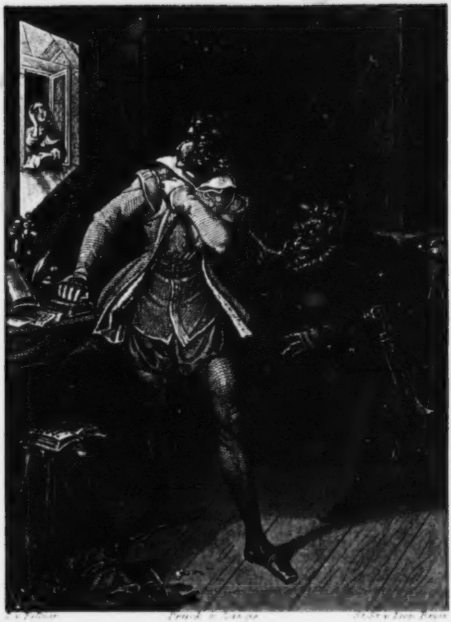
Seite
Die Gesellen der schwarzen Kunst. 1
Das Testament des Wucherers. 97
Abt und Lehensleute in der Reichenau. 223

Erklärung der Stahlstiche.

I.

Mathilde.

In der Erzählung: „die Geſellen der ſchwarzen Kunſt“ findet ſich die ſchöne Mathilde; der Künſtler hat den Augenblick ergriffen, da Mathilde, in die geheimnißvolle Werkſtätte eingedrungen, an die Schwelle eines andern, für ſie noch viel wichtigeren Geheimniſſes tritt, um dieſelbe im nächſten Moment zu überſchreiten.



[illegible] Druck v. Lange [illegible]

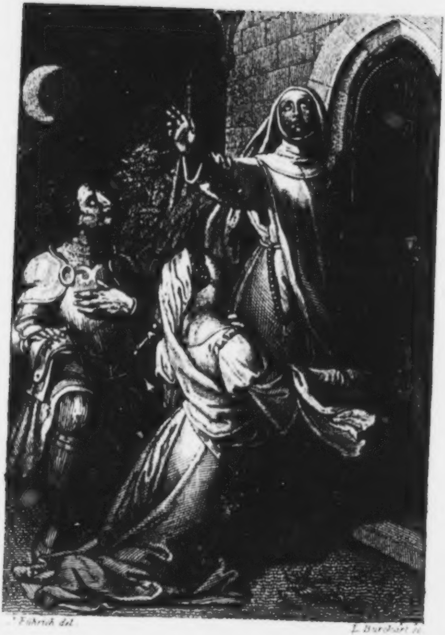
[illegible]

[illegible]

II.

Knecht Dunkelſchott.

In dieſem Jahrgang des Vergißmeinnichts bietet die Verlagshandlung vier Blätter zur Erinnerung an kleinere Erzählungen aus früherer Zeit des Dichters. — Auf dieſem Bildchen gewahren wir den geſpenſtigen Knecht, „der im Grunde nirgends zu finden, als in der Bruſt ſelbſt der Sterblichen, woſelbſt er, nach deren Luſt und Willen bald übergroß erwächſt, bald winzig zuſammenſchrumpft, bald erbittert ſein Bündlein gänzlich ſchnürt." — Doch mögen wenige hierin ſo glücklich ſeyn, als Gottfried, der von Dunkelſchott nie mehr vernahm, nachdem er ſich einmal dem Taumel der Verführung entriſſen, denn wo der ſchwarze Knecht nicht ſelbſt hin kann, da wirkt für ihn ſeine reizende Schweſter, die Gelegenheit.



Führich del.

L. Burchart sc.

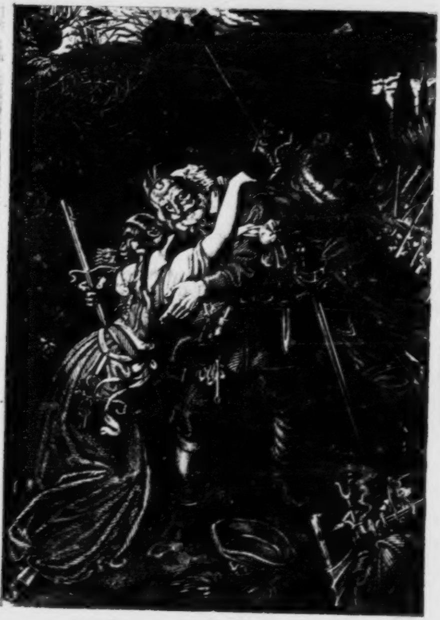
KONRAD VON LANDSBERG.

Spindler's [illegible] Band 2

III.

Herrad von Landſperg.

Die fromme und weiſe Aebtiſſin von Hohenburg hat, durch ein himmliſches Geſicht bewegt, eingewilligt, die gefangene Prinzeſſin mit dem Geliebten entfliehen zu laſſen. Auf dem Bilde knieen der Graf von Brienne und Conſtantia, Abſchied nehmend, vor Herrad, welche, nachdem ſie das Paar geſegnet, ſich den weiteren Ausbrüchen ſeiner Dankbarkeit entzieht. — Der Künſtler ſcheint mit Vorbedacht neben das Mährlein von Dunkelſchott die Sage von der edlen Landſpergerin geſtellt zu haben, um daran zu erinnern, daß die Menſchenbruſt, ſo zugänglich den Eingebungen des Böſen, wohl auch einer Offenbarung von Oben gewürdigt werden mag.

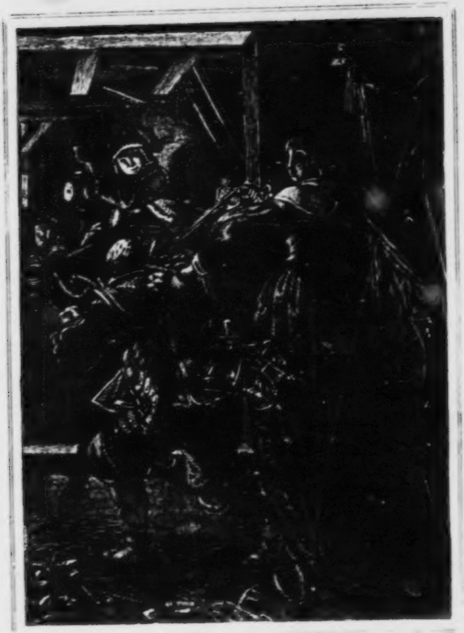


[illegible]

IV.

Friedmüllers Sannchen.

Die Erzählungen, welchen die zwei vorhergehenden Bilder entnommen ſind, gehören der früheſten Jugend des Dichters an, während die beiden, zu welchen die Blätter IV. und V. gehören, ſchon die Eigenthümlichkeit des reiferen Talentes an ſich tragen, nämlich die poſitive Zeichnung und Färbung von Zeit und Ort, welche Spindlers Darſtellungen auszeichnen.



[illegible]

V.

Der Gang in's feindliche Lager.

Die Erzählung iſt vor einigen Jahren zu einem Drama benutzt worden, und dieſer Umſtand zeugt von gutem richtigem Tact von Seiten der Bearbeiterin, denn der Dichter ſelbſt hatte, bevor er die Erzählung niederſchrieb, im Sinne gehabt, den Stoff zu einem Schauſpiel auszuarbeiten.

VI.

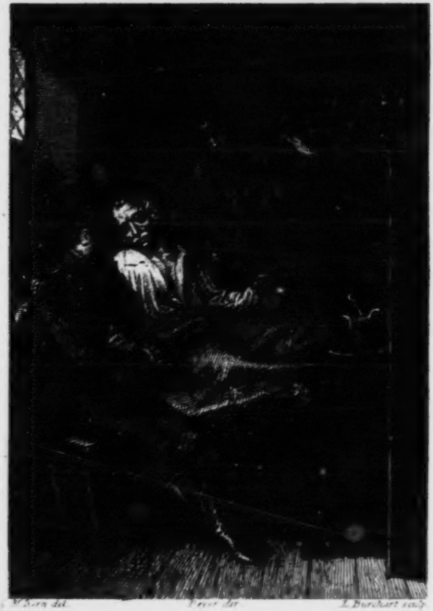
Scene aus dem Roman „der Jude.“

Dieſes Blatt reiht ſich, als eines der ſchöneren und bedeutungsreicheren, in die von den früheren Jahrgängen dieſes Taſchenbuchs gelieferte Galerie zu dem Juden. Jeglicher, welcher den Roman auch nur flüchtig geleſen, kann über die vorgeſtellte Scene nicht im Zweifel ſeyn, und wäre er's etwa über den Ort der Handlung, ſo belehrt ihn der heilige Georg an der Wand. Die Perſonen, welche wir hier erblicken, ſind die Altbürgerin, der Knabe Johannes, Ben David und Wilhild, und indem der Jude das von ihm dem Hülshofen abgekaufte Kind übergibt, damit es als des alten Froſch echter Sohn in die Familie geſchmuggelt werde, legt er den Grund zu ſeinem eigenen und der Seinen Mißgeſchick.

VII.

Scene aus dem Invaliden.

Des Invaliden Sterbelager, auf dem er, umgeben von Victorin, Suzon und Victor, den letzten Abſchied nimmt.

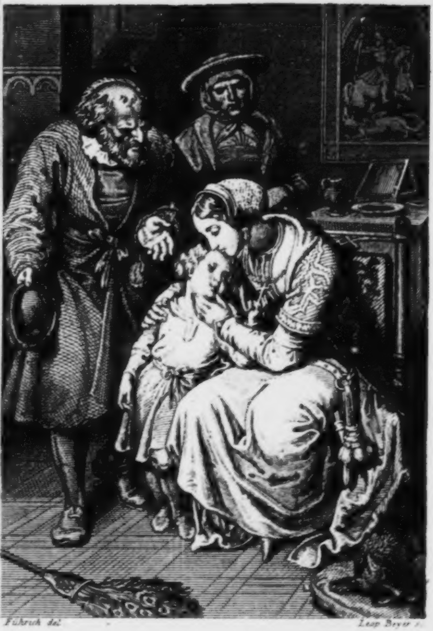


W. Horn del. Peyer dir. L. Burchart sculp.

DER INVALIDE.

5ter Bd Pag 261.

Druck v. [illegible] u. Lange in Darmstadt.



Führich del. *Leop. Beyer sc.*

DER JUDE

von Spindler. Band I.

Die

Gesellen der schwarzen Kunst.

Die Geſellen der ſchwarzen Kunſt.

1.

Der Hofraum des Mainzer Clarenkloſters ſtand weitgeöffnet. Schwerbeladene Fuhren mit Feldfrüchten und den erſten Garben der Erndte zogen in das Thor ein, und die Hände der Knechte luden die Vorräthe rüſtig ab, um ſie zu zählen und in die Scheuer zu bringen. Zwei Kloſterfrauen waren von der Aebtiſſin aus der Clauſur geſendet worden, um die Aufſicht über dieſes Geſchäft zu übernehmen. Während jedoch die eine der Frauen ihrer Pflicht oblag, wandelte die zweite in dem an den Hof ſtoßenden kleinen Küchengarten mit einem Manne auf und nieder, und ihr Geſpräch war ſehr lebhaft.

Eine Herzensangelegenheit wurde darinnen nicht verhandelt, denn die beiden Sprechenden waren über die Jahre der Leidenſchaft hinaus, und die Züge der Nonne gealtert und herbe. Der Mann, in dem weiten Gewande eines Gelehrten, ſchien ehrwürdig, wie ſein Kleid und ſein ſchöner grauer Bart, der ihm bis zum Gürtel reichte. Weit entfernt jedoch, die gallige Heftigkeit zu theilen, womit ſich die Kloſterfrau ausſprach, trübte er ſeine heitre Stirne mit keiner Runzel, und das gutmüthigſte Lächeln wich nicht von ſeinem Munde, obgleich ſeine Begleiterin ihre Vorwürfe nicht ſparte. —

„Sage mir um unſrer lieben Frauen Schmerzen willen," begann ſie auf's Neue, „ſage mir, Henne, wo das hinaus will? Schon ſind, wenn ich meinem Gedächtniß trauen darf, nahe an vierzig Jahre verfloſſen, ſeitdem Du ein Grübler und Spintiſirer geworden biſt, und aus allerlei geheimen und abentheuerlichen Künſten Deine Beſchäftigung gemacht haſt. Du biſt darüber ein alter Mann, aber immer noch nicht klug geworden. Heilige Mutter! hätte der unſelige Auflauf vom Jahre Zwanzig unſern Reichthum verdoppelt, wie er denſelben ſchmälerte, — dennoch wäre Deine Habe durch Deine Finger, wie durch ein Sieb gelaufen. Welch ein Unglück, daß du auswanderteſt, um zu Straßburg müßig zu gehen, und mit allerhand Diſtlern und Kreuzköpfen Dich einzulaſſen, die getreulich Dein Gut ſammt dem ihrigen in Rauch und Wind jagten! Was haſt Du jetzt vor Dir? den bittern Mangel und die Verlaſſenheit, die einem leichtſinnigen Haushälter nimmer ausbleibt."

„Ach, es iſt noch nicht ſo arg, lieb' Hebele;" entgegnete der Bruder mit Sanftmuth: „ich bin keineswegs leichtſinnig geweſen. Ich hatte im Sinn, wohlhabend und ein rechter Mann zu werden. Daß mir's nicht gelang, iſt Gottes Schickung . . . ."

„Und böſer Menſchen Werk;“ fiel die Nonne ein: „daß ſie Dich mißbrauchten, belogen und betrogen, iſt leider Deine eigne Schuld. Ein ſorgloſes Vertrauen, wie das Deinige, iſt in der weiten Welt nicht mehr zu finden. Hab' ich nicht Recht?“

„Nun ja, lieb' Hebele. Aber ich möchte auch nicht leben, ohne dieſes Vertrauen.“

„Du weiſer Mann, Du gelehrter Mann! Du brüſteſt Dich mit Deiner Blindheit, während Du Dich ſchämen ſollteſt, daß eine eingeſperrte Kloſterfrau die Menſchen beſſer kennt, als Du, der Vielgewanderte. Hopfen und Malz geht an Dir verloren. — Was willſt Du aber eigentlich von mir, Henne?“

Der Bruder antwortete etwas ſchüchtern: „Wenn Du mir mit dreißig Goldgulden aus einer ſchlimmen Verlegenheit helfen könnteſt . . . ?“

Die Nonne ſah ihn ſteif an, den Kopf ſchüttelnd, die Achſeln zuckend: „Leihen iſt bald gethan, aber wiedergeben?“ ſagte ſie.

„Ich habe Hoffnung, Hebele, daß der Doktor Humery mein kleines Grundſtück zu Lorzwiller kaufen werde....“ entgegnete Henne.

„Das letzte Stücklein Land, das Dir vom Erbe blieb, mein Bruder!“ Es perlten Thränen in den Augen der Nonne, indem ſie fortfuhr: „Dann iſt Alles hin, — das Haus, der Hof, die ſchönen Gülten von Bodenheim und Mummisheim; der Rothpfenning zu Lorzwiller — Alles, Alles dahin. Der Doktor zieht Dir noch den letzten Rock aus, Henne, und was bleibt Dir?“

„Die Hoffnung und das Vertrauen; ein gut Gewiſſen und ein ſtilles Grab;" verſetzte der Bruder mit weicher Stimme. Dann fügte er zuverſichtlich hinzu: „vielleicht bleibt noch etwas über's Grab hinaus."

„Ei, Du Sünder!" ſchrie die Kloſterfrau: „Du wirſt doch nicht an Deiner unſterblichen Seele zweifeln? Die Leute haben doch nicht etwa Recht, die da glauben, der Böſe hielte es mit Dir?"

Der Bruder ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Wäre ich denn arm an Gelde, wenn der ſchwarze Herr mein Bundesgenoſſe zu werden ſich herabgelaſſen hätte? Du verſtehſt mich nicht, Hebele. Ich meinte die Ehre, den Nachruhm und dergleichen."

Hebele rümpfte die Naſe. „Ja, ja," ſagte ſie, „das iſt euer Troſt, ihr Schüler der Weisheit und der geheimen Künſte. Aber es kömmt der Tod und die Nachwelt vergißt gar leichtlich, wer ihr vorausging. — Ich ſage nicht, Henne, daß Dir nicht ein ehrenvolles Angedenken gebühre. Deine Erfindung mag Lob verdienen, aber es wird Dir ja nicht einmal bei Deinen Lebzeiten von Herzen geſpendet. Die halbe Stadt verketzert Dich, die andere Hälfte verſteht nicht, was Du willſt. Und — ach, die Kleriſei! Du haſt unſerm Kloſter ſchöne Bücher geſchenkt, die Du mit Deiner Färbe- und Schneidekunſt verfertigt haſt, aber ich traue mich kaum, darinnen zu blättern, weil der Pfarrer und der Beichtvater immer noch zweifeln, ob dieſe Bücher mit rechten und erlaubten Künſten entſtanden ſind. Die Schreiber und Briefmaler werden nach und nach brodlos, und wünſchen Dir alles Unglück. Du biſt daher von Feinden umgeben. Wenn Du aber heimgehſt, und Dein Werk käme in Blüthe, werden nicht die Leute, die Dich geplündert haben, allen Ruhm und allen Gewinn daraus ziehen?“

„Sie haben mich nicht geplündert, Hebele. Sie haben nur von ihrem Recht Gebrauch gemacht; einen grauſamen Gebrauch, wenn Du willſt, liebe Schweſter; aber ſie durften thun, was ſie gethan haben, und das Gericht hat ihre Forderungen geheiligt. Suprema lex. dura lex, sed lex.“

„Ich verſtehe kein Latein, aber ich weiß, daß Fuſt und Schöffer Dich um Alles brachten, um die Hoffnung auf Erwerb, um Deine Geräthſchaften und Werkzeuge. Sie benützen, was Du erfunden.“

„Ich war ihnen viel Geld ſchuldig; ſie durften mir nehmen, was ich beſaß. Warum ſtreiten um die alten Händel? Ich hatte verſäumt, die Leute durch Verträge zu binden, und wer verſieht, hat auch verſpielt. Dennoch durfte ich ja eine Preſſe für mich herſtellen, wozu mir der Doktor die Mittel gab; ich durfte vier Gehülfen annehmen, wenn ſie nur anſäßige Stadtbürger waren, und einen Eid leiſteten, das Geheimniß Niemanden zu offenbaren. Ich habe auch wieder gearbeitet, aber der Schöffer hatte einen allzuſtarken Vorſprung gewonnen. Seine Geſchicklichkeit . . . .“

Die Nonne wurde abermals heftig, indem ſie ausrief: „Seine verwünſchte Geſchicklichkeit! Du haſt die Bahn gebrochen, haſt ihnen Alles mitgetheilt, wie ein plauderhafter Knabe. Hätteſt Du Deine Geheimniſſe für Dich behalten!“

„Hebele! was aus dem Geiſte entſpringt, läßt ſich nicht vergraben, wie ein Topf voll Goldes. Es theilt ſich von ſelber mit, wie die Luft. Meine Saat iſt bei Schöffer in einen fruchtbaren Boden gefallen. Haſt Du den Pſalter geſehen, den er gedruckt hat? Ich beneide ihn um das ſchöne Werk, das ich nie zu Stande gebracht haben würde. Ich beneide ihn, und bin ſtolz auf den undankbaren Schüler. Ich habe von Stund' an keine Luſt mehr gehabt, ſelbſt zu arbeiten, wenn auch mein Beutel und der Erzbiſchof es erlaubten."

Der Herr zum Guttenberg lachte bei dieſen Worten gemüthlich vor ſich hin, und erwiederte auf Hebele's Frage, was denn der Churfürſt gegen ſeine Werkſtätte habe, mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit: „Er iſt der Meiſter und hat meine Druckerei geſperrt, weil ich das Manifeſt nicht drucken wollte, das in ſeinem Namen gegen den Herrn Adolph von Naſſau, ſeinen Mitbewerber um die Churwürde, erlaſſen wurde. Ich habe meine eigene Meinung von der Streitſache; ich glaube, daß Herr Diether von Iſenburg nicht in ſeinem Rechte iſt; ich halte den Gegenchurfürſten für den ächten. Ich wollte nicht die Simonie durch meine edle Kunſt heilig ſprechen. Schöffer iſt nicht ſo gewiſſenhaft geweſen. Er hat die Lob- und Kriegsrede gedruckt, und erfreut ſich gewiß doppelt der Gnade des Churfürſten, ſeit der Naſſauer in der Schlacht von Seckenheim überwunden worden iſt. Wie geſagt: ein jeder hat ſeinen Glauben. Juſt glaubt nur an's Geld, Schöffer an's Geld und ſeine wahrhaftig treffliche Arbeit; ich glaube an die Ehre des Gewiſſens."

Hebele nickte dem Bruder gerührt zu, und ſagte: „Du biſt von Alters her nur allzurechtſchaffen geweſen. Du biſt zu gut für die undankbare Welt. Du haſt die

Straßburger Spiegel machen und Edelſteine ſchleifen gelehrt, Du haſt ihnen Deine ſchwarze Kunſt hinterlaſſen, und nichts dafür genommen, als eine Frau, die Dich zur Heirath gezwungen hat . . . .“

„Meine gute Ennel! Sie hatte Recht, den leichtſinnigen Knaben zum Altar zu zwingen; hat viel Ungemach mit mir getheilt, und mich gepflegt wie eine Heilige. Gott ſchenke ihr eine fröhliche Auferſtehung!“ Henne wiſchte ſich die thränenbenetzten Augen. —

„In des Herrn Namen!“ ſetzte Hebele hinzu: „Du biſt nun einmal nicht zu ändern, mein Bruder. Was die dreißig Goldgulden betrifft, ſo werd' ich Dir ſie ſchaffen, da ich weiß, daß Du ſie nicht in Deiner ſchwarzen Werkſtätte verſchleudern wirſt. Aber die Zukunft, Du redliches Kind mit grauen Haaren?“

Johann zum Guttenberg deutete auf ſeinen Kopf und gen Himmel. „Ich brauche wenig, und das Wenige wird mir der Herr und mein Verſtand geben;“ ſagte er. —

„Weißt Du, was mir einfällt?“ verſetzte die Kloſterfrau haſtig und geheimnißvoll: „Du kannſt noch ein reicher, reicher Mann werden; binnen einem oder zwei Jahren kannſt Du's werden. Geh fort von Mainz, wo der Churfürſt Dich dem Hunger preis gibt, wandre auf und ab durch die großen Städte der Welt; verkaufe in einer jeden dein Geheimniß gegen ſchweres Geld . . . .“

Lächelnd erwiederte der edle Erfinder der Buchdruckerkunſt: „Ich brauchte meine Füße nicht zu ermüden; die Städte kämen zu mir. Erſt vor kurzen Tagen iſt ein Bürger von Paris bei mir geweſen, Konrad Hannequis, geſendet vom franzöſiſchen König, mein Arkanum zu ſtehlen, oder zu kaufen. Da das erſtere nicht anging, ließ er ſich auf's andere ein, und bot mir, ich weiß nicht mehr wie viele tauſend von Pariſer Pfunden ....“

„Nun?“ fiel die Nonne begierig ein.

„Nun? ich ſagte: Nein. Ich darf die Kunſt nicht verhandeln. Das iſt zwiſchen mir und Fuſt und Schöffer ein noch heute gültiger Artikel, mit den heiligſten Eiden verwahrt. — Und dürfte ich's, ich möchte ſie dem Franzoſen nicht verhandeln. Dem lieben Vaterland gebührt Ehre, Ruhm und Schmuck der edeln Kunſt. — Aber auch im Vaterland ſind mir noch die Hände gebunden. Da kam heut Morgen erſt ein fröhlicher Burſch von Bamberg, Pfiſter geheißen, und auch eines Bäckers Sohn. Bäcker haben Geld, und wollen gern ihre Söhne angeſehen machen. Dem friſchen Knaben fiel ein, da er von Studiis und Künſten ein Freund, die Mainzer Kunſt des Henne Gensfleiſch zu lernen, und er ſchlug mir vor, mein Lehrling zu ſeyn, und eine dicke Summe dafür zu bezahlen. Aber ich ſagte ihm väterlich, mir ſey unterſagt, einer fremden Stadt Bürgerkind in die Lehre zu nehmen, und zeigte ihm noch zum Ueberfluß die auf Herrn Diethers Befehl verſchloſſene Werkſtatt. Er ging traurig von dannen, und auch mich bekümmerte der Beſcheid; denn der Jüngling hat die Stirne eines erfinderiſchen Kopf's. — Fehlgeſchoſſen alſo, Schweſter Hebele!“ endigte Guttenberg ſcherzhaft: „mit dem Schacher kann und darf und mag ich nichts verdienen. Der Herrgott wird ſchon ſorgen müſſen, mir auf andre Weiſe durchzuhelfen, und ſeiner getröſte ich mich.“

Die Kloſterfrau ſeufzte ſchwermüthig, da ſie hierauf ſagte: „Ade, mein Bruder. Du ſchickteſt Dich in ein Mönchsſtift, weil Du alle Pflichten auf Dich nimmſt, und nicht ein Bröſelein dagegen verlangſt. Ich fürchte aber, Dich im Spittel enden zu ſehen. Hole Morgen Deine dreißig Gulden. Mich ruft mein Geſchäft“

„Mutter Bertha!“ rief die andere Nonne in der That, als wie beſtellt. „Behüte Gott Deine Würdigkeit, bis ich ſie wiederſehe;“ begrüßte zum Abſchied der Bruder die Schweſter, und wandelte gleichmüthig dahin, im ſchönen Abendſchein einen Spaziergang zu machen.

„Muß mir doch einmal das Spittel recht genau anſehen,“ ſagte er zu ſich ſelbſt: „wär' es denn ein gar ſo großes Unglück, darinnen zu ſterben? Es iſt ja ein Haus Gottes und der Mildigkeit.“ —

In jeder Gaſſe begegneten dem ſorgloſen Spaziergänger Bekannte in Menge: freundlich grüßende, unwillig zur Seite blickende, neugierig ihm nachſehende. Da kam der wackere Doktor Humery mit freundlicher Rede und wohlgemeintem Handſchlag; Rummeiſter, der ehemalige Famulus Guttenbergs und ein Wiſſender der ſchwarzen Kunſt, mit ehrfurchtsvollem Bückling; der Richter Johannes Gensfleiſch von Sorgenloch, ein Vetter Guttenbergs und ſein Gegner in allen Gerichtshändeln, mit ſeiner vornehm-hoffärtigen Prahlerei. An einer Ecke der Marktſtraße trafen zu gleicher Zeit Guttenberg und ein blaſſer kleinäugiger Mann in ſchwarzer Kleidung, und ein dicker, weinrother und ſchlumpernder Menſch zuſammen. Der Blaſſe grüßte den edeln Johann wie ein ertappter Dieb, und ſchoß vorüber; der Dicke ſpie vor beiden aus, und kehrte dem Guttenberg grob den Rücken, um in die

Herberge zum „ſilbernen Herzen“ zu treten. — Unbekümmert und heiter achtete Guttenberg des Menſchen nicht, und ging ſeine Straße fürbaß.

Die Gaſtſtube im „ſilbernen Herzen“ war ſchon erleuchtet, und einige Leute ſaßen darinnen: ein paar Nachbarn, die im Brette ſpielten; ein junger Mann, der mit finſterm Geſichte, die Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt, am andern Ende der Stube ſein Nachtmahl erwartete; und ein Geſell mit Wanderbündel und Reiſeſtab, der, ob ermüdet, oder gelangweilt, ebenfalls ſeinen Gedanken nachhing.

Als das weinrothe Geſicht des Dicken in der Stube erſchien, wurden die Wirthsleute lebendig. „Erbs! eine Kanne Bodenheimer für den Herrn Magiſter!“ befahl die Frau. „Kettgin! einen Polſter für den gelehrten Herrn Bryhan!“ gebot der Mann. — Bald ſaß der Magiſter weich auf der harten Bank, ſchlürfte mit zuſinkenden Augen ſeinen erſten Schluck, lehnte ſich an die Wand zurück, und betete den ſeltſamen Spruch: „Wohl bekomm' Dir's, Mauriz, und Gift ſey's für die Höllenbraten!“

Die Anweſenden horchten auf. Frau Kettgin fragte: „Iſt dem Herrn was Böſes begegnet?“

Worauf Bryhan: „Die gute alte Zeit, wo iſt ſie hingeſchwunden? An welchen Abgrund haben uns die ſogenannte Menſchenliebe und die ſogenannte Vernunft geſtellt? Es iſt kein Glaube mehr auf Erden, keine Gottesfurcht, keine Strafe mehr. Die Scheiterhaufen ſind erloſchen, und daher lauft der Teufel nackt und bloß in der Welt umher. Aber — iſt's ein Wunder? Wenn die Fürſten ſelbſt, ja, wenn die Väter und Biſchöfe der Kirche allem Unfug durch die Finger ſehen . . . ! was ſoll die Heerde beginnen, wenn der Hirte das Drehen bekommt?"

„Erzählt doch, Meiſter Bryhan!" ermahnte der Wirth. — Der Magiſter wiſchte ſich den Mund mit ſeinem ſpeckartig glänzenden Mantel, und ſagte erſchöpft: „Eine kurze Geſchichte. Der Churfürſt hat mir mein Schulmeiſteramt genommen, weil ich im Namen meiner Mitbrüder eine Bittſchrift verfaßt habe, worinnen die Verdienſtloſigkeit und Armuth der Schreiber geſchildert, und der Buchdrucker allerdings nicht zum Beſten gedacht wird. — Nun hab' ich meinen Lohn. Der Teufelsbraten Schöffer wird geſchützt, und ich darf ohne weiters verhungern oder in den Rhein laufen. Das iſt Alles, und mein Zorn ſo gewaltig, weil ich ſo eben den Hauptſpitzbuben, dem Gensfleiſch und dem Schöffer, auf der Gaſſe begegnete. Pereant!"

Während er trank, ſagte Kettgin, die Wirthin: „Es iſt unerhört, daß man die Teufelsbanner leben und fortfreveln läßt. Der Gensfleiſch hat den erſten Bund gemacht, und nachher den Fuſt und ſo manche ehrliche Leute verlockt, daß ſie ſich der Hölle verſchrieben."

„Der Guttenberg, ſo arm er ſich ſtellt, ſoll alle Winkel voll von Gold und Silber haben;" verſicherte Erbs. — Einer der Nachbarn ſetzte hinzu: „Er genießt heimlich die Frucht ſeiner Sünden, aber der Fuſt wird noch zwanzigmal reicher. Bei Tag und Nacht donnert's und poltert's in ſeinen Kellern, daß ich meine, der Teufel münze daſelbſt ſeine Thaler unaufhörlich.

Kaum daß am heiligen Sonntag der hölliſche Sabbat ſchweigt.“ . .

„Ja, die Keller, worein kein Menſch gelaſſen wird!“ hob Bryhan geheimnißvoll an: „die Nachbarn berichten Abentheuer auf Abentheuer von der Haushaltung des Goldſchmieds und ſeines Schwiegerſohns.“

Die Spießbürger rückten zuſammen, um beſſer zu hören. Der junge Burſche, deſſen Nachteſſen von der aufhorchenden Wirthin vergeſſen wurde, erwachte aus ſeinen Betrachtungen, und reckte die Ohren ſehr aufmerkſam, obſchon verdrießlich. Sein Nachbar, der fahrende Geſell, lächelte dagegen ſpöttiſch zu den Mährchen und Geſchichten, die bald Bryhan, bald ein andrer Stammgaſt vorbrachte.

„Ich ſchicke voraus,“ ſagte Bryhan, „daß ich ein ſehr kunſtreicher und behender Schreiber bin, der ſein Handwerk verſteht, und Calamum zu führen weiß; der ehedem neben der Schulmeiſterei im Jahre an ſiebzig und achtzig Gulden mit der edeln Schreibkunſt verdiente; der kein halbes Jahr brauchte, um den „Spiegel der Vollkommenheit“ mit zierlichen Federſchnörkeln und Malereien abzuſchreiben, daß ſich ein König des Buchs nicht zu ſchämen hatte. Ich habe binnen ſechs Wochen mit allem Fleiß des heil. Auguſtini Kunſt des Predigers, für den Pfarrer von St. Gereon zu Cöln gemacht, daß ſich Alles darob verwunderte. Was eine Menſchenhand verrichten kann, weiß ich. Aber — betrachtet jetzt die Bücher des Fuſt und Schöffer. Der halbe Preis, und ſo viel man ihrer will. Sobald ein Käufer da, im Augenblick reichen ſie ihm das Buch, und es iſt Zug für

Zug, Buchſtab für Buchſtab demjenigen ähnlich, das ein andrer Käufer vor einer Stunde abholte. Sagt noch einmal, daß es nicht mit dem Böſen zugeht.“

„Ein Briefmaler hat mir einſt geſagt . . . .“ fing der Wirth an; aber Bryhan unterbrach ihn alſobald: „Pah, Lüge! ich kenne das. Formen, wie zum Kartenſpiel und wie zu den holländiſchen Donaten? Nichts da. Ich weiß auch, welche Zeit ein Holzſchneider bedarf, um eine Form zu ſchneiden. Was meint ihr denn? Der Churfürſt hat ſein Manifeſt gegen den Naſſauer zum Schöffer geſchickt, und drei Tage nachher war's ein paar hundertmal geſchrieben oder gedruckt, wie ſie ſagen. Der Formſchneider wäre in zwei Monden nicht fertig geworden. Nein, es iſt die Hölle mit im Spiele. Die Hexenmeiſter läugnen's nicht einmal, denn ich las erſt geſtern unter einem Schöffer'ſchen Blatt das unverſchämte Bekenntniß: „Nicht mit Hülfe der Dinte und des Griffels aus Rohr oder Eiſen, ſondern vermittelſt einer fürtrefflichen Kunſt verfertigt.“ Dieſes Geſtändniß macht die Zauberer zum Brennen reif; aber der Churfürſt lacht zu allen Anklagen; was ſehr natürlich, da er ſich ſelber der Höllenerfindung zu ſeinen Zwecken bedient. Aber — was wetten wir? Der Naſſauer wird dennoch, obgleich vor Kurzem beſiegt, den Iſenburger vom Stuhle werfen. Dann wird endlich Gerechtigkeit ſeyn, und die ſchwarze Teufelskunſt ihr Ende erreichen.“

„Wer treibt ſie denn eigentlich? der Fuſt und der Schöffer allein?“ ſo fragten Mehrere.

„Die Beiden und der Böſe in Perſon;“ gab Bryhan zur Antwort: „zum Beiſpiel: jetzo iſt Hans Fuſt nach

Paris verreiſt . . . Gott laſſe ihn nicht mehr heimkommen! . . . aber der Schöffer boſſelt allein fort; ein Beweis, daß der Satan die erſte Perſon im Geſchäft iſt. Wie könnte ein einzelner Mann genügen?"

„Es ſind ja Geſellen bei'm Fuſt in Arbeit?" meinte Frau Kettgin.

„Wer weiß das ſo genau? Wer hat ſie denn geſehen? Gehört, gehört, als wie die Mährchen, die am Brunnen erzählt werden; aber wer hat die Geſellen geſehen, frage ich? Nachtgeſpenſter, Frau Kettgin, hölliſche Fledermäuſe, Meiſter Erbs. Dieſe helfen den Zauberern, ſchreiben gleich eine ganze Seite mit einem heißen Klauendruck und ſprudeln darauf das ſchwarze, glänzende Höllenpech, dem Schwamm und Waſſer und Eſſig nichts anhaben. Darum ſind alle Farben der unſeligen Bücher gleichſam brennend, funkelnd, unauslöſchlich. Brrr! mich ſchüttelt's und es graut mir vor dem ewigen Verderben, dem ſo viele Seelen jetzt entgegentaumeln. Zweifelsohne wird ein Jeder, der vorwitzig genug iſt, ſich mit den gefährlichen Schriften abzugeben, des Paktums mit dem Herrn der Finſterniß theilhaftig."

„Was ſagt Ihr, Herr Magiſter? Ich zittre am ganzen Leibe!" rief die Wirthin. Erbs begann jedoch wieder: „Der Schöffer hat im Stillen Leute an der Seite, die ihm helfen. Ich habe ſelbſt einmal durch Zufall einen Blick in ſein Gewölbe thun dürfen, und habe mehrere Leute bemerkt, die unten hin- und hergingen, klopften, klirrten und ein Getöſe verurſachten, wie ein Eiſenhammer aus der Ferne klingt."

„Ja doch, daſſelbe hab' ich gehört;" bekräftigte ein

Nachbar: „dennoch ſind die Arbeiter nicht weniger des Satans Beute. Sie leben abgeſperrt, wie eingemauerte Pfaffen; dürfen ſich nie am Tageslicht, unter Fremden zeigen. 's iſt gewiß ihre Prüfungszeit, und gar Mancher verſchreibt ſich gern dem Böſen, um nur aus dem Kerker zu ſteigen und das Leben zu genießen."

Während Bryhan von neuem gegen den Erfinder und die Meiſter der räthſelhaften Kunſt, gegen den Erzbiſchof und das Kapitel, gegen Kaiſer und Reich zu ſchmähen anhob, und die Andern ſchnakten, ſalbaderten und beſänftigten, ſchlug der Fremde, der um den Imbis gekommen war, unwirrſch auf den Tiſch, und murmelte: „Eingeſperrt und verdammt ſeyn? Jetzt thue ich's nicht, ſo wahr ich Jonas heiße!"

Der Geſell neben dem Bündel ſchaute ihn verwundert an. — Jonas brummte nach einer kurzen Stille: „Gut gemacht, daß der Alte gerade verreiſt iſt. Die Mutter mag glauben, daß ich das Geſchreibſel abgegeben, und Niemand daheim gefunden. Ich wär' ein rechter Narr, wenn ich nicht meinen eignen Weg ginge. Pah!" — nun rief er laut: „He, Frau Mutter, he, Herr Vater! Wo bleibt mein Bratenſtück? füllt mir die Kanne!" — Dann ſetzte er für ſich hinzu, indem er ſeine Neige trank: „Der Krieg ſoll leben, brav Sold und Beute geben!"

Der ihm gegenüber ſaß, wagte nun, ihn anzureden. „Wohl bekomms! Woher die Reiſe?"

„Von Würzburg, guter Freund."

„Wir ſind Landsleute. Ich bin ein Franke wie Ihr."

„Hm, ſo? Mir recht. Dieſelbe Heimath? der Name?"

„Albrecht."

„Ich kenne Keinen zu Würzburg, der alſo hieße."

„Es iſt ja auch nicht nothwendig, Freund, daß Ihr mich kennet?"

„Ja wohl. Hm, ja; es iſt gar nicht nöthig. Ihr ſagt's. Aber Euer Handwerk?"

„Sporer und Gießer. Das Eure?"

Jonas lachte breit und wenig erröthend: „Ich hab' nichts gelernt, und denke nur, ein Kriegsmann zu werden, wenn gleich die Mutter es nicht haben will."

„Das iſt der Mütter Weiſe; ihnen bangt vor dem blaſſen Tod. — Was will Eure Mutter denn?"

„Geht's Euch was an?"

„Behüte. Wenn's Euch nicht Spaß macht, mir zu ſagen . . . ."

Jonas forſchte mit plumper Pfiffigkeit in dem ſo unſchuldigen Geſichte ſeines Nachbars, reichte ihm dann ſein Glas, und ſprach: „Trinkt eins mit mir. Ihr ſeyd ein feiner, beſcheidener Menſch, und wenn Ihr mir verſprecht, meiner Mutter nichts zu verrathen . . . ?"

„Lieber Gott, ich komme vor Jahren nicht wieder heim. Was denkt Ihr denn? Wer iſt denn Eure Mutter?"

„Die Kerzenmacherin am Leichhof, die Frau Marthe Haidenbach; eine Wittwe und daneben eine Schweſter des Goldſchmidts Fuſt, von dem das Volk dort am Tiſche geſprochen hat." —

„Sie plaudern noch von ihm, erzählen dummes

Zeug. Ich wünſch' Euch Glück zum Oheim Hexenmeiſter."

Jonas machte ein ſehr ernſthaft Geſicht. „Hört!" ſprach er: „da iſt kein Spaß, das verdient Ueberlegung. Nächſt meinem Leben habe ich nichts, das mir am Herzen liegt, wie meine Seligkeit."

„Billig; recht und billig, kluger Geſell. Aber was kümmert Euch des Oheims ſchwarze Kunſt?"

Jonas rückte geheimnißvoll näher: „Viel, Alles, lieber Freund. Ich ſoll ja bei ihm die gefährliche Kunſt lernen."

„So? ei ſo? das dachte ich mir nicht." —

„Er hat meine Mutter geplagt, daß ſie mich zu ihm ſchicke. Er wolle einen reichen Menſchen aus dem Taugenichts machen, hat er geſchrieben. Ich würde Wunderdinge lernen. Das glaub ich wohl: mit gleichen Füßen in die Verdammniß ſpringen, oder in ein Leben voll Knechtſchaft, Schmutz und Hunger, — das würde ich lernen, wenn ich ginge. Aber — ich will den Brief, den der Scholaſter ſchrieb, verbrennen, unter das reiſige Volk des Naſſauers gehen, dem einer meiner Freunde dient, und bei Gelegenheit der Mutter wiſſen laſſen, daß ich den Oheim nicht zu Mainz angetroffen."

„Das wolltet Ihr? Ei, ich hätte ſchon mehr Luſt und Schick zu abentheuerlichen Künſten, und fürchte mich nicht ſo ſehr vor dem Höllenpfuhl."

„Laß' uns trinken. Dutzen wir uns, Bruderherz. Du biſt ein trefflicher Burſche; aber weißt Du, was ich noch mehr fürchte, als die Hölle? die Arbeit, Bruderherz. Die Arbeit iſt ein böſes Ding, das Hunger macht, und kaum ſo viel einbringt, den Hunger zu ſtillen. Lieber plünderte ich die Bauern, ein freier Reitersmann.“

„Jeder hat ſeinen eignen Geſchmack. Dein Wohl, Bruder Jonas! noch eine Kanne auf meine Rechnung. Kennt Dein Oheim Dich von Kindesbeinen an?“

„Warum nicht gar? Er iſt, glaub' ich, nie zu Würzburg geweſen, wie meine Mutter niemals zu Mainz. Beide ſtammen von weiterher. Der Scholaſter hat ihm einigemal wiſſen laſſen, daß ich faul ſey und nichts lerne, und ſo weiter . . . . . ich bin ſchon geſtern hier angelangt, und hab' noch nicht das Herz gehabt, den Alten aufzuſuchen. Denn ſieh, noch hab' ich Geld, und in meiner Kammer liegt ein vollgepackter Ranzen . . .“

„Ei, Bruderherz, mein Geldſeckel iſt der Deinige, wenn Du nicht ſelber verſehen biſt. Das verſteht ſich ja.“

Und die beiden plauderten vertraulich und immer vertraulicher, bis Jonas den Wein ſpürte, und die Nachtglocke die Zecher nach Hauſe rief.

Bryhan ſchwankte mit ſeinen Genoſſen davon.

„Wo ſchlafe ich?“ fragte Albrecht, und Frau Kettgin verſetzte: „'s iſt noch eine Liegerſtatt in der Kammer dieſes Geſellen da . . . und wenn ihr euch vertragen wollt . . . ?“

„Das iſt uns recht;“ antworteten die Wanderer, und ſtiegen Arm in Arm unters Giebeldach.

Erbs ſagte, indem er des Hauſes Thüren ſchloß, zu ſeiner Frau: „Kettgin, was ich Dir befehle; dem Bryhan borgſt Du keinen Heller mehr. Der Tropf iſt durch ſeine Schuld zum Bettler geworden, und läſtert den Churfürſten, daß mir die Haare zu Berg ſtehen.

Wenn er jedoch baar Geld bringen ſollte, und jede Kanne im Voraus bezahlte . . . . das klänge anders. Baar Geld lacht, Kettgin; und was gehen uns am Ende die Späne zwiſchen dem Naſſauer und dem Iſenburger an? Welcher auch von ihnen die Oberhand behalte, wir müſſen ihm zahlen, daß wir ſchwarz werden möchten, und ſind um nichts gebeſſert. Schlaf' wohl, Kettgin.“ — —

Am folgenden Tage — kaum hatte das Morgenroth über den Spiegel des Rheins, und die Zinnen der alten Biſchofſtadt ſeinen Einzug gehalten — ſaß ſchon der fleißigſte Mann von Mainz, Peter Schöffer, in ſeinem Arbeitsſtübchen, und führte die Anfangsbuchſtaben eines neuen Drucks noch vollends mit Feder und Pinſel aus. — Das Stübchen war heiter, wie es für die Arbeit paßte, obgleich in den Hof ſchauend. Denn an dem Hauſe, das „zum Heimbrecht“ oder auch „zum Heimerhof“ genannt wurde, lief die geräuſchvolle und düſtre Schuſtergaſſe hin, die dem eifrigen Arbeiter weder Ruhe noch Helle hätte zukommen laſſen. Die Neugierde der Nachbarn konnte überdieß nicht bis zu dem freundlichen Erker dringen, worinnen Peter Schöffer handthierte.

Das Geſicht dieſes Mannes verrieth den durchdringendſten Geiſt, und eine Beharrlichkeit, die, um zum Zweck zu gelangen, alle Mittel anzuwenden nicht verſchmäht. Die Bläſſe ſeiner Wangen und ihre tiefen Furchen zeugten von raſtloſer Bemühung; ſeine Augen waren von den Anſtrengungen des Formſchneidens und Illuminirens ſtarr und ſtechend geworden, zwinkerten, wann ſie in's Sonnenlicht ſahen, und muſterten unruhig jedes fremde Geſicht, das ihnen vorkam. Schöffers Gewiſſen war nicht das allerreinſte; ſeine Habſucht groß. — Das Erfinden, nicht die Arbeit, machte ihm Freude; und er plackte ſich nur unaufhörlich, um zu erwerben. Die Armuth, die plötzlich zu Kräften kömmt, hat ſelten an einem beſcheidnen Gewinn genug.

Peter Schöffer, ein armer Schüler und Schreiber von Gernsheim, einem mainziſchen Städtlein auf heſſiſchem Gebiete, hatte alle Leiden der Dürftigkeit kennen gelernt, während ihm ſein erleuchteter Kopf immer vorhielt, daß er ſolchen Mangel nicht verdiene. Auf einmal hatte ihm bei Fuſt das Glück gelächelt. Als ein Genoſſe des reichen Hamſters hatte er bald dem argloſen Guttenberg alle ſeine Geheimniſſe abgelauert, und ſie nebſt ſeinen eignen koſtbaren Erfindungen, um die Hälfte des zukünftigen Ertrags und die Hand der Goldſchmidtstochter, an den Wucherer verrathen und verkauft.

Dieſer Verrath am Vertrauen Guttenbergs ſchmerzte und reute den Schöffer manch liebesmal. Er hatte Sinn für die göttliche Flamme im Haupte des Menſchen. Fuſt achtete den Geiſt weder in Guttenberg, noch in ſeinem Eidam. Der Selbſtſüchtige athmete nur Gewinn, und ſchnellen hundertfachen Gewinn, ängſtlich, wie er war, ob er nicht auf ſeinen Geldſäcken verhungern werde. Seine Tochter war ein nicht weit vom Stamm gefallener Apfel.

So ſtand ſie heute neben dem Schemel des arbeitſamen Gatten, und keifte nicht wenig über einigen Unfug, den die Geſellen im Hauſe angerichtet hatten. „Kannſt Du Dir vorſtellen," endigte ſie die lange Litanei, „daß der Giesbrecht ſich unterſtanden hat, mir ein loſes Maul anzuhängen? Ach, wie unleidlich wird der Menſch, ſeitdem Du leichtſinnig genug geweſen, ihm die Baſe zu verſprechen. Er kennt ſich nicht mehr vor Uebermuth."

„Giesbrecht iſt ein trefflicher Gehülfe, bei der Preſſe wohl erfahren;" erwiederte Schöffer verdrießlich: „ich weiß wohl, was ich that, da ich ihm die Mechtild zuſagte. Ich will ihn feſt an uns binden, auf alle Zeit. Ich verlöre lieber tauſend Gulden, als den Giesbrecht."

— „Heiliges Leiden! Du ſprichſt ruchlos wie der Verſchwender im Evangelio. Tauſend Gulden! Der Giesbrecht iſt nicht drei Pfund werth, und jeden Augenblick zu erſetzen." —

Schöffer zuckte die Achſeln unwillig. „Wie Du's verſtehſt; hebe Dich weg. — Meinſt Du, der Giesbrecht würde nicht ſteinreich, wenn er mein Arkanum in der Welt ausböte? Ich habe ihn ſehr im Verdacht, daß er Alles ausgedifteltelt hat."

„Höre, Schöffer, ich glaube, daß die Mechtild nicht mehr lange bei uns gut thun wird. Sie beſorgt die Kinder nachläßig, ſchweift, ſo oft ſie kann, auf den Gaſſen umher ... horcht kaum mehr auf meine Worte ...."

— „Geſchwätz! ſie iſt verliebt, Frau. Darum muß der Giesbrecht bald Hochzeit halten."

„Will er's aufrichtig?"

— „Freilich; hat ſchon gelobt, bei meinen Lebzeiten nicht aus der Arbeit zu gehen; muß alsdann auch als verheiratheter Mann hier im Hauſe wohnen, mit Weib, Kind und Kegel."

„Herr meines Lebens! das wird Koſten abſetzen!

Wie ſollen wir das erſchwingen? das Mädel hat nichts, und Giesbrecht . . .“

— „Hat zu Hauſe ein fein Vermögen. Ich hab an Alles gedacht, Frau. Ich will ihn nicht aus meinen Augen laſſen, darum . . . .“

„Wo werden wir das Ehepaar hinſtecken? Jeder Winkel iſt angefüllt. Ach, welche Laſt, welche Unruhe, welche Ausgaben!“

— „Ich hab' im Sinn, das Haus „zum Korbe“ anzukaufen, und mit dem Heimbrecht zu verbinden. Dann wird Platz ſeyn.“

Die Frau ſchlug die Hände über'm Kopf zuſammen, indem ſie aufſchrie: „Heiliges Leiden! den „Korb“ kaufen? um das viele Geld kaufen? Wo denkſt Du hin? Du richteſt Dich und den Vater und mich zu Grunde! Unterſtehe Dich, den „Korb“ zu kaufen!“

Schöffer drehte ſich langſam nach ihr um. „Nun? und wenn ich mich's unterſtände?“

Alſobald ſtemmte die Frau die Hände in die Seite. „Ich werd' es nicht leiden;“ zankte ſie: „der Vater wird's nicht leiden. Das alte Haus iſt groß genug; ihr müßt euch nur einſchränken. Ich ſehe noch nicht, was bei eurer Abentheurerarbeit herausgekommen wäre. Ich begreife nichts von euerm Laboriren, das ſo viel Geld und Zeit verſchlingt. Du ſollſt nicht des Vaters Gut verſchleudern; er hat's mit ſauerm Schweiß errungen. Du weißt freilich nicht, wie's thut, mit Müh' und Schweiß reich zu werden; biſt immer ein armer Schlucker geweſen, unverdient zum Glück gekommen . . . !“

„Weib!“ Schöffer wurde roth vor Zorn, und zeigte nach der Thür: „So wie Dir einfiele, noch einmal das Lied vom glücklichgemachten Bettelbuben zu ſingen, Du flögeſt zum Fenſter hinaus, oder ich tödtete Dich zu meinen Füßen!“ Er drohete ihr mit einem Maaßſtecken, und das Weib, merkend, daß die Geduld des Mannes aufgezehrt, ſchwieg verſtockt, und focht nur noch mit giftigen Blicken.

Schöffer fand dagegen alſobald ſeine Kaltblütigkeit wieder, indem er nach einer Pauſe anhob: „Dir iſt bekannt, mein Schatz, daß ich nichs verſchenke noch verſchwende. Aber die Freude am Erwerb hat mich nicht gegen die Vernunft taub gemacht. Der verderblichſte Geiz iſt derjenige, der ſich die nöthigen Mittel verſagt, die ſeine Vortheile ſteigern könnten. Was Du auch ſchwatzen magſt, — unſer Waizen blüht, unſre Arbeit trägt reiche Zinſen. Du wirſt ſehen, wie ſchwer von Golde Dein Vater aus Paris zurückkehren wird.“

Die Verheißung beſänftigte das Weib. „Wenn er nur ſchon da wäre!“ ſeufzte ſie: „es fehlt in allen Ecken, ſeitdem er verreiſte.“

Schöffer erwiederte ungeduldig: „Du meinſt? Und ich halte dafür, daß der Eidam das Regiment wenigſtens eben ſo gut, als Herr Fuſt zu führen verſteht. Hoffe übrigens nicht ſo bald auf ſeine Heimkehr. Er hat kaum Zeit genug gehabt, in Paris anzulangen, und ein paar Monate gehen mit ſeinen Geſchäften bald hin. Die Menge von Bibeln! Bis er alle verkauft haben wird . . . . ?“

„Ei, ſo mag der Bube ſich auch wieder nach Hauſe ſcheeren!" platzte das Weib heraus, und ging ſpornſtreichs nach der Thüre.

Der unwillkürliche Ausruf machte den Mann aufmerkſam. „Was? von wem redeſt Du? wer iſt's, der ſich heimſcheeren ſoll?" fragte er die zwiſchen Thür und Angel geklemmte Frau.

Unwillig zwar und maulfaul, aber gezwungen, dem Eheherrn Rede zu ſtehen, kam die Gattin wieder herein, und antwortete, immer die Hand auf der Klinke: „Der Bube der Kerzlerin zu Würzburg, der junge Haidenbach."

„Potz Stern! von dem der Vater ſchon geredet hat? iſt er hier?"

„Freilich; ein plumper, ungerathner Thunichtgut. Er hat einen großen Brief für den Vater, und redet vom Dableiben. Das wäre mir ein Liebes! Noch ein freſſend Maul mehr im Hauſe, und Alles wird ſo theuer wegen des verwünſchten Kriegs und Straßenreitens!"

„Pſt! der Haidenbach iſt ſchon vom Vater angenommen. Wir haben einen ſtarken Kerl an der Preſſe nöthig."

„Pah, pah, liegen nicht ſchon viere an der Krippe? Nun, vom Giesbrecht will ich nicht reden; der iſt euer Augapfel. Aber der Franzoſenſtephan, und der wälſche Marx und der Bopfinger, der nie genug in der Schüſſel findet, ... ſind die nicht mehr als zu viel, eure Arbeit zu thun? Die Mathild hat nicht minder einen begierigen Magen neben faulen Händen, und dann der Knecht . . . . die Heiden zehren uns noch rein auf; die ſchmutzigen Geſellen verderben mir Getüch und Betten, ſchmieren Tiſche und Bänke voll mit Ruß und Schwärze.

Und noch Einer zu der groben Sippſchaft? Gott bewahre. Ich werde den Tölpel fortſchicken, und will's ſchon beim Vater verantworten."

Schöffer hatte ſich während des Scheltens erhoben und der Zankenden genähert. Da ſie inne hielt, um Athem zu ſchöpfen, ſchwenkte ſie Schöffer plötzlich in die Mitte der Stube, ſprang zur Thür hinaus, und ſchloß die Zornige ein. Dann ging er, ohne auf ihr Klopfen zu achten, um den jungen Würzburger aufzuſuchen.

Dieſer ſaß mittlerweile im Stübchen an der Hausthüre auf einem der Fenſterſitze; den andern ihm gegenüber nahm die Baſe Mathilde ein, belagert von drei ungezogenen Schöffer'ſchen Kindern. Ein Bube riß an ihrer Schürze, ein anderer knaupelte an den Haken ihres Mieders, das Schweſterlein leckte behaglich an dem Blei der Fenſterſcheiben. — Mathilde, die Wärterin der Ungethüme, merkte diesmal kaum auf deren Unarten, denn die hellen Thränen floſſen aus ihren Augen, indem ſie des Gelächters über den Würzburger kein Ende hatte.

Das einfältig mitlachende Antlitz des jungen Mannes, ſeine ungeſchlachten Bewegungen und die ſteife Haltung ſeiner Kniee, die er heraufgezogen hatte, als kröche eine Schlange zu ſeinen Füßen, bezeichneten zur Genüge ſeine Beſchränktheit und Blödigkeit. Aber jedes Wort, das aus ſeinem Munde ging, drückte noch das Siegel auf ſein ganzes Weſen.

Er erzählte eben dem aufhorchenden Mädchen von Würzburgs Merkwürdigkeiten, und wie jeder angehende Domherr daſelbſt bei ſeinem Eintritt in's Amt eine gute Tracht von Ruthenſtreichen, die ihm ſeine Mitbrüder gäben, aushalten müſſe. Dann kam er auf die wunderbaren Bäume, die der heilige Kilian gepflanzt haben ſollte, und die alljährlich zu Weihnachten Aepfel trügen, obſchon ſie keine Apfelbäume ſeyen, ſondern ganz gewöhnliche Linden.

„Ihr ſeyd eine feine Gans,“ ſagte er ohne Umſchweife, „wenn Ihr ſo unhöflich über ein Ding lachen könnt, das ich mit meinen eigenen Augen geſehen habe. Gott beſſ're die Weiber; ſie habens nöthig. Weil ich aber einmal angefangen, will ich's auch trotz Euers Gekichers auserzählen. Um Mitternacht, wie's Zwölfe ſchlägt, ſchießen Knospen an den Lindenäſten, und eine Stunde darauf treiben die Knöpfe Blüthen, und ſo wie's bei den Auguſtinern zur Frühmeſſe ſchellt, ſind die Aepfel da, ſo groß wie wälſche Nüſſe, und ſo roth, ſo roth, — wie Eure Backen, würde ich ſagen, wenn Ihr Euch nicht ſo närriſch betrüget.“ —

Mathilde zwang ſich, ernſthaft zu fragen: „Wer pflückt die Weihnachtsäpfel?“ Und der Würzburger, ſehr gelaſſen: „Unſer Herrgott!“

Mechtild krähte wieder laut auf, bis der Geſell ärgerlich fortfuhr: „Nun ja; unſer Herrgott, oder wenigſtens ein Engel aus ſeinen Schaaren; denn, eh' man ſichs verſieht, ſind nach einer Stunde Aepfel, Blüthen und Knospen verſchwunden. — Das iſt das Wunder des heiligen Kilian, und wenn ich Euer Beichtvater wäre, Jungfer, Ihr dürftet lang auf Abſolution warten; denn Eure Frömmigkeit und Euer Glauben ſind nicht weit her.“

„Ihr müßt's ſchon leiden;“ verſetzte die Jungfer ſchnippiſch: „Die Mainzer Dirnen ſind alle dumm, und, wenn auch zu Oppenheim geboren, bin ich doch zu lange ſchon in der Stadt, als daß ich eine Ausnahme machen könnte."

„Es ſcheint, daß Ihr recht habt;" verſetzte ſeinerſeits der Würzburger trocken, und zog ein Stück Fleiſch aus, ſeinem Ränzel. Indem er es ſpeiste, ſagte er: „Mir wird die Zeit lang, bis der Vetter kommt."

„Der Vetter? Habt Ihr nicht gehört, ... Peterle, gibſt Du endlich Friede? .... Habt Ihr nicht gehört, daß der Vetter an den Hof des franzöſiſchen Königs gefahren iſt?"

„Eben darum wird mir die Zeit lang;" meinte der fleißige Eſſer, ohne ein Auge von ſeiner Mahlzeit zu verwenden.

„Der Grasaff!" ſchmollte Mechtild vor ſich hin, und ſagte auf das „He?" des Fragers, als wäre ſie beleidigt: „Langeweile, lange Zeit? bei mir?"

„Warum nicht?" meinte wieder der Andere, ganz verwundert. Dann fiel er in's gewöhnliche Geſchwätz von Leuten, die ſich zum erſtenmale ſehen. „Von Oppenheim? leben Eure Eltern noch?"

„Ja wohl. Der Vater iſt ein Feilenhauer und die Mutter eine Wäſcherin."

„Verdienen ſie viel?"

„Kaum das Brod für ihren Mund."

„Ihr habt alſo kein Erbe von ihnen zu erwarten?"

„Wär' ich zu der reichen und geizigen Verwandten als eine Magd in Dienſt gegangen?" fragte Mechtild etwas ſtolz.

„Schade. Ihr werdet als eine Jungfer ſterben müſſen."

„Immer beſſer, grober Geſell!" rief Mathilde, und ſtand, halb lachend, halb böſe auf, die kleine Ennel auf dem Arm, den Buben die Hand reichend. — Dieſes Aufſtehen machte auf den Würzburger keinen Eindruck. Er verſchlang ſeinen letzten Biſſen, und ſprach nur: „Meine Mutter, die Kerzenmacherin am Leichhof, iſt eine ſehr reiche Frau, und ich werde unter den wohlhäblichſten Dirnen auf die Freyte gehen."

Naſerümpfend ſah Mechtild auf ihn hernieder. „Meinetwegen. Bekümmert Euch nur nicht um meine Zukunft. Ich bin eine Braut, und nach Dreikönigstag im andern Jahr wird mich Herr Giesbrecht heirathen; ein reicher Bürgersſohn aus Nürnberg, der unter den wohlhäblichſten Dirnen auf die Freyte gehen dürfte."

„So?" Der Würzburger heftete plötzlich ſeine beiden Augen auf die Siegreiche, und betrachtete ſie ſteif. Dann verſetzte er mit leichtem Kopfnicken: „Es freut mich. Ihr habt gewiß dem heiligen Andreas einen Strauß verſprochen?"

Ehe ihm Mathilde mit der ſchuldigen Galle dienen konnte, trat Schöffer in das Stüblein. Er betrachtete und maß den Kerzlerſohn wie ein Luchs, und fand, was er ſuchte: eine große Einfalt in den Zügen, eine Ungefügigkeit, die auf Alles, nur nicht auf einen erfinderiſchen und abmerkenden Geiſt deutete, neben einer derben Geſtalt mit ungewöhnlich breiten Schultern. Schöffer nickte zufrieden. „Der Brief?" fragte er, und durchlas geſchwinde das lange Schreiben, das ihm der Ueberbringer mit bäuriſchem Gruße darreichte. — Der Inhalt gefiel dem prüfenden Meiſter über Alles. Er handelte von einem halb und halb verlornen Sohn, der zur Ordnung zurückgeführt, zur Arbeit angehalten werden ſollte, und deshalb in die unumſchränkte Obedienz gegen Ohm und Vetter und Baſe verwieſen wurde. — Eine unterwürfige und willenloſe Maſchine fehlte zur Zeit in der Werkſtatt, um dem ſogenannten „Bopfinger," einem Urgeſchöpf und Vorbild ſolcher Gattung, an die Seite geſtellt zu werden.

Freundlich ſchlug Schöffer dem Neuling auf die Achſel, dann in die rechte Hand, und ſagte dabei: „Sey willkommen, Jonas Haldenbach, in Deines Mutterbruders Namen."

„Danke ſchön;" antwortete Jonas; „Wer ſeyd Ihr aber?"

„Deiner Baſe Mann; alſo Dein Vetter, dem Du gehorſam ſeyn wolleſt."

„Das iſt Eure Sorge. Es fragt ſich nicht, ob ich will, ſondern, daß ich ſoll. Ich will nicht gern; auf Euch kommt's an, ob ich ſoll, was ich nicht will."

„Sonderbarer Kauz! gerade ſo biſt Du im Brief beſchrieben, Du Eigenſinn."

„Hm, die Mutter und der Scholaſter kennen mich gut. — Die Baſe aber, der ich folgen ſoll, wie Euch — iſt dieſe da die Baſe?"

„Behüte. Mit der Baſe iſt meine Ehefrau gemeint, die allerdings Deine Ehrerbietung anzuſprechen hat; aber nicht in allen Fällen deinen unbedingten Gehorſam. Es trifft ſich," — hier zog der arme Schöffer einen langen Seufzer — „es trifft ſich bisweilen, oft ſogar, daß mein Weib und ich über irgend eine Sache nicht einverſtanden ſind. Dann iſt an Dir, meinen Befehlen zu gehorchen, und nicht denen der Frau."

„Meinetwegen." Jonas wendete ſich wieder zu Mechtild: „Habt Ihr mir nicht geſagt, daß Ihr eine Baſe ſeyd? Wie ſteh' ich mit Euch?"

„Ganz und gar nicht;" entgegnete das Mädchen übermüthig, und ging an's Fenſter.

Schöffer wiederholte halblaut: „Ganz und gar nicht, Jonas. Sie iſt nur weitläufig in unſrer Sippſchaft. Sie dient, gleich Dir und andern Geſellen und Mägden, im Hauſe. Du magſt ihr die Zeit bieten, aber Dich nicht mit ihr einlaſſen. Zudem iſt ſie dem Altgeſellen verſprochen, und Giesbrecht iſt eiferſüchtig, Jonas."

Der Geſell lachte herzlich. „Hab' ich doch von Kindsbeinen kein Weibsbild leiden können, die Mutter ausgenommen! Nein, Vetter, das iſt nicht meine blöde Seite. Ich ſchaue Keine an, und die ſoll noch geboren werden, die da ſage, ich ſey mit ihr höflich umgegangen."

„Er lügt nicht; ich hab' ſchon Proben ſeiner Artigkeit;" warf Mathilde, wenn ſchon am Fenſter trommelnd, zurück, und gab dem kletternden Peterle einen erbitterten, heimlichen Rippenſtoß. —

— „Deſto beſſer;" ſcherzte Schöffer: „ſo werden unſre Geheimniſſe um ſo ſicherer in Deinem Kopfe ſchlummern. Weiberumgang macht die Zungen locker. Wer aber unermüdlich arbeitet, vergißt, nach den Dirnen zu ſchauen, und an der Arbeit ſoll's Dir nicht fehlen, Jonas."

Der Haidenbach zog den Mund krumm, kratzte ſich hinter den Ohren, und verſetzte: „Iſt die Arbeit nicht auch ein Weibsbild? Ich mags nicht läugnen, Vetter: ich will nicht arbeiten."

— „Du mußt!" gebot Schöffer herriſch, und wieder ſang der Faule den alten Spruch: „Das iſt Eure Sorge. Euch geht's an, zu machen, daß ich muß, was ich nicht will."

„Folge mir jetzt in die Werkſtätte, daß ich Dich einſtelle. Zwar feiern heute die Arbeiter, aber um ſo ſchneller wirſt Du ſie kennen lernen. Gute Brüderſchaft muß ſeyn; ich leide keinen Streit und Unfug. Prügel werden ſtreng beſtraft."

„Du meine Zuverſicht!" klagte Jonas: „wie ſoll ich dann wiſſen, wann Sonntag iſt?"

„Dummes Geſchwätz. Komm." — Schöffer ging voraus, und Jonas folgte ihm auf der Ferſe. „Ade! Ade, Würzburger!" ſpottete ihm Mathilden's Stimme nach. Er hatte ſchon die Thüre zugemacht, aber er klinkte ſie wieder auf, ſteckte den Kopf herein, und fragte: „Wer hat mich gerufen?"

„Ich habe Euch Ade geſagt, weil ihr nicht die Lebensart hattet, mich zu grüßen."

— „Ja ſo; ich dachte, Ihr riefet mir."

„Geht nur. Ihr werdet bald im Magen ſpüren, daß es gut iſt, mit der Mathilde im Einverſtändniß zu leben."

— „Gleich, Herr Vetter!" rief Jonas dem vorangegangenen und zurückfragenden Schöffer nach, und machte die Thüre zu, ohne Wort, Gruß und Blick. — Mathilde ſchüttelte den kleinen Hans beim Schopf, und klopfte die Ennel hart auf die Finger. —

Die Männer begaben ſich indeſſen nach den Hintergebäuden. In der Küche des Hauſes war großer Lärm. Der Suppentopf ſchäumte über, da er ohne Aufſicht geblieben war. Der Hund hatte einen Keſſel umgeworfen, und plünderte deſſen Inhalt; die Katze fiſchte neben ihm mit vorſichtiger Pfote in dem dampfenden Allerhand. Die Magd ſah unthätig, aber wehklagend zu. Und aus der Ferne, wie aus dem hohen Himmel herab, keifte eine zornige Weiberſtimme. Frau Schöffer hatte ein Fenſter ihres Kerkers aufgeriſſen, und brauchte ihre Zunge waidlich.

Der Meiſter langte ſchnell in die Taſche nach dem Schlüſſel. „Du haſt junge Beine;“ ſprach er zu dem horchenden Jonas: „ſpring die Treppe hinauf, öffne dem Weib, das ich unverſehens einſperrte, und ſchließe dann die Thüre wieder ſorgfältig; hörſt Du?“

Der Vetter gehorchte. Im Nu war der Schlüſſel umgedreht, und aus dem Gemach fuhr die Hausfrau mit dem Ungeſtüm eines aufgeſcheuchten Nachtvogels. „Schurke!“ rief ſie den Jüngling an: „Du allein biſt Schuld am Zwiſt und Hader und an dem Unglück in der Küche!“ Eine deutliche Ohrfeige begleitete den ſchnöden Gruß. — Jonas ſtand verdutzt, ſah die Meiſterin die Treppe hinunterſtürmen, und rieb ſich die brennende Wange. Nichtsdeſtoweniger benützte er die Zeit, die ihm der Vetter ließ, der ſich vor ſeiner wüthenden Gattin zu verſtecken für gut gefunden hatte. Mit forſchendem Auge betrachtete er das geheime Arbeitſtübchen, daß ihm kein Winkel, kein Kaſten, keine Lade entging. Nach dieſer geſchwinden Muſterung verſchloß er den hellen Erker, und gleitete zum Vetter hinunter, der eben hinter einem Haufen von Faßdauben wieder auftauchte.

„Beim Blitz, Vetter!“ ſagte Jonas, die Ohrfeige in der Luft abbildend: „die Baſe hat mich kaiſerlich empfangen. Ich wiederhole es: mit den Weibern hab' ich kein Glück!“

„Der Burſch weiß nicht, wie glücklich er iſt;“ dachte Schöffer ſtill in ſeinem Sinn, und winkte dem Würzburger, ein wenig zu eilen. — Ihr Weg ging durch einen unſcheinbaren Schupfen zu einer verſchloſſenen Pforte. Schöffer that ſie auf, und ſie traten in den kleinen ſchwarzen Hof, in welchen die Gitterfenſter der Geſellenkammern, und die Kellerlöcher der Werkſtätten ſchauten.

Der Lehrling der ſchwarzen Kunſt ſtutzte ein wenig vor dem gefängnißartigen Aufenthalt. Mit ſcheuen Schritten folgte er dem Meiſter in eine niedrige Stube, die eine Wohnung von Kohlenbrennern zu ſeyn ſchien, ſo rußig und fett waren ihre Wände, Tiſche und Bänke.

Ein einziger Gegenſtand ſchimmerte feiertäglich durch den Schmutz: das weißgewaſchene Feſttagshemd des Altgeſellen, der mit einem andern würfelte. Ein dritter pfiff Lieder, wie der Vogel auf dem Baume, und ſchnitzelte dabei mit fertiger Hand ein lächerliches Dockengeſicht. Der Vierte lagerte auf einer Bank am Fenſter, ſpielte mit einem Roſenkranz, und beſchäftigte ſeinen klugſchauenden Kopf mit heimlichen Gedanken.

Beim Erſcheinen des Meiſters ſtanden alle auf, und grüßten ihn handwerksmäßig und ſtumm. Dann richteten ſich ihre Blicke auf den Begleiter. „Ich empfehle euch meinen neuen Lehrjungen in der edeln Kunſt der Druckerei;" ſagte Schöffer feierlich: „Giesbrecht, ich vertraue ihn Euern Händen, prüft ſeine Anſtelligkeit, haltet ihn zum Fleiße an, und achtet nicht, daß er meines Herrn Vaters Schweſterſohn iſt."

Nun drehte er ſich zum Jonas, und endigte im obigen Tone: „Du verſprichſt dem Altgeſellen zu folgen, aller Ordnung des Hauſes Dich zu unterwerfen, und mit Deinen Genoſſen verträglich zu leben; vor Allem mit Deinem Kammerburſchen Andreas?"

„Hm, ich will wohl, wenn's ſeyn kann;" antwortete Jonas und gab dem Altgeſellen die Hand darauf. — Sodann entfernte ſich Schöffer, und Alles nahm in dem verſchloſſenen Hinterhauſe wieder ſeinen Gang. Etienne, der Franzoſe, pfiff und ſchnitzelte; Marco, der Venediger, drehte des Roſenkranzes Kugeln, Giesbrecht und Andreas würfelten. Es ſchien ſich lange Keiner um den Lehrling zu bekümmern, der neben ſeinem Bündel ſtand, und den Spielenden zerſtreut zuſah, weil er juſt nichts Beſſeres zu thun hatte.

Andreas, der Bopfinger, ein Geſicht voll ehrlicher Dummheit, machte ſich zuerſt mit dem Fremden zu ſchaffen. Er warf. „Hundstöpele! *) — Potz Knochen! Stich ab, Giesbrecht, wenn Du kannſt! — Was für ein Landsmann, Schlafkumpan?"

Jonas ſagte es. Giesbrecht ſchenkte ihm einen Blick, dann warf er fünfe mit.

Andreas ſchüttelte begierig den Becher. „Da! 's

---

*) Die Fünf im Würfelſpiel.

Galgeleiterle![*] Nutzt Dir nichts, Giesbrecht. — Deine Hand, Würzburger. Wir müſſen bei Tag gute Freunde ſeyn, damit wir's bei Nacht zuſammen aushalten."

„Hm! 's hat mich noch keiner zur Kammer hinausgeworfen;" meinte Jonas. — Andreas maß ſeine Schultern. Giesbrecht ſchenkte ihm abermals, und zwar einen längern Blick. Dann verlor er ſein Spiel, und ſtand gravitätiſch auf; ein Stierhaupt mit borſtigen Mähnen; ein entſchloſſener, aufgeblaſener Geſell, auf deſſen dicken Lippen ſo viel Selbſtgefälligkeit Platz genommen hatte, daß ſie ſich kaum herabließen, mit Andern und von Andern zu reden. — Er ging einigemal an Jonas vorbei, legte ihm den Zeigefinger auf die Achſel, und hob mit Wichtigkeit an: „Würzburger! Ein geſcheiter Gedanke hat Dich unſrer ſeltnen und geheimen Kunſt zugeführt. Du wirſt Dich verwundern; wirſt Maul und Naſe aufſperren. Aber fleißig mußt Du ſeyn, und nicht fragen und nicht deuteln, denn es gibt Geheimniſſe in unſerer Kunſt, die für eines Lehrbuben Augen nicht gemacht ſind. Nimm' ein Beiſpiel an dem Bopfinger, der blindlings thut, was man ihn zu thun heißt, und keine Ader von müßiger Neugierde hat."

Nachdem ſich der Redner geſammelt, fuhr er fort: „Das Handwerk, das Du bislang getrieben?"

Jonas lachte. „Wenn ich etwas gelernt hätte, wäre ich nicht hier."

— „Sehr wohl;" ſagte Giesbrecht beifällig: „das berichtigt meinen Irrthum. Da war ein Sporer oder ein Rothgießer unfern vom Lauferſchlagthurm zu Nürnberg; der ſah Dir auf und nieder ähnlich. Er hatte Deine grobe Stimme nicht; auch nicht Dein Vollmondsgeſicht; aber er ſchlug grob drein, da wir Beckenſchlager einſt mit den Sporern eine Rauferei auf der Schütt ausmachten.“

---

[*] Die Sechs des Würfels.

„Hm! ich könnt's auch;“ verſetzte Jonas, und rieb ſeine Fäuſte. — Der Altgeſell trat, wie in ſeiner Würde beleidigt, einen Schritt zurück, und zog ſich den Gurt feſter. — Andreas, der Händel fürchtete, legte ſich in's Mittel. „Zankt doch nicht; Würzburger, vergreife Dich nicht am Altgeſellen! Giesbrecht, ſey vernünftig. Ihr müßt nicht gleich eine Dummheit aufnehmen, wie ſie gemeint iſt.“

Trotz der vortrefflichen Ermahnung ſchmollte Giesbrecht, und fuhr ernſthaft fort: „Der Lehrbub' ſchweigt und ſchnauft nicht! Ich hab' ein Recht auf ſeinen Buckel, und wär' er noch um zehn Jahre älter, als Du, Würzburger. Du biſt ſchon ein alter Taugenichts, und mußt Dir nichts auf Deinen Oheim einbilden. Was dem einen recht, iſt dem andern billig. Vernimm alſo Deine Lebens- und Tagesordnung. Du wirſt mit Tagesanbruch aufſtehen, wie der Bopfinger, und Dich niemals weigern, die Nacht hindurch an der Preſſe zu arbeiten. Du wirſt Dich mit einem Stück Brod zum Morgeneſſen begnügen, und zum Mittagimbiß mit Dank annehmen, was aufgeſtellt wird. — Hört einmal, ihr Knaben! iſt die Stunde der Mahlzeit noch nicht gekommen?“

„Es hat ſchon zehn geläutet;“ ſagte Andreas, und gähnte herzhaft. — „Warum erſcheint Mechtild nicht mit dem Korbe?" fragte Giesbrecht, ſchüttelte mißvergnügt den Kopf, und ſetzte ſeine Lektion fort.

„Du wirſt Dich nie den Todſünden des Fraßes und der Völlerei ergeben; denn Nüchternheit iſt nothwendig, um unſre edle Kunſt zu faſſen." Andreas und der Franzoſe lächelten, und ſelbſt Giesbrecht konnte ein leichtes Schmunzeln nicht unterdrücken. Dem Jonas fielen Mathildens letzte inhaltsſchwere Worte ein.

Jenſeits der Pforte wurde ein Geraſſel, wie von Blechlöffeln, hörbar. Frau Schöffer und die Magd brachten das Eſſen für die Geſellen, welche ihre Näpfe von den Simſen holten, ihr Brod aus dem Schranke, und ihr Beſteck aus den Pumphoſen langten. — Jonas war mit dieſen Werkzeugen noch nicht verſehen, und wartete daher vergebens, daß die Reihe an ihn käme, von der bleichen Suppe und dem halbgaren Gemüſe zu empfangen. Die Frau ging mit gerunzelter Stirn an ihm vorüber, ohne ihn zu beſehen. Während Etienne mit einem tiefen Seufzer den Löffel, womit er die Brühe verſucht hatte, ſinken ließ, und Giesbrecht ſpöttiſch, die Naſe rümpfend, in dem Gemüſe herumſtocherte, und immer kein Fleiſch darinnen fand, zupfte Andreas die Frau am Rocke. „Meiſterin, Meiſterin, Ihr habt meinen Schlafkumpan vergeſſen."

— „Vergeſſen? Ja und nein. Stopft Euch das Maul, Bopfinger, und miſcht Euch nicht in Alles. Der Jonas hat von Rechtswegen heut einen Faſttag, und ihr könnt euch nur bei ihm bedanken, dafür, daß ihr zur Hälfte mitfaſten müßt. Die Hexe hat den Keſſel umgeſtürzt, der Hund hat die Suppe, die Katze das Fleiſch geſpeiſt; alle Unholden waren in der Küche los.“

„Und die Meiſterin?“ fragte Andreas unſchuldig. — Die Frau fuhr mit dem Schöpflöffel in die Höhe. Andreas duckte ſich, aber Giesbrecht fing den drohenden Arm mit ſeiner Fauſt, und ſagte: „Mit Gunſt, Meiſterin, das geht nicht, und ich darf's nicht leiden. Andreas iſt zum Geſellen geſprochen worden, und nur der Meiſter darf einen Geſellen züchtigen, und zwar nur auf ſeine eigene Gefahr.“

„Grobianus!“ belferte die Schöffer, und verſchwand, Allen mit trotzigen Augen drohend. — Die vier Geſellen machten große Kreuze hinter ihr in die Luft, und der Franzoſe pfiff, wie eine Fledermaus des Abgrunds. Marco fütterte mit den Krautblättern ſeines Napfs eine Amſel, die im Käfich hing, ſchnürte ſeinen Leib, und ſang im Naſenton:

„Chi va a letto senza cena,
Tutta la notte si dimena.“

„Eßt mit mir;“ ſagte Andres zu dem Würzburger, deſſen Geſicht nach und nach eine große Traurigkeit ausdrückte. Giesbrecht aber ſprach dem Lehrling Muth ein. „Laß das Krazeiſen brummen, ſchelten und drohen. Sie ſchindet alle Leute, wie ihren Mann. Der Kluge ſetzt ſich über Weibergeſchwätz hinweg. Wer möchte nachſpüren, wohin eine Weiberzunge ihre müßigen Reden pfautſchelt *)? Laß Dir aber Glück wünſchen, Würzburger,

---

*) Nürnbergiſcher Provinzialismus für „vertrödeln, verſchleudern.“

daß die Hexe von Baſe Dich nicht leiden kann. Wir werden Dich um ſo lieber haben; denn, ſchreib Dir hinter die Ohren, daß wir einen Spion, der etwa bei'm Meiſter ausplauderte, was unter uns geſprochen oder gethan wird, nicht ertragen. Hetzen und Klatſchen würde Dir erſtens unſern Haß, zweitens viele Prügel, drittens das endliche Fortjagen zuziehen. Nicht wahr, meine Freunde?“

Die drei Geſellen bejahten, und Jonas horchte dem Altburſchen ferner zu, der, den Löffel in der Hand, wie einen Gerichtsſtab, feierlichſt fortfuhr: „Unſre Kunſt, Du Menſchenkind, iſt ein tiefes Geheimniß. Sie läßt ſich jedoch nicht von einem Einzelnen ausüben, weil der Menſch, das iſt, die Creatur, nur zwei Arme und zwei Beine beſitzt....“

„Eben!“ ſchaltete der andächtig zuhörende Bopfinger ein: „daß Dich's Mäusle beißt! wenn wir vier Pfoten hätten, es wär' nicht zu viel; bei'm Eid!“

„Daher ... mach' mich nicht irre, Andreas ... üben Mehrere die Kunſt aus, und das Geheimniß kommt in vielerlei Mäuler ...“

„Fehlt ſich nicht!“ bemerkte der unermüdliche Andreas.

„... und folglich müſſen dieſe Mäuler gehalten werden, ſonſt fängen bald die Spatzen unſre ſchwarze Druckkunſt von allen Dächern. Da hat denn der Meiſter ausgerechnet, daß man die Zunge ſammt dem Kopf und dem Leibe binden müſſe, um ſeiner Sache recht gewiß zu ſeyn. Folglich hat er uns alle auf acht Jahre mit Handgelübd' gebunden, und eingeſperrt, wie Figura zeigt. Es iſt hart, die ganze Woche hinter Schloß und Riegel zu ſitzen, und nur an Sonn- und Feiertagen ein verſtohlenes Spaciment mit dem Meiſter machen zu dürfen; aber wir ſind deßwegen auch ganz beſondre Leute, geehrt und gefürchtet von Jedermann. Es iſt wahr, daß uns nur ſehr wenige Menſchen kennen, aber in der Unſterblichkeit werden wir einſt unſern Lohn finden, und acht Jahre gehen bald herum.“ —

„Acht Jahre?“ rief Jonas, dem die lange Zeit wenig Freude machte. —

Giesbrecht brüſtete ſich, da er ausrief: „Ein geſcheidter Kopf weiß ſich zu helfen. Da kommt die Heldſchaft, die meine Zeit um mehr als vier Jahre abkürzen will.“

„Mechtild?“ fragte Jonas, der das Mädchen mit einem Korbe erſcheinen ſah. Aber nicht ſowohl Mathildens Anblick, als vielmehr ein plötzlicher Schreck war Schuld, daß dem Würzburger das Wort im Munde erſtarb. Zufällig hatten Andres, Marx und Stephan ihre Lederkappen gelüftet, und Jonas ſah mit Entſetzen, daß ein Jeder von ihnen den Kopf halbgeſchoren trug. Dem Einen war auf der linken, dem Andern auf der rechten Seite das Haupthaar glatt abgeſäbelt. — Der Lehrling merkte nun des Meiſters argwöhniſche Grauſamkeit, und ſein eigen Schickſal machte ihm Sorge. —

Mechtild brachte Wein; ein Gratial, das Herr Schöffer an Ruhetagen, hinter dem Rücken ſeiner Hälfte, ſeinen Geſellen austheilen zu laſſen pflegte. Der arme Mann hatte zwar die ungeſchmälerte Obhut des Kellers über ſich, aber er getraute ſich nicht, offen und ehrlich für ſeine Arbeiter die Fäſſer rinnen zu laſſen.

Der Wein war ſauer; dennoch nahm Giesbrecht davon den Antheil des Löwen; Etienne und Marco erhielten noch einen ziemlichen Mannstrunk; der Boxfinger bekam wenig; Jonas ging ganz leer aus.

„Das iſt nicht freundlich von einer Baſe;“ bemerkte er traurig. Giesbrecht lachte ihn aus. Mathilde ſchaute ſo finſter als möglich aus ihren ſchönen Augen, und antwortete dem Lehrling ſchnippiſch: „Ich hab' Euch geſagt: wie man in den Wald ſchreit, ſo hallt es heraus. Leckt Euch, junger Bär, und lernt mit jungen Dirnen umgehen. Dann ſollt Ihr eine freundliche Baſe an mir haben.“

„Ein Blitzmädel, ſo klug, ſo närriſch, ſo lieb!“ prahlte Giesbrecht aus vollem Halſe. Er zog mit der Vertraulichkeit eines anerkannten Bräutigams das Mädchen an ſich, und drückte einen Kuß auf deſſen Wange. „Laßt mich; ich muß in der Küche ſeyn, ehe Frau Schöffer vom Tiſch aufſteht, damit ſie nichts merke!“ rief Mathilde und entſprang. Jonas ſah in aller Geſchwindigkeit, daß ſie ihm einen flüchtigen Blick zuwarf, und mit einer leichten Bewegung den Fleck abwiſchte, wo Giesbrecht ſeinen Kuß angebracht hatte.

2.

Der Sommer hatte ſchon ſeit ein paar Wochen dem Herbſt das Regiment abgetreten, und die rebenbekränzten Ufer des Rheins prangten mit Gold- und Purpurtrauben. Aber es war unter den Leuten keine rechte Freude, wie in andern Jahren. Die Winzer trugen kaum die Hälfte ihrer Leſe zur Kelter, denn allenthalben — mit Erlaubniß oder nicht — herbſteten des Iſenburgers und des Naſſauers Völker mit; und nicht ſelten wärmten ſie, ihr Werk zu krönen, die Hände an dem Brand der Weinſtöcke, nachdem ſie an dem Moſt ihre Köpfe erhitzt hatten. Darum verwünſchte Jung und Alt den unſeligen Zwiſt der Fürſten, und hielt ſich ſtille bei den Häuſern.

In Mainz war nichts verändert. Der Erzbiſchof Diether führte einen ſtrengen Scepter, und wer ſich an der Sonne ſeiner Gnaden zu weiden begehrte, mußte auch gefaßt ſeyn auf einen heißen Tag.

Der Muth des Meiſters Peter Schöffer war nicht der glänzendſte. Er verzagte aber doppelt, wenn ihn ein Geſchäft zum Schloſſe des Churfürſten berief. In einer ſolchen Verwirrung traf ihn an einem der letzten Oktobertage ſein Altgeſell Giesbrecht, der aus der Spelunke der Werkſtätte hervorkam, ihm zu melden, was in der Woche vorgefallen war.

Schöffer ſuchte ſeinen Feſtſtaat zuſammen. „Ich bin in's Schloß beſchieden;" rief er dem Nürnberger ſchon von ferne zu: „mir pocht das Herz, ob mein Geſuch in Gnaden aufgenommen, oder in Ungnaden abgeſchlagen wurde. Wenn Ihr mir was zu ſagen habt, ſo ſputet Euch."

Giesbrecht verſetzte: „'s hat nicht viel gegeben. Der Traktat „de utilitatibus monocordi" iſt fertig geworden. Der Franzoſenſtephan und der wälſche Marr haben ihn recht ordentlich geſetzt, der Würzburger und ich, wir haben ihn gedruckt, daß es eine Freude iſt, wie ein Spiegel glatt und ohne Fehl. Zwölf Blätter, die uns Ehre machen werden, trotz des Pſalters und der Bibel.“

— „Gut, gut, mein Freund. Ach! die Bibel fällt mir ſchwer auf's Herz. Unſerm Herrn Fuſt iſts bös ergangen! Er hat mir von Metz einen Brief zukommen laſſen. Er liegt dort krank, der arme Mann. Ich habe nicht Muße, Euch zu erzählen . . . aber wenigſtens bringt er Geld in Menge, wie ich glaube.“

„Das macht mir Freude um Euretwillen, Meiſter. Eure Frau wird das Schelten ein wenig einſtellen, und Ihr werdet um ſo eher das Wort halten, das Ihr mir gegeben . . . ?“

Schöffer ſtellte ſich, als habe er nicht verſtanden, und zog, ohne zu antworten, an den Schnüren ſeiner Schuhe, an den Schleifen ſeines Kleids. „Was gibt's ferner?“ fragte er, ohne den Kopf zu erheben.

— „Wie ſoll's mit den clementiniſchen Conſtitutionen gehalten werden?“ fragte Giesbrecht entgegen: „ſoll die neue Auflage mit den abgenutzten Holzbuchſtaben der erſten gedruckt werden, oder welche von den neuen gegoſſenen Schriften befehlt Ihr?“

„Ich bin daran eine ganz neue Schrift zu gießen; bis die Probe gemacht iſt, — verſchieben wir. Sagt dem Haidenbach, er ſolle morgen wieder bei mir helfen. — Oder iſt der Bopſinger wieder geſund?“

— „Ja, Meiſter, ich weiß nicht, was ich von dem Schwaben denken ſoll. Ich halt's für eitel Faulheit und Wohlleben. Es ſchmeckt ihm doch Speiſe und Trank, ſein Geſicht iſt roth; von Tag zu Tag wird er dicker. Er iſt gewiß nicht ernſtlich krank.“

„Ich werde den Bader ſchicken. Mechtilde, wo iſt meine Mütze? die ſammtne mit der Troddel, dann den Hut! — Im Ganzen, lieber Giesbrecht, vermiſſe ich den Bopfinger nicht. Der Jonas iſt anſtellig, begreift alſobald, was ihm geheißen wird, macht keine Worte, — und verſteht im Grunde eben ſo wenig, was ich ſchaffe, als der Bopfinger es bisher verſtanden hat.“

Giesbrecht zuckte abermals die Schultern in die Höhe, und wiederholte ſein ewiges: „Ja, Meiſter, ich weiß nicht. Manchmal kommt mir vor, als wäre der Jonas doch nicht ſo gar einfältig, wie der Bopfinger. Er plaudert zu wenig, der Andres hat nimmer die Zunge in Ruh. — Redlich geſprochen, Meiſter: Ihr ſolltet dem Jonas die Haare ſcheeren laſſen, wie den Andern; 's iſt vielleicht ein verſchlagener Vogel. Nehmt alsdann einen andern Gehülfen bei Eurer Gießerei. Nehmt mich, ſo werdet Ihr endlich Euers Worts ledig. Mir fehlt nur das Geheimniß des Formen- und Matrizenguſſes und der Miſchung, die dazu gehört, um in der Druckerkunſt meinen Mann vorzuſtellen. Ihr habt mir das Geheimniß verſprochen; erfüllt Euer Verſprechen.“ —

„Mechtild! hole meinen Stock; den mit dem Gemshorn. Verlange von der Frau den Bleikamm, daß ich damit durch meinen Bart fahre. Er macht ſich grau, der Bart. — Ja, lieber Giesbrecht . . . wenn ich nur ſchon wieder zurück wäre, mit dem Befehl in der Taſche . .!“

Der Nürnberger fuhr ungeduldig in die krumme Rede, indem er ſagte: „Ei was; das ficht mich nicht an; aber ich warte ſchon ſeit einer Viertelſtunde auf eine

Antwort, die mir gebührt. Gebt mir endlich einen Beſcheid.“

„Närrchen! Spaßmacher! war's ſo ernſtlich gemeint? Dem Jonas den Kopf ſcheeren laſſen? Nicht doch; er läuft nicht weg. Ein Lehrling muß den vollen Schopf haben; er iſt die beſte Handhabe an einem Lehrburſchen. Zudem haben die Weiber ſeine gelben Haare losgebeten, bis auf weitere Entſcheidung des Schwiegervaters, der doch ſeinen Neffen mit allem Zubehör begrüßen will.“

„Die Weiber? Meiſter, was haben die Weiber mit des Würzburgers Schopf zu thun?“

„Meine Hausfrau will das Scheeren nicht, weil ſie denkt, Herr Juſt werde den Jonas alſobald wieder fortſchicken, was nicht anginge, wenn der Knabe geſchoren wäre. Ihr habt ein halbes Jahr gebraucht, Giesbrecht, bis Euer Haar wiedergekommen war. Wißt Ihr noch?“

„Ja doch; aber — die Weiber?“

„Nun: die Kerzlerin hat auch gebeten, daß man ihren Sohn nicht verſchände. Ein Pilger nach St. Jakob hat das Schreiben gebracht. Der Menſch hatte ſo liſtige Augen im Kopf, daß ich ihn gar nicht zu dem Jonas bringen ließ. Wie ſchnell ſchnappt ein witziger Kerl Verborgnes weg? — Seyd Ihr nun zufrieden, überläſtiger Frager? — Wo nur Mechtild mit dem Gemshorn bleibt? — Sogar die Mathilde meinte, es wäre Schade um des Jonas Locken.“

„Ihr ſpeiſt mich ab, wie ein böſer Schuldner thut;“ brummte Giesbrecht: „was thue ich mit den Kindereien, die Ihr vorbringt? Mir liegt die Gießerei am Herzen, das Geheimniß. Wie lange ſoll's noch dauern, bis Ihr ..?“

„Sobald Ihr mit der Mathilde vermählt und mein Neffe geworden . . .“ erwiederte Schöffer ausweichend.

„Bis zum Dreikönigstag iſt's lange, Meiſter. Und wenn ich Euch erinnern wollte, daß ich's zur Bedingung gemacht habe, vor der Hochzeit ein Wiſſender zu werden?“ —

— „Weiß nichts davon.“

„Puh, Ihr läugnet? Heirathe ich denn, um alsdann zu lernen? Ich will lernen, und alsdann dafür zum ſchuld'gen Dank die Mathilde heirathen, obſchon ſie nichts hat.“

— „Ei, ei, Nürnberger! Der Schwarze traue der Dankbarkeit. Geſcheidte Leute fordern Bürgſchaft. Trau, ſchau, wem!“

Der Nürnberger wurde grob, daß er rief: „Ja, freilich heißt es ſo. Gerade ſo habt Ihr den Gänsfleiſch behandelt, darum träumt Euch vom Teufel. Hab' ich aber mit meiner Redlichkeit dieſes Mißtrauen verdient? Bei'm Eid, Ihr jagt mich in Harniſch; ich bin voll Galle!“

Schöffer ſchlüpfte ihm unter dem Arme weg, indem er zurückſprach: „Pah, pah, beſinnt Euch, mein Sch[illegible], mäßigt Euch. Was dem Einen recht, iſt dem Andern billig. Zudem iſt jetzt nicht die Zeit; der Erzbiſchof . . . wenn ich zu ſpät komme . . . ?“

Seine Worte verhallten unterm Geraſſel der zufallenden Hausthüre. Schöffer hatte in der Hausflur der entgegenkommenden Mathilde die Mütze, den Hut, den Stab mit dem Gemshorn abgenommen, und ſich ohne Verzug davongemacht. —

„Kann ich dienen?“ ſcherzte Mathilde, dem Geſellen den verſchmähten bleiernen Kamm hinhaltend. — Unwirſch erwiederte dieſer: „Schier könnte ich mir ein ſolches Ding anſchaffen, denn ich werde nächſtens grau wie ein Eſel werden. Wie ein Eſel! Das iſt das rechte Wort. O, ich Müllerroß, das ſich auf Schöffers Verheißung verließ! Mathilde, Euer Vetter iſt eine ſchlechte Seele, die mich nur am Narrenſeile herumführt. Mathilde, ich bin betrogen, Ihr ſeyd betrogen, Alles iſt nur Spiegelfechterei des Alten geweſen.“

Er erzählte barſch, wie Schöffer ſich ausgeredet, und fügte hinzu: „Was haben wir zu erwarten? Eine ewige Knechtſchaft. Ihr werdet immer Frau Geſellin bleiben; ich werde als ein gehänſelter Thor ſterben. Der Meiſter gibt ſeine Heimlichkeiten nicht her, und wenn ich Euch zehnmal geheirathet haben werde; das merk' ich, das ſpüre ich, das macht mich raſend.“

„Ihr habt vollkommen recht;“ antwortete Mechtild theilnehmend: „daſſelbe fürchte ich lange. Aber — Giesbrecht! wolltet Ihr mir das gegebene Wort brechen, weil's den Anſchein hat, als würde Herr Schöffer das ſeinige nicht halten?“

Giesbrecht beſann ſich ein bischen, muſterte des Mädchens geſpanntes Antlitz, und verſetzte mit ſüßer Herablaſſung: „Davor bewahre mich Gott und mein Schutzpatron, Mathilde. Wie mögt Ihr glauben, daß mein liebendes Herz ſich zufrieden geben könnte? Ihr ſeyd die ächte Liebfrauenmilch meiner Gedanken, das immergrünende Liebſtöckel meiner ſtandhaften Minne! Aber — goldnes Kleinod, darf ich nicht betrübt ſeyn bis in den Tod, weil mir nicht gelingen will, Euch zu zieren mit allen Ehren? Ach, ich hatte viel Schönes mit Euch im Sinn, aber meine Hoffnungen wollen zu Waſſer werden."

„Ei, ſagt doch an. Was hofftet Ihr? Darf ichs nicht wiſſen?" Mathilde rückte neugierig näher. — „Wenn Ihr mich nicht verrathen wollt?" — „Behüte! 's wird doch nichts Böſes ſeyn?" — „Warum nicht gar! eine kleine Schelmerei lauft wohl daneben hin; aber ſie ſollte Euch eine beneidenswerthe Zukunft ſchaffen." — „Laßt hören; geſchwinde."

Giesbrecht huſtete; er ſah ſich nach allen Seiten um. Dann hob er vertraulich an: „Liebſte Jungfer, wir Beide ſind wohl werth, das Leben in unſern ſchönen Jahren zu genießen."

„Freilich; allerdings. Das Dienen und Kinderſchleppen iſt mir längſt ein Dorn und Kreuz." —

„Nun; ich hab' den Dienſt nicht weniger ſatt bis an die Kehle. Aber da iſt kein Abſehen. Ich bin freilich der erſte in der Werkſtatt; um Euch zu gefallen, habe ich mich von der garſtigen Tonſur befreit geſehen; jedoch nichts deſtoweniger bin ich ein Gefangener, und habe verſprochen, es zu bleiben, ſo lange der Meiſter das Leben behält. Alles Euch zu Liebe, Alles nur um Euertwillen. Ihr wißt, wie gut ich's zu Hauſe haben könnte; ich bin, um Euch zu gewinnen, meiner Heimath ein Fremdling geworden." —

„Das dank' ich Euch, Giesbrecht. Ich will's Euch vergelten."

„Ihr ſeyd ein liebes Herzlein; aber in Zukunft würde dennoch alles bleiben, wie es heute iſt; Ihr die Magd der Meiſterin, ich der Geſell des Meiſters; nach der Hochzeit, wie zuvor. Und berechnet ſelbſt, wie lange noch? Ei, Herr Schöffer kann noch dreißig Jahre leben; ſein Weib iſt ohnehin zählebig wie eine Schlange. Wir hätten nach dem Todesfall des Meiſters gerade das Alter, um uns eine Pfründe im Gutleuthauſe zu kaufen, und hinterm Ofen zu vertrocknen. Wäre das nicht jammerſchade? Was hättet ihr von zwanzig oder dreißig Jahren des Hudelns und Pudelns? Kein Putz, kein Tanz, keine Kirchweih, keine Geſellſchaft bei fröhlichem Wein und Kucheneſſen. Mir ginge es eben ſo, und ich hätte nicht einmal meinen Zweck erreicht; denn ich wette, daß Herr Schöffer ſeine Geheimniſſe nicht herausgibt, daß er ſie vielmehr in die Grube mitnimmt."

„Ihr malt da ein ſehr trauriges Bild vor meine Gedanken hin. Das Alles wäre entſetzlich, aber es möchte wohl ſo kommen. Wie würdet Ihr jedoch dem Unglück abhelfen, und mich glücklich machen? O, ich kann ſchweigen, trotz des Vetters."

— „Wenn Ihr helfen wolltet? ich weiß, daß Herr Schöffer alle ſeine Recepte aufgeſchrieben hat, und in einer Schublade des bunten Schranks in ſeiner Erkerſtube, ſorgfältig verriegelt, aufbewahrt. Wenn Ihr bei Gelegenheit den Schlüſſel fändet, und die Papiere mir gäbet? ich würde in aller Eil von den Scripturen Abſchrift nehmen, und ſie wären wieder an ihrem Platze, ehe der Meiſter ein Stäubchen davon inne würde."

„Das heißt: ich ſoll entwenden, was er nicht geben will?“ fragte das Mädchen bedenklich. Giesbrecht antwortete, wie ein Profeſſor:

„Das heißt: Ihr ſollet mir verſchaffen, was mir verſprochen iſt, was der Meiſter unredlicherweiſe mir vorenthält; Ihr ſollet der Welt zugute kommen laſſen, was der ganzen Welt gebührt: das Licht, die Weisheit, die Freiheit des Worts, und die Kunſt, dieſes Wort für alle Zeiten feſt zu halten; damit nicht etwa, wenn der Türk auch über uns käme, er mit einem einzigen Kienſpan den Bücherſchatz von Deutſchland zu Aſche brenne, wie er ſchon einmal in Egypten, das andremal in Conſtantinopel gethan, der türkiſche Mauleſel!“

„Still, ſtill, mir klingen die Ohren von dem Geſchwätz, das ich nicht verſtehe!“ rief Mathilde: „Ihr ſeyd klüger, als ich; Ihr ſollt Recht haben; ich will verſuchen, was Ihr begehrt. Seyd Ihr zufrieden? Was aber nachher?“

— „Nachher nichts mehr und nichts weniger, als eine fröhliche Hochzeit, wobei Ihr die Braut ſeyn werdet; und bald nach der Hochzeit — unſere Dienſtherren werden uns nur wenige Honigtage erlauben — eine ſchleunige und geſchickte Flucht nach Nürnberg. Ich werde dort eine Druckerei errichten, wie die zu Mainz iſt; ich werde meinen Antheil an dem Reichthum haben, den die Kunſt ihren Jüngern ſpendet. Ich werde ein berühmter Meiſter, und nicht ein armſeliger Boßler, Ihr werdet meine Meiſterin, meines Hauſes Krone, und nicht eine gehudelte Magd ſeyn. He, wie gefällt Euch das?“

„Recht wohl, Herr Giesbrecht, gar wohl. Eine Meiſterin mit eignem Haus und Hof, mit Geld und ſchönen Kleidern im Kaſten, das laſſe ich mir gefallen!" — „Darum eben nehm' ich Dich, Du hochmüthiger Knabe;" ſetzte Mathilde in Gedanken bei.

„Alſo, die Hand darauf?" — „Da, meine Hand." — „Und ſobald als möglich?" — „Verſteht ſich, Giesbrecht." — „Und mein liebes Weib ſeyn?" — „Hm, freilich." — „Mich nicht eiferſüchtig machen?" — „Ihr ſchwatzt einfältig."

Giesbrecht blähte ſich, wie ein Pfau, und lächelte ſelbſtgefällig. „Wißt Ihr, daß ich einen Nebenbuhler habe? Nun, werdet nicht roth; 's iſt nicht der Mühe werth. Ich ſcherze nur, denn ich weiß, daß Ihr mich liebt, wie Euer Auge. Ihr habt doch endlich das verwünſchte Umherlaufen und Spazieren gelaſſen, habt Euch gewöhnt, bei Hauſe zu bleiben. Aber ... ja, ja, mit dem Nebenbuhler hat es ſeine Richtigkeit."

„Wer denn?" fragte Mechtild ſpottend, doch mit einem Anflug von ängſtlicher Erwartung. Giesbrecht verſetzte, in rohes Gelächter ausbrechend: „Jonas, der Rüpel, hat Euch in ſein Herz geſchloſſen."

„Ach! nicht möglich!"

„Bey'm Eid! Er iſt in Euch vernarrt. Der Tölpel denkt, ich merke es nicht. Aber, da möchte Einer früh aufſtehen; nicht wahr, Mathilde? Wann er ſich nur einmal recht verſchnappte, ich würde ihn tapfer in die Lauge nehmen. Er ſchmiert Euers Namens Anfangs-Buchſtaben auf alle Wände. Er hat ſchon einmal in der Zerſtreuung Euern Namen in die Schrift geſetzt, als er eine Probe ſeiner Anſtelligkeit ablegen mußte. Ich bitt' Euch, Mechtild: macht uns den Spaß, dem Burſchen eine Naſe zu drehen. Stellt Euch ihm hold; das wird tauſend Narrheiten abſetzen, und unſer Klausnerleben erheitern."

Giesbrecht wollte noch etwas hinzufügen, als ſein Blick von ungefähr durch die Scheiben auf die Gaſſe fiel. Da verfärbte ſich der Geſell, ſeine Naſe wurde ſpitziger. Die Veränderung entging dem Mädchen nicht. — Indeſſen klopfte eine fremde Hand an's Fenſter, und ein Mann fragte herein: „Ich möchte mit dem Nürnberger Giesbrecht reden?" Mathilde öffnete den Fenſterflügel, und der Fremde rief nun: „Je, da iſt er ſelber! wart', ich komme hinein."

„So wollte ich doch . . . . !" fuhr dem Geſellen in ſeiner Ungeduld heraus. Indeſſen arbeitete der Andre bereits am Klopfer der Hausthüre.

„Ich muß ihm ſchon aufthun;" ſagte Giesbrecht ärgerlich: „daß der Meiſter gerade nicht zu Hauſe ſeyn muß! Wenn er hört, daß wieder ein Bekannter dageweſen, mit dem ich außer ſeiner Gegenwart geſprochen, . . . er wird Wunder denken; wie neulich . . . !"

Indeſſen war Giesbrecht hinausgegangen; und Mathilde flüſterte in ihr Buſentuch: „Warum iſt denn der Menſch erſchrocken? Das bedeutet gewiß etwas." — Sie horchte an der Thürſpalte. „Sie tuſcheln draußen ganz leiſe. Es iſt offenbar der Mann, der heuer ſchon einmal — ich glaube zu Oſtern — dageweſen iſt, und den der Vetter abgewieſen hat. Jetzo hat er die Stunde beſſer getroffen."

Die Landsleute von Nürnberg kamen in die Stube. Mit verlegnem Geſichte reichte Giesbrecht dem Mädchen den Schlüſſel zur Druckerei, den er kraft ſeiner Altgeſellenwürde führen durfte. „Holt mir doch... nein, ſagt doch dem Franzoſen, er ſolle an ſeiner Arbeit fortmachen; ich würde etwas länger hier bleiben. Geſchwind, geſchwind, Mechtild. Ich will indeſſen den Mann da zufrieden ſtellen, ehe der Meiſter vom Schloſſe kömmt.“

Mechtild ging, gleichgültig, wie es ſchien. Draußen hob ſie aber den Finger drohend auf. „Er will mich durchaus forthaben? Warte, Tuckmäuſer! Du haſt es dick hinter den Ohren, aber mir fehlt's auch nicht an Liſt. Warte..!“ — Sie ging noch einige Schritte, und machte das Gitter des Hofraums klappern, als wäre ſie auf dem beſten Wege. Dann huſchte ſie links eine Stiege hinan, und gleitete in das Schlafgemach der Schöffer'ſchen Eheleute. Nebenan tobten die Kinder, ſchalt die Meiſterin; das Mädchen war jedoch ganz allein, duckte ſich zum Boden nieder, und ſpitzte das Ohr, indem ſie es an den Schieber im Fußboden hielt, der zur Winterzeit der Ofenwärme erlaubte, aus der Stube des Erdgeſchoſſes in die Kammer des obern Stocks zu dringen. Sie horchte, anfänglich mit eben ſo geringem Erfolg, wie zuvor an der Thüre. Endlich wurde ihr vernehmlicher, was unten geredet wurde, und ſie hörte deutlich, wie der Fremde ſagte: „Sey verſichert, Giesbrecht, daß ich nicht noch einmal den weiten Weg machen werde, um mich an deinen Prahlereien und leeren Verſprechungen zu ſättigen. Meine Schweſter iſt jetzt achtzehn Jahre alt, und hat der Freier genug. Die Zeit iſt da, die Euer Vertrag und eure Beredung beſtimmten. Jetzt entſcheide Dich einmal. Ich will Dich ja nicht zwingen, die Ottilie zu ehlichen, aber der Vertrag muß erfüllt werden."

Nach einer Pauſe erwiederte Giesbrecht höhniſch: „Das wäre ein theurer Reukauf. Mein halbes Erbe! Glaub' mir, Peuntner, ich denke nicht daran, die Ottilie im Stich zu laſſen. Mit ihrem Gelde! es wäre zu dumm. Und ſchön muß ſie geworden ſeyn ... ſchön ..!

Der Böſewicht küßte dabei ſeine Fingerſpitzen ſo vernehmlich, daß der Horcherin das heiße Blut zu Herz und Hals drang. „O der Lügner!" flüſterte ſie. Derweilen redete wieder der Peuntner: „Schön, wie ein Engel, ohne ihr zu ſchmeicheln. Darum wirds immer ſchlimmer, ſie zu hüten. Sie hat vier Jahre gewartet, weil Du von Jahr zu Jahr ſie mit goldnen Bergen hinhielteſt. Aber ich fürchte, Deine abenteuerliche Kunſt und Hoffnung ſind ein Blendwerk, wie Deine Treue. Du ſaßeſt gar vertraulich bei einer Dirne, als ich kam. Wer iſt ſie? eine Tochter? die Magd?"

„Dürfte ich nur an Deine Augen, Du nürnberg'ſcher Schroll!" dachte das Mädchen, und machte Krallen aus ſeinen hübſchen runden Händen. Dabei entging Mathilden nicht, daß Giesbrecht auflachte, und hinzuſetzte: „Die Närrin! aber ſie iſt das Mittel, endlich hinter Alles zu kommen, und mein Glück vorzubereiten. Heirathe ſie dann, wer will. Bei'm Eid, Peuntner, ich werde doch nicht der reichen Ottilie die Bettlerin vorziehen, und dabei noch obendrein meine eigene Habe einbüßen? Nein; was geſchrieben, iſt geſchrieben. Aber ..."

„Aber? was willſt Du noch?" fragte Peuntner; worauf Giesbrecht mit gedämpfter Stimme: „Aufſchub und Vertagung bis zum nächſten Dreikönigsfeſt. Wäre ich an jenem Tage noch nicht zurück, ſo mögt ihr immerhin glauben, ich ſey verdorben und geſtorben, mögt immerhin mein Geld zur Hälfte ſchlucken. Sorgt aber nicht, daß ich euch die Mühe mache.“

Nach einigem Schweigen und Hin- und Hergeflüſter ſagten ſie unten: „Topp;“ und klatſchten einander in die Hände. „Spitzbuben!“ murmelte Mechtild.

Es klopfte plötzlich am Hauſe. Zugleich polterten die Kinder die Treppe hinunter, und Frau Schöffer ſchrie nach Mathilde, der ſaumſeligen Kindswärterin. — Das Mädchen rührte ſich nicht von der Stelle, niedergedonnert, und neugierig bis aufs letzte. —

„Fort!“ ſagte Giesbrecht: „der Meiſter iſts; er darf Dich nicht hier ſehen. Stelle Dich in den finſtern Winkel an der Pforte; wenn Schöffer herein iſt, ſchlüpfe Du alsdann hinaus.“ Sie gingen zuſammen. Mathilde fühlte an ihre Stirne; ſie glühte. „Hab' ich denn ein Mühlrad im Kopfe?“ fragte ſie: „Betrug auf Betrug. Der Menſch iſt eine ſchlechte Seele, wie der Vetter. Aha, Freund Giesbrecht, Ihr haltet Euch für unergründlich, für gar zu klug? — Erbärmliches Männlein, das in ſeiner Eitelkeit nicht einmal verſteht, daß eine Jungfer wie ich einen Menſchen wie Euch heirathet, nur, um eine Frau Meiſterin und wohlhäbig zu werden. Wärs nicht das, ich wüßte Schönere zu finden als nur Euch, borſtiger Eber.“

Es entſtand in der Unterſtube ein Lärm, als ob lebhaft gezankt würde. Aber es war juſt das Gegentheil. Schöffer war jubelnd heimgekommen, und machte ſeinem Behagen ſtürmiſch Luft. Auch Giesbrecht ſtimmte in des Meiſters Freude, von der Mathilde nichts begriff. Im Augenblick verließen Meiſter und Altgeſell das Gemach, und liefen ſpornſtreichs nach den Hintergebäuden. — Mathilde rührte ſich noch eine Weile nicht; endlich ſchlich ſie an das Treppenfenſter, in den Hof zu ſchauen. Aus den Räumen der Druckerei ſcholl ein „Vivat!“ nach dem andern. Die Geſellen Alle ſchienen des Brodherrn Vergnügen zu theilen. — Nicht lange, und ſie kamen, wie zum Spaziergang angekleidet, Schöffer an der Spitze, in fröhlichem Getümmel aus dem Schupfen. Mathilde zog ſich ſchnell zurück; ſie zagte, in das ihr plötzlich ſo verhaßt gewordene Geſicht des Nürnbergers zu ſchauen. — „Ich werde mich recht zuſammennehmen müſſen, um des Lügners Gegenwart ertragen zu können;“ ſagte ſie grollend zu ſich ſelber, und athmete leichter, da ſie hörte, daß der luſtige Schwarm ſich aus dem Hauſe entfernte, und die Straße hinabzog.

Erſt, nachdem völlig Ruhe geworden, ging das Mädchen hinunter, auf derbe Scheltworte der Frau Schöffer gefaßt. Zu ihrer Verwunderung jedoch ſaß die Letztere blaß und ſteif auf dem Küchenſchemel, winkte der Baſe näher, und fragte ſchüchtern: „Weißt denn Du, was vorgegangen iſt? Mein Mann ſtellt ſich fürwahr an, als wäre er im Gehirne thöricht geworden. Das hab' ich noch nicht erlebt! Weißt Du, was er gethan hat? Er hat den Geſellen einen freien Tag gegeben, und ſie aufgefordert, mit ihm den Herbſt zu feiern. Sie ſind vor's Raimundithor gezogen, und laufen nach des Kappenbergers Weingarten.“

„Was Ihr ſagt!“ rief auch Mathilde erſtaunt.

„Mir iſt der Schreck in die Glieder gefahren; gewiß und wahrhaftig. Ich kann heute kein bischen arbeiten. Die Tollheit, der räthſelhafte Schwindel ſchlägt mich darnieder. Wenn das der Vater erfährt! die Haushaltung ſteht auf dem Kopfe, und ich weiß nicht einmal, weswegen? Sieh zu, Mathilde, wie Du heute fertig wirſt. Ich will mit den Kindern zu der Frau Henslerin gehen, und mich bei ihr zu Gaſt laden. Schließe das Haus fein ſorgfältig. Halte gute Wacht. Zur Vesperzeit komme ich wieder heim.“

Mathilde hielt die Meiſterin nicht auf. Es konnte ihr nichts erwünſchter ſeyn, als allein zu bleiben mit ihren Gedanken. Daher beförderte ſie aufs eiligſte die ſchwindelnde Hausfrau ſammt ihren kleinen Plagegeiſtern aus dem Heimbrecht, und riegelte ſich ein, wie in eine Feſtung.

Sie ſann und ſann, und des Meiſters ſonderbare Freude bekümmerte ſie dabei nicht im geringſten; ſie hatte blos mit der Demüthigung zu thun, die der hämiſche Giesbrecht ihr bereiten wollte. Sie muſterte alle Mittel, ſich zu rächen, die ihr einfielen. Keines lächelte ihr; — endlich klopfte ſie in die Hände. „Wenn ich's dahin bringen könnte ...?“ flüſterte ſie, ſich erheiternd. Bald ſetzte ſie traurig hinzu: „Nein, ich glaube nicht, daß mich der ungeſchlachte Jonas lieb hat! — Er ließe mich's doch merken; — er hätte ſelber gemerkt, daß ich ihn freundlicher behandle, als die Andern, freundlicher ſogar als den Giesbrecht. Er iſt aber zu roh; ſeine hübſche Geſtalt verdiente einen andern Herrn. Unſer

Herrgott hat ihm Augen gegeben, deren er nicht würdig iſt. Ja — wenn er fein höflich und mir hold wäre ... ich hätte viele Luſt, den aufgeblaſenen Nürnberger mit ſeinem eignen Rathſchlag zu Schanden zu machen. Aber ...... wie dächte der Jonas meiner im Ernſte?“

Sie wollte ſich den Würzburger aus dem Sinn ſchlagen; vergebliche Mühe. Sie hatte ſich noch niemals ſo viel und eifrig mit ihm beſchäftigt, und zürnte der Magd, die auf die Schulter der Sitzenden und Brütenden klopfte, mit den Worten: „Je, Mechtild! was nehmen wir denn heute zum Imbis? Die Frau iſt wie unſinnig davongelaufen, und es brennt nicht einmal das Feuer in der Küche.“

„Eßt, was Ihr wollt!“ verſetzte Mathilde. Die Magd deutete auf die verſchloſſenen Schränke. — „Nun, ſo holt die Schlüſſel von der Meiſterin.“ — „Ich werd' mich hüten. Heut iſt ein böſer Tag.“ — „So kann ich nicht helfen. Faſtet; ich thu's auch.“

Die Magd maulte; ſie begann aber aufs neue, und diesmal mit ſchlauer Heuchelei: „Mir wär's recht; 's iſt ohnedies alle Tage in dieſem Hauſe Charfreitag; aber mich dauert der arme kranke Geſell, der auf ſeiner Kammer liegt, eingeſperrt wie ein Hund, und nicht wiſſen wird, warum er heute ganz und gar hungern ſoll, während ſeine Brüder ſich luſtig machen.“

Das Mitleid bewegte Mathildens Herz. „Meinſt Du den Bopfinger? ſind nicht Alle mit dem Herrn fortgegangen?“ — „Ich hab' ihrer nur viere gezählt;“ antwortete die Magd, und rechnete an den Fingern: „den Altgeſellen, den Wälſchen, den andern Wälſchen, den Jonas, — nein, den Bopfinger — nein, doch den Jonas..; das waren Alle.“

— „Nun ja, der Andres iſt krank; ich will dem Andreas etwas bringen, und auch Dir den Mund ſtopfen; denn, ſo Du der Meiſterin ſagteſt, daß ich einen verſteckten Vorrath aufgeſpeichert habe . . . !“

Die Magd lachte pfiffig, und legte den Finger auf den Mund. Da ſofort Mathilde hinging, und aus ihrer Kammer ein Stück Käſe und ein geſalzenes Rippenſtückchen brachte, nahm die Küchendirne ihren Antheil dankbar, und ſagte nur: „Es iſt gut, daß der Knecht gen Metz gefahren iſt, und von Euerm Reichthum nichts ausplaudern kann. Mir ſolls ſchmecken, und Gott ſchenke Euch viele Marktpfennige, Jungfer. Leider kommts gar zu ſelten an Euch, den Markt zu beſuchen.“

Mathilde hörte nicht auf das Gerede, ließ die ſchwatzende Magd hinter ſich, und ging nach der Druckerei. Vor der verſchloſſenen Pforte ſtutzte ſie, und ſchlug ſich vor den Kopf. „Wie einfältig! hätte ich nicht wiſſen ſollen, daß der Vetter ſtets den Schlüſſel bei ſich trägt?“ Dann griff ſie, raſch beſonnen, nach ihrer Taſche: „Ah! da habe ich ja noch den Schlüſſel, den mir Giesbrecht gegeben. Der Tropf hat ihn vergeſſen.“

Die Thüre war ſchnell offen, eben ſo ſchnell wieder zugemacht. Die Schelmin wollte von der Gelegenheit Vortheil ziehen. „Ob wohl mein Name noch an allen Wänden ſteht?“ fragte ſie ſich, und drang in die düſtern Gewölbe der Werkſtatt; der hungrige Andreas mochte warten. Sie durfte darauf rechnen, daß der träg zu Bett liegende Schwabe ſie nicht ſtören würde.

Die Heimlichkeit ihres Beginnens und der eigenthümliche Farb- und Oeldunſt in der Werkſtätte ſchnürten ihr das Herz ein wenig zuſammen. Leiſen Schritts und ſchüchtern, als wandle ſie an einem heiligen Orte, verlor ſie ſich in dem Labyrinth der Werktiſche, der Preſſen, der Setzerſtände. Sie betrachtete mit verwunderten Augen die Kaſten, voll von hölzernen Buchſtaben, von gegoſſenen, nagelneublitzenden, von geſchwärzten und unkenntlichen Lettern. Vor den abgelegten Formen der nach alter Weiſe durchaus in Holz geſchnittenen Columnen, die beſtäubt im Winkel lehnten, wie vor dem Schöndruck eines aus der Preſſe gekommenen Bogens, den die Geſellen hatten liegen laſſen, wie er lag, wich das Mädchen aus, wie vor Zauberdingen. Sein Blick flog an die Wände. Sie waren mit Sprüchen und Buchſtaben in weißer, gelber und rother Farbe beſchrieben von oben bis unten, und manches M glänzte aus dem Krimskrams prahleriſch hervor; aber vor den Augen der Jungfrau ſchwammen kräuſelnd die Schriften durcheinander, denn ſie hatte die blaue Mütze bemerkt, die Jonas zu tragen pflegte, und wohl auf ſeinem Stand vergeſſen haben mochte. Mechthild bewunderte die Ordnung auf dieſem Platze; den Spiegel, der daſelbſt angebracht war, damit der Jüngling, zum Dienſt bereit, jeden Wink ſehen mochte, den ihm einer der Geſellen zu geben hatte; das grüne Gärtchen von Schlingpflanzen, welches der Würzburger an dem Gitter des neben ſeinem Stande gähnenden Kellerfenſters gezogen hatte, um die kerkerhaften Schranken zu verkleiden. Auf dem Tenakel des Setzerlehrlings ſteckte ein Papier, worauf groß zu leſen „Mathilde.“ — Gleich dabei lag der Winkelhaken, worein große und neue Buchſtaben geſetzt waren. Das Mädchen nahm das ſeltſame Ding in die Hand, konnte ſich in die krauſen Buchſtaben nicht finden; jedoch, da es zufällig dieſelben gegen den Spiegel drehte, las es darinnen unſchwer und abermals: „Mathilde.“ —

— „Ach, ſo hat der Betrüger diesmal doch nicht gelogen?“ ſagte ſie halblaut, mit inniger Befriedigung: „Jonas denkt meiner, hat mich lieb, und will meinen Namen mit den ſchönen ſilbernen Buchſtaben verherrlichen?“

„Ihr ſeyd mehr als Silbers, Ihr ſeyd Goldes werth, und keine Perle des Morgenlandes reicht an Eure Köſtlichkeit!“ hob plötzlich hinter ihr eine Stimme mit freundlichem Scherze an. Mathilde drehte ſich nicht um; der Spiegel zeigte ihr des Liebenden unerwartete Perſon; der Winkelhaken fiel aus ihrer Rechten, aus der linken Hand das Körbchen mit dem Imbis aus dem Stegreif; Mathilde ſelbſt ohnmächtig an die Bruſt des hocherfreuten Lehrlings, dem in ſeiner Begierde, der Geliebten zu helfen, keine beſſere Arznei einfiel, als ſeine Küſſe. Er küßte ſie, bis ſie erwachte, bis ſie ſchamroth wurde, bis ſie ſich erzürnte — bis ſie vergab, bis ſie vergalt Gleiches mit Gleichem.

Und nachdem einige Minuten der unſchuldigſten Seligkeit alſo hingeſchwunden, war Mathilde ſchon tapfer genug geworden, daß ſie dem Jüngling die gelben Haare aus dem roſenrothen Geſicht ſtrich, ihm tief in die Augen ſah, und mit freudigem Staunen fragte: „Sagt mir nur, Jonas, was Ihr mit Euerm Antlitz angeſtellt habt, und ob Ihr zwei Zungen im Munde führt, die grobe und die feine? Denn Euer Geſicht iſt ſo klar und verſtändig, und — ſo viele junge und alte Mannsbilder mir bisweilen in die Ohren flüſterten, was mir gefiel, wenn ichs ſchon nicht merken ließ — Schöneres als Ihr, haben ſie mir, alle zuſammengenommen, nicht geſagt.“

Der Geſell lachte, wie ein Schalk. „Die Minne bändigt Löwen, erzählt man; und Löwen ſind die ungeſchliffenſten der Raubthiere. Warum ſollte der grobe Jonas nicht zahm werden, da Ihr ihm erlaubt, in Euer Herz zu gucken, worinnen für ihn ein Zaubergarten blüht, voll von Liebesblumen?“

Das Mädchen horchte immer verwunderter zu; der Jüngling hielt ihre Hände ſanft in die ſeinigen geſchloſſen, und fuhr fort: „Hätt' ich mir doch nicht träumen laſſen, daß die Strahlen freudiger Minne dieſe rußigen Wände vor meinen Augen vergolden würden? Dieſe Wände, in die ich einging mit Schrecken und Beſorgniß, als ein ſcheuer Dieb, und worinnen mir auf einmal ein Kleinod wird, das ſich mir von ſelber ſchenkt, das ich nicht zu ſtehlen brauche? Und ich grämte mich, und ich zählte kummervoll die Tage und hatte kaum den Muth, meine Sehnſucht in Einfalt und Tölpelei zu vermummen? Ich ärgerte mich, daß Mathilde des hochmüthigen Dummkopfs Frau werden ſollte, und ſiehe: ſie wird mein, mein Weib!“

Mechtild erſchrack. „Ei, Ihr baut Eure Schlöſſer geſchwinde und hoch in die Luft;“ ſagte ſie: „Ihr ſeyd ſchon im Reinen; — wir dürfen uns nur in Haus und Hof ſetzen, glaubt Ihr? Aber Ihr vergeßt den Gieſbrecht, und den Eigenſinn des Meiſters, und ſeine Frau, die Euch nicht ausſtehen kann....“

— „Was hat das Volk zu ſagen?“ lachte Jonas, und ſtreichelte Mechtilds glühende Wange: „der Vater Feilenhauer, die Mutter Wäſcherin ... nur dieſe haben zu entſcheiden.“

„So? wie ſteht's aber mit Eurer Mutter? die reiche Frau wird ſich für das Kirchenmäuschen von Schwiegertochter bedanken; he?“

— „Die Mutter läßt mir den freien Willen; thuts doch ſogar der Vater?“

„Ach, das glaub' ich: Euer guter Vater, der im Himmel ſitzt....“

— „Das hör' ich zum erſtenmale, Mathilde.“

„Ihr redet ruchlos, wie ein Mohr! Ihr habt den Kopf nicht beiſammen, Vetter!“ — Kaum war das Wort heraus, ſo that Mathilde einen kleinen Schrei, und fügte troſtlos hinzu: „Ach, wir ſind Vetter und Baſe, Jonas! Ach, wir dürften vielleicht gar nicht Mann und Frau werden! Ach, Rom iſt ſo weit, und der heilige Vater iſt nicht alle Tage aufgelegt, Dispens zu ertheilen!“

— „Welch' ein Lärm um nichts, Mechtild! Es iſt ja gar nicht wahr, daß ich Dein Vetter bin!“

Das arme Kind war verſteinert. „He! Jungfer! die Frau iſt wieder daheim, und fragt nach Euch!“ kreiſchte die Magd im Schupfen und trommelte an der Thür mit plumpen Fäuſten. — So nahm das behagliche Geplauder und Geſtändniß der erſten Brautlaufſtunde ein Ende. —

Und nur ein kleines Stündchen ſpäter ſah es in dem Heimerhof gar ſeltſam aus. In einem Winkel trutzte Mathilde, die von der Meiſterin geſcholten worden war, weil ſie im Dienſte läſſig, und zu lange bei dem kranken Geſellen geweſen; in einer andern Ecke kaute Frau Schöffer erbittert an den Nägeln, umgeben von ihren Kindern, die ſich mit dem Kummer der Mutter nichts zu ſchaffen machten, aber dafür kaum ihre Augen von einigen ſchwarzen Herren verwendeten, die ſich plötzlich eingefunden hatten, und geheimnißvoll ſchweigend in dem Wohnzimmer ſtanden oder umhergingen. Die feierlichen Beſucher waren Herr Gensfleiſch zum Guttenberg; der Doctor Humery, deſſen Freund; der Notar Hemasſperger, mit dem Schreibzeug am Gürtel; und der ordentliche Richter Gensfleiſch, auch Johannes genannt, wie ſein Verwandter, der die Buchdruckerkunſt erfunden. Keiner von ihnen ſprach eine Sylbe; ſie ſchienen zu warten.

Es ging ſchon gegen Abend, als ein Gerichtsbote ins Haus trat, und dem Richter meldete, daß er den Meiſter Schöffer nebſt vier andern zu ihm gehörigen Leuten im Kappenbergiſchen Weingarten angetroffen habe, und daß ihm beſagte fünf Männer auf dem Fuße folgten.

Humery fragte ſeinen Freund triumphirend: „Glaubt Ihr nun endlich, Henne, was ich ſo lange ſchon in Euer Ohr redete? Jetzt haben wir den Vogel mit ſeinen heimlichen Geſellen, und es müßte wunderlich zugehen, wenn er ſich herauszulügen wüßte.“

Der argloſe Guttenberg ſchüttelte den Kopf, erwiedernd: „Verdammt nicht, Ihr hättet zuvor den andern

Theil gehört. Ich glaube immer noch an ein Mißverſtändniß. Wir hatten's ſchriftlich ausgemacht, und der Fuſt wie der Schöffer halten ernſtlich am Geſchrift."

„Das meine ich ebenfalls," nahm der Richter, ſeines Verwandten Feind, mit Heftigkeit das Wort: „Es kann Euch Strafe koſten, Guttenberg, Humery. Wenn Schöffer bewieſe, daß ſeine Gehülfen geborne und anſäßige Mainzer ſeyen . . . ?"

„Dann hätt' ich nichts zu ſagen, und abermals einen Handel verloren; „erwiederte Guttenberg gefaßt.

„Wir wollen ſehen. Die Strafe zu zahlen iſt dann immer noch Zeit, und zwar meine Sache, weil ich die gerichtliche Forſchung veranlaßte." So ſprach der Doktor, der ſeiner Sache gewiß war. — Eben traten Schöffer und die Seinen in die Fußtapfen des Gerichtsboten.

Sie waren klarer im Kopfe, als gewöhnlich Leute, die aus den Weinbergen kommen, zu ſeyn pflegen. Die Sparſamkeit des Meiſters bürgte übrigens hinlänglich für ſeiner Leute Nüchternheit und Ordnung. Der Bepfinger allein war luſtiger und noch vorlauter als gewöhnlich. —

„Was begehren meine weiſen und geehrten Herren?" fragte Schöffer mit der demüthigen Freundlichkeit, die er anzunehmen wußte.

Der Richter, ſtatt ſein Amtsgeſicht vorzunehmen, fragte leutſelig entgegen: „Wollt Ihr uns eine geringe Auskunft geben, Meiſter? denn voraus bemerke ich, daß ich an Eurer Rechtſchaffenheit zu zweifeln keine Urſache habe. Aber das müßige Maul der Leute ſchwatzt viel, wenn der Tag lang iſt, und das iſt auch der Fall geweſen, da man ſich von Eurer Kunſt und Rühmlichkeit unterhielt.“

Humery zuckte ungeduldig mit den Schultern, trippelte mit den Füßen. Der Richter ſendete ihm einen ſtrafenden Blick, und fuhr fort: „So iſt das Geſchwätz ſo weit gegangen, daß man behauptete, Ihr hättet in Eurem Hauſe Geſellen verborgen, die Euch verboten ſeyen. Was ſagt Ihr darauf? Beſinnt Euch, guter Meiſter. Wir hören Eure Erklärungen gerne an“

Schöffer entgegnete aber geſchwinde: „Wäre mir verboten, Geſellen zu halten? — Allerdings habe ich deren viere. Ich brauche die Vier. Womit ſollte ich mein“ — er ſah den Guttenberg keck an — „ſo theuer erkauftes Gewerbe betreiben? Meine Hände und Augen reichen allein nicht hin.“

Der Bopfinger ſetzte vertraulich hinzu: „Wenn der Meiſter auch mit allen Vieren arbeitete, ſo langt's nicht. Es iſt noch ein Fünfter da. Wo iſt der Fünfte?“ — Auf einen Rippenſtoß des Giesbrecht beſann er ſich und ſchlug ſich an die Stirn: „Ja ſo, der Würzburger! er hat mich heute abgelöſt.“

„Man ſchweige!“ befahl der Richter. „Laßt den ehrlichen Menſchen nur reden;“ ſagte hinwieder der Doktor: „hört ſelbſt, ob er eine mainzeriſche Zunge führt, oder eine ſchwäbiſche.“

„Silentium!“ ſagte der Richter: „Es handelt ſich nicht eigentlich um die Geſellen, Meiſter Schöffer ....“

„Dennoch, dennoch!“ unterbrach der unermüdliche Humery: „auch um die Zahl handelt es ſich. Vier iſt die ausgemachte und beſchworne Zahl, und der ehrliche

Schwabe hat einen fünften geſtanden. Wo iſt der fünfte? Dann wollen wir erſt weiter ſehen."

„Kein Geſell. Ein Lehrling;" bemerkte Giesbrecht.

„Auch den Lehrling wollen wir heraushaben;" forderte der unerbittliche Doktor. — Der Richter kaute an den Lippen, und befahl, daß man den Lehrling vorführe. — „Holt ihn, Giesbrecht;" ſagte Schöffer lächelnd. Giesbrecht griff nach dem Schlüſſel, ſchaute dann verſtohlen nach Mathilden, die ſeine Verlegenheit nicht zu bemerken ſchien. „Ich habe den Schlüſſel verlegt, Meiſter;" antwortete er. Schöffer ſchüttelte unzufrieden den Kopf: „Ich werde ſelbſt den Jonas herauslaſſen. Auf Alles, meine Söhne, was Euch die gelehrten Herren da während meiner Abweſenheit fragen möchten, — antwortet nur die lauterſte Wahrheit." — Somit begab er ſich hinaus.

Guttenberg flüſterte dem Doktor zu: „Wir ſind im Unrecht; ich will's erleben. Ihr ſeyd ſo haſtig, Herr, ſo vorſchnell. Der Schöffer — er mag ſeyn, wie er will — hält ſich ſtreng an's Recht; ich bin davon überzeugt. Seht nur ſeine Ruhe, ſeine Zuverſicht. Ihr glaubt immer das Böſe von den Menſchen. Schade um Euch, Humery."

„Ihr wollt nimmer klug werden;" gab ihm der Doktor zur Antwort: „doch läugne ich nicht, daß die Kälte des falſchen Chriſten mich ſtutzig und ungewiß macht. — Erlaubt, Herr Richter Genefleiſch, daß ich dieſe Leute indeſſen nach ihrer Heimath befrage."

Der Richter meinte zögernd: „Es iſt nicht Brauch und Herkommen, daß außer der Gegenwart des Beklagten vorgefahren werde ...."

„Ei, warum denn nicht? Zudem gab der Meiſter ſeine Zuſtimmung. Ihr erlaubt, wohlweiſer Herr.“ — Mit den Worten drehte ſich Humery zu dem Giesbrecht: „Eure Heimath?“ —

„Nürnberg; Goſtenhof, die Vorſtadt. Ich bin vier Jahre hier in Arbeit.“

— „Aha! der zweite?“

„Andreas Guldenſchaf, von Bopfingen gebürtig. Mein Vater und meine Mutter ſtammen aus der Wetterau, und ich habe noch einen Bruder, der zugleich meine Schweſter iſt: Zwillinge, zu dienen, edler Herr. Dieſe Zwillinge ſind aber die einzigen Guldenſchafe, die außer mir ....“

— „Gut, gut; mehr als genug. — Der dritte?“

„François Etienne, aus Lyon, im Königreich Frankreich.“

— „Immer beſſer. Der Vierte endlich?

„Marco Bodini, ein Unterthan der erlauchten Republik Venedig.“

— „Oho? auch Wälſchland hat ſeinen Beitrag geliefert? Wie traf ſichs, daß Ihr beide, Etienne und Marco, ſo weit von euerm Vaterlande, in Schöffers Dienſte gekommen ſeyd?“

„Wir waren vordem Goldſchmiedgeſellen und Juwelenarbeiter zu Paris und Nancy, und endlich in der Werkſtätte des Meiſters Johannes Fuſt;“ berichtete Etienne.

Marco ſetzte hinzu: „Herr Fuſt und Schöffer haben uns zu der neuen Schwarzkunſt geworben, weil die lateiniſche Sprache uns geläufig iſt. Wir hofften auf eine gute Zukunft im Vaterland, aber die gegenwärtige Zeit iſt hart; wir ſind Gefangenen gleich. Betrachtet unſre Haarſchur; wenn wir zu Zeiten unſerm Kerker auch entlaufen könnten, um einen Abend unter fröhlichen Leuten zu verbringen, — wir thäten's nicht, weil wir uns der Tonſur ſchämen und darob ausgelacht werden würden.“

„Wollt Ihr noch mehr, Herr Richter? und Ihr, allzunachſichtiger Freund?..“ fragte Humery, ſich die Hände reibend: „fünf Geſellen, ſtatt viere, und ein Jeder von ihnen der Stadt Mainz wildfremd?

Schöffer kam in Begleitung des Jonas zurück. Der vierſchrötige Lehrjunge wurde mit Lachen begrüßt. Der Notar erhob ſich und begann eintönig, ein Pergament entfaltend: „Da zu erhellen ſcheint, daß Ihr, Meiſter Peter Schöffer, ein eingekaufter Bürger von Mainz, Euch gegen einen wichtigen Artikel verfehlt habt, der in dem Vertrage zwiſchen Euch und dem edlen Herrn Gensfleiſch von Sorgenloch, genannt zum Guttenberg, de dato Vorabend des Himmelfahrttages des Jahres unſers Herrn .....“

„I, Albrecht! wie kommt Ihr in dieſes Haus?“ fragte Guttenberg unbefangen und freundlich, indem er auf den ſogenannten Lehrling zuging. — Die Geſellen lachten, und Jonas erwiederte kurz: Was geht das Euch an? Wer ſeyd Ihr?“

„Habt Ihr mein Geſicht ſo ſchnell vergeſſen? Kaum ſind ein paar Monden verſtrichen....“

„Weiß nicht, was Ihr wollt. Ich kenne Euch nicht, ſo wenig, als Ihr mich kennt, ſonſt müßtet Ihr meinen

Namen wiſſen, und der iſt Jonas Haidenbach, ein Würzburger, mit Vergunſt.“

„Mein Vetter, meines Schwiegervaters Neffe;“ bekräftigte Schöffer, und raunte dem Jonas zu: „Aergre Dich nicht; der Mann wird ſchwach vor Alter; ſein Gedächtniß wankt.“

Guttenberg wiegte, zurücktretend, ſein Haupt zweifelnd. Humery erinnerte ihn dringend, daß er bei der Hauptſache bleiben möchte. „Was kümmert Euch der Burſche? Behauptet Euer Recht, das ſo ſchändlich verletzt worden iſt. — Weiter, Notarius! Erwägt Alles fein unpartheiiſch, Herr Richter!“

Die Stimmen des Letztern und des Notars erhoben ſich zumal. Schöffer winkte dagegen mit der Hand, und rief: „Nur ein Wort, liebe Herren und Freunde. Alles, was ich gethan, durfte ich thun. Seht dieſes Privilegium unſers hochwürdigſten Herrn Erzbiſchofs. Es entfeſſelt unſre freie, würdige Kunſt von allen Banden der Verträge, rückwirkend, ſo wie für die Zukunft beſchließend. Wollet leſen, Herr Notarius.“

Richter, Doktor und Guttenberg horchten überraſcht zu. Das Privilegium befreite in der That die Meiſter Fuſt und Schöffer von allen Pflichten und Laſten, die ihnen Verträge, Eide und Beſiegelung jemals hatten auferlegen können, und erlaubte den Meiſtern, ſo viele Geſellen als nöthig, und zwar aus aller Herren Länder ohne Unterſchied anzunehmen. „Alles aus gnädiger Erkenntlichkeit für den Gehorſam, den die Meiſter dem „Fürſten geleiſtet haben; unter Androhung des höchſten „Zorns, wenn einem Menſchen beigehen ſollte, die Zu-

„haber des Gnadenbriefs in dem Genuſſe ihrer Privilegien zu ſtören.“

Richter und Kläger umgaben den Notarius, und laſen ihm nach von Satz zu Satz. „Hm?“ fragte der Richter langgezogen, und ſehr zufrieden. „Hm!“ ſtieß Humery kurz und verdrießlich heraus. „Hm?“ ſchnurrte Guttenberg ohne Verzagen, ſondern lächelnd dem Doktor zu: „Wer hatte Recht, Freund Humery? Ich dachte wohl, daß Schöffer gut geharniſcht ſeyn würde. Nichts für ungut, Meiſter. Ich hatte mich beſchwatzen laſſen. Aus lauter Freundſchaft hatte mich der Doktor beſchwatzt. Ich bitte Euch den Ueberfall ab. Ihr werdet wiſſen, daß mir der Handwerksneid ein fremdes Ding iſt. Macht fort; Euer trefflicher Kopf und Eurer Hände wunderbare Geſchicklichkeit werden meine rohe Erfindung zu hohen Ehren bringen.“

Schöffer bückte ſich beſchämt. Er wußte ſich nicht Rechenſchaft zu geben, ob der Biedermann ſeiner ſpotte, oder nicht. Seiner ungetreuen Ränke ſich bewußt, mit einer Aufwallung von Reue, wagte er, dem Guttenberg ſeine Hand hinzuſtrecken, und zu ſagen: „Ich bitte um die Fortdauer Eurer Freundſchaft.“

Die Hand des Rechtſchaffenen kam ſchon der wucheriſchen entgegen, als Humery böſe dazwiſchen trat. „Was fällt Euch ein, Freund Guttenberg? Wann hätte je der Geplünderte dem Plünderer ein „Topp“ geſagt? Kommt, kommt, Ihr geſchlagner Mann. Ich will zu Hauſe die Sporteln abzählen, die mich dieſer Gang koſtet, und wir können uns dabei von der Blindheit der Frau Juſtitia unterhalten.“

Indeſſen gratulirte der Richter dem Schöffer, und der Notar packte ſeine Geräthſchaften zuſammen. Die Geſellen ſchwatzten bunt durch einander. Jonas, der alle Welt beſchäftigt glaubte, zupfte den Guttenberg verſtohlen beim Mantel. „Verrathet mich nicht;“ bat er leiſe den Umſchauenden. Mit einem leichten Kopfſchütteln die Bitte gewährend, ging Guttenberg nebſt dem Doktor fort; der Richter, der Notar, der Bote folgten. — Aber des Lehrlings Geflüſter war, wenn nicht gehört, doch bemerkt worden; von dem Auge des Argwohns, von dem Auge der Liebe. —

Giesbrecht hatte ſich der Frau Schöffer genähert, und mit ihr ein paar Worte gewechſelt. Die Meiſterin raunte dem freudetrunknen Meiſter etwas in's Ohr, und befahl der Mathilde, die Kinder zu Bett zu bringen. Das Mädchen gehorchte mit äußerlicher Gleichgültigkeit. Giesbrecht ſtrich an ihr vorüber. „Wo habt ihr meinen Schlüſſel, Nachläſſige?“ murmelte er. Mathilde hörte nicht, und ging in das Schlafgemach der Schöfferſchen Eheleute hinauf.

„Legt euch ſchlafen;“ ſagte der Meiſter, ſeine eiteln Prahlereien plötzlich unterbrechend: „Geht, Jonas, Steffen, Marx. Ich habe die Thüre offen gelaſſen, weil Giesbrecht ſo unvorſichtig geweſen, den Schlüſſel zu verlegen. Ich ſperre zu, wann der Altgeſell und der Bopfinger das Neſt ſuchen. Vor der Hand habe ich mit beiden noch zu reden.“

Die drei Entlaſſenen zogen ſich zurück. Nachdem ſich Schöffer verſichert, daß Keiner forſchend zurückgeblieben, ſprach er: „Nun, um des Herrn Blut willen!

was ſoll die Hinterſteckerei? was willſt Du, Frau? was Ihr, Giesbrecht? was habt Ihr mit mir und dem guten Kerl, dem Andreas vor?

Die Schöffer begann: „Nun? als ich Dir ſagte, den Jonas fortzuſchicken? he? war ich klug?“

— „Weib, ich verſtehe Dich nicht.“

„Soll Dir der Giesbrecht die Schuppen von den Augen ziehen, wie er mich mit ein paar Worten ſehend machte? Redet, Nürnberger.“

— „Meiſter, Ihr ſeyd nicht allein ſo dumm;“ lachte der Bopfinger: „ich weiß auch nicht, was die Meiſterin mit ihrem Kauderwelſch ſagen will.“

„Du wirſt es bald begreifen,“ nahm Giesbrecht mit gewohnter Salbung das Wort: „Du ſollſt uns erſt recht auf die Sprünge helfen. — Meiſter, ich fürchte, Ihr und wir Alle ſind ſchändlich hinter's Licht geführt worden.“

— „Poß Stern! wie ſo?“

„Der Jonas ...? wie hat ihn der Guttenberg angeredet? Nun? er hat geläugnet, frech und tapfer und glücklich geläugnet. Wohl; aber — bei'm Eid! der Burſche iſt nicht, wofür er ſich ausgibt.“

„Pah! Ihr habt Käfer im Kopfe!“ ſpottete der Meiſter, und hielt ſich lachend die Rippen. Noch lauter lachte Andreas. „Nürnberger, ſey geſcheit! wer ſoll er denn ſeyn, wenn er nicht Er ſelber iſt?“

„Dummkopf!“ keifte die Schöffer: „ſagt's ihm; das von dem Zupfen, Giesbrecht; ſagt's ihm, dem ungläubigen Thomas.“

Der Altgeſell erzählte weitſchweifig „das von dem Zupfen“ und wie Jonas dem Guttenberg in die Ohren geziſchelt habe. — Schöffer, der, wie alle Leute, die ſich auf ihren Scharfſinn viel einbilden, durchaus nicht zugeben wollte, daß er ſich in ſeiner Meinung von einer Perſon geirrt habe, erwiederte auf Alles nur: „Ihr ſeyd närriſche Menſchen. Der alte Guttenberg iſt halb blind, und kennt ſeine Leute nicht mehr beim Lampenſchein. Mein ſeliger Großvater hat einmal einen Weidenſtumpf für den Amtmann angeſehen und ihm den Rock küſſen wollen. Von dem Gezupf glaube ich nichts. Blendwerk! Der Jonas hat vielleicht die Mechthild gezupft, und dem Giesbrecht ſind dabei die Augen übergegangen. Der neue Wein, die Eiferſucht, ſie machen blind, wie der Schwalbenmiſt. Hahaha! der Haidenbach wäre nicht der Haidenbach! Und der Brief von ſeiner Mutter, und die Familien-Geſchichten, und der leibliche Oheim vor der Thüre? Hahaha! dergleichen Abentheuer werden heutzutage verſtändigen Leuten nicht mehr vorgeſpielt.“

„Hahaha!“ lachte Andreas mit: „das wäre juſt, als ob mein Zwilling käme, und ſagte, er ginge mich nichts an, und er ſey Bruder und Schweſter von einem andern Bruder!“

„Schweige, Du Schnepperer!“ unterbrach ihn Giesbrecht unwirſch:“ ich habe jetzt gerade mit Dir zu reden, und auf meine Fragen antworte, wenns beliebt. Paßt auf, Meiſter. Jetzt treffe ich den rechten Fleck, Meiſterin. — Sag an, Du fauler Geſell: wie lange biſt Du krank geweſen?“

Der Bopfinger, verlegen: „Ei ja ... ich weiß nicht, ... hab's nicht gezählt ...“

„So? der Spuck hat lang genug gedauert. Wo hats Dir gefehlt?“

— „Hm ... ei ... überall. Viele Müdigkeit, viel Schlaf ....“

„Viel Hunger und Durſt?“

— „Richtig, und dabei .... daß Dich's Mäus—...! wie ſag' ich nur? dabei keine Freud an der Arbeit ...; ja; das war's.“

„Das glaub' ich Dir herzlich gern. Du redeteſt aber von Kopfweh und Seitenſtechen?“

„I, der Jonas hat mir's angerathen, denn, ſagte er, in Kopf und Leib können ſie dir nicht ſchauen, Du armer, geplagter Knabe.“

„Ha! der Jonas?“ riefen die drei Zuhörer.

Der Bopfinger wurde bleich ob ſeines vorlauten Geſchwätzes; aber der Fluß, worein ſeine Zunge gerathen, war nun nicht mehr zu halten. Er bekannte umſtändlich, daß ihn Jonas beredet habe, ſich krank zu ſtellen, und daß er's gerne gethan, weil Jonas ſich anerboten, ſeinen Dienſt bei'm Schriftgießen zu verſehen, und ihm noch obendrein Geld gegeben, damit er ſeine Verſtellung fortſetze, und nicht plaudre. „Deſſen hätt' ich mich auch nicht unterſtanden,“ ſchloß Andreas ſeine Beichte: „weil ich gemerkt hatte, daß mein Schlafgeſell viel ſtärker iſt, als ich, und weil ich nicht gern bei Einem ſchlafe, der mich prügelt, Nacht für Nacht, was mir unfehlbar mit dem Jonas im Garten gewachſen wäre. Und als heute der Meiſter kam, uns in den Moſt zu führen, da war ich traurig, und meinte, ich dürfe nicht mit. Nun war aber Jonas heut ein guter Kerl, und befahl mir, mitzugehen, und mich geſund zu machen. ‚Er wolle allein zu Hauſe bleiben, denn er habe zu ſchaffen, ſagte er.“

„Zu ſchaffen, zu ſchaffen!“ wiederholte Schöſſer, indem er weiß, wie die Wand wurde, und krampfhaft in ſeinen Taſchen ſuchte. Dann platzte er, wie ein Verzweifelnder heraus: „Zu ſchaffen? Ja wohl, ja wohl! ich beſtohlner, elender Mann. Wenn doch der Erzbiſchof im Himmel ſäße! er hätte mich heut nicht rufen laſſen, ich hätte nicht in der Beſtürzung vergeſſen, meine Arbeitsſtube zu verriegeln .... ach, mein Gott! alle meine Geheimniſſe ſind preisgegeben; meine Recepte, meine Formeln lagen auf dem Tiſche ausgeſpreitet. Der Jonas hatte die Nacht hindurch mit mir gearbeitet ... er hatte juſt friſchen Zeug *) in die Stube gebracht .... er wird alles geſtohlen haben ... !“

Voll von eigner Begierde und Lüſternheit nach den erſehnten Arkanen warf Giesbrecht dem Meiſter ein: „Nicht doch, Meiſter. Der Bube klopfte hernach ſo getroſt an unſre Thüre, kam ſo unbefangen in die Druckerei, um mich zu Euch zu berufen; er hat ſeinen Auftrag ſo glatt und dreiſt ausgerichtet, daß ich nicht an den Diebſtahl glauben kann .... ob er ſchon ein verdächtiger Bube iſt. — Setzt Euch, Meiſter, Eure Beine zittern .... ich will gleich nachſehen ....“

Der raubluſtige Altgeſell, die Gelegenheit erfaſſend, hatte ſchon einen Fuß auſſer der Thüre, als die Meiſterin den Eiligen mit Geyerfängen packte, indem ſie ſchrie: Halt, halt, Ihr ſeyd alle Spitzbuben! Keinem von Euch iſt zu trauen. Geh ſelbſt, geh ſelbſt, Du langweiliger, vergeßlicher Peter! geh ſelbſt, oder ich will Dir Füße machen.“

---

*) Metallmiſchung zum Gießen.

„Du haſt Recht, fürwahr;“ erwiederte Schöffer geſchmeidig, erholte ſich, und lief, was er konnte. Seine Frau ſtellte ſich breit vor die Thüre der Stube, und ließ weder den ſcheltenden Giesbrecht, noch den Bopfinger, der gerne dem aufziehenden Donnerwetter entgangen wäre, aus dem Gemach.

Kaum waren einige Minuten verſtrichen, ſo kam Schöffer mit ſonnenklarem Geſicht zurück. Er hatte Alles in Ordnung gefunden, er vermißte keinen Papierſtreifen. Das Selbſtbewußtſeyn des Glücklichen thronte wieder auf ſeiner Stirne. „Blinder Lärm, leere Angſt!“ ſagte er, verſchnaufend: „das war ein Tag der Irrungen. Ich will Euch nicht mehr ſchelten, Giesbrecht, daß Ihr einen Schlüſſel verlegt habt, da mir's ſelbſt nicht beſſer ging. Aber der Schlüſſel muß ſich wiederfinden, Giesbrecht; das ſag' ich Euch, und ehe wir von Euern Hirngeſpinnſten weiter ſprechen, befehle ich ... horch! was poltert denn ſo ſpät durch die Gaſſe?“

„Ein Wagen ... Pferde trappen, Räder knarren .... der Wagen hält ſtill .... wer klopft?“ So fragten Meiſterin und Geſellen horchend.

„He! he! Kathrein! Kathrein! Mechthild! Peter, mein Eidam, wo ſteckt Ihr? ..“ rief eine heiſre Stimme an's Fenſter, und der Knecht des Hauſes klatſchte drauſſen den wohlbekannten Peitſchengruß. —

„Was? wie? der Vater! der Vater!“ Schöffer und ſeine Frau ſtürzten hinaus, die Magd brachte Lichter an die aufraſſelnde Hausthüre. Die Geſellen gafften. Aus dem mit Segeltuch bedeckten Karren ſtieg, in den ſchweren Pelzrock gehüllt, die Sammetkappe über die

Ohren und den Nacken gezogen, der Meiſter Johannes Fuſt. Nicht die Hand, aber eine ſchwer mit Geld gefüllte Waidtaſche reichte er ſeinen Kindern zuerſt; behutſam wurde der Mammon in's Haus geſchleppt, und, ſobald ſich der müde Greis geſetzt hatte, unter den Stuhl, als in eine ſichre Höhle, niedergelegt.

„Bringt Ihr den Kindern etwas mit?“ fragte die Tochter.

„Habt Ihr gute Geſchäfte gemacht?“ fragte der Schwiegerſohn.

„Ich hab' Alles verkauft, ſchwer Geld gewonnen, aber keine Geſchenke mitgebracht, weil die weite Reiſe an und für ſich theuer genug war;“ antwortete der Vater huſtend. Da bemerkte er die beiden an der Wand aufgepflanzten Geſellen, und bereute, daß er von Geld geſprochen, und ſuchte, die unbeſonnene Rede zu verbeſſern. „Das heißt: wenn ich von ſchwerem Gelde rede, ſo verſtehe ich darunter anvertrautes Gut, das mir der Churfürſten Rentmeiſter von Alzey mitgab. Es gehört dem Churfürſten, und hat mir bittere Angſt gemacht, denn allenthalben redet man von nichts, als von den Schaaren des Naſſauers, die ſich in der Gegend ſehen laſſen, und alle Wege verlagern ſollen.“

„Heilige Mutter! wenn Euch das Geld abgenommen worden wäre!“ ſchrie Frau Schöffer, die ihren Vater begriffen hatte, da er das Mährchen von dem Rentmeiſter vorbrachte.

Schöffer, gleichfalls einverſtanden, ſetzte hinzu: „Mit den Naſſauern hat es ſeine Richtigkeit. Bei Kappenbergers iſt davon geredet worden. Einer von Ingelheim wollte viel reiſig Volk im Felde geſehen haben.“

„Gott ſey geprieſen, daß ich wieder im ſichern Mainz bin!“ ſeufzte Fuſt von Grund ſeines Herzens: „der Knecht, den Ihr mir ſchicktet mit dem Wagen, fand mich ſchon auf der Reiſe.“

„Freilich. Ihr wärt erſt in einigen Tagen eingetroffen; ſo rechneten wir.“ Das ſprach der Schwiegerſohn, indem er nach dem Rechnungsbeutel griff, und ſeinen Fuß entzückt auf die vollgepfropfte Waidtaſche ſetzte.

— „Ja, ja, ich hab' mir Gewalt angethan,“ fuhr der Greis huſtend fort: „ich dachte ſchon, ich ſollte in Metz begraben werden, ... aber ich raffte mich zuſammen, und reiſte trotz der Krankheit ab.“

„'s iſt wahr: Ihr ſeyd krank geweſen?“ ſprach die Tochter gleichmüthig: „der Aufenthalt in der Fremde iſt gar theuer, und wenn nun vollends eine Krankheit oder ein Sterbfall mitunterläuft .... die Herberger ſchreiben unchriſtlich auf, verkürzen die Erben, ſtehlen ihnen wohl ganz und gar ihr beſcheiden Theil ....“

Fuſt ſcharrte unwillig mit den Sohlen. „Nun, nun,“ brummte er, „man iſt, Gott ſey Dank, mit dem Sterben nicht ſo geſchwinde bei der Hand. Warte noch, Kathrein. — Aber zum Leben braucht man, was Leib und Seel' zuſammenhält. Da ſitze ich nun ſchon eine halbe Stunde, müd und matt und magenſchwach, und ihr habt mir nicht einen Biſſen, nicht einen Tropfen vorgeſetzt.“

Schöffer ging langſam in den Keller. Die Frau nahm den Brodlaib langſam aus dem verſperrten Schranke. Sie ſetzte Kümmel und Salz daneben, und ſprach: „Ihr eßt das ſo gern, Vater; begnügt Euch heute. Wir haben nicht gekocht, und waren Eurer Ankunft nicht gewärtig.“

Der Greis verzog ſein Geſicht freilich, und ärgerte ſich ſchwer; doch wollte er die Grundſätze nicht ſchelten, die er ſelbſt der Tochter beigebracht hatte, und den Geſellen ein Beiſpiel geben. Darum aß er ganz munter von dem harten Brode, und trank den ſauern Wein, als wäre es der beſte Rebenſaft von Nierſtein. — Dennoch erinnerte er ſich mit Sehnſucht des Mädchens, das ihn gewöhnlich zu verpflegen und zu bedienen hatte. „Wo ſteckt die Mechtild?“ fragte er.“ —

„Sie lullt die Kinder in den Schlaf. Wärt Ihr um etwas früher gekommen, ſo hättet Ihr die lieben Engel noch ſehen können.“

„'s iſt morgen auch ein Tag;“ verſetzte Fuſt nun ſeinerſeits ſehr gleichgültig. Von allen Großvätern eine Ausnahme, ſah der Alte in ſeinen Enkeln nur die Verzehrer eines mühſelig zuſammengeſcharrten Erbes. — „Ihr bekommt eine wackre Frau,“ fuhr er, zu Giesbrecht gewendet, fort: „Wenn ich ſie in Paris bei mir gehabt hätte, ich wäre glücklich geweſen. — Ach, zu Paris iſt mir's ſchlecht ergangen! ich wäre bei einem Haar.... hört nur mit an — ihr jungen Männer, wie's Einem in der Welt drauſſen gehen kann. Ich wäre alſo bei einem Haar....“

Schöffer, der eine von den langen Geſchichten fürchtete, die Herr Fuſt gar zu gerne endlos ausſpann, während ſie mit zwanzig Worten geſagt worden wären, unterbrach ihn: „Wollt Ihr auch bis morgen verſchieben, Euern Neffen Haiderbach zu ſehen?“

— „Iſt der Taugenichts eingetroffen? Sieh, davon hat mir der Knecht kein Wörtlein geſchnauft. Nun, von dem Haidenbach nachher. — Ich wäre alſo zu Paris bei einem Haar geſteinigt oder gar verbrannt worden.“ —

„Geſteinigt? verbrannt?“ wiederholte die Familie im Chor.

„Hört nur zu. Ich hatte meinen Handel kaum eröffnet, ſo kamen die reichen Leute, ſich mit Bibeln zu verſorgen. Ich nahm ihnen hundert Kronen für jedes Stück ab. Ein wohlfeiler Preis, da nicht unter dreihundert Kronen die Bibel abgeſchrieben werden könnte. — Demungeachtet war ich bald mit den Reichen zu Ende, und es kamen Leute, die nicht gleich Hunderte auszugeben im Stande ſind. Da ſetzte ich den Preis herunter, und nahm achtzig, ſechzig, ja endlich, um den Reſt los zu werden, nur dreißig Kronen, und ſiehe: der Gewinn war immer noch ſchön genug. — Aber — was fällt den erſten Käufern plötzlich ein? ſie vergleichen die theuern Bibeln mit den wohlfeilen, finden die einen ganz genau den andern ähnlich, und verlangen ohne weiteres von mir den Ueberſchuß, den ſie gegeben, zurück. Es verſteht ſich, daß ich nichts herausgab; aber die Pfaffen fingen nun an, die Schüler aufzuhetzen; die Schüler jagten das gemeine Volk auf. Sie ſchalten mich einen Hexenmeiſter und Teufelsmann; ſie beleidigten mich auf der Straße, warfen meine Fenſter ein, drohten mit dem Parlament und mit dem Scheiterhaufen, und würden mich ganz gewißlich elend ermordet haben, wenn nicht“ — hier zog der Alte demüthig ſeine Mütze vom weißen Haupt — „wenn nicht des Königs Herrlichkeit ſich in's Mittel geſchlagen hätte. Der leutſelige Monarch nahm ſich des Fremdlings an, und ſendete ein Dutzend ſeiner Bogenſchützen, die mich allenthalben begleiten und bewachen mußten, bis ich mit heiler Haut der gefährlichen Stadt den Rücken kehren mochte.“ —

— „Das war brav vom König;“ meinte Schöffer.

„Habt Ihr Euch bei ihm bedankt?“ fragte die Frau.

— „Freilich, allerdings;“ verſetzte Fuſt mit ſchlauem Augenzwinkern: „ich habe alſobald auch eingeſehen, daß des Königs Schutz nicht ſo ganz uneigennützig geweſen. Er hat zwar nicht ſeinen Antheil vom Gewinn begehrt, wie ich ſchier fürchtete; aber — „Meiſter,“ hat er mir geſagt, „ich hätte nichts dagegen, wenn Ihr wieder an meine Hofſtatt kämet, und es würde mich um der Kunſt willen freuen. Jedoch müßt Ihr einen Franzoſen in Euer Geſchäft und Gewerbe aufnehmen. Es kann Euch Niemand ſodann den Handel wehren, nicht einmal das Parlament. Zudem iſt mir darum zu thun, daß Eure treffliche Wiſſenſchaft ſich in meinen Ländern nach und nach verbreite.“ — Darum war mir's nun freilich nicht zu thun, und ich ſagte es auch ſo glimpflich, als ich vermochte. Der König nahm hierauf ſein liſtiges Fuchsgeſicht an, und ſprach mit ſüßer Stimme ſo viel Buntes und Verworrenes durch einander, daß ichs kaum verſtand: Die Kunſt der Druckerei ſey eine Wohlthat, die der ganzen Welt zu Gute kommen müſſe, ſie werde den menſchlichen Geiſt erſt groß und frei machen, ſie werde Wunder der Gelehrſamkeit aus dem Keime locken, den Guten eine Sonne, den Böſen ein Schrecken ſeyn, und was dergleichen mehr. — Mein Gott und Herr! das

Salbadern nahm kein Ende, und was ſollte mir's frommen, he, Schöffer? Was gehen uns Wohlthaten, Freiheit, Gelehrſamkeit und all das wüſte Zeug an, von dem der ſchlaue König redete, als wäre er ein Prophet? Der Beutel iſt ja doch einmal die Hauptſache, und wenn ein Handwerk keinen goldenen Boden hätte, wer triebe es dann?"

„Ganz recht! wohl geſprochen! die reine Wahrheit!" beſtätigten alle Anweſende aus vollem Herzen. — Schöffer ſetzte giftig hinzu: „Der König von Frankreich iſt ein Räuber an unſerm ſauer erworbenen Eigenthum. Ich hoffe aber, daß Ihr nicht eingewilligt habt?"

— „Ihr habt gut reden, Peter;" brauſte der Alte auf: „Ihr ſaßt in Eurem warmen Neſte; mir ſchwoll die Gefahr bis an den Hals. Es war nicht zu wählen, denn zum Schluß kam der König dürr und trocken auf das alte Lied zurück. Entweder mußten wir das franzöſiſche Land meiden, wo doch ſo viel zu verdienen iſt, — mehr als in Deutſchland — oder wir mußten in den ſauern Apfel beißen. Endlich: wer bürgte, daß nicht dem König einfiel, meinen Beutel um die Hälfte leichter zu machen? Sie haben verruchte Geſetze, die Franzoſen. Wäre ich unter ihnen verſtorben, — Alles, Alles hätte dem König gehört, was ich beſaß und bei mir hatte. — Ich machte daher ein gut Geſicht zu böſen Karten, und ſagte „Ja," noch immer auf Verzögerung hoffend. Aber der König hatte bereits einen Mann im Vorſchlag, und ich habe eine Einigung mit dem Pariſer Bürger Conrad Hannequis unterzeichnen müſſen."

„O weh, o weh! das wird uns bitter heimkommen!

„ſchalt die Tochter, ſchalt der Eidam. Der Letztere fügte im Unmuth bei: „So geht's, wenn alte Leute immer vorne dran ſeyn, und alles regieren wollen.“

„Undankbarer Bube!“ fuhr der Greis auf, und drohte dem Schwiegerſohn mit zitternder Hand. „Nun?“ fragte Schöffer herausfordernd. — „Ruhe, Ruhe, Ihr Herren! „riefen die Geſellen, den einen wie den andern beſchwichtigend, während das Weib beiden Vorwürfe machte. „Willſt Du Händel mit dem Vater, und verdankſt ihm Alles?“ ſchalt ſie dem Mann in's Geſicht. „Schämt Euch, ſo wild aufzufahren als ein alter Mann!“ ſchrie ſie den Vater an, und ihre gellende Stimme machte die Streiter ſchweigen. — „Reden wir von etwas anderm;“ ſagte endlich der Greis ermüdet. „Meintwegen; einen andern Text:“ murmelte der grollende Schwiegerſohn.

Und ſie begannen von dem Neffen Haidenbach zu reden. —

Der Genannte ſtand indeſſen im ſchwarzen Dunkel des Schupfens vor der Druckerei, gewarnt von einer freundlichen Stimme, und er hielt umſchlungen Diejenige, welcher die holde Stimme gehörte. Er ſprach zu Mathilde: „Sey unbeſorgt, unſer Glück iſt gemacht; der böſe Giesbrecht hetze am Meiſter, ſo viel er wolle. Ich habe das Meiſte den Geheimnißkrämern abgeſehen, und heute Nachmittag in aller Eile ein paar Recepte abgeſchrieben, die ich in Schöffers Stube gefunden, und wieder hinaufgetragen, als der Meiſter mich und die Andern in's Bett geſchickt hatte. Jetzt komme, was da wolle. Selbſt dem alten Fuſt werde ich eine Kälte entgegenſetzen, die ihn erſtaunen ſoll. Er jage mich fort; ich hab' meinen Zweck erreicht, und führe Dich, Du liebe, mitleidige Horcherin, ſobald es angeht, aus dieſem Fegefeuer in ein häusliches Paradies."

— „Eure Worte bezaubern mich freilich, Jonas, — aber . . . ."

„Laß' den garſtigen Namen hinweg, und büße dafür mit einem Kuſſe."

— „Räthſelhafter Menſch, — wer ſeyd Ihr denn eigentlich, und hätte Giesbrecht etwa nicht Unrecht?"

„Der blinde Hahn fand diesmal die Perle. Du wirſt Alles erfahren, mein Herz." —

— „Mutter aller Gnaden! die Gatterthür geht auf. Eine Laterne . . . ah, der Giesbrecht . . . der Bopfinger . . . wenn ſie mich hier fänden?"

„Verſtecke Dich hinter jene Kelter; ich ſchlüpfe hinein, daß ſie nichts merken. Gut' Nacht und vielen Dank!" — —

Nach wenigen Minuten führten die abgeſchickten Geſellen den Würzburger vor ſeinen Oheim.

„Der alte Herr freut ſich ſo innig, Dich zu ſehen, daß er ſich noch eine Viertelſtunde vom Schlaf abbrechen will," hatte Giesbrecht zu dem Lehrling geſagt: „Sey, wo möglich, mit dem alten Herrn fein höflich; hörſt Du?" —

In der That empfing Herr Fuſt den Neffen mit der größten Liebe, küßte, ſegnete ihn, ließ ihn an ſeiner Seite ſitzen, und fragte ihn aus, und plauderte bald mit ihm ſo behaglich, daß Giesbrechts und der Meiſterin Geſichter immer länger wurden, immer dümmer das

Antlitz des Andreas, immer frohlockender Schöffers Augenpaar.

„Du biſt ein recht unnützer Bube geweſen;“ ſagte Hans Fuſt, den Jüngling bei'm Haar ſchüttelnd:“ haſt der Mutter viel Kreuz gemacht — ein Widerſpiel zu Deinen wackern Geſchwiſtern. Aber — ich meine“ — der Alte lachte von Herzen — „ich meine, daß der Guckuck Dich der Kerzlerin eingelegt habe. Du ſchauſt gar nicht in die Sippſchaft. Die gelben Zotteln Deines Hauptes ſind unerhört in unſerer Verwandtſchaft; mich dünkt auch, als ich Dich einmal als einen dreijährigen Buben herumkriechen ſah, einen Schwarzkopf geſehen zu haben?“

„Das ändert ſich;„verſetzte der Neffe ruhig: „habt doch Ihr ſelbſt vor Zeiten ſchwarze oder braune Locken aufzuweiſen gehabt!“

„Ach ja; Du ſprichſt klug, lieber Jonas. Es kömmt auch nicht auf die Haare an, ſondern aufs Herz, auf den Fleiß, auf das Betragen. Du ſollſt viele Untugenden abgelegt haben, ſagt Dein Vetter Schöffer. Kannſt nicht dafür, daß hinter Deiner Stirn nicht viel Witz zu finden. Sey dafür nur fleißig. Schlage Deinem Vater in dieſem Stücke nach.“

„Ich will wohl, aber es geht nicht immer, Ohm;“ antwortete der Neffe und gähnte und ſtreckte ſich.

„Du biſt ſchläfrig, lieber Jonas?“ fragte der Alte freundlich: „Wir wollen Alle zu Bett gehen; ich bedarf des Schlummers nicht minder, als Du. — Zuvor jedoch trinke einen Schluck mit mir auf die Geſundheit Deiner Mutter.“

„Meinetwegen, Ohm. Sie lebe!“

„Noch einen Schluck zu Deines wackern Vaters Angedenken!“

„Meinetwegen auch. Der Selige! wir denken ſeiner!“

„Du biſt ſo kalt, Jonas? Dein Vater hatte Dich ſo lieb! Leichtſinnige Jugend, die ſolche Liebe nicht verſteht! Er war ein braver Mann, Dein Vater, unermüdet, an der Arbeit von früh bis ſpät. Er wachte ſchon, ehe die Lerche ſang, und ſchlief erſt, nachdem die Eule ſich ſatt gelacht.“

„Ja, ja, Oheim. Das muß wahr ſeyn. — Uah!“

„Wenn nur ſein verwünſchter Stelzfuß nicht geweſen wäre!“ fuhr der Alte, immer geſprächiger fort: „der Kloß hinderte ihn ſehr; nicht wahr, Jonas?“

Der Neffe blieb mit der Naſe etwas lange im Becher, den er ſchnell zur Hand genommen. Dann erwiederte er: „Ja wohl; .. man merkte es ſchier nicht, ... aber dennoch ...“

„Steckt der Hund unter dem Tiſche?“ fuhr die Schöffer auf, deren Fuß von der ſchweren Sohle des Alten berührt worden war.

„Nicht doch; der Greifan iſt draußen;“ antwortete die ins Zimmer geſchlichene Mathilde.

Der Greis winkte ihr gütig zu, dann fuhr er fort: „Wo hatte Dein Vater ſeinen Fuß verloren? Hilf mir darauf; das Alter macht vergeßlich.“

„Hm! hm! ich hab' ein ſchlechter Gedächtniß, als Ihr, Oheim. Rein vergeſſen, ganz und gar.“ Der Neffe nieſte.

„Helf' Gott, Jonas, helf' Gott! das reinigt unſer

Gehirn!" lachte der Oheim: „ſieh, jetzt iſt mir's plötzlich eingefallen: die Engelländer ſchoſſen ihm das Bein ab, unweit von Orleans, wo die deutſchen Reiter ſo jämmerlich ausreiſſen mußten. He? nicht wahr? mein Gedächtniß iſt wirklich beſſer als das Deinige?"

„Ich wünſch' Euch Glück, Oheim. Es verhält ſich ſo. Er hat oft von dem Gefecht erzählt, der Vater, und von Herzen die Engländer verwünſcht. — Aber verzeiht, ich falle um vor Schläfrigkeit."

Giesbrecht hatte mittlerweile noch einmal Mathilden heimlich gefragt: „Wo habt Ihr meinen Schlüſſel, Boshafte?" und das Mädchen hatte geantwortet: „Ihr werdet ihn wohl ſelber ſuchen müſſen, Freund. Was geht er mich an? habt Ihr doch Eures Herzens Schlüſſel an die Ottilie verſchenkt?"

Der Altgeſell ſtutzte und verſtummte. Indeſſen gab es Rumor in der Stube; denn auf die letzten Worte des Neffen war Meiſter Fuſt aufgeſtanden, und ſprach zu Schöffer: „So führt noch einmal denn in Gottes Namen dieſen ſchläfrigen Menſchen in Euer ehrliches Bett, weil die Stunde heut zu ſpät iſt, um den Richter zu holen. Morgen jedoch möge der Betrüger das Gefängniß beziehen, und zwar mit dem Früheſten."

Nun ſchrieen und lachten Alle durch einander; am meiſten ſchrie der entlarvte Wüzburger: „Wer ſchilt mich einen Betrüger? Warum werd' ich alſo geſcholten?"

„Weil Du von Deinem ſogenannten Vater eine Geſchichte glaubteſt, die meinem leiblichen Bruder begegnet iſt. Wie konnteſt Du, — wärſt Du der Haidenbach — zugeben, daß Dein Vater ein verſtümmelter

Reiter geweſen, während er ganzbeinig war wie Du?“

Mit vieler Ruhe entgegnete der junge Mann: „Das muß daher kommen, weil ich in der That der Jonas nicht bin.“

Schadenfrohes Gelächter und Geſchrei des Erſtaunens ringsum. „Daß Dich's Mäusle!“ rief der Bopfinger: „wie frech er ſich dem alten Ohm abläugnet!“

„Woher? wer ſeyd Ihr? wie heißeſt Du?“ fragten ſie den Eingeſchlichnen von allen Seiten.

„Gott grüß' euch, aber ich will euch nicht ſagen, was Ihr verlangt!“ lachte der kecke Lehrling. —

„Burſche! .. wie kamſt Du zu dem Briefe, zu dem Ränzel?“ fragte wieder der alte Fuſt, von einem Gedanken erſchreckt: „Gewiß haſt Du den armen Jonas irgendwo erſchlagen und beraubt!“

„Zeter! Zeter! Blut über den Landſtreicher!“ kreiſchte die Schöffer.

„Schont Euern Hals!“ rief ihr der Jüngling zu: „ich will den meinigen ſchon bewahren. Aber komm jetzt, Andres. Da mir noch einmal im Hauſe zu ſchlafen erlaubt iſt, ſo will ich, bei Gott, von dieſer Erlaubniß zwölf Stunden lang Gebrauch machen.“

„Nicht doch, nicht doch!“ drohte Fuſt: „in wenig Stunden graut der Tag, und mit Aufgang der Sonne wirſt Du in den Kerker fahren.“

„Kommt, kommt; ich will euch unter Schloß und Riegel legen!“ brummte Schöffer: „Du ſollſt mir den Faſtnachtſchwank theuer bezahlen, unbekannter Strolch. Andres! Du ſtehſt mir für den Spitzbuben, daß er nicht entweicht. Giesbrecht! zur Strafe für Eure Nachläſſigkeit ſollt Ihr die ganze Nacht an der Pforte der Druckerei als Wächter ſitzen.“

— „Wenn den Burſchen nur die Höllenflammen verſchlängen!“ murrte der Altgeſell, und ſtieß den Fremdling nach der Thüre. An der blaſſen Mathilde vorübergehend, während Giesbrecht, rückwärts ſchauend, den Meiſtern noch betheuerte, daß der Vogel gut bewacht ſeyn würde, wagte der Jüngling einen flüchtigen Händedruck. Er ſpürte, daß im ſelben Augenblick ein ziemlich ſchwerer Gegenſtand in ſeine Taſche fiel. — „Fort mit Euern Händen!“ zürnte Mathilde, und lief davon, als hätte ſie ihre Finger verbrannt. —

Die Weinglocke läutete; da waren Andres und der gefangene Lehrling ſchon im Bette, und Giesbrecht ſchlief Schildwache an der Pforte, die Schöffer von auſſen mit allem Eifer verſchloſſen hatte. — Der Nürnberger träumte von Ottilien und Mathilden, und konnte ſich ſelbſt im Traum nicht erklären, wie das Mädchen hinter ſeine Schliche gekommen ſey. Aber er träumte auch von Verſöhnung.

Der Bopfinger hatte gelauſcht, bis ſein Schlafgeſell ſanft ſchnarchte, und dann ebenfalls im Vertrauen auf Gott und das ſtarke Thürſchloß und die allenthalben vergitterten Fenſter die Augen zugemacht.

Aber der Lehrling ſchlummerte nicht, ſondern verarbeitete Gedanken auf Gedanken, Entwurf auf Entwurf in ſeinem Kopfe. Das Geſchenk, das ihm Mathilde ſo ſtumm in die Taſche geſenkt hatte, machte ihn frei, und er wartete nur die Mitternachtſtunde ab, worinnen zwar die Geſpenſter wandeln, aber die Menſchen von Fleiſch und Blut am beſten ſchlafen. --

Die Nacht war ſtill, kein Mäuschen rührte ſich. — Da erhob ſich allmählig von ferne ein Gebrauſe, das näher rückte mit Windesſchnelligkeit. Eine Menge von Stimmen, von Fußtritten, von Hufſchlägen wogte herbei und es fing ſogar an, in den engen Gaſſen, woran die Druckerei ſtieß, lebendig zu werden. Verworrenes Geſchrei, dann und wann ein Geräuſch, wie Waffenſtoß; endlich kreiſchender Trompetenſchall, der Trommeln dumpfes Raſſeln, das Stampfen von Kriegern; das ganze Getümmel, gekrönt von der heulenden Sturmglocke, überſtrahlt von rothem Schein des Brandes, der grell in die Fenſter ſchien. —

„He! Feuer! he, Bopſinger!“ ſchrie der Lehrling, und ſprang in die Kleider, verbarg ein unſcheinbares Päckchen Papier im Buſen, und faßte den Schlüſſel, den ihm Mathilde gegeben: „Bopſinger, auf! es brennt in der Stadt! Hinaus, hinaus, daß wir nicht wie Schinken und Würſte im Rauchfang geſchmort werden!“

Er rüttelte den Kumpan auf, und half ihm in die nothdürftigſten Gewänder. —

Indeſſen waren die Meiſter im Vorderhauſe wach geworden, und von Angſt erſchüttert, denn die Gefahr war wohl eine größere, als nur die einer Feuersbrunſt. — „Naſſau! Naſſau!“ brüllten wilde Soldatengurgeln durch die Marktgaſſe; an den Hausthüren tobten einbrechende Kriegsknechte mit Partiſanen und Mordäxten. Knall auf Knall, Schrei auf Schrei, und immer heller, immer gewaltiger der Feldruf: „Naſſau! ſchlagt Iſenburg todt! Naſſau! Mainz gewonnen!“

„Ein Ueberfall!“ heulte die Schöffer und flüchtete mit ihren Kindern in den Keller. — „Mein Geld!“ jammerte Fuſt, und ſchleppte ſeinen Schatz von Winkel zu Winkel. „Meine Recepte, meine Scripturen!“ keuchte Schöffer, und riegelte ſich in ſeine Arbeitskammer ein, um auf ſeinen Geheimniſſen zu ſterben. — Niemand dachte an die Geſellen und die Druckerei, niemand als Mathilde, die an die Pforte der Werkſtätten flog, und klopfte. — Giesbrecht klopfte hinter der Thüre, wie ein Verzweifelter. „Macht auf, Giesbrecht! zu Hülfe!“ flehte das Mädchen. „Macht auf, daß ich nicht verbrenne!“ bat kläglich und erbärmlich der Prahlhans. — Endlich erſchien der fabelhafte Würzburger neben ihm und rief: „Platz da! ich will euch aufthun, da unſre Herren uns vergeſſen und verlaſſen. Aber ein Schurke, der noch einen Augenblick länger in dieſem Hauſe bleibt!“

Die zuſammengelaufenen Geſellen, alles früher Vorgefallene vergeſſend, riefen die Bannformel nach, und ihr Anführer öffnete. — Mathilde lief in ihres Freundes Arme. „Fort! fort von hier!“ ſagte er, und trug ſie ſchwebend auf ſeinen Armen davon, unter den Augen des Nürnbergers, der jedoch an ſein armes Leben dachte, und nicht an die Braut.

Im Nu war die Hausthüre erreicht, aufgeriſſen. Da reckten ſich den Flüchtlingen Waffen entgegen. „Halt! wer da?“ rief eine barſche Stimme. — „Jonas!“ entgegnete der ſogenannte Würzburger. „Albrecht!“ ſchallte es zurück: „was willſt Du, was beginnſt Du?“ —

„Das frage ich Dich, Jonas. Wie kömmſt Du an dieſe Thüre?“ — „Soll ich nicht des Oheims Habe ſchützen? Wir ſind unſer zwanzig, die das Haus vertheidigen, und der Herr von Naſſau wird uns loben.“

„Vivat Adolphus!“ rief ein ritterlicher Kriegsmann, der einherkam durch die lärmvolle Gaſſe: „Die Stadt iſt unſer! der Erzbiſchof will den Heimerhof geſchützt wiſſen.“

„Wir ſind ſchon daran, edler Herr;“ antwortete der ächte Neffe des alten Juſt: „es ſoll kein Nagel aus dem Hauſe verloren gehen.“

„Aber die Geſellen? macht ihr ſie nicht frei, die armen Schlucker?“ fragten Albrecht und der Nürnberger. — „Geht hin in alle Welt, auf Eure Gefahr: „entſchied der Junker: „von den Geſellen hat Se. fürſtliche Gnaden nichts verlauten laſſen.“ —

Im Augenblick zerſtreuten ſich die Geſellen der ſchwarzen Kunſt, und auf dieſe Weiſe iſt ſie plötzlich in die vornehmſten Länder verpflanzt worden.

„Gib mir ein paar von Deinen Gefährten bis zum Thore mit;“ bat Albrecht den reiſigen Jonas: „ich will meine Braut in Sicherheit bringen. Grüße Du Deine Sippſchaft von mir, und ich ließe mich für Alles bedanken.“

„So kam nun Alles, wie es mußte;“ meinte Jonas: „Du haſt Deinen Vorwitz befriedigt; ich ſtecke im Koller eines Kriegsmanns. Ich denke, um meiner Schutzwacht willen, des Oheims Vergebung zu erhalten, und grüße ihn von Dir. — Dort reitet der Friedensherold auf, im Schein des jungen Tags. Geh hin an ſeiner Seite. Die Waffen ſind geſtreckt, die Herrſchaft iſt erobert; mache Dich mit dem Bräutchen davon.“

„Wohin, Albrecht? wohin gehen wir?“ fragte die ſchüchterne Mathilde, da ſie in der Mitte der naſſauiſchen Knechte vom Geliebten gegen das Rheinufer geführt wurde. —

„Nach Oppenheim, Liebſte, um Dich in Sicherheit zu bringen, und Deiner Eltern Segen zu holen;“ erwiederte der Geliebte zärtlich. — —

Und an dem Tage, da der biedre Guttenberg vom Erzbiſchof Adolph zum Edelmann ſeiner Kammer ernannt, und um ſeiner Erfindung willen, mit einem ehrlichen Jahrgehalt begnadigt wurde, brachte Jonas dem alten Herrn einen Brief von Bamberg, worinnen ihm Albrecht Pfiſter, der Buchdrucker, meldete, daß er ſeine Werkſtätte geöffnet, und die holde Jungfrau Mathilde Maienreis von Oppenheim zur ehelichen Hausfrau erwählet habe.

Das Testament des Wucherers.

Das Teſtament des Wucherers.

I.

St. Paul-du-Gué iſt ein reizender Weiler an dem Ufer der Rhone. Die wenigen Bewohner ſeiner Hütten ſcheinen ſich das Wort gegeben zu haben, aus ihrer Heimath ein kleines Paradies zu machen. Die Fülle der Reben, zierlich aufgehängt an Ulmen und Fruchtbäumen, die Mandelblüthen und Pappelgruppen, über leichtfertig rieſelnden Bächen ſchwankend, verkleiden mit Geſchmack die Armuth, die in den Behauſungen des arbeitſamen Völkchens herrſcht; die jedoch deſſen Frohſinn nicht trübt. Die Beſcheidenen brauchen ſo wenig, daß ihnen Alles, was über das dringendſte Bedürfniß hinausgeht, wie ein unnöthiger Ueberfluß vorkömmt. Sie nahmen von Alters her ihr mühevolles Daſeyn als eine Wohlthat des Himmels an, und nur gar ſelten kam ein Wort des Neides über ihre Lippen, wenn ſie zu dem Herrenhauſe aufſchauten, das vor einigen und zwanzig Jahren erbaut, auf der Spitze des Hügels thronte, an dem die weißen Mauern des Weilers hinanſteigen.

Das genannte Haus, ein beſchränktes, aber äußerſt liebliches Beſitzthum mit Hof und Gärten, mit Springbrunnen und dunkelſchattigen Alleen, gehörte endlich einem Manne, der während der Kaiſerzeit, wie man ſagt, von Nichts zu Etwas gekommen war, ſeinen Reichthum aus den trübſten Quellen fiſchend.

Gabriel Coudreſin, ein Altersgenoſſe des berühmten Lafitte, wie dieſer ein Sohn unbemittelter Eltern, hatte ſich vom kleinen Geldmäklergeſchäfte bis zu der Sphäre eines Armeelieferanten aufgeſchwungen. Italien, Spanien, Deutſchland waren nach der Reihe der Schauplatz ſeiner Spekulationen und Räubereien geweſen. Der rüſtige franzöſiſche Soldat, der ſich in Coudreſin's Magazinen die Krankheit geholt hatte, die ihn zum Spital reif machte, ſtarb gewöhnlich dann in der Ambulance an der Grauſamkeit der Coudreſin'ſchen Adminiſtration.

In einer Zeit, wo die zermalmenden Räder der Kaiſerherrſchaft immer ſchneller ſich dem Abgrund zuwälzten, wo unter den Befehlshabern des Heers nur wenige waren, die nicht ihrer Habſucht gefröhnt hätten, ging das unredliche Treiben der Lieferanten beinahe unbeachtet ſeinen Gang. Vergebens erließ der Kaiſer von Zeit zu Zeit die ſtrengſten Verordnungen; vergebens beliebte er dann und wann, den Räubern vergeltungsweiſe große Summen zum Nutzen ſeines eignen Schatzes abzupreſſen. Die harten Geldbußen wurden bezahlt, und doppelt gierig der Soldat, der Staat, und der Freunde wie der Feinde Land geplündert. — Und als der Stern des großen Reichs erbleichte, fielen zwar Hoheit, Macht und Glanz des Helden in den Schooß der Erynnien, aber was die geizigen und ungetreuen Verwalter geſtohlen, blieb in ihren Klauen. Auch ſie ſtreckten ſich auf ihren Lorbeeren aus, und genoſſen, zum Theil am Licht der Sonne, zum Theil im Verborgenen, ihre Schätze.

Coudreſin, der noch in den letzten Monaten der Exiſtenz der großen Armee eine bedeutende Aderläſſe an ſeiner Caſſe zu erdulden gehabt hatte, zog ſich demungeachtet mit einem immer noch beträchtlichen Vermögen an die Rhone zurück, und erhandelte das Schlößchen von St. Paul-du-Gué, wo er ſeine Tage verlebte wie ein Hamſter, immer noch im Kleinen ſpekulirend, und zu Grunde richtend, wer ſich ſeiner trüglichen Hülfe oder ſeinen Vorſpiegelungen überließ. —

Aber vergebens hätte man in der Höhle des Hamſters den ſchmutzigen Hausrath, die ärmliche Livree des Geizigen geſucht, womit unſre Einbildungskraft ſowohl den Schlupfwinkel als die Perſon eines Wucherers auszuſtatten pflegt. — Coudreſin war ein lebeſüchtiger Selbſtling, eingerichtet, wie der nobelſte Dandy, und ſeine Geſtalt nahm beim erſten Anblick zu ſeinem Vortheil ein. Obgleich den Fünfzigen nahe, glänzte die friſcheſte Farbe auf ſeinen Wangen, ſein hoher Wuchs, wie ſeine Wohlbeleibtheit zeichneten ihn aus; die feinſten Kleider nach dem neueſten Schnitt ſtellten ſeine körperlichen Vorzüge in's hellſte Licht. Er ſparte nichts, wenn es ſein Wohlbefinden galt, er ſchlürfte das Leben eines reichen Hageſtolzen mit aller Behaglichkeit. Er hätte nicht geahnt, daß einem Genießenden Daſeyn ſeine ſchwarzen Seiten haben könne, wenn nicht ſeit einigen Jahren eine ſonderbare Störung in ſeiner Geſundheit eingetreten wäre, die zwar dann und wann ausſetzte, aber auch ſich häufig beläſtigend und beengend einfand, und ihn vermocht hatte, zu den Vorſchriften eines Arztes ſeine Zuflucht zu nehmen.

Manchmal, wenn die Beklemmung der Krankheit ſich fühlbar machte, und Coudreſin's Frohſinn in Mißmuth wandelte, harrte er mit Sehnſucht der Ankunft ſeines Aesculaps, der zugleich Geſundheitsbeamter und Adjunkt des Maire von Blanchemont war, zu welcher letztern Gemeinde der Weiler St. Paul-du-Gué gehörte.

Eines Nachmittags ſtand der Exlieferant auf dem Balkon ſeiner Wohnung, und beobachtete mit erwartendem Auge den Doktor Lapierre, der ſich langſam auf ſeinem Rößlein dem Weiler näherte. Die Füße des Reiters ruhten nachläſſig in den Steigbügeln; an ſeiner Bruſt trug er einen Strauß von Feldblumen, in ſeiner Rechten, ſtatt der herriſchen Peitſche, einen friſchen Zweig, womit er ſorglich die Stechfliegen von ſeinem getreuen Thiere ſcheuchte. Freundlichen Auges überſchaute er die wehenden Halme der Saaten, die im lauen Winde auf und nieder ſchwankenden Ranken der Weinſtöcke, und ſein Haupt, leicht geneigt gegen das Ufer des ſchönen Strems, ſchien das geſchwätzige Flüſtern des Schilfs, und das luſtige Girren der Grillen zu belauſchen.

Das Zögern des Marſches, das dem Reiter ſo wohl gefiel, behagte dem wartenden Patienten gar wenig. Sobald Lapierre des Letztern Stimme vernehmen konnte, hörte er ſich mit Vorwürfen überſchüttet, die ziemlich launig ausgeſprochen, aber ſehr ernſtlich gemeint waren.

„Doktor, Ihr reitet daher, wie ein Kreuzträger, wie der König von Yvetot! Adjunkt, Ihr vernachläſſigt mich auf unerhörte Weiſe! Freund Lapierre, Ihr ſchlummert auf Euerm Gaule ein, während ich auf meines Schloſſes Zinnen verzweifle!“

Lapierre ſetzte achſelzuckend ſeine Lydie in Trab, und langte bald an der Treppe des Hauſes an, wo ihn der ungeduldige Kranke empfing. — „Fühlt mir den Puls, lieber Freund;“ begann Coudreſin zudringlich, ſeinen Arm hinhaltend: „ſchlecht geſchlafen, abſcheulich geträumt: Erſtickungsverſuche nächtlicher Weile; Herzklopfen und Magendrücken; Schmerzen im Rücken, kaum zum Aushalten; gallige Laune, ſchwarze Gedanken! kurz: Alles ſchlimmer als jemals zuvor. Eure Arzneien taugen nichts; Ihr gebt Euch keine Mühe mit mir Armen; der lumpigſte Bettelbube im Bezirk erfreut ſich einer größeren Aufmerkſamkeit von Eurer Seite als ein honetter Mann, der von ſeinen Renten lebt, auf der Geſchwornenliſte ſteht, und Kapitän der Nationalgarde ſeyn könnte, wenn er der einſtimmigen Wahl ſeiner Mitbürger nachgegeben hätte.“

— „Ouf! das war viel in einem Athem geſagt!“ unterbrach der Adjunkt den Zürnenden: „Laſſen Sie mich nur zur Beſinnung kommen. Wir wollen Ihren Puls erſt nach einigen Minuten unterſuchen; Sie ſind alterirt, mein lieber Herr. Beruhigen Sie ſich ein wenig, und ſagen Sie mir, wie Sie die paar Tage zubrachten, ſeit ich nicht das Vergnügen hatte, Sie zu ſehen.“

„Die paar Tage? Ei ja: ſagen Sie, eine Woche. Eine ganze Woche lang haben Sie mich zurückgeſetzt, ſchlecht behandelt. Sie ſind ein Ariſtokrat; Sie wollen, daß man Ihnen den Hof mache.“

— „Der erſte Vorwurf dieſer Art, der mir je gemacht wurde!“ lächelte Lapierre. —

„Nun, ſo ſind Sie ein Jakobiner, der den Schlöſſern den Krieg erklärt hat, um die Hütten zu bereichern; der die Reichen todt ſchlägt, um die ſchmutzigen Bauern fett zu machen. Sie richten mich durch Ihre Nachläſſigkeit zu Grunde; ich zehre mich auf; ich bin erſchöpft. Blaiſe! ein paar Feldſtühle; dort in die Laube. Kommt, Adjunkt, erlaubt, daß ich mich ſetze. Setzt Euch zu mir. So. Jetzt bin ich viel ruhiger. — Nun, lieber Freund, nun gehen wir an den Puls, nicht wahr?“

Lapierre wich noch immer aus, indem er ſeine erſte Frage wiederholte. — Ceudreſin beſann ſich, machte ein ſaures Geſicht, zählte an den Fingern: „Ihr wart am Sonntag bei mir? nicht doch: Samſtag war's. Nun alſo: am Sonntag war ich bei Maſtalier. Wir hatten einen kleinen Schmaus, weil er am Montag nach dem Havre abreiſte. Der Menſch hat noch immer viel zu ausgedehnte Geſchäfte; überſeeiſche Spekulationen. Das ärgert mich; ſie könnten ihm all ſein Bischen mit der Zeit verſchlingen. Er war aber von jeher ein Wagehals. Da wir noch zuſammen in der Régie und den Lieferungen arbeiteten ... er war mir ſubordinirt, ein Garde-Magaſin, aber einer von Talenten ... dazumal trieb er ſchon allerlei Mic-Mac, und ich ſagte ihm oft...“ —

— „Bleiben wir bei'm Text, Herr Coudreſin. Der Schmaus iſt die Hauptſache für jetzo. Mein Sohn hat mir erzählt, daß Sie Ihre Geſundheit dabei nicht geſchont haben. Wie?“

„Pah! ein paar Gläſer Macon mehr als gewöhnlich; ſeyd nicht böſe, Doktor. Ein feierlicher Tag muß feſtlich begangen werden. Eine Verlobung ... he? was ſagen Sie zu dem Spaß?“

— „Daß er nur ein Spaß iſt;“ bemerkte Lapierre trocken, während ſein Auge ernſt und forſchend in Coudreſin's Geſicht las.

Der Lieferant lächelte pfiffig, indem er ſich mit der verkehrten Hand den Rücken rieb. „Sie werden ſchon weiter hören;“ fuhr er fort: „wir ſprechen nachher davon. Die Geſundheit vor Allem. — Alſo: der Schmaus am Sonntag; Montags war mir nicht wohl, und um mich zu zerſtreuen, ging ich mit dem Friedensrichter auf die Jagd.“

— „Schön! Die Jagd, die ich Ihnen gänzlich verboten hatte! Und wenn ich nicht irre, ſo kam eben an jenem Montag Abends .....“

„Das furchtbarſte Gewitter, das die Welt noch je geſehen hat;“ fiel Coudreſin ein: „richtig, Adjunkt. Wir wurden ganz durchnäßt; zum Unglück überfiel uns auch die Nacht allzufrühzeitig, die Rhone war ausgetreten, wir patſchten bis an die Schultern in den Strom, und wären bald eine Speiſe für die Waſſerhühner geworden, die wir aufſuchten. Mit genauer Noth gerettet, mußten wir den weiten Weg nach Hauſe in den naſſen Lederkleidern zurücklegen, und der Friedensrichter....“

— „Liegt noch, und wird vor einigen Wochen nicht aufſtehen können;“ ergänzte Lapierre: „ſein Hüftweh iſt mit erneuerter Macht aufgetreten.“

Coudreſin hing den Kopf und ſagte verdrießlich: „Dennoch wollte ich auf der Stelle mit ihm tauſchen. Ach, lieber Adjunkt: ich kann Euch meine Qual nicht beſchreiben. Iſts nicht, als ob ein Uhrwerk in meinem Rücken klopfte, bald mit regelmäßigen, bald mit unordentlichen Schlägen? dann das Herzklopfen eine Weile, dann der Schwindel und das Sauſen vor den Ohren.... endlich eine gewiſſe Schwierigkeit fortzuleben, wie ſich der gute Fontenelle ausgedrückt hat...... ſeit Dienſtag iſt mir nicht mehr ganz wohl geworden, und heute haben wir bereits Donnerſtag.... helft mir doch endlich aus dem Grunde, mein Freund.“

Lapierre, der während der betrübten Leidenslitanei gleichſam wie von ungefähr die Hand ſeines Patienten ergriffen, vorſichtig den Puls erforſcht, und mit einer ſeltſamen Miſchung von Freundlichkeit, Mitleid und Befürchtung die Züge des Kranken beobachtet hatte, hob an, indem er einen Seufzer unterdrückte: „Mein ſchätzbarer Herr; begreiflich iſt Ihr Wunſch, das Uebelbefinden, das Sie plagt, plötzlich verſchwinden zu ſehen. Aber die Kunſt muß bedächtig gehen, und ihr Werk langſam vollbringen, damit es ſicher und beſtändig ſey. Schritt für Schritt werden wir beide ſchon zum Ziele kommen; daher Geduld, mein Lieber! Was hilft indeſſen Geduld, wenn der Gehorſam fehlt? Sie gehorchen nicht, mein Herr. Ich habe Ihnen jede heftige Bewegung unterſagt; Sie thun juſt das Gegentheil. Ich habe Ihnen jeden Tafelexceß verboten; Sie ſchmauſen wie früher. Ich habe Sie erſucht, jeden Affekt zu vermeiden, und ich wette, Sie haben ſich vor Kurzem wieder geärgert?

„Richtig. Erſt geſtern, da ein Burſche von Pont St. Esprit, der mir ſchuldet, mir noch obendrein Grobheiten ſagte, während er zahlen ſollte. Das iſt eine ganze breite Hiſtorie, Adjunkt, die ich Ihnen erzählen will ....“ —

„Keineswegs, mein Herr. Erneuern Sie nicht Ihren Grimm und Ihre Galle. Erzählen Sie lieber, wie Sie ſich geſtern, — obgleich Sie unwohl waren — bei dem Familiengaſtmahl aufs neue verdarben.“

Coudreſin ſtrich verlegen ſeinen Backenbart glatt, und verſetzte: „Ihr habt doch überall Eure Augen, Adjunkt, wie ein ächter Polizeimann. — Nun denn: Ihr wißt ja, daß ich alljährlich am ſelben Tage die liebe Verwandtſchaft abfüttre. So geſchah's auch geſtern, und ich hoffte ſehr, mich zu erheitern, denn ich habe gewöhnlich tauſend Spaß dabei. Aber — nichts da. Die einfältigen Bauernköpfe kamen mir nur abgeſchmackt, gar nicht lächerlich vor. Zudem waren alle die Vettern und Muhmen ſo ſteif und abgemeſſen, wie ich ſie noch nie geſehen habe. Ich ſchickte ſie bald zum Teufel, und ſtand, als hätte ich wie ein Strauß meinen Magen mit Steinen angefüllt, ſchwer und krank vom Tiſche auf.“ —

Lapierre faltete die Hände auf ſeinen Knieen, ſah den Lieferanten mit wehmüthigem Ernſt an, und ſagte: „Fanden Sie alſo wirklich die armen Leute nicht mehr lächerlich und ſpaßhaft? Sind ſie Ihnen wirklich abgemeſſener und zurückhaltender vorgekommen, als wohl früher? Konnten Sie denn in der That glauben, daß der Verſtand dieſer ſchlichten Bauern nicht endlich einmal einſehen würde, welchen grauſamen Hohn Sie mit ihrer Armuth und Einfalt treiben? Sie, der reiche Mann, verhöhnen alljährlich einmal mit der größten Prahlerei Ihre dürftigen Verwandten, die aus einer Entfernung von vielen Stunden kommen, um ſich an Ihrer Tafel mißhandeln zu laſſen. Sie, der reiche Mann, wiſſen wohl, daß es Ihnen im ganzen Lande zur Schande gereichen würde, wenn Sie Ihre Vettern, — obgleich die entfernteſten von der Welt, den Stämmen nach, — über die Achſel anſähen, und gar keine Notiz von ihnen nähmen. Darum geben Sie ihnen jährlich ein Gaſtmahl, wobei die Verhöhnten mit dem ſauerſten Weine, mit den verdorbenſten Lebensmitteln getränkt und geſpeiſt werden, indeſſen Ihr, des Wohlthäters, Mund mit den fetteſten Leckerbiſſen und dem würzigſten Nektar bedient iſt. Sie haben eine Vergiftungsanſtalt für Ihre arme Sippſchaft angelegt, und neben der ſchlechten Bedienung an Ihrem Tiſche, muß ſie auch noch den Spott und Uebermuth Ihrer Reden einſtecken. Aber Sie fühlen jetzt, daß die Unverdaulichkeit und Beſchämung auf den treuloſen Geber des Böſen zurückfällt. Sie fühlen es, ſo wie die unglücklichen Opfer Ihres Stolzes endlich Ihre Heimtücke einſehen.“

Der brave Lapierre, der ſich nach und nach warm und heftig ausgeſprochen, ſtand auf, und ging einigemal raſch vor dem erſtaunten und verdutzten Coudreſin auf und ab. Dann ſetzte er ſich wieder begütigt, und redete mit ſanfter Stimme: „Verzeihen Sie, daß ich meine Gefühle nicht zurückhielt. Manchmal geht mein Herz mit verhängtem Zügel durch und reißt den beſonnenen Kopf mit fort. Sie wiſſen, wie ich bin. Es iſt kein Falſch in mir. Ich wollte Sie nicht gefliſſentlich beleidigen, aber ich mußte Ihnen ſagen, was die Welt von Ihrer Freigebigkeit denkt.“

Coudreſin antwortete vornehm: „Was die Welt denkt, iſt mir völlig gleichgültig. Aber die Welt hat Sie falſch berichtet. Zudem: warum fallen meine Couſins, die ihre Verwandtſchaft mit mir zunächſt aus der Arche Noah's datiren, warum fallen ſie wie die Geier an eine Tafel, die ihnen mißfällt? über ein Gaſtmahl, das ſie vergiften ſoll? Es ſteht ihnen ja frei, wegzubleiben, und ich werde es ihnen danken.“ —

Der Adjunkt erwiederte gelaſſen: „Die Unbegüterten hoffen auf eine Spende aus Ihrem Glückſchatze. Sie wollen den reichen Anverwandten nicht vor den Kopf ſtoßen. Sie erwarten in Demuth einen Strahl aus der Sonne Ihrer Freigebigkeit.“

Coudreſin fuhr zornig auf: „Sie erwarten alſo in Demuth meinen Tod, die Schurken! Da wollt' ich Euch haben, Doktor. Jetzt ſeyd Ihr auf dem rechten Terrain. Denkt Ihr, ich wüßte nicht, was die Dorfklötze ſich einbilden? Denkt Ihr alſo, es müſſe mir Ernſt ſeyn, eine Brut aufzufüttern, die den Tanz lachender Erben auf meinem Grabe aufzuführen ſich anſchickt? Tauſend Milliarden! jetzt will ich Euch erſt bekennen, daß Ihr recht berichtet ſeyd. Ja, es macht mir Spaß, dieſe hohnlachenden Erben mit Wein zu tränken, der ihnen die Augen in Thränen übergehen macht. Ja, es macht mir Freude, ſie mit desperatem Lächeln an hartem Fleiſch und Brod würgen zu ſehen, während ich wie ein König von Frankreich ſpeiſe. Da ſie doch einmal als eigennützige, hungrige, feile Hunde vor mir aufwarten, ſo ſollen ſie auch als Hunde bedient ſeyn, und ſich dennoch am Ende getäuſcht ſehen. Sie ſollen ſich über ihre Legate verwundern. Mein Teſtament iſt ſo gut, wie fertig. Zudem werde ich ihnen einen dickern Strich durch die Rechnung machen, indem ich mich verheirathe."

Lapierre fragte, gleichſam erſchreckt: „Verheirathen? Sie? wo denken Sie hin, mein werther Herr?"

— „Nun? warum ſollte ich nicht ans Heirathen denken, wenns beliebt? Sie machen mich böſe; Sie haben's darauf angelegt, mich zu ärgern, ſtatt mir ein Recept zu verſchreiben. Zwei und fünfzig Jahre? iſt das etwa ein Alter bei meinem Ausſehen? Sie ſind jünger und Ihre Haare ſind grau; die meinigen braun. Sehen Sie mein Colorit, meine Stärke, he? die Unpäßlichkeit ſelbſt, die mir manchmal beſchwerlich fällt, kömmt von Ueberfluß der Kraft; das weiß ich ganz genau. Ein ruhiges, bequemes Eheleben hilft ſicherer, als Ihre Meerzwiebeln, Ihre Tiſanen und Bäder es je thun werden. Theodorine wird die nöthigen Rückſichten für mich haben; ihre Pflege, ihr liebenswürdiger Humor wird mich zu einem neuen Menſchen machen.

Gratulirt mir, Adjunkt. Die Sache iſt am letzten Sonntag unter ſechs Augen richtig gemacht worden. Sobald Maſtalier von ſeiner Reiſe zurückgekommen ſeyn wird, wollen wir uns mit den Vorkehrungen zur Hochzeit ernſtlich beſchäftigen.“

Bei dieſen Worten wechſelte Coudreſin plötzlich die Farbe, wurde bleich, dann roth mit violetten unterlaufenen Wangen, und lehnte ſich in des Doktors Arm zurück, deutend, daß ihm die Sprache verſage. Die Beklemmung war binnen einigen Minuten vorüber, und er ſagte dann, ſich erholend: „Iſt das nicht ein beſonderer Zuſtand, Adjunkt? Seit einiger Zeit kömmt er häufig wieder. Ich werde eben doch, was Diät und Bewegung betrifft, folgen müſſen, nicht wahr?“

Lapierre nickte traurig, und ſchrieb ein neues Recept. Coudreſin, dem ſeine bedenkliche Miene auffiel, fragte: „Sagt mir doch: wär's etwas Ernſthaftes? Ich kanns nicht glauben; es iſt mir wieder ganz leicht und wohl zu Muthe. Wie nennt ihr Gelehrte ſolche Zufälle?“

— „Sie würden mich nicht verſtehen, wenn ich mich gelehrt ausdrücken wollte;“ antwortete Lapierre: „eine Verſtimmung des Ganglienſyſtems, eine Störung im Sonnengeflecht, Vollblütigkeit . . . ſind Sie jetzt zufrieden?“

„Mein Gott, ja. Helfen Sie mir nur über die Erſtickung hinaus. Sollten nicht Blutigel und Aderläſſe ihre Schuldigkeit thun?“

— „Wer weiß? in der Folge vielleicht;“ erwiederte Lapierre zerſtreut; dann wie ſcherzend: „Auf keinen

Fall werden Sie heirathen, bevor nicht das Uebel gründlich gehoben wurde?"

„Meinetwegen. Wenn es nicht gar zu lange dauert...?"

— „Es wird nicht lange mehr dauern." Lapierre ſuchte mit gebeugtem Kopfe ſeinen Hut, ſeine Handſchuhe. „Ich muß fort, und komme morgen wieder;" ſagte er haſtig dem Lieferanten: „laſſen Sie gleich die Arznei beſorgen. Sie werden ſich nach der erſten Gabe alſobald erleichtert fühlen." Dann lächelte er ſeinen Patienten ſchalkhaft an, hinzuſetzend: „Alſo: Ihr letzter Wille iſt ſchon zu Papier gebracht, Sie ängſtlicher Menſch?"

„So gut wie in Ordnung;" antwortete eben ſo ſpaßhaft der Kranke, der plötzlich leicht und kräftig athmete: „Lieber iſt mir aber, wenn ich das Teſtament in eine Beſtellung von Kapaunen und Poularden verwandeln darf, um meinen gelehrten Arzt zu belohnen, daß er mich geſund machte."

„Beſtellen Sie noch nichts; Geduld!" lachte Lapierre, und trabte weit eiliger von dannen, als er gekommen war. Hinter einer Pappelreihe, die ihn den nachſpähenden Blicken Coudreſin's entzog, nahm er ſein Taſchenbuch hervor, und notirte auf dem mit Coudreſin's Namen bezeichneten Blatte: „Das Aneurism
„iſt völlig ausgebildet, und ſeiner Ueberreiſe ganz nahe.
„Die Cataſtrophe wird unverſehens und entſcheidend
„eintreten, und das Rückgrat — an dem beleidigten
„Theile gleichſam wie eine Säge ausgezahnt, — bei der
„Sektion eine merkwürdige Erſcheinung darbieten, die

Bibl. Univers. Lpz.

„nicht oft vorkömmt.“ — „Recht gut, wenn der Mann ſein Haus beſtellt hat; „ſagte Lapierre dann kopfnickend zu ſich ſelbſt, indem er nach Blanchemont den Weg einſchlug. — —

In dem etwas baufälligen Gehöfte des Adjunkts führte der Knecht einen abgetriebenen mit Schaum bedeckten Miethklepper hin und her. „Wer da?“ fragte Lapierre.

„Der junge Herr iſt eben von Valence angekommen;“ lautete die Antwort. —

„Alle Wetter! ſchon wieder da! was denkt der leichtſinnige Menſch?“ —

Der Knecht lachte, und deutete auf den niedrigen Kirchthurm eines benachbarten Dorfs. — „Iſt er ſchon dort?“ fragte Lapierre weiter. — „Nein: Herr Auguſt iſt noch oben, und reinigt ſich vom Staube.“

„Wohl; ich will ihn mit Bürſte und Lauge bedienen.“ — Auf der Treppe begegnete der Sohn dem Vater. Nach dem erſten Gruße fragte der Letztere ſtreng: „Wie kömmts, mein Herr, daß Sie, der vor einigen Tagen erſt dieſes Haus verließ, abermals darinnen eingekehrt ſind? Hat ein Befehl der Regierung plötzlich das Büreau der Waſſer-, Brücken- und Straßen-Baudirektion des Drômedepartements geſchloſſen? Oder bringen mir der Herr Aſpirant vielleicht aus der Kanzlei der Präfektur dero brühwarme Ernennung zum Unteringenieur? Es kann nur etwas Wichtiges, das Wichtigſte ſeyn, das Ihre ſchnelle Rückkehr veranlaßt?“

Auguſt ſtotterte, ſuchte Ausflüchte, und verwickelte ſich in eine Menge von angefangenen und nicht durchgeführten Phraſen, bis ihn der Vater mit biedrer Offenherzigkeit unterbrach: „Du ſpinnſt einen verwirrten Rocken ab. Aufrichtigkeit ziemt der Jugend. Ich gab Dir, wie ich meine, niemals Anlaß und Grund, Deine Plane und Handlungen mir zu verheimlichen. Rede alſo auch heute.“ —

Schnell entſchloſſen zog Auguſt den Vater in den nahen Garten, wo aber nur beſcheidene Gemüſe ſtatt der Blumen wuchſen, und eine reiche Flur von wohlriechenden Kräutern die Stelle des engliſchen Parks vertrat. In dem einzigen ſchattigen Winkel dieſes Fleckchens, unter dem Schirmdach ſeines einzigen Baums, nahm der Sohn des Vaters beide Hände in die ſeinigen, drückte ſie an ſeine Bruſt, und begann in leidenſchaftlicher Bewegung: „Die Liebe läßt mir keine Ruhe. Die Liebe hat mich wieder nach Blanchemont getrieben.“

„Die Liebe? nach Blanchemont? Wen liebſt Du in Blanchemont? ich wüßte hier die Huldin nicht aufzufinden, die dem in der Geſellſchaft von Valence verwöhnten Jüngling den Kopf hätte verrücken können?“

„Sie ſtellen ſich ſo unwiſſend an; Sie bringen mich zur Verzweiflung. Soll ich Ihnen denn noch einmal Theodorine nennen? noch einmal, wie zum erſtenmal, den Thurm von Dragon zeigen, und ſagen: Dort wohnt Maſtalier's Tochter, meine Leidenſchaft, meine Göttin, mein Ideal?“

Lapierre erwiederte ruhig: „Erlaube, daß ich ebenfalls etliche Fragen an Dich ſtelle. Soll ich Dich an das Wort erinnern, das Du mir am letzten Montag gegeben? biſt Du ein Franzoſe von Ehre, und vergiſſeſt binnen drei Tagen Dein Verſprechen, nicht mehr Maſtalier's Haus zu betreten, die Geſellſchaft ſeiner Tochter zu meiden? Soll ich noch einmal — und wie oft noch? — Dir betheuern, daß ich nie und nimmer zugeben werde, daß Du Theoderine heimführſt?“

Auguſt verſetzte trotzig: „Die Liebe iſt ſtärker als ein — Sie verzeihen mir das Wort — als ein abgedrungenes Verſprechen. Die Liebe iſt mächtiger als mein Gehorſam. Valence, Paris, Frankreich, die ganze Welt iſt mir nur ein Kerker, ohne Theoderine. Zudem, mein Vater, zeichnen die Geſetze unſers Vaterlands der elterlichen Gewalt ihre Schranken und Gränzen vor.“

Der Adjunkt ſagte verdüſtert: „Es iſt böſe, wenn der Mund des Kindes das ſtarre Geſetz gegen ſeinen Vater zu Hülfe zu rufen ſich entſchloſſen hat. Allein — es ſteht bei Dir, es zu thun, wann es Zeit iſt. Bis dahin verfließen noch manche Jahre. Die Zeit wird bewerkſtelligen, was dem Zureden des Vaters nicht gelang. Und damit dieſes geſchehe, verweigere ich, ſo lang ich kann, die Einwilligung zu einer Ehe, die des Unglücks viel, des Glücks gar wenig bringen mag.“

„Weh mir, wenn einſtens das Alter mein Herz ſo ſehr verhärtete, daß ich im Stande wäre, meinem Kinde eine Antwort zu geben, wie Sie in dieſem Augenblicke thun!“ ſeufzte Auguſt mit naſſen Augen: „machen denn die Jahre ſo grauſam? erſticken ſie denn jedes Gefühl in des Menſchen Bruſt? Welche Beweggründe zu ſolcher Grauſamkeit? wie iſt es möglich, daß mein Vater, der kluge Biedermann, das Schickſal zweier Herzen voll

Liebe, einem verwerflichen, ich möchte ſagen, einem lächerlichen Aberglauben unterzuordnen vermag? Wahrlich, Vater: ich habe, was Sie mir vorſtellten, reiflich erwogen, und finde darinnen nur das Ergebniß eines eigenſinnigen grundloſen Vorurtheils.“

Lapierre lehnte ſich an den Baum, ſchlug die Arme übereinander, und entgegnete mit der liebenswürdigen Geduld, die ihn als Arzt und Tröſter der Gebrechlichen auszeichnete: „Es thut mir wohl, daß dein augenblicklicher Trotz ſich in Wehmuth und Klage aufgelöſt hat. Wenn der fühlende Menſch nicht endlich und immer über Deine leidenſchaftliche Hitze die Oberhand behielte — Du wärſt nicht der ächte Nachkomme des wackern Advokaten Lapierre, der vor dem Parlamente zu Toulouſe die Ehre und die Habe des Bankrottiers rettete, der ihn ſelbſt durch Betrug um Alles gebracht hatte; Du wärſt nicht der Enkel des braven Grenadiers, der auf der Küſte von Bretagne das Leben des Emigranten ſchonte, der ihn Jahre zuvor — den Unſchuldigen — degradiren und vom Regiment hatte jagen laſſen. Ich darf hinzuſetzen: Du wärſt nicht mein Sohn; denn, ſo viele Fehler ich habe, ſo viel Unrecht ich gethan haben mag, ich habe ſtets dem Engel in der Bruſt das letzte Wort gegönnt, und zu gleichem Thun habe ich Dich angeleitet. — Ja, Auguſt, du wirſt nicht in der Verblendung beharren. Du wirſt einſehen, daß meine Warnungen nicht leere Launen, daß meine Befürchtungen nicht lächerlicher Aberglauben geweſen ſind. — Ich bleibe dabei: es iſt etwas Geheimnißvolles um das Glück. Der Urſprung deſſelben iſt nicht gleichgültig anzuſchauen.

Die Blüthe des Glücks bürgt nicht für deſſen Keim, nicht für deſſen Frucht. Sieh des Waldes narkotiſche Pflanzen, ſieh ſo manche giftige Kräuter der Flur. Sie ſchießen zuweilen in wunderprächtigen Blumen empor, und dennoch iſt der Tod in ihrem Safte, weil er ſchon in der Saat geweſen. Das Glück iſt Gift dem Einen, Arznei dem Andern. Das Glück iſt ein Zauber, den zuweilen über dem Haupte eines ſorglos Schlummernden gute Geiſter weihen und ſegnen. Wiederum aber iſt es eine Gabe höhniſcher Dämonen, die von einem Gierigen, der den Schlaf nicht kennt, auf irgend einem Kreuzwege den Gewalten der Mitternacht abgerungen wurde. Das gute, wie das böſe Geſchenk mag wohl gleichwenig beſtändig ſeyn; aber dem Sorgloſen, dem Reinen entſchwebt es dann, als ein Traum, ſo wie es kam. Der Schlechte hingegen ärntet Fluch aus dem treuloſen Glücke, das er erobert. — Stelle Dir nun Maſtalier vor, den Blutigel, den Dränger, den Quäler, den Betrüger und Ränkeſchmied; ſieh, wie er aus tauſend Diebſtählen den Pallaſt ſeines Reichthums aufgebaut hat, und zittre, Dein Geſchick mit dem ſeinigen zu vereinen. Nimmer kann aus böſem Saamen Gutes erwachſen. Halte an dieſem Grundſatz, wenn Du ihn auch Aberglauben nennteſt.“

„Sie reden immer von Maſtalier und ſeinen unedeln Spekulationen!“ unterbrach ihn Auguſt lebhaft: „warum, mein Vater, immer nur von ihm ſprechen, warum nicht von Theodorine, die ihm in Allem ungleich? Was kümmert mich Maſtalier? ſeine Tochter iſt ein Engel, in die Welt gekommen, um des Vaters zweideutiges Leben zu heiligen. O nein, nein! keine Gemeinſchaft zwiſchen ihm und der Tochter."

„Die Sünden der Eltern werden geſtraft in ihren Erben und Nachkommen!" ſagte Lapierre kopfſchüttelnd; „dieſer Satz gehört unter die wahrhaftigſten, die in den heiligen Büchern zu finden ſind. Ungerechtes Gut gedeiht nicht. Theodorinens Unſchuld wäre kein Freibrief gegen das Unheil. Doch — laſſen wir ſie aus dem Spiele. Dulde, daß ich Dich noch einmal mit ihrem Vater beläſtige. Iſt er denn wirklich für Deine Entwürfe eine ſo gleichgültige Perſon? Hat er nicht Theodorinens Wünſche zu erhören oder zu verwerfen? Steht nicht bei ihm ein eben ſo wichtiges „Ja" oder „Nein" wie bei mir? Geſetzt nun: Theodorine theilte Deine Leidenſchaft ...."

„Ich glaube, es betheuern zu dürfen. Wenn nicht ihr Mund, ihre Blicke ſprachen oft genug. Ein Händedruck, den ſie bei der letzten Lektion erwiederte ....."

— „Hat Dich zum glücklichſten Sterblichen gemacht;" ergänzte der Vater: „Ja wohl; dieſe Phraſe iſt allbekannt. Sie ſteht im Ritter Amadis und der Ritter von Florian hat ſie ebenfalls nicht ſelten angebracht. Der brutale Rouſſeau und der fromme Chateaubriand, Diderot, der Scharfſinnige, und Delille, der Blinde, haben ſie mit Glück gebraucht. — Warum mußten doch Deine Vakanzen Dich hieher, und Deine Geſchicklichkeit im Zeichnen in Maſtaliers Haus und als Lehrer an die Seite ſeiner Tochter führen! Ohne dieſe Zufälle wäre Alles in Ordnung geblieben. — Aber der Mund des Vaters — wie auch die Sachen jetzt ſtehen — hat vor Allem zu reden; ſeine Blicke laſſen ſich nicht beſtechen; ſein Händedruck iſt der wichtigſte, und Maſtalier, ein gewandter Geldmann, wird ſein „Top“ nur einem ſehr reichen Eidam ſagen. — Du, mein armer August, biſt nicht reich, und wirſt es nie werden. Dein Beruf bringt lange Zeit hindurch nur ein ſchmales Einkommen. Was ich erworben habe — mein Gott, mir ſind keine Schätze zugefallen. Ich könnte allerdings viel mehr beſitzen, als ich in der Wirklichkeit habe; aber mein Amt und meine Kunſt, eine gewiſſe Gutmüthigkeit, und ein, wenn Du willſt, leichtſinniges Vertrauen auf die Zukunft, haben mich viel gekoſtet. Ich ſag' es nicht, um mich vor Dir, meinem Erben, zu rechtfertigen. Ich weiß zu gut, daß Du Deinen Vater nicht als einen Verſchwender tadelſt; aber ich wünſchte, Du träteſt einmal mit mir in die Hütten der armen Landleute, die oft nicht einmal das nothwendigſte beſitzen, um ihre Gebrechen zu lindern. Du würdeſt einſehen, daß ein Arzt auf dem Lande, wie der Prieſter, berufen, bewogen, ja gezwungen iſt, ſein Bischen mit dem leidenden Bruder zu theilen. Und endlich meine Stelle als Adjunkt der Mairie! ſie iſt theuer genug zu behaupten. Wir haben kein Spital, kein Aſyl für Alte und Dürftige; wir haben kein leidliches Gefängniß — das alles ſteht nur auf den Liſten der Präfektur; in der Wirklichkeit iſt davon nichts vorhanden. Zufällig iſt der Maire ein Baron, der meiſtens in der Hauptſtadt lebt und von Freigebigkeit nichts weiß; der Friedensrichter ein kranker Mann mit vielen Kindern .... daher kömmt, daß ich wenig beſitze, und

Maſtaliers Reichthum ſchaut wie ein Koloß auf meine kleine Sparbüchſe hernieder. Schon dieſes Mißverhältniß zertrümmert Deine Hoffnungen."

Auguſt verneinte ungläubig: „Herr Maſtalier kann mich wohl leiden; er ſchätzt mich ſogar. Er prophezeit meinen Kenntniſſen eine glänzende Würdigung. Er will mir ſeinen Einfluß beim Intendanten widmen. Er hat mir ſeinen Rath in allen Dingen, ſeinen Credit, ſeinen Beutel angeboten ..."

„Der Böſewicht!" fiel Lapierre gekränkt ein: „Er wirft Dir den gewöhnlichen Köder junger Leute hin. Er will Dich ſicherlich zu irgend einem Zwecke gebrauchen, und, meine Erfahrung fürchtend, ſucht er Dich vermittelſt Vorſpiegelung einer ſogenannten Selbſtſtändigkeit von dem Vater vorbereitend loszumachen! — O mein Sohn, verſuche nicht, mich eines andern zu belehren. Ich kenne die Menſchen leider beſſer als Du, und werde ſelber noch täglich betrogen. — Doch genug davon. Ich will meine Lehren, meine Bitten und Vorſtellungen, meine Ahnungen und Vorurtheile zurückdrängen; ich will ſie ſtumm machen. Nur die Thatſachen ſollen reden, um Dich zu überzeugen, daß Du in Deiner jugendlichen Zuverſicht falſch gerechnet haſt; falſch gerechnet mit Vater und Tochter. Den Thatſachen wirſt Du doch glauben, Du praktiſcher, mathematiſcher Kopf?"

„Reden Sie;" verſetzte Auguſt lächelnd und ruhig.

„Nun denn: Theodorine iſt Coudreſin's Braut, und mit ihm verlobt worden an demſelben Sonntagabend, als Du nach Valence zurückkehrteſt, nachdem Du mir theuer verſprochen.....“

Auguſt ſtand niedergedonnert, bleich und ſtarr. Er winkte mit kraftloſen Händen dem Vater, daß er ſchweige. Aber nach kurzem Verſtummen fragte er ſelbſt mit bebender Stimme und ſtierſpähenden Augen: „Wahr, wahr, mein Vater?“

„Ich habe Dir noch nie eine Lüge geſagt, und werde es nicht thun;“ antwortete Lapierre, ſanft und offen, wie ein frommes Kind.

Nun wurde die Pauſe länger. Staunen, Beſchämung, Groll und Spott verletzter Liebe und Eitelkeit loderten nach einander über Auguſts Züge. „Coudreſin's Braut? „ſagte er endlich höhniſch: „o wie ſchön und edel zerrinnt mein Traum! wie ſchön und edel krönt die Heuchlerin ihr Leben! Den Wucherer, den greiſen Wucherer! was kann ſie an ihm lieben, als ſein Geld? was von ihm hoffen, als einen baldigen Tod? O pfui, pfui der ganzen Welt, Schmach allen Weibern!“

„Du gehſt zu weit;“ lächelte Lapierre, mit kühler Hand über des Sohns heiße Stirne fahrend: „Frankreich beſitzt, Gott ſey Dank, neben vielen leichtſinnigen Damen, der muſterhaften Weiber viele.“

— „Theoderine gehört nicht unter dieſe!“ zürnte Auguſt: „O, wie brennend reißt Ihre Nachricht meine Wunde wieder auf! Ich hatte mich alſo am letzten Tage nicht getäuſcht! Sie war ſo kalt, ſo zerſtreut, ſo einſylbig. Am Tag zuvor noch der entzückende Händedruck, den ich für ein ſtummes Geſtändniß hielt;... am Tage darauf die entſetzlichſte Kälte, der empfindlichſte Froſt..! O Fantasmagorie der unverſtädigen Leidenſchaft! Ich nahm für Qual des Abſchieds, was ſchon leichtſinniges Vergeſſen war! Ja doch, ja, bei allen Sternen! ſie wußte, was ſich begeben ſollte, während ich nach Valence zurückritt. Sie wurde meiner gerne ledig! — Ach, warum vertrauen wir nicht genug unſern Ahnungen? Verletzt von Theodorinens Kälte, ſchenkte ich noch vor dem Lebewohl Ihren Ermahnungen Gehör, mein Vater. Ich zürnte Theodorinen, und wollte ſie nicht mehr ſehen .... aber kaum war ich allein mit meinen glühenden Gedanken, ſo rief's in mir: Sie iſt unſchuldig, ſie leidet um Dich, ſie verbirgt Dir ihren Schmerz! Und plötzlich war ich tiefer in die Ketten zurückgeſunken, die ich abgeſchüttelt zu haben wähnte! O, mein Gott, wie mich faſſen?"

„Hier Dein Pferd, dort Valence!" rief Lapierre: „Eile, trabe, galoppire. Jeder Hufſchlag Deines Roſſes bringt Dich der Befreiung näher. Entfernung panzert uns gegen uns ſelbſt; die Zeit heilt Alles. Eine Beſſre wird Dich einſt über Theodorinens Verluſt tröſten. Verliere keinen Augenblick, mein Kind."

Auguſt umarmte den Vater ſtürmiſch. „Sie wiſſen noch nicht Alles;" ſagte er, gleichſam ſich verplaudernd: „Dieſe Entdeckung rettet Ihnen vielleicht den Sohn."

„Das hoffe ich;" ſagte Lapierre gerührt, ohne recht zu verſtehen, was der junge Mann meinte.

„Das Leben Ihres Sohns!" fuhr Auguſt fort: „Es ſtand vielleicht auf dem Spiel! Und ich Elender konnte gewiſſermaßen ſtolz meinem Ende entgegenſehen, in der Ueberzeugung, als Theodorinens Begünſtigter zu ſterben ... und gedachte nicht Ihres Schmerzens, Ihres Kummers ..?"

„Selbſtmord iſt nicht nur ein Wahnſinn: er iſt ein Verbrechen;" ſagte Lapierre feierlich. Dann küßte er des Sohns Wange, hinzuſetzend: „Lebe nun zu meiner Freude und zu Deiner Ehre, mein Kind. Leb' wohl, und ſchreibe mir, ſobald der ſchwarze Wurm der Melancholie ſich wieder in Deinem Gehirne rühren ſollte."

„Sie verſtehen mich noch nicht ganz, Vater; „rief Auguſt, in den Sattel ſpringend: „Aber ich werde Ihnen ſchreiben, ich werde Ihnen alles ſagen, ... denn es wird alles beigelegt werden. Ihre Nachricht bringt Verſöhnung zwiſchen Feinde. Noch einmal Dank für Ihre Kunde. Sie haben mir nie eine Unwahrheit geſagt, mein Vater. Gott ſegne Sie. Adieu!" Er ſprengte haſtig und toll davon. —

Lapierre ſah ihm ohne Sorgen nach. „Tobe aus, ſprühender Vulkan!" murmelte er vor ſich hin: „Du biſt von gutem Stoff, mein Knabe; wirſt leicht überwinden, was Andern jahrelange Leiden koſtet." Ruhig begab er ſich in das Dorf, um ſeine Abendbeſuche zu machen. —

Der ſchnelle Reiter dagegen kämpfte mit einem Heer von Zweifeln, die immer mächtiger in ſeinem Kopfe aufſtiegen. Das Ergebniß dieſes Gefechts war die ſiegreich emportauchende Frage: „Wenn auch mein Vater die Wahrheit, die verkörperte Wahrheit ſelbſt iſt, — könnte er nicht falſch berichtet werden ſeyn? Iſt es möglich, daß der Himmel ſich ſo geſchwinde in die Hölle, ein klarer See in eine Pfütze verwandele? Nein, tauſendmal nein! Theodorine iſt keine Abtrünnige. Ich bin allein im Unrecht, wenn ich nicht auf der Stelle Alles aufbiete, um ſelbſt die reine Wahrheit zu erfahren. Der gerade Weg iſt da der beſte, und eine offenherzige Frage nicht nur erlaubt, ſondern vonnöthen."

Er hielt ſein Pferd an. Von dem Hügel zeigte ſich Dragon im vollen Sonnenglanz, während die Kalkſchichten von Blanchemont in Purpurſchatten ſanken. „Ich will mit ihr ſelbſt ſprechen;" rief der Aſpirant: „ein herzhafter und redlicher Liebhaber erfährt in fünf Minuten, was er zu wiſſen braucht."

Im Nu brauſte ſein Klepper in einen Seitenweg hinunter, der, von wilden Roſen eingefaßt, ziemlich gerade nach Dragon führte. Plötzlich ſtutzte jedoch der Jüngling wieder: „Wer kömmt mir dort entgegen? Ein Mann zu Pferde? Iſt's nicht mein Vater, iſt das Pferd nicht Lydie? Es wäre ein hübſches Zuſammentreffen. Verwünſcht, daß mich die Sonne blendet! Doch Geduld! Er muß gleich an jener Platane vorüber. Richtig: er hält im Schatten; er entblößt das Haupt, um den Schweiß zu trocknen .... Gott ſey Dank! der Vater iſts nicht; aber — treiben meine Augen ihren Spott mit mir? Peſt! Hypolit! Hypolit St. Amand! was macht dieſer hier? Faſſung, Faſſung! ich werde ihm nicht ausweichen." —

Mit trotziger Entſchloſſenheit trabte er auf die Platane zu. Der feiſte und behagliche junge Mann, der in des Ahorns Kühle mit dem feinſten weißen Schnupftuche ſeine Stirne und Wangen fächelte, wurde über und über roth, da er Auguſts Geſicht erkannte.

Demungeachtet grüßte er mit einer gewiſſen Ritterlichkeit den finſter Schauenden, und ſetzte hinzu: „Ein Wort, Herr Lapierre!“

„Was beliebt, Herr St. Amand?“ fragte der Andere entgegen.

St. Amand ſtrich ſeine Locken zurecht, ſetzte den weißen Hut kokett auf, zog ſeine Manſchetten aus dem modiſchen Rock über die gelben Handſchuhe, und ſtreckte dem Aſpiranten die Rechte hin: „Es iſt hier ein trauliches Plätzchen zur Verſtändigung, Auguſt. Wir wollen uns hier verſöhnen.“

Auguſt ſtaunte, und hielt ſeine Hand zurück. „Herr St. Amand ſtand bisher nicht in dem Ruf, eine, noch obendrein von ihm ſelbſt aufs Tapet gebrachte, Ehrenſache mit einem Vergleich hinter den Zäunen eines Feldwegs abzumachen?“ ſagte er herbe. —

St. Amand nickte mit gerunzelter Stirn, und entgegnete, obſchon weniger freundlich: „Haben wir junge Leute von Valence nicht ſchon genug mit unſrer lieben Garniſon zu thun? Müſſen wir uns denn ſelber noch die Hälſe brechen?“

— „Allerdings; der Civiliſt hat auch ſein Ehrgefühl, und wenn ein triftiger Grund vorhanden ....“

„Da ſteckt es eben, Auguſt. Es liegt kein Grund mehr vor, unſern Handel mit Waffen auszumachen.“

— „Wirklich? Sie machen mich immer neugieriger, Herr Advokat.“

Der Advokat ſeufzte leicht, und fuhr im Styl eines Plaidoyers fort: „Die da beſitzen, ſind gut daran; ſagt ein altes Sprüchwort der Juriſten. Der ungeſtörte

Beſitz befriedigt uns, macht uns glücklich, salvo meliori. Der ſtreitig gemachte Beſitz beunruhigt uns, da wir nicht eigentlich wiſſen, ob wir beſitzen oder nicht, ob wir arm ſind, oder reich. Daher Begehrende und Abwehrende, daher Klagen und Prozeßhändel, daher die Nothwendigkeit, daß ein Richter das Urtheil ſpreche, aufgeklärt durch Zeugen und Beweiſe, oder beſchwatzt von Advokaten, den freiſinnigen Vertheidigern aller menſchlichen Rechte und Anſprüche. Aber, mein Herr, werden Sie läugnen, daß Fälle eintreten, die nur vor das eigne Forum des Betheiligten gehören? Fälle, in denen die Partheien zugleich Richter und Advokaten in ihrer eignen Perſon vorſtellen müſſen? Hier tritt alſo eine exceptionelle Juſtiz ein, und das Duell iſt das ſummariſche Verfahren in ſolcher Privatprozeßordnung. Ob ſein Urtheil in der Folge wohl reſpektirt werde, ſteht dahin; aber nicht ſelten hat ſich Einer in der That den Beſitz einer Sache erſäbelt oder erſchoſſen, der auf anderm Wege nicht dazu gekommen wäre. Eine ſolche Sache iſt von jeher, unter andern, eine Geliebte geweſen, die Zweie ſich zur Braut und Gattin wünſchten, während ſie doch nur Einem angehören ſoll und darf. Eine ſolche Geliebte iſt in neuerer Zeit unter andern die ſchöne Theodorine Maſtalier geweſen, die Auguſt und Hyppolit auf ihrem Wege fanden — ſie als eine res nullius erachtend .....“ —

— „Genug, genug des faden Scherzes, St. Amand!“ fiel Auguſt hitzig ein: „die Sache iſt zu ernſthaft für ähnliche Witzeleien. Sie lieben Theodorine nicht aufrichtig, da Sie dergleichen Spaß verbringen.

Sie beleidigen mich dadurch aufs Neue. Und wenn Sie auch Mademoiſelle Maſtalier liebten, ſo kümmert mich das gar nicht, ſo gehört das nicht hieher. Die Frage iſt, wen von uns beiden Theodorine liebe. Sie haben mit ihrer Liebe geprahlt; ich habe behauptet, ſelbſt der Glückliche zu ſeyn. Sie wurden unhöflich, ich forderte Sie. Uebermorgen — nach Uebereinkunft — ſchießen wir uns; das iſt Alles. Guten Abend, Herr St. Amand. Wenn Sie von Dragon kommen, ſo werden Sie mir wohl ſagen können, ob Theodorine zu Hauſe zu finden? Ich eile, meine Werbung anzubringen. Ob nun glücklich, oder unglücklich, werde ich mich jedenfalls Ihren Kugeln als unerſchrockenes Ziel preisgeben."

„Halt! halt, Du verrückter Menſch!" rief ihm St. Amand zu, und packte den Zügel ſeines Thiers: „Eigenſinn, Tollkopf! höre mich an. Freilich komme ich von Dragon. Allerdings habe ich — um denn doch zu wiſſen, warum ich mir eigentlich Pulver und Blei in den Leib jagen laſſen ſoll — gethan, was Du zu thun im Sinne haſt, und ich habe den ſchönſten Korb davongetragen." —

— „Ah!" ſeufzte Auguſt mit großer Beruhigung und Zufriedenheit auf. Seine Augen verklärten ſich. — Aber der Advokat fuhr trocken fort: „O weh! juble nicht zu früh. Du weckſt nur meine Schadenfreude. Der bitterliche Aerger, der mich trotz aller Philoſophie durchbohrt und kitzelt wie mit Nadelſpitzen, möchte ſehr gern in Spott und Hohn ſich Luft machen, und flugs wäre dann ein zweites Duell konſtituirt. Nimm Dich zuſammen. Auch für Dich iſt nichts in Dragon zu hoffen. Das Fräulein ſagte mir mit kaltem Bedauern und impertinenter Höflichkeit, daß der Wucherer Coudreſin . . . . .“

„Still! ſtill! ſchweige um Gotteswillen!“ ſchrie Auguſt: „Sie ſelbſt ſagte . . ? o es iſt übergenug. Tauſend Donner! der Wucherer war mir ganz entfallen. O mein Vater! Du hatteſt recht, mein Vater! — Und wir hatten Unrecht, Hyppolit! unſer Leben für die zukünftige Madame Coudreſin in die Schanze zu ſchlagen? O wir Thoren! Deine Hand, Hyppolit! Es ſey Alles abgethan.“

— „Alles caſſirt! alle Koſten compenſirt! Und niemals bis in idem!“ erwiederte der Advokat, des Freundes Hand kräftig ſchüttelnd.

Von Stund an war kein Zweifel mehr in Auguſts Seele, und wie vom Sturm geſcheucht, flogen die Reiter nach Valence zurück. —

II.

Das Herrenhaus zu Dragon war in allen Stücken der Coudreſin'ſchen Villa untergeordnet, wie einſt Maſtalier ſeinem Principal ſubordinirt geweſen. Ein kaltes, feuchtes, düſtres, kleines Schloß, das einſt einer ehemaligen Dame Chanoineſſe gehört hatte, und mit ſeinen froſchreichen Gräben und dem düſtern Garten ein unfreundliches Ganzes in dem hellen Dragon verſtellte. — Aber, während auf den luſtigen Söllern zu St. Paul-dü-Gue ein übermüthiger krittelnder Egoiſt ſich erging, und aus den hohen Spiegelfenſtern der Villa die Langeweile eines verlebten Hageſtolzen allenthalben den verdrießlichſchläfrigen Kopf ſtreckte, regierte eine liebliche Patronin das finſtre Haus zu Dragon, ebnete durch ihr fürſorgliches Schaffen die höckerigen Wendeltreppen und lückenhaften Fußböden, ſchmückte mit ihrer Gegenwart die ſteifen, geſchornen Gartenwände, und weihte durch ihr Gebet ſogar das Oratorium der ſeeligen Stiftsdame, den garſtigſten Winkel des Schloſſes, wo noch zum Ueberfluß das Geſpenſt der ehemaligen Beſitzerin ſpucken ſollte, wie die Leute im Dorfe behaupteten.

Die ſchöne Theodorine und ihre Magd, die friſche Georgette, waren die guten Feen, die ſeit des rohen Maſtalier's Abreiſe allein und friedlich den Haushalt führten. Jedoch: die Fröhlichkeit war verſtummt, die wohl ſonſt die Herrin und die Dienerin beſeelte, wann es dem Ex-Gardemagaſin beliebt hatte, abweſend zu ſeyn. Kaum daß noch dann und wann — ſelten genug — Georgette im Hof und Stall ein Liedchen trällerte. Auch verwies ihr gewöhnlich Theodorine den Geſang.

So ſprach das Fräulein eines Tags, ihre Toilette verlaſſend, zu der Ungehorſamen: „Wenn Du wüßteſt, wie wehe mir Dein Frohſinn thut, da ich ihn jetzt nicht mehr theilen kann, ſo würdeſt Du billige Schonung für eine Unglückliche haben, die immer mehr Deine Freundin als Deine Gebieterin geweſen iſt.“

Georgette bat reuig um Verzeihung. Dann ſetzte ſie bei: „Werden Sie denn Ihrer Traurigkeit niemals den Abſchied geben, Mademoiſelle? Sie vergehen in

Schwermuth, und dennoch — Sie ſagen es ſelbſt — dennoch hilft alle Traurigkeit hier nicht. Sie haben einmal „Ja" geſagt; und ich glaube, daß weder Ihr Herr Vater, noch Herr Coudreſin die Männer ſeyn mögen, die ein Jawort freiwillig und gratis zurückſtellen."

— „Du haſt recht;" ſeufzte Theodorine: „hilf mir den Gürtel anlegen. Du haſt mich erinnert, daß Herr Coudreſin mir heute eine Viſite zugedacht hat. Schon ſchlägt die Uhr die vierte Stunde. Der gute Herr wird nicht ſäumen zu erſcheinen; aber ach! mit dem Abſchied zögert er ſo lange!"

„Meine werthe Dame," fragte Georgette mitleidig: warum haben Sie denn Ihre Einwilligung zur Verlobung gegeben, da Ihnen doch ſchon jetzo Ihr Bräutigam unerträglich vorkömmt? Wir leben ja nicht mehr in der Zeit, da die Eltern ihre Kinder zu Allem zwingen durften; da ihnen erlaubt war, ihre Töchter zu verſtoßen, ihre Söhne zu enterben. Die Euphemia der alten böſen Picotte hat ihrer Mutter rechtſchaffen Widerpart gehalten, da ſie den hinkenden Schleifer nehmen ſollte. „Nein!" hat ſie geſagt, und der Maire, bei dem die Mutter ſie verklagte, hat auch geſagt „Nein!" und dabei iſt's geblieben, und kaum war die Picotte todt, ſo hat Euphemia ohne Zeitverluſt den Kanonier-Sergeanten von Grenoble geheirathet. Baſta. — Machen Sie's eben ſo. Sie haben noch Zeit. Mein Onkel, der Huiſſier am Friedensgericht zu Blanchemont, hat mir vielmal geſagt, daß, wenn man ſchon vor dem Adjunkt ſtände, immer noch erlaubt wäre, von einer Heirath zurückzutreten." —

— „Mein gutes Kind; hier ſtehen die Verhältniſſe anders;“ entgegnete Theodorine traurig: „Du weißt nicht, unſchuldiges Mädchen, daß unter ſogenannt angeſehenen Leuten die Delikateſſe das Geſetz macht; daß dieſe oft gebietet, in einer ſchiefen Stellung zu verbleiben, weil unſchicklich wäre, dieſelbe zu verlaſſen. Wie oft ſehen die höflichen Leute voraus, daß ſie unglücklich werden, und dennoch ſtürzen ſie ſich in das Unglück, um nicht zu beleidigen durch ein redliches: „Ich habe mich geirrt; wir haben uns beſſer beſonnen!“

„Wenn Sie aber die Sache ſo genau verſtehen, Mademoiſelle, ſo muß ich mich wundern, daß gerade Sie nicht den Muth haben, Ihr Unglück von ſich zu weiſen;“ meinte Georgette.

— „Schweige; Du bringſt mich in Verlegenheit;“ verſetzte Theodorine.

Nach einer Pauſe hob ſie an: „Herr Coudrefin bleibt heute länger aus, als gewöhnlich. Nun, um ſo beſſer. Ich danke ihm für jede Viertelſtunde, die er mir frei läßt, wenn ſie auch getrübt iſt durch die Furcht vor ſeinem Beſuche.“ —

„Wäre Herr Güguſte an des Alten Stelle, er wäre pünktlicher, zu kommen, und freundlicher erwartet;“ warf Georgette halblaut hin.

Theodorine wurde bleich. „Ach, dazu wäre es nie gediehen!“ ſagte ſie.

„Hein? warum denn nicht?“ fragte Georgette. —

— „Der junge Mann hat noch keine Anſtellung;“ antwortete Theodorine mit zitternder Stimme, die ihres

Herzens Bewegung verrieth: „mein Vater kann zudem den Doktor Lapierre nicht wohl leiden...; er behauptet, Lapierre haſſe ihn. Auch ſey der Doktor ein Verſchwender, ſagt er, und werde ſeinem Sohne nichts hinterlaſſen....“

„Ach, Du Herr mein Gott!“ rief Georgette, den Blick gen Himmel gerichtet: „Herr Lapierre ein Verſchwender? Nun, wer das ſagt...! ein Engel iſt er; der Wohlthäter aller Leidenden. Es iſt wahr: er gibt Alles her; alles gibt er der Armuth, und der Segen der Erquickten und die Vergeltung des Allmächtigen werden ihn und ſeinen Sohn ſicherlich noch reich machen.“

— „Ja, ja, Georgette: der Herr ſegne Beide!“ ſprach Theodorine unter ſanften Thränen: „ſolchen Reichthum begreift aber mein Vater nicht, der mich an den Mammon feſſelt.“

„Leiden Sie es nicht, Mademoiſelle.“ —

— „Du weißt nicht, wie ich beſtürmt wurde.... wie Herr Maſſalier mir in's Gewiſſen redete .... wie er mir drohte ..... wie er mir ſeine eigne Zukunft malte, wenn ich nicht einwilligen würde....! — Ach, zitternd vor ſeinem Fluche, und vor dem Andenken meiner Mutter, die mir auf ihrem Sterbebette befohlen, den Vater zu lieben, wie ſie ihn geliebt, ihm mein Glück zu opfern, wie ſie ihm das ihrige geopfert — zitternd, ſage ich, vor der Strafe des Himmels, die meine ſterbende Mutter mir prophezeite, wenn ich jemals ungehorſam ſeyn würde, hab' ich mein Haupt gebeugt, und meinem Herzen Schweigen auferlegt. — Coudreſin bezahlt mein gebrochenes Herz mit Gold und Bankzetteln. Ich entrichte damit den Tribut meiner kindlichen Pflicht und Dankbarkeit. Beſſres hab' ich nicht zu geben."

„Wie verſteh' ichs aber? Ein ſo reicher Vater verhandelt ſein Kind um Geld und Gut, das ihm doch nicht nützt? Der Rhonefluß wird darum nicht gewaltiger, daß unſre kleine Briance in ſeine Wellen rieſelt."

Theodorine winkte der Magd, zu ſchweigen, und flüſterte: „Prahlen iſt noch nicht Beſitz, und nicht alles Gold, was gleißt." — Sodann, als hätte ſie ſchon zu viel geſagt, änderte ſie den Ton, und fügte hinzu, gleichſam ihr ſelbſt zum Troſte: „Im Grunde: was verliere ich? — Der mich liebte, — wie ich wenigſtens ahnen durfte, — den ich wieder liebe, einzig und allein auf der Welt, wäre dennoch nie der Meinige geworden."

„Ei!" brauſte Georgette auf, „und wenn ich bis zum Tode des Herrn Maſtalier warten müßte, wie Euphemia auf der böſen Picotte Sterben ...!"

— „Pfui!" unterbrach ſie Theodorine: „Du führſt böſere Reden, als je Picotte ſich erlaubte. — Was würde das ruchloſe Hoffen und Warten frommen, mein Kind? Wie viele Jahre ſchwänden dahin! Ich würde ihm treu bleiben; darauf kenne ich mein Herz, ich darf mich auf meine Beſtändigkeit verlaſſen; ... aber Auguſt? ... ein Jüngling im Strudel der Welt ... welchem Wechſel unterworfen! Wer bürgte mir, daß er nicht kälter würde, daß ſeine Liebe nicht aufhörte, daß er meiner nicht vergäße? — Weiß ich denn überhaupt genau und gewiß, „ſetzte ſie lebhafter hinzu: „daß er mich liebt? Ich zweifle faſt, trotz ſeiner Blicke und halben

Worte. Es ſind bald vierzehn Tage ſeit des Vaters Abreiſe verſtrichen, und ich habe Herrn Lapierre nicht geſehen.“

„Ha! Herr Gügüſte kennt die Schicklichkeit. Wenn der Vater nicht zu Hauſe .....“

— Theodorine erröthete, da ſie ſtockend entgegnete: „Ich begehre nicht, daß er das Schloß beſuche; ich danke ihm für ſeine Zurückhaltung. Aber ... ich denke, ein Liebender würde irgend einen Vorwand finden, um ſeine Freundin, — wenn nur einen Augenblick — zu ſehen. Auguſt reitet und fährt leidenſchaftlich gerne; — wenn er nun heute auf einem Spaziergange von Valence nach Blanchemont den Umweg über Dragon machte, und in dieſem Moment nur über jenen Platz ſchritte, ich würde ihn doch ſehen, er dürfte mich doch grüßen ...!“

Sie ſchreckte zuſammen, denn ſo eben fuhr ein Mann in offnem Cabriolet vorüber. „Wenn nicht der Sohn, ſo iſts doch der Vater!“ rief Georgette, und machte dem heraufſehenden Doktor einen tiefen Knix. — Theodorine floh in den Hintergrund der Stube. „Er kommt doch nicht hieher?“ fragte ſie ängſtlich. —

— „Nein. Er fährt nach den Rebhütten, Mademoiſelle. Aber warum fürchten Sie den wackern Herrn?“

„Soll ichs geſtehen? Seine Züge rufen mir Auguſts Züge ins Gedächtniß. — Nein, ich könnte Auguſts Anblick unter den jetzigen Verhältniſſen nicht ertragen. Was hätte ich ihm geantwortet, wenn *er* gekommen wäre, ſtatt des Advokaten St. Amand, der ſo plötzlich erſchien, mir ein Herz anzubieten, das mich nie intereſſirte, und eine Hand, die ich ausgeſchlagen haben würde, ſogar, wenn die meinige nicht ſchon gefangen geweſen wäre! Was hätt' ich Herrn Lapierre erwiedert? — Wohl mir, daß ich ihm gleichgültig bin, und er keinen Verſuch macht, ſich mir zu nahen. Alle meine Vorſätze würden wanken! Wohl mir, daß.... ach nein, weh' mir, weh mir, Georgette!" ſchrie ſie auf: „ich habe ja Herrn St. Amand vertraut, daß ich Braut geworden...! ganz Valence weiß ſchon um die Neuigkeit! — Weh mir! Auguſt hat mich nicht vergeſſen, aber er haßt, er verachtet mich vielleicht, und zürnt der Treuloſigkeit, womit ich ſeine ſtille Liebe vergolten....!" —

Theodorine warf ſich ſchluchzend an Georgettens Bruſt. Das gute Mädchen weinte mit der traurigen Braut. Nach einiger Erholung fragte aber Georgette beſonnen: „Wenn Sie bereits jetzt Herrn Gügüſte's Anblick ſcheuen, — wie wird es ſeyn, wenn Sie als die Frau des Herrn Coudreſin in die Welt treten?"

„Mein Entſchluß iſt gefaßt;" verſetzte Theodorine. Ich könnte um keinen Preis in Auguſts Nähe verweilen. Ich werde Alles aufbieten, Herrn Coudreſin zu vermögen, daß er ſein Haus verkaufe, und nach Paris ziehe. Die Zerſtreuungen der Hauptſtadt werden mir das Leben erträglich machen, und in jener Menſchenmenge darf ich hoffen, dem nicht mehr zu begegnen, den ich fürchte, wie ich ihn liebe. Ja, ja, ich muß ihn fliehen; Herr Coudreſin wird meinem Verlangen nachgeben. Hat er nicht tauſendmal verſprochen, Alles zu thun, was ich nur wünſchen würde? Auch für ſeinen Eigennutz darf er nichts beſorgen. Ich weiß einen Käufer für das Schlößchen von St. Paul. Der Doktor Lapierre hat ſchon öfters den Wunſch geäußert, das Gut an ſich zu bringen, wenn dem Eigenthümer jemals gefallen ſollte, es zu veräußern. Der Doktor iſt billig; er wird nicht lange mäkeln. Der Kauf kann binnen kurzer Zeit in Richtigkeit ſeyn."

— „Ah! da kömmt Blaiſe im galonirten Rock!" rief Georgette am Fenſter: „er trägt einen Brief in der Hand. Ich eile, ihm zu öffnen."

„Geh, geh!" entgegnete Theodorine ſchnell: „ich will den Brief herzlich gern annehmen, da der Schreiber nicht in Perſon kömmt!"

Während Georgette hinunter lief, riß Theodorine haſtig die kleinen Schmuck- und Verzierungsſtücke, womit ſie ſich geputzt hatte, vom Halſe und vom Gürtel. — „Fort mit euch, ihr Kleinodien der Sklaverei!" ſagte ſie erheitert: „da euer Geber nicht kömmt, was ſoll ich mit euch? frei, frei! ach mein Gott! ich werde dieſen Abend frei ſeyn! Herr Coudreſin, Sie gefallen mir, da Sie ſo artig ſind, heute wegzubleiben!"

Georgette brachte den Brief herein. Seine Addreſſe war an Herrn Maſtalier gerichtet, und von Coudreſin's Hand. — „Der Alte läßt ſich bei Ihnen mit Geſchäften entſchuldigen;" ſagte Georgette etwas verwirrt und aufgeregt: „zugleich bittet er Sie, dieſen Brief ſo ſchnell als möglich Ihrem Vater zuzuſenden, wenn derſelbe nicht bereits zurückgekommen wäre."

„Sonderbar;" meinte Theodorine. — „Unverzügliche Beſtellung zur Poſt!" wiederholte Georgette.

„In Gottes Namen. Da der Vater noch nicht zurück, werde ich die Depeſche nach dem Havre addreſſiren.“ Theoderine ſetzte ſich an den Schreibtiſch.

Kaum hatte ſie die Feder ergriffen, als der Briefträger eintrat, und aus ſeiner Ledertaſche ein Schreiben von Maſtalier zog. Theoderine öffnete das flüchtig geſchriebene Blatt. Maſtalier meldete ihr, daß die Verwicklung ſeiner Geſchäfte im Havre ihn genöthigt habe, ſeine Reiſe nach London auszudehnen, und daß er dort in der Prinzenſtraße bei einem Handelsfreunde ſein Quartier nehmen werde. —

Theoderine athmete leicht. „Georgette,“ rief ſie, „wünſche mir Glück. Wieder ein Aufſchub von einigen Wochen vielleicht! Geſchwinde Coudreſins Brief nach London expedirt. So. Ihr beſorgt mir ihn wohl auf das Büreau, Freund Cabot?“

Der Briefbote erklärte ſich bereit, und entfernte ſich mit dem Schreiben. Theoderine lachte, herzte, tanzte vor Freuden. „Ach Georgette, ich bin ſelig!“ jauchzte ſie: „ein paar Wochen gewonnen! Vierzehn, zwanzig, vielleicht dreißig Tage. Ach, wie leicht wird mir! Aufſchub! ich begreife, wie koſtbar einem zum Tode Verurtheilten die Henkerfriſt von einigen Tagen vorkommen mag.“

Georgette lächelte verſtohlen vor ſich hin. Sie wollte reden; Theoderine ließ ſie nicht zu Worte kommen. „Wo iſt Blaiſe? ſage ihm die Neuigkeit, daß er ſie ſeinem Herrn mittheile.“

„Blaiſe iſt ſchon wieder fort;“ antwortete die Magd langſam.

„So? Eine Galanterie ohne gleichen. Nicht einmal die Grüße abzuwarten, die eine Braut ihrem zärtlichen Bräutigam zu ſchicken hätte! Das könnte mich kränken, wenn ich nicht ſo vergnügt wäre, da ich weiß, daß Herr Coudreſin meine Einſamkeit nicht ſtören wird.“ — Theodorine war auſſer ſich vor Freude. —

— „Der gute Herr wird Ihnen vielleicht lange nicht beſchwerlich fallen;“ bemerkte Georgette, wie oben.

Theodorine, die bald zum Flügel lief, und eine Paſſage probirte, bald ihren Kanarienvogel und Diſtelfink neckte und zum Singen aufforderte, antwortete erſt nach einer Weile: „Wirklich? in der That? ſind ſeine Geſchäfte ſo bedeutend und zeitraubend? Braver Herr Coudreſin! ich habe Sie verkannt. Sie ſind liebenswürdig. Sie erfüllen ſchon jetzt alle meine Wünſche, ohne ſie zu kennen. Sie werden mir auch Paris nicht verweigern! — Georgette, ich weiß nicht, wie es kömmt; aber mein Kopf und Herz ſind beide, plötzlich wie von einem Freudenfeuer erwärmt und erleuchtet. Ich habe aus dem Lethe getrunken, ich bin auf dem Punkte, Alles zu vergeſſen, was mich bedroht. Die Zukunft malt ſich mir im Roſenlichte. — Wovon habe ich eben geſprochen, Georgette? Von Paris?“ —

— „Liebe Mademoiſelle,“ ſagte Georgette mit einigem Bedauern: „Sie ſind noch lange nicht in Paris.“

„Gottlob, Gottlob, mein Kind!“ lachte Theodorine: „Paris iſt ein goldner Kerker, aber immer ein Kerker. Ich will noch in Dragan meine Freiheit genießen!“

Georgette, auf deren Herz und Zunge etwas drückte, das ſie gern los ſeyn wollte, fuhr in obigem Text fort:

„Glauben Sie, daß Ihr Herr Vater ſeine einzige Tochter in ſeinem Alter wird miſſen wollen? Wer ſoll ihn pflegen, wenn Sie in Paris wohnen?“

Mit eiſiger Kälte antwortete Maſtaliers Tochter: „Indem ich mich für Herrn Maſtaliers Vermögen opfre, bin ich ledig, durchaus ledig meiner übrigen Pflichten gegen ihn. Spare Deine Sentenzen, mein Kind. Sey beſcheiden, wie Blaiſe, der mir nicht einmal zumuthete, ihn mit einem Compliment heimzuſchicken.“

Georgette erwiederte, ihrem kleinen Geheimniß nach und nach Luft machend: „Ach, nehmen Sie's dem armen Burſchen nicht übel. Er hat noch einen weiten Weg zu machen, um den Doktor aufzuſuchen, der, wie ein Irrwiſch bald da, bald dort zu ſehen, ſich ſchwer einholen läßt.“

„Was ſoll der Doktor? Was hat Blaiſe mit ihm zu thun?“

Der letzte Damm, der ſich noch der Geſchwätzigkeit Georgettens entgegengeſetzt hatte, brach vollends zuſammen. Mit überſprudelnden Lippen, die Hände in die Hüften geſtemmt, hob das Dienſtmädchen an: „Daß ich's Ihnen nur gerade heraus ſage, Mademoiſelle: Herr Coudreſin iſt bedenklich krank geworden. Aber, um des Heilands willen, verrathen Sie mich nicht. Blaiſe hat mir das ſtrengſte Stillſchweigen anbefohlen, und er käme ſchlimm weg, wenn ſein Herr erführe, daß er geplaudert hat. Sehen Sie: Herr Coudreſin iſt ſchon lange unpäßlich, vielleicht kränker, als er ſelbſt weiß, und hat es Ihnen ſtets verheimlicht. Wer bekennt auch gerne dergleichen einer Dame, die man zu heirathen gedenkt? Aber ſeit geſtern iſt das Uebel ärger geworden. Blaiſe, der einmal in Lyon bei einem Zahnarzt Auslaufer geweſen, verſteht ſich auf die Krankheiten, troß einem Doktor. Er meint, ſein Herr dürfte wohl den Bandwurm, oder gar ſchon die Waſſerſucht haben, die gerne dazutritt. Genug: Geſtern wollte der Alte bei nüchternem Leibe auf einmal erſticken, oder gar zerplatzen. Blaiſe hat ihn noch ein bischen hingehalten, indem er ihm Schröpfköpfe oder Blutigel anſetzte, ich weiß nicht, wo und wie viel. Aber heute liegt der Alte ganz ſtrack auf dem Bett, und rührt und regt ſich nicht. Das einzige, was er gethan, war, daß er den Brief ſchrieb, der jetzt nach England marſchirt, und daß er einen Expreſſen nach Vienne ſchickte, wo ein Wunderdoktor wohnen ſoll, der alle möglichen Gebreſten heilt. Blaiſe ſchüttelt aber den Kopf dazu. Blaiſe iſt gar nicht zufrieden. Blaiſe verſtehts und meint, wenn einer helfen könne, ſo wär's der liebe Gott und nicht der Wundermann von Vienne oder Papa Lapierre, dem der arme Blaiſe nachlaufen muß, wie einem Dieb, weil der Kranke ganz unſinnig nach ihm begehrt." — Georgette verſchnaufte von dem Ueberdrang ihrer Redſeligkeit. Dann erlaubte ſie ſich, Theodorine, die, ganz ſtille vor ihr ſtehend, aufmerkſam zugehört hatte und die Augen zu Boden ſchlug, bei der Hand zu nehmen, und ihr treuherzig mit heiſrer Stimme zu ſagen: „Es kann noch Alles anders werden, Mademoiſelle; was meinen Sie?"

Das Fräulein entzog ihr ſanft die Hand, ſenkte in Gedanken das Haupt, und ging, ohne ein Wort zu ſagen, in den Garten. Kaum, daß die über ihrer Bruſt zitternd aufwehende Pelerine die raſchern Schläge ihres Herzens verrieth. — —

Der Doktor Lapierre hatte allerdings etwas von einem Irrwiſch an ſich. Seine Geſchicklichkeit und Milde hatten ihm eine ſehr bedeutende Praxis erworben; Uebung und Nothwendigkeit hatten ihn gelehrt, eilig zu ſeyn. Da er raſch und klug zugriff, ging ihm Alles leicht und gut von der Hand. So hatte er auf ſeinem heutigen Beſuche in Dragon und der Umgegend Einem, der von dem Speicher gefallen, das luxirte Bein wieder eingerichtet, einem Andern einen ſchwierigen Verband applicirt; er hatte ein paar Kinder geimpft, und manches Recept verſchrieben. Er hatte hie und da viel reden und tröſten müſſen; er war hie und da mit Erfolg angebettelt worden; — dennoch kam Blaiſe allenthalben zu ſpät, und dennoch langte der Doktor, ſeiner Liſte und Tagesordnung folgend, ohne von Blaiſe requirirt zu ſeyn, an Coudreſins Krankenbette an, dem troſtloſen Bedienten vorauseilend. —

„Sie ſehen einen verlornen Mann;“ ſagte Coudreſin etwas ſchwach, aber nicht ohne Spott: „Ihre Arzneien ſind Gift, wie ich glaube. Kaum, daß ſie ein paar Tage erträglich wirkten. Dann iſt der alte Satan wieder losgebrochen. Adjunkt, ich verabſchiede Euch, wenn Ihr nicht helfen könnt.“

Die Aufwallung des Arztes hätte ihn faſt vermocht, dem böſen Patienten die reine Wahrheit ohne Umſchweife zu ſagen, aber Coudreſin ließ ihm dazu nicht Zeit. Er verzog ſein Geſicht zum Lächeln und fuhr fort: „Im Ernſt: ſollten Sie glauben, daß mir geſtern zu Muthe war, als ſey meine letzte Stunde vor der Thüre? Eine entſetzliche Nacht, und Herr Lapierre nicht zu Hauſe."

— „Ich ſtand einer Wöchnerin zu Romans bei;" erwiederte Lapierre entſchuldigend. —

„Sagt' ichs nicht? das gemeine Bauernvolk iſt beſſer mit Euch daran, als der Rentier? Nun denn, um fortzufahren: ich empfand eine Jaſt, eine Beklemmung, eine Unruhe, wie faſt noch nie. Ich konnte nicht auf einem Flecke weilen, und dennoch eine Schwere in den Gliedern, als wie von Bleigewichten. Doktor, ich glaubte ſchon, ich müſſe im Ernſt an's Teſtament denken."

— „Reiche Leute thun daran nicht übel. Ein Teſtament iſt noch kein Todesurtheil." —

„Nun, das fühle ich wohl: vor der Hand ſterbe ich nicht. Die Tiſane hat mich calmirt, die Ruhe hat mir gut gethan; ich werde aufſtehen, da der Ungeſtüm des Bluts ſich gelegt hat. Wahrhaftig, Adjunkt: geſtern war ich kleinmüthig. Glaubt Ihr, daß mir dummes Zeug einfiel? Sünden und Sündchen, alte Beckebeuteleien, Aengſtlichkeiten um's Zwerchfell herum. Pah! ich ſchwindelte ſogar von dem Tröſter in der Kutte, von Beichte und Viatikum. Wäre ich ein alter Bannerherr oder Caſtellan geweſen, und der Prieſter wäre an mein Bett getreten, ich hätte ihm gelobt und verlobt, was er begehren mochte, zum Heil meiner Seele."

— „Reiche Leute beruhigen heutzutage ihr Gewiſſen am beſten vor dem Notar."

„Schon wieder eine Anſpielung aufs Teſtament?" ſpöttelte Coudreſin: „Ihr wollt mich erſchrecken. Aber, auf Ehre! mir iſt nie behaglicher geweſen, ſeit ich auf der Welt bin. Das war eine Criſis, Doktor? Geſtehts, gebt der Wahrheit die Ehre.“

— „Ich weiß das noch nicht beſtimmt;“ meinte Lapierre, die Augen niederſchlagend: „Jedenfalls iſt die völligſte Ruhe zu empfehlen. Es wird wohl endlich vorübergehen.“

„Ich dacht' es wohl. Dann eine Nachkur, Adjunkt? Die Heirath, wie? dann eine weite Reiſe mit der jungen Frau? nach Italien und der Schweiz? Mademoiſelle Theodorine verlangt vor allem nach Paris, ... und ich geſtehe, wenn dieſes Haus nicht wäre ....“

— „Ei, ich habe mich ſchon angeboten, es zu nehmen?“ bemerkte Lapierre lächelnd.

Coudreſin lächelte entgegen, und antwortete kurz: „Dankenswerth, aber nicht anwendbar. Das Haus hätte dann ſchon ſeinen Herrn.“

— „Einen Ihrer Verwandten?“

„Pfui. Verderben Sie mir nicht die Laune. Meine Verwandten ſollen ſich wundern, ſage ich Ihnen. Die Thaler, die ich meiner Sippſchaft zuwerfe, werden noch zu zählen ſeyn.“

— „O, Herr Coudreſin! Ich rechnete auf Ihr Herz, da ich vom Teſtamente ſprach.“

„Thut mir leid;“ ſpottete Coudreſin abermals: „das Teſtament iſt ſchon fertig. Ja, ja; lächeln Sie nicht. Sie reizen auch mich zum Lachen.“

— „Ich glaube nicht, was Sie ſagen. Sie ſcherzen mit dem ernſthafteſten Akt, den ein Menſch je vollziehen mag. Sie haben noch kein Teſtament gemacht, und wenn Sie es einmal thun — es wäre gut, wenn's geſchähe — ſo vergeſſen Sie Ihre armen unglücklichen Verwandten nicht, um eines oder einiger Fremden willen!"

„Sie machen mir immer mehr Spaß! Ha, ha ha! Adjunkt, Ihr ſeyd ein guter Prediger, und uneigennützig, wie ſelten Einer. Aber mit dem Teſtament, — ha ha ha! ich muß lachen ...! iſt's mein völliger Ernſt ... und wenn ich heute ſtürbe ... in dieſer Stunde ha ha ha! was will ich denn ſagen? ja, ... der Friedensrichter würde es wohl zu finden wiſſen." — Coudreſin erhob ſich lachend aus dem Bette, und fragte: „Beiläufig: was macht der Friedensrichter? Wie gehts ihm?" .

— „Schlecht. Es wird noch mehrere Wochen dauern, bis er im Stande ſeyn dürfte, ſeine Funktionen wieder anzutreten." —

„So?" fragte Coudreſin luſtig entgegen: „Seht Ihr wohl, Adjunkt? Ich dürfte heute nicht ſterben; wer verſiegelte, wer entſiegelte dann mein Haus und Teſtament?"

— „Hm, das dürfte Sie nicht bekümmern. Da der Friedensrichter krank und der Maire abweſend, wär's meine Adjunktenpflicht, ihren Dienſt zu verſehen."

„Ah! nun bin ich beruhigt;" ſcherzte der Exlieferant: „Sorgen Sie nur für die Eintreibung der Activa Ich ernenne Sie zum Teſtamentsexecutor."

— „Eine Sinecure, da ein Teſtament noch nicht exiſtirt?"

— „Ich werd's Ihnen ſchon einmal zeigen, oder ſagen, wo es liegt; ha ha ha!" ſpaßte Coudreſin, der ſich ankleidete: „für jetzo wollen wir aber uns noch des Lebens freuen, und heirathen, ſobald Papa Maſtalier .... iſt er noch nicht heimgekommen, der Maſtalier?"

— „Ich weiß nicht; ich komme nicht in ſein Haus."

„Er kann Euch nicht leiden, Adjunkt. Aber ich werde euch verſöhnen. He, Blaiſe! wo ſteckt der Windflügel? Blaiſe! — er ſoll einen Brief wieder von Dragon abholen, den ich voreilig an Maſtalier geſchrieben! — Ach, Doktor, ich bin geſtern und heute ſehr ſchwach und elend geweſen! — Blaiſe! der Schlingel hört nicht auf die Klingel und nicht aufs Wort. — Thut nichts, Adjunkt. Wie geſagt: ich werde Euch mit Maſtalier verſöhnen. Ich halte große Stücke auf Euch. Euer Beſuch hat mich plötzlich wieder ganz geſund gemacht. Ich will aller Welt beweiſen, daß ich Euch ſchätze und Alles vertraue. Blaiſe! wenn der Wunderdokter von Vienne ankömmt, ſchicke ihn alſobald wieder in alle Welt. Ich brauche ihn nicht mehr!"

Coudreſin ſtreckte ſich aus, um einen Spiegel zu nehmen, der auf einem Repoſitorium über ſeinem Bette lag. In dieſer Stellung ächzte er plötzlich laut auf wie ein Schluchzender, ſeine Kniee brachen, er fiel zu Boden und war im Nu eine Leiche. — Die zerreißende Pulsadergeſchwulſt hatte ihn getödtet.

III.

Nachdem die Sektion des Leichnams geſchehen, und derſelbe ziemlich einſam zu Grabe gebracht worden, nachdem die Obrigkeit in der Perſon des Adjunkten Lapierre und des Greffiers vom Friedensgericht die Obhut über den Nachlaß des Verſtorbenen angetreten, wurden alle Stimmen im Canton laut, um das unvermeidliche Todtengericht über den Heimgegangenen zu halten. — Wer, ſo lange der reiche und gefährliche Mann am Leben, ſich nicht getraut hatte, ſein Urtheil auszuſprechen, gab es jetzo unverhehlen von ſich, und der ſelige Coudreſin kam dabei ſchlecht weg. Es tauchten auf einmal tauſenderlei Geſchichten von Erpreſſungen, Wucherſtückchen und andern Gaunereien empor, die der Exlieferant an ſeinen Mitbürgern im Departement verübt haben ſollte. Die unglücklichen Opfer jener Machinationen erhoben ihr Haupt, ihren Verderber ſammt deſſen Genoſſen anzuklagen; ſie deuteten mit Fingern auf einige Notare, die beſchuldigt waren, dem unredlichen Darleiher und Gläubiger beigeſtanden zu haben; ſie fletſchten die Zähne gegen die untergeordneten Mäkler und Helfershelfer, die bei dergleichen Händeln ihre feile Vermittlung und Anpreiſung, ihren Namen und ihre Zeugſchaft mit in die Wage gelegt hatten; vor allen verfolgte das geplünderte Volk mit übler Nachrede den einzigen Buſenfreund des Wucherers: den eben ſo grimmigen und noch gewaltthätigern Blutſauger Maſtalier.

Weil derſelbe noch abweſend, konnte ſeine Perſon von dem Zorne der Mißhandelten nicht erreicht werden, aber bei allen Zuſammenkünften wurde ſeine Lebensgeſchichte erzählt und erläutert; wer an ſeinem Hauſe zu Dragon vorüberging, ſchlug ein Kreuz; und wäre Theoderine nicht ein Muſter von weiblicher Tugend und Wohlthätigkeit geweſen, ſie hätte den böſen Leumund ihres Vaters tragen müſſen, wie er. — Indeſſen konnte der ſchlichte Sinn der Landleute nicht vergeſſen, daß Maſtaliers Tochter für viele unter ihnen ein mitleidiger helfender Engel geweſen, und nicht allein ließ man ſie die Schuld ihres Vaters nicht entgelten, ſondern man wünſchte ihr allgemein Glück, daß die barmherzige Verſehung ſie von der Schmach, Coudreſin's Gattin zu werden, gerettet habe. —

Theoderine heuchelte nicht eine Trauer, die nicht in ihrem Herzen ſeyn konnte; ſie ging aufgerichteter, mit heitrer Stirne einher, aber ſie ſchwieg, ohne mit einem mißgünſtigen Worte Coudreſin's Andenken anzutaſten, oder mit ihrer Zufriedenheit zu prahlen. Ein völlig ähnliches Schweigen beobachteten anfangs die Verwandten des Geſterbenen, und warteten, ängſtlich vielleicht, aber geduldig, wie ſich die Erbſchaftsverhältniſſe geſtalten, und ob ſie, die Darbenden, an der reichen Verlaſſenſchaft Theil nehmen, oder durchfallen würden.

Am verſchwiegenſten hielt ſich der Adjunkt Lapierre, ſogar gegenüber den leiſe bei ihm anfragenden Vettern; aber ſein Geſicht glänzte von Behaglichkeit, wie von ewigem Sonnenſchein beleuchtet, und gab den Intereſſenten eine ſelige Hoffnung, da ihnen nicht unbekannt war, wie ſo oft der Dokter ſich bei dem harten Vetter Coudreſin ihrer angenommen hatte. — Lapierre's Heiterkeit war auch keine trügliche Maske; aus ſeiner von der wärmſten Menſchenliebe erfüllten Bruſt ſtieg der Widerſchein des Glücks auf ſeine Wangen; denn es war, wie er vermuthet hatte, nirgends, trotz der gewiſſenhafteſten Nachforſchungen und Anfragen irgend eine Spur eines Teſtaments entdeckt worden, und demnach kamen die armen und redlichen Seitenverwandten insgeſammt als Inteſtaterben zu dem Rechte, an dem reichen Gaſtmahle des feindlichen Cröſus Platz nehmen zu dürfen. —

Endlich — nach Vollzug aller üblichen Formalitäten empfingen auch die Glücklichen zu ihrer Freude die Einladung, ſich an einem beſtimmten Tage in der Villa von St. Paul-dü-Gué einzufinden, und feierlich in den Beſitz des Erbes einführen zu laſſen. —

Schon am Vorabend des anberaumten Tags wimmelte Blanchemont von der eintreffenden Verwandſchaft; die Couſins erſchienen mit ihren Weibern, mit ihren Kindern, mit ihren Freynden, beſcheiden zu Fuße wandelnd, oder auf Eſeln reitend, oder in geliehenen Carriolen fahrend, deren Gebrauch den Glückspilzen von ihren wohlhabenden Nachbarn in ſolchen Umſtänden gerne geſtattet worden war. Das Puy de Dome, das Departement der Rhone, die Iſere, und ſogar Avignon hatten ihr Contingent zu dem fröhlichen Zuge geliefert; Manufakturarbeiter in geſtreiften Feſttagsjacken, Landbauern in den groben braunen Jaquetten, Weiber im fantaſtiſchen Kopfputz der Gebirgsleute, Mädchen mit den gelben Strümpfen und den niedlichen Häubchen des tiefern Süden trieben ſich geſchwätzig durcheinander, hin und her; vergnügter wahrlich, als ſie wohl je zu den Mahlzeiten Coudreſins gekommen, die ihnen einſt als traurige Leicheneſſen vorgeſetzt wurden, während heute der Todesfall ihnen erſchien, wie Siegesfreude nach langem Ringen, und das Erbe wie ein Schmaus nach mühſeligem Faſten in der Wüſte. — Gruppenweiſe wanderten ſie nach St. Paul, zogen neugierig um die ihnen noch verſchloſſene Villa, ſtreckten ſich, um durch die Spalten der Fenſterläden zu gucken, zählten die Thüren und Schornſteine, bewunderten die Eiſengitter des Gartens und ſeine Brunnen mehr als ſeine Blumen und Orangerie, und eines jeden Bruſt war nur von einer, der noch ängſtlich frohlockenden Empfindung erfüllt: „Alles dieſes gehört nun uns; es iſt mein Gut wie das der Andern, und welche Herrlichkeiten und welche Schätze ruhen noch verborgen hinter jenen Thüren und Fenſtern! Iſt aber auch gewiß, daß Alles unſer, oder träumen wir nur von glücklichen Jahren?“

Während ſie nun, um ſich von der Wirklichkeit ihres Glücks zu überzeugen, die Stufengeländer vor dem Hauſe und den glänzenden Klopfer an der Pforte betaſteten, als wären dieſe Dinge vom gediegenſten Golde, ſprachen die Aeltern, die Familienväter, ernſtlich und dankbar von der plötzlichen Umwandlung ihres Schickſals. Die erfahrnen Männer wußten allenfalls zu ermeſſen, was ihnen ſo unverhofft in die Hände fiel, und beſchloſſen, gegen den Beförderer ihres Wohlſtands eine Freigebigkeit zu entfalten, die mit ihrer Erkenntlichkeit und ihren Mitteln im Einklang ſtände. — „Dieſes Haus,“ ſagten ſie, „paßt jedenfalls für Keinen von uns, und wird bei der Erbvertheilung mit den übrigen verkäuflichen Gütern und Fahrniſſen verſteigert werden. Herr Lapierre hat uns bei dem Seligen die größten Dienſte geleiſtet;“ — es lief das Gerücht umher, als habe der Adjunkt den Erblaſſer bewogen, ein zu Gunſten eines Dritten aufgeſetztes Teſtament im Intereſſe der Verwandten zu kaſſiren, — „wir wiſſen, daß Herr Lapierre öfters Luſt gezeigt hat, dieſes Haus an ſich zu bringen. Wie machen wir's, daß wir ihm daſſelbe, ſozuſagen, als ein Geſchenk in die Hände ſpielen können?“

Der Meinungen und Vorſchläge waren viele, daher im Augenblick an eine Einigung nicht zu denken, aber die Ueberzeugung, man müſſe irgend etwas thun, dem wackern Doktor Freude zu machen, wurde allgemein. Darum verſammelten ſich die Familien, ſobald die kühle Dämmerung einbrach, vor der Wohnung des Adjunkten, und brachten ihm ein Lebehoch nach dem andern. Fröhliche Geſänge wechſelten mit dem Vivatrufen ab, und Jünglinge und Mädchen tanzten nach ihrer Landesweiſe muntere Reigen, um ihren Wohlthäter durch dieſes improviſirte Feſt zu erfreuen, und zu ehren. Lapierre öffnete dem vergnügten Schwarme ſeinen beſcheidnen Keller, erleuchtete ſeinen Hof mit Kerzen und Lampen, und belebte bis gegen Mitternacht die Verſammlung mit ſeiner Gegenwart und der Heiterkeit ſeiner väterlichen Reden. Die Fremdlinge genoſſen dann eine kurze Ruhe, und am folgenden Morgen begann wieder die bunte Prozeſſion nach dem Landhauſe von St. Paul. Voraus ſchritten der Adjunkt, mit ſeiner Schärpe geziert, der Greffier, das Portefeuille unter dem Arm, der Flurſchütz mit ſeinem ſchönſten Bantelier angethan, und der amtlich eingeſetzte Wächter des Hauſes öffnete deſſen Pforte, und den Salon, worinnen ſich die harrende Menge vereinigte. — Nach einigen herzlichen Worten trat Lapierre in das Schreibkabinet des Verſtorbenen, um die darinnen niedergelegten Akten zum Behuf der Mittheilung an die Erben zu holen. —

Das Geſpräch der Wartenden, obſchon lebhaft und ununterbrochen, glich doch nur dem Summen in einem Bienenkorbe. Es ſchien, als hindre die Furcht oder die Ehrerbietung vor dem ehemaligen Beſitzer all dieſer Habe den lauten und freien Erguß der gelenkigſten Zungen. Der Flurſchütz, die vollziehende Gewalt der Gemeinde, beherrſchte mit ſeiner Amtsmiene die Verſammlung. Der Greffier, nachläſſig in einem Lehnſtuhl ſitzend, ſchnitt ſeine Federn zur Vollziehung des aufzuſtellenden Verbalprozeſſes.

Minute auf Minute verrann indeſſen; es ſchwand eine Viertelſtunde, dann eine andere. Der Adjunkt erſchien immer noch nicht. Nach und nach verſank das Geſumme der Sprechenden in tiefe, ahnungsvolle Stille. Der Greffier gähnte, zog die Uhr, ſchüttelte den Kopf; der Flurſchütz blickte oft und ſorgſam nach der Thüre des Kabinets, und flüſterte bisweilen in die Ohren des Greffiers. Der Adjunkt kam immer noch nicht. —

Endlich wurde im Kabinet die Klingel gezogen. Der Flurſchütz eilte hinein, kehrte nach einigem Verweilen wieder, und holte vom Brunnen ein Glas friſchen Waſſers. „Iſt dem Herrn Adjunkt nicht wohl geworden?“ fragten der Greffier und die Beſorgteren der Vettern. — „Eine kleine Unpäßlichkeit, die vorüber iſt;“ antwortete der Garde, der zugleich mit dem Waſſer ein brennendes

Licht in das Kabinet trug, und dann wieder ſeinen Platz neben dem Greffier einnahm. Das allgemeine Bedauern wurde einen Augenblick laut; hierauf ſank die Verſammlung wieder in Schweigen, und nicht ein Athemzug war hörbar. Noch ein paar Minuten verfloſſen; .... plötzlich hörte man Schritte im Cabinet, die Thüre öffnete ſich, Lapierre trat, eine dicke Papierrolle in der Hand, in den Saal.

Sein Geſicht, wie ſeine Haltung hatten eine gänzliche Veränderung erlitten. Seine Wangen waren bleich, die Augen matt und eingeſunken, die Züge ſchlaff, der Mund hängend. Sein Haupt, noch vor Kurzem ſo aufrecht und freundlich, hing gebückt vornüber; ſeine Schritte, ſeine Hände, ſeine Stimme waren unſicher.

Der Greffier näherte ſich ihm mit ergebenen Fragen und Dienſterbietungen. Lapierre winkte ihm verſagend, ſetzte ſich in den Lehnſtuhl, und begann die Verhandlung. Aber ſein Aſſiſtent mußte bald an ſeiner Statt die Vorlage und Verleſung der Aktenſtücke und des Inventars übernehmen, da Lapierre ſich zur Fortſetzung derſelben zu ſchwach und angegriffen fühlte. — Die Beſtürzung der Zuhörer war groß geweſen, und manche unwillkührliche, böſe Ahnung hatte in den Gemüthern derſelben Platz genommen gehabt, aber dieſe Beklemmung wich allmählig dem behaglichen Sicherheitsgefühl, das ſich bei einem Jeden einſtellte, als nun der Beſitz der Verlaſſenſchaft den Anweſenden unwiderruflich zugeſprochen wurde, und Schritt für Schritt, Artikel um Artikel die Bedeutenheit des Coudreſin'ſchen Erbes ſich entwickelte. Die Erwartungen der guten und genügſamen Theilhaber wurden bei weitem übertroffen, und die Verhandlung endigte unter Frohlocken und dankbaren Segenswünſchen. Lapierre wurde in den Himmel gehoben, ſogar der ſelige Vetter Coudreſin mit einem Heiligenſchein bedacht.

Nachdem der Adjunkt, der ſich wieder geſammelt, den Zuhörern erklärt hatte, was noch zu thun ſey, um die Maſſe des Erbes, zum Behuf der Vertheilung, in klingende Münze zu verwandeln, hob er die Sitzung auf, und machte ſich auf den Rückweg nach Blanchemont. Zerſtreut und befangen antwortete er auf alle wohlgemeinte Erkundigungen und Fragen nur; „es habe ihn plötzlich bei dem Zuſammenlegen der Papiere ein Schwindel angewandelt, der ſeine Augen dergeſtalt verblendet, daß er eine Zeitlang ſogar in dem Wahne geweſen ſey, als ſtehe Coudreſin's Geſtalt vor ihm, gleichwie im Leben, und er habe einer langen Weile bedurft, um dieſe ſonderbare Phantaſie von ſich zu ſcheuchen. Es ſey aber jetzt vorübergegangen, und ein bischen Ruhe werde das geſtörte Gleichgewicht ganz gewiß wieder herſtellen.“ —

Der Flurſchütz, der einen Blick in das Cabinet geworfen, worinnen noch das halbgeleerte Glas und die ausgelöſchte Kerze ſich befanden, öffnete die Fenſter, und ſagte zu den umſtehenden Gaffern: „Es hilft doch viel, ein Arzt zu ſeyn. Herr Lapierre wäre vielleicht in Ohnmacht gefallen, oder vom Schlage gerührt worden; aber er wußte, daß ein Glas Waſſer erfriſcht, und daß ein Stück angezündeten Papiers, wenn man es ſich vor die Naſe hält, die Beſinnung augenblicklich wiederbringt.“

IV.

Anderthalb Monate ſpäter gab es im Herrenhauſe zu Dragon einen ſehr lebhaften Auftritt. Maſtalier, der ſeit ſeinem letzten Brief aus dem Havre kein Zeichen ſeines Daſeyns von ſich gegeben hatte, war unverhofft und unangemeldet heimgekehrt. Im weiten Rocke à la propriétaire, die Mütze von Seeotterfell auf dem Kopfe, in der maleriſchen Unordnung eines Reiſenden, der ſo eben von der Diligenceſtation eintrifft, lief er in Theodorinens Zimmer auf und ab, und überhäufte die Tochter mit ungeſtümen Vorwürfen. — „Du hätteſt mir geſchrieben?“ rief er: „nicht eine Sylbe habe ich von Deiner werthen Hand erhalten. Nicht eine Sylbe von Coudreſin's Klaue iſt mir zu Geſicht gekommen; Du belügſt mich, Du betrügſt mich. Verwünſchtes Geſchick, das mich von Havre nach London, von London nach Amſterdam, von Amſterdam nach Hamburg jagen mußte! Alle böſe Geiſter ſollen das unſelige Geld holen, das mich umhertrieb wie den ewigen Juden! Und dennoch konnte ichs nicht retten, dennoch bin ich ſo gut wie ruinirt, und mittlerweile ging meine letzte Hoffnung daheim zu Grunde, und ich Dummkopf, ich unwiſſender Landſtreicher muß erſt auf dem Poſtbüreau erfahren, daß mein Freund, mein Quaſi-Eidam geſtorben! daß ſeine Habe zerſplittert, ein Raub unberufener Erben. Coudreſin! warum haſt Du mir das gethan! trotz unſrer Verabredungen, trotz Deiner Verſicherungen! Elender Menſch, wortbrüchige Seele! Aber, thue ich ihm nicht

Unrecht? Sein Brief . . . wo iſt ſein Brief, kleine Schlange?"

Theodorine antwortete gelaſſen: „Ich habe Sie noch nie belogen, mein Vater. Der Brief ging an Ihre Addreſſe ab, und an demſelben Abend, zu gleicher Zeit mit Coudreſin's, ein Schreiben von mir, worinnen ich Ihnen den Tod Ihres Freundes meldete. Ich gab Ihnen die Nachricht, im Augenblick, da ich ſelbſt die Kunde erfuhr, und habe, um nichts zu verſäumen, das Billet durch einen Reitenden alſobald an den Poſtdirektor geſendet. Wenn Sie mir nicht glauben wollen, ſo glauben Sie dem Zeugniß des Bedienten Blaiſe, des Briefträgers, und des jungen Cartigny aus dem Maierhofe, der meine Abendpoſt ſelbſt beſtellt hat, und dabei war, als der Expeditor beide Briefe zugleich in das Paket verſchloß, welches am frühſten Morgen mit dem Courier abging."

„Räthſel! Räthſel zum Verrücktwerden! Wahrlich: ein Unglück kömmt nie allein. Aber das größte für uns iſt Coudreſin's plötzlicher Tod. Ich hoffte auf ein großes Erbe. — Alles zerronnen! Er hatte mir in die Hand gelobt, mich zum Univerſalerben einzuſetzen. Die alte Kameradſchaft, unſre beſchloſſene Verwandtſchaft ..... ich, Du, wir ſollten haben, was der Filz zuſammengeſcharrt hatte.... und von allem dieſem nichts... nichts! Wo ſind meine Piſtolen, daß ich mir das bankerotte Gehirn zerſchmettre?"

Theodorine, ſeit langem an dergleichen Deklamationen gewöhnt, ſetzte ſich, ohne etwas zu entgegnen, an das Fenſter, und ſchlug die Arme übereinander. — Der Vater ſpektakelte fort:

„Die guten Dienſte, die ich dem Geizhals geleiſtet habe! Ein beſſrer Chriſt würde an meiner Statt ſagen, daß er dem wucheriſchen Böſewicht hundertmal ſeine Seligkeit aufgeopfert! Ha, wenn ich über manche Dinge hätte den Mund aufthun wollen, — ich hätte den Alten auf die Galeeren bringen können! Ich guter Narr habe unverbrüchlich geſchwiegen!“

— „Deſto beſſer für Sie ſelbſt vielleicht!“ ſeufzte Theodorine, die Mitſchuld des Vaters ahnend.

„Gleichviel, gleichviel, mein Kind. Reden wir nicht davon. Aber iſt es nicht Raſerei geweſen, in meiner Abweſenheit dahinzuſterben? Ein Mann in der Blüthe der Jahre und der Kraft? ein Mann, auf dem Punkte, zu heirathen? hinzuſterben Knall und Fall, wie eine Fliege umfällt, wie ein Licht auslöſcht? Er ſey zerplatzt, ſagt man? Nun, er war von je ein unerſättlicher Feinſchmecker. Aber ſein Brief! Vermaledeiter Brief, den ich nicht habe, wohin biſt du geflogen? Nachläſſige Poſtbehörde, die mein Glück nicht reſpektirte! ich werde ſie verklagen, die Poſt; ſie muß mir Entſchädigung, vollwichtigen Erſatz leiſten. Ich will ein Pferd; zur Stunde will ich hinüber zum Poſtmeiſter, Alles in Feuer und Flammen ſetzen.“

— „Es wird Ihnen nicht helfen;“ bemerkte Theodorine kalt. —

„Nicht helfen? wo wäre die Gerechtigkeit in Frankreich? Der Brief iſt ſicherlich eine Million werth geweſen. Ich habe Anſprüche, alle Anſprüche auf des Alten Hinterlaſſenſchaft. Glaubſt Du, daß ich umſonſt ſein Schwiegervater werden wollte? Ach, Theodorine, Du biſt mein einzig Kleinod. Auf Deiner Schönheit und Liebenswürdigkeit beruht meine Exiſtenz. Ein reicher Schwiegerſohn kann mir aufhelfen; es iſt ſonſt keine Hülfe für mich in der weiten Welt. Coudreſin iſt nun freilich todt, aber ich habe in Brüſſel einen alten ſteinreichen Grafen kennen gelernt, der mein und Dein Mann wäre. Morgen wollen wir nach Brüſſel reiſen. Ich wette: ehe drei Monate vergehen, biſt Du eine Gräfin, und ich wäre der glücklichſte Vater der Welt.“

— „Hoffen Sie nicht mehr auf meine Einwilligung in ſolchen ſchmählichen Handel. Ich habe einmal zu Ihren Gunſten mein Leben, meine Seele, meinen Frieden preis gegeben. Ich thue es nicht zum zweitenmale; gewiß nicht, mein Vater.“

„Undankbare! Fürchte die Strafe des Allmächtigen und den Fluch des Vaters!“

— „Entweihen Sie nicht den Namen des Herrn. Seine Barmherzigkeit hat mich beſchützt, indem ſie dem Todesengel befahl, den Mann von der Welt zu nehmen, dem Sie mich als eine Sklavin verkauft hatten. Der Himmel wird nicht minder den Fluch tilgen, den Ihre Lippen gegen mich ſtammeln möchten. Ich bin entſchloſſen, ruhig und gefaßt.“

„Ungerathenes Kind! Deiner Mutter arme Seele..“

Theodorine verſchloß dem Vater mit einer heftigen und geringſchätzenden Geberde den Mund. „Vergeſſen Sie nicht, Herr Maſtalier, daß Sie das Leben meiner Mutter vergiftet haben;“ ſagte ſie: „Schweigen Sie, wenn nicht dieſe Stunde jedes Band zerreißen ſoll, das uns verknüpft. Ich habe mit Bitterkeit im Herzen die

Anklagen vernommen, die ſeit einigen Wochen gegen Sie laut wurden. Sie haben unzählige Menſchen unglücklich gemacht. Gott und Menſchen würden mir vergeben, wenn ich mich ſchämte, Ihre Tochter zu ſeyn."

Maſtalier's Zorn brach an dem drohenden Widerſtand ſeines einzigen Kindes. Er ſank in tiefes Nachdenken zurück. Endlich ſagte er mit ſchüchterner Ironie: „Mademoiſelle wiſſen nun beiläufig, daß mein Vermögen dahin, ... daß ich keine bedeutenden Renten hinterließe, wenn ich ſtürbe; Mademoiſelle fänden alſo in einer Trennung nichts unbequemes und gefährliches."

Theodorine zuckte verächtlich die Achſeln.

„Wollten indeſſen Mademoiſelle nicht die Güte haben, mir mitzutheilen, was Sie in dieſem Fall beginnen würden? Gedenken Sie etwa, eine reiche und annehmliche Parthie zu machen? Der Vater wäre dabei zu entbehren; nicht wahr? Herr Coudreſin ſcheint zur rechten Zeit geſtorben zu ſeyn? Allerdings, um einem Andern Platz zu machen? Wer iſt der Andre aber? Herr St. Amand, oder .... der Gedanke bringt mich aus der Faſſung, aber es wäre möglich .... oder der junge Lapierre? Wie, Mademoiſelle? Sie erröthen? Ich hatte dem Coudreſin leiſe Andeutungen gegeben .... er ſollte und mußte Ihr Wächter ſeyn, aber freilich ... der Tod .....! Sie zittern ja, Mademoiſelle? Gewiß iſt der Aſpirant Ihr Idol, und ich werde hinter Beſuche oder Correſpondenzen kommen, die pünktlicher beſorgt wurden als die meinige?" —

Er warf einen argwöhniſchen Blick auf Theodorinens Schreibtiſch. „Den Schlüſſel! den Schlüſſel, befehle ich, meine Tochter!" rief er. — Das Mädchen knüpfte, wiewohl zitternd vor Aufregung, den Schlüſſel von dem Gürtel los, und reichte ihn dem Quäler.

Maſtalier durchſuchte jedes Papierchen, jedes Etui, und fand nicht das geringſte. Beſchämt und ermüdet ließ er ſich in einen Seſſel gleiten, und ſtützte den Kopf in ſeine hohlen Hände. „Meine Vernunft iſt nicht ſtark genug, den Schlägen des Verhängniſſes zu widerſtehen;" begann er dann wehmüthig: „Verzeihe meinem Verdacht, Theodorine. Ich habe Dich beleidigt, indem ich Dich für fähig hielt, einen Menſchen zu lieben, deſſen Vater mir zuwider iſt wie Gift und Galle. Herr Auguſt hatte durch Zufall als Zeichnungslehrer ſeinen Eingang in dieſes Haus gefunden; die Nachbarſchaft erfordert und befiehlt gewiſſe Rückſichten. Aber Herr Auguſt hat ſeine Rolle bei uns ausgeſpielt. Er bleibe ferne."

— „Sorgen Sie nicht;" erwiederte Theodorine gekränkt: „Er thut es freiwillig, ohne Zwang. Wir ſind uns fremd geworden."

„Deſto beſſer, mein Kind, aber ich geſtehe, daß ich dieſes nicht vermuthete. Ich glaubte, ihn auf ſüßen Blicken ertappt, manchen Händedruck, manch verſtohlnes Wort belauſcht zu haben. Von ſolchen Heimlichkeiten iſts nicht weit zum Schwur, zum Rendez-vous hinter dem Rücken des Vaters und des Bräutigams …."

— „Herr Maſtalier!" rief Theodorine empört: „Sie verletzen meine Ehre. Erlauben Sie, daß ich mich dieſer ungerechten Folter entziehe."

Maſtalier hielt ſie auf, faßte ihre widerſtrebende Hand und fuhr ſüßlich fort: „Welche Heftigkeit für ein zartes Kind von Deinem Alter! Ich geſtehe ja, daß mein Argwohn ungerecht geweſen. Ich geſtehe, daß ich Herrn Coudreſin aufgefordert habe, wachſam zu ſeyn.... der junge Menſch ſchien mir ſo keck und leichtſinnig. Dennoch hatten wir's gut mit ihm vor. Wir wollten ihn entweder nach den Colonieen ſchicken laſſen, wo für ſein Fach ſehr viel zu thun iſt; oder ich hatte ſchon eine Anſtellung bei den neuen Anſiedlungen in Texas für ihn in petto. Dämme, Schleußen, neue Straßen durch Urwälder, Eiſenbahnen über Berg und Thal,... das war ein weites Feld für den geſchickten Ingenieur; ein gutes Auskommen blühte ihm, und er wäre dem zukünftigen Ehepaar Coudreſin für immer entrückt geweſen! Da ſtirbt plötzlich Coudreſin und ſein Einfluß; der Miniſter, auf den ich rechnete, nimmt ſeine Demiſſion, und die Anſiedlungen in Texas gehen zu Grunde. Schade! — Zum Glück aber hat Herr Auguſt von ſelbſt ſeinen Rückzug genommen. Brav von ihm. Er erfüllt meinen heißeſten Wunſch, und zugleich ohne Zweifel den Befehl ſeines Vaters, der mir die Ehre anthut, mich nicht leiden zu können."

— „Wenn er geahnt hätte, welch ein herrliches Loos Sie dem Sohne in dem ungeſunden Weſtindien, in den gefahrvollen Wildniſſen Amerika's zu bereiten dachten....?" bemerkte Theodorine bitter, indem ſie ihre Hand losmachte.

Maſtalier ließ ſich nicht ſtören. „Der eigenſinnige Puritaner hätte uns gewißlich nicht viel gedankt;" meinte er. „Der Charlatan leidet an einem unſäglichen Dünkel. Er ſieht ſeinen Prinzen ſchon im Geiſte als General-

Intendant der Brücken und Chauſſeen zu Paris thronen. Natürlich. Der hoffnungsvolle Sohn eines ſo trefflichen Arztes . . . ! ich begreife nicht, wie Coudreſin dem Quackſalber Vertrauen ſchenken mochte. Wie war's zwiſchen beiden am Ende?"

— „Herr Lapierre war gegenwärtig bei dem plötzlichen Todesfall."

„Charmant. Seine Arzneien haben den kerngeſunden Mann vergiftet. — Weiter denn. Der geiſtreiche Sohn eines ſo ſcharfſinnigen Beamten und Dorfadjunkten . . ! Unter anderm: Wer hat bei Coudreſin verſiegelt?"

— „Herr Lapierre."

„Wie? was hör' ich? Erbärmlicher Patient von einem Friedensrichter! Gewiſſenloſer, ewig abweſender Maire! Lapierre hatte ſeine Hände im Spiel? bis an's Ende? Alles in Allem? Nun glaub' ich gern, daß kein Teſtament gefunden worden iſt! Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! ich will mein Recht anrufen."

Maſtalier ſprang wüthend auf, und begann wieder ſein tolles Hinundherlaufen.

— „Welch neuer Argwohn! Mißtrauen gegen einen Biedermann? Beſinnen Sie ſich, Herr Maſtalier!"

„Ja, ja doch. Ich beſinne mich freilich. Eben, weil ich mich beſinne, bin ich wild und grimmig. Ha, wenn ich Alles zuſammenſtelle . . . . es iſt handgreiflicher Betrug vorgegangen. Lapierre am Kranken- und Sterbebette, Lapierre an der Stelle des Friedensrichters, Lapierre mit der hungrigen Sippſchaft im Bunde, Lapierre, der mich haßt, der immer ein Auge auf das Landhaus von St. Paul hatte, — Lapierre, der jetzo wirklich im

Beſitz des Hauſes iſt.... Alle Wetter! wie kam er zu dem Hauſe?“

— „Die Erben haben es für ihn, der gar nicht darauf bieten wollte, erhandelt, und ihm für ſeine Fürſorge und Theilnahme zum Geſchenk gemacht.“

„Das, das iſts eben, Mademoiſelle. Fürſorge? Ja wohl ſorgte er für die Hungerleider, indem er den Sterbenden beſchwatzte, frühere Dispoſitionen, die zu meinen, zu unſern Gunſten waren, zurückzunehmen. Theilnahme! ja wohl nahm er vollwichtigen Antheil an dem Verbrechen, das gegen uns begangen wurde. Das reiche Geſchenk iſt der Lohn des Verbrechens; iſt der Sold der Beſtechlichkeit eines ungetreuen Verwalters. Concuſſion! Prävarikation! Fälſchung! ich laſſe mich ſelbſt an das Halseiſen ſtellen, wohin der alte Schurke Lapierre gehört, wenn er nicht das Teſtament unterſchlagen hat!“

Theodorine verſtummte ängſtlich vor dieſen Beſchuldigungen, die Schlag auf Schlag, mit der innigſten Ueberzeugung ausgeſprochen wurden. Und als ihr Vater wieder anhob, den Coudreſinſchen Brief zu verwünſchen, weil er unſichtbar geworden, — als Maſtalier beſchloß, auf dem Poſtbüreau, bei den Notaren der Gegend, bei den Behörden, bei Lapierre ſelber Umfrage zu halten, wagte ſie nicht mehr, ihm zu widerſprechen, und half ihm eigenhändig aus den Reiſekleidern in den Viſiten-Anzug, damit nur endlich einmal der ſchnaubende Störefried aus dem ſtillen Schloſſe der Dame Chanoineſſe ſich entfernte.

Seine Nachforſchungen hatten gleich anfänglich nicht den beſten Erfolg. Der Poſtmeiſter hörte ſeine Fragen und Klagen mit unerſchütterlichem Gleichmuth an, und verſicherte ihm mit kühler Höflichkeit, daß kein Poſtbüreau im Königreich pünktlicher verwaltet würde, als das ſeinige, und daß, wenn die beſprochnen Briefe aufgegeben worden ſeyen, man ſie eben ſo gewiß weiter ſpedirt habe, als man ſich jetzo das Vergnügen mache, Herrn Maſtalier ſeine Correſpondenz zu überreichen.

Maſtalier ſteckte ärgerlich, und ohne ſie viel zu beſehen, die Briefe ein, die ihm der Poſtmeiſter lächelnd zuſtellte, und lief dem Greffier des Friedensrichters nach, der in Geſchäften vorbeiſegelte. — Mit unermüdlicher Zunge enterte Maſtalier ſeinen Mann, und peinigte dem Eilfertigen die Erzählung des ganzen Hergangs bei der Eröffnung der Coudreſinſchen Verlaſſenſchaft ab. — Da war kein Wort, das den Adjunkt gravirt hätte, und Maſtalier ließ mißmuthig von ſeiner Beute ab, um an die Thüre des Notars Chicoisneau zu klopfen.

„Mein Gott, was wollen Sie?“ fragte dieſer ärgerlich, nach den erſten Eröffnungen: „Ich bitte Sie, ziehen Sie Ihre dreiſten Fühlhörner ein, und halten Sie ſich ruhig. Vor Allem miſchen Sie nicht meinen Namen in Ihre Klaglieder. Ich habe mich oft genug aus Gefälligkeit für Sie preisgegeben, und wer weiß, ob's mir nicht noch übel bekömmt. Mein College Brottet iſt abgeſetzt worden; verſtehen Sie? Ich bin dran, meine Charge zu verkaufen. Es wäre am beſten, Sie machten ſich aus dem Staube, mein Guter. Es iſt im ganzen Bezirk gegen uns der Teufel los. Ich muß Sie höflich erſuchen, mich nicht oft zu beehren. Ihre Viſiten könnten mir beim Verkauf meiner Schreibſtube ſchaden.“

Mit hängenden Ohren machte ſich Maſtalier aus dem Hauſe des abtrünnigen Bundesgenoſſen davon. „Peſt! Peſt!“ eiferte er vor ſich hin: „es hat ſich viel im Lande verändert. Die Stummen fangen an zu reden, und Spitzbuben, wie dieſer Herr Chicoisneau, ſtellen ſich ehrlich. Wär's vielleicht in der That gerathen, ſich für einige Zeit aus dem Staube zu machen?“

Da ſtand er im Angeſicht von St. Paul-du-Gue, und das helle Haus leuchtete ihm durch die trübe Herbſtwitterung entgegen. Der Anblick drückte ihn nieder mit Zentnergewicht. Das ungeheure Sehnen des Habſüchtigen bemächtigte ſich ſeiner. Er ſtieg immer höher, dem reizenden Beſitzthum ſich nähernd, mit immer größer werdenden Augen, mit ausgeſpreizten Fingern, die in den Taſchen ſeines Kleides arbeiteten wie ſuchende Krebsſcheeren.

An dem niedrigen Mäuerlein, das die unterſte Terraſſenſtufe einfaßte, machte ſich ein Menſch zu ſchaffen, handthierte allerlei, ging hin und her. Maſtalier erkannte den Erzahnarzt Blaiſe, Coudreſins ehemaliges Factotum. — „Den führt der Himmel ſelbſt in meinen Weg;“ brummte der Rentier von Dragou: „ich will ihn plaudern machen. Er wird das Schwatzen doch nicht verlernt haben, wie Chicoisneau ſein Handwerk verlernte?“

Er ging auf Blaiſe zu, und grüßte ihn mit herablaſſender Vertraulichkeit. Der Bediente ſtutzte, wurde verlegen, und ſchien auf Kohlen zu ſtehen. — Der Aerger überlief den Wucherer von Dragou. „Ei, alle Wetter!“ begann er zornig; „bin ich zum Wehrwolf geworden, daß ihr Leute mit mir verhandelt, wie mit einem Ausſätzigen? Was auch ſeit einiger Zeit die Verläumdung gegen dieſen oder jenen Ehrenmann gefabelt haben mag, ich hätte nicht gedacht, Herr Blaiſe, daß Ihr, den ich immer ſchätzte, und oft beſchenkte, mit dem Pöbel gemeine Sache machen würdet, und zwar gegen einen alten Freund."

Der Bediente ſtammelte einige Entſchuldigungen, und ſagte endlich: „Sie werden wiſſen, daß ich in des Herrn Lapierre Dienſte getreten bin. Der Herr ſieht nicht gerne, glaube ich, daß ſeine Dienſtboten mit dem Schloſſe zu Dragon verkehren."

— „Hm, möglich. Indeſſen, lieber Blaiſe, bin ich gerade hier, um Herrn Lapierre zu beſuchen, und als Nachbar zu begrüßen. Ich kenne die Feindſchaft wenig, namentlich eine Feindſchaft ohne zuläſſigen Grund. — Iſt Herr Lapierre zu Hauſe?"

„Er iſt zum kranken Großvater von Mathieu's Kindern gegangen, wird bald zum Frühſtück heimkommen. Wenn Sie warten wollen, Herr Maſtalier…?"

— „Ein Weilchen, recht gern. Ja, lieber Blaiſe, ich hätte nimmer gedacht, daß dieſes Haus ſo geſchwinde ſeinen Herrn ändern würde!"

„Ich auch nicht. Aber es war Gottes Schickung."

— „Ja freilich. Beugen wir uns vor ihr zu Boden, lieber Blaiſe. Es iſt Alles anders gekommen, als wir dachten. Wie warſt Du mit Deinem ſeligen Herrn zufrieden, Blaiſe? Hat er Dich freundlich in ſeinem Teſtamente bedacht?"

„Nicht mit einem Centime, mein Herr. Er hat gar kein Teſtament gemacht.“

— „Das iſt ſehr auffallend. Freilich überraſchte ihn das Ende. Aber — hat er nicht am letzten Tage viel geſchrieben?“

„Ja wohl, Herr Maſtalier; den Brief, den ich Ihrer Tochter brachte, und ...“

— „Schon gut, mein Lieber. Aber ein Teſtament ...?“

„Herr Lapierre hat alles darnach ausgeſucht, aber es war nicht mehr da, als auf meiner Hand iſt.“

— „Sonderbar. Wie biſt Du mit Deiner neuen Herrſchaft zufrieden?“

„Ha, tauſendmal beſſer, als mit dem Seligen. Der Diener wird hier im Hauſe reſpektirt und gut gehalten. Herr Lapierre iſt ein Muſterbild von einem wackern Manne. Nur Schade, daß ....“

— „Schade? weswegen? Was verſchluckteſt Du, lieber Blaiſe?“

„Schade, wollt ich ſagen, daß Herr Lapierre nicht mehr lange am Leben bleiben wird.“

— „Wie ſo? Er ſtrotzte von Geſundheit.“

„Das war vordem der Fall. Doch kränkelt er, meine ich, ſeit geraumer Zeit; wenn ich nicht irre, von Herrn Coudreſins Tode an.“

— „Hm! was iſt ihm zugeſtoßen?“

„Der Satan werde klug daraus. Er ſchleicht gebückt und immer grübelnd. Seine Heiterkeit iſt fort: er ſeufzt gar oft und ſchwer; eine große Laſt von Melancholie ſcheint auf ſeiner Bruſt zu liegen.“

— „Was Du ſagſt! Er, der ehedem ſo lebensfroh geweſen! Erklärlich wär's allenfalls, wenn er noch ſein altes baufälliges Haus zu Blanchemont bewohnte. Aber hier oben, in dieſem Paradieſe, in dem Feenſchlößchen ſollte jede Melancholie das Feld ſtracklich räumen."

„Ich möchte behaupten, daß Herr Lapierre, ſeitdem er hier wohnt, ſchwermüthiger geworden ſey. Er, der nach dieſem Sitz verlangt hatte, wollte ihn gar nicht einmal als Geſchenk annehmen. Die Erben hatten Mühe, ihn zu überreden, und obwohl er das Gut endlich annahm, ſo würde er dennoch es nicht bewohnen, wenn nicht vor ein paar Wochen der größte Theil des Hauſes zu Blanchemont während des Wolkenbruchs eingefallen wäre. Da war allerdings die Noth größer, als der Widerwille, und Herr Lapierre logirte ſich auf St. Paul ein. Aber ſein Geſicht wird immer finſtrer, und — ich ſag' es Ihnen im Vertrauen — ich habe, als er dort am Brunnen unter dem Oleanderbuſche ſaß — aus ſeinem Munde gehört, wie er ſeufzte: „Das Haus wird mir Unglück bringen!""

— „Pah! das iſt ja ganz unmöglich. Unglück! wie das?"

„Hm, ich war froh, daß er mich nicht beachtet hatte, und hütete mich, ihn ſelber zu fragen. Denn manchmal — trotz ſeiner Güte — wird er ſo heftig und griesgram, daß man gerne das Maul hält. In ſolchen Launen kennt man den Herrn nicht mehr. Adieu Geduld, Sanftmuth und Freigebigkeit. Er muß ein Stück von Herrn Ceudreſins Härte und — Sparſamkeit geerbt haben."

— „Es iſt recht ſeltſam, was Du mir da erzählſt, lieber Blaiſe. Ich bin ſehr neugierig geworden, Deinen jetzigen Herrn wiederzuſehen.“

Blaiſe warf einen Blick nach dem Hauſe. „Die Perſienne an ſeinem Fenſter iſt aufgezogen;“ ſagte er: „er iſt nach Hauſe gekommen. Erlauben Sie, daß ich Sie melde?“

— „Recht gern. Ich warte an jenem Brunnen unter den Oleanderbüſchen.“

„Sie werden indeſſen Unterhaltung haben. Ich ſehe dort Herrn Auguſt, der von Valence geritten kömmt. Der Herr erwartete ihn ſchon geſtern.“

Blaiſe verließ den Beſucher. — „Verwünſcht!“ ſagte der Letztere: „der Aſpirant fehlte noch. Vater und Sohn! ich komme zwiſchen zwei Feuer. Es liegt hier etwas Unrechtes verborgen; ich täuſchte mich nicht. Aber es wird heute, den beiden Menſchen gegenüber, ſchlimm um meine Forſchungen ſtehen. Mit dem Vater allein wäre meine Vorſicht und Klugheit beſſer ausgekommen; ich hätte ihm bequem auf den Zahn gefühlt. Aber ich fürchte die plumpe Heftigkeit des Burſchen, bei deſſen Anblick ſich meine Eingeweide umdrehen. Ich bin verlegen, unruhig. Dennoch muß ich eine gute Haltung annehmen.“

Er zog ſich an den Brunnen zurück, und nahm mechaniſch einen ſeiner Briefe hervor, um über das Blatt hinüber nach dem ungelegenen Ankömmling zu ſchielen. Dennoch war ſein Kopf nicht ſo ſehr zerſtreut, daß er nicht bei Eröffnung des Schreibens die gedruckte

Einleitung desſelben bemerkt hätte, welche lautete: „Parquet*) von Moulins." — „Der königliche Prokurator am Tribunal erſter Inſtanz von Moulins an Herrn —" — Dann folgte Maſtaliers Addreſſe. —

Ein leichter Flor lief über des Leſers Augen hin. Er hatte ſeine Gründe, einer Mittheilung von Seiten der Gerichte nicht ohne einiges Bangen entgegenzuſehen. „Moulins? Moulins?" fragte er ſich ſtaunend: „was hab' ich mit Moulins zu ſchaffen?"

Dann las er, langſam und zögernd zuerſt, endlich aufmerkſamer und immer gieriger, bis er mit ſteigender Haſt die Epiſtel verſchlungen hatte. — Plötzlich ſprang er mit einem halbunterdrückten Freudenruf empor, und lief, was er konnte, denſelben Weg, den er gekommen war, zurück. —

„Wohin, wohin, Herr Maſtalier?" ſchrie ihm Blaiſe nach: „Herr Lapierre erwartet Sie!" Aber der Fliehende machte eine Geberde, daß ihm die Zeit mangle, ſeinen Beſuch auszuführen. „Ein andermal! bald, recht bald!" rief er aus der Ferne dem Bedienten zu, und verſchwand.

„Er iſt närriſch geworden; ein Sonnenſtich bei trübem Himmel!" murmelte der erſchrockne und kopfſchüttelnde Blaiſe, und ging, dem jungen Herrn das Pferd abzunehmen. —

Auguſt drang ſtürmiſch in den Salon, wo ihm der Vater entgegenkam, der ihn mit allen Zeichen der Verwunderung empfing. „Grüße Dich Gott!“ ſagte er überraſcht: „ich dachte ein unangenehmeres Geſicht bewillkommen zu müſſen.“

---

*) Kanzlei des Tribunal-Prokurators und ſeiner Subſtituten.

Auguſt erzählte nach der erſten Umarmung, was ihm Blaiſe von der räthſelhaften Deſertion Maſtaliers geſagt hatte, und ſetzte hinzu: „Ich wollte wetten, daß der alte Gauner durch meine Ankunft verſcheucht werden iſt. Er hat wahrſcheinlich mir gegenüber nicht das reinſte Gewiſſen. Beſſer auf jeden Fall, daß er unſer Wiederſehen nicht ſtört.“

„Allerdings;“ antwortete Lapierre mit geſenkten Blicken: „Ich kann den leeren Höflichkeitsbeſuch wohl miſſen.“ — Nach einer kurzen Stille fügte er bei: „Wahrlich, das Gewiſſen iſt ein hartherziger Jäger, der ſeinem Wild keine Ruhe läßt. Was hätte aber Maſtalier gegen Dich, mein Sohn, den er ſtets ſo freundlich behandelte?“

— „Ich habe gehört, daß der Mann unterm Schein der Fürſprache bei dem vorigen Miniſter gegen mich intriguirte, und nichts Geringeres im Schilde führte, als mich nach den Antillen ſchicken zu laſſen;“ entgegnete Auguſt heftig: „er wollte mich auf geſchickte Art von der deſignirten Madame Coudreſin trennen. Ich weiß es genau. Es iſt meinem bisherigen Chef zugeſchrieben worden, da meine Ernennung nach Rouen ankam. — Hier, mein Vater, mein Brevet. Ich bin in den Bureaux der Seine-Inferieure angeſtellt, mit leidlichem Gehalt und vieler Arbeit. Der erſte Schritt iſt gethan. Leſen Sie.“

Während Lapierre mit einer Thräne der Vaterliebe im Auge das Brevet durchſtudirte, betrachtete ihn ſein Sohn unruhig, beſorgt und bewegt.

Lapierre trocknete ſeine Augen, reichte ſeinem Auguſt die Hand, und ſagte weich: „Ich wünſche Dir Glück. Aber Du gehſt weit von mir, mein Kind?"

— „Nur für einige Zeit, bis die ſchmerzlichen Erinnerungen, die mich auf dieſem Boden quälen müſſen, völlig erblichen ſeyn werden."

„Ich verſtehe Dich, mein Sohn. Wohl; jene Erinnerungen werden freilich mit der Zeit erbleichen, … jene wohl. Aber die Zeiten ändern ſich auch, mein Auguſt."

— „Wie die Menſchen, lieber Vater. Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, was mir die Bruſt ſchmerzlich bewegt. Ich habe Sie nun ſchon ſeit manchen Wochen nicht mehr geſehen, vergraben, wie ich war, in meine Bücher und Zeichnungen, taumelnd von Arbeit zu Arbeit, um mich zu zerſtreuen und mein Herz abzutödten. Heute ſehe ich Sie wieder, und finde Sie ſo verändert. Kaum erkenne ich meinen ehemals heitern und freundlichen Vater in dieſen Zügen voll Leiden, in dieſer gebeugten Stellung, in dieſer ſcheuen Niedergeſchlagenheit. Was iſt mit Ihnen vorgegangen? Hätte Ihr Sohn Ihnen durch irgend eine Unbeſonnenheit Kummer gemacht? Wären Sie, der Arzt der Kranken, ſelbſt krank geworden? O mein Vater, warum dieſer Trübſinn? Zürnen Sie nicht meiner Zudringlichkeit. Antworten Sie mir, als ein Freund."

Es ſchwebte eine ſchnelle und aufrichtige Antwort auf Lapierre's Lippen; er drängte ſie zurück, bemüht, hinter einem gezwungnen Lächeln den Kampf in ſeinem Innern zu verbergen. „Warum ſollte der Arzt der Kranken nicht ſelbſt krank werden?“ fragte er: „hätten wir vor Andern ein Privilegium voraus? Mein Sohn, jede Altersſtufe, die der Menſch nach und nach erklimmt, bringt eigenthümliche Revolutionen in die Organe. Ich befinde mich, wie es ſcheint, im Streit mit einem ſolchen Uebergang. Auch da wird die Zeit helfen. — Meine Seele ...“ — er unterdrückte einen Seufzer — „meine Seele wäre ruhig, heiter ſogar, wenn .... wenn nicht dann und wann beſondre Zweifel in ihr erwachten; und dieſer Zweifel Veranlaſſung biſt eigentlich Du.“ —

„Geſchwinde, mein Vater;“ rief Auguſt: „was hab' ich gethan, Sie zu beleidigen, oder in Zweifel zu ſtürzen? Was muß ich jetzt thun, um meinen Fehler wieder gut zu machen?“

Lapierre überlegte; er ſuchte nach Worten. Peinliche Entſchloſſenheit, daneben Schlauheit, gepaart mit Aengſten, prägten ſich auf ſeinem Geſichte aus. „Du?“ fragte er: „Du haſt nichts gut zu machen, glaube ich. Es wäre eher an mir. Sieh, mein Knabe: es iſt böſe, der Leidenſchaft oder einem Vorurtheil nachzugeben, ſobald ſichs um das Lebensglück eines lieben Menſchen handelt. Das Leben iſt viel zu kurz, um viel Wähligkeit zu erlauben. Wir ältern Leute beurtheilen oft die Wünſche unſerer Kinder grämlich und mit trüben Augen. Auch der Aberglaube, wenn Du willſt, iſt eine Krankheit, die mit den Jahren kömmt, und den beherzten Sinn mit ihren grauen Fäden einſpinnt. Du haſt mir mit allem Grund bei unſerm letzten Zuſammenſeyn Härte, Grämlichkeit und Aberglauben vorgeworfen; mit allem Grund, ſage ich.“

Lapierre ſchöpfte tief Athem. Auguſt, dem dieſe Sprache ſo fremd klang, horchte mit wachſender Verwunderung, da ſein Vater weiter redete: „Ein ſchnelles Umdrehen auf der Bahn des Irrthums iſt ein heroiſches Mittel, aber zugleich eine Begeiſterung, die nicht Jedem gegeben; am wenigſten dem an Phantaſie verarmenden Alter. Die Ueberlegung in der Einſamkeit iſt die lindernde Arznei, die allmählig den ganzen Organismus wohlthätig durchdringt und ſättigt. Ich habe in dieſen Tagen, nach abgemachten Arbeiten, die Einſamkeit von St. Paul benützt, bin mit mir ſelbſt zu Rathe gegangen. Ich habe Dir weh gethan, Auguſt; ich bin bereit, meinen Fehler zu tilgen.“

— „Mein Gott! was wollen Sie mit dieſen mir unverſtändlichen Worten ſagen?“

Der Adjunkt trocknete die Schweißtropfen auf ſeiner Stirn. Er fuhr fort: „Es iſt nur der letzte Reſt eigenſinniger Rechthaberei, der mich ſo langſam ans Ziel kommen läßt. Der Eigenſinn des Alters hätte vielleicht meinen Mund verſchloſſen gehalten, trotz des Bewußtſeyn's, daß ich gefehlt habe; aber die für mich ſo traurige Ausſicht, Dich aus meiner Nähe zu verlieren, Dich vielleicht nie wiederzuſehen, macht, daß ich heute den letzten Riegel ſprenge, der meiner Reue Geſtändniß feſthält. — Ja, Auguſt: Du biſt ein gehorſamer Sohn; ich rühme die Feſtigkeit Deiner Entſchlüſſe, aber ich weiß, was ſie Dich koſten; ich weiß, warum Du Deine Heimath, Deinen Vater verlaſſen willſt. Darum bekenne ich, daß ich Dir in Deines Herzens Angelegenheiten Zwang angethan, daß ich die Gewalt des Vaters mißbraucht, daß ich eine Perſon, die Du als ein ehrlicher Mann liebteſt, grundfalſch beurtheilt habe. Weil nun der barmherzige Himmel jene verwickelten Verhältniſſe vor kurzem gänzlich aufgelöst hat, ſo nehme ich ohne Vorbehalt und mit allen Freuden das Verbot zurück, das ich gegen Deine projektirte Verbindung mit Theodorine ausgeſprochen, und biete nicht allein meine Einwilligung, ſondern auch meine Vermittlung an, um euer Verſtändniß wiederherzuſtellen, und die Heirath zu Stande zu bringen. Laſſe Rouen und den Ehrgeiz dahinten; bleibe in der Heimath. Sey meine Stütze, und Deiner Geliebten Gatte. Ich will euch dieſes Haus überlaſſen; es iſt ein kleines Paradies. Seyd darinnen glücklich. Indem ich euer Glück begründe, genüge ich nicht allein dem Eigennutz eines zärtlichen Vaters; ich vollziehe auch eine Handlung der Gerechtigkeit, nachdem ich gegen Dich und Theodorine ſo lange ungerecht geweſen.“ —

Nach der langen Rede, die von manchen Pauſen unterbrochen, und mit furchtſamer Dringlichkeit zu Ende gebracht worden war, ſtand Auguſt vor ſeinem Vater, und ſtarrte ihn an, als wäre er zu einer Bildſäule verſteinert. Sein Mund öffnete ſich zum Reden, allein erſt nach einer ziemlichen Weile gelang es ihm, zu ſtammeln: „Mein Vater! Ernſt oder Scherz — Sie treiben ein häßliches Spiel mit meinem Herzen.“

„Wie verkennſt Du mich!“ antwortete Lapierre, ohne ihn anzuſehen: „Scherz? Spiel? mir iſt nicht ſo luſtig zu Muthe. Zweifelſt Du wirklich an meiner Geſinnung? Willſt Du ſtärkere Bürgſchaft als meine Worte? So höre. Ich erlaube Dir nicht allein, um Theodorine zu freien; ich bitte Dich ſogar darum."

„Nun denn!" rief Auguſt mit edelm Unmuth: „ſo iſt aus Weiß Schwarz, aus Tag Nacht geworden, ſo iſt die ganze Welt umgedreht. Ich ſchwindle, wenn ich Ihrer frühern Warnungen mich erinnre. Die Tochter eines elenden, betrügeriſchen Sünders, der ſo viel Elend verbreitet, der Familien geplündert, Wittwen und Waiſen beſtohlen, Quittungen und Regiſter verfälſcht, Vermächtniſſe erſchlichen, Teſtamente unterſchlagen . . . ."

Lapierre warf ſich in großer Bewegung an Auguſts Hals, und verſchloß ihm den Mund mit zitternder Hand. „Schweige, ſchweige!" flüſterte er: „haſt Du Beweiſe deſſen, was Du ſagſt? O verdamme nicht leichtſinnig; beklage den Böſen, wie den Strauchelnden. Den Schlechten regiert ein ſchlimmer Stern, und nicht ſelten ſcheint dieſer plötzlich in das Leben eines Unbeſcholtnen. O verdamme nicht! Auch der Gerechteſte kann fehlen. Verdamme nicht: Gott iſt Richter, das Gewiſſen Strafe genug. Vor Allem verachte nicht das Kind um des Vaters willen. Verbrecher können die edelſten Kinder haben!"

Lapierre umſchlang den Sohn noch einmal heftig; er drehte ſich hierauf gegen das Fenſter, und fuhr mit den Händen über's Geſicht. Dann ſetzte er ſich ſtill in eine Ecke des Zimmers, und ſchien der Antwort ſeines Sohns zu harren.

Auguſt fuhr fort, wie er begonnen: „Wir haben heute die Rollen getauſcht, lieber Vater. Einſt führten Sie eine andre Sprache. Damals ſchien Alles Ihnen unzuläſſig; heute ſcheint Ihnen Alles nicht nur erlaubt, ſondern geboten. Sie läugneten Maſtaliers Bereitwilligkeit, mir Theodorine zu geben; dagegen betheuerten Sie, daß ſein Erbe, das Blutgeld, uns Schande und Unglück bringen würde. Was ſagen Sie nun?“

Lapierre verſetzte trocken: „Daß ich mich bereit erkläre, ſelbſt mit Maſtalier zu unterhandeln, und die Heirath verbürge; ferner: daß meine Bedenklichkeiten wegen Maſtaliers Erbe wahrlich abergläubiſch waren, aber nun von ſelbſt wegfallen. Ich höre, daß der Mann entweder Alles bereits verloren habe, oder wenigſtens auf dem Punkte ſtehe, Alles zu verlieren. Ich bin jetzo reicher, als er. Noch mehr: ich ſpare, ich karge jetzt; ich ſehe ein, daß ich für Deine und Theodorinens Zukunft ſammeln muß. Ich habe meine Freigebigkeit eingeſtellt; ich bin doppelt fleißig. Ich will Dir etwas hinterlaſſen, nicht mehr ein verſchwenderiſcher Narr ſeyn. — Theodorine ſoll kommen ohne Ausſteuer, ohne einen Frank zu beſitzen; um ſo willkommener iſt ſie mir. Ihr gehört Alles, was ich habe. Ich will ſogar ihren Vater erhalten, wenn er verarmen ſollte; es iſt meine Schuldigkeit und Pflicht.“

„Schuldigkeit? Pflicht? Sie gehen wahrhaftig zu weit, mein Vater.“

„Nicht doch;“ fuhr Lapierre ängſtlich fort: „Schuldigkeit des Verwandten, Pflicht des Nächſten. Ich will feurige Kohlen auf mein eigen Haupt ſammeln; ich will Maſtalier doppelt lieben als Chriſt, eben weil ich ihn haßte, wie ein blinder Heide. Mein Sohn, es iſt nie zu ſpät, gut zu machen, was man verdorben hat.“

„Ein Verlöbniß, wie mit Coudreſin!“ unterbrach ihn Auguſt gekränkt und bitter: „Abermals wären Maſtaliers Bedürfniſſe oder ſeine Habſucht das Netz, worinnen Hymen gefangen werden ſollte? Abermals würde Mademoiſelle Theoderine wie eine Waare verhandelt, und ich ſollte der Käufer dieſer Waare ſeyn? Mag es Theoderinen gleichgültig ſeyn, wen ſie ihren Beſitzer und Herrn nennt! Ich will ein Weib mit Lieb und Leidenſchaft. Eine Schöne, die ſich verhandelt, iſt nicht nach meinem Geſchmack. Darum danke ich Ihnen für Ihre wohlthätige Laune, und bleibe conſequent.“

„Ein Weib mit Lieb und Leidenſchaft!“ wiederholte Lapierre, aufſpringend: „Undankbarer, weißt Du denn, was Theoderine leidet? weißt Du, wie heiß ſie liebt? Sie liebt Dich, Dich, Du eigenſinniger Trotzkopf. Rümpfe nicht die Naſe, — weg mit dem verachtenden Zug um den Mund! Wenn ich Dir beweiſe, was Du zu läugnen ſcheinſt . . . würdeſt Du auch dann noch meine Wünſche, Dein und Theoderinens Glück von Dir ſtoßen?“

Auguſt verfärbte ſich. Dennoch ſagte er, ſich ermannend: „Auch dann noch, mein Vater. Ich habe die Liebe überwunden; ich kann aber nicht die Beleidigung vergeſſen, die mir Mademoiſelle Maſtalier angethan, da ſie ihre Hand an Coudreſin verſagte, während ſie ſich ſtellte, als ſey ſie bereit, mir ihr Herz zu ſchenken. Ich will conſequent ſeyn.“

Lapierre zuckte die Achſeln, verneigte ſich, und verfiel in finſtres Nachſinnen. An den Nägeln kauend, murmelte er dazwiſchen in zerriſſnen Sätzen: „Ich werde Dich nicht zwingen ... es iſt aber unſer Unglück .... Deine Weigerung bringt Unheil ... und ſie liebt Dich ſo ſehr ...!“ Blaiſe brachte das Frühſtück, ehe Auguſt um endliche Erklärung der ſonderbaren Reden zu bitten Zeit hatte. Lapierre ſprach zu Blaiſe: „Sage doch meinem Sohne, was Du von Georgette gehört und mir wieder erzählt haſt.“

Blaiſe wurde über und über roth. Mit nicht minder flammendem Antlitz ſagte Auguſt: „Bemüht Euch nicht, Blaiſe; ich verbitte es mir.“

Demungeachtet war kaum das Frühmahl raſch abgefertigt, als Auguſt ſchon in den Lauben des Gartens den Bedienten aufſuchte, um ſeinem ſchwatzhaften Munde abzulocken, was ihm die ſchwatzhafte Georgette, ſeine zärtliche Freundin, vertraut hatte.

V.

Die ſteifen Alleen des Schloßgartens von Dragon waren heitrer geworden, als ſie im Sommer geweſen waren. Zwei muntre Stimmen zwitſcherten darinnen, fröhlich wie die Lerchen des Frühlings. Die herbſtliche Sonne verklärte die düſtern Taxuswände, und beleuchtete mit Wohlgefallen die jugendlichen Geſtalten des Fräuleins und der Dienerin, die auf dem wohlgepflegten Sandboden hin und herwandelten. —

Georgette begann zu Theodorine: „Ihre Zufriedenheit, Mademoiſelle, thut mir wohl. Seit langem ſah ich Sie nicht ſo vergnügt. Die arme Georgette wäre beinahe ſelber ſchwermüthig geworden, da Sie ihr verboten hatten, zu ſingen, zu lachen und zu ſchäkern. Aber ſeit ein paar Tagen laſſe ich mirs ſchon gefallen. Sie ſchäkern und ſingen ſelbſt, Sie hüpfen und tanzen, Ihr Appetit iſt wieder hergeſtellt; Sie finden wieder Geſchmack am Putz. Ach, wie ſchön haben Sie heute Ihre Haare geordnet! verführeriſche Locken, wie ich noch nie geſehen! Ihr Kleid, wie leicht und reizend! Schöner tragen's die Pariſerinnen gewiß nicht. Es fehlt nicht das geringſte an Ihrem Putz, vom Kamm bis zu den allerliebſten Schuhen. Ich erinnere mich nicht, daß Sie jemals an irgend einem Feſttage geſchmückt geweſen wären, wie heute.“

— „Ich feiere einen geheimen Feſttag, deſſen Wiederkehr meine Seele erfriſcht;“ antwortete das Fräulein, von dem Lobe der Dienerin geſchmeichelt.

Georgette lächelte in ſich hinein. „Die Freude, die wir recht ſtill und heimlich in unſrer Seele empfinden, iſt die ſchönſte;“ meinte ſie: „Juſt das Geheimniß macht die Seligkeit. Wenn wir nur wiſſen, was wir fühlen, ſo iſts genug. Ein Dritter hat damit nichts zu ſchaffen, und wenn's der Vater ſelbſt wäre.“

— „Sind es Anſpielungen, die ſich Jungfer Georgette erlaubt?“ fragte Theodorine mit leichtgerunzelter Stirn. Doch ſtrahlte ihre Engelgüte gleich, wie ein milder Stern durch die ſchnell vorüberziehende Welle, da ſie gewahrte, daß Georgette betreten die Augen niederſchlug: „Vernünftig, Georgette; ſey klug. Ich bin Dir nicht böſe wegen einer freimüthigen Aeußerung. Du weißt ja um meine kleinen Geheimniſſe, und darfſt ein Wort mitreden. Ich läugne nicht, daß die erneuerte Abweſenheit meines Vaters, der ſich geheimnißvoll wie gewöhnlich entfernte, mir die Bruſt frei gemacht, und mich in die frohe Stimmung verſetzt hat, mit welcher ich heute den Tag feſtlich begehe, an dem ich Herrn Auguſt Lapierre vor einem Jahre zum erſtenmal geſehen habe.“

„Das nenne ich endlich aufrichtig ſeyn;“ entgegnete Georgette, des Fräuleins Hand küſſend: „Wer ſollte nicht alles Schmollen bei Ihren ſüßen Reden vergeſſen? O, ich habe wohl gewußt, wie der heutige Tag in Ihrem Kalender angeſchrieben ſteht. Ich bin nicht ſo einfältig, daß ich nicht in Ihrem Herzen Beſcheid wüßte. Hätten Sie mir Ihre Gedanken verheimlicht, ich hätte ſie Ihnen an den Fingern vorgezählt. Ich hätte Ihnen vertraut, daß nicht ſowohl Herrn Maſtaliers Reiſe nach Moulins an Ihrer Fröhlichkeit ſchuld iſt, obſchon ſeine Abweſenheit dazu beiträgt, — als vielmehr die Anweſenheit des Herrn Guguſte auf dem Gute ſeines Vaters.“

— „O Du Abſcheuliche!“ rief Theodorine, von Schamröthe übergoſſen;“ Wer hat Dir geſagt, daß ich... daß Herr Auguſt.... ſind wir nicht getrennt, getrennt auf immerdar?“

„La, la, la!“ ſang Georgette: „das iſt das alte Lied von Leuten, die ſich trennten, und wußten nicht warum, und die ſich wieder fanden, ſie wußten gar nicht, wie? Es iſt mir — vergeben Sie, daß ich plumpe Dienſtboten mit feinen Herrenleuten vergleiche — es iſt mir gar oft mit Blaiſe auf dieſelbe Weiſe gegangen. Wir haben uns tauſendmal erzürnt und gezankt; wohl ein Dutzendmal haben wir uns gegenſeitig den Handel aufgeſagt; ... aber, ich weiß nicht, wie es kam: der Zufall, wie man zu ſagen pflegt, führte uns immer wieder zuſammen an irgend einen Brunnen, an dem großen Kaſtanienbaum von Blanchemont, auf dem Rebhügel von St. Paul, in dem Bohnenfeld von Dragon. Was ſagen Sie dazu? Immer in derſelben Minute zu kommen, Blaiſe und ich, gleichwie auf's Commando; ſtets zu einer Zeit, da niemand ſonſt um die Wege und alſo Gelegenheit war, unſern Zank friedfertig beizulegen, und aufs neue den Handſchlag zu geben? Welch ein gefälliges Ungefähr! — Aber es iſt im Grunde doch nur ein Hexenwerk, das einmal zwei Menſchen aneinandergeſchmiedet hat, und beide immer wieder vereint, ſie mögen wollen oder nicht."

— „Du redeſt thöricht, Georgette."

„Es klingt manches närriſch, und iſt ziemlich vernünftig. Was wetten wir, Mademoiſelle, daß Herr Guguſte, während wir hier von ihm reden, in der Gegend umherſtreift, mit dem geheimen Wunſch und Sehnen, Ihres Anblicks froh zu werden? Und wenn er ſeine Füße noch ſo ſehr ermüdete, um der Verſuchung zu entfliehen, oder wenn er ſein Pferd noch ſo heftig in's Weite ſpornte, er wäre gezwungen, von Schritt zu Schritt einen engern Kreis zu durchlaufen, bis er endlich vor Ihrem Schloßthor, oder vor jener Gartenpforte ſtill halten müßte.“

— „Schweige, ſchweige, Schwätzerin!“ unterbrach ſie Theodorine lebhaft: „Welche Gedanken? Du kennſt Herrn Lapierre nicht. Er hat mich längſt vergeſſen.“

„Sie glauben das ſelbſt nicht. Vergeſſen? Du lieber Gott! hat mir Blaiſe nicht erſt geſtern geſagt, was ich Ihnen wieder ſagte? hat ſich Herr Auguſt nicht nach der geringſten Ihrer Handlungen erkundigt? Thut das Einer, der vergeſſen will, oder ſchon vergeſſen hat? Er ſchmollt mit Ihnen, er iſt ein eigenſinniges Kind, von ſeinem Vater und der ganzen Welt verdorben, voll von Stolz und Eitelkeit. Er will nicht den erſten Schritt thun, oder wenigſtens nur mit Ihnen zugleich. Das iſt alles. O gewiß: wenn Sie nur wollten, über's Jahr zöge ich nicht allein nach St. Paul-dü-Gué. Blaiſe's Frau zu werden, kann mich nur von Herzen freuen, wenn Sie Madame Lapierre heißen wollten.“ —

Theodorine ſeufzte ſchmerzlich. „Du weißt nicht, was Du redeſt. Meines Vaters Widerwillen — ſeine ganz beſondre Lage ... was würde der Doktor ſagen? Das ſchlimmſte von Allem: Auguſt hat mich aufgegeben.“

„Sie glauben's nicht, ich wiederhole es. Alles Uebrige kann ſich leicht umgeſtalten. Wer hätte denn geglaubt, daß Herr Coudreſin plötzlich ſo gefällig ſeyn würde ...? es geſchehen noch täglich Wunder. — Aber — die Wendung unſers Geſprächs iſt nicht beſonders luſtig geworden. Sie müſſen ſich zerſtreuen. Was halten Sie von einem Spaziergange bis zum Kaſtanienbaum von Blanchemont? Der Schatten iſt dort ſo kühl ...

das Gebüſch umher ſo reizend ... die Ausſicht ſo ſchön ... die lebhafte Landſtraße nach Lyon ſo nahe! Kommen Sie; der Weg iſt gar nicht weit; ein Viertelſtündchen. Philipp, der Knecht hütet das Haus; wir ſind obendrein bald wieder zurück.“

Georgette ſtellte ſich ganz unbefangen. Dennoch forſchte Theodorine in ihren Blicken, und drohte ihr mit dem Finger. „Ich hoffe nicht, daß Herr Blaiſe und Jungfer Georgette ſich verabredet haben, um mich einen Schritt thun zu laſſen, der meiner Delikateſſe zuwider wäre?“

Georgette platzte heraus: „Wofür halten Sie mich? ich ſchwöre Ihnen zu, daß nichts verabredet worden. Aber ich geſtehe, daß ich glaube, es werde uns auf dem Spaziergange irgend etwas Angenehmes begegnen.“

Theodorine, nach kurzer Unentſchloſſenheit, willigte ein, und verließ mit ihrer Magd den Garten, wandelnd auf dem romantiſchen Fußpfade gen Blanchemont.

Sie ſahen ſchon von ferne den ſtumpfen Thurm des Dorfes zur Rechten; zur Linken die vom aufwirbelnden Staube angezeigte Heerſtraße nach Lyon. Gerade vor ihnen ragte der mächtige Kaſtanienbaum in die Luft, umgeben von einem niedlichen Boſkett. Die hellen Dächer von St. Vallier zeigten ſich jenſeits.

Das Geſpräch der Wandernden wurde zerſtreut geführt. Eine jede von ihnen ſchien, entweder mit abergläubiſcher Hoffnung, oder mit der Angſt hergebrachter Sprödigkeit, eine Begebenheit, einen Zufall, eine Begegnung zu erwarten. Sie betraten das kleine Gebüſch mit Zagen, und hielten ihre Schritte plötzlich an, da in geringer Entfernung von ihnen ein paar Stimmen ſich vernehmen ließen, deren Klang ihr Herz erſchütterte. Der Athem ſtockte in der Bruſt der erbleichenden Theodorine; die gefaßtere Georgette hielt ſie feſt, und entfernte behutſam einige Zweige, die die Ausſicht verſperrten. — Unter dem Kaſtanienbaume ſaß Lapierre, der Vater; ſein Sohn ging, heftig redend und geſtikulirend, vor ihm hin und her. Er rief: „Es iſt an der Zeit, mein Vater, Ihnen gerade und ſchlicht mein Inneres zu offenbaren. Sie behandeln mich in Ihrer ſeltſamen Hypochondrie wie ein Kind. Als ein Kenner des Menſchenherzens ſollten Sie wiſſen, wie leicht darinnen ein übelausgelöſchter Brand wieder aufzuflackern im Stande iſt, wilder und regelloſer, als zuvor. Als mein Vater wiſſen Sie, daß ich ſtets nach männlicher Selbſtſtändigkeit ſtrebte. Warum foltern Sie mich jetzo mit Ihren Bitten, wie Sie mich früher mit Ihrem Verbote gequält haben? Sie reden mir jetzt immer von Mademoiſelle Maſtalier; kein Wunder wär's, wenn meine Leidenſchaft wieder doppelt heiß emporſchlüge! Leider, leider ſind meine Gefühle nicht erſtorben; leider muß ich fürchten, daß ein zufälliges Wiederſehen mich abermals in Sklaverei ſtürzen dürfte .... aber, was mich im Kampfe aufrecht hält, iſt der Zwang, den Sie mir auferlegen wollen. Dieſer Zwang erhält mich conſequent. Ich ſoll um des ſeligen Coudreſin's Braut werben? Sie wünſchen es, Sie bitten darum? Sie befehlen es ſogar? Aber Ihre Bitten und Befehle ſind heute Willkühr, wie damals Ihr Verbot Willkühr geweſen. Ich fordre Gründe, Erklärungen, ich begehre das „Warum?" und Sie verweigern mir's hartnäckig. Was einſt mein Glück geweſen wäre, macht mir heute Ihre Tyrannei zur Laſt, zum Abſcheu.“ —

— „Was hör' ich da? Ich ſterbe, Georgette!“ flüſterte Theodorine, in die Arme der Begleiterin ſinkend.

Indeſſen begann der Adjunkt in einem Tone, der hart und ſogar verzweiflungsvoll klang: „Wohlan; Du ſollſt Dich nicht mehr über den Tyrannen zu beſchweren haben. Hoffe aber nicht, die Gründe meines Benehmens zu erfahren; jetzt nicht. Unglücklicher! fühlſt Du nicht, verrieth Dir nicht mein Zögern, daß ein bittres Geheimniß auf dem Grunde meiner Seele ruhen müſſe, ein Geheimniß der Schmach und Beſchämung, wovor ich mich fürchte? Kennſt Du mich ſo wenig, daß Du mich im Verdacht haben kannſt, als wollte ich Dich tyranniſch am Gängelbande leiten? Möchteſt Du dagegen ſo grauſam ſeyn, mich durch Deine Vorwürfe zu zwingen, Dir, meinem Sohne, meine Unehre zu geſtehen?“

„Ihre Unehre? Welche Grillen! ein langes Leben voll Rechtſchaffenheit....“

„O mein Kind! fünfzig Jahre der Tugend verbürgen nicht Alles. Ein Fehltritt iſt bald gethan. Doch genug hievon. Vernimm das letzte Wort, das ich über die Angelegenheit ſpreche, die uns ſeit mehreren Tagen beſchäftigt und entzweit. Du verwirfſt meine Vorſchläge? Wohl und gut. So gehe denn nach Rouen, und ſuche, auf Deine Kräfte geſtützt, Dein Leben zu ſichern. Du haſt von mir nichts mehr zu erwarten. Mein Erbe wird nicht das Deinige ſeyn. Rechne nicht mehr auf Vermögen und Wohlſtand. Was ich beſitze, iſt nicht mehr mein. Wir beide ſind von dieſem Augenblicke an ſo arm, wie man es nur ſeyn kann. Das iſt Dein, das iſt unſer Loos.“

Auguſt entgegnete vorſchnell und erbittert: „O, daß Ihr Mund jemals dieſe Drohung, dieſe Enterbung ausſprechen konnte, mein Vater! Mit dieſem letzten Worte haben Sie unwiderruflich die Gränze bezeichnet, die uns fortan ſcheidet. Welche auch die räthſelhafte Triebfeder Ihrer Handlung ſeyn mag, ich wanke und zage jetzt weniger als jemals. Mich enterben? weil ich Ihrer Laune nicht gehorche? weil ich nach Gründen frage? Thun Sie es in Gottes Namen. Ich könnte Ihnen ſagen, was Sie als Civilbeamter beſſer wiſſen, als ich: daß die Geſetze ſolche Mißhandlung nicht zugeben; aber fürchten Sie nicht, daß ich vor den Tribunalen mein Recht ſuchen werde, um dereinſt Ihren Sarg zu beſchimpfen. Ich will nichts von Ihrer Habe, ich will Sie nicht beerben. Ich habe etwas gelernt, und werde nicht verhungern. Wenn mir die Gerichte mein Pflichttheil mit Gewalt aufdrängen, ich würde es dem Hoſpital zuweiſen, ohne mich zu bedenken. Wir ſind mit einander fertig, mein Vater; denn wenn Sie jetzt Alles widerriefen, was Sie geſagt haben, wenn Sie mir Millionen böten und die Hand der Mademoiſelle Maſtalier, ich würde dieſe Hand und die Millionen mit Verachtung von mir ſtoßen!“

„Ach! Weh mir!“ ächzte Theodorine, ohnmächtig werdend. Lapierre hörte den Wehruf, und eilte hin, wo die Unglückliche zuſammengeſunken war. Georgette jammerte neben der Gebieterin. „Ach, Herr Auguſt, was haben Sie gemacht? mußten Sie meinem Fräulein ſo bittres Herzeleid bereiten?“ zürnte ſie unter Thränen. —

Auguſt ſtand einen Augenblick überraſcht, dann rief er aufwallend, während ſein Vater mit flüchtigem Salze das Bewußtſeyn der Ohnmächtigen zurückzurufen bemüht war: „Was bedeutet dieſe Erſcheinung? Eine Comödie, ein Gaukelſpiel, einen leichtgläubigen Jüngling zu bethören? Pfui, pfui! Ich will dieſer abgekarteten Poſſe Zuſchauer nicht ſeyn!“ Nach dieſen Worten verſchwand er, davoneilend.

Aber eine andere Perſon, unerwartet und unberufen, trat auf den Schauplatz: Maſtalier, der von St. Vallier, wo er die Poſt verlaſſen, zu Fuße nach ſeinem Schloſſe wandelte. Ein Bauernjunge trug ſein leichtes Gepäck.

Maſtalier, brennend vor Zorn bei dem Anblick, der ſich ihm ſo unvermuthet darſtellte, fragte brutal: „He, was gibts da? Meine Tochter in den Armen des Herrn Lapierre? Meine Tochter ohnmächtig? Was haben Sie mit ihr gemacht, Herr Doktor? Was iſt hier vorgefallen? Reden Sie! ich will und muß es wiſſen!“

Theodorine öffnete die Augen. Lapierre achtete nicht auf Maſtaliers donnernde Anrede. Georgette, mit der Geſchicklichkeit, die einem klugen Weibe in der größten Verlegenheit zu Gebote ſteht, erzählte dem Zornigen, wie auf einem Spaziergange ohne Zweck und Ziel Theodorine plötzlich von Uebelbefinden befallen worden, und wie glücklicherweiſe Herr Lapierre gerade in der Nähe geweſen ſey, um zur rechten Zeit Hülfe zu leiſten. —

Maſtalier beruhigte ſich, wenigſtens dem Anſchein nach. „Ich hätte Ihnen alſo meinen Dank darzubringen?“ fragte er den Adjunkt, der ſich ſchweigend verneigte. Dann zu der Tochter gewendet, die ſich aufgerichtet hatte, fuhr er ſtrenge fort: „Geh nach Hauſe, geh' auf der Stelle. Nehmt den Buben da mit, Georgette. Ich werde bald nachkommen.“

Georgette führte, um jeder Erläuterung vorzubeugen, das ſchwankende Fräulein auf der Stelle mit ſich hinweg. — Lapierre und Maſtalier blieben zurück, beide ſtumm und ernſt. Maſtalier überlegte, eine Priſe Tabak nehmend, und den Doktor nicht aus den Augen laſſend; Lapierre ſuchte nach einem Vorwand, dieſes peinliche Zuſammenſeyn zu endigen.

„Mein Weg iſt noch weit;“ ſagte er nach langem Schweigen: „Sie werden, von der Reiſe kommend, nach Ruhe verlangen, Herr Nachbar. Ich empfehle mich Ihnen, und hoffe, Sie bald bei mir zu ſehen. Sie hatten mir Hoffnung gemacht, mich Ihres Beſuchs erfreuen zu dürfen, aber ....“

„Ich wurde veranlaßt, ſtehenden Fußes abzureiſen;“ ergänzte Maſtalier ziemlich barſch: „Da ich jedoch hier und heute unverhofft die Ehre habe, mit Ihnen zu ſprechen, ſo erlauben Sie mir ....“

Hier unterbrach Lapierre ſeinerſeits den unwillkommnen Geſellſchafter: „Meine Geſchäfte .... ich bedaure ..“

— „Doch, doch! Sie ſchenken mir gewiß einen Moment, Herr Lapierre.“ Maſtaliers Stimme wurde wieder drohend. Der Adjunkt reſignirte ſich. Maſtalier fuhr fort: „Sehen Sie: ich komme von Moulins, und muß Ihnen eine Geſchichte erzählen, die ſich dort begeben hat, und zu den außerordentlichſten gehört, die ſich jemals zugetragen. Sie ſind, wie ich weiß, ein Freund von ſeltſamen Hiſtorien; darum will ich dieſe Ihnen, als meinem guten Nachbar, nicht vorenthalten, da Ort und Zeit ſich ſo gut dazu ſchicken.“

Sie nahmen auf der Bank Platz, und Maſtalier hob an: „Unter den Laſtern, die heutzutage überall im Schwange ſind, iſt der Diebſtahl hauptſächlich an der Tagsordnung. Nicht wahr? Da ſteigt neulich ein wollgekleideter Herr in den Wagen des Lyoner Briefcouriers, um mit demſelben nach Paris zu fahren. Der Herr bekömmt unterwegs Luſt, den Courier zu beſtehlen, und erbricht nächtlicherweile, während der Courier im Poſtbureau zu thun hat, mit geübter Hand den Wagenkaſten, worinnen Gelder und Briefſchaften von Werth eingeſchloſſen ſind. Der Herr erwiſcht einen kleinen Group baarer Münze, und nimmt in der Haſt einen Briefbeutel mit, behutſam ſich im Dunkel entfernend. Als der Courier zurückkam, den Paſſagier vermißte, und den Diebſtahl entdeckte, war der Herr bereits über alle Berge, und wartete in irgend einem Feldgraben auf die liebe Sonne, die ihm bei der Inſpektion ſeiner Errungenſchaft leuchten ſollte. Die Summe des baaren Geldes war auf dem Pack bemerkt, darum öffnete der Herr denſelben nicht, ſondern machte ſich an den Briefbeutel, worinnen er Wechſel, Banknoten — was weiß ich? — witterte. Eine Epiſtel nach der andern öffnend, fand er hie und da, was ihm taugte. Die Briefe waren aber nach England beſtimmt, und folglich war die Ernte nicht groß. Beſſer und gehaltvoller ſind die Couverts, die über den

Canal nach Frankreich kommen. Der wohlgekleidete Herr ſah ſich in der Hauptſache getäuſcht, und ein Andrer, von weniger Lebensart, hätte in ſeinem Unmuth die ganze, unnütze, knickrige Correſpondenz zerriſſen, in die Winde geſtreut, in den Koth getreten, — kurz: zernichtet. Unſer Gentleman that dieſes nicht; er verſenkte mit Bedauern die unbrauchbaren Papiere wieder in den Beutel, band denſelben ſorgfältig zu, und verbarg ihn an einem Ort, wo die Unbilden der Witterung nicht zu fürchten waren. — Hierauf begab ſich der vorſichtige Herr nach Moulins, welches unfern liegt, und logirte im Hotel zum Faſan luſtig und in Freuden, und verbrauchte ſo viel Geld, daß ſich zuerſt der Wirth ſelbſt, dann die Nachbarn, endlich die Polizei verwunderten, und letztere ſich genauer erkundigen mußte, wer denn der liebenswürdige Verſchwender im „Faſan“ wohl eigentlich ſeyn möchte.“

Lapierre, der anfänglich mit einiger Spannung, aber nach und nach mit Langeweile und Ueberdruß zugehört hatte, verbarg ein heftiges Gähnen, und fiel ein: „Eine ganz gewöhnliche Gaunergeſchichte, lieber Herr Nachbar. Wir, die wir häufig ſelbſt uns mit der Polizei befaſſen müſſen, wiſſen ſchon um die Ver- und Entwicklung ähnlicher Abentheuer. Ich wette, der Courier hatte in Moulins, bei ſeiner Durchfahrt, die Anzeige des Diebſtahls gemacht; die Gendarmerie wachte, mit dem Signalement in der Hand; der Verbrecher wurde ergriffen, verhört, und ſein Läugnen half ihm nichts. Der einfachſte Hergang von der Welt.“

— „Richtig, Herr Adjunkt. Sie haben die Elemente der Inſtruktion auf den Fingerſpitzen. Der wohlgekleidete Herr läugnete in der That, aber es half ihm nicht, weil man ihm, ſchwarz auf weiß, begreiflich machte, daß er ein längſt bekannter, und vor Kurzem aus Toulon entſprungener Dieb ſey. Und wie der Mann nun merkte, daß es ihm mit dem Läugnen nicht gerieth, ſo fiel er, nach ein paar Wochen, auf den Gedanken, es mit der Aufrichtigkeit zu probiren. Was von dem Group noch übrig, lieferte er aus, ſammt den Anweiſungen, die er in Cirkulation hatte ſetzen wollen; und als ihn die Juſtiz — der Courier hatte in ſeiner Deklaration nichts ausgelaſſen — als ihn die Juſtiz befragte: „Wo iſt der Briefbeutel mit den übrigen Papieren?“ ſo antwortete er höflich: „Da und da, Ihnen zu dienen. Ich will Sie in Perſon an den Ort führen, wenn Sie's erlauben.“ — Da fanden ſich nun die Briefſchaften in beſter Ordnung vor.“

„Und die Geſchichte iſt glücklich zu Ende;“ meinte Lapierre lächelnd, und ſtand auf. — Maſtalier erhob ſich neben ihm, legte ihm die Hand auf die Bruſt, und ſagte, indem er ihm frech in's Auge ſchaute: „Wie können Sie das behaupten? Ich ſchwöre Ihnen, daß die Geſchichte erſt jetzt angeht. Ich habe Ihnen nur das Vorſpiel erzählt. — Merken Sie nicht, daß die gefundnen Briefe an ihre Addreſſen befördert werden mußten? Der Prokurator des Königs, da er ſie nicht mehr zum Prozeſſe brauchte, ſendete ſie zur Poſt, gerichtlich verſiegelt. Er behielt nur einige derſelben zurück, die an Franzoſen gerichtet waren, worunter zweie, die mir in London hätten zukommen ſollen. Der Prokurator war kurz zuvor, von ſeiner frühern Stelle nach Moulins verſetzt, und dahin reiſend, mit mir zu Lille im Poſtwagen zuſammengetroffen; er wußte, daß ich mich auf der Rückreiſe nach der Heimath befand. Ungewiß, ob er meine Papiere mir nach Paris, wo ich einen kleinen Aufenthalt zu nehmen genöthigt geweſen war, oder nach Dragon zu ſenden habe, — ungewiß, ob ich auch in der That derjenige Maſtalier ſey, dem die wichtigen Dokumente gehörten, — erſuchte er mich in einem Schreiben, das mich hier antraf, perſönlich das Gefundne in Augenſchein zu nehmen. — Die Sache lohnte ſich der Mühe; ich reiste unverzüglich, und erhielt endlich das Billet Theodorinens, das mir Coudreſins Tod meldete, und zugleich Coudreſin's letzten Brief an mich, geſchrieben am Tage ſeines Hintritts, und voll des wichtigſten Inhalts. — Ich will Ihnen den Brief doch leſen, Herr Lapierre. — Wie iſt mir aber? Kömmts mir doch vor, als wankten Ihre Kniee, als zitterten Ihre Beine? Setzen Sie ſich ja; um zu ruhen, lieber Herr Nachbar."

Mit dem ſataniſchen Behagen, das in der guten alten Zeit wohl mancher Henker beim Auslegen ſeiner Folterwerkzeuge empfunden haben mag, entfaltete Maſtalier langſam den Brief, ſtehend vor Lapierre, der ſich ermattet auf die Bank niedergelaſſen hatte. Jede Sylbe betonend, las er folgende Zeilen:

„Wie ich mich heute befinde, ſcheint mir mein Tod „nur allzunahe. Gott, die Kunſt und die Lebens„kraft laſſen mich im Stiche. Warum ſind Sie nicht an „meinem Schmerzenslager? Kommen Sie eiligſt. Nur „Sie können mich tröſten, wenn ich von den Reichthümern dieſer Welt ſcheiden muß, um in das finſtre Nichts zurückzukehren. Glauben Sie an den Himmel und die Hölle? Ich glaube weder an den einen noch an die andere; ich fürchte mich aber vor beiden. Wo Sie auch ſeyn mögen, kommen Sie eiligſt, mir beizuſtehen, mein Freund, mein einziger Vertrauter, mein einziger Erbe! — Ja, ich habe die Stärke gefunden, mein Teſtament zu machen. Es liegt wohlverwahrt in meinem Cabinet, und die ganze Rotte meiner ſchurkiſchen Vettern und Muhmen iſt ausgeſchloſſen, zu Ihren Gunſten. Sie haben Alles, nach Verabredung, bis auf die paar tauſend Franken, die ich zu Seelenmeſſen beſtimmt habe. Geben Sie meinen Dienern *nichts*. Blaiſe und Compagnie haben mich genug beſtohlen. Verſchwenden Sie nichts mehr in Ihren verwünſchten Spekulationen. Der Handel taugt nicht; Zinſen häufen und die Hände" — hier wurde Maſtaliers Stimme beinahe flüſternd; er eilte: — „im Vermögen Andrer haben, iſt viel vortheilhafter. Kommen Sie aber eiligſt, eiligſt, eiligſt! ich habe noch viel mit Ihnen zu reden. Im ſchlimmſten Falle iſt mein Teſtament da. Alles für Sie, und folglich einſt für die liebenswerthe Theodorine!"

Maſtalier hielt inne. Lapierre horchte noch immer mit vorgebeugtem Kopfe. Er hatte die Arme übereinandergeſchlagen, und ſeine Bruſt hob ſich unruhig; ſeine Stirn war naß von Schweiß. „Sie haben warm, mein Herr?" fragte Maſtalier: „mir iſt nicht minder bei Leſung dieſes Briefs der Angſtſchweiß ausgebrochen, — denn Coudreſin iſt todt, und ſeine Habe iſt in fremde

Hände gefallen…" Maſtaliers Stimme ſteigerte ſich fürchterlich — „ich, dem Alles gehörte, dem Alles verſchrieben war, bin beſtohlen, beraubt auf die nichtswürdigſte Art! — Wo iſt das Teſtament geblieben, Herr Adjunkt?" ſchrie er plötzlich auf: „Was iſt aus ihm geworden? Ich frage Sie," — er ſchüttelte hart des Doktors Arme: „Warum, wie haben Sie mich beſtohlen?"

Die Grobheit des Aufbrauſenden verlieh dem zuſammengeſunkenen Lapierre die nöthige Faſſung. Empört fuhr er auf, und fragte wild: „Warum beſchimpfen Sie mich? Was weiß ich von Ihren Händeln? Sind Sie verrückt, Herr Maſtalier?"

Ohne zu hören, ſchrie Maſtalier: „Das Teſtament, das Teſtament! Ungetreuer Beamter, Du haſt das Dokument unterſchlagen, und mich um Alles gebracht! Ich bin durch Deine Räuberei ein Bettler geworden. Willſt Du geſtehen?"

„Die pöbelhafte Weiſe, womit Sie mich hier, den Wehrloſen, angreifen, enthebt mich aller Verpflichtung, Ihnen zu antworten;" verſetzte Lapierre, erblaſſend vor Zorn und Beſtürzung: „Nur ſo viel, daß dieſer Brief nichts beweiſt, und daß ein Teſtament ſich nicht vorgefunden. Sie ſollen mir aber ſpäter Rechenſchaft von ihrem Benehmen geben, mein Herr."

Lapierre wollte gehen; rieſenkräftig hielt ihn Maſtalier beim Arm zurück, und ſagte barſch: „Noch eine Minute, wenn's beliebt." — Er überlegte, milderte den Ausdruck ſeiner Züge, nahm ein ſanfteres Weſen an, und ſprach dann ſehr gemäßigt, aber lauernd: „Es bliebe Ihnen allerdings noch ein Mittel, meinen gerechten Angriffen auszuweichen, Herr Lapierre. Ich bin moraliſch überzeugt, daß Sie das Teſtament meines Freundes beſeitigt haben, um Ihren Haß gegen mich, zugleich Ihre eigne Habſucht zu befriedigen, im Einverſtändniß mit den Bauern aus Coudreſin's Sippſchaft. Ich könnte auch ohne Weiteres den Beweis führen, daß Sie einen ſchlechten Streich gemacht haben; aber ich will gern vermeiden, mich ſelbſt den böſen Zungen und ſchadenfrohen Blicken des Volks preis zu geben. Leiſten Sie mir — ein geringer Erſatz für Coudreſin's Schätze — hundert und fünfzigtauſend Franken baar, oder zweimalhunderttauſend in liegenden Gütern, und ich bin bereit, allen weitern Anſprüchen zu entſagen. Sie werden dann ſelbſt ſo vernünftig ſeyn, ſammt Ihrem Herrn Sohn dieſe Gegend zu räumen, und Ihre Adjunktenſtelle niederzulegen, die Ihnen nicht mehr recht wohl anſteht.“

Im bittern Kampf mit Grimm und Beſchämung ſtammelte Lapierre: „Vortrefflich, mein Herr. Ihnen ſtände an, mein ganzes Vermögen und obendrein noch mehr als dieſes, hinzunehmen, und mich zu zwingen, mittelſt der Niederlegung meines Amtes, wie mittelſt meiner Entfernung das Bekenntniß einer Schuld zu leiſten, die Sie mir böswillig auf den Kopf zuſagen? Ihre Klugheit iſt erſtaunlich, mein Herr. Ich kann jedoch von Ihrem Auskunftmittel nicht Gebrauch machen. Können Sie Ihre unſinnige Klage mit dieſem Briefe in der Hand beweiſen, ſo laden Sie mich vor den Richterſtuhl. Jedenfalls behalte ich mir vor, ſelbſt die Genugthuung zu fordern, die mir wegen Ihres elenden Angriffs gebührt. Adieu!“

„Halt!“ rief Maſtalier, der nun ſeine Sanftmuthslarve wegwarf, und den Adjunkt abermals aufhielt: „Wohin ohne mich? Um etwa das Corpus Delicti, wenn's noch vorhanden, oder eine verbrecheriſche Correſpondenz mit der Coudreſin'ſchen Sippſchaft auf die Seite zu ſchaffen? um die Zeugen zu beſtechen, die ich finden werde, die ſich finden müſſen? — Nicht doch. Sie erlauben, daß ich nicht von Ihrer Seite weiche. Ich will Ihnen nur geſtehen, daß ich meine Klage ſchon angebracht habe, und daß, ſchon in dieſem Augenblicke ohne Zweifel, der Commiſſär in Ihrem Hauſe iſt, um ſich Ihrer Perſon und Ihrer Papiere zu bemächtigen. Kommen Sie mit mir nach St. Paul, und hoffen Sie nicht, mir zu entrinnen.“ —

Lapierre warf ihm einen verzweiflungsvollen, aber entſchloſſenen Blick zu. — „Wohlan, Herr Denunciant!“ antwortete er finſter: „Kommen Sie; ich fürchte mich nicht.“

Nach einer halben Stunde waren ſie in St. Paul angelangt, und Alles war, wie Maſtalier vorausgeſagt hatte: das Haus von den Dienern der Gerechtigkeit beſetzt, der Commiſſär vor dem offnen Schreibtiſche des Adjunkten beſchäftigt, Auguſt wüthend und ſtreitend mit den zudringlichen Gäſten, und Lapierre ſelbſt nach wenigen Einleitungsfragen in den Händen der Gendarmen.

VI.

In einem der erſten Hotels für Reiſende, in Valence, wurde an Nummer 14 die Klingel gezogen. Eine halbländlich, halbſtädtiſch gekleidete Zofe öffnete „Mein Gott, wie erſchrecken Sie mich, Herr Auguſt!“ ſagte ſie, etwas zurückprallend. — Der junge Mann fragte dagegen in Eile: „Mademoiſelle Maſtalier zu Hauſe und allein?“ — „Ach, mein Heiland, ja ... zu Hauſe, und allein. Der Herr iſt vor wenigen Minuten ausgegangen.“ — „Das ſah ich; ich lauerte an der Ecke. O beſte Georgette! kann ich nicht einen Augenblick mit Theodorine ſprechen?“ —

Das verlegne Mädchen ſtammelte Zweifel her. „Ich will Sie bei Mademoiſelle melden;“ meinte ſie zögernd. — „Nein, nein, das nicht. Ich wäre dann umſonſt gekommen. Laßt mich ein, Georgette. Nur einen Augenblick will ich verweilen.“

Während Georgette immer noch zauderte, öffnete Theodorine ſelbſt die Thüre ihres Zimmers, und rief, wiewohl mit ſchwacher Stimme: „Ich habe Sie gehört, Herr Lapierre. Darf ich Sie bitten, einzutreten?“

Aengſtlich und tief gebückt folgte Auguſt der Einladung. Theodorine gab Georgetten einen Wink, den dieſe wohl verſtand. — „Ich will ſchon den Papa zu gehöriger Zeit ſignaliſiren;“ ſagte ſie für ſich: „wenn nur der junge Mann nicht zu lange bleibt! ein ſeltſamer Beſuch in dieſen Umſtänden! wie iſt er aber ſo bleich und mager geworden, der gute Herr Guguſte!“

Theodorine hatte indeſſen ſchweigend, aber mit ſichtbarer Bewegung, dem unerwarteten Beſucher einen Stuhl geboten. Er weigerte ſich, ihn anzunehmen. „Mein Platz wäre zu Ihren Füßen; auf meinen Knieen ſollte ich vor Ihnen liegen;“ ſprach Auguſt, der wie Theodorine zitterte: „ich erſcheine vor Ihnen, als ein Bittender.“

Das Fräulein erröthete, heftete ſeine Blicke geſpannt auf den umgewandelten Jüngling, der alſo fortfuhr, indem er vermied, in das Auge der Geliebten zu ſchauen: „Erwarten Sie nicht, daß ich die Zeit damit verlieren werde, Ihnen Entſchuldigungen vorzuſtottern, denen Sie wenig Glauben ſchenken würden. Vergeben Sie nur, daß ich Ihr Gedächtniß auf einen Tag zurückzuführen wage, an dem ich Sie, ohne Ihre Nähe zu ahnen, empfindlich beleidigte. — Ja, ich habe Sie beleidigt, Mademoiſelle, und Sie werden mir nie verzeihen können; ich fühle das. — Die Strafe folgte dem trotzigen Uebermuth auf der Ferſe. Das möge Ihre Genugthuung ſeyn.“

„Mein Herr, . . .“ entgegnete das Fräulein ſchwach: „das Unglück eines Freundes wird niemals mein Herz oder meine Eitelkeit froh machen; niemals. Ich bin nur mit Wehmuth ein Zeuge der Unfälle Ihres Hauſes geworden. Aber der Befehl meines Vaters zwang mich, an ſeiner Seite nach Valence zu kommen, wohin ihn ſeine Geſchäfte mit den Herren Velasco-Dugied beriefen . . . .“

„Und das Trauerſpiel, das er vor den Aſſiſen aufzuführen im Begriff iſt, und wobei mein armer Vater die Hauptperſon ſpielen ſoll;“ ergänzte Auguſt, der ſeinen Kummer nicht mehr verhehlte: „O, mein armer, unglücklicher Vater! Deine Tugenden ſchützen Dich nicht vor der ſchwerſten Anklage! Deine Biederkeit erſpart

Dir nicht die Demüthigung eines öffentlichen Prozeſſes! Dennoch, Mademoiſelle Maſtalier, dennoch iſt mein Vater unſchuldig! ganz gewiß unſchuldig."

— „Ich zweifle nicht," antwortete Theoderine mit freundlicher Milde: „ich bedaure meinen Vater, den die Hitze der Leidenſchaft hinriß, und der in dieſem Kampfe erliegen dürfte, indeſſen Herr Lapierre endlich und um ſo glänzender den Sieg davon tragen wird."

Auguſt wiegte zweifelnd den Kopf. „Die irrdiſche Gerechtigkeit iſt blind, Mademoiſelle. Wer weiß? Wer die finſtre Hypochondrie bemerkte, die meinen Vater kurz vor ſeiner Arreſtation befallen hatte, — wird der nicht vermuthen . . . ? und dennoch iſt er ſchuldlos; ich ſchwöre darauf. Im Kerker, im Unglück iſt er wieder heiter, wieder ſtark geworden. Er iſt ruhiger, als ich; er iſt ruhig, während ich verzweifle! — Aber ich peinige Sie mit meinen Klagen, und Tauſende hätten ſie Ihnen nicht vertraut, weil Sie Maſtaliers Tochter ſind. Ich dagegen halte Sie nicht für unſre Feindin, nicht für die Bundesgenoſſin Ihres Vaters. Sie können mich nicht mehr ſchätzen, nicht mehr achten, da ich mich ſchwer gegen Sie vergangen, aber Ihre Barmherzigkeit wird mir im Unglück nicht fehlen, und Ihre Barmherzigkeit anzuflehen bin ich gekommen, da die Abweſenheit des Herrn Maſtalier mir es erlaubte."

— „Sie ſind außer ſich, Herr Auguſt. Was kann ich thun? Meine Barmherzigkeit? welch ein Wort! Es war nicht edel, es zu gebrauchen, da Sie zu einer Schülerin, zu einer Freundin reden. Sagen Sie ſchnell, was kann ich Unbedeutende thun, Ihnen zu dienen?"

Es koſtete dem Jüngling Ueberwindung, leiſe zu fragen: „Haben Sie — o ſeyn Sie aufrichtig — haben Sie Herrn Maſtalier wieder geſagt, was Sie aus dem Munde meines Vaters bei dem Kaſtanienbaum von Blanchemont gehört haben mögen?“

— „Nein; antwortete Theodorine offenherzig und feſt: „mein Vater weiß nichts von dem, was ich hörte.“

„Iſt Ihnen noch erinnerlich, was Herr Lapierre dazumal in ſeinem Eifer und Unmuth äußerte? Unverſtändlich war wohl meiſtens der Sinn ſeiner Reden, aber ſie könnten vielleicht, von Maſtalier's Lippen wiedergeſagt, eine ſchlimme Bedeutung gewinnen?“

— „Ich habe Alles, was Ihr Vater geſprochen, vergeſſen, — bis auf Eines;“ verſetzte das Fräulein leiſe.

„Bis auf Eines?“ wiederholte Auguſt mit ſteigender Angſt. „Wollten Sie mir ſagen . . .?“

— „Nein, . . . es ſoll's niemand erfahren!“ entgegnete Theodorine haſtig: „Sie haben es gehört, wie ich . . . aber in Ihrem Herzen klangen die Worte nicht wieder, wie in dem meinigen.“

Auguſt ſtutzte. Theodorinens Erſchütterung wuchs. — „Ich weiß nicht, ob ich Sie begreife,“ ſagte der Jüngling ſchüchtern, „aber mir genügt, daß Sie von jenem Geſpräche nichts wiederſagen wollen, was meinem Vater gefährlich ſeyn könnte?“

Mit der edelſten Aufwallung, zugleich mit der reizendſten Weiblichkeit in Stimme und Ausdruck, erhob Theodorine ihre Rechte, und ſagte: „Was ich auch gehört haben möchte . . . fürchten Sie nichts; es bleibt in meiner Bruſt begraben. Wie ſollte ich je zum Unglück eines Mannes beitragen können, der ſo ſehnlich wünſchte, mir ein Glück zu bereiten, das mich überraſchte, das mich einen Augenblick beſeligte! . . . nur einen kurzen Augenblick, mein Herr," endigte ſie mit erlöſchender Stimme, indem ihre Thränen ausbrachen . . . „denn im nächſten wurde ich des Glückes nicht mehr würdig geachtet!"

Sie verhüllte ihr Geſicht, und wendete ſich ab. „Sie ſind eine Heilige! ich bin ein Elender!" rief Auguſt verzweifelnd, und ſtürzte hinaus. Er hörte nicht, daß Theodorine ſeinen Namen ausrief, um ihn zurückzuhalten. — An der erſchreckten Georgette vorüber, wie ein Raſender laufend, ſchied er aus dem Hauſe, und hielt nicht eher inne, als bis er vor der Wohnung des Advokaten St. Amand angekommen war. — Dort beſann und faßte er ſich. Er ſuchte den ſchnell berühmt gewordenen Redner in ſeinem Cabinet auf. —

„Komme ich zu ſpät?" fragte er, da ihm St. Amand, in den bequemen Schlafrock gehüllt, entgegen kam: „hat mir Maſtalier etwa den Rang abgelaufen?"

„Der Herr ging vor einer Sekunde von hier;" antwortete St. Amand lächelnd: „was wünſchen Sie, Herr Lapierre?"

Auguſt brach in Schluchzen aus: „Spotten Sie meiner Zähren nicht," rief er: „zerſchmettern Sie mich nicht mit Ihrer kalten Höflichkeit! St. Amand, Sie ahnen, was mich zu Ihnen führt. Ich nenne Ihnen nur den Namen meines Vaters."

Des Advokaten behagliches Geſicht wurde ernſt, aber es blieb klar. Er neigte den Kopf, und ſagte: „Sie wünſchen . . . ?"

Auguſt unterbrach ihn ſtürmiſch: „Wir ſind wegen einer Geliebten entzweit geweſen; unſre Verſöhnung ſelbſt war kühl und trocken. Die ehemalige Freundſchaft zwiſchen uns hat ſich nicht mehr eingeſtellt. Ich bin gegen Sie ſchroff geblieben, Sie haben wahrſcheinlich den eigenſinnigen menſchenſcheuen Nebenbuhler aufgegeben. — Dennoch gehört mein Vertrauen allein Ihnen an. Wenn Sie edel genug ſind, mir meinen Groll nicht entgelten zu laſſen, wenn Sie nicht etwa in der unſeligen Geſchichte als Vertreter der klagenden Parthey angeworben ſind ...... wenn Sie Menſchlichkeit im Buſen fühlen, — retten Sie meinen Vater! Sie können's; Sie allein. Ihrer Beredtſamkeit widerſtehen nicht Richter, nicht Geſchworne. Ihre Aegide wird meines Vaters unſchuldiges Haupt beſchirmen, und die entehrende Strafe, die ihm droht, abwenden. — Hyppolit! rette meinen Vater! ich beſchwöre Dich bei der Freundſchaft unſerer jungen Tage!"

Auguſt umarmte den gerührten St. Amand; er weinte auf deſſen Hände. „Ich habe gehofft, daß Du kommen würdeſt;" antwortete St. Amand voll Theilnahme: „Ich ſollte Maſtaliers Entſchädigungsklage führen; ich habe ſie abgewieſen. — Wie auch die Sachen ſich verhalten mögen," — ſetzte er mit einem bedenklichen Fingerzeig bei: „es iſt keineswegs die Hoffnung aufzugeben. Sei getroſt. Sobald ich darf, werde ich mit Deinem Vater reden. Sein unbeſcholtenes Leben, — ſeine Unſchuld, wie wir hoffen wollen, — der ſchlechte Ruf des Klägers müſſen uns der Richter und des Volks Mitgefühl erobern. Den Rabuliſten Paillard, der nun für Maſtalier auftreten wird, ſo wie er in den tauſend ſchiefen Affairen des zweideutigen Hauſes Velasco-Dugied auftritt, bewaffnet mit allen Ränken, Ausflüchten und unverſchämten Lügen — dieſen Rabuliſten nehme ich dann allein auf mich. Deine Hand; es wird ſchon gehen. Vertraue mir endlich wieder ganz. Sogar — wenn jemals, was freilich ſeltſam wäre, Dein Herz Dich wieder zu den Füßen der Mademoiſelle Maſtalier zurückführen ſollte — ſogar dann fürchte mich nicht mehr als Mitbewerber, und nimm kein Stäubchen deines Vertrauens zurück. Hier iſt der Talisman, der mich zu einem unpartheiiſchen Zeugen Deines Werbens ſtempeln würde."

St. Amand öffnete die Seitenthüre, und führte ſeinen wiedergewonnenen Freund in das Gemach der liebenswürdigen Frau ein, die ihm vor einigen Tagen ihre Hand gereicht hatte. —

VII.

Seit langer Zeit hatte in Valence eine Kriminalverhandlung nicht ſo allgemeinen Eindruck auf das Volk gemacht, als diejenige, welche im Laufe des Dezembers gegen den Doktor Lapierre eröffnet wurde. — Die regſte Neugierde nicht allein, ſondern mehr als dieſe das ungeheuchelte Mitgefühl, das alle Klaſſen der Bürger zu Gunſten des Beklagten in dem merkwürdigen Prozeſſe durchdrang, füllte den wenig geräumigen Saal des Aſſiſenhofes über Gebühr mit Zuhörern an, bevor noch die Gerichtsperſonen ihren Platz eingenommen hatten.

Endlich ſchlug die ſehnlich erwartete Stunde. Der

Präſident nebſt ſeinen Beiſitzern, der königliche Prokurator, die Gerichtsſchreiber hielten ihren Einzug. Die Civilparthei, der berüchtigte Maſtalier, erſchien in Begleitung ſeines Advokaten, des adlernaſigen Paillard. Ihnen gegenüber, in den eingeſchrankten Raum, für die Angeklagten beſtimmt, wurde Lapierre von Gendarmen eingeführt. Seine Ankunft weckte beifälliges Gemurmel unter dem Volke, das den Auftritt Maſtaliers mit dumpfem Schweigen angeſehen hatte. — Vor der Bank des Angeſchuldigten ſetzte ſich der Advokat St. Amand nieder, umgeben von dem Sohn und einigen entfernten Anverwandten ſeines Clienten. — Die Geſchwornen, die das Loos bezeichnet hatte, wurden bei ihren Namen aufgerufen, und leiſteten den Eid. Sie gehörten meiſtens der Klaſſe der Landbeſitzer an. — Im weiten Kreiſe hinter den Richtern ſaßen als aufmerkſame Zuhörer die höhern Beamten des Departements; die Tribune wimmelte von Damen. — Nachdem die ſtarke Anzahl der Zeugen, die gegen oder für den Beklagten citirt worden, aus dem Saale entfernt war, erklärte der Präſident, daß die Verhandlungen eröffnet ſeyen, und der Anklageakt wurde von dem Greffier mit lauter Stimme verleſen. — Der Adjunkt des Maire von Blanchemont, Franz Lapierre, wurde darinnen beſchuldigt, Coudreſins Teſtament unterſchlagen oder vernichtet, deſſen Hinterlaſſenſchaft zu Gunſten von unberufenen Empfängern dem rechtmäßigen Erben entzogen, der Beſtechung nachgegeben, und das Verbrechen der Treuloſigkeit in Ausübung ſeiner Amtspflichten begangen zu haben: lauter Vergehen, die, von einem öffentlichen Beamten verübt, nach den Beſtimmungen des Geſetzes, mit entehrender körperlicher Strafe und dem Verluſt der bürgerlichen Rechte belegt werden. —

Die Anklagakte war meiſterlich verfaßt, und gruppirte ſehr geſchickt die Thatſachen und Inzichten, die dem Beſchuldigten zur Laſt gelegt werden ſollten. Die zuhörende Menge ſchenkte ihr jedoch wenig Aufmerkſamkeit, ſondern ſie muſterte mit gelehrigen Blicken die Partheien, die ſich gegenüber ſtanden.

Die Muſterung fiel nicht zum Vortheil des Klägers aus. Maſtalier ſchien auf der Schmerzensbank zu ſitzen, und nicht Lapierre. Maſtaliers Augen ſchweiften unſtät umher, öfters die Erde ſuchend, als die Geſichter des Volks und der Richter; ſeine Haltung war unruhig, ſeine Geberde heftig und dennoch ungewiß.

Lapierre, ſchwarz gekleidet und ſorgfältig friſirt, ſaß anſtändig, beſonnen und aufmerkſam auf ſeinem Platze. Der Trübſinn der letzten Monate hatte ſich von ſeiner Stirne verloren; ſein Antlitz war gefaßt, wenn nicht heiter. Nur von Zeit zu Zeit ſchien eine wehmüthige Erinnerung darüber hinzufliegen; dann und wann verlor ſich ſein klarer Blick in trübes Hinſtarren, hob ein unterdrückter Seufzer ſeine Bruſt. „Wie lange auch die Verhandlung dauern möge,“ ſagte er leiſe zu ſeinem Sohne, der ihm die Hand drückte, „weiche nicht von dieſem Flecke. Deine Gegenwart macht mich ſtark. Verlaſſe mich nicht.“

Das Verhör des Angeklagten, nachdem der Greffier ſeinen Auftrag vollzogen, war bald vorüber. Lapierre antwortete auf alle Beſchuldigungen ruhig und verneinend. „Ich habe gethan, was recht war; die Anklage und die Zeugen mögen mir das Gegentheil beweiſen;“ ſprach er am Schluſſe mit einer Verbeugung, und ſetzte ſich nieder. —

Nach und nach entwickelten ſich nun alle Scenen dieſes ſpannenden Drama's. Die Ausſagen der Zeugen, manchmal gravirend, indem ſie die Sonderbarkeiten in dem Benehmen Lapierre's am Tage der Einweiſung der Erben erzählten, — manchmal ſchwankend und von einander abweichend, wenn ſie irgend eine Rede des Beklagten, oder irgend ein Datum betrafen, — unterbrochen von ſcharfſinnigen Fragen der Advokaten und von unbedeutenden der Geſchwornen, warfen nur ein zweifelhaftes Licht auf die ganze Sache, und die lange Reihe derjenigen Perſonen, die St. Amand beſchieden hatte, um den durch lange Jahre bewährten trefflichen Charakter ſeines Clienten und deſſen Amtstreue zu beſtätigen, übte unverkennbar den wohlthätigſten Einfluß auf die Meinung des Publikums und der Geſchwornen. — Als die Liſte der Zeugen erſchöpft war, hob der Präſident die Sitzung auf, eine Ruheſtunde bewilligend.

Lapierre wurde auf ſein Verlangen in das anſtoßende Zimmer, der Beklagten Zwiſchenaufenthalt, — geführt. — Zur gleichen Zeit wurde Maſtalier ſchleunigſt abgerufen. Man ſah, wie er mit einer Art von Beſtürzung ſeinem Sachwalter ein Billet, das er ſo eben erhalten, vorwies, und wie Paillard, obſchon ſtutzend, dennoch abweiſend die Achſeln zuckte. Man hörte, wie der Advokat halblaut zu Maſtalier ſagte: „Es iſt dringend, freilich; ſehr dringend. Aber ich kann jetzt nicht von der

Stelle, jetzt, da es den Kampf um Ihr Intereſſe gilt; um ſo mehr, als ich vorausſehe, daß der Prokurator die Anklage nur ſehr lau unterſtützen werde. Gehen Sie; ſuchen Sie hinter den Zuſammenhang zu kommen; eilen Sie!“

Maſtalier drängte ſich durch die Menge, die ihm manche bittre Rede, manchen ſcharfen Spott nachrief. Paillards Raubvogelgeſicht wurde noch einmal ſo lang, und er drückte ſich, tiefer Gedanken voll, in ſeine Ecke, die ſchwarze Toga feſt zuſammenziehend. — Ihm gegenüber ruhte behaglich, dem Anſchein nach völlig gleichgültig und müſſig, der wohlbeleibte St. Amand. Er achtete nicht der lärmenden Gruppen, die ſich plaudernd umhertrieben: Richter, Advokaten, Subſtituten des Parquets und Beamte. Eine Ruheſtunde in einem franzöſiſchen Gerichtsſaal gleicht dem Zwiſchenakt einer italieniſchen Oper. Sie plaudern, lachen, politiſiren und klatſchen; wiſſen ſie gleich, daß der Ausgang des Schauſpiels, das ſie aufführen, ein betrübender, oft ein blutiger ſeyn werde. — Plötzlich verſammelte ſich ein dichter Schwarm um den Prokurator, der binnen einer Viertelſtunde unaufhörliche Botſchaften empfangen hatte, die ihm von Polizeikommiſſären in Perſon, und von Gendarmen überbracht worden waren. —

„Was gibts denn wohl dort?“ fragte Auguſt hingeworfen, und St. Amand erhob ſich gemächlich, an die Gruppe hintretend. — Als er nach einer kleinen Weile zurückkam, ſchwebte ein leichtes Lächeln um ſeinen Mund. „Etwas, das den Meiſten, aber nicht mir unerwartet kömmt;“ ſagte er phlegmatiſch: „Die Velasco-Dugied haben ihre Zahlungen eingeſtellt, ihre Bilanz deponirt. Die Sache iſt nicht rein, ſagt man. Ein ganzes Complott von Betrügern. Einer derſelben hat geſchwatzt und die Juſtiz aufgeweckt; ... was weiß ich?"

Somit verſank er wieder in ſeine Ruhe. Aber von allen Seiten erſchallte die verwundrungsvolle Frage: „Velasco und Dugied? Unbegreiflich! Infamie ohne Gleichen! iſt es möglich?" und Andere, namentlich ſolche, die ſich von Verluſt bedroht ſahen, antworteten: „Nein, es iſt nicht möglich; es kann nicht ſeyn; ein Irrthum, übelwollende Neider! nichts da!" bis die Klingel des Präſidenten ertönte, und der Proceß wieder anhob. —

Lapierre erſchien abermals; niedergeſchlagner, denn zuvor. Maſtalier war nicht gegenwärtig. „Stille, Stille," riefen die Huiſſiers in die brauſende Menge. — „Der königliche Prokurator hat das Wort;" ſagte der Präſident.

Derſelbe Geiſt, der über der Verfaſſung der Anklageakte gewaltet hatte, ſprach ſich auch in der Rede des öffentlichen Anklägers aus. Mit Ruhe und juriſtiſcher Logik verfolgte der Redner ſein Ziel, allen oratoriſchen Schmuck verachtend. Er ſchied, jedoch der Anklage nichts vergebend, das Schwankende vieler Beweismittel von den ſichern Indicien, die ſich aus andern herauszuſtellen ſchienen, und überließ, ohne ſeinem Amte und ſeiner Meinung zu nahe zu treten, der unpartheiiſchen Würdigung der Jury den Ausgang der Sache. — Obſchon ſeine Schlußworte die Schuldigſprechung und Verurtheilung des Angeklagten dringend forderten, es folgte dennoch der Lobſpruch der Menge dem gemäßigt gehaltnen Requiſitorium. —

Da erhob ſich Paillard, der Vertreter der Civilparthei. Sein Eingang ſchon zeigte, daß die Klage an ihm einen furchtbaren Verfechter gefunden hatte, und Schritt für Schritt ſchien er ſiegreicher auf ſeiner Bahn fortzugehen; Stein auf Stein häufte er, um ſein Werk zu vollenden. Er baute mit reiſſender Schnelligkeit den Kerker, den Schandpfahl, das Bagno mit allen ſeinen Schrecken für ſeinen Gegner, den Angeſchuldigten, auf! Unter ſeinen Händen wurde die unbedeutendſte Ausſage gegen Lapierre ein ſchlagender Beweis; um wie viel zerſchmetternder geſtalteten ſich nicht in ſeinem Munde die Berichte des ehrlichen Blaiſe, die Angaben des Flurſchützen, und was andre Landleute von dem unheimlichen Betragen Lapierre's bei jener Erbenverſammlung und nachher gemeldet hatten! „Läugnen Sie noch ferner,“ rief er, „daß Ihnen ein Teſtament bekannt, daß es in Ihren Händen geweſen? — Läugnen Sie, daß Sie es dem Sterbenden ſelbſt abgeſchwatzt, daß er es Ihnen, als dem Agenten einer Civilbehörde zur Vollziehung übergeben? Läugnen Sie, daß, nachdem Sie es, zagend, wie Verbrecher immer ſind, lange noch aufbewahrt, daß Sie im letzten entſcheidenden Augenblick es verbrannten, an dem Lichte, das Ihnen von dem gegen Sie zeugenden Diener gebracht worden war? Wenn Sie die Stirne hätten, noch ferner Alles zu verneinen, ſo zittern Sie vor dem Blatt, das Coudreſin geſchrieben, und das ſeinen letzten Willen bedeutet. Dieſe Buchſtaben, die Herrn Maſtalier als Erben proklamiren, ſollen ewig auf Ihrer Seele brennen, denn Sie haben ihn beſtohlen. Es gibt eine Zukunft, Lapierre; es gibt eine göttliche Gerechtigkeit, die da ſtraft, wo etwa blindes irdiſches Vorurtheil losſpräche. Sie werden ihr nicht entfliehen. Maſtalier wird dort wieder als Kläger gegen Sie auftreten, ſowohl für ſich als für ſeine arme Tochter, die Sie um ihre Exiſtenz gebracht haben!“

Nachdem Paillard den auffallenden Verdacht der Beſtechung mit dem menſchenſcheuen räthſelhaften Betragen Lapierre's zuſammengeſtellt, nachdem er den Haß gerügt, der nach ſeiner Angabe den Adjunkt längſt gegen Maſtalier entflammt hatte, — nachdem er das ſogenannte Geſchenk des Hauſes von St. Paul als einen Sold des Verbrechens bezeichnet, und Coudreſin's Brief als unumſtößlichen Beweis der Exiſtenz eines nun zernichteten Teſtaments angeprieſen, ſchloß er mit Donnerworten und dringend auf eine Entſchädigung für ſeinen beraubten Clienten, die nicht weniger als eine halbe Million Franken betragen ſollte. —

Dieſe Rede, eine der beſten, die Paillard je gehalten, von glänzenden Sophismen und Tiraden reich durchwebt, ſtimmte auf einmal das zuhörende Volk anders. Lapierre ſah ſich von finſtern, argwöhniſchen Augen durchbohrt; die Lippen, die ihn belobt, ſchienen geneigt, ihn zu verdammen! Da ging in ſeinem Innern ein gewaltiger Kampf vor; er verſuchte, aufzuſtehen, zu reden, — umſonſt. Die Kräfte verließen ihn; ermattet ließ er von dem Verſuche ab, und nur ſein beredter Blick bat den erbleichenden Sohn: „Um Gotteswillen! verlaſſe Du mich nur nicht.“ — Durch den

Saal, von den Tribunen ſummten die Worte: „Er iſt ſchuldig!“

Indeſſen war St. Amand, ohne eine Miene zu verziehen, aufgeſtanden, und begann ſeine Vertheidigung weich und nachläſſig. Als behandle er einen ganz gewöhnlichen Civilfall, hielt er ſich anfänglich nur an die ſtrikte Form, an die weſentliche äußere Geſtalt des Prozeſſes. Er fand die Klage abſurd, unhaltbar, er fragte nach einem Corpus Delicti; er wußte keines zu bezeichnen. Er ſichtete die Ausſagen der Zeugen; es ſchienen ihm nur diejenigen haltbar, die zu Gunſten des Beklagten ſprachen. — Allmählig wurde er wärmer, ſeine Augen ſprühten Geiſt; nach der Reihe wechſelten kauſtiſcher Witz und edler Zorn in ſeiner Sprache, in ſeinen ausdrucksvoll werdenden Zügen. — „Ich ſetze einen Preis auf den Thatbeweis! wer will ihn verdienen?“ rief er aus: „wer ſchafft eine Spur des Teſtaments herbei, das wie ein hirngeſpinſtiger Alp auf unſre Bruſt ein Gewicht wirft, das ſo wenig exiſtirt, wie das erlogne Ungeheuer ſelbſt? Meine ganze Habe dem, der die Geburt des Teſtaments beweiſt, welches doch am Ende geboren ſeyn mußte, um vernichtet zu werden? Der Geburtsbrief, den der Gegner vorgebracht, iſt, wenn nicht falſch, doch mehr als ungenügend, und ſo zu ſagen, wenn ein Beweis, nur ein Beweis für meine Sache ſelbſt. — Wer hat nicht Coudreſin gekannt, den hohnlachenden Wucherer? hat er jemals, den Freund wie den Feind, mit ſeinen Bosheiten verſchont? Welche Eide hat er nicht gebrochen, welche Verſprechungen nicht verhöhnt, welche Verpflichtung nicht in Ewigkeit vertagt, welche Hoffnungen nicht getäuſcht, wenn er ſie auch ſelber hervorgerufen hatte, der hämiſche Selbſtling, der ſich ein Vergnügen daraus machte, alle Welt die demüthigende Rolle eines Tantalus ſpielen zu machen? Fragt ſeine Verwandten, fragt ſeine Helfershelfer, ſie ſollen antworten. — Er, der unſern Herrgott ſelbſt hinter's Licht geführt hätte, wird einem Freunde, wie Maſtalier zu ſeyn die Ehre hat, gewiß nicht anders mitgeſpielt haben. Er, der ſich vor dem Tode fürchtete, wie ein Knabe, er und ein Teſtament? — Er, der geſchriebne Contrakte und geſchworne Eide brach, wie ſchwache Stäbe, er und eine erfüllte Zuſage? wie ſtimmen dieſe Dinge zuſammen? Iſt nicht die Ausſage mehrerer Zeugen da, die gehört haben, daß Coudreſin, ſobald er Geneſung hoffte, den voreiligen — merken Sie wohl! den voreiligen Brief an Coudreſin zurückwünſchte?“ —

Einige Perioden weiter ſagte St. Amand heftig: „Wir ſeyen beſtochen, ſchreit die Anklage. Warum iſt nur der Beſtochene, nicht der Beſtechende auf dem Stuhl der armen Sünder? Die Erben, die unberufnen, haben uns beſtochen? wohl, dort ſind ſie in großer Anzahl verſammelt; dort warten ſie, zum Theil als Zeugen, des Ausgangs der Sache. Warum hat man ſie gerufen, gegen uns aufzutreten, da ſie Alle eigentlich als unſre Mitſchuldigen figuriren ſollten? Das war nicht edel von der Anklage, war ungefällig von der Civilparthei. Denn ſie ſind wirklich gegen uns aufgetreten, ſie, denen wir vermittelſt eines Verbrechens wohlgethan haben ſollen, und die Grund hätten, ſich zum ſchuldigen Dank für ihre feindſeligen Ausſagen vor unſern Offenbarungen zu fürchten. — Wie? haben nicht gerade unſre Verführer die höchſtwichtigen Umſtände und Zufälle beſtätigt, die der Vernichtung des Teſtaments vorausgegangen ſeyn ſollen? denn höchſt wichtig allerdings iſt eine plötzliche Unpäßlichkeit, ein Glas Waſſer, ein brennendes Licht, und der Geruch von verbranntem Papier in ſolch feierlicher Stunde! Nur einige Worte über dieſe Indicien. Ich ſchwelge in dem Stoff, der uns verderben ſoll."

Nachdem er obige Umſtände, Thatſachen und Verdächtigungen mit Sarkasmen überſchüttet, ſchloß er mit einer Apologie des Lapierre'ſchen Lebens. — Der Prokurator erwiederte nichts; die Replik des Gegners ließ ſich nicht lang erwarten. Noch greller als zuvor ſchilderte Paillard die hervorſtechende Schuld des Adjunkten, und bedauerte in ſeinem Epilog ſelbſt, daß die Sippſchaft des Verſtorbenen nicht mit in die Klage, als der Beſtechung verdächtig, gezogen worden ſey. —

Mittlerweile hatte St. Amand von auſſen einen kleinen Zettel erhalten, worauf nur wenige Worte ſtanden. Sie ſchienen jedoch wie mit Zauberkraft den Muth des Advokaten zu beleben, und kaum hatte Paillard geendet, als ſchon St. Amand mit einem ſeltſam ergreifenden Rednerſchwung anhob:

„Meine Herren! die Anklage hat geſchwiegen, die Civilparthei hat ihr Arſenal erſchöpft. In allen Punkten von mir abweichend, hat mein Gegner dennoch meine Anſicht getheilt, und bedauert, daß nicht die Inteſtat-Erben Coudreſin's ebenfalls auf die Bank der Beklagten geſetzt worden ſeyen. Ja, meine Herren: wir hätten an ihnen dann ſo viele Bundesgenoſſen gezählt, als wir an vielen unter ihnen, die als Zeugen auftraten, Widerſacher hatten; Widerſacher, die mit Thränen in den Augen kamen, Ihnen, meine Herren, zu ſagen, was Ihnen etwa in dem Betragen des kranken Lapierre auffallend oder ſonderbar vorgekommen ſeyn mochte. — Ja; mit ihnen vereinigte uns ſchon längſt ein Band der Liebe, und wenn von Beſtechung denn doch einmal die Rede ſeyn ſoll, ſo wollen wir kühn ſagen, daß wir zuerſt die Verwandten beſtochen haben durch unſre Freundlichkeit und Gerechtigkeit, durch unſre Sanftmuth und Biederkeit; durch ein langes Leben voll von Tugend und Rechtſchaffenheit. O meine Herren: fünfzig Jahre eines unbeſcholtnen Daſeyns ſind nicht eine Kleinigkeit, wie mein Gegner behauptet! ſie wiegen ſchwer in der Wagſchale Ihres Urtheils; ſie ſind ein furchtbares Gegengewicht deſſen, was ſowohl Coudreſin als Maſtalier in die Wage zu legen haben. Coudreſin? Ehrfurcht vor den Todten! aber der lebende Maſtalier gehört vor unſer Forum, und Jeder von Ihnen kennt den bedauerlichen Leumund dieſes Mannes. Fünfzig Jahre eines Biedermanns gehalten gegen eben ſo viele eines ſchmutzigen Wucherers! Ein untadelhafter Beamter und zwanzig grundehrliche Männer, denen der Wucherer Ehre und Erbe ſtreitig machen will! halten Sie nur dieſe einundzwanzig Geſichter gegen jenes Maſtaliers! doch ich vergeſſe, daß er nicht gegenwärtig iſt, und werde Ihnen in einem Augenblick ſagen, warum er nicht gegenwärtig. — Wenn Einer in dieſem Saale ſtrafbar, ſo iſt es Maſtalier, und die Schuld ſogar wäre gerechtfertigt, wenn ſie ſich an Maſtalier vergriffen hätte. Setzen wir den

Fall“ — hier wurde St. Amand's Ausdruck feierlich und ahnungsvoll, und Todtenſtille breitete ſich im Saale aus — „ſtellen wir uns vor, es ſey Alles ganz anders zugegangen, als wir wiſſen und überzeugt ſind. Nehmen wir an, es ſey Maſtaliers Recht verkürzt worden, ich will Ihnen ſagen, wie. Coudreſin wäre geſtorben, verkündend ein Teſtament, das nicht gefunden wird. Der Adjunkt, dem allerdings erlaubt iſt, neben ſeiner Amtstreue noch ſeine beſondere perſönliche Meinung zu haben, ſey in der tiefſten Seele erfreut geweſen, nicht ein Teſtament zu finden, das zwanzig ehrlichen und blutarmen Leuten ein durch Demüthigung aller Art theuer erkauftes Erbe entzogen hätte, um es einem fetten, wucheriſchen Blutigel, gleichſam als Sold für entehrende Hülfeleiſtungen zuzuſchieben. Geben wir zu, alle Friſten und Formalitäten ſeyen gehörig gehalten und beobachtet worden; endlich ſey der von den glücklichen Erben längſt erſehnte Tag, der ſie in ihren Reichthum einweiſen ſoll, angebrochen. Der Adjunkt, ein durchaus braver Mann, habe ſich nicht geſchämt, ſeine Freude an dem Glück der ehrlichen und biedern Leute öffentlich kund zu geben. Er ſey in froher Bewegung in das Cabinet getreten, um zur letzten Erklärung die Dokumente aufzunehmen. — Da — ſtellen wir uns dieſes recht lebhaft vor — da fällt ihm, etwa hinter einem Spiegel heraus, oder vorſtechend aus einer unbeachteten Schublade, ein Papier in die Hände. — Gleichgültig entfaltet er's; mit Schrecken liest er deſſen Inhalt: es iſt das bis jetzt verborgen geweſene Teſtament! abgefaßt, wie zu fürchten war: der Blutigel

Univerſalerbe, die ehrlichen Verwandten verhöhnte Bettler! das ungerechteſte ſcheußlichſte Teſtament, das je geſchrieben wurde! — Und er, der menſchlich fühlende Mann ſoll, als mitleidloſer Beamter hinaustreten, wo ſie umherſitzen und ſtehen, die Hoffenden, die Glücklichen, umgeben von ihren Weibern und Kindern, die Gottes Barmherzigkeit und ſogar Coudreſin's Andenken ſegnen und preiſen, — hinaustreten ſoll er, und ihnen trocken ſagen: „Ihr ſeyd getäuſcht; da iſt ein Blatt gefunden worden, von Satan geſchrieben, an Satan gerichtet, und eben dieſer Wiſch, dieſes hölliſche Blatt zerſtört euers ganzen Lebens Glück im Augenblick ſeines Beginnens! Packt euch darum! und ſegnet die Gerechtigkeit!“ — Wäre Einer von Ihnen, meine Herren, der in Lapierre's fürchterlicher Lage — wir ſetzen nur den Fall — nicht begriffen, der nicht alſobald erfaßt hätte, daß, wenn jenes fluchwürdige Teſtament unentdeckt geblieben, auch der Wohlſtand von hundert Perſonen geſchützt worden wäre? der nicht das Loos der Unglücklichen bedauert hätte, die eine Laune des Zufalls aus ihrem Himmel zu ſchleudern kam? der ſich nicht geſagt hätte: „Noch weiß nur Einer um das unheilvolle Papier, und es wäre ſo leicht vertilgt; ſo leicht wäre ein Verbrechen zum Vortheil der Tugend begangen!“ — Wahrlich: in ſolchem Strudel des Kampfes und der Ungewißheit wäre eine Anwandlung von Ohnmacht wohl zu begreifen. Wenn nun der Beamte Waſſer zur Stärkung verlangt hätte — nichts natürlicher. Aber das Licht? Vielleicht wollte er nur eine Feder oder ein Stück Papier verbrennen, um ſein ſterbendes Bewußtſeyn zu beleben? gewiß hätte er ſich nicht klare Rechenſchaft von dem Zweck geben können, wozu er eine Kerze verlangte .... aber: ſie ſteht nun vor ihm, — ſein trüber Blick ſtarrt in die Flamme, — mechaniſch fährt er mit der Hand, die das Teſtament hält, empor ... es brennt! — Nun erſchrickt er .... nun möchte er's wieder retten .... aber, wie? ſchon zum Theil verzehrt, dampfend, glühend, ſoll er's vor den Erben ausbreiten und nebſt ihrer Exiſtenz ſich ſelbſt compromittiren, als Einen, der ſchon angefangen, Condreſin's letzten Willen zu vernichten? — Und während er überlegt, verbrennt die letzte Faſer, und die Aſche fliegt durch das geöffnete Fenſter in die Luft, — und Alles iſt vorbei...! hundert Menſchen ſind glücklich, der Blutigel iſt nicht um ein Haar unglücklicher,... und der Thäter des edeln Verbrechens verſchließt deſſen Strafe, — ſeines verletzten Gewiſſens Dornenſtiche — großmüthig in ſeiner verſchwiegnen Seele, leidend allein für Alle!! — — Wie, meine Herren! wenn dieſes ſich in der That begeben hätte? wenn ein ſolcher Verbrecher vor Ihre Schranken geführt worden wäre? .. wie, meine Herren Geſchworne? würden Sie den Muth haben, ihn ſchuldig zu erklären? würden Sie nicht einhellig ſich Ihrer Omnipotenz bedienen, um ihn freizuſprechen? würden Sie nicht die fünfzig Ehrenjahre eines ſolchen Verbrechers reſpektiren, und mittelbar dem Wucher, der ſo furchtbar ſein Haupt erhebt, — erbſchleichend, bettelnd und plündernd, — eine ſcharfe Lektion ertheilen?“ — Nach einer Pauſe — es floſſen Thränen aus den Augen der Zuhörer und beklommen lauſchte jedermann

— rief St. Amand mit verändertem triumphirendem Tone: „Fürchten Sie nichts, meine Herren! die Fantasmagorie iſt nicht die Wirklichkeit. Hier iſt Lapierre, gegen den kein Beweis ſich erhalten konnte; ich überlaſſe Ihnen den Unſchuldigen. Aber Maſtalier, — wo iſt er? fragen Sie die Gendarmen, die ihm nachſetzen, dem Helfershelfer der trüben Machinationen des Hauſes Velasco-Dugied!-Er iſt fort, fort, und hat uns und der Gerechtigkeit das Feld geräumt! Seine Flucht — für uns welch ein Zugeſtändniß! Ihre Weisheit — für uns welche Bürgſchaft! — Ich habe Alles geſagt, meine Herren!“

Der Enthuſiasmus der Zuhörer wollte in lautes Beifallklatſchen ausbrechen. Mit Mühe ſteuerten Huiſſiers und Wachen dem Tumult. Lapierre war von der heftigſten Erſchütterung ergriffen. Als der Präſident ihn fragte, ob er noch etwas zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen habe, wollte er reden, wiewohl mit klappernden Zähnen und ſchluchzender Bruſt. „Um Gotteswillen, nicht jetzt!“ raunte ihm St. Amand erblaſſend mit einem Händedruck zu. „Nicht nöthig, nicht nöthig!“ jubelte Auguſt. Lapierre ſchwieg. —

„Die Debatten ſind geſchloſſen!“ ſagte der Präſident feierlich und ſtellte die Fragen. Ohne die Neugierde der Menge und die Seele des Beklagten lange auf die Folter zu ſpannen, kehrten nach fünf Minuten die Geſchwornen aus dem Berathungszimmer zurück, und ſprachen: „Nicht ſchuldig.“ — Lapierre wurde in Freiheit geſetzt, und verließ unterm Jauchzen des Volks, umarmt von Sohn, Verwandten und Freunden, den

Gerichtspallaſt. Er beging ſeinen Triumph mit demüthig geſenktem Haupte.

Am Hauſe St. Amands ſagte er: „Laſſen Sie uns hinaufgehen; ich fühle mich erſchöpft.“ Oben im verſchwiegnen Zimmer, nur von dem Sohn und dem Anwalt umgeben, öffnete er den Mund, und ſprach: „Mein Dank iſt unendlich, St. Amand. Sie haben meine Ehre gerettet. Nur um meines Auguſts willen lag mir daran, ſie zu erhalten. Aber — welche Divination, mein Herr? Es hat ſich wahrlich Alles ſo zugetragen, wie Sie's beſchrieben, da Sie die Möglichkeit eines Verbrechens für einen Augenblick annahmen!“

Auguſt fuhr zuſammen. St. Amand antwortete ſanft: „Laſſen wir das, Herr Lapierre. Der Untiefen im Meer des Lebens ſind viele. Laſſen wir's.“

„Ja, mein Kind,“ fuhr Lapierre zerknirſcht zum Sohne fort: „Ich bin ein Verbrecher, und hab' es geläugnet, um Dir vor dem Volke meine Ehre rein zu hinterlaſſen. — Gott hat mir einen Tag der Gnade geſchenkt. — Aber jetzo, mein Sohn, muß auch der Tag des Rechts anbrechen, und Du magſt nun, neben dem Geſtändniſſe meines Fehltritts, auch die Erklärung der Worte hören, die ich einſt unter dem Kaſtanienbaum zu Blanchemont ſagte. Wir haben wirklich kein Vermögen mehr, wir dürfen keines haben, denn Alles gehört, mein Unrecht zu ſühnen, mein Gewiſſen zu beſchwichtigen, der Tochter deſſen, den ich beraubte, um zwanzig Familien aufzuhelfen. — Verſtehſt Du mich nun, mein Sohn? Ahnſt Du nun, warum ich plötzlich auf Deine Verehlichung mit Theodorine drang? Sie war das einzige Mittel, das mir erlaubte, Theodorine an meiner Habe genügend Antheil nehmen zu laſſen, ohne Dich, den geliebten Sohn, allzuſehr zu verkürzen. — Jetzt ſteht freilich alles anders, aber die Verwaiſte bedarf um ſo eher ihres Eigenthums. Zürnſt Du mir, daß ich ſchon Alles, worüber zu verfügen, in die Hände eines vertrauten Mannes legte, um es für das Mädchen zu verwalten? Zürne mir nicht unverſöhnlich, daß ich Dich arm machte, mein Sohn!“

Auguſt umſchlang ſeinen Vater in höchſter Rührung. „Wir wollen arbeiten, um unſer Brod zu verdienen,“ ſagte er: „arbeiten, ſolange wir's vermögen. Ich will und werde Ihr Alter mit allen Bequemlichkeiten des Lebens umgeben können, ſo wahr mir Gott gnädig ſeyn wolle. Aber ſagen Sie, ſo bald als thunlich, der verlaſſenen Tochter Maſtaliers, daß ſie ein Eigenthum, daß ſie Wohlſtand beſitze, daß ihr Loos ein unabhängiges geworden.“

„Sie verdient das große Opfer, das Sie der Gerechtigkeit bringen;“ bemerkte St. Amand: „ſehen Sie dieſen Zettel. In der Beſtürzung, die des Vaters Flucht in ihr erwecken mußte, war Ihr Schickſal, Herr Lapierre, Theodorinens erſter Gedanke. „„Mein Vater iſt flüchtig geworden;““ ſchreibt ſie in den Aengſten jener Stunde: „man ſucht ihn; bald wird ſeine Flucht kein Geheimniß „mehr ſeyn. Können Sie dieſelbe für Herrn Lapierre's „Wohl benützen? thun Sie es.“

„Ein edles Weib, das ich verſcherzte!“ ſeufzte Auguſt. — St. Amand, von Lapierre angeſpornt, ging, die Trauernde zu beſuchen. Die Nachricht, daß ſie nicht arm ſey, und daß ſie ihren Wohlſtand ihrem guten Recht verdanke, ſollte die Verlaſſene tröſten. Die Männer kannten Theodorinens Seele noch zu wenig.

Nach kurzer Zeit erſchien St. Amand bei den Herren Lapierre, die ſich zur Abreiſe rüſteten, und ſagte bedauernd: „Sie weigert ſich beſtimmt; ſie ſchlägt die Rückerſtattung aus. Obſchon ich die Tochter des Herrn Maſtalier bin,“ ſpricht ſie, „dennoch kann ich nie annehmen, was meine Freunde ſchmerzlich entbehren müſſen. Ich glaube nicht an Herrn Lapierre's Unrecht, ich halte ſein Anerbieten nur für den Ausdruck einer allzuſtrengen Gewiſſenhaftigkeit. Wenn Herr Maſtalier jemals zurückkehrte, ſo mag er thun, was er will; ich acceptire nicht. Die Sache verhalte ſich, wie ſie wolle — ich hätte nur einen Weg gewußt, der Delikateſſe aller Partheien Genüge zu leiſten, und dieſer Weg iſt nicht mehr einzuſchlagen.“

Die Männer begriffen den Sinn der letzten Worte Theodorinens, und gaben ihr ſchweigend und bekümmert Recht.

Nach einigen Jahren indeſſen war Theodorine des Civilingenieurs Lapierre Gattin, und lebte mit ihm zu Rouen, wohin auch der Adjunkt, Stelle, Praxis und die ſonnige Heimath verlaſſend, ſich gewendet hatte. — Maſtalier war ein Jahr zuvor auf einer abentheuerlichen Fahrt zwiſchen Braſilien und Havannah im Sturm geblieben.

Abt und Lehensleute

in der

Reichenau.

(Anfang des 15ten Jahrhunderts).

Abt und Lehensleute in der Reichenau.

1.

Der Mond ſchien ſo hell in das Fenſter herein; der würzige Duft der Weinblüthe wiegte ſich auf den ſilbernen Strahlen. In einiger Entfernung, nicht ſtörend, ſondern Ohr und Herz beruhigend, rauſchte der Wellenſchlag des ſchwäbiſchen Meeres an die Ufer der heiligen Inſel; die Glocken der Peterskirche ſangen ihr letztes Abendlied. — Die Stunde war günſtig, um traulich in der Stube zuſammenzurücken, und zu plaudern, oder einer Sage aus verklungenen Zeiten zu lauſchen, wie ſie der Ahn ſo gern auf die Enkel vererbt, zu ſeinem Gedächtniß. Denn ſo oft der Nachkomme des Vorfahrs Erzählung wiederholt, ſteht auch deſſen Bild vor ſeiner Erinnerung, ſchöner und lebendiger als die abentheuerlichen Geſichter an den Saalwänden alter Edelgeſchlechter. —

Der Mond ſchien ſo hell in das Fenſter der niedrigen Hütte des alten Fiſchers Gebhard, der da wohnte am Geſtade der Inſel Reichenau, auf dem Flecke, der genannt wurde „zum Marner;" — am Rande der blühenden „Ergat“ gelegen, wie die fruchtbare Ebene heißt, die den Mittelpunkt der Inſel ausmacht. — Der Hausvater mit grauem Haar und Bart ſaß auf dem buntbemalten Schemel unfern der offenen Thüre; neben ihm ruhte feiernd ſein Weib Edeltraut; Conrad, der Sohn, knüpfte an einem Netze; Luitgard, die Tochter, lehnte müſſig an deſſen Seite. Auſſerhalb der Schwelle, unter dem Behänge von Windepflanzen, die ſchier jedem Hauſe der Reichenau noch heutzutage das Anſehen einer italiäniſchen Landwohnung verleihen, ſtanden einige Nachbarn mit ihren Weibern und Kindern, der Arbeit ledig, und horchten auf die Geſchichte, die ihnen Gebhard erzählte.

....„Wie alſo zwei Jahre zuvor,“ ſprach der Fiſcher, „der Herbſt ſo geſchwinde mit ſeinem Segen auf unſre Inſel gekommen war, daß gerade am Feſttag des heiligen Lorenz die Weinleſe beginnen mochte, deren Reichthum kein Ende nahm, — alſo kam zur Zeit, wovon ich rede, der Winter ungewöhnlich früh, und nahm den See, den obern, wie den Ueberlinger und den unſrigen gefangen, daß er auf ſeinem ganzen Spiegel eine dicke Eiskruſte tragen mußte. Sogar der unbändige Rhein mußte ſich dem Joch unterwerfen; es half nichts. Und als die Kruſte fertig war, und die Wellen ſtill ſtanden überall, fiel ein gewaltiger Schnee darüber hin, und von Ufer zu Ufer war nur eine große weiße Fläche zu ſchauen, wie das ebenſte trockne Land. Mit Schiffen und Fiſchen war's vorbei; eine troſtloſe Zeit. Nur mochten die Kloſterherren leichter denn gewöhnlich ihr Holz aus den Wäldern jenſeits des See's beziehen, die einſt Kaiſer Karl der Große dem würdigen Gotteshauſe angewieſen und geſchenkt hat. — Da geſchah es, daß ein rüſtiger junger Mann aus dem Baierlande, bei Lindau an das ſchwäbiſche Meer herabkam. Er war flüchtig, weil er in der Heimath ein Verbrechen begangen, und achtete ſich auf ſchwäbiſcher Erde nicht ſicher. Seiner Flucht Ziel war entweder das Schweizerland oder die Inſel Reichenau, woſelbſt er am Altar des heiligen Bluts die Losſprechung von ſeinen Sünden hoffte; denn unſer Gotteshaus hat ganz beſondere Vorrechte, die denen zu Rom wenig nachgeben. — Weil indeſſen die Rächer ſeine Spur verfolgten, lief er zur Nachtzeit fürbaß, und ruhte am Tage. — In der Stadt Lindau hatte er nun keinen Menſchen, dem er ſich hätte offenbaren mögen, wie unkundig der Gegend er auch war. Daher verließ er, ohne einer Seele ein Wort zu ſagen, bei'm Anbruch der Dämmerung die Stadt, rechnend auf das Schneelicht und den Mond, der ihm leuchten ſollte, wie er uns heute leuchtet. Er ſtieg am Hafenthor hinunter, und dachte bei ſich: „Wenn ich nur einmal am See bin, ſo will ich ſchon einen Schiffmann finden, der ſich meiner erbarmt, und mich gen Coſtnitz ſchafft, oder im ſchlimmſten Fall laufe ich dem Ufer nach, und kann meines Wegs unmöglich verfehlen.“ — Nach einem kräftigen Gebet zu ſeinem Patron, daß er ihn ſchütze vor nächtlicher Irrung und Abentheuern, wandelte er friſch gegen den Niedergang zu. Der Weg war gut, wenn ſchon nicht gebahnt; nur wunderte den Flüchtling, daß er ſo weit vom Hafenthore ſich entfernen müſſe, ohne doch des Sees anſichtig zu werden. — Der

Fremdling wußte freilich nicht, daß er bereits auf des tückiſchen Meeres Rücken dahinging. „Ich werde das Waſſer zu meiner Linken gelaſſen haben;“ ſagte er ſich endlich, ſeinen Augen mißtrauend: „aber ich muß am Ufer ſeyn, und der Weg iſt ſo gut und glatt, und ich werde mich nicht verlaufen. Auch wird der Tag endlich kommen, der ein ſichreres Licht ſpendet, denn der Schnee und der zweifelhafte Mondſchein. Zudem will ich im nächſten Dorfe den Hirten fragen, wo denn eigentlich meine Straße.“ — Aber er ging wacker drauf los, Stunde für Stunde, und die Ebene nahm kein Ende, und nicht ein winziges Dörflein ließ ſich ſehen. Kein Hundegebell, das den nächtlichen Wanderer ſo ſehr erfreut; kein Gebrüll aus gaſtlichen Ställen; nicht der Schatten eines Hauſes. Todesſtille um ihn her; nur dann und wann ſtrich eines Vogels Fittich über ſeinem Haupte weg; nur hie und da hörte er neben oder unter ſeinen Füßen ein dumpfes Brauſen, wie vom Zuge eines ſtürmiſchen Waſſers, das ihn erſchreckte, und bald links bald rechts von ſeiner Straße ſcheuchte, weil er fürchtete, in einen ſchwach überfrornen Strom einzubrechen. — Aber rechts und links war dieſelbe breite endloſe Winterhaide, die Sterne hingen wie neugierige Augen über ſeinem Scheitel, die Wolken glitten ſtill darüber hin; jezuweilen ſchneite es, aber der Schnee iſt ſo ſtumm! — Nicht ein Baum, nicht ein Strauch, in deſſen dürren Aeſten der Wind geraſchelt hätte! — Der flüchtige Mann rannte, was er konnte; ihm wurde immer ängſtlicher zu Sinne. Die Einſamkeit däuchte ihm ſchlimmer als Kerker und Ketten. — Durch ſeine Ermüdung gezwungen, endlich zu raſten, ſetzte er ſich in den Schnee und erwartete den Morgen. Es wurden auch zur gewöhnlichen Zeit die Sterne bläſſer und der Himmelsrand heiterer; die Gebürge ſtiegen aus ihrer Nacht auf, und die Schneewolken legten ſich hinter ihnen nieder. Das große Zelt unſers Schöpfers, des Herrn aller Heerſchaaren, funkelte blau mit purpurgeflammten Säumen; die Sonne reckte ihr golden Schild über Tyrol und den Bregenzerwald empor. Des Flüchtlings Seele wurde wacker, aber um ihn her hatte ſich gleichwohl ſchier nichts verändert. Das winterliche Lailach war ungemeſſen weit ringsum ausgeſpreitet; nur an deſſen äußerſten Grenzen, kaum erkennbar für ein geübtes Auge, ragten hie und da Thurmſpitzen oder Hügel, die dem Giebeldache einiger Häuſer ähnlich ſahen. — Troſtlos die Hände ringend, und ſich vergebens fragend, wo er hingerathen, kehrte ſich der junge Baier nach der Seite, woher er gekommen. Die Stadt Lindau war nicht mehr zu ſehen, war verſchwunden. Jedoch, wie der Pilger, gedankenvoll die bisherige Straße weiter verfolgend, nach einer guten Weile das Haupt aufrichtete, ſah er plötzlich vor ſich eine Stadt mit Thürmen, Dächern, Kirchen und Kapellen, die breit über die Ebene herlag, als hätte ſie unſer Herrgott ſelbſt dahingeſetzt, um der Wüſte zu ſagen: „Stehe ſtill!“ — Der junge Landfahrer fühlte ſein Herz in der Bruſt ſchwellen vor Entzücken, und lief immer ſtärker dem gaſtlichen Orte zu, wo er mit Speiſe und Trank erquickt zu werden hoffen durfte. Obgleich ſtaunend, daß ihm in der Nähe der großen Stadt kein Menſch begegnete, wanderte er ſtracks darauf los, und konnte bald unterſcheiden, wie auf einer niedrigen Mauer, die ſich weithin dehnte, eine Menge Volks zuſammenlief; wie das Volk ſehr lebhaft ſich geberdete, verwirrt durch einander rief, und mit allen Merkmalen der Verwunderung auf ihn, den Wanderer zeigte. „O weh, ich bin verrathen und gefangen,“ ſeufzte er, dieſes gewahrend: „ich habe in der Nacht mein Geleiſe verloren, und bin gewiß, ſtatt am Bodenſee, in's Schwabenland hineingelaufen, und des Herzogs Büttel ſind ſchon da, um mich zu greifen!“ Dennoch, ermattet, wie er war, mochte er nicht umkehren, wollte lieber ſterben, als die Ferſen wenden. Darum klimmte er unerſchrocken und wild eine gepflaſterte Anhöhe hinan, die an die Stadt führte, und ſagte zum Volke, das in ſchwarzen Haufen ihm ſchreiend entgegenlief: „Da habt ihr mich! macht mit mir, was ihr wollt. Aber, bevor mich des Herrn Reiter von dannen führen, gebt mir zu eſſen und zu trinken, und ſagt mir um der Jungfrau willen, wo ich bin!“ — Hierauf ſagten ſie ihm, er ſey zu Coſtnitz angelangt, und über den ganzen Bodenſee gelaufen, was vor ihm noch Keiner unternommen, weil das Eis noch wanke und bei jedem Schritte Gefahr drohe. — Was geſchah? der arme Schelm, der ſich nun frei wußte, und einer ſo ungeheuerlichen Lebensgefahr entronnen, worein er ohne Wiſſen und Willen gerathen, — iſt in eine tiefe Ohnmacht gefallen, und noch am ſelbigen Tage geſtorben; am andern begraben worden. Seiner Seele ſey Gott gnädig, und ſein Leib ruhe in Frieden!“

„Amen! Amen!“ fügten die Zuhörer mit andächtiger Erſchütterung bei, und beteten für die Abgeſchiednen, wie's Brauch war. Dann ſchüttelten die Nachbarn dem alten Gebhard die Hände, ihm dankend, daß er ihnen abermals aus dem Schatz ſeiner Erfahrungen und Hiſtorien eine Geſchichte mitgetheilt, die neben ihrer Wunderlichkeit auch ein frommes Gefühl, die Demuth vor der Stärke des Allmächtigen, in ihnen rege gemacht habe. Einen Born von ſeltſamen Träumen für die Nacht im Kopfe tragend, begaben ſich die ſchlichten Kloſtervaſallen in ihre Hütten und zum Schlafe neben ihren Rudern und Netzen, neben ihren Webſtühlen und Keltern.

Conrad ſagte indeſſen, ſein Geflechte aufhängend: „Der Baier war ein rechter Thor, vor Freude und nachhinkender Angſt zu ſterben. Ich hätte von Stund an fröhlicher gelebt, denn zuvor, und aus Fürwitz noch einmal den gefährlichen Weg unter meine Füße genommen.“

„Den Fürwitz ſtraft Gott;“ verſetzte Edeltraut mit ſanftem Vorwurf: „der Herr ſchützt nur den Gläubigen und den, der iſt, wie Kinder ſind.“

„Was hilfts, wenn ich darüber dennoch mein Leben einbüßen ſoll?“ fragte Conrad ungehalten: „was hatte der Baier davon? doch halt' ich die ganze Geſchichte für ein Mährchen. Der wäre kein Mann, deſſen Haut nicht ertrüge, worunter der Baier erlegen ſeyn ſoll.“

„Schweige alſobald!“ befahl der Vater ſtreng: „ich habe jenen grauſamen Winter ſelbſt erlebt, und Deine Mutter ebenfalls; nicht wahr, Traute? Was ich heute erzählte, ging dazumal in Koſtnitz von Mund zu Munde.“

— Zu dem Weibe gewendet, fuhr Gebhard fort: „Weißt Du noch, Mutter? Unſer Eheſtand war fünf Jahre alt. Wir waren kinderlos; aber kurz darauf kam der Bube da, und wieder nach einem Jahre kaum, — Du gedenkſt des Brands von Marpach..? wieder nach einem kleinen Jahre kam die Luitgard.“

Die Mutter warf einen bedeutſamen Blick auf den Sohn, und drückte, ohne zu antworten, ihres Gatten Hand recht innig. — „Wo iſt die Tochter?“ fragte Gebhard, das Mädchen vermiſſend. —

„Die träge Dirne wird das Lager geſucht haben;“ meinte Conrad mißgünſtig: „die ſchwere Arbeit an dem zierlichen Webſtuhl greift das Edelfräulein gar zu ſehr an. Auch das Spielwerk iſt ihr zu mühſam geworden.“

„Schäme Dich, mit der Schweſter dergeſtalt zu eifern;“ brummte der Vater. Die Mutter ſetzte hinzu: „Wahrlich, Du verdienſt nicht, daß Luitgard Dich liebt, wie ſie es thut.“

Conrad ſpottete, aber nicht ohne Gutmüthigkeit: „Ei, wenn ſie mein Liebchen wäre, vielleicht ſpräche ich anders. Ein zartes, roſiges Ding, ich läugne es nicht. Doch möchte ich ſie nicht einmal; nein: ich wählte ſie nicht zu meiner Hausfrau, die Ungeſchickte, die Träge. — Und als meine Schweſter liegt ſie mir vollends wie Blei auf dem Nacken und macht mir Zorn im Gemüthe. Ich muß alles thun, das Ruder führen, die Netze ſtricken, flicken, werfen, ziehen, die Reußen flechten, den Zimmermann vorſtellen, das Feld pflügen und anblümen, Heu machen und die Erndte ſchneiden, ... tauſenderlei Handwerk und Mühſeligkeit; und Luitgard legt die Hände in den Schooß. Rechen, Hacke und Gabel ſind ihr fremde Dinge. Kaum, daß ſie — ſelten genug — den Ueberfluß unſers Fiſchfangs nach Allensbach oder Zell zu Markte trägt; und ſelbſt dann geht ſie nur mit der Mutter, damit ihr nicht zu weh geſchehe.“

„Du Läſtermund!“ unterbrach ihn Gebhard: „dürft' ich wagen, eine Dirne, ſchön wie Luitgard, allein unter fremde, wilde, oder ſchlaue Leute zu ſchicken? Nein, Herr Conrad: ſie iſt eine Blume, die nicht für das grobe Volk zu Radolfzell, am wenigſten für die ſummenden Hummeln vom Herrenſtift zu Conſtanz geſchaffen wurde.“ —

— „Nun, nun; der Krummſtab herrſcht auch über uns;“ meinte Conrad: „beim Münſter ſteht auch ein Herrenſtift, und eine ſchöne Blume finden Alle ſchön.“

„Du machſt mich lachen;“ erwiederte Gebhard aufgeräumt. Die Mutter fügte ernſthafter hinzu: „Verſündige Dich nicht, Conrad. Iſt nicht unſer ehrwürdig Gotteshaus und Kloſter ein Tempel aller Andacht? leider ein verfallender, darob einem jeden Chriſtenmenſchen das Herz bluten ſollte und möchte. Mein Gott und Erlöſer! die wenigen gnädigen Herren, die noch in dem verarmten Hauſe und in den baufälligen Kapitelhöfen leben! Kaum ſind ihrer noch ſechs oder ſieben, einer älter, als der andre; und an ihrer Spitze ein wahrer Spiegel der Ehren, der freundliche Abt Werner! Er könnte den Apoſteln als ein Muſter dienen!“

„In der Armuth? ja;“ erwiederte Conrad: „ob auch an Frömmigkeit? das weiß ich nicht. Aber, wär' er ſelbſt ein Heiliger, und die Brüder des Convents noch älter und häßlicher, als ſie ſchon ſind, einen einzigen ausgenommen — dieſer einzige, Vater, wär' mir an Eurer Statt ein Dorn im Auge. Ich meine den Neidingen."

„Ein biedrer junger Herr!" — „Ein Licht der Kirche und ein beſondrer Verehrer der heiligen Mutter Gottes!" ſagten Vater und Mutter preiſend. —

Worauf Conrad dreiſt und rauh: „Ich mache es, wie Pontius Pilatus; ich waſche meine Hände. Ihr werdet noch ein großes Unglück mit der Luitgard und dem Neidingen erleben. Statt den blaſſen Kloſterbruder im Hauſe zu hegen und zu hätſcheln, — ſtatt ihm zu erlauben, bei der Dirne zu ſitzen, und ihr vorzuſchwatzen von Sternen, Thieren, Pflanzen, Geſang und allerlei unnützen Dingen, ſolltet Ihr ihm das Haus verbieten, und der Luitgard baldigſt einen Ehegatten erwählen."

„Wir warten nur Deines Befehls;" lächelte Gebhard: „Luitgard iſt jedoch in dieſer Sache zu befragen, und ich denke nicht, daß einer von den Freiern, die um ſie geworben, ihr gefalle."

„Sie iſt wählig, weil Ihr ſie verzogen habt;" ſchmälte Conrad: „Mir iſts nicht ſo gut geworden, bei'm Haupte des heiligen Markus! Was habt Ihr jedoch mit ihr vor? Beſſre Hochzeiter, als die ſich ihr jetzo angeboten, findet ſie nicht mehr. — Da iſt der Gauchlin von Niederzell, ein reicher Mann, ein ſeltner Vogel unter den Hörigen des Kloſters...."

— „Ja freilich; aber iſt Dirs Ern'ſt mit dem dicken Gauch, dem filzigen Küßdenpfennig?" fragte der Alte.

Worauf Conrad: „Nun denn, wenn nicht dieſer, iſt doch ein Andrer gerecht. Salomo, der Maier bei St. Adalbert ...?"

— „Ach, welch ein Abgrund von thörichter Einfalt!" klagte die Mutter: „Am längſten Tage redet der Mann nicht zwei Worte mit Verſtand."

„Das hat ihn nicht gehindert, wohlhäblich zu werden;" murrte der Sohn: „zudem iſt er aus dem älteſten Geſchlecht der Inſel."

— „Ich weiß das, und wenn ichs nicht wüßte, er ſagte mirs zehnmal in einem Athem;" verſetzte Gebhard: „was ſoll die kluge Luitgard, die ſo viel von ihrer Mutter und dem Herrn von Neidingen gelernt hat, was ſoll ſie mit dem leeren Faſſe Salomo?"

„Ei nun, — ſo iſt der Winterkorn von Allensbach weitaus der beſte Freiersmann!" rief Conrad: „ich gebe ihm von Herzen den Vorzug vor den Andern, obſchon alle drei unbeſcholtne Leute und dabei Lehensträger des Abts ſind. Aber ich verlange, daß ſich Luitgard entſcheide, und daß Ihr ein väterlich Machtwort ſprechet! In unſern Gemeinden zeigt ſchon alles Volk mit Spott und Hohn auf Luitgards weißes Antlitz, auf ihre feinen durchſichtigen Finger, auf ihren ſorgfältig wunderlichen Putz, der einer Schifferdirne ſchlecht anſteht. Ein brauner Nacken neben rothen Wangen und ſtarken Armen gefällt uns wohl, denn ſie zeugen von Fleiß und Arbeit, und wir haben deren vonnöthen auf dieſem Eiland, wo uns die Pfaffheit hart beſteuert, und der See alljährlich an den Ländereien ſchädigt. In der Stadt ginge es beſſer an, eine Docke wie Luitgard zu unterhalten, und wenn Ihr zu Coſtnitz geblieben wärt, Vater .....?"

„Conrad! Conrad! willſt Du ſchweigen?“ bat Edeltraut beweglich, auf den Vater zeigend, der unruhig von ſeinem Schemel aufſtand. — Conrad ſchwieg betroffen; aber Gebhard hob an ſeiner Statt an: „Laß ihn, Traute, laß ihn. Es iſt der Fluch eines jeden Fehltritts, daß er, ſchon lang vergeſſen, dennoch von Zeit zu Zeit wieder ſein ſchwarzes Haupt aus den Wellen ſtreckt, und wenn auch eines geliebten Kindes leichtſinniger Mund das Ungeheuer heraufbeſchwören ſollte!“

— „Vergebt, Vater;“ bat Conrad reuig: „Ich wollte Euch nicht boshaft kränken. Ich bin ein ungeſchliffner Bauer, ein roher Schiffsgeſell, ungeſtüm, wie der See, den ich durchpflüge, aber es ſollt' Euch nicht mit Vorbedacht beleidigen, was ich in der Hitze ſprach...!“ Gebhard reichte ihm verſöhnt die Hand. „Was iſts weiter?“ fragte er ſanft: „was einmal geſchehen, nimmt keine Macht der Erde mehr von der ſterblichen Bruſt. Im Himmel wirds dereinſt wohl anders ſeyn. Es iſt der ganzen Reichenau bekannt, daß ich, weil nach einem zornigen Wortwechſel der Silberſchmied Hartung von mir ſchwer verwundet worden, von Conſtanz nach dem Eiland entſprungen bin, dahintenlaſſend Sippſchaft, Habe und Bürgerrecht, und annehmend des Kloſters Dienſtbarkeit, um Haupt und Hand zu retten. Ich habe mit langer Knechtſchaft und ſauerm Handwerk die vorſchnelle That gebüßt. Manchmal iſt die Buße ſchärfer als das Beil geweſen. Aber die Huld des Herrn hat einen Engel geſendet, um mich aufrecht zu erhalten.“

Gebhard blickte ſeinem Weibe zärtlich in die Augen. Schluchzend umſchlang ihn das Weib. Er fuhr bewegt fort: „Sieh, Conrad! ich wünſche Dir keinen größern Reichthum auf Erden, als ein Weib, wie Deine Mutter. Die Spiele der Jugend, die Vertraulichkeiten der Nachbarſchaft hatten unſre Herzen vereinigt. Getrennt, da wir heranwuchſen, — ich auf der Wanderſchaft ſchweifend, ſie nach dem Willen ihrer Vormünder in das Kloſter geſperrt — verloren wir uns zwar aus den Augen, aber nicht aus der Seele tiefſtem Gedächtniß. — Mochte ich nach meiner Heimkehr aus der Fremde, frevelnd an einem Menſchenleben, immerhin eine noch größere Kluft zwiſchen uns aufreißen, wir waren beſtimmt uns zu finden.“

„Sicherlich ſtand es geſchrieben, Gebhard!“ fiel die Mutter freudig ein: „ich hatte mich gar nicht an den Gedanken gewöhnen können, eine Kloſterfrau zu werden. Vom Sterben träumte ich wohl öfters, und freute mich, Dir im Fegefeuer oder im Himmel zu begegnen, weil ich feſt der Hoffnung war, der liebe Gott würde Dir den raſchen Frevel um Deines guten Herzens willen bald verzeihen. Darum war ich ſchier bekümmert, als die geiſtliche Frau Mutter mir eines Tags ankündigte, ich ſey zu ſchwach, die Prüfungszeit durchzumachen und des Ordens Pflichten zu beobachten; ich möchte alſo nur immerhin aus dem Kloſter gehen, und dafür tugendſam in der Welt leben. Ich ging wahrlich unter Thränen aus dem Hauſe, und war mutterſeelenallein in der Welt. Da hörte ich von Dir und Deinem Aufenthalt in dieſer Inſel .... den einzigen Freund wiederzuſehen, fand ich Gelegenheit ....“

„Du haſt Alles verlaſſen, um mein Weib zu werden!“ ergänzte Gebhard: „Dich ſchreckte nicht die Dürftigkeit meines Lebens, die Gefahr meines Gewerbes, die ſchwere Bürde der Knechtſchaft. Du theilteſt mit mir Hitze und Mangel, den Sturm auf dem See, die Kriegsnoth, als unſre ehemaligen Mitbürger in der Fiſcherfehde unſer bischen Grund und Boden verwüſteten; — Du wicheſt ſogar nicht von meiner Seite, als des grauſamen Brandis Gebot mich nebſt vielen andern Dienſtmannen der Reichenau hinüber gen Marpach ſendete, um die Burg zu vertheidigen, worinnen wir alles Elend des Hungers, des Sturms, der Plünderung und Todesgefahr auszuſtehen hatten ...! Edeltraut, Du biſt die erſte aller Frauen! Conrad, glaube mir: Luitgard wird ihrem Gatten einſt nicht weniger ſeyn. Zart, wie Deine Mutter, gelehrt wie ſie in weiblichen Künſten, die der Bauer nicht kennt, ungelenk dagegen zur Feldarbeit, iſt darum ihr Herz nicht feige, ihr Sinn nicht niedrig. Vielleicht wartet ihrer ein großes und reiches Geſchick, und diejenigen, die heute ſie läſtern und verſpotten, werden ſie alsdann beneiden. — Hadre nicht mit der Schweſter, Conrad. Nicht allen Menſchen ſind gleiche Gaben zugetheilt. Wohl dem, der noch etwas Höheres und Schöneres kennt, als eines Rebmanns Sorgen, und des Fiſchers veränderliches Glück!“ —

„Mag ſeyn;“ antwortete Conrad trocken: „ich bin, wie's ſcheint, aus anderm Thon geformt, kann mich über mein Gewerbe nicht erheben. Mich freut die Traube am Stock, die volle Aehre, die mir Brod gibt. Mir lacht das Herz, wenn meine Netze von Fiſchen wimmeln, und mein Kahn vollgeladen zu Markte fährt. Ich muß einmal mit ſtarker Fauſt mein Leben gewinnen, und dem Münſter Zins und Gaben zahlen. Um mir das Loos zu erleichtern, will ich ein fleißiges Weib nehmen, und brauche für daſſelbe Platz am Heerde. Daher bitte und fordre ich von euch, daß ihr die Schweſter endlich aus dem Hauſe thut. Sie heirathe einen Bauer oder einen Edelmann, ſie gehe in ein Kloſter oder an des Kaiſers Hof — gleichviel. Sie räume nur endlich dieſe Hütte, worinnen ſie Eurer zukünftigen Schwiegertochter eine unbequeme Nachbarin, vielleicht ſogar um ihrer trägen Vornehmigkeit willen ein Aergerniß ſeyn würde. Laßt's Euch geſagt ſeyn; gute Nacht. Ich gehe morgen zum alten Othmar, dem Bäcker, um ſeine Tochter anzuhalten. Gute Nacht, Vater. Schlaft in der Engel Obhut, Mutter!“

Der rauhe Geſell ging von dannen an den Strand, um nach der Fiſcher Brauch und Sitte den Wind und die Wellen zu beobachten, und zu ſchauen, ob die Kähne wohlverwahrt am Ufer lägen. — Der Vater deutete ihm nach mit den Worten: „Ein hainbuchener Kloß von einem Kopfe! Er hat nicht in allen Stücken unrecht, Traute. Aber merke den Unterſchied des Bluts! Jener Burſche, halb Raubfiſch, halb Menſch, und dagegen unſer Marpacher Kindlein! Der vornehme und erlauchte Stern über der Wiege läßt ſich nicht verkennen. Dennoch, wie geſagt, hat Conrad in manchen Stücken Recht. Endlich wird die Luitgard doch mit einem Bauer vor den Altar treten müſſen.“ —

— „Nicht doch, Mann. Ich habe eine Ahnung im Geiſte, als ob ſie zu viel Beſſerm berufen wäre!“ meinte die Mutter zuverſichtlich: „Gib nur nicht zu, daß der Conrad gewaltthätig gegen ſie werde. Sie weint ſtets bitter über ſeine Liebloſigkeit. Es wäre das Elend vollkommen, wenn er mit des Bäckers Tochter Ernſt machte.“

„Pah; noch hat der Bube Zeit;“ verſetzte der Vater mit ſchlauem Lächeln: „Othmars Sybille läuft ihm nicht weg, und der gnädigſte Herr Abt muß vorerſt die Heirath zugegeben haben. Ich will den guten Herrn ſchon ſtimmen, daß er mit der Einwilligung, wie's recht iſt, zögre. Bekümmre Dich nicht vergebens, Traute.“ — —

Das Ehepaar ging hinein, zu beten und zu ſchlummern. Indeſſen ſtand hinter der Hütte, durch einen leichten Gartenhag davon getrennt, ein großer, blaſſer Jüngling im Gewande des heiligen Benedikt, und ſchaute voll von Seligkeit in Luitgardens ſchönes Antlitz, das ſich, vom Monde beglänzt, aus dem dunkeln Hüttenfenſter neigte. — „Ich höre die Eltern ſchlafen gehen;“ flüſterte das Mädchen: „Lebt wohl, und träumet ſüß, hochwürdiger Herr!“

Der junge Mönch ſtreckte die Hand, die Luitgards Rechte nicht erreichen konnte, gegen ſie zum Gruße aus, und ſagte mit der ſanfteſten Stimme auf die Anrede der Jungfrau: „Gott ſchenke Dir eine heitre Nacht ohne Sorgen und Geſpenſtern. Er laſſe uns morgen den goldnen Tag des Wiederſehens erſcheinen. Erlaube, daß ich von Dir Abſchied nehme mit den unſterblichen Worten unſers gelehrten und tugendhaften Walafried:

„Wenn des Mondes reines Licht niederſtrahlt vom blauen Aether,
„Tritt hervor aus Deiner Thür, ſtaune an das Wunderſchauſpiel,

„Wie die Himmelslampe glänzt, aus der Mitte goldner Sterne,
„Weithin leuchtend in die Welt, uns mit ihrem Schein umfließend,
„Uns, getrennt durch weiten Raum, vereint jedoch in treuer Liebe!
„Kann ich, Aug' in Aug', Dich, holde Maid, gleich nicht erblicken,
„O ſo ſey uns dieſes Licht ein Pfand und Bürge unſrer Minne!
„Nimm den ſüßen Gruß von Deines Freundes treuen Lippen,
„Wenn der Treue Ketten auch Dein Herz umſchlungen halten:
„Glücklich ſey! iſt mein Gebet: glücklich ſey durch alle Zeiten!“ *)

2.

Die Reichenau iſt ein entzückendes Eiland, ein Stückchen vom Himmel, gefallen in denjenigen Theil des Bodenſees, den man den Unter- oder Zellerſee nennt. Carl Martell, der tapfre Majordomus und Sarazenentödter, Pirminius, der heilige Biſchof aus Gallien, haben vor vielen Jahrhunderten die verwilderte Au in eine ſo paradieſiſche und fruchtbare umgewandelt, daß ſie mit Recht die reiche geheißen werden mochte. Sie haben ein großes Stift und Münſter auf der Au errichtet, und demſelben nicht nur das Eiland ſelbſt, ſondern viele Flecken, Dörfer und Güter auf ſchwäbi-

---

*) Walafried Strabo, Abt des Stifts Reichenau, zur Zeit Karls des Kahlen; der gelehrteſte Mann und zierlichſte Dichter, den das Kloſter je hervorgebracht. Caniſius hat ſeine Gedichte herausgegeben, worunter das obige frei überſetzte, unter der Aufſchrift: „Ad amicam.“

ſchen und helvetiſchen Ufern unterworfen. Pipin, des Martell kühner Sohn, Karl der Große, deſſen glücklicher Enkel, haben großmüthig die Schenkung ihres Vorfahrs beſtätigt und erweitert. — Das Kreuz regierte und erleuchtete die Au und ihr Gebiet; das Schwert tapfrer Vaſallen war berufen, ſie zu vertheidigen. Und wie das Gotteshaus zugenommen an Macht und Anſehen, ſo nahm deſſen Abt an Würdigkeit und Ehren zu, daß er vom Kaiſer als ein Fürſt des deutſchen Reichs, vom Pabſt als ein Biſchof mit Ring, Inful und Stab geachtet wurde, ein mächtiger Nebenbuhler und Nachbar des Biſchofs von Conſtanz, der oft mit neidiſchlüſternen Augen die Inſel betrachtete, begierig, ſie an ſich zu reißen. Kaiſer und Könige wallfahrteten zu dem ehrwürdigen Tempel, beladen mit Geſchenken und Privilegien; die adelichen Geſchlechter der anſtoßenden Länder geizten nach dem Ruhm, der Reichenau zu dienen. Wer es geſehen, das ſtattliche Münſter, zur Zeit ſeines höchſten Glanzes, konnte nicht ſatt werden, es zu preiſen. — Da ſtand mit hohem Glockenthurm die uralte Stiftskirche, der Mutter des Heilands und aller Himmel Königin geweiht; umgeben von den Zwingern der Abtei des heiligen Benedikt, und von den Höfen der in Aemtern ſtehenden Kapitelherren. Der Tempel des heiligen Pelagius und der des Täufers Johannes lagen an den Pforten der Abtei. Viele Kapellen, zum Theil verſchwenderiſch begabt, und erbaut zu des heiligen Laurentius, zu Cosmä und Damiani Ehren, dem heiligen Bartholomäus, Meinrad, Nikolaus und Kilian geweiht, umringten die Mutterkirche. Im Mittelpunkt der Inſel ragte St. Adalberts Kirche, von dem Pabſt Leo IX. eingeſegnet; in der Gemeinde gegen Oſten, die man Oberzell heißt, hatte der berühmte Erzbiſchof Hatto von Mainz, ein Abt der Reichenau, zu St. Georgs Ehren einen großen Tempel errichtet; in der Gemeinde Niederzell hatte Egino, ein Biſchof von Verona, den Apoſtelfürſten St. Peter und Paul ein doppeltgethürmtes Haus erbaut. — Die zahlreiche Bevölkerung von drei blühenden Dörfern, aus Fiſchern, Bäckern, Wollewebern und Rebleuten beſtehend, erfüllte die reiche, königliche Au, und gehorſamte dem Stift, das viele Conventsherren und Brüder zählte, und eine ſtarkbeſuchte Schule für Geiſtliche und Weltliche von edeln Geſchlechtern aufzuweiſen hatte. Nur der hohe Adel fand Zutritt im Convent zu Reichenau; ein minderer als ein Graf oder Freiherr wurde nicht in deſſen Schoos aufgenommen. Der Pallaſt des fürſtlichen Abts war nicht geringer an Pracht und Reichthum, als die königliche Pfalz, die daneben ſtand, erbaut zur Beherbergung durchlauchtiger Gäſte. Die Liberei des Kloſters ſtritt mit der vom Stift St. Gallen um den Preis, als einer der größten Bücherſchätze jener Zeiten. Ein feſtes Schloß, auf die Fundamente gegründet, die einſt ein heidniſch Volk an der äußerſten Spitze der Inſel gelegt, das feſte Schloß Schopflen beſchützte das Eiland gegen Conſtanz. Die am helvetiſchen Ufer liegenden feſten Thürme Sandegg und Steckborn, auf ſchwäbiſcher Seite Ratolfszell, Mägdberg und andere Burgen, waren die Waffenplätze des Abts. Zu Allensbach hatte er ſeine Malſtätte, wo ſeine Vögte über Haut und Haar richteten. — Aber wer zählte die Menge der Kloſterbeſitzungen, die in Deutſchland, in der Schweiz und im fernen Wälſchland der Reichenauer Herrſchaft unterthan geweſen? Die Sage ging: der Abt der Au könne, ſo er er nach Rom reiſte, ſein jemaliges Nachtquartier auf eignem Grund und Boden nehmen, bis vor die Thore der ewjgen Stadt. In Deutſchland reichte ſein Stab und Geſetz hinauf bis Ulm, das einſtens ganz und gar mit allen Rechten und Gefällen ein Eigenthum des Kloſters geweſen. Was endlich all dieſe Macht und Gewalt nicht auszuführen vermocht hätten, mußte ſich erfüllen durch das Dienſtaufgebot der ritterlichen Vaſallen, die vom Kloſter Schlöſſer und Herrſchaften zu Lehn trugen. Ihre Zahl war dreihundert geweſen, worunter Erzherzoge von Oeſterreich, Mark- und Pfalzgrafen des Reichs und ſiebenundzwanzig Grafen deutſcher Nation. — —

Aber wie jedes Ding unter der Sonne ſeinen Aufgang, ſo hat es auch ſeinen Untergang. Der Stern der Reichenau mußte erbleichen, wie ein anderer. Die ihrer Regel vergeſſenden Jünger des heiligen Benedikt ſollten erfahren, daß ihre Entartung die bittre Strafe ſchon mit ſich führe. Ihr Hochmuth, ihre Pracht und Hoffart wurden ihr Verderben. Zum Unglück für das Stift waren manche ſeiner Söhne zum Biſchofsamt gen Conſtanz oder Mainz berufen worden, und hatten dort fürſtlich, königlich, kaiſerlich leben gelernt. Ihre Nachfolger thatens ihnen auf dem Stuhl der Reichenau nach. Von den Obern lernten die Untergebenen leicht. Die Amtherren verſchwendeten; die mindern Brüder wurden läſſig in ihrer Pflicht. — Was von auſſen einwirkte, war nicht beſſer. Was die Carolinger und Ottonen dem Kloſter geſchenkt, ſchmälerten die haushälteriſchen und wenig andächtigen Hohenſtaufen. Der unſelige Handel in Schwaben, zwiſchen Herzog Ernſt und Kaiſer Conrad hatte ſchon früher die Reichenau erſchüttert; da kamen die Mißhelligkeiten der Kaiſer und der Päbſte, der Reichenau mit Konſtanzer Biſchöfen, die Kriege zwiſchen König Rudolf und Kaiſer Heinrich, zwiſchen Otto und Friedrich, zwiſchen Oeſtreich und Ludwig dem Baier. — Die Reichenau, immer handelnd als Parthei für den Einen oder den Andern, ſah ihre Schatzkammern geplündert, ihre Güter gebrandſchatzt; genöthigt, ein Gefäll nach dem andern, eine Beſitzung nach der andern zu verpfänden, konnte ſie oft nicht mehr löſen, was verfallen war. Der ſtolze Haushalt ging demungeachtet ſeinen Gang, die Beſuche fürſtlicher Gäſte, ſo läſtig ſie waren, mußten mit unerhörtem Aufwand empfangen werden; die Reichenauer Herren zu Ulm lebten dergeſtalt in Saus und Braus, daß, nach dem Zeugniß eines Zeitgenoſſen und Chroniſten, „Tag für Tag ein Zinslein oder Dörfle draufging." Die Ulmer liehen ihr Geld mit hinterliſtiger Freigebigkeit den ſchwelgeriſchen Regenten, und kauften damit, Pfenning um Pfenning, die theure Freiheit und Selbſtſtändigkeit aus den Händen leichtſinniger Verweſer. — Der Staat der Abtei war ſchon in dringender Gefahr. Da brach, durch die Tyrannei des Abts Eberhard von Brandiß und ſeines Vetters, des Probſten von der Au, veranlaßt, die blutige Fiſcherfehde zwiſchen Coſtnitz und dem Kloſter aus, und drückte durch ihre Verheerungen das Siegel auf das Mißgeſchick und die Zerrüttung des Gotteshauſes. —

Fünfzehn Jahre ſpäter, — nachdem der Friede verzehrt, was die Fehden noch übrig gelaſſen, war Herr Werner von Roſenegg, ein Freiherr aus dem Hegäu, zum Abt erwählt worden, der Zahl nach der einundfünfzigſte. — Acht Konventualen — der Reſt von ſechzig oder ſiebenzig Mönchen — hatten die Wahl vollzogen; kurz darauf waren zwei geſtorben. Von den ſechs übriggebliebenen wohnten zweie zu Ulm, der Spitalherr in ſeinem Hof bei'm Münſter in der Au; in der Abtei jedoch allein nur Dreie: einer von Altenklingen, ein Graf von Lupfen, und der Freiherr von Reidingen, der jüngſte der Brüder, und ein Neſſe des Spitalherrn. — Dieſe Wenigen fanden aber kaum ein Obdach in dem Kloſter, das der Fenſter, Thüren und Ziegel größtentheils ermangelte, auf deſſen nackte Wände und einſtürzende Ringmauern Wind, Sonne und Regen mitleidig Sträucher, Gras und Schimmel ſäten, die Verwüſtung zu verkleiden. Auch die Pfalz lag halb in Trümmern; in der Wohnung des Abts war alles Geräuſch verſtummt; die Cantoren und ihre Lieder waren von dannen gezogen; das lärmende Hofgeſind war geflohen vor dem Mangel, dem bleichen Herrſcher. Die Trinkſtube des Fürſten und ſeiner Kapitularen war öde, ihre Tafel zerbrochen wie die Bänke und Pulte der Schulen. Eine häßliche alte Magd wandelte wie das ſtille Unglück in den Kammern des Prälaten; ein- bis zweimal im Tage erſchien darinnen der Kirchendiener, um zu melden, daß in Kirchen und Kapellen nichts vorgefallen ſey; denn ſchon ſeit langem war der Chor aufgehoben worden; es wurden nicht Metten nicht Veſper geſungen. Es konnten drei bis vier Tage vergehen, ohne daß nur das Meßopfer verrichtet worden wäre. — Das Volk hatte ſich daher ſo ziemlich vom Münſter entwöhnt, und verlaſſen den Hof des Abts, von deſſen Armuth nichts mehr zu erbetteln war. —

Eines Tags indeſſen erſchien — ein ſeltner Beſuch — der Spitalherr und Kapitular Friedrich Summerkalb von Teggenhauſen in eigner Perſon im Vorgemach des Abts; ein ſchwerer Mann mit hängenden Backen und niedriger Stirn. Die Ungeduld, womit er die Verzögerung ſeines Eintritts in des Abts Schreibkammer ertrug, da der letztere mit einigen Unterthanen Geſchäfte abzumachen hatte, zeigte an, wie ſehr er ſeine Würde überſchätzte, und von der Regel des Gehorſams und der Demuth abgewichen war. Lärmend ging er auf und nieder, mißhandelte die Meerſchweinchen, die der Abt zu ſeinem Vergnügen hegte, blätterte ungeſtüm in einem Pſalterbuch mit ſeinen Malereien, das Herr Werner noch mit Mühe aus der Zerſplitterung der Bücherſammlung gerettet hatte, huſtete und ſchnaubte laut, um ſeine Anweſenheit dem Herrn der Reichenau bemerkbar zu machen. — Sein Verdruß legte ſich nicht einmal, da endlich diejenigen fortgingen, die beim Abt Gehör gehabt hatten; denn der Spitalherr ſah mißfällig, daß gewöhnliche Bauern, des Kloſters Angehörige, ihm den Vortritt bei'm Obern abgewonnen hatten. Der Winterkorn von Allensbach, der Maier Salomo von St. Adalbert, die an ihm vorbeiſchlichen, hatten ſich keines freundlichen

Gegengrußes zu getröſten; höflicher grüßte er den Gauchlin von Niederzell, mit dem er häufig in Kaufhändeln und wucheriſchen Geſchäften unter einer Decke geſpielt hatte.

Der Abt, ein gar gutmüthiger ſchöner Greis, winkte ihm, in die verſchwiegne Audienzkammer einzugehen. „Entſchuldigt mich, geliebter Sohn im Herrn, daß ich Euch warten ließ;“ ſagte er lächelnd: „Zuweilen gehts bei mir zu, wie im Himmelreich; die Erſten ſind die Letzten.“

Summerkalb entgegnete mit ſtolzem Vorwurf: „Es ſcheint wohl, Euer Gnaden und würdigſter Vater, daß nur die wichtigſten Geſchäfte und Verhandlungen Euch bewegen konnten, Eure koſtbare Zeit jenen plumpen Geſichtern ſo lange, ſo verſchwenderiſch aufzuopfern?“ Worauf der Abt harmlos: „Iſt nicht die Zeit das einzige Gut, von dem mir noch erlaubt iſt, zu verſchenken? Ach, meine Zeit iſt mir überflüſſig zugemeſſen, und die Arbeit im Weinberge des Herrn gering geworden.“

— „Das iſt leider Gottes weltbekannt, und der Abgang unſers uralten Pirminiſtifts nur allzumerklich;“ ſeufzte der Spitalherr.

„Eine Fügung des Herrn der Welt!“ ſagte Werner beſcheiden: „Mein Sohn! ich hätte wohl am meiſten Grund, den Pſalm der tiefſten Betrübniß anzuſtimmen, und ſiehe, ich nehme und trage demüthig das Kreuz. Gott und der heilige Leonhard haben mir ſchon aus tiefen Nöthen geholfen, mein Sohn. Sie werden meiner auch fürder nicht vergeſſen.“

— „Euer Gnaden Vertrauen iſt felſenfeſt; „bemerkte Summerkalb, der ein Gähnen verhielt.

„Aber,“ fuhr der Abt mit freundlicher Geſchwätzigkeit in ſeiner Rede fort: „der ſchwache Menſch ſollte auch nie vergeſſen, was er Gott verſprochen, was er den Heiligen gelobte. Leider iſt von ſolcher Vergeßlichkeit ſelten einer frei. Die Italiäner haben ein Sprichwort darüber gemacht. Ich ſelber, mein lieber Sohn, bin ein ſehr unredlicher, wortbrüchiger Mann in ſolchen Stücken, mindeſtens ein aufſchieberiſcher Zaudrer.“

— „Ihr verfahrt allzuſtreng mit Eurer frommen Seele;“ ſchaltete der Spitalherr mit falſchem Lächeln ein.

Der Abt fuhr fort, während im Eifer des Geſprächs ſeine Geſtalt in dem ſchwarzen langen Habit, und ſein glattgeſchornes Antlitz unter der weißen Haube, die er uber die Ohren gezogen, ſich umwandelten in Geſtalt und Antlitz eines gutmüthig plaudernden Mütterleins: „Lerne vom Beiſpiel, ſo Du nicht glaubſt, ſagen die Weiſen. Euch iſt bekannt, mein Sohn, daß ich ein beſonderer Verehrer von St. Leonhard bin. — Nun geſchah es einſt, daß ich in großem Kummer lag, und nicht mehr wußte, was beginnen. Da verlobte ich mich dem Heiligen, und verſprach, ihm einen ſchönen neuen Altar zu Lierrein ſammt Vergabung des nöthigen Wachſes zu ſtiften. Mein Gelübde wurde erhört, und der Kummer von mir genommen. Meines Herzens Dank war gränzenlos, aber meine Vergeßlichkeit nicht minder. Es ſind ſchier zwölf Jahre ſeit der Zeit vergangen, und kaum hab' ich von Jahr zu Jahr am Feſt des Heiligen an den verlobten Altar gedacht. Freilich — wäre meine Schatzkammer nicht ſo ſchlecht verſehen ..... aber die

Armuth iſt groß. — Dennoch ließ mir ſeit wenigen Tagen mein Gelübde keine Ruhe; es war mir in einer ſchlafloſen Nacht wieder eingefallen, und die Reue peitſchte mich mit Schlangengeißeln. Da beſchloß ich, dem Zögern ein Ende, und lieber Schulden zu machen, als den guten Heiligen noch länger und frustra hinzuhalten. Ein guter Vorſatz ſoll auch ſchnell ausgeführt werden, und ich machte alſobald Anſtalt. Nachdem ich überlegt, wer wohl geneigt ſeyn würde, in dieſer Noth zu helfen, wollte ich lieber bei einem frommen Bauersmann anklopfen, als bei einem Ritter oder Pfaffen, wenn ſie auch noch ſo reich wären?“

Der Abt warf einen neckenden Seitenblick auf den Spitalherrn, der ihm ſchon einigemal ein geringes Darlehen verweigert hatte. Sümmerkalb ſchlug die Augen nieder; Werner redete weiter:

„Flugs beſtellte ich den Gauchlin und den Maier Salomo. Sie ſind wohlhabend, und was der Eine nicht zu vollbringen geneigt ſeyn würde — ſo dacht’ ich — würden doch beide zuſammenſchießen. Ich ſchlug ihnen nämlich vor, ihre Lehenspflicht abzukaufen. Der Salomo hat das Froſchenlehen. Du lieber Gott! wir werden ſeiner nicht mehr bedürfen. Die hohen Häupter kommen nicht mehr zu uns, die von unſern Fröſchen nicht in ihrem Schlafe geſtört werden durften. Was ſoll mir ferner noch das Sprunglehen des Gauchlin? Ein lächerlicher Pickelhäringsſpaß, wie unſre guten Altvordern ihn liebten! — Aber, was ſagt Ihr? Die Querköpfe wollten ihre Lehenspflicht nicht fahren laſſen; Gauchlin fürchtete eine Hinterliſt wegen ſeiner Ländereien; Salomo ſchwatzte wieder von uraltem Herkommen, und dem Ruhm ſeines Geſchlechts."

„Lumpengeſindel!" ſpottete Summerkalb: „ein feiner Ruhm, eine wackre Zierde, ein beneidenswerthes Recht, zur Nachtzeit auf Befehl im Sumpf zu waten, und die quakenden Fröſche auf die Köpfe zu ſchlagen!"

— „Endlich," beſchloß der Abt ſeine Erzählung, „kam, vom Ungefähr herbeigeführt, der Lehensmann Winterkorn von Allensbach, und ordnete die Sache dergeſtalt, daß nun alle drei zuſammen das Geld vorſtrecken, womit mein Schutzpatron vergnügt werden ſoll. Ich gebe ihnen Erleichterung an ihren Gülten, und zahle einſt das Geliehene von meinen Tafelgeldern zurück." — Trotz ſeines Lächelns und Scherzens floſſen dem guten Mönch die Augen über, da er ſich erinnerte, daß die Renten des Kloſters — ehedem zu ſechzigtauſend Gulden veranſchlagt — bis auf drei Mark Silbers jährlich herabgeſchmolzen waren. Er wiſchte aber behend die Thränen ab, lächelte wieder, wie der Abendſtrahl durch einen Regenſchleier, und ſetzte hinzu: „Unter den Bedingungen, die ſie mir ſtellten, die Geizhälſe, hatte ein Jeder eine beſondere, nur mir allein zu vertrauende. Ich nahm ihnen abgeſondert die Beichte ab, und ſiehe: die Bedingung war bei allen Dreien eine und dieſelbe. Das Verlangen eines Jeden ging dahin, daß ich durch mein Anſehen den Fiſcher Gebhard im Marner bewegen möchte, ſeine Tochter Luitgard ihm, dem Darleiher, zum Weibe zu geben." —

Summerkalb hüpfte, wie von einem Zitterfiſch berührt, von ſeinem Stuhle auf, und rief: „Bei'm Blut des Herrn! was ſagt Ihr da, gnädiger Herr Vater? Des Fiſchers Luitgard? Verrückt denn dieſe Dirne allen ehrlichen Leuten die Köpfe?“

— „Fürwahr: die Menſchen preiſen ſie, als ein Wunderwerk der Schöpfung. Es muß etwas dran ſeyn, da der knauſerige Gauchlin, der dumme Salomo und der liſtige Winterkorn von ihr bezaubert wurden.“

Lebhaft fiel Summerkalb ein, und geberdete ſich, wie ein Prediger: „Thut Euer Beſtes, ſchafft dieſe gefährliche Zauberin von dannen; gebt ſie dem Gauchlin, dem Salomo — am liebſten dem Winterkorn jenſeits des See's, damit ſie nicht ferner eines rechtſchaffenen Edelmanns und Prieſters Gemüth verderbe und der Hölle zuführe!“

— „Ihr erſchreckt mich, mein Sohn. Was meint Ihr denn?“

Summerkalb, ſtockend vor Eifer und Unbehülflichkeit der Zunge, polterte ungefüg heraus: „Der Neidingen ... Euer und des heil. Benedikt Sohn Heinricus, iſt von der Unholdin beſeſſen. Der Graf von Lupfen hat mir erzählt, daß er, der Neidingen, zur Nachtzeit im Kloſter wandle, wie ein Schlafgänger ... Sein Mund ruft im Schlafe oft Luitgardens Namen! ein Gräuel in eines Kloſterbruders Munde! Der Neidingen übertritt alle Gebote der Regel. Er ſchweift zur unerlaubten Nachtſtunde auf den Feldern. Oft iſt die Mettenzeit vorüber, und er kehrt erſt heim ins Dormitorium. Der Altenklingen hat mir auch dieſes verrathen, und er, Heinricus, der Verblendete, geſtand mir frech und offenherzig, er läugne nicht, für das Mädchen brüderliche

Neigung zu empfinden. — Merkt Euch das Wort, Euer Gnaden. Wir kennen dieſe Bruderneigungen, denke ich. — Er ſey ihr Lehrer geweſen, im Schreiben, im Geſang, in der Aſtronomie... was weiß ich! — Wir kennen ſolche Schulmeiſtereien, glaube ich. — Kurz: ich kam, um Euch zu bitten, würdigſter Vater, dem Unverbeſſerlichen den Kopf zu waſchen, ihn zu beſtrafen, das Weibsbild von dannen bringen zu laſſen, oder wenigſtens den Neidingen nach Ulm zu verſetzen; denn ich hätte ſeiner Mutter und ſeinen Brüdern eine unerſchwingliche Rechenſchaft zu leiſten, wenn die Unholdin den Jungen um Leib und Seligkeit brächte!“

Summerkalb erſtickte faſt nach dieſer heftigen Anrede; der Schweiß floß von ſeiner Stirne. Um ſo kaltblütiger verſetzte der beſonnene Abt: „Was Ihr mir klagt, hat ſeine triftigen Gründe, ich geſteh' es. Wir kennen allerdings, wir Alte, die Leidenſchaften eines kräftigſchlagenden Jünglingsherzens und die Gefahr, denſelben weiten Raum zu laſſen. Die keck aufſpringende Welle wird gar leicht zum Strudel, der verſchlingt, was auf ſeiner Oberfläche ſpielt. — Aber die Mittel, die Ihr angebt, Herr von Teggenhauſen, ſcheinen mir nicht angemeſſen. Neidingen iſt ein wackrer Menſch! ich bürge für die Reinheit ſeiner Gedanken, ſeiner Liebe. Hütet Euch daher, ihm eine andre Richtung zu geben, indem Ihr das Mägdlein mit Gewalt in die Ehe mit einem Mann zwingt, den es nicht ausſtehen mag. — Noch weniger möchtet Ihr und Neidingens Sippſchaft mir Dank wiſſen, wenn ich den Jüngling nach Ulm ſchickte. Ulm, die unſelige Stadt, iſt das Capua der Reichenauer ſchon ſeit langen Zeiten geweſen. Um berauſcht mit Wonne die leichtſinnigen Söhne Benedikts und plündert ſie, wenn ſie auf giftigen Roſenblättern eingeſchlafen ſind. Wer mir den Segen verliehe, jenes unglückliche Beſitzthum zu veräußern! — Nein, ich will den Bruder Heinrich dort nicht verderben laſſen." —

— „Ich höre immer," grollte Summerkalb, „daß Ihr nicht wollt. Was wollt Ihr denn einmal in dieſer Sache?"

„Ich werde mit Neidingen reden, ich werde mit dem Fiſcher Gebhard ſprechen. Wenn es geſchehen kann, daß Luitgard einen der drei Freier ehliche, ſo will ich dazu rathen. Ich hoffe, daß ſich Alles nicht ſo arg befindet, wie die geiſtlichen Brüder des Neidingen vorgeben. Der Altenklingen hat ein vorwitzig Maul, und mißgönnt dem Heinrico einen freundlichen Dirnenblick, weil er ſelber häßlich und nicht liebenswürdig genannt werden mag. Der von Lupfen iſt hingegen ein armer, kranker, dahinſterbender Mann, miſſelſüchtig im Gemüthe, grämlich bei Tag, ſchlaflos zur Nachtzeit, geſtört von Neidingens langem Aufbleiben bei der Lampe, geärgert von den Träumen eines vollblütigen Schläfers. — Ich bin daran, den Altenklingen an Peterhauſen abzugeben, und den von Lupfen als zu blöde und hinſiechend heimzuſchicken mit Dispens von unſerm heiligen Vater zu Rom. Wollte Gott, ich könnte auf gleiche Weiſe mit dem Neidingen verfahren, der eigentlich zu einem Ritter, und nicht zum Pfaffen, zu einem freudigen Minneſänger, und nicht zum ernſten Chorſänger geboren iſt, wie ich gar wohl gemerkt habe."

Summerkalb faltete die Hände mit Verwunderung. „Womit wollen Eure Gnaden ſolche Vorſätze vor dem Ordensſtifter dereinſt und hienieden vor der Kirche verantworten? Das Kloſter ausleeren? den Neidingen mit den andern davonſchicken? Nun, bei Gott, Ihr würdet ſeinen Brüdern ein ſchlecht Geſchenk machen, wenn Ihr noch einen rüſtigen Eſſer in ihr kleines Erbe ſetztet!“

Der Abt entgegnete kopfſchüttelnd: „Die Herren von Neidingen, die ſich, ihre Mutter beſchwatzend, und ihren jungen Bruder in's Kloſter ſtoßend, in ſein väterliches Erbe theilten, ſind nicht ſo arm, als Ihr ſie ſchildert. Doch: wären ſie's, und dürftiger noch, als der verſchuldetſte Edelmann im Lande, ſie wären zehnmal reicher noch, als dieſe arme Reichenau. Drei Mark Silbers! bedenkt das, mein lieber Sohn! Drei Mark Silbers zur Unterhaltung dieſes Stifts und ſeiner Gebäude, und ſeiner Konventualen? Drei Mark Silbers zum Unterhalt eines gefürſteten Abts, eines infulirten Prälaten, eines Reichsſtands! Ihr habt gut reden im Beſitz Eurer Pfründen, Eurer Gülten, Euers Hofs. Ich möchte wahrlich mit Euch tauſchen. Wie ſollte ich auf die Länge wohl die drei Kloſterbrüder, die wir nannten, ehrlich erhalten? Sind ſie nicht ſchon aufs allernothwendigſte, um nicht zu verhungern, herabgeſetzt? Beſſer iſts, ſie ſuchen ſich ein ander Haus, als dieſes zerſtörte, oder kehren in die Welt zurück. Und käme es nicht auf Euch an, dem Heinrich ein feines Auskommen zu verſchaffen? Er iſt Euer Neffe; ſetzt ihn zu Euerm Erben ein, damit er nicht den Seinigen zur Laſt falle.“

„Die Kirche ſoll einſt mein bischen Armuth erben;“ antwortete Summerkalb mit erheuchelter Andacht.

„Das iſt Eure Sache;“ fuhr der Abt trocken fort: „aber meine Pflicht iſt, meiner Untergebenen Anwalt zu ſeyn. Die Regel endlich! beim heiligen Marx! wie mögt Ihr davon ſprechen? Sie beſteht bei uns nicht mehr. In den Chorſtühlen, in der Conventsſtube niſten Spinnen. Die Clauſur? wir haben keine Riegel mehr, ſie zu handhaben. Die ältern Brüder haben das Beiſpiel der Unordnung gegeben; was Wunder, daß das junge Volk die zerfallnen Schranken nicht mehr beachtet? Ja, lebten wir noch in den Zeiten des ſeligen Abts Wittigo, den die Sage den „goldnen“ nennt, weil Reichthum und Gewalt und Ordnung unter ſeinem Regiment auf dieſer nun verarmten Au blühten! Aber wir ſind weit von jener Zeit entfernt, und weder unſer Vater in Rom, noch des Kaiſers Ruprecht Durchlauchtigkeit ſcheinen geneigt, dem geſunknen Gotteshaus wieder aufhelfen zu wollen. Geduld daher, Geduld, mein Sohn, und laßt uns ſinnen auf Beſſerung. Ihr könnt's doch ruhiger erwarten, als Euer Abt, den man nur noch mit Lachen einen gnädigen Herrn der Reichenau ſchelten mag. Ihr habt ein feſtes Dach; mir rinnt der Regen in die Kammer. Ihr habt einen feiſten Tiſch; ich habe mich für zwei Pfennige beim Leutprieſter in Niederzell zur Koſt verdingen müſſen. Da erinnere ich mich juſt, daß die Zeit zum ſchmalen Imbiß vorhanden iſt. — He, Anne Marie! führe mein Rößlein heraus, und zäume es auf! Laßt Euch die Mahlzeit ſchmecken, lieber Sohn. Meine Kehle iſt trocken von dem vielen Geplauder.“

Summerkalb küßte des Abts Fingerſpitzen, und beurlaubte ſich. Im Vorgemach begegnete ihm der Fiſcher Gebhard, der zum gnädigen Herrn eingelaſſen wurde. Mit finſtern Augen maß ihn der Spitalherr und ſtieg in den Hof hinab, wo Anne Marie Herrn Werners weißes Rößlein ſattelte, — den letzten magern Gaul aus der Reichenau weiland ſo edeln Marſtällen — und ſchlenderte am verwilderten Hag des Gartens auf und ab, mit Ungeduld erwartend, wie lange wohl der alte Gebhard bei'm Abt verweilen würde.

Nicht lange aber, und beide kamen die Treppe herab; der Abt gelaſſen, wie gewöhnlich, der Fiſcher verdrüßlich, mit ſtreng gefalteter Stirne. — Während der Abt ſein Thier beſtieg, um gen Niederzell zu reiten, ſtrich Gebhard an dem Spitalherrn vorüber, und ſagte ihm trotzig: „Ihr habt mir eine Suppe eingebrockt, würdiger Vater. Habt meinen Dank dafür; aber haltet Ihr Euern Neffen bei Hauſe und verläumdet mein Töchterlein nicht länger. Wenn der junge Herr Heinrich noch einmal in meine Hütte käme, ich würde ihn ſchnöde empfangen, und Ihr wärt Schuld daran. Gott befohlen.“

Der Fiſcher ließ den ſtaunenden Mönch ſtehen, und ging fürbaß, brummend, den Bart in Gedanken rauſend, den Kopf auf die Bruſt geſenkt. — Da geſchah es, daß bei dem Bildſtock an Laurenzi Kapelle ein Mann, höflich grüßend, ihm den Weg vertrat.

„Ave Maria!“ ſagte dieſer, der Gauchlin von Niederzell: „ein feines Wetter für die Erndte.“

„Danke ſchön. Eurer Wohlbeleibtheit wird die Hitze läſtig ſeyn;“ erwiederte Gebhard, vorwärts ſchreitend.

Der dicke Gauchlin hielt ihn aber auf, und ſagte: „Um ſo eher iſt mir eine kleine Raſt im Schatten der Kapelle vonnöthen. Laßt Euch etwas in aller Ruhe ſagen. Ich bin verliebt in Eure Luitgard. Ich gebe Euch mein ſchönſtes Paar Ochſen, und alle Jahre ein Faß voll guten Schlaitheimer Weins. Macht, daß die Dirne mich nimmt, und gebt ſie mir. Der Abt wird Bürge ſeyn für meine Habe und Ehrlichkeit."

— „Der Abt hat mir von Euch geredet. Ich überleg's und werde die Luitgard fragen. Am Sonntag unter der großen Linde ſollt Ihr Beſcheid haben."

Hierauf humpelte der Dicke beſchwichtigt von dannen. Nicht weit davon, am Rebgelände, das man „im Keller" hieß, — oben ſtand St. Adalberts Kirche — ſprang Salomo, der Maier, hervor, wie ein Räuber, und hielt den Gebhard feſt. Der läppiſche Menſch mit breitem Maule und platter Naſe, kleinen Augen und hochgeſpitzten Ohren an dem kahlen dicken Schädel, hob ſchreiend an: „Aha, jetzt ſollt Ihr mir, beim Blueſt! nicht entkommen. Ich hab' Euch, Nachbar, ich hab' Euch gefangen, und nur ein Jawort kann Euch erlöſen."

Der Fiſcher machte ſich ruhig von den Fäuſten des Tölpels los, und fragte nach deſſen Begehr. Salomo erwiederte: „Drum kann ich nicht leben ohne Luitgards Honigmund. Die ſchönſte Kuh tauſche ich aus gegen die Dirne, und gebe jährlich zwei Malter Korn für Euch zur Mühle, wenn Ihr der Luitgard befehlt, mich zu heirathen."

— „Befehlen wär' ſchon gut, Salome. Aber die Luitgard muß einverſtanden ſeyn."

„Befehlt nur vor der Hand. Das Mägdlein wird ſchon einwilligen. Ich hab's mit dem gnädigen Herrn abgemacht. Ich hab' ihm ſchwer Geld geliehen auf ſein Fürwort, und er wird Euch ſchon geſagt haben, was zu thun iſt?“

— „Er hat mirs geſagt; ſchon gut, Salomo. Aber Luitgard, wie ich vorhin ſprach......“

„Pah, pah! Zeigt ihr meinen Hof, das Vieh in meinen Ställen, den Wiesgrund für das Vieh; den Weinberg mit den Reben aus Wälſchland, die Wolle meiner Schafe..! das iſt etwas für die Weiber. Dem Eurigen ſchenk' ich ein Halsband von purem Silber. Es iſt von meiner Großmutter. Wir ſind ein alt Geſchlecht; ich wills nicht ausſterben laſſen. Wir waren die erſten Leibeigenen, die der Kaiſer dem Gotteshaus geſchenkt hat. He, was ſagt Ihr dazu? Wir ſind älter als unſer Kaiſer ſelbſt ſammt ſeinem Hauſe. Ja, das geb' ich nicht für Gold und Kronen. Ich trage auch, wie meine Ahnen, das Froſchenlehen vom Kloſter. Ich ſtehe geſchrieben in den Rodeln des Stifts, wie die adelichen Dienſtmannen. He? lachen alle dieſe Schätze nicht Eure Sinne an? freilich thun ſie's, denn Ihr lacht ſelbſt. Die Hand her, alter Seehaſe!“

Gebhard gab zwar lachend die Hand, aber verſprach, wie dem Niederzeller, dem Maier ebenfalls für den Sonntag den Beſcheid. —

„Zudringliche Narren und kein Ende!“ brummte er weitergehend in den Bart: „Sie wegelagern, um mich zu quälen; und wenn ich bedenke, daß Luitgard dennoch einmal der Raub eines ſolchen Burſchen werden könnte . . . !' — Doch, weg mit den Grillen! Dort ſchimmert das Strohdach meiner Hütte. Ich will ein freundlich Geſicht zum Imbiß bringen, obſchon der Angeber, der Summerkalb, und des Abts verblümte Redensarten mich ſchwer geärgert haben. Wartet, Herr von Reidingen! Ihr mögt ein ganz biedrer Menſch ſeyn, ſollt mir aber mein Fräulein nicht ins Geſchrei und in Verruf bringen! — Wer ſteht denn dort, an meinem Markſtein, halb verſteckt in den aufgehängten Netzen? Was will der Winterkorn hier? Was lungert der Affe an der Straße, die nicht die ſeine iſt? — Doch was frage ich noch? Ich kann mirs leicht denken." —

Winterkorn näherte ſich, wie eine Katze, rückte die Mütze, gab den Handſchlag, und ſagte ruhig: „Guten Feierabend!"

„Der kömmt, wenn in der Jörgenkirche das Ave läutet; nicht früher;" antwortete der Fiſcher. — „Was machſt Du aber hier, Winterkorn?"

— „Ich will über den See, beim nach Allensbach."

„Ei, Winterkorn, bei'm Münſter iſt die Fähre. Haſt Du's vergeſſen?"

— „Mit nichten; hab' nur einen Luſtwandel gemacht, nach Blüth' und Frucht geſehen. Im Vorbeigehen wollt' ich Dir guten Tag ſagen, und in Deinem Kahn überfahren."

„Recht gern, Winterkorn. Wir verdienen gern einen Heller von reichen Freunden. Da ſind wir an meiner Ruderhütte. Conrad! Cunz! Conrad! wo biſt Du?"

— „Hier!" antwortete Conrad, mit griesgrämigem

Geſichte aus der Hütte tretend: „Wir warten mit dem Eſſen auf Euch.“

„Du kannſt noch ein wenig länger warten. Nimm Dein Ruder. Führe dieſen wackern Mann hinüber.“

Verwundert, doch mit ſtiller Aufheiterung betrachtete Conrad den gewünſchten Schwager, der ſo freundſchaftlich neben dem alten Gebhard ſtand, und ging dann, ſich flink zu rüſten.

Indeſſen wandelten die Beiden an das Ufer hinab; vergebens hatte Winterkorn nach Gebhards Hütte geblinzelt. Luitgard war nicht ſichtbar geworden.

„Der See blüht dieſes Jahr gar ſtark!“ *) ſagte, um etwas zu reden, der Leiſetreter von Allensbach.

„Gott ſchenke dieſer Blüthe ſeinen Segen mit unendlichen Fiſchzügen!“ erwiederte Gebhard.

„Ach!“ ſeufzte Winterkorn: „ich wollte, es blühte auch wieder in meinem Hauſe!“

„Wie ſo?“

„Seit meine Ameley geſterben, fehlt mirs überall im öden Hofe. — Ich wüßte wohl eine Dirne, die mir die Ameley erſetzte;“ fügte Winterkorn nach einer langen Pauſe hinzu.

„Welche?“

„Frage nicht. Der ehrwürdigſte Herr Abt wird Dir ſchon geſagt haben … ich ſah Dich in die Abtei treten ..“

---

*) Abergläubiſche Redensart des Volks am Bodenſee, zur Zeit, wann ſich an den Uferrändern grünlicher Schlamm von Fiſchen, oder der vom Winde in See gejagte Same der Bäume und Gräſer anſetzt.

„Nun ja, er hat. Was ſoll ich aber ſagen?“

„Nichts ſagen, aber hören;“ verſetzte Winterkorn lebhaft, und raunte ihm in die Ohren: „Ich bin ein Mann, der mehr hat, als viele ſeines Gleichen; ein Ehrenmann, und trage das Pfenninglehen — ein Ehrenamt — vom Kloſter. Zwei Mark Silber baar, das Recht an der Schifflände von Allensbach, wonach Du ſchon lange getrachtet — ein nagelneuer Nachen mit Segel, Ruder und einem niegebrauchten Netze — das Alles ſoll Dein ſeyn, ſobald Du mir das Jawort und Luitgard zur Frau gibſt. Bin ich nicht freigebig? Lebt irgendwo ein Eidam, der großmüthiger wäre?“

Der Fiſcher ſtutzte in der That bei der Aufzählung des zu hoffenden Lohns. Der ſparſame Schlaukopf von Allensbach war gewöhnlich weder mit Gelde, noch mit Verſprechungen leicht bei der Hand. — Dennoch ſang nach kurzem Bedenken Gebhard ſein altes Lied, und beſchied auch den Allensbacher zum Sonntag unter die Linde.

Conrad kam, den Hofbeſitzer und Inhaber des Pfenninglehens über den See zu fahren, und Gebhard ſagte, nach ſeinem Hauſe wandelnd, vor ſich hin: „Gottlob, daß der Conrad jetzt mit guter Art für eine Weile auswärts ging. Nun hab ich doch Zeit und Muße, mit den Weibern vernünftig zu reden.“

3.

Am Samſtag darauf in der Abendſtunde nach der Verkündigung des Segens war in der öden und verlaſſenen Münſterkirche ein ernſthaftes, aber zärtliches Geflüſter. Heinrich von Neidingen, gelehnt an das altergraue Grabmal Carls des Dicken, deſſen ſterbliche Hülle in dem Boden der heiligen Au niedergeſetzt iſt, ſchwatzte traulich mit der vor ihm ſtehenden Luitgard, die ihm mit aller Andacht zuhörte.

„Wie freut es mich;“ ſagte der junge Mönch mit ſchwermüthiger Empfindung, „daß Du meinem Wunſch Gehör gegeben haſt, Du, meine zweite Seele, mein andres Ich! Das grauſame Verbot, das uns ſeit einigen Tagen trennt, ferner zu beobachten, ging über meine Kräfte. Wohl mir, daß Du ohne Furcht und Zagen mir eine Stunde dieſes Tages ſchenkteſt! O, Du ſollſt es nicht bereuen. Dieſer ehrwürdige Ort und meine herzinnige Neigung zu Dir bürgten Dir im voraus für die Unſchuld unſrer Unterredung. Zürne mir aber nicht um des Geſtändniſſes willen, das endlich meinem Mund entſchlüpfte. Kann ich dafür, — nach jahrelangem vertrautem Wandel eines Lehrers mit ſeiner Schülerin — daß mir die Ermahnungen des Abts, der Groll meines Oheims und der harte Bann, den Dein Vater gegen mich ausgeſprochen, die Augen öffneten, und mir klar machten, daß ein zärtlicheres Gefühl, als ich bisher ahnte, in meinem Buſen walte? Ja; ich liebe Dich, Du holde reine Magd, mehr als die ganze übrige Welt, mehr als die Pflichten, die mir vom ſtrengen Willen meiner Brüder aufgezwungen wurden. Ich werde nimmer aufhören, Dich zu lieben, und mein Sinnen und Trachten ſoll nur dahin gehen, zu entdecken, wie ich es anzuſtellen habe, meine Ketten zu zerbrechen, um für Dich zu leben. Ich wußte ſchon lange, daß ich für dieſes Kleid nicht geſchaffen worden bin, und der weiſe Herr Werner hat mirs unverholen bekräftigt. Doch iſt er ſelber viel zu ohnmächtig, mir zu helfen. Der Statthalter Chriſti vermag's allein. Wer würde jedoch meine Bitte bei ihm unterſtützen? Welche Zeit würde darüber hingehen? welchen Aufwand an Geld und Geſchenken würde meine Losſprechung nicht koſten, und ich bin doch ſo arm an Geduld und Reichthümern!''

Luitgard erwiederte mit ſanfter Betrübniß: „Ihr habt mit einem Wort mein Herz und Leben umgeſtaltet, Vater Heinrich. Ich war noch ſo glücklich, da Ihr im Mondenſchein den lieblichen Gruß des gelehrten Walafried in meine Kammer liſpeltet! Eure Schülerin, Eure Freundin zu ſeyn — wann hätte ich jemals mehr verlangt? — Heute habt Ihr mein Gemüth in Traurigkeit und Unruhe geſtürzt. Säße ich nicht in Euern frommen hellen Augen dieſelbe Heiterkeit, die ſchon ſo oft meinen Sinn erquickte, ich würde wähnen, Ihr hättet mir von Sünde geſprochen. Ich möchte Euch feindlich meiden können; doch bin ich gebunden wie Ihr. Unſer Geheimniß iſt daſſelbe. Das macht mich leiden; das wird mich in Thränen zerfließen machen. Ihr ſeyd ein weiſer Mann, der mich die Sterne des Himmels und die Pracht der Schöpfung kennen lehrte, und dennoch wißt Ihr keinen Ausweg, keine Hülfe in unſerm Leid? Was ſoll denn ich arme unverſtändige Dirne beginnen? Meine Seele iſt voll Angſt. Wenn ich Euch verliere, miſſe ich meines Lebens Sonne, und muß dennoch mir troſtlos bekennen, daß ich, wie Euer Schickſal auch ſich wenden möchte, dem Unglück verfallen bleibe. Ihr werdet Freunde finden, die beim heiligen Vater für Euch reden. Ihr werdet einſt — ich wünſche es — die harte Ordensregel wieder vertauſchen mit dem ritterlichen Leben. Dann ſind wir aber noch ſtrenger getrennt, als ſogar jetzt, Vater Heinrich. Würde der edle Herr von Reidingen nicht alſogleich die arme Fiſcherdirne vergeſſen? müßte er's nicht?"

„Ich läugne das;" verſetzte Heinrich mit edler Aufwallung: „Was hat die Liebe mit dem Wappenſchild zu ſchaffen? — Und wär' ich vom Gelübde frei — was hätten mir die Verwandten zu gebieten, die mich vom Erbe wieſen? Die Liebe — nicht die wilde, die ich nicht faſſe, die aber des Menſchen Hirn verwirren ſoll, wie unſre Bücher ſagen, und unſre Lehrer predigen — nein, die fromme, Gott vertrauende Liebe, hat ſie nicht überall das Schwerſte überwunden und der Schlange des Hochmuths den Kopf zertreten? — Und hätte ich denn ein Opfer zu bringen? Es lebt keine Fürſtin auf der weiten Erde, mit der ich Dich nicht vergleichen möchte. Luitgard, die arme Fiſcherdirne, iſt ein Kleinod, wie man's zum zweitenmal nicht findet, in aller Herren Ländern. So wie ich dem Altardienſt fremd, ſo biſt auch Du in Deiner Aeltern Hütte eine Fremde. Du taugſt nicht in den Kreis des kümmerlichen Handlöhnerlebens, biſt nicht für den Staub geſchaffen, biſt ein edler geheiligter Geiſt, den der Herr von ſeiner Himmel Höhe geſendet hat, die Niedrigkeit Deiner Eltern zu verherrlichen. Sie ahnen es, die alten Leute, ſie bekennen ſichs in ihres Herzens Einfalt und Demuth. Sie hegen Dich, wie eine liebe Blume, nicht wie einen Zweig von ihrem Stamme, verdammt wie ſie zur Knechtſchaft des Leibeignen, gezwungen wie ſie zur täglichen Frohne im Schweiß des Angeſichts. Wahrlich: Du biſt mehr als eine Tochter edeln Hauſes; ein Himmelsgeſchöpf biſt Du, dem ich alle Kronen der Welt zu Füßen legen würde, wenn Du dem armen König des Erdenrunds erlauben wollteſt, Dich zu verehren."

„O mein Vater, Ihr beſchämt mich;" ſeufzte das Mädchen erröthend: „Ihr ſeyd ein Meiſter des Liedes, ein kunſtvoller Sänger, der ſüße und abenteuerliche Weiſen erfindet. Das auf den Wolken ſchwebende farbige Lied iſt aber nicht das rauhe Leben voll Mühe und Trug. Ich fühle das, obſchon ein unerfahrnes Kind. Wollet mich nicht eitel machen." — Nach einem kurzen Schweigen ſetzte Luitgard kopfſchüttelnd hinzu: „Ich habe mich in einſamen Stunden, allein am Webſtuhl oder Spinnrocken ſitzend, manchmal auf hoffärtigen Gedanken ertappt. Ja wohl, manch liebesmal hab' ich mir eingebildet, eine Fremde in des Vaters Hauſe zu ſeyn. Meine liebevolle zärtliche Mutter ſogar ſtand mir dann nicht näher, als der ſtrenge Vater. Ich vermeinte, nicht in die finſtre Stube, unter das niedrige Dach zu gehören, und träumte mit wehmüthigem Entzücken von goldnen Gemächern, die mir beſchieden ſeyen, und woraus ein Unglück mich nur auf kurze Zeit vertrieben. — Einſt — Ihr hattet mir juſt vorher die ſchöne Geſchichte von der wunderbaren Errettung des kleinen Hanns von Bodmann, des einzigen übriggebliebenen Sprößlings ſeines Hauſes, erzählt, den ſeine Amme aus dem brennenden Schloſſe, in einen Keſſel verborgen, den Berg hinunter ſchleuderte, an deſſen Fuß er wohlbehalten ankam, während die Amme mit allen Gäſten des Banketts vom Feuer des Himmels verzehrt wurde — einſt träumte ich wachend, wie zuvor gemeldet, und meine Gedanken bauten ein Schloß mit ſchönen Zinnen und Stuben um mich her in die Höhe, und hüllten mich in koſtbare Gewänder. Sie ſchufen mir auch einen Vater, der, ein ſtattlicher Mann, mit kaſtanienbraunem Bart, im Goldharniſch einherging, und eine Mutter, mild und edel blickend, wie die Heilige auf jenem Altarbilde; und ich war von beiden der Liebling, und aller Freuden Fülle blühte mir. Da erwachte ich, und auf die Armuth unſrer Hütte fiel aus meinen Augen eine Zähre der Bitterkeit; ich ſtammelte ein Wort des Unmuths, mit meinem Geſchick hadernd. Es war jedoch ein grober Fehler, ich weiß es wohl, daß ich mich beſſer achtete, als meine biedern Eltern, und da bald darauf beide von ihren Arbeiten nach Hauſe kamen, die Mutter, die mir in der Stadt ein neues Mieder gekauft hatte, der Vater, der mir aus den Reben die erſte reife Traube zum Geſchenk brachte, da mußte ich alſobald ſchwer bereuen und beweinen den Undank, womit ich meiner Eltern Wohlthaten vergolten hatte, noch bevor ich ſie empfing.“ —

„Du biſt bereits hienieden eine Selige!“ ſprach Neidingen tief bewegt: „Wäre im Himmel ein gerechter

Richter, wenn Du nicht glücklich würdeſt vor allen Deines Geſchlechts? Bänden mich auch nicht des Prieſters Weihen und Benedikti Regel, — dennoch wäre ich Deiner nicht würdig! Aber, Dir treu zu ſeyn, kann mir keine Macht verwehren; treu, ob im Gewande des Mönchs, ob in der Tracht eines adelichen Laien. Dieſes Gelübde füge ich denen bei, die ich ſchon abgelegt habe; dieſes Gelübde ſoll beſtehen, wenn auch die früheren aufgehoben würden. Ich ſchwöre es bei dem heiligen Blut, das die fromme Gräfin Schwanehild dieſem Gotteshauſe als einen Schirm vor allem Böſen vermacht hat!"

Neidingen eilte zum Altar und legte die Finger auf das Gitter, hinter welchem das Heiligthum — einige Tropfen Bluts, auf ein goldnes Kreuz geſprengt — verwahrt wurde. Heftig erſchüttert von Schrecken, aber nicht minder von geheimem Wohlbehagen, da ein feierlicher Schwur wie dieſer, ihr den ganzen Umfang der Leidenſchaft verrieth, die den Geliebten entflammte, ſtieß Luitgard einen lauten Schrei aus. Die hohen Gewölbe der alten Kirche hallten ihn dreifach nach.

Heinrich blickte beſorgt um ſich. „Was iſt? Störte uns ein Feind an dieſem Orte, den wir für den einſamſten hielten?"

„Nicht doch;" entgegnete Luitgard, indem ſie von ihrer Beſtürzung ſich erholte:" mein Bruder wacht in der Gegend. Er würde kommen, uns zu warnen, wenn uns Ueberraſchung drohte."

„Unvorſichtige! Du haſt ihm geſagt?" rief Heinrich.

„Warum ſollte ich nicht?" fragte Luitgard voll Unſchuld entgegen: „Er iſt nicht böſe, obgleich rauh und voreilig mit dem Munde. Um von Hauſe wegzukommen, mußte ich ihn zum Begleiter haben. Die Aeltern glauben uns in Niederzell. — Mein aufrichtig Wort hat bei Conrad eine gute Statt gefunden. Er ſagte mir ſeinen Beiſtand zu, wiewohl unter einer Bedingung.“

„Welche Bedingung?“

Das Mädchen verſetzte zögernd: „Daß dieſe unſre Zuſammenkunft die letzte ſey.“

„Die letzte?“ rief Heinrich in Verzweiflung: „Du haſt es ihm verſprochen?“

— „Freilich, mein Vater;“ ſeufzte Luitgard: „Ich fühle, daß wir ſcheiden müſſen. Wir wollen heute Abſchied nehmen, und wenn mir darüber das Herz bräche.“

„O mein Gott!“ ſtammelte der Mönch, und drückte, am Altar niedergebückt, ſein weinendes Antlitz auf die Hände, in die ſtaubige und zerriſſene Decke des Altars. Luitgard, die ſich nicht getraute, ihm näher zu kommen, ſank in der Capelle des heiligen Erasmus auf die Kniee, und betete inbrünſtig, daß der Himmel das Herz ihres Freundes erleuchten und beruhigen möge. — —

Während ſich alles dieſes in dem Innern des Münſters begab, ſaß an der Seitenpforte deſſelben, durch welche Neidingen ſeine Schülerin eingelaſſen hatte, deren Bruder Conrad auf einem umgeſtürzten Poſtament, verſteckt hinter einem gewaltigen Neſſelbuſch und rechnete an den Fingern her, was ihm auf der Ueberfahrt nach Allensbach der Lehnsmann Winterkorn verſprochen hatte, wenn er ihm zu Luitgardens Beſitz helfen wolle.

„Ich mag rechnen und grübeln, ſo viel ich kann,“ ſagte der Schiffer ſchmunzelnd zu ſich ſelber, „es kömmt immer auf eins heraus. Entweder thu' ich dem Allensbacher den Gefallen, und werde ein anſehnlicher Mann mit Geld und Feld, oder ich rühre mich nicht, und bekomme auch nichts. Der Vater will zwar der Luitgard den freien Willen laſſen; aber ich weiß auch, daß er gegen ein paar Mark Silbers nicht unempfindlich iſt, und warum ſollte ich dieſe Mark nicht eben ſo gut gewinnen dürfen, als es vielleicht dem Vater gefällig wäre? Othmar's Sybille würde mich noch einmal ſo lieb haben, und die Luitgard käme um ſo geſchwinder aus dem Hauſe. Ich will alſo dem Allensbacher beiſtehen. Iſt's meine Schuld, daß er in die Schweſter verliebt iſt? Warum wirft er ſein vieles Geld für die Dirne weg? Ich thäte es nicht, aber ſeine Verſchwendung iſt mir genehm." Er ſchlich zur Thüre der Kirche, guckte durch eine klaffende Ritze hinein, und lächelte, indem er in ſeinen Gedanken ſagte: „Da ſtehen ſie noch auf dem alten Fleck, die unſchuldigen Liebesleute. Man könnte drei Schritte von einem zur andern meſſen. Die Unterhaltung mag langweilig ſeyn. Um ſo leichter jedoch mein Dienſt. Ich mußte Luitgards Vertrauen erwerben, darum bot ich meine Hand. Zudem iſts das erſte- und zugleich das letztemal. Luitgard hält ihr Wort; das iſt mir bekannt. Beſſer wärs freilich für den guten Winterkorn, wenn der Sache heute plötzlich mit einigem Lärm ein Ende gemacht würde. Das verleidete den Nebenbuhlern ſchon von ſelber die Heirath. Aber ich darf nicht ſelbſt den Angeber machen, ſonſt iſts um Luitgardens Zutrauen geſchehen."

Sinnend und diſtelnd war er an den Thorweg, der

Pelagiuskirche gegenüber, gewandelt, und ſtarrte gedankenvoll in den Graben zu ſeinen Füßen. Da kam eilig über die Brücke herein der dicke Gauchlin von Niederzell.

„Sieh, ſieh, wohin ſo roth von Hitze und Abendſchein?" fragte Conrad aufſchauend den Gauchlin, der ſich ihm näherte. — „Was thuſt Du hier, Conrad?" fragte Gauchlin entgegen. — „Ich ſuche wohlriechende Kräuter für die Mutter;" antwortete Conrad; „in dieſem Graben vor uns wächſt die Münze friſch und duftig."

— „Meinetwegen. Ich will eiligſt zum Spitalherrn, daß er mir das Münſter öffnen laſſe."

„Warum?"

— „Ich weiß nicht, ob ich Dir's ſagen ſoll; doch will ichs thun, weil ich darauf rechne, Dein Schwager zu werden."

„Wenn ich dazu helfen kann . . . ?"

— „Davon ſpäter. Weißt Du, welch ein Feſt morgen gefeiert wird?"

„Freilich; das Schutzengelfeſt."

— „Richtig. Und wieder über eine Woche haben wir das Hausherrenfeſt *) zu Ratolfszell; nicht wahr? — Nun: der heutige Sonnabend und der über eine Woche ſind ganz beſonders zu beachten. Was man an dieſen beiden Abenden vor Mitternacht in einer alten ehrwürdigen Kirche träumt, das trifft zu, und bedeutet mehrentheils ein unverhofftes Glück. Nun ſehe ich ſchon ſeit einigen Nächten im Schlaf ein Geſicht von brennen-

---

*) Feſt der Heiligen Theopontus, Sineſius und Zeno, deren Gebeine in Ratolfszell verehrt werden.

den Häuſern und ſprühenden Dachſparren, welches viel Geld, einen Schatz etwa, bedeutet. Daher will ich heute ein paar Stunden in dem Münſter ſchlummern, und träumen, um der Sache auf den Grund zu kommen."

„Thut das, Gauchlin. Ihr ſeyd zum Glück geboren. Wollte Gott, mein Vater wär's auch. Man redet zwar von allerlei Gut, was er beſitzen ſolle, aber es iſt kein wahres Wort daran. Ein Glück daher, wenn die vornehmthueriſche Luitgard einen reichen Mann bekömmt. Wir alle können einen ſolchen Verwandten brauchen, und ich danke Gott, daß er Eure Augen auf die Dirne gelenkt hat."

Conrad ſtellte ſich, als bemerke er nicht das lange Geſicht, das Gauchlin bei dieſen Worten zog, und fuhr geläufig fort: „Mein Vater hat mir heute erſt unſre leeren Truhen gezeigt, und mir geſagt: Cunz, Du ſiehſt, daß eben Nichts da iſt. Ich mußte Dirs geſtehen, weil Du Dich verehlichen willſt. Mein einziger Reichthum iſt meine Ehrlichkeit und meiner Kinder unbeſcholtner Wandel; meine einzige Hoffnung aber bleibt für alle Zukunft der wackre Gauchlin, dem ich doch vor allen Andern die Luitgard geben will. Sein Haus wird einſt meines Alters Ruheſtatt und ein Wittwenort für Deine Mutter ſeyn; Du, mein Sohn, getröſte Dich nicht minder der freigebigſten Hülfe Deines Schwagers, ſo oft Du ihrer auch bedürfen wirſt, Du armer Schelm...."

— „Leb wohl!" platzte Gauchlin, der ſich nicht mehr halten konnte, heraus: „Ich habe keine Zeit zu verlieren, wenn ich den Spitalherrn noch auſſer dem Bette finden will."

„Geht in's Himmels Namen denn, lieber Schwager. Träumt gut und findet einen Schatz. Ihr findet ihn auch für uns!"

— „Verzweifeltes Bettelvolk! ſtehen die Gäule ſo?" murmelte Gauchlin davoneilend in den Bart: „das fehlte noch, daß ich die ganze Rotte heirathen müßte!" Er verſchwand in Summerkalbs Hauſe. Conrad lachte ins Fäuſtchen. — „Mit einem Pfeil ein doppelt Ziel getroffen!" jubelte er für ſich: „Gauchlin iſt abgeſchreckt, und das Pärlein wird in der Kirche überraſcht werden. Freilich mangelt der Vater bei der Ueberraſchung, und er ſollte doch dabei ſeyn, um die Luitgard vor dem groben Spitalherrn zu ſchützen."

Ein Geſicht, noch röther, als Gauchlins, ſtieg aus dem Kellergewölbe unter der Pfalz hervor, und beurlaubte ſich geräuſchvoll von dem Kellermeiſter. Dann wendete ſich Salomo, der Weinkoſter, ſtracks gegen Conrad, der in einiger Verlegenheit wieder nach ſeinem Neſſelbüſchen wandelte. „He, Cunz, Cunz! was da? wohin?" rief der Maier von St. Adalbert. —

„Schreit nicht ſo laut!" ermahnte Conrad den Nachkommenden: „Ihr ſtört die Dohlen, die ſchon auf dem Thurme ſchlafen."

— „Was Dohlen, was Krähen, was Raben! Schlaf, ſchlaf, ſchwarzes Geſindel. Jetzo iſt die Stunde, da meine Unterthanen erwachen. — Hörſt Du ſie? wie ſie orgeln, wie ſie gurgeln!" — Im nahen Teiche quakten die Fröſche unbarmherzig. —

„Nun, ſo geht, und macht ſie ſchweigen, Meiſter Salomo."

— „Nicht doch; das wäre freilich Lehenspflicht; aber der gnädige Herr hat mich nicht aufgeboten. Die armen Schelme haben ſeit manchem Jahre ſchon geſungen, ſo viel ihnen beliebt. Einige ſagen, der Geſang bedeute ſchönes Wetter: andre wollen ſagen, er prophezeie Landregen. Ich bin noch nicht klug daraus geworden, aber ich weiß, daß jetzo der Abend da iſt, und mich ſchläfert."

„So legt Euch auf beide Ohren, wenn möglich."

Salomo fuhr dummlachend mit den Fingern an ſeinen Spitzohren in die Höhe, und ſchüttelte den Kopf. „Auf beiden Ohren zugleich läßt ſich nicht ſchlafen;" ſagte er: „ich liege immer auf der linken Seite. Komm, laß' uns heimgehen. Wen erwarteſt Du unter dieſen Steinen und Brenneſſeln? O Kunz, Du Kauz! ein Mägdlein? ſüße Holdſchaft?"

„O pfiffiger Salomo! Mir iſt nicht minniglich zu Sinne. Ich hab' viel Herzeleid. Ach, liebſter Schwager in Hoffnung, wenn mein Vater wüßte . . . . !"

— „Der alte Gebhard kann alſobald wiſſen, was er wiſſen ſoll, mein guter Cunz. Er ſitzt dort vorne an den Linden und erwartet Dich von Niederzell. Aber da bemerke ich eben, daß Du allein biſt. Wo iſt Luitgard? Sie ſollte mit Dir kommen, ſagte Dein Vater. Ich freute mich, ſie wiederzuſehen, und hab' in der Freude meiner Seele einen Schluck aus dem Spitalkeller genommen. Der Kellner plagte mich ſo ſehr. Wo iſt denn aber nur mein herzig Dirnelein?"

„Ach, Salomo, ich darf's nicht ſagen."

— „Du darfſt nicht? Potz Markus! Du darfſt nicht? Das klingt verdächtig. Rede, Schwägerlein."

„Ich habe Luitgard verloren; ſie iſt mir abhanden gekommen. Sie iſt...."

— „Doch nicht ertrunken im See? doch nicht verirrt auf dieſem Eiland? Mach' mir nichts weiß, liebſter Kunz."

„Ich mag nicht ſagen, was ich weiß, und dennoch ſollte ich's."

Luitgardens Angſtruf erklang unter den Gewölben der Kirche. Conrad und Salomo ſtutzten. Der Letztere deutete fragend nach der Münſterpforte.

— Nachdem ſich Conrad, dort lauſchend, vergewiſſert hatte, daß wieder Alles in der Kirche ruhig geworden, und daß ſeine Schweſter knieend vor der Kapelle des heiligen Erasmus betete, flüſterte er ſeinem neugierigen Nachbar zu: „Eine Maus hat die Unvorſichtigen, die Unbeſonnenen, die Liebeſüchtigen erſchreckt."

— „Um Gottes Willen, wen?"

„Den Neidingen und die Luitgard."

— „Ah! ſind dieſe beiſammen? wo? in der Kirche? was machen ſie da?"

„Sie treiben ſüßes Koſen, armer Salomo. Ich habe ſie belauſcht, da ſie in die Kirche ſchlichen. O, wenn mein Vater wüßte, daß...."

— „Wer hätte das gedacht, Conrad? Ach, welch' ein Wandel! Warum fuhrſt Du nicht dazwiſchen, wie ein Blitz?"

„Ich wag' es nicht. Die Dirne glaubt, ich wolle ihr übel. Daher ſah ich bis jetzo unentſchloſſen, müßiger als ich geſollt, dem Handel zu."

— „Ach, die thörichte Jungfrau! ſollte ich nicht etwa, als ihr Bräutigam...?" Salomo ſagte dieſes mit ſchlechtverhehlter Furchtſamkeit. —

„Um Alles in der Welt nicht! Sie würden Euch verhöhnen! — Ja, wenn der Vater da wäre...! aber ich..? um keinen Preis wollt' ich der Angeber ſeyn. Die Schweſter würde mich haſſen ihr Lebelang."

— „Aber — zum Donner .... wir können doch nicht die Augen zumachen bei ſolchem Aergerniß. Wie, wenn ich Deinen Vater riefe....?"

„Thut, was Ihr wollt, nur laßt mich aus dem Spiele. Ich würde Euch feind in Ewigkeit, und Ihr dürftet nicht hoffen, an mir eine Hülfe bei Eurer Werbung zu finden."

— „Hältſt Du mich denn für dumm? Laß' mich machen. Ich werd' im Augenblick mit dem Alten da ſeyn. Du meine himmliſche Güte! das zu erleben! Meine Braut.... ich darf nicht leiden, daß ſie mein altes Geſchlecht in Schande bringe."

„Ihr ſollt's auch nicht; nur ſchweigt von mir, und ſchont vor Allem Eure Braut, daß Euch die Leute nicht auslachen."

— „Geduld, Geduld! ich bin klug, ich bin weiſe; kein Andrer nimmts mit mir an Verſtand auf!" — Mit dieſen Worten lief Salomo wie ein Wieſel den Linden zu. — Conrad, der ſich wohlgefällig die Hände gerieben, verbarg ſich.

— Nach einer ganz kurzen Zeit traten von verſchiedenen Seiten der Spittelherr und Gauchlin, Salomo und Gebhard in das Münſter, und fanden, die Einen, was ſie nicht ſuchten, die Andern, woran ſie noch gezweifelt hatten: Neidingen, der in Thränen ſchwimmend, den Altar umklammerte, Luitgard, die eifrig Betende. — Die Unſchuld ihres Zuſammenſeyns entwaffnete anfänglich den Zorn des Oheims und des Vaters, aber dennoch erhob ſich bald ein Lärm voll babyloniſcher Verwirrung, und das Ende des Abenteuers war, daß der Spittelherr mit eigner Hand den Neffen in den Kerker der widerſpenſtigen Prieſter, der Fiſcher aber ſeine Tochter mit grimmigen Drohungen nach ſeiner Hütte führte. — Conrad ſchlich ſich auf Umwegen heim. Gauchlin ſagte achſelzuckend: „Ich will Hab und Gut verlieren, wenn ich jemals dieſe loſe und bettelarme Magd heimführe.“ — Salomo aber ſprach, von ſeiner Weinlaune geneſen, und ſeiner alten Liebe Raum gebend: „Ich nehme ſie doch. Aber der Neidingen muß eingemauert werden, und Hungers ſterben, zum warnenden Beiſpiel für alle Zukunft. Der Maier Salomo kann ſchon vom gnädigen Herrn der Reichenau ein ſolches Beiſpiel fordern. Ich bin ein Lehnsmann, wie ein andrer, und mein Stamm iſt älter, als das Haus der Neidingen!“

4.

Am nächſten Morgen hatte der gute Abt von der Reichenau ſein finſterſtes Herrengeſicht vorgenommen. Er ſaß mit gefalteter Stirne in ſeinem Stuhle, und kanzelte den vor ihm ſtehenden Gebhard im Marner waidlich ab. — „Der verwünſchte Handel muß ein Ende nehmen," ſagte er ſtreng: „mir ſauſen die Ohren von der Weibergeſchichte. Aehnliches iſt auf der Au noch nicht erhört worden. Der Spitalherr droht, mich bei'm Papſt zu verklagen, wenn ich nicht zum Rechten ſehe. Deine Dirne, Alter, hat, wie Herr Summerkalb behauptet, den jungen Neidingen zauberiſch berückt. — Ein Prieſter, und ſolches Aergerniß! eine Jungfrau von rechtſchaffenen Eltern, und ſolche Zuchtloſigkeit! Was hatteſt Du mir verſprochen, Gebhard? Eine feine Obhut, die Du eingeführt haſt! Mach ein Ende, ſage ich Dir, befehle ich Dir."

— „Wie ſoll ich's anfangen?" fragte Gebhard gelaſſen: „ein flüchtig Mägdlein iſt ſchwerer zu bewahren, als das Feuer. Gebt mir einen Rath, gnädiger Herr."

„Verehliche das loſe Fräulein; es iſt das beſte Mittel."

— „Luitgard ſträubt ſich gegen die Freier, die um ſie geworben."

„Das glaub' ich; ſo lang der Heinrich ihr im Kopfe ſteckt, wird ſie einen Landmann immer über die Achſel anſehen. Du haſt ſie ſchlecht erzogen. Gib ſie dem Winterkorn, der ſchon einmal mit einem Weibe fertig geworden iſt. Schiebe den See zwiſchen ſie und den Neidingen, damit ich dieſen nicht in Ewigkeit unter'm Riegel halten muß. Er darf wahrlich nicht eher an's Tageslicht, als bis der Stein des Anſtoßes aus dem Wege geräumt iſt."

— „So wird der lockre Herr wohl lange ſchmachten müſſen. Ich will die Luitgard keinem von den bewußten Freiern geben. Sie iſt zu gut für einen Bauer, gnädiger Herr..."

„Nun, bei Gott! das iſt arg geſprochen von einem Fiſcher, der von ſeiner Hände Arbeit lebt! Weißt Du, daß nach dem geſtrigen Vorfall Deine Tochter ſich noch glücklich achten müßte, wenn nur der dumme Salomo ſie zur Hausfrau nähme?“

— „Es iſt nichts geſchehen, was der Jungfrau an ihrem Werthe etwas raubte. Sie hat mit kindlicher Offenherzigkeit Alles erzählt; ich darf ihr glauben. Ich bin ein rauher, aber gerechter Mann. Sie iſt ſtrafwürdig, weil ſie ungehorſam geweſen, aber ſie iſt rein geblieben, wie eine Perl; ich ſchwör's bei meinem Haupte.“

„Du biſt ein wunderlicher Narrenkopf. Demungeachtet wirſt Du Deine Tochter dem Winterkorn geben, und damit gut.“

— „Haltet Eure Mönche in Clauſur und Zucht, gnädiger Herr. Die Müh' iſt nicht groß, es ſind ihrer wenige. Erlaubt mir jedoch, in meinem Hauſe Meiſter zu ſeyn.“

„Grober Geſell! Du wagſt, zu widerſprechen, Dein Maul zu brauchen? Ich will, daß Du mir gehorcheſt, ein für allemal.“

Den Fiſcher überlief der Aerger, wie eine Gänſehaut. Entſchloſſen und keck antwortete er: „Haltet zu Gnaden, Hochwürdigſter, aber ich bin in meinen vier Pfählen der Meiſter.“

Nun erhob ſich der Abt, den der Widerſtand des gemeinen Mannes um ſo bittrer kränkte, als ſeine eigne Herrenmacht, von Armuth untergraben, auf ſchwachen Füßen ſtand. „Ein Wort noch, wie das vorige,“ rief er, „und Du wanderſt in den Thurm ſammt Deiner Tochter, die ich als Hexe behandeln will! Wahrlich: ich bin ein guter Herr, nur allzugut, wie Gott und den Menſchen leider genugſam bekannt geworden; aber Deinen Trotz laß' ich mir nicht gefallen. Gedenkſt Du nicht Deines Standes, toller Greis? Hätteſt Du Luſt, die alten Schwänke aufzuwärmen, die Dich von Coſtnitz in's Elend gejagt haben? Wo wärſt Du jetzt, wenn Du nicht unterm milden Stabe der Herren von Reichenau eine Zuflucht gefunden hätteſt? Warum vergiſſeſt Du alſo die Bedingungen, unter welchen Du hier aufgenommen wurdeſt? Du biſt ein Höriger, ein eigner Mann des Gotteshauſes geworden, und das Stift iſt Deiner Habe, Deiner Kinder, Deines Leibs und Lebens Oberherr. Vermeinſt Du etwa, frei zu ſeyn, weil die Bande der Hörigkeit in ſchlechter Zeiten Lauf ſchlaffer wurden? Mit nichten. Du haſt mich vor wenigen Tagen gebeten, Deinem Sohne die Heirathserlaubniß zu verweigern. Du weißt alſo recht gut, wie weit unſre Befugniß geht. Heute befehle ich Dir, zum letztenmal, mit allem Ernſt und Nachdruck gebiete ich Dir, Deine Tochter dem Winterkorn zur Ehe zu geben, und Du wirſt gehorchen, oder es iſt Dein Unglück und der Deinigen Verderben.“

Als nun der Abt, erſchüttert von dem ungewohnten Aerger, der ſeiner milden Natur widerſtrebte, wieder ſeinen Seſſel beſtieg, um auszuruhen, entgegnete ihm der Fiſcher mit bewundernswerther Faſſung: „Ihr ſeyd von Euern Unterthanen wie ein Vater geliebt, und ich bin nicht der letzte, Euch meine Unterwürfigkeit und

Verehrung zu bezeigen. Darum hab' ich, deſſen Tugend die Geduld eben nicht iſt, mich bezwungen, Euch bis an's Ende ruhig zuzuhören. Ich hätte nicht geglaubt, ſo harte Vorwürfe erdulden zu müſſen; ich hatte auf Eure Menſchlichkeit und Weisheit gerechnet; Euerm edeln Herzen vertrauend, hatte ich gehofft, daß Ihr die erſten unveräuſſerlichen Rechte eines Menſchen ehren würdet, ſelbſt wenn ein Knecht ſie anriefe. Doch ſehe ich jetzt, daß ich zum Letzten ſchreiten, und den Mund aufthun muß, von einer Begebenheit, die ich nie mehr zu berühren dachte, abermals — hoffentlich nicht ſo ganz fruchtlos, wie das erſtemal — zu ſprechen."

Der feierliche Ton, worein der Fiſcher verfallen war, machte den Abt aufmerkſam. „Nun, nun," ſagte er gutmüthig und gefällig: „fürchte Dich nicht. Ich bin nicht Dein Feind; ſprich ohne Rückhalt, ich will hören."

Worauf der alte Gebhard: „Was meine Pflichten und Eure Rechte ſind, weiß ich gar wohl. Ich habe einſt meinen Kopf mit dem Verluſt meiner Bürgerfreiheit gerettet. Ich habe mein Weib aus derſelben Freiheit in die Hörigkeit gezogen. Wir ſind euch, ihr Herren vom Gotteshauſe, unterthan. Euer iſt, was wir beſitzen, unſer Tagwerk, unſer Leben. Aber, wenn ich mit Haut und Haar Euerm Zwing unterliege, wenn mein Weib auf Euern Höfen frohnen, wenn mein Sohn auf Euern Wink hingeben muß, ſich als Waffen-Knecht für Euch todt ſchlagen zu laſſen, — ſo habt Ihr doch auf Luitgard kein Recht."

„Du biſt ein Schwärmer mit deinen hochtrabenden Redensarten;" lächelte der Abt: „Du nimmſt, ein ächter Coſtnitzer, die Backen ungemeſſen voll, und ſchilderſt Uns, der wir die Sanftmuth ſelber ſind, als einen grauſamen Lehensherrn. Du weißt indeſſen, daß ich meiner armen Leute Habe und Leben ſchirme, wie ein Vater an ſeinen Kindern thut. — Wie wollteſt Du jedoch beweiſen, daß Deine Luitgard meiner Botmäßigkeit entzogen wäre?"

„Erlaubt, daß ich meinem gnädigen Herrn eine kurze Geſchichte aus vergangner Zeit erzähle; „entgegnete der Fiſcher beſcheidentlich, und der Abt verſetzte freundlich: „Warum nicht, mein Sohn? Du ſtehſt im Ruf, gute Hiſtorien zu erzählen, und bis zu meiner ſchmalen Mahlzeit hab' ich noch eine Stunde Zeit, obſchon mein guter Koſtgeber, der Prieſter Fridolin, mir anempfohlen, pünktlich zu ſeyn, damit die Sonntagskrapfen nicht verderben. Rede alſo, alter wunderlicher Fabelhanns."

— „Ich bin unter'm Regiment des wohlſeligen Abts Eberhard auf die Au gekommen;" begann der Fiſcher. „Gott wolle dem genannten Herrn, der einer von Brandiß war, gnädig ſeyn; er hat's vonnöthen. Zur ſelben Zeit war Probſt in der Au ein andrer von Brandiß, Herr Mangold, ein Vetter zum Abt. Der hatte einen Bruder, genannt Wölfle, der zu Marpach im Schloſſe mit ſeinem Haushalt ſaß, und Verwandte in Menge: Herrn Türing und Koller von Brandiß, die dazumal auf der Au ihre Höfe hatten, die von Klingen, die ſeitdem verdarben; und ſogar der Biſchof zu Coſtenz war ein Brandiß, und Herrn Mangolds Geſippter."

„Ganz recht, Gebhard; ſein Oheim vielmehr, der

Biſchof Heinrich;“ beſtätigte der Abt, der ſich plötzlich in ſeine Jugendzeit zurückverſetzt ſah: „Ich war zu Anfang der Regierung des Abts Eberhard in das Kloſter gekommen, ein junger Knab von ſiebenzehn Jahren; aber dennoch ſchon viel anſehnlicher an Leibesgeſtalt, als der Abt ſelber, den man nur den Kurzen hieß. Er hatte einen kleinen Höcker, den er nicht genugſam-verbergen konnte, und eine ſchnarrende Stimme. Doch ſteckte in dem Kindergebein ein männlicher unſtäter Geiſt.“

— „Leider Gottes, gnädiger Herr. Eure Weisheit fehlte ihm. Das bewies unter anderm die Freude, womit er an den Neckereien und Trutzhändeln Antheil nahm, die der Probſt, ſein Vetter, und die Andern von Brandiß und Klingen mit den Coſtnitzern hatten. „Leidet nicht,“ ſagte er oft zu ihnen, „daß die Spießbürger euer Recht beeinträchtigen, eure Haſen hetzen, in euern Gewäſſern fiſchen und ſo weiter. Weh' ihnen, wenn ſie eure Straſen übel vermerkten! ich wäre bei der Hand, euch zu ſchützen, ſie zu Paaren zu treiben.“ — So ſprach er, und die Herren wurden von Tag zu Tag übermüthiger. Ihr wißt ja ſelber, gnädigſter Abt, wie's damals herging — es ſind kaum zwanzig Jahre verfloſſen.“

„Ja wohl!“ ſeufzte der Abt: „Zum letzten Unglück der Au wurde dazumal der Grund gelegt. Ueberſchlagt das Capitel, alter Grämler. Mir blutet bei der Erinnerung das Herz. Ich ſitze heute nackt und bloß, weil dazumal der Vorgänger Hochmuth bis zum Himmel wuchs.“

— „Ich gehe geſchwind darüber weg, Hochwürdigſter;“ fuhr der Fiſcher fort: „Die Petershauſer Leute alſo hatten einſt in des Probſten Waſſer ihre Netze gehängt. Er bekam davon Wind, und fuhr mit den Seinen an das Eichhorn, wo ſie einen armen Sünder auf der That erwiſchten, und demſelben die Augen ausſtachen. Da fielen die von Conſtanz in die Au, und brannten die Höfe des Koller von Brandiß und des Klingen nieder. Ich verlor dabei die Erndte meines dritten Jahrs, ein böſer Einſtand. — Nicht lange verzog es ſich, und Herr Mangold machte mit ſeinen Vettern einen Zug zur Nachtzeit über den See, und fing im Paradies *) fünf arme Fiſcher aus den Betten. Der geiſtliche Vater — o der Schande, es zu erzählen — drückte mit ſeinen eignen geweihten Fingern den Unglücklichen die Augen aus, und ſchickte ſie in dieſem Zuſtande nach Coſtnitz hinein. — In der Stadt loderte die Flamme des Zorns unaufhaltſam empor; die gereizten Bürger, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, fielen abermals unverſehens in die Au, und zerbrachen die Burg Schopflen und manchen Hof der Abtei, weil ſie erfahren hatten, daß der Abt dem frevleriſchen Probſt zur Seite ſtand. — Sie wurden endlich zurückgeſchlagen, die Rächer, und kehrten heim. Die Narbe auf meiner Stirne rührt vom Schlage einer Mordaxt her, die mir im Handgemeng ein ehemaliger Mitbürger an's Haupt geſchleudert. Ich habe dazumal mein erſtes Blut für die neue Heimath geopfert." —

„Wehe denen, die ſolche Blutſchuld auf der Seele

---

*) Eine Vorſtatt von Conſtanz, offen und ländlich gelegen, von Gärtnern und Fiſchern bewohnt.

tragen!" ſeufzte wieder der Abt, und ſtützte traurig den Kopf in ſeine Hand.

Die Lebendigkeit ſeiner Schilderung ſteigernd, fuhr Gebhard in ſeiner Erzählung weiter fort: „Die Edelleute, ſo eilig, wenn es galt, grauſam zu ſtrafen, ergrimmten ob der Kühnheit der Bürger, die gewagt hatten, ſich zur Wehre zu ſetzen. Mit voller Macht verlegten ſie die Straßen, die zur Stadt führten. Kein Bürger durfte ſich endlich unterfangen, unbewaffnet und ohne Lebensgefahr aus den Thoren zu gehen. So kam die Faſtnacht heran, und ein Zug von jungen Männern aus den vornehmſten Geſchlechtern der Stadt bereitete ſich, gen Zürich zum Schmaus und Larvenſpiel zu reiten. Abt Eberhard erfuhrs, und ſendete flugs des Probſten Bruder Wölfle mit überlegner reiſiger Macht, den Coſtnitzern unfern von Baſſersdorf im Zürichgau den Weg zu verſtellen. Es kam zu einem blutigen Gefecht und Rennen, worinnen zwar mehrere von Konſtanz fielen; aber die Wegelagerer mußten mit größerm Verluſt die Flucht ergreifen, und ließen unter den Todten auch ihren Anführer Wölfle von Brandiß auf dem Felde. Die Beſtürzung der Verwandten und Verbündeten des Gefallenen war groß; am größten die Verzweiflung ſeines jungen Weibes, das juſt mit einem Kindlein, dem erſten, ging. — Die Frau ſollte indeſſen des Elends noch viel mehr erleben, bevor ſie zur frühen Grube fuhr. Die ſiegreichen Konſtanzer rüſteten ſich, alle Beſitzungen der Brandiß und ihrer Freunde mit Feuer und Schwerdt zu verheeren, und namentlich hatten ſie's auf Marpach abgeſehen, wo der verblichne Wölfle gewohnt hatte, und wo noch ſeine Ehefrau hauſte. — Dieſe letztere, von reiſigem Volk ſchier verlaſſen, bat den Abt und den Probſt in der Au beweglich um Hülfe und Zuzug. Die geiſtlichen Verwandten hätten's um der Frau willen nicht gethan, denn ſie haßten ſie, wie bald zu merken, weil ſie etwas niedrigern Standes geweſen; aber um das Schloß zu behaupten, ſendeten ſie mehrere Knechte, Hörige der Au, die gerade aus ihren Hütten genommen worden, über den See als Hülfe gen Marpach. Ich war unter dieſen Knechten, und meine Edeltraut folgte mir, trotz des Verbots, mit unſerm Buben, der kaum ein Jahr alt war. Gott ſegne noch im Grabe unſern wackern Hauptmann Hans Eitel, der um der ſeltenen Liebe willen, die mein Weib gegen mich zeigte, ein Auge zudrückte, und ſelbſt in der ſtrengſten Noth die Mutter ſammt dem Kinde keinen Mangel leiden ließ."

— „Die Erde ſey ihm leicht!" ſchaltete der Abt ein: „er war ein fürchterlicher Kriegsmann, aber ein Menſch von fühlendem Herzen."

„So lagen wir alſo ein und dreißig Tage — von einem Neumond zum Andern — in der Veſte, und hatten faule Zeit, da ſich der Feind vor unſern Thoren gar nicht ſpüren ließ. Das machte: er hatte anderswo zu thun, und namentlich auf dem See, wo's blutig herging, indem eines Tags die Brandiß das Marktſchiff der Conſtanzer zwiſchen Neuenburg und Stein mit gewaffneter Hand angriffen, wegnahmen, plünderten, und darinnen niedermetzelten, was ein menſchlich Geſicht hatte. Dann ließen ſie das Schiff mit ſeinen Todten und Verwundeten dahinſchwimmen. An ſelbigem Morgen genaß die edle Frau Wölſle von Brandiß eines Mägdleins. Ein Sohn wäre ihr lieber geweſen, aber Gott ſchickte es nicht anders, und das Kind war ſchön über die Maßen. Wir alle durften es ſehen, benedeyen, bei ſeiner Taufe ſeyn, und erhielten dafür einen ehrbaren Trunk. — Die Schläge folgten bald darauf; denn ehe wir nur Wind davon hatten, was ſahen wir eines Abends im hellen Sonnenſchein? Alles voll von Segeln auf dem Unterſee, und über den Segeln hoch das Coſtnitzer Banner. Ich winkte ihm freudig zu, obſchon es mir gerade feindlich war. Ich wünſchte ihm Heil und Segen. Ich Thor! — In der Nacht darauf brannten lichterloh Häuſer und Höfe in der Reichenau, und an uns kam's bald darnach. — Die Städler berannten die Veſte, die nur wenige Streiter zählte, obſchon des Volks genug, indem die Bauern aus der Nachbarſchaft mit Kind und Weib, mit Hab und Vieh dahingeflüchtet waren. Auch der feſte Thurm zu Steckborn lag voll von dieſen unnützen Leuten, die alles aufzehren halfen, ohne zur Vertheidigung beizutragen. Daher brach binnen wenigen Tagen fühlbarer Mangel unter uns aus, zumal da die Coſtnitzer Feuer in unſre Pfiſterei geworfen hatten, daß ſie bis auf den Grund niederbrannte. Ach, welche Noth unter den Weibern, Kindern und Greiſen! welche traurige Zukunft für uns Uebrige, da der Feind täglich mehr Boden gewann, und unverholen drohte, uns Alle über die Klinge ſpringen zu laſſen! Der Mangel wurde inzwiſchen größer. Das Kindlein der Frau von Brandiß konnte nur mit Mühe genährt werden. Die Mutter lag im Fieber, und wüthete manchmal, als ob ſie ganz thöricht wäre. — Von einer Hülfe von auſſen war keine Sprache mehr. Die Brandiſchen wurden geklopft, wo ſie ſich nur ſehen ließen. Endlich kam das Wetter bei uns zum Durchbruch. Die Belagerer erſtiegen in der Nacht die Veſte. Durch ein Wunder entkam ich der Metzelei auf der Wallmauer, und lief nach meines Weibes Kammer. Siehe, da loderten ſchon der Stall und die Hütten, die hinter ihm an den Zwinger gelehnt waren. Es war ein Feuerſee, und am Rande deſſelben lief die Frau von Brandiß wie ein Geſpenſt umher, ihr Kind auf dem Arme, baarfuß, wie ſie dem Bett etſprungen war. Sie ſchrie, ſie jammerte, und geberdete ſich wie eine Raſende. „Nein, Du armer Wurm!“ rief ſie, „Du ſollſt nicht des Feindes werden. Komm, mit mir in's Fegfeuer zu ſpringen!“ — Sie ſetzte zum Sprung in die Flammen an, da riß ich ſie zurück, und entwand ihr das Kindlein, deſſen Windeln ſchon mit Blutstropfen beſprengt zu ſeyn ſchienen. Die Frau wehrte ſich entſetzlich, dennoch mußte ſie das Kind laſſen; aber ehe ich es verhüten konnte, hatte ſie ſich ſelber und allein in den Pfahl geworfen, worein ſie, ohne einen Schrei von ſich zu geben, verſank. — Ich war ſo beſtürzt und verwirrt, daß ich nicht mehr weiß, wie ich mein Weib und meinen Buben gefunden, und wie ſichs geſchickt, daß die Edeltraut und ich ſammt den Kindern aus der brennenden Feſte entronnen ſind. Genug: Wir flohen in's Gebürg, und ich durfte mir Glück wünſchen. Wäre ich gefangen worden, ſo hätte ich das Leben mit den Andern laſſen müſſen, die zu Konſtanz vor dem Kreuzlinger Thore auf dem Mordſtein gerichtet wurden, zur Vergeltung des Todſchlags verübt an den Marktſchiffern und ihren Knechten. — Es war ferner ein Glück, daß die ſchöne Jahrszeit ſich eingefunden, denn wir waren gezwungen, viele Monden hindurch in Wald und Schlucht zu leben, da wir nicht über den See heim konnten, indem die Fehde grimmig fortwüthete, und die Ufer von den Städtern inne gehalten wurden. Dieſe gingen nun auf ihren Biſchof los, und erſt nach vielem Morden und Brennen ſtifteten Grafen und Herren des Landes als Vermittler den Frieden, in deſſen Gefolge wir auf die Au zurückkehrten. Um das unnütze Geſchwätz zu vermeiden und der Neugier einen Maulkorb anzulegen, gaben wir des Herrn Wölfle Töchterlein für unſre Tochter Luitgard aus, die meine Traute in der Waldeinſamkeit geboren haben ſollte. — Ach, das Kind war ſo herzig! ich hätt' es nicht gern von mir gegeben. Ich hatte eine Geis geſtohlen, um es im Walde aufzuziehen, und die Traute liebte es nicht weniger, als ich. Schön und geſund, wie ein friſches Ei war das kleine Weſen, und reich war es auch, denn, was ich, da ich das Kind der Mutter raubte, für Blutstropfen auf den Windeln gehalten, war ein ziemlich ſchweres Geſchmeid von rothen Steinen geweſen, das die Edelfrau wohl in der Verwirrung und Thorheit der Tochter als eine Todeszier umgehängt hatte. Dennoch wollte ich ehrlich handeln gegen das Kind, und die Hand von fremdem Gute rein halten. Darum ging ich, ſo wie nur einigermaßen Ruhe geworden, zum Probſt Mangold, und erzählte ihm von dem Kinde und ſeiner Rettung, empfahl ihm Luitgard als ſeine junge Nichte, und verlangte für meinen Dienſt nur die Freilaſſung von der Hörigkeit. Der Probſt wurde ganz verlegen, und trug mir auf, reinen Mund zu halten; er wolle zuvörderſt mit dem Abt reden und überlegen, was in der Sache zu thun ſey, denn Wölfles Erbe ſey ſchon vertheilt, und niemand zweifle an dem Tode der Gattin und des Kindes dieſes Wölfle. Die Entdeckung würde Verdruß geben, wenn ſie nicht behutſam und unter des Abts Bürgſchaft in die Welt gebracht würde. — Ich ging, und merkte ſchon, wo es hinaus wollte. Nicht lange darauf wurde ich vor den Abt beſchieden. Der ſpielte den Ungläubigen, und der Probſt, der bei ihm ſtand, zeigte keine Verlegenheit mehr, ſondern er war grob nach ſeiner Gewohnheit. — Nachdem Herr Eberhard mich wieder hin und her gefragt, ſagte er trutziglich: „Ich glaube Dir nicht; womit willſt Du beweiſen, was Du vorbringſt?“ — Ich ſprach von dem köſtlichen Geſchmeide. „Wo haſt Du das Geſchmeide?“ fragte wieder der Abt. Ich trug's bei mir, und gab's ihm hin. Er und der Probſt unterſuchten es genau, und ſchmunzelten dabei. Endlich ſteckte es, nachdem ſie geflüſtert, der Probſt ein, und begann zu mir: „Du haſt das Halsband geſtohlen, und gehörſt an den Galgen.“ Ich fuhr auf, wollte mich vertheidigen; da fiel mir der Abt eben ſo heftig in's Wort, indem er mir ſagte: „Du biſt ein Dieb und Lügner, und wenn wir Dich nicht gleich an die Malſtätte liefern, ſo geſchichts nur darum, weil Du unſers Geſchlechtsnamens Anſehen durch Deine Lügen ſchmälern würdeſt. Aber, wofern Du Dir beigehen ließeſt, ein Wörtlein von der Geſchichte zu ſchwatzen, oder einen Brandiß mit deiner Fabel zu beläſtigen, ſo möchteſt Du nur getroſt Dein Stoßſeufzerlein ſprechen. Es koſtete Dich ohnfehlbar den Hals.“ — Somit wurde ich entlaſſen, und das Geſchmeide blieb in den Händen des Probſten. Aber ich ſchwöre bei meiner Seligkeit, daß ich die Karfunkeln von Marpach ſpäter an dem Biſchofsſtab und dem Kelche, die der Abt Mangold dem Stifte hinterließ, wieder gar wohl erkannt habe.“

„Ein Geſchenk voll von Blut und Thränen!“ äußerte der Abt mitleidig, indem er aufſtand. „Und dabei blieb die ganze Sache?“ fragte er ferner: „Schlug dem Eberhard nicht das Gewiſſen auf dem Sterbelager? hat Mangold, da er ſpäter zur Abtei kam, niemals Reue empfunden?“

— „Nein, gnädiger Fürſt; es iſt von den Herren kein Wort mehr in der Sache geredet worden, und ich armer Dienſtmann ſchwieg gern aus Furcht vor der Strafe, und aus Liebe zu Luitgard, die uns wie ein eigen Kind ans Herz gewachſen war. — Nach Herrn Eberhard kam der von Stoffeln, nach dieſem der Probſt Mangold an's Regiment. Dieſer letzte genoß bekanntlich ſeine Würde nicht lange. Da er Biſchof von Conſtanz werden ſollte, fiel er gählings vom Pferde und ſtarb. Aber die andern Brandiſi ſeines Stamms waren noch vor ihm ausgegangen. Ich hätte nicht gewußt, an wen mich wenden, wenn ich auch verſucht geweſen wäre, das Recht meiner Pflegetochter anzurufen und die alte nicht zu beweiſende Geſchichte abermals anzuregen. — Aber heute habe ich nicht gezögert, Euch, gnädiger Herr, mein Herz zu öffnen, und als meines Vertrauens Belohnung fordre ich nicht mehr die Freiheit, die mir Luitgards

Oheime ſchuldig geweſen wären, wenn ſie gegen ihres Bruders Kind hätten ehrlich handeln wollen; ich fordre nur, daß Ihr die Tochter eines edeln Hauſes nicht zwingen wollet, einen Bauer zu ehlichen, wenn ſie nicht gerade ſelbſt eine beſondre Luſt dazu verſpürt. Zürnt mir nicht, und gebt mir einen fürſtlich freundlichen Beſcheid.“

Und mit wahrhaft oberhirtlicher Würde erhob ſich wieder der Abt; ſeine Augen funkelten von Rührung, und ſeine Stimme wie ſeiner Rede Sinn verrieth nicht den ſchlichten Prieſter, aber den Edelmann aus altem Stamme, der ſeiner Ebenbürtigen Vorrechte, wie die eignen eiferſüchtig bewacht. Er ſprach: „Du ſiehſt mich bewegt, denn ich glaube Dir, alter Mann. Obwohl die Brandiß dazumal nicht leicht aus der Schule ſchwatzten, dennoch entſinne ich mich dunkel, daß eine kurze Zeit hindurch im Kloſter von einer Erbin des Wölfle gemunkelt wurde, die irgendwo vorhanden ſeyn ſollte. Begreiflicherweiſe hat des Abts Strenge und das Gewirre der damaligen Zeitläufte ſolches Gemurmel bald unterdrückt und in Vergeſſenheit gebracht. — Wie geſagt: ich glaube Dir. Zur größern Beruhigung meiner Seele jedoch ſchwöre mir die Wahrhaftigkeit Deiner Auſſage in die Hände zu.“

„Ich ſchwöre, daß Alles wahr, und berufe mich auf meiner Traute Zeugniß, die Ihr abgeſondert verhören laſſen wollet, gnädiger Herr;“ verſetzte Gebhard.

Worauf der Abt: „Laſſet der Weiber Zunge aus wichtigen Dingen. Die Beſte iſt ein Sieb, das nichts bei ſich zu behalten vermag. — Wenn aber Deiner Pflegetochter Herkommen für uns auſſer Zweifel geſtellt iſt, ſo iſt es Pflicht, für ihre Tage, eben um ihrer Abkunft willen, beſorgt zu ſeyn. Von einer Bauernheirath kann fürder nicht mehr geſprochen werden. Sage den Narren und Geizhälſen, die um das Mägdlein gefreit haben, ab; rund ab, befehle ich Dir. Luitgard müßte eher in ein ehrliches Frauenkloſter gehen, als eines Dorfrüpels Weib ſeyn. Bringe mir die Tochter heute nach der Vesper; ich will ſie ſehen, und den Liebreiz bewundern, der den pflichtſtrengen Neidingen beſiegt hat. Der Adel, der ſich in der Jungfrau verrieth, die Würde einer edeln Geburt, — — ja, ja, ſie waren die Hexenkünſte, worüber Herr Summerkalb ſchier verzweifelt. Ich verſtehe jetzt die ganze Geſchichte; ich kann ſie aber nicht gut heißen, Gebhard. Eins von beiden Theilen muß die Inſel räumen. Ich halte dafür, daß Luitgard gehen müſſe. — Mein Gott und Herr! in dieſem Augenblick empfinde ich wieder hart die Dürftigkeit dieſes werthen Gotteshauſes. Wäre ich der goldne Wittigo, oder der gute Abt Berno, der treffliche Zeiten hatte, — der letzte Sprößling der Brandiße von Marpach ſollte nach Standesgebühr in die Welt oder in's Kloſter treten; — vielleicht aber glückt mir noch leidlich, das Letztere zu bewerkſtelligen. Ich hab' in einigen Nonnenſtiftern ein Wort mitzureden ..... ich werde bald Rath ſchaffen ..... der Neidingen darf den Carcer nicht verlaſſen, bevor nicht alles im Reinen ......"

Der Abt verſtummte mitten im Fluſſe der Rede, rieb ſich die Stirne, ſah an die Decke des Gemachs, ſchloß die Augen und ſchüttelte mit dem Kopfe. Dann begann er, während Gebhard ihm dankbar die Hände küßte, mit traulicher Geſchwätzigkeit: „Gehts Dir nicht gerade, wie mir, Alter? Ich wette, Du turneyeſt ebenfalls nicht ſelten mit Deinem Gedächtniß, und es weigert ſich immer hartnäckiger, wieder herauszugeben, was Du ihm vor Tagen oder Monden anvertrauteſt, als geborgt und geliehen? Ja: auch das Gedächtniß, wie alle Dinge in der großen Welt und in der kleinen des Menſchen, auch das Gedächtniß iſt nur der Jugend hold. O Du Roſenzeit der Jugend, wie lob' ich und wie lieb' ich Dich! Du treuloſe Aprilenzeit Jugend, wie verwünſch' ich Dich! die Läuferin, die über Nacht plötzlich davon geht, und ſich denen wieder an den Hals wirft, die gerade in den Tempel des Lebens kriechen oder ſtolpern! — Dennoch," — ſetzte er mit freundlicher Ernſthaftigkeit hinzu, — „dennoch wird mir bald einfallen, was ich gerade jetzt vergeſſen habe, und mein ehrlicher Koſtgeber ſoll mir auf die Sprünge helfen. — Gott befohlen, alter Gebhard. Mich hungert ſehr, und mein Rößlein wiehert gar muthig. Ich ſchicke Deinem Pflegling meine Benediktion, Alter; aber ſchweige noch gegen alle Welt, bis wir einen Entſchluß gefaßt haben. Sage auch der Dirne nichts, hörſt Du? Ich will ſie in ihrer ganzen Natürlichkeit ſehen; ich werde ihr unſre Reliquien zeigen; wir wollen den Stab und Kelch mit den Karfunkeln betrachten. Das arme Kind! das iſt alles für das Mägdlein hin und verloren. Ich fürchte, Herr Mangold werde nicht ſelig geworden ſeyn. O Herr, gehe nicht mit uns Sündern ins Gericht! Segne unſern Ausgang, wie Du unſern Eingang ſegneteſt. Aller Augen warten auf Dich! — Geh' jetzt, alter

Strudelkopf, der Herr mache uns beiden die Mahlzeit gedeihen!“

Nachdem der Abt die Hände fromm über den andächtig knieenden Fiſcher ausgebreitet, ſchieden Herr und Knecht von einander. Der Abt trabte in tiefen Gedanken gen Niederzell, wo ihn an der Thür der Pfarrwohnung der Prieſter demüthig empfing. Der Schimmel wurde an das Treppengeländer gebunden, und Wirth und Koſtgänger traten in die ſonntäglich geſchmückte Stube des Leutprieſters. — Zwei bereits anweſende Gäſte, Gauchlin und Winterkorn bückten ſich unterthänig vor dem Herrn der Reichenau.

„Erlaubt, gnädiger Herr,“ begann Fridolin, der Prieſter, „daß ich es wage, zwei Männer, die allerdings Eurer Geſellſchaft nicht würdig ſind, am heutigen Tage zu unſrer kleinen Tafel zu ziehen. Gauchlin, einer der Kirchenälteſten von Niederzell, theilt alljährlich am Schutzengelfeſte meine Mahlzeit. Winterkorn, ein eifriger Wohlthäter der Heiligen, hat als eine Ehre ſich erbeten, Euch gegenüber zu ſitzen.“

„Was ſich zur Zeit der Würdigkeit des Kloſters und in den Gemächern der Abtei nicht ziemen würde, ſchickt ſich wohl in Zeiten der Trübſal, auf daß ein Beiſpiel der Demuth nach dem Vorbilde unſers göttlichen Meiſters von dem gegeben werde, den man einen Fürſten der Reichenau nennt, während er bei einem ſeiner untergebenen Prieſter miethsweiſe zu Tiſche geht;“ verſetzte der Abt ſchwermüthig, aber gütig: „Setzt Euch immerhin, ihr ehrlichen Leute; ihr ſeyd alle zumal meine Söhne, und ich heiße Euch um ſo lieber meine Kinder, als die, ſo mir nahe ſtehen an Weihe, Amt und Würden, ihren armen Hirten verachten, indeſſen ihr mich nie verlaſſen habt in meiner Noth und Kümmerniß."

Alſobald ſprach er das Gebet, und die Magd trug die Speiſen auf einmal in die Stube. Ein köſtliches Mahl, verglichen mit demjenigen, das der gute Abt täglich zu Niederzell einzunehmen gewöhnt war; — die Brühe fetter als ſonſt, das Voreſſen kräftiger gewürzt, ein anſehnliches Stück Schafbraten, beſteckt mit Zwiebeln und Lauch, ein Felch *) von ziemlicher Größe, mit Salbei auf dem Roſt gebraten, und zum Beſchluß eine ſtarke Platte voll dampfender Krapfen, im Schmalz gebacken. Ein ehrlicher Krug, gefüllt mit gutem Schlaitheimerwein, ſpendete den Nektar des Mahls, und der gute Herr Werner von Roſenegg leerte ſeinen vergoldeten, mit Perlen beſetzten Becher, der ſonderbar genug gegen das grobe Tiſchtuch und die irrdenen Teller abſtach, bei dem Schmauſe wohl drei- oder gar viermal. — Und da er fröhlich und guter Dinge geworden war, — trefflich bewirthet, und ergötzt von poſſierlichen Schwänken, die Vater Fridolin ſeinem gnädigen Herrn und den über die ganze Tafeldauer ſtummgebliebenen Kloſterleuten vorgetragen, — neigte er ſich in den Seſſel zurück, faltete die Hände, und ſprach: „Wahrlich, mein getreuer Koſtgeber: Uns iſt ſeit der verſchwenderiſchen Zeit des hochſeligen Abts Eberhard, unſers Vorgängers, nicht ſo wohl bei Tiſche geweſen. Der Herr von Stoffeln war ein kranker, grämlicher Mann, der keine Gäſte lud, und

---

*) Felch, ein ſchmackhafter Fiſch, im Bodenſee heimiſch.

Herr Mangold ein Tiſchverächter, allzeit fertig nur zum Raufen und zur Falkenjagd. ‚Er hatte auch leider nicht mehr viel, woraus er hätte zehren können. Ihr entſinnt Euch noch, Pater Fridolin?“

— „Verzeiht, aber ich bin erſt zu meines gnädigen Herrn Zeiten über den See aus Helvetia gekommen;“ antwortete der Prieſter.

Gauchlin unterſtand ſich, mit leiſer Stimme zu ſagen: „Mir iſt der Brandiß Zeit noch gar wohl bewußt. Sie haben, Gott ſey's geklagt, dieſes würdige Gotteshaus viel und arg geſchädigt.“

„Ja, ſo iſts;“ nahm Winterkorn das Wort, obſchon beſcheiden: „Die leidigen Fehden haben den Reichen wie den Armen, den Niedern wie den Vornehmen zu Boden gedrückt. Sie koſten mich manche Kuh aus meinen Ställen, manchen Halm aus meinen Saaten, und wenn man bedenkt, daß die damaligen Herren der Au ſelber das Unheil angerichtet ....“

Der Abt hob warnend den Finger, indem er den Lehnsmann unterbrach. „St! St! ich will das nicht hören, und Du ſollſt es nicht ſagen, als ein Unterthan des Kloſters. Es iſt nicht gut, wenn der Diener ſeines Herrn Thun und Laſſen durch die Hechel zieht. Vorab den Todten laſſet Ruhe. Da ſie lebten, ſind ſie alle durch Gottes Gnade an ihr hohes Amt gekommen. Wie ſie mit dem anvertrauten Pfunde wucherten, iſt lediglich ihre Sorge, und die Verantwortung jenſeits ihre Sache. Gott richtet einen Jeden nach ſeinen Werken. Er allein verſteht, die Herzen zu prüfen, die Handlungen der Sterblichen mit gerechtem Maaß zu meſſen. Laſſen wir die Hände davon, und halten wir unſern Mund im Zaum, damit er nicht gehäſſig oder unverſtändig rede."

Die Dienſtmänner bückten ſich, und ſtanden auf, dem Abt ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Dieſer wendete ſich an Fridolin, und fragte denſelben vertraulich: „Da wir juſt von Herrn Mangold ſprachen — ſagt mir doch: hat mir nur geträumt, oder habt Ihr mir nicht einmal im Geſpräch erzählt, da wir von Gottes Schickungen handelten, daß jener Zweig der Brandiß dennoch nicht ganz ausgeſtorben ſey, obwohl das Volk es betheuert, und in ſolchem Erlöſchen des Himmels Strafe zu erkennen vermeint?"

— „Es iſt, wie mein gnädigſter Herr ſagt. Ich hab' Euch einmal berichtet, daß irgendwo — mir iſt der Ort entfallen, eine Wittib aus demſelben Geſchlecht noch lebe, eine Schweſter, glaub' ich gar, des letzten ſeligen Herrn, Euers hochwürdigſten Vorgängers . . ."

„Die edle Frau Walburg von Hohenfels, eine Schweſter der ſeligen Herren Mangold und Heinrich von Brandiß;" fiel Winterkorn ein, der ſich gern in das Geſpräch miſchte: „ſie iſt eine reiche, aber karge Wittib, kinderlos und allein, zu Ueberlingen inder Stadt wohnhaft."

— „Recte, bene!" verſetzte Fridolin: „ſie iſt's, die ich meinte, und die annoch am Leben."

„Friſch und geſund, zum Aerger der Verwandten, der andern Zweige Brandiß, die ihre Habe ſchon als eine gute Beute betrachten;" fügte Winterkorn bei.

Der Abt ſchmunzelte: „Schon manchem Jagdhund iſt der Hirſch durchgegangen. Es geſchätze nicht zum erſtenmale, daß ein näherſtehender Erbe mit Fug und

Recht den weitläuſigen, verdienſtloſen, lachenden und lauernden Geſippten die Beute wegſchnappte."

Winterkorn wollte reden, hielt aber an ſich, und betrachtete den Abt von der Seite, horchend wie ein ängſtlicher Fuchs.

Der Abt fuhr fort: „Eine Schweſter Mangolds alſo, und Heinrichs . .? der Biſchof von Coſtnitz war ein Oheim des ſeligen Abts, will ich Dir bemerken, Winterkorn."

— So hab' ich den unrechten Namen genannt, gnädigſter Herr;" mummelte Winterkorn.

„Herr Mangold hatte in der That einen Bruder, Wölfle mit Namen;" ſprach der Abt weiter: „derſelbe, der im Zürichgau das Leben auf dem Kampfplatz ließ. Iſts nicht alſo?„

— „Vollkommen, gnädigſter Herr;" entgegnete Winterkorn wie oben: „er iſt's, den ich nennen wollte."

„Und er iſt gerade derjenige, von dem ich wiſſen wollte;" ſagte der Abt: „um den Wölfle, dem Gott eine fröhliche Auferſtehung ſchenken möge, um den Wölfle dreht ſich Alles. — Ich muß Euch eine wunderliche Geſchichte erzählen, Fridolin."

Nun redeten die Herren lange lateiniſch mit einander, und die Männer von Allensbach und Niederzell hatten das Zuhören umſonſt. — Endlich hob der Prieſter wieder in der Mutterſprache an: „Ich wüßte keinen vertrautern Mann, als den Winterkorn da, um den Brief meines gnädigen Herrn an die Wittib Hohenfels zu beſtellen. Mich dünkt, Ihr kommt öfters gen Ueberlingen zum Getreidmarkt, mein Lieber?"

„O ja; und müßte ich auch ohne eigene Geſchäfte hinüberlaufen, ich kenne meine Pflicht und bin zu meines fürſtlichen Herrn Dienſten.“ Dieſes ſagte Winterkorn geſchmeidig und dem Anſchein nach zu Allem erbötig. —

„Wohl. Ich werde morgen oder am Dienſtag das Schreiben ausfertigen;“ erklärte der Abt: „Bei alten Leuten, wie die Matrone Hohenfels iſt ein langes Zögern in wichtigen Dingen nicht am Platze. Ein Greis wie ich ſoll ebenfalls eine gute Handlung nicht um einen Augenblick verſchieben, denn eine jede Stunde, die uns der Herr am Leben friſtet, iſt eine Wohlthat, ein Geſchenk, ein angenehmer Fund, wofür wir dem Himmel zu danken haben, wie für die ſchwelgeriſche Mahlzeit, womit Vater Fridolin unſern ſchwachen Leib heute geſtärkt hat. — Wahrlich: ſeit unſere Fiſchteiche verſandeten, verſchlammten oder verpfändet wurden, haben wir keinen Fiſch gegeſſen, der dem Prachtſtück unſrer heutigen Tafel zu vergleichen geweſen wäre.“

— „Ein Geſchenk des guten Winterkorn;“ äußerte der Leutprieſter von Niederzell ſehr demüthig. „Der Kirchenälteſte Gauchlin hat den Wein geſpendet.“

„Gleichfalls köſtlich, und ebenſogut, als ob die ehemaligen Erbſchenken der Reichenau, die Keller von Schlaitheim, ihn kredenzt hätten;“ erwiederte der Abt und reichte den bäuriſchen Lehnsleuten die Hände zum Küſſen. Dann fuhr er fort: „Wir danken euch im Namen der Kirche und ihrer verarmten Diener, die ihr nach Kräften unterſtützt, während Kaiſer und Reich ſie verlaſſen. Welche Gnade könnten Wir euch dagegen erweiſen? Wir ſind, Gott weiß es, ſo herabgekommen, daß wir gerade nur mit freundlichen Worten einen guten Dienſt belohnen können. Ehedem lohnten die Herren der Reichenau mit Gelde und Aemtern; heutzutage iſts anders. Ihr wißt das, gute Leute; dennoch iſt mir, als hättet ihr ein Anliegen auf dem Herzen? Redet, ehrlicher Winterkorn.“

Der Allensbacher zupfte etwas verlegen an ſeinen Aermeln, und ſagte mit mancher Unterbrechung: „Wenn ich, ohne den Freund Gauchlin zu beleidigen, der, wie ich weiß, mit mir auf daſſelbe Ziel losſteuert, eine Bitte anbringen dürfte, ſo wär's, daß der gnädige Herr ſeiner günſtigen Zuſage ſich erinnern, und bei'm alten Gebhard ein gewichtiges Fürwort für mich einlegen möchte. Der Alte hat verſprochen, ſeinen Beſcheid heute abzugeben.“

Der Abt zuckte mit den Achſeln, und ſah den Gauchlin an. Dieſer nahm haſtig das Wort, indem er ſprach: „Vor einer kurzen Zeit habe ich gewünſcht, was der Freund Winterkorn noch heute begehrt. Ich für meinen Theil habe mich jedoch anders beſonnen. — Ich ſtehe von meiner Werbung ab. Ich will nicht ſagen, warum; aber ich beſcheide mich. Viel Glück von Herzen, ehrlicher Winterkorn.“

Werner von Roſenegg lächelte zufrieden. „Du haſt das Beſte erwählt, Gauchlin. Du machſt mir Freude. Eine Perl ſteht ſchlecht zu einem werknen Kittel. Winterkorn, Du thuſt mir leid. Du haſt das Einzige, das ich Dir abſchlagen muß, begehrt. Schlage Dir das Mägdlein aus dem Sinn. Es iſt zu größeren Dingen auserwählt.“

„O weh, hochwürdigſter Herr;“ verſetzte Winterkorn kläglich: „Wo bleibt das fürſtliche Verſprechen, ſo Ihr mir gegeben?“

„Ich verſprach, weil ich die Sache nur erſt unvollkommen wußte, guter Mann. Aber mit der Zeit reißen auch die geheimnißvollſten Schleier entzwei. Ja, die Zeit wird auch dieſe Sache ſchlichten, und Dir klar machen, was ich Dir noch klüglich verſchweigen muß. Es thut mir leid, Winterkorn. Du könnteſt denken, daß ich einer Laune folge. Aber dem iſt nicht ſo. Ich muß Dir die Luitgard verſagen, wenn auch der Fiſcher Gebhard ſie Dir bewilligte.“

„Wenn auch ihr Vater ſie mir bewilligte?“ fragte Winterkorn langſam und lauernd.

„Wenn auch der Fiſcher Gebhard ſie Dir bewilligte;“ wiederholte der Abt mit abſonderlicher Betonung. Winterkorn nagte ein kurzes Weilchen an ſeinen Lippen, indem er nachzuſinnen ſchien. Dann ſagte er plötzlich, die Wolken des Verdruſſes von ſeinem Antlitz verſcheuchend: „Ihr ſeyd mein gnädigſter Herr, ich bin Euer unterthänigſter Knecht, gehorſam in allen Stücken. Was auch Euern Willen beſtimme, er iſt mir ein unverbrüchliches Geſetz. Ich will nicht ein Wort mehr in dieſer Sache reden.“

„Du biſt ein wackrer Unterthan;“ lobte ihn der Abt mit Wohlwollen.

Gauchlin lächelte hämiſch. „Du verlierſt nicht viel, guter Freund;“ ſagte er: „Die Bettelei iſt in des „Marners“ Hauſe daheim. Danke Gott, nicht in die Schlingen des armen Geſindels fallen zu müſſen.“

„Wenn Du von Gebhard und den Seinigen redeſt,“

bemerkte der Abt, „ſo rede nicht voreilig, wie ein Knabe. Armuth iſt keine Schande, Gauchlin. Der Reichthum allein iſt aber dafür auch keine Ehre.“

Gauchlin, einſehend, daß er den wunden Fleck des alten Herrn berührt hatte, wurde alſobald ſtumm, wie ſein Freund, der Allensbacher, und entfernte ſich in deſſen Geſellſchaft. — Der Abt, der noch eine kleine Viertelſtunde mit ſeinem Koſtgeber Fridolin allein blieb, ſagte bei'm Abſchiede zu demſelben: „Ich bin heute wahrlich verjüngt worden, mein guter Vater Frideli. Es bietet ſich mir in meinem jetzigen Zuſtande der Verarmung ſo ſelten eine Gelegenheit zum Wohlthun dar, daß ich eine jede derſelben genieße, ſchon im Vorgeſchmack, wie das Manna des Himmels. Denkt Euch, welche Freude der Alte, ſein Weib und endlich gar ihr Pflegekind haben werden, wenn ſie unverſehens aus meinem Munde eine Glücksbotſchaft empfangen! Gott lenke nur das Herz der alten Hohenfels, daß ſie ſich ihrer Nichte annehme, wie eine biedre Edelfrau. Bejahrte Weiber ſind nicht ſelten hart und eigenſinnig. Vielleicht vertraut aber die Wittib den Verſicherungen eines unbeſcholtenen Prieſters, und gehorcht ſeinen Ermahnungen. Wir wollen beten und das beſte erwarten. Aber ich will meine Hoffnungen vorerſt noch für mich allein behalten, um nicht etwa vergebliche Hoffnungen in Andern rege zu machen. Ein rechter Mann redet von ſeinen Thaten, wenn ſie gethan ſind.“

Der Abt ritt heim; Fridolin ging zur Kirche, ſeinen Dienſt zu verrichten. Gauchlin ſang als Kirchenälteſter aus Leibeskräften im Chor die Vesperlieder mit. Winterkorn, den ſein Niederzeller Freund auf der Fahrt nach Allensbach wähnte, lauſchte hinter einer Säule, und erwartete den Ausgang des Gottesdienſtes mit Ungeduld. Als endlich das Volk den Heimweg ſuchte, die Lichter erloſchen, und Gauchlin in der Sakriſtei von Fridolin Abſchied genommen hatte, paßte der Allensbacher den Prieſter ab, und begleitete ihn ſchwatzend nach ſeinem Hauſe. Sie verplauderten beim Reſt des edeln Schlaitheimers einen Theil des Abends, und Winterkorn ſchlug erſt ziemlich ſpät den Weg nach der Ueberfahrtſtätte ein. Er murmelte allerlei verworrenes Zeug vor ſich hin, ſchüttelte bald den Kopf, bald klatſchte er in die Hände, und wiederholte wohl zehnmal, bald mit Verdruß, bald mit Zufriedenheit: „Wer das gedacht hätte? Aus meinem Spiele wird Ernſt, ſo wahr ich lebe! Das Heirathen muß mir freilich vergehen, weil die Sachen ſo ſtehen, und weil der Abt nicht will; aber der ſüße Apfel ſoll mir dennoch die reichſten Früchte bringen. Ich muß ſchnell an's Werk. Ich darf den Brief des Abts nicht abwarten. Sobald der gnädige Herr einmal ſeine Hände im Spiele hätte, wäre ich nebenhinaus geworfen. Wie fang' ichs jedoch nur an?“

Da begegnete ihm Gebhards Conrad, der wie ein wildes Ungeheuer umherſtrich, Groll und Galle in der Seele kochend, weil der Abt ihm verboten, Othmar's Sybille zu freien. Der Zorn machte ihn geneigt, den falſchen Reden des Winterkorn ſeine Ohren zu öffnen, ſo wie des Letztern krumme Fragen und fleißiges Einſchenken des guten Prieſters Mund geöffnet hatten. — Salomo wandelte indeſſen ſeinerſeits vergeblich unter den Linden umher. Weder der Vater ſeiner Braut, noch die Braut ſelber, noch die gefürchteten Nebenbuhler ſtellten ſich ein.

5.

Weil der aufgebrachte Conrad, nach einem heftigen Wortwechſel mit dem Vater, die Hütte verlaſſen, unter der Androhung, gar nicht mehr dahin zurückzukehren, hatte ſich der alte Gebhard entſchließen müſſen, ſelber nach den Booten, Segeln und Netzen zu ſehen. Luitgard und Edeltraut ſaßen allein in dem Hauſe, und die Mutter ſuchte mit einem Mährlein aus alter Zeit die langſam dahinſchleichende Stunde zu verkürzen.

„.... Der wilde Frankengraf,“ ſagte ſie, „hatte kaum von der Flucht ſeiner ſchönen aber ungehorſamen Tochter gehört, als er von Sandegg herniederſtieg, und die Entlaufene zu fangen verſuchte. Als ein guter Jägersmann kannte er jeden Pfad und Winkel im Walde, und ſpürte darinnen umher, aber vergeblich. Da trat einer ſeiner Knechte zu ihm, und zeigte ihm ein blühweißes Segel, das in weiter Ferne, gen Koſtnitz zu, wie eine Möve auf den Wellen tanzte und mit dem günſtigſten Winde davonflatterte. Darum trabte der Graf ſtracklich in die Stadt, und wollte an der Brücke den Mönch aus St. Gallen's Stift, und ſein Töchterlein fahen. Aber bereits war das Schiff wieder fern vom Strande, und hielt auf die Bucht zu, die der See gegen Ueberlingen und Bodman weit öffnet. Die Koſtnitzer hatten juſt Krieg mit den Heiden, und alle ihre Fahrzeuge waren aus dem Hafen geſegelt. So blieb dem Grafen nichts übrig, als um den See zu reiten, bis zum Schloſſe Bodman, wo zwei vornehme Herren, als des Königs Kammerboten ſaßen. Zu dieſen ſprach er: „Meine lieben Freunde und Ebenbürtige! ein Mönch von St. Gallen hat mein Mägdlein entführt, und ich brenne vor Begierde, beide zu ſtrafen. Gebt mir des Königs Kriegsſchiff in Gottesnamen, auf daß ich die Schuldigen drüben erreiche. Ich ſehe von hier, wie ihr Kahn ſich ſchon dem Sipplinger Ufer naht.“ — Allein die Kammerboten antworteten: „Obgleich Du ein Graf biſt und ein Vogt des Königs, unſers Herrn, ſo hat ſich doch niemals zutragen dürfen, daß ein Vaſall, ohne den König zu begleiten, in deſſen Kriegsſchiff geſtiegen wäre. Wir ermahnen Dich zur Geduld, und reite vollends um das Meer gen Sernatingen und Ueberlingen. Der Mönch müßte ein Zauberer ſeyn, wenn er Deinem eiligen Roſſe entginge.“ — Der Graf ergrimmte in tiefſter Seele, aber, zu ohnmächtig, um zu erzwingen, was ihm nicht gutwillig erlaubt worden, ſpornte er ſein Pferd, und ritt und ritt, und fragte in allen Dörfern und Städten nach den Flüchtlingen und allenthalben wurde ihm die Antwort: Wir haben ſie nicht geſehen. — Nachdem er mehrere Tage lang weit umher und ſogar tief in's Schwabenland geſtreift hatte, kehrte er bekümmert an's Geſtade zurück, und maß trübſelig, Schritt für Schritt, den Weg von Goldbach nach Sipplingen. Es war eine dunkle Nacht, und die Straße führte durch geheimnißvolle Hohlwege, die vor grauen

Zeiten die Hunnen in die Felſen geſprengt haben, um einen feſten Paß in Feindesland zu gewinnen. — Nun iſt bekannt, daß alle die Stätten, die von den gräulichen Opfern der Götzendiener entweiht worden, einem Zauberfluche unterworfen ſind, und daß ſie nur ein heiliger Mann oder Biſchof durch ſeinen Segen von dem Satan und ſeinem Gelichter zu reinigen verſteht. — Dieſes fiel dem Grafen ein, da ſeines Roſſes Huf in einer ſolchen dunkeln und ſchmalen Schlucht auf dem ſtarren Felſenboden klapperte. Und zu derſelben Stunde ſaß mitten in der Straße ein ungeheurer Hund mit blauglimmenden Augen, und das Pferd wollte nicht an ihm vorüber. Der Franke ſchlug ein Kreuz; es half aber nichts an dem gefeyten Orte, und der Hund wuchs immer größer vor dem Gaule empor. Es war der alten Hunnen teufliſcher Götze. Der Graf kannte ihn wohl, da er ſein Bild auf den zerriſſenen hunniſchen Fahnen, die in ſeiner Kapelle hingen, oft betrachtet hatte. Beherzt ſchrie er den Spuck an, und hieß ihn fliehen. Das Blendwerk entgegnete ihm jedoch: Du biſt des Todes in dieſen Felsgründen; Du müßteſt denn Dich mir ergeben, und ich diene Dir alsdann in Allem, was Du thuſt. — Wohlan! rief der Graf, den der Rache Ungeduld übermannte: Ich bin Dein mit Seel und Leib, wenn Du mir mein böſes Kind und den verhaßten Mönch zur Stelle ſchaffſt, daß ich ſie meinem Zorne opfre. — Worauf das Ungeheuer höhniſch bellte: Gib mir Deines böſen Kindes Seele nebſt der Deinigen, und es ſoll zur Stelle ſeyn. Ich habe nur Gewalt über den Mönch, wenn Du nicht Dein Kind mir überläſſeſt. — Der Graf hörte das mit Schaudern. Das Anſinnen des wilden Hundes kam ihm zu gräßlich vor. Der Vater wollte ſein Kind, ob er ſchon ihm zürnte, nicht in die Verdammniß ſtoßen. — Hab' ich den Verführer, dachte er, ſo wird meiner Tochter Spur nicht verloren ſeyn. — So verlobte er alſo in blinder Wuth dem Böſen ſein unſterblich Theil, und der Hund lief vor ihm her, ihm den Weg zum Schlupfwinkel der Flüchtigen zu zeigen. Der unbändigſte Sturm hätte nicht ſchneller den Grafen bis an das Geſtade des Sees getragen, als das Schnauben des Ungeheuers ihn hinabriß. — Da kroch unterm Gehölz der Halde ein Menſch umher, vom durchſchimmernden Monde halb beleuchtet, und ſammelte dürres Reiſig. Der Hund bellte ihn hart an. Der Graf ſah mit Entſetzen den Mönch vor ſich. Mit jähzorniger Eile packte er den Verräther, und rief: „Du biſt verloren; bekenne aber zuvor: Wo iſt mein Mägdlein?“ — — Der erſchrockne Mönch weigerte ſich, und bat um Gnade. „Die entſetzlichſten Martern ſollen Dir den Mund öffnen, Verdammter!“ ſchnaubte der Franke wieder. Nun gerieth der Mönch in Verzweiflung, und ſtieß mit einem Meſſer nach dem Ritter. Leicht verletzt, wäre dieſer dennoch ſeines ſchwachen Gegners Meiſter geworden, aber der voreilige tückiſche Hund ſprang dem Mönch aufs Genick, würgte ihn todt, und verſchlang ſeine Seele. — Nachdem der Graf wieder zur Beſinnung gekommen, ſeufzte er, die Hände ringend: „O Du allzudienſtfertiger Höllenknecht, warum haſt Du mir das gethan? Er iſt dahin, ohne mir Emma's Aufenthalt verrathen zu haben. Mein Zorn iſt nicht gelöſcht, mein Haß nicht befriedigt.“ —

Der Hund fletſchte die Zähne und verſchwand. — Da irrte der Vater, wie vom Wahnſinn ergriffen, in der Gegend umher, und ſchrie zum Himmel um Rache. Er ſuchte erſt ein Obdach, als bereits fürchterliche Regengüſſe das Land überſchwemmten, und das Meer aus ſeinen Schranken treten machten. Es ſtrömten die Fluthen zwei Tage und zwei Nächte unaufhörlich aus den Wolken, und der See ſchwoll immer höher, bis eine Welle des Grafen Roß mit ſich davonnahm, und ihn ſelber zwang, an ſteilen Uferfelſen emporzuklettern, um in einer Höhle eine Zuflucht zu gewinnen. — Es ſind am Sipplinger Geſtade viele ſolche Kammern und Gänge in die Felſen eingehauen, die man noch heutzutage die Heidenlöcher nennt, weil die Götzenprieſter darinnen ihre nächtlichen verſchwiegenen Opferfeſte begingen. — In einer ſolchen Kammer barg ſich der Graf, bis nach wenigen Stunden die Fluth etwas abnahm, und der Regen aufhörte. Erſchöpft und troſtlos ſchaute der Graf über den grauen Waſſerrücken nach Hülfe aus. Ihm war ſo bang, er zitterte vor Entkräftung, und ſeine Ohren gellten noch wieder von unheimlichem Geſchrei, das während der Nacht aus dem Geklüfte zu ihm gedrungen war, wie das Geheul verſcheuchter Eulen. Da nahten ſich in breiten Reihen die Kriegsſegel der Koſtnitzer, die der Sturm bis nach Sernatingen verſchlagen hatte. Die Paniere flogen wild und ſiegreich, von grünen Zweigen bekrönt, der Heimath entgegen. Der arme Graf winkte, ſchrie, ſchwenkte ſeine Schärpe. Die Sonne blitzte auf ſeines Panzers Silberringe, und verrieth ihn endlich den kriegeriſchen Schiffern. Eins ihrer Fahrzeuge näherte ſich der ſteilen Wand, um den Verunglückten aufzunehmen. Es arbeitete ſich mühſam durch die aufwallende Brandung, die über das Ufer tobte, da, wo gewöhnlich ein breiter Pfad an den Felſen hinführt. Aber die Stiegen zu den Heidenlöchern waren auch überſchwemmt, und man konnte mit dem Kahne in die Höhlen treiben, die ſonſt hoch über dem See ſchweben und trocknen Fußes erreichbar ſind. — Endlich wurde der Graf gerettet, und ſein Schiff ſteuerte weiter. Unfern öffnete ſich wieder ein Felſenloch, und da ſie daran vorüberfuhren, ſagte einer der Ruderer: „Was blinkt ſo weiß aus dieſem Dunkel? Wenn's eine Brut von Wildgänſen wäre! Laßt ſie uns ausnehmen.“ Sie näherten ſich voll Jagdbegierde, aber der weiße Glanz war nicht das erwartete Gefieder. Eine Todte lag im weißen Gewande auf der Felſenſchwelle, neben ihr ein winzig Kindlein, beide verſchmachtet vor Hunger, und die Leiche war des Grafen Tochter! — Er zerraufte ſich das Haar, ſchlug ſeine Bruſt mit Wunden, und ſchwor den unbarmherzigen Kammerboten Rache und Verderben. Er verklagte ſie bei'm ſchwäbiſchen Herzog, bei dem Biſchof von Conſtanz, und ſie mußten mit dem Leben büßen, was .... aber Du hörſt ja nicht zu, Luitgard?“

Das Mädchen war in ſeine Gedanken verloren, und ſchreckte auf die Anrede der Mutter beſchämt daraus empor. „Ich habe Alles wohl gehört, lieb Mütterlein;“ ſtotterte das ſchöne verlegne Kind.

Aber Edeltraut ſagte zu Luitgard mit gelaſſener Milde: „Wolle mich nicht betrügen, meine Tochter. Die Unwahrheit ſteht Dir nicht ſchön. Deine Lippen und Wangen verläugnen die Lüge. Geſtehe mir: Du haſt an den jungen Mönch, den Neidingen gedacht? — Ach, Luitgard, verſcheuche mit raſtloſer Gewalt die Verſuchung und die ſchmeichelredneriſche Schlange. Gewinne Ruhe für Dein Herz.“

Mit klaren Blicken antwortete Luitgard: „Ich habe mir nichts vorzuwerfen, Mutter. Behüte mich der Himmel, daß ich mit ungerechtem Sehnen eines Mannes gedächte, der dem Allerhöchſten ſein Gelübde geleiſtet hat! Was ich für ihn empfinde, iſt Andacht, iſt Gebet, iſt die Hoffnung einer beſſern Zukunft für ihn. Nein, lieb Mütterlein. Um Euch die Wahrheit zu geſtehen: ich wiederholte in Gedanken, was der hochwürdige Herr Abt an dieſem Nachmittag zu mir geſprochen, als der Vater mich vor ihn führte.“

„Der gute Herr war doch gnädig und väterlich geſtimmt, wie Du mir ſagteſt?“

— „O freilich; nichts als ſanfte Worte floſſen von ſeinen Lippen. Sein Geſicht war das eines Apoſtels, und ich weiß eben nicht, womit ich dieſe Milde, dieſe väterliche Sanftmuth verdient habe? — Wenn ich bedenke, wie mich geſtern in der Kirche der böſe Spitalherr angelaſſen . . .?“

„Herr Summerkalb iſt ein grämlicher Mann; der Abt dagegen ein wahrer Engel. Zudem war er ſchon unterrichtet von Deiner Schuldloſigkeit.“

Luitgard ſchüttelte den Kopf, und fuhr bedenklich fort: „Ihr verſteht mich nicht, Mutter. Ich habe gerade nicht ſolche Vorwürfe gefürchtet, aber ich dachte, einen ſtolzen Fürſten zu finden, der mich behandeln würde, wie eine Magd, die nicht würdig iſt, vor ſeinen

Augen zu flehen. Statt deſſen hat er zu mir geredet, wie ſchier zu ſeinesgleichen; und was hat er geredet? Lobſprüche, vor denen ich erröthete, und räthſelhafte Dinge, von denen ich nichts oder wenig begriffen habe. Ich ſey nicht beſtimmt, auf der Au zu bleiben, ſagte er: ich würde ein ganz beſonderes Schickſal haben. Er wolle für mich Sorge tragen; ich würde bald von ihm hören. — Was bedeutet das Alles, lieb Mütterlein? Ich hab' mich nicht unterſtanden, den Vater zu fragen. Er ging ſo zerſtreut und niedergeſchlagen mit mir nach Hauſe. Es war, als hätte er einen geheimen Kummer."

„Du haſt's errathen;" ſeufzte Edeltraut, des Mädchens Hand ergreifend; „ich theile ſeinen Kummer, Luitgard. Wenn ich dürfte, ich weinte bitterlich, ſo oft ich Dich anſehe, meine Tochter."

Luitgard betrachtete Gebhards Ehefrau mit ängſtlicher Spannung. Edeltraut fühlte, daß ſie ſchon zu viel geſagt habe, um plötzlich abzubrechen. Kleinlaut fuhr ſie fort: „Der gnädige Herr will Dich, wie ich fürchte, in ein Kloſter thun."

— „Heilige Mutter!" Luitgard fuhr zuſammen: „in ein Kloſter? das heißt: in ein Gefängniß?"

„Nicht doch;" — die Verlegenheit der ſchlichten Matrone übermannte nach und nach ihre Beſonnenheit und alle Verbote des alten Gebhard, — „nicht doch, mein Kind. Der Abt iſt viel zu edel und zu gut, als daß er Dich, die nichts verbrochen, ſtrafen möchte. Aber ... ich weiß nicht recht, wie ich's ſagen ſoll ..... der Abt findet, es ſey Zeit, Dich aus unſrer Hütte, von uns gemeinen Leuten zu entfernen ...."

— „Entfernen? von meinen Eltern? Was bin ich denn, daß ich beſſer wäre, als Ihr?“

„Kind, Du überfällſt mich wie ein Hagelwetter mit Deinen ſtürmiſchen Fragen; ... Du brichſt mir das Herz, ohne es zu wiſſen .....“

Mit edler Hitze fuhr das Mädchen, die Alte unterbrechend, fort: „Wer iſt denn auch der Abt, daß er wagen darf, den heiligſten Bund auf Erden, den Bund zwiſchen Kind und Aeltern, frevelhaft, nach Willkühr, zu zertrümmern?“

„Liebſte Luitgard, der Abt iſt unſer Oberherr, wir ſind ſeine und des Kloſters Leute .....“

— „Ein entſetzlicher Zwingherr iſt er, der wohl ein Recht auf unſer Leben haben mag, doch ſoll er unſern Seelen nicht gebieten. Welch eine grauſame Gewalt er ſich anmaßt! Mich von euch reißen, in einen Kerker werfen .....“

„Er will Dich glücklich machen, Luitgard; ob in einem reichen Stift als Kloſterfrau, ob als die Gattin eines edelbürtigen Mannes ....“

— „Eines Edelbürtigen? Welch bittrer Hohn!“

„Nein, o nein, mein liebes Herz!“ brach Edeltraut unter heftigem Schluchzen aus: „Du wärſt des Glückes werth; Du verdienſt nicht, am Brod der Dürftigkeit zu nagen. So ſchwer mirs auch von den Lippen geht: Du biſt nicht unſer Kind, Luitgard!“

Das Mädchen faßte wild die Hände der Pflegerin und ſchaute mit weit geöffneten Augen in ihr Antlitz. Erſchrocken über das, was ſie geſagt, und ängſtlich nach der Thüre horchend, ſagte Edeltraut, die ihre Thränen geſchwind abwiſchte: „Ich habe Dir's geoffenbart, und kann's nicht mehr in mich verſchließen. Aber, wenn Du mich je als Deine Mutter geehrt haſt, ſüße Dirne, ſchweige vor dem Vater. Ich würde zeitlebens von ihm getadelt werden, wenn er wüßte, daß ich ſein Gebot übertreten!"

Luitgard hatte nicht Zeit, eine Frage zu ſtellen; Gebhard trat ein. Edeltraut, obſchon tief bewegt, fand ſich durch des Alten Erſcheinung erleichtert. Wie hätte ſie ſonſt der fragenden Luitgard das fürchterliche Schickſal ihrer Mutter verſchweigen können? Und dennoch, wie es ihr mittheilen, ohne das weiche Herz der Jungfrau zu zermalmen?

„Wie? ihr ſeyd noch wach, ihr Weiber?" fragte Gebhard mit der gewohnten gutmüthigen Derbheit: „fort! legt euch ſchlafen. — Ich bin müde, als wären mir alle Glieder verrenkt. Geh, Edeltraut. Luitgard wird geſchwinde aufräumen, und alsdann die Lampe ausgelöſcht!"

Die beſorgte Mutter fragte ſchüchtern nach dem Sohne. Der Fiſcher kämpfte eine Weile mit ſich ſelber. Dann entgegnete er väterlich: „Draußen auf der Bank ſitzt ein armer Sünder. Ich hab' ihm keine Antwort gegeben, denn ſie wäre böſe ausgefallen. Der Mutter Zureden wäre dagegen allzugütig für den Trotzkopf. Luitgard! Du hältſt am beſten den Mittelweg. Kündige dem Conrad in ein paar Worten unſre Verzeihung an. Er mag wieder in die Hütte einkehren, die er verwünſchte; aber unter der Bedingung, daß morgen nicht ein Wort von dem ganzen verdrießlichen Handel geredet werde. Gute Nacht."

Gebhard ging mit Edeltraut in die niedrige Schlafkammer. Luitgard, obſchon noch betäubt von dem, was ſie ſo unverhofft erfahren, wollte ihrer Pflicht genügen. Sie öffnete die Thüre der Hütte, und trat zu Conrad, der ſchweigend und den Kopf hängend daſaß. Das Mädchen wollte eben ſeinen ſchweſterlichen Spruch anheben, als Conrad ſie neben ihn ſitzen hieß, und wie ein Verliebter flüſternd, zu ihr redete: „Ich weiß bereits, was Du mir ſagen ſollſt. Mein Ohr hört ſcharf durch die Ritzen jener Thüre. Ich erſpare Dir alle Mühe. Wenn der Vater mir nicht mehr zürnt, iſt mirs recht Ich will ſein gehorſamer Sohn bleiben. Aber vo Allem trieb mein brüderliches Gefühl mich hieher. Ic habe eine Botſchaft von Wichtigkeit an Dich."

Luitgard zitterte. „Vom Reidingen?" ſtammelt ſie. — Conrad drückte ihr den Finger auf den Mun und fuhr fort, nachdem er ſich überzeugt, daß kein Hor cher in der Nähe: „Du haſt verſtanden, Luitgard, da ich mir keine Schuld an den Händeln des geſtrige Tags beizumeſſen habe. Der boshafte Salomo hat euch verkundſchaftet und dem Vater verrathen; Gauchli hatte euch dem Summerkalb verſchwätzt. Ich muß mich, um euch zu dienen, unwiſſend ſtellen; nicht wahr

Die argloſe Luitgard nickte. Conrad ſprach weite „So bin ich denn heute in den Fall gekommen, D als ein freundlicher Bote zu erſcheinen. Ich habe d Herrn von Reidingen hinter ſeines Kerkers Stäben g ſehen; ich habe mit ihm geredet, ohne daß der ſchieler Meßner, ſein Wächter, es merkte. Die Gefangenſch hat den jungen Herrn trotziger gemacht. Er hat ſi einen Weg zur Flucht entdeckt, und will dieſe morgen Abend ausführen. Was er draußen und über'm See zu ſchaffen willens iſt, weiß ich nicht, aber er hat betheuert, daß er die Au nicht verlaſſen würde, ohne Dich noch einmal geſehen, ohne Dir Alles mitgetheilt zu haben, was er von der Zukunft erwartet, und in der Zukunft beginnen wird."

„Gott ſegne ſeine Flucht!" verſetzte Luitgard leiſe und ſchwärmeriſch: „aber ich darf ſeinem Wunſche nicht Gehör geben. Ich hab's Dir, den Aeltern, mir ſelber verſprochen, den Vater Heinrich nicht mehr zu ſehen."

— „Närrchen, ich abſolvire Dich von dem Schwur, weil denn doch der Herr auf immerdar ſcheidet. Laß ihm die Freude; wer erfährt's? Ich führe Dich an den verabredeten Ort, unfern von hier; ich werde ein Zeuge des Lebewohls ſeyn, und alſobald mit eigner Hand den Ausreißer über den See rudern. Mag er dann treiben, was er wolle, und von dem Glück zehren, Dich noch einmal, zum letztenmal, geſehen zu haben. Ich werde mich immer freuen, zur Wiederherſtellung unſers Hausfriedens- und Deiner Ruhe meine Hand geboten zu haben. Ueberlege nicht lange, Schweſter, und ſchlage ein. Vertraue mir, als einem Bruder, deſſen Gemüth viel herzlicher iſt, als ſeine Rede."

Luitgard umarmte den treuherzigen Geſellen, und flüſterte ihm zu, wenn auch mit pochender Bruſt: „Du magſt ihm ſagen, daß ich kommen will, kommen unter Deinem und Gottes Schirm!"

6.

Der gnädige Herr von der Reichenau ſaß, — da juſt die Sonne ihr erſtes Gold in den See ſprühte, vor ſeinem Arbeitspult, und ſchnitt die Feder ſäuberlich zu. Dazwiſchen trällerte er ſehr aufgeräumt; aber in Naſentönen, und die dazumal ſchon beliebte „Schleedornweiſe,“ falſch traktirend, ſein „Aurora musis amica.“ Das ſteife Briefpapier lag vor ihm, die Linien waren bereits mit ſcharfem Griffel darauf gezeichnet. Mit rüſtiger Hand ſchnörkelte der fürſtliche Schreiber den erſten Buchſtaben der Epiſtel an die Wittib von Hohenfels, und lächelte ſodann mit inniger Zufriedenheit die wohlgelungene Initiale an.

Der gute Abt wurde durch ein demüthiges Kratzen an der Thüre ſeines Gemachs in ſeiner Bewunderung geſtört. Der unterthänige Beſucher, der bei ihm eintrat, war der Meßner des Münſters; ein Graukopf und Graurock, ſtaubig wie ſeine Schlüſſel und Schränke.

— „Was begehrſt Du in aller Frühe?“ fragte ihn der Abt etwas unwillig.

Der Meßner, als ein längſtbekannter Geheimniß- und Wichtigkeitskrämer, begann, auf ſeinen Zehen heranſchleichend: „Ich habe Euch, Hochwürdigſter, eine Sache zu vertrauen, die meinen armen Kopf ſchon die ganze Nacht hindurch beſchäftigt, ja, ſo zu ſagen, gemartert hat. Der heilige Laurentius kann auf ſeinem Roſt nicht übler gelegen haben, als ich auf meinem Spreuſacke. Mein eigner Witz iſt jedoch immer zu kurz, um den verwickelten Knäul zu löſen, ſo mir der würdige Vater

Heinrich, der zur Kaſteiung unter meiner Obhut ſitzt, zu entwirren aufgegeben hat.“

„Ei, was Du ſagſt, altes Wurzelmännlein!“ ſcherzte der Abt: „ein gordianiſcher Knoten? Heraus damit, daß Wir Dein Gewiſſen lenken und beruhigen mögen.“

Der Meßner hob mit aufgeblaſener Breite an: „Es war geſtern um die Zeit, da ich meinem hochwürdigen Gefangnen das Nachtmahl brachte: ein ſteifes Linſengericht, und friſches Waſſer aus dem Eginobrunnen. Das Eſſen ſchmeckte dem jungen Herrn nicht ſonderlich, und ich ſtand mitleidig daneben, ſehend, wie ihm der Biſſen im Munde quoll. Da richtete er plötzlich auf mich ſeine Augen, von Thränen erfüllt, und ſagte wehmüthig: „O mein alter Jakobus! ich werde ſicherlich ſterben, ſo ich noch länger in dieſem Ort der Trübſal zu verweilen genöthigt wäre.“ — Zugleich erhob er die Hände ſchmerzlich zum Himmel, und ſeufzte tief. — Ich tröſtete ihn, ſo gut ich konnte. Und er erwiederte bald darauf noch verzweiflungsvoller, denn zuvor: „Wenn ich Dir ſage, daß der Verſucher bei mir iſt, und mir beſtändig zuflüſtert, meinem Gram und meinem Leben zugleich ein Ende zu machen, ſo ſage ich Dir gerade nur die allerreinſte Wahrheit. Wenn mein Zuſtand ſich nicht ändert, und zwar am nächſten Tage ſchon, ſo will ich nicht verbürgen, daß mich mein Heiland nicht verlaſſe. Du wirſt mich ohne Zweifel an jenen Eiſenſtangen aufgehängt finden, da mir ein adelicher und tapferer Tod verboten iſt.“

„So? iſts um dieſe Zeit? hm! hm!“ ſchaltete der Abt erſchrocken ein. —

— „Hm! hm! gerade ſo machte ich auch;“ redete der Meßner weiter, „und ich ſpürte, daß mein Geſicht bläſſer wurde, denn gewöhnlich. Alles Blut drängte ſich mir in der Kehle zuſammen; ich konnte kaum mehr athmen, ich war ſelber, als wie gehenkt. Ein ſolches Unglück iſt im Kloſter noch nie erhört worden, und der junge Prieſter dauerte mich gar ſehr. Ich weiß nicht mehr, was ich in meiner Beſtürzung vorbrachte, und er ſelber hörte es wohl nicht, denn er lag, den Kopf in ſeinen zitternden Händen, vorwärts auf den Tiſch gebeugt. — Doch fuhr er bald und geſchwinde empor, ſah mich mit rollenden Augen an, und rief: „Ich bin ewig der Verdammniß verfallen, Jakobus, wenn Du mir nicht aus dieſem Käfich hilfſt.“ — Nun könnt Ihr Euch denken, Hochwürdigſter, wie ich zuſammenbebte.“

„Aha! 's geht dahinaus? Wohl, wohl;“ bemerkte der Abt zum großen Erſtaunen des alten Kirchendieners: „Wie meinte er's? Was gabſt Du ihm zur Antwort?“

— „Wie er's meinte, gnädiger Herr? Im völligen Ernſte. Ich ſollte die Pforte offen laſſen, ein Auge zudrücken, und in der Nacht, die da kommt, keinen Lärm machen, wenn ich den Vogel nicht mehr im Bauer fände. — Was ich ihm zum Beſcheid gab? daß meine Pflicht mir verbiete, ihm zu willfahren. — Doch graute mir heimlich vor dem Selbſtmord des Armen, der ihn um Leib und Seele bringen würde.“

„Freilich, freilich, Du grauer Kirchenkauz. Aber — ſagte er Dir nicht, wozu er ſeine Freiheit benützen wolle? Sey aufrichtig, Jakobus.“

Immer vertraulicher erzählte der Meßner: „Er wolle ſchon nächtlicherweile in einem Schifflein über den

See gen Allensbach kommen, ſagte er: er ſey des Ruderns ſelber kundig und kenne die Fuhrt genau. Dann wolle er ſeine Mutter umarmen und ſtehenden Fußes ohne Schuhe und barhaupt gen Rom laufen, um von unſerm heiligen Vater Verzeihung und Auflöſung ſeiner Gelübde zu erbetteln; denn er könne nicht mehr ein Mönch ſeyn; das fühle er wohl. Er werde auch ſein Vorhaben in Rom ausführen, und wenn er das Leben daran ſetzen müßte."

„Verwegenes Pfäfflein!" ſchmunzelte der Abt: „dem iſt der Federbuſch über Nacht gewachſen. Sieh, ſieh! mit einemmale ſchaut der Turnierjunker aus Benedikti ſchwarzer Kutte. — Weiter, Jakobus."

— „Weil ich ihm nichts gewähren durfte, hab' ich ihm auch nichts verſprochen; aber wohl ihn auf meinen Knieen gebeten, ſich am Leben nicht zu vergreifen. Ich wolle mich bedenken, ſagte ich ihm noch, da er durchaus darauf beſtand, daß ich ihm heute noch einmal eine Antwort auf ſeine Frage geben müſſe. — Wie ich jedoch auf meiner Kammer war, gnädigſter Herr, lief mir der Kopf umher, wie ein rollendes Wagenrad. Wie hätte ich ſchlafen können? Alle Viertelſtunden tappte ich an des armen Herrn Thüre, und horchte, ob er noch ein Zeichen des Lebens gäbe. Ach; er ſchlief ſelber nicht. Die ganze Nacht lief er im Käfich auf und nieder, die Hände ringend, ſeufzend, mit ſich ſelber redend, mit den Füßen ſtampfend, betend und zürnend. — Als der Morgen graute, drängte mich's, die wichtige Sache einem meiner weiſen Obern zu offenbaren. Der nächſte war mir der Spitalherr...."

„Wie? Du hätteſt ihm bereits gemeldet . . . ?“ fragte der Abt, haſtig aufſtehend.

Der Meßner küßte den Saum von Roſeneggs Scapuliere, und verſetzte zerknirſcht: „Ich erſterbe in Anbetung Eurer Würdigkeit, gnädiger Herr. Auf dem Wege zu Herrn Summerkalb fiel mir ein, daß der werthe Spittelamtner gewißlich noch im Schlaf begraben, und daß meine Pflicht ſey, meinem gnädigſten Herrn Abt, wie die geringſten, ſo auch die ſchwierigſten Dinge haarklein zu berichten. Deshalb ſteh' ich vor Euch, als ein ſchlechter dummer Mann, um von Eurer Weisheit zu vernehmen, was hier meines Amtes ſey, und wie ichs anzufangen habe, um des jungen Prieſters aufgeregten Kopf zu beruhigen und zu einem vernünftigern Gedanken, als das Aufhenken iſt, zurückzubringen?“

Ohne ſich zu beſinnen und mit völliger Gelaſſenheit ſprach der Abt: „Nichts anders, liebſter Knecht Jakobus, wirſt Du thun, als gerade nur des armen Mönchs Begehren erfüllen.“ Der Meßner ſtand mit offnem Munde. — Der Abt nickte ihm zu, fortfahrend: „Wie ich Dir ſage, Jakobus. Du mußt die Pforte offen laſſen, ein Auge zudrücken, und in der Nacht, die da kommt, keinen Lärm machen, wenn der Vogel ausfliegen ſollte. Noch mehr: Du mußt beſorgt ſeyn, daß ein Nachen für den eiligen Ruderer an bekannter Stelle bereit ſey. Ich will den Heiligen danken, wenn das junge Aergerniß aus unſern Hallen in die Welt gebrochen ſeyn wird. Beſſer zehn flüchtige Prieſter, als ein Opfer der Verzweiflung. Und zu den Füßen des Statthalters Chriſti oder ſeiner Geſandten iſt die unerſchöpfliche

Barmherzigkeit zu finden, die der gräulichſte Sünder, ſo er wahre Reue fühlt, nicht vergebens anfleht. Ich ſage Dir, Jakobus: am Tage des Gerichts werden diejenigen, welche den armen Neidingen in die Kutte, ſtatt in den Harniſch gejagt haben, ſchlimmer daran ſeyn, als er, der nicht geſchaffen iſt, am Altar zu dienen."

— „Ich ſtaune, aber ich ſchweige pflichtgetreu;" ſtotterte der Meßner: „Ihr müßt wiſſen, was gut, was böſe, gnädiger Herr. Aber ich empfehle mich Euerm Schutz, Hochwürdigſter. Der Zorn des Spittelherrn wird grimmig auf mich, den Nachläſſigen, niederfahren wollen. Darf ich Euern Befehl als meinen Schild vorhalten?"

Strenge erwiederte Roſenegg: „Nicht der Abt, nicht der Spittelherr, noch irgend ein Menſch auf der Erde ſoll von der Begebenheit ein Mitwiſſer geweſen ſeyn, hörſt Du? Nimm, der Menſchlichkeit zu Liebe, die Laſt der Säumniß und Nachläſſigkeit auf Deine Schultern allein. Aber ſey getroſt. Ich werde Dir vergeben, und Herrn Summerkalbs Erbitterung auszutilgen wiſſen."

— „Weil Ihr gebietet, will ich Alles vollziehen:" ſeufzte der Meßner: „aber wie ſchwer wird das Geheimniß auf meiner Zunge drücken! Wär' nur der Tag vorüber!"

„Warte Deiner Pflichten ſtill und emſig, Jakobus. Trinke heute nicht Wein, plaudre mit keinem Weibe, laß Dich im Mittagsſchlafe nicht belauſchen; ſo wirſt Du ſchweigen können. Deine Botſchaft hat mir Freude gemacht, Jakobus. Ein räudig Schäflein gehört vor, nicht in den Stall.“

Indem ſich Jakobus zum Abſchied verneigte, murmelte er: „Wie konnte denn geſchehen, weiſeſter Abt und Meiſter, daß gerade Vater Heinrich, der Frömmſten einer, in des Satans Stricke fallen mußte?“

Da lächelte der Abt mit verklärten Zügen: „Woher weißt Du denn, Jakobus, daß ihn der Satan trieb? Wahrlich: er wurde uns ungetreu, um größern Sünden auszuweichen. Noch ſind ſeine Werke rein und ſtraflos; aber er iſt erwacht aus dem Schlummer ſeiner Frömmigkeit, die nur eine angelernte geweſen, gebrechlich früh oder ſpät; je ſpäter, mit um ſo größerm Aergerniß. Denke an die Blümlein, die im Lenz aus dem Schnee ihre Köpfe ſtrecken, von einem heißen Sonnenſtrahle plötzlich geweckt. Sieh: ein ſolcher Strahl hat wie ein Blitz des Neidingen Herz berührt, und aus einer kalten Schneetriſt in eine brennend aufſchießende Saat verwandelt. Gott im Himmel und ſeiner Kirche Oberhaupt auf Erden mögen ſorgen, daß Blumen und Früchte aus der wilden Saat reifen. Hier auf der Au würden nur Diſteln und Neſſeln daraus erwachſen. Ich ſegne Dich, mein Sohn.“ —

7.

Die vorübergegangenen Mondnächte hatten gebracht, was ſie häufig in ihrem Gefolge führen; einen düſtern umwölkten Himmel, durch deſſen Wolkenritzen nur hie und da ein Sternchen funkelte, um alſobald wieder im Wolkenſchaum zu verlöſchen. — Die Fluth des Sees war ſchwarz und etwas bewegt von aufkräuſelnden, breit vom Weſten heranſchlagenden Wellen. — In der Richtung von Allensbach gegen Oberzell, auf der wallenden Fluth ſchaukelten Zweie in einem Ruderkahne.

„Thu' gemächlich, Pontus *);" ſagte der Eine: „halte links; nimm Dich vor den überſchwemmten Stellen in Acht. — So; dort ragt ein Baum aus dem Waſſer; laß uns hinantreiben und den Kahn feſt machen. Wir haben ungefähr noch anderthalb Steinwürfe bis zum Flecke, wo wir landen können. Laß uns hier das Zeichen, daß unſre Leute kommen, erwarten."

Sobald Alles geſchehen, wie der Befehlende geheißen, fragte Pontus, der Schiffer, faul im Boote gelagert: „Willſt Du mir nicht endlich ſagen, Freund Winterkorn, was wir in dieſer dunkeln Nacht, auf dem unruhigen See und an den Ufern der Au zu ſchaffen haben? Höre wohl: ich hab' Dich oft begleitet und geführt auf allerlei Zügen, die eben nicht von jedes Menſchen Augen belauſcht ſeyn durften. Ich habe nie Deine kleinen oder großen Schelmereien verrathen. Dafür verlange ich heut von Dir die alte und gewohnte Aufrichtigkeit. Was iſt das eigentlich mit dem Mädchen, das wir von der Au holen wollen?"

„Du biſt gar vorwitzig, lieber Freund;" bemerkte Winterkorn empfindlich. — Pontus verſetzte aber gelaſſen:

---

*) Diminutiv des Namens Theerent.

„Ich hab' ein Recht dazu, und will Dir nicht verhehlen, daß, wenn Du ferner verſtockt ſchwiegeſt, mein Mund eben nicht verſchloſſen bliebe. Wär's ein Verbrechen, deſſen Du mich als Mitſchuldigen theilhaftig machen wollteſt? Ich finde den Weg zum Hauſe des Richters. Wär's ein Unternehmen auf Handel und Gewinn? Gib mir einen Theil hievon, oder fürchte, daß ich plaudre."

„Nun denn;" ſagte Winterkorn mißvergnügt, aber nachgebend dem Zwange: „Weil Du mir drohſt, will ich Dir mit wenigen Worten ſagen, Du Argwöhniſcher, was hier unſer Geſchäft. Es lebt ein altes Weib von altem Hauſe zu Ueberlingen, dem ich oft Zinsgeſchäfte zu beſorgen hatte. Die Wittib hat ein feines Gut, wiewohl nicht allzugroß, und wollte es den Heiligen vermachen. Da hat vor kurzem in einer ſchweren Krankheit Gott ihr Herz gerührt, daß ſie an eine arme Bruderstochter dachte, die, wie die Wittib einmal von einem nun verſtorbenen Bruder vor langen Jahren vernommen, aus einem Kriege, in dem ihre Eltern geblieben, wunderbar gerettet ſeyn, und zwar auf der Au leben ſollte, als ein armes Landmägdlein. Ihres Vaters Brüder hatten ſie nämlich verläugnet, um des Todten Güter zu theilen. — Die Wittib fragte mich in ihrer Gewiſſensangſt — denn auch ſie hatte vor Zeiten zu der Verläugnung ihre Zuſtimmung gegeben — ob wohl an der Sage etwas wahres, und das Mägdlein auf der Au am Leben. Ich verſprach ihr, mich zu erkundigen, und fand bald eine Dirne von ſchönem Aeuſſern, die ich gern als mein Weib heimgeführt, und alsdann der alten Geizhälſin als ihres Bruders Kind vorgeführt hätte. So weit war alles gut; der Betrug wäre ein frommer geweſen, um der Matrone Sterbſtündlein ruhig zu machen, und ihr Gut in würdige Hände zu bringen." —

„In die Deinigen;" bemerkte Pontus ſpöttelnd: „Wozu aber dann ein Raub des Mägdleins?"

— „Weil es ſich nun trifft, daß ich leider auf der ganz gerechten Fährte ging. Die Dirne iſt wirklich, wofür ich ſie ausgeben wollte. Der Abt hat ſich hineingemiſcht, will mit dem Weibe zu Ueberlingen unterhandeln. Von einer Hochzeit mit dem Fräulein keine Rede mehr. Wenn ich aber nur wenigſtens eine ſtarke Belohnung von der Alten haſchen will, muß ich dem Abt zuvorkommen. Darum beredete ich Luitgardens Bruder, einen dummen groben Menſchen, der die Dirne gern aus dem Hauſe haben will, ich könne ohne ſeine Schweſter gar nicht leben und wolle ſie ehlichen um jeden Preis. Weil aber der Vater und der Abt dagegen, ſo möchte er mir auf liſtige Weiſe die Jungfrau gen Allensbach liefern, wo ſie bei meiner Schweſter verweilen würde. Wenn gleich ihre Unſchuld nicht die kleinſte Gefahr laufen ſollte, ſo würde doch um des Geredes der Leute willen der Vater gezwungen ſeyn, ein ſüßſaures Ja zu ſagen, — und dergleichen mehr, was der arme Teufel, großen Sold erwartend, glaubte. Wir ſpannen ein Mährlein aus, das er ſeiner Schweſter verkünden ſollte, und jetzo warten wir auf das Zeichen, daß er am Strande. Wir rudern ſchnell hinan, bringen das Mägdlein geſchickt, wenn auch mit Gewalt, in den Nachen, und führen ſie hinweg, quer durchs Land, ſchaffen ſie dann übers Waſſer nach

Ueberlingen, und werfen ſie der Alten in die Arme. Ich ſchnappe in der erſten Freude einen reichen Lohn weg ....“

— „Den ich mit Dir theile,“ fiel Pontus ein, „und der Pflegevater und der dumme Bruder haben das Nachſehen. Aber der Abt... was wird er ſagen? mir iſt noch ſo vieles dunkel in dieſer Geſchichte ....“

„Klaube es zuſammen, wie Du magſt;“ brummte Winterkorn, der von dem Vorſchlag der Theilung des Geſchenks nicht beſonders erbaut ſchien: „was den Abt betrifft, ſo iſt er ein herzensguter ſchwacher Greis, der immerdar am Ende verzeiht. Ha, ha, ha! er glaubte ſein Geheimniß ſo ſicher verwahrt, aber ich habe ſchon Schlauere getäuſcht, als der Pater Frideli iſt.“

— „Das weiß Gott, Winterkorn. Mir ſauſt das Ohr von dem Allerhand, was Du mir jetzt in einem Athem aufgetiſcht haſt. Wie iſt aber der Name des Geſchlechts, das mit dem Findling beglückt werden ſoll?“

„Du biſt denn doch allzuneugierig!“ ſchmälte Winterkorn. — Vom Lande her rief ein Guckuck. — „Ha, das iſt Conrad!“ ſagte der Allensbacher und wiederholte den Ruf. Noch einmal rief der Guckuckmenſch vom Lande. — „Richtig, er iſts, Pontus. Laß' uns rudern, und die Erzählung aufſchieben.“ — —

Indeſſen ſaß die Jungfrau, welche die Spitzbuben als eine ſichre Beute zu holen kamen, hinter einigen Erlenſtämmen am Ufer, und lauſchte den Schritten ihres Bruders, der ſich, am Geſtade hingehend, von ihr entfernte, um ſeine Zeichen zu geben. Dem armen Mädchen ſchwante Unheil; ſie wußte ſich plötzlich Conrads Betragen und Reidingens Auſſenbleiben nicht zu erklären. Vor ihren Sinnen ſchwamm Alles durcheinander, wie ein Traumgebilde. Sie zweifelte an der Wahrheit deſſen, was ihre Mutter am vorigen Tage ihr vertraut hatte, denn Edeltraut hatte ſich von jener Zeit an immer von ihr entfernt gehalten, um allen ihren Fragen auszuweichen; der Vater war verſchloſſen geblieben, wie ſchon vordem. Luitgarde fürchtete ſich vor dem Zorne des Letztern, wenn er erführe, daß ſie dem Neidingen Lebewohl zu ſagen gegangen ſey. Am allermeiſten bekümmerte ſie, daß ſie nicht wußte, was ſie dem geliebten Flüchtling ſagen ſollte. Ihre Liebe unumwunden geſtehen? oder ſich kalt und dennoch im Herzen verzweifelnd von ihm wenden? Sie zitterte vor einem und dem andern.

Ein Geräuſch in ihrer Nähe ängſtigte ſie aufs peinlichſte. Sie ſchlang bebend ihren Arm um den Stamm, zu deſſen Füßen ſie ſaß; ſie ſuchte ihr Haupt zu verbergen. Zwei eilige Menſchen kamen den Pfad daher. — Der Eine ſagte: „Links, hochwürdiger Herr, werdet Ihr den Kahn finden; er iſt nur leicht befeſtigt, mit Rudern verſehen. Ich durfte ihn nicht an die eigentliche Ueberfahrt ſtellen, um nicht Verdacht zu erregen. Gott geleite Euch, und helfe mir über meine Strafe hinaus!“

„Der Herr vergelte Dir mit Gutem, was die Menſchen an Dir Böſes thun möchten, Jakobus;“ antwortete der Andere: „vergiß nicht, Luitgarde zu grüßen, und ihr zu ſagen .....“

Schon war der ängſtliche Meßner weit in die Felder gelaufen, aber vor dem Herrn von Neidingen ſtand Luitgarde ſelbſt, faßte ſeinen Mantel, und fragte mit bebendem Munde und zärtlichem Vorwurf: „Ihr wollt ſcheiden, Vater Heinrich, ohne mir ein Wort zu ſagen, und ich erwarte Euch ſchon ſo lange?“

„Du, mein holdes Engelkind?“ rief der Flüchtling beſtürzt, aber freudig ergriffen: „Wie deute ich mir Dein Erſcheinen in dieſer Stunde?“

— „Wie, Vater Heinrich? rief Euch mein Bruder nicht?“

„O, was will ich von Deinem Bruder, der uns ſicherlich an meinen Oheim und Deinen Vater verrathen hat? Du ſprichſt in Räthſeln, Luitgard.“

Der Bruder ſchlich indeſſen mit den Allensbachern durchs Gebüſch. — „Folgt mir;“ ſagte er: „ſie iſt unſer.“

„Was bedeutet nur das Schiff mit den Laternen, das von Allensbach herüber ſchwankt?“ murmelte Pontus mit Beſorgniß. —

„Thut nichts, Pontus;“ ſagte Winterkorn ſtillhaltend, während Conrad vorausging: „in der dunkeln Nacht ſchiffen wir unbemerkt an den Laternen vorüber, und wenn die Dirne ſchriee......“

„Halt! was iſt das?“ donnerte Conrads Stimme: „Halt! was will der Pfaffe bei meiner Schweſter?“

„O Verräther und Betrüger! läſſeſt Du die Larve fallen?“ rief Luitgard voll Abſcheu, und Heinrich fragte drohend, ſeine Sicherheit in die Schanze ſchlagend: „Was führſt Du im Schilde, Gauner? Wohin wollteſt Du Deine Schweſter locken?“

„Zu Hülfe!“ brüllte Conrad, die nahenden Allensbacher ſpürend: „meine Schweſter will mit dem entſprungenen Mönch entlaufen! — haltet ihn, ſchleppt ſie von dannen; in die See mit ihm, ins Schiff mit ihr!“

Winterkorn und Pontus ſprangen vor. Luitgardens Geſchrei gellte durch die Lüfte und den Sturm, der ſich erhob.

„Elende! wollt ihr mich laſſen? Wollt ihr von der Dirne weichen?“ wüthete Heinrich und entriß dem Pontus ſeine Ruderſtange. Das Mädchen umſchlingend, ſchlug er mit derben Streichen ſeine Gegner, die anfänglich zurückwichen, dann aber im Vertrauen auf ihre Zahl den längs dem Ufer Fliehenden nacheilten.

„Entweder muß ich des Todes ſeyn, oder der Verführer ſterbe!“ ſchrie Conrad, den Mönch erfaſſend. — Die Allensbacher jagten nach und trennten die Erbitterten. Plötzlich ſtanden Alle, die ſich hier verfolgten, wie verzaubert ſtill, und ſahen ſich von hellem Licht umſtrahlt. Auf der Gewalt der Sturmwogen war das mit Laternen beleuchtete Schiff von Allensbach dahergefahren, und die in's Waſſer ſpringenden Knechte trugen, indem andere das Fahrzeug an Bäumen feſt machten, auf ihren Schultern die Gäſte, die in dem Schiffe gekommen waren, an's Land. — Die Thürmer auf Hatto's Kirche und auf dem Münſter blieſen in ihre Hörner. Die Waſſerglocke wurde angezogen.

Die Vornehmſten der Fremdlinge waren ſchon am Lande: ein Geiſtlicher im veilchenfarbigen Gewande mit den Inſignien hoher Würden, und zwei Edelfrauen von hohen Jahren, in reichen Reiſeröcken und Mänteln. — Als Heinrich diejenige gewahrte, die voranſchritt, von der wehenden Fackel eines Dieners beleuchtet, rief er außer ſich: „Luitgard, weh mir! dieſe iſt meine Mutter! ach! ihren Vorwürfen werd' ich nicht widerſtehen können!" Mit dieſen Worten ſtürzte er zu den Füßen der Frau von Neidingen, die, den Mantel wegwerfend, ihn mit einem Freudenruf umarmte.

„Dieſes Kleid, o meine Mutter, was ſoll dieſes Kleid?" fragte Heinrich, vor der tiefen Trauer erſchreckend, die ſeine Mutter trug. —

Bittre Zähren rannen in die Thränen der Freude. „Deine Brüder, beide gefallen vor Hohentwiel im Kampfe mit dem Klingenberg ... Du der Letzte Deines Stammes!" ſeufzte die Trauernde. Aber alſobald ſetzte ſie hinzu: „Ich bringe Dir Deine Freiheit vom Prieſtergelübde, mein Heinrich. Der Kaiſer, den ich in meinem erſten Schmerz als Gaſt empfing, beſtätigt Dir die Lehen und die Fahne Deines Vaters, Deiner Brüder. Der Legat des heiligen Vaters, vom Kaiſerhof nach Wälſchland zurückkehrend, mit allen Vollmachten ausgerüſtet, will auf der Reichenau einen Glücklichen machen, Dich der Kloſterpflichten entbinden, und der Mutter ihren nun einzigen Sohn frei zurückgeben."

„Segen des Himmels!" jubelte Heinrich: „ich ſtehe ſo ſchnell und unerwartet am Ziele!" Er beugte ſich tief vor dem freundlichen Prälaten aus Wälſchland, und ſagte dann verſöhnend zur Mutter: „Vergebt, daß ich meinen Freudenpſalm in Eure Trauerklage ſinge. Ich beweine die Brüder, die mich haßten; aber Ihr ahnt noch nicht, Mutter, wie glücklich mich der heutige Abend macht!"

„Mein Sohn!" rief die Mutter wieder, ihn feſt umſchlingend: „Ich habe wieder einen Sohn! „dann kehrte ſie ſich zu ihrer Begleiterin mit den Worten: „Frau von Hohenfels! möchtet Ihr ſo glücklich ſeyn, wie ich, und die Tochter finden, die Ihr ſucht, wie ich meinen Sohn gefunden habe."

Die Gefährtin der Frau von Neidingen faltete die Hände, und verſetzte weinerlich: „Der Herr kennt meiner Seele Unruhe, und die Begierde, die ich habe, meines Bruders Mangold Unrecht gut zu machen. Er ſegne auch mein Forſchen, wenn er ſelber den Traum geſendet hat, der mich ſo unwiderſtehlich und plötzlich aus meiner Klauſe hiehergetrieben! Im Traum hab' ich das verlorne Kind geſehen, und es zum meinigen erwählt. Wird mich jedoch der Traum nicht täuſchen, wie mich ſchon eines falſchen Menſchen trügeriſche Vorſpiegelungen täuſchten, der gelobt hatte, die arme Waiſe zu finden und in meinen Schoos zu führen?"

Winterkorn, von den umherſpähenden Augen der Edelfrau erkannt, benutzte die glückliche Stunde, und führte Luitgarde, trotz ihres Sträubens, der Wittib von Ueberlingen entgegen: „Seht hier Euers Bruders Kind, nunmehr Eure Tochter. Ich bin ſtolz, mein Verſprechen gelöſt zu haben."

Da erſchien der Abt in ſeinem beſten Ornate, umgeben von vielem Volke, ſeines Eilands unverhoffte Gäſte zu empfangen und aus der ſtürmiſchen Nacht hinweg in ſein übelberathnes Haus zu führen.

8.

Unter den verwitternden Bögen der kaiſerlichen Pfalz, auf den wackelnden Stühlen, die kaum hie und da noch einen Ueberreſt der ehmaligen anſehnlichen Vergoldung aufzuweiſen hatten, an einer Tafel, die Herrn Summerkalbs plötzlich vor dem Legaten des Pabſtes erwachte Freigebigkeit in Eile geziert, und die fromme Beiſteuer der Unterthanen des Gotteshauſes beſtellt hatte, ſaßen lauter glückliche Menſchen. — Des Abts Erklärungen, des herbeigeholten Gebhards und ſeines Weibes Zeugniſſe, Heinrichs Geſtändniſſe und Luitgards Hingebung. Die geſteigerten Gefühle der Mütter, die eine von Heinrich ſehnlichſt gewünſchte Einwilligung zu verſagen nicht die Kraft gefunden, hatten glücklich und ſchnell die Seltſamkeit der erſten Begegnung überwunden und einen feſten Bund zwiſchen den beiden Häuſern Neidingen und Hohenfels-Brandiß geſtiftet. Im Widerſchein dieſes Glücks ſtrahlten Gebhards und Edeltrauts, der hochbelohnten Retter Luitgardens, biedre Geſichter. Als neugierige oder beſchämte Zeugen ſtanden unter dem an den Treppenſchranken gaffenden Volke die ehemaligen Freier Luitgards und Conrad, der betrogne Betrüger. Der Abt begann aber luſtig, ſeinen hohen Gaſt, den Legaten anſprechend: „Ihr habt die beſte Zeit erwählt, auf der Reichenau den Gebeinen des heiligen Markus und des heiligen Januarius Eure Ehrfurcht zu bezeigen, denn Ihr kommt mit den Schlüſſeln, die da löſen, und einen beſſern Menſchen als den Neidingen habt Ihr noch nie der Welt zurückgegeben. — Vergebt aber die ſchlechte Bewirthung. Wir haben nichts mehr, und wäre Abt Eberhard heute noch am Regiment, es wäre die Frage, ob Ihr ſogar der Heiligen Reliquien noch hierinnen fändet. Er hätte ſie ſchon lange den Venedigern und Neapolitanern verhandelt, die mit uns um die koſtbaren Ueberreſte ſtreiten. — Indeſſen, was gegeben, iſt von Herzen gegeben. Es kredenzt uns freilich nicht mehr wie vordem der Ritter von Salenſtein den Pokal; die Ritter von Hohenkrähen ſind freilich nicht mehr unſre Vorſchneider, aber dennoch ſollt Ihr morgen ſehen, daß es uns an Lehensleuten ganz beſondrer Art nicht gebricht."

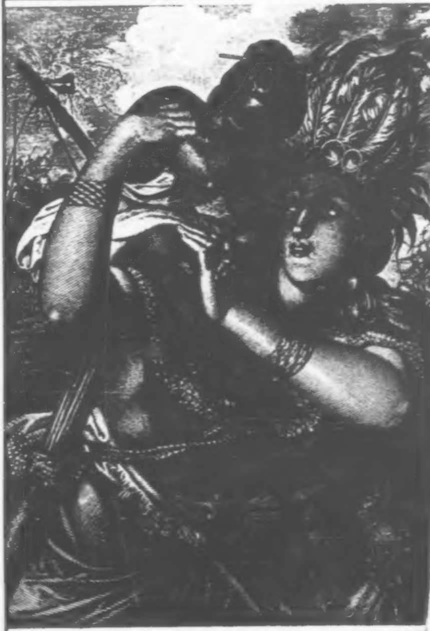
Der Abt hielt Wort. Bei'm feierlichen Gottesdienſte des nächſten Tags, dem der Legat beiwohnte, und nach welchem er den Freiherrn Heinrich von Reidingen von allen Kirchengelübden freiſprach und in ſeinen vorigen Stand wiedereinſetzte, ſtand Winterkorn, der Pfenninglehensmann von Alleńsbach, in einem gar wunderlichen ſchwarzen Flügelrocke, den Degen an der Seite und eine Hellebarte in der Hand, in der Mitte der Kirche, und opferte bei'm Ite, missa est, mit allerlei ſeltſamen Ceremonien einen Koſtnitzer Beckenpfenning auf den Altar des heiligen Bluts. — Bei der Mahlzeit, die hierauf folgte, erſchien der dicke Gauchlin im Pickelhäringskleide, und machte einen Purzelſprung bei jedem Gerichte. In der Nacht endlich, weil der Sturm ſich gelegt hatte, und die Fröſche in den Weihern quackten, mußte Salomo, der Maier, im Waſſer ſein Lehensamt verwalten, und mit einer Stange unter ſeinen Unterthanen Ruhe ſchaffen, damit die Gäſte in der Pfalz ſanft ſchlafen konnten. —

Nach wenigen Monden ſegnete der gute Abt den

Bibl. Univers. Lips.

Freiherrn Heinrich und Luitgard auf der Reichenau zur Ehe ein. Die Dankbarkeit des Paars hatte daſſelbe beſtimmt, dieſen Ort zu wählen. Vater Gebhard im ſchlichten Fiſcherkleide führte ſein Pflegekind zum Altare; neben ihnen führte Heinrich die würdige Edeltraut. Wie er ſo einherſchritt in ſeinen Junkergewändern, mannhaft und ritterlich, prieſen ihn alle Zungen, und jubelten der wunderſchönen Braut entgegen. „Das ſind unſers Stammes Augen und Geſichtszüge!“ ſchluchzte die Hohenfels in ihrer Freude, knieend neben der Frau von Reidingen: „So wie Euer Sohn Euer Konterfey, ſo iſt Luitgard das Ebenbild ihres Vaters, meines guten Wölfle, dem unſer Herr eine fröhliche Auferſtehung verleihe!“

Und mitten in der Kirche, auf Befehl des Abts, der das böſe Betragen der drei Freier gegen Luitgard auf ſeine Weiſe ahnden und vergelten wollte, ſtand wieder der ſauerſehende Winterkorn mit Degen und Hellebarte, gleichwie am Pranger unter den Augen der ſpottenden Menge. — Bei der Feſtmahlzeit machte der feiſte Gauchlin ſeine plumpen Faſtnachtſprünge, und der arme Salomo peitſchte in der Nacht unter den Fenſtern der Neuvermählten ſeine Fröſche.



ner del. J G G Lange Ed. Schuler sc

MOHRIN.

zur Erzählung

Der Sclave Cäsar und seine Familie

Vergiſs mein nicht.

Taſchenbuch

für das Jahr

1839.

Herausgegeben

von

C. Spindler.

STUTTGART

Hallberger'ſche

Verlagshandlung

Vergiſsmeinnicht.

Taſchenbuch für das Jahr

1839.

Zehnter Jahrgang.

Von

C. Spindler.

Inhalt.

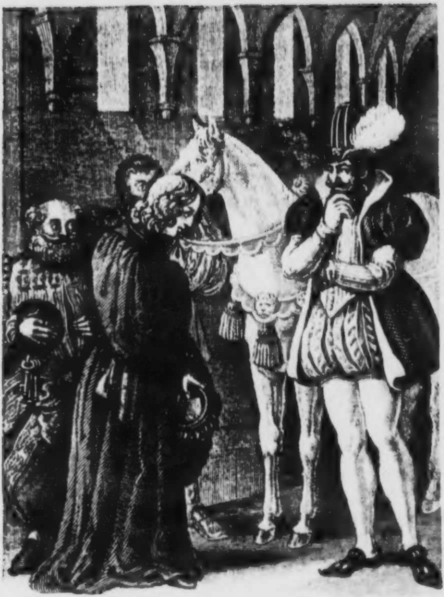
Seite
Der Sclave Caſar und ſeine Familie . . . 1
Flammen unter Schnee 159

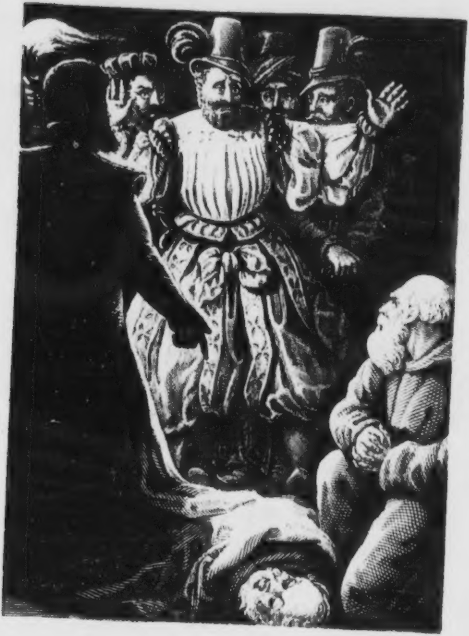
Erklärung der Stahlſtiche.

1.

Nonine.

Nonine iſt eine der Haupterſcheinungen der Erzählung: „Der Sclave Cäſar und ſeine Familie,“ welche die erſte Hälfte dieſes Jahrganges unſeres Taſchenbuches füllt, und bedarf alſo nur dieſer Hinweiſung.



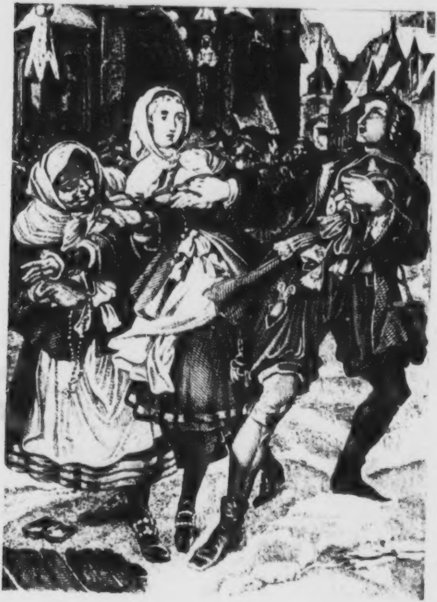


II. und III.

Darſtellungen aus dem Baſtard.

Wir haben in den früheren Jahrgängen dieſes Taſchenbuches, bei Gelegenheit der Bildererklärung, ſchon mehrfach Anlaß genommen, auf die poetiſche und literarhiſtoriſche Stellung der Spindler'ſchen Romane hinzuweiſen, und namentlich haben wir den großen Cyclus, welchem der Baſtard angehört, öfters im Ganzen und Einzelnen erwähnt.

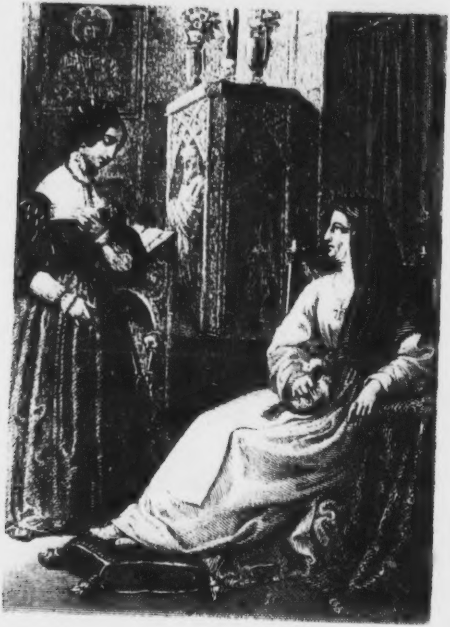
Die zwei Darſtellungen aus dem Baſtard, welche hier geboten werden, gehören in die Reihe der früheren; die erſte zeigt den angeblichen Seybolſtorfer, wie er im Marſtall vor dem menſchenſcheuen Rudolf erſcheint, — die andere ruft jene ergreifende Kataſtrophe des letzten Capitels ins Gedächtniß zurück, welche das Gedicht ſeinem großartigen und verſöhnenden Ende zuführt.



IV.

Der Missionair.

Der Verfaſſer des Jeſuiten hat in der Erzählung: „Der Miſſionair“ ernſte Lehren gegeben, nicht etwa durch nüchterne Raiſonnements, ſondern — wie der echte Dichter ſoll und thut — durch Darſtellung der „Zuſtände“ und Thatſachen. Möchten ſolche Lehren, wie der Dichter ſie ertheilt, vorzüglich jene ſich zu Herzen nehmen, welche ein Recht zu haben glauben, alle Schranken niederzureißen, welche, ehrwürdig und heilig durch die Zeit und ihren Urſprung, die Maſſe vom Abgrund des Verderbens zurückhalten.



V.

Die Nonne von Gnadenzell.

Giſela erſcheint vor der ſo ſchönen und ſo böſen Richardis, in der ſie, ſtatt der gehofften geiſtlichen Mutter, eine arge Feindin und Quälerin zu finden beſtimmt iſt.

VI. und VII.

Eugen von Kronstein.

Das erſte Bild zeigt den Helden der Erzählung, krank, — wie er ſich ſtellt, als ob ihn der Kuß der ſchönen Gräfin erweckt habe. „Ich wendete mich,“ ſagt er, „öffnete halb die Augen und ſah Calypſo ſelbſt an meinem Lager ſtehen, reizender als je, in ein geſchmackvolles Negligee gehüllt, den Finger an die Roſenlippen gelegt, und den Körper wie zum Entfliehen gewendet, wenn mein Erwachen die holde Lauſcherin verſcheuchen ſollte.“

Auf dem zweiten iſt abermals Eugen von Kronſtein, im Begriffe, Violen unter der Beihilfe der mitverſchwornen Gärtnerin aus dem elterlichen Hauſe zu entführen. Er wollte ſie in ſeine Arme ſchließen; — ernſt wies ſie ihn zurück: „Eugen!“ ſprach ſie mit bebender Stimme: „noch haben wir den Schritt zu thun, noch können wir ihn unterlaſſen. Haben Sie alles bedacht?“

Der Sclave

Cäſar und ſeine Familie.

1.

Des Pflanzers Geburtsfeſt.

„O Fortuna, Du falſches Weib mit der Honigzunge, der verlockenden! O Zufall, Du läppiſches Kind mit den blinden Augen und ungeſchickten Händen! iſt denn auf Erden ein Unheil, das nicht von euch ſtammte? Und euch gegenüber der Menſch, die ſchwache lüſterne Kreatur, die nur das Begehren frei hat, zappelnd unter euerm Joch! Glück und Schickſal, was habt ihr aus mir gemacht?“

Dieſe Worte, im tiefſten Unmuth ausgeſtoßen, hallten wider in dem finſtern nordamerikaniſchen Wald, durch deſſen engverſchlungene Baumwipfel der Mondſtrahl ſich kaum hie und da Bahn zu brechen vermochte. Der Mann, der alſo mit ſich ſelbſt, mit der Glücksgöttin und dem Zufall haderte, ſaß in einem leichten Fuhrwerk, deſſen Stöße auf dem holprigen Knüppelwege dann und wann die Deklamationen des Kutſchirenden unterbrachen. Ein Sclave lief voraus, die Fackel in der Hand, und zeigte den Weg durch die rauhe Wildniß.

„Merke ſein auf die Kerbſchnitte an den Bäumen!" rief der maryländ'ſche Pflanzer aus ſeinem Wagen dem Neger zu: „laß den großen Ahorn nicht zur Seite liegen, Jo! Es gehörte noch zum Unglück dieſes Abends, daß wir uns im Walde verirrten."

„Nein, nein, Herr!" antwortete Jo, der Neger, die Fackel ſchwingend: „Ich meine, ich ſehe dort den Ahorn leuchten. Wir ſind auf dem rechten Wege, und werden daheim ſeyn, ehe die Fackel verlöſcht."

„Munter, Beß, munter, mein Hector! ſtrengt euch an, euerm Herrn den letzten Dienſt zu erweiſen!" fuhr der Pflanzer fort, und in den gewohnten Schmeichelton, womit er die Pferde anzutreiben pflegte, miſchte ſich Bitterkeit und Wehmuth: „Hättet ihr mich doch nimmer in die vermaledeite Stadt geführt! wäre doch die Hand verdorrt, die euch zu der Unglücksfahrt einſpannte! Werft mich aber jetzt nicht um, ihr unſchuldigen Werkzeuge meines Untergangs. Spart das Halsbrechen für euern künftigen Herrn und Meiſter. — Heiliger Dionys! das hat ein Rad gekoſtet!" —

Der Wagen war zwiſchen zwei gewaltigen Baumſtämmen mit einem gräßlichen Stoße eingeſunken. Jo, der verſchnaufend eine Strecke von der gefährlichen Stelle gewartet hatte, ſprang herbei, und ſtemmte ſeine muskelkräftigen Schultern unter das Fuhrwerk, um es emporzuheben. Der Pflanzer half ihm getreulich. Die verglimmende Fackel ließ den angerichteten Schaden ermeſſen. Zwei Räder waren zerbrochen. Mit einer gutfranzöſiſchen Verwünſchung zwiſchen den Zähnen übergab der Pflanzer die Zügel dem Sclaven, und befahl ihm, den Wagen langſam nachzuſchleppen. Er ſelber, aufgeregt von der mächtigen Erſchütterung und dem Ingrimm ſeines Gemüths, machte ſich trotz der Dunkelheit zu Fuß auf den Weg, tappte mit den Händen an die dreifachen Kerbſchnitte in den Bäumen, und fand auf dieſe Weiſe den großen Ahornſtamm und daneben die breitere Fahrſtraße, die nach ſeiner Pflanzung führte. —

Weit voraus dem Wagen, deſſen Raſſeln und Kollern nur aus der Ferne noch zu ihm herüberdrang, bei den erſten Pfählen der Einfriedigung ſeiner Niederlaſſung angekommen, ſetzte ſich Aubüſſon auf den vom Sturm vergangener Nächte entwurzelten Stamm eines Hickory, ſchaute den Abhang hinab nach ſeinem erleuchteten Hauſe, kühlte die Stirne im erfriſchenden Thau der Sommernacht, und ſpann den Faden ſeines Selbſtgeſprächs aufs Neue an; weicher und geſchmeidiger jedoch, als vor einer Viertelſtunde.

Seine Gedanken ſchweiften weit über den Ocean nach dem Heimathlande, zum geliebten einzigen Sohn. Die Worte folgten gehorſam den Gedanken. „Ach, mein Alexander!“ ſeufzte der zärtliche Vater: „wo magſt Du zu dieſer Stunde weilen? von Büchern umlagert, neben der ſtillen Lampe in der Studierſtube? oder ſpazierend in einem duftigen Boskett von Verſailles? oder lachend und lärmend in der Oper zu Paris, wo der jugendliche Muthwille austobt nach Herzensluſt? Ach, wo Du auch ſeyſt, Du gedenkſt Deines Vaters.

ſeiner Verlaſſenheit, und ſeines öden Hauſes in der Niederung von Maryland. Sicherlich zählſt Du die Tage, nach deren Verlauf ich zu kommen verſprochen habe, um Dich abzuholen, und als einen an Kenntniſſen und Jahren gereiften Jüngling in den Schooß des Ueberfluſſes, in Dein zehnfältig vermehrtes Eigenthum einzuführen! — Tauſend Meilen von mir entfernt, ahnſt Du nicht, was in dieſer Stunde mein Herz zerfleiſcht. Die vier Jahre Deiner Abweſenheit ſind Dir lang geworden; Du hungerſt nach der Umarmung Deines Vaters, Du ſehnſt Dich, mit ihm Arm in Arm in den Gaſſen von Paris prahlend umherzugehen, Deinen Freunden den Cröſus zu zeigen, von dem Du mit ihnen ſo oft mit Stolz und Freude geſprochen. Kommen würde ich, glaubſt Du, ſtrahlend von Diamanten, wie die fabelhaften indiſchen Könige, und den Plutus und Merkur an meinen Ketten führend? Kommen, ohne Sorge und Trauer, und die Erinnerung an das allzufrühzeitige Hinſcheiden Deiner Mutter, die nur wenige Wochen Deinen Abſchied überlebte, würde der einzige Wermuthtropfen in dem Becher unſerer Glückſeligkeit ſeyn? So wähnſt Du noch jetzt, Du Armer! — Nicht doch: Du Reicher, will ich ſagen, denn der ſchnellſte Brief wird Dir erſt nach einigen Monaten melden, was ich leider jetzt ſchon weiß, und der Traum von der Dauer unſers Glückes iſt ſchon eine unberechenbare Wohlthat!“

Aubüſſon verbarg ſein Geſicht in das Schnupftuch. Der heranrollende Wagen ſcheuchte ihn auf. Einen wohlbekannten Fußpfad einſchlagend ging der Pflanzer ſeinem Hauſe zu. „Ein Brief..?“ murmelte er vor ſich hin: „ein kalter Brief? Nein, Alexander. Ich ſelber will der Bote ſeyn, kommen zur Zeit, da ich's verſprach, wenn auch in anderer Geſtalt, als ich gehofft. Die heuchleriſche Feder ſoll meine Schwäche nicht umſchreiben, nicht verſchleiern. Ich ſelber will als meines Unrechts Herold auftreten, und Du magſt mir dann vergeben, wenn Du kannſt.“

Aubüſſon hatte geſchwinde die Tabaksfelder durchſchritten. Das helle Haus, umringt von dunkeln Negerhütten, lag dicht vor ihm. Das Quitſchen einer Geige, der Schall einer Handtrommel, das Schnarren einer Leyer tönte aus den offenen Fenſtern des Erdgeſchoſſes. Eine beträchtliche Anzahl Neger und Negerinnen tanzten in dem Salon nach dem Klang der barbariſchen Muſik. Die Männer waren mit weißen Jacken herausgeputzt, die Weiber prangten in farbiggeſtreiften Gewändern, ein buntes Kattuntuch kokett um den wolligen Kopf gewunden. Das Gejauchze der Kinder überſchrie manchmal das Stampfen der Tänzer, den Lärm der Muſik, und machte den abentheuerlichen Sabbat vollſtändig. —

Der Pflanzer ſtutzte einen Augenblick. Dann lächelte er, ſich beſinnend. „Mein Geburtstag!“ ſagte er wehmüthig: „Als ich geſtern meinen Sclaven erlaubte, das Feſt nach ihrer Weiſe und auf meine Koſten zu feyern, habe ich mir nicht träumen laſſen, wie elend ich ſelber es begehen würde. Geſtern konnte ich ihnen noch das ganze Haus zu ihrer Verfügung überlaſſen; .... heute — ach, iſt es nicht mehr das meinige. Wie werden die Nachbarn frohlocken, die hämiſchen Engländer, deren Sclaven heute noch, als eingeladene Gäſte der meinigen, meinen Ball beſuchen! Die Neidiſchen werden jubeln über ein Unglück, das meine Schuld herbeigeführt! Wahrlich: mit der getreuen Lebensgefährtin iſt jeder gute Geiſt von mir gewichen!“

Seine Füße wankten unter der Laſt des über ihn einbrechenden Kummers. Er ließ ſich unter dem Tulpenbaume nieder, der die Thüre ſeines Hauſes beſchattete. Zur nämlichen Zeit ſchwieg in dem Saale die Muſik, und die Tänzer traten in plaudernde Gruppen zuſammen. Ihr Geſpräch gelangte manchmal verſtändlich zu dem Ohr des Pflanzers.

„Wo iſt Beau-Soleil?“ fragten mehrere Stimmen. „Ach, wo iſt er, der beſte Tänzer?“ wiederholten einige Weiber mit vieler Theilnahme.

— „Wir werden ihn wohl nicht mehr ſehen, den flinken Springer;“ antwortete Jehu, ein alter Neger in Aubüſſon's Dienſten: „Gott helfe ihm auch dazu, daß wir ihn nicht wiederſehen. Sein Schickſal würde bös und traurig ſeyn.“

„Warum, warum? was hat's gegeben, Jehu?“

— „Sind keine Leute da, die dem Nachbar Fleance trätſchen könnten, was ich erzählen will?“ fragte der Alte.

„Keiner, keiner. Wir ſind unter guten Freunden. Rede, rede, alter Jehu!“

— „Nun, ſo mögt ihr wiſſen, daß Beau-Soleil entſprungen iſt, um den Mißhandlungen des Fleance zu entgehen. Hat nicht der Grauſame den armen Jungen drei Tage hintereinander bis auf's Blut peitſchen laſſen, weil er nach Wilber's Farm geſchlichen war, um ſein Weibchen zu ſehen? Iſt denn ein ſolcher Gräuel noch jemals vorgekommen? So lange Wilber und Fleance gute Freunde waren, hat Fleance nichts dawider gehabt, daß Beau-Soleil ſein Weibchen am Samſtagabend beſuchte; aber ſeitdem ſie wegen des Eiſenhandels uneinig geworden, hat der Tiger dem jungen Manne die Erlaubniß verſagt. Er fürchtete, dem Wilber möchten von der hübſchen Miala Kinder geboren werden. Daher . . . . .“

„Schrecklich, gräßlich! Eine Rothhaut aus den Wäldern am großen Fluſſe iſt menſchlicher!“ lautete der Chor der Zuhörer.

— „Daher hat Beau-Soleil die Flucht ergriffen, und die Miala mit ſich in die Ferne genommen. Unſer aller Vater beſchütze ihre Flucht, und laſſe ſie nie mehr in des Fleance oder des Wilber blutige Hände fallen!“

„Es ſei ſo; es geſchehe alſo! Wohl geſprochen, Jehu.“

„Noch mehr, meine Brüder und Schweſtern,“ nahm eine volltönende Mannsſtimme das Wort: „Unſer aller Vater verderbe die böſen Nachbarn ſammt ihrem Stamm, zur Freude und Erlöſung der armen ſchwarzen Menſchen!“

„Wohl, wohl; er verderbe ſie!“ wiederholten die Andern, als wie in einem feierlichen Geſang.

— „Dafür,“ ſprach die wohlklingende Stimme weiter, „dafür überſchütte er mit all ſeinem Segen die weißen Männer, die den Böſen unähnlich ſind; vor

Allen unſern gütigen Herrn, unſern Vater, deſſen Feſt wir heute ſo von ganzem Herzen feiern!“

Die Zuhörer klatſchten Beifall. „Wackerer Cäſar!“ murmelte Aubüſſon vor ſich hin, und ſeine Hände falteten ſich, während ſeine Augen naß wurden.

Cäſar fuhr mit Wärme fort: „Wenn Einer auf Erden würdig iſt, unter den ewigen Palmen zu ſitzen, worunter dereinſt die ſchwarzen Leute verſammelt werden ſollen, als eine Vergeltung für ihre Leiden auf dieſer Welt, ſo iſt es der brave Herr Aubüſſon. Keiner von ſeinen Sclaven hat über ihn zu klagen; alle ſind geſegnet mit ſeinen Wohlthaten. Aber vor Allen kömmt mir zu, ſeinen Namen zu preiſen, denn er hat mich gehalten, wie ſeinen Sohn. Ich war krank, da ich aus dem ſchrecklichen Schiffe ſtieg, das mich dem Vaterlande entführt hatte. Das Heimweh ſog mir das Mark aus den Knochen; die ſchweren Feſſeln hatten meine Glieder wund gerieben. Ich lag auf dem Markte wie ein Todter, und alle Käufer wandten ſich von meiner Jammergeſtalt mit Eckel ab. Der Kaufmann ſtieß mich mit dem Fuße, nannte mich einen räudigen Hund und ſchmälte, daß ich ihn um das Geld betrogen, ſo er für mich hingegeben. Da nahte endlich mein Retter, mein Vater, unſer Herr. — Eben meine Hülfloſigkeit rührte ſein Herz. Er kaufte mich, goß Oel in meine Wunden, flößte Balſam in meine traurigathmende Bruſt. Seine Pflege, milder noch, als die eines Weibes, heilte mich von der verzehrenden Ohnmacht, die mich zu tödten begonnen hatte. Ich erwachte wieder zum vollen kräftigen Leben, zu einem Leben, koſtbar, reich und ſchön wie Gold.“

— „Du verdienſt es, Cäſar; ſchaltete der alte Jehu ein: „Ein Beſſerer als Du iſt noch nie im Reich der großen Schlange geboren werden. Was Deine Aïde an Schönheit, das biſt Du an Tapferkeit und vornehmer Abkunft.“

„Aïde, Aïde!“ riefen die Neger und klatſchten abermals in die Hände, als die Genannte zu ihrem Gatten trat, der ſie leidenſchaftlich umſchlang. —

„Ja, Aïde!“ rief auch Cäſar glühenden Auges: „Sie allein hatte zu meinem Glücke gefehlt, aber unſer Herr wollte nicht, daß ſie mir ewig fehlen ſollte. Des Herrn Weib beobachtete zuerſt, daß wir uns liebten, wenn wir uns gleich ſelten ſehen durften. Des alten Henry Plantage liegt wohl vier Meilen von hier entfernt; dennoch lief ich hin und zurück in mancher Nacht, und klagte nicht über die wunden Füße. — Der Herr ſagte anfänglich nichts, und ſtellte ſich, als wiſſe er nichts um die Sache. Aber eines Abends, da ich vom Markte heimkam, müd und matt, und zu Jo und Jehu in die Hütte ſchlüpfen wollte, um [illegible]u ſchlafen, ſagte mir der Alte da: Packe Dich, hier iſt kein Platz mehr für Dich! Jo führte mich zu einer neuerrichteten Kabane, ſchob mich hinein und — Aïde lag in meinen Armen. Der Herr hatte ſie für vieles Geld dem grauen Henry abgekauft, und gab ſie mir zum Weibe. Ob wir glücklich waren? he, Aïde? — Dafür ſollen aber unſere Kinder die getreueſten Diener unſeres guten Herrn werden, dem die Sonne noch lange leuchten, und der große Geiſt noch eine Gefährtin beſcheeren möge, die ihm erſetze, was er an der guten weißen Frau verloren hat. —

„Nein, das halte in meiner Lage ein Anderer aus;" ſagte Aubüſſon aufſpringend mit unwilliger Rührung: „ich muß ein Ende machen, lieber heute als morgen."

Und die ſchwarzen Sir's und Meſſieurs hatten ſich kaum mit ihren Ladies und Mesdames wieder in Reihen geſtellt, um mit dem Tanze fortzufahren, als ſchon des Pflanzers ehrwürdige Geſtalt in ihrer Mitte erſchien. Ein Jubelruf empfing den Allgeliebten. Die Eifrigſten unter den fröhlichen Gäſten eilten auf ihn zu, berührten ſeine Kleider, küßten ſeine Hände. Nie war ein „Willkommen!" herzlicher, als dieſes.

Aber auch niemals ſprach ſich die Trauer aufrichtiger aus, als in den Zügen dieſer armen Afrikaner, da Herr Aubüſſon zu ihnen Folgendes redete: „Ihr ſeyd luſtig, meine Kinder; aber ich bin betrübt. Ihr tanzt, als hättet ihr Springfedern unter den Sohlen, und ich ſchleppe Centnergewichte des Unglücks auf meinem armen Haupte. Hört: ſo wie ihr vordem meine Freuden und meine Arbeit getheilt, ſo theilt heute auch meine Laſten. Schickt eure Gäſte heim; ich habe nur mit den Angehörigen meines Hauſes zu ſprechen."

Still und beſcheiden entfernten ſich die Sclaven der Nachbarn, und die Schaar von Aubüſſons Negern verſammelte ſich mit ängſtlicher Erwartung um den ſo ernſt geſtimmten Herrn. — Er begann mit einem ſchweren Athemzuge: „Die Güter dieſer Welt ſind nicht beſtändig, meine Freunde. Ihr habt es bereits ſchmerzlich erfahren, denn ihr habt, ein jeder von euch, das Vaterland, euer Eigenthum, eure Aeltern und Freunde eingebüßt, weil ein grauſames Schickſal es nicht anders fügte. Ein natürliches Gefühl hat euch ohne Zweifel ſchon oft angeregt, das Glück und die Reichthümer der weißen Herren, die euch Gott gegeben, mit neidiſchen Augen anzuſehen? Doch ſollt ihr heute erfahren, daß auch der Weißen Reichthümer wandelbar ſind, gehend von Hand zu Hand. Dem Einen raubt ſie der Tod, dem Andern das tückiſche Meer, dem Dritten des Feuers Feindſeligkeit, dem Vierten der ſeeſtreifende Räuber von den lucayiſchen Inſeln; Vielen das unabwendbare Unglück, Manchen der unbeſonnen herausgeforderte Zufall. Ich bin einer der Letztern. So wie ihr mich da ſeht, war ich noch, als die Sonne hoch ſtand, ein reicher Mann, und zu dieſer Friſt bin ich ein Bettler, dem von ſeiner Habe nicht mehr der ſchlechteſte Zweig gehört, womit ſeines ärmſten Sclaven Hütte gedeckt iſt.“

„Wehe! wehe!“ riefen die Neger mit allen Merkmalen der Betrübniß und Neugier.

Nach einer Pauſe, während Aller Augen den unglücklichen Herrn zu durchbohren ſchienen, fuhr derſelbe mit erzwungener Kälte fort: „Die Sache iſt dieſe: „ich habe heute Abend in der Stadt all mein Geld und Eigenthum, Haus und Hof und Felder und euch Alle insgeſammt — verſpielt.“

Der Wehruf der Schwarzen erneuerte ſich. Sie rangen die Hände, fielen auf die Kniee, ſtießen ihre Köpfe in den Staub.

Nachdem der gewaltigſte Lärm ſich gelegt, ſchloß Aubüſſon mit den Worten: „Ein Hinterwäldler, der in unſern Staat gekommen war, um ſich anzuſiedeln, und dem ich meine Niederlaſſung nicht verkaufen wollte, hat ſie mir, ſammt der Baarſchaft, die ich in der Stadt niederzulegen gegangen war, abgewonnen. Er wird morgen in ſein wohlfeiles Beſitzthum eintreten; ich werde morgen fortgehen. Ich hoffe ....“ ein ſchmerzliches Achſelzucken verrieth, wie wenig Aubüſſon auf dieſe Hoffnung baute — „ich hoffe, er werde euch ein menſchlicher Herr ſeyn, und ich empfehle euch den ſtrengſten Gehorſam gegen ihn. — Legt euch nun ſchlafen. Morgen ein Mehreres.“

Aubüſſon drehte ſich raſch um, damit die Leute ſeinen Schmerz nicht ſähen, und verfügte ſich in ſein Schlafzimmer. — Cäſar brachte ihm Lichter, Thee, Rum und die Tabaksbüchſe nach, machte ſich allerlei im Zimmer zu ſchaffen, und blieb endlich, ohne dem Wink Aubüſſons, der ihn entließ, zu gehorchen, an der Thüre ſtehen, ſeinen Herrn unverwandt betrachtend.

„Was willſt Du noch?“ fragte ihn dieſer trocken.

„Ich habe etwas auf dem Herzen;“ verſetzte der Sclave traurig.

„Geſchwinde, was iſt's?“

„Du gehſt von uns, lieber Herr? Wohin gehſt Du?“

„Wozu die Frage?“

„An den großen Fluß zu deinen Verwandten?“ fragte Cäſar weiter, ohne ſich ſtören zu laſſen. —

„Nein, Cäſar. Man muß niemals im Unglück zu Verwandten gehen.“

— „Hm, das iſt ſo bei den Weißen. Sie lachen des Unglücks ihrer Väter. Im Reich der großen

Schlange iſt's anders. Unſere Verwandten freuen ſich unſerer Freude, helfen uns weinen im Leide, füttern uns, wenn wir hungern, rächen die Miſſethaten, die an uns begangen wurden...“

„Und verhandeln nebenbei ihr eigen Fleiſch und Blut. Sprich nicht von Dingen, Cäſar, die Du nicht verſtehſt.“

— „Du biſt viel gelehrter, als ich, lieber Herr. Ich ſchweige von den Vettern. Aber wohin gehſt Du von hier? Sage mir's, ich bitte Dich.“

„Nach Frankreich, Cäſar, nach der Heimath, die ich eben ſo arm wieder betreten werde, als ich ſie verließ.“

— „Ah!' Du gehſt zu Deinem Sohne?“ Cäſars Geſicht verklärte ſich.

„Ja, ja, Schwarzkopf. Ich gehe zu ihm, den ich aus ſeiner ſchönſten Laufbahn reißen muß, weil ich ſchlechter Vater ihm nicht einmal der Mutter Erbtheil rettete. Ach! ich wollte gerne darben und verkümmern, wenn nur mein guter Alexander......!“

„Du haſt ihn wohl recht innig lieb, Deinen Sohn? Du kommſt mir vor, wenn Du von ihm redeſt, wie eine Mutter, die ihr Kind ſtreichelt, und es mit feingeſpitztem Munde küßt, damit ihm nicht einmal im Kuſſe wehgethan werde.“

„Du biſt ſelbſt Vater, Cäſar. Du verſtehſt den Schmerz und die Liebe des Vaters.“

Cäſar richtete ſich ſtolz auf. Die Hand betheuernd auf die Bruſt gelegt, ließ er ſeine Blicke flammen, und rief begeiſtert: „O Aïde! o meine Kinder! Du kennſt meine Seele, wie die Deinige, o Herr!“ — Plötzlich jedoch wandelte er ſeine Stimme in die der Unterwürfigkeit um, und fragte mit ſchlauer Freundlichkeit: „Der Sohn, den Du liebſt, gehört, glaube ich, nicht ganz allein Dir an?“

Staunend verſetzte Aubüſſon: „Nun, bei Gott! wenn Du nicht Alexanders Mutter meinſt, die jetzo von dem Himmel herab ihren Sohn mit den Augen einer Seligen bewacht, — wer ſoll denn noch ferner auf ihn Anſprüche machen dürfen außer mir?“

Mit einer tiefen Verbeugung zeigte der Sclave auf ſich ſelber. — Aubüſſon ſtarrte ihn an. Cäſar ſprach beſcheiden: „Du entſinnſt Dich des Affen, den einſt Deiner Schweſter Tochter Dir vom großen Fluſſe herauf geſendet?“

„Ha, nun verſteh' ich. Der böſe Affe, der den kleinen Buben in den Wald geſchleppt, und den Du mit einem kühnen und ſichern Schuſſe erlegteſt, ohne das Kind zu verletzen! O Cäſar, wenn ich Dir je die ſchöne That vergeſſe .....“

— „So ſprachſt Du ſchon dazumal, Herr.“

„Aber ich bin zu arm, Dich würdig zu belohnen.“

— „So ſprachſt Du auch ſchon dazumal, Herr.“ —

„Jetzo, heute, bin ich tauſendmal ärmer, mein Freund.“

— „O nein, lieber Herr, Du biſt heute reicher als je, mir den Pflichtdienſt wett zu machen. Darum ſpreche ich heute den Lohn an. Du wirſt nicht im Scheiden anfangen wollen, undankbar zu ſeyn?“

„Gewiß nicht, Burſche; aber erkläre mir: was kann ich thun...?“

— „Laß den armen Cäſar nicht in Maryland zurück, laſſe ihn nicht einen Sclaven des Hinterwäldlers werden. Nimm ihn nach Frankreich mit. Cäſar iſt dann belohnt, und Du und Dein Sohn ſind ihm nichts mehr ſchuldig.“ —

„Was denkſt Du, Freund? Ich ſollte ....? was würde Aide, was ſollten Deine Kinder beginnen?“

Unbefangen und zutraulich antwortete der Sclave: „Hm, Aide und die Kinder müßten mit Dir und Cäſar gehen.“

„Welche Thorheit! Beſinne Dich. Wie ſollte ich, deſſen eigene Zukunft ſo unbeſtimmt, ſo räthſelhaft, wie ſollte ich für Dich und die Deinen ſorgen können? Ihr würdet zu Grunde gehen im fernen Lande.“

— „Unſere Dienſte ſollen Deine Wohlthat vergelten, Herr;“ erwiederte Cäſar mit Thränen kämpfend.

Da ſagte Aubüſſon gütig: „Faſt möchte ich Deine Unwiſſenheit belächeln, Du ehrlicher Sohn der Wüſte. Ich ſelber werde meinen Bedienten vorſtellen müſſen. Vergiſſeſt Du nebenbei, daß ich mit ſchwerem Gelde Dich und Deine Familie dem Gewinner wieder ablöſen müßte? daß ich im Gegentheil nicht einmal im Stande bin, die Ueberfahrt für euch und mich zu bezahlen? Geh in Frieden. Du verlangſt, was nicht ausführbar iſt. Bleibe im Lande, beſinne Dich. Diene dem neuen Herrn, wie Du mir gedient haſt, und es wird Dir wohl gehen.“

Der arme Neger ſchüttelte traurig mit dem Kopfe. Während er mit der rechten Hand ſeine Zähren trocknete, deutete die Linke auf's Herz, und Cäſar ſtammelte:

„Unſer aller Herz iſt todtkrank. Wir überleben nicht Deinen Abſchied.“ — Somit ging er nach ſeiner Cabane, den Schlummer zu ſuchen; aber er fand ihn nicht. Die Kinder ſchliefen zwar ruhig; Aïde theilte jedoch ihres Gatten Unruhe, und die beiden redeten vom Herrn und ſeinen Tugenden, bis der bleiche Tag am Himmel ſtand.

2.

Der neue Herr.

Die Sclaven hatten eben die nöthigſten für den Tag angeſetzten Feldarbeiten verrichtet und waren heimgekommen, um der ſteigenden Sonnenhitze zu entgehen, als bereits in dem gewaltigen Hofraum vor Aubüſſons Hauſe der lärmende und zahlreiche Troß des neuen Beſitzers einzog. Eine Menge von Wägen aller Gattung, von Ochſen und Pferden gezogen, raſſelten heran, belaſtet mit dem Hausgeräthe und den Mundvorräthen der Familie des glücklichen Hinterwäldlers. Ein Trupp von Knechten und Mägden, weißes und farbiges Volk im bunten Gemiſch, führte die Thiere und trug auf Kopf und Rücken das leichter zu transportirende Gut. — Der älteſte Sohn des Anſiedlers führte den ganzen Zug. In einem wohlbedeckten, gutbeſpannten Karren folgte der Anſiedler ſelbſt mit ſeiner übrigen Familie dem langſam ſchreitenden Haufen.

Die Schwarzen der Plantage liefen neugierig zuſammen, ihren Gewinner und Herrn von Angeſicht zu ſchauen. Der Anblick deſſelben war weit entfernt, dieſe ſtumpfe Neugier in eine regere Theilnahme zu verwandeln.

Der Sohn Paulus hob zuvörderſt drei kleine Kinder, ſeine Geſchwiſter aus des Vaters zweiter Ehe, aus dem Karren. Die Kleinen, wohlgemäſtet, fett wie Igel, ſchauten dumm im Kreiſe umher. Ihres Verſtandes natürliche Beſchränktheit, verbunden mit den Strapatzen und tauſendfältig wechſelnden Abentheuern einer Reiſe von ſieben Wochen, machte, daß ihnen der neue Schauplatz, wo ſie auftraten, völlig gleichgültig vorkam. — Paulus ſtellte ſie mit finſterer Miene, gleichſam als unnütze, den Raum verſperrende Hinderniſſe bei Seite. Dann hieß er die Kindermagd, ein farbiges Weib, vom Karren ſpringen, und reichte der Stiefmutter die Hand. Eine unbehülfliche, ſchwammige Figur, noch ziemlich jung und hübſch, aber blaß, träge und erſchöpft, wickelte ſich aus dem verhüllenden Segeltuche, und gleitete wie ein Baumwollballen zur Erde. Der Hausvater folgte ihr: ein rüſtiger Fünfziger, wohlbeleibt aber kräftig; ſtruppigen blonden Haars, mit blauen ſeelenloſen Augen und dick aufgeworfener Unterlippe. Der deutſche Schnitt herrſchte in ſeinem Geſichte vor. Er ſtammte aus dem deutſchen Reiche, wohin ſeine Aeltern aus Holland eingewandert waren. —

Auf dem Boden angelangt, führte er, der kutſchirt hatte, mit ſeiner gewaltigen Peitſche noch einen ſehr überflüſſigen aber markigen Streich nach der Flanke ſeiner Gäule, warf dann einem Knecht die Peitſche zu, ſchaute rund um ſich, und fragte, behaglich die Hände reibend, in ſchlechtem Engliſch: „Dieſes iſt alſo das Haus, das mir der Himmel beſcheert hat? Auf meine Ehre, nicht übel! Gott verdamme mich! gar nicht übel.“ Sofort drehte er ſich mit königlicher Wichtigkeit gegen ſeine keuchende, gähnende, luftſchnappende Hälfte und ſprach zu ihr: „Miſtreß Ebenetzer, hier werden wir wohnen; ſo weit Ihr ſeht, gehört Feld und Wald unſer.“

„Ich bin erfreut, Maſter Ebenetzer;“ antwortete die Frau mit derſelben Wichtigkeit: „Ihr habt immer gut Glück, Maſter.“

„Gott ſegne Euch, Miſtreß Ebenetzer. Alles zu Euerm Wohlgefallen, ſage ich. — Aber — Paulus, mein Sohn! noch ſtehen wir, wie wandernde Keſſelflicker, mit Sack und Pack ohne Obdach in unſerm Eigenthum? Wo iſt mein Quitte-à-double? Wo iſt der Aufſeher der Plantage? wo der Sclavenmeiſter? Ich will wiſſen, wie die Nuß von innen ausſieht; bei Gott, das will ich. Wir ſind lange genug von der Sonne geröſtet worden, wir kommen mir vor, wie gedörrte Maiskolben. Wir wollen uns in den Schatten legen. Heda, wo ſind die Leute? Dumme ſchwarze Affen! wie ſie 's Maul aufſperren! Aber ich hab' ein Univerſalmittel bei mir, das faule Jungen löſt.“

Maſter Ebenetzer zog unter dem Leinwandkittel eine Sclavenpeitſche hervor, von gutem hartem Rindsleder, und wickelte ſie kaltblütig auf.

Indeſſen ſtand bereits Aubüſſon vor ihm, und ſagte mit franzöſiſcher Urbanität zu dem rohen Hinterwäldler: „Ihr Quitte-à-double iſt zu Ihrem Befehl. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie überall einzuführen, und Ihnen alle Schlüſſel zu überliefern.“

Ebenetzer, der nie verſäumte, den Yankee zu ſpielen, um ſeinen holländiſch-deutſchen Urſprung vergeſſen zu machen, ſah mit ſpöttiſchem Lächeln den Franzoſen halb über die Achſel an, und erwiederte: „Well; führt mich, Monſieur. Es iſt an der Zeit.“ —

Aubüſſon, ohne dem Ernſt zu entſagen, womit er den Grobian angeredet hatte, überhörte gefliſſentlich deſſen Ungeſchliffenheit und ſchritt ihm voran in's Haus.

Mit dem plumpen Eifer des Mannes, der manches Jahr in einem finſtern Urwalde zugebracht, beherbergt von einem Blockhauſe, kämpfend gegen wilde Menſchen und Beſtien, des Wohlſtands und der Bequemlichkeit entbehrend, aller bildenden Geſelligkeit entfremdet, — nahm Ebenetzer Beſitz von der ihm vom Himmel herabgefallnen fetten Beute. — „In dieſer Stube werde ich wohnen,“ ſagte er: „dort werden die Kinder ſchlafen; jenes Eckzimmer iſt ganz gemacht für den Paulus; die Gemächer links werden für Miſtreß Ebenetzer eingerichtet ....“

— „Ein edles Weib hat darinnen gewaltet;“ unterbrach ihn Aubüſſon: „meine Gattin lebte und ſtarb in dieſen Räumen.“

„Pfui;“ nahm Miſtreß das Wort: „Ihr bringt mich nicht in die Sterbzimmer, Maſter Ebenetzer; um keinen Preis gehe ich hinein. Wie unanſtändig, das von mir zu verlangen!“

„Nun, nun," beſchwichtigte der Hinterwäldler, „es muß ja nicht ſeyn, es iſt ja nicht Geſetz. Miſtreß Ebenetzer hat zu wählen; auf Ehre, das darf ſie. Wir wollen das Sterbgemach zum Gaſtzimmer beſtimmen, und die darinnen ſchlafen, mögen zuſehen...."

Er verſchluckte das abergläubiſche Wort, das über ſeine Lippen ſchlüpfen wollte. Während ſeine Augen unſtät an Wänden und Stubendecken das Geſpenſt der Geſtorbenen ſuchten, lächelte ſein Mund behaglich und ſelig, denn der Geizige berechnete im Voraus, daß ſeine Gaſtfreundſchaft ſchwerlich oft in Anſpruch genommen werden dürfte, ſobald nur einmal der Spuk zur rechten Zeit einen ungebetenen Schmarotzer erſchreckt haben würde. —

In dem Augenblicke erhob ſich auf dem Vorplatz, der das Gemach von der Veranda des Hauſes trennte, ein Lärm von kreiſchenden und zankenden Weiberſtimmen. Aubüſſon trat mit ſeinen Begleitern zwiſchen die Streitenden. Eine Negerin kniete am Boden, und hielt zwei Negerkinder umſchlungen. Während ihre Linke die Weinenden feſt an den Mutterbuſen drückte, wehrte die Rechte den Gewaltthätigkeiten, womit die Mulattin, an deren Schürze Ebenetzers Kinder hingen, ſie bedrohte. „Welch ein Sabbat, ihr Hexengeſindel!" zürnte der Hinterwäldler; ſein Weib nahm ihre plärrenden Sprößlinge unter ihre Flügel. — „Aïde! warum der Lärm?" fragte Aubüſſon, beſonnener, als ſein Gefährte.

„Die ſchwarze Brut hat mein ſchönes Blauauge, den lieben Dick geſtoßen!" ſtöhnte die Miſtreß, von einem Worte der zornigen Kindswärterin belehrt.

„Das gelbe Weib hat meine Kinder geſchlagen!" rief Aïde im höchſten Affekt, die funkelnden Augen nicht verwendend von der Farbigen.

„Geſtoßen? ei, da ſoll ſie ja ....!" polterte Ebenetzer.

„Geſchlagen?" unterbrach ihn Aubüſſon auffahrend: „Wiſſe, Du fremde Sclavin, daß ſolch Betragen nicht in meinem Hauſe Sitte iſt."

„Ihr befindet Euch jetzo in meinem Hauſe, Monſieur;" prahlte Ebenetzer.

„Ich bin keine Sclavin!" ſchrie die Mulattin: „ich bin frei, daß Ihr's nur wißt, und diene meinem Herrn ſeit drei Wochen um klingenden Lohn."

„'S iſt wahr. Ich habe ſie zu Pittsburg gedungen;" bekräftigte Ebenetzer: „Fürchte Dich nicht, Coraly. Du biſt auf meinem Grund und Boden."

— „Was iſt's auch weiter?" ſpottete Coraly: „Dick, der kleine Schelm, zupfte den ſchwarzen Buben etwas an den Haaren. Der Unhold ſtieß unſern wackern Jungen vor die Bruſt. Deswegen gab ich ihm einen ganz geringen Schlag."

„Einen Schlag in's Geſicht, daß mein Jaques blutet;" ergänzte Aïde, indem ſie ihres Kleinen Naſe und Mund abwiſchte.

Obgleich dieſe Reden von den Gegnerinnen an ihre Herren gerichtet waren, ſo ließen ſie doch nicht ab, einander anzuſtarren, wie zwei ſich feindlich bäumende Schlangen. Die glühenden Blicke der Weiber ſchienen ſich zu ſagen: „Wir kennen uns ſchon lange, und nicht von heute ſtammt unſer Groll!"

„Ich wiederhole, daß in meinem Hauſe nie Sitte geweſen iſt, mit Schlägen ſich zu verſtändigen;" nahm Aubüſſon das Wort: „Nicht einmal meine Befehle wurden je mit der Peitſche gegeben. Meine Sclaven ſind ſolche Behandlung nicht gewöhnt, und ich möchte Euch rathen, Maſter Ebenetzer, — weil denn doch einmal mein Eigenthum das Eurige geworden — daß Ihr meinem Beiſpiel folget, um Euch vor Schaden zu wahren."

„Brauche keine Lektion;" brummte der Hinterwäldler: „Ein anderer Tanz, eine andere Muſik; andere Spielleute, andere Geigen."

Ohne auf dieſe Bemerkung zu achten, fuhr Aubüſſon fort, nachdem er die Mulattin mit einem langen Blicke gemuſtert: „Dir ſollte meines Hauſes Ordnung obendrein nicht unbekannt geweſen ſeyn, Coraly. Du warſt ja meine Nachbarin, geboren und erzogen auf des alten Henry Plantage?"

„Ich hab' ſie wohl erkannt;" ſagte Aïde, aufſtehend und zitternd vor Aerger.

„Hinaus mit Dir, Geſchmeiß!" befahl Ebenetzer: „Packe Deine Rangen auf, und danke dem Himmel, daß ich heute ſo wohl aufgelegt bin. Marſch!"

Auf einen mitleidigen Wink des Franzoſen, entfernte ſich Aïde, und die Ruhe war endlich wieder hergeſtellt. Ebenetzer konnte ſich nicht enthalten, zwiſchen den Zähnen zu murmeln: „Das ſind die Folgen der verruchten Zerſtörung aller Begriffe und Grundſätze, die von Adam's Zeiten her gegolten haben. Die verdammte Philoſophie der Franzoſen wird noch eine zweite Sündfluth erwecken."

„Undankbarer Schächer!“ murmelte Aubüſſon ſeinerſeits; bei dieſen Worten ſtiegen ſie wieder in den Hof herab. — Die Anzahl der Zuſchauer hatte ſich vermehrt. In der Mitte des Raumes lagerten die Träger und Fuhrleute des Hinterwäldlers, um auszuraſten; kauerten die Sclaven Aubüſſons, erwartend, was mit ihnen begonnen werden ſollte. Sie alle waren jedoch eingeſchloſſen von einem großen Kreiſe weißer Gäſte; denn die Nachbarn Aubüſſons, Anſiedler und Pflanzer wie er, waren in Maſſe herbeigekommen, das Schauſpiel ſeines Abzugs mit anzuſehen. Die meiſten ſaßen zu Pferde, die übrigen ſtanden nachläſſig an ihre Gäule gelehnt, den Zügel um den Arm geſchlungen, und glotzten gleichgültig oder ſchadenfroh die Gruppe an, die ſich aus dem Hauſe bewegte. Nicht Wohlwollen, nicht Theilnahme war in den Zügen der Pflanzer zu leſen, deren lange Oberlippen die engliſche, oder deren ſtarke Backenknochen die ſchottiſche Abſtammung erwieſen.

„Meine guten Freunde!“ hob Aubüſſon mit einer Verbeugung an, die von den ungehobelten Geſellen nicht erwiedert wurde: „ich ſtelle euch den jetzigen Herrn dieſer Pflanzung vor, und empfehle ihn eurer nachbarlichen Freundſchaft.“

Schweigend betrachteten die Nachbarn den Ebenetzer von oben bis unten, und durch die Reihen lief das Geflüſter: „Ein Holländer! ein Deutſcher! eine Schlafmütze! ein Trunkenbold!“

Ebenetzer ging verlegen an die Bildſäulen heran, und bot ihnen die Hand mit einem ſchlechtengliſchen Gruß. — Sie verzogen höhniſch den Mund, zuckten geringſchätzig die Achſeln; bei weitem nicht Alle nahmen den Handſchlag des gunſtbettelnden Nachbars an.

„Ich ſcheide noch heute aus Eurer Mitte," ſprach Aubüſſon mit Förmlichkeit weiter: „mich Euerm geneigten Andenken empfehlend."

Einige nickten ſteif, Andere ſtrichen lachend das Kinn. Wilber räuſperte ſich, als wolle er eine Gegenrede halten, und brachte endlich nur ein trockenes: „Fahrt wohl, Herr!" aus ſeiner Kehle. Dafür ſagte Fleance ziemlich vernehmlich: „Der alte Schmeichler Wilber zündet dem Teufel ſelbſt eine Kerze an, weil er ihn einmal nöthig haben dürfte. Auch ich ſage: Fahrt wohl, aber fahrt in den Abgrund, als der letzte Franzoſe, der die gutamerikaniſche Luft dieſes Diſtrikts von Maryland verunreinigt hat. Die Peſt auf alle Franzoſen! Wir brauchen ſie nicht im Vaterlande."

„Fort mit den Franzoſen!" riefen die Pflanzer wie aus einem Munde. Sie hatten plötzlich die Sprache wieder erhalten, um ihren Patriotismus, oder beſſer, den aus der alten Heimath angeerbten Nationalhaß ausſtrömen zu laſſen.

Aubüſſon ſah auf ſie mit ſtolzem Selbſtvertrauen nieder, indem er gekränkt und erbittert ausrief: „Unglückliche, aus denen der böſe Geiſt des Whisky redet! Euer Vaterland? Hättet Ihr denn ein Vaterland zu bewohnen und zu preiſen, wenn nicht Frankreich ſein Heer geſendet hätte? Auch ich bin mit jenen Kriegern an euer Geſtade gekommen; ich habe wie meine Kameraden für eure Freiheit gefochten; ich zähle der Wunden manche, die mir engliſche Waffen geſchlagen haben. Ihr habt damals unſere Wunden verbunden, wie die eurigen; Ihr habt uns Brüder genannt, wie ihr euch unter einander Brüder heißt. Jetzo ſind die Wunden zwar vernarbt, aber ihr habt auch die gelobte Freundſchaft vergeſſen. Ihr könnt die Milch und das Blut des Leoparden nicht verläugnen. Ihr verdammt heute diejenigen, ſo euch erſt geſtern vom Untergang errettet haben. Gott beſſere euch. Möchtet ihr nie in den Fall kommen, abermals Hülfe von dem Volke erbetteln zu müſſen, das ihr zum Lohn für ſeine Dienſte roh mißhandelt.“

Wenn auch manche von den Yankees einſahen, daß ſich eine bittere Wahrheit in den Worten des aufgeregten Franzoſen ausſprach, ſo war doch ihnen, den Beleidigern, keineswegs darum zu thun, ihr Unrecht gut zu machen, und ein hartes Wort zurückzunehmen. Sie drehten daher murrend und verhöhnend dem Scheidenden den Rücken zu, und ſchenkten dem Ebenezer ein aufmerkſames Gehör.

Aubüſſon hatte alle Muße, einſam und ungeſtört in ſein Zimmer zurückzugehen, wo ſein weißer Bedienter, ein Creole von Isle de France, die zur Mitnahme erlaubten Habſeligkeiten des Verarmten einzupacken beſchäftigt war. Cäſar, Jo, und noch einige Sclaven halfen dabei. Die Mienen der Neger waren ſehr beredte Trauerboten, wenn gleich ihre Lippen geſchloſſen blieben. Cäſar benützte jedoch einen günſtigen Moment, um dem Herrn unter vier Augen in den Weg zu treten und ihn mit dem Tone des tiefſten Schmerzens, aber auch mit tiefſter Ehrfurcht anzureden. „Es iſt alſo unwiderruflich beſchloſſen, daß Du von uns gehſt?“ ſprach er: „der Vater im Himmel iſt böſe auf uns, und löſcht unſere Sonne aus. Aber, wenn uns ſchon nicht vergönnt iſt, dieſes Unglück zu hindern, und nicht in Deiner Macht ſteht, Deine Getreuen mit Dir zu führen in Deine Heimath, ſo kann uns doch kein Lebender verwehren, Dir vorauszugehen unter die himmliſchen Palmen, Dir zu bereiten einen Platz unter den Seligen, weil Du uns doch gelehrt haſt, daß nur eine und dieſelbe Seligkeit die Geiſter der weißen und der ſchwarzen Leute umfaſſen werde.“

Aubüſſon erſchrack bei dieſen Aeußerungen. Wohl wiſſend, wie leicht die Leidenſchaften der armen Schwarzen entflammt, und wie wenig ſie von dem ſo beſchränkten Verſtand des Negerkopfs gezügelt werden können, ahnte der Pflanzer, daß ein blutiger Vorſatz hinter den Worten des guten Cäſar ſchlummern dürfte. Darum fragte er barſch: „He? was da? was ſchnackſt Du?“

Cäſar erwiederte ernſthaft: „Jo, Jehu und Cäſar haben ſich verſchworen, und das Zauberwaſſer darauf getrunken, daß ſie dem Herrn, der ſie hier verläßt, in den Himmel vorausgehen wollen.“

— „Wär's möglich? Wie und wann?“

Cäſar machte die Geberde des Erdroſſelns, und ſetzte bei: „Morgen, ſobald Du fort biſt.“

„Unſinnige!“ platzte Aubüſſon heraus: „Welche Verrücktheit! Entſetzlicher Anſchlag! Warum macht ihr's nicht kürzer ab? Warum ermordet ihr mich nicht zu gleicher Zeit? Wir führen dann vereint zum Himmel auf?“

Cäſar überlegte ein wenig, wie ein Menſch, dem plötzlich eine gute Idee, woran er nicht gedacht, an die Hand gegeben wird. Dann ſchüttelte er den Kopf, und entgegnete: „Wir brauchen das nicht. Du biſt ein alter Mann, wirſt uns bald nachkommen. Der Gram über Deinen Verluſt, die Beſchwerlichkeiten der langen Seereiſe werden das Ihrige beitragen, Dich zu verzehren. Billig aber iſt, daß Du Deinen geliebten Sohn vor Deinem Ende umarmſt.“

Aubüſſon erſtarrte vor dem Entſchluſſe, der Hingebung und den Betrachtungen des Wüſtenſohns. Die Thränen ſtanden ihm nahe. Dennoch nahm er ſich zuſammen, um mit angenommener Härte zu fragen: „Was hab' ich denn an euch gethan, daß ihr mich alſo liebt, ihr Narren, ihr Wahnſinnige? Ihr gönnt mir nur mehr eine kurze Spanne Leben? Tauſend Dank, ſo wie für die Erlaubniß, meinen Sohn zu umarmen. Allein, indem Du von meinem Kinde redeſt, Du Rabe des Todes, — denkſt Du nicht an die Deinigen? Aïde, Jaques, Blanche, werden ſie Dich überleben?“

Cäſar rollte die Augen, indem er ausrief: „Der große Geiſt behüte ſie vor dem Elend, in des groben Holländers Fäuſten zurückzubleiben! Nein, Herr. Aïde und die Kinder werden uns Allen vorausgehen.“

„Ein Mord an den Unſchuldigen?“ ſtammelte Aubüſſon.

Cäſar nickte. „Es iſt beſchloſſen;“ ſagte er dumpf: „Aïde ſtirbt von der Hand ihres Gatten, und der alte Jehu will die Kinder auslöſchen, weil... weil...“ hier zitterte ſeine Stimme und ſeine Zähne klapperten —

„weil vielleicht der Arm des Vaters erlahmte, — weil etwa die Kinder ſtärker ſeyn dürften als der Vater."

„Gräßlich! Wiſſen die Unglücklichen ſchon ....?"

Cäſar legte ſeine ſchwarze Hand ſchnell auf des Herrn erbleichenden Mund: „Pſt! ſt!" murmelte er: „ſie ſollen ſchlafend die große Reiſe antreten."

Da packte Aubüſſon den Sclaven feſt bei den Schultern, und der muskelgewaltige Neger ließ ſich, als wäre er ein ſchwacher Hund, von dem Herrn niederſtauchen, bis er auf den Knieen lag. „Jetzt falte Deine Hände, Du grauſames Unthier," befahl ihm der Pflanzer, „und bitte Deinem Schöpfer die Mordgedanken ab, womit Du und Deine Geſellen euer Gehirn beſudelt habt. Wehe euch, unmündige Tiger! Die Verdammniß wollt ihr gewinnen, aber nicht die Seligkeit. Ihr werdet mich nicht wiederſehen jenſeits; ihr werdet mich dort nicht bedienen dürfen, wie ihr jetzo in eurer dummköpfigen Gläubigkeit wähnt, aber ihr werdet in Flammen brennen, gegen die das Ufer des Senegal und die Wüſte, Deiner Väter Heimath und Grab, Oerter himmliſcher Kühlung und Erfriſchung ſind. Wehe euch, wenn ihr nur ein Meſſer zuckt oder eine Schlinge knüpft, um euch zu verderben. Dein Weib, Deine Kinder! Ei, der grimmigſte Löwe ſchont ſeine Jungen, der wildeſte Elephant ſchont das andere Geſchlecht. Ich fluche Dir auf dem Sterbebette, wenn Du grimmiger wärſt, als der Löwe, wilder als der Elephant."

Die maleriſche Beredſamkeit des klugen Herrn, der gar trefflich ſeinen Mann mit Erinnerungen und Bildern aus ſeinem Vaterlande zu feſſeln verſtand, verfehlte ihre Wirkung nicht. Cäſar begann zu weinen wie ein Kind, und rang die Hände in Verzweiflung. „Was jedoch thun, lieber Herr, was anfangen?“ ſchluchzte er: „Du haſt uns verkauft, verſpielt, verſtoßen. Du willſt uns nicht mit Dir nehmen über's Erbſenwaſſer, und wir können doch nicht leben ohne Dich, nicht leben mit dem Holländer, der uns peitſchen, und deſſen Magd, die böſe Coraly, meiner Aïde nie vergeſſen noch vergeben wird, daß Cäſar die Aïde mehr liebte, als die aufdringliche Coraly.“

Aubüſſon winkte dem Neger, zu ſchweigen. Nach einer geraumen Ueberlegung hatte er, wie er meinte, das Mittel gefunden, ſeines Sclaven wilde Aufwallung zu dämpfen. Darum hob er recht deutlich und einſchmeichelnd an: „Höre, was ich thun kann und will. Gegen Dein feierliches Gelöbniß, nicht Dir, nicht den Deinigen ein Leid zuzufügen, und daher den Jo und Jehu ihres gräßlichen Verſprechens zu entheben, will ich mich verpflichten, Dich und die Andern — wenn mir das Glück wieder lächelt — aus dem Hauſe des Ebeneßer in mein eignes einzukaufen. Ihr ſollt wenigſtens binnen jener Friſt frei werden, und müßte ich meine Verwandten in Neu-Orleans, müßte ich die ganze fremde Welt an- und abbetteln, um das Geld zuſammenzubringen. Glaube, vertraue mir, Cäſar.“

Der Neger, hoffnungsvoll und mißtrauiſch zugleich, forſchte eine Minute lang ſehr bedächtig in Aubüſſons Augen. Ein gut Gewiſſen leuchtete aus ihnen. Der Pflanzer hatte aufrichtig im Sinn, was er verſprach. Im ſchlimmſten Falle rechnete er auf die Gewalt der

Zeit, die des Menſchen ſchärfſte Waffen und ſeine unerſchütterlichſten Vorſätze abſtumpft.

Nachdem er ſeiner Prüfung gründlich obgelegen, küßte Cäſar die Hände ſeines Herrn, ſetzte deſſen Fuß auf ſeinen im Staube liegenden Kopf, und ſagte feierlich: „Es ſey, wie Du geſagt, Du ſollſt uns nicht fluchen, wir wollen Dir nicht ungehorſam ſeyn. Hundert und vier Wochen ſind eine lange Zeit, aber die Zuverſicht ſoll ſie uns abkürzen. Herr! Du willſt Wort halten; ich merke das aus Deinem Geſichte. Aber — könnteſt Du nicht Wort halten, und nähme Dich Dein großer Vater im Himmel früher von der Erde, ſo zähle darauf, daß Du nicht lange ohne Cäſar, Jo und Jehu dort oben ſitzen werdeſt. So fremd uns auch der Weg in Deinen Himmel, wir wollen ihn dennoch finden. Jetzt aber ſegne mich, und Aïde und meine Kleinen, Herr. Dann ſey unſer Abſchied kurz, um ſo fröhlicher das Wiederſehen; denn wir lieben Dich herzlich, und Gott ſchenke Dir das Glück, von Deinem Sohn geliebt zu ſeyn, wie von uns.“

„Ich danke Dir für den Wunſch, aber er iſt unnöthig;“ lächelte Aubüſſon: „Kein Vater iſt, wie ich, von ſeinem Sohn geliebt.“ — Von dieſem ſeligen Gedanken erfüllt, gehoben, getröſtet, ging Aubüſſon, bevor er ſchied, des treuen Cäſars Familie zu ſegnen.

3.

Der junge Cavalier.

Der Winter hatte einen ſtürmiſchen Schneemantel über die Länder des Nordens gebreitet, und folglich die Hauptſtadt Frankreichs mit unendlichem Regen und Moraſt heimgeſucht. Die Elemente ſchienen ſich mit den bedenklichen Conjunkturen der Politik zu vereinigen, um die letzten Regierungsjahre Ludwigs des Sechszehnten trübe und traurig zu machen. Die Unbilden der Witterung erhöhten das Elend, unter deſſen Gewicht das franzöſiſche Volk ſchmachtete; ſie ſtellten die unverzeihliche Nachläßigkeit und Ohnmacht der Verwaltung an den hellen Tag. Holz- und Brodmangel bedrückte die Hauptſtadt. Die ungeheure Anzahl von Elenden, Nothleidenden und Hungrigen, die in dem Koth der finſtern Gaſſen vegetirten, konnte die einfachſten Lebensbedürfniſſe kaum erſchwingen, und das Murren der Unzufriedenheit nahm überhand. Der Kontraſte wurden zu viele, daß nicht die Armuth zur Läſterung des Reichthums hätte bewogen werden ſollen. — War der König an und für ſich ein wackrer, ſparſamer Mann, ſo ging doch der üppige Hofhalt von Verſailles ſeinen Gang nach wie vor. Wurde gleich viel geredet von Nachlaß und Aufhebung verhaßter Steuern, ſo zog dennoch die Finanzbehörde eine Mauer nach der andern um die Hauptſtadt. Eine Zollbarriere nach der andern entſtand, und man entwickelte bei dieſen Bauten einen ſo thörichten Luxus, daß über vierundzwanzig Millionen Livres vergeudet wurden, um die Pariſer abzuſperren und den Zöllnern tempelartige Wachtſtuben zu errichten. Galt es, das Flehen der Hilfloſen zu beſchwichtigen, ſo waren alle Kaſſen leer. Handelte es ſich darum, die fantaſtiſche Laune einer vornehmen Perſon zu befriedigen, ſo wuchſen Schätze aus der Erde, wie von einem Zauberer heraufbeſchworen. Wie der Hof und die Miniſter den Ton angaben, tanzten auch der Adel und die begüterten Familien. Namentlich folgten die jungen reichen Leute noch den verderblichen Traditionen, die ihnen die Regierung Ludwigs des Fünfzehnten hinterlaſſen hatte. Schwelgerei ohne Schaam und Scheu, Brutalität im Betragen gegen Geringere, lächerliches Nachäffen der Thorheiten vergangener Zeiten und begieriges Auffaſſen toller Leidenſchaften der Gegenwart, ſchienen den jungen Cavalieren unerläßliche Bedingungen eines adelichen Lebens. Ihr höchſter Triumph war, die fabelhaften Liederlichkeiten der Régence, von denen ihre Großväter zu erzählen gewußt hatten, mit den ausländiſchen Narrheiten zu vereinigen, die in der neuern Zeit von den Prinzen des königlichen Hauſes über den Kanal nach Frankreich gebracht worden waren. Wie der Graf von Artois und der Herzog von Orleans hielten ſie ihre engliſchen Pferde, Hunde, Jockey's, Jagden und Wettrennen; wie die rothabſätzigen Hofgaſſenjungen des Regenten Philipp prügelten ſie die Schaarwache, und feierten ihre Orgien in den ſogenannten „kleinen Häuſern“

deren Geheimniſſe die lockern Theilnehmer zu allererſt ausplauderten.

In einer der ſtillen Straßen der Inſel St. Louis, gleich entfernt von dem Getümmel der Cité und von dem hochfahrenden Leben der ariſtokratiſchen Vorſtadt, befand ſich eins der obenangedeuteten „kleinen Häuſer.“ — Unſcheinbar von auſſen, einer kleinbürgerlichen Wohnung ähnlich, barg es in ſeinem Innern geſchmackvolle Pracht. Finſter wie der winterliche Abend, der mit Sturm und Regen auf den Gaſſen und über der Seine ſpielte, war die Fronte des Hauſes anzuſchauen, aber inwendig ſtrahlten Kronleuchter ihre verſchwenderiſchen Flammen, zarte Düfte durchzogen die geſchmückten Zimmer, und die Kamine flackerten luſtig. In einem bequemen Boudoir, deſſen offene Flügelthüren dem Auge vergönnten, in den Speiſeſalon zu ſchauen, wo eine zierliche Tafel ihrer Gäſte harrte, ſtand ein junger Mann im modernſten Anzuge. Sein brauner, mit ſchmaler Silberſtickerei an Kragen und Aufſchlägen beſetzter Frack, ſeine weißledernen Beinkleider, ſeine weichen und kurzen Stiefel mit blaßgelben Umſchlägen ſtammten aus den berühmteſten Werkſtätten der engliſchen Hauptſtadt; ſein ſchwach gepudertes Haar war nach engliſchen Muſtern geſchnitten und mit einem winzigen Zopf verſehen; Lyon hatte die mit Goldfäden durchwirkte grünſeidene Weſte geliefert, Brüſſel die feinen Spitzen des Halstuchs und Jabots, Dänemark die Handſchuhe; der Hut mit ſeidner Quaſte war ein Meiſterſtück der weltberühmten Fabrik von Stockport. Die ausgezeichnetſten Juweliere von Paris hatten mit ihren Ringen die Hände des jungen Cavaliers geſchmückt; die beiden blitzenden Uhrketten, die unter ſeiner Weſte hervorhingen, waren Kleinodien des Genfer Kunſtfleißes.

Der junge Herr befand ſich in der liebenswürdigſten Laune, beſchäftigt, ein moſchusduftendes Billet zu leſen, das ihn ſehr ergötzte.

„Anton," ſagte er zu einem Jockey, der an der Thüre ſtand: „Sage Deinem Herrn, daß ich in der ganzen Welt keinen angenehmern Mann kenne, als gerade nur ihn. Ich werde ganz gewiß die Honneurs ſeines Hauſes machen, auf Ehre. Er verfolge nur ſein ſchelmiſches Abentheuer, und komme, wann er wolle, das Deſſert mit uns zu verzehren. Wir werden uns nicht trennen, ohne mit ihm ein Glas Champagner getrunken zu haben. Hier, mein Lieber, iſt ein Thaler, den Du auf meine Geſundheit vertrinken magſt."

Der Jokey entfernte ſich mit dankbarem Verneigen, und ein Bedienter des Hauſes trat an ſeine Stelle.

„Germain, Du weißt, daß ich heute das Amt des Hausherrn verſehe?" fragte der Cavalier lächelnd.

„Sehr wohl, Herr Chevalier."

„Ich verlaſſe mich auf Deine Pünktlichkeit. Das Souper werde aufgetragen, ſobald die Gäſte eingetroffen ſind. Ohne Verzug, hörſt Du?

„Sehr wohl, Monſeigneur. — Drei von den Herren ſind ſchon draußen im Vorzimmer."

„So? welche? Nun, gleichviel. Herein mit ihnen."

„Herren von Stande. Der Herr Chevalier habe ſie eingeladen, ſagen ſie."

„Ah, ah? der leichtſinnige Vermont? der charmante Güſſac? herein mit ihnen, ſage ich. Die Damen werden ebenfalls nicht ſäumen. Friſch, Germain! Küche und Keller wohl bedient. Geh!“

Wohlgefällig die Hände reibend, ſpazierte der Chevalier ein paarmal auf und nieder, bis die angemeldeten Herren eintraten, denen er mit affectirter Höflichkeit entgegeneilte. Aber plötzlich ſtand er, wie vom Donner gerührt, und ſtaunte mit verdüſtertem Angeſicht die Kommenden an.

„Wer ſind Sie? wie heißen Sie? wen habe ich die Ehre...?“ fragte er fremd und ſtolz.

Die Dreie antworteten mit linkiſchen Verbeugungen, fegten mit den Hüten auf und nieder. Gemeine Geſichter guckten aus den Staatskleidern, die auf den breiten Rücken zu platzen drohten; braune Hände ſtreckten ſich unter den weißen Manſchetten hervor. Dem Einen kam ſein Degen zwiſchen die Beine; dem Andern floß ein Puderſtrom über die verlegne Stirne; der Dritte verlor ſeinen Hut bei der zehnten Reverenz.

Der Chevalier hingegen ſetzte ohne Umſtände ſeinen Hut etwas martialiſch auf, ſteckte die rechte Hand in die Weſte, ſpielte mit der linken an ſeiner Uhrkette und ſagte verächtlich: „Was ſoll die Comödie heißen? Wer ſeyd ihr? Mir iſt, als hätte ich einem oder dem andern dieſer Geſichter ſchon begegnet?“

„Ach ja!“ ſeufzte der Verlegenſte der Fremden: „Ich habe ſchon einmal die Ehre gehabt... aber...“

„Wir wünſchen endlich, die perſönliche Bekanntſchaft des Herrn Chevalier zu machen;“ unterbrach der Breitſchultrigſte ſeinen Kameraden. Sein Ton war unfein, grob ſogar, ſeine Ausſprache fehlerhaft und holprig.

„Wer ſeyd ihr, frage ich noch einmal!“ wiederholte der Cavalier drohend, und den Unwiſſenden ſpielend, um die Leute zu verdutzen.

„Zu Ihren Dienſten heiße ich Jakob Kell, und habe dem gnädigen Herrn drei Prachtpferde verkauft, die...“

„Schon gut. Ihr da? he?“

„Ich bin dero Sattler, Tas-de-Caën nennt man mich, zur Unterſcheidung von einem Namensbruder gleicher Profeſſion. Ich habe dem gnädigen Herrn ein Curricle und einen Phaeton geliefert, die noch nicht...“

„Schon gut, ſage ich. Und der Dritte?“

„Felix Nailles, Monſeigneur zu dienen, der Tapezier. Ich habe des gnädigen Herrn Wohnung in der Straße Richelieu mit allen Meubles verſehen, die....“

„Schon gut!“

„Die noch nicht bezahlt ſind!“ litaneyten alle Drei, ihrer Ungeduld den Lauf laſſend.

„Still, ſage ich!“ donnerte jedoch der Chevalier: „Kell, Tas-de-Caën, Nailles? Ein hübſcher Calembour auf meine Ehre, um ein Kleeblatt, wie ihr ſeyd, zu bezeichnen. Schweigt, ſag' ich noch einmal. Warum dieſe Maskerade? werdet ihr ſprechen? Warum die Unverſchämtheit, euch für Leute von Stand auszugeben, und hier einzudrängen?“

„Wir haben ſo lang vergeblich gewartet.... der Herr Chevalier waren in Dero Hauſe nicht ſichtbar für uns.... wir haben erfahren, daß Sie heute bei Herrn von Langlade ſpeiſen werden .... haben eine kleine

Liſt verſucht, uns in Ihr Andenken wieder einzuführen ....“

„So, ihr Schurken? Um mir vor meinen edeln Freunden eine Scene zu machen, hattet ihr die Impertinenz ...?“

Kell, der Roßtäuſcher, platzte heraus: „Nun ja, ja denn, in aller betrogenen Gläubiger Namen, wir hatten dieſes vor, wir läugnen's nicht, und wenn Monſeigneur noch einen Tag zögern, uns zu befriedigen, ſind wir genöthigt, die Gerichte anzurufen.“

„Ihr Spitzbuben! wirklich? Fürchtet Ihr nicht, daß mein ehrenwerther Vetter, der Vicepräſident von Aubüſſon ....“

„Haben uns ſchon erkundigt;“ bemerkte Tas-de-Caën pfiffig: „der Herr Präſident wiſſen nichts von dem Herrn Chevalier.“

„... Oder mein würdiger Oheim, der Comthur von Aubüſſon ...?“

„Iſt bereits an ihn geſchrieben worden;“ ſeufzte Nailles: „Der Herr Comthur kennt keinen Neffen.“

„Nun, beim heiligen Georg! ſo wird doch mein reicher Vater, der binnen kurzem mich abzuholen kommen wird, hinlänglich Bürge ſeyn?“

„Ei, wer bürgt uns denn für den Bürgen?“ fragte Kell ungeſchliffen: „ein Vater im Monde? he? ein Vater, wie der Präſident ein Vetter, wie der Comthur ein Onkel ...?“

„Geſindel, ſchweige! Mein Vater iſt Millionär. Gezüchte! zittre vor dem Zorn eines alten Edelmanns!“

Die Profeſſioniſten lachten: „Der Großherold weiß nichts von Ihres Vaters Adel. Dero Herr Vater ſind aber Feldwebel geweſen; der Capitän Rochechouart hat es uns verſichert.“

„Verläumdung, ſchwarze Verläumdung. Millionär, ein Doppel-, ein Tripelmillionär, ſage ich Euch, Ihr Schlingel!“

„Um ſo eher,“ ſpottete Kell, „wird er ſich bewogen finden, ſeinen Chevalier von eigner Fabrik ſobald als möglich aus dem Schuldthurm loszukaufen.

„Jetzt reißt mir die Geduld, elſäßiſcher Dickkopf!“ rief der Chevalier, und ſprang nach der Reitpeitſche, die auf dem Kamin lag.

Die Handwerker rüſteten ſich, Widerpart zu leiſten. Im ſelben Moment tanzte eine lockre Geſellſchaft von fünf Herren und drei Damen unter Geſang und Scherzen in's Zimmer. Der Anführer der fröhlichen Bande ſang:

„Hör' auf meine Leyer,
O zärtliche Suſette ....“

„Heda! was gibts hier?“ unterbrach er ſich: „Drohende Geſichter, geballte Fäuſte, ſchwankende Reitpeitſchen? Alexander, was haſt Du vor? Wer ſind die Leute?“

Der Chevalier verbeugte ſich vor den Frauen, die mit ängſtlichen Blicken gegen die Thüre des Speiſeſaals entwichen, und ſprach: „Fürchten Sie ſich nicht, meine Schönen. Vermont, Du Sänger der Grazien, geleite die Damen in jenes Gemach. In einer Minute bin ich zu Ihren Dienſten, Vortrefflichſte ihres Geſchlechts.

— Du aber, beſter Güſſac, Du liebenswerther Reveillère, und Sie, meine wackern Cavaliere, die ich nicht kenne, leiſten Sie mir Hülfe und Heerbann gegen dieſe Geſellen, die ſich unterſtehen, mich in einem fremden Hauſe um Geld anzuſprechen."

— „Bravo! drauf, drauf! Montjoye und St. Denis!" antworteten die Herren ſammt und ſonders, von kriegeriſchem Eifer ergriffen, während Vermont mit den Damen lachend entfloh. Die ſpaniſchen Rohre der edeln Herren, Alexanders Reitpeitſche, der Degen des Mousquetairs Güſſac ſauſten um die Köpfe und auf die Schultern der beſtürzten Handwerker. Der plötzliche Angriff warf ſie in das Vorzimmer, bis an die Treppe. Die Geſchlagenen verſuchten, dort noch einmal Poſto zu faſſen, aber Langlade's Bediente kamen mit Beſenſtielen den Angreifern zu Hülfe, und prügelten die unglücklichen Gläubiger eines galanten Roués vollends zum Hauſe hinaus. —

Kaum hatten jedoch die Sieger ihren Triumph geſungen, kaum hatten ſich die blonde Clelia, die zärtliche Climene, und die braune Margot hervorgewagt, um zu fragen, zu lachen, zu jubeln, kaum hatte Vermont ein pikantes Couplet auf den Vorfall zu improviſiren begonnen, als der zweite Akt des Schauſpiels auf der Gaſſe anhob. Die Geſchlagenen waren einer Patrouille der Schaarwache begegnet, hatten derſelben ihr Leid geklagt, und der Zufall wollte, daß der berüchtigte Chevalier Dübois in eigner Perſon ſich bei der Patrouille befand. Er gab Befehl, an das Haus zu pochen, und gebot im Namen des Königs, die Pforte zu öffnen.

Die Geſichter der Geſellſchaft im Boudoir, noch vor einer Sekunde Roſen der Freude, wurden bleich wie Schnee. Das Inpromptü erſtickte in Vermonts Kehle, die Schminke auf den Wangen der Damen wurde fahl. „Verdammter Streich!“ murmelte Alexander: „wenn wir dieſe Nacht, die wir geſelliger Luſt widmen wollten, in der Wachtſtube zubringen müßten!“

„Zum Letztenmal! im Namen des Königs!“ polterte Düboi s vor der Thüre.

„Weh uns!“ kreiſchten die Weiber, die ihre Gründe hatten, mit der Polizei nicht in Berührung zu kommen. —

„Stille! ſtille!“ rief Güſſac, von einer lebendigen Idee begeiſtert: „Ich rette uns alle, ſo Gott will. Was thuts, wenn ich einem ſchwarzen Namen noch einen Fleck mehr anhänge, um uns aus der Verlegenheit zu ziehen? Laßt mich machen, und rührt Euch nicht.“

Er eilte die Treppe hinunter, von den Bedienten umgeben. Die Zurückbleibenden lauſchten an einem der dunkeln Fenſter der Vorderſeite.

„Wer klopft?“ fragte Güſſac und öffnete keck, trat jedoch breit auf die Schwelle, um Niemand hindurch zu laſſen.

„Ich heiße Düboi s, das ſey Ihnen genug;“ lautete die Antwort: „Machen Sie Platz. Ich will in dieſem Hauſe den Beleidigten da Recht und Genugthuung verſchaffen, und das Neſt ausheben.“

„Das Neſt? mein Haus ein Neſt? Wie frech, wie ungeſchliffen!“

„Wie? Sie ſchimpfen? Wer ſind Sie?“

„Der Marquis von Langlade.“

„Ihr Diener!“ Dübois griff an den Hut: „Dennoch werden Sie öffnen und Ihre Geſellſchaft mir vorſtellen müſſen, damit ....“

„Es geht nicht, mein Herr.“

„Wie ſo? Widerſpenſtigkeit?“

„Es geht nicht, ſage ich noch einmal. Hüten Sie ſich, Gewalt zu brauchen.“

„Ha ha! Sie wollen mich verblüffen, nachdem Sie dieſe armen Leute mißhandelt haben?“

„Sie haben's verdient, da ſie wagten, gerade heute bei mir einzudringen. Zum Glück haben ſie Den nicht geſehen, der juſt in meinem Hauſe nicht geſehen ſeyn will. Die guten Leute ſind am Hof nicht bekannt. Aber Sie, mein Herr, würden einer unangenehmen Erkennungsſcene nicht ausweichen können, und morgen würden Sie bereuen, was Sie gethan.“

Dübois ſtutzte. Dennoch prahlte er: „Bereuen, meine Pflicht gethan zu haben? nach den Befehlen des Monarchen? Lächerlich, auf Ehre. Wäre der König ſelbſt in Ihrem Hauſe?“

„Nein, Unglücklicher!“ erwiederte Güſſac, und drängte ſich an's Ohr des Commandanten: „nicht der König, aber einige Herren von den Chevaux-legers, und an ihrer Spitze der Prinz von ....“

Der Name verlor ſich in dem Ohr des Offiziers, der einen Satz rückwärts machte, ſich dann tief verbeugte und ſagte: „Das iſt etwas Anderes. Der Hoheit meinen Reſpekt. Entſchuldigen Sie, Marquis.“

„Iſt ſchon geſchehen, lieber Chevalier;“ lächelte Güſſac herablaſſend: „Ich dachte wohl, Sie würden einſehen ...“

„Allerdings! Warum nicht? Reſpekt noch einmal, ſage ich. Links um, ihr Leute. In welche Verlegenheit mich dieſe Spießbürger verſetzt haben würden!“

„Der Prinz iſt indignirt;“ flüſterte Güſſac dem Offizier zu: „Die Tölpel ſollten fühlen, was es heißt, einen vornehmen Herrn zu beleidigen.“

— „Wahrhaftig, ſie ſollen's auch empfinden. Heda, Ihr Pflaſtertreter und zudringliche Burſche, Ihr wagt, die Polizei anzulügen? Ihr habt den Frieden geſtört, und die öffentliche Sicherheit gefährdet. Marſch in's Gefängniß! Stricke her, Sergeant. Bindet dieſes Gelichter an die Steigbügel der Reiter. So! haltet das Maul, ſchweigt mit Euern Klagen! Eine Nacht im Chatelet ſoll Euch abkühlen, und Morgen mag der Polizeilieutenant über Euch verfügen.“

Die armen Schächer wurden fortgetrieben, und bald verhallte der letzte Hufſchlag der Patrouille in der Ferne. Der Pſeudo-Langlade und ſeine Gefährten lachten ihnen ausgelaſſen nach. Güſſac wurde mit Glückwünſchen und Lobeserhebungen überſchüttet. Der Ruf zur Tafel unterbrach für einen Moment die ausſchweifende Fröhlichkeit. Aber die würzigen Speiſen und Weine fachten ſie bald wieder und doppelt an. Alexander vertrat mit Grazie die Stelle des Wirths, verſchwendete ſeine Huldigungen an die Schönen, die ihm Compliment für Compliment wiedergaben. Climene meynte, der Chevalier Aubüſſon ſey tauſendmal angenehmer, als der reiche Pole, der vor kurzem ihre Liebe beſeſſen; Clelia ſchwur, er ſey freigebiger, als der Filz von Generalpächter, der ihr vor acht Tagen ein Hotel geſchenkt, das er ihr geſtern wieder abgenommen; Margot zog ihn allen Chevaliers im Königreiche vor.

„Er verdient's;“ ſpaßte Vermont: „wir hätten ihn nicht aus eigner Machtvollkommenheit zum Ritter geſchlagen, wenn wir nicht in ihm den Inbegriff aller Verdienſte wahrgenommen hätten.“

„Sobald mein Vater eintrifft,“ bemerkte Alexander erröthend, „denke ich zu ſorgen, daß der Titel mir vor aller Welt gebühre.“

„Recht!“ rief Güſſac: „Dein Vater iſt ſeinem Gelde einen Stammbaum ſchuldig, und die Heroldkammer ſchnappt nach Gelde.“

„Demoiſelle Climene ſprach von dem reichen Polen, deſſen Name ſo unausſprechlich iſt?“ miſchte ſich einer der andern Herren, ein Garde-dü-Corps in's Geſpräch: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine Anekdote von dem Herrn erzähle? Eine Thatſache, ſo wahr als das Einmaleins?“

„Aber nicht minder bekannt, wie dieſes;“ fiel Vermont ein: „daß er ſeiner jetzigen Geliebten Schreibtiſch erbrochen, daß er ihr fünf und zwanzigtauſend Livres in Bankzetteln, nicht viel weniger in Brillanten, und ihre ſchönen Spitzenkleider geraubt hat, iſt eine alte Geſchichte, vierzehn Tage alt, bei Gott. Beim Spiel des Königs iſt ſie erzählt, am Kamin des Grafen von Provence iſt ſie wiederholt worden. Der Graf von Provence hat herzlich über die Rouerie des Ausländers gelacht, und der König hat ſie gewaltig übel genommen. Er wollte den Polen aus dem Lande weiſen, aber wie gewöhnlich hatte er's am nächſten Morgen vergeſſen.“

„Verderben und Schmach über den Polen!“ zürnte Climene mit ihrem dünnen Stimmchen, während ihre Augen wie die der Tigerkatze funkelten.

„Ach die Männer, die Männer!“ ſeufzte Clelia, die Blonde, mit ſchwermüthigem Blick.

„Armes Püppchen!“ tröſtete Güſſac: „Deine Sehnſucht wird nicht unbelohnt bleiben. Langlade wird kommen, er muß kommen, er darf in ſolchem Grade die Gaſtfreundſchaft nicht verletzen. —

Die robuſte Margot ſprach mit linder Bosheit die Freundin an: „Denke, was mir der Chevalier ſo eben erzählt. Der Marquis hat ein Rendez-vous mit einer Herzogin, die wir leider Gottes alle kennen. Deßhalb hat er den Weg von Verſailles nach Paris nicht gefunden.“

„Ha, der Verräther!“ ſchluchzte Clelia auf, und ſank mit beſtem Anſtand in Ohnmacht, und zwar in die Arme des neben ihr ſitzenden Garde-dü-Corps. Die Freundinnen ſchmunzelten, ohne ſich vom Platze zu rühren. Mit der Unbefangenheit, welche dazumal einen galanten Mann auszeichnete, beſchäftigte ſich der Garde-dü-Corps nebſt ſeinem Kameraden, die ohnmächtige Schöne wieder zu ſich zu bringen. An Riechfläſchchen fehlte es den Herren nicht, und nicht an der Geſchicklichkeit, den Fiſchbeinpanzer einer Dame zu lüften. Die Uebrigen ſchwatzten und lachten, als ſey nichts vorgefallen. Alexander horchte eben auf eine beißende Bemerkung ſeiner Nachbarin, als Germain ſeine gepuderte Bergette ſehr discret zwiſchen des Chevaliers und Margots Köpfe ſtreckte, und dem Erſtern halblaut ſagte: „Es wünſcht jemand dringend mit dem gnädigen Herrn zu reden.“

— „Wie? wem gilt's? dem eigentlichen Herrn des Hauſes oder ſeinem Alter Ego?“

„Dem Herrn Chevalier von Aubüſſon direkte.“

— „O weh! Ich ſchwöre, es iſt ſchon wieder ein Gläubiger? Ich habe heute das entſchiedenſte Unglück, auf Ehre!“

„Ein ſchlechtes Compliment für mich;“ bemerkte Margot, und ſchoß einen verſengenden Blick unter der ſchwarzen Wimper hervor auf den Brauſekopf.

— „Sie verzeihen, meine Dame, — vernichten Sie mich, den Ungeſchliffenen, den Tölpel!“ erwiederte er, ihre Fingerſpitzen küſſend — „ich bin nicht werth, daß mich dieſe Kronleuchter beſcheinen, weil ich ſo einfältig ſeyn konnte..! dafür will ich das ganze Feſt hindurch Ihr Sclave ſeyn. — Germain! ſage dem Quidam, ich ſey nicht zu ſprechen. Er packe ſich.“

Germain ſchüttelte die Ohren mit ſeltſamer Unentſchloſſenheit. „Ihr Kammerdiener iſt mit dem Manne expreß von Ihrem Hotel hieher gekommen.“

— „Dergleichen ſoll ſich Herr Tourangeau vergehen laſſen. Solche Impertinenz verdient den Abſchied. Er packe ſich vor der Hand von dannen, mit dem Fremden.“

„Wenn der Herr Chevalier nur wüßten.... wenn Sie nur hören wollten, wer der Fremde.... mein Gott! ich kann vor dieſen Herren nicht reden....“ Der alte Germain zerrieb ſich in ſeiner Verlegenheit Hände und Manſchetten.

— „Und wenn's unſer Herrgott, wenn's mein

Vater wäre, — ich will nichts von ihm hören!“ fuhr Alexander unbeſonnen auf.

„Brav, brav!“ riefen Vermont und Climene, Güſſac, Reveillère und Margot, in die Hände klatſchend: „die Geſellſchaft vor Allem! das iſt guter Ton.“

Während des Gelächters und Händeklatſchens hatte jedoch Germain dem Chevalier zugeraunt: „Der Fremde iſt eben Ihr Herr Vater.“

Alexander ſah dem Diener ſteif und erſchrocken in's Geſicht; ſein Antlitz wurde lang, aber auf einmal veränderte ſich das Spiel ſeiner Muskeln, und er brach in ein helles Lachen aus, das der Uebrigen Lärm und Clelia's Stöhnen völlig beherrſchte. „Es iſt köſtlich, es iſt unbezahlbar!“ rief er aufſpringend: „heute iſt ein Tag der Abentheuer, der Verkleidungen. Iſt kein Marivaux unter Euch, meine Freunde, um eine Comödie aus dieſem Abend zu machen? Mein Vater? ha, ha, ha! zu dieſer Stunde, in dieſem Wetter, ohne vorläufige Anmeldung? Die Viſite iſt eine Kriegsliſt und Herr Tourangeau ein Dummkopf, der ſich von dem Juden Aaron oder irgend einem meiner Creditoren hat an der Naſe führen laſſen. Ha, ha, ha! ich muß den pfiffigen Wucherer ſehen, der es wagt, meinen Vater vorzuſtellen!“

„Kürzer wär's, ihn die Treppe hinunter zu werfen;“ ermahnte Reveillère.

„Nicht doch;“ meinte Vermont: „das wäre zu viel Spektakel für einen Abend. Laßt uns froh ſeyn, wenn der Handel mit den Sattlern und Roßkämmen keine Folgen hat.“

„Behüte;“ verſicherte Güſſac: „ich ſelbſt erzähle Morgen dem Prinzen die Geſchichte beim Lever, und der Hoheit Lächeln wird mich abſolviren. Laſſe den Herrn Vater von Ungefähr herein, Germain.“

„Herein mit ihm!“ rief auch Alexander erhitzt: „Ich will ihn zärtlich empfangen, und die Verlegenheit des armen Schluckers, der, in der Abſicht kommend, mich vor Euch zu compromittiren, höchſtens auf Grobheiten gefaßt ſeyn mag, ſoll uns die herrlichſte Beluſtigung verſchaffen.“

Germain ging achſelzuckend und kopfſchüttelnd hinaus. — Alle Gäſte, bis auf die an der Schulter des Garde-dü-Corps ruhende Clelia, die noch nicht für gut fand, ſich vollſtändig zu erholen, ſetzten ſich in die gehörige Poſitur. — Nicht lange, und es nahten ſchnelle, ſchwere Tritte. Alexander, einige Stühle in der Haſt umwerfend, eilte dem Kommenden mit geſpreizter Geberde entgegen. Die Thüre ſprang auf, ein ältlicher Mann in einem unſcheinbaren Reiſeüberrock, auf dem Kopfe einen breiten Franklinhut, ſtürzte ins Zimmer mit den Worten: „Mein Sohn, mein Sohn! wo find' ich meinen Alexander?“

„Der Chevalier ſtieß einen Schrei aus, und warf ſich an die Bruſt des Fremdlings. — Die Gäſte brachen abermals in Gelächter aus, und riefen: „Herrlich! charmant! Brav gegeben! vortrefflich geſpielt!“

Der Fremde und Alexander achteten vorerſt nicht auf das Getümmel. Sie umarmten ſich wiederholt, küßten ſich auf beide Wangen, drückten ſich die Hände, und der Alte wurde nicht ſatt zu ſagen: „Mein lieber,

lieber Alexander!" und der Chevalier wurde nicht müde, mit Ehrfurcht und Feuer zu antworten: „Willkommen! wie freue ich mich, Sie wieder zu ſehen, mein Vater!"

„Sie machen's ungeheuer natürlich!" ſprach Vermont, eine Prieſe nehmend: „Molé und Fleury könnten's nicht beſſer."

„Alexander iſt zum Komödianten geboren!" ſagte Güſſac luſtig: „aber auch der Alte findet ſich außerordentlich gut in ſeine improviſirte Rolle."

„'S iſt gewiß ein alter Schauſpieler, den des Leichtſinnigen Gläubiger gedungen hat, ihn hier einzuführen;" ſpottete Reveillère, der ſeine Zähne ſtocherte: „Gebt Acht, der Cerberus wird gleich hinter dem edeln Vater hereintreten, einen Verhaftbefehl in der Hand."

Climene und Margot jedoch, die ſich als Frauen, trotz ihrer Zweideutigkeit, auf die Aechtheit des Gefühls beſſer verſtanden, als die chamäleontiſchen Cavaliere, ſagten einſtimmig: „Nein, das iſt keine Komödie. Wir wetten, 's iſt wirklich der Alte aus Amerika."

In der That wendete ſich Alexander mit großthueriſcher aber ernſter Wichtigkeit an ſeine Freunde, und ſprach: „Meine Herren, meine Damen! Spaß bei Seite. Dieſer Herr iſt allerdings mein Vater, der reiche Pflanzer, von dem ich Ihnen ſchon oft zu erzählen die Ehre hatte."

Die Buffogeſichter der Edelleute wurden mit einem Schlage formgerecht, und neigten ſich ſtumm vor dem ehrwürdigen Aubüſſon. Doch entging dem Sohne nicht, daß der Blick der Freunde befremdet und mißbilligend an der Greiſengeſtalt auf- und abſtreifte. Alexanders

Auge folgte dem Blick der Freunde, und bemerkte, daß der graue Rock des Vaters abgenutzt, ſogar zerriſſen war, daß er vom Regen triefte, und daß die Stiefel des alten Herrn eben ſo wenig in den puppenartig geputzten Salon paßten. Das ſchmerzte und demüthigte den eiteln, verderbten Jüngling. Seine Freude wurde plötzlich lau. Leider ſtimmte der Blick, den der Pflanzer ſeinerſeits über die Geſellſchaft gleiten ließ, nicht minder die väterliche Wonne herab. — Ein ſchmerzhafter Riß trennte die Herzen, die ſich kaum wiedergefunden. Der Sohn ahnte dunkel einen böſen Wechſel ſeines Glücks; der Vater ahnte nicht nur, er ermaß plötzlich die Verirrungen ſeines abgöttiſch geliebten Kindes. —

Welch' eine Täuſchung! Sein Sohn in der Geſellſchaft von frechblickenden, geſchminkten Weibern! Clelia halb entkleidet, die Cavaliere, Hohn und Spott auf den laſciven Lippen, Spaniol und Burgundertropfen auf den Jabots verzettelt! Der blinkende Salon kam dem hausbackenen Sinn des Pflanzers wie ein Sodom vor, und leider hatte er nur Ermahnungen, nicht Geld über's Meer gebracht, um ſein theures Kleinod dem Verderben zu entreißen!

„Wie Sie ausſehen, beſter Vater!“ hob Alexander verlegen lächelnd an: „Sie triefen, als hätte eine Dachrinne Sie allenthalben begleitet. He, Germain! den ſeidnen Schlafrock des Marquis. Die Herren und Damen werden nicht übelnehmen, wenn ſich ein Millionär von Maryland Ihnen im Negligé zeigt. So, mein lieber Vater. Machen Sie nur gleich hier Ihre Toilette. Es ſcheint faſt, als hätten Sie den weiten Weg zu Fuße gemacht.“

„So iſt es auch;“ antwortete Aubüſſon, dem Vermont und Reveillère dienſtfertig mit eignen vornehmen Händen in den Schlafrock halfen: „Die Ungeduld des Vaters entſchuldige mich. Vor ein paar Stunden ungefähr bin ich von Nantes gekommen. Ich dachte, Dich bei der nächtlichen Lampe ſtudirend zu finden....“

Alexander wurde feuerroth, die Herren ſchmunzelten, die Damen kicherten hinter dem Fächer. Der junge Mann antwortete ſtockend: „Immerhin iſt es eine unbegreifliche Nachläßigkeit meines Kammerdieners, daß er Ihnen nicht einen Wagen vorfahren ließ. — Es iſt wahr, daß der Marquis mein Curricle hat, und daß ich erſt geſtern meinen Phaeton dem Lord Ribbleſtone verkauft habe, aber — mein Gott — in dem weiten Paris wäre nicht einmal ein Fiaker für meinen Vater aufzutreiben geweſen?“

Alexander ſchob den Alten mit einigem Ungeſtüm an den Ehrenplatz der Tafel, und häufte vor ihm eine Auswahl von Leckerbiſſen auf, kredenzte ihm den beſten Wein. Die Erquickung kam dem Reiſenden zu Statten. Die heftige Bewegung hatte ſeine Kräfte angegriffen.

„Was den Fiaker betrifft,“ ſagte er, eſſend und trinkend, „ſo muß ich Dir bemerken, lieber Alexander, daß ich nicht gerne....“

Alexander trat dem Herrn von Güſſac auf den Fuß, und bat ihn mit beredtem Blicke, ſich des Geſprächs zu bemächtigen. Güſſac verſtand und that, was er wollte. Er unterbrach den Alten lebhaft: „Es iſt begreiflich, daß ein Cröſus aus Amerika billige Scheu vor den ſchmutzigen Fiakern von Paris und ihren lahmen Pferden hat. Dabei iſt die Grobheit dieſer Burſche nicht zu vergeſſen. Erſtens findet man ſie nicht, wann und wo man ſie braucht; zweitens ſind ſie im Stande, ſelbſt für Geld und gute Worte, nicht zu fahren. Das gemeine Volk eignet ſich eine Art von Selbſtſtändigkeit an, die mir Grauen erregt, und gewiß noch zu ſchlimmen Dingen führen wird. Was begegnet mir, da ich von Clichy abfahren wollte, um dieſe Damen zu holen? Ein einziger Kutſcher ſtationirte in der Nähe. Ich ſteige in die unſaubere Nußſchale. „He, zum Coliſeum!“ rufe ich: „Marſch, laß' wacker traben!“ — Was thut der Menſch? Mit dem unerſchütterlichſten Phlegma ſagt er: „Ich fahre nicht.“ — „Warum nicht?“ — „Es iſt zu weit, und die vornehmen Herren bezahlen gewöhnlich uns arme Teufel nicht.“ — „Spitzbube! Auf der Stelle wirſt Du fahren!“ — „Nein, ich fahre nicht.“ — Denken Sie ſich meinen Zorn? Ich greife zum Stock, ich ſchlage an meinen Degen, ich kenne mich vor Wuth nicht mehr. Da reckt der Grobian mit kaltem Blut ſeine Peitſche mir entgegen, und ſagt: „Merken Sie wohl, daß ich nicht die Ehre haben werde, Sie zu fahren? Sie ziehen den Degen, und meſſen mir ihn flach auf. Ich erwiedre mit einem Peitſchenhieb. Sie ſtoßen mir dann den Degen in den Leib, und die Hiſtorie iſt zu Ende. Ich werde ſie alſo gewiß nicht kutſchiren, wenn Sie ſich nicht vorerſt friedlich mit mir verſtändigen.“ Ich mußte lachen; was war zu thun? Das Phlegma des Burſchen hat mich einen baaren Louisd'or gekoſtet, damit ich nur zur rechten Zeit bei dieſen Damen eintreffen konnte.“

Die kleine Sittenſchilderung wurde von den Zuhörern beifällig aufgenommen; aber ein unbegreiflicher Lärm, der plötzlich über die Treppe und durch die Vorzimmer heranwogte, machte alle Gäſte verſtummen. Gelächter, Gekreiſch, Geſtampfe, Jauchzen und Scherzen bacchantiſcher Luſt nahte auf Windesflügeln. Von einem Fußtritte geöffnet, ging die Thüre auf; zwei unverſchämte Weiber, wenn gleich im höchſten Staat, flatterten herein, wie Mänaden ſchreiend: „Heda! Chevalier! wo biſt Du, Chevalier! Wir bringen den Marquis, ihr Freunde!“ und hinter ihnen ſchwankte Langlade, blaß, im Weinberg des Herrn, unordentlich gekleidet, über die Schwelle.

„Der Herr des Hauſes! Mein Vater!“ ſagte Alexander beſchämt, die beiden Herren einander vorſtellend. — „Ei, ſieh da!“ erwiederte Langlade ausgelaſſen: „Gott Plutus, der Langerſehnte, in meinem Schlafrocke! Macht's Euch bequem, alter Goldwurm; ſeyd willkommen, Tabakskrämer und Sclavenhändler. Es iſt die höchſte Zeit, daß Euer Taugenichts von Sohn von Paris losgemacht werde. Wird manchen Ballen Zucker, manchen Sack Goldſtaub koſten, bei'm Blitz! Guter Junge Alexander, ich kann Dir nicht helfen. Ich habe heute bei der Herzogin im Biribi mein ganzes Baargeld verloren, und kann Dir unmöglich länger Credit geben. Spezereihändler! Du kommſt ganz gelegen, um für den kleinen Muthwillen, für den Chevalier da, meine dreißigtauſend Livres zu bezahlen!“

„Dreißigtauſend Livres? an Sie, Herr Marquis?“

„Auf Ehre, mein Alter. Nicht wahr, Alexander?

Ach, wenn der ſparſame Bube da Alles zuſammenrechnet, das er ſchuldig iſt, beträgt's kaum viermal ſo viel. Ein wahres Lumpengeld für einen Amerikaner."

„Gott ſteh' uns bei!" ſeufzte der betrübte Vater, und die Gegenſtände ſchwammen vor ſeinen Augen, im Abglanz ſeiner Thränen......

4.

Sclaven-Loos.

Providence-Plantation — Ebenetzer hatte Aubüſſons Niederlaſſung mit dieſem Namen belegt — war binnen kurzer Zeit an Fröhlichkeit und Wohlbehagen herabgekommen; hatte jedoch zugenommen an Betriebſamkeit und Einkünften Maſter Ebenetzer verſtand, ſeine Leute zur Arbeit anzuhalten. Kaum, daß er den Sonntag frei gab, um nicht bei den Nachbarn als ein ruchloſer Kirchenverächter zu gelten. Von früh bis ſpät rührten ſich in ſeinen Feldern und Werkſtätten alle Hände, und das Knallen der Aufſeherpeitſchen trieb auch die Trägſten an, ihre Schuldigkeit zu thun. Der bleierne Schlaf der Ermattung verſchaffte den Arbeitern die einzige Erholung. Kein Tanz, kein Pfeifenklang und Geigenſtrich war mehr zu ſehen oder zu hören, wo Ebenetzers Unterthanen ſich verſammelten. Das Netz der ſtummmachenden Gewalt ſpannte ſich über alle Häupter, und in dem

Mittelpunkt dieſes Netzes ſaß die einzige Perſon, die wohlgefällig das Pflanzerreich überſah: Miſtreß Georgina, als eine feiſte, geſättigte, träge Spinne. Während ihr Gatte, von Langeweile und unſtäter Unzufriedenheit gemartert, den Kopf hing, während ihr Stiefſohn Paulus von raſtloſer Habſucht und innerlichem Verdruß verzehrt wurde und mürriſch grollte, genoß die Miſtreß im ganzen Umfang die Seligkeit ihrer Lage. Die Königin in einem Bienenſtock iſt nicht beſſer daran.

Die warme Jahrszeit war plötzlich nach langen Stürmen eingetreten. Miſtreß Ebenetzer hatte unter dem Dache von Segeltuch, das die Veranda beſchattete, ihre Reſidenz aufgeſchlagen, bequem gelagert in einem mit Kiſſen wohlgefütterten Seſſel. Alle Erfriſchungen, die das Haus bieten mochte, ſtanden in reinlichen Gefäßen um ſie her. Coraly hockte neben ihr, um ſie auf den erſten Wink zu bedienen, und mit den Kindern Dick, Beß und Bill zu ſpielen, die ſich vor der Mutter wälzten, und um ein paar junge Maiskolben rauften. Ein Negerknabe in der völligſten Tracht der Unſchuld ſtand mit einem Fächer hinter der Gebieterin, um ihr Luft zuzuwedeln, denn ſie ſelbſt rührte ſich nicht im Geringſten, in ſeidne Röcke geſchnürt, und mit der enormhohen Friſur beläſtigt, die vor einigen Jahren die Mode aus Frankreich nach Amerika verpflanzt hatte. Ein artiges Gegenſtück zu der ſtarkgepuderten Friſur, zu Georgina's weißem, mit etlichen Mouchen geziertem Geſicht, und zu ihrem hellſeidnen Gewande, gaben die vier Negerinnen ab, die in den Ecken des Vorzeltes auf ihren Ferſen ſaßen, gewärtig der Befehle ihrer Herrin oder der Mulattin, die nach Georgina im Hauſe das große Wort führte

Georgina gähnte. Coraly reichte ihr einen Löffel voll Ahornzucker. Georgina ſeufzte. Coraly trocknete ihr mit feiner Baumwolle den Schweiß von der Stirne. — „Iſt Maſter Ebenezer noch nicht heimgekommen?“ fragte Georgina. — „Nein Miſtreß;“ antwortete Coraly.

Georgina rümpfte die Naſe. „Das ſchwarze Volk riecht heute unausſtehlich;“ bemerkte ſie.

„Soll ich die Weiber fortſchicken?“ fragte Coraly, und die Gebieterin nickte.

Die Mulattin gab dem Negerbuben einen Schlag und nahm ihm den Fächer, um ſelber damit hinter die Miſtreß zu treten. „Packe Dich, ſchmieriger Bube! — Packt Euch alle an die Arbeit!“ rief ſie den Schwarzen zu.

Der Bube entlief, froh, ſeinen glatten Körper in die glühende Sonne tragen zu dürfen, die dem Neger ſo wohl thut. Die Weiber ſtanden eben ſo fröhlich auf, bis auf eine, die in Gedanken vertieft, vor ſich hin ſchaute, ohne Coraly's Kommando gehört zu haben. Eins der andern ſchwarzen Weiber ſah zögernd nach der Sinnenden, und winkte ihr, aber vergeblich.

„Schläft jenes Weibsbild?“ fragte Georgina mit einer Anwandlung von Spott und Ungeduld.

„Sie ſchläft, oder iſt trunken;“ ſpottete Coraly ihrerſeits und fächelte die Stirn der Miſtreß.

„Wecke ſie mit einem guten Rippenſtoß, und nimm ſie mit Dir, Hekate!“ befahl Georgina ſchadenfroh:

„Maſter Paulus ſoll ihr fünf Streiche geben laſſen, weil ſie ſich unterſtand, vor meinen Augen zu ſchlafen.

Hekate verneigte ſich tief vor der Geſtrengen, und flüſterte: „Vergib ihr, gute weiße Frau. Sie ſchläft nicht, ſie iſt nur entrückt an einen andern Ort. Seit zwei Tagen ſitzt ſie oft unbeweglich, wie jetzt, und folgt in Gedanken ihrem Mann, der vom jungen Herrn nach Virginien geſchickt worden iſt mit Pferd und Wagen, um geräucherte Shads*) abzuliefern und Karolina-Reiß zu holen. Der Weg iſt weit und gefährlich, und der Mann und die Frau lieben ſich ſo ſehr.“

„Nimm ſie mit Dir;“ wiederholte Georgina ärgerlich, nachdem ihr Coraly ein paar Worte ins Ohr geraunt.

Hekate ging auf die Hinſtarrende zu, tippte ihr auf den Scheitel, und ſagte mitleidig: „Komm Aïde! komm, die Miſtreß ſchickt uns fort.“

Aïde ſchlug die Augen ſchnell auf, klatſchte in die Hände, und fragte lebhaft: „Sie ſchickt mich fort? Darf ich meinem Cäſar folgen?“

„Unverſchämtes Geſchöpf!“ murmelte Georgina. „Sie iſt verrückt;“ hohnlachte Coraly.

„Wo denkſt Du hin?“ begann jedoch Hekate: „Cäſar wird ſchon wiederkommen; zu Deinen Kindern ſollſt Du gehen.“

„Zu meinen Kindern? Mit Freuden! ich bin lieber dort als hier!“ Mit heitrer Stirne erhob ſich Aïde, und bereitete ſich, der Hekate zu folgen.

---

*) Mayfiſche, die in großen Laſten theils in die verſchiedenen Staaten von Nordamerika, theils nach Weſtindien gehen.

„Wahrhaftig, das unverſchämteſte Thier, das ich je geſehen!“ hob wieder Georgina an. — „Weil Aïde ſo gerne ginge, befiehl ihr, zu bleiben;“ rieth Coraly ſchadenfroh.

Die Ebenetzer gab auch den Befehl zur Stelle. Aïde zuckte die Achſeln, und kehrte unterwürfig an ihren Platz zurück. Hekate ging mit Bedauern hinweg.

„Warum, Du ſchwarzes Unthier, bleibſt Du nicht gerne in meinem Angeſicht?“ ſagte Georgina.

Aïde ſchwieg. — „Soll ich Dir Verſtockte den Mund mit Gewalt öffnen laſſen?“ fuhr des Pflanzers Frau mit aller Gemächlichkeit fort.

Aïde ſandte ihr einen verſtohlenen Flammenblick, und erwiederte trocken: „Ich ſehe immer Eine bei Dir, die mich haßt, und die mir nicht gefällt.“

Coraly verneigte ſich mit höhniſcher Grimaſſe über Georgina's Schulter gegen Aïde. Die Pflanzerin aber ſagte: „Sie haßt Dich, weil Du zu Allem träge und unwillig; ſie gefällt Dir nicht, weil ſie frei und mein Liebling, weil ſie ſich putzen darf, und ſtreng auf meinen Dienſt ſieht.“

„Sie hat mir oft Strafe zugezogen, ſie hat mich eine Diebin und Verrätherin genannt;“ murrte Aïde: „ich war Strafe und Verläumdung nicht gewohnt.“

„Meine ſilbernen Ohrringe ſind noch nicht wiedergefunden, und es iſt noch nicht ausgemacht, daß Du dem Jo nicht über die Zäune geholfen, da er entſprang;“ entgegnete Coraly boshaft: „Die Strafen wurden Dir immer gerecht zugemeſſen. Du biſt die Ungehorſamſte auf Providence-Plantation.“

„Herr Aubüſſon hat das nie geſagt;“ ſprach Aïde halblaut vor ſich hin, und eine Thräne rollte über ihre Wange.

„Willſt Du aufhören von dem Monſieur, von dem Froſcheſſer zu reden?“ drohte Georgina: „Wer weiß, aus welchen Gründen der Windbeutel Dich vorgezogen! Gewöhne Dich nur an Strafen, Nachteule. Meiſter Paulus ſoll Dir heute Abend für deine Widerſpenſtigkeit nicht nur einmal, ſondern zweimal fünf Streiche geben laſſen.“

Aïde fuhr zuſammen. Ein wildes Aechzen entſtieg ihrer Bruſt. „Ach Cäſar, ach meine Kinder!“ ſeufzte ſie, und verſtummte ganz, da Georgina fortfuhr: „Damit Du Dich jedoch nicht minder an Coraly's Anblick gewöhnſt, ſollſt Du ihr heute bis zum Untergang der Sonne gegenüber ſitzen, und wehe Dir, wenn Du ein Auge von ihr abwendeſt.“

Der flachsköpfige Dick unterbrach die Richterin, indem er überlaut ſchrie: „Ich höre den Vater! Er hat ſeine Flinte abgeſchoſſen, und der Knecht Chriſtoph jauchzt ſein Hi-a-au!“

Beß und Bill fügten lärmend bei: „Wir wollen hinaus, wir wollen zum Vater! Unter den Tulpenbaum wollen wir!“

Nach vergeblichen Bemühungen, dem Drängen der Ungezogenen zu ſteuern, ſagte endlich die Mutter: „Iſt denn möglich, dieſen lieben Affen etwas abzuſchlagen? Geh' denn hin, Coraly, und führe Maſter Dick und ſeine

Schweſtern, wohin ſie verlangen. Ich laſſe Herrn Ebenetzer ein ſchönes Willkommen vermelden.

Auf einen Wink der Pflanzerin nahm Aïde der Coraly den Fächer ab, und ſtellte ſich an ihren Platz. Die Kinder ſprangen davon, die Magd folgte ihnen. Es wurde ſtill unter dem Zelte. Georgina redete ſchon um des Anſtands willen kein Wort, und Aïde, mechaniſch den Fächer hinundherbewegend, war bereits wieder viele Meilen von der Plantage entfernt, und mit ihren Gedanken bei dem armen geplagten Cäſar.

Da geſchah es, daß ſich eine Mücke auf Georgina's fette weiße Hand ſetzte, und ſich auf dem Polſter gefiel. Die Pflanzerin, nachdem ſie von dem Inſekt Notiz genommen, bewegte den Daumen, den Mittelfinger, — die Mücke entfernte ſich nicht. Weil Frau Ebenetzer nun einmal die ganze Hand nicht bewegen und von der Armlehne heben wollte, ſtieß ſie einen leiſen grunzenden Ton aus, der dem gewöhnlich dienſtthuenden Fächerknaben ein bekanntes Signal war. — Sie wiederholte dieſen Ton, aber der Fächer wedelte nicht herüber, um die Mücke zu vertreiben, und der Stich des Inſekts war von einem Augenblick zum andern zu befürchten. — Daher drehte Miſtreß plötzlich mit einiger Anſtrengung den Kopf nach Cäſars Weibchen, und ſah, wie Aïde abermals in die blaue Luft ſtarrte, nichts hörend, nichts merkend, ſteif, wie der Fächer, den ſie nach und nach zu regieren vergeſſen. — Die Erbitterung der Pflanzerin bei ſo unverzeihlicher Vernachläſſigung kannte nun keine Gränzen: Einen doppelten Zweck zu erreichen, hob ſie ſchnell die bedrohte Hand, daß die Mücke noch ſchneller davon flog, und gab der Negerin einen nicht unbedeutenden Schlag auf die Wange. Aïde ſchrie auf, und ſchwang, neuerdings ihren Träumen entriſſen, den Fächer gegen die Gebieterin. Georgina ſtreckte abwehrend die Hände aus; Aïde hatte indeſſen ſchon wieder ihre Faſſung gewonnen, und ſagte zu ihr: „Fürchte nichts von mir; ich will Deine Mißhandlungen nicht vergelten, denn ſie werden doch einſt ihr Ziel erreichen. Hat doch der tiefſte Unglücksbecher ſeinen Boden!“

Wie ſehr auch Georgina gewohnt war, ſogar das Aufbrauſen ihres Unwillens der Bequemlichkeit und Ruhe unterzuordnen, dennoch erbitterte der ſchneidende Ton der Verachtung, den Aïde gegen ſie anſchlug — verletzender als ſelbſt eine thätliche Beleidigung — die Seele der Pflanzerin in dem Maaße, daß ihr die Stimme den Dienſt verſagte, um ihren Zorn laut werden zu laſſen. Ihre Hände fuhren auf und nieder, ihre Augen blitzten, ihre Naſenflügel arbeiteten heftig, ihre Wangen und ihr Hals blähten ſich auf, aber ihre Zunge war gebunden. In dieſem Zuſtande fand Herr Ebenetzer ſeine theure Ehehälfte.

Der Pflanzer trat ſehr mürriſch heran, die Kinder folgten ihm, ſchlecht empfangen und maulend, Coraly muſterte mit boshafter Wonne die ganze Gruppe.

„Was iſt los, ich frag'?“ hob Ebenetzer an.

„Peitſchen, peitſchen, bis auf's Blut .... die da!“ ſchnaubte Georgina, Aïde bezeichnend.

„Warum? he? ich frag?“

„Sie hat mich geſchlagen, ich hab' ihr gedroht;“ antwortete Aïde ruhig.

„Well; Paulus ſoll Dich züchtigen laſſen. Nimm ſie mit Dir, Coraly.“

Coraly ſtieß Aide vor ſich her und trieb ſie hinweg. Die Kinder jubelten nach, begierig, das grauſame Schauſpiel zu ſehen.

Ebenetzer ſtreckte ſich bequem auf die Kiſſen aus, ſchenkte ſich einen Becher Cyderöl ein, trank ihn mit einem Zuge aus, und ſagte dann, den vertraulichen Baſtarddialekt annehmend, den deutſche Anſiedler auf amerikaniſcher Erde lernen: „Immer Krakeel, Miſtreß? Ihr macht mir böſes Blut.“

„Die Creatur muß fort, fort, fort, Maſter. Sie bringt mich unter die Erde!“ Georgina ſchluchzte. Die Verſtellung machte heute wenig Wirkung auf den Gatten.

„Fort?“ ſagte er: „leicht geſagt, aber ich vermuthe, ſchwer gethan Ein ſolches Kapital verſchleudern? Wenn Gelegenheit wäre, ſie zu vermiethen, aber.... die Peſt auf dieſes Land!“

Die Verwünſchung koſtete wieder einen derben Schluck Cyderöl. Der Pflanzer war im Zuge Er faltete die Stirn und die Hände. „Ich hab die Notion,“ ſagte er unwirſch, „daß Ihr, Miſtreß, Schuld an all' meinem Verdruß ſeyd.“

Georgina ſetzte ſich dem Herrn gegenüber, machte große Augen. „Ich? Nan?“ Der letzte Ausruf war ſo gedehnt, wie ihn die neugierigſten Amerikaner kaum dehnen, wenn ſie einen Fremden in's Verhöhr nehmen.

„Nan?“ wiederholte Ebenetzer: „Ich will's Euch, no doubt, beweiſen. Ich war recht comfortabel hinten im Lande. Ihr habt mich getrubelt, hervorzuziehen.“

„So? Und der Krieg? und die vermaledeiten Indianer? he?

„Hm; der Krieg war all, und die Indianer hatten uns noch nicht geſkalpt. Aber das Wohlleben, der bunte Kram am Leibe, — es gefiel Euch nicht mehr im Blockhauſe. Jetzt ſitzen wir vorn dran, und laſſen uns die Haut abziehen.“

„Ha, ha! Ihr habt doch nicht theuer gekauft?“

Ebenetzer verneigte ſich andächtig. „Mein Herz fliegt God-ward. Aber, wenn ich konſideere, wie ich hier getrubelt bin....“

„Plag' und Noth! ha ha ha! Ihr ſitzt als ein Grand-Sire im Land, ſeyd ein Mann bei der Aſſembly....“

„Thut mich nicht daran erinnern, Miſtreß! Komm' ich nicht aus der Aſſembly zu Annapolis? Hab' ich mich nicht genug gelangweilt unter Leuten, die mir Kauderwälſch ſchwätzen, und die mein Schwätzen auslachen? Blexen! bin ich aus den Kleidern gekommen?“ Er klopfte auf ſeine kurzen Beinkleider von gelbem Leder und auf ſeine blauen Strümpfe. „Und weiß ich, warum? Ich hab' mitgevootet, was die Meiſten gevootet haben, ohne zu verſtaan. Gewiß haben ſie wieder ein' neuen Tax dekretet. Die Eiriſchen*) und die Tax bringen mich um, machen mich todt.“

„Ihr ſeyd geizig, Maſter Ebenetzer, und ſchwätzet, wie der Paulus.“

Der Genannte trat ſo eben mit barſchem Schritt unter das Zelt. Er trug das leinene Jagdhemd des Hinterwäldlers und die Mokaſſins deſſelben. Seine Miene war finſter und entſchloſſen; ſeine Rede kurz und reſolut.

---

*) Angloamerikaner.

„Guten Abend, Vater;“ ſagte er.

Der Pflanzer erhob ſich, ſteckte die Hände in die Taſchen ſeines Kittels, und fragte: „Die Arbeiten? die Wirthſchaft? wie ſteht's, wie geht's?“

„Perfect.“

„Die Aide?“ fragte ihrerſeits die Stiefmutter begierig: „hat ſie ihr Rekompens weg?“

„All well!“ entgegnete Paulus dem Vater. — „Nein,“ erwiederte er der Stiefmutter.

„He, warum nicht?“

„Ich wollte nicht.“

„Well aday! Ihr ungerathner Sohn! Warum nicht? ich frag'?“

„Ich hab' den Verſtand, als ſolltet Ihr mich gleich begreifen. Vater, ich ſchwätze mit Euch. Ich zieh' fort, ich will nicht mehr hier ſeyn. Gebt mir meiner Mutter Erb' heraus. Uebermorgen will' ich von hier abſetzen (abreiſen).“

„Du fangſt mich in einer Maus-Trap, Paulus;“ bemerkte der Vater mit kaltblütiger Verdrießlichkeit, „fahr wohl jedoch, for me. Was Urſach?“

„Ich will neben einem Bauer ein Jäger ſeyn, kann hier nur Eichhaſen ſchießen, und hab' mir ſie zum Eckel gegeſſen. Ich verlang' nach dem Walde.“

Der Vater ſeufzte ſehnſüchtig nach dem geliebten Blockhauſe und dem wildreichen Forſt. „Weiter;“ befahl er, aber viel ſanfter, denn zuvor.

„Weiter? ich will mein Herr ſeyn, hab' lang genug geſerbt (gedient) und kann die Stiefmutter nicht gut leiden, und mag die Kleinen nicht mehr ausſtehen."

Georgina wollte ein groß Geſchrei des Vorwurfs erheben. Ebenetzer hieß ſie jedoch ſchweigen, indem er ſagte: „Der Jung' hat nicht Unrecht. Er thut es nicht gleichen (es gefällt ihm nicht), daß die Kinder ihm das Erb' ſchmal machen. Weiter, Paulus."

„Weiter mag ich hier herum nicht Hochzeit machen, und will die Batchelors-Tax *) nicht zahlen. Die Tax ärgert mich, weil ſie ein Spott iſt."

„Ja, ja, die Taxen!" ſeufzte wieder der Vater: „Sie machen mir auch Bile. Im Hinterland hab' ich keine gezahlt, und muß hier die Kriegsſchulden mit ausblechen. Wohin aber, Paulus?"

„Ich geh' auf Pittsburg. Dort ſind Makler von geklartem **) Land. Ich ſetz' mich dann neben die mähriſchen Indianer am Muskingum, oder mach' ein Settlement im Weſtland am Kentucky."

— „Paulus iſt ſchmart, (klug)," ſagte Ebenetzer zufrieden zu der ſchmollenden Georgina. „Aber Deiner Mutter Erb' . . . ."

„Das gehört mir."

— „Freilich wohl, aber, wie ſoll ich ſo viel Geld aufmachen (zuſammenbringen)?"

---

*) Hageſtolzentaxe, die jeder Ledige vom 21ten Jahr an erlegen mußte. (Penſylvanien und Maryland.)

**) abgerodetem.

Paulus zuckte die Achſeln. „Ich kann nicht expekten (abwarten).“

— „Verily?“

„Für Gut und All'.“ *)

— „Wie ſoll ich's aufmachen? in Bills? in Certifikates?“ **)

„Ich thue das nicht gleichen.“

— „Ich hab' nichts als zerſchnittene Spaniſch-Dollars?“ ***)

„Ich thue das gleichen, wenn ſie gerecht gewogen ſind.“

— „Er iſt ſchmart, ſag' ich Euch, Miſtreß. — Doch Paulus, mangeln mir ein paar hundert Pfund!“

„Ich nehme Waaren dafür.“

— „Schwarzköpfe?“

„Mit Rabatt, wegen der Reiſe-Fees (Koſten).“

— „Billig. Ich hab'“ — Ebenetzer zählte an den Fingern — „ein Weibsbild und zwei Kinder, auch zwei Männer, die....“

„Das Weibsbild?“

— „Die Aide des Cäſars.“

„Well. Ich hatte ſchon Notion von ihr genommen. Sie kocht und wäſcht gut. Sie verſteht ſich auf Kräuter und Wunden zu verbinden. Derofern hatte ich ſie nicht ſchlagen laſſen. Sie wär' verdorben für die Reiſe.“

---

*) Die engl. Redensart: for good and all.

**) Papiergeld oder Staatsſchuldſcheine.

***) Ein Auskunftmittel, das man während des Befreiungskriegs ergriff, um dem Mangel an Scheidemünze zu begegnen.

— „Aber den Cäſar behalt' ich; verſtanden."

„Gut. Er ſoll Euch bleiben. Wer ſind die Männer?"

— „Der Pumpkin-Neger und Jehu."

„Pfuy Jehu; ein alter Burſche! Den Pumpkin-Neger nehm' ich. Ich werde Pumpkins pflanzen."

— „Aber Jehu? Er iſt noch fein rüſtig. Eigenſinniger Bub' mit dem ewigen Kopfſchütteln! Willſt Du Ackerzeug an ſeiner Statt?"

„For me, aber redlich berechnet, hört Ihr?"

— „Genug. Wir kommen nicht miteinander vor's Law.*) Top?

„Top!"

Mit dieſen Worten war die Verhandlung zwiſchen Vater und Sohn zu Ende, und Miſtreß Georgina blühte wieder auf, wie eine weiße Roſe, da ſie an einem Tage den läſtigen Stiefſohn und die verhaßte Aide los wurde.

5.

Das Theuerſte verloren.

Mehrere Tage nach obiger Unterredung traf Cäſar wieder auf Providence-Plantation ein. Er hatte ſeinen Auftrag in Virginien mit Klugheit und Vortheil ausgeführt, hatte ſeine Shads abgeſetzt, und die erforderliche

---

*) Gerichtsamt.

Ladung Reis eingenommen. Er ſang deswegen fröhlich auf der Heimfahrt. Von ſeinem Trinkgelde hatte er eine Schnur rother Glasperlen erhandelt, die für Aïde beſtimmt war; in einem kleinen Käfich hegte er einen bunten Vogel, den er ſeinem Jaques ſchenken wollte; in ſeinem Gürtel ſteckte ein wohleingewickeltes Stück blaues Baumwollenzeug, das ſeiner Blanche trefflich zum ſchwarzen Geſichtchen ſtehen ſollte. Er war glücklich, und nicht die leiſeſte Ahnung ſtörte dieſe Zufriedenheit. Der Abend war herrlich und glanzvoll, die laue Luft gaukelte erquickend um den Reiſenden; die Thiere, die den Karren zogen, liefen rüſtig. Schneller jedoch ſtrebten Cäſars Gedanken voran. Wiederſehen! Wiederſehen! jauchzte ſeine Bruſt.

Da lag das helle Haus vor ihm, da zählte ſein ſcharfes Auge ſchon von ferne die Spitzen der umherverſtreuten Negerhütten, da ragte ſchon aus deren Mitte die immergrüne Eiche, an deren Fuß die Cabane des glücklichſten Negers ſtand. Cäſars Herz pochte immer ſtärker.

Aber am Wege, nicht hundert Schritte ab von der Einfriedigung der Plantage lehnte eine finſtere Geſtalt an einem verfallenden Brunnen. „Glück auf, Jehu!" redete Cäſar den ruhenden Greis an. — Dieſer ſtreckte die Arme wie ein Verzweifelnder in die Höhe, und antwortete dumpf: „Weh, weh den ſchwarzen Männern! Ich danke Dir nicht, ich grüße Dich nicht. Beſtreue Dein Haupt mit Staub und laß uns weinen!"

„Alter Mann, warum dieſe Trauer?"

„Dein Feuer iſt ausgelöſcht, Deine Kalebaſſe zerbrochen, Deine Schüſſel zerſchmettert. Ich habe Dich einſt unter Dein Dach gewieſen, — jetzt ſag' ich Dir: geh' nicht nach Deiner Hütte."

— „Biſt Du wahnwitzig? Haſt Du zu viel Tafia getrunken?"

„Was will der verwaiste Vogel im leeren Neſt, mein Sohn? Kehre ein in meine Hütte: Die Deinige iſt von Fremden bewohnt."

Sie befanden ſich am Eingang der Pflanzung. Die Stallknechte nahmen dem Cäſar den Wagen, die Peitſche ab, und ſagten zu ihm, wie Jehu gethan, mit der Stimme des Mitleids: „Geh hin, und feuchte die Erde mit Thränen."

— „Grauſame Henker! Unglücksvögel! was krächzt ihr? Aide! meine Kinder! was iſt geſchehen?"

Cäſar hatte es bald erfahren. Eine Leidensgeſchichte wie die ſeinige iſt bald erzählt. „Der Herr hat die Deinigen an ſeinen Sohn verkauft und ſie ſind mit ihm über die blauen Berge gezogen!" Das war Alles; ein Schickſal, ſo entſetzlich als alltäglich unter'm Volk der Sclaven, ein Urtheil der Willkühr, gegen welches dazumal die Macht aller Throne nichts auszurichten vermochte.

Cäſar fiel nieder unter der Wucht des Schickſals, unter dem Joch des Urtheils. Er lag beſinnungslos, er fand ſich erſt nach geraumer Zeit wieder zurecht in der abgelegenen Kabane des alten Jehu, der alle Neugierige zu entfernen gewußt hatte, und ſtumm beobachtend ſeinem betrübten Freunde gegenüberſtand. — Cäſar ſaß auf Jehu's Matte, die Ellbogen auf die Kniee geſtützt, die geballten Fäuſte vor die glühenden Augen gedrückt. Der rieſenhafte Menſch ſchien vernichtet, ſeine Seele ſchien entflohen. Nach und nach hob ſich jedoch und immer heftiger ſeine breite Bruſt, ein fieberhaftes Zittern überſchlich ſeine Glieder. Seufzer, wildes Geheul, bitterliche Thränen erleichterten endlich des Gatten und Vaters unbeſchreiblichen Schmerz.

Die Geſtirne der Nacht ſahen gleichgültig in die niedrige Hütte. Ihr ſilberner Strahl erzürnte den Verzweifelnden. Er verwünſchte die Erde, den Himmel, die Sterne, Alles was da lebte. „Verloren, für immer verloren!“ ſtöhnte er: „Und Aïde, ſie ſtarb nicht? ſie folgte ohne Murren dem neuen Herrn?“

„Sie hat mit Gewalt müſſen weggebracht werden;“ antwortete Jehu: „Sie hatte auf Deine Rückkehr gehofft. Wenn ſie am Leben blieb, ſo geſchah's um der Kinder willen!“

— „Die Kinder! Jehu! mir ſchwindelt! die Kinder! ſie werden umkommen auf der Wanderung in's bittere Elend!“ — Cäſar nahm, in Ermattung verſinkend, die Perlſchnur von ſeinem Halſe, und zerriß ſie, er zerſetzte das blaue Tuch, das ſeine Blanche hatte ſchmücken ſollen; er wollte dem bunten Vogel, den er ſeinem Söhnchen beſtimmt, den Hals umdrehen, — doch beſann er ſich, und ließ ihn ſchnell durch das runde Guckloch der Hütte davonfliegen. „Sey frei!“ murmelte er: „flieh' hin und der gute Geiſt lenke Dein Gefieder, daß Du meine Aïde einholſt! Grüße ſie! Es ſoll zauberhafte Vögel geben, die zu reden verſtehen. Rede zu ihr! fliege, armes Thierchen. — Was ſoll ich aber jetzt beginnen, Jehu?“

„Das Haupt beugen, dem Herrn die Füße küſſen, und Hekate zum Weibe nehmen, die der Herr in ſeiner Gnade Dir beſtimmt;“ verſetzte Jehu verächtlich.

Nach einem kleinen Stillſchweigen erhob ſich Cäſar wie neugeſtählt, zog das Meſſer, das er als Tonnenbinder ſtets bei ſich führte, und ſagte: „Zuvörderſt will ich den Herrn umbringen, und ſeine Brut erwürgen!“

Dem Entſchloſſenen ſtellte ſich Jehu in den Weg, ſprechend: „Steck' ein das Meſſer. Herr und Frau und Kinder ſind nicht daheim. Sie ſchlemmen drüben bei Wilber's Schmauſerei. Und wären ſie im Bette und wehrlos in Deiner Macht, morde ſie nicht. Dein Leben würde es unfehlbar koſten. Verſuche nicht ein Wort der Drohung oder der Klage. Es würde nichts nützen und Dir nur Feſſeln bringen, ſchwere Ringe an die Füße, die vielleicht dennoch einmal wieder auf Aïdes Spuren zu laufen beſtimmt ſind.“

— „Wo iſt ihre Spur? wer zeigt mir ſie?“

„Sie ſind über die blauen Berge gezogen, Cäſar.“

— „Oh! zeige mir das unendliche Meer und darauf die Furche des Mövenflügels! Jehu! ich kenne die blauen Berge, das harte Doppelgebiß, über deſſen Spitzen der weiße Teufel mein Weib in den Rachen des Todes ſchleppt. Aber der Pfad über die Felſen, die keiner Sohle Eindruck aufnehmen, iſt ſtumm für den nacheilenden Späher; und wo die Bahn durch den weißen Kalkſtaub führt, verweht ſie nicht der Windſtoß, der daherfährt von den wilden Seewaſſern?“

„Ich will Dir ſagen,“ begann Jehu vertraulich, „was ich, unbemerkt horchend, aus dem Munde des

Paulus vernommen. Ich verſtehe freilich nicht die Heimathſprache jener weißen Ungeheuer aus Holland, aber den Namen Pittsburg hörte ich öfters nennen. Paulus geht gewißlich über Pittsburg. Kennſt Du den Ort?"

— „Ich hab' von ihm gehört. Ach, er iſt weit von hier, weit, weit!"

„Es ſoll eine Stadt ſeyn mit vielen Häuſern, Menſchen und Soldaten. Sie raſten gewißlich dort, armer Cäſar."

— „Raſten! raſten! Und der Vorſprung, den ſie haben? mancher Tag iſt ſchlafen gegangen, ſeit der weiße Teufel mir Weib und Kinder entriſſen hat!" — Cäſar warf ſich nieder auf die Matte, und ſann. Jehu ſtreckte den Kopf aus der Hütte, um zu ſehen, ob niemand ſie behorche, und kauerte ſich dann neben ſeinen Freund nieder. Der Letztere begann, als ob er mit ſich ſelbſt redete und ruhig überlegte: „Ich bin ein Mann von ſtarken Knochen, die Hitze thut meinen Gliedern wohl; ich laufe ſchnell mit ſchweren Laſten auf Kopf und Schultern, und dreimal ſchneller noch, wenn ich nichts trage. Ich lache des Staubs, der Steine und der Waldbäche; meines Fußes Schwielen ſind hart wie eines Pferdes Huf. Ich fürchte mich nicht vor Feinden, jeder Baum leiht mir eine Keule. Ich kann Hunger leiden, und ſtille ihn mit der rothen Indianpflaume eben ſo gern, wie mit dem ſaftigen Mais. Der Trunk aus der Pfütze löſcht mir den Durſt, wie Cyder oder Perſimonbier. Ich ſchwimme mit den Fiſchen um die Wette, und der große Fluß, deſſen Ufer ein Menſchenauge kaum erreichen kann, ſollte mich nicht aufhalten! Aber — ich hole ſie doch nicht mehr ein, die Wandrer! Könnte ich ſo ſchnell laufen wie die Sonne! Könnte ich fliegen, wie der Buzzard! Aber ich habe nicht Schwingen, ich habe nicht der Sonne goldne Räder!"

„Du biſt ein Narr, Cäſar;" ſchalt Jehu heimlich: „ſtreichen denn die Andern auf den gelben Strahlen über's Land? haben denn die Andern Flügel zu ſpannen über die blauen Berge?"

— „Du haſt recht;" entgegnete Cäſar ermuthigt, Jehu's Hand ergreifend. Der Alte fuhr fort: „Du merkſt, wozu ich Dir rathe. Zu ſtolz, um Dich unter Dein Elend zu beugen, zu klug, um durch ohnmächtige Wuth Deine Freiheit und Dein Leben in Gefahr zu bringen, brich Deine Ketten, und folge dem Räuber und den Geraubten. Denke ſelbſt, wie langſam ſie ziehen, beladen mit ihren Habſeligkeiten, wie wenig ſie gewohnt ſind, den Wildniſſen zu trotzen. Denke, wie ſo langſam der Schmerz Deiner Aïde, wie ſo bleiern die Schwäche Deiner Kinder auf dem harten Wege hinſchleichen! Du wirſt ſie einholen, geſchwind wie die Liebe, blitzeilig wie die Rache. Und glaube nicht, daß der habſüchtige Treiber die Geißel gebrauche, um ſeine Opfer zu jagen auf dem Pfade, der ihre Füße bluten macht. O nein! er hat ſie ja bezahlt, mit Fleiſch und Bein und Blut gekauft, als Laſtthiere erhandelt, und als Keime eines neuen Geſchlechts von Knechten. Er will nicht ſeine Thaler verlieren, er will nicht ſeine Thiere einbüßen. Er wird ſie nicht jagen; Du kannſt, Du wirſt ſie erreichen. Fürchte auch nicht, daß der Treiber eile aus

Beſorgniß vor Dir. O nein, er traut Dir nicht das Wagſtück zu, ihm zu folgen, er denkt nicht an die Möglichkeit. Hundertmal hat er das Weib vom Mann, den Vater von den Kindern geriſſen; er darf's, es iſt ſein Recht. Der Sclave wäre ein aufrühreriſcher Schurke, wenn er ſich dagegen auflehnen wollte. Der Sclave iſt gewohnt, Vater, Mutter, Weib und Kinder zu verlieren, und er tröſtet ſich darüber, indem er die Eltern vergißt, und ein anderes Weib nimmt, um andrer Sclavenkeimchen Vater zu werden. — Nein, Maſter Paulus geht Dir zu liebe oder zu leide nicht um einen Schritt ſchneller. Du wirſt ihn einholen.“

Eine gräßliche Bitterkeit machte ſich in den Worten des Alten Luft. Das Unglück des Freundes hatte die Hefe ſeiner eignen Unglücksfälle in ſeiner verwitterten Bruſt aufgerührt. Der verſtorbne Vulkan rüttelte ſich noch einmal auf. — Cäſar unterbrach ſeinen Rathgeber, indem er finſter fragte: „Was wird geſchehen, Jehu, wenn ich ihn erreicht habe? Was wird dann ſeyn zwiſchen dem Herrn, der ſein Recht braucht, und dem aufrühreriſchen Schurken, der es leugnet?“

„Es wird geſchehen und ſeyn zwiſchen euch, was die Geiſter wollen, die unſer Leben lenken;“ verſetzte Jehu feierlich: „hoffe nicht auf Barmherzigkeit, aber ſtehle mit Liſt, was Dein eigen, oder gewinne es wieder mit Blut, oder, Cäſar, geh' im Kampfe zu Grunde. Beſſer iſt Dir, Du verſchmachteſt in der Wildniß, Du ertrinkeſt im Waldſtrom, oder Du fällſt von der Kugel des Feindes, als daß Du lebeſt nach ſolcher Schmach. Ich wünſche Dir das Letzte nicht. Stirb, wenn's ſeyn muß, und nimm mit Dir hinweg das Weib und die Kinder.“

— „Du gibſt mir das Leben, denn Du gibſt mir wieder Muth!“ begann Cäſar aufgerichtet: „Ich kann nicht ärmer werden, nirgends elender ſeyn. Wie es auch komme, ich wag's. Wann geh' ich? in dieſer Nacht?“

„Ohne Säumen, mein Sohn. Heller iſt die Nacht, als vielleicht morgen Dein Tag ſeyn dürfte. Noch liegſt Du nicht in Eiſen; benütze die Zeit.“

— „Ueber's Gebirg, gen Pittsburg?“

„Den Weg haben ſie eingeſchlagen. Da, nimm meine Kalebaſſe, da iſt Tabak, iſt Feuerzeug, da iſt mein Strohhut. Er iſt gewohnt, eine rachebrütende Stirn zu beſchatten. Nimm auch dieſes zweiſchneidige Meſſer. Wirf Deinen Kneif hinweg. Der Dolch bringt Dich dem Feind näher, und hält ihn beſſer von Dir ab. Geh, und unſrer Vorältern Geiſter beſchützen Dich.“

— „Wenn mir der Holländer nachſetzen ließe...?“

„Sorge nicht. Ich will ihm eine falſche Fährte angeben. Jedenfalls haſt Du die Nacht gewonnen über die Verfolger.“

— „Segne mich, Jehu! Das Auge der Welt erhalte Dich!“

Jehu ſchüttelte heftig den Kopf. Cäſar flüſterte erſchreckend: „Ha! wenn Dich der Herr wegen meiner Flucht zur Rechenſchaft forderte..? wenn er Dich quälen und foltern ließe, wenn er Dein ehrwürdig Alter ſchänden, verſtümmeln wollte?

Jehu ſchüttelte abermals den Kopf. „Sey getroſt;“ ſagte er ruhig: „er thue, was er wolle, ich entſchlüpfe ihm. Ich habe lang genug Jammer, Schmach und Knechtſchaft getragen, dreimal ſo lang als Du. Der elende Erdentanz muß einmal ein Ende haben. Ich lebe noch, um Dir zu nützen; kann ich das nicht mehr, ſo geh' ich von der Welt. Eine alte Rothhaut gab mir einſt eine Schote voll heftigen Gifts, das ſie gebrauchen, ihre Pfeile hineinzutauchen. Ich trage die Schote auf meiner Bruſt; ihr Inhalt iſt in einem Athemzug verſchluckt. Dann bin ich ewig frei, und gehe zu dem guten Franzoſen, der wohl lange ſchon in den Himmel aufgefahren iſt. Du weißt: die zwei Jahre ſind bald vorüber, und wir haben nichts von ihm gehört."

— „Woran erinnerſt Du mich? Hab' ich nicht auch bei'm Zauberwaſſer geſchworen?

„Du gehörſt der Aide und Deinen Kindern enger an, als dem guten Herrn. Laß mich vorangehen. Jo, der Entſprungene, wird mir folgen, — und wenn Du nicht retten kannſt, was Dir geraubt iſt, ſo komme meintwegen bald uns nach. Du wirſt uns im ew'gen Frieden willkommen ſeyn." — —

— Nach ein paar Minuten hatte Cäſar bereits Providence-Plantation im Rücken, und verfolgte ſeinen Weg in der Richtung von Hancocktown am Potomak. Sein Lauf war raſtlos; wild und ſcheu ſauſte er auf den ſchmalen Saumwegen durch die einförmigen Waldungen. Ein ſcharfes Auge hätte kaum ſeine Geſtalt unter dem ſchwarzen Schatten der Jerſeykiefern wahrgenommen. Die Sonne traf ihn ſchon weit von ſeiner Sclavenheimath, und die Begierde, ſein Ziel — das unſichre —

zu erreichen, ließ ihn nicht müde werden. Städtchen und Weiler umgehend, näherte er ſich nur ſelten den ſpärlichen Höfen, die hin und wieder in der Wildniß lagen. Ein Paarmal bettelte er dort um etwas Brod, das ihm nur aus Furcht vor ſeiner grimmigen Erſcheinung gereicht wurde. Nach Verlauf von einigen Tagen hatte er ſich an's Leben in der Einöde gewöhnt, trank aus ſchlammigem Moraſt, naſchte aus den Rinnen, die er hie und da, zur Einſammlung des Ahornzuckers, vorfand. Beeren und Kräuter waren meiſtens ſeine Koſt, ſeine Wegweiſer die Geſtirne. Kaum daß er, ſelten genug, eine Viertelſtunde dem Schlafe gönnte, wohlverdeckt von hohen Stauden, oder liegend im Grunde einer tiefen Schlucht im Gebirge. Die wilden Thiere, die ihm begegneten, flohen aus ſeiner Nähe, den wenigen Menſchen, die auf ihn zukamen, wich er aus wie ein Wildthier. Endlich — endlich, da ſchon ſeine ungeheure Körperkraft zu wanken begann, und er nur einem ungewiſſen, durchſichtigen Schatten gleich durch die weißen Eichen zu huſchen vermochte, erreichte er den Abhang der zweiten Gebirgskette, und durch einen hellen Waldausſchnitt winkte ihm, tief unter ſeinen Füßen, ein freundliches Hügelland. Zwei beträchtliche Ströme durchfurchten es, die ſich weſtwärts in einem großen Fluß vereinigten. Eine Feſtung, ein Städtchen lag am Felſenabhang ihm gegenüber. Ein heitrer Himmel ſpreitete ſich über das Fort und die Häuſer und die üppig grünenden Thäler. Ein Hauſirer fuhr des Wegs. — „Der Fluß?“ fragte der Neger. — „Der Monangahela.“ — „Die Stadt?“ — „Fort Düquesne.“ — „O weh!“ —

„Oder beſſer: Pittsburg;“ fügte der Andere hinzu, und Cäſar brach in Freudengeſchrei aus. Der Hauſirer fürchtete ſich vor den tollen Sprüngen des Sclaven, und lief, was er konnte, fürbaß. — Cäſar achtete ſeiner nicht, aber laufen konnte er auch nicht mehr. Er ſank erſchöpft unter einem Papaw nieder, von deſſen Eyerfrüchten einige der wohlthätige Bergwind in ſeinen Schooß ſchüttelte, damit der Arme nicht verſchmachte.

Er erquickte ſich, und ließ mit ſeinen Augen nicht ab von dem Strome, der Stadt und der fruchtbaren Landſchaft. Seine Einbildungskraft ſteigerte ſich im Halbſchlaf der Ermattung, und er ſang mit lallender Zunge, was ihm ſeine Hoffnung eingab: ein rohes Lied, aus dem Stegreif, wie ſeine Landsleute, die Stiefkinder dieſer Erde, es zu erfinden und auszudrücken pflegen:

„Ich war ein Krieger und hütete viele Büffel, denn mein Vater war reich; aber der weiße Mann hat mich fortgeführt in Ketten.

„Ich mußte ſein Land bauen, und ein Handwerk für den Faulen lernen, und die Arbeit wurde mir ſauer, wie das ſalzige Meer.

„Ich war eine Waiſe und verdorrte am Wege; da gab mir der gute weiße Mann ein Weib zur Gefährtin.

„Die ſchlanke Aïde liebte ihren Zes (Cäſar) und ſchenkte ihm zwei ſchwarze Kindlein, und er hatte ſeinen Speer und ſeines Vaters Büffel vergeſſen.

„Da ſtahl ihm der böſe weiße Mann Alle, die ihn liebten, und Zes hatte keine Zagaye, ſich zu rächen, aber Füße, um ſeinem Glück nachzulaufen.

„Ich ſpringe wie der Virginia-Hirſch mit krummem Rücken, aber meinen Rücken hat die Sorge gekrümmt, und meine Füße knicken ein.

„Ich ſchnaube wie der braune Tiger nach meinen Jungen; der braune Tiger iſt aber ſtärker und geſchwinder als ich.

„Aide kocht und ſiedet für einen Andern; ſie trägt ihre Kinder auf dem Rücken in gefährlicher Wildniß.

„Sie wird ſtraucheln im Waldſtrom, ſich die Füße verletzen an den Steinen im Creek; und Cäſar iſt nicht bei ihr, ſie zu unterſtützen.

„Sie wird gebiſſen werden von der kupferbäuchigen Schlange, und Zes iſt nicht bei ihr, um ſie zu retten mit ſeiner Weisheit und ſeiner geheimen Arznei.

„Aide! Du ſitzeſt am Strom dort unten, und denkeſt mein! Könnte ich wachſen zu hundert Ellen an Größe, ich ſpiegelte mich im Strome dann, und Du würdeſt mein Bild ſehen.

„Aide! Du horchſt auf das Geſchwätze der Luft. Könnte ich aller Löwen Gebrüll in meiner Kehle vereinigen, ich rieſe Dich an, und Du ſollteſt mich hören von ferne.

„Aide! Du warteſt auf mich! Wäre ich der Regenbogen, und könnte ſchreiten von einem Berge zum andern, mit einem Schritte wär ich bei Dir!

„Aide! bleib' o bleib' an jenem Ufer. Der Monangahela iſt ein ſchäumendes Pferd, aber ich will mich in ſeine Mähnen werfen, und es ſoll mich hinüberſchleudern zu Dir!“

6.

Der Gerichtstag.

Pittsburg hatte dazumal — kurz nach dem Verſailler Friedensſchluſſe — bei weitem nicht die Wichtigkeit, die es in neuern Zeiten errungen. Da wo ſich heute eine reiche, bevölkerte, wohlgeordnete Handelsſtadt erhebt, lagen damals ungefähr fünfzig bis ſechzig hölzerne Häuſer unordentlich durcheinander, unter dem Schutz einer ſogenannten Feſtung von einigen gemauerten Baſtionen, die jedoch von ringsumliegenden Anhöhen beherrſcht und daher gerade nur Indianern Trotz zu bieten im Stande war. Der Luxus ſteinerner Häuſer war zu Pittsburg noch in der Kindheit. Zwei bis drei Spekulanten, welche die Zukunft der vortheilhaft gelegenen Stadt ahnten, waren im Begriff, ſolide Wohnungen zu ihrem Gebrauch zu erbauen. Die Pittsburger jener Zeit, träge, nachläßig und folglich arm, ſahen den Spekulanten unthätig, ſpottend ſogar, zu, ohne Luſt zu haben, ihnen nachzuahmen. Der Ackerbau, der Handel mit Pelzwerk und Häuten verſchaffte ihnen den nothdürftigſten Unterhalt. Was ſie Ueberfluß nannten, gewannen ſie durch das Geld, das die Beſatzungen des

Forts Pitt, Mac-Intoſh und Wheeling am Ohio bei ihnen umſchlugen, und durch die Prellerei, womit ſie die bereits zahlreich nach dem Weſtlande ziehenden Anſiedler bedienten, die ihre Stadt paſſiren mußten. — Sie hatten zwar nicht Kirche, nicht Schule, nicht Gerichthaus; dafür beſaßen ſie aber ein Wirthshaus, eine ſchiefe hölzerne geräumige Barrake, worinnen der Pittsburger Gentleman ſchmauste, worinnen die Pittsburger Damen mit den Offizieren der Feſtung und der entlegenen Forts Bälle gaben, Komödien aufführten, und Concerte veranſtalteten, und woſelbſt auch Gerichtstag gehalten wurde, wenn es dem Staat von Penſylvanien einfiel, einen Richter zu ſenden, um die Prozeßhändel zu ſchlichten.

Ein ſolcher Gerichtstag war eben vorüber, und die Stadtvorſteher benützten die günſtige Gelegenheit — da viel Volk von nah und ferne zuſammengekommen — einen Kauf- und Miethtag zu halten. Häuſer- und Ackerkäufe wurden ratificirt und eingetragen; Pfandſchaften und Pachtungen eingegangen und erledigt, Wohnungen und Felder zur Miethe feilgeboten, Geräthſchaften und Waaren verſteigert. — Der Tag war ſehr lebhaft und geräuſchvoll. Die Liſte der Verhandlung erſchöpfte ſich bald; Die Geſchäfte gingen rund. Dennoch wichen die Partheien nicht vom Platze. Pferde, Ackervieh, Schafe und Schweine kamen an die Reihe zum Verkauf, und wurden erſtanden. Dennoch gingen nicht Käufer noch Mäkler, noch Verkäufer von der Stelle. Endlich kam es an die redende Waare, an das Menſchenvieh; der Sclavenmarkt wurde aufgethan.

Dieſem letzten Akt des Kauftags ſah Jung und Alt mit Zufriedenheit und lachender Neugier entgegen.

Sie traten hervor unter Gottes freien Himmel, aus dem Stalle des Wirthshauſes, die Unglücklichen. Sie ordneten ſich in eine Reihe. Die Gruppe, die zuſammengehörte, wurde mit einem Stricke umwunden. Jede Gruppe hatte ihre Loosnummer, jeder Einzelne ſeine Zahl. Es waren Männer, Weiber und Kinder jeden Alters.

Zuerſt kam's an die zu vermiethenden Neger. Tom, der ſeine Acker verpachtet hatte, gab nun auch ſeine Sclaven auf zwölf Monate in Lehen. Patrik, der zu faul war, ſeine Feldarbeit zu verrichten, vermiethete ſeine Neger, um vom Zins ihres Schweißes müßiggehend zu leben. David, der ſeine Schwarzen nicht verkaufen wollte, weil ihm der Preis zu niedrig, begehrte dagegen auch nicht, ſie zu ernähren und Kopfſteuer für ſie zu bezahlen. Darum lieh er ſie aus, wie ein anderes Capital.

Es war ein buntes Schauſpiel um die armen ſchwarzen Leute her. Da ſtanden hochfriſirte Damen, Herren in ſeidnen Röcken, Offiziere in prahlenden Uniformen, den Hut auf dem Ohre, die Cigarre im Munde, Bürger in altväteriſchen Kleidern, Anſiedler aus der Gegend in Zwilchkitteln, Schiffsvolk und Soldaten in farbigen Jacken, und alle trätſchten und lachten und ſchrieen fröhlich durcheinander. Der Kopf eines Quäkers guckte hie und da über die Menge, und belauerte die Bewegungen der Negreſſen; ehrliche deutſche Wiedertäufergeſichter ſahen verwundert und mißbilligend dem ruchloſen Markte zu. Einige Indianerfamilien vom Stamme der Delaware, die unter den Mauern des Forts ſich niedergelaſſen, betrachteten gleichgültig und gravitätiſch, was da vorging, ohne ſich von dem Balkenhaufen zu rühren, worauf ſie Platz genommen hatten. Die Weiber des Pöbels waren wie immer die ungezogenſten Zuſchauer, und jubelten mehr als die Uebrigen, als die Miethkontrakte alle abgeſchloſſen waren, und nun die zum Verkauf beſtimmten Neger antraten.

Bisher hatten im engern Kreiſe nur der Ausrufer und die Herren und Miether der Sclaven geredet; jetzo miſchten ſich auch die letztern, die bis dahin fühllos und ſtumm geblieben, in's Geſpräch, und zwar auf eine Weiſe, die das harte Herz der anweſenden Republikaner im Innerſten hätte bewegen müſſen, wenn nicht in ihnen ob der Alltäglichkeit ſolcher Auftritte jede menſchliche Regung längſt erſtickt geweſen wäre. —

„Bobri, ein Neger von dreißig Jahren!“ ſchrie der Ausrufer: „in der ſchönſten Kraft, Zähne und Augen ohne Tadel, von Handwerk ein vortrefflicher Schneider und Teppichmacher! hundert und zwanzig Pfund penſylvaniſch; ein Bettelgeld!“

Die Luſttragenden näherten ſich, die Waare zu unterſuchen. Da hob der arme Schlucker an: „Glaubt nicht, ihr Herren, was der Mann von Bobri ſagt; Bobri iſt wohl um zehn Winter älter, und verpfuſcht alle Kleider. Bobri hat nichts gelernt, und der Schilling iſt zu viel, den ihr an ihn verſchwendet!“

— „Zigghead, ein Guineamann in der Blüthe der Jugend, ein ausgezeichneter Pechſieder und Zuckerbereiter! Zudem verſteht er die Geige zu ſpielen, und hält die ganze Nacht beim Tanze aus, ohne ſich zu berauſchen. Um ſeiner Nüchternheit und Treue willen würde ihn ſein Herr noch hundert Jahre behalten, wenn er nicht im Begriff ſtände, ſich in England niederzulaſſen. Hundertfünfzig Pfund als erſtes Gebot! eine Kleinigkeit wahrhaftig!"

Worauf der Guineamann mit thränenden Augen: „Ach, ihr Herren! ich diene ſchon dreißigmal zwölf Monden, und das Pechſieden geht mir nicht mehr von der Hand; aber noch weniger thut ſich's mit dem Geigen. Zigghead zittert ſehr, und Zigghead iſt trunken von einem Schluck Whiskey. Ich will euch nicht betrügen, Gentlemen!"

— „Toby und Beß, ein Congoman mit ſeinem Weib, aus der Gantmaſſe des bankerotten Whiteful. Zwei Stück Neger, noch wohl erhalten, wenn auch dem Mann ein Finger an der linken Hand, und dem Weib dies und das in der Kinnlade fehlt. Wackre Arbeiter, geſund, treu wie Gold und getaufte Chriſten. Hundert und dreißig Pfund zuſammen! Werden auch einzeln abgegeben!"

„O weh, o weh!" ächzten Toby und Beß: „wir ſind krank und ſehr gebrechlich; Toby hat eine auszehrende Krankheit, Beß leidet an drei zerbrochenen Rippen. Wir ſind ſchon wegen Diebſtahls gezüchtigt worden. Ihr gute Gentlemen! verkauft euch nicht an uns. Wir ſterben hin, ehe der Winter kommt."

Die Armen wußten, daß ihr Joch um ſo härter ſeyn würde, je theurer man ſie kaufte; daher ihre Warnungen und Selbſtanklagen. Der Eine gab ſich für einen unerſättlichen Eſſer, ein Andrer für einen Fallſüchtigen aus. Weiber und Männer, ſogar die Kinder, überboten ſich an Geſtändniſſen ihrer vorgeblichen Mängel. Dabei hafteten aber ihre Blicke, unruhig forſchend, auf den Geſichtern der Kaufluſtigen. Sie ſuchten ihr zukünftiges Schickſal darauf zu leſen. — „Wer mich kauft,“ ſchrie ein Mann aus vollem Halſe, „muß auch mein Weib kaufen!“ — „Ohne meine Kinder laſſe ich mich nicht verkaufen!“ klagte von einer andern Seite ein junges Negerweib, ihre beiden Kleinen an die ängſtlichathmende Bruſt drückend.

— „Wer iſt das Weib und wer verkauft ſie?“ fragte eine wohlgekleidete ältliche Frau, deren Züge die Indianerin nicht verläugneten, daneben aber Spuren von ſeltner Schönheit trugen.

„Euch zu dienen, Miſtreß Grenadier, ſo gehörte ſie dem maryländiſchen Schurken, der vor ein paar Tagen den braven Mäkler Bellmount im Streit erſchoſſen hat;“ antwortete ein Lieutenant der Milizen.

„Ein feines Weib, ſchön zu nennen für ein ſchwarzes Geſicht;“ bemerkte die Miſtreß mit Theilnahme: „wie ſie die Kinder zärtlich an ſich drückt! Ja, ja, auch das Negervolk hat ſeine edeln Gefühle, daran hab' ich nie gezweifelt. Ich will ihr eine Decke ſchicken, ſie iſt ſo zerlumpt, und ſchämt ſich ihrer Blöße.“

„Ihr Herr war auf der Reiſe mit ihr und jenem dicklippigen Neger und ein paar weißen Knechten, um in's Hinterland zu ziehen. Darum ſind die Gewänder des Volkes nicht im beſten Stand. Dem Maryländer mags nicht beſſer geben. Er iſt davon gelaufen, nachdem er ſeinen Streich vollbracht, und hat Alles im Stich gelaſſen. Die Stadt thut recht, ſich der freſſenden Kapitalien um jeden Preis und ſo ſchnell als möglich zu entledigen.“

— „Aide, eine Negerin von Cuba gebürtig!“ ſchrie der Auctionater: „jung und geſund, wie ein Reh, ohne Mängel, ohne Mann, mit zwei Kindern: Jaques und Blanche.“ — Die Verſammlung lachte über den Witz des franzöſiſchen Pflanzers, ein ſchwarzes Mädchen Blanche zu taufen, gewaltig und unauslöſchlich. — „Hundert Pfund grad aus, um aufzuräumen. Die Negerlinge werden auch beſonders abgegeben!“

„Wer mich kauft, muß auch die Kinder kaufen!“ ſchluchzte wieder Aide, und drückte ihr Geſicht in den Buſen ihrer Kleinen, um den ungeſchliffenen Blicken zu entgehen, die ſich auf ſie richteten.

Zwei Hinterwäldler traten vor die Gruppe hin, die Büchſe in der Hand, in's Franzenhemd des Wildſchützen gekleidet, und wandelnd auf Sandalen von Büffelleder. — „Wahrlich!“ ſagte der Eine zum Andern: „das Weib hat meinen Beifall; ich kaufe ſie.“

— „Wie Ihr wollt, Gevatter Breaverſhap. Mir wären die Kinder recht. Mein ſchwarzes Hausgeſpenſt, die Anemone heult noch immer um ihre jüngſt verſtorbenen Jungen. Die kleinen Affen tröſteten ſie vielleicht, und ich hätte beſſere Tage. — Was ſollen die Negerlinge koſten, Freund?“

„Weh mir! weh mir!“ ſeufzte Aide, die Hände ringend: „Werdet Ihr ſo grauſam ſeyn, Gentlemen, die Kinder von der Mutter zu reißen?“

„Das Aeußerſte, Meiſter Muzzle,“ antwortete der Ausrufer dem Hinterwäldler, „das Aeußerſte für die Brut iſt zehn Pfund, ein Bagatell!“

— „So? hm? ſo? für eine Waare, die etwa morgen ſchon umſteht? Hunde ſind leichter aufzuziehen und zu erhalten. Fünf Pfunde biete ich, nicht einen Penny mehr.“

Es fand ſich ein anderer Liebhaber, der zehn Shilling mehr bot, Muzzle ſteigerte bis auf ſieben Pfund. Die Kinder wurden ihm zugeſchlagen. Aides Jammer ſtieg herzzerreißend durch die Lüfte. „Kauft mich noch obendrein,“ bat ſie. Muzzle ſchüttelte den Kopf. „Ich käme ſchön an;“ lachte er.

— „Hundert Pfund für die Negerin!“ rief der Gerichtsbote überlaut.

„Und fünf Shillinge!“ bot Herr Breaverſhap.

— „Und fünf Shillinge!“ wiederholte der Ausrufer: „Hundert Pfund und fünf Shillinge.“

„Hundert eins!“ warf ein Mäkler grad nur im Vorübergehen ein.

„Hundert eins und ein halb!“ ſteigerte Herr Muzzle's Gevatter.

„Seyd Ihr unſinnig, Maſter Breaverſhap?“ klang die Donnerſtimme ſeiner Gattin in ſeine Ohren: „Was wollt Ihr mit der Negerin? iſt unſer Haus nicht voll wie ein Ey? Nehmt Euch in Acht, daß ich nicht Dinge vermuthe ....“

Breaverſhap war augenblicklich eingeſchüchtert. Er ſtammelte Entſchuldigungen. „Wenn ich den Spaß rückgängig machen könnte ...?“ meinte er.

„Wenn Ihr könntet? Meiner Treu, Ihr ſeyd poſſierlich, Maſter Breaverſhap. Ihr müßt, ſage ich. Verſteht Ihr mich?“

„Freilich; nur allzudeutlich. Aber ... die Ehre ... das Gericht hält mich beim Wort ...“

„Was geht mich das Gericht an? Kommt auf der Stelle mit, guter Herr, damit ich eure Ehre rette.“

Der Taxator hatte eine Pauſe gemacht, um das Gebot andrer Liebhaber zu erwarten. Es meldete ſich keiner; ſogar der Mäkler war eigentlich vorüber- und weggegangen. Der Sclavenhaushalt wurde ſchon damals in Penſylvanien von den beſſern Leuten nicht mit günſtigem Auge mehr betrachtet, daher der Menſchenhandel flau ging. — Als Miſtreß Breaverſhap ihren Mann am Ermel zog, rief der Taxator über alle Dächer: „Hundert eins und ein halb, zum erſtenmal!“ — Dem Hinterwäldler rieſelte es kalt durch die Gebeine. „Haltet das Gebot für mich!“ flüſterte er dem Muzzle zu, der mit offnem Maule wartete. — Muzzle kratzte ſich hinter den Ohren. —

„Hundert eins und ein halb, zum zweitenmale!“

— „Beim heil'gen Patrik beſchwör' ich Euch, ſteigert mich ab! Binnen ein paar Wochen kauf' ich das Weib trotz meiner Frau Euch ab, und auf ein paar Pfund Zinſen kommt mir's nicht an.“ Dieſe Worte flogen wie die hurtigſten Pfeile ganz leiſe in Muzzle's Ohr.

„Zum zweitenmale, und zum ...!“ Ein Rippenſtoß in des ſchwankenden Muzzle Seite füllte die Kunſtpauſe des Ausrufers zweckmäßig aus; denn Maſter Muzzle pauſte die Backen auf, und zwang ſeine widerſtrebende Zunge, vernehmlich zu entgegnen: „Hundert und zwei vollauf, und Gott ſegne mich!" — „daß mir die ſchwarze Anemone die Augen nicht auskratze, wenn ich das Weib heimbringe!" ſetzte Muzzle in Gedanken hinzu. Dann wußte er nicht mehr genau, was um ihn vorging, bis Aïde und ihre Kinder plötzlich vor ihm auf den Knieen lagen, auf ſeine Hände weinten, und die von großer Angſt befreite Mutter ſchrie: „Guter weißer Herr! ich danke Dir für Deine Barmherzigkeit. Wir ſind Dein, und Du haſt mich nicht von den Meinigen getrennt, wie mich der Maryländer von meinem Gatten riß. Dank Dir in Ewigkeit!"

Nun erſt begriff Muzzle, daß ihm die Waare geblieben. Er zahlte die Summe aus ſeinem und Breaverſhaps Beutel, und machte den Vorſchlag, alſobald das Boot zu beſteigen, das die Gevattern gebracht hatte. „Der Alleghany hat noch viel Waſſer," ſagte er, „es iſt ein Spiel, die dreißig Meilen zurückzulegen, ehe der Abend einbricht. Ihr ſetzt mich dann mit meiner ſchwarzen Familie am Snake-Creek ab, und fahrt in der Kühle leicht die fünf Meilen bis zu Euerm Hauſe. Paßt Euch das?"

Der Vorſchlag wurde auf der Stelle angenommen. — Die gutmüthige Indianerin, Mißreß Grenadier, kam gerade noch zur rechten Zeit, um der halbnackten Aïde einen Teppich umzuwerfen. „Faſſe Muth, armes Weib! erhalte Dich für Deine Kinder!" ſagte ſie ihr mit einer

Thräne des Mitleidens. — Aide fühlte ihre Augen überſtrömen, und riß ſich aus den mütterlichen Armen. „Leb' wohl, Aide!" ſagte der Pumpkin-Neger traurig: „werden wir uns wiederſehen?" — Aide ſchüttelte den Kopf; dennoch ſtammelte ſie, an allen Gliedern zitternd: „Du ſiehſt etwa einſt meinen Cäſar wieder? O, ſage ihm mein Schickſal."

Nach dieſem Abſchied wurde die Negerin mit ihren Kindern nach dem Boote getrieben, und der Pumpkin-Neger von ſeinem Käufer nach der entgegengeſetzten Richtung, und zwar gebunden, ins Land' geführt. — Das Wiederſehen war für Aide näher als ſie hoffen durfte; aber, welch ein Wiederſehen? Ein barmherziger Geiſt hatte es vorbereitet: der heimtückiſche Dämon der Welt, der Zufall machte es zu Schanden. —

Als die Hinterwäldler noch ihre Vorbereitungen am Ufer machten, ihre Einkäufe ins Boot luden, ihre Ruderer zuſammenriefen, ſtürzte in eiligſter Haſt von dem hallenden Waldberg, wo Tauſende von Cicaden grillten, der flüchtige Sclave Cäſar, als ſäßen die Henker auf ſeiner Ferſe. Und ſein heißer Blick erforſchte im Nu eine ſeichte Stelle im Monangahela, und er tauchte ſich raſch bis an den Gürtel in den ſilbernen Schaum, laufend, ſchwimmend, vorwärtsſchießend in der ziehenden Fluth, die in ſchiefer Richtung den Kühnen dahinriß gegen die Landſpitze, wo am Fuße eines aufgeſchwemmten Hügels der Alleghany und Monangahela ſich zum einzigen, dem „ſchönen Fluſſe," verbinden. Und wie Cäſar ringt und arbeitet, das Geſtade zu erreichen, wie er ſich entgegenſtemmt dem gewaltigen Zuge der Wellen, treibt vor ſeinen Augen, hinter der Landſpitze hervor, ein Kahn wie ein geſchleuderter Stein ſo ſchnell, hinaus auf der Bahn des Ohio. Von einer Ahnung erſchüttert, richtet ſich Cäſar auf und ſchaut dem Schifflein nach. Weiße Geſichter ſchaukeln auf dem ſchwanken Fahrzeug. Was kümmern die blaſſen Geſichter den eiligen Mohren? — Aber noch einmal blickt er hin, und eine Welle trägt den Kahn höher. — Flinten, Strohhüte, Jagdkittel! Paulus? fragt ſich Cäſar. — Da hängt ſich das Schiff auf die Seite. Schwarze Geſtalten tauchen darinnen auf. — „Hab' ich recht geſehen?“ frägt ſich Cäſar in eiligen Gedanken: „flattert dort nicht Aïdes buntes Kopftuch?“ — Aber auch er iſt geſehen worden. „Zes!“ ſchallt ein Schrei über das Waſſer. — „Aïde!“ antwortet der Schwimmer, und überläßt ſich dem Zuge des Stroms. Er gleitet wie ein Hund, der das Ziel über den Fluthen nicht aus den Augen verliert. Da ſieht er Aïde ſich erheben; ſie will ſich in den wirbelnden Strom werfen. Sie wird zurückgehalten.... ein Schuß ſauſt nach Cäſar's Kopf herüber — mit Vogelſchnelle rudert das Schiff in's Weite, — die Sinne werden dem armen Sclaven ungetreu; eine mitleidige Woge wirft ihn blutrünſtig an's Ufer. —

7.

Das Haus der Miſtreß Grenadier.

Cäſar kam wieder nach einem ſtarken Fiebertaumel zu ſich. Er lag auf einer reinlichen Matratze, ein geſtreifter Vorhang umhüllte ſein Lager. Seine Gedanken ſammelnd, und den verbundenen Arm betrachtend, wo ihm eine Ader geöffnet worden, ſagte er vor ſich hin: „Binnen wenigen Tagen überraſcht mich die hülfloſe Ohnmacht ſchon zum zweitenmale. Welch' ein Schwächling bin ich geworden! und doch iſt mein Unglück noch lange nicht zu Ende; ich fühle und weiß das. Ich muß mich fernerhin mit Gewalt zuſammenraffen und den Kopf oben halten; ich muß. Aber zuvor will ich wiſſen, wo ich bin.“

Er ſchob den Vorhang etwas zurück, und gewahrte eine hübſche Frau, die am Tiſche ſaß, und mit Beihülfe eines jüngern Frauenzimmers Strohgeflechte machte. Miſtreß Grenadier ſchaute nach dem Kranken. Sie war froh überraſcht, ihn bei Sinnen, ſeine Augen klar zu finden. Sie näherte ſich dem Neger.

„Wie geht's, armer Mann?“ fragte ſie milde: „das Fieber hat Dich geſtern übel mißhandelt? Aber Du kömmſt wieder auf den rechten Weg, nicht wahr?“

„Ich hoff' es. Wer biſt Du, wohlthätige rothe Frau?“

Die Miſtreß nannte ihren Namen. „Du biſt in meinem Hauſe. Ich war glücklicherweiſe am Strande, als Du angetrieben kamſt. Die Weißen wollten mit dem halbtodten Schwarzen nichts zu ſchaffen haben. Da mußte ich mich Deiner wohl annehmen. Ein paar Soldaten trugen Dich auf mein Bitten hieher, und der Regimentschirurg hat Dich mir zu liebe behandelt.“

„Ich danke Dir. Ich fühle mich geſund und erleichtert. Nur hier ... nur hier ...!“ Der arme Cäſar legte die Hand krampfhaft auf's Herz.

„Du mußt mir jedoch ſagen, wer Du biſt, woher, warum Du nach Pittsburg gekommen;“ begann die Frau nach einigem Stillſchweigen: „Der General will's wiſſen. Du brauchſt nichts zu verhehlen. Meine Tochter da verſteht zu ſchweigen.“

Cäſar zauderte nicht lange, die Wahrheit zu ſagen. Von ſeinem Mißgeſchick tief bewegt, äußerte dann Miſtreß Grenadier, halb zu dem Neger, halb zu ihrer Tochter redend: „Wir dürfen dem General nicht ſagen, daß Cäſar ein entlaufener Sclave iſt. Er ſchickte ihn, meiner Treu, wieder nach der Plantage zurück. Wir müſſen das anders drehen und wenden. Wie beklag' ich Dich und Dein armes Weib, guter Schwarzkopf! Ich habe Thränen vergoſſen, da ich das Weib verkaufen ſah! Es iſt ein bittres Leiden, das Deinige.“

— „Ich wundre mich, daß ein Weſen von indianiſcher Abkunft Mitleid fühlt für einen Mann von meiner Farbe. Die rothen Leute haſſen uns noch wilder, als ſelbſt die Weißen thun.“

Miſtreß Grenadier runzelte leicht die Stirne bei

Erwähnung ihrer Landsleute, und verſetzte: „Ich denke nicht mehr, wie meine ehemaligen Brüder und Schweſtern denken. Wir haben nichts mehr mit einander gemein. Die Indianer haſſen mich, wie Dich und Deinesgleichen, und die Weißen verachten mich nicht weniger, als Dich. Darum hab' ich mich gewöhnt, barmherzig zu ſeyn, und meinem Nächſten beizuſpringen, er ſey gefärbt, wie er wolle.“

— „Wer iſt ſo böſe, eine Wohlthäterin, wie Du biſt, zu verachten?“

„Ich bin eine Chriſtin geworden und habe von den Weißen gelernt. Deswegen grollen mir die Rothen. Sogar die erbärmlichen Delawares, die ſich hier eingeniſtet haben, möchten mich vergiften mit neidiſchen Blicken. Was die Weißen betrifft — liebe Tochter, geh' doch in den Garten, und pflücke einige Früchte für den kranken Mann, er wird der Erquickung bedürfen! — Was die Weißen betrifft,“ fuhr ſie nach Entfernung der Tochter fort, „ſo vergeſſen ſie nie meine Abkunft, und dann mißgönnen ſie mir den kleinen Handel mit Mokaſſins und Stroharbeiten, der mir ein reputirliches Vermögen gemacht hat — dieſes Haus iſt mein eigen, und ich hab's mit großer Vergünſtigung in den Obſtgarten bauen dürfen, den die Engländer, die ehemalige Beſatzung, am Fort angelegt hatten. — Zu obigem gehört aber noch, daß das Mädchen, welches vorhin fort ging, die Tochter des engliſchen Generals iſt, und daß ich recht gut bei dem jetzigen General der Republik angeſchrieben ſtehe .... auch das vergeſſen mir die Pittsburger nicht.“

— „Ich wollte, ich wäre an Deiner Stelle," ſeufzte Cäſar: „die Feindſchaft ſollte mich nicht anfechten. Frei ſeyn, Haus und Feld und Geld haben — ach, kaum faſſe ich das Entzücken mehr, frei und reich zu ſeyn! Wie führte aber Dich der große Geiſt hieher?"

„Ach! unſere Wigwams ſtanden weit unten am rechten Ufer des Ohio, und es iſt über fünf und zwanzig Jahre her, daß eines Tags mein Bruder, — er war das Oberhaupt, der tapferſte Krieger unſers Stammes — aufbrach, um mit ſeinen Leuten den Strom aufwärts zu gehen, und den Engländern die Stadt zu zerſtören. Wir hielten 's dazumal mit den Franzoſen, mußt Du wiſſen. Meines Bruders Mutter und Schweſtern hatten von alter Zeit her das Recht, einen Kriegszug mitzumachen, wenn gleich die übrigen Weiber unſerer Leute zurückbleiben mußten. Ich wohnte als ein junges raſches Geſchöpf jenem Zuge bei. Wir überfielen die Stadt, und brannten ſie völlig nieder. — Aber die Rache ließ ſich nicht erwarten. Die Engländer erhielten Verſtärkung, fielen aus der Feſtung über die ſorgloſen Sieger her, und ſchlugen meinen Bruder aus dem Felde. Viele der Seinigen blieben todt auf dem Platze, und ich wurde gefangen. Ich fürchtete, ſterben zu müſſen; aber der General erbarmte ſich meiner Jugend, — und ich blieb im Fort zurück, habe auch von meinem Stamm und den Geſchwiſtern nicht ein zuverläßiges Wort mehr gehört."

Mit der Tochter zugleich, die mit einem Obſtkorbe erſchien, trat auch der General der Nationalmilizen in's Zimmer. Er war im Negligé, ſah aus wie ein breitſchultriger Pächter, trug einen weißen breiten Hut, eine braune Halbjacke und ſteifleinene Kamaſchen. „Nun? wie ſteht's mit dem Wollkopf? Sieh da! aufrecht? Wie nun? Wer da? Woher? wohin? warum? verdächtig oder nicht? bekannt oder unbekannt? heraus damit. Nicht gelogen. Nun, was da?“

Nach dieſem Strom von Fragen hielt der General inne und fixirte ſeinen Mann. Daneben betrachtete er die Miſtreß mit kluger Prüfung. Eine feine Schlauheit verbreitete ſich über das feiſte Bierbrauergeſicht. Der General war in der That ein Bierbrauer aus Wilmington, Patriot und taxirter Hageſtolz, daneben ein tapfrer, entſchloſſner Soldat und als Kammandirender nicht geradezu ungeſchickt.

Die Wichtigkeit des Fragers verblüffte den guten Cäſar. Er ſtammelte und verwickelte ſich dergeſtalt in ſeinen Reden, daß auch die Geſchichte, die Miſtreß Grenadier ihm zuliebe erfand, nichts half. — Der General zuckte verächtlich die Achſeln. „Keine Lügen, um Gotteswillen!“ ſagte er herbe: „ein Maronneger, ſo wahr ich lebe. Mit welchem Volk behängt Ihr Euch, Miſtreß?“

„Er iſt unglücklich,“ erwiederte die Frau, „und Gott befiehlt uns, den Nächſten zu lieben, wie....“

— „Pſt!“ fiel der General verdrießlich ein, und öffnete die Thür, als wollte er weggehen. Nach einiger Ueberlegung ſagte er über die Achſel zu ſeiner Freundin: „Ich hab' ein Wort mit Euch zu reden, Frau Grenadier.“

Sie folgte ihm unter die Hausthüre. Sein Beſcheid lautete — dabei drohten ſeine Augen eiferſüchtig: „Ich kann nicht zugeben, Jane, daß Ihr Euch mit dem langen wohlgewachſenen Burſchen in's Geſchrei bringt. Ich verbiete Euch, ſolch' Geſindel zu hegen. Der Neger iſt entſprungen, gehört zur Strafe gezogen. Trotz deſſen will ich um Euertwillen heute noch durch die Finger ſehen. Finde ich ihn jedoch Morgen noch hier, ſo will ich ſelber mit ihm Ordnung machen. Ihr wißt, Jane, wie rund mir das von der Hand geht. Gott ſegne Euch indeſſen."

Miſtreß Grenadier kam niedergeſchlagen zu dem Neger zurück, und konnte kaum über ſich gewinnen, ihm den Beſcheid des Generals mitzutheilen. Es mußte aber einmal ſeyn, und Cäſar antwortete nur mit einem wehmüthigen Kopfnicken und der ergebenſten Sprache: „Ich darf ja nirgends weilen, wo ich Freunde habe. Zudem muß ich frei und ſchnell ſeyn, um Aide zu finden. Der Gaſt, der am kürzeſten verweilt, iſt immerdar der angenehmſte. Ich will Morgen mit Anbruch des Tags den Fluß abwärts gehen, da ich auf meines Weibes Spur bin."

— „Ich kenne nicht den Mann, der ſie erhandelte," entgegnete Miſtreß Grenadier: „doch wird er nicht allzuweit zu ſuchen ſeyn. Ein Anſiedler auf dem linken Ufer des Ohio, nicht weit im Lande drinnen, ſonſt hätte er bleiben laſſen, mitten am Tage ſchier ſeine Fahrt heimwärts anzutreten."

„Ich will nicht eine Hütte undurchſucht laſſen," verſetzte Cäſar: „Aides Herr wird wohl gnädig genug ſeyn, mich aufzunehmen, wenn ich ihm meine Haut und Dienſte umſonſt antrage. Was kümmern mich Ketten, wenn ich nur meine Aide wieder habe?"

„Ach, welche Liebe!“ rief die Frau, indem ſie leiſe weinte: „hörſt Du, Biddy? hörſt Du? So viel Liebe in einer pechſchwarzen Bruſt! Man ſollte es nicht glauben.“

Das Mädchen holte aus einer Kiſte ein Paar indianiſche Stiefel, ſchön und dauerhaft gearbeitet, und reichte ſie dem Neger: „Damit Du die Füße nicht wund läufſt; nimm. Möchten dieſe Sohlen Dich zum Glücke tragen!“

Auch die Mutter ſuchte aus ihrem Kaſten ein Geſchenk. Mit einer gewiſſen Feierlichkeit hing ſie dem Sclaven ein Halsband von Elenzähnen um, das auf vielfarbige Schnüre gereiht war. Sie ſprach dabei: „Es iſt ein unumſtößlicher Glaube in unſerm Stamm, daß ein ſolcher Halsſchmuck Glück bringe. Guanahari, mein Bruder, hat mir's vor jenem Kriegszuge umgehängt. Bei mir iſt's eingetroffen. Bin ich nicht glücklicher, als alle meine Stammgefährten? Ich darf dieſes Band nur auf einen Mann vererben, und ich weiß keinen, der ein heiligeres Ziel vor Augen hätte, als Du. Nimm das Wunderpfand eines tapfern Sachem, und es gebe Dir Heil und Lebensfreude nach langem Kummer.“

Der abergläubiſche Sohn der afrikaniſchen Wüſten küßte die Schnur ehrfurchtsvoll und berührte damit die Stirne. „Unſere Zauberer haben mich oft belehrt,“ ſagte er, „daß es Dinge von geheimer Kraft gebe, die das Schickſal zwingen, uns hold zu ſeyn. Ich zähle mit Sicherheit darauf, daß der Schmuck aus Deiner reichen und mildthätigen Hand mir ein Zauberſchatz ſeyn werde.“

Außer den genannten Geſchenken waren noch mehrere für Cäſar beſtimmt. Die frommen Weiber wollten ihn mit einer Reiſetaſche voll Lebensmittel, mit Gewehr und Pulver ausſtatten, ſie wollten ihm ſogar einiges Geld einhändigen. Aber der unruhige Scharfſinn des Generals machte dieſe Anſtalten unnöthig.

Mitten in der Nacht ließ der Geſtrenge ſich das Haus der Miſtreß öffnen, und begab ſich, von einigen Soldaten und einem blaſſen Mann in grauem Rocke und fuchſiger Stutzperücke begleitet, vor Cäſar's Lager. „Aufgeſtanden, die Schuhe geſchmiert, marſch, Negerkopf!" befahl er: „Ich weiß jetzt ganz gewiß, daß Du ein Entſprungener biſt, und mag nicht um der Hehlerei einer elenden Schwarzhaut willen in mein Anſehen eine Breſche ſchießen laſſen. Ich will Dich zwar nicht ausliefern, wie ich ſollte, aber Du mußt fort, darfſt keine Minute mehr hier verweilen. Maſter Azariah Snatchbone, bemächtigt Euch dieſes Faullenzers von ſtarken Knochen."

„Wie Ew. Excell.... wie der Herr General befehlen!" antwortete Snatchbone mit melancholiſchem Ausdruck, und erholte ſich ein Weilchen von dem Schrecken, den ihm die ariſtokratiſche Anrede gemacht, die er beinahe vollendet hätte, zu einem Republikaner redend, er, der heimliche Königsfreund. Während deſſen ſuchte er in ſeinen weiten Taſchen unter klirrenden Gegenſtänden, und brachte ſehr gut geſcheuerte Daumſchrauben hervor. „Habt die Güte, ihr ehrlichen Leute," ſagte er zu den Soldaten, „der Schwarznaſe dieſe Kleinigkeit anzupaſſen. 's thut nicht weh, Freund, wie Ihr ſchon wiſſen werdet."

Mit ruhiger Freundlichkeit ſah er zu, wie Cäſar gefeſſelt wurde. Die Weiber klagten, Cäſar ſchien mehr verwundert als erſchreckt. Demüthig fragte er den General: „Lieber Herr, wer iſt der Mann, dem Du mich überlieferſt?“

„Ein Schwarzwildhändler,“ ſpottete der General: „ich hab' Dich ihm verkauft.“

„Durfteſt Du mich verhandeln, lieber Herr?“ fragte Cäſar mit kaltem Vorwurf.

„Potz Tauſend, das fragt noch? Kerl! noch ſteht Dir die Wahl frei. Soll ich Dich, um Fanggeld zu verdienen, nach Maryland zurückſchicken, oder willſt Du gehorſam mit dieſem guten Mann den ſchönen Fluß hinab, nach Louisville oder Neu-Orleans marſchiren?“

„Den ſchönen Fluß hinab?“ wiederholte Cäſar mit einiger Freude: „Gern, Herr, o gern, mein lieber Herr!“ — „Das iſt eben mein Weg;“ ſagte er heimlich und frohlockend.

„So gehen wir denn in Gottes Namen;“ verſetzte Snatchbone mit Honigmilde und Traurigkeit: „Deine Gefährten warten am Eingang der Stadt, Freund Cäſar. So heißeſt Du, wie ich höre? Füge Dich und wir werden uns lieb gewinnen. Laß' uns das Kreuz dieſer Erde geduldig zuſammen tragen.“

Beim Fortgehen kniete der dankbare Sclav vor Miſtreß Grenadier nieder und küßte ihre Hände. Mutter und Tochter weinten laut. Auf ein donnerndes „Marſch“ des Generals nahm jedoch das Lebewohl ein haſtiges Ende, und Azariah führte ſeine Beute behutſam und leiſe davon.

8.

Wiederfinden.

Es war ein Trupp von fünfzehn Sclaven, Alles in Allem, paarweiſe gefeſſelt, nur Cäſar hatte keinen Kettengefährten. Ein weißer Knecht von herkuliſchen Formen und ſchwediſcher Abkunft, bewaffnet bis an die Zähne, ein paar Doggen mit Stachelhalsbändern und Maſter Snatchbone in ſeinem friedlichen Aufzug bildeten das Geleit. — Mit dem erſten Strahl des Morgens ſetzte die ganze Bande auf einer Fähre über den Monangahela, und ſchlug den Weg längs dem linken Ohioufer ein. Der Zug war ſchier lautlos; die Neger ſangen nicht, ſie plauderten nur wenig und mit halber Stimme, die Hunde ſchritten, ſtumm die Morgenluft witternd, und Gräſer ſpeiſend. Der Knecht ſchmauchte; die Letzten in der Reihe waren Cäſar und Azariah.

Beide beobachteten ſich verſtohlen. Der Sclavenhändler wünſchte ſich Glück zu der wohlfeilen und koſtbaren Aquiſition; der Neger ſtudirte den Händler, ſo weit ſeine beſchränkte Menſchenkenntniß ausreichte. Der Weiberrock kann einem Soldaten nicht poſſierlicher anſtehen, als das Handwerk dem Herrn Snatchbone anpaßte. Immer daſſelbe freundliche, wohlwollende Geſicht, immer dieſelbe ſüße Sprache. Mit lächelndem Munde befahl und ordnete er, ohne Geräuſch. — „Ich bitte, lieber Freund Jenſen, ziehe der Nummer fünf die Kette feſter um den Knöchel.“ — „Sey ſo gefällig, guter Jenſen, und lange der Nummer zwölf einen billigen Lungenhieb, daß ſie in der Reihe bleibe!“ — „Grant, mein ehrlicher Hund, zwicke gefälligſt die Herren in die Wade, damit ſie dem Schritt etwas zulegen.“ — „Hetze nicht ſo arg, mein wackrer Hund Tob. Alles mit Maaß, hörſt Du?“ — Azariah zog nun ein Geſangbuch hervor, und begrüßte den gelben Morgen und ſeine brauenden Wolken mit einem frommen Liede. — Nachdem er die ſiebzehn Verſe deſſelben ſtandhaft abgeſungen, ſchöpfte er eine ſtarke Priſe aus ſeiner Horndoſe, ſah nach der Pfanne von ein paar Sackpuffern, die in ſeinen Bruſttaſchen verborgen ſteckten, ſchob ein Schiffsmeſſer, das unter ſeinem Rocke am Bandelier hing, zurecht, und wickelte den Riemen ſeines eiſenbeſchlagenen Stocks feſt um die Hand. Er hatte in die gewitterlich aufſteigende Sonne geblinzelt und ein paarmal genießt, als er plötzlich zu ſeinem Nachbar Cäſar anhob: „Du ſcheinſt ein ganz verträglicher Kamerad zu ſeyn, armer Burſche. Ich liebe die Klugen, die ſich in ihr Schickſal finden. Was hilft alles Geräuſch und Toben? viel Lärm um Nichts, damit holla. Laß Dir ja das Herz nicht auf Deine Ferſen fallen. Der Muthige trägt immer die Glocke davon. Verſtanden?“

Cäſar verſtand zwar nicht viel von dieſen eigenthümlichen altengliſchen Redensarten; dennoch nickte er, um den Herrn bei guter Laune zu erhalten. Snatchbone ſeufzte dreimal, und fuhr fort: „Der Weg zum Himmel geht immer bei'm Thränenkreuz vorbei. Das begreift aber ein ſchwarzer Heide nicht.“ Azariah ſchnupfte; mit wehmüthiger Heiterkeit ſah er um ſich her, da ſie eben an einer offenen Stelle längs dem ſchönen Fluſſe gingen. „Haſt Du Freude an den Wundern der Welt?“ fragte er den Neger.

Cäſar verſetzte zerſtreut: „Ja, Herr, warum nicht? Ich liebe die Sonne mehr als den Mond, aber ſie iſt heute nicht ſchön. Ich liebe Aïde mehr als die Sonne. Aïde iſt mein Weib, Herr.“

— „Ein Heide hat keinen Sinn für die himmliſchen Gefühle der Schöpfungsbewunderung;“ klagte Azariah ſehr melancholiſch: „Spricht er nicht von ſeiner Bellibone, während mein Gemüth in dem Morgen ſchwelgt, den uns der Herr gegeben? Es gibt nichts ſchöneres, Cäſar, als ein friſcher Morgen. Darum gehe früh zu Bett und ſtehe früh auf, wer geſund, reich und weiſe ſeyn will.“

„Ach Herr,“ verſetzte Cäſar traurig, „ich bin zeit meines Lebens früh aufgeſtanden, und bin nicht reich, nicht weiſe geworden...“

— „Aber geſund,“ fiel Azariah ein, „und das iſt die Hauptſache für einen Menſchen, — für ein Geſchöpf, wollt' ich ſagen, das in Handel und Wandel ungeſchlagen wird.“

Cäſar machte ein häßliches Geſicht zu der gleichgültigen Definition. Bitter warf er hin: „Du haſt mich auch heute frühe aufſtehen gemacht, Herr; dennoch drücken mich die Schrauben ſehr.“

— „Sie ſollen Dir, ſobald wir Halt machen, abgenommen, und Fußſpringer dagegen angelegt werden, lieber Junge. Tröſte Dich nur, und vergiß vor Allem das Weib. Ich würde Dir ein Sprichwort von Wildgänſen ſagen, aber Du verſtehſt es nicht. Vergiß, ſage ich Dir. Iſt Erde, Himmel und Waſſer nicht ſchöner als das Weib? Sieh die grünen Wälder drüben am Fluſſe! bewundre die Wallnußbäume, die Ahornſtämme. Und neben uns? ſchau in die Höhe. Hängen uns nicht Kaſtanien und Maulbeeren grade in den Mund? Welche Pracht, welcher Ueberfluß? Te Deum laudamus! Die Luft voll Gefieder, der Forſt ſtrotzend von ſaftigem Wildpret, von Fiſchen wimmelnd der Strom! Siehſt Du ſie dahin floſſen? Das war ein Stör, ich wette. Ha, da ſprang ein Katzenfiſch über die Wellen; gewiß verfolgt ihn ein Hecht von Doppelyardslänge! „Herr der Welt, ich darf mich rühmen, Dein auserwähltes Kind zu ſeyn," wie's im Geſangbuch heißt. Nur Schade, daß Bruder Jonathan die königlichen *) Fiſche ſpeiſt."

„Ich bin hungrig mitten im Ueberfluſſe;" bemerkte Cäſar, und Azariah entgegnete: „Nur Geduld, mein Freund. „Eile langſam," haben ſogar die Heiden, Deine Vorfahren, ſchon geſagt. Alles mit der Zeit. Ich laſſe Dich gewißlich nicht verhungern, aber Du, laſſe Dich nicht anſtecken von dem Murren der Andern, horche nicht auf das Knurren ihres Magens. Alles an Zeit und Ort. Ich bin ſo zu ſagen Euer Vater, salva venia. Ich werde aber wahrhaftig den ſchlank gewachſenen Cäſar nicht als einen ausgemäſteten Dickbauch

---

*) „Regal Fishes;" die großen Fiſche.

nach Louiſiana bringen ſollen? Das hieße Mäuſekoth in den Pfeffer ſtreuen. Ich verderbe meine Waare nicht.“

— „Wo iſt Louiſiana?“ fragte Cäſar ängſtlich. Azariah machte ein Doktorgeſicht, und erklärte: „Louiſiana.. das iſt Neu-Orleans, und Neu-Orleans iſt quasi Louiſiana. Beide liegen am großen Fluſſe. Mit dieſem Punkte wären wir alſo im Reinen. Es macht dort ſehr, ſehr warm, deshalb kann man daſelbſt die fetten Leute nicht brauchen. So. Jetzt weißt Du Alles, ausgenommen, daß es das ſchönſte Land der Erde iſt, und daß ich Dich beneide, der es bewohnen wird.“

„Am großen Fluſſe?“ murmelte Cäſar ſchaudernd, und betrachtete bald ſeine Bande, bald ein paar Hütten und Schuppen, die ſich in der Ferne zeigten, zwiſchen Ländereien liegend: „Wirſt Du mich nicht unterwegs verkaufen, Herr?“

„Nicht gern, Cäſar, auf mein Wort, oder ich müßte einen ſehr, ſehr raren Handel machen können. Du biſt zu gut für die rohen Anſiedler am Kentucky und Ohio. Beruhige Dich alſo. — Höre, Jenſen, es klingt fabelhaft, wie der ſchwarze Burſche mir gleich zugethan worden iſt. Ich ſoll ihn ja durchaus unterwegs nicht verkaufen! Welche Anhänglichkeit! — Nein, wie geſagt, Cäſar. Die Nummern eins bis fünf geb' ich vielleicht her; ſind ohnehin ſchon ältliche Exemplare, Reformado's ſo zu ſagen. Die Uebrigen jedoch — kerngeſund. Ihr werdet den gelben Jaquot*) auslachen, und geltet zu

---

*) Das gelbe Fieber.

Neu-Orleans einen dreimal ſtärkeren Preis, als wo irgend n der Union.“

„Das gelbe Fieber?“ wiederholte Cäſar mit Abſcheu; „lieber laſſe ich mich Hungers ſterben.“

„Pah, pah, warum nicht gar? Wirſt wohl anders ſingen lernen, Schwarzvogel. Zeit und Stroh machen die Miſpeln reif. Die Leute von Neu-Orleans leben auch gerne, und ſind unſchuldig an der großen Sterblichkeit, die jetzt dort graſſirt. Ich halte dafür, ſie ſey eine Strafe des Himmels. Sie kommt noch über die ganze Union. Gott ſegne den König.“

Cäſar hörte nicht auf den Menſchenmäkler. Er hatte, den Häuſern näher ſchreitend, einige Negerinnen wahrgenommen, die ſich mit Maisſtampfen abgaben. Sein Puls ging ſtürmiſch. „Wäre Aïde darunter?“ fragte ſich der arme Schelm: „zum erſtenmal wünſche ich, ſie hätte ein weißes Geſicht ſtatt eines ſchwarzen. Ich würde ſie von weitem erkennen.“

Azariah, der unvermerkt auf ſeinen Grundtext gekommen war, redete indeſſen traurig fort: „Und warum fürchteſt Du Dich? Setze ich nicht mein Leben ebenfalls ein? Narrheit. Bedrohte Leute leben lang. Ich will auch nicht von Philadelphia herabgekommen ſeyn, mit Plag' und Noth und ſchweren Koſten, um mich begraben zu laſſen. Das hätt' ich in Philadelphia ſpäter auch haben können. Es iſt aber eine abgemähte Wieſe, das Neſt. Der Handel in Schwarz geht nicht mehr. Die Freunde, die Näsler, die Zitterer*) verderben Alles, wollen die von Gott eingeſetzte Dienſtbarkeit aufheben, geben ihre Negro's frei, oder verkaufen ſie um einen Pappenſtiel. Sie wollen die Mohren weiß waſchen; Du lieber Gott Vater! ich kenne aber auch Kreide und Käſe von einander. Ich will nicht unter den närriſchen Freunden und den gottloſen Rebellen zu Grund gehen, wie ein Dreihellermann. Darum alſo .... he, Grant, Tobb, haltet zuſammen! Da iſt ein Settlement. Bleibt in der Reihe, meine Amſeln. Jenſen, habe doch die Güte, und rufe die Coloniſten herbei."

---

*) Quäker.

Freund Jenſen ſtieß in ein Hiefhorn, und ſchrie aus voller Kehle: „Gentlemen! Myladies! ſchwarze Mohren zu kaufen! wer will? Tauſch, Einhandeln, was beliebt? Wer hat Negerköpfe zu verkaufen? Der ehrenwerthe Herr Azariah Snatchbone zahlt in ächten Certifikates und in funkelnagelneuem Unionsgeld, Shilling für Shilling, Pfund für Pfund!"

Die weißen Anſiedler und ihre ſchwarze Dienerſchaft liefen aus Feldern, Garten und Hütten herbei, und gafften den Zug an. Cäſar muſterte alle Geſichter. Aïde war nicht darunter. In dieſer Niederlaſſung wurde nichts gekauft und verkauft. „Wie weit zur nächſten Station?" fragte Azariah. — „Vier Meilen (engliſche); Marſhall's-Tavern;" antwortete ein maulfauler Holzſpalter. — Die Wanderung ging fürbaß. Hitze, Müdigkeit, Hunger und Durſt quälten die armen Gefangenen. Die Rumflaſche in der Hand, Brod und Schinken aus der Jagdtaſche ſpeiſend, ermahnten Snatchbone und Jenſen ihre Unterthanen zur Ruhe und Geduld. Der Weg ſtreckte ſich ohne Ende. Die Sonne ſank bereits, als Marſhall's-Tavern aus dem Dickicht hervortrat. Von einem Jubelruf der Neger begrüßt, öffnete ſich ihnen bald die elende Hütte, oder beſſer der Stall derſelben. Snatchbone wäre gern noch weiter vorgedrungen, aber der Bewohner der Hütte, der Schmied, einem Wilden nicht unähnlich, verſicherte mit ſo viel Treuherzigkeit, die nächſte Wohnung ſey weit entlegen, und das Gewitter werde unfehlbar am ſelben Abend losbrechen, daß Herr Azariah nach einem kurzen Kriegsrath mit Jenſen, beſchloß, ſein Nachtquartier in Marſhall's-Tavern aufzuſchlagen. Die Sclaven erhielten ungeſalzen Büffelfleiſch, Indianerpflaumen, Whiskey, ſaure Milch und Negerbrod Alsdann wurden ihre Eiſen von dem künſtleriſchen Hauswirth genau unterſucht und vernietet. — Zum Schluß verrammelten die Wächter die Stallthüre, und befahlen ihrer Waare, zu ſchlummern. Es war die Stunde, da die Hausgenoſſen von ihren Beſchäftigungen heimzukommen pflegten. Cäſar horchte mit Anſtrengung, er belauſchte die Stimmen der Blockhausbewohner. Aber vergebens horchte er. Rauhe Männergeſpräche, eine grobe Weiberzunge, die Schwiegertochter des Wirths, die ſich in der Männer Schwatzen miſchte, das Kullern von Truthähnen und eines kranken Pferdes Huſten war Alles, was Cäſar vernahm. Niedergeſchlagen, getäuſcht, aber zugleich von Neuem hoffend auf den künftigen Tag, ſtreckte er ſich auf dem feuchten Boden aus, und ſchlief, dem Gram und der Müdigkeit zum Trotze, bis zum Augenblick des Aufbruchs.

Er war der Letzte ſeiner Unglücksgefährten, der ſich zum Marſch erhob. Die Schnur um ſeinen Hals raſſelte; er nahm den Morgengruß für ein gutes Zeichen. — Der Talisman hielt Wort. Azariah machte dem Neger die Eiſen los, und lud ihm eine ziemliche Laſt von Lebensmitteln auf, die er in der Taverne gekauft hatte. „Ich erzeige Dir eine Ehre, Freund Negro,“ ſprach er wohlwollend: „ich hab' Dich beobachtet, Du biſt ein ruhig Blut, Du haſt Deinen wilden Haber ſchon ausgeſät, ich ſetze mein Vertrauen in Dich. Sey kettenfrei und trage die angenehme Bürde des Mittagmahls, da wir denn doch in einer verwünſchten Prairie den größten Theil des Tages zubringen werden. Munter, mein Junge, munter. Die Branntweinflaſche Jenſens ſoll Dir zu Dienſten ſeyn. Munter und Marſch!“

Die kleine Kolonne ſetzte ſich wieder in Bewegung, mehr erheitert von der Freundlichkeit des Sclavenhändlers, als von dem ſtillen, heißbrütenden Morgen. Aber die gute Laune des Herrn Azariah ſank bald tiefer als im Wetterglas das Queckſilber. Seine gottſelige Sanftmuth und Melancholie hintanſetzend kam er, der zurückgeblieben war, um den Wirth zu bezahlen, ſchnaubend und pruhſtend ſeinem Transport nach. Seine Perrücke ſaß ſchief, die Spitze ſeiner Hutkrempe bohrte gen Himmel; er focht mit ſeinem Stocke in der Luft. „Was habt Ihr, Maſter?“ fragte Jenſen ruhig: „Ihr glüht wie eine Zange im Feuer.“

„Bei Gott! warum ſollt' ich nicht, wenn's beliebt, Freund Jenſen? Wenn ich herumliefe wie Jack in der Laterne *), es wäre kein Wunder. Ich ſpreche mein

---

*) Irrwiſch.

Herz aus, ich hab' es ausgeſprochen gegen den engliſchen Hund — nicht doch, gegen den amerikaniſchen Büffel von Hinterwäldler und Schurken. Hat er mich geplündert, der Bube! Vierzehn Dollars, iſt das erhört? Das Fünftel von einem Neger Netto! von Negern, ſo wie Nummer Eins bis fünf! Der Dieb, der Pfenningvater, die Flaſchennaſe! — Weh mir! ich bin in der größten Verſuchung, zu läſtern! Gott ſegne mich, aber der Schmied fahre in die Hölle, zum Altvater der ſchwarzen Diebe, die ich durchs Land convoyiren muß, zum Lohn für meine Sünden, und die juſt heute ſchwatzen wie die Elſtern. Tittle-tattle, wiſchi waſchi! Wollt ihr die Zungen ruhen laſſen? — Jenſen, ſtopft ihnen den Mund. Brav, Jenſen! Schweigt, ſeht ihr nicht, daß ein himmelhohes Gewitter in der Luft ſteht? das Gewitter, das der Ehrenmann uns für die geſtrige Nacht prophezeit hatte. Ein ſchöner, ein biedrer Prophet. Er iſt ſo klug, wie Waltham's Kalb, bei meiner Treu, und ſo brav, wie Einer, der das ſchönſte Hanfhalsband verdient hat! Sieh! da kommen Dächer zum Vorſchein. Der lügneriſche Ruffian hat vorgegeben, wir würden bis Breaverſhaps-mill keine Niederlaſſung finden! Wir wären in's Paradies gekommen, wären wir nicht in der Höllentaverne geblieben!“

So ging es fort und fort, den ganzen Tag, auf rauhen Pfaden, mit rauhen Worten. Je ſchwärzer die Wolken am Himmel, je deſperater wurden Azariah's Aeußerungen. Die Landſchaft zeigte ſich wild erhaben unter dem finſtern Firmamente. Der Ohio ſtrömte ſtahlblaue Wellen, felſige Spitzen ragten bald am jenſeitigen Ufer, von dunkeln Waldſtreifen gekrönt; bald lief der Wald bis zum Fluſſe herab, bis in den Fluß hinein. Eine traurige Stille hielt die Geſtade umfangen, von Zeit zu Zeit durch Trommelſchlag aus dem Fort Mac-Intosh unterbrochen, dem zur Seite die Wanderer vorüberzogen.

Ein Wildſchütz ſaß am Wege und zog einem Fuchs den Balg ab. „Wie weit nach Breavershap-mill?“ fragte Azariah. — „Ihr kommt heut nicht hin.“ — „Warum?“ — Der Jäger zeigte gen Himmel. „Das alte Lied!“ brummte der Sclavenhändler: „Habt Ihr etwa eine Taverne in der Nähe?“ — „Ich wohne dort;“ verſetzte der Waidmann kaltblütig, und zeigte einen in den Wald gehauenen Weg: „dort über'm Creek, den auch ihr paſſiren müßt; in der Salzſiederei.“ — „Und Breavershap-mill?“ — „Ihr kommt nicht hin; fahrt wohl.“ Der Jäger ging ſeines Wegs.

„Verwünſchter Burſche!“ ſeufzte Azariah, auf den die Annäherung des Gewitters einen peinlichen Eindruck machte. Der Athem wurde ihm ſchwer, ſeine Stirne naß vom Angſtſchweiß; auf ſeine Vermaledeyungen folgte jetzo eine Sentenz nach der andern; ſeine Sprichwörter klangen immer moraliſcher. Er fürchtete ſich, denn ſein Gewiſſen klopfte an, wetterſcheu und zaghaft.

Nachdem eine kleine Erfriſchung eingenommen worden, zogen die Wanderer weiter, beharrlich und ſtill wartend der Dinge, die kommen würden. Die Einöde wurde ſchauerlicher, immer grauer der Tag; die Vögel des Waldes ſchlugen auf den Aeſten ſitzend ängſtlich mit den Fittigen. Endlich rollte über den Fluß ein grollendes

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Gepolter. — „Schießen ſie mit Kanonen in Mac-Intosh oder in Wheeling?“ fragte Azariah. — Jenſen antwortete: „Euch zu dienen, Maſter, ſo vermuthe ich, daß es gedonnert hat.“ — Der zweite Donnerſchlag erläuterte den erſten. Die Sclaven, das gefährliche Wetter fürchtend, drängten ſich zuſammen, wie die Schaafe auf dem Felde, und weigerten ſich, über den Creek zu gehen, der zu ihren Füßen nach dem Fluſſe ſeine ſchnellen Wogen wälzte, und auf deſſen jenſeitigem Geſtade ein unwirthbarer Forſt ſich aufthat. Wo im tiefſten Grunde des Waldes eine Lichtung bemerkbar wurde, verrieth ſich eine weite Steppe. Ein Obdach war dort weit und breit nicht zu ſehen und zu hoffen, und der Gewitterſturm blies ſchon im Indianerland aus vollen Backen.

Der Konſequenz zu liebe fragte Snatchbone, ſeine Furcht bemäntelnd: „Wollt ihr denn durchaus nicht über den Creek gehen, liebe Kinder?“ — Die Neger grunzten eine Verneinung, und ſchoben ſich in einen engern Knäul zuſammen.

„So wird am beſten ſeyn, daß wir die Salzſiederei aufſuchen, Freund Jenſen?“

— „Ich denke, Maſter Snatchbone. Linksum, meine Jungen. Verfolgen wir den Pfad am Creek. Da hängen Netze, da fault ein Waſſerkaſten. Der Pfad iſt ſicherlich ein Fiſcherweg. Voran, und trabt muthig, liebe Knaben.“

Die lieben Knaben trabten, was ſie konnten; luſtiger als alle, die ungewöhnliche Hitze verlachend, lief Cäſar dahin wie ein Vogel. In ſeinem Herzen war's ſo hell, ſo warm, er wußte nicht, weshalb, doch nahm er's für eine gute Vorbedeutung.

Die Reiſenden hatten das Glück, noch vor dem Ausbruch des Orkan's und des Regens die Salzlacken und die Niederlaſſung dabei zu erreichen. Der Salzſieder ſtand unter ſeiner Thüre, im Geſpräch mit dem Jägersmann, der dem Sclavenhändler um eine gute Friſt zuvorgekommen war. — Die Männer bewillkommten mit Lachen den ſchwarzen Zug.

„Sagt' ich's euch nicht vorher?" fragte der Jäger: „doch kommt ihr noch zurecht; mein Oheim iſt geneigt, euch eine Lagerſtätte zu geben." — „Tretet ein;" ſprach nun der Eigenthümer zu Azariah: „Geh, Ned," ſetzte er hinzu, „und laß das Magazin hier neben von dem Gröbſten rein machen Die Sclaven können darinnen übernachten. Mittlerweile ſtelle ſie unter's Vordach, oder unter den Schupfen." — Nachdem er die Befehle ertheilt, führte er den Azariah in ſeine Stube: „Das Traktament wird nicht viel bedeuten, Herr. Ich bin ein Wittwer, meine Töchter ſind auswärts verheirathet, mein Vetter iſt noch ledig, und eine Schwarze führt meine Haushaltung; nehmt vorlieb."

Wie gerne begnügte ſich der Penſylvanier, denn draußen brüllte ſchon der Donner, der Wind jagte die Schindeln von den Dächern und erſchütterte die Bretterwände der Gebäude, der Blitz zickzackte roth und gelb durch den Forſt. Ein klatſchender Regen ſprudelte thalergroße Tropfen zur Erde. — Mochten ſeine Sclaven draußen zittern in Näſſe und Kälte, mochte die ſchwarze Haushälterin des Salzſieders noch ſo mißvergnügte Geſichter zu der Gaſtfreundſchaft ihres Herrn ziehen, Azariah langte zu, als wäre er im eignen Hauſe.

Der Viehſtand der Niederlaſſung ſprang durcheinander, blöckend und ſchreiend, von der Weide herein zum Stalle, die Dienerſchaft kam von allen Seiten, mit Körben, Säcken oder Teppichen über dem Kopfe, herbeigeeilt, ſich vor dem Wetter zu ſichern. — Auf einmal erhob ſich im Hofraum, unter dem Schupfen, ein großes Geſchrei, das den kauenden Azariah aufmerkſam machte. Er lief an's Fenſter; weiße und farbige Leute hatten unter dem Wetterdache einen Ring geſchloſſen, in deſſen Mitte ſich zwei Figuren als wie im Tanze bewegten. Freudengeſchrei, Gelächter ſchallte, im grellen Kontraſt zu den Donnerſchlägen, aus dem Kreiſe empor.

„Was haben die Narren?“ fragte der Salzſieder unwirrſch: „iſt jetzt Zeit zum Tanz und Scherz? das ruchloſe Volk wird mir den Blitz auf's Dach ziehen.“

Den Ochſenziemer in der Hand ging er hinaus. Azariah ſchritt ihm nach, weil er bemerkt hatte, daß ihm Jenſen Zeichen machte, herbeizukommen. Mit zwei Sprüngen waren die Männer unter dem Vordache des Schupfens. Beide erſtaunten nicht wenig, als ſie die Urſache des Zuſammenlaufs erfuhren. Cäſar hielt ein ſchwarzes Weib in ſeinen Armen; ſie küßten, ſie umhalsten, ſie ſtreichelten ſich; ſie verſchwendeten gegenſeitig die ſüßeſten Namen, ſie tanzten vor Freude, und alle Augenblicke wiederholte ſich der Ruf: „Zes! Zes!“ — „Aide! Aide!“

— „Die Schwarze, die Ihr von Pittsburg brachtet, iſt des fremden Negers Weib;“ ſagte der Neffe lachend zum Onkel. Herr Muzzle ſah nicht gnädig zu der Eröffnung. Azariah ſtand verblüfft und unentſchloſſen. — „Wollt ihr auseinander?“ ſchrie der Salzſieder, an die Jubelnden hintretend. — „Herr, ach Herr! er iſt mein Mann, mein Mann! Er iſt nicht todt, den ich beweinte, ach wie ſehr!“

— „So? hat ihn Breavershay's Kugel nicht getroffen, den ſchwarzen Dieb?“ verſetzte Muzzle. — „Weißer Mann! trenne mich nicht von meiner Aide.“ —

— „Welche Zumuthung? Heda, Penſylvanier! was ſagt Ihr dazu? Wollt Ihr nicht Eurerſeits der Frechheit ſteuern?“

— „Ho, gewiß, meiner Treu, lieber Freund. Weiche zurück, Cäſar. Laß das Weib.“

„Nicht anders als im Tode, Herr; nicht anders.“

— „Weiche, ſag' ich, oder das Wetter ſoll Dich....“

Das Wetter ſandte im Nu einen glühenden Strahl auf einen der höchſten nahſtehenden Bäume, daß er in Flammen aufſchlug, während noch der Donner krachte. Azariah, halbtodt vor Schrecken, ließ ſeine zornigen Manieren fahren, und ſagte wie ein armer Sünder: „Sey vernünftig, Cäſar, guter Junge. Du biſt mein Eigenthum, und das Weib iſt ihres Herrn.“

„Sie iſt mein Weib, wiederhol' ich. Trennt mich nicht von ihr, wenn ihr Menſchen ſeyd.“

„Luſtig, luſtig!“ lachte der Neffe. Muzzle unterbrach ihn wild: „Schweige, Du unreifes Angeſicht! Luſtig, daß mir grün und gelb vor den Augen wird? Penſylvanier, nehmt Euren halfterſiechen*) Burſchen an Euch. — Marſch in Deine Hütte, Aide, oder....“

---

*) halter-sick fellow, Galgenkandidat.

Aide fiel mit ſtummer Geberde des Flehens ihrem Meiſter zu Füßen.

„Kaufe mich, Herr! Nimm mich auf unter Deine Sclaven, und mache zwei Glückliche!“ bat Cäſar mit Thränen in den Augen.

— „Das fiele mir gerade ein! haha! ich habe juſt davon geträumt;“ ſpottete Muzzle.

„Höre, Jes! man kauft Dich nicht ohne meine Einwilligung;“ bemerkte Azariah eifrig; aber augenblicklich ſank ſeine Stimme zur Klage, und er wurde menſchlich, weil noch der Donner brummte, und der Sturm heulte: „Jedoch, wenn mein ehrlicher Wirth einen Vorſchlag machte.....“

„Pah! ich habe genug ſchwarzes Volk im Hauſe. Marſch in eure Hütten!“

Die Sclaven Muzz'e's wurden weggetrieben. Cäſar wollte Aide nicht fortlaſſen, aber Azariah flüſterte ihm zu: „Sage Ja, ſey ruhig. Ich will das Ding ſchon gleichmachen.“

Da ließ Cäſar ſchnell vertrauend Aide aus den Armen, und ſchluchzend, mit wenig Hoffnung im Herzen, trennte ſich das arme Weib von ihm. — Azariah's Neger wurden in das Magazin geſperrt, und die Ruhe ſtellte ſich wieder ein.

In der Stube, zwiſchen einem Becher „Doktor“ und einem Glaſe „Flipp“ *) hob Azariah wieder an: „Mich dauern die armen Eheleute von Herzen.“ — „Hm, der

---

*) a Doctor, Milch mit Rum: a Flipp, warm Bier mit Rum und Zucker.

Kaplan hat nicht den Segen über ſie geſprochen.“ — „Aber ſie lieben ſich ſo innig.“ — „Schwarzhändler, ich begreiſe Euch nicht.“ — „Wenn Ihr den Jes kaufen wolltet, — ich gäb' ihn billig, weil ich meinen guten Tag habe.“ — „Ich glaub's; ich brauch' ihn aber nicht, ich mag ihn nicht. Hab' zu viel von dem Volk.“ — „Freilich, allzuviel, Maſter Dicky;“ ſeufzte Anemone, die Schwarze, mit verdrießlichem Geſicht und giftigem Blicke, der von Eiferſucht funkelte. — Muzzle zuckte die Achſeln. „Ihr hört's, Kaufmann.“

„So will ich Euch einen andern Vorſchlag thun;“ ſagte Azariah, der eine Weile für ſich ſpekulirt, und die begierig lauernde Anemone auf's Korn gefaßt hatte: „Ihr habt zwar Unrecht, daß Ihr den friſchen, zweihändigen Burſchen ausſchlagt; — einem Andern geb' ich ihn nicht unter zweihundert Pfund, Ihr bekämt ihn für hundert und ſiebenzig. —“

— „Gott ſegne Euch;“ lachte Muzzle und lüpfte den Hut.

— „Aber hört mich an, will ich ſagen. Ich bin ein Menſch, leider ein gefühlvoller; ich tauge nicht für meine Profeſſion; ich werde ſie nächſtens aufgeben. Das Unglück der Neger geht mir immer mehr zu Herzen, ſeit ich die Vergänglichkeit des Lebens verſtehen gelernt habe. Ich weinte, da ich zur Welt kam, und jeder Tag belehrt mich mehr, warum ich weinte. — Laßt uns barmherzig ſeyn. Unſere Werke folgen uns nach. Verkauft mir das Weib um ein Billiges. Ich bring' ein Opfer, um zwei Menſchenſeelen wieder zu vereinigen.“

„Und wahr muß ſeyn: der Herr hat recht und tauſendmal recht. Das Weib iſt zuviel im Hauſe. Gebt's hin." — Es war Anemone, die ſich lebhaft zum Geſpräche geſellte.

Muzzle warf ihr einen verdrießlichen Blick zu, ſchlug aber ſeine Augen vor den ihrigen nieder. Er drehte der Schwarzen den Rücken, ſtopfte ſich den Mund mit Kautaback, ſpuckte in die Kohlen des Kamins, die entzündet worden waren, um den Thee warm zu halten, reckte die Hände, wie ein Schlafluſtiger, und ließ die plumpen Worte fallen: „Ich kann alle Tage hundert Pfunde für das Weib haben. Aber ich geb's nicht weg, ich ſetze meinen Kopf drauf." — „Wahrhaftig?" — „Auf mein Wort." — „Unveränderlich?" — „Kurz und gut." — Muzzle fing an, einzunicken.

Anemone ging hinaus. Azariah bemerkte, daß ſie ihm einen Wink gab. Er plauderte daher mit Muzzle Quäker- und Methodiſtengeſchwätz, bis der Hauswirth feſt entſchlafen war. Dann folgte er auf den Zehen der griesgrämigen Anemone.

9.

Das Aſyl am Ohio.

Die Neger im Magazin ſchnarchten; der einzige unter ihnen, der wachte, war Cäſar. Er wartete auf Azariah. Nach und nach wollten freilich ſeine Hoffnungen ſchwinden mit den Stunden die fruchtlos dahingingen. Nach und nach verließ ihn das Vertrauen, das trotz herber Erfahrungen der Naturſohn noch immer den Verſicherungen der Menſchen ſchenkte. Er zählte nach, wie oft er ſchon von weißen Männern getäuſcht worden, wie oft er Schmach für Glück eingeerndtet. Er wiederholte ſich in Gedanken, was Azariah während der kurzen Zeit ſeiner Bekanntſchaft mit ihm geſprochen, was er gethan; wie er ſich fromm geberdet, während er ſeine Opfer mißhandeln und hungern ließ; wie er Sanftmuth geheuchelt, während er ſeine Piſtolen geladen; wie er Menſchlichkeit gepredigt, während er ſeine Mitmenſchen in den Rachen des gelben Fiebers trieb. — Der Gleichniſſe manche ſtiegen in der Phantaſie des Negers auf. Seine Heimath, was er in ſeiner Jugend geſehen und gehört, lieferten ſie ihm. Die Hyäne, die da weint, wie ein unſchuldiges Kind, der Schakal, der melancholiſchen Augs die Fährte der Schlachtfelder ſucht, das harmlos blinzelnde Antlitz und die Sammetpfote des reißenden Tigers — alle dieſe heuchleriſchen Gewohnheiten der Ungeheuer vereinigten ſich in Azariah's Stimme, Blick und Geberde. Der Sclave erkannte das mit Schrecken; er hatte ſeinen Mann nicht ungeſchickt begriffen, und zu wetten war hundert gegen eins, daß Meiſter Snatchbone ihn belogen und hintergangen.

Dennoch ſtellte ſich Azariah ein, leiſe die Thür öffnend, die Doggen mit einem Winke beruhigend. Er ſchritt vorſichtig über die Schläfer und muſterte beim düſtern Schein der Hänglaterne ihre Geſichter. Cäſar hob ſeinen Kopf, ohne Geräuſch zu machen. Azariah bedeutete ihn, aufzuſtehen und zu folgen. Nachdem das Magazin wieder verſchloſſen und einige Worte zwiſchen Azariah und dem Wächter Jenſen gewechſelt worden, faßte Snatchbone den Sclaven beim Arm und führte ihn aus der ſchweigenden Niederlaſſung bis an das Ufer des ſchäumenden Creeks. Die Nacht war ziemlich ruhig, die Pracht der Geſtirne dämmerte durch die zerſtiebenden Wolken.

— „Wer da traut ohne geprüft zu haben, der bereut, bevor er wird begraben,“ hob Azariah an: „Haſt Du Dir das Sprichwort nicht oftmal geſagt, während ich Dich warten ließ?“

„Ich habe Dir gern geglaubt;“ erwiederte der Sclave.

— „Mit Recht, Burſche, mit Recht. Ich habe Alles in Ordnung gebracht. Dein Weib iſt wieder Dein, und ich will ſorgen, daß ihr zuſammenbleibt und in den Dienſt einer frommen Herrſchaft kommt. Während ich mit Dir plaudere, macht Anemone die andere frei, wir erwarten ſie hier. Da jedoch der Salzſieder nicht von unſerm Complott wiſſen darf — er ſchlüge Dich und mich und Dein Weib todt — ſo geht dann nur ein Stück weiter auf dieſem Pfade und verbergt euch im Dickicht. Ich will vorgeben, Du ſeyſt entſprungen und hätteſt Dein Weib geraubt. Anemone wird ſchon das Nöthige ihrerſeits veranſtalten. Auf meinem Weiterzuge ſchließt ihr Euch ſpäter an uns an, und damit gut.“

„Mein Wohlthäter!“ rief der Neger, die Kniee Azariah's küſſend und Freudenthränen vergießend.

— „Allerdings, wahrhaftig!“ ſagte Snatchbone mit Wichtigkeit: „Ich habe mich's ein groß Stück

Geld koſten laſſen, um das Weib der Anemone abzuhandeln, die vor Eiferſucht beinahe närriſch iſt.“

— Das große Stück Geld war jedoch nur ein kleines Geſchenk, wonach die befriedigte Anemone keineswegs verlangt hatte, da ihr Ziel erreicht und die gefürchtete Nebenbuhlerin entfernt werden ſollte. „Ich werde ſchwerlich durch euern Verkauf je zu meinen Auslagen kommen;“ fuhr Snatchbone kläglich fort: „aber um der Menſchlichkeit willen bring' ich ein Opfer. Ihr werdet mir's nicht mit Undank vergelten, he?“

„O Herr, unſer Blut, unſer Leben . . .!“

— „Genug. Ich vertraue jetzo Dir, da ich Dich mit dem Weibe vielleicht ein paar Stunden lang ohne Aufſicht laſſe. Im Grunde hab' ich wohl nichts zu befahren. Der Salzſieder wird nach der Frau, ich werde zum Schein nach Dir ſpähen laſſen. Während deſſen werd' ich weiter ziehen. Ihr wärt alſo nicht in Sicherheit, weder in meinem Rücken, noch vorauseilend meinem Pfade. Zur Rechten habt ihr den wilden und breiten Ohio, und drüben das Land der blutdürſtigen Indianer. Zur Linken habt ihr die Gebirge mit ihren Wildniſſen und reißenden Thieren und mit dem Hungertode. Ihr könnt nur bei mir in Ruhe und Sicherheit verweilen. Ich bin euer Compaß in der Wüſte und ein milder Vater, der für euere Bedürfniſſe und Zukunft beſſer ſorgt, als eure Fetiſche.“

„Ewig ſeyen Dir unſre Dienſte geweiht!“

Ein paar Geſtalten erſchienen unfern in zweifelhaften Umriſſen. Azariah ſchnalzte mit der Zunge wie ein Vogel, und die Geſtalten kamen ſchnell herangeweht.

Aïde flog in die Arme Cäſars. „Muthig, vorſichtig und dem Herrn getreu!“ ſagte der Menſchenhändler, wies noch einmal auf den Pfad, den Cäſar einſchlagen ſollte, und verſchwand mit Anemone.

Die Sclaven gingen raſch auf der vorgezeichneten Bahn fort, und ruhten erſt nach einer geraumen Weile. Der zärtlichſten Liebe Geſchwätz und Betheurungen wurden wohl zum erſtenmale unter den Schatten des uralten Waldes laut — Nachdem aber Cäſar ſeiner Aïde erzählt, was Azariah mit ihnen vorhabe, fiel Aïde ſchnell in ſeine Rede: „Du wirſt doch nicht dem Henker folgen?“ — „Warum nicht, Aïde?“ — „Ihm, der uns aus Habſucht vereinigte, um einen ungeheuren Preis aus unſerm Mark und Blut zu ziehen?“ — „Aïde!“ — „Du glaubſt, wir würden vereinigt bleiben? O Jes, hoffe das nicht. Aber wenn auch . . . unſre Kinder, denkſt Du nicht an die Kinder?“

„Ha, beim Andenken meiner Heimath, was ſagſt Du, Aïde! O ich Elender!“ Cäſar zerſchlug ſich die Bruſt in Verzweiflung. Das Glück, ſein Weib zu umarmen, hatte ihn für einen Moment der Kinder vergeſſen gemacht. „Wo ſind ſie, daß ich ſie küſſe? wo, daß ich ſie um Verzeihung bitte?“ fragte er mit Thränen.

Aïde breitete die Arme aus, als wollte ſie damit andeuten, daß ſie die Kinder nicht mehr beſäße. „Mein Buſen iſt verwaiſ't, der Buſen einer Mutter!“ antwortete ſie mit empörtem Gefühl: „Der Herr, das Thier, hat die Kinder am zweiten Tage ſchon verkauft, da Anemone ſich gehäſſig weigerte, ſie anzunehmen an die Stelle ihrer eigenen, die geſtorben.“

— „Verkauft? Fluch und Tod über den Hund!“ knirſchte Cäſar; aber Aïde verſetzte ſchnell und rachelodernd: „Verſchwende nicht die Kraft in vergeblichen Verwünſchungen. Ich weiß, wo die Kinder ſind. Laß uns gehen, und ſie dem Teufel ſtehlen.“

— „Ich will. Aber dann?“

„Dann flieh'n wir in die Wälder, zum Fluſſe, wohin Du willſt. Am beſten über den Fluß. Er liegt auf unſerm Wege, und iſt die breiteſte Grenze zwiſchen uns und den Verfolgern. Sie trauen ſich nicht hinüber; die Rothhäute ſtreifen jenſeits.“

— „Wie über den Fluß ſetzen, Aïde?“ — „Wir ſchwimmen hinüber, unſre Kinder auf dem Rücken, und verſchlänge uns die Fluth, beſſer wär's, als eine Trennung.“

— „Und wenn uns auch der Geiſt an jenes Ufer führte? — Aïde, die Rothhäute ſchonen die ſchwarzen Leute nicht.“ — „So laß uns ſterben unter ihren Aexten. Wir kehren dann mit einander in die geliebte Heimath zurück.“

Aïde's Worte waren Flammen, ihre Schritte durch den Forſt, wohin ſie den Gatten nach ſich zog, glichen dem Sprung der Schlange. Cäſar folgte ihrer Obergewalt, dem Durſt nach Freiheit, der Liebe zu den Kindern, die der Neger hätſchelt, wie der Affe ſeine Jungen. —

„Wir verirren uns?“ ſagte er, da der Morgen graute, und das Dickicht immer finſtrer wurde. — „Ich betrüge mich nicht;“ entgegnete Aïde vorwärts ſtrebend: „dort, dort muß das Blockhaus ſtehen. Der Teufel, mein Herr, hat mich gezwungen, ſelber die

Kleinen ihrem neuen Eigenthümer hinzutragen. Ich weiß, o, die Mutter weiß den Weg!“

Es war ſeit einer Stunde heller Tag, — da kamen ſie an einen Waldſaum, und ſahen Spuren einer Einfriedung, von aufſchießenden Zweigen und Ranken überwuchert. Eines Baches Silberfaden rann durch das kleine Thal. — „Der Bach führt uns zur Hütte,“ verſicherte Aïde. —

Eine dunkle Waldwand begränzte den Geſichtkreis, dennoch wurde ein Einſchnitt in dieſelbe bemerkbar. — „Hinter jener Ecke das Haus! Jes, wir ſtehen am Ziele!“ hauchte Aïde aus wogender Bruſt, und ruhte ein Weilchen, das Ohr nach dem Winde drehend. „Rechts von da, in jenem Waldſtrich, fern von uns, klingen Beilſchläge; der Weiße iſt mit ſeinen Leuten draußen, Bäume zu fällen. Hörſt Du, Jes?“ — „Ich höre, Aïde. Aber mich beunruhigt das Geräuſch, das ſeltſame Brauſen, das vor uns, hinter jenen Wipfeln aufſteigt. Iſt es die Luft, der Wolkenzug? iſt's das Rauſchen einer Mühle?“ —

„Komm, komm!“ entgegnete Aïde glühend, und ſtürmte gegen die Waldecke an. Cäſar folgte eben ſo ſchnell. Raſch um die Waldſpitze, und vor ihnen lag der ſchöne Fluß, erhaben anzuſchauen durch die ausgehauenen Hallen des Forſts. Nahe bei'm Ufer ſtand das Blockhaus, ſtill und ſtumm. —

Die Sclaven ſchlichen an das Haus hinan, gleitend durch die Netze von Ranken, die Baum mit Baum verbanden. Ein Zaun zwang ſie, ſtill zu ſtehen. Jenſeits war ein ſogenannter Garten angelegt, eine ſchlecht ausgeputzte Wildniß. Aber vor einem Beet von Küchenkräutern kniete eine alte Frau arbeitend, und einige Schritte von ihr ſpielten zwei Negerlinge an der Erde. „Siehſt Du ſie?“ fragte Aïde ſchnaubend. „Jaques! Blanche!“ rief mit dumpfer Stimme der Neger und ſetzte über den Zaun. Ehe die Kinder ſich beſinnen konnten, hatte er ſie gepackt und wie Federballen der Mutter zugeworfen, die mit ihnen dem Fluſſe zulief. Die alte Frau fand nur Zeit, einen ſchwachen Schrei auszuſtoßen. Cäſar hatte ſie alsbald niedergeworfen, ihre Füße mit ſeinem Gürtel gebunden, ihren Mund mit ihrer eigenen Schürze geknebelt. Dann ſtieß er die Thür des Hauſes auf, um nach einem andern Gegner zu ſpähen. Das Haus war leer. An der Wand hing eine Flinte, ein Jagdſack mit Munition. Cäſar bemächtigte ſich der willkommnen Waffe mit einem Freudenruf. Was von Nahrungsmitteln auf dem Heerde lag, raubte er eben ſo geſchwinde, und ſuchte flugs die Spur ſeines Weibes. Vom Ufer aus winkte ſie ihm mit ihrem Kopftuche. Er zögerte nicht, und fand ſeine Aïde und die Kinder in einem Canot ſitzend, das auf dem Waſſer ſchaukelte. „Ergreife das Ruder! ohne Furcht, hinaus in den Strom! frei ſeyn! frei ſeyn, wenn gleich ſterben! Eile, Zes!“ — Der Aufforderung ſeines Weibes gehorchend, und nicht ferner überlegend, zerſprengte Cäſar mit einigen Kolbenſchlägen die ſchwache Kette, woran das Canot befeſtigt war, und ſtieß vom Lande. Er und Aïde führten rüſtig die beiden Ruder des Schiffleins. Die Kinder hockten, Mund und Augen weit geöffnet, zu der Eltern Füßen, und wußten nicht, wie ihnen geſchah.

Die kühnen Schiffer von Ungefähr hatten bald die Mitte des Fluſſes erreicht, wo die Gewalt deſſelben ſie forttrug ohne ihr Zuthun. Die Sonne war lieblich, die Luft kühl, die Fahrt ſo ſchnell, wie die Kugel aus dem Rohre fliegt. Die tiefe Einſamkeit, die ſo wohlthätig die ihrer Sclaverei Entronnenen umgab, und die grüne Waldesnacht, die auf dem virginiſchen, wie auf dem Indianergeſtade ſie zu verbergen ſchien vor den Verfolgern, beruhigte nach und nach ihre ſtürmiſchen Empfindungen. Abwechſelnd in der Sorge, den Kahn durch die mannichfachen Strömungen und Hinderniſſe des ſchönen Fluſſes zu leiten, herzten Cäſar und Aïde ihre Kleinen, und träumten von einem Paradieſe, das ſie gewinnen würden. Was lag den unverwöhnten Kindern der Natur an der allernächſten Zukunft? Die Genügſamen beſaßen Lebensmittel für einige Tage, der Strom trieb ſie emſig an unbekannten Ländern vorüber nach unbekannten Gegenden hin; ſie trugen keine Feſſeln, ſie waren Herren ihrer ſelbſt. Dieſes Glück, das ſie lange nicht mehr gekannt, beſeligte ſie, und ſtählte ihren leichtſinnigen Muth. Sie fuhren ſtolz an den wenigen Anſiedelungen hin, die bei den Ausmündungen der Ströme, welche in den Ohio fallen, errichtet waren. Sie lachten der einzelnen neugierigen Koloniſten, welche dazumal anfingen, den jetzigen Staat Kentuky zu gründen, und von ihrer Arbeit am Ufer aufſchauend, dem hinſchwebenden Fahrzeuge verwundert nachſahen; ſie ſchlugen der Civiliſation, die ihnen nur ein hartes Joch geboten, ein übermüthiges Schnippchen. Wollten ſie eſſen, ſo hingen ſie ihr Canot an eine der zahlreichen ſchwankenden Inſeln, die, von ineinander verſchränkten Baumſtämmen im Fluſſe gebildet, eine gewiſſe Feſtigkeit erlangt hatten. Begehrten ſie zu ruhen nach glücklich vollbrachter Tagreiſe, ſo lenkten ſie den Kahn an's Indianerufer, banden ihn mit Ranken an die über's Waſſer gebückten Bäume, entzündeten ein helles Feuer — die Freude der Neger und ein Schirm gegen wilde Thiere — aßen von den wilden Trauben, die am Geſtade reiften, und waren gutes Muths, und ſchwelgten in Hoffnungen. Den in der Kenntniß des Erdballs ſo Unerfahrnen lächelte die Möglichkeit, auf dem ſchönen Fluſſe bis in's Meer zu ſchwimmen und ſodann mit gutem Glück und Wind das ſchmerzlich entbehrte Vaterland erreichen zu können. Aïde träumte von Cuba, wo ihre Jugend harmlos verlief, Cäſar von den ſtäubenden Wüſten ſeiner Heimath mit ihren traulichen Oaſen. Der kräftige Mann ſtrebte ſchon wieder nach grenzenloſer Freiheit, das demüthige Weib wünſchte im beſten Falle nur das mildere Sclavenleben in ſpaniſchen Beſitzungen zurück. Plaudernd, ſcherzend, liebend, ſchlummerten ſie dann ein neben den ſchlafenden Kindern, und Aïde deckte mit ihrer Umarmung ihre Blanche vor dem Nachtthau, und Cäſar wärmte an ſeiner Bruſt den rüſtigern Jaques, um deſſen Hals der zärtliche Vater den glückverheißenden Schmuck der Miſtreß Grenadier gewunden.

Aber — nachdem ſie mehrere Tage lang das Schifferleben genoſſen — eines Morgens war der Kahn nicht mehr zu ſehen. Ob ein Wilder ihn während der Nacht geſtohlen, ob die hochgehenden Wogen ihn von den befeſtigenden Lianen losgeriſſen, und als ein Spielwerk entführt, das war nicht zu ermitteln. Dem Erſtaunen der Armen folgte der Schrecken, das Bewußtſeyn einer neuen, ungewohnten, dabei verzweifelten Lage. Sie klagten und weinten, dann faßten ſie ſich wieder, endlich beſchloſſen ſie, das neue Leben zu verſuchen. Sie wanderten am Fluſſe hin, und ſpähten nach dem gebrechlichen Fahrzeug; umſonſt. Der mühſame Weg und die Nacht zwangen ſie, ihre Nachforſchungen einzuſtellen, und ein Obdach zu ſuchen. Ein alter Sycomorſtamm reckte ſeine markigen Zweige nahe bei ihnen in die Luft. Der ungeheure Rumpf des Baumes war hohl, trotz der luſtig grünenden Äſte. Cäſar fand in ſeiner merkwürdigen Höhlung, worein ein Mann zu Pferde hätte dringen, worinnen er hätte gemächlich umwenden können, die erſehnte, vom Himmel den Verlaſſenen beſcheerte Wohnung. Es lauerte darinnen kein ſchlimmes Thier, der Aufenthalt war trocken, genugſam geſchützt. Die Familie beſchloß, vor der Hand in dem Sycomorhauſe zu verweilen. Es ſtand ſo heimlich im Dickicht, wo tauſend Blüthen und Früchte aller Farben wuchſen. Der ſüdliche Himmelſtrich, den ſie auf ihrer ſchnellen Reiſe erreicht hatten, ſpendete balſamiſche Düfte und immerwährende Wärme. — Die Einſiedler ſannen bald auf Bequemlichkeit. Cäſar ſammelte das ſpaniſche Moos, das, langen Bärten ähnlich, von den Bäumen hing, und bereitete daraus ſeiner Gattin ein Lager; Aïde flocht für die Kinder eine Hängematte aus den zähen Faſern eines Palmengewächſes, das häufig in jener Gegend wucherte. Das Feuer ging nicht aus auf dem kunſtlos errichteten Heerde; die Kinder ſuchten Trauben, Beeren und

Vogeleier; Aïde angelte im Fluſſe, und gewann viel Beute; Cäſar ſtreifte mit ſeiner Flinte weiter in den Wald, und kam niemals leer nach Hauſe. Mit Speiſe verſehen, einer nahen Quelle ſich erfreuend, vermißten die gezwungenen Anſiedler nichts. Die gütige Natur ſchien ſogar den Flußfiebern zum Vortheil der Fremden an dieſem Orte mit Fleiß zu wehren, indem eine ungeheure Menge von Sonnenblumen das Aſyl am Ohio umgab. Die Muskitos des Meerſtrandes fehlten hier gänzlich, Ginſengkraut in überſchwenglicher Fülle bot dem Biſſe giftiger Gewürme ein Gegengift, — eine Spur des braunen Tigers und des wilden Bären war hier nicht zu ſehen, der Tritt eines Indianers hatte dieſe Erde noch nicht berührt. — Die Bewohner des Sycomors waren glücklich, und wenn ſchon hie und da der Gedanke ſich ihnen aufdrang, daß der Winter mit ſeinen Plagen auch dieſes Paradies heimſuchen werde, ſo verſcheuchten ſie ihn leichtſinnig, wie ſie überhaupt, einander völlig genügend, jede Sorge über Bord warfen.

Eines Tags erwachte Cäſar mit lächelndem Geſichte, badete ſich im Fluſſe, und zog ſeine Indianerſtrümpfe, an, auch nahm er ſeine Waffe. — „Wohin?“ fragte Aïde, die aus dieſen Vorbereitungen eine weite Wanderung errieth. — Der Mann erwiederte: „Sey nicht unruhig, wenn ich heute zur Tagesmitte nicht daheim bin. Die Sterne werden mir vielleicht erſt den Heimweg zeigen. Ich hab' im Traum den Ort geſehen, wo ſich unſer Canot befindet. Der Geiſt hat mir in's Ohr geraunt, ich würde das Fahrzeug finden, und mir den

Weg bezeichnet. Ich traue den Stimmen der Geiſter, und wohl uns, wenn wir unſer Schiff wieder beſitzen. Wir können nicht immerdar an dieſem Orte verweilen.“ —

Aide ſagte ernſthaft: „Der Schlaf weiſſagt allerdings. Willſt Du nicht die Halsſchnur, die uns Glück gebracht, auf Deinem Wege an Dir tragen?“

Cäſar winkte und näherte ſich dem Buben, ihm den Schmuck abzunehmen. Jaques weigerte ſich aber, wehrte ſich, wurde ungeberdig und entlief dem Vater, ſich hinter dem Gebüſch zu verſtecken. Der Neger zuckte halb ärgerlich, halb lachend die Achſeln. „'s wird ſchon gelingen ohne Zaubermittel;“ ſagte er zuverſichtlich, küßte ſein Weib, und verfolgte den Lauf des Fluſſes, langſam aber beharrlich.

10.

Das verlorne Paradies.

Aide hatte ohne Bangigkeit den Tag verſtreichen laſſen. Sie theilte die abergläubiſche Zuverſicht ihres Mannes. Die Stunden rollten in gewohnter Einförmigkeit hin. Als die Nacht mit ihrem ſchwarzen Mantel die Sonnenſcheibe zudeckte, war die Negerin noch ohne Beſorgniſſe. Sie lullte die Kinder mit leiſem Geſang ein, und ſchürte das Feuer. Auf ihrem Lager ruhend, lauſchte ſie der Rückkehr Cäſars, horchte auf den Wellenſchlag und das ſanfte Rauſchen der Luft, und ſank unverſehens in den Arm des Traums. Er gaukelte ihr, wie ihrem Gatten, das Bild des wiedergefundnen Kahns vor. Jes ſchwamm darinnen ſiegreich den ſchönen Fluß herauf, deſſen Ufergrün wie Hochzeitspalmen prangte. Buntgemalte Maſten zierten das Schifflein; von ihren Gipfeln, von den Rudern und Rändern des Kahns flatterten ſeidne Tücher in den mannichfaltigſten brennendſten Farben, die der eitelſten Negerin Wünſche weit überflügelten. Nicht zu beſchreiben war die Herrlichkeit, und Cäſars Freude, da er aus dem Schiffe ſprang, und an das enggeflochtene Gitter klopfte, womit der gaſtfreundliche Sycomor verſchloſſen wurde zur Nachtzeit. Dieſes Geräuſch lockte die Schlafende aus dem Wunderreich des Traums in die Wirklichkeit; ſie erwachte langſam. „Jes! ſey willkommen!“ lallte ſie noch in den Banden des Halbſchlafs. „Jes, warum zögerſt Du vor der Thüre?“ begann ſie bald darauf, muntrer werdend. „Was ſuchſt Du am Herde, Jes? O laß die ſterbenden Kohlen, und komm' zu mir!“ Sie richtete ſich halb auf, und ihrer Zärtlichkeit Rufen wandelte ſich in ſtummes Grauen. Sie ſah ihren Cäſar doppelt, dreifach. Er rüttelte am Gitter, er hockte am Herde, er ſchwang ſtehend einen Feuerbrand im Rade, um die Flamme zu entzünden — Alles zur gleichen Zeit. Endlich kam ein Vierter zu dem, der am Gitter arbeitete, und ſagte zu ihm: „Eile, brich keck in den Baum, ich habe eine Menſchenſtimme darinnen gehört. Fürchte nicht, in eines Ungeheuers Bau zu brechen.“

„O mein armes Leben!“ ſeufzte Aide: „das ſind fremde Leute; Cäſar iſt nicht unter ihnen. O, wie wird es mir ergehen!“ Sie eilte zu den Kindern, um ſie mit ihrem Leibe zu decken. Indeſſen fiel das Gitter zuſammen, eine ſchwarze Fauſt hielt den lodernden Feuerbrand in die dunkle Höhle, drei ſchwarze Geſichter guckten wild und neugierig hinein. „Jes! Jes!“ ſchrie Aide auf, und die Kleinen ſtimmten in den Wehruf ein.

„Verſteckte Menſchen!“ ſagte einer der nächtlichen Mohren. — „Kindergeſchrei!“ ſagte der zweite. — „Ein Weib!“ rief der Fackelträger mit häßlicher Freude, und faßte die unverhoffte Beute in ſeine ſtarken Arme.

Aides Zetergeſchrei verdoppelte ſich. — „Willſt Du ſchweigen?“ drohte der Erſte der Neger: „ſiehſt Du nicht, Thörin, daß wir Deine Landsleute ſind?“ — Aide flehte und ſchalt franzöſiſch, engliſch, ſpaniſch durcheinander, ſo gut die arme Sclavin es auf Cuba und in Maryland gelernt hatte. Die ungebetnen Gäſte antworteten in demſelben lächerlichen Miſchmaſch. Sie beſtürmten das Weib mit tauſend Fragen zumal Der Fackelträger verſuchte eine Liebkoſung. Aide ſtieß ihn von ſich, und zugleich nahm einer der Andern ſie in Schutz. — „Zuvörderſt müſſen wir ſie dem Kapitän vorführen;“ ſagte er gebieteriſch: „alsdann mag um ſie looſen, wer gute Fäuſte hat.“ — „Was aber mit den Kindern?“ fragte der Zweite, und der Fackelhalter machte eine verdächtige Bewegung nach dem Meſſer in ſeinem Gürtel. — Da trat der Vierte raſch in den Schlupfwinkel, und redete die Andern an: „Ueber euerm Geſchwätz vergeht die Zeit. Mir iſt, als hörte ich leiſes Rufen durch den Wald, als brächen Stauden und Zweige unter den

Füßen und Händen von nahenden Leuten. Der Kapitän iſt nicht weit.. Ich will wünſchen, daß gerade nur Er mit ſeinem Haufen es ſey, der durch die Wildniß anmarſchirt.“ —

„He, ohe! was willſt Du, Weib?“ fragte derſelbe Neger alſobald überraſcht, da er ſich von Aïde umklammert fühlte. Als ihm jedoch das Weib unter Freudenthränen zurief: „Jo, Jo, geſegneter Jo! beſchütze mich! Zes iſt Dein Freund geweſen; ſchütze ſein Weib, Du wackrer Jo!“ — da jauchzte er nicht minder, und übertraf ſeine geſcholtenen Gefährten noch an Plauderei und Zeitvergeudung. Er fragte und Aïde antwortete geſchwätzig; dann fragte Aïde und noch geſchwätziger antwortete Jo, der aus Providence-Plantation entſprungene Sclave. Wie er Virginien und die Karolina's flüchtig durchwandert, wie er von anſiedleriſchem Volk über den Ohio gejagt worden, wie er dann im ſogenannten großen Swamp *) plötzlich auf einen ſtarken Haufen Maronneger geſtoßen, an deren Spitze Beau-Soleil, der entlaufene Sclave des Fleance, wie er friſch und fröhlich bei den freien Negern geblieben, die ſich nähren vom Raube am Illinois und Wabaſh, auch wo der Ohio die nordamerikaniſchen Freiſtaaten beſpült, — wie endlich Beau-Soleil, erſchüttert von dem Sumpffieber, das auch ſeine Miala befallen, nach Südkarolina's Wäldern zu marſchiren beſchloſſen habe, und wie Jo und drei Gefährten als Späher vorausgeſendet worden, einen günſtigen Punkt oder eine Furth zu entdecken, um über den Fluß zu ſetzen, wie ſich alsdann die Späher, obgleich nicht

---

*) Moor- oder Sumpfgegend.

allzuweit von dem großen Trupp entfernt, in der Einöde verirrt und zufällig an den Sycomor gekommen, wo ihnen das glimmende Feuer die Nähe von Menſchen verrathen — alles dieſes erfuhr Aïde haarklein, ohne daß ihr ein Wort geſchenkt worden wäre.

Jo würde noch zur Stunde plaudern, und Aïde beſtürmen, die Gelegenheit zu benutzen, mit den geächteten Landsleuten und Unglücksgefährten über den Fluß zu gehen, und Winterquartiere in bevölkerten Gegenden zu beziehen; Aïde ihrerſeits würde lange noch nicht aufgehört haben, ihm begreiflich zu machen, daß ihre Pflicht ſey, den Mann zu erwarten, und daß ſie eine räuberiſche Lebensweiſe nur mit Widerwillen ertragen würde, — wenn nicht ein Schuß das Geſpräch unterbrochen hätte. — „Der Kapitän!“ rief einer der Schwarzen, und ſprang hinaus, dem Beau-Soleil entgegen. — Bald jedoch fielen mehrere Schüſſe ſchnell hintereinander; ein gräßliches Geſchrei hallte durch den Wald. „Ohe! ohe! was gibt's?“ Jo fuhr empor mit dieſem Rufe. Er hatte noch nicht den Ausgang der Baumhöhle erreicht, als der vorhin hinausgeeilte Mann mit Geheul der ganzen Länge nach in das Verſteck und auf den Boden fiel. Das Blut lief ſtromweiſe von ſeinem Schädel. „Rothhäute! Rettet euch!“ ſtammelte er, und über ſeinen Leib weg ging die Flucht der Uebrigen aus dem Baume in's Freie. Jo riß Aïde mit ſich fort, die beiden andern Neger ſchleppten die Kinder nach. „An den Fluß! in den Strom!“ riefen Alle ängſtlich, und ſuchten ſtromabwärts eine Bucht, ein hohlgeſpültes Uferſtück, wo ſie vor ihren grimmigſten Feinden ſich verbergen könnten. — Hinter ihnen erſchell wüſtes Kriegsgeſchrei der Wilden. Sie hörten, wie die Indianerärxte in den Sycomor und deſſen Nachbargeſträuch hieben; ſie ſahen dort Funken in die Höhe flattern, ſie vernahmen das Kniſtern des Brandes, der vom wilden Feinde in den Gebüſchen entzündet wurde. Nicht lange, und eine hohe Flammengarbe ſtieg aus dem Walde empor. — „Unſere Hütte! unſer ſtiller Zufluchtsort! die Grauſamen brennen unſern Baum nieder!" jammerte Aïde, troſtlos zurückblickend, wenn auch eilend auf flüchtiger Sohle.

„He! iſt das nicht Ruderſchlag auf den Wellen?" fragte Jo, das Ohr neigend. Im nächſten Moment gleitete, von der Flamme beſchienen, ein Schiffchen hinter halbeingeſunknen Bäumen hervor, den Fluß herauf. — „Jes!" — „Aïde!" der Doppelſchrei machte die Luft erzittern. Noch einen gewaltigen Ruck that Cäſar, der Schiffer, und die Spitze ſeines Canots berührte das Land. — Zu gleicher Zeit ſtürmten aus dem Forſt mehrere kupferfarbige Geſtalten, maleriſch in Decken und Häute gehüllt, mit roth- und ſchwarzbemalten Geſichtern, dräuend mit Keulen und Feuergewehr. Sie fielen gräßlich brüllend die Neger an. Cäſar ſchwang mit nervigen Fäuſten ſein Weib in den ſchwankenden Kahn, Jo ſetzte ihnen nach, die kleine Blanche ihrem Träger entreißend. Dieſer wollte folgen; ein Wurfſpieß traf ihn zwiſchen den Schulterblättern, daß er zu Boden ſtürzte. — Cäſar ſtieß unbeſonnen vom Ufer ab, das Schiff den Angreifern zu entreißen. Jo feuerte aus Cäſars Flinte gegen die Indianer. Sie antworteten mit Hohngelächter, mit Kugeln und Steinen. Cäſar und ſeine Gefährten ſahen bald, weit genug im Strome treibend, wie die Grauſamen mit Bränden in der Fauſt um zwei Negerleichen tanzten, wie ſie endlich frohlockend die entſeelten Körper in den Fluß ſtürzten, während im Walde das Gefecht zwiſchen der Horde und Beau-Soleils Raubgenoſſen fortdauerte.

Aide erwachte aus ihrer Beſtürzung. Gierigen Auges ſchaute ſie um ſich her in dem ſchmalen Fahrzeug, das von den Sternen und dem Waldbrand beleuchtet war. „Wo iſt mein Knabe, wo iſt unſer Jaques?“ fragte ſie verzweifelnd, und wie ein Meſſer ſchnitt der ſo ſpät bemerkte Verluſt in Cäſars Herz. — „Du fragſt, Unglückliche?“ murmelte er: „o, daß ich dieſen Tag erleben mußte, Du ſorgloſe Hüterin!“ — Jo, erſchüttert und betroffen, zeigte nach dem blutigen Geſtade. „Vorbei, ohne Rettung verloren!“ ſagte er, und die Gatten wurden zu Stein vor Schmerz.

— Das Schiffchen, — daſſelbe, welches einſt vom Winde ſeiner Bande entledigt und den Fluß hinabgeſchwemmt worden war und das Cäſar in der That, wie ihn der Geiſt im Schlafe belehrt, nicht allzufern vom Sycomor, in den Zweigen eines Sägers*) gefangen, wiedergefunden hatte — das Schiffchen gehorchte indeſſen dem erfahrnen Arm des Jo, und trug die Heimathloſen ohne Gefahr an's Territorium der Republik.

---

*) „Sawyer,“ ein vom Sturm entwurzelter und in die Fluthen geſtürzter Baum, der unter dem Waſſer hinundherſchwankt, und den Schiffen gefährlich wird.

11.

Nonine.

Die Indianer, die wie der tödtende Blitz unverſehens aus dem Innern des Landes auf das Geſtade des Ohio gefallen waren, hatten die unverhoffte Gelegenheit, ihren Blutdurſt zu ſättigen, vollkommen benützt. Die Horde des Beau-Soleil, die ein böſer Zufall ihnen in die Hände geliefert, war ſo gut als vernichtet. Nur wenige Neger waren wohl dem Gemetzel entronnen, und es iſt nie wieder von ihnen das Geringſte gehört worden. — Die Rothhäute verſammelten ſich mit Triumphgeſang auf dem Platze, wo ihr Oberhaupt ſeinen Speer in den Boden geſtoßen hatte. Mehrere Feuer brannten luſtig empor in der friſchen Morgenluft; Wildpret in Fülle röſtete am Spieß, um die hungrigen Sieger zu erquicken. Einer nach dem Andern tanzte mit wunderlichen Geberden, Keule oder Streitart ſchwingend, an den Erdaufwurf hinan, wo der Anführer ſaß, und legte zu deſſen Füßen die ſcheußlichen blutbeſudelten Skalps nieder, die ſie ihren ſchwarzen Feinden abgeſchunden. — Der Anführer lächelte ſeinen Helden gnädig zu, dann verſank er jedoch ſchnell in tiefen Ernſt, und richtete die Adleraugen, die von der ehemaligen Kraft des alten Häuptlings Kunde gaben, nach allen Seiten, als laure er auf irgend eine erſehnte Erſcheinung.

Endlich erheiterte ſich ſein Geſicht, denn vom Waldſaum her, eiligſt laufend über den Hügel, der bis zum Ufer abfiel, wo der Wildenſtamm verweilte, kam ein junges Weib, kriegeriſch aufgeputzt, die Waffen in den Händen. Die Indianer jauchzten ihr entgegen, der Anführer winkte ihr freundlich zu, und machte ihr Platz an ſeiner Seite. „Sey gegrüßt, Nonine, mein Kind;" ſagte er: „Du bliebſt ſo lange fern, daß ich ein neues Unglück auf mein Haupt gefallen wähnte."

Nonine war das Muſterbild einer ſchönen Sqaw. Ihre Glieder, beſſer und ebenmäßiger geformt, als die ihrer Landsmänninnen gewöhnlich zu ſeyn pflegen, verriethen ausdauernde Kraft. Ihre dunkeln Augen, lang geſpalten, blitzten unſtät, ihr Mund lächelte bald, bald warf er ſich trotzig auf; ihre Bewegungen waren anmuthig, aber von einer Lebhaftigkeit, die an das Rohe ſtreifte, launenhaft wechſelnd, wie der Ausdruck ihres Geſichts, auf dem gar oft der Zorn die Sanftmuth, grauſames Behagen die kindliche Unbefangenheit ablöſte.

Nonine warf ihre Waffen zu Boden, trocknete den Schweiß von der Stirne, und wickelte aus den Falten des Teppichs, der ſie umhüllte, ein Negerkind. Sie ſetzte das am ganzen Leibe bebende Geſchöpf vor die Füße ihres Vaters, warf ſodann ihren Mantel ganz ab, und ſtand furchtlos in der Mitte der gaffenden Männer, nur mit dem blauen Röckchen bekleidet, umwallt von ihren aufgelöſten langen Haaren.

„Ich habe die Beute auf dem Feld des Kampfs gefunden;" ſagte ſie: „des Buben Geheul und Sträuben hielt mich auf. Was ſoll mit ihm geſchehen?"

Der Häuptling ſtieß, die Augen verächtlich abwendend, den Knaben mit dem Fuße von ſich, daß er in den Kreis rollte, und wimmernd auf dem Angeſichte liegen blieb.

„Er ſterbe!“ ſagte der Anführer.

„Jogh, Jogh!“ riefen die Krieger mit wilder Zuſtimmung.

Der Zauberer des Stammes trat zum Knaben, betrachtete ihn vom Kopf bis zur Zehe, und ſprach mit wichtiger Miene: „Die Mißgeburt, die ſchwarz iſt, weil das Auge des großen Geiſtes ſich von ſeiner Haut mit Abſcheu gewendet, ſoll ſterben, und jedweder Krieger ein Stück von ſeinem Fleiſche genießen, einen Tropfen von ſeinem Blute trinken, denn ſolche Mahlzeit macht feſt und ſtark gegen die böſen Mächte. Aber beleidigt nicht das Auge der Welt mit dem Opfer. Es ſoll fallen in der Nacht, wenn das Auge des Böſen leuchtet.“

„Jogh, Jogh!“ wiederholten die Krieger, und der Knabe wurde indeſſen gebunden und bei Seite gethan, um gefüttert zu werden. Der Zauberer beraubte ihn der wenigen Lumpen, die um ſeine Glieder hingen, und nahm ihm ein Halsband von Elenzähnen ab. — Er überreichte es dem Häuptling. „Ein zauberiſches Anhängſel;“ ſagte er: „ſieh zu, ob dieſe Farben nicht die des Schnurgürtels unſers Stammes ſeyen“ — Der Häuptling empfing das Halsband, betrachtete es, und verfiel in melancholiſches Nachſinnen.

Nonine hatte ſich indeſſen von dem Negerling abgewendet, wie von einem Spielwerk, deſſen ſie überdrüſſig geworden, und war abſeits von dem Kreiſe neben einen jungen Mann getreten, der, gedankenvoll auf einem Steine ſitzend, nach dem Fluß ſtarrte. Nonine legte ihm die Hand auf die Schulter, und ſprach freundlich, wenn auch mit klopfendem Herzen: „Drury! ſieh, wir haben Dich geleitet bis an die Gränze des Landes, das uns die weißen Leute gelaſſen haben. Biſt Du noch entſchloſſen, von uns, von mir zu gehen?“

Drury ſah zu ihr empor mit finſtern Augen. Seine Geſichtsfarbe verrieth den Europäer, jeder ſeiner Züge den Engländer und den harten, veränderlichen, leidenſchaftlichen Mann. Er trug eine unſcheinbar gewordne Uniform. Der Reſt ſeiner Kleidung war die eines Indianers. — Er nickte, und ſetzte die Worte hinzu: „Mein Entſchluß wankt nicht; er iſt heute feſter, denn jemals.“

„Warum, Drury?“

— „Ich vermag nicht länger, ein Zeuge eurer Grauſamkeiten zu ſeyn. Ich bin des Lebens, das ich geführt, herzlich müde. Das Jammergeſchrei der elenden Neger gellt noch in meinen Ohren.“

„Drury, Deine Gedanken wechſeln ſchnell. Du wirfſt ſie von Dir, wie der Vogel ſeine Federn, und ſie wachſen neu und geſchwind, wie jene. Du haſt lang bei uns gewohnt, unſer Wigwam war Dir theuer, wie das Deines Vaters. Du biſt mit uns in Krieg gezogen, und haſt manchen Feind geſkalpt, wie unſere Krieger thun. Warum das Mitleid mit den böſen Schwarzen?“

— „Der große weiße Vater hatte mich geſchickt, um euch für ſeinen Dienſt zu werben, und ich habe, indem ich mit euch gegen unſere gemeinſchaftlichen Feinde focht, für den großen Vater geſtritten. Ich habe nicht gemordet, wie ihr in dieſer Nacht gethan.

Nonine dachte ein wenig nach, dann ſchüttelte ſie das Haupt, und verſetzte: „Ich verſtehe Dich nicht. Ich glaube Dir nicht. Die Anführer gegen den großen weißen Vater haben lange mit ihm Friede gemacht. Dennoch biſt Du bei uns geblieben. Du bliebſt, weil Du die Freiheit, weil Du Nonine liebteſt, und ſie Dir gewogen war. Sie iſt es noch, aber Du liebſt ſie nicht mehr, und willſt gehen, um nicht mehr wiederzukehren.“

Drury ſchwieg noch eine Weile verlegen; dann ſprang er auf, und entgegnete: „Du biſt unerträglich in Deinem Argwohn. — Ich könnte ſagen, daß eine Thorheit der Jugend mich verführt habe, auch nachdem meine Sendung bei euch vollendet geweſen, eure ungebundne Freiheit, euer wunderliches Leben länger zu genießen. Tauſende von meinen Landsleuten in meiner Lage würden ſich zurückſehnen nach den Genüſſen der Heimath, und euch vergeſſen im fernen Lande. Ich begehre aber nur, mich zu den Füßen des weißen Vaters zu werfen, und meine Verwandten zu umarmen. Dann will ich ſchnell über's Meer ſchiffen, und Nonine nicht mehr verlaſſen.“

Nonine betrachtete ihn zärtlich; ihr Auge blitzte jedoch ſchnell auf, und mit wilder Geberde umſchlang ſie den Offizier, ihre Hand auf ſein Herz legend. „Treuloſer Drury!“ rief ſie: „Deine Zunge redet, und Dein Herz iſt ſtumm. Nonine wird Dich nimmer wiederſehen.“

Der Engländer entzog ſich ihr und verſetzte ärgerlich: „So möge Nonine thun, wie ich begehrt habe. Sie folge dem Beiſpiel ihrer großen Schweſter Pocahontas. Sie begleite ihren Gatten in das Land der Weißen.“

Nonine ſchüttelte traurig den Kopf: „Das weiße Land iſt giftig für die rothen Leute. Die Du nannteſt, iſt dort geſtorben. Die Kunde davon iſt getreu bewahrt worden in unſerm Stamm.“

„So weiß ich Dir nicht zu rathen;“ ſprach Drury hinterliſtig. Eine lange Stille trat zwiſchen beiden ein. Nonine brach zuerſt das Schweigen. „Wohlan;“ ſagte ſie: „Nonine wird ihren Drury erwarten, ſo viele Monden lang!“ Sie bezeichnete mit ihren Fingern die Mondenzahl eines Jahrs. „Käme Drury nicht zurück binnen der Friſt, ſo wird Nonine das Weib des tapfern „Fuchsauge“ werden und Dir den Fluch ſenden über's große Waſſer, damit das Unglück Dich verderbe!“

— „Ich erwartete nicht weniger von Dir;“ lächelte Drury: „Du biſt ſchön, Nonine, aber hartherzig. Du biſt gut, wie ein Kind, wenn Du ſpielſt und ſcherzeſt; aber grauſam wie ein Tiger, je nach Laune. Du hatteſt Gefallen am Gemetzel dieſer Nacht, Du klatſchteſt in die Hände, da die Flammen aufloderten. Du wirſt einſt Mutter ſeyn, und Dein Kind nicht lieben.“

Nonine fragte zornig: „Was ſagſt Du? woher weißt Du das?“ — Plötzlich ſtimmte ſie den Ton herab, und ſagte traurig, aber ſchmeichelnd: „Du kennſt Nonine nicht, Drury. Sie iſt eine gute Tochter mit zärtlichem Herzen, und wird eine zärtliche Mutter ſeyn. Was ſoll ich thun, daß Du mir glaubeſt, Drury?“

— „Dem armen Negerknaben ſollſt Du das Leben erhalten;“ antwortete Drury, der ſich den Anſtrich menſchlichen Gefühls gab, um die Indianerin einzuſchüchtern: „jener Auftritt hat mich mit Abſcheu erfüllt. Du trugſt das Kind herbei wie eine Tigerin den lebendigen Haſen, ſpielend mit dem zerknirſchten Feind, um dann ſich zu weiden an ſeinem Blute.“

Nonine zuckte die Achſeln, gleichgültig erwiedernd: „Ich hätte den Buben gern als einen Zeitvertreib behalten und aufgefüttert, aber Guanabari hat ſeinen Tod befohlen, und der Zauberer läßt ſeine Beute nicht.“

Der Häuptling trat, da ſeine Tochter kaum geendigt hatte, zu dem jungen Paare. In der rechten Hand trug er das geheimnißvolle Halsband, an der andern führte er Cäſars kleinen Jaques, der ſeiner Feſſeln entledigt worden.

„Küſſe dieſes Band,“ ſagte Guanahari zu ſeiner Tochter, „und gedenke dabei der Schweſter Deines Vaters, von der ich Dir ſo oft erzählte. Sie war die Krone meiner jungen Jahre, ſie war das Leid meiner ſpätern Zeit. Da fällt wie aus den Wolken dieſes Zeichen in meinen Schooß; es iſt der geweihte Schmuck, den ich meiner Sarſira gegeben, bevor ſie in des Feindes Hände fiel. Der Knabe verſteht nicht meine Fragen, er iſt zu klein und ungeſchickt, um mir anzudeuten, wie er zu dem Schatz gekommen: aber wahrlich! bei Sarſira's Gebeinen! es ſoll nicht ſterben, wer dieſe Schnüre getragen!“

— „Du handelſt als ein Menſch von Güte;“ belobte Drury den Häuptling mit falſcher Wärme: „mir iſt lieb, daß bei unſerm Abſchied Deine Hand wenigſtens vom Blute dieſes Knaben unbefleckt ſeyn werde . . "

„Du willſt uns alſo verlaſſen? — Du willſt jedoch wieder zu uns kommen? — Guanabari und Nonine lieben Dich mehr, als Deine weißen Brüder."

— „Ich glaub's, und kehre zu euch zurück." — Drury konnte kaum des Häuptlings durchdringenden Blick aushalten. — Nonine, die indeſſen den Negerling geſtreichelt, ſagte zum Vater: „Schenke mir den Buben. Er ſoll dick und fett gemäſtet ſeyn, wann Drury wiederkommt. Du wirſt an des ſchwarzen Thierleins Backen ſehen, Drury, daß Nonine eine zärtliche Mutter ſeyn kann."

Drury lächelte verſtohlen, aber die Rede die Guanabari anhob, ſtimmten ihn verdrießlich. Der Häuptling ſprach nämlich: „Ich hab' ihm das Leben geſchenkt, Nonine, dem ſchwarzen Wurm, um das Andenken Sarſira's zu feyern. Aber dennoch würde er über kurz oder lang des gewaltſamen Todes ſeyn, inſofern er bei unſern Wigwams verweilte. Der Zauberer grollt über des Knaben Freiheit, und dieſer wäre verloren. — Darum mach' ich ihn meinem Sohne Drury zum Geſchenke, und er führe ihn hinaus zu ſeinen weißen Brüdern. So iſt mein Wille."

„Was denkſt Du?" fragte der Engländer betroffen: „Wie ſoll ich auf der langen Reiſe den ſchwachen Buben, der nicht beharrlich laufen kann, fortbringen und verpflegen?" „Drury!" begann Guanabari wieder ernſthaft: „ich ſende mit Dir einen vertrauten Krieger, der Dich geleiten ſoll, bis zum Fluſſe zu unſrer Rechten. Du kennſt dort das Land, biſt uns daher gekommen. Du findeſt dort Freunde und weiße Brüder. Guanahari's Krieger ſoll nicht nur einen Sack mit Speiſe, ſondern auch den Knaben Dir nachtragen. Du kannſt unter Deinen Landsleuten mit ihm verfahren, wie Du willſt, wenn er nur aus unſerm Lande, dem Zauberhalsband zu Ehren, unverſehrt gegangen iſt. Ziehe, wann Du willſt, in Frieden. Kehre wieder, bald, zu unſrer Freude. Vielleicht findeſt Du uns alsdann in Ruhe, mit unſern unſtäten Nachbarn die Friedenspfeife rauchend. Weh uns, daß wir herabkommen mußten, hieher, um ihren Eingriffen zu wehren! Guanahari begehrte nichts eifriger, als den Tomahawk zu begraben, und zwar auf ewig!"

„Komm bald zu unſrer Freude wieder!" bat auch Ronine, den Scheidenden umarmend: „Zürne nicht dem Geſchenke des Vaters. Gedenke der harrenden Ronine, ſo oft Du des Buben häßliches Antlitz betrachteſt. Lebe wohl, Drury, und lebe für uns."

12.

Cäſars Glück und Dankbarkeit.

Die heiße Sommerzeit nahte ihrem Ende. Die giftigen Fieber, die in New-Orleans und Louisville gehauſ't hatten, ließen nach. Dennoch konnten ſehr viele Einwohner jener Städte, die nach Carolina ausgewandert waren, um der Seuche zu entrinnen, ſich noch nicht entſchließen, die Heimath wieder zu betreten. Namentlich waren die Emigranten, die das fröhliche Charleston zu ihrem Zufluchtsorte erwählt hatten, nicht von der Stelle zu bringen. Die Vergnügungen der heitern Stadt und ihre herrliche Seeluft hielten die Zugvögel feſt. Die Stadt war viel lebendiger, als ſonſt. Die Aſſembly war auf dem Punkte ſich zu verſammeln, und wartete nur der Rückkunft des auf einem wichtigen Streifzuge abweſenden Gouverneurs, um ſich zu conſtituiren; eine Menge von Offizieren außer Dienſt waren erſchienen, um ihre Soldrückſtände nachdrücklich einzutreiben; die Zahl der Emigranten aus Louiſiana war nicht unbeträchtlich. Alle Wohnungen waren beſetzt, die kühlen luftigen Häuſer angefüllt bis unter's Dach. Auf den Straßen wogte gegen Abend trotz des Staubes eine dichte Volksmaſſe hin und her. Dieſes war beſonders der Fall am Tage, da man den Gouverneur erwartete. Der beliebte Spaziergang an der Bai war verlaſſen, das Innere der Stadt lebte und webte luſtig durcheinander.

Gegenüber von der Taverne „zum amerikaniſchen Adler" ſaßen vor einem hübſch angeſtrichnen hölzernen Hauſe zwei Herren im eifrigen Verkehr. Der Eine, ein ehrwürdiger Greis mit weißen Haaren, erzählte mit Feuer; der Andre, ein Offizier mit weißer Kokarde, und bequaſtetem Degen, hörte ihm zu mit größter Theilnahme. „Gewiß," ſagte der Erzähler: „ich hätte nicht erwartet, noch einmal eine Pilgerreiſe antreten zu müſſen. Da ich aber — ein verdienter Lohn allerdings für meinen eignen Leichtſinn — ſtatt des liebevollen und dankbaren Sohns einen verderbten und undankbaren gefunden, der nach tauſend Vorwürfen ſeine Handlungsweiſe dadurch krönte, daß er meine letzten dreißigtauſend Livres, die mein Banquier noch in Händen gehabt, ſtahl und nach Savoyen entlief, mich und ſeinen Namen der Schande überlaſſend, — was war zu thun? Es mußte ein ſchneller Entſchluß gefaßt werden. Ich war in Gefahr, eingeſperrt zu werden, um für meinen Sohn zu bürgen, da man ſich hartnäckig weigerte, meiner Verſicherung, daß ich nichts mehr beſäße, zu glauben. — Der Himmel ſchlug ſich in's Mittel. Schwankend, ob ich mich freiwillig dem Kerker oder dem Seinefluß überliefern ſolle, irrte ich durch Paris. Da begegnete ich — wer hätte dieſes erwartet — meiner Muhme Hardouin von Neu-Orleans auf den Stufen einer Kirche. Die hübſche Amerikanerin war ſehr entſtellt, und in Trauer gekleidet. Sie erkannte mich eher, als ich ſie, und bemächtigte ſich meiner mit verzweifelter Lebhaftigkeit. Sie war mit ihrem Manne nach Paris gekommen, um Gelder einzutreiben, ihr Mann war geſtorben, da er eben ſeine Geſchäfte vollendet. Sie ſtand allein, fremd, hülflos, in der fremden Hauptſtadt. — Mein Begegnen war ihr ein Troſt vom Himmel. Vergebens ſchilderte ich ihr meine Lage, und bemerkte ihr, daß ſie nur einen armen Koſtgänger, nicht einen reichen Beſchützer an mir finden würde; nichts half, ich mußte ſie begleiten, um ſie nicht mehr zu verlaſſen. Wir reiſten ſchnell aus Frankreich ab; ich verließ mein Vaterland zum zweitenmale. Ich habe Amerika zum erſtenmal als Soldat betreten; Frankreich verlor dazumal Canada; ich gewann aber ein reiches, gutes, mir unvergeßliches Weib, das mein Glück gründete; zum andernmal kam ich als Bettler nach Amerika zurück. Aber die Muhme verließ mich nicht, und ich bin, da ſie nicht mehr heirathen will, obſchon Viele nach ihren Schätzen eifriger ſtreben, als nach ihrer Perſon, in die bequeme Charge eines Ehrencavaliers gerückt. Mein Bischen Zukunft iſt halb und halb geſichert, und Gottes weiſe Fürſicht hat mich als Reiſeſtallmeiſter der Madame Hardouin ſogar dem gelben Fieber entrückt, obſchon ich aus dem Tode mir blutwenig mache."

„Man lebt nur einmal, braver Kriegskamerad;" entgegnete der Offizier: „Ich wünſche Dir ein volles Jahrhundert auf den Kopf, und nicht weniger Deinem Sohne, damit der Ungerathene ſeinen Gewiſſensbiſſen nicht ſo bald entlaufe."

Ueber Aubüſſons gefurchte Wangen rannen Thränen, und er bat den Hauptmann: „Wünſche ihm nichts Böſes, Carpentier. Es ſoll ihm wohl gehen auf Erden, daß er ſich beſſre, und mir einſt jenſeits rein und liebend entgegenkomme; jenſeits, wo auch meine Seele rein und von der Schuld befreit ſeyn wird, die ich mir vorzuwerfen habe. Sprechen wir von etwas Anderm. Meine Baſe hat Kopfſchmerzen, und ich bin heute mein eigner Herr. Plaudre, guter Carpentier; zerſtreue den grämelnden Alten, wie Du einſt als Tambour Deinen Sergeanten mit Späſſen erheitert haſt. Weißt Du noch?"

Der Hauptmann drückte ſeinem ehemaligen Vorgeſetzten die Hand, mit den Worten: „Wir haben ernſte Zeiten und mißliche Schickſale männlich durchlebt und ausgehalten. Aber der Lohn dafür? Wir ſind Beide arm, und mögen uns mit Erinnerungen mäſten.“

— „Ich habe mein Unglück verdient;“ erwiederte Aubüſſon mit geſenktem Haupte. „Was wir aber Gutes verrichtet, lohnt uns dafür nicht das Bewußtſeyn?“

Carpentier nickte, und deutete auf das vorüberlaufende Volk: „Dieſe Menſchen kennen nicht des Kriegers Selbſtgefühl. Kaum entronnen der dringendſten Gefahr, kaum befreit ſeit wenigen Jahren, rennen ſie leichtſinnig und Alles vergeſſend nach einem Schatten und Kinderſpiel. Reden ſie von unſern Strapatzen, von unſern Siegen? Gott bewahre! Verhungern laſſen ſie uns und ſterben die Freiheit. Wie ſie ſich drängen, um den Gouverneur zu bewillkommen! Ich liebe ihn nicht, er iſt ein eigenmächtiger Geſell; aber das Volk begehrt ſelbſt, einem Tyrannen zu gehorchen und ihm den Hof zu machen. Herrliche Republikaner, in der That!“

„Was redeſt Du? Ich, ein Fremder in dieſem Staate, kenne nicht, wer ihn regiert. Indeſſen müſſen doch die Bürger eine Urſache haben, ihren Vorſteher ſehnſüchtig zu erwarten?“

— „Kriecherei, nichts weiter. Seine Reiſe? Er iſt ſeit einigen Monaten abweſend. Wohl; die Maſchine ging auch leidlich ohne ihn. Was hat er auswärts gethan? Mit einer handvoll Milizen, unterſtützt von ſeinen Collegen in Nordkarolina und Virginien ſammt ihrer bewaffneten Macht, iſt er heldenmüthig an den Ohio vorgedrungen. Weshalb? Um die Colonien zu beſuchen und Landvermeſſer über den Fluß zu ſenden, denn uns wäſſert der Mund nach dem Indianerlande. Was haben die freien Rothhäute gegen die unterjochenden Republikaner gethan? Sie ſind aus ihren Dörfern herangezogen, und haben ein paar Landmeſſer todtgeſchlagen. Darauf ſind die Herren Gouverneure mit ihren vereinigten Milizen über die armen Teufel hergefallen, und haben ebenfalls ihrer etliche todtgeſchlagen. Daher die Siegeslieder, daher ein neuer Friedensſchluß, der die ſogenannten Wilden eine unermeßliche Strecke Landes koſtet. Du begreifſt, daß dem Sieger Gouverneur und dem Sieger Kühtreiber*) ein Triumph dekretirt werden mußte.“

„Du biſt ſehr bitter in Deinen Erläuterungen, Carpentier. Wie? ein Triumph? dieſes Wogen und Drängen hat doch nur den Anſtrich eines Familienfeſtes.“

— „O, der patriarchaliſchen Feierlichkeit! wahrlich, als ob liebevolle Kinder ihren längſt erſehnten Vater erwarteten! Die Mitglieder der Aſſembly ſind dem geſtrengen Herrn entgegengezogen; das iſt Triumphs genug in einem Freiſtaat. Die Perrücken hätten beſſer gethan, unſere Rückſtände zu liquidiren. — Ein Familienfeſt, ſagſt Du? Zum Todtlachen, nein zum Todtweinen, ſage ich. Du weißt noch nicht einmal, was bei dieſem Feſte das rührendſte Gewürz in die Suppe ſtreut? Höre: Papa Gouverneur hat eine außerordentliche Gefahr beſtanden. Nicht die Axt eines Wilden, nicht einmal die Fluth des Ohio hat ihn bedroht; es hat ihn ganz einfach und natürlich eine Klapperſchlange gebiſſen, da er juſt beſchäftigt war, eine Art von Standrecht über ein paar Neger zu halten, die über den Fluß auf virginiſches Ufer gekommen waren, man wußte nicht recht wie, und woher. Die Rifflemen wollten die des Spionirens für die Wilden verdächtigen Schwarzen gerne aufknüpfen, aber die Klapperſchlange nahm ihrer Blutsverwandten Parthei, und biß den Feldherrn, wie geſagt. Er fällt um, will ſein Teſtament machen; die Milizen wiſſen nicht, was zu thun — da rettet einer der Neger den gnädigen Herrn, indem er ihm die Wunde ausſaugt, und gewiſſe Kräuter darauf bindet. — Meiner Treu, er iſt geneſen, und da eine Hand die andere wäſcht, ſo beliebte der Gouverneur, auf Koſten des Staates dankbar zu ſeyn. Eine Depeſche flog an die Aſſembly, die Aſſembly antwortete gerührt und bereitwillig, und nicht allein wurde der hülfreiche Neger nicht gehenkt, ſondern der Staat hat von ihm das Geheimniß ſeines Recepts gekauft und dafür einen ſchönen Freibrief ihm und ſeinen Gefährten gegeben, beſchwert mit einer feinen Summe Geldes.*) — Sic fata trahunt, sic itur ad astros — oder astra, wie Du willſt. Ich nehm's mit dem Latein nicht mehr ſo genau, und hol' der Teufel alle Federfuchſer und Congreßmitglieder!"

---

*) Oberſt Williamſon, der die Indianerſtämme häufig zu paaren trieb, und von ihnen mit dem Beinamen „Cowdriver“ belegt wurde.

---

*) Hiſtoriſch.

Der partheiiſche und ungerechte Deklamator ſchwieg erſchöpft, während Aubüſſon ſeiner Diatribe lächelnd zuhörte, und begann erſt nach einer langen Pauſe wieder mit heiſrer Kehle: „Wäre Dir nicht gefällig, drüben im Adler ein Glas Sillabub zu nehmen? Meine Zunge iſt trocken und die Lunge heiß."

„Gern;" antwortete Aubüſſon, und ſie gingen in die Taverne. Sie war ziemlich leer, um ſo deutlicher ließ ſich bald ein Lärm vernehmen, der aus einer Hinterſtube des Hauſes zu kommen ſchien. Man unterſchied deutlich eine ſcheltende Mannsſtimme und das Angſtgeſchrei eines Kindes. — „Sieh nach, was es bei dem Engländer abſetzt!" befahl der Wirth dem Aufwärter, und der letztere war im nächſten Augenblick wieder da, ſich ſchüttelnd wie Eſpenlaub. „Gentlemen, zu Hülfe!" ſchrie er: „der Engländer will das Kind umbringen!"

„Ein Mord? ein Todtſchlag? das ginge mir ab!" rief der Taverner, und ſeinen ſchnellen Schritten folgten, von Menſchlichkeit angeregt, Aubüſſon und Carpentier.

Der Engländer hatte die Thüre nicht verſchloſſen. Die Männer drangen zu ihm ein, und fanden einen jungen rothköpfigen Mann, der beſcheidne Reiſekleider trug, in großem Zorn zu ſeyn ſchien, und eine Piſtole auf einen armen Negerknaben anlegte, der jämmerlich heulend in einer Ecke des Gemachs kniete, und die Hände rang. „Du mußt ſterben, Sohn eines Affen!" ſchrie der Engländer zu wiederholtenmalen..

Der Wirth fiel dem Wüthenden in den Arm, entriß ihm die Waffe, und machte ihm Vorwürfe. Der Engländer wurde immer toller und plauderte unverſtändliches Zeug, bis Aubüſſon, der den Knaben aufgehoben und beruhigt hatte, vor den Zornigen trat, und mit Ruhe und Würde die nothwendigſten Fragen an ihn ſtellte. Da ſammelte ſich der Fremde und erwiederte in Abſätzen: „Ich war engliſcher Offizier, — mein Name iſt Drury-Osborn — ich gehe in's Vaterland zurück — der kleine Bube iſt mir aufgedrungen worden — ich kann ihn nicht los werden. Es hat ſich Niemand gefunden, der ihn annehmen wollte; ich habe ihn mit Vorbedacht in einer volkreichen Straße verlaſſen, ich glaubte ihn verloren. Plötzlich — denken Sie ſich mein Mißgeſchick — plötzlich kommt die Brut wieder auf meine Fährte — das Schiff, das mich heimführen ſoll, liegt ſchon ſegelfertig vor der Barre — ich habe keinen Augenblick zu verlieren — ich kann den Buben nicht mitnehmen — ich habe wenig Geld, und ich haſſe den Affen, deſſen Geſicht mich ſtets an eine Perſon erinnert, die ich um jeden Preis vergeſſen will und muß. — Ich bringe den Burſchen um, wenn mir nicht von ihm geholfen wird!“

Die Aufregung des Offiziers, deſſen Leidenſchaftlichkeit während eines mehrjährigen Herumziehens mit Indianerhorden in eine böſe Schule gekommen war, erſchien noch erhöht durch den übermäßigen Genuß geiſtiger Getränke. — Der Taverner machte Anſtalt, ihn auf ſein Schiff bringen zu laſſen. — „Mouſſou, mich nicht verlaſſen!“ bat der Negerling den greiſen Aubüſſon. — „Was verlangen Sie für den Buben?“ fragte der Franzoſe den Engländer. Drury verſetzte alſobald: „Was er mich gekoſtet hat; wohlverſtanden: Nichts. Behaltet den kleinen Freſſer als ein Andenken von Euerm gehorſamen Diener, und füttert ihn meinetwegen zu Tode. Fahrt wohl und nehmt meinen Dank in den Handel obendrein!“

Die Knechte der Taverne führten den wüſten Lärmmacher glücklich hinweg. „Den Buben hätte ich wohl befreit;“ ſagte Aubüſſon zaghaft zu Carpentier: „aber mir fällt ſchwer auf's Herz, daß ich nicht meiner Handlungen unbeſchränkter Meiſter bin. Was wird Miſtreß Hardouin zu der unbeſonnenen Aquiſition ſagen? — He, Kleiner, weißt Du nichts von Deinen Eltern?“ — „Vater verloren, Mutter und Schweſter verloren — armer Jaques ganz allein mit böſen Männern . . . Mouſſou, den armen Jaques nicht verlaſſen!“

„Jaques? ſieh da: mein Name!“ verſetzte Aubüſſon: „Komm, armer Schlucker, und theile vor der Hand eines Armen Brod. Der Himmel wird dann ſchon fügen, was recht iſt. Einen ſchlimmern Herrn als den Engländer kannſt Du nimmer finden, guter Jaques.“

Der Knabe wies ſtatt der Antwort ſeinen blutrünſtigen Rücken, und Aubüſſon trug ihn, wie ein Vater bewegt, aus dem Hauſe auf die Gaſſe. —

So eben zog der Gouverneur zu Pferde, von der Aſſembly und den Milizen umgeben, ein. Ein tolles Hurrah ſchallte dem Begrüßten entgegen. Ihm folgten Saumroſſe mit Zelten und Kochgeräthe beladen, Karren mit Waffen und geometriſchen Inſtrumenten. In dem

Troſſe wanderten einige Neger, unter ihnen ein Weib mit einem Kinde auf dem Rücken.

Jaques' verwundert umherſtarrende Augen hatten plötzlich die Negerin bemerkt. Er ſprang empor in Aubüſſons Armen und ſchrie: „Blanche, Blanche! — Mutter Aïde! höre mich!“

Der Lärm des Volkes war groß, aber die Mutter hörte die feine Stimme ihres Kindes durch das wilde Toſen ſchallen. Sie ſtutzte, blickte empor, gewahrte den in Aubüſſons Armen zappelnden Buben; — ein Wort der Freude an Cäſar, der ihr zur Seite ſchritt — ein Satz der Freude durch die gaffende Menge, und Jaques war wiedergewonnen von ſeinen Aeltern, und dankbare Thränen weinend lagen die letztern und Jo zu Aubüſſons Füßen.

„Heute, Herr! heute haſt Du überſchwenglich bezahlt!“ jauchzte Jes: „Du ſchuldeſt mir nicht mehr; ich bin Dein Schuldner auf ewig.“

Aïde ſetzte hinzu: „Dir verdanken wir alles Glück. Bleib unter uns, als unſer Vater. Jes iſt frei und reich geworden mit mir und Jo und Blanche, weil er dem Schlangenbiß zu wehren verſteht; aber wir werden immer Deine Sclaven ſeyn aus freiem Willen; verſtoße uns nicht, edler weißer Mann!“

„Kennſt Du mich noch, Herr?“ fragte Jo ſchluchzend, und küßte des gütigen Gebieters Füße. — Die ſchönſte Stunde in Aubüſſons Leben hatte geſchlagen.

Von der Freigebigkeit ſeiner Muhme, die ſich dennoch wieder verheirathete, wohl bedacht, gründete Aubüſſon nach kurzer Friſt ein neues, ganz beſcheidnes Hausweſen in der Nähe von Charleston. Cäſar, Aide und Jo traten bei ihm freiwillig dieſelben Dienſte wieder an, die ſie in Maryland verſehen hatten. Aubüſſon ſtarb erſt fünfzehn Jahre darnach in ſeiner treuen Sclaven Armen, ruhig auslöſchend am ſorgenfreien Herde. Alexander, der, während der Revolution nach Frankreich zurückgekehrt, ein wüthender Jacobiner und Blutigel des Volks geworden war, ging ſeinem Vater in den Himmel oder „an den andern Ort“ um acht Jahre voraus. Er verzweifelte als Verbannter in den giftigen Sümpfen von Cayenne.

Flammen unter Schnee.

Die Lieb' ein Held, der mit dem Löwen ringt,
Die Lieb' ein Dieb, der über Mauern ſpringt;
Die Lieb' ein Feu'r, das alles Gold verzehrt,
Die Lieb' ein Wolf, der alles Land verheert;
Die Lieb' ein Thor, das läßt zum Himmel ein,
Die Lieb' ein Schlund, der führt zu Höll' und Pein.

Flammen unter Schnee.

Erſte Abtheilung.

Vor etwas mehr als hundert Jahren hat in der Nähe einer kleinen Stadt in den vorderöſtreichiſchen Landen ein Mann gelebt, deſſen ſeltſamer Wandel ihm den Ruf eines Sonderlings, wo nicht gar eines Narren von bösartiger Natur geſchaffen hatte.

Sein Haus, nur zwei Büchſenſchüſſe von den Thoren des Städtchens entfernt, ſtand auf der erſten Wellung des Gebirgs, umgeben von Terraſſen und abgetrennt von den Nachbargütern durch Gräben und Plankenwände; den Rücken gelehnt an den ſchwarzen emporſteigenden Bergwald, die Vorderſeite ſchauend gegen Stadt und Strom, aber bis auf wenige Fenſter ungaſtlich verſchloſſen. Vor den Pfortenflügeln der Einfahrt wucherten Pflanzungen von Neſſeln und Unkraut jeglicher Gattung; zu dem Thürchen daneben führte nur ein ſchmaler Pfad, kaum breit genug für einen ſchreitenden Mann. Das regſame Getümmel der Landwirthſchaft war längſt in dem Hofe verſchollen; die Wildniß war darüber Herr geworden.

Der Beſitzer dieſes verwahrloſten Eigenthumes war ſeit vielen Jahren darinnen heimiſch. Er war gekommen, man wußte kaum woher. Er war Bürger der Gemeinde geworden, ohne ſich jemals um ſeine Mitbürger bekümmert zu haben. Dem kleinſtädtiſchen Belauern ſeines Thuns hatte er ſteinerne Gleichgültigkeit entgegengeſetzt, und endlich den Sieg davon getragen. Die Neugier war nach und nach erſtorben, das Seltſame des Mannes zur Gewohnheit geworden, und dem Fremden, der ſich etwa nach dem wüſten Hauſe und deſſen Herrn erkundigte, wurde nur obenhin geantwortet: „Der Plunder verfällt leider, und der Narr, dem er gehört, iſt doch ſo reich! Aber ſo viel Tollheiten, als er Jahre zählt, langen nicht bei ihm aus, und kein Menſch will mit dem Doktor jemals mehr zu ſchaffen haben.“

Alt und reich war der Doktor allerdings. Das erſtere ſah man ihm an, ohne ſeines Taufſcheins zu bedürfen, und von ſeinen Renten, die in der Landſchaft Chiavenna fielen, woher er ſtammte, obgleich von deutſchen Eltern, wußte der Kaufmann des Städtchens, der mit Rauwolfs Finanzen verkehrte, zu erzählen. Zur Zeit, da er in's Land gekommen, um ſo viel jünger und geprieſen als ein goldſchwerer Gaſt, hatte man ſeinen Umgang geſucht, ihn gelockt zu Schützenfeſt und Rathsherrnſchmäuſen, zu Familientafeln und Familienverbindungen. Umſonſt, der ſcheue Sonderling war allen Lockungen ausgewichen, und man hatte ihn endlich ſich ſelber überlaſſen. Seither war der Schützenverein ausgeſtorben, der Rath vielmal erneuert worden. Die Väter, welche dem Doktor ihre Töchter auf oder unter der Hand angetragen, ruhten alle ſchon in ihren Gräbern; die Töchter ſelbſt trugen jetzo Runzeln und Brillen, und manche wiegte ſchon ihre Enkel.

Nomen et Omen! Der Doktor Ranwolf war von Jahr zu Jahr ſeinem Namen anpaſſender geworden und allmählig dahin gekommen, daß er ſein Revier nicht mehr verließ, um Menſchen zu ſehen. Dafür kannten ihn die hohen Tannen des Waldes und deſſen Bäche um ſo genauer. Wie manchesmal lagerte er ſich in ihrem Schatten, an ihren Ufern, dem Forſte ein doppelt willkommener Gaſt, als er kam, wann jeder Andere wegblieb: zur Zeit des Sturms und des Regens! Er liebte das Knarren der Stämme, das Wehen der hin- und hergefegten Zweige; er liebte den ſchießenden Strahl der Woge, den klatſchenden Fall der Gewäſſer. „Was ſoll ich bei euch, ihr Bäume, wenn ihr, von der Sonne geſengt, lautlos brütet, wie der Vogel im Neſt? was ſoll ich bei Dir, ausgetrocknetes Bett des Wildbachs?“

So oft daher Lorenz, der Kammerdiener, Verwalter und Gärtner des Einſiedlers, ſeinen Herrn weckend, übles Wetter verkündete, lächelte der Doktor nach ſeiner Weiſe, und ſagte als Morgenſegen: „Gott ſey Dank! endlich wieder ein Tag, um mit der Natur allein zu ſeyn! Ich werde doch heute Niemanden begegnen!“ — Und fiel das ſchlechte Wetter auf einen Sonntag: „Deſto beſſer. Denen Affen wieder einmal ein Sabbat verdorben. Philiſtäa wird bitterlich weinen, daß es ſeine abgeſchmackten Feſtgewänder einſchließen, und ſeinen ſpießbürgerlichen Luſtwandel einſtellen muß. Die Peſt auf die Steifröcke und Perrücken der Philiſter! Wie ſie ſich bäumen und brüſten in den Fetzen, womit ſie ihre Gemeinheit adeln wollen! Die Peſt auf ihre Spaziergänge, wo ſie prangen mit Pferden und Kutſchen und einhertriumphiren mit neuen Hüten und ſteifgewaſchenen Halsbinden, mit ihren ſchönbarbirten Geſichtern und ihren pausbackigen Rangen!“

„Der Segenswunſch iſt nicht chriſtlich, Herr Doktor;“ ſchaltete eines Tags Lorenz ein, und der Herr erwiederte gemäßigter: „Ein Wunſch iſt ein Nichts, Du ängſtliche Seele. Iſt etwa der Donner ein williger Knecht dem, der ihn herbeiruft, und wie viele Donnerwetter werden nicht in einer Viertelſtunde herbeigeſchworen? Holt denn der Teufel alle diejenigen, ſo wir ihm geſprächsweiſe überantworten? Laß' mir daher die Peſt. — Sie ſtimmt ſo gut zu meiner ehemaligen Profeſſion!“ ſetzte er ſeufzend hinzu und ſchwieg für eine Weile.

Lorenz glaubte die Unterhaltung zu Ende, und ging zu der gewaltigen Wanduhr, um ſie aufzuziehen. Da begann der Doktor wieder, gleichſam mit ſich ſelber redend: „Dennoch wäre ſie vielleicht nicht übel, die Peſtgeißel, um Böſes auszutilgen, und das Leidliche wieder aufzufriſchen? Es käme etwa, wie vordem, nach dem langen und weitſchichtigen Tode ein neues blühenderes Leben auf, und die matten Gehirne klopften wieder mächtiger, und den morſchen Herzen entſpröſſen Blumen, entrieſelten jugendliche Quellen? Boccaz, der zierliche heitre Narr, träte wieder mit ſchellenklingelndem Schuh dem Leichenbitter die ſchwarze Ferſe ab? Wahrlich: ſie brauchten's, die verbutteten, doppelgliedrichen Menſchencreaturen! — Aber, was quäle ich mich um das Geſindel? Meine Zeit iſt um, und wenn die goldene wiederkäme!“

„Ich glaub's ſelbſt;“ brummte Lorenz: „Wenn er nicht einmal mehr am ſchlechten Wetter genug Geſchmack findet, um ſeine Litaneyen einzuſtellen, wie ſoll's denn noch werden?“

„Du maulſt wieder, wie mir ſcheint?“ fragte der Herr argwöhniſch.

„Nichts weniger, mein Herr. Nur ſeufze ich über den Staub, den ich kaum mehr von den Schränken loszuſcheuern vermag.“ — „So? gehts über deine Kräfte, ſo laß' ihn liegen;“ antwortete der Doktor. — Der Bediente verſetzte muthiger: „Wenn meine Alte heraufkommen dürfte...? Weiber verſtehen ſich eben doch am beſten auf dergleichen.“

Lorenz verſtummte gleich vor dem gähen Zucken im Geſichte des Gebieters, das einen wilden Zornausbruch befürchten ließ. Dennoch faßte ſich Rauwolf unbegreiflich ſchnell, verzog den zürnenden Mund zum verächtlichen Schmollen und erwiederte: „Wenn das Weib flink zu ſeyn verſpräche...? ich gehe aus, werde eine Stunde wegbleiben, nicht minder nicht mehr. Aber — wenn ich das Weib in meinem Zimmer anträfe...!“

— „Sorgen Sie nicht. Das Weib ſoll's nicht wagen. Das Frühſtück ſoll jedoch unverzüglich erſcheinen.“ —

Der Bediente entfernte ſich ſehr zufrieden, aber der

Herr ſchaute unzufrieden auf ſeine Umgebung. Das Geräthe, ſogar der Fußboden war dergeſtalt mit Büchern und Schriften überſtreut, daß nur ein dem Hauſe völlig Vertrauter auf einem labyrinthiſchen Fußſteige von der Thüre bis zum Schreibtiſch gelangen mochte. Um und um Alles grau, ſchmutzig und trübe, wie der Himmel draußen. Rauwolf ſchüttelte den Kopf und murmelte: „Ich bin einſt auf blanken Böden von Ceder- und Roſenholz gegangen und geſtanden, wie ein Anderer. Ich habe mich vordem eines beſſern Polſterſtuhls bedient, als dieſes wurmſtichigen, ſtrohbeflochtenen. Meine Vorhänge waren einſt von heller Seide und nicht gelb und zerriſſen, wie dieſe da.... aber iſt nicht Alles eitel? Bin ich nicht glücklicher jetzo in dieſem Moder, als vordem in meinen prächtigen Stuben?“

Er athmete ſchwer unter der Laſt ſeiner ſeltſamen Glückſeligkeit, und wendete ſich verſtört zu der frugalen Morgenſuppe. „Dero Gelahrtheit hat nicht gut geſchlafen? Sie ſehen ſo bleich?“ fragte Lorenz.

— „Ich befinde mich nicht wohl, mein Freund. Ich bin heute weinerlich aufgelegt, ein rathloſer Mann. Mir iſt, als müßte ich mich irgendwo anlehnen, an irgend etwas klammern. Körperliche Verſtimmung erzeugt dieſe elende Schwäche. Meine Seele . . . .“ er fühlte nach dem Herzſchlage — „iſt mauſeſtill, regt ſich kaum; daher kann ich ſie als ruhig annehmen.“

Während er gedankenvoll ſpeiſte, betrachtete ihn der getreue Diener mit großem Mitleid. Wie rührend ſprach zum Auge der weiße, etwas vorgebückte Scheitel des langgewachſenen Mannes! Sein magerer, wohlgemuſkeller Körper machte ihn ähnlich einem hartfaſerigen Baume, deſſen Wipfel vom Sturm geknickt, vom Blitze geſtreift worden. In der Haltung des Greiſes, in ſeinen weißen Locken, auf ſeiner hohen Stirne lag der Ehrfurcht erregende Zauber, deſſen das trockne, mumienfarbige Antlitz beinahe völlig ermangelte. Seine kleinen ſchwarzen Flimmeraugen ſtimmten trefflich zu dem breiten, ſchmallippigen Munde, zu dem ſcharfen Bogen der Naſe und dem dreiſten Kinn, das immer weiter vorſtrebte, je tiefer der Nacken einſank. — Es erſchütterte zu tiefer Wehmuth, dieſes Geſicht, wenn es, wunderbar veränderlich, plötzlich in die Falten des Schmerzens ſich legte, oder vor dem Dämon, der hinter ihm arbeitete, bis zum Tode erſchlafft, die Waffen ſtreckte. Es wurde jedoch zur Schreckfarve, wenn über die gefurchten, dunkelroth unterlaufenden Wangen der Zorn blitzte; dann und wann zur poſſenhaften Maske, ſobald der Doktor fröhlich und guter Dinge wurde. Wer aber dieſe Fröhlichkeit ſah, wich dem Rauwolf gerne aus, bis ein milderer, düſterer Ton wieder ſein Antlitz überzogen hatte. Denn in ſeiner Phyſiognomie wurde das Gelächter zum Grinſen, in ſeinem Munde der Spaß zur verzweifelten Läſterung.

„Es ſind an die zwanzig Jahre verſtrichen, ſeit wir hier wohnen;“ hob der Diener mitleidig an: „Seit einiger Zeit wankt Ihre Geſundheit; das Einerlei wird Sie tödten, lieber Herr, und Sie könnten's doch zu hohem Alter bringen! Wenn ſie nur meinen Bitten nachgeben, eine kleine Reiſe unternehmen wollten! Meiner Treu! ich ginge gerne mit; denn auch meine alten

Knochen roſten hier, ſo zu ſagen, in ihren Gelenken ein.“

Der Doktor lehnte ſich in den Stuhl zurück, und verſetzte höhniſch: „In dem Raume meine Hoffnung ſuchen? Welch' ein Thor wäre ich! Ich gäbe viel darum, wenn ich mit der Zeit fertig wäre; wenn ich Muth genug hätte, mit ihr fertig zu werden!“

Lorenz errieth nicht, was der Herr eigentlich unter obigen Worten verſtand, aber die Haut ſchauerte ihm unwillkührlich. Er hing den Kopf, während Rauwolf fortfuhr: „Du weißt, altes animal domesticum, daß ich's ſchon mit Allem in der Welt verſucht habe. Ich hatte mein Leben der Freundſchaft und der Weisheit vertraut: Ade, ihr Freunde, Ade, o Weisheit! ihr habt mich ſchmählich hintergangen. Da hab' ich mein Leben an die Liebe geſetzt..! ach, das Weib hat mich betrogen wie einen Narren. — Endlich war ich noch ſo toll, mein Alter an die Unſchuld und Dankbarkeit zu wagen. Und noch einmal belogen, betrogen, beſtohlen! — Was ſoll mir nun die Welt, was Leben, was Geſundheit? Der Welt nachlaufen jetzo, nachdem ich ſo lange ſie geflohen? Dem Leben, nachdem ich's ſo lange gemartert? der Geſundheit, nachdem ich ſo lange ſie verachtet, wie das Leben, wie die Welt? Weshalb auch der feige Widerſpruch? Um ein paar Athemzüge zu gewinnen? Pfui! — den Athem auslöſchen, das wäre ein männlich Wort; aber ich bin ein Poltron, und fürchte mich, meinen Lebensreſt in ein paar wohlthätigen Tropfen auf einmal hinunterzuſchlucken. Ich fühle mich wahrlich krank; Du haſt Recht.“ —

Wie nun der Doktor das Haupt ſenkte, erhob Lorenz das ſeinige und predigte, wie ſchon oft: „Weil alſo Ihre Kunſt einmal Sie im Stiche gelaſſen, weil ein paar Freunde Sie betrogen, weil eine Herzliebſte Ihnen die Treue gebrochen, — weil Ihr Neffe, ſtatt eines artigen Jungen, ein böſer Bube geworden, — deshalb quälen Sie, der Unſchuldige, Ihr eignes Leben ab, und mißhandeln ſich in eigner Perſon? Sie leiden wahrlich die Strafe, die Jenen hätte werden ſollen.“

Rauwolf fuhr kerzengerade in die Höhe, ſetzte den Hut auf, und ſagte: „Sie iſt ihnen geworden, die Strafe; das Schickſal hat ſeine Pflicht gethan. Die Falſchen verdarben, die Treuloſe iſt in den Ketten eines Tyrannen verſchmachtet; ... Der Bube — nun, ich habe ihn verſtoßen, habe von ihm meine Hand gezogen; ... er kann nicht glücklich ſeyn. Aber, warum ſollte ich mich von Menſchen länger täuſchen laſſen? Meine Liebe war Thorheit, mein Haß iſt Gerechtigkeit, und gerecht will ich ſeyn, ſo lange mir die Augen offen ſtehen.“

„Gerecht?“ fragte Lorenz bekümmert: „wie das, da Sie doch immer gegen die beſte Hälfte des Menſchengeſchlechts ungerecht geweſen?“ — „Albekner Pinſel!“ verſetzte der Doktor: „die beſte Hälfte? Wir Andre müſſen wahrlich grundſchlecht ſeyn. Weiber, denen keine Schnürbruſt zu enge, während die geringſte Verpflichtung ſie centnerſchwer drückt? Die Teufel! dennoch ſo freigebig mit Schwüren! warum ſind ſie's, die-böſen Engel?“

„Nicht alle gleichen Ihrem Bilde. Meine gute alte Marie....“

— „Schweig! ich bin ein Thor, den Verkehr in meinem Hauſe zu dulden. Ihr beſtehlt mich jetzt a due, während Du mich ehedem tutto solo betrogſt.“

„Das iſt nicht Ihr Ernſt, Herr Doktor. Selbſt, wenn unſere Ehe mit Kindern geſegnet wäre....“

— „Schweig, Bestia!“ fiel ihm der Doktor mit einer großartigen Bewegung des Quaſtenſtocks in das Wort: „Das iſt euer Glück, Geſindel, ſonſt ſtände euch längſt die Welt offen, und meine Verlaſſenſchaft würde nicht das mindeſte Legat an euch zu entrichten haben.“

„Wir dienen nicht auf's Teſtament, Herr Doktor. Wenn Sie jedoch“ — Lorenz erlaubte ſich den Scherz, da er bei dem Gebieter gute Laune verſpürte — „wenn Sie jedoch Ihr Teſtament ändern, und ſtatt des Spitals uns arme Leute zu Univerſalerben einſetzen wollten...“

Rauwolf lachte, und antwortete, die Treppe hinabſteigend: „Quod non; um euch recht zu ärgern, werd' ich noch heirathen, und meinen Kindern zuwenden, was in eure Krallen fließen ſollte.“ Worauf Lorenz trocken: „Nun, dazu iſt's wohl zu ſpät; aber wär's nicht zu ſpät, ich gäbe gern Dienſt und Legat darum her, Sie gleichſam wider Willen glücklich zu ſehen.“

„Rhinoceros!“ Der Doktor ſchien nicht eben böſe, da er wegging, aber ihm war beinahe betrübt zu Muthe, und zwanzigmal wiederholte er im Walde die Worte des Dieners: „Dazu iſt's wohl zu ſpät, zu ſpät;... wenn's aber nicht zu ſpät wäre...?“

Nach dem Regen folgte, wenn nicht Sonnenſchein, doch eine dem Frühling wenig angemeſſene Kälte. Rauwolf, aus dem Bergwalde niederſteigend, knöpfte ſich tüchtig ein, und verſchnaufte unter einer Eiche, die noch den vollen dürren Blätterſchmuck des langen Winters trug. Er überſah von dieſem Standpunkte zwei Thäler und die Landſtraße, die nach Süden zieht. Auf den geſchnitzten Griff ſeines Stocks geſtützt, ſetzte er die Selbſtgeſpräche fort, womit er ſeine Wanderungen zu verzieren pflegte. „Der alte Rüpel, der Lorenz, hat nicht Unrecht mit ſeinen Ermahnungen; ich fühls. Ich bin ſelber meine Lebensweiſe müde. Der Genuß, den ſie mir gewährte, iſt abgetragen, die Neige ſchal. Es iſt ein Wunder, daß mir der grauhaarige Burſche nicht unter die Naſe lacht, ſo oft er mich anſieht. Ich muß ihm wahrlich noch langweiliger vorkommen, als er mir erſcheint. Welch ein Daſeyn! immer dieſelben vier Augen, die ſich begegnen, kalt und gleichgültig begegnen! immer daſſelbe Lied auf der albernen Tagwerksorgel! Wir lieben uns nicht, ich ſchwöre darauf. Ich könnte den Lorenz heute wegſchicken, ohne daß es mich einen Seufzer koſtete, und er ginge meiner Treu nur mit ſchwerem Herzen, weil der Verluſt ſeines Legats ihm das Herz ſchwer machte. — Nein, wir lieben uns nicht. Gewohnheit von meiner Seite, Habſucht von der ſeinigen, hält uns zuſammen. Er liebt ſein altes dummes Weib mehr, als ſeinen alten gelehrten Herrn!" Rauwolf runzelte die Stirn, und ſchlug ſich mit der Fauſt davor: „Gelehrter Dummkopf! Der Doktorhut iſt zu klein, Deine langen Ohren zu bedecken. Kirchhofsrabe! Der gute Altringer weiß davon zu erzählen, und wird mich ſchön empfangen, wenn ich einmal hinüberkomme. — Einmal? einſt? thut der Dummkopf nicht, als wäre noch ein Säkulum bis dahin? Und doch — wer weiß, wie nahe mir mein Ende? — Aber darum eben muß ich bei der Stange bleiben, und meine Lektion bis zum Omega aufſagen. Die Leute lachten mich aus, wenn ich vernünftig würde, ſo wie ſie mich ausgelacht haben, da ich mich närriſch anſtellte. — Ja freilich: wenn's nicht zu ſpät wäre.....?" Er verſank in ſeinen Gedanken.

Ein paar Frachtwägen fuhren auf der Straße vorüber. Einer der Fuhrleute blies in ſeine ſtarrgewordnen Hände. „S'iſt rechtſchaffen kalt;" ſagte er Sein Kamerad entgegnete: „Siehſt Du? andern Leuten iſt eben auch nicht warm. Hätteſt wohl die arme Frau mit ihren Kindern hinten aufſitzen laſſen ſollen." — „Pah, pah! die Frau wäre recht, aber der Kerl? Ich hätte Todesangſt für unſere Ladung. Der Gauner plünderte ſie im Nachtquartier." — Der Fuhrmann deutete mit dem Peitſchenſtiele zurück auf die letzte Krümmung der Heerſtraße, wo ſich eine Menſchengruppe langſam bewegte. Es waren die Leute, von denen der Kärrner geſprochen. Nachdem die Laſtfuhren in dem Hohlweg am Berge verſchwunden, kamen die Wanderer heran: eine traurige Geſellſchaft. —

Fünf Menſchen, darunter eine Frau, deren Lumpen kaum vom Koth der Straße zu unterſcheiden; deren Antlitz aber in ſolchem Schmutz und Gräul erglänzte, wie ein milder ſchöner Stern am dunkelnächtigen Himmel. Ihre abgehärmten Züge predigten deutlich, daß die Schönheit ein göttliches Geſchenk, eine Schrift, von Engelshand geſchrieben und ſchwer vertilgbar durch den

Tod der Lebendigen: durch das Elend. Mit der Schönheit des Weibes war noch Anmuth im Bunde. Die zerriſſenen Kleider hingen noch wohlanſtändig um die zarten Glieder, ein verblichenes Tuch — doch war es von Seide — verhüllte, mit einer gewiſſen Zierlichkeit geknüpft, die braunen Locken. Die kleinen Füße der Pilgerin ſteckten zwar in ſchweren unreinen Schuhen, aber ſie gingen trotz der plumpen Bekleidung auf der böſen Straße leicht dahin — vorwärts, in die Welt hinaus, aufrecht unter ſchmerzlicher Laſt. Die Frau trug in ihren Armen, halb eingehüllt in eine zerlumpte Schürze, einen Knaben von mittlerm Alter, deſſen Hände und Beine hingen, wie eines Todten, deſſen Mund, klaffend vor Durſt und Erſchöpfung, nur zu ſtöhnen vermochte. Mutterarme ſind ſtark; die Frau hatte Kraft genug, den Schwerermüdeten emporzuhalten, und dabei das Geſicht mit ſchmerzlicher Freundlichkeit dem kleinen Mädchen zuzuwenden, das auf ihrem Rücken hing, und lächelnd — wie der Hunger eben zu lächeln weiß — den Nacken der Mutter ſtreichelte. Schöne, bittre Thränen ſchwammen in den großen blauen Augen des armen Weibes; ihr halbgeöffneter Mund zeigte die vollſtändigen Reihen ſeiner blanken Zähne, noch unangetaſtet von dem Skorbut der Landſtreicherei. Der Athem dieſer zärtlichen Bruſt war noch nicht vergiftet von den Gewohnheiten, die der heimathloſe Bettler, ſtrolchend von Ort zu Ort, ſein Verderben zu vollenden, nicht ſäumt, anzunehmen. Den Adel dieſes Weſens hatte ſelbſt die Berührung des Gemeinen nicht zu verſchänden gewagt. — Wäre ſie allein, die bleiche und ſchöne Frau, ihre rauhe Straße gezogen, ſie hätte, bevor die Sonne ſank, eine Freiſtatt, eine Heimath finden müſſen, oder alle Barmherzigkeit wäre von der Erde verjagt geweſen; — aber, wer ging vor ihr her, ein ſchlimmer, verdächtiger Führer? — Ein Mann von hoher, ſchlanker Geſtalt, deſſen Schultern die Livrey des Mangels, aber ſonſt keine Bürde trugen; deſſen Geſicht Spuren von langer Jugend und einiger Schönheit aufwies. Dieſer Paß war jedoch ausgeſtrichen, ſo dicht und verworren liefen die Linien der Verderbtheit darüber her. Der unordentliche Bart, das wie ein Strick um des Mannes Nacken gegürtete Halstuch, der geborſtene Hut, aus deſſen Riſſen das gaunerhafte Strupphaar des Trägers zu Tage wuchs, gaben einen paſſenden Rahmen ab, zu dieſem in ſeiner fühlloſen Gleichgültigkeit ſchreckhaften Antlitz. Der war fertig mit der Welt; Den wunderte und rührte und beſchämte nichts mehr; Der wußte zwar nirgends einen Rath, war aber zu Allem entſchloſſen! „Der die Lilien auf dem Felde kleidet ...“ das betete niemals Einer mit größerer Zuverſicht und Hingebung, als dieſer Landſtörzer; doch betete er's auf ſeine beſondere Weiſe. Ihm war Alles recht, wie's kam, nur glich er nicht dem Kameele, das ſich aufladen läßt Centner um Centner, bis es nicht mehr aufzuſtehen vermag. Er durfte nichts tragen, ihn mußte nichts drücken. Seinen Ferſen nachwandeln mochte das Weib, und ſchleppen und frieren und hungern, wie es konnte. Kaum daß er dem ältern Mädchen erlaubte, den Schooß ſeines Rocks zu faſſen, und in deſſen Falten die Thränen des Hungers zu weinen. Kaum daß er ſich herabließ, das Bündelchen, welches, kaum fauſtgroß, die Habſeligkeiten der Familie enthielt, an ſein Handgelenk zu hängen; die Hände ſteckten aber warm in den Taſchen ſeiner holländiſchen Pludern von Segeltuch. Auch hatte ſich noch irgendwo am Rocke ein Knopf gefunden, der das vielgeflickte Kleid über Hemdfragment und Bruſt zuſammenhielt. Somit war für den Familienvater hinlänglich geſorgt, und die Seinigen — mochten zuſehen. —

Raben flogen über den Weg. Mit knabenhafter Neugierde gaffte ihnen der Landſtreicher nach. Sein Blick haſchte dabei den ausruhenden Spaziergänger unter der Eiche. Der Inſtinkt ermahnte ihn, den Ruhenden anzubetteln; aber es war ſo weit und hoch hinan zu dem alten Manne, und in der Nähe blitzten die Thürme einer Stadt, wo mehr zu holen, wo zu borgen! Kalt wendete der Bettler dem Doktor den Rücken, und pfiff der zögernden Frau, ſchnellere Füße zu machen.

Rauwolf bewegte ſich indeſſen ſehr verdüſtert und ſchnell heimwärts. Haſtig brummte er dem entgegenkommenden Lorenz zu: „Halte das Haus verſchloſſen, hörſt Du? Ich jage Dich ſchimpflich fort, wenn Du einen Bettler einläſſeſt, wenn Du nur „Wer da „“ rufſt, wann das Geſindel klopft.“ — „Welch' Geſindel?“ fragte Lorenz ſtaunend. Der Herr blieb die Antwort ſchuldig und ging hinauf. —

Später klopfte man wirklich ein paarmal hintereinander an die Thüre, ſchüchtern wurde ein Klingelzug gewagt. Marie, die in der Küche handthierte, ſagte zu ihrem Lorenz: „Nun, was ſtehſt Du da? hörſt Du nicht? frage doch, wer da iſt?“ — „Der Herr hat's verboten, Marie.“ — „Ach, der alte Narr, der! . . .“ — „Willſt Du ſchweigen?“ Lorenz hielt ihr ängſtlich den Mund zu, und deutete nach oben: „der ſteht gewiß auf der Lauer, und paßt mir und meinem Gehorſam auf den Dienſt.“

Es war auch richtig, wie Lorenz vermuthete. Der Doktor lag im Hinterhalt, wie ein Häſcher; er horchte wie ein Spion. Da nach dem Klingelzug nichts mehr zu hören war, als der Tritt eines ſich entfernenden Mannes, athmete Rauwolf leichter, und ſagte, in ſein Zimmer ſchleichend, für ſich: „Nun wär's abgewendet. Er mag's nun geweſen ſeyn, oder nicht. — Addio.“ — Hierauf ſetzte er ſich zu Tiſche, und ſpeiſte mit Appetit ſeinen Riſotto nach Mailänder Art. Lorenz ſchenkte ihm das Glas Siders-Malvaſier *) ein, das er täglich genoß; und ging ſodann zur eigenen Tafel hinab in die Küche.

Und als der Doktor gewohnheitsmäßig, nachdem er getrunken, die Augen ſchloß, um einige Minuten zu verſchlummern, knarrte plötzlich die Thüre, und der auffahrende Schläfer erblickte, gleichſam wie ein klares Bild auf dunkelm Grunde, den Landſtreicher, der auf der Schwelle ſtand, den lecken Hut vom Kopfe ziehend und den Mund öffnend zur Bettlerbegrüßung.

Aber kaum hatte Rauwolf ein „Was ſoll's?“ geſtammelt, als den Bettler ſein Compliment reute. Er ſetzte den Nebelſpalter **) wieder auf, ſagte kaltblütig:

---

*) Ein ſehr geſchätzter Walliſerwein, dem ſpaniſchen ähnlich.

**) Dreieckiger Hut. Schweizerprovinzialiſm.

„So? ſind wir's? Da iſt nichts zu haben;" ſteckte die Hände in die Taſchen und wollte davongehen.

— „Es iſt ſeine Stimme, bei Gott, ſeine Stimme!" ſagte der Doktor alſobald: „Halt da! das Geſicht.... Komm' Er näher, daß ich Sein Geſicht deutlich ſehe!" —

Der Bettler kehrte um, kam dem Doktor näher. Der Letztere glühte, während der Andere nicht einen Blutstropfen zu viel im Antlitz trug.

„Heinrich! Er iſt's? Nicht wahr, Er ſelber?" — „Ja, Onkel: ich bin's, auf Ehre." — „Daß Dich die Peſt...! Er ſieht jämmerlich aus." — „Wie ein Fußreiſender ausſehen kann. Ihr ſeyd alt geworden, Onkel, aber ich habe Euch dennoch bei'm Eintritt alſobald wieder erkannt." — „Bei'm Eintreten? Rhinoceros! Wie iſt Er hereingekommen?" — Der Neffe zuckte die Achſeln und zeigte auf ſeine Beine.

„Hat Lorenz ſich unterſtanden, Ihm aufzuthun?" Der Neffe kopfſchüttelte, und zeigte in den öden Hof, wo ein ausgebrochenes Fenſter eine Breſche gegen den Graben öffnete. „Dort, wo die Eidere läuft, bin ich hereingeſtiegen." — „Auf den Raub? wie der Dieb in der Nacht?" — „Ich ſtehle nicht. Die Neugier lockte mich in dieſes Haus, das ausgeſtorben ſchien. Konnte ich mir einbilden, hier meinen Vaterbruder anzutreffen, der mich in Chiavenna davongejagt? Hätte ich hier innen nur Todte gefunden, ſo möchte wohl ſeyn, daß ich mich zu ihrem Erben gemacht hätte." — „Verzweifelter Burſche! Da er aber ſeinen friſchen und lebendigen Oheim gefunden, was meynt Er nun?" — „Daß hier für mich nichts zu holen ſey, und daß ich daher dem Herrn Onkel einen guten Abend wünſche." — Abermals drehte Heinrich dem Doktor gleichgültig den Rücken. Dieſer Trotz reizte den Sonderling.

„Halt, Taugenichts! Wohin?" — Mit der Geberde gemeiner Leute rückwärts über ſeine Schulter deutend, antwortete der Taugenichts: „Sie wartet draußen mit den Schreihälſen." — „Sie? Wer, Sie?" — „Frau Rauwolf, meine Frau, Euch zu dienen." — „Ja ſo; das Elend hatte ich ganz vergeſſen."

Heinrich ſtand, den Blick zerſtreut auf den Onkel geheftet, wie ein Bedienter da, der einen Befehl erwartet, deſſen Ausrichtung ihn wenig kümmert. „Wer iſt Seine Frau?" fragte der Doktor neuerdings. — „Aus guter Familie, Oheim, eine Hamburgerin. Ihr Vater, der Kaufmann Tonnewiet, hatte die trefflichſte Canariaſektbrauerei. Viel Geld, ... Alles dahin!" Er blies mit ſtumpfem Lächeln über die flachen Hände; dann vergrub er ſie wieder in ſeine Taſchen.

— „So? und Sein Geld, Sein Vermögen? Auch Alles dahin, nicht wahr?" — Achſelzuckend erwiederte Heinrich: „N'est pas marchand, qui toujours gagne. Ich bin auf der Reiſe, um meine Angelegenheiten wieder herzuſtellen." — „Es ſcheint hohe Zeit zu ſeyn?" — „Hoch Mitternacht;" ſcherzte der fühlloſe Bettler. — „Schäm' Er ſich, mit ernſthaften Formeln Spaß zu treiben. Sag' Er lieber, was Er zu thun gedenkt?" — „Die hohe Republik Venedig bedarf rüſtiger Arme und fleißiger Coloniſten in Morea. Ich bin empfohlen, ich gehe dahin."

Der Doktor hätte ſchier ein Kreuz geſchlagen. „Iſt Er von Sinnen? Ja, dazu mußte es kommen. Nach dem Gelde geht der Verſtand dahin.“ — „Ich widerſpreche;“ lächelte der Leichtſinnige: „Ich fühlte mich nie reicher im Geiſte, als jetzo. Eine ruhige Beſchaulichkeit hat ſich meiner bemächtigt. Vorherbeſtimmung iſt das Grundgeſetz der Welt. Ihm huldige ich. In der weiten Fremde blüht Vielen das Glück; warum nicht auch mir?“ — „Wohl, wohl; was ſagt aber Seine Frau zu der mühſeligen Auswanderung?“

Der Neffe zog einen tiefen Seufzer aus der Bruſt, und entgegnete mit vornehmer Ernſthaftigkeit: „Die Ehe hat viel für ſich, aber nicht minder ihre ſchwarze Seite, wenn nicht gleichgeſtimmte Gemüther ſich verbanden. Meine Frau — nun, ſie iſt immer recht wacker geweſen.... indeſſen, ihre Hoffnungen ſind enge, ihre Anſprüche ſchülerhaft beſcheiden. Sie iſt nicht erfinderiſch für die Zukunft. Ich muß eben für Alles ſorgen.“

— „Das wäre Seine Schuldigkeit. Seine Frau folgt Ihm doch, wie ich ſehe?“ — „Nun ja; ſie folgt, weil ſie muß... ſie folgt, weil die Kinder nicht vom Vater laſſen; weil ſie verhungern würden, wenn nicht der Vater wäre.“ — Der Landſtreicher verſuchte, eine edle, mit ſeinen Worten übereinſtimmende Haltung anzunehmen. Der Verſuch koſtete ihn den letzten Rockknopf. Die traurige Blöße ganz verwahrloſter Armuth ſchaute aus der Lücke. Der Doktor wendete ſein Auge ab, und ſagte leiſe: „Geh Er, bring’ Er mir Seine Frau und Kinder. Ich will um ihretwillen mein Haus Seiner Gegenwart preis geben.“ — „Vielen Dank, Herr Onkel.

Ich nehme die Gaſtfreundſchaft für die Meinigen an. Wäre meine Gegenwart überläſtig, ſo will ich gern in einer Herberge des Städtchens mein Unterkommen ſuchen, und in der Geſellſchaft wackrer, vielgereiſter Handwerksgeſellen ....“

Der Doktor unterbrach ihn mit einer heftigen Geberde, und der Neffe ging ruhig von dannen, ſeine Familie zu holen. Nicht Furcht, nicht Freude machten ſein Herz enger.

„Und der iſt auch ein Menſch;“ betrachtete Rauwolf für ſich: „der iſt auch Einer von denen, die zu lieben der Katechismus vorſchreibt! — Ja, ja wohl, ich werd' ihm forthelfen, wie der Reiſende in Spanien dem Bettler ſpendet, der ihn, mit der geladenen Muskete an der Backe, anſpricht; wie Androklus dem grimmen Löwen beiſprang, der dem Flüchtling in der Wüſte begegnete. — Aus der Bestiola iſt eine Beſtie geworden; daher Reſpekt vor ihr. — Und ſein Weib? Welch' eine Megäre wird wohl das Elend aus dem Weibe gemacht haben? Elend macht boshaft. — Die Kinder aber?... Läppiſches Mitleid! ich werde die Wolfsbrut in ihnen nicht verkennen.“

Da öffnete ſich abermals die Thüre und das Weib trat herein, die Kinder im Gefolge. Sie unterſtützte den Knaben, der ſich kaum auf den wunden Sohlen zu erhalten vermochte. Sie erröthete, die Gattin, vor dem ſtrengen Antlitz des Oheims; die Mutter überflog mit zärtlichen Blicken die ſchlanken Geſtalten ihrer Kinder und verklärte ſie wie Maienlicht. Der Doktor fühlte ſein Herz wanken. — „Setze ſich die Frau;“ ſagte er ſanft: „ruhe aus, armer Knabe. Wie iſt Ihr Name, liebe Frau?“ — „Antonia Rauwolfin, eine geborne Tonnewiet aus Hamburg.“ — Die weiche Stimme entſprach völlig dem anziehenden Aeußern.

Des Oheims Augen ſuchten den Neffen. Antonie errieth es, und ſprach leiſe: „Er iſt unten bei des Herrn Bedienten, der ihm ein Glas Wein vorſetzte. Er hat ſo lange keinen Wein getrunken. Entſchuldige ihn der Herr... der Herr Vetter.“ — „Werde noch Gröberes zu entſchuldigen haben;“ murrte der Alte ungeduldig. Dann winkte er der Frau näher: „Die Frau iſt da in einer hülfloſen Lage, gequält von einer böſen Vergangenheit, aller vernünftigen Hoffnungen auf die Zukunft entbehrend. Wie kömmt Ihr all dieſes vor?“ — Antonie ſchwieg geſenkten Haupts.

„Die Frau hat ſchon viele Leiden mit dem Wüſtling ausgeſtanden. Wodurch hat er ſie und ſich ſelber zu Grund gerichtet, der Unflat?“ — „Er hatte Unglück, lieber Herr;“ entgegnete Antonie ſeufzend; dennoch lag in den Worten eine fürchterliche Anklage. — „Er hat geſchlemmt, verſchwendet, wie ein Gauch; nicht wahr?“ Die Frau verneinte ſtumm, aber ihr Mund verzog ſich ſchmerzhaft. — „Hat gefaullenzt, geſpielt und gewettet?“ fuhr der Alte fort. — Die Augen des Weibes ſpiegelten von Thränen. — „Hat ſeine Frau und Kinder und andere Leute betrogen, ſchlechte Streiche gemacht?“ — Die Zähren Antonia's ſtrömten über; ihre zitternden Hände baten ſtumm den grauſamen Frager, inne zu halten.

Nach einer Pauſe fing er mitleidiger an: „Wie konnte Sie die Schmach ſo lange ertragen?“ — „Ich bin ſeine Gattin;“ antwortete ſie. — „Wie mag Sie das Leben Ihrer Kinder und das eigene auf's Spiel ſetzen und dem bösartigen Tollkopf folgen? in ein Land folgen, wo euch nur Verderben und elendiger Tod erwartet?“ — „Ich bin ſeine Gattin, herzliebſter Herr Vetter.“ — Der Doktor ſchwieg, auf's heftigſte bewegt und erſtaunt. Er hatte nicht erwartet, je in eines Weibes Seele ſo viel Liebe, ſo ſtarke Treue zu entdecken.

Nicht ohne eine gewiſſe Verlegenheit wendete er ſich an den Knaben. „Wie alt biſt Du, mein Junge?“ — „Albert wird bald dreizehn Jahre;“ antwortete die Mutter ſtatt des Knaben. — „Hm, wenig entwickelt für ſein Alter;“ murmelte der Doktor. „Du biſt ſehr erſchöpft, Albert?“ Der Knabe ſeufzte. Antonie ſprach: „Er trug die Schweſtern manche Meile weit auf dem Rücken, und ſeine Schuhe ſind zerriſſen.“ — Da fiel Albert ein: „Und die vielen Umwege, die ich von Dorf zu Dorf machen mußte! Wollte ich nicht vom Vater geſchlagen ſeyn, ſo galt es Eile.“ Alberts matte Blicke funkelten auf. Der Doktor ſchauderte indem er die erbleichende Mutter fragte: „Umwege? Schläge? Was heißt das?“ — Antonie wendete ſich voll Beſchämung ab, und flüſterte: „Erlaſſe mir der Herr wenigſtens, Ihm zu ſagen....“

In der Weigerung lag das Geſtändniß. „Schweige Sie!“ rief der Alte ergriffen: „ich verſtehe ... ich errathe! Unglücklicher Bube, Du mußteſt betteln und bekamſt Schläge, wenn Du nicht ſchnell, wenn Du mit leeren Händen zurückkamſt. O der Schande! ein Landſtraßenbettler, der meinen Namen trägt!“

„Macht's mit dem Schickſal aus, gelehrter Herr!“ unterbrach ihn der Neffe, der mit einiger Weinlaune in's Zimmer trat. — „Halt Er das Maul, Abſchaum aller Nepoten! An Seinesgleichen muß das Schickſal immer und ewig Alles gethan haben!“ — Heinrich entgegnete boshaft: „So macht es mit Euch ſelber ab, Vaterbruder; denn am Ende wart nur Ihr mein böſer Stern, da Ihr mit meiner Jugend Unarten keine Geduld hattet, und mich ohne Führer in die Welt ſtießt, deren Strudel den Unerfahrnen verſchlangen. Ich bin noch ſehr honnet, daß ich auf die Planeten ſchiebe, was ich von Gott und Rechtswegen nur Euch anrechnen ſollte.“

Der Doktor wollte auflodern, aber ſein Gewiſſen ließ es nicht zu. Er fühlte, daß für diesmal das Unrecht nicht allein auf des Tagdiebs Seite war und verſtummte. Zu Antonia's Beruhigung trat eine tiefe Stille ein; die Kinder entſchlummerten vor Müdigkeit; Heinrich triumphirte ſchweigend, als ob er den Oheim für alle Zeiten auf's Haupt geſchlagen hätte. Rauwolf überlegte indeſſen wichtige Dinge, kämpfend mit edeln Entſchlüſſen und menſchenfeindlichen Zweifeln. — Endlich hob er langſam an:

„Der Bruch zwiſchen Herzen, die an einander gebunden geweſen, iſt nicht ſo leicht zu heilen; zwiſchen Ihm, Neffe, und mir iſt Alles aus. Verſtanden? Das Höchſte, das ich für Ihn zu thun geneigt ſeyn dürfte, wäre, daß ich den Beutel zöge, und Ihm eine Wegzehrung nach ſeinem Kirchhof in Morea mitgäbe; damit Punktum. Aber Sein Weib und Seine Kleinen jammern mich. Beſinne Er ſich. Schlägt Ihm noch ſo etwas von einem Uhrwerk unter der linken Rippe? Wäre das noch der Fall, warum wollte Er in Sein verdientes Unglück die Unſchuldigen verflechten? Auf die Gefahr hin — es geht mir mit nichten leicht vom Herzen — auf die Gefahr hin, noch einmal bei Undankbaren Ammendienſt zu vertreten, will ich Sein Weib ſammt den Kindern unter meine Pflege nehmen."

„Liebſter Herr Vetter!" rief Antonia, in Rührung aufwallend. — Heinrich warf ihr einen finſtern Blick zu.

„Nicht in mein Haus!" fuhr der Doktor etwas ängſtlich fort: „Gott bewahre mich vor ſolcher unmittelbaren Nachbarſchaft! Aber für eine Freiſtatt will ich ſorgen, und dann mag Er, Neffe, entweder Sein Glück machen, oder.... kurz, die Seinigen ſollen nicht verhungern, wie ihnen in Morea bevorſteht. Rede Er jetzt, und ohne viel Federleſens."

— „Ich habe hier nicht zu reden; meine Frau ſoll entſcheiden;" verſetzte Heinrich, und ſendete ihr wieder einen Blick, der gleichgültig an ihr emporſtrich, aber gebieteriſch auf ihrem Auge haften blieb. — Der Elende hätte des Tyrannenblicks nicht bedurft. Freiwillig ſchon hatte Antonie ihre Hand ausgeſtreckt, und gerufen: „Ich trenne mich nie, nie von meinem Manne. Der Herr Vetter empfange meinen heißeſten Dank, aber ich bin Heinrichs Gattin, und weiche nicht von ihm. Wer ſollte ihn tröſten im Unglück, wer den Kranken pflegen, wer..." hier wurde Antoniens Stimme ſehr ungewiß — „wer ſeine Freuden theilen und das Glück, das ihm, wie ich hoffe, der Himmel endlich beſcheeren wird?"

Heinrich nickte ihr gnädig zu. „Du haſt freie Wahl, liebe Antonia;“ ſagte er argliſtig: „Ich möchte Dir rathen, meinem alten weiſen Oheim zu glauben, der mir nur Unheil prophezeit. Bedenke: Du haſt nur die Wahl zwiſchen dem Brod der Thränen und dem Brod der Gnade.“

„Wie kannſt Du mich ſo unbarmherzig quälen, Heinrich?“ fragte Antonie lautſchluchzend und warf ſich an den Hals des Gefühlloſen.

„Bettelvolk, Zigeunerpack, Pfannenflickergeſindel!“ ſchalt der Doktor in ſeinen Bart: „Ich waſche meine Hände; Punktum. Macht, was ihr wollt.“

„Was Gott zuſammengefügt, ſoll der Menſch nicht ſcheiden;“ verſetzte Heinrich mit heuchleriſcher Salbung: „Wenn jedoch der Herr Oheim unſern Kindern angedeihen laſſen wollte, was auszuſchlagen uns die Pflicht gebietet ....“

Mit einer Geberde des Schreckens umfaßte Antonie ihre Kleinen: „Unſere Kinder? Heinrich, was ſprichſt Du da? die Kinder verlaſſen, unſern einzigen Reichthum?“

Der Neffe, der gerne ſeine drückendſte Bürde losgeworden wäre, hieß ſeine Frau mit Härte ſchweigen. — Der Doktor entgegnete dem Vorſchlag nach einigem Bedenken: „Was ſollte ich mit den Menſchlein beginnen, ſobald die Mutter nicht bei ihnen? Mit den Dirnen zumal will ich mich nicht befaſſen. Nehmt ſie mit euch, und bittet Gott, daß er ſie mit der Zeit in eines Paſcha Harem gerathen laſſe. Vielleicht retten ſie einmal ihren Herrn Vater durch ihre Fürſprache vom Strick oder vom Spieß. Damit jedoch die Frau da, wenn ſie einſt in's Vaterland zurück ſich betteln ſollte, einen Sohn finde, der beſſer für ſie ſorge, als ihr pflichtvergeſſener Mann gethan, und zugleich, damit nicht ein junger Rauwolf auf den Landſtraßen Almoſen heiſchen müſſe, will ich den Albert hier behalten. Sein Zuſtand iſt nicht ungefährlich. Wollt ihr, Vater und Mutter, daß der Sohn am Leben bleibe, ſo ſprecht ein „Ja" zu meinem Vorſchlag. Sagt „Nein," wenn ihr des Buben entledigt ſeyn wollt durch den Tod, und ſcheert euch Alle miteinander zum Henker. Verſtanden?"

Das Anerbieten war allzuklar und daneben allzugebieteriſch ausgeſprochen worden, als daß Zweifel und Bedenklichkeiten an ihrem Ort geweſen wären. Der Neffe willigte kalt ein; die Mutter bezwang das Leiden ihres Herzens, weil Albert ſelbſt die Forderung des Großonkels mit aller Macht unterſtützte, und weil ſeine körperliche Ermattung kaum eine Wahl zuließ. — Weinend führte Antonia den Knaben zum Seſſel des Doktors. „Ich übergebe ihn dem gnädigen Herrn Oheim, wie unſerm Herrgott;" ſagte ſie: „wenn nicht mehr auf Erden, doch im Himmel werde ich das unſchuldige Blut von dem Herrn fordern."

„Keine Litaney, liebe Frau;" antwortete Rauwolf verdrießlich: „Ich bin kein Heiliger, kein Herrgott, aber ich will an dem Buben thun, was ein Menſch zu thun vermag. Ich werd's bereuen, ich ſehe das kommen. Dennoch will ich niemals — darauf meine Hand — den Burſchen von mir ſtoßen. Er ſoll nicht der zweite Taugenichts ſeyn, der da kömmt, mir Vorwürfe zu machen."

„Herr Onkel...“ begann Heinrich mit erkünſtelter Rührung, da er ſah, daß der Doktor der Geldkiſte zuwandelte. Aber mit dem ſchnödeſten Angeſicht drehte ſich der Onkel um, reckte den Zeigefinger gegen den Sprecher aus, und rief: „Silentium. Ich ſchenke Ihm Alles im Voraus. Zwiſchen uns iſt's aus und vorbei. Punktum. Um ſeiner Familie willen ziehe ich jetzt den Beutel, aber nur sub conditione, daß ihr ſammt und ſonders bis auf den Albert ſtehenden Fußes abzieht. An Seinem Geſichte, Neffe, hab' ich mich bereits ſatt geſehen, und Ihre Leiden, Frau Rauwolfin, hab' ich ſattſam verſtanden Ein Längeres wäre vom Uebel. — Da habt ihr ein Viaticum, und geht nun eure Straße weiter fort, in's Himmelsnamen.“

Er entfernte ſich, und ließ Albert bei ſeinen Eltern. — Nach einer Viertelſtunde rief er den Lorenz. Den Kleinen an der Hand, mit naſſen Augen trat der Diener vor ihn. — „Sind ſie fort, Lorenz?“ — „Ja, Ew. Gelahrtheit.“ — „Gut; vor Allem füttre man den Jungen brav ab. Dann wollen wir überlegen, wohin mit ihm? Ich duld' ihn nicht im Hauſe, aber zu braven Leuten“ — Rauwolf zuckte die Achſeln — „möcht' ich ihn geben, wenn's möglich wäre.“ — „Gott wird's vergelten, Herr Doktor;“ verſicherte der gerührte Lorenz. — Aber Rauwolf verſetzte: „Pah, pah; er vergelte lieber die ſeltne Treue und Zärtlichkeit meiner Nichte mit ein bischen Friede, mit ein wenig Ruhe. Welch' ein Weib, Lorenz! Hm! wenn mir ein ſolches zu Theil geworden wäre...!“ — Er ſchwieg plötzlich und redete den Abend hindurch eine Silbe mehr.

Aber, was lange nicht geſehen worden, begab ſich am folgenden Tage. Der Doktor ging ſelber zur Stadt, und erkundigte ſich bei ſeinem Agenten nach einem Unterkommen für ſeinen Großneffen. Der Kaufmann pries die Schulen der Stadt, und ſchlug einige Familien vor, in welchen der Knabe wie in Abrahams Schooße aufgehoben ſeyn würde. — Nach einer langen Berathung mit dem ehrlichen Lorenz, und nachdem dieſer Letztere bei ſeiner Marie Nachfrage angeſtellt hatte, fiel die Wahl des Doktors auf eine vermögenloſe aber als rechtſchaffen bekannte Frau, und die Wittwe Friedersdorf hatte die Ehre, die Pflegerin des jungen Albert zu werden. —

Flammen unter Schnee.

Zweite Abtheilung.

Es waren drei Jahre ſeit dem unverhofften Zuſammentreffen des Doktors mit ſeinem Neffen und deſſen Familie verſtrichen. Der Jahrstag der Aufnahme Alberts in die Pflege ſeines Großonkels war abermals da. Das beſcheidene Häuschen der Wittwe Friedersdorf war in ſonntäglichen Staat gekleidet, denn es wurde darinnen an dieſem Tage ein lieber Gaſt erwartet. Rauwolf hatte ſich nämlich gewöhnt, alljährlich einmal, ſtets zur ſelben Zeit, in die Stadt herniederzuſteigen, und ſich nach dem Betragen und den Fortſchritten ſeines Großneffen zu erkundigen. Er pflegte bei dieſer Gelegenheit bei der Wittwe ſeine Mahlzeit einzunehmen, und plaudernd mit Albert und der Hausfrau den Nachmittag zu verbringen.

Auch heute blieb er nicht aus. Er hatte eine glückliche Stimmung aus ſeiner Einſiedelei mitgebracht; er kam in ſeinem ſchönſten Kleide, mit ſeinem freundlichſten Geſicht. Daher fühlte er ſein im Frühlingshauch auflebendes Herz doppelt erwärmt, als er bemerkte, daß die Sorgfalt ſeines Empfangs unter dem Dache der Friedersdorf geſteigert worden war. Treppen und Stuben waren viel reinlicher noch, als wohl ſonſt, Vorhänge und Fenſter gleichblank, die kleine Tafel mit einer beſondern Zierlichkeit hergerichtet. Lächelnder als je begrüßte ihn die Hauswirthin, inniger als je küßte Albert die Hand des ſtrengen Wohlthäters, der für ihn, den Dankbaren, wieder ein ganzes Jahr hindurch unſichtbar geblieben war.

Nachdem Herr Rauwolf ſeine kleinen Berechnungen mit der Wittwe beendigt, die Schulzeugniſſe ſeines Pfleglings beifällig durchgeſehen, und den jungen Menſchen über ſeinen Geſundheitszuſtand examinirt hatte, ſetzte er ſich behaglich in den Lehnſtuhl, auf den Ehrenplatz am Tiſche, und ſagte mild: „Liebe Frau Salome, bringe Sie jetzt in Gottes Namen herein, was Ihre Küche uns heute beſcheert. Ich fühle mich ſo abſonderlich wohl in dieſem Hauſe, daß ich dem Traktament Ehre zu machen gedenke.“

„Iſt Eurer Excellenz etwas Fröhliches begegnet?“ fragte die Wittwe theilnehmend.

— „Mit nichten, liebe Frau. Stets die alte Leyer. Die Uhr pickt nicht ſchneller, nicht langſamer, aber ſie will auch nicht ablaufen. Indeſſen iſt mir zu Sinne — zum erſtenmal ſeit vielen vielen Jahren — als ſollte mir noch in dieſem Leben, nächſtens, heute, wo nicht gar in dieſer Stunde etwas Freundliches begegnen.“

„Geb' es Gott, gelehrter Herr;" verſetzte die Wittwe mit fromm zuſammengelegten Händen: „Ich wünſch' es doppelt, weil auch meiner Hütte Heil wiederfahren iſt." Sie wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge, die wie eine Freudenperl ſtrahlte, und ging hinaus.

Hatte nun der Doktor Salome's letzte Rede überhört, oder ſie nur auf Rechnung der Dankbarkeit geſetzt, die wohl des freigebigen Mannes Anweſenheit im Hauſe der dürftigen Wittwe ein Heil nennen mochte — er drehte ſich alſobald zu dem Großneffen, betrachtete ihn eine Weile, wie er, in ſtilles Vergnügen verſunken, vor ſich hin auf das Tiſchtuch ſah, und ſtreichelte ihm dann die blühende Wange. Albert blickte verwundert und gerührt auf. Sein Oheim hatte ihm noch nie ſo viel Zuneigung bewieſen. Obendrein fügte der Doktor gar freundlich hinzu: „Ich ſchwelge in Deiner friſchen Geſundheit, Albert. Ich freue mich Deiner Jugend, wie einſt der meinigen. Wie anders biſt Du geworden, ſeit dem Tage, da ich Dich halbtodt aus Deiner Mutter Händen empfing! Dazumal warſt Du zurückgeblieben auf der Bahn der Entwicklung, eine kränkelnde Pflanze. Jetzo biſt Du an Kraft und Anſehen Deinen Jahren vorausgeeilt."

„Ich dank' es Ihren Wohlthaten, Herr Onkel;" entgegnete Albert mit aufrichtiger Erkenntlichkeit.

Der Doktor fuhr ernſthafter fort: „Es freut mich jedoch inniger, was Deine Augen, Deine Züge, Dein Gang und Deine Sprache errathen laſſen. Mich will bedünken, als lebe ein vernünftiger Geiſt, ein ſittliches Gemüth und ein beſcheiden Herz in Deinem wohlaugeſtatteten Adam. O bleibe Dir gleich im Sommer Deines Lebens, bleib' gerade, wie Du jetzo biſt, Du Frühlingsmenſch! Das wüſte Blut Deines Vaters fließt nicht in Deinen Adern; die Seele Deiner Mutter hat ſich fortgepflanzt in Dir.“

Der Jüngling wurde feuerroth und ſchlug die Augen nieder. Rauwolf lenkte ein. „Wirſt Du glauben,“ ſagte er, „daß ich zur Stunde noch keine Nachricht von Deinen Eltern und Geſchwiſtern habe? Schmählicher Leichtſinn, übernatürliche Gefühlloſigkeit Deines Vaters! Oder — hätte bereits das Schickſal die Unglücklichen ereilt? — Nun, verfärbe Dich nicht, ſey munter, Albert; wir wollen heute vergnügt mit einander tiſchen.“

Die Wittwe trug die Speiſen auf. Der Doktor, der mit wahrer Eßbegier zulangte, bemerkte bald in der Wahl und Zubereitung der Gerichte eine Verfeinerung und Trefflichkeit, die ihm an Salome's Tiſche noch nicht vorgekommen war. — Scherzend warf er hin: „Die Frau legt es darauf an, mich in Stricken zu fangen. Hätte Sie vor, meinen Lorenz und ſeine Marie aus meinem Hauſe zu verdrängen? Trüge Sie Luſt, meine Haus-, Küchen- und Kellerbeſorgerin zu werden? Es dürfte Ihr gelingen, denn eine treffliche Koſt. wie dieſe hier, habe ich ſeit Ewigkeiten nicht genoſſen. Auch wird mein Lorenz nachgerade ſteif; eine Schande für den Burſchen, der, gegen mich gehalten, an Jahren noch ein Jüngling iſt.“ —

— „Dem Herrn Doktor würde wenig mit meinen abgelebten Dienſten geholfen ſeyn;“ verſetzte die Wittwe: „Eine beſondere Zerſtreuung nimmt dann und wann in meinem Kopfe überhand. Erſt vor einigen Wochen hab' ich ein Meiſterſtück gemacht; nicht wahr, junger Herr? Ich hatte gute Schneckennudeln zubereitet, die Herr Albert ſo gerne ißt, und da ich die Milch vom Feuer nehmen und an die Mehlſpeiſe ſchütten will, erwiſche ich die kalte Oelflaſche, und gieße zu, bis kein Tropfen mehr herausrann, und wir konnten hungrig vom Tiſch aufſtehen."

„Ein fataler Casus, Frau Salome. Jedoch ein Glück iſt immer dabei. Oel iſt wenigſtens nicht Gift."

Bei dieſen Worten machte die Wittwe plötzlich ein ſo betrübtes Geſicht, daß es dem Doktor auffiel, und er fragte nach der Urſache. — Frau Salome ſeufzte ſchwer, fuhr mit der Hand einigemal über Stirn und Augen, und entgegnete: „Es iſt recht ungeſchickt, daß ich auf eine ſcherzhafte Rede Eurer Gelahrtheit ſo trüb und traurig mich anſtelle. Aber entſchuldige mich der Herr. Mir iſt plötzlich wieder eingefallen, daß ſich in meiner Familie zwei Unglücksgeſchichten zugetragen haben, die einer leidigen Zerſtreuung ihren Urſprung verdanken. Zwei mir ſehr theure Perſonen haben darinnen das Leben laſſen müſſen. Die eine war meine Mutter, die ſich vergiftete, als ſie einſtens eine Speiſe mit Zucker würzen wollte, ſtatt deſſelben Rattenpulver ergriff, und den grauſamen Irrthum nicht eher merkte, als bis es zu ſpät war. Wäre ich daheim geweſen! Ich hatte mich aber kaum hieher an den Maler Friedersdorf verheirathet, und meine Mutter war allein in Chur im Hauſe zurückgeblieben."

„Das iſt freilich entſetzlich;" ſprach der Doktor mit ſchmerzlicher Aufregung. Kurz nachher fragte er indeſſen:

„Die Frau iſt alſo aus Chur gebürtig? Ich kenne jene Stadt. Ein guter Freund . . . doch laſſen wir das. — Sprach die Frau nicht von zwei Perſonen Ihrer Familie, die . . . ?“

— „Die andere war mein Vater;“ erwiederte Salome düſter, „und wenn ich ihn erſt nach meiner Mutter nenne, ſo iſt nur, daß ich ihn nie geſehen, die Urſache hievon. Ich hab' ihn nur aus den Erzählungen meiner Mutter gekannt, die in ihm ihre erſte und einzige Liebe und ihr ganzes Erdenglück verloren, und ihn beweint hat, bis ſie in ihr eignes Grab ſank.“

„Schon wieder eine Treue bis zum Tode;“ murmelte der Doktor mit halbem Spott: „ich hielt ſie für ſeltner auf Erden, die Wunderblume.“

Die Wittwe ſchüttelte verneinend den Kopf, indem ſie fortfuhr: „Weibertreue iſt wohl häufiger, als die Spötter zugeben wollen. Meine Mutter war ein Engel der Beſtändigkeit. Wie trüb, wie unſicher war noch obendrein ihr Loos, wie ſchwankend ihre Zukunft?“

Albert, der zerſtreut am Tiſch geſeſſen und häufig nach der Thüre gehorcht hatte, nahm Anlaß, hinauszugehen, da er ſeinen Oheim und ſeine Wirthin im Geſpräch verwickelt ſah.

„Sie macht mich neugierig, liebe Frau;“ ſagte Rauwolf, da Frau Salome in der Erzählung ſtockte.

— „Ich darf wohl Alles erzählen,“ antwortete Salome, „da der junge Herr ſich entfernt hat. Meine Mutter war lange von einem jungen und reichen Mann aus vornehmer Familie geliebt, und mit demſelben heimlich getraut worden. Seine Anverwandten hätten die

Heirath nie zugegeben, und da wollte er lieber die Zeit ſeiner Mündigkeit abwarten. Mittlerweile aber ſchickten ſie ihn auf die hohe Schule von Bologna im Wälſchland, damit er ſich ausbilde, und dort, leider ſchon nach anderthalb Jahren, ereilte ihn der Tod. Welch' ein Tod! Ein Fieber hatte ihn befallen, und ſoll anfänglich gar nicht gefährlich geweſen ſeyn. Leider Gottes aber ließ mein Vater einen Schulgefährten an ſeinem Leben pfuſchen. Der leichtſinnige oder unwiſſende Student machte durch ſeinen Hokuspokus die gutartige Krankheit zu einer bösartigen, und um ſeinem Werk die Krone aufzuſetzen — wahrſcheinlich ſelbſt beſtürzt von dem grimmigen Verlauf des Uebels — bereitete er mit eigenen Händen eine Arznei, worein er, ſtatt heilender Tropfen, giftige miſchte, die er in Haſt und Zerſtreuung für jene angeſehen. Mein Vater ſtarb plötzlich, ohne eine letzte Verfügung zu hinterlaſſen, und meine Mutter war eine Wittwe, ich eine Waiſe; eine Waiſe, die nicht einmal einen Geſchlechtsnamen gehabt hätte, wenn nicht der würdige Mönch, der meine Eltern getraut, dieſe Heirath veröffentlicht, und vor Gott und der Welt, der Familie zum Verdruß, den Handel ausgefochten hätte. Zwar betrog mich die Familie um alles Erbe meines Vaters, aber ich durfte ſeinen ehrlichen Namen führen."

Der Doktor war, wie von einem Krampf zuſammengezogen, über ſeinen Teller gebückt, und hatte die Finger gewaltſam verſchränkt. Mit zugeſchnürter Kehle ſtammelte er, ohne den Kopf zu heben, die Frage: „Der Name, liebe Frau?"

— „Mein Vater hieß Julius Rudolf Aitringer."

So wie das Unglück plötzlich über die ahnungsvolle Seele hereinbricht, niederſchmetternd, wenn gleich vorempfunden, ſo erſchütterte der Name den Doktor. Ein dichter Nebel breitete ſich vor ſeinen Augen aus. Eher jedoch, als ſein Mund die Bangigkeit ſeines Herzens verrathen konnte, öffnete ſich ihm gegenüber die Thüre, und eine liebliche Erſcheinung ſtrahlte blendend durch die Nacht des Grauens, die den Greis befing.

Ein Mädchen, mit allen Reizen unſchuldiger Jugend geſchmückt, kam ſchüchternen Schritts auf den Doktor zu, verneigte ſich vor ihm, und überreichte ihm ein Päckchen mit den Worten: „Empfange der Herr, als eine kleine Erkenntlichkeit für den Ueberfluß, womit Er meiner guten Mutter Alter erfreut, die geringe Gabe einer armen Tochter.“

Die wohllautende Stimme der Jungfrau wurde mit jedem Wort, das ſie langſam an das andere fügte, zitternder und ſchwächer. In demſelben Grade wurde feuriger und ſtäter der Blick, den der überraſchte Rauwolf auf die zarte Geberin heftete. Ohne mit dem flimmernden Schlangenblick von dem erbleichenden Mädchen abzulaſſen, fragte er: „Ihre Tochter, liebe Frau?“ — Worauf die Wittwe, mütterlichen Stolzes voll: „Ja freilich, gelehrter Herr. Meine Tochter Gertrud, die vor einigen Wochen aus dem Kloſter zurückgekommen, woſelbſt die frommen Frauen um Gotteswillen ihrer Erziehung während vier Jahren mit dem größten Fleiß obgelegen ſind. Heil und Segen den rechtſchaffenen Müttern. Sie haben mir ein Kleinod zurückgeſtellt, ein liebes, wackres, andächtiges Kind.“

— „Ich zweifle nicht;“ bemerkte Rauwolf, die Augen niederſchlagend und mit unſichern Händen das Päckchen öffnend, das zwei Paar außerordentlich ſchön und ſorgſam gearbeiteter Tatzeln (Manſchetten) enthielt. — Er belobte die treffliche Gabe. Gertrud antwortete beſcheiden: „Die Zeit war knapp gemeſſen, lieber Herr. Ich kann's noch beſſer.“

— „Ich zweifle nicht;“ ſagte Rauwolf noch einmal und reichte dankbar der Künſtlerin die Hand. „Kaum werde ich vergelten können, was ſo liebe Hände für mich geſchafft haben;“ fügte er hinzu.

Gertrud fühlte, daß ein Schauder ſie überlief. Sie ſah verlegen zur Seite, wo Albert ſtand, der ſie entzückt betrachtete. „Hatte ich nicht recht, Gertrud,“ ſagte er halblaut zu der Verzagenden, „wenn ich behauptete, mein Großonkel ſey heute ein wahrer Engel der Freundlichkeit?“

Gertrud antwortete ihm nicht einmal mit einer Geberde, und zog ſich ſcheu neben die Mutter zurück. Des Doktors Auge fiel indeſſen mißmuthig auf den begeiſterten Knaben. Als ob ein ſchlimmer Gedanke plötzlich in ſeinem Gehirn aufgeſtiegen wäre, zog er die Brauen zuſammen und wurde im Geſichte dunkelroth. Albert ſtand verdutzt, Gertrud verbarg ſich ſchier hinter die Mutter. Dieſe merkte aber nichts von der ſchnellen Verſtimmung des Gönners, und fuhr mit fröhlicher Zunge fort, zu rühmen, wie fleißig, wie geſchickt, wie zum Hausweſen gebildet ihre Tochter zurückgekommen. „Was heute der Excellenz beſonders geſchmeckt,“ ſagte ſie, „hat Gertrud bereitet; die außergewöhnliche Sauberkeit meines Häuschens iſt ihr Werk. Was ſie anrührt, wird blank und gut und niedlich. Es iſt, als ob die heilige Verena ihre Hände regierte. Gott ſegne ſie, Gott erhalte ſie mir.“

— „Amen;“ verſetzte der Doktor, wie aus dem Grunde des Herzens redend. Er ſchien ſeltſam bewegt. Er gefiel ſich im Hauſe der Wittwe; dennoch eilte er, Abſchied zu nehmen. Eine geheimnißvolle Regung zog ihn zu dem Mädchen; dennoch redete er nur halbe Worte zu ihr, ſchoß nur dann und wann aus ſeinen Augen einen funkelnden Strahl nach dem Antlitz der Jungfrau. Sein Abſchied von der Wittwe klang höchſt zuvorkommend und liebenswürdig; der Tochter ſagte er ein gleichgültig herablaſſendes Lebewohl; kalt und trotzig war das „gute Nacht,“ womit er den Großneffen verließ. —

Der junge Menſch, der ſich das ſo auffallend veränderte Benehmen des Oheims nicht zu erklären vermochte, ſuchte bald ſeine ſtille Kammer auf. Die Wittwe aber belobte noch lange das Betragen der Tochter, und ſagte am Schluß: „Du kannſt ſtolz ſeyn, Gertrud. Deine Erſcheinung hat den rauhen Herrn Doktor ſehr angenehm berührt; ſie hat ihn zahm gemacht wie ein Lamm, ſo daß ihm auch nicht ein bittres Wort, nicht ein verletzender Scherz entſchlüpft iſt: Redensarten, womit er ſonſt ſehr freigebig um ſich wirft, wenn er überhaupt reden mag. Mit welchem Wohlgefallen hat er Deine Arbeit aufgenommen! Ich wette, er erwiedert die Höflichkeit mit einem großmüthigen Geſchenk, und bin verſichert, daß er nicht wieder ein Jahr verſtreichen laſſen wird, ohne bei uns nach dem Neffen ſich zu erkundigen."

„Ach," erwiederte das Mädchen, den Kopf nachdenklich in die Hand ſtützend, „ich wollte, der Herr bliebe ganz und gar weg, käme nimmer wieder. Es iſt eine ſchwere Laſt von meiner Bruſt gefallen, ſeit er unſer Haus verließ."

„Wie das? warum, Du närriſches Kind?"

Gertrud kauerte ſich vor der Mutter nieder, faltete auf ihrem Schooß die Hände, blickte zu ihr auf mit blaſſem und weinerlichem Angeſicht. „Es mag eine Thorheit ſeyn, Herzensmutter;" ſeufzte ſie, „aber ich kann mir nicht helfen. Ich habe in meinem Leben keinen Schrecken, keine Angſt empfunden, wie heute, da ich den Doktor zu ſehen bekam, und ihn anreden mußte. Ich mußte zittern, wenn ich ihm in's Auge ſah, ich bebte bei jedem Worte, das er zu mir ſprach. Ich hätte in den Boden ſinken mögen, um mich ſeinen Blicken zu entziehen. Mir war" — ſie ſagte dieſes leiſe und mit erneuter Furcht — „als ob ein ſchlecht verkappter Höllengeiſt vor mir auf dem Stuhle ſäße, über mein Schickſal zu richten."

„Ei, Du wunderliche Dirne! ich ſollte Dich ſchelten. Haben ſie Dir im Kloſter ſo verwirrte Bilder eingeprägt? Schäme Dich. Einen ehrwürdigen alten Mann, dem wir ſo Vieles verdanken, mit einem Satansgeſpenſt zu vergleichen!"

„Verzeiht mir, liebe Mutter, aber ich mußte Euch aufrichtig geſtehen, was ich empfunden."

„Aberwitzige Träume eines unſtäten Mädchenkopfs.

Geh, verſchlafe ſie. Man ſollte wahrlich glauben, es ſey Dir geſchehen, wie mir und manchen meiner Freundinnen geſchah, da ſie Denjenigen zum erſtenmal erblickten, der beſtimmt war, ihr Mann zu werden. Ein ſeltſamer Schreck geht oft der Liebe und der Hochzeit voran.“

„Was ſagt Ihr da?“ rief Gertrud aufſpringend, voll Widerwillen: „Wie mögt Ihr meiner ſo unbarmherzig ſpotten? Der Greis mit weißen Haaren? Was redet Ihr, Mutter?“

„Nun,“ lächelte die Friedersdorf, „der Spaß ſoll Dich nicht kränken. Werde aber Deiner lächerlichen Einbildungen Meiſter. Was haben wir von dem alten Herrn zu erwarten, als nur Gutes? Seine weißen Haare ſind ehrwürdig, und das Geſicht, das ihm Gott gegeben, ſoll eine gute Chriſtin nicht läſtern und nicht verhöhnen. Wie manches Unglück hat wohl ſeine Stirn und Wange durchpflügt? Unſer Mitleid, unſere theilnehmende Sorgfalt — das iſt, was er verdient, nicht unſern Haß. Merke Dir, was ich da ſage, und ſchlummre ſanft, mein liebes Kind.“ — —

Der Morgen graute ſchon, und der Doktor war erſt vor kurzer Zeit eingeſchlafen. Beunruhigende Träume zehrten die karg zugewogne Wohlthat ſeines Schlummers auf, ſo daß er aufwachte, noch im Kampf mit Geſpenſtern, ermüdet, erzürnt über den leeren Streit mit Schatten.

„In den Orkus mit Dir, lügenhaftes Bild!“ murmelte er: „grauſames Blendwerk, das mir einen blühenden Engel vorgaukelt, und ihn dann alſobald in Altringers narbiges Geſicht verzerrt! — Was hat der Großvater mit der Enkelin gemein?“

Er ſchritt gemeſſen auf und nieder. Ein ſchöner Morgen glänzte durch die trüben Scheiben. Zum erſtenmale ſeit einem Jahrzehend öffnete der Doktor dem ſchönen Morgen ſeine Fenſter. Der Blüthenduft, der hereinwehte, gefiel ihm wieder, von neuem horchte er mit Vergnügen der Lerche zu. Es lockte ihn, ſich weit aus dem Fenſter zu legen und mit vollen Zügen Licht und Lied, Luft und Duft zu genießen, die heiße Bruſt mit erfriſchender Kühle vollzuſaugen. — Er fürchtete jedoch, geſehen zu werden; er ſchämte ſich, aus ſeiner Lektion zu fallen, wie er ſagte. Verſtohlen ſich weidend an der Natur, ſprach er zu ſich ſelber: „Weg mit dem Schlaf; er iſt der Tod. Wachen iſt Leben; ein Leben, durchwebt von goldnen Ranken der Ahnung, des Traums, wie ihn die Sonne gebiert. O ja, auch der Tag hat ſeine lieblichen Geiſter, die um unſer Gehirn ſpielen. Seh' ich nicht von hier ein Paradies aus jenen grauen Thürmen und Stadtmauern aufſteigen? — Ich weiß nun, warum mich geſtern ein köſtliches Vorgefühl belebte!" —

Nach einer langen Stille fuhr er wie oben fort: „Der kleinen Gertrud glattes Antlitz hat Aehnlichkeit mit dem zerſetzten ihres Großvaters. Aber auch auf ſeinen Wangen glänzte noch die Jugend, da er an meiner Ungeſchicklichkeit ſtarb. O, die Peſt auf meinen dummen Schädel! Ich habe nichts gelernt, als den Mord, den Mord am Freunde, an mir ſelbſt! — Wenn die Wittwe, wenn Tuda*) wüßten, daß ich es bin, der ihnen den Vater geraubt..? pſt, ich werde mich hüten, es zu ſagen. — Vielleicht war's jedoch von Ewigkeit geſchrieben, daß er fallen mußte in ſeiner Jahre Herrlichkeit. In der That iſt er zu beneiden. Wenn er noch lebte, mit wackelndem Kahlhaupte, mit ſchwankenden Beinen und zitternden Händen, dunkelſichtig und taub, mit ſchepperndet Stimme und pfeifendem Athem.... wäre er glücklich? hätte die Welt Freude an ihm? Würde in meinem Gedächtniß nur eine Spur von einer Aehnlichkeit zwiſchen ihm und Tuda zu finden ſeyn? — Dieſe Aehnlichkeit eben iſt's, die mir einen Vorwand gibt, an das Mädchen zu denken, und zu ſinnen, was ich wohl beginne, um ihr einen, wenn auch geringen Erſatz für den Verluſt zu leiſten, den ich ihr zugefügt habe."

---

*) Italiän: Diminutiv von „Gertrud."

Bei dieſen Worten ſtand Rauwolf juſt vor einem Spiegel. Er warf einen ſcheelen Blick auf das Glas. „Die koſtbare Zeit!" brummte er: „die ſchnöde Fechtmeiſterin, die in aller Stille meuchlings ihre Kreuz- und Querhiebe über des Menſchen Antlitz führt! Welch' ein Geſicht grinſt mich an? Das meinige ohne Zweifel, mein einziges, unverbeſſerliches. Pfui Dir, Du Präparat eines vorſündfluthigen Affenſchädels!"

Er deckte den Spiegel zu und rief dem Lorenz. Der Diener wunderte ſich, den Herrn ſchon wach und ſogar angekleidet zu finden. „Weißt Du, Rhinoceros, was das Köſtlichſte auf Erden iſt?" — „Ich denke, die Rechtſchaffenheit, Herr Doktor." — „Bestia! die Zeit iſt das Köſtlichſte." — „Meinetwegen auch die Zeit, Herr. Ich vermuthe, Ew. Gelahrtheit ſelber weiß das erſt ſeit

Kurzem.“ — „Leider hat diesmal ein Dummkopf die Scheibe getroffen. Wir haben viel Zeit verſäumt, Lorenz.“ — „Das haben wir, Herr.“ — „Es iſt kaum der Mühe werth, noch etwas von dem dünnen Vorrath zu retten.“ — „Kaum, lieber Herr, aber das Sprichwort ſagt ....“ — „Misericordia! laß Deine Sprichwörter bei Seite. Sie ſind nur Gemeinplätze ohne Salz, die der Hauſe nachplappert, und der Hauſe iſt immer beſchränkt. Du hätteſt auch das Pulver nicht erfunden, Lorenz.“ — „Hm, muß mich mit Andern tröſten, und bedanke mich für das neue Sprichwort, Excellenz.“

Rauwolf lachte und ſetzte ſich mit leutſeliger Miene nieder. „Die Zeit,“ ſagte er, „hat es ebenſowenig gut mit mir, als ich mit ihr gemeint. Ich bin ein alter Makkabäer geworden, bevor ich ein braves Frauengemüth kennen gelernt habe. Meines Neffen Weib war die erſte ſeltne Pflanze dieſer Art, die mir vorkam. Es iſt gut, daß ſie nicht hier geblieben; ſehr gut. Sie wäre meine Tyrannin geworden.“ — „Die zweite wackre Frauenſeele, Herr Doktor?“ — „Je nun, ich bin nicht abgeneigt, die Friedersdorf dafür zu halten.“ — „Ja ſo; ich ſtimme ein, Excellenz. Meine Marie hat die beſte Wahl für uns getroffen, und der junge Herr Albert gedeiht ſichtlich unter den Flügeln der kreuzbraven Frau.“ —

Der Doktor ſtand haſtig auf, und drehte ſich gegen den Schreibtiſch. „Die Poſt iſt geſtern Abend angekommen;“ ſagte er mit rauher Stimme: „geh', ſieh nach, ob nicht ein Brief von Venedig angekommen. Geh', geh' ſchnell.“ — „Ich will zuvor das Frühſtück...“

— „Geh', ſage ich Dir, Animal. Marie ſoll mir die Suppe bringen.“ — „Meine alte Marie?“ — „Ja, in's .... in's Himmelsnamen.“ — Der Bediente war verſteinert. Der Befehl war etwas Unerhörtes. — „Willſt Du gehen, briccone? willſt Du abfahren, Bestia?“ — „Alſogleich, unverzüglich, Herr.“ —

Nach einigen Minuten ſchlich Marie, in Eile geputzt, mit der ſilbernen Schale in das Zimmer. Das Herz pochte ihr. Sie hatte bisher den ſtrengen weiberſcheuen Herrn nur von ferne geſehen, war noch niemals von ihm angeredet worden. Ihre Verlegenheit ſtieg, da Rauwolf längere Zeit den Mund nicht öffnete, ſtillſchweigend ſie beobachtend. Endlich begann er gnädig: „Ich habe Sie kommen laſſen, um Ihr einige Fragen vorzulegen. Beantworte Sie mir dieſelben kurz und der Wahrheit gemäß.“ — „Excellenz befehlen?“ — „Sie hat mir die Friedersdorf empfohlen. Ich bin mit dem Weibe zufrieden. Ich wünſchte, ihr etwas Angenehmes zu erweiſen. Kennt Sie die Verhältniſſe, die Lage jener Frau vollkommen?“ — „Was ich weiß, ſoll der Herr Doktor erfahren. Sie hat nicht allzuglücklich in ihrer Ehe gelebt. Der Maler war leichtſinnig, wie Künſtlervolk zu ſeyn pflegt. Er ſtarb, ohne ſehr für ſeine Familie geſorgt zu haben, und hinterließ ſie arm; die Frau war noch in ihren ſchönen Jahren, ſie iſt jetzt noch munter und rüſtig genug. Das Häuschen, der Ertrag des Gartens, ein paar kleine Zinſen von Ewiggeldern machten ſie und ihre Tochter bisher nothdürftig leben. Ein Mann, dem ſie ihr Gatte auf dem Sterbebette empfohlen, der Maurer- und Pfläſterermeiſter

Galanda, ein geborner Mailänder, aber ſchon ſeit vielen Jahren hier anſäßig, iſt bisher der Verwalter ihres kleinen Guts geweſen. Friedersdorf, ein vertrauter Freund des Galanda, hatte gewünſcht, dieſer möchte ſeine Wittwe heirathen. Das iſt nun nicht geſchehen. Frau Salome wollte es nicht, und Galanda ſelbſt liebte das Hageſtolzenleben viel zu ſehr. Mittlerweile ſind beide älter geworden, aber Galanda, wie ich fürchte, nicht eben geſcheidter.“ — „Wie ſo?“ — „Ich fürchte nämlich —“ — „Was?“ — „Er hat, wie ich meine und höre, ein Auge auf die Tochter der Wittib geworfen.“ — „Daß Dich die Peſt! Der Narr mit ſeinem lahmen Beine? Ich kenne die Vogelſcheuche.“ — „Eine Vogelſcheuche, der Herr ſagt's, und, was ſchlimmer, wenigſtens ſo alt wie des Mädchens Mutter.“ — „Nun, nun, die Jahre, Frau Maria .... dieſe wollen nicht viel bedeuten. Der Mann hat dreißig Jahre vor dem Weibe voraus. Sein Sommer beginnt, wenn des Weibes Herbſt zu Ende geht. Das verſtehen wir Aerzte beſſer.“ — „Es iſt möglich, gelehrter Herr. Ich bin ein dummes Weib, will mich belehren laſſen. Gewiß iſt jedoch, daß die Friedersdorf, wenn ſie des Galanda Abſichten erfahren, gar nicht damit einig ſeyn werde.“ — „Sie iſt eine kluge Salome.“ — „Sie iſt weniger klug, als liebevoll geſinnt für ihre Gertrud. Sie lebt einzig und allein in dem frommen Kinde, und wird ſie gewiß nicht zwingen wollen, eine Wahl zu treffen, die ihr gehäſſig ſeyn muß.“ — „Gehäſſig allerdings. Ich gewinne einigen Reſpekt vor der Mutter und Tochter.“ — „Wenn nur nicht ein böſer Umſtand ....“ — „Welch' ein Umſtand? Frau, Sie hat das Laſter aller Weiber an ſich; Sie redet nur halb aus; Sie reizt damit meine Nerven unangenehm." — „Der Herr Doktor fragen auch ſo ſchnell. Der Umſtand iſt, daß die Wittwe dem Galanda eine große Summe Geldes ſchuldet, die er ihr in der Kriegszeit und im Theurungsjahre vorgeſchoſſen." — „Nun? was weiter?" — „Excellenz kennt die Bosheit des Mailänders nicht. Er wäre im Stande, ſobald Salome und Gertrud ein „Nein" antworteten, ſtatt des gehofften „Ja," die Leute um Haus und Hof, an den Bettelſtab zu bringen. Die gute Frau iſt, von Ihrer Freigebigkeit unterſtützt, kaum im Stande geweſen, die mehr als jüdiſchen Zinſen zu erſtatten, die bereits an den Galanda verfallen waren. Sie hat keine Hoffnung, den Grundſtock der Schuld abzutragen. Daher iſt zu befürchten…" — „Schweige Sie; befürchten, befürchten… Furcht und Schrecken iſt ſtets euer zweites Wort, ihr Evatöchter. Narrheit — Schande! Der Menſch ſoll hoffen, ſo lang er lebt, verſteht Sie mich? Sagt nicht die heilige Schrift: Zuverſicht läßt nicht zu Schanden werden? He? hat Sie das ſchon vergeſſen?"

Marie wußte nicht, was ſie von der Sprache des Gebieters denken ſollte. Lorenz hatte ihr doch ganz andere Dinge von ſeinen Unterhaltungen mit dem Herrn erzählt. Sie ſtammelte voll Rührung, im Namen der Freundin dankbar: „Ja freilich, Excellenz, — wenn die Hand, die bisher ſo mildthätig der armen Wittwe Stab geweſen, auch ferner ſich aufthun wollte, um den ſchwerſten Stein von ihrer Bruſt zu nehmen….! aber, wie bald wird dieſe Gnadenquelle verſiegen! Der junge

Herr wird täglich größer, älter… wie bald, und Sie ſchicken ihn in die Welt, und dann wird auch der Stab der Wittwe brechen!“

Der Doktor ſchob ungeduldig die Schale von ſich, und ſprang auf. „Geſchwätz, und kein Ende! Vatene, vecchia, vecchia strega! Meint Sie denn, ich würde um des Albert, um des tölpiſchen Buben willen ein Quentlein mehr oder weniger auf die Wage werfen? Als ob der Junge meine Handlungen regierte!“ — Er ging, ſtramm aufgerichtet, hin und her. „In einem Stücke hat Sie nicht Unrecht, Frau. Der Albert wird nicht mehr lange bei der Friedersdorf bleiben dürfen. Seit das Mädchen im Hauſe, iſt die Lage der Sache verändert. Gefahr iſt eingetreten ſtatt der Sicherheit. Feuer und Stroh unter einem Dache? Albert wird bald fort müſſen. Warum ſagte man mir nicht ſchon lange, daß die Schlange in's Paradies geſchlichen?“

— „Alter Narr!“ dachte Marie unwirſch bei ſich ſelbſt, aber mit ſüßem Munde ſprach ſie zu dem Verächter ihres Geſchlechts: „Lieber Herr, Gertrud iſt ein ſehr züchtiges Mädchen, glatt und kalt wie ein Aal, zudem um drei oder vier Jahre älter, als der junge Herr. Die Lehren ihrer Meiſterinnen, das Beiſpiel und die Aufſicht der Mutter…. nein, Excellenz. Die Gefahr iſt noch keineswegs vorhanden.“ — Worauf der Doktor, ſich heftiger anſtellend, als ihm wirklich zu Sinne war: „Redet Sie wieder, was Sie nicht verſteht? Will Sie wieder Alles beſſer wiſſen? Widerbellerin, Weib in Folio!“ — Plötzlich nahm er einen gelinden Ton an, indem er ſagte: „Laſſen wir das

Kapitel. Unſer Geſchwätz hat mir die kleine Gertrud in's Gedächtniß zurückgeführt. Sie iſt ein ziemlich hübſches Kind!“ — „Sehr ſchön, ein Engelbild, Herr Doktor!“ — „State vi zitta, pazzarella! *) die Gertrud verſteht, — was beſſer iſt, — gut und fleißig zu arbeiten. Sie hat mir ein Geſchenk gemacht. Ich will's erwiedern. Aber was geb' ich? Ich bin unerfahrner in denen Allotriis, als ein Chorknabe.“ — „Ein dankbar Herz nimmt Alles, auch das Geringſte, wohl auf.“ — „Weg mit denen Sentenzen. Ich kann ſie nicht leiden. Schlage Sie mir ein Geſchenk für die Jungfer vor; Subito, vecchia.“ — „Wenn der gelehrte Herr ihr einen Kirchenrock verehren wollte? Ein ſchönes Kleid dieſer Art mangelt ihr.“ — „Es ſey; ſuche Sie mir den Stoff dazu aus. Ich will dann ſorgen, daß er in die rechten Hände komme, und zwar mit Geſchick.“ — „Wie wird das gute Kind ſich freuen! denn — eitel ſind ſie doch alle.“ — „Leider, ja wohl, die Erbſünde,... genug.“ — „Excellenz wird ſich im Andenken des Kindes feſtſetzen. Wenn Gertrud einſt in dem ſchönen Staate als Hochzeiterin vor dem Altare ſtehen wird,....“ — „Halte Sie Ihr vorwitziges Maul. Die Peſt auf alle Hochzeiten! Marſch!“

Marie eilte erſchreckt aus dem Zimmer. Der Doktor drehte ſich ſchnaubend auf dem Abſatz um, rieb ſich die Augen, und brummte: „Ich werd' ein Geiſterſeher auf meine alten Tage. Stand nicht der vermaledeite Hochzeittag vor meinem innern Blicke, wie gemalt, wie

---

*) „Schweigt, Närrin!“

lebendig? Jede Blume im Strauß des Bräutigams war hell, wie von der Sonne beſchienen! Und das zufriedene Geſicht des Buben! Die liederliche Larve ſeines Vaters iſt eben doch in ſeinem Geſichte nicht zu verkennen. Pfui! die Verwandtſchaft bringt mir nicht Segen."

Indeſſen waren unten Lorenz und Marie einander begegnet. — „Nun?" hatte Lorenz gefragt. — „Ach, er iſt halb gut, halb ſchlimm, ich werd' nicht klug aus ihm. Doch fürchtet er für ſeines Neffen Sitten die Nähe der jungen Friedersdorfin, und wünſcht allen Hochzeiten die Peſt an den Hals. Auch redet er viel Walliſch, was ich nicht verſtehe." — „So? da werden wir etwas erleben. Da iſt ein Donnerwetter vor der Thür. Gebe Gott, daß dieſer wälſche Brief das Ungewitter beſchwöre."

„Von Venedig, über's Tyrol gekommen;" ſprach der Diener zum Herrn, indem er ihm das wohlpetſchirte Schreiben überreichte. — Der Doktor überlas die Addreſſe. „Das hat nicht mein Neffe, das hat Malaghetti geſchrieben;" ſagte er für ſich und öffnete den Brief mit gleichgültigen Mienen. — Seine Ruhe machte, daß auch der Bediente beruhigt ſich entfernte. Das Schreiben lautete aber, den Schwall marktſchreieriſcher Begrüßungen abgerechnet, die der italieniſche Briefſtyl zuläßt, folgendermaßen:

„Meine Dienſtwilligkeit iſt durchaus nicht mit „Erfolg gekrönt worden. Weder über Dalmatien, noch „über See ſind mir befriedigende Nachrichten zugekommen. Ich habe nicht unterlaſſen, die Schiffscapitani, die aus Morea kommen, zu befragen, die

„Spezialcommiſſion für die griechiſchen Inſeln und
„die moreotiſche Terra Firma zu ſondiren; ich habe
„mich an meinen Vetter und Gönner, den ehrengezierten
„Proveditore von Argos brieflich gewendet,
„und von dem würdigſten aller Senatoren die freundlichſte
„Antwort erhalten. Aber — Alles vergebens
„und umſonſt. Ich konnte einzig nur aus den Regiſtern
„erheben, daß Signor Rauwolo, — wie ſie Dero
„Nepoten bei uns zu heißen pflegen — mit Familie
„zu Venedig an Bord geſtiegen, und zu Napoli di
„Romania ausgeſchifft worden; daß er ſich alsdann
„in's Innere oder nach Lariſſa, wie einige Angaben
„lauten, gezogen. Ein Weitres iſt überall nicht zu
„finden. Ich vermuthe, Ew. Gelahrtheit werden ſich
„auf das Schlimmſte gefaßt machen müſſen. Wir ſind
„jedoch alle ſterblich, welche untröſtliche Gewißheit
„nirgends mehr in Exempeln ſich dargeſtellt hat, als
„kürzlich in unſrer edelſten Stadt Venedig, woſelbſt
„ein Kanal- und Sumpffieber von abſonderlicher Malignität
„viele Opfer hinweggeriſſen hat. Ungerechnet
„einige meiner Verwandten, die der Himmel zu ſich
„genommen, beklage ich den Verluſt meines deutſchen
„Handlungsdieners, der meine rechte Hand geweſen.
„Ew. Gelahrtheit haben mir jüngſt von einem Subjekt
„geſchrieben, das Sie mir in einem Jahre oder in
„anderthalb zur Lehre anvertrauen möchten. Ich würde
„Ihnen nie verbindlich genug ſeyn können, wenn Sie
„mir gedachtes Subjekt plötzlich und alſobald zuweiſen
„könnten. Ich ermangle deutſcher Correſpondenz ſehr,
„und der Sanitätszuſtand unſrer edeln Republik iſt

„gegenwärtig wieder der erfreulichſte. Im Voraus
„Ihnen für die Erfüllung vorſtehender Bitte die Hände
„küſſend, bin ich Dero unterthänigſter Agent und
„Diener."

„Girolamo Malaghetti."

— „Sieh, ſieh, das kommt ja wie gerufen!" ſagte der Doktor mit grauſamer Behaglichkeit: „Die Lagunen und Morea ſind gefräßige Kirchhöfe. Requiescant in pace! Um die Frau iſt Schade. Aber — transeat. Unſer ehrlicher Name kommt nicht auf die Nachwelt, prophezeie ich." —

Wohlgemuth, ein Liedchen pfeifend, ging der Doktor aus. Er ſchlug den Weg nach dem Walde ein, wie gewöhnlich. Kaum war er jedoch außer dem Bereich ſeines Hauſes, ſo ſchlenderte er querfeldein, und näherte ſich der Stadt. Schon trat ihm das Thor mit dem friedlich aufgezogenen Fallgatter gaſtlich entgegen, als ſeine Schritte plötzlich zögerten. Er ſtand einigemal ſtill, betrachtete verlegen die Schnallen auf ſeinen Schuhen, überlegte, kämpfte mit ſich ſelber. Endlich kehrte er entſchloſſen um. — „Feſtgehalten, alter Burſche;" ſagte er: „Geh' heim. Was hätteſt Du in der Stadt zu thun?" — Er beſchäftigte ſich zu Hauſe mit der Durchleſung eines alten Hefts, worinnen er, als er noch Student geweſen, allerlei kurioſe Phänomene verzeichnet hatte. Er las von einem palermitaniſchen Mönch, der in ſeinem neunzigſten Lebensjahre wieder pechſchwarze Haare und friſche Zähne bekommen; von einem engliſchen Kriegsmann, der in ſeinem achtzigſten Jahre erſt ein Weib genommen, und in der Mitte vieler Kinder und Enkel weit das Säculum überſchritten, ehe ihn der Tod abgerufen; von einem franzöſiſchen Cavalier, der in ſeinem höchſten Alter noch die Friſche des reifen Mannes, deſſen Lebendigkeit und Kraft behalten, und bis an ſein Ende vieler Liebesabentheuer Held geweſen. Eine holländiſche Geſchichte, die erzählte, wie ein berühmter Profeſſor, bereits ein Greis, durch die Allgewalt ſeiner Gelehrſamkeit und Würde ein blutjunges Frauenzimmer dergeſtalt bezaubert, daß es ihm von freien Stücken Hand und Herz angetragen, und ſogar ſpäter im Wittwenſtande jede neue Verehelichung ausgeſchlagen, um nur dem Andenken des heißgeliebten Gatten zu leben, — dieſe Geſchichte beſchäftigte den Doktor ſehr, und heitrer als je verzehrte er ſein Abendbrod, ging er zu Bette.

Am nächſten Tage athmete er abermals friſche Luft am Fenſter ein, pfiff abermals ſein Liedchen, zog ein veilchenblaues Kleid mit goldnen Knöpfen an, das eine Ewigkeit hindurch im Schrank gelegen, ſchmückte ſich mit den Manſchetten, die ihm Gertrud verehrt, und ſpazierte mit ernſter Selbſtzufriedenheit aus. „Der Staub in meinen Zimmern iſt unerträglich,“ ſagte er ſeinem Diener: „ich erwarte, daß man ſie reinige; will nicht eurer Nachläßigkeit die Lungenſucht verdanken. — Marie ſoll meinen Auftrag nicht vergeſſen, bei Strafe meines gerechten Unwillens!“ fügte er zuletzt hinzu. — Wie geſtern ſtellte er ſich, als gehe er in den Wald, aber wie geſtern wanderte er querfeldein. Und als ſich ihm das Stadtthor mit dem friedlich eingeroſteten Fallgatter aufthat, zögerten ſeine Schritte wieder, und er überlegte und kämpfte. Aber plötzlich faßte er ſich ein Herz, und ging in die Stadt hinein. Scheu wie ein Verbrecher eilte er längs den Häuſern hin, und ſendete ſeine Blicke als argwöhniſche Boten voraus. — Da ſchaute das matte Grün des Hollunderbaums vor dem Häuschen der Wittwe um die Ecke. Der Doktor hielt an, ſchöpfte dreimal tief Athem, und ſchwenkte endlich mit zugemachten Augen in das vorſpringende Nachbarhaus. — Als er die Augen aufmachte, lag die Wohnung der Friedersdorf vor ihm, ruhig und ſtill, wie gewöhnlich. Auf der Bank vor dem Hauſe ſaßen aber Gertrud und Albert. Das Mädchen nähte emſig, der Jüngling ſchien ihr eifrig etwas zu erzählen. Ein grollender Anruf drängte ſich dem Doktor auf die Zunge; er verſchluckte ihn. Als jedoch, ſeine Schritte hörend, die jungen Leute in die Höhe ſchauten, und Gertrud erbleichte, und Albert erröthete, übermannte den alten Herrn der Verdruß, und nach einem mürriſchen „Guten Tag, Jungfer!“ fuhr er den Großneffen an: „Was macht Er hier, Zeitverderber? hat Er keine Schularbeit auf ſeiner Kammer, Müßiggänger? Schere Er ſich hinter's Dintenfaß und laß' Er die Jungfer bei ihrer Arbeit in Ruhe!“ —

Albert ſtand gebückten Hauptes, halb vernichtet, vor dem geſtrengen Wohlthäter. Gertrud, die ſich zu faſſen gewußt, antwortete ſtatt ſeiner, mit zarter Entſchuldigung: „Der junge Herr hat mir Hiſtorien erzählt, um meine Hände flink bei der Arbeit und meinen Geiſt rege zu erhalten.“ — „Ich hab' der Jungfer die Geſchichte von der Arria und dem Pätus erzählt;“ ſtotterte Albert, da an ihn die Reihe gekommen war. — „Marſch noch einmal. Lerne Er Seine arithmetiſchen Tafeln auswendig, ſtatt der närriſchen Fabeln!“ lautete der ſchnöde Endbeſcheid des Doktors, womit er den Schüler richtig von dannen ſcheuchte. Sodann betrat er, nach einem ſcharfen Seitenblick auf die verſteinerte Gertrud gravitätiſch den Hausgang. — Mit einem Bückling, deſſen hündiſche Unterthänigkeit, dem reichen Manne geltend, höchlich gegen das aufgebrachte Geſicht des Grüßenden abſtach, humpelte ein fetter Glatzkopf an dem Doktor vorüber. — „Zoppo maledetto!“ *) murmelte Rauwolf zwiſchen den Zähnen, und der lahme Galanda, mit ſeinen Ohren hörend, drehte ſich auf der Schwelle mit einem herausforderndfragenden: „Eh?“ nach dem Schimpfenden um. „Ebben?“ grinſte ihm dieſer mit ſeinem höhniſchſten Geſicht zu. — Sie ſtanden einen Augenblick, wie zwei ſich beobachtende Gegner. Endlich ſchien ſich Galanda eines Beſſern zu beſinnen, und zog ohne eine Silbe zu erwiedern, ſeine Straße, indem er die ſtaunende Gertrud ſpöttiſch anlachte, und mit der geballten Fauſt gegen die Fenſter der Wittwe drohte. —

Rauwolf traf die Friedersdorf in der grauſamſten Beſtürzung an. Es war bereits eingetroffen, was Marie in banger Vorahnung prophezeit hatte. Galanda war mit ſeiner Bewerbung unverhofft hervorgetreten, und ohne weiteres von der Mutter, die ihrer Tochter Abneigung gegen den Mann kannte, abgewieſen worden.

---

*) Verwünſchtes Hinkebein.

Dieſe Abweiſung, wenn auch glimpflich ausgeſprochen, hatte den Mailänder mit ſolcher Wuth erfüllt, daß er in die gräßlichſten Drohungen ausbrach, und beim Fortgehen betheuerte, er würde nicht ruhen und raſten, bis er Mutter und Tochter in Armuth, Schimpf und Elend hinausgeſtoßen.

Die bittere Angſt der armen Schuldnerin des Hartherzigen machte, daß ſie ohne Umſchweife Alles dem Doktor erzählte, der ihr wie ein aus dem Himmel herabſteigender Tröſter erſchien. Noch zur Stunde von Marien unbelehrt über die freigebigen Geſinnungen des Doktors, vermochte die Wittwe ſich um ſo unbefangener auszudrücken, und dem Rath des Sonderlings das Heil ihrer Zukunft anheimzuſtellen. „Ich weiß," klagte ſie, „daß Galanda Ernſt machen, daß er mich einklagen, daß er den letzten Heller von mir herauspreſſen, und mich dem Hungertode, meine Tochter der Schmach ausſetzen wird. Seine Drohungen haben mir ſein böſes Gemüth gänzlich verrathen. So wie er, der falſche Freund, meinen Seligen verführt hat, ſo will er auch deſſen Hinterbliebene zu Grunde richten. — Excellenz, was iſt zu thun?"

Eben klopfte der Waibel an, und lud die Wittib auf den andern Tag vor das Schulden- und Pfandgericht. — Nachdem er abgetreten, ſeufzte die geplagte Frau mit gerungenen Händen: „Da ſehen Ew. Gelahrtheit mein Unglück in der Blüthe. Das iſt ein Donnerſchlag aus heiterm Himmel. Hätte ich mir das geſtern, noch vor einer Stunde gedacht? Mich überlief es ſchon kalt, da Galanda mit ſeinem Antrag herausrückte; doch hab' ich gemeint, er werde Vernunft annehmen. Und jetzo — wo iſt ein Ausweg aus dieſem Wirrſal?"

„Der Ausweg iſt ganz einfach und ſchnurgerade," verſetzte Rauwolf mit Eiſeskälte: „Die Frau bezahlt, was ſie dem Letzkopf*) ſchuldet, und damit iſt all aus."

„Will der Herr Seinen Spaß mit einer armen Frau treiben?" fragte die Friedersdorf ſchluchzend.

„Mit nichten, Frau. Will Sie's lieber auf eine andre Manier hören? Ich bezahle alſo für die Frau, was ſie dem Letzkopf ſchuldet, und damit iſt all aus."

„Ach, Herr Doktor,... edler Herr... Excellenz..!" die Wittwe ſtand wie ein ſchwankender Schatten auf, ſchlug die Hände ineinander, ſtarrte den Beſucher an, und wußte nicht, ob ſie ihren Ohren trauen ſollte. —

„Punktum;" ſprach Rauwolf: „das iſt alſo abgemacht. Lange Sie mir die Kreide von jenem Sims, und beichte Sie ihre Schulden, daß ich die Litaney gleich auf den Tiſch ſchreibe, um die Poſten alsdann zu ſummiren."

Trotz ihrer Ungewißheit, zweifelnd, ob der Doktor Spaß oder Ernſt mache, gab die Friedersdorf alles richtig an. — Rauwolf addirte hierauf, verzog das Geſicht mit ſpöttiſchem Mitleiden: „Damit könnte man Jeruſalem noch nicht wieder aufbauen; mancher Klingelbeutel iſt reicher;" ſagte er, vor ſich hinlachend. —

„Wohl möglich, Herr. Aber für meine Armuth iſt's ein unerſchwingliches Kapital. Wie werd' ich es Ihnen je heimzahlen können?" — „Davon ſoll jetzt nicht die Rede ſeyn;“ meinte der Doktor. — „Und womit hab' ich verdient,“ fuhr die gewiſſenhafte Frau fort, „daß Excellenz mir ſolche Gnade, ſolches Vertrauen beweiſen?“ — „Hm!“ verſetzte Rauwolf nach einer Pauſe, mit unheimlichem Ausdruck: „Denke die Frau, ich hätte einſt zu Bologna als Student von Ihrem Vater die Summe geborgt, und vergeſſen, ſie zurückzuſtellen.“ — „Wie? wäre der edle Herr meines Vaters Schulgefährte geweſen?“ — „Wir wollen's annehmen, gute Frau.“ —

---

*) „Unvernünftiger Menſch." Schweiz.

Eine finſtre Ahnung beſchlich die Wittwe ſchnell. Sie konnte ſich keine Rechenſchaft davon geben. Der Doktor ſeinerſeits fühlte, daß er faſt zu vorlaut geredet, und brach die Unterredung ab, hob den Beſuch auf. Er rief ſeinen Großneffen, und ſagte zu ihm: „Begleite Er mich ein Stück weit.“

Albert lief wie ein Schäflein neben dem barſch auftretenden Oheim dahin, und wälzte tauſenderlei Zweifel und Vermuthungen in ſeinem Kopfe hin und her, um auf den Grund ſeiner plötzlichen Ungnade zu kommen. Aber wie pochte ihm das Herz, wie klangen ihm die Ohren, als der Doktor, da ſie außerhalb der Stadt waren, folgenderweiſe in dem zur Rede paſſenden Tone anhob:

„Er hat bisher ein Schlaraffenleben geführt; Sein Geſchäft iſt far nulla geweſen, Sein Lernen iſt Stückwerk. Zum Gelehrtenſtande hat Er kein Geſchick, zum Soldaten iſt Er zu weibiſch. Ich will einen Kaufmann aus ihm machen. Ohne Widerrede! Iſt's Ihm recht?“ —

— „Ach, ſchätzbarſter Herr Onkel.....“ — „Schon gut. Einverſtanden alſo, und darüber hätten wir uns vereinigt. Stille! ſag' ich. Er hat keine Stimme mehr, da er Er einmal Seine freie Wahl getroffen. In dieſem Rattenneſt kann er jedoch den Handel nicht lernen. Er muß hinaus in die Welt, auf lange Zeit hinaus. Ich werd' Ihn zu Venedig als Lehrling einſtellen. Mach' Er ſich fertig. Sobald Schneider und Schuſter an Ihm ihre Schuldigkeit gethan, wird er unter guter Obhut abmarſchiren. Sorge Er dann, daß ich zufriedner mit Ihm werde, als ich jetzt Urſache habe, es zu ſeyn.“

— „Was hab' ich denn gethan, das Sie erzürnt?“ fragte Albert halbweinend. — Worauf der Oheim heftig: „Er ſtiehlt unſerm Herrgott den Tag ab, um mit Weibſen zu ſponſiren. Schäme Er ſich, junger Kerl. Was ſoll das heißen? Will Er ſich von den Weibern auslachen laſſen, Gelbſchnabel? Oder, will er in die Falle gehen, die man ihm etwa als meinem muthmaßlichen Erben zu ſtellen verſucht ſeyn möchte?“

— „Ich verſtehe den gnädigen Herrn Vetter nicht;“ warf Albert mit großen Augen ein.

„Kurz und gut,“ polterte hierauf der Alte: „Er iſt, ſeitdem das Mädel da iſt, nicht mehr in Seinem Esse, und damit Basta! Schwatzen, dahlen, liebeln, ſeufzen, von Arria und Pätus erzählen, den Spinnrocken halten und Zwirn einfädeln — pfui, ſchickt ſich das für einen jungen Burſchen? Basta, wiederhol' ich. Mach' Er ſich fertig.“

„Sie gehen hart und grauſam mit mir um!“ brach Albert aus, den ſein Gefühl über die Schranken riß: „Sie wollten mir ein Vater ſeyn, und ſind mein Dienſtherr geworden. O, warum ließen Sie mich nicht in der Mutter Armen ſterben! Warum reiſſen Sie mich, den von Ihnen Verlaſſenen, jeẞo aus dem Hauſe einer zweiten Mutter, einer freundlichen Schweſter? So ſchnell, ſo unverhoſt! wie ſollt' ich das Unglück ertragen? Nein, ich will mich ihm nicht unterwerfen!“

Des Jünglings Troẞ verrieth ſeine Liebe. Rauwolf beachtete dieſes gar wohl. Darum blieb er auf dem Fleck ſtehen, faßte mit eiſerner Hand des Neffen Scheitel, und zwang den Armen, ihm ſteif in's Geſicht zu ſehen. Dann ſagte er mit dem Ausdruck wilder Verachtung: „Bube, Bube! biſt Du der Maskerade ſchon überdrüſſig geworden? Wie hab' ich mich geirrt, da ich vor Kurzem Deine Sanftmuth belobte, und Deiner Mutter Bild in Deinen Zügen wiederzufinden wähnte! Sieh, ſieh! der Vater biſt Du, wie er leibt und lebt. Die Beſtie ſchaut Dir ſchon aus den Augen. Weg von mir, junger Wolf. Knirſche in Deinen Banden, beiße in mein eiſern Joch. Wir wollen's abwarten, Burſche. Ich werde mich ſchwerlich Deinem Eigenſinn, Du aber wirſt Dich meinen Befehlen unterwerfen!“

Mit gebieteriſcher Bewegung bedeutete er den jungen Menſchen, nach der Stadt zurückzugehen, und Albert ließ ſich's nicht zweimal heißen. In völliger Verzweiflung, mit rothen Augen und klappernden Zähnen kam er bei ſeiner Pflegerin an, die ſoeben in ernſter Stunde ihrer Tochter die Werbung Galanda's und des Doktors freundliche Hülfe mitgetheilt hatte. — Alberts Zuſtand war ein jammervoller; kaum erlaubte ihm ſeine ſchnaubende Bruſt, zu erzählen, was ſich zwiſchen ihm und dem Doktor ereignet. Er klagte ſchluchzend ſein Leid, und wie er's nicht überleben werde, das Dach ſeiner

Pflegerin zu verlaſſen; er rief ſeine Eltern zu Hilfe, er verwünſchte ſein Daſeyn, er betheuerte, den Befehlen des Oheims nicht gehorchen zu wollen. — Die gute Wittwe verſagte ihm ihre innige Theilnahme nicht, bis ſie endlich, die Erfahrnere, ſehr deutlich merkte, welch' ein Beweggrund vor Allen die Widerſetzlichkeit des Jünglings beſtimme. Mit prüfendem Blicke beobachtete ſie das Geſicht ihrer Tochter. Gertrud ſchien kalt. Hierauf begann die Friedersdorf, — ſelber die Gefahr ermeſſend, die ein langes Verweilen des Schülers im Hauſe erwecken dürfte, und dankend im Stillen dem Scharfblick des Doktors, der vorbeugend zu verfahren ſchien — dem Verzweifelnden mit den rührendſten Worten ſeine Pflichten zu ſchildern, und ſeine rebelliſchen Vorſätze zu bekämpfen. Ihr Zureden an und für ſich modelte ſchon das weiche Wachs des jungen Herzens nach ihrem Willen; das Meiſte jedoch that dabei Gertrudens Gleichgültigkeit, die nur hie und da, von andern Gedanken beſchäftigt, einen Gemeinplatz alltäglichen Troſtes dem Fragenden, dem Seufzenden ſpendete. Albert ließ nach und nach den Ton ſinken, ſeiner Aufregung Schwingen erlahmten. Verſtohlen warf er noch einige kummervolle Blicke auf Gertrud; ſie fanden keine Erwiederung. Der arme Knabe ſchlich niedergeſchlagen zur Schule, um ſeinen Gram im Meer lateiniſcher Floskeln und trockner Zahlen zu ertränken.

Kurz darnach begann die Friedersdorf mit ſchlauer Berechnung, — weil Gertrud mit aller erdenklichen Ruhe geſagt hatte: „Gott ſey Dank, daß er hinaus iſt," was die Mutter für Verſtellung zu halten geneigt war:

„Ich habe doch ein wahres Bedauern mit dem armen Schelm. So jung, ſo weich und unerfahren! Wie werden die falſchen Italiäner mit ihm umgehen? Er wird das Heimweh bekommen. Meinſt Du nicht?“ — „Sehr möglich, liebe Mutter.“ — „Du ſagſt das ſo trocken, ſo hölzern. Ich verſtehe das nicht. Du, ſelber noch ſo jung, ſollteſt beſſer als ich den Kummer mitempfinden können, der ein junges Herz peinigt, das ſo zu ſagen vom Mutterherzen getrennt wird?“ — „Liebmutter, ich will Euch nur geſtehen, daß mir die Sache nicht ſo ſchlimm vorkömmt. Die Männer müſſen einmal in die Fremde, und es wird nicht ſchaden, wenn der junge Herr Albert bald lernt, auf ſeinen eigenen Füßen zu ſtehen. Zudem bekenne ich Euch, daß mir ſein Abſchied ſogar recht lieb iſt. Wenn der Neffe nicht mehr im Hauſe, wird der Großonkel ebenfalls ausbleiben, und mein Traum nicht mehr von deſſen widerlichem Bilde geſtört werden, Gott ſey Dank.“ — „Du redeſt abſcheulich, Mädchen. Laß' doch den guten alten Mann in Frieden. Ich ſtehe Dir dafür, daß er uns nicht mehr beläſtigen wird. Freilich ſtockt für uns eine gute Quelle, ſobald Herr Albert weggeht....“ — „Herzensmutter, ich will aus allen Kräften arbeiten, um den Verluſt auszugleichen. Ich bin's Euch ſchuldig, weil Ihr mich vom garſtigen Galanda erlöſtet.“ — „Du liebe Tochter! wie gerne nehm' ich Dich beim wohlgemeinten treuen Wort! Können wir doch mit größerer Zuverſicht dem nächſten Tage entgegenſehen, da der edle Doktor verſprach, auch mich von dem böſen Galanda zu erlöſen. — Wir werden arm, aber ruhig leben, und ich ſtelle an Dich nur die Bitte, dem Schöpfer unſrer Ruhe gut und höflich zu begegnen, wenn er ſich ja einmal bei uns ſehen ließe.“ — „Freilich, liebe Mutter, ich will mir Zwang anthun, Euch zu gefallen; doch wollte ich gern, wir verdankten einem andern Menſchen ſo viel Wohlthat. Ich wünſche, daß es Euch nie gereuen möge, ſie von dem Doktor angenommen zu haben.“ —

Die Wittwe, betroffen von dem ernſten Ton der Tochter, geſtand ſich im Stillen denſelben Wunſch. Doch ging ſie bald zu heitern Gedanken und Geſprächen über, da ſie ſich überzeugt hatte, daß Gertruds Herz noch feſſellos, und ungegründet der Mutter plötzliche Befürchtung. — —

Auch Albert beruhigte ſich einigermaßen binnen kurzer Friſt. Dem Unglücklichen kam guter Rath über Nacht. Seine Ohnmacht einſehend, ganz und gar in die Hände ſeines Großoheims gegeben, und in ſeinem Sträuben nicht einmal durch eine einzige ermunternde Silbe aus dem Munde des heimlich und heiß geliebten Weſens unterſtützt, beſchloß er, ſich mit Geduld ſeinem Schickſal zu unterwerfen. Lorenz, der vom Doktor geſendet worden, die Reiſebedürfniſſe des jungen Schülers einzukaufen, fand in ihm den folgſamſten Menſchen. Auserwählt, denſelben auf der Reiſe nach Venedig zu begleiten, ſchilderte er ihm die Freuden der Alpenfahrt, die Reize des Meers und der Dogenſtadt mit glänzenden Farben. — Albert ſchien anfänglich mit Ruhe, endlich mit Vergnügen zuzuhören, und der von ſeiner Willfährigkeit entzückte Diener ſäumte nicht, ſeinem Herrn den vortheilhafteſten Bericht abzuſtatten: wie Alles in der ſchönſten Ordnung, und Albert bereit ſey, binnen acht Tagen das Land zu verlaſſen.

Wie wenig kannte er jedoch, was in des Jünglings Bruſt vorging! Die Heiterkeit deſſelben war nur eine Maske, die er ſich ſelber aufgeſchwatzt; fieberhafte Ungeduld- und nagender Schmerz ſtürmten darunter in wilden Wellen. Je näher der Tag der Abreiſe kam, je weniger vermochte Albert, an ſich zu halten. Unabläſſig mit Aug' und Ohr Gertrudens alltägliches Thun belauſchend, hie und da mit ſchüchternen Schritten ihre Spur verfolgend und ſtets dieſelbe verfehlend, ein Zuſammentreffen mit ihr — ein heimliches, einſames, für's Leben entſcheidendes — fürchtend, und dennoch vor dem Gedanken verzweifelnd, ohne ein ſolches von ihr ſcheiden zu müſſen, verbrachte er die Tage mit Pein, die Nächte mit dem Aufbau abentheuerlicher Pläne, die vor dem Schein der Morgenröthe wie Seifenblaſen zergingen. Seine gereizte Stimmung, ſein unſtätes Hin- und Herlaufen, die Blicke, womit er Gertrud in Haus, Hof und Straße verfolgte, erregten die Aufmerkſamkeit der Nachbarn, und durch das Städtchen verbreitete ſich unverzüglich das Gerücht: „Des Doktors Neffe iſt in Gertrud verliebt, und der Doktor ſieht deswegen zum Rechten.“ — — Galanda ſeinerſeits, den erhaltenen Korb nicht vergeſſend, und doppelt boshaft, ſeit die Wittwe ſeine Forderungen berichtigt, fügte allenthalben der Klatſcherei die giftigen Worte hinzu: „Noch größer iſt das Aergerniß. Die junge Friedersdorf theilt die närriſche Leidenſchaft des unreifen Jungen; ſträfliche Auftritte ſollen ſich begeben haben. Wer ſieht nicht, daß die hochfahrende

Jungfer Habenichts merklich blaß und hohläugig geworden?“ Mit Begierde aufgenommen, rollte das Gerücht — ein wachſender Ball — von Mund zu Munde, und alle Ohren wurden damit geſättigt. Nur die Wittwe und ihre Tochter und Albert wußten nichts davon. Der Doktor hielt ſich ſtill in ſeiner Einſiedelei. Lorenz kam, ſeiner Einkäufe wegen, zur Stadt; aber der wortkarge Diener haßte alles Geſchwätz, und erwiederte jede vorwitzige Frage mit einer ſo finſtern Miene, daß man ihn gerne gehen ließ, ohne ihn weiter auszuforſchen.

Mittlerweile kam der Vorabend von Alberts Abreiſe heran. Das Felleiſen war gepackt, Lorenz hatte verſprochen, in den Frühſtunden des nächſten Tages mit Pferden zu erſcheinen, um den Jüngling abzuholen und im Vorübergehen ihn bei dem ſchmollenden Onkel zum Lebewohl und Handkuß einzuführen. — Nach und nach riß ein Faden nach dem andern, der Albert an ſein bisheriges Leben gefeſſelt hatte; ſchon ſaß er wie ein Fremder unter dem Dache ſeiner zweiten Heimath, und die Stunden glitten unerbittlich ſchnell dahin. Eine Angſt, wie vor dem Henkerſtündlein, bemächtigte ſich des armen Albert. Die leckere Lieblingsſpeiſe, die ihm die Wittwe zur letzten Abendkoſt vorgeſetzt, mundete ihm nicht; der Wein, aufgeſtellt als Feſt- und Scheidetrunk — widerte ihn an; das trauliche Abendgeplauder der frühern Zeiten war verſtummt; nur ſelten fiel ein abgeriſſenes Wort, zwiſchen den Beiſammenſitzenden ſchienen bereits viele Meilen zu liegen. Und Albert ſaß neben der ſchweigenden Gertrud; ſein Gewand ſtreifte an das ihrige, ſein Hauch berührte ihre Wange — und dennoch war ſie ihm nie ſo fern geweſen, und die Zeit verrann, und die Glocke ſchlug ſchon drei Viertel auf zehn Uhr. — Nur eine winzige Viertelſtunde, — da die Lichter des Hauſes um zehn Uhr ordnungsgemäß ausgelöſcht wurden — nur eine winzige Viertelſtunde war dem Verbannten übrig, ſeiner Nachbarin zu ſagen, was, nach ſeiner Meinung, in einem Menſchenleben nicht erſchöpfend genug geſagt werden konnte! — Da ſtand die Mutter auf; um die Küche zu ſchließen, ging ſie hinaus.

Mit aller Macht ſich ein Herz faſſend, über ſeine Kühnheit ſelbſt erſtaunend, legte Albert ſeine glühende Hand auf Gertruds Schulter, und flüſterte ihr in das Ohr: „Wenn Ihr mir jemals ein bischen gut geweſen — nein, das will ich nicht ſagen — wenn Ihr jemals, ſelig zu werden, Euch Hoffnung macht, gewährt mir eine Bitte, Jungfer.“ — „Welche?“ fragte das Mädchen betroffen, und leiſe wie er, von ſeinem geheimnißvollen Weſen ergriffen. — „Laßt mich heute Nacht mit Euch ein paar Worte im Garten reden.“ — „Nimmermehr! wo denkt der Herr hin?“ — Gertrud wollte entrüſtet aufſtehen. Albert verſchloß ihr den Mund und bat: „Schweigt, ſchweigt, daß Eure Mutter nicht hört … ſchweigt, aber gewährt! Um der einzigen Barmherzigkeit willen nur ein paar Worte!“ — „Unmöglich! Was will mir der Her ſagen, das meine Mutter nicht hören dürfte?“ — Die Verzweiflung und Furcht, unterbrochen zu werden, gaben dem Jüngling eine Lüge ein. „Eure Mutter würde ſich entſetzen, zu Tode ängſtigen, wenn ſie wüßte, was ich Euch zu vertrauen habe;“ flüſterte er. Gertrud erſchrack. Des Doktors finſtrer Schatten drohte ihrer Seele. „Mein Gott! Sollte ſchon jetzt meine Ahnung Gewißheit werden?“ ſtammelte ſie: „redet Ihr von einer Gefahr für meine Mutter, Herr Albert?“ — „Ja doch, Gertrud. Es wäre an Euch, ſie davor zu bewahren, ohne ihren Frieden zu ſtören. Ein paar Worte ſind genug. Nur die Sterne werden unſre Zeugen ſeyn. Wenn ich einmal fort bin, Gertrud, wäre mir nicht mehr möglich ....“ — „Er iſt gewiß hinter eine boshafte Abſicht ſeines häßlichen Oheims gekommen;“ dachte das Mädchen voll Angſt, und da Frau Salome ſich wieder hören ließ, ſprach es kurz und beſtimmt zu dem Jüngling: „Um elf Uhr, neben der Ciſterne nächſt den Pfingſtnelken. Aber nur ein paar Worte: hört der Herr?“ —

Die Stunde ſchlug, und die ſich beſtellt hatten, kamen an den bezeichneten Ort. Die laue Nacht, durchſtrömt vom Duft des Geisblatts, feierlich erhellt von Wetterleuchtens Flammen, ermuthigte den Jüngling, redeluſtig und überwallend von Gefühlen, darum unverſtändlich größtentheils dem Mädchen, deſſen Herz noch verſchloſſen, Geſtändniſſe abzulegen, Hoffnungen auszuſprechen und Schwüre zu leiſten, die Gertruds Seele ſtaunen machten, und beunruhigten. Keineswegs ſtimmten jedoch Alberts leidenſchaftliche Bekenntniſſe die Jungfrau zu ſeinen Gunſten. Beſchämt, erzürnt ſogar, antwortete ſie mit bittern Vorwürfen. „Ihr habt mich getäuſcht;“ ſagte ſie: „wozu habt Ihr mich unter falſchem Vorgeben verleitet? Wie wollt Ihr Euer Thun verantworten? Ihr habt mich belogen; Ihr belügt mich und Euch in dieſem Augenblicke. Thorheit iſt, was aus Euerm Munde gebt. Schweigt endlich, und laßt mich.“

Die Allgewalt ungeſtümer frühreifer Liebe hatte in dem jungen Menſchen plötzlich Künſte erweckt, die eigentlich des Verſuchers ſind. Er ſtimmte den brauſenden Ton in den demüthigſten herab, er bettelte um Vergebung, entſchuldigte ſich mit dem Drange der Leidenſchaft. Er weinte, ſchilderte ſeines Herzens Zerriſſenheit, ſeine Verzweiflung, begehrte nur ein einzig Wort des Troſtes. Er nannte das Mädchen ſeine Heilige, betheuerte, ſterben zu müſſen, wenn ſie ihn verſtieße wie einen Sünder. Er begehrte nur einen Funken Mitleids mit ſeiner Lage, nur die Erlaubniß, von ſeinem Verbannungsorte dann und wann eine Zeile an die Geliebte ſchreiben zu dürfen. Nicht eine Antwort verlangte er; nur eine freundliche Erinnerung, und beim dereinſtigen Wiederſehen eine gütig dargebotene Schweſterhand.

Gertrud fühlte ſich erweicht. Weit entfernt, die Triebe des Jünglings zu theilen, begriff ſie doch ſeinen Schmerz. Seine Lobpreiſungen ihres Werths mißfielen der Unſchuldigen nicht; das zarte Band ſchweſterlicher Barmherzigkeit verknüpfte ſie plötzlich mit Albert. „Ihr ſollt mir ſchreiben;“ ſagte ſie, halb abgewendet: „denkt an Euern Stand und an den meinigen, haltet Euer Alter gegen das meinige. Werdet vernünftig. Einer jungen Magd ziemt eher, dem reifen und erfahrnen Manne ihr Leben anzuvertrauen, als einem Jüngling, der ihre Jahre noch nicht einmal erreichte. Werdet vernünftig und gebt mir davon ſchriftlich ein Zeichen.

Dann werd' ich wohl einmal Euch antworten, wie eine getreue Schweſter. — Gute Nacht."

„Gute Nacht und Lebewohl?" fragte Albert ſchmerzlich: „nicht einmal die zarte reine Hand zum Abſchied?" — Gertrud reichte ihm die Hand. — „Nicht einen, den erſten und letzten Kuß von reinen Lippen? Schweſter, iſt's möglich?" fragte der Verſucher wieder. Sie ſchüttelte heftig den Kopf, wollte ihm die Hand entziehen. Er hielt ſie feſter, warf ſich ihr zu Füßen. Sie erſchrack. Noch einmal liſpelte er auf ſeinen Knieen: „Iſt's möglich, Schweſter, daß Du mir verſagſt, warum ich bitte?" — Und ſie neigte ſich, ihm die Wange zu reichen. — Da knallte ein Schuß hoch über ihren Häuptern, und wie geſcheuchte Tauben ſtiebten ſie auseinander, huſchten in's dunkle Haus. — Der Nachtwächter ſah zur ſelben Zeit eine hohe ſchwarze Geſtalt durch die Straßen eilen, und rief ſie an, aber vergebens. Sie verſchwand unter'm Schwibbogen des Stadtthors. — —

„Ich möchte die Reiſe verwünſchen, wie ich mich ihrer gefreut habe;" ſagte Lorenz am folgenden Morgen, da er fertig und gerüſtet an ſeines Herrn Bett trat, um ſeine Befehle zu empfangen. — „Wie das?" fragte der Doktor, der das wildſehende Antlitz mit der auf's Kiſſen geſtützten Hand zur Hälfte verbarg. — „Ich muß meine Marie halbkrank zurücklaſſen, und empfehle ſie der Kunſt und Pflege Ew. Gelahrtheit inſtändigſt. Sie hat gewacht, da ich ſchlief, und ſchwört, daß ſie mitten in der Nacht geſpenſtige Schritte gehört habe, die durch's Haus ſchlurften, verhallend unter der Pforte. Obgleich ſie hierauf ihren Kopf ängſtlich unter die Decke geſteckt, und inbrünſtig gebetet, ſey der Spuck nach einer guten Weile abermals hörbar geworden, ſchlürfend von der Pforte treppan, und über die Gänge in das obere Haus ſich entfernend. Da iſt ſie von der Furcht dergeſtalt erſchüttert worden, daß ſie ob meiner Reiſe ſchier verzweifelt, und wie ein Schatten umherſchwankt.“

„Es iſt möglich,“ verſetzte der Doktor nach einigem Schweigen, daß der alte Herr von Planta, der Domprobſt, dem einſt dieſes Haus gehörte, dann und wann ſeine geſpenſtigen Späſſe in unſern vier Pfählen treibe. Er ſoll umgehen in einem aſchgrauen Chorhemde mit einem Schapel von Spinneweben auf dem bleichen Schädel. Man hat mir das ſo erzählt, doch iſts vielleicht nur Narrethei. Marie ſoll indeſſen ihre Kammer vom Kapuziner weihen laſſen, und ſich in der Geſpenſterſtunde nicht daraus entfernen. Dann wird ſie der Probſt ſein in Ruhe laſſen. Aber von der Reiſe, Lorenz, kann Dich nichts entbinden. Geh eilig, packe den Burſchen auf, reite mit ihm, ſo ſchnell Du kannſt. Ich will Euch nicht aufhalten, mag nicht Abſchied von dem Faullenzer nehmen. Wenn er einmal ein Mann geworden, und ich noch lebe — dann wollen wir weiter zuſehen. — Da, nimm den Brief an Herrn Malaghetti; ich habe die ganze Nacht daran geſchrieben. Die Buchſtabenmalerei wird mir nachgerade ſauer. — Merke redlich auf den Buben und erſtatte mir bei Deiner Rückkehr treulichen Bericht von ſeinem Thun und Laſſen.“ —

Nachdem ſich der alte Diener vergeblich bemüht, den ſtarren Widerwillen des Doktors gegen ſeinen Pflegling zu bemeiſtern, und Herrn Rauwolf zu einem mündlichen und freundlichen Lebewohl zu vermögen, ging er gehorſam, wenn gleich ſchweren Herzens, ſeine Aufträge auszurichten. — Der Abſchied jedoch, dem er in dem Hauſe der Wittib beiwohnen mußte, verdüſterte ſein Gemüth noch mehr, und erfüllte es mit böſen Vorahnungen. — Die Friedersdorff ermahnte, ſegnete und weinte, wie eine zärtliche Mutter, die ihren Sohn in die Fremde entläßt. Aber der Jüngling ſchien zernichtet, wie ein Verbrecher, zitternd vor der Zärtlichkeit ſeiner Pflegemutter, wie vor einem großen Uebel, wie vor einer ſchlecht vergoltnen Wohlthat. Gertrud, bleich und verſtört, grollte mit dem Scheidenden, der nur ſelten einen Blick nach Art der Diebe auf ſie warf. Die ſtumme Unzufriedenheit des Mädchens und das böſe Gewiſſen des Knaben verbannten alle Herzlichkeit aus der Scheideſtunde. Auch der Wittwe Rührung verkühlte bald an dem Herzensfroſt des Pflegeſohns; ſie reichten ſich ſtumm die Hände, nickten mit dem Kopfe, und Alles war zu Ende. — Draußen ſtand jedoch ein buntes Volk von Zuſchauern, die mit frechen Augen die Fenſterſcheiben durchbohrten, die mit ſpöttiſchem Lächeln den zu Pferd ſteigenden Albert begrüßten, mit muthwilligen Fingern nach dem Schatten der Gertrud deuteten, der hinter den geſtreiften Vorhängen vorübereilte, ſich im Innern des Hauſes zu verbergen. — Lorenz hatte nicht Zeit, dieſe auffallenden Symptome der Volksſtimmung, die ihn befremdeten, zu ergründen. Er ritt ohne Aufſchub mit ſeinem Schutzbefohlenen von dannen. Aber noch lange ſtanden einzelne Gruppen vor dem Häuschen, und

Galanda mitten darunter, der eifrigſt erzählte, wie er in verwichener Nacht, mit ſeiner Büchſe ſtreichend auf dem Speicher ſeines Hauſes, um diebiſche Katzen zu erlegen, einer wenig erbaulichen Unterhaltung im Garten der Friedersdorff zugeſehen, und dieſelbe unwillkührlich geſtört habe. Man werde an der Gertrud noch ſchöne Dinge erleben, ſetzte er hinzu, denn nach dem, was er mit eignen Augen geſehen, ſey an der äußerſten Sittenloſigkeit der Dirne und an der ſtrafwürdigſten Kuppelei der Mutter nicht zu zweifeln. Der Doktor habe mehr als Recht, das unſaubere Verhältniß plötzlich zu zerſtören. Aber leider ſey das Remedium zu ſpät angewendet worden, und das Uebel ſchon geſchehen. — Mit hämiſchem Achſelzucken, mit falſchem Bedauern oder mit frohlockender Schadenfreude wurde die neue Verläumdung allenthalben aufgenommen, und in den geſchloſſenen Bürgerhäuſern, wie in den offnen Schenken über die Wittwe und ihre Tochter unbarmherzig der Stab gebrochen. — Die Schlachtopfer von Galanda's Bosheit blieben jedoch ungewarnt, unberathen.

Sie waren argloſe Kinder, die lächelnd auf dem Sande der Meeresküſte entſchlummern, während die Fluth heranſteigt. Nach der mannichfachen unbehaglichen Bewegung des Abſchieds hatte ſich im Häuschen der Friedersdorff die Ruhe wieder hergeſtellt. Salome's Wehmuth und Gertruds Erbitterung glichen ſich aus, der gewohnte vertrauliche Zuſtand trat ein. Ihren Arbeiten emſig obliegend, ahnten die Fleißigen nichts von Stürmen. Da ſie ſelbſt nicht anders geworden waren, merkten ſie an ihren Nachbarn keine Veränderung und nahmen den lauernden Hohn derſelben für die alte Freundlichkeit. — Die Glücklichſte war Gertrud. Von dem übelgelittnen Galanda, von dem unberufnen Albert und vom gefürchteten Doktor auf einmal befreit, athmete ſie ſorglos, die Angſt der Abſchiedsnacht gern vergeſſend, und dankte im Stillen den gütigen Himmelsmächten für die Wohlthat. In den erſten paar Tagen hatte ſie klopfenden Herzens erwartet, daß irgend ein vorlauter Zeuge, — der Störer in jener gefährlichen Nacht — ihrer Mutter berichten würde, was er etwa geſehen. Da jedoch niemand ſich einſtellte, frohlockte das Mädchen inniglich, und nahm ſich vor, bei guter Gelegenheit und wann die Zeit den Jüngling auf andere Gedanken gebracht hätte, ſelbſt vor der Mutter den Schleier von jener Begebenheit zu nehmen, und ihr mit eignem Munde das Geheimniß zu vertrauen, das, obgleich gering, der wohlerzognen Tochter Herz ſchwer belaſtete. —

Da erſchien — kaum war eine Woche ſeit Alberts Abreiſe vergangen — die von ihrer Unpäßlichkeit wiederhergeſtellte Marie im Hauſe der Wittwe, und brachte das vom Doktor für Gertrud beſtimmte Geſchenk: ein großes Stück neapolitaniſchen Seidenzeugs, mehrere Palmen breit, und von einer ſolchen Feinheit des Stoffs und Delikateſſe der Zeichnung, daß ſchon der erſte Anblick dieſes glänzenden Gewebes im Stande war, alle Frauen von Geſchmack zu bezaubern. — Der armen Gertrud ging's nicht beſſer. Die ſchönſten Kirchenparamente, die ſie geſehen, waren Plunder gegen dieſe Seidenpracht geweſen. Dem guten Kinde ſchien ſie für eine Königin nicht zu gering. „Und dieſer Staat ſoll mir gehören?“

fragte ſie nur ſtaunend, und von allen andern Gegenſtänden abgezogen, während die Mutter in helllauten Ausrufungen ihre freudige Verwunderung ausathmete: „Mein ſoll dieſer Staat ſeyn? Mein?“

Da erhob Marie ihre Stimme zu einem bejahenden Lobpſalm, der ſowohl der Schönheit und Tugend des Mädchens galt, als nicht weniger der Vortrefflichkeit des Doktors, deſſen ſorgliche Pflege, deſſen ſo unerwartet in vertrauliche Herablaſſung und Freundlichkeit verkehrtes Betragen die Dankbarkeit der gutmüthigen Schwätzerin erregt hatte. — Sie ließ nicht nach mit Erzählen, bis die geſchmeichelten Zuhörerinnen Alles erfahren, was der Doktor, von ihnen redend, geſagt hatte: „Die Wittib ſey eine kreuzbrave Frau, und die ſchöne Tuda ein Mädchen, deſſen Vater er, der Doktor, ſehr gerne zu ſeyn wünſche. Dieſes Verlangen, eine Tochter zu haben, ſey zum allererſtenmale in ihm aufgekommen und er bedaure nur, daß der Wunſch da nicht auslange. Aber er begehre, der kleinen Tuda eine Freude zu machen, und das ſey ihm vergönnt, was er auch hiemit ins Werk ſetzen wolle, mit der Bitte, die Empfängerin möchte ihm zum Andenken das Kleid recht oft tragen, und ſich in jeder Angelegenheit ihres Lebens, worinnen ſie des Raths und der That bedürftig ſeyn könnte, an ihn wenden. Er fordre ſie um ſo dringender auf, die Zeit nicht zu verſäumen, als er ſchon ein alter Mann ſey, und des letzten Stündleins immer gewärtig.“ —

In deutſchen Landen gab's ein Sprichwort: „Siegreiche Hand iſt freigebig.“ Man darf es keck und kühn umdrehen, und es iſt nicht minder wahr. Eine freigebige

Hand iſt auch ſiegreich, wenn ſie nicht gerade an Schurken ihre Wohlthaten vergeudet. Wer ſeine Freiheit liebt, weigre ſich Geſchenke anzunehmen. Das geringſte bedingt irgend eine Vergeltung; das geringſte bindet den Empfänger, wär' das Band auch noch ſo loſe und leiſe. Den Ehrlichen feſſelt ein Faden, dünn, wie ihn der Herbſt über die Aecker ſpinnt, als ob er eine Kette von Erz wäre. — Gertrud war gerührt von Mariens letzten Worten. Sie dachte bei ſich: „Den edeln Mann konnteſt du fliehen mit Abſcheu? Möge er noch lange leben, der gute Herr!“

Marie unterſtützte dieſe löbliche Gemüthsänderung, indem ſie des Breitern von der des Doktors erzählte, der auf einmal einen ganz andern Menſchen angezogen habe, und ein ſehr verträglicher, leutſeliger Herr geworden ſey. „Es iſt, als ob ein böſer Geiſt von ihm gewichen wäre;“ ſagte die gute Alte: „Er redet doch wenigſtens mit den Leuten, läßt ſeine Zimmer wieder reinigen und lüften, er kleidet ſich ſorgfältiger, und iſt ſo guter Dinge, als er es überhaupt zu ſeyn verſteht. Der leichtfüßige Albert ſcheint ihm viel Verdruß gemacht zu haben. Nach deſſen Abreiſe hat er ſich erheitert, und ich wäre wie im Himmel, wenn mein Lorenz ſchon wieder zu Hauſe, und der Spuck im Hauſe nicht wäre. Indeſſen, ſeit der Pater Romuald meine Kammer geweiht, und mit gebenedeiten Sprüchen beſchrieben hat, iſt Alles ſtille geblieben, und der alte Domprobſt wird Reſpekt haben, will ich meinen.“

Nun folgte eine weitläufige Meldung von dem Spuck, und die Redſelige verſpätete ſich dabei dergeſtalt, daß ſie über Hals und Kopf eilen mußte, um zur rechten

Zeit wieder bei Hauſe zu ſeyn, und dem Herrn die Mahlzeit zu bereiten. — „Nun?“ fragte Salome ihre Tochter lächelnd, indem ſie auf das werthvolle Geſchenk zeigte. Lächelnd wie die Mutter warf ſich Gertrud a ihren Hals. „Ich war eine Närrin; vergebt mir in des guten alten Herrn Namen, Liebmutter!“ rief ſie.

Der Zauber der Ueberraſchung dauerte im Friedersdorff'ſchen Hauſe noch am andern Tage fort; er verbreitete ſich über die ganze Stadt. Die Glücklichen hatten des Doktors reiche Gabe den Nachbarn gezeigt, und ohne es zu wiſſen, den boshaften Gerüchten, die über ſie im Schwunge waren, vielen Eintrag gethan. Der geſunde Sinn der Mehrzahl im Städchen verſtand nicht, des Sonderlings Freigebigkeit mit Galanda's Behauptungen zu reimen. Sie ſah die geſchmähten Perſonen von ihrem reichen Gönner geſchätzter, als zuvor, und kehrte zu andern Gedanken zurück. Galanda ſah ſich überall als Geiſterſeher und Mährchenerfinder verſpottet, und benützte einen Auftrag des Magiſtrats, der die Hauptſtraße der Stadt nun pflaſtern laſſen wollte, um ſich unter dem Vorwande, als ginge er nach Mailand, Arbeiter anzuwerben, einige Zeit zu entfernen, damit der Spießbürger Witz unterdeſſen verrauche. — Die Spießbürger ſchämten ſich ihrer Leichtgläubigkeit, ſtellten das alte trauliche Vernehmen mit der Friedersdorff aufs Neue her, und verheimlichten, dieſe und ſich ſelber zu ſchonen, was ſie vermuthet, geglaubt, gefaſelt und geſchmäht.

Da kam der Doktor eines Nachmittags, die Wittwe zu beſuchen. Er war geputzt, wie ein rechter Doktor, goldbetreßt, Edelſteine an den Fingern, in der Hand den Stock mit goldnem Prachtknopf. In der andern hielt er einen Strauß von wilden Roſen. Er war gut aufgelegt, ſehr geſprächig, erzählte manches, wollte von Dank und Verbindlichkeit nichts hören, und ſagte, da er wegging, mit der Zierlichkeit, die einſt unter den Studenten von Bologna Mode geweſen, indem er der erröthenden Gertrud den Strauß überreichte: „Nehmt mir die Roſen ab, liebe Tuda, ehe ſie in meiner Hand verwelken. Sie ſind zwar nicht ſo friſch und roth, wie jetzo Eure Wangen, und ich habe noch meinen Garten nicht hergeſtellt, um Euch beſſre anzubieten; aber vielleicht erhalten dieſe ſchlechten Blumen einen geringen Werth, wenn Ihr bedenkt, daß ſie die erſten ſeit vierzig Jahren ſind, die ich einem Frauenzimmer anbiete. Wollet glauben, es ſtehe ein armer einfältiger Großpapa vor Euch, der ſeiner Enkelin nichts beſſeres zu ſchenken hat, als ihr Ebenbild, von der Mutter Natur gemalt, wenn gleich unvollkommen.“ — Hierauf grüßte er ſteif und blieb nicht einen Augenblick länger. — Gertrud hatte mit einer peinlichen Beklommenheit den Anfang der wohlgeſetzten Rede angehört. Der großväterliche Schluß hatte aber ihr Herz erleichtert. Sie warf die Blumen nicht weg. Die Mutter ſagte jedoch: „Wollte Gott, Du wärſt des Herrn Enkelin. Wir ſollten gute Tage haben. Unſre ſchlichte Freundlichkeit hat den mürriſchen Mann, wie's den Anſchein hat, wohlthätig angeregt. Er kann uns wahrlich beſſer leiden, als ſeine Blutsverwandten. Nun, ſie werden ihn dennoch beerben, und ich wills ihnen wohl gönnen, wenn nur der Albert einſchlüge, aber ich muß Dir's ſagen, der Junge hat mir am Ende gar nicht mehr gefallen wollen.“ — Die Tochter antwortete nichts, aber ſie dachte ungefähr daſſelbe. — —

Wie nun oft geſchieht, daß ſich Quatembergäſte in alltägliche verwandeln und unzertrennlich werden, die ſich lange und beharrlich gemieden, ſo wurde von dem Tage der Doktor ein fleißiger Beſucher der Wittwe, kam ſtets zur ſelben Stunde, blieb jedoch immer etwas länger, dann und wann ſogar das Abendbrod ſeiner Freundin theilend. Er fand bei den Frauen Unterhaltung, und ſparte nicht die Mühe, zur Unterhaltung das Seinige beizutragen. Er hatte große Reiſen gemacht, manches Abentheuer beſtanden, eine Gefangenſchaft von mehreren Monaten unter den Barbaresken ausgehalten. Was er erzählte, war freilich nicht immer der Wahrheit allzugetreu; ſeine Phantaſie ſchmückte wohlgefällig die hellen Bilder ſeiner Jugend aus, — aber darum eben lebten die Geſtalten und Gemälde aus ſeinem Munde friſch und ergötzend auf, und ſeine Erinnerungen hatten doppelte Schärfe, weil zwiſchen dem Frühling und dem Winter des armen Mannes nichts lag, als eine Kluft voll brütender Langeweile, oder ein Leichentuch über viele Jahre menſchenhaſſeriſchen Müßiggangs geſpreitet.

Die Frauen hörten ihm gerne zu: Salome, weil er Zeiten und Zuſtände ſchilderte, deren ſie ſich noch aus der Kindheit erinnerte; Gertrud, weil ihr ſeine Erzählungen wie Sagen und Mährchen galten. Sein altes, bald nachdenkliches, bald poſſierliches Geſicht, ſeine jugendliche Lebendigkeit, wann er in Eifer gerieth, der luſtige Miſchmaſch von Deutſch und Wälſch und Latein, der alsdann von ſeinen Lippen kollerte, leiſteten ſeinen

Erzählergaben den beſten Vorſchub. — Die Aufmerkſamkeit der Weiber ermunterte den eiteln Greis immer mehr; ein Lächeln Gertrudens belohnte ihn für das Geplauder eines langen Nachmittags. Er ſelber war glücklich und zufrieden. Ein Zauberer ſchien mit ſeinem Stabe die Felſenbruſt des Alten berührt und junge Quellen hervorgehext zu haben. Seine Zunge ſchien verjüngt zu ſeyn, um mit Ueberſchwang die lange Zeit grollenden Karthäuſerſchweigens hereinzubringen.

Der Doktor kam ſelten mit leeren Händen; doch waren ſeine ferneren Geſchenke unbedeutend, Spielereien, meiſtens nicht beſſer als eine Blume oder ein Schmetterling. Gertrud vergalt ſie öfters mit einem Strauß aus ihrem kleinen Garten, worinnen der Doktor manchmal mit ihr verweilte, und Anweiſung gab, welche Blumen zu hegen, welche Gemüſe zu pflanzen ſeyen, und auf welche Art es geſchehen müße. — Was er rieth, wurde mit Dank befolgt, und der leichte Gehorſam gefiel ihm ſehr. Er hörte immer mit Geduld an, was ihm die Frauen ſagten, und ſeine Miene geſtaltete ſich dabei gewöhnlich lächelnd, ſo gut als es anging. Nur, wenn auf Albert die Sprache kam, oder auf den Vater der Friedersdorff, oder auf Ehe und Freundſchaft, machte Rauwolf ein häßliches Geſicht, verſtummte und empfahl ſich ſchnell, oder gab mit irgend einem boshaften Ueberſprung dem Geſpräch eine andere Richtung. Salome und Gertrud merkten ſich dieſes bald, und vermieden im Allgemeinen, den Gaſt zu verſtimmen. Aber im Beſondern benützte die Tochter manchmal die ſchwache Seite des alten Herrn, um ihn zu entfernen, wenn er ihr zu lange blieb, oder von

Dingen plauderte, die ihr nicht gefielen. Sie durfte alsdann nur nach Albert fragen, und der Doktor zog brummend ab. — Gleichwohl waren ſchon einige Wochen vergangen, und keine Nachrichten von den Reiſenden eingelaufen. Lorenz wurde von Tag zu Tag erwartet, und ſäumte immer von Tag zu Tag. —

Einſt war Rauwolf beſonders freundlich geſtimmt, und erklärte im Garten Gertruden allerlei Blumiſtenkünſte, die er in Holland gelernt hatte. Frau Salome ging fern von ihnen am Spaliere hin und her, um die Verwüſtungen, ſo die Sperlinge angerichtet, zu ermeſſen. — Lilien ragten hie und da empor. Gertrud belobte ſie, nannte ſie den Prunk des Altars an hohen Feſten. — „Die Türken geben der Lilie eine ganz andere Bedeutung, als wir;“ ſagte der Doktor: „während ſie bei uns ein Symbol der Unſchuld und Frömmigkeit, gilt ſie im Orient für eine Blume der Freiheit und Beredſamkeit. Der Freiheit, weil ſie ſtolz und leuchtend über alle Nachbarblumen aufſteigt; der Beredſamkeit, weil ihre Blätter geformt ſind, wie Zungen.“ — „Die Bedeutung der Blume, ſo wie wir ſie kennen, ſcheint mir beſſer erſonnen.“ — „Hm, kein Wunder. Ihr ſeyd unſchuldig und rein, Tuda; Ihr ſeyd andächtig, wie eine Nonne, gläubig wie eine Märtyrin. Ihr ſeht Euer Konterfey in der Lilie und liebt es.“ — „Ich bin nicht ſo eitel, gelehrter Herr. Weiß gar wohl, daß ich nur ein gewöhnliches Mädchen bin, und laſſe meinen Schlummer nicht von Hoffart ſtören.“ — „Iſt ſonſt nichts, das den Schlummer der Jungfer ſtört?“ — „Nichts. Ich bin geſund und mein Gewiſſen iſt ruhig; ein gutes Kopfkiſſen.

Ich ſchlafe unterm Gebet ein, und wache erſt am Morgen wieder auf." — „Glückliche Tuda! Ich kenne dieſes Glück ſchon lange nicht mehr." — „Der Herr iſt hoch bei Jahren; das macht's. Die Mutter iſt doch viel jünger als der Herr, und der Schlaf will ihr ſchon nicht mehr recht gehorchen. Nicht anders wird es mir ergehen, wenn ich alt ſeyn werde." — Der Doktor hatte ſich gebückt, um eine Raupe von einem Bäumchen zu nehmen; die Rede klang ihm nicht gar angenehm. Deswegen verſetzte er etwas ſchneidend: „Schon früher, Tuda, wird Sie der Schlaf fliehen. Wie bald, und Ihr Schlaf wird nicht mehr kommen ohne Traum? Wie bald, und er wird ausbleiben, um der Sehnſucht, dieſer angenehmen Marter, Platz zu machen!" — „Ich weiß nicht, was der Herr meynt. Warum der Traum, die Sehnſucht? Ich träumte noch vor Kurzem von Dingen, die mich erſchreckten," — des Mädchens Blicke wurden ſcheu und ſtarr, da ſie dem Auge des Doktors begegneten, und der alte Widerwille regte ſich fühlbar in Gertrudens Buſen — „aber nach ſolchen Dingen ſehne ich mich nicht." — „Gibt's nicht angenehme Träume auch?" — „Ei ja, von fröhlichen Spaziergängen auf Bergen, in Thälern; von Spielen und Scherzen mit entfernten Jugendgefährten oder gar mit Engeln. Dennoch, allemal, ſobald ich die Augen aufſchlage, iſt mir das Leben ſchöner und herrlicher, als der herrlichſte Traum." — „Und wenn einmal das Herz mitträumte?" — Gertrud ſah den Fragenden mit großen Augen an. „Mein Herz iſt ruhig und gehorſam;" ſagte ſie. — „So ſchenke Gott der Jungfer noch lange den ruhigſten Schlaf. Sie iſt glücklicher als ſie weiß. Mit den Hühnern zu Bette, mit der Lerche erwachend ....." — „Mit dem früh zu Bette gehen hat es jetzt ſeine liebe Noth. Ich habe eine Arbeit für die Kloſterfrauen zu beendigen, und ſie koſtet mich manche Stunde bei der Nachtlampe." — „Ihr werdet Euch die Augen verderben, Tuda." — „Nicht doch; wenn ſie mir wehe thun, ſo öffne ich nur auf ein Weilchen mein Kammerfenſter, und ſchaue in den Garten herab. Die Nachtluft und der Hauch des Rosmarins erfriſchen bald." — Gertrud deutete nach dem Fenſterchen ihres ſtillen Gemachs. Der Doktor blickte lange zu demſelben auf, ſtellte ſich an, als wollte er etwas erwiedern, verſchluckte aber die Rede, und beurlaubte ſich haſtig. — Nachdem er fort, ſagte die Mutter, die wie eine Suchende hin und her geſchlichen war, kopfſchüttelnd zur Tochter: „Weiß der Himmel, was in unſerm Garten vorgegangen ſeyn mag?" — „Wie ſo?" fragte das Mädchen, plötzlich erſchreckt. Der Auftritt mit Albert ſtand mahnend vor ihrer Seele. — „Da ſuche ich nun ſchon ſeit ein paar Tagen den Schlüſſel zur kleinen Thüre, die nach der Straße aufgeht, und kann ihn nicht finden. Er hing an dieſem Nagel, wie Du weißt. Fort iſt er; aber wie er weggekommen ſeyn mag? Verſuche Du Dein Heil; vielleicht findeſt Du ihn." — Gertrud gehorchte mit erleichtertem Gemüthe. Aber der Verlorne lieb verloren, und nach und nach machte ſich Gertrud arüber ſeltſame Gedanken, die jedoch zu enträthſeln icht in ihrer Macht ſtand. —

Abends ſagte Marie zu ihrem Herrn, der mit einer ewiſſen Unſtätigkeit, die jedoch für jetzt nichts Schlimmes verkündete, in ſeinen Gemächern hin und her ſtrich: „Der Lorenz macht mir die Zeit recht lang. Wenn ihm nur nichts Uebles begegnet iſt!“ — „Was da, Uebles? Wir ſtehen alle in Gottes Hand? Es begegnet uns nur, was ſeit Ewigkeit geſchrieben ſteht. Muth, Muth, liebe alte Vettel.“ — „Mein Herz iſt ſo bang, Excellenz.“ — „Was Herz? der Menſch hat nur eins und das iſt ein tüchtig gewebtes Organ, das viel aushalten kann. den heftigen Blutdruck ausgenommen. Dafür iſt aber der Flittenmeiſter da*). Was ihr Leute Herz nennt, iſt ein ander Ding, oder beſſer ein Nichts, eine Narrheit, ein Ueberreiz in Gehirn und Zwerchfell. Weh dem Menſchen, der ein Herz hätte, wie Ihr's verſteht. Er müßte vor Leiden zu einem Stein, zu einem Gletſcher erſtarren. Passa via, pazzarella Suche Sie, ſich zu zerſtreuen. Basta. Das Unkraut Lorenz wird nicht vergehen. Punktum.“ — „Eben wollte ich die Excellenz bitten, ... damit ich auf andre Gedanken käme ... ich konnte ja bisher das Haus kaum auf eine Viertelſtunde verlaſſen ... ob Sie erlauben wollten ... daß ich morgen der Hochzeit beiwohnen dürfte, die der alte Bludenzer ausrichtet. Ich ſoll Brautführerin ſeyn, wenn's der gnädige Herr erlaubt ....“ —

Der Doktor ſchlug ein lautes Gelächter auf. „Peſt! Peſt!“ rief er: „Sie eine Brautführerin? Ein Kabinetsſtück wahrlich! Corpo santo! wer ſind die Hochzeitleute, die eine ſolche Wahl getroffen? Methuſalem, der ſich mit Loths Weib vermählt?“ — „'s iſt eine goldne

---

*) „Aderläßer, Chirurg.“

Hochzeit, Excellenz, und die Brautführer müſſen ähnlich ſeyn den Hochzeitern. Der fünf und ſiebenzigjährige Bludenzer und ſein Weib! wie möchte der Herr glauben ...? Die Leutchen wären für die erſte Hochzeit doch gar zu alt!“ — Der Doktor räuſperte ſich, ſtreckte ſeinen langen Körper wohlgefällig in die Höhe, und erwiederte: „Was wär's? Wollte Gott, daß gerade nur die Alten ſich vermählten! Die Vernunft würde regieren ſtatt der blinden Thorheit, und das ſkrophelſüchtige Menſchengeſchlecht endlich ausſterben, wie ſich's gebührt.“ — „Behüte der Himmel, Herr Doktor!“ — „Ohne Spaß, Sie leichtſinnige Närrin. Hat man ſich zu verwundern, wenn alte Leute zur Ehe ſchreiten? Es ſollen nicht beide Theile alt ſeyn — fiat. Aber jung und alt, ſollte ſich die Kreuzung tadeln laſſen? Alter und junger Wein vermiſcht, gibt den beſten Trunk. Sie ſchüttelt wieder ihr runzliches Haupt mit dem abgeſchmackten Eigenſinn, der nichts verſtehen will? Leſe Sie im alten Teſtament nach. Oder — hat Sie nicht unter Ihren Bekannten Beiſpiele trefflicher Ehen von ſolchem Schlage? Ich weiß der Exempel viele. Dutzende von meinen Freunden haben ſich dabei wohlbefunden. Cajus, Titus, Sempronius ſind mit jungen Weibern glücklich geworden, und Sempronia und Barbara und Matella mit alten Männern. Was hat Sie dagegen zu ſagen? Warum ſollte der Bludenzer nicht morgen zum erſtenmale heirathen, wenn's noch anginge?“

Die arme Frau war verblüfft. In der Ueberzeugung, daß ihr Gebieter ſcherze, ſagte ſie mit verlegnem Lächeln: „Ich bin, wie oft geſagt, ein unwiſſendes Weib, und kenne die Herren Cajus und Titus und den Dritten, wie auch die Frauen der hochedeln Herren nicht; aber ſo viel mir von dergleichen Ehen bewußt ...“ — „Schon gut, Vatene, Strega. Sie darf ſich mit meiner Erlaubniß auf Bludenzers Hochzeit zu Tode ſchmauſen oder tanzen, ad libitum. Ich werde mich morgen bei der Friedersdorff zu Gaſte bitten, und Nachts zuſehen, wie ich mit dem umgehenden Dompfaffen zurecht komme. Fahre Sie alſo dahin mit Gott.“ — Marie küßte dem Doktor den Rock, und ſagte abtretend, bei ſich: „Ein guter, guter Herr, den ich lang verkannt habe! Wenn er nur nicht bisweilen ſo närriſch wäre?“

Die Unſtätigkeit des Doktors war durch die Unterredung mit Marie geſteigert worden. Eine Menge wunderlicher Ideen wucherte in ſeinem Kopfe auf, die er anfänglich mit Widerwillen begrüßte, aber bald mit Luſt verfolgte und mit Worten kommandirte: „Heirathet denn, heirathet, Geſindel!“ murrte er halb ärgerlich, halb ſpaßhaft: „Macht alle vier Zeitalter durch in euern Ehen. Fangt mit dem eiſernen an, daß Gott erbarm'! die goldne Hochzeit iſt nur für das abgetödtete Alter, das von den Erinnerungen der Jahre des Leidens und der Kämpfe zehrt. Liebe, Liebe! ein ſchönes Ding meiner Treu. Eine Krankheit, ein Fieber, ein nachtwandleriſcher Zuſtand, der Alp in der eigenſinnigſten Ausbildung. Die chriſtliche Liebe wäre etwas Schönes; ſie iſt aber nur Fiktion. Die Liebe der Geſchlechter iſt ein Taumel, ein verzehrender Grimm. Aengſtliches Streben, gehäſſiges Schmollen, eiferſüchtiges Walten, Herausforderung, Ringen, Sieg, Niederlage! Jeder Triumph der Liebe iſt eine verlorne Schlacht für den ſelbſtſtändigen Menſchen. Die Liebe verbrennt ſich am eignen Feuer. Wer glühend liebt, verderbt ſich und den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft. O, ich habe ſtets dieſe Raſerei alſo begriffen. Ich habe ſtets die Fabel von der Semele verſtanden, die unter den Blitzen der Jupitermajeſtät verging, die Leichtſinnige. — Und dennoch — ſetzte er nach einer langen Pauſe hinzu — dennoch ſoll es Leute geben, die nach fünfzig Jahren mit Wonne auf den Tag zurückſchauen, der ſie vereinigte? Aber ihre Freude iſt nur Ruhmredigkeit, das Vergnügen, am Ziele des Lebens und alles Strebens zu ſeyn. Die Gewitter liegen hinter ihnen, das ruhige Abendgrau breitet ſchon ſeine Schleyer über ſie aus. — Glücklich ſterben wenigſtens, wenn nicht vergönnt geweſen, glücklich zu leben, — das wäre noch ein Tropfen Balſam in den Wermuthkelch des Daſeyns. Wenn ich noch dazu gelangen könnte? wenn es nicht ſchon zu ſpät wäre?“ Er ſeufzte, verſchränkte ſeine Arme und ſah ſtier auf den Boden. Dann fuhr er fort: „Wie gedenke ich jetzt Deiner, Leonore? Du biſt der Stern meiner Jugend geweſen, aber längſt gingſt Du unter für mich, längſt ſchon für die Welt. Hätteſt Du mich geliebt, wie ich Dich liebte, flammend, verzehrend, eiferſüchtig und ruhelos, es wäre Alles etwa gut geworden. Wir hätten uns gepeinigt, aber geliebt, verfolgt, aber geliebt, entzweit, aber verſöhnt, mißhandelt, aber verſöhnt ... und wir könnten unſre goldne Hochzeit ſo heiter feyern, wie der Spießbürger, von dem Marie ſprach. Du warſt jedoch kalt neben meiner Glut, gleichgültig bei meinen heißen Bitten, Dich zu ändern.

ſtarr vor meinem Zorn, ſpottend meines gerechten Argwohns, aufrühreriſch gegen meinen männlichen Willen. Was haſt Du gewonnen? Vor der Zeit gealtert, die Sklavin eines rohen Gebieters, den Du gegen meine ſanftere Herrſchaft eintauſchteſt, bis Du in die Grube geſunken; und ich lebe noch friſch, rüſtig, überdauernd meinen Schmerz; mein Herz und meine Gefühlswelt ſind jung, meinem weißen Kopfe zum Trotz. Ich wäre noch fähig, zu lieben und glücklich zu ſterben!“

Des Doktors hohnlachendes Geſicht verklärte ſich, denn er ſah im Geiſte ein reizenderes, näheres Bild als Leonorens. Da ſagte er, aufundabſchreitend, vor ſich hin: „Es gibt in der Natur wunderbare Kräfte, deren Schlüſſel uns verſagt ſind, die aber häufig in das Leben der Menſchenkinder greifen. An Hexerei glauben, iſt Unverſtand, doch iſt die geheimnißvolle Sympathie ein mächtiger magnetiſcher Zauber. In zarter Weiber Augen liegt ein ſolcher Magnet. Tuda iſt zart und rein, ihre Augen ſind kryſtallhelle Brunnen, vom tiefſten Lebensfeuer durchſichtig gemacht. Wenn ſie Nachts in den Garten ſchauen, um ſich zu erfriſchen, müſſen alle Gewächſe üppig neues Leben aus ihnen ſaugen. Warum ſollte der Menſch, das wankelmüthige Thier, nicht von ihnen berückt werden? Es iſt nicht verboten, das Schöne zu verehren. Aber — von Tudas Augen geſucht zu werden, von Tuda geliebt, ihrer Nächte Traum, ihrer Seele Sehnſucht zu ſeyn, das wäre das Höchſte. Das erringen und dann ſterben, ein Greis, aber von Roſenſchimmer verklärt! — Pfuy, pfuy, alter Fantaſt! werde ſchwarz vor Schaam, Du hippokratiſches Geſicht. Wenn auch Alles erfüllt würde, Du ſollteſt dennoch Deine Liebe überleben. Ohne ſelbſt Paracelſi Wunderelixir getrunken zu haben, werd' ich dennoch niemals enden, ich alter Schlemmer an der Tafel der Gedanken. Ich habe ja den Freibrief der Unſterblichkeit in der Wiege empfangen, da bei'm Einſturz meines Elternhauſes in Riva juſt mein Halbjahrleben verſchont blieb, während Alles um mich her zu Grunde ging! — Baſta! weg mit den Träumereyen von Glück, Tod und Liebe. Lebe, lebe und verzweifle in Ewigkeit, aberwitziger Thor!" —

Er grollte noch eine Weile mit ſich ſelber; dann ſuchte er, ſtatt zu Bette zu gehen, die Nacht im Freien auf. — Marie, in ihrer Kammer verſchanzt, hörte den Domprobſt umgehen, und betete ſich in Schlummer.

Am Morgen ſtand ſie aber mit ungewöhnlicher Munterkeit auf, kleidete ſich in ihre Staatsgewänder, verſorgte den Herrn, den ſie aus tiefem Schlafe wecken mußte, mit dem Röthigen, und eilte zu Bludenzers Hochzeit in die Stadt. Die halbe Einwohnerſchaft war dazu geladen, folgte dem Jubelpaare im Zuge, und füllte die Kirche an. — Als die greiſen Hochzeiter mit ihren Führern und Führerinnen am Altare ſtanden, und des Geiſtlichen Eintritt erwarteten, blinzelte Marie mit ſcharfen Augen hin und her, und ſagte zu der Frau Bludenzer: „Wie kommts, daß ſich die Friedersdorf nicht unter den Hochzeitgäſten befindet?" — Die Bludenzer zuckte die Achſeln und verſetzte geringſchätzig und die Naſe rümpfend: „Man kann die Leute nicht wohl einladen. Es geht nicht mehr. Ihr verſteht mich ſchon." — Und da Marie mit Erſtaunen betheuerte, ſie verſtehe nicht im Geringſten, was die Frau ſagen wolle, fuhr dieſe wie oben fort: „Solltet Ihr wirklich nichts wiſſen? nicht wiſſen, daß Euer Herr einen garſtigen Handel mit den Friedersdorfiſchen angeknüpft hat? Die ganze Stadt weiß doch, daß er dem Mädel nachgeht, und daß die Mutter beide Augen zudrückt, um des Wohllebens willen.“ — „Frau, Frau, was redet Sie da? Mein Herr, der ſo alt, mein Herr, der die Weiber nicht leiden kann? O, ihr giftigen Zungen, vor denen keine Freundſchaft, keine Wohlthat beſtehen mag!“ — „Hm, warum wäre denn der Doktor ſo gänzlich umgekehrt? immer in der Stadt, immer dort im Hauſe! Und die Geſchenke? kein Tag vergeht ohne ſolche. Und der Vorſchuß, womit der Galanda abgefertigt worden iſt? Und der Saus und Braus bei den Leuten? Wie erklärt Ihr das? Da wir einmal glaubten, die Trudel hielte es mit dem Neffen, hatten wir Unrecht; aber mit dem Alten hält ſie's, das iſt ſonnenklar, und deshalb gibt ſich kein ehrlicher Menſch mit der ſaubern Sippſchaft mehr ab.“ —

Der Eintritt des Pfarrers unterbrach das Geſpräch. Marie befand ſich während der ganzen Cärimonie in der peinlichſten Beſtürzung und Verlegenheit. Die heilige Handlung war daher kaum vorüber, und es ſollte zum Schmauſe gehen, als Marie ſchnellen Schritts zu der verunglimpften Freundin lief, und eine ziemlich lange Unterredung mit ihr hatte, bis auch die Tochter heimkam, worauf ſich Marie beurlaubte, und nach dem Hochzeithauſe ging.

„Was habt Ihr, Mutter?“ fragte die Tochter, welcher Salome's Unruhe auffiel. — „Nichts, nichts von Belang, mein Kind. Doch möchte ich an Dich die gleiche Frage ſtellen?“ — Das Mädchen war ſehr roth im Geſichte, und fliegend ſein Athem. — „Hm!“ verſetzte Gertrud nach kurzem Ueberlegen: „warum ſollt' ich's verſchweigen? Ich bin, da ich aus der Kirche ging, wohin mich die Neugier geführt hatte, beleidigt und verhöhnt worden.“ — „Mein Gott, was iſt das? warum, wie geſchah's?“ — „Es genüge Euch, zu wiſſen, daß der Mailänder wieder eingetroffen. Der ſtand vor der Kirche und mehrere junge Burſche um ihn her, im Schwatzen begriffen. Und da ich einherkam, ſtill und ohne mich umzuſehen, wie immer, machten die Schwätzer, auseinandertretend, eine Gaſſe. Ich mußte hindurch, und vernahm zu meinem Schrecken aus Galanda's und der Andern Munde höhniſche Begrüßungen, und halblaute wie mir ins Ohr geſungene Worte, die ich zwar nicht verſtand, die aber Spott ſeyn mußten, da jedesmal ein ſchallendes Gelächter darauf folgte. Ich bin gelaufen, was ich konnte, aber noch gellt mir in den Ohren Galanda's: „Guten Tag, Carabellchen, ſeyd gegrüßt, Prinzeſſin vom Karfunkelſtein!“ und was dergleichen mehr iſt. Ich möchte vergehen in Verdruß, da ich nicht einmal weiß, was mir dieſe Behandlung zugezogen.“ —

Die Mutter ſtand im Begriff, ihr zu antworten, und zu geſtehen, was ihr Marie von dem Stadtgeſchwätz vertraut hatte, als unverſehens der Doktor Rauwolf ankam, und ſich ohne Umſtände zu dem ſchmalen Mittageſſen einlud. Was er begehrte, war dem Gönner wohl nicht abzuſchlagen, doch fand er heute nicht die heitern Geſichter, die ihn vordem empfingen, nicht die Freundlichkeit und nicht das Geplauder, die ihm das ſchlechteſte Mahl der Wittwe zu würzen pflegten. Gertrud war verdroſſen und ſtumm, die Mutter ſeufzte oft, antwortete zerſtreut, überhörte die meiſten Fragen, und kämpfte mit ſich ſelber, ob ſie dem Doktor Alles ſagen oder Alles verheimlichen ſolle. — Rauwolf fühlte ſich am Unbehaglichſten; darum hob er ſelber bald die Tafel auf, und ſagte zu Gertrud: „Sie iſt heute nicht bei Laune, Jungfer; ich will aber mit Ihrer Mutter reden. Komme mir die Frau in den Garten nach, ſobald ihre Geſchäfte abgethan ſeyn werden.“ — Die Friedersdorf verſprach es äußerſt verlegen, und quälte ſich lange mit den ſonderbarſten Vermuthungen, was der Doktor wohl von ihr zu begehren habe, und mit der Frage, ob ſie mit der Sprache heraus zu gehen verpflichtet wäre. — Endlich faßte ſie ein Herz, und ging hinab.

Als ihr nun der Doktor entgegenſchritt, und mit barſchem Ton ſie anredete: „Was iſt's, ihr Geheimnißkrämerinnen, das euch heute verſtimmt? Warum mault ihr beide, ohne Euerm Herzen Luft zu machen gegen einen Freund, der ſich ſo zu ſagen zu Eurer Familie zählt? Habt Ihr einen häuslichen Kummer? Seyd Ihr in neuen Geldverlegenheiten? Sprecht, daß ich Euch helfe, denn ich mag Eure Kopfhängerei nicht länger ertragen!“ Da ging der armen Wittib das Herz ſammt den Augen über, und ſie entgegnete mit vieler Angſt: „Gnädiger Herr, gelehrter Herr und Excellenz! Halten Sie ein mit Dero Wohlthaten, die wir nicht verdient haben, und die, obſchon ſo wohl gemeynt, uns nicht Segen bringen wollen!“ — Da hierauf der Doktor ſtaunte, und nicht Worte fand, entdeckte ihm endlich die Wittwe klar und baar, wie Marie es berichtet, Alles, was böſe Zungen von des gelehrten Herrn Beſuchen und von ſeiner Bekanntſchaft mit Mutter und Tochter geträtſcht hatten, und ſchloß, nebſt den lebhafteſten Dankſagungen für empfangne Freigebigkeit und Güte, mit der dringenden Bitte: der edle Gönner wolle doch ſeine Beſuche einſtellen, um den guten Ruf ſeiner Freundinnen vor den Läſtermäulern zu retten.

Kaum hatte der Doktor das Unerwartete vernommen, als er in wildem Zorn gegen Philiſtäa auftobte, und ſich mit italieniſcher Geläufigkeit in tauſend Schmähungen der Spießbürger ergoß. Nachdem er müde geworden, ſtimmte er den Ton des Zorns in den des Spotts herab, und ſagte lachend: „Fürwahr, mein Alter muß noch grün und markig ſeyn, weil die Verläumder mir Dinge zutrauen, die mit meinen Jahren ſich wenig vertragen. Aber, was die Frau verlangt, wird nicht wohl geſchehen können, wäre es nur, um dem Pöbel Trotz zu bieten. Schau' Sie, liebe Frau: ich bin ein Gewohnheitsthier, und was ich einmal mir angewöhnt habe, kann ich ſo ſchnell nicht laſſen. Kümmern Sie ſich nicht um den Neid der Thoren. Halte Sie dem unverſtändigen Volk Widerpart. Sie hat keinen Freund auf Erden, wenn Sie mir ſo ſchnöde die Thüre weiſt, und Tuda's Zukunft iſt dahin."

„Wie das, mein edler Herr?" — „Hm, ich hatte es mit der Dirne gut im Sinne. Weiſe Sie nicht muthwillig das Glück der Tochter von ſich." — „Wie ſoll ich verſtehen …?" — „Je nun, mit dürren Worten alſo: Ich wollte das Kind zu meiner Erbin einſetzen, ich will es noch, wenn Ihr vernünftig ſeyd.“ — „Ach, was ſagt der Herr? wie wäre dieſes möglich? Ihre Verwandten, ... bedenken Sie ...“ — Der Doktor zog mit argliſtiger Miene einen Brief aus der Taſche, und zeigte ihn der Wittib: „Dieſes Schreiben, das ich heute empfing, enthält den Todtenſchein meines Neffen und der Seinigen. Ich hab's den Unglücklichen im voraus prophezeit, daß ſie ihr Grab in fremder Erde finden würden.“ — „Gott tröſte ſie jenſeits; ... aber der junge Herr Albert ....?“ — „Auch von ihm redet dieſer Brief. Kaum in Venedig angelangt, ergriff ihn eine hitzige Krankheit ... in dem Augenblicke, da wir von ihm reden, athmet er nicht mehr.“ — „Jeſus Maria! das Unglück!“ — „Alle Menſchen müſſen ſterben. Wohl den Guten, wenn die Böſen ihnen Platz machen. Was Sie ein Unglück nennt, iſt Tuda's Glück, wenn nicht Euer Eigenſinn ...“ — „Ach, laſſen Sie mir Zeit, mich zu faſſen; ... ach Herr, führ' uns nicht in Verſuchung ...! womit verdient mein armes gutes Kind, was Excellenz für daſſelbe thun will?“ — „Meine liebe Frau, die Wege des Schickſals laufen bisweilen verworren und wunderlich durcheinander. So ſteht geſchrieben, daß ich ein großes Unrecht an Ihrer Tochter gut zu machen habe, und das will ich, per Dio, ich wills, wenn Sie mir nicht einen Strich durchs Concept macht.“ Die Wittib ſtand betroffen da, und überlegte. Der Doktor fügte noch geſchwinde hinzu: „Sie mag entſcheiden. Um von euern Händen gepflegt und gewartet zu ſeyn, die kurze Spanne meines Lebens hindurch, will ich euch zu reichen und glücklichen Leuten machen. Wenn Ihr jedoch dem Fraubaſengeſchwätz und dem jämmerlichen Vorurtheil einen höhern Werth beilegt, ſo ſchreibt Euch ſelber zu, wenn's euch übel ergeht. Bedenkt Euch; ich komme in ein paar Tagen wieder, anzufragen.“

Triumph- und Leidglocken ſummten zur gleichen Zeit vor den Ohren der Wittwe, und ſie wußte nicht, ob das hereinbrechende Glück ein Traum oder Wirklichkeit, ob es zu wünſchen oder zu verwerfen. Da ſie die Augen aufſchlug, war der Doktor nicht mehr da. — Die Hände reibend, in Gedanken verloren, ging ſie durch den Garten. Sollte ſie der Tochter das Gehörte ſchon mittheilen? Was wollte der Doktor mit ſeinen räthſelhaften Worten ſagen? Wie meynte er die Pflege, von der er geſprochen? Was verlangte er eigentlich von den armen Leuten, als Preis des Reichthums, den er ihnen verhieß? — Der Fragen waren allzuviele für den ſchlichten Verſtand der Wittwe. Sie beſchloß daher, vor Allem mit Marie ſich zu berathen, und ihr den ſonderbaren Antrag ihres Herrn vorzulegen. — Mit dieſem Entſchluſſe im Reinen, fühlte ſie ſich etwas beruhigter; ihre Einbildungskraft trat in den Hintergrund; das praktiſche Leben behauptete ſeine Rechte. Sie muſterte die Gartenbeete, die Johannisbeerhecken: ihr Blick glitt an der kleinen Thüre des Gartens empor. Mit einem Ausruf der Verwunderung griff ſie nach dem Schlüſſel, den ſie vermißt hatte, und der wieder ſo ruhig am Nagel hing, als wäre er nie von dannen entfernt worden. — „Ei, das iſt ſeltſam!“ ſagte ſie für ſich:

„heute gleicht doch Alles um mich her einer wunderlichen Faſtnacht. Wie erklär' ich mir? — Ah, Gertrud!" — Sich beſinnend lief ſie zu der Tochter, die in ſich gekehrt, aber heiter in dem Stübchen ſaß, und ſagte zu ihr: „Du Schelmin! haſt gefunden, was ich vergeblich geſucht, und ſagſt mir kein Wort davon?" — Nachdem Gertrud ſie angehört, entgegnete das Mädchen ruhig: „Ich weiß nicht, wie der Schlüſſel wieder an ſeinen Platz gekommen; ich kann beſchwören, daß ich ihn mit keinem Auge geſehen habe." — Die Mutter ſtutzte, prüfte mit hellen Augen das Antlitz der Tochter und ſprach: „Ich muß Dir glauben. Du biſt kalt und gefaßt. Als ich von Dir ging, warſt Du heftiger geſtimmt." — „Ich habe mich beſonnen, liebe Mutter, und gefunden, daß ich Unrecht hatte, den Beleidigern zu zürnen. Iſt doch mein Herz und Gewiſſen rein. Mußte unſer göttlicher Meiſter das Entſetzliche von Neidern und Feinden erdulden, warum nicht ich, die unbedeutende Creatur, den Nadelſtich von böſen Zungen? Rechtthun und nicht umſehen, haben mich die würdigen Frauen gelehrt. Die Unſchuld wird ſtets die Bosheit beſiegen." — „So iſt's, mein Kind;" bemerkte die Mutter, indem ſie Gertruds Stirne küßte: „Wer weiß, welch ein Glück Dir noch beſchieden iſt, als Vergeltung für ſo manche Demüthigung, die Du ertrugſt für Dich und für Deine arme Mutter. Laß uns nicht verzagen. — Aber" — ſetzte ſie in ihren gewöhnlichen Ton fallend hinzu: „mit dem Schlüſſel iſts doch ein kurioſes Ding. Jedenfalls wird gut ſeyn, einen Riegel an die Thür zu ſchlagen, und Morgen früh will ich's beim Meiſter Florentin dem

Montafumer*) beſorgen. Heute iſt nichts zu thun, denn er iſt unter des Bludenzer Hochzeitgäſten, und denkt an nichts weniger, als an das Handwerk." — —

Die gute Wittwe irrte ſich ſehr im letzten Stücke. Freilich ging es bei der Jubelhochzeit in Bludenzers Hauſe gar hoch her. Die Mahlzeit war vorüber und der Tanz in vollem Wirbelgang; vom ſüßen Tyroler erregt, hüpften die Jungen, die Alten ſaßen geräuſchvoll ſchwatzend und ſpielend beim ſchweren Clävnerwein, und manches Wort wurde hie und da geredet, das über die Gränzen hinausging. — So hatte ſich ein kleiner Trupp in einem Winkel zuſammengefunden, um zu zechen, und den Sprecher deſſelben machte Galanda, und ſeine Zuhörer waren eitel junge Männer aus der Stadt, die ſich ergötzten an den ausgelaſſenen Erzählungen, ſo ihnen der Mailänder zum Beſten gab. Florentin, der Schloſſermeiſter, aus Montafum gebürtig, ſaß neben dem Maurermeiſter, und horchte halbtrunken und ſehr beifällig. Galanda hatte juſt ein lockres Abentheuer aus Verona erzählt, worinnen Strickleitern und falſche Schlüſſel als Hauptdinge vorkamen. Da klopfte ihm, die Pflichten des Handwerks vergeſſend, Florentin auf die Schulter, und ſagte mit Vertraulichkeit, aber daß es die halbe Zechkameradſchaft hören konnte: „Nicht nur in Verona, Krummbein, auch in unſerm Städtlein paſſiren Liebesgeſchichten, daß Einer Naſe und Maul zugleich aufſperren muß. Ich will Dir ein Stücklein verrathen, aber ein Schelm, der's weiter ſagt!"

---

*) Montafum, ein Bezirk im Vorarlberg.

„Ein Schelm, der's wieder ſagt!" betheuerten Alle am Tiſche nebſt dem Galanda, und die von Florentin Entfernteren legten ſich neugierig lauſchend über die Tafel. Lorenz lachte ſeine Zuhörer an, und begann: „Sind's noch nicht volle acht Tage, kommt zu mir der alte Narr, der Sonderling, der Doktor draußen vor der Stadt. Bringt mir einen Schlüſſel, und beſtellt einen ganz ähnlichen bei mir. Sag' ich: Ja, mein Herr, und Morgen ſollt Ihr den Schlüſſel haben, obgleich er nicht am leichteſten nachzumachen. Da er fort iſt, der Doktor, find' ich, daß ich ſelber, Florentin von Montaſum, den Schlüſſel gemacht habe, — fallt mir aber nicht gleich ein, wohin, für wen. Aber, wie er kommt, der alte Hans, am nächſten Tag und ich geb' ihm die beiden Schlüſſel, den alten und den neuen, ſag' ich: 's hat nur ſo geſchwind ſeyn können und ſo billig, weil ich den alten ſelbſt gemacht, und die Form mir wohl bekannt geweſen. „So?" ſagt er: „für wen." — „Ich weiß jetzt gerade nicht, Herr." — „So?" ſagt er wieder, zahlt den doppelten Preis und geht davon. Ich lach' ihm nach, ich lach' ihn aus, und trinke fröhlich meine Kanne. Auf ihrem Boden ſaß aber mein Gedächtniß, und es fiel mir ein, wem der alte Schlüſſel gehört. Rathet! der Wittwe Friedersdorf gehört er, iſt ihr Gartenſchlüſſel, und ich ſelbſt hab' ihn gemacht."

„Aha! haha!" lachte Galanda mit ausbrechender Bosheit und klatſchte in die Hände. Die jungen Leute lachten, ihm zu gefallen, eben ſo boshaft mit. Florentin ſtutzte. „Wißt ihr ſchon?" fragte er: „iſt's wahrhaftig an dem, wie ich mir zuſammengerechnet habe? Schleicht der alte Dieb bei Nacht zu der hochnäſigen Dirne, die uns Alle verachtet, und dem Galanda einen Korb gegeben hat? He? ſo redet doch, ſtatt zu lachen!“ — „Freilich iſt's ſo, rußiger Bruder,“ entgegnete Galanda: „Ihr habt mich ja verhöhnt, da ich der Dirne Frechheit an's Licht gezogen? Da habt ihr die Beſcheerung. Nicht der Bube Albert allein, auch der alte Storchbein iſt in ihr Netz gezogen.“ — „Ich denke, er hat das Mädchen behext, denn er iſt ein Nekromant!“ ſagte ein junger Burſche, der lange vergeblich ſeine Liebäugelei an Gertrud verſchwendet hatte. Seine Genoſſen, die eben ſo unglückliche Augendiener in Kirchen und auf Straßen geweſen waren, pflichteten ihm bei. — „Pah, pah, was Hexerei!“ rief Galanda: „'s gibt keine Hexerei auf Erden, als die des Geldes, und mit dem Geld hat der ſteinalte Wüſtling ſeinen Hokuspokus gemacht. Er ein Nekromant? ei wohl! wär's nöthig, einer zu ſeyn, da, wo die Tugend ſchon längſt zu Schanden geworden? ein Nekromant, der falſche Schlüſſel braucht? ein ſchlechter Hexenmeiſter, der nicht durch ein Schlüſſelloch zu ſchlüpfen weiß.“ — „Ja, ja, der Mailänder hat recht;“ antwortete ihm der Chor, und argliſtig fuhr Galanda fort: „Wahrlich, das ſollte mich nicht abhalten, dem weißhaarigen Galan aufzupaſſen, ihn mit einer guten Tracht Prügelſuppe abzuſpeiſen und das Aergerniß der liederlichen Wirthſchaft ein für allemal aufzudecken!“ — „Ha! uns ſollt' es auch nicht abhalten!“ rief der Eine. „Und wenn's heute wäre!“ rief der Andere. — „Heute wär' obendrein die beſte Zeit, das Neſt auszuheben;“ meynte Florentin: „die ganze Stadt iſt hier zur Hochzeit.

Die Liebesleutlein werden glauben, niemals ungeſtörter ſeyn zu können, als gerade heute." — „Was hindert uns? die Hand her! wer iſt dabei?" fragte der Vierte, und alle reckten die Hände hin. — Das Schelmſtück leuchtete dem Galanda ein, und nachdem er in wilder Rachluſt bei ſich gedacht: „Warte, Alter, den „Hinkebein" will ich Dir einſegnen!" ſagte er zu ſeinen Helden, gleichſam, als ob er ihrem Willen nachgäbe: „Nun, meinetwegen; weil ihr durchaus darauf beſteht, wollen wir uns in den Hinterhalt legen. Wenn's erſt hier recht drunter und drüber geht, paßt auf, ich gebe dann das Zeichen zum Fortgehen, und ihr müßt ſchleichen, wie die Katzen, verſteht ihr mich? Wir wollen unſrer Sach' gewiß ſeyn, ehe wir Lärm anheben. Ein Schelm, der's vor der Hand weiter ſagt!" — —

Die Wittwe Friedersdorf, nachdem ſie ſelber verſtohlen in Bludenzers Haus geweſen, und mit Marie in Kürze die Verabredung getroffen, am folgenden Tag mit ihr zuſammenzukommmen, um etwas Wichtiges zu berathen — hatte, wie man ſagt, Gott ihre Sache anheim geſtellt, und ſich zur Ruhe begeben. Gertrud ſaß dagegen noch auf in ihrem Stübchen, und ſtickte fleißig an dem Altartuch, das ſie ihren Erzieherinnen im Kloſter verſprochen. Die Nadel ging geſchwinde auf und nieder, der ſchwachbrennenden Lampe zum Trotz, aber noch viel geſchwinder tanzten in des Mädchens Kopf die Gedanken hin und her. — Was ihr am Morgen vor der Kirche begegnet, was ihr die Mutter mit halben Worten zu verſtehen gegeben, die Nachricht, die ſie ihr gebracht, daß Albert hoffnungslos dem Tode verfallen, beſchäftigte abwechſelnd ihren Geiſt, und wenn gleich mit aller Macht gegen eine trübe Ahnung ankämpfend, als drohe ein folgenſchweres Unheil ihrem einfachen Leben, konnte ſie dieſelbe nicht beſiegen. Vergebens fragte ſie ſich in Gedanken und lächelnd: „Was kann mir unbedeutenden Magd widerfahren, das im Voraus mein Herz in bangen Schrecken verſetzt, und mein klöſterliches Daſeyn beeinträchtigen möchte?“ es war ihr ſtets zu Muthe, als flüſtre ihr ein finſtrer Geiſt in's Ohr: „Es naht Deine böſe Stunde, und viele dergleichen, Du Unglückliche, werden ſich knüpfen an die erſte!“ Dennoch ermannte ſie ſich, ſah zum Himmel auf mit Gottvertrauen, und beſchwichtigte mit frommen Sprüchen ihre Seele. Das Engelköpfchen, welches ſie gerade in Arbeit hatte, wuchs blühend und freundlich aus der Seide heraus, und ihre Phantaſie bevölkerte das kleine Gemach mit einer Menge ſolcher Schutzwächter, die dem frommen Glauben zufolge ſtets bereit ſind, der Unſchuld und Tugend als Schirm und Hort zur Seite zu ſchweben. Dieſer wache Traum und die angeſtrengte Arbeit ermüdeten ihre Augen. Einigemal ſchob ſie das Fenſterchen auf, um eine Minute lang, ihr Angeſicht in der lauen Nachtluft und im Balſamhauch der Rosmarinſträucher zu baden. — Da gewahrte ſie, juſt im Begriff, den Kopf zurückzuziehen, unfern vom Häuschen, im Garten einen hohen ſchwarzen Schatten, der regungslos aus der Erde gewachſen ſchien, gelehnt an ein Gebüſch von Roſenſtauden. Gertrud erſchrack. Zwar ſagte ſie gleich zu ſich ſelber: „Ein Baum, Du Thörin!“ aber im nächſten Augenblick beſann ſie ſich, daß neben jenem Gebüſch kein Baum befindlich, und wieder ſchaute ſie hin, und unbeweglich ſtand der Schatten noch, wie eine ſchwarze Säule. Des Mädchens Herz erbebte! plötzlich fiel ihr das ſonderbare Verſchwinden des Gartenſchlüſſels ein; ſo wie deſſen unvermuthete Rückkehr. — „Wenn Jemand wagte, hereinzudringen in unſre Einſamkeit? wenn Galanda, der Unverſchämte, ſich unterſtände, irgend einem verbrecheriſchen Vorhaben nachzugeben? Bei dieſer Vorſtellung war das Mädchen nicht mehr der Furcht überlegen. Eiligſt zog ſie ſich zurück, ſchloß das Fenſter, blies die Lampe aus, und ſchlich klopfenden Herzens in die Kammer ihrer Mutter, um dieſe zu wecken und zu bitten, auf ihrer Hut zu ſeyn.

Mittlerweile regte ſich der Schatten unten — die Geſtalt eines Mannes — faltete den Mantel feſter um die Schultern, und ſprach leiſe die Worte: „So iſt ſie nun hinübergegangen in die fremde Welt des Schlafs, in das unbekannte Reich, und alle ihre kleinen Sorgen läßt ſie zurück am Rande ihres Bettes, nicht ahnend, daß ſo nahe bei ihr eine heiße Bruſt athmet, um einen Strahl ihres Athems einzuſaugen, daß ſo nahe bei ihr die Fiebergluth einer troſt- und hoffnungsloſen Leidenſchaft ein Weſen verzehrt, das von einem Dämon der Marter gezwungen iſt, mit Luſt und Pein die Spur eines Engels zu verfolgen. Zu ſchwach, um die Schwingen zu meiſtern, auf denen der Cherub meinen gierigen Händen entflattern wird, ſobald ich ſie nach ihm ausſtrecke, labe ich mich hier an einem trüben Schattenbild, und auch dieſes entweicht, ach viel zu früh meinem ſehnſuchtsvollen Auge! Wenn Einer im Himmel lebt, unſer Daſeyn zu regieren, ſo frage ich ihn: „warum *mir* dieſe Pein, dieſe Folter, dieſes Elend, dem nur das eines gehetzten Wilds zu vergleichen? Warum mir der vergebliche Drang, das Verlangen, das unbefriedigt bleiben muß? Roſen und Eis! o unſelige Paarung! Oder ſollte ſich unter Menſchen begeben können, was in der Einöde der Alpen zu ſchauen, wo der kalte Gletſcher, vorrückend in's Thal, die jungen Blumen und den friſchen Raſen umſchlingt, verzehrt, tödtet in ſeiner ſtarren Umarmung? Wenn Einer im Himmel lebt, unſer Daſeyn zu regieren, ſo rufe ich ihm zu: „Thu' ein Wunder, daß jene Blume ſich freiwillig mir entgegenranke, daß jener Buſen für mich ſchlage, der tilge den Ausſatz des kindiſchen Wahnſinns aus dem Gehirn des Greiſen, oder zermalme ſein Leben und zerſtücke ſeinen Leib in Atome, die einem andern Weltrade nachſtäuben, daß ſie nicht mehr folgen können der Bahn, worauf ich bis jetzt mich zu quälen verdammt bin! Die Raſerei des Tollhauſes wäre Arznei für meinen Zuſtand; der Tod wäre mehr: wäre Heilung!“

Unverwandt ſtarrte der Mann zum Himmel, aber kein Zeichen geſchah; es blieb Alles unverändert ringsum. Mit einem herben Seufzer mied der Gequälte ſeinen Platz, ſuchte den Ausgang des Gartens, trat aus der Thüre, und wollte ſie verſchließen, als er ſich unerwarteterweiſe gepackt, umringt ſah und von rauhen Stimmen angerufen hörte. „Halt da!“ „Wer da!“ „Woher?“ „Wohinaus?“

„Laßt mich! Was wollt Ihr von mir?“ — „Sieh da; eine luſtige Frage. Was wir von ihm wollen?

Was er von der Nachbarin will, der Dieb, das iſt die Frage.“ — „Corpo santo! Wer ſchilt mich einen Dieb! Wer ſeyd ihr?“ — „Wer Du, wüſter Nachtvogel! Laternen her. Klopft die Leute aus dem Schlafe! Der Menſch hat die Friedersdorf beſtohlen!“ — „Willſt Du das ruchloſe Maul halten, Bestia? Laßt mich, oder...!“ — „Er droht noch, ha ha! immer beſſer!“

Indeſſen pochten einige der Helden Galanda's an dem Hauſe der Friedersdorf, und ſchrieen: „heraus! heraus! ein Dieb!“ aus voller Kehle. Unter ihnen hüpfte der Montafumer, eine Laute in der Hand, und ſang mit Naſentönen das Appenzeller Spottliedchen:

Trudeli, wo biſt du geſtern gſih?
Hinderem Hus im Gärtli.
Wer iſt aber bi der gſih?
Der im graua Bärtli!“

„O Beſtie, Rhinoceroſſe, Unthiere, porchi tutti quanti!?“ wüthete der Angefallene, und zog ein langes Stilet unter dem Mantel hervor: „Wollt Ihr mir Platz machen, oder ich tödte den Erſten beſten!“ — „Laßt euch nicht ſchrecken; mahnte Galanda's höhnende Stimme: jetzt geben wir dem Geſindel den Taubendruck *), oder nie.“ — Wilde Hände entrangen dem Verzweifelnden den Dolch; andere hielten unter ſein Antlitz, das er vergebens im Mantel zu verſtecken ſuchte, Windlichter und Laternen, denn die ganze Nachbarſchaft war auf den Beinen, jedes Fenſter offen und mit Schauenden beſetzt. Die Friedersdorf und Gertrud rangen in dem übrigen

---

*) Gnadenſtoß. — Provinzialiſm jener Gegend.

die Hände; Nachtwächter und Gerichtsdiener nahten mit raſſelnden Stöcken; der ganze Menſchenſchwall von Bludenzers Hochzeit wogte mit Lichtern heran. Marie erkannte in dem Angehaltenen ihren Gebieter. „Heilige Mutter! Herr Doktor! Herr Rauwolf!“ ſchrie ſie, und alle Anweſenden wiederholten ſtaunend denſelben Ruf. —

Galanda ſprang hervor und machte mit erheuchelter Geſchäftigkeit den Doktor aus den Händen derer, die ihn feſthielten, los, „Was denkt Ihr denn, ihr Männer?“ ſchrie er: „warum packt Ihr den gelehrten Herrn wie einen Räuber? Fürwahr, nicht um zu ſtehlen kam der Herr in dieſen Garten. Man weiß doch, daß ſein Reichthum ihn vom Verdacht des Diebſtahls freiſprechen muß!“

„So kam er, um zu hexen, der Schwarzkünſtler, und wir wollen ihn brennen ſehen!“ jauchzten die jungen Leute. — „Was da, was da!“ krähte der Montafumer: „Lieb' fragt nicht nach Stund' und Nacht!

Mein Schatz iſt kein Zucker,
Wie bin — i ſo froh,
Sonſt hätt — i — en ggeſſa,
Jetz ha — ni — ga — no!“

Mit einem vernichtenden Blicke, den Tod ſo zu ſagen in all' ſeinen ſchroffen Zügen, ſchüttelte Rauwolf die ihn noch hielten, von ſich, und ſprach keck, wenn auch mit angegriffner Stimme zu dem Richter, der gravitätiſch an ihn herangetreten war und ihm Fragen ſtellen wollte: „Befreie mich der Herr von dieſem Volk und Pöbel! Hat man je ſo etwas geſehen? Wo iſt die Stadt, da man einen ehrlichen Mann hinderte, bei ſeiner Braut aus und ein zu gehen, wann es ihm beliebt?“

Dieſe Worte, laut und verſtändlich, da Alle geſchwiegen hatten, als der Doktor zu reden anhob, wirkten wie ein Gewitterſtreich auf die Menge. Es herrſchte eine tiefe Stille, die Stille der Beſtürzung. Endlich begann die Kunde von Mund zu Mund zu brauſen: „Sie iſt ſeine Braut! ſeine Braut! des Doktors Braut!“ — Und allgemein war die Ueberraſchung und der Doktor aller Augen Ziel, und ſelbſt Galanda, der ſein Spiel anders ausgehen ſah, als er gehofft, war verblüfft und bemerkte nicht, wie Gertrud am offnen Fenſter ohnmächtig in der Mutter Arme ſank, nachdem ſie vernommen hatte, was der Doktor geſprochen. —

„Wenn dem alſo iſt, wie nicht zu zweifeln, begann der Richter mit Wichtigkeit, obſchon nicht ohne einen Anflug von Lächeln, „ſo iſt die ganze Sache aufgeklärt, und es bleibt nur übrig, Morgen die Urheber dieſes in unſern Annalen beiſpielloſen Ueberfalls zur Rechenſchaft zu ziehen. Ew. Excellenz verlaſſe ſich darauf: es wird geſchehen, was Rechtens iſt. Für heute aber wünſche ich dem gelehrten Herrn die wohlruhendſte Nacht, und befehle Allen unſern Angehörigen, unverzüglich die Gaſſe zu räumen, und das Polizeimandat zu vollziehen, welches befiehlt, daß nach zehn Uhr Alles ſtill und ruhig bei den Häuſern ſich verhalte.“ — Die Waibel und Gaſſenknechte vollzogen den Befehl, alle Umſtehenden entfernten ſich unter halblautem Geſchwätze, und niemand blieb auf dem Platze zurück als der Doktor und Maria, die eine Leuchte trug, da ſie im Begriff geweſen, den Heimweg zu ſuchen. — Das Weib, ergriffen von dem ſo unerwarteten Auftritt, fragte ihren Herrn zögernd: „Befehlen der Herr Doktor …?“ — Dieſer unterbrach ſie barſch, indem er verſetzte: „Laſſe Sie uns zur Friedersdorf eintreten. Ich habe noch ein Wort mit den Leuten zu reden.“ —

Sie fanden die Frauen in ſtummer Verzweiflung einander gegenüber ſitzend. — Bei des Doktors Eintritt wendete ſich Gertrud mit einer Geberde heftigen Abſcheu's von ihm ab, und entfloh in einen Winkel. „Ach, Excellenz!“ weinte ihm die Mutter entgegen: „Warum haben ſie uns das gethan?“ — Gebieteriſch verſchloß er ihr den Mund, und antwortete rauh: „Das Unvermeidliche ſteht geſchrieben von allem Anfang. Warum ich Euern Garten zur Nachtzeit betreten, bleibt mein Geheimniß, aber ſo viel iſt gewiß, daß die Spitzbuben von Spießbürgern mir nicht geglaubt haben würden, wenn ich ihnen auch die Wahrheit geſagt hätte. Meine und Eure Ruh und Leumund wäre unwiderbringlich dahin geweſen. Schickt euch in's Nothwendige, daß wir nicht coram plebe zu Schanden werden.“ — „Nimmer, o nimmermehr!“ ſchluchzte Gertrud. — „Der Herr hat uns zu Grunde gerichtet!“ weinte die Mutter. — „Schweigt! Ihr ſteht dem Triumph über Eure Feinde näher als je!“ fuhr ſie der Doktor an: „Meynt Ihr, daß ich auf Roſen liege, während Ihr auf Dornen? Wollt Ihr im Eigenſinn verſchmachten, in Schande vergehen, während Ihr Euch baar und blank aus Allem ziehen könnt? Seyd vernünftig. Thut den zweiten Schritt mit Freuden, da der erſte gezwungen geſchehen mußte. Ich weiß, was mir erlaubt iſt, zu verlangen; ich begehre nur Tuda's Vater zu ſeyn. Hört Ihr? Schlagt nicht aus, was der Himmel euch gnädig ſchickt. Ich würde dem Spott Trotz bieten können; Ihr müßtet ihm unterliegen. Vergeßt nicht, daß Ihr Alles, was um euch iſt, nur mir verdankt, und daß auch der letzte Schatten von Wohlſtand um Euch her verſchwände, wenn Ihr mich zwingen ſolltet, die Hand von Euch abzuziehen. Beſinnt Euch und wählt vernünftig. Marie ſoll morgen kommen, und Euern Entſchluß einholen, meine Bedingungen — Euch nur allzugünſtig — überbringen. Fahrt wohl indeſſen."

„O mein Gott! in welch ein Wirrſal ſind wir gerathen?" jammerte die Mutter. Gertrud klagte, dem Schmerz ſich ohne Rückhalt überliefernd: „Herz, mein Herz wie hat Deine Ahnung wahr geſprochen! Die böſe Stunde iſt gekommen, und noch viele andere werden dieſer erſten folgen!" — —

Ungefähr zehn Tage nach der nächtlichen Begebenheit ſtellte ſich Lorenz bei ſeinem Herrn ein. Der gute Burſche hatte ſich nicht Zeit genommen, ſeine Reiſekleider abzuwerfen, und ſeiner Ehefrau Begrüßungen zu erwiedern. Er trat bei dem Doktor ein, ein leibhaftes Bild der Kümmerniß, blaß und abgemagert, mit hohlen Augen und Wangen. — Rauwolf, der eben beſchäftigt war, ſich in ſeinen glänzendſten Staat zu kleiden, ging ihm freundlich entgegen, reichte ihm die Hand. „Hab's vernommen, alter Knabe, hab's vernommen von dem Boten, den Du ſchickteſt. Krank gelegen, die Blattern gehabt, Kloſterverpflegung, Spitalſuppen ... Menſch, Du ſiehſt elend aus. Doch wollen wir Dich bald wieder ausgefüttert haben, und doppelt ſey willkommen, weil Du eben heute eintriffſt, an Deines Meiſters Ehrentage.“ —

Der Bediente muſterte neugierig des Herrn glänzende Bekleidung, die neubemalten Zimmerwände, die reinlichen Geräthſchaften; er hörte, wie draußen eine Menge von Dienerſchaft durch einander lief, und ſagte endlich, ſich die Augen reibend: „Ich hab' im Spital zu Botzen allerlei dummes Zeug vor meinem Geſichte wirbeln geſehen; vielleicht iſt noch ein Nachtrag das, was ich jetzt ſchaue. Die Excellenz wolle mir erklären, was die Wiedergeburt in dieſem Hauſe bedeutet. Meine Marie hat mir nur geſagt, daß ich viel Neues hören würde.“

„Rhinoceros!“ lachte Rauwolf, ſich im Spiegel beſchauend: „Kannſt Du nicht errathen? Da; ſtecke mir den Blumenſtrauß am Rocke feſt. So: nun, wen ſtelle ich vor, Animal?“ Und weil der Bediente nur kopfſchüttelte, nicht antwortete, fuhr der Doktor fort: „Einen Bräutigam, Lorenz, einen Bräutigam. Heute iſt mein Hochzeittag. Eile, Dich in Deine ſchöne Livree zu ſtecken. Du ſollſt trotz Deines Leichenbittergeſichts den Zug eröffnen, einen Blumenſtrauß in der Hand, ſo groß, als er nur aufzutreiben iſt.“ — „Ew. Excellenz ſcherzen ...“ — „Nicht doch, ich eheliche heute die kleine Tuda Friedersdorf. Schlag zehn Uhr werden uns die Glocken rufen.“ — „O Herr, o Herr, was wollen Sie beginnen? Thun Sie das nicht, ich bitte Sie auf meinen Knieen, dieweil noch Zeit iſt.“ — „O blöder Narr, o blöder Hans! Steh' auf: ich weiß ſchon, was Du meynſt. Du ſollſt jedoch im Teſtamente nichts einbüßen. Was

Dir beſtimmt geweſen, bleibt Dir auch. Meine holde Braut hat's ſelbſt verlangt.“ — „O Herr, von mir und Marien iſt nicht die Rede. Haben Sie jedoch vergeſſen, daß Herr Albert lebt, der nähere Anſprüche …?“ — „Du guter Burſche, der nicht weiß, daß oftmals todt iſt, der zu leben vorgibt? Der junge Albert iſt nicht mehr, Du guter Lorenz. Er iſt hinübergegangen, noch bevor Dich in Botzen Deine Krankheit befiel.“ — „Herr Albert? den ich auf der Reiſe gehütet wie meinen Augapfel? den ich unverſehrt in des Kaufmanns Hände abgeliefert? den ich kerngeſund verlaſſen?“ — „Heute roth, morgen todt, ehrlicher Lorenz. Die Hiobspoſt traf ein, noch ehe ich erfahren, daß Du ebenfalls den Kampf mit dem Knochenmann begonnen. Du gingſt jedoch ſiegreich daraus hervor, und Albert mußte die Waffen ſtrecken und ſeinen Eltern und Geſchwiſtern folgen in das Schattenreich.“ — „O grauſames Schickſal! Aber, Herr geben Sie lieber Ihr ganzes Hab und Gut noch heut der armen Friedersdorf als ein Geſchenk und Almoſen — nur ſchließen Sie nicht einen Bund, der Ihnen Reue und Leid bereiten wird. Das blutjunge Kind und Ew. Excellenz hohe Jahre — o es kann nicht zum Guten ausſchlagen!“

Der Doktor maß den Warner mit verdrießlichem Blick, und ſchnaubte ihn an: „Du wirſt zudringlich, Freund, und überläſtig. Was mir Vernunft und Sitte gebietet, weiß ich gar wohl. Tuda's Ehre zu retten, bring' ich Ihr ein Opfer, wie ein zweites ſich nicht leicht findet. Ich habe dieſes Haus geputzt für ſie, für die jungfräuliche Braut. Der Bedientenpöbel, der da außen gafft und läuft, wird verſchwinden mit dem Hochzeitſchmauſe. Aber auch wir, Lorenz, wir werden alsdann von dieſer Stätte ſcheiden. Du wirſt mir nach Chiavenna folgen, wo ich meine Tage beſchließen will. Tuda wohne hier, von meinem Namen und meiner Ehre geſchützt, die Haupterbin meiner Güter, ſobald ich, von ihr entfernt, die müden Augen geſchloſſen habe. Alsdann wähle ihr Herz, alsdann werde aus der Braut eine fröhliche Gattin, und mein Gedächtniß begleite bis in's Grab die Glückliche, die ich gemacht. Verſtehſt Du nun?"

Lorenz küßte halbweinend die Hände des Gebieters, und rief: „Es müſſen ſich hier ſeltſame Dinge zugetragen haben, die Alles dieſes veranlaßten; aber ſo viel Edelmuth, ſo viel uneigennützige Güte, wie die Ihrige, iſt noch nie geſehen noch erhört worden. Tauſend Segen über Sie, und ich will ein Schelm ſeyn, wenn ich Ihnen nicht an's Ende der Welt folge, Ihnen die Augen zuzudrücken, oder in Ihrem Arme zu ſterben."

Die Glocken im Städtchen riefen hell. Ein Wagen fuhr vor, den der Doktor beſtieg. Der Kutſcher im Treſſenrocke, hintenauf zwei Bediente; in jedem Schlage hing ein Lakai in prächtiger Livree. Alle Fenſter klirrten auf, die Gaſſen füllten ſich mit Menſchen. Eine Pracht wie dieſe war in der Stadt noch nie zur Schau gelegt worden. Funkelnd von Gold und Edelſteinen trat der greiſe Hochzeiter in der Braut beſcheidene Kammer. Sie kniete, einfach gekleidet, auf ihrem Schemel und vollendete ihr Gebet. Ein leiſes Zittern überflog die Glieder des marmorweißen Mädchens, als der Doktor erſchien.

„Satan in güldner Höllenpracht!“ dachte Gertrud und ihr Herz krampfte ſich zuſammen. — Doch war des Hochzeiters Anrede weit entfernt von hölliſchen Drohungen oder Verſuchungsfloskeln. „Tuba,“ ſprach er milde, „nicht vergeblich waren Deiner Mutter und Mariens Zureden, Dein natürliches Widerſtreben zu bekämpfen. Du ſtehſt jetzo auf der Schwelle Deines Glücks. Meine Hand ſoll Dir in's Paradies der Erde, in den Stand des Reichthums hinüber helfen. Alles was ich beſitze, war von jeher Dir beſtimmt, doch ahnſt Du nicht, was mich Deiner Ehre Rettung koſtet. Meine Habe iſt nichts, ich opfre Dir mein Leben, das ich von Euern Händen gepflegt, vollenden wollte; das ich nun, um Dir vor der Welt völlige Genugthuung zu geben, weit von Dir beſchließen muß. Dein Glück beginnt an der Pforte meiner Gruft, und ſie wird nicht lang verſchloſſen bleiben. — Sage drum ein heitres Ja, das gaffende, lauernde Volk zu beſchämen, und gewähre mir die Liebeszeichen einer Tochter während der wenigen Stunden, die wir zuſammen zu verleben haben.“ — „Großmüthiger Mann! wie ſollen wir unſre Dankbarkeit Ihnen beweiſen?“ fragte Gertrud mit naſſen Augen, ſich gegen ihn vorbeugend. Er drückte einen Kuß auf ihre Stirne, führte ſie zur Mutter, von dannen zur Kirche.

Der Zug war zahlreich und prunkvoll, die Freude ſelten und theuer bezahlt, der Neid ſpottwohlfeil, in tauſend Angeſichtern zu leſen, die bei der heiligen Handlung bald die ſorglos lächelnde Mutter Gertrudens, bald die ernſte bleiche Braut, bald den Hochzeiter anſtarrten, der gebückter einherging als gewöhnlich und mit einem hartnäckigen Huſten kämpfte. „Sein Leichenbegängniß wird ſich nicht lange erwarten laſſen;“ meynte die Mehrzahl der Zuſchauer. — Indeſſen donnerte die Orgel eine Weiſe nach der andern, und der wichtige Moment erſchien. Gertrud, ergeben in ihr Opfer und vertrauend den edeln Zuſagen ihres Wohlthäters, vielleicht gehoben auch durch das Bewußtſeyn und die Eitelkeit, ihre Feinde auf immer zu beſchämen, ſagte, wie Rauwolf gewünſcht, ein helles „Ja“. Die Zeugen gingen zum Opfer, unterzeichneten in der Sakriſtei, und Alles war vollendet. Mit ermuthigendem Lächeln hoben Salome und Marie die Braut in den Wagen. Der Doktor nahm ſeinen Platz neben ihr, und umgeben von dem zum Schmaus geladenen Geleite und den wenigen Verwandten, zog das Paar aus der Stadt, und in das Haus des Sonderlings, das heute alle ſeine Fenſter gaſtlich geöffnet hatte, und Sonne und Luft einließ in die ſchöngeſchmückten Gemächer. — Die Mahlzeit, mit auserleſenen Speiſen beſtellt, begann. Der köſtlichſte Wein floß aus freigebigen Flaſchen. Der Pfarrer und die Gäſte ſprachen einen Glückwunſch nach dem andern aus, und die Zeit entſchwand auf Flügeln. Gertrud, wie ſie es verſprochen hatte, überbot ſich in kindlicher Liebenswürdigkeit gegen den Gemahl, der von krankhafter Unruhe ergriffen ſchien, und bald auf die Uhr, bald auf die Fenſter, bald auf die Braut den ſeltſam unſtäten Blick richtete. „Der Herr befindet ſich nicht wohl?“ fragte Gertrud mitleidig. „Iſts ein Wunder?“ fragte der Doktor mit ſonderbarem Lächeln: „dieſes Tages Freuden und Leiden reißen mindeſtens ein Jahr von dem ſpärlichen Ueberreſt meines Lebens los. Glaubſt Du, Tuda, daß mir leicht wird, was ich noch zu thun vorhabe?“ — Indeſſen rollte der Wagen vor's Haus. Reiſefertig erſchien Lorenz und flüſterte dem Doktor zu: „Der Excellenz Befehl iſt vollzogen. Der Reiſewagen wartet. Einen friſchen muthigen Abſchied, Herr, um zu vollenden, was Sie ſo ſchön begonnen.“ — Es erhob ſich, von des Doktors Vorhaben unterrichtet, die ganze Geſellſchaft, ſich zu verneigen, und dem Scheidenden das Lebewohl zu wünſchen. Gertrud bereitete ſich, des edeln Greiſen Hand zu küſſen, und ihm zu ſagen: „Vergeßt mein nicht, doch zürnt mir nicht. Ihr ſelber habt geordnet, was geſchehen muß.“ Die Schwiegermutter näherte ſich, den vornehmen Eidam ehrerbietig zu umarmen und ihren Dank zu ſtammeln. — Da richtete ſich mit einemmale der Doktor ſtrack in die Höhe, ſein Montaltohuſten*) ſchwieg, ſeine Flimmeraugen blitzten und mit kecker durchdringender Stimme rief er über all das Geräuſch hinaus: „Dieſes Glas meinen ehrenwerthen Gäſten! Die Stunde der Trennung hat geſchlagen, und ich bitte Euch alle, nicht länger hier zu verweilen. Lorenz, geleite den Pfarrer und die Schwiegermutter zu der Kutſche, die vor der Hand beſtimmt ſeyn mag, ſie nach Hauſe zu bringen. Meine Reiſe unterbleibt; denn Gott hat mich gewürdigt, die Vortrefflichkeit meiner Frau Liebſten ganz zu erkennen, und ein Frevel wär's, wenn ich ſie jetzt verließe, da ſie mit mir durch Prieſterſegen ein Leib und eine Seele geworden.“

---

*) Sixtus V. — Cardinal Montalto.

Wie von Starrſucht befallen, unbeweglich, dem Anſehen nach eine Leiche, ſtand Gertrud dem Grauſamen, der die Maske weggeworfen, zur Seite. Erſchüttert verſtummten Lorenz, Marie und die ganze Verſammlung Die Wittwe allein, mit einem Schrei des Schreckens, ſtürzte auf die geliebte Tochter los, faßte ihre Hand, und zeterte: „Bleib nicht, Kind! o folge uns! Der Boshafte bricht die heiligſten Eide, die er mir geleiſtet. In welchen Abgrund ſtürzt Dich meine Leichtgläubigkeit und dieſes Scheuſal, wenn Du nicht augenblicklich fliehſt!“ Aber der Doktor drängte die Mutter von dem Kinde, und verſetzte mit kaltem Spott: „Wer iſt, der da ſcheiden will, was Gott zuſammenfügte? Gute Nacht, Mutter, zu Ende iſt Ihr Reich!“

Als wie auf ein gegebnes Zeichen trieb die zahlreiche Dienerſchaft von Söldlingen die Geſellſchaft aus dem Saale, aus dem Hofe. Achtungsvoll, doch unerbittlich wurde die verzweifelnde Mutter zu dem Pfarrer in den Wagen geſetzt, und hinter dem Tumult der Ueberraſchung und des Schreckens ſchloß ſich unbarmherzig Pforte und Riegel des einſamen Hauſes.

Flammen unter Schnee.

Dritte Abtheilung.

Wo ſich zwiſchen dem Galenſtock und dem Nägeliſtock, dieſen Urpfeilern ſchweizeriſcher Alpenwelt, der breite Eisrücken, der den Namen des Rhonegletſchers führt, herniederſenkt in das rauhe Thal von Oberwallis, an einer der Quellen, die den Urſprung des großen Fluſſes bezeichnen, ſaß eines ſchwülen Sommernachmittags ein junger Mann. und badete — von mühſamer Wanderung erhitzt, Bruſt und Hände in der kühlen Fluth. Er ſchaute manchmal empor zu der ſteilen Höhe des Furkapaſſes, zufrieden, einen beſchwerlichen Weg zurückgelegt zu haben; dann und wann richtete ſich aber ſein Blick ungewiß und ſchüchtern nach dem Thalſchlund, worinnen neben dem ſchäumenden Waſſer, durch finſtere Waldſchatten und über nackten Fels ſich ein Pfad nach Oberwald, dem erſten Dörfchen des Walliſerlandes, öffnet. Des jungen Reiſenden Bündel war leicht, wie ſeine Geſtalt, aber auf ſeiner Stirn brütete ſchwarze Sorge, die kaum zerſtreut wurde durch das Anſchauen der üppigfarbigen Blumen am Rande des Eiſes, und der in den Lüften kreiſenden Raubvögel. — Des Wanderers Seele verlangte nach einer Anſprache, nach einem Menſchenantlitz in der unwirthlichen Einöde, und lange ſaß er an dem Sprudelfall, bevor ſein Verlangen erfüllt wurde. — Endlich zeigten ſich bunte Farben auf der Höhe des Furkaabhangs: Gewänder von Menſchen; und, behutſam die langen Stäbe gebrauchend beim Niederſteigen nahte ſich ein Häuflein von Weibern dem Gletſcherrande. Wenn der Pfad etwas eben hinlief, ſangen ſie geiſtliche Lieder und beteten den Roſenkranz. Dieſe Geſänge und Gebete, ſo wie die bäuriſche Pilgertracht, und die Zwerchſäcke, die über die Schultern der Weiber hingen, ließen ſie gar leicht als Wallfahrerinnen erkennen.

In der Nähe der Quelle angelangt, wo der Wanderer ſaß, trennte ſich eine der Frauen von den übrigen, um auszuruhen und ſich zu erfriſchen. Sie trug nicht das Hütchen der Walliſerinnen, wie die andern, die rüſtig das Thal entlang zogen; ihr Kopf war mit einem Tuche bedeckt und verhüllt, die Sonnenſtrahlen abzuwehren; auf ihrem Rücken hing die mächtige Haube der Vorarlbergerinnen. Der junge Mann, der dieſe Zierde trotz ihrer Unform, gern zu ſehen ſchien, nahm keinen Anſtand, die Ruhende, nachdem ſie getrunken, anzuſprechen. „Gelobt ſey Jeſu Chriſt!“ — „In Ewigkeit, Herr. Dank' Ihm ſchön.“ — „Woher des Wegs, Frau?“ — Gerade von Unſrer lieben Frau zu Einſiedeln, Ihm zu dienen.“ — „Sie iſt aber nicht daheim im Walliſerlande, wohin Sie eben geht?“ — „Ach nein, Herr.“ — „Hat Sie Verwandte dort?“ — „Ach ja, Gott ſey's geklagt. Eine liebre Seele hab' ich nicht auf Erden. Ein Kreuz und Elend iſt's jedoch, ſie in der Wildniß aufſuchen zu müßen!“ Die Frau ſeufzte ſchwer bei dieſen Worten, und nahm, ſich Luft zu machen, das verhüllende Tuch von dem ergrauenden Haare. „Santa Madre!“ ſchrie der Reiſende, und ſprang auf, die Hände zuſammenſchlagend und die Frau mit allen Zeichen der äußerſten Verwunderung anſtarrend. — Das kummervolle Antlitz der Pilgerin blickte befremdet zu dem Staunenden hinüber. „Wo fehlt's, Herr?“ fragte ſie ruhig. Doch in ſeinen Augen blitzte es, wie Thränen, und er entgegnete mit gutmüthiger Heftigkeit und ſtotternd, denn die Bewegung ließ ihn kaum zu Worte kommen: „Je, ſeyd Ihr's denn leibhaftig? Dio santo! Ihr ſeyd's, bei meinem Leben! Je, kennt Ihr mich denn nicht mehr, Mutter Friedersdorf?“ — Worauf die Andere: „Wahrlich nein, Herr, ob ich zwar ſchon diejenige bin, die Er genannt hat.“ — Nun ſtürzten die Zähren dem Frager über die Wangen, und er ſchluchzte: „Hab' ich mich ſo viel verändert, mein Gott? Iſt denn nichts, gar nichts mehr in meinem Geſichte, das euch an den kleinen Albert, an Euern unglücklichen Pflegeſohn erinnert?“ Er zitterte vor Rührung und Ungeduld, da er alſo redete, aber, wie er ſah, daß die Frau ſich aufraffte, und einige Schritte weiter von ihm wich, als ſähe ſie ein giftiges Thier, — da wußte er vollends nicht mehr, was er denken ſollte. Sie zitterte heftiger, als er, ſie bekreuzte und ſegnete ſich, ſie ſtöhnte mit furchtbarer Geberde: „Laß ab von mir, ob ein guter oder ein böſer Geiſt, laß ab, denn ich muß ja leben, um mein Kind zu ſehen, mein liebes einziges Kind! *)

„Ich ein Geiſt, Mutter Salome? Ich, der ich flamme und glühe und mich abarbeite mit allen Peinen ungeduldiger Lebenskraft? Da, da, nehmt meine Hände! da, fühlt an meine heiße Stirne, an mein pochendes Herz. Ich bin nur todt, weil Ihr mich nicht mehr liebt, weil Ihr mich vergeſſen!“

Die Wittwe hatte mechaniſch des Jünglings Willen gethan, ſeine Hände erfaßt, ſeine Stirn, ſeine Bruſt berührt: ſie war jetzt überzeugt, daß ein Lebender vor ihr ſtand, obſchon ſie nicht begreifen konnte, wie das zuging; ſie hatte tauſend Fragen auf der Zunge, — dennoch antwortete ſie vor Allem dem Vorwurf ihres ehmaligen Pfleglings. „Nicht mehr lieben, Dich vergeſſen, Albert? Wer ſagte Dir das Mährchen? Aber, weil ich ſeit Jahren Dich für todt hielt, weil ... Ach, verzeihe der Herr, daß ich Ihn noch duze, wie den Knaben Albert — Ihr ſeyd recht groß und ſchön und männlich geworden .... wie konnte ich denn mir vorſtellen, daß .... Ach, grüß' den Herrn Gott! Seine Nähe iſt mir ein wahrer Troſt! ich darf jetzo meinen Kummer in ein Herz ausſchütten, das mir nicht ein fremdes iſt, wie Seine Thränen mir beweiſen. Nicht

---

*) Der Volksglaube behauptet: wer einen Geiſt geſehen, müße ſterben am dritten Tag.

wahr, Herr Albert!" Albert preßte bejahend der Wittwe Hand in der Seinigen, und verſetzte: „Die Wohlthat kommt uns beiden gut. Ich bin ein treffliches Echo für Eure Stimme, um zu antworten mit Leid dem Leide. Ich komme daher, auf wilden Wegen, ein Flüchtling, und finde unverſehens eine Mutter wieder. Welch' eine Himmelsgunſt nach langem Elend! Ich bin meinem venezianiſchen Tyrannen davon gelaufen, bin durch Eure Heimath gezogen, — Niemand hat mich erkannt, ich habe geſchwiegen gegen Alle! Wußte ich doch, wo mein Ziel zu ſuchen. Es war mir ſchmerzlich, Euer Haus verſchloſſen und öde zu finden, doch konnt' ich's nicht anders erwarten. Eure Stelle iſt bei Eurer Tochter! — Ach, Gertrud, Gertrud! Dein Andenken iſt ein Schwert durch meine Bruſt!"

„Ihr wißt alſo bereits, was vorgefallen iſt, lieber Herr? Ach, Ihr erſpart mir eine traurige Geſchichte zu erzählen;" ſagte die Mutter weinerlich. — Albert erwiederte mit rollenden Augen: „Ich weiß, ich weiß. Der Unmenſch, der mein Leben mit Füßen tritt, iſt Truden's Gatte. Ha! warum erfuhr ich's erſt nach beinahe vollen drei Jahren? O, anima mia! ich wüßt' es noch nicht, wenn ich nicht den Schelm gemacht hätte. Aber Sklaverei und argliſtige Verfolgung machen Schelme aus den redlichſten Leuten." — „Ihr erſchreckt mich, Herr Albert. Laßt hören." — „Euch erzähl' ichs ohne Hinterhalt. Der Malaghetti, zu dem mein Großonkel mich in die Lehre that, iſt ein abgefeimter Bube, ein blinder Diener des Alten nebenbei. Statt mein Lehrherr zu ſeyn, wurde er mein Scherge. Ich blöder Tropf habe das nur zu ſpät erkannt, indem ich glaubte, die Härte, womit er mich behandelte, wie einen Galeerenknecht, ſey eine allgemeine Maßregel bei der Erziehung junger Kaufleute. Ich durfte nie das Haus verlaſſen, als um meine Laufgeſchäfte abzuthun; jeder Buchſtab, den ich ſchrieb, ging durch die Hand des Prinzipals. Die Briefe, die ich anfangs allwöchentlich an Euch, liebe Mutter, ſchrieb, hatte er übernommen, gleich der übrigen Korreſpondenz, ſelber auf die Poſt zu legen …“ — „Wir haben nicht einen einzigen erhalten, das beſchwör' ich.“ — „Ich glaub's, nach dem zu ſchließen, was ich erſt vor einigen Wochen inne wurde. Darum alſo keine Antwort; was mich kränkte, was mich endlich muthlos machte, ſo daß ich ſeltner ſchrieb im zweiten Jahre, und im dritten nur ein einzigmal. Alle dieſe Briefe hat der Canal verſchlungen, oder das Kohlenfeuer verzehrt.“ — „Schade, ſchade! das geſchah jedoch gewißlich auf Befehl des Doktors, der Euch todt geſagt.“ — „Der Frevler! an ihm lag's nicht, daß die Lüge nicht wahr geworden iſt. Zuvörderſt machte mich die Botſchaft krank, daß meine Eltern und Geſchwiſter in einer und derſelben Nacht von türkiſchen oder griechiſchen Räubern in ihrem kleinen Hausweſen überfallen und erſchlagen worden ſeyen. Malaghetti warf mir die Unglückspoſt ohne Vorbereitung, mit abſichtlicher Bosheit zu, und ließ mich ſchier verderben auf meinem Siechenlager. Alsdann wurde ich unter dem Vorwand, mich für meinen Beruf geſchickt zu machen, überall hingeſendet, wo irgend eine Gefahr drohte. Zu Schiffe unter wildfremden rohen Seeleuten während Sturm und Wetter; auf der dalmatiſchen Küſte gleichſam verlaſſen, während die Montenegriner mit Schwert und Brand das Land verheerten, wurde ich bei meiner Heimkehr, die oft einem Wunder glich, mit dem Staunen empfangen, das der Wiedereintritt eines läſtigen, ſchon fern geglaubten Gaſtes zu erregen pflegt. Dieſe Verwunderung und die harte Behandlung, die alsdann doppelt ſchwer auf mir laſtete, öffneten mir allein die Augen, denn ich hatte keine Seele gefunden, die Antheil an mir genommen hätte. Die Männer zeigten mir ſpitzbübiſche Geringſchätzung, die Weiber ſpotteten des unbeholfnen trübſinnigen Ladenburſchen, die Brut der Lehrlinge verhöhnte mich, als einen plumpen Deutſchen. Ich mußte mein eigner Anker und Stab ſeyn, da mich Alles verließ. Ich ſann endlich über mein Schickſal nach, und ſtieß auf manches Räthſel. Das ſchwierigſte ſchien mir das Benehmen meines Großoheims zu ſeyn, der nach einer kurzen Aufwallung von Güte, ſich plötzlich von mir abgewendet, mich nie wieder geſehen, mir während der langen Zeit nicht einmal geſchrieben hatte? Womit hatte ich ihn erzürnt? Was hatte er über mich beſchloſſen? War nicht Malaghetti's Tyrannei etwa der Vorſchrift meines Erziehers gemäß? Was durfte ich in dieſem Falle von dem, der ſich mir als Verſorger aufgedrungen, für die Zukunft erwarten? Niemand wußte um all' dieſe Dinge, als Malaghetti, der, wie ich bemerkte, in ſtetem Briefwechſel mit dem Doktor geblieben war. Von ihm war jedoch nichts zu erfahren. Er redete überhaupt mit mir nur als Prinzipal von meinem Dienſte, und hatte ſtets eine grobe Antwort in Bereitſchaft, ſobald ich nach andern Dingen oder gar nach dem Oheim fragte. — Um etwas zu erkundschaften, mußte ich mein bischen Liſt aufbieten. So traf es ſich vor ganz kurzer Zeit, daß Malaghetti einen Brief erhielt, in deſſen Aufſchrift die Hand des Doktors nicht zu verkennen war. Er las den Brief mit Lächeln durch, und ich bemerkte, daß ſein hämiſcher Seitenblick auf mich fiel, der ganz unſchuldig neben ihm arbeitete und ſich anſtellte, als ſey er mit ſeinen Augen weit von da weg. Der Herr ſteckte das Schreiben in die Taſche, und im nemlichen Moment rief ihn ein Bote auf die Piazetta, wo ſein Sachwalter, um ſich nicht vom Dogenhauſe und ſeinen Geſchäften zu entfernen, ihm als ſeinem Clienten Gehör geben wollte. Mit ſeinen vielen Prozeßhändeln beſchäftigt, warf Malaghetti in Eile ſeinen Kittel ab, fuhr in den Ausgeherock, und folgte der Einladung. Ich nahm die Zeit wahr, entwendete des Oheims Brief aus der Taſche des zurückgebliebenen Kleides, und las Dinge, die mir das Haar ſträuben machten. Ich habe die Zeilen, die mich betrafen, abgeſchrieben, ich habe ſie auswendig gelernt. Ich kann ſie euch wiederholen. „Da der Burſche, ſchrieb der Doktor, unter dem beſondern Schutz des Himmels zu ſtehen ſcheint, indem er aus allen Fährlichkeiten mit heiler Haut zurückkehrte, ſo will ich annehmen, daß ſeine endliche Verſorgung mir von Ewigkeit an zugeſchieden worden ſey. Ich will ihn alſo in meinem Teſtamente nicht ganz leer ausgehen laſſen, obſchon die Menſchheit nicht viel Gutes von ihm zu erwarten hat, da er leider das Ebenbild ſeines Vaters iſt. Bis zu meinem Tode jedoch mag er im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod verdienen;

eine Wohlthat für das rebelliſche Blut. Auch wünſche ich nicht, je von ihm beläſtigt zu werden. Daher verfahrt mit ſeinen Briefen, wie bisher, während Ihr ſuchet, ihn in eine Kondition zu bringen, die ihn weit von meinem Wohnſitze entfernt halte. Ich bin glücklich in meiner Walliſereinſamkeit; Gertrud, meine Gattin, hängt mit Zärtlichkeit an mir. Ich darf mir noch ein langes Leben verſprechen. Die Luft im Wallis ſagt mir zu, und von Verwandten werd' ich Gottlob nicht mehr gequält werden. So lebe ich nur für mich und Tuda, und bemühe mich, der letztern den Verluſt zu erſetzen, den ich ihr zufügte, indem ich ihren Großvater, den guten Altringer, durch meine Unvorſichtigkeit hinzuopfern beſtimmt war."

„Ach, Herrgott! meine Ahnung! So iſt er es denn wirklich geweſen, der meinen Vater mordete!" unterbrach Salome erſchreckend den Erzähler.

„Ja, ja," bekräftigte dieſer: „der Unmenſch hat Euern Vater getödtet, und will auch Euer Kind in die Grube bringen. O verblendete Mutter! wie konntet Ihr zugeben...?"

Die Wittwe erzählte mit Angſt und Thränen, wie ſich Alles zugetragen. Sie ſchilderte ihre Hoffnung, ihre Täuſchung, ihre Reue und Verzweiflung. „Sollte der Herr es glauben?" fragte ſie: „von dem fürchterlichen Hochzeitstage an bin ich getrennt geweſen von meinem Kinde. Es iſt mir nicht vergönnt worden, es nur noch einmal zu ſehen. Nein, der Mutter blieb die Thüre des grauſamen Eidams ſtreng verſchloſſen. Er hält meine Gertrud wie eine Gefangene. So lang er noch im alten Hauſe wohnte, erhielt ich dann und wann durch Mariens Mitleid eine Nachricht, einen Gruß von der Armen. Aber ſeit das Unglück wollte, daß der Doktor eine Erbſchaft machte, zu welcher ein Schloß gehörte, das unfern von Naters im Walliſerlande am Ufer des Stroms Maſſa ſteht, iſt er plötzlich von uns mit Frau, Geſinde und Gepäck weggezogen, und hat ſich in ſelbiges Schloß begraben. Von Stund an war meine Tochter todt für mich, ich habe nichts mehr von ihr gehört. Da hat mich heuer, nach vielen ſchlafloſen und thränenvollen Nächten, die Angſt getrieben, daß ich die Heimath unterm Vorwand einer Wallfahrt nach Einſiedeln verließ. — Wohl bin ich bei unſrer Lieben Frauen Gnadenzelle geweſen, habe gebetet an ihrem Altar; hab' ihr Alles verlobt, was ich beſitze, wenn ſie meinen Schritten günſtig und gnädig ſeyn wolle, und bin alsdann aufgebrochen, um in dieſen ſchlechten Kleidern zu meiner Gertrud Kerker zu pilgern. Sie ſehen, ſie umarmen, und dann ſterben, wenn nicht ein Wunder mir beiſteht, ſie zu retten, das allein iſt mein Wunſch auf dieſer Erde. Wie ich mein Vorhaben ausführe, iſt mir gleichgültig, iſt mir ſelber noch unklar. Aber ich konnte meine Verlaſſenheit und Pein nicht länger ertragen. Gehe es, wie's will."

„Sieh da! beide ſind wir auf demſelben Wege!" rief Albert ergriffen: „ich bin geflohen aus dem Meeresſchlund, der mich gefangen hielt, um demjenigen unter die Augen zu treten, der ſeine Pflichten gegen mich ſo abſcheulich vergeſſen hat. Ich will ihn fragen, ob er gehalten, was er meiner ſeligen Mutter, was er Euch verſprochen; ich will von ihm fordern die Jugendjahre, die ich ihm und ſeinen wilden Launen ſo vergeblich geopfert habe, will ihn mahnen an ſeine Schuld gegen mich. Denn fürwahr: mit einem Almoſen werde ich mich nicht begnügen, während er mir Alles geraubt hat, was mir theuer war, um mich dann unbarmherzig dem Schickſal preis zu geben: meine Eltern, meine Geſchwiſter, meine zweite Mutter, und — ach mein Gott, hilf mir Armen ...! und Gertrud, an der meine Knabenſeele ſchon hing, wie an einem Engel der Verheißung. Ich darf Euch jetzt geſtehen, Mutter Friedersdorf, daß ich ſie geliebt habe, mehr als unſern Herrgott! — Doch ſoll jetzt nicht mehr von meiner Liebe die Rede ſeyn: Eure Pflege hat mich zu Gertruds Bruder gemacht, und an Eurer Hand ſoll mir der Alte Rechenſchaft geben von der Schweſter Daſeyn, deſſen Blüthen er mit giftigen Fingern erſtarren, dahinwelken machte.“

„O, liebſter, edler Herr Albert!“ bat die Mutter: „überlaßt Euch nicht dem Zorn und der Rachſucht. Der Doktor iſt Euer Blutsverwandter, — befleckt nicht Eure Seele mit Sünden. Hört meinen Rath, wenn Ihr bei mir bleiben, wenn Ihre meine Schritte zum Ziele unterſtützen wollt; ſeyd mir folgſam, wie ehedem. So wie unſer Zweck im Grund derſelbe, ſo mögen auch unſere Mittel, ihn zu erreichen, dieſelben ſeyn. Laßt uns überlegen, einen chriſtlichen Entſchluß faſſen. Kommt, dient mir als Sohn, als Stütze. Der Weg iſt noch weit genug, daß wir eine Uebereilung nicht zu fürchten haben. Laßt uns klug und weiſe ſeyn. Ihr werdet nicht bereuen, Eure ungeduldigen Füße an die ſchleichenden

Sohlen einer alten Frau gefeſſelt zu haben. Meine Langſamkeit wird Euch hindern, vorſchnell ein Unheil anzurichten, und Gott wird uns ſchon eingeben, was wir zu unternehmen haben; in Gottesnamen alſo laßt uns gehen!“ — —

In ſeinem hochgethürmten, zinnenbekränzten Schloſſe einem ehemaligen Beſitzthum des alten Walliſergeſchlechts der Arna, thronend auf dem ſteilen Ufer des Maſſaſtroms, ließ ſich der Doktor nicht von ferne träumen, daß Gäſte unterwegs ſeyen, die er nicht geladen hatte. Woher alſo die Wolken auf ſeinem Angeſichte? Warum die Unzufriedenheit in ſeinen Zügen; weß Urſprungs der ſein Leben benagende Wurm, der ihn ſeit ein paar Jahren zum Schatten gemacht hatte? Seine Kleider hingen an ihm, wie an einem Skelett, ſeine blitzenden Augen waren tief in ihre Höhlen geſunken, ſeine aufgerichtete dreiſte Haltung war verſchwunden, an ihre Stelle die eines vorgebeugten Horchers getreten. Sein Fuß ſchlurfte, wie zur Zeit, da er des Domherrn Planta Geſpenſt vorſtellte, um ungehindert ſeinem Hauſe zu entſchleichen, und ſeine Liebe oder Eiferſucht unter Gertruds Fenſtern Wache halten zu laſſen. Manchmal jedoch eilte er auf den Zehen dahin, wie eine Katze ihrer Beute nachſtreift. Die Hände reibend, den Blick nach allen Seiten ſchiebend, das Ohr ſpitzend nach allen Weltgegenden, lauſchend im Gehen, innehaltend plötzlich mit Kopfſchütteln, erſchreckend, wenn er unverſehens vor einem Spiegel ſtand, lächelnd über ſeine Furcht, jedoch im Nu wieder furchtſam, wenn nur ein Blatt zu Boden fiel, oder der Wind um die Thürme pfiff, — wandelte er raſtlos, aller Ermüdung Trotz bietend, in ſeinem Hauſe, im Garten umher und ſchien der Sorgen unendliche zu haben. Dann und wann folgte ihm von ferne der Menſch, der's mit ihm am ehrlichſten meinte: der alte Lorenz, den ſeines Herrn Verkümmerung außerordentlich ſchmerzte. — So geſchah es einmal, daß Herr und Diener einander in dem Schloßgarten begegneten. Der Doktor hing im Vorübergehen ſcheu den Kopf und ging ſchnell. Sobald er aber meynte, Lorenz ſey weit, ſo kehrte er zurück an den alten Fleck, und ließ mit ſeinen Blicken von dem Erker nicht ab, hinter deſſen Fenſtern die verblaßte Gertrud ſaß. Der Glanz der Jugend war von ihrem Antlitz abgeſtreift. Nicht ihre Schönheit, ſondern die rührenden Trümmer derſelben wären fähig geweſen, eine brennende Leidenſchaft zu erregen. Unglück und Mitleid erregen Liebe. — Der aber am Fuß des Erkers ſtand, und hinaufſchaute, bald neugierig, bald finſter, bald in gieriger Glut, — der Gatte murmelte in den Bart: „Sie iſt ſchön, wahrlich, ſie iſt noch ſchön; ach, ſie iſt noch ſchöner als vordem, reizender als je! Ein Unglück, ein Unglück für mich, und für ſie ſelbſt. Braucht des Weibes gebrechlicher Reiz ſo lange Zeit, um ſtumpf zu werden? — He! wer geht da hinten?“ rief er plötzlich laut, wie ein Soldat auf ſeinem Poſten. — „Ich bin's, Excellenz;“ ſagte Lorenz, beſcheiden herantretend. — „Was gibt's? was bringſt Du mir? nichts Neues? Sag's nur friſch heraus; es lauert etwas dergleichen in Deinen Augenwinkeln.“ — „Wahrhaftig nein, lieber Herr. Was ſoll ich mit Neuigkeiten in unſrer Abgeſchiedenheit? hab' ich doch genug am Alten." — „Was heißt das?" — „Ei," begann der Diener zutraulich, da er den Doktor gelaſſen ſah, „es iſt ſchon leider etwas Altes, daß Excellenz nicht mehr ſind, wie ehedem." — „So? Hm! wie meynſt Du?" Der Doktor war völlig zerſtreut bei dieſer Frage, denn ſein Auge klebte immerfort am Fenſter des Erkers und verfolgte jede Bewegung der arbeitenden Gertrud. Lorenz ſprach dennoch weiter, ohne den Herrn anzuſehen, weil Wehmuth und Bangigkeit ihn daran hinderten: „Wollte Gott, es wäre noch, wie ehedem. Ich wäre geplagter, als jetzo, ich hätte viel von Ihren Launen und Ihrer Heftigkeit auszuſtehen, aber mit leichtem Blut würd' ichs ertragen. Lieber Ihr Schelten Ihre Verwünſchungen und Ihr Zorn, als das wunderliche Benehmen, das Ihnen jetzt eigen. Sie ſchlafen nicht mehr, Sie eſſen nicht mehr, Sie laſſen Ihre Bücher ruhen, Sie haben keine Freude mehr, wäre ſie noch ſo ſeltſam. Sie haben doch jetzo Alles" — der ehrliche Burſche ſeufzte tief — „was Sie gewünſcht haben. Aber, — daß ich's nur gerade herausſage — von dem Tage an, da Sie mir verſprachen, was Sie nicht gehalten, da Sie gethan, was kein Menſch erwartet, ſo fein haben Sie's gemacht, — von dem Tage an war Glück und Stern für Sie dahin und erloſchen. Nun, zum Geſchehenen mag man nur das Beſte ſagen, aber ...."

„Pſt!" fiel Rauwolf ein, und zerrte ihn haſtig bei Seite, hinter ein Gebüſch. Da flüſterte er, immer nach dem Fenſter ſtarrend: „ein Papier, ein Papier in ihrer Hand! Sie entrollt es — wichtig mag es ſeyn, weil die Nadel ruht ... zog ſie's aus ihrem Buſen; oder iſt jemand droben?“ — „Keine Seele, Excellenz. Außer dem Thorwart und Marien ſind wir die einzigen, die jetzt im Schloſſe athmen. Der Thorknecht ſchläft aber auf ſeiner Bank, und Marie bricht dort im Garten Saffran ab, wie ich von hier aus deutlich ſehe. Daher ...“ — „Pſt!“ Der Doktor legte dem Diener die Hand auf den Mund: „Hat ſie nicht das Papier geküßt?“ — „Die Frau hat die Finger genetzt, wie die Stickerinnen zu thun pflegen, Herr.“ — „Nicht doch, nicht doch. Ich weiß von Leonoren, daß ... ich habe jene überraſcht, da ſie ... ha, ſie öffnet den Fenſterflügel ... gib Acht, ... ſagt' ichs nicht? da fliegt der Brief zerriſſen zum Fenſter heraus ... oder ... nein doch: die Antwort wirds ſeyn. — Halt, ſie zieht ſich zurück, das Fenſter iſt zu. Geh hin, und hole mir das Papier ohne Geräuſch. — Doch nein, nein ſage ich. Du biſt vielleicht ein Verſchworner, he? — ich will's ſelbſt holen; rühre Dich nicht von der Stelle.“ — Er kroch behutſam in die Nähe, nahm die Papierſtücke weg, kam damit frohlockend zurück. „Laß denn ſehen!“ — „Unbeſchrieben, Herr. Papier aus einem Knäul von Seide oder Wolle.“ — „Laß gut ſeyn;“ — der Doktor lächelte vielſagend: „Du magſt Deinem Patron vermelden, daß ich noch etwas vom Handwerk verſtehe, und ſympatetiſche Tinten aus dem unſchuldigen Papier hervor zu locken weiß.“ — „Meinem Patron? Excellenz, wie ſoll ich verſtehen ...?“ — Der Doktor ſah ihm ſtarr in die furchtloſen Augen, machte alsdann eine Grimaſſe, die Freundlichkeit bedeutete, und verſetzte: „Du biſt ein gutes animal. Du ſiehſt, ich traue Dir ganz. Warte hier.“ — Nach einer kurzen Abweſenheit kam er wieder, ein Häuflein Aſche auf der Hand. „'s war nichts,“ ſagte er zufrieden: „es ſtand nichts auf dem Papier. Mit deſſen Aſche ſtreue ich meinen Argwohn in alle Winde. Pah! Fahrt hin, ihr Grillen. Folge mir auf die Gallerie am Waſſer; ich will mit Dir plaudern.“ Sie begaben ſich auf die Felsterraſſe. Die Ausſicht war erhaben: der angeſchwollene Strom zu ihren Füßen, ſein Fall in den gewaltigen Rhonefluß, deſſen zerriſſnes, von himmelhohen Alpen eingefaßtes Thal, im Hintergrunde Brieg, der Marktflecken mit ſtattlichen Gebäuden und ſilberglänzenden Dächern, wiedergeſpiegelt in den Ueberſchwemmungsfluthen der unruhigen Rhone, umgeben von Kaſtanien- und Wallnußbäumen, überragt vom rauhen Monte Sempione und drohenden Felshörnern, — ein wunderherrlicher Anblick. Aber die Natur des Vordergrunds, des Schloſſes Umgebung ſtimmte nicht heiter wie die Ferne. Das wildgeſpaltne Geklüfte, die Abſtürze in die Tiefe des Stroms und der feurige Schimmer des Abendroths, der die brauſende Luft durchfuhr, gaben ein phantaſiereiches aber melancholiſches Bild. — Der Doktor ſammelte ſich ein wenig, ſich vorzubereiten auf das Geſtändniß, das wider Willen ſeiner Bruſt ſich entriß: „Ich bekenne Dir,“ ſprach er ſodann, „daß ich nicht glücklich bin. Zehnfach elender, als ich geweſen, da ich einſam hauſte, wie der Lämmergeyer auf ſeinem Horſt, wird mir das bischen Leben, das noch in mir glimmt, zur Laſt. Lorenz, ich war beſtimmt, um falſcher Weiber willen zu leiden, und hab' es nicht eingeſehen, habe mich nicht gehütet, ich blödſinniger Narr." — „Was haben Sie zu klagen, lieber Herr? Die Frau iſt ein Muſter der Sanftmuth und Tugend." — „Du meynſt? Nun ja, ich wills glauben, ich will Dir beiſtimmen. Dennoch, guter Lorenz, iſt ſie die Folter meines Daſeyns." — „Einbildung, Excellenz. Iſt nicht jedes ihrer Worte ein freundliches, ein mildes? Sie verſtehen die Frau nicht, Herr Doktor. Gewiß: oft, wenn ihr vielleicht die Thränen näher waren, als das Lachen, hat ſie Ihnen nur ein heitres Antlitz gezeigt." — „Alſo doch Verſtellung, Lorenz. Das iſt, was mich langſam mordet. Ihre Liebe iſt nur Mitleid, ihre Sanftmuth iſt Duldung, wie man ſie einem Kranken ſchenkt. Ihr Lächeln verletzt mich; es ſieht manchmal aus, wie Spott. Es ſoll mich nur beſchwichtigen, wie ein eigenſinniges Kind. Welch' ein fürchterlicher Gegenſatz! Ihre Ruhe und meine Ohnmacht! Ihre Ruhe und meine unſtäte Furcht! Sie liebt mich nicht, ſie hat mich nie geliebt. Was iſt aber daran ſchuld? Ich begreife es nicht. Bin ich nicht ſtets um ſie, wie ihr Schatten? Biete ich nicht Alles auf, ihr Freude zu machen und zu gefallen? Ich trage ſie auf meinen Händen, beſchenke ſie wie eine Fürſtin, räume jede Sorge unter ihrem Haupte, jeden Stein unter ihren Füßen weg. Dennoch duldet ſie mich nur; duldet mich nur mit Widerwillen. O welch ein Zuſtand! Das Feuer der Gehenna iſt nichts gegen meine brennende Unruhe. Der Taumel der Leidenſchaft, dem ich, die Ehe ſchließend, entlaufen wollte, iſt Balſam geweſen gegen meine jetzige Krankheit." — „Es war zu ſpät, gelehrter Herr. Ich hab' es Ihnen vorausgeſagt." — „Zu ſpät!! ja doch, ich ſeh' es ein. Ich Thor, ich raſender Thor! ein Geizhals, der einen Schatz hegt, ſo ihm nicht nützt; ein Tantalus, vergeblich die Hände ſtreckend nach der ſchönſten Helena! O, das Alter macht kindiſch; Du hatteſt die Wahrheit geſprochen, Lorenz. Welch ein Loos iſt das eines ſchwachen Menſchen! Verſtehſt Du das Geheimniß, wie das Alter es anfängt, immer aufzuſchieben und zu warten, obgleich ſeine Zeit ſchier abgelaufen, während die Jugend raſch zugreift, obgleich ſie eine Zukunft ohne Ende vor ſich hat? — Es iſt nicht wahr, daß Dankbarkeit Liebe erzeugt. O nein. Warum liebte mich Gertrud nicht, wenn das Sprichwort Stich hielte?" — „Excellenz erlaubt mir ein freies Wort. Die Gefangene kann ihren Kerkermeiſter nicht wohl lieben, wenn er auch ihr Wohlthäter wäre. Sie halten Ihre Gemahlin innerhalb den Mauern Ihres Hauſes feſt. Sie verkümmern ihr die Jugend, das Leben überhaupt. Sie muß den kleinſten Vogel beneiden, der frei über dieſen Zwinger wegſtreicht, und den Gatten haſſen oder bemitleiden, der ſie einſperrt." — „Rhinoceros, Du ſchwatzeſt Unſinn, baaren Unſinn. Das Weib iſt gebrechlich und aus Schwäche falſch. Wir mögen uns mit tauſend Fiktionen einwiegen, um die Frauen uns gleichzuſtellen, dennoch bleiben ſie tief unter uns. Der Morgenländer verſteht das Weib beſſer, als wir. Was hätte ich thun ſollen?" — „Ihr Wort halten, das Kleinod nicht mit Argliſt gewinnen, dem Sie mit vorgeblichem Edelmuth zu entſagen verſprochen hatten." — „Freund, Du biſt mein Richter nicht; die Leidenſchaft erkennt keinen ſolchen; Denjenigen ausgenommen, der Herz und Nieren prüft. Laß' jene Zeit; es ſtand geſchrieben, daß es ſo ſeyn ſollte und nicht anders. Ich will nur dem Vorwurf begegnen, als hielte ich mein Weib gefangen. Was ſollte ich thun? frage ich noch einmal. Gertrud, dem Einfluß ihrer Mutter und Baſen und Kloſterfrauen überlaſſen? Die Friedersdorf haßt mich, obgleich ich ihre Tage mit Ueberfluß ſchmücke. Ach, der Geiſt der Mutter ruht auch auf der Tochter. Daß doch der Mann ſeine Geliebte ſtets für beſſer achtet, als die Eltern, von denen ſie kommt! welche Einfalt! der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Die Fehler der Aeltern vererben ſich gewiſſer auf die Kinder, als ihre Tugenden. Dennoch ſcheint uns das Weib, das wir lieben, ein ganz beſondres einzig nach unſern Wünſchen geſtaltetes Geſchöpf! — Um mit der Mutter fertig zu werden, zog ich in dieſes Land. Hab' ich anfänglich meine Frau unter Riegel gehalten? Hat ſie nicht an meiner Seite Chur, Chiavenna, das entlegene Genf, Sion und Brieg beſucht? Warum ſoll ich jedoch leiden um eiteln Vergnügens willen? Ueberall war ſie das Ziel der Männerblicke; von ihrer Schönheit redeten die Gaukelhänſe mit Bewunderung in mein eignes Ohr. Blumen und Bänder, Gedichte und Lieder regneten in ihren Schooß. Ein unverſchämtes Volk, die jungen Leute in unſern Tagen! Zu meiner Zeit war's anders. Ich mochte die Adoration des Weibes nicht aushalten. Ich wurde neben ihr beachſelzuckt, bekopfſchüttelt, verhöhnt. Peſt, Peſt auf die liederlichen Schlucker. Sie prieſen Gertrudens Jugend und machten Spottreime auf mein Alter. Ich mußte ein Ende machen, müde, die Scheibe zu ſeyn, nach der die ſaubern Schützen zielten. Freilich mußte meine Frau ſich mit mir einſchließen. Was natürlicher? Das Fenſtergaffen, das Schwatzen auf der Straße von Gertrudens Anmuth, die Abgötterei, die man mit ihr zu treiben begann, durften mir mißfallen. Wer bürgte mir am Ende für des Weibes Herz. Da ich hoffte und begehrte, ſtellte ich mich in Gedanken mit allen Jünglingen in eine Reihe. Seit ich argwöhne und fürchte, komme ich mir gebrechlicher und häßlicher vor, als irgend etwas in der Welt. Das Weib muß aber nie vergleichen können. Der Gatte muß der einzige ſeyn, den ſie ſieht. Am beſten daher Abgeſchiedenheit. Es hat ſich getroffen, daß ſogar ein Häßlicherer vorgezogen wurde, gerade weil er ein Andrer war. Darum bin ich auf der Hut geweſen, und trotz aller Vorſicht — die Peſt auf meinen dummen Schädel!“ —

Er ſchwieg mit grimmigem Geſichte. „Vollenden Sie, lieber Herr!“ bat Lorenz, der da wußte, daß ein freies Geſtändniß die Bruſt beruhigt. — Der Doktor hob auch wieder an: „Dort liegt der Ort, der mein Fegfeuer zur Hölle gemacht hat. Siehſt Du den Glimmer auf den Dächern von Brieg? Mir iſt, als läge dort eine Schlange in Silberhaut zuſammengerollt, — um bei Gelegenheit den Sprung auf mich zu wagen. — Unſeliger Beſuch zu Brieg! Verdammte Höflichkeit, die mich veranlaßt hat, beim Oberkaſtler *) einzuſprechen

---

*) Grand-Châtelain: vormals erſte Gerichtsperſon des Bezirks oder Zehnden.

und mich als Landesgaſt ſeinem Schutz zu empfehlen! Vermaledeite Gaſtfreundſchaft, die er mir gewährte, und die ich ehrenhalber gegen ſeinen Sohn ausüben mußte. Der Sohn, der melancholiſche Cavalier, der mir zum Hohne Deodat getauft worden iſt, er wird mich noch vor der Zeit in's Grab bringen!" —

Lorenz lächelte unwillkührlich, da ſein hinfälliger Herr von ſeinem Tode ſprach, als von etwas, das ſich noch viel beſchleunigen ließe; dann entgegnete er mit Ruhe: „Herr Deodat iſt ein ernſthafter Mann, dem ſeine Kriegsdienſte eine ſtrenge Schule geweſen ſind; als Mann von Ehre allenthalben bekannt. Sie irren ſich in ihm, mein guter Herr." — Worauf der Doktor hitzig: „Irren? Bestia! Kennſt Du die Welt? Was hat die Ehre mit der Leidenſchaft zu thun? Verfallen nicht die ernſthafteſten Leute in die abgeſchmackteſte Narrethei? Sieh' mich an, Dummkopf, und höre auf, dem Exhauptmann das Wort zu reden. Wie er die Tuda durch und durch ſah mit ſeinen ſchwarzen Augen! Wie langſam er mit ihr redete, um nur den Faden des Geſprächs lange fortzuſpinnen, während ich auf Kohlen briet! Wie er den Hof- und Ehrenkavalier bei ihr vorſtellte! ich konnte nebenher gehen, wie ein Schemen, wie der Niemand. An der Tafel das Beſte ihr! mit jeder ſüßen Speiſe ein ſüßes Wort; mit jedem Biſſen eine Schmeichelei. Peſt und Mord! am Abend ſogar mußte er den Lakai machen, und uns die Lichter ans Gemach vortragen. Er hat ihr „gute Nacht" geſagt. Dieſes „gute Nacht" gellt noch in meinen Ohren."

— „Alles das iſt einmal Sitte unter höflichen Leuten, Excellenz.“ — „Die Peſt, ſage ich, auf ſolche Sitten und Höflichkeit. Die Galle erſtickt mich, wenn ich nur daran denke. Seine Beſuche endlich ...! haſt Du denn nichts gemerkt? Stets zu Pferde, weil er ſich leidlich als Reiter ausnimmt, ſtets ein andres Kleid, einmal ſogar die ſardiniſche Uniform! an dem Flitter hängt der Weiber Herz, guter Lorenz.“ — „Möglich; doch hab' ich nie bemerkt, daß die Frau nur durch ein Zeichen verrathen hätte, als ob ....“ — „Still, zweibeiniges Schaf! Sie ſind alle ſchlau, wie Raben und Schlangen. Du haſt nichts bemerkt? ich glaub's. Dich kümmert nicht, ob Ehre oder Schande Deinem Herrn zu Theil werden. Silentium. Ich habe Alles geſehen, ich, der Alte, der überläſtige Störefried. Seine Blicke, ſeine Stimme ... trotz der Abgemeſſenheit ſeines Thuns iſt mir nichts entgangen. Ich war ſtets da, ihn zu beobachten. Das machte, daß er oft auf Nadeln ſaß: das einzige Vergnügen, das ich mir, der einzige Verdruß, den ich ihm bereiten konnte; bis ich endlich mit ihm zu reden kam, mit dürren Worten meinen Argwohn ausſprach, und hören mußte, hören, Lorenz, daß er wirklich meine Frau verehre. Capirſt Du?“ — „Iſt das Böſes, Herr? Verehrung iſt noch nicht Liebe!“ — „Zitto, Bestia! Ich hatte genug daran, und nahm ihm das Verſprechen ab, ſeine Beſuche einzuſtellen.“ — „So gaben Sie ſelbſt ihm alſo die Verſicherung, daß Ihre Gemahlin nicht unempfindlich bleiben würde?“ — „Hm! ich habe mein Recht als Hausherr gebraucht, und kaltblütig zugehört, als der Hauptmann, — gekränkt in ſeiner Eitelkeit — betheuerte, er habe ſelbſt ſchon den

Entſchluß gefaßt gehabt, mein Schloß nicht mehr zu beſuchen, und ſey nur gekommen, um Abſchied zu nehmen. Faule Fiſche, meiner Treu. Doch war ich ihn von Stund an los, und wachte über Tuda's Benehmen, um zu ſehen, wie ſie das Ausbleiben Deodats ertragen würde. Aber ſie iſt fein; kein Zeichen hat ihre Gedanken verrathen, wie heftig, wie zärtlich, wie bitter und dringend ich ſie oft befragt oder auf meinen Knieen gebeten habe, nur zu geſtehen, ob ihr Deodats Neigung gefalle, ob nicht.“ — „Armer Mann!“ dachte Lorenz ſchaudernd: „Deine Klugheit hat Schiffbruch gelitten, und Du willſt die raſenden Auftritte, welche durch Deine Schuld vorfielen, auf Rechnung der Zärtlichkeit ſchreiben!“ Laut ſagte er aber: „Sie haben die arme Frau oftmals, wie ich weiß, ſehr geängſtigt. Was hat ſie jedoch Ihren Vorwürfen — Ihren Bitten, wollte ich ſagen, erwiedert?“ — „So viel als nichts, Corpo santo! weniger als nichts! ſtarre Ruhe, gelaſſenes Kopfſchütteln, ein Lächeln, das zu ſagen ſchien: „Zapple Dich nur ab in Deiner Unruhe. Mir iſt wohl und mein Geheimniß gut aufgehoben.“ Alle Donner! die Gleichgültigkeit des Weibes hat mich beſchämt, aufgerieben, erboſt wie einen Salamander im Kreiſe von glühenden Kohlen. Gertrud beſitzt nicht einmal das Gefühl der ungetreuen Leonore. Die Italienerin brauſte oft gegen meine Vorſtellungen auf; es war ein Kampf mit ihr, ein wechſelndes Spiel aller Empfindungen, aber Tuda — ewig ſtill und ruhig und kalt! O welch ein abgeſchmacktes Leben! Eines Tags — ich fürchte, aber ich erwarte es — wird ſie meiner Anrede Verachtung entgegenſetzen, Verachtung dem Greis, der ſich aus Liebe zu ihr verzehrt! Ha! der Augenblick könnte mich zu einer entſetzlichen That verleiten!" — Er ſchwieg erſchöpft, faßte ſeine Stirne mit beiden Händen und murmelte: „O welch eine feurige Hölle unter dem beſchneiten Scheitel! Womit hab' ich das verdient?"

Den Diener beſchlich Grauen und Mitleid. Er ſagte wehmüthig: „Faſſen Sie ſich doch, lieber Herr. Ihre überreizte Einbildung verſetzt Sie unter Geſpenſter. Ein Unglück, daß ich, der ungelehrte Mann, Ihnen Weisheit predigen muß. Sie verkennen ſich und Ihre Liebſte. Um ſich zu beruhigen, verſuchen Sie ein Mittel. Entfernen Sie ſich auf kürzere oder längere Zeit" —

— „Entfernen? aus meinem Hauſe? Tuda preisgeben der Verführung? Ich möchte hundert Augen haben, während ich zu Hauſe ſitze und wache. Die Augen reichen nicht einmal hin. Der Verſucher ſchwatzt ſeine Höllenſchmeicheleien durch den weiteſten Luftkreis. Von Teufelsſtimmen iſt die Erde voll. Das Weib hat nur Ohren für dieſe."

„Mein Gott und Herr! Bliebe ich denn nicht zurück, Excellenz? Sorgen Sie nicht; ich will ein Hüter ſeyn, wie kein Zweiter in der Welt" — „Du?" — „Ich, bei meinem Gewiſſen!" — Des Doktors dreiſtforſchendes Auge begegnete wieder nur einem furchtloſen. Lorenz fuhr fort: „Das Aufpaſſen iſt nicht mein Handwerk, aber Ihnen zu liebe will ich's treiben, und um ſo fleißiger darinnen ſeyn, als es mir neu iſt. Ihr Zorn vernichte mich, wenn ich das Geringſte verſehe, wenn es einem Menſchen gelingt, ins Haus zu Ihrer Liebſten zu dringen!

Zudem iſt ja, was ich verlange, nur eine Entfernung von ein paar Tagen. In Sitten iſt der Einzug des Biſchofs vor der Thüre. Reiſen Sie dahin, eine kurze Strecke. Das Volksleben wird Sie zerſtreuen, auf andere Gedanken bringen, Sie werden heitrer wiederkehren, und in dem Empfange Ihrer Gemahlin eine Bürgſchaft ihrer Liebe finden. Denn mit Dank und Zärtlichkeit wird ſie den Gatten umarmen, der ihr Vertrauen bewieſen hat.“

Der Doktor überlegte, kaute an den Fingern, ließ einen ſtechenden Blick verſtohlen auf den Rathgeber fallen, lächelte etwas heimtückiſch; dann ſagte er, gleichſam ſchnell entſchloſſen: „Als eine Probe, die Tuba's Zuneigung beſtehen ſoll, mag es angehen! Ich will Deinem Rathe folgen. Ich werde ihr mein Vertrauen beweiſen, indem ich Dir vertraue. Sey überall und nirgends, ein eifriger aber unſichtbarer Wächter. Sie ahne nicht Deinen Auftrag. Ich werde indeſſen ihr befehlen, daß ſie das Haus nicht verlaſſe, und keinen Beſuch empfange.“

„Immer noch ein hartes Gebot; indeſſen glaub' ich nicht, daß ſie nach Spaziergängen oder Gäſten Sehnſucht tragen werde. Sie wird nur nach Ihrer Wiederkehr verlangen, und Ihre Nähe alsdann nicht überläſtig finden.“

„Wenn Du Dich nur nicht irrſt;“ verſetzte der Doktor bedeutſam, und ging, von liſtigen Gedanken voll, ſelber der Gattin ſeine Reiſe anzukündigen. — Gertrud ſaß noch ruhig bei ihrer Arbeit. Von Zeit zu Zeit richtete ſie ihre ſanften Augen nach dem blauen Himmel und ein leiſes Lächeln ſpielte um ihren Mund. Dennoch redete ſie der Gemahl, der bei Ihrem Anblick wie von einem elektriſchen Schlage erſchüttert wurde, ziemlich barſch an: „Schon wieder tiefſinnig und düſter, Tuda? Wann wirſt Du aufhören, Dich mit Hirngeſpinſten zu beſchäftigen, die Deine Geſundheit untergraben und mich betrüben?“ — Verwundert entgegnete ihm die junge Frau: „Mein Herr irrt ſich. Ich bin ja ſtille und zufrieden. Von Hirngeſpinſten weiß ich nichts. Wenn auch zu Zeiten meine Gedanken einen Körper zu erhalten ſcheinen, und ſich geſtalten wie eine Bilderreihe, ſo iſt lediglich die Einſamkeit daran ſchuld.“ — „Pah! vernünftige Leute lieben nur die Einſamkeit, nicht die zerſtreuende Welt.“ — „Ich glaube es, ich beklage mich ja nicht.“ — „Dieſe Ergebung iſt ſelbſt ſchon eine Klage. Wie geſagt, Du betrübſt mich. Meine Geſellſchaft genügt Dir nicht.“ — „Mein Herr gönnt mir ſeine Gegenwart nur ſelten. Ich vermiſſe ſie.“ — „Wirklich? man ſollte nicht meinen. Du hältſt mich oft wie einen zudringlichen Schmarotzer.“ — Gertrud antwortete nicht. — Der Doktor ſchüttelte, in Zorn gerathend, den Kopf und ſchwieg lange. Dann ſagte er plötzlich: „Du wirſt mich länger vermiſſen und Dich tröſten.“ — Gertrud meinte, er wolle von ſeinem Tode reden, wie ſchon oft, um ihr Gefühl zu prüfen, zuckte leicht die Achſeln und blieb ſtumm. — „Ich werde Dich nämlich morgen auf einige Tage verlaſſen.“ — „Wie ſo, mein Herr?“ — „Ich werde nach Sion reiten, um dem Biſchof huldigen zu ſehen. Laß Dir indeſſen die Zeit nicht lang werden.“ — „Mit Gebet und Arbeit verbringt man die Zeit leicht. Mein Herr nimmt doch den Lorenz mit?“ — „Ha, Schlange!“ dachte der Doktor in ſeinem argwöhniſchen Sinn: „dieſe Vorfrage hat etwas zu bedeuten.“ Laut ſagte er mit Gleichgültigkeit: „Nein; ich reite allein. Wozu den Lorenz?“ — „Bedenke der Herr Seine Jahre. Wie leicht könnte auf der Reiſe irgend ein Zufall . . . .“ — „Daß Du ſo gerne mich an mein Alter erinnerſt, Tuda! Haſt Du Sorge um den alten ſchwachen Mann? Ich fühle mich noch rüſtig, ich brauche den Lorenz nicht.“ — „Wie es Ihnen gefällt, mein Herr.“ — „Lorenz muß zudem zur Obhut dieſes Schloſſes zurückbleiben.“ — „Ich vergaß; verzeihen Sie.“ — „Ich überlaſſe mein Haus nicht gern einem leichtſinnigen und einem geſchwätzigen Weibe oder einem ſchläfrigen Pförtner.“ — Gertrud ſah dem boshaften Gatten ſtarr ins Geſicht, und fuhr dann in ihrer Arbeit fort. — „Die Leichtſinnige biſt Du, Tuda.“ — „Ich dacht' es wohl. Sie haben mich ſchon oft ſo genannt, und ich weiß nicht, warum.“ — „Du würdeſt meine Habe nicht verſchließen, würdeſt ſie Dieben preisgeben, würdeſt dieſes Schloß an Bettler verſchenken und keinen Gaſt zurückweiſen, der mir zuwider wäre.“ — „Mein Herr ſcherzt wieder.“ — „Am allermindeſten einen gewiſſen Ritter von der traurigen Geſtalt, einen gewiſſen Spadaſſino und Avventuriere, den jungen Herrn von Valentaz zum Beiſpiel?“ — „Es beliebt Ihnen wieder, mich zu necken. Laſſen Sie das, bitt' ich, lieber Herr. Ich bin nicht mehr empfindlich bei dem Scherz.“ — „Meiner Treu, nicht beim Scherz, nicht beim Ernſt. Ich gäbe viel darum, wenn ich dieſe kalte Bruſt öffnen und in dem Herzen darunter leſen könnte! — Du ſchweigſt' das Beſte, was Du thun kannſt. — Ich erinnere Dich bei der Gelegenheit, daß Du während meiner Entfernung von dem Hauſe nicht zu weichen, und Jedem, wer es ſey, den Zutritt zu verweigern haſt.“ — „Wie immer hier geſchehen, Herr. Es fällt mir nicht ſchwer, mich darein zu finden.“ — „Wie leider nicht immer hier geſchehen. Der erſte Gaſt, der dieſes Schloß betrat, hat mir Unheil gebracht. Der ritterliche Deodat hätte wegbleiben können. Du lächelſt wieder? Die Peſt auf den geringſchätzigen Zug, der um Deinen Mund einwächſt! Du überſiehſt mich, denkſt Du. Aber wehe Dir, wenn ich von Dir hörte, daß Du meine Gebote verletzt hätteſt! Das Blut der Eva ſpukt in Euern Adern. Heimlichkeit iſt Eure Luſt, das Verbotne Eure Freude.“ — Gertrud ſah den Spötter nochmals ſtreng an, erhob ſich, und wollte das Zimmer verlaſſen. Der Doktor, ſchnell umgewandelt, hielt ſie zurück und fragte mit widerlicher Zärtlichkeit, als wie ein ertapptes Kind: „Zürnſt Du mir, Tuda? Vergib mir, wenn meine Beſorgniß zu weit ging. Meine Liebe trägt die Schuld meiner Heftigkeit. Ich vertraue Dir ja; ich weiß, daß Du vernünftig biſt, vernünftig ſelbſt in einem Stelldichein. Verfinſtre Deine Augen nicht wieder. Ich geſtehe Dir, daß ich ein Zeuge Deines Abſchieds von Albert geweſen. Meine Eiferſucht hatte mich zum Lauſcher gemacht, wie ſie mich ſpäter zum Schlüſſeldieb machte. Ich ſah Alles, ich bewunderte Dein Benehmen, ich lernte Dich verehren in dem Grade, als ich den Buben, der Dich verführen wollte, haſſen lernte. Vergib mir; mein Mund ſagt Lügen, von denen mein Herz nichts weiß.“ — „Das iſt ſchlimm von Ihrem Munde, mein Herr. Ich verſtehe eben ſo wenig als Sie die Kunſt, im Herzen zu leſen. Darum bitt' ich

Sie flehentlich: halten Sie Friede mit mir. Wenn es Liebe iſt“ — Gertrud ſeufzte — „was Ihren Zorn erregt, ſo wünſchte ich freilich, eher Sie zum Feinde als zum Freunde zu haben. Bedenken Sie indeſſen, mein Herr, daß ich die Gequälte, die ohne Urſach Gequälte bin, und fragen Sie Ihre Billigkeit um Rath.“ — Der Doktor küßte in ſeiner Verlegenheit ihre Hand, die ſie ihm überließ, als wäre ſie eine Bildſäule, und ſprach: „Ich habe das Unglück, daß diejenigen, die ich liebe, mich nicht verſtehen wollen. Wir ſind uns Fremdlinge geblieben, Tuda. Du haſt nichts gethan, mir entgegenzukommen. Jedes Wort fällt, als wäre es eine Gnade, von Deinen Lippen in mein Ohr. Mein Herz wäre ein guter Acker; Du weigerſt ihm jedoch die Saat des Friedens. Nicht einmal das arme „Du“ der Gewohnheit haſt Du mir gegönnt, Tuda?“ — Gertrud erwiederte kalt: „Mein Herr iſt an Jahren und Klugheit und Erfahrung mir Kloſterzögling ſo weit überlegen, daß meine Ehrfurcht mir verbietet, Ihn anders als in der dritten Perſon anzureden.“ — Während die Frau wieder an ihre Arbeit ging, murmelte der Doktor ein: „Pazienza, pazienza!“ zwiſchen den Zähnen, und mied das Gemach ſeiner Gattin. — Wenn gleich ſeine Seele nach Vergeltung einer vermeintlichen Ungerechtigkeit des Weibes dürſtete, — Gertrudens Gemüth war gefaßt und heiter. Der blindtappende Argwohn hatte dießmal nicht unrecht gegriffen. Ein geliebtes Bild lebte in der Phantaſie der jungen Frau, aber es lebte darinnen fromm und rein und heilig. Der Mann, der endlich, voll beſcheidner Tugend, das jungfräuliche Herz gerührt hatte, ſtand in einer Glorie, wie ein nie erreichbares, aber unſchätzbares Gut vor Gertruds Einbildungskraft. Die Liebende wußte, daß er, um ihre Ruhe nicht zu ſtören, zurückgetreten war ins Dunkel der Entſagung; ſie beklagte das Schickſal, das ihn von ihr trennte, aber nicht weniger klar und wohlthätig war die Liebe in ihr verblieben. Sie wußte, daß die ſeinige nie wanken würde, ſie kannte jetzt ein Herz, das aufrichtig und edel für ſie ſchlug, ſie kannte einen Menſchen, der täglich ihrer dachte, täglich für ſie betete, täglich ſeine ſtillen Gelübde ihr erneuerte. Die Gewißheit, geliebt zu ſeyn von einem Menſchen in der weiten Welt, befriedigte das genügſame Gemüth der Gefangenen, daß ſie ihres Kerkers Gitter, ihres Profoſen excentriſche Thorheit überſah, Muth faßte, und in Gedanken mit den fernen Lieben ihres Herzens, mit ihrer Mutter und mit Deodat — ein reizendes Daſeyn verlebte, wie ihr's der Himmel in der Wirklichkeit nicht beſchieden hatte. Ohne den edeln Sänger Milton zu kennen, hatte ſie tauſendmal ſchon, begeiſterten Blicks, ſeine Worte in die blauen Lüfte geflüſtert: „Willkommen endlich, ſeliger Glaube, mit den klaren Augen! Du weißhändige Hoffnung, Engelbild, ſchwebend auf goldenen Schwingen!“ — —

Am nächſten Tage ſtand die ganze Bevölkerung des Dorfes Naters auf der Gaſſe beiſammen, und unterhielt ſich von einer Begebenheit, die ſich in der Mittagsſtunde zugetragen hatte. Einige räuberiſche Geſellen — Deſerteurs aus Italien ohne Zweifel — waren frech genug geweſen, in der Nähe des Dorfs, juſt an dem Orte, wo mehrere hundert Jahre zuvor die Gräfin von

Blandra nebſt ihrem Sohne ermordet worden, eine alte Wallfahrerin und ihren Begleiter, einen jungen Mann, anzufallen und rein auszuplündern. Die Spitzbuben hatten den Beraubten kaum die nöthigen Kleidungsſtücke gelaſſen. Im traurigſten Zuſtande, halbtodt vor Schrecken, waren die Armen im Dorfe angekommen; die Frau konnte ſich kaum auf ihren Füßen erhalten, ſorgſam geführt von ihrem Geſellſchafter. Es erwartete ſie aber ein zweites Schrecknis in dem Dorfe ſelbſt. Denn auf einmal ſprang aus einem Hauſe, ſchwerfällig und kreiſchend, häßlich und drohend, ein Gauch [*]), deſſen wilde Erſcheinung die Pilgerin dergeſtalt erſchütterte, daß ſie ohnmächtig umſank. — Die Bauersleute hatten ſich ihrer mitleidig erbarmt, und die Kranke in das Haus eines Bäckers getragen, der eine Herberge hielt. Die Mildthätigkeit der guten Walliſer hatte ſich nicht verleugnet, der Geiſtliche war zu der Ohnmächtigen getreten und hatte ſie durch Arzneimittel und beſänftigendes Zureden wieder zu ſich ſelbſt gebracht. Einige Spaziergänger von Brieg hatten ihren Beutel gezogen, und eine Spende neben das Lager der Leidenden gelegt. — Einer derſelben war in der Herberge verblieben, und in einer Nebenſtube mit dem Gefährten der Kranken in ein vertrauliches Geſpräch gerathen, während die alte Frau ſchlief, ſich von ihrem Schrecken zu erholen. Der Herr von Brieg ſaß, da eben der Fremde zu ſprechen angehoben, mit Aufmerkſamkeit zuhörend, da; ſein ernſtes braunes Geſicht, belebt von dunkeln Augen, die einen wunderbaren

---

[*]) Crétin.

Glanz ausſtrahlten, ſeine edle Haltung und die vornehme Art, wie er ſeine halbmilitäriſche Kleidung trug, ließen ihn ſehr anziehend erſcheinen. Er nickte dann und wann mit dem Kopfe, ſtrich endlich die ſchwarzen langen Locken von der Stirne, ſchaute zu dem, der da geſprochen, auf, ergriff deſſen Hand, und ſagte mit einem Ausdruck, der ſo rechtſchaffen war als ſeine Stimme wohlklingend: „Ihr ſeyd mir lieb geworden, Herr, als kennt' ich Euch von Kindheit an. Der Bruder einer ſolchen Schweſter! Herr, Eure Mutter hat einen Engel geboren, und, daß ich's Euch nur ſage, ohne Rückhalt, mit der Offenherzigkeit eines Soldaten: ich liebe ſie mehr, als mich ſelbſt. Das heißt nun freilich im Grunde blutwenig, denn ich habe oft genug mein Leben an den erſten beſten Schuß eines ungeſchickten Schützen, oder an ein Reiterſtück geſetzt, — aber die Sprache hat eben kein kräftigeres Wort, und die Empfindung, die weit über die Sprache hinausgeht, hat wohl Flügel, aber nicht Zunge.“ — „Ihr liebt die Frau des Doktors?“ fragte Albert betroffen, und bereute faſt die Lüge, die er ſich erlaubt hatte, ſeine Verwandtſchaft mit Rauwolf in ein ander Verhältniß zu bringen. — Der Hauptmann Deodat von Valentaz erwiederte, die Rechte auf die Bruſt legend, und hoch aufgerichtet die Stirne: „Verſteht mich wohl, junger Herr. Meine Liebe iſt für jetzt die uneigennützigſte Verehrung. Heiliger als Alles in der Welt iſt mir die Ruhe der geliebten unglücklichen Frau. Hätt' ich ſonſt dem alten Menſchenquäler mein Wort gegeben, ihre Nähe zu meiden? — Scheltet darum dennoch nicht, wie Eure hitzige Jugend wohl thun möchte, mein Herz einen Eisball, meine Neigung lau. Wir ſind eigne Leute im Walliſerlande; ernſt, wortkarg, geduldig, aber beharrlich. Wir wachſen auf im Kampfe gegen die Elemente, freuen uns keines Abends, ohne emſig für den nächſten Morgen vorzuſorgen. Schaut um Euch her, ſeht dieſen Fluß, ſeht die drohenden Berge. Bald verſchütten Lawinen unſre Thäler und Gelände, bald frißt die Flamme unſre dürren Hütten von Lerchenholz; bald vernichtet ein Erdbeben unſre Städte und Dörfer, bald verſchlingt der wüthende Rhodanus meilenweit den Boden, worauf wir geboren ſind. Dieſe Gefahren, die niemals aufhören, machen uns beſonnen, bedächtig ſogar; ſtets in der Vertheidigung begriffen, warten wir offnen Auges und mit ruhiger Bruſt ab, was ſich begeben wird, auf Alles gefaßt, und das Böſe wie das Gute gleichmüthig empfangend. Nach dieſem Charakter formen ſich alle unſre Leidenſchaften. Wir ſtürmen nicht an's Unüberwindliche, wir warten, bis die Frucht gereift iſt, wo ſie dann von ſelber fällt. So iſt auch unſre Liebe, ſo die meinige. Ich ahne eine beſſere Zukunft für Eure Schweſter und mich, doch will ich ſie erwarten, unfähig, ſie zu beſchleunigen. Verſteht Ihr mich nun ganz?"

— „Ich verſtehe, und ſchätze Euch doppelt, Herr;" ſagte Albert aufrichtig: „Wenn ich armer Schelm etwas dazu thun könnte, . . . aber muß ich mich denn nicht ſelbſt erſt in das Haus ſtehlen, wo Gertrud lebt? Und wenn der Doktor ſo abſcheulich hart und grauſam geworden iſt, als Ihr ihn ſchildert — wie darf ich hoffen, in dieſem Aufzuge bei ihm einzudringen, und die arme Mutter an der Tochter Bruſt zu legen?" —

Der Hauptmann betrachtete den Jüngling, deſſen Muth, je näher er dem Ziele ſeiner Reiſe gekommen, immer mehr und mehr abgenommen hatte, und verſetzte dann: „Wenn Euch, wie Ihr ſagt, der Doktor haßt, — nun, er liebt keinen Menſchen auf Erden — ſo werdet Ihr freilich auf dem gewöhnlichen Wege nicht ſein Haus betreten können, denn er bewacht es, wie ein nieſchlafender Argus. Aber — ich bin jetzt nicht uneigennützig, — wenn ich Euch ein Mittel ſagte, junger Herr? Wollt Ihr mir wohl für den Gefallen die Freude machen, ein paar Worte an Eure Schweſter zu beſtellen?“

— „Gerne, bei meiner Ehre! und wäre ich Euer Nebenbuhler!“ rief Albert und ſchlug in Deodats dargebotene Hand.

„Wohl. So nehmt dieſen Ring, unſer Wappen iſt darauf gegraben und der Wahlſpruch der Valentaz: „Moult ne veux gaigner: Tout à moy *).“ Zeigt das Kleinod dem Thorwart in Eures Schwagers Schloß, und ſagt ihm, daß ich Euch ſende, ich Deodat von Valentaz. Er war einſt ein Diener unſres Hauſes und hat alle Anhänglichkeit an mich. Er wird Euch paſſiren laſſen. Weicht nur dem Alten und ſeinem Diener aus, und wenn Ihr die Schweſter ſeht, und von der Mutter mit ihr geſprochen, und von ihr erhalten, daß ſie ſelber bei dem Doktor ſich zu Euerm Gunſten verwenden wolle, ſo meldet ihr auch meinen freundlichen herzinniglichen Gruß, und daß es mir faſt unmöglich falle, in ihrer

---

*) „Ich will nicht nur viel gewinnen: Alles muß mein ſeyn.“

Nähe auszuhalten, ohne ſie zu ſehen, ohne ihre Stimme zu hören. Da mir aber mein Ehrenwort unterſage, liſtiger Weiſe zu ihr zu dringen, und offen es nicht geſchehen mag, ſo wolle ich verreiſen, und irgendwo Dienſte nehmen, wär's gegen die Türken, bis die Zeiten ſich geändert haben werden. Sie wolle mir ihre Erlaubniß dazu und ihren Segen ſchenken, auch für mich beten, daß mich nicht eine Kugel, meinem zukünftigen Glück zum Trotze, von hinnen reiße. — Wollt Ihr das beſorgen, lieber Freund?“

„Von Herzen. Sagt nur, wie weit, wohinaus der Weg?“

Der Hauptmann näherte ſich dem Fenſter, um dem Jüngling die Straße zu bezeichnen; da fuhr er ſchnell zurück, zog den Albert an ſich, und deutete verſtohlen hinaus, Albert erbebte: ſein Großonkel ritt vorüber, das Bild ſchnellverlöſchenden Lebens auf einem magern Rößlein. — „Er reiſt ins Land hinab; der Mantelſack verräth eine weitre Reiſe. Der Tag iſt günſtig, wie keiner;“ flüſterte Deodat: „macht Euch unverzüglich auf den Weg. Ihr könnt noch, bevor es nachtet, Alles verrichtet haben und zurück ſeyn, ehe der Mond aufgeht.“ — „Ich will thun nach Euern Worten, ſobald die Mutter erwacht ſeyn, und ſich mit mir geletzt haben wird.“ — Der Doktor war indeſſen vor der Herberge von dem Volke aufgehalten und aufgefordert worden, die beraubten Fremdlinge zu ſehen und zu unterſtützen. — „Was geht mich das Geſindel an?“ hatte er gerufen. Dann warf er mit verächtlichem Blick ein Silberſtück unter die Menge, und ritt ſchnell fürbaß. —

Nicht eine Stunde war jedoch vergangen, als er ſchon in einer Hütte zu Eggerberg unter irgend einem Vorwande ſein Pferd eingeſtellt, und zu Fuß einen verſteckten Pfad längs dem Bergabhange eingeſchlagen hatte. Bis über Naters hinaus, das er tief unter ſich ließ, führte ihn ein Hirtenjunge. Dann verfolgte er allein ſeinen Weg, hinunterſchweifend an das Ufer des Maſſa. Er wunderte ſich ſelbſt im Stillen über die Rüſtigkeit ſeines Körpers. Sein Lauf war der eines Mannes im kräftigſten Alter. Es war jedoch die unſinnigſte Leidenſchaft, die ihn peitſchte wie mit Geißeln, die ſeine Kräfte verzehnfachte, um ſie ganz aufzureiben, die ihre Stacheln in ſein Blut miſchte, daß es wie ein Heereszug von Ameiſen durch ſeine Adern rollte. Wer ihn geſehen hätte, wie er, vom Mantel der Dämmerung verborgen, an dem Geklüfte der Uferfelſen emporkletterte, mühſam, keuchend, verzagend oft, überwindend zuletzt, um in das Haus, deſſen Herr er war, wie ein Dieb einzuſteigen, hätte ihn bemitleidet als einen Thoren und dennoch bewundert in ſeiner Beharrlichkeit. — Aber in ſeinem Kopfe gährte eine Fülle von wilden Vorſätzen und von Befürchtungen, deren eine jede, der Angſt eines Miſſethäters nicht unähnlich, ſchon den Keim von Miſſethaten in ſich trug. Der Eiferſüchtige wußte eine Lücke im Mauerrand des Gartens. Er erſtieg ſie mit ungemeiner Beſchwerlichkeit. Er ſank zuſammen auf dem Raſen ſeines Gartens, aber die Furie der Eiferſucht peitſchte ihn weiter, ſeiner Schwäche zum Trotz. Betrogen war er; davon war er überzeugt. Wer hatte es gethan, wer es zuerſt vollbracht? Gertrud, Marie, Lorenz? Allen dreien aufzulauern hatte er bei ſeiner Abreiſe die Schlüſſel zu ſich geſteckt, die ihm erlaubten, die Gänge und Gemächer des Hauſes zu betreten, ohne geradezu geſehen zu werden. — Der Garten war leer, der Hof ebenfalls; in den Zimmern Gertruds brannte Licht. Keine Bewegung ließ ſich oben hinter den Scheiben verſpüren. Aber in dem Häuschen am Hofe, wo Lorenz und Marie wohnten, waren Stimmen laut. Diejenige Mariens war nicht zu hören. Zwei Männer verhandelten ziemlich laut. Von der Wendeltreppe herab, die zu ſeiner Stube führte, horchte der Doktor zu.

— „Alles, was ich thun kann, Herr, iſt, daß ich den Zettel beſorge, den Ihr ſchreiben wollt;“ ſagte Lorenz mit vieler Aengſtlichkeit; „ob die Frau ſich getrauen werde, zu antworten, iſt eine andere Frage. — Seyd Ihr fertig?“

„Habt nur Geduld;“ verſetzte eine fremde Stimme: „Ich bin gleich fertig, meine Hand zittert ſehr, wie Ihr begreift.“ — „Peſt! der Hauptmann!“ raunte der Doktor ſich ſelber zu. — Nun folgten unten einige unverſtändliche Reden. Lorenz wurde erſt dann wieder laut, als er mit vieler Rührung anhob: „Ihr könnt denken, Herr, daß Euer plötzliches Erſcheinen mich erſchüttert und gefreut hat. Ich hätte nicht gedacht, Euch auf Erden je wieder zu ſehen.“ — „Schurke!“ geiferte Rauwolf. — „Aber Ihr wißt nicht, was auf dem Spiele ſteht,“ fuhr Lorenz fort: „der Alte wird täglich ſchlimmer —“ — „Wird er, Bestia?“ — „und wenn nicht das gute Glück gewollt hätte, daß er heute einmal vom Neſte ging, ſo wärt Ihr ſchlimm weggekommen. Wer weiß, was geſchehen wäre, wenn ...“ — „Was geſchehen wird, willſt Du ſagen, treuloſer Bube!“ knirſchte Rauwolf. — „So lieb ich Euch habe,“ hieß es wieder unten, „ſo möchte ich doch dem Thorknecht den Hals umdrehen, daß er Euch einließ. Welcher Verantwortlichkeit ſetzt er mich aus! aber der Kerl ließe ſich für alles, was Valentaz heißt, todtſchlagen!“ — „Da haben wir's;“ ſchnaubte der Doktor: „das iſt der Hauptmann, der ſein Ehrenwort gebrochen hat. Warte, ich ſchieße Dich durch's Fenſter todt, Gauner von einem Edelmann!“ Ohne weiter etwas hören zu wollen, eilte Rauwolf die Treppe hinan, ſchlich durch den dunkeln Corridor des zweiten Stockwerks, öffnete ſeine Schlafſtube, tappte darinnen herum, und erwiſchte ein Mousqueton, das ſtets geladen an dem Bette des Schlafloſen hing, womit er oft als eine mitternächtliche Wache im Hauſe zu ſtreifen pflegte. — Im Begriff, mit der Waffe zu Lorenzens Häuschen hinunterzueilen, hörte er Jemand auf der großen Treppe in das erſte Stockwerk ſteigen, und an die Thüre von Gertrudens Gemach pochen — „Lorenz! er bringt den Brief;“ dachte der Doktor; und zerkratzte ſich die Bruſt vor Wuth und Schmerz: „laß hören, was die Brut complottirt.“ —

Nachdem Lorenz eingelaſſen worden, glitt der Eiferſüchtige hinunter, drückte das Ohr an das Schlüſſelloch. Er hörte von Lorenz die Worte ſagen: „Je nun, Marie darf auch bleiben, wenn's die Frau verlangt. Sie hat den Herrn, von dem ich ein Zeichen bringe, eben ſo lieb als ich, und wird mich eben ſo wenig verrathen, als ich's ſelber thue.“ — Von nun an wurde aber das

Geſpräch leiſe, bis Gertrud überlaut ausrief: „Ach, mein Gott, er iſt da, da, den ich verloren geglaubt?“ — Lorenz bat inſtändig, zu ſchweigen, und ſagte dabei: „Wenn auch der Herr nicht daheim, ſo iſt mir doch, als hätten alle Wände Ohren.“ — Dann begaben ſich die Sprechenden aus der großen Stube in die Kammer, ſo daß Rauwolf nichts mehr vernahm.

Er ſtritt mit ſich ſelber, ob er plötzlich in das Complott einbrechen ſollte, als ein Gott des Zorns, oder ob er unten dem Verſucher entgegentreten wolle. Indeſſen näherten ſich aus Gertruds Cabinet ſchnelle Tritte der äußern Thüre. Der Doktor hatte kaum Zeit, ſich auf die Treppe zu flüchten, um nicht als ein Horcher überraſcht zu werden. — Die Thüre ging auf; Lorenz, eine Laterne in der Hand, wollte heraustreten, wurde jedoch zurückgehalten. „Ich kann wahrhaftig nicht;“ ſagte er, blaß vor Angſt. „Könnt Ihr mir dieſe Kleinigkeit abſchlagen?“ fragte Gertruds ſüße Stimme voll Schmeichelei. — „Was haſt Du zu befahren, da der Alte nicht zu Hauſe?“ fragte auch Marie gebieteriſcher: „das Geringſte iſt doch, daß die Frau Doktorin den ſehe, der ihr geſchrieben. Ein paar Worte mündlich thun wohler, als der längſte Brief.“ — „Wenn Ihr ein Herz habt…!“ bat Gertrud. — „Willſt Du wohl „Ja“ ſagen, Haſenfuß?“ drängte Marie: „Sieh die arme Frau, die Alles hat verlaſſen müſſen; die Nichts auf Erden hat, als Ueberdruß und Langeweile, ſieh ſie an, und weigre Dich noch länger. Du machſt ſie glücklich. Alles, was ſie liebt, kommt ihr heut wie durch ein Wunder entgegen, und Du willſt es abweiſen, wie ein

Scherge?" — „Seht meine Bewegung, meine Angſt, mein Entzücken, Lorenz!" — „Nun denn, liebſte Frau," verſetzte der Bediente mit Thränen in den Augen: „Sie könnten einen ehrlichen Burſchen in die Verdammniß ſchwatzen. Ich will thun, was ich kann. Hören Sie. Damit ich dem Herrn, wenn er wiederkömmt, keck unter die Augen treten, und ihm zuſchwören könne, daß Niemand in's Schloß gekommen, um mit Ihnen zu reden, ſo haben Sie die Güte, mit Marie auf den kleinen Altan, dem Thore zur Seite, zu treten. Ich laſſe dann meinen Mann aus dem Schloſſe, und weiſe ihn an, die geringe Höhe an dem Spaliere zu erſteigen. Bequem wird er alsdann, iſt er einmal oben, auf dem breiten Rande des Altans ſtehen und über die Bruſtwehr mit Ihnen reden können nach Herzensluſt, während ich am Thore Wache halte, um jede mögliche Ueberraſchung zu vermeiden. Auf dieſe Weiſe kann ich mit beſſerm Gewiſſen lügen, und Ihr habt Euern Willen. Ueber kurz oder lang muß ja Euer Herr doch die ganze Beſcheerung erfahren." — Die Frauen bejahten, verriegelten ihre Thüre, und Lorenz ging hinunter.

„Peſt und Mord! Inferno e Maledizione!" fluchte der Doktor außer ſich: „Belogen, betrogen, meine Schande vollſtändig! Ich habe ſie ſchon erfahren, die Beſcheerung, Teufel von einem Weibe, Hund von einem Bedienten! Das Strafgericht ſoll auch unmittelbar hereinbrechen!" Durch eine Menge, ihm gut bekannter, Winkel und Gänge, einen großen Umweg machend, um nicht mit den Frauen zuſammenzutreffen, gelangte Rauwolf zu einer Schießſcharte, die den Altan beherrſchte. — Der

Mond war aufgegangen, aber trübe. Ein weiches ungewiſſes Licht verwirrte die Gegenſtände, ſtatt ſie zu verdeutlichen. — Die Frauen ſtanden ſchon auf dem Söller. Hinter ihrem Rücken lauerte der Eiferſüchtige, der von Sekunde zu Sekunde den Kopf mehr verlor. Der Mann ſeiner Rache war ſchon lange auf ſeinem Poſten, lang im Geſpräche mit Gertrud. Ihre Häupter berührten ſich faſt, ſo vertraulich ſchwatzten ſie. Da erhob der Mann die Stimme und ſagte: „Nun bin ich glücklich; bin für Alles, was ich gelitten, belohnt, da Du mir das herzliche Du bewilligſt, liebſte Gertrud!“ — Worauf ſie: „Konnte ich denn weniger thun für Dich, deſſen Botſchaft mein Herz erfriſcht, daß ich jauchzen möchte in alle Lüfte?“

Indem ſich Gertrud bei dieſen Worten aufrichtete, nach dem Himmel deutend, wurde dem Doktor die Geſtalt ſeines Nebenbuhlers bloß gegeben. „Jauchze, Elende, bei ſeiner Höllenfahrt!“ kreiſchte er unterm Knallen der Büchſe, deren Kugel die Bruſt des Aermſten durchfuhr, daß er an den Fuß des Altans niederſtürzte.

Das Gewimmer des Verwundeten, das Wehgeſchrei der Weiber, die Verwünſchungen des Doktors, der blutdürſtig der Fährte ſeines Wildes nacheilte, um es ſterben zu ſehen, und die flehentlichen Bitten des Lorenz und des Thorwärters gellten laut durch die Nacht.

„Licht! Licht!“ donnerte Rauwolf in unbeſchreiblicher Aufregung: „Licht herbei, Canaglia, ich will hell ſehen, furfante! Wie iſts, Ehebrecherin? Deine verliebten Zuſammenkünfte endigen alle mit Pulverblitz und Aergerniß, nicht wahr? Wie? Du haſt die Stirne, herabzukommen, dieſen Elenden, dieſen wortbrüchigen Verführer zu umklammern? Weg von ihm!" — Er ſtieß mit dem Fuße nach der Frau, die außer ſich, über Albert gebeugt, deſſen Namen ausrief, und ſeinen Mörder verfluchte. —

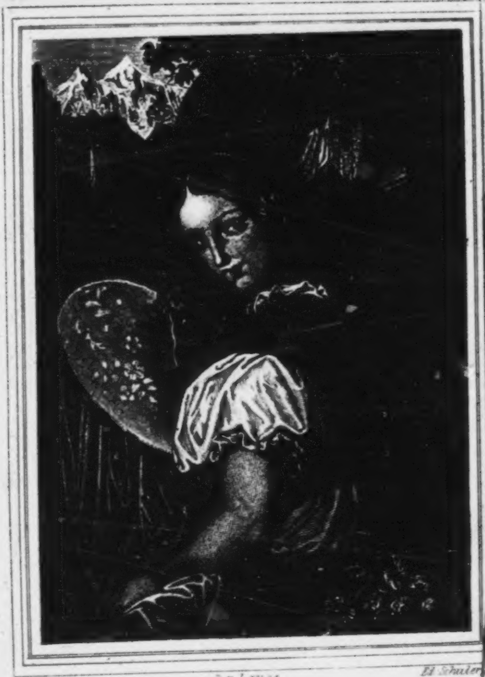
„Ich werde toll," lachte indeſſen Rauwolf mit gräßlichem Ausdruck: „was redet die Verbrecherin von dem todten Albert? Sie wird wahnwitzig. Albert, der in den Lagunen ertrunken iſt, wie Malaghetti meint? Lade mir das Gewehr;" befahl er dem Thorwart. Und als dieſer ſich weigerte, ſchrie er ihn an: „Lade das Gewehr, daß ich dem Weib ſein Recht anthun kann, oder ich zerſchmettre Dir mit dem Kolben den Schädel!" — Nun begriff der Knecht, daß die Entwaffnung des Wüthenden nützlich ſeyn könne, und bemächtigte ſich des Gewehrs, das Rauwolf auch nicht mehr verlangte, um zu ſtrafen und zu rächen; denn, als Lorenz mit einem Windlicht erſchien, und das Antlitz des Verwundeten beleuchtete, riß die Ueberraſchung den Doktor dergeſtalt zuſammen, daß er im Wirbel umherfuhr und niederſtürzte ohne Beſinnung. — Der Thorwart flog den Hügel hinab, um in Naters Hülfe zu ſuchen. Die Kunde von dem Vorfall verbreitete ſich unten mit Blitzeseile. Deodat, der den armen Albert hatte erwarten wollen, die Wittwe Friedersdorf, die nicht mehr aufzuhalten war, ein Wundarzt und eine Schaar von Landleuten zogen dem Schloſſe zu.

Der Doktor war aus ſeiner Ohnmacht erwacht, aber ſein Verſtand war unter der Laſt der gräulichen That zuſammengebrochen. Finſter ſchauend ſaß er am Boden, ließ die Augen langſam über den Verwundeten gleiten, der von den Frauen gelabt wurde, und murmelte: „Todt? Zweimal todt? Sonderbar.“ Dann kehrte er ſich zu Gertrud, und bat, wie ein weinender Knabe: „Verzeih mir, Mütterlein! Vergib mir, Gertrud. Küſſe mich doch einmal, Tuda!“ — Mit empörtem Herzen antwortete ihm die zitternde Frau: „Redet mich nicht an, Ungeheuer! Eure Bosheit, Eure ſchmähliche Liſt, womit Ihr mich gefangen, habe ich ertragen, um Gottes Befehlen zu gehorchen. Aber mit dem Mordſchuſſe habt Ihr uns getrennt auf ewig. Lebt bis ans Ende aller Tage, oder ſterbt hin, wann Ihr wollt, nur rechnet nicht darauf, daß ich bei Euch ſey, weder im Leben, noch im Tode.“

— „Gertrud, meine Tochter!“ rief Salome's Stimme von Weitem. Fackelglanz brach durch den Wald. — Die Tochter flog der Mutter entgegen. Die ganze Menſchenmenge kam heran. — „Ich will mich verbergen!“ ſagte der Doktor, zitternd vor Froſt und Ermattung. — „Laſſen Sie ſich führen, Herr!“ entgegnete ihm Lorenz, der nicht von dem Gebieter weichen wollte. Mit Entſetzen ſtieß ihn aber der Wahnſinnige von ſich. „Was willſt Du, Heinrich?“ fragte er zähneklappernd: „das fehlte noch, daß Du aus dem Grabe kömmſt, um Deinen Sohn von mir zu fordern. Weg, weg, Geſpenſt! ich habe nichts mehr auf der Erde zu ſchaffen. Weg, ſage ich Dir! Folge mir nicht!“

Der Raſende entfloh, die ſteilen Wendeltreppen hinan. Böſes ahnend folgte ihm Lorenz ſo ſchnell er konnte. Dieſes Nachſetzen verdoppelte die Angſt des Doktors. Zum höchſten Gipfel des Thürmchens, das da ſchwebte über dem Bette des Waldſtroms flog der Wahnſinnige hinan, und ſtürzte ſich Kopf über vom Geländer herab auf die Felſen, dem Tode und dem Strom zur Beute. —

Als Gertrud mit der Mutter das Schloß betrat, war ſie ſchon Wittwe. Als Albert nach langem Leiden des mit Mühe geretteten Lebens verſichert war, ſah er ſich plötzlich in den größten Theil des Rauwolf'ſchen Erbes als Beſitzer eingeführt. Nachdem er, da die Trauerzeit verſtrichen, Gertrud als die Braut des Junkers Deodat zum Altare geleitet, verkaufte er das übelberüchtigte Schloß am Maſſaſtrom und zog in das Vorarlbergiſche, eine Familie zu gründen. Er ſtarb indeſſen kinderlos, mit ihm das Rauwolf'ſche Geſchlecht. Aber noch lange nachher blühte der Stamm der Valentaz und galt ihr Wahlſpruch: „Moult ne veux gaiguer: tout à moy!“ —



Fäüner del.
v. Lange
Ed. Schuler

VRENELI
ZUR
Engels-Flüe

Vergiß mein nicht.

Taſchenbuch für das Jahr 1840.

Herausgegeben
von
C. Spindler.

[illegible] sc

BIB
VNIV
LIPS

STUTTGART.
Hallberger'sche
Verlagshandlung.

W Deyble gedr

Vergissmeinnicht.

Taſchenbuch für das Jahr

1840.

Eilfter Jahrgang.

Von

C. Spindler.

Inhalt.

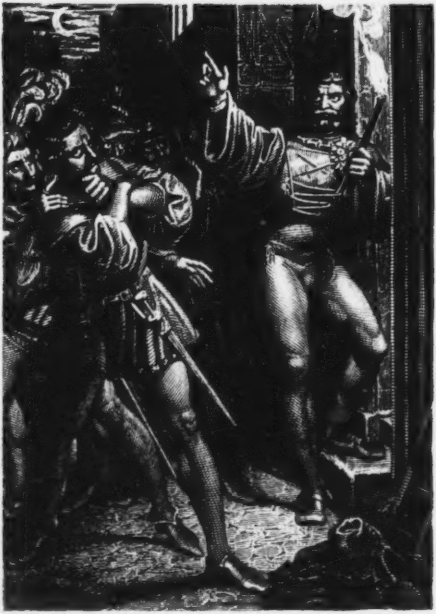
Seite
Der alte Ordelaſſe und ſein tapfres Weib . . . 1
Der Ueberall 93
Steckelburgers Reiſe nach London 257

Erklärung der Stahlſtiche.

I.

Titelblatt.

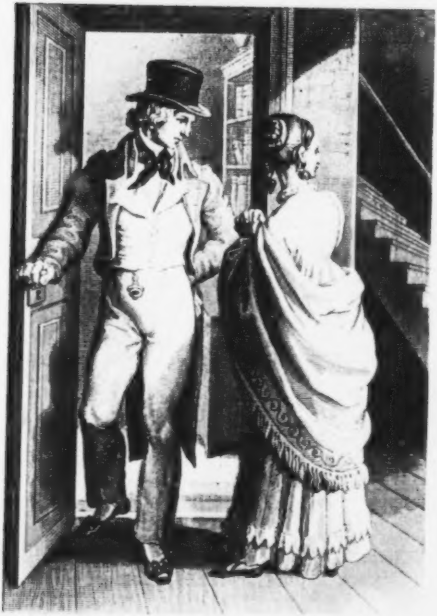
Das Titelblatt: „Breneli“ gehört zu der Erzählung: „Die Engelsche,“ welche für vorliegenden Jahrgang des Taſchenbuches beſtimmt war, aber aus verſchiedenen Gründen erſt im folgenden erſcheinen kann. Dieſe Abänderung des urſprünglichen Planes trat zu ſpät ein, als daß es noch möglich geweſen wäre, in der verhältnißmäßig kurzen Friſt ein neues Titelblatt verfertigen zu laſſen, und wenn unſere Leſer auch vor der Hand die Erzählung nicht vor Augen bekommen, ſo iſt aufgeſchoben nicht aufgehoben, und ihrer Phantaſie indeſſen für ein ganzes Jahr Spielraum gewährt, bei dem lieblichen Bildchen ſich zu denken, was ihr gut dünkt.



II.

Hans Waldmann.

Das Schauſpiel „Hans Waldmann,“ welches im Winter von 1834 zu 1835 in Zürich zur Darſtellung kam, iſt eine großartige Skizze, welche der Meiſter nur ſo hingeworfen zu haben ſcheint, um ſeine Anſichten über die nothwendige Richtung der dramatiſchen Dichtkunſt zu klarer Anſchauung zu bringen, weil das Beiſpiel eindringlicher lehrt, als alle Raiſonnements. — Die Scene, welche das Bild darſtellt, iſt aus dem Vorſpiel, p. 29: der junge Waldmann und ſeine Geſellen haben das Haus des Meiſters Peter, in welchem der fröhliche Lärm einer Hochzeit ertönt, für eine öffentliche Schenke gehalten, und ungeſtüm Einlaß begehrt; der Scharfrichter, auf ſeine Schwelle tretend, entgegnet auf Waldmanns barſche Rede: „Komm an! Willkommen ſey mit Deinem Schwarm. So früh ſchon hab' ich mit Dir zu ſchaffen? Kommt ihr Alle, der Lüſte und Begierden und der Bubenſtücke voll, zu mir gehört Ihr: Ihr ſeyd beſtimmt, in meine Hand zu fallen. Meiſter Peter iſt geſchickt, verwahrloſte Mutterſöhne zu züchtigen. — — —“



III.

Das ſtille Haus.

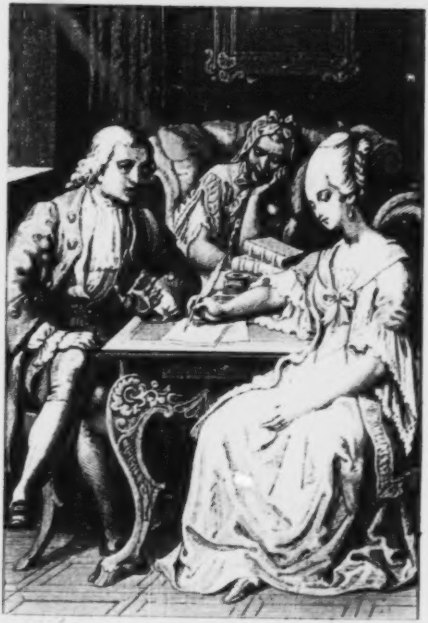
Es gibt Landſchaftsmaler, die es verſtehen, irgend einen ſtillen Winkel im Wald oder Feld aufzufaſſen und zu beleuchten, daß in der Zuſammenſtellung einiger ganz gewöhnlicher Dinge eine Welt von Poeſie ſich offenbart; eine Dichtung dieſer Art iſt „das ſtille Haus,“ eine Erzählung, welche uns deutlich vor Augen führt, welche mächtige Leidenſchaften und Bewegungen des menſchlichen Gemüthes unter den einfachſten Umgebungen und Verhältniſſen ſich zu offenbaren vermögen. Um uns an dieſe Betrachtung zu erinnern, hat unſtreitig der Maler eine Scene gewählt, die eben ſo einfach und anſpruchslos iſt, als der äußere Rahmen, in welchen der Dichter die reichen und großen Bewegungen des innerlichen Lebens faßte. Man vergleiche: „Je länger je lieber“ Band I. pag. 14.

IV.

Das Geſpenſt von Rodenſtein.

Der Bauer erzählt dem Offizier die Odenwälder Sage vom wilden Jäger, und ſagt unter Andern: „Der wilde Mann ſtieß ſie grauſam von ſich, und ritt zum Kampfe aus. Der Feind getraute ſich nicht in's Feld, und Rodenſtein legte ſich bei der Schnellertburg in Hinterhalt, um den Gegner zu überfallen. Während er jedoch lauernd und bei öder Nachtzeit im Haidekraut lag, entfernt von ſeinen Knechten, und die Wuth und Rachſucht ihn nicht ſchlafen ließ, da hatte er ein Geſicht. Vom Rodenſtein herüber über Berg und Thal ſchwebte der Geiſt ſeiner Frau. Denn ſie hatte im Schrecken einen todten Knaben geboren, und mochte auch nicht länger leben. Das Geſpenſt hielt das Kind auf den weißen Armen, und ſagte dem Ritter mit hohler Stimme: „Siehe! wir ſind todt, Deine Wuth hat uns getödtet! Und auch Du wirſt Rodenſtein nimmer lebendig wiederſchauen. Aber zur Strafe Deiner Sünde an Weib und Kind, wandle Du wüſter Krieger, wandle in Ewigkeit über Berg und Thal, und verkünde den Krieg als ein Schreckgeſpenſt!“ — Der Geiſt verſchwand, aber es wurde buchſtäblich erfüllt, was er vorher geſagt. In derſelben Nacht gab es einen harten Streit, und das Morgenroth ſah den Ritter vom Rodenſteine blutroth am Boden liegend. Er ſtarb auf dem Schnellert, und liegt bei uns im Orte begraben. Aber ſein Geiſt hat keine Ruhe.“ Vergl.: „Je länger je lieber,“ III. Bd., pag. 14—15.

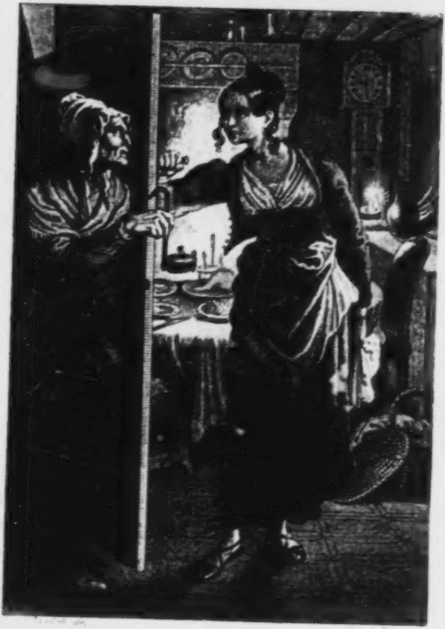
Die Sage iſt in die Erzählung ſo eingeflochten, daß ſie einen entſcheidenden Grundton vorſtellt, was auch durch die Wahl des Titels bedingt war, und die lebhafte Lokalfarbe zur höchſten Wirkung ſteigert.



V.

Der Jeſuit.

Das vorliegende Bild reiht ſich in die Darſtellungen aus dem Jeſuiten, welche in vielen der vorhergehenden Jahrgänge dieſes Taſchenbuches zerſtreut und hie und da mit ausführlicheren Erklärungen begleitet ſind, auf die wir hier zurückweiſen. Die Scene findet ſich im I. Band pag. 90 der Ausgabe des Romans in Spindlers geſammelten Werken.



VI.

Der Maire von Quille-Reine.

Der Maire von Quille-Reine iſt in mehr als einer Beziehung als Seitenſtück zum ſtillen Haus zu betrachten. Die Scene des vorliegenden Bildes findet ſich in den Kettengliedern, Band III., pag. 27 der neuen, pag. 22 der Ausgabe von 1829 in folgenden Worten: „Sie ſammelte, was an kalter Küche das Haus vermochte, ſtellte neben die appetitlich geordneten Speiſen einen Krug mit rothem Weine aus Jacquots beſtem Weinberge, und überhörte, in dieſe Beſchäftigung vertieft, daß ſchon zweimal an die Thüre und den Laden geklopft worden war. Das dritte Klopfen und ihr Name, der ſich durch das Schlüſſelloch ſtahl, machte ſie aufmerkſam. Flugs ließ ſie Alles liegen und ſtehen, und ſprang mit dem Rufe: „Seyd Ihr's, lieber Vater?“ an die Thüre, zog den Riegel auf, und verſtummte plötzlich, weil nicht Perrin mit ſeinem Begleiter, ſondern die Nachbarin Marion ſich hereindrängte. — „Du erlaubſt mir wohl, Blanchettchen,“ ſprach die Alte, deren geläufige Zunge ein Schrecken des Dorfs war, „daß ich meine Lampe an Deinem Licht anzünde? Die Neugierde hat mich alte Frau in die Schenke getrieben, um den Ball mit anzuſehen, der dem König dort zu Ehren gegeben wird; und da ich hier ein Licht gewahrte, benutze ich die Gelegenheit, damit ich nicht in's Bett zu tappen brauche.“ — „Gern, Mutter Marion,“ verſicherte Blanchette, die ſich von ihrer Beſtürzung erholt hatte; „zündet an, und ſchlaft wie eine Heilige!“ — Dienſtfertig kam ſie der Alten mit der Lampe entgegen, konnte es jedoch nicht verhindern, daß Marions ſcharfer Blick auf die Speiſen fiel, mit welchen der Anrichttiſch beſetzt war. — Die Miene der Alten verklärte ſich zu einem leckerhaften Lächeln, und ihre grauen Augen, aus welchen der Weingeiſt etwas deutlich ſprach, ſtarrten lüſtern nach dem ſaftigen Schinken, nach dem einladenden Salat und dem reinlichen Weißbrod. — „Ei, ei mein Püppchen,“ ſprach ſie zudringlich: „für wen ſteht dieſes Gaſtgebot bereitet? Du erwarteſt doch nicht etwa Deinen lieben Jungen? Rede, Du kleines Kätzchen! Doch nein; ich weiß ſchon: Dein Vater iſt nicht zu Hauſe.“ „Ihr wißt?“ fiel das Mädchen unbedachtſam ein. „Hoho!“ lachte Marion; „man muß keine Hexe ſeyn, um das zu wiſſen. Du hielteſt, da Du öffneteſt, mich ſelbſt für den Herrn Maire.“ „Ja ſo,“ verſetzte Blanchette; „ganz recht; der Vater wird auch im Augenblicke kommen, und darum bitte ich Euch, Mutter Marion“ — „Verſtehe mein Kind,“ antwortete das Weib mit höhniſchem Lächeln; „weiß wohl, daß dein Alter mich nicht leiden kann; fürchte mich aber dennoch nicht vor ihm, heute nicht, und morgen nicht, und nimmermehr. Mit ſeiner Macht wirds bald alle ſeyn, denn der alte Louis gilt jetzt wieder mehr, als der neue“ — „Schreit nicht ſo!“ unterbrach ſie Blanchette. „Wenn mein Vater das hörte — Ihr wärt unglücklich und ich nicht minder.“ — Die Alte ſchüttelte dem Mädchen mit der Hingebung, die der Rauſch erzeugt, die Hand.

[illegible] [illegible]

[illegible]

VII.

Sonnenblüthe.

Siehe „Je länger, je lieber," wo es auf pag. 177 des zweiten Bandes heißt: „Anfangs unter Thränenſtrömen, endlich in ſtummer Verzweiflung, ſchritt die Arme vorwärts, von aller Hülfe verlaſſen, nur nicht von dem, der ſie zu erwürgen begehrte. Der Weg wurde immer öder, zerklüftet das Geſtein; nur ſpärlich wucherten wenige Büſche auf den Bergesflächen, und je ſchneidender die Luft, je wärmer und trügeriſcher zeigte ſich die zerbröckelnde Erde. Hie und da ſtiegen in der Ferne Rauchſäulen aus dem Boden, und mit der Dämmerung wuchs die Stille in dieſen ſchauerlichen Gegenden. Hier ſang kein Vogel, hier ſprang kein Wild, hier gedieh kein friſches Grün. Wenige Ohelobeeren blinkten vom verſengten Buſch, dieſe pflückte unter ängſtlichem Gebete der Vater, und bot ſie ſeiner armen Begleiterin, die ſich kaum mehr fortzuſchleppen vermochte. Ein Trunk Waſſers belebte ihre Kraft noch einen Augenblick und dieſem folgte der Entſcheidende. Es war dunkel geworden, und plötzlich ſtanden die Wanderer auf einer Kuppe, hoch über Hawaii's Fluren, von welcher ein ſchräger Abhang zu dem Schlunde des Berges führte, der wie ein ungeheurer Halbkreis dieſen Schreckensort begränzte. Aus ihm, wie aus vielen andern kleineren Höhlen, ſtieg des Berges Dampf, zuckten ſeine Blitze durch den Nebelflor der Nacht. Unter den Füßen des Mädchens brach die Sonneverbrannte Erdrinde ein. Grauſam rettete des ſchweigenden Vaters ſtarker Arm ſein Kind, um es vollends an den Rand des Kraters zu ſchleppen. Hier ſank das Opfer ermattet und halb beſinnungslos nieder, und ſein Mörder rief die Worte in die Luft: „Pele, feueräugige Pele! Sieh hier Deinen Schuldner, vor deſſen Thüre das Unglück ſteht, und der ſein Verſprechen löſet, in der Hoffnung auf Deinen Beiſtand und Deine Vergebung! Du, und Dein Bruder, der feuerſchleudernde Sohn des Krieges . . . . Du und Deine Schweſter, die Wolkenhalterin mit den ſtrahlenden Augen! Nehmt dies jugendliche Opfer gnädig auf in Euer Haus!“ Ein dumpfes Krachen durchzitterte den Berg, ſprudelnde Flammen leckten aus Höhle und Kluft, . . . aufwallender Dampf ſchlug den Mann zurück, der nach dem laut wimmernden und ſchreienden Mädchen ſich bückte, um es ohne Erbarmen in den wogenden Pfuhl zu ſtürzen. Selbſt von Schauer ergriffen und gedrängt, ſein finſteres Werk zu vollenden, ſtreckte er noch einmal die Hand nach dem Kinde aus, das in Verzweiflung ſeine Knie umſchlang, . . . da donnerte es auf's Neue heftig über des Mädchens Haupte. Ein Blitz blendete deſſen Augen, und es verſank in ſtille Ohnmacht.“

Der alte Ordelaffe

und ſein tapſres Weib.

Der alte Ordelaffe und ſein tapfres Weib.

Reiſebuch und Abenteuer eines Deutſchen von Adel, aus der Ritterſchaft des Hegäu.

1353 — 1359.

Ich, Bernhard von Staufen, aus dem Hegäu, habe eine lange Reihe von Abenteuern und Fährlichkeiten erlebt, die ich in meinen ſpätern Jahren, der Schrift ziemlich kundig, niederſchrieb, damit ſie denen, ſo nach mir kommen, als ein Beiſpiel dienen mögen. Die Furcht des Herrn iſt wahrhaftig der Anfang aller Weisheit, und die Zuverſicht auf unſers getreueſten Herrn Führung läßt Keinen zu Schanden werden.

Es begab ſich zu Anfang des Maien im eintauſend dreihundert und drei und fünfzigſten Jahr nach unſers Erlöſers Geburt, daß ich aus dem Walde heimgekommen war, woſelbſt ich auf Befehl meines Pflegers, des ehrenfeſten Herrn Conrad von Homburg, Büſche geſchlagen hatte, um das Haus zum Feſte zu verzieren. Ich lag müde und naß — weil es ſelbigen Tag ziemlich ſtark geregnet, in meiner Kammer auf der Bank, und ruhte. Die fichtene Wand meiner Kammer ſtieß aber an die Stube des gedachten Herrn Pflegers und ich hörte, wie zu demſelben ſeine Schweſter, die Frau des fürſichtigen und gelehrten Mathias von Horneck, der zu jener Zeit ein Geheimſchreiber des Biſchofs zu Coſtnitz geweſen, hereintrat; ſie kam, um ihren Bruder und deſſen Hausfrau, auch Kinder heimzuſuchen.

Nachdem ſie ſich brüderlich begrüßt, denn ſie liebten ſich gar ſehr, obſchon Herr Conrad wilder und jähzorniger Natur geweſen, was ihm in der Folge ſchweres Unheil bereitet, fragte gedachter Herr von Homburg: „Nun, wie ſteht es, Mex? *) Was ſagt der Biſchof zum Markdorfer Handel?“ — „Ich weiß nicht, Kunz;“ erwiederte ihm Frau Mex. Er fuhr fort: „Ich will mich getröſten, daß der würdige Herr meine Rechtforderung anerkennen werde. Es ginge ſonſt nicht gut, ſage ich Dir. Sind Deine Kinder wohl bei Leibe, und iſt der Schwager geſund?“ — „Alles ſteht wohl;“ ſagte die Frau hinwieder: „Ich bin vergnügt, auch in Deinem Hauſe Alles wohlauf zu finden. Der Hug iſt fett und ſtark und die Roſine ſchießt auf wie eine Tanne.“

Da lachte der Herr von Homburg, und meinte, die Tochter ſchlage dem Vater nach, wie der Sohn der Mutter. Die Frau von Horneck fragte nun ihrerſeits: „Wie gehts mit dem Bernhard?“ — „Wie wirds gehen?“ verſetzte ihr Bruder: „Unkraut verdirbt nicht. Aus dem

---

*) Diminutiv von Maximiliane.

Buben und Faullenzer wird einmal nichts. Die Schul- und Kloſterpoſſen wollen ihm nicht aus dem Kopfe. Beſſer wär' er ein Pfaff geworden." — „Er wollte aber nicht, lieber Bruder." — „Nun, meinetwegen: er bringts auch nicht zum Rittersmann. Soll alſo ein Knecht bleiben ſein Lebenlang."

Obwohl ich nun dergleichen Worte von meinem Pfleger lange gewohnt geweſen, ſo betrübten ſie mich doch wieder aufs neue, und ich ſeufzte vor mich hin. Da hob Frau Mer wieder an: „Du biſt zu hart mit dem armen Buben. Das macht ihn blöde und verzagt. Ein ehrlich Gemüth will gut behandelt ſeyn. Haſt Du nicht ſeinem Vater verſprochen, den Jungen wohl zu halten, und hat es der Vater nicht um Dich verdient?"

Es iſt zu wiſſen, daß die Herren von Homburg ſchon vor vielen Jahren in den Beſitz unſers Erbguts und Hauſes Staufen gekommen waren, und zum Unterhalt der Stammesgenoſſen denſelben einen einzigen, ſattſam magern Lehenhof zurückgelaſſen hatten. Mein guter Vater, dem der liebe Gott barmherzig ſeyn möge, war Schulden halber auch um dieſen letzten Hof gekommen, den Herr Konrad an ſich gezogen. Der Verluſt des letzten Winkels von ſeiner Vorfahren Erbe hatte meinem Vater das Herz gebrochen, und auf ſeinem Sterbelager war ſeine letzte Bitte an den Homburger geweſen, ſeinen einzigen Sohn niemals verlaſſen zu wollen. Auf dieſe Weiſe waren wir getrennt worden, ich und die Mutter, die ſich zu Ueberlingen wieder verehlichte. Herr Conrad war jedoch von Anfang ein harter Zuchtmeiſter ſtatt eines liebevollen Vaters für mich geweſen.

Deſſen bewußt, antwortete er ſeiner Schweſter alſobald mit zornigem Tone: „Laß mich zufrieden, und ſpinne Deine Wolle, Du Schwätzerin. Was weißt Du von Männerſachen? Soll ich den trägen, wie vom Guguk hereingeſetzten Jungen etwa behandeln wie meinen eigenen Buben? Deß walte Gott. Ich bin nicht ſchuld, daß er keinen blutigen Heller hat. Ich bin redlich zu des Alten Hof gekommen. Wer aber nicht Knechte halten kann, mag ſelber als ein Knecht dienen.“ — Die edle Frau von Horneck verſetzte, ohne ſich zu fürchten: „Sie verdenken Dir's Alle in Koſtenz, wie Du mit dem Bernhard umgehſt, der doch von altem Herkommen und Wappen iſt.“ — Worauf Herr Conrad immer heftiger brummte: „Was ſcheere ich mich um die von Koſtenz? Gewiß iſt Dir Herr Ott von Rheineck, der den Buben zum Sänger oder Mönch erziehen wollte, in den Ohren gelegen. Warum hat er ihn aus der Kloſterſchule ſpringen laſſen, wo er all das unnütze Zeug geſchluckt hat, womit er jetzo lieber umgeht, als mit der Schaufel oder mit der Armbruſt? Er wäre gerne ein Minneſänger geworden, wie der Narr von Hohenfels, von dem die Schulmeiſter und alten Weiber jetzt noch erzählen. Lateiniſch plappern, Sinnſprüche ſchmieren und Reimlein ſchmieden, — das iſt ſeine Luſt. Zur Arbeit aber iſt der himmellange Junker viel zu vornehm. Arm iſt er an Kraft, und hat ein betrüglich Herz, wie auch ſeine Augen falſch ſind. Mein Weib kann ihn noch weniger leiden, als ich.“

Das war nun der Wahrheit ganz zuwider. Herrn Conrad's Weib hatte mich viel lieber, als er, und viel lieber, als mir recht war. Er wußte es aber nicht beſſer. Denn ſie zankte mich, war er dabei, und that mir ſchön, ſobald er auswärts lag. Das kam mir nicht geheuer vor, ich weiß nicht recht warum, und ich entlief ihr nicht ſelten, wann ſie allein mit mir war, und dann ſchmollte ſie immer einige Tage recht ernſthaft, und ſchalt mich einen dummen Bauer her, einen faulen Gelbſchnabel hin. Plötzlich war jedoch wieder Sonnenſchein, und ich hätt's vielleicht recht gut haben können, wenn ich nicht immer den ägyptiſchen Joſeph im Sinn getragen hätte.

Wie er nun ſo redete, der brummige Mann, ſo lachte ſeine Schweſter, und ſcherzte: „Wenn die Schwägerin ihn nicht leiden kann, ſo mag die Roſina ihm etwa günſtiger ſeyn. Sie hat mir's ſogar geſagt in ihrer Unſchuld.“

Gleichwie dieſe unüberlegten Worte der Frau für mich ein Stich durchs Herz waren, eben ſo ſchlugen ſie bei dem Herrn dem Faß den Boden aus, ſo daß die ganze Gähr ſeiner Erbitterung herausſchoß. Nicht wie ein Vater, ſondern wie ein blinder Heid hat er geraſaunt und gewettert, daß der Firſt des Hauſes ſich hätte biegen mögen, und ſo oft er einen Abſatz machen mußte, um Athem zu ſchöpfen, ſchlug er auf den Tiſch, und wiederholte immer dieſelbe Leier: „Jetzt muß mir der Bub erſt recht geſchwind aus den Augen; jetzt möcht' ich ihn nicht einmal zum Stalljung haben und behalten.“

Endlich hat zwar Frau Mer den Wilden begütigt, und ihm das Verſprechen abgenommen, daß er nicht mir, nicht der Roſina das Geringſte vorhalten, und ebenfalls väterlich für mich ſorgen wolle, wenn er mich aus dem Hauſe thäte. — Aber ich hatte von Stund an keine ſonderliche Getröſtung meines Schickſals, und vertraute der Jungfer Roſine, — denn wir ſind uns wahrhaftig hold geweſen und innigſt zugethan — Alles, was ich gehört hatte, und ſagte ihr, da ſie erſchrack, es würde allerdings noch ärger kommen,' denn der Vater würde mich ohne Gnade beim erſten Anlaß in die Welt hinausſtoßen.

Da gelobten wir uns Liebe und Treue durchs ganze Leben, und vermählten uns geiſtlicherweiſe in der Kirche von Stahringen vor dem Altar, und riefen zu unſers Gelöbniſſes Zeugen den Herrn der Welt und ſeiner Engel Schaaren. — Ich gedachte, als ein geehrter Rittersmann mit Gut und Geld dereinſt aus der Fremde wiederzukehren; denn ich hielt mich nicht für gar ſo faul und feige, wie der Pfleger meinte. Was Roſine anging, ſo getröſtete ſie ſich der Freundſchaft ihrer wackern Baſe von Horneck, die es nicht leiden würde, wenn Herr Conrad ſie zu einer Heirath zwingen möchte. Roſina wollte nur mich zum Mann haben, und ins Kloſter Wald gehen, ſofern ich nimmer heimkäme. — So war Alles wohl beſchloſſen und eingerichtet, und wir hatten Zeit vor uns. Roſina war erſt vierzehn Jahre alt, und ich ging juſt ins achtzehnte, ſchaute jedoch aus wie ein Zweiundzwanziger, ſo lang und ſtark war ich.

Und als nun die Abrede und Verlöbniß zwiſchen uns geſchehen, ſagte eines Morgens Herr Conrad zu mir: „Halt Dich fertig, Bernhard. Sollſt heut mit mir und der Frau gen Ueberlingen reiten.“

Mir ſchwante ſchon nichts Gutes, weil die Herren Walter und Berchtold von Stoffeln am vorigen Tage dageweſen, viel mit dem Homburger geflüſtert, und dabei gar oft mit Aug und Finger auf mich, der ich den Trunk auftrug, gedeutet hatten. Es waren aber ſchlimme und verwegene Geſellen, die von Stoffeln — Gott hab' ſie ſelig — und ihre Freundſchaft hat dem armen Homburger keine Roſen gebracht.

Ich hätte gar zu gern von meiner Holdſchaft Abſchied genommen, weil ich nicht zweifelte, ich würde nicht mehr wiederkommen, aber die Tochter war nicht daheim, nämlich mit dem Bruder in die Nachbarſchaft auf eine Einkehr gegangen. Mußte ich alſo ſcheiden, ohne ſie geſehen zu haben, und hatte Zeit genug, meinen Gedanken nachzuhängen, denn ich lief zu Fuß, während der Herr voranritt, und führte das Pferd der Frau, das nur im Schritt ging. Was die Frau ſagte, beſtärkte mich in meiner Traurigkeit. „Horch!“ ſagte ſie zu mir: „Du kannſt immerhin eine Feder auf Deinen Hut ſtecken. Wirſt heut oder morgen ein Freiherr. Mein Ehewirth gedenkt Dich weg zu thun.“

Ich fragte nach der Urſach. Sie lachte etwas boshaft, indem ſie verſetzte: „Was gehts mich an? Du haſt gar nicht verdient, daß ich mich um Dich umſchaue, Bernhard. Du ſäßeſt wohl warm im Neſt zu Homburg, wenn Du nicht ſo ungeſchliffen geweſen wärſt.“ Sie rupfte mich dabei am Haar, und gab mir einen Backenſtreich; doch fiel er nicht allzuſcharf, und ihre Hand war recht ſchön blank und weich.

Ich fragte nun noch einmal, womit ich die Frau erzürnt hätte. Sie lachte wieder, obgleich mit Falten auf der Stirn, und ſchmollte: „Du biſt ein Giſpel, ein Thor, eine Schlafkappe!“ Dann betrachtete ſie mich ſcharf, und ich wußte nicht, war ſie freundlich oder böſe, und ſagte „Oder wärſt Du nicht gar ſo dumm, und ſtellteſt Dich nur ſo an? Beichte mir, und Du ſollſt eine Fürſprecherin an mir haben.“ —

Ich ſah ſie verwundert an, und der Mund muß mir offen geſtanden haben, denn Frau Hedwig ſprach nach einer Weile: „Was der Maulaff für ſchöne Zähne hat!“ Wieder nach einer Weile hob ſie an: „Halt das Pferd. Schnalle die Steigbügel etwas länger. Ich ſitze krumm wie ein Bettelmann.“

Ich that, wie ſie geheißen. Aber, indem ich mit ſpitzigen Fingern ſchnallte und knüpfte und behutſam war, um ja nicht an der Frau hübſche runde Füße zu kommen, was leicht geweſen wäre, da ſie das ſchwere Gewand ein wenig zurückgeſchlagen, muß ichs in etwas verſehen haben; denn plötzlich pfiff mir ihre Reitgerte um die Ohren, und ſie rief: „Du biſt ein Pfuſcher! Lauf, lauf, daß wir zum Herrn kommen.“ Und alſo ſprengten wir, der Gaul und ich, um die Wette nach Bodman hinab, wo ſich Herr und Frau zu Schiff ſetzten, und mir befahlen, mit den Roſſen um den See zu gehen, auch mich unterwegs nicht aufzuhalten.

Gott verzeihe mir die Sünde! Aber unterwegs kam mir zweimal in den Sinn, mit den Pferden auf und davon zu reiten, mich noch einmal mit Roſine zu letzen, und dann hinzukleppern, ſo weit der Himmel blau. Jedoch, theils ſchämte ich mich des Raubs, theils mochte ich nicht von dannen ziehen, ohne von meinem Mutterl Abſchied genommen zu haben. Ich hatte mein Mutterl recht lieb, und ſie brauchte einen Sohn, der ſie liebte, denn ſie war in ihrem zweiten Ehſtand nicht beſonders gut angekommen.

So wie ich zur Stadt geritten, ſtellte ich die Pferde beim Altburgermeiſter ein, den mein Herr zu beſuchen gekommen war, weil er ein großer Gelehrter in kirchlichen und weltlichen Händeln, und des Homburgers Rathgeber in der Markdorfer Sache. Sodann ging ich ſtracks zur Mutter. — Sie war recht zuſammengegangen, die arme Frau, und ſah einem alten Weiblein gar nicht mehr ungleich. Dennoch erzeigte ſie ſich voll Freude, hieß mich ſitzen und ruhen, und brachte mir einen kühlen Trunk. Es ſagte auch die herzliebe Mutter, ſie beklage, daß ſie mir nicht mit mehrerem aufwarten könne, bevor nicht ihr Herr nach Hauſe gekommen, indem mir wohl bewußt, daß er alle Schlüſſel bei ſich trage, und überhaupt weder ein Schenkenbach, noch von Gebenhauſen ſey. Da ſeufzte das Mutterl wehmüthig, und meinte, Gott habe ihrs recht heimgegeben mit dem geizigen Mann. Sie habe in ihrer Freigebigkeit früherhin meinem ſeligen Vater viel verthan, und müſſe nun die Unart in ihren alten Tagen büßen. — Ich tröſtete ſie zwar, aber ganz unwahr iſt ihre Rede nicht geweſen; tröſt' ſie nunmehr Gott.

Da wir alſo hin und herredeten, von Dieſem und Jenem, und ich anhob, von meiner Befürchtung zu ſchwatzen, wie daß Herr Conrad mich abſchaffen werde, ſo ſagte die Mutter: „Des Herrn Wille geſchehe, lieber Bernhard. Du kannſt es leicht beſſer finden, als bei dem Homburg. Der Mann hat uns viel verſprochen, aber wenig an Dir gehalten. Fürchte Gott, und bete fleißig; es wird Dir wohl gehen.“

Ich war froh, die Mutter gefaßt zu ſehen, und klaubte meinen Muth zuſammen, und wurde heiter, ſo daß ich den Stiefvater, da er heimkam, mit ehrlichem Handſchlag begrüßte. — Mein Stiefvater war aber einer von Gremlich, aus altem Geſchlecht, und ſauertöpfiſcher Natur; traurigen Gemüths obendrein, und war hier der Name mit der Sache wohl zuſammmengetroffen: ein Kratzdenpfenning, der nie lachte und immer vor dem Verhungern Angſt hatte, wiewohl mit vielem Gelde; vom Alter und Geiz wüſt verwittert, in der Kleidung ſchlecht, und dennoch immer böſe auf den Schneider, der ihm an ſeine Gewänder ſtets einen überflüßigen Aermel nähte. Herr Ratolf hatte nämlich ſeinen linken Arm vor vielen Jahren im Krieg eingebüßt.

Er kam alſo in die Stube, lüpfte das abgeſchabte Hütlein ein wenig, ſchüttelte dann meine Hand, und begrüßte mich mit bekümmertem Angeſicht, indem er ſprach: „Gott geb's gnädig, Bernhard. Der Homburg iſt mir eben auf der Gaſſe begegnet, und hat mir geſagt, daß er Dich zu einem ſchwäbiſchen Herrn bei Ravensburg thun wolle. Der Herr ſey alt, von Adel und Gütern, unbeweibt, und brauche einen jungen Kerl, der ihn hebe und lege, und auswärts begleite. Gott geb's gnädig, ſage ich, lieber Bernhard."

Was Herr Gremlich ſagte, dachte ich auch bei mir ſelber. Denn mir lachte die Hoffnung, ein Krankendiener und Krückenträger zu werden, keineswegs, und das Herz fiel mir vollends in die Schuhe, da Herr Ratolf den Namen des Alten ſagte, der ein Oheim der

Brüder von Stoffeln, und als ein trauriger, unerträglicher Schnarcher weit und breit bekannt war.

„Das thue ich nicht;“ ſagte ich trocken heraus: „ich will als ein Biedermann leben, und nicht etwa ein Mörder werden. Ich ſtäche nämlich den alten Habicht auf dem Fleck todt, wenn er mich boshaft und ungebührlich behandelte, und davon kann der Thüring von Ebingen erzählen, der ein Paar Monate bei dem wüſten Geſellen gedient hat.“ — Ich ſetzte noch bei, ich wolle daſſelbe dem Homburg ohne Verzug ſagen, und ging fort, ohne mich von den Eltern aufhalten zu laſſen, um den Pfleger aufzuſuchen.

Und wie ich vor die Hausthüre komme, ſo begegnet mir eben jener obgedachte Thüring, ein guter Bruder und armer Schlucker, der gleich mir in harten Dienſten eines ſchlimmen Verwandten geweſen, und mit dem ich oft auf Jagdgängen und Feldarbeit zuſammengekommen war. Der Thüring alſo hat ein ganz fröhlich Geſichte, und einen Degen an, ſechs Spannen lang, und thut ganz ritterlich, indem er mir die Fauſt reicht. Sobald ich jedoch anhebe, ihm mein Leid zu erzählen, wird er ganz lebendig, verbietet mir, weiter zu reden, und ſagt, es ſey Zeit, daß meine Dienſtbarkeit ein Ende nehme, wie die ſeinige, und den alten Habicht, wie den Homburger, ſolle der Schelm anblaſen. Auf meine Fragen erzählt er ferner: „Ein Hauptmann, Simpert geheißen, ſitze in der Herberge zum Leuen, und habe einen großen Brief vom Papſte bei ſich, und des Kaiſers Siegel, ſo wie auch des Biſchofs, um für gedachten Herrn Papſt Waffenknechte anzuwerben, je mehr, je beſſer. Er, Thüring, habe bereits dazu geſchworen, und Alle hätten freie Zeche im Leuen, und bekämen ſchöne Waffen und Pferde, in's Land Italien zu ziehen; von dem Ablaß auf fünf Jahre zu ſchweigen, den ein Jeder mit in den Kauf bekäme. Und die Freiheit, die der Papſt und Biſchof gemacht, ſey dergeſtalt, daß nicht Eltern, noch Vormünder, noch weltliche und geiſtliche Herren Gewalt haben ſollten, diejenigen aufzuhalten, die in's Wälſchland zu reiſen gedächten. — Was der Thüring ſagte, war eine Arznei für meine Ohren und für das Herze mein.

Ich beſann mich nicht lange und ging mit Thüring in den Leuen. Der Hauptmann Simpert, wenn gleich einem Landſtörzer ähnlicher, als einem Hauptmann des Papſtes, erklärte mir die Sache, wie ich ſpäter berichten werde, und ließ mich den Brief des Kardinals Albornoz leſen, der ihm die Werbgewalt verlieh, und verſprach mir einen Reiterdienſt wie im Himmel, Geld vollauf, und den Ritterſchlag als einen unfehlbaren Lohn unſerer Tapferkeit und redlichen Verhaltens. — Um es kurz zu machen; ich ſteckte, wie Thüring, die Farben des Papſtes auf, leiſtete den Eid, und ging, von Simpert bewaffnet, zu dem Pfleger, der mit ſeinem Wirth und etlichen Herren, worunter der alte Habicht von Ravensburg, beim Abendtrunke ſaß. —

Herr Conrad fragte barſch: „Was iſt das für eine Mummerei? Willſt Du die Farbe und Feder abthun oder nicht? Hier ſitzt Dein neuer Herr: Du ſollſt nicht des Papſtes Waffenjunge ſeyn." — Ich entgegnete ihm beſcheidentlich: „Wohl weiß ich, daß Ihr mich ausgezählt habt, Herr Conrad, und daß ich vor Eure Thüre ſoll, aber darum will ich nicht dieſes Herrn Flaſchenträger werden, ſondern hab' mich ſelbſt in einen ritterlichen Dienſt eingeſtellt. Wollt Ihr in Frieden ſcheiden? hier iſt meine Hand und meine Dankſagung, wenn ich ſchon nicht viel Gutes bei Euch genoſſen. Wollt Ihr aber Unfrieden? So machts aus mit dem Kaiſer und dem Biſchof.“

Da der Homburg von dem Biſchof hörte, gegen den er einen Groll hatte, knirſchte er mit den Zähnen, ſchleuderte meine Hand von ſich, und rief: „So geh' in's hölliſche Feuer meinetwegen, Du Landſtreicher. Ich will nichts mehr von Dir hören, noch ſehen!“

Der zornige Mann erbarmte mich, und ich hätte ihm gerne ein gutes „Fahrewohl“ geſagt, aber es war dem Homburger nicht zu trauen, wenn er bös war. Darum ſagte ich ihm nur: „Wohl, wohl;“ und ging von dannen alſograd zur Mutter, indem wir am andern Tag von Ueberlingen verreiſen ſollten.

Die Mutter lag ſchon zu Bett in der Schlafkammer und am andern Kammerwinkel Herr Ratolf nicht minder, der jedoch aufſtand, die Thür aufthat und die Lampe anzündete. Er war ſehr zutraulich geworden, da er merkte, daß ich nichts oder wenig von ihm zu meiner Nothdurft verlangen würde. Ich that ſchön mit ſeiner guten Laune, und ließ ein Wörtlein fallen von Waffen, guten Klingen und Panzern und dergleichen. Denn ich hätte gern freiſamer ausgeſehen, als Simpert und ſeine Geſellen, die wenigſtens aus dem Augsburger Rathhaus nichts geſchenkt bekommen hatten. —

Gegen mein Vermuthen ſagte Herr Ratolf: „Wart, ich will Dich herausſtaffiren, wie einen Herzog!“ wiſchte auch in ſeinen Schlafpelz, und ging mit der Lampe in das Nebengemach, wo er viel mit Schüſſeln und Eiſenwerk raſſelte. Indeſſen machte die Mutter leislich: „Bſt! bſt!“ und ich tappte zu ihrem Bette. Da langte ſie mir aus den Vorhängen ihre getreue Mutterhand, und darinnen ein kleines Beutelchen mit Geld, wie ich verſpürte, denn klingen durfte ſie's nicht laſſen, damit Herr Ratolf es nicht hörte. Zugleich umarmte ſie mich zärtlich, und ſprach: „Ich will für Dich beten, mein lieber Sohn. Vergiß mich nicht, und komm' bald wieder, an Leib und Seel geſund. Ich mag nicht ſterben, ohne Dich wieder geſehen und geherzt zu haben.“

Ich verſprach ihr Alles aus redlichem Herzen und hätte ihr gern meinen Liebeskummer anvertraut, wenn nicht der Vater hereingekommen wäre, und zwar mit großem Getöſe. Er ſchleppte hinter ſich am Boden und an einem Riemen, der um ſein Ellenbogengelenk geſchlungen, ein altes Panzerbruſtſtück und die Beinſchienen, ſo dazu gehörten. In der Hand und auf die Achſel gelegt, trug er ſein langes Kriegsſchwert, woran die Ampel hing. „Dies Alles ſoll Dein gehören;“ ſagte er freundlich: „Gott geb's gnädig! Es klebt viel Blut an dieſen Waffenſtücken, die ich vor fünfundzwanzig Jahren glorreich gegen die Klingenberger auf Twiel, als ein Hauptmann der Rottweiler getragen habe. Die Armſchienen ſind nicht mehr da. Der Klingenberg hat ſie mir im Brand zu Bodman ſammt dem Arm zerklopft. Gott geb's gnädig. Auch die Haube iſt voll von Buckeln, zudem ein Lager für das Meerſchweinlein

Deiner Mutter; aber der Krebs *) iſt ganz wie neu und die Beinbleche ſonder Tadel, und dieſes Reiterſchwert hätte dem Roland nicht ſchlecht angeſtanden. Da, nimm, und zahle mir's einmal von guter Beute; Gott geb's gnädig.

Weil nun, wie bekannt, ein Handel zwiſchen einem Bedürftigen und einem Geizigen gar bald geſchloſſen iſt, ſo nahm ich blindlings, was mir der freigebige Stiefvater beſcheerte, und ſagte beiden Eltern ein Valet, das nicht allzutraurig, aber auch nicht fröhlich war, ſintemal ich noch gar keine Ahnung von dem Leben hatte, dem ich entgegenging.

Unſer Auszug vom Leuen war zur frühen Tagszeit angeordnet, weil es in Mörsburg noch allerlei zu thun, und gute Geſellen aufzunehmen gab. Dennoch ſtanden viele Leute auf den Gaſſen umher, und lachten uns an und aus, wie einfältige Bürger zu thun pflegen, weil ſie ſich geſcheidter dünken, als die von Adel und ihr reiſiger Troß.

Zwar ſahen wir nicht allzugeputzt aus. Unſre dreißig oder vierzig jugendrothe Geſichter waren das Beſte an unſerm Staat. Da wir Hund und Haas, Hahn und Spatz durcheinander waren, nämlich Adliche, Bürgerſöhne und Bauerbuben, ſo gab's Federn neben Stroh und nackte Haut neben gegerbtem Leder. Wir hatten Alle keine Pferde, mancher führte als Waffe nur ein Meſſer im Gürtel, oder einen überaus langen Spieß nach Bauernart; der eine ſeinen wollenen Hut, der

---

*) Bruſtpanzer.

andere eine Sturmkappe. Ich war einem Popanz zu vergleichen in meinem roſtigen Bruſtpanzer; die Beinſchienen waren mir viel zu kurz und zu enge; mein Degen reichte von der Stadt bis nach Goldbach.*) Doch hatten wir alleſammt friſchen Muth im Herzen, reines Mark in den Knochen und ein fröhlich Lied auf der Zunge, wenn's gleich Manchem in der Bruſt drinnen nicht recht zum Singen war. Unſer ſieben adeliche Jungen hielten uns zuſammen, wie ſich's gebührte, und gingen vorauf, und der ſogenannte Hauptmann Simpert machte uns den Hof. Der liebſte jedoch meiner Gefährten war mir der wackere Thüring von Ebingen, mit einer Seele, ſo klar wie ſeine Augen, und einer Freundſchaft, die keinen Roſt annahm. So hat er auch neben mir ausgehalten, bis zu ſeinem Ende, was ihm Gott jenſeits vergelten möge.

Da wir in Mörsburg einzogen, ſchlugen wir die Trommel, und ein adlicher Knecht blies die Trompete. Aber man bedeutete uns bald, der Biſchof ſey da, und wolle den Lärm nicht leiden. Als einem friedfertigen Herrn war ihm aller Fehde Abzeichen, belli strepitus, zuwider. Unglücklicher Weiſe mochte er die Ruhe nicht erhalten, indem Keiner länger Fried haben mag, als ſein Nachbar will.

Wir verſammelten uns demnach ſtill vor dem Schloſſe, und durften endlich über die Fallbrücke in den Hof einziehen. Bald kam der ehrwürdige Biſchof Johannes herunter, und ihm zur Seiten, was mich doch erfreute, ſein Vikar, der mein väterlicher Freund geweſen, Herr Otto von Rheineck. Derſelbe erkannte mich alſobald, da ich in der vordern Reihe der Dritte war, und ſagte, roth werdend, vor Ueberraſchung: „So mir Gott! iſt das nicht der Bernhard von Stauffen?“ — Da ſprang ich vor, und küßte ihm die Hände, und weinte viele Thränen auf ſein Kleid. Deſſen erwehrte er ſich, ſprechend: „Schon gut, ſchon gut, Du redliche Seele. Aber mich ſchmerzt dennoch, daß ich Dich in dieſem Kriegshaufen ſehen muß. Du wärſt ein rechter Kleriker geworden, ein Sänger und Poeta obendrein. Das unruhig Blut hat dagegen ein ſchweres Joch eingetauſcht und eine abenteuerlich wilde Zukunft . . .

---

*) Eine halbe Stunde von Ueberlingen.

Er führte mich zum Biſchof, der mir freundlich zulächelte und ſagte: „Dein Vater iſt ein frommer Mann geweſen. Mit ihm iſt des Homburg Schutzengel zu Grab gegangen. Herrgott! was denkt nur der Ritter Conrad? Die Geißel Gottes, Attila, hat ſeinen Feinden nicht grauſamere Briefe geſchrieben, als mir, ſeinem Kirchenhirten, der Homburg geſendet hat, weil der Kaiſer Karl, unſer erlauchter Oberherr und Mehrer des Reichs, unſerm Hochſtifte die Stadt und Gemarkung von Markdorf zu Lehen aufgetragen, nachdem deren Dynaſten erloſchen waren. Der Homburg pocht auf ſein Pfandrecht, doch wird das Recht des Lehens vorgehen, und des Kaiſers Schiedsrichter mögen entſcheiden. Ich waſche meine Hände, und will nur die Gerechtſame der Kirche geſchützt wiſſen.“ — Hierauf erlaubte er mir, mit dem Herrn von Rheineck in die Pfalz hinaufzugehen, und dort erzählte mir der ehrwürdige Vikar ausführlicher und belehrter, als der landſtreicheriſche Simpert, was eigentlich der heilige Vater mit uns Neuangeworbenen im Sinne hatte. Ich will's auch, da hier der Platz dazu, in Kürze berichten.

So wie vor Zeiten der Papſt zu Rom ſeinen Hof gehalten, ſo war er ſchon ſeit manchen Jahren gezwungen worden, in der Stadt Avignon ſeinen Sitz zu nehmen, und ſeine Statthalter regierten unterdeſſen in ſeinem Namen das römiſche Land. Doch haben ſie bald ihr Anſehen und Gewalt verloren, weil die Grafen und Ritter im Lande den Meiſter ſpielten. Viele Herren haben jedoch nie wohl regiert. Darum hatte ſich das Volk ſelber vor Jahren Recht verſchafft, und den Papſt flehentlich angerufen, Ordnung zu machen, und zurückzukommen. Das Letztere that er nun allerdings nicht; weiß nicht warum. Aber einen Cardinal aus Spanien, Albernoz, hat er geſchickt, um die Aufrührer zu bezwingen, und da derſelbe allein das Werk zu vollbringen nicht im Stande geweſen, hatte er fremde Völker in Sold gefordert; ſo Deutſche, als Burgundier; denn auf die Wälſchen mochte ſich weder der Kardinal, noch der heilige Vater verlaſſen, weil ſie ein gar wetterwendiſch Volk ſind, heute warm und morgen kalt, und falſch, wie der ſchwarze Bock ſelber. Wir Deutſche waren alſo auserwählt, St. Petri Banner ſiegreich zu erheben, das wälſche Geſindel zu Paaren zu treiben, und mit unſern derben Pfoten die Kaſtanien aus der Glut zu holen. Weil wir aber fromm und kriegesluſtig, ſo ſahen wir mit Fröhlichkeit dem Strauß entgegen, und ſteiften uns auf die Verſprechungen des Cardinals und ſeiner Werber. Herr Ott von Rheineck ſchüttelte freilich bedenklich den Kopf, und meinte unter der Hand, daß es beſſer wäre, daheim zu bleiben und ſich redlich zu nähren, aber er vermochte meine Ungeduld nicht zu zügeln, und gab mir endlich, nachdem er meine Knechtſchaft beim Homburger mit meinem jetzigen Loos verglichen, Recht, wie ſich's gebührte.

Wären wir länger zu Mörsburg verblieben, der gute Herr hätte mich wohl herausgeputzt und bewaffnet, aber die Zeit war zu kurz und der Weg über den Arlberg durch's Tyrol nach der Stadt Verona, wo wir Pferde erhalten ſollten, gar zu weit. Daher ſegnete er mich wie ein rechtſchaffener Großvater, und verſprach ſich viele Freude von mir, wenn ich lebendig als ein geprüfter Rittersmann wiederkäme. Der gute Prieſter hat mich leider auf Erden nimmer wieder geſehen! Als ob mir's geſchwant hätte, konnte ich mich ſchier nicht von ihm trennen, da es fort ging, den See entlang, über Buchhorn nach der Stadt Lindau, und von da in's Gebirg von Tyrol.

In den genannten Städten und andern Ortſchaften iſt unſer Zug auf mehr als hundert Köpfe angewachſen, größtentheils junges Blut mit Flaum am Kinn und den Eierſchalen hinter den Ohren. Die Reiſe war ſtark, die Witterung heiß, Durſt und Hunger groß. Junges Volk mag gern und viel eſſen, und im Vintſchgau ſetzte es nur ſchmale Biſſen. Auch hatten wir dann und wann viel Streit um Feuerſtelle und Lager mit graubündneriſchen Haufen, die hie und da im Tyrol eingefallen waren, gleich Heuſchrecken, und nicht von dannen wollten, als bis ſie Alles kahl gemacht hatten. Ich für mein Theil habe weniger vom Hunger, als von der Minne

Leid gelitten, und abſeits gehend von der Schaar manchen Reim gemacht, der mich jetzo noch erfreuen würde, wenn ich dazumal ihn hätte aufſchreiben, oder ſpäter unter dem welſchen Geſchnatter und Kriegsdrang im Kopfe behalten können.

Es fehlte auch nicht an luſtigen Abentheuern. So kam ich in der Stadt Botzen zu einem blanken Harniſch und zu einer ſtattlichen Wehr. Dort lag eine friſch geworbene Banda, die gen Mailand in des Herzogs Dienſt wollte. Die Geſellen waren meiſtens wohlgerüſtet, als hätten ſie, was Waffenſchmied hieß, geplündert. Wird auch wohl nicht anders geweſen ſeyn. Waren nichtsnutzige Burſche, prahleriſche Hänſe, und redeten alle Sprachen, nur nicht deutſch. Der Geſellen einer ſchnitt mir im Trinkhauſe Geſichter, und vermeinte mich zu tratzen *). Ich war dagegen nicht faul, und forderte den Thüring auf, der etwas von ihrer Diebsſprache verſtand, ihm zu ſagen, ich wolle mit ihm raufen, und Stück für Stück von meinem Rüſtzeug gegen das ſeinige ſetzen. — Zuvörderſt meinte der Bube, er ſetze ſeinen blanken Panzer nicht an meinen rußigen Keſſel, und lachte mich höhniſch aus, bis ich ihm einen feinen Streich hinter die Ohren geſchlagen hatte, woraus er abnahm, daß mir der Spaß nicht allzuwohl ſchmeckte. Da ging das Raufen an, und ich zog den Affen Stück für Stück faſelnackt aus, und machte ihn dafür blau und ſchwarz und roth; trug ſelber nur eine Schramme über die Backe davon, da der Mordbube mit einem Dolche mich verrätheriſch zu ſchneiden gedachte. — Alſo kam ich zu

---

*) aufziehen.

einem ehrlichen Panzer und Schwert, und hing Herrn Ratelfs alten Keſſel und Rolands-Degen in einer Kapelle am Wege auf, da ich als ein Fußgänger ſchon genug an meinem Blechgerümpel zu ſchleppen hatte; war auch beneidet von Jeglichem, und der Panzer, vor Allem die Sturmhaube, hat mir wohl gedient, als wir mit den Bannfrevlern *) zu ſtreiten kamen.

Von Botzen, oder Bolzano, das eine treffliche Stadt mit vielen ehrlichen Deutſchen neben den Italienern iſt, gingen wir ſchnellen Fußes in das fremde Land hinein.

Ach, wie that uns das ſo weh,
Von der Heimath ſcheiden müſſen!
Und die deutſche Zunge gäb
An den welſchen Gänsruf einzubüßen!

So wir mit Einem reden können, haben wir deſſen Herz in der Gewalt; aber ohne jenes können wir nicht wohl gebieten über ſeinen kleinen Finger. Abſonderlich mit den Italienern iſt wenig zu richten. Wir haben gleichwohl hie und da mit deutſchen Stößen und Hieben zu ihnen geredet, bis ſie uns verſtanden haben; iſt aber ein ganz ungeſchicktes Traktiren; macht die Fauſt des Einen wund, und thut dem Buckel des Andern weh. — Wir ſeufzten daher vielmals über die Heimath, die hinter uns liegen blieb, und befahlen dem Herrn der Schlachten unſre Tage.

Was meine Genoſſen angeht, ſo tröſteten ſie ſich gemeinhin mit dem rothen Weine und dem weißen Brod,

---

*) Die Feinde der päpſtlichen Gewalt in Romagna und in den Marken waren ſämmtlich mit dem Kirchenbann belegt.

und die erſten Wörter, die ſie in Italia lernten, waren vino und pane — obſchon Thüring, mein Herzbruder, viel beſſer und mehr erlernte in kurzer Zeit. Aber mir half der Wein nicht, weil er mir nicht ſchmeckte, und nach dem erſten Becher ſchon einen rothen Kopf machte, daß ich nicht wußte, wo aus, wo an. — Dann hieß es auch gar oft, wann wir am Morgen aus der Streu aufbrachen, von Dem und Jenem: „die Nacht hab' ich vom Vater und von der Mutter geträumt; oder von Schweſtern, Brüdern und Schulgeſellen; oder gar von dem Liebdirnel, das zurückgeblieben.“ Wieder andere hatten im Schlaf viel Geld geſehen, ſchöne Roſſe geritten, gekämpft und turnirt, wohl auch ein ritterlich Wappen verdient. Aber ich konnte zu dem Allen kein Wörtlein reden, weil ich dazumal noch gar nicht wußte, was ein Traum iſt. Sobald ich mich zum Schlafen niederlegte, fielen mir unterm Kreuzmachen die Augen zu, und wann die Trommel ſchlug am Morgen, machte ich ſie fein ſchnell und hell auf, und ſchaute mich nach der finſtern Nacht um. Aber wo war die? Wie ſie hinweg, und wie das Morgenroth heraufgekommen, hab' ich damals nie geſehen, und in der längſten Nacht nie Zeit gehabt, zu träumen. Um ſo fleißiger ſind die Eltern vor meinen wachen Sinnen geſtanden, und vor allem die gute Roſine, deren ich gedachte zu jedweder Tagesſtunde.

Wohl zu bemerken iſt, daß in Tyrol viele viele kriegsluſtige Knaben und Reißläufer zu uns geſtoßen ſind. Aus Städten und Märkten und Schlöſſern liefen ſie ſchaarenweis zuſammen. Der Ehegemahl der alten Maultaſche, von der man viel erzählt, das nicht gar ſauber iſt, ein tapferer Herr, war aller unruhigen Lebensleute Meiſter geworden, und hatte ſchier alle Späne und Hader im Land erſtickt, ſo daß die Raufluſtigen hinausgehen mußten, um ſich blutige Köpfe zu holen, wenn ſie deren durchaus begehrten. Der Adelichen war eine ſchwere Menge unter den Geworbenen; denn es iſt zu ſagen, daß neben dem großen Grafenſchloß Tyrol auf viele Meilen in der Runde Schloß an Schloß ſteht, und die Herren und Edeln ſitzen dort herum, wie die Haſen, nicht ſo furchtſam allerdings, doch eben ſo zahlreich.

Wie wir nun herabzogen am Geſtade eines böſen, falſchen und zornigen Fluſſes, Etſch geheißen, weit über der uralten Stadt Trento draußen, die von einem Biſchof ſcharf regiert wird, kamen wir nahe zu an einen Markt, — heißt Sala oder Ala, hat ein feſtes Schloß zur Seite und gehört den Venedigern, die es ein Vikariat nennen. — Vor dieſem Ala außen, einen halben Bogenſchuß von den erſten Häuſern, ſtand eine einzelne ſchlechte Hütte. — (Wohl zu merken: Die Leute in jenen Landen bauen oft ihre Häuſer von purem Marmorſtein, der am Heerweg wachſt, wie bei uns der Wiesboden; doch ſind unſre Häuſer beſſer und wärmer und ſtark gefügt, während iene überall ausſehen, als wären ſie von den Mohren geplündert worden.)

Vor obengedachter Hütte, auf deren Vordach ein gelber Lumpen ſteckte, wie eine Vogelſcheuche im Feld, ſchwindelte eine Creatur in einem gelben Kittel umher. Das Geſchöpf war eigentlich ein Menſch; ob aber ein Männel oder ein Weibel, — das war aus dem Kittel nicht zu errathen. Der Menſch trug eine Klingel in der Hand, und ſchellte damit ganz leislich, wie ein Kind, das da ſpielt. Er trank aus der andern hohlen Hand das Waſſer vom Brunnen, der daneben war, und wollte wieder der Hütte zu. Da fiel er um und ſchrie kläglich. Ich war der Vorderſte in unſerm Zuge; der Gefallene erbarmte mich; ich ſprang an ihn hin, bis auf ein Paar Schritte. Siehe, da fallen mich zwei Weiber, die am Rand des Wegs geſtanden, an, als müßten ſie ein Roß anhalten, und ich wäre das Roß, zerrten mich von dem gelben Popanz zurück, und zeterten mir mit ihren tiefen Stimmen allerlei, von dem ich nichts verſtand, in's Ohr. — Thüring ſagte mir jedoch bald, ſie warnten mich, dem Gelben meine Hand nicht zu reichen, da er vom Ausſatz geſchlagen, und in der Leproſen Haus gebannt ſey. — Das iſt von den Weibern freilich klug geweſen, und ich bedankte mich bei ihnen, als ob ſie mir das Leben gerettet hätten, mit ehrlichen deutſchen Redensarten und Händedrücken. Sie lachten und ſchüttelten die Köpfe. Dennoch ſchauten ſie mich an, als hätten ſie feurige Kohlen unter den Wimpern, — ſo glühend wie Katzen- und Luchsaugen im Finſtern, daß ich nicht wußte, wo ich die meinigen hinwenden ſollte. Die Eine ſtreichelte mir mit ihrer fetten braunen Hand die Backen, die Andere fuhr mit ihren Fingern in mein langes Haar, hob es in die Höhe, plapperte mit der Andern, und ſagte einmal über's andremal: „D'oro! d'oro!" — Ich, der ich glaubte, ſie verwunderte ſich über mein langes Haar, wollte höflich ſeyn, wie ſie, und nahm ihre ſchwarzen Zöpfe in die Hand, und ſprach beifällig: „Auch d'oro, ſchöne d'oro!" — Worauf die Weibsbilder zu lachen anhoben, als wollten ſie verkommen, und mich ſtutzig machten, daß ich da ſtand, wie das Kind beim Habermuß, bis der Thüring mir den Zinken ſteckte, und dollmetſchte, daß die Weiber mein gelbes Haar geprieſen, als glänze es wie Gold. — Was half's? mit all' meinem Latein war ich einmal der Eſel geweſen, der die Laute ſchlagen wollte, und die leichtfertigen Dirnen waren ſchon längſt in's Dorf gelaufen, und hatten meine Thorheit verheroldet, denn als wir hindurch zogen, ſtanden Dirnen, Betteln und Geſellen, Alt und Jung auf ihrer Häuſer Schwelle, und zeigten mit Fingern auf uns, und lachten ſich halb zu Tode, und ſchrieen immer d'oro, d'oro, und Mehreres, was des hölliſchen Bocks Großmutter nicht verſtanden hätte. — Sind ein ſchlechtes, ſpöttiſches Volk, die in Italien, und geben nicht Ruhe, als bis der Holzmichel oder der Helſdirgott *) an ſie kömmt. — So viel alſo von meinem Abentheuer zu Ala am Leproſenhaus.

Von dannen ging's in's platte Land hinaus, und die Berge hinter uns waren ſchon in's Abſchiedblau gekleidet und die Hügel ſahen uns wehmüthig nach, wie die Hunde am Thor des väterlichen Hauſes. Die Genoſſen allzumal wurden fröhlicher und leichtfertiger; ihnen gefiel die grüne Ebene mit zahlloſen Dörfern, die ſo geräumig und bevölkert waren, wie bei uns die Städte; der Himmel leuchtete ihnen heller, als im Vaterlande, die Sonne däuchte ihnen lieblicher und milder die Nacht. Obgleich zum meiſten zerlumpt und barfuß, trutzten die Geſellen umher, als hätten ſie bereits das ganze Land erobert

---

*) Kampfdolch.

und ſchalten es ein Paradies. Dem Thüring und mir war nicht alſo zu Muthe. Thüring erzählte mir die rührenden Hiſtorien vom Kaiſer Otto, von den Hohenſtaufen, von dem armen blutjungen Conradin — — die mochten ehrliche Deutſche wohl betrüben. Ich für meinen Theil verſpürte allgemach eine Angſt oder ein prophetiſch Geſicht, als ſollte ich baldigſt dem frohen Jugendſinn und der Unſchuld des Herzens und Gewiſſens den Abſchied geben müſſen. Wie allzuwahr eine ſolche Ahnung geweſen, werde ich mit blödem Muthe demnächſt erzählen.

Ich ſchicke nun voraus, daß Verona eine große, ſchöne Stadt geweſen, und wimmelte von Einwohnern, die Alles zu verkaufen hatten, wonach das Herz verlangte. Die ſilberne Gabe meiner Mutter floß dahin, um meine Beine zu bekleiden und ein geſtepptes Wamms zu kaufen. Unſer Kriegsherr, der Papſt, ließ uns in ſelbiger Stadt beſſere Waffen, Sturmhauben, Schilde und Roſſe austheilen, und Herr Simpert, unſer Führer bis daher, wurde abgelöst von einem unwirſchen Schweizerbart, der da brummte wie ein Bär, und den die Welſchen, wie auch wir nur mit großer Mühe verſtanden. Doch war er ein verſuchter Kriegsmann und ein Junker, und wurde Diesbach geheißen. — Der ſchickte mich mit einem Beſcheid auf das Schloß bei der Stadt. So gehe ich wohlgemuth und ſauber angezogen über die Brücke, und wundere mich, im Thor keine Wächter zu finden, und wie ich noch zwei Schritte vorwärts gethan, ſteht plötzlich ein grimmes Thier vor mir, und meine Kniee blieben nicht allzuſtrack aufrecht. Ich hatte in meinem Leben nichts geſehen, wie gedachtes Thier. Es war aber ein

Leu, und größer denn ein großes Kalb und zweimal ſo lang, und hatte Klauen wie Feuerhacken, und einen ſtarken Schweif, der umherſpielte, wie einer Katze Schwanz, da ſie auf einen Frevel ſinnt. Der Kopf des Unthiers war auch ein großer Katzenkopf, umhängt von geſträubter Mähne, und der Leu blinzelte mit den grünen Augen, und verzog die Leſzen, als lache er boshaft; auch ſchnurrte er bedenklich. —

Ich wäre vielleicht geradezu umgekehrt und geflohen, aber ein Mann, der aus dem Thorſtüblein trat, und mich anredete, machte, daß ich mich ſchämte, und dablieb. Er ſagte mir auf italieniſch, ſo gut ich verſtehen mochte, daß der Leu gezähmt und ſeit manchen Jahren ſchon an dieſes Thor mit Ketten angeſchloſſen ſey; und hieß mich, herzhaft auf ihn losgehen. Ich that dieſes endlich und machte ein trutziges Geſicht. Da zog der Leu den Schwanz ein, ſchüttelte den Kopf, putzte ſich den Bart mit der Pfote, und ging wie ein Hund in ſeinen Stall zurück. Wird ſich verkrochen haben, weil ich, der Längſten Einer vor ihm ſtand, wie ein Baum; denn meine Gliedmaßen waren geſtreckt, als ob meine Beine unter Vaters Tiſch ausgewachſen wären. — Merke hievon: der Leu iſt gar nicht ſo heldenmüthig, als man ihn verſchreit. Ferner: der Leu ſieht in natura ganz Anders aus, als auf dem Herbergſchild zu Ueberlingen, und an den geſchnitzten Chorſtühlen im Münſter zu Koſtnitz. Ferner: ſo haben ſich hier zwei Haſen vor einander gefürchtet.

Der Thorwärtel gab ſich mir indeſſen bald als einen Landsmann zu erkennen, und plauderte mir Vieles vor von den Herren zu Verona und ihrem edeln Waffen dienſt. Daneben ſchalt er unbarmherzig auf die Veroneſer und Venediger und aufs ganze Land herunter, und wenns ihm nachginge, ſo wären alle Italiener vom Geſchlecht des Höllenwurms, und ihrer Hennen Eier ſogar vergiftet! Dennoch ſagte mir der Memminger daneben: die Deutſchen in Welſchland würden noch viel ſchlimmer als die Welſchen ſelbſt, und ich möchte mich vor ihnen in Acht nehmen, wie vor böſen Teufeln in Fleiſch und Bein. Das ließ ich mir geſagt ſeyn, und ich fing gleich bei dem Memminger ſelber an. — So ſah er ſich betrogen, der mir gewißlich gern eine Handvoll Heller abgelogen und abgeſchmeichelt hätte.

Wir zogen endlich weiter, und der Junker Hauptmann hielt uns Adeliche viel ſtattlicher und ehrlicher, als der Simpert, der hinter einem Zaune zur Welt gekommen ſeyn mag. Ich weiß die Städte nicht zu nennen, die wir durchreisten; es waren ihrer Viele. Aber über einen Fluß, den ſie Po nennen, ſind wir mehreremale gegangen, gar oft mit Mühe und Noth; bis wir endlich in die Länder unſers Herrn, des Papſtes gelangten. Da iſt, unfern von den Gränzen ſchon, geſchehen, was meine ahnende Seele befürchtet hatte: Da habe ich auf lange Zeit mein gutes Gewiſſen gegen ein böſes vertauſcht, und den ruhigen Schlaf eingebüßt, und zu träumen angefangen.

Wir waren gegen die Nacht zu in eine Ortſchaft, im Gebirge gelegen, eingeritten, und hatten unſre Liegerſtätten ſchon ausgewählt, da rief uns der Junker zuſammen, und ſagte verdrießlich: „Ich weiß gewiß, daß der rebelliſchen Malteſti Soldleute und Waffenvolk, die ſchwarze Compagnia geheißen, hier herum verſteckt liegt, und auf Beute ſtreift. Gebt Sorge zu den Röſſen. Die Schwarzen ſind ihnen gefährlicher als den Reitern. Doch wären ſie immerhin zufrieden, wenn ſie uns verhindern könnten, nach Rom verzurücken.“ — Sodann ſtellte der von Diesbach Wachen aus, und wir Andere legten uns, die Waffen in der Hand, zur Ruhe. — In der Nacht ſind wir aber plötzlich geweckt worden durch das Geſchrei: „All'armi!“ und „zu den Waffen!..“ durcheinander. Die Nacht war hell, wie von Fackeln. Das machte aber der Brand, den die Feinde in unſern Scheundächern angelodert hatten; denn die Wachen hatten geſchlafen, daß Gott erbarm', und waren von den Schwarzen ins Himmelreich geſchickt worden, ohne daß ſie's merkten. Der Herr verzeihe ihnen ihre Sünden, und vor Allen die ſträfliche Nachläſſigkeit, womit ſie ihre Brüder dem Tode preisgegeben haben. Wir ſtanden allerdings gleich aufrecht, aber Viele legten ſich alsbald wieder unter dem Schwert des Feindes zu Boden, um nicht mehr aufzuſtehen. Zu bedenken iſt, daß die Meiſten von uns, worunter ich ſelber, noch niemals ein ernſtliches Gefecht geſehen hatten. Nun iſt aber ein Ueberfall zur Nachtzeit etwas Erſchreckliches, und nicht zu vergleichen mit einem kecken Strauße im ſonnenhellen Felde. — Die Geſellen ſchrieen Zeter und die Welſchen Mordio, die Roſſe ſprengten wie toll umher, und wechſelten ihre Herren wie der Blitz ſo ſchnell, die Sparren der lohenden Dächer und das flammende Reisſtroh regneten auf uns hernieder, oder ſtäubten in die Luft empor, um ferner zu zünden. Spieß und Degen und Mordaxt flimmerten und ſchlugen nieder, wo ſie trafen. Der Thüring war mein Glück. Während zwei Schwarze mich anrannten, wie einen Eber, klopfte er dem einen Kerl derb ſein Wamms aus, daß er von mir abließ, und ich im Stand war, mich gegen den Andern zu wehren. Ich ſchlug blindlings drein, und mein Feind torkelte vom Pferde mir zu Füßen, der ich unberitten war. Von Zorn und Todesangſt voll, ſchonte ich des Gefallenen nicht, und ſtieß und trat ihn zu Schanden. Da kam der Thüring voll von Blut herbei, ein Geſchmeide in der Hand. „Sieh, was ich gewonnen habe!“ rief er mit wüſter heiſerer Stimme: „Zieh' Deinen Vogel ab, zieh' ihn aus, das iſt Reiterbrauch!“

Ich that, wie er wollte; er half mir. Da wir nun dem Schwarzen die Kappe abzogen, ſchlug die Flamme hinter uns hell empor, und beſchien ſein Antlitz. O weh, wie ſah das aus, und wie erſchrack ich, elender Menſch! Bleich und blau, wenn gleich von Blut umfloſſen, die Zähne bleckend, die Lippen zuckend und ſchnappend, die Augen rollend, dann verſinkend und nur das Weiße zeigend . . . ein betrübter Anblick. Der erſte Menſch, ein Geſchöpf Gottes, den ich todt gemacht hatte. Ich wagte nicht, ihn zu plündern, Thüring that's für mich. Ich lief davon, mein Roß zu fangen, und bekam es glücklich wieder. Da ich jedoch wieder zurückkam, lag der Schwarze noch auf dem Fleck, und war noch nicht geſtorben! Da hab' ich ihm mit abgewandtem Geſichte, und für ihn betend den Helfdirgott in die Kehle geſtoßen. — Aber die Erinnerung an den Sterbenden hat mich lange nicht verlaſſen; mein Gewiſſen ſchrie lange, und des Todten zerfleiſchtes Haupt war mein erſter Traum. Die Kriegsgewohnheit iſt zwar ſpäter mein Arzt geweſen, aber die ſelige Heiterkeit der jungen ſchuldloſen Jahre iſt nimmer wieder gekommen.

Wir hatten uns für Leute, die noch niemals einen Kampf beſtanden, wacker genug gehalten, den Feind verjagt, unſere Pferde wieder erjagt, aber leider mehrere gute Geſellen eingebüßt. Dennoch blieben wir ungehudelt auf dem Weiterzuge. Wir hatten gegen zwanzig Knechte von der ſchwarzen Kompagnia erſchlagen, und der Junker Hauptmann ſteckte uns Allen grüne Zweiglein an die Hauben, und drang vorwärts, als könne uns der Sieg nimmermehr fehlen. — Der Diesbach hat, ich weiß nicht, weshalb, großes Gefallen an mir gefunden, und mich zu einem Rottenmeiſter in der Banda gemacht. Wenn er die Andern anſchnarchte, lachte er mir verſtohlen zu, und der Thüring und ich waren oft mit ihm zum Abendtrunk im Nachtlager, und merkten wohl, daß er von Gemüth nicht halb ſo grimmig war, als von Geſicht. Er ſang gern ein Lied und liebte den Wein ſehr, auch Allerlei daneben; zum Beiſpiel Spaß zu machen, und die Andern zu hänſeln. Er ſelber verſtand jedoch den Schimpf nicht wohl, und wurde gleich grob, was wir uns bald merkten. Er hielt ſich mit uns recht gnädig, und gelobte bei ſeinem Eid, einen rechtſchaffenen Ritter aus mir zu machen; doch mußte ich verſprechen, ſein Schwager zu werden; denn er hatte eine Schweſter zu Bern, und ſagte, ſie ſey ſchön wie Frau Venus, und fleißig wie weiland die Königin Bertha, und Keiner dürfe ſie haben, als ich. — Wenn ich nun lachte und antwortete, das käme nicht nur auf meinen Willen an, ſo ſchrie er ſtets mit ſeiner breiten Bernerzunge: „Potz Gans! Was D' witt, das därfſt!“ — bis ich ihm die Fauſt gab, und Alles zuſagte. Aber mir war's anders in den Gedanken, und Roſina ging Allen in der Welt vor, aber ich ſchwieg vor ihm; nur gegen den Thüring ſagte ich oft, was mir auf dem Herzen lag. Der verſtand und tröſtete mich.

So ſind wir Schritt für Schritt und Tag für Tag in den Bergen fortgezogen, und nach Siena gelangt, das dem Papſte nicht gehört. Das Land wimmelt von Städten, die ſich ſelber regieren, und von freien Edeln, die ihre Nachbarn ſchinden, wie um's Taglohn. Es ging auf manchen Strecken drunter und drüber, und wir ſahen manch liebes Mal ein Dorf oder ein feſtes Haus lichterloh brennen, und hie und da ein Reitergefecht. Die Händel gingen uns jedoch nichts an, und wir nahten erſt den Feldern, die wir mit Schwert und Blut düngen ſollten. — Nicht zu ſagen iſt indeſſen der mühſelige Weg über die Gebirge Hetruriens, abermals in's römiſche Land hinab, und das Leben und Beginnen von den Leuten, die in jenen Bergen wohnen, und mehr den wilden Thieren, denn verſtändigen Menſchen zu vergleichen ſind. Sie gehen in zottige Felle gekleidet, ſind aber eigentliche Wölfe im Schafspelz, denn ihr Herz iſt böſe und verſtockt, und ihre Hand meuchelmörderiſch gegen den Fremdling. Wir haben zwei Gefährten unter ihnen zurücklaſſen müſſen, die von hinten erſtochen waren, weiß gar nicht, warum?

Bei Monteſiascone, woſelbſt ein ſüßer und trefflicher Wein wachſen ſoll, ſtießen wir zu den Burgundiern, die auf einem andern Weg gekommen waren. Wüſte, ſchwarze Knechte, mit großen, weißen Kreuzen auf Bruſt und Rücken, und Jeglicher mit einem Muttergottespfenning am Hute. Die Hauptleute waren ſtattliche ernſthafte Männer, ſchwarzgebartet, und auf langbehaarten Roſſen reitend; aber der den Oberbefehl über alle drei Banden führte, war ein Graf, und dabei ein Zwerg; er ging mir mit ſammt dem hohen weißen Federbuſch knapp an die Krauſe, hatte auch ſchiefe Beine, ſaß jedoch damit um ſo feſter auf dem Gaul, und war der Tapferſte von den Burgundiern, was ſehr ſchön zu ſehen, aber nicht genug zu verwundern war. — Wir hielten nicht gar brüderlich zuſammen, hatten oft Zank um Nachtquartier und Lagerſtatt und Feuer und Waſſer, auch um die Nahrungsmittel; es verſtand nicht leicht Einer den Andern, weil ſie franzöſiſch redeten, und kein Wort deutſch oder Welſch. Waren viel hinter dem Weibsvolk her, und tranken nicht gar viel Wein; putzten ſich auch, wie ſie nur vermochten. Von gedachtem Grafen, der einen fürchterlichen Bart hatte, bekam unſer Diesbach ein Arcanum, die Haare ſchwarz zu färben, und bevor wir in Rom einzogen, hatte der Junker ſeinen Bart angeſtrichen, ſchwarz wie Kohlen zu einem rothen Haupthaar, daß er wunderlich und gräulich ausſah. Diesbach war trefflich eitel, aber es half ihm nicht. Die Weiber liefen überall vor ihm davon und ſchalten ihn „**Barbone.**"

Endlich erreichten wir unter vielen Freuden und Dankſagung zu Gott die eigentliche Hauptſtadt aller Chriſtenheit. Ich bin nicht geſchickt genug, das ewige Rom zu beſchreiben, und laſſe das an ſeinen Ort geſtellt ſeyn. Wir durften für diesmal nicht darinnen raſten, ſondern mußten unverzüglich weiter zum Heere. Wir bekamen nicht einmal den Kardinal zu ſehen, und nicht den Senator von Rom, die beide da und dort im Felde oder vor den feſten Städten der hochverrätheriſchen Adelichen und Mißvergnügten lagen. Wir für unſer Theil wurden zum Senator, der Paleſtrina berennte, entſendet. Die Burgundier hingegen machten ſich auf, zum Cardinal zu ſtoßen.

Paleſtrina liegt nicht weit von der Stadt Rom, an's Gebirg gelehnt. Auf dieſer Feſte ſaß ein Herr aus dem uralten Geſchlechte der Colonna, Stefanello, ein unruhiger Mann, und wäre gern der Erſte, ſo in Rom, als im Lande geweſen; kümmerte ſich nicht um den Cardinal, noch um den Senator, und hätte gern den Letztern aufgehenkt, höher als die Maulbeeren wachſen. Deshalb war er, wie alle Widerſacher, in Bann gethan worden, und belagert in ſeinem Hauſe, ihm zum Verdruß und ſeinen Unterthanen zum Schaden. Mehrere tauſend Knechte aus Rom, die alten kriegserfahrnen Fähnlein der Burgundier und Deutſchen, und einen wilden Troß von allerlei Geſindel hatte der Senator vor Paleſtrina geführt, und ſich hoch vermeſſen, die Mauern zu brechen, und die Colonneſen über die Klinge ſpringen zu laſſen.

Da ich in meinen Schülerjahren viel gehört und geleſen von den alten römiſchen Helden und von der tapfern Weisheit des Senats von Rom, ſo hatte ich mir auf unſerer großen Reiſe ſtets den Statthalter des Papſts als einen mannlichen Kriegsherrn und ſtattlichen Fürſten vorgeſtellt. Zu jener Zeit war auch in Deutſchland und Böhmen groß Geſchrei von den Thaten des Herrn Nikolaus Lorenzo, der vor etwelchen Jahren ganz Rom beherrſcht hatte, obgleich ein ſchlichter Mann aus dem Volke. Er hatte dort regiert, wie ein alter Imperator, wenn ſchon nur unter dem Namen eines Tribuni. Nach vielem Glücke hatte ihn Mißgeſchick betroffen und er war gepilgert nach Avignon zu ſeinem Herrn, dem Papſte, und gen Prag an die Hofſtatt unſers Herrn und Kaiſers Caroli, und hatte Rechenſchaft von ſeinen Werken abgelegt, und um Hülfe gebeten. Hierauf hatte der Legat des heiligen Vaters, der oftgenannte Cardinal Albornoz, den beſagten Nikolaus mit Heereskraft nach Rom zurückgeführt, und zum Senator erwählt, das jetzo ſo viel heißt, als ein Bürgermeiſter über Stadt und Landſchaft. — Nach meinem Bedenken mußte Derjenige, dem ſo große Hülfe geworden war, nebſt der Ritterwürde und der Statthalterſchaft ein ungewöhnliches Menſchenkind ſeyn, und ich freute mich im Herzen, unter den heimtückiſchen und maulredneriſchen Welſchen einen ſolchen Wundermann zu begrüßen. Ich will demnach nicht verſchweigen, wie ich den Herrn Nikolaus in ſeinem Lager vor Paleſtrina angetroffen. Das Feldlager des großen Xerxes mag allerdings größer geweſen ſeyn, aber ſicherlich nicht luſtiger und ſchwelgeriſcher, als das von Paleſtrina. Die Kochfeuer brannten den lieben langen Tag hindurch, obgleich ſie Mangel an Waldung haben und nichts als Reißig zulegen. Die Wehr und Waffen hingen faul in den Zelten der Römer; nur die fremden Söldner legten Schwert und Spieß und Armbruſt nicht ab.

und hüteten den Pferch der muthwilligen Schlemmer. Alle zehn Schritte ſtand eine Trinkhütte, an allen Ecken wurde muſicirt; denn die Römer ſind geborne Lauteniſten, und am Tanze bei Trommel und Pfeifen mangelte es nicht. Links und rechts kamen Weiber und Dirnen herbei, die bei Schmaus und Kurzweil mithielten. Kaufleute und Krämer, ja ſelbſt Geldwechsler waren zu Hauf zu finden. Sie würfeln auch gern, ſpielen im Brett und mit bunten Bildern, und Alles um vieles Geld, bis ſpät in die Nacht hinein. Im Zelte des Senators, und in dem der Gebrüder Moriale, die von Geburt Franzoſen und von Senators wegen Feldhauptleute waren, ging das Geklapper und Geklimper niemals aus. Gauckler und andre Hänſe und Poſſenreißer machten das Volk lachen. Fahrender Töchter und prahleriſcher Scheerersknechte gab es Viele. — Von Kriegsthaten war aber nicht viel zu ſehen. Wir lagen vor dem Thor der Veſte, wie die Katze vor einem Mausloch, und ließen ſonſt Alles gehen, wie's wollte. Die Streifpartheien, die alltäglich aus dem Lager zogen und in daſſelbe zurückkehrten, gingen nur auf Raub und Brandſchatzung der wehrloſen Bauern aus, und kamen ſtets beladen mit Schnabelweide heim. Sie räumten die Felder ſauber ab, trieben die Heerden aus den Dörfern zuſammen, und plünderten nach Herzensluſt. Alſo war ein Getöſe überall von früh bis ſpät, wie bei'm Thurmbau zu Babel, und die Römer ſangen aus vollem Halſe, und wir konnten ſehen, wo wir etwas kriegten, denn an uns dachte Niemand, und wir hatten ſchon ſeit langem kein Geld mehr geſehen. — Am zweiten Tage unſers Eintreffens begehrte Herr Nikolaus Lorenzo, uns zu muſtern. Wir ſtellten uns vor ſeinem Fahnenzelte auf, und warteten ſchier den halben Tag auf den geſtrengen Herrn, mit hungrigem Magen, geröſtet von der Sonne, und ausgelacht von den Belagerten, die auf ihren Zinnen zuſammenliefen und uns den Eſel bohrten, die frechen Diebe!

Endlich verkündigte Trompetenſchall und Feldgeſchrei den Senator. Er ritt daher auf einem weißen Pferde mit rothſammetnen Decken und Troddeln von Gold. Aber noch heller als das glänzende Roß und ſeine goldnen Zierrathen ſchimmerte das Antlitz des römiſchen Burgermeiſters. Er ſtand im Ruf, beim Trinken gut verſtehen zu können, und das war kein ungerechter Leumund, ſintemal er roth leuchtete von Stirne, Naſe und Wangen, wie eine Schmiedeſtätte. Er pfauſete auch mit Backen und Naſenlöchern, und ſpiegelte überhaupt wie ein Pfau in der Fülle ſeines glänzenden Fleiſches. Nimm dazu einen langen rothen Bart, Augen, die bald verſanken im Fett des Angeſichts, bald ſich grimmig aufriſſen und rollten, — nicht minder rechne zu Allem einen ungeheuerlichen Bauch, wie ihn weiland die Aebte beim Eſelfeſt geſchleppt haben, die Hände eines feiſten Metzgers, und kurze dünne Füße, ſo haſt Du ein treffliches Konterfey des Senators, den ſeine Römer noch mehr auslachten, als wir uns über ihn verwunderten. Sie gaben ihm allerlei Spottnamen, und hießen ihn, ſelbſt im Ernſte, nur Cola Rienzi, das iſt: Nickel Lenzl.

Da er nun vor uns ſtand, um ihn her eine große Reiterei von Franzoſen und Deutſchen und Römern, befahl unſer Diesbach, die Fahnen zu ſchwenken, und hielt eine

Anrede an den Großmächtigen, die derſelbe ſehr lang auf italieniſch beantwortete. Zum Schluß wollte er uns ſicherlich zeigen, daß er nicht umſonſt ſo lange am kaiſerlichen Hoflager zu Prag geweſen ſey, und wälſchte noch ein paar deutſche Brocken heraus. — Alsdann begehrte er vom Hauptmann, daß er ihm vier der tüchtigſten Leute von Adel zu Leibwächtern anſtelle, und da traf mich das Loos und noch einen Schwaben und zweie aus Tirol. Thüring, der den Vorzug verdient hätte, wurde vom Diesbach zurückbehalten, weil er demſelben ein gar feiner Geſell bei'm Trunk und Spiel war. So kam ich in's Zelt und in die Vertraulichkeit des Senators, der mir am erſten Tag meinen Platz in ſeiner Vorkammer anwies, wo ich den wachtſtehenden Trabanten zu befehlen hatte, und von den Andern Tag für Tag abgelöst werden ſollte. Es war ein rechter adelicher Dienſt, und wurmte mich nur, daß wir Schild- und Waffenfähige ihn leiſten mußten einem Gemeinen, der nur ein Ritter der päpſtlichen Barmherzigkeit geworden, und in Wahrheit lächerlicher war, als herrlich oder furchtbar anzuſchauen. — Dennoch verſpürte ich ſchon bei der zweiten Wache, daß er nicht das Gemüth eines feiſten Hammels, ſondern vielmehr das eines Wiſents *) hatte, von dem die alten Geſchichten ſo viel erzählen aus der Zeit, da noch die Wildochſen in unſern Wäldern gehaust haben. Die Zunge des Cola dürſtete wohl nach ſüßem Wein, aber ſein Herz lechzte nach Blut, wie bald zu hören ſeyn wird.

Alſo, da ich die zweite Wache bei ihm that, wurde

---

*) Urochſe — Auerſtier.

ein blutjunger Knabe aus dem Schloſſe, der gefangen worden war, zum Senator gebracht, und er ließ das junge Blut ſtracklich aufknüpfen. Der Bube ſchwengelte ſchon am Pfahl und wurde bereits kalt, da führten die Schergen einen Dieb herbei, der im Lager geſtohlen hatte. Nicolo befahl, ihm dreihundert Streiche zu geben und die Haut von den Händen und Fußſohlen zu ſchälen, auch die Wunden mit Salz und Pfeffer einzureiben. Zum Mittagimbiß waren mehrere Herren zum Senator eingeladen: die zwei Brüder Moriale, die Hauptleute der fremden Fahnen, der Ritter Annibaldi, und mehrere römiſche Anführer. Ueber Tafel gab's Händel, denn ſie wurden Alle trunken, fürnehmlich der Gaſtgeber ſelber, der kaum lallen mochte, aber dennoch ſo wüſt ſchimpfte, und mit den Fäuſten ausſchlug, daß Herr Diesbach viel zu ſchaffen hatte, um ihn zu halten. Er wollte durchaus an die Franzoſen, und doch bekam er nur von ihnen Geld; er ſelber hatte keins, und dem Papſt wird's nicht beſſer ergangen ſeyn.

Nachdem die Herren ſcheltend fortgegangen, und der Senator ein Paar Stunden geſchlafen, kam, juſt da es ſchon ſehr dunkelte, eine Dirne in meine Vorkammer. Sie hatte einen Mantel um ſich geſchlagen, und einen breiten Deckel auf dem Haupte, ſchien auch ſehr in Aengſten. Ich dachte nicht anders, als ſie müſſe ein thörichtes Fräulein ſeyn, und wollte ſie wegjagen. Sie bat aber auf italieniſch — ich fing an, das Geplauder zu verſtehen — daß ich ſie zum Herrrn Nicolo laſſen möchte; ſie habe ihm Wichtiges, woran ſein Leben hänge, zu entdecken. Um ihrer Bitte nachzuhelfen, fing die Hexe an, deutſch zu babbeln, und ſie konnte es recht gut. Ihr Vater war ein Bäcker zu Rom geweſen, und gebürtig von Mindelheim in Schwaben; auch ihre Mutter war eine Halbdeutſche aus dem Lande Krain. Die Sprache der Eltern war von dem Dirnlein nicht vergeſſen worden. Aber mit den Sitten war's nicht ſo, wie gleich nachſtehend zu leſen.

Nachdem ich den Senator geweckt und befragt, ſprach er mit Gähnen und Recken der Glieder: „Herein mit Weibsbild. Fürchte mich nit vor dem Weibsbild.“ — Darum ſagte ich zu der Prinzeſſin Landfahrerin: „Geh' ein zum Herrn;“ und ſie ging. — Jedenfalls muß ſie nicht ſüße Worte zum Alten geſprochen haben, denn er hob plötzlich an zu zürnen, gleich einem Heiden, und ſchrie aus vollem Halſe, wie ſie zu thun pflegen. Ich hörte immer wieder den Namen Moriale oder Fra Moriale; wie der älteſte Bruder der zwei franzöſiſchen Hauptleute geheißen wurde. Ich kannte den Mann dazumal nicht, ſollte ihn aber kennen lernen, daß Gott erbarm', und merkte von Stund' an, daß Herr Nicolo gegen ihn und ſeine Brüder einen tiefen heimlichen Groll in ſeinem Herzen nährte.

Mit einem Male wurde der Zürnende ſtiller, und redete nur mit halber Stimme zu der Dirne, die ihm antwortete, wie in der Beicht. Ich konnte nichts mehr verſtehen. Dafür kam jedoch der Senator heraus, und ſagte mir heimlich: „Schwaben ſind gute Biedermänner, haben Ohren und hören nicht, haben Zungen und reden nicht, haben Schwerter und fürchten ſich nicht. Was ſagſt Du dazu?“ — Ich ſagte nur: „Was iſt Euch gefällig?“

Da machte er mir begreiflich, es ſey nothwendig, daß die beſagte Dirne wieder ſchleunigſt nach Rom umkehre; jedoch müſſe ich ſie begleiten, um ſie zu beſchützen und zu ſorgen, daß ſie mit Niemanden rede. In Rom ſolle ich das Fräulein in ein Kloſter abliefern, das mir der Senator nannte; auch gab er mir eine Denkmünze, die ich der Kloſtermutter nur verzeigen dürfe, um Glauben zu finden. Der Beichtvater der Nonnen ſpreche auch ein biſſel Deutſch, ſagte Herr Nicolo. — Dann ſolle ich ihn in ſeinem Palaſte erwarten, denn er gedenke nach ein Paar Tagen ſelbſt gen Rom zu kommen. „Mach' Deine Sach' klug und gut;“ ſprach er noch zum Ende, „ich werde Dir's gedenken. Ich vertraue Dir, weil Du kein „Trinkeswein“ biſt.“

Er hätte alſo dem Senator von Rom ſelber wenig vertrauen dürfen, der ehrliche Herr Nicolo. — Was war zu thun? Ich mußte gehorchen und ging noch in derſelben Nacht mit dem jungen Weibsbild und zwei deutſchen Knechten, die in der Gegend bekannt waren, aus dem Lager davon. — Weil das Fräulein vom Pilgerſtab mit Niemand Fremdem reden durfte, ſo redete ſie mit mir und zwar mit geläufiger Zunge. Sie erzählte, der Herr Moriale habe ſie von Rom mit ſich in's Feld genommen, da er ſeine angeworbenen franzöſiſchen Kriegsbanden bald im Dienſte der freien Städte, bald im Sold der Grafen und Freiherrn des Landes herumführte, als ein beuteluſtiger und geiziger Abenteurer. — Aber die Lieb' von Schelmen vergeht, und der Unfried beſteht. So hat der Franzos bald angehoben, ſeine Dirne zu ſchlagen, und ließ ſie halb verhungern.

Nachdem ſie lange das Elend ertragen, hat ſie auf's Entſpringen gedacht. Es mußte geſchehen, daß zur ſelben Zeit Fra Moriale in Rom zurückkam, da er alle ſeine Söldner nach Mailand und Venedig entlaſſen, und er wollte zuſehen, ob er nicht bei'm Senator wieder zu ſeinem Gelde käme, das demſelben des Franzoſen Brüder leichtſinnig und gegen ihres Aelteſten Willen vorgeſtreckt hatten. Das Dirnlein, das ſich ſchämte, als ein Kebsweib des Ritters vom Stegreif herumzugehen, und ſeiner Traktamente ſatt war, lief ihm von Rom davon, nicht ſowohl als ein ſchüchternes Reh, ſondern als eine giftgeſchwollene Schlange, die zum Senator kroch, um ihm zu ſtecken, daß der Franzoſe einen bittern Haß gegen ihn trage, und oft mit den gräßlichſten Schwüren betheuert habe, er werde den dicken Cola um's Leben bringen, heute, oder morgen ſpäteſtens. — Wie der kleinen und ſchönen Natter ihre grauſame Rache eingeſchlagen, wird gleich geſagt werden, und iſt im fernern Verlauf der Schickſale des Franzoſen, der Dirne und des Senators ſelber, Gottes Finger nicht zu verkennen.

Da wir der heiligen Stadt zuwanderten, und Juſtina, die Landfahrerin, viel Furcht hatte, daß irgend ein Späher des Moriale ſie erkennen möchte, verbarg ich ſie einſtweilen in eins der alten Grabmäler am Wege, und lauerte daneben, bis ein Karren mit Ochſen beſpannt, daherkam. Nach Kriegsbrauch fiel ich mit meinen Knechten über den Bauer her, warf ihn zur Seite, hob die Prinzeſſin auf den Wagen, wo ſie in ihrem Mantel recht gut und verſteckt zwiſchen Rüben und Lauch ſaß, und rückte alſo bis an's Thor, da ich meine Knechte zurückgehen hieß. Die Ochſen werden ſchon wieder zu einem Herrn gekommen ſeyn.

Am Thor war deutſches Waffenvolk; nach ein paar landsmänniſchen Fragen kam ich hindurch. Nun hätte mich Juſtina leicht hintergehen, und weiß Gott wohin führen können, denn ich war fremd in der großen Stadt. Aber wenn die ſchlimmen Weiber ihrer Rachgier ein Opfer gelobt haben, ſo geſchieht's, daß ſie zum Erſtenmal getreu bleiben. Die Juſtina geleitete mich ehrlich an's Nonnenhaus, und ich ſtellte ſie dort ungehindert ab, erhielt einen redlichen Trunk nebſt einiger Zehrung, und ſuchte dann mein Loſament im Capitolio, allwo der Senator Hof zu halten pflegte. — Die Koſt war knapp, der Beutel leer, die Spießgeſellen waren arm. Die Tage waren nicht ſehr feiſt zu nennen, und der Römer haßte die Fremdlinge gleich der Peſtilenz. Doch dauerte es nicht lange, und der Senator kehrte heim, als wie im Triumph, mit Lärm und Trompetenblaſen und ſeinem ganzen Heerbann. Aber er hatte Schloß und Stadt Paleſtrina fein ganz gelaſſen, hatte nur mit dem Maul gefochten, und war nur auf den Weinkrug Sturm gelaufen. Dennoch ſchwatzte er zum Volke viel und oft von ſeinen Siegen über die Landesverräther. Freilich: hätte jedes ſeiner Worte für einen Pfeilſchuß oder Schwertſtreich gegolten, ſo hätte er ein fürtrefflicher Held ſeyn mögen. Jedenfalls war's gut, daß der Kardinal ſeinerſeits etwas mehr in's Werk ſetzte, als Meſſer Nicolo, der Ritter und Senator.

Mir wurde bald klar, daß dieſer Herr doppelt eilig heimgekommen war, um dem Moriale zuvorzukommen, der ſchon begonnen hatte, das Volk zu Rom aufzuhetzen, um zu ſeinem Gelde zu gelangen. Der Senator ſchickte an ihn alſobald ſeine Brüder, und ſie luden ihn zu einem Schmaus auf's Kapitol. Bei der Tafelfreude ſollte Alles freundlich zur Sprache kommen, und ehrlich abgemacht werden. Alſo wurden die armen Brüder des Moriale, ohne daß ſie's wußten, die Verräther ihres Aelteſten. Denn, nachdem ſie lange zu Tiſch geſeſſen und manchen Trunk gethan, und die ſüße Speiſe eben aufgeſetzt worden, kommt der Diesbach heraus in die Vorkammer, nimmt mich zur Seite, und ſagt: Bernhard, leſe Dir munter ein ſechs wackere Knaben oder ſieben aus, und warte mit ihnen an der Thür. Und ſo Du hörſt, daß ich ſchreie: „Friſch bei Gott und Kickeriki!“ fällſt Du ein mit den Knechten, und greifeſt die drei Gebrüder Moriale, die neben einander ſitzen, der Aelteſte zunächſt am Senator; entwaffneſt und bindeſt ſie. Geh' aber dem Alten Du ſelber zu Leib und ſey gerüſt *), da er ſich wehren wird, wie der heilige Goliath. — So wiſchte der Junker wieder zur Thür hinein, und ich hatte ſchier nicht Zeit, dem Thüring und einigen andern guten Brüdern zu winken und ihnen zu ſagen, daß ſie die Gürtel locker halten ſollten **), als ſchon der Junker krähte, wie ein Hahn. Demzufolge wir hinein, und über die Franzoſen her, und der Aeltere, der was merken mochte, ſchlägt nach dem Nicolo, und will den Dolch ziehen. Da ſpringt der Diesbach und der Annibaldi vor den Senator, und geben dem Fra Moriale Stoß auf Stoß mit ihren Wehren auf die Bruſt. Er trug jedoch einen Panzer unter dem gewobenen Rock und erhielt keine Wunde; nur ſtürzte er rücklings hin, wo ich ihn auffing, und an Händ und Füßen binden ließ. Seine Brüder waren ſchon feſtgenommen, und zürnten und klagten wehmüthiglich. Der Fra war anzuſehen, wie ein gefeſſelter Wolf. Er biß und ſpie und ſchäumte, und brüllte, daß man's auf dem Platze hören mußte. Er wurde demnach geknebelt, und bei'm Einbruch der Nacht in einen Kerker gebracht, der noch aus den Zeiten der heidniſchen Kaiſer herſtammt, und ſo feſt, wie Eiſen und Stahl. — Er hat ihn nicht lange bewohnt, der fahrende Rittersmann. Der Senator beſtellte ihm einen Richter, und klagte ihn des Raubs, der Mordbrennerei und eines Anſchlags auf ſein, des Cola, Leben an. Juſtina war eine hartnäckige Zeugin gegen ihn, und ſagte das Heimlichſte heraus, ſo über ſeine Lippen gegangen war. So wild und hoffärtig er früher geweſen, ſo zahm und geſchmeidig wurde er jetzo, bat um Leben und Freiheit, wie ein ſchwaches Kind, bot die Hälfte ſeiner Schätze als ein Löſegeld. Aber Herr Nicolo war nicht zu bewegen. Er ließ ihm das Haupt abſchlagen, und behielt Alles, was dem Moriale gehört hatte. Der Reichthum kam ihm gut, ſein Kriegsvolk zu bezahlen. Wir waren dem Aufruhr näher, als dem Gehorſam. Das Geld floß zur gelegenen Stunde; was aus den Brüdern des Enthaupteten geworden, weiß ich nicht. Es haben ſich kurz nach jener Zeit ſo viele klägliche Begebenheiten zugetragen, und ſind ſo manche Unfälle über meinem Kopf zuſammengetroffen, daß mir nicht Muße blieb, nach Andern zu fragen; ich hatte genug zu thun mit meinem eignen armen Leib und Leben.

---

*) Gefaßt auf Alles.

**) Um die Gefangenen zu binden.

Nämlich: es hatte ſich zwar der Senator von Rom für eine kurze Friſt ſchuldenfrei gemacht, und ſeine beſten Freunde, die Kriegsleute zufrieden geſtellt, aber das Geld iſt nicht umſonſt rund, und rollt in alle Welt. So kam es, daß die Schätze des Franzoſen nicht allzulange vorhielten, und neue Bedrängniſſe des Regenten neue Auflagen nöthig machten. Er beſteuerte den Wein, das Oel und das Salz. Als die Römer dieſes erfuhren, vermerkten ſie es hoch übel, und drohten und ſchrieen auf den Märkten. Herr Nicolo, den der Widerſtand giftig machte, ließ einen gewiſſen Pandolfuccio bei'm Kopf nehmen, ihm auch denſelben abſchlagen, als einem Hauptmeuter. Zugleich ſtellte er in jedem Stadtviertel oder Rione, wie ſie's nennen, eine Wacht von fünfzig römiſchen Söldnern auf, und ſetzte über alle dieſe den Annibaldi, der ein beherzter, aber ſehr verſchlagener Mann war, den Mantel nach dem Winde hing, und ſeinen Herrn verließ, da ſelbiger nach ein Paar Monaten nicht ihn, noch ſeine Knechte bezahlen konnte. Mit dem genannten Kapitano fiel auch die letzte Macht von dem Cola ab. Die deutſchen und burgundiſchen Völker waren zum Kardinal gezogen, und konnten dem armen Senator nicht vom Untergang helfen. Es waren bei ihm nur die vier Trabantenführer zurückgeblieben, unter denen auch ich Bernhard geweſen. Mein Glück oder Unſtern wollte, daß ich zur Zeit, da es zum Kehraus kam, krank darnieder lag am Fieber, und wohl ein biſſel am Heimweh krank, denn das Leben und die Koſt und der viele Aerger mit den welſchen Spitzbuben litt mich nicht geſund. — Genug: es war im ſchönen Septembermonat, am Morgen eines klaren Tags, da hörte ich, in meiner Kammer liegend, viel Lärm auf der Gaſſe, und der Schwabe kam zu mir, und erzählte, das Volk ſey ſtützig geworden, und laufe gegen das Kapitolium an, mit dem Geſchrei: „Cola Rienzi, der Verräther muß ſterben!“ Ich lachte den Landsmann aus, denn ich hielt die Geſellen für allzufeige, und rührte mich nicht vom Bett, ſintemal ich wußte, daß die Römer gern ſchreien, aber alsdann noch lieber ſchweigen. Indeſſen ſind die andern Vorſteher und Befehlshaber der Stadt, ſo im Kapitolium wohnten, ausgeriſſen, und haben den Nicolo mit ein Paar Leuten im Palaſt allein zurückgelaſſen. Auch der Schwabe nahm Reißaus, und die Tyroler kümmerten ſich nicht um mich. So lag ich vergeſſen und einſam, horchend und ahnend, bis gegen Mittag, da der Lärm am ärgſten wurde, und ſchon der Rauch von dem Feuer, das die Meuterer an das Thor des Kapitoliums gelegt hatten, in meiner Kammer zu riechen war. Nun ſprang ich auf, kleidete mich an, nahm meinen guten Degen in die Fauſt, und den Dolch in den Gürtel, und wollte fort, ohne zu wiſſen, wie und wohin. Da begegnet mir der Senator an der großen Treppe, mit verzerrtem Angeſicht, roth unterlaufenen Augen, und hat ſeine Staatsgewänder an, auch das Pannier von Rom in der Hand. Doch war er von einem Steinwurf an der Stirn übel zugerichtet, und hatte ſchier allen Muth und Verſtand verloren. Er ſeufzte und ſprach in größter Angſt: „Ich habe mit ihnen reden wollen, aber ſie höhnten mich und warfen mich mit Steinen. Die Thore des Palaſts brennen und werden gleich einſtürzen. Die Hunde wollen mein Blut lecken. Guter Freund, hilf mir, daß ich mich verſtelle, und den Wütherichen entrinne!“

Der böſe Dickwanſt erbarmte mich, und ich ſchnitt ihm mit zitternden Händen den langen Bart ab, wenn ſchon nicht allzuglatt und zierlich, rieb ihm Staub und Ruß in's Geſicht, daß er ausſah wie ein Waldteufel, zog ihm den langen Rock aus, und gab ihm mein altes Reiterwamms, und lief mit ihm bis in den Unterbau, um nach der Straße zu entkommen. Herr Cola fürchtete ſich vor dem Feuer, und es war doch ſein beſter Freund. Hätte er's brennen laſſen, die Stiegen hinan, ſo wären keine Mörder zu ihm gedrungen, und die andern Bürger hätten ihn etwa erlöst!

So kamen wir, glaub' ich, an ein Fenſter, und ich ſchwang mich friſch und keck hinaus, denn mein Fieber war weg und blieb auch weg. Nach mir kam der Senator. Die Mordbrenner ließen mich als einen gemeinen Mann ſpringen, wohin ich wollte, und dem Cola wär's gerade ſo gegangen, wenn er nicht vergeſſen hätte, ſeine goldenen Armſpangen wegzuwerfen. An dieſen erkannten ſie ihn. Ich hörte das Freudengeſchrei des Volks hinter mir, und ehe ich noch aus Rom entwiſchen konnte, ſchleppten die Mordbuben ſchon den zerſtümmelten Leichnam des armen Schelmen in den Gaſſen umher, und trugen ſeinen dicken Kopf auf einer Stange.

Für die Trabanten des Ermordeten war in Rom nicht gut ſeyn. Ich machte mich alſo, nur ein paar Heller in der Taſche, hinaus, um meinen Kriegsgefährten nachzulaufen, oder den Heimweg aus dem verwünſchten Lande zu finden. Ich war noch keine Meile von Rom entfernt, da holte mich ein junger Knabe ein, der ſchneller lief, als ich, und fragte keuchend, ob ich ihn nicht mitnehmen wolle? Ich antwortete: ich hätte nicht Zehrung für mich allein, geſchweige denn für zwei. Da verſetzte jener: „Ei, ich habe Geld genug, ich will Dich gern frei halten und Deine Geſellſchaft bezahlen, weil ich weiß, daß ſie gut iſt. Wir ſind ſchon zuſammengereiſt, und ich kenne Dich wohl, wen auch die Krankheit Deine Backen und Augen hohl gezehrt hat.“

Es kurz zu ſagen: die Juſtina war's in Bubenkleidern, und ſie hatte bei ſich, was ihr der Nicolo für ihre Angeberei an Geld geſchenkt; ein blutig Erbtheil des Moriale, und wegen deſſen Handel lief ſie aus Rom davon, weil das Volk unter den Verbrechen des Senators auch den Verrath am Franzoſen ſchmähte, und allen Feinden deſſelben nachſtellte. Die Geſellſchaft kam mir recht. Juſtina handelte ein Paar Eſel ein, und wir ritten wohlgemuth der Fährte des Kriegsheers nach; doch war die Gefahr groß, indem wir öfters in Gegenden kamen, wo die Colonneſen oder die Manfredi oder freie räuberiſche Banden herrſchten, und verwüſteten, was ſie konnten. Dennoch ſchlichen wir uns durch, und kamen nach mehreren Tagereiſen durch die Berge an die Meeresküſte. Das Gerücht hatte uns verkündigt, des Kardinals Heeresmacht werde bei Rimini zu finden ſeyn; dem war aber nicht ſo. Die genannte Stadt, vom Malateſta, der ein päpſtlicher Feldhauptmann geworden war, befehligt, aber ſchlecht bewacht, war von dem Herrn von Forli überzogen und geplündert worden.

Allenthalben brannten Dörfer und ſogar die Kirchen, wie lichterlohe Fackeln, und mit unſerer Freiheit war es vorbei, denn wir fielen in die Hände einer Rotte von der großen Compagnia, die gegen den Papſt von den räuberiſchen Edelleuten gedungen war. — Juſtina weinte viel, als hätte ſie ihr Schickſal vorausgeſehen; mir war jedoch viel leichter zu Muthe, und ich tröſtete ſie, und ſagte ihr, daß ich ohne Zweifel unter der Compagnia ein Paar Landsleute finden würde, die uns durchhelfen könnten. Aber Juſtina ſchüttelte den Kopf, und erwiederte: „Wir mögen immerhin unſer Todesgebetlein herſagen. Dieſe Leute ſind in Dienſten des alten Ordelaſſe, und der alte Francesco gibt ſeinen Gefangenen keine Gnade.“ — Nun wußten unſre jetzigen Schergen freilich, daß ich ein Deutſcher und in des heiligen Vaters Dienſten geweſen, denn ich hatte es geſtanden, und das war allerdings ſehr böſe für uns. — Was mir auf dem Wege nach Forli, da wir ſo hinritten, auf unſre Eſel gebunden, was mir von den Knechten erzählt wurde, mußte meine Furcht nur vermehren. Ich hörte da von einem Manne, über deſſen Namen ich lachen mußte, die entſetzlichſten Dinge berichten.

Der Ordelaff oder Franz dei Ordelaffi war ein reicher mächtiger Herr, und der bitterſte Feind des päpſtlichen Stuhls, ein wüſter Ketzer nebenbei, der die Pfaffheit haßte, die Meß verſpottete und die Kirchen entweihte. Seine Mordgier wurde niemals ſatt, und wer in ſeine Hände fiel und jemals ein Schwert gezückt hatte, war ausgezählt aus dem Leben und dem Tod verfallen. Sogar die Weiber päpſtlicher Kriegs- oder Amtleute waren nicht verſchont geblieben, da der eisgraue Franz ſich wenig mehr um Jugend und Schönheit oder Weiberſchwachheiten bekümmerte. Am drohendſten für uns arme Gefangene war in jenen Tagen ein Gelübde, das der Ordelaffe gethan hatte, weil der Malteſt ihm vor Kurzem einen Neffen erſchlagen: er wolle die erſten fünfzig Gefangenen, die er beibringen würde, dem Andenken ſeines Neffen aufopfern, und Weib und Mann an ſeltnen Martern zu Grunde gehen laſſen.

Die Kriegsgurgeln, die mir ſolche Kundſchaft gaben, ſangen leider ein wahrhaftigeres Evangelium, als die Bergdiebe, die uns mit der Nachricht von dem Heer des Kardinals angelogen und in die Stricke der Feinde geliefert hatten. Mich dauerte vor Allem das arme Weibsbild Juſtina, obſchon ich ihr von Herzensgrund nicht recht hold war: aber ſie hatte ihren Pfennig mit mir getheilt, und ſollte an meiner Seite elendiglich umkommen, ſo jung an Jahren und ſo reich an Sünden!

Da wir gegen Forlimpopoli ritten, ſo hieß es, der alte Ordelaff ſey dort, und warte auf die Beute von Rimini. So war's auch. Der Kriegsheld ſaß auf einem kleinen Bühl am Wege unter einem Baum, in deſſen Zweige ein Mantel geſpreitet worden war, um die Sonne vom weißen Scheitel des Herrn von Forli abzuhalten. Der greiſe Franz hatte eigentlich von einem Affen nichts als den lächerlichen Namen, und dieſer kommt nur einem Deutſchen lächerlich vor, denn die Italiener ſagen zum Affen simia, wenn ich recht weiß. — Das Antlitz des Kriegsmanns war lang und bleich und ſtreng, ſein Bart ſträubig und dicht, ſein Blick lauernd und höhniſch, oder zornig, daß er flammte. Am ganzen Leib hatte er nicht ſo viel Fleiſch, als Herr Nicolo auf ſeinem Nacken, und ging ſo aufrecht, redete auch ſo laut, wie ein junger Mann. Doch kann ich nicht rühmen, was er mit mir und mit der Juſtina geredet. Nachdem er mich gefragt, was der Brauch iſt, und nicht weniger die Juſtina, ſagte er: „Es thut mir leid, euch auf der Reiſe aufhalten zu müſſen. Du biſt ein feindlicher Späher, und dieſe hier eine Verrätherin des Moriale, den ich vor mehreren Jahren gekannt und liebgewonnen habe, da er wider den Trunkenbold Cola Rienzi ſtritt. Ihr müßt ſterben. Die Klugheit und die Vergeltung ſprechen euer Urtheil. Ja, ja, ihr müßt ſterben, bei Gott! ..“ Er zeigte auf eine ſchwarze Fahne mit blutrothen Schwenkeln, die neben ihm gehalten wurde: „Seht, ich bin in Trauer um meinen Neffen, und habe den Tod ſelber zum Leichenmale eingeladen, und ihr werdet eine Speiſe ſeyn für den Tod.“

Dieſes hörend, erſchracken wir ſehr, und Juſtina fiel zu des grauſamen Herrn Füßen, und ich ſah im Kreiſe umher, ob nicht ein Geſicht unter den Vielen mir Troſt und Hoffnung zuwinke. Lauter Männer mit hämiſch lachenden oder ſteinkalten Zügen. Ein einziger Kopf, der hinter'm Stuhl des Ordelaffen emporgerichtet war, zeigte auf der Stirne einige düſtre Trauer, und in den Augen, die ſtarr nach mir ſahen, ein ängſtliches Wohlwollen. Der Kopf gehörte einem Weibe, das im Panzer ſteckte, wie ein rechter Mann, und ſeinen Federbuſch ſchmuck und freiſam trug. Ein ſchönes, kräftiges Weib, in der Jahre Blüthe, daß ich ſie für des Alten jüngre Tochter hielt. Sie war aber ſein Eheweib, eines alten Wolfes Wölfin.

Ich armer junger Bube ſtreckte bittend die gebundnen

Hände nach ihr, die mich immer anſtarrte. Da drehte ſie mir unwillig den Rücken zu, und ging davon. Der Ordelaffe ſagte inzwiſchen zu der heulenden Juſtina, ſie ſolle das Weinen laſſen, da es doch nicht helfe, denn ihr Tod und der meinige ſey einmal ohne Gnade beſchloſſen. Wir ſeyen von den fünfzigen, die er ſeinem Nepoten zu ſchlachten geſchworen, und damit wäre Alles geſagt. Er ſetzte noch hinzu, was ich wörtlich behalten habe, um die Bosheit dieſes Bluthunds recht an den Tag zu bringen: „Doch ſollt ihr gelinde ſterben, und, da ihr Mann und Weib, oder Buhle und Liebchen, nicht von einander getrennt ſeyn. Ich werde euch einen Gifttrunk verſchlucken, in zwei Särge neben einander legen, und lebendig in die Gruft verſenken laſſen; bin des Blutvergießens ſatt; will einmal Lebendige zur Erde beſtatten ſehen.“

Das Mark in meinen Knochen wurde kalt; die Juſtina kam plötzlich von Kräften, und mußte gelabt werden. Als ſie wieder aufkam, ſchrie ſie nach einem Prieſter, um ihre Sünden beichten zu können. Der Ordelaffe antwortete mit Hohnlachen: „Was begehrſt Du, thörichte Dirne, von einem Manne, der im Kirchenbann liegt? Wo wäre der Mönch, der da käme, wenn ich ihn rufen ließe? Vergebens ſuchſt Du unter meinen Männern einen Geſchornen. Die Kirchen ſind zu, die Glocken ſchweigen; in meinem Lande iſt ſeit fünfundzwanzig Jahren oder darüber die Meſſe nicht geſungen worden. Wo die Atzung fehlt, fliegen die Vögel davon. Wenn Du's jedoch verlangſt, will ich Dir einen ſtattlichen Kriegsmann mit der Stola ſchicken?“

Ob ſolcher Frevelrede entſetzt, klammerte ſich die Juſtina an mich, und klagte: „Laß mich nicht ſterben!“ Die arme

Dirn'! War doch mein eignes Leben nur an einen Faden gehängt. Ihr Schmerz ſtieß mir das Herz ab; dennoch mußte ich geſchehen laſſen, daß man ſie wegführte, und mich hinterdrein. Es war dort ein Stück von einem Kaſtell; man brachte uns dahin in ein Gewölbe zwiſchen zwei mit Gittern verſchloſſenen Bögen, die ſich nach den Hofſtätten des Schloſſes öffneten. In den Höfen lag Alles voll von Kriegsknechten, Pferden, Eſeln und anderm Vieh. Die Beute von Rimini wurde nach und nach auf Wägen und Tragbahren herbeigebracht. Im Anfang waren wir allein, aber baldigſt ſtieß man neue Gefangene zu uns herein, und dann wieder andre, Männer, Weiber und Kinder, und ſo fort, bis etwa dreißig Menſchen beiſammen waren. Der Ordelaſſe hatte allen ihr Urtheil geſprochen. Sieben außer uns ſollten das Leben verlieren, die Weiber auf dem Marktplatz gepeitſcht werden, und die Letztangekommenen der Männer die rechte Hand einbüßen. Der Kinder wollte der Wüthrich ſchonen; daß Gott erbarm'!

Ich darf ſagen, als Biedermann, daß jener halbe Tag und Abend die fürchterlichſte Henkerfriſt geweſen, die ich mir in meinem armen Gehirn einbilden mag. Wie es mir felſenſchwer auf der Bruſt gelegen, mag derjenige ermeſſen, der jung geweſen, ein Lieb in der Heimath gehabt, und ſo eben, froh, der Hippe des Fiebertods entronnen zu ſeyn, unſerm Herrgott brünſtig gedankt hat. Meine Gedanken turnirten wild durcheinander. Ich wollte beten, und fand das Paternoſter nicht zuſammen; ich wollte die Haare raufen und verzweifeln, und dennoch ſprach mir etwas, wie ein Engel zu, ich ſolle getroſt ſeyn, denn ich würde nicht ſterben! Alsdann verhöhnte ich ſelber dieſe Hoffnung, und hätte mir gern mit eigner Hand den Hals zugeſchnürt; aber ich war ſo durſtig, die Hitze glühte zum Verſchmachten, und kein Trunk Waſſer von den Knechten zu erhalten!

Die Juſtina war beſſer daran, als ich. Sie brütete hin, ſchon jetzo wie eine Sterbende, hatte die Augen zugemacht, und zuckte leiſe mit den Gliedern. Sie lallte nur noch dann und wann den Namen unſerer allerſeligſten Jungfrau und des Heilands; auch murmelte ſie etlichemal den Namen des Franzoſen, dem ſie auf den Block geholfen. Ihr Gewiſſen hat ſicherlich heller geſchrieen, als ihr armer Mund es vermochte. Sie hörte nicht, was ich ihr ſagte; die Furcht vor dem Tode hatte ſie ſchon zur Hälfte umgebracht.

Als der Abend heraufzog, und die Eiſenſtangen des Gitters verkühlten, leckte ich daran mit Begierde, um meine ausgedörrte Zunge zu erfriſchen, und betete für die Mutter und die Roſina und für den Bruder Thüring, und flehte zum Himmel um eine Stunde ruhigen Schlummers vor dem Ende. Aber der alte Francesco wollte es anders. Kam in der Dämmerung ein Fähndrich mit etlichen Bewaffneten ans Gitter, und ſagte zum Schergen: „Laß den deutſchen Hund mit ſeiner Carabella heraus. Es iſt an der Zeit, daß ſie von der Welt abdrücken.“

Es war, als ob mich einer am Schopfe bis unter die Rippen des Gewölbes hinanzöge. Die Füße ſchlotterten mir; dennoch ging ich, weiß nicht, wie. Die Juſtina mußte getragen werden. Eine Fackel leuchtete uns vor. Ich folgte als Einer, der vom Schlafe übermannt iſt, und war doch viel muntrer, als mir lieb. Die Ohren brummten mir, wie von Glocken, ich ſah nichts um mich her, bis mir der Fähndrich ſagte: „Steh, Hund. Wir ſind zur Stelle.“

Da erhielt ich das Geſicht wieder, und ſah zu meinen Füßen ein breites, offnes Grab; denn wir ſtanden auf dem Gottesacker einer Kirche. Am Rande des Grabes ſtanden zwei Särge von rauhem Holz, die Deckel lagen daneben. Der Ordelaffe ſaß, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, auf einem viereckigen Grabſtein. Seine Füße hatte er gekreuzt, und die Ellenbogen auf die Kniee geſtützt, wie ein Biedermann, der vom Tagwerk ausruht. Mehrere mit Fackeln ſtanden um ihn her; hart an ihm ein kleiner Mann mit einem rechten Judengeſichte in einem langen, langen Rock. Ach, umſonſt ſchaute ich aus nach dem ſchönen Weibe und ihren mitleidigen Augen. Sie war nirgends zu ſehen. Der Ordelaffe hob an: „Wecke Dein Weib auf, Du Hund!“ — Ich verſetzte: „Herr, ſie iſt nicht mein Weib und nicht meine Holdſchaft, wohl aber das unglücklichſte Dirnlein unterm blauen Himmel, das jetzt ſterben ſoll, und weiß nicht, warum. Ich bitte um ihr Leben, und alle Engel thun's mit mir. Was mich angeht, ſo ſchafft mit mir, was Euch gefällt, und möge es Eure Sterbeſtunde nicht belaſten.“

Ich hätte ihm noch gern viel mehr geſagt, aber mein Latein reichte juſt nicht weiter; ich hatte auf dem Weg, im halben Schlaf und Traum, die Bitte zuſammengeflickt, als eine letzte Hilfe in der Noth. Zwar verſtand der Ordelaffe lateiniſch, und antwortete mir, aber dieſe Antwort war nicht tröſtlich; denn er ſagte ungefähr: „ich hab' einmal geſchworen, und muß halten, was ich gelobt. Meines Bruders Sohn käme aus jener Welt wieder, mich zu reinigen, wenn ich's unterließe. Macht euch fertig; der Tod iſt nur eines Augenblicks Mühe, und wird euch ſanft gemacht werden. Um ſo erſchrecklicher klinge die Botſchaft deſſelben in den Ohren meiner Feinde wider, und beweiſe ihnen aufs Neue, daß der alte Franceſco pünktlich hält, was er verſpricht, und ſeinen Gegnern keine Gnade gibt. — Zieht den Menſchen ihre Grabgewänder an!“

Sie legten mir auf dieſen Befehl eine weiße Kutte mit einem ſchwarzen Kreuz auf dem Ermel an; Juſtina wurde in einen ganz ähnlichen Leinwandkittel geſteckt. Sie richtete ſich zwar halb auf, und blickte um ſich, aber ihre Augen waren wie blind, und aus ihrem Munde kamen nur die Worte: „Trinken, trinken! um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich trinken.“

„Jojada! thue, was die Arme verlangt; gib ihr die Milch des ewigen Lebens!“ ſagte hierauf der Ordelaſſe ſpöttiſch zu dem Juden, der ſein Meiſter Arzt und Sterndeuter war. — Meiſter Jojada ging mit einem großen ſchon bereit gehaltenen Gefäß zu Juſtina, und bot ihr zu trinken. Die Martyrin wußte gar nicht, was ſie trank, und ſchlürfte mit unerſättlichen Zügen, bis ihr der Arzt den Becher vom Munde riß, indem er ſagte: „Halt; es muß für den Andern etwas übrig bleiben!“ — Dann trat er zu mir, und ſprach: „Trinke, Deutſcher!“ — Ich wußte, welch ein verderblich Getränk im Gefäſſe war, und ſchauderte zurück, wiewohl es nicht unlieblich roch. Der Jude ſagte aber ungeduldig, und nicht gar laut: „Trinke muthig; es thut nicht weh!“ Alſobald ſchämte ich mich, daß ich feiger ſeyn ſollte, als das ſchwache Weib, da ich mir doch nicht anders helfen konnte, und machte die Augen zu, und trank herzhaft nach Durſt bis zum letzten Tropfen.

„Legt ſie in die Särge!“ befahl der Ordelaſſe, aber ſeine Stimme zitterte doch bei der gräulichen unmenſchlichen That. — Da ich mich nach der Juſtina umſah, lag ſie ſchon von Sinnen und ſchneeweiß in ihrem Todtenbaum, und vier Schergen drückten mich nieder in den meinigen. Da half kein Flehen und Sträuben. Eine Spange über dem Leib hielt mich feſt; ich mußte mich ergeben. Da war's, daß ich zum Himmel das letzte Gebet um Rettung ſchickte, und, meiner Lieb vergeſſend, um das Leben zu erhalten, mich der allerſeligſten Himmelskönigin und den Heiligen Gebhardus und Ratoldus verlobte als ein Diener in einem geiſtlichen Ritterorden oder in einer Mönchsbruderſchaft. — Ich ſprach das Gelübde deutſch und mit lauter Stimme. Der Ordelaffe ſagte alsdann zu den Andern: „Ich höre, daß er betet. Laßt uns mit ihm beten, und der Himmel wolle uns arme Gebannte, aus dem Schooße der Kirche Verſtoßne, zu des Armen Seelenheil erhören!"

Ich ſah noch, wie ſie alle, bis auf den Juden, niederknieten; ich hörte noch, wie ſie ihre Gebete in einem Tone herſagten, und wie Juſtina, neben mir auslöſchend, ſeufzte: „Es iſt aus, o Herr! nimm mich gnädig auf!" — Sodann wurde Alles um mich her finſter und das Gebet ſo dumpf und ſchwach! Meine Augen ſchloſſen ſich müde. Noch ein Getöſe hörte ich über mir; dann rollte ich in die Grube, die Erdſchollen polterten auf den Deckel des Sargs, und von da an weiß ich nichts mehr, als daß ich aufwachte wie aus einem bleiernen Schlaf, und ich war nicht im Himmel, und nicht in der Hölle, aber feſt eingewickelt auf einem Rüſtwagen, der mit Mauleſeln beſpannt war, und dahinfuhr auf der Heerſtraße unter'm heitern Morgenhimmel.

— Ich ſchrie auf. Der Fuhrmann ſchaute in den Wagen herein, und ſprach: „Biſt Du einmal wach, Du deutſcher Trunkenbold? Leg' Dich ruhig hin, und verſchnaufe Deinen Weinrauſch. Wir ſind bald, wohin wir gehören.“ —

Er meinte die Stadt Ceſena, wo wir nach einer halben Stunde etwa einfuhren. Der Fuhrmann lud mich auf dem Schloſſe ab. Der Jude Joiada war zugegen, und führte mich, der ich kaum vor Mattigkeit gehen konnte, in eine heimliche Stube im Eckthurme. „Wie ſieht's aus, wie ſieht's, Deutſcher?“ fragte er freundlich: „Du haſt von Glück zu ſagen, daß die gnädige Frau mitleidig geweſen. Ich hab' Euch, ſtatt des Gifts, wie Herr Franceſco befohlen, mit Mohnſaft zugetrunken, und ließ Euch ausgraben, ſobald der Ordelaffe ſich entfernt hatte. Ich wußte gewiß, daß ich Dich am Leben finden würde, aber mit dem Weibe iſt's gekommen, wie ich fürchtete. Sie iſt dem Tod ein Opfer geworden, und hätte dazu nicht mehr des Mohns, noch des Grabes bedurft. Die Angſt hat ihres Lebens Faden zerriſſen.“

Ich erſchrack über die maßen, und hing den Kopf lange. Das iſt aber offenbar Gottes Gericht geweſen. Der verrathene Moriale hatte ſchnell hinter einander den Mörder und die Verrätherin abgeholt! Gott verleihe Allen eine gnädige Vergebung ihrer Sünden und eine fröhliche Auferſtehung; denn Gottes Gnade iſt unendlich und die Hoffnung auf ihn betrügt eine glaubige Seele nicht, wie an meinem eignen Schickſal deutlich zu vermerken. — Ich lebte unverſehrt, und alle Hoffnungen waren mir wieder erlaubt — weniger eine, was mich ſchwer bekümmerte. Dennoch fragte ich nicht ohne Zagen den guten Joiada.

was ferner mit mir werden ſollte? Er antwortete, die Gräfin von Forli habe befohlen, mich zu Ceſena in ihrem eigenen Hauſe zu ätzen, bis ich an Kräften zugenommen hätte, und zur Wanderſchaft geſchickt wäre. Dann möchte ich gehen, wohin mir's beliebte. — Ich fragte ferner nach den deutſchen Völkern des Papſts. Jojada zuckte die Achſeln, und entgegnete: „Albornoz iſt zurückgeſchlagen und ohne Geld. Nach ſicherer Kundſchaft ſind die fremden Söldner alle des Dienſts entlaſſen, und auf dem Wege nach der Heimath.“ — Das war mir glaublich, denn ich hörte bis auf's Schloß das Siegesgeſchrei und die Freudenlieder der Männer und Weiber von Ceſena. Sie erzählten allenthalben, daß der Cardinal nach Rom zurückgegangen, um daſelbſt die Ordnung wieder herzuſtellen. — Was mir jedoch den Gnadenſtoß verſetzte, und mich in andres Zeug und Geſchirr *) brachte, war die Kunde, die herumlief, daß der Ordelaffe die große Compagnia abgedankt und in alle Welt geſchickt habe. Nun wegelagerten dieſe Banden allenthalben, und wer auf Reiſe oder Wanderſchaft in ihre Gewalt kam, durfte großer Noth und Marter entgegenſehen.

Das erfuhr ich und überlegte mir's binnen der vier Tage, ſo ich in Ceſena zubrachte, um mich von meines Leibes Hinfälligkeit zu erholen. Jojada war lange ſchon nach Forlimpopoli zurückgekehrt, und der Caſtellan fütterte mich gut, wiewohl ungern; als einer, der lieber ſelber genöſſe, was er einem fremden Hunde darreichen muß; denn ſie ſind gar neidiſch und gegen Fremdlinge heimtückiſch, die im Land Italien.

---

*) In andern Dienſt.

Am fünften Tage oder am ſechsten, da ich ſchon wieder wohl auf war, und in meiner armen Seele nicht wußte, was anzufangen ſey, ritt unverhofft und ohne Botſchaft die Ehefrau des Ordelaffen in Ceſena ein. Ich lief ans Thurmfenſter, wie ein Kind ſo freudig, und ſprang alsdann in den Hof unter das andre Volk, und war vergnügt, die barmherzige Frau zu ſehen. Ich wollte mich auch gern bei ihr bedanken. Ehe ich weiter berichte, wie es mir ergangen, will ich indeſſen ſagen, warum die ſchöne und ſtolze Herrin gen Ceſena geritten war.

Der Ordelaffe hatte freilich manchen Sieg davongetragen, aber der Abfall der großen Compagnia war nicht ſein Wille und Werk geweſen. Der Cardinal hatte die Banda mit Golde beſtochen, daß ſie den Herrn von Forli verließ, und ſich nach dem Venezianer- und Florentinerlande zog. Der Erzbiſchof von Ravenna, nachdem er kaum erfahren, wie der Ordelaffe in Rimini gehaust, predigte einen Kreuzzug gegen den alten Francesco. Kurz: nach kleinem Sieg war die Gefahr größer geworden, und die Vorſicht des Ordelaffen nöthiger als je. Daher verſchanzte er ſich in allen ſeinen Städten und Schlöſſern, warf Mannſchaft hinein, ſo viel er deren habhaft werden konnte, und rüſtete ſich zur verzweifeltſten Vertheidigung. So waren binnen ein paar Tagen die Sachen dergeſtalt im Rad und Kreiſel gegangen, daß die Bürger von Forli, aus ihrem Siegestraum erwachend, ihren kriegeriſchen Gebieter muthlos baten, ihre Stadt durch ſeine Vertheidigung nicht der Plünderung der überall anrückenden Feinde preis zu geben. Aber der Ordelaffe antwortete ihnen, als ein Held, der er war: „Ehe ich mit dem unterhandle, der ſich einen Nachfolger Petri nennt, -

ehe ich nur einen Halm von meinen Feldern, nur ein Hufeiſen meiner Roſſe zurücklaſſe, will ich mich unter den Trümmern meiner Herrſchaft begraben, und ihr ſollt es wahrlich nicht beſſer haben, als ich, euer Gebieter und Zwingherr. Bei den armen Seelen meiner Todten! *) zuerſt muß Ceſena fallen, und was im Land an feſten Häuſern; ſodann Forlimpopoli und wenn auch dieſes gebrochen iſt, mag an die Mauern von Forli die Reihe kommen, und nach ihnen an die Straßen und Plätze eurer Stadt, und nach denſelben an mein Schloß, bis auf den letzten Thurm. So ſchwöre ich beim Leib des Herrn, bei der heiligen Hoſtie, die ich ſeit fünf und zwanzig Jahren nicht empfangen habe. Was euch angeht, ſo wart ihr die Mitzehrer meines Glücks, und mögt billig jetzo mit mir aushalten in Gefahr und Bedrängniß. Des Todes ſey, wer ſich deſſen weigert."

Auf ſolche Reden hingen die Forliveſen die Ohren, und gehorchten, wie Alle im Lande thaten. Ordelaffe, der Poſt auf Poſt erhielt, und eine drohender als die andre, ſchickte, da er ſelber nicht überall ſeyn konnte, ſein tapfres Weib als eine Befehlshaberin nach Ceſena, und deshalben kam ſie jetzo, mit Reitern und Fußläufern, mit einer Tochter, die der Ordelaffe von ſeinem erſten Weibe gehabt, und mit einem halbwüchſigen Sohne, den ſie ſelbſt geboren.

Jetzo kann ich nicht länger anſtehen, zu beichten, was in meiner Bruſt ſo wunderlich vorgegangen iſt, da ich zu Ceſena die Frau des Ordelaffen wiedergeſehen. Von Stund an hat eine zauberiſche Trunkenheit mein Haupt befangen, die mich allzulange nicht verließ, wobei ich Alles vergaß,

---

*) D. h. meiner ſeligen Vorfahren.

was mir auf Erden lieb und hold geweſen, und minneblind in den Tag hineinlebte, auch nicht über mich gewinnen konnte, fortzugehen aus dem Hexenkreis. Von der Roſina hatte ich ſcheiden können, als ein herzhafter Knabe. Nun war ich um manchen Mond älter geworden, und dabei ſchwächer als ein Bube. Denn die Reime gingen nicht aus meinen Gedanken:

„Minnen und meiden
Iſt ein bitter Leiden;
Was ich liebe herziglich,
Das verlaſſ' ich ſchmerziglich!“

Der Menſch und abſonderlich der Mann, iſt eine blöde Kreatur. Des Ordelaffen Eheweib hatte ein muthigeres Herz im Buſen, als ich Bernhard von Staufen. Sie ſtammte mit Ehren aus dem kriegeriſchen Geſchlecht der Ubbaldini, und da man ſie in der heiligen Taufe Marzia geheißen; war der Kriegsgott ſelber bei ihr zu Gevatter geſtanden.

Die italieniſchen Weiber, vornehmlich die in Rom und am Ufer des adriatiſchen Meers, ſind ganz andern Schlags, als unſre deutſchen Frauen. Sie haben tiefe Stimmen, ein kleines wunderliches Flaumbärtlein auf der Oberlippe, ſtattliche Leiber, kräftig, hoch und voll, ſchwarze Haare und Augen, die da brennen wie der Karfunkel; ſie ſchreiten einher wie Kaiſerinnen und ſind weniger zarte Mütter und Ehefrauen, als vielmehr herzhafter, denn ihre Männer, und geſchickt und entſchloſſen in allen Verrichtungen, die bei uns nur einem Mann anſtehen. Zudem: ſind die Weiber aus dem mindern Volke ſchon Meiſter im Hauſe, und tragen das längere Meſſer, ſo ſind die adelichen Frauen ihnen noch um Vieles voraus. Es gibt nirgends eiferſüchtigere Wächterinnen des Stolzes und der Ehre eines edeln Stammes. Sie waffnen ihre Ehegatten, loben deren Tapferkeit und Beharrlichkeit, ſchelten ſie aus, wie einen feigen Knecht, wenn ſie nachgeben wollen im Streite, und ſpotten ihrer Unentſchloſſenheit. Die Töchter ſolcher Mütter werden deren Ebenbild in Geſtalt, Thun und Reden; die Söhne werden mehr von ihnen als von den Vätern erzogen; herb und ſtreng und hoffärtig; gegeißelt vom Spott der Mütter, oder ermuthigt durch ihre Lehren und Prophezeiungen. Denn eine Jede vermeint, einen edeln Leuen geboren zu haben, und nicht einen Menſchen, wie er alle Tage auf der Straße zu finden.

Donna Marzia war Zug für Zug dieſem Konterfey ähnlich, und darum habe ich ſie zuerſt dankbar begrüßt, ſodann verehrt, ſodann bewundert und endlich geminnt im Innerſten meines Herzens, ob ich gleich verſpürte, daß ich ihrer nicht würdig wäre, und hätte ich ein Königreich beſeſſen. — Da ſie mich zu Ceſena endlich gewahrte, winkte ſie mir freundlich, und ſagte: „Deutſcher, Du haſt in mir eine Mutter gefunden, weil Du mir das Leben verdankſt. Was willſt Du jetzo beginnen?“ — Als ob eine Stimme vom Himmel mir ſagte: Dieſe ſoll Deine Herrin ſeyn! beugte ich mich vor ihr nieder, küßte den Saum ihres Rocks, ſetzte meine Kniee zur Erde und antwortete: „Wenn es Euch gefällt, laßt mich Euern Diener ſeyn!“

Sie lächelte ſtolz, und fragte: „Was wird der Papſt, Dein Kriegsherr ſagen?“ — Ich verſetzte: „Des heiligen Vaters Kriegsmann iſt zu Forlimpopoli geſtorben. Bernardo iſt jetzt ein neuer Menſch, und Euer Leibeigener geworden, obſchon er von gutem Adel ſtammt.“ — „Das hab' ich Dir angeſehen;“ ſagte ſie hierauf wohlgefällig: „Du ſollſt mein Diener ſeyn, und meine Kammerſchwelle bewachen. Ich will meinen deutſchen Trabanten haben, eben ſo gut, wie der närriſche Nicolo zu Rom. Ich werde für Dich ſorgen in Waffen, Nahrung und Gewand. Fürchte Dich nicht, meinem Herrn Francesco zu begegnen. Ich hab' ihm ſelbſt erzählt, wie ich Dir durchgeholfen, und er hat darüber von Herzen gelacht, weil ſein gerechter Zorn jetzt vorüber iſt. — Geh' zu meinem Marſchall. Er wird Dir Alles geben, deſſen Du bedarfſt.“

So verlief die erſte Audienz, und ich wußte, da ich von dannen ging, kaum, wie mir geſchehen war. Mich kümmerte nicht, daß ich dem Papſt den Waffeneid gebrochen, nicht daß ich ſein Feind, und eines vom Kirchenbann belaſteten Herrn Söldner geworden. Ich hatte nur ein einzig Bild vor meinen Sinnen: die ſchöne und ſtolze Gebieterin Marzia. Gott wird mir's jetzo vergeben haben, wie ſchon ſeine Prieſter auf Erden gethan. Ich habe wohl geſtrauchelt, aber die Verdammniß nicht verwirkt. —

Alſo kam eine Zeit, von der ich ſagen darf: ſie war kurz, nur ein paar Wochen lang, aber ſchön. Als ein eitler, minneblinder Bube putzte ich meinen Leib mit Sammetwamms und blanken Waffen, ließ mich fein kämmen, zwagen, und pflegte meinen Bart und meine Haare, die der Donna Marzia wohlgefielen. Sie wußte ſich überhaupt viel mit mir, und liebte, mich männiglich zu zeigen als Einen, der ihr das Leben verdankte. Ich war wie ein Spielwerk in ihrer Hand, mußte ihr ſtets nachtreten, die Mordaxt auf der Schulter; gebauſcht und mit Schleifen und Federſträußen geziert, wie ein fürſtliches

Roß. Die andern Waffenknechte und Hofdiener ſchnitten mir katzenfalſche Geſichter, und redeten mit mir bosheitkrummen Mundes. Das hat mich jedoch nicht angefochten. Sie wußten, daß ich in Gnaden ſtand, und ohne Verzug dreinſchlug; ſo haben ſie mich nicht angetaſtet. Daneben lehrte ich den jungen Francesco das lange, deutſche Schwert führen, auch Reiterſtücke, ſo weit ich's im Stande war, und führte dann und wann die Tochter Claudia auf ihrem Zelter ſpazieren. Dieſe war aber eine Bildſäule, kalt und ſteinern, wie die Stiefmutter heiß und lebendig; ſie hat mit mir nie anders als in Zeichen geſprochen. War zu ſtolz und blöde, um den Mund aufzuthun. — Selbiges iſt mir zwar gleich lang und kurz geweſen, da nur nach der Mutter mein Sinn ſtand; aber ich hab's ſchwerer empfunden, daß keine Meß und Amt und Beichte gehalten werden durfte. Solche Gott- und Kirchenloſigkeit quälte mich oft gar ſchmerzlich; doch wenn ich Frau Marzia ſah, war alle Qual dahin.

Sie war ſo gütig, die Herrin, ihrer raſchen Gemüthsart zum Trotz! Oftmals, wann ſie im großen Saale auf- und niederging, und ich aus meiner Ecke ſie ſtill und ſehnſüchtiglich betrachtete, blieb ſie plötzlich ſtehen, heftete auf mich ihren Flammenblick, und fragte lachend: „Was iſt, Bernardo? Du bewachſt mich mit den Augen, wie eine Gefangene?“ — Wenn ich dann ſchüchtern erwiederte, ich ſey ihr Gefangener und ihr demüthigſter Knecht, ſo nickte ſie wohlgefällig, klopfte mir auch wohl auf die Wange, und ſprach: „Du biſt ein guter Menſch. Bleibe, wie Du biſt, und folge nicht Deiner Landsleute Beiſpiel, die bei uns ihre Rechtſchaffenheit und Unſchuld einbüßen, und am Ende ſchlechter werden, als unſer ſchlechter Pöbel.“ — Manchmal betrachtete ſie mich von der Seite, und ihre Augen glänzten dann milde und ſanft. Doch weiß ich nicht, warum. Sie ſchaute nicht verliebt und frech wie die Frau von Homburg, und war ihrem alten Herrn treu wie Gold.

Die Zeit ging aber hin Tag für Tag, und meine Nächte wurden immer ſchlafloſer. Wenn ich je einſchlummerte hie und da, auf der Schwelle der Kammer, worinnen Frau Marzia mit ihren Kindern ſchlief, ſo träumte ich das wunderlichſte Zeug von der Welt, und immer ging's darauf hinaus, daß ich ein reicher, ſieghafter Fürſt war, und daß der alte Ordelaffe in einem Gefechte erſchlagen wurde, und daß ich feierlichſt zu Ceſena einritt, um die Hand der holdeſten Wittib zu werben. Der böſe Geiſt neckte mich im Schlaf, da er mir im Wachen nichts anhaben konnte.

Endlich wurde es, wie vorhergeſehen, im Lande unruhig, und eines Tags kam der alte Franceſco in voller Eile auf's Schloß geritten. Er war munter und waffenfreudig und führte grimmige Kriegsſtücke im Schilde. Nachdem er lange allein und heftig mit Marzia geſprochen, begab er ſich wieder hinweg. Auf der Stiege blieb er vor mir ſtehen, lachte mich an, und ſagte: „Kennſt Du mich noch, Du ſtattlicher Haſenfuß? Der Tod hat mit Dir geſpielt, wie die Katze mit der Maus. Eine liſtigere Katze hat Dich jedoch gerettet, und mir iſt's recht. Aber ſey jetzo auf Deiner Hut, denn es wird blutige Köpfe ſetzen, und — merke Dir — nur über Deinen Leichnam darf der Feind zu meinem Weib und

Kindern bringen!“ — Worauf ich ehrlich, und die Hand auf die Bruſt gelegt, erwiederte: „Bei'm heiligen Eid, ich bin der Mann dazu, Herr. Doch müſſen mich die Landsleute, die dem Papſt mit mir gedient haben, ungeſchoren laſſen. Gegen dieſe zucke ich das Schwert nicht.“ — Der Ordelaffe beſah mich von oben bis unten, wie der Leu zu Verona, mit grauſamen Augen und lachendem Munde, indem er drohend ſagte: „Bei'm Anathema! Du biſt ein Mann des Todes, wenn Du Deine Pflicht vergiſſeſt. Ich werde Dir aufpaſſen laſſen. Was Landsleute! fechte ich nicht auch gegen Landsleute? Welche Poſſen! Dummer Deutſcher! In der Nacht und in der Schlacht ſind alle Hähne ſchwarz. Wirſt Dich Deines Leibs wehren müſſen ohnedem. Der Cardinal oder Dein Schweizerhauptmann ließen Dich ohne Gnade henken, fielſt Du in ihre Hand. Haſt Du nicht einem Gebannten gedient und Deine alte Fahne verlaſſen?“

Somit entfernte ſich der geſtrenge Herr, ritt gen Forli heim, und ich hab' ihn lang nicht mehr geſehen, denn mit einem Male waren die Römer und die von Ravenna vor Ceſena gelagert, unverhofft und zahlreich, wie die Heuſchrecken, und die Späher, die ab- und zugingen in Stadt und Lager, zählten ihrer zwei und vierzig tauſend, ſammt dem Troß. War viel und loſes Geſindel dabei, die im Kreuzzug ihrer Sünden los zu werden, und ihre Säcke voll zu machen vermeinten. — Es lagen aber in Stadt und Burg Ceſena nur zweihundert Reiter und etwa fünfhundert Fußknechte, nebſt einem Haufen von Edelleuten, deren manche mit dem Ordelaffen oder den Ubbaldini verwandt und befreundet waren.

Der Befehlshaber dieſes geſammten Kriegsvolks war ein adelicher Herr mit Namen Scariglino da Pietragudula, und ſein Maul war ſo breit wie ſein Name. Er befehligte nur als ein Rath und Beiſtand der Frau Marzia, die eigentlich die Seele der Vertheidigung geweſen, und nicht eines Raths bedurft hätte, deſſen Kopf voll von Schelmereien ſteckte, wie in Kurzem zu ſehen ſeyn wird. Er hat aber ſeinen Lohn empfangen, wie ſich's gebührte.

Frau Marzia war alſo die Kriegsherrin und eine oberſte Hauptmännin des Kriegsvolks. Mit dem Helm auf dem Kopfe und dem Harniſch auf Bruſt und Rücken lief ſie zu Tag und Nacht umher auf den Mauern und Wällen, ermunterte die Knechte, vereitelte durch ihre Wachſamkeit ſo viele Stürme des feindlichen Heeres, und war ſo kühnen und feurigen Geiſtes, daß Freund und Feind ſie fürchteten, nicht minder als wenn ihr Herr Francesco ſelber zugegen geweſen wäre.

Bei einem Anlauf der Feinde geſchah es, daß ich, meiner Gebieterin Schatten, einem vorwitzigen Buben, der zu oberſt auf der Leiter ſtand, und gegen die herbeieilende Kriegsfrau das mörderiſche Beil erhob, das Beil ſammt der Fauſt abhaute, und den Eſel ſeiner Pfote in den Graben nachſchickte. — Gegen Morgen, da der Feind abgelaſſen, und als des Ordelaffen Ehefrau zur Ruhe gehen wollte, ſtützte ſie ſich auf meinen Arm, und ſagte gar gnädig: „Du haſt mir's wett gemacht, Bernardo. Mein Herr und mein Sohn ſollen Dir's einmal danken. Ich habe Dich lieb, Bernardo. Bitte Dir etwas aus, und ich will Dir's gewähren, wenn's in meiner Gewalt ſteht.“

Leicht zu denken iſt, wie mir alle Adern ſchlugen, als ſie dergeſtalt mich anredete, der ich verging vor heimlichem Leid der Minne. Doch wußte ich nichts Beſſeres zu begehren, als daß Frau Marzia ihr und mir zu liebe dem Pietragudula nicht blindlings vertrauen möchte. — Da wurde ſie ſtutzig, und verlor die Müdigkeit, und befahl mir, zu ſagen, was ich wüßte.

Ich berichtete ihr demnach, wie ich geſehen, daß der genannte Ritter heimlich mit den vornehmen Bürgern von Ceſena Unterhandlung pflege, und wie man in der Stadt murmle, die Belagerung daure zu lange, und der Platz müſſe übergeben werden. — Auch währte die Berennung wirklich ſchon im zweiten Monat. Doch war die Nahrung gar nicht knapp, für Alles wohl geſorgt, und die Mauern hielten feſtiglich, obſchon der Cardinal hie und da von dem Schießpulver dran legen ließ, welches dazumal eine neue Erfindung geweſen, aber ſeither immer mehr in Gebrauch gekommen iſt; Gott geb's gnädig, wie mein Vater Ratolfus geſagt hat. —

Marzia wurde finſter und traurig; auch fragte ſie, wie ich's angeſtellt hätte, all dieſes zu vernehmen. — So entdeckte ich ihr denn meine Kunſt, die nichts anders war, als daß ich, ob ich doch ſchon Alles in der Landesſprache verſtand, mich des Redens zu enthalten, und vorzugeben pflegte, als wüßte ich nichts von dem, was die Welſchen um mich her plauderten und ſich in die Ohren raunten. Lieber mochte ich ein deutſches Vieh genannt werden, denn als gelehrt erſcheinen; und das hat mir oftmals Roſen gebracht. So wird man unter Schelmen ein halber Schelm.

Die Frau belobte mich, und befahl mir, in der Kundſchafterei fortzufahren, und ihr Alles zu hinterbringen. Sie wolle mich gut belohnen. — Ach, für ein ſüßes Wort von ihrem Munde hätte ich noch weit mehr gethan. Es gelang mir, Vieles aufzuſchnappen, und Marzia's Verdacht gegen den Pietragudula wurde immer größer. Doch ſpielten die Schurken ihr Spiel gar liſtig. Was ſie zuletzt im Schilde führten, erfuhr ich nicht, und ſo war es denn eines Tages — nachdem ſchon der dritte Herold des Legaten umſonſt geritten war, die Feſte zur Uebergabe aufzufordern — daß plötzlich ohne Befehl die Trommel in der untern Stadt umſchlug, und alle Bürger mit Waffen zuſammenliefen und ſchrieen, es würde ſie jetzt unſer Herrgott ſelber nicht abhalten, ihre Thore aufzumachen. Es ſey himmelſchreiend, was ſie zu erleiden hätten, und das Ende ihrer Geduld ſey vor der Thüre. — Herr Pietragudula ſchwieg mauſeſtill zu dieſen Reden; die Waffenleute wußten nicht, was ſie thun ſollten. Da kam Frau Marzia, begleitet von ihren Vettern und Neffen, und ich war auch dabei. Und wiewohl ſie mit Drohen und Zürnen und Bitten bei dem aufgehetzten Geſindel nichts ausrichtete, ſo packte ſie doch einen der Vornehmſten des Raths, der ungeſchliffen ſeine Zunge brauchte, wie ein Mann beim Kragen, und warf ihn als einen Gefangenen in die Haft ihrer Reiſigen. Ein zweiter wollte ſich nun an der Gräfin ſelber vergreifen; den ſchlug ich zu Boden, und ebenſo einen Dritten, der dem Vorigen zu helfen kam. Alſo wurden die Dreie als Gefangene in die obere Stadt geführt, trotz dem Zeter und Mordio des Volks, und wir verließen die untere Stadt, und gaben ſie den Feinden preis, die darinnen hausten, wie die Heiden im Tempel. Ich meine, ſie haben's bereut, die Haſen von Ceſena, was ſie gethan; vornehmlich die gefangenen Räthe haben's bereut, denn Donna Marzia ließ ſie ohne Barmherzigkeit auf den Zinnen der obern Stadt enthaupten, als ein Beiſpiel für die Andern, und auch für den Herrn Scariglino da Pietragudula, der ſich's aber nicht zu Herzen nahm, und endlich an der Leimruthe ſeiner Niederträchtigkeit kleben blieb.

Er hatte ſich fein ſtille gehalten, der räudige Fuchs; trotzdem, daß er denen in der Niederſtadt verſprochen, für ſie das Wort zu führen. In der Oberſtadt fing er jedoch ſeine Schliche und Ränke wieder an, nachdem kaum eine Woche verſtrichen geweſen. „Merk' auf, Bernardo;“ hatte mir Frau Marzia geſagt: „Wir ſind hier nicht mehr ſo wohl aufgehoben, wie unten, und in der Küche geht es ſchmäler her. Der Verräther möchte hier offne Ohren finden, mehrere denn unten.“ Ich gehorchte, und ſchlich umher, wie eine diebiſche Katze. Es lauerten zwar alle Blutsfreunde der Gräfin dem Schurken auf; doch gelang es mir, ihn zu ertappen.

In einer Nacht, da Frau Marzia an einem langen Briefe ſchrieb, den ſie durch einen Kundſchafter ihrem Herrn zuſchicken wollte, damit er zum Entſatz käme in dringend wachſender Noth, lag ich auf dem Trompetergang der Mauer, verſteckt durch einen Strebepfeiler des ſogenannten romaniſchen Thurms. Es war im Maien, die Nacht warm; ich duſelte ein wenig. Doch wurde ich wacker, da ich leiſe Schritte hörte. Mein Herr Pietragudula war's, der weit unter mir am Abhang kletterte, ganz allein und vorſichtig. Er gab ein Zeichen, da er ſchnalzte, wie ein Vogel aus dem Gebirge. Dann horchte er, ſchnalzte wieder, und horchte noch einmal. Endlich ſchoß ein Pfeil — ich ſah ihn ſchwirren im Mondenlicht — von der untern Stadt, in ein Stachelgebüſch neben dem Verräther, und blieb darinnen hängen. Der böſe Mann nahm den Pfeil heraus, und wickelte davon ein Blatt ab, das er in den Koller ſchob. Ein anderes zog er hervor ſammt einer kleinen Armbruſt, die er unter'm Mantel getragen, umwickelte denſelben Pfeil, und ſchnellte ihn zurück in die Unterſtadt. Dann horchte er abermals, bis Einer von unten ſchnalzte, wie er ſelbſt geſchnalzt hatte. — Zufrieden ſuchte er den Rückweg, und ich kroch auf allen Vieren auf dem Gange ihm entgegen, bis zum Zinnenausſchnitt, allwo er einſtieg. Er ſchrie erbärmlich, da ich ihn bei der Kehle ergriff, und wollte Armbruſt und Verrätherbrief in den Graben ſchleudern; doch war ich ſchneller als er, nahm ihm Alles ab, und rief die nächſten Wachen herbei. Der eine dieſer Knechte mußte den Biedermann geſehen haben, ſo gut wie ich; doch hielt er's Maul, und ſchnaufte nicht davon; war ſonder Zweifel mit dem ungetreuen Hauptmann einverſtanden.

Als Frau Marzia erfuhr, wie ich mein Geſchäft ausgerichtet, und als ſie den Brief des Feindes geleſen, der da enthielt, man wolle dem Verräther zweitauſend Goldkronen und einen ritterlichen Dienſt im Heer geben, wenn er endlich ſein Verſprechen halten, und die Veſte öffnen würde, war ſie vergnügt, und gab mir ihre

Hände zu küſſen, und ſtreichelte mir die Stirne. „Du biſt ein getreuer Knabe;“ ſagte ſie dabei, und ſah mich wieder ſo wunderlich an, wie ſchon etlichemal, nur nicht von der Seite, ſondern grade aus, und in ihren Augen funkelten Zähren. Sie fuhr nach einem Seufzer mit ihrer tiefen, aber wohlklingenden Stimme fort: „Wenn ich Dir nur Alles vergelten könnte, was Du für mich thuſt! Aber ich werde ärmer jeden Tag, und die Zeit immer ſchlechter. Ich ahne, daß wir dem Feinde noch weichen müſſen, wehe uns! Demungeachtet ſoll der Scariglino ſeinen Lohn empfangen, und uns Allen ohne Kopf in die Ewigkeit vorangehen!“

Sie trieb keinen Scherz mit ihren Worten, und ließ am nächſten Morgen den Verräther enthaupten, auch ſeinen Kopf den Feinden in der Unterſtadt zuſchleudern. Ich ſtand hinter ihr am Fenſter des Schloſſes, von deſſen Höhe ſie der Hinrichtung zugeſchaut hatte. „So geſchehe allen Meineidigen!“ ſagte ich herzhaft und unbeſonnen, denn ich verſchnappte mich, „und mir ſey nur erlaubt, meiner Herrin noch lange treu zu dienen und ſie zu lieben als meines Herzens holde Frau immerdar!“ — Frau Marzia wendete ſich ernſthaft um, ſah mich ſteif an, und antwortete: „Du mußt ein rechter Strudelkopf ſeyn, da Du ſo kaltblütig Blut fließen ſehen kannſt, und ſo frech reden magſt, während Du neben Deiner Meiſterin ſteheſt. Was ſollen Deine letzten Worte? Ich glaube, Du möchteſt wagen, mir den Hof zu machen?“ — Ich fiel vor ihr nieder, als wenn der Strahl mich niedergeſchlagen hätte. Lieb' und Schmerz und Beſchämung hatten mich überwunden. Ich hatte die Augen niedergeſenkt, und wußte nicht, was ich ſagen ſollte, um die Frau wieder gut zu machen. Da rief ſie: „Schau mich an!“ — Ich gehorchte. Sie war zwar ernſthaft, aber nicht böſe, eher etwas ängſtlich und verlegen. Sie ſagte: „Schäme Dich, unbeſonnener Knabe. Für Dich iſt's noch zu frühe, nach Weibern umzuſehen. Beſinne Dich und geneſe von Deiner Thorheit. Bin ich nicht Deine Gebieterin, Francesco's Weib, und älter noch um viele Jahre als Du? Denkſt Du, ich ſey eine Närrin ohne Verſtand, die ihren Knecht zu lieben begehrt? Sehe ich aus, wie eines der mitleidigen Weiber?“

Sie gab ſich Mühe, ein recht böſes Geſicht zu machen. Es gelang ihr nur halb, und, ohne ihre für mich ſo demüthigende Anrede zu endigen, zeigte ſie mir den Rücken, und ging, wiewohl langſamen Schritts und geſenkten Hauptes, davon. Ich habe niemals verſtehen können, wie ſie es eigentlich an jenem Tage mit mir gemeint hat. Gewiß iſt, daß ſie mich in den folgenden Tagen keines Blicks würdigte.

Dennoch hatte ſie kein hartes Gemüthe, aber ein felſenbeſtändiges. Als nämlich einige Zeit darauf, und zwar auf Anſtiften des Erzbiſchofs, ihr Vater ſelber gen Ceſena kam, um ſie zu bitten, ferneres Unglück von ihrem Haupt zu wenden und ſich dem Legaten zu ergeben, — da hatte Frau Marzia einen harten Kampf. Der alte Ubbaldini war ein ehrwürdiger Greis mit einem langen Bart, den er in den Gürtel ſchlingen mußte, um nicht darauf zu treten. Er hatte Trauerkleider angezogen, der alte Mann, ſah recht kläglich und betrübt in die Welt, hielt eine Anrede, als wie ein

Prediger, daß den Zuhörern die Thränen in die Augen kamen; kniete auch vor der Tochter nieder, um ſie zu bewegen. — Zu merken: die Italiener ſind ſo verſchlagen, daß ſie unter ihnen ſelber alle Künſte und Lockpfeifen verſuchen, um nur zu ihrem Ziel zu kommen.

Frau Marzia war dabei wie auf der Folter, und wankte auf den Füßen. Dennoch raffte ſie ſich zuſammen, hob den Alten auf, wie ein gefallenes Kind, küßte ihn zärtlich — ich hätte ganz Rom für einen ſolchen Kuß gegeben — ſagte aber mit entſchloſſenem Muthe: „Peinige nicht Dich, noch mich, geliebter Vater. Mich erbarmt das böſe Schickſal meines Gatten, der in Forli umzingelt iſt, wie das meinige, wie das unſerer Kinder, wie das deinige, o Vater. Aber mir iſt von meinem Herrn geboten worden, auszuharren bis zum letzten Stein, und ich will dieſes Gebot allerdings halten und erfüllen, ohne zu beſorgen, von Dir geſcholten zu werden; denn Du haſt, da Du mich, in Ermanglung eines Prieſters, mit Francesco zuſammengegeben, mit eigenem Munde mir befohlen, ihm zu gehorchen als meinem Herrn.“

Da mußte der Alte freilich ſchweigen. Marzia ließ ihm ein köſtliches Mahl ausrichten, um ihm die beginnende Noth der Veſte zu verheimlichen, beurlaubte ſich auf's herzlichſte von ihm, und ließ ihn mit Ehrengeleit zum Thor hinausführen. — Sodann ſetzte ſie ſich aber in den Erker ihrer Kammer, ſah dem Vater nach, und weinte den ganzen Tag hindurch bis zum Abend. — Sie hat von Stund' an nicht gehofft, die Veſte zu erhalten, wie auch geſchah. Der Hunger riß ein, und mit ihm die Krankheit, und daher auch die Muthloſigkeit unter den Söldnern. Die Belagerer wurden immer kühner, und ſchoſſen einen tapfern Mann nach dem andern von der Mauer weg. — Zu Anfang Brachmonats ſetzten ſie plötzlich zum Sturm an, und wir wehrten uns als Verzweifelte. Frau Marzia führte den Degen, wie ein Ritter, ihr Sohn ſtand neben ihr, und ich deckte ſie mit meinem Leibe, nach des Ordelaffen Befehl. Es war in der Nacht, und alle Hähne ſchwarz, wie Francesco geſagt hatte. Denn, wie ich einen der Heranklimmenden durchſtieß, rief er im Stürzen und zwar auf gut Deutſch: „Heil'ge Jungfrau, bitt' für mich!“ und ich merkte, daß ehrliche Schwaben an uns waren. Das betrübte mich ſehr, und ich rief der Marzia zu, ſie möchte ſich davon machen; es ſeyen Deutſche unter den Stürmern, und dieſe würden nicht ablaſſen. — Grad zur ſelben Zeit vernahm ich Diesbachs Stimme an einer andern Ecke. Er rief: „Hier deutſches Volk und Panner!“ Das Panner flatterte auch ſchon auf der Zinne, und ein Thurm ſprang, vom Feinde untergraben, von oben bis unten mit einem Knall entzwei, und fiel auseinander. Sogleich zog ſich Frau Marzia mit wenigen Knechten in den letzten oberſten Thurm zurück, und ich, der ich ihr folgen wollte, durfte nicht, denn eine harte Fauſt erwiſchte mich bei'm Wehrgehenk und eine deutſche Zunge ſchrie mich an: „Den Hals her, verdammter Ketzer!“ und ich legte mich auf die Kniee, dachte nur an den Tod, ließ die Axt fallen, und bat um einen kurzen Gnadenſtoß. — Unſer Herrgott hat mich indeſſen wunderbar und ſchon zum zweitenmale vom Tode errettet. Der mich hielt, war juſt der Bruder Thüring, und erkannte mich beim Schein der Sturmfackeln, und an meiner Stimme. Da war's aus mit dem Todtſchlagen, und er umarmte mich, führte mich aus dem Gedränge an einen ſichern Ort, ließ ſich alles von mir erzählen, gab mir auch den Rath, mich bei dem Hauptmann anzuſtellen, als ſey ich nur wie ein Gefangener in Ceſena feſtgehalten geweſen. — So hat mich Freundesmund wieder geſund gemacht, und alſo bin ich wieder zu meiner Banda oder Compagnia gekommen, und habe die päpſtlichen Farben wieder aufſtecken müſſen. — Alle glaubten mein Mährlein, und ich hatte mich nur vor den Welſchen zu verbergen, die endlich nach gütlicher Verhandlung freien Abzug aus der Veſte bewilligt erhielten, und leichtlich, mich ſehend, aus der Schule hätten ſchwatzen mögen.

Die Uebergabe kam folgendermaßen herbei. Als Donna Marzia im allerletzten Thurm lag, wo das Futter noch ſeltner war, als das Tageslicht, wurden ihre Leute ſchwürig, und erklärten ihr, ſie hätten ausgehalten bis auf den letzten Stein. Weiter jedoch gehe ihre Treue nicht. Sie möge ein Ende machen; ſie habe Ehre genug von dem Kampfe, und dürfe wohl das arme Leben ihrer Knechte verſchonen. Wenn nicht, ſo wollten ſie mit eigner Hand für ſich ſorgen und den Thurm öffnen. — Dieſer Aufruhr bezwang das ſtolze Herz der Gräfin, und ſie bat um Aufnahme beim Legaten. Sie erhielt von ihm das freie Geleit für ihre Söldner und Verwandte nach deren Heimath; doch konnte ſie nicht für ſich ſelber und ihre Kinder die Freiheit erbitten, ſondern wurde als Gefangene mit Sohn und Tochter, und als Geiſel nach Faenza abgeſchickt.

Ich hatte mir ausgebeten, ihre Wache zu führen, um ihre Reiſe minder herb zu machen. Sie reichte mir die Hand, und ſagte mit freundlicher Wehmuth: „Du biſt ein Sohn des Glücks. Die Gefahr vermag nichts über Dich. Ich und die Meinigen, — wir kommen darinnen um. Nimm ein Beiſpiel an uns, und lerne, daß die größte Tapferkeit nichts gegen das falſche Glück ausrichtet.“ — Dann redete ſie ſelten etwas, und ich hatte nicht das Herz, ſie in ihrer Trauer zu ſtören. Manchmal fragte ſie nach dem Looſe ihres Herrn. Ich ſagte ihr nur Gutes. Die Wahrheit war, daß er ſich noch immer rüſtig hielt, und nicht einen Zollbreit nachgab. — Die Frau hing an dem alten Herrn, wie an dem jüngſten Kämpen, und hatte meine thörichte Liebe zu ihr ſchon um gar viel dadurch vermindert. Ich fieng an ſie zu lieben, wie meine Mutter. — Beim Abſchied band ſie mir eine ſilberne Spange um den Arm, und ſprach dabei: „Behalte dieſes als ein Andenken von Deiner Freundin, Bernardo. Ich darf Dir jetzo ſagen, da wir ſcheiden, daß ich Dich recht lieb gehabt habe. Es gehe Dir glücklich; und bleibe nicht hier zu Lande, daß Deine Unſchuld nicht in's Verderben gerathe.“ — Sie wollte noch etwas ſagen, aber plötzlich überzog's ihr Geſicht wie ein trüber Schleier; ſie winkte kurz mit der Hand, und ſchrieb mir alſo einen hurtigen Abſchied. — Ich habe mich ſehr gegrämt, da ich von ihr zog; jedoch iſt Tag für Tag mein Herz leichter geworden, als hätte ich einen Zauberbann aufgelöſt; und noch heut glaub' ich, daß meine Verblendung ein Hexenwerk geweſen. Ich werde bald ſchreiben, wie und warum.

Was mir jedoch die Bruſt und Schultern ganz befreite, war eine aufrichtige Beicht und Abſolution zu den Füßen des allerfrommſten Erzbiſchofs von Ravenna. Dieſer hat mich armen Knaben behandelt, wie ein rechter Nachfolger unſers Herrn und Erlöſers. Beim Vater Liberatus zu Ueberlingen wäre ich gewiß nicht ſo wohlfeilen Kaufs davongekommen. Daher Gott vor Allem die Ehre.

Von ein paar Jahren, die nun folgten, iſt nichts Merkwürdiges zu ſchreiben, als daß ich ſtark fechten und reiten lernte, im Streite immer vornedran war, ein Fähndrich wurde, und allmählich das Heimweh bekam, da wir ſtets von einem Ort zum andern zogen, und keine bleibende Stätte hatten; auch nicht einmal die Hoffnung, das Vaterland wiederzuſehen.

Endlich fügte der Herr in ſeiner Gnade, daß der Ordelaffe, der bis daher als wie ein Teufelsbanner ſich allen Gefahren entzogen, und bald da, bald dort im Lande erſchienen und ſo mit Glück geſchlagen, als im Unglück erlegen — daß der Ordelaffe alſo zu Kreuz kroch, und freiwillig gen Faenza kam, damit ſeine Unterwerfung ſein Weib und ſeine Kinder aus der Haft befreien möchte. Der Cardinal Legat hielt nemlich einen Landtag zu Faenza, wo alle Herren der Romagna zu finden waren. Der Herr von Bologna führte den alten Francesco vor den Stuhl des Cardinals, und gelobte in des Ordelaffen Namen Unterwerfung auf Gnad und Ungnade. — Das Alles war ſchon eine abgeredete Sache geweſen. Der Legat nahm den Reuigen zu Gnaden an, ließ ihm die Herrſchaft von Forli und Forlimpopoli, gab ſein Weib und die Kinder, ſo wie alle Gefangene frei, und reichte dem vom Kirchenbann Erlöſten zu Imola den ſo lange entbehrten Leib des Herrn; vollzog nicht minder die prieſterliche Einſegnung an dem Ordelaffen und ſeiner Hausfrau. Ich ſelber bin nicht dort geweſen; es ſoll Alles ſehr andächtig zugegangen ſeyn. Mir war's vorbehalten, Herrn Francesco noch ſpäter wieder zu ſehen.

Für damals gab es in dem beruhigten Römerland nichts mehr zu thun. Wir wurden abgedankt, und ſuchten den Heimweg mit geſchundenen Gliedern, zerriſſenen Röcken und wilden Bärten. Die Beute war jedoch ſchmal, und der Weg weit. — Ich hielt mit dem Thüring, und konnte kaum erwarten, in's Vaterland zu kommen, eines Theils. Andern Theils wäre ich gern davon weggeblieben. War ich froh, die Mutter wieder zu ſehen und Roſina, zu der meine Liebe wieder zunahm, ſchneller als der Mond, ſo wußte ich doch nicht einmal, ob ſie noch lebten, die frommen Weiber, indem ich ſeit dem Valet kein Wörtlein aus der Heimath erfahren und vernommen. Die Furcht, der alte Homburger möchte ſein Kind gezwungen haben, einen ſeiner Spießgeſellen zur Ehe zu nehmen, peinigte mich am meiſten; und das war thöricht und ſchlecht; denn ich ſelber hatte ja der Roſine das Wort gebrochen, da ich mich dem Altar verlobte, und das Gelübde mußte endlich erfüllt werden. Mein Gewiſſen gab mir keinen Frieden mehr.

Ich will nichts ſchreiben von der beſchwerlichen Reiſe, und von dem Mangel, der uns begleitete als ein treuer Geſelle. Ich will nichts ſagen von den Fährlichkeiten, die wir auf dem Zuge über die Alpengebirge beſtanden haben, und wieder nichts von der Freude, die unſerer Armuth zum Trotz in unſere Bruſt einzog, da wir zum Erſtenmale wieder im Graubündtner Lande die ſüße Sprache der Heimath vernahmen. Und da wir fürzogen über St. Gallen, wo das Land ſtark abfällt gegen den Bodenſee, und wir erblickten deſſen blauen Spiegel: — Da küßten wir die Erde, und rieben unſere Stirne mit ihrem Staube. Unſere Beine wurden immer rüſtiger, und wir zogen froh und wohlgemuth, als hätten wir nur eine kleine Tagreiſe gemacht, in der Stadt des Conſtantius ein. Da war Niemand, der uns wiedererkannt hätte, aber auch wir kannten uns nicht mehr aus; denn wir vernahmen die ſchrecklichſten Dinge, die ſich ſchon ſeit geraumer Zeit begeben hatten, und jetzo uns vom Himmel herab auf die Häupter fielen, wie die ägyptiſchen Plagen. Es begegnete uns nemlich der ehrwürdige Vater Liberatus, ein Prediger-Mönch, und mein alter Beichtvater, und ich ſprach ihn zur Kurzweil als ein Fremder an, und fragte ihn um dies und das. — So wie ich jedoch auf den hochwürdigen Vikar Otto von Rheineck komme, zieht der gute Altvater das Schweißtüchel aus dem Aermel und putzt ſich die Thränen aus den Augen, und ſpricht wehmüthig; „Ach, Fremdling, er iſt nicht mehr auf dieſer Erden.“ — Darob erſchrecke ich, und frage wieder: „Es wird nicht ſeyn? Er war doch nicht ſo alt? Iſt eine Peſt über ihn gekommen?“ Der Vater Liberat wiſcht ſich noch einmal die Zähren ab, und verſetzt: „Tröſt' ihn Gott, aber die Peſtilenz hat ihn nicht weggerafft, ſondern das Herzeleid.“ — „Was hat ihm dem Friedlichen, das Herz brechen können?“ — „Ach, er hat nie vergeſſen mögen, daß er dabei geweſen, als der gnädige Herr und Biſchof Johannes, an der Abendtafel ſitzend, ſo gräulich und meuchelmörderiſch erſchlagen worden iſt.“ — Unſer Schrecken wurde immer heftiger. „Der Biſchof?“ fragten wir bekümmert: „Wie hat ſolches geſchehen können, und wer hat ſie verübt, die verruchte Miſſethat?“ — „Der böſe Ritter Kunz von Homburg.“ —

Da knickten mir die Kniee ein, und ich bekam vor Angſt eine rauhe Haut; auch ſchwindelte mir, und das Geſicht wollte mir entweichen. Der Vater Liberat fing mich in ſeinen Armen auf, und Thüring holte in ſeiner Haube vom nächſten Brunnen Waſſer, mich zu laben. Alſo ſagte er auch zu dem Predigermönch: „Wir ſind wohl beſtraft für unſere Mummerei, frommer Vater. Ihr kennt uns wohl. Ich bin der Ebinger, und der da iſt der Bernhard von Staufen, des Homburgers Pflegſohn.“ — Nun beklagte der Mönch freilich, daß er Alles ſo rauh heraus geſagt hatte, aber was einmal geredet, iſt geredet. Was er uns ferner erzählte, iſt folgendes.

Der Homburger hatte wegen des Markdorfer Handels ſeinen Groll nicht verbeißen mögen. Dieweil der Biſchof, auf Kaiſers Wort und Belehnung vertrauend, die Stadt ſammt ihrem Bann in Händen behielt, und des Homburgers Pfandberechtigung läugnete, überzog ihn endlich der Ritter mit Fehde, worinnen ihn viele Edelleute aus dem Hegäu unterſtützten. Der Biſchof ſah dem Unweſen zu, ohne ſich zu wehren, und ſchwieg ſogar, da der Wütherich im Angeſicht der Stadt Koſtnitz des Biſchofs Schloß Gottlieben mit Feuer anſtieß, und ausraubte. Denn

Herr Johannes getröſtete ſich ſeines Rechts, und erwartete einen Spruch vom Kaiſer. — Aber der Zorn iſt ein wilder Gaſt, und Sanftmuth hat über ihn keine Gewalt. So lieh Herr Conrad allmählig den Gebrüdern von Stoffeln mehr und mehr ſein Ohr, und ließ ſich von ihnen bereden, den ſanften Biſchof kurz und gut aus dem Wege zu räumen. Was ſie auch verrichteten in Genoſſenſchaft mit mehreren andern Rittern, die ich nicht nennen will, der Schande wegen. Sie ſind in des Biſchofs Pfalz gedrungen zur Nachtzeit, haben ihn jämmerlich ermordet, da er zu Tiſche ſaß mit dem von Rheineck, ſeinem Arzt und ſeinem Schreiber, — und der gute Biſchof iſt geſtorben mit den Worten: „Heilige Jungfrau! Bitte für den Diener Deines Altars.“ Er hatte die gebenedeite Mutter des Herrn ſtets mit Innbrunſt verehrt. Nach der blutigen That iſt der Homburger Meiſter von Markdorf geworden, und der Mönch betheuerte, er lebe dort in Luſt und Freuden, weil Gewalt vor Recht geht, und gegen den Bund der mächtigen Herren von Adel Niemand etwas zu unternehmen ſich unterfangen hatte. Von des Homburgers Kindern wußte Vater Liberat gar nichts. Frau Mer von Horneck war mit ihrem Herrn von Koſtnitz gen Schaffhauſen gezogen. Daher ſprach ich mit Thüring ab, daß er nach Markdorf gehen, und meiner holden Roſina die jämmerliche Botſchaft von meinem geiſtlichen Verlöbniß bringen ſollte. Ich wollte ihn zu Ueberlingen erwarten; denn meine Mutter lebte noch, Gott ſey Lob und Preis, und Herr Ratolf nicht minder.

Das war eine Freud' und Herrlichkeit, da ich ankam, als ein ſchon lang verloren gegebener und beweinter Sohn. Herr Gremlich ſelber war freigebig gegen mich, und fragte nicht nach der Beute. Sie richteten einen ehrlichen Schmaus, und der Komthur der deutſchen Herren auf der Maien-Au war ein Gaſt dabei. Die Eltern wollten nemlich mit ihm reden, daß er mich in ſeine Regel aufnehme; obſchon das Mutterl nicht allzufröhlich zu dem Gelübde ſah. — Sie wurde aber noch trauriger, da ich ihr von der Roſina berichtete, und wie wir uns geliebt hatten, und wie nun Alles vereitelt ſey.

Der Komthur vermeldete uns, er könne in der Sache nichts thun; die gehöre vor den Landkomthur zu Altshauſen, oder gar vor den oberſten Meiſter in Mergentheim. Somit verzog ſich meine Aufnahme unter die Brüder von Tag zu Tage. Mittlerweile iſt Thüring wiedergekommen, und hat mir einen Gruß und Abſchied von der Roſina, und auch ein Kreuzlein von Elſenbein, als ein Geſchenk von ihr, mitgebracht, wobei ſie mir ſagen ließ: das Kreuz, das ſie jetzo trage, ſey ein ſchweres und ſtachlichtes, und all' ihr Blut hätte ſich in Zähren verwandelt. Sie habe bisher des Unglücks viel mit freudigem Muthe, und in der Hoffnung auf meine Heimkehr ausgehalten, aber das Unglück, ſo ich mit heimgebracht, ſey tauſendmal bittrer, und ſie werde es ſchwer verwinden können. Doch wolle ſie an ihrem Theil mir die zugeſagte Treue nicht brechen, und in das Kloſter Wald gehen, ſobald ſie aus dem Hauſe ihres Vaters könne.

Die arme Magd hatte wahrlich viel zu leiden. Denn ihre Mutter lag krank, ſchon im zweiten Jahre, war hingeſchmolzen, wie ein Schnee, den die Sonne wegnimmt. Sie war ſo feiſt und wohlbeſetzt geweſen, und jetzo bleich und dürr, wie ein ausgetrockneter Halm. Neben ihr lag der Hug darnieder, dem ein wildes Pferd den rechten Schenkel zerſchlagen hatte. Der Arzt war ungeſchickt entweder oder das Blut des Kranken böſe geweſen; denn der kalte Brand hatte ihn befallen, und ſie getrauten ſich nicht einmal, ihm den Fuß abzuſchneiden. So verging und welkte er allmählig. — Dieſe Strafen waren aber gerechte Folgen der Miſſethat des Homburgers, und ihn ſelber ereilte Gottes Rache bald, indem er ſo gut als wahnwitzig wurde, und zur Nachtzeit im Schlafe wandelte, als ein lebendiger Leichnam.

Da ich einen Monat ſpäter mein erſtes Gelübde in die Hände des Landkomthurs ablegte, war ich betrübt zum Tode, und der Komthur ſagte mit Kopfſchütteln, es ſey ihm noch Keiner ſo traurig vorgekommen, und er wollte, ich hätte das Noviziat noch verſchoben. Dieſe Rede ſchmerzte mich, aber mich erwartete noch ein härterer Kampf. Da ich aus der Kirche gehe, den Herrn von Gremlich zur Linken und zur Rechten den Bruder von Hohenfels, kommt die Mutter und herzt mich und wünſcht mir alles Gute, und der Thüring ſagt mir, es wolle Einer mit mir reden, und es eile ſehr. — So gehe ich denn mit dem Thüring unter die Bäume hinter dem Kirchhof, und ſehe auf einmal den Homburger und ſeine Tochter Roſina vor mir; ſie waren alle Beide in Trauergewändern. Der Homburger redete mich mit einer Stimme an, die zwanzig Jahre älter war, als er ſelber, und ſagte: „Ich habe Dich noch einmal ſehen, und um Verzeihung bitten wollen, Bernhard. Ich hab Dir viel Noth zugefügt und Unrecht angethan. Ich wäre in die Kirche gekommen; ich darf aber nicht, ich bin im Bann. Du weißt ja wohl ...?“ — Da ging ihm die Stimme aus, und das trübe Auge über. Roſina, die ausſah, wie eine große ſchneeweiße Lilie, hielt ihm den Mund zu, und hob zu mir an: „Auch ich, Bernhard, hab' Dich noch einmal ſehen wollen. Meine Mutter und mein Bruder ſind geſtorben, und nun biſt Du auch für mich geſtorben. Lebe wohl, und vergiß mich nicht einſt im Himmel, wie Du mich auf Erden vergeſſen haſt, Bernhard.“ — Der guten Jungfrau ging's mit Zunge und Augen, wie ihrem Vater, und ich ſelber, ohne zu reden, weinte große Tropfen auf mein Kreuz; bis mich der Homburg erſchreckte, da er plötzlich aufſchrie: „Schaut dort nicht eine Inful über die Mauer? Was will der Biſchof? Thut den Biſchof weg!“ Nun kamen ſeine Leute herbei und trugen den Mondſüchtigen von dannen, und Roſina folgte ihm. Mein Herz und meine Andacht und alle meine Vorſätze liefen ihr nach, und das Fieber, das ich in Welſchland gehabt, ſtellte ſich wieder ein, wilder und hitziger, denn vordem. Ich ſoll geſchrieen und getobt haben, wie ein Ungeheuer, ich habe mein Gewand zerriſſen, und dem Orden geflucht. Wäre nicht Bruder Thüring geweſen, der mich pflegte, und die guten Herren auf der Maienau, die ſo große Geduld mit mir hatten, — ich wäre zeitlich und ewiglich verloren geweſen. Aber Gott iſt gnädig und barmherzig. Singet ihm Lob, wie der heilige Ambroſius gethan

Der ſchöne Lenz, der alles Erdreich verjüngt, hatte mir Geneſung und neue Kräfte beſcheert. Ich konnte wieder an einem Stock herumgehen, und brütete in den Sonnenſtrahlen, wie ein müder Greis. Doch war ich wehmüthig allewegen, und wenn gleich das Leben wiederkam, ſo freute ich mich doch nicht deſſelben, weil ich einen Wurm in Herz und Gewiſſen hatte. Da fragte mich eines Tags der Thüring, ob ich nicht mit ihm zum Landkomthur wolle. Der Herr ſey auf der Aue angelangt, und habe mit mir zu reden. — Obſchon ich nur eine ernſte Vermahnung, meine Liebesthorheit dahinten zu laſſen, erwartete, ſo ging ich doch, dem Gehorſam zu Liebe, zum Landkomthur in die Gerichtskammer. Er hatte eine Pergamentrolle in der Hand, und ſprach mich nicht gar freundlich, aber doch nicht feindſelig an: „Haſt Du das Mährlein von der treuen Maid von Bodman je gehört, Bruder?“ — „Ei wohl, liebſter Bruder Komthur.“ — „Wie ſie ihr Erb und Eigen hier auf der Maienau dem Langenſtein geſchenkt, der einſt ihr Bräutigam geweſen, jedoch in heidniſcher Sklaverei dem Himmel und dem deutſchen Orden ſich verlobt hat?“ — „Ei ja; es iſt ein ſchönes Lied davon gemacht worden. Die Maid, — ſo heißt es dort — habe dem Orden all ihr Hab und Gut geſchenkt, wenn der Langenſtein als ein Komthur darüber geſetzt würde. Sie wollte ihn reich machen, damit ihm wohl ſey bis an ſein Ende; damit er wohne in dem Hauſe, worinnen ſie den Verlobungsring mit ihm gewechſelt, damit er eſſe von ihrem Brode, trinke von ihrem Weine und glücklich träume unter'm Schatten ihrer Bäume.“ — Da ich alſo berichtete, wie's im Liede heißt, wurde mir ſiedwarm im Herzen, und weinerlich, weil mir gäh einfiel, daß ich unbeſonnen und lieblos an Roſina gethan, was der Langenſtein an der treuen Maid verbrochen. So hielt ich alſo inne, und fügte nur hinzu: „'s iſt nur eine Sage, eine Fabel, Bruder Komthur.“

Worauf er: „Die Fabel von geſtern wird heute baar und wahr. Da, lies dieſe Urkunde. Roſina von Homburg, die Erbin des Homburgers, der im Wahnſinn geſtorben, will nach dem Beiſpiel der treuen Maid ihr ganzes Gut, ſofern die andern Geſippten ihres Stamms und Namens kein Recht darauf haben, unſerm Orden geben, wenn der Meiſter Dich zu einem Komthur erheben und über jenes Gut ſetzen wird. Willſt Du dieſes Vermächtniß der getreueſten Frauenhand annehmen, daß der Orden ſein genieße, und ſoll ich dem Meiſter einen Boten ſenden, damit er entſcheide?“

Wäre ich ein eitler Knabe ohne Lieb' und ohne Herz geweſen, oder ein Freier, der nach Ehren dürſtet, mir hätte die Zuverſicht, ein Komthur zu werden, gelacht. Ich war jedoch nicht mehr eitel, nicht mehr frei, nicht ohne Lieb' im warmen Herzen. Ich grämte mich, in der edelſten Roſina Habe praſſen zu ſollen, der ich ſie aufgegeben, die meine Braut geweſen. Ich ſchämte mich vor dem fürtrefflichen Edelmuth und der Freigebigkeit der allergetreueſten Maid. Von Stund an war mir das Gelübde, das ich gethan, verhaßt, und noch verhaßter der Orden, dem ich als Jünger angehörte. Ich vermochte nicht, dem Landkomthur mehr zu antworten, als: „Ich will nicht mehr leben, da ſie vergeht in

Trauer. Nehmt ihr Vermächtniß, wenn Ihr wollt; gebt mir nur ein Grab auf ihrem Eigen.“

Wider Verhoffen ſah ich mit einemmale des Komthurs Antlitz leuchten, wie vom hellſten Sonnenſchein, und er ſprach, wie Gott der Herr zu ſeinen treuſten Knechten geſprochen haben mag, ſo liebreich und gnädig: „Weil Du ausſchlägſt, was ein frommes Herz Dir bietet, weil Du den Orden an Gütern verkürzen willſt, obſchon Du verſprochen, ihn zu mehren, ſo biſt Du des Kleides unwürdig, lieber Bruder, und ich weiſe Dich aus dem Hauſe, bevor Du Deine letzten Gelübde mit verdroſſener Zunge abgelegt haſt. Der Brief der Freiin von Homburg iſt lange ſchon in meinen Händen, und der Meiſter hat ſchon darüber entſchieden. Er will und kann an Dir die Bedingung der Geberin nicht erfüllen. Du gehörſt ſchon nicht mehr dem Orden an. Der Herr liebt nicht gezwungnen Eid, und ein Dienſt, der mit Unzufriedenheit gethan wird, gefällt ihm nicht. Während Du im Fiebertoben Deine innerſte Geſinnung, dem geiſtlichen Stand ſo feindlich, offenbarteſt, hab' ich bei'm Meiſter Deine Ausweiſung erbeten. Das große Kapitel ſelbſt hat in Deinem Namen bei'm heiligen Vater um Auflöſung Deines unbedachtſamen Gelübdes gebeten, und ich will nicht zweifeln an der Erhörung.“

Ich kniete ſehr betroffen und dankbar gerührt vor dem Herrn nieder. Er ſagte mild, wie zuvor: „Der Altar iſt nicht für Alle. Gehe hin, mein Sohn, in die Welt. Bringe dieſen Reichthum Derjenigen zurück, die ihn geſpendet, und vergelte ihr dafür, wie ſie's verdient.“

Der deutſche Herr war über die Maßen gerührt, da er mich entließ. Hab' erſt lang nachher gehört, daß ihr zwar, wie Hug von Langenſtein ſingt,

Die Gottesminne aus tobendem See errettet,

aber daß ihm der Friede fern geblieben ſein Lebelang, weil er ſeine einzige Liebe hatte verlaſſen müſſen in der Welt.

Die Freiheit, die mir bald vom heiligen Vater ſelbſt ertheilt wurde, machte mich beſſer geneſen, denn Arznei. Doch eilte ich, ihrer wieder los zu werden, und bat Roſine um den Ring. Sie ſchenkte mir ihn, einer alten Baſe zum Trotz, die ſich ſchon während meiner Romfahrt bei ihr eingeniſtet, und ihr ſtets in den Ohren gelegen hatte, Einen oder den Andern zur Ehe zu nehmen, und nicht meiner, des Verlornen oder Ungetreuen, in Beharrlichkeit zu warten. — Das lügneriſche Hexenweib hatte mir gewißlich den Zauberbann geſetzt, der mich in Welſchland ſo lange verblendet hat. Das laſſe ich mir nicht ausreden. Item: Gott hat geholfen; Preis ihm.

Drum hab' ich dieſe Schrift zum Frommen der Jugend niedergeſchrieben, und meiner Hausfrau Roſina und unſern Kindern, deren nicht wenig ſind, fleißig vorgeleſen. Das Glück im Eheleben läßt ſich nicht beſchreiben, drum ſchweige ich lieber hievon, und will nur noch zum Schluß bemerken, daß ich nach manchem Jahr mit dem geſtrengen Herrn von Bodman eine Fahrt nach Venedig gethan, weil ich des welſchen Landes und der Leute darinnen etwas kundig. Wir haben etliche Tage da verweilt, Alles beſehen und verrichtet, und gingen nach dem Hafen, um uns wieder heimwärts einzuſchiffen. Da wurde eine Leiche an uns vorbei getragen, ohne Licht, ohne Kreuz, in einem rauhen Sarge, und die Begleiter waren zwei jammernde Weiber und ein weinender Mann. Das Volk ſchrie aber Wehe und Zeter über den Sarg. Als wir näher getreten waren, und dem Leichnam ins Geſicht ſchauten, wars der alte Ordelaffe Francesco, und Marzia mit ihren Kindern folgte dem Gebannten zum unehrlichen Grabe. Der unruhige Held hatte wieder erringen wollen, was er verloren, war aus dem Vaterland vertrieben worden, und zu Venedig, abermals im Bann der Kirche — in größter Armuth geſtorben. — Wie anders war ſein Weib geworden gegen frühere Zeit! — Die Schiffer riefen jedoch, und wir mußten einſteigen, ſo daß ich nur ein frommes Gebet für meine vormalige Herrin ſprechen konnte. — Dann kehrten ſich aber mit den Segeln alle meine Gedanken nach der Heimath, und der Herr mit ſeinen Heiligen geleitete uns ſicher und wohlbehalten dahin. Amen.

Der Ueberall.

Der Ueberall.

Erſtes Kapitel.

Der Kurort Gais im Kanton Appenzell war ſchon lange vor der franzöſiſchen Revolution ſehr beſucht, und ein Sammelplatz unruhiger Touriſten aus Großbritannien, Frankreich und Deutſchland, die auf ihren Hin- und Herflügen ein paar Tage oder ein paar Wochen dort verweilten, Athem ſchöpften, Molke tranken, und ſich unterhielten oder langweilten, je nachdem es gerade fiel

Der Kurort Gais war dazumal noch nicht zu dem ſtattlichen Dorfe, wie es heutzutage ſich darſtellt, emporgewachſen. Auf dem Platze, den jetzt prahlende Hotels umgeben, ſtanden nur ein paar ſehr beſcheidene Wirthshäuſer, worunter das „zum Ochſen“ geſchildete den erſten Rang einnahm. Die Elite der Kurgäſte hatte in demſelben Poſto gefaßt. Das Leben der Molkentrinker war nothwendigerweiſe einfach beſchaffen; die Meiſten führten eine von den Andern abgeſonderte Menage. Indeſſen war das Bedürfniß allgemeiner geſelliger Unterhaltung bereits ſo fühlbar geworden, daß an Sonntagen und hie und da auch an einem Werktage eine und dieſelbe Mittagstafel die Hausbewohner vereinigte, ſo wie der Abend ſie jederzeit zuſammenführte.

Der Sommer, in welchem ſich die folgende Geſchichte zutrug, war keiner der freundlichſten. Er hatte mit Regen angehoben, in Sturm und Gewitter umgeſetzt, und vielen Kranken und Geſunden den Beſuch der Bäder und das Landleben verleidet. Das Wirthshaus „zum Ochſen“ war nicht glänzend beſetzt. Etwelche Patrizier von St. Gallen, ein paar geiſtliche Herren aus dem Stift Kempten, ein irländiſcher Gentleman mit ſeiner Gattin, einer Genferin, eine adeliche Dame aus Savoyen, die ſowohl gewürzreiche Alpenkräuter, als Molken viel näher hätte haben können, ein weſtphäliſcher Baron, der kein Wort ſprach, um ſeine Lungen zu ſchonen und ein in Ruheſtand verſetzter Oberjägermeiſter aus einem der rheiniſchen Kurfürſtenthümer, machten die ganze Geſellſchaft aus. Ihre Unterhaltung war um ſo kümmerlicher, als das nothwendigſte Bindemittel, eine allgemein verſtändliche Umgangsſprache, fehlte. Die Savoyardin und die Genferin redeten franzöſiſch, der Irländer nur ſeine Mutterſprache oder engliſch, nemlich mit ſeiner Frau; die Herren von St. Gallen verſtanden den Irländer nicht, und drückten ſich nur ſchwer im Franzöſiſchen aus; die Stiftsherren verſtanden nur Deutſch und Lateiniſch, und der Oberjägermeiſter fand ſich mit dem Schweizerdialeckt ganz und gar nicht, mit dem ſchwäbiſchen nur mühſam zurecht.

Der Weſtphale war nicht übel daran: er gab nichts zur Unterhaltung her, machte jedoch auf dieſelbe gar keine Anſprüche.

Dennoch ſehnten ſich die Leutchen nach der Sonntagstafel, und putzten ſich ſorgfältig, und ſetzten ſich einander gegenüber, und trieben nach Kräften Converſation Hatten doch die Damen Fähigkeit und Gelegenheit, einen Zweiſprach zu führen! und die von St. Gallen gaben dann und wann ein „Pardonnez-moi“ oder ein „Plait-il“ oder ein „Oui“ und „Non“ in der Damen Geſpräch, und unterhielten ſich mit den Schwaben, die nicht ungern vermerkten, daß die Damen nicht deutſch verſtanden, weil dieſer Umſtand die Zunge der Männer von manchen Feſſeln entband. Der Irländer, wenn er die Damen lachen hörte, ließ ſich von ſeiner Frau dollmetſchen, was geſagt werden war, und lachte dann gerne mit; oder die Herren erklärten ihm durch Geberden irgend einen Schwank, oder der Oberjägermeiſter erinnerte ſich, daß er vor langen Jahren in Göttingen geweſen, und verſuchte, einige vergeſſene engliſche Brocken wieder aufzuwärmen, und ſeinen iriſchen Nachbar in's Verſtändniß zu ziehen.

Die Hauptſache war und blieb immer das Vergnügen der Anſchauung. Die Savoyardin hatte noch manche Ueberreſte von Schönheit aufzuweiſen, Miſtreß Kildar war die Grazie und Zartheit ſelbſt, ihr Gatte ein geſunder Rothkopf mit lebendigen Augen und breitem Munde, deſſen vielbewegliches Geſicht oft um ſo wunderlicher gegen die andern feiſten Herren abſtach, als er nach der neueſten Mode großbritanniſcher Stutzer friſirt war, ſo wie denn Mr. Joſua Kildar auch die Tracht eines ſognannten „Indiers“ trug*). Der Oberjägermeiſter war ein gutes Seitenſtück zu den beleibten Herren, führte das Schild eines wackern Zechers unter weißen Haaren zur Schau, und floß über von Scherzen, die leider allzuhäufig kein Menſch verſtand. — Das einzige ächte Molkengeſicht war der ſtumme Baron, geheimnißvoll und blaß.

So hübſch indeſſen die Frauen und ſo leidlich die Herren — dennoch miſchte ſich nach einigen Tagen in das Vergnügen der Anſchauung die Sehnſucht nach neuen Geſichtern, und der Zufall oder eine ernſtere Fügung befriedigte ſchon am nächſten Sonntag das allgemeine Sehnen. — Während die Geſellſchaft am Speiſen ſaß, kam ein franzöſiſcher Handelsreiſender an, der die Gewohnheit hatte, einmal im Jahre dieſe Gegenden zu beſuchen, um Bordeauxweine anzubringen. Sein Aufenthalt ſollte nur ein paar Stunden dauern; demungeachtet wurde er mit der größten Aufmerkſamkeit empfangen. Der Wirth, ſein alter Bekannter, ſchob dem Herrn einen weichen Seſſel unter, legte ihm eigenhändig vor, und die Augen der Gäſte hingen erwartungsvoll an ſeinem Munde, als an einer Quelle von Neuigkeiten aus einer regſamern Welt. In die ſtillen Thäler des Kantons drang dazumal nur ſelten eine Zeitung, ſeltner noch beinahe ein Brief.

---

*) Kurz geſchnittenes ungepudertes Rundhaar, bequemer langer Frack ohne Zierrathen, weite Beinkleider mit Bändern, ſtatt der Schnallen; Stiefel mit Umſchlägen oder Schuhe mit Bändern; dazu ein dreikrempiger hochköpfiger ſogenannter Quäckerhut.

Die Spannung der Molkeneinſiedler war um ſo größer, als der noch junge und gewandte Kaufmann ſich gleich fertig deutſch und franzöſiſch auszudrücken verſtand.

Nachdem Herr Mercadié ſeinen Hunger geſtillt, und den Damen einige Höflichkeiten geſagt hatte, muſterte er die Anweſenden obenhin, und fing an, zum Beſten zu geben, was er auf ſeiner Fahrt von Lyon durch die Republiken der Schweiz geſehen, gehört, geleſen. Das bischen Politik war bald erſchöpft, die Zuſtände des Handels wurden nur vorübergehend berührt; das Geſpräch kam bald auf Dinge, die einer müßigen Neugier mehr zuſagen.

In Lyon war eine Montgolfière mit großem Erfolg geſtiegen; im Waadtland hatte es einen kleinen Volksauflauf gegeben; ein Poſtwagen war auf eine unverſchämtfreche Weiſe in der Nähe von Dijon beſtohlen worden. — Als Herr Mercadié die letztere Stadt nannte, hielt er, der früher ein paarmal den Irländer fixirt hatte, inne, ſchaute ihn noch einmal an, und zwar lächelnd wie über einen guten Einfall, ſprang auf, lief zu dem gravitätiſchen Maſter hin, und bot ihm die Hand mit den Worten: „Bien le bonjour, mon cher Mr. Henry! Quel plaisir de vous revoir, Mr. Henry! car enfin: Vous l'êtes en personne et je vous reconnais malgré cette drôle de coiffure. Qu'allez vous faire ici? Y a-t-il long-tems que vous avez quitté cette bonne ville de Dijon? Et Madame votre épouse, puis-je savoir....?" — So weit war der redſelige Franzoſe gekommen, als er voll Erſtaunen ſtecken blieb. Der Irländer, der von ſeinen Fragen nicht das mindeſte verſtand, horchte ihm mit Befremden, aber mit völliger Gleichgültigkeit zu, lächelte, wiegte den Kopf, zuckte die Achſeln, und machte dem enthuſiaſtiſchen Sprecher begreiflich, daß er ſich irre; was ihm Miſtreß Kildar näher auseinanderſetzte. — Mit einem ziemlich albernen Bückling, eine Entſchuldigung ſtammelnd, und ein verdutztes: „C'est surprenant!“ zwiſchen den Zähnen, kehrte Mercadié auf ſeinen Platz zurück, während des Irländers Frau ihrem Manne dollmetſchte, was der Fremde geſagt hatte. Mr. Joſua beruhigte ſich nun völlig, lachte und winkte dem Franzoſen verbindlich mit der Hand.

Mercadié ſagte indeſſen zu einem Herrn von St. Gallen: „Ich habe einen recht dummen Streich gemacht, aber ich hätte mein Leben verwettet, der Herr dort ſey ein Kaufmann aus Dijon, den ich noch ebendrein ziemlich genau kenne. So geht's aber. Wer viel reist, bekömmt Legionen von Menſchengeſichtern zu ſehen, und es iſt gar kein Wunder, wenn darunter etliche, die ſich ähnlich ſind.“ Er citirte in der Eile drei oder vier Fälle der Art, die ihm und ſeinen Bekannten vorgekommen waren; die St. Galler und die Kemptner erwiederten mit etlichen Hiſtörchen deſſelben Schlags; die Dame aus Savoyen wartete mit einer langwierigen Geſchichte auf. Der Franzoſe, ein Mann von Geiſtesgegenwart, ſchnitt endlich den Text ab, indem er ſagte:“ Ich muß durch eine unterhaltende Anekdote den Mißgriff in Vergeſſenheit bringen, und zum Glück fällt mir eine ganz nagelneue Begebenheit ein, die ſich vor ein paar Tagen in Zürich zutrug, und Ihnen doppelt intereſſant ſeyn wird, da Ihnen das Vergnügen, den Helden derſelben hier zu bewillkommen, nächſtens bevorſteht.“

Da er den Spaß in beiden Sprachen vorzutragen ſich bereit erklärte, klatſchten ihm alle Anweſende, Mr. Kildar ausgenommen, Beifall, und er räuſperte ſich geziemend. — Bevor er jedoch anhob, ſagte er leiſe zu dem neben ihm ſitzenden Patrizier: „Sie glauben nicht, wie die bewußte Aehnlichkeit mich immer noch frappirt .... aber, wie ſagten Sie? ein Schottländer oder ein Irländer?“ — „Ein irländiſcher Edelmann, oder etwas dergleichen,“ verſetzte der Gefragte: „jene zarte Dame, wie Milch und Blut, iſt ſeine Frau.“ — „Ich beneide ihn um die ſchöne Lebensgefährtin;“ meinte Mercadié: „doch iſt mir recht, daß ich die Heimath des Herrn kenne. Der Held meiner Geſchichte iſt auch ein Irländer, und es wären mir vielleicht, von ihm ſprechend, einige Epitheta entſchlüpft, die der holden Dame, in Rückſicht auf ihren Gatten, mißfallen hätten. Ich will allen Spott ihr zu liebe vermeiden.“

„**Allons**, die Geſchichte!“ befahl die Savoyardin; „die Geſchichte?“ fragte Miſtreß Kildar weich und lächelnd. Der Oberjägermeiſter ſchenkte ſein Glas voll, und legte beide Ellbogen bequem auf den Tiſch. Der Irländer ſank in ſeinen Stuhl zurück, und richtete ſich zum Einſchlafen; der Baron ſchlief bereits und die falſchen Roſen der Schwindſucht blühten ſtärker auf ſeinen hagern Wangen empor. Mercadié verbeugte ſich verbindlich gegen die hübſche Genferin, und erzählte:

„Es iſt eine Wirthshausgeſchichte. Wir Reiſende wiſſen kaum etwas anderes zu berichten. Nehmen Sie vorlieb. — Den Meiſten von Ihnen, oder vielleicht Allen wird Zürich bekannt ſeyn, und nicht minder ſein ſplendides

Hotel zum „Schwerdt.“ Ich habe erſt vor einigen Tagen dort gewohnt, und war Zeuge der Geſchichte, die jetzt kömmt. Alſo: das Gaſthaus zum „Schwert“ iſt weltbekannt; weniger vielleicht ſein Beſitzer, obſchon er eine Merkwürdigkeit in einem Gaſthofe iſt. Er gehört einer der vorzüglichſten Familien der Stadt an; ſein Name iſt, wenn ich nicht irre, Ott, und ſeine ganze Perſönlichkeit iſt anziehend: die eines hochgewachſenen ſchönen Greiſes, deſſen Anblick Ehrfurcht, deſſen Sprache und Manieren Vertrauen erwecken. Er iſt etwas beſſeres als ein Gaſtwirth; ein ſehr unterrichteter unerſchütterlich redlicher Mann, und einer der Ausgezeichnetſten im Rathe der Stadt. Er iſt impoſant, wann er aus dem Rathhauſe tritt, die Wangen noch leicht geröthet von der Anſtrengung des Redens, angethan mit dem prächtigen ſchwarzen Sammetrock und der ſchneeweißen Atlasweſte, prangend in ſeidnen Strümpfen und Spitzenmanſchetten, die ſorgfältig gepuderte Perrücke auf dem Kopfe! — Dann und wann kömmt er, wenn die Zeit eben drängt, in dieſem Anzuge zur Tafel in ſeinem Hauſe, und wird dann auf einmal wieder der zuvorkommende aufmerkſame Wirth, der den Dienſt ſtreng beaufſichtigt, dem nicht der kleinſte Mangel entgeht, und der in Ernſt und Scherz ſein Wort mitredet. So wie er jedoch ſeinerſeits bemüht iſt, einem jeden die gebührende Ehre zu erweiſen, ſo hält er wiederum pünktlich darauf, daß man dieſe Ehre auch ihm, dem Wirth, erweiſe, und duldet nicht einmal eines allzufamiliären Wortes Mißhandlung. Ich glaube, daß bis zu dem Vorfall, den ich erzählen will, noch Niemand gewagt hat, den würdigen Mann mit einer Sylbe zu beleidigen. Dieſes war einem jungen unbeſonnenen Menſchen vorbehalten; einem Laffen, wie man ſie in jeder Nation hie und da findet, meine Damen. Der fragliche Menſch, ein Touriſt aus Irland, nennt ſich Charles Rowland; man ſchilt ihn Baronet, doch möchte ich nicht für die Aechtheit dieſes Titels bürgen. Fern vom Vaterlande gibt ſich Mancher für das, was er nicht iſt. Aber Herr Charles muß ſehr reich ſeyn, das leuchtet aus Allem hervor. Daneben iſt er ein Irrwiſch von ganz beſonderer Petulanz, heute da, morgen dort, an allen Ecken, und überall ungeſchickt; trotz ſeines Hofmeiſters, eines katholiſchen Geiſtlichen, der ihn begleitet, aber nicht leitet. Der junge Herr, elternlos, binnen kurzem mündig, und ein Patron der Zukunft des Paters Timotheus, verdient von Seiten des Letztern alle Berückſichtigung, wie ſich von ſelbſt verſteht, und der Herr Hofmeiſter iſt daher nur ein geduldiger Zeuge der Thorheiten ſeines Telemachs. — Aber“ — unterbrach ſich Mercadié, die Miſtreß anredend, die mit zerſtreuten Blicken nach dem andern Ende der Tafel zu ſehen ſchien: „Hören Sie mir auch wirklich zu, meine ſchöne Nachbarin? oder langweile ich Sie durch meine Weitſchweifigkeit?“

„Behüte Gott!“ verſetzte die junge Dame, etwas zuſammenfahrend: „Was denken Sie, mein Herr? fahren Sie fort, wenn's gefällig.“ — „Ja, ja,“ fügte die Savoyardin hinzu: ... iſt daher nur ein geduldiger Zeuge der Thorheiten ſeines Telemachs! — Dieſe waren Ihre letzten Worte. Sie ſehen, daß wir die Kunſt des Zuhörens verſtehen.“

—„Der junge Mann,“ fuhr Mercadié fort, „hatte ſich ſchon durch mehrere Thorheiten und Indiskretionen in der Stadt einen Namen gemacht, und der Gaſtwirth zum Schwert ſah ihn nicht allzugern in ſeinem Hauſe verweilen. Ein gewiſſer Inſtinkt mochte dem Sir Charles die Abneigung ſeines Wirths verrathen haben, und der Baronet beſchloß in ſeiner Weisheit, den Rathsherrn dafür zu züchtigen. Nachdem er mit ſeinem Plan im Reinen, fing er damit an, daß er ſich bei Tiſche ſehr berauſchte, welches Verfahren ſeine Zunge bald zu einigen Spöttereien beflügelte, die auf den ſammetnen Amtsrock und die Manſchetten des Gaſtwirths, welche derſelbe eben trug, herabrieſelten, und Herrn Ott vermochten, dem Pater Timotheus zu inſinuiren, wie es an der Zeit ſey, den jungen Kavalier zu 'Bett zu bringen. Zur Verwunderung aller Anweſenden folgte Sir Charles dem Wink ſeines Hofmeiſters auf der Stelle, und wir wünſchten uns Glück, der lärmenden Geſellſchaft enthoben zu ſeyn. Es erſchien jedoch bald ein Bedienter des Herrn Newland, den Wirth zu erſuchen, ſich auf des Fremden Zimmer zu verfügen. Der Irländer habe ihm etwas Wichtiges zu ſagen. Nach einigem Bedenken antwortete Herr Ott: „Ich werde gleich erſcheinen.“ Nachdem der Bediente fortgegangen, ſagte er aber zu uns: „Ich wette, der trunkne Hanswurſt beabſichtigt, mir irgend eine Beleidigung anzuthun. Was es auch ſey, — er ſoll an mir ſeinen Mann finden. Damit er jedoch nicht etwa gegen Andere mit einem Erfolg prahle, der ihm nicht geworden, erſuche ich Sie, mir an die Thüre ſeines Zimmers zu folgen, und als Zeugen zu dienen, wenn ich deren bedürfen ſollte.“ — Wir erklärten uns gerne bereit, und hörten nun den ganzen Auftritt, der da folgte, ſahen ihn auch durch's Schlüſſelloch mit an, bis wir ſelber in die Handlung verflochten wurden. — Aber, Madame, Ihre Aufmerkſamkeit iſt ſchon wieder längſt dahin. Ich muß meine Sachen entſetzlich ſchlecht machen?“

Miſtreß Kildar erröthete, und ſagte diesmal kein Wort. Die ungeduldige Dame aus Chambéry verſetzte ſtatt ihrer: „Weiter, weiter, mein Herr. Wir brennen vor Begierde . . . . .“

— „Der junge Narr lag völlig angezogen auf dem Sofa, und redete den Gaſtwirth brutal an: „Ich wäre an Ihrer Statt noch länger ausgeblieben, he? Sind Sie ein Gaſtwirth? Beweiſt mir, daß Ihr ein ſolches Weſen ſeyd. Zieht den Sammtkittel aus und ein grünes Kamiſol an, und ſtelle Dich nicht ſo vornehm, als ob Du nur aus Gefälligkeit, und nicht für ſchweres Geld die Kreide führteſt. Wie?“ Herr Ott ſtand verwundert, aber ſtill wie ein Baum. Der Hofmeiſter flüſterte ihm ängſtlich zu, er möchte dem Trunknen aus dem Wege gehen. Der Wirth kopfſchüttelte, und erklärte, noch Mehreres erwarten zu wollen. Der Baronet, dem der erſte Anlauf geglückt war, ſprach immer dreiſter weiter: „Man muß euch Schweizern die Köpfe zurecht ſetzen, nicht wahr? Ich ſpreche ſchlecht deutſch, aber immer noch beſſer, als Ihr, denn Ihr werdet mich gleich verſtehen, während ich Euern Jargon niemals verſtehe. Ich will Dich an die Stelle ſetzen, die Dir gebührt, Gaſthalter, Schenkwirth, Garkoch und ſo weiter.“ Dabei reckte er das Bein aus, und befahl: „Zieh mir den Stiefel herunter.“ Der Wirth verſetzte trocken: „Das iſt nicht mein Amt. Ich werde den Hausknecht ſchicken.“ — „Dageblieben, oder ich ſchieße Dir ein Loch durch Kopf und Perrücke!“ rief Sir Charles mit einer Piſtole in der Hand: „Du biſt Alles in Allem, ſo oft ein Gaſt es verlangt und bezahlt. Das iſt Wirthsgebrauch. Jetzo will ich Dich als einen Hausknecht beſchäftigen. Den Stiefel herunter, oder. . . .“ — Mit einer Kaltblütigkeit, die nur dem an Körper und Geiſt Geſundeſten eigen iſt, erwiederte der Wirth: „Wohlan, mein Herr; ich will Ihnen zeigen, daß ich für meine Gäſte Alles thue, daß ich Ihnen jeden Dienſt leiſte. Doch bemerke ich Ihnen, daß meine Dienſte die allertheuerſten im Hauſe ſind.“ — „Meinetwegen; nicht mehr als billig. Ich habe Geld, genug Geld, allzuviel Geld!“ Rowland warf eine Börſe hin, die der Gaſtwirth gelaſſen mit dem Fuße von ſich ſchob, indem er warnend ſagte: „Merken Sie wohl! ich ſetze einen hohen Preis auf meine Bedienung.“ — „Keine Ausflüchte;“ lallte der Andre: „Was es auch iſt — heiße ich nicht Rowland? Heran, Wirth, Rathsherr oder Bürgermeiſter; faſſe an, und Gott helfe Dir, wenn Du ungeſchickt biſt!“ — Da rief uns Herr Ott hinein, und redete uns an: „Sie ſind Zeugen, daß dem Herrn da jeder Preis recht iſt, den ich auf meine Handreichung ſetze?“ — „Wir ſind’s;“ antworteten wir. Der Trunkne ſagte gar nichts, da er uns ſah, hielt aber ſeine Beine hin, und winkte beſtändig, wie ein gebieteriſcher Barbar. Der Gaſtwirth ſchlug mit dem größten Phlegma ſeine Manſchetten zurück, zog dem Baronet die Stiefel ab, und ließ ihn dann zu Bett bringen. — Am andern Morgen erwachte Herr Rowland ſpät, und mochte ſich noch dunkel erinnern, daß er in ſeinem elenden Zuſtande Allerlei gethan, was mit der Schicklichkeit nichts zu ſchaffen hat. Daher beſchloß er, unverzüglich aufzubrechen, ließ ſeine Koffer packen, und verlangte ſeine Rechnung. Dieſe ließ ſich nicht erwarten, und der letzte Poſten darauf lautete: „Dem Herrn Baronet beide Stiefel eigenhändig ausgezogen, da ich in der Amtstracht war; per Stiefel ſechszig Louisd'or; für beide hundert und zwanzig Louisd'or.“ Ermeſſen Sie den Ingrimm des jungen Narren. Er wollte grob werden, drein ſchlagen — man drohte ihm mit Gefängniß. Er zog endlich gelinde Saiten auf; der beleidigte Rathsherr war taub gegen ſeine Bitten und Vorſtellungen. Da Alles nichts half, wollte Rowland ohne Weiters abreiſen; aber die Hausthüre war vom Weibel und ſeinen Genoſſen beſetzt. Der Irländer klagte und verlor ſeinen Prozeß. Endlich hat er bezahlt, und ſeinen Abzug bei Nacht und Nebel angetreten. Die Lektion wird für eine Weile helfen, denke ich. Um den Spöttereien vorläufig zu entgehen, hat der Touriſt beſchloſſen, hier einzuſprechen, und eine kurze Zeit zu verweilen, und ich wundere mich wahrhaftig, ihn nicht ſchon vorzufinden, da er mir vorausging, und reist wie ein Pfeil.“ — „Ich bin ſehr neugierig auf ſeine Ankunft;“ ſagte die Savoyardin, während die Genferin, die offenbar nichts von dem Schluſſe der Erzählung gehört hatte, haſtig aufbrach, und ihren halbſchlummernden Gatten vermochte, ihr zu folgen. Beide entfernten ſich unbemerkt, denn das herzhafte Gelächter der Patrizier und der geiſtlichen Herren, denen Mercadié den Schwank nunmehr wiederkäuete, verſchlang jedes andere Geräuſch.

Auf ſeiner Stube angelangt, ſetzte ſich Mr. Joſua an ein Fenſter, das auf den Dorfplatz ſchaute. Seine Frau ſtellte ſich an das andere, und ſah zerſtreut gen Himmel, bis ihr Eheherr anhob: „Der Franzoſe iſt ein unverwüſtlicher Schwätzer. Was hat er denn nun Alles erzählt, meine liebe Betſy?“ —

Die Frau ſammelte ſich ein wenig, ehe ſie erwiederte: „Ich weiß es wahrhaftig nicht, Mr. Joſua. Ich habe ſo ziemlich Alles überhört.“

„Hm, hm, warum denn das?“

„Sie haben mich erſchreckt, Mr. Joſua.“

„Ich, meine Liebe? Wie ſo denn ich?“

„Glauben Sie, daß ich nicht geſehen habe, wie Sie plötzlich im Geſichte weiß wurden? — Wie eine Leiche; da war mir freilich alle Luſt am Zuhören vergangen, und ich hatte nur Augen für Sie.“

— „Sehr ſchmeichelhaft, aber — wahrhaftig — ich habe nichts von Weißwerden geſpürt. Mir war und iſt ganz wohl.“

„Sie ſind nicht aufrichtig gegen mich, Mr. Joſua. Ich dringe daher nicht mit Fragen in Sie. Doch iſt gewiß, daß Sie ſich verfärbten, wenn auch nur für einen Augenblick — aber an dem Moment hatte ich ſchon genug. Welche Erinnerungen weckte er nicht in mir auf!“

— „Welche denn, geliebte Betſy?“

„Sie fragen? Was führte uns hieher, und hielt uns hier auf? Meine Eltern, mein Oheim erwarten uns mit offnen Armen; mein Herz pocht ihnen entgegen, und dennoch verweilen wir hier. Warum?“

„Wegen Ihrer Geſundheit. Sie waren angegriffen, meine Theure.“

„Und die Urſache meines Leidens?“

— „Ach! Sie meinen wohl den Zufall in Minden? Ja, mein Gott, — Ihre Reizbarkeit . . . .“

Die junge Frau ſchauderte zuſammen: „O — o! wer ſolche Dinge mit kaltem Blute anſehen könnte . . .“

— „Betſy, wie thöricht! Als ob nicht alle Tage dergleichen vorfiele? — Wie kömmt aber jene allerdings traurige Begebenheit mit meines Geſichts Farbenwechſel zuſammen?“

„Ei nun, blaß wie heute, ſind Sie damals geworden, als jener Menſch zu Ihnen hereintrat, jener Menſch, der — — und ich kann darum nicht umhin, eine ſolche Verfärbung einem wilden Zorn zuzuſchreiben, der Ihr Herz erſchüttert.“

„Närrchen! wer ſollte mich denn heute erzürnt haben? Der alberne Franzoſe, der mir die Ohren vollgeredet hat, ich weiß nicht, womit? Oder wer noch? An Langeweile bin ich ſchon gewöhnt; ich zürne ihr nicht. Aber ich bedaure Dich, daß Du mit Hirngeſpinnſten fechten magſt. Deine Kur iſt noch nicht gelungen, meine Liebe.“

„Wie Sie auch reden, Mr. Joſua! Was ſoll ich noch hier? ich befinde mich wohl. Das Wiederſehen meiner Eltern, meiner Verwandten, meiner Heimath, des geliebten See's und der Gebirge, ſo des Montblanc, wie des Salève, wird mir beſſere Arznei ſeyn, als aller Alpenkräuter Würze, und aller Ziegen Milch.“

— „Sie ſind ein Kind, meine Liebe. Ich muß für Sie denken. Ich finde, daß ein kurzes Verweilen an dieſem Orte Ihnen den größten Nutzen bringen werde. Darum will ich, daß wir noch bleiben.“

„Sie haben zu befehlen; aber es iſt hart, was Sie wollen, und beinebſt mir unbegreiflich. Sie lieben dieſen Ort nicht, Sie gähnen jedem Tag entgegen, und jubeln, wenn er vorüber iſt mit ſeiner Einförmigkeit. . . . .“

— „Um ſo uneigennütziger ſollte Ihnen mein Entſchluß erſcheinen. Ich faſſe ihn nur in Ihrem Intereſſe, Miſtreß Kildar. Seyn Sie nicht undankbar. Geben Sie mir die Hand, meine Liebe.“ —

Er bot ihr die rechte Hand. Im Begriff, die ihrige hineinzulegen, ſchreckte Eliſabeth auf, und zog die Hand zurück. Mit einer ungeduldigen Bewegung, obſchon lächelnd, hielt Joſua ſeiner Gattin ſeine Linke hin, und nach einigem Zögern wurde ſie angenommen.

— „O Du Abergläubiſche, Du Ueberſpannte!“ ſchalt Kildar gutmüthig; „die Hand des Siegs auszuſchlagen! die Hand, die ſich für Deine Ehre gegen eines Verläumders gift'ge Zunge erhob . .! Wann werdet Ihr klug werden, Ihr Weiber!“

Ein großer Lärm vor dem Wirthshauſe enthob die Dame der Verpflichtung, etwas zu antworten. Schnell zog ſie die Hand aus der ihres Mannes, wiſchte mit dem Schnupftuch leicht darüber, und eilte an's Fenſter. Viel Volk war zuſammengelaufen, und in der Mitte des Kreiſes lag ein Pferd zu Boden, und darunter ein Reiter. Daneben ſtand, müßig jammernd, ein ältlicher Mann in geiſtlichem Gewande, und ein Jokei, der mit ſeinem und des Prieſters Pferde genug zu thun hatte. Im Augenblick trat der Wirth vor die Thüre, und eilte dem Geſtürzten zu Hülfe. Mehrere Gäſte und Dienſtleute ſtanden ihm bei. Mercadié hielt ſich etwas abſeits, im Begriff, ſeinen eigenen Reiſegaul zu beſteigen, und rief der Miſtreß, die das Fenſter öffnete, lachend zu „Sir Charles Rowland! Ein wahrer Unglücksvogel, deſſen Platz par terre iſt, er mag kommen oder gehen!" — „Ei, das iſt der Herr, von dem der Reiſende eine Geſchichte erzählt hat!" warf Eliſabeth dem Gatten flüchtig hin, und Herr Joſua legte ſich breit und behaglich in's Fenſter, um die Auferſtehung des armen Ritters mit anzuſehen.

Der Reiſende war übel genug zugerichtet. In dem unfreiwilligen Salto auf das Pflaſter hatte er ſeinen Arm verrenkt, der Sturz des Pferdes hatte ihm den Schenkel gequetſcht. Wehklagend und ſchimpfend ließ er ſich auf ſein Schmerzenslager im Gaſthauſe bringen, und der herbeigerufene Wundarzt, deſſen Geſchicklichkeit nicht zu rühmen war, beſtand einen harten Kampf mit der wilden Unruhe ſeines Patienten. Plötzlich milderte das Erſcheinen eines hülfreichen Landsmanns die fatale Lage des Baronets.

Sir Kildar fand ſich bewogen, dem Leidenden mit Troſt und Handreichung entgegen zu kommen, und ſchon der zauberiſche Klang der heimathlichen Sprache — da vernommen, wo er ſie am wenigſten geſucht hätte — goß Balſam in des Jünglings Ohr, auf ſeine verletzten Glieder. Er wurde wie eine zahme Taube; wie ein Engel erſchien ihm der Mann mit den Geſichtszügen ſeiner Nation, der da half und rieth, und verordnete und verband, als ob er in ſeinem Leben nur den Dienſt eines Krankenwärters verrichtet hätte. Sir Charles war um ſo dankbarer, als die Thätigkeit Joſua's grell abſtach gegen das leere Klagen und Predigen des Hofmeiſters und die täppiſche Unbeholfenheit der Bedienten. — Nowland war ein blind verzogener Menſch, ungeberdiger Launen voll, aber im Grunde die ehrlichſte Seele, ohne Falſch, aber ohne alle Charakterſtärke, ohne Erfahrung, ohne Mutterwitz; ſchüchtern, wo man ihm imponirte, roh und ungeſchlacht, wo man ihn als Gebieter walten ließ. Eine der unglücklichen Complexionen, die eines Jeden Beute werden, der ſich ihrer ſchmeichelnd oder tyranniſch zu bemächtigen verſteht; denen der Reichthum ein ſchneidendes Schwert, denen ſogar die Liebe ein verderbliches Gift zu ſeyn pflegt.

Kildar fand ſich mit Geduld in den neuen jungen Freund und in die hohle Pedanterie des Paters Timotheus. Die Sorge für den Kranken beſchäftigte ihn wohlthätig, verſcheuchte ihm die Langeweile des unerquicklichen Aufenthalts, machte ihn ſogar ſeiner Frau liebenswürdiger, die mit einer Art von Dankbarkeit ihm täglich ſagte: „In Wahrheit, Mr. Joſua, ich hätte nicht geglaubt, daß ſo viel zarte Menſchlichkeit in Ihrem Buſen zu finden. Sie gefallen mir, Mr. Joſua.“

Die holde Frau ſagte da keine Lüge, aber auch nicht die allerreinſte Wahrheit. Das friſche, jugendliche Bild des Baronets hatte ſich in ihrem Kopfe feſtgeſetzt, und wich nicht daraus. Der Eindruck wurde tiefer, da nach Verlauf einer Woche Sir Charles geſund vor ſie hintrat, von ihrem Manne ihr vorgeſtellt. Er war ſo ſchüchtern, ſo unterthänig, ſo beſcheiden in ihrer Nähe, der junge Menſch, von deſſen Wildheit allerlei Sagen und Gerüchte ſich zu verbreiten begonnen hatten! Solche Schüchternheit gewinnt das Herz unverdorbener Frauen. Berufen, das ſtärkere Geſchlecht zu veredeln, freuen ſie ſich des Zöglings, der ihre moraliſche Ueberlegenheit anerkennt, und vertrauen ihm.

Nachdem Rowland ſeinen Gruß geſtammelt, und ſich Glück gewünſcht, die treffliche Gattin ſeines ihm ſo lieb gewordenen Pflegers kennen zu lernen, ſagte Kildar zu ſeiner Frau mit luſtigem Muthe: „Meine Betſy; ich komme mir vor, wie ein aus dem Grabe oder aus dem Kerker des Schweigens erſtandener Menſch. Mein junger Landsmann da hat meine Zunge entfeſſelt. Ich bin nicht mehr genöthigt, den Trappiſten zu ſpielen. Ich höre Neuigkeiten aus der ſo lange verlaſſenen Heimath, ich ſchwatze mit der Jugend von alten Zeiten. Ich bin zufrieden, meine Liebe, und ſtelle an Dich die Bitte, daß wir ſo lange hier aushalten möchten, als Sir Charles; ein vierzehn Tage ungefähr. Er wird uns ſodann nach Genf begleiten, über den Winter dort verweilen. Auf mein Zureden hin hat er es verſprochen, und wahrhaftig: weder auf der Reiſe, noch in den Winterquartieren wird er in unſerer Geſellſchaft überflüſſig ſeyn. Was meinſt Du, liebe Betſy?“

Eliſabeth verneigte ſich, geſchmeichelt und erröthend: „Sie haben zu befehlen, Mr. Joſua.“ Von den Eltern, von dem Oheim, von Montblanc und Salève war diesmal nicht die Rede. — Rowland rechtfertigte von

Stund' an Kildar's freundliche Vorausſetzung. Er zeigte ſich friedfertig und verſtändig, ſo weit ihm dieſes gegeben war. Er lebte mit allen Kurgenoſſen auf dem beſten Fuße, hütete ſich vor jeder Thorheit, und betrug ſich manierlich, wie nur je Einer, der nach Gais gekommen war, um Molke zu trinken. Vor Allem, und wie leicht begreiflich, hielt er ſich zu Mr. Joſua, hatte beſtändig für ihn ein fröhliches Geplauder in Bereitſchaft, ſeltener ein Wort für die Dame. Redete ſie ihn an, ſo antwortete er befangen und ungeſchickt, aber ſeine verſtohlnen Blicke waren beredter als ſein Mund, und verriethen nach und nach der ſtill forſchenden Eliſabeth, was in ſeiner Seele vorging. Sie erſchrack, weil auch ſie liebte. Aber ſie läugnete ſich ſelber dieſes Gefühl ab. Bisweilen fragte ſie ſich in einſamer Stunde: „Wenn es wahr wäre, daß er für mich fühlt? Was ſoll ich thun? Aber, er iſt ja nur ein Kind, und der Knabe wird ängſtlich ſchweigen, und im ſchlimmſten Falle iſt der Knabe bald zurecht gewieſen!“

Der Knabe hatte indeſſen ſeinerſeits ganz beſondere Gedanken. Allzufrühzeitig mit lockerer Liebe bekannt geworden, war die reine und zarte Leidenſchaft ihm fremd geblieben. Wie ſeltſam kamen ihm daher die Gefühle vor, die ſich jetzt ſeines Herzens bemächtigt hatten! Furchtſam und ſcheu näherte er ſich der von ihm ſo hoch verehrten Miſtreß Kildar, und konnte dennoch nicht unterlaſſen, ihrer Spur allenthalben zu folgen. Er wagte nicht, eine Erwiederung zu hoffen; er war von ſeiner Unwürdigkeit überzeugt. Das Leben ſeiner frühern Jahre erſchien ihm mit einemmale ſo flach, ſo hohl, ſo verworfen.

Eine ihm unerklärbare Zerſtreuung, Zerriſſenheit und Unruhe peinigte ihn; demungeachtet hätte er um keinen Preis die Qual nicht ausſtehen mögen. Die Geſchwätzigkeit ſeines Alters war dahin. Hätte er auch einen vertrauten Freund neben ſich gehabt, lieber wäre er des Todes geweſen, als daß er dem Freunde eine Sylbe von dem entdeckt hätte, was in ſeinem Innern vorging. Kildar machte ihm bald ſcherzhafte Vorwürfe über ſeine verkehrten Antworten, und der arme Charles empfand dabei alle Folterſchmerzen eines armen Sünders. Eines Tags, da ſie in einem Waldbache nach Forellen fiſchten, ſagte Kildar zu ſeinem jungen Freunde: „Es iſt nichts mit Ihnen anzufangen, mein Lieber. Sie verſcheuchen durch Ihre Unachtſamkeit die Fiſche, die ich ſo gerne finge. Das Fiſchen iſt meine Paſſion. Gehen Sie in Gottesnamen nach Hauſe. In ein paar Stunden komme ich mit Beute nach, und will ſehen, ob Sie geſammelter ſeyn werden.“

Charles ließ ſich die Mahnung nicht zum zweitenmale ſagen, und flog, ſein Geräthe im Stiche laſſend, dem Dorfe zu. Ein helles Frauengewand flatterte von ferne: „Sie iſt es, o gewiß, ſie iſt es!“ dachte der entzückte Baronet, verdoppelte ſeine Schritte, und ereilte endlich die Erſehnte. Miſtreß Kildar war es, wie er gehofft hatte. Sie ſchien beſtürzt bei ſeinem plötzlichen Kommen. Er war tauſendmal mehr verlegen, als die Dame, und fand kaum den Athem, zu erzählen, wie es geſchehen, daß er allein zurückgekehrt. Eliſabeth lächelte. Seine Beklemmung machte ſie muthiger. Sie ſetzte ſich am Rand des Weges. Er nahm neben ihr Platz. Sie ließ es gern geſchehen. War doch die Stelle ſo frei und offen und ſonnig! Weit in der Runde nicht einmal ein Baum oder nur ein Gebüſch. Eliſabeths Unbefangenheit war gerettet. „Erzählen Sie mir etwas;“ ſagte ſie zu dem Jüngling, der niedergeſchlagenen Auges und ſtumm neben ihr ſaß. „Was befehlen Sie?“ fragte er, und ſchwieg abermals. Nur pochte ſein Herz vernehmlich. „Erzählen Sie mir von Ihren Reiſen, von Ihrer Heimath; — was Sie wollen;“ begann die Dame von Neuem.

Charles ſchämte ſich ſeiner Reiſen. Was er in der Fremde geſehen und erfahren, konnte er nur dem Ohre eines Zechgenoſſen vertrauen. Und die Erinnerungen aus der Heimath — ach wie dürftig! Die Tollheiten des Schülers ... die Unarten eines allzufrüh emancipirten Kavaliers — welch ein Stoff, um eine Dame zu unterhalten! Er zermarterte ſeinen verwirrten Kopf, der arme Rowland. Er ſchaute mit Schrecken in den Abgrund ſeiner vernachläßigten Erziehung, ſeiner unverantwortlich vergeudeten Jahre. Eliſabeth kam ihm mitleidig zu Hülfe. — „Ihre Eltern leben nicht mehr, Sir Charles?“ — „Nein, Miſtreß. Meine Mutter habe ich nicht gekannt; ſie ſtarb ſo frühe! mein Vater iſt ihr vor ein paar Jahren gefolgt. Kurz vor ſeinem Tode hat er die Vergünſtigung erkauft oder erbeten, daß meine Minderjährigkeit abgekürzt wurde. Vermuthlich, um den Diebereien der Vormünder nicht allzugroßen Spielraum zu laſſen; was weiß ich? Ich verſtehe nichts von Geſchäften. In ein paar Monaten werde ich mündig.“ — „Freuen Sie ſich, daß Ihre Selbſtſtändigkeit vor der Thüre?“ — „Hm, ich wüßte wahrhaftig ſelbſt nicht .... vor ein paar Tagen machte mir die Ausſicht mehr

Vergnügen, als heute; auf Ehre." — „Warum heute nicht mehr?" —

Rowland hatte ſich in eine bittere Verlegenheit gebracht. Sagte er die Wahrheit, ſo war er um ſein Geheimniß. Und wie, mit welchen Worten ſollte er es thun? „Sehen Sie, Miſtreß ...." hob er ſtockend an: „ich bin reich, ſehr reich, wie meine Vormünder ſagen. Reich zu ſeyn, iſt allerdings angenehm ...."

Eliſabeth ſeufzte. Eine trübe Erinnerung ging hinter ihrer leicht verfinſterten Stirn vorüber. „Weiter, wenn's Ihnen gefällig;" ſprach ſie alsdann.

„Und doppelt angenehm Demjenigen, dem eben nicht von der Geburt an beſchieden geweſen, reich und unabhängig zu ſeyn.... Sehen Sie, meine theure Dame: mein Vater war ein armer Schiffslieutenant in des Königs Marine. Seiner Freunde zählte er wenige, denn ſein Beutel war leer, und ſeine Gattin hatte ihm nichts mitgebracht, als ihre Schönheit und Liebe; nicht einmal eine angeſehene Verwandtſchaft; ſie ſtammte aus einer dürftigen Schiffmacher-Familie in Hull." Rowland erröthete ſehr, und ſetzte entſchuldigend hinzu: „Vergeben Sie, daß ich Sie mit ſolchen Berichten unterhalte. Ich würde mich ſchämen, gegen einen andern Menſchen von dergleichen zu plaudern. Ich habe immer, wenn die Rede auf meine Familie kam, mit Wappen und Kronen geprahlt; .... aber .. Ihnen gegenüber würde ich ſelbſt die frommſte Lüge für eine Sünde halten."

— „Ich danke Ihnen für die Aufrichtigkeit;" verſetzte Eliſabeth und dachte bei ſich: „Wie ehrlich, wie unverdorben und anziehend iſt dieſer junge Mann, trotz ſeiner Verwahrloſung! — „Fahren Sie fort, ich höre Ihnen gerne zu;“ fügte ſie laut bei.

„Wirklich?“ Das Feuer blitzte, als wie in Garben aufſchießend, aus Rowlands Augen, und er hätte gar zu gerne die Hand der Gütigen ergriffen. Wie vor glühenden Kohlen bebten aber ſeine Finger zurück, und er redete weiter: „Mein Vater hatte alſo wenig Freunde und karge Ausſichten; der Feinde aber viel, und ſein unerbittlichſter ſaß auf Rowlandshill, einem Schloſſe, einige Stunden von Dublin. Der Feind war ſein leiblicher Bruder, ein Mann der ſein Erbe zuſammengehalten, während der Lieutenant ſeinen Antheil ausgegeben hatte; ein Mann, der reich geworden war durch glücklichen Handel und Landbau; der den ihm zugefallenen Baronettitel mittelſt Prunk und Staat zu heben wußte. Sie waren von Jugend auf bittere Feinde geweſen, die Brüder, und mein Onkel ſtand auf dem Punkte, eine Perſon niedern Standes zu heirathen, die ſchon vor langen Jahren ſeine innige Freundin geweſen. Sie hatte einen Sohn, der fünfzehn oder ſechzehn Jahr alt war, als ich erſt zur Welt kam. Meines Vaters Bruder wollte durch ſeine projektirte Heirath dem genannten Sohne Alles, was er beſaß, zuwenden. Glücklicherweiſe jedoch verſchob er die Heirath von Jahr zu Jahr, bis ihn endlich eine Krankheit befiel, die ihn hinwegraffte, ehe er ſein Projekt ausführen, ehe er nur ein Teſtament machen konnte. Als ich kaum ein Jahr alt war, und meine Mutter auf dem Sterbebette lag, fiel meinem Vater mitten in der größten Noth das Erbe ſeines Bruders mit allem Zubehör in die vor Freude zitternden Hände. Unverzüglich

— er drückte meiner Mutter nicht einmal die Augen zu — eilte mein Vater nach Rowlandshill, und trieb die ſeiner ſchnellen Ankunft nicht gewärtige Perſon und die Kreatur meines Onkels aus dem Hauſe, bevor ſie hatten plündern können. Alsdann holte er mich ab, und verehlichte ſich nicht mehr, um ſich meiner Pflege zu widmen. Die Perſon des Oheims ſtarb, wie ich ſpäter vernommen, bald nach ihrem Bräutigam, und ihr Edward iſt, wie armen Schelmen oft geſchieht, in ein Regiment der Landtruppen Sr. Majeſtät getreten, und hat in Indien ſeinen Tod gefunden. — — Iſt nicht der Zufall meinem Vater günſtig genug geweſen, meine liebe Miſtreß?“

— „Allerdings;“ antwortete Eliſabeth etwas verſtimmt; die Ausdrücke, deren ſich der junge Baronet bediente, wann er vom Oheim und ſeiner Umgebung redete, gefielen ihr wenig. — Rowland ſprach weiter: „Ich habe keine Geſchwiſter. Das ganze Erbe iſt nunmehr mein, und wer mich kennt, beneidet mich. Meine erſte Handlung als ein freier Menſch wird die Errichtung eines prächtigen Marmordenkmals zu meines Vaters Gedächtniß ſeyn. Er hat ſchon ein ſolches meiner Mutter ſetzen laſſen. . . .“

— „Der er die Augen nicht zudrückte;“ dachte Eliſabeth.

„Aber mich meines Glückes ſo recht zu freuen, vermag ich nicht mehr. Wenn ich auch Alles habe, was des Menſchen Herz gemeiniglich begehrt — ſo wird mir immerdar dasjenige fehlen, was ich ſo gerne hätte, was ich mit meinem Reichthum erkaufen möchte. . . .“

— „Das wäre . . . ?“ fragte die Dame, wiewohl mit ängſtlicher Ahnung.

Charles, dem die Zunge untreu wurde, platzte heraus: „Eine Gattin . . . eine Gattin, ſchön und edel wie Sie, . . . nein; ich lüge: nicht eine Gattin, Ihnen ähnlich, ſondern Sie ſelbſt, Sie, wie Sie da vor mir ſind, mit Leib und Seele. . . .! ja, ja, Sie allein . . . denn ich liebe Sie zum Wahnſinnigwerden, und ich mag nichts von der ganzen Welt mehr wiſſen, ohne Ihren Beſitz!“

Auf ſeinen Knieen lag er vor der Erbleichenden, küßte ihre Hände tauſendmal, und der Mißmuth der letzten Minute verſchwand wie auf einen Zauberſchlag aus ihrer Seele, um den ſüßeſten und zugleich ſchmerzlichſten Empfindungen Platz zu machen. „Mein Gott! was ſagen Sie da? was thun Sie?“ ſtotterte ſie, und verſuchte, ihre Hände dem Wonnetrunkenen zu entziehen. — Da er jedoch nicht gehorchte, ſetzte ſie unbeſonnen hinzu: „Dieſes Betragen, an einem Orte, wie dieſer! wo wir allen Blicken ausgeſetzt ſind!“

Das Spiel der ſchönen Eliſabeth ging in Folge dieſer Bemerkung ſo ziemlich verloren. Sir Charles, der von leichtfertigern Lippen ſchon oft dieſelben Worte vernommen hatte, glaubte ſich am Ziele, ſtand auf und antwortete gefaßt: „Sie haben Recht, ſchöne Frau. Vergeben Sie einem allzuungeſtümen Burſchen. Ich behalte mir vor, an einem andern, gelegnern Orte meine Geſtändniſſe vollſtändig abzulegen. Zürnen Sie mir nicht, und beſtimmen Sie ſelbſt, wo ich Ihnen mein ganzes Herz enthüllen darf.“

Eliſabeths Beſchämung hinderte ſie, den ängſtlichen Unwillen auszudrücken, den ſie bei des Jünglings keckem Anſinnen empfand. Sie begnügte ſich, ihm mit einer Geberde Stillſchweigen aufzulegen, und ſchlug raſchen Schritts den Weg nach dem Dorfe ein. Stumm, aber im Innerſten frohlockend, ging ihr Rowland zur Seite.

Joſua war noch nicht nach Hauſe gekommen. Der Gaſtwirth überreichte ſeiner Gattin einen kleinen Brief. „Ein Junge von Teuffen hat ihn gebracht; er iſt für Ihren Herrn Gemahl;“ ſagte er. — Eliſabeth empfing den Zettel mit Gleichgültigkeit, und drehte ihn zerſtreut zwiſchen den Fingern hin und her. Dennoch fiel ihr auf, daß der Brief, ſtatt mit einem Siegel verſehen zu ſeyn, mit erweichter Brodkrume verſchloſſen war; die Adreſſe ſchlecht geſchrieben. „Mit welchen Correſpondenten hat Mr. Joſua zu thun?“ — fragte ſie ſich. Aber ihre Unruhe wurde bald Meiſter über ihre Neugierde. Sie ſah der Heimkehr ihres Mannes mit Angſt entgegen. Die Unſchuldige fürchtete, daß entweder ſein Auge die befremdende Scene auf dem Hügel mit angeſehen, oder daß eine vorwitzige und plauderhafte Zunge ihm Alles verrathen. Charles hatte ſich auch verloren, ohne Zweifel von ähnlichen Gedanken gepeinigt.

Als nun endlich Joſua wieder eintraf, ſuchten Eliſabeths Blicke aus ſeinem Antlitz ſeine Geſinnungen zu leſen. In der That kam ihr der Ausdruck ſeiner Züge ernſthafter, ja finſtrer vor, als wohl ſonſt. Er antwortete mit einiger Kälte ihrem Gruß. Er ſchien über etwas Heimlichem zu brüten. Seine Zunge war mit Worten karg. Schüchtern überreichte ihm Eliſabeth den Brief.

Indem Mr. Joſua ihn nahm, ſchwebte ein gleichſam ironiſches Lächeln um ſeinen Mund. Er richtete ſeine durchdringenden Augen auf die junge Frau, und ſagte langſam: „Ich glaube, Sie befinden ſich nicht wohl, Miſtreß Kildar? Ihre Lippen ſind nicht friſch, Ihre hübſche Farbe iſt gewichen. Sie müſſen nicht mehr ſo lange in der Sonnenhitze ſpazieren, rathe ich Ihnen.“ — Die Beſtürzte antwortete nicht. Indeſſen betrachtete Kildar den Brief, ſchüttelte faſt unmerklich mit dem Kopfe, und entfernte ſich, um ungeſtörter leſen zu können, was man ihm geſchrieben.

Als die Tafelſtunde die Hausgenoſſen wieder vereinigte, fehlte Rowland, der ſich ein Pferd hatte ſatteln laſſen, um wegzureiten. Eliſabeth wußte ihm im Stillen für den bizarren Einfall Dank; ſie konnte unbefangener ſeyn. Auf Joſua's Stirne war ein ſeltſamer Wechſel von Heiterkeit und Ernſt zu ſchauen. Manchmal ſtrahlte ſie, wie von einer fröhlichen Ahnung, dann zog ſie ſich wieder in Falten. „Wo iſt Sir Charles?“ fragte der Irländer plötzlich ſeine Frau. Sie ſagte ihm, was der Wirth erzählt hatte. „Ein drolliger Geſell!“ begnügte ſich Joſua zu entgegnen:“ er hat doch etwas von einer Windmühle in ſeinem Kopfe. Ein guter Junge indeſſen. Ich muß ihn heut noch ſprechen. Ich verreiſe nämlich morgen, Betſy, und werde ein paar Tage wegbleiben.“

Dieſe Nachricht machte keinen günſtigen Eindruck auf Eliſabeth. Sie fürchtete ſich, allein zurückzubleiben. Sie fürchtete Rowlands Keckheit und ihre eigne Schwäche. — „Wohin gehen Sie, Mr. Joſua?“ fragte ſie. — „Ich habe Geſchäfte in St. Gallen. Sie leiden keinen Aufſchub. Aber in ein paar Tagen iſt Alles gethan. . .“ — „Laſſen Sie mich mitgehn.“ — „Unmöglich: kann nicht ſeyn. Sie würden Langeweile haben, und Ihre Kur unterbrechen.“ — „Ach! ich wollte, die Kur wäre ſchon beendigt; ich bedarf ihrer wahrhaftig nicht. Ich ginge jeden Augenblick mit Vergnügen von hier weg.“ — „Schon wieder die alten Grillen! Verſprachen Sie nicht, mit mir auf Sir Rowland zu warten?“ — „Ei, Sir Charles mag thun, was ihm gefällig. Er iſt ſein eigner Herr; ob er uns nachreiſen will oder nicht, iſt ſeine Sache. Aber meine Verwandten warten ſo ſehnſüchtig meiner, und auch Ihrer, Mr. Joſua. Sie haben ſchon allzulange gezaudert, meine Familie kennen zu lernen. Laſſen Sie mich mitreiſen. Wir können dann ohne Aufenthalt gerade von St. Gallen meiner Heimath entgegeneilen.“ — „Ich habe Herrn Rowland mein Wort gegeben. Es kann nicht geſchehen, was Sie begehren, Betſy.“ — „Wenn ich Sie bitte, von Grund meines Herzens bitte?“ — „Unmöglich, liebe Miſtreß. Kein Wort mehr.“

Die junge Frau wußte, daß, wenn einmal die letztere Rede fiel, gar nichts mehr von Mr. Kildar zu erhalten war. Darum ſchwieg ſie, mit Bitterkeit im Herzen, mit einem Seufzer auf der Zunge. Nach einer Weile hob Kildar lächelnd an: „Ich begreife nicht, warum der hieſige Aufenthalt Ihnen ſo ſehr zuwider iſt, meine Liebe, daß Sie ſich nicht bequemen wollen, einige Tage ohne meine Geſellſchaft zu verweilen? Sie wiſſen, daß im Laufe der kurzen Zeit, die verfloß, ſeit ich das Vergnügen habe, Sie meine Gattin zu nennen, ſchon öfter, während unſrer Reiſe mich verſchiedene Aufträge und Verbindungen genöthigt haben, Sie zu verlaſſen. Damals war Ihre Lage noch unangenehmer als heute; denn Sie blieben in fremden Städten und Hotels, unter ganz fremden Menſchen zurück. Was fehlt Ihnen aber hier? Sie ſind mit den Hauswirthen vertraut, von ihnen geachtet; Sie haben eine eifrige Geſprächsfreundin an der Dame aus Chambery, alle Herren machen Ihnen ehrfurchtvollſt den Hof; Sie beſitzen einen Ehrenkavalier in der Perſon des Sir Charles, dem ich auftragen werde, für Ihre Sicherheit, falls dieſelbe je in dieſem Lande der Patriarchen oder arkadiſchen Hirten gefährdet ſeyn könnte — für Ihre Sicherheit, ſage ich, zu ſorgen, und mit Degen und Piſtole Ihre Rechte zu wahren. Was verlangen Sie denn mehr, ſchöne Betſy?“ —

Eliſabeth lächelte gezwungen, und erwiederte kalt: „Alles gut, Mr. Joſua. Sie ſind Ihres Willens Herr; ich unterwerfe mich. Aber — glauben Sie mir auf mein Wort — alle Vortheile meiner jetzigen Stellung, wie Sie mir dieſelben geſchildert haben, und wie ich ſie auch zu würdigen weiß, ſind mir in dieſem Augenblick von gar keinem Werth. In Ihrer Geſellſchaft zu bleiben, wäre dagegen mein höchſter Wunſch geweſen. Sie verbieten mir's jedoch, und ich gehorche.“ — „Iſt es die Liebe, theure Betſy, welche Ihnen dieſe Sprache eingibt?“ — „Vielleicht, mein Herr.“ — „Betſy! nur vielleicht?“ — „Hm! Was wollen Sie, daß die Liebe ſage, wenn der eiſerne Machtſpruch ſie zum Schweigen verdammt?“ — „Gut alſo, werthe Miſtreß. Schweigen wir darum Beide. Sie werden mich einſt beſſer verſtehen und würdigen lernen.“

Sir Charles kam erſt am ſpäten Nachmittag zurück. Kildar unterrichtete ihn von ſeiner Reiſe, und ſtellte die Bitte an ihn, der Miſtreß ſeine Aufmerkſamkeit und Dienſte zu weihen. Erröthend und beſeligt, voll von Entzücken, nahm Sir Rowland den Ehrendienſt an. Muthiger verweilten ſeine Augen von nun an auf Eliſabeths lieblicher Geſtalt. Die Miſtreß hatte indeſſen nur einſylbige Antworten auf ſeine Fragen und Anreden zu geben; Antworten, die kein offener Blick begleitete. — Am andern Morgen reiste Kildar zu Pferde ab, ohne Mantelſack, ohne Waffen; federleicht und wohlgemuth, wie zu einem Spazierritte. — Der Oberjägermeiſter, der, im Fenſter liegend, ſeine Pfeife rauchte, rief zu dem ſtummen Barone, der vor dem Hauſe Molke trank, hinunter: „Können Sie ſich ein zuverſichtlicheres Volk denken, als dieſe Eng- und Schott- und Irländer? Das reist in den Tag hinein, ohne eine Mutterſeele im Lande zu verſtehen, und kommt allenthalben durch. Teufelsbraten, die nicht einmal ein Stück Brod zu verlangen wiſſen, wenn ſie nicht die Zeichenſprache der Wilden zu Hülfe nehmen. Teufelsbraten, die!“ — Der ſtumme Baron nickte, zog die Achſeln, blinzelte dem Reiter nach, uſtete ein paarmal, und ſetzte alsdann ſeine Molkenromenade gleichmüthig fort.

Zweites Kapitel.

Die ſchöne Eliſabeth ließ ihr erſtes Geſchäft ſeyn, ſich einzuriegeln, in einen Winkel zu ſetzen, und mit thränenvollen Augen, mit glühendem Haupte vor ſich hinzuſtarren. Sie bedurfte einer vollen Stunde, um mit ihren Befürchtungen und Empfindungen in's Reine zu kommen. „Ich will den gefährlichen Menſchen nicht unter vier Augen ſehen, ſo lange Mr. Joſua abweſend iſt;“ beſchloß ſie endlich, und glaubte, vom Augenblick an gegen jede Verſuchung gepanzert zu ſeyn. Eitler Stolz! beinahe im ſelben Moment lauſchte ſchon ihr Ohr den Schritten des Verſuchers. „Das iſt er!“ pochte ihr Herz, und ſie hielt den Athem an ſich, während der junge Mann an ihre Thüre kam, beſcheiden klopfte, und verſuchte, die Klinke aufzudrücken. — Da er keine Antwort erhielt, und die Stube nicht geöffnet wurde, entfernte er ſich, und die Miſtreß wünſchte ſich Glück, einer erſten Gefahr entgangen zu ſeyn. „Ich will mich vor Tiſch nicht ſehen laſſen und gleich nach Tiſch wieder einriegeln;“ beſchloß ſie mit erneuter Kühnheit. — Aber nach Verlauf einer Stunde kehrte der Verſucher wieder zurück, klopfte abermals, und abermals rührte ſich die Miſtreß nicht. Da rief er mit gedämpfter Stimme ihren Namen. Sie blieb ſtumm. Er wiederholte den Ruf vernehmlicher. Sie ſchwieg hartnäckig. Endlich ſagte Charles, dem, wie man zu ſagen pflegt, die Flügel gewachſen waren, ſeit Mr. Joſua ihn zum Kavalier der Dame beſtellt hatte:

„Miſtreß Kildar, alle Gäſte fragen nach Ihnen. Der Tag iſt ſo ſchön. Mit Ihrer Toilette müſſen Sie jetzt fertig ſeyn. Antworten Sie doch. Was bedeutet das beharrliche Schweigen? Oder — wären Sie unwohl? Gott verhüte das, aber ich wäre genöthigt, die Leute zu rufen. Oder ſchmollen Sie, und warum? Hoffen Sie doch nicht, mich glauben machen zu wollen, daß Sie im Zimmer nicht anweſend ſeyen. Wie könnte die Thüre verriegelt ſeyn, wenn Sie nicht zu Hauſe wären?“

Dieſe Bemerkung erſchreckte die Miſtreß um ihrer Triftigkeit willen. Dazumal gehörten Thürſchlöſſer im innern Appenzell zu den allerſeltenſten Dingen. Sie waren nicht einmal häufig an den Hausthüren zu finden. — Eliſabeth begriff, daß ein längeres Schweigen nichts fruchten würde. Sie antwortete daher etwas empfindlich: „Sie ſind ein Plagegeiſt, und ſtören mich im Gebet.“ — „Schließen Sie mich in's Gebet ein, und endigen Sie es einmal. Ich gehe nicht mehr von der Stelle.“ — „Welche Verlegenheit!“ — ſeufzte die junge Frau, und öffnete langſam. Mit purpurrothen Wangen und blitzenden Augen ſtand Rowland vor ihr, betrat die Schwelle mit zögerndem Fuße, aber in der nächſten Sekunde war er auch ſchon im Zimmer, hatte ſeiner Geliebten Hand an den Lippen, und flüſterte ihr zu: „Sie ſind grauſam und tyranniſch gegen mich Armen. Soll ich meine Leidenſchaft ſo hart büßen? Ich war geſtern ſo glücklich! Ich bin den ganzen Tag umhergeſchweift, den Bergen und den Lüften meine Seligkeit zu verkünden. Und heute ſtehe ich wieder von Ihnen verlaſſen? Was verſprachen Sie mir geſtern?“ — „Ich? ich, mein

Herr? ich hätte Ihnen verſprechen?“ — „Sie haben mir eine geheime Unterredung zugeſagt ... o läugnen Sie es nicht. Sey ſie noch ſo kurz, wenn nur geheim! Ich werde Zeit finden, Ihnen zu ſagen, was ich fühle. Kennen Sie das Tannengebüſch auf dem Wege zur Kapelle, wo die alten Schweizer ihren Siegeskampf gefochten? Dort, Geliebte, laß mich Dein Antlitz ſehen, Deine Stimme vernehmen ....!“ — „Wo denken Sie hin? Nimmermehr ... nein, mein Herr, ... laſſen Sie dieſe Vertraulichkeit; ... nimmermehr!“ —

Da jedoch Eliſabeths Blicke verlegen den Boden ſuchten, da ihre Stimme viel milder war, als das Wort, das ſie ſprach, ließ ſich der Baronet nicht irre machen. Er fühlte, daß er über das ſchwankende Frauenherz Macht beſaß, und bediente ſich derſelben mit rückſichtsloſer Zudringlichkeit. So ſprach er, flüſternd zwar und leidenſchaftlich, aber drohend zugleich: „Sie verwerfen mich, nachdem Sie geſtern meine reinſte Huldigung angenommen? Das kann nicht Ihr Ernſt ſeyn; jetzt nicht, da Sie allein ſind, da Ihr Mann nicht zugegen. Verſtellen Sie ſich nicht. Kommen Sie in's Tannenwäldchen, während die Haſenfüße von Gäſten ihre Sieſta halten. Ich erwarte Sie, hören Sie? Täuſchen Sie mich nicht. Ich nehme mir das Leben, wenn Sie mich hintergehen. Denken Sie an mich. Ich halte Wort, auf Ehre, denn ich kann nicht mehr exiſtiren, ohne Ihre Liebe und Gewährung.“

Nach dieſen Worten ſtürzte der tolle junge Menſch aus dem Zimmer, weil der ſchwere Schritt der Wirthin ſich auf dem Gange hören ließ. Eliſabeth ſah ſich in eine beiſpiellos ſchwierige Lage verſetzt. Ihr künſtlicher

Muth war dahin,und Legionen von Zweifeln, von reuigen und verführeriſchen Gedanken, von Entſchlüſſen und Gegenbeſchlüſſen kämpften hart in ihrer gepeinigten Seele. — So kam es, daß ſie mit einem Armenſündergeſichte bei Tiſche erſchien. — Die Savoyardin hielt ſie für krank, die Herren fragten ſorgſam nach der Urſache ihrer Verſtimmung. „Es iſt erſtaunlich, wie ſehr ſie den Rothkopf liebt!“ flüſterten ſie dann unter ſich: „Welch' ein Schmerz, weil er auf ein paar Tage verreiste!“ — Sir Charles ſprach nicht viel, trank aber mehr als bisher, vermied dann und wann Eliſabeths ſchüchtern auffliegenden Blick, fixirte ſie dann und wann etwas impertinent, wenn ſie mit der Nachbarin einige unbedeutende Worte wechſelte. Nach Tiſche ſah er mit einer gewiſſen Affektation auf eine Uhr, und ſagte, wie vor ſich hin, aber der Miſtreß wohl vernehmlich: „Dreiviertel auf zwei Uhr! In einer Stunde alſo . . .?“ — Dann ging er unruhig im Gemach auf und nieder, ſpielte mit den Hunden des Hauſes, lockte die Vögel im Käfig, lief bald an's Fenſter, bald vor die Thüre — war die Unſtätigkeit ſelber, und verurſachte der jungen Frau immer größre Angſt. Sie entſchlüpfte bei guter Gelegenheit, und verſetzte ihr Gemach wieder in Belagerungsſtand. Sie zählte bange, wie eine Minute nach der andern auf der gegenüberſtehenden Thurmuhr ablief; ſie zitterte vor einem Beſuch des Baronets. Charles war jedoch diskret genug, ſie nicht zu ſtören; eitel genug, zu erwarten, ſie werde thun nach ſeinem Begehren, ohne eine neue Aufforderung. Indeſſen, — vorausgehend an den Ort des Rendez-vous, trug er Sorge, unter der Miſtreß Fenſter ein Lied zu trällern. Sie blickte durch's Fenſter. Er zog den Hut, und deutete wie von ungefähr nach der Richtung, die er einſchlagen wollte. Die junge Frau hätte gern mit einem verneinenden Winke geantwortet, allein ihre Hände waren gelähmt, und ihr Kopf hatte mechaniſch des Jünglings Gruß erwiedert, alſo genickt, alſo ſeine bedeutſame Geberdenfrage bejaht. — Mit triumphirendem Lächeln ging Charles von dannen, und Eliſabeth, da ſie ſich des zweideutig auszulegenden Grußes in der Erinnerung bewußt wurde, dachte in die Erde zu ſinken vor Scham.

Dennoch — wer ermißt die Tiefen der Menſchenſeele, die ſo oft begehrt, was ſie verneint? Wie heißt der Trieb, der Wille, der Dämon, der des Menſchen Fuß regiert, daß er ſo oft mitternachtwärts ſchreitet, während die Vernunft ihm predigt, ſüdwärts ſich zu bewegen? — Eliſabeth, obſchon verwerfend, wozu Charles ſie aufgefordert, machte ſich zum Spaziergang fertig, ergriff ihren Sonnenſchirm als einen Schild vor unberufenen Augen, und verließ ihr Zimmer. In der nächſten Friſt hätte ſie auch das Haus verlaſſen, und das Tannengebüſch erreicht gehabt, wenn nicht die Wirthin ihr entgegengetreten wäre, und in ihrem gutmüthigen Allerlei von franzöſiſchen Redensarten die Bemerkung gewagt hätte: es ſey denn doch zu einem Spaziergang zu heiß. — Sie fügte hinzu: „Freilich iſt der junge engliſche Herr vor kurzem hinausgegangen, aber ....“ Sie brauchte nicht zu vollenden. Das empfindliche Gewiſſen der Miſtreß Kildar log ihr vor: „Jetzt ſey Alles ſchon ſo gut wie verrathen, und das einzige Mittel, ihren guten Ruf zu erhalten, ſey, zu Hauſe zu bleiben, ohne Furcht vor den ſelbſtmörderiſchen Drohungen des Baronets." — „Sie haben wahrlich nicht Unrecht, Madame;" log dann auch der Mund der gewiſſenſcheuen Dame: „Die Hitze iſt unerträglich und eine Promenade wäre ungeſund. Lieber will ich bei der Frau von Seyred anklopfen." — Dieſes geſchah, und die ſavoyiſche Dame war glücklicherweiſe daheim, glücklicherweiſe ohne Schlafluſt und aufgelegt, einen Beſuch zu empfangen; und ſo kam, trotz langen Harrens, der gute Rowland um ſeiner Träume günſtigſten Ausgang, um ſeiner ſtolzen Hoffnungen Erfüllung. —

Die Frau von Seyred war eine arge unerbittliche Schwätzerin; aber dieſer Schwätzerin gebrach es, — wo es darauf ankam — nicht an Feinheit der Empfindung und des Ausdrucks; nicht an dem Takt, der ſich im Umgang mit vielen Menſchen ausbildet; nicht an der Neugier, aber auch nicht an dem ſo regen und zarten Mitgefühl des Weibes. Ihr Scharfſinn errieth bald, daß die zerriſſene Stimmung ihrer jungen Nachbarin in etwas Ungewöhnlichem und Räthſelhaftem ihren Grund haben müſſe; Neugier und Mitleid ſpornten ſie an, das Wort des Räthſels aufzuſuchen; ihrer Zunge Gewandtheit machte ſich behutſam an das Werk.

„Meine liebe Dame;" ſprach die Frau von Seyred zu Eliſabeth: „Wiſſen Sie, daß ich heute nicht mit Ihnen zufrieden bin? Sie trauern, Sie ſind von irgend etwas gequält und gepeinigt; Ihre Gedanken ſchweifen auswärts; Sie ſind nicht bei dem, was Sie reden. Nicht wahr, ich hab' es getroffen?"

Eliſabeth deutete ein Unwohlſeyn an. — Die Savoyardin fuhr fort: „Ich habe juſt daſſelbe den Herren da unten geſagt. Es iſt gerathen, den Männern nicht Alles zu geſtehen. Die Männer mißbrauchen unſer Vertrauen, ſtatt es zu ehren. — Aber, beſte Dame, einem Frauenzimmer müſſen Sie die Ausflucht nicht für baare Münze geben. Ich bin — zwar nicht klug — aber doch erfahren im Leben; ich könnte ſehr wohl Ihre Mutter ſeyn. Ich habe erwachſene, verheirathete Töchter, die mir oft die Ehre erzeigten, mich zur Vertrauten Ihrer innerſten Gedanken, Zweifel und Klagen zu machen. Ach, mein Gott und Herr und Erlöſer! Habe ich nicht ſelbſt zwanzig Jahre lang das Joch der Ehe getragen? Weiß ich etwa nicht, wie häufig Sturm und Windſtille auf jenem gefährlichen Meere wechſeln? welche Geduld erfordert wird, um ruhig dahinzuſchiffen? welch ein Glück es iſt, eine treue Seele zu finden, in deren Schooß wir unſre Bekümmerniſſe niederlegen können, um dagegen Vermittlung, Rath und Friede einzutauſchen? — Meine ſchöne Dame: ich wette, ein geheimer Kummer nagt auch an Ihrem Herzen, und ich wäre gern Ihre Beratherin, ihre Tröſterin, Ihre hülfreiche Freundin. — Was ſagen Sie nun? Zürnen Sie meiner Freimüthigkeit? Wir wollen auf der Stelle von ſolchen Dingen abbrechen, wenn ſie Ihnen widerlich ſind.“

Eliſabeth, deren Gedanken in der That zu Anfang obiger Rede auswärts ſchweiften, — vielleicht entgegen den Wipfeln des Tannengebüſchs und dem vergeblich harrenden Ritter — hatte endlich mit wachſender Verwunderung der redſeligen Frau ihr Ohr geliehen, und erwiederte ihr mit vieler Faſſung; ſie wiſſe nicht, was Madame ſagen wolle; ſie wiſſe von keinem Kummer, am wenigſten von einem häuslichen. Sie ſey mit ihrem Stande wohl zufrieden, und müſſe — ſo ſchmeichelhaft auch das Anerbieten klinge — für jeden Rath und Troſt danken, als für ein unnöthiges Geſchenk. —

Die ſchlaue Seyrod hütete ſich, am Gelingen ihres Strebens zu verzweifeln. Es hatten ſo viele junge Frauen ihre Beichte mit derſelben Einleitung begonnen! Die Seyrod ſagte alſo mit freundlicher Entſchuldigung: „So hab' ich mich freilich ſehr geirrt, und bitte um Vergebung. So rührt Ihre Verſtimmung alſo einzig und allein her von der Reiſe Ihres Eheherrn. Eine ſolche Trauer hat ihr Ehrenhaftes; doch muß man ſie nicht übertreiben. Freilich: wer gebietet leicht erregbaren Nerven! und Ihr Nervenſyſtem iſt ſehr delikat, Madame Kildar.“

Die Miſtreß gab das letztere zu, — verſicherte daneben, ſie begreife ſelbſt nicht, warum ſich ihre allerdings vorhandene Verſtimmung ſo grell ausſpreche. Sie ſey häufiger Abweſenheiten ihres Herrn ſchon gewöhnt, und gräme ſich daher wegen einer kurzen Einſamkeit von ein paar Tagen nicht über die Maßen. Freilich möge der Umſtand, daß ſie immer noch von ihren Eltern und Verwandten getrennt ſey — obſchon in deren Nähe wohnend — ihre natürliche Reizbarkeit erhöhen und krankhafte, melancholiſche Aeußerungen hervorrufen.

Worauf die Seyrod: „Wenn Sie mir von Nervenleiden ſprechen, beſte Dame, bin ich gänzlich mit Ihnen einverſtanden. Glauben Sie mir, daß ich davon zu erzählen weiß. Trotz meiner Wohlbeleibtheit bin ich ſo empfindlich und zärtlich beim leiſeſten rauhen Lüftchen, wie nur die magerſte Perſon ſeyn kann. Ich habe ſehr oft nicht hören mögen, daß man die Glocken läutete, oder Muſik machte, ohne zu weinen wie eine Närrin. Wie eine Närrin, ſage ich Ihnen, denn ich weinte oft ohne alle Veranlaſſung. Namentlich iſt es das Heimweh, das ſo verderblich wirkt. Das iſt auch Ihr Fall. Sie ſind ein Kind der Berge, wie ich; — wir ſind jener Krankheit am meiſten unterworfen. Die Wiege der Heimath ſehen, die Luft der Heimath einathmen, und dennoch von der Heimath getrennt ſeyn? das iſt unerträglich. Ans Vaterhaus denken, deſſen Giebel, ſo zu ſagen, anſchauen müſſen, ohne eintreten zu dürfen! Die Hand der Mutter, die Tücher der Geſchwiſter winken und flattern ſehen, und ihnen, den Lieben, nicht um den Hals fallen dürfen, . . . das iſt jämmerlich. Warum zögert aber auch Ihr lieber Mann, Ihren herzlichen Wunſch zu erfüllen?“

— „Das weiß ich ſo wenig, als Sie, Madame.“

„Bah! iſt's möglich? Sind Sie ſo gehorſam und unterthänig, daß Sie nicht einmal in dergleichen wichtigen Dingen Rechenſchaft von Ihrem Gatten verlangen? Wahrlich: Sie ſind ein Muſter ehelicher Subordination. Der Mann iſt glücklich, Sie gefunden und erwählt zu haben. Ein beneidenswerther Zufall, der ſeine Hand leitete, da er in die Urne griff, die ſo manche Niete birgt.“

— „Wenn Sie meine geringe Perſönlichkeit einen Treffer nennen, den Mr. Kildar zog, ſo muß ich Ihnen bekennen, daß er dieſen wirklich nur einem reinen Zufall, einem ganz zufälligen Zufall verdankt;“ verſetzte Eliſabeth lächelnd.

„Ach, erzählen Sie, beſte Madame Kildar;“ rief nun Frau von Seyrod ganz ſelig: „ich höre Geſchichten, zumal wahrhaftige, für mein Leben gerne. Kommen Sie hier herein, in mein Schlafkabinet; es iſt kühl und ganz verſchwiegen. Zudem verriegle ich die Zimmerthüre — ſo; — und wir ſind in unſerm Winkelchen vollkommen ſicher. — So. Setzen Sie ſich zu mir, recht nahe; — ſo, Knie an Knie, Hand in Hand, wie die Kinder ſitzen, wann ſie ſich Geſpenſtergeſchichten erzählen. So; jetzt ſind wir ganz traulich und heimelich. Heben Sie an, denn ich möchte doch etwas Näheres von Ihnen wiſſen, bevor wir ſcheiden müſſen. Meine Zeit hier iſt bald zu Ende; nach Genf komme ich nur alle zwei oder drei Jahre einmal, und wer weiß denn auch, wie bald etwa Herr Kildar ſeinen Haus- und Lebensengel nach dem fernen Irland zu entführen gedenkt, wo nichts als Eis und Nebel und Kohlendampf ſeyn ſoll?“

Eliſabeth, die ſich gleichſam wider Willen in eine Vertraulichkeit verwickelt ſah, von der ihr nicht entfernt geträumt hatte, die ſie vor einer Viertelſtunde noch für unmöglich gehalten, — gefiel ſich in der halbſcherzhaften Unterredung, und antwortete, ohne viel zu zaudern: „Nun muß ich Ihnen auch bekennen, daß ich von Irland und ob wir je dahingehen, nichts weiß. Bald iſt mein Mann geneigt, ſich in ſeinem Vaterlande niederzulaſſen; bald verwirft er das Vorhaben wieder ganz und gar. Seit mehreren Wochen hat er nicht mehr davon geſprochen. Mir wäre der Aufenthalt in Genf oder Lauſanne natürlich viel angenehmer, aber, was kann ich gegen ſeinen Willen? Seine Geſchäfte ſind ſo verwickelt, rauben ihm ſo viel Zeit . . .! Da ich indeſſen auch von dieſen nichts näheres weiß, ſo fürchte ich, Ihnen eine recht alltägliche Geſchichte zu erzählen, wenn Sie darauf beharren, die meinige zu hören.“

„Ei, was können wir Alltagsmenſchen durchleben, was nicht alltäglich wäre?“ lachte die Seyrod; „aber dennoch hören wir gegenſeitig unſre Geſchichte gern mit an. Je ähnlicher das Leben einer Freundin dem unſrigen iſt, um ſo mehr lieben wir die Freundin. Wir eſſen ja alle Tage dieſelbe Suppe, warum ſollten wir nicht täglich, ſo zu ſagen, dieſelbe Geſchichte hören können? Fangen Sie friſch an. Ich bin Aug und Ohr.“

Eliſabeth begann. Ihr Ton war anfänglich gleichgültig und ſchleppend, aber die Frau von Seyrod bemerkte unverzüglich, daß der Eifer der Erzählerin ſtieg, und daß dieſelbe nach und nach hingeriſſen wurde von dem Bedürfniß, ihrer langverſchloſſenen Bruſt Luft zu machen.

„Mein Vater, — ſagte ſie — iſt ein gar unbemittelter Handelsmann in Genf, dem es trotz der äußerſten Anſtrengungen gerade nur gelang, ſeinen ſechs Kindern eine anſtändige Erziehung geben zu laſſen. Ein Mehreres konnte er nicht aufbringen. Meine Mutter iſt eine ſehr wackre Hausfrau, die jedoch ihrem Gatten nichts als ihren Fleiß mitgebracht hat, während ihr einziger Bruder Reichthümer beſitzt, die er in der Levante erwarb. Ich habe fünf Geſchwiſter, worunter vier Schweſtern, von denen die älteſte an einen Pfarrer bei Neuenburg verheirathet iſt, ſo wie auch die zweite ſich mit einem piemonteſiſchen Ingenieur verehlicht hat. Sie wohnt mit demſelben in Aleſſandria. Ich bin die dritte in der Reihe. Dann kommen meine beiden andern Schweſtern, die noch ledig und zu Hauſe ſind, und endlich mein Bruder, der zu Lyon in der Lehre iſt, und ſich dem Handelſtande zu widmen denkt. — Meine Erziehung war — Dank meinem Oheim von mütterlicher Seite — am ſorgfältigſten behandelt werden. Der Onkel, zugleich mein Pathe, gab mir, da ich von Kindheit an ſein Liebling war, wie ichs bis zu dieſer Stunde geblieben bin, Unterricht in der engliſchen Sprache, in Geſchichte, Geographie und in der höhern Rechenkunſt. Weil ich ihn gern anhörte, und ſeine Liebe erwiederte, lernte ich mit vielem Eifer, und mein Lehrer pries ſtets meine Geſchicklichkeit. Hundertmal hat er meinen Eltern und mir ſelbſt betheuert, Niemand als ich ſolle ihn einſt beerben, denn, obgleich verheirathet, war der brave Mann doch kinderlos geblieben, und hatte eine recht böſe Frau im Hauſe, die bald veranlaßte, daß ich das Vaterhaus meiden mußte.“

„O pfui! Sie armes Kind! Ja, ja, ſo geht es manchmal. Aber wie ſtellte das böſe Weib dieſes an?“

— „Eine engliſche Dame, die in den Bädern von Aix ihre Geſundheit hatte herſtellen wollen, verweilte auf der Heimreiſe einige Zeit zu Genf, und wohnte in unſerm Hauſe. Sie hatte mehrere Kinder, die ſich bald an mich gewöhnten und mich lieb gewannen. Die böſe Tante wußte meinen Eltern einzureden, daß ich leichtlich mein Glück machen würde, wenn ich als eine Gouvernante nach England ginge. Auch die fremde Dame ließ ſich von den Einflüſterungen der hinterliſtigen Frau bewegen, daß ſie mir und den Eltern den Antrag machte, mich in ihr Vaterland mitnehmen zu wollen. Die Tante bezweckte einzig und allein, mich von dem Onkel zu trennen, deſſen Geſundheit dazumal ſchwächlich geworden war. Seine Frau fürchtete mich, als eine unbequeme Erbſchleicherin. Der Onkel wollte von meiner Reiſe nichts wiſſen; aber meine Eltern gaben der Engländerin die Zuſage, und ich, begierig, die Welt zu ſehen, ſagte mit vollem Herzen „Ja.“ — Der Onkel wurde böſe auf ſeine Schweſter, zog ſich ſchmollend zurück, und ſagte mir noch beim Abſchied: Ich zürne Dir nicht; aber Du wirſt Deinen Entſchluß bereuen, bitter bereuen. — Er hat die Wahrheit geſagt, die traurige Wahrheit.“

„Armes Kind, noch einmal! Ich ahne allerlei. Geſchwinde: wie ging Alles zu?“

„Je nun: die Reiſe war eine fortgeſetzte Herrlichkeit, ein Leben voll Freude und Abwechslung. Wir gingen von Hamburg aus zu Schiffe, und landeten, ohne eine Unannehmlichkeit ausgeſtanden zu haben, an Englands Küſte. Meine Dame wohnte in Rocheſter. Ihr Betragen gegen mich veränderte ſich auffallend, ſobald wir nur engliſchen Boden unter den Füßen hatten. Sie nahm einen oberherrlichen Ton an, der mich mit der Kammerjungfer ſo ziemlich auf dieſelbe Stufe ſtellte. Ich ſtutzte, aber ich ſchwieg, obgleich von ſchlimmen Ahnungen befallen, die ſich in Rocheſter verwirklichten. Denn der Gemahl der Dame, und ſein Sohn aus erſter Ehe, ein ſchon erwachſener junger Mann, trieben es noch viel ſchlimmer mit mir, als ihre Frau und Stiefmutter. Während der Hausherr, von meinem Eintreffen gar nicht unterrichtet, mich als das entbehrlichſte und überläſtigſte Geſchöpf behandelte, täglich mit ſeiner Frau haderte, daß ſie mich der Familie aufgedrungen, und täglich mit Drohungen von ihr forderte, daß ſie mich wegſchicken ſolle, — verfolgte mich der Sohn mit zudringlichen, unverſchämten Anträgen, die mir Eckel und Verachtung einflößten. Der Wüſtling wollte mich nach London ſchleppen und dort verſorgen, wie eine Dirne;

ſein Vater ſprach täglich davon, mich zum Hauſe hinauszuwerfen; ſeine Stiefmutter hielt mich wie eine Magd, — noch ſchlimmer: wie eine Sklavin, denn ſie wollte nicht einmal einwilligen, mich wieder frei zu geben, da ich um meine Entlaſſung bat. Weil ſie mich ſoweit von meiner Heimath wußte, glaubte ſie, mich als eine Leibeigene behandeln zu dürfen.“

„Ach mein Gott und Erlöſer! iſt das nicht ſchrecklich? Armes, armes Kind! Sie waren unter Seelenverkäufer und teufliſche Verſucher gerathen!“

— „Ich magerte ab, ich weinte ganze Nächte hindurch, aber das half nicht. Endlich wurde die Verzweiflung und der Trieb der Selbſterhaltung Herr über Furcht und Schmerz. Ohne nach Hauſe zu ſchreiben — — wie hätte ich meinen Eltern das Bekenntniß meines ſchmählichen Zuſtands ablegen können? Wie eine Antwort von ihnen erwarten, die mehrere Wochen lang ausgeblieben ſeyn würde? — — beſchloß ich, zu entfliehen. Das Kammermädchen im Hauſe ſtand mir bei. Sie war froh, meiner Nachbarſchaft enthoben zu werden. Ich beſaß noch eine kleine Summe in Geld, die mein Onkel mir zum Abſchiede verehrt hatte. Ich wendete dieſes Geld an, um meine Freiheit wieder zu erlangen. So verließ ich heimlich das Haus der Qual und Knechtſchaft, ging auf einem Poſtwagen nach einem kleinen Hafen, deſſen Name mir entfallen iſt, bedung meine Ueberfahrt auf einem nach Hamburg beſtimmten Schiffe, und war nach einigen Tagen abermals in der Stadt eingetroffen, der ich, vor ein paar Monaten kaum, mit beſſern Hoffnungen den Rücken gewieſen hatte.“

„Brav, brav! Ich hätte Ihrem ſanften Auge die Herzhaftigkeit nicht zugetraut, die Sie entwickelt haben. Und Sie nennen Ihre Geſchichte alltäglich? Nicht doch; ſie iſt einem Roman zu vergleichen."

— „Nur Geduld! Das Romantiſche war in Hamburg gleich zu Ende. In dem Gaſthauſe, woſelbſt ich früher mit meiner Dame verweilt, und diesmal wieder mein Quartier genommen hatte, wurde mein letztes Geld mir entwendet. Welch ein ſchmerzlicher Verluſt! Die Flucht aus England, meine Geſchenke an die Helferin hatten meinen kleinen Schatz beträchtlich vermindert. Dennoch wäre mir noch genug geblieben, um, ſparſam reiſend, die Gränze der Heimath zu erreichen. Nun war jedoch die Hoffnung vor der Hand dahin, und noch unangenehmer als der Verluſt an und für ſich war mir das Mißtrauen 'meines Wirths, der nicht undeutlich merken ließ, meine Beſchwerde ſey ohne allen Grund und ich hätte nur vorgegeben, beſtohlen worden zu ſeyn, um eine Zeitlang bei leerem Beutel im Hauſe Credit zu haben. Ich mußte mein Zimmer mit einer ſchlechten Kammer vertauſchen; nur mit Widerwillen und karg reichte man mir die allernöthigſte Nahrung. Ich ging vor Beſchämung beinahe zu Grunde, und mußte dennoch aushalten, denn ich hatte meinem Onkel geſchrieben, und erwartete eine Erwiederung mit Todesangſt. Aber die Tage wurden zu Wochen, ſummirten ſich zu einem Monat, und eine Antwort kam nicht. Die Sache war einfach; mein Onkel hatte meinen Brief nicht bekommen, und Gott weiß, wo derſelbe verloren gegangen iſt. — Indeſſen riß auch meines Wirths Geduld. Er wollte mich unbarmherzig auf die Straße ſetzen, oder in's Gefängniß bringen laſſen. Da erſchien ein Retter in der Noth — Mr. Joſua Kildar."

„Ah! Da ſind wir endlich einmal bei dem rechten Mann angekommen. Schöpfen Sie Athem, liebes, niedliches Dämchen. Ein Bischen Confitüre, ein Gläschen Yvorner, — beliebt?“

Eliſabeth dankte, und fuhr eiliger fort: „Mr. Joſua logirte ſeit einigen Tagen in dem Hotel; er hatte von mir gehört, mich geſehen, Mitleid empfunden. Auf die uneigennützigſte Weiſe befriedigte er den Wirth und verſchaffte mir eine anſtändigere Wohnung, aufmerkſame Bedienung, einen Ueberfluß an allen Nothwendigkeiten des Lebens. Er erneuerte in meinem Namen die Correſpondenz nach Genf, ich ſchrieb dann meinerſeits meiner Familie von der Großmuth des biedern Kaufmanns: denn Mr. Joſua, obgleich von adelichem Herkommen, treibt kaufmänniſche Geſchäfte auf weiten Reiſen. Meine Dankbarkeit war ohne Grenzen. Mr. Kildar hielt ſie für Liebe, auch ich nahm ſie dafür. Nachdem ich ihm alle meine Verhältniſſe und meine Hoffnung auf des Onkels Freigebigkeit getreulich berichtet und er mir dagegen geſagt, daß er über ein bedeutendes Vermögen zu disponiren habe, bot er mir ſeine Hand an. Ich wollte ihm nicht durch ein Nein mißfallen. — Die reiche Verſorgung war vortheilhaft, meine Eltern gaben ihre Einwilligung und mein Onkel, der inzwiſchen Wittwer geworden war, nannte meine Heirath eine treffliche Parthie. Die Biederkeit meines Mannes leuchtete aus jedem ſeiner Briefe an meinen Onkel dergeſtalt hervor, daß mir die Meinigen mit aufrichtigem Herzen Glück wünſchten, als ich ihnen ſchrieb, daß unſere Vermählung in Hamburg vollzogen worden ſey.“

„Eilig, ſehr eilig, meine ſchöne Dame. Aber Sie haben nicht übel gewählt. Einen reichen, wackern, gefälligen Mann ſo zu ſagen auf der Straße zu finden, das nenne ich Glück!“

Eliſabeth huſtete, ein bischen verlegen, und ſprach: „Jetzt hätte ich eigentlich nichts mehr zu ſagen, als daß ich beinahe ein Jahr lang verheirathet, und immer noch auf der Reiſe nach Genf begriffen bin. Litte mein Onkel nicht am Podagra — gewiß, er wäre längſt gekommen, mich abzuholen; denn unſre Reiſe rückt gar zu langſam vorwärts, indem mein Mann häufig Stationen macht, von wannen er links und rechts die Städte beſucht, in denen er zu thun hat. Seine häufigen Abweſenheiten machen, daß ich eigentlich nur ein halbes Jahr neben ihm verlebt habe. Mehrere kürzere Zwiſchenaufenthalte ungerechnet, bin ich in Minden beinahe drei Wochen, in Frankfurt einen vollen Monat, in Freiburg im Breisgau beinahe anderthalb Monate ganz allein unter fremden Menſchen zurückgeblieben, während Mr. Joſua ſeine Geſchäftsreiſen machte. Das war nicht angenehm, Madame, und ich freue mich daher auf den Winter, den mein Mann ruhig an unſerm Herd und in der Mitte meiner Verwandten zu Genf verleben will.“

„Eine unruhige Natur, die der Männer, namentlich der Kaufleute. Von welcher Art, in welchem Artikel ſind denn die Geſchäfte Ihres lieben Gemahls?“

„Wie ich ſagte: ich kenne ſie nicht. Er ſpricht mir bald von Wechſeln, bald von Schleichhandel, bald von Lieferungsbeſorgung für die engliſche Marine . . . Ach, ich kümmre mich nicht um ſeinen Handel und Wandel, wenn ſchon er ſtets mit Geld und Waaren verſehen, nach Hauſe kömmt, und mir ein ſehr bequemes Leben bereitet. Nur ſeine Abweſenheiten ſind mir verdrießlich, . . . obgleich . . .“

Die junge Frau ſchwieg plötzlich ſtille und hielt zurück, was über ihre Lippen wollte. Die Frau von Seyrod bemerkte nun mit feinem Lächeln: „Obgleich . . .? Sie ſtocken, meine ſchöne Dame? O, das iſt nicht redlich. Sie halten hinterm Berge, einer mütterlichen Freundin gegenüber? Wiſſen Sie wohl, daß die kleinen Sorgen Ihres Herzchens — denn nur kleine Sorgen können es ſeyn — mich unendlich mehr intereſſiren, als ſelbſt Ihre ungewöhnliche Geſchichte? — Geſtehen Sie: jenes „obgleich“ ſollte die Einleitung zu einer kleinen Kritik Ihres Gatten ſeyn. Verenthalten Sie mir dieſelbe nicht. Ich werde Sie beruhigen können. Ich habe der Männer Schwächen kennen und würdigen gelernt, meine ich. Als eine junge, unerfahrne Frau wie Sie, habe ich oft für einen recht ſchwarzen Fleck genommen, was nur eine Laune, eine vorübergehende Unart des Mannes war. Ich habe ſpäter viel Nachſicht gelernt. Die Männer ſind nicht halb ſo böſe, als man denkt; aber ſie ſind auch nicht halb ſo ſtark, als wir meinen. In ihrer Schwäche liegen alle ihre Fehler, und ſie davon zu entwöhnen iſt die Pflicht der Frauen; nicht, ſie zu verdammen. Nun, mein liebes Weibchen . . . wie nun?“

Die Beredtſamkeit der Schlauen ſiegte. Mit einem Seufzer verſetzte Eliſabeth: „Ich bekenne freimüthig, daß ich ſagen wollte, meines Mannes Abweſenheiten ſeyen mir verdrießlich, obgleich mir ſeine Gegenwart nicht immer Roſen bringt. Erfahren Sie, daß er den ſtrengſten Meiſter im Hauſe ſpielt . . . . daß er hie und da der heftigſte und jähzornigſte aller Menſchen iſt. Wenn man in Geſellſchaft von Fremden ſeiner Gelaſſenheit Zeuge iſt, kann man freilich nicht begreifen, was ich da ſage. Aber ich verſichere Sie: einen hartnäckiger auf ſeinem Willen beſtehenden Mann gibt es gewißlich nicht im ganzen Schöpfungsraum.“

„O, das kenne ich, meine Liebe! Lämmer vor der Welt, grimmige Löwen innerhalb der vier Pfähle! O meine beſte Dame: es gibt ihrer viele, die dem Ihrigen gleichen. Die ſtillen Wände des ehelichen Gemaches könnten allerlei Seltſames erzählen, wenn .. ſie nur reden könnten.“

Eliſabeth entgegnete wehmüthig: „Was gewinnt aber der Mann, wenn er ſeine Gattin zur Sclavin, zum ſtummen Werkzeug, oder zum Spielwerk ſeines launenhaften Willens abrichtet? Zwang erſchafft nicht Vertrauen; der Zwang vernichtet es. Ach, wie ſchnell fallen die Blüthen der Eintracht ab! Sehen Sie, meine Freundin, auf deren Diskretion ich rechne: die Hälfte meiner noch übrigen Lebenszeit gäbe ich mit Freuden hin, wenn mich noch dieſelben Geſinnungen belebten, die mich erfüllten, da ich Mr. Joſua die Hand reichte!“ — Sie ſchwieg einen Augenblick, an Rowland denkend; dann ſetzte ſie hinzu: „Ich fürchte, Frau von Seyrod, die Blüthen kehren nimmer wieder, niemals — niemals!“

„Nun, nun, wer weiß ... man muß nicht verzweifeln, meine gute Dame!“ tröſtete die Seyrod mit Thränen in den Augen und Eliſabeths Hände drückend: „Wenn Sie einmal im Schooß Ihrer Familie .... aber ſonderbar bleibt immerhin das Betragen Ihres Mannes, und ſein Zaudern. Auch ſeine Hin- und Herreiſen ſcheinen mir ſo abenteuerlich. Wäre er vielleicht ein Freimaurer, ein

Roſenkreuzer .... ein Illuminat ... kurz, ein Verſchwörer gegen Altäre und Fürſten ...?“ Jedenfalls muß er genaue Bekanntſchaften haben, allenthalben — geborne Engländer ... er ſpricht ja nur ſeine Mutterſprache ... das Reiſen muß ihm ſchwer werden ... und es iſt übel von ihm, daß er ſie ſo oft verläßt. Er weiß nicht, daß er Ihre Liebe dadurch in Eis verwandelt! Ja, glauben Sie mir; ich habe ſchon ein paarmal im Stillen bemerkt, daß zwiſchen Ihnen und ihm nicht Alles ſo ſteht, wie es ſtehen ſollte. Ich habe bemerkt, wie er oft ein freundlich Wort von Ihnen mit einem ſauern Blick erwiederte, und dann, wie manchmal Sie die Hand verweigerten, die er Ihnen bei gnädiger Laune bot ....“

— „Ah, was das betrifft,“ fiel Eliſabeth verſchnell ein,“ ſo hat das eine eigene Bewandtniß, und rührt von einer Geſchichte her, an die ich ohne Schaudern nicht denken kann.“

„Ohne Schaudern? Warum nicht gar? Sie meinen ....?“ fragte aushorchend die Seyrod und hielt voll Neugier den Athem an ſich.

Eliſabeth unterlag der Verſuchung, zu reden. „Ich will Ihnen gerne erzählen, was ich meine,“ ſprach ſie geheimnißvoll: „aber ich beſchwöre Sie bei unſers Heilands Leiden — behalten Sie in Ihrer Bruſt treu verwahrt, was ich Ihnen ſage. Erführe mein Mann, daß ich nur eine Sylbe geplaudert, ich wüßte mich nicht mehr ſicher vor ihm.“

„Stumm wie das Grab!“ betheuerte die Seyrod, den Finger am Munde: „Meine Bruſt iſt ein Sarkophag, worinnen unzählige Geheimniſſe ſchlummern. Können wir denn nicht beſſer ſchweigen, wenn wir wollen, als die Männer, die uns Schwätzerinnen zu heißen belieben?“

— „So hören Sie denn. Es war in Minden, in einem Städtchen von Norddeutſchland. Mein Mann war abweſend — in Caſſel oder Berlin — ich weiß das nicht mehr. Wie gewöhnlich ſchrieb er mir nicht eine Sylbe, und ich harrte mit Aengſtlichkeit ſeiner Ankunft. Da kömmt eines Nachmittags ein Mann auf meine Stube — ein Fremder — und frägt nach Mr. Kildar. Ich antworte ihm, Mr. Kildar ſey verreiſt. — Wann er wiederkomme? frägt der Menſch weiter. Ich weiß nicht; entgegnete ich ihm. Da verzieht der Menſch, der mir an und für ſich nicht gefiel, weil er einem ältlichen Taugenichts ähnlich ſah, das Geſicht, als verdröſſe ihn, was ich geſagt, und murmelt alsdann: „Ich werde in ein paar Tagen wieder vorſprechen.“ So geht er auch wirklich, nachdem er ſich rund im Zimmer umgeſehen, und meinen Koffer und Geräthe gemuſtert hat. Meine Angſt wurde nun größer, denn zuvor, und ich gab Befehl, daß die Hausleute während der Abweſenheit meines Mannes gar Niemand zu mir laſſen ſollten. Ich weiß noch jetzt nicht, warum ich die Furcht hegte, der Unbekannte ſey gekommen, um mir ein Leid zuzufügen. — Am folgenden Tage traf mein Mann ein. Er war nicht guter Laune, und wurde es immer weniger, da ich ihm von dem Beſuch erzählte, und den Mann Zug für Zug beſchrieb. „Kennſt Du ihn?“ fragte ich meinen Mann. — „Ich denke: nein;“ entgegnete er mir. Dennoch wurde ſein Geſicht finſtrer. Eine halbe Stunde darauf kömmt der Menſch in eigner Perſon, macht nicht viele Umſtände bei der Begrüßung und bietet meinem Mann die Hand wie einem alten Bekannten. Mein Mann wird bleich — aber bleich wie der Tod, darf ich ſagen, indem er die Hand hingibt, und brummt zwiſchen den Zähnen ein: „Guten Abend, Sir.“ — Dann fährt er mit dem Schnupftuch übers Geſicht, das wieder ſeinen gewöhnlichen Charakter annahm, zeigt auf mich, und ſpricht: „Sir, meine Frau.“ — Der Fremde verbeugt ſich lächelnd, — aber wie häßlich war ſein Lächeln! Indeſſen ſagt wieder Mr. Joſua: „Betſy! Sir Verwoort, ein alter Freund und Correſpondent aus Maſtricht.“ — Ich verneigte mich, mußte aber dann dem häßlichen Geſichte unwillkürlich den Rücken weiſen, und ging gern in mein Schlafzimmer, da Mr. Joſua mir einen Wink gab, mich zu entfernen. — Aber — darf ich Ihnen geſtehen, daß ich gehorcht habe, um zu wiſſen, was die Männer redeten? Ich verſtand davon nichts. Sie redeten in einer Sprache, die ich nicht kannte. Es ſey holländiſch geweſen, ſagte nachher Mr. Joſua. — Die Wahrheit iſt jedoch, daß ſie nach und nach vom gelaſſenen Geſpräch zu einem heftigern, und endlich in einen ſtarken Wortwechſel übergingen, dem ich mit Herzpochen zuhörte. Nicht lange aber, und ſie beſänftigten ſich, wurden wieder ſtiller, und gingen kurz darauf mit einander fort, um, wie ſie ſagten, in des Fremden Herberge zu Nacht zu ſpeiſen. — Mein Mann kam aufgeräumt nach Hauſe, ſcherzte über den, nach ſeiner Verſicherung, aus der Luft gegriffenen Wortwechſel zwiſchen alten Freunden, und kündigte mir an, Herr Verwoort werde den nächſten Morgen abreiſen. Zugleich bemerkte Mr. Joſua, daß er den Niederländer eine Stunde weit begleiten werde. — „Reiſt er denn zu Fuße?“ fragte ich; und mein Mann antwortete: „Zu Fuße, bis nach einem kleinen Städtchen, zwei Meilen von hier. Dort wird er, nach verrichtetem Geſchäfte, den Poſtwagen nehmen.“ — Ich ging zu Bette, konnte aber ſeltſamerweiſe die halbe Nacht nicht ſchlafen. Eine beſondere Traurigkeit lag mir wie ein Fels auf dem Herzen. Es war mir zu Muthe, als drohe mir ein großes Unglück. Mein Mann ſchlief nicht minder unruhig, ſtand ein paarmal aus ſeinem Bette auf, ging im Zimmer leiſe hin und her, war mit Tagsanbruch ſchon angezogen und zur Wanderung fertig. Nachdem er fortgegangen, düſtrer als gewöhnlich, litt michs nicht mehr im Hauſe. Der Morgen war ſchön, lockte in's Freie. Ich ging auf's Gerathewohl aus der Stadt, ohne zu wiſſen, wohin meine Straße mich führen würde. Eine ziemliche Strecke von der Stadt entfernt, lag ein Geſtrüpp von Nadelholz, wild in einander verwachſen, auf einem tiefdurchſchnittenen Boden. Auf einer Kante dieſes in Schluchten zerriſſenen Hügels ſaßen zwei Raben, und guckten mit ſtieren Augen in die Tiefe. Eine kindiſche Neugierde, die mich plötzlich anwandelte, veranlaßte mich, zu forſchen, was wohl der Vögel Aufmerkſamkeit erregen mochte. Ich ſtieg die Kante hinan, verſcheuchte die Raben, und ſah in der tiefen Hügelfurche zu meinen Füßen — noch jetzt erbebe ich, wenn ich des Anblicks gedenke — einen blutigen Leichnam, und er war des Niederländers Verwoort entſeelte Hülle!“ — —

Die beiden Frauen ſahen ſich weitgeöffneten Auges an; die Eine, als ſähe ſie von Neuem die widerliche

Scene auf einem Bilde; die Andre, mit Ungeduld den weitern Verlauf des Abenteuers erwartend. — Sie wurden jedoch geſtört, denn der Wirth klopfte an die Thüre des größern Gemachs, und rief: „Frau von Seyrod, Ihre Frau Tochter und Ihr Herr Schwiegerſohn von Glandaz wünſchen Sie zu umarmen!“ Mit der Stimme des Wirths vereinigten ſich andre Stimmen, die dem Ohr der Mutter lieblicher klangen, und ſie ſprang, plötzlich zu andern Gefühlen und Gedanken übergehend, von ihrem Stuhle auf. „Ach, meine Tochter, mein Eidam, ihre Kinder, meine Enkel! welch ein unverhoffter Beſuch! Nehmen Sie's nicht übel, beſte Dame ... ein andermal den Schluß Ihres Abenteuers! Entſchuldigen Sie, aber das Herz geht Allem vor ... nicht wahr?“

Ohne eine Erwiederung abzuwarten, lief die Frau von Seyrod, die Thüre aufzuthun, und ſah ſich alſobald von ihren Kindern und einem Vierteldutzend ihrer Enkel umgeben, begrüßt, geherzt, geküßt. — Eliſabeth, um nicht einen ſtörenden Zeugen abzugeben, ſchlich ſich hinter der glücklichen Gruppe weg, und kehrte in ihre Stube zurück. Ihren Gedanken nachhängend, machte ſie ſich anfänglich einige Vorwürfe wegen der unnöthigen Vertraulichkeit, wozu ſie ſich durch die Schmeicheleien der Dame Seyrod hatte hinreißen laſſen. Bald verfiel ſie aber in Schwermuth und Träumerei. Wenn gleich entſchloſſen, jede Verbindung mit Rowland abzubrechen, empfand ſie doch das ſchmerzliche dieſes Bruchs ſchon im voraus; ſie fürchtete ſich vor dem Ungeſtüm des jungen Mannes. Wenn er ſie wirklich liebte, ſo leidenſchaftlich, als er vorgab? Wenn der Unbeſonnene, ſeine Liebe verſchmäht ſehend, die Drohungen verwirklichte, die er ausgeſtoßen? Wenn in dem Gehölze, wo er ſo lange vergeblich gehofft und geharrt, ſeine Leiche läge, kalt und blutig ausgeſtreckt?

Dieſe Schreckbilder begleiteten die junge Frau zur Abendtafel. Ihre Blicke ſuchten ſchüchtern den Verliebten; er erſchien nicht. Tauſend Befürchtungen folterten aufs neue ihre Seele. Die Heiterkeit der übrigen Gäſte that ihr wehe; jedes Wort, das an ſie gerichtet wurde, erſchreckte ſie. Sie empfand das Bedürfniß, allein zu ſeyn mit ihrem Gram; das Bedürfniß, ſich auszuweinen. Zu dem Ende entfloh ſie bald der Geſellſchaft, um die Ruhe zu ſuchen. Kaum hatte ſie in ihrem Zimmer das Licht weggeſetzt, kaum den Riegel ihrer Thüre geſchloſſen, als ſchon ihr bischen Muth und ihre Weiblichkeit auf die härteſte Probe geſtellt wurden. — Sir Charles, der gewagt hatte, ſich in ihr Gemach einzuſchleichen, trat keck, von Zorn und Liebe entflammt, aus einem Winkel, wo er ſich verborgen gehalten.

Zurückweichend, wie vor einem Geſpenſte, ſtürzte Eliſabeth nach der Thüre. Rowland vertrat ihr den Weg. Ihr Mund öffnete ſich zu einem Ruf nach Hülfe; er verſchloß ihr den Mund mit der Hand, mit ſeinen Lippen. „O Du Falſche!“ flüſterte er ihr zu: „denkſt Du, vor der Welt die Tugendhafte zu ſpielen, während Du nur eine Kokette biſt, die ſich eine Freude daraus macht, eines Jünglings bethörtes Herz zu zerfleiſchen? Nimmermehr! Du wirſt bleiben, Du wirſt hören müſſen, was ich Dir ſage. Du wirſt mir vergönnen müſſen, von Deinem Munde den Preis zu pflücken, den du mir verſprachſt, und dennoch ſchnöde vorenthälſt!“ —

Dieſe Worte empörten Eliſabeths Gefühl ſo ſehr, daß ſie in dem plumpen Angreiſer nur den Feind ſah, und der mildern Regung vergaß. Den Feind mit aller Kraft von ſich haltend, ſagte ſie ihm mit Verachtung: „Wo haben Sie gelernt, eines Weibes Liebe zu gewinnen, und zu bewahren? Welche Trunkenheit glüht aus Ihrem Geſichte, ſtatt der Schamröthe, die Ihre Wangen färben ſollte? Ich will dennoch barmherziger ſeyn, als Sie es verdienen: fliehen Sie, eilen Sie hinweg, Ihre Schande zu verbergen, und ich will ſchweigen; aber zögern Sie keinen Augenblick, ſonſt rufe ich laut um Hülfe!“

Rowland wußte nicht, wie ihm geſchah. Von einem Weibe hatte er eine ſolche Sprache noch nicht vernommen. Unſchlüſſig hielt er Eliſabeths Hände feſt. Sie fuhr heftiger fort: „Sie gehen nicht? Sie wollen ſich vor allen Hausgenoſſen in der teufliſchen Geſtalt zeigen, die Sie jetzt angenommen haben? Zum letztenmale: gehen Sie, oder laſſen Sie mich von hinnen, und danken Sie Gott, daß mein Mann nicht in der Nähe iſt. Sein blutdürſtiger Zorn würde Ihnen das Leben rauben, und auch die Unſchuldige gränzenlos unglücklich machen! Laſſen Sie mich, ſage ich! gehen Sie!“

Sir Charles, wenn gleich eine Hand der Dame freigebend, verſuchte ein ſtolzes Wort: „Glauben Sie, — ſprach er — daß ich ein furchtſamer Knabe bin? Wenn auch Ihr Befehl mich zu entwaffnen vermag, ſo ſollte doch Ihr Mann, ſo ſollte doch die ganze Welt vergebens ...!“

Er endigte nicht, denn er erblaßte und auf ſeiner Zunge ſtarb die Prahlerei, da mit ſichrer Hand an die Thüre gepocht wurde, und Kildars Stimme vertraulich hereinrief: „Was geht da innen vor? Mache auf, liebe Betſy!“

Die Hände zuſammenſchlagend, das ſtiere Auge nach dem Eingang gerichtet, zu Eis erſtarrend, blieb Eliſabeth einen Moment unbeweglich. Die fürchterlichſte Angſt vor der nächſten Minute ſchnürte ihr Herz zuſammen. „Betſy!“ rief Kildar noch einmal. — Sie ermannte ſich; das Unvermeidliche mußte erfüllt werden. Mit einem Blicke des tiefſten Vorwurfs ſagte ſie zu dem bleichen Sünder ihr gegenüber: „Sie allein ſind an unſerm beiderſeitigen Unglück ſchuld. — In Gottes Namen!“ — Somit ging ſie raſch hin, und ließ den Gatten ein. —

Mr. Joſua erſchien mit niederhängenden Stiefeln und lockerer Halsbinde; ohne Hut, in zerriſſenen Kleidern, verſtört im Geſichte, und heiß vom Reiten oder Laufen. Aber weder ſeine Frau noch Sir Charles war gefaßt genug, um dieſen ungewöhnlichen Aufzug zu bemerken. Sie ſahen in dem Kommenden nur den Rächer, den Mann der Vergeltung. Beide ſchwiegen, bis zum zweitenmale Joſua's ſo natürliche Frage gefallen war: „Was ſoll der Beſuch bei verſchloſſener Thüre? Was hat es hier gegeben?“

Eliſabeth beharrte auf ihrem Schweigen, zu edelmüthig, um den Baronet anzuklagen, zu gewiſſenhaft, um ſich ganz unſchuldig zu erklären, zu furchtſam, um ihren Antheil an der Schuld zu bekennen. — Rowland war dagegen ehrlich genug, den Hergang wahrhaft und getreu zu erzählen, und alle Schuld auf ſich zu nehmen.

Nachdem dieſes in Kürze geſchehen, warteten Beide der Dinge, die da kommen würden. Verſtohlen, unter den Wimpern hervor, muſterte Eliſabeth ihres Gatten Antlitz. Es blieb zu ihrer Verwunderung unverändert. Um die Lippen ſpielte ſogar eine Art von ſpöttiſchem Behagen. Nachdem Kildar ſowohl den Baronet, als ſeine Frau ſtreng angeſehen, ſagte er kalt: „Sie ſind ein leichtſinniger junger Menſch, der eine Lektion verdient, Sir Rowland. Ich werde ſie Ihnen geben. Wir ſprechen uns nachher. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie Ihr Zimmer nicht verlaſſen, bevor ich mit Ihnen geſprochen. Ich will, daß die Sache im Stillen abgemacht werde. Wozu Aufſehen?“ — Rowland leiſtete das verlangte Verſprechen. Kildar verſetzte: „Wohl; gehen Sie und ſchlafen Sie, wenn Sie können. Ich ſelber muß mich ſammeln. Wer da heimkömmt, wie ich — von Spitzbuben angegriffen, gemißhandelt und ſeines Pferdes beraubt, iſt nicht wohl tauglich, in einem Handel, der ihn ſo nahe angeht, gerecht zu ſeyn. Gute Nacht alſo, Sir Rowland.“

Der junge Mann, den das Uebergewicht ſeines Gegners zu Boden drückte, ging geſenkten Haupts weg. Eliſabeth zitterte nun erſt für ihr eigen Schickſal. Sie ſtand ihrem Manne gegenüber, der ſich in einen Seſſel geworfen hatte, und ſehr müde ſchien. Da Mr. Joſua nicht redete, hob Eliſabeth ſchüchtern an: „Sie ſprachen von Beraubung, Mr. Kildar?“ — „Ja, liebe Betſy. Mit meinen Geſchäften in der Stadt bald fertig, trieb mich die Ungeduld, Sie wiederzuſehen, unverzüglich wieder in den Sattel. Das Pferd flog wie der Wind, bergauf, bergab, bis in der Thalſchlucht, unfern des Dorfs, deſſen vertrackten Namen ich nicht behalten kann, ein paar Spitzbuben mir ein vorläufiges Ziel ſetzten. Die Burſche fingen mich auf, ſchlugen mich, ſtahlen mir die Brieftaſche und das Pferd, und gallopirten, alle beide auf das Thier ſpringend, davon. Ich lief, was ich konnte, in eines Vagabunden Aufzug hieher, und ahnte nicht, daß ein andrer Schelm indeſſen Miene machen würde, mir daheim mein theuerſtes Kleinod zu entwenden.“

Dieſe Worte, mit treuherzigem Tone geſprochen, vernichteten beinahe die gute Eliſabeth. In die Kniee ſinkend, ergriff ſie Joſua's Hand, küßte ſie, und ſchluchzte: „Wie gut Sie ſind, Mr. Joſua! Wie falſch habe ich Sie beurtheilt! — Sie vergeben . . .?“

„Ei, was hätte ich Ihnen zu vergeben, ſchöne Miſtreß? Weiß ich nicht, daß Sie makellos ſind, wie der Thau des Himmels? Keine Grillen, Betſy. Zürnen Sie Ihrer Schönheit nicht, weil ſie die Leidenſchaften der Männer erregt. Ich bin ſtolz darauf, denn Ihrer Treue bin ich gewiß.“ —

Die Dankbarkeit der armen Frau, welche die ſchrecklichſten Auftritte erwartet hatte, und ſtatt derſelben Wohlwollen und Vertrauen erndtete, war unermeßlich. Sie ließ ſich davon abermals täuſchen, und glaubte wieder Liebe für ihren Gatten zu empfinden. Sie gelobte ihm die unverbrüchlichſte Anhänglichkeit, aber an dieſe Verſicherung knüpfte ſich unmittelbar die Sorge für Rowlands Schickſal. Sie zürnte dem Jüngling ſchon nicht mehr. Sie wollte ihn geſchont wiſſen. „Da Sie mir ein ſo edles Vertrauen ſchenken,“ ſagte ſie ſchmeichelnd dem Gatten, „ſo gewähren Sie mir einmal eine Bitte. Verzeihen Sie dem Baronet. Dieſer Stunde Demüthigung und unſre Trennung von ihm“ ſie verhehlte einen leiſen Seufzer — „ſeyen die Strafe ſeines Uebermuths. — Gewähren Sie?“

Joſua zuckte die Achſeln, und erwiederte ſcherzend: „Ich kann's ihm nicht ganz ſchenken, aber der Junge ſoll mit blauem Auge davon kommen. Ich verſpreche es Ihnen: ich krümme dem Fant kein Haar. — Erlauben Sie jedoch, daß ich hinuntergehe, um die Anzeige meines Landſtraßenabenteuers zu machen. Wenn ich Sie bitte, mich zu begleiten, ſo beſchuldigen Sie mich des Mißtrauens nicht, ſondern rechten Sie mit dem Schickſal, das Sie bewog, mir als Dolmetſcherin zu folgen in dieſe barbariſchen Länder, wo meines grünen Eilands Sprache ſo ſelten wird, daß ſie unter Zehntauſend kaum Einer verſteht.“

Eliſabeth folgte mit Freuden dem Gebot ihres Gatten, und dankte mit aufrichtigem Herzen dem Himmel für ſeines Lebens Errettung aus Mörderhand. — Während deſſen verbrachte jedoch Rowland eine unendlich ſchlechte Nacht. Der ehrwürdige Timotheus ſchnarchte, wie gewöhnlich, ermüdet von der Langweile des Tages. Wie hätte auch der Jabruder ſeinem Zögling einen Rath zu ertheilen vermocht? Des Baronets Verlegenheit wäre durch des Mentors leeres Geſchwätz nicht geringer worden. Charles ſchritt troſtlos auf und nieder in ſeinem Schlafkabinet. Kildars Umgang, Eliſabeths entzückende Geſellſchaft waren für ihn dahin. Eliſabeths kaum erwachte Neigung war in Mißfallen und Verachtung übergegangen. Genug des Unglücks, übergenug! Aber — wenn Kildar nur ein Wort ſagte, ſo war der ehrenwerthe

Baronet Charles Rowland dem Gelächter der ganzen Welt preisgegeben. Dieſe letztere Betrachtung machte den jungen Mann toll, brachte ihn zur Verzweiflung, und die frühe Morgenröthe fand ihn mit dem heilloſeſten Entſchluß im Reinen; fand ihn, den Hahn der Piſtole ſpannend, deren Kugel ihm durchs Hirn fahren und all ſein Mißgeſchick endigen ſollte. —

In dieſem Augenblicke trat Kildar zu ihm hinein, entwand dem Fiebernden das Mordgewehr, und redete ihn mit ſtolzer Härte an: „Was machen Sie da, mein Herr? Gilt Ihnen Ihr Ehrenwort etwas, oder nicht?“ — „Nichts iſt mir heiliger auf Erden, als mein Wort.“ — „So? und dennoch gingen Sie mit der Idee um, durch einen Selbſtmord mir entwiſchen zu wollen? Schämen Sie ſich. Wahrlich: Ihr Leben gehört in dieſem Moment noch nicht Ihnen eigen an. Wenn irgend Einer ein Recht darauf hat, ſo bin ichs, mein Herr, nach der Beleidigung, die Sie mir zugedacht hatten.“ —

Rowland ſah den Gegner mit wildſcheuen Augen an, reichte ihm dann die Piſtolen hin, und ſprach mit klappernden Zähnen: „Da, wählen Sie; ſchießen Sie zuerſt, und machen Sie ein Ende. Sie erſparen mir eine Sünde, und rächen ſich nach Wunſch.“

Kildar legte die Piſtolen gleichgültig bei Seite, ſetzte ſich dem Baronet gegenüber und ſprach: „Damit hat's noch Zeit. Eine Frage, wenn Sie erlauben?“ — „Welche?“ — „Was hat Sie bewogen, den unſinnigen Schritt zu thun, auf dem ich Sie geſtern in meinem Zimmer ertappte?“ — „Hm ... die Liebe .... ſie läßt ſich nicht gebieten, ſie kömmt ungerufen. Ich ſpürte ſie, ehe ich michs verſah; Sie werden aber niemals Ihre Gattin zwingen, Sie zu lieben.“ — „Lieber Herr; das letztere gehört nicht hieher. Glauben Sie etwa, Miſtreß Kildar fürchte mich mehr, als ſie mich liebt?“ — Charles nickte heftig. Kildar fuhr mit einer ſehr unheimlichen Betonung fort: „Ich will Ihnen ſagen, warum ſie mich fürchtet. Weil ich einſt mit dieſer meiner Hand und in der Miſtreß Beiſeyn einen tollen Frevler, der ſich unterſtanden, ihr den Hof zu machen, niedergeſtoßen habe — darum fürchtet ſie mich. Verſtehen Sie mich nun?“

Der Baronet ſaß da, wie eine Bildſäule. Er ſah im Geiſte die Mündung ſeiner eignen Piſtolen auf ſeiner Stirne, den Degen Joſua's nach ſeinem Herzen zielend. Seine Energie war zuſammengebrochen vor Kildar's gräßlicher Ruhe. Er fürchtete plötzlich wieder den Tod; er ſehnte ſich mehr als je, zu leben. „Machen Sie ein Ende;“ bat er: was kann ich zu Ihrer Genugthuung? Was ſoll ich thun? Ich willige in Alles.“

Kildar überlegte eine Minute lang; worauf er anhob: „Der gelungene Frevel wäre nur mit Ihrem Blute zu bezahlen geweſen; der mißglückte mag auf andre Weiſe zu tilgen ſeyn; — meinetwegen. Stellen Sie einen Wechſel von zehntauſend Pfund aus; Ordre von Mr. Joſua Kildar, datirt vom Tage Ihrer Volljährigkeit, zahlbar am dritten Tage nach dem Rücktritt Ihrer Vormünder. Fünfhundert Pfund darüber muß ich mir augenblicklich und baar ausbitten; oder in Pretioſen und Juwelen, was am Baaren fehlen ſollte. Ich bedarf des Geldes. Meine Brieftaſche iſt fort und meine Verlegenheit groß.“ —

„Ihre Forderungen ſind ungeheuer; „ bemerkte Sir Rowland: „Ich kann nicht die eine, nicht die andre erfüllen.“ — „So? ich werde alſo die Anzeige bei den Gerichten machen. Hören Sie? die Herren in der Schweiz verſtehen keinen Scherz. Der Herr Baronet täuſchen ſich wohl über den Grad Ihres Verbrechens? Es iſt nicht ſo leicht, als Sie denken. Der Einbruch in eine fremde Wohnung, Gewalt und Schmach, verſucht an einer Dame ....! körperliche Züchtigung, Kerkerſtrafe, — wer weiß, ob nicht ein ſchimpflicher Tod ...? Die Geſetze der Schweizerrepubliken ſind drakoniſch ..! Sie haben die Wahl; aber ungeſtraft darf Ihre That nicht hingehen.“

„Wie? Kerker, Züchtigung?“ fuhr Rowland auf: „Nimmermehr! Sie ſind, wie ich glauben will, ein Ehrenmann. Ich bin's ebenfalls — wenn ich mir auch einen Fehler vorzuwerfen habe. Dort ſind die Waffen. Machen wir's aus nach den Geſetzen der Ehre!“

— „Mit nichten, Sir!“ entgegnete Kildar höhniſch: „Welch' ein Tropf würde ich ſeyn, wenn ich an Ihr Verbrechen noch mein Leben ſetzen wollte? O nein, o nein, mein Herr. Wie ſchon geſagt — ſtänden die Sachen anders, wäre Miſtreß Kildar Ihre Mitſchuldige, und mein Haupt mit Schande befleckt, dann müßte ich Ihr Leben oder das der Treuloſen haben, oder Sie das meinige. Aber im gegenwärtigen Falle will ich den Zweikampf nicht. Sie ſollen nicht das Vergnügen haben, meine Frau, die mich liebt, zur Wittwe zu machen.“

Rowland ſenkte den Kopf in größter Verlegenheit. Kildar ſtellte ſich an, als wollte er ſich beurlauben. Da rief ihn Sir Charles zurück. „Schreiben Sie den verwünſchten Wechſel: ich werde ihn unterzeichnen," ſagte er. — „Und die 500 Pfund?" — „Ach ja; wenn ſie vorhanden ſind." —

„Ihr inconſequentes Benehmen zwingt mich, Ihnen noch einige Bedingungen zu machen;" erwiederte nun Mr. Joſua, der die neue Verhandlung nur mit Widerwillen anzuknüpfen ſchien. —

„Welche?" fragte der muthloſe Jüngling.

„Erſtens werden Sie noch heute dieſen Ort verlaſſen." — „Von Herzen gern." — „Zweitens — werden Sie das Feſtland nicht verlaſſen, als bis . . ." — „Was wollen Sie noch?" — „Als bis ich, nachdem ich Miſtreß Kildar nach Genf geführt, im Stande ſeyn werde, Sie nach Rowlandshill zu begleiten, und mein Geld dort perſönlich zu erheben." — „Sie ſetzen Mißtrauen in meine Unterſchrift?" — „Nicht das geringſte. Ich hege nur Mißtrauen gegen die Biegſamkeit Ihres Charakters. Einflüſterungen von Dritten möchten Sie zur Unbeſtändigkeit verleiten. Daher müſſen Sie mir erlauben, Ihre Tour mit Ihnen vollenden zu dürfen. Sie haben Holland noch nicht geſehen. Ich kenne dieſes Land von Grund aus. Ich werde Ihr Führer ſeyn, und mit Ihnen am Tage ihrer Emancipation die heimathliche Küſte betreten. Sie zahlen mir alsdann, ein freier Mann, Ihre Schuld, und wir ſcheiden als gute Freunde. Von der verdrießlichen Geſchichte, die uns entzweite, ſoll fernerhin keine Rede mehr ſeyn. Iſt Ihnen das recht? Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, an einem Orte, den wir ausmachen wollen, meiner zu warten — unter allen Umſtänden?" — „Meinetwegen, da iſt meine Hand.

Ich werde mein Wort niemals brechen.“ — „Ich wollte es Ihnen nicht rathen, beſter Sir. Meine Verbindungen erſtrecken ſich weit, und Ihre Ehre, wie Ihr Leben würden auf dem Spiele ſtehen.“ — „Genug davon. Ich erwarte Sie in Gottesnamen. Aber ... wo denn? Ich muß bekennen, daß meine Kaſſe leer ſeyn wird, wenn die fünfhundert Pfund ....“

Kildar überlegte. Dann ſagte er mit dem befehlenden Tone, der den Baronet bereits unterjocht hatte: „Ich weiß einen herrlichen Ort am Rhein ... ein niedliches Städtchen... Ich werde Ihnen ein Empfehlungsſchreiben an einen Handelsfreund mitgeben. Sie werden bei ihm wohnen ... alle Ihre Wünſche zuvorkommend befriedigt ſehen, und drei oder vier Wochen paſſiren, ohne daß Sie es nur merken. Doch würden Sie wohlthun, Ihren Hofmeiſter und Ihre Diener vorauszuſchicken nach der Heimath. Ihre Auslagen werden dadurch geringer, und wann ich bei Ihnen bin, werde ich ſelbſt, Alles vergeſſend und vergebend, Ihr Mentor und gehorſamer Diener ſeyn.“ —

Kildar hielt ſeine Hand mit biedrer Vertraulichkeit hin, und Rowland verſprach, was der Mann verlangte. — Der Wechſel war nach wenigen Minuten geſchrieben und unterfertigt, der größte Theil von Rowlands Geldvorrath, ſammt ſeinen Ringen in Mr. Joſua's Hände übergegangen, und der arme Charles hatte dafür ein Empfehlungsſchreiben an den Kaufmann Wilhelm Buchſcheit, wohnhaft in jenem gewerbreichen Städtchen am Rheinſtrom, empfangen. Der gute Baronet fühlte ſich freilich unbehaglich im Angeſicht ſo vieler Opfer, allein die Furcht vor der Perſönlichkeit Kildars und vor der

Schweizerjuſtiz, die er ſchon in Zürich kennen gelernt hatte, wäre im Stande geweſen, ihn zu einem Sprung mit geſchloſſenen Augen in den feurigen Pfuhl zu vermögen. Der Hofmeiſter Timotheus erfuhr von Allem, was verabredet worden, nichts als den trotzigen Befehl zur Abreiſe. Unverzüglich wurden die Anſtalten hiezu getroffen. Mr. Joſua nahm ſich mit freundſchaftlichem Eifer dieſer Vorbereitungen an, und letzte ſich mit dem Baronet als wie mit einem Bruder. Sogar die arme Eliſabeth, kaum im Stande, ihre Stirne ruhig und ihre Augen thränenleer zu erhalten, reichte auf Befehl dem zerſchmetterten Jüngling die eiſige Hand zum Abſchied. Die übrigen Hausgenoſſen ſahen ihn gleichgültig ſcheiden; weniger theilnahmlos war der Wirth, dem Rowland eine ſchöne Rechnung bezahlt hatte. Er ſchüttelte ihm auf gut ſchweizeriſch die Hand, und fügte noch einen guten Rath zum Lebewohl. „Seyn Sie auf Ihrer Hut!“ ſagte er: „Eine Peſtilenz von Dieben iſt über unſer armes und unſchuldiges Ländchen gekommen. Es müſſen Deſerteure und Landſtreicher in unſern Bergen hauſen. Geſtern iſt Mr. Kildar beraubt worden — ſo zu ſagen vor unſrer Thüre — und heute iſt ſchon die Nachricht eingetroffen, daß, ebenfalls geſtern, unfern von Heriſau, eine vierſpännige Kutſche, worinnen reiche Leute ſaßen, nur mit Mühe der Plünderung entgangen iſt. Die Geiſtesgegenwart eines Reiſenden hat Unheil verhütet, und einer der Spitzbuben iſt auf dem Fleck todtgeſchoſſen worden. Die Andern haben die Flucht genommen. Halten Sie daher Ihre Piſtolen bereit, und trauen Sie nicht.“ —

Der Baronet, zerſtreut zuhörend, dankte für den guten Rath, ſuchte noch einmal vergebens mit den Augen die verſchwundene Miſtreß Kildar, zog mit ſauerm Lächeln vor Mr. Joſua den Hut, und entfernte ſich raſch von dem Orte des Mißgeſchicks. —

„Aber — mein Gott — ich dachte, der junge Herr würde in Ihrer Geſellſchaft nach Genf reiſen?“ fragte die Seyrod ihre junge Freundin. — Eliſabeth antwortete verlegen: „Eine Nachricht, die mein Mann dem Baronet brachte ... ein Verluſt, der ihn bedroht ... was weiß ich ..? er reist in's Vaterland zurück.“ — „Hm, ja ... die Herren von jenſeits des Kanals . . ſie haben ſtets eigene Launen!“ — „Wie mein Mann, gute Dame. Sobald er ſich von ſeinem geſtrigen Unfall erholt hat...“ — „Wie? er iſt unwohl?“ — „Er liegt zu Bette, meine gute Frau von Seyrod. Die Alteration hat ihn krank gemacht. Sobald er ſich erholt hat, ſage ich ... wollen wir ohne Säumen abreiſen.“ — „Ei, wie Schade! ich hatte mich ſo ſehr an Sie gewöhnt. — Und à propos — Ihre Geſchichte ... deren Ausgang?“ — „Ein andermal, beſte Madame. Ein andermal — in Genf, wenn Sie wollen.“ —

Der Boden brannte unter Eliſabeths Sohlen. Ein neuer Spektakel erlöste ſie aus den Klauen der Neugierigen. Der bisher ſtumme Baron kam, aus vollem Halſe ſchreiend, die Treppe herunter: „Diebe, Mord, Brand im Hauſe!“ jammerte er: „mein Koffer gewaltſam geöffnet, mein ſeidener Beutel mit hundert und ſechszehn Dukaten entwendet! Wo iſt der Räuber, wo? Hier iſt ſeine Nachtmütze! Er hat ſeine Nachtmütze bei mir verloren!“ — — Beſtürzung, Geſchrei, Wirrwarr von allen Seiten.

Als Eliſabeth ihrem darniederliegenden Gatten den Vorfall berichtete, ließ ſich Joſua die Mütze beſchreiben, und ſagte alsdann kopfſchüttelnd und wehmüthigen Geſichts: „Man ſoll im Leben nicht voreilig richten.... aber ich habe ganz beſondre Gedanken.“ — Er ſetzte hinzu, flüſternd in's Ohr der erſchreckenden Eliſabeth: „So wahr ich lebe! die Mütze iſt Rowland's. Der Burſche thut mir leid, trotz ſeiner Verirrung. Schweige daher, liebe Betſy.“ —

Drittes Kapitel.

Wer ein Paar Wochen nach den Vorfällen zu Gais in einem Wirthshauſe eingekehrt wäre, das eine kleine Strecke unterhalb Worms, vereinzelt an der Landſtraße nach Mainz ſtand, und zum „Pfälzerhof“ geſchildet war, hätte eine traurige Geſellſchaft angetroffen. In dem Herrenzimmer, zunächſt der Trinkſtube, ſaß in einer Ecke Sir Rowland mit verbundener Hand; in einer andern Pater Timotheus den Kopf in Bandagen vermummt; der Bediente des Baronets hinkte marmorirten Angeſichts umher, die Herren zu bedienen; der Jockei lag mit wundem Rücken im Stalle und beneidete die geſunden Gäule, denen das Futter trefflich ſchmeckte. Der Wirth der Schenke, die Mütze in der Hand, und den Schalk im Auge, ſtellte ſeinen vornehmen Gäſten ſein ganzes Haus zur Verfügung, lud ſie ein, etwas Speiſe zu genießen, und offerirte, da die Speiſe beharrlich ausgeſchlagen wurde, einen ächten edeln Wein, Liebfrauenmilch oder Nierenſteiner, als die trefflichſte Panacee gegen alle Gebrechlichkeiten dieſes Lebens.

Sir Charles, zu andern Zeiten kein Verächter der angeprieſenen Wunderarznei, machte heute bei den lockenden Anträgen des Wirths ein Geſicht, das finſtrer war, als der gewitterſchwere Himmel draußen, der ſich zu einem argen Regen anſchickte. Endlich gab er dem Gaſthalter ein unwilliges Zeichen, ſich zu entfernen. Lächelnd gehorchte der Mann.

Hierauf hob Rowland, zum Hofmeiſter hinüberſprechend an: „Wein! Wein! Er ſey verwünſcht. Was haltet Ihr davon, Ehrwürden?“

Timotheus nickte, indem er gravitätiſch ſagte: „Der Wein iſt die Wurzel aller Laſter, und der Müßiggang deren Samen.“

„Ein grobes Volk!“ wagte der Kammerdiener einzuſchalten; dabei rieb er ſein verrenktes Bein: „Die Burſche ſchlugen zu, wie auf den Ambos. Die Trunkenbolde! Die deutſchen Dickköpfe! Ich lobe mir das Vaterland.“

„Hm — ja! auch mir gefällt es beſſer;“ pflichtete Rowland bei, und beſchäftigte ſich ferner mit ſeinen Grillen, ſo daß eine lange Pauſe eintrat.

Die Veranlaſſung zu dieſer Grillenfängerei und zur Unzufriedenheit der ganzen kleinen Geſellſchaft war übrigens alltäglich genug. Die Weinleſe war vor der Thüre; eine in den Rheinländern luſtig, ja überfröhlich begangene Zeit. Die Vorbereitungen dazu wurden von den jungen Leuten in der Umgegend von Worms mit Geräuſch betrieben. Sie begleiteten ihre Arbeiten mit Geſang, netzten in den Ruheſtunden ihre Kehlen mit häufigen Libationen, und erlaubten ſich, begeiſtert von dieſen, manchmal Scherze, die nicht nach Jedermanns Geſchmack waren. — So hatte ſich eine luſtige Bande das Wort gegeben, keinen Reiſenden von Anſehen die Straße ziehen zu laſſen, ohne ihn nach ihrer Weiſe zu brandſchatzen. Sobald ſie einen Reiſewagen heranrollen ſahen, eilten die übermüthigen Bacchanten von den Weinbergen auf den Heerweg, ſpannten bunte Bänder als Barrieren vor den Pferden aus, und bettelten, Trauben anbietend, um ein erkleckliches Trinkgeld. Wer geſcheidt und guter Laune war, gab den fröhlichen Bettlern; viel oder wenig, nach Gefallen, und fuhr dann ungehindert weiter. — Aber der Unſtern, der nun einmal des jungen Baronets Reiſebahn beſchien, führte ihn gerade in der übelſten Laune gen Worms. Sir Charles hatte in dem gaſtlichen Mannheim zehn Tage lang en grand Seigneur gelebt, den Reſt ſeiner Kaſſe völlig erſchöpft, und bei einem Landsmann oder Juden ein Anlehen negocirt. Er hatte ferner in Mannheim ein gewiſſes Aufſehen gemacht, irgend einer Dame den Kopf verrückt, und dafür, wie ihm faſt überall begegnet war, ſein Herz als Pfand hingegeben. Und eben dieſe Liebe, das Glück, das ihm geworden, die Geſellſchaft, die ihm behagte, das Leben, das ihm gefiel, mußte er dahinten laſſen, weil ſein Geld nicht mehr ausreichte, und weil die Zeit herankam, da er bei Herrn Wilhelm Buchſcheit, laut Ehrenwort, ſein Einlager zu halten hatte. Urſachen vollauf, das luſtigſte Gemüth zu verſtimmen. Nebſtbei lag ihm noch ob, ſeinen Hofmeiſter und die Bedienten abzuſchaffen, und er wußte nicht recht, wie ſolches anzufangen ſeyn möchte, ohne das Geheimniß von Gais zu enthüllen, und er ſchämte ſich der Enthüllung. Endlich wurde ihm von Schritt zu Schritt ſeine Verpflichtung widerlicher; Buchſcheits Haus erſchien ihm als ein Zuchthaus, und zwar von Tag zu Tag mehr, ſo wie ihm in demſelben Maße Kildars bevorſtehendes Eintreffen zum Schreckniß wurde, dem er mit Grauen entgegenſah. Die zehntauſend Pfund, die er noch zu opfern hatte in der nächſten Zukunft, wurden ihm wie billig immer lieber, und der Gedanke, ſie hinwerfen zu müſſen, ſetzte dem ſorgenvollen Sir die Krone der ſchwärzeſten Laune auf.

In der beſchriebnen bedenklichen Stimmung hielten die Bachanten, deren Köpfe nicht mehr kühl waren, den Baronet an, und verlangten von ihm, was er nicht mehr hatte: Geld. — Gleich dem ſehr ehrenwerthen Ritter der Huldin von Toboſo, ſah Rewland in den poſſenhaften Bettlern einen Räuberhaufen, hörte er in deſſen Jauchzen den Hohn der Mordluſt aufſchreien, und ſetzte ſich mit voreiliger Brutalität zur Wehre. Die friedlichen Zöllner ſtutzten anfänglich: aber der Baronet hatte leider in Deutſchland und in der Schweiz eine Menge von Verwünſchungen gelernt, und leider bediente ihn ſein Gedächtniß allzutrefflich, wie auch ſein Mund. Die Spaßmacher verſtanden ſeine Beleidigungen, und — wie vom Scherz zum Ernſt zuweilen nur ein kleiner Schritt iſt, ſo kehrten ſie das Rauhe heraus; ließen Bänder und Guirlanden fallen, und erhoben dafür ihre Rebpfähle als Waffen, mit denen ſie wacker arbeiteten: dergeſtalt, daß keiner der Fremden — den Poſtillon ausgenommen, der mit ſeinem Vorſpann davon geritten war — unbehelligt wegkam. Der friedfertigſte — Pater Timotheus — hatte, wie oft geſchieht, den ärgſten Leck davon getragen, und auf der Flucht aus den Klauen der gereizten Bacchanten ſo lange gejammert und lamentirt, bis Sir Charles endlich geneigt worden war, in der ſo pomphaft geſchilderten Schenke vorläufig Halt zu machen. Das begonnene Geſpräch fiel in die Mittagſtunde des nächſten Tages.

In des Geiſtlichen wundem Kopfe ſtand es zu dieſer Friſt nicht ſehr friedlich. Er antwortete nach langem Stillſchweigen ſeinem Zögling mit giftigem Ausdruck: „Das hat man davon, wenn man nachgibt einer thörichten Mode, und hinausrennt in die Welt, ohne ſie zu kennen, während man daheim in Abrahams Schooße leben könnte. Was hab' ich gethan, daß mich der Böſe verblendete, mit Ihnen den Landſtreicher zu machen?“

— „Ich möchte eher fragen, mein Vater, was Ihr auf der ganzen Reiſe gemacht habt? Ein Felleiſen wäre mir nützlicher geweſen als Eure Perſon. Ihr habt gegeſſen, getrunken, geſchlafen und damit gut. Ich bin aus einer Verlegenheit in die andere getaumelt, und Alles iſt Eure Schuld, Ehrwürdiger.“

„Heiliger Erzbiſchof von Mailand, Patron dieſes undankbaren Cavaliers, rette meine Ehre, und reinige die Zunge deines ſündhaften Taufſohns! Mein ſehr edler Baronet! wie können Sie behaupten ......? Wenn mir nur Alles einfiele! Als der Wirth in Calais Sie —

und folglich auch mich — aus dem Hauſe jagte, und vor Gericht zog, weil Sie ihm ſeinen ſchönen Jagdhund erſchoſſen, — war ich denn ſchuld daran? Als Sie in Paris die übeln Händel mit den Gardeoffizieren hatten um eines Würfelſpiels willen, — war ich denn der Spieler und Raufer? Als Sie in Zürich mit dem Schwertwirth zuſammen geriethen, weil Sie ihn zum lebendigen Stiefelknecht zu machen beliebten — war ich denn der Schuldige, ich, der da immer Schuhe trägt, zu Pferde ſogar?“

— „Schweigt, würdigſter Timotheus. Ihr hättet alle dumme Streiche, die mein heißes Blut und der Jugend Uebermuth mir eingegeben, verhindern ſollen. Das war Euer Amt. Dennoch habt Ihr ſtets zugeſehen, wie ein Götze. Ich weiß Euch keinen Dank für Eure ſtrafbare Gleichgültigkeit.“

„Gleichgültigkeit? Mir das, mir, der ich Sie liebe, wie Ihr Vater nie gethan? Mir, deſſen Worte vor Ihren Ohren verhallt wären, wie das Echo in der Ferne, was ich gar wohl weiß von Alters her! Mir, deſſen Anſehn und Würde ſo oft gelitten durch die Folgen Ihrer unbedachtſamen Handlungen? Iſt's nicht ſo weit gekommen, daß man uns nachſetzte als wie davonlaufenden Dieben? Haben nicht jene Schurken aus Appenzell unſern Wagen durchſucht, um gewiſſe Dukaten zu finden, die der deutſche Baron nicht mehr hatte, aber wir eben ſo wenig? Ich, ein Prieſter, im Verdacht des Diebſtahls! und nur deswegen, weil Sie unvorſichtig genug geweſen ſind, Ihre Nachtmütze im Hauſe zu verlieren?“

— „Schweigt von der fatalen Geſchichte. Meine Galle ſteigt.“

„Die Meinige iſt mir ſchon lange übergelaufen; darum rede ich jetzo unaufhaltſam, auf die Gefahr hin, daß ſich verſchlimmerten die Wunden, die ich armes Lamm um Ihretwillen empfangen habe. Ein Dieb! ich, ein Prieſter, Sie ein Baronet! Dennoch — wäre damals nicht Mr. Kildar geweſen, der rechtſchaffenſte Landsmann der jemals rothes Haar trug — wir ſäßen vielleicht feſt in den Banden des Schweizervolks. Ich lobe mir den ehrſamen Kildar — und er verdient nicht, daß Sie den Kopf ſchütteln, und den Mund häßlich verziehen, was Ihnen ſehr übel anſteht. Kam er nicht trotz ſeines Fiebers uns nachgeritten, um uns zu warnen? Und da die Warnung mit ihm zu ſpät kam — ſchützte er uns nicht gegen den nachjagenden Troß und den ſtummen Baron, der da ſchrie, wie ein Zahnbrecher? Endigte Mr. Kildar nicht damit, für uns Bürgſchaft zu leiſten? erbot er ſich nicht, dem ſtummen Baron, der nicht aufhörte, zu lärmen, die Summe zu erſetzen, deren Verluſt ihn toll machte? Ein ſchönes Anerbieten, wenn es ſchon aus der Hand des an der eignen Habe Beſtohlnen nicht angenommen werden durfte. Solche Freunde ſind ſelten. Ich wollte, wir hätten Mr. Kildar geſtern Abend bei uns gehabt. Er würde die betrunknen Sünder beruhigt und beſänftigt haben, ohne auch nur eine Silbe von ihrer barbariſchen Sprache zu können.“

Newland unterbrach den Redſeligen, indem er ſich die Ohren zuhielt, mit den Worten: „Genug, genug von dem ſehr ehrenwerthen Mr. Kildar. Gebt Friede, ſtrengt Euch nicht an. Ihr bringt mich demungeachtet nicht ab von der Ueberzeugung, daß ich lediglich nur

Euch Alles Unglück zu verdanken habe, das mir in dem vermaledeiten Schweizer- und deutſchen Lande zugeſtoßen iſt.“

„Ja wohl; verwünſcht und unglückbringend iſt die Fremde! Gott ſegne das Vaterland.“

Der Baronet faßte den Stoßſeufzer des Hofmeiſters auf, und ſagte alſobald: „Iſt Euch die Fremde verleidet, Herr? deſto beſſer. Wenn Ihr Eure Zukunft — nämlich Eure Kaplanei und Penſion retten wollt — wenn Ihr nicht begehrt, daß ich meinen Vormündern mittheile, wie gewiſſenlos Ihr mich vernachläſſigt — ſo thut mir den Gefallen, ſammt meinen Dienern und Pferden ſobald als möglich nach Newlandshill zurück zu gehen.“

Timotheus machte große Augen. „Sehr wohl;“ verſetzte er. „Aber, wo bleiben Sie? Meine Inſtruktion lautet .....“

— „Bah, bah, Inſtruktion und kein Ende. Ich kann Euch nicht mehr brauchen, und habe noch in Holland zu thun. Euer und der Leute Unterhalt kommt mir zu hoch. Es iſt Ebbe in der Kaſſa.“

„Das iſt, was ich nicht begreife. Ich wußte doch zu Gais ....“

— „Schweigt. Ihr würdet manches nicht begreifen. Ich habe Antiken gekauft, alte Waffen und Meßgewänder. Mr. Kildar hat ſich anheiſchig gemacht, dieſe Gegenſtände hinüber zu ſpediren. Ich will ihn erwarten. Er wird mich dann begleiten, und darum ſeyd, ich bitte Euch, der Bote, der meinen Vormündern meine nahe Ankunft meldet. Je verſchwiegner ſodann Euer Mund, je größer Euer Lohn.“

„Sorgen Sie nicht. Ich will von allen unangenehmen Vorfällen ſchweigen. Auch iſt mir ganz recht, daß Mr. Kildar wieder mit ihnen zuſammentrifft. Er iſt ein Ehrenmann, ein wahrer Freund, ich habe Vertrauen zu ihm, wie zu mir ſelber. Allein ... die Antiken, die Waffen, die Meßgewänder .... ich erfahre davon das erſte Wort, und ſehe nicht ein, wann und wo der Kauf ....“

— „Stille. Ich habe gekauft, da Ihr einmal allzu lange ſchlieft. Nichts mehr davon. Sobald ich meines Korreſpondenten Wohnort erreicht habe, könnet Ihr, ſollt Ihr Euch mit den Andern auf den Weg machen. Alles übrige iſt meine Sache. — “

„Sehr wohl; ... da jetzt alle Zweifel gehoben ſind ...... ich fühle beinahe keine Schmerzen mehr im Kopfe ... was hielten Sie davon, wenn wir ein Mittagsmahl beſtellten ...? Seit der Tracht, die uns geſtern Abend von denen Spitzbuben aufgeſetzt worden, haben wir ſo viel als gar Nichts genoſſen ....?“ — „Meinetwegen. Ich will ſehen, ob Euer Wundfieberappetit den meinigen etwa zu reizen vermag.“ —

Ein Wink, und die Mahlzeit ſtand vor den betrübten Irländern. Der Wirth zum Pfälzerhof hatte ſich ſelbſt übertroffen. Timotheus erkannte dieſes dankbar und hieb tapfer ein, preiſend von Zeit zu Zeit den glücklichen Gedanken des Baronets, ihn der grünen Inſel wieder zuzuſenden. Der Hofmeiſter ſchilderte die Heimath mit ſo lebendigen Farben, daß Rowland dabei ganz trübſinnig wurde, Meſſer und Gabel hinlegte, und vor ſich hin ſah, wie ein Verzweifelter. Endlich klopfte er, Timothei Wort-

Fluß zu hemmen, auf ſeinen Teller, blickte verwegen auf, und fragte barſch: „Was haltet Ihr von einem Eid und Ehrenwort? ſagt's rund und kurz heraus, Würdigſter.“

Der Würdigſte war auf die Gewiſſensfrage nicht gefaßt; er ſtutzte, er huſtete, er beſann ſich. Er redete ſodann: „Der Eid iſt das Ehrenwort des gemeinen Volks, das ſo eigentlich eine Ehre nicht beſitzt. Das Ehrenwort iſt aber der Eid der guten Geſellſchaft, die — wie ſage ich nur — die eine Formel, wie die des Schwurs vor dem Kruzifix für gemein achtet, und die — mit einem Worte — auf Parole geglaubt ſeyn will.“ —

— „Sehr gut, Ehrwürdiger. Beſſres habt Ihr nie geſagt, hochwürdiger Benefiziat von Rowlandshill. Aber Eure Erklärung betrübt mich. Eine Umgehung des Ehrenworts wäre demnach gleich dem Meineid.“

Timotheus zuckte die Achſeln und aß haſtig einige Biſſen. Unter dem Tiſchtuch hervor, womit er ſich den Mund wiſchte, murmelte er: „Nicht ſo eigentlich, gar nicht ſo eigentlich. Eine Sünde gewiſſermaßen, aber eine läßliche ... o ja, eine ſehr läßliche.“

— „Das klingt ſchon beſſer, gelehrter Herr. Ich gehe weiter: wenn nun — ich ſetze den Fall — das Ehrenwort obendrein gezwungen — gleichſam unter der Spitze des an der Kehle ſtehenden Degens — geleiſtet worden, ... wie dann?“

Timotheus aß wieder einige Biſſen, ſchwitzte vor Eifer, focht mit der Hand in der Luft. „Was denken Sie? Gezwungener Eid thut Gott leid! Und wenn Sie das heilige Sakrament des Altars darauf hätten nehmen müſſen! Vernichtet, annullirt ... ſage ich tauſendmal.

Ein menſchlicher Zwang und Deſpotismus — wie groß er auch ſey, und wie gewaltig, ſoll niemals ... was wollte ich jetzt ſagen? Sie verſtehen mich — und auf jeden Fall iſt mit einem lumpigen Ehrenwort noch ein leichteres Abkommen zu treffen, als mit ... Ach, haben Sie den Donnerſchlag gehört?“

— „Haltet Ihr mich für taub? Ermannt euch, und werdet nicht blaß. Ihr habt mich ſehr erquickt. Ich weiß jemand, dem ein gegebenes Wort ſchwer auf dem Herzen laſtet, und der ſchon halb und halb entſchloſſen iſt, es zu umgehen. Es iſt zum erſtenmal in ſeinem Leben, aber zu verantworten wäre es am Ende ... obſchon die Gefahr nicht klein ...“

Timotheus horchte mehr dem Donner zu, als ſeinem Zögling. Letzterer gerieth wieder in der Zweifel und Befürchtungen Labyrinth, und kaute zwiſchen den Zähnen die Worte der Angſt: „Gewiß iſt ſie nicht klein, die Gefahr ... der Menſch ſcheint ein verzweifelter Burſche ... aber — wäre denn allen Drohungen blindlings Glauben zu ſchenken?“

Rowlands Betrachtungen wurden kurz und gut unterbrochen durch den geräuſchvollen Eintritt eines Mannes, der von Wichtigkeit zu ſeyn ſchien, indem der Gaſtwirth wie ein demüthiger Hund ſeinen klirrenden Schritten folgte. — Der neue Gaſt, hochgewachſen und breiten rothen Geſichts, trug ein gallonirtes Jagdkleid mit prächtigem Hirſchfänger, Reiterſtiefel mit vergoldeten Sporen, Dragonerhandſchuhe, eine um die Schultern hängende Jagdpeitſche und einen Federhut, deſſen Vorderkrempe heruntergeſchlagen war, und vom Regen triefte. Ein derber Fluch war der Gruß, womit der Herr eintrat. Dann ſtand er auf dem Fleck ſtill, und muſterte ſchweigend die Fremden. Hierauf ſtieß er mit dem Fuße die Jagdhunde von ſich, die ihn umſchwärmten, ließ ſich in den Lehnſeſſel fallen, den ihm der Wirth entgegentrug, und rief: „Die Jäger ſollen vor'm Hauſe in's Horn ſtoßen. Es hört's vielleicht Einer oder der Andre von den Zerſprengten. Gott beſſre das heilloſe Wetter. Burgunder! Kaltes Geflügel! Paſtete! Geſchwind!“ — „Ich fliege, Ew. Erlaucht.“ — Als Rowland den ungeſtümen Herrn fleißiger betrachtete, wurde er den Stern gewahr, welcher deſſen Bruſt verzierte. Der Beſternte ſeinerſeits fixirte den Irländer, räuſperte ſich, und redete ihn an, wie ein Bettelvogt den Handwerksburſchen ohne Lehrbrief. „Wer iſt Er? Wie heißt Er? Woher kommt Er? Was macht Er hier?“

Dem Baronet lief das Blut ſiedheiß durch die Adern. Eine ſolche Anfrage war dem reichen und verwöhnten Touriſten noch nicht vorgekommen. „Haben Sie ein Recht, mich zur Rede zu ſtellen?“ fragte er keck entgegen.

Der Andere machte verwunderte und drohende Augen. „Geantwortet!“ kommandirte er trotziger: „Noch eine Frage, wie die naſeweiſe von vorhin, und ich laſſe Ihm durch meine Leute fünf und zwanzig Prügel geben, auf mein Wort!“

Rowland ſtand bei dieſer Drohung auf, hitzig erwiedernd: „Probiren Sie's! Ich weiß nicht, wer Sie ſind, Herr, aber — weil Ihnen nun einmal dran liegt, zu erfahren, wer ich bin, ſo will ich's Ihnen ſagen. Ich bin ein edler und begüterter Britte, der den Moment nicht erwarten kann, das Feſtland zu verlaſſen, wo dem Reiſenden nur Verdruß bereitet, und die ungerechteſte Geringſchätzung bewieſen wird.“ — Dieſer derben Antwort hängte er einen vaterländiſchen Fluch als Trumpf und Siegel an.

Timotheus, in tödtliche Angſt gerathend, winkte ihm, zu ſchweigen, und da der Wink, wie gewöhnlich nichts half, faltete er die Hände, indem er halblaut ſeufzte; „Kyrie Eleyſon! Da ſind wir abermals in eine Spießruthen- oder Haſelgertengeſchichte verwickelt. Ich ſtummes Lamm bin etwa auch an dieſer üppigen Prügelblüthe ſchuld, Herr Baronet?“

Indeſſen bemerkte der gute Kaplan und Hofmeiſter mit Zufriedenheit, daß des ſtolzen Jägers Angeſicht ſich mildiglich erhellt hatte, und in ſein Ohr träufelte wie Balſam des Jägers freundſelige Aeußerung: „Ah, Sie ſind ein Engländer? Warum ſagten Sie das nicht gleich? Ich liebe die Britten von ganzer Seele, und haſſe nur die Franzoſen, meine Nachbarn. Ich liebe auch Ihre Sitten und Sprache, mein Herr, und wenn es Ihnen gefällig wäre, ſo ſprächen wir von Stund' an Engliſch?“ — „Sehr gern, mein Herr ... Wie nenne ich Sie?“ — „Später, ſpäter, bitte ich. Sagen Sie mir: woher, wohin, mein ſehr achtbarer Gentleman?“

In der nächſten Minute wußte der Frager genau Rowlands Stand und ſein Woher; — dann wurde von Jagden, Hunden und Pferden geredet, und der Jäger ging ſo eifrig und wohlberichtet in die Sache ein, daß Rowland ſeine Wiſſenſchaft weit überflügelt ſah, und faſt dieſelbe Verwunderung in ſeinen Zügen ausdrückte, die der Gaſtwirth äußerte, als er die Herren ſo vertraut ſah, und den Befehl erhielt, des vornehmen Gaſtes Couvert auf dem Tiſche der Irländer aufzulegen. Burgunder trinkend und Wildpaſtete ſpeiſend, erfuhr der Jäger endlich auch des Baronets Wohin, und daß derſelbe — obwohl im Beſitz einer Empfehlung an das Haus Buchſcheit — projektire, von ihr keinen Gebrauch zu machen, ſondern direkt der Heimath zuzueilen.“ — Schon wieder anderer Wind!“ murmelte Timotheus dem hinkenden Kammerdiener zu: „Er hatte doch verſprochen, uns allein gehen zu laſſen! In der That möchte ich den Wildfang je eher, je lieber los ſeyn — und was wird Mr. Kildar ſagen, der mit den Antiken nachkömmt ...?“

Alſobald ſtrömte jedoch neue Hoffnung dem armen Geiſtlichen, als er den Beſternten ſagen hörte: „Das kann ich nicht zugeben; gewiß nicht. Sie müſſen ſich wenigſtens vierzehn Tage aufhalten. Die Jagd iſt ſuperb, ich habe ein Wettrennen im Trieb, ... es ſoll nicht geſagt werden, daß ein reicher und vornehmer Engländer durch mein Land gezogen ſey, wie ein heimkehrender Storch, ohne fêtirt zu werden. Nein, nein .... ich ließe Sie eher arretiren und krumm ſchließen. Schicken Sie immerhin Ihr Geſindel voran ... aber Sie müſſen mir bleiben; auf mein Wort.“ —

Rowland horchte und paßte auf, und glaubte, ſeinen Nachbar nicht gehörig zu verſtehen, aber dieſer fuhr mit Geberden und Ton eines Gebieters fort: „Wie ſagten Sie? an Buchſcheit eine Empfehlung? Sie müſſen ſie abgeben. Ich kenne den Mann, ich kenne das ganze Haus; ich liebe das ganze Haus, obſchon mein Hof-Faktor den Kopf dazu ſchüttelt. Buchſcheit iſt ein charmanter Mann; ich habe meine Gründe, ihn zu achten. Sie werden dort gut ſeyn. Ich ließe den Rechenknecht auf die Wache ſetzen, wenn er Sie nicht behandelte, wie ein Kavalier behandelt ſeyn muß. Ich ſelber würde Sie gerne aufnehmen, allein mein Schloß iſt von Freunden beſetzt, ein Theil deſſelben in Reparatur; dagegen hat der Buchſcheit ein feines Haus ... er hat es ſchon ſeit ein paar Jahren ... hat Glück und Stern, ſeitdem er ſich etablirte ... Natürlich: unter meiner Protektion, wie mochte es ihm fehlen? Er ſpricht engliſch, nicht allzugut, aber es reicht hin, iſt eine Annehmlichkeit für Sie, hat mir den Mann werth gemacht. Ein Glück, daß er zugegen iſt; kam geſtern oder vorgeſtern erſt von Leipzig und Frankfurt zurück, hat ein Meßgeſchenk gebracht ... ſüperb, auf mein Wort. Ich nehme es von ihm, obſchon er ein Bürgerlicher iſt, die ich in der Regel nicht ſehr goutire ... aber ... halt! da trabt ſein Aſſocié! Ich will ihm ſagen, daß ſein College herauskomme. Soll auch etwas von dem Regen genießen. He! Mayer! Mayer! Iſt Er taub? halt' Er an!“

Der durchnäßte Reiter, der von dem vornehmen Herrn angerufen wurde, lenkte ſein Thier an das Fenſter und zog den Hut demüthig, behielt ihn auch in der Hand, obgleich unter der Dachtraufe ſtehend. „Woher?“ fragte wieder der edle Jägersmann. — „Von Mannheim, Ew. Erlaucht.“ — „Sag' Er doch dem Buchſcheit, er ſolle auf der Stelle herauskommen. Ich hab' ihm was zu ſagen. Aber — auf der Stelle. Verſteht Er mich?“ — „Sehr wohl, Ew. Erlaucht.“

— „Gut: Adieu. Marſch!“

Mittlerweile hatte Rowland den Gaſtwirth nach dem Fremden befragt. — „Er iſt unſer Graf;“ antwortete der Wirth leiſe. — „Euer Graf?“ — „Ja, Mylord; unſer Landesherr, des heiligen römiſchen Reichs Unmittelbarer.“ — „Was iſt das?“ — „Hm . . . Mylord . . . er hat ſich um Niemand zu bekümmern, und er thuts auch wahrlich nicht.“ Der Wirth ſchien einen Seufzer zu verſchlucken, und verwandelte ſein ſorgenvolles Antlitz plötzlich in ein lächelndes, denn der geſtrenge Unmittelbare nahm wieder an des Baronets Seite Platz. — —

Der Herr Aſſocié trabte zur ſelben Friſt mit verdoppelter Eile, um ja nichts an dem Auftrag des gefürchteten Reichsgrafen zu verſäumen, der Reſidenz deſſelben zu, der Hauptſtadt des Ländchens, dem das Unglück geworden war, unter der Botmäßigkeit eines Dynaſten zu ſtehen, wie ſie dazumal im deutſchen Reiche eben nicht ſelten zu finden geweſen. Das Land war arm an Gelde; der Herr ſtand reich in Schulden. Die Unterthanen waren ein Volk von Knechten; der Herr hatte im Dienſt eines großen Monarchen das Kommandiren gelernt. Steuern und Contributionen wurden rüſtig eingetrieben; Juſtiz und Zahlung nirgends geleiſtet. Die Geſetze ſchwiegen, aber die Willkür befahl. Die Börſe des Volks war die des Regenten; er ſchöpfte ſie aus, ohne zu fragen, ohne zu rechnen. Jede ſeiner Launen wurde befriedigt, und die abenteuerlichſte war die alltägliche. — Es iſt unnöthig, ein Mehreres von jenen Zuſtänden zu ſagen. Es genügt zu wiſſen, daß der neue Freund des Sir Charles Rowland einer der wunderlichſten unter den Wunderlichen, und ſicherlich der gewaltthätigſte unter den regierenden deutſchen Grafen war, der auf der Welt nichts als ſeinen Willen und ſeine Thorheit trieb, ſeine Bauern ſchund und ſeine zahlloſen Gläubiger verhöhnte. Zur Zeit dieſer Geſchichte hatte ſein Uebermuth eine ſolche Höhe, ſeine Tyrannei einen ſo ſchrecklichen Umfang erreicht, daß ſeiner Agnaten Beſorgniſſe, daß ſogar ſeiner Unterthanen Verzweiflung den Weg zum Thron des Kaiſers gefunden, — daß ſelbſt die Herren vom Reichskammergericht die weißen Perrücken ſchüttelten und zuſammenſteckten, um Rath zu pflegen in Sachen der Menſchheit contra Einen ihrer abſcheulichſten Henker.

Herr Mayer erreichte alſo jenes Hauptſtädtchen im trübſeligſten Zuſtande, mit Koth überzogen, gleich dem eiligſten Kurier. Das Haus ſeines Compagnons war eins der anſehnlichſten in der Hauptſtraße. Der Compagnon ſelbſt trat dem Ankommenden, und — wie es den Anſchein hatte — Erwarteten, auf der Schwelle entgegen.

— „Nun? Schon wieder da? Was habt Ihr Neues?“ — „Meiner Seel’, ſo viel als Nichts. Ich habe unſern Mann nicht mehr vorgefunden.“ — „Bah, bah! ich hatte doch ſo verläßliche Notizen. Er befand ſich dort, wie der liebe Gott in Frankreich.“ — „Habe von ihm gehört. Er war eben abgereiſt.“ — „So? nun?“ — „Ich habe ſeine Spur bis nach Worms verfolgt, dort aber complet verloren.“ — „Ei, ei, ei! So fand der junge Herr demnach nicht angemeſſen, hier vorzuſprechen, wie er ſollte?“ — „Scheint nicht. Hat vorgeſtern Worms verlaſſen, müßte längſt hier geweſen ſeyn.“ — „Allerdings . . . hm, hm, fatal! Was wird Herr Kildar ſagen?“ — „Hm, ſage er, was er wolle. Wir haben unſere Schuldigkeit gethan. Wollen dem Brauſekopf, dem wetterwendiſchen nicht bis an der Welt Ende nachlaufen.“ — „Ei, ei, . . . ich hätte nicht gedacht . . . . .?“ — „A propos: der Graf will Euch ſprechen, Wilhelm.“ — „So? kann warten.“ —

Buchſcheit ging, an den Fingern kauend, auf und ab. Mayer, deſſen ganzes Weſen von einer ſonderbaren Aengſtlichkeit beherrſcht ſchien, trippelte ſeinerſeits verlegen herum, und entgegnete: „Geht doch hinaus. Ihr wißt, wie er iſt. Er wartet im Pfälzerhof; Ihr ſollt auf der Stelle kommen. Ihr begreift wohl, daß wir Rückſichten nehmen müſſen . . . .“ — „Wohl, wohl; freilich . . . . . aber in dieſem Wetter . . .! nun, ich laſſe die Kutſche anſpannen. Sagt's dem Knecht. — Hannchen! meinen großen Ueberrock! Aufgepaßt, Mayer, und wenn der Windflügel etwa indeſſen hergeſchneit käme . . . . es bleibt bei unſerer Verabredung. Ein vertrauliches Aviſo! Ich habe Aufträge . . . . Ihr müßtet die Honneurs des Hauſes machen, während ich . . . Doch — ich unterrichte Euch noch von Allem.“ — „Gut, gut, Wilhelm. Eilt jedoch, damit der Kinderſchreck zufrieden geſtellt werde.“ — „Richtig. Adieu, Mayer. Adieu Hannchen! Was nur dem Narren wieder eingefallen ſeyn mag?“

Den Wetterhut auf dem Kopfe, verſenkt in den weiten Oberrock, fuhr Buchſcheit, wohin ſein gnädiger Herr ihn beſtellt hatte. Dem Pfälzer-Hof zurollend, vernahm darinnen er ſchon von ferne ein großes Geräuſch. Geſchwätz, Gelächter und hin und wieder Geſang von rauhen Männerſtimmen klang ihm entgegen. Die Jagdgäſte des Grafen, Edelleute und Offiziere aus der Nachbarſchaft, hatten ſich endlich in Maſſe zuſammengefunden, und es ging unter ihnen hoch her, nach langem Irrereiten und Regenguß. Sir Charles war von den Herren äuſſerſt gut aufgenommen worden, da verwandte Geiſter ſich leicht erkennen. Er ſaß mitten unter ihnen, hatte alle Leiden vergeſſen oder in Rheinwein erſäuft. Plaudernd, lachend, Poſſen machend überſah er wie die meiſten der Gäſte die Ankunft des Kaufmanns, der ſich in aller Stille ſeinem hohen Gönner präſentirte, und von demſelben alſobald zu dem Baronet geführt wurde. „Da hab' ich eine Einquartirung für Ihn; ſagte der Reichsgraf lachend: „Gelt, das überraſcht Ihn? Ich hab' mir den Spaß nicht verſagen mögen. Gelt, Er kennt den Herrn nicht? Bück' Er ſich nicht ſo oft, und Sie, junger Fuchsjäger, ſetzen Sie dem Wechſeljuden herzhaft Ihren Creditbrief auf die Bruſt. Nun ..? Wird's, junges Irrlicht? Gott beſſere mich, aber ich habe dort einen Becher auszuleeren, und alſo nicht Zeit, des Gentlemans Ceremonienmeiſter zu machen. Nur dieſes noch, Buchſcheit. Wenn Er dieſem brittiſchen Kavalier nur das Geringſte abgehen läßt, und wenn Er ihn nicht wenigſtens vierzehn Tage aufhält, ſo laß' ich Ihn in den Block legen, auf mein Wort!“

Während dieſer mehr als junkerhaften Anrede des Grafen, und der mehr als höflichen Verbeugung des Kaufmanns war eine auffallende Veränderung in dem Baronet vorgegangen. Er lachte nicht mehr, der Uebermuth ſchwellte ſeine Lippe, erleuchtete ſeinen Blick nicht mehr. Die Verwirrung, womit er nach langem Zögern die Brieftaſche hervorzog, war unverkennbar. Der Verband ſeiner Linken fiel ab; er merkte es nicht. Seine Rechte, in den Briefen ſuchend, zitterte, und fand lange nicht, was ſie ſuchte, weil das Auge nur läſſig beihalf und faſt ohne Aufhören in Buchſcheits Geſichte forſchte. Erſtaunen, voll von Zagen, Neugier, gepaart mit Angſt, beſeelten das Auge, indeſſen die Züge des Jünglings ſich entſtellten. Wer mochte die Schuld dieſer Umgeſtaltung tragen? Der Kaufmann ſtand vor Sir Charles, als ein demüthiger Bürger, der mit Kälte und Geduld die Befehle eines Vornehmern erwartet. Er merkte nicht auf die Unruhe, die den Baronet ergriffen hatte. Als der Letztere endlich das Papier, deſſen er bedurfte, aus der Brieftaſche geriſſen, und dem Kaufmann eingehändigt, entfaltete es Buchſcheit bedächtig, und ſagte mit einer abermaligen Verbeugung: „Von Herrn Kildar. Sie ſind Sir Rowland? Freue mich, Sie kennen zu lernen. Mein Haus erwartet Sie bereits ſeit längerer Zeit. Es ſteht Ihnen ganz zu Dienſten.“

Der Baron horchte mit Verwunderung auf die weiche niederdeutſche Sprache des Kaufmanns, fuhr mit der Hand wiederholt über Stirn und Augen, und entgegnete kleinlaut: „Sie ſprechen engliſch, mein Herr?“ — „Ein biſchen; doch fehlt mir die Ausſprache, wie ſie ſeyn ſoll. Man verlernt ſie leicht in unſrer Gegend.“ — Der gute Mann drückte ſich in der That ſehr ſchlecht aus, obgleich er ſich aus Höflichkeit gegen den Fremden der fremden Sprache alſobald bediente. Aber mehr noch als der Deutſche ſtockte der Baronet ſelbſt, und war kaum im Stande, die alltäglichſten Floskeln hervorzubringen.

Endlich rief zu Rowlands größter Beruhigung der Reichsgraf von ſeinem Platze: „Buchſcheit! Daher! Komm' Er geſchwinde!“ — Eiligſt folgte der Gerufene dem Befehl, und überließ dem Irländer, ſeine Tafelfreuden fortzuſetzen. Alle Luſt an Scherz und Zechen war jedoch dem Jüngling vergangen. Er eilte trotz des feinſtäubenden Regens in den Hof hinaus, ging mit entblößtem Haupte herum, ſchlug ſich vor die Stirne, und zürnte mit ſich ſelber: „Bin ich denn vom Wein verblendet, oder auf dem Wege verrückt zu werden? Sehe ich Geſpenſter am hellen Tage, oder iſt das Alles nur ein Traum? Gott ſteh' mir bei; was iſt mit mir vorgegangen?“

Er blieb ſeinen Betrachtungen nicht lange anheimgeſtellt. Timotheus ſuchte den Zögling auf. „Wo ſind Sie denn? Was machen Sie? Der Graf erkundigt ſich nach Ihnen; der Kaufmann ladet Sie ein, in ſeine Kutſche zu ſteigen. Die Nacht iſt vor der Thüre. Die Herren wollen trotz Wind und Regen mit Fackeln von dannen ziehen. Wenn Sie erlauben, laſſe ich den Wagen vorfahren, und mache mir's darinnen bequem, ich armer Verwundeter. Der Kaufmann ſagte mir ſo eben, daß morgen ein Schiff von Mainz nach Rotterdam abgeht. Ich möchte gerne die Gelegenheit benützen, um meinen armen Kopf vor deutſchen Mißhelligkeiten in Sicherheit zu bringen.“

— „Thut, was Ihr wollt; . . .“ erwiederte der Baronet in fortwährender Unruhe: „Wenn ich nicht mein Wort gegeben hätte, . . . wenn der unſelige Kildar mir nicht auf den Ferſen ſäße . . . wenn ich nicht in dem Netzder gräflichen Willkür verſtrickt wäre .... mein Gott! wie komme ich aus dem Wirrwarr?“

Unter dieſen Worten waren ſie wieder in das Zechgelage eingetreten. Timotheus gab dem Kammerdiener die Befehle zur Abreiſe, — der Reichsgraf verkehrte mit Buchſcheit vertraulich wegen einer Anleihe, die ſeiner leeren Kaſſe aufhelfen ſollte — die andern Gäſte hatten ſich in bacchiſches Wohlbehagen verſenkt, und ſchrieen durcheinander. Der Wein that ſeine Wirkung und der blaue Nebel nicht minder, der aus den holländiſchen Pfeifen aufſtieg und einen dichten Mantel über die Lichter breitete. — Der Baronet ſtand wie verdutzt mitten im Getümmel. Der Hofmeiſter trat zu ihm. „Alles beſorgt, Sir Charles. Wir können aufbrechen, wann es Ihnen beliebt.“ — „He?“ fragte Charles entgegen: „Aufbrechen? Ehrwürdiger, gäb's nicht ein Mittel, uns davon zu ſchleichen, und zu deſertiren?“ — „Ei wie ſo, warum? Man empfängt Sie wie einen Prinzen, man verſpricht Ihnen goldne Tage, königliche Feſte, und Sie wollten heimlich davon gehen? — Ach, was würde Herr Kildar ſagen, der auf dem Wege zu Ihnen begriffen iſt, wie mir der Kaufmann vertraut hat?“ „Mein Gott und Herr! Kildar! ja ... eben deswegen .... aber iſt es nicht zu ſpät? Iſt denn Kildar nicht ſchon da? —

„Da? ſchon da?“ Timotheus muſterte die Anweſenden: „Wo wäre er denn?“

Rowland packte den Hofmeiſter mit deſperater Stärke bei der Schulter, und deutete auf den mit dem Grafen verhandelnden Buchſcheit. „Wo? ſeyd Ihr denn blind? iſt jener Mann nicht Kildar in Perſon?“

Timotheus guckte abermals mit angeſtrengter Sehkraft umher. „Wen meinen Sie?“ — „Wen anders als den Kaufmann?“ — Timotheus ſah nun den Baronet erſchrocken an und ſchlug ein Kreuz: „Der Herr ſey mit uns. Sie haben das Fieber, guter Sir. Ach! mußte ich das erleben? Mußte eines deutſchen Rebpfahls Schlag Ihr wackeres Gehirn in Unordnung bringen? Mein Gott! iſt kein Arzt bei der Hand? So jung, ſo jung und bereits übergeſchnappt! Das iſt entſetzlich!“

Die Klagen des Hofmeiſters machten den Baronet wild. Er ſchüttelte den Geiſtlichen derb am Arme, und raunte ihm drohend zu: „Wollt Ihr ſchweigen? Ihr ſeyd blödſinnig, und ich bin es nicht. Seht Ihr nicht dort Kildars Schelmenaugen blitzen? ſeine Naſe, die ſich herausfordernd aufbläſt, ſeinen breiten Mund, der ſich höhniſch verzieht, ſeht Ihr ſie denn nicht, um des Himmels willen?“ — „Sie haben das Fieber, wiederhole ich Ihnen, das Nervenfieber .... einen Hirnſchlag, was weiß ich? Der Herr Buck ... Buch ... wie heißt er? kurz: der Kaufmann dort und Mr. Joſua Kildar? Bei meiner Ehre, wie reimt ſich das? Eine Hallucination bethört Sie. Jener ſchwarzhaarige Mann mit den Steiflocken an den Schläfen, mit dem kurzen Zopf im Nacken, den dicken ſchwarzen Minos-Augenbrauen, mit dem blauen Bart und dem krummen Rücken? Ich würde lachen, wenn mir nicht bei Ihrer Tollheit ſo weh um's Herz wäre. Mr. Kildar, der Ihr Freund iſt, und den Sie einen Schelm nennen, — ach welche Irrereden! — ſieht er nicht aus wie ein nagelneuer Dukate gegen dieſes Dinten- und Wechſelgeſicht? wie die rothe Sonne, wenn

Sie lieber wollen, gegen dieſe Nachtphyſiognomie? Sie ſind toll, Sir Charles! machen mich ſelber ſchwindeln. Mein armer Kopf! Das Blut iſt Ihnen in's Gehirn geſtiegen. Es gibt Kranke, die alsdann roth ſehen, was ſchwarz iſt. Welch ein Jammer! Was werden Ihre Vormünder ſagen? Ich komme um meine Pfründe, wenn ich einen Narren ſtatt eines vernünftigen Menſchen heimbringe."

Die Wuth, die den Baronet bei Timotheus unbeſonnenen Lamentationen befiel, war außerordentlich. Dennoch — von quälenden Gedanken beſtürmt, und bemerkend, daß einige der Gäſte ſich ſchon nach dem eifernden Hofmeiſter umſahen, hielt Sir Charles an ſich, und begnügte ſich, mit einer Geberde des Unwillens zu entgegnen: „Stille! Ihr werdet im Nu ſchweigen, und ich will verdammt ſeyn, wenn ich nur noch eine Meile weiter, als die Stadt liegt, mit Euch reiſe. Packt Euch Morgen von dannen, ſammt dem Geſindel, das Ihr gegen mich aufgehetzt habt. Ich will mir ſchon ſelbſt helfen."

Er wendete ſich von Timotheus ab, und ging keck auf den Grafen und Buchſcheit zu. „Ich finde an der Zeit, daß wir uns auf den Weg machen!" ſagte er barſch zu dem Letztern, der mit Gleichmuth verſetzte: „Nach Befehl; wenn Ew. Erlaucht es erlauben ....?" —

Der Reichsgraf, der aus der Unterredung mit Buchſcheit Goldeshoffnung geſogen haben mußte, nickte und ſchrie fröhlich in die Verſammlung: „Achtung! aufgeſeſſen, ihr Herren! Becher leer getrunken, Fackeln angezündet! Die Schurken von Jägerburſchen ſollen in's Horn ſtoßen. Wir wollen heimſtürmen, wie das wilde

Rittergeſpenſt vom Odenwalde. Keine Seele in der Reſidenz ſoll ſich rühmen dürfen, unſern Einzug nicht gehört zu haben!“

Alles geſchah nach dem Willen des Großmächtigen. Der Wirth mußte ſich ſtatt der Bezahlung mit der Ehre begnügen, die Herren trunken gemacht zu haben. Eine erſchreckliche Fanfare von Hörnerklängen, Peitſchenknall, Geklingel eingeſchlagener Fenſterſcheiben und Hundegeheul begleitete die johlenden Reiter in den Steigbügel. Die Fackelflammen umtanzten lodernd die ſchnell dahin rollenden Kutſchen; ein langer Schweif von Rauch und Funken ſtäubte hinter der tollen Bande her, und wo an bewohnten Häuſern und Hütten der Zug vorübertobte, ſeufzten Kranke und Geſunde: „Gott ſey bei uns! Das iſt der Teufel oder unſer Graf! Erlöſe uns, o Herr!“ —

Buchſcheits Haus war, nach überſtandnem Höllenlärm, für den Baronet ein ruhiger Port, ein friedenvoller Himmel. Die niedlichen Zimmer waren wohlgeheizt, und Erfriſchungen feinerer Art, als das Traktament im Pfälzerhof geweſen, wurden dem Empfohlnen vorgeſetzt. Rowland, der auf ſeiner Fahrt an Buchſcheits Seite bald ſeine wunderliche Perſonenverwechslung wieder aufgenommen, bald als abgeſchmackt verworfen hatte, ſchickte den weinerlichen Timotheus zu Bette, und verweilte bei ſeinen neuen Wirthen. Buchſcheits Gattin, ein junges füllreiches Weib, ihrem ausdrucksvollen, orientaliſchen Geſichte nach zu urtheilen, dem jüdiſchen Volke entſproſſen, beſorgte kokett und freigebig die Bedienung. Der Aſſocié Mayer, deſſen Züge ebenfalls an Iſrael erinnerten, war ein ältlicher Mann, gebleichten Haars, ſcheuen Auges, ſchüchtern in Wort und Benehmen, aber ein gefälliger Geſellſchafter. Er ſprach langſam und wohlüberlegt; doch ſchien er von irgend einer verſteckten, trüben Geiſtesrichtung beherrſcht zu ſeyn. — Buchſcheit ſelbſt, der in ſeinem Hauſe alle Förmlichkeit ablegte, forderte den Baronet auf, ſeinem Beiſpiel zu folgen. — Rowland verſprachs, hörte aber nicht auf, ſeinen Wirth zu beobachten. Seine Zweifel kehrten wieder, ſo oft während irgend einer Erzählung, Buchſcheits Geſicht auf eine dem Beobachter ſelbſt unerklärliche Weiſe Kildars Ausdruck annahm. Sie verſchwanden wieder, ſobald ein Zuſammenhang von Reden und Geberden hervortrat, deren ſich Mr. Joſua niemals bedient hatte. „Ich bin ein Thor;“ geſtand ſich der junge Mann, ſo oft Buchſcheit deutſch redete, oder engliſch radebrechte. „Ich bin ein lächerlicher Narr;“ geſtand er ſich ferner, wann Buchſcheit im Geſpräch mit den Seinigen eine Lebendigkeit entwickelte, deren Kildar nie fähig geweſen. — Die Summe von Rowlands Betrachtungen war die endliche Ueberzeugung, daß Buchſcheit, weit entfernt, ein Irländer zu ſeyn, ein Deutſcher, und zwar ein Jude ſeyn müſſe. Das Vorurtheil des Baronets ſah allerdings etwas ſcheel zu dieſer Entdeckung; allein die tadelloſen hellſtrahlenden Augen des ſchönen Hannchen ließen eine Abneigung in dem Gaſt nicht aufkommen, der ſich ſchließlich aus voller Seele Glück wünſchte, dieſes Haus zu bewohnen, und dem Schloſſe, jenem Tummelplatz frevelhafter Willkür, entgangen zu ſeyn. Er liebte zwar die Willkür von Herzen; doch mußte ſie nur *ihm*, als der erſten Perſon, zuſtehen.

In der Nähe des Reichsgrafen hatte er aber keinen Rang und keine Gewalt; das fühlte er. Darum ſaß er lieber an der Seite Hannchens, die mit ſchmachtendem Tone fragte: „Wir behalten Sie doch recht lange, Mylord?“ — „Wahrhaftig; ich kann nicht antworten, Madame. Wenn Mr. Kildar für gut fände, bald einzutreffen . . .?“ — „Nach ſeinem Brief zu ſchließen, wird er nicht zögern,“ bemerkte Buchſcheit, an das Pult gehend, um das Schreiben zu holen. — „Laſſen Sie's nur gut ſeyn;“ bat der Baronet ein biſchen ängſtlich: „Hat Ihnen Mr. Kildar nichts Neues aus der Schweiz geſchrieben?“ Er fürchtete eine Indiskretion von Seiten Kildars. — „Nein, Mylord; nein. Jedoch — ha, ich beſinne mich. Sagt, Mayer: ſchrieb er nicht, daß er beſtohlen worden?“ — „Ich . . . ich glaube;“ verſetzte Mayer zaudernd. — „Nun ja, ich weiß;“ nahm wieder Rowland das Wort: „ſonſt nichts, gewiß nicht, Herr Buchſcheit?“ — „Gewiß nicht, Mylord. Wir ſind Geſchäftsfreunde. Daher ſind unſre Briefe kurz und gut. Ein intimeres Verhältniß beſteht nicht unter uns.“ — Der Baronet that einen leichten Athemzug. „Sie hören, Madame,“ — ſprach er — „daß ich Ihnen nicht lange zur Laſt fallen werde.“ — „Das thut mir leid, ſehr leid;“ erwiederte Hannchen, die Augen niederſchlagend. Der eroberungsſüchtige und leicht entzündliche Baronet bemerkte indeß bald, daß die Frau ihn oft und hehlings betrachtete. Die Art, wie ſie ihm gute Nacht wünſchte, ſchien ihm bedeutſam. —

„Abermals eine bonne fortune!“ prahlte er, nachdem er in ſeinem Schlafgemach allein verblieben: „ich bin ein Haſenherz, daß ich mich vor einem Hauſe fürchtete, worinnen mir nur Liebes und Gutes blüht. Ich Maulwurf, einen ganz natürlichen Juden für einen verkappten Irländer zu halten!“ Er legte ſich vergnügt zu Bette. „Mein Tropf von Timotheus muß fort, fort; ich will keinen Aufpaſſer um mich haben, Amen.“ — Er löſchte das Licht aus. „Brauche nicht einmal einen Kammerdiener, um mich zu entkleiden. Der theure Mr. Kildar wird ſchon den Reiſemarſchall machen.“ — Halb entſchlummert, wünſchte er den theuern Marſchall in der Hölle Abgrund. „Wenn er doch auf der Reiſe zu mir den Hals bräche, ... oder wenigſtens ein Bein, daß ich länger in Hannchens Nähe verweilen dürfte ...? Der Henker hole ihn, wenn er mir noch einmal einen Strich ....“ Der Baronet ſchlief ſchon feſt.

Während dieſes ſo erbaulichen Gardinenmonologs, ſagte Buchſcheit, der von der Begleitung ſeines Gaſts kam, zu dem Aſſocié: „Mayer, Ihr ſeyd ein Eſel, daß Ihr den Mylord, der im Pfälzerhof ſaß, da der Graf mit Euch ſprach, nicht geſehen, nicht gewittert habt. Wenn Ihr das Kitzliche meiner Aufträge wüßtet, Ihr hättet mir ein unvermuthetes Zuſammentreffen mit dem Herrn erſpart; eine Maßregel, die ich ſchon von Frankfurt aus Euch an's Herz legte.“ — Mayer entſchuldigte ſich mit kläglicher Miene. — „Es iſt ausgemacht, Mayer,“ fuhr Buchſcheit fort, „daß Ihr gar nicht mehr der Alte ſeyd. Denkt an Maſtricht; damals war Eure Blüthenzeit. Seit dem Tode Eurer Tochter iſt etwas Unerklärliches mit Euch vorgegangen.“ — „Gott ſchenke uns Allen ein ſelig Ende, wie meiner Sara!“ antwortete Mayer voll Betrübniß: „Sie war ein Engel, ſie iſt ſterbend zur Prophetin geworden.“ — „Ungereimtes Zeug. Faßt Euch doch; nehmt Euch zuſammen. Ihr könntet mir Angſt machen, wenn nicht, Gott ſey Dank, das Ende unſerer Arbeiten nahe wäre.“ — „Das Ende? Unſerer Arbeiten Ende, oder unſers Lebens?“ fragte Mayer melancholiſch lächelnd entgegen. — „Das Ziel unſerer Thätigkeit, Compagnon;“ ſagte Buchſcheit munter: „Faßt Muth, Alter. Kommt; in einer Minute werd' ich's Euch erklärt haben, und Ihr werdet wiſſen, was zu thun iſt.“ — Sie gingen in Buchſcheits Schreibkabinet. Die Unterredung dauerte allerdings länger als eine halbe Stunde, und Mayer ſchlich ſodann gebückt, als wie mit doppelter Sorgenlaſt auf dem Nacken, in ſeine Schlafkammer.

Als Sir Charles, nachdem er wohl geſchlafen, ſein Frühſtück genommen hatte, und ſich bei Hannchen vorſtellte, um der ſchönen Wirthin einen „guten Morgen“ zu ſagen, empfing ihn die Kunde, die wie Honig ſüß von den Lippen der Madame floß: Buchſcheit ſey plötzlich rheinabwärts gereiſt, um Timothei Einſchiffung vorzubereiten, und ſeine Rückkehr werde erſt in einigen Tagen zu erwarten ſeyn. — Dieſe Nachricht klang dem Irländer wie eine Bürgſchaft des Glücks und der Freude.

Viertes Kapitel.

Man lege einem Zögling des Leichtſinns, der einer jeden lächelnden Leidenſchaft nachtaumelt, und das Gewiſſen einen Tyrannen, die Erfahrung eine lügneriſche Stiefmutter nennt, auf ein weiches Bett von Roſen; man ſpeiſe aus goldner Schale ſeine Eitelkeit und Sehnſucht nach Genüſſen; man baue über ſeinem Haupte einen Dom von Hoffnungsgrün und ranke ihn ein mit Gewinden von betäubend duftenden Blumen. Er wird gewißlich hinter dieſen Blumen nicht ſehen die Kerkermauern, die ihn umgeben; nicht über der grünen trügeriſchen Kuppel das an einem Haare hängende Schwert; nicht die verpeſteten Früchte auf dem Boden ſeiner Tafelgefäße; nicht den Abgrund, gähnend zur Seite ſeines weichen Bettes von Roſen. —

Nach einigen Tagen müßiggängeriſchen Lebens in der kleinen gräflichen Reſidenz befand ſich der Baronet unſäglich wohl. Da war nur Luſt und Vergnügen in und außer dem Hauſe. Ein Paradies, ſo prächtig und üppig, hatte ihm noch nie geblüht. Der Graf hielt ſein Verſprechen, den vornehmen und reichen Britten zu amüſiren auf allerlei Art. Jagd, Tafel, Muſik, Spiel und Zechen waren an der Tagsordnung. Die tollſten Späße kamen an die Reihe. Das einemal befahl der Reichsgraf ſeinen Bedienten, ihre Geſichter ſchwarz zu färben, und in türkiſchen Kleidern als Mohren aufzuwarten. Ein andermal ließ er von nah und fern dreißig oder vierzig Portechaiſen zuſammenbringen, beſetzte jeden Tragſeſſel mit einer Perſon aus der Zahl ſeiner Hausfreunde oder Beamten, und zog an ihrer Spitze in feierlicher Prozeſſion zur Kirchweihe des nächſten Fleckens. Oder er ließ einen armen Teufel von Handwerksburſchen von der Landſtraße aufgreifen, in eine Wildſchur nähen, und von einigen Spaßvögeln mit Trommel und Pfeife als einen Bären in der Stadt umherführen. Oder er improviſirte einen Tagball, und ließ durch ſeine Grenadiere — er hielt ihrer etliche und zwanzig — die Tänzerinnen mit Gewalt aus den Häuſern der Bürgerſchaft holen. Das Regiſter der gräflichen Narrheiten war unerſchöpflich; und nach einer jeden ſchmeckte Wein und Braten wieder beſſer; die Kurzweil und der Uebermuth nahmen zu, und mit aufgefriſchter Sorgloſigkeit wagten die muntern Herren am grünen Tiſche das Gold, das ſie geborgt hatten, um ihre fröhlichen Herbſtferien zu begehen. Mayers zuvorkommende Höflichkeit ſchaffte dem Baronet die Mittel, ehrenhaft an der Spielbank Theil zu nehmen. Doch waren ſie nicht hinreichend, um den mancherlei Zumuthungen zu entſprechen, die an den *reichen* Fremdling gemacht wurden. Sir Charles hatte den Verdruß, mehreren Mitſpielern, — dem Reichsgrafen ſelbſt — ein Anleihen verweigern zu müſſen, und dieſe Nothwendigkeit war der einzige Wermuthtropfen in dem überſchäumenden Honigbecher ſeines Lebens in der kleinen Reſidenz. — Aber wie bald verſchwand auch jede Erinnerung an ſolche Bitterkeit, ſobald der Baronet den lärmenden Kreis ſeiner neuen Genoſſen verlaſſen und in das ſtille Buchſcheit'ſche Haus zurückgehen durfte, wo ihn Hannchen, die zuvorkommende Wirthin, das gefühlvolle

Weib empfing! Neben ihr auf dem Kanapé ſitzend, ſich berauſchend in ihren verführeriſchen Blicken, lauſchend ihrer ſüßen Stimme, — wie hätte er Zeit gehabt, an andre Dinge zu denken? Mit geheimnißvollen Worten, mit vielverſprechenden Händedrücken malte ihm die reizende Frau ſein zukünftiges Glück ſo lebendig vor! Der höchſten Wonne Morgenroth verhieß ſie ihm in jeder Stunde traulichen Beiſammenſeyns. Es hatte freilich bei den Verſprechungen ſein Bewenden: das angekündigte Morgenroth blieb aus; — aber, gegängelt am Leitbande der Verführung, war Rowland auſſer Stand, ſich Rechenſchaft von ſeiner Lage zu geben, und lebte blind in den Tag hinein. Timotheus war fort; die aufpaſſenden Diener waren mit ihm gegangen. Rowland war völlig frei, völlig feſſellos, wie er meinte. Kildars drohende Geſtalt ſchreckte ihn nicht mehr; er rechnete auf des Reichsgrafen Schutz. Er ſchmeichelte ſich mit dem Gedanken, durch des Grafen Machtſpruch und Gewalt dem habſüchtigen Irländer den abgezwungenen Wechſel entreißen zu können; denn bleiben wollte er um jeden Preis. Was lag ihm an der Heimath, ſo lange Hannchen ihm lächelte? Was fragte er ſelbſt nach Buchſcheit, er, den Hannchen liebte?“

Dem Triumphirenden ſaß jedoch das Beil im Nacken. Jubelnd war Rowland mit Junkern und Freiherren hinausgezogen, auf dem Lande die Nachmittagsſtunden zu vertändeln. Der Reichsgraf hatte verſprochen, alſobald nachzukommen. Zuvörderſt machte er aber einen Beſuch in Buchſcheits Wohnung. Hannchen, die ſich allein befand, empfing ihn wie einen alten Bekannten. Der Graf änderte nicht ein Jota — da er bei der ſchönen Frau eintrat — an der abſonderlichen Familiarität, die er gegen alle ſeine Unterthanen äußerte. —

„Lieb Hannchen!“ begann er: „Du ſiehſt einen neugierigen Eiferſüchtler vor Dir.“ „Wie ſo, Herr Graf?“ — „Auf mein Wort: ich fühle mich, wie von glühenden Zangen zerriſſen. Du kennſt meine Gefühle. Meine Treue gegen Dich gränzt an's Fabelhafte, an's Mirakel. Sey darum auch ein bischen treu und wahr gegen mich.“ „Wie immer, Ew. Erlaucht.“ — „Der Titel ärgert mich in Deinem Munde. Bin ich nicht Dein Alexander? Geh'n wir jedoch darüber hinaus. Antworte mir. Was iſt mit dem Engländer? Ich höre .. ich befürchte .... Du bevorzugſt ihn?“ — „Welche Idee! Artigkeit und nichts als Artigkeit ...“ — „Ich kenne das. Tand und Blendwerk. Was ſtellt der Laffe eigentlich bei Euch vor?“ — Mein Mann hat mir auf's ſtrengſte befohlen, ihn als den von einem Herrn Kildar Empfohlnen mit der größten Freundlichkeit zu behandeln. Es liegt meinem Mann daran, ihn hier zu feſſeln. Wie lange? Das iſt mir unbekannt.“ — „Dein Mann hätte beſſer gethan, ſelbſt zu bleiben, und den Burſchen zu beaufſichtigen. Wo iſt denn Buchſcheit zur Stunde, da wir reden?“ — „Zu Mainz, in Frankfurt, oder in Koblenz, — was weiß ich? Er ſchreibt mir nicht, und Mayer, der ſeine Briefe empfängt, ſagt mir nichts.“ — „Seltſame Wirthſchaft. Weißt Du, daß mir ſeit geraumer Zeit Deines Mannes Treiben verdächtig vorkömmt?“ — „Ach, Herr Graf, was ſagen Sie?“ — „Pſt! reden wir vernünftig. Wormſer, mein Hof-Faktor, hat ſtets gemunkelt und gebohrt und im Stillen Deinen Mann verläumdet. Ich habe nichts darauf gegeben. Ich habe dem Buchſcheit die Niederlaſſung erlaubt; um ſeinetwillen, da er mir aus manchen Geldverwicklungen half; um Deinetwillen aber ... weil ... ſich das von ſelbſt verſteht. Ich werde gegen Buchſcheit nicht leicht etwas unternehmen, das ihm ſchaden könnte. Doch möchte ich einen Blick in ſeine Geſchäfte werfen. Ich will ſelbſt wiſſen, was ich von ihm zu halten, was ich ſeinen Verläumdern und Feinden zu entgegnen habe." — „Sie machen mich ſehr unruhig. Was ſagt man denn von uns ..? von Buchſcheit, meine ich?" — „Das Gute nicht, mein Täubchen. Alle Wetter, nein!" — „Was denn? Alexander, wenn Sie mich je geliebt haben ..?" — Der Graf ſagte ihr ein paar Worte in's Ohr. Sie ſchrie laut auf, ſchwankte, hielt dann des Grafen Hände feſt, ſtarrte ihn mit brechenden Augen an, ſtammelnd: „Unmöglich! Gott ſoll hüten! Wer kann beweiſen die Infamie? Verdorren ſoll ihm die Hand, dem ſchlechten Menſchen, dem Wormſer, der ...." — „Pſt! pſt! es ſagen's noch andere, als der Wormſer. Ich glaub's nicht, mein Hannchen." — „Ach, Alexander! wenn Sie mich je geliebt haben!" wiederholte die Frau mit Pathos. — Der Graf küßte ſie und fuhr fort: „Auf mein Wort; ich glaub's nicht. Aber, ſobald Buchſcheit heimkommt, muß er mir klaren Wein einſchenken. Ich verſtehe nichts vom Handel und von euern Schmierbüchern, aber dennoch muß ich hineinſehen. Bedenke ſelbſt: ich habe der Feinde viele, die mir Sorge machen. Meine Blutsfreunde ſind Beſtien, die nach meinen Gütern ſchnappen. Sie nehmen meine Lebensweiſe zum Vorwande ihrer Klagen. Soll ich leben wie ein Karthäuſer? Bin ich als Souverain Jemand Anderm als gerade nur Gott von meinen Handlungen Rechenſchaft zu geben ſchuldig? Unſinn. Dennoch finden die Elenden Rechtsverdreher genug, die ihnen Beſchwerdeſchriften und Supplikenund Klagartikel ſchmieden. Zum Glück fürchtet ſich das Reich vor mir; ſie wiſſen, mit wem ſie zu thun bekämen, die Wiener und die Regensburger. Aber meine Gegner würden jauchzen, wenn ſie zu ihren vergeblichen Beſchwerden hinzufügen dürften, daß ich Leute, wie man den Buchſcheit verſchreit, in meinem Lande hege; daß Handlungen, wie die, deren man ihn bezüchtigt, im Schatten meiner Grafenkrone begangen werden! Solchen Verſuchen muß ich zuvorkommen.“ — „Graf Alexander! ich ſchwöre Ihnen ....“ — „Pfui, pfui, du kleine furchtſame Jüdin. Geberde Dich nicht, als ſpielteſt Du eine Theaterkönigin. Ich glaube Dir ja gerne mehr, als Deinem landläuferiſchen Manne. Das iſt meine geringſte Sorge. Die Furcht, daß der Engländer Dein Herz gekapert, quält mich tauſendmal heftiger, und ich begehre, daß du mich beruhigſt.“

Hannchen antwortete wehmüthig, ſogar weinerlich: „Wenn ich Ihnen noch einmal ſage, Herr Graf, daß nur meines Mannes Befehl ....?“ — „Bah, bah! befolge nicht den Befehl. Weiſe dem Laffen die Thüre; denn ſicherlich dringt er ſich Dir auf.“ — „Das thut er freilich; er ſeufzt, er ſchmachtet, er bittet um Erhörung...“ — „Alle Wetter! das ſoll er ſich vergehen laſſen. Hannchen! wenn ich je erfahren müßte ...!“ — „Was denken Ew. Erlaucht? Der rohe unbeholfene Inſelmenſch! Ich finde nicht Geſchmack an ſolchen Kavalieren. Seine Unterhaltung ſchmeckt nach Theer und Genever . . . ſeine Perſönlichkeit iſt gemein . . . “ — „Wahr, wahr; zudem hab' ich ihn mit Unrecht für einen reichen Mann gehalten. Er hat nichts im Beutel; denn ich will nicht hoffen, daß es eitel Grobheit und Malice geweſen, die ihn neulich bewogen hat, mir ein Darlehen von hundert Dukaten zu verſagen! Mir, mir, einem Unmittelbaren, einem Herrn von Land und Leuten! Auf mein Wort: das iſt mir noch nie paſſirt.“ — „Ich glaube ſelbſt, daß der Lord für den Augenblick genirt ſeyn mag. Mayer hilft ihm auf Befehl meines Manns mit Gelde aus.“ — „Parole! der ärmſte Tropf von Engländer, der mir noch vorgekommen! Was iſt an ſolchem Gelichter, wenn es nicht einmal mehr Geld hat? Was ſoll Dir ein Damon oder Leander ohne Silber und Gold? Mein Hannchen weiß den Werth des Metalls recht gut zu ſchätzen; mein Hannchen iſt zwar vor Allem intereſſant, aber daneben nichts deſtoweniger intereſſirt. Nicht wahr, Du niedliche Enkelin von Abraham, Jakob und Compagnie?“

Ein Funke des Zorns glomm empor in Hannchens dunkeln Augen. Aber ſie bezwang ſich, um den brutalen Gönner warm zu halten; der Funke wurde alſobald zur ſchmelzenden Glut. Hannchen lehnte ſich halb in des Protektors Arme und liſpelte mit kindlicher Unbefangenheit die ſtechende Antwort: „Wir ſind alle eigennützig. Doch weiß Ew. Erlaucht aus Erfahrung, daß ich eben nicht auf Präſente gewartet habe, um dem rechten Mann mein Herz zu ſchenken!“ — Der Graf verſetzte mit einiger Verlegenheit: „Getroſt, getroſt, mein Täubchen. Sobald meine Finanzen geregelt ſeyn werden, ſollſt Du mit einer Fürſtin zu tauſchen nicht mehr verſucht ſeyn. Adieu. Zittre vor meinem Zorne, wenn der brittiſche Narr noch einmal wagen darf, Dir nahe zu kommen. Ich erfahre Alles, glaube mir. Meine Sorge übrigens, den Gelbſchnabel fortzuſchaffen, je eher, je beſſer. Was kümmert mich auch im Grunde Deines Mannes bon plaisir? was geht mich der andre Tropf, ſein Correſpondent an? Der irländiſche Junge hat ſich herausgenommen, meine Wettrenner zu tadeln; er hat ein böſes Auge und macht mir Unglück im Spiel: kurz, er iſt mein Guignon geworden, und ich will ihn nicht dulden: basta.“ —

Nachdem der Allererzürnteſte ſich entfernt, überlegte Hannchen eine Weile mit auf den Tiſch geſtützten Armen, was ſie gehört hatte, und eilte ſodann, bei Mayer anzuklopfen, und ihr bewegtes Herz in die Bruſt des Vertrauten auszuſchütten. —

Mittlerweile hatte ein andrer Potentat, viel grimmiger als der Reichsgraf Alexander, dem armen Baronet vergeblich nachgeſtellt: der Tod. Es war Rowland zum hundertſtenmale paſſirt, daß ihn ein wildes Pferd des Grafen abgeworfen. Die blutende Stirne mit dem Taſchentuch verbunden, zerſchlagen und alterirt, hatte er ſich, kaum von dem argen Sturze erholt, von der Geſellſchaft getrennt, und auf den Rückweg begeben. Ein gräfliſcher Reitknecht führte das Roß in den Marſtall des Schloſſes; der verletzte Reiter ſchlich hinter Gärten und Mauern hin, und nahm ſeinen Weg über den Kirchhof, um näher auf Buchſcheits Haus zuzuhalten. Der Gottesacker war leer von Menſchen; Rowland ſetzte ſich auf einen mit jungem Raſen bewachſenen Hügel, um auszuruhen. — Die Stille that ihm wohl, die Herbſtſonne, welche die Spitzen der jungen Gräſer vergoldete, erquickte ihn. Es beſchlich den Müden eine feierliche Stimmung. Zum erſtenmale in ſeinem Leben empfand er die Ahnung von der Ehrwürdigkeit einer geheiligten Stätte. Die Todesgefahr, der er kaum entronnen, und die Erſchütterung ſeiner Organe, hatten in ihm ein Etwas geweckt, das beinahe wie Andacht ſich ausſprach. Gedanken, ungefähr wie folgende, kreisten in ſeinem Kopfe: Hier ſitzeſt Du, der einzige Lebende, auf einem weiten Feld, von Gräbern und Leichen voll. Der einzige Lebende Du, der vor ſechzig kurzen Minuten etwa dem Rachen des Todes entgegenſtürzte, vom Pferde geſchleift entgegen dem Grabe! Welch ein Wunder hat Dich heute gerettet, wie ſchon ſo manchesmal? Wäre vielleicht der ſchützende Engel, den der Glaube jedem Sterblichen zur Begleitung gibt, mehr als das Blendwerk eines frommen Mährchens? Verdienſt Du, daß Dein Engel bei Dir ſey, trotz allen Freveln Deines Wandels? Warum Dir eine hohe Gunſt, wie dieſe, während der unerbittliche Tod ſo oft und launiſch in die Blüthenhaine des Menſchengeſchlechts greift und herausreißt, was noch nicht reif und doch ſo ſchön? Warum Dir, ſo reif an Jahren und ſo arm an Tugend, die Schonung, die dem Kinde nicht wird, an Tagen arm und überſchwenglich reich im Herzen?“

Gleichſam als ſuche er einen Beweis für ſeine Betrachtung, ein beſtätigendes Zeichen, wendete er den Blick zur Seite, und heftete ihn auf die weiße Säule, die, ihrer Krone beraubt, als hätte ſie der Blitz zerſchmettert, an dem Ende des Grabes, worauf er ſaß, emporragte. Da las er die Worte: „Ein gutes Kind, des Vaters letzter Troſt, liegt begraben unter dieſem Stein. Wohl Ihnen, die reines Herzens ſind. Ihrer wartet das Himmelreich.“

War es die fortdauernde Herabſtimmung ſeiner phyſiſchen Kraft, die von Rowlands Seele Meiſter wurde, oder eines Engelfittigs Berührung, oder der Zauber der hier begrabnen Unſchuld, der wohlthätig wirkend durch Sarg und Raſendecke drang ... war's die Erkenntniß etwa eines reuigen Menſchen, der plötzlich begreift, wie gering ſein Trotz, wie elend ſein Dünkel gegen des Verhängniſſes und eines weltenregierenden Geiſtes Rieſengewalt? — Charles fühlte eine Zentnerlaſt auf ſeiner Bruſt, die ihn zu erſticken drohte; aber — noch ein Blick auf die Inſchrift des einfachen Denkmals, und des Gewiſſens Bürde löste ſich in Wehmuth auf, die Wehmuth in Thränen; . . . und bitterlich weinend ſchluchzte Rowland, mit dem Geſicht auf das Grab ſinkend: „O Du, ſchlummerndes Kind des Troſtes und des reinen Herzens! ſteige auf zum Himmelreich, zu Deinem Erbe, und bitte für mich; denn wahrlich: mein Herz iſt nicht rein, und ich habe die Heimath der Himmel verſcherzt!“

Ein leiſes, verhaltenes Huſten ſtörte den Weinenden; er richtete ſich auf, und ſah den Aſſocié Buchſcheits, den melancholiſchen Mayer vor ſich, wie derſelbe grade mit dem Schnupftuch über die thränenden Augen fuhr, und vor innerlicher Bewegung zitterte, daß er kein Glied ſtill halten konnte. — „Herr! was machen Sie da?“ fragte Charles überraſcht. — „Ich freue mich, Mylord;“ verſetzte Mayer und weinte heftiger. — „Freuen? Weshalb? Sie haben eine ſonderbare Manier, Ihre Freude auszudrücken.“ — „Paßt nicht mein Geſicht an dieſen Ort? Ich gehöre an dieſen Ort. Er iſt mein einziges Eigenthum auf der Erde. Mein geliebtes Kind, meine unvergeßliche Tochter ruht unter dieſem Steine.“ — „Ihre Tochter? Hm; dann vergeben Sie mir.“ — „Nur vergeben? Ich danke Ihnen aus der Fülle meines Herzens.“ — „Wofür?“ — „Für das Gebet, das Sie zu der im Himmel Weilenden emporgeſendet haben; für die Thränen der Rührung, die noch jetzt in Ihren Wimpern hängen. Sie ſind Diamanten, womit ſich eines armen, des ärmſten Vaters Liebe ſchmückt. Seit zehn Monaten ſchläft mein Kind auf dieſem Acker, und keine Zähre, als die meinige, hat bis heute ſein Grab benetzt. Dank Ihnen, Mylord.“ —„Ach, wer könnte einer ſo frühe abgemähten Blume ſein Mitgefühl verſagen?“ — „Wer? die ganze Stadt hat es gethan. Wir waren ihr Fremdlinge; ſie ſchimpfte uns Juden. Gewißlich, Mylord: ich bin getauft; gewißlich: Sara war eine Chriſtin. Die Vierzehnjährige war eine *alte* Chriſtin, voll von Liebe, die nicht vergolten wurde, voll von Tugend, die ungekannt verblühte, voll von Zärtlichkeit für einen Vater, der des Kleinods nicht würdig war. Sie wußte das nicht, die Unſchuldige. Sie erfuhr es auf ihrem Sterbebette. Mein Schmerz war grauſam genug, der Sterbenden eine Beichte meiner Miſſethaten abzulegen.“ — „Was reden Sie da, Herr Mayer?“ — „Die Wahrheit, Mylord. Sie dürfen ſie hören; Sie haben geweint auf Sara's Grabe und mein Herz erfriſcht. Ich bin Ihr Knecht, Mylord. O, Sie ſollen noch mehr hören.“ — „Ich verſtehe nicht ....“ — „Daß ich ein Schurke bin? Ach, Sara hat es auch nicht geglaubt, und erſt nachdem ich die volle Laſt meiner Sünden auf ihr ſtockendes Herz gelegt, glaubte, weinte, und vergab ſie mir im Namen aller Menſchen. Ich mußte ihr verſprechen, den Frevel abzuſchwören ...... hab' ich mein Wort gehalten?“ Schmerzlich ſchüttelte Mayer den Kopf, und rang die Hände. — „Wenn dieſer Mann nicht im Geiſte verwirrt iſt ..?“ ſagte Rowland zu ſich ſelber. Plötzlich fühlte er, wie Mayer ihn beim Arm faßte, und mit gebrochner Stimme fortfuhr: „Ha, Sie glauben nicht, wie feſt die Ketten des Laſters anliegen! Sie ahnen nicht, welch' ein Labyrinth das Verbrechen iſt. Ich vermochte nicht, meinen Abſchied davon zu nehmen. Zögernd, wider Willen oft mit fortgeriſſen, wandle ich noch heute die Bahn, deren Horizont ſich verdunkelt. Das Ende naht .... Sie werden ſehen, Mylord. Wohl Dir, Sara. Du erlebteſt nicht die Schmach Deines elenden Vaters. Was Sie betrifft, Mylord, ſo verhüte Gott, daß ein Mann, der mein Kind beweint hat, unter dem Gericht leide, das hereinbrechen wird.“ — Der Baronet entſetzte ſich vor den wilden Blicken des Selbſtanklägers und empfahl ihm Ruhe. Mayers Erregung ſank augenblicklich zur ſtillen Schwermuth herab. Mit dem Lächeln der Troſtloſigkeit verſetzte er:

„Ich bin nicht verrückt, Mylord. Sie ſollen ſich davon überzeugen. Ein Raſender thut weh; ich will Ihnen wohl thun. Sie haben Oel und Wein in meine Wunden geträufelt; ich will den drohendſten Streich von Ihrem Haupte abwenden. Kommen Sie heute Nacht, da Alles ſchläft, zu mir. — Oder ... ich will Sie auf Ihrem Zimmer erwarten. Machen Sie ſich gefaßt, etwas Böſes zu hören. Es wird jedoch für Sie Arznei ſeyn, und mein Gewiſſen beträchtlich erleichtern. Ich verlange keinen Dank; Sie haben zu meiner Unſchuldigen im Himmel gebetet, und Ihre Wohlthat hat Ihnen gebracht Segen zur Stunde. Das iſt Alles; aber Verſchwiegenheit iſt mehr als Gold und Dankbarkeit. Seyn Sie verſchwiegen jetzt und nachher. Wollen Sie?“ —

Der Baronet, den eine räthſelhafte Ahnung beſchlich, gab dem neuen Freunde die Hand, und ging, ſein bischen Scharfſinn vergeblich anſtrengend, um zu errathen, was Mayer auf dem Herzen habe, nach Hauſe. Mayer blieb auf dem Grabe zurück.

Was Rowland zu Hauſe fand, war nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Hannchen hatte geweint; die rothen Augen verriethen es. Ihr Betragen war unſtät, kalt, abſtoßend. Kaum, daß ſie die Grimaſſe der Theilnahme machte, da ihr der Baronet ſeinen Unfall erzählte, ſeine Schramme zeigte. Ihre Hand reinigte gleichgültig die kleine Wunde, heftete das Pflaſter darauf, ohne Schmerz zu erſparen. Ihre Zunge redete zerſtreut und einſylbig mit dem Baronet; bei der erſten Gelegenheit verſchwand die Frau mit kahler Entſchuldigung. Verdrießlich, aufgebracht ſogar über die Vernachläſſigung, aus der Liebe

Roſengarten ſchnöde verwieſen, zu ungeduldig nebenbei, um mit ſeiner geſpannten Erwartung allein zu bleiben, eilte Rowland in das Schloß. Der Graf war mit den Seinigen ſchon wieder eingetroffen, und der Irländer fand die Herren bei der Abendmahlzeit. Sein Sturz war juſt der Gegenſtand des Geſprächs. „Ein ſchlechter Reiter ſollte nie ein gutes Pferd beſteigen;“ rief eben der Graf, der mit Mißfallen an ein tête à tête des Irländers und Hannchens dachte. — Der Baronet, den Alle zu Hauſe, vielleicht gar zu Bette vermutheten, wurde bewillkommt, wie ein lächerliches Geſpenſt. „Sieh, ſieh! noch lebendig?“ — „Oder iſt es ſein Geiſt?“ — „Auf mein Wort: das Pflaſter ſteht ihm ſchön, als ſäße darunter ein Säbelhieb.“ — Der Duft des Rheinweins lockt den Todten aus der Gruft.“ — „Bon soir, Herr von Lazarus!“ — „Wer ſagt noch, daß Mylord nicht auf den Kopf gefallen?“ — Dieſe Späße und eine Menge anderer von gleichem Gehalte ſprühten dem Eintretenden entgegen. Die gewiſſenloſen Schmarotzer des Grafen hatten leichtlich deſſen Animoſität gegen den Baronet bemerkt, und kehrten, wie alle Schmarotzer, den Mantel nach dem Winde. Am ſpitzigſten thaten ſich diejenigen hervor, die von dem guten Rowland ein Darlehen nicht hatten erhalten können. Vor dieſer Schaar von bankerotten Junkern konnte nur ein verſchwenderiſcher Borger Gnade finden. Den beſonnenen Haushalter ſchalten ſie einen Filz und forderten ihn vor die Klinge; den Vermögenloſen ſchimpften ſie einen Hund und warfen ihn vor die Thüre. — Die Sarkasmen, die dem Baronet galten, waren die Vorläufer einer übleren Behandlung.

und die Herren, ſo muthig gegen den einzelnen Fremdling, warteten nur auf ein Signal des Grafen. — Der Souverain geruhte vor der Hand, mit ſeinem Guignon gnädig zu thun, ließ ihn an ſeiner Seite niederſitzen, kredenzte ihm eigenhändig den Pokal und erkundigte ſich nach ſeinem Befinden mit einer Verſtellung, die den Argloſen, noch obendrein mit andern Gedanken ſo ſehr Beſchäftigten, völlig täuſchte.

Das Blatt wendete ſich indeſſen bald. „Auf mein Wort!“ äußerte ſich der Graf: „ich beklage Ihren Unfall, Rowland; aber ich begreife ihn nicht. Mein Dragon iſt das ſanfteſte Thier. Wahr, daß er den ungeübten Reiter ſpürt, und ſich zu debaraſſiren ſucht.“ — „Das Pferd ſcheut;“ verſetzte Rowland etwas gekränkt: „die Sporen machten das Uebel ärger. Mein Unglück kann Jedem paſſiren. Ich reite wohl um die Wette mit all dieſen Herren.“ — Die Herren lachten ſpöttiſch, zuckten die Achſeln, oder verneigten ſich, als dankten ſie für das Compliment. Der Graf that das Letztere mit Worten, und fügte hinzu: „Immer iſt auffallend, daß Sie ſich dergeſtalt haſardiren, mein Freund. Es iſt allzunotoriſch, daß in England das Thier beſſer iſt als der Reiter. Die Edelleute in Deutſchland ſind dagegen beſſer als ihre Pferde. Wer alſo einem deutſchen Kavalier ſagen mag, daß er das Reiten nicht verſtehe . . .“ — „Hab’ ich das geſagt?“ fuhr Rowland, argwöhniſch werdend, auf. — „O ja, guter Freund; das haben Sie, indem Sie Ihre Perſon mit dieſen Herren in eine Reihe ſtellten; und Gott weiß, daß auf dem Feſtlande, und gewiß nicht minder in den drei Königreichen, ein ſchlechterer Reitersmann nicht exiſtirt.“ — Bei dieſem Ausfall wurde Rowland blaß vor Zorn, und Gelächter und Rauſchen des Beifalls ging rund um den Tiſch. Charles warf einen flammenden Blick auf die höhniſchen Schmarotzer, dann einen ſtaunenden auf den Grafen, der keine Miene verzog. „Wie kommen Ew. Erlaucht dazu, mir die Beleidigung anzuthun?“ fragte Charles mit einer Miſchung von Betrübniß und Zorn. — „Beleidigung? Sind Sie beleidigt? Drollig, auf mein Wort. Ich meine, Ihnen gegenüber ſo hoch zu ſtehen, daß von Beleidigungen zwiſchen uns keine Rede ſeyn kann. Zudem bin ich älter als Sie, und Ihr Wirth. Vergeſſen Sie das nicht.“ — „Herr Graf! Sie kennen meinen Stand, und wiſſen....“ — „Was kenne ich, junger Menſch? was weiß ich? Wo iſt Ihr Stammbaum, wo Ihr Adelbrief? Wenn wir daran zweifelten? Es iſt ſchon geſchehen, daß Bierbrauer und Schneider hinter vacirenden engliſchen Baronen und Biſchöfen ſteckten. He?“ — „Superb, charmant, excellent!“ riefen die ſchadenfrohen Zuhörer. — „Sie beladen mich mit Schmach, Herr Graf, nachdem Sie mich mit Ehren überhäuft haben. Sie haben ſeltſame Launen, Herr Graf. Ich ein Betrüger? ich werde mich rechtfertigen. Sobald der Kaufmann Buchſcheit heimgekehrt ſeyn wird. ....“ — „Schon gut, ſchon gut. Die Garantie eines jüdiſchen Wappenherolds gefällt mir. Laßt Euch in ſeiner Abweſenheit, von Hannchen beim nächſten Rendez-Vous ein Wappenzeugniß ausſtellen. Wir wollen alsdann meines Dragon Stammbaum damit vergleichen.“

Der Reichsgraf drehte dem verſteinerten Baronet den Rücken zu, und ließ der Höhnung von Seiten der Uebrigen freien Lauf. — Aus Rowlands Augen ſtürzten aber glühende Tropfen. Die grauſame Demüthigung ohne Grund brachte ihn bis zum Wüthen. Er ſchrie über die Tafel, daß alle Gäſte verſtummten: „Ich verdiene dieſe Schande. Ich habe Euer verworfenes Leben mitgemacht, ich habe wie dieſe Paraſiten gepraßt an der Tafel eines Schwelgers, der uns das Mark ſeines Landes zur Speiſe, der uns den blutigen Schweiß ſeiner Unterthanen zu trinken gab. Ich habe meine Strafe verwirkt. Ich ſtehe wehrlos da gegen eine Bande von Stegreifrittern, und wage nicht einmal an ihre Kavalierehre zu appelliren. Ich bin ein Thor, ein ſchwacher, verrathener Thor; dennoch will ich lieber mich einen Brauer und Schneider ſchelten laſſen, als mich rühmen, Euers Gleichen zu ſeyn, oder ein Genoſſe dieſes heimtückiſchen gräflichen Narren.“

Das Ungemeſſene eben ſeiner Vorwürfe und die Hitze ſeines Zorns machte, daß Niemand fürs erſte dem Baronet ein Wort erwiederte. Die beſchimpften Tafelgäſte erwarteten ſtutzig, was der Graf beginnen würde, deſſen Geſicht dunkelroth geworden, deſſen Kolleradér dick angelaufen war. Rowland bewegte ſich nach der Thüre mit halber Wendung gegen die Verſammlung. Graf Alexander war im Begriff, ſeine Heiducken zu rufen, doch nahm er ſich plötzlich zuſammen, gab ſeinen Freunden ein Zeichen, ruhig zu bleiben, und zürnte dem Gehenden mit heiſerer Stimme nach: „Bürſchchen, Bürſchchen! mache Dich immerhin davon. Ich will in meinem Hauſe die Gaſtfreundſchaft nicht verletzen, aber wir ſind noch nicht mit einander fertig, Bürſchchen; auf mein Wort: Du ſollſt noch von mir hören, giftiger Bube!“

Sir Charles rannte wie ein Raſender nach Hauſe. Entſtellt, zerſtört, ſchäumend vor Wuth trat er dem Aſſocié entgegen, der ihn, wie verabredet, in ſeinem Zimmer erwartete. Erhitzt erzählte er ſein Abenteuer, und erſchöpfte ſich in Verwünſchungen. Mayer beſchwor ihn, ſich zu beſänftigen; ängſtlich rieth er, die Schmach vor der Hand zu ertragen. „Es iſt ein Unglück, daß Sie mit dem Herrn auf dieſe Weiſe zuſammengeriethen, aber in der Hauptſache iſt es alleins;“ ſagte Mayer, die Perlen der Angſt von ſeiner Stirne trocknend: „Sie müſſen auf jeden Fall fort von hier, und zwar ſo ſchnell, als es ſich thun läßt. Sie müſſen fort, mein guter betrogener junger Herr.“ — „Fort? aus den Klauen des Grafen? das begreife ich. Aber wohin? womit? ich bin ohne Geld.“ — „Und müßte ich eine Kirche beſtehlen, ich ſchaffte Ihnen Geld, um Sara's willen. Da, da, nehmen Sie, was ich bei mir trage; ich habe bereits für Sie geſorgt.“ — „Dank, tauſend Dank. Nun denn: wohin? Wo iſt Herr Buchſcheit? ich will zu ihm, damit ſein Rath ....“ — „Nimmermehr. Sie müſſen ihm ausweichen. Er iſt Ihr Feind.“ — „Unerklärlich! bin ich denn in des Teufels Schlingen?“ — „Hm, hm, ungefähr, ſo wie Sie ſagen.“ — „Ach! was mir einfällt: mein Wort, das ich an Kildar verpfändet habe! Wie ſoll ich entlaufen, und doch mein Wort halten?“ — „Um Gotteswillen, brechen Sie Ihr Wort. Sie müſſen ſchlechterdings dem Kildar entfliehen. Morgen wäre es vielleicht ſchon zu ſpät. Haben Sie nie bemerkt, wie ich

Schildwache ſtand auf Ihren Wegen? wie Hannchen Sie beaufſichtigt?“ — „Kildar iſt ein Spitzbube; ich dachte es längſt, aber wie verſtehe ich, daß Buchſcheit ...?“ — „Buchſcheit lauert auf Sie als auf einen Raub. Sein Weib ſoll Ihnen die Falle ſtellen. Kildar will Sie darinnen fangen, wie er Sie ſchon einmal fing, und abermals Ihre Habe plündern.“ — „Mein Gott! unter welche Menſchen bin ich gerathen? Hannchen, der ich mit voller Seele vertraute?“ — „Unerfahrner! Hannchen Verwoort iſt eine Schlange, und wüßte ſie mehr von dem Handwerk, ſie wäre ſchon längſt eine Meiſterin darinnen. Meine Sara war gut, ich ſchlechter Menſch habe von ihr alles Böſe entfernt gehalten, wie von meinem Auge; aber Verwoort war nicht ſo gewiſſenhaft.“ — „Was ſprechen Sie? Sie laſſen mich die entſetzlichſten Dinge ahnen. Hannchen eine Schlange? und Buchſcheit ... und Kildar ... was will aber Kildar? was geht ihn Hannchen an?“ — „Sie fragen? gilt ſie nicht für ſein Weib? — Ja ſo; Sie wiſſen nicht .... aber ſchweigen Sie, wie das Grab, um meinetwillen, um Hannchens ſelbſt willen, die ſich vielleicht noch beſſern kann .... ach, die Reue, die Buße, ſie heiligen den ärgſten Sünder!“ — „Was ſoll ich verſchweigen, was denn, in aller Engel Namen? Kildar, ſagen Sie ...?“ — „Iſt Buchſcheit, und Buchſcheit iſt Kildar; da haben Sie's. Ein mehreres zu geſtehen, verbietet die Zeit, die dringende.“

„So hat meine Ahnung und Furcht mich nicht betrogen!“ ſeufzte Rowland und ſank vernichtet auf einen Seſſel. — „Ermannen Sie ſich;“ flüſterte Mayer in großer Bewegung: „ich bin ja bei der Hand, Sie zu retten. Des Grafen Zorn gibt einen wackern Vorwand ab, der mich in Wilhelms Augen weißbrennen wird. Packen Sie geſchwind das Nöthigſte zuſammen; in einen Sack, in einen Bündel . . . ich trage ihn vor's Thor, . . . wir wollen auf der Stelle fort.“

— „Handeln Sie ſtatt meiner, Mayer. Ich bin wie zermalmt. Verlaſſen Sie mich nicht.“ — „Daſſelbe ruft mir Sara aus dem Himmel zu. Indem ich Ihnen davon helfe, mache ich zehn ſchlechte Streiche gut, und das will mein frommes Kind dort oben.“ —

Nach dieſen Worten beſchäftigte ſich Mayer, Wäſche und die nothwendigſten Habſeligkeiten aus dem Schranke zu zerren, und in ein Felleiſen zu ſtopfen. Einige Minuten vergingen, ohne daß Einer von den beiden Männern geſprochen hätte. Auf einmal entſtand Getöſe vor dem Hauſe. Es wurde, wie mit Flintenkolben an die Thüre gedonnert. Als wäre er vom Blitze gerührt, ſank Mayer in die Kniee, ließ die Hände ſchlaff hängen, und ſtammelte: „Da, da . . . das Ende iſt da.“ Rowland horchte, ohne ſich zu rühren. Hannchen ſtürzte mit wirrem Haar, im Nachtgewande, in das Zimmer. „Mayer, Mayer!“ ſtöhnte ſie, nach dem Fenſter zeigend: „um des großen Gottes willen! Soldaten! Grenadiere vor unſerm Hauſe! Wir alle ſind verloren. Mayer, was iſt zu thun?“ —

Die Muthloſigkeit des Weibes erzürnte den Befragten. Mit gebieteriſcher Heftigkeit ſchrie er: „Was wird zu thun ſeyn? Wir ſind nicht eine Armee, das Haus iſt keine Feſtung. Was iſt zu thun, als aufzumachen?

Die Kellerſchlüſſel auf die Seite. Mach' auf, Hannchen, mach' auf. Das Gericht kömmt.“

„Gott, Gott! das Gericht!“ Mit dieſen Worten lief Hannchen von dannen. — Rowland hatte unthätig dieſem Auftritte zugeſehen. Die Niederlage ſeiner Kräfte hatte ihm Alles gleichgültig gemacht. Dennoch wunderte ihn, daß Hannchen ihn gänzlich überſehen. „Sie liebt mich nicht; ich glaube das jetzo;“ ſagte er zu ſich ſelber: „Warum jedoch der Schrecken im Hauſe? Die Soldaten? Nur ein Mißverſtändniß kann ſie daherführen.“ —

Der Schrecken im Hauſe mußte indeſſen ſeinen guten Grund haben. — Mayer, der offenbar nicht wußte, was er beginnen ſollte, ſchoß von einer Ecke des Gemachs in die andre, ſah gen Himmel, in alle Winkel, riß das Fenſter auf. „Da hinunter?“ fragte er mit dem Ton der Verzweiflung. Er ſchauderte zurück. Sein Blick fiel auf des Baronets Piſtolen, die unter deſſen übrigen Effekten am Boden lagen. Raſch ergriff Mayer eins der Gewehre, ging auf Rowland zu, und fragte mit ſchrecklich verzogenem Geſicht: „Iſt es geladen, das Piſtol?“ — Rowland nickte. — „Da; in Gottesnamen: ſchießen Sie mich todt, Mylord!“ begehrte Mayer, deſſen Hände flogen, wie im Fieber. Charles wies den ſeltſamen Antrag mit aufwallendem Unmuth zurück. „Um Sara's willen!“ bat der Elende mit wimmernder Klage. Rowland ſtieß ihn von ſich, und eine neue Scene in dieſem Schauſpiel der Verwirrung hob an.

Hannchen ſtürmte von neuem in's Zimmer. Diesmal war ihr Antlitz geröthet, freudig rollten ihre Augen.

„Es iſt nichts, Mayer; es iſt nichts!“ frohlockte ſie: „Die Grenadiere ſuchen nur den Engländer! — Da, da iſt er, meine Herren; da! Er iſt's leibhaftig.“

Ein Gefreiter mit zwei Mann trat in's Gemach. „Er iſt Arreſtant;“ ſagte der Gefreite mit Grobheit zu dem Baronet. — „Ich? warum? was ſoll das?“ Der junge Mann ſprang auf, um ſich zur Wehre zu ſetzen, aber im Nu ſaßen die Bajonnete auf ſeiner Bruſt. „Nicht gerührt, oder . . .!“ kommandirte der Gefreite.

„Piſtolen weg! Mayer, ſchafft ſie bei Seite!“ ſchrie Hannchen mit widerlicher Einmiſchung: „Das fehlte noch, daß der Narr in unſerm Hauſe ein Unglück anrichtete! Nehmen Sie ihn ſchnell hinweg, ihr Herren. Was er auch gethan haben mag, wir waſchen unſre Hände in Unſchuld!“ —

Dieſe Rede hob den Baronet ſchnell über ſeine verdrießliche Lage empor; er hatte nur Hannchens Verrath und Niedrigkeit vor Augen. Es drängte ihn nun, aus ihrer Nähe zu fliehen, wenn auch in einen Kerker. Darum fragte er nicht mehr nach der Urſache ſeiner Verhaftung. Er klopfte den perplex daſtehenden Mayer auf die Schulter, und ſagte: „Sie haben die Wahrheit geredet. Das Weib iſt eine Schlange.“ — Hierauf ging er, um eine bittere Erfahrung reicher, mit ſeiner Wache davon, und wurde in das Schloß-Gefängniß gebracht. — Erſt dort fiel ihm wieder ſein übler Streit mit dem Grafen ein. „Der Menſch will ſich rächen;“ überlegte er bei ſich: „auf welche Weiſe wird ers anfangen, und iſt denn wirklich in dem verwünſchten deutſchen Reich keine Gewalt über dem Tyrannen?“ — Er erſchöpfte ſich in Muthmaßungen, kam aber zu keinem Reſultat. Um ſich Gewißheit zu verſchaffen, verlangte er, vor den Grafen gebracht zu werden. Abgeſchlagen. Er bettelte um Dinte und Feder, in der Abſicht, dem Grafen zu ſchreiben. Verweigert. Knirſchend mußte er ſich in ſein Schickſal ergeben und Glauben ſchenken dem Büttel, der ihm mit pfiffiger Miene öfters ſagte: „Nur Geduld! in ein paar Stunden wird Er ſchon wiſſen, wem Er angehört!“

Fünftes Kapitel.

Es waren ſeit den oben erzählten Begebenheiten in der reichsgräflichen Reſidenz kaum acht und vierzig Stunden verlaufen, und die Morgendämmerung war gekommen, wie zur Friſt, da die Grenadiere den Baronet in den Kerker geführt hatten. Da traf ſich's, daß ein Reiſender munter hinrollte auf der Landſtraße. Er ſaß in einem halboffnen zweirädrigen Gefährt, das zu jener Zeit erſt neu aufgekommen war: ein ſchwerfälliges Vorbild des neuern Cabriolets. Ein rüſtiges Pferd zog das Fuhrwerk; der Reiſende kutſchirte ſelbſt. Er ruhte zwar nicht allzubequem auf dem harten Sitz, der ins Korbgeflecht des Wagens geſchnallt war, und das Fuhrwerk ſtieß mörderlich; dennoch war der Reiſende vergnügt, und ſang bald, bald pfiff er ein Lied in den neblichten Morgen hinein. Und immer fröhlicher wurde er, je röther die Streifen des Sonnenlichts an den Wolkenrändern emporzitterten. Wohlgefüllt war ſeine Kaſſe, ſeine Geſchäfte ſtanden gut; er genoß der beſten Geſundheit, und vor acht Tagen hatte er ſich mit einer niedlichen Braut verlobt. Kein Wunder, daß er luſtig war, und auf Pferd und Leitſeil nicht gar ſonderlich achtete. Das Thier wurde muthwillig, ſuchte ſein eigen Geleiſe, und hätte bei einem Haare den glücklichen und verzückten Bräutigam den hohen Rain hinab in den Graben geworfen, wenn nicht ein ihm entgegenkommender Wanderer, die Gefahr ſehend, herangeſprungen und dem leichtſinnigen Gaul in die Zügel gefallen wäre. —

„Ei, ei, Wetter noch einmal! das hätte ſchlimm ablaufen können, du böſer Caſtor!“ ſchalt der Reiſende, da das Roß ſtand, und ließ ihm die Peitſche ein paarmal um die Ohren pfeifen: „Viel Dank, lieber Mann: viel Dank. Da trink’ Er eins auf meinen Schrecken und Seine Mühe.“ — „Behaltet Euer Geld;“ antwortete der Andere mürriſch: „Ihr ſolltet wohl mehr als das an mir verdienen, wenn Ihr umkehren und mich ein paar Stunden weiter ſpediren wolltet. Ich bin müde zum Niederfallen.“

Der Reiſende betrachtete auf dieſe ungewöhnliche Antwort hin ſeinen Mann genauer, und rief auf einmal mit viel Spektakel: „Nun, bei Gott! Tolle Streiche und kein Ende! Monſieur Rowland, woher auf einmal im Kamiſol eines Vagabunden? Welche Teufelei haben Sie wieder vor?“ —

Der junge Mann ſchaute den Reiſenden ſcharf an, ſchüttelte den Kopf, und verſetzte: „Sie kennen mich; — gut. Ich habe jedoch nicht die Ehre . . . . .“ —

„Möglich; dennoch haben wir ein paarmal mit einander geredet ... in Zürich, bei Ott .... ich war ein Zeuge Ihrer Stiefelknechtgeſchichte; ..." — „Hm, hm, gut, gut, laſſen wir das."

Der Andre fuhr geläufig fort: „Mein Name iſt Mercadié, Ihnen zu dienen, Antoine Mercadié, aus Dijon gebürtig, angeſtellt in der Handlung Roy et Comp. in Bordeaux. Ich empfehle mich mit dem feinſten Aſſortiment von Tafel- und Deſſertweinen. Ich arbeite in Burgunder und Liqueurs auf meine eigne Rechnung. Zugleich habe ich die Ehre, Sie vorzubereiten, daß ich mich baldigſt etablire, und zwar in Deutſchland, wo bereits ein Depot ...."

„Laſſen Sie doch das närriſche Geſchwätz;" unterbrach ihn der Baronet griesgrämiſch: „ein Glas Wein in Natura wäre mir lieber, als ihr ganzes Depot, weiß Gott, wo?"

— „Ha, warum befahlen Sie nicht? Wir Reiſende vom Handel ſind mit allem wohl verſehen." Mercadié langte eine Flaſche aus dem Wagen, komplimentirte den Baronet auf den Betſchemel der am Weg ſtehenden Kapelle, machte die Zugſtricke des Pferds los, band das Thier an den Pfortenring, ſetzte ſich neben den müden Irländer, bediente ihn mit Wein und Anisbrot, und fragte mit beſcheidner Neugier; „Kann ich etwas Weiteres für Sie thun? Bedürfen Sie meiner fernern Dienſte? Ich fange an, zu begreifen, daß Ihre Verkleidung nicht ſo eigentlich das Werk des Muthwillens ſeyn mag. Sie ſind nicht zum beſten gelaunt?"

Der Baronet, der haſtig einen Schluck Wein genommen, und einen Biſſen gegeſſen, entgegnete trotzig „Wahrhaftig! ich möchte den Menſchen ſehen, der an meiner Stelle guter Laune ſeyn könnte! Wiſſen Sie, woher ich komme? Ich bin ſchon die ganze Nacht gelaufen, wie ein Schelm. Ich komme aus den Händen eines holländiſchen Werbers, dem ich gegen alles Völker- und Menſchenrecht verkauft worden bin. Der Burſche hat mich mit Daumſchrauben gefeſſelt, auf einem elenden Karren transportirt. Er wollte mich in ſein Werbungsquartier, von dannen nach Holland ſchleppen; ſie dachten, mich nach Java zu ſchicken, die Spitzbuben! mich, einen Edelmann, einen Unterthan Sr. Majeſtät von Großbritannien! Das Letztere war mein Glück, Gott ſey Dank. Der Unteroffizier iſt mein Landsmann; er kennt meinen Namen, iſt einmal im Dienſte meines Onkels geweſen, hat mit meinem Quaſivetter Edward die Muskete getragen, iſt mit dem ſaubern Herrn deſertirt, da ſie kaum von Oſtindien zurückgekommen waren. Die Noth hat ihn unter die Holländer getrieben. Wer weiß, wo des honorablen Edward Gebeine bleichen. Alles iſt Lüge in dieſer Welt. Der Burſche, hieß es, ſollte drüben über'm Meere den Tod eines Soldaten geſtorben ſeyn ... oder im Spitale, .. was weiß ich?“

„Beſter Herr, ich verſtehe kaum ein Wort von Allem, was Sie vorbringen;“ bemerkte ſchüchtern der gute Mercadié. — Worauf Sir Charles, der Flaſche zuſprechend: „Ich glaub's wohl, wären Sie in meiner Haut, ... ich wollte ſehen ..! doch ich will Ihnen Alles berichten. Ich hatte Geld bei mir; ein Spitzbube hat mir's gegeben, aber gleichviel; es half. Meine Landsmannſchaft...

mein Geld ... mein Name ... Der Werber drückte beide Augen zu, und ließ mich entwiſchen. Ich ſehe freilich aus wie ein Landſtreicher, aber ich habe kein anderes Kleid, als dieſes, welches mir der Unmittelbare anlegen ließ, da er mich bei Nacht und Nebel fortſchaffte, um ſeine niedrige Rache zu vollſtrecken. Aber, nur Geduld! ich werde meine Revanche nehmen; bei Gott, ich werde das.“

Als hierauf Rowland den Franzoſen wieder zum Wort kommen ließ, fragte dieſer: „Ich weiß jetzt viel und doch ſo viel wie nichts von Ihrem Abenteuer? Wer iſt denn Ihr Feind? Wer hat Sie denn verkauft? wie iſt denn Alles gekommen?“

„Sie ſind die Ungeduld ſelbſt, mein Herr;“ brauſte der Irländer auf: „bin ich nicht eben im Begriff, Ihnen Alles lang und breit zu erzählen?“ Nun rollte er, unzuſammenhängend genug, aber energiſch, den Faden der Begebenheiten in des Grafen Reſidenz vor dem Zuhörer auf. Mercadié wurde immer aufmerkſamer, ſchüttelte den Kopf, ſchaltete hie und da ein „Ah“ oder „Aha“ der Verwunderung ein, und fiel dem Plaudernden plötzlich in die Rede: „Vor Allem, Monſieur Rowland! was wollen Sie jetzt thun? Wohin gehen Sie jetzt?“

„Alle Wetter! wohin, als in des Unthiers Höhle? Ich will meine Papiere und Habſeligkeiten nicht im Stiche laſſen. Ich habe ja keinen Rock auf dem Leibe, mich zu präſentiren. Ich habe ja nur noch ein paar Thaler in der Taſche. Wie können Sie ſo einfältig fragen, wohin ich will? Mayer muß mir Alles ſchaffen; ich werde mich bei Nacht und Nebel in das Buchſcheit'ſche

Haus ſchleichen . . . . Sorgen Sie nicht, daß ich dem Grafen in den Rachen laufe! Nein! auf ſeinem Grund und Boden meſſe ich mich nicht mit ihm. Aber von England aus will ich ein Mordgeſchrei erheben . . . verlaſſen Sie ſich darauf.“

Der Franzoſe öffnete den Mund. Der Baronet rief ihm hitzig zu: „Schweigen Sie, ich bitte. Trockene Rathſchläge helfen jetzt nichts bei mir. Ich bin furios, ich glühe am ganzen Leibe; mit einem Schwefelhölzchen könnten Sie mich in lichterlohen Brand ſetzen ..! ich will nichts hören!“

Dieſe wilden Aeuſſerungen einer Seele, die ſich nicht ſelbſt zu beherrſchen vermochte, riſſen des Franzoſen Geduld entzwei. Mercadié packte den Ungeſtümen bei den Händen, und rief ihn noch lauter als jener ſchrie, mit zorniger Stimme an: „Sie ſind ein Kind, ein ungezogenes Kind, das ſich gerne wieder einmal die Naſe verbrennen möchte. Hören Sie nur zwei Worte. Ich komme aus jener Reſidenz; ich habe ſie geſtern Abend verlaſſen. Von dem Grafen hätten Sie zwar nichts zu beſorgen, — aber Sie würden eingeſteckt werden, wenn Sie ſich beigehen laſſen wollten, das Buchſcheit'ſche Haus zu betreten.“ — „Oho, das möchte ich ſehen! Mayer iſt mein Freund, und was den andern Schurken betrifft .... das möchte ich erleben!“ — „Stille, ſtille! nennen Sie jene Leute um Gotteswillen nicht Ihre Freunde, und vernehmen Sie, was vorgefallen iſt. Ich kam in Geſchäften nach jener Stadt. Ich traf in Worms — rathen Sie wen?“ — „Den Großmogul meinetwegen. Iſt jetzt die Zeit, mir Räthſel aufzugeben? Alle Wetter!“

— „Sparen Sie Ihren Athem. Ich traf alſo dort Ihren wackern Landsmann, Mr. Kildar, den Sie in Gais ohne Zweifel kennen gelernt haben?“ — Der Baronet ſchoß auf wie eine Rakete. Mercadié hielt ihm den Mund zu, und fuhr aus Leibeskräften ſchreiend, fort: „Mr. Kildar war alſo zu Pferde, und ritt neben meinem Wagen. Da er nicht franzöſiſch und nicht deutſch ſpricht, und mein Engliſch nicht ausreicht, ſo war anfänglich die Unterhaltung ſehr trocken. Endlich verfielen wir aufs Holländiſche. Da gings beſſer.“ — Der Baronet machte ſich mit Gewalt los, und tobte: „Galgen her, Strick her, den Dieb her! Der Dieb hat Euch angeführt, beſchränkter Franzoſenkopf! Hängt ihn auf, und Ihr habt alle Dialekte von Europa mit ihm, dem Gauner, aufgehenkt!“ Mercadié knebelte den Schreier abermals ganz freundſchaftlich, und ſprach weiter: „Da vernahm ich denn, daß Monſieur Kildar denſelben Weg zu machen hatte. Er habe mit dem Hauſe Buchſcheit Geſchäfte, ſagte er. Ich kannte das Haus nicht.“ — „Eine Gaunerherberge, auf Ehre!“ murrte Rowland unter den Fingern des Franzoſen hervor. — „Sie haben vollkommen Recht;“ pflichtete Mercadié bei: „aber wir ſollten die auſſerordentlichſten Dinge erfahren. Eine halbe Stunde von der Reſidenz ſchrieen uns ſchon Volkshaufen an. „Wir ſind frei, es lebe der Kaiſer!“ riefen ſie: „Der Menſchenſchinder, der Graf, ſitzt im Arreſt. Die Herren von Wezlar ſind da, ihm den Prozeß zu machen, und das Leben wird's ihm wenigſtens koſten!“ —

Rowland wurde auf einmal geduldig und aufmerkſam. „Was Sie ſagen, lieber Mercadié! Was ſollte das bedeuten?“

„Eine kaiſerliche Commiſſion war urplötzlich erſchienen, um den Zuſtand der Dinge in der Grafſchaft zu unterſuchen; des Grafen Speichellecker waren auseinandergeſprengt worden. Er ſelbſt, der Nero en miniature, ſaß wirklich gut bewacht in ſeinem Schloſſe.“

— „O Gott, mein Herr, ich danke Dir!“ betete Rowland mit Schadenfreude.

— „Der Tag unſers Eintreffens war überhaupt ein Tag wunderlicher Ereigniſſe. Da wir am Thore des Städtchens anlangten, und ich auf Kildars Bitte mich nach Buchſcheits Hauſe erkundigte, berichtete uns der Thorwart, wir würden wohl ungelegen kommen. Die Juſtiz ſey unverſehens, auf Requiſition von auſſen her, in das Haus gefallen, und habe darinnen eine Niederlage von geſtohlnen Waaren, nebſt einer ganz niedlichen Falſchmünzerwerkſtätte gefunden.“ — „Iſts möglich? Ja — nun erkläre ich mir .... nur geſchwinde! Was iſt aus Kildar geworden?“ — „In ſolche Verlegenheiten mag ich mich nicht miſchen; ich habe gerne Ruhe;“ ſagte er kalt, wünſchte mir eine gute Nacht, und kehrte, trotz der ſpäten Stunde, plötzlich um.“ — „Der Schurke! und ſie ließen ihn reiten, die Tröpfe?“ — „Ei, warum denn nicht?“ — „O verwünſchte Spießbürgerei! ſie ließen den beſten Vogel entwiſchen?“ — „Freilich; leider geſchah's. Ein jüdiſcher Aſſocié des Buchſcheit hatte Zeit gewonnen, ſich mit dem Weib ſeines ſaubern Compagnon's davon zu machen. Der Buchſcheit ſelber war zu ſelbiger Zeit auswärts.“ — „Das glaube ich. Ihn davon reiten zu laſſen!“ — „Sie verwechſeln die Perſonen! Kildar ritt davon!“ — „Nun freilich: eben Kildar.“ — „Aber ich redete von Buchſcheit.“ — „Nun ja doch; eben der Buchſcheit.“ — „Ich will mich mit Leib und Seel dem Böſen ergeben, wenn ich verſtehe, was Sie da reden!“

Indeſſen war Rowland in ein kurzes Nachſinnen verſunken, ſchnellte dann empor und rief: „Es waren nicht Geſpenſter oder falſche Geſichte, die mich geneckt haben. Ich bin dem Mayer und Hannchen, der Schlange, heut Nacht begegnet. Sie ſaßen auf einem Leiterwagen, der eilig dahin flog; ein Bauer kutſchirte; drei Pferde waren vorgelegt. Ich hatte im Dunkel die Fahrenden angerufen, um ſie nach dem Weg zu befragen. Das Weib ſchrie auf; es war Hannchens Stimme. „Wollt Ihr vom Wagen bleiben?“ rief dann die klägliche Stimme des getauften Juden. O gewiß, ſie waren's! — Sie fürchteten ſich vor mir. Sie hielten mich für einen vom Métier. Ich habe mich nicht geirrt. O warum wußte ich nicht um jenen Vorgang? warum fielen ſie nicht in meine Hände?“ — „Sie ſind exaltirt, Monſieur Rowland. Die Sache iſt aber ſo beſtellt, daß Sie nicht zurück dürfen. Die Juſtiz ſitzt wie die lauernde Spinne in dem ausgehobenen Neſt, und Jeder, der hineinguckt, iſt dem Kerker und der Unterſuchung reif. Wollten Sie das riskiren? — Im beſten Fall würde Ihr Erſcheinen zwecklos ſeyn. Ihre Effekten ſind unter Siegel genommen worden, wie das ganze Haus.“ — „Wohl, wohl, ich ſehe ein, was Sie mir da bemerken. Ich will aber verdammt ſeyn, wenn ich weiß, was anzufangen? Wäre ich daheim ... auf der Stelle ginge ich in ein Kloſter. Was iſt denn mein Leben, bei Gott? Eine Affenkomödie, oder eine Hetzjagd. Ich bin ſtets das erliegende

Wild oder der verhöhnte Affe. Ein Kloſter her! Die Kutte her! Die Geißel her! Aber — wie komme ich heim, ich verlorner Sohn?“

Nachdem ſich Mercadié nur einen Augenblick bedacht, erwiederte er: „Schlagen Sie ein. Ich habe, was Sie brauchen: ein Fuhrwerk, und Geld genug, daß wir, ohne zu darben, Metz erreichen mögen. Laſſen Sie mir Zeit, meine Geſchäfte dort zu beſorgen, und ich verſpreche Ihnen, Sie alsdann über den Canal zu begleiten. Ich bin genöthigt, eine Reiſe nach London zu machen, um mir Kundſchaft für mein eignes Etabliſſement zu verſchaffen, und die Jahreszeit iſt dazu geeignet, da der Winter alle edle Weinfreunde und Conſumenten in die Hauptſtadt lockt. Steht Ihnen der Vorſchlag an? Ich biete Ihnen meine Börſe, meinen Credit, meine Dienſte. Sehen Sie zu, ob Sie mich brauchen können?“

Ohne ſich zu beſinnen, einer klugen Führung bedürftig — ſchlug Rowland ein. Als Mercadié geſchäftig die improviſirte Tafel aufhob, und den Gaul wieder einſpannte, ſtreichelte Charles das Thier, und warf lachend hin: „Ich habe ein Pferdeglück, meiner Treu! Wie oft haben die launenhaften Beſtien mich abgeworfen, geſchleift, geſchunden, und dann noch in allerlei Fatalitäten verwickelt! Heute jedoch verdanke ich mein Heil dem Koller dieſes Schecken; mein Heil und einen Freund!“ — Bei dieſen Worten dachte er nicht minder an des Reichsgrafen Dragon, deſſen Wildheit ihn zwar in Gefahr, aber eben vermittelſt dieſer Gefahr zur Selbſterkenntniß gebracht hatte. — —

Mercadié's beſcheidener Renner verſtand Rowlands

Schmeichelrede und entſprach mit allem Fleiß der Ungeduld ſeiner Herren, die nicht ſchnell genug vom deutſchen Lande Abſchied nehmen konnten. Im letzten Städtchen deſſelben fanden ſie das Volk in Bewegung. Der Getreidemarkt hatte viele Leute herbeigezogen, deren Neugierde jetzo von andern Dingen, als von Handelgeſchäften angeregt wurde. Auf dem Marktplatze ſtand ein dichter Knäul von Menſchen. Einige Huſaren hielten dort, den blanken Säbel in der Hand, Gerichtsdiener gingen hin und her; landesfürſtliche Amtleute oder Polizeiherren verhandelten, vermittelten, protokollirten vorläufig unter freiem Himmel. Mercadié's Wagen wurde angehalten, genaue Nachfrage, die Reiſenden und ihrer Reiſe Ziel betreffend, angeſtellt. „Was gibt es Neues?“ fragte der Franzoſe den kurfürſtlichen Huſar. — „Ein paar weltberüchtigte Gauner eingefangen;“ antwortete der Soldat und zeigte mit ſeines Säbels Spitze nach dem Mittelpunkt des Gedränges. Es war ein Glück, daß er im ſelben Augenblick, zufrieden mit dem Beſcheid, den ihm Mercadié gegeben, von dannen ritt. Er hätte ſonſt die Verwirrung des Baronets ſehen müſſen, der ſich erhoben hatte, um die Volksſcene zu betrachten, und jetzt auf den Sitz zurückſank mit den Worten: „Hannchen, Mayer ... ſie ſinds, welche dort gefangen ſtehen. Der Arm der Gerechtigkeit hat ſie ereilt.“ — „Kein Aufſehen gemacht;“ bat Mercadié: „den Namen jener Leute nicht genannt; nicht umgeſchaut! Wir wollen ſuchen, unbemerkt weiter zu kommen, und verdrießlichem Aufenthalt zu entgehen. Verſtecken Sie ſich hinter das Kutſchleder, ... ſo. Es wäre vom Uebel, wenn die Schelme

Sie erkennen und etwa zur Bürgſchaft für ihre Ehrlichkeit aufrufen ſollten.“

Die Schelme hatten jedoch nicht Muße, nicht Gelegenheit, ſich nach den vorüberrollenden Fremden umzuſehen. Mercadié bemerkte, daß ihr Widerſtand und ihre Vertheidigung bereits zu Ende waren. Die Obrigkeit ſtand vor ihnen, mit Aktenheften und Steckbriefen in den Händen. Das Weib lag in Ohnmacht und wurde mit Eſſig gelabt; der Mann ſah aus, wie eine aus dem Strang gefallene Leiche. „Mit dieſen niedergedonnerten Creaturen wird die Juſtiz leichtes Spiel haben;“ ſagte Mercadié. — „Was hilfts, wenn nicht ihr Capo in die Schlinge geht?“ fragte Rowland. — „Oder beſſer, ihre Kapitäne;“ verſetzte Mercadié: „denn — Reſpect vor Ihren Worten, beſter Herr — aber ich kann nicht glauben, daß die Beiden, wie Sie meinen, eine Perſon ſeyen.“ — „Nach Belieben. Wenn ich Ihnen Alles ſagen wollte . . . !“ Charles ſagte aber nicht Alles, denn er ſchämte ſich, von dem Abenteuer zu Gais weitläufig zu reden. — Die Reiſenden vergaßen auch bald alle Gaunerbanden der Erde. Sie hatten die franzöſiſche Grenze überſchritten. Mercadié's Patriotismus machte ſich in Scherzen und Geſängen Luft. Rowland jauchzte, das unheilvolle Deutſchland im Rücken zu haben, und ſeiner Inſel wieder um ſo viel näher zu ſeyn. „**Belle patrie!**“ trillerte Mercadié. „**Sweet home!**“ ſang der Baronet.

Ohne von dieſer fröhlichen Stimmung etwas einzubüßen, kamen ſie nach Metz. Zerſtreuungen aller Art warteten ihrer in der volkreichen Stadt. Mercadié, der Unermüdliche, lief ſeinem Gewerbe nach; Rowland ſtaffirte ſich mit des gefälligen Franzoſen Hülfe und Gelde aus, daß er wieder einem Gentleman glich, und ſtreifte alsdann in Straßen, Kirchen und Kaffeehäuſern umher, liebäugelnd mit Stutzerinnen und Griſetten, prahlend und windbeutelnd mit jungen Offizieren und Kaufleuten. Er war nicht übel auf dem Wege, in's alte Geleis zu gerathen, und Mercadié neckte ihn oft mit der Frage: „Wie heißt doch das Kloſter, das ſie zu beziehen gedenken?“

Rowlands Genius wachte indeſſen über ihn. Der junge Mann war hin und wieder auf ſeinen Spaziergängen durch die immer winterlicher werdende Stadt, einer Dame begegnet, deren ausgezeichnete Anmuth ſeinem Gedächtniß eingeprägt blieb; deren zauberiſches Bild den ſchnellentflammten Irländer allenthalben begleitete, und von thörichten Streichen abhielt. Die Schöne ſelbſt war ihm ſtets unter den Händen und Augen verſchwunden, bald in einer kleinern Straße ſich verlierend, bald ſich miſchend in die andächtige Gemeinde einer Kirche, oder in des Markts Gewühl. — Dagegen wurde Rowland nicht ſatt, von ſeiner Dame dem Freund Mercadié Wunderdinge zu berichten. „Wenn Sie die Reizende nur einmal ſähen!“ ſagte er dann entzückt: „Wenn wir dem Engel nur begegneten, wann wir ſelbander ſpazieren! Ihrem geübten Auge, Mercadié, würde der Engel nicht entwiſchen, wie meiner Unbeholfenheit. Wir würden herausbringen, wo ſie wohnt! Ich wäre dann glücklich, obſchon ich gar nicht weiß, ob die Schöne mich nur ein einzigmal bemerkt hat. Sie iſt die Sittſamkeit, wie ſie leibt und lebt.“ — „Hm, hm, ſchon recht. Begierig, ſie zu ſehen;“ erwiederte dann wohl Mercadié: rechnete aber alſobald an den Fingern her, wie viel Tage Aufenthalt ihnen Metz noch gewähren dürfe, und wie dringend die Reiſe nach England ſey. Er brachte damit Sir Charles zur Verzweiflung; alle vier und zwanzig Stunden war natürlich wieder ein Tag herum, und der Baronet in ſeiner wunderlichen Liebſchaft um keinen Schritt weiter gekommen. Der Abſchied ſtand dagegen nahe; ein paar Wochen waren in Metz vergangen, wie einer Viertelſtunde Traum. Kein Vorwand, eine Verlängerung des Aufenthalts bezweckend, wollte mehr bei Mercadié anſchlagen. —

Eines Tages gingen die Herren Arm in Arm durch eine der gewerbreichſten Straßen. Ein dicker Offizier in weißer Uniform, ſeidnen Strümpfen und Schnallenſchuhen, den Regenſchirm unter'm Arme, trat vor ihnen her, kehrte ſich plötzlich halb zur Rechten, grüßte haſtig und höflich, den Hut abnehmend, verlor darüber den Regenſchirm, dann das Gleichgewicht, und beſchmutzte ſich ſehr. Während der Arme ſich dem Gelächter der Vorübergehenden durch eine eilige Flucht entzog, und Mercadié ihm neugierig nachſchaute, hatte Rowlands Blick nach der Perſon geforſcht, welcher des Offiziers Gruß gegolten hatte. Sein Fuß wurzelte im Boden, ſein Auge, verklärungsvoll, wich nicht von ſeinem Ziele. Die gegrüßte Perſon war eine Dame, und dieſe Dame des Baronets Liebeskönigin (pour le quart-d'heure, würde ein Franzoſe ſagen).

Rowland tappte mit der linken Hand nach Mercadié's Aermel, und riß ihm einen Knopf und den Saum einer Manſchette ab. „Was machen Sie denn, zum Blitz?“ fragte der Kaufmann ungeduldig: „ſehen Sie wieder Geſpenſter?“ — „Dummer Spaß! Ich ſehe den Himmel offen.“ — „Wo?“ — „Dort … auf der Schwelle jenes Seidenladens … die ſchlanke Dame! Sie iſt, die ich meine, die ich verehre. Nun? ſtehen Sie nicht geblendet?“ — „Wie ſollte ich? jene Dame zeigt uns den Rücken?“ — „Ganz recht; aber dennoch kenne ich ſie; unter Tauſenden würde ich ſie kennen. Die Taille, das gemuſchte Kleid, das Spitzenmäntelchen, … der Pouf, der Muff … Alles, Alles! — Wir wollen näher gehen. Kommen Sie.“

Eben drehte ſich die Dame um. Kaum ſtahl ſich der Strahl des Tages durch das ungeheure Flor- und Bandgebäude des Kopfputzes auf ihr liebreizendes Geſicht, als Mercadié voll Freude ausrief: „Charmant, mein Lieber. Ich kenne und verehre dieſe Frau ebenfalls, und werde Sie alſobald ihr vorſtellen.“ — „O weh!“ murmelte Rowland während der paar Schritte über die Straße: „Ich komme wohl, wie immer zu ſpät, und Mercadié iſt Hahn im Korbe?“

Indeſſen hatte ſich der Kaufmann mit jener ehrfurchtsvollen Höflichkeit, deren ſich der Franzoſe achtungswerthen Frauen gegenüber bedient, und die ihn ſo gut kleidet, der Dame genähert, und ſagte: „Wie glücklich bin ich, Madame Batout, Sie hier zu ſehen! Der Zufall will mir wohl, da er mich vor meiner Abreiſe nach England einer ſehr theuern Freundin begegnen läßt, die ich hundert Meilen entfernt glaubte.“ — „Sieh da, iſt das nicht unſer guter Herr Mercadié?“ fragte die Dame ſehr liebenswürdig entgegen: „Ich bin erfreut, Sie wiederzuſehen. Sie ſind Ihrer Vaterſtadt im letzten Jahre völlig untreu geworden. Wir erhielten nicht einmal eine Zeile von unſerm lieben Freunde Mercadié.“ — „Madame, ... ſeyn Sie überzeugt ... daß nur die Unmöglichkeit ....“ — Rowland zupfte Mercadié am Rockſchoß. Der Franzoſe, ſeiner Verpflichtung eingedenk, ſtellte den Freund der Freundin vor, obſchon ſehr kühl und einſylbig: „Baronet Sir Charles Rowland, Gutsbeſitzer aus Edinburg in Irland.“ — Nicht das „obenhin“ dieſer Vorſtellung, nicht der geographiſche Schnitzer verblüffte den Baronet. Die gleichgültige Verneigung der Dame, die alſobald wieder das Geſicht dem Kaufmann zuwendete, war eine Eiſeslaſt, die ſich über ſein flammendes Herz wälzte. Als ein ſtummer Zeuge hörte er, wie ſeiner Liebe Königin zu Mercadié ſagte: „Wie wird ſich mein Mann freuen, Sie zu umarmen! Er hat ſo oft von Ihnen geredet!“ — „Vortrefflich. Tauſend Dank. Herr Vatout iſt demnach hier gegenwärtig?“ — „Freilich, freilich, Sie treffen's gut. Sie wiſſen, wie ſeine Geſchäfte in Erbſchaftsangelegenheiten Anderer, ihn unaufhörlich die Kreuz und die Quere durch die Welt treiben. Er brütet wieder über einer Reiſe. In ein paar Tagen wären Sie etwa zu ſpät gekommen, ihn zu umarmen.“ — „Wie fatal wäre das geweſen, Madame! Sind Sie aber jetzo eine Begleiterin Ihres Herrn Gemahls geworden? Ich wundere mich, meine ſchönſte Landsmännin ſo weit von unſrer guten Burgunderſtadt anzutreffen?“ — „Ja ſo; Sie wiſſen nicht, wie ſich Alles geändert hat? Schreiben Ihnen die Damen von Dijon keine Neuigkeiten? Sagten Sie Ihnen nicht, daß Ihre ſchönſte Landsmännin das alte Dijon unglücklich gemacht und ihm Lebewohl geſagt hat, um ſich vor einigen Monaten in Metz niederzulaſſen?“ — „Ah, Sie wohnen hier? Aber, wie konnten Sie . . .?“ — „Der Wille meines Mannes, der die Lage von Metz für ſeine Operationen als Kaufmann und Geſchäftsagent günſtiger findet.“ — „Ah freilich . . . ich glaube beinahe . . . Sagt Ihnen das Klima zu, Madame?“ — „Trefflich. Mein Mann, unſer Söhnchen, und Ihre ſchönſte Landsmännin befinden ſich ganz wohl.“ — „Nun bin ich vollkommen glücklich, Madame. Doch . . verzeihen Sie . . . wir haben gewagt, Ihnen auf der Straße beſchwerlich zu fallen. Würden Sie mir erlauben, Ihnen nach Hauſe zu folgen, Freund Vatout zu begrüßen und den kleinen Louis am Ohrläppchen zu zupfen?“ — „Sie werden unſerm Hauſe ſtets der willkommenſte Gaſt ſeyn, Herr Mercadié. Indeſſen — für jetzt muß ich noch eine Minute verweilen. Wenn Sie Geduld haben wollten . . .? mein Mann iſt noch in dieſem Laden zurückgeblieben. Ich warte auf ihn; da ich das kaufmänniſche Geſpräch der Herren nicht verſtehe, habe ich vorgezogen . . . .“ — „Wie? Freund Vatout nur ein paar Schritte von mir? Sie verzeihen . . . . ich kenne dieſes Haus . . . . ich kann nicht widerſtehen, Ihren Gatten an mein Herz zu drücken!“ — Mit einem entſchloſſenen Satze war Mercadié in dem Seidengewölbe. Die Dame wollte ihm folgen. Der Baronet war ſo keck, ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen. Er gönnte gerne dem braven Mercadié die Freude, ſeinen Freund ungeſtört zu umarmen, wenn ihm ſelbſt nur vergönnt war, in den neuen Himmel zu ſchauen, der ſich ihm aufgethan. — Madame Vatout, als eine fein erzogene Frau, verſtand, höflich zuzuhören, ohne von einem innigern Intereſſe erfüllt zu ſeyn. — Seinerſeits dachte Rowland: „Sollte die Kalte meiner Liebenswürdigkeit definitiv widerſtehen können?“ — So ſprach er denn vom Wetter, von der Jahreszeit, von der Stadt und ihren Wällen, von Frankreichs hübſchen Frauen und Deutſchlands groben Männern, von Fluth und Ebbe, von ſeinem Reichthum und ſeiner Pächter Armuth; und Madame Vatout hörte immer geduldig zu, an andere Gegenſtände denkend, und über des Irländers Schulter in das Treiben der Straße ſchauend. So entging ihr wenigſtens in ihrer Zerſtreuung, wie ganz unverſehens Sir Charles zu ſtottern begann, einen Bull nach dem andern machte, die Augen weit aufriß, einen langen Hals ſtreckte, über Louiſens Schulter wegſah, wie Louiſe über die ſeinige, und endlich vollkommen ſtecken blieb mit offnem Munde und automatiſch arbeitender Kehle. Der Zielpunkt ſeiner verglaſten Augen waren die beiden Herren, die raſch aus dem Gewölbe hervortraten, ſich noch einmal auf der Schwelle auf gut franzöſiſch umarmten, oder auf gut engliſch die Hände ſchüttelten, oder nach deutſcher Sitte tauſendmal wiederholten, wie vergnügt das Wiederſehen ſie mache. Louiſe, die Herren vernehmend, hatte ſich gleich von Rowland losgemacht, und ihren Arm in den ihres Mannes gelegt, der ſie mit den Worten begrüßte: „Wie gut Du biſt, meine theure Freundin! Ich bin ſo unartig, Dich warten zu laſſen, und Du vergiltſt mir mit einer fröhlichen Ueberraſchung! Sieht Mercadié nicht aus, wie die Geſundheit ſelber? Aber natürlich: der Schelm iſt Bräutigam. Gehen wir. Nicht wahr, Mercadié, Du bleibſt mit uns zu Tiſche? Gerade nur, was uns das Haus beſcheert."

Mercadié erinnerte ſich erſt in dieſem Moment ſeines Begleiters, der ſich brüsk gegen die Straße gewendet hatte. „Ich bin nicht allein, lieber Henry;" ſagte er: „Da: Sir Charles Rowland, ein Baronet ...." — Rowland drehte ſich mit Haſt um. Herr Batout, ein ſtattlicher Mann in der feinſten Kleidung, den Hut unter'm Arme, die Haare en Vergette, und prächtig gepudert, ſah nach dem Fremden mit der eleganteſten Tournure hin. Rowland ſagte kurz und dunkelroth im Geſichte: „Guten Tag, mein Herr." — „Ihr Diener, mein Herr;" entgegnete Herr Batout, das Blut aus den Wangen verlierend. — „Wir kennen uns ſchon, denke ich;" fuhr Charles wie oben fort. — „Ich wüßte mich nicht zu entſinnen ..." verſetzte Batout, mißfällig dem Tone horchend, den Sir Charles angeſchlagen. — Der Letztere ſchwieg, und ging neben der Dame, die ſich mit den Uebrigen fortbewegte, hin. Louiſe preßte den Arm ihres Gatten. „Sey mit dem Ungeſchliffenen friedlich;" wollte ſie ſagen. Batout fragte indeſſen ſeinen Freund leiſe: „Welch ein Original haſt Du mitgebracht? Was iſt dem Menſchen?" — „Ich begreife nicht;" antwortete Mercadié.

Dergeſtalt kamen ſie an's Haus, das Herr Batout bewohnte. Die Gruppe zerfiel da in zwei Theile. Batout flüſterte mit ſeiner Frau ein paar Sekunden lang. „Ich hab's nicht gerne;" lispelte die junge Frau: „Deine Heftigkeit ..! verſprich mir, bei des Engländers Ungezogenheit ruhig zu bleiben." — „Meinetwegen; aber ich kann und darf die Herren jetzt nicht verlaſſen.

Ich habe dazu meine Gründe;“ raunte ihr der Gatte zu. — Inzwiſchen ſtieß Mercadié den Rowland an: „Welche Grillen? warum ſo unhöflich?“ — „Wie? ſteht nicht der Schurke Buchſcheit leibhaftig vor uns?“ fragte der Baronet, voll von kochender Erbitterung. — „Buchſcheit? ich kenne ihn nicht.“ — „O der Blindheit!“ — Indeſſen fixirte Mercadié ſeinen Henry, ſtutzte, nagte an den Lippen, . . verſtummte. Batout hob unbefangen an: „Meine Louiſe erinnert mich an die allzueinfache Frugalität unſers heutigen Mahls. Beſſer iſt, wenn ich mit den Herren ſpeiſe, im Falle Sie's erlauben? ich weiß ein Haus mit delikater Küche.“ — Mercadié, der ein ſehr befremdetes Weſen angenommen hatte, machte Miene, die angebotne Geſellſchaft auszuſchlagen. Rowland rief jedoch, eifrig acceptirend: „Sie machen uns ein Vergnügen. Wir ſind entzückt.“ — „So kommen Sie, meine Herren. Nach Tiſche, lieber Antoine, will ich Dir meinen kleinen Louis vorſtellen. Adieu, Louiſe; auf baldiges Wiederſehen.“

Die Wahl des Hauſes, wohin Batout ſeine Geſellſchafter führte, zeugte von ſeinem Geſchmack, denn die Tafel wurde dort verſchwenderiſch beſtellt; zeugte daneben von einer gewiſſen Berechnung, denn man ſpeiste dort nicht am Gaſttiſche, ſondern in kleinen Kabinetten, ungeſtört, unbeläſtigt. Batout ſchien mit ſeinen Gäſten etwas vorzuhaben. Die Gäſte, ein jeder von ihnen beſonders, waren zurückhaltend und, wie ihr Wirth, mit einer Idee beſchäftigt, die nicht von ihnen abließ. Die erſten Hin- und Herreden bei Tiſch waren froſtig, ausholend. Batout, um das Eis zu brechen, füllte die Gläſer mit St. Julien. „Auf Ihr Wohlergehen, meine Herren und Freunde!“

Er leerte ſein Glas. „Antoine, Dein Lieblingswein, wenn ich nicht irre?“ — Mercadié hob ſein Glas: „Es gelte Deiner tugendhaften Frau!“ — „Dank, lieber Freund.“ — Sir Charles ſagte feierlich einen engliſchen Trinkſpruch, und machte reines Glas. — Batout lächelte. „Sie ſind zerſtreut, Herr Engländer, und wähnten ſich im Vaterlande. Leider verſtand ich nicht eine Sylbe von Ihrem Toaſt, aber ich zweifle nicht, daß ein Gentleman wie Sie, nur Gutgemeintes denkt und ſpricht. Ich danke Ihnen alſo.“ — Der Baronet hörte betreten und zweifelnd zu. — „Haben Sie nicht geäußert, daß mir ſchon einmal das Vergnügen geworden, Sie zu ſehen?“ — „Wohl öfter als nur einmal;“ entgegnete Rowland, aber vergebens forſchte ſein Blick in Batouts Zügen. Sie blieben gelaſſen und vornehm, als Henry hinwarf: „Es wäre möglich. Wenn Sie in Frankreich reisten . . . ja, ja, es wäre möglich. Indeſſen entſinne ich mich durchaus nicht.“ Einen Augenblick ſpäter, nachdem Batout umſonſt einer Antwort des Baronets geharrt, redete er Mercadié an. „Wir ſahen uns wohl öfter, nicht wahr? Zu lange ſchon mußte ich indeſſen Deine Geſellſchaft entbehren. Wie lange etwa?“ — Mercadie ſah mit ſcharfem Blick in Batouts Antlitz. „Zum letztenmal hab' ich Dich in der Schweiz geſprochen, Henry, wie mich dünkt.“ — „In der Schweiz? oho, Du irrſt.“ — „Nicht doch; im Kurort Gais; verwichnen Sommer. Beſinne Dich.“ — „Beſinne Dich ſelbſt, lieber Antoine. Hab' ich doch nie ein Endchen von der Schweiz geſehen. Du ſcherzeſt wohl?“

Eine kurze Pauſe. Rowland horchte verwundert. Mercadié ſchien verlegen. Dann lachte er laut. „Es iſt in der That nur ein Scherz, Henry. Kannſt Du Dir einbilden, daß ich einen phlegmatiſchen Irländer — Pardon, lieber Baronet — ein träges Weſen, aus Schlaf und Leckermäuligkeit zuſammengeſetzt, für Deine Perſon anſehen mochte?“ — „Ha, ha, das iſt luſtig. Erzähle, Antoine.“ — Mercadié erzählte, doch ſchwand mit jedem Worte ſeine Dreiſtigkeit mehr vor dem Aplomb des zuhörenden Vatout. — „Deliziös! das mußt Du meiner Frau wiederholen!“ rief dieſer mit Laune. — Die beiden Gäſte wußten nicht mehr, woran ſie ſich zu halten hatten. Mercadiés Verlegenheit ſtieg. Um ſich zu ſammeln, nahm er ein Geſchäft zum Vorwand einer kurzen Entfernung. „Ich habe um dieſe Stunde einem Freunde ein Rendezvous gegeben;“ ſagte er: „Wie man die Hand umdreht, bin ich wieder da.“ — „Vergiß uns nicht;“ ermahnte Vatout. — Auch Rowland hätte Luſt gehabt, ſich zu entfernen, aber ein bedeutſamer Augenwink Mercadié's befahl ihm, zu bleiben.

Vatout brach kaltblütig eine zweite Flaſche an, und lud den Baronet ein, ihm Beſcheid zu thun. Rowland trank haſtig mehrere Gläſer, während Vatout ihm von Dijon, Paris und Metz erzählte. Der junge Mann hörte indeſſen kaum auf ſeine Reden. Ein quälender Drang, mit ſeinem Argwohn und Zweifel fertig zu werden, erfüllte ſeine ganze Seele. Er fürchtete ſich vor dem räthſelhaften Menſchen, der ihm ſo ruhig gegenüber ſaß. Dieſe Ruhe konnte einen verrätheriſchen Anſchlag maskiren. Rowland ſah ſich in dem fremden, einſamen Hauſe den entſetzlichſten Entſchlüſſen ſeines Feindes preisgegeben. Die Scheu vor der Gefahr riß ihn hin, der Gefahr tollreiſt entgegenzutreten. So ſprang er, den Erzählenden unterbrechend, in die Höhe, und brach in die zürnenden Worte aus: „Genug der Verſtellung und Heuchelei! Sie ſind Irländer, Deutſcher und Franzoſe nach Gefallen. Ich bewundere Ihr Komödientalent. Aber es muß zwiſchen uns zu einer Erklärung kommen, denn Ihre Lügen, deren Narr ich ſeyn ſoll, eckeln mich an. Gott weiß, wer Sie eigentlich ſind, wie Sie eigentlich heißen. Jedoch: ob Kildar, ob Buchſcheit, ob Batout, — das vermaledeite Joch, das Sie mir über den Nacken geworfen haben, muß jetzt, in dieſer Stunde, brechen, bei Gott!“

Batout hatte ſich mit allen Zeichen des Erſtaunens erhoben und ſtarrte den Wilden an. „Was kommt über Sie? Was führen Sie im Schilde?“ fragte er. — Rowland verſetzte: „Ich habe zwei Schelme gekannt, deren Geſicht Sie tragen. In Ihrer Perſon iſt eine Dreifaltigkeit von Verbrechern vereinigt. Ihre Perrücken und Vermummungen, Ihr Geſchick, jede Sprache zu reden, als ſey ſie Ihre Mutterſprache, — ſie ſollen mich nicht mehr täuſchen. Laſſen Sie uns Alles abmachen, Kildar, ehe Mercadié zurückkehrt. Ich will nicht Sie zu Schanden machen vor ihm und der Welt. Gott behüte! das überlaſſe ich andern; aber ich will frei ſeyn von der eiſernen Verbindlichkeit, wozu Sie mich gezwungen haben. Geben Sie meinen Wechſel heraus, und ich will Ihnen Alles verzeihen. Aber her mit dem Wechſel, zur Stunde, zur Minute, oder es iſt zu ſpät, und ich zeige alle Ihre Frevel den Gerichten an!“ — Rowland zitterte vor Zorn, auch Batout war tief erſchüttert und entſtellt. — „Sieh, wie auf Deinem Geſicht das Geſtändniß Deiner Miſſethaten hervortritt, Elender!“ ſchnaubte der Baronet.

Worauf der Andere heftig: „Wohl bin ich erſchüttert, ob Ihrer Unverſchämtheit und Beſchuldigung! Junger Menſch, ſind Sie toll? ſind Sie betrunken? Lohnen Sie alſo meine Gaſtfreundſchaft? Was lügen Sie da zuſammen? Weſſen wollen Sie mich beſchuldigen? Erfahren Sie, daß hier, wie ſchon ſeit mehreren Jahren in Dijon, die öffentliche Achtung mich begleitet, und daß ich Ihnen nicht rathe, um einer albernen Träumerei willen an den Ruf eines ehrlichen Mannes zu taſten. Suchen Sie die Geſpenſter, von denen Sie fabeln, wo Sie wollen. Laſſen Sie aber mich in Ruhe, bösartiger Knabe!“

Batout entwickelte eine ganz dämoniſche Kraft in ſeiner Sprache. Rowland hielt aber beharrlich in dem Kampfe aus. Er drohte fort und fort, bald engliſch, bald franzöſiſch. So oft er engliſch anfing, wies ihn Batout mit dem Refrain ab: „Schweigen Sie doch, das verſtehe ich nicht.“ — Um indeſſen ſeinen dringenden Gegner mit einem Schlage zu entwaffnen, riß Batout mit Verwünſchungen ſeine Schreibtafel hervor, und breitete mehrere Papiere auf dem Tiſche aus. „Ich laſſe mich,“ rief er, „zu Erklärungen herab, während Sie nur eine ſtrenge Züchtigung verdienen. Aber ſehen Sie, öffnen Sie die Augen. Dieſe Briefe, dieſe Vollmachten .... weſſen Namen ſteht darinnen? Henry Batout, und immer Henry Batout. Soll ich Ihnen noch etwa die Polizeiliſte, meinen Heirathscontract, meine Steuerzettel vorweiſen? Soll ich alle Bürger von Metz als Zeugen aufrufen, daß ſie beſtätigen, was ich ſage? Womit ſoll ich Ihnen noch beweiſen, daß ich Batout bin, und nicht der Schelm oder die Schelme, von denen Sie in's Gelag hinein plaudern? Schämen Sie ſich alſo, und laſſen Sie mir meinen Namen, meinen ehrlichen Namen. Ich will dieſe Tollhäuslerſcene vergeſſen, aber nur unter der Bedingung, daß Sie nicht mehr ſich unterſtehen ....“

„Halt!“ ſchrie Rowland: „da iſt mein Wechſel!“ Ein Papier war aus der Schreibtafel auf den Boden gefallen, und hatte ſich aufgeſchlagen. Charles fuhr mit der Hand nach dem Papiere. Batout ſtieß ihn mit dem Fuße weg, und bemächtigte ſich neuerdings des Papiers, welches er in ſeinem Rocke barg. „Der Gipfel wahnſinniger Unart!“ zürnte er: „Wie? nach meinem Eigenthum die Hand auszuſtrecken? Das ſollſt Du büßen, junger Thor!“ — „Ich, der Geplünderte? Das wäre die verkehrte Welt. Räuber! den Wechſel her, oder ...!“ Mit allem Aufwand ſeiner Kräfte ſtürzte ſich Rowland auf den grimmig drohenden Batout. Ein Handgriff deſſelben, wie nur die ſtete Uebung ihn lehren kann, ſchleuderte den jungen Mann fünf Schritte weit gegen die Thüre. Mercadié öffnete juſt. „Welch ein Lärm? Was iſt der Streit?“ fragte er, den Baronet aufhebend, und Batout zurückhaltend. Der Letztere ſchien auf dieſe Anrede ſich zu ſammeln. Mit der Indignation des Gerechten hob er an: „Es iſt ein ſchlechtes Freundſchaftsſtück geweſen, Mercadié, daß Du mich mit dieſem Tollburſchen allein ließeſt. Der Menſch iſt frech genug, mir die ſchändlichſten Thaten anzudichten; zu behaupten, ich führe geſtohlene oder falſche Wechſel in meinem Taſchenbuch. Mehr noch; er wollte mich plündern, mich um mein Eigenthum beſtehlen. Um Deinetwillen mag ich ihn nicht vor's Gericht ſchleppen, aber auf dem Terrain muß die Sache ausgemacht werden. Meine Ehre iſt all zuſehr beleidigt, als daß nicht Blut fließen müßte.“ — „Gut! auf Blut, Tod und Leben; ich nehme es an. Lieber ſterben, als länger ein Spielwerk dieſes Heuchlers, dieſes Ueberall ſeyn!“ — „Iſt denn kein Arrangement möglich?“ fragte Mercadié. — „Hm .... wenn der junge Herr Abbitte leiſten wollte ....“ — „Nimmermehr!“ — „Aber ....“ fuhr Mercadié fort: „wenn der Baronet ſich nicht mit einem Bürgerlichen ſchlagen wollte ...?“ — „Ha! er muß, er muß!“ triumphirte Batout: „jeder Franzoſe iſt adelich an Ehre, jeder unſrer Bürger iſt duellfähig.“ — „Meinetwegen;“ erwiederte der Baronet geringſchätzig: „Ich will Dir die Reitpeitſche erlaſſen, welche Dir gebührte. Einmal, Herr Kildar, haben Sie mich in Furcht gejagt; heute gelingt es Ihnen nicht mehr. Mercadié, Sie werden mir ſekundiren?“ — „Gern, gern, obſchon ... Dein Sekundant, Henry?“ — „Irgend ein Offizier von der Garniſon. Ich ſchicke ihn heute Abend, um Waffen, Ort und Zeit zu erfahren. Ihre Adreſſe, Mylord?“ — „Im wilden Mann, Nummer 21, über zwei Treppen.“ — „Gut, gut! Morgen denn auf jeden Fall!“ — „Je früher, je beſſer.“ — „Allerdings. Auf Wiederſehen.“ — Sie nahmen erbittert und erhitzt ihre Hüte. Vor der Thüre winkte Batout dem Mercadié. „Antoine! meiner Frau kein Wort; das verſteht ſich.“ — „Bah, was denkſt Du?“ — Schadenfroh ſetzte der Baronet noch bei: „Welche von Ihren Frauen meinen Sie, Herr Ueberall?“ — „Ich verſtehe Sie nicht; ich verachte Sie.“ — Rowland noch einmal: „Die ſpröde Betſy oder das leichtgewonnene Hannchen?“ — Batout, im Fortgehen begriffen, ſah ſich mit einem Tigergeſichte um; es ſchien einen Moment, als würde er ſtehen bleiben und antworten; wie eiferſüchtiger Argwohn dann und wann der Klugheit Gewalt anthut. Doch faßte er ſich alſobald. „Noch einmal: ich verſtehe Sie nicht;“ ſagte er verächtlich, und ging. Feſten Schrittes wandelte er die Gaſſe entlang, grüßte nach allen Seiten, und ſein Geſicht lächelte freundlich. Nicht die geringſte Falte auf ſeiner Stirn verrieth, was ſich mit ihm in der letzten Stunde zugetragen.

Sechstes Kapitel.

So wie gewöhnlich einer bedeutenden Kraftverſchwendung die Abſpannung folgt, ſo die übergroße Nüchternheit des Verſtandes einem gewaltigen Zornrauſch. Eine Stunde nach dem Streithandel im Hotel Beſſon bereute der Baronet, was er gethan, und ſtellte bittre Klagen über das Aufſehen, das die Geſchichte machen würde, an. „Obendrein iſt das Ziel verfehlt, der Zweck nicht erreicht!“ ſeufzte er, ſein Mißbehagen Mercadié's Buſen anvertrauend: „Wenn ich im Zweikampf unterliege ... gute Nacht alsdann, mein Leben und mein Recht! Heute bin ich mündig, morgen todt, und binnen einigen Tagen werden meine Erben verbunden ſeyn, die zehntauſend Pfund zu bezahlen, als eine Ranzion für meine Ehre, die ein Schurke hinterliſtig fing und im Käficht hält. — Bleibe ich dagegen Sieger, ſo iſt doch nicht eigentlich der Wechſel des Kampfes Preis, und die Erben jenes Mannes chamäleontiſcher Natur, werden die Summe unerbittlich eintreiben dürfen! — Es bliebe dann freilich noch der Weg des Prozeſſes . . . aber ein Prozeß, worinnen ein reicher Edelmann betheiligt, iſt eine zu fette Speiſe für unſere Anwälte, als daß ſie nicht viele Jahre davon zehren ſollten! — Wohin ich ſchaue, iſt der Handel durch meine Schuld verdorben, und der geheimnißvolle Miſſethäter entgeht ſeiner gerechten Strafe.“ —

Mercadié hatte hin- und herſchreitend zugehört. Jetzt richtete er ſich auf, und verſetzte: „Das iſt eben, was auch in meinen Kram nicht taugt. Ich habe den Mann heute in's Geſicht gefaßt; . . . ich wollte die Hand in's Feuer legen, zu beſtätigen, daß Sie Recht haben, daß ich ſchon zu Gais die Augen am rechten Fleck gehabt habe. Seine Verwirrung war gut genug verlarvt, aber dennoch guckte das Ohr aus der Löwenhaut. Ich kenne ihn freilich lange, den ſogenannten Vatout. Vier Jahre ſind's, daß er zu Dijon geheirathet . . . das ſchönſte und eins der wohlhabendſten Mädchen der Stadt. Er gab vor, aus der Bretagne zu ſtammen, ein Handelsmann zu ſeyn. Sein Aufzug verrieth eine gewiſſe Opulenz — die Art ſeiner Geſchäfte kannte man nicht. Unſtät war er bald da, bald fort. Im Uebrigen ein guter Geſellſchafter; er wußte etwas von dem Handelsweſen, war namentlich mit den Verbindungsmitteln, Transportfuhren und Poſtkutſchen ſehr genau bekannt. Seine Frau iſt die edelſte Perſon in der Welt; ſie liebt ihn ſo ſehr! Wenn er wirklich der ſchlechte Patron iſt, wofür ich ihn jetzo halte, ſeitdem Sie mir von Kildar und Buchſcheit ſo vieles erzählten, ſo bedaure ich das unglückliche Weib. Sie iſt den Verbrechen ihres Mannes ſicherlich fremd geblieben.“

Der Baronet, der in dem Umgang mit Frauen noch kein Heil gefunden hatte, bemerkte kopfſchüttelnd, ein Weib ſey geſchaffen, wie das andere, mit trügeriſchen Reizen und falſchem Herzen. — Mercadié erwiederte aber mit dem Feuer eines Liebhabers: „Sie irren, Sie ſind ungerecht. Hören Sie wohl: auch für Louiſens Unſchuld wollte ich unbedenklich die Hand in's Feuer legen!“ — Nach einem ſchweren Seufzer fügte er hinzu: „Es thut mir von ganzer Seele leid, aber ich kann auf die Frau nicht Rückſicht nehmen. Die Hauptſache iſt, daß ſchnell gehandelt, und der Knoten entzwei gehauen werde.“ — Er nahm Hut und Stock. — „Wohin wollen Sie, Mercadié?“ — „Zur Maréchauſſée; ich kenne einen Exempt derſelben. Er ſoll mich zu dem Richter führen, der in ſolchen Fällen handelt. Ich will den Batout heute noch einſtecken laſſen.“ — „Was ſagen Sie?“ — „Was recht und klug iſt. Sie dürfen ſich mit dem ehrloſen Gauner nicht ſchlagen. Es wäre eine Schande. Er ſoll zuvor beweiſen, gründlich beweiſen, daß er ein Mann von unbeſcholtnem Rufe iſt. Halten Sie mich nicht auf. Verriegeln Sie Ihre Thüre. Laſſen Sie den ſogenannten Sekundanten nicht herein; Herr Henry möchte einen Meuchelmörder ſchicken an ſeiner Statt. Ich werde eilen, ſo viel als möglich.“ —

Mercadié war fort, ehe noch Rewland alle Bedenklichkeiten auf der Zunge geſammelt hatte, die er gegen des Franzoſen Entſchluß vorbringen zu müſſen dachte. Es kam dem Ehrgefühl des Baronets widerlich vor, die Juſtiz gegen einen Menſchen agiren zu laſſen, mit dem ein Duell verabredet worden. „Könnte Batout-Kildar nicht denken, ich hätte aus Feigheit mich hinter die Gerichte geſteckt? Er iſt vielleicht meines Degens oder meiner Kugel nicht würdig, aber ich hätte dieſes bedenken ſollen, ehe ich ſeine Herausforderung annahm. Die Möglichkeit, ſie auszuſchlagen, wann mir gegenüber ein Mann ſteht, vornehm, geſittet, wie Batout, ſtolz und Gentleman, wie Kildar! Was da kommen mag — ich habe mirs ſelbſt zuzuſchreiben. Die Franzoſen haben ein gutes Sprichwort: le vin est tiré; il faut le boire!“

Während Rowland auf dieſe Weiſe an Mercadié's Plan mäkelte, war die finſtre Nacht hereingebrochen. Die Lichter waren aufgeſtellt worden, und der angekündigte Sekundant kam immer noch nicht. Rowland, der Ermahnung ſeines Freundes eingedenk, verriegelte die Thüre des Vorplatzes. „Wenn der Offizier anklopft,“ dachte er, „habe ich immer noch Zeit genug, ihm aufzumachen, trotz Mercadié's furchtſamer Warnung!“

Wie er ſich aber verwunderte — da er in's Zimmer zurückkam — an ſein Fenſter klopfen zu hören! Er näherte ſich dem Fenſter und erblickte draußen den Schatten eines Mannes. „Da iſt nicht die Thüre!“ rief der Baronet demſelben zu. Alſobald erfolgte die klägliche Antwort: „Pour l'amour de Dieu! un pauvre homme tombé du toit!“

Ohne zu bedenken, daß die Fenſter des Gemachs die der zweiten Etage waren, und der Klopfer daher nur auf dem Katzenpfade über ein benachbartes Dach herangekrochen ſeyn konnte, öffnete ihm Rowland, von Menſchlichkeit beſeelt; aber in der Hand den Hirſchfänger, den

Mercadié auf ſeinen Reiſen führte. — Der Klopfer ſprang behend in's Zimmer, ſchloß das Fenſter hinter ſich zu, und begrüßte ſeinen ſtutzenden Wirth in deſſen vaterländiſcher Zunge. Kildar ſtand vor dem Baronet.

„Hölliſche Maskerade! Hohn eines Böſewichts!“ rief der Leztere, zurückweichend. Aber die Geberde der Unterwürfigkeit, womit Kildar antwortete, — die Unordnung ſeines Gewands, ſeine Züge, blaß von Schrecken, und verzogen von verzweifelter Anſtrengung, belehrten Charles alſogleich, daß hier nicht von einem Ueberfall, nicht von einem boshaften Larvenſpiel die Rede ſeyn könne. Keuchend und triefend von Schweiß, ſich haltend an der Lehne eines Stuhls ſagte Kildar zum jungen Landsmann mit erſchütterndem Ausdruck: „Es war nicht ſchön von Ihnen, mich dem Prokurator anzuzeigen. Wir würden uns verglichen .... ich würde nicht nach Ihrem Leben getrachtet haben. Alles das konnte geſchehen, ohne daß Sie mich, mein armes Weib und mein Kind unglücklich zu machen brauchten!“

„Ich ſchwöre Ihnen zu, daß ich die Schuld nicht trage ... Mr. Kildar oder Vatout ... wie nenne ich Sie eigentlich?“ Rowland war tief bewegt von der Lage des Unglücklichen, der entgegnete: „Nennen Sie mich, wie Sie wollen. Die Zeit des Läugnens iſt vorüber. Machen Sie aber gut, was Sie verdorben haben; ... um meines Weibes Trefflichkeit willen, um meines Söhnchens willen ... nicht wegen meiner, der ich belaſtet bin von Schuld. Retten Sie mich! Gerade nur Sie können es gewiß.“

„Was fordern Sie? Wie ſollte ich ...?“

Kildar verſetzte bitter: „Leichter war's, die Marechauſſée in mein Haus zu werfen, nicht wahr? Mir ſind ein Paar Minuten Zeit geblieben, den Batout abzuſtreifen und zu entkommen. Meine Louiſe und ihr Kind ſind in den Händen der Häſcher . . und doch iſt Louiſe unſchuldig wie ihr Kind! — Erlauben Sie . . . . die Flucht über die Dächer hat mich angegriffen!“ Er ſank auf einen Stuhl. „Hier darf ich ruhen. Mein Stern hat mir eingegeben, den Weg zu Ihrem Fenſter zu ſuchen. Im Zimmer meines Anklägers vermuthet man mich nicht. Und Sie werden mich retten, Sie müſſen es thun: es wäre keine Menſchlichkeit mehr auf Erden, wenn es anders käme!“

„Ich bin nicht hart, nicht grauſam;“ antwortete Rowland zögernd; „dennoch iſt Ihre Zuverſicht kühn, Mr. Kildar. Womit wollen Sie dieſelbe rechtfertigen?“ „Durch meine Offenherzigkeit, Sir Rowland.“ — „Werde ich erfahren, wer Sie ſind?“ — „Ja; und ich werde kurz ſeyn, glauben Sie mir. Eine Biographie wie die meinige, verträgt nur in richterlichen Protokollen die Erzählung en détail.“

Kildar wendete ſich halb vom Baronet ab, ſchob das Licht von ſich hinweg, horchte eine Weile ängſtlich nach der Straße, und da er die Verfolger nicht hörte, ſpann er den traurigen Faden ſeines einſilbigen Berichts an. Er redete dumpf, wie in einer Geheimbeichte: „Ich war zu Maſtricht in die Hände von Gaunern und Juden gerathen, die meine Talente und Gewandtheit in Sprachen und Traveſtirungen meiner Perſon benützten. Ich wurde, was ſie längſt waren. Doch fühlte ich mich, wie immer im Leben, zu Höherem berufen, als zum gemeinen Taſchenfiſcher. Obſchon ich des Hauptmeiſters, eines ſichern Verwoort Tochter zur Frau genommen, verließ ich den Vater, und trieb auf eigene Rechnung größere Operationen. Meine Hauptlinien waren die der fahrenden Poſten. Ich habe mich nur ſelten am Eigenthum eines Privatmannes vergriffen. Schweifend hin und her als Paſſagier unter vielerlei Geſtalten hatte ich für Niederlagen und Domizile geſorgt. Ich durfte mich als Holländer, Engländer, als Franzoſe und als Deutſcher präſentiren. Die Nothwendigkeit, mehrere ſichere Orte zu haben, wo ich unter dem Schilde der öffentlichen Achtung wohnen könnte, und meine Leidenſchaft für's andere Geſchlecht beſtimmten mich, Heirathen einzugehen. So wurde ich zu Dijon Louiſens Gatte. Das Erbe, das ſie einſt zu hoffen hatte, lachte mir. Zu Hamburg ehlichte ich Betſy, deren ſteinreicher Onkel in der fernen Schweiz mir als eine Zuflucht gegen die Stürme der Zukunft erſchien. Der Mittelpunkt meiner Etabliſſements war in des Reichsgrafen Reſidenz, wo ein Genoſſe von Maſtricht fremder Potentaten Geld im Kleinen nachmünzte. Ich gab dem Geſchäft einen größern Schwung. Von dort beherrſchte ich den Rhein, ſo wie ich von Dijon das mittägliche Frankreich beherrſchte. Dijon gab ich ſpäter auf, um von Metz die Niederlande und die Flucht nach England offen zu haben, und weil ich in Genf mein Lager für den Süden Frankreichs, für die Schweiz und die italieniſchen Gränzen aufzuſchlagen dachte."

Der Baronet horchte bei dieſen ruhigen Entwicklungen von Gaunerprojekten, die da klangen wie eines

Generals Campagnepläne, hoch auf, und konnte ſich nicht enthalten, auszurufen: „Was hätte aus Euch werden können, Kildar!“

Kildar verſtand die Ausrufung nicht ſo ganz, denn er verſetzte: „Das glaub' ich, Herr. Aber meine alten Genoſſen verdarben mir das Spiel allzuhäufig. Mayer war der Getreuſte, allein zu furchtſam. Ich durfte ihn nie in meine Karten ſchauen laſſen. Auch die wenigen Andere, die noch von Maſtricht übrig waren, ahnten nur hie und da meine Combinationen, doch wußten ſie nichts ſichres. So erſchien einmal Verwoort zu Minden ... ich war mit Gelde reich verſehen ... er hatte nichts. Ich war mit Betſy, ... mein Schwiegervater wunderte ſich deſſen, machte mir Vorwürfe ... wollte ſeiner Tochter Alles verrathen ... ich fürchtete die Ränke der Eiferſucht ... dachte, den Alten mit Geld zu beſänftigen ... er forderte allzuviel ... er ſchmähte meine Betſy ... der unbeſonnene Greis ...! nun, es gehört nicht hieher, wie ich mir geholfen habe ....“

— „Nein, nein, laſſen wir das!“ bat Rowland, dem es kalt über den Rücken lief.

— Nach langem Stillſchweigen und Horchen gegen die Straßenſeite, ſetzte Kildar ſeinen Bericht fort: „Ein andermal ... in der Schweiz ... ergattert ein alter Spießgeſelle — der Letzte von der Maſtrichter Geſellſchaft, Mayer abgerechnet — meine Fährte, und fordert mich in einem Zettel auf, mit ihm ein Geſchäft zu machen. Um nicht verrathen zu werden, mußte ich acceptiren. Ein elendes Stück Arbeit, das meinem Compagnon das

Leben koſtete, und mir den Gaul. Sie entſinnen ſich noch jener Nacht . . .?“

— „Nur allzugut, Kildar, allzugut. Eure Niederträchtigkeit fing damals einen dummen Schmetterling, der das Licht umtaumelte, das ihm Verderben brachte. Ich danke Euch indeſſen für die Lektion, und frage nur ob Ihr auch jetzt noch läugnen wollt, den Wechſel zu beſitzen, den Ihr mir abgenöthigt habt?“

— „So wenig, daß ich vielmehr mir ein Vergnügen daraus mache, Ihnen den Wechſel, als wäre er bereits bezahlt worden, zu präſentiren.“ Kildar zog in der That ſeine Schreibtafel, aus derſelben den Wechſel hervor, und remittirte ihn mit galanter Verbeugung. Rowland zerriß das Papier mit leichtem Herzen. „Die Summe, die da zerſtückt zu Boden fällt,“ ſagte Kildar finſter, „ſollte meinen Rückzug aus dem thätigen Leben ſichern. Ich hätte davon mit Louiſe und meinem Kinde in irgend einer Gegend unſers grünen Eilands gelebt . . .! das war ein Traum! — Doch nein! wie ſtark ſie auch iſt, die Summe, ich habe ſie gut angewendet, indem ich meine Rettung damit erkaufte. Retten Sie mich! führen Sie mich als Ihren Bedienten aus den Thoren dieſer Feſtung, und ich habe ſoviel wie nichts verloren. Meines Weibes Unſchuld muß ihr aus dem Kerker helfen . . . ſie wird in meine Arme eilen . . . .“

„So? und Betſy, und Hannchen?“ — „Dieſe ſind für mich verloren. Deutſchland, die Schweiz — wie bald auch Frankreich? — ſind mir verſchloſſen . . . aber die Sonne ſcheint auch jenſeits des Kanals . . .“

— „Allerdings. Werdet Ihr jedoch von den Sonnenſtrahlen leben?“ — „Nein; aber Sie werden Ihr Werk vollenden, und mir beiſtehen, wo es fehlt. Dagegen verſpreche ich Ihnen, ein redlicher Mann zu ſeyn und zu bleiben!“

Entrüſtet rief Rowland: „Ihr ſeyd der frechſte Spitzbube, der jemals gelebt hat! Wie? ich ſoll, nachdem ich über fünfhundert Pfund an Euch verloren, Euch noch füttern? Ich will verdammt ſeyn, wenn ich einen Pakt mit Euch eingehe. Nichts da, Maſter Kildar. Ich will Euch nicht von den Hausknechten ergreifen laſſen; ich will nicht die Wache herbeirufen ... aber ich waſche meine Hände ... Da iſt die Thüre; ich öffne ſie Euch. Oder wollt Ihr abermals durch's Fenſter? Meinetwegen. Glückliche Reiſe. Weiteres jedoch thue ich nicht für einen Menſchen, der mit ſeinen Verbrechen prahlt, und die Unverſchämtheit hat, ſich als Bettler demjenigen aufzudringen, den er beſtohlen hat.“

Bei dieſen nicht tröſtlichen Worten verkehrte ſich Kildar's Lammgeſicht in das eines hochfahrenden Pochers. Er ſtand auf, kreuzte die Arme und ſagte haſtig: „Still! Ihr ſeyd im Unrecht, Herr. Wenn ich ein Bettler bin, ſo habt Ihr mich dazu gemacht.“ — „Nun, beim Himmel!“ — „Stille, ſage ich. Ihr müßt mich aus meiner jetzigen Klemme befreien; Ihr müßt meiner Zukunft auf die Beine helfen!“ — „Was hält mich ab ...?“ — „Stille! meint Ihr, daß ich ein Tropf ſey, der ſeines Lebens Geheimniß in Eure Hände gäbe, wenn er nicht einen Hinterhalt offen hätte?“ — „Ich müßte .... alle Donner! ich müßte ...?“ — „Ja, Ihr müßt, und zwar zur Stunde. Ich habe Eure Dienſte mit zehntauſend

Pfund überſchwenglich bezahlt; ich habe Euch noch weitere zehntauſend Pfund geſchenkt, die ich unter Buchſcheits Perrücke von Euch zu gewinnen dachte, denn Ihr hingt ſchon an der Angel ... ich zögerte nur zu lang!“ — „Die Wuth erſtickt mich ...!“ — „Nicht doch. Ich beweiſe Euch, daß, weit entfernt, Euch dankbar ſeyn zu müſſen, ich vielmehr ein Gläubiger Eurer Dankbarkeit bin. Ich gebe euch das Mittel an die Hand, Euch und Eurer Familie alle Schmach zu erſparen. Aber frei muß ich ſeyn. Sobald ich den Kerker betrete, brandmarke ich Euch und Eure Vorfahren unauslöſchlich!“ — „Ungeheuer, prahleriſches Ungeheuer! wie könnteſt Du ...?“ — „Ich ſage nur meinen Namen, Vetter. Mein Name iſt aber Edward, von Natur und Billigkeits wegen Edward Rowland. Der Sohn Eures Oheims, den Ihr geplündert habt, obſchon ſeine Mutter eben ſo gut geweſen, als die Eurige, — den Ihr verſtoßen, nach Oſtindien gejagt, den Ihr in verzweifelter Stunde in Deſertion und in die Geſellſchaft von Verbrechern geworfen, ... Euer leiblicher Vetter ſteht vor Euch ...!“

Die Entdeckung lähmte den Zorn und die Widerſetzlichkeit des Baronets. Er ließ ſich finſter, aber nicht ungerührt auf einen Stuhl nieder. Edward ſtand da, wie von Erz, und verfolgte ſeine Rede. „Gibt es Fügungen des Himmels oder nicht? Euer Vater hatte mich verſtoßen und vergeſſen; meine Mutter gemordet und vergeſſen. Ihr ſelbſt habt von mir nur wie von einer Fabel gehört. Ich war Euch todt, verweſt, vergeſſen! Stellt Euch vor: ſelbſt ich, der Mißhandelte, dem Ihr nicht einmal eine Brodrinde nachgeworfen, ſelbſt ich hatte Euch vergeſſen. Ich dachte nicht mehr an Irland, nicht an Eure Ueppigkeit; ich hatte der Heimath entſagt!... Da kamt Ihr, wie vom Himmel ſtürzend, in meinen Bereich. Aus Mercadié's Munde fiel Euer Name zuerſt in mein Ohr, und machte mich, den entſchloſſenen, kaltgefaßten Mann, erbleichen. Was trieb mir das Blut zum Herzen? Die Rache, mein Vetter. Zu klug, Dein Blut zu wollen, das mir nichts nützte, griff ich nach Deinem Gelde. Jetzo haſt Du aber Dein Geld zurückerhalten .... wirſt Du Deinen in ſeiner Armuth ſo freigebigen Vetter dem Kerker, einem ſchimpflichen Tode vielleicht preisgeben? — Ueberlegſt Du noch? Soll ich etwa vor Deinen Augen enden, und ſoll mein Blut auf Dein Haupt kommen?“

Edward zog einen Dolch hervor, den er ſich leidenſchaftlich an die Kehle ſetzte. — Seinem guten Herzen nachgebend, entriß ihm Rowland das tödtliche Eiſen. „Ihr habt auch mir einſt das Leben erhalten!“ ſagte er, beinahe weinend: „Ihr ſeyd meines Onkels Sohn, alſo ſein Blut, alſo der Rowlande Blut. Ich will Euch Leben und Freiheit retten, wenn mir Gott beiſteht!“

Er verbarg den Unglücklichen vor Mercadié und vor dem Geſinde. Er ließ eine Poſtchaiſe beſtellen, die Erlaubniß, zur Nachtzeit aus dem Thore zu dürfen, vom Kommandanten holen. Der heimkehrende Mercadié fand ihn im Ueberrocke, im Reiſehut. — „Was ſoll der Aufzug?“ fragte Mercadié verdrießlich. — „Ich fahre weg, um morgen zur Mittagſtunde wieder einzutreffen.“ — „Wegfahren? zur Nachtzeit? ein Abenteuer etwa?“ — „Vielleicht.“ — „Es iſt Ihnen angenehmer, als morgen ein Duell, nicht wahr?“ — „Sie widerriethen ja ſelbſt? ... Der bewußte Offizier iſt nicht erſchienen.“ — „Ich glaub's wohl. Gute Nacht, Batout! Da bin ich gelaufen von Pontius zu Pilatus, habe mich abgehetzt, und erfahre vor ein paar Minuten erſt, daß Alles ſchon geſchehen, geſchehen auf Veranlaſſung der deutſchen Nachbarbehörden. Hannchen und Mayer haben gebeichtet, was ſie wußten; übergenug, um dem Burſchen den Hals zu brechen. Mayer hatte Wind von Batouts Aufenthalt in Metz. Von allen Seiten ſind Signalements gekommen. Kurz: Herr Henry wurde ſammt Frau und Kind verhaftet, iſt alſobald entſprungen, aber, wie ich höre, vor kurzer Zeit wieder eingefangen worden. Er wird daher zum Rendezvous nicht erſcheinen, und Sie können fahren, wohin Sie wollen. Ich möchte gerne, daß wir beide ſchon draußen wären, um nicht einmal als Zeugen in die Procedur verwickelt zu werden.“ —

„Machen Sie, was Sie wollen. Sobald ich wiederkomme, ſtehe ich Ihnen, um zu reiſen, zu Befehl.“ —

Mercadié ging verſtimmt ſchlafen, philoſophirend als ein ſolider Bräutigam über den Leichtſinn des Baronets, einem verliebten Abenteuer nachzuziehen.

Rowlands Kutſche verfolgte indeſſen ihren Weg zum Thore. Der Wachtkommandant entfaltete beim Laternenſchimmer des Gouverneurs Befehl, und winkte, das Schlaggatter aufzuziehen. Dann fragte er nach den Perſonen im Wagen. „Sie ſind allein, mein Herr?“ — „Ganz allein.“ — „Die Perſon auf dem Kutſchbocke?“ — „Mein Bedienter.“ — „So? er ſteige ab, der Bediente.“ — „Wozu?“ — „In die Wachtſtube mit ihm.“ — „Was ſoll ich dort?“ fragte Edward im ärgſten Kauderwelſch. — „In der Welt nichts, als Euch anſehen laſſen. Es iſt gleich vorbei.“ — Der Sergeant nahm ſeinen Mann beim Arm, und führte ihn in das Wachthäuschen. Rowland wartete mit peinlicher Ungeduld.

Der Zufall hatte gewollt, daß am ſelben Tage ein Offizier, der ſich gegen den Oberſt ſeines Regiments thätlich vergangen hatte und ſein Todesurtheil erwartete, ſo glücklich geweſen war, in den Kleidern ſeines Bedienten, welcher ſtatt ſeiner zurückblieb, aus dem Gefängniſſe zu entwiſchen. Daher war an alle Thore der Befehl gekommen, die Perſonen, die in Bedientenkleidung die Stadt verlaſſen wollten, ſcharf zu befragen, und mit dem Signalement des entwichenen Offiziers zu vergleichen. — Die Prüfung lief für Edward ſchnell und gut ab, da auf der Wache Soldaten waren, die den fraglichen Offizier genau gekannt hatten. Es wurde ihm aber ſchlimmer zu Muthe, als ihm, da er im Begriffe war, zur Kutſche zurückzukehren, ein Gefreiter der Gendarmerie entgegen kam: derſelbe, der die Beſetzung von Batouts Hauſe ausgeführt hatte. Edwards Bemühung, ſein Geſicht zu verbergen, ſchien dem Gefreiten verdächtig; er examinirte das Antlitz genauer, und gerieth auf die Vermuthung, es möchte dem entwichenen Kaufmann Batout gehören. — Rowland zeterte und drohte. Es half nicht. Er und ſein Vetter wurden unter Verantwortlichkeit des Maréchauſſéereiters in die Stadt zurück, und auf die Hauptwache, von dannen in das Gefängniß des Baillage gebracht. — „Es iſt zu Ende;“ raunte im günſtigen Moment Edward dem Vetter zu: „Mich ärgert, daß

Sie um meinetwillen ein paar Tage werden leiden müſſen.“ —

Es waren Edwards letzte Worte zu dem Baronet. Nach ihrer Trennung im Gefängniſſe haben ſie ſich Beide nicht wieder geſehen. Der Scharfblick Louiſens, der man ohne Vorbereitung den Gatten unter die Augen ſtellte, erkannte denſelben trotz der Veränderung ſeines Aeuſſern; die Liebe, womit ſie an den Hals flog, ihm, den ſie unſchuldig wähnte, verrieth ihn der Juſtiz. — Sein muthmaßliches Schickſal vorausſehend, endigte Edward ſein Leben im Kerker, mittelſt einer kleinen Doſis Arſenik, die er bei ſich trug und den Spüraugen ſeines Kerkermeiſters zu entziehen gewußt hatte. Er hinterließ einige ſchriftliche Erinnerungsworte, beſtimmt den Frauen, die ſein abenteuerliches Leben getheilt hatten. Er betheuerte darinnen Louiſens und Eliſabeths völlige Unbekanntſchaft mit ſeinen Vergehen. Er konnte nicht daſſelbe von Hannchen ſagen. Doch ſprach er ſie frei von ſeinen größern Miſſethaten, und bat ſie auf eine räthſelhafte Weiſe um Verzeihung wegen des plötzlichen in der Fremde erfolgten Todes ihres Vaters. — Unglücklicher, als Mayer, der während ſeines Prozeſſes ſtarb, mußte Hannchen in langer ſchwerer Haft büßen, und zugleich die Reue leiden, aus Eiferſucht zum Untergang Edwards beigetragen zu haben. Die Unbeſonnene hatte geſtanden, was ſie wußte, und mehr noch als dieſes, nachdem ſie von Mayer erfahren, daß Mr. Kildar mit Buchſcheit eine Perſon und eine Miſtreß Kildar in irgend einem Winkel Deutſchlands vorhanden geweſen ſey. — Eliſabeth wendete ſich von dem Andenken deſſen, den ſie nie geliebt hatte, und gab ihre Hand einem Würdigern. — Louiſe bewahrte dagegen, neben dem Schmerz der bitterſten Täuſchung, der Liebe Gedächtniß, und erzog ihr Kind, zu beten für den Vater. — Was den Baronet betrifft, ſo kehrte er nach baldiger Freilaſſung in's Vaterland zurück, unabhängig, reich und gewitzigt. Er begriff, daß für ſeine Beſchränktheit und Verwahrloſung gerade nur die Exiſtenz eines Landjunkers paſſe. So verbrachte er denn auch ſeine Tage, nahm ein Weib, wurde Vater zahlreicher Kinder, und ſtarb endlich. — So lange er jedoch lebte und guter Laune war, ſeine Kinder am traulichen Heerd um ihn ſaßen, und Geſchichten von ihm verlangten, erzählte er ihnen die auffallendſten Dinge von dem Quaſivetter, von jenem ſeltnen Menſchenexemplar, das, wohlgeleitet, eine Zierde der Welt hätte werden können, und dem in neuerer Zeit der berüchtigte Grandiſſon oder Gros-Jean nachzueifern ſich zur Pflicht und Aufgabe gemacht hat.

Steckelburger's

Reiſe nach London.

Steckelburgers Reiſe nach London.

Die aus Deutſchlands Reichskrone gefallene Perl, die uralte berühmte Stadt Straßburg iſt der Schauplatz dieſer Erzählung. In einem der älteſten Stadttheile, in dem ſogenannten Brand-am-End hat ſich die Handlung entſponnen, und zwar vor beiläufig ſiebenzig Jahren, eins minder oder mehr. —

Das Brand-am-End iſt eine finſtere Straße, durchſchneidend das Gaſſenlabyrinth hinter dem Baarfüßerplatz, dem jetzigen großen Paradeplatz. Eine ihrer Häuſerreihen lehnt ſich an den ehemaligen Gerbergraben. Zur Zeit, da ſich die vorliegende Geſchichte zutrug, befand ſich in einem der anſehnlichſten Gebäude jener Reihe ein Spezereiladen, dunkler als die Straße ſelbſt, vollgeſtopft mit Waaren jeglicher Gattung, durchzogen von Gerüchen jeglicher Art. In der Mittagsſtunde brannte eine Laterne darinnen; in den Abendſtunden wurde die zweite angezündet. Das Ladenſtübchen war etwas freundlicher: ſein Fenſter ging auf den Gerbergraben. Das Zimmer über dem Ladenſtübchen erſchien noch freundlicher; es ſtanden Blumentöpfe auf den Fenſterbrettern. Die beiden Gemächer über dem Laden, gegen die Straße zu, waren die unangenehmſten im Hauſe, und dennoch waren ihre Fenſter oft belagert von ſehnſüchtigen Blicken. Zwei lebensluſtige Jungfern arbeiteten dort, und ſangen und plauderten, und kokettirten, und hätten für's Leben gern ein Haus in einer offnen und lichten Straße bewohnt, um noch mehr geſehen zu werden, und noch luſtiger ſchwatzen zu können. — In dem Laden waltete indeſſen ein Lehrling, und ſortirte mit liebekrankem Herzen ſeine Gewürze. — In der Küche hinter dem Gewölbe verkehrte gleichmüthig und einförmig die Frau vom Hauſe. — In dem Ladenſtübchen ſaß, rechnend, zählend und correſpondirend, Herr Steckelburger, der Kaufmann, und plagte ſich, wenn er genug geſchrieben, gezählt und gerechnet, mit finſtern Sorgen. — Und eines Nachmittags, während die Magd die Schüſſeln des Mittagmahls reinigte, trat zum Kaufmann die Hausfrau, die Kaffeetaſſe in der Hand. Sie ſetzte ſich, behaglich ſchlürfend, in den Seſſel am Ofen, ſchaute ihren Mann mit freundlicher Beſorgniß an, und fragte ihn: „Jetzo, Steckelburger, wird Er mir ſagen, was Er auf dem Herzen hat?“

Der Hausherr antwortete: „Sey geſcheidt, Chriſtiane. und triwwelir mich nicht. Was werd' ich haben? Kummer hab' ich bei Tag und Nacht.“

„Das merke ich;“ verſetzte Chriſtiane: „bei Tage mault der Herr, und Nachts läßt er mich nicht ſchlafen vor Huſten, Stöhnen, Seufzen und Räuſpern. Was iſt denn die Urſach' von dem Lebestag[1], den er im Haus macht?"

Steckelburger faßte auf ſolches Zureden einen Entſchluß; den, zu reden. Auch führte er denſelben alſobald aus. „Wir ſind jetzo drei und zwanzig Jahre verheirathet, und ich bin immer guter Laune geweſen, hab' die Unruhe und allen Rumor gehaßt, wie das Feuer. Du weißt, Chriſtiane, der Frieden geht mir über Alles. Ich hätte in meiner Jugend von Straßburg verreiſen können nach Belfort oder nach Nanzig, und hätt's meinetwegen dort beſſer gefunden, als hier; ich hätt' noch weiter laufen können, wie mein Bruder, der Koch, der jetzo kocht, wer weiß, wo? Ich hätte meinen Handel in's Große treiben und des Vetter Hansdennel[2] Kattungeſchäft übernehmen können, und allerlei weiter meinetwegen. Ich hab's aber nicht gethan; warum? Ich hab' nicht wollen aus der Ruhe kommen, denn ein Straßburger gehört eigentlich auf Straßburg, und wer im Brand-am-End zur Welt gekommen iſt, ſoll mir an in der Gaſſe bleiben und ſich ernähren, wie ſein Vater ſich ernährt hat, und wenn ich Dich, liebe Chriſtiane, nicht meinetwegen im Nachbarhaus erluſtert[3] hätte, würde ich Dich — potz Herkules — nicht zur Hochzeiterin erwählt haben. Warum? Ich verabſcheue das Hin- und Hergaukeln. Und ſo bin ich zufrieden geweſen und geblieben, und die Sorgen pfetzen mich erſt ſeit dem letzten Sonntag."

---

[1] Spektakel, Störung.

[2] Johann Daniel.

[3] Ergattert, aufgeſpürt.

„Welche Sorgen? Sind wir nicht allzumal geſund und ohne Breſten?“ fragte Chriſtiane, ihre Taſſe leerend: „Geht nicht der Laden gut, und haben wir nicht was Schönes erſpart, wovon noch kein Menſch weiß?“ Sie ſtand auf, und rief in die Küche hinaus: „Bärbel! vergeßt nicht, den Anken[1] auszulaſſen! Ich komme dann grad.“ — Sodann, ſich vertraulich neben dem Mann niederlaſſend, dutzte ſie ihn, da ſie wohl wußte, daß er dieſem Beweis von Zärtlichkeit nicht wiederſtehen würde. „Nun, fang' an zu beichten, mein herzgebobbeltes Schäfel; red' von der Bruſt weg, lieber Tobies!“

Der liebe Tobias ſeufzte, ſchnupfte, ſchob die Perrücke hin und her, und brach in die Worte aus: „Die Kinder, die Kinder machen mir ſchwere Sorgen. Ich red' nicht von dem Schangbattiſt[2], obſchon Du den Buben verzärtelſt und verziehſt ....“

— „Ebenzumehr! ei, ſo ſchlag![3]“ fuhr die Frau auf: „Wer das Schangele verzieht, das iſt Er ſelber, Steckelburger. Wenn's Ihm nach ginge, ließ' Er den Buben gaiſen und gumpen den ganzen Tag.“

„'S iſt nicht wahr, Chriſtiane. Du lügſt; möchteſt gern aus dem Kerl ein Annebadätſcherle[4] machen. Das männliche Geſchlecht will aber nicht in Baumwolle gewickelt ſeyn; es muß Courage bekommen, ſpringen über

---

[1] Schmalz.

[2] Jean-Baptiste.

[3] „Wahrhaftig? ei was!“ (manchmal auch: warum nicht gar! oder: eben ſo gut.)

[4] Weichling.

Hecken und Geleis, eine Wanderſchaft durch die Welt antreten . . ."

„Ach, hör' Er doch nur auf mit Seinen Schneckentänzen! [1] Wie hat Er's denn gemacht? hat Er die Welt geſehen? iſt Er auf der Wanderſchaft geweſen? Wie ſieht's aus mit Seiner Courage? — Pack' Er lieber aus, was Er von den Mädeln zu reden hat, weil's denn doch das Schangele nicht angeben ſoll."

Steckelburger hatte ſich gravitätiſch aufgerichtet und ſagte ebenſo: „Wer an meiner Herzhaftigkeit zweifelt, beleidigt und affrontirt mich. Sie kann mich aber nicht beleidigen, Steckelburgerin." — Er ſetzte ſich wieder nach dieſer ſtolzen Bemerkung, und fuhr in ſeinem gewöhnlichen Tone fort: „'S iſt ſchon ſo, Chriſtiane. Die Mädeln machen mir heiß vor'm Kopf. Die aufgebauſten Stolziererinnen! Das Suſele geht herum, als wollte es den Himmel ſtürmen, und 's Sälmele thut vertuckelt, als könnt' es ſeine Augen von den Pflaſterſteinen nicht losmachen. Eitel Hoffart. Warum? Sie gefallen ſich im Spiegel, und haben Ratten im Kopf, und zwar nicht kleine. Ich möchte nur wiſſen, von wem die Rabenmädeln ſelbigen Stolz haben? Von mir einmal nicht, geſetzterweis [2]."

„Potz! von wem ſonſt, als von mir?" fragte Chriſtiane ironiſch: „Was ſoll aber da herauskommen, he?"

— „Das weiß ich eben nicht, Chriſtiane, und das macht mir eben ſchlafloſe Tage und Nächte. Ich werde nicht ruhig ſeyn, bevor ich nicht die beiden Jungfern in der Schneppenkappe[1]) geſehen habe. Sie ſollen und müſſen heirathen ſporenſtracks.“

---

[1] Thorheiten: auch Umſchweife.

[2] „Zum Beiſpiel."

„Mir an!“ ſagte hierauf die Mutter: „Kann ich ſie doch nicht in der Haushaltung brauchen. Der Herr Papa hat die Mamſellen verdorben, und Madamen aus ihnen gemacht. Sie greifen nichts an, nähen und ſtricken grad nur zum Zeitvertreib, denken an ſchöne Kleider und gottloſe Bücher, und an Schlimmeres meinetwegen.....“

„Säßla![2]) Darum ſollen ſie unverweilt heirathen, Chriſtiane, ehe der böſe Gottbehüteuns ſein Spiel treibt.“ —

„Gut gegeben; aber wen heirathen, haſt Du ein paar Tochtermänner im Sinn?“

— „Einmal![3]) ich glaub's wohl. Superfein, von beſter Qualität. Den Mittwochsprediger Heddäus von St. Thomas, und den Gegenſchreiber Hauptvogel vom Pfenningthurm[4]). He, was ſagſt Du nun, Alte? Was wirſt Du erſt ſagen, wenn ich Dir ſage, was die Rennthiere, unſre Töchter, geſagt haben, als ich Ihnen von den Herren ſagte? Der Hauptvogel iſt ſtudirt, und Junggeſell, hat Geld und Anſehen, und ein trutziges Gemüth, ſo griddig, wie die Aelteſte; darum würd' er ihr wohl anſtehen, und doch will ſie ihn nicht. — Der Heddäus iſt ein ſanfter Herr, Magiſter, und bringt's zum Paſtor bald. Er ſitzt nicht nackt und bloß, und iſt ein Wittwer ohne Kinder; — kurz Einer wie geboren für das Sälmele. Item: es will ihn auch nicht. Iſt das nicht zum Verzwazzeln? 1)“

---

[1]) Haube der Ehefrau.

[2]) C'est cela!

[3]) „Das will ich meinen.“

[4]) Städtiſches Rentamt.

„Verzwazzl' Er mir an; aber die Mädeln haben Recht. Der Magiſter kann heucheln und ſchmeicheln, den Kutzen ſtreichen auf und ab, iſt jedoch ein verlogener Duckmäuſer. Und der Herr Gevatter vom Pfenningthurm, der ungattige Wüſtel von funfzig Jahren, was will der Grobian mit dem Suſel? Die hätten in der erſten Woche ſchon ihr Garn verzwirbelt und verhudelt. Es thut mir an, daß der Mollekopf unſer Bübel aus der Taufe gehoben hat! Nein, nein, ſie ſind gſcheidt, die Töchter. Po! da wär' doch der Arbogaſt ein ander Männel für die Jüngſte, und der Riſſel ein beſſerer Hochzeiter für das Suſel geweſen.“

— „Oho, was ſchnackſt Du, Alte? Es freut mich von den Rattenbaſen, daß ſie den Burſchen „Nein“ geantwortet haben. Ei ja! der Riſſel, der Alamode-Gerber, deſſen Vater um der Nachbarſchaft willen mir ſpinnefeind geweſen iſt? Der Alte war mir zuwider wie Opperment! der Junge iſt es nicht weniger. Der Trippsdrill hat einen Hochmuth, wie der Kaiſer von Penſylvanien, wo die Gänſe Haarbeutel tragen. Warum? Er iſt reich, und blecht freigebig aus. Was geht's mich an? ich mag den Strichvogel nicht. — Und was fällt dem Daniel, dem Lehrbuben ein? Das Sälmele wäre freilich ein guter Biſſen für den Musje aus Waßle? 2) Wir würden nicht erlauben, daß ſelbiges Mädel mit ihm auf's Land

---

1) Vergehen vor Zorn oder Begierde.

2) Waßlenheim, Vasselonne.

ginge, nicht wahr? Was würde er aber thun? Er würde da, drei Häuſer von uns — in ſeiner Groſsel Haus, einen Laden aufthun, und mir, ſeinem Schwäher, die Kundſchaft und alle Vortheile abſpicken; er würde meinem Nachfolger, dem Schangba'tiſt, ein rechter Feind und Verderber ſeyn. Das iſt keine Kleinigkeit.“ —

„Mir an; aber es hat noch andere Gaſſen zu Straßburg, wo ſich der Arbogaſt ſetzen könnte.“

„Du babbelſt krumm und überzwerg, Chriſtiane? Die Zunft ſoll nicht überhäuft werden. Fremde verderben uns den Verdienſt. Und dann: meine vielen Verwandten in der Spezerei? he? Iſt denn zu Straßburg eine einzige Gaſſe, wo nicht ein Steckelburger wohnt, oder mehrere? Der Daniel ſoll Keinem von uns ins Gäu gehen.“

„Er redet ſo roſſelicht, wie der Ammeiſter ſelig, und thöricht, wie der Schwager Funfzehner. Aber warum ſchwätzt Er nur von Denen, die unſere Jungfern nicht zu Männern wollen? Weiß Er denn was von Selbigen, die ſie gern zu Hochzeitern möchten? — Gelt, da ſitzt er, frei wie ein rechter Meiſenlocker, dem ſie den Lockkäficht geſtenzt haben?[1] Ich wollte Ihm aber Geſchichten verzählen, von Grafen, Offizieren und Juriſten, die unſeren Töchtern zu Gefallen durchs Brand-am-End gehen und reiten, zehnmal im Tag — wenn nur meine Anke nicht davonliefe; aber das Bärbel ruft mich eben.“

— „Laß' laufen, was lauft, Chriſtiane;“ begann Steckelburger dringend, indem er ſie an den Armen feſt-

---

1) Frei: juſt. Meiſenlocker: ein Spottname der Straßburger, von den Elſäßern aufgebracht. Stenzen: ſtehlen.

hielt: „Grafen, ſagſt Du? Offiziere? Potz Fahnebibbel![1] Potz Standarten und kein Ende! — Ihr wißt doch Alles, ihr Weibsleute. Woher weißt Du aber, frage ich ....?“

„Will Er mich loslaſſen? Woher? von wem? He? wenn ichs meinetwegen vom Schangele hätte? Der Bub iſt ein Diſtler und Spikklierer, und hat keine Heimlichkeit vor mir. So hat er mir ſchon vor Johanni geſteckt, daß .....“

Der Lehrburſch, ein ſchlanker Jüngling von hübſchem aber betrübtem Angeſicht, trat ſchwerfällig mit einem Briefe ein, und unterbrach die Hausfrau. — Sie ſchnalzte mit der Zunge, und murmelte halblaut: „Muß der Dollweck grad jetzo hereinſtolpern!“ — Herr Prinzipal jedoch faltete die Stirne gebieteriſch. „Was will Er, Daniel?“ fragte er. — „Ein Brief, Herr Steckelburger. Drei Livres und zwölf Sous. Aus England, ſagt der Briefträger.“ — „Was will England von mir? Drei Livres und zwölf Sous? Der Wiſch iſt nicht an mich gerichtet.“ — „Dennoch, Herr Prinzipal. Vornamen und Straße, .. es ſteht alles auf der Adreſſe.“ — „Noch einmal: was geht mich England an? Wir correſpondiren höchſtens nach Frankfurt, Daniel.“ — „Ja wohl; aber wenn England einmal mit uns correſpondiren will, Herr Principal? Soll nicht ein Handelsmann auf eine jedwede Verbindung, die ſich ihm darbietet, reflektiren, quantum satis, und keine ſolche hinter die Thüre werfen, unprobirt?“ — „Du haſt recht, Daniel. Zahle den Brief in Gottesnamen, und bleib' draußen, bis ich Dich rufe.“ Auf dieſe gnädigen Worte hin, trat Daniel ab; Steckelburger ſuchte ſeine Brille, öffnete das Schreiben und ſagte bedenklich zu der neugierig lauſchenden Chriſtiane: „Wenn ſie mir nur nicht auf Engliſch geſchrieben haben. Das könnte mich in Verlegenheit bringen.“ —

---

[1] Hahn, Adler oder andere Verzierungen des Fahnenknopfs. — Eine beliebte Verwünſchung im Munde des Kleinbürgers. So auch die folgende.

Der Brief war jedoch deutſch, und kaum hatte der Kaufmann die erſten Zeilen ſtill für ſich geleſen, als er ſchon ausrief: „Heidengalleh! das iſt ein Glück!“

„Wie? was? warum, lieber Tobies?“ — Da veränderte ſich das freudige Geſicht des Leſers ſchnell in ein ſehr erbärmliches, und, den Brief fallen laſſend, ſchlug er die Hände zuſammen, und rief ſeiner Chriſtiane ängſtlich zu: „Um Gotteswillen, ich bin des Todes, Steckelburgerin! Stell' Sie ſich vor: ich muß nach L—L—London reiſen!“ Wenn's keine Ohnmacht war, worein der Kaufmann nach dieſem Ausruf verſank, ſo war's wenigſtens eine Beſtürzung, der Ohnmacht ſehr ähnlich. —

Indeſſen ſtand Daniel Arbogaſt, der Lehrling, ſteif wie ein hölzerner Mann an der Glasthüre des Verkaufgewölbs, ſchaute eiferſüchtigen Augs auf die Straße, und ärgerte ſich an dem koketten Vorüberſchreiten eines jungen Domherrn, der ſchon ſeit einiger Zeit den Töchtern des Hauſes ſeine gnädige Aufmerkſamkeit gewidmet hatte. Er war ein Prinz aus altem niederländiſchem Geſchlechte, der jüngſte unter den ſogenannten „vierundzwanzig Grafen“ (Domherren) des Münſterſtifts, ging ſtets im ausgeſuchteſten Putz einher, wohl friſirt und parfumirt, und hatte ſchon längſt den Beinamen „Prince couleur de roſe“ erhalten. Mit einem Bouquet in der Hand, die Augen erhoben gegen die Fenſter des Steckelburgeriſchen Hauſes tänzelte er vorüber. Daniel ſchickte ihm eine ſtille aber gediegene Verwünſchung nach. Als ob jedoch der tückiſche Zufall ſich vorgenommen gehabt hätte, den armen Lehrling von Grund aus zu mißſtimmen, folgten dem roſenfarbigen Prinzen zwei noch weit gefährlichere Nebenbuhler auf dem Fuße: ein Offizier von dem Regiment Royal Alsace, heroiſchen Schritts, aufgereckten Haupts und ſieghaften Paradeblicks. Das Fenſter der Jungfrauen erklang, da der mannliche Kapitän hinaufgrüßte. Die Mädchen erwiederten ohne Zweifel den Gruß. Daniel dachte zu vergehen; in ſeiner Hand zitterte der Syrupnapf, und er verzettelte deſſen Inhalt ganz und gar auf dem Boden, als ein deutſcher Student, ein Herr von Wilhelm aus Kaſſel, auf den Schauplatz trat; ebenfalls ein täglicher Paradegänger im Brand-am-End. Diesmal ging der Student Arm in Arm mit einem Bekannten, grüßte verbindlich, vertraulich ſogar, die Töchter des Herrn Steckelburger, blieb dann an der Ecke, dicht am Hauſe ſtehen, und ſagte zu ſeinem Bekannten halblaut — der Lehrling verſtand aber jedes Wort, da er ſein Ohr unbemerkt an das Schiebfenſterchen legte, welches die Ecke beſtrich: „Sie werden es eine Thorheit nennen, Freund; einen abenteuerlichen Roman. Doch mögen Sie glauben, daß ich unbefangen über der Sache ſtehe. Das niedliche Sälmchen dort oben verleiht mir durch ſeine naive Leidenſchaft einen willkommenen Anhalt, der mich zerſtreut. Ich habe mir zur Gewohnheit gemacht, dem bittern Gefühl, das meine unglückliche

Neigung zu Luiſe in meinem Herzen erzeugen dürfte, einen Ableiter zu geben, und das ſcherzhafte Spiel der Augen- und Geberdenſprache, wohl auch ein erquickendes Stelldichein mit einem ſchlichten Bürgermädchen gewährt mir, was ich wünſche. Meines Lebens Zweck iſt nicht, mein Herz verzehren zu laſſen, ſondern es zu erfriſchen und ſtets jung zu erhalten.“ — Nach dieſer erbaulichen Erläuterung gingen die Herren weiter.

Hatte gleich der Lehrling nicht vollkommen verſtanden, was der grauſame Egoiſt hatte ſagen wollen, ſo war ihm doch klar geworden, daß ſeinem angebeteten Sälmchen Gefahr und Verrath drohe. Er gerieth in größre Verzweiflung, denn zuvor. Zu der Eiferſucht geſellte ſich die Betrübniß, den Gegenſtand ſeiner ſtillen Huldigung einem großen Leid entgegen taumeln zu ſehen. Er wollte ſtehenden Fußes hinauf, um an der Jungfern Thüre zu lauſchen; er wollte hineinſtürmen in Sälmchens eiteln Jubel und Hoffnungstraum, ihre Verblendung demüthigen, das Geſpinnſt ihrer thörichten Liebe zerreißen — — Da rief ihn Chriſtianen's gellende Stimme: „Dennel! wo ſteckt Er? Geſchwinde, Eſſig! Komm' Er, den Herrn anzuſtreichen![1]“ — Er gehorchte erſchreckend dem Befehl. — —

Während dieſer Unordnung im Erdgeſchoß plauderten die Töchter oben ganz harmlos und bauten luftige Schlöſſer, Paradieſe der Phantaſie. Der täglich einigemal wiederkehrende Straßentanz des Prince couleur de rose ſchmeichelte ihnen nicht wenig, doch hatte er keinen tiefen Eindruck auf ſie gemacht. Sie bewunderten des Prinzen Manſchetten und Diamanten, ſeinen feinen zartgerötheten Teint, die geſchmackvollen Seidenfracks, die er gewöhnlich trug; aber ſie vergaßen dabei nicht des Stutzers vornehmes Herkommen und ſeinen Stand. Ein Fürſt und zwei Spezereikrämerstöchter! Ein katholiſcher Domherr und zwei eifrigproteſtantiſche Mädchen! Ein Mann, der das Heirathen abgeſchworen, und zwei Jungfrauen, die geheirathet ſeyn wollten, und trotz ihrer Anlage zu Liebeleien, einzig und allein die ſolide Ehe, und die Unbeſcholtenheit ihres Rufs im Auge hatten!

---

[1] Laben (in einer Ohnmacht).

Mit den beiden andern Herren hatten ſie freilich eine ganz andre Berechnung vor. Der Kapitän vom Regiment Elſaß, ein Edelmann aus der Franche-Comté reformirter Confeſſion, und vermöglich, wie es hieß, war als Bräutigam erwünſcht. Der Juriſt aus Caſſel, notoriſch ſehr reich, und einſt zu wichtigen Staatsämtern beſtimmt, vereinigte nicht minder alle Eigenſchaften und Vorzüge, die einem Mädchen angenehm ſind.

Suſanne, die Männliche, bewunderte den Hauptmann St. Amour; Salome, die Zarte, empfand für den Deutſchen. Die Augen hatten geredet, die Hände hatten ſich von ferne gegrüßt; hie und da — auf Spaziergängen und in der Kirche — waren auch flüchtige Worte der Höflichkeit und Huldigung geflüſtert worden. Der Kapitän hatte ſich ſchon unterſtanden, Suſanne mit einem in Blumen verſteckten Gedichte zu überraſchen; der Student hatte nicht geſchrieben, aber doch ſeine Hand auf's Herz gelegt, zum Himmel geſchaut, als zu einem Zeugen ſeiner Schwüre, und die geküßten Fingerſpitzen anmuthig ausgeſtreckt nach der erröthenden Salome, Suſanne trug das Gedicht des Capitäns immer in ihrer Taſche; Salome hätte für's Leben gern, wenn ſich's mit Jungfernſittlichkeit vertragen hätte, ihrem Wilhelm den luſtigen Kuß zurückgegeben. Eine Annäherung wurde von beiden Paaren ſehnlichſt erwartet.

„Haſt Du ſeinen bedeutſamen Augenwink bemerkt?“ fragte Suſanne mit Stolz: „Ein Franzoſe iſt ein ganz anderer Mann, als ein Deutſcher. Die Kühnheit kleidet den Mann. Deutſche verſtehen nur grob und ungeſchliffen, blöde und ungeſchickt zu ſeyn.“ — Sälmchen ſchlug die Augen auf, und entgegnete mit leiſem Vorwurf: „Du betrübſt mich immer mit Fleiß und unverdient. Ich laſſe Dir gerne den welſchen[1] Offizier, aber verläumde nicht meinen geliebten Deutſchen. Das deutſche Herz iſt ſtandhaft und ehrlich und getreu. Was Du ungeſchliffen nennſt, iſt Bewußtſeyn der Kraft und Furchtloſigkeit. Sie affektiren nicht, ſie geben ſich, wie ſie ſind, die Deutſchen, und ihre Treue iſt nicht umſonſt zum Sprichwort geworden.“

„Hm!“ warf Suſanne naſerümpfend hin: „**Chacun son goût**! Auch der Franzoſe weiß getreue Liebe zu bewahren, und nicht für nichts und wieder nichts heißt der Kapitän St. Amour! Soll ich Dir ſein Gedicht vorleſen, Sälmele?“

Sie zog das unvermeidliche Meiſterſtück hervor. „Verſchone mich!“ bat Salome rührend, aber die Unerbittliche wiederholte ihr zum Tauſendſtenmale den Kehrreim der ſechszehn Couplets:

---

[1] Die Straßburger nannten früherhin ihre franzöſiſchen Mitbürger durch die Bank „Welſche“.

„Sermens d'amour
Durent toujours."

bis die Schweſter aufſtand, um der Quälerin zu entlaufen. Da hielt Suſanne ſie lachend zurück, und fragte: „Wohin, Herzel? Soll ich Dir vielleicht den Brief meines charmanten Erliebhabers, des Riffel, vorleſen? Der iſt, meine ich, deutſch und derb und hausgebacken." — „Ich danke;" verſetzte Salome: „hab' ihn ſchon dreißigmal gehört. Bei alldem biſt Du ein glückliches Geſchöpf. Die Leute ſchreiben Dir. Mir hat noch keine Seele ein Wörtchen geſchrieben." — „Po!" ſagte Suschen übermüthig: „ich ſchenke Dir Riffels Brief. Ich wollte, ich hätte ihn von ſeiner Baſe nicht angenommen. Aber das Weibsbild ſchwätzt wie ein Galgenpater. Ja, wenn der Riffel nicht ein ungezogener Straßburger wäre! Aber wir haben immer mehr in Feindſchaft als im Guten neben einander gelebt. Darum verſtehe ich nicht die Unverſchämtheit, daß er noch aus der Fremde an mich ſchreiben mag, obſchon ich ihm den Abſchied gegeben habe?" — „Der arme Menſch verſpricht Dir doch in dem Brief alles Gute;" meinte die Schweſter mitleidig; „er iſt ſonſt brav und hat ſein Handwerk recht gelernt, iſt ſchon in Süd und Weſt geweſen, und wird immer beſſere Manieren kriegen. Ein hübſcher Burſche obendrein, hübſcher als der Capitän, und es wäre ſchade, wenn er ſich zu Heidelberg zu Tode grämte, weil Du ihm nicht einmal antworteſt." — „Po!" wiederholte Suſanne verächtlich: „Er denkt an's Sterben, der Socius! Warum nimmſt aber Du ſeine Parthie? Wenn's ihm nicht gefällt, wie ich mit ihm bin, ſo mag er mir an ein Steckele dazu ſtecken.1) Aber was geht's Dich an, Sälmel, willſt mir den Kapitain verleiden? Ei warum guckſt Du ſelber immer nach dem Deutſchen, und warum haſt Du dem Arbogaſt den Stuhl vor die Thüre geſtellt? Der Riffel und der Arbogaſt — ich kehr' die Hand deswegen nicht um. Aber die Jungfer möcht' gern einmal eine Frau Räthin oder Direktorin, oder wie ſie's in Deutſchland da außen heißen, vorſtellen. He? Gerade ſo iſt mir's auch, Herzel: ich möchte auch einmal lieber gnädige Frau Oberſtin oder Madame la Générale de St. Amour heißen, als eine Gerberin."

„Du haſt eine Zunge, wie eine Otter, wie ein Immenſtachel, wie ein geſchliffener Reiterſabel;" erwiederte Salome geläufig und aufgeregt: „Was kann ich dafür, daß der Herr von Wilhelm mich gerne ſieht, und wahrſcheinlich einmal ein Miniſter oder Stettmeiſter2) werden muß? Aber den Arbogaſt — ich hab' ihm einen Korb gegeben, wie Du weißt — laſſ' ich darum doch nicht verſchimpfiren. Der Daniel iſt ein kreuzbraves Gemüth ohne Falſch und ein Burſch wie Milch und Blut, und er kann nichts dafür, daß er nicht zu mir paßt. Er iſt mir zu weich und zu gackelich. Ich bin grade ſo, wie er, und das taugt im Haushalt nichts. Ich brauche einen ſchärfern und ernſthaften Mann."

---

1) „So mag er ſehen, wie er damit auskommt."

2) Adelicher Vorſtand des Straßburger Raths: Ammeiſter ſein bürgerlicher Kollege.

„Hör' auf!“ rief Suſanne: „Jetzt iſt's ein anderlei, und es iſt nicht wahr, daß Eheleute einen unterſchiedlichen Charakter haben müſſen. Ebenzumehr! Im Gegentheil: ſie müſſen ſeyn, eins wie 's andere, und darum hab' ich den Kapitän ſo lieb. Ich könnt' an ſeiner Statt die Compagnie commandiren meinetwegen; aber mit dem Riffel käm' ich nicht aus, denn er iſt mir in allweg viel zu grob; er iſt halt ein Riffel, und dabei ein Schliſſel.“ — „Und Du biſt ein Schuſſel[1];“ nahm Salome eifrigſt das Wort: „Haſt nicht immer ſo geredet: haſt ihn gerne gehabt; haſt ihn meinetwegen noch gern: aber Dein Kraddel[2] hat ſich vergallopirt, und an den Welſchen gehängt, von dem man das Neſt nicht kennt, und nicht, wie viele Batzen er hat? Daß ihn der Prinz Max[3] gern hat, das beweiſt nichts. Der Oberſt iſt ein junger luſtiger Herr, und ihm ſind alle luſtige Leute lieb, ohne daß er fragen will, von wannen und wohin? Aber mein Wilhelm, he? Da frag' die ganze Stadt. Da frag' den Gevatter Hauptvogel ſelber, der doch von Keinem was Gutes ſpricht, und alle Handelsleute daneben, und Du wirſt hören, daß ſeine Familie und ſein Vermögen . . . . .“

„Wirſt Du ſchweigen, Du Schlange?“ unterbrach Suſanne die Predigerin: „ich berſte vor Galle ... ich werde krank vor Zorn ... ich bin krottenbitterbös!“

Die ſanfte Salome bückte ſich ängſtlich, denn Suſannens

---

[1] „Ein Leichtſinn.“

[2] Hochmuth.

[3] Damals Oberſt des Regiments „Elſaß.“

Geberde wurde drohender, als ſogar ihre Rede. — Da polterte Jean-Baptiſte, der hoffnungsvolle Sohn des Hauſes herein, den Schulſack auf der Schulter, und alſobald eine ſogenannte Habergais [1] im Zimmer loslaſſend, die gleich einem Schwärmer die Schweſtern erſchreckte. Der dreizehnjährige Tagdieb trieb ſein Spiel wie auf der Gaſſe trotz des Scheltens ſeiner Geſchwiſter. Plötzlich rief er zu wiederholtenmalen mit dem ſchalkhafteſten Schülergeſicht: „Suſel! gibſt Du mir ein Bieſel [2] für das, was ich habe? ich bin ein Briefträger geworden, aber unter einem Bieſel geb' ich meinen Brief nicht her!“ Bei dieſen Worten zeigte er der Aufmerkſamwerdenden ein kleines petſchirtes Billet ohne Adreſſe. — „Ah!“ entgegnete die Ueberraſchte: „Iſt's denn wahr? Schangele, machſt Du nicht dummes Zeug?“ — „Po!“ verſetzte der Bube: „hat mir's nicht der Kapitain vor einer Stunde im Kreuzgang des Kolayn [3] gegeben, und geſagt, es ſey für Dich? „für Mamſell Suzette,“ hat er geſagt.“

Der geforderte Preis und wohl noch darüber flog in des Schülers Friesmütze, und Suschen bemächtigte ſich des Billets. Störenderweiſe huſtete draußen die Mama, rief nach Suſanne und öffnete die Thüre. Suſanne ließ das Billet zu Boden gleiten und Salome, die leicht Verſöhnliche, trat mit dem Fuße darauf. „Geſchwind, geſchwind, Suſel,“ kreiſchte Chriſtiane in's Zimmer: „Komm' ſchnell herunter in den Laden. Dein Vater iſt nicht wohl, und er muß nach London reiſen, ... Der Daniel iſt nach dem Arzt und dem Magiſter gelaufen .... ich habe alle Hände voll zu thun, und der Bot von Mutzig iſt da, um Pfeffer und Zimmt. Mach, mach ſchnell, Du faule Gret'!" Suſanne ging maulend, mit einem bittenden Seitenblick auf die Schweſter. Chriſtiane hatte indeſſen Luſt, ſich noch ferner mit ihren Kindern abzugeben. „Wie Du ausſchauſt, Du Loddel," begann ſie zum lärmenden Johann: „die Strümpfe lappelig, die Schuhe ſchmutzig, das Kamiſol verriſſen! Pfui, ſag' ich. Und die Jungfer Sälmele ſitzt da, als wie eine verhexte Prinzeſſin und rührt ſich nicht? Haſt Du nicht gehört, daß der Babbe[1] krank iſt? Soll ich mein Kreuz ganz allein tragen? Gehſt Du her, oder ...!"

---

[1] Brummtopf.

[2] Zwölfſousſtück. (pièce.)

[3] Gymnaſium. (Collegium.)

„Ich hör's bis da herauf, wie der Babbe ſchreit!" warf Jean mit angenommener Aengſtlichkeit ein. Hierauf — ihrer Pflicht ſich erinnernd — verſchwand Chriſtiane zur Stelle, und Sälmele brachte der Schweſter geheime Correſpondenz in Sicherheit. Die Verlegene glaubte zu träumen, als Johann zu ihr anhob: „Gibſt Du mir auch ein Bieſele, Sälmel? Ich hab' auch für Dich was Apartes!" — Der Schalk brachte noch ein mit der Adreſſe an Salome verſehenes Billet aus der Taſche. — Flugs war es in der Schweſter Händen; die Freigebige bedachte den ungezogenen Boten neben dem bedungenen Lohn mit einem freundlichen Kuß, den der ſchmutzige Bube alsbald von der Wange wiſchte, und davonſprang.

---

[1] Papa.

um Zwiebelkuchen zu kaufen, und bei dem Schmauſe zu überlegen, wie er's anzufangen habe, mit bedeutendem Vortheil die Schweſtern an die Mutter zu verrathen: was er ſchon einigemal gethan. —

Salome riß das Billet ungeduldig auf, und las eine ſteife, geſpreitzte und auf tauſend Schrauben geſtellte Epiſtel, worinnen der Herr von Wilhelm von ewigen Gefühlen und den ſchönſten Ausſichten in die Zukunft redete, und endlich ein Rendez-vous für den folgenden Tag, und zwar in einem entlegenen Theile der Ruprechtsau verlangte. — Die ungelehrte und unerfahrene Jungfer fand den Brief trotz ſeines eiskalten Inhalts allerliebſt. Er war der erſte Liebesbrief, den ſie je erhalten, und das Bürgermädchen, gewohnt, die wichtigſte Angelegenheit des Frauenlebens, die Wahl des Gatten, kalt berechnend, herzlos und häufig nur durch Dritte betrieben zu ſehen, freute ſich innigſt des romantiſchen Beginnens einer Herzensverbindung, die zum Altare führen ſollte, wie eine jede andere: jedoch auf Roſen und Myrthen, und nicht über widerliche Fraubaſenwerbungen und die ſchwankenden Schalen der Geldwage.

Sie las und las, und wurde nicht ſatt, zu leſen, und ſie ſchmälte faſt ihre Schweſter, als dieſe mit ähnlicher Haſt zurückkam und ziemlich ungeſtüm ihren Brief begehrte. — Wo möglich noch eilfertiger als Salome, brach Suſanne ihrer Depeſche Siegel, ſetzte ſich vertraulich zur Schweſter, und ſagte mit zitternder Stimme: „Geh', hilf mir, den Zettel zu leſen. Er iſt franzöſiſch geſchrieben, und ich verſtehe nicht gut welſch.“

Nachdem Salome die Thüre verſchloſſen, machten ſich die Mädchen an die Arbeit des Dechiffrirens. Der Kapitän ſchrieb nicht die beſte Hand, und nicht allzu orthographiſch, und hatte ſich mit vorliegendem Zettel nicht die Mühe des Schönſchreibens gegeben, wie wohl mit dem bewußten Gedichte, das er aus einem recueil de chansons geſtohlen. — Suſanne packte aber den Brief tapfer an, und las pochenden Herzens die Worte: „**Ma petite femme!**“

„Das heiß' ich frei in's Muß tappen!“ bemerkte Salome kopfſchüttelnd: „femme! Du biſt noch lange nicht ſeine petite femme.“ Worauf Suſanne ärgerlich: „Schneegans! werd' ich's nicht doch einmal ſeyn, und redet da nicht die Sehnſucht aus ihm?“

Salome zuckte die Achſeln, und las ihrerſeits: „Chérie de mon cœur! Geliebte meines Herzens! — Nun, das laſſ' ich mir gefallen.“ — „Aha,“ ſchaltete Suschen triumphirend ein: „Weiter: „Je te vois“ . . . „ich ſehe Dich . . . . was kommt jetzt?“ — „Ein Einſer mit drei Nullen, Suſel, das heißt Tauſend.“ — „Wie ſagt man das auf franzöſiſch, Sälmel? Doch meinetwegen: „je te vois tauſend . . . .“ „ich ſehe Dich tauſendmal in Gedanken,“ will er wohl ſagen?“

„Nein, nein, das iſt's nicht;“ flüſterte Salome erröthend: denn jetzt kommt „baisers“ und Du weißt wohl . . .?“ „St!“ flüſterte auch Suſanne, und wurde roth wie die Schweſter, die zögernd fortfuhr: „Es muß alſo heißen: „je t'envoie tauſend baisers . . . . ich ſchicke Dir . . .?“

— „Er iſt doch ein Biſſel frei und ungenirt;“ geſtand die züchtige Suſanne und ſpionirte voreilig mit den flinken Augen in der nächſten Zeile, die ihre Schweſter geläufig, aber mit allen Merkmalen des Erſtaunens ablas: „qui te diront, combien je suis reconnaissant des faveurs, que tu m'as prodiguées hier au soir.“

Nachdem die Mädchen Wort für Wort überſetzt und zuſammengeſtellt hatten, ſahen ſie ſich erſchrocken an. „Geſtern Abend?“ fragte Salome: „ich werde ganz irre. Iſt mir doch, als wärſt Du mir nicht von der Seite gekommen?“ — „Ei ja,“ verſetzte Suſanne; „freilich iſt's ſo. Und glaubſt Du denn meinetwegen, ich würde mich Nachts wegſchleichen, und dem Menſchen... pfui, das Wort dreht mir die Galle um, ohne daß ich weiß warum — und dem Menſchen faveurs austheilen?“ — „Ich falle vom Himmel, Suſel.“ — „Was unterſteht ſich der Lügner, der Franzos, lieb Sälmel?“ — Indeſſen erbleichte aber Suſanne, deutete mit zitterndem Finger auf die nächſte Zeile, und ſeufzte: „Ei ſo ſchlag: Da haben wir's!“ Dort ſtand groß und deutlich: „je suis le plus heureux des mortels, ma belle Jeanette.“ — „Jetzt iſt's ein anderlei;“ ſeufzte auch Salome ermattend: „Der Zettel iſt für eine Andre und der Ausbund von der Höll' tragt meinetwegen den Sack voll Billets, die er im Strudel verwechſelt, und ſchickt an rechtſchaffene Töchter, was frei nur einem gottvergeſſnen Laſter [1]) von einem Weibsbild zugehört.“

„Und wer muß ſie ſeyn, die belle Jeanette? wie muß ſie heißen, die Raß? [2])“ fragte Suſanne auffahrend, und kämpfend mit Thränen der Wuth.

---

1) „Dirne“ im böſen Sinne des Worts.

2) „Böſe Perſon.“

Salome hatte indeſſen noch einige Worte des Briefchens mit Entrüſtung geleſen, zerriß den Zettel, und verſetzte unwillig: „Laß ſie heißen, wie ſie wolle, die Kreatur; laß ihn anbeten, wen er will, der Wüſtel, und danke Gott, daß Du ſo ſchnell und zeitlich hinter ſeine Lumpereien gekommen biſt. Die Briefreſte wollen wir aber verbrennen, und unſre ehrlichen Hände waſchen. Wer Ruß angreift, beſudelt ſich."

Suſanne ſaß unbeweglich und ſtarrte auf einen Fleck. Ihre Eitelkeit blutete aus ſchweren Wunden. Sie blieb, dem Anſcheine nach kaltblütig, als die Mama an die Thüre pochte, die Oeffnung derſelben erzwang, und mit einem Schwall von Verwünſchungen die Töchter, welche der Herr Bruder bereits verrathen hatte, überfiel. — Auch Sälmchen rührte ſich nicht, obſchon aus andern Gründen. In ihrer Bruſt leuchtete die Sonne der Zuverſicht, ſie achtete ihr Liebesglück für unverletzlich, für zuverläſſig. Sie ſah in der Begeiſterung ihre Ehe mit Wilhelm im Himmel geſchrieben ſeit Ewigkeit. Der Mutter Drohungen erſchütterten ſie nicht.

„Wo ſind die Zettel, die euch der böſe Gottbehütuns geſchrieben hat?" fragte Chriſtiane. Suſanne deutete auf die am Boden liegenden Stücke: „Da, Mamme, nehm' Sie nur Alles mit." — „Und Dein Hexenbrief, Sälmel?" — Salome zerriß ihn vor der Mutter Augen und ſtreute die Faſern auf die Gaſſe, indem ſie pathetiſch rief: „Ich weiß ihn auswendig, und werd' ihn nie vergeſſen, und niemals wanken."

„Rabenmädel . .!" zürnte Chriſtiane: „Wir werden Dir ſchon mores lehren, meinetwegen. Einen Deutſchen, einen Studenten...!“ — „Der Student iſt reich, und wird ſchon einmal Präſident werden.“ — „Wenn er's nur ſchon wäre, Du Rennthier von einem Mädel. Du bringſt deinen kranken Vater noch unter den Erdboden, und wenn er obendrein hört, daß die Standarte da einen aus dem Volk 1), einen Welſchen haben will ....“

„Sey ſie nur ſtill, Mamme. Ich mach' ihr den St. Amour ſammt ſeiner belle Jeanette zum Präſent,“ verſetzte Suſanne ſchluchzend, die jetzt ihren Eigenſinn losließ: „aber heirathen muß ich, ſo ſchnell, als es angeht; bevor noch der Lügner von einem Capitän meinen guten Ruf ſchimpfirt. Weiß Sie mir einen Hochzeiter, Mamme?“ — „Ei, wie biſt Du brav, Du lieber Zeck!“ ſagte die Mutter freudig überraſcht: „Ein vernünftig Mädel redet frei wie Du. Offiziersliebeleien ſind ein ſchlechter Baſſeltang. 2) Ja, wenn der Riffel noch wollte..?“ — „Alſo der Riffel, Mutter.“ — „Er iſt reich und geſchickt und gut, was auch der Babbe ſagen mag. Dem Steckelburger ſein Hauptvogel iſt mir Gift und Opperment.“ — „Mir eben nicht anders;“ verſicherte Suſanne dringend; „Der Riffel alſo und Niemand als der Riffel.“ — „Schon gut, aber die Couſine darf nur als wie beiläufig erfahren ....“ — „Natürlich, Mamme. Schick Sie mir nur die Baſe. Ich will mein Hochzeitkleid von ihr machen laſſen, und in der Arbeit gibt ſich Wort auf Wort.“ — „Mir an; ich ſchicke ſie Dir, Du liebes Suſel. Biſt meines Herzens Freude. Wenn jetzt noch das Weibsbild

---

1) Aus dem Militär.

2) Passe-tems.

da, das Sälmel, mir eine Freude machen, und den Arbogaſt nehmen wollte ....“ — „Lieber ſpring ich in's Waſſer!“ antwortete Sälmchen majeſtätiſch und hochdeutſch nach Kräften: „die Zukunft dörfte uns eine wohlthuende werden, und das mühevolle Leben der Sehnſucht in ein bequem Befriedigendes erfüllter Erwartung umwandeln!“

Chriſtiane hörte, was Salome aus des Studenten Brief wiederholte, mit geſpitzten Ohren und offnem Munde an, und antwortete im größten Zorne mit paſſender Geberde: „Willſt Du ſchmecken an die Grasblum' mit fünf Blättern[1], Du hochdeutſche Retſch und Seidenpuppe, ſo mach nur alſo fort. Zuerſt geht's an die ehrwürdige Straßburger Sprache, ſodann an's getreue Straßburger Herz. Wirſt Dich aber verwundern, Du Früchtel. Will Dir die Hochzeit mit dem deutſchen Liebſtöckel auf Winterpfingſten rüſten!“

Salome retirirte ſich vor der Mutter. Suſanne deckte den Rückzug der Schweſter, aber der Lehrling machte die beſte Diverſion, indem er in's Zimmer rief: „Guten Abend, ſchönſtens beiſammen. Der Herr Principal möchte gern, daß die Frau und die Jungfern gleich zu ihm hinüberkämen. Er hat viel mit ihnen zu reden.“

„Alloh, ihr Mädeln!“ befahl die Mutter: „ſperrt Augen und Ohren auf, und macht dem guten Mann keinen Kummer. Er iſt bös genug daran, daß er ſo weit verreiſen muß, und meinetwegen gar nimmer wieder kommt über das Meer. Ihr müßt ihm Alles thun, als wie Euerm Augäpfele. Hört Ihr? Aber wenn er euch von dem Lippel, dem Hauptvogel, und von dem Kalfakter, dem Heddäus vorſchwätzt und predigte er wie ein Präzeptor, ſo thut's nicht, und bleibt bombenfeſt, und wenn der Alt' aus der Haut fahren müßte. Alloh, marſch, damit er nichts zu brummeln hat!" —

---

[1] „Willſt Du eine Ohrfeige haben, Du Schwätzerin?“ u. ſ. w.

Herr Steckelburger lag in ſeinem Wohnzimmer auf einem Ruhebett, war ſehr blaß und betrübt, ſein Haarzopf ſchlängelte ſich wie ein mattes Reptil hervor über ſein Jabot von hausgemachten Spitzen. Zu ſeinen Häupten ſtand Magiſter Heddäus mit weißem magern Geſichte und niedergeſchlagnen Augen; zu ſeinen Füßen der Gegenſchreiber vom Pfenningthurm, dreiſt umherglotzend und aufrecht tragend das apoplektiſchrothe Antlitz. Der Doktor Sandmännel war eben im Begriff, Abſchied zu nehmen: „Mach' er nur, wie ich's geſagt habe, Herr Steckelburger. Es hat nichts zu bedeuten. Seine Nervengeiſter ſind in Unordnung und zanken ſich — sit venia verbo — mit dem Blute. So wie Ihm alſo heiß und trocken wird, wenn das Blut die Oberhand behält, ſo trink' Er Thee. Und ſobald Ihm kalt und feucht wird, wenn die Nervenſchwachheit obenauf iſt, ſo trink' Er ein Glas guten Wolxheimer; weiß Er, von dem Vierundſechziger? Ueberhaupt faſſe Er Muth; die Arbeit, die Ihm das Glück auferlegt, iſt freilich hart, aber die Thaler, die es gilt, ſind noch härter. Empfehle mich in'sgeſammt."

Die Frauen, die während des Doktors Abſchied eingetreten waren, näherten ſich ſchweigend dem darniederliegenden Familienvater. Dieſer ſchnappte ein paarmal nach Luft, wie ein Karpfen auf trocknem Lande, richtete ſich etwas empor, winkte mit der Hand, daß er zu reden wünſche, und begann: „Daß mir der Schangbattiſt nur nicht über die Feigen geht, der Hoſenloddel!“

Auf Chriſtianens Bemerkung, daß der getreue Daniel ſchon wieder im Laden das Regiment führe, und auf ihre Frage: „Was will Er denn eigentlich, Steckelburger?“ ſetzte ſich der Kaufmann vollends auf, wiegte den Kopf bedenklich, und ſprach, nicht anders, als wäre er zum Tode verurtheilt: „Alle Menſchen ſind ſterblich. Warum? mein Bruder, der liebe Elias iſt auch geſtorben, und iſt doch des vornehmſten engelländiſchen Herzogs Leibkoch geweſen. He?“

Steckelburger räuſperte ſich, um fortzufahren: „Die Sach' iſt, daß der Todte — Gott hab' ihn ſelig — ein Paar Seſter[1] mit Dublonen hinterlaſſen, und mir, ſeinem leiblichen Bruder vermacht hat.“

„Ein Paar Seſter mit Dublonen?“ fragten die Weiber und Heddäus.

„Ho! ein Simri mehr oder weniger;“ ſagte Hauptvogel, der Geldmann, mit vornehmem Spott; „Dreitauſend Pfund ſtehen im Brief, und ein Pfund iſt um was ſtärker, als vier Laubthaler.“

Erſtaunend hoben die Weiber die Hände zum Himmel. „Gott! Dich preiſen alle Zungen!“ liſpelte Heddäus, der bereits mit vorſichtig aufſchielendem Auge das zarte Sälmchen auf's Korn genommen hatte.

---

[1] Getreidemaß.

„Jetzt aber die Hauptſache!“ hob Steckelburger wieder an: „ich muß in Perſon nach London reiſen, um das Geld zu erheben. Ich könnte wohl auch einen Mandatar ſchicken, aber erſtens findet ſich Keiner für die große, große Reiſe .. und zweitens möchte ich ſelber nicht ....“

„Einen Mandatar aufſtellen;“ fiel Hauptvogel barſch ein: „Denn der Compère traut keinem Menſchen, und fürchtet, an der Erbſchaft verkürzt zu werden.“

„Säßla, Kumpähr;“ beſtätigte der Kaufmann: „darum muß ich in Gottesnamen ſelber fort. Es iſt mir nicht recht; warum? die Reiſe iſt meinetwegen ein paar hundert Stunden lang zu Land, und weiß gar nicht, wie viel über's Waſſer, und ſchlechte Leute gibts überall, die Einen ausbeuteln, und die Seekrankheit überſteh' ich nicht, und das Fahren in der Kutſche macht mich dürmlich. Facit: wenn ich auf London gehe, marſchir ich meinetwegen nach San Gallen. [1]“

„Ach, ſo bleib Er doch daheim, Babbe!“ klagten Mutter und Töchter. Steckelburger fuhr dagegen wild in die Höhe, und rief: „Wie, ihr leichtſinnigen Weiberköpfe? Im Stiche laſſen die engelländiſchen Pfunde, die ein ganz anderes Gewicht haben, als unſre miſerabeln Livres mit all ihren Sous und Deniers? Ebenzumehr! Wär' ich nicht ein Dieb an Weib und Kindern, und gehörte ich nicht alsdann in den Kettenthurm auf's Galleh, und gefitzt [2]) und gebrannt? — Hab' ich nicht Courage? Der Mann muß Herz haben. Selbſt iſt der

---

[1] Ein Kirchhof bei Straßburg.

[2] Mit Ruthen geſtrichen.

Mann. Wer Andere thun laßt, was er ſelber thun kann, wird bald Hunde auf Lenkenbach führen.[1] Punctum finis.“

„Jedes unſerer Haare iſt vom Herrn gezählt;“ ſprach Heddäus; „wir ſtehen überall in Gottes Hand, und öfter iſt als Ueberwinder zurückgekehrt, den ſein Volk verloren wähnte.“

Steckelburger wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne. „Es ſind ihrer dreie, ächte Burgerskinder von Straßburg,“ ſagte er, „die noch dato leben, und dieſelbe Reiſe nach Engelland gemacht haben: der alte Schwobegerber, dem Rathsherr Schützenberger ſein Sohn, und der krumme Gimbler in der Kinderſpielgaß'; wie heißt er nur? — Ein Beweis, daß das Engelland nicht allen Leuten den Hals koſtet. Es kann geſetzterweis auch bei mir zum Guten ausſchlagen. Aber ein braver Mann muß ſich auf Alles präpariren. Warum? ich will für mein Haus ſorgen. Sie, Steckelburgerin, iſt alt und feiſt. Sie hat mit dem Haushalt und dem Laden genug zu thun. Der Daniel führt meinetwegen die Strazza fort und's Kopirbuch, und der Schangbattiſt kann den Auslaufer machen. Mit all dem fehlt's noch an einem Mann, der 's ganze Haus im Aug' behält, und ich weiß zwei brave Herren, die wollen Sorg' d'rauf geben, weil's zu ihrem eignen Vortheil iſt, und mich auf meiner ſchweren Reiſe ganz beruhigt. Warum? Der Herr Magiſter da hätt' das Sälmel gern, und ich geb's ihm. Und der Herr Pfedder vom Schangbattiſt hätt' das

---

[1] Ruinirt ſeyn.

Suſel gern, und ich geb's ihm auch. Die Stund und den Handſtreich 1) wollen wir jetzo halten, und die Hochzeit iſt, wenn ich von London zurückgekommen bin, oder ſechs Monate nach der Ankunft meines — meines Todtenſcheins.“ — Nach einem ſchweren Seufzer fügte Steckelburger hinzu: „Geb' Sie mir ein Gläschen Quetſchelwaſſer, Chriſtiane. Ich bin vom Reden alterirt, und die Nervenkrankheit iſt frei oben an, wie der Dokter ſagt.“

Die Töchter waren wie vom Blitz getroffen. Ihre Augen ſuchten die der Mutter. Als Frau Chriſtiane aber ruhig und ſchwerfällig an das Eckſchränkchen ging, um das Zwetſchgenwaſſer zu holen, wußten die Mädchen gar nicht, was ſie von ihrem Betragen halten ſollten. Erröthend vor Unwillen ſtanden ſie da. Heddäus näherte ſich ſeiner Salome mit ſüßlichen Worten und blickte ihr eulenmäßig dreiſt in's Antlitz. Salome drehte ſich halb von ihm weg. Hauptvogel ſeinerſeits, tappte, ſchmatzend mit dem Munde, nach Suſannens Hand. Die Jungfrau zog ſie ſchnell zurück. „Po! was ſollen die Kramanzien? 2) fragte Hauptvogel mit breitem Gelächter; „Schlag' Sie ein, Jungfer, und danach ein ſaftig Schmizzel. 3)“ — Aber Suſanne ſtieß ihn heftig von ſich, und ſagte: „Pfui tauſend, ſchämen Sie ſich in Ihr Herz hinein. Lieber wollt' ich katholiſch werden und eine Kloſterfrau, als Ihre Liebſte. Der Vater, denk' ich, macht nur Spaß,

---

1) Verlobung.

2) „Umſtände oder Zierereien.“

3) Küßchen.

und wenn's ihm Ernſt wäre, ſo würde ich auch meinetwegen Ernſt machen.“

„Säßla;“ ſagte Steckelburger, der indeſſen ſein Gläschen getrunken: „Du wirſt den Pfedder nämlich heirathen.“ — „Ebenzumehr! nicht heirathen, nie heirathen, in Ewigkeit nicht heirathen!“ rebellirte das Mädchen; „und den möcht' ich ſehen, der mich zwingen wollte, und wenn Er's ſelber wäre, Babbe. Nun und nimmermehr!“

„Wa — wa — was iſt das, Du freches Geſchöpf?“ fragte Steckelburger zornig werdend. — Zugleich richtete Heddäus an Salome die eitelzuverſichtliche Frage: „Meines Herzens Lamm wird milder ſeyn, und ſeines chriſtlichen Bräutigams keuſche Flamme nicht erſticken!“ — Das Mädchen erwiederte ſpitzig, aber gelaſſen: „Ich bin kein Lamm, Herr Magiſter, und Ihres Herzens Lamm nun gar nicht. Ihre Flammen gehen mich nichts an, und wenn ich Ihnen ſage, daß ich Sie nicht heirathen werde, weil Sie mir zuwider ſind wie Spitzgras und verſportes Schleckel[1]), ſo mach' ich mir um ſo weniger ein Gewiſſen daraus, als Sie nur die Finger auszuſtrecken brauchen, und an jedem hängt gleich eine Braut, und das koſtet Sie nur ein Beinel und ein'n Klotz.[2])“

So wie nun an den Magiſter die Reihe des Verſtummens, ſo kam an den Gegenſchreiber die Reihe des Redens, und er ſchrie zu ſeiner angeblichen Braut auf: „Was für einen Lärm macht die Jungfer? Hat Ihr

---

1) Verſchimmeltes eingekochtes Obſt.

2) Soviel wie nichts.

Vater da zu reden, oder Sie? Potz Mordgalleh, wie grob iſt Sie gegen einen angeſehenen Mann, der zehnmal mehr gilt und tauſendmal mehr Späne hat, als ein armer Schlucker von Offizier im Regiment Elſaß.“ — Dieſer Ausfall verſetzte Suſanne in die höchſte Wuth. Sie wollte weinen, ſchelten, ſpektakeln; aber die Mutter ſtieß ſie in die Seite, und raunte ihr zu: „Halt's Maul, und geh' auf Deine Kammer, Du griddigs Ding; verdirbſt ſonſt Alles. Laſſ' mich nur machen.“ —

„Dageblieben!“ rief der Vater, als beide Mädchen fort wollten. — Chriſtiane entgegnete ſtatt der Töchter: „Ebenzumehr! 's iſt beſſer, daß ſie abfahren. Mach' Er kein G'ſpraddel[1], und morgen iſt auch ein Tag, und das Suſel will anfangen, zu heulen, und zu pflennen, und das Sälmel iſt verdaddert und g'ſchwacht[2] ohne Gnad', wann es dableiben muß. Geht nur zu, Ihr Mädeln. Guten Abend, ihr Herren!“

„Dableiben!“ wiederholte Steckelburger grimmiger und richtete ſich in ganzer Leibesgröße empor: „Kommt her, Ihr Rabenmädeln, daß ich Euch mit Dachteln, ganz warm und ſiedig, aufwarte!“ — Indeſſen verſchwanden die Mädchen hinter der Thüre, und auf der Schwelle ſtellte ſich die Mutter, die Hände in die Seite geſtemmt, auf, und antwortete dem Drohenden: „Probir' Er 's, Rabenvater! Potz Sapperlot! Ich will ihm die Türkentrommel aufſpielen meinetwegen, wie ſich's gehört, und wenn Er das Stadtthier wäre.“[3]

---

[1] Aufſehen.

[2] „Iſt verſteinert und wird ohnmächtig.“

[3] Geſpenſtige Erſcheinung, die zur Nachtzeit, — wie die Sage geht — die Gaſſen der Stadt durchrennt.

— „Steckelburgerin!“ drohte abermals der Kaufmann mit aufgerecktem Finger. Da er ſich aber nicht bewegte, um ſeine Drohung zu unterſtützen, trat auch Chriſtiane ihren Rückzug ohne Hinderniß an, und ließ die Herren allein. — Die Unterredung der Letztern dauerte eine lange Weile fort. Endlich rief Steckelburger zur Thüre hinaus: „Berbel! zündet den Herren die Steg' hinunter.“ — Er begleitete ſelbſt die Beſucher, denen die Magd leuchtete, an die Hausthüre, und ſagte dort mit Gruß und Handſchlag zu ihnen: „'s bleibt dabei, Ihr Herren. Ich bin ein alter Straßburger und ſchätze eines Mannes Wort ſo hoch, wie die alten Deutſchen. Es bleibt dabei, Ihr Herren Tochtermänner in Hoffnung. Was hätten wir denn vor den Welſchen voraus, wenn wir nicht das gegebene Wort halten wollten?“ — — Hierauf legte er ſich zu Bette, ohne mit ſeiner Frau eine Sylbe zu reden. Doch war ſein Schlummer ſtürmiſch, und am Morgen verließ er ganz frühe das Haus, um ſeiner Freunde Gratulationen und Condolenzen einzuſammeln. So reich nämlich die Erbſchaft erſchien, ſo gefährlich ſchien die weite Reiſe als Conditio sine qua non. — Es war zu jener Friſt noch nicht die Zeit gekommen, die alle Länder einander näher gerückt und aus einer Fahrt nach London, zum Beiſpiel, eine Spazierfahrt gemacht hat.

Während Steckelburger prahlend und klagend, rathlos und angſtvoll ſeine Runde machte, legte Suſanne der Couſine des Gerbers Riffel, einer alten Jungfer und Kleidermacherin, einen prächtigen Stoff vor, und wies ſie an, ihr daraus ein vorzügliches Kleid zu ſchneidern. Die Jungfer Borſtin äußerte ihr Entzücken über den herrlichen Stoff, und fragte, nachdem ſie ſich mit ihrem Handwerkszeug in Suschens Zimmer etablirt hatte, neugierig und zögernd zugleich, zu welchem Behuf das Kleid beſtimmt ſey? — „Mein Hochzeitrock;“ antwortete Suſanne kurz. — „Ah, bah!“ verſetzte die Schneiderin: „das wird doch nicht ſeyn? Oder ...?“ — „Nun ja, Jungfer Vorſtin: ich bin eine Hochzeiterin. Der Babbe iſt reich worden und gibt mich dem Gegenſchreiber Hauptvogel.“ — Nach einiger Verwunderung wollte die gute Vorſtin den obligaten Glückwunſch abſtatten, allein Thränen erſtickten ihre Stimme. — „Was weint Sie, Jungfer Nachbarin?“ — „Ach, ich weine um ein gebrochenes Herz, Jungfer Steckelburgerin.“ — „Ach, was für Stembeneyen![1] Sag' Sie die Wahrheit.“ — „Mein armer Vetter, der Riffel, iſt des blaſſen Tods, wenn er das hört.“ — „Schweig' Sie, Vorſtin. Was macht ſich der aus mir?“ — „So? und ſein Brief, den Sie nicht einmal beantwortet hat?“ — „'s Papier iſt geduldig. Der Riffel iſt ein grober Menſch.“ — „Er will ſich ändern, hat ſich ſchon changirt.“ — „Glaub's nicht; aber unrecht iſt doch von mir, daß ich bis daher vergeſſen habe, ihm zu antworten. Nun hab' ich jedoch eine Urſach. Ich ſag' ihm, daß mich der Hauptvogel kriegt, und ſo weiß er denn glatt Beſcheid.“ — „Verſündige Sie ſich nicht, Jungfer Suſel.“ — „Wie meint Sie das?“ — „Könnt' Sie's über's Herz bringen, dem armen Burſchen das zu ſchreiben?“ — „Po! muß noch gar viel über's Herz bringen.“ — „Wie das?“ — „Ha, muß ich nicht den Gegenſchreiber heirathen, und mag ihn doch nicht ausſtehen?“ — „Iſt's wahr?“ — „Der Pfluntſchi [1]) iſt mir frei zuwider wie Lakrizenſaft.“ — „Iſt's möglich!“ — „Ich möcht' lieber den blaſſen Tod, als den rothen Dickkopf.“ — „Das glaub' ich; 's wär' auch nicht mein Appetit. Warum aber thut Sie ihn heirathen?“ — „Der Babbe will's.“ — „So? und die Mamme?“ — „Der iſt's einerlei. Ich hab' keine Hülfe, und muß mich drein ergeben.“ — „Das thät' ich nicht, Jungfer Suſann'. Den Knollfink nähm' ich nicht, und wenn ſich der Münſterthurm auf den Kopf ſtellte.“ — „Wie Sie ſchwätzt? Was wär' für ein Geſchrei in der Stadt! Der Vater hat einmal ſein Wort gegeben. Ich dürft' mich nicht mehr auf der Gaſſe ſehen laſſen. Ich bekäm' keinen Mann mehr.“ — „Oho! wüßt' ich doch Einen, der alle Finger darnach ſchlecken würde.“ — „Ebenzumehr! wie heißt der Schlecker?“ — „Mein Couſin, der Riffel ... fallt Ihr der nicht ein?“ — „Der am wenigſten. Er würde ſich einen Buckel lachen.“ — „Grad umgekehrt juſtement. Denn — erſt geſtern hat er mir's durch des Michelbecken Bub ſagen laſſen: er iſt und bleibt in Sie geſchoſſen, wenn er ſchon weiß, daß Sie ihn nicht leiden kann.“ — „Weiß er? Wer hat ihm das geſagt?“ — „Er hat ſich's ſelber an den Fingern abgezählt.“ — „Er iſt ein ſchlechter Rechenmeiſter. Wenn er artig geweſen wäre ... ich mochte ihn wohl leiden ...! aber das iſt Alles in den Wind geredet. Und wenn er mich noch wollte, und wenn der Hauptvogel mich oder ich ihn ſitzen ließe, — der Riffel iſt meinem Vater bös, und mein Vater hat ſchon den alten Riffel nicht leiden können. Es käm' nichts Gutes dabei heraus.“ — „Jungfer, wenn Sie nur wollte, die beſte Heirath käme heraus. Der Vetter hat Geld und Witz, hat die Bubenſchuhe ausgetreten, und liebt Sie wie ſein Herzenskätzel.“ — „Schau, wie Sie zu flattiren verſteht. Man möcht's Ihr auf's Wort glauben, Borſtin.“ — „Der Schluck Waſſer da ſoll mir zu Gift werden, Suſann', wenn's nicht wahr iſt.“ — „Nun, wenn's meinetwegen ſo iſt, was hilft's? Die Eltern wollen einmal den Hauptvogel.“ — „Der Vater will ihn, aber die Mutter will ihn nicht, das weiß ich ſchon. Der Vater muß am Ende immer thun, was die Mutter will. Da hätt' ſie ſchon Beihülfe genug. Und wenn der Couſin ſelber da wäre ...“ — „Nun, was hernach?“ — „Da wüßte ich ſchon Einen, der Pech 1) geben und Platz machen müßte, und der wäre der Gegenſchreiber.“ — „Ja; hagenbuchen wär' er genug, Ihr Couſin. Aber mein Vater, dem dürft er nicht mit dem Farrenwadel 2) kommen?“ — „B'hüt' uns Gott. Er würde ihm kommen mit freundlicher Hand, und würde ſagen: „Herr Nachbar, mein Vater war Ihm feind, ich will Ihm gut ſeyn. Er war mir feind, aber Er ſoll mein Freund werden und mir Seine Tochter Suſel geben, damit in der Kinder Liebe die Feindſchaft der Eltern erſticke. So würde er ſagen, und Ihr Babbe würde das verſtehen und Ja ſagen.“ — „Das würde er

---

[1] Einfältige Erdichtung.

---

[1]) Pausbackiger Menſch.

---

1) weichen.

2) Ochſenziemer.

meinetwegen, wenn der Riffel frei ſo käme, aber leider rennt die Zeit, und der Riffel iſt nicht hier.“ — „Der wäre gleich da, Jungfer, auf der Stelle. Heidelberg liegt nicht vor der Welt draußen. Des Michelbecken Bub geht morgen wieder dahin; er reitet Kourier für einen vornehmen ruſſiſchen Herrn. Potz tauſend! ich möchte das Trinkgeld haben, das ihm der Vetter reichen würde, wenn er den Brief brächte ...“ — „Den Brief? welchen?“ — „Ho, Ihren Brief, Jungfer.“ — „Meinen Brief? Hm, was ſollt' ich ihm wohl ſchreiben?“ — „Daß er kommen ſoll, Sie von dem Hauptvogel loszumachen.“ — „Was denkt Sie? wie ſollte ich ...? das würde ſich bös ſchicken. Schreib' Sie's ihm mir an.“ — „Schneckentänz! wo kann ich ſchreiben?“[1] — „So? Sie hat's nicht gelernt? Dann weiß ich nicht, was zu machen iſt.“ — „Soll ich's dem Michelbeck ſeinem Buben mündlich auftragen?“ — „Oho! das wäre närriſch von klugen Leuten.“ — „Oder ſoll ich's durch einen andern ſchreiben laſſen?“ — „Ebenzumehr, daß ich in aller Leute Mäuler käme! Eher noch thät' ich's ſelber, wenn Sie und der Riffel ſchweigen könnten.“ — „Nur Geduld; wir verzotteln gewiß kein Geheimniß.“ — „Wenn es etwas helfen könnte .... ich ſchwanke wirklich. Im Grunde hab' ich den Riffel mit meinem Bösthun mehr veriren wollen, als ihn affrontiren.“ — „Ach, wenn Sie ihm das ſagte: er käme ſo ſchnell wie ein Falk, den Hauptvogel zu verjagen.“ — „Ich ſollt' es vielleicht nicht thun, es ſchickt ſich gewiß nicht, ... dennoch, wenn ich den Brief recht ſchön zu machen wüßte ...“ — „Goldige Jungfer! ich helf' Ihr daran und's Michelbecks Sohn reitet erſt am Nachmittag ab. In einer Stunde haben wir beiſammen, was wir brauchen. Laß' Sie ſich erweichen, Jungfer Suſanne. Gott wird's Ihr an ſchönen Kindern vergelten.“ — „Will Sie wohl ſchweigen, Sie abſcheuliche Perſon! Auf Ihre Verantwortung alſo!“ — Und die Jungfern ſetzten ſich hin und ſchrieben, ſtatt an dem Hochzeitkleid zu arbeiten. — —

---

[1] Kann ich denn ſchreiben?

Als der Kaufmann zum Eſſen heimkam, fand er nur zwei Couverts auf ſeinem Tiſche im Ladenſtübchen. Chriſtiane ſetzte ſich ihm gegenüber, aß und trank, war aber ſtumm, wie er. Sie erwartete mit Schmerzen den Angriff, den der ängſtliche Gemahl, mit ſich ſelber kämpfend, vorbereitete. — Die Speiſen wurden, wenig berührt, abgetragen. Dann lehnte ſich Steckelburger in den Seſſel zurück, verſteckte ſein Geſicht zur Hälfte hinter eins der Stuhlohren, und fragte, fein wie die Katze, die um den Brei geht: „Wo iſt der Schang?“ — „Er iſt beim Herr Pfedder und baldigen Schwager zu Gaſt.“ — „Wo der Daniel?“ — „Dem Dennel iſt gar nicht wohl. Seine Großel ſitzt draußen bei ihm; ſie hat ihm Wein gebracht; von ihrem alten.“ — „Und die Mädeln?“ — „Er kann ſich denken, daß ihnen jetzt nicht um's Eſſen iſt; ſie ſind ſpazieren gegangen vor's Fiſcherthor.“ — „'s iſt recht; ſollen ſich nicht vor mir ſehen laſſen, bis ſie ſprechen Ja. Auch Sie hat ſich geſtern ſchlecht aufgeführt, Steckelburgerin. Ein anderer Mann, als ich ... nun, wir wollen's gut ſeyn laſſen meinetwegen. Ihr drückt mir's Herz ab. Ich zittr' heut' den ganzen Tag, als wie der ältſte Kracher. Das Hauskreuz und ſelbiges London halt' ich nicht aus.“ — Worauf Chriſtiane kalt: „Er wird's ſchon aushalten. Die braven Tochtermänner werden ſchon das ihrige thun. Wir andre werden von Ihm nicht mehr gezählt.“ — „Sie giftiger Schnabel, Sie! meint Sie?“ — „Das iſt ja eine Freude und ein Lebestag! Die Herren ſind uns heute ſchier den Laden eingelaufen! Es hat mich nur gefreut, daß Er doch auf ein halb's Stündel heimgekommen iſt, damit der Herr Magiſter und der Herr Pfedder nicht dreimal fehl gelaufen ſind. Leider hat er nicht das Plaiſir von Beiden zugleich gehabt. Es kam Einer nach dem Andern.“ — „Was geht das Dich an, Chriſtiane?“ — „O auf der Welt Gottes nichts. Ich ſoll ja nur die Schwiegermutter von den Herren werden! man muß aber geſtehen, ſie klopfen das Eiſen, ſo lang's warm iſt; ſie ſchnappen nach dem Reichthum, wie der Pudelhund nach dem Ballen. Die verlieren keine Zeit, Sapperlot! die ſind bei der Heck'!“ 1)

Steckelburger machte ein ſorgenvolles Geſicht, und ſeine Aufrichtigkeit durchbrach den künſtlichen Panzer von Strenge und Entſchloſſenheit, den er um ſeine Perſon geworfen hatte. Er lehnte ſich vertraulich auf Chriſtianens Schulter und ſagte: „Guck', mein Herzel: das gefällt mir auch nicht an denen Herren. Kommt Einer nach dem Andern, und verläumdet Einer den Andern hinter'm Rücken, und möchte Einer des Andern Brautſchatz verkümmern, und ſich eben ſo viel zulegen. Sind brave Herren ſonſt, nur ein Biſſel auf's L'argent verſeſſen,

---

1) Bei der Hand.

und was ſie von einander ſagen, iſt verlogen. Wenn ich glauben wollte, Chriſtiane, was ſie einander aufmutzen, ich müßte ſie meinetwegen in die Höll' ſchicken beide; denn ſie wären Lumpen und Galgenvögel. Aber das leidig Geld verdirbt die Beſten." — „Das ſeh' ich an Ihm, Babbe. Seitdem Er weiß von den Seſtern mit Dublonen, ſeitdem iſt Er verzwirbelt unter'm Hut, und drängelirt Seine Familie unbarmherzig." — „Ei was da, Chriſtiane!" — „Er thut's; wahr iſt's. Und wenn Er gut machen will, was Er verdorben hat, ſo muß Er grade den Herren glauben, was ſie von einander ſchwatzen, und ſie davon jagen." — „Du redeſt, wie eine Kaffeemühle. Ein Mann, ein Wort, und mein Wort obendrein, he? Was hätten wir alte Straßburger vor den Welſchen voraus, wenn wir nicht unſer Wort hielten?" — „Po, ein Wort iſt kein Pfeil." — „Wahr; aber ein geſchrieben Wort iſt ein Goliathſpieß, und ich hab' dem Heddäus, wie dem Gegenſchreiber ſchwarz auf weiß geben müſſen . . . ." — „Was denn, alte Schlafkapp'?" —

Der Kaufmann zog ein Concept aus der Taſche und las: „Endesunterſchriebener verpflichtet ſich, nach ſeiner Heimkehr von London ſeine Tochter N. mit dem Herrn N. zu verheirathen, und derſelben eine Mitgift von zehntauſend rheiniſchen Gulden zu ſteuern. Sollte, — was Gott verhüten wolle, Endesunterſchriebener in der Fremde ſeinen Tod finden, ſo bleibt es doch nach Verlauf der Trauerzeit bei Obigem, und Alles sub poena der Erlegung der Mitgift qua Erſatzgeld zu Gunſten des Herrn N." — „O Du Leichtſinn, o Du Lellekönig![1]“ ſchrie Chriſtiane: „Und Du willſt ein rechtſchaffener Ehemann, ein gerechter Vater Deiner Kinder ſeyn? O der Schande!“ — „Geduld, mein Schäfel, Geduld. Ich muß ja mein Wort halten. Was hätten wir denn vor den Welſchen voraus, wenn wir…“ — „Hör' auf, hör' auf, oder mir wird ſchlimm!“ — „Nun ebenzumehr: ich ſchweige. Warum? Wenn ich nicht mein Wort gegeben hätte, ſo wär' mir alleins, ob das Suſel ledig bleiben, oder das Sälmel ſelbigen Studenten nehmen will ….“ — „Hör' auf, noch einmal! Das Sälmel käm' mir geſchlichen mit dem Deutſchen![2] Alle Rippen wollt ich ihr einſchlagen!“ — „Siehſt Du, Chriſtianele, Kanäſtjele![3] ſiehſt Du, daß meine Herren eben doch andere Leut ſind, als die übrigen?“ — „Ja freilich;“ verſetzte Chriſtiane mit verſchlagenem Lächeln: „und es wird, ſo Gott will, mancher Tropfen den Rhein hinunterlaufen, bis Er von London zurück, und der Hochzeittag beſtimmt ſeyn wird.“ — „Ja wohl, ja wohl, ſäßla!“ ſeufzte der Kaufmann mit zitternder Stimme: „ich komm' nicht lebendig heim, Chriſtiane. Ich hab mit Leuten geredet, die was von der Welt geſehen haben; ſie können mir nicht genug die Gefahren ſchildern; die Räuber am Rhein, das Loch zu Bingen, die Felſenbank zu … ich weiß nicht, wo? die elenden Poſtkarren, auf denen man erfriert oder verſchmachtet oder gerädert wird: die Pferde, die durchgehen, die Wagen, die von einem Recipiß in's andere fallen, die Galgen am Wege und die Geiſter, die daran hängen, die Mördergruben und Schlurpfen [1]) von Wirthshäuſern, die Vergiftungen in fremden Küchen, wo es unvorſichtig zugeht, die Krankheiten und das Ungeziefer, salva venia die in den Betten erwiſcht werden, die Blitzſtrahlen und Donnerkeile, die vorzugsweiſe in Schiffe und Kutſchen ſchlagen; das Unglück, in eine Treibjagd zu gerathen, und unverſehens ſtatt eines Wildſchweins niedergeſchoſſen zu werden; die Seelenverkäufer in Holland, die Alles zu den Hottentotten ſchleppen, was zwei Beine hat; die falſchen Spieler und die liederlichen Dirnen, die in Rotter- und Amſterdam den Reiſenden nachſtellen .....“

---

[1] Die ehemals über dem Brückenthore zu Baſel befindliche allbekannte Figur.

[2] Käme mir eben recht.

[3] Schmeichelwort.

„Steckelburger!“ rief Chriſtiane unwillig und erſchreckend: „Er redet meinetwegen zu leichtfertig!“

„Säßla, mein Herzel. Warum? Ein langer Reiſender wird liederlich am End' und frei nichtsnutzig. Das Chriſtenthum iſt in Holland am Ausſchnappen; in England kennt man's gar nicht mehr. Dort haben ſie ſchon wieder Biſchöfe, und über's Meer komme ich ſchon gar nicht, denn unterwegs werden ſie mich auf einem Schiffe begraben müſſen. Die Seekrankheit oder Malldemähr [2]), wie der junge Schützenberger ſagt, iſt ärger als der Tod ſelbſt. Man ißt und trinkt nichts, und dennoch ... item: es iſt als wie ein Capital, das reißend abgeht, ohne daß je etwas dazu gethan wird;

---

[1]) Verſteckte Kneipen.

[2]) mal de mer.

und endlich die wüſten Latſchari und Lettſchenkel [1] von Hayfiſchen, die alle Nächte Einen vom Schiffe holen, und auf ein kleines Mümpfele [2] einen Menſchen ſchlucken und wär's ein Potsdamer Grenadier, welche ſehr groß ſeyn ſollen .....“

„Babbe, hör' Er auf! ich halt's nicht aus:“ flehte Chriſtiane, der angſt und bange geworden war. — Steckelburger verſchluckte daher ſeine weitere Calamitätsliſte, und fuhr fort: „Ich will alſo davon ſchweigen, daß man auf dem Waſſer ſogar verbrennen kann, und dieſes um ſo leichter, juſt weil man zu Waſſer iſt, und daß Wind, Wetter, Luſt und Nebel Tod drohen, und verſichere Dir nur ſchließlich, daß ich für gut finde, meine Affairen hier unten zu ordnen. Ich werde dem Magiſter beichten, und von ihm getröſtet und abſolvirt werden. Ich werde den Hauptvogel beauftragen, mein Teſtament zu entwerfen. Weil wir jetzt grade allein ſind, Herzel, will ich Dir zeigen, was in Kaſſa vorräthig iſt. Komm, ſetz' Dich her.“

„Ha was! preſſirt's?“ fragte Chriſtiane weinend: „Thut Er doch, als ging' Er heute in's Tyrol, wo die Welt mit Brettern verſchlagen iſt!“ — Steckelburger verſetzte aber hierauf mit dem Tone der völligſten Reſignation: „Heute nicht, Du liebe Chriſtiane, aber am nächſten Sonntag, wenn Gott will. Da fährt der Lohnkutſcher Grupſler nach Deutſchland, und will einen Herrn von Raſtatt zu Biſchoffsheim abholen, und mit ſelbigem Grupſler gehe ich in Gottesnamen fort. So fahre ich alsdann mit dem Poſtwagen, der am Dienſtag geht, bis auf Raſtatt, und von dannen nach Mainz. Der Schützenberger hat mir vorgerechnet, daß ich, wenn ich mich nicht aufhalt' unterwegs, in vier Wochen am Meer ſeyn kann, und hat mir die ganze Route aufnotirt. 's iſt freilich weiter als bis in's Schnackenloch oder auf Schiltigheim; aber in Gottesnamen: ich ſchlag' mich in die Schanz für Euer Glück und Segen, und der Mann muß Courage haben!“

---

[1] Dicke und hochbeinige Bengel.

[2] Biſſen, im Diminutiv.

Er vermachte ſtill die Thüre, und beſchäftigte ſich mit Chriſtiane, das Geld in der Caſſe und die vorräthigen Gegenſtände von Werth zu muſtern.

„Hörſt Du, wie die da drinnen mit ihren Thalern rappeln!“ ſagte die Großmutter zu dem ſeelenbetrübt daſitzenden Daniel: „Die Leute haben nur Sinn für's Geld, und Du, armer Junge, verkümmerſt in dem Hauſe der Geizhämmel.“ — „Liebe Großel, 's iſt Alles wahr, was Ihr ſagt. Aber wenn ich fortgehe, ſterbe ich nicht weniger hin, als wenn ich dableibe. Lieber will ich in dieſem Hauſe ſterben.“ — „Du mein Herr und Gott! welch' ein Kreuz! Ich wollt', ich wär' ein Herr Pfarrer, und könnte mit der ſtolzen Jungfer reden, ſo recht aus dem Salz. Es iſt eine Schande, daß ſich um des naſeweiſen Mädels willen ein braver Menſch abgrämt und maudrig wird zum Sterben. Wenn ich's aber recht bedenke... Warum ſoll ich nicht, als Deine Großmutter, mit ihr ſprechen, und ihr den Text verleſen?“ — „Ach, ich bitt' Sie, liebſte Großel ....“ — „Sieh, da kommt ſie juſt heim mit dem Suſel. Wir wollen uns da ruhig verhalten. Sie gehen vorbei, ohne uns zu ſehen. Ei, was muß dem Jüngferle über die Leber gefahren ſeyn? Sie ſieht verhuzzelt aus, als wär' ihr das Weinen näher, als das Lachen." — „Was ſagt Ihr da, liebe Großel ...?"

Die Mädchen waren ſchnell durch den Laden gegangen, und in ihre Stube geſtiegen. Salome warf ſich in heftigſter Bewegung auf einen Stuhl, ſtützte die Ellbogen auf den Nähtiſch, das Geſicht in die Hände, und begann zu weinen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Suſanne machte die Vorhänge der Fenſter zu, damit die Nachbarſchaft das ungewöhnliche Betragen der Schweſter nicht ſähe, ſchmiegte ſich alsdann an die Trauernde, und ſagte theilnehmend: „Sey doch kein Narr, und überwinde das, wie ich gethan habe. Wir haben einmal Unglück mit unſern Herzensgeſchichten, lieber Hammel. Geſtern mir, heute Dir. Und Gott ſey Dank, der Deutſche iſt nicht weniger ſchlecht, als mein abſcheulicher Welſcher." —

Salome neigte den Kopf auf die Bruſt der Schweſter und klagte: „Bin ich denn noch lebendig oder bin ich todt? Der Ausbund von Schlechtigkeit! Mir Liebe zu heucheln, mich zu einer Zuſammenkunft zu verführen, und eben dort zu gehen am Arm einer Andern und frech an uns vorüber zu ſchreiten, als hätt' er uns im Leben noch nicht geſehen! Ich bin beinahe umgefallen vor Schrecken, und der Wüſtel hat nicht einen Zug in ſeinem falſchen Geſicht verändert! Welch ein Affront! Und Du haſt mit Deinen Ohren gehört ... was ſagte er nur, Suſel?" — Suſanne entgegnete, den hochdeutſchen Dialekt poſſierlich nachäffend: „Meine Louiſe! endlich haben wir überwunden; endlich, Louiſe, biſt Du mein!" —

Salome weinte auf's Neue. Suſanne fuhr eifrig ſchwatzend fort: „Wenn das Rennthier noch ſchön wäre! ich kenne ſie wohl; es iſt die Tochter vom Pfarrer zu Mundelsheim; der alte Aff, die Mutter, war dabei, ſie ſind in Trauer angezogen geweſen, aber aufſtaffirt wie die Gänſe. Gewiß iſt der Alte geſtorben, und er hat die Mariage mit dem Lüſtling nicht zugeben wollen und jetzt heirathen ſie ſich doch. Säßla, wie der Vater ſagt.“ — „Ach, Suſel, was ſteht mir jetzo bevor! Der Heddäns.... Gott ſteh' mir bei! jetzt bin ich ohne Gnad dem grüngelben Schwefelholzmann verkauft? ich hab' jetzt keinen Muth mehr, und bin ganz verlaſſen, ſeitdem Wilhelm den Schlechten an mir macht!“ —

„Po! thu wie ich. Wirf die Narrheiten zum Fenſter 'naus. Einer iſt, wie der Andre. Laß Dir nicht ſchwindeln. Bei mir iſt's jetzo der Riffel bis in Ewigkeit, Amen. Und Dir bleibt, wenn Du willſt, der Arbogaſt nur gar zu gern. Dem deutſchen Mollenkopf zu leid nähm' ich meinetwegen den Dennel.“ — „Der arm' Dennel!“ verſetzte Salome, die Thränen trocknend, und die Hände faltend: „Wie ich ihn geplagt habe! wie ich ihm zu Leide gelebt habe! Und ich müßte lügen, wie eine Schlange, wenn ich nicht ſagen wollte, daß ich ihn recht lieb habe. Ach, mein dummer Kopf. Ich hab' nicht umſonſt krauſe Haare. Krauſe Haare und ein krauſer Sinn gehen mit einander zu Bette und ſtehen mit einander auf. Der gute liebe Daniel! Haſt Du nicht bemerkt, Suſel, daß der arme Tropf ganz ausgeſerbt und lendenlahm worden iſt?“

„Gott verzeih' mir die ſchwere Sünd', aber 's iſt die Wahrheit, was die Jungfer da redet!" begann plötzlich eine fremde Stimme neben den Mädchen, die erſchreckt auffuhren, und des Lehrlings Großmutter vor ſich ſahen, die ganz unbemerkt in die Stube gekommen war.

„Ei ſo ſchlag!" rief Suſanne. „Ich möcht' mich in den Erdsboden verſchlupfen!" ſagte Salome und ſuchte mit den Händen die Schamröthe auf ihren Wangen vor der alten Frau zu verbergen. Dieſe zog ihr jedoch die Hände vom Geſicht, guckte die Betrübte mit naſſen Augen aber freundlichſt an, und erwiederte: „Sie hat da eine ſchöne Farbe aufgeſteckt, Jungfer. Verſteckel' Sie nicht Ihres Lärvels Zierde. Ich hab' Alles gehört, was Sie von meinem guten Daniel geſagt hat, und wenn ich weine, ſo iſt's vor Freude, denn jetzo wird in allweg der gute treue Burſch glücklich werden, und 's iſt, werzina 1) die höchſte Zeit."

Das gute Sälmel war gedemüthigt und erfreut, verwirrt vor Allem. Ihre Verwirrung ſtieg, als die Großel den Lehrling ſelbſt hereinbrachte, der wie ein armer Sünder vor der Thüre gewartet hatte. Nachdem jedoch die diskrete Suſel ſich entfernt, unter dem Vorwand, den Laden zu hüten, und nachdem die Alte und ihr Enkel angefangen, um die Wette mit Liebesworten und mütterlichen Reden Salome's Herz zu beruhigen — wich die Trauer und die Beſchämung von der holden Jungfrau; ſie horchte fleißig, nickte zuſagend, gab die Hände hin als Pfand dem Liebenden und ſeiner Für-

---

1) Wahrlich.

ſprecherin, und dankte dem Erſtern für das, was er aus des Studenten Munde vernommen, und was das Siegel auf deſſen Handlungsweiſe drückte, mit einem aufrichtigen bräutlichen Ja. — Wie aber auskommen mit dem Vater? wie ſich des aufgedrungenen Freiers erwehren? Das war die Frage.

Frau Steckelburgerin, die herbeigekommen und mit Freuden alles gehört hatte, antwortete hierauf: „Vertraut Ihr nur herzhaft auf des Alten Reiſe, denn veränderlich iſt ſein Sinn, wie eine Windfahne. Vertraut ferner auf mich und meine Fraubaſen. Ich will ſie ſchon aufſtiften: daß ſie ſpikkliren, und dem Heddäus, wie dem Hauptvogel einen Haſenkäs [1]) aufdecken, der nicht allzuwohl ſchmeckt, und Urſach iſt, daß ihnen ein rechtſchaffener Burger ſeine Töchter nicht gibt. O Jehmer, mit denen Scharwenzlern wollen wir ſchon fertig werden!“ —

Dem Rath der erfahrnen Hausmutter zufolge machten die Mädchen von Stund an ein leidliches Geſicht zum böſen Spiel, liefen nicht davon, wenn die Herren Verlobten kamen, hörten an, was ſie kreuz und quer ſchwatzten, betrugen ſich kalt aber höflich, und brachten's bald dahin, daß die Herren ſich Glück wünſchten zum Gelingen ihrer Pläne, und der Vater, ſich aufzumuntern in dem Fegefeuer ſeiner Reiſeangſt, fröhlich ſagte: „Rom iſt nicht in einem Tage gebaut worden, aber in mehreren, und die Rabenmädeln legen ſich doch zum Ziele! Gut für mich und mein Wort, denn, was hätten wir Straßburger vor den Welſchen voraus, wenn wir nicht . . .“

---

[1]) „Einen Skandal.“

Er endigte ſeine Sentenz nicht, denn ihm fiel ein, daß nur noch wenige Tage bis zu ſeiner Abreiſe zu verlaufen hatten, und ſein Angſtleiden wurde immer größer, je mehr er's zu verbergen ſuchte. —

Die Vorbereitungen zur gefährlichen Pilgerſchaft waren groß. Alle Verwandte und Bekannte mußten beſucht werden. Der Doktor mußte Recepte ſchreiben und Pillen bereiten; die mächtige Brieftaſche des Kaufmanns ſtrotzte von Wechſelbriefen; der Schneider brachte Rock und Mantel, neu und waſſerdicht; der Schuſter hatte alle Hände voll zu thun; die Wäſche des Reiſenden erforderte eine vollſtändige Reviſion; ſein Teſtament wurde errichtet; der Segen der Kirche über ſein Haupt geſprochen; ſeine kleinen Schulden wurden bezahlt, die Ausſtände eingetrieben. Steckelburger hatte Feinde; er verſöhnte ſich mit ihnen. Er hatte Pflegſchaften zu verwalten; er regulirte dieſelben. Allmoſen floßen reichlich aus ſeinen Händen in die Armenbüchſen; von den Kanzeln der Kirchen wurde ein auf lange und in weite Ferne Verreiſender dem Gebet der Chriſten empfohlen.

Endlich brach der verhängnißvolle Tag an. Der Lohnkutſcher Grupſler, der da wohl wußte, welch eine wichtige Perſon er fürs Erſte der Stadt zu entführen hatte, ſaß mit tiefſinnigem Geſichte auf dem Bocke ſeines Wagens, da er vor Steckelburgers Haus rollte. Kaum hatte die Kutſche Platz, die Menge des Gepäckes aufzunehmen. Die ganze Bewohnerſchaft des Brend-am-End ſtand auf den Schwellen ihrer Häuſer, um die Familie einſteigen zu ſehen, die ihrem Oberhaupt das Geleit bis an den Rhein geben wollte. — Als Herr Tobias ganz zuletzt in Perſon erſchien, geſtützt auf den Lehrling und tragend in der Hand die wohlverſtopften und in Wachstuch genähten Reiſepiſtolen, drängte ſich Jung und Alt an ihn, grüßte ihn mit Mund und Hand, rief ihm ein herzliches „Adieh“ und „Komm' Er bald wieder“ und „Bleib' er geſund!“ Hierauf zog der in die Kutſche ſchier Getragene das weiße Sacktuch, die Augen ſich zu trocknen, und das ganze Brend=am=End weinte, wie aufs Kommando. —

Im Leichenſchritt gelangte Grupfler an den Rhein, gefolgt von den Blutsfreunden des Reiſenden und von einer Schaar von Bettlern, die nach den Fünfern aus deſſen Hand ſchnappten. Heddäus empfing die Familie am Ufer mit ſalbungsvoller Rede; Hauptvogel bot ihnen eben daſelbſt einen wohlgebratenen Hammelquallen[1] zur Erfriſchung dar. — Sie aßen und tranken unter Thränen und Troſtſprüchen. Endlich klatſchte Grupfler ungeduldig mit der Peitſche, und Steckelburger nahm ſich zuſammen, ſetzte den Dreiſpitz verwegen auf, hob ein Glas, gefüllt mit dem vom Doktor empfohlenen Wolxheimer, Vierundſechziger, und ſagte feierlich: „Säßla, meine Herren Vettern und Freunde, meine Frauen Schwägerinnen und Baſen und alle miteinander. Jetzt geh'n der Katz die Haare aus![2] Ich empfehle mich Ihrem wohlgeneigten Andenken und empfehle Ihrem Troſt und Schirm die Steckelburgerin, das Suſel und das Sälmel und vor Allen den Schangbattiſt. Gib mir 'nen Schmutz, Bub!“

---

[1] Hammelſchlegel.

[2] „Jetzt gehts zu Ende.“

Der Junge umarmte den Vater heulend; in Thränen aufgelöſt warfen ſich Frau und Töchter an ſeinen Hals; er riß ſich männlich los, ſelber gezerrt von Grupflers Fauſt, reichte noch aus dem Schlage ſeinen zukünftigen Tochtermännern die Hände. „'s bleibt dabei;“ ſagte er: „Warum? was hätten wir Straßburger vor den Welſchen voraus .....“

Den Reſt ſeiner Betheurung verſchlang das Geraſſel der dahinſtolpernden Kutſche. Auf deutſchem Boden angelangt, erwachte Steckelburger aus der Betäubung, die ihn befallen hatte, und eine unendlich troſtloſe Stimmung bemeiſterte ſich ſeiner. Er kam ſich ſo verlaſſen vor, im wildfremden Lande, er, der noch nie über Straßburgs Weichbild gekommen war. Und wie bald ſollte er auch das letzte Landsmannsgeſicht, den ehrlichen Grupfler, ſcheiden ſehen, der ihm noch bis daher ein ſchützender Fels im Meere ſchien, obgleich er nichts ſprach, als: „Jüh! Hoddel!“ und dergleichen zu ſeinen Pferden.

Den Reiſenden drohte in Folge ſeiner Betrachtungen eine Ohnmacht zu beſchleichen; da erfriſchte ihn eine freundlich-demüthige Stimme, die von der Imperiale der Kutſche herunterredete: „Wie geht's, Herr Prinzipal? ſchlafen Sie?“ — „Ei ſo ſchlag! Dennel, was machſt Du auf der Kutſche?“ — „Ich hab' den Herrn begleiten wollen bis zur Station, um zu erfahren, ob ihm vielleicht was mangelt. Die Frau hat mich geſchickt.“ — „Das war brav von der Steckelburgerin. Halt, Grupfel. Daniel, komm' herein und ſetze Dich zu mir.“ — Deprecirend, aber gehorchend, kroch der Lehrling in den Wagen, und ſo hatte Steckelburger Geſellſchaft bis nach

Biſchofsheim, wo ſie nicht gar zu ſpät am Abend ankamen.[1])

Grupfler fand daſelbſt die Ordre vor, ſeinen Reiſenden in Stollhofen abzuholen, und Steckelburger fand ſeinerſeits ſehr geeignet, ſich der willkommnen Gelegenheit bis an jenen Ort zu bedienen, wo er den Poſtwagen abwarten ſollte. Zu dem Lehrling ſagte er aber: „Ich werde hier einen Brief nach Haus ſchreiben und ſo fort in jedem Nachtquartier. Du ſollſt den Brief heimbringen. Aber, ... wenn Du mit mir auf Stollhofen führeſt, könnteſt Du den zweiten Brief auch mitnehmen.“ — „Sehr wohl, Herr Prinzipal. Wenn nur die Frau und die Jungfern nicht Angſt haben, daß ich nicht ...“ — „Halt's Maul. Ich ſchreibe in den Brief, daß wir geſund ſind und Courage haben, und daß ſie ſich nicht fürchten ſollen.“ — Somit ſetzte ſich Herr Tobias und ſchrieb. Daniel ſetzte ſich auch, und dachte an's Sälmel und wie er's wohl anfangen möchte, um dem Prinzipal zu verſtehen zu geben, was er auf dem Herzen hatte; alles nach Vorſchrift der Großel und der Prinzipalin.

Nachdem der Brief petſchirt und dem Lehrling feierlich übergeben, ſetzten ſich Herr und Diener und Kutſcher zu Tiſch. Steckelburger genoß nur ein paar weichgeſottene Eier. „Dieſe können nicht durch Unvorſichtigkeit vergiftet worden ſeyn;“ ſagte er. — Er hätte ferner noch gern von London und Holland geredet, aber der Wirth war

---

1) Biſchofsheim liegt vier Stunden von Straßburg.

taub, Grupſler ſchlief über'm Löffel ein, müde wie er war von des Tages Mühen, und wenn Steckelburger den Lehrling nur anſah, ſo kamen ihm Thränen in die Augen, weil er an ſein verlaſſenes Haus dachte, und nicht minder dem Daniel, der — wenn's gut ging — auf lange Zeit von Sälmel ſcheiden ſollte; alles nach Vorſchrift der Prinzipalin.

Als die Glocke Neun ſchlug, ſprach Herr Tobias: „Alloh, in's Bett. Du wirſt mit mir in einer Kammer ſchlafen, Daniel.“ — „Wie der Herr Prinzipal befiehlt.“ — „Säßla. Wir ſind dann doch ſelbander, und können in dem verfluemt leeren Schlurpf nicht meinetwegen maggapt[1] werden, ohne Lärm und Traſari.“ —

Am Morgen darauf hatte jedoch Steckelburger ein ſehr überwachtes Geſicht, klagte über Kopfweh, und äußerte: „Hab' ich doch die lange Nacht nicht geſchlafen, und immer auf Spitzbuben gewartet und auf Flöhe oder derlei Ungeheuer. Hätt' ich nur Deine Natur, Dennel! Du haſt geſchnarcht, wie eine große Baumſäge, und laut geträumt und vom Sälmel geredt. Steckt Dir die Dummheit immer noch im Kopf, Tripsdrill?“ — „Ach, Herr Prinzipal,“ antwortete Daniel leidenſchaftlich: „ich kann halt ſelbig Mädel nicht vergeſſen.“ — „Will Er ſchweigen, Arbogaſt?“

Auf der Fahrt des Tags war Steckelburger mauerſtill und brütete über einem Gedanken, der ihn ſehr beſchäftigte, unruhig machte, als wie mit Dörnern peinigte. —

---

[1] „Ermordet.“

In Stollhofen ſchied Grupfel mit tauſend derben Segenswünſchen von dem Reiſenden, und Daniel fragte nach dem Brief, den er noch zu empfangen hatte. „Sobald die Pferde gefreſſen haben, kehrt der Grupfel um,“ ſagte Daniel: „er will mich auf dem Bock mitnehmen und ich kann die Füße ſparen.“ — Steckelburger verfärbte ſich, zitterte, und ſagte zum Lehrling mit vieler Sanftmuth: „Liebs Danjelele! mein Büeble! meinſt, ich könnt' mich von Dir trennen? Bleib' noch die Nacht bei mir, und begleit' mich morgen zum Poſtwagen, he? ich zahle Dir die Schuhe, die Du verreißen thuſt von hier auf Straßburg.“ — Daniel zuckte verlegen die Achſeln, wenn er gleich inwendig lachte, und antwortete ſein altes: „Wie der Herr Prinzipal will.“

In der Wirthsſtube ſaß aber der Herr aus Raſtatt, der den Grupfler beſtellt hatte, und erzählte von ſeiner Reiſe durch die Niederlande, und wie er dort betrogen worden; zugleich von einem Abenteuer dicht am Rheine, wo ihn Lumpengeſindel ſchier beſtohlen und erſchlagen hätte. — Steckelburger hörte mit bangem Entſetzen zu, und hätte viel darum gegeben, daß das Wirthshaus leer geweſen wäre, wie jenes zu Biſchofsheim. Denn hinterm Ofen ſaß ein Menſch, ſo wild ausſehend, ſonnverbrannt und ſchmutzig in der Kleidung, und ſeine Satansaugen ließen ſchier nicht ab von dem Kaufmann und ſeinem Gepäck. „Wer iſt der Menſch?“ fragte der Letztre die Wirthin. — „Ein Maulwurffänger aus der Nachbarſchaft.“ — Es überlief den Kaufmann kalt. Mauſefallen- und Hechelkrämer, Bürſtenhändler und Kammerjäger hatten gegründetes Vorurtheil gegen ſich.

Herr Tobias ſperrte ſich mit Daniel bei guter Zeit ein, und ſchlief wieder nicht die ganze Nacht.

Als der Poſtwagen anlangte, und die Magd es meldete, reichte Steckelburger dem Lehrling mit Angſt und Schmerzen die Hand zum Abſchied. — Aber ſiehe: der Wagen war beſetzt. „Heut Abend kommt ein andrer hier durch;“ tröſtete die Wirthin. Dem Steckelburger war aber das Warten recht, und er faßte nach kurzer Ueberlegung ein Herz, und ſagte zum Lehrling, der ſeinen Hut und Stock nahm: „Ich kann Dich unmöglich fortlaſſen, Daniel. Warum? ich will Dich lieber ganz mitnehmen auf London.“ — „Mich?“ der Jüngling zitterte vor Freuden. — „Ja doch, ja. So bin ich doch nicht ſo allein und verlaſſen und Du biſt vom Sälmel weg, und vergiſſeſt das Mädel um ſo leichter.“ — „O weh! wer ſteht für mich im Laden?“ — „Ich will meiner Frau ſchreiben, daß ſie den Anſelm nimmt, bis wir wiederkommen.“ — „Wohl gut, aber ....“ — „Potz Fahnebibbel! beſinnſt Dich noch lang? Kann die halbe Welt durchreiſen, der Taigaff, und beſinnt ſich?“ — „Was geben Sie mir dafür, Herr Prinzipal?“ — „Geben? Kurios. Ich halt' Dich frei.“ — „Serviteur: das ſteht nicht im Lehrvertrag. Sie müſſen mir was geben für die Mühe und Gefahr meines jungen Lebens.“ — „Po, laß uns von meinem alten Leben reden.“ — „Ich will für Sie ſorgen, wie für einen Kanarienvogel, ich will Ihnen durch's Feuer gehen, wenn Sie ...“ — „Nun, was denn? wird der Loddel ſchwätzen?“ — „Wenn Sie mir das Sälmel zur Frau geben.“ — „Dollweck!“ — „Anders thu' ich's nicht, und thu' es nicht, und thu' es nicht. Eins, zwei, ... drei? Adjeh, Herr Prinzipal!“ — „Lohkäs![1]“ ſchrie Tobias, den Lehrling aufhaltend: „Willſt Du mich im Stich laſſen, unter fremdem Geſindel? zwiſchen Maulwurffängern und andern Gaunern? Danjelele, ſey brav, ſey aber gſcheidt. Guck, ich möcht' werzi Dir zu Gfallen leben, aber — Du Narr — das Sälmel iſt ſchon verlobt.“ — „Adjeh, Herr Prinzipal!“ — „Halt, Du Nachteule! Schau meinetwegen: wenn es nicht verſprochen wär', das Sälmel ....“ — „Der Magiſter ſoll Pech geben.“ — „Aber, er hat's auf dem Papier, Danjelele. Warum? was hätten wir Straßburger vor den Welſchen ...“ — „Adjeh, Herr Steckelburger.“ — „So bleib doch in ... Gottesnamen. Sollſt das Mädel haben, ... wenn der Heddäus zurückſteht.“ — „Mir an. Die Hand darauf?“ — „Ein Wort, ein Mann. Aber nur, wenn der Heddäus ...“ — „Sie müſſen ihm den Abſchied geben. Oder ich deſſl' ihn brav ab, bis er genug Milchſuppe gegeſſen hat[2].“ — „Du biſt ein verwegener Strolch. Aber die Handſchrift ...“ — „Apropos: Sie müſſen mir auch eine Handſchrift geben.“ — „Du Unthier! Mein Wort an zwei Männer?“ — „Der Heddäus muß Pech geben, ſag' ich. Und ohne 's Sälmele und ohne die Handſchrift riskir' ich mein Leben nicht, ob Sie jetzt Augen wie die Salzbüchſeln machen oder nicht, Herr Prinzipal.“

Steckelburger wollte einen grimmigen Schrei thun. Aber wunderbarer Weiſe faßte er ſich im Nu, verkehrte ſogar ſein Löwengeſicht in ein ſtilllächelndes, und ſetzte ſich mit den Worten: „Ich ſeh' wohl, daß ich gut Männels mit Dir machen muß!“ zum Schreiben nieder. — Daniel frohlockte innerlich und der Principal that daſſelbe, denn er ſchrieb die Bedingung nieder: „Sobald der Magiſter Heddäus zurücktritt, und das Sälmel einwilligt, den Arbogaſt zu nehmen.“ —

---

[1] Nichts da! oder: angeführt!

[2] Prügeln, bis er um Gnade ruft.

Die letztere Bedingung war dem Lehrling recht; er ſchnaufte nicht ein Wörtchen. Steckelburger lachte den Lehrling im Stillen aus, und ſagte zu ſich ſelber: „Es iſt doch ein rechter Fuchs und Spitzenkrämer, Steckelburgers Tobies! Lohläs, Danjelele. Das Sälmel kann Dich ja nicht ausſtehen! Säßla. So thue ich beiden Theilen recht, und am End' iſt der Argobaſt mit einem Stück Geld für ſeine Mühe zufrieden, und mein Wort iſt gerettet; was mich freut. Warum? Was hätten wir Straßburger denn voraus vor den Welſchen ...?“ Er mußte hier nieſen, da ihm die Sonne in die Augen ſchien, und er rieb die Augen noch, als wie ein Träumender, nachdem ſchon lange die Thüre aufgegangen und ein vom Pferde geſprungener Reiſender hereingelaufen war, der ſich dem verdutzten Kaufmann an die Bruſt warf, wie ein alter Freund. Und dennoch war es eher ein Feind: der Gerber Riffel nemlich in Lebensgröße. —

Aber er kam — Suſannens Brief auf der Bruſt tragend wie einen Talisman — er kam mit freundlicher Hand und ſagte: „Herr Nachbar! Mein Vater war Ihm feind, ich will Ihm aber gut ſeyn. Er war mir feind, aber Er ſoll mein Freund werden, denn ich will Ihn lieben und achten, wie einen Vater!“

Darob war Steckelburger ſehr gerührt. Er hatte ſich mit allen Feinden verſöhnt, warum alſo nicht dem Riffel die Hand reichen, der im fernen wildfremden Deutſchland dem verlaſſenen Reiſenden den heimathlichen Gruß in das erfreute Ohr rief?

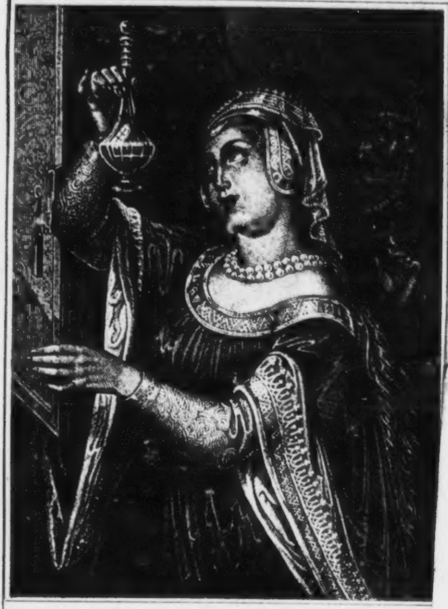
„Wir ſind von heute an und bleiben Freunde!“ ſagte der Kaufmann: „Aber woher des Wegs, lieber Herr Riffel!“ — „Von London, Herr Steckelburger!“ — „Ach Herr Jeh, iſt's möglich? Ich gehe juſt dahin.“ — „Wie? Sie, Herr Nachbar? In Ihrem Alter? Mit ſchwacher Geſundheit? ohne engliſch zu reden? In dieſen Kleidern, die Sie dem Gelächter des Pöbels ausſetzen würden? Bedenken Sie nicht die tauſend Gefahren, Herr Nachbar? Wäre nicht ein jüngerer Mann, wie ich, der Alles kennt und weiß, beſſer am Platze, und würde ich nicht von Herzen gern Alles thun, um Ihnen unter die Arme zu greifen?“

„Ein lieber Menſch und Tröſter, der Riffel!“ dachte Steckelburger, und hob, auf's Neue tief erſchreckt von des jungen Mannes Warnungen, die ganze Litanei ſeiner Sorgen und Aengſten an. Riffel hörte ruhig zu, Daniel dachte ſich ſein Theil, und endlich verlängerte ſich die Unterredung bis in den ſpäten Abend, und die Herren brauchten viel Dinte und Papier neben dem Weine, den ſie freundſchaftlich aus erklingenden Gläſern tranken. — —

Die Reſultate der Stollhofer-Präliminarien ließen ſich nicht lange erwarten. In ein paar Tagen traf nämlich Steckelburger ſammt Daniel völlig unverhofft wieder in Straßburg ein, zur größten Freude ſeiner überraſchten Familie und ſeiner Nachbarn, zur größten Verwunderung ſeiner zukünftigen Schwiegerſöhne. — Man erfuhr, daß Riffel, der Gerber, mit den Vollmachten des Kaufmanns verſehen, auf der Reiſe nach London ſey, und daß daher die Reiſeangſt des Erben größer geweſen, als ſein Mißtrauen gegen fremde Hände. Steckelburger freute ſich unſäglich, ſeine Penaten wieder zu begrüßen, und verſchwor jede Reiſe. Auſſerdem ging er lächelnd und ſtill umher. Mutter und Töchter und Lehrling hofften, redeten indeſſen kein Wort von Eheſachen. Dem thaten nicht alſo der Gegenſchreiber und der Magiſter. Sie klopften an das Schwiegervaterherz, und redeten von kaum zu bezähmender Ungeduld. Steckelburger lachte dagegen, und vertröſtete ſie nach dem Buchſtaben ſeiner Handſchrift auf ſeine Rückkehr von London, oder auf ſein Abſterben in der Fremde. — Und er vertröſtete die Herren ſo oft, daß Heddäus endlich zu begreifen anfing, daß er gefoppt ſeyn ſollte, und den Gegenſchreiber zu lärmender Grobheit aufhetzte. Hauptvogel prahlte von Prozeſſen und theuern Gerichtskoſten. Steckelburger antwortete: „Säßla!“ und beſtellte den kniffigſten Advokaten. Die Händel um Bräute und Mitgift ſollten ſchon vor Gericht angehen, ehe noch eine Nachricht von Riffel eingelaufen war. Da traf nach einem ſtürmiſchen Feſttagsſchmauſe den mit der Klage beſchäftigten Hauptvogel der Schlag, und er ging hinüber in die Welt, die nicht Brautſchätze und nicht Pfenningthürme kennt. Der Fiskal lieferte den Unglücksſchein dem Steckelburger aus, und noch leichter wurde demſelben um's Herz, da eines Morgens dem Magiſter ein ganz ſchönes Wickelpüppchen vor die Thüre gelegt, und ſomit das Signal zum eiligſten Abmarſch aus der Stadt gegeben wurde. Frau Chriſtiane und ihre Baſen wußten ſich vor Freuden kaum zu faſſen. So wie denn ein Glück nie allein kommt, ſo auch dieſes. Denn faſt zu gleicher Zeit traf die reiche Erbſchaft, beſorgt vom thätigen Riffel, zu Straßburg ein.

Nun war Herr Steckelburger ein ganz anderer Mann, mit vornehmen Sitten, und gleichſam fürſtlicher Herablaſſung. Wie ein König ſo gnädig ſagte er bald zu ſeinen Töchtern: „Jetzt gehen abermals der Katz' die Haar' aus. Warum? Jetzt werden noch die Letzten kommen, die Euch wollen und von mir Handſchriften haben. Aber dennoch könnt Ihr Euch geſetzterweis nach den reichſten Freiwerbern in der Stadt umſchauen; denn Ihr braucht zu dem Riffel und zu dem Daniel da, die ſchon ihre Zettel hervorziehen, und meinen, ſie hätten den Fiſch an der Angel, — nur zu ſagen: „Wir wollen Euch nicht!“ und es iſt Punctum finis.“ —

Verſchlagen und blinzelnd betrachtete er die, nach ſeinem Dafürhalten, überliſteten Freier. Aber deren Farbe wandelte ſich nicht, und dem Kaufmann kam's wie ſpaniſch vor, da ſeine Töchter erklärten: „Mir an! Wir wollen die Herren Riffel und Arbogaſt zu Hochzeitern annehmen!“ — „Heidengalleh!“ ſchrie nach dem erſten Staunen Herr Steckelburger: „Mir geht ein Licht auf! Potz Standarten! allweil merk' ich was. — Aber 's freut mich doch, wie's jetzo ſteht. Warum? Weil mein Wort ſeinen Batzen gilt; denn was hätten wir Straßburger vor den Welſchen voraus, wenn wir nicht meinetwegen unſer Wort hielten?“



[illegible] del.

[illegible]

[illegible]

Jm 2658

Vergiſs mein nicht.

TASCHENBUCH
für das Jahr
1841

Herausgegeben
von
C. SPINDLER

Stuttgart
Hallberger'ſche Verlagshandlung.

Vergiß mein nicht.

Taſchenbuch für das Jahr 1841.

⁂

Zwölfter Jahrgang.

Herausgegeben

von

C. Spindler.

⁂

Stuttgart.

Hallberger'ſche Verlagshandlung

Inhalt.

Seite

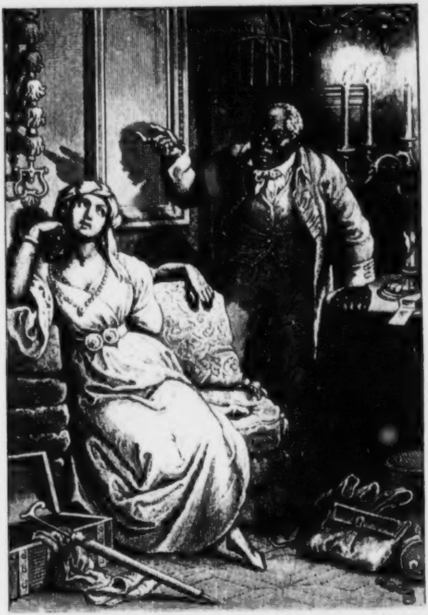
Die Engel-Ehe 1
Das Diamanten-Elixir 61
Freund Omnibus 339

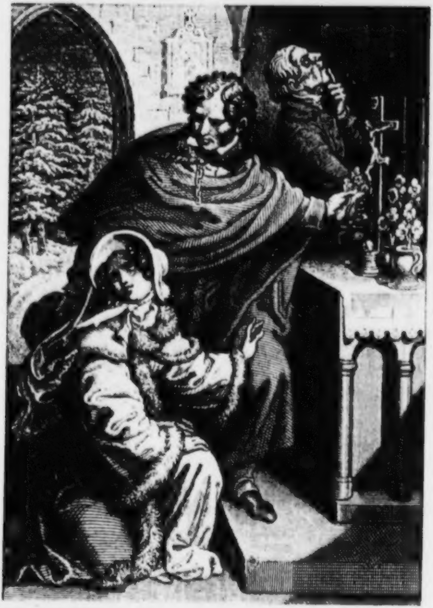
Erklärung der Stahlſtiche.

I.

Euphemia.

Euphemia gehört zu der, in vorliegendem Jahrgang des Taſchenbuches enthaltenen Erzählung: „das Diamanten-Elixir", und ſo wird dem mehr oder minder aufmerkſamen Leſer die Bedeutung des Bildes um ſo weniger entgehen, als der Zeichner einen unverkennbar weſentlichen Augenblick der Handlung feſtgehalten zu haben ſcheint. — In dieſem Jahrgang iſt zugleich auf das Titelblatt des vorjährigen Vergißmeinnichts zurückzuweiſen, deſſen Verſtändniß ſich in der Erzählung: „die Engel-Ehe" aufthut, welche, für 1840 eigentlich beſtimmt, dazumal nicht zu erſcheinen vermochte.





II. und III.

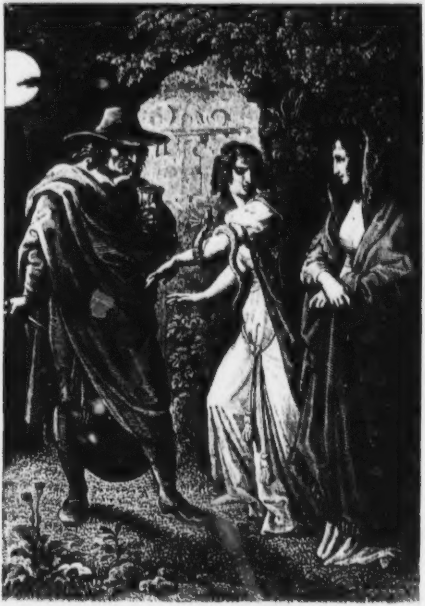
Boa Conſtrictor.

Unter Spindlers Werken iſt kaum eines ſo viel geleſen und ſo wenig verſtanden worden, als Boa Conſtrictor; es iſt eine Eigenthümlichkeit dieſer Dichtung, daß ſie die Seelen ihrer Leſer aus den Träumen der Sicherheit ſchreckt, um ihren ſo plötzlich geöffneten Augen die Abgründe zu zeigen, an deren Seite wir wandeln, und in deren Tiefe jeglicher Zufall uns hinabzuſtürzen vermag, und um vor dem Grauſen ſich zu retten, welches die ſchonungsloſe Wahrheit der Schilderungen erregt, weiß mancher Leſer keinen andern Ausweg, als dieſe Wahrheit in Abrede zu ſtellen, und ſich in den alten gewohnten Schlaf zurückzuwiegen und zu lullen. Wie übrigens Leute, die es nicht geleſen haben, dieſes Werk beurtheilen, davon hat man im Winter von $18^{36}/_{37}$ ein merkwürdiges Beiſpiel erlebt.

Von den zwei vorliegenden Bildern ſtellt das erſtere die Unterredung des Negers mit der Mulattin im Zimmer des Gaſthofs dar; in Dianen entwickelt ſich der erſte Keim zu dem Gedanken an die Flucht welche ſie ſpäterhin ausführt.

und zwar zu ihrem eigenen Verderben, auf welches des ſchwarzen Sclaven Worte wie prophetiſch hindeuten.

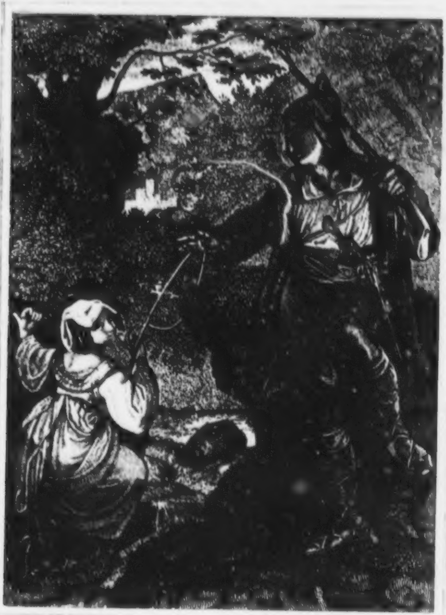
Wenn jedoch das erſte der beiden Blätter geeignet iſt, alte und vielleicht halbverwiſchte Erinnerungen an die reiche Scenerie des vor ſo langer Zeit ſchon geleſenen Romanes beim erſten Anblick wieder aufzufriſchen, weil es den erwählten Augenblick ſo treffend darſtellt, ſo ermangelt das andere dagegen faſt gänzlich dieſer lobenswerthen Eigenſchaft, und nur wer mit der Dichtung ganz vertraut iſt, wird ſchnell errathen, daß die Figur im Mantel Heckdey vorſtellen ſoll, und das ganze Bild jenen ergreifenden und entſcheidenden Auftritt zwiſchen dieſem und Cäcilie in der Kapelle, wo er ſich ihren Vater nennt, und durch dieſe furchtbare Lüge ein Herz bricht, das ihm in Liebe zugethan iſt. Es wäre um ſo mehr zu wünſchen geweſen, daß der Zeichner dieſe Scene treffender wiedergegeben hätte weil grade dieſe auch für die Geſchichte des Romanes ſelbſt von Intereſſe iſt; der Verfaſſer nämlich einer berüchtigten Recenſion hatte zufällig nebſt wenigen andern Blättern auch dieſes geleſen und es wie Cäcilie gemacht: den Worten Heckdey's Glauben geſchenkt.



IV.

Der Liebestrank.

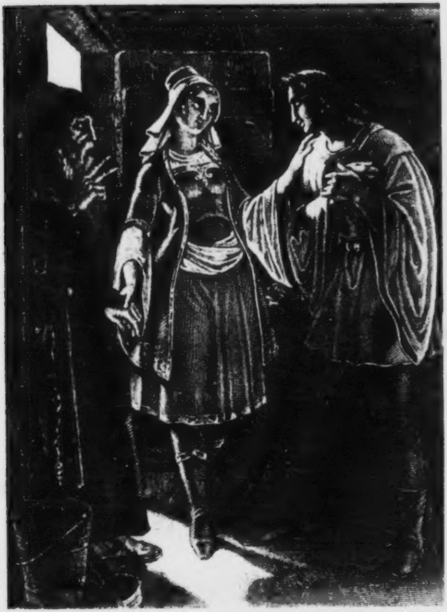
Im Vergißmeinnicht für 1833 erſchien zuerſt jene eigenthümlich friſche und wunderbar gegliederte Erzählung: „der Liebestrank," welche ſpäter in „Tag und Nacht" den geſammelten Schriften Spindlers eingereiht ward. Auf dem vorliegenden Bild zeigt ſich die mährchenhafte Scene der Bereitung des Zaubertrankes durch den unheimlichen Obrege bei dem mauriſchen Grabmahl.



V.

Die Geleitstage.

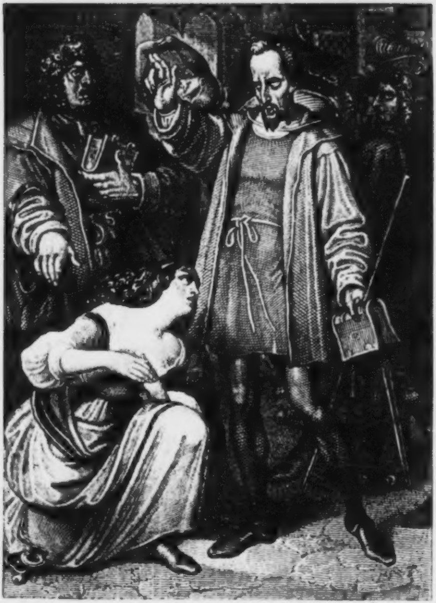
In dem verhältnißmäßig engen Rahmen einer Erzählung, welche den Leſern dieſes Taſchenbuches wohl noch nicht ganz aus dem Gedächtniß entſchwunden ſeyn dürfte, hat der Dichter ein lebendiges Gemälde der Sitten und Zuſtände von Corſica gegeben, jener eigenthümlichen Inſel, deren Namen ſchon an und für ſich von ſo hoher weltgeſchichtlicher Bedeutung iſt, und auf der ein Volk lebt, deſſen ungezähmter und vielleicht unbezähmbarer Charakter einen der Dichtung günſtigen und willkommenen Gegenſatz zu der Verflachung der Civiliſation bietet.



VI.

Morlakkiſches Mährchen.

Eine der bewundertſten Eigenthümlichkeiten der Spindler'ſchen Muſe iſt die, mit dem Auge der Phantaſie nie geſehene Völker und Gegenden klar zu erkennen und mit ſicherer Hand in hellen Farben und feſter Zeichnung wiedergeben zu können. Ein Zeugniß dieſer Gabe legt das „Morlakkiſche Mährchen“ ab, dieſe lebendige, naturgetreue Darſtellung, welche unmittelbar aus der erſten Quelle geſchöpft zu ſeyn ſcheint.



VII.

Der König von Zion.

Im Allgemeinen iſt das Beſtreben des, ſeinen Namen in der That verdienenden, hiſtoriſchen Romans darauf gerichtet, irgend eine fernliegende Zeit in ihren Einzelheiten anſchaulich zu machen, und je mehr ihm dieſes gelingt, um ſo mehr ſpricht er uns an, die wir zu dem Bewußtſeyn gelangt ſind, daß das Schickſal der größte aller Dichter ſey, und nach ihm nur derjenige noch den Namen eines Dichters verdiene, welcher im Stande iſt, die zwar poetiſch aufgefaßte, aber in ihren Grundbeziehungen nicht entſtellte Wahrheit in einem künſtleriſch beſchränkenden Rahmen ſo verſtändlich zu machen, daß auch der minder ſcharfe und geübte Blick ſie zu überſchauen vermag, wie es denn von jeher die Aufgabe der Dichtkunſt war, als Dolmetſch zwiſchen der ganzen Welt in allen ihren großen und kleinen Beziehungen und den einzelnen Menſchen zu walten, und es ſtets eine bejammernswerthe Verirrung bleibt, wenn ihre Jünger dieſe hohe Sendung verkennen.

Doch geſchieht es meiſtens, daß der Dichter, um ſeinen Zweck erreichen, und im hiſtoriſchen Roman das Reinmenſchliche aus längſtvergangener Zeit vor Augen führen zu können, ſich genöthigt ſieht, untergeordnete Figuren in den Vordergrund zu ſtellen, und diejenigen Namen, an deren Klang ſich die eigentlichen von der Geſchichte aufbewahrten Erinnerungen knüpfen, zurücktreten zu laſſen, und ſelten vermag er es, zum Helden der Dichtung eine Geſtalt zu erkieſen, wie die des Johann von Leyden, der ein ganzes Land, einen ganzen Zeitraum als Haupthebel in Bewegung ſetzte, und den dabei dennoch die Geſchichtserzähler kurzweg als einen ganz gewöhnlichen Betrüger zu ſchildern pflegen, ſo daß daraus der Dichter doppelten Vortheil ziehen konnte, erſtens nämlich: die Hauptbewegungen ſeines erwählten Zeitraumes zur vorzüglichſten Aufgabe des Werkes zu ſtempeln; zweitens: einen Charakter poetiſch verſtändlich zu machen, der doch etwas anderes, als ein gemeiner Betrüger ſeyn mußte, da er Mittel in ſich fand, ſich an die Spitze einer gewaltigen Richtung ſeiner Zeit zu ſtellen, was mit untergeordneten Gaben nie einem Sterblichen gelungen iſt.

Wie glücklich Spindler im „König von Zion“ den ſo gut gewählten Stoff behandelt, mit welchem Reichthum der Phantaſie er ihn ausgeſtattet und zu überzeugender Anſchaulichkeit entfaltet hat, iſt unſern Leſern wohl bewußt. Die Scene, welche das Bild (beiläufig geſagt das Gelungenſte des vorliegenden Jahrganges) darſtellt, findet ſich im erſten Bande Seite 344, und veranſchaulicht Johanns Abſchied von Leyden aus der Herberge zu den drei Heringen. Der Schwärmer ſegnet eben auf Matthieſens Begehr die knieende Diwara, und Frau Miekhe entflieht händeringend der Stube; im Hintergrunde ſtehen Rynald und Rotger.

Die Engel-Ehe.

Wo der Arlberg ſteil niedergeht in's Land an der Iller, am Rhein und am Bodenſee, liegt der kleine Ort Stuben. Das Poſthaus daſelbſt iſt wenig beſſer als die umher zerſtreuten Wohnungen der Bauern, was ſein Aeußeres anbelangt. In ſeinem Innern dagegen hat es eine Stube, die an Traulichkeit ſchwerlich ihres Gleichen findet. Wohl erhellt durch mehrere Fenſter, und ſauber aufgeputzt mit Schränken und Geräthſchaften aller Art, iſt ſie der Aufbewahrungsort aller Glas- und Porzellanſchätze, die das Haus beſitzt. Ein paar reinliche aber altväteriſche Tiſche füllen, mit den dazu gehörigen Seſſeln und dem breiten Kanapee, den innern Raum; eine hübſche Hecke von Kanarienvögeln iſt an einem der Fenſter, Käfiche mit andern Vögeln ſind an den übrigen zu ſchauen; an dem getäfelten Plafondgeſimſe laufen grüne Ranken, feſtgehalten von weißen Bändern, hin, und beſchatten die Sänger des Waldes. In der Ecke gegen die Straße iſt das Bild des Gekreuzigten aufgerichtet, umgeben von Heiligenbildern; an der Decke ſchwebt die hölzerne Taube, die Verſinnlichung des heiligen Geiſtes. Die geſchnitzten Frieſe der Schränke ſind mit Porzellan- und Thonfiguren beſetzt, unter welchen die eines kaiſerlichen Soldaten, mit der Fahne in der Hand, beſonders hervorſticht. Spiegel und Vorhänge, der Kalender an der Wand, die Rechentafel an der Thüre, die Eſſig- und Branntweingefäße auf dem mächtigen Ofen ſtimmen vollkommen zu dem Uebrigen, und malen ein heiteres Bild genügſamen Stilllebens vor dem Beſchauer aus. — Auch vor dreißig und noch mehreren Jahren mag dieſes behagliche Zimmer gerade ſo ausgeſehen haben wie heute; nur waren die Gäſte darinnen ſchwerlich ſo friedlich, wie die heutigen. Es war Krieg im Lande. Die Vertheidiger des letztern und die Schwärme des Feindes zogen hin und her, auf und ab. In ihrem Gefolge war bald Sieg, bald Niederlage; aber ſtets der Mangel, ſtets die Noth des Volkes, das unter der Geißel der Waffen leiden und bluten mußte. — Er hatte eine ſchlimme Zeit zur Reiſe gewählt, der alternde Mann, der eines Abends im Sturmwetter mit ſeinem Weibe und zwei Kindern, von denen das eine ſehr krank, in dem Wirthshauſe ankam. Sein beſcheidenes Fuhrwerk vermochte kaum noch von den abgetriebenen Gäulen geſchleppt zu werden. Seine Habſeligkeiten waren durchnäßt, ſo wie er ſelbſt und die Seinigen. Mit großer Mühe hatte er vor der Raubgier des Feindes ſeine Thiere und das Gepäcke über den Berg gerettet. Er verlangte ein Nachtlager und Erquickung für ſeine Familie von den gutmüthigen Wirthsleuten. „Wenn mein Bub' nicht krank geworden wäre,“ ließ er ſich vernehmen, „es hätte mich nichts abgehalten, trotz der elenden Witterung noch in der Nacht meine Reiſe fortzuſetzen.“ — Und als die Wirthin voll Mitleids hinging, nach dem kranken Kinde zu ſehen, das auf dem Schooß ſeiner ſtarrblickenden und ſtummen Mutter lag, fuhr der Mann fort: „Ihr habt wohl ſeit manchen Jahren keine ſo betrübte Familie beherbergt, liebe Frau. Laßt Euch ſagen: Wir ſind im Frieden aus Mähren davon gereist, und mußten hier im Lande den Krieg finden! iſt das nicht ein Unglück? Doch würde das nichts ausmachen, denn ich fahre ja meiner Heimath entgegen, und meine Sehnſucht nach ihr iſt ungemeſſen; aber da hat im Salzburgiſchen der Tod zwei meiner Kinder in's Himmelreich geführt, und das war ein harter Schlag für mich; ein doppelt harter für die Mutter." — Die Genannte erhob die dunkeln, ſchwermuthsvollen Augen wie mit einem bittern Vorwurf gegen ihren Mann, ſagte aber kein Wort und verſank wieder in die Betrachtung des von Gichtern geſchüttelten Knaben. — Der Mann ſtrich ſich die ergrauenden Haare verlegen aus der Stirne, und ſprach zum Wirth, abſeits tretend: „Iſt kein Doktor im Ort? Der kleine Johann kommt mir wunderlich vor, und auch die Frau könnte eine zweckmäßige Hülfe wohl brauchen." Der Wirth verneinte, die Achſeln zuckend. „In Bludenz ſey ein Wundarzt," meinte er. — „So laſſen wir's bis dorthin," verſetzte der Reiſende; „mir blutet das Herz, weil der Knab' ſo leidet, und weil die Mutter ſich ſchier hinterdenkt; aber ich kann's in Gottes Namen nicht ändern. Die Pferde wollen kaum mehr fort und dem Kind wär' eine weitere Reiſe ein ſicherer Tod. Wäre der Bube nur halb ſo friſch und flott, wie ſein Schweſterchen.... Breneli, komm her, und küſſe mich!" — Das Mädchen kam luſtig herbei, ſtrich des Vaters Wangen, und ſtammelte — es konnte erſt unvollkommen plaudern:

„Hanſel wird nicht ſterben, Papa!“ — „Behüte, behüte,“ verſicherte der Vater, obſchon ihm nicht allzuwohl um's Herz war. Da rief die Mutter mit ausländiſcher Betonung: „Verena, Verena! komm zum Bruder; ſpiele mit ihm. Ich will eine Suppe für euch kochen.“ — Sie ließ den Kranken in den Armen der halberwachſenen Wirthstochter, und ging mit hängendem Kopfe nach der Küche, wohin die Hausfrau ſie begleitete.

Wie nun der Gatte ihr kopfſchüttelnd nachſchaute, begann der Wirth voll biederer Theilnahme: „Das Unglück hat das gute Weib recht angegriffen. Von Mähren, ſagten Sie, lieber Herr? Aber, aus Ihrer Sprache zu ſchließen, ſind Sie dort nicht zu Hauſe. Ich glaube eher einen Nachbar in Ihnen zu erkennen, einen Schweizer.“ — „So iſt's, mein Freund,“ entgegnete der Fremde, indem ihm die helle Freude aus den Augen blitzte; „ein Appenzeller, bei Gott, und ich kann's nicht erwarten, bis ich mein Vaterland wieder ſehe. Das Vaterland, braver Mann, iſt auch das Höchſte in der Welt, und das Heimweh hätte mich dort innen aufgezehrt, obgleich mir's gut ging, fürwahr. Ich hab' im Leben viel erfahren, bin eines Bauern Sohn, hab's dann im Militär bis zum Hauptmann gebracht, und bin ſchließlich, nachdem ich invalid geworden, zum Verwalter auf eines Fürſten Gütern an der ſchleſiſchen Gränze avancirt. Der Fürſt gab mir ein gut Salär, Nebenverdienſt fand ich auch, und was das Beſte, ein treffliches Weib, von polniſchen Eltern zwar, doch in Mähren geboren. Ich hätte als ein glücklicher Vater von vier lieben Kindern mit dem Kaiſer ſelbſt nicht getauſcht; da kam das Heimweh plötzlich über mich, und es litt mich nicht mehr im fremden Lande. Leider hat mich der Durſt nach der Heimath die Halbſchied meiner Kinder gekoſtet.“ Er wiſchte ſich einige Thränen aus dem Auge. Die Faſſung ſtellte ſich jedoch bald wieder ein, daß er ruhig ſagen konnte: „Nun, ... wie Hiob ſprach: Der Herr hat's gegeben, und ſo weiter. Wenn ich nur einmal wieder meinen Geburtsort betreten habe, ſoll Alles gleich beſſer gehen, und wir haben von hier aus nicht mehr weit; nicht wahr?“ — „Nicht allzuſehr. Seyn Sie überzeugt, daß ich alles thun werde, um Ihnen die Reiſe zu erleichtern, wenn Sie etwa in Verlegenheit ſeyn ſollten. Was bei dieſen ſchlechten Zeiten in meinen geringen Kräften ſteht...“ — „Nicht doch, nein, wahrlich nicht, guter Freund,“ rief der Reiſende mit Lächeln, indem er ſeine Weſte aufſtreifte, und darunter eine wohlgefüllte Geldkatze ſehen ließ: „da iſt ſchon zu leben; da ſtecken noch Kremnitzer und ungariſche Thaler die Hülle und Fülle. Auch hat mir der Fürſt eine kleine Penſion zugeſagt. Ich werde daheim einen wohlhäbigen Mann vorſtellen. Seyd daher bedankt, lieber Freund, und ſpart Eure Kräfte für die ungebetenen Gäſte, die Euch morgen etwa ſchon über den Hals kommen dürften. Jenſeits des Bergs wimmelt es allenthalben von feindlichen Soldaten, die den Aufbruch mit Schmerzen erwarten. Ich will jedoch flink davon fahren, ehe ſie da ſeyn können.“ — „Sie ſind glücklich,“ ſeufzte der Wirth voll Sorgen: „Sie eilen Ihrem ruhigen Land entgegen, und wir müſſen im Drangſal bleiben, wohin uns Gott geſetzt hat.“ — „Glücklich?“ fragte der Reiſende mit einem Anflug von Schmerz: „Mein appenzelleriſches Herz jubelt, aber mein Vaterherz iſt bis zum Tode betrübt. Gott geb's beſſer. In der Alpenluft ſoll mein Weib und das mir gebliebene noch einmal ſo theuer gewordene Kinderpaar wieder aufblühen und gedeihen, ſo der Himmel will. Das Geſchehene iſt freilich nicht mehr anders zu machen!“

Die fremde Familie genoß ihr frugales Abendbrod und ſuchte alsdann die ſtille Kammer. Der Vater küßte das vor Ermattung eingeduſelte kranke Kind, und betete: „Gott erhalte Dich! Gelt, Johann, Du biſt morgen wieder geſund, du kleiner unartiger Bube?“ — Der Knabe plauderte halb im Schlafe allerlei unverſtändliches Zeug. — „Laß ihn, Hagenbach,“ ſagte die Mutter, das Kind zudeckend: „es wird ſein letzter Schlaf auf Erden ſeyn.“ — „Warum nicht gar, Scholaſtika! Das iſt freventlich geſprochen.“ — Die Frau warf dem Gatten wieder den beſondern unheimlichen Blick zu, der ſeit dem Tode ihrer Kinder ſich bei ihr eingeſtellt hatte, und erwiederte kurz, aber bitter: „Du wirſt ſehen, wir bringen den Jungen nicht davon,“ wendete ſich gegen die Wand, und ſtellte ſich, als ob ſie einſchliefe. Der Vater, nach einigen Seufzern und einem herzlichen Gebete, entſchlief wirklich, müde wie er war vom Kutſchiren, von den Mühſeligkeiten und Sorgen jeglicher Art. —

Und als der Morgen gekommen und die Pferde angeſchirrt waren, und der, mit den Zurüſtungen zur Abreiſe fertig gewordene Vater hinaufging, um die Seinigen zum Aufbruch zu mahnen, fand er die Kammer angefüllt von allen Weibsleuten des Hauſes. Scholaſtika war in laute Verzweiflung gerathen, denn Johann hatte wieder ſeine Gichter bekommen, und kein Beſänftigungsmittel wollte mehr anſchlagen. Vergebens riethen die Weiber Das und Jenes; vergebens verſuchte die Mutter, was die Angſt ihr eingab, an dem kleinen Kranken. Der Anfall der Krämpfe wurde immer heftiger, des Leidenden Athem immer kürzer, und der Vater hatte ihm kaum einen Kuß auf die blauen Lippen gedrückt, ſo ſtreckte ſich das Kind zum ewigen Schlafe aus, und war todt; das dritte, das die Eltern binnen acht Tagen hatten verlieren müſſen. — Das Wehklagen der Mutter, und wie ſie ihr ſchwarzes Haar zerraufte und ſich die Bruſt und Stirne zerſchlug, iſt nicht zu beſchreiben. Die entſetzliche Lage der Fremden wurde noch peinlicher durch das Heulen der anweſenden Weiber und durch die Hiobsposten, die von Minute zu Minute vom Berge eintrafen. Die Feinde hatten in der Morgendämmerung die Höhen beſetzt, und waren mit Schützen und Landſturm in heftigen Kampf gerathen. Man hörte das Schießen, den Lärm des hartnäckigen Gefechts immer näher und näher. Vorübereilende Flüchtlinge weiſſagten Mord und Brand, alle Schreckniſſe des Sieges der vorwärtsdringenden Feinde. Was noch zu bergen war in den armen Hütten, mußte jetzt geborgen oder geflüchtet werden. Der Wirth rief ſein Geſinde und ſeine Kinder zuſammen; für Alle gab es Arbeit. Bei der kleinen Leiche blieb Niemand zurück als die troſtloſen Eltern und das ſtille ſtaunende Vreneli. Scholaſtika glich bald einer Raſenden, bald einer zu Eis erſtarrten Perſon. Hagenbach begriff indeſſen trotz ſeines Leidens, daß längeres Verweilen das größte Unheil nach ſich ziehen würde. Der ſtärkere Mann läßt ſich nicht vom Elend in dem Maße niederſchmettern, daß er vergäße, was der Augenblick gebietet. „Komm, liebes Weib,“ ſagte der Hauptmann: „Die Stunde drängt. Noch können wir dem Gräuel der Plünderung und Mißhandlung entrinnen. Komm, wir ſind um Geld, Pferde und alle Habe gebracht, wenn wir an dieſem Orte die Zeit verſäumen.“ — „Geh, geh!“ hieß die Antwort des Weibes: „ich bleibe bei meinem todten Kinde.“ — „Unkluges Geſchöpf! Dein eigenes Leben willſt Du wagen? Und warum? Gott wird dieſe Reſte ſchützen, ſo wie er die Seele, die darinnen gewohnt, zu ſich genommen.“ — Sein Zureden war umſonſt. Da ſetzte er ſchnell entſchloſſen das kleine Vreneli auf ſeinen Arm, und ſchleppte die Frau mit Gewalt hinunter, ungeachtet ihres Geſchreis und ihrer heftigſten Gegenwehr. Der Wirth begegnete ihnen an des Hauſes Schwelle. „Helft mir, dieſe Wüthende, deren Vernunft dahin iſt, auf den Wagen zu ſetzen,“ bat Hagenbach und der Wirth leiſtete die verlangte Hülfe. Erſt nachdem ſich der Schweizer ſeines Weibes völlig verſichert und ſein einziges Kind im Wagen geborgen, rief er dem braven Wirth zu, die Zügel und die Peitſche erfaſſend: „Legt meinen kleinen Todten zur Seite, daß die Klauen des Feindes ihn nicht entweihen, und begrabt ihn, ſobald der erſte Tumult vorüber. Ich will Euch gern erkenntlich ſeyn.“ — „Warum nicht gar?“ entgegnete der Wirth: „Ich will auch ohne Lohn thun, wie Sie es wünſchen. Bin ich doch ſelbſt Vater, und weiß, wie Ihnen zu Muthe ſeyn muß. Seyn Sie verſichert, daß ich die Leiche berge, und ſie beim erſten ruhigen Augenblick zur Erde beſtatte. Reiſen Sie aber jetzt in Gottes Namen, und der Herr ſtärke Ihre Frau in ihrem ſchweren Leide!“

Der traurige Todesfall im Poſthauſe mußte ſo weitläufig erzählt werden, weil in ihm die Wurzel der unſeligen Geiſteswirrniß, die in Scholaſtika überhand nahm, zu finden iſt. Ein Jammer, wie der ihrige, betrifft wohl ſelten eine Mutter ſo plötzlich, ſo unaufhaltſam. Von reger Einbildungskraft und nicht überflüſſig ausgebildetem Verſtande, den Gebräuchen ihrer Kirche, der katholiſchen, ſclaviſch zugethan, ohne deshalb den milden, duldenden und verſöhnlichen Geiſt des Chriſtenthums je begriffen zu haben, war Scholaſtika von Jugend auf nicht geſchickt geweſen, den Aufwallungen ihrer Leidenſchaften zu gebieten, und ihren Kopf im Zaum zu halten. Sie war von Herzen gut, treu ergeben ihrem Manne, eine zärtliche Mutter ihren Kindern. Aber die Macht irgend eines Vorurtheils konnte oft für lange Zeit ihr Herz verſtocken; ihre Ergebenheit in die Beſchlüſſe des Gatten war häufig nur eine knechtiſche, die da insgeheim mißbilligt und verabſcheut, was ſie vor der Welt dem Anſchein nach mit Freuden vollbringt. Die Reiſe nach Hagenbachs Geburtsland war ein ſolcher von ſeiner Gattin im tiefſten Herzen gehaßter Beſchluß geweſen. Für Scholaſtika hatte freilich die ihr unbekannte Schweiz keine Reize; dagegen hatte ſie ſelber ein Vaterland und Freunde und gewohnte, zum Bedürfniß gewordene Verhältniſſe zu verlaſſen. Sie war nur mit ſchwerer Bekümmerniß von den Gräbern ihrer Eltern geſchieden, und die Trennung vom heimiſchen Lande galt ihr als ein tödtlicher Streich, den ſie dem Urheber nicht vergab. Sie hatte ihren Widerwillen nicht ausgeſprochen, aber um ſo freigebiger genährt. Ihr Verdruß hatte die Liebe und das

Vertrauen zu Hagenbach niedergetreten. Die Abſchiedsklagen und Beileidsbezeugungen ihrer Landsleute waren geſchäftig geweſen, den Aberglauben der mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt gerathenen Frau fürchterlich aufzuwecken. Demzufolge ſah ſie nichts als Unheil und Verderben vor ſich, und zwar als eine gerechte Strafe des Uebermuths ihres Gatten, der, um ſeiner Laune — wie ſie ſein Heimweh nannte — zu fröhnen, Stand und Erwerb aufgeben und ſeine Familie zwingen konnte, den Herd zu verlaſſen, an dem ſie entſtanden war. — Darum ſchlug der Tod ihrer älteren Kinder, der bald zu Anfang der Reiſe erfolgte, wie ein Blitzſtrahl in ihr Gehirn, und verſengte es, während ihr Gemüth vertrocknete. Sie fing an, den Mann zu haſſen, der nach ihren unvollkommenen Begriffen vom Leben und vom Schickſal in ihren Augen nichts Geringeres war, als der direkte Mörder ſeiner eigenen Kinder. Darum packte beim Hinſcheiden des dritten, des geliebteſten Söhnleins, der Wahnſinn die Unglückliche, um ſie von Stund an nicht mehr loszulaſſen. — Es war ein trauriges Schauſpiel, die armen Reiſenden unaufhaltſam den Schweizerbergen entgegen rennen zu ſehen: Hagenbach, all' ſein Mißgeſchick vergeſſend, beflügelt von patriotiſcher Freude; ſein Weib darniedergeſchmettert unter'm Verluſt ihrer Heimath und ihrer liebſten Schätze; die kleine Verena, die nicht mit dem Vater lachen, nicht mit der Mutter weinen konnte, weil ſie Beider Freud' und Leid nicht faßte, und weil ihr Beide ſo ſeltſam und ungewohnt erſchienen. Hinter den flüchtigen Pilgern endlich fegte der ungeſtüme Krieg ſeine Wetterwolken hin, gleich hitzigen Jägern, die das ſchweißende Wild unbarmherzig, ohne ihm Raſt zu geben, verfolgen!

Aber, nicht lange, und vor den Fliehenden ſtrömte der Rhein, und ſie ſchwammen hinüber auf der rettenden Fähre; und wieder nicht lange, ſo wehte ihnen entgegen die alpenfriſche Luft der Freiheit, und Hagenbach küßte an ſeines Kantons Gränzen die Erde, und pflückte aus dem würzigen Graſe die ſchönſte Blume, ſie als Kokarde auf den Hut zu ſtecken, und den erſten Appenzeller, der ihm entgegen kam, nacktarmig und krauſen Haars, die Milchbutte auf dem Rücken, den Pfeifenſtummel im Munde und das Pechkäppel auf dem Kopfe, den umarmte er, als ſeinen Bruder. — Mit einem lauten Vivat umarmte er auch ſein im ſtillen Wahnwitz brütendes Weib, und rief: „Sey wacker, Scholaſtika. Hier iſt meine ſchöne Heimath, und ich bin ſchon wieder geſund. Laß aber auch Dir dieſe herrlichen Berge, dieſe himmliſche Luft, den ſtillen Frieden auf dieſen Höhen behagen, und vergiß einmal, was hinter uns liegt, und ſchaue vorwärts!“ — Da richtete ſich Scholaſtika auf, blickte trüb um ſich, deutete über die waldleeren Hügel in die weiße Luft, und dann hinunter in's kahle Thal, wo nicht der breite Strom rann, deſſen die Fremde in ihrem Vaterlande ſich ſo oft gefreut hatte. Hierauf ſagte ſie kurz: „Lauter Grabhügel; darunter ſchlafen unſere Kinder. Laß mich bei ihnen einſcharren und zwar bald.“ — Herbe Thränen unterliefen das Auge des alten Soldaten; er drückte Verena in ſeine Arme, und ſagte zum Kinde ſchmeichelnd: „Vreneli! ſey Du wenigſtens lieb und gut mit Deinem Papa. Gefällt's Dir hier im grünen Lande, wo die Ziegen klettern und die Kinder fröhlich ſpielen?“ — „Ei ja,“ erwiederte das Mädchen; „wo iſt aber der Hanſel, um mit mir zu ſpielen? Gelt, er bleibt nicht mehr lang aus? den Friedrich und den Joſeph brauch' ich nicht, aber der Hanſel iſt mir lieb, und ich will bei ihm ſeyn. Willſt Du auch, Papa?“ — „Auch Du, mein Kind?“ ſeufzte der Vater beklommen, und ſetzte, die Thränen nicht mehr zurück haltend, das Kind zur Erde. Dann nahm er ſchweigend die Blume vom Hut, und warf ſie von ſich, und zu des Säntis rauhem Eis- und Felſenrücken ſchaute er empor mit dem ſtillen Wunſche: „Läßt Du doch auf mir, Du alter Berg! Kann's denn möglich ſeyn, daß mir in Deinem Angeſicht die Augen übergehen, und zwar nicht vor Freude? daß mir das Herz zerſpringt vor Kummer im Angeſicht des lang entbehrten Vaterlandes?“ —

Es ſtand ihm der Bitterkeit noch viel bevor. Der Flecken Appenzell, wo Hagenbach geboren, war ihm ganz fremd geworden. Neue Häuſer waren gebaut worden, alte waren verſchwunden. Die Zeit und die Revolution hatten zerſtört, hatten Schöpfungen gegründet. Mit den Menſchen war es natürlich noch wunderlicher durch einander gegangen. Hagenbach hatte Jugendfreunde gehabt; er fand ſie meiſtens nicht mehr auf Erden oder im Lande; die wenigen, die geblieben, kannten ihn nicht, wußten ſich ſeiner nicht mehr zu erinnern. Hagenbach hatte Verwandte gehabt; mehrere von denſelben lebten zwar noch, aber ſie empfingen ihn abſtoßend und unfreundlich, denn ſie meinten, er komme, um ſich von ihren Almoſen zu nähren als ein bettelhafter Vetter.

Das ältere Volk glotzte den Fremden an, wie ein ſeltſames Thier, und plagte ihn mit ſeiner unerſättlichen Neugierde; das jüngere verſpottete ſeine Frau und deren ſonderbare Reden und Geberden. Der alte Hauptmann ſah ſich überall getäuſcht und beleidigt. Er hatte geglaubt, — ſo rechnen gewöhnlich die fern vom Vaterlande Lebenden — mit Freuden daheim empfangen zu werden; aber nicht ein einzig Herz ſchlug ihm entgegen. Erſt, nachdem ruchtbar geworden, daß Hagenbachs Peter als ein reicher Mann, wie ihn die Genügſamen nannten, aus der Fremde gekommen, wollte ſich eine Annäherung verſpüren laſſen; aber Hagenbach, gekränkt und aus ſeinen patriotiſchen Träumen erwacht, trotzte nun ſeinerſeits, und wäre bald auf und davon gefahren, um ſein Land mit dem Rücken anzuſehen. Da kam er eines Tags auf den Platz der Landsgemeinde, und die uralte Linde daſelbſt fiel ihm in die Augen, und er mußte weinen, denn unter dieſer Linde war er ſo zu ſagen aufgewachſen, und von der Zeit an hatte er wieder keinen andern Gedanken und Wunſch, als unfern von der Linde zu wohnen und zu ſterben, unfern von ihr zur ewigen Ruhe gelegt zu werden.

Demzufolge kaufte er ein Haus mit Garten und Matten, ſchaffte ſich einen kleinen Viehſtand an, und ſperrte ſich in ſeinem neuen Eigenthum ein, den Herrnrock an den Nagel hängend und zum Bauer werdend. Aber das Glück lächelte ihm nicht auf der eignen Hufe. Die Gattin geſundete nicht, und wurde von Tage zu Tage mehr ein Bild troſtloſer Geiſteszerrüttung. Hagenbach führte ſie, das Geld nicht ſchonend, von Heilquelle zu Heilquelle; umſonſt. Der Wahnſinn der Armen wurde zwar ſtill, aber um ſo unheilbarer. Bald that ſie nichts mehr, als am Tiſche ſitzen, vor ſich hinſchauen, die Hände unter's Kinn geſtemmt; und wenn ſie ſprach, ſo redete ſie mit den Geiſtern ihrer ſeligen Kinder. Vreneli, der ſie alle Aufmerkſamkeit entzog, wuchs neben der unglücklichen Mutter wie eine wilde Pflanze empor, und Hagenbach mußte noch Gott danken, daß aus einem entlegenen Winkel des Landes die Letztlebende ſeiner Schweſtern herbeikam, um das Mädchen in Aufſicht zu nehmen. Die alte Perſon war jedoch eine ſchlimme Erzieherin, von böſen Launen voll, hartherzig und rauh. Ihre Pflege nützte nicht; aber ihrer Härte gegenüber entwickelte ſich wunderbarerweiſe Verena's Charakter als ein Muſter von Nachgiebigkeit, Geduld und Sanftmuth. Das Mädchen hatte die Kinderſchuhe noch nicht völlig abgelegt, als ſchon die Sorge für die erkrankende und bald darauf ſterbende Baſe, ſo wie für die blödſinnige Mutter auf ihre ſchwachen Schultern allein fiel. Verena's Schultern waren indeſſen ſtärker, als man geglaubt hatte. Sie ertrug alles mit unermüdlicher Ausdauer, drückte der Baſe die Augen zu, und ließ nicht nach, als ein frommes Kind die Mutter zu heben und zu legen.

Der letzte Verſuch, den Hagenbach mit Scholaſtika angeſtellt hatte, war ſo wie die frühern fruchtlos geblieben. Auf ihr plötzliches Begehren, die Gräber ihrer Kinder zu beſuchen, hatte der Gatte ſeine kranke Frau dahin begleitet. In Stuben war die Weiterreiſe unnöthig geworden. Denn nachdem der Wirth im Poſthauſe die Gäſte mit beklommenem Antlitz auf den Kirchhof geführt, und ihnen das kleine, ohne Kreuz und Kranz verbliebene Grab des armen Johannes gezeigt hatte, wendete ſich Scholaſtika plötzlich um, mit den trockenen Worten: „Das iſt nicht wahr; mein Bub' iſt nicht todt. Die böſen Leute verſtecken ihn vor mir.“ Ging auf dieſes hin, trotz der Beſtürzung und der Zureden ihrer Begleiter, wieder in's Haus, und da ſie einem jungen Knecht von ſiebenzehn bis achtzehn Jahren in den Weg kam, warf ſie ſich an deſſen Hals, und ſchluchzte: „Behüt' Dich Gott, Du lieber Johann. So alt mußt Du heute ſeyn, das weiß ich gewiß, und gelt, Du biſt es ſelber?“ Der arme Menſch hatte gut ſich ſträuben und betheuern, er ſey der Michl, nicht der Hans, und ſeine Mutter ſey von Dallaas gebürtig und lebe de dato noch; — Scholaſtika wollte nimmer von ihm ablaſſen, küßte ihn einmal über's andremal, weinte an ſeiner Bruſt, verſicherte ihm, ſie ſey nicht närriſch und ſie kenne ihn wohl. Um ſeine Brüder im Salzburgerland ſey ihr nicht zu thun; jene ſeyen wohl aufgehoben, aber ihn, den Hanſel, habe ſie ſtets vor Allen geliebt und ſie werde ſich nicht von ihm trennen. Der Wirth und ſeine Frau konnten das erſchütternde Schauſpiel nicht ertragen und flohen in ihre Kammer. Hagenbach vermochte die Bethörte kaum von dem jungen Menſchen zu bringen; denn ſie wich nur auf die Verſicherung hin: der Hans müſſe ſich erſt ſauber ankleiden und zu Pferde ſetzen, um der Kutſche in's Appenzell nachzufolgen, und er werde dann gleich bei ſeinen Eltern ſeyn. Auf dieſe Weiſe ließ ſich Scholaſtika wieder in den Wagen bringen; aber natürlich kam Johann nicht nach. Vergeblich ſchaute die irre Mutter wohl tauſendmal aus der Kutſche, dem geliebten Sohn entgegen. „Ihr habt mich belogen,“ ſagte ſie endlich zornig, „aber er wird Euch zum Trotz nachkommen.“ — Sie verfiel abermals in ihr ſtilles Brüten, und blieb darinnen für alle Zeit; ihre Thränen verſiegten auf immer, und, wenn ja einmal ein Wort aus ihrem Munde ging, ſo bezog es ſich auf Johann und ſeine baldige Ankunft. —

So wie die Sachen nun einmal ſtanden, war Hagenbachs Muth gebrochen, und er legte die Hände verzagt in den Schooß, ein hoffnungsloſer Zuſchauer ſo vielen Elends. Denn die Haushaltung, betrieben durch eine alte Magd — da Verena dazu nicht ſtark genug war, und mit der Mutter hülfloſer Kindheit zu viel zu thun hatte — ging nicht allzufein. Die Landwirthſchaft, des regen hausväterlichen Fleißes und der beſonnenen Ordnung der Hausmutter entbehrend, gedieh nicht; Viehſterben und Futtermangel kam hin und wieder dazu. Die Vettern, die ihren Blutsverwandten bei ſeiner Heimkunft als einen Bettler von ſich gewieſen, entblödeten ſich jetzo nicht, ſelbſt gleich Bettlern, an der Habe des ſogenannt reichen Hagenbach zu ſaugen und zu rupfen. Sein Wohlſtand verminderte ſich daher von Jahr zu Jahr, und gar oft ruhten ſeine Blicke voll ängſtlicher Sorge auf der herangeblühten Tochter, die von des Vaters Bedrängniſſen nichts wußte, und ihren Pflichten nach Kräften oblag. Die wenige Zeit, die ihrer Mutter Beſorgung der Verena übrig ließ, vertrieb ſie ſich mit der Arbeit, die von den St. Galler Fabrikanten in das Appenzeller Land gebracht worden war. Verena hatte auf

Mouſſeline ſticken gelernt und ſich eine große Fertigkeit in dieſer Kunſt eigen gemacht.

Einſt ſaß ſie emſig ſchaffend an dem Tambour, da nahte ſich ihr der Vater unverſehens, und ſagte nach kurzer Einleitung zu ihr: „Breneli, willſt Du nicht heirathen?“ — „Ihr erſchreckt mich, Vater. Das iſt wohl nicht Euer Ernſt.“ — „Warum denn nicht? Biſt alt genug dazu.“ — „Ich will noch nicht, Vater. Ich will niemals heirathen.“ — „Wie das? Warum das?“ — „Die Mutter braucht mich nothwendig.“ — „Deine Zukunft iſt deswegen nicht außer Acht zu laſſen.“ — „Wie meint Ihr das?“ — „Du mußt verſorgt werden; es iſt hohe Zeit.“ — „Warum denn? Bin ich nicht bei Euch verſorgt; es geht mir ja nichts ab.“ — „Das wird nicht ſo bleiben.“ — „Bin ich nicht genügſam, Vater? O laßt mich friedlich und ruhig leben wie bisher, Euch zu Dienſten ſeyn, Euch und der Mutter bis an euer Ende, wenn's einmal Gott ſo haben will.“ — „Hm; wir können noch lange leben, die Mutter und ich.“ — „Ei, deſto beſſer, das iſt ja mein Wunſch.“ — „Du würdeſt indeſſen eine alte Jungfer.“ — „Was thät's?“ — „Und wenn Deine Eltern einmal geſtorben ſind... was wollteſt Du dann beginnen?“ — „In dieſem Hauſe fortleben, von dem, was Eure Güte mir laſſen wird, leben, ſtill und frei.“ — „Wenn alsdann aber dieſes Haus einem Andern gehörte, wir Dir nichts hinterließen als den Bettelſtab?“ — Da bei dieſer Rede das Mädchen verwundert in die Höhe ſchaute und lächelnd in des Vaters Augen ſtudirte, fuhr Hagenbach, wiewohl ſchweren Herzens, fort: „Herzliebes Kind, ich will mich zuſammen nehmen, um Dir zu geſtehen, was Du wiſſen mußt. Wie ich in meiner Wirthſchaft gehindert bin, iſt Dir bekannt; ſie geht den Krebsgang, nicht erſt ſeit geſtern. Wie gut ich gegen meine habſüchtigen Blutsfreunde geweſen, iſt Dir auch nicht fremd. Ich habe — mit einem Wort — von Anfang her allzuviel auf mein Erworbnes und auf meine Kräfte gebaut. Beide reichen nicht mehr aus. Keine Frau mehr, um Alles zuſammen zu halten; keine Söhne mehr, die mit der Zeit ihre Hände zu meiner Unterſtützung hergegeben haben würden... wenig Erträgniß von meinem Eigen, dagegen viel Verzehrung und Unglück — nach ein paar Jahren ſteh'n wir an der Gant; ich kann's nicht mehr länger verhehlen.“ — „Armer Vater; Ihr ſeyd nicht zum Glück geboren. Gäb's aber nicht ein Mittel, das drohende Unheil aufzuhalten?“ — „Ein einziges nur. Heirathe einen wohlhabenden Mann, der Dir eine ſorgenfreie Zukunft zu bereiten, und mir mit Gelde unter die Arme zu greifen im Stande iſt.“ — „Ach, was ſagt Ihr da? Ich ſollte heirathen? ich habe keinen Sinn dafür. Alle Mannsperſonen ſind mir gleichgültig, ob alt oder jung. Ich liebe die Kinder nicht, bin gern für mich allein und mag nicht für einen groben Mann Sorge tragen. Die Weiber, die von ihrem Haushalt plaudern und von ihren Mutterfreuden großes Weſen machen, ſind mir zuwider. Die Frauen im Kloſter haben mir auch geſagt, ich ſey nicht zum Heirathen beſtimmt; am liebſten würd' ich ſelber eine Kloſterfrau, und fürchte die grobe Kutte der Kapuzinerinnen weniger, als das Joch des Eheſtandes.“

Da jedoch der Vater nicht unterließ, der Tochter begreiflich zu machen, wie irrig ihre Anſichten ſeyen, und da er namentlich darauf beſtand, daß er keines Dinges auf Erden ſo nothwendig bedürfe, als gerade eines reichen Schwiegerſohns, ſagte die Gehorſame nach langem Kampfe, mit ahnungsvollen Thränen und manchem Seufzer: „Wohlan denn; wenn ich auch — um Euch das ſchwerſte Opfer zu bringen, das einem Kinde zugemuthet werden kann — wenn ich auch ſagte: Es geſchehe Euer Wille!... wo fände ſich der reiche Bräutigam zur armen Braut?“ — „Der wäre ſchon gefunden;“ meinte der Vater, ſich behaglich die Hände reibend: „des Landweibels Rüttimann älteſter Sohn begehrt, Dich zu freien, und da meine ſchwankende Lage noch ein tiefes Geheimniß, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß Rüttimanns Vorſchüſſe meine Verluſte ausgleichen und mir zum erwünſchteſten Wohlſtande verhelfen werden.“ Verena wurde blaß wie ein Tuch. „Liebſter Vater,“ ſtammelte ſie mit der größten Bangigkeit: „mein ganzes Leben opfern, und den Argloſen betrügen?“ — „Betrüge ich denn, da ich ſicher weiß, mich zu retten und ihm mit Zinſen alles zu vergüten; ſicherer als daß ich lebe? Dein Leben opfern, wenn ich Dich zur reichen Frau mache? Du träumeſt, mein Kind, und betrübſt mich, ſtatt mit Freuden Deine Pflicht zu thun und mir zu gehorſamen.“ — „Meine Pflicht?“ fragte mit leicht empörtem Herzen Verena, und es wollte ſchon ein hartes Wort ihrem Munde entſchlüpfen; doch preßte ſie es zurück, floh in ihre Kammer, betete und weinte die ganze Nacht hindurch und ging in der früheſten Morgenſtunde zur Kirche und zur Berathung mit der Oberin des Kloſters. Zurückgekehrt von ihrem frommen

Gange, warf ſie ſich an des Vaters Bruſt und rief, wenn ſchon der Schmerz wie ein Meſſer ihr Herz durchſchnitt: „Ihr habt geſagt, Vater, daß Euch in Allem zu gehorchen meine Pflicht ſey; ... ich will ſie erfüllen. Möge es zu Euerm Heil ſeyn; auf mein Glück ſoll's nicht ankommen.“ —

In Folge dieſer Erklärung, ohne ſich zu kümmern um den Preis, den ſie der fügſamen Verena koſtete, ging der Vater raſch an's Werk, und ließ dem Landweibel die nöthigen Eröffnungen machen. Sie wurden mit Freuden aufgenommen und der junge Freier ſtellte ſich bald in Hagenbachs Hauſe ein, um durch einige Beſuche die Verlobung vorzubereiten. Er war von außen nicht ungefällig gebildet, von innen ein ganz gewöhnlicher Menſch, der, auf ſein zu hoffendes Erbe und das Anſehen ſeines Vaters pochend, ſein Hauptaugenmerk auf ſeine eigene Perſon zu richten pflegte. Er verehrte in ſeinem Ich den Mittelpunkt aller Dinge; die Welt war nur da für ihn. Er mochte wohl zugeben, daß es andern leidlich ging, wenn er nur ſich ſelber vor allen am beſten bedacht ſah. Dieſes wenige genügt zu Rüttimann's Schilderung. Er machte dem hübſchen Vreneli den Hof, eben weil ſie hübſch war und den Ruf einer reichen Erbin für ſich hatte. Es focht ihn nicht an, daß ſich auf Verena's Seite diejenige Zutraulichkeit nicht einfand, die eine Hauptbedingung guten Verſtändniſſes iſt. Das würde ſich ſchon mit der Zeit geben, meinte er. Indeſſen behagte ihm, als ein beneideter Freiersmann mit ſeiner Holdſchaft ſpazieren gehen zu dürfen, ſich mit ihr in Gais und Weisbad an einem Sonntag ſehen zu laſſen.

Er ſpielte den Freigebigen, traktirte und ſcherzte nach ſeiner Weiſe. Die froſtige Art, womit Verena alle ſeine Artigkeiten aufnahm, machte nicht ihm, wohl aber ſeiner Mutter Sorgen. Da jedoch der Landweibel ſelber ſeines Sohnes Freierei billigte und ſich mit Hagenbach auf den vertraulichſten Fuß geſetzt hatte, ſo wurden die Bedenklichkeiten der Frau Rüttimann nicht berückſichtigt, und an einem ſchönen Sonntag gab der Freiwerber ſeiner Schönen den goldenen Ring als ein Zeichen und Pfand baldiger Verbindung und tauſchte dagegen den ihrigen ein, der ohne auffallendes Sträuben, aber zögernd gegeben wurde. — Die Hochzeit ſollte binnen drei Wochen ſeyn.

Ringe binden und die Verkündigungen des Prieſters von der Kanzel halten feſt, pflegt man zu ſagen. Eine ſehr weitläufige Anverwandte des Landweibels, Frau Trümpy, eine wohlbegüterte raſche Wittwe in den beſten Jahren, die ſelber gern geheirathet worden wäre, glaubte nicht ſo zuverſichtlich an die Unauflöslichkeit eines Ringewechſels. — Als die nächſte Nachbarin des Brautvaters, und in beſtändigem Winkelverkehr mit der Magd des Hagenbach'ſchen Hauſes, war Frau Trümpy zu einer gewiſſen Vorahnung gelangt, die den Projekten Hagenbachs nicht günſtig lautete. Sie theilte ihre Ahnungen und Muthmaßungen dem Bräutigam ſelber mit; er wollte anfänglich nicht glauben. Sie trug ihre Beſorgniſſe in's Haus ihrer Verwandten, der Frau des Landweibels, und fand dort ein geneigteres Ohr. „Hagenbachs ſteh'n nicht wohl," warnte der ſüße Mund der Wittwe: „das merkte ich ſchon lang aus dieſem und jenem; zum Ueberfluß ſteckte mir die Magd dies und das. Sieh' Dich vor, Du liebſter

Vetter; Du verdienſt ein beſſeres Weib als eine junge Schnauferin, die nichts hat. Seht Euch vor, allerliebſte Frau Baſe, und thut Euerm Mann die Augen auf: der Hagenbach iſt ein Filou, und will euch auf's Eis führen, da euch zu wohl iſt." — Und die Landweibelin ſegnete ſich, und ihr Sohn kratzte ſich hinter den Ohren und fing an, zu glauben, was ihm die Trümpy mit verführeriſchen Blicken vorſagte. Dennoch war nicht viel vom Landweibel zu erwarten. Sein Eigenſinn war ein Fels, und ſchwer zu ändern, was er beſchloſſen. Aber — ein unfreiwilliger Bundsgenoſſe der Wittwe Trümpy, that ſchon Hagenbach ſelber das Nöthige, den Fels zu untergraben, und die eiſernen Beſchlüſſe des alten Rüttimann zu zertrümmern. Allzufeſt bauend auf die Unverletzlichkeit des Eheverſprechens, wagte er eines Abends, da er in fröhlicher Weinlaune mit dem Landweibel unter vier Augen war, ſein Anliegen wegen Geldes und dergleichen auftreten zu laſſen. Wenn ſchon ſein Begehren nicht förmlich ausgeſprochen, wenn ſchon eine Summe nicht benannt, wenn gleich nur von einer fernen Möglichkeit und keineswegs von der Drängniß des Bedürfens geredet wurde, ſo hatte dennoch der Landweibel, als ein Mann von Erfahrung in Staatsſachen und gemeinen Händeln, bald genug gehört. Er zog ſich mit einigen glatten, in Dämmerung gehaltenen Bereitwilligkeitsverſicherungen vor der Hand aus der Schlinge, aber, in den Schooß ſeiner Familie zurückgekehrt, war ſein erſtes, entrüſtetes Wort: „Wißt Ihr, daß uns der alt' Hagenbach über den Löffel barbiren will? Wißt Ihr wohl, daß ich glaube, daß der alt' Lump nichts hat?" — Und des Weibels Gattin, und ſein Sohn, und die getreue Nachbarin Trümpy antworteten als ein dreifach verſtärktes Echo dem Zürnenden, der ſodann mit ſich zu Rathe ging, was er zu thun habe, als vierte höchſte Autorität im Stande Appenzell Inner-Rhoden. Der Weibel erkannte nur den Landamman, den Landsfähndrich und den Landſchreiber über ihm.

Hagenbach hatte ſchon längſt ſeine voreiligen Mittheilungen bereut; Verena ſtand ſo eben, als eine blaſſe und betrübte Verlobte, neben ihrer Mutter, und ſagte der vor ſich Hinſtarrenden: „Liebe Mutter, wißt Ihr ſchon? ich werde heirathen.“ — Scholaſtika erhob den Kopf, ſchaute ihrer Tochter zerſtreut in's Auge. „Ich verſtehe nicht, Verena,“ ſprach ſie ſcharf. — Verena zeigte ihr den Ring, und wiederholte: „Ich ſoll, ich werde heirathen.“ — „Thu' es nicht;“ lautete die Antwort. Dabei wies die Irre auf ihren eigenen Trauring, und ſetzte hinzu: „Es iſt nicht Glanz, nicht Heil im Golde.“ — „Ja wohl, ja wohl,“ ſeufzte die Tochter ergriffen, und wendete ſich von der Kranken, die wieder in ihre Apathie zurückſank. Da blickte das Mädchen in's Angeſicht eines Gaſtwirths aus dem Flecken, der mit Rüttimann's nah verwandt war, und als ein ſteifer gleichmüthiger Abgeſandter anhob: „Jungfer Hagenbach; der Landweibel hat viel von Euerm Vater gehört, das ihm nicht gefällt, und weil's noch Zeit iſt, ſchickt er Euch den Ring zurück, den Ihr ſeinem Sohn gegeben, und ich ſoll des Bläſi ſeinen mitbringen, wenn Ihr ſo gut ſeyn wollt, ihn abzuthun.“ — Nach einigem Stutzen des überraſchten Mädchens flog das unliebe Kleinod geſchwinde in die

Hand des unhöflichen Mahners. — Verena's erſtes Gefühl war das der Freude; einem vom Tode Begnadigten kann nicht wohler um's Herz ſeyn. Ihre erſte Handlung war, auf die Kniee zu ſinken und Gott inbrünſtig zu danken. — Aber, bei näherer Ueberlegung … ſo eng ſchmiegen ſich die Ketten des Brauchs und Herkommens ſelbſt um das nach Freiheit lechzende Herz … beim nähern Anſchauen ihrer Lage weinte ſie vor Schmerz! denn nur eine unendliche Kränkung, eine Demüthigung, im Lande ſchier ohne Beiſpiel, hatte ſie von der gefürchteten Sclaverei errettet. Willkommener wären ihr die Feſſeln geweſen, als die Entlaſſung, welche ſie dem Spott des Volkes, den Unbilden aller geſchwätzigen Zungen preisgab. — Was ihr Vater bei dem Anlaß empfand und unverholen ausſprach, war nicht geeignet, ſie zu beruhigen. Er ſah ſich im Kinde entehrt, alle ſeine Hoffnungen, Verena's ganze Zukunft vernichtet. Er knirſchte vor Zorn, er ängſtigte ſich bis zu Thränen; vergebens grübelte ſein Geiſt nach einem herſtellenden Auskunftmittel. Hin und wieder ſchoß ihm die Hitze ſeines ehemaligen Soldatenſtandes zu Kopfe; er ſprach von Genugthuung, von exemplariſcher Züchtigung des wortbrüchigen Landweibels. Aber ſein böſes Gewiſſen einerſeits, anderntheils ein Blick auf ſein krankes Weib, auf ſeine hülfloſe Tochter und ſeine eigene zerrüttete Lage brachte ihn ſchnell zur Beſinnung. Er begriff, daß er nicht wagen durfte, durch irgend eine grobe Thätlichkeit ſeine Ehre und der Seinigen Loos noch freventlicher auf's Spiel zu ſetzen. —

Die Nemeſis, die ſomit an dem Landweibel ſchonend vorüberging, verrichtete dagegen an dem Sohne ihr rächendes Amt. Der junge Mann, der eines Tags ſich nicht enthalten konnte, im Wirthshauſe prahlend und ſpöttiſch zu erzählen, wie ihn Hagenbach habe betrügen wollen und wie er zur Vergeltung die Tochter habe ſitzen laſſen, wurde von zweien ſeiner Altersgenoſſen, welche die Vertheidigung der geſchmähten Unſchuld übernahmen, wacker zur Rechenſchaft gezogen. Beleidigt und thätlich mißhandelt, mußte Rüttimann das Gaſthaus verlaſſen. Frau Trümpy ſelber, die im Grunde dem ſtolzen Bläſi die fühlbare Zurechtweiſung gönnte, weil er ſein weiteres Augenmerk nicht auf die Wittwe, ſondern auf eine Bräuerstochter von Altſtätten geworfen hatte, war die erſte, die den Vorfall mit giftiger Zunge der Nachbarin Verena hinterbrachte. An Hagenbachs Gartenzaun vorübergehend, ſagte ſie zu dem unfern davon beſchäftigten Mädchen: „Ihr könnt nichts als Unheil anrichten, Jungfer. Um Eurer Larve willen iſt mein Vetter ſchier todtgeſchlagen worden.“ — Und als Verena beſtürzt aufhorchte, fuhr die Schlange fort: „Stellt Euch nicht unwiſſend und erſchrocken, falſche Dirne, mit Euern verhexten Augen.“ — „Warum ſcheltet Ihr mich, Frau Trümpy?“ — „So? Warum? mich geht's etwa nicht an, wenn Ihr meine Knechte gegen meinen Vetter aufhetzt? Der Gallus und der Görg haben den Bläſi geſchlagen, und ich jage ſie ſtehenden Fußes auf und davon.“

Dieſes war nun nicht wahr. Die Wittwe fürchtete den Gallus, der ebenfalls weitläufig mit ihr verſchwägert war, gar ſehr, und den Görg, der vor kurzem erſt mit dem Gallus aus fremdem Soldatendienſt zurückgekommen, liebte ſie wie thöricht, obgleich der junge Mann ihren Winken und Lockreden gar kein Gehör ſchenkte. Um dieſen Liebling einem etwaigen Sturm von Seiten des Landweibels zu entrücken, ſchickte ſie ihn auf ihre Alpe am Wildſee. Der Gallus dagegen, der nicht ein fremder war, wie Georg, wollte nicht von dannen weichen, ſondern alle Folgen der raſchen That abwarten und die Schuld ſeines lieben Regimentskameraden ganz auf ſich nehmen.

Ob nun die Trümpy bei dem Landweibel ihre Knechte entſchuldigt und alles auf Hagenbach und ſeine Tochter geſchoben, oder ob Bläſi eine fernere Rache von Seiten der hitzigen Burſche beſorgte, im Fall er ſie geradezu vor Gericht angriffe, gleichviel: — der alte Rüttimann beſchloß, den Hagenbach zur Verantwortung zu ziehen, und ließ ihn als vorgeblichen Anſtifter des ganzen Vorgangs vor den Richter laden.

Dieſe Vorladung, die an einem Nachmittag dem Vater Verena's überbracht wurde, machte auf ihn und auf ſeine Tochter einen ganz verſchiedenen Eindruck. Das unerfahrene Mädchen, das weder die Gewalt und Ränke beharrlicher Verläumdung, noch den Einfluß eines reichen Großhanſen auf die von Landleuten beſetzte Gerichtsbank kannte, ſah in der Citation nur einen willkommenen Anlaß, vor aller Welt die Unſchuld ihres Vaters und ihre eigene ſonnenklar darzuthun. Hagenbach im Gegentheil fürchtete alles von der Feindſeligkeit ſeiner erbitterten Gegner. Es war überhaupt in dem Manne ſeit weniger Zeit eine ganz beſondere Veränderung eingetreten. Der jammervolle Zuſtand ſeines Weibes, den er unabläßig vor Augen haben mußte, und als deſſen Urheber er ſich vor ſeinem zagenden Gewiſſen oft angeklagt, ſeines Vermögens Verfall, und die neuerliche ihm und der Tochter widerfahrene Kränkung, hatten ſeines Charakters Unſchmiegſamkeit gebrochen und aus dem Selbſtherrn einen Kleinmüthigen gemacht; einen Rathloſen, Furchtſamen, der mit der Hoffnung ſich ſelber aufgegeben. Die Ausſicht, in einen drohenden Gerichtshandel verwickelt, vielleicht, wenn auch unſchuldig, mit einer Strafe an Leib und Geld belegt zu werden, machte ihn ſchwindeln, raubte ihm alle moraliſche Haltung. Er redete nicht, er weinte und lachte nicht; aber den Hut und Stock ergreifend, ging er, gleichſam die volle Bruſt im Freien zu erleichtern, aus ſeinem Hauſe, nachdem er ſeinem Weibe, wie ſchon lange nicht geſchehen, die Hand geſchüttelt, nachdem er ſein Breneli mit ungewöhnlicher Wärme umarmt hatte.

Verena ſah ihm verwundert nach; doch blieb ſie ruhig. War doch ihr Vater in den letzten Jahren gar oft ſtill, nachdenklich, oder unwirſch vor ſich hinbrütend geweſen, und immer nach einem Spaziergange heiter und gefaßt heimgekehrt. Heute, ſo hoffte ſie, würde es auch nicht anders ſeyn. Sie lag daher ihrer häuslichen Arbeit ob, wie ſie im Brauch hatte, und ahnte nichts Schlimmes, obgleich der Abend hereinbrach, und Stunde auf Stunde verging, ohne daß der Vater zurück gekommen wäre. Endlich rückte die Eſſenszeit heran, und ſelbſt die kranke Scholaſtika ſah ſich plötzlich nach dem abweſenden Gatten um, und fragte kurz: „Wo iſt er? Kommt er nicht mehr wieder?“ — Verena erſchrack vor dem Unglück weiſſagenden Tone der Irren und verſetzte: „Ei ja doch, Mutter; bald,

bald, denke ich." — Worauf die Alte den Kopf ſchüttelte, mit beiden Händen zugleich verneinend, und, wie eine Einſchlummernde den Kopf neigend, ſagte: „Nein, nein, Verena. Er iſt zum Johann gegangen. Mein Hans hat ihn geholt." — „Jeſus!" ſeufzte das Mädchen, denn in ihrem krampfhaft zuſammengeſchnürten Herzen wollte das Blut gerinnen, und ihre matten Pulsſchläge drohten ihr mit einer Ohnmacht. Zum erſtenmale überraſchte ſie der Gedanke: ihr Vater möchte einen plötzlichen Tod gefunden haben.

Juſt in demſelben entſetzlichen Augenblick pochte Jemand an's Fenſter der Wohnſtube. Verena fuhr zuſammen; ihre Lebensgeiſter blitzten wieder hell auf. Sie horchte; es wurde zum zweitenmale etwas lauter gepocht. „Wer iſt draußen?" fragte ſie hinter den geſchloſſenen Laden mit klappernden Zähnen. — „Macht auf," ſagte eine vertrauliche Stimme; „die Thür iſt verriegelt, thut ſie auf. Ich bringe Euern Vater." — „Heilige Mutter Gottes! den Vater?" — „Geſchwinde, macht auf!" —

Die Lampe in der Hand, flog das Mädchen zur Hausthüre und öffnete. Sie war gewärtig, des Vaters Leiche hereintragen zu ſehen. Doch war es nicht ſo ſchlimm. Wenn gleich erbleicht bis zur Todtenfarbe und ſchwach, daß er ſich kaum auf den Beinen zu erhalten vermochte, ſo lebte doch der Vater, und ſchwankte, von Georg, dem Knechte der Trümpy, geführt, über ſeines Hauſes und ſeiner Wohnſtube Schwelle. Niedergeſunken in ſeinen Lehnſtuhl, gegenüber der in gewohnter Stellung verharrenden Scholaſtika, brach der alte Mann in bitteres anhaltendes Weinen aus, und ſtammelte nur dann und wann ein unverſtändliches Wort. „Um Gotteswillen, Vater, was fehlt Euch?“ — Keine Antwort, lautes Schluchzen ausgenommen. „Mein Gott, Vater, was bedeutet dieſes? Georg, wo habt Ihr ihn gefunden?“ — „Unfern von unſerer Alp, am See, liebe Jungfer.“ — „Ach, in welchem Zuſtand!“ — „Der Zuſtand war nicht der beſte; doch wird's nicht ſchaden. Der Weg heimwärts hat den Mann ermüdet, obſchon ich ihn die erſte Hälfte auf meinem Rücken getragen habe. Doch wurde er mir zu ſchwer, um ihn vollends heim zu ſchleppen; auch waren wir im ebenen Wege. Legt ihn in's Bett und gebt ihm Stärkung. Es wird keine Folgen haben.“ — „Georg, Ihr ſagt mir nicht Alles redlich heraus!“ — Der junge Mann machte ein verlegen Geſicht; indeſſen griff Hagenbach jammernd an ſeinen Hals. „Da thut's weh, ſehr weh,“ klagte er. „Verwundet?“ ſchrie Verena. Der Knecht verneinte und wollte das Hemd des Alten ſelber öffnen; indeſſen hatte ſchon die Tochter es gethan und gewahrte mit dem heftigſten Entſetzen eine um den ganzen Hals tief eingeſchnittene, roth unterlaufene Strieme. „Was iſt das, um Alles in der Welt?“ rief die Tochter. — „Ei, wenn ich's doch ſagen muß... Jungfer...“ antwortete der Knecht mit Widerſtreben: „ich hab' den alten Mann gefunden, da er an einem Baum hing. Er hatte ſich ſelbſt mit ſeinem Halstuch...“ — Verena taumelte ohnmächtig in die Arme des mitleidigen Burſchen. Der gute Menſch brachte ſie wieder zu ſich, und ſagte ihr tröſtend: „Seyd doch vernünftig. Ich hab' ihn ja noch zur rechten Zeit losſchneiden können. Bis morgen oder übermorgen iſt er wieder friſch und geſund. Ich verſteh' was vom

Doktern, und will ſelber nach ihm ſchauen, damit kein Menſch von dem Handel das Geringſte erfährt.“

Der Zufall wollte, daß in derſelben Nacht der Landweibel einen bedenklichen Anfall von Aſthma hatte, der ihn bewog, an ſein Seelenheil zu denken, und nach dem Sakrament des Altars zu verlangen. Der neue Pfarrer, ein Mann von duldſamer und ächtchriſtlicher Geſinnung, nahm dem Kranken die Beichte ab, und gab ihm auf, allen ſeinen Feinden zu vergeben, und jeden nichtigen und eiteln Groll fahren zu laſſen. Der Leidende gehorſamte, empfing das Abendmahl, und von Stund an ging's mit ſeinem Uebel beſſer, und binnen kurzer Friſt genas er gänzlich. Seine erſte Handlung war geweſen, die Klage gegen Hagenbach zurück zu nehmen, und allen Theilnehmern der an ſeinem Sohn verübten Unbill völliges Vergeſſen ihrer That zuſichern zu laſſen. Dieſer günſtige Umſtand beſchleunigte die Wiederherſtellung des alten Erhauptmanns, und erlaubte dem Retter Georg, ſeinen Schlupfwinkel auf der Alp zu verlaſſen, und jeden freien Augenblick im Dienſte bei Hagenbach zuzubringen, wo er verordnete und handthierte, wie ein Heilkünſtler. — Während ſich in Folge dieſer Zutraulichkeit ein vertrauliches Verhältniß zwiſchen ihm und dem Geretteten herſtellte, konnte Georgs öfteres Verweilen in Hagenbachs Hauſe ſeiner Brodherrin kein Geheimniß bleiben. „Was machſt Du denn in Gottes Namen bei'm Nachbar drüben?“ fragte die Zürnende eines Tags. Der Knecht nahm dieſe und jene Ausrede. „Es iſt all' erlogen;“ rief die mehr und mehr Erbitterte hierauf: „Du biſt ein Tuckelmauſer. Ich will Dir ſagen, was Du mir nicht ſagſt: Du biſt in das Mädel vernarrt, in die boshafte, einfältige, heuchleriſche Dirne, und Du wirſt noch in's größte Unglück rennen.“ — Georg lächelte ruhig, und erwiederte: „Weil Ihr's denn doch einmal wißt, ſo will ich Euch unverholen ſagen, daß mir Breneli recht gefällt, und daß ich ſie recht lieb habe; denn ſie verdient's.“ — Der Wittwe blieb faſt der Athem aus, da ſie Georgs Sprache hörte: „Blinder Tropf,“ ſchalt ſie: „ein Weibsbild, das ſchon Einer ſitzen gelaſſen?“ — „Eben darum, Frau. Ich kann mir denken,“ — ſprach Georg mit ſchwermüthigem Ausdruck — „wie weh das Verlaſſenwerden thun muß.“ — „Eine Prinzeſſin Habenichts, auf die alle Welt mit Fingern zeigt!“ — „Eben darum. Was geht mich die böſe und dumme Welt an?“ — „Die nichtsnützige Tochter einer blödſinnigen Mutter, eines bettelhaften Landſtreichers!“ — „Oho, Frau Trümpy! macht's nicht zu arg. Das Breneli iſt brav, die Mutter iſt krank, und der Vater iſt mir ſchon recht, und wenn Ihr ihn tauſendmal nicht leiden könnt!“ — „So?“ fuhr die Trümpy fort, indem ſie ihrer Galle die Zügel ſchießen ließ: „So? Proſit. Ich aber leide das Zuſammenſtecken nicht. Ich duld' es nicht. Meine Dienſtboten müſſen chriſtlich und keuſch leben. Ich bin eine unbeſcholtene Frau; ich behalte keinen Knecht, der in andern Häuſern, bei ſchlimmen Dirnen herumſitzt. Verſtehſt Du mich nun?“ — „Ja freilich, Frau Trümpy. Ich hab' Euch ſchon ſagen wollen, daß ich aus Euerm Brod gehe.“ — „Undankbarer! wohin?“ — „Zum Hagenbach.“ —

Die Wittwe lachte wie ein Teufel auf, während ihr Herz vor Verdruß ſchwach wurde. Sie antwortete heiſer und ſich ermüdet auf die Bank niederlaſſend: „Proſit, ſage ich. Du hergelaufener Burſch, den ich nur dem Gallus zu lieb und aus Mitleid in meinen Dienſt genommen! das iſt mein Lohn?“ — „Frau, ich bin kein hergelaufener Burſche. Meine Eltern waren rechtſchaffene Leute; ich habe eine Heimath, wo ich ſchon eine Unterkunft fände, wenn ich wollte; hört Ihr? Wir ſind aber geſchieden, Frau.“ — „Das ſind wir; Du haſt nicht hören wollen, haſt mich beleidigt, eine Frau, die ihre Batzen hat, die Dich etwa noch glücklich gemacht hätte! Geh hin; Du ſtimmſt recht zuſammen mit den Hungerleidern drüben, hätteſt es ſo gut haben können; wirſt es bald bereuen. Geh nur hin; ich will nichts mehr von Dir wiſſen.“ — „Gottlob; haltet Wort, Frau Trümpy; haltet Wort auch ferner. Adje, Frau. Zuvörderſt müßt Ihr mir wohl erlauben, daß ich mein Bündel von der Alp hole.“ — „Wird bald bei einander ſeyn,“ hohnlachte die Ergrimmte, und warf dem Fortgehenden ihren Schlüſſelbund nach. Das Geſchoß traf indeſſen nur die Thüre, und Georg machte ein großes Kreuz, da er außer dem Hauſe ſtand. Zu dem Gallus, der daherſchlenderte, ſagte er: „Adje, Gallus. Mit der Alten bin ich fertig, und geh' meiner Wege. Leb' wohl.“ — „Haſt Recht, wenn Du gehſt. Aber wohin? Willſt Du zurück zu Deinem Vater?“ — Halb lachend, halb verdüſtert ſchüttelte Georg den Kopf. „Noch iſt's nicht Zeit,“ entgegnete er: „Er trägt lang nach und iſt gewiß noch nicht gut geworden. Red' nichts davon, hörſt Du?“ — „Sapristi! einem alten Militär das zu ſagen! So gehſt Du alſo zum Hagenbach?“ — „Ja.“ — „Recht; laß' Dir das Vreneli gefallen.“ — „Verſteht ſich.“ — „Sie iſt mir juſt begegnet; ſie iſt mit dem Alten in's Weißbad gefahren. Sie wollen auf's Wildkirchle; der Alte hat, denk' ich, ein Gelübd gethan; ich weiß aber nicht, wofür.“ — „Dann ſeh' ich ſie dort oben, die neue Herrſchaft. Ich geh' zur Alp, den Havresac zu holen.“ — „Glück zu, und gute Nachbarſchaft, Bruderherz.“ — „Allemal.“ —

Wie ſchnell auch der junge Mann ſeine Schritte förderte, ſo war ihm doch unmöglich, Hagenbach und ſeine Tochter einzuholen. Dieſe Letzteren fuhren mit einem raſchen Pferde geſtreckten Trabs in das Weißbad, und verweilten daſelbſt nur die Zeit, die unumgänglich nöthig war, um einige Erfriſchungen einzunehmen. Sie machten ſich hierauf alsbald auf den Weg, der an fetten Alpen vorüber in die felſige Einöde des Wildkirchleins führt. Hagenbach, kaum erſtanden von der ſchweren Alteration, der er beinahe zum Opfer gefallen, ſchritt langſam, von der Tochter unterſtützt. Aber je höher ihn ſeine Füße trugen, um ſo freier wurde ihm Kopf und Bruſt, um ſo kräftiger ſein Gang. Als die Wanderer endlich um die Ecke der hochgethürmten Felſen bogen, in deren Höhlen das Wildkirchlein und des Klausners Wohnung ruhen, wie Adlerneſter, als vor ihnen plötzlich der Säntis rieſig aufſtieg in wilder Eiſespracht, während tief unter ihnen der Smaragd des Alpſees blitzte, da wurden beide, Vater und Tochter, von den kräftigen Schauern jener Wunderwelt ergriffen und mit Schnelligkeit über die gefährliche Brücke, die nach der Felſenkirche führt, als wie von eifrigen Engelhänden gezogen und geleitet. — „Wahrlich!“ ſprach Hagenbach mit tiefer Andacht: „hätte Gottes Majeſtät dazumal wie heute mein Herz erfüllt, ich hätte mich nicht vom Verſucher, vom Teufel des Kleinmuths hinreißen laſſen, und nicht geſtrebt, mein unſterblich Theil mit der ſterblichen Hülle zugleich zu vernichten.“ — „Denkt nicht mehr daran; redet nicht mehr davon,“ bat die Tochter flehentlich. Der Vater fuhr mit einer gewiſſen Heiterkeit fort: „Das Uebel ſchlägt jedoch immer zum Guten aus. Ohne meine verdammliche Vermeſſenheit hätte ich auch den wackerſten Menſchen nicht kennen gelernt, der mir jemals vorgekommen iſt: den Georg. Wir ſind ihm den größten Dank ſchuldig.“ — „Allerdings,“ verſicherte Verena. — „Den größten Dank,“ wiederholte Hagenbach: „ſowohl für das, was er gethan, als auch für das, was er noch thun wird, zu unſerm Beſten.“ — „Ich freue mich, Vater, einen Hausgenoſſen in ihm zu erhalten.“ — „Ich wollte, Kind, er würde uns Beiden mehr als ein Hausgenoſſe und Knecht. Ich darf ihn zwar nicht eigentlich einen Knecht heißen, da wir ihm unſern erhöhten Wohlſtand zu verdanken haben werden. Er hat mir vorgeſchlagen, einen Handel zu errichten; einen Handel mit Kräutern und Balſam. Der Menſch hat Kenntniſſe in der botaniſchen Wiſſenſchaft. Mein übrig Geld ſoll dienen, den Handel einzuleiten; Georg wird den Sammler und zugleich den wandernden Hauſirer abgeben. Das Projekt iſt gut und neu. Wir werden den Klötzen, meinen Landsleuten, aufzurathen geben. Und wenn's geglückt iſt, wie ich nicht zweifle, daß es glücken wird, ſo wäre der brave, hübſche, thätige, junge Menſch nicht uneben zu einem Schwiegerſohn. Was meinſt Du, Vreneli?“ — „Reden wir noch nicht davon, lieber Vater.“ — „Meinetwegen; aber zu den himmliſchen Mächten, denen ich zum Dank für meine Rettung aus Satansklauen dieſe Wallfahrt gelobt habe, zu ihnen will ich beten, daß meine Wünſche in Erfüllung gehen, und daß Du Dich alsdann nicht weigern mögeſt, den wackern Georg für die Erhaltung meines Lebens zu belohnen.“ — Verena hing den Kopf; dennoch war ihr die Vorſtellung einer Heirath mit Georg weniger unangenehm, als es die Ausſicht, dem rohen Bläſi anzugehören, geweſen war. In die Verhängniſſe, die ihr Gott ſchicken würde, ergeben, betrat ſie die Kapelle, verrichtete ſie ihr Gebet. Da Hagenbach noch längere Zeit vor dem Altar verweilte, ſetzte ſich Verena alsdann in den Sonnenſchein vor der heiligen Grotte nieder, und hing, in die Wildniß des Abgrunds niederſehend, ihren Träumen nach. Sie hörte nicht, daß eilige Füße über die Brücke ſchritten, daß der Klausner einen Ankömmling begrüßte; ſie blickte erſt auf, als Georgs Stimme ſie anredete: „Find' ich Euch doch endlich hier, liebſte Jungfer?“ — „Schönen Dank. Woher des Wegs, Georg?“ — Der verlegene Burſche verſetzte: „Da ich auf der Trümpy Alp geweſen, ſah ich euch des Wegs ziehen, den Vater und Euch, und dachte, Euch guten Tag zu ſagen. Wenn's Euch freut, will ich Euch heimbegleiten und zum erſtenmal unter euerm Dache ſchlafen. Ich bin ſchon aus dem Dienſt der Nachbarin.“ — „Das ging ſchnell, Georg.“ — „Wär's Euch allzu ſchnell? Dann thät' mir's leid. Ich konnte kaum erwarten, um Euch zu ſeyn, Breneli.“ — „Wie redet Ihr? Habt Ihr die glatten Worte unter den Soldaten gelernt? Laßt das für Andere, die Euch glauben.“ — „Ihr macht mir Schmerz, wenn Ihr mir nicht glaubt.“ — „Thut doch nicht verliebt, wie ein Herr aus der Stadt.“ — „Verliebt? Hm, ich bin nicht verliebt in Euch, Breneli. Ich hab' Euch gern, lieb von Herzen, aber zum Verlieben wär's noch zu bald. Vielleicht kommt's dazu?... ich weiß nicht recht. Erlaubt indeſſen, daß ich Euch gut ſey.“ — „Recht gern, da Ihr ſo vernünftig ſprecht.“ — „Und ſeyd auch gut mit mir, Jungfer.“ — „Das verſteht ſich. Erſtens hält der Vater viel auf Euch...“ — „Er ſoll's nicht bereuen, bei Gott!“ — „Zweitens habt Ihr ihm das Leben erhalten...“ — „Das freut mich mehrentheils um Euertwillen.“ — „Endlich kann ich Euch nicht vergeſſen, Georg, daß Ihr, ohne mich noch zu kennen, mein Recht gegen den Rüttimann vertheidigt habt.“ — „Ohne Euch zu kennen? Ei ja doch! ich hatte Euch ſchon oft geſeh'n; am Morgen, ſo oft Ihr die Leinwand auf dem Graſe netztet! am Mittag, wann Ihr die Hühner füttertet; am Abend, wann Ihr bei Eurer Arbeit unter'm Baume ſaßt und fleißig wart, bis die Sterne langſam kamen, bis die Gletſcher verglühten. Geſeh'n und wohlgefallen und gedacht, ich möcht' bei Euch ſeyn mein Lebelang, das war eins bei mir, und der Himmel, Gott ſey Dank, hat ſchon den Anfang dazu erlaubt.“ —

Breneli hörte mit freundlichem Lächeln die ſchlichten und ungeſchmückten Reden des Burſchen an, fragte aber plötzlich, in einen fremdern Ton übergehend: „Gefällt's Euch im Appenzell?“ — „Es hat mir darinnen nie beſſer gefallen, als heute.“ — „Könnt Ihr denn Eure Heimath vergeſſen, und wie heißt Euer Geburtsland?“ — „Ich bin ein Berner, wißt Ihr's nicht ſchon? bin in Pruntrutt daheim. Vor langen Jahren iſt mein Ort des Biſchofs von Baſel geweſen, und hat dann lange den Franzoſen gehört, und iſt jetzt zum Kanton Bern geſchrieben. Wir ſind Schweizer mit Herz und Blut und Hand.“ — „Ich glaub's. Was hat Euch jedoch hieher geführt?“ — Mit einiger Verlegenheit antwortete Georg: „Vater und Mutter ſind geſtorben; Verwandte hätt' ich zwar noch zu Delſperg. Landenberger gibt's dort genug. Aber mir hat's gefallen, in die Welt zu gehen. Darauf bin ich unter die Soldaten nach Welſchland gekommen und hab' den Gallus beim Regiment kennen gelernt. Als unſere Kapitulation um geweſen, und weil ich lieber ein Bauer geworden wäre, als ein Scheerer *), wie mein Vater ſeliger, und mir der Gallus immer vorgeſagt, wie ſchön es in Appenzell ſey, und daß allhier Milch und Honig fließe, ſo bin ich mit ihm gegangen, und habe jetzo mehr gefunden, als ich glaubte; nämlich Euch, liebſte Jungfer, die mir beſſer gefällt, als alle Milch und aller Honig in der ganzen Welt.“ — „Der Vater ſagt aber, Ihr ſeyet zu einem Bauer zu gut; Ihr ſeyet ſtudirt in allerlei Künſten?“ Der Knecht lachte verſchlagen, indem er ſagte: „Ho, das Salbenkochen, Schröpfen und Aderlaſſen, und die Wiſſenſchaft von den Kräutern hab' ich aufgeſchnappt, da ich auf der Barbierſtube lernte. Es iſt nicht viel damit; doch hat Mancher mit noch viel weniger ſein Glück

---

*) Barbier.

gemacht, und wenn ich einmal mit einer Trage voll Kräuterthee in's Deutſchland und Wälſchland wandern kann, will ich ſchon meine Waare an den Mann bringen. Die Leute ſind überall gar leichtgläubig, und wer ihnen alle Krankheiten auf den Hals diſputiren und wiederum für eine jegliche ein Mittel anhängen kann, der hat gewonnen Spiel.“ — Vreneli lachte über die Unbefangenheit, womit der Georg ſeine quackſalberiſchen Grundſätze ausſprach, und ſagte: „Ihr habt treffliche Anlagen. Die Zunge geht Euch, wie einem Faſtenprediger.“ — „Wenn ich mich nur einmal in Euer Herz predigen kann, ſchön' Vreneli, dann hat's keine Noth mehr!“ erwiederte der Pruntrutter ſcherzend, aber hinter dem Scherz lauerte der Ernſt, den das Mädchen gar wohl verſtand, da es den Blick zur Erde ſenkte. — Hagenbach jedoch, der indeſſen hinter die traulich Schwatzenden getreten war und Alles vernommen hatte, ſagte plötzlich zu ihnen: „Die Geduld und Beharrlichkeit geht niemals fehl, lieber Görg. Sey treu und redlich, und führe, was wir ausgemacht haben, zum guten Ende. Dann wird auch das Vreneli vernünftig ſeyn, und dem Bläſi und der Trümpy zum Trotz eines braven Mannes Gattin gerne werden.“

Die Wallfahrt zum Wildkirchle ſchien gute Früchte getragen zu haben. Von dem Tage an gewann Hagenbachs Hausſtand ein ganz anderes Anſehen. Fleiß und Rührigkeit kehrten unter ſeinem Dache ein. Große Vorräthe an Kräutern mannichfacher Art, von Georgs Händen eingeſammelt, erfüllten die Räume des Hauſes. Der Vater und die Tochter gewannen neue Freude am thätigen Leben, die Pflanzen trocknend, ſortirend, nach Georgs

Vorſchriften miſchend, einpackend und überſchreibend. Sobald der Winter herannahte, verließ der Knecht als Hauſirer, des Sommers und des Herbſtes Beute auf dem Rücken tragend, den Flecken, und wanderte in die benachbarten Länder. Mit vielen Beſtellungen und leerem Tragkorb kam er bald zurück und ging zum Zweitenmale in's Weite. So bald der Frühling eintrat, war er wieder daheim, verwandelte ſich in den Botaniker, und ſchon konnte Hagenbach ihm helfen, Verena ihm gewandter beiſtehen. Zu Anfang des Sommers verſchickten die Aſſociés bereits einige Träger, die ihren Wunderthee den ſehnlichſt harrenden Abnehmern zuſchleppten; Georg, in einem halbſtädtiſchen Anzuge, und fortan „Herr Landenberger“ geheißen, kutſchirte in Hagenbachs Einſpänner in weiter entlegene Gegenden, und etablirte daſelbſt Depots, erwarb ſich Agenten und Correſpondenten. Noch ehe der Herbſt kam, ſammelten viele Dutzend Hände den marktſchreieriſch geprieſenen Thee für Hagenbach und Compagnie; andere preßten für dieſelbe Firma den vortrefflichen Wunderbalſam, das unvergleichliche Haaröl, womit Handel getrieben wurde nach Wien und Rußland, nach Paris und Spanien, wie auch in der Folge nach Amerika und nach der Levante. — Das Reſultat all' dieſer glücklichen Operationen war das Aufblühen des Hagenbach'ſchen Hauſes, der Neid ſeiner ſämmtlichen Landsleute und die Verehelichung Georgs mit der dankbaren Verena, die zwar ohne Widerwillen, aber auch nicht mit allzuherzlicher Beiſtimmung über ihre Hand verfügen ließ.

Die Trauung hatte am frühen Morgen, bald zu Anfang des Winters ſtatt. Im Begriff, mit ſehr geringem

Geleit zur Kirche zu gehen, trat Verena an der Hand ihres Bräutigams vor die Mutter, deren Zuſtand ſich bis dahin nicht im Mindeſten geändert hatte, und ſagte gerührt: „Liebe Mutter, ſegnet Eure Tochter.“ — „Segnet auch mich,“ ſetzte Georg freundlich hinzu: „ich werde fortan Euer Sohn ſeyn.“ — Scholaſtika ſchaute das Paar mit blinzelnden Augen an. „Was machſt Du, Verena?“ fragte ſie. — „Ich heirathe, liebe Mutter; ich heirathe dieſen Mann, Herrn Landenberger.“ — „Wo bleibt denn mein Johann?“ fuhr die Kranke fort: „Du mußt nicht heirathen, wenn er nicht dabei iſt. Laß' es bleiben.“ — Verena konnte vor Wehmuth nicht antworten. — „Nehmt mich für den Johann, gute Mutter, und habt mich lieb,“ ſagte der ebenfalls tief ergriffene Georg. — Die Alte horchte eine Weile; dann ſagte ſie: „Die Stimme könnte es wohl ſeyn; aber ich ſehe meinen Johann nicht. — Ich ſehe euch Alle nicht mehr,“ ſetzte ſie trocken hinzu, und zog mit den Fingern ihre Augenlider in die Höhe, und die aufmerkſam gewordenen Umſtehenden nahmen mit Beklommenheit wahr, daß die Unglückliche zu all ihrem Elend noch obendrein blind geworden! —

Das war eine traurige Hochzeit! Der Vater ſtill in ſich gekehrt, die Braut an Thränen reich und arm an Freude, der Bräutigam ernſt, wortkarg und leidend mit der Braut, die Zeugen und das Gefolge verſtimmt oder ſchadenfroh. Das Mahl, das der Trauung folgte, verfloß einſilbig, ſteif und geſtört. Die Gäſte gingen gern heim in ihre Häuſer; der Vater begleitete den Pfarrer, Georg führte Verena in die für beide hergerichtete Stube.

„Sey getroſt, Breneli,“ ſagte er theilnehmend: „Ein alter Aberglaube will, daß der ganze Eheſtand ſey wie der erſte Tag deſſelben. Es iſt aber nur ein Aberglaube. Wir weinen zwar heute, aber die luſtigen Tage werden nicht ausbleiben. Schau: reiner und fleckenloſer als Du iſt ſicherlich noch keine Braut vor dem Altar geſtanden; hoffe darum alles Gute, ſo wie ich's hoffe. Du biſt noch kalt gegen mich, aber die warme Freundſchaft, die ich für Dich fühle, wird ſchon mit Deiner Kälte ein Abkommen treffen, ſo Gott will.“ — Verena lächelte durch ihre Thränen, indem ſie ſprach: „Du redeſt ja heute wie ein Buch, Georg. Seit Du ein Handelsmann geworden, kennt man den Knecht gar nicht mehr aus Dir heraus.“ — „Hm, 's iſt nicht anders. Der Knoten im Kopfe iſt mir etwas aufgegangen, und Du ſollſt das Beſte thun, mich zu einem andern Menſchen zu machen. Das Schlimmſte an mir iſt mein Jähzorn und meine flinke ſchlagluſtige Hand. Deine Geduld wird mir aber ſchon, wie's heißt, den Giftzahn ausbeißen. Mein Jähzorn hat mir viele böſe Stunden gemacht. Beim Regiment ſaß ich nur zu oft wegen Händel auf der Wacht. Und, wie ich zum Regiment gekommen bin, daran iſt wieder meine Raufluſt ſchuld geweſen.“ — „Du haſt doch nicht Jemand todt geſchlagen?“ — „Behüte; aber ein Auge hat's dem Kameraden immerhin gekoſtet, und ich hatte Angſt vor Strafe und Gefängniß und vor des Vaters Zorn, und bin daher davon und unter die Soldaten gelaufen.“ — „Der arme Vater! haſt Du ihn nimmer vor ſeinem Tode geſehen?“ — Georg lachte etwas verſchmitzt, und entgegnete ſchmeichleriſch: „Lieb' Breneli, verzeih', daß ich Dich bis zu dieſer Stunde angelogen habe; aber mein Vater lebt noch, ich denke, in der beſten Geſundheit.“ — „Er lebt noch? und warum haſt Du gelogen?“ — „Sey nicht böſe, Breneli. Der Alte iſt eben zornig, wie ich, nur verraucht der Zorn bei ihm nicht ſo geſchwinde. Er kann ſeinen Unwillen ſchier nicht verwinden. Ich hab' ihm vom Regiment ein paarmal geſchrieben, aber immer keine Antwort erhalten. Ich ſchämte mich vor euch, alles zu erzählen, wie ich davon gelaufen bin. Und dann — hätten der Amman und der Rath die Einwilligung zur Heirath vom Vater begehrt, ... er hätte mir ſie gewißlich nicht ertheilt, und ich wäre zu Appenzell abgewieſen worden. Darum ließ ich mich als eine Waiſe gelten, und mit ein paar neuen Thalern hab' ich's bei den Herren durchgedrückt, daß ſie mit meinen Regimentsſchriften zufrieden geweſen ſind. Das iſt nun abgemacht, wir ſind Mann und Frau, und gelt, Du verzeihſt mir?“ — „Ich weiß nicht, ob ich's ſoll. Wer ſeinem Vater ſo viel Herzeleid bereiten kann, wie wird der erſt mit ſeinem Weibe umgehen?“ — „Dich auf den Händen tragen — das will ich, Breneli. Vergibſt Du mir auch dann nicht, wenn ich Dir ſage, daß ich dem Alten vor kurzem erſt geſchrieben habe? Ich hab' ihm erzählt, wie glücklich es mir hier ergangen, welch' eine Braut ich an Dir gefunden, wie ich ganz nahe daran ſey, ein vermöglicher Mann zu werden. Das Geld hat der Vater immer gern gehabt, und ſein einzig Kind wird er in's Himmels Namen doch nicht auf ewig verſtoßen wollen? Ich habe ihn um Pardon gebeten, ihm geſchrieben, daß ich nicht als ein Taugenichts hätte vor ihn kommen wollen, daß ich aber jetzt ein gemachter Kerl ſey, und er möchte endlich ſeinen Groll fahren und mir ſeinen Segen zukommen laſſen. Ich hab' mich als ſeinen reumüthigſten Sohn darunter geſchrieben, und zweifle nicht, er werde ſich erweichen und mir ein paar Buchſtaben ſchicken, die mich freuen und beruhigen." — „Ich wünſche es Dir, Georg," ſagte Verena gerührt: „der Eltern Segen baut Häuſer."

Indem tippte Jemand an's Schiebfenſter und der kleine Ruodi, das Briefträgerlein, rief von der Straße: „Herr Landenberger, ein Brief! Der Poſthalter hat geſagt, er ſey franzöſiſch, aber Ihr ſeyd doch damit gemeint." — Georg öffnete flugs, riß mit fröhlicher Ahnung den Brief an ſich und jauchzte: „Victoria! hab' ich nicht geſagt, Vreneli, daß ſich allen Heren zum Aerger unſer Leid in Freud' verkehren werde? Der Brief iſt von daheim, der Vater hat ihn geſchrieben. Da, Bube, da haſt Du einen Laubthaler: 's iſt nicht zu viel für eine ſolche Botſchaft!" Auch Ruodi jubelte ein Victoria, und lief als ein glücklicher Prinz davon. — Georg las mit Stolz und funkelnden Augen: „**A Monsieur George Landenberger, marchand etcetera, à Appenzell!**" Dann öffnete er das Schreiben und inwendig war es deutſch mit fingerlangen Buchſtaben gefertigt. — „Ein langer, langer Brief!" ſagte er mit Herzklopfen und ſeine Hände zitterten, denn er las mit erlöſchender Stimme die nicht erbauliche Anrede: „Undankbarer, pflichtvergeſſener Georg!" — Der Leſer wiſchte ſich die Augen, als wären ſie trüb angelaufen und ſagte zur neugierigen Verena: „Seh' ich recht, oder iſt's ein hölliſcher Trug? Das klingt nicht, wie Verzeihung. Lies Du, was im Brief ſteht. Es ſchwimmt mir vor den Augen. Lies, Breneli, und tröſt' uns Gott!“ —

Das war ein trauriger Morgen, der nächſte, der das junge Ehepaar beſchien. Sein Strahl fiel auf Verena's dickverweinte Augen, auf Georgs verſtörtes, zerknirſchtes Angeſicht. Hagenbach, den ſeines Weibes Unglück abermals von der Höhe wachſender Zuverſicht zur bangen Kleinmüthigkeit herabgeſchleudert hatte, ſuchte vergebens eine Beruhigung in den Zügen ſeiner Kinder. Auf alle Fragen, die ihm die Beſorgniß eingab, wurde ihm nur die Antwort, daß Scholaſtika's Zuſtand wohl der Kinder Niedergeſchlagenheit rechtfertige, und der bekümmerte Vater mußte ſich mit dem Beſcheid begnügen. Dafür ſagte er um ſo öfter — laut und in ſeinen Gedanken: „Das wahre Glück will dennoch nicht bei uns einkehren, und meine paar Lebensjahre ſollen in Trübſal verfließen! ſo ſteht's geſchrieben.“ — Tochter und Eidam umarmten ihn freilich alsdann mit den Betheurungen der innigſten Liebe; Georg verdoppelte ſeine Bemühungen, ſowohl dem Vater als der Mutter mehr zu ſeyn, als ein Fremder; aber der Stachel des Grams blieb in des Alten Herzen nur allzuquälend zurück. — Die Verſtimmung der kleinen Familie konnte natürlich den Nachbarn nicht verborgen bleiben. Die Wittwe Trümpy vor allen frohlockte unverholen darüber. „Da haben wir's,“ ſagte ſie zu ihren Klatſchſchweſtern, „ungerechtes Gut und falſcher Mund bringen nie das Glück in's Haus. Was ſie zuſammengeſchlagen haben, indem ſie der Welt ihren eiteln Kram für Wunderarznei verkaufen, nützt den Hagenbachs nicht eines Broſams werth, und der Landenberger, der in die Schüſſel tappte, und die hochmüthige Verena ohne Ueberlegung mit Roſen und Dornen genommen hat, mag ſich jetzt die Nägel von den Fingern kauen. Das Geld, du lieber Gott, macht nicht Heil, nicht Seligkeit. Ein gutes Gewiſſen und der Friede darinnen ſind mehr als Schätze. Gott beſſere es, aber wir werden von den Leuten noch erbauliche Dinge erleben!“ — Die Mißgünſtigen und Schadenfrohen ſprachen aus voller Kehle allenthalben den frommen Wunſch und die böſe Prophezeihung nach. — In der That gab das Leben, wie es ſich jetzo bei Hagenbach's geſtaltete, zu mancherlei Nachreden Anlaß. Der Vater bezog mit Scholaſtika ein kleines Gebäude, das, zum Ruheſitz beſtimmt, von ihm dicht neben dem größern Hauſe errichtet worden war. Die jungen Leute walteten und ſchalteten in dem letztern ganz allein. Die Thätigkeit in den Magazinen und Geſchäftskammern ging ihren alten Schritt, aber in den Wohngemächern wurde eine faſt klöſterliche Ordnung eingeführt. Das Ehepaar ſah blutwenig Leute bei ſich, bewohnte weit getrennte Stuben, und behandelte ſich gegenſeitig freundſchaftlich, aber ohne eine Spur von inniger Vertraulichkeit. Georg kam und ging, ohne daß Verena ſonderlich darauf geachtet hätte. Er reiſte ab, und ihr Auge blieb trocken. Er kam nach mehreren Monaten zurück, und ein einfacher Handſchlag der Gattin bewillkommte ihn. Es fiel zwiſchen ihnen nicht ein unſchönes Wort, aber ſogar das lauerhafteſte Geſinde war nicht vermögend, ſie in einem vertraulich-behaglichen Beieinanderſitzen zu überraſchen. Sie gingen ſelten zuſammen aus; wenn ſie's thaten, herrſchte eine zwar ungezwungene, aber kühle

Freundlichkeit unter ihnen vor. Kein Scherz, wie er auf die Lippen eines jungen Ehemanns kommt, entſchlüpfte dem Georg; kein Blick, wie eine junge Gattin deren oft, ſelbſt in Geſellſchaft Anderer, dem Gatten halbverſtohlen zu ſchenken pflegt, war jemals in Verena's Auge zu ertappen. Wo Beider Zärtlichkeit zuſammen traf, das war der Eltern Haupt. Dieſe zu lieben und zu ehren und zu pflegen, ſchien der Kinder eigentliches Geſchäft; ſie ſparten ſich, ſo zu ſagen, die ihnen ſelbſt zukommende Liebe vom Munde ab, um ſie den Eltern zuzuwenden. — Sehr natürlich wurde auch dieſe Aeußerung ihrer Gefühle von den Aufpaſſern verunglimpft. Die Herzloſeſten unter den Letzteren ſagten ſich in die Ohren: „Die Landenberger haben kein Herz; er liebt nicht ſie, ſie liebt nicht ihn. Wären ſie ſchon zehn Jahre verheirathet, ſie könnten ſich nicht gleichgültiger begegnen. Aber auch die Liebe zu den Alten, die ſie zur Schau tragen, iſt nur Heuchelei. Die Alten müſſen brav Batzen geſpart haben und die Jungen warten ſchmerzlich auf der Alten Tod. Die Tochter iſt der pure Geiz, und der Schwiegerſohn möchte gern Alles haben, der Schwamm, der Pilz, der nackt auf die Welt gekommen, und mit Hagenbachs Geld ſich bereichert hat.“ —

Denn es galt ſeit geraumer Zeit — trotz des ehemaligen Lärms von Hagenbachs bevorſtehendem Bankerott — im Flecken für eine ausgemachte Wahrheit, daß der Exhauptmann ein rieſenhaftes Vermögen von jeher ſein genannt, und damit nur hinter'm Berg gehalten habe, um ſeine Freunde auf die Probe zu ſtellen. — Der Landweibel, deſſen Sohn die Bräuerstochter geheirathet, aber dadurch in eine verſchuldete Wirthſchaft gerathen war, hatte ſich ſchon öfters vor den dicken Kopf geſchlagen und geſagt: „Wie dumm war ich, den Hagenbachs den Stahl vor die Thür zu ſetzen! Um wie viel beſſer ſtände jetzt mein Bläſi; und niemand iſt an der Aufhetzerei ſchuld geweſen, als die Baſe Trümpy; und ſie ſoll mir nicht mehr über die Schwelle kommen!“ — Die Baſe lachte dazu; war doch ihr Herz voll Freude, daß der Bläſi, der ſie verſchmäht hatte, in ſchlimme Schuhe gekommen war! — Auch zu Landenbergers, wie ſie ſich ausdrückte, mißrathenem Eheſtand lachte ſie; doch konnte ſie den ſchmucken ehemaligen Knecht nicht völlig aus ihrer Seele reißen und widmete ſeinen häuslichen Angelegenheiten eine Aufmerkſamkeit, die ihr bald ſelber nicht Ruhe ließ. — Oft, am ſpäten Abend, wenn alle Lichter in den Häuſern ringsum ausgelöſcht waren, und in Landenbergers Wohngemach allein noch die Kerze brannte, ſchlich die neugierige, ſelbſtquäleriſche Schlange an des Undankbaren Haus und horchte an demſelben Schiebfenſter, in welches der kleine Briefträger am Hochzeittage ſeine Depeſche gereicht hatte. Bis daher war die Lauſchende nur Ohrenzeuge von den gleichgiltigſten Geſprächen der Eheleute geweſen; ſobald Georg mit einem ruhigen „Gute Nacht, Breneli!“ ſeine Lampe genommen, um in's obere Stockwerk ſeinem Lager zuzuwandern, ſobald Verena mit einem gähnenden „Schlaf wohl, Georg!“ ihre Thüre verriegelt hatte, mußte die aufpaſſende Trümpy den Rückzug antreten, und zwar immer unbefriedigt, um bald wieder deſto neugieriger auf ihren Poſten zurück zu kehren. Eines Abends jedoch — eine gewiſſe kribbelnde Unluſt und Reizbarkeit ließ die gute Nachbarin nicht einſchlafen — ſprang ſie aus dem Bette, kleidete ſich nothdürftig an, wie's die Sommernacht erlaubte, und ſchlüpfte in ihren kleinen Horchwinkel, da noch heller Lichtſchimmer durch die ſauber ausgeſchnittenen Herzen des Landenberger'ſchen Fenſterladens ſtrahlte. Mit unruhig pochender Bruſt, auf die Zehen ſich ſtreckend, vernahm die Trümpy zu ihrer innigſten Genugthuung, daß ein ungewöhnlich lebhafter Zweiſprach von den Ehegatten geführt wurde. Ihre Neugierde ahnte Wunderdinge.

Georg war ſo eben von einer Reiſe zurück gekommen und ſprach, heftig auf und ab gehend, mit dem Ton der Selbſtanklage: „Ich wollte, ich wär' im Himmel; mir wäre wohl. Das Fegfeuer iſt aber ſchon von dieſer Welt!“ — „Freilich,“ antwortete Verena mit Ruhe und Stolz, „'s geht nicht anders, wenn man den böſen Gelüſten nachgibt. Du haſt da etwas Schlimmes von der Reiſe mitgebracht, Görg.“ — „Lieb Breneli, der Satan hat mich hinter's Licht geführt. Wär' ich doch lieber in die Hölle, als zu den Schweſtern in's Haus gegangen! Wie ich Dir ſage, um etwas anders, als um den Enzian, den ſie zu verkaufen hatten, iſt mir's nicht geweſen; aber die Jüngere war ſo hübſch, und das Häuschen ſo ſauber ... ſie ſind blutarm, doch reinlich und apart, beſſer, als die andern, die im Gebirge wohnen. Kurz, ich bin wieder gekommen, wann die Eltern nicht zu Haus geweſen ... die Einſamkeit der Alpe hat auch geholfen ... ſchilt mich nicht ſo derb aus, Breneli. Wir ſind alleſammt gebrechliche Menſchen ...“ — „Das weiß der liebe Gott,“ verſetzte Verena nicht ohne Weichheit: „was ſoll aber aus dem Würmlein werden, das jetzo zu hoffen ſteht?“ — „Ich will mich ſeiner allerdings annehmen,“ ſagte Georg raſch und gutmüthig, „ich will ihm freilich Vater ſeyn, rathe mir aber, wie ich's anſtelle. Schon um Deinetwillen möchte ich nicht in die Mäuler der Leute kommen.“ — „Was ſoll ich rathen? Wenn die Mutter am Leben bliebe . . .“ — „Das iſt aber nicht,“ fiel Landenberger ein, „es kann ſie gerade nur ein Wunder retten. Der Gram, da ſie erfuhr, daß ich nicht mehr ledig ſey, und die Neigung, die ſie zum Zehrfieber hat, ihre jetzige Schwäche . . . gewiß, gewiß, ich darf meinem Blick trauen . . . ſie ſtirbt, dem Kinde das Leben gebend, oder das Kind ſtirbt mit ihr zugleich. Ich Unglücklicher! wäre ich doch um ein halbes Jahr jünger! ich wollte klüger ſeyn.“ — „Was ſoll ich rathen?“ wiederholte Verena mit Bewegung. „Ich wüßte wohl allenfalls eine Auskunft . . . ob nicht die Schweſter . . .?“ — „Nein, der Leichtſinnigen laß' ich das Kind nun und nimmermehr . . .“ — „Nun, ſo faſſe Dich einmal, Georg. Was geſchehen, iſt nicht ungeſchehen zu machen. Deine Pflicht iſt's, dem armen Wurm, ſo ihn Gott erhält, ein Vater zu ſeyn . . . und, ſo ſchwer's mich ankommt, und welche Ueberwindung mich's auch koſtet . . . ließe der liebe Gott das arme Weib nicht am Leben . . . das Kind ſollte nicht verſtoßen — ich ſelbſt wollte ihm Mutter ſeyn.“ — „Ach, Du Engel!“ frohlockte Georg, „ich hab' mich vor Deinen Vorwürfen, vor Deinem Zorn gefürchtet, und Du biſt mein lebendiger Troſt geweſen!“ — „Was helfen denn Vorwürfe? iſt's nicht hingegen unſere Sache, den Makel unſerer Lieben mit dem Mantel Chriſti zuzudecken?" — Georg küßte die Milde heftig auf Stirn und Wangen und ſprang dann an's Fenſter. „Ich muß Luft haben; ich erſticke in der ſchwülen Stube!" rief er und ließ den Laden nieder. — Kaum vermochte die lauſchende Nachbarin einen kleinen Vorſprung zu gewinnen. Bei einem Haare wäre ſie verrathen geweſen. Indeſſen entkam ſie unbemerkt, ſtreckte ſich, glühend vor Jaſt und Unruhe, in's Bett, und murmelte einmal und tauſendmal: „Saubere Geſchichten! Ein ſeliger Lebenswandel von den Beiden! Der Bruder Liederlich! die heuchleriſche Hehlerin! Pfui! nicht einen Funken von Ehre hat ſie im Leibe! Aber nur Geduld! mäuschenſtille Geduld! Wir wollen abwarten, wie der ſchmutzige Handel abläuft, und dann, erſt dann Lärm geſchlagen, wie ſich's gehört."

Des böſen Weibes Rachbegier war ſo gewaltig, daß ſie ſogar der geſchwätzigſten Zunge des Kantons Feſſeln anlegte. Die Wittwe gewann es über ſich, von dem, was ſie gehört, zu ſchweigen und des Verlaufs geduldig zu harren. Sie begnügte ſich, ringsum verſtohlen auszubreiten, daß ſie von Landenbergers ganz entſetzliche Dinge erfahren, und daß ſie ſchon zur gelegenen Zeit erzählen werde, was ſie wiſſe.

Und da auf einmal ganz unverhofft die Kunde umherging, Verena ſtehe in der Hoffnung, Mutter zu werden, ſchüttelte die Trümpy boshaft den Kopf und meinte, das ſey ein eitel Vorgeben, und man werde ſchon ganz etwas Anders erfahren. — Sie ſchwieg noch immer und harrte der Stunde der Vergeltung.

Und als es auf einmal hieß, Verena ſey mit ihrem Manne in die Fremde gereist, was noch niemals geſchehen, ſagte die Trümpy wieder: „Der Haber wird reif und das Brod wird aufgeben, daß es eine Freude iſt.“

Und als nach recht langer Abweſenheit das Ehepaar Landenberger wiederkehrte und Verena einen Säugling in den Armen trug, den ſie auf der Reiſe geboren; als die Verwunderung im Lande und das Entzücken in Hagenbachs Herzen ausbrach, und ſelbſt Scholaſtika mit einer dunkeln Ahnung von großmütterlicher Freude das Geſchrei des kleinen Enkels anhörte und das zappelnde Kind ſegnend betaſtete — da konnte die Trümpy nicht mehr an ſich halten. Zwar ſchwatzte ſie noch nichts den Freunden und Freundinnen, dem Markte und der Spinnſtube, aber ſie packte, nach ihrer Meinung, die Sache beim rechten Ende an, und lief zum Pfarrer und erzählte ihm Alles, was ſie erhorcht und erlauſcht, und beſchwor bei ihrer Seligkeit, Landenbergers Kind ſey nicht Verena's, und die Kirche wie die Obrigkeit müſſe das Aergerniß beſtrafen. — Der Pfarrer, wenn gleich zweifelnd, ſtutzend und zögernd, wenn gleich die verächtliche Horcherin derb abkanzelnd, hielt es für ſeine Pflicht, der argwöhniſchen Gemeinde gegenüber, einen dreiſten Blick in Landenbergers Familie zu thun; und darum begab er ſich am ſelben Abend in das ihm als verdächtig bezeichnete Haus.

Sein ungewohnter Beſuch befremdete natürlich. — Landenberger empfing ihn jedoch mit Zuvorkommenheit; Verena bewillkommte ihn herzlich. Längere Zeit drehte ſich das Geſpräch um gleichgültige Gegenſtände. Der Pfarrer glaubte zu bemerken, daß die Eheleute ſich gegenſeitig mit Blicken der Erwartung anſahen. — Aber weder auf der Stirn des Mannes, noch auf dem Antlitz der Frau war eine Spur von böſem Gewiſſen zu erforſchen. Der Pfarrer wußte daher nicht recht, wie er ſein kitzliches Verhör zu beginnen habe. — In derſelben Minute trat die Amme, mit dem Kinde auf dem Arm, herein und meldete, es ſey Jemand da und frage nach Herrn Landenberger. — Um des Pfarrers Beſuch abzukürzen oder zu ſeinem eigentlichen Ziel und Reſultat ſo geſchwind als möglich zu führen, antwortete Landenberger, der Fremde möchte indeſſen beim Vater eintreten und warten. Er ſelber würde kommen, ſobald der Herr Pfarrer ſich entfernt haben würde. — Die Amme, den Auftrag auszurichten, ließ das Kind auf dem Schooße der Mutter und ging hinaus. — Der Pfarrer ſeinerſeits, wohl einſehend, wie Landenbergers Beſcheid zu verſtehen, beſchloß, ehrlich und gerade mit der Sprache herauszugehen. — „Dies Euer Kind, liebe Frau?“ fragte er. Verena bejahte. — „Euer Kind, wahrhaftig und wahr?“ — Verena erröthete. „Der Herr fragt ſo dringend und ſonderbar, Georg. Sage ihm doch . . .“ — „Ich will redlich ſeyn,“ fiel ihr der Pfarrer in's Wort. „Dieſes und Jenes“ — er erzählte den Bericht der Angeberin — „hat mir Jemand als die reinſte Wahrheit hinterbracht. Ich bin es mir und euch ſelbſt ſchuldig, euch auf euer Gewiſſen zu befragen. Wenn Ihr, Frau Landenberger, durch Euren Edelmuth Euch habt überreden laſſen, Eures Mannes Schwachheit im Dunkel zu begraben und ſein Kind das Eurige zu nennen, ſo habt Ihr etwas gethan, das zwar an ſich eher zu loben als zu ſchelten iſt, das aber nichts deſto weniger in ſeinen Folgen verderblich werden kann. Der frömmſte Betrug iſt immer nur Betrug. Wenn er an's Licht kommt — und er wird's — wie könnt ihr euch beide vor dem weltlichen Richter verantworten? Wenn eure Ehe dereinſt mit Kindern geſegnet würde . . . was wolltet ihr mit dem Eingedrungenen beginnen? Oder ſollte er mitzehren am Erbe der rechtmäßigen Sprößlinge, und könntet ihr zugeben . . .?“

Verena unterbrach den Pfarrer, indem ſie zu Georg lebhaft ſagte: „Der geiſtliche Herr hat den Ruf, ein braver Mann zu ſeyn. Als ein ſolcher wird er uns nicht unglücklich machen, wenn wir ihm Alles ſagen.“ — „Ich mein's auch,“ antwortete Georg, plötzlich getroſt werdend: „Nehmt's als eine Beichte, würdigſter Herr. Dieſes Kind iſt wirklich nicht Vreneli's, es iſt mein Kind, das ſein Leben der Verſuchung und dem Zufall zu verdanken hat, und deſſen Mutter geſtorben iſt. Das Einfachſte ſchien uns, es für unſer eheliches Kind auszugeben. Stört uns nicht in dem Beſitz, hochwürdiger Herr, wenn Ihr ein menſchliches Herz habt. Macht uns nicht um meiner Schwäche willen zu Schanden. Macht unſern Vater nicht unglücklich, der einen Enkel zu wiegen glaubt und ſich verjüngt in dieſer Freude.“ — „Ich will nicht jetzo, in dieſem Augenblicke, Eurer Sünde Richter ſeyn,“ ſagte der Pfarrer ſchwankend, „bedenkt aber, daß euerm Vater noch gegönnt ſeyn wird, aus den Armen ſeiner Tochter einen Enkel zu empfangen, der . . .“ — „Nimmermehr!“ rief Verena vorſchnell, mit einer Geberde des Unwillens. — „Nein, o nein!“ ſetzte Georg eben ſo heftig hinzu. Der Geiſtliche ſchüttelte den Kopf. „Wie verſteh' ich euer Betragen, eure Reden? Wie könnt ihr wagen, der Zukunft den Stab zu brechen? Schon iſt viel Sonderbares von eurer Ehe laut geworden. Mir war aber vorbehalten, das Sonderbarſte aus eurem Munde ſelbſt zu vernehmen."

„Er iſt ein ächter Diener Gottes! . . ." bat Verena ihren Gatten, mit einem Blick auf den Pfarrer. „Sag' ihm Alles." — „Das Sonderbarſte freilich ſollt Ihr hören aus unſerm Munde, der ſchon ſo lange und ſo ungern ſchwieg," hob Georg an, indem er ſich den Schweiß von der Stirne trocknete. „Nehmt unſern ehrlichen Namen in Eure Obhut, Herr Pfarrer. Dieſe Verena iſt mir zwar von Euch ſelber angetraut worden . . . aber ſie iſt nicht mein Weib . . . ſie iſt meine Schweſter, Herr!"

Der Pfarrer fuhr zurück und ſchlug voll Schrecken die Hände zuſammen. — Georg lief nach ſeinem Schreibkaſten und brachte in ſeinen zitternden Fingern den Brief herbei, den er am Hochzeittage empfangen. „Bevor ich dieſen Brief erhalten," ſagte er weinerlich, „war ich ohne Ahnung, ohne Furcht, voll von Zuverſicht und Glück. Leſt aber, was mein zürnender Vater darinnen geſchrieben hat: Er hat mich nur aus Mitleid erzogen, hat mich zu ſeinem Erben beſtimmt, da ſeine Gebrechlichkeit ihm verboten, ein Weib zu nehmen; mein Davonlaufen hat mich jedoch aus ſeinem Herzen geriſſen, jeden Anſpruch meinerſeits an ihn getilgt; er überlaſſe mich meinem wohlverdienten Schickſal, ſchreibt er, und würde mir auch ſeinen Namen zu tragen verbieten, wenn er denjenigen meiner Eltern wüßte . . ." Ach, ich hätte ihm den theuern Namen, gleich nachdem ich ſeinen erſchrecklichen Brief geleſen, wohl ſagen können ...! leſt weiter, Hochwürdiger."

Und der Geiſtliche las, die Sätze halb verſchluckend vor Haſt und Neugier: „Am neun und zwanzigſten
„Auguſt ... da ich Chirurg bei der Armee geweſen ...
„im Verfolgen des Feindes ... im Poſthauſe am Arl-
„berg ... in meiner Stube verborgen einen Knaben ge-
„funden, der eine Leiche ſchien ... indeſſen noch Zeichen
„des Lebens verſpürte ... nachgeholfen ... von dem
„langgedauerten kataleptiſchen Anfall und Starrkrampf
„befreit ... darüber geſtört worden durch des Feindes
„neues Vordringen ... Alles aus dem Hauſe entflohen,
„kein Menſch zu finden geweſen ... das Kind in
„der Ambülance wohl eingepackt, mitgenommen ...
„dann auf langen Märſchen heimgekehrt ... ohne, wie
„ich gehofft, in jenes Haus zurück zu kehren ... ich war
„an den Knaben ſo gewöhnt ... erſt nach manchen Jah-
„ren in jenem Poſthauſe nachgefragt ... es waren an-
„dere Leute auf der Wirthſchaft; war gar nichts mehr
„zu erfahren. — Suche jetzt Deinen leiblichen Vater, da
„Du, undankbarer Raufhahn, Deinen Pflegevater mit
„Füßen von Dir geſtoßen!" —

Der Pfarrer blickte mit naſſen Augen gen Himmel. „Deine Vorſehung, o Herr!" ſtammelte er. Dann fragte er raſch: „Trifft, was der Chirurg ſchreibt, mit Euers Vaters mir wohlbekanntem Unglück zuſammen, Verena?" — „Auf Tag und Stunde und Ort. Viele hundertmal hat der Vater die traurige Geſchichte erzählt," erwiederte Vreneli, ihr kummervolles Geſicht hinter dem Kinde verbergend. — „Als ich den Unglücksbrief da leſen hörte,“ fügte Georg bei, „hab' ich mit einemmale lang eingeſchlafene Bilder wieder in meinem Hirn aufgehen geſehen. Als Bube war mir oft, als ſey ſchon früher, ehe ich von meinem Pflegevater etwas gewußt, allerlei mit mir vorgegangen, aber es ſcheint, daß nach der Starrſucht mein Gedächtniß lange ſchwach geblieben, daher ich auch nicht viel gelernt. — O ſtellt Euch unſer Herzeleid vor, würdiger Herr, und dann wieder unſere Freude, daß die böſe Poſt ſo ſchnell und nicht erſt ſpät gekommen! Wir ſind unſchuldige Leute, Herr! das heißt, ich bin wohl ein Sünder, wie dieſes Kind beſagt, aber 's Breneli iſt ein Lamm, ein Engel!“ — „Warum aber ſchweigen?“ ſprach der Geiſtliche mit freundlichem Vorwurf. — „Das Gerede, Herr, und weil der junge Rüttiman meine Schweſter in's Geſchrei gebracht . . .“ verſetzte Georg haſtig. Und noch haſtiger ergänzte Verena: „Vor Allem, Würdigſter, des Vaters Leben und Seelenheil! Hätt' er die Schreckensnachricht, daß ſein Sohn und ſeine Tochter ſich geehlicht, hingenommen, ohne zu Grund zu gehen; er, der um eines mindern Unfalls willen Hand an ſich ſelbſt gelegt?“ — „O ihr frommen Kinder!“ rief der Geiſtliche aus, ſeine Thränen nicht mehr verbergend.

Da ſprang die Thüre auf. Wie einſt an Georgs Hand, ſchwankte an eines Fremden Arm der alte Hagenbach in die Stube. — Mit Ungeſtüm und Schmerz und Freude ... unterbrochen von heftigen Athemzügen, ſtöhnte er ſeinen Kindern entgegen: „Iſt's wahr, iſt's wahr, was dieſer Mann mir ſo eben erzählt hat?“ — „Bei Gott! das iſt mein Pflegevater!“ ſchrie Georg, ſich in des Chirurgen Arme ſtürzend. „Ich kam, reuig und liebevoll, Dir zu verzeihen,“ ſagte der alte Landenberger zitternd; „ohne es zu wollen, habe ich durch die Erzählung Deiner Herkunft dieſen Mann bis auf Mark und Bein erſchüttert. Geh', tröſte ihn; geh', tröſte Deinen Vater und ſag' ihm tauſendmal, Du ſeyſt ſein Sohn, bis er's glaubt.“ — „Mein Sohn!“ jubelte der alte Hagenbach an Georgs Halſe; aber mit herzzerreißendem Ausdruck ſetzte er bei: „Verena, meine Tochter, Dein Weib? O Verena, geh', labe Deine Mutter, denn ſie hat gehört, was dieſer Mann erzählte, und hat's verſtanden, und ſie liegt drüben wie todt in Liſi's Armen!“

Verena flog hinüber. „Dieſe Dein Weib?“ fragte der Alte weiter mit ängſtlicher Spannung, der Eilenden nachdeutend. — „Seine Schweſter, ſeine liebevolle Schweſter!“ betheuerte der Geiſtliche, indem er den Enkel an Hagenbachs Bruſt hob. „Dieſer Knabe iſt aber Euers Sohnes, Euers braven Sohnes Kind.“ — Nachdem ſich Hagenbach etwas vom Sturm des Entzückens erholt, ſagte der edle Pfarrer zu Georg: „Die Schlange der Verleumdung wird nicht ruhen. Ich werde aber ſprechen, daß ich euch rein erfunden. Indeſſen ſammelt, was ihr habt, und gehet in ein ander Land, damit ihr Ruhe findet. Ich ſelbſt will ſorgen, daß euer Band getrennt, und einem Jeden von euch die Freiheit wieder gegeben werde.“

So geſchah es auch. Der Pfarrer hielt Wort, die Kirche that ihre Pflicht. Im Bernerland, im Hauſe Landenbergers, ließen ſich die Verkannten nieder, und Hagenbach vermißte ſeine Heimath nicht mehr. Er lernte noch das ſeligſte Glück kennen, das ihm blühte in Landenbergers, des Erretters, Freundſchaft, in den Armen ſeiner Kinder und ſeiner Scholaſtika, deren inneres Auge ſich wunderbar bei der Auffindung ihres Sohnes wieder aufthat und offen blieb, wenn auch ihr äußeres Auge beſtändig von den Schleiern der Nacht verſchloſſen gehalten wurde. — Doch entſchädigt ja das innere warme Leben für die äußere bunte Welt. Nur ſeufzte die Geneſene manchmal: „Wie manches Unheil hätt' uns der Wirth am Arlberge erſpart, wenn er uns geſtanden hätte, daß ihm die kleine Leiche entwendet worden; wenn er nicht aus Angſt und falſchem Mitleid geſchwiegen hätte! Aber ſein Schweigen und Landenbergers und Georgs Schweigen hat Alles böſe gemacht. Doch iſt Georg ja nicht mehr vorhanden und meinen Johann hab' ich ſo lieb, daß ich ihm von Herzen Alles vergebe!" — Hierauf küßten und drückten Sohn und Tochter die ſo mild gewordene Mutter und pflegten ſie nebſt dem Vater als ein Paar von Kleinodien, und ſchworen ſich's zu, niemals ſich zu verehlichen und zuerſt den Eltern, dann dem Kinde Johannes ihr ganzes Leben zu weihen. — Sie haben Wort gehalten.

Das Diamanten-Elixir.

Umriſſe aus dem Leben
des
Magiſters Raphael
von Reichelsheim.

> „Das Leben läßt ſich verlängern, wie das Brennen
> „eines Feuers durch zugelegtes Material. Es wäre
> „daher nicht gegen die Natur, bis an's Ende der
> „Welt ſein Leben zu verlängern, wenn wir je wüßten,
> „was uns erhalten kann.“
>
> Theophraſtus Paracelſus.

Erſtes Kapitel.

Raphaels Begebenheiten in Salzburg.

1541.

Unter der Regierung des Erzbiſchofs Johann Ernſt, der ein Herzog in Baiern geweſen, wurde in Müllen, einer Vorſtadt Salzburgs, auf dem ſogenannten Fröſchlmos, ein neues Schlößchen erbaut. Der Bauherr war der Rathsherr und Hauptmann der bürgerlichen Reiterei, Herr Virgil Fröſchlmoſer, eines angeſehenen altbürgerlichen Geſchlechts Abkömmling. Handel und Wandel hatten ihn geſegnet, und, damit nicht allein von ſeinem Wohlſtand geſprochen würde, hatte ihm der Himmel auch eine feine Nachkommenſchaft beſcheert, worunter ſich eine Tochter beſonders auszeichnete. Euphemia war das Glück und die Plage ihrer Eltern geweſen, von Kindesbeinen an. Was man in jenen Zeiten Schönheit nannte, beſaß ſie im hohen Grade. Als eine Jungfrau von zwanzig Jahren war ſie von hoher, wohlbeſetzter Geſtalt, mit gelben

Haaren und lichten Augen; ihre Haut ſtritt mit der Schlehenblüthe um den Vorzug der Weiße; ihr Mund öffnete ſich reizend und war voll lieblicher Redensarten; ſo auch die Geberden ihrer ſchönen Hände und der Gang ihrer tadelloſen Füße voll von Anmuth. Sie hatte, wie die Geſtalt, ſo das Herz ihrer guten Mutter; der Kopf war ein Erbtheil ihres unruhigen, neuerungsſüchtigen, leicht veränderlichen Vaters. Daher war Euphemia gut oder ſchlimm, je nachdem Herz oder Kopf eben im Regiment an der Reihe ſtand, und erquickte bald, was ſie umgab, durch ihre Holdſeligkeit, bald ärgerte ſie die Welt mit wetterwendiſcher Heftigkeit. Die Mutter war geſtorben, ohne ſie bekehren zu können; der Vater lebte zwar geſund fort, lag aber ſtets im Kriege mit der Tochter. Seinen übrigen Kindern ein Gewaltherr, konnte er des älteſten nicht Meiſter werden, nicht in Liebe, nicht in Zank, und er nannte Euphemia vor ſeinen Freunden in einem Athem ſein Kleinod und ſeines Hauſes Stolz, und wieder ſeinen Wirthſchaftsteufel und ſein bitteres Kreuz.

Ein launenhaftes Herz iſt aber heißen Trieben und herriſchen Gewohnheiten unterthan. Euphemia verachtete die Freundſchaft zu ihrem Geſchlecht; jedoch war ihr die Liebe zum andern, die heimliche, verſchwiegene Liebe, über Alles theuer. Kalt und ſpröde von außen, liebte ſie im Verborgenen um ſo leidenſchaftlicher, wie der Türke heimlich ſeinen Wein trinkt, wie der Wilddieb verſtohlen im Forſte pürſcht. Dabei übte ſie den Brauch des verſtändigen Zechers, der nicht immer denſelben Becher ſchlürft, und des Frevelſchützen, der nicht nur *einer* Gattung des Wildſpiels nachſtellt. — Zur Zeit, da Herr Virgil ſein neues Haus im Fröſchlmos erbaute, war ſeine Tochter mit voller Seele dem ſchönen Magiſter Raphael zugethan. Die rothe Wange des Philoſophen und Arzneikundigen, ſein feurig Auge und lockiger Bart, die Würde ſeiner männlichen Geſtalt gefielen der Jungfrau gar zu wohl, und vielmal beſſer, als die weißen Geſichter der Knaben, oder das unſtäte Weſen der Jünglinge, mit denen ſie etwa ſchon eine und die andere Jahrszeit vertändelt hatte. Raphael war ein Fremdling in der Biſchofſtadt, war nur erſt, obgleich im Mannesalter, der Schüler und Jünger eines hochberühmten Meiſters. Hat ſich indeſſen je ein zärtlich Herz, ſchwelgend in der Gegenwart, um eitle Dinge bekümmert? Anders ſtand es mit dem Vater Euphemia's. Er mochte Fremdlinge nicht leiden, den Erzbiſchof nicht ausgenommen; er haßte die Arzneigelehrten und nannte ſie Betrüger; er gab nicht einen Schnitterling *) für die Zukunft ſolcher Leute. Darum verachtete er den Magiſter ſo tief, als ihn Euphemia hoch hielt; darum war er außer ſich gerathen, als er eines Tages hinter ſeiner Tochter Geheimniß gekommen. Raphael durfte ſich in Fröſchlmoſers Hauſe nicht mehr ſehen laſſen, daher fand er ſich auf dem Fröſchlmos verſtohlen mit der Geliebten zuſammen. Während die Maurer luſtig den neuen Bau förderten, bauten die Liebenden auf einem verſteckten Plätzchen unter dem alten Grimming-Schloß Paläſte in die Luſt, Tempel von aber und aber geheiligten Schwüren, Paradieſe von

---

*) Alte Salzburger-Scheidemünze.

unendlichen Liebesverheißungen. Ihrer Gelübde winzigſtes war, einander ewig anzugehören, und ſie meinten's wahrlich treu und bieder, während ſie ſchwuren und gelobten. Um ſo empörender erſchien ihnen am Morgen des einundzwanzigſten Septembers die unberufene Einmiſchung des alten Fröſchlmoſer, der ſie plötzlich im Verſteck unter dem Grimming-Schloß, mitten unter ihren Tempeln und Paläſten, innerhalb ihres Herzensjeruſalems überraſchte. Der grobe Rathsherr und Reiterhauptmann jagte die glühende Tochter von dannen und hielt den erbleichenden Raphael feſt. Nachdem er ein Hagelwetter von Verwünſchungen über den Magiſter ausgeſchüttet, ſagte er zu demſelben: „Unterſtehe Dich noch einmal, Du fremder Zigeuner vom Rhein, meiner Dirne nachzuſchleichen! Wenn Du nicht binnen dreien Tagen dieſe Stadt und ihr Gebiet verlaſſen haſt, ſo zittre vor dem Loos, das Deiner wartet. Meine Söhne und Knechte ſollen Dir Arm und Bein zerſchlagen und den Schädel obendrein.“ — Raphael riß ſich entrüſtet von der Fauſt des Alten los. „Ich weiß allerdings, daß grober Brauch hier zu Hauſe iſt,“ erwiederte er, „doch rathe ich Euch, nicht auf's Fauſtrecht zu pochen. Ich ſtelle mich unter den Schutz des Erzbiſchofs. Ein Wort von meinem Meiſter zu dem erlauchten Herrn, und Ihr werdet ſehen!“

Fröſchlmoſer lachte, doch geſchah's im herben Ingrimm, und er drohte dem Magiſter mit dem Finger. „Bürſchlein, Bürſchlein! Ein angeſeſſ'ner Bürger guten Leumunds fürchtet mit nichten des baierſchen Herzogs Drohungen. Prahle nicht mit Deinem Meiſter, Du Quackſalberlehrling von dreißig Jahren! Der Wundermann iſt am

Sterben, und ſein breites Schweizermaul wird dem Biſchof nicht mehr in den Ohren liegen. Gott behüte Deine Rippen, Händ' und Füße, Landſtreicher! mache Dich davon.“

Raphael blitzte heftig auf, da er ſeinen Lehrer ſchmähen hörte, und verſetzte: „Der Wundermann, der Geſegnete, wird nicht ſterben, Du patziger Wirrkopf, und darum werd' ich bleiben, wo ich bin, und wehe Dir, ſo Du mich nur anrührſt. Du haſt ohnehin ein feines Kerbholz bei dem Erzbiſchof zu Gute. Wir wollen ſchon mit dem heimlichen Lutheraner fertig werden!“

Der dreiſte Vorwurf machte den Alten beſtürzt, ſo daß er ſich auf eine Antwort erſt beſinnen mußte. Der Magiſter, der den rechten Fleck getroffen, benützte ſeines Ausfalls Wirkung und ging von dannen, zum Fluß hinab, einen Schiffer zu rufen, der ihn über die Salza ſetzen möchte. — Der Schiffmann kam, der Nachen ſtieß in's Waſſer. „Hinüber an's Chay!“ befahl der Magiſter, und überließ ſich ſeinen Gedanken. Der Vorwürfe manche peinigten die Seele des unverdorbenen, ja noch kindlich geſinnten Mannes. Daß er ſchon ſeit geraumer Zeit die Wiſſenſchaft vernachläßigt, die Kunſt hintangeſetzt, um ſchmachtender Minne zu fröhnen, daß er ſeit mehreren Tagen ſogar des kranken Meiſters hatte vergeſſen können . . ., das ſchmerzte ihn ſehr. Und — wie es denn geſchieht — den Gewiſſensbiſſen auf der Ferſe folgte das leichtfüßige, ſchmuckausſehende Heer der guten Vorſätze, das wacker Stand hält, bis der Feind ins Feld ſchreitet; und noch nicht hatte der Kahn am jenſeitigen Stadttheile angelegt, als der Magiſter bereits ſich ſelber die Hand darauf gegeben, den alten Hippokrates von nun an ganz allein zu lieben und die zärtliche Euphemia zu vergeſſen . . . bis auf beſſere Zeiten. In dieſem Augenblick kamen ihm ſeine vor einer Stunde zum tauſendſtenmal geleiſteten Eide lächerlich, ja gottesläſterlich vor; abſcheulich mehr und mehr, je näher er der Behauſung ſeines Meiſters kam, den er zu ſehen begierig geworden war. Ein ganz umgewandelter Menſch ging er ein in das Wirthshaus zum weißen Roß, und drückte ſich im ſchmalen Hausgang höflich zur Seite, da mehrere anſehnliche Leute, als der Stadtrichter von Hallein, der Notarius Hans Kalbsohr nebſt ſeinem Schreiber, die ehrſamen Bürger Andreas Setznagel und Ruprecht Strobl, auch noch andere mehr an ihm vorübergingen. Sie alle waren ernſthaften Angeſichts; der Letzte von ihnen nickte dem Magiſter freundlich zu und ſprach halblaut zu ihm die Worte: „Der Doktor verlangt innigen Herzens nach Euch. Der Notar hat ihm ſo eben das Teſtament abgenommen. ’s wird bald aus ſeyn mit dem weiſen Manne. Geht ſchnell hinauf!“

Erſchrocken, als ob der Sterbende ſein leiblicher Vater wäre, eilte Raphael vorwärts, und da er Geräuſch in der Stube des Kranken hörte, lauſchte er vorſichtig ein Weilchen vor der Thüre. Der Kranke ſchalt mit erſchöpfter, aber ausnehmend zorniger Stimme ſeinen Diener. „Ich ſage Dir, Claus,“ zürnte er auf gut ſchweizeriſch, „ich jage Dich ſtracks davon, wenn Du mir den Magiſter nicht bringſt. Du weißt, daß ich mit Deiner Faulheit nicht ſubtil umgehe. Ich bin ein grober Schweizer, Gott ſey Dank. Wir werden mit Haberbrod und räßem Käſe aufgefüttert, das kann nicht ſubtile Geſellen geben. Den Magiſter will ich.“ — „Wenn ich ihn aber nicht finde, gelehrter Herr?“ ſagte der Diener weinerlich, „bedenkt doch, daß Ihr ſchwachen Leibes, und tobt nicht alſo auf mit einem armen Burſchen, der ſchon übel genug daran iſt, in Eurem Dienſt zu ſtehen.“ — „Daß doch der Himmel einfalle!“ begann wieder der Doktor. „Uebel daran, übel daran! Gaisbock Du! Lotterbube Du! Wer von uns am übelſten daran iſt, weißt Du's? Du biſt der zwei und zwanzigſte Knecht, den mir die böſen Geiſter beſcheert haben, biſt der ſchlechteſte von allen.“ — „Hm, der Herr, der binnen dreißig Jahren zwei und zwanzigmal den Diener wechſelt . . . “ — „Schweigſt Du gleich, Du Bitterwurzel? Kann ich dafür, daß der Henker die erſten ein und zwanzig Diebe von mir genommen und aufgehenkt hat? Bald genug wird auch an Dich die Reihe kommen; oder ich laſſe Dich zu Tod prügeln, wenn Du nicht den Magiſter findeſt, ehe ich drei Vaterunſer gebetet habe!“

Um dieſen Auftritt zu endigen, ging Raphael in die Stube hinein und an das dürftige Reiſebett, woneben der Kranke ſaß. Der letztere, ein Mann mit kahlem Schädel, vorſtehenden Augen und ziemlich gemeinen Zügen, worinnen jedoch der Abglanz eines ungemeinen Geiſtes nicht zu verkennen, bot einen bedauernswürdigen Anblick dar. Seine Glieder, welk und hager, zitterten unaufhörlich, ſein Geſicht war bleifarbig, die Stellen ausgenommen, wo die violetten Roſtflecken der Trunkſucht ſaßen; ſeine Zunge war halbgelähmt, und halbverſchleiert ſein Auge. Der trotzige Mund hing ſchlaff zum Kinn hernieder; die rauhen Gurgellaute ſtolperten mit vielen Unterbrechungen über die breiten und fahlen Lippen. Und dennoch lebte in dieſer entwürdigten und ſinkenden Hülle eine außerordentliche Natur; der Verſtand dieſes Sterbenden war ein ſeltener, obſchon umwuchert von Irrthümern, prahleriſchen Lügen und tadelnswerthen Schwächen des Gemüths. Der Sterbende war der berühmte und berüchtigte Theophraſtus Paracelſus.

Raphael erkannte nur mit Mühe ſeinen Meiſter wieder. Die aufrichtigſten Thränen des Mitleids ſchoſſen ihm über die Wimpern und fielen auf die bleiche Hand, die er küßte. Theophraſt war gegen den Schüler beſſerer Laune, als dieſer erwartet hatte. Nachdem der Dokter den maulenden Claus hinausgeſchickt, ſagte er zum Magiſter: „Glückliche Ankunft, Raphael. Sey bedankt, daß Du Dich des alten Mannes noch erinnerſt; denn ich bin alt, obſchon das halbe Säculum meiner erſt nach zwei Jahren habhaft werden wird. Alt, Raphael, ſehr alt bin ich geworden, ſeit ich Dich nicht geſehen, ſeit Du in Deine kleinſte Welt Dich ganz verloren ...“

Meiſter Paracelſus pflegte das Weib alſo zu nennen. — Der Magiſter ſchämte ſich und antwortete, die Hand auf der Bruſt: „Verzeiht mir die Schwachheit ſo gern, als ich das Verſprechen leiſte, ſie von mir abzuthun. Die Minne hat ſich an mir gerächt, weil ich bis daher unempfindlich gegen ſie geweſen. Aber jetzo hat die Vernunft, des reifen Mannes Hofmeiſterin, geſiegt, und ich will von neuem der Wiſſenſchaft allein gehören.“ — „Beſſer iſt's, Magiſter. Ich danke der göttlichen Weisheit, daß ſie mir die zeitraubende, grauſam peinigende Minne verſagt hat. Unſer Wiſſen, Raphael, iſt das Wiſſen der Engel und Geiſter. Dazu dient nur das dialiſche, das göttliche Leben unſerer vernünftigen Seele. Laß' aus dem Spiel das Syderiſche und Elementariſche in uns. Wer Gott erkennen will, das iſt: den großen Archäus und das geſammte Wiſſen im Schöpfungskreiſe, muß ſelber Gott ſeyn, ſo viel an ihm iſt; nämlich rein, ruhig, gefaßt, erhaben über Alles. Meide nur ein Jahrzehend lang die Eva beharrlich, und ich will ſchon einen Weiſen und Gerüſteten aus Dir machen.“

Als der Magiſter den hinſchwindenden Mann, deſſen Hauch ſchon kalt wurde, von zehn Jahren reden hörte, als wie von einer Kleinigkeit, wurde ihm das Herz beklommen, und er nahm prüfend des Kranken Handgelenk zwiſchen ſeine Finger. „Wie geht es Euch, gelehrter Herr?“ fragte er mit gleichgiltiger Miene, obſchon voll innerer Angſt, denn er fühlte, wie der Tod im Puls des Kranken wüſt und regellos herumpochte. — „Schlimm, dem Anſchein nach,“ erwiederte der Doktor. Ueber die geſpannten Züge ſeines Antlitzes flog eines ſchlauen Lächelns kaum merkliche Heiterkeit. Der blaſſe Strahl entging dem aufmerkſamen Raphael keineswegs. „Was hat er im Hinterhalte?“ fragte er ſich, Hoffnung ſchöpfend, in Gedanken. Der Doktor redete indeſſen nur vom Abſcheiden und von der Rückkehr der menſchlichen Dreifaltigkeit in ihre urſprüngliche Heimath. „Was iſt nun weiter am Tode? Er iſt ein Aufhören der Lebensflamme, ein Vergehen des Lichts, eine Vertrocknung des Balſams im elementariſchen Leibe, die große Trennung der Seele, die zurück kehrt zum Urſprung aller Geheimniſſe, des Geiſtes, den ſein Geſtirn zurückfordert, des verweslichen

Körpers endlich, der da verfällt der Erde, woraus er ſtammt. Ich fürchte den Tod nicht . . ." — „Redet doch nicht ſo beharrlich vom Sterben. Seyd Ihr ein aufgegebener Mann?" — „Von Seiten der Aerzte, wie ſie ſind, ohne Zweifel. Mögen ſie reden; ich will ihnen ſchon zu reden geben. Tauſende haben an mir gezweifelt, da ich im Leben, friſch und geſund am Leibe, umherwandelte, ein Apoſtel der wahren Philoſophie und Medizin; Hunderttauſende ſollen jedoch an mich glauben, im Augenblick, da der grimmige Tod mir naht, mein Kiſſen zu ſchütteln und ſeinen Finger an mein Herz zu halten!"

Die Aufregung, womit der vielfach im Leben mißhandelte Mann die letzten Worte ausſprach, ergriff ihn ſo gewaltig, daß er, nach Luft ſchnappend, zurück ſank, ſo daß der Magiſter ſchier vermeinte, als ſähe er das Kiſſen bereits ſchütteln und den kalten weißen Zeigefinger des Todes nach Paracelſi Herzen zielen. — Demungeachtet erholte ſich Theophraſtus bald, und flugs gelang ihm wieder ein Lächeln, da er ſprach: „Ich werde nicht ſterben; ich treibe mit ihnen nur meinen Scherz. Nein, mein Raphael, Du guter Narr, ich werde nicht ſterben, und wenn ich jetzo ſchon die Augen verkehrte." — „Gott geb's, lieber Herr! doch ſcheint mir, redlich geſagt, Eure Krankheit ſchwer." — „Ja, ja, Raphael, es iſt jetzo Winter in mir und mein Planet iſt trübe geworden; aber annoch dürften Mittel auf Erden ſeyn, und ein göttlicher Wille in der Höhe, um meinen Elementarleib zu reinigen, daß mein Winter vergehe, daß mein Sommer wiederkehre, daß mir mein Blühen, meine Farbe, Kraft und Stärke wieder begegne." — „Noch einmal, Gott geb' es und erfülle Eure Zukunft, wie Ihr ſagt. Wo war jedoch vor Kurzem Eure Zuverſicht? Habt Ihr nicht Euer Teſtament gemacht?" — „Was beweist das? Warum ſollte ein Teſtament ſtets der Paſſierzettel zum ewigen Leben ſeyn? Warum nicht einmal der Geburtsſchein des Teſtators? Wahrlich, Raphael, dieſes geſchah nur ad majorem artis gloriam; und nebenbei iſt mir lieb geweſen, die guten Freunde genau zu erforſchen, die nach mir zu bleiben vermeinen, während ſie dennoch alle vor mir dahinſcheiden werden. Die Errichtung eines Teſtaments iſt eine Operation mit der Wünſchelruthe; ſie weist, wo edle Metalle verborgen ſind, und aber auch, wo nichtsnutziger Gneis und Glimmer ſchmarotzt. Die Signaturen der Phyſiognomie eines Menſchen und die Lineamente ſeiner Hand ſind unzuverläßige Kennzeichen, gegen den Probſtein eines Teſtaments gehalten. Ich habe den Armen vermacht, ich habe dem Rappelbader vermacht, ich habe dem Barbier, dem rothen Wendel, vermacht, ich habe die Executores ernannt und bedacht; — guter Raphael, nur Dich hab' ich leer ausgehen laſſen; aber gräme Dich nicht deßhalben, ich habe Allen nur taube Nüſſe gegeben. Wie ſie jedoch ihre zuſammengedrückten Ohren aufſperrten, wie ſie ihre gierigen, gefräßigen Augen umherſtreifen ließen, wie ſie im Geiſte all meine Habe ſchon die ihrige nannten: Der meine Dukaten, Jener meine Recepte, der Eine meine Bücher, der Andere meine Kryſtalle! Der redlichſte von ihnen war noch der Setznagel, der da meinte, ich beſäße doch nicht gar viel für einen ſo weit berühmten Mann, und ich müſſe ſtets frei und junkerhaft gelebt haben, weil nicht mehr da ſey. Aber wie dumm, Magiſter, wie dumm! wenn ich fröhlich war und die Rebe liebte, durfte ich's nicht? Sollen wir der finſtern Pfaffenmeinung ſeyn, daß hienieden nur eitel Klage und Leiden erlaubt? Iſt der Menſch nicht geſchaffen, um von den Freuden der Erde ſeinen Theil zu nehmen, und findet nicht ein Jeder nach ſeiner Complexion ſeine irdiſche Freude angezeigt durch ſeine Imagination, die eine Sonne im Menſchen, das wehende Licht in der Teſta iſt? Soll ich zudem Gold ſparen, der das Gold machen kann? ſoll ich aufſpeichern, der den Stein der Weiſen hat? Und ich beſitze wohl Köſtlicheres als die Tinktur, die da hervorgeht aus des Löwen roſenfarbigem Blut und aus des Adlers weißer Glut: ich habe das Elixir der Unſterblichkeit, und Du ſollſt es, wenn ich einmal gern ſterbe, oder wenn ein äußerer Unfall, der von meinem Geſtirn kommt, mich dahin reißen möchte, Du ſollſt es von mir erben. Aber Du mußt mir helfen, den höchſten Triumph zu feiern, den jemals ein Weiſer auf Erden gehabt, Hippocratem nicht ausgenommen.“

Die lange und lebhafte Rede hatte den Doktor nicht wenig angegriffen; ſeine Ermattung nöthigte ihn, eine lange Pauſe zu machen. Da er ſich wieder erholte, fragte ihn Raphael dringend, was er thun ſolle. Paracelſus nahm einen kleinen Schlüſſel, den er an einer rothen Schnur um den Hals trug, überreichte denſelben dem Magiſter und verſetzte: „Zählen wir nicht morgen den zwei und zwanzigſten September?“ — „Ja, lieber Meiſter.“ — „Morgen ſteht Tag und Nacht gleich: Morgen wird das Compoſitum in ſein fünftes Weſen übergegangen ſeyn." — „Welches, gelehrter Herr?" — „Geduld; das läßt ſich nicht im Hui und nach der Elle herſagen. Die materia prima, die verwandelt werden ſoll in eine Eſſenz, Tinctura optima, oder Elixir, muß zerſchiedene Stadia durchgehen, bevor ſie vollendet und gereiniget iſt. Das aber bewirkt die feinſte Diſtillation. Das vornehmſte Elixir — das, von dem ich rede — hat der Weſen fünf, die es hat durchmachen müſſen. Im erſten erſcheint es elementariſch, unſauber, voll von Schwachheit; im zweiten als ein wäſſeriger Leib; im dritten iſt es ein öliger Corpus von luftiger Beſchaffenheit und ziemlich rein von Gebrechen; im vierten erſcheint es feurig, wiewohl noch unrein, doch ſchon überaus kräftig; im fünften Weſen iſt's ein erleuchteter, durchaus glorificirter Leib, der keinen Mangel mehr hat und Alles in's Beſte und Vorzüglichſte verwandelt. Das wird hervorgebracht binnen neunzig Tagen, iſt ein göttliches Werk, das höchſte und letzte Geheimniß der Natur; und die materia prima iſt der Diamant, durch ſubtile Kunſt flüſſig gemacht und präparirt mit dem Liquor horizontis in ſommerlicher Zeit. Jetzt merke auf, Raphael: Dieſer Schlüſſel öffnet die Kammer unter'm Dach. In der Lucke, unter'm klaren Himmelſpiegel, ſteht das Gefäß, ein ſchwarzes, von dichtem Glaſe. Das Elixir iſt fertig morgen um die Stunde, da der Hahn den Tag begrüßt und der Thau ſich in dichte Tropfen verkörpert. Merke wohl auf: ich könnte von dem Elixir, ſobald der Hahn gerufen, einen Löffel voll einnehmen und ich wäre geſund und die Krankheit weg; — ich könnte es wohl brauchen, denn mein Leib iſt in voller Auflöſung und das Verderbniß nimmt überhand, — ich würde allerdings ſterben, wenn ich nicht das Summum Arcanum beſäße; — allein was würden die Tröpfe ſagen? daß ein Zufall mir geholfen, oder daß es überhaupt noch nicht ſo arg geweſen. Deßhalb verlange ich von Dir, mein beſter Schüler, daß Du der Kunſt den Sieg ob allen Zweifeln bereiteſt. Es wird mit mir morgen Abend zwiſchen vier und fünf Uhr zu Ende gehen. Laß Dich nicht anfechten meine Agonie, und warte geduldig ab den Augenblick, da ſich gerade nur noch eine Feder vor meinem röchelnden Munde bewegen wird. Dann flöße mir in Gegenwart von allerhand Zeugen, gelehrt und ungelehrt — der letzteren ſeyen mehrere als der erſteren — einen Schluck von der Wunderarznei ein und ich werde erwachen, zu Kräften kehren, geſund ſeyn und leben. Fürwahr, brächteſt Du nur eines Gerſtenkörnleins groß zwiſchen meine zuſammengebiſſenen Zähne, ich würde geneſen und davon noch hundert Jahre leben! Willſt Du das verrichten?“ — „Mit Freuden, Herr, mit Freuden; doch ſcheint mir das Experiment gefährlich, die Zeit zu weit hinausgeſchoben ...“ — „Wie? Du biſt ein verzagter Geſell und haſt vergeſſen, was Du gelernt? Tauſendmal haſt Du geſehen, wie der Tod an ſein Geſchäft geht und welche Zeichen dem endlichen Hintritt voranſchreiten, und willſt zögern, Dich bedenken? Hab' ich doch Vertrauen in Deine Sorge, in Dein Auge und Deine Hand geſetzt, ich der Sterbende, und Du, der Geſunde und Beſonnene, Du mein Freund, wollteſt Dir mißtrauen? Wie ich Dir ſage, alſo ſey's. Zur Verherrlichung meines Ruhms, der auf Dich nicht minder zurückſtrahlen wird, zur Beſchämung all' meiner Feinde und Verächter, zu Deiner eigenen Zukunft goldenen Entwickelung — reich' mir die Hand und ſage: Ja!“ — Der tief ergriffene Schüler leiſtete, unfähig, ſolcher Aufforderung zu widerſtehen, gerne und willig das Verſprechen. — —

Als der Hahn im Hofe ſtand, dem erſten Frühroth-ſtrahl entgegen blinzelnd, ſcharrend mit den Füßen und zum Wachtgeſchrei den Schnabel öffnend, ſchlüpfte Euphemia, des Fröſchlmoſers Tochter, in die Kammer der Magd Beatrix und ſprach zu ihr: „Willſt Du aufſtehen, Träge?“ — Die Magd war beſchämt und entſchuldigte ſich gegen ihre Gebieterin wegen ihrer Langſchläferei, aber Euphemia zankte weiter: „Sagt' ich Dir nicht, daß der Vater in aller Frühe ausgehen will? Aber ſeine Schuhe ſind nicht mit Oel geſchmiert, auf dem Herd iſt noch kein Feuer, um die Suppe zu kochen. Schon höre ich den Herrn huſten und wenn ich ihm Deine Nachläßigkeit entdecke, wirſt Du fortgejagt ohne Barmherzigkeit. Du weißt, wie böſe der Vater iſt und wie er Dir von lange her den Nachtbeſuch Deines Buhlen nachträgt.“ — „Die Jungfer wird wohl ſchweigen, wenn's Gottes Wille iſt,“ bat die Magd voll Herzeleid, denn die Ehehalten gingen nicht gern von Fröſchlmoſer weg, weil er, ſobald ſie heiratheten, ohne eine Ausſteuer ſie nicht entließ. — „Du biſt faul und einfältig und plauderhaft genug, um zu verdienen, daß ich dem Herrn Alles ſagte,“ bemerkte Euphemia. — „Du liebe Frau! Wie könnt Ihr mich plauderhaft ſchelten?“ — „Ich will ſehen, ob Du's nicht biſt, und in der Erwartung, daß Du mir dienen wolleſt, ohne zu ſchwatzen, will ich den Vater nicht gegen Dich erzürnen.“ — „Was iſt denn Euer Begehr? Ich will Alles thun, wenn ich im Dienſt bleiben darf. Mein Martin heirathet mich, nicht ſpäter obendrein, als nächſte Pfingſten, und ich möchte Eures Vaters Geſchenke nicht miſſen, ſonſt nimmt er mich nicht, der wetterwendiſche Bube.“ — „Du ſollſt Deine Ausſteuer haben, ſollſt noch in den Kauf ein ſchön Geſchenk von mir erhalten, damit der Martin Dich nicht ſitzen laſſe. Du liebſt ihn wohl ſehr, Du arme Trix?“ — Der Magd lieſen die Augen voll Waſſer und ſie ſagte, die Hände auf die Bruſt gelegt: „Das muß wahr ſeyn, helf mir Gott.“ — „Du wärſt gewiß untröſtlich, wenn Du Deinen Schatz verlöreſt?“ — „Schau' die Jungfer, ſterben müßt' ich allerwenigſtens.“ — „Nun hör' einmal: mir ging' es grad eben ſo, wenn ich denjenigen laſſen müßte, den ich liebe, und ich liebe einen ſchönen, ſchönen Mann, und edel iſt er, weiſe und edel, ſo wie ſchön.“ — „Ich wünſch' Euch Glück und Segen, eine fröhliche Hochzeit und einen goldnen Tag[*]), goldner, als jemals einer geweſen.“ — „Vielen Dank, Du gute Dirne. Aber die Hochzeit iſt noch fern, denn mein Vater hat ſeinen Kopf aufgeſetzt und mir verboten, an den ſchönen Mann zu denken. Trotz des Herrn Widerſpenſtigkeit bin ich jetzt eigenſinniger als je, und habe gelobt, meinem Holden nicht untreu zu werden. Ich muß mit ihm ſelber reden, Beatrix.“ — „Hm, freilich. Kann ich was dazu thun?“ — „Geh', ſag' ihm, daß ich ihn heut Abend, während ſie bei St. Andreas die Veſper ſingen, im Königsgäßchen erwarte; unter'm Bogen, dort beim Oſterthor, Du weißt ſchon.“ — „Das meine ich, daß ich das ſtille, dunkle Plätzchen weiß. Wohin geh' ich aber?“ — Euphemia entſendete die anſtellige Magd in des Magiſters Wohnung; von da ſchickte man ſie in das weiße Roß. — „Er wünſcht Euch alles Gute, ſchöne Jungfer,“ meldete die Botin bei der Rückkehr, „doch iſt ſein Meiſter krank und ſchwach, und an dem Bett des Leidenden zu verweilen, ſchicke ſich für den Schüler wohl, ſagte der Herr.“ — Euphemia ſtutzte, dann ſagte ſie mit klopfendem Herzen: „Geh' hin noch einmal, Du freudige Magd, und ſage ihm: wohl tauſendmal habe er mir geſchworen, daß ich ihm mehr ſey als die ganze Welt; und iſt dann noch zu wählen zwiſchen einer Jungfrau, voll von Leben, und einem alten Siechling? Es ſey hohe Zeit, ja die höchſte, daß Raphael mit mir rede; um meiner Liebe willen bitte ihn darum.“ — Und als die Botin kam zum zweitenmale und berichtete, daß der Magiſter unruhig ſey und unentſchloſſen, und daß er flehe, ihn auf eine frühere oder eine ſpätere Stunde zu beſcheiden, nur nicht gerade zwiſchen der vierten und fünften des Abends — da erzürnte ſich Euphemia heftig und funkelnden Auges ſagte ſie: „Eile, ihm zu melden, daß er komme, komme zu der Friſt, die ich ihm geſteckt, wenn er nicht an mir zum Mörder werden wolle. Ich könne ſeine Härte nicht ertragen und würde mir das Leben nehmen und, ihn verwünſchend, zum Abgrund fahren. Größeres Elend ſey noch nie von einem Weibe empfunden worden, als von mir. Ich weine, ſiehſt Du? ich zittere am ganzen Leibe und verzweifle am Heiligſten, ſiehſt Du, Beatrix?

---

[*]) Nachhochzeit.

Sage ihm ſchnell, was Du geſehen!“ — Nach kurzer Abweſenheit verkündete die Magd: auch Raphael habe geweint und verzweifelnd Stirn und Herz geſchlagen, und er werde kommen unfehlbar.

Euphemia ſchmückte mit Siegesroſen ihre Wangen. Raphael grollte mit ſich ſelber. Hier lag vor ſeinen ſtarren Augen im beginnenden Wahnſinntaumel der Meiſter, der von ihm ein heiliges Verſprechen zum Pfande hatte. Dort winkte ihm gebieteriſch und doch ſo lockend die Liebe zu ſüßem dringendem Gekoſe. Auch die Liebe hatte Gelöbniſſe ſeines flammenden Herzens zum Pfande erhalten! Wie ſollte Raphael thun, um zu genügen zumal der Pflicht und der Sehnſucht, die um ſo mächtiger aufwachte, als die Vorſätze des verwichenen Tags ſie ſchnöde in den Hintergrund gedrängt, mit Vernichtung bedroht hatten? — Da hob Paracelſus das müde Haupt aus dem Geſpenſtertanz des Deliriums empor und ſagte: „Ich höre die Glocke der Sebaſtianskirche; es wird bald vier Uhr ſchlagen?“ — „So iſt's, lieber Meiſter.“ — „Die Auferſtehung naht heran, Raphael. Geh' hin und hole die Zeugen zuſammen; ſie wohnen in der Nähe alle, die ich Dir ſchon benannt. Ich will indeſſen ſchlafen. Sieh' auch nach dem Elixir; mir hat geträumt, daß eine fahle Katze mit Wendels Angeſicht daran geleckt und geſogen. Schau' nach, befehle ich, und verrichte Deinen Gang. Eine halbe Stunde nach vier Uhr komm', mich zu wecken; dann iſt's an der Zeit.“ — „Wär's nicht beſſer, theurer Mann, wenn Ihr gerade jetzo Euch der göttlichen Eſſenz bedientet?“ — „Gehorche; je ſpäter, je dringender, um ſo größer das Mirakel.

Mich ſchläfert... wie iſt der Abend, Raphael?“ — „Schwarz und gewitterhaft. Es liegt im Weſten eine ſchwere Wolkenlaſt, von Hagel voll. Ihr wißt, geliebter Meiſter, daß während ſolchen Elementen-Aufruhrs des Menſchen Lebenskraft ſchneller weicht, als ſonſt!“ — „Ich brauche keine Lehren,“ murmelte Paracelſus, den Kopf im Kiſſen begrabend: „Bin ich nicht unfehlbar, und wer hat ſe auf einem Unſinn mich ertappt...? Aber das Elixir... jag' ihn fort den Wendel... fort!“ Das letzte Wort im Munde, entſchlummerte der Kranke, und Raphael eilte, nach dem Heiltrank zu ſchauen. Das Gefäß ſtand unberührt, verſiegelt wie am Morgen. Der Magiſter beſchäftigte ſich nicht lange damit; die Zeugen, die er zu laden hatte, die alten Geſichter mit den langen Bärten, und Euphemia, das weiße, junge, goldumlockte Frühlingsantlitz, tanzten vor ſeiner Einbildungskraft, und jagten ihn aus dem Hauſe, nachdem er den Diener Claus zum Wächter an dem einſamen Lager Paracelſi beſtellt hatte. Auf ſchnellen Sohlen flog Raphael von Haus zu Haus, Hohe und Geringe, wie ſie ihm der Doktor verzeichnet, binnen einer Stunde zu einem letzten Beſuch beim Wundermann, auf deſſen Verlangen, zu rufen. Der Eine ſagte zu, der Andere ſchien bedenklich und zweifelnd; Raphael hielt ſich bei Keinem auf, denn es hatte ſchon vier Uhr geſchlagen, und im düſtern Bogen an dem Oſterthor erwartete ihn ja der Engel ſeines Lebens.

In der Andreaskirche ſangen Kleriſei und Volk die Veſper; das Königsgäßchen war menſchenleer, und finſter ſchauten die Wolken hinein. Der Luftzug, der durch das krumme Gäßlein pfiff, machte das Frauengewand flattern, das in der Tiefe des Bogens kaum ſichtbar erſchien. — „Euphemia!“ rief der fleißig ſpähende Raphael, und umklammerte die Wartende. — Grollend halb, halb ſich in Lieb’ ergebend, lag Euphemia in des Magiſters Armen, und entgegnete ſeinem Minneruf: „Wollteſt Du mich tödten mit Sprödigkeit? hab’ ich das um Dich verdient?“ — „Verzeih, verzeih, mein Lebensbaum, Du holdes, grünes Myrtenreis meiner Zukunft!...“ bat hinwieder der Liebende, und erzählte die Ver- und Wiederumwandlungen ſeiner Gefühle, und verſchwieg nicht eine Silbe von den Vorwürfen ſeiner ſchulmeiſterlichen Melancholie, nicht den leiſeſten Schatten ſeiner wechſelnden Gedanken; verachtend, was er geſtern hoch gehalten, ſchmähend die Verſuchung, die ihn zur Abtrünnigkeit vom Heiligſten hatte verleiten wollen, auf’s Neue beſchwörend ſeine wiederbefeſtigte Treue, und deren Triumph ausmalend bis in’s einzelne. Darüber verging viel Zeit, und es koſte ſich ſo ungeſtört und vertraulich unter’m finſtern Schwibbogen, und die gewitterliche Dämmerung draußen vermehrte die Vertraulichkeit und Sicherheit in ſolchem Grade, daß auch Euphemia kein Ende fand, dem Geliebten zu ſagen, daß ſie nimmer von ihm laſſen werde und allen Lockungen vorziehen wolle, ihm nachzugehen durch die weite Welt, da der Zorn des Vaters ihn ohnehin zu Salzburg nicht dulden würde. „Du mußt gehen, Du mußt fliehen,“ ſagte ſie ſtreng ermahnend zu dem Staunenden: „meine Brüder und Verwandte ſind ſchon vom Vater aufgewiegelt. Er hat geſchworen, Dich blutig entgelten zu laſſen, was Du beim Abſchiede ihm mit trotzigem Muthe geſagt. Wie nannteſt Du Deine Heimath, Seele meiner Seele, o Herz, mein Herz?“ — „Am Saum des Odenwaldes ſteht meiner Eltern beſcheidenes Haus, Euphemia. Gleich weit iſt es von Frankfurt und von Heidelberg entfernt.“ — „So warte meiner auf der allernächſten Meſſe zu Frankfurt. Die Tochter des ſavoyiſchen Krämers wird ihren Vater dorthin begleiten, und ich will mit ihr kommen, wie mein Vater mir und dem Bruder Veit ſchon lange erlaubt hat. Harre meiner ſo gewiß, als ich Dir folge, und laß uns weit von hier beglückt und ſelig ſeyn!“ — Ehe noch der beſtürzte Raphael zu antworten vermochte, fuhr Euphemia erſchrocken zuſammen; der Donner murrte dicht ober des Paares Häuptern, und ſchweflicher Dunſt erfüllte die Luft. Die Liebenden ſahen mit Erſtaunen, — ſo gänzlich waren ſie im Anſchauen ihrer Schönheit verſunken geweſen, — daß die Gaſſe voll von Leuten war, die raſch vorüber liefen, ſchreiend und ſich geberdend, wie Unſinnige. — „Feuer!“ brüllten wilde Stimmen. „Der Blitz, der Blitz!“ heulten wieder andere. — In den Lärm klang der Schlag der fünften Stunde, der Jammer des Sturmgeläuts. —

Raphael kam von Euphemia's Seite weg, ohne zu wiſſen, wie? Eine unbeſchreibliche Angſt peitſchte ihn von dannen. „Fünf Uhr! fünf Uhr! wenn's zu ſpät wäre!“ ſeufzte er, ſeine Schritte beſchleunigend, ſo gut als es ſich in dem Menſchengedränge thun ließ. Die Linzergaſſe ſtrahlte wider von den Flammen, die aus dem Stadtbruderhauſe aufloderten. Der Brand war aus den Wolken, wie ein niederſtoßender Adler, auf das Dach des Spittels gefahren, und ſchlug dort luſtig die feurigen funkenſprühenden Flügel. Was da auf menſchlichen Beinen ging, lief heran, um zu helfen oder zu gaffen, um zu horchen dem Geſchrei der alten Pfründner, und dem wilden Toben der Wahnſinnigen, die in ihren Kodern zu verbrennen fürchteten, oder um ſelber zu ſchwatzen und zu zetern, wie bei ſolchen Unglücksfällen der Brauch iſt. — Mit verdoppelter Ellbogenkraft verſchaffte ſich Raphael endlich den Eintritt in's weiße Roß; die Thüre des Doktors war verſchloſſen. Der Magiſter flog die Treppe hinan auf den Speicher, in die Kammer. Der Trank der Unſterblichkeit ſtand unberührt auf ſeinem Platze; auf dem Dachvorſprung lungerte aber der einfältige Claus, und ergötzte ſich am Schauſpiel des Brandes. „He!“ rief ihn Raphael an: „was iſt mit dem Meiſter?“ — „Er ſchlief ſo feſt; ich habe ihn eingeriegelt.“ — „Oeffne ſchnell, Du träger Knecht.“ — „Er hat oft nach Euch gerufen, Herr, mancherlei Geſichter geſchnitten, und gen Himmel gedeutet, wie ein Verzückter; doch iſt er ruhig geworden und entſchlafen.“ — „Entſchlafen, entſchlafen zum Tode!“ zürnte der Magiſter mit bleichen Lippen, und warf auf den Diener die Schuld, die er ſelber trug. Mit der Seelenangſt eines Verbrechers huſchte er an's ſtille Bett des Schlummernden, der auf der linken Seite lag. Ein einziger Blick verrieth dem Magiſter den ganzen Umfang der Folgen ſeiner leichtſinnigen Verſpätung. Der letzte Kampf hatte des Arztes Züge verändert, ſein Auge ſtarr gemacht; die Lippen klafften, jeder Hauch der Lunge war erſtorben. Die Feder, die Raphaels bebende Hand an Paracelſi Mund brachte, regte ſich nicht im mindeſten. Mehrere Löffel voll der Eſſenz des Lebens, die der entſetzte Schüler dem Todten einflößte, riefen nicht mehr die Farbe auf das zerſtörte Antlitz, nicht den Athem in die kalte Bruſt zurück. Jegliches Leben in des Heilkünſtlers Elementarleib war zu Ende gegangen. Raphaels Betrübniß kannte keine Gränzen. — Als jedoch die beſchiedenen Zeugen, die ſich ebenfalls bei der Feuersbrunſt verſpätet hatten, nach und nach eintrafen, und ſtumm betrachtend ſich um die Leiche reihten, verbarg der Magiſter unwillkürlich das Gefäß, worinnen das Elixir, unter ſeinem weiten Mantel, empfahl den wenigen Freunden des Theophraſtus deſſen Ueberreſte, den Teſtamentsvollſtreckern deſſen Habe, und ſchlich nach ſeiner Behauſung. Es war Nacht geworden, und der heftige Regen hatte den Brand gelöſcht, die wogende Menge verſcheucht. Auch im Haupte des verwaiſten Schülers war für geraume Zeit das Licht erloſchen, auch in ſeinem Herzen war es öde geworden. Mehrere Stunden verträumte er, in die Lampe ſtarrend; ein guter Theil der folgenden ſchwamm dahin auf ſeinen Thränenfluthen. Die Nacht ſchickte ſich an, zu Ende zu gehen, als des Magiſters naſſer Blick auf die Flaſche des Diamanten-Elixirs fiel. Sie ſtand in einer dunkeln Ecke, neben dem triefenden Mantel, und der Inhalt der Flaſche leuchtete, wie der bononiſche Stein. — Um ſich zu zerſtreuen, trug Raphael das Gefäß auf ſeinen Tiſch, und nahm behutſam den Glaspfropf davon. Das Elixir, von dem er in der Herzensangſt mehr als die Hälfte an die Leiche verſchwendet, war geruchlos, leuchtete aber ſchön und ſtill. An den Pfropf war mit Siegelwachs ein ſorglich gefaltetes Papier befeſtigt, das Raphael ablöſte. Er fand auf demſelben in griechiſcher Sprache, und zwar nicht von der Hand des Paracelſus, der das Griechiſche nicht geachtet, und wohl auch nicht ſonderlich verſtanden, Folgendes geſchrieben:

„Dieſes iſt das geheime und göttliche Werk, das „nicht Hippokrates, nicht Galen, nicht Avicenna und „nicht Albertus Magnus gekannt haben. Hermes hat „es ergründet und erfunden; Ariſtoteles hat einiges davon „gewußt. — So wie gewiß iſt, daß nichts auf Erden, „ſo den menſchlichen Leib vor dem Tode bewahrt, ſo iſt „dennoch tauſendmal wahr, daß es ein Ding gibt, ſo „die Verderbniß aufhebt, die Jugend erneuert und das „kurze Leben, wie an den Erzvätern geſchehen, verlängert. „Die Kunſt iſt jedoch immer länger als das Leben. „Ohne Gottes Erlaubniß beſteht nicht die Kunſt; daher „muß ſie mit Gott angegriffen werden, und dieſes Elixir „iſt kein Teufelswerk, und wird nur gottesfürchtigen „Leuten zu Nutz und Frommen ſeyn. — Das Recept zu „dem Diamanten-Extract iſt nebenangeſchrieben. Der „Gebrauch iſt aber dieſer: Von dieſem Saft des vollendetſten mineraliſchen Körpers genügt ein kleines Maß, „um des Menſchen Leben weit hinaus zu rücken. Je „nach dem Alter wird weniger oder mehr zu brauchen „ſeyn. Dem Manne und dem Weib in der Vollkraft „ihres reifern Alters gib eine ehrliche Doſis; und mag „dieſe Arznei alle fünf und zwanzig Jahre angewendet „werden, ſo iſt nicht zu bezweifeln, daß das alſo geſtärkte Leben dauern dürfte durch mehrere Jahrhunderte.

„Der Leib des Arzneienden wird bleiben, wie er iſt
„zur Zeit des Gebrauchs; nicht jünger und nicht älter
„werdend, frei von allen innerlichen Krankheiten; doch
„ſchützt der Wundertrank nicht vor dem Schwert, dem
„himmliſchen und irdiſchen Feuer, und überhaupt vor
„jeder gewaltſamen Todesart, die des Menſchen Geſtirn
„über denſelben verhängen möchte. Nicht rathſam iſt
„ferner, daß nach einem zurückgelegten Jahrhundert der
„Mann noch einmal ſich beweibe, oder das Weib noch
„einmal nach dem Ehemann trachte, die Kräfte des
„Elixirs würden alsdann dem ſinkenden Haus der Sterne
„folgen, und von den Elementen verzehrt werden. Es
„prüfe ſich ein Jeder indeſſen ſtrenge, bevor er von
„dieſem göttlichen Werke Gebrauch macht. Allerdings
„iſt ein langes Leben koſtbar dem Philoſophen, und der
„Ehrgeizige wird ſtets ſein Glücksziel damit erreichen,
„weil nach langem Warten immerdar der unermüdlich
„Ausdauernde zu ſeinem Endzweck gelangt. Doch hat
„hingegen ein überaus langes Daſeyn ebenfalls ſeine
„Beſchwerden. Wer nicht reines Herzens iſt, wer der
„Sünde fröhnt, ſtehe ab, von dieſer Eſſenz zu koſten.
„Je länger hienieden des Sünders Leben, je qualvoller
„drüben des Sünders Ewigkeit. Gib auch nicht den
„Dummen von dem Elixir zu verſuchen; ſie ſollen der
„Welt nicht eine immerdauernde Laſt ſeyn, ſie ſollen
„ſo bald als möglich im Paradieſe den Verſtand gewin-
„nen, der ihnen auf Erden verſagt worden. Gib auch
„nicht davon zu trinken den Beladenen, den Kindern
„aller Schmerzen: ihre Heimath iſt im Schooße des
„himmliſchen Vaters; gönne ſie ihnen bald. Gib von

„dieſer Arznei nur den Starken, den Herzensreinen, die „ſich nicht fürchten vor den Früchten der Erkenntniß; „weil die Erkenntniß im Menſchen wird wachſen ohne „Unterlaß, bleibt gleich ſein Leib derſelbe. Denn die „Seele kömmt von Gott und trachtet ſtets nach ſeiner „Vollkommenheit. Dieſes zur Lehre, und nichts weiter.“

Raphael überlas vielleicht ein Dutzendmal den vielverheißenden Zettel; mit haſtigem Blick ſuchte er nach dem Recept: es war nicht vorhanden. Aber das unſchätzbare Elixir ſtand vor ihm; obſchon zur Hälfte vergeudet, barg es dennoch die Lebenskraft mehrerer Jahrhunderte in ſich. Eine neue Weltanſicht, ein Muth- und Kühnheitsdrang, wie Raphael noch nie gekannt, blitzte aus dem Flammenkern des geläuterten Diamants in ſein Gehirn, in ſeine Bruſt. Ohne ſich lange zu prüfen, ohne lange mit ſeiner Herzensreinheit zu Rathe zu gehen, trank er nach Vorſchrift des griechiſchen Weiſen von der Eſſenz des Edelſteins, trank einmal, zweimal, dreimal, und wurde in einem Augenblick der Erbe des köſtlichſten Schatzes, den Paracelſus hinterlaſſen; des wundervollen Lebens, das dem Alchymiſten ſelber nicht beſchieden geweſen. — Als der Hahn rief, als das bleiche Morgenlicht hinter Regenwolken hervorbrach, war's geſchehen; und — ſey es nun die Kraft der Arznei geweſen, die ſich plötzlich in Raphaels Gliedern entwickelte, oder die kecke Zuverſicht des Glaubens an des Arcanums Wirkſamkeit, die ſein Herz friſcher ſchlagen, ſeine Lunge mächtiger athmen machte — von Stund an war der blöde, zagende, mit Zweifeln kämpfende Magiſter ein ganz anderer Menſch, denn zuvor. Es kam ihm vor, als ob ſein Haupt in die Wolken gewachſen wäre, als ob ſeine Sohlen mit eiſerner Gewalt ihre Spuren der Erde eindrückten, wie man wohl an der Fährte des ſehnenkräftigen Hirſches dann und wann zu bemerken hat.

Die kleine Welt in ſeinem Kopfe blühte, wie noch nie geſchehen, in unendlicher Pracht; eine prunkende Treppe von großen Sehnſuchtsgedanken, eine lange Reihe von Eroberungsvorſätzen baute ſich aus dem Mittelpunkte ſeines Verſtandesgebiets empor, um ſich an die Sterne zu lehnen. Sehnſucht nach Allem, was im Schöpfungskreiſe zu erſehnen, Begierde nach Allem, was darinnen zu erobern, erfüllte die Seele des Mannes, der ein Leben, ſo zu ſagen ohne Ende, — der eine Fülle von Geiſtes- und Körperkräften ohne Abnehmen in der Flaſche verwahrte, die in ſeinem Schranke ſtand. Niemand wußte um ſeinen Reichthum, Niemand ahnte, daß er über viele Menſchenalter zu verfügen hatte. Wie arm kam dem heimlichen Erben des großen Theophraſt der Begütertſte auf Erden vor! Wie mitleidig ſah er nieder auf das Werkeltagsgetümmel, und auf die erbärmlichen Hoffnungen der Menſchen, die nur ſechszig oder ſiebzig Jahre vor ſich haben: ſiebzig elende fingerlange Jahre, um all' ihr Gepäck von Jugend und Alter, von Wachsthum und Zerbröckelung, von Freud und Leid, von Geld- und Ehrgeiz zu faſſen; fingerlange elende ſiebzig Jahre, von denen die Hälfte obendrein ein lebendiger Tod iſt, weil ſie dem Schlummer gehört, oder der Hülfloſigkeit des Säuglings und des Greiſen; der Krankheit und dem Mißvergnügen; den langweiligen Formeln des Taglebens, bei denen Geiſt und Leib gleich unthätig ſind, und der Frohnarbeit, an der das Daſeyn klebt, als an einer kargen Amme! — „Arbeit iſt ſchön, beruhigend, erhebend," ſagte Raphael: „aber verwünſcht ſey das Tagwerk, das ich mit Widerwillen verrichte. Entbehrungen ſind heilſam, aber verwünſcht ſey das Leben, das nur eine Kette von Entbehrungen iſt! Ich will nicht mehr ein Sklave der Kranken ſeyn, nicht mehr meine Kunſt um ſchnöden Liedlohn einem Jeden preisgeben. Mich drängt ja von nun an die Zeit nicht mehr; ich habe deren ſo viel vor mir, daß ich, meinem Forſchungstrieb genügend, die ganze Schöpfung auswendig lernen kann. Wann den elenden kurzlebigen Grüblern die Augen müde und unbelohnt im ewigen Schlafe zufallen, werde ich noch wach ſeyn, und alle Geheimniſſe mir aneignen; und weil in der Summa der Geheimniſſe auch das Arcanum des Diamants mitbegriffen, ſo werde ich auch dieſes erobern, präpariren, gebrauchen und — unſterblich ſeyn!" — Stolzer Hoffnungen voll, ging Raphael, nachdem er die wohlverſicherte Flaſche in einen Winkel ſeines Kellers verborgen, aus dem Hauſe. In den Kirchen wurde wegen eines feierlichen Anlaſſes das „Salvum fac imperatorem" geſungen; mit Achſelzucken ging Raphael vorüber, weil der Kaiſer Karl ihn dauerte. Wie bald mußte nicht der Tod den Allgewaltigen ereilen? Vor dem Bilde des Pabſtes Paul lächelte der Magiſter mitleidig. Der alte Mann ſtand ja ſchon mit einem Fuß im Grabe! Was fragte Raphael mehr nach Krone und Tiare auf ſchnell dahinwelkenden Köpfen!

Er half den geſchiedenen Meiſter zur Erde beſtatten. Es war ihm wohler noch als zuvor, da Gruft und

Sargdeckel zwiſchen ihm und Theophraſti Geſicht, das ihm zu zürnen ſchien, geſchloſſen war. — „Ich lebe das Leben, das eigentlich ihm gehörte," ſagte Raphael in ſeinen Gedanken: „Der todte Gläubiger iſt des Schuldners guter Freund." — „Friede den Lebendigen, den Begrabenen die ewige Ruhe!" ſchrieb er mit leichter Hand auf das Denkmal des Paracelſus.

Sodann wohnte er dem Erbverzeichniſſe in der Stube des Doktors bei, und ſpottete im Innerſten der Habſucht des rothen Barbiers Andreas Wendel, der in allen Ecken, ſelbſt im Schornſtein und unter dem Dielenboden nach Recepten und Arzneien ſuchte, die ihm vermacht waren. Pulver und Salben, Latwergen und Wurzeln gab es, um einen weiten Sack zu füllen. Receptbücher fehlten auch nicht; dennoch ſpürte der Bader immer ängſtlicher in Staub und Aſche herum. — „Was ſucht Ihr?" fragte ihn Raphael lächelnd. — „Den Stein der Weiſen, beim Wetter!" verſetzte der eifrige Erbe: „Der Doktor hat ihn gehabt, hat mir's tauſendmal betheuert, dennoch finde ich ihn nicht. Unnütze Kryſtalle genug... aber der Stein der Weiſen, wo der?" — „Der Phönix, der ihn gelegt, wird ihn zu Neſt geholt haben, um ihn auszubrüten," ſcherzte der Magiſter. Aber der Rothkopf verzog mißgünſtig die Lippen und erwiederte: „Wäret Ihr nicht etwa ſelber der Phönix, der zu Neſte trug, was einem Andern gehört?" — Raphael ſah den Bader geringſchätzig an, ohne ihm zu antworten, und ging ſeiner Wege. — Was fragte er nach dem Argwohn des habgierigen Wendel?

Da nun der Meiſter beſtattet, hatten ſich Raphaels

Gedanken, von Sorge und Trauerpflicht entkleidet, mit verdoppelter Macht der Liebe zugewendet, und der Magiſter war im Begriff, einem wichtigern Gegner, als der rothe Bader war, entgegen zu treten: dem alten Virgil Fröſchlmoſer. Des Rathsherrn Stand und Vermögen ſchüchterte Raphael nicht mehr ein. Aufrechten Hauptes trat er bei Euphemia's Vater vor, der ihn verwundert, mürriſch, ja ſelbſt auffahrend empfing. Der Magiſter ſchnitt dem Rathsherrn die Rede, und den drohenden Befehl, das Haus zu verlaſſen, vom Munde weg. Sein Spruch war klar, verſtändlich, und nichts Geringeres als eine unumwundene Werbung um Euphemia's Hand. Raphael ließ ſeinen künftigen Schwiegervater in ein goldenes Reich der Verheißung ſchauen, rühmte ſich der beneidenswertheſten Zukunft, und wie er im Stande ſey, die Braut und Alle, die ihr angehörten, zu den glücklichſten Menſchen zu machen. Seine Beredtſamkeit wirkte Wunder: Fröſchlmoſer bändigte ſeinen Zorn, horchte, lauſchte, wurde ſtets aufmerkſamer, es flog endlich ſogar ein gewiſſes Lächeln über ſein breites Angeſicht. Raphael ahnte in dieſem Zeichen ſein nahes Glück. Als er vollendet, antwortete der Rathsherr mit geheimnißvollem Weſen, wie er's in den Magiſtrats-Sitzungen gelernt hatte: „Es iſt Alles ſchön und gut, was Ihr da ſagt, Meiſter Raphael. Aber eine dritte Perſon hat den Ausſchlag zu geben.“ — „Eure Tochter? wo iſt ſie, die mich ſo heftig liebt, als ich für ſie empfinde?“ — „Daß ſie Euch heftig liebt, weiß ich nur zu genau,“ verſetzte Virgil, und wurde etwas bleich unter dem grellen Farbenſpiel ſeiner Wangen: „ſie büßt noch zu dieſer Friſt, in ihrer Kammer eingeſchloſſen, ihren Ungehorſam. Ich gehe, ſie hieher zu führen. Wartet ſein.“ — Der Vater ging langſam, ſchleppenden Schritts. Der Werber wartete geduldig, und zierte ſich in Gedanken mit einer Triumphkrone von Lorbeer und Liebesſternen, um ſich für ſeine wohlangewendete Dreiſtigkeit zu belohnen. Doch blieb der Vater lange weg; kein Laut war im alten Hauſe zu hören. Der Erwartung Qual ſchlug immer höhere Wellen an das Herz des Liebenden hinan. Er trippelte ungeduldig von einem der ſchmalen Stubenfenſter zum andern; um ſich zu zerſtreuen, heftete er ſein Auge an das muntere Spiel von kleinen Vögeln, die im engen Hof auf- und niederflogen, als ob ſie auf dem einzigen Sonnenſtrahl, der dahin drang, wie auf einem goldenen Seile tanzten. Aber auch dieſe niedlichen Spiele riefen dem Zuſchauer der Liebe Schwung und Flug und Muthwille in's Gedächtniß, und beklommener wurde ſtets ſeine Bruſt. — Da flattert etwas Weißes in der Höhe des Dachs, und Raphael glaubt das Fittichrauſchen der Venustaube zu vernehmen. Er blickt empor: aus ſchmaler Oeffnung zwiſchen den Schindeln der Bedachung weht ein Tuch, ein Schleier, irgend ein Feldzeichen der Minne. Die Hand, die es ſchwingt — ſie iſt nicht zu verkennen. Weißer noch als das Schleiergewebe, blendender noch als der Sonnenſtrahl, umſpannt von der wohlbekannten Granatenſchnur, kann dieſe Hand nur Euphemia's ſeyn. Aber das Dunkel und die Enge der Oeffnung in dem Dache verſagt dem ſchärfſten Blick die Wonne, in's Angeſicht der holden Fahnenſchwenkerin zu ſchauen. Dagegen ſtreckt ſich auf der andern Seite des

Ueberbaues, durch ein ſchmutziges Gitter, ein feiſter, rother Arm, und die Hand deſſelben winkt mit plumpem Finger, und hinter dem Arm zeigt ſich leiſe huſtend der verſtörte Kopf der mitwiſſenden Beatix. — „Eingeſperrt!“ ruft die Getreue zum Magiſter herüber: „ſeit geſtern eingeſperrt. Alles ausgekommen; helft der Jungfer, dann hab' auch ich ein wenig Hoffnung. Bitt' für uns, o Herr!“ — Dieſe Worte, ſo einfach ſie erſonnen, ſo heimlich ſie herüberſchwirrten, wie das ferne Krächzen einer Dohle, erſchütterten das Ohr des Hörers gewaltig. Euphemia noch im Kerker; Beatrix ihr Schickſal theilend! So war denn Alles, was Virgil geſprochen, Lüge und Verrath? — Raphael ſprang zur Thüre. Das Schloß war zu, und feſt, und nicht aufzurütteln. Der Magiſter verſuchte mit gewaltigem Schulterdruck die Oeffnung zu erzwingen... vergebens. Jenſeits der Riegel lachten muthwillige Jünglinge, Euphemia's Brüder, ſeiner Wuth. Raphael tobte und ſchmähte. Sie erwiederten Gleiches mit Gleichem. Da wurde ein Geräuſch auf der Stiege laut; die Spötter verſtummten; auch der Gefangene lauſchte mit keuchender Bruſt. Er erwartete ſeiner Freiheit Wiederkehr. Die Riegel fielen; die Hand, der ſie wichen, war rüſtig, wie die eines Befreiers. Dem haſtigen Schlüſſel ergab ſich das Pfortenſchloß; muthig und dankbar zugleich geſinnt, ſtürzte der Magiſter den Rettern entgegen...! grauſame Täuſchung: er taumelte in den Hellebartenkreis erzbiſchöflicher Soldknechte und ſtädtiſcher Häſcher. — Eine Stunde darauf ſtand er, ein Gefangener, vor dem Erzbiſchof ſelber.

Der Fürſt war ein friſcher, lebendiger Herr, in ſeinen beſten Jahren; hatte nicht viel Geiſtliches an ſich, weder in der Kleidung, die eines ſchlichten Edelmanns war, noch in ſeinem Gemüthe; wenn nicht eine ſtarre Unduldſamkeit gegen Irrende, Abtrünnige und Ketzer dafür gelten mochte. Wie es noch zu ſeiner Zeit erlaubt war, regierte er als Erzbiſchof, ohne die prieſterlichen Weihen erhalten zu haben. Er war deshalb nicht ſchlimmer als ſeine Vorgänger. An Arbeitſamkeit kam ihm nicht Einer gleich; er hatte ein offen Ohr und Herz für die Bedrängniſſe ſeiner Unterthanen, half gern dem Gewerbe auf, und förderte den Reichthum des Landes, indem er die vernachläßigten Bergwerke als wohl unterrichteter Mineralog und Hüttenkundiger verbeſſerte. Mathematik, Aſtronomie und Chemie waren ihm befreundete Wiſſenſchaften. Er hatte, das „große Werk“ zu treiben, den Paracelſus bei ſich aufgenommen, und in der kurzen Friſt eines Jahres manche Stunde neben dem Wundermann am Schmelztiegel zugebracht, um aus rauhen Stoffen den metalliſchen Geiſt, die feine ewige Subſtanz: Sal, Sulphur und Mercurius zu befreien, die das Gold erzeugt. Raphael, der Genoß der Arbeiten ſeines Meiſters, war dem Fürſten gut bekannt. Daher redete ihn Erzbiſchof Ernſt nicht allzuſtreng an:

„Was muß ich hören, Magiſter? Kaum iſt Dein erlauchter Lehrer zu den Schatten gegangen, und ſchon erhebt die Welt Klagen gegen Dich? Danke es dem guten Vernehmen, ſo zwiſchen mir und dem verlebten Doktor Theophraſtus geherrſcht, daß ich nicht geſtatten will, Dich dem gemeinen Richter zu überantworten; daß ich ſelber der summus arbiter Deines Schickſals ſeyn will. Dennoch hab' ich Deinen Meiſter nicht zu loben, ſondern wohl gar zu tadeln, indem alle ſeine Verheißungen, das große Werk betreffend, eitel Lügen und Dunſt geweſen ſind. Aber der Menſch ſoll nicht ſein Mißvergnügen allein anhören, das ein übler Fürſprecher des Fehlenden iſt. Ich will gerecht und gnädig mit Dir ſeyn, inſofern Du bekennſt, und zwar bekennſt ohne Zwang."

Der Magiſter hörte mit Erſtaunen, daß der Rathsherr Fröſchlmoſer ihn hatte verhaften laſſen, und daß mittlerweilen auch Andreas Wendel beim Richter gegen ihn geklagt. „Weſſen beſchuldigen mich dieſe Leute?" fragte Raphael. — Der Erzbiſchof verſetzte: „Der Bader ſchilt Dich einen Dieb, der aus ſeines Meiſters Verlaſſenſchaft den Stein der Weiſen geſtohlen." — „Wollte Gott, ich hätte das koſtbare Geheimniß! Ich wollte den Raub gegen den einfältigen Bader ſchon verantworten." —

„Virgil Fröſchlmoſer," fuhr der Erzbiſchof fort, „bezüchtigt Dich, daß Du ſeiner Tochter vermittelſt böſer Kunſt die flammende Lieb' in's Herz gepflanzt; daß Du den Brand im Stadtbruderhauſe, das eine Stiftung der Fröſchlmoſer iſt, angezettelt habeſt, um ihm, dem Rathsherrn, Herzeleid zuzufügen, und eine buhleriſche Zuſammenkunft mit ſeiner Tochter zu bemänteln." — „O heilige Einfalt eines heimlichen Evangeliſchen!" rief der Magiſter im höchſten Grade überraſcht und erboſt: „werdet Ihr dem mondſüchtigen Verläumder glauben, gnädigſter Herr? Daß ich ſeine Tochter Euphemia liebe, daß ich herzlich froh bin, wenn die Minne, die ſie empfindet, recht heiß und ewig brennt — ich läugne es nicht. Doch ſey verwünſcht bis in die Hölle, was er mir ferner andichtet, der falſche Chriſt!“

Der Fürſt nickte verſchmitzt lächelnd und ſagte: „Gut, gut; ein falſcher Chriſt, wie Du ſagſt, deſſen Neigung zum Seelentod ich ſchon begriffen habe, und der als ſchlimmer Neuerer ohne Zweifel früh oder ſpät der Gerechtigkeit verfallen wird. Sein Ruhm war im Bauernaufruhr, unter meinem Vorgänger Matthäus, nicht gar fein. Wie ſteht's aber mit Deinem Glauben, Raphael? Ich will hoffen, daß er ächt ſey, obſchon Dein ſeliger Meiſter dann und wann dem Luther ein Kerzlein angeſteckt hat?“

Der Magiſter betheuerte die Aufrichtigkeit ſeines angeſtammten Kirchenbekenntniſſes. Der Erzbiſchof erwiederte ſcherzhaft: „Da Du alſo ein getreues Schäflein biſt, will ich Dir, ſo gut ich kann, aus der Klage helfen. Darfſt Dich nicht fürchten. Ein Chriſt, wie Du, hat ſich nicht zu ängſtigen, daß man in ſeinem Hauſe Verdächtiges finden werde; und juſt zu dieſer Friſt befindet ſich der Richter in Deiner Wohnung, um dort Alles genau zu unterſuchen.“

Raphael erſchrack gar ſehr; ſchon ſah er das Wunder-Elixir in des Baders täppiſchen Händen. Doch verhehlte er, was ihn bewegte. Der Erzbiſchof fuhr gnädig und vertraulich fort: „Was Dich angeht, will ich Dir nur Eins ſagen. Der Meiſter Paracelſus hat Dich immer als ſeinen beſten Schüler geprieſen, und Du haſt ihn viel geliebt, da Du ihm weit vom Rheine her gen Salzburg nachgereist biſt. Ich würde Dich gern und ſtracks zu meinem Leibarzt machen, wenn Du noch etliche

Jahre älter wäreſt. Männer meines Standes müſſen jedoch Graubärte als Doktoren um ſich haben; es iſt um der Leute willen. Geh' hin und reiſe noch ein paar Jahre; ich will Dich unterſtützen. Lerne die Welt kennen und Deine Gelüſte beſiegen. Glaub' mir, die Fröſchlmoſerin, die Euphemia, iſt nicht für Dich. Ein verdrießlicher Minneſänger aus der alten Zeit würde ſagen, ſie ſey eine Lilie, von welcher die herbe Sonne ſchon den Morgenthau geleckt... Geh' hin, und vergiß ſie, wie ſie alſobald Dich vergeſſen wird. Deiner zu gedenken, wird der Vater Virgil beharrlicher ſeyn, und es iſt Dir wahrlich nicht zu rathen, hier zu bleiben, denn des Rathsherrn Söhne ſind böſe Buben, wie ſeine Knechte; ſein ganzes Haus iſt eine Heidenbrut ohne Treu' und Glauben."

In dieſem Augenblicke traten der Richter und des Erzbiſchofs Abgeordnete vor den Fürſten, und geleiteten die Kläger an ſeinen Stuhl; auch trug der Schreiber des Gerichts das allerdings in Raphaels Keller gefundene Gefäß; doch war es mit des Richters und des erzbiſchöflichen Marſchalls Sigill beſtens beſchloſſen. — „Ade, Ade, Unſterblichkeit!" ſeufzte der Magiſter in ſeinem Sinn, und gab ſeinen Schatz verloren. Denn der Bader behauptete, in dem Gefäße ſtecke die höchſte Kunſt der Alchymie; der Rathsherr beſchwor, der Liebestrank, der ſeiner Euphemia den Kopf verwirrt, ſey darinnen enthalten, und — was noch ſchlimmer war, als der Anſpruch Beider — der Erzbiſchof ſelber warf verlangende Blicke nach dem Myſterium in der Flaſche. — Nur eine geſchickte und kecke Lüge konnte dem Magiſter das Kleinod retten. Während er, in Noth befangen, ſein Gehirn brandſchatzte, ſprach der Fürſt mit hinterliſtiger Gravität zu den andringenden Klägern:

„Beim heiligen Rupertus, der uns Allen gnädig ſeyn wolle: Eurem Anſinnen, ihr guten heftigen Männer, iſt nicht zu willfahren. Lapis Philosophorum, ſagſt Du, Andre Wendel? Als ob nicht männiglich bekannt wäre, daß der Stein der Weiſen zu ſuchen in einem Pulver, das unedles Metall in Gold tingirt? Und wäre auch dieſe Eſſenz oder Mixtur, was Du begehrſt — wie könnteſt Du beweiſen, daß ſie zu des hochgelehrten Paracelſus Habe einſt gehört hat? — Ein Philtrum, ſagſt Du, Virgil Fröſchlmoſer? Als ob wir nicht Alle wüßten, daß die Liebe vom Aug' zum Auge, vom Mund zum Munde dringt, daß ſie geht von Hand zu Hand, und daß ſie nicht im Magen, ſondern im Herzen ihren Sitz einnimmt? Geh', geh'; dieſes Meiſters Raphael Geſtalt und ſeine ſüße Rede ſind der Zauber geweſen, an welchem Deine Tochter ſich bethörte. Noch thörichter aber als der Dirne Streben iſt Deine Anklage, daß Raphael das Spittel angezündet. Hat nicht des Himmels Strahl vor aller Menſchen Angeſicht die Brunſt erregt? Dringe nicht darauf, daß einem Unſchuldigen der Scheiterhaufen erbaut werde. Wie, wenn der Blitz aus der Höhe gegen Dich, gerade gegen Dich zeugte? Wie, wenn er herabgefahren wäre, um darzuthun, daß es der frommen Stiftung Deiner andächtigen Vorfahren nicht ferner gezieme, den Namen des Enkels zu führen, der nicht mehr ſo glaubensrein iſt, wie jene ächtkatholiſchen Männer geweſen? Hebt euch von dannen Beide!“ —

Nach dieſem Urtheilsſpruch, der ſeiner Kürze und Willkür halber einem der alten wilden Kaiſer von Rom gut angeſtanden haben würde, zogen ſich die Kläger zurück; blaß vor Zorn der eine, der andere roth von Verdruß, und nicht die beſten Abſichten waren es, die ſie gegen den begünſtigten Raphael im Schilde führten, und deren Bethätigung ſie der Zukunft anheimſtellten. — Der Magiſter küßte ſeinerſeits mit furchtſamer Dankbarkeit die Hände ſeines fürſtlichen Richters, und wartete mit Bangigkeit der Dinge, die ſich nun unter den vier Augen des Erzbiſchofs und des Beklagten begeben würden. — In der That hob der Erſtere bald mit Tauben-Sanftmuth an: „Du ſiehſt, Raphael, wie ehrlich Dein Herr Dich in ſeinen Schutz genommen. Sey dagegen nicht minder ehrlich mit mir. Sag' an, was in der Flaſche enthalten. Wäre dieſer geheimnißvolle Saft nicht etwa dennoch ein astrum, Gold oder Edelſteine zu erzeugen? oder ein wirkſames Gegenmittel ſchleichender Gifte? oder die Tinktur des Lebens, von der unſer ſeliger Paracelſus dann und wann ein Wörtlein fallen ließ? Sag' die Wahrheit fröhlich und ohne Hinterhalt. Ein hochgeſtellter Fürſt, der Vielen gerecht ſeyn muß, und dem hinwieder Viele feind ſind, bedarf eines vollen Schatzes für ſeine Freigebigkeit; bedarf eines Arcanums, das den Meuchelmord vereitelt; bedarf endlich eines langen Lebens zum Heil ſeiner Unterthanen. Ich hätte um des Schutzes willen, den ich Dir angedeihen laſſe, ſchon etwas Erkenntlichkeit verdient. Obendrein ſollte Dir ein würdiger Lohn nicht fehlen, und ich würde dafür gerade nur mit Dir dieſen

Vorrath theilen, als ob Du einer meiner fürſtlichen Brüder wäreſt.“

Wie nun der Erzbiſchof die forſchenden Augen nicht von Raphaels Geſicht verwendete, ſo bückte ſich der Magiſter tief vor dem theilungsluſtigen Löwen, küßte abermals die gnädigen Hände, und des herzoglichen Pelzrocks Saum, und ſprach mit Reineckes biederherziger Stimme: „Euer Knecht, Erlauchter, hätte nicht auf Euern Wunſch und Befehl gewartet, um Euch dankbarſt zu überreichen, was ſchon nicht mehr ſein iſt, da es Euch gefällt. Nehmt hin die Flaſche, die mein Koſtbarſtes, die Frucht von tauſend mühſamen Experimenten enthält, und der Himmel ſegne Euch in jeglichem Geſchäft. Doch muß ich meinem Herrn mit Fleiß und deutlichſt vertrauen, welche Kräfte in dieſem Magiſterium — etwas anderes iſt dieſe Mixtur nicht — enthalten ſind. Es erzeugt leider nicht das Gold, ein Geheimniß, das mit Paracelſus zu Grabe gegangen iſt; es verlängert auch nicht das Leben, als nur etwa auf mittelbare Weiſe; es iſt nicht ein Mittel gegen Gift, und andere ſchädliche Subſtanzen, inſoferne wir unter ſelben körperliche Dinge vorausſetzen. Aber eine probate Arznei gegen alles Gift, das der Seele und dem Verſtande droht, iſt es gewiß und wahrhaftig. Darum habe ich nicht gezögert, dieſe Miſchung Robur Sapientiae zu nennen. Eine geringe Doſis reicht hin, dem Gelehrten und Weiſen, der nur für die Wiſſenſchaft und die göttlichen Künſte leben will, Alles zu verleiden, was die Welt an Lockungen darbietet. Demjenigen, der dieſen Balſam der Einſiedler gebrauchen will, bleibt nichts auf Erden theuer, als gerade nur ſein Studium, ſein Gebet, ſeine Betrachtung. Ihm wird Alles eitel; die Reize der Natur berühren ihn nicht mehr. Er tauſcht gleichgültig die Wüſte ein gegen ein Paradies, denn die Wälder ſind ihm grau und dürr; der Vögel Geſang ſtört nur ſein müdes Ohr; ihm iſt gleich, ob Winter iſt, ob Sommer. Alle Freuden des Weltlebens werden matt und abgeſchmackt vor ſeinen Sinnen. Die Jagd wird ihm zur peinlichen nutzloſen Ermüdung; er wirft den Weinpokal von ſich und ſchlürft nur Waſſer, um nicht zu verdurſten; die Tafel iſt ihm eckelhaft: das ſchlechte Brod genügt ihm; der Scherz, der Tanz, des Feierabends Kurzweil iſt ihm unleidlich; er haßt die Weiber, wenn er ſie auch vordem noch ſo heftig geliebt. So weit die Leiter der irdiſchen Genüſſe reicht, iſt nichts, das dem alſo geſtärkten Weiſen die geringſte Luſt bereitete. Ihr ſeht ein, erhabener Fürſt, daß die Seele und der Geiſt doppelt gewinnen müſſen, was der Leib einbüßt. Nichts iſt der Nüchternheit des Verſtandes, der Geduld des Forſchers, der Mühe des Lernenden, der Andacht und Gottſeligkeit des Prieſters und des Anachoreten förderlich, wie dieſes Magiſterium. Nehmt es hin, obſchon ich mich mit einigem Leide von ihm trenne. Doch werd' ich meinen Lohn in der Ueberzeugung finden, daß nie und nirgends dieſe Arznei beſſer angewendet ſeyn wird, als bei einem Fürſten, wie Ihr ſeyd, Gnädigſter, der, ſich aufopfernd für das Beſte ſeines Volkes, gern die letzten Schlacken irdiſcher Verſuchung wird aus ſeinem Leibe tilgen wollen, um ſeinem hohen Beruf Stunde für Stunde, Augenblick für Augenblick ſeines ſegensvollen Lebens ungeſtört widmen zu können."

Raphael ſchwieg mit der Begeiſterung Röthe auf dem Antlitz. Der Erzbiſchof theilte jedoch dieſe Begeiſterung ſehr unvollkommen. Die Anpreiſungen der „Robur Sapientiae“ hatten manche Lieblingsneigungen des guten Herrn empfindlich geſtreift. Er hetzte gern das Wild, ob Haſe oder Bär; er liebte ſehr den feinen Muskateller aus dem Faſſe, das er ſeine „Braut“ nannte; er war der guten Küche hold und die Kurzweil des Feierabends mit Spiel und Tanz ſchien ihm unerläßlich nach des Tages Arbeitsmühe; zudem mochte er auch das Weib wohl leiden, und hatte gar nicht zu viel an einigen muntern Söhnen, die ſeiner Vaterliebe hie und da luſtig heranwuchſen. Daher machte der Fürſt ein langes Geſicht, worinnen der Täuſchung Verdruß und der Spott eines Lebemanns gleich deutlich zu ſchauen; er wies die dargebotene Phiole mit gnädiger Armbewegung von ſich, und erklärte ſich nach einigem Räuspern alſo: „Der heilige Rupertus bewahre mich, — nachdem ich jetzo Ausführliches von Dir gehört, ferner mein Begehren zu wiederholen. Ich bin nicht ein Gelehrter, nicht ein Anachoret. Ich muß leben mit der Welt, in ihr wirken, und kann mich daher auch ihren Schwächen nicht entziehen. Aber es wäre ein Diebſtahl an den Weiſen dieſer Erde, wenn ich dieſes Magiſterium in meine Hausapotheke vergrübe. Nein, Raphael; zieh' hin und verkaufe dieſen Stoff an die Leute mit Schreibzeug, Tonſur und Doktormantel; ſie können ihn häufig gebrauchen. Du ſelbſt gebrauche ihn beharrlich; 's wird beſſer ſeyn, als wenn Du länger hier auf dem Pflaſter bliebeſt, und der Tochter des Fröſchlmoſer nachſtellteſt. Willſt Du einſtens wiederkehren, wann der Winter des Lebens mein Blut in Eis und meine Gottesfurcht in Glut verwandelt hat, ſo werd' ich Dich um das Recept dieſes Magiſteriums bitten. Für jetzo will ich ſorgen, daß Du vor der Rache des Rathsherrn und des Baders geſchützt ſeyeſt, und wohlbehalten über meine Gränzen kommſt. Du ſollſt ein wackeres Geleit haben. Jedoch will ich das Geld ſparen, das ich Dir zu geben Willens geweſen bin. Verkaufe tropfenweiſe nur den Inhalt dieſer Flaſche, und Du mußt ein reicher Mann werden, reicher als die Fugger. Ein Schelm, der nicht jedes Stäubchen Deines Magiſteriums mit Gold aufzuwiegen bereit wäre! Gott befohlen, Raphael; mache gute Geſchäfte, lieber Meiſter!"

Raphael nahm gerne hin die Geringſchätzung des Erzbiſchofs, der ihn wie einen Thoren beurlaubte; die Verweiſung aus dem Salzburger Land, und das ſpöttiſche Lachen, das ihn begleitete, als er mit demüthigem Kopfhängen aus der Thür von Cederholz in's Freie ſchlich. Hatte er doch ſein Kleinod, ſeine Unſterblichkeit gerettet! Die Liebe ſelbſt wurde überwogen von der Kraft des Diamants. Dieſes ſey indeſſen nicht gar ſo ſelten, melden alte Bücher.

Zweites Kapitel.

Im Vaterhauſe und auf der Frankfurter Meſſe.

1 5 4 2.

Der Herbſt trug noch das warme Gold des Sommers auf ſeinem vielfarbigen Mantel; er athmete milde Lüfte aus und ſein Thronhimmel war blau. Der Herbſt war ein Frühlingstraum unter Traubengehängen und Winzergeſang. Der alte Jäger, der mit Horn und Wehr in den Forſt trat, und ſich von neuerwachten Maikäfern umſchwärmt, von wiederſproſſenden Lenzblumen umblüht ſah, mochte kaum ſeinen Augen trauen, ſtaunte über Wind und Wetter und über ſeines wohlgeſchulten Hundes Leichtſinn und kindiſche Zerſtreuung. „Hab' ich doch Zeit meiner Tage ſolchen Herbſt noch nicht erlebt, Dietrich,“ ſagte der Jäger zu ſeinem rothbraunen Sohne, deſſen Gedanken beim fernen Lieb am Rheingeſtade waren. „Hörſt Du, Dietrich?“ — „Freilich, Vater; und wir ſollten heut' Sonntag halten. Mit den Hunden iſt nichts anzufangen, und ich möchte gern zur Weinleſe reiten; bring' Euch dann die ſüßeſten Trauben heim, und einen ſchönen Gruß von meiner Hedwig." — Der Vater ſchmunzelte, reckte noch einmal die Naſe in den Wind, und meinte: „Der Hirſch wird nicht böſe ſeyn, wenn wir ihm noch einen Tag gönnen. Aber der Graf dürfte zürnen; he?" — „Zürnen? wem? ſeinem älteſten Diener? Macht Euch keine Sorgen, Vater, aber gönnt Euch einen guten Tag, und erlaubt mir auch einen ſolchen." — So kehrten denn die Jäger um, und plauderten anfangs viel; bald lief jedoch der junge ſchnell und ſchneller, und kam lang vor dem Alten heim, und klepperte ſchon auf dem Pferdlein den Berg hinunter, als der Vater erſt zur Waldwieſe gelangte, in deren Ecke das Forſthäuschen ſtand. Das Gebäude war alt. Der Rüde vor der Thür war ein alter Gnadenkoſtgänger, und die Hausmutter, die, vom Sohn benachrichtigt, den Förſter auf der Schwelle des Hauſes erwartete, war ſelbſt, ſo wie auch ihr Gatte, alt, — o wie alt! Sie hatten ſich im hohen Sommer ihres Lebens verheirathet, hatten lange, lange Jahre hindurch miteinander gehaust, und nur einen einzigen Kummer gehabt: daß ſie einander erſt ſo ſpät gefunden in der weiten Welt. Und dieſer Kummer blieb ſtets bei ihnen, kam mit ihnen zu hohen Tagen, denn ſie liebten ſich immerdar. Die Kinder am Rhein erzählen von einem Engel, der den guten kleinen Mädchen alltäglich eine friſche Roſe auf's Kopfkiſſen legt. Sie dauert, ſagen ſie, den ganzen Tag und Abend, ſchläfert mit ihrem Wohlgeruch die Kleinen ein, und der Engel iſt immer da, ſie zu erneuern. Nun: den alten

Förſterleuten war ihre Liebe eine Roſe, die ihres Lebens himmliſcher Wächter täglich jung und friſch entknoſpt in's Haus beſcheerte.

Und wie innig liebten ſie ſich! Ihre zitternden Hände hielten ſich feſt, wie vor ſechs und dreißig Jahren, ihre morſchen Herzen pochten luſtig und im Einklang, waren ſie einander nahe. Sie ſcherzten, wie die Kinder, hatten ihrer Seele Unſchuld noch, wie fromme Kinder, und warteten mit unerſchütterlichem Vertrauen des Augenblicks, da ſie ihr Vater heimrufen würde, und zwar Hand in Hand, wie ſie nicht zweifelten.

Die Hausmutter erwartete alſo ihren Gatten, nahm ihm das Jagdgeräthe ab, und ſprach: „'s iſt wacker von Dir, daß Du umkehrſt, Gerold. Hab' mich heut' recht viel nach Dir geſehnt. Setz' Dich auf die Bank, die Sonne ſcheint ſo warm. Der alte Feldmann iſt davon erquickt, ſieh', wie er daherkommt auf ſeinen vier ſteifen Beinen, wie er wedelt, und die Ohren ſchüttelt. Er hat Dich viel lieber, als das junge Hundevolk, das um dem Graß zuſpringt. Wir wollen heut' im Freien eſſen, weil der Dietrich fortgeritten iſt. Wir Beide haben eben Platz auf dieſer Bank, wenn die Schüſſel zwiſchen uns ſteht. Ich will mich ſchon tummeln, daß ich bald, bald fertig werde." — Der alte Jäger gab ihr vergnügt die Hand, und Martha kroch in die räucherige Küche. Gerold lehnte ſich zurück, und ſchaute ruhig aus in den Wald, der gelb, grün und roth funkelte, als wie von farbigen Lichtern, und in deſſen Wipfeln der Wind laut war, als rede er in vielerlei Zungen. — Der Jäger betete, wenn er es ſchon nicht wußte: er dachte an Alle, die ihm lieb waren, gedachte ihrer mit warmem Herzen, voll Freundlichkeit. — Mittlerweile ſchritt durch den Forſt ein Mann daher, aufgeſchürzten Gewands, wie es einem Fußgänger zukömmt; den Stab in der Hand, den Reiſeſack auf dem Rücken; an der Hüfte führte er eine große Kugel von Blech oder Silber, geſtaltet wie eines Pilgers Kürbisflaſche. Der Mann war luſtig und wohl bei Kräften. Oefters ſtand er ſtill, wo der Forſt gelichtet war, und ſchaute lächelnd in das Paradies am Rhein hinunter; Wieſe, Wald und Jägerhaus ſtanden ob der Bergſtraße, am Saum des Odenwaldes, gleich weit von Frankfurt und von Heidelberg entfernt. Auch der Wanderer betete, denn auch er gedachte mit Lieb' und Hoffnung der Seinigen. Als er jedoch im Angeſicht des Förſterhauſes war, und ſeinen Vater auf der Bank ſitzend erblickte, gebückt und verwittert, ſo wie ehedem; im grauen Röcklein von ehedem, — da verſagte ihm ſchier der Athem, und die Sprache kam ihm erſt wieder, als der Jäger ihm wohlgemuth die Arme entgegen ſtreckte, und mit ruhiger Heiterkeit ausrief: „Grüß Dich Gott, mein Raphael! Ich habe juſt an Dich gedacht, und die Mutter iſt beim Linſenkochen, und Du haſt ſie immer gern gegeſſen, und Du wirſt müde ſeyn und hungrig, und da iſt die Bank, und das Eſſen wird nicht mehr lang ausbleiben. Jetzo, Feldmann, hol' die Frau herbei!" —

Der Hund hinkte zur Küche, zerrte die Frau an der Schürze; ſie wußte, was das bedeutete, und folgte dem Boten. Wie eine wahre Mutter den gerathenen Sohn begrüßt, empfing Martha ihren Aelteſten, und die ſchmale Bank hatte geſchwind Platz für alle Drei. Zur Rechten den Vater, die Mutter zur Linken, ſaß der Sohn, und erzählte ſeine Abentheuer, bis die Linſen weich waren; und erzählte während des Eſſens, da die Schüſſel von Knie zu Knie wanderte, und machte eine Pauſe nur dann, wenn die gute Mutter ihn fütterte, wie der Vogel ſein Junges. Der Vater Gerold ſorgte für den Trunk, für vaterländiſchen Firnewein; die Heher im Walde machten Tafelmuſik, ſo gut ſie's können; die Hunde ſaßen ſchnappend im Kreiſe; zunächſt bei'm alten Bekannten Raphael der ſteiſe Feldmann, der vertraulich ſeine Tatze auf des Erzählers Bein gelegt hielt.

Was er erfahren und erlebt in Köln und in Holland, in den Ländern des ſchmalkaldiſchen Bundes und in Dänemark; wie er ſchon wieder auf dem Weg zum Rhein geweſen, um die Eltern zu beſuchen, und wie ihn die Nachricht von ſeines Lehrers Eintreffen in Salzburg ereilt; wie er mit Luſt den Fußtapfen Paracelſi gefolgt, wie er mit Trauern deſſen Leib begraben; wie er ſich mit einer reichen und ſchönen Jungfrau verſprochen, und wie er ſie dennoch habe bis auf beſſere Zeiten verlaſſen müſſen, — wie er nun ſtracks ohn' Aufenthalt durch's Reich gepilgert, um das Vaterhaus zu gewinnen, und wie er ſich vorgenommen, im Schooß der Seinen den langen Winter zu verleben, als ein geſchäftloſer Diftler, als ein gehätſchelter Müßiggänger, — dies Alles berichtete Raphael den eifrig zuhörenden Eltern der Länge nach; von dem Fund des Elixirs ſprach er nicht ein Wort.

Die Alten vergalten dem Sohn der langen Erzählung Wohlthat, indem ſie ihm haarklein meldeten, was ſeit den vier Jahren ſeiner Abweſenheit in Revier und

Haus vorgefallen war. Sie ſchenkten ihm, nach dem Brauch der Greiſe, nicht das Ei, das die Henne gelegt, nicht den Hufnagel, den das Pferdlein gekoſtet, nicht den Sperling, der vom Dach gefallen. Frau Martha beſchrieb ihres Gatten Erlebniſſe: wie ihn im vorletzten Winter ſchier der Wolf zerriſſen; wie oft ihn der Herr Graf beſucht; daß Gicht und Fieber ihn manchmal geplagt, und daß er bei'm Hofbauer Gevatter geſtanden. Der Förſter hatte dagegen der alten Mutter Lebenslauf auf der Zunge: daß ſie an Jahren zunähme, aber nicht an Wunderlichkeit, daß ſie im verwichenen Sommer gebadet und geſchröpft, den Schwiegerſohn beſucht, und eine neue Speiſe zu kochen gelernt, die ihr jedoch bis daher ſtets mißrathen ſey; daß ſie fromm geweſen, wie immer, wenn ihr auch der Gang zur Kirche ſauer zu werden anfange; daß ſie aber nicht müde geworden im Guten und in der Liebe zu Mann und Kindern und Enkeln. — Darob weinte nun Frau Martha dankbar und ſagte, des Gatten Hand drückend: er ſey halt ein ſeelenguter Burſch, und ſie wüßte nicht, warum ſie ihn nicht lieb haben ſollte. — Gerold wiſchte ſich hierauf mit des Aermels Vorſtoß die Augen, und nannte die Martha eine alte getreue Haut; und nun ſtimmten beide zuſammen im Lob des gelehrten Sohns, in dem Freudenpſalm des Wiederſehens und in dem Gelöbniß, ihn zu halten wie einen Prinzen, ſo lang es ihm unter ihrem Dache gefallen würde.

„Die Kathrine ſollſt Du ſehen!“ prahlte die Mutter: „ſie iſt ein ſtattlich Weibsbild geworden; ſie prangt daher in Spitzen und mit Ketten und Spangen. Ihr Mann iſt der reichſte Schmied von Heidelberg; mit vierzehn Geſellen, von denen zwei leibhaftige Spanier, und mit drei Buben, die Deiner Schweſter ähnlich ſehen, daß mir's Herz lacht, wenn ich ſie anſchaue.“

„Und wie wirſt Du den Diether finden?“ begann nun der Vater, indem er der Frau den Mund zuhielt: „jetzo weißt du noch, wie klein er geweſen, als Du, ein großer Herr Magiſter, von Baſel gekommen. Und heut' iſt er über eine Klafter hoch, und breit wie ein Thurm, und iſt geſund wie ein Eichbaum. Und das Waidwerk hat er treulich begriffen, und der Graf hält viel auf ihn, und er wird ſich auf's Jahr mit Winters Hedwig zuſammengeben laſſen, und ich will ihm dann Revier und Haus und Hund und Spieß abtreten, ſo es dem Grafen recht iſt, und es iſt ihm recht, und er hat mir's ſchon verſprochen.“

„Warum denn vom Dienſte abtreten und die Hände in den Schooß legen?“ fragte Raphael: „mein Bruder wird ſchon ſein Fortkommen finden. Ihr aber, lieber Vater, ſeyd noch rüſtig, munter und wohlauf.“ Gerold ſchüttelte den Kopf. „Weil ich noch meine Augen habe und noch nicht allzumürbe auf den Beinen bin, redeſt Du von meiner Rüſtigkeit? Lieber Sohn: ich bin bei Jahren, ſehr bei Jahren, und jeder Tag nimmt etwas fort von meinem Lebensreſt.“ — Frau Martha bejahte auch, indem ſie mit Seufzen ſagte: „Wir könnten ſchon mit gutem Gewiſſen der Ruhe pflegen. Der graue Burſche da bedürfte ihrer wahrlich.“ — „Das Feiern würde ihm ſchädlich ſeyn, liebe Mutter. Es gibt Mittel, des Greiſenalters Gebrechen zu mindern. Die Ruhe tödtet, nicht die Arbeit...“

„Du ſprichſt alſo, weil Du jung biſt. Der Abend und die Nacht bleiben indeſſen nicht aus, wär' auch der Tag noch ſo heiter geweſen. Unſer Geſchäft auf Erden iſt verrichtet; wir müſſen Andern Platz machen. Das iſt von Anfang der Welt nicht anders geweſen.“ — Dieſen Worten des Förſters fügte Martha noch die ihrigen bei: „Was würde es helfen, um langes Leben zu bitten? Du biſt ein weiſer Mann geworden, wirſt Deine vornehme Braut heimführen und Dein Glück im Auslande bei Fürſten und edeln Herren ſuchen; die Kathrine hat ihren eigenen Hausſtand; auch der Diether wird ſich verändern und einem Weibe und ſeinen Kindern ſich ergeben. Wir ſind alsdann ganz allein und überflüſſig, eine Laſt auf dieſer Erde.“

„Wie? bleiben euch nicht die Kinder? lebt ihr nicht wieder auf in euern Enkeln?“

„Schöne Worte, und auch gut gemeinte Worte,“ lächelte Gerold, und ſeine Hausfrau nickte ihm Beifall: „aber dennoch iſt's der Lauf der Welt. Ein weiſes Geſetz, daß Alter von dannen muß; und jetzo haben wir genug von dem Kapitel.“

„Wenn's aber dennoch Dinge gäbe, die des Lebens Dauer ſtrecken? Wenn ich euch ein ſolches bieten könnte, würdet ihr's nicht annehmen, euch und mir zu liebe?“ fragte Raphael.

Beide Alte ſchüttelten die greiſen Häupter: „Nicht uns, nicht Dir zu liebe.“ — „Redeſt Du von einer Zauberkunſt?“ ſagte der Förſter mißtrauiſchen Blicks: „komme einem chriſtlichen Jägersmann nicht mit Hexerei und Gottloſigkeit. Der Teufel iſt auch alt und dauert ewig,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

und doch möchte ich nicht der Teufel ſeyn, und die alte Haut möchte es auch nicht, und ohne hölliſche Kunſt ginge nicht, was Du ſagſt, und Alles hat ſeine Zeit, und einem Jeden hat unſer Herrgott ſein Ziel geſteckt, und Keiner ſoll ſich einfallen laſſen, an ſeinem Werk zu beſſern und zu meiſtern. Jetzo weißt Du's, Herr Magiſter.“ — „Der Vater hat Recht,“ fügte Martha kurz und gut bei. —

Als jedoch Raphael feſt hielt, und von Geheimniſſen der Natur ſprach, und von der Erlaubniß, lang zu leben, die Gott dem Menſchen mit dem freien Willen gegeben, unterbrach ihn der Vater mit liſtigem Augenzwinkern und mit der Frage: „Haſt Du etwas, gelehrter Herr, das uns wieder jung machen könnte, mich und die Martha? das uns die ſchönen, runden und roſenrothen Geſichter wiederſchaffte, die wir mit zwanzig Jahren gehabt haben mögen?“

Raphael mußte geſtehen, daß dieſes nicht ſeyn könne, und daß nur die Möglichkeit vorhanden, einen Menſchen zu erhalten, ſo wie er iſt im Augenblick, da er von dem Lebensbalſam koſtet. — Hierauf lachten die Eltern, und äußerten, er ſpreche ihnen da von einer ſchlechten Wohlthat. — „Jetzo danke ich ſchön, Du Salomo,“ ſagte der Förſter: „Du willſt ewige Vogelſcheuchen aus uns machen. Was ſollten wir dann beginnen, die wir unſer Gedächtniß ſchon überlebt haben, und beſſer wiſſen, was wir vor vierzig Jahren gethan, als was wir geſtern unternommen? Ich würde mich gemahnen, wie einer der heidniſchen Klötze, die in unſerm Walde öfters ausgegraben werden, mit Geſichtern und Schriften, die ſeit mehr als tauſend Jahren kein Menſch mehr kennt. Ei ja; daß man auf uns mit Fingern deutete, wie auf uralte Bäume, die den Jägern und Hirten als Wegzeichen dienen! oder die man mit der Axt verſchont, weil Einer vor mancher Jubelzeit einmal das Bild der heiligſten Jungfrau in das morſche Holz gefügt hat! Daß ich da ſtände einſam und verlaſſen, und gerade nur als ein lebendiges Buch alter Geſchichten zu brauchen wäre! als ein kindiſch gewordener Erzähler, den das ſpäte, fremde und ſpottende Geſchlecht vor Amt rufen würde, damit er ausſage, bei welchen Markſteinen er als Knabe ſeine Ohrfeige bekommen? Gott ſegne die Mahlzeit; ich will nichts davon, und die Alte da eben ſo wenig, gelt, Martha? Und Du ſiehſt, Raphael, wie ſie einverſtanden iſt, und in unſern Jahren iſt Verzehrung beſſer als Ernährung, und nichts iſt kläglicher als eine Nachtlampe, die mit verglimmendem Dochte in den hellen Tag hineinbrennt, und nichts iſt wiederum ſchöner, als ſanft und ſchnell zu erlöſchen, gepflegt von treuen Händen, beweint von ehrlichen Augen... he Martha?“ — „Ja freilich,“ antwortete die Mutter gerührt; „aber wenn die treuen Hände und die ehrlichen Augen die meinigen ſind, ſo müſſen ſie gleich hinterdrein ſelbſt erſtarren und brechen...“ — „Und ſo wird's auch ſeyn,“ beſchloß der Förſter mit großer Zuverſicht im klaren Blicke: „und im Himmel iſt's gewiß ſchöner als hienieden, und dort werden wir uns Alle wieder ſehen, und jetzo iſt ein für allemal gewiß genug von dem Kapitel abgehandelt worden, und jetzo weißt Du unſere Gedanken hierüber, Raphael.“ —

„Was haſt Du in der ſchönen Silberflaſche?“ fragte Martha, um dem Geſpräch fortzuhelfen. Raphael entgegnete mit geſenktem Kopfe: „Ein gut und ſtärkend Waſſer gegen Schäden von allerlei Art. Hebt's fein auf, Mutter, damit Niemand daran komme. Es wäre nicht leichtlich wieder zu bereiten.“ — Die Mutter verſchloß das Gefäß, worinnen die Glasflaſche mit dem Diamanten-Elixir befindlich, mit größter Sorgfalt an einem ſichern Ort. — —

Je unfreundlicher der Herbſt wurde, nach langer Gnadenfriſt, um ſo behaglicher richtete ſich Raphael im ſtillen Vaterhauſe ein, und genoß eine harmloſe Ferien-Zeit, geliebt wie er war von allen Bewohnern des Förſterhauſes, und von den Beſuchern deſſelben. Mutterpflege, — wer kennt ſie nicht? Vatertreue, — wo iſt ein Rock, der wärmer wäre? Bruderliebe, — welche Freundſchaft wäre tüchtiger? Raphael und Diether waren in der Seele ein und derſelbe Menſch; das Wort des Einen war nicht lauterer als des Andern; auf Dietrichs „Ja“ ſagte Raphael niemals Nein. Beide waren minnefreudig; ein Jeder fand am Andern in Liebesgeſtändniſſen einen wackern Beichtvater. So wie das Lager und das Mahl, ſo theilten ſie auch jedwedes Geheimniß, von dem ſie ſelber das Daſeyn in ihrer Bruſt ahnten. Raphael allein war gegen Dietrich in einigem Rückſtand. Er hatte auch ihm nichts von dem Elixir geſagt, und doch war er geneigt, ihm von ſeiner Unſterblichkeit mitzutheilen. Nur ſollte, wie Raphael meinte, Dietrich erſt älter werden, damit ſie beide auf einer und derſelben Lebensſtufe ſtehen blieben. Die hohe Geſundheit des jungen Waidmanns ließ nicht fürchten, daß er nicht den Zeitpunkt erreichen würde. — Raphael lebte alſo glücklich, aber je eiſiger der Winter nach und nach ſeine Krallen um das Land klammerte, je mehr das Unwetter und die Schneelaſt das Förſterhaus von dem Verkehr mit Menſchen abſchnitten, je ungeduldiger arbeitete Raphaels Herz und Kopf. Der ſchaffende Lenz, das ſproſſende Frühjahr war in ſeinem Innern ſchon angebrochen, die Knospen ſeiner Sehnſucht ſchwollen, die Gärten ſeiner Hoffnung trieben grüne Reiſer in Menge. „O Winter, wie biſt Du ſo lang! Oſterzeit, wie lange zögerſt Du noch?“ rief die Stimme in dem jungen Manne: „Salzburg, wie biſt Du ſo fern! Euphemia, wie biſt Du ſo warm geliebt von mir, Deinem Freund und Bräutigam!“ — Und als die Thauwinde vom Himmel hauchten, konnte Raphael nicht bleiben, wo er war. Das Haus wurde ihm zu eng, die Bücher wurden ihm ſchaal; der Eltern Geſpräch ſchien ihm einförmig; den Bruder, der bei ſeiner Braut ſitzen durfte, beneidete er; ihn langweilte der Graf, der oft vom Schloß hernieder ſtieg, und beim Förſter vorſprach, um vom alten Bauernkrieg zu plaudern, den der edle Herr, als des ſchwäbiſchen Bundes Mitglied, hatte ausfechten helfen. — Eines Tages machte ſich der Magiſter nach Heidelberg auf, blätterte dort in alten Schriften, küßte dort ſeine jungen Neffen und die ſtattliche Schweſter. Aber was er in ihrem häuslichen Kreiſe täglich ſah und hörte, machte ihn noch ungeduldiger. „Euphemia!“ rief alsdann ſein Herz noch lauter, und ſchwieg nicht, und wuchs immer mehr heran als ein tobendes Kind, bis der Sonntag Oculi endlich da und die Meſſe zu Frankfurt aufgethan war. Jetzt beeilte ſich Raphael wie ein gieriger Kaufmann, letzte ſich mit ſeinen Lieben, verſprach ihnen, zu ihrer Ueberraſchung, ſeine Braut in wenigen Tagen zu bringen, und ſprengte trotz ſeines langen Magiſtergewandes toll und thöricht wie ein lockerer Reitersknecht davon, was dem Pferdlein nicht gefiel. Doch that es ſeine Schuldigkeit fürwahr, und trug den lateiniſchen Reiter wohlbehalten unter'm Juden-Schwein des Brückenthors hindurch in das Gewühl des großen Markts. —

Es war im Anfang der Wald vor Bäumen nicht zu ſehen. Das Getümmel war unermeßlich; ſchon wimmelten die Straßen überall, die Häuſer bis unter's Dach hinauf von Fremden, und dennoch fehlte noch, wie Raphael erſt nach mühſeligem Forſchen erfuhr, das große Geleit, mit welchem der ſavoyiſche Krämer von Salzburg zu kommen gewohnt war. Der ſehnſüchtige junge Mann irrte einſam und fremd von Bude zu Bude, von Gaſthaus zu Gaſthaus. Stündlich war er in Gefahr, betrogen und beſtohlen zu werden, denn dazumal durften, ſobald die Meſſe eingeläutet war, Spitzbuben und Schelme jeglicher Gattung ungehindert in die Stadt. Kaum daß Raphael mit ſeinem Klepper ein ſicheres Unterkommen in dem Wirthshauſe „zum Schildknecht" finden mochte. Das Haus war nicht von den erſten der Handthierung, war zugleich die Schuhmacher-Herberge und voll von Lärm und pechigen Geſellen der genannten Zunft, neben denen die blaufarbigen Waidträger — auch eine eigene Sippſchaft — in Menge umher ſaßen. Das Wirthshaus lag in der Mitte des Markt-Verkehrs. In der Nähe wurde ein lebendiger Elephant gezeigt, hatten die Niederländer ihre Auslagen; wandernde Wechsler und Mäkler traten ſich dort beinahe die Schuhe ab. Der Bader eintöniges Geſchrei vor ihren Gewölben, der landſtreicheriſchen Quackſalber Poſſenreißerei ärgerte den Magiſter, wenn er aus dem Fenſter ſchaute; zog er den Kopf zurück, ſo betäubte ihn das überlaute Geſchwätz von bettelhaften Kriegsknechten, die von Algier kamen und den mißrathenen Meerzug des Kaiſers mit tauſend Lügen beim Wein und Landsknechtſpiel erzählten. — Um ſich zu erholen, wagte ſich Raphael wieder auf die Gaſſen, obgleich ſchon der Abend nahte. So kam er, gedrängt und geſtoßen, in die Nähe des Saalhofs, wo viele Buden ſtanden. Plötzlich gewahrte er, mehrere Schritte ihm voraus, ein hochgewachſenes Weib, in prächtigen Kleidern ſtolz dahin ſchreitend. Der Gang war Euphemia's, die Geſtalt war die ihrige; einen Schleier, wie er über den Nacken der Wandelnden fiel, hatte Raphael ſchon auf ſeiner Holdſchaft Haupte geſehen. Die Ueberraſchung beflügelt ſeine Füße; die Menſchenmenge leiſtet ſeinem Vorſchreiten Widerſtand; er arbeitet mit unermüdlichen Ellbogen. Da bleibt vor einem Kram, wo Straßburger Gold- und Silberkanten ausgeboten werden, die Schöne ſtehen, die Raphael verfolgt; und Raphael, wenn auch nah' bei ihr, hält erſchrocken inne, denn er hat ſo eben erſt den Mann bemerkt, der an der Jungfrau Seite geht; und deſſen ſchwarzer Habit und viereckige Geſtalt erinnert ihn an des Rathsherrn Virgil Fröſchlmoſer Weſen und Perſon. Ein dritter Menſch in kurzem blauem Reiſerock, eine hängende Mütze auf dem Kopfe, hält ſich zu dem Paare. „Wie kömmt der Vater Virgil mir zum Trotz hieher?“ fragte ſich

Raphael mit wildem Verdruß: „Wer iſt der Andere? wäre es der Bruder Euphemia's, der Halbnarr Veit? doch kenn' ich nicht an ihm den wunderlichen Aufzug.“

Der Magiſter ſteht noch halb verſteckt im Volke, grübelnd, ſchauend mit geſtrecktem Halſe, als der Menſch im blauen Rock ſich umdreht, und dem Lauernden ein finſterſchwarzes Mohrengeſicht zeigt, nach dem Weiber und Kinder lachend oder erſchrecken deuten; und zur ſelben Friſt dreht ſich auch die Schleierträgerin nach dem Schwarzen um, und Raphael ſieht ſtutzend in ein ihm fremdes Antlitz. Aber nicht zu ſagen iſt die Schönheit, die aus dieſem Antlitz der verwunderten Welt ſich offenbart. Die reichſte Königin der Erde gäbe alle ihre Schätze hin, und machte ſich bettelarm, um ſolcher Reize Beſitzerin zu werden. Sie könnte leicht das Opfer bringen: Thron und Schätze würden nicht zögern, zu einer Erzſchönheit, wie dieſe iſt, zurückzukehren. — Die vor dem entzückten Raphael ſteht, und deren Blick ſo eben zufällig dem ſeinigen begegnet, iſt der unſchätzbarſten Reichthümer voll. Nicht ihr Auge allein — das Juwel im Leibe des Menſchen, — ſondern jeder Theil ihres Geſichts, jede Färbung ihrer Haut, jedes zarte Haar ihrer Locken, jede Wölbung ihrer Glieder iſt ein untadelhaftes Kleinod. Daß eine volle reiche Seele, daß ein Geiſt, ſo ernſt als heiter, ein Gefühl, ſo tief als innig, im Palaſt ihrer herrlichen Bruſt, hinter dem warmen Elfenbein ihrer Stirne wohne, verſteht Raphael gleich aus dem Blicke der Fremden, der noch einmal, und wiederum, und abermals in den ſeinigen taucht, als wäre ſein Auge der Meerſpiegel, und das ihrige die

Sonne, die gerne unterginge im wonniglichen Bade, und dennoch ſtets wieder aufſteigen muß, flammender als zuvor.

Wie der Abſtand zwiſchen der Herrlichkeit jenes Weibes und dem plumpen, gemeinen Aeußern ihres Begleiters Raphaels Schönheitsſinn beleidigt! Fröſchlmoſer iſt gegen den Schwarzgekleideten im Hut von Sammt mit Federn ein zierlich gebildeter Mann. Doch iſt des Federjunkers aufgedunſenes Geſicht, das Aushängeſchild eines betagten leichtſinnigen Bruders, nicht das Schlimmſte an ihm; wohl aber die Gewalt, die er über ſeine Gefährtin hat, zu der er gellend und herriſch redet, wie zu dem Mohren, ſeinem Knecht. Er geberdet ſich auffallend, wie ein unſteter Marktſchreier; ficht immer in den Lüften mit den allzukleinen weichlichfetten Händen, die ſich am dicken Leibe, an den kurzen Armen wunderlich ausnehmen; er zieht das lebendige Götterbild mit Gewalt in den Volksdrang hinein. Noch einmal leuchtet dem ergrimmten Raphael ein Blick, der Scheideſtrahl der Sonne... verſchwunden iſt das entzückende Geſtirn. — „Cyklop, Cyklop!“ murmelt der Magiſter dem ungeſchlachten Entführer nach, und geht unmuthig nach Hauſe. „Lieber will ich mir von den algieriſchen Abenteurern die Ohren ſchinden laſſen, als mit mir allein ſeyn,“ ſagt er zu ſich ſelber: „ich würde närriſch werden über der Frage, ob jener Engel des Unthiers Tochter, ob ſeine Schweſter, ob ſein Weib!“

Um das heiße Obergewand von ſich zu werfen, ſteigt Raphael in's Haus hinauf, und geht nach ſeiner Kammer. Es iſt in den obern Räumen laut geworden, wie in den untern. Staubige Reiſende begegnen dem Magiſter auf jedem Schritt. Abermals fremdes Volk eingetroffen! So kömmt des Paracelſus Schüler an eine beigelehnte Thüre. In der Meinung, ſie führe in ſeine Kammer, öffnet er ohne Geräuſch. Da ſitzt, den Rücken gegen den Eingang gewendet, eine Frau in Reiſekleidern, und der Schleier der Fremden iſt abermals Euphemia's, wie Raphael meint. Alſobald iſt die Erinnerung an des Federjunkers Begleiterin in ihm vertilgt. Er lauſcht regungslos. Die Fremde bemerkt ihn nicht, ſondern ſtarrt in den Hof, und gibt allerlei Zeichen innerlicher Bewegung von ſich. — „Täuſcht mich wieder ein ſpöttlicher Zufall?“ fragte der Magiſter, als das von ihm beobachtete Weib die Hand erhebt, die wie Euphemia's weiß und granatenumſchnürt iſt. Die weiße Hand bohrt heftig und geſchäftig mit einer ſilbernen Hauptnadel in eine Spalte des Fenſterblei's. — „'s iſt ihre ungeduldige Art,“ denkt der Lauernde: „ſie muß es diesmal wohl leibhaftig ſeyn: Virgils Töchterlein! — So eben angekommen, zürnt ſie mir, daß ich ihr nicht entgegen geeilt bin? daß ich ſie nicht erwartet habe? Wie kann ich aber wiſſen, daß der Savoyer-Krämer hier einkehren werde, da er doch ſonſt in der „Glocke“ zu herbergen pflegt? — Was ſoll ich thun? Um zu erfahren, woran ich bin, müßt' ich ihr in's Auge ſchauen. Doch möcht' ich ſie nicht erſchrecken, ſey's nun eine Fremde oder meine Braut?“

Da ihm indeſſen bekannt iſt, daß Jungfern, — wenn ſie ſteif hinſitzen und ihre Hände um einander wickeln, — wenn ſie an einem Tuche zaſern und faſern, wie ein Sterbender am Leilach, — oder wenn ſie mit Meſſern, Nadeln oder Spindeln in's Fenſter oder in die Klumſen der Wand ſtupſen und ſtacheln, allerlei böſe Fantaſieen im Kopfe haben, ſo zögert er nicht, und tritt der Fremden an die Schulter und ſieht hernieder an ihrer heißen Wange, und ſchreit auf vor Glück und Liebe. Euphemia iſt's wirklich, die vor ihm ſitzt, die alſogleich aufſpringt und die Augen weit öffnet, die ſich verfärbt und ſo ergriffen iſt, daß ihr die Arme niederſinken, die ſie geöffnet mit den Augen. —

Raphael achtet nicht ihres Schreckens. Seine Lippe drängt ſich an die ihrige: er umſchlingt heftig die reizende Braut. „Endlich, endlich!“ ruft er außer ſich: „das nenn' ich einen Zufall, reich an Luſt und Wohlthat!“ — „Wahrhaftig,“ erwiederte Euphemia tief erregt: „Du biſt's, Raphael, Du? Wie haſt Du erfahren können...?“ — „Davon hernach, Herzliebſte. Geſundheit leuchtet aus Deinen Zügen; Du biſt friſch und wacker; gelobt ſey Gott! Wie ging's auf Deiner Reiſe?“ — „Ei, wohl und ſchnell; wir haben uns getummelt.“ — „Dank Dir, Du treue Maid! Wenn Du wüßteſt, welches Leid der Sehnſucht mein Herz erfüllte!“ — „Auch mir iſt es nicht gut ergangen, Raphael.“ — „Ich glaub's; des Vaters Unverſtand und roher Eigenſinn...“ — „Hat mir das Leben mit Galle und Myrrhen verbittert.“ — „Du Arme! mit vollem Recht haſt Du Dich ſeiner Gewalt entzogen...“ — „Um niemals wieder unter's Joch zurückzukehren.“ — „Du Heldin, tapferſte der Bräute! niemals wieder; felſenfeſt iſt Dein Entſchluß?“ — „Das ſchwöre ich bei allen Heiligen und Seligen des Paradieſes.“ — „Sie mögen Dich ſegnen für dieſen Eid, und was Dein treuer Buhle thun kann, um Dich glücklich zu machen, wird er thun mit Freuden.“ — „Ich baue unerſchütterlich darauf.“ — „Du wirſt ſehen, wie die Liebe Dir Wort halten wird. Wo ſind aber Deine Gefährten?“ — „Der Savoyer iſt zum Markt gelaufen.“ — „Seine Tochter?“ — Euphemia ſah verlegen nach der Thüre. „Ich weiß nicht, wo ſie verweilt.“ — „Dein Bruder Veit?“ — „Ich hab' dem ungezogenen Buben die Fahrt ausgeredet.“ — „Dank Dir tauſendmal; der läſtige Wächter iſt zu entbehren, und unſer Entkommen wird weniger gehindert ſeyn.“ — „Meinſt Du, Raphael?“ — „Ja, ja; wir wollen nicht zu lange zögern. Dieſes Haus iſt unbequem, taugt nicht für ehrliche Jungfrauen.“ — „Das fühl' ich wohl; doch iſt's ja nur für kurze Zeit.“ — „Wie ſich von ſelbſt verſteht. Ich will mich alſobald nach einem Fuhrwerk umthun.“ — „Wohin denn, Raphael?“ — „Wir wollen in meine Heimath; im Haus der Eltern ſind wir wohl verborgen; dort iſt Dein Leumund unter'm Schutze meiner Mutter, bis uns des Prieſters Segen inniglich verbindet. Du lächelſt mit niedergeſchlagenen Augen? Die Verſchämtheit ſteht Dir gut, doch ſeh ich lieber in Deine offenen, hellen Augen! Sieh' mich an, Geliebte, reiche mir den Mund zum Kuß!“ — „Ich weiß nicht…“ verſetzte Euphemia, ängſtlich nach der Thüre ſchauend. — Raphael drückte die Thüre zu, und ſagte dann, beſcheiden neben der Braut niederſitzend: „Ich verſtehe Deine Unruhe; vertraue aber meiner Ehrlichkeit. Der redlichſte Geſell auf Erden bietet Dir ſeine Hand, und gelobt, daß Deiner Ehre Schatz bei ihm in Sicherheit. Einen Kuß in Ehren wirſt Du Deinem Ritter doch nicht wehren?“ —

Raphael empfing den Kuß, der ihn noch geſchwätziger machte. Er ſprach: „Was ſagſt Du zu meinem Vorhaben? Wir wollen nach Cöln am Rhein; ich habe dort Bekannte, habe Gönner in dem Domkapitel. Ich werde als Arzt, jedoch nur bei reichen Kunden, mein Brod herrlich verdienen.“ — „Cöln iſt eine alte, finſtere Stadt, wie ich höre,“ verſetzte Euphemia mit gerunzelter Stirne: „ich liebe viel mehr ein heiteres Land.“ — „So wählen wir ein anderes, wenn das Paradies am Rhein Dir nicht gefällt.“ — „Du ſagteſt einſt, Du wollteſt das Handwerk eines Arztes an den Nagel hängen? Ich kann's nicht leiden, mag nicht Salben und Pflaſter riechen.“ — „Liebes Herz, das ändere ich ſchon ſelbſt, ſobald ich kann. Doch müſſen wir einen Anfang haben, und Geld gewinnen, damit...“ — „Da iſt ſchon wieder Dein Eigenſinn,“ bemerkte Euphemia froſtig: „das Mindeſte, was ich verlange, das Mindeſte gewährſt Du nicht.“ — „Wie magſt Du dieſes ſagen, lieb Bräutlein?“ — „Ich fürchte, daß wir noch über wichtigere Dinge uns veruneinigen werden,“ fuhr die Tochter des Rathsherrn fort, und rieb ſich die Augen, daß ſie roth wurden. — „Nicht doch, das verhüte Gott; ſey munter, theures Kind. Ich thue gern, was Du verlangſt, und zwar auf den leiſeſten Wink.“ — „Siehſt Du, wie falſch Du gegen mich geworden biſt? Die ſüße Sprache iſt Dir nicht angeboren.“ — „Wunderliche Heilige! in ernſten Dingen ſollſt Du ſchon an mir den Alten finden.“ — „Das glaub' ich wohl; Du biſt ein herriſcher Menſch, wirſt mich nur als Deine Magd behandeln.“ — „Du ſcherzeſt; geh', verſtelle Dich nicht länger, ſüße Jungfrau. Wiederhole mir, was Du tauſendmal geſagt, daß Du mich liebſt, daß wir uns ewig angehören wollen!“ — „Iſt denn dieſes Dein Ernſt?“ hob Euphemia mit ſchwärmeriſchem Tone an: „Wirſt Du mir halten, was Du ſo oft beſchworen? Wirſt Du mich lieben immerdar?“ — „Ich ſchwöre Dir's bei meinem Leben! Und,“ ſetzte Raphael heimlich lächelnd hinzu — „das iſt ein theurer Schwur. Mein Leben iſt nicht ein alltägliches.“ — „Aber Deine Falſchheit iſt etwas Alltägliches unter den Männern!“ fuhr Euphemia auf; „glaubſt Du mich zu kirren mit Deinem Lächeln, in dem die Verrätherei lauert?“ — „Euphemia! beſinn' Dich!“ — „Siehſt Du, wie Du gleich drohſt, und Deine heitere Schmeichlerlarve abſtreifſt? Mein gerader Sinn und Deine Verſtellung... meine gerechte Befürchtung und Dein prahleriſches Betheuern...? wir taugen wohl gar nicht zuſammen, Raphael!“ — „Wie? Du verſtehſt mich falſch.“ — „Du würdeſt mich unglücklich machen, in Deiner alten garſtigen Stadt; ich würde nur von Waſſerſuchten und Verzehrungen hören, würde ſterben in dem Dunſtkreis Deiner Apotheke...!“ — „Halt ein, halt ein, Du lieber Eigenſinn! Ich will mich ja fügen in alle Deine Wünſche. Sag' indeſſen an, was wir beginnen? Du weißt, ich hab' nicht Gut noch Erbe zu erwarten.“ — „Und dennoch haſt Du mich beredet, Dir zu folgen, das Vaterhaus zu fliehen? Welch' ein Elend würde mir drohen! Alles dürft' ich erwarten, ſelbſt den Hungertod!“ — „Aber wie biſt Du denn? ich begreife Dich nicht. Biſt nicht Du ſelber es geweſen, die mir aufgab, von Salzburg zu entfliehen, die mir unaufgefordert zuſagte, mir zu folgen?“ — „Du haſt meine Jugend benützt, mich in's Elend zu bringen,“ ſchluchzte Euphemia. — „Nun, bei Gott im Himmel! ich fürchte, nicht bei Verſtand zu ſeyn!“... ſeufzte Raphael, und nahm ſeine Geduld zuſammen: „Sieh', mein Herz, des Arztes Gewerbe hat einen goldenen Boden, wir werden im Ueberfluſſe leben, ſo Du mich gewähren läſſeſt. Wollteſt Du aber mich zwingen, die Hände in den Schooß zu legen, ſo müßteſt Du für unſer Leben Sorge tragen; ich könnte es nicht. Führſt Du etwa einen Schatzkaſten mit Dir? Geſteh' es, Schelmin!“ — Dieſe ſcherzhaften Worte erregten Euphemia's Zorn. Sie ſprang auf, und rief: „Das fehlte noch! Hätt' ich nicht etwa den Vater beſtehlen ſollen, der mich ohnedies mit blutendem Herzen vermiſſen wird? Da haben wir's: es iſt am Tage. Du haſt nach meinem Erbtheil getrachtet; nicht nach meinem Herzen, Du Böſewicht!“ Thränen erſtickten die Worte der Zürnenden. Wie hoch erſtaunt, wie tief verletzt ſich der Magiſter auch fühlte, dennoch wollte er der Sanftmuth Straße nicht verlaſſen. Er ſagte, Euphemia beruhigend: „Die Anſtrengungen der Reiſe und vielleicht ein wenig Heimweh haben Dich erhitzt, gereizt, mein Bräutchen. Wir wollen für jetzt von der Zukunft ſchweigen. Aber morgen ſoll's bei erſter günſtiger Gelegenheit fortgehen. Ich führe Dich — wie freue ich mich darauf! — im Triumph in meiner Eltern Haus. Deine Grillen werden ſchnell verſchwinden in der heilſamen Waldeinſamkeit: Dein Vertrauen, Deine Liebe friſch ergrünen am Herde meiner Mutter, die ſeit vierzig Jahren nicht aufgehört hat, meinen Vater zärtlich zu lieben.“

Die Zähren Euphemia's waren, wie vom Wind getrocknet, verſchwunden, ohne eine Spur zurückzulaſſen; mit einer gewiſſen Verſchmitztheit ſogar lächelte die Wetterwendiſche, rümpfte leicht die Naſe, und entgegnete: „Es thut mir leid, daß ich Deinen Eltern beſchwerlich fallen ſoll. Zum Glück fehlt mir's an Zeit, ſie kennen zu lernen.“ — „An Zeit? wie das?“ fragte Raphael mit böſer Ahnung. — „Meines Bleibens iſt hier nicht; ich verlaſſe morgen ſchon die Stadt, wenn Alles iſt, wie es ſeyn ſoll.“ — „Wie es ſeyn ſoll? Ach, iſt es denn nicht ſchon ſo? Weggehen? doch nicht ohne mich?“ — „Zünde die Lampe an, Raphael. Wir ſitzen im Finſtern, und ich höre Leute herauf kommen.“ —

Während Raphael mit unſicherer Hand die Lampe in die Kammer trug, ſagte er: „Wahrlich, Euphemia, ich habe Deinen ſeltſamen Reden und Launen lange widerſtanden. Doch iſt mir jetzo das Licht im Haupte ſchier erloſchen. Willſt Du mir endlich geſtehen, was von Allem, das Du geſagt, Dein Ernſt geweſen, und was Dein Scherz?“ —

Euphemia ſaß ihm ruhig und aufrecht gegenüber, da ſie erwiederte: „Es iſt allerdings jederzeit beſſer, von der Bruſt zu reden. Du liebſt mich nicht mehr, Raphael. Die Trennung hat Dich kalt gemacht; ich fühl's und ſeh' und hör' es allzudeutlich.“ — „Himmliſche Mächte...!“ fiel der Magiſter, zum Tode erſchrecken, ein. Es unterbrach ihn jedoch Euphemia alſobald, indem ſie kaltblütig fortfuhr: „Schwöre nicht abermals falſche Eide! Betheuere nichts! Du könnteſt höchſtens ſagen, daß Du, wenn gleich ohne Liebe, als ein ehrlicher Mann handeln wolleſt; daß Du mich nicht zu verlaſſen gedenkeſt. Aber ich verweigere um unſer Beider willen dieſes Opfer; ich verweigere, was nicht von Liebe kömmt. Du ſollſt mich nicht einſt als eine widerliche Laſt verwünſchen!“ — „Herr Gott! welche thörichte Reden!“ klagte Raphael, und ſuchte vergebens eine Hand der trotzigen Braut zu gewinnen. Die Letztere beſchloß ihre Erklärung mit den Worten: „ich habe Dich geliebt, und war in dieſer Liebe glücklich; Du liebſt mich nicht mehr: ich will einer Andern weichen. Wie ſchon geſagt: ich verlaſſe Frankfurt morgen ſchon.“ — „Unglückliche!“ jammerte Raphael: „die Stadt verlaſſen? mich verlaſſen? O ſage, daß es nicht wahr ſey! wecke mich aus dem böſen Traume! Geh' nicht nach Salzburg zurück.“ — „Wo denkſt Du hin? Das kann ich nicht mehr,“ antwortete Euphemia lächelnd: „Ich habe dem Vater das Lebewohl ſagen laſſen. Zu dieſer Stunde weiß er ſchon, daß ich nicht mehr ſeine Tochter bin.“ — „Wohin denn, wohin, wohin, grauſame, neckende Jungfrau?“ — „Ich gehe nach Frankreich, Raphael. Gib mir die Hand, und denke meiner nicht im Groll!“ — „Was thuſt Du, was frevelſt Du? Bleib' bei mir! Ich kann Dir lohnen, wie Niemand auf Erden: mit ewiger Schönheit und Lebensdauer!“ — „Du wirſt wahnſinnig! Weg von mir!“ — „Ich habe den Balſam der Unſterblichkeit, — er ſey Dein!“ — „Pfui, Du Narr! meinſt Du den Liebestrank, womit Du mich vergiften wollteſt?“ —

Raphael fühlte an ſeine Stirn, an ſeinen Puls. „Ich habe zugeſehen, wie die Algierer Wein tranken, und der Wein iſt mir in Kopf geſtiegen,“ ſagte er mit klappernden Zähnen. — „Gut, daß ihr kommt!“ rief Euphemia einem eintretenden Weibe, dem ein Mann folgte, entgegen: „ich fürchte mich bei dieſem Menſchen. Sieh', wie er daſteht, Cenzi...!“ — Die Tochter des ſavoyiſchen Krämers näherte ſich dem Magiſter neugierig. Dieſer ſah über das Mädchen hinaus; ſah, wie Euphemia plötzlich aufſchreiend, und des an der Thüre ſtehenden Mannes Tracht und Züge erkennend, demſelben in die Arme ſtürzte. Raphael ſpürte etwas, wie ein Erdbeben unter ſeinen Füßen. „Tauſend Glück zum Wiederſehen!“ jauchzte Euphemia, „nun hat all' mein Leid ein Ende, und nur ein Wunſch beſeelt meine dankerfüllte Bruſt!“ — „Welcher, Geliebte? welcher, ſchöne Braut?“ fragte der Fremde, ein Edelmann von ſchmucker Geſtalt, in prächtigen Kleidern nach franzöſiſchem Schnitt. — „Der Wunſch, ſo ſchnell als möglich von hinnen zu eilen, theuerſter Heinrich!“ antwortete ſchmelzend die Doppelbraut. Da umhüllte ſie der Rittersmann freundlichſt mit ſeinem Mantel, in verketzertem Deutſch erwiedernd: „Dein Knecht in Ewigkeit! die Pferde warten, der Fackelträger harrt an der Thüre. Ich bin gekommen, Dich unverzüglich abzuholen aus dieſem Hauſe, das Deiner Schönheit ſo unwürdig iſt!“ — „So leb' denn wohl, Cenzi, leb' wohl auf immer!“ ſagte, mit der Hand winkend, Euphemia im Scheiden: „Sage Deinem Vater und dem meinigen, was Dir beliebt, und was Dich ſelber aus dem Verdacht der Zuhülfe bringen mag. Behüt' Dich Gott; wir ſeh'n uns nimmer wieder!“ — Der franzöſiſche Edelmann zog Euphemia ſchnell hinaus; auf der Schwelle fragte des Krämers Tochter ängſtlich, mit halblauter Stimme: „Was fang' ich mit dem Raphael an, der immer noch daſteht, als wie ein Stein? Wird er mich nicht Deinem Vater verrathen, Phemi?“ — „O fürchte von dem Narren nichts, und jage ihn davon,“ hieß die Antwort; und damit nicht der Franzoſe Luſt bekäme, den Narren näher zu beſehen, führte ihn Euphemia mit zärtlicher Gewalt von dannen, Lärm und Unheil zu verhüten. Der Ritter warf noch einen Ring in Cenzi's Schürze, um die Botin zu belohnen, die ihn aus ſeiner Herberge geholt hatte, und verſchwand hierauf mit ſeiner holden Braut. —

Cenzi fand den Magiſter noch immer in ihrer Kammer. Er zitterte am ganzen Leibe, von ſeiner Stirne troff der Schweiß; Cenzi konnte auf zwei Schritte ſein Herz pochen ſehen. „He!“ ſchrie ſie dem in die Luft ſtarrenden Mann in das Ohr, „wollt Ihr nicht in Eure Kammer gehen? Der Vater wird bald kommen, und übel vermerken, Euch hier zu finden!“ — Raphael kam langſam zu ſich, blickte in der Runde kraftlos umher, und rief, plötzlich in Thränen ausbrechend: „Dahin, dahin! Sie iſt fort... meine Freude, meines Lebens Glück! niederträchtiger iſt noch nie ein Menſch betrogen worden... und dennoch hat die Betrügerin mein Herz mitgenommen! Was hier pocht, hier unter meinen Rippen, iſt nur der Quell des thieriſchen Lebens... was Göttliches in mir geweſen: der Glaube, die Hoffnung, die Liebe...! Alles iſt dahin, iſt fort, iſt ein Raub der Lügnerin... iſt verloren!“ —

„Ei was! thut nicht ſo verzweifelt! Geht, geht, und legt Euch ſchlafen. Mich dünkt, ich höre den Vater!“

Cenzi drängte den Magiſter, wenn ſchon ſie vor ihm ſich fürchtete, nach dem Ausgang. — Da hielt er das unſchöne, dickhälſige Weſen feſt, und fragte die Schaudernde heftig: „Wer hat ſie mir geſtohlen? geſtehe es auf dem Fleck! Wer hat Euphemia's Schwüre locker gemacht, daß ſie brachen, wie verwitterte Ringe in Gräbern? Wer, wer? Der ſchwarze Valand*) ſoll Dich heimführen, kuppleriſche Dirne, wenn Du ſeinen Namen nicht bekennſt!“ — „Jeſus! erwürgt mich nicht! Wer anders wird's denn ſeyn, als der Franzoſe, der Junker Larogue, der aus Polen kam, dem Erzbiſchof zu Hofe dienen wollte, und ſeit mehreren Monden von der Jungfer Fröſchlmoſer als Ritter aufgenommen worden iſt? — Laßt mich los; weiß ich doch nicht das Kleinſte von dem Handel! Kann ich doch nicht eines Broſam groß dafür!“

„Einem liederlichen Franzoſen weichen, ich?“ zürnte Raphael: „der fremden Schmeichelzunge folgen, ſie? O Herrgott, wer hätte das geglaubt?“ — Er verfiel abermals in ſeine frühere Regungsloſigkeit. Cenzi benützte ſeine Erſtarrung, um den Magiſter bei den Schultern zu faſſen, und aus der Thüre zu ſchieben. — Der Himmel weiß, wo der Arme die Nacht verträumte, wo er ſich herumſchlug mit Rachegedanken und Liebesſchmerz, mit Läſterung und Klage. Die Wahrheit aber iſt, daß am folgenden Tage — Dank dem edeln Elixir aus Diamanten — jegliche innere Zerrüttung in Raphael beſchwichtigt war; die bittere Erinnerung an die gräßlichſte Täuſchung ſeines Lebens hatte allein in ſeiner

---

*) Teufel.

Seele ihren Platz behauptet. Wie ein Schlafender binnen wenigen Minuten eine lange Reihe von Begebenheiten durchzuträumen pflegt, ſo hatte der Magiſter innerhalb des engen Zeitmaßes einer Abendſtunde unendlich viel erlebt, erfahren und gelernt. Die Laſt der Erkenntniß drückte nun auf ihm, wie auf dem Nacken eines Sechszigers. — Das Schickſal hatte indeſſen beſchloſſen, ihm einen Erſatz zu gewähren. Das Schickſal hatte, nach ſeiner Art, Mitleid mit dem Betrogenen.

Der Magiſter fühlte ſich verwaist in der geräuſchvollen Stadt. Was die vielen Leute darinnen trieben und handelten, war ihm ſo gleichgültig, ſo eckelhaft! Darum beſchloß er, ſobald als möglich ſeiner heißeſten Lebensſchmerzen Geburtsort zu meiden. Nur ein Einzigmal wollte er noch, ſein Auge zu erfriſchen, die Herrlichkeiten der Meſſe durchwandern. Der Zweck dieſes Umgangs wurde freilich zu Schanden. Mit jedem Schritte fühlte ſich Raphael mißvergnügter. Die vielen Geſichter, voll von Lächeln, Neugierde und Kaufluſt, ärgerten ihn. — Da geſchah es, daß er unter ihnen unverſehens ein bekanntes wahrnahm. Der Menſch, dem es eigen, gehörte, nach ſeiner Tracht zu urtheilen, zur gelehrten Zunft, und zwar zu denjenigen Geſellen, denen Minerva mit irdiſchen Gütern karg aufwartet. Der Mantelrock des jungen Mannes war fadenſcheinig, ſeine Füße ſtanden in ſchlimm ausgeweiteten Pantoffeln, unter dem kahlen Hütlein ſah die Naſe lang und weiß und dünn heraus, als hätte ſie ſchon längſt nicht mehr den ſüßen Rauch der Speiſen eingeſogen; als nähere ſie ſich nachdenklich dem Munde, um zu erfahren, was er, der feſtgeſchloſſene, im

Verwachſen begriffene, von der ewigen Faſten halte? — Jedoch — wie ſehr auch der einſt ſo friſche Schulgefährte Raphaels ſich verändert haben mochte, — die einfältige Gutmüthigkeit ſeines Angeſichts war ſo einzig in ihrer Art, daß ſchon um ihretwillen das Geſicht von dem, der's einmal geſehen, nie vergeſſen werden konnte. — Raphael erfreute ſich an der Geſtalt des Jugendgeſpielen, klopfte dem Gaffenden auf die Schulter, und ſagte zu ihm: „Grüß' Dich Gott, Wagner; reiche Deinem alten Freunde die Hand.“ — „Von Herzen,“ entgegnete Wagner, nachdem er ſein Gedächtniß auf die rechte Fährte gebracht: „ſieh', ſieh', Du biſt ein ſtattlicher Mann geworden. Der Himmel hat Dir an Wohlſeyn zugelegt, was er mir verſagen wollte.“ — „Nicht doch, nicht doch; ich finde Dich jung und wohlausſehend genug.“ — Den guten Wagner freute die beifällige Verſicherung. Sein Antlitz röthete ſich auf einen Augenblick. Noch einmal ſo freundlich reckte er dem Magiſter die Hand hin, ſprechend: „Es waren ſchöne Zeiten, jene, die wir meinen. Die jetzigen ſind gar verſchieden von den andern. Ich hätte Deinem Rathe folgen, und bei der Theologie bleiben ſollen. Es wäre vielmal beſſer geweſen; ich ſäße jetzo im warmen Pelz. Statt deſſen bin ich noch immerdar ein fahrender Schüler, ohne Herd und Feuer.“ — „'s geht mir nicht anders, Wagner. Ohne Amt und Dienſt und Kundſchaft lungre ich an meiner Eltern Tiſch, die doch wahrlich das Ihrige brauchen.“ — „Du Glücklicher, haſt noch Eltern; ich bin eine Waiſe. Du Glücklicher, haſt viel gelernt; ich bin nicht wohl gerathen in Studiis; bin eigentlich noch jetzt ein Student.“ — „Liebſter Wagner, preiſe mich nicht glücklich. Was hat ein wandernder Arzt zu hoffen außer Mühſeligkeit und Undank? Ueberhaupt, guter Freund, hab' ich erſt neuerlichſt gefunden, daß nicht Gelehrſamkeit, nicht Geſundheit, nicht die Jugend, und wenn ſie unſterblich wäre, den Menſchen beglücken. Wer nicht die Herzen ſich unterthan machen, wer nicht Alles, was im Leben vorkömmt, regieren kann, iſt nur ein elender Tropf, aller Zufälle, aller feindlichen Mächte Spiel. Und wahrlich: es müßte Einer das Zaubern verſtehen, und Gewalt haben über jegliche ſterbliche und verborgene Dinge, um Alles fügen zu können, wie's ihm lieb iſt." —

Wagner machte ein geheimnißvolles Geſicht, führte den Freund in eine ſtille Nebengaſſe, und ſagte, indem ſie mit einander ruhig fortwandelten: „Was hältſt Du von Zauberei, von Geſpenſtern, von Präſagien?"

Raphael betrachtete ſeinen Begleiter höchſt verwundert, indem er verſetzte: „Aufrichtig geſagt: ich dachte nicht, je eine Frage, wie dieſe, aus Deinem Munde zu vernehmen. Ich erachtete Dich nicht als für die höhere Spekulation geſchaffen. Ich hab' mich wohl in Deinem Kopfe geirrt. Ich will Dir jedoch antworten nach Gewiſſen. Als ich noch in der Schule ſaß, mochte ich an die genannten Dinge nicht glauben. Ich lachte darüber; doch haben meines Lehrers Paracelſus Meinungen meine Gedanken hierüber beträchtlich verändert. Der große Mann hat mir begreiflich gemacht, daß geheime Kräfte überall walten, die allerdings dienſtbar gemacht werden mögen; doch geſchieht ſolches nicht ohne eine Unterjochung der böſen Geiſter, die allein dem Menſchen als

Knechte huldigen, um verderbliche Zwecke zu erreichen. Ferner gehen ohne Zweifel hie und da Geſpenſter um. Der ſterbliche Leib kehrt in ſein Element, in die Erde und ihre Fäulniß zurück, und bleibt unbeweglich im Grabe. Der ſyderiſche Leib jedoch verweſet nie, ſondern er ſucht die Wohnung, die der Menſch in ſeinem Leben inne hatte, oder diejenigen Oerter, wo der Sinn der Verſtorbenen am meiſten geweſen: bei Schätzen, bei Mordwinkeln, bei Kirchen, in den Häuſern, die zärtliche Freunde oder gehaßte Feinde des Todten beherbergen. Solche Erſcheinungen ſind Geſpenſter geheißen, können in gewiſſen Fällen Präſagien genannt werden. Je nachdem das Geſpenſt froh oder finſter anzuſchauen, je nachdem iſt die Seele des Verſtorbenen ſelig oder noch ein leidender Gaſt des Fegefeuers. Dieſe ſyderiſchen Leiber dauern aber auch nur, bis ſie gänzlich von ihrem Geſtirn verzehrt werden, und dahin zurückgekehrt ſind. Wer indeſſen eines ſolchen Geiſtes Wandel, Weſen und Eigenſchaften kennt, und die Heimlichkeiten des Menſchen, dem der Geiſt angehörte, erforſchen kann, iſt ein Nekromantikus. Ich rede hier nicht von den falſchen Nekromanten: den Exorciſten und Conjuriſten, und den abgeſchmackten Todtenbüchlern, die nach Hirngeſpinſten ſchnappen, indem ſie vermeinen, das Geſpenſt, das ſie bannen, oder herbei beſchwören, oder durch ihre Fürbitte in Himmel bringen möchten, ſey wirklich und wahrhaftig die Seele des Hingeſchiedenen. Solche Leute in ihrer Thorheit dienen dem Teufel; aber er dient ihnen nicht, er ſpottet ihrer, ſo wie die Himmelsmächte ihr Treiben verdammen. Da haſt Du meinen Glauben und meine Meinung von all' dieſen Dingen. Sag' mir aber nun, was Deine Frage bedeutet hat. Du haſt ſie nicht umſonſt gethan, ich wette." — „Ich will Dir bekennen," verſetzte der Andere zögernd, „daß ich ein Schüler der Magie und Nekromantie geworden bin." — „Du? Wagner! willſt mich foppen?" — „Nicht doch, bei meiner Ehre, Raphael. Ich ſtudire die geheimen Künſte ſchon ſeit mehreren Jahren. Mein eiferſüchtiger Meiſter hat mich aber noch nicht über die natürliche Magie hinaus gehen laſſen. Ich kann noch nicht das kleinſte Ding zuſammenhexen, außer mit natürlichen Mitteln, ohne Hexerei." — „Du armer Lehrjunge! Wer iſt denn der Eiferſüchtige, der ſo lange mit ſeinen beſten Künſten hinter'm Berge hält?" —

Wagner drehte ſich erſchrocken um, ſah in eines Hauſes Thürbogen, vor dem die Wandelnden eben ſtille ſtanden, legte den Finger lauſchend an den Mund, und antwortete ſehr beſtürzt: „Mich däucht, ich höre ſeine Stimme!" — Es waren der Stimmen mehrere im Hauſe laut. Ein heftiger Wortwechſel fand auf der Treppe im Hofe ſtatt. Die Zankenden ſtiegen herunter und erneuerten, ſo zu ſagen, auf jeder Stufe das Zungengefecht. Ein großer, feiſter Mann wurde von mehreren andern die Stiege herunter gedrängt, und ſchalt ſeine Gegner mit derſelben Fertigkeit, womit ſie ihm ein ſchnödes „Valet" nachriefen. „Ich werde bei den Bürgermeiſtern klagen!" ſprach der feiſte Mann. — „Das thut und nehmt Eure Würfel mit; Schelm von einem Spieler!" hieß die mehrſtimmige Antwort.

„Da hat er wieder Händel!" flüſterte Wagner, der ſchon vor Furcht zitterte: „ich will mich nicht vor ihm ſehen laſſen … wenn er erführe, daß ich mich auf dem Weg nach Hauſe verſpätet habe …! auf Wiederſehen, Raphael!“ Der Furchtſame rannte davon, als ob ihm Kopf und Beine brennten. Ein Windſpiel hätte ihn nicht eingeholt.

Da Raphael mit all' ſeinem Rufen nichts über den Ausreißer vermochte, lieh er dem näherkommenden Streit ein neugieriges Ohr. — „So packe Dich endlich, und hör' auf zu drehen, oder wir brechen Dir den Hals!“ tobten mehrere junge Leute: Studenten, wie der Mantel und der überaus lange Stoßdegen verrieth. — „Rührt mich nicht an, oder ich will euch Alle in Affen verwandeln!“ eiferte der feiſte Mann zurück, und kam eilenden Schrittes gegen die Thüre, während ein „Huſſa, ſa, ſa!“ aus der Kehle einiger Junker in Reitgewändern, und das Knallen ihrer Peitſchen, womit ſie dem Fliehenden nachſetzten, eine üble Muſik machten.

Der Verfolgte gewahrte kaum den zuſchauenden Raphael, als er ihm ſtürmiſch um den Hals fiel, und die Worte ausſtieß: „Gottgeſandter, rette mich vor jenen Scheuſalen! Ein Hausvater mit armen lieben Kindern fleht Dich an!“ — „Heda, ihr Herren!“ fragte Raphael, ſchnell bereit, den Bedrängten zu unterſtützen, „warum hetzt ihr dieſen Mann? Ein trefflich Heldenſtück, ein Dutzend gegen Einen!“ — „Scheer' Dich Deines Wegs, Federvieh!“ donnerte einer der Krautjunker. — „Was nimmſt Du Partei für den Dieb, der mit verherten Würfeln ſpielt?“ fragte ein Zweiter; aber Raphael hatte bereits den Erſten zu Boden geſchlagen, und rief: „Das für's Federvieh! Nieder mit Dir, Schlachtvieh!

und wer von euch auf einer Schulbank geſeſſen, ſtehe mir, einem Studirten bei, damit die Kriegsknechte Friede geben, ſtatt einen Magiſter von Baſel zu verunglimpfen.“ — Die Studenten ſtreckten ihre Degen zwiſchen den Meiſter der freien Künſte und die tobenden Junker, indem ſie ſprachen: „Wir ſtehen zu Euch, Magiſter; wir ſind Straßburger und laſſen einen Basler Graduirten nicht beleidigen. Geht jedoch von dannen. Es ziemt Euch nicht wohl, den falſchen Spieler zu vertheidigen, der unſere Baarſchaft mit verzauberten Würfeln gewonnen hat.“ — „Iſt das wahr?“ fragte Raphael ſeinen Mann mit ſtrengem Blicke. Der Beſchuldigte ließ Waſſer aus den Augen träufeln, hob die Hände auf und betheuerte ſeine Unſchuld. „Mein Glück,“ ſagte er, „mein Glück iſt das ganze Hexenwerk! Wenn ich meine Kunſt gebrauchen wollte, ein einzig Wort ſtreckte euch alle lahm zu meinen Füßen, oder bannte euch an den Boden, oder ſetzte euch Eſelsohren an die Köpfe. Doch es dauert mich eure Jugend; ihr ſeyd noch nicht trocken hinter den Ohren, habt die Eierſchalen noch nicht abgeſchüttelt. Ich vergebe euch!“ — „Sollen wir die Unverſchämtheit länger dulden?“ ſchrieen die Junker, und der Geſchlagene wollte über den Magiſter her. Da fielen die Studenten aus, und ein Fechten begann, Freund gegen Freund. — Raphael, der ſeit einem Augenblick viel lebhafter, denn zuvor, für den Würfelglücksmann eingenommen war, riß denſelben vom Wahlplatz, und ſagte: „Kommt, laßt die Tollköpfe es mit einander ausmachen. Kommt, daß ich Euch nach Hauſe bringe.“ — Der Spieler ließ ſich's nicht zweimal wiederholen. Nachdem er ſchon weit vom

Spielhaus entfernt war, und mehrere Gaſſenecken zwiſchen ihm und den Kämpfern lagen, athmete er auf, umarmte den Magiſter abermals mit Gefühlsprahlerei, und ſchluchzte, als ginge ihm das Herz über: „Möge Dich Gott belohnen, mein Sohn! Meine arme Familie daheim! ſie würde vor Schrecken ſterben, wenn ſie wüßte ...!“ — „Eure vielen, lieben Kinder?“ — „Je nun, mit den Kindern iſt's nicht ſo gefährlich. Die Erwähnung derſelben war nur eine captatio benevolentiae, um Euch zu rühren. Meine Familie beſteht aus Erwachſenen. Geht aber mit mir, edler Mann; trinkt einen Becher Rheinwein an meinem gaſtfreien Tiſche. Bleibt an meiner Seite. Wenn die Wüthriche noch einmal kämen...! Ich müßte zum Aeußerſten greifen, wäre ich allein.“ —

Wie nun der Mann alſo von Dank und Gaſtfreundſchaft redete, derweil er doch nur ſeine bange Furcht im Auge hatte, fand Raphael Zeit genug, ſich zu überzeugen, daß er nicht im Irrthum ſey, und daß wirklich der Mann, den er geſtern neben der Wunderſchönheit im Saalhofe geſehen, leiblich und lebendig vor ihm ſtehe. Um Weiteres zu hören, unterbrach er den wortreichen Großhans mit der Frage: „Wollt Ihr mir nicht Euern Namen ſagen, bevor ich in Euer Haus trete?“ — „Ei, kennt Ihr mich denn nicht?“ — „Nein, Herr...“ — „Nicht möglich! mich nicht kennen?“ — „Wie ich Euch ſage; es iſt mein Ernſt.“ — Feierlich legte der feiſte Mann die Hand auf Raphaels Haupt: „Es bringt Euch mehr als kaiſerliche Ehre, daß Ihr mir beigeſtanden, ohne mich zu kennen. Wußtet Ihr, wer ich bin, ſo war's freilich kein Wunder, daß Ihr meine Partei nahmt.

Doch iſt immerhin ſeltſam, daß Ihr mich nicht kennt, obgleich die ganze Welt…“ — „Vergebt; ich bin ein Fremder…“ verſetzte der Magiſter, um den Wortſchwall des Redners einzudämmen. — „Ein Fremder?“ wiederholte der Andere: „wenn auch! und wäret Ihr aus dem Lande Aſia gebürtig, Ihr ſolltet wiſſen… Doch iſt's gleichviel, wenn ſchon ſeltſam. Ich bin der wohlbekannte Doktor Johannes Fauſt, und juſt die Thüre, die mein Famulus ſo eben vor uns aufthut, iſt der Eingang zu meiner Wohnung. Ihr werdet dieſelbe meiner Perſon nicht angemeſſen finden, doch iſt ein Meßfremder ſtets gezwungen, aus der Noth eine Tugend zu machen, und ich habe ſchon hie und da im heiligen römiſchen Reiche beſſere Häuſer, wohl auch außerhalb der deutſchen Lande, wie Ihr mir glauben dürft.“ —

Während der Prachtrede war Raphael zur Linken des Doktors eingeſchritten, an Wagner, der ihn zwar freudig anſtaunte, dennoch aber ſchweigend, wie ein Wildfremder, ſich verneigte, vorüber gegangen, und bei einer ſchmalen Stubenthüre angelangt, als der Doktor eben ſeinen Text fortſetzte, indem er, das Gemach aufthuend, ſagte: „Was ſchöner indeſſen, als mein ſchönſter Wohnſitz, was theurer mir, als der reichſte Schatz, den mir das Glück beſcheert hat, das iſt dieſe Jungfrau: Helena, die griechiſche Helena, die auf eine zwar geheimnißvolle, aber fataliſtiſche Weiſe als eine Tochter und Mündel mir verwandt worden, und ſchon als meine einzige Erbin bezeichnet iſt.“ —

Als die wunderſchöne Helena mit ihrem Liebesprangen, mit Augen, die zugleich Ueberraſchung, zugleich die höchſte Befriedigung wiederſpiegelten, dem Magiſter entgegen kam... als ſie ihn anredete mit ſüßen Tönen, gleichwie aus dem Munde ſingender Engel... da wurde ſein Haupt ſchwindlicht; die Wände, die Tragbalken des finſtern Gemaches glitzerten vor ſeinen Blicken wie von Gold, der Boden wie Rubin, das Gewölbe in ſchillernder Farbe, wie von Smaragden, die im Sonnenlicht geſchwungen werden. Jedoch all' dieſe Zauberpracht bethörter Sinne wurde überboten von der Gottheit ſelbſt, die in dem Zaubertempel thronte. Sie ſehen, ſie hören... und geſchehen war's um Raphaels Kraft und Beſinnung. Er unterlag der Oberherrlichkeit des Weibes; vor einer Stunde noch ein Freier, jetzt ein leib- und ſeeleneigener Knecht.

Drittes Kapitel.

Bei dem Doktor Fauſt.

1 5 4 3.

Es iſt ein altes verſungenes und verklungenes Lied, daß die Liebe alle Dinge zwingt. Darum hörte auch Raphael mit wohlgefälligem Ohr, was am zweiten Tage nach ſeinem Zuſammentreffen mit dem Doktor Fauſt dieſer berühmte Schwarzkünſtler zu ihm ſagte: „Laß mit Dir reden,“ ſprach Fauſt mit der Vertraulichkeit, die eigentlich nur langer Bekanntſchaft Tochter zu ſeyn pflegt; „ich muß mit meinen Leuten, mit Sack und Pack von dannen, und mag nicht von Dir ſcheiden. Schlägſt Du ein? ich könnte Dich trefflich gebrauchen. Ich läugne nicht, daß ich in den letzten Jahren wenig Glück mit der Arznei gehabt habe, und doch laufen mir überall die Kranken das Haus ein. Ein fortgeſetztes Mißlingen meiner Kuren könnte meinem Ruf im Ganzen ſchaden. Du aber biſt geſchickt und jung und anſtellig, wie der

Wagner, mein Famulus, behauptet. Werde mein Gehülfe für die Arznei, ſo lange ich noch reiſend bin. Ich halte Dich frei, und was die Patienten baar in Deine Taſche opfern, ſoll Dein ſeyn und bleiben. Ferner liebe ich, daß Du Muth haſt, den Spöttern dreiſt in die Augen ſiehſt, und den Degen zu führen weißt, wie ein Meiſter vom langen Schwerte. Ich werde nach und nach unbeholfen, und da ich meiner Gewandtheit mißtraue, gebricht mir öfters die Kühnheit, die den günſtigen Augenblick nicht verſäumt. Du würdeſt meiner Familie gewiſſermaßen ein Vorfechter ſeyn. Denn in dieſer Zeit des ſteigenden Unglaubens hat namentlich die junge Welt nicht mehr die Ehrfurcht im Leibe, die ſie den Weiſen zu bezeigen hätte. Endlich könnteſt Du mit Deiner gewaltigen Stimme den menſchenfreſſenden Polyphemus deklamiren, wenn ich vor den Leuten die homeriſchen Helden aus dem Schattenreich empor rufe. — Sieh': ich bin Dir gut; Helena hat Vertrauen zu Dir; Wagner iſt Dein Freund; der Schlingel, mein ſchwarzer Mephiſtophel, wird Dir ein unterthäniger Knecht ſeyn, wie uns Allen, und ſomit wäre Dein Leben ein angenehmes, bis ich mich zur Ruhe ſetze, und auch Dich von den Früchten langer Arbeit Deinen Theil genießen laſſe. Nun, was meinſt Du?“ —

Um Helenens willen ſchlug Raphael, ohne ſich zu bedenken, in die Hand des Doktors, und ließ ſich zum Abenteurer anwerben. Am Ziel der wunderlichen Laufbahn lachte ihm ein herrlicher Preis. „Ich bin der Eurige,“ ſagte er zum Doktor; „doch bedinge ich mir, daß Ihr mich Eure geheimen Künſte lehrt, und mir freigebiger damit dient, als Eurem Famulus, der bis heute, wie er ſelber ſagt, noch gar nichts weiß.“

Ehe er antwortete, kratzte ſich Fauſt etwas verlegen den Kopf, zog ein halbſaures, halb gutmüthiges Lächeln um ſeinen Mund zuſammen, und zuckte die Achſeln. Dann erwiederte er: „Ich darf geſtehen, daß ich wohl ein Mehreres wiſſen mag, als andere Gelehrte. Doch will ich gegen einen Freund des großen Paracelſus aufrichtiger mit der Farbe herausgehen. So wie nicht Alles Gold, was glänzt, ſo iſt nicht Alles Teufel, was einen Bocksfuß trägt; nicht Alles, was auf einem Beſenſtiele reitet, iſt Hexenpack. Ich verſtehe allerdings der Künſte manche; der geheimen, außerirdiſchen, diaboliſchen weiß ich einen ganzen Schatz auswendig. Indeſſen hält die Welt noch unendlich mehr von mir, als was die Wahrheit iſt; und Du darfſt mir glauben, daß ich in frühern Zeiten hie und da meinen Scheiterhauſen wohl gefunden haben würde. Du weißt freilich, um ſo viel jünger als ich, von jenen Zeiten nichts. Ich erinnere mich dagegen ihrer noch ganz wohl; hab' ſelbſt als Bube Zauberer brennen ſehen, die gewißlich weniger vom Höllenzwang verſtanden haben, als jetzo ich. Heute iſt's ein Anderes. Des Luther und des Zwingli Lehren haben ſo viel Lärm gemacht, und ſo viel Streit erregt, daß man heute an gar nichts Anderes zu denken Zeit hat. Im Gefolge dieſer Kämpfe iſt zudem ein Freiglaube in die Menſchen gefahren, der ſie bewegt, den geheimen Künſten weniger Wichtigkeit beizulegen; hie und da ſogar ein Unglaube, der ſie alle Magie, die ſchwarze wie die weiße, läugnen macht. Die Altkatholiſchen ſelber haben mit Dämonen und Nekromanten einen Waffenſtillſtand geſchloſſen, weil ſie einen dringendern Feind zu bekämpfen haben, und nicht angeſehen ſeyn wollen, als blieben ſie ganz zurück auf der Bahn des Fortſchreitens. Ich ſehe voraus, daß der Friede mit den übernatürlichen Mächten und ihren Wiſſenden nicht in alle Ewigkeit dauern kann, daß alle heute ſtreitenden Partheien ihr Schwert dagegen kehren werden, ſobald ſie nur unter ſich ſelber Ruhe haben; — was thut dies aber? Jetzo iſt's an der Zeit, zu forſchen, zu lernen, zu experimentiren, und — Pfeifen zu ſchneiden. Die Welt iſt neugierig und dem Geſchickten unterthan. Ihre Bewunderung und ihr Geld gehört demjenigen, der ihr Auge beſchäftigt, und ihre Einbildungskraft in Bewegung ſetzt. Ich habe, nach langen Reiſen durch alle Länder der Welt“ — der Doktor verfiel hier nach ziemlich verſtändigen Betrachtungen in ſein gewohntes Prahlen — „den Weg zum Reichthum und zum Ruhm geſucht; ich habe ihn, was noch mehr iſt, gefunden. Meine Schätze werden nach meinem Tode in andere Hände fallen,“ — hiebei drückte Fauſt vielverſprechend die Hand des Magiſters — „mein Ruhm aber wird ewig in der ſpäteſten Geſchlechter Munde ſeyn! Fortſchreitend wuchs ich an Kräften. Nachdem ich als einzelner Forſcher den Boden der Praxis geprüft, habe ich mit meinem Schickſal das Loos des Mephiſtophel verbunden, den ich aus Portugal mit mir genommen. Gewiß iſt, daß dieſer Schwarze eine räthſelhafte Perſon, über welche ich mich noch nicht ausſprechen will; gewiß, daß er mir vom größten Nutzen iſt: daß ich durch ihn mein Glück begründet habe. Die Leute ſehen hin und wieder den Satanas in ihm... nun, ich will mich nicht erklären; es iſt noch nicht an der Zeit; aber beſſer, denke ich, den Teufel an der Seite haben, als allein ſeyn. Dieſer Schwarze hat von jeher Allen, die mir neidiſch waren, Allen, die mir malâ fide auf den Dienſt lauerten, Ehrfurcht eingeflößt, hat ganze Bergwerke von Gold und Silber in meine Taſchen geſchüttet. Sein Name iſt zwar ſtinkend, wie er ſelbſt — der Geſell hat einen durchdringenden Schwefelgeruch an ſich — aber, was er mir gebracht: Weihrauch, Gold und Edelſtein, — hat immer lieblich gerochen.“

Der Doktor machte einen kleinen Abſatz in ſeiner höchſt verwunderungswürdigen Rede, und Raphael wußte nicht, ob der Wundermann im Scherz oder im Ernſt gemeint, was er geſagt. Der Doktor rieb die fetten Taſchenſpieler-Hände, machte ſeine Finger knacken, ihrer Geſchmeidigkeit zu liebe, putzte die ölige Feuchtigkeit, die gern in den Mundwinkeln eines Schlemmers ſitzt, hinweg und küßte mit geſpitzten Lippen die Luft, indem er fortfuhr: „Ein luſtiges Leben, das wir dazumal führten: ein Junkerleben, fahrend von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß. Allüberall war Doktor Fauſt zu finden, und mit ihm ſein getreuer Knecht. Wo ein Rathgeber, wo ein Prophet und Wahrſager, wo ein Arzt und Zecher, ein Todtenbeſchwörer und Ceremonienmeiſter, ein Tröſter und ein Luſtigmacher vonnöthen, war Doktor Fauſt bei der Hand. Ich erſchien zu ſo gelegener Zeit, ich kam und ging ſo ſchnell, daß man mir nachſagte, ich führe auf meinem Mantel durch die Luft. Nun, hin und wieder mag etwas daran geweſen ſeyn.

Den Feinden theilte ich lange Naſen und Hirſchgeweihe aus; die Gaſtfreundſchaft belohnte ich mit Blumenſträußen, die ich aus dem Tiſch hervorzauberte. Ich war von Jung und Alt gern geſehen; die Gunſt der Frauen war mein ſchönſter Lohn. — Auf einmal fühlte ich mich im Uebermaß des Glückes arm, arm, ach ſo arm! Ich hatte keine Wünſche mehr, ſie waren alle ſchon im Voraus befriedigt! Da fiel mir ein — juſt war ich zu Erfurt und las ein Collegium über den Homer — da fiel mir alſo ein, daß ich wohl gern die griechiſche Helena, die Helena von Troja, hätte ſehen mögen. Vergnügt, einmal wieder eine Sehnſucht in meiner Bruſt zu verſpüren, und auf Mephiſtophels Verſicherung, daß die Helena noch immer am Leben, fuhr ich mit ihm gen Griechenland, und dort hab' ich, die Du kennſt, Magiſter, wahrhaftig angetroffen. Ihr Daſeyn, ihr Leben, ihr Zuſammentreffen mit mir, das innige und himmelreine Band, das uns vom erſten Augenblick verknüpfte, — Magiſter, ſie wäre die Blüthe aller Mirakelgeſchichten auf Erden, Helena's Geſchichte, wenn ich ſie erzählen wollte, wenn ich's dürfte; aber ich muß ſchweigen, ſchweigen, bis…" Er machte ein wunderliches Schnörkelzeichen in die Luft, legte die beiden Zeigefinger kreuzweis über dem Mund zuſammen, und ſah betreten zu Boden.

„Ei, du rieſengroßer Lügner!" dachte Raphael ſtill und zürnend; denn er wußte ſchon aus Helena's ſchnellvertrautem Munde, daß ſie in Krakau geboren, und, noch ein halbes Kind, von dem Doktor ihren Eltern abgekauft worden, um mit ihrer Schönheit und Jugend

Hülfe der abenteuerlichen Erſcheinung des Fauſt einen erhöhten Reiz zu geben, und mehr Volk in ſeine Gaukelhütte zu locken. — Er kam nämlich häufig an einen und denſelben Ort zurück, und der Bewunderer, der Thoren und der Neugierigen gab es dann immer weniger, ſobald er nicht verſtand, durch etwas Neues anzuziehen.

Der Doktor wollte eben wieder den Mund aufthun, da erſchien Mephiſtophel in einem feuerfarbigen Wamms. Strohgelbe Hülſen umſchloßen eng ſeine mageren Beine; ein Dienermäntelchen auf niederländiſche Art, von bauſchigem, knarrendem Zeuge, ſtarrte, heuſchreckengrün, von ſeinem Rücken ab. Die rothe Mütze ſaß frech auf des Mohren ſpitzigem Schädel. Um's dem Herrn nachzumachen, der mit Straußfedern prangte, hatte der kindiſche ſchwarze Geck ein paar grelle, im Hof zuſammengeraffte Hahnenfedern aufgeſteckt. Beiläufig geſagt, hätten wohl zwei Pferdefüße in den breiten, ungeſchlachten Schuhen ſtecken können, die der Burſche trug. Sein ganzes Weſen war das eines alternden, mürriſchen, vormäuligen Knechts, der aus der Unverſchämtheit ſeinen Beruf macht, ſtatt aus dem Dienſte, für den er da iſt. Seinen unſchönen Körper entſtellte noch obendrein eine wilde Rührigkeit, wie des ſchweifenden Panthers. Seine Sprache war ein Gemengſel von portugieſiſchen und deutſchen Brocken, kaum verſtändlich, rauh und grob. —

Nachdem der Schwarze den Auftrag ausgerichtet, um deſſentwillen er hereingekommen, deutete Fauſt auf den Magiſter und ſprach ſehr ſanft: „Mephiſtophel, dieſer Mann gehört von heute an zu meinem Hauſe. Ich empfehle ihn Deinen Dienſten, und will, daß Du ſeinen Befehlen gehorſam ſeyſt, wie den meinigen.“ — Mephiſtophel betrachtete den Magiſter trotzig vom Kopf bis zu den Füßen, ſchnitt eine ſchiefe Fratze und ſchwieg. — „Haſt Du gehört? wirſt Du gehorchen?“ fragte der Doktor noch einmal, ſanfter als zuvor. — „Ja, ja, doch dauert's nicht mehr lang,“ verſetzte der ſchwarze Knecht. — „Wie? warum?“ fuhr der Doktor auf. — „Die Zeit iſt bald um; um iſt bald die Zeit,“ grinſte Mephiſtophel. — „Um? um? Du Hund, Du Sohn des Abgrunds?“ donnerte Fauſt plötzlich wie ein Wüthender: „noch einmal dieſes Wort, noch einmal, Du wolfszahniger Abkömmling des hölliſchen Schlundes! Thu' auf den Rachen, und wiederhole, was Du geſagt!“ Sofort, ohne Rückſicht zu nehmen auf die Prunkgewänder ſeines Knechts, ſtieß er denſelben zu Boden, behandelte ihn grauſam mit Fußtritten, und ſchlug ihn mit dem Stabe, der ihm zur Hand war, daß der Schwarze ſich heulend auf der Erde wälzte. Erſt dann, als der Herr müde vom Dreinſchlagen, erlaubte er dem Mißhandelten, auf den Knieen herzurutſchen, und ihm für gnädige Strafe das Kleid zu küſſen. „Gontar da Ripedo! Gontar da Ripedo! Denke daran, du infernaliſche Brut!“ ſchrie dem Flehenden der Doktor zu, ſtieß ihn von ſich, und befahl ihm, auf allen Vieren, wie ein unſauberer Köter, aus der Thüre zu kriechen. — Raphael war ſtumm vor ſolcher Härte, und im höchſten Maße erſtaunt über den urplötzlichen Wechſel von Sanftmuth und Ingrimm, der ſich ſo auffallend in des Doktors Reden und Handlungen geoffenbart hatte. —

„Vergib mir meine Hitze," ſagte Fauſt, der augenblicklich wieder in ſeine ruhige Aufgeblaſenheit zurückgetreten war: „ich wäre aber mit all' meiner Autorität unter'm Joch des Teufelsburſchen, wenn ich ihm nur ein Vaterunſer lang den Glauben hingehen ließe, als ſey er beſſer, denn ein Mauleſel." Fauſt ſetzte mit ſchlauem Lächeln hinzu: „Die Dämonen dürfen nicht anders traktirt werden. Sie wachſen gern ihrem ſterblichen Herrn über den Kopf." Nach einem langen Blick in die Augen Raphaels kehrte ſich der Doktor ſchnell zur Seite, und fragte hart, zur Erde hinhorchend: „Was ſoll's? Murrſt Du, böſer Geiſt? ſchmähſt Du, Elender, Deinen Meiſter?" Nach einer Pauſe tönte durch den Fußboden ein fernes Geheul. Eine Stimme, wie Mephiſtophels, jammerte: „Weh mir! Fluch Dir! was ſchlägſt Du mich ſo unbarmherzig?" — „Still, befehl' ich!" donnerte Fauſt entgegen, und wendete ſich dann wieder zum Magiſter: „Jetzt wird er Ruhe geben. Ich hab' ihn in Gedanken magnetiſch gezüchtigt. Er wird daran denken!" — Sich geberdend, als wiſche er den Schweiß der Mühe von der Stirne, ſchloß der Doktor mit den Worten: „Das Experiment macht mir ſtets mehr Arbeit, als der Höllenſohn werth iſt, doch hilft's, wie wenn man einen entſpringenden Hund mit einem Steinwurf trifft, worauf er gewöhnlich umkehrt, und zum Gehorſam kriecht, weil er verſpürt, daß er vor des Herrn Strafe auch in der Ferne nicht ſicher iſt. — Laß uns jetzo zur Erholung eine Kanne leeren, daß ich Dir's bringe auf langes fröhliches Beieinanderſeyn!" —

Raphael folgte ſeinem wunderlichen Freunde und

Gönner, mit allerlei Gedanken beſchäftigt. Die beſorglichſten derſelben wurden jedoch überwogen von dem Staunen, das in ihm des Doktors maßloſe Unverſchämtheit erregte, womit Letztrer ihm den vorigen Auftritt zum Beſten gegeben hatte. Der Magiſter hatte unſchwer errathen, daß der Schwarzkünſtler aus dem Bauche geredet, und nur eine Poſſe geriſſen, um ſeinem neuen Gehülfen einen großen Begriff von ſeinen geheimen Künſten beizubringen; daß er auf eine liſtige Art verſucht, in dem Gehülfen den Glauben zu befeſtigen, als ſey der Schwarze wohl am Ende doch der Satan ſelbſt. Raphael war indeſſen von Stund' an geneigter als je, den Mephiſtophel für einen Menſchen, und zwar für einen recht unglücklichen Menſchen zu halten, den irgend eine geheimnißvolle Begebenheit auf Gnad' und Ungnad' in eines barbariſchen Meiſters Gewalt geliefert.

Seines Staunens und Grübelns ungeachtet befand ſich Raphael nunmehr in derſelben Gewalt, wie Mephiſtophel, wie der Famulus Wagner. Er ſtand ſogar unter einer Doppelherrſchaft: Helena führte den Oberbefehl über ihn. Das ſchöne Weib hatte unauflösliche Ketten über ihn geworfen. Ihre dreiſte Aufrichtigkeit gewann ſtets den Sieg über Raphaels Verſtand, ſo wie ihre äußerliche Erſcheinung über ſein Herz und ſeine Sinne. Sie hatte zu ihm geſagt, da ſie zum erſtenmale mit ihm unter vier Augen ſeyn durfte: „Du biſt um meinetwillen hieher gekommen, ich weiß das. Du warſt mein, als ich Dich nur einmal angeſchaut hatte. Auch Du haſt mir gefallen, wie noch keiner von allen Männern, die ich geſehen. Du ſehnſt Dich nach mir, ich verlange nach

Dir. Wir dürfen uns daher nicht trennen, damit wir beiſammen ſeyen, wenn die Sterne uns günſtig werden. Wir ſind jung; der Doktor wird alt, und, was bedeutender, gebrechlicher von Tag zu Tage. Er wird ungeheuere Reichthümer hinterlaſſen; ich erbe dieſelben; ich theile ſie dann mit Dir, denn was mein iſt, ſey von heute an Dein; wir werden noch lange glücklich ſeyn. Der Doktor prahlt und lügt; habe Geduld mit ſeinen Lügen; er weiß ſich viel mit ſeinen Künſten, und will den Schwarzen gern unter der Hand als den Teufel ſelber gelten laſſen; thue, als ob Du ihm glaubteſt. Lache nicht zu ſeinen Gaukeleien, hilf ihm darinnen; von mir unterſtützt, wirſt Du ſein Vertrauen immer mehr gewinnen. Sey nicht eiferſüchtig, wenn ich auf unſern Reiſen den Männern zu gefallen ſuche. Der Doktor will's, und die Männer wiegen ein flüchtig Lächeln mit ſchwerem Golde auf, nicht wiſſend, daß ich ſie im Herzen verachte, und nur Einem, Dir angehöre. Folge mir jederzeit in Rath und That; wir werden, glaube mir, noch glücklich ſeyn.“ —

So war Raphael alſo ein Unterthan geworden, und konnte nicht einmal erhalten, daß ihm Helena erlaubt hätte, noch einmal ſeine Eltern zu umarmen, bevor er ſich mit dem Schwarzkünſtler nach Heſſen auf den Weg machte. „Was willſt Du in der Heimath?“ fragte Helena: „Kannſt Du ruhig ſeyn, wenn Du nicht an meiner Seite biſt? Achteſt Du nicht für verloren jeden Augenblick, den Du nicht mit mir verlebſt? Bin ich Dir nicht theurer als Vater und Mutter? Laß ſie, bis ich als Deine Braut Dich zu ihnen begleiten kann.

Jetzt gönne ich Dich nicht den Eltern, nicht den Freunden, nicht ein Wort aus Deinem Munde allen Weibern dieſer Erde. Bleib' bei mir; eine Schönere findeſt Du nicht. Du findeſt auch nicht Eine, die Dich liebte, ſo wie ich.“

Dieſe Sprache führte das ſtolze Weib, und ſchüchterte damit den Magiſter ein. Wenn er überlegen, wenn er prüfen wollte, ſtreckte ſie ihre zauberiſche Hand nach der ſeinigen, oder ſie ließ ihr Auge dem ſeinigen begegnen, und jeder Zweifel, jede Verdüſterung zerging in Seligkeit. Zuweilen legte ſich Helena auf's Scherzen, und jedes ihrer Worte erheiterte den Liebenden; oder ſie erzählte von ihren Reiſen, von ihrem Kinderleben, und er horchte, auf alles Andere vergeſſend. Dann ſang ſie etwa zur Laute oder zur Harfe, und Raphaels Ohr und Auge hing verzückt an ihren melodiſchen Lippen. Was ihn am meiſten begeiſterte, war eine zärtliche Hingebung, die manchmal Helena's Reize wunderſam verklärte; oder die kindliche Unbefangenheit, womit ſie ſich oft in ſein Herz ſchmeichelte, wenn ſie ihre Unwiſſenheit nicht bemäntelte, ſondern alle Irrthümer und Verſtöße, die ein ſchlecht erzogenes Geſchöpf begehen kann, frei in die Welt laufen ließ, um des Geliebten Gelächter und Zurechtweiſung herauszufordern. Helena lebte nur im Kreiſe ihres Hauſes und ihrer Gefühle. Was darüber hinaus, war ihr fremd und gleichgültig. Ob Kriege die Erde verwüſteten, ob Religionszwiſte der Chriſten Herz verwildern machten, ob ein Kaiſer, ob ein Papſt vorhanden, — das kümmerte ſie nicht. Ob Polen über'm Meer, ob Wien eine Vorſtadt Jeruſalems, ob ſpaniſch deutſch, oder deutſch eigentlicher ſpaniſch ſey, — das wußte ſie nicht. Sie liebte des Lebens Bequemlichkeiten; nicht weniger liebte ſie ihren Raphael. Das genügte ihr; den Doktor mochte ſie leiden, weil ſie ihm den Wohlſtand und den Freund verdankte. — Der Magiſter ſah in allen ihren Eigenſchaften fort und fort ein reiches Gemüth, fort und fort ahnte er einen hoch über Jeglichem ſtehenden Geiſt in Helena's Leichtſinn. Er gefiel ſich im Selbſtbetrug.

Helena hätte übrigens unter des Doktors Händen nicht anders werden können. Fauſts Leichtſinn und Sorgloſigkeit ging in's Weite. Das ziehende Leben hatte den Abenteuerer, den Marktſchreier, den lockern Tafel-, Zech- und Spielbruder völlig reif gemacht. Im Beſitz vielfacher Kenntniſſe, ließ er dieſelben brach liegen, um Gaukelkünſte zu treiben, um vermittelſt unedler Praktiken ſeinen Säckel zu füllen. Mit den Jahren war er ein eigenſüchtiger Kopf geworden, der um Kleinigkeiten haderte, als ob das Reich ſelber auf dem Spiele ſtände; ein gieriger Selbſteſſer, der ſich kein Gewiſſen daraus machte, den armen Wagner ſchier verhungern zu laſſen, und den Mephiſtophel auf Schmarotzen und Raub auszuſchicken, damit er ſich ſättige. Trotz dieſer ſchnöden Kargheit jedoch verſchleuderte er das Geld bei Sang und Spiel, und trieb lächerliche Schwänke, die ihm nur Zeit raubten, wenn gleich ſie dem gemeinen Haufen gefielen. Die ſchwächliche Geſtaltung ſeiner Sitten und ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit bewog ihn, dem Beifall der Gemeinen nachzutrachten, mit jungen Leuten und mit Müßiggängern auf Du und Du zu ſtehen, kluge und gelehrte Männer zu meiden, den Reichen den Hof zu machen, den Vornehmen die Sohlen zu lecken. Was dem Gaukler im Laufe ſolcher Beſtrebungen etwa an Demüthigungen heimkam, ſuchte er an ſeiner Familie — wie er ächt römiſch ſeine Hausgenoſſen nannte — mit Grimm und Hoffart einzubringen. Weil nun Helena meiſtens ſeiner ſpottete, ſo blieben ihm als Sündenböcke nur der Schwarze und der Famulus; der letzte unbedingt; der andere aber ſehr bedingt, da er häufig den Spieß umkehrte.

Es beſtand ein eigenthümliches Verhältniß zwiſchen beiden; das war nicht zu läugnen. Sie buhlten wechſelſeitig um ihre Gunſt; ſie verfolgten ſich wechſelſeitig mit Haß und Widerſtand. Welch' ein Ding band wohl ſo feſt den großſprecheriſchen Herrn an den blutarmen Knecht? Was knüpfte den leicht gereizten Diener ſo beharrlich an den aufbrauſenden Tyrannen?

Auf den Hin- und Herzügen des fahrenden Doktors hatte Raphael einmal Gelegenheit, vermittelſt ſeines Dazwiſchentretens und ſeiner Körperkräfte den Schwarzen vor abſcheulichen Gewaltthätigkeiten, die ihm ſein Meiſter zugedacht, zu retten. Fauſt, nachdem er ſeinen Ingrimm ausgetobt in Worten, erzählte zu ſeiner Entſchuldigung ſeinem Gehülfen, daß Mephiſtophel kein Mitleid verdiene. „Seit langen Jahren ſchleppe ich mich mit dem Burſchen,“ ſagte er: „ich habe ihn aus Portugal mitgenommen, woſelbſt er der Sklave eines berühmten Magiers geweſen. Ein brauchbarer Sklave, ich muß es ſagen; in geheimen Wiſſenſchaften bewandert, und ein geſchickter Helfer bei allen Arbeiten ſolcher Art. Er gab vor, in Aegypten und Indien gelernt zu haben, was er wußte; der edle Portugieſe war mein Freund, und da er zu ſterben kam, erbte ich von ihm ſeine Arcana, ſeine Habe und den Knecht. Was meinſt Du aber, Raphael? Ich ertappte den Höllenbraten, da er juſt ſeines Herrn Verlaſſenſchaft — mein Eigenthum alſo — beſtehlen wollte. Ich fand in ſeiner Taſche eine Büchſe von großem, großem Werthe. Was hätteſt Du hierauf gethan?“ — „Ihn hängen laſſen, oder, nachdem ich ihm den Raub abgenommen, ihn davongejagt in die weite Welt,“ verſetzte der Magiſter, ohne ſich im Mindeſten zu beſinnen. — Fauſt machte hierauf ein ſaueres Geſicht, kratzte nach ſeiner Gewohnheit ſein linkes Ohr, und erwiederte kopfſchüttelnd: „Das hatte ſeinen Haken, ſeinen Nagel, ſeine Unbequemlichkeit. Ich konnte ihn brauchen, den Burſchen, der, ich bin's verſichert, keine ſterblichen Eltern gehabt hat. Und endlich trug er bei ſich, in ſich, in ſeinem Mohrenſchädel ein Geheimniß, das ich nicht gern hätte zum Verwittern in die freie Luft hängen, oder in die vier Winde einem Andern in die Küche jagen mögen. Das verwünſchte Geheimniß! das hat mich an den Schwarzen, Hand an Hand, Fuß an Fuß geſchmiedet.“ — „Nun,“ hob Raphael wieder an: „wenn Euch das Ding ſo wichtig, und wenn alſo Mephiſtophel, indem er's Euch offenbarte, Euer Wohlthäter geworden iſt, ſo begreife ich vollends nicht, warum Ihr ihn noch heute mit Eurem Zorn verfolgt?“ — „Hm, hm, Du kannſt freilich nicht wiſſen... aber das Uebel iſt eben, daß er mir ſeit der langen Zeit noch nicht geoffenbart, was ich von ihm erwarte. Hab' ich ihn nicht gehätſchelt, wie ein Podagriſt dem Meerſchwein thut, das Gicht und Fluß von ihm nehmen ſoll? Freilich überläuft mich manchmal Galle und Verdruß, wenn der ſchwarze Kauz ſich erlaubt, grob und höhniſch mit mir zu reden; aber weder das Schmeichelwort, noch die Drohung, weder der Hunger mit Schlägen, noch der Ueberfluß mit ſchönen Verſprechungen und Belohnungen haben jemals an's Licht fördern können, was der Schurke in ſeinem Gedächtnißkaſten trägt; was er mir immerdar verſpricht, ohne mir's auszuliefern." — „Das iſt zwar ſchlimm," meinte Raphael: „doch denk' ich, Menſchlichkeit würde viel eher das Ziel erreichen, als die rohe Gewalt. Wie bald iſt's um einen Menſchen geſchehen? Ein Schlag von Eurer Hand vermag den Armen zu tödten, und Ihr hättet dann die Henne mit den goldenen Eiern geſchlachtet!" — Der Doktor wußte hierauf nur mit einem ſtummen Kopfnicken zu antworten. —

Kurz nachher kam Mephiſtophel Abends zu dem Magiſter, kniete vor ihm nieder, ſetzte deſſen Fuß auf ſeinen Kopf, und ſprach: „Du ein Menſch; der Dicke nur ein Vieh. Ich diene Dir." — „Nicht doch, Stophel. Diene Deinem Herrn getreu, gib ihm nicht Anlaß, Dich zu ſtrafen. Er grollt Dir, — Du weißt, warum?" — „Ei wohl; ei wohl. Weil ich ein verſchwiegen Grab bin, von Schätzen voll, und weil ich mich nicht will beſtehlen laſſen. Ich weiß gar gut. Hätte er einmal, was er will, er würde mir nicht geben, was *ich* haben ſoll, was *mein* gehört. Da ſoll er alſo warten; mir iſt etwas in den Kopf geſchmiedet und geriegelt; wenn ich ſterbe, ſtirbt's mit mir. Mir ſelber hilft's nicht, da

Er hat, was ich dazu gebrauche.“ — „Was hat er?“ — „Mein Eigenthum hat er.“ — „Sieh' doch; und er beſchwört, Du hätteſt ihm das ſeinige rauben wollen.“ —

Mephiſtophel fletſchte die Zähne, machte einen häßlichen Rundſprung und verſetzte: „Dieb ſchilt Dieb den ehrlichen Mann. Luſtig, luſtig alſo in der verkehrten Welt! Du ſollſt aber wiſſen, Mann der Milde und des Rechts, daß er gelogen hat, der falſche Meiſter. Was ich aus dem goldenen Lande Bengalen herübergebracht in Portugal, hatte mir der gelehrte Gontar, mein Herr, aufbewahrt; ich war nicht ſein Sklave, ich bin nicht des Doktors Sklave. Wir haben einen Pakt, ein Bündniß mit einander. Schon allzuoft hat der Doktor es mit Gewalt erneuert. Mein alter Herr in Portugal war gut, und wenn ich zittere, ſo oft der Fauſt ſeinen Namen ausruft, ſo zittere ich nicht vor Entſetzen, wie er etwa meint, ſondern die Wehmuth wirft mich um, und macht mich heulen. Mein alter Herr hätte mir mein Kleinod zurückgegeben; da ſtarb er, und als ich nehmen wollte, was er mir nicht mehr zurückſtellen konnte, faßte mich der Fauſt als einen Dieb. Was konnt' ich thun? Ein ſchwarz Geſicht hat Unrecht im Land der Weißen. Des Doktors Klage und Eid wäre mein Tod geweſen. In meiner Herzensangſt verrieth ich Dummkopf, wozu ich meinen Schatz brauchen wollte! Wär' doch meine Zunge ſtumm geweſen! Der Herr bot mir den Tauſch an. Doch wollte nicht er, nicht ich zuerſt herausgeben, was wir haben und wiſſen. Er ſoll alſo warten in Ewigkeit; ich will jedoch nicht warten; ich kann nicht mehr; die Zeit läuft ſchnell über Häupter, die nicht mehr jung ſind. Ich muß mein Gut haben, des Meiſters Seele hängt daran; es iſt ſeine Seele, die Seele des Habgierigen, und ſie muß mir endlich werden, dieſe todte Seele, ſollte ich ihm dafür ſeine unſterbliche aus dem Leibe ſchütteln!“ — Der Unhold ſpreizte ſeine Finger wie Krallen, und ſchwenkte ſich auf den Fußſpitzen, als wolle er Fittiche ausſpannen. Raphael ſchlug in Gedanken ein Kreuz. Der Mephiſtophel kam ihm zum erſtenmal wahrhaftig vor, wie die Fledermaus des Abgrunds.

„Hör' auf, hör' auf!“ ermahnte er den Zornigen, das Geſicht abwendend: „Du biſt ein wüſter Geſell. Ich verſtehe Deine Gleichniſſe und Heimlichkeiten nicht; bringe aber Deine gräßlichen Gedanken nicht zur That, ſonſt will ich an Dir verrichten, was der Doktor an Dir verſäumte!“ — Statt vor der drohenden Bewegung zu entfliehen, glitt der Schwarze an die Seite des Magiſters, ſetzte ſich vertraulich zu ſeinen Füßen auf den Schemel, zupfte ihn am Mantel, und begann: „Gib Dich nicht zum Schatten eines ſchlechten Körpers her; würge nicht, den Du beſchützt haſt. Sey nicht ein Lügner gegen Dich ſelbſt. Du liebſt ihn ja nicht, den Fauſt; Du liebſt die Helena, und ſchon deßwegen biſt Du ein Feind des verlogenen Schwarzkünſtlers, der weniger von der Magie verſteht als Nero, ſein Pudel. Der Hund findet doch den Spadi-Fantl aus der Trappolierkarte *), der Meiſter aber ſieht nicht Horn, nicht Klaue des Erzfeinds im Hauſe.“

---

*) Fante di Spade: der Piquebube; — Spadi-Fantl: ein kleines Teufelchen. Carta di Trappola: das älteſte Kartenſpiel in Europa.

„Willſt Du ſchweigen!“ fuhr Raphael entrüſtet auf. Mephiſtophel machte eine demüthige Geberde, und ſpottete: „Willſt Du ſtill ſeyn, du Hund! Recht ſo. Der Fauſt nennt mich oft einen Hund, gar oft. Er hat auch dann und wann vor thörichten Leuten ſeinen Pudel für mich ausgegeben, und betheuert, er verwandle mich in das Vieh, ſobald ich etwas verbrochen oder verſäumt. Iſt das nicht fein und artig? Aber ich will's ihm gedenken. Der Hund, der Schatten eines Hundes, ſoll des Gauklers Verderben werden. Ich will den Jahalom befreien aus ſeinem Kerker. Ich ſelbſt will der Jahalom ſeyn, der des falſchen Zauberers Herz und Seele zermalmt!“

„Was redeſt Du? welch' einen Namen nennſt Du da?“ — „Ich rede von einem Stein, von einem Stein des Lebens, von einem vernichtenden Steine. Jahalom, Du ſollſt mein werden, weil Du mir gehörſt.*) Aber leider ſpreche ich hier zu einem Manne von Stein, denn Du wirſt mir nicht helfen wollen, mein Hab und Gut wieder zu gewinnen?“ — Mephiſtophels Augen bohrten ſich ſo brennend und ſo dreiſt anfragend in Raphaels Blick, daß der Magiſter eine Hölle voll von blutigen Anſchlägen darinnen zu entdecken fürchtete, den Kopf wegdrehte und erwiederte: „O nein, o nein, Verſucher, hoffe nicht auf mich, nicht in Ewigkeit! Geh' hin, geh' hin, ich halte Dich nicht zurück; laß auch mich!“ — „Wenn auch… wenn ſchon… gleichviel!…“ murmelte der Knecht: „Mein Geheimniß wäre Dein, meine Dienſte wären Dein, Helena wäre Dein; Alles, Alles! Wenn Du jedoch nicht willſt, kann ich nicht dafür. Will Geduld haben! Geduld! Auch Redſcheb wird kommen, wie die Katze über's Dach, ſo unvermerkt. Auch Redſcheb hat glückliche Tage, wie ſeine Brüder.*) Geduld!“ — Somit ging er hinaus, ohne ſeinem Gönner und Beſchützer eine weitere Mittheilung zu machen.

---

*) Jahalom, einer von den Edelſteinen im Bruſtſchilde des Hohenprieſters. Der Name gleichbedeutend mit „zerſtoßen, zermalmen“. Daher auch die Annahme, daß der Jahalom den „Diamant“, den härteſten Edelſtein, bedeute.

Raphael hatte die letzten Worte des Knechts überhört, beſchäftigt, wie er war, die finſtern und gierigen Gedanken, die Mephiſtophel wie eine Handvoll ſchwarzer Vögel in ſein Gehirn geworfen, mit Muth und Beharrlichkeit daraus zu vertreiben. Es gelang ihm nicht allzuwohl. Von Stund' an dünkte ihm Helena ſchöner als vordem, Fauſt unerträglicher als je; nach ſeinen Schätzen, nach endlicher Selbſtſtändigkeit wäſſerte dem Selbſtſüchtigen der Mund. Jedoch: war er zu ſchwach, die Verſuchung gänzlich aus dem Felde zu ſchlagen, ſo ſtand ihm ſein Gewiſſen bei, die Mittel von der Hand zu weiſen, die ihm die Verſuchung bot. Er vermied den ſchwarzen Knecht, und ſuchte ſich mit ſeines Handwerks Mühſeligkeit und in Helena's Geſellſchaft zu zerſtreuen. Redſcheb kam indeſſen auch ohne ſein Zuthun. —

Doktor Fauſt hatte, nachdem er ſeine ſchwäbiſche Heimath Kundlingen beſucht, das Steuer ſeines wunderlichen Pilgerſchiffs gen Leipzig gewendet. Die reiche Stadt war von jeher des Doktors Paradies geweſen; er ſah ſie ſtets mit neuer Vorliebe wieder, indem er dort die fröhlichſten Jugendſtunden verlebt, und die poſſierlichſten Schwänke getrieben hatte. Die alten Burſche von Leipzig waren dem Tauſendkünſtler treu geblieben. Die alte Luſtigkeit, der Credit, die Gaſtfreundſchaft von ehemals, kurz, was immer das Leben erheitert, erwartete den fahrenden Magus. Sein Kopf und ſeine Hoffnungen wurden immer heller, je näher er dem vielgeliebten Leipzig rückte. Leider fühlte aber ſeine Geſundheit ſolchen Abtrag, daß er ſich genöthigt ſah, immer langſamer zu reiſen, und ſo geſchah es, daß er — noch manchen Tagmarſch vom Ziele entfernt — in einem ſchlechten Dorfe einſtellen mußte, obſchon der Abend noch nicht eingebrochen war. Das Wetter war jedoch abſcheulich, und der Doktor litt an Gliederſchmerzen, ſo wie der Famulus an heftigem Schnupfen. —

---

*) Der türkiſche Monat „Redſcheb“ correſpondirt mit unſerm September. Jeder Monat des türkiſchen Kalenders hat drei Tage, die als „glückliche“ bezeichnet ſind.

Das Wirthshaus war erbärmlich, wie das Dorf, die Koſt elend, wie die Schenke; es fanden ſich keine Gäſte vor, denn der wilde Regen bannte jedwedes Menſchenkind in ſeine Hütte. Die Laune des Doktors, der Geſellſchaft liebte und ſuchte, wurde in der Einſamkeit nicht beſſer. „Ich weiß nicht, wie mir iſt,“ ſagte er, bei dem mehr als beſcheidenen Nachtmahl ſitzend: „trotz meines Hungers quellen mir die Biſſen im Munde auf, und das Bier, — obſchon ein ziemlich guter „Hund“ aus Daſſel — will nicht die Kehle entlang; es macht mich huſten, und das Blut ſteigt mir dann zu Kopfe, daß ich feurige Kugeln vor meinen Augen ſehe.“ —

„Kein Wunder," murmelte der Wirth den Seinen zu, „da er ſchon halb des Feuers und des Satans iſt!" — Der Wirth kannte nämlich ſeinen Gaſt, zitterte vor dem ſchwarzen Mephiſtophel, und würde gern, als ein Frommer im Lande, des Zauberers ganze Sippſchaft aus der Thüre gejagt haben, wenn er ſich's getraut hätte. — Ueber'm Eſſen, über'm Klagen und bei einſylbigem Geſpräch wurde aus dem Abend Nacht. Helena zog ſich voll Müdigkeit in einen wohl verriegelten Winkel zurück, und entſchlief feſt und tief auf dem ärmlichen Lager. Wagner that desgleichen in ſeiner Kammer unter'm Dach; neben ihm kehrte ſich der Magiſter unruhig und ſchlaflos auf der Streue hin und her. Ein dünner Dielenboden trennte ihn vom untern Gemache, worinnen noch Fauſt neben dem Gepäcke ſaß. — Der Wirth war im Begriff, ſeinem unlieben Gaſt eine gute Nacht zu wünſchen. — „Iſt der Knecht zur Ruhe?" fragte Fauſt. „Bei den Pferden im Stalle," antwortete der Wirth, und betete ſtill in ſeine Mütze: „Erlöſe uns von dem Gottſeybeiuns!" — „Was heult der Hund?" fuhr Fauſt, zum Fenſter horchend, fort. — „Der Wind iſt's, gnädiger Herr. Hört nur, wie er die Schindeln abräumt. Eine fürchterliche Nacht!" — „Der Hund iſt's, der da heult; mein Pudel iſt's, ſage ich Dir. Was hat die Beſtie? Haſt Du einen Sterbenden im Hauſe?" — „Nicht, daß ich wüßte." Aber der Wirth dachte hinzu: „Einen lebendig ſchon Verdammten könnte ich wohl eher mit Händen greifen." — „Packe Dich, und ſag' dem Schwarzen, daß er den Hund ſtille!" befahl Fauſt. — „Daß ich ein Narr wäre," brummte im Fortgehen der

Schenkwirth: „Wie käme ich um dieſe Stunde mit dem Teufel zuſammen? mit zweien ſogar? denn der Hund iſt der Satan, wie der Andere.“ Dieſes bei ſich überlegend, ſteckte er ſich in ſein Bett, und das Trommeln des Regens auf dem klappernden Dach lullte ihn neben ſeiner ſchnarchenden Familie geſchwinde ein.

Fauſt war der Einzige im Hauſe, der nicht ſchlief — den Magiſter ausgenommen. Er fühlte ſich unwohl; das Geheul des Pudels, das immer fortdauerte, beläſtigte ſein Ohr. Seiner Ungeduld nachgebend, riß er endlich den Fenſterladen auf, und ſchrie dem abgelegenen Stalle zu: „Mephiſtophel! Mephiſtophel! Sohn des Drachen, hörſt Du nicht?“ — Der Wind nahm ihm die Worte zur Hälfte vom Munde weg; ſchon wollte er den Ruf wiederholen, da raſſelte hinter ihm die Thüre, und der ſich ſo gern für einen Geiſterbanner ausgegeben, ſchauerte vor Geſpenſterfurcht zuſammen, denn wie aus dem Boden geſtiegen ſtand Mephiſtophel in der Stube, und fragte mit gewohnter Unverſchämtheit: „Was ſoll's?“ —

Fauſt ließ ſich bebend auf den elenden Stuhl nieder, und ſtammelte: „Wie kommſt Du in der Geſchwindigkeit daher?“ — Der Schwarze grinſte: „Haſt Du mich nicht ſelber oft ermahnt, ſo ſchnell zu ſeyn, wie Deine Gedanken? Da bin ich; aber auch die Zeit iſt da; da iſt die Zeit.“ — „Welche Zeit?“ — „Heute vor vier und zwanzig Jahren… entſinnſt Du Dich?“ — „Leider; es fällt mir ein, daß um dieſe Zeit Ripedo ſtarb, und daß…“ — „Seit jener Friſt behieltſt Du widerrechtlich mein Eigenthum. Von Jahr zu Jahr haſt Du mich gekirrt, noch länger Deinen Dienſt zu thun. Heute iſt meine Geduld am Ende. Gib heraus, was mir gehört. Du haſt's verſprochen." — „Was haſt Du mir verſprochen, Feuerbrand? Dein Geheimniß; gib's heraus, oder..." — „Mein Eigenthum oder Dein Leben!" —

Mit einer entſetzlichen Geberde, obgleich waffenlos, näherte ſich Mephiſtophel ſeinem Meiſter, der wild aufſprang und nach ſeinem Stocke haſchte. „Du wagſt, Du wagſt zu drohen, Knecht der Finſterniß?" rief er voll Angſt und Wuth. Der Schwarze antwortete ihm mit einem gellenden Schrei. Der Sturm hielt inne vor dieſem Schrei. — „Mord, Mord, wer hilft!" — ſtammelte der Doktor, ſich entgegenwerfend dem böſen Mahner. Aber ein plötzlich über ihn herfallender Taumel drehte ihn um und um, und ſtreckte ihn plump und ſchwer zur Erde. So eben klopfte Raphael, nachdem er der Teufelsfurcht, die in ihm mächtig aufgeſtiegen, Herr geworden war, auf den Fußboden ſeiner Kammer, um dem bedrängten Meiſter ein Zeichen der Hülfe zu geben. Gleich darauf ſtürzte er in Fauſts Stube, und fand den Hingeſtreckten allein, auf dem Geſichte liegend, neben dem umgeworfenen Lichte, das ſein Gewand ergriffen hatte. Mephiſtophel war von dannen gewichen. Auf Raphaels Geſchrei kamen die Wirthsleute, kam Helena, kam der Famulus. Aber kein Menſch, außer dem Magiſter, getraute ſich, eine Hand an den Körper zu legen. Als Raphael denſelben umgedreht hatte, fand man das Geſicht blauroth, ſchwarz unterlaufen, die Augen hervorgetreten, die Zunge aus dem ſtarren Munde ragend. Eine Verletzung war an dem Körper überall nicht zu finden. Dennoch war der Doktor todt; durch „Heimſuchung des Herrn" hinweggenommen, wie man den ſchnellen Tod dazumal nannte. Aber die Hausleute zeterten, und traten ab von der Leiche und ſegneten ſich, indem ſie ſagten: „Der Satan hat ihn erwürgt; der Bund war abgelaufen! Seht, wie noch ſeine Kleider glimmen; riecht ihr den Brandgeruch? zu jenem Fenſter iſt der Schwarze mit der armen Seele hinausgefahren! und jetzo heult der Hund nicht mehr, und der Sturm hat ausgetobt: die böſen Zeichen haben das Strafgericht des Gottloſen verkündigt!“

Wenn auch Raphael nicht offen in's Geſchrei der Leute einſtimmte, ſo dachte er im Stillen faſt wie ſie; denn Mephiſtophel und der Pudel waren weg und nirgends zu finden. Wagner ſchaute zu der Geſchichte, wie ein herrenloſes Schaf. Helena war im Geiſt die Freieſte. Ihr liebedürſtendes Auge fragte den Magiſter: „Hab' ich nicht Recht gehabt? Verſtehſt Du jetzo ganz Dein Glück und das meinige?“ Sie forderte ihn auf, die Hand auf Fauſtens Habe zu legen. Der Magiſter rief nach einem Amtmann oder Richter, nach einem Notarius zum Inventar. Der Wirth ſchüttelte den Kopf und antwortete mit dem unzweideutigſten Eckel und Entſetzen: „Behüte! was denkt Ihr? wer wird in dieſen Höllendingen wühlen? Daß wir Uebrige den Tod davon hätten? Nein, nein; zieht ab, und nehmt den ganzen Plunder mit euch; es wird euch Niemand hindern. Gott erbarme ſich, daß gerade unter *meinem* Dach die erſchreckliche Teufelsbegebenheit hat vorfallen müſſen! Aber geht nur geſchwind von dannen, und nehmt Alles, Alles mit euch; laßt nicht eine Faſer, nicht ein Stäublein eurer Fahrniß im Hauſe. Ich muß es reinigen, ſegnen, ausweihen laſſen, und der kleinſte Broſam, der von euren Kleidern fiele und zurückbliebe, brächte neues Unglück. Fort, fort, nicht eine Stunde lang behalt' ich euch!“ —

Die Erben des Doktors mußten gehorchen. Raphael und Wagner trugen auf ihren Armen die Leiche auf die Gaſſe, und legten ſie dort nieder, bis Pfarrer und Gemeinde darüber entſcheiden würden. Dann luden ſie, der Hülfe des Knechts entbehrend, ihr Gepäck auf, und prieſen ſich glücklich, den Ort zu verlaſſen, ehe der Tag noch angebrochen war. Sie wären wohl ſchwerlich den ärgſten Mißhandlungen entgangen. Nach kurzer Berathung ſchlugen ſie alsbald wieder den Weg ein, den ſie gekommen waren; nach Frankfurt ſtatt nach Leipzig ziehend. Ein kluger Kopf hatte ſchon im voraus berechnet, daß ſie umkehren würden. Im erſten Nachtlager ſtellte ſich zu Raphaels Schrecken und Verwunderung der Mephiſtophel bei ihm ein. „Du hier?“ rief der Magiſter. — „Ja freilich. Laß uns unter vier Augen reden. Ich bin entſprungen, weil ich fürchtete, als ein Mörder feſtgenommen und beſtraft zu werden; dennoch hab' ich keinen Theil an Fauſtens Tod. Die Sünde hat ihn erſtickt. Ich entkam durch's Fenſter, hab' mich in den naſſen Wald verkrochen, ſah euch auf der Straße dahinfahren, folgte von weitem, und bin nun da, um zu erfahren, ob die Erbin des Fauſt gerechter ſeyn werde, als der Meiſter ſelber.“ — „Wie meinſt Du das, ſeltſames Geſchöpf?“ — „Du wirſt Helena's Mann und Herr ſeyn, eh' der Herbſt vorüber. Was ihr gehört, iſt Dein. Gib mir mein Eigenthum aus Fauſts Habſeligkeit heraus.“ — „Was denn? Laß hören.“ — „Die gelbe Büchſe, roth geflammt, mit einem Deckel von Metall. Sie ſteht verſchloſſen in der Kiſte, wo der Fauſt ſeine Kleinodien verwahrt.“ — Raphael holte die Büchſe auf der Stelle aus der erbärmlich beſtellten Geldtruhe. „Iſt's die?“ — „Ja, ja; gib her!“ erwiederte Mephiſtophel gierigfunkelnden Auges, und langte mit beiden Händen nach dem Behältniß. — „Nicht doch; noch nicht. Ich habe Deinen letzten Zank mit dem Herrn vernommen, Wort für Wort. Wenn ich auch glauben wollte, daß dieſe Büchſe Dein Eigenthum... wirſt Du mir nicht dafür geben, was Du dem harten Meiſter *verſprochen*? Fauſt hielt auf Dein Geheimniß große Stücke. Du ſelber haſt mir vertraut, es würde mein Glück machen, wenn's mir bekannt wäre. Sag' mir's, und die Büchſe iſt Dein, ſobald Du nicht gelogen.“ — „Ich ſage Dir's; Du biſt ein Menſch; Jener war ein Vieh. Ich ſage Dir's, und will Dir dienen, wie ich kann. Laß nur zuvor ſehen, ob das Siegel unverletzt?“ — Beide beſchauten das Siegel; dem Raphael ſchien es wohl in Ordnung. Mephiſtophel dagegen ſchnitt eine Fratze, kläglich ausrufend: „O weh, weh, 's iſt nicht das alte! — Wie leicht, wie leicht!“ ſetzte er hinzu, die Büchſe auf der Hand wiegend: „Oeffnen wir's, Herr? ich gebe nicht her, was ich weiß, bevor ich nicht geſehen, ob in der Büchſe Alles wohl aufgehoben oder nicht?“ — „Gut; ich auch ſchenke Dir nicht im blinden Muth, was ich ſelber nicht kenne.“ — Nach vielem Suchen fand ſich der Schlüſſel zur Büchſe. Sie ging auf; außer einigen Lappen von Leder und Leinwand war nicht das Geringſte darinnen. — Raphael war überraſcht, aber den Schwarzen ſchlug dieſer Anblick zu Boden. Er zerkratzte ſich Geſicht und Bruſt, er rollte ſich im Staube, als hätte er Feuer an ſich, und aus heiſerer Kehle ſtieß er, ohnmächtigen Grimmes voll, die Worte: „Verwünſcht ſey der Schurke Fauſt; der Böſewicht müſſe reiten auf glühenden Scheermeſſern, Häringe eſſen in Ewigkeit, dürſten dabei in Ewigkeit! Jahalom! Jahalom! wo biſt Du? wo ſind Deine Brüder, Jahalom?“ Er knirrſchte, er lachte, klapperte mit den Zähnen vor Kälte, keuchte vor Hitze. — „Der Teufel wird wahnwitzig,“ dachte Raphael, und ſah ihm mit Beſtürzung zu.

Endlich kam der Schwarze wieder zu ſich; richtete ſich empor, und ſprach zum Magiſter: „Ich bin kahl und arm; kannſt Du mich noch brauchen als einen Knecht?“ — „Warum nicht? Du kannſt mir dienen, ſo Dir's beliebt, kannſt auch von mir ſcheiden, wann Du willſt. Sag' mir aber, was ſollte in der Büchſe ſeyn?“ — „Reiner Edelſtein, reiner Edelſtein!“ murrte Mephiſtophel. — „Hängſt Du ſo innig an Juwelen? ſollten ſie Dir in Deine Heimath zurückhelfen?“ — „Heimath, Heimath? kenn' ich ſie noch? Ich hab' ſie lang' vergeſſen. Aber Jahalom ſollte mir viel mehr geben, als Heimath und heißes Vaterland: die Jugend, die Unſterblichkeit!“

Raphael fuhr zuſammen. Sein Körper und ſeine Seele waren erſchüttert. Die Lieblingshoffnung ſeines Daſeyns blitzte auf einmal wieder empor. „Stille!“ flüſterte er, dem Mephiſtophel den Mund verſchließend: „ich glaube zu wiſſen, wovon Du redeſt...; meinſt Du nicht den flüſſigen Diamant?“ — Mephiſtophel nickte ſeinerſeits, verwundert, einem Wiſſenden zu begegnen.

Raſch fragte nun Raphael den Starrblickenden: „Haſt Du das Recept?“ — „Ja.“ — „Wo?“ — Der Mohr deutete auf ſeine Stirne. — „Wenn Du's vergeſſen hätteſt...?“ — „Hab' ein gut Gedächtniß.“ — „Wenn Du's niederſchriebſt...?“ — Unſchwer errieth Mephiſtophel, daß der Magiſter das Geheimniß nicht beſaß; daß er darnach lechzte. Darum antwortete der Knecht ungeſchlacht: „Dann hätteſt Du's, dann hätte es die ganze Welt... und ich allein hätte es im Grunde nicht, denn mir fehlt der Edelſtein, der Edelſtein, der Jahalom!“ — „Geduld, Geduld, mein ſchwarzer Freund! Wenn wir zuſammen arbeiteten? Du gäbſt die Formel; ich brächte Dir die Diamanten zu?“ — „Du? Haſt Du ſie denn, die Diamanten?“ — „Des Doktors Schätze... ſein Erbe, ſeine Güter werden unermeßlich ſeyn und gewißlich an Juwelen reich.“ — Mephiſtophel lachte hell auf: „Des Doktors Schätze? und dieſe Büchſe leer? Der Verſchwender hat ſie verſchwelgt, hat ſich gemäſtet von dem Raube; hat den reichen König geſpielt, und iſt darüber zum Bettler geworden! Lauf' nach, lauf' nach! Wo meine Diamanten liegen, liegt auch das Gold des Fauſt. Nebel ſind ſeine Paläſte, Dampf und Rauch ſind ſeine Güter! Verwünſcht ſey er, der Dieb! Sein Leib ſey dem Züchtiger, und ſeine Seele, wohin ſie gehört!“

Viertes Kapitel.

In Mainz.

1542 — 1572.

Raphael ſchlug ſeinen Wohnſitz in Mainz auf. Sein Leben, ſo wollte er, ſollte endlich, nach oftmaligem Wechſel, dem ruhig dahinſtrömenden Rheinſtrom gleichen, ſollte breit, wohlgefällig, ſegensreich und geſichert ſeyn. Wie Mephiſtophel, der ſchlimme Prophet, vorhergeſagt, war freilich der Reichthum des Fauſt nur Schaum und Lüge geweſen. Der Leichtſinnige hatte Alles vergeudet, und die Schlöſſer und Herrſchaften, womit er geprahlt, niemals beſeſſen. Außer ſeiner verbrauchten Gaukeltaſche, außer ſeiner Zauberlaterne und dem cylindriſchen Hohlſpiegel, womit er ſeine Geiſter citirte, fand ſich nichts von Werth in ſeinem Nachlaſſe, und auch die genannten Apparate überließ der Magiſter ſeinem Freund Wagner als eine Ausſtattung zum weitern Fortkommen. Wagner ging auf eigene Gefahr in die Welt, das Handwerk ſeines hingeſchiedenen Meiſters fortzuſetzen. Raphael widmete ſich der Arzneikunde mit allem Fleiße. Wenn die Namen der Menſchen eine ächte Bedeutung haben, ſo ziemte ſich für den Magiſter der ſeinige: „Heilung durch Gott.“ Wohin er kam, floh die Krankheit von dannen. Doch war der Lohn nicht eben reichlich. Helena's Beſitz — Raphael hatte die Strahlende geehelicht — verſüßte ihm aber die Stunden der Sorge. Im Honigmond ſchien ihm ſein Glück unſäglich, reichend bis an die Sterne; er wartete ſeines Glücks im Verborgenen. Im folgenden Mond zeigte er die Gattin ſtolz vor allem Volke, und erfreute ſich des allgemeinen Lobes. Im dritten Monat bemerkte er mit Verwunderung auf der blanken Stirne und neben den majeſtätiſchen Augen ſeiner Gattin den leiſen Schatten von feingezeichneten Fältchen. Kaum traute er ſeinen Blicken, dennoch waren die Fältchen da, und zu Raphaels Aerger ſchienen ſie tiefer einzuſchneiden Tag für Tag. „Hab' ich doch vor der Hochzeit keine Spur davon geſehen!“ zürnte er in ſich hinein. „Unterliegt denn auch die überirdiſche Schönheit meines Weibes dem Geſetz der Zeit?“ fügte er hinzu. — Da fiel ihm bei, daß er die Eltern ſo lange nicht geſehen, daß er ihnen, ſeinem Vorſatze zum Trotz, die Braut, die Gattin noch nicht gezeigt. Er beſann ſich auf die Flaſche, wunderbaren Inhalts voll, die er in ſeiner Mutter Verwahrung gelaſſen. In jener Flaſche ſchlummerte die ewige Jugend, die er ſeinem Weibe mitzutheilen willens war. Er beſchloß, die Flaſche zu holen. Helena, die auf ihre Schwiegereltern im rauhen Odenwald nicht ſehr neugierig war, brauchte die Mutterhoffnung, die ihr blühte, zum Vorwande, von der Reiſe ſich loszumachen. Raphael ging denn ohne ſie, von ſeinem Schwarzen begleitet, auf die Fahrt. — Sie war nicht glücklich. Vor Darmſtadt warf das Pferdlein den Magiſter ab, daß er ſich das Bein verrenkte. Er mußte in einer Herberge liegen bleiben. Unwillig, aber ſchnell entſchloſſen, ſchrieb Raphael einen Zettel an den Bruder, Grüße an die Eltern, und die Bitte, ihm die Silberflaſche wohlverwahrt zu ſchicken. Zugleich lud er den Bruder ein, ſelber zu kommen, und ihn auf ſeinem Siechenlager zu tröſten. Mephiſtophel eilte mit dem Zettel nach dem Walde. Nach zwei ewig langen Tagen kam der Mohr zurück und meldete: „Dein Bruder wird nicht ſäumen, Dich heimzuſuchen.“ — „Das erwarte ich von meinem wackern Dietrich.“ — „Er läßt Dir aber berichten, daß ihm leid thue, in Trauerkleidern kommen zu müſſen.“ — „Trauer, was gibt's? Wer iſt von ihm geſchieden?“ — „Von ihm und auch von Dir die Eltern; was mehr?“ — „Der Vater todt, die Mutter ihm gefolgt?“ — „Sie ſeyen Hand in Hand geſtorben, ſagt Dein Bruder; ohne Schmerzen, ohne Leid, einen ſchönen Tod, wie die Leute ſagen.“ — „Und ich habe ſie nicht wiedergeſehen vor ihrem Ende!“ klagte der troſtloſe Sohn, und floß in Thränen über. — Da kam der Bruder gerade recht, den Gram ſeines Raphael zu lindern, ihm weinen zu helfen. Diether erzählte viel vom Hintritt der alten Leute, die unverſehens mit einem leichten Seufzer in die Ewigkeit gegangen waren, den Segen für ihre Kinder auf der Zunge. „Sie haben Gott gedankt für ihr langes Leben; ſie haben ſich innig gefreut auf's jenſeitige; ſie haben lächelnd, ſpielend überwunden," ſetzte Diether hinzu, und die Brüder umarmten ſich alsbald gefaßt und voll Vertrauen auf den Schöpfer. Einen leiſen liebevollen Vorwurf mochte Raphael dem Dietrich nicht erſparen: „Hätteſt Du von dem Wundertrank... Du weißt in jener Silberflaſche?... hätteſt Du der Eltern Lippen damit befeuchtet, ſie lebten noch!" — „Das wagt' ich nicht; Du haſt geſagt, das Waſſer ſey für Schäden aller Art; und ſieh', da ich's einmal gebrauchte, eine Wunde zu verbinden, die ich mir ſelber mit dem Jagdmeſſer beigebracht, — meiner Treu! die Wunde wurde ſchlimmer, iſt noch jetzt nicht verharrſcht." — „Das glaub' ich, mein Diether. Dennoch möcht' ich Dich recht brüderlich bitten, mir zu Gefallen gleich jetzt von jenem Trank zu koſten. Du glaubſt nicht, wie herrlich er auf Menſchenherz und Menſchenhirn zu wirken pflegt. Mephiſtophel, wo iſt die Flaſche?" — „Mag ſeyn," verſetzte Diether; „hm, ja, ganz wohl. Ich würde Dir zu liebe und auf Dein Wort blindlings davon trinken, wenn ich ſchon geſund bin, wie ein friſches Ei,, allein..." Der junge Förſter ſah den Mohren verlegen an; der Mohr zuckte die Achſeln, und ſah nicht weniger verlegen ſeinen Herrn an. „Was habt Ihr denn?" fragte Raphael, der aufmerkſam wurde, und zwar voll Herzensangſt. —

„Die Sache iſt," erwiederte Mephiſtophel trocken, daß nicht mehr vorhanden iſt, was Du verlangſt, Herr." —'„Die Eſſenz, das Elixir?" — „Nicht ein Tropfen der Eſſenz, nicht ein Staub der Flaſche." — „Nicht möglich! Diether, Diether; ſtrafe ihn Lügen." — „Ich kann nicht, Bruder. 's iſt wirklich nichts mehr da.

Wohin der ſilberne Kürbis gerathen, — ich weiß es nicht. Die Mutter hatte ihn im Schranke verwahrt. Nachdem ich daraus genommen — ein Unglück, daß ich's that — hab' ich das Behältniß wieder an ſeinen Ort geſtellt. Als Dein Bote angelangt, hieß ich ihn das Verlangte ſelber nehmen, weil juſt der Graf erſchien, und mir befahl, ihm in den Wald zu folgen. Er ſollte nur mit der Flaſche vorausgehen, ſagte ich dem ſchwarzen Menſchen da. Ich ſäumte nicht, ihm zu folgen. Aber ſeine Hände waren leer. Er hatte die Arznei nicht gefunden. Ich lief zurück, ich ſuchte ſelbſt, aber vergeblich. Nun denke ich nicht anders, als daß irgend Jemand von den Leuten, die nach dem Tod der Eltern aus- und eingegangen ſind im Hauſe, um der ſilbernen Flaſche willen die Arznei entwendet haben mag. Es thut mir von Herzen leid, liebſter Bruder, und ich bin bereit, Dir den Werth des Silbers völlig zu erſetzen. Was die Eſſenz werth ſeyn mag, das weiß ich freilich nicht. Aber zürne mir nicht lange. Meine Nachläßigkeit iſt vielleicht verzeihlich, wenn Du bedenkſt, wie beſtürzt ich nach der Eltern Hintritt war. Mein Weib und unſere Schweſter heulten mir die Ohren voll, und ich wußte nicht, wo mir der Kopf ſtand.“ —

Die Biederkeit des Bruders und ſein unverſtellter Kummer entwaffneten allerdings den Zorn des Magiſters, der den Diether liebte, wie ſein Auge. Um ſo herriſcher redete er den Schwarzen an, und fragte immer heftiger, ob derſelbe nicht wiſſe, wohin der kleine Schatz gekommen? Mephiſtophel betheuerte ruhig, die Flaſche gar nicht geſehen zu haben. „Haſt Du ein Gewiſſen, Burſche?“ drang Raphael voll Verdruß und Schmerz in ihn: „Glaubſt Du an irgend Heiliges auf Erden und im Himmel? Kannſt Du beſchwören, was Du ſagſt? Wie heißt der Eid, dem Du gehorſam und getreu biſt?“ — „Glaube mir und meinem Wort,“ entgegnete Mephiſtophel kalt: „es iſt das Wort eines armen, aber ehrlichen Teufels.“ — „Der Teufel lügt, guter Freund. Geſtehe: iſt Dir wirklich gar nichts, gar nichts von der Flaſche bekannt?“ — „Willſt Du mich des Diebſtahls beſchuldigen?“ fragte Mephiſtophel ungeſtüm entgegen, und entwickelte die ganze Lebendigkeit afrikaniſcher Aufregung: „was ſollt' ich ſtehlen? was war denn in der Flaſche? Haſt Du mir denn geſagt, was darinnen? Was ſollte mich denn reizen, ein Ding zu ſtehlen, das ich nicht kenne, das ich nicht abgeſchätzt? Ich höre, daß die Flaſche von Silber geweſen. Pah! was frage ich nach Silber, ich, der den Jabalom beſeſſen? Unterſuche mich jedoch, meine Lumpen, meinen armen Leib; ſuche, ob Du ſo viel edeln Metalls bei mir findeſt, als die Feile des Probmeiſters mit einem Zuge von einem Schlickethaler zu raſpeln vermag. Ich will gehenkt ſeyn, wenn ich die vermaledeite Flaſche geſehen habe; gehenkt will ich ſeyn!“ — „Genug alſo, genug. So muß ich mich denn beſcheiden. Denke aber an dieſen Tag, Mephiſtophel, und wenn Du Uebles gethan, ſo mache es wieder gut, Dein Gewiſſen zu erleichtern.“ — Mephiſtophel grinſte: „Wenn nur jedwedes Gewiſſen auf Erden ſo leicht wäre, wie das meinige; es iſt ein leerer Bettelſack. Aber denken will ich dieſes Tags, weil ich nun weiß, daß Du eben ſo falſch und grauſam biſt, wie der unſelige Fauſt.“ —

Raphael verlängerte nicht den unnützen Wortſtreit. Er bezwang ſeinen Aerger, um nicht die Stunden zu entweihen, die er in Geſellſchaft des Bruders dem Andenken der geliebten Eltern widmete. Von ſeinem Gebrechen geneſen, pilgerte er noch zu dem Grabe der theuern Todten, ſchenkte dem Bruder ſeinen Theil am ſchmalen Erbe, ſegnete Diethers Haus, letzte ſich mit ihm, und kehrte dann nach Mainz zurück. — Auf dem Wege drängte ſich ihm leider abermals der ſchwarze Kummer um den Verluſt ſeines Kleinods unwiderſtehlich auf. Seines Weibes ewige Schönheit, ſeines Lebens unvergängliche Dauer, die endloſe Jugend, die er ſeinem vielgeliebten Bruder zugedacht, der Reichthum, der aus jener Wunderflaſche hätte ſproſſen können: — Alles verkümmert, verloren, auf immer dahin! So lange er, in Liebesbande verſtrickt, dem Doktor Fauſt gefolgt war, hatte er des Elixirs vergeſſen. Nun aber machte er ſich die bitterſten Vorwürfe darüber. Beinebſt ging das weibliche Geſchlecht nicht leer aus. Euphemia, die ihn verblendet, daß er ſeinen Meiſter ſterben ließ, Euphemia, die ihn von Salzburg hinweg gejagt, und ihn hernach verrathen, daß er, ein aufgegebener Mann, in das Netz der Helena taumelte, Helena ſelbſt, die ihn ſo gewaltig unterjocht, daß er des höchſten Guts ſeines Lebens ſchnöde und knabenhaft vergeſſen...! wie zürnte er der Meineidigen, wie zürnte er der Zauberin! — In ſeinem Unmuth torquirte er den Mephiſtophel mit neuen Fragen, mit neuem Argwohn. Dagegen blieb der Knecht auf ſeinem alten unerſchütterlichen Verneinen. „Ich meine es ehrlich mit Dir," ſagte er zum Schluß unwillig: „ehrlich immerdar. Ich will gehenkt ſeyn, wenn ich lüge.“ — „Wenn das iſt,“ warf Raphael in einem andern Tone ein, „ſo beweiſe mir's. Das Gefäß, um welches ich ſo traurig gekommen bin, enthielt das Elixir von Diamanten... Du weißt?“ — „So? ei! Schade darum!“ — „Ich kann den Verluſt kaum verſchmerzen. Erſetze ihn mir, und theile mir das Recept mit, das Du kennſt?“ — Mephiſtophel ſchüttelte den Kopf: „Mit nichten, Herr.“ — „Elender! Grauſamer! warum weigerſt Du Dich?“ — „Weil ich mich nicht von dem Gedanken losmachen kann, daß Du meine Diamanten haſt.“ — „Wie? hör' ich recht?“ — „Vollkommen. Du biſt falſch und hart, wie der Fauſt; ich glaube, daß Du mir nicht die Wahrheit geſagt; ich befürchte, Du habeſt die bengaliſche Büchſe in Deine Taſche ausgeleert, und verlangſt nun nach meinem Geheimniß, um mit meinen Schätzen Dein Glück zu begründen.“ — „O Du Nichtswürdiger! dieſes mir, Deinem Wohlthäter?“ — „Zu Zeiten leckt der Hund, zu Zeiten beißt er,“ lachte Mephiſtophel bitter. — „Schweige, Du böſer Geiſt!“ fuhr ihn Raphael an: „ich will Dir ſagen, was ich von Dir denke: Du weißt nicht das Arcanum, womit Du Dich brüſteſt. Deine Weisheit iſt nur leere Spiegelfechterei. Armſeliger Tropf, der mich mit einer Lüge bis an's Ende der Tage foppen möchte!“ — „Die Trauben ſind ſauer, ſagte der Fuchs,“ — alſo höhnte Mephiſtophel entgegen: „ich will Dir nun ebenfalls wiederholen, was ich von Dir denke: Du haſt meine Edelſteine; ja, Du haſt ſie; Du biſt ſchlimmer als der erſte Dieb. Gehenkt will ich ſeyn, wenn Du den Jahalom nicht haſt; aber auch gehenkt, wenn ich Dir jemals die Hand biete, um mein Eigenthum als ein ewig junges Blut in Deine und der Deinigen Adern zu flößen, oder als ein immerdar wachſendes Gold in Deine Schatzkammer zu ſäen!“ — Die Folge dieſes böſen Zwiſtes zwiſchen Herr und Diener war, daß ſie ſich, noch dieſſeits des Rheins, trennten; daß Raphael allein nach Weſten, Mephiſtophel gen Oſten zog. — —

So war denn die Wunderwelt, von der Raphael ſo viel geträumt, ſeinen Händen entrückt; ſo war er auf das dürre Alltagsleben einzig angewieſen. Er durfte nicht mehr erwarten, ſein Haus und ſeinen Stamm zu ewigen zu machen, oder von Königen und Kaiſern für ſeine Lebenstinktur überſchwenglich belohnt zu werden. — Er nahm anfangs die Sache leicht und muthig auf die Schultern. Wohnte er doch am üppigen Ufer des Rheins, im Theil des Vaterlandes, den er am meiſten liebte. Der Strom, der als ein fernes Silberband das Auge des Unmündigen erfreut, in deſſen Fluthen der Schüler ſich geſpiegelt, ſpiegelte nun ſein ſtill behagliches Paradies wieder: ſein einfaches Haus, ſeinen kleinen, aber wohlgeordneten Garten, aus deſſen Blumenfülle Helena, Alles überſtrahlend, emporleuchtete, eine ſtolze Rolandsroſe. — Raphael war geliebt von ſeinem Weibe. Sie hing an ihm mit dem Ungeſtüm, der leidenſchaftlichen und wenig ausgebildeten Menſchen eigen iſt. Sie kannte nur Ihn; aber dafür nahm ſie jede Spanne ſeiner Zeit, jeden ſeiner Blicke, jede ſeiner Geberden in Anſpruch. Was er that und ſagte, mußte ſich auf ſie beziehen, für ſie gethan und geredet ſeyn. Das einzelne Haar auf

Raphaels Haupte gehörte der Gattin. So wollte es Helena, und ſie errang, was ſie wollte, unwiderſtehlich, ob ſie nun ſchmeichelte, oder ob ſie zürnte. Anfangs gehorchte der Mann mit Freuden. Später faßte er ſich in Geduld; noch ſpäter litt er ungeduldig die Stürme der eigenſüchtigſten Liebe.

Helena ſchenkte dem Magiſter einen Sohn. Deſſen muthige Augen und tapfer aufgeworfener Mund machten, daß er den kriegeriſchen Namen „Bertram“ in der Taufe erhielt. — Mehrere Jahre darauf kam eine Tochter; ſie wurde Suſanne geheißen, weil ſie weiß wie Lilien war; vielleicht auch, weil des Vaters und der Mutter Liebe nicht mehr grünte. Und als, wieder nach etlichen Jahren, noch ein Sohn von Gott beſcheert wurde, taufte ihn der Vater: „Joachim“, eine „Hoffnung auf Gott“. Bertram war ein Kind der goldenen Wochen geweſen. Suſanne eine Tochter der Zeit, die mild und lau, aber auch zweifelhaft erſcheint, wie Mondnächte im Gefolg von Sonnentagen. Joachim fiel in die ehernen Jahre, die Venus nicht mehr regiert mit grünem Scepter, die aber dem Mars gehören und ſeinem rothen Eiſen, bis endlich der grämliche Saturnus ſo Lieb' als Haß, ſo Freud' als Leid in ſeinen ſchwarzen Bleiſarg niedermäht. — Wer trug aber die Schuld des kummervollen Wechſels in den Geſinnungen eng- und langvertrauter Herzen? Was in aller Welt hatte Helena's liebenswürdige Laune in die unleidlichſte verkehrt? was hatte ſogar den leidenſchaftlichſten Aeußerungen ihrer Zärtlichkeit den Stempel tiefwurzelnder Erbitterung aufgedrückt, daß ſie den Gatten erſchreckten, ſtatt ihm wohl zu thun? Raphael ſelber begriff lange nicht den Urſprung des Uebels, bis endlich und endlich hingeworfene Worte, unwillkürlich herausgeſprochene Vorwürfe und Klagen des Weibes ihm Alles enthüllten. — Seufzend ermaß er den Umfang ſeines Unglücks, deſſen Dauer nicht zu berechnen, deſſen Ende nicht abzuſehen war.

Auch Helena hatte, wie alle Frauen, ihren Spiegel. Sie hatte, wie alle Frauen, gewiſſe Stunden, die dem glatten zierlichen Freunde gewidmet waren, dem Freunde, der, gleich ſo manchen im Leben, ein Schmeichler iſt, ſo lange Alles gut im Hauſe ſteht, und wiederum ein kalter ſchonungsloſer Hiobsfreund, wann die Zeiten da ſind, die uns nicht gefallen. Viele Jahre hindurch war der Spiegel eifrig geweſen, zu ſagen: „Helena, geſegnet ſeyſt Du, Schönſte aller Weiber!“ Dann hatte er angefangen, an ihren Reizen zu mäkeln; dann hatte er täglich mehr und mehr ihrer Bemühungen, ihm Unrecht zu geben, geſpottet; dann war er plötzlich müde geworden, ſie zu loben, ſie zu tröſten, und hatte ihr dürr herausgeſagt: „Dein Herbſt iſt gekommen!“ — Wäre Helena ein Weib geweſen, wie viele Tauſende leben, eine Magd der Demuth und Ergebung in’s Unvermeidliche, — ſie hätte dem Spiegel mit einem Seufzer etwa den Rücken gekehrt, hätte die Matronenhaube aufgeſetzt und ſich gewöhnt, lächelnd zu ſagen: „Geweſen!“ — Die arme Helena jedoch, die keinen andern Schatz beſatz, als die Schönheit, wandelte ihr leichtes Blut in Galle um, und wurde „jeder Zoll“ eine Furie, da ſie mit Grauen bemerkte und mit dem beſten Willen nicht mehr läugnen mochte, daß ihr Gatte unverändert ſtehen geblieben war im Strom der Zeit. Schöner, jünger, kräftiger war er nicht geweſen, als er zum erſtenmale ihr erſchienen und ihr Herz mit einem einzigen Blick erobert. Noch mehr: es kam ihr vor, als ſey ſein Auge feuriger und ſtolzer, ſein Lächeln ſüßer und zuverſichtlicher, ſeines Körpers Prangen, ſeiner Glieder Ebenmaß noch untadelhafter und triumphirender geworden. — Wie gerne hätte ſie dieſe Wahrnehmung für eine Gaukelei gehalten, die ihre Liebe zu Raphael ihren Sinnen vorgemacht! aber grauſame Freundinnen ſagten ihr mit begeiſterter Bewunderung gerade das, was ſie ſchon mit Eiferſucht geſehen. Von Stund' an knüpfte ſich in Helena's Kopf und Bruſt Erkenntniß an Erkenntniß, Argwohn an Argwohn, Furcht an Furcht. Verglich ſie im Spiegel dann und wann des Gatten Antlitz mit dem ihrigen, ſo verlor ſie alles Vertrauen zu ſich ſelbſt und auch jegliches zum Gemahl. „Welch' ein Magnet in ſeinen Blicken, aber nur mehr für Andere!“ klagte ſie oft, allein mit ſeinem Bilde und ihrem Spiegel: „welch' ein Lächeln, doch ſucht er nicht mehr, mich zu gewinnen! Wie ſüß und lockend der Mund, der jetzt nur ſelten meine Wange berührt, ſo kalt und leiſe! Der wunderbare Mann iſt zum Lieben geſchaffen; geſchaffen, um Liebe zu verlangen, doch verlangt er ſie nicht mehr von mir! Ich bin freilich alt gegen ſeine Jugend, ich bin zwar häßlich, ſeiner Schönheit gegenüber, aber dennoch brennt in mir der Jugend Glut, und er iſt kalt, ſo kalt wie Eis geworden! Das iſt nicht natürlich, das iſt... weh mir, daß ich's ſagen muß... das iſt Treuloſigkeit! Er verſchmäht mich, nachdem er meine Blüthen geſammelt;

gewiß ſchmückt er Andere, Glücklichere, mit den Liebeskränzen, die mir gebühren. Sie wären aber mein, gewiß noch heute mein, wenn nicht die Schönheit mir früher treulos geworden wäre, als der grauſame Gatte!“ —

Nachdem ſie der Thränen viele heimlich vergoſſen, ging ſie wohl zu ihren Kindern, aber deren Anblick erinnerte ſie entweder an die Zeiten, die nicht mehr waren, oder deren Züge malten ihr mit verdoppeltem Reiz das Antlitz des Mannes, den ſie immerdar liebte, und zwar mit Trotz und Eigenſinn liebte, aber den ſie wiederum fürchtete und verdächtigte, dem ſie zürnte aus Eiferſucht jeglicher Art. Sie beneidete ihn um ſeine Jugend, um die Gunſt von Männern und Frauen, um den Ruhm, der ſeiner Kunſt gezollt wurde, ſelbſt um die Liebe der Kinder. Sie ſchalt ſich eine Elende, eine Verlaſſene, wähnte ſich von ihrer ganzen Familie zurückgeſtoßen, und floh daher nur zu oft aus der beſeligenden Nähe der Kindheit. Wohin? zu dem Manne, der die räthſelhafteſten und entgegengeſetzteſten Empfindungen, ohne es zu wollen, in ihrer Bruſt aufregte. Bald fiel ſie ihn an mit Tadel und Vorwurf, mit Beſchuldigungen; bald peinigte ſie ihn mit Thränen, mit Klagen, mit dem leiſen herbverwundenden Spott, womit Tiefgekränkte ihre Gegner zu necken verſtehen; bald umſchlang ſie ihn mit fieberhafter Zärtlichkeit, von ihm verlangend die Sehnſucht früherer Jahre, Liebe fordernd für Liebe, Wonne für Wonne, Taumel für Taumel! — Dergeſtalt nach der Reihe den Gatten erſchreckend, verletzend und überwältigend, gelang ihr nur, ihn zum klaren Bewußtſeyn ſeines Leidens zu bringen, und zur troſtloſen Erkenntniß ſeiner

Lage. Die Folgen blieben nicht aus, und waren der mit ſich ſelber zerfallenen Helena nicht günſtig. Sie zerriß mit eigenen Händen den roſenſchimmernden Schleier, der in jedem Alter das Weib umhüllen ſoll, damit es liebenswerth bleibe. Am Tage hadernd und meiſternd mit unbeſonnenem Munde, glich Helena zur Nachtzeit einem Geiſte, der das Grab ſeiner Lieben trauernd umkreist. Wie oft ſaß ſie, während Raphael vor Müdigkeit tief ſchlummerte, an ſeinem Lager, und betrachtete ſeine Züge, bald mit Wehmuth, bald mit Zorn. Immer dieſelben jugendlichen Züge; immer daſſelbe roſige Geſicht, daſſelbe Lächeln um den Mund! Unzähligemal ſuchte Helena ängſtlich, die Lampe haltend, eine Runzel auf der glatten Stirne, eine Falte auf der vollen Wange, eine eingeſunkene Stelle am Halſe oder auf der Hand. Umſonſt. Keine Spur des Alters auf dem Marmor dieſes Leibes; kein Freithofblümchen im Barte*), keine lichte Stelle im Lockenhaare Raphaels! — Helena hätte Alles darum gegeben, ein Zeichen zu finden, daß Raphael anfange, ihrem Beiſpiel und dem Geſetz der Zeit zu folgen. Aber Alles war vergeblich. Leider hatte ſie Muße genug zu ihren nächtlichen Forſchungen. Der leiſeſte Hauch ihres Mundes, über Raphaels Wange ſtreifend, hätte ihn vordem geweckt; jetzo vermochte es nicht einmal der grelle Schein der Lampe. — Helena's Leben gehörte der Verzweiflung.

Auch über Raphaels Haupt und Seele zogen ſich indeſſen ſchwarze Wetter zuſammen. Die Launen und

---

*) Weißes Haar.

Grillen, Verfolgungen und Vorwürfe ſeines Weibes hatten ihn nicht verleitet, ſie zu mißhandeln, ſie zu haſſen, oder ſich ſelber zwecklos zu quälen. Was ihn ernſthafter beunruhigte, war der Vorwurf, den er ſich machte, die Ordnung der Natur verrückt zu haben, indem er von dem Elixir genoſſen, deſſen Wirkungen ſich jetzt, nach ſo vielen Jahren, kräftig beurkundeten. — Er ahnte, wie redlich des unbekannten griechiſchen Chemiſten Ermahnung geweſen, den Wundertrank nur erſt nach reiflicher Ueberlegung zu verſuchen. Raphael erkannte mit Staunen, daß ſein Herz nicht jung geblieben war, daß ſein Verſtand nicht minder die Roſen, die blendenden Gaukelbilder der Jugend, abgeſtreift hatte. Die ſchönſten Täuſchungen waren weg. Raphael belachte ſie, und ſtreckte nun des erfahrnern Mannes Arme aus, um andere Beſitzthümer zu erhaſchen. Das Verlangen war ihm geblieben, aber nach Neuem begann er zu verlangen. So hatte ſein Ehrgeiz zu wenig an ſeinem beſcheidenen Glück; ſo wurde ihm das Vaterland zu enge; darum ſah er nicht mehr in ſeiner Helena alle Weiber, ſondern „Helena in jedem Weibe." — Er ſchmähte ſich deßhalb, aber er konnte nicht anders. — Was ſeine Unruhe und ſein unbeſtimmtes Sehnen noch vergrößerte, war die Stellung, die rund um ihn her die Welt, worinnen er ſich bewegte, einnahm.

Nahe an dreißig Jahre waren verfloſſen. Bertram, der aufgewachſen, während der ſchmalkaldiſche Krieg und des Kurfürſten Moritz Auflehnung gegen den Kaiſer ganz Deutſchland mit Sturm erfüllte, hatte ſich zum Waffenhandwerk entſchloſſen, war in des Kaiſers, dann in ſpaniſche Dienſte gegangen, und kämpfte unter dem Herzog Alba in den aufrühreriſchen Niederlanden. Suſanne hatte ſich noch nicht entſchieden, in den Stand der Ehe treten zu wollen. Manchmal neigte ſie ſich ſogar zum Kloſterleben hin, und ihrem andächtigen Beiſpiel folgte Joachim, der ſich vornahm, in dem Jeſuitenorden, welcher zu jener Friſt anfing, ſich wacker auszubreiten, Profeß zu thun. — Neben des Magiſters Familie war ein neues Geſchlecht herangewachſen, in's bürgerliche Leben eingetreten, zum Theil ſchon wieder einer jüngern Nachkommenſchaft Erzeuger geworden. Das Volk, das zu Raphaels Ankunftszeit in Mainz und am Rhein in der Blüthe geweſen, war ſchon lange aus der Frucht in die Dürre gegangen. Dennoch lebten noch die Meiſten, und aus ihren grauen und weißen Häuptern ragte ſtolz der Schwarzkopf Raphaels in die Höhe, und Keiner von Allen hatte den Magiſter anders geſehen, als er noch jetzo war. Anfänglich hatten ſie ihn freundlich gegrüßt auf ſeinen Wegen, hatten ihm zugelächelt, die Hände geſchüttelt, und herzlichſt geſagt: „Ihr ſeht ſo wohl aus!“ — „Du erhalteſt Dich ſo gut!“ — „Da ſieht man, was ein Arzt an ihm ſelber vermag!“ — „Wir werden ja von Tag zu Tag jünger?“ und was dem mehr iſt. — In der Folge waren ſie mißgünſtig geworden, kopfſchüttelnde Frager und Neugierige: „Was macht Ihr denn, daß Ihr beſtändig ausſeht, wie vor zwanzig Jahren?“ — „Das heiß' ich Glück; Du alterſt nie!“ — „Dürfte ich nicht wiſſen, womit die Haare ſich ſo dunkel färben laſſen, die Backen ſich ſo prall erhalten, und womit ſie geſchminkt werden?“ — „Wir ſind ein wahrer

Meiſter Immergrün; das muß ich ſagen, meiner Treu!“ und Aehnliches die Fülle. Endlich aber ſprachen und fragten ſie nicht mehr; ſchüttelten nicht mehr des Arztes Hände, grüßten ihn ſcheu und ſelten, flüſterten aber unter einander: „Was meint ihr wohl? Sechszig Jahre „hat er wenigſtens, und iſt noch jung, wie mit dreißig? „Sein Weib — gedenkt ihr noch ihrer Schönheit? — „ſie iſt eine alte Sara; ſeine Kinder ſind groß, und „er… 's iſt unbegreiflich!“ — „Wie zu erklären? Wißt „ihr noch, daß er beim weiland Doktor Fauſt, beim „Teufelsbanner, gedient? daß er ſelber den Satan eine „Weile bei ſich gehabt? Kein Wunder, daß er jung bleibt „in Ewigkeit!“ — „In Ewigkeit? ja, bis der Pakt zu „Ende; das wird böſe Dinge abſetzen!“ — „Mit rechten „Dingen geht's einmal nicht zu, wenn er auch täglich „in der Kirche ſeine Meſſe hört.“ — „Und ſeine Hände „möchte ich nicht mehr anrühren; wer weiß, ob nicht ein „Stigma des Böſen darauf?“ — „Und mein Haus ſoll „er nicht mehr betreten; er verhexte etwa meine Kranken.“ — „Wir fürchten uns vor ihm, wie vor einem, „dem der Schatten abgeht; wollen nichts mehr mit ihm „zu thun haben.“ — „Lieber will ich mit Gott an einer „ehrlichen Krankheit ſterben, als davon geneſen auf unehrliche Weiſe mit des Teufels Hülfe!“ —

So redeten die Männer. Die Frauen machten's ſchlimmer. Die Betagten, die einſt nach dem ſchönen Manne geäugelt, buhleriſch vor ihm einher getänzelt, und all' der Liebe Müh' umſonſt an ihn verſchleudert, ſie haßten ihn von Grund der Seele, und warnten alle Jüngere vor ihm: „Der Menſch treibt übernatürliche

„Künſte, das ſieht man wohl; er zehrt vom Leben ſeiner „Frau, die hinſiecht voll von Kummer, während er gedeiht und wächst an frevelhaft gewonnener Jugend. „Sobald er das arme Weib zur Erde beſtattet, wird er „eine Andere angeln wollen, um ihr gerade zu thun „wie der Erſten. Hütet euch darum; traut nicht dem „böſen Feinde, der aus ſeinen Augen ſchaut. Nicht einen „Finger reicht dem Gottvergeſſenen!“

Die Jungen merkten ſich's, und die Väter und die Brüder und Vettern der Jungfrauen, und als wirklich eines Tages die arme Helena zum Sterben kam, mehr dem Gram erliegend als den Jahren, da waren auf einmal alle Häuſer vor Raphael verſchloſſen. Die Patienten blieben aus, die Prieſter predigten auf Kanzeln und in Beichtſtühlen von dem dreiſten Frevler, der ſich unterſtehe, nicht alt werden zu wollen. Die Richter berathſchlagten, ob nicht an ſie die Reihe gekommen ſey, den ſündhaften Arzt mit Schwefel und Zangen zu curiren. — Raphael erfuhr dies Alles bald. Daß er zur guten Stunde nach Mainz gekommen, war gewiß; aber noch gewiſſer, daß die Stunde abgelaufen war. Er beſtellte daher ſein Haus, verſorgte die Tochter als Koſtgängerin in einem Kloſter, den Jüngling Joachim in einem Collegium der Jeſuiten, und ſuchte für ſeinen Ehrgeiz und ſeine Hoffnungen einen größern Schauplatz in Paris. Es war im Jahre 1572.

Fünftes Kapitel.

In Paris. Die Bartholomäusnacht.

1572.

Nach langen Bürger- und Glaubenskriegen hatten die Franzoſen einmal wieder Ruhe gegeben. Katholiſche und Proteſtanten hatten zu St. Germain-en-Laye einen Vertrag abgeſchloſſen, der den letztern viele Vortheile gewährte. Sie nannten's einen Frieden, doch war's nur ein Waffenſtillſtand, ein Halt in den blutigen Geleiſen des Krieges, wie die Folge mit Schrecken lehren ſollte. Mittlerweile brachten die Partheien die Zeit mit Feſtlichkeiten zu; die Treuloſigkeit wand ſchimmernde Kränze, um damit die Stirne ihrer bethörten Opfer zu ſchmücken. Der königliche Hof hatte einen Anlaß gefunden, die vornehmſten Häupter der Calviniſten nach Paris zu locken, indem er den jungen König von Navarra mit der Schweſter Carls des Neunten vermählte; eine Feierlichkeit, die durch den Tod der Mutter des Bräutigams um einige Monate hinausgeſchoben worden war. Dieſes Bündniß, das vorgeblich die vollkommenſte Eintracht in Frankreich begründen ſollte, wurde auf's glänzendſte vorbereitet. Die erſten Familien des Landes, ohne Unterſchied der Religion, ſtrömten herbei, um Zeugen der freudigen Begebenheit zu ſeyn, um an den Herrlichkeiten von Paris ſich zu ergötzen, und den Hofſtaat, ſo Margarethens als Heinrichs, zu verherrlichen. Die Hauptſtadt war überfüllt von Neugierigen und Geſchäftigen jeglicher Art.

Unter den erlauchten Namen, womit die Parthei der Reformirten ſich ſchmückte, war der des Grafen von Thiars keiner der letzten. Die Tapferkeit, ſo wie die Gewandtheit in Unterhandlungen, deren der Graf ſich rühmen durfte, hatten ihn zum Rang eines Vertrauten des Admirals Coligny erhoben. Ungefähr zur ſelben Zeit, wie der Admiral, war auch Thiars, von ſeiner Gattin und ſeiner ſchönen einzigen Tochter begleitet, an's Hoflager gekommen, und der Bewohner eines Hauſes in der Straße Bethizy geworden, das einem berühmten Goldſchmied und Juwelier als Eigenthum gehörte. Der Juwelier Düſaure hatte das Erdgeſchoß inne; und ſein Gaſt bewohnte die oberen Gemächer. Wenige Häuſer weiter befand ſich die Wohnung des Admirals. Der Graf von Thiars war von dem letztern veranlaßt worden, eine Reiſe nach Montauban zu machen, welche Stadt eine von denjenigen war, die der König den Hugenotten als Friedenspfänder eingeräumt hatte. Des Grafen Güter lagen nahe bei Montauban. Er konnte zu gleicher Zeit des Admirals Aufträge beſorgen, und ſeine eigene lang vernachläßigte Ernte einbringen, und dennoch zum Tage der Vermählung wieder in Paris eintreffen.

Es war am Vorabend des Hochzeitfeſtes. Die Gräfin Thiars und ihre Tochter ſaßen in ihrem Gemach und hörten einem ſchönen jungen Manne zu, der ihnen von den prachtvollen Zurüſtungen in Paris erzählte. Die Gräfin, eine Frau von ſtrengen Zügen und im Spätherbſt des Lebens, horchte zerſtreut, im Innern mit ganz andern Dingen beſchäftigt. Die ſchöne Tochter ſchenkte dagegen dem Cavalier die völligſte Aufmerkſamkeit. Ein Fremder im Hauſe würde unſchwer auf den erſten Blick errathen haben, daß ein geheimes, aber um ſo innigeres Verſtändniß zwiſchen den jungen Leuten obwaltete. In der That war der Ritter von Beauſire, ein Edelmann im Dienſte der Königin Katharina, ſo würdig, von dem Fräulein Thiars geliebt zu werden, wie das Fräulein ſelber der zärtlichſten Liebe des Ritters werth war.

Der junge Edelmann blickte mit dem feſteſten Vertrauen in das Auge der Schönen; ſeufzend forſchte er dann und wann im blaſſen Geſichte der Mutter, die ihren Ernſt nicht einen Augenblick verläugnete. Es redete zwar aus dem Antlitz der Gräfin kein Unwille, wenn ſie auf den Erzähler ihre Blicke richtete; aber ihre Haltung machte ihn ſchüchtern und verwirrt. — Nachdem er Alles, was er wußte, berichtet hatte, welchen Bericht er gefliſſentlich in die Länge gezogen hatte, um ſeines geliebten Mädchens Nähe noch länger zu genießen, ſchloß er mit der höflichen und verlegenen Frage, ob ihm erlaubt ſeyn würde, ſeine freundlichen Zuhörerinnen am folgenden Tage auf das Schaugerüſt begleiten zu dürfen, das für die Ceremonie vor der Liebfrauenkirche errichtet worden ſey. Er habe, fügte Beauſire bei, über einige Plätze zu verfügen, und wiſſe ſie nicht beſſer zu vergeben. — Die helle Röthe auf der Tochter Antlitz verrieth ihm allerdings deren Zuſage, aber die Mutter antwortete trocken: „Ich erwarte den Grafen beſtimmt noch dieſe Nacht, und es ſchickt ſich, daß er ſelber unſer Führer zu dem Feſte ſey. Empfangt indeſſen meinen Dank, junger Herr. Eure Höflichkeit iſt zu loben, und ich wünſchte, Euch in etwas dienen zu können.“

Beauſire that ſchnell den Mund auf, um die Matrone beim Wort zu nehmen; aber eine Bewegung des Fräuleins, als ob ſie den Kühnen von einer Unbeſonnenheit zurückhalten wollte, verbot ihm zu ſagen, was ſo tiefgefühlt aus warmem Herzen aufquellen wollte. — Er ſtotterte einen demüthigen Gruß, ein ehrlich gemeintes Bedauern, und beurlaubte ſich ſo anſtändig, als von einem armen Menſchen zu erwarten iſt, der Seele und Verſtand zurückläßt in dem Hauſe, aus dem er geht.

Nachdem er ſich ſchon eine Weile entfernt hatte, ſaßen die beiden Damen noch immer einander gegenüber, ohne ein Wort zu ſprechen. Die Tochter brach zuerſt das Stillſchweigen. „Ich glaube,“ ſagte ſie, „daß meine Mutter den armen Herrn von Beauſire doch allzuſtreng behandelt. Wäre es denn ein Verbrechen, mir gut zu ſeyn? wahrlich, beſte Mutter: der zarte Dienſt, den jener Ritter mir weiht, gefällt meinem Herzen beſſer, als die leeren Huldigungen alle, die ich Tag für Tag bei Hof und anderswo von den zierlichen Herren dieſer Hauptſtadt anzunehmen habe.“ — Die Gräfin erwiederte nach einer Pauſe: „Ich bin es nicht, die Deinem jungen Herzen und Deinen friſch aufgeblühten Gefühlen zürnen möchte. Es iſt ſo natürlich, daß Jugend nach Jugend trachtet. Die Schwärmerei der Empfindungen iſt ein Reiz der jungen Jahre.“ — Die Gräfin begleitete dieſe Worte mit einem Seufzer, ſchaute auf ihren Gürtel nieder, und ſtellte ſich an, als wollte ſie nicht fortfahren. Die Tochter dagegen redete ihr mit liebevollem Ungeſtüm zu, indem ſie ſagte: „O halte nicht inne, beſte Mutter! erſticke nicht die Bewegung, welche Dich ergriffen hat. Enthülle mir nur gerade und aufrichtig Dein Innerſtes, und laß mich den ganzen Umfang Deiner Mutterliebe ermeſſen. Gewiß, gewiß: Du biſt nicht blind gegen die Vorzüge des Ritters Beauſire; gewiß: ich bin Dir allzuwerth, als daß Du nicht meine Zukunft ſo glücklich geſtalten möchteſt, wie das trockene Leben überhaupt es zuläßt. Deine Kälte gegen Beauſire iſt nur erkünſtelt, Dein Sträuben gegen meine Wünſche iſt nur ein vorgebliches. Warum alſo die Kälte, warum das Sträuben? Sie vergällen mir mit tagelanger Bitterkeit die Freude einer halben Stunde, die ich an Beauſire's Seite verlebte, ſo herzlich, ſo fröhlich, wie ich das ganze Leben zubringen möchte!“ —

Eine Thräne ſchlich aus dem Auge der Gräfin über ihre bleiche Wange; der Tochter Kuß trocknete die Thräne auf. Nicht fähig, dieſem Zeichen der Liebe zu widerſtehen, ſammelte ſich die Matrone, nahm den holden Kopf ihres Kindes, das vor ihr kniete, in beide Hände.

und redete mit Ernſt, mit Sanftmuth, und zugleich mit der zärtlichſten Hingebung: „Nein, ich bin nicht gefühllos; nein, ich will Dein Glück nicht im Keim erſticken. Was den Ritter auszeichnet... ich weiß es. Er iſt wohlgebildet von Geſtalt und Geſinnungen, er ſtammt aus altem Adel, er iſt reich genug, um ſeines Hauſes Würde aufrecht zu erhalten; ſeine Tapferkeit iſt ein Sprichwort im Lande, ſeine königlichen Gebieter haben keinen treuern Diener; das Vertrauen, das ihn ſchon jetzt bei Hofe umgibt, iſt ihm eine gewiſſe Bürgſchaft für die glänzendſte Zukunft. In ſo ferne es bei mir ſtände, mit meinem Jawort Deine Wünſche zu erfüllen, ſollteſt Du nicht einen Augenblick darum betteln müſſen. Aber Dein Vater...?“ — Bei der Erwähnung des ſtrengen Herrn fuhr das Mädchen zuſammen, verbarg ihr Haupt im Schooß der Mutter, und ſchluchzte: „Ich weiß... er liebt mich nicht; er iſt auch Dir nicht hold — aber ſterben muß ich, wenn ich von Beauſire laſſen ſoll!“ — Worauf die Mutter die trotzig Weinende emporrichtete, und mit bewegter Stimme anhob: „Wie ſchmerzlich fühl' ich meine Bruſt erſchüttert, wenn mir in Deiner Heftigkeit mein eigenes Jugendbild entgegentritt! O, hüte Dich vor ſolchem Eigenſinn! jage Dich nicht muthwillig in eine Verzweiflung, die nicht Deines Alters, die gewißlich in Deiner Seele nicht iſt! Wenn die Jugend ſchon verzweifelnd den Tod ruft, ſie vom Eckel dieſer Erde zu erlöſen, was ſollen wir thun, deren Freuden immer ſeltener, deren Leiden immer bitterer werden? Du haſt Unrecht, den Vater der Liebloſigkeit zu beſchuldigen. Er will uns wohl, wir ſind ihm Beide theuer, wenn ſchon er dieſes nicht zeigt, wie jüngere Leute zu thun pflegen.“ Nach einer abermaligen Pauſe, die von der Gräfin ſchmerzlichſüßen Erinnerungen gewidmet wurde, ſprach ſie weiter: „Soll ich Dir jedoch erſt ſagen, was ihm theurer iſt, als unſer Leben, als unſer Glück, als unſere Liebe? Sein Glaube iſt ihm das ſchätzbarſte Kleinod. Ohne ſich zu beſinnen, würde er uns demſelben aufopfern. Bedenke nun ſelbſt: Beauſire gehört der alten Kirche an; der Graf Thiars iſt ein eifriger Bekenner, ja ein Feldhauptmann der neuen Kirche. Fürwahr: wie ich ihn kenne, würde er uns, Weib und Kind, mit ſeinen eigenen Händen tödten, ehe er zugäbe, daß wir ihm einen katholiſchen Schwiegerſohn brächten. In dem Fall verſehe ich mich des Schlimmſten zu ihm.“ — „Und Du nennſt ihn nicht grauſam, allzunachſichtige Mutter?“ fragte die Tochter entrüſtet: „um einiger Formeln, um einiger Gebräuche willen würde er uns dem tiefſten Leiden bloßſtellen dürfen! O wie haſſe ich unſere Lehre, ſeitdem ihre Unduldſamkeit mir ſo bekannt geworden! Sie ſchreit Wehe über den Haß ihrer Feinde, und doch birgt ſie in ihrem Schooße nicht minder den Blitz und den Fluch gegen Alle, die ſich ihr nicht unterwerfen.“ — „Halt' ein, halt' ein!“ bat die Mutter, zurückſinkend in den Lehnſtuhl, und die Hände vor's Geſicht ſchlagend: „Du ahnſt nicht, wie Du mein Gewiſſen peinigſt! läſtere nicht die Kirche, ſey nicht abtrünnig Deinem Glauben!“ — „Würde mir der Himmel zürnen, wenn ich, der edelſten Liebe voll, vor den Heiligen kniete; die der Mann verehrt, den ich, der mich gewählt für das ganze Leben?“ nahm die Tochter leidenſchaftlicher das Wort: „doch nein;

es bedarf ja nicht des Uebertritts. Frankreich hat den Frieden, der alte und der neue Glaube reichen ſich die Hände. Das Beiſpiel, das der König von Navarra und ſeine Braut morgen geben werden, indem ſie ſich vermählen, obſchon verſchiedener Lehre zugethan, dieſes Beiſpiel wird und darf für Frankreich nicht verloren ſeyn. Warum ſollte nicht der Graf von Thiars meine Ehe mit dem Ritter ſegnen, wenn doch die großherzige und fromme Johanna von Albret die Vermählung ihres Sohnes mit der Katholikin ſegnete?“ — „Du irrſt, mein Kind. Es iſt kein wohlgemeintes Beiſpiel, das der König von Navarra und Margarethe zu geben gedenken. Es iſt ein gezwungenes, ein ſelbſtſüchtiges, ein vom Vortheil beider Partheien vorgeſchriebenes. Vergleiche Deine unſchuldige Liebe nicht mit dem ſchnöden Kauf- und Tauſchhandel, der jenem fürſtlichen Paare den Brautkranz auf die Locken drückt. Möge Dich der Allmächtige allezeit vor dem Unheil bewahren, welches dieſer Hochzeit auf dem Fuße folgen wird!“ — „Deine Einbildungskraft malt düſtere Bilder, liebe Mutter. Wenn Du aber für mein Wohl beteſt, wenn Du zitterſt vor dem Unglück, das mir einſt begegnen dürfte, warum willſt Du mich trennen von dem Manne meiner Wahl? Iſt Deine Furcht vor dem Grafen, meinem Vater, ſo unüberwindlich? Soll ich Dir geſtehen, daß ich, das ſchwache unerfahrene Mädchen, mich ſtärker fühle, als Du es biſt? Sieh', ich ſchwöre Dir: kein Anderer als Beauſire ſoll mein Gatte werden, und müßte ich mit Liſt oder Gewalt die Ketten brechen, die ein Mann, der weniger mein Vater als mein Zwingherr iſt, an meine Hände und Füße ſchmieden möchte!“ — „Kind, Du redeſt vermeſſen, frevelhaft. Wie verſtehe ich Deine Worte? Sie ſcheinen mir entſetzlich; ſie bergen in ſich eine verdammliche, undankbare That!“ — „Die Gewalt des Vaters hat ihre Gränzen, Mutter. Es iſt ein höheres Geſetz, von dem ſie beherrſcht wird; könnteſt Du mich im Ernſte tadeln, könnteſt Du mir fluchen, wenn ich der Tyrannei mich zu entziehen ſuchte? Es gibt ſchnelle Pferde, die dem Winde gleichen; es gibt Schiffe, die nach fernen Küſten ſegeln, wohin die Hand des gewaltigen Thiars nicht reicht; es gibt auf jenen fernen Küſten irgend ein Schloß, ein Haus, eine Hütte, worinnen die Liebe zweier Menſchen, die einander ewig treu ſind, ſich verbergen kann.“ — „Hör' auf, mich zu quälen mit den abenteuerlichen Träumen und Drohungen einer wilden Leidenſchaft. Du weißt nicht, was es heißt, die Eltern trotzig und grauſam zu verlaſſen. Du weißt nicht, welche Dornen Du in Dein Herz ſäen würdeſt, wäreſt Du auch noch ſo glücklich; wie Du aufregen würdeſt die finſtere Pein des Gewiſſens, die nimmer raſtet, die nimmer ruht in Ewigkeit! Höre Deine ſchmerzerfüllte Mutter; glaube ihr… ſie weiß nur zu genau, daß ſie die fürchterlichſte Wahrheit ſagt. Und lägſt Du auf dem weichſten Pfühle, des verlaſſenen Vaters Andenken würde Dich mit Neſſeln peitſchen; und ſäßeſt Du zwiſchen goldenen Wänden, — wie eine ſchwarze ungeheuerliche Spinne würde die Reue Deinen Palaſt beſudeln, und ſich täglich auf's Neue in Dein Herz einnagen bis zur letzten Stunde, die der Anfang ſeyn wird ewiger Foltern!“

Vor dem außerordentlichen Schmerz, der ſich unaufhaltſam Bahn nach auſſen machte in den Thränen und jammervollen Geberden der Gräfin, ſtand die Tochter verſteinert. Da trabten Pferde durch die Gaſſe, das Hofthor wurde geöffnet, die Diener ſchrieen: „Glück zu! Glück zu dem tapfern Grafen, unſerm gnädigen Herrn!“ — Thiars war angelangt; es war nicht zu ſcherzen mit ſeinen Launen und mit ſeinem Jähzorn. Daher verwiſchte die Gräfin, ſo ſchnell ſie konnte, die Spuren ihrer Zähren, die Tochter faßte ſich mit Mühe, und Beide gingen, den Herrn zu bewillkommen, obgleich mit ſchwerbeklommenem Herzen. — —

Bei den Hochzeitfeierlichkeiten war der Graf von Thiars einer der Nächſten an der Perſon des Königs von Navarra und des Admirals. Beauſire war dafür der allernächſte bei der jungen Gräfin, die mit ihrer Mutter auf der Tribüne ſaß. Des Grafen Falkenauge hatte die Annäherung bemerkt. Sobald die Ceremonie vorüber, begleitete Thiars ſeine Damen nach Hauſe, während in Notre-Dame das Hochamt für die Braut gehalten wurde. „Wer iſt der junge Menſch, der nicht von Deiner Seite wich?“ fragte Thiars ſeine Tochter mit mißvergnügten Mienen. — Sie ſagte ihm zögernd, was ihm zu wiſſen nöthig war. „Er laſſe ab, Dir den Hof zu machen,“ drohte der Graf: „zum Spielwerk eines Katholiſchen biſt Du viel zu gut.“ — „Er meint es ernſtlich, denke ich,“ verſetzte die Mutter ſchüchtern. Worauf der Graf mit wildem und hoffärtigem Ausdruck ſagte: „Entſchuldigſt Du ihn? Iſt das die Sprache der reformirten Frau von Thiars? Spucken nicht etwa die alten katholiſchen Geſpenſter in Deinem Gehirn? Ernſtlich? Er ſollte es wagen, der Fant! Eher gäbe ich mein Kind dem Großtürken, als einem katholiſchen Edelmann der falſchen Königin!“ — Die Tochter erblaßte vor Schrecken und Zorn. „Warum wieder ſo heftig, mein Gemahl?“ fragte die Gräfin unterthänig. — „Warum? weil mir das Blut ſiedet, wenn ich daran denke, daß ein Päpſtlicher ſich einbilden könnte, meine Tochter heimzuführen. Redet nicht ein Wort mehr, Madame. Euer deutſcher Kopf begreift nicht, was die Ehre eines proteſtantiſchen Edelmanns in Frankreich bedeutet. Seyd jedoch verſichert, — Du nicht minder, meine Tochter, daß ich die Augen offen halten werde, als ein ſtrenger Wächter meines Hauſes!“ Der Graf fügte, zu ſeiner Gattin gewendet, leiſer, aber nicht minder drohend, hinzu: „Ich merke, daß ihr Beide den Hofſchranz begünſtigt. Hütet euch vor mir! Dem Burſchen ſoll nicht einfallen, in meinem Hauſe den Larogue ſpielen zu wollen!“ — „Herr, Ihr ſeyd grauſam!“ entgegnete die Gräfin tief verletzt. Thiars lächelte hierauf nur höhniſch, und die Folge des Geſpräch's war, daß er die Frauen im Hauſe verſperrte. — Die Luſtbarkeiten der folgenden Tage waren ihnen verboten von nun an. Der Graf betrieb die Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Doch war er gezwungen, die Befehle des Admirals abzuwarten. — Die Gräfin litt ohne Murren die Mißhandlung des ſtarrſinnigen Thiars. Die Tochter dagegen ſchuf in ihrer Einſamkeit die wunderlichſten Entwürfe, um ihrem Geſchick eine andere, ihr erwünſchtere Richtung zu geben. Dem armen Beauſire war der Eintritt in das Haus ſtrenge verwehrt;

kaum, daß er von Zeit zu Zeit ſchüchternen Schrittes durch die Straße gehen durfte, der Geliebten, wenn ſie hehlings an's Fenſter kam, ein Zeichen zu geben; denn der gefürchtete Thiars hielt ſich den ganzen Tag mit den übrigen Edelleuten des Admirals auf deſſen Schwelle oder an deſſen Fenſtern, und bewachte von dort ſein Haus und ſeine Frauen auf's ſchärfſte. —

Da begab ſich, daß Coligny, wenige Tage nach der königlichen Hochzeit, als er eben vom Hofe heimkehrte, durch einen Schuß aus einem Hauſe der Gaſſe Fossés-St.-Germain verwundet wurde. Die Beſtürzung ſeiner Freunde war groß. Alle eingeſchlummerte Befürchtungen erwachten in den Calviniſten auf's neue. Der König Carl, der Herzog von Guiſe, die Königin Mutter, die ganze katholiſche Partei wurde der meuchleriſchen That beſchuldigt. Man bezeichnete ziemlich allgemein den gewöhnlichen Soldmörder des Königs, den gefährlichen Maurevel, als den Vollſtrecker eines blutigen Befehls, der von der Höhe des Thrones ausgegangen. Doch wurde der Thäter nicht ergriffen, und der König, in eigener Perſon mit beiden Königinnen, ſeiner Gattin und ſeiner Mutter, begleitet vom ganzen Hofſtaat, kam zum Admiral, ihm ſein Beileid zu bezeigen, und das Gerücht, das der Majeſtät den Mordverſuch aufbürdete, der Lüge zu zeihen.

Da Coligny, von ſeinen bewaffneten Anhängern umgeben, den König empfing, ſo durfte Thiars unter denſelben nicht fehlen, und Beauſire, der ſeinerſeits mit Katharina von Medicis zur Straße Bethizy gekommen war, benützte den glücklichen Umſtand, ſchlüpfte in

Dufaure's Haus, drang, vertrauend ſeiner Kühnheit, in's Gemach der Frauen. Die Gräfin war getheilt zwiſchen Ueberraſchung und Zorn. Ihre Tochter flog dem Geliebten entgegen. Der Zwang der letzten Tage hatte das Mädchen und den Jüngling vertrauter gemacht, als eine weit längere ungeſtörte Bekanntſchaft hätte thun können. Sie umarmten ſich vor der Mutter Augen, ſie gelobten ſich unverletzliche Liebe, und Beauſire, ehe noch die Gräfin ihrem Unwillen Worte zu leihen vermocht, ſagte Beiden mit allen Merkmalen tiefſter Angſt und Erbitterung: „Es iſt etwas im Werke; Gott lenke es zum Beſten! Geht am Sonntag nicht vom Hauſe. Schließt euch ein; enthaltet euch des Schlafs, und wenn man euch zu ſtören käme, ſo öffnet eure Thüren nicht, was auch geſchehe. Wartet, bis *meine* Stimme euch zuruft. *Mir* mögt ihr öffnen; ich bin euer Freund, ich bringe euch Hülfe. Aber behaltet für euch, was ich hier ſage. Ich wäre eine Leiche, ehe der nächſte Abend kömmt, wenn ihr mich verriethet.“ — Noch einen Kuß raubte er dem Fräulein, eine Schleife von ihrer Stirne, und verſchwand flüchtig, wie er gekommen. — Seine dunkeln Worte, die ein Unheil weiſſagten, waren bei dem Fräulein wohl aufgehoben. Die Gräfin aber, von widerlichen Ahnungen durchſchauert, wagte, ihren Gatten vorſichtig, ohne Beauſire's Dazwiſchenkunft zu veroffenbaren, zu warnen. Thiars jedoch, ein Schatten und Echo des Admirals, nahm ihre Warnungen ungefällig auf, ſpottete ihrer, behauptete, der König meine es ehrlich; der Admiral zweifle nicht daran, und er, Thiars, werde in Paris verweilen, ſo lange es Coligny für gut finden würde, ſtatt dem Beiſpiel der Feigen zu folgen, deren etliche die Flucht ergriffen hatten.

Das Schickſal macht blind, wen es verderben will. Als der Sonntag kam, hatten ſich alle Calviniſten über den Mordanſchlag auf Coligny beruhigt. Sie hielten ihren Sabbath ſtill bei Hauſe, und legten ſich friedlich unter Gebet und Singen zu Bett, verhoffend einen ſanften Schlaf zu genießen bis zum Morgen. — Da gab die Glocke von St.-Germain-l'Auxerrois das Zeichen zum allbekannten Gemetzel der Bartholomäusnacht…! — Die Gräuel jener Mördereien gehören nicht hieher. Es iſt nur zu berichten, daß in dem Augenblick, als der Admiral, eine blutige Leiche, aus den Fenſtern ſeines Hauſes vor die Füße der Herzoge von Angouleme und Guiſe geworfen wurde, ein Trupp von Waffenleuten an Dufaure's Haus pochte. Beauſire's Stimme überſchrie das Getöſe: „Im Namen des Königs! macht auf und zündet Lichter an!“ — Der Graf bewehrte ſich ſchnell und eilte, ſeine Thüre zu vertheidigen. Ein Schuß in's Schloß ſprengte die Pforte. Des Königs Leute mit weißen Armbinden und Kreuzen quollen in's Haus und hieben auf Thiars und ſeine Diener ein. „Schont den Herrn, ſchont die Seinen!“ bat und befahl der Anführer Beauſire. Ihm folgte auf dem Fuße der Graf Coconas, ein Günſtling des Hofes, der mit vieler Prahlerei auf Thiars eindrang und demſelben zurief: „Ergebt Euch, tapferer Herr. Es iſt ein Mißverſtändniß; ergebt Euch, und folgt mir zum Herzog von Anjou, der vor dem Hauſe wartet und Euch zu ſehen wünſcht!“ Thiars ſenkte vor dieſer biedern Anrede ſeinen Degen, erklärte ſich bereit, und fragte nur ungeduldig nach Frau und Tochter. „Sie ſind wohl aufgehoben,“ antwortete Coconas, und zog den unentſchloſſenen Grafen, ſeinem Zaudern zum Trotz, nach ſich die Treppe hinunter. — Bald hierauf hatte Beauſire die im Schlafgemach verſteckten Frauen gefunden und ihnen ſeine Hände gereicht. „Heftet dieſe weißen Kreuze ſchnell mit einer Nadel auf eure Nachtmäntel!“ befahl er ihnen, hinzuſetzend: „Hängt euch feſt an mich; der Mord iſt los auf allen Gaſſen. Dennoch will ich euch in Sicherheit bringen!“ Zitternd vor Angſt und lautlos gehorchten die armen Weiber, und Beauſire nebſt einigen Leuten mit Fackeln, die ſeine Diener zu ſeyn ſchienen, führte ſie tapfer durch Gedräng' und Gefahr. „Achtung, Achtung!“ ſagte er ſorgſam: „tretet nicht auf dieſe Leichen, ſie ſind voll Blut... verſteckt euer Geſicht, und zeigt dafür die Kreuze auf euern Mänteln...! Das war ein Büchſenſchuß in der Gaſſe nebenan... das war eine Petarde...! fürchtet nichts... weicht aus, laßt den Haufen von Menſchen vorüber... es ſind Fliehende... Achtung!... raſtet hier ein Biſchen... keine Sorge!... die Schüſſe treffen uns nicht... Da ſind wir an der Seine. Marcel, wo biſt Du?“

Ein Schiffer richtete ſich in dem Kahne auf, den plötzlich die Fackeln der Diener beleuchteten. „Geſchwinde hinein, an's jenſeitige Ufer!“ fuhr Beauſire fort, und ſchob die Damen in's Boot. Sie ſanken halbohnmächtig darinnen zuſammen. Mehr als ein Schuß donnerte ihrem Schifflein nach. König Carl in eigener Perſon ſchoß aus den Fenſtern des Louvre ein paar Kugeln auf die weit von ihm entfernten Schnellruderer. Die Flüchtlinge entkamen in der Mitte von vielen Böten, die mit Reformirten und Katholiken angefüllt waren. Die Unordnung, das Geſchrei des fliehenden Volks war unbeſchreiblich. Die Katholiſchen glaubten ſich von den Calviniſten angegriffen, und die Letztern ſchalten die Katholiſchen ihre Mörder. Die größte Beſorgniß von Allen war, wie es wohl drüben ausſehen möchte; ob Sicherheit dort zu finden, oder ein nur verzögerter Tod? Mit jedem Ruderſchlag wuchs die Angſt der Schiffenden; denn ſo viele Wellen, ſo viele Leichen rollte die Seine dahin. —

Endlich — endlich war das Geſtade erreicht. In der Vorſtadt, da nur wenige Proteſtanten ſie bewohnten, herrſchte, wenn nicht Ruhe, doch des Getümmels unendlich weniger, als auf der andern Seite. An den Brücken zwar, die aus der Cité und den übrigen Stadttheilen herüberführten, und von aufpaſſenden Mordbanden beſetzt waren, gab's Tumult und Metzelei; aber die Gaſſen waren ſtiller. — Ein Freund, den Beauſire beſtellt hatte, erwartete am Ländeplatz die Fliehenden. Beauſire ſchwang ſein Tuch und rief ein verabredetes Feldgeſchrei, woran der Freund ihn unter der Menge erkannte. „Da bin ich," ſagte der Mann, der einen weiten ſchwarzen Mantel mit heraufgezogener Kaputze trug. — „Hab' Dank," verſetzte Beauſire jubelnd, „da, nimm die Frauen unter den Arm und führe ſie in Deine ſtille Herberge. Geht muthig hin, meine werthen Damen. Ich fahre zurück; es iſt nun an der Zeit, den Grafen aufzuſuchen. Sobald ich Kunde von ihm habe, bin ich wieder bei euch, und wenn zehntauſend Teufel mir den Weg verrennen möchten. — Weine nicht, verzage nicht, geliebtes Mädchen; Ihr, würdige Mutter, mißtrauet dieſem Manne nicht. Er iſt ein Biederherz und Euer Landsmann obendrein, wie ich denke.“ — Mit dieſen Worten ſprang Beauſire in den Nachen zurück und ſteuerte dem großen Mordplatz zu. Seine Fahrt war diesmal wenigſtens gefahrloſer, indem die Würgengel des Königs nur auf die ſich Entfernenden, nicht auf die Kommenden feuerten.

Die beiden Frauen eilten ſtumm dem Hauſe zu, das ſie aufnehmen ſollte. Ihr Führer ſchlug ein paar enge Straßen ein; bald befanden ſie ſich zwiſchen Gartenmauern und ländlichen Gebäuden. Die Sturmglocken heulten nicht mehr ſo laut; das Mordgeſchrei war nicht mehr zu vernehmen; nur hie und da eines wachſamen Hundes Bellen. „Wir ſind zur Stelle, Gott ſey Dank!“ ſprach der Kaputzenträger plötzlich, und hielt vor einer Hofthüre ſtill. Die Frauen athmeten ihre Angſt und Haſt aus; während deſſen erſchien auf das Klopfen des Mannes ein Licht hinter dem Gitterchen in der Thüre, und neben dem Licht ein äußerſt niedliches Mädchengeſicht, und aus deſſen Mund ertönte ein überaus freudiges: „Ach willkommen, mein lieber Meiſter! ach, Ihr befreit mich von der entſetzlichſten Furcht! Ach, ich habe in der Verwirrung den Schlüſſel verloren… ich finde den Riegel nicht.“ — Eine langſame und ſchläfrige Stimme, die eines Mannes, ſetzte bei: „Ich ſchlage Dich todt, Louiſon, wenn Du den Profeſſor lange warten läſſeſt. Uebereile Dich aber nicht, gutes Mädchen!“ —

Die Thürriegel gehorchten endlich den runden und weißen Fingern der artigen Louiſon, und wie der Profeſſor in den Hofraum trat, ergriff die Dirne ſeine Hand.

um ſie zu küſſen, und ihre Bewegung, ſo reich an kindlicher Freude, verrieth den herzinnigen Antheil, den ſie an dem Heimkehrenden nahm. Doch zog ſie ſcheu wie eine Spinne ſich zurück, da ſie gewahrte, wer in Geſellſchaft des Profeſſors kam. Der Letztere ſchloß ſorgfältig das Haus, und ſprach: „Louiſon, führe geſchwinde dieſe Damen in mein Gemach. Ich folge bald, meine edeln Frauen; ruht aus und faßt Muth. Vater Bardou, ich habe mit Euch zu reden.“

Die letzten Worte waren an einen kleinen dachsbeinigen Mann gerichtet, der ein lächerlich-ernſthaftes Geſicht und eine närriſch-martialiſche Haltung zur Schau trug: der Eſel in der Haut des Löwen. — Die Gräfin und ihre Tochter folgten der vorleuchtenden Louiſon, die, von Zeit zu Zeit hinter ſich ſchauend, ein etwas mißfälliges Auge über die ſtolze Schönheit des Fräuleins gleiten ließ, und im Stillen ſich verwunderte über den ſeltſamen Gaſtbeſuch und den wunderlichen Aufzug der Fremden.

Ein reizend behagliches „Bei Hauſe“ empfing die armen Weiber, als ſie in ihres Beſchützers Stube traten. Vögel von fremder Art ſaßen tiefſchlummernd in großen Käfigen, ein ſchlanker Jagdhund kam wedelnd und ohne Laut der Louiſon entgegen. Ein Kruzifix, mit Immergrün umkränzt, ſchaute von der Wand; auf den Geſimſen ſtanden Blumen zwiſchen Büchern; ſogar der ernſte Arbeitstiſch war mit einem mächtigen Roſenſtrauß verziert. Durch die offenen Fenſter ſpielte aus dem Garten gewürzreicher Duft und das Wehen der lauen Hochſommernacht. Die wohlbeſorgte Lampe, der zurecht gerückte Polſterſtuhl und Schemel, der blanke Deckelbecher mit dem Nachttrunk, das reinliche Bett mit zurückgeſchlagenen Teppichen, warteten des Herrn. — Die Gräfin, die ſich vor Müdigkeit kaum aufrecht halten konnte, nahm den Lehnſtuhl ein; ihre Tochter ſank mit gefalteten Händen auf das Tabouret am Fenſter. „Eine furchtbare Nacht!“ ſeufzten Beide, wie aus einem Munde, dann ſchwiegen ſie lange, in ihre Betrachtungen verſunken; bis die Mutter wieder anhob: „Was mag aus dem Grafen geworden ſeyn?“ — Das Fräulein zuckte die Achſeln und entgegnete eintönig: „Gottes Gericht iſt unerforſchlich. Ich habe keine Hoffnung.“ — „Unglückliche! die Liebe zum Vater redet nicht aus Dir!“ ſprach wieder die Mutter mit leiſem Vorwurf; und da das Mädchen nicht antwortete, wendete ſich die Gräfin an Louiſon mit der Frage: „Bei wem ſind wir zu dieſer Stunde, mein gutes Kind?“ — Die Befragte, die bis dahin ſtill in einem Winkel geſtanden, erwiederte ſchüchtern: „In einem ehrlichen Hauſe, Madame. Es gehört meinem Oheim Bardou, der ein Gärtner iſt, und unbeweibt. Ich führe ſein Hausweſen, und in dieſem Zimmer wohnt der Profeſſor Paracelſe. Er iſt ein Deutſcher von Geburt, befindet ſich erſt ſeit einigen Monaten zu Paris und iſt ein Lehrer — ich weiß nicht, von was — an den Schulen. Er ſoll tief gelehrt ſeyn, treibt wunderliche Arbeiten, von denen ich nichts verſtehe, und lebt ganz eingezogen. Er iſt ein lieber ſanfter Mann, der nicht ein Kind beleidigt, und den wir zu beherbergen uns glücklich ſchätzen.“ — Das Mädchen hätte vielleicht die Lobrede mit Vergnügen weiter ausgeſponnen, doch unterbrach ſie die Gräfin mit dem ſchnellen Ausruf: „Ein Deutſcher? mein Gott, wirklich ein Deutſcher?“ —

Louiſon konnte ſich nicht erklären, warum dieſes der Dame ſo ſehr auffiel. Zu jener Zeit waren in Frankreich deutſche Gelehrte, Buchdrucker, Pulvermüller und Reiter eben nichts Seltenes. Die Verwunderung der hübſchen Dirne wurde verhindert, ſich in Worten auszudrücken, da ſich von auſſen Jemand eilfertig der Thüre näherte. „Er iſt's!“ ſagte Louiſon, und wurde blutroth. Der gaſtfreundliche Bewohner des Gemachs erſchien. „Womit kann ich dienen?“ fragte er mit großer Zuvorkommenheit: „Vergeßt, edle Frauen, die Schreckensauftritte, deren Zeugen ihr geweſen ſeyd. Was auch die Urſache derſelben ſeyn mag, glaubt ſicherlich, daß ſie nicht dauern werden. Jedenfalls ſeyd ihr, wie ich hoffe, bei mir gut aufgehoben; Vater Bardon wacht an der Thüre und würde beim geringſten Lärm ein warnend Zeichen geben. Was indeſſen meine geringe Wohnung darbieten kann, verfügt darüber, wie über euer Eigenthum, und laßt es euch unter meinem Schutz gefallen.“

Während dieſer freundlichen Anrede, die der Profeſſor, von der Schönheit des Fräuleins angezogen, zur größern Hälfte an die Letztere gerichtet, hatte die Gräfin mit wachſendem Erſtaunen Zug für Zug auf des Gelehrten Geſicht gemuſtert. Ungeduldig erhob ſie ſich, trat ihm einen Schritt näher, und fragte mit bebender Zunge, und in deutſcher Sprache: „Seyd Ihr wohl ein deutſches Landskind, Herr?“ — Ueberraſcht antwortete Jener: „Mit Freuden hör' ich meine Mutterſprache aus dem Munde der edeln Dame; mit Freuden antworte ich in deutſchen Lauten. Ja, ich bin unfern des Rheins geboren. Am Saum des Odenwaldes ſtand meiner Eltern Haus. Wenn ich den verwälſchten Namen Paracelſe angenommen, ſo geſchah es blos einem geliebten Meiſter zu Ehren, deſſen chymiſche Kunſt und Wiſſenſchaft zu lehren ich hier bei den Schulen angenommen wurde; was mir auch das Vergnügen verſchaffte, den edeln Beauſire kennen zu lernen und ſein Freund zu werden. In der Heimath aber, in Mainz, in Köln, Rhein auf und ab, wie auch in fernern Ländern, bin ich als Magiſter Raphael wohl bekannt…" — „Jeſus, Maria! Mutter aller Gnaden!" ſchrie die Gräfin auf, die bis jetzt mit weit offenen Augen und wogender Bruſt dageſtanden, als ſähe ſie einem Geſpenſt in die hohlen Augen. „Jeſus, Maria!" wiederholte ſie, dem calviniſtiſchen Lehrbegriff zum Trotz: „Raphael, Raphael! Alle Heilige ſtehen mir bei! Raphael!" — Und indem ſie die Hand ausſtreckte, um außer ſich nach Raphaels Schulter zu greifen, ſtürzte ſie in den Seſſel zurück, von todblaſſer Ohnmacht überwältigt.

Die Tochter, die, ohne ein Wort zu verſtehen, begierig zugehorcht und kein Auge von dem Magiſter gelaſſen, ſchreckte von ihrem Sitze empor, da ſie ihrer Mutter Erſchütterung inne wurde, und fing die Ohnmächtige in ihren Armen auf. Louiſon, mit der Theilnahme, die der Weiblichkeit und der Jugend ſo eigen iſt, ſprang dem Fräulein bei, netzte mit Wein die Schläfe der Gräfin, klopfte, nach dem Volksgebrauch, in die kalten Hände derſelben, ſparte keine Mühe, die unerfahrene adeliche Jungfrau im Amt der Hülfe zu belehren und zu unterſtützen. — Raphael aber, der Arzt, der beſonnene Mann, ſtand, ohne ſich zu rühren. Sein Blick ſchweifte von der Mutter zur Tochter; ſein Gedächtniß grübelte in alten Erinnerungen. Er murmelte vor ſich hin: „Das Geſicht iſt's nicht mehr... die Stimme hat noch etwas von dem alten Klang... die Fülle der Geſtalt iſt dahin... aber Geſtalt und Geſicht ſind neu und täuſchend aufgewachſen in dem Mädchen!“ Unwillkürlich rief der Magiſter, erwachend zur ſeligen Vorzeit, aus: „Euphemia!“

Und ſiehe: das Fräulein ſchaute ſchnell empor, und auch die Gräfin erwachte alſobald, und fragte, während ihre Augenliede ſich langſam öffneten: „Du rufſt mich, ſüße Stimme! Erlebe ich denn wahrhaftig, was ich vor mir ſehe?“ — Raphael antwortete nicht; er ſtarrte jedoch die Gräfin an, bis ſie fortfuhr, indem ſie ſich die Augen verhüllte: „Ach nein, die Zeit der Wunder iſt nicht mehr. Sein Sohn iſt's, den ich geſehen. Er kann den Vater nicht verläugnen; zum Erſchrecken iſt die Aehnlichkeit!“ Dann ſchaute ſie den Magiſter wieder an, zitterte, und wendete das Geſicht ab, wenn ſie ſchon fragte: „Lebt Euer Vater noch, oder...?“ — „Mein Vater iſt heimgegangen,“ entgegnete Raphael langſam: „doch meinſt Du einen Andern, der da noch lebt und vor Dir ſteht. Zweifle nicht, Euphemia. Ich bin des Paracelſus Schüler; ich bin es ſelbſt, den Du um des Franzoſen willen verlaſſen haſt.“

Die Gräfin zuckte zuſammen, als hätte eine heiße Klaue ſie berührt. Nach einem ſcheuen Blick auf den Magiſter rief ſie mit gerungenen Händen: „Geſpenſter lügen, Blendwerke äffen die Welt. Hab' ich mit meiner Treuloſigkeit Deine grauenhafte Geſellſchaft verdient, Geiſt aus dem Grabe, ſo verſtelle Dich nicht vor mir. Der Leiden gewohnt geworden, will ich meine Strafe ohne Murren aushalten!" —

„Mutter, was bedeuten Deine Geberden? was haſt Du?" fragte das Fräulein, für ihrer Mutter Verſtand beſorgt. „Was hat die Frau, lieber Meiſter?" fragte auch Louiſon beſtürzt. Raphael hörte nicht auf ſie, ſondern ging dem athemlos hereinſtolpernden Bardou entgegen. Der Mann war weiß wie Mehl. Er meldete: „Wir ſind verloren, aber fürchten wir uns nicht. Alles hin, aber beruhigt Euch; es iſt nicht gar arg. Ich habe die Feinde abgehalten… da kommen ſie ſchon. Ich habe ihnen bereits geſagt, daß ich ihren Einbruch in's Haus nicht leiden würde, und ſomit hab' ich ſie hereingelaſſen."

Bardou, der ein ungeheures Kreuz von weißem Papier auf ſeine Bruſt geheftet hatte, fällte, da ſich Getöſe von Bewaffneten hören ließ, ſeine Partiſane, und trat hinter den Magiſter zurück. — „Die Mörder!" kreiſchten die Weiber auf. Die junge Gräfin deckte mit ihrem Leibe die Mutter; Louiſon, von wunderbarem Muthe beſeelt, umklammerte den Magiſter einen Augenblick, und warf ſich hierauf den Hellebarten und Arquebuſen entgegen, die von dem anlaufenden Trupp der Vorſtadtbewohner geführt wurden. „Tödtet mich, aber verſchont meinen Herrn!" ſchrie Louiſon, und der Haufe blieb verwundert gaffend ſtehen, in die Thüröffnung gedrängt. — „Wer hat denn Krieg mit Dir, Louiſon?" fragte der Biedermann, ein Nachbar des tapfern Bardou:

„Geh' weg von da, geh' weg. Dir ſoll nichts geſchehen. Aber der König will, daß die Ketzer ausgerottet werden. So eben haben ſeine Trommler den Befehl verkündet und zum Bürger-Aufgebot umgeſchlagen. Wir ſind gute Unterthanen, wie die über der Seine drüben, und der Deutſche da ſoll herausſagen, weß Glaubens er iſt, und ob die Weiber, die man hereingehen ſah, hugenott'ſche Weiber oder nicht.“ —

„Unverſchämt! ich leid' es nicht,“ ſchrie Bardou, ſetzte aber alſogleich hinzu: „Die Leute haben Recht, Herr Profeſſor. Packt Euern Roſenkranz aus!“

Ohne des Prahlers Rath abzuwarten, hatte Raphael ſchon das Kruzifix in die Hände genommen und vor den Augen des Volkes geküßt. Feierliches Beifallgemurmel lief durch die Menge, die ſich immer vermehrte. — „Nimm hin, Abtrünnige!“ ſagte der Magiſter halblaut, indem er der Gräfin das Bild des Gekreuzigten hinreichte: „rette Dein Leben, auf daß Deine Seele wieder gerettet werde!“ — Nach einigem Zögern empfing die Gräfin mit überſtrömenden Augen das Bild, und that wie Raphael. „Für mich und meine Tochter!“ rief die Mutter, und betete das Credo mit lauter Stimme. Das Fräulein legte die Hand auf das Kruzifix und ſprach: „Amen!“ — Die Spießbürger waren zufrieden und entfernten ſich. Louiſons Freude kannte keine Gränzen. Dagegen verſank die Gräfin in plötzliche Schwermuth. „Wie's auch kömmt, ich habe mein Todesurtheil gebetet;“ ſagte ſie voll Kummer. „Die Altgläubigen haben mir verziehen, aber mein Gemahl wird es nicht. Wenn jemals der Graf Thiars erfahren ſollte, was ich gethan, um mein und ſeines Kindes Leben zu beſchirmen, ſo wird er mich umbringen mit eigener Hand!“ — Die Tochter ſchüttelte bitterlächelnd den Kopf. Raphael fragte: „Wer iſt der Graf?“ — „Mein Gatte,“ verſetzte Euphemia, vor dem Auge des Magiſters auf's neue erſchreckend. — „Wie iſt Larogue zur Grafenkrone gelangt?“ forſchte Raphael weiter. — „Du fragſt, Du Uebernatürlicher, als ob Dir irgend etwas auf Erden verborgen wäre? Du ſammelſt glühende Kohlen auf mein Haupt. Weißt Du nicht, daß Larogue ſchon längſt zur Ruhe gegangen iſt? daß er, mit grundloſer Eiferſucht den Grafen verfolgend, von dem Schwerte des Letztern gefallen? daß Thiars großmüthig ſich meiner Hülfloſigkeit erbarmt, und, meine Ehre vor der Welt zu retten, mir ſeine Hand gereicht? Grauſamer Schatten des unverſöhnlichen Raphael! weißt Du denn nicht die Qualen, die ich mir beſcheert habe, als ich meiner Liebe den Eid gebrochen? Wüßteſt Du denn nicht die Kette von Leiden, die Larogue und Thiars um mein Herz und Leben gewunden haben? Ach, meines Vaters zürnende Geſtalt hat mir in meinen Träumen unglückliche Tage ohne Zahl vorhergeſagt; aber der unglücklichſte von allen iſt der Tag geweſen, an dem der harte Thiars mir ſeinen Ring gereicht!“

Die aufgehende Sonne zückte ihre erſten brandrothen Strahlen in's Gemach. Als wie beſchieden, um der Gräfin eine Antwort auf ihre Frage zu geben, ſtand Beauſire vor ihr, vom Laufen verſtört und erhitzt, und ſagte: „Gott hat euch geſegnet, werthe Damen, indem er euch rettete. Er tröſte euch zu dieſer Stunde. Ich ſag' es frei heraus: Ihr werdet den Herrn Vater nimmer ſehen. Graf Coconas hat ihn, ſo wie noch mehrere Andere, vor dem plötzlichen Tode bewahrt, um ihn langſamern Qualen aufzuſparen. Vor einer Stunde erſt habe ich ſeinen Leib gefunden und in der Seine begraben, damit er eure Augen nicht mehr erſchrecke. Als ein Wahrzeichen und Andenken hab' ich für die Wittwe dieſen Ring von des Todten Finger genommen!“ — Als Beauſire den Ring hinreichte und die Gräfin denſelben haſtig mit dem ihrigen verglich, von dem ſie juſt vor einer kleinen Weile geredet, ſahen alle Anweſende tief ergriffen auf dieſe Ehepfänder, von denen das eine ſo roth und rauh von Blut, das andere wie von Freude ſtrahlend in den Sonnenflammen. „Ich hab's erwartet,“ ſagte die junge Euphemia mit Ergebung. „Seine Seele iſt bei Gott!“ betete die Matrone. — Erſchüttert waren Alle; doch begingen ſie nicht ſowohl eine Handlung der Trauer, als vielmehr ein Feſt der Freiheit. Der böſe Zauberer hatte ſeinen Talisman, der Tyrann ſeinen Sklaven die Kette ausliefern müſſen. —

Beauſire aber hatte für Alles geſorgt. Seine Freunde und Diener hatten das Haus des Juweliers Düfaure vor Plünderung geſchützt und das Eigenthum der Gräfin erhalten. Er ſelber hatte für die Damen frei Geleit vom König ausgewirkt. Dennoch war nicht rathſam, ſchon jetzt zur Stadt umzukehren. Die Mördereien dauerten fort; der Pöbel berauſchte ſich, trotz des königlichen ſchwach gehandhabten Verbots, in Ausſchweifungen aller Art. Es wurde darum beſchloſſen, des kriegeriſchen Bardou Haus einige Tage zu behaupten. Auf Raphaels

Vorſchlag in dieſem Sinne bewies ſich Bardou anfänglich, wie es bei ihm Brauch war, äußerſt ungeberdig; betheuerte, die größte Gefahr dabei zu laufen und zu viele Unannehmlichkeiten dadurch zu haben. „Ich thu's wahrhaftig nicht; ich wäre ein Narr,“ ſagte er: „mein Haus hat ſchon für dieſe Frauen ſeine Schuldigkeit gethan; jede Gefälligkeit hat ein Ziel; ich leid's durchaus nicht. Ihr müßt euch aber behelfen, und Du wirſt ſorgen, Louiſon, daß dieſes ſchmucke Fräulein bei Dir ein leidlich Unterkommen finde. Ich könnte es wirklich nicht mit anſehen, wenn unſer biederer Herr Paracelſe in ſeiner Wohnung geſtört und beunruhigt würde. Ein Gelehrter braucht Ruhe vor Allem, und was dazu gehört. Aber, Herr Doktor und Profeſſor, ich kann Euch wahrhaftig nicht helfen. Ihr müßt die alte Dame in Euerm Zimmer laſſen und unterm Dache ſchlafen. Seht ſelbſt, Herr Cavalier, Frau Gräfin und Tochter; ich müßte meinen braven Herrn Paracelſe aus dem Hauſe werfen, um euch Platz zu machen, wenn ich euch bei mir behielte. Das geht alſo nicht, ihr ſeht's. Aber auf ein paar Tage kömmt's nicht an, und laſſet's euch wohl ſeyn bei mir. Der alte Bardou weiß ſeine Gäſte zu behandeln, und hat Geduld, bis ſie ihm ausgeht, und es iſt ihm lieb, wenn ihr ein Jahr bei ihm verweilen wollt; vorausgeſetzt, daß ihr etwa übermorgen abzieht, was mir Freude machen wird, denn ich habe wirklich keinen Platz.“

Louiſon ging mit dem Fräulein hinweg, um daſſelbe zu bekleiden, ſo gut als ſie es im Stande war. Bardou führte den Junker Beauſire in den Garten, um ihm deſſen Schätze zu zeigen. „Es iſt gut,“ ſagte er,

„wenn der König erfährt, daß ein Mann, wie Bardou, an den Thoren von Paris wohnt. Nicht, als ob ich nach einer Auszeichnung, oder nach einem Titel, oder nach Geldbelohnung ſtrebte. Pſui! das Alles könnte ich gar nicht ertragen, wenn mir's auch der König aus freien Stücken ſchenkte. Aber wenn er mich zum königlichen Gärtner machte, wenn ich ein ſchönes Wappen auf mein Thor ſetzen dürfte... das ließe ich mir gefallen, ſo wie eine kleine Zulage an baarem Gelde; denn das Handwerk koſtet viel, und bringt doch wenig ein...“ —

Die Gräfin und Raphael waren allein. Euphemia ſtützte den Kopf in die Hände und ſagte: „Iſt mir doch, als müßte mir das Gehirn zerſpringen. Meine Lage iſt mir wie ein Traum, wie ein verworrenes Gebilde, das die Fieberhitze erzeugt hätte! — Biſt Du noch immer hier, Räthſelhafter?“ fragte ſie auffahrend, und Raphael anſtaunend: „Sey gnädig; weiche, o weiche von mir! Grauſamer, umſonſt iſt mein Bitten? Ha, muß denn der Tagesſchein, je mehr er wächſt, die bezauberndſte, die ſchreckbarſte Aehnlichkeit, die ich je geſehen, immer genauer ausbilden?“

„Beruhige Dich,“ antwortete Raphael ſanft; „ich bin's ja wirklich. Dieſe Hand war's, die einſt vertraulich in der Deinigen lag, dieſe Arme haben Dich umſangen, dieſer Mund hat Dich einſt geküßt. Ich lebe, Euphemia, wenn auch jene ſchöne Zeit, die bitter enden ſollte, längſt vorüber iſt. Der Himmel hat ein Wunder an meinem Aeußern gethan, das ich ſelber nicht begreife. Wer weiß, wozu Saturnus mich aufſpart, weil er ſpurlos an mir vorüberging!“

„Du biſt es ſelbſt?“ fragte Euphemia träumeriſch. Dann trat ſie raſch, wie in einer Verzückung, vor den Mann, ergriff ſeine Hände und rief: „Ja, Du biſt's; o freilich, Du biſt's, und die Liebe rührt noch einmal in wonniger Erinnerung mein vertrocknetes Herz. Ich bin Deiner nicht würdig geweſen… ich habe Dich betrogen… aber glaube mir, ich habe ſchwer gebüßt; noch mehr: ich habe mich gebeſſert in der Buße. Ich bin nicht mehr das leichtſinnige Weib, dem ein Schwur geweſen wie ein leerer Hauch. Ich bin ſtark geworden im Leide, ich habe mich kennen gelernt; ich darf mich wieder achten. Wenn ein Gott mir gnädig wäre, ich wollte Alles gut machen an Dir; ich wollte Dir Alles ſeyn, meine Welt nur in Dir finden, Du Theurer, und verlangte dafür nur Deine Verzeihung! Ein Wetterſchlag vom Himmel hat mich frei gemacht… was würde ich mit meiner Freiheit beginnen, wenn Alles wäre, wie ſonſt? Dir ſie ſchenken, Dein ſeyn… das wollte ich, und von Herz und Habe nichts, gar nichts für mich behalten!“ — Sie umarmte und küßte Raphael mit Heftigkeit und Inbrunſt. Eine Wendung des Abwehrenden brachte die Entzückte vor den Spiegel des Gemachs. Sie blickte hinein. Mit einem Weheruf taumelte ſie von Raphael hinweg, und mühſam arbeiteten ſich aus ihrer Bruſt die Worte hervor: „Du biſt's; ja, Du biſt's, aber ich bin's nicht mehr, ich Unglückſelige!“… —

Raphael verſuchte einige Troſtſprüche, bat die Matrone, ſich zu faſſen. Ermattet wies ſie von ſich ſeine Hand, indem ſie verſetzte: „Laß ab mit Troſt und Beileid. Du weißt nicht, wie kalt die Worte aus Deinem

Munde gehen! Mich friert in Deiner Nähe! O, laß mich einſam trauern um die Jugend! wär' ich, wie ich einſt geweſen, Dein Gefühl würde mich warm umſchließen. O ſage mir, wo haſt Du den Quell der Jugend gefunden? Reiche mir von der Wunderarznei, die verjüngt; laß mich wieder aufblühen an Deiner Seite, daß ich Dir vergelten kann, daß ich mich vor meinem Ende ſelig preiſen darf; daß ich mich rühmen mag, wenigſtens einmal das Glück der Erde genoſſen zu haben!“ —

Raphael litt unter der Matrone Erregung, die ihrem Alter ſo wenig anſtand. Ernſthafter gebot er: „Laß doch die wilde Schwärmerei. Jene Zeiten kommen nicht mehr. Todtes wird nicht lebendig. Denk' an Deinen Wittwenſchleier, Euphemia!“

Dieſe ſtrenge Rede brachte die beabſichtigte Wirkung hervor, indem die Gräfin plötzlich in tiefes Schweigen verſank. Zugleich bemerkte indeſſen Raphael, daß die Unterredung nicht ohne Zeugen geweſen war. Die junge Euphemia und Louiſon, beide blaß und mit unverwendeten Augen, lauſchten an der halbgeöffneten Thüre. — „Nur herein!“ rief der Magiſter ſchnell gefaßt: „es war eine kleine Kriſis. Die Mutter wird ſich ſchnell erholen. Wenn Ihr erlaubt, Frau Gräfin, werd' ich fortfahren, Euch in Kürze zu erzählen, was ſich im Vaterlande zugetragen!“

Die Gräfin, ſeine Abſicht verſtehend, nickte ihm zu, und Raphael hob an zu erzählen, was ihm gerade beliebte, und geeignet ſchien, die Mädchen zu zerſtreuen und auf andere Gedanken zu bringen. Aber das weibliche

Geſchlecht vergißt am allerwenigſten, was es verſtohlen ſieht und hört. Wenn Louiſon und das Fräulein auch nicht verſtanden hatten, was deutſch geſprochen worden war, ſo hatten ſie doch genug geſehen, um die wunderlichſten Vermuthungen und Zweifel in ihrem Kopfe anzupflanzen.

Sechſtes Kapitel.

In Paris.

1572—1575.

Die Tage folgen auf einander, aber ſie ſind einander nicht ähnlich. — So mußten denn auch die Tage des Mordgräuls von Paris ruhigeren Platz machen, die grellſten Leidenſchaften ſchweigen und das nothdürftige Gleichgewicht im Bürgerleben eintreten. Ermüdet vom Schlachten ruhten die Henker; ihre Opfer ſchliefen ja, und wer nicht Luſt hatte, zu denſelben gelegt zu werden, ſchwieg gerne in der Nähe der blutigen Beile. Die Gerechtigkeit, oder vielmehr etwas, das ihr ähnlich ſah, feierte einige Triumphe. Die geborgenen Familien vornehmer Schlachtopfer durften heimkehren in ihre verwüſteten und beſudelten Häuſer; ſie durften ihr trauriges Erbe einſammeln. — Auch die Gräfin Thiars nahm wieder von ihrem Eigenthum Beſitz, und wohnte wieder in der Straße Bethizy, während Beauſire in einer entlegeneren Gegend der Hauptſtadt für Mutter und Tochter ein Haus einrichten ließ, weil die Nachbarſchaft der Haupttummelplätze jener blutigen Hochzeit den Frauen auf die Länge unerträglich geweſen wäre; weil endlich Beauſire eifrig wünſchte, die Damen von Thiars an Paris zu feſſeln, und mit der jungen Euphemia das ſchönſte Bündniß des Lebens einzugehen. Er glaubte das Mädchen verdient zu haben, er betrachtete ſich als der Frauen einzige Stütze gegenüber von der Welt, vom Hofe und von einer Schaar habgieriger und raufſüchtiger Verwandten, die ihre Klauen ausſtreckten, um der Wittwe und der Waiſe reiches Erbgut zu ſchmälern. — Dieſes Geſchäft eines Vormunds und Beiſtands rief den Herrn von Beauſire gen Montauban. Bevor er abreiste, ſprach er zu Raphael: „Ich halte Dich für meinen guten Freund, und empfehle Deiner Fürſorge die Damen von Thiars. Sey ein Arzt des Leibes und der Seele für die Mutter, mit welcher Du in einer Beziehung zu ſtehen ſcheinſt, deren eigenthümliches Weſen mir und Euphemien zwar ein Geheimniß iſt, weil Ihr beide es nicht bezeichnen und erklären wollt; die wir aber ehren, und eben als ein wichtiges Geheimniß unverletzlich achten. Sey dann auch ein Bruder meiner Euphemia, die ich bald meine Braut zu nennen hoffe. Ihr Bruder“ — der Ritter lächelte hier etwas ſchelmiſch — „wird doch nichts gegen den Bräutigam einzuwenden haben?“

Raphael, der, als Beauſire ſprach, den Boden betrachtet und den Bart auf- und abgeſtrichen hatte, entgegnete beſcheiden: „Das Geheimniß, von dem Du geſprochen, iſt eigentlich nicht das meinige; ja, es iſt im Grunde gar keines, ſobald der Gräfin gefällig ſeyn möchte, ſich über unſere frühere Bekanntſchaft zu erklären. So lange ſie dies jedoch nicht thut, ſo lange bin ich verpflichtet, zu ſchweigen. Das ſoll mich indeſſen gar nicht hindern, ihr ein Arzt und Rathgeber, — Euphemien ein Freund zu ſeyn, hold und redlich, wie... ein Bruder.“ — Abermals lächelnd ſchüttelte Beauſire Raphaels Hände, küßte ihn, und ſtieg zu Pferde. Noch von dem Sattel herab flüſterte er dem gelehrten Freund in's Ohr: „Sag' ihr, ſie ſolle nicht ſpröde ſeyn, wenn es auf's Jawort ankömmt. Herzlicher war ſie zur Zeit der Gefahr, inniger als jetzt; doch weiß ich ja, wie Jungfrauen zu thun pflegen, je näher ſie der Hochzeit rücken, und gräme mich nicht deshalb. Eine ſpröde Hochzeiterin wird die beſte Ehefrau, ſagt das Volk bei mir zu Lande. Fördere alſo, was mir frommt, und gehab' Dich wohl, bis auf Wiederſehen.“

Beauſire ritt von dannen; Raphael blieb. Er theilte ſeinen Tag in ungleiche Hälften; die größere derſelben verlebte er im Hauſe der Frau von Thiars, oder im Garten von St. Paul, luſtwandelnd mit der jungen Euphemia, und oftmals überraſchte ihn die dunkle Nacht auf dem ſchmalen Söller vor des Fräuleins Zimmer, in's offene Fenſter zu dem Mädchen plaudernd. Das geſchah, wenn ſchon lange die Mutter ſchlief, und vom Geſinde Niemand ahnte, daß noch ein Fremdling auf dem Söller ſtehe, zu dem ſich Raphael einen beſondern Eingang durch's Nachbarhaus hatte eröffnen können. — Was ſchaffte denn Raphael alltäglich im Hauſe der

Gräfin, die meiſtens nicht von ihrem Zimmer, oft tagelang nicht aus ihrem Bette kam? was allabendlich, ſo lange der Sommer es erlaubte, im Garten von St. Paul, und an kühlern Abenden auf dem ſchmalen Söller? Warum ſchlief er ein paar Stunden weniger als ſonſt? warum betrat er nicht mehr den Garten des wackern Bardou? Warum kürzte er, der Lehrbegierige, ſeine Lektionen ab, und ſpeiste ohne Eßluſt, und fütterte weder den Hund noch die Vögel, wie er ſonſt gethan? warum kam er, ſeiner Gewohnheit untreu, ſo ſpät in der Nacht heim, das unſichere Paris durchwandernd, allen Unfällen preisgegeben? Warum ängſtigte er auf dieſe Weiſe ſo unbarmherzig ſeine getreue Louiſon, die ſich vor Kummer nicht zu laſſen wußte? Und wenn er endlich nach Hauſe kam, heute luſtig und trällernd, morgen verdrießlich und müde, warum hatte er dann nicht einen Blick, nicht einen Gruß mehr für die arme Magd mit rothgeweinten Augen? Dennoch fragte er einmal, aber unfreundlich „Wie ſiehſt Du aus, Louiſon? Wo fehlt es Dir?“ — Das Mädchen lief, ohne zu antworten, hinaus, um ſeine Thränen zu verbergen. Alſobald hatte auch Raphael ihrer vergeſſen, und hätte den ehrlichen Bardou beinahe ausgeſcholten, als dieſer vor ihn trat, und auf ſeine Weiſe wegen der Dirne um Rath fragte. „Sie ißt nicht mehr, ſie trinkt nicht mehr,“ ſagte er, „und lebt ſehr gut ohne Speiſe und Trank, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie abzehrt, bleich wird, wie unſere weiße Katze, und — ſtellt Euch vor, ... ſie wandelt zur Nacht als ein Geſpenſt. Das hab' ich ſelbſt geſehen, und ihr geſagt, da ſie aus ihrer Kammer trat: „„Louiſon, ich ſchlage

Dich todt, wenn Du das dumme Zeug nicht läſſeſt, denn ich bin Dein Vormund, und habe für Dein Leben zu haften!‟‟ Vergebens, ſie geht im Haus herum, Gott weiß, wohin? Ich ſchwitze vor Verdruß in meinem Bette, und möchte ihr um Alles in der Welt nicht auf ihren Nachtgängen folgen, denn ſolche Leute ſollen auf die Dächer gehen und ihre Hausthüre ſoll der Schornſtein ſeyn, und ich bin doch einmal ihr Vormund, der ſich hüten muß, den Hals zu brechen. Wen hätte ſie alsdann, der für ſie ſorgte und ihre Schritte bewachte? Meine Bitte wäre, daß der Herr Profeſſor das dumme Ding in die Kur nähme und ihm einen Schlaftrunk gäbe, damit es wieder lerne, im Bett zu bleiben, da es für einen Vormund doch allzubeſchwerlich, immer hinter einer Dirne her zu ſeyn, die zur Nacht herumgeht, er weiß nicht wo?‟ —

Raphael nahm die Sache leicht. „Die Krankheit,‟ ſprach er, „iſt nichts als die überkräftige Jugend der Louiſon. Ihr Herz und ihre Einbildungskraft thun das Uebrige. Wäre ſie verliebt, Vater Bardou?‟ — Der Gärtner wurde kupferroth, kratzte in ſeinem grauen Schopf und verſetzte verſchämt: „Da müßt' ich ja das Mädel todtſchlagen, wenn ſie wagen ſollte, an dergleichen Dinge zu denken. Was glaubt Ihr denn? Unſer heiliger Vater würde es ja nicht zugeben. Ich bin ja der Louiſon Vaterbruder; im verbotenen Verwandtſchaftsgrad... Zudem, ich mag mich nicht verheirathen... und die Louiſon, die Ungerathene, wird mir doch nicht Zwang anthun wollen? Nein, Herr. Dazu iſt ſie zu vernünftig, zu chriſtlich. Auch ſchlüg' ich ſie todt; was hätte ſie davon?‟

Raphael lachte des Einfältigen, entließ ihn mit Troſt, rief das Mädchen zu ſich. Auf ſeine Fragen antwortete Louiſon eifrig: der Oheim müſſe geträumt haben; ihr ſey nichts von allem bewußt; ſie fühle ſich wohl, ſie habe ſich nie beſſer befunden; und was der Betheuerungen mehr ſind, die ein Weib nicht ſpart, wenn es gilt, geheim gepflegten Kummer zu bemänteln. Auf die Frage, ob nicht vielleicht ihr Herz und eine Leidenſchaft im Spiele, ſtellte ſie ſich ſogar entrüſtet an, klagte über ungerechten Argwohn, ſchwur auf ihre Unſchuld einen theuern Eid, und meinte, irgend ein unvernünftiges Gerede der Nachbarſchaft laufe um auf ihre Koſten. „Glaubt nicht ein Wort hievon,“ bat ſie den Magiſter; „die böſen Zungen ruhen nimmer; wie ſollte ein armes Mädchen, wie ich, der Verläumdung entgehen, da ſogar unſer Herr, der König, und ſeine erlauchte Mutter und alle Prinzen täglich verunglimpft werden? — Ei,“ ſetzte ſie mit der Verſchlagenheit ihres Geſchlechts hinzu, und lächelte ungläubig bei der verfänglichen Frage — „ſolltet Ihr wohl denken, daß die böſen Leute ſogar Euern Ruf nicht unangetaſtet laſſen? Ihr hättet ein Liebchen in der Stadt? ſagen ſie; und ich, weiß ich nicht von Euch ſelber, daß Ihr nur in's Haus der Gräfin Thiars geht, die eine fromme Frau iſt?“ — „So iſt's,“ entgegnete Raphael mit Nachdruck: „ein Liebchen, ich? Du weißt es beſſer. Vertheidige mich vor der üblen Nachrede.“ — „Von Herzen gern,“ verſetzte Louiſon mit freudiger Haſt: „aber was ſolltet Ihr meinen, was die Leute von der Gräfin ſagen?“ — „Was denn, mein Kind? Du biſt geheimnißvoll; geſchwinde, rede.“ — „Nun, — weil

Ihr's eben wiſſen wollt,... ſie ſagen, die Gräfin ſey Eure Mutter, lieber Herr, und das Fräulein Eure Schweſter...?“ — Mit ganz beſonderer Spannung forſchte Louiſon in des Magiſters Augen, und als dieſer, hell auflachend, erwiederte: „O Schwänke ohne Ende! wer iſt der Thor, der dieſes redet?“ ſprach die Magd kleinlaut: „Vergebt, lieber Meiſter; ich hab' es ſelber nie geglaubt.“ Hierauf glitt ſie wie ein Aal aus der Thüre; aber, dem kalten Fiſch unähnlich, ſetzte ſie ſich in einen Winkel und vergoß heiße Thränen. „Nicht ſeine Mutter!... das Fräulein nicht ſeine Schweſter...! O weh, ſo iſt nur allzuwahr, daß all' meine Freud' erſtorben und dahin!“ Hundertmal wiederholte ſie dieſe Worte. —

Ungefähr zur nämlichen Zeit ſaßen die beiden Euphemien beiſammen. Die Mutter, obſchon der Schwermuth voll, war im Gemüthe ruhiger und plauderte von vergangenen Zeiten. Die junge Euphemia, die ſchon lange ein dringendes Wort auf der Zunge hatte, wartete den günſtigen Augenblick ab, und kaum hatte die Gräfin geſagt, ſie liebe nach Gott nichts ſo innig als ihr Kind, und ihr Herz ſtehe ganz der Tochter offen, ſo unterbrach ſie Euphemia mit der Frage: „Beweiſe mir's, gütige Mutter. Laß doch nicht ein Geheimniß zwiſchen uns, wozu Meiſter Paracelſe gleich Dir den Schlüſſel hat, den er jedoch hartnäckig verweigert, ſo wie Du es thuſt. Werde nicht ernſt, nicht böſe, liebe Mutter. Ich habe geſehen, wie Du den Meiſter Raphael umarmt, wie Du ihn mit Zärtlichkeit überhäuft haſt. Deine Geberden dolmetſchten laut genug die fremden Worte, die ihr beide dabei gewechſelt habt. Ein theures Band muß euch einſt zuſammengehalten haben, muß euch noch heute vereinen, obgleich ihr jetzt ſo fremd thut, als im erſten Augenblick wohlvertraut. Erkläre mir das Räthſel.“ — „Nein, Kind,“ verſetzte die Mutter äußerſt unruhig: „das kann, das will, das werde ich nicht.“ — „So ſage mir wenigſtens, ob wahr iſt, was der Ritter meint, und was man bei Hofe denkt?“ — „Was denn, meine Tochter?“ Die Unruhe der Gräfin ſtieg. — „Ei nun, ich ſelber weiß es nicht zu reimen; ich habe etwas Grund, den Vermuthungen des Ritters nicht zu vertrauen;... iſt's wahr, daß Meiſter Raphael Dein Sohn?“ —

Die Gräfin erhob ſich plötzlich majeſtätiſch. Mit der Würde gerechten Zorns, den ein Zweifel an ihren Sitten erregen mochte, fragte ſie: „Was denkſt Du von mir, Euphemia?“ Dann ſetzte ſie, reizbar, wie verletzte Eitelkeit den Menſchen macht, hinzu: „Ein lächerliches kindiſches Gewäſch. Wär' ich denn alt genug, um jenen Mann geberen zu haben? Die närriſche Vermuthung muß in ſich ſelbſt zerfallen. Nein, mein Kind: So wahr ich erſt in meinen letzten Tagen Dir ſagen will, was mit jenem Manne iſt, den ich eher fürchte, als liebe, ſo wahr iſt... der Himmel ſey mein Zeuge... daß ich nicht Raphaels Mutter bin!“ — Die letztern Worte hatten der gekränkten Frau viele Mühe gekoſtet, und ſie bemerkte nur unvollkommen den fröhlichen Eindruck, den ſie auf die Tochter gemacht hatten; das Frohlocken, womit die letztere ausrief: „Dank, Dank, beſte Mutter. Du gibſt mir heute zum zweitenmal das Leben!“ — „Dieſes Gefühl macht Dir Ehre,“ — lobte die Gräfin: „die Unbeſcholtenheit Deiner Mutter und unſers Wappens

Mackelloſigkeit müſſen Dir gleich heilig ſeyn, wenn Du Dein Blut nicht verläugnen willſt. Meiſter Raphael wäre eine ſchlimme Zugabe für unſer Haus.“ — „Warum, liebe Mutter? Iſt er nicht ein vollkommener Mann, voll Geiſt, Gelehrſamkeit und Schönheit?“ — Mit Anſtrengung antwortete die Gräfin haſtig: „O preiſe ihn nicht allzuhoch mit kindlichem Vertrauen! Du weißt nicht, was hinter dem ſchönen Manne verborgen iſt. Aber ich will den Herrn preiſen, wenn Du einmal Beauſire's Weib geworden biſt, und Raphael nicht mehr zwiſchen uns ſteht, als ein unheimlicher Freund!“

Das Urtheil der Mutter war weſentlich von dem der Tochter unterſchieden; denn noch an demſelben Abend flüſterte die junge Euphemia aus ihrem Fenſter in das Ohr des Mannes auf dem Söller: „Ich will Dir heute den längſt begehrten erſten Kuß verſtatten, mein Geliebter, denn ich bin frei von allen Zweifeln, die mich quälten, und Dein Geheimniß iſt mir gleichgültig geworden. Aber — endige dafür auch unſere qualvolle Lage. Rede morgen zu der Mutter; leihe meinen Gedanken Deine Worte. Sage — Du verſtehſt es — wie Du mein Herz umgeſtaltet und zu Deinem Eigenthum gemacht. Noch hab' ich dem Ritter nichts ernſtlich zugeſagt; noch bin ich frei und meiner Hand Gebieterin. Verlaſſe Dich auf mich, mein Kleinod, daß ich alsdann die Mutter ſtimme, wie ich will. Sie, die mir immer nachgegeben, ſollte ſie zaudern, wo es mein Glück gilt, wo es darauf ankömmt, meinen Irrthum gut zu machen, der mir eine bittere Zukunft geſchaffen haben würde? Sprich mir nicht von Deinem Stande: Du biſt herrlicher als der edelſte Ritter Frankreichs. Du biſt mir theurer als der mächtigſte König; ich aber werde reich genug ſeyn, Dir das fürtrefflichſte Wappen zu kaufen, um der Welt genug zu thun. Halte zu mir, wie ich zu Dir, und das Gewicht des Erdballs ſoll unſer Band nicht zertrümmern!“ —

Raphael, da er heimwärts wanderte, war entzückt, berauſcht. Euphemia war ihrer Mutter vollendetes Ebenbild, hatte den Magiſter gefeſſelt, wie einſt ihre Mutter; wie die Letztere ſchwor ſie ihm ewige Eide. Wenn zu Zeiten die Erfahrung ihr weiſes Haupt verneinend ſchüttelte im Rath der Gedanken und Entwürfe des Magiſters, ſo wurde ſie niedergeſchreckt vom Wahnſinn der Leidenſchaft. Raphaels Geſtalt war freilich jung und kräftig und anſpruchsvoll, aber darinnen ſchlug das Herz eines Sechzigers, das meiſtens ſchwach iſt, trotz der langen Studien des Verſtandes. Schwäche und Eitelkeit regirten von innen; auſſen lag die Kraft. Euphemia gewinnen, ſeinen Jahren zum Trotz, die Tochter gewinnen, deren Mutter ihn aufgegeben! welch’ ein Triumph! Was kümmerte ihn die Klippe, die er zu umſchiffen hatte, um der Gräfin Einwilligung zu erbetteln, oder zu erzwingen; was kümmerte ihn Beauſire’s drohende Geſtalt am Horizont ſeiner Freuden? Alles ſchien ihm möglich jetzt, was ihm in der nächſten Stunde unmöglich vorkam. Zaudern und Wagen — er hätte beides gerne zu gleicher Zeit gethan. So ſchwamm er hin auf den Wellen der Unentſchloſſenheit, alles vergeſſend, was ihn nahe anging, um dem einzigen Ziel ſeiner Wünſche nachzuhängen, ſich ſelber nicht mehr kennend. Von der nächſten Zukunft erwartete er alles; dennoch mißtraute er ihr in allem. Die langſame Zeit war flinker, als ſeine Vorſätze. Sie rollte eiligſt den folgenden Tag und die Nachmittagsſtunde heran, in welcher Raphael die Damen von Thiars aus dem Garten von St. Paul nach Hauſe abzuholen verſprochen hatte. —

Die Gräfin war heute mittheilender als ſonſt. Sie glich dem ſtillen und freundlichen Herbſtabend, deſſen ſich die Pariſer eben erfreuten. Während in den Augen der Tochter Erwartung und Leidenſchaft lebten, ſtrahlte der Blick der Gräfin von Klarheit und frommer Ergebung. Raphael wünſchte ihr zu der edeln Heiterkeit Glück. Indem ſie ihren Arm auf den ſeinigen legte, um ſich hinwegführen zu laſſen, ſprach ſie mild: „Es iſt endlich gelungen. Ein Arzt, der an Weisheit und Güte den Meiſter Paracelſe übertrifft, hat mich ſeines Beiſtands gewürdigt und meine Seele geheilt. Der Allmächtige ſchenkt mir die Gnade, daß ich mich dem Born der Wahrheit wieder nähern darf,... ich Armſelige, die ihm den Rücken gekehrt hatte!“ — Die Tochter ergänzte der Mutter ſalbungsvolle Anrede, indem ſie einfach hinzufügte: „Die Gräfin wird morgen früh in der Kirche St. Germain in den Schooß des katholiſchen Glaubens zurückkehren, und ich werde ihrem Beiſpiele folgen, um von nun an die heiligen Zeichen, denen ich meine Lebensrettung verdanke, würdig zu verehren.“ — „Wollt nicht verſchmähen, ein Zeuge dieſer Handlung zu ſeyn,“ ſprach die Frau von Thiars; „nur auf dieſe Weiſe kann ich einen Theil von dem, was ich im Leben verſchuldet, wieder gut machen.“ — „Ich werde, auf meine Ehre, nicht dabei fehlen,“ verſetzte der Magiſter; bedeutungsvoll den Blick auf die junge Euphemia richtend, fragte er alsdann: „Iſt’s dem Fräulein gefällig, ſo benütze ich dieſe Stunde, um der würdigſten Mutter vorzutragen, was wir auf dem Herzen haben?“ — Euphemia nickte; die Gräfin aber ſagte: „Laßt uns gehen. Zu Hauſe ſollt ihr die aufmerkſamſte Zuhörerin an mir finden.“

Indem ſie ſich anſchickten, ſelbdritt den Garten zu verlaſſen, hörte Raphael hinter ſeinem Rücken eine nicht gar freundliche Stimme ſagen: „Da geht der Mann, den Ihr zu ſehen wünſcht. Doch, mein’ ich, wird’s ein Irrthum in der Perſon ſeyn!“ Zurückſchauend erblickte Raphael den Leibarzt des Königs, Ambroſius Paré, einen heftigen Gegner der Paracelſiſchen Lehre. Neben demſelben ſchritt ein hochgewachſener Kriegsmann in den Farben des ſpaniſchen Monarchen. Der Offizier lief ungeſtüm dem Magiſter zu, den Paré’s Finger bezeichnet hatte. „Nichts da, kein Irrthum! Er iſt’s, er ſelber, Gott ſey Dank!“ rief der Krieger, indem er ſich an Raphaels Bruſt warf: „Mein Vater! grüß’ Dich Gott, mein liebſter Vater!“

Raphael ließ plötzlich die Arme der Dame los, ſchaute verwundert in des Soldaten Antlitz, und, obſchon eine geheime Gewalt und Ahnung verſuchte, ihm die Zunge zum Verläugnen zu ſtimmen, ſo hatte doch die Vaterliebe eine ſtärkere Macht, und frohlockend erwiederte Raphael: „Bertram! mein wackerer Sohn! ei, ſehe ich denn meinen alten Bertram wieder!“ — Freudenthränen vermiſchten ſich mit Freudenthränen; Liebe tauſchte ſich aus gegen Liebe. „Woher, mein Knabe?“ —

„Aus Brabant, liebſter Vater; der Feldherr hat mich mit Briefen an den Herzog von Anjou geſendet. Ich bin heute angelangt, bin bei Hofe umhergelaufen, habe dem König meine Reverenz gemacht. Ich muß noch dieſe Nacht abreiſen, und wenn die Pferde liegen bleiben auf dem Wege. Aber abreiſen, ohne Dich geſehen zu haben, mein Vater? Nicht möglich. Ich habe mit Mühe Deine Wohnung erfahren; ſie iſt weit; doch war ich ſchon auf dem Wege dahin. So will denn gerade der Zufall, daß jener Herr, der noch dort an der Thüre zu ſehen, mir begegnen muß. Ich frage auf's neue; er kennt Dich, er zeigt Dich mir...! Glück auf, Du lieber Vater! Du ſiehſt wohl und unverändert aus, und liebſt mich noch; das iſt die Hauptſache. Wie findeſt Du aber mich?“

Raphaels Blick überflog mit Wohlgefallen des Sohnes Geſtalt. Sie war die eines Helden, ſein Geſicht das eines Edelmanns von reinſtem Blut. Doch war vom Lagerleben und dem ſchweren Dienſt die Stirne braun und gefurcht; lange Falten durchſchnitten die Wangen bis zum dicken ſchwarzen Knebelbarte. Wo der Helm aufzuſitzen pflegt, waren frühzeitig-kahle Stellen ſichtbar, und leicht ergrauende Haare. — Der Magiſter beſann ſich endlich, daß er mit ſeinem Sohne nicht allein ſey, und ſchaute ſich nach ſeinen Begleiterinnen um. Die junge Euphemia ſtand, an die Mutter gelehnt, und hielt dieſelbe um den Leib umſchlungen. Ihre Augen ſchienen, wie ihre Geſtalt, von der Meduſe verſteinert; die Farbe war aus ihrem Geſicht gewichen, der Mund entrüſtet aufgeworfen; das ganze Antlitz trug das Gepräge der Ueberraſchung, des Widerwillens und beleidigten Stolzes. Die Unbewegliche lauſchte den heimlichen Worten ihrer Mutter, die glühende Blicke auf Raphael und ſeinen Sohn ſchoß, und äußerſt lebendig redete. — So wie der Magiſter ſich zu den Frauen kehrte, und ſtutzend über ihre ſeltſame Stellung den Mund öffnen wollte, ſammelten ſich die beiden Euphemien jählings, und entfernten ſich, ohne nur zu grüßen und zu winken. —

Raphael ſagte düſter, indem er ihnen nachdeutete: „Meine Freude, Dich wieder zu ſehen, hat jene Freundinnen verletzt, weil ich der Höflichkeit gegen ſie vergeſſen, was Franzöſinnen nicht leicht verzeihen.“ — „O laß die Fremden, Vater; was gehen mich die Weiber an?“ erwiederte Bertram, oder „Don Beltram“, wie er in dem ſpaniſchen Kriegsheer geheißen wurde; „laß mich die wenigen Augenblicke, die in Paris noch mir gehören, einzig in Deiner Geſellſchaft verſchwelgen. Ich habe mich, — wie ſehr! — darauf gefreut. O ſprich mir von den Geſchwiſtern, von Suſanna, von dem frommen Joachim.“ — Raphael theilte ihm mit, was er von beiden wußte, und fragte nach des Sohnes Abſichten und Verhältniſſen. — „Der Marques Caſtillo, mein General, iſt mir hold,“ berichtete Bertram: „ich darf im Dienſt der Waffen auf ein gutes Fortkommen rechnen, und habe mir von den flandriſchen Rebellen ſchon eine ziemliche Ausſteuer geholt. O Vater, ein Liebchen hab' ich zu Gent, ein Mädchen ohne Fehl und Tadel, und werde mich mit ihr vereinigen, ſobald der Friede endlich errungen, die Rebellion bezwungen ſeyn wird. Gelt, Du willigſt ein? Laß mich den gewährenden

Mund küſſen, und die freigebige Hand. Erlaube mir dann noch eine Bitte.“ — „Welche?“ — Sieh’ dieſes prächtige Halsband von Diamanten; es iſt eine ehrliche Kriegsbeute, und meiner Braut zur Morgengabe beſtimmt. Sie ſoll’s nicht früher ſehen, als am Tage unſerer Hochzeit. Doch fällt mir ſchwer, es im Drang des Kriegs, und allen Wechſelfällen ausgeſetzt, unter meinem Verſchluß zu behalten. Ich hab’ es nach Paris mitgenommen, um Dir meine ſchönſte Habe anzuvertrauen. Hebe Du ſie mir auf; in Deiner ſtillen Wohnung wittert Niemand den koſtbaren Schatz. Sobald der Friede da, will ich, die Braut am Arm, vor Dich hintreten, und das anvertraute Geſchmeide mit Deinem Segen aus Deinen Händen empfangen. Willſt Du?“ — Raphaels Blick hing ſinnend an dem wunderſchönen Schmuck. — Don Beltram fuhr ernſthafter fort: „Antworte doch, und fürchte nicht etwa, als klebe Blut an dieſem Reichthum. Ich ſchwör’ Dir’s zu, lieber Vater, er iſt ehrliches Soldatengut. Aber — flöſſe mein Blut etwa auf dem Schlachtfelde, ehe ich mein Weib heimgeführt, — wir ſind ja alle ſterblich, . . . das eiſerne Loos der Schlachten fällt bald rechts, bald links — ſo theile dieſe Diamanten mit meiner Braut, und behalte Deinen Antheil als ein Erbe Deines Aelteſten, der Dir getreuer iſt, als ſeine Geſchwiſter; ſtolz darauf, Dich zu lieben, ſtolz, Dein Sohn zu ſeyn! — Verſprichſt Du, guter Vater?“ — „Wohl denn, ich verſpreche es; doch fürchte Du nicht allzuſchnellen Tod; wer gleich Dir jahrelang dem Gott des Kriegs gedient, ohne eine Wunde zu empfangen, dauert lange, als ein unverwüſtlich Fahnenholz. Sey getroſt, mein Knabe." So verbrachten Vater und Sohn die kurze Zeit bis zu des Letztern Abſchied, und ſchon war es Nacht, als die Spanier aus den Thoren ritten, und Raphael ging, des Sohnes Schatz ſorgfältig zu verſchließen. Erſt, nachdem dieſes geſchehen und die Juwelen hinweg gethan waren, die, ſeltſamen Zaubers voll, die Augen Raphaels gefangen gehalten hatten, kehrte mit erneuter Kraft Euphemia's Bild in des Magiſters Bruſt zurück. —

„Sie zürnt," dachte er bei ſich: „die Eitle glaubt ſich vernachläßigt, um eines Fremden willen. Ich werde Mühe haben, das Wort der Vergebung aus ihrem Munde zu locken. Dennoch wird ſie meiner Bitte nicht widerſtehen. Nach kurzem Schmollen iſt ja die Verſöhnung ſo reizend!" — Dann fiel ihm Böſes ein: „Was ſoll ich ihr von Bertram ſagen? Hat ſie gehört, daß ich ihn Sohn genannt? O weh! wenn mein Geheimniß verrathen wäre! — Aber nein. Die Mutter wird nichts offenbaren, um ihre Eigenliebe nicht zu verletzen, um nicht ihren Wandel und Verrath in den Mund der Welt zu bringen; ſie iſt eiferſüchtig auf den Ruhm, vor der Tochter fleckenlos dazuſtehen. — Und hätten die Frauen auch deutlich gehört, daß Bertram mich ſeinen Vater, daß ich ihn Sohn geheißen, ſo wird mir leicht ſeyn, dieſen Worten eine andere Bedeutung beizulegen. — Ein fleißiger Schüler iſt auch des Lehrers Sohn; ich habe dankbare Brüder gekannt, die ihren Aelteſten mit dem Vaternamen beehrten. Es wird ſchon gehen." — Dennoch mied der Schlummer den Unruhigen. Schwarze Ahnungen ſchienen ihm ein großes Unglück vorherſagen zu wollen.

Sie hatten in gewiſſem Sinne nicht Unrecht, dieſe Ahnungen; denn allerdings hatte die Gräfin geredet. Der Stolz des Weibes hatte den Anblick eines Sohnes des Mannes, den das Weib einſt geliebt, obgleich nachher verlaſſen, nicht ertragen können, ohne der Nebenbuhlerin und dem Vater im Sohne zu zürnen, und, hinwegſetzend über aller Bedenklichkeit Schranken, hatte die Frau von Thiars im aufwallenden Ungeſtüm geſagt, was ſie wußte, und was ſie einen Tag ſpäter gerne wieder zurückgenommen haben würde. Der jungen Euphemia blinde Liebe, bereits erſchreckt und erſchüttert durch das Erſcheinen Bertrams, eines Kindes ihres Geliebten, von deſſen Daſeyn ſie nichts gewußt, hatte ſich vollends in Grauen und Abſcheu verwandelt, als das Fräulein hörte, was ihr die Mutter von der unnatürlichen Jugenddauer Raphaels erzählte; als ſie im Geiſte das gefurchte Kriegerantlitz des Sohnes mit dem weit blühendern des Vaters verglich. — Um der Ungnade, worein Raphael bei der Schönen gerathen, die Krone aufzuſetzen, mußte juſt zur ſelben Friſt Beauſire zurückkehren, und ein Zeuge der verwunderlichen Unterredungen der Damen werden. —

Freilich hatte am nächſten Morgen, in der Kirche St. Germain, auch Raphael Urſache genug, ſich über Beauſire's Gegenwart und über die Kälte, die ihm von dem Ritter und den Frauen von Thiars bewieſen wurde, ſattſam zu verwundern. Dennoch hielt der Magiſter, ſeiner Beredſamkeit vertrauend, heldenmüthig aus, bis die Ceremonie des feierlichen Uebertritts der Wittwe und ihrer Tochter vorüber war. Aber wohin flüchtete dieſe Faſſung, was wurde aus dem erkünſtelten Gleichmuth, als Raphael ſehen mußte, wie Beauſire des Fräuleins Hand ergriff, noch einmal mit ihr vor den Altar trat, und wie der Prieſter das Paar zum Ehebunde einſegnete? Der Unglückliche hätte dieſem Schauſpiel eine langſame Todesmarter vorgezogen. Lange hielt er, was ſich vor ſeinen Augen zutrug, für Traum und Geiſterſpuck; er glaubte vor Fauſtens Zauberlaterne zu ſtehen. Als jedoch das freudige „Ja“ Euphemia's zu ſeinem lauſchenden Ohr gelangte, ſcharf und vernichtend wie ein Schwertſtreich in ſein Haupt fuhr, brach Raphael in ein ſchallendes Hohngelächter aus, und ſtürzte aus der Kirche. — Wenn die Beſinnung des Menſchen geſtört iſt, thun doch ſeine Glieder noch ihre Schuldigkeit. Seinem automatiſchen Leben verdankte Raphael, daß er ſein Haus wiederfand. — Er ſetzte ſich in einen Winkel ſeiner Stube, gab nicht Rede, nicht Antwort, und brütete unaufhörlich. Am ſpäten Abend erwachte er aus Schmerz und Pein; murrend über den Verrath, hatte er endlich gefunden, daß er ihn nicht wenig verdient hatte am Freunde und an der Geliebten ſelbſt; dürſtend nach Rache, hatte er, ſeinen chriſtlichen Sinn ermannend, ſein böſes Trachten nach Vergeltung überwunden. Aber ein ſchweres Unglück blieb ihm neben der Demüthigung zurück: er war allein. Seit geraumer Zeit ſeinem gelehrten Streben entrückt, und hängend an einem Weſen, das er, wenn gleich verſtohlen, liebte, von dem er heiß wieder geliebt worden... fühlte er ſich nun ganz einſam in der Schöpfung. Die Eitelkeit lag zwar unter ſeinen Füßen; aber ein menſchliches Sehnen erfüllte ihn: die Sehnſucht nach einem Lebensglück im Hauſe, wäre es auch noch ſo beſcheiden, das Glück und das Haus. Zum erſtenmal wünſchte er alt zu ſeyn, grau und gebückt, wie ſein Vater, aber auch ſo heiter und froh, wie dieſer in ſeiner ſtillen Hütte, neben ſeinem alten Weibe, geweſen. Er verſetzte ſich im Geiſte nach der Heimath, zog in Gedanken die rauhe Jacke des Förſters an, ſuchte gebrechlichen Schrittes die Ruhebank, putzte mit zitternden Händen die Lampe, und rief leiſe vor ſich hin die gute Martha, die noch immer zögerte, aus der Küche zu kommen, um mit ihrem Gatten zu plaudern, oder das Nachtgebet zu halten.

Da hört er Schritte drauſſen, ſo langſam, ſo vorſichtig. Sie kommt, die Gerufene, und, weil ſie fürchtet, den am Ofen halbſchlummernden Mann zu wecken, geht ſie behutſam, als wie auf blanken Sohlen. Die Thür geht bedächtig auf; nicht eine Angel knirrſcht. Herein tritt im einfachſten Nachtgewande ein Weib, nicht alt, nicht ſchwerfällig, wie Martha geweſen; aber blaß wie der Tod, mager und zart. Sie umkreiſt die trauliche Stube, ſtreckt ſich auf den Zehen vor den Käfigen der Vögel, und ſchaut mit glanzloſen Augen, ob ſie ſchlafen, die bunten Thiere; ſie hockt ſich nieder zum Jagdhund, und horcht, wie er dumpfbellend träumt vom Waidwerk und vom rothäugigen Repphuhn. Sie geht von Blumenſtock zu Blumenſtock, prüft mit dem Finger, ob die Erde in den Töpfen begoſſen worden, ob das Fenſter geſchloſſen, damit die rauhe Luft nicht hereinziehe; denn es ſommert nicht mehr drauſſen, wohl aber zerrauſt der Wind die violetten Herbſtfäden, deren Urſprung man nicht weiß.

Darum ſchaut das Weib nicht minder zum Kamin und wühlt in den verglimmenden Kohlen; macht dann eine Verneigung vor dem Kruzifix und ſchreitet zum Bette, geſchäftig die Teppiche zu lüften. Doch findet ſie die Arbeit ſchon gethan, zu ihrem Befremden. „Wer iſt mir denn zuvorgekommen?“ fragt ſie verdrießlich durch die Zähne: „Weſſen Hand iſt da im Spiel geweſen?“ und ſie legt die Decken wieder breit auseinander, und wirft ſie wieder zurück, und iſt erſt alsdann zufrieden. Sie ſtreicht die Pfülben glatt, ſie beugt ſich nieder auf die rothgeſtreiften Ueberzüge; ſie drückt ihren Mund darauf. „Da wird er ſchlafen, der Liebe!“ ſagt ſie mit Zärtlichkeit: „möcht' er träumen von mir, wie ich von ihm; aber er kann mich nicht mehr leiden, und doch lieb' ich ihn ſo ſehr!“ —

Plötzlich erzittert das Weib, … ſie hat ihren Namen rufen gehört. Sie taumelt, ſie tappt mit den Händen um ſich, will den Mund zum Angſtruf öffnen, und fühlt ihn von einem ehrerbietigen Kuß der Dankbarkeit berührt. Ihr erwachend Auge ſchaut in ein theures Antlitz. Sie hört von freundlichen Lippen die Worte: „Wenn das nicht die Fügung des Himmels iſt, ſo wird niemals einem Menſchen Troſt im Leiden werden!“ Sie fragt verſchämt und furchtſam, was denn vorgegangen, und zur Antwort wird ihr wieder eine Frage: „Willſt Du mein Weib ſeyn, Louiſon?“ — — Binnen kurzen acht Tagen war Louiſon in der That Raphaels Gattin. —

Meiſter Raphael war von da an wie ein von tödtlicher Krankheit Geneſener; wie Einer, der in einem ſchmählichen Zauberbann gefangen geweſen und von den

Himmliſchen befreit worden wäre. Die Liebe, die einfache Unſchuld, die prunkloſen Tugenden ſeines Weibes heiligten ihn, und mit dem Eintritt deſſelben in ſein Haus kamen Friede und Freude und auch das Weltglück dahin. Alles ging dem Magiſter von der Hand, als wie gehext. Seine Schüler prieſen ſeine Weisheit; ſeiner Clienten Schaar wuchs von Tag zu Tag; die ſchönſten Weiber an Katharina's Hof verlangten, geſund oder krank, nur nach dem Meiſter Paracelſe. Die deutſche Kunſt ſtieg im Preiſe; ſogar die italieniſchen Chymiker und Aſtrologen im Dienſte der Königin Mutter ſuchten die Bekanntſchaft des deutſchen Gelehrten. — Der Ruhm wurde dem Magiſter von neuem werth; die Reichthümer verſprachen, fleißig nachzufolgen. Die Zukunft ſeiner neuen Familie machte Raphael keine Sorgen. Er ging erhabenen Hauptes hin und her durch Hütten und Paläſte, durch Doktoren und Laien, und ſchlug ſeinen Blick nicht nieder; ausgenommen, wenn er etwa Beauſire's und deſſen Gattin Geſicht, oder der Frau von Thiars begegnete. Er wechſelte mit ihnen kein Wort, ging ihnen aus dem Wege. Das Bewußtſeyn, nicht wohl an ihnen gethan zu haben, war der einzige Wurm am Baume ſeines Lebens, und dieſer Silberbaum war ſo groß, und ſo gering der Wurm! An der Seite der trefflichen Louiſon hätte er ja das allerſchwerſte Leid vergeſſen; warum nicht die ſeltene, flüchtig vorübergehende Unannehmlichkeit? — Und Louiſon, da ſie den Mann ihrer Seele glücklich ſah, war's ſelber doppelt, und ſofort war ſie's jeden Tag gleich, ausgenommen an Einem, der ſie hundertfach beglückte, weil er der Geburtstag eines Sohnes war, den ſie ihrem Raphael ſchenkte. — Es verging ein Jahr in Seligkeit; nicht die kleinſte Wolke trübte des Ehepaars Himmel; ſo daß Bardou oft zu ſagen pflegte: „Ich habe die Heirath mit dem vornehmen Herrn nicht zugeben wollen, aber ich hätte das Mädel todtgeſchlagen, wenn ſie den Herrn nicht genommen hätte. Iſt das nicht ein Glück? Es wär' des Mädchens Unglück geweſen, wenn es nicht das Glück gehabt hätte!“

Raphael erhielt Nachricht von ſeinen Kindern. Bertram tummelte ſich luſtig im Kriege, der den Spaniern weniger Vortheil brachte, als anfangs; Suſanna hatte, ſpät genug weltlichen Trieben nachgebend, ſich aus einem kaum angetretenen Noviziat entführen laſſen, war das Weib ihres Entführers geworden, flehte um des Vaters Verzeihung und um eine genügende Ausſteuer; Joachim war abermals ein Nachahmer des ſchweſterlichen Beiſpiels geworden, hatte die klöſterliche Vorbereitungszeit durch eine plötzliche Flucht abgekürzt und ſeinen Weg nach Prag genommen, um dort, Gott weiß was, zu ſtudiren. Auch er bat um des Vaters Vergebung und um Bezahlung der nicht geringen Schulden, die er hie und da hinterlaſſen. — So unangenehm dieſe letztern Berichte lauteten, ſo war doch Raphael ſelber allzuglücklich, um nicht die Gnade walten zu laſſen. Er verzieh, er gab, was er errungen, zur Ausſteuer der Tochter, zur Wiederherſtellung des guten Rufs ſeines Sohnes her. Seine Sterne leuchteten ja ſo prächtig, daß er hoffen durfte, baldigſt wieder zu gewinnen, was ihm Vaterliebe und Vaterpflicht gekoſtet hatten. — In Folge dieſer Hoffnungen wuchs ſein Selbſtbewußtſeyn faſt zum Uebermuth.

Sein Geiſt war alt geworden neben ſeinem Herzen. Der Eigenſinn der Greiſe, ihre Unbeugſamkeit, ihr Verſchmähen des Neuen, wenn's auch beſſer wäre, als das Dageweſene, — alle dieſe Makel höhern Alters lebten, wucherten in ihm. Rückſichtslos heroldete er ſeines Meiſters Theorien aus, verwünſchte in den Abgrund, was ihnen widerſprach, wurde ſtörriſch gegen die, welche ſeine Meinungen nicht theilten, wurde dagegen ſchwach gegen ſeine Anhänger, am ſchwächſten gegen das Heer von falſchen Schmeichlern, welche öfters mittelſt ihrer Scheinverehrung nur eine Blöße an ihrem vorgeblichen Götzen zu entdecken trachten, um ihn treulos dann entweder dem Gelächter oder dem Verderben auszuliefern. Ohne es zu ahnen, waffnete Raphael Feind auf Feind gegen ſich, mied die Welt, als ſeiner nicht würdig, ſo oft er konnte, und war nur daheim, wie ihn die Natur geſchaffen; denn auch ſeine wachſenden Launen trug Louiſon mit Freudigkeit, ſo daß ſie dieſelben ſogar den Augen und dem Gewiſſen Raphaels verbarg, ſtatt ihn aufmerkſam zu machen auf ſeine Fehler.

Indeſſen ſchien, Feinden und Widerſpruch zum Trotz, ſein Glück zu ſteigen. Eines Tags kam ein Herr vom Hofe zu dem deutſchen Meiſter, und beſchied ihn dringend und geheimnißvoll zum König ſelbſt. — Jeglicher ſtolzen Hoffnung voll, ging Raphael zur vorgeſchriebenen nächtlichen Stunde, von dem Hofjunker geleitet, nach dem Schloſſe von Vincennes, wo dazumal der König hauste. Auf verborgenen Wegen wurde er zum Monarchen geführt. Carl der Neunte ſaß in einem mächtigen Lehnſtuhl neben einem Tiſche, deſſen Decke tief zum

Boden niederfiel. Der Fürſt war äußerſt blaß und krank; die Magerkeit ſeines Körpers war entſetzlich, man ſah unter dem ſeidenen Wams ſein Herz hoch aufſchlagen; er huſtete viel, ächzte dann und wann als wie in Todesangſt, und hatte beſtändig von der Stirn den Schweiß zu trocknen, der in röthlichen Perlen dennoch ſtets auf's neue hervordrang. — „Ich habe Dich rufen laſſen,“ hob Carl mit ſeiner unangenehmen Stimme an, „um von Dir, als einem aufrichtigen und unerſchrockenen Deutſcher, zu erfahren, ob meine Krankheit zu heilen ſey, ob nicht. Sag's friſch und ehrlich.“ — Trotz der biedern Worte funkelten des Königs Augen, wie die eines gierigen Wolfs, und predigten Behutſamkeit. Meiſter Paracelſe, indem er des Kranken Umſtände prüfte, redete vom Leibarzt des Königs und von deſſen Kenntniſſen, obſchon mit falſchgemeintem Lobe. — Carl ſchüttelte mißvergnügt den häßlichen Kopf. „Hätt' ich Dich beſchieden, wenn ich Jenem vertraute?“ fragte er rauh; und ſetzte erſt nach einer Pauſe gemäßigter hinzu: „Er mag erfahren ſeyn in eurer Sudelei, doch iſt er ein Calviniſt, verſtehſt Du? Freilich hab' ich ihm vor zwei Jahren ſelbſt das Leben erhalten, aber der ſchwarze Undank fragt nicht nach der Wohlthat. Ich bin von Verräthern umgeben.“ Carl winkte Raphael, ſein Ohr herzurecken, und flüſterte hinein: „Ich habe, wie ich fürchte, Gift bekommen.“ — Paracelſe ſetzte ſeine Forſchung fort, und erwiederte: „Nach meinen Beobachtungen iſt mein gnädigſter Herr im Irrthum.“ — Der König richtete die großen Augen mit einem Ausdruck von Rührung und Dankbarkeit auf den Arzt. Dann fuhr er fort: „Wie heißt die Krankheit, die mich ſchwinden macht?“ — „Eine ſeltſame Ermattung, ein Lungenübel, das jedoch der Heilung fähig.“ — Abermals kopfſchüttelte der König: „Nicht doch; die Ermattung verzehrt mich wie ein glühender Brand, und mein Schweiß iſt Blut. Ich leide wie...“ Die Zunge verſagte dem Unglücklichen, da er den Namen Desjenigen ausſprechen wollte, der am Oelberg gelitten. Mit einem tiefen Seufzer, der ſeinen Sünden galt, vollendete der König: „Ich leide, wie Herodes; Gott ſteh' mir bei! Was iſt zu thun?“ — „Es gibt der Mittel mancherlei, mein königlicher Herr,“ entgegnete Raphael ausweichend, aber Carl gab nicht nach, und ſagte unwirſch: „Paré hat mir daſſelbe vorgeſpiegelt. Dennoch werd' ich täglich kränker; bald werden mir die Glieder auseinanderfallen. Die Mittel des Calviniſten, der beſtändig Gottes Gnade und Allmacht im Munde führt, ſind vergeblich, taugen nichts, morden mich hin. Was auf Erden wächſt, aller Welttheile Spezereien ſind umſonſt an meinem dürren Leib verbraucht worden. Nachdem die fette Kraft deſſelben verdünſtet, fließt mir aus allen Poren mein Blut. Das kann nicht lange mehr dauern. Ihr Deutſche ſeyd bewandert in geheimen Künſten. Man hat Dich mir als einen in der Zauberei Erfahrnen genannt; ſie haben Deiner nicht rühmlich erwähnt; beim Himmel nein! Doch Du ſollſt ſeyn an Ruhm und Gold der Erſte in Frankreich, wenn Du mir helfen kannſt. Ein jedes Mittel, und wenn es aus dem Schlund der Hölle käme, wäre mir recht. Nicht etwa, als fürchtete ich den Tod! Oft — in ſchlafloſen Nächten, wenn ich wachend träume, wie im Fieber, iſt er mir wünſchenswerther als das Leben. Mit dem Tode iſt ja auch das Gedächtniß zu Ende, und mein Gedächtniß peinigt mich.“ — Der König preßte beide Hände gewaltſam gegen ſeine Stirne, zog ſie, mit dem rothen Schweiß bedeckt, hinweg, ſchleuderte voll Abſcheu die Tropfen von ſich, und murmelte: „Eckelhaft, eckelhaft wie das Blut eines Ketzers!“ — Aufſchauend zum Magiſter, ſagte er kurz: „Wird's bald? fällt Dir nichts ein?“

Raphael, dem nicht wohl wurde bei dieſer Dringlichkeit, der aber das königliche Vertrauen zu rechtfertigen wünſchte, ſeinem Gegner Paré zu leide, beſann ſich noch ein bischen, dann ſagte er mit den Worten ſeines Meiſters: „Die Mumie des Menſchen iſt eine überaus kräftige Arznei; ſie heilt Alles, was durch Gift und Fieber oder Verzehrung verdorben. Die Mumie iſt ein koſtbarer Extrakt aus einem todten Körper, doch muß derſelbe nicht an einer Krankheit verſchieden ſeyn. Wer geſund und kräftig, und zwar keines natürlichen Todes ſtirbt, gibt die beſte Mumie; am beſten der am lichten Galgen Gehenkte, weil ſolcher Mumia in der Luft, unter dem Einfluß der Conſtellation der oberen Geſtirne, im Scheine der Sonne und des Monds geworden iſt. Denn ſie iſt da in ihrer höchſten Exaltation, und erreicht den höchſten Grad von wunderbaren Kräften und Eigenſchaften. Am trefflichſten — doch leider iſt hiezu nur ſelten eine feine Gelegenheit in unſerm Europa — wäre ein Körper aus dem heißen Afrika, der ſein Leben hindurch von der Sonnenglut digerirt und reverberirt worden iſt.“ —

Der König, der im Anfang kaum verſtanden, was Raphael ſprach, ging endlich in deſſen Gedanken ein, und die Ungeheuerlichkeit des vorgeſchlagenen Mittels, ſo wie die Art, es zu erlangen, begeiſterte ſeine mordluſtige, nach zauberhafter Heilung dürſtende Seele. Bei den letzten Worten des Magiſters erheiterte ſich Carls Antlitz, als ob die Sonne daraus zum Vorſchein käme, und er ſagte: „Das läßt ſich hören, Meiſter, und trifft juſt zur gelegenen Zeit. Es ſitzt im Kerker des Châtelet ein ungläubiger Hund von einem Mohren, der vor einigen Tagen dem Juwelier Dufaure eine Menge von Diamanten geſtohlen hat. Geh' hin, Meiſter, geh' hin, und laß den Buben henken; auf der Stelle geh'. Mich lüſtert nach des Schwarzen ſegensreicher Mumia, — damit meine Mutter und der Anjou… den ich haſſe, haſſe, haſſe…!“ knirſchend vollendete er mit entſetzlichem Ausdruck: „daß ſie betrogen ſeyen um alle ihre Hoffnungen, um meine Krone, um mein Reich. Darum will ich leben; nur darum.“

„Ein Mohr? — Diamanten…?“ Dieſe Vorſtellungen wirbelten abenteuerlich in Raphaels Kopfe umher. — „Darf ich fragen…?“ begann er heftig und aufgeregt. — Der König unterbrach ihn; den Umhang des Tiſches zurückſchiebend, ſagte er: „Ich hätte bald unterlaſſen — verſunken, wie ich war, in Deine weiſe Rede — Dir von einem Geſchenk zu reden, das der ſchwarze Dieb aus ſeines Kerkers Nacht mir zuzuſenden wußte. Er kennt das Loos, das jedenfalls ſeiner wartet, und ſchickte mir durch den Blutrichter ſelbſt dieſe Flaſche. Seinem Vorgeben nach ſoll ſie einen Trank enthalten, der das Leben angemeſſen verlängert. Der Miſſethäter bietet ſie mir an, um dagegen ſeine Begnadigung einzutauſchen. Sieh' hier! Was ſagſt Du dazu? Ich fürchte, es ſey Gift in dem ſonderbaren Behältniß, und Paré warnte mich davor, wie vor einer teufliſchen Compoſition. — Du aber, großer Kenner von geheimen Dingen, kannſt Du hier ein Urtheil ſprechen? Dir vertrau' ich blindlings.“

Raphael mußte ſeine Bewegung gewaltſam unterdrücken, um nicht die außerordentliche Gier zu verrathen, mit welcher er nach dem Gefäß langte, das er augenblicklich als die ihm längſt entwendete Flaſche des Diamanten-Elixirs erkannte. Zitternd vor habſüchtigem Ungeſtüm betrachtete er dieſelbe von allen Seiten. Ihr Inhalt war ungemein geſchmolzen. In das Dunkel gehalten, leuchtete er aber ächt und feurig, wie er ſollte. „Darf ich koſten?“ ſtammelte Raphael, voll Begierde, Lebenszuwachs zu ſchlürfen. — „Auf Deine Gefahr,“ antwortete der König einwilligend. — Im Nu war Siegel und Pfropf herunter: Raphael that einen raſchen Trunk, bis der König „Halt!“ rief, und ſagte alsdann befriedigt und verſchlagen: „'s iſt nicht Gift, Sire. Eben ſo wenig jedoch iſt es die Panacée der Unſterblichkeit. Worin eigentlich das Weſen dieſes Elixirs beſteht, weiß ich nicht, und bitte Euch, mir zu erlauben, es näher, und zwar zu Hauſe, prüfen zu dürfen.“ —

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, und überlegte er bei ſich ſelber, ob nicht rathſam wäre, dem kranken König ungefähr fünf und zwanzig Jahre des Lebens und der Jugend zufließen zu laſſen, der Zukunft zu liebe, und dem Leibarzt zum Aerger, als ſchon der fieberhaft ungeduldige Carl ihm die Flaſche aus der Hand geriſſen hatte. „Nicht doch, beim heiligen Blute!“

rief zugleich der König: „Wenn's nicht Gift für meine Feinde, wenn's nicht ein langes Leben für mich enthält, was ſoll das lügneriſche Glas?“ ſchleuderte auch das Gefäß zu Boden, daß der letzte Tropfen herausfloß. — „Weh' uns! was habt Ihr gethan, gnädigſter Herr?“ ſeufzte Raphael, und ſeine Kniee wankten. — Carl erwiederte jedoch mit heiſerm Gelächter: „Einer betrügeriſchen Quackſalberei ein Ende gemacht, weil ich auf Dein Wort als wie auf das Evangelium vertraue. Da,“ er ſtieß das unzerbrochene Gefäß mit dem Fuße, daß es dem Magiſter zurollte: „Behalte das Glas zum Andenken, und eile, die Mumie zu bereiten. Zögere keinen Augenblick. Eine innere Ahnung ſagt mir, daß ich bei Dir an den rechten Mann gekommen bin. Fort! Nimm dieſe Karte mit meinem Namenszuge. Sie wird Dir als meinem Vertrauten die Riegel des Châtelet öffnen und jedem Deiner Befehle blinden Gehorſam verſchaffen. Ehe der Morgen anbricht, muß die Mumie gähren in der höchſten Exaltation.“

Unmöglich iſt, zu ſagen, welches Feuer des Ehrgeizes und der Rache, welch' ein Wucherdurſt nach Geheimniſſen und Schätzen den Magiſter auf ſeinem weiten Wege von Vincennes zum Châtelet durchloderte. Er erſparte ſich zwar nicht den Vorwurf, durch ſein jüdelndes Zögern die Vergeudung des göttlichen Lebenstrankes veranlaßt zu haben; aber die Ausſicht, den falſchen Mephiſtophel zu finden, den Räuber zu beſtrafen, und zuvor das edelſte Geheimniß durch Liſt oder Gewalt zu gewinnen, beruhigte ihn. Das halbe Jahrhundert Lebenskraft, das er zu Vincennes in ſich getrunken, ſchien ihm Flügel zu geben.

Ehe er's recht bemerkte, hatte er den Weg zurückgelegt. In rabenſchwarzer Nacht pochte er an die kleine Baſtille des Châtelet von Paris.

Des Königs Karte that die gewöhnlichen Wunder: die brummigen Wächter wurden zahm; der Hauptmann des Schloſſes ließ ſich herab, dem Bette zu entſteigen, um Raphaels Führer zu ſeyn. Binnen kurzer Zeit waren ſie an des Kerkers Eingang. Jenſeits mehrerer Eiſenthüren befand ſich ein ſchmuziger Käſich; darinnen angefeſſelt war der Verbrecher. Von heißem Verlangen, und von Zweifeln voll, leuchtete Raphael in's Geſicht desjenigen, der ſich aufraffte aus dem Stroh. Nie hatte ſich eines Menſchen Erwartung vollkommener beſtätigt, als Raphaels: der ſchwarze Burſche war kein anderer als der Mephiſtophel, deſſen Erſchrecken ſich durch lautes Geheul ankündigte.

Die Schläge des Hauptmanns machten ihn eher ſchweigen, als es Raphaels Anrede hätte thun können. Der Mohr legte ſich zu den Füßen des Magiſters, wie ein demüthiges Kameel. Der Hauptmann zog ſich auf einen Wink vor die Thüre zurück, und Raphael ſagte: „Ich komme vom König.“ — Dieſe Anrede klang wie Silberton in die Ohren des Negers. — „Alles Glück ſey mit Dir, wenn Du mir Gutes bringſt,“ ſagte er zum ſchuldigen Danke. — „Die Gnade des Königs bringe ich, in ſo fern Du die Wahrheit reden willſt,“ erwiederte Raphael mit argliſtiger Sanftmuth, aller chriſtlichen Geſinnungen vergeſſend: „Willſt Du Alles bekennen?“ — „Ja, ja, Mann der Milde; ich will.“ — „Du haſt dem König eine Wunderarznei geſendet, die vor langen Jahren mein geweſen?" — „Ja, Herr. Ich hatte ſie aus dem Schranke Deines Bruders entwendet und im Walde vergraben. Das Leuchten der Eſſenz, das ich im dunkeln Schranke bemerkte, verrieth mir die Beſchaffenheit der Wundertinktur, die auch Gontar da Ripedo gehabt, aber auf einer Reiſe in der Tartarei verloren. Als ich von Dir mich trennte, holte ich den Schatz." — „Was fingſt Du damit an?" — „Zuvörderſt trank ich viel daraus. Du ſiehſt, daß ich noch bin, wie ich zu Frankfurt geweſen." — „Das ſehe ich. Und was weiter?" — „Ich habe davon verkauft, tropfenweiſe; ein Jahr Leben im Durchſchnitt zu fünf Dublonen gerechnet. Hab's auch verfälſcht und gewäſſert verkauft. Ich habe vergeudet, was ich dabei verdient; ich armſeliger Narr!" — „Biſt viel gereist?" — „Durch aller Herren Länder, bei Chriſten und Heiden." — „Biſt lange zu Paris?" — „Ein paar Wochen wird's ſeyn. Zu meinem Unglück kam ich hieher." — „Du haſt Diamanten geſtohlen?" — Der Mohr ſchwieg und ſpielte mit ſeinen Feſſeln. — „Warum haſt Du ſie geſtohlen? Geſteh' es; Dein Leben hängt davon ab." — „Ei nun: ich will offen ſeyn. Das Elixir ging zu Ende, und ich wollte mich daran machen, einen Nachguß zu bereiten. Ich hatte keine Jahalom; ich brauchte deren unerläßlich. Der Juwelier hatte ihrer weit mehr als nöthig. Daher... jetzt weißt Du Alles." — „Ja, und Du wirſt gehenkt werden. Erinnerſt Du Dich auch Deiner eitlen Schwüre in Darmſtadt?" — „O ja; Prophetenworte aus unbeſonnenem Munde. Verzeihe mir, Magiſter Raphael. Verzeih' und hilf mir. Die Eſſenz dient nicht gegen den

Strick; hilf Du!“ — „Ich will's; aber was reichſt Du mir zum Lohne?“ — „Zum Lohne? Ich hab' dem König ſchon den Reſt des Elixirs geſchenkt. Der kranke Herr kann noch drei Jahrhunderte wenigſtens daraus lecken. Der Lohn iſt groß genug; ich zahle nur einmal.“ — „Nach Deinem Gefallen. Aber was die Fürſten haben, geben ſie nicht mehr zurück, und Du wirſt demungeachtet ſicherlich aufgeknüpft.“ — „Das wäre himmelſchreiend. Und mein Hals iſt reizbar... und ich lebte ſo gern...! Hilf mir, Herr, wenn Du mir vergeben haſt!“ — „In Deiner Lage iſt mir Vergebung Pflicht. Weiter thue ich jedoch nichts. Ich bin zwar des Königs Arzt. Ein Wort und Zeugniß von mir, und Deine Ketten fallen. Haſt Du aber nichts, mich würdig zu belohnen für den Schaden, den Du mir bereitet, unverſchämter Dieb, und für den Dienſt, den ich allein Dir leiſten kann, ſo magſt Du zuſehen. Du biſt der alte nichtswürdige Kopf, und verdienſt mein Mitleid nicht.“ — Raphael rief dem Hauptmann, und ſchickte ſich an, fortzugehen. Da ſtreckte Mephiſtophel die gefeſſelten Hände mühſam nach ihm aus, und bat flehentlich um einiges Gehör. Nachdem der Aufſeher ſich wieder entfernt, hob Mephiſtophel verdrießlich an: „Was ſoll ich Dir geben? Gelt, das Recept?“ — „Ha, ha! wahrlich, mir iſt um den eingebildeten Schatz gar nicht zu thun. Wenn Du indeſſen von den Diamanten Dufaure's noch irgendwo verborgen hätteſt...?“ — „Ach, Herr: der Richter hat mir alle abgenommen. Aber das Recept hab' ich gerettet.“ — „Wie ſo?...“ — „Es ſteckt in einem Gürtel auf meinem bloßen Leibe...“ antwortete der dumme Neger unbeſonnen, und biß ſich gleich darauf in die Lippen. Raphael ſagte aber: „Ränke und Betrug, mein guter Freund. Du möchteſt mich zum Narren haben wie vor dreißig Jahren. Ich bin jedoch alt und erfahren genug...“ — „Und geizig genug,“ höhnte Mephiſtophel bitter: „Wenn ich Dir aber ſchwöre, daß ich das Recept habe, daß ich Dir's geben will? jedoch nicht zum voraus geben. Eine Hand wäſcht die andere. Gib mir die Freiheit, und empfange den Zettel.“ — „Du täuſcheſt mich.“ — „Ich will jetzt in allem Ernſt gehenkt ſeyn, wenn ich lüge.“ — „Mephiſtophel, wenn ich Dich unterſuchen ließe?“ — „So würdeſt Du meine Worte beſtätigt finden; nur würde alsdann der Schatz nicht Dein gehören, ſondern des Königs oder eines Andern ſeyn. Ich würde ausſchreien vor aller Welt mein Geheimniß und Deinen Hunger nach demſelben.“ — „Das traue ich Dir zu, wenn es Dich gleich nichts nützen würde. Alſo: Du meinſt...?“ — „Den Freibrief in meine rechte Hand, und in Deine linke lege ich dann das Recept, das Du verlangſt, zur Abſchrift nämlich, zur Abſchrift. Mußt mir aber die Hände frei machen laſſen. Ich kann mich ja nicht rühren.“ — „Kannſt Dich nicht rühren? wahrlich nicht? Armer Schelm! Dir ſoll geholfen werden; aber halte Wort!“ — „Du gehſt, Mann des Adels und der Barmherzigkeit? Wann, wann kehrſt Du zurück vom König?“ — „Alſobald. Laß Dich auf gute Gedanken bringen, bereue Deine Schuld an mir, und halte Wort, ſonſt vernichte ich des Königs Freibrief, und wäre er von A bis Z von der eigenen Hand der Majeſtät geſchrieben.“ — „Ich halte Wort, guter Herr.“ — „So freue Dich alſo Deiner baldigen Erlöſung!“ — Raphael verſchwand mit dem Hauptmann hinter der zuraſſelnden Thüre. Mephiſtophel ſagte frohmüthig zu ſich ſelber: „Das hab' ich wacker eingefädelt. Ich will dich lehren, geiziger Arzneikolben, dich bezahlt zu machen für eine Gnade, die ich dem König ſchon artig verzollt habe. Was auch blieb mir übrig, um nicht ſterben zu müſſen? Aber dem Magiſter, der mir meinen erſten Streich doch nicht von Herzen verzeihen wird, ihm will ich einen zweiten ſpielen! Seyd nur erſt wieder frei, ihr geſchäftigen Hände! dann zeigt dem weiſen Herrn, wie ein Papier im Augenblick, da man es hinreicht, verſchwinden und an ſicherm Ort anlangen kann. Ich werde nicht verlieren bei dem ſogenannten Tauſch! — Da kömmt der Hauptmann zurück. Gewißlich werden ſie mich jetzt mit größerm Reſpekt behandeln.“ —

Der arme Tropf hatte fehlgeſchoſſen; der Betrüger war betrogen. Der Hauptmann trat auf mit wenigen Trabanten, die ſich ohne weiteres auf den Mohren ſtürzten, ihn knebelten, feſt banden, und, ſeiner Ketten entledigt, in den Hof trugen, wo ein guter Strick vom Heuboden herunter hing. Mephiſtophel, geſchnürt wie ein Waarenballen, ſtarb, ohne ein Wort, ohne eine Geberde verſuchen zu können. Erſt, wie alles zu Ende, trat Raphael aus dem Schatten hervor, und ließ ſich die Leiche ſammt der Kleidung ausliefern. Als er triumphirend den elenden ſchwarzen Gürtel vom nackten Leibe des Hingerichteten nahm, und nach einigen Meſſerſchnitten das Recept aus dem Leder zog, fragte der Hauptmann: „Was iſt auf dem Zettel? Das muß in den Bericht von der Henkerei.“ — „Ein zauberiſch Amulet,“ verſetzte ſchnell und unbeſonnen der Magiſter: „das Leben des Königs iſt davon bedroht worden. Ich gehe, es zu vernichten, und der König wird geneſen.“ — „Lang' lebe König Carl!“ ſchrieen die Soldaten dem Meiſter Paracelſe nach; und Meiſter Paraceſe war davoneilend der glücklichſte Menſch von Paris, von der Welt. Den König retten, zu deſſen Leibarzt emporſteigen, unerhört reich werden durch das endlich errungene Geheimniß — welche Ausſicht, welch' ein Jubel für den Ehrgeizigen! — Er hatte zu Vincennes einen böſen Trunk gethan. Gleich dem Letheſtrom hatte das Elixir alle Warnungen der Vergangenheit aus Raphaels Gedächtniſſe getilgt; ſeine zärtliche Liebe zu Louiſon hatte nicht weniger gelitten. Er gehörte ihr und ſeinem Kinde nicht mehr an: er war dem Stolz, dem Uebermuth, dem Streben nach Gold und Wohlleben anheimgefallen. Während er, von dreiſten Entwürfen voll, die Mumie bereitete, und — um keinen Augenblick zu verlieren, ſeines Bertrams Diamanten mit ungetreuen Händen aus ihrer Faſſung brach, und in den Tiegel warf, die Unſterblichkeit daraus zu ziehen, trauerte Louiſon, und er kümmerte ſich nicht darum. Vor einigen Tagen noch ein frommer Chriſt, trug er jetzt das Gewicht einer Blutſchuld auf dem Gewiſſen; vor kurzer Zeit noch ein freigebiger Vater und ehrlicher Treuhänder, war er jetzo ein geiziger gewinnſüchtiger Laborirer, ein Verſchwender fremden Guts geworden, und dachte obendrein, vollkommen recht zu thun, und bald hundertfach erſetzen zu können, was er ſeinem Weibe an Liebe, ſeinem Sohne an Hab und

Gut entzog. — Mittlerweile verging die Zeit, und der König näherte ſich dem Tode. Umſonſt flößte Raphael die Mumie über die Lippen des Sterbenden... Carl löſchte aus am Buſen ſeiner alten Amme, und ſeine letzten Worte waren Verwünſchungen gegen Mutter und Brüder, Drohungen gegen ſeinen erſten und letzten Arzt, und jämmerliche Klagen über die tauſend Mordthaten, die ihn der Verdammniß reif gemacht. —

Nun erhob Paré ſeine Stimme, und klagte den deutſchen Meiſter an. Er ſagte auf ſeine Ehre aus, Raphael habe dem König als ein Mörder mit ſchwarzen Künſten heimgeholfen; Katharina von Medicis, ihre Freude über des verhaßten Sohnes Ableben zu bemänteln, befahl eine ſtrenge Unterſuchung. Die Sorbonne klagte ihrer Seits den Magiſter irrthümlicher Lehren und lügneriſchen Vorgebens an. Die gelehrten Franzoſen waren neuerlich erſt inne geworden, daß der Doktor Theophraſt bereits vor mehr als dreißig Jahren geſtorben; daß alſo der Dreißiger Raphael nicht deſſen Schüler geweſen ſeyn könne; daß — wäre er's geweſen — nur ein Bund mit Geiſtern des Abgrunds die Jugend in ſeiner Perſon hätte aufrecht halten können, aller Ordnung der Natur zum Widerſpruch. — Anfangs lachte Raphael der Vorzeichen des Sturms. „Feinde ſind eine unzertrennliche Geſellſchaft des Ruhms,“ pflegte er zu ſagen, und hielt dem Ungewitter Stand, bis ihm von unbekannter Hand die Nachricht zukam, er habe ſein Haus zu beſtellen und ſich davon zu machen, wenn er nicht im Kerker den Platz jenes Negers einnehmen wolle, mit deſſen Leibe und Gebeinen er, Paré's Verſicherungen zufolge, ſchändliche Höllenexperimente getrieben, um den König zu verderben. — Da erwachte der Magiſter plötzlich aus ſeiner ſtolzen Sicherheit; da ſah er der Gefahr in's glühende Auge. Er wollte entfliehen; Louiſon, die Fülle ihrer Hingebung nicht verläugnend, wollte ihn begleiten... doch war's zu ſpät. Seines Hauſes Zugänge fand er bewacht und verrannt. Kaum blieb ihm noch Zeit, ſich mit den Seinigen zu letzen. Die Häſcher der alten Königin führten ihn in die ſtrengſte Haft. — Sein ganzes Haus wurde von oben bis unten durchſucht. Neben ſeinen Schriften und Präparaten fanden die Commiſſäre das geheimnißvolle Gefäß, worinnen der Magiſter das Wunder-Elixir angeſetzt hatte. Es war von ihm hermetiſch verſchloſſen und mit der Inſchrift verſehen worden: „In dieſer Flaſche ſind die Geiſter Salomonis gefangen. Wehe dem Unbeſonnenen, der ſie zu öffnen wagt!“ — Dieſe Aufſchrift, die nur beſtimmt geweſen, irgend eine unbeſcheidene Hand abzuſchrecken, die vielleicht verſucht worden wäre, das Glas zu öffnen und den Gang des noch lange nicht vollendeten chemiſchen Proceſſes zu ſtören, gab einen Beweis mehr für das böſe Treiben des Magiſters ab. — So war denn nun zum zweitenmale der Schatz, der Raphaels Geiſt mit Taumel befangen, ſeinen Händen entrückt und in feindlichem Gewahrſam. Der ganze Schatz war es; denn Raphael hatte das arabiſche Recept des Elixirs gleich dem griechiſchen Gebrauchszettel in der Deckelhöhlung der Flaſche verborgen, und daher wider Willen ſein ganzes Geheimniß preisgegeben. — Doch war ſein Geſchick mehr den Theologen als den Arzneikundigen anheimgeſtellt, und die Doktoren der Sorbonne — nachdem ſie den Magiſter wegen der „Geiſter Salomonis“ vernommen, und ſeine Erklärung, es ſey in der Flaſche nur ein gährender, aber an der Luft ſich mit Donnerknall entzündender Stoff verſchloſſen, niedergeſchrieben hatten — beeilten ſich, den geheimnißvollen Topf, ſo wie er war, mißtrauiſch und mit dem Anathema beladen, in die Fluthen der Seine zu begraben. — Blieb doch ihre Anklage aufrecht, auch ohne das Corpus delicti, und fehlten doch nicht anderweitige Zeugniſſe, des Magiſters ſchwere Schuld an den Tag zu bringen. Der Hauptmann des Châtelet bezeugte, den zauberiſchen Talisman, womit vermuthlich Raphael den König um's Leben gebracht, in des Magiſters Hand geſehen zu haben. Beauſire und ſeine Gattin beſchworen, daß Raphael der Letztern Sinne und Herz mit magiſcher Kunſt berückt; der einfältige Bardou gab zu, daß der Profeſſor ſeiner Nichte den Schlafwandel angehert, um ſie zu gewinnen. Die arme Louiſon ſelbſt wurde von den Richtern dermaßen eingeſchüchtert, daß ſie ausſagte, es möge Raphael wohl mittelſt eines Zaubers ihre Liebe erweckt haben, denn ſie habe dieſelbe urplötzlich in ihrer Bruſt wahrgenommen, und werde ſich niemals davon losmachen können. Eine Ausſage der Gräfin Thiars über Raphaels ſeltſame Jugendfriſche und über ſein wahres Alter wurde derſelben abgeſchmeichelt und abgezwungen. Lügen aller Art wurden endlich beſtätigt, bald von dreiſten Feinden, bald von ſchüchternen Freunden des Angeklagten. Unter dieſen mannigfaltigen Stimmen ertönte leider auch die des Sohnes Bertram, der ſeine Diamanten zurückforderte, und natürlich nicht erhielt, ſeinen Vater verwünſchte, und, ihm zürnend, nach den Niederlanden umkehrte. Hoch über allen Anklagen ſchwebte Paré's Beſchuldigung, daß der König Carl von dem Meiſter Paracelſe eigentlich hingerichtet worden ſey. Aber gerade dieſe mit ſo viel Ueberzeugung ausgeſprochene Anklage, — wenn ſie auch die Richter zum einſtimmigen Todesurtheil veranlaßte, rettete dem Magiſter das Leben. Katharina und der neue König Heinrich, denen der Tod ihres Sohnes und Bruders keinen geringen Nutzen bereitete, bewieſen ſich — den deutſchen Arzt in ſtrengem Verdacht behaltend — auf ihre Weiſe dankbar. Sie begnadigten ihn, auf die dringende Fürbitte der getreuen Louiſon, vom Tode, und verhängten lebenslängliche Kerkerſtrafe über ihn. —

Aber nun, da der Krieg, der belebende und zeitvertreibende Krieg des Beklagten mit ſeinen Richtern — im Angeſicht von Folterkammer und Schaffot — in zahlloſen Verhörſcharmützeln ausgefochten; nun, da von der Majeſtät des Herrſchers ſelbſt das Loos des Armen entſchieden worden, — nun begann erſt für ihn die Zeit der Leiden. Ein finſterer Kerker, wäre er wie eine Nußſchale groß — hat unermeßlichen Raum für Thränen und Klagen; ein Tag, ſo kurz dem Fleißigen, iſt ſo lang für den müßigen und einſamen Gefangenen; und ſolcher Tage ſollten unzählige, ohne Ende ſeyn für Den, der vom Diamanten-Elixir ſo oft und viel getrunken!

Siebentes Kapitel.

Im Kerker und auf der Bettelfahrt.

1575 — 1593.

In einem elenden Loche zehn Fuß tief unter der Erde liegen, auf elendes Stroh gebettet ſeyn, durch das ſchmale Gitterfenſter des Verließes nichts ſehen, als dann und wann einen bleichen und abgenützten Lichtſtrahl, der, gleichſam verhöhnend, über ſteile Dächer und an ſchmutzigen Wänden niedergleitet, dem Gefangenen die ganze Abſcheulichkeit ſeiner Lage anſchaulich zu machen; Frau und Kind haben, ohne ſie umarmen zu können, nach der Zerſtreuung des Studirens dürſten, und nicht Lampe, nicht Bücher haben, von jeder Geſellſchaft getrennt ſeyn, und allein die quälendſten Erinnerungen als Gefährten dulden müſſen, iſt ein allzuentſetzliches Loos, als daß es gleich mit Standhaftigkeit ertragen werden könnte. Raphael war nahe daran, ſeinen Verſtand zu verlieren. Er bezahlte theuer den kurzen Traum eines wunderſam bevorrechteten Lebens. Das Schickſal züchtigte ihn unbarmherzig für den wiederholten Frevel, die Satzungen der Natur umkehren zu wollen. Wie oft beneidete er die Todten! wie vielmal ſehnte er ſich nach der unaufhaltſamen Zerbröcklung des Greiſen-Alters! Im wirren Schlaf, der ihn umfing, überraſchten ihn oft Traumgebilde, die — ſchrecklich für Andere — ihm eine Wohlthat ſchienen. Er erblickte ſich dann in großen Sälen, die voll von Spiegeln hingen, und ein jeder der letztern zeigte ihm freundlich irgend ein Gebrechen des Alters an ſeinem Körper: einen nackten Schädel, einen zahnloſen Mund, ſchlotternde Glieder, den Rücken krumm gebogen und nach der Grube ſinkend... — Er kannte ſich dann nicht vor Freude. „Ich welke hin, ich ſterbe ab!“ frohlockte er: „Geduld, Geduld, mein Alter! es wird ſchon werden!“ — Oder er ſaß auf ſeinem eigenen Grabſtein, und las darauf die Worte, die er in Paracelſi Denkmal gemeißelt: „Den Begrabenen die ewige Ruhe!“ — Oder — wenn er auch niemals vom goldenen Himmel, dem Aufenthalt der Seligen, träumte — ſo begegneten ihm doch alle Geſtorbene, um die er je getrauert, und bewillkommten ihn als ihres Gleichen, und ſein Leichentuch ſtand ihm ſo ſchön! War aber des Traumes kurze Freude dahin, und prüfte Raphael, Hoffnung ſchöpfend, mit leiſem Finger ſeinen Herzſchlag, ſo klopfte dieſer voll und jugendlich und ungeſchwächt. War's manchmal licht genung in ſeinem Kerker, daß er im Spiegel ſeiner Waſſerſchale ſein Antlitz errathen konnte, ſo ſchaute ihn immer wieder das gleiche unveränderte Geſicht an. Welch' ein ſeltenes

Unglück war aus ſeinem ſeltenen Glück für ihn erwachſen! — Unzähligemal hatte er verſucht, freiwillig zu verhungern, oder ſich mit ſeinen Feſſeln zu erwürgen, aber bald war's Mephiſtophels hohnlachendes Geſpenſt, das ihm den Mund mit Brod füllte, und ihm zuſchrie: „Lebe, lebe zur Vergeltung!“ — bald war's auch eines Engels Lichterſcheinung, die ihm ſanft die Feſſeln aus den Fäuſten wand, und ihm tröſtend zuſprach: „Lebe in Hoffnung; vergrößere nicht die Laſt Deiner Sünden!“ — Nach und nach kam der Engel häufiger zu ihm; nach und nach blieb Mephiſtophels häßliches Geſpenſt gänzlich aus. Das geſchah hauptſächlich, weil auch vor ſeinem Kerker draußen ein Engel in Fleiſch und Bein für den armen Raphael wachte und betete. — Louiſon hatte die Herzen der Kerkerhüter zu rühren gewußt. Alltäglich kam ſie in den engen ſchmutzigen Hofraum, ob's regnete, ob's ſchneite, und weckte mit halblautem Geſang den Brütenden. Ihr Lied war freilich nicht heiter, aber in ſeiner Traurigkeit lag ein tröſtender Zauber. Es machte den Gefangenen weinen, und erſt, nachdem er geweint, konnte er ſprechen; erſt ſeine Thränen machten ſein Auge klar, daß er den Schatten ſeines Weibes längs dem Fenſtergitter unterſcheiden mochte. Louiſon kniete dann am Gitter nieder, ſie zwängte ihre Hand durch die rauhen Stäbe, um dem Gatten zu winken; ſie hauchte ihm den Gruß der Liebe zu. Wurden auch ihre Kniee endlich wund, wie ihre Hände, dennoch ließ ſie nicht ab. Der giftige Brodem des Kerkers ſchreckte ſie nicht zurück, ſie kam wieder und immer wieder, und manchmal brachte ſie mit ſich den kleinen Ludwig, der ſich lange fürchtete, ſeine Händchen durch das Gitter zu ſtrecken, und dem Vater zu rufen, den ſein Auge niemals ſah, wenn auch ſeine Ohren öfters deſſen dumpfe Stimme vernahmen, wann ſie Dank und Segen für ſo viele Liebe aus der finſtern Gruft emporſendete. — Die Engelwache innen und außen läuterte endlich des Gefangenen Seele wieder, daß er abſtand von dem böſen Gelüſte der Selbſtvertilgung, und ruhiger die Stunden zählte, die zwiſchen Louiſons Abſchied und ihrer Wiederkehr verfloſſen. Er befreundete ſich mehr mit ſeinem Aufenthalte; der Ketten Geklirr wurde ihm erträglicher; er gedachte ſeiner Feinde mit Verſöhnlichkeit. Er begann ſeinen Rachedurſt, dem er den Mohren geopfert, ernſtlich zu verabſcheuen. Ergebung in die ſchweren Leiden, die ihn, nicht ohne eigene Schuld, betroffen, gaben ihm den Frieden. Er beugte ſein Haupt in Geduld. Noch einmal heiligte ihn Louiſons unerſchütterliche Treue, ihre Sanftmuth, ihr Vertrauen in eine höhere Fügung. — —

Indeſſen folgten Monate auf Monate. Die finſtere Weihnacht, die grünen Oſtern hielten unabänderlich ihren Kreisgang, und kamen immer wieder, und die Lage des Gefangenen änderte ſich in keiner Weiſe. Es war Krieg geworden und wieder Friede, und dann abermals Krieg. Die Hugenotten und die Ligue zerfleiſchten Frankreich; der König war von Paris entflohen; die Guiſen waren ermordet worden, die Sorbonne hatte die Franzoſen von ihrem Eid gegen Heinrich den Dritten entbunden, Katharina von Medicis war geſtorben, der König ſelbſt zu St. Cloud erſtochen worden. Wer hätte ſich im Gewühle ſolcher Begebenheiten eines armen vergeſſenen Gefangenen erinnern ſollen? Wer, als Louiſon allein, die mit bitterer Noth kämpfte, die mit Mühe das Häuschen behaupten konnte, das ihr der alte Bardou, der inzwiſchen heimgegangen war, hinterlaſſen; das ihr die königliche Armee ſchon zweimal, bei der Einnahme der Vorſtädte von Paris, verwüſtet hatte? Die Arme, der eine Himmelskrone beſtimmt war, indem ſie auf Erden Mangel litt, erfüllte nichts deſto weniger die allerbetrübteſten Pflichten einer Gattin und die Obliegenheiten der Mutter mit ſeltener Stärke und Ausdauer. Was ſie aufbringen mochte, um die Lage ihres Mannes in Nahrung und Bekleidung zu verbeſſern, wurde unverbrüchlich dieſem Zwecke geopfert: geringe Gaben; aber jenſeits angeſchrieben, weit voraus den Prachtgeſchenken, die menſchliche Hände zu verleihen vermögen. Ludwig, der zum Jüngling heranwuchs, war auf die Bitte der Mutter von einem biedern Handwerker zu Meaux in die Lehre genommen worden. Louiſon hatte ſich zur völligen Einſiedlerin gemacht, um nichts an der Zukunft ihres Kindes zu verſäumen; und wenn ſchon nur zu oft mütterliche Thränen ihr hartes Lager befeuchteten, und ihr Herz nur allzuſchwer die Trennung von ihrem Sohne ertragen mochte, ſo pries ſie ſich dennoch glücklich, von nun an ihre Liebesfülle ganz allein dem Unglücklichen zuwenden zu dürfen, der ihr Gatte war. Ihrem unabläßigen Betteln und Flehen gelang es endlich, eines neu angeſtellten Kerkermeiſters Mitleid dergeſtalt zu erregen, daß er ihr — nach vierzehn Jahren zum erſtenmal — den Zutritt in ihres Gatten dumpfige Zelle geſtattete. — Welch' ein Wiederfinden! — Welch' eine Freude in der Trauer!

Ja, die Engelgute war erfreut, ihren Raphael, wenn ſchon in Feſſeln, doch geſund und friſch und ſchön wiederzuſehen. Sie gedachte nicht, wie Helena, ihres eigenen Verfalls... ſie weinte nicht Thränen der Erbitterung, wie Helena. Sie zürnte nicht den finſtern Mächten wegen der wunderbaren Erhaltung ihres Gatten; ſie hielt dieſelbe für ein gnädig Werk vom Himmel, und dankte ihm inbrünſtig dafür. Ein Entzücken ohne Maß empfand auch Raphael bei ihrem Anblick! Mit Wonne durchforſchte er ihre Züge, waren ſie gleich von Jahren und Kummer zerriſſen; ihre heiſer gewordene Stimme war ihm die köſtlichſte Muſik, und mit gläubiger Erkenntlichkeit nahm er Louiſons Worte tief in ſein Gemüth auf, als ſie ſagte: „Weißt Du, daß der gute Bearner unſere Stadt Paris belagert, und daß er geſchworen hat, nicht von dannen zu ziehen, bis die Spanier verjagt, und die Thore ihm, dem König, geöffnet ſeyn werden? Auf den König ſteht meine Hoffnung gerichtet. Die meiſten Bürger ſind des langen Kriegs müde, und wünſchen, dem guten Heinrich die Thore zu öffnen. Es wird geſchehen, glaube mir, und ich will die Erſte ſeyn, die des barmherzigen Fürſten Kniee umklammert, um ſeine Gnade und die Freiheit auf Dein Haupt herabzurufen!“ — Dieſes hörend, dünkte ſich Raphael in ſeiner finſtern Klauſe reicher, als der Herr beider Indien. Er umſchlang ſein herrliches Weib, und rief zum Himmel auf: „Du haſt mir viele Prüfungen geſchickt, Du lieber, Du ſtrenger Gott; aber Du haſt mir auch dieſen guten Geiſt, dieſe getreueſte Gefährtin gegeben, und ich fühle den Schmerz nicht mehr!“ — Dann küßte er ſeine Louiſon innig, da er ſie entließ, und ſagte zu ihr: „Komm bald, recht bald zu mir zurück, mein Herz. So lange Du bei mir, lebe ich, und zwar ein ſeliges Leben. Ohne Dich bin ich todt wie dieſe ſchwarze Mauer!“ — Sie gelobte ihm aus vollem Herzen die baldigſte Wiederkehr, und ſchwankte, von der ungewohnten Freude bis in's Mark ergriffen, hinaus. —

Und als die Stunde wieder kam, da ſich Louiſon gewöhnlich einzuſtellen pflegte, überraſchte den harrenden Raphael ein leichter Schlummer, der ihn weit hinausführte gen Salzburg in das Haus des Virgil Fröſchlmoſer, und er ſtand, wie ſchon einmal, wartend am Fenſter, und ſah dem muntern Spiel der Sperlinge zu, die auf einem goldenen Sonnenſtrahle auf- und abtanzten. Und wieder, wie damals, weckte ihn aus Schlummer und Betrachtung ein Flattern gleich als von weichem Flügel, und ein weißer Glanz blendete ſein aufgehendes Auge: es war jedoch nicht das wehende Tuch Euphemia's, ſondern in der That eine blanke Taube, die ſich an's Gitter des Kerkers hing und ein winziges grünes Reis aus dem Schnabel in die Tiefe fallen ließ. Sie blickte ſtarr dem Zweiglein nach, bis der Gefangene darnach die Hand ausſtreckte, ſchlug noch einmal mit dem Flügel, und ſtieg in die Luft empor. — Louiſon aber kam nicht.

Und am nächſten Tage, zur ſelben Friſt, brachte abermals die Taube ihre grüne Gabe, und Louiſon kam wieder nicht.

Und am dritten Tage ſtellte ſich die Taube wieder ein, und ſpendete den grünen Schößling, — und Louiſon kam abermals nicht ... und die Taube und Louiſon kehrten niemals wieder. —

Da begriff Raphael nur allzuwohl, was ihm widerfahren, und wie der Himmel zu ſich genommen, die ihm angehörte, mehr als der Erde. Zugleich trat jedoch als ein Bote der Tugendhaften von neuem des Engels Erſcheinung zu ihm, und verließ ihn nicht mehr, ſein Trauern mildernd, ſeinen Buſen kühlend. Die Schwermuth wich zwar ebenfalls nicht mehr von Raphael, doch wurde ſie ſeine Freundin.

Worauf alle Welt vergeſſen, das fiel dem Hunger ein: er ſprengte Raphaels Ketten. Der Hunger lief wüthend durch die Gaſſen des belagerten Paris, zernagte die Leichen derjenigen, die er in ſeiner Umarmung getödtet, ſtieß ihre Gebeine zu Mehl, und buk ſich daraus ſein ſchauerliches Brod. — Aber ſogar dieſes Brod des Todes wurde zu koſtbar für die erachtet, die im Kerker ſchmachteten. Unfähig, die Kettenträger zu füttern, zerfeilten ihnen lieber die Gewalthaber das Zwanggeſchmeide; ſie öffneten ihnen lieber alle Thore, jagten ſie lieber in die unwillkommene Freiheit hinaus, Alle, die unter ſolchen Umſtänden gern auf Koſten des Staats länger in Haft geblieben wären. — „Verhungere draußen im Sonnenſchein!“ hatten die Wächter zu Raphael geſagt, indem ſie ihn aus der Kerkerpforte ſtießen. Geblendet vom glanzhellen Tage, des Gehens entwöhnt, frei zwar, aber nur frei wie ein ſcheues Wildthier, das in unwirthliche Klüfte verjagt worden, irrte Raphael umher, ohne die Stütze eines Menſchen, in einer Stadt, die er nicht mehr kannte vor dem Elend und der Zerſtörung, die ihm auf jedem Schritt begegnete. Wie ein Kind nach der Mutter, ſo hätte der verlaſſene Mann nach Louiſon ſchreien mögen. Jetzt erſt verſtand er die ungeheuere Noth, die ſein getreues Weib hatte ertragen müſſen, und die ſie ihm niemals verrathen; erſt jetzt faßte er im ganzen Umfang, was er an ihr verloren, und nicht einmal ihr Grab war zu finden. Seitdem die Kirchhöfe Speiſeplätze geworden waren, hatte man die zahlreichen Opfer des Tags in großen Geſammtgruben zu beſtatten angefangen. „Nicht einmal ihr Grab!“ ſeufzte Raphael: „ſo iſt denn auch ſie, die Unvergleichliche, nur eine zarte Blume geweſen, die an meiner heißen prometheiſchen Bruſt verdorren mußte, ohne daß mir erlaubt wäre, nur ihren Staub zu ſammeln! — Nicht einmal ihre Aſche, nicht einmal ihr Grab zu finden!“ So klagte er voll der äußerſten Betrübniß, die er endlich nur damit beſchwichtigte, daß er ſich unſchwer überredete, die Tadelloſe müſſe mit Leib und Seele in ihre eigentliche Heimath aufgeſtiegen ſeyn.

Er lebte nun vom Schmerz einen Tag lang; von der Hoffnung eines leider ſpäten, aber doch endlichen Wiederſehens einen zweiten; am dritten jedoch quälten ihn ohne Erbarmen die Bedürfniſſe des gewöhnlichſten Menſchen: der Hunger, der Durſt. — Unfähig, der Verweſung eine ekelhafte Speiſe abzujagen, durchkreuzte Raphael, wie manche Tauſende es thaten, regellos die Stadt. Während andere die Thüren erbrachen, hinter welchen die vorrathsreichen Bürger ſaßen, bettelte Raphael um ein wenig Nahrung. Umſonſt. Wer hatte, gab nichts; wer nichts beſaß, zeigte ſeine leeren Hände. —

Da gerieth der Hungernde vor ein anſehnliches Gebäude, deſſen Thüre klaffte, und aus dem Spalt zog ein ſchwacher Geruch, als wie von Fett oder ähnlichen genießbaren Subſtanzen. Raphael konnte nicht widerſtehen; er glitt durch die Oeffnung, ſtieg die Treppe hinan, folgte dem Geruch. In einem kleinen Saale, am runden Tiſch von Eichenholz, unter Wappengetäfel und kriegeriſchen Zeichen, ſaß eine Familie: der Hausvater, ſeine Gattin, zwei erwachſene Töchter, und ein ganz kleines Mädchen von vier bis fünf Jahren. Sie aßen haſtig, gleichſam verſtohlen, und ſtutzten ſehr, als Raphael die Thüre zurückſchob, und demüthig ſagte: „Etwas für den Hunger, um Gotteswillen!“ — Der Hausherr ſtreckte ſchon mit unwilligen Mienen den Arm befehlend aus. „Weiche von hinnen, ſchnöder Bettler!“ war ſchon auf ſeiner Zunge. Doch wurde ſein hageres Geſicht noch weißer, und ſein Arm ſank nieder, und die Hausfrau ſchrie gellend auf: „Ein Geſpenſt! der deutſche Doktor! hinaus, hinaus! es will uns tödten, das Geſpenſt!“ In voller Flucht eilten die Töchter der Mutter nach; ihnen folgte mit den Kennzeichen eines nicht geringen Schreckens der Mann und Raphael hörte, wie er hinter ſich die Thüre verriegelte, durch welche Alle in die Nebengemächer entronnen waren. Das Kind blieb allein zurück; ſie hatten es vergeſſen, die Furchtſamen. Während Raphael traurig an den Wänden umherſchaute, während ſein Blick den Bildern des Ritters von Beauſire und der jungen Euphemia begegnete, die ihn leicht den Ort, wo er ſich befand, und den Beweggrund des Familienſchreckens errathen ließen... näherte ſich dem ungebetenen Gaſt die Kleine unerſchrocken.

ganz gegen anderer Kinder Gewohnheit lächelnd, und bot ihm ein Stück Brod, ein Stückchen Fleiſch. „Iß, guter Mann," ſtammelte ſie: „nicht wahr, weil ich Dir zu eſſen gebe, thuſt Du dem Vater und der Mutter und uns Allen nichts zu leide?" — „Gewiß nicht," erwiederte Raphael, die Gabe nehmend und das Kind auf ſeine hellen Locken küſſend: „ſey bedankt und Gottes Segen mit Dir! Grüße Deine Eltern von dem Raphael; kannſt Du den Namen merken?" — „Raphael? ja freilich. Er gefällt mir wohl." — „Sag' ihnen," fuhr der Bettler fort, „daß ſie zwar mein Unglück auf der Seele haben…" Doch unterbrach er ſich bei dieſer Stelle, zu ſich ſprechend: „Warum ſoll ich dem holden Weſen ein bittres Wort gegen Vater und Mutter in den ſüßen Mund legen? — Nein, mein Kind, ſag' ihnen nichts von meinem Unglück: melde ihnen nur meinen Dank für dieſe Labung. Ich bin ſehr hungrig. Jedoch danke ich Dir ſelber vor Allen… wie heißeſt Du?" — „Euphemia, guter Mann." Das Kind ließ nicht ab, den Raphael zu betrachten. — Dieſer ſeufzte tief, als er den Namen hörte. — „Iſt Deine Großmutter nicht ſchon lange todt?" fragte er zögernd und leiſe. Das Kind ſah befremdet empor. „Hab' ſie nie geſehen, guter Mann. Die Mutter ſagt, die Großmutter ſey ſchon lange fort, nicht todt, aber fort, weit fort. Sie hat mir verſprochen, mich, wenn nicht mehr Krieg iſt, zur alten Großmutter zu führen…" — Das Kind hätte gern noch mehr und viel zutraulicher geplaudert, aber die Familie hatte ſich indeſſen erinnert, daß ſie in der Angſt die arme Kleine bei einem Geſpenſte zurückgelaſſen, und drei weibliche Stimmen zeterten hinter der Thüre: „Euphemia, lebſt Du noch, mein armes Kind?“ — Während nun die Kleine ſich den Stimmen zuwendete, und lachend ihr: „Ja, ja, kommt, ſeht mich an!“ den Erſchreckten zurief, machte ſich Raphael davon; da er um nichts in der Welt noch einmal mit ſeinem ehemaligen Freunde und ſeiner geweſenen Herzensfreundin hätte zuſammengerathen mögen.

Auf der Gaſſe wurden eben viele Haufen von Menſchen mit Waffengewalt zuſammengetrieben, und entlang den Häuſern gejagt. Raphael kam in einen ſolchen Wirbel hinein, und theilte das Loos der Andern. „Was gibt's?“ fragte er einen Zerlumpten an ſeiner Seite. — „Jetzt geht's hinaus,“ antwortete dieſer. — „Wo hinaus?“ — „Aus Paris; die Schurken jagen uns in's feindliche Lager.“ — „Wen?“ — „Nun: uns und Alle, die keine Lebensmittel haben.“ — „Deſto beſſer ja: wir werden außen weniger in Gefahr ſeyn, zu verhungern.“ — „Möglich; aber die Ketzer dürften uns leicht über die Klinge ſpringen laſſen.“ — „Nicht doch.“ — „Ihr habt leicht reden. Ihr ſeyd ein junger ſtarker Mann, und werdet's beim Bearner gut haben, wenn Ihr Dienſte nehmen wollt. Schaut dagegen meinen lahmen Arm. Ich bin nichts mehr nütze in der Welt: der Tod ſteht hinter mir…“ — „Glücklicher!“ dachte Raphael, und wünſchte wahrhaftig, in's feindliche Feuer zu treffen, um durch eine Kugel vom Leiden erlöst zu werden. — Aber ſtatt auf Feindes Grauſamkeit ſtießen die Auswanderer in Heinrichs Lager auf die barmherzigſte Hülfe. Der Fürſt befahl, ſie Alle — viertauſend an der Zahl — wohl aufzunehmen, mit redlicher Koſt zu bewirthen, und ungehindert ziehen zu laſſen, wohin ſie verlangen würden. — Bevor er irgend einem andern Gedanken Raum gab, trachtete Raphael nach ſeinem Sohne Ludwig, und eilte nach Meaux. Die kleine Stadt war einem großen Feldlager zu vergleichen. Der Herzog von Parma, aus den Niederlanden und der Ligue zu Hülfe kommend, hatte Meaux und die Umgegend mit einem beträchtlichen Corps ſpaniſcher Truppen beſetzt. Raphaels Eintritt in die Stadt wurde von einem neuen Unfall begleitet. Die Wachen, die ſein friſches und munteres Ausſehen nicht mit ſeiner elenden Tracht und mit dem Vorgeben, daß er der Pariſer Hungersnoth entlaufen, zuſammenreimen konnten, hielten den Reiſenden als einen Spion feſt, und ſchleppten ihn in das Quartier ihres Oberſten. — Dieſer Offizier ging eben mit einigen ſeiner Waffenbrüder vor ſeinem Hauſe auf und ab, und ſcherzte und plauderte luſtig nach Soldatenweiſe. So wie ihm indeſſen der ſogenannte Spion vorgeſtellt worden, verſtellte ſich ſein lachendes Geſicht in ein höchſt betroffenes. „Wer... wer biſt Du?“ fragte er mit dem größten Befremden, und es ſah aus, als ob der tapfere Kriegsmann ſich fürchte, dem Spion um einen Schritt näher zu treten; vielmehr wich er zurück. Die Stimme des Oberſten, mehr als deſſen halbverwittertes Aeußere, ſagte dem armen Raphael, wen er vor ſich habe, und mit demüthiger Rede hob der Flüchtling auf deutſch zum Spanier an: „Kennſt Du Deinen unglücklichen Vater nicht mehr, lieber Bertram?“ — Worauf der Oberſte, heftig erſchreckend, ihm mit einer ſtolzen Geberde Stillſchweigen auferlegte, zerſtreuten Weſens ſeine

Gefährten entließ, und den Vater mit ſich in's Haus, in den geheimſten Winkel deſſelben nahm. „Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ ſagte er dort mit gedämpftem Tone und mit einer Miſchung von Zorn und Beſtürzung. „Biſt Du's wirklich, der da vor mir ſteht? Mann des Räthſels, biſt Du ein balſamirter Leib, der umhergeht mit Jugendprangen, ein betrügeriſches Leben heuchelnd, oder wäreſt Du der Geiſt meines verſtorbenen Vaters, den die Untreue, ſo er an mir begangen, nicht ruhig im Grabe läßt? Bringſt Du meine Diamanten mir zurück?“ — Dieſe harten Worte verurſachten, daß halb erloſchene Erinnerungen wieder mächtig in dem armen Raphael aufſtrahlten; jenes prächtige Halsband funkelte wiederum lockend vor ſeiner Phantaſie, daneben brannte das göttliche Elixir in düſterm Schimmer, und das Recept hiezu, obgleich ſo lang' verloren und vergeſſen, ſtand wunderſchnell mit feurigen Zügen in Raphaels Gedächtniß eingezeichnet. — „Deine Diamanten ſind dahin,“ antwortete er dem Sohne: „ich hatte ſie Dir entwendet, um ſie zehnfach Dir zurückzuſtellen; nun — das ſollte nicht ſeyn. Laß aber ſehen, ob ich Dir den Verluſt nicht erſetzen kann.“ Hierauf ſprach er dem Oberſten von dem Elixir und ſeinen Eigenſchaften, erbot ſich, dem Sohne das Geheimniß zu lehren, und verlangte dafür nur eine Mahlzeit für ſeinen Hunger, und die Freiheit, ſeinen Sohn Ludwig aufſuchen zu können. — Bertram, der anfänglich mit gerunzelter Stirne, aber ohne zu unterbrechen, zugehört hatte, wurde nach und nach böſe, ſo daß er, noch härter als zuvor, herausfuhr: „Ich ſehe nun, daß Du lebſt; denn Geſpenſter werden nicht wahnwitzig. Dich haben jedoch Deine Sünden und deren Strafe um den Verſtand gebracht. Wohl Dir, wenn Du wirklich im Kerker geſtorben wäreſt, wie man mir ſchon lange berichtet hat. Da nun aber dem nicht ſo iſt, ſo ſchleppe hin Dein Leben, wo Dir's beliebt. Nur wage nicht, irgendwo zu ſagen, daß ich Dein Sohn ſey. Die Leute würden mit Fingern auf mich deuten; ſie würden ſagen, ich hätte einen Vampyr zum Vater, der die Leichen junger Leute aus der Gruft ſtiehlt, um ſich mit ihren Reizen zu brüſten. Ich würde vom Heere gejagt werden, wenn ich an Deiner Seite mich öffentlich zeigte. Du biſt ein Wundergeſchöpf irgend eines ſchwarzen Zaubers, das iſt nicht zu läugnen. Aber ich will keinen Theil mehr an Dir haben. Du haſt Unglück und Armuth über mein Haupt gebracht; um Deiner Untreue willen mußte ich, als mir im Kriege Alles entriſſen worden war, auch noch die Braut verlieren, die meines Lebens edelſte Hoffnung geweſen. O, mögen ſie auf Deiner Seele brennen, meine Juwelen, wie ſataniſche Kohlen! Geh' hin, ich brauche nicht Deine wahnſinnige Unſterblichkeit. Will's Gott, ſo verſchafft ſie mir mein Degen im Buch der Weltgeſchichte; ob's mich gleich wundern ſollte, da ſtets unglücklich zu werden pflegt, wer Dir angehört. Geh' hin, und bleibe, während meine Haare bleichen, jung bis in Ewigkeit; um deſto länger werden die Qualen Deines Gewiſſens dauern, du ungeheuerlicher Vater!" — Wie vor dem Satan in Perſon nahm der zürnende Soldat die Flucht vor dem vernichteten Raphael, den wegzugehen Niemand hinderte. — „Es wird viel ſeyn, wenn mir nicht heute ein Unglück begegnet," murmelte der Oberſt während des Tags gar oft in ſich hinein. Der Abend rechtfertigte dieſes Vorgefühl. Auf einer Streife, die Don Bertram anführen mußte, überraſchte ihn eine fliegende Schaar der königlichen Truppen, und ſeine Soldaten brachten ihn nach einem heftigen Gefecht mit zerſchoſſenem Beine in's Quartier zurück. —

Unterdeſſen hatte ſich Raphael bei dem Gürtlermeiſter Taloche eingeſtellt, und den Lehrling Louis zu ſprechen verlangt. „Louis?“ fragte der ehrliche Handwerker: „ich habe deren einige in der Werkſtätte. Louis Pichot, Louis Bardou...?“ — „Louis Paracelſe, wollt Ihr ſagen,“ unterbrach ihn Raphael bewegt. — „Pſt! pſt!“ erwiederte Taloche, und legte ihm ängſtlich die Hand auf den Mund: „Sprecht den böſen Namen nicht ſo laut, junger Mann, daß ihn meine Arbeiter nicht hören.“ — „Ei, warum denn nicht, guter Freund?“ — „Pſt! noch einmal, ſchon um des guten Louis Bardou willen, ſchweigt, behaltet den Namen des Schwarzkünſtlers und Königsmörders in Eurem Munde. Ich hatte den Jungen nur unter'm Namen ſeiner Mutter angenommen, und er kannte ſeit langer Zeit keinen andern mehr. Es hätte ja kein Geſell oder Lehrjunge neben ihm ausgehalten; ich hätte ihn wegweiſen müſſen, und es wäre Schade um ihn geweſen, denn er war ein braver Knabe.“ — Der Kummer, der ſich des unglücklichen Vaters bemeiſtert hatte, als er vernehmen mußte, wie ſein Name ſogar zu Meaux in Bann und Acht gethan worden war, und wie ſelbſt der Sohn ihn abgelegt und verläugnet — machte einem herbem Schrecken Platz. — „Was ſagt Ihr, Alter? er war... Louis war ein braver Knabe? Herrgott, ſo iſt auch er nicht mehr unter den Lebenden?“ — Taloche betrachtete ſeinen Mann mit Verwunderung, doch nicht ohne Theilnahme. Dann verſetzte er freundlich: „Ei nein... nicht doch... dem wird ja wohl nicht alſo ſeyn...; die Sache iſt aber... und ich will ſie Euch nicht verhehlen, da ich errathe, daß Ihr von der braven Mutter an den braven Menſchen abgeſchickt worden ſeyd... die Sache iſt, daß vor ein paar Tagen ein geiſtlicher Herr — ich meine, ein Jeſuit — gleichſam auf der Flucht hier angekommen iſt, wo er ſich vor den Königlichen, welche noch im Orte lagen, fein verſteckte. Er war an mich gewieſen, und verlangte von mir einen vertrauten Führer nach Soiſſons. Da Louis Bardon ſchon oft ſelbige Straße eingeſchlagen, weil ich ihn gern ausgeſchickt habe, Meſſing von da zu holen, oder Arbeit hinzutragen, — weil ich dem armen Schelm nebenbei ein Trinkgeld gönnte, denn der Pater hatte Geld bei ſich, und gab zu verſtehen, er ſey an einen deutſchen Hof mit Aufträgen vom Legaten Kajetan und dem Jeſuiten Bellarmine entſendet, — darum gab ich demſelben den Louis mit, und habe dieſen von Stund' an nicht mehr geſehen, obſchon er bereits vorgeſtern hätte zurück ſeyn können.“ — Der Vater Ludwigs athmete wieder leichter auf. „So wäre er ja nicht verloren,“ ſagte er zu Taloche: „wenn der Junge brav iſt, wie Ihr ſagt, ſo wird er wohl den Weg zu Eurer Werkſtätte wieder finden.“ — „Ja, ja, ich denk's, junger Mann. Mir thäte es leid um ihn und ſeine gute Mutter.“ — Raphael wiſchte ſich verſtohlen die bitterſte Thräne ab. „Eben von der Mutter hab' ich dem Ludwig Botſchaft zu ſagen,“ fing er beweglich an: „wolltet Ihr mir nicht ein Plätzchen in Eurem Hauſe gönnen, wo ich den Knaben erwarten könnte? Ich möchte nicht gerne von den Spaniern geſehen werden, da ich einen ihrer Landsleute zu Paris hart mißhandelt habe, der vielleicht herauskommen könnte, weil der König die Belagerung aufhebt, wie man ſagt.“ — „Bleibt immerhin,“ antwortete der biedere Taloche: „Ihr ſeyd gewiß ein Verwandter des guten Louis, den die heilige Jungfrau wohlbehalten heimbringen möge?“ — „Ein naher Anverwandter.“ — „Noch einmal, bleibt. Die Spanier ſollen Euch nicht zu ſehen kriegen. Erzählt mir, wie's mit Paris und mit Ludwigs Mutter ausſieht. So bringen wir die Zeit hin, bis der Ludwig wieder da iſt.“

Raphael erzählte, was er in der Eile erfinden mochte, und verſchwieg den Tod der wackern Louiſon. Aber mehrere Tage vergingen, und Louis traf nicht ein. Endlich ſprach der Gürtler mit traurigem Achſelzucken: „Jetzt kommt er nicht mehr, gewiß nicht mehr. Was gilt's, ſie haben ihn zu den Soldaten genommen, wenn ihm nicht noch etwas Schlimmeres begegnet iſt? Geht hin, junger Mann, und tröſtet die Mutter, ſo gut Ihr könnt. Ich bin ein armer Handwerker, ſonſt wollte ich Euch ſchon länger behalten…“ — „Mit nichten, mein guter Freund: ich danke für die Gaſtfreundſchaft. Lebt wohl, laßt mich meine Straße ziehen. Dem Louis aber — ſollte er wiederkehren,… ſagt einen Gruß von ſeinem bedauernswürdigen Vater, und daß ſeine arme Mutter geſtorben…“ — „Jeſus! und Ihr braver Mann, wie nenn' ich Euch dem Jungen?“ — „Fragt mich nicht, wenn Ihr nicht den Augenblick, da Ihr mich bei Euch aufgenommen, verfluchen wollt!“ Mit dieſen Worten lief Raphael von dannen, und der wie verſteinert am Boden haftende Taloche flüſterte, die Wahrheit errathend: „Das war der Zauberer! Sonderbar, daß in der Bruſt des Unholds eine Vaterempfindung wohnen mag!“ — Taloche faſtete drei Tage, und beſpritzte mit Weihwaſſer die Stätte, wo Raphael geruht hatte. — —

Dem Letztern war nun freilich wieder die ganze Welt offen. Hätte er einen Thaler beſeſſen, er hätte denſelben in die Höhe werfen, und nach „Kopf oder Wappen“ die Richtung ſeiner Reiſe beſtimmen mögen. Aber die Einſamkeit ſeines Daſeyns war ihm unbeſchreiblich läſtig, und machte ſeine Wunden unaufhaltſam bluten. Er verlangte nach einem Herzen, an welches er ſich klammern dürfte. So verfolgte er denn die Spur ſeines geliebten jüngſten Sohnes. Von Ort zu Ort bettelnd, zog er Nachrichten ein, und dieſe fehlten ihm nicht. Wo er nur anfragte, hatte man den Geiſtlichen und den jungen Menſchen geſehen, aber immerdar behielten ſie einen weiten Vorſprung vor dem langſamen Wanderer. Allerdings ſchämte ſich Raphael anfänglich des Bettelns, wenn er von den barmherzigen Gebern ſelbſt auf ſeines Körpers Rüſtigkeit aufmerkſam gemacht wurde, und mehr als einmal machte er den Verſuch, mit irgend einer Arbeit ſein Leben zu friſten, ſeine Reiſe zu fördern. Doch verſtand er nichts als ſeine arzneiliche Kunſt, und wer hätte dem Fremden in den elenden Kleidern ſein Vertrauen geſchenkt? Er verſuchte, bei einem Bader zu dienen, aber die Kunſt hatte große Veränderungen erlitten, große Fortſchritte gemacht, und mit Schrecken bemerkte der Arme, daß er unfähig geworden, etwas Neues zu lernen. Seine Hände waren ſogar zu gewöhnlichen Arbeiten ungeſchickt geworden. Die Unbehülflichkeit ſeiner Jahre that ſich kund, ſeinem jugendlichen Aeußern zum Trotz. Er verlor Zeit und Mühe; wer ihn hatte gebrauchen wollen, ſchickte ihn bald wieder fort; von manchen Beſchäftigungen trat er freiwillig zurück, ſeine Ohnmacht ſelber einſehend. — Mittlerweile wurde der Raum immer größer, der zwiſchen ihm und ſeinem weit hinauswandernden Sohne lag, und eines Tages ſtand er, ein Bettler, wie zuvor, an ſeinem geliebten Rheinſtrome, und vor ihm dämmerten die Thürme von Mainz auf, und er beſchloß, ſeine Tochter Suſanna aufzuſuchen, und bei ihr ein wenig von der Haſt zielloſer Pilgerſchaft zu raſten. — Es war ihm ſchlimm ergangen mit ſeinem Bertram; doch hoffte er im Mitgefühl eines weiblichen Herzens einen ſichern Hafen vor der Unruhe ſeines Lebens zu finden.

Suſanna — das wußte er — war die Frau eines begüterten Mannes, der vor den Thoren der erzbiſchöflichen Stadt in einem wohlanſtändigen Hauſe wohnte. Wo er ſich auch vorſichtig nach der Frau Meißner erkundigt hatte, überall war ihm das beſte Zeugniß von ihr zu Ohren gekommen. Man nannte ſie allgemein ein frommes Weib, eine brave Mutter zahlreicher Kinder, eine Wohlthäterin der Armen. „Sie wird mich nicht verſtoßen,“ ſagte er, Hoffnung ſchöpfend, zu ſich ſelber, und klopfte getroſt an ihre Thüre.

Er fand ſie in der Küche, emſig mit ihrem Hausweſen beſchäftigt, umgeben von mehreren ihrer Kinder, von vielem Geſinde. In ihrem Matronengeſichte erkannte er hin und wieder einen Zug ſeiner Helena, obſchon Suſanna niemals deren vollendete Schönheit beſeſſen hatte. Die Strenge in ihren Augen, ein Erbtheil ihrer Koſtgängerzeit im Kloſter, machte ihn nicht irre. Er näherte ſich ihr zutraulich. Suſanne betrachtete obenhin ſein Bettlergewand, reichte ihm gleichgültig eine Schale Suppe von ihrem Herde, einen Groſchen aus ihrer Taſche. — Während er mit zitternder Hand den Löffel gebrauchte, labte er ſeine Blicke an dem Wohlſtand, der aus jeder Geräthſchaft des Hauſes redete, und beſchaute voll inniger Freude die Geſtalt der Gebieterin in dieſen Räumen. — Suſanna bemerkte das, verfinſterte ihr Geſicht, und ſprach endlich trocken: „Du haſt gegeſſen, Du haſt ein Almoſen erhalten; gehe jetzt mit Gott und verſtelle mir nicht den Platz. Mein Mann wird bald heimkommen, und er liebt nicht, Deinesgleichen im Hauſe zu finden.“ — „Laßt mich immerhin noch etwas verweilen, gute Frau,“ entgegnete Raphael: „ich komme weit aus Frankreich daher, und bedarf der Ruhe.“ — „Mi. gleich, aber dafür ſind die Armenherbergen da. ’s iſt ohnehin eine Schande, daß ein junger geſunder Kerl, wie Du, dem Bettel nachhängt. Du biſt ohne Zweifel ein gartierender Landsknecht; ſo ſuche denn geſchwinde einen Herrn, der Deinen Dienſt gebrauchen mag, und packe Dich.“ — „Ihr redet gewiß unfreundlicher, als Euch um’s Herz iſt, liebe Frau. Doch, hoffe ich, werdet Ihr mich willkommen heißen, da ich Nachrichten von Eurem Vater bringe.“ — „Von meinem Vater? Daß mir der Himmel beiſtehe! Du biſt ein Lügner. Was könnteſt Du mir von dem Manne ſagen, deſſen Namen ich gar nicht mehr ausſprechen mag, ohne mich zu ſchämen?“ — „Seyd freundlicher. Ich habe einen Gruß von ihm an Euch.“ — „Von dem Todten, der da vermodert iſt im Kerker, wohin ſeine Verbrechen ihn gebracht haben? Packe Dich, Du Unverſchämter. Wäre nicht vor kurzem mein Bruder Joachim bei mir eingekehrt, der von Paris gekommen, um nach München zum baierſchen Herzog zu reiſen — ich könnte Dir allenfalls noch etwas Glauben ſchenken. Er hat mich aber verſichert, daß der Alte ſchon lange todt, und kein Wunder iſt dieſes, da er ſchon hoch in den Siebenzig ſtand, ſo viel ich ungefähr zuſammenrechnen kann. Geh’, ſage ich Dir, geh’ auf der Stelle.“ — Das Geſinde fing an, aufzupaſſen, die Kinder drängten ſich in einen Kreis, um den Fremden mit offenem Munde anzuſtarren. — „Führt mich in Eure Stube; ich muß Euch ein Wort ſagen, ein einzig Wort!“ bat Raphael mit Angſt und Wehmuth. — „Mit Dir allein ſeyn?“ entgegnete die Frau erſchrocken: „mit Dir, dem alle böſen Anſchläge deutlich in dem zuckenden Geſicht ſtehen? Behüte mich Gott. Martin, Kaſpar, Adelheid, bringt den Menſchen da aus dem Hauſe!“ —

Knechte und Mägde erſchienen, um den Befehl zu vollziehen. Raphael ſtieß ſie von ſich, und raunte der ſich ſträubenden Suſanna, indem er ſie gewaltſam umfaßte, in’s Ohr: „Unglückliche! Du willſt Deinen leiblichen Vater aus der Thüre werfen laſſen?“ —

Suſanna fuhr zuſammen; ſie ſtierte in Raphaels Antlitz. „Das Bild, das Bild...“ ſtammelte ſie, und deutete auf ihre Stube. — Raphael verſtand ſie nicht;

indeſſen drängte ſich ein ſtarker Mann, Suſannens Gatte, heran, und fragte: „Was ſoll's denn mit dieſem da? was ſoll's mit dem Bilde?“ — Suſanna warf ſich in Meißners Arme und flüſterte ihm etwas zu. Die Kinder kreiſchten und heulten, ohne zu wiſſen, weßwegen. Das Geſinde, der Angelegenheit völlig fremd, wartete auf des Hausherrn Entſcheidung. Der Letztere hatte ſich verfärbt, winkte den Dienſtboten und den Kindern, ſich eiligſt zu entfernen, und ſagte dann, mit Suſanna und Raphael zurückbleibend: „Es iſt ſonderbar. Du ſiehſt dem Bilde meines Schwiegervaters, das, ein Erbſtück der Mutter meines Weibes, dort innen hängt, ſo ähnlich, wie aus den Augen geſchnitten.“ — „Ich bin ja ſelber, den das Bild vorſtellt, liebſter Schwiegerſohn, liebſte Tochter!“ — „Ach, das fehlte noch!“ ſchrie Suſanna auf: „ich muß davon laufen, ich kann bei dem abſcheulichen Lügner, bei dieſem erſchrecklichen Menſchen nicht länger bleiben. Mach' Du es mit ihm aus, Meißner; aber befreie uns bald von dem wahnſinnigen Gauner.“ — „Suſanna!“ bat Raphael, und wollte die Tochter aufhalten. Sie riß ſich los. „Ich habe keinen Theil an Dir,“ rief ſie noch lauter als zuvor: „Du mein Vater? wo ſind Deine ſiebenzig Jahre? Du biſt ein Betrüger, und Deine Aehnlichkeit mit dem Todten macht mich nicht irre. Noch heute laß ich das verwünſchte Bild verbrennen, da es Dir gleicht, der Du höchſtens ein Sohn des Alten aus wilder Ehe biſt. Er hat geliebt, ſich mit allerlei Weibern zu behängen, bis in's ſpäte Greiſenthum: der Ruhm iſt nicht ſein. Mit dem Bruder iſt auch ein Früchtlein gekommen, das dem Königsvergifter angehört hat.“ — „Wie? mein Ludwig?“ fragte Raphael, alles Uebrige vergeſſend. — „Sieh’, wie er den Schelm zu ſpielen weiß!“ verſetzte Suſanne mit ſteigendem Abſcheu: „Mache Du es mit ihm ab, Meißner; ich kann’s nicht mehr aushalten!“ — Sie entfloh. — Meißner ſagte zu Raphael: „Allerdings hat ſie geſagt, wie die Sache iſt. Der ehrwürdige Pater Joachim hat den Buben, um ihn zu bekehren, aus dem Hugenottenlande hinausgeführt. Hätten wir nicht Ehrfurcht vor dem Schwager und Mitleid mit dem armen jungen Tropf gehabt, da er doch einmal nicht dafür kann, daß ihn ein Verbrecher in die Welt geſetzt, wir hätten den Burſchen nicht eine Minute bei uns geduldet. Jedoch, was ich für den Knaben gethan, das thu’ ich nicht für Dich. Packe Dich alſo, und ſuche anderswo Narren, bis Du ihrer findeſt.“ — „Ihr handelt unerhört, mein unmenſchlicher Eidam. Doch mag’s darum ſeyn. Laßt mich noch ein Wort mit Eurem Weibe reden.“ — „Nein; ’s kann nicht ſeyn. Sie will nicht.“ — „Laßt mich wenigſtens meine Enkel umarmen und ſegnen...“ — „Nein, ſage ich. Du möchteſt ſie aus Neid behexen. Deines Segens bedürfen ſie nicht.“ — „O, o, wer ſterben könnte! wenn nur mein Herz bräche in dieſem ſchrecklichen Augenblick!“ — „Draußen iſt der Rhein; er hat noch Platz für viele. Damit Du jedoch nicht Luſt habeſt, weder zu uns zurück zu kommen, noch mir den rothen Hahn auf’s Dach zu ſtecken, ſo nimm dieſe paar Gulden, und laß Dich anderswo hängen, oder in’s Narrenhaus ſperren. Fort mit Dir!“ —

Meißner ſchob den Schwiegervater unſanft aus der

Thüre, ließ das Geld in Raphaels Taſche gleiten, und verrammelte ſein Haus ſorgfältig. Das Bildniß des Magiſters und der Stuhl, auf dem er in der Küche geſeſſen, und die Schale, woraus er getrunken, wurden zur Stelle, nach Suſannens Anordnung, bis auf den letzten Splitter in Aſche verwandelt. — Somit war der unglückliche Vater vom zweiten Kinderherzen auf ewig getrennt; die Gerechtigkeit durfte er nicht anrufen, aus Furcht, ſeinen eigenen Holzſtoß zu ſchichten; der tröſtende Engel, der ihm unſichtbar zur Seite ſtand, verhinderte, daß er dem grauſamen Rathe Meißners, im Rhein den Tod zu ſuchen, entſprach. Aber er ſpürte nun immer herber das Unglück desjenigen, der aus den Schranken der Ordnung aller Weſen tritt, und Höheres ſeyn will, als wozu ihn ſeine irdiſche Natur berufen hat.

Doch faßte ſich Raphael endlich und beſchaute ſein Loos mit eiſerner Geduld, mit kalter Verachtung. Er warf ſeiner Kinder barbariſches Almoſen in den Rhein, und ging weiter, an ſeinem Stabe ſich aufrichtend. „Ich bin mindeſtens ein ſeltener Bettler,“ tröſtete er ſich: „ein Bettler mit der Unſterblichkeit in der Taſche. Sollte denn gerade nur ein Zufall mir mit einemmale zu Meaur das verlorene Recept zum Diamanten-Elixir in's Gehirn gegriffelt haben? Nicht doch. Hab' ich ſchon keine Diamanten, ſo habe ich doch das Geheimniß zur Verfügung, und ich will damit handeln, wie ein Jude mit alten Kleidern, und wie der Jude ſchadenfroh lachen, wenn ich der Dummen viele antreffe, die ſich übertölpeln und für ihr ſchönes Geld einige Jahrhunderte voll Elend in den Leib jagen laſſen!“ —

In dem für ihn ſo verhängnißvollen Frankfurt begann er ſeine heimliche Handelſchaft. Sie war indeſſen weit entfernt, den Erfolg zu haben, den er ſich von ihr verſprochen. Die Gelehrten meinten, ſie hätten ſchon ihre Unſterblichkeit im Dintenfaſſe gefangen; die Soldaten fragten, ob das Recept feſt mache gegen Stahl und Kugel, und wieſen es zurück, da Raphael verneinte; wer zu erben hatte, verwarf den Antrag mit Widerwillen; wer regierte, hätte gern etwas Auflöſendes ſtatt des erhaltenden Mittels gekauft; Handelsleute ſchrieen mißbilligend über die Koſtbarkeit der erforderlichen Ingredienzien; Künſtler und Dichter lächelten mitleidig, wenn ſie hörten, daß die reinſten Diamanten dazu gebraucht würden, und ſangen: „Ich hab' nicht Gold, nicht Edelſtein!“ Endlich wurde Raphael von Allen ein Narr geheißen, nur nicht von Arzt und Kleriſei, die ihn anders betitelten, und denen er ſchnell aus dem Wege zu gehen für gut fand. Er hatte zu ſeiner Freude gehört, daß der ſteinalte Förſter Dietrich im Odenwalde noch am Leben, und wollte beim Bruder ſein Glück verſuchen, um ein Aſyl, um ein freundliches Herz betteln. Dank den bittern Erfahrungen: auf Alles gefaßt, pilgerte er zum Forſthauſe. — Das Haus war neu erbaut, die Geſichter von Kindern und Enkeln darinnen waren ebenfalls neu; das Herz des wackern Dietrich war das alte unverändert geblieben. Dem Bruder wurde die beſte Aufnahme, und ſtatt ſich zu entſetzen vor Raphaels außergewöhnlicher Jugend, machte es der Bruder, wie es Louiſon gemacht hatte: er freute ſich derſelben, wie einer Gnade, die ihm ſelber der Himmel erwieſen hätte.

Raphael fühlte ſich nach langer Zeit beruhigt, ja zufrieden, an der Seite des ehrwürdigen Meiſterjägers. Der alte Mann, der nie aus ſeinem Wald gekommen war, wußte gar nichts von des Bruders Schickſalen, und deſſen Erzählungen verkürzten ihm nun die Abende köſtlicher, als die alltäglichen Geſpräche mit ſeinen Abkömmlingen, die einzig nur dem Jäger- und Bergmannſtande angehörten, oder mit den Schwiegerſöhnen, die reiche Bauern der Umgegend waren. Was Wichtigeres in Raphaels Leben vorgekommen, erzählte dieſer dem Bruder nur unter vier Augen, und verſchwieg ihm das Geheimniß vom Elixir nicht mehr, und die Kunde von dem vielerlei Unglück, ſo durch daſſelbe über ſein Haupt gebracht worden war. — Diether bemitleidete ſeinen Raphael von ganzer Seele, und tröſtete ihn, wie er's gerade vermochte, bat ihn auch, mit ihm das Haus und das Leben zu theilen, bis zu ſeinem, des Förſters, Ende. „Ich biete Dir freilich meine Gaſtfreundſchaft nicht auf lange Zeit," ſagte er dabei im Scherz: „meine Locken ſind weiß; die muthwillige Erde wackelt unter meinem Fuße, wie der ſpielenden Knaben Schaukelbrett; der Gukuk ſchreit mir zur Frühlingszeit immer ſparſamere Jahre zu, wogegen zu Nacht die Eule ſich ſtets häufiger auf meinem Dache hören läßt. Wie bald, und ich werde mich niedergethan haben?*) Aber dennoch: bleib' getroſt bei mir. Du mit dem jungen Geſicht und ich mit dem alten, wir wiſſen von vielen Dingen zu reden. Uns beiden gefällt die Welt nicht mehr; ſie iſt's auch nicht werth. Iſt das ein Jagen heutzutage mit den Knallbüchſen, die das Wild erſchrecken, und keine ehrliche Gefahr mehr aufkommen laſſen? Wie geſagt: ich mag nichts mehr von der neuen Welt wiſſen, und Du willſt es auch nicht mehr, und darum laß uns mit den alten Waldgeſellen ſingen:

---

*) Waidmänniſch vom Hirſch geſprochen: „er hat ſich niedergethan," ſtatt: niedergelegt.

Sitz' Du zu mir und ich zu Dir,
Ein Glas mit Wein, das bring' ich Dir,
Legen uns nachmals ſanfte nieder,
Ruhen unſere matten Glieder...

in Ewigkeit... das heißt bis zur fröhlichen Auferſtehung.“

Raphael hätte gern die Fröhlichkeit des alten Diether getheilt, und ſich mit Innigkeit dem Gefühle der Sicherheit in Bruderarmen hingegeben, wenn ihn nicht dann und wann ein Blick auf des Förſters Weib, ſchon ſeine dritte Ehefrau, und noch ſehr rüſtig an Jahren, beſorgt gemacht hätte. Sowohl ſie, als auch die im Hauſe wohnenden Söhne des Förſters, ſchienen den ſonderbaren vom Himmel geſchneiten Schwager und Oheim nicht mit den günſtigſten Augen zu betrachten. Doch genügte immerhin Dietrichs feſt ausgeſprochene Bruderliebe, um das ganze Geſindlein zum ehrerbietigſten Benehmen gegen Raphael zu ſtimmen. — Diether bemühte ſich, den Magiſter zu bereden, ihre Schweſter Katharina in Heidelberg heimzuſuchen, die ebenfalls noch lebte, wenn gleich hochbetagt, und die ſich, wie Diether behauptete, freuen würde, den lang' vermißten Bruder zu hören; denn „ſehen“ konnte man nicht mehr ſagen. Ihre Augen waren dunkel geworden.

Raphael that nach Diethers Wunſch. Die Wittwe empfing ihn mit überſtrömender Liebe, tappte in ſeinem Geſichte herum, befühlte jede Muskel darinnen, und labte ſich an der Stimme, die — ſagte ſie — eben ſo jung und voll klang, als vordem. Die gute Alte lebte in ziemlicher Einſamkeit; ihre Söhne hatten ſich auswärts niedergelaſſen. Eine einzige Magd bediente, nur ihr Beichtvater beſuchte ſie. Gerne hätte ſie den Bruder Raphael an ihre Perſon, an ihr Haus gefeſſelt; da beſchrieb ihr einmal die Magd das befremdlich junge Angeſicht des Bruders, und der Beichtvater predigte ihr von muthmaßlicher Betrügerei des Magiſters, wenn nicht gar von Teufelskünſten vor, und ſie wurde von Stund' an kalt, und immer kälter, begann den Bruder ſcharf zu examiniren, und Raphael wollte ſich's nicht gefallen laſſen. Er ging lieber von dannen, wie er gekommen, und Katharine ließ ihn gerne ziehen, wie ſehr ſie ihn immerdar liebte.

Aber auch in Diethers Hauſe fand Raphael vieles verändert. Die Geſichter der Hausgenoſſen waren lang und ſpröde, Diethers Angeſicht verlegen geworden. — Als ihm Raphael erzählt hatte, wie er und ſeine Schweſter auseinander gekommen, ſchüttelte der Förſter den Kopf, ſagend: „Hm, hm, ja, ja! 's iſt lächerlich und nicht ſchön von einer Schweſter; aber — was willſt Du? Deine Lage iſt ganz abſonderlich, und wieder iſt natürlich, daß ſie bei Allen Verwunderung, ja Furcht erregt. Ich liebe Dich — Du weißt das — und dennoch möchte auch ich wünſchen, Du ſäheſt ſo alt aus, als Deine Jahre es mit ſich bringen. Das Vertrauen würde

Dir entgegen kommen, während es Dich jetzt flieht. Oder — Du biſt ja ein Doktor und Tauſendkünſtler geweſen — biſt Du nicht im Stande, Deine Haare weiß, Dein Geſicht gelb zu färben? Mache Dich künſtlich alt, wenn's von Natur aus nicht gehen will; es wäre um der Leute willen, und alles Geſchwätz, das ſogar mich beläſtigt, wäre zu Ende.“ —

Raphael errieth leicht, woher der Wind blies. Des Bruders Frau und die Schwiegerſöhne hatten Diethers Ohr beſtürmt und erobert. Wie bald ein ſchwacher Greis Denjenigen, die ſein Ohr beſitzen, auch ſein Herz überläßt, wußte der Magiſter gar gut; aus eigener Erfahrung wußte er's, — faßte ſeufzend ſeinen Entſchluß, und wartete nur auf eine Gelegenheit, das Haus ſeines Bruders zu meiden, ohne denſelben zu verletzen, und ohne in offenbares Handgemenge mit deſſen Angehörigen zu gerathen. Es quälte ihn der Gedanke, den Unfrieden in Diethers Hausweſen gebracht zu haben. Weil er den Bruder eigentlich mehr liebte, als ſich ſelbſt, darum war ihm des Bruders Ruhe heilig.

Eines Abends kam von einer Reiſe heim der Graf und Gebieter des Reviers, der Urenkel desjenigen Grafen, der den Magiſter ſo oft mit ſeinen Erzählungen vom Bauernkrieg und vom ſchwäbiſchen Bunde gelangweilt hatte. Dem Brauch ſeiner Vorfahren getreu, ſprach der Graf alſobald beim Förſter ein, und entwickelte eine Erzählungsgabe, wie ſein erlauchter Urgroßvater. Nachdem er die vielen Fährlichkeiten ſeiner Pilgerreiſe nach St. Jakob von Compoſtella geſchildert hatte, ſagte er: „Da wäre mir beinahe, über den Rhein ſetzend, der blaſſe und naſſe Tod begegnet. Auf der Fähre befanden ſich neben mir und meinen Dienern ein Edelmann aus Frankreich mit ſeinem Weibe und einem kleinen Kinde, einem Spätling ſeiner Ehe, wie es ſchien. Der Herr erzählte viel von den unglücklichen Händeln im Königreiche, und wie er daſſelbe, der Unruhen überdrüſſig, verlaſſen habe, um auf einige Zeit eine ſtillere Wohnung im deutſchen Reiche zu ſuchen; zwei erwachſene Töchter, die ſich ſchon früh verheirathet, ſeyen zurück geblieben, und das Kindlein, das er mit ſich führe, ſey ihm das liebſte von allen, und was dem mehr. — Wir kamen ſchon beinahe an's Ufer, als ein Windſtoß, dem die betrunkenen Fährleute nicht widerſtehen mochten, das Fahrzeug auf's neue in die Strömung trieb. Wie's zuging, weiß ich nicht — genug: das Schiff lag plötzlich um, und Menſchen und Gepäck ſchwammen in dem aufbrauſenden hochangeſchwollenen Strom. Ich rettete mich mit Mühe an das Ufer; mir folgend, kam mein Leibknecht angetrieben, und hatte das Kind des Franzoſen in den Armen. Mein Gepäck wurde von den Uebrigen geborgen. Aber den Franzoſen und ſein Weib hatte die Fluth verſchlungen. Ein Schiffsbube war außerdem noch als ein Opfer auf den Grund geſunken. Ich dankte freilich Gott und dem heiligen Jakob, habe aber nun das kleine Kind auf dem Halſe, und weiß nicht, wie ich's anſtellen ſoll, daſſelbe wohlbehalten ſeiner Großmutter zuführen zu laſſen, die in Salzburg hauſen ſoll, und die der ſelige Edelmann zu beſuchen ging. Ich möchte gern Demjenigen, der mir den Dienſt erzeigen wollte, inſofern er ein zuverläßiger Mann wäre, ein ehrliches Reiſegeld reichen, um der Menſchlichkeit genug zu thun, denn ich kann als Junggeſelle das Kind nicht bei mir behalten, und wüßte wahrlich nicht, es nach Frankreich zurückzufördern. — Da, ſeht, da bringt der Knecht das arme, aber liebliche Weſen den Berg herauf.“

Der Graf rief dem Leibknecht zu, in's Förſterhaus zu treten. Raphael war unendlich ergriffen, da ihm von des Knechtes Armen die kleine Euphemia entgegen lächelte. „Bon homme, bon homme, viens me prendre!“ ſchrie ſie entzückt, und ſtreckte die Händchen nach dem Magiſter aus, der ſie an ſich riß und mit Liebkoſungen überhäufte, als wäre ſie ſein eigen Kind. Ihm kam vor, als würde ihm das unſchuldige Weſen aus dem Himmel herabgereicht, ein Pfand endlicher Vergebung und ſeiner Verſöhnung mit Allen, denen er im Leben weh gethan, oder von denen er beleidigt worden. Er ſagte: „Kein Anderer wahrlich ſoll dieſes theure Kleinod ſeiner Ahnfrau überbringen, als gerade ich; denn ich kenne das Kind, ich kenne ſeine Eltern, und am beſten die Großmutter, deren hohes Alter die liebliche Jugend dieſes Kindes zu verſchönern beſtimmt iſt.“ — „Ganz recht,“ verſetzte der Graf erſtaunt, und fragte den Förſter: „wer iſt dieſer Mann?“ — Diether ſagte verlegen: „Er iſt mein... mein nächſter Anverwandter. Ich kann mich für ihn verbürgen.“ — Der Graf war hocherfreut, der unlieben Laſt entledigt zu werden, und vom Augenblick an ließ Euphemia nicht mehr von dem Manne, den ſie vor nicht gar langer Zeit mit Freundlichkeit und Nahrung erquickt hatte, während alle Andere ſcheu von ihm gewichen waren.

Raphael zauderte nicht, die Sendung anzutreten, die ihm eigens vom Himmel zugewieſen zu ſeyn ſchien. „In Salzburg, — ſagte ihm eine innere Stimme — dort, wo deine Leiden begonnen haben, werden ſie auch ihr Ende erreichen, geplagter Mann!“ Und Euphemia ſchmeichelte, ſeine Wange ſtreichelnd: „Laß mich nicht von Dir; ich habe immerdar von Dir geträumt und Dich gelobt und geliebt, wenn auch meine Eltern Dich ſchalten, ich weiß nicht, warum?“ — Und Diether ſprach ſeufzend: „Geh' hin auf kurze Zeit, Du unſtäter Gaſt: doch kehre bald wieder bei mir ein, und bringe, wie ich Dir rathe, das Alter mit, wenn wir beide ruhig und vergnügt ſeyn ſollen. Glaub' mir: die Jugend hat ihre Zeit — wie Alles: für Dich iſt ſie nur mehr eine ſchnöde Laſt. Was ſoll der ſtolze blanke Thurm, wenn doch ſein Inneres verwittert und ausgebrannt?“ —

Trotz aller Gelöbniſſe, den Bruder wieder heimzuſuchen, nahm Raphael von ihm Abſchied, wie von einem Sterbenden, war gleich ſein Auge trocken. Aber im Walde draußen, wegſchreitend als ein allzeitiger Wanderer, das hüpfende Kind an ſeiner Hand, wehrte Raphael ſeinen Zähren nicht mehr. „Lebt wohl!“ ſagte er im Geiſte zum Bruder, zur Schweſter, zum Grab der Eltern, zum Vaterhauſe, zum heimathlichen Walde: „lebt wohl, ich ſeh euch niemals wieder!“

Obſchon vom Grafen freigebig mit Gelde verſehen, und München zueilend, wo er den geiſtlichen Sohn und ſeinen Ludwig zu finden hoffte, die ihm, wie er meinte, forthelfen würden, urtheilte Raphael dennoch, daß ihm nothwendig ſey, eine Handthierung, auf Lebenserwerb berechnet, zu treiben. Angewieſen auf die chymiſchen Künſte, denen er ſein ganzes Leben und Streben von jeher gewidmet, beſchloß er, dieſelben gewinnreich zu verwerthen, und zwar nicht mehr ſo eiſern ehrlich, wie er in Frankfurt zu ſeinem Schaden gethan, ſondern juſt, wie die Welt es verlangt. Dieſer Entſchluß war in Raphael hervorgerufen worden, als er in einer Stadt, die auf ſeinem Wege lag, das Denkmal ſeines alten Schulgefährten, des lang verſtorbenen, ziemlich einfältigen Doktors Wagner gefunden hatte. Auf weißem Marmor prangte goldene Schrift, und predigte dem Wanderer, „daß die größten Geiſtesgaben, die je die „Welt erleuchtet, unter dieſem Steine begraben ſeyen; „beweint von den Erben des Großen am Geiſte, denen „ſeine hinterlaſſenen beträchtlichen Reichthümer keinen Erſatz gewähren konnten für den verlornen, ganz und gar „unerſetzlichen Mann!“ — Bitter lächelnd prägte ſich Raphael die goldene Lehre ein, und gelobte ſich, ihr nachzuleben. — Zwei Dinge waren damals Mode, nach denen die Welt dürſtete; die Künſte: Gold zu machen, und ein gelungenes Horoscop zu ſtellen. Obſchon der Magiſter weder die eine, noch die andere Kunſt verſtand, ſo fing er alſobald an, beide zu treiben, kündigte ſie mit Paracelſi Zuverſicht an, ſo wie er auch den Namen des Meiſters angenommen und behalten hatte. Das altmodiſche Doktorgewand, womit er ſich, dem Geſchmack und Brauch des Alters zufolge, umhing, ſo wie ſein gutes Ausſehen, that das Uebrige, und zog ihm viele Thoren auf den Weg, denen er gegen zweifelhafte Recepte und dreiſte Nativitäts-Orakel ihr ſchweres Geld abnahm, ziehend von Ort zu Ort. — Nicht nur befriedigte er auf dieſe Weiſe den herben Spott, den er an der Menſchheit auszulaſſen trachtete, — ſondern er erwarb auch dergeſtalt die Mittel, ſeine liebe kleine Euphemia mit allen Bequemlichkeiten zu umgeben, ſie wie eine Prinzeſſin zu halten, und ihr mit der ausgezeichnetſten Liebesſorgfalt zu vergelten, was ihre Großmutter und ihre Mutter an ihm Böſes verrichtet hatten. Die Kleine war für den alten Mann eine Puppe, das Spielwerk, womit er tändelte und groß that; er liebte ſie, gleichſam als ſeine Creatur; und hinwieder hing Euphemia an ihm, mehr als jemals an Vater und Mutter, oder an dem Bild, das ihr die letztere von der Großmutter entworfen. Der launiſche und herriſche Charakter der älteren Euphemia war in der jüngſten beinahe ausgetilgt; ſie verſprach, ein Quell der Liebe und der Treue zu werden, ein Balſam der Sanftmuth. Es hauste in dem Kinde ein zum Außerirdiſchen ſtrebender Geiſt, der die ſterbliche Hülle vollkommen beherrſchte. Die Kleine ſprach im Traume mit den Schatten ihrer Abgeſchiedenen, ohne ſich zu fürchten; ſie ſah oft im Wachen Engel, die ſich aus den Wolken zu ihr neigten; ſie hatte hin und wieder in kleinen Dingen Vorgefühle, die ſich beſtätigten; vor allem verehrte ſie ihren Führer Raphael, nannte ihn bald ihren Vater, bald ihren liebſten Freund, beſchrieb ihm täglich tauſendmal, wie ſein Bild immer und ewig vor ihren Augen geſtanden, und entbrannte für ihn von leidenſchaftlicher Schwärmerei ſo gewaltig, daß ſie alles Ernſtes behauptete, er ſey es geweſen, und nicht etwa ein Anderer, der ſie dem tobenden Rhein ſo glücklich entriſſen. — —

So gelangten ſie nach München. Raphael legte ſeiner Zuneigung zu Euphemia die nöthigen Feſſeln an, um ſich ausſchließlich der Hoffnung und Bemühung hinzugeben, ſeine Söhne aufzufinden.

Er that von ſich alle Zeichen des Wohlſtandes, kleidete ſich in's Gewand der Dürftigkeit, und fragte mit Herzklopfen nach ſeinen Theuern. Die wilde Zunge der Suſanne hatte ihm ſchon den rechten Weg vorgezeichnet gehabt. Der Pater Joachim Gerold befand ſich zu München, und zwar im nähern Dienſte des Herzogs, der dem Orden Loyola's wohlgeſinnt war. Man wußte auch von einem jungen Menſchen, den der Pater mit ſich gebracht, und der unter des ehrwürdigen Joachim Obhut ſtudirte, wie es hieß. — Frohe Ahnungen, wenn auch mitunter ſchmerzliche Erinnerungen, gaben dem zärtlichen Vater das Geleit bis zur Pforte des geiſtlichen Hauſes.

Er wurde auf ſein beſcheidenes Erſuchen augenblicklich zu dem Pater geführt. In deſſen ſchmuckloſe Zelle eingelaſſen, ſah er vor ſich einen Mann von etlichen und dreißig Jahren, aber verwelkt vor der Zeit, groß und mager, hohlen Auges und mit eingefallener Wange. Mit dumpfer Stimme fragte derſelbe nach des Fremden Begehr. „Habt Ihr das Gewiſſen von einem Makel zu reinigen," ſagte er, „ſo ſprecht Euch aus. Meine Zeit iſt gemeſſen." — Kaum hatte Raphael die Arme geöffnet, ſeinen Vaternamen ausgeſagt, und gebeten um ein Liebeszeichen des Sohnes, als dieſer, ſchlimm überraſcht, einen Schritt zurücktrat, ſtatt ſich in die Arme des Vaters zu werfen, die Hände abwehrend von ſich ſtreckte, dann ſie zum Himmel erhob, und begann: „Soll ich das

Verwunderungswürdige glauben, und wie ſoll ich's aufnehmen, großer Gott?“ — „Nimm's auf mit Liebe, Sohn der Schmerzen, mein Joachim. Dein Vater ſieht Dich wieder nach ſo langer Zeit; — entziehe ihm nicht Dein Herz, und verſtöre ſeine Freude nicht. Dein Vater iſt in der Noth und will Deine Liebe prüfen; mache nicht ſeine Zuverſicht zu Schanden.“ — „Das verhüte der Himmel!“ verſetzte der Prieſter, ſeine Faſſung wieder gewinnend: „Ich wäre nicht würdig, dieſes Kleid zu tragen. Du behaupteſt alſo, derjenige zu ſeyn, den ich für todt erachtete...?“ — „Ja, Joachim; ſieh' zu, ob meine Züge nicht dem Bilde, das Deiner Schweſter gehört, gleichen?“ — „Ja, ja, wahrlich; ich erinnere mich jetzt deutlich; doch möchte ich eher geneigt ſeyn, einen Bruder in Dir zu begrüßen, als den Vater, der im Kerker von Paris...“ — „Nicht geſtorben iſt,“ fiel Raphael lebhaft ein: „Ich bin's, bin derſelbe, den Du, obgleich wohnend zu Paris, nicht ein einzigmal geſucht und getröſtet im Leide; derſelbe, deſſen Du Dich wahrſcheinlich geſchämt haſt... aber ich verzeihe Dir ja gerne, weil ich Dich endlich wiederſehe, und zwar, wie ich hoffe, als einen guten Sohn.“ — „Gewiß, gewiß,“ erwiederte Joachim kalt: „wenn ich nur glauben dürfte...?“ — Da erzählte ihm Raphael von einigen Heimlichkeiten der Familie, wiederholte ihm faſt Wort für Wort den Brief, den ihm Joachim einſt am Abgrund der Verderbniß geſchrieben, rief ihm in's Gedächtniß zurück, was er als treuer Vater gethan, um ihn von Schande und Untergang zu retten... — „Sieh' da, ſo bin ich heute noch geſinnt, nach vielen Jahren,“ beſchloß Raphael ſeine

Erzählung: „wirſt Du mich endlich anerkennen, geliebter Joachim? Wird Dein Herz endlich ſprechen dürfen, wie es ſoll? O gewiß; ich baue viel auf Deinen heiligen Stand. Wohl Dir und mir, daß Du nach ſchweren Verirrungen wieder dahin zurückgekehrt biſt, von wannen Du ausgegangen! Du warſt ein verlorener Sohn; ich finde Dich als einen Wiedergewonnenen, und Gott ſey gelobt!“

„Das ſey er in Ewigkeit!“ ſprach Joachim mit gefalteten Händen: „Er hat mich gerettet; auf ſeinen Wink hab' ich mich geläutert auf der Höllenfahrt der Selbſterkenntniß, und bin wieder ein Gerechter geworden im Volke. Was Du, mein irdiſcher Vater, vom „verlorenen Sohne“ ſagteſt, iſt völlig wahr. Ich hatte geſündiget, und bin wieder zu Gnaden aufgenommen worden. Laß jetzo mich vom verlornen Vater reden, und mit Beſorgniß fragen, ob ich Dich je einen Wiedergewonnenen werde heißen dürfen?“

Ehe der ſtutzende Raphael zu antworten vermochte, fuhr Joachim mit ſtark aufgetragenem Schmerze fort: „O nein, o nein, was frag' ich noch? Seh' ich nicht auf Deinen Zügen, die ich mit meinen Thränen benetzen möchte, wenn ſie geheiligt wären,... ſeh' ich nicht auf ihnen das Siegel des Abgrunds, dem Du Dich verſchrieben? Wenn Du dem Böſen entſagt hätteſt, würdeſt Du noch ſeine Farbe tragen? Die Larve des Sodomapfels, der auch von auſſen gleißt, und innen nur eitel Aſche iſt? Thu' ab den Betrug von Deinen Wangen und Deiner Geſtalt! Bereue innig und tief, was Du begangen; thu' Buße und bekehre Dich, und werde durch die Fürbitte der Seligen und des Schöpfers Barmherzigkeit, was Du ſeyn ſollſt: ein ehrlicher Greis auf der Schwelle zum Himmel, ſtatt eines jungthuenden Geſpenſtes im Sold der alten Schlange!“

Die Ueberreſte von Raphaels innerſter Jugendglut wallten drohend auf vor der herzloſen Predigt des Sohnes, aber ſeine Seele war mürbe geworden mit den Jahren. Statt zu zürnen, weinte er; bettelte um ein verſöhnend Wort, demüthigte ſich zum Fußfall vor dem Eiferer. Unerbittlich wich dieſer ſtets weiter vor dem Flehenden zurück, und ſprach: „Ich bin nicht grauſam; ich liebe Dich, doch iſt mir verboten, Gemeinſchaft mit Dir zu haben. Ich möchte Dich umarmen, aber ich würde in Deinen Armen meine Seligkeit verſcherzen. Bekehre Dich öffentlich, vor allem Volke, und ich will geſtehen, daß ich Dein Sohn bin; ich will Dich aufnehmen in meine Arme. Wenn nicht: nein, nein, und wenn ich Blut weinen müßte.“ —

Es trat ein junger Mann herein. Louiſon's Geſicht, wie aus dem Spiegel geſtohlen, blickte den umſchauenden Raphael an. Aufſpringend, den Jüngling in ſeine Arme nehmend, einen Kuß auf ſeine Stirne drückend, rief der neuerdings belebte Vater: „O wie gütig ſchickt Dich Gott zu mir, mein Ludwig, bevor meine Angſtthränen auftrockneten vor dieſem hartherzigen Menſchen, bevor meine Seele und mein Mund ſich zu einem gottloſen Fluche vergeſſen! O du Abbild eines in ſeinen Himmel zurückgekehrten Engels! weiche Du nicht von Deinem verlaſſenen Vater!“

Das Ueberraſchende des Auftritts, die geheimen Regungen, die in Joachims Bruſt, trotz ſeiner Härte, um den Vorrang vor derſelben ſtritten, machten, daß der Prieſter geraume Zeit dem Rede-Austauſch zwiſchen Raphael und Ludwig zuſah, ohne in's Mittel zu treten. Die Schnelligkeit, womit beide ſich entgegen kamen, erkannten, mit Liebe umfaßten, war außergewöhnlich, war im höchſten Grade rührend. Raphael war mit dem Sohne, den er niemals geſprochen, den er nur als Kind geſehen, augenblicklich vertraut; Ludwig begrüßte den ihm völlig unbekannten Vater, als ob er ihn erwartet, oder beſſer, als ob er ihn ungeduldig aufgeſucht, und aus Tauſenden herausgefunden hätte. — „O wie gleichſt Du meiner unvergeßlichen Louiſon!“ — „Ach, in Dir ſehe ich meine Mutter wieder, wie ſie leibte und lebte!“ — „Liebleſt Du die Mutter?“ — „Gewiß; ſo wie ſie mich geliebt.“ — „Ich habe viele viele Meilen gemacht in Hunger und Elend, um Dich wieder zu ſehen!“ — „Du guter Vater, hätt' ich's gewußt, ich wäre Dir hundert Meilen weit entgegen gelaufen.“ — „Haſt Du auch meiner gedacht, Du Theurer?“ — „Deiner gedacht und Dich im Stillen geliebt, wie mir's die Mutter verordnet, und Morgens und Abends für Dich gebetet, wie ſie mir's gelehrt hat.“ —

So begegneten ſich beide immer wieder auf's neue in der Liebe Louiſons. Sie hatte ihren Geliebten das ſchönſte Erbtheil hinterlaſſen. — „Weißt Du denn, mein Knabe, daß Deine arme Mutter geſtorben?“ — „Ei ja, mein Vater. Der Bruder hat es mir geſagt; und darauf bin ich mit ihm aus Frankreich gegangen.“ — „So? haſt mich verlaſſen können?“ — „O Vater, hielt ich Dich denn nicht für todt? Der Bruder hatte mir auch dieſes geſagt.“ —

Raphael warf einen ſtrengen Frageblick auf den Jeſuiten, der hingegen furchtlos ſagte: „Ich hoffe nicht, daß Du daran denken werdeſt, mich anzuklagen, Vater? Ein Zufall brachte dieſen Ludwig mir nahe. Meine zufälligen Fragen machten ihn mir vertraut; ſo erfuhr ich ſeine Herkunft. Seine Jugend dauerte mich; der franzöſiſchen Sprache ſehr unkundig, bedurfte ich ſeiner Hülfe und ſeiner Dienſte; Dich achtete ich verloren im Schlund des Kerkers, die Mutter eine Beute des Hungers... das Letzte hat ſich bewährt; was lag daran, daß ich, um den Knaben zu beſtimmen, mir zu folgen, ihn vorläufig für eine Waiſe ausgab? Auf dieſem Wege entzog ich ihn dem hugenottiſchen Reich, das ſich in Frankreich gründet, dem niedrigen Gewerbe, das meinem Bruder nicht anſteht, den diaboliſchen Einflüſſen, die Dein Wandel, Vater, hätte auf ihn vererben können. Ich bekehrte ihn, ich reinigte ſeine Seele; ich habe eine würdige Zukunft vor ihm eröffnet; ich habe ihn mit allen Banden der Dankbarkeit an mich gefeſſelt, und will ihn noch mehr erheben. Er ſoll, wie mein leiblicher, ſo mein geiſtlicher Bruder werden, und, mit mir vereint, den Himmel anflehen, daß er Dich, unſern lieben, aber verirrten Vater, erleuchte, auf den Pfad der Reue zurückführe, daß er Deine Schmach von unſern Schultern nehme, und geſtatte, daß wir einſt im Paradieſe Dir begegnen!"

Während Joachim alſo redete und jegliche Regung der Natur mit der eiſernen Sohle eines Schwärmers oder gefühlloſen Phariſäers niedertrat, forſchte Raphael in Ludwigs Angeſicht. Es überzog ſich mit Kummer; ein innerer Schmerz trat darauf an's Licht; Ludwig zitterte vor Schaam, einen Bruder, den er achten ſollte und wollte, zu dem Vater ſprechen zu hören, wie einen Bußprediger zu einem armen Sünder. Ludwig fand kein Wort der Widerrede auf ſeiner erſtarrten Zunge; um jedoch zu beweiſen, daß er nicht billige, was der Bruder ſagte und that, warf er ſich ungeſtüm an Raphaels Hals und ſchluchzte, in Wehmuth aufgelöſt: „O dürft' ich mit Dir gehen, mein Vater! Hier iſt nicht mein Platz; mein Herz iſt zu warm, mein Auge zu feucht in dieſen trockenen kalten Mauern!“ —

„So komm, mein Sohn...!“ ſprach Raphael, nach einer Pauſe der Unſchlüſſigkeit. Aber Joachim trat hart dazwiſchen. „Ich habe Dich mit allen Banden der Dankbarkeit an mich gefeſſelt!“ wiederholte er dem Bruder mit Stolz, und ſagte dann mit Eiſeskälte zum Vater: „Greif' in Deinen Buſen, und ſprich, ob ich dieſen Knaben mit Dir gehen laſſen dürfte? Der Herr müßte mich wahrlich als einen unnützen Knecht aus ſeinem Buche tilgen!“ — Ludwig und Raphael ſchwiegen; der Erſtere verſchüchtert, der Andere vor Gram und Ohnmacht verſtummend. Der Jeſuit fügte nun hinzu: „Ohne Buße, Vater, keine Vergebung; ohne Vergebung keine Söhne. Wähle, Vater. Das ewige Gericht hat ſeinen Lauf, aber auch das irdiſche dürfte Dir nicht ausbleiben,... denn unſer Herzog iſt ſtreng gegen Ketzer und Zauberer, — wenn Du nicht entweder mit meiner Beihülfe dem Satan abſchwören, oder reuelos weiter in die Welt wandern willſt. Thue, was Dir Gott, oder was Dein Trotz Dir eingibt. Ich habe es geſagt, und meine Seele gerettet!“

Achtes Kapitel.

In Salzburg und in der weiten Welt.

1594 — 16...

So lag denn die alte Stadt des heiligen Rupertus wieder vor Raphaels Augen! Gedankenvoll überſchaute er, ſich ihr nähernd, die Wiege ſeiner ſtolzeſten Lebensträume. Seine erſte Liebe, das Geheimniß des Paracelſus, Euphemia's Verlockung, der Donnerſchlag, der den Blitz begleitet hatte, woran ſich die Leichenfackel des verehrten Lehrers entzündet, die mitternächtliche Stunde, in welcher Raphael die Zauberflaſche geöffnet hatte, woraus ihm der Freuden wenige, und ach, ſo viel der Leiden geſprudelt . . . Alles zog an ihm in lebhaften Bildern, aber ernſt und gemeſſen, vorüber. Ein halbes Jahrhundert war vorbeigegangen, und der Mann, der eine ewige Jugend der Natur abgetrotzt, kam eben ſo verlaſſen und unbefriedigt zurück, wie er damals von derſelben Stadt ausgegangen war. Aermer noch als dazumal, wo er an Hoffnungen überreich geweſen, kam er zurück. Was er geglaubt, hatte ſich nicht bewährt; was er gehofft, war vereitelt worden; was er geliebt, war vergangen, und nichts brachte er von ſeiner langen Pilgerreiſe, als ein ſchwaches Kind; und es war nicht einmal das ſeine, und der Augenblick nahte, der ihn auch von dieſem Kinde trennen ſollte! — „Freuſt Du Dich, Deine Großmutter zu umarmen?“ fragte er die Kleine. — Sie antwortete gleichgültig: „Ach nein. Ich wünſche und hoffe, ſie nicht anzutreffen; möchte bei Dir bleiben.“

Das Vorgefühl Euphemia's täuſchte ſie nicht. Auf Raphaels Fragen nach der Gräfin Thiars zeigte man ihm den Kirchhof und ein Monument, von dem noch ſparſame Fetzen des kürzlich aufgehängten Trauerflors wehten. — „Auch ſie dahin!“ ſeufzte Raphael, aber ſein Auge blieb trocken. Hatte er doch ſchmerzlichern Verluſt ertragen gelernt! — War ihm doch mit der uſurpirten Jugend das Loos gefallen, Alles dahinten laſſen zu müſſen, Alles um ihn her dahinſterben zu ſehen! —

Um für die kleine Euphemia nach Kräften zu ſorgen, ſuchte er, ohne Furcht, erkannt und beläſtigt zu werden — wer ſollte ſich denn ſeiner erinnern in der Stadt, deren Bevölkerung ſich ſeitdem zweimal erneut hatte? — die Familie Fröſchlmoſer auf. Das Haupt derſelben war ein Trümmerſtück der alten Zeiten: der jüngſte Bruder von Euphemia's Großmutter lebte noch wie ein Schatten in dem alten Hauſe; unwirſch, dem Tagsleben entfremdet, blödſinnig ſchier zu nennen. Der greiſe Veit hörte mit ſpießbürgerlicher Verwunderung an, was ihm Raphael von Beauſire's Tod und von dem Daſeyn der Großnichte meldete. Verneinend lächelte er dann, und ſagte verwirrt und abgeriſſen: „Ich weiß, daß meine ſelige Schweſter vor langer langer Zeit — 's iſt gar nicht mehr wahr, ſo lange iſt es — davon gelaufen iſt, und zwar mit dem liederlichen Geſellen eines Quackſalbers, deſſen Namen ich nicht behalten habe; — die Savoyer-Cenzi hat das aus dem Reich mitgebracht... dann hat die Phemi, glaub' ich, einen welſchen Herrn geheirathet... und iſt als Wittib auf eine Wallfahrt zur Heiligen... ich weiß nicht mehr zu welcher... daher gegangen, um die Seele unſers Vaters, der die Phemi mit Recht enterbt gehabt, durch Faſten und Gebet zu verſöhnen. Nun, ſie war alt... wollte und konnte nicht mehr in Welſchland zurückreiſen... iſt hier geblieben... öfters mir zur Laſt gelegen... bis ſie wieder Geld von anderswo bekam... iſt ſo geſtorben; hat ſich eine Gräfin nennen laſſen... ich weiß aber nichts weiter... und von ihrer Enkelin iſt mir nichts bewußt... erkenne ſie auch nicht an... hat hier nichts zu ſuchen... ſoll in's Welſchland gehen...!“

Der gebrechliche Tropf focht erbittert mit den Händen, ſo oft Raphael verſuchte, ihn zu mildern Geſinnungen zu ſtimmen, und die übrigen wenigen Anverwandten beteten ſteif des Seniors Endurtheil nach, und wollten von dem Kinde nichts wiſſen, und es war nichts, gar nichts von ihnen zu erlangen.

Die Verlegenheit, worinnen ſich Raphael in Folge dieſer Umſtände befand, wäre ihm faſt über den Kopf gewachſen. Er zergrübelte ſeinen alten Verſtand umſonſt, und ſogar, wenn er auf den ihm ſo neu gewordenen Straßen ging, oder vor Paracelſus Grabmal betete, verließ ihn nicht die Sorge und die Trauer ob der ungewiſſen Zukunft ſeiner kleinen Mündel. Dergeſtalt bemerkte er auch nicht, daß nach und nach, wo er ging und ſtand, die Leute ſich verſammelten, ihm nachſchauten, einander Zeichen machten und furchtſam in die Ohren flüſterten, und daß ein Schwarm von Kindern ihm neugierig, ja mit verhaltenem Athem zu folgen begann, wo er ſich blicken ließ.

Er ſaß in ſeiner Herberge am Fenſter; neben ihm ſpielte die ſorgloſe Euphemia. Durch's Fenſter ſchauend, gewahrte er eine Menge von Menſchen, die nach ihm gafften und deuteten. „Was haben denn die Narren?“ dachte er verdrießlich. Da trat ein Mann zu ihm, der ihn mit beſonderer Scheu begrüßte und aufforderte, ihm zu folgen. — „Wohin?“ — „Zu Sr. hochfürſtlichen Gnaden.“ — „Viele Ehre; ich bin bereit.“ — „Wollt Ihr nicht das Kind mitnehmen?“ — „Wenn ich darf — von Herzen gern.“

Sie wandelten zum Biſchofshof und die Menſchenmenge drängte ſich nach. Raphael fragte verwundert nach der Urſache dieſes überläſtigen Geleits. — Der Führer ſagte mit bänglichem Lächeln: — „Ihr könnt ſie wohl Euch denken, fremder Herr.“ — „Wie das?“ — Der Führer ſchwieg; aber die nachfolgende Menge ſprach ſich halblaut aus, bald in Ausrufungen der Verwunderung, bald in halb unterdrückten Verwünſchungen. Raphael verſtand nichts, weder von den einen, noch von den andern, trug Euphemia auf ſeinem Arme und dankte dem Himmel, als endlich das Ziel ſeiner Wanderung erreicht war, und die Leibſchützenwache des Erzbiſchofs zwiſchen ihm und dem verdächtig murmelnden Volke eine Schranke machte.

Dazumal regierte in Salzburg der Erzbiſchof Wolf Dietrich, ein Edler von Raitenau, ein Mann von großem Verſtande, wenn auch von großen Leidenſchaften; aufgeklärt, wenn auch nicht über alle Vorurtheile ſeiner Zeit erhaben; ein Feind des Jeſuitenordens und der baieriſchen Herzoge; ein Freund jedoch der Wiſſenſchaften und der Baukunſt. Sein gerades unpfäffiſches Weſen nahm für ihn ein; man wußte auf der Stelle, woran man mit ihm war. — Als Raphael ſich dem auf ſeinem Stuhle ſitzenden Fürſten näherte, auch Miene machte, deſſen Hand zu küſſen, zog der Erzbiſchof dieſelbe zurück und fragte ohne Vorbereitung: „Iſt's wahr, was ich von Dir höre, Fremdling? Biſt Du der ewige Jude?“

Die Frage kam dem Magiſter ſo unerwartet, daß er ſich etwas ſammeln mußte, ehe er eine Antwort verſuchte. Indeſſen redete der Erzbiſchof halblächelnd weiter: „Die Frage iſt mir Ernſt. Ein Domkapellan, der zu Paris geweſen, verſichert, Dich dort geſehen zu haben, und zwar vor zwanzig Jahren, und zwar in derſelben Geſtalt, die Du noch heute haſt. Du ſeyſt ſchon dazumal die Verwunderung der Welt und als ein großer Chymikus berüchtigt geweſen; Du ſeyſt viele hundert Jahre alt und ſtets derſelbe geblieben, behauptet der fromme Mann, der ſich ſelten irrt. Nun iſt nach unſern Begriffen nur ein Einziger auf Erden, dem ſolch

Privilegium der Unwandelbarkeit zuſieht: der ewige Jude. Die ganze Stadt hält Dich dafür. Wofür ich jedoch Dich nehmen ſoll, wünſche ich aus Deinem Munde zu hören.“

Raphael verbeugte ſich demüthig und verſetzte: „Wollte Gott, ich wäre der Ahasverus, der Nimmerruhende! So wäre doch endlich einmal das Volk der Welt mit mir im Reinen, und ich müßte nicht allenthalben neue Verhörpein und Verfolgung ausſtehen. Mein Schickſal iſt aber, meine ich, weit ſchlimmer, und ich werde am Beſten thun, meine Geſchichte einem ſo erleuchteten Fürſten unumwunden vorzutragen. Vielleicht erwirbt meine Offenherzigkeit ſowohl mir als dieſem unſchuldigen Kinde den Schutz unſers allergnädigſten Herrn und Erzbiſchofs!“

Wolf Dietrich geſtattete, daß Raphael ihm unter vier Augen ſeinen ganzen Lebenslauf erzählte, und Raphael verſchwieg davon auch nicht ein Jota. Zuvörderſt ſchüttelte der Erzbiſchof ungläubig das Haupt; dann wurde er vertrauter mit den wunderlichen Dingen, die er hörte. Bevor noch Raphael geendigt hatte, war ihm gelungen, ſeines fürſtlichen Zuhörers gänzliches Zutrauen, ja ſeine Zuneigung zu gewinnen.

„Es gibt fürwahr auf unſerer Erde der außerordentlichen Erſcheinungen viele!“ ſagte der Erzbiſchof nachdenklich, ſobald er Alles wußte: „Du biſt ein großes Beiſpiel für Alle, die im irdiſchen Behagen das höchſte Glück ſuchen. Beneidet und zugleich gehaßt von der Menge, die dem Emporragenden nimmer hold iſt, biſt Du ein armer Mann, ein Hiob voll Leiden. Doch muß in Dir ein Schatz von Künſten und Erfahrungen aufgeſpeichert ſeyn, der einem Verſtändigen wohl nützlich, ja eine Goldgrube werden mag. Ich, zum Exempel, dürfte mich verſucht fühlen, davon Gebrauch zu machen, und für Dein verlaſſenes Findelkind, den Fröſchlmoſern zum Trotz, zu ſorgen, wenn Du mir getreulich in meinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten beiſtehen wollteſt?“ — Raphael gelobte dankerfüllt, was der gütige Erzbiſchof verlangte. — Wolf Dietrich — man ſah ihm an, daß erſt jetzt über ſeine Lippen kam, wornach ſein Herz hauptſächlich verlangte — Wolf Dietrich fragte unerwartet, wie zu Anfang der Audienz: „Verſtehſt Du Dich auf die Kunſt, zukünftige Dinge vorherzuſagen oder auszukundſchaften?“ — Dem Magiſter, war ihm ſein eigen und ſeiner Euphemia Loos theuer, blieb keine Wahl. Unerſchrocken erwiederte er: „So weit es Sterbliche vermögen, getraue ich mir's auch.“ — „Warte einen Augenblick.“ —

Der Erzbiſchof ging in's Nebengemach, führte bald darauf eine ſchöne, braungelockte Dame in's Zimmer, und ſtellte ſie vor den Magiſter hin, indem er ſprach: „Prüfe ihre Phyſiognomie, prüfe die Linien ihrer Hände, erforſche nach dem Datum ihrer Geburt die Conſtellation, die dazumal am Himmel geherrſcht, und ſage mir, was dieſer Frau dereinſt begegnen wird?“ —

Raphael errieth auf der Stelle, daß die Dame, die vor ihm ſtand, die innige Freundin des Erzbiſchofs, die ſchöne Salome Alt ſeyn müſſe, von der er bereits im Lande dies und das gehört hatte. Er unterzog ſich daher mit Geſchwindigkeit den verlangten Operationen, und gab — bevor er die Sterne zu Rathe gezogen —

vorläufig das Orakel von ſich: „Sie wird geliebt ſeyn immerdar von einem liebenswerthen Manne; ſie wird die glückliche Mutter von ſchönen Kindern werden: ihr Glück wird wachſen wie der Mond, ohne zu ſchwinden, wie dieſer; bis zu ihrem ſanften Tode wird ſie eine Fürſtin nicht zu beneiden haben!“

Das roſenrothe Vergnügen malte ſich auf Salome's Antlitz, und der zärtliche Fürſt theilte ihr ſtilles Entzücken. Er rief die kleine Euphemia herein, führte ſie in Salome's Arme, und ſagte zu Raphael: „Dieſe ſoll des Kindes Mutter ſeyn.“ — Raphael ſank auf ſeine Kniee; der Erzbiſchof hob ihn aber auf, ſeinem Dank entgegnend: „Ei was, ei was, im tollen Frankreich wird das arme kleine Geſchöpf ohnehin nichts mehr zu fiſchen finden; und weil es von der Großmutter her eine Salzburgerin iſt, ſo muß ich wohl ſein Vater ſeyn. Auch Deinen Ludwig werd' ich durch meine Freunde in München kapern und hieher bringen laſſen. Wie Du mir ſagſt, taugt er nicht zum Jeſuiten. Vielleicht bildet er ſich beſſer in meinem Dienſt. Wir wollen mit einander Cabbala treiben, Du alter Jüngling; wenn wir nicht Elixire aus Perlen und Diamanten erfinden, wollen wir doch Nativität ſtellen und Gold aus Blei kochen. Wer aber noch einmal unterſteht, Dich für den ewigen Juden auszugeben, ſoll im finſtern Kerker büßen.“

Der Erzbiſchof hielt in allen Stücken Wort. Dem vorlauten Domkaplan wurde Stillſchweigen auferlegt; einige Lärmmacher, die vom „ewigen Juden“ haſelirten, wurden gepeitſcht; und ſo gab's bald wieder Ruhe; und die Salzburger reſpektirten den fremden Mann, obſchon ſie ihn nicht begriffen, und nicht aufhörten, ſich allerlei Fabeln von ihm im Verſtohlnen zu erzählen. Raphael wurde in einigen hellen und wohlverſehenen Stuben auf der Veſte eingelagert, und ſo oft der Erzbiſchof Zeit gewann, ſtieg er zum Schloß empor und laborirte nach Herzensluſt mit ſeinem Chymikus und zwar an derſelben Stelle, wo vor fünfzig Jahren Paracelſus neben dem Herzog Ernſt mit Retort' und Tiegeln ſeine Schwänke getrieben. Wolf Dietrich ließ Euphemia neben ſeinen und der Salome Kindern erziehen, und wußte zu veranlaſſen, daß der gute Ludwig ſeinem bittern Noviziat zu München entrückt wurde, und, ohne daß Joachim erfahren hätte, wohin er gerathen, zum Vater Raphael nach Salzburg kam. — Die heftigſte Freude beſeelte Vater und Sohn. Ihre Umarmung ſchien ein heiliges Siegel, das nicht mehr aufgelöst ſeyn wollte. „Mache aus mir, was Du willſt, mein Vater,“ rief Ludwig: „ich kehre gerne zum Handwerkstiſch und zum Gießofen zurück, wenn ich nur bei Dir bleiben und dem finſtern Welthaß entſagen darf, zu dem mein Bruder mich erziehen wollte. Laß' uns nie mehr von Trennung reden, Vater, nie mehr wollen wir von einander ſcheiden. Die Mutter redet oft zu mir vom Himmel nieder: „Verlaſſe Deinen Vater nicht!“ und ſo wie ihre liebliche Stimme, ſo ſpricht mein Herz beſtändig, ſeitdem ich Dich geſehen mit dieſen meinen Augen. Wie ſpät erſt wurde mir dieſes Glück! o laß es dafür immer dauern. Sey für mich ein treuer, offenherziger Führer, und alle Räthſel, womit Dich entweder ein außerordentliches Geſchick oder nur der Wahn der Menſchen bekleidet, kümmern mich nicht!“ — Raphael konnte vor Rührung nichts erwiedern, da er ſeinen Sohn alſo reden hörte. Das war Louiſons ächte Stimme, das war ihre Geſinnung, ihre treue Liebe. Helena's Kinder hatten deren Selbſtſucht geerbt; Ludwig ſetzte Louiſons Hingebung fort. Er verſenkte ſich in ſeinen Vater, und wurde nicht müde, ſeine Züge zu betrachten und zu beklagen, daß in Louiſons dürftigem Haushalt nicht einmal ein armes Konterfei von ihm vorhanden geweſen, um ſchon dem Knaben des verehrten Vaters Geſicht einzuprägen. Da antwortete ihm Raphael mit überſchwenglicher Empfindung, ſeines kurzen aber reinen Glücks mit Louiſon gedenkend: „Ein Bild, ein Bild? wozu brauchten wir damals ein trocknes Gemälde? Wir beſaßen uns ja ausſchließlich in Fried' und Eintracht, und dachten wahrlich nicht daran, eine todte Gedächtnißtafel unſerer Liebe aufzuſtellen, da ſie warm und jung in uns gelebt! — Aber wie Du ſagſt, mein Sohn: fürder wollen wir uns nicht mehr trennen.“

Dieſer glückliche Stillſtand in Raphaels Leben ſchien anfangs den günſtigſten Einfluß auf ihn zu haben. — Ihm, der müde geworden der Welt, behagte der abgeſonderte Aufenthalt auf der Veſte Hohenſalzburg. Er unterrichtete, um ſich zu zerſtreuen, ſeinen Sohn, und bildete ihn zu einem trefflichen Scheidekünſtler und Apotheker; wenn er ſich am Abend ein beſonderes Vergnügen machen wollte, beſuchte er ſeine und des Erzbiſchofs Mündel Euphemia, die beſtens erzogen wurde; denn der Erzbiſchof machte, die Vaterpflichten an ſeinen Kindern im vollen Umfang erfüllend, dadurch wieder gut, was er mit dieſen Kindern an Aergerniß in die Welt gebracht hatte. — Raphael mochte ſich zufrieden nennen — — und dennoch war er's weniger von Tag zu Tag. Die Natur bot ihm keinen neuen Reiz mehr; das Weltleben ſtand ihm fern, wie die Poeſie; die Manipulation der Metalle erzeugte in ihm den Nervenreiz des Geizes, womit ſie gewöhnlich das Alter verfolgt. Das Goldmachen gelang indeſſen nicht. Der ungeſchickte Alchymiſt folterte ſich am Herde Tag und Nacht; umſonſt. — Demungeachtet lachte der Erzbiſchof nur über ſeine dringenden Verſuche, und ſtudierte lieber in den Sternen. Auch von dem Elixir aus Diamanten wollte er nichts wiſſen, obſchon ihm Raphael, ſeine fixe Idee wieder hervorholend, oft zu deſſen Bereitung gerathen hatte. „Nein, nein,“ ſagte Wolf Dietrich mit geradem Sinne: „Das wollen wir fein bleiben laſſen, mein Alter. Die Juwelen ſtehen dem braunen Haar oder dem weißen Buſen meiner Salome viel zierlicher an, als dieſen rußigen Tiegeln, und Dein Beiſpiel macht nicht viel Luſt, ihm zu folgen. Müde ſeyn des Lebens, und dennoch leben müſſen . . . der troſtloſen und magern Jahre ſo viele ausſtehen, bevor endlich von weitem ein paar fette aber kurze Jahre am Horizont erſcheinen . . . ? nein, nein; laſſen wir's, bis wir das zweite Arkanum finden, was nothwendig dem erſten den eigentlichen Werth verleiht: das Mittel, am Leben ewig Freude zu behalten.“

Darob grämte ſich Raphael. Er fühlte wohl, daß er mürriſch, eigenwillig, im Denken und Erfinden unfruchtbar geworden war; er wollte es jedoch nicht merken laſſen, und zitterte vor der Ungnade des Erzbiſchofs.

Manchmal ertappte er ſich ſogar auf einem mißgünſtigen Gedanken, wenn er bemerken mußte, daß Wolf Dietrich hin und wieder lieber mit dem Ludwig laborirte. Raphael zürnte mit ſich ſelber, doch blieb's dabei; ſein Körper handelte rüſtig und jung, aber die ſchaffende Kraft im Marke litt zum Schaden ſeines Charakters. Deßhalb wurde er ſtets einſylbiger, und nur die Treue ſeines Sohnes, die ſich nie verleugnete, ſo wie die Scherze der heranwachſenden Euphemia hatten die Macht, ihn vor gänzlichem Ueberdruß zu retten.

Eines Tags ſprach der Erzbiſchof zu ihm: „Du biſt jetzo einige Jahre ſtill geſeſſen, Freund. Dir, dem Weltfahrer, thut die Ruhe nicht immer gut. Du verſauerſt auf meiner Felſenburg. Ich will darum neues Oel in Deine Lampe gießen. Da haſt Du Briefe an den gelehrten Tycho de Brahe und mehrere ſeiner Freunde und Schüler; an den trefflichen Baco von Verulam in England, an den tiefen Denker Galilei in Italien, dem ich als Freund der Wiſſenſchaft von Herzen hold bin, wenn ihn gleich die Kirche nicht als ihren beſten Sohn belobt. — Hier haſt Du zugleich eine weitläufige Inſtruktion über die Fragen, die Du mit jenen Männern in meinem Namen abzuhandeln haben wirſt. Drei Jahre gebe ich Dir als Reiſezeit, zum Gefährten Deinen Sohn, den dieſe Reiſe völlig ausbilden mag. Während ich zum Reichstag gehe und langverſäumten Regierungsgeſchäften obliege, geh' Du und beſtelle meine Briefe und Quäſtionen. Sage den gelehrten Herren, daß ich lieber an Deiner Stelle wäre, als an der meinigen, und kehre froh und erheitert zu mir zurück. Ich wünſche Dir nicht das Leben, Du haſt es ſchon im Uebermaße — ich wünſche Dir Lebensfreude!“ —

Raphael gehorchte ohne Luſt; Ludwig ging aber mit Freuden. Ihm war die Welt ſo neu; dem Vater war ſie farblos, abgeſtorben. Doch genoß auch er noch einiges Vergnügen im Widerſchein der Freude ſeines Sohns. Sie ließen ſich Muße und Weile auf ihrer Fahrt. Die Tage vergehen ſchnell auf langſamen Reiſen. Es lag ſchon eine geraume Zeit hinter ihnen, als ſie endlich, nachdem ſie Italien, Ungarn, Böhmen, Dänemark und England geſehen, von dem britiſchen Ufer abſtießen, um das franzöſiſche, Ludwigs Geburtsland, zu erreichen. Ihr Schiff war indeſſen einem launenhaften Thiere zu vergleichen, das nicht gern den Zügel duldet. Es ſegelte nicht gut; ſeine Mannſchaft war nicht die beſte. Zum Unglück ſtand ein Sturm auf, der es weit hinaus, in der ſpaniſchen Küſte Bereich, ſchleuderte, und unfern von derſelben auf ein Felſenriff trieb, daß es barſt, umgeben von fürchterlicher Brandung. Immer höher quoll die Fluth im Schiff; immer höher klimmten die Matroſen, bis der Maſt ſich niederlegte, und das ganze Gebäude aus allen Fugen wich. Raphael und Ludwig hielten ſich eng umarmt, den Tod im Auge. „Ich ſeh' ihn kommen mit Freuden!“ ſprach Raphael, „aber Du, mein Lieber, ſollteſt noch nicht ſterben!“ — — „Das werd' ich nicht, weil ich Dich retten will, ſo mir Gott hilft,“ verſetzte der Sohn, und in der nächſten Minute deckte ſie der grimme Wogenſchaum. Raphael, der ſeine zweite Euphemia, die der Rhein verſchlungen, in der Woge zu ſehen glaubte, die daher fuhr, hoch aufgerichtet, wie eine Rieſengeſtalt in wehenden Gewändern, war mit dem Schrei: „Sie kommt, um mich zu holen!“ in's naſſe Grab geſunken. Aber die ſtarken Schultern des Sohns tauchten unter ihm auf, und trugen ihn ſicher durch den Wellenſturm. Indeſſen, eine gute Strecke noch vom Ufer, verſagten Ludwigs Kräfte oder der Meergeiſter Mitleid, und eine landwärts ſtürmende Fluth riß den Vater hinan, drückte den Sohn hinunter, und warf den Erſtern wie im Bogen über ſcharfe Kanten und tolle Strudel auf einen weichen Sandabhang an einer ſtillen Bucht. — Er öffnete die Augen und ſchloß ſie wieder vor dem Ingrimm des Meers und vor dem Anblick vorüberſchaukelnder Leichen. „Mein Sohn!“ wimmerte er, „auch dieſes Elend, dieſes höchſte und letzte von allen mußte ich erleben?“ — Glühende Thränen floſſen in den kühlen Sand. Da wälzte eine gebrochene Welle einen Gegenſtand heran — keine Leiche — und legte ihre Laſt neben Raphael nieder. Er erkannte mit Grauſen die Flaſche des Paracelſus. — Die Erbitterung, die ſich ſeiner bei dieſem Anblick bemeiſterte, überwand für einen Moment ſeine Wehmuth, und er ſtreckte ſich hoch empor, und rief zum grauen Himmel auf: „Tückiſches Schickſal, Du erzgepanzerte Macht ohne Barmherzigkeit! mußt Du mich noch mit dem entſetzlichſten Spott verfolgen? Welche Strömungen, welche unterirdiſche Kanäle hat etwa dieſe Höllenflaſche durchſchiffen müſſen, um hieher zu gelangen, um mich zu äffen in der ſchwerſten Stunde? Die Unſterblichkeit wiederfinden in der Stunde, da meines Lebens Kern, mein Sohn, im Meere ſchwimmt, eine blaſſe Leiche? Fahre hin in den Pfuhl des Verderbens, woraus Du entſprungen!“ Mit dieſen Worten ſendete er gewaltigen Wurfs die Flaſche zurück in den wildeſten Brodel der Brandung. Und er lief weit hinaus an die Klippen, um ſich ſelber zu opfern den grollenden Geiſtern; aber allenthalben kamen die Wellen gegen ihn an mit abwehrender Gewalt, und ihr Gebrüll klang: „Zurück! Du biſt nicht unſer!“ und der Wind pfiff den Ohnmächtigen aus, und vom Grunde des ſchäumenden Meers reckte ſich eine ſchwarze Rieſenfauſt, gleich Mephiſtophels, empor, und ſchleuderte die Flaſche des Paracelſus abermals neben Raphael auf den Sand. — Dieſes ſchauend, ſagte er mit dem Hohn der Verzweiflung: „So gehör' ich denn unrettbar der Hölle an, und ich will mich nicht länger ſträuben, ihr Fauſtpfand wieder an mich zu nehmen! Doch ſoll noch vermaledeiter, als mein Geſchick, der Tropfen ſeyn, den ich ferner aus dieſer Flaſche koſte. Ich will mich vom Leide nähren, bis endlich mein Leib in Staub zerfällt, oder bis Mephiſtophel mich abzuholen kömmt. Ich will nichts mehr kennen, als den ewigen Schmerz!“

Ein portugieſiſches Schiff nahm den Verunglückten bald auf, und er floh mit demſelben davon, das alte Europa zu umſchiffen, und ſeinen Erinnerungen zu entlaufen. An ſeiner Statt ſchwamm nur ein Abſchiedsſchreiben dem Erzbiſchof zu. — Bald unterſuchte er die Flaſche; das Siegel war noch unverletzt. Die Flaſche war alſo noch nicht in die Hände eines neugierigen Fiſchers gefallen, der wie jener im arabiſchen Mährchen vorwitzig genug geweſen, die Salomoniſchen Geiſter in

Freiheit zu ſetzen. Seegras hatte ſich korbähnlich um die Phiole geſchlungen; in dem ſonderbaren Nirengeflechte hing, wie angefädelt, ein ſchwerer goldener Ring mit Heiligenbild und Wappen; einer von denen, womit die venetianiſchen Herzoge ſich dem Meere zu vermählen pflegten. Dieſe räthſelhafte Begegnung zweier Dinge, die von entlegenen Enden Europa's ſich zuſammengefunden hatten, war ehrfurchtgebietend. Raphael zerſtörte nicht das Werk der Künſtler tief im Meere. Aber fliehend von Land zu Land, verkaufte er an Thoren und Verſtändige vom Nektar ſeiner Flaſche, Schätze ſammelnd, Schätze verſchwendend. Er verlängerte europäiſchen Geizhälſen, arabiſchen Schwärmern, perſiſchen Tyrannen das Leben zum Hohn der Erben, der Vernunft, der Menſchlichkeit. Mit dem Beſitz der Flaſche, deren Inhalt ſich wunderbarerweiſe nur ſehr langſam verringerte, ſchien abermals etwas vom Schwarzen in Raphaels ehrliche Haut gefahren zu ſeyn, und er trieb ſich unſtät durch die Welt, gejagt von der geſpenſtigen Vorſtellung des armſeligen Todes ſeines geliebten Ludwigs.

Und dennoch war dieſe Vorſtellung nur ein Geſpenſt. Nach manchem Jahre einmal wieder heimwärts denkend und ſchiffend, fand Raphael auf einer Inſel des Archipelagus einen alten Brief des Erzbiſchofs vor, der zu ſeinen ſtaunenden Augen Folgendes ſprach: „Wo biſt Du, „Ahasverus, der eitle Epiſteln voll von eiteln Schmerzen „ausſendet, ohne einen Troſtbrief irgendwo abzuwarten? „Haſt Du Deine Pflichten gegen uns vergeſſen und zu„gleich Dein Kind Euphemia, weil Du wahnwitzig in „der Welt umherſteuerſt, einem Schatten auf der Ferſe?

„Und dennoch iſt daheim verkörpert, was Dir aller Lebensfreuden
„Inbegriff zu verſchaffen vermag. Ludwig
„iſt nicht eine Speiſe der Fiſche geworden. Nicht weit
„von eurem Schiffbruchfelſen hat ihn ein Pirat an
„Bord gezogen. Es hat lange gedauert, bis er dem
„Seeräuber entrinnen mochte, doch iſt es ihm endlich
„geglückt, und ſeine Heimfahrt hat der Herr geſegnet.
„Leider jedoch fand er nicht Dich, ſein Alles, in der
„Heimath, und meine Gnade erſetzte ihm nicht Deine
„Liebe. Mache alſo, ungeſtümer, jungköpfiger Alter,
„daß er wieder lebe, wie ein warmblütiger Menſch, und
„nicht wie eine Pflanze. Komme, komme, komme zurück.“

In dem „Gottlob!“ das Raphael ſtammelte, lag ein langer Freudenpſalm, in dem bethränten Blick, den er zum Himmel ſendete, ein Flehen ohne Ende, daß ihm vergeben werde die Verwünſchung, die ſeinem Munde an jenem Tage des Schiffbruchs entſchlüpft war. Die Zeit allein, die lange Zeit ſeines Schwärmens in der Welt, dauerte ihn; aber kein Bedauern bringt die verlorene je zurück. — Von Stund an war ihm zudem das Schickſal wieder günſtig. Ein Schiff fand ſich wie auf Befehl zur Hand, ſein Steuer wurde von der Fortuna ſelbſt gelenkt, kein Unfall wehrte der eiligſten Reiſe. Binnen wenigen Wochen lag Raphael in ſeines Sohnes, in Euphemia's Armen, und zu den Füßen des gnädigſten Fürſten, der des alten Jünglings Landſtreichereien verzieh, und dem der Heimkehrende als ein Geſchenk ſeiner tiefſten Dankbarkeit die wunderbare Flaſche mit dem Elixir, und mit dem Ringe des Dogen überreichte.

Statt, wie er gewöhnlich zu thun im Brauch hatte, das Geſchenk zu verweigern, weil, wie er ſagte, einem Fürſten anſtändiger ſey zu geben, als zu nehmen, empfing der Erzbiſchof mit froh aufglänzenden Augen die Gaben, löste ſchnell den Degenring davon, ſchob ihn an ſeinen Finger, und ſagte — Raphael nicht nur aufhebend, ſondern faſt brüderlich umarmend: „Geſegnet ſeyſt Du und bedankt von Herzen. Nimm dieſe Flaſche hin, die ich nicht brauchen mag, da nicht ein langes Leben das Glück, wohl aber einzig nur ein langes Glück das Leben iſt. Den Ring behalte ich jedoch, und ſchließe Dich damit an mein Herz bis an mein Ende. Ich bin glücklich, ich bin reich; theile mit mir den Reichthum und die Freude. Ein großer Zeichendeuter hat mir in Regensburg vorausgeſagt: „es werde ein Mann zu mir kommen, mir einen ſeltnen Ring zum Geſchenk zu überreichen, und an dem Ringe klebe meine Fortuna; ſo lange zwar, als der Mann leben und in meiner Nähe verweilen werde.“ Nun kommſt Du, und mit Dir der ſeltenſte aller Ringe, den das Meer nach vielen Jahren ſo weit von Venedig ausgeſpieen hat! Laß’ mich daher ſowohl Dich als die Deinen mit Lieb und Ehren in meinem Kreiſe feſthalten. Indem ich euch mit Glanz und mit Frieden umgebe, baue ich meines eigenen Glücks Pyramide, und es wird ſich auf meine Kinder und Enkel vererben, weil Du, o ſeltner Mann im Schöpfungsraum, mich lange, lange überleben wirſt, und weil nur mit Dir der wohlthätige Zauber zu Grabe geht!“

Neuntes Kapitel.

Das Ende.

Der Erzbiſchof war nicht der Mann, eine Sache halb zu thun. Er hatte unlängſt auf dem Flecke, wo noch heute das Schloß Mirabella zu ſehen, ein Luſtſchloß erbaut, das er nach ſeiner Liebſten Namen „Altenau“ geheißen. In jenem fürſtlichen Gebäude war alles vereint, wodurch das Leben bequem gemacht werden kann. Bewohnte gleich die ſchöne Salome mit ihren Kindern die reichſten Gemächer daſelbſt, ſo blieb doch noch eine Reihe von heitern Zimmern übrig, wohin der Erzbiſchof den Raphael verſetzte, deſſen Wohlſeyn er abergläubiſch zu überwachen ſich vorgenommen hatte. Die Einrichtung, die der fürſtliche Freund ſeinem Liebling ſchenkte, war für jene Zeiten prunkvoll, und nichts mangelte daran. Sogar die Hausfrau, die Alles im Hauſe ordnet und erhält, fehlte nicht. Euphemia war zur Jungfrau herangeblüht, und ſtand, im Schmuck hoher Liebenswürdigkeit, dem Hausweſen ihres Adoptiv-Vaters vor. Die Lehrer des Mädchens und die Sorge der ſchönen Salome, deren Geiſt mit den Reizen ihres Körpers an Vollendung wetteiferte, hatten ein Meiſterſtück an Euphemia gemacht. —

Kaum hatte Raphael ſich in ſeine neue Lage, die ihn unabhängig und reich machte, eingewöhnt, als er ſeine Kinder zu muſtern begann. Euphemia hatte ſeinen Beifall. Raphaels Eitelkeit that ſich auf die Erhaltung dieſes Prachtgeſchöpfes etwas zu Gute. Weit höher ſchlug dieſe Eitelkeit indeſſen die Exiſtenz des Sohnes an. Ludwig ſtand eben in den Jahren, die Raphael gehabt, als er Salzburg zum erſtenmale verlaſſen hatte. Er war in Geſtalt, Geſicht und allem Weſen ſeinem Vater vollkommen ähnlich geworden. Wenn er hin und wieder eines der Gewänder Raphaels anlegte, war er nicht von dem Letztern zu unterſcheiden. Soviel, was das Aeußere anbelangt. Im Innern war er weich und zärtlich, wie Louiſon; für's Edle begeiſtert, wie die unverdorbene Jugend zu ſeyn pflegt, und was er liebte, verehrte er zugleich, wie den Tempel des Herrn. Er war recht geſchickt worden in der Kenntniß von vielen Gewerben, im Forſtweſen, in der Hüttenkunde; ein fleißiger Diener des Erzbiſchofs, der ihn oft in's Gebirge verſendete, um Beobachtungen anzuſtellen, oder Einrichtungen zu machen, deren Betrieb ihn manchmal viele Monate von der Hauptſtadt entfernt hielt. Seine eigentliche Wohnung war auf Hohenſalzburg verblieben, aber ſobald er dort anweſend, verging kein Tag, wo er nicht gen Altenau zum Vater, gleichwie zu Hofe gekommen wäre, um nach ſeinen Befehlen zu fragen, und zu ſehen, ob es ihm wohl erging. Gegen Euphemia war er freundlich und gefällig, gegen den Vater voll von Liebe und Gehorſam.

Raphael wünſchte ſich Glück zu den beiden Weſen, die ſich plötzlich, ſo wohl vollendet, an ihn ſchloſſen, die ihn mit Sorgfalt umgaben, denen ſeine Worte ein Orakel, ſeine leiſeſten Wünſche gemeſſene Befehle waren. Sein unruhiger Geiſt blieb haften an einem heitern Daſeyn, wie er's nie geahnt hatte. Er gewöhnte ſich an eine gewiſſe Stabilität; er raſtete, gleichſam für immer, in dem ſchönen Hauſe, in der behaglichen Muße eines reichen Selbſtherrn; er verwuchs ſo viel als möglich mit den Wänden, mit den Geräthen, mit Garten, Hof und Feld, als wären ſie ſeine Heimath geweſen immerdar. Dann und wann zog freilich einen ſchwarzen Faden durch das Sibergewebe ſeiner Beſchau-Freude der Gedanke: „Dieſes Alles, was Dich umgibt, iſt ſo ſchön, iſt ſo gediegen, ſo feſt gegründet: ein Paradies, welches ganz ſo ausſieht, als würdeſt Du es bis zu Deinem Ende beſitzen! und dennoch iſt dem nicht alſo. All' dieſes Glück wird, ſo wie vordem jedes andere, in Deinen Händen zergehen; Du wirſt den Einſturz dieſes Schloſſes, den Heimgang Derjenigen, die darinnen walten und von denen Du ſo heiß geliebt wirſt, mit Deinen leiblichen Augen anſehen. All' dieſes Glück — ja, ja — wird ein Ende haben; Du wirſt etwa nackt und bloß den Ort Deines Reichthums verlaſſen müſſen, um von neuem die Welt zu durchſtreifen, ohne Stätte, ohne Freund, auf einer Straße, die ſich mit den Leichenſteinen

Deiner Theuern pflaſtert, während Du verdammt biſt, zu leben.“

Wenn derlei Vorgefühle den Magiſter plagten, liebte er, in ſein Bücher- und Kunſtzimmer zu treten, und mit finſtern Blicken die Phiole der Lebenseſſenz zu beſchauen, welche dort in einem ſchönen altmodiſchen Schranke aufgeſtellt worden war. Oft, wenn er ſich der Vergangenheit, die jenes Elixir ihm bereitet, recht ſchwarz und bitter erinnert hatte, war er in Verſuchung geweſen, die Flaſche ohne Gnade zu zerſtören; aber ſtets hatte eine leiſe Abneigung vor dem Zerſtörungsprojekt die Oberhand in ihm behalten, und die Flaſche gerettet. Raphael hatte ſich begnügt, deren Aufſchrift zu ändern. Die „Geiſter Salomonis“ hatte er entfernt, und „ſchärfſtes Gift“ auf den Deckel geſchrieben. Außer ihm wußte niemand als der Erzbiſchof um die wahre Beſchaffenheit des Elixirs. Niemand, außer Raphael und Euphemia, beſaß den Schlüſſel zu der Bücherſtube, und die Letztere, obſchon nach Pflicht und Brauch der Hauswirthin öfters den Staub von Büchern, Flaſchen und Büchſen fegend, verrichtete dieſes Geſchäft mit ſcheuer Hand an der Phiole des Diamanten-Elixirs, und hielt ſich nie lange bei dem „ſchärfſten Gifte“ auf.

In einer der obgedachten Stunden der Selbſtplage hielt Raphael einſt das alte Glas in Händen, und öffnete den Deckel, und löste den griechiſchen Gebrauchszettel ab. Er that es, ohne eigentlich davon recht zu wiſſen, und, ſo wie das morſche Blatt entfaltet vor ihm lag, beſann er ſich erſt auf deſſen Inhalt, und die feierliche Nacht, in welcher er zum erſtenmal die Schrift entziffert hatte. — Jetzo, im Strahl der Sonne, las er ſie noch einmal durch. Und als er zur Stelle kam, wo es heißt: „Nicht rathſam iſt ferner, daß nach einem zurückgelegten „Jahrhundert der Mann noch einmal ſich beweibe... „die Kräfte des Elixirs würden alsdann dem ſinkenden „Haus der Sterne folgen...“ da ſtützte er den Kopf in beide Hände, und dachte lange nach, wie ein Sklave, der von Ferne eine Möglichkeit ahnt, ſeiner Feſſeln los zu werden. Dann nahm er den Kalender zur Hand, und berechnete die Dauer ſeines langen Lebens. Er ſtand auf der Grenze des Säculums. „Sollte mich eine dritte Ehe von dem Daſeyn befreien können, das mir nur Leiden und Verlaſſenheit bringt, ſtatt der Vortheile, mit denen ich mir geſchmeichelt hatte?“ fragte er ſich, und dieſe neue Vorſtellung lächelte ihm lieblicher, als je eine Braut gethan. — „Noch einmal meine Stirne mit vergänglichen Myrthen bekrönen?“ fragte er ſich weiter: „Warum nicht, wenn in der That daraus die Cypreſſe aufginge, die meinen erſehnten Grabhügel freundlich beſchattete?“ — Da fielen ihm ſeine Kinder ein, und zur dritten Frage ging er über: „Wäre es wohlgethan, zwiſchen mich und die Kinder, denen ich Alles verdanke, und denen Alles gehören ſoll, was ich beſitze, eine Fremde zu ſtellen, deren Sprößlinge meinem Ludwig und meiner Pflegetochter verkümmern würden, was ihnen gebührt? Wenn ſich auch die Kinder Helena's auf ewig von meinem Herzen losgeriſſen haben... nun, es iſt ihre eigene Schuld... verdienen denn, die mir treu geblieben, daß ich ſie beraube, ſowohl meiner Liebe, als ihres Erbtheils, um einer Fremden willen? Soll ich noch einmal meine

Seele einem Weibe hingeben, um gegen meine Lebensengel gleichgültiger zu werden?“ —

Seitdem er die Flaſche des Elixirs in ſeinen Händen gehalten, war abermals ein unheimlicher Zwieſpalt in ſeine Bruſt eingedrungen. Ein unbeſtimmtes Verlangen nach umgeſtalteten Verhältniſſen hatte ſich ſeiner beinahe völlig bemächtigt. Nur mühſam wurde ſein Verſtand über dieſe ſinnlichen Regungen Meiſter. Raphael zog ſich aus der Nähe des „ſchärfſten Gifts“ in die tiefſte Einſamkeit zurück. Louiſons Andenken, und alle frommen Vorſätze ſeines Lebens beharrlich in ſein Gedächtniß zurückrufend, fand er den Muth, ſeines Herzens Zuſtand und die Forderungen ſeiner Sinne zu prüfen. Er zergliederte ſein Innerſtes, und fand darinnen, wenn auch mit Schrecken, eine vollendete Dürftigkeit an Liebe für Alles, was die Welt, ſeine Lieblingskinder ausgenommen, ihm darzubieten im Stande war. Seine gealterte Phantaſie verſuchte, das Bild eines weiblichen Weſens zu malen, es mit allen Tugenden und jeglicher Hingebung, die das Weib zieren, auszuſchmücken. Dagegen hielt er die Trockenheit ſeiner Gefühle, ſeine Ohnmacht, auch nur zu erkünſteln die warmen Empfindungen, die ſo beſeligend aus jungen Gemüthern in das Erdenleben dringen. Er mußte ſich bekennen, daß er unfähig geworden, ſeine Selbſtſucht zu verläugnen, um irgend einem fremden Weibe Liebe für Liebe zu geben. Eine Louiſon, eine Euphemia war für ihn nicht mehr vorhanden! — Und demungeachtet — da er, wie in ſeliger Zerſtreuung, ſpielte mit den Namen der Frauen, die er einſt innig geliebt, — blieb in ſeinen Gedanken der Name „Euphemia“ hell und erregend ſtehen, und bald konnte er ſich nicht mehr von ihm abwenden.

Da begann er ſeiner Pflegtochter Wirken auf's Genaueſte zu beobachten. Ihre Anmuth, der Reiz ihres Umgangs, die Sorglichkeit, womit ſie alle Geſchäfte der Hausfrau verrichtete, ihr unabläßiges Bemühen, des Vaters Zufriedenheit zu verdienen, und jede Stunde des Tages für ihn mit irgend einem Blümchen unveränderlicher Zuneigung zu verzieren, feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit, und ſogar ſeine Bewunderung. Euphemia's glänzendes Auge ſagte ihm ſtets: „Ich gehöre Dein!“ ihr Mund war nicht ein ſpröder, ſondern ein freigebiger Dolmetſcher ihrer Augen: ihr Gehorſam, ihre Ergebung in jede Laune Raphaels war ohne Schranken. Euphemia, ſo jung und Freude findend an der Welt, wich nicht aus ihres Hauſes Räumen, weil Raphael, ſelbſt ein Einſiedler, ihre Geſellſchaft ungern vermißte; Euphemia, die, wie immer die Jugend, gern dem Wechſel hold war, wo es galt, Verjährtes mit dem, was die neue Zeit bringt, zu vertauſchen, fügte ſich ſogar in die eigenſinnige Grille des Vaters, der nur alte Formen und Dinge um ſich verſammelt zu ſehen wünſchte. Er liebte, wie Greiſe thun, die Geräthſchaften, die in ſeiner Jugend Mode geweſen waren; Euphemia trug Sorge, daß ſeine Gemächer nur mit ſolchen verſehen wurden. Er hing mit kindiſcher Hartnäckigkeit an der Tracht der alten Zeiten, und wollte dieſelbe und keine andere an ſeiner Tochter ſehen; Euphemia fertigte ihm bereitwillig die Gewänder nach dem Schnitt, den er bevorzugte, und kleidete ſich ſelbſt, wie etwa ihre Großmutter gethan hatte; belud ſich mit ſchwerem Schmuck, wenn Raphael es verlangte, ordnete ihre Haare nach ſeinem Gefallen. Keine Sitte, die dem Magiſter von Alters her anklebte, wurde von Euphemien unberückſichtigt gelaſſen. Wer ihren Haushalt und Raphaels Lebensordnung beobachtete, glaubte ſich in die Zeiten Karls des Fünften verſetzt, und doch ſaß Rudolph der Zweite auf dem Kaiſerthrone, und der unſelige dreißigjährige Krieg bereitete ſich vor. — Alles that jedoch Euphemia mit Freuden; denn ſo wie ſie als kleines Kind den Mann, der ſie in ſeinen Schutz genommen, ſchwärmeriſch verehrt hatte, ſo hielt ſie jetzt mit Aengſtlichkeit darauf, ihm jegliches, was ihm fehlte, zu erſetzen, um den leiſeſten Schatten des Mißfallens von ſeiner Stirne zu ſcheuchen.

Das Endergebniß aller Beobachtungen Raphaels war, daß niemand mehr als Euphemia verdiene, mit ſeiner Hand beſchenkt zu werden. Er betrachtete die Jungfrau ſo unumſchränkt als ſein wohlerworbenes Eigenthum, als einen ihm allein gehörigen Schatz, daß er ſich wunderte, wie der Gedanke, ſich mit ihr zu verbinden, ihm nicht ſchon früher begegnet war. Nachdem er Alles noch einmal überlegt, aber freilich nur nach der Weiſe der Selbſtſüchtler, die nichts anerkennen, als ihr eigen Wohlbefinden und ihre Willkür, endigte er mit den an ſich ſelbſt gerichteten Worten: „So ſey's beſchloſſen. Da mir die Schuppen von den Augen gefallen ſind, will ich nicht zögern. Weg, von dannen, ihr leiſen Vorwürfe und Mahnungen eines mürriſchen Gewiſſens! Will ich denn der Sinnlichkeit fröhnen, indem ich die Holde zu meiner Gattin mache? Will ich nicht vielmehr den Tod ſelbſt mir antrauen laſſen in der Geſtalt eines ſchönen Mädchens? Lieblich wird er ſeyn, der Tod, aber ich habe einen ſolchen wohl verdient durch hundert wechſel- und leidenvolle Jahre. Niemand auf Erden, ſogar der fromme Ludwig nicht, verſteht mich ſo ganz, wie Euphemia. Ich will ihr Gelegenheit geben, ihre Zärtlichkeit noch zu ſteigern, und ihre weichen Hände ſollen mir die Augen zudrücken. Sterben, ſterben! endlich ſterben... o welch' eine Beruhigung liegt in dieſer Erwartung! Alle Hoffnungen, die ich noch hegen darf, werden ſich auf dieſe Weiſe erfüllen. Ich werde mich nicht denen entfremden, die mir treu anhängen; was ich habe, die Früchte der Gnade meines Fürſten und meiner marktſchreieriſchen Wanderungen, werden in die rechten Hände vertheilt werden. Ich darf mir wohl gönnen, daß des Lebens Luſt mich zu den Pforten des ſeligſten Todes geleite, und daß eine Euphemia mich zuletzt beglücke, mich, den zwei Euphemien an den Rand der troſtloſeſten Verzweiflung gebracht hatten.“ Vor dem Spiegel hingehend, betrachtete ſich der Eitle mit Wohlgefallen, indem er ſchmunzelte: „Bin noch ein ſtattlicher Bräutigam; ſie hat ſich meiner wahrlich nicht zu ſchämen. Mag alsdann das unerbittliche Alter einbrechen,... mit Freuden werd' ich's kommen ſehen, und Euphemia's Liebe wird dadurch um nichts verringert werden.“

Seiner Zuverſicht voll, ging er zu dem Mädchen. Er fand daſſelbe betend. Euphemia unterbrach ſich gleich, und empfing den Vater, wie gewöhnlich, als eine liebevolle Tochter. — „Für wen haſt Du gebetet, mein frommes Kind?“ fragte Raphael lächelnd. — „Es galt dem

Bruder Ludwig," antwortete ſie mit ſchwachem Erröthen; „er iſt, wie Du weißt, vor mehreren Tagen in's Gebirg verſchickt worden, um einen Schacht zu unterſuchen, der ſchon ſeit mehreren Tagen brannte. Der Himmel gebe, daß dem Bruder kein Unglück widerfahre." — „Sorge nicht; er hat Glück und Stern." — „Ich habe Vertrauen zu ihm und ſeinem Glück, lieber Vater, aber Du weißt noch nicht, daß in der vergangenen Nacht die Mutter bei mir geweſen iſt, und mir einen herben Schmerz vorhergeſagt hat?" — „Du närriſches Mädchen! dauern die Geſpenſterbeſuche, die des Kindes Schlaf belebten, auch noch in den Träumen der Jungfrau fort? Nein, nein, fürchte nichts. Es galt ja hier nur ein Scheiden für wenige Tage. Laß uns trauern um die Todten, nicht um die Lebendigen. Bemeiſtere Deiner Empfindung Heftigkeit. Was bliebe Dir zu thun übrig, wenn ich, Dein Vater, den Du liebſt... nicht wahr, Du liebſt mich, Euphemia?" — „Höher ehr' ich Dich, als meiner leiblichen Eltern Gedächtniß!" betheuerte Euphemia ſchnell, die Hand auf's Herz gelegt. — „Nun... wenn ich, Dein Vater, einſt zur Grube fahre... was wirſt Du alsdann beginnen?" — Euphemia erſchrack, doch faßte ſie ſich augenblicklich, ſchaute den Magiſter lächelnd an und entgegnete: „Du ſcherzeſt. Du, zur Grube gehen? Seh' ich Dich ſo vor mir in Deiner wunderbaren Wohlgeſtaltung, ſo kann ich gar nicht glauben, daß jemals dem Tod ein Recht auf Dich zuſtehen werde." — „Thorheit, Euphemia. Die außerordentliche Gnade, die mir der Himmel mit dieſem Schein der Jugend verliehen hat, muß auch ein Ende nehmen, wie Alles. Ich bin wohl älter, als Du meinſt. Ich hab' im Leben viel ausgeſtanden. Meine letzten Reiſen ...“ — „Ach, Vater,“ unterbrach ihn Euphemia bang: „wenn Du wüßteſt, was ich während Deiner Abweſenheit gelitten habe! und kaum hatten wir ein Zeichen Deines Lebens in Händen, als daſſelbe uns auch ſchon den Tod des Bruders ankündigte. Welch' eine böſe Zeit! Doch hab' ich dazumal mehr um Dich, als um den Bruder geweint; wiewohl, als er zurück kam, und ich ihn eigentlich erſt kennen lernte, mein Glück außerordentlich zu nennen geweſen iſt.“ — „Laß ſie dahin ſeyn, jene Zeiten. Laß uns ſprechen von denen, die da kommen werden. Ich habe alſo viel ausgeſtanden, und mir wäre nicht zu verübeln, wenn ich ſuchte, den Reſt meines Daſeyns ſo angenehm zu geſtalten, als immer in meinen Kräften ſteht?“ — „Gewiß nicht, lieber Vater. Was Deiner Kinder Streben dazu beitragen kann, ſoll geſchehen. Ich gebe in Ludwigs Namen die Verſicherung, ... und was mich betrifft, ſo weiſt Du ...“ — „Ich habe den Entſchluß gefaßt, Euphemia ... neuerdings zur Ehe zu ſchreiten.“ — Betroffen fuhr das Mädchen zurück. „Iſt das Dein Ernſt?“ fragte ſie nach einer Pauſe wehmüthig. — „Mein völliger Ernſt. Wie ſehr ich meiner Kinder Bemühungen um mich bewundern muß, ſo fehlt mir doch die innigſt vertraute Gefährtin, deren Anhänglichkeit höher anzuſchlagen iſt, als ſelbſt der ergebenſten Tochter Sorgfalt.“ — Da weinte Euphemia plötzlich und faſt unaufhaltſam, und ſie brach in die Worte aus: „O thue das nicht, geliebter Vater! Ich weiß nicht, warum mir eigentlich zu Sinne wird, als müßte mein Herz brechen, aber thue das nicht, bitte ich in Ludwigs Namen und im meinigen …“ — „Warum denn nicht? Warum die Thränen und der ungemeſſene Schmerz, Euphemia?“ — „Du wirſt uns, Deinen Kindern, nicht mehr hold ſeyn, ſo wie ehemals; meine Dienſte werden Dir nicht mehr gefallen … ach, ich muß ſehr ungeſchickt geweſen ſeyn, ſehr arm an Verehrung für Dich, weil Du meiner nicht mehr bedürfen, weil Du unſerer Zärtlichkeit entſagen willſt, um … ach Vater, thue das nicht!“ —

Beängſtigt, aber zugleich überaus geſchmeichelt von Euphemia’s Kummer, nahm Raphael ſie in die Arme, und ſagte ihr mit eitlem Selbſtvertrauen, in der Abſicht, ſie zu tröſten: „Stille Deine Thränen, deren Urſprung ich kenne und Dir offenbaren will. Mein Kind, mir blieb nicht verborgen, wie überſchwenglich Du mir zugethan biſt. Deinem ſtillen Weſen zum Trotz hab’ ich die geheimſten Falten Deines Herzens ergründet. Was Dich beſeelt, iſt mehr als die Zuneigung einer Tochter zu ihrem Vater. Zu Deinem ſcharf ausgeſprochenen Widerwillen gegen eine Verbindung mit einem Weibe verrieth ſich mir alſogleich gerade nur die Eiferſucht des Weibes. Du liebſt mich unſäglich, … ich will, um Dich ganz an mich zu feſſeln, dieſe Neigung erwiedern. Du — mit einem Worte — biſt das Weib, das ich mir erkoren.“ Todesbläſſe überfuhr Euphemia’s Geſicht bei dieſer Eröffnung. Ihre Glieder wurden ſtarr. Sie entrückte ſich ſprachlos den Armen Raphaels, der indeſſen neuerdings ihre Hand faßte, und zu ihr ſagte: „Die Enthüllung dieſes Dir vielleicht unbewußten Geheimniſſes erſchüttert Dich ſehr. Aber wache jetzt auf aus Deiner

Erſtarrung. Glaube an die Redlichkeit meines Mundes. Mit Dir will ich leben, an Deiner Seite dahin ſterben, beglückt von Deiner Treue, die ich unwiderruflich an mich zu binden gedenke.“ — Euphemia verhüllte ſich das Geſicht, ſank auf ihren Betſchemel und ſtammelte unzuſammenhängende Worte. — „Faſſe Dich,“ ermahnte Raphael, deſſen Herz an der Aufregung des Mädchens zu erwarmen begann: „Auch die Freude vermag uns wehe zu thun, wenn wir ſie nicht beherrſchen. Mache Dich mit dem Gedanken vertraut, mir gleich zu ſtehen im Leben, völlig eins zu ſeyn mit mir. Laß mich ſehen Dein bräutliches Angeſicht. Vergönne mir den Kuß, der mich auf ewig Dir verloben ſoll. Die Stunde iſt ſo günſtig, ſie ladet zur Vertraulichkeit ein. Geſtatte, daß wir uns verſtändigen, damit wir, wenn unſer guter Ludwig heimkehrt, ihm mit verſchlungenen Händen entgegentreten dürfen, als ein Beiſpiel, das ihn ermahne, zu thun wie ich, und eine Königin in ſein Herz und Haus einzuführen, damit der Sohn nicht weniger glücklich ſey, als der Vater!“

„O Mutter, o Mutter!“ ſchrie Euphemia gen Himmel empor, ſprang auf, ſtürzte dann mit verſtörtem Geſicht zu Raphaels Füßen, der ſie gerührt aufhob und an die Bruſt drücken wollte, indem er rief: „Nicht im Staube vor mir, in meinen Armen iſt Deine Stelle, holde Braut Euphemia!“ — Aber mit ſchier übermenſchlicher Kraft riß ſich Euphemia von ihm los, und entlief dem Gemach in heftigſter Bewegung, mit gerungenen Händen.

Das Benehmen des Mädchens hatte den Magiſter mit Beſtürzung erfüllt. Kalt und eiſern fühlte er ſein Herz umklammert. „Das iſt nicht Liebe,“ murmelte er: „ſolchen Wahnwitz kennt die Liebe nicht. Ohnmächtig vielleicht, doch an meinem Halſe läge Euphemia, wenn ſie mich liebte!“ Schnell entſchloſſen, zürnend weniger als erſchrocken, folgte Raphael ohne Geräuſch der entfliehenden Jungfrau.

Sie war nicht zu finden im Saal, nicht auf den Gängen; die Thüre des Bücherzimmers ſtand offen. Raphael lauſchte an der Schwelle. Euphemia ſtand in des Zimmers Mitte, und redete wie zu einem unſichtbaren Weſen: „Du haſt mir's vorhergeſagt, Mutter. Dein Wort erfüllt ſich. Ein herber Schmerz, wenn gleich kurz, wie Du prophezeihteſt. Womit ſoll ich ihn aber endigen? In den Armen jenes Mannes, voll von Räthſeln, würde er ewig dauern. In der Entbehrung des theuern Ludwig, in dem ich den Vater liebe, ſo wie ich ihn geliebt, da ich noch ein Kind war; Ludwigs, der ſo innig, jung und heiß fühlt, wie ſein Vater ernſt und kalt und trocken... in ſeiner Entbehrung müßte mein Kummer währen länger als die Welt. Ich falle zu Staub wie eine dürre Blume, wenn ich nicht Ludwigs werde... verdient denn meine Geduld, meine Treue und Pflichterfüllung gegen den Vater keinen beſſern Lohn? Hab' ich nicht um Ludwig gedient, wie die unterthänigſte Magd? — ich vergehe, wenn ich mich dem Vater ergebe... doch wie ſoll ich ihm Nein ſagen, da ich ihm Alles verdanke...?“

Raphael bemühte ſich vergebens, ein Wort aus ſeinem Munde zu ſtoßen. Seine Zunge war wie gelähmt. Nur Aug' und Ohr lebte an ihm. So hörte er, was ihm die Seele zerſchnitt, ſo ſah er mit Entſetzen, wie Euphemia, nach kurzem Bedenken, zum Schrank trat, ihn aufthat, mit kecker Hand das Diamanten-Elixir heraushob, und den Deckel davon entfernte. „Das ſchärfſte Gift?“ ſprach ſie eintönig und ſtarrblickend, einer Blödſinnigen zu vergleichen. „Das wäre, was ich brauchte,... denn ich kann ſie ja nicht überleben, die ſchöne Liebe, die ſo ſtill und glühend in meiner Bruſt ſeit vielen Jahren herrſcht... ich könnte ja nicht überleben, Ihm untreu geworden zu ſeyn, Ihn an der Hand einer andern zu ſehen! Soll ich trinken?... Geſchehen wär's alſobald...“ ſie hob, noch unſchlüſſig, das Glas empor, „wird mir Gott die Sünde verzeihen...?“ — höher zu den Lippen führte Euphemia den geheimnißvollen Becher; — noch zögerte ſie... aber der Zauber des Tranks umnebelte ſchon ihre Beſinnung; der verderbliche Einfluß des dämoniſchen Extrakts nahte ſich der Unſchuldigen. — Sie hätte getrunken... wenn nicht im ſelben Moment Raphael mit der Gewalt, die ihm ſeine unausſprechliche Angſt verlieh, ſeiner Lähmung Ketten geſprengt hätte. Er entriß mit einem Schrei des Abſcheus dem Mädchen das Gefäß. „Du Aermſte, was willſt Du thun?“ fragte er auſſer ſich: „Thörin, das iſt ſchlimmer als Gift! Trinke nicht von dieſem Leben, das Deiner Unſchuld den ewigen Tod brächte! Bin ich denn ſchlimmer als ein hundertjähriger Narr ſeyn kann? Bin ich denn ein Ungeheuer des Abgrunds? Schlägt nicht des Vaters Liebe in meiner alten Thorenbruſt? Iſt Ludwig denn nicht mein Sohn?“ —

Halb beſinnungslos in ſeinen Armen lispelte Euphemia: „Iſt noch Hoffnung, Vater? Soll er ſo ſchnell vorübergehen, der herbe Schmerz?“ — Und zu des Vaters Füßen lag der eben heimgekehrte Ludwig, und fragte zerknirſcht: „Riefſt Du nicht meinen Namen? O ſag' warum, und was iſt mit Euphemia geſchehen?“ — „Sie iſt eine Braut geworden!“ antwortete Raphael, dem Sohne ſcharf in's Auge blickend. Da er jedoch wahrnahm, wie ſich aus Ludwigs Geſicht alle Farbe verlor, und wie der Schrecken ſich darauf lagerte, eilte er hinzuzuſetzen, indem er Euphemia auf Ludwigs Kniee gleiten ließ: „Deine Braut, Du Ueberglücklicher!“ — Von der Wonne der Liebenden ſich kehrend, ſetzte er bitter hinzu: „So ſtand es denn geſchrieben, daß eine Euphemia immerdar mein Herz verlocken, immerdar es verſchmähen ſollte! Des Himmels Wille geſchehe! Er gebe nur zu, daß dieſe Vereinigung mit dauerndem Glück die Trübſal verſöhne, die mich heimgeſucht, und die ich Andern bereitet habe!“ —

Für Euphemia's und Ludwigs ſchüchterne Liebe war der Augenblick des Bekenntniſſes auch zugleich der des Triumphs geweſen. Louiſons Geiſt hatte in Raphael obgeſiegt, und ſeine muthige Selbſtüberwindung reute ihn nicht. —

Im nächſten Septembermond führte Ludwig ſeine ſchöne Braut zur Kirche. Die Gnade des gütigen Erzbiſchofs hatte ſchon den frühen Morgen der Brautleute mit reichen Geſchenken ausgeſtattet. Raphael und auſſer ihm nur wenige Zeugen begleiteten das Paar zum Altar. Vom Volke waren nicht viele dabei zu ſehen, denn die

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Salzburger waren dem Herzog Wilhelm von Baiern, der, von einigen Jeſuiten geleitet, und auf einer Wallfahrt begriffen, zu Fuße mit Pilgerſtab und Pilgerhut durch die Stadt ziehen ſollte, auf den Weg gelaufen. — Der Tag war ſchwül, aber auf Raphaels Stirne ſchien die Sonne hell, und ſpottete der finſtern Wolken am Himmel. Auch Ludwig theilte des Vaters Frohſinn. Die Braut allein war nachdenklich, und dem Anſchein nach betrübt. Auf die Zurede der freundlichen Salome Alt ſagte Euphemia derſelben leiſe: „Ich will gefaßt ſeyn, aber glaubt mir: neben der Zufriedenheit, die meine Seele mit Recht erfüllt, kämpfe ich mit einer ſchlimmen Ahnung, und leider täuſchen mich dieſe Ahnungen ſelten. Gott gebe, daß dieſer, mein Freuden- und Ehrentag heiter ende!“ —

Die Trauung ging ohne einen ſtörenden Zufall vorüber. Aber, da die Verehlichten in der Mitte ihres kleinen Gefolgs aus der Kirche traten, ſaß da ein alter kahlköpfiger Mann auf einem Steine vor der Pforte, und ſtreckte bettelnd eine ſchlechte Soldatenkappe vor ſich hin. „Gebt einen Heller dem alten Bettelmann,“ flehte er mit zerbrochener Stimme: „ſeht, mein Bein iſt zerſchoſſen, und ſeit vielen Jahren bettle ich im römiſchen Reiche auf und nieder. Ein junger Soldat, ein alter Landſtreicher! Gebt mir einen Heller, ihr Glücklichen, und Gott beſcheere euch dafür gute Kinder, wenn er euch nicht ſchon beſſere Eltern beſcheert hat, als die meinigen waren!“ — „Laß' uns ſchnell vorübergehen,“ bat Euphemia ihren Gatten, der die Börſe zog. — „Ludwig, Ludwig!“ ſeufzte dagegen der erſchrockene Raphael dem

Sohn in's Ohr: „Die Heiligen ſtehen mir bei, der Bettler iſt Dein Bruder Bertram!“ — Worauf der lahme Soldat die hohlen Augen auf den Magiſter richtete, und von Zorn durchſchauert rief: „Oh, oh, iſt der da nicht der Vater, den mir die Hölle zugewieſen? Oh, Du prangſt daher in Gold und Seide, während ich in Lumpen krieche, und mit dem Hunger kämpfe Tag und Nacht?“ — Der Kreis der Zeugen ſtand unbeweglich; Ludwigs und aller Augen waren auf Raphael gerichtet, der mit Demuth ſagte: „Du biſt grauſam gegen mich geweſen, biſt es heute noch: doch ich will nicht murren, denn ich hab's verdient.“ — „Verdient?“ zankte der Bettler, der vergebens ſich Mühe gab, aufzuſtehen, und daher den Vater beim Gewande zurückhielt: „Verdient? Bekennſt Du's jetzo? Doch iſt's damit nicht gethan. Gib mir meine Diamanten wieder, ungetreuer Vater. Du haſt mich um Weib und Habe, um alles Lebensglück gebracht. Dein böſes Auge hat mich gelähmt, und in den Staub des Bettels geworfen. Vergelte mir jetzt, vergelte, Du junggemalter Unhold, oder ich laſſe meine Hände nicht von Dir, und ſollteſt Du vergehen unter ihrer Schwere!“ — Wie ein Raſender packte der Greis ſeinen Vater an; da zürnte heftiger als Er der Himmel mit einem brüllenden Donnerſtreiche. Aber ſchneller als der Groll des Donners war der Strahl des himmliſchen Zorns geweſen, und hatte Raphael und Bertram zugleich zu Boden geſchmettert. — Als der Schwefeldunſt ſich verzogen, ergab ſich, daß von dem unmenſchlichen Sohne nur ein Häuflein Aſche übrig geblieben war, während Raphael, von auſſen unverſehrt, noch lebte, obgleich nicht mehr vermögend, ſich zu erheben. — Weinend knieten neben ihm die Kinder, umſtanden ihn die Zeugen dieſes Auftritts. Er aber lächelte, deutete auf die murrenden Wolken, und ſprach mühſelig, wenn ſchon ruhig: „Ich ſterbe jetzo. Ade, Ade, der Himmelſtrahl war mein Befreier. Vergebt mir Alle, wie ich dem Sohn vergebe, der die freche Hand gegen mich erhoben. Das unheilvolle Band, womit ich mich an's Leben feſt geſponnen,... Gottlob, es iſt zerriſſen, und ich gehe in's Land meiner Sehnſucht, wiſſend, daß ihr glücklich ſeyn werdet, meine Kinder! Ich habe, nur um zu leben, mein Leben verfehlt, und von meinen hundert Jahren ſind nur allzuwenige glücklich geweſen. Beklagt mich daher nicht,... weinet nicht... der Tod iſt mir Erlöſung... und der Herr... er wird dem Schwachen verzeihen, wie ihr es thut... wie alle thun mögen, die mich gehaßt haben — Ade!" — Den Scheidenden umfingen eines knieenden Prieſters Arme. Unbemerkt war der Herzog von Baiern genaht, und einer ſeiner geiſtlichen Begleiter war, vom Schmerz ergriffen, neben Ludwig auf das Knie geſunken. „Er vergibt mir, der ihm nicht vergeben wollte!" jammerte leiſe Joachims Stimme, und Raphael vernahm ſie wie Ludwig, und ſah verklärt in des erweichten Prieſters Antlitz, bis er ſtarb.

Er war hinüber, und im Tode falteten ſich ſeine Züge zuſammen, und ſeine Haare wurden bleich, wie ſeine Wange, und ſo ruhte er, alles künſtliche Blendwerk von ſich legend, als ein heitrer ſchlafender Greis. — „Fürwahr, jetzt wird mir bange um mein Glück!" rief der Erzbiſchof, da er ſeines Chymiſten Ende erfuhr. — Der Erfolg hat dieſe Furcht beſtätigt. — Das Elixir, das in Wolf Dietrichs Hände gekommen war, muß auf ſeiner Flucht aus Salzburg verloren gegangen ſeyn, und wurde nie wieder gefunden. Vielleicht hatte der Fürſt ſeiner Salome davon gereicht, denn nur zu lange überlebte ſie des Geliebten Kerkerſchmach und Tod; im Leid aufrichtiger verharrend, als manche vor dem Altar eingeſegnete Wittwe. Ludwig und Euphemia blieben jedoch glücklich, wie ſie waren, und dieſes Glück war ihr reichſtes Erbe. Alle Ungewitter der Zeit brauſten an ihnen unſchädlich vorüber. Oft ſaßen ſie am ſpäten Abend, der Vergangenheit gedenkend, plaudernd bei einander in Mitte ihrer Kinder, und oft hatte Euphemia Gelegenheit zu ſagen: „Du magſt lächeln, wie Du willſt, mein Ludwig; dennoch habe ich geſehen, mit dieſen meinen Augen geſehen, daß vier weiße Geſtalten unſerm ſterbenden Vater zu Häupten geſtanden ſind. Die erſte glich Dir außerordentlich; die andere war meine Mutter; die dritte war deren Ebenbild; die vierte ſchön, … ach ſchön, wie ich noch nichts geſehen. Der ſchwarze Wurm, der ſich zu des Vaters Füßen krümmte, konnte nichts gewinnen. Die Engel nahmen von dem Sterbenden, was ſeine Seele war, und trugen das Unſterbliche hinan zum Firmament. — Glaub' mir: der Vater iſt gut aufgehoben."

Freund Omnibus.

Wer im Olymp zu befehlen hätte, müßte für die Freundſchaft die Stelle einer zehnten Muſe erſchaffen. Die Freundſchaft iſt eine Leidenſchaft, wie die Liebe, nicht ein Vertrag wie die Ehe. Sie iſt dabei eine wahre Kunſt; man muß dazu geboren ſeyn, man muß ſie allweg üben, wie eine jede andere Kunſt. Ihre Bekenner ſind glückliche oder unglückliche Künſtler. Die erſtern haben eine geſchickte Hand, den letztern will nichts gerathen, wenn ſie's noch ſo gut meinen. Der glückliche Freund wird zu Ehren kommen, der unglückliche zum Gelächter werden, juſt als ob beide Maler oder Poeten wären. Der unglückliche Freund iſt ein tragiſcher Charakter, und wohl zu unterſcheiden von den plumpen Taglöhnern der Freundſchaftskunſt, die da verletzen, wo ſie tröſten, die beleidigen, wo ſie helfen wollen, die ſtets kommen zur unrechten Zeit, und ausbleiben zur gerechten Stunde. Solche lächerliche, weinerliche, überläſtige, abgeſchmackte Dutzendfreunde ſind Pfuſcher im Gefolge der Meiſter. — Nur mit dem Meiſter jedoch, der unglücklich iſt von Schickſals wegen, der mit vollem Herzen nach dem edelſten Ziele ſtrebt, ohne es zu erreichen, und unfreiwillig Unheil ſäet, wo er Zufriedenheit pflanzen möchte, — nur mit ihm hat dieſe Geſchichte zu thun.

In der Nähe einer großen deutſchen Hauptſtadt, in der Zeit, worin wir gegenwärtig leben, ſteht zur Abendſtunde und zwar auf der Landſtraße ein elegantes einſpänniges Fuhrwerk. Es iſt ſorglich auf die Seite geſtellt worden, um die Circulation nicht zu beeinträchtigen. Das Pferd iſt ungeduldig, ſcheint noch nicht eingefahren, und der Mann, der im Wagen ſitzt, ein Herr in ſauberer Kleidung, mit dem gutmüthigſten Geſichte, das je geboren worden, hat verzweifelte Mühe, den Renner ſtill zu halten. Dennoch wird ſeine Aufmerkſamkeit nicht allein von dem Pferde in Anſpruch genommen; der Herr blinzelt ſcharf nach dem Hauſe, das zur rechten Hand, abſeits von der Straße liegt, von Pappelbäumen halb verſteckt. Nicht ſelten blinzelt auch der Herr gen Himmel; denn die finſtern Wolken glätten ſich allmählig zu jenem ebenmäßigen Grau, das den Regen verkündet.

Ein Dandy aus der Stadt jagt auf ſeinem offenen Wagen vorüber, und ſpricht lächelnd zum Dandy neben ihm: „Der Mann in jenem Tilbury iſt ein „öffentlicher Charakter“ unſerer Stadt: ein Don Quixote der Freundſchaft; ein merkwürdiges Exemplar von Hingebung und Selbſtverläugnung zum Beſten ſeiner Freunde, und deren iſt natürlich Legion. Sein angeerbter Name iſt Erich Allen; aber ſeitdem ein Spaßvogel denſelben in's Lateiniſche überſetzte, iſt dem Manne der Name „Omnibus“ geblieben. Ein merkwürdiger Menſch, ſage ich Ihnen. Mit den Frauen — er war zweimal verheirathet — hat es ihm nicht recht glücken wollen. Seine erſte, die in der früheſten Jugendblüthe geſtanden, da er ſich mit ihr verehelichte, ſtarb binnen Jahresfriſt, während einer Reiſe, die der junge Ehemann auf Befehl des Schwiegervaters unmittelbar nach der Trauung hatte antreten müſſen, weil die junge Frau für's häusliche Leben noch nicht alt genug war. Die zweite, eines Künſtlers Tochter, die den guten Omnibus, der ſich auf einmal als Wittwer ſah, ohne eigentlich Ehemann geweſen zu ſeyn, hatte tröſten ſollen, lief acht Tage nach der Hochzeit in's väterliche Haus zurück, und ging bald darauf, — um der Bitten und Klagen des armen Teufels überhoben zu ſeyn, — mit einem Sänger auf und davon. Sie iſt in Italien kurz nachher geſtorben. Unglücklich in Liebe und Ehe widmete ſich Omnibus gänzlich der ſüßen Freundſchaft, und es iſt eine ſonderbare Erſcheinung, daß gerade ſeine beiden Schwiegerväter und ein paar ehemalige Nebenbuhler bei ſeinen Bräuten ſeine innigſten Lieblinge geworden ſind. — O, ich könnte Ihnen gleich jetzt tauſend Geſchichten von dem ſeltnen Menſchen erzählen; doch will ich ſie auf die trauliche Punſchſtunde verſparen, da es Zeit iſt, Hals über Kopf weiter zu kommen, indem der Regen ärger anhebt, als ich erwartete.“ —

Während der Dandy ſeine Pferde nicht ſchonte, ſchonte natürlich der Regen auch nicht den geduldig wartenden Omnibus. Außer Stande, den wilden Gaul vom Sitz zu meiſtern, war der Gute abgeſtiegen, und hielt das Thier beim Zügel feſt. Es regnete immer heftiger; kaum barg ſich der Pferdebändiger einigermaßen unter der wollenen Stalldecke, die er über ſeinen Frack drapirt hatte. Sein Hut war zur Dachtraufe geworden, ſeine Handſchuhe waren durchweicht; der Moraſt der Straße ſchwoll ihm bis an die Knöchel. Dennoch ſtand der ſeltne Mann felſenfeſt, wenn auch ſein Auge verlangend und ſehnſüchtig bald an dem Hauſe hinter den Pappeln hing, bald in der wachſenden Dämmerung hin- und her irrte, als ſuche es einen geliebten verlorenen Gegenſtand. Er pfiff manchmal, ſo lange das Klappern ſeiner Zähne es nicht unterſagte; aber nicht Menſch noch Thier antwortete ſeinem Pfiff. Er brummte allerlei in den Bart; der Wind trug, was er brummte, von dannen. Er ſchüttelte manchmal den Kopf, aber die Traufe ging ihm dann heftiger auf die Naſe, in den Nacken. Er hätte gar zu gerne nach der Uhr geſehen, aber ſchon war's finſter, und mit der einen Hand mußte er das Pferd halten, mit der andern die Peitſche und den vom Regen zentnerſchweren Burnus. So war der Arme auf den winzigſten Raum beſchränkt, und völlig aus der Zeit gefallen. Demungeachtet an Ruhe und Ergebung ein Regulus. —

Da ſchimmert eine Laterne. Klatſchend und patſchend tritt ein Mann aus dem Seitenpfad, von einem Bedienten und einem mächtigen Regenſchirm eskortirt. „Da iſt Ihr Kutſcher," ſagt der Bediente, und ſtreckt die Hand nach dem Trinkgelde aus. Der Begleiter reicht ſeinen Pfennig, verſchmäht dankbar den Regenſchirm, gibt noch der Empfehlungen viele an die wackere Familie Laßberg auf, und klettert in das Fuhrwerk mit den Worten: „Du guter ehrlicher Erich! Wie bedaure ich, daß ich Dich warten ließ! Gib mir Zügel und Peitſche, und ſteig ein. — In dem abſcheulichen Wetter! . . . aber, ſollteſt Du glauben, daß ich ganz auf Dich vergeſſen hatte? Allons, vorwärts Alidor! — Die Familie iſt ſo geiſtreich! Und der Alte . . . auf Ehre, ein kapitaler Menſch! Lieber Freund, Du überſchwemmſt mich; Dein Hut iſt eine Fontaine. — Du weißt, daß ich nur hinauf ging, um mich nach der Entfernung von Beirut nach Jeruſalem zu erkundigen, wohin ich zu reiſen gedenke!"

Der Sprecher, Herr Wilibald, reiſte immer im Geiſte, kam aber nie vom Fleck. — „Eh bien," fuhr er fort: „ein Wort gab das andere; ich vergaß Alles, und bin, wie ich meine, viel länger, als ich wollte, oben geblieben." — „Drei volle Stunden wenigſtens," zähnklapperte Erich, und ſchüttelte ſeinen Hut auf ſeine linke Schulter ab, um die des Freundes zu ſchonen. „An die Spazierfahrt will ich denken," ſetzte er hinzu. — „Ich auch, beſter Omnibus, ich auch," antwortete Wilibald: „Allez, allez, Alidor! Ich werde einen argen Schnupfen abkriegen... Alle Wetter, Freund, Du haſt die Polſter naß werden laſſen? Ei, daß Dich ... wo dachteſt Du nur hin? Eine ſchöne Fürſorge, die Deinige!" — „Ich konnte nicht Alles auf einmal thun," bemerkte Omnibus, gleichwohl milde. — „Hm, hm, ja, ja, 's iſt wahr ... lieber Freund, warum biſt Du nicht heimgefahren, ſtatt zu warten?" — „Hätte ich Dich zwingen ſollen, bei Nacht und Regen, im Kothe zu Fuß heimzuſtolpern?" — „Warum nicht? Ich hätte die Strafe verdient; meine Zerſtreuung iſt heillos. Aber in der That, ich bin in einem Sitzbade." — „Wirf uns nicht um, Wilibald?" — „Das fehlte noch. Alidor hat vor dem Nepomuck geſcheut. Er iſt ſo ungezogen! Heda, aufgeſchaut! Das dumme Volk ließe ſich niederfahren, ehe es von ſelbſt auswiche!" — „Gott ſey Dank; wir ſind in der Stadt!" — „Freilich, aber der Wind bläst die Laternen aus ... wenn nur der Hund nicht unter die

Räder kömmt! Lion! Lion! was Teufel, der Hund iſt fort?“ — „Schon lange, lieber Wilibald; ehe noch der Regen anfing. Du weißt, wie eigenköpfig die Beſtie iſt? Ich pfiff, ich rief; umſonſt: Maſter Lion lief über die Haide davon, weil er nicht warten mag und an Langeweile leidet.“ — „Das iſt doch mehr als Nachläßigkeit!“ fuhr Wilibald auf: „Den Hund fortzulaſſen, den Hund, den ich erſt ſeit ein paar Tagen habe, der ſich erſt an mich gewöhnen ſollte! Pfui, Freund, das hätt' ich nicht von Dir gedacht!“ — „Sey nicht böſe, Willy. Ich konnte ja doch nicht zu gleicher Zeit das Pferd halten, und dem Lion nachlaufen.“ — „Nicht böſe ſeyn?“ haderte der Andere: „Du haſt gut reden! Der Newfoundländer hat mich baare vierzig Karolins gekoſtet. Sein Halsband iſt drei Kronen werth. Du biſt mein Guignon, Freund. Der Hund iſt hin, die Polſter und der Teppich ſind hin, ein enormes Geld iſt hin, und alles Deine Schuld.“ — „Ei nun, ſo ſchweige nur auf der Gaſſe ſtill,“ ermahnte Omnibus etwas empfindlich: „iſt die Sache der Rede werth? Wenn ich an Allem Schuld bin, ſo will ich Alles gut machen. Wir kennen uns ja. Schicke den Wagen zu meinem Sattler. Kaufe auf meine Rechnung den ſchönſten Hund, den Du aufſtöbern magſt, und laß die Sache abgethan ſeyn.“ — „Biſt ein braver Junge, Omnibus, auf Ehre! So ſpricht ein Gentleman. Sollten ſich denn Freunde, wie wir ſind, um einer ſolchen Kleinigkeit willen entzweien? Pfui, ſag' ich. Gib mir die Hand.“

Sie umſchlangen ſich mit naſſen Armen. Wilibalds tropfender Schnurrbart verſtrickte ſich in Erichs verſumpften

Backenbart. Alider hatte freies Spiel, und Krach! ging die Gabel in Stücken, von einem plumpen Frachtwagen zerſchmettert. Der Stoß rückte das Tilbury an die Ecke eines Hauſes; Aliders Kopf ſchlug die Glasthüre eines Kaufladens in Scherben. — Erſt nach vielfältigem Spektakel, Proteſtiren und Entſchädigen gelangten die Freunde zu Wilibalds Wohnung, wo Lion ſchon lange, von allerlei Flüſſigkeit durchnetzt, und mit allerlei Mineralablagerung verziert, im Bette ſeines Herrn ſanft und geruhig ſchlief. —

Omnibus ging fröſtelnd nach ſeinem Quartier. „Ein glücklicher Tag!“ ſagte er, und zwar im vollen Ernſt, zu ſich ſelber: „Vierzig Louisd'or gewonnen, weil der Hund ſich eingefunden hat! Ich würde für die Beſtie, die ich nicht mag, ſo wie auch ſie mich nicht genirt, ungern bezahlt haben, ſehr ungern. Das Geld iſt nun, als hätt' ich's auf der Straße aufgeklaubt und mit Freuden will ich jetzt den Wagen neu tapeziren laſſen.“ — „Andere Wäſche, andere Kleider!“ rief er ſeinem Bedienten zu, in den Vorſaal ſeiner Wohnung ſchreitend: aber der Bediente deutete mit beſorgter Miene auf die Thüre des Salons, und ehe noch der Herr ſich zu erkundigen Zeit hatte, that ſich der Salon auf, und der Kapitän ſtand, ungebührlich lang, mager und blaß vor dem guten Erich.

Der Kapitän — iſt eben der Kapitän. Sein Name iſt von dem, der dieſe Geſchichte niedergeſchrieben, nie ausgemittelt worden. Er gehört zur Artillerie, trägt eine ſchwarzblaue mit ſchwarzem Sammet aufgeſchlagene Uniform, dergleichen Pantalons, blauſchwarze lange glatte Haare, und darüber einen Wellington mit einem Buſch von ditto blauſchwarzen Hahnenfedern. Sein Geſicht iſt traurig, ſein ſchwarzes Auge melancholiſch, ſeine Stimme als käme ſie aus einem Faſſe. Der Kapitän iſt „der Tod in Uniform;" ſeine Artilleriſten heißen ihn den „Kanonen-Tod."

„Nichts andere Wäſche, nichts da andere Kleider!" befahl er dem Erich, der ihn freundlich begrüßte, wenn auch zitternd vor Kälte: „Er kann warten, Omnibus. Ich ſitze jedoch über eine Glockenſtunde bei ihm auf der Stube, und in ein paar Minuten muß ich in's Arſenal, die Wachen zu viſitiren, hab' alſo keine Zeit mehr, mich zu gedulden." — „Was ſteht denn zu Befehl, lieber Hauptmann, lieber Freund?" — „Das iſt bald geſagt. Seine Empfehlungen taugen nichts. Er verräth und verkauft ſeine Freunde. Die Geſchichte iſt, daß mir das Logis, das Er für mich gemiethet hat, ganz und gar mißfällt, finſter wie ein Sack, voll von Winkeln und Spinnen ... klaffender Fußboden, wackelnde Treppe .. kurz: alle Radikalfehler hat das verwünſchte Neſt. Das ſag' ich ihm: morgen zieh' ich aus, und bezahle nicht einen Heller von dem horrenden Miethzins, den Er für mich ausgemacht hat." — „Aber, lieber Hauptmann, das wäre ſchon das vierte Logis, das ich Ihnen verſchafft, und aus meinem Beutel bezahlt habe, weil ich Ihren Beifall nicht erobern konnte? Warum wählen Sie Ihr Quartier nicht lieber einmal in eigener Perſon?" — „Geſcheidte Frage! weiß Er nicht, wie oft mir geträumt hat, daß ich in dem Logis, welches ich ſelber aufſuchen und miethen würde, den Tod befürchten muß? Sehr natürlich, daß ich mich mit dem Geſchäft nicht abgebe, und wieder natürlich, daß ich Ihn zu meinem Quartiermeiſter machte, da Er mein beſter Freund iſt, und auf der Welt nichts zu thun hat, als ſeinen Freunden gefällig zu ſeyn. Was kann ich jedoch dafür, daß Er einen ſchlechten Geſchmack hat, und mich ſtets in Verlegenheit bringt, ſtatt für meine Bequemlichkeit zu ſorgen?“ — „Es thut mir leid, beſter Kapitän. Ich will aber ſchon ſehen, daß ich's einmal treffe.“ — „Nur nicht aufgeſchoben. Morgen muß und will ich die vertrackte Wohnung verlaſſen.“ — „Wenn ich aber bis dahin noch nicht eine paſſendere gefunden hätte?“ — „So quartiere ich mich bei Ihm ein; auf meine Ehre. Sein Logis convenirt mir, ich ſpaße nicht.“ — „Bedenken Sie nur, daß ich ſchon zweimal mit Ihnen die Wohnung tauſchte, lieber Freund.“ — „So kann Er's auch zum drittenmale, um Ihn zu lehren, aufzupaſſen wenn's gilt, Seinem Freund einen Dienſt zu erweiſen.“ — „Nun ja denn;“ ſeufzte Omnibus: „ich will mir morgen Mühe geben; aber erlauben Sie, daß ich die Kleider wechsle. Ich habe das Fieber, der Schauder überläuft mich.“ — „Ich gehe ſchon; meine Stunde ſchlägt. Leg' Er ſich nieder. Werd' Er nicht krank, armer Junge. Gerade ſo fing die Krankheit bei der lieben ſeligen Adelgard an!“ Der Kapitän warf einen desperaten Blick an die Zimmerdecke, und ſtöhnte: „Adelgard! Er hat ſie nicht verdient, guter Freund, jene Immortelle. Ich habe ſie geliebt, und wär' ſie mein geworden, ſie lebte etwa noch!“ — „Verderben Sie uns Beiden nicht die Nacht mit dem Andenken an meine ſelige erſte Frau!“ bat Erich: „Laſſen Sie die Todten ruhen.“ — „Kann ich das, bevor ich nicht ſelber ruhe die Ruhe der Todten?“ fragte der Kapitän tragiſch, und ging ſeiner Wege. —

„Was gibt es Neues?“ fragte Omnibus, nachdem er ſich in's warme Bett geſtreckt, und eine Taſſe heißen Thee's geſchlürſt hatte. Der Bediente übergab einen Brief, ein Billet, und meldete, daß Herr Ghiribizzi, der Geſanglehrer, ſchon vielmal da geweſen, um mit dem Herrn zu ſprechen. — „Meine Agenda,“ befahl Omnibus. Er verzeichnete darinnen als dringende Geſchäfte für den nächſten Tag: „1. Eine paſſende Wohnung für den Kapitän ſuchen; 2. zum Schwiegervater Ghiribizzi gehen, damit derſelbe nicht ferner bemüht werde.“ — Dann durchlas er das Billet, und ſchrieb in Folge deſſelben: 3. in aller Frühe den Schwiegervater und Hofrath Kappa beſuchen, um zu hören, was der liebe Mann befiehlt. 4. Dem Sattler die Weiſung geben, für meine Rechnung Wilibalds Wagen wieder herzuſtellen.“ — Nun eröffnete er den Brief, einen von Paris geſchriebenen, und labte ſich an deſſen Inhalt. Mehr als der heiße Thee erwärmte ihn das Schreiben, das wiederum viele Erinnerungen in ihm auffriſchte, welche ſein Leben wie ein goldner Faden — in jeder Beziehung — durchwebten. „Der Brief iſt von meinem vortrefflichen Freunde, dem Grafen Flintcaſtle,“ ſagte er zu dem Bedienten, mit glänzenden Augen: „er berichtet mir, daß er ſich glücklich verehlicht, und ſeine junge Frau in die Pariſer Herrlichkeit eingeführt hat; daß er der zufriedenſte Menſch von der Welt iſt; daß er ſich Vorwürfe macht, tägliche Vorwürfe, an mir zu wenig gethan zu haben; daß er mein Schuldner bleibt bis zum Grabe!... Sieh, Valentin, ſieh: das iſt Dankbarkeit, das iſt Freundſchaft! Wahrhaftig: die böſe Ungeduld, die Erbſünde, die der Menſch mit ſich zur Welt bringt, hat auch mich ſchon oft beſchleichen wollen. Schlimm behandelt von ſogenannten Freunden, gequält von erprobten Freunden, bin ich oft im Begriff geweſen, zu murren, und ermüdet die Hände in den Schooß zu legen, ... aber die Erinnerung an Flintcaſtle hat ſtets meinen Gedanken eine andere Richtung gegeben, und ich bin im Guten beharrlich geblieben. Weißt Du, Valentin, was mir mit dem Grafen begegnet iſt?"

Der alte Valentin wollte ſchon reſpektvoll erwiedern, daß er bereits neun und neunzig- oder volle hundertmal die Geſchichte angehört habe, allein Omnibus ließ ihm nicht Zeit zur unterthänigen Proteſtation, lehnte ſich bequem auf den linken Ellbogen, und erzählte, wie folgt, dem getreuen Diener, der mit Ergebung die Hände faltete, und des Gähnens Luſt beherzt bemeiſterte.

„Während ich nach meiner erſten Verehlichung reiſte," ſagte Omnibus — „die Erbſchaft meiner Eltern und meines Onkels hatten mich in Stand geſetzt, dem mir verhaßten Handelgeſchäft den Abſchied zu geben, und nur meiner Liebhaberei, der Muſik und der Malerei zu leben — begab ſich's, daß in London, wo ich mich ſeit einem Monat aufhielt, zwei junge vornehme Herren, die ich damals zu kennen noch nicht die Ehre hatte, ſich verabredeten, einen Morgenſpazierritt in Hyde-Park zu machen. Der Eine war Lord Flintcaſtle, der Andere ein Baronet Mounteagle. Sie ritten alſo, in Begleitung eines Jockey's, und die Bewegung ſchien ihnen anfänglich vortrefflich anzuſchlagen. Jedoch — wie's geht: häufig folgt der Freude auf der Ferſe ein Unfall. Lord Flintcaſtle, vollblütig und erhitzt vom Traben und der großen Schwüle des Tags, befindet ſich plötzlich übel; ihn ſchwindelt, er läßt die Zügel fahren, er gleitet vom Pferde, das davon geht, auf den Boden. Baronet und Jockey betrachten ihn mit Entſetzen, ſie ſehen, wie er blau und ſchwarz wird im Geſicht, und ſprengen voll von Schrecken davon, als von einem Todten. Schöne Freunde, nicht wahr? Flintcaſtle wäre verloren, eine Beute des Schlagfluſſes geweſen, wenn nicht in dem einſamen Park, hinter einer Hecke ſitzend, ein argloſer Dilettant, der gekommen war, um einige Bäume zu zeichnen, den Auftritt mit angeſehen hätte. Ich war der Dilettant, und mein Eifer, dem Nächſten zu dienen, kam mir herrlich zu Statten. Ueber die Hecke ſpringen, dem Erſtickenden die Kleider aufreißen, mein Federmeſſer ziehen, und auf gut Glück am linken Arm des Lords eine Ader — Gott weiß, welche — öffnen, war einer Minute That und Sieg. Die Operation war mein Marengo, meine Dreikaiſerſchlacht. Mit dem Blut zog auch die Apoplexie ab, das Leben des Lords erſtand wieder, und er befand ſich vollkommen wohl, als der feige Freund endlich mit einem elenden Bartputzer auf dem Platze erſchien. Flintcaſtle's Liebe und Dankbarkeit, wie auch eine für mein ganzes Leben verſicherte Rente von jährlichen ſechshundert Pfund, die mir der Dankbare gewaltſam aufdrang, ſind die Trophäen meines Siegs geweſen ... und dennoch behauptet der Lord, noch immer mein Schuldner zu ſeyn. Das iſt Dankbarkeit, das iſt Freundſchaft, wiederhole ich, Valentin! Aber — Du ſchläfſt ja, Burſche? Du ſchläfſt ja ſtehend, wie ein Pferd?"

Valentin entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte, und bat um die Erlaubniß, ſeine müden Glieder zur Ruhe legen zu dürfen. Omnibus, die Güte ſelbſt, bewilligte ohne Umſtand das Schlummergeſuch. „Geh', Alter," ſagte er: „geh': ich will mich ſchon behelfen. Wecke mich jedoch morgen bei Zeiten. Der Kapitän will ſein Quartier ſo bald als möglich haben, und meine Schwiegerväter, namentlich der Hofrath, ſind auch gerade nicht Muſter von Geduld. Ich habe Morgen alle Hände voll zu thun."

Valentin zog ſich zurück. Omnibus überlas noch einmal mit Behagen die Depeſche aus Paris, legte ſein Haupt auf ſeine Großthat vom Hyde-Park, als wie auf ein weiches Kiſſen, und entſchlief gar bald. Die aufgereizte Lebendigkeit ſeiner Phantaſie gaukelte ihm allerlei Bilder vor. Er befand ſich an mehreren Orten zur gleichen Zeit: in der Kunſtausſtellung, und aus allen Gemälden glänzten ſeine — bisher undelikat abgewieſenen — Viehſtücke hervor, als die Juwelen der Sammlung; — im Theater, und ſein Singſpiel, das ſeit einem Jahre vergeblich an's Repertoire ſtürmte, wurde mit unerhörtem Beifall gegeben: — im Dom, und ſeine Meſſe aus Es Dur, die der neidiſche Oberregent eine Stümperei genannt, wurde feierlichſt, und zwar von Engeln in Perſon aufgeführt. Neben ihm, dem Dirigenten, ſtand ein derber Engel, mit einem ungehörigen Inſtrumente: mit einer hellklingenden Glocke, und das Gebimmel verdroß den Direktor. Umſonſt jagte er aber den Flügeljungen von ſeiner Seite; immer heftiger ſchellte der Störefried, und klingelte, bis Omnibus aufwachte, und das Klingeln dauerte fort, denn auf der Gaſſe läutete Einer gleichſam

Sturm mit der Hausglocke, die gerade vor des Schläfers Fenſter angebracht war. „Valentin, Valentin! ſieh nach!“ rief der gute Erich, wenn ſchon ein bischen aufgebracht. Aber kein Valentin war da, um dem Rufenden zu antworten. Entweder ſchlief er den Schlaf des reinſten Bedientengewiſſens, oder — was glaublicher — er ſaß im Klubb der Livree, und klagte bei Wein und Braten über die langweilige Unterhaltung, die ihm ſein Herr bereitet. — Da indeſſen der Sturmläutende nicht Ruhe gab, ſo mußte Omnibus der Transpiration entſagen, dem Bett entſteigen, das Fenſter entriegeln, und dem Sturm und Regen entgegen fragen: „Wer da?“ — „Ich, ich, lieber Alter, macht nur auf, denn ich erſaufe faſt auf Eurer Schwelle!“ antwortete eine wohlklingende Baßſtimme. — „Ei, Ghiribizzi, Ihr ſelbſt, zu dieſer Stunde?“ rief Omnibus verwundert; zu gleicher Zeit bewegte aber ſein dienſtfertiger Fuß den Drathzug, der die Hausthüre öffnete. — Kaum hatte der Schlaftrunkne kopfſchüttelnd die Lichter angezündet, und den Schlafrock umgeworfen, als auch Ghiribizzi in den Salon drang, den triefenden Regenſchirm in der Linken, eine Taſchenlaterne in der Rechten.

Der Geſanglehrer, auch zweiter Schwiegervater des gefälligen Omnibus, iſt ein Lablache, ein Spohr — an Geſtalt. Das braune, feiſte, blaubärtige Antlitz ruht ungezwungen in der zweifelhaft weißen Halsbinde, deren Schleiſe gewöhnlich auf dem rechten Schlüſſelbein ſitzt, ſtatt auf der Kehlwurzel. Sein ſchwarzer Frack iſt ein ewiger. Seit dreißig Jahren wohnt Ghiribizzi in der Hauptſtadt, und Niemand hat je einen andern Rock, als eben dieſen Frack an ihm geſehen. Eine vertragene gold- oder ſilbergemuſchte Ballweſte ſchmückt ſtets ſeine Bruſt. Schwarze Pantalons und Schuhe, dazu im Sommer graue oder ſchwarze Strümpfe, im Winter Kamaſchen; — ein weißer Hut, ſchlottrig und mattglänzend wie Seehundsfell, vollenden des Muſiklehrers Anzug. Unnöthig zu bemerken, daß der erkleckliche Pack von Petſchaften und Uhrſchlüſſeln, ſammt der Kette daran, womit er paradirt, nur Similorblendwerk iſt. Ghiribizzi hat kein Vermögen; er ſpeist ſein Geld, ſo wie er's einnimmt. Die Thaler halten nicht bei ihm aus, wie wohl ſeine Stimme, der Leichtſinn ſeiner Jugend, und ſeine Hoffnungen, die ihm noch immer irgend eine Anſtellung als Kapellmeiſter und den Triumph ſeiner Kompoſitionen prophezeien. Ein Künſtler, wie ſie vor Alters waren, — freigebig, naiv, ſorglos, gutherzig und träge — verachtet Ghiribizzi das Metall und den Fleiß. Er liebt aber gute Tafeln, gute Freunde, und vor allem — ſeine Kinder, ſeine leiblichen, Sohn und Tochter in gleichem Maße.

Mit großer Aufregung umſchlang der alte Italiener den ſtaunenden Omnibus, zündete deſſen Schlafrock mit der Laterne an, und löſchte alſobald mit dem naſſen Parapluie den Brand. „Freund, Gönner, Sohn!“ rief er: „Der Mangel eines Hausſchlüſſels und die Vaterliebe peitſchen mich zur Geſpenſterſtunde in Euer Haus, in Eure Arme. Bacchus hole den Hausſchlüſſel und die ganze Einſiedlerwirthſchaft eines armen Wittwers! Aber meine Vaterfreude müßt Ihr theilen, Erico! Meine Laura, die Kammerſängerin am Hof von Monaco, die jüngere Schweſter Eurer — meiner — nun, unſerer verewigten Amarante ....“

„Ach, laßt die Todten ruhen!“ bat, mit Schweißtropfen auf der Stirne, der unangenehm berührte Freund und Schwiegerſohn. Die Geſpenſterſtunde zeichnete ihm den Schatten der Verewigten mit allen ihren maßloſen Launen und Bosheiten fürchterlich getreu an die Wände.

„Meinetwegen; requiescat!“ hob Ghiribizzi abermals an: „meine Laura alſo, nachdem ſie unerhörtes Furore gemacht, ſowohl in Sinigaglia, als auch in Bergamo,... aber, welch' ein Furore...! wird zu mir auf Beſuch kommen, und gedenkt — ermuntert von unſerm Hoftheater-Intendanten — bei unſerer Hofbühne als prima Donna assoluta angeſtellt zu werden.“ —

„Bravo! gratulire, Schwiegervater. Sie ſollen mir das Nähere beim Frühſtück erzählen. Jetzo wollen wir ſchlafen. Darf ich Ihnen mein Bett anbieten?“ — Es war dem guten Omnibus damit Ernſt, aber auch Ghiribizzi hatte Delikateſſe im Leibe, und zog das Sopha im Salon vor.

„Nur noch ein Wort, Grico,“ ſagte er alsdann: „ein Wort im Sechzehnteltakt. Ich bin mit meinen Vaterfreuden noch nicht zu Ende.“

Omnibus gähnte erſchrecklich; demungeachtet verſetzte er gefällig: „Ich errathe. Ihr Sohn, der farbenkundige Alfons, hat gewiß wieder einen Preis davon getragen? Der Aufenthalt in Rom wird den jungen Mann zu einem zweiten Raphael ſtempeln.“

„Ihr ſeyd ein braver theilnehmender Freund,“ ſagte mit einer Thräne im Auge der geſchmeichelte Vater: „Es iſt aber nicht das. Stellt Euch vor: auch ihn werde ich bald wieder in meine Arme ſchließen. Alfons ſchreibt mir, daß der Herzog Auguſt ihn nach der Schweiz eingeladen hat. Er will dort mit meinem Raphael zuſammentreffen. Mein Raphael ſoll des Herzogs Porträt malen, und wenn es gut ausgefallen ſeyn wird, kann ihm, wie er meint, die Stelle eines Hofmalers beim Herzog nicht fehlen. Der Illuſtriſſimo und Sereniſſimo iſt ein Freund aller Künſte. Alfons kann es bis zum Galleriedirektor bringen! Seine Protektion kann vielleicht mir ſelber zu einer Hofcharge verhelfen. Wenn der Herzog nur einmal meine Sinfonia eroica hörte …“

Abermals gähnte Omnibus und ſprach: „Es ſchlägt Eins, Schwiegervater!“ — Ghiribizzi ließ ſich nicht irre machen, ergriff des Eidams Hände feurig, und rief aus: „Welche Carrière ſich meinen Kindern eröffnet! O, wenn unſere Amarante von ſolchem Geiſt beſeelt geweſen wäre! Sie hätte es bei Euch ſo gut haben können: Ruhe, Anſehen, Reichthum … Alles, per Dio! Aber ſie war ein lebendiges Imbroglio, und es wäre ihr mit dem Gaetano, der übrigens ein former Tenoriſt geweſen, noch übel ergangen, wenn nicht — wie unſere Laura geſchrieben — das kühle Grab zu Nizza ſie verſchlungen hätte.“ — „Ach ja, ach ja, ſchweigen wir hievon,“ bat Omnibus wiederum, und putzte die Lichter, und rieb ſich die Augen. — „Wollt Ihr Alfonſo's Brief leſen?“ fragte Ghiribizzi, indem er den zerknitterten Bogen hervorzog: „er iſt zwar ſchon etwas alt. Mein ſorgloſer Titian hat ihn ſchon vor mehr als einem Monat einem Freunde mitgegeben, der erſt heute hier durchreiſte, und das Biglietto beſtellte.“ — „Danke, danke; ich bin ſo ſchläfrig, daß ich keinen Buchſtaben mehr unterſcheide!“ — „Armer Grico! ich bin Schuld an Eurer Müdigkeit. Geht doch in's Bett.“ —

„Schlafen Sie wohl, Schwiegervater, wenn's Ihnen auf dem Sopha möglich iſt.“ — „Es iſt mir ſchon ſchlimmer beſchert geweſen. Als ich von Siena nach Viterbo reiste...“ — „Gute Nacht, lieber Freund!“ — Ghiribizzi hielt den ſchläfrigen Omnibus beim Schlafrock feſt. „Noch ein Wort, im Vierundſechzigſteltakt: Könnt Ihr mir nicht ein paar hundert Gulden leihen, um meine Wohnung, der Laura zu Ehren, eleganter meubliren zu laſſen? Ihr wißt, wie's geht. Sie wird Beſuche annehmen müſſen...“ — „Ach, wir wollen ſehen; aber erſt morgen ſehen. Gute Nacht, Maeſtro.“ — „Schlaft wohl, Eccellentiſſimo, Cariſſimo, Ornatiſſimo!“ —

Kaum befand ſich Omnibus wieder im Bett, als auch der Schlaf ſich ſeiner bemeiſterte. Doch war's nicht mehr der geſunde erſte Schlummer der Nacht. Er ſchaukelte den Ruhebedürftigen nicht, wie in einer Wiege, ſondern wie auf heftig bewegten Meereswellen. Sie brausten, die Wogen, und hin und wieder ſchlug daraus ein Ton hervor, bald der Baßpoſaune des Gerichts, bald dem Hülferuf des Ertrinkenden, bald dem Zirpen einer Rieſengrille zu vergleichen. „Werd' ich denn nicht Ruhe finden?“ fragte ſich Omnibus, aus dem fieberhaften Taumel aufwachend. Er horchte. Im Salon war Geräuſch, war Muſik, aber eine barbariſche: irgend ein Gonggong wurde geſchlagen. Betroffen ſprang Omnibus zum zweitenmale aus den Federn, und ſah in den Salon. Da ſaß Ghiribizzi in Hemdärmeln mit aufgelöstem Halstuch am Flügel. „Ei, was machen Sie denn?“ — „Ich konnte nicht einſchlafen.“ — „Das ſeh' ich, aber was haben Sie vor?“ — „Ich ſtimme Euer Inſtrument.“ — „Um zwei

Uhr Morgens?“ — „Mir iſt ein artiger Gedanke eingefallen. Um ihn nicht zu vergeſſen, will ich ihn am Flügel zu Papier bringen. Aber der iſt verſtimmt; darum arrangir' ich ihn.“ — „Bitte, bitte, laſſen Sie mich ſchlafen.“ — „O freilich, freilich. Bin ſchon fertig. Werde ganz piano, pianiſſimo den Flügel läuten (suonare).“ — „Gottheit der Geduld! ſteh' mir bei!“ ſeufzte Omnibus, indem er in's Bett zurückkehrte. — Der Schwiegervater ſpielte bis zum hellen Tage eine und dieſelbe Melodie, ſtecken bleibend, dann wieder anhebend, forzando und smorzando, dann und wann eine Stelle aus ſeiner heroiſchen Symphonie trommelnd, daß die Wände dröhnten. Endlich wurde es ſtill; endlich verſank Omnibus in einen viertelſtundenlangen bleiernen Schlaf, aus dem ihn der Diener unerbittlich weckte. — „Was gibt's, Valentin?“ — „Acht Uhr.“ — „Der Schwiegervater?“ — „Fort.“ — Omnibus überzeugte ſich bald von der letztern Wahrheit. Der unſtäte Maeſtro war davon gegangen, indeſſen nicht ſpurlos. Seine Schuhe hatten Sofa und Teppiche heillos beſchmutzt, ganze Klumpen abgeträufelten Wachſes verunzierten den ſpiegelblanken Flügel; ein Cigarrenendchen glimmte noch auf dem Reſonanzboden zwiſchen einigen geſprungenen Saiten; des Geſanglehrers Regenſchirm hatte einen breiten See im Salon angelegt. — Der Tabacksdampf, der im Gemach regierte, ſteigerte noch den Kopfſchmerz des guten Omnibus. Er bereitete ſich niedergeſchlagen, ſein Frühſtück einzunehmen. Aber ein Donnerwort Valentins verbitterte ihm ſogar den geliebten Kaffee. „Der Herr Hofrath laſſen anfragen, ob's dem Herrn Allen nicht endlich gefällig wäre, zu kommen?“ — Wie elektriſirt ſprang Omnibus auf, ſuchte ängſtlich zuſammen, was er zum Ausgehen brauchte, und lief ſpornſtreichs zum Schwiegervater Nummer Eins. —

Der Hofrath Kappa iſt nicht der unintereſſanteſte unter den Freunden des ehrlichen Omnibus. Der Hofrath iſt ein guter Fünfziger, ungemein breitſchultrig, ungemein roth im Geſichte. Die Haare mangeln ihm etwas, dafür beſitzt er fingerdicke rabenſchwarze Augenbrauen, finſtere Wetterwolken auf der Stirne des choleriſchen Jupiters. Seine Rede iſt barſch und befehlend, weil er in ſeiner Jugend ein armer Schlucker, ein Allerweltsdiener geweſen iſt, der ſich von Jedermann hudeln laſſen mußte. Im Alter bringt er's nun ſeinen Untergebenen ein. Er iſt wohlhabend und Hofrath geworden, Gott weiß warum; das Letztere will freilich in Kappa's Vaterlande blutwenig bedeuten. Er iſt eine Art von Encyklopädie mindern Schlags: ein Stück von einem Philologen, von einem Alterthümler, von einem Naturwiſſenſchäftler, von einem Arzt, von einem Finanzmann. Er lebt von ſeinen Renten ein hoffärtiges Leben, und kann die Ausländer nicht ausſtehen. Vornehmen Betragens, ſauber gekleidet, weiß er in Geſellſchaft zu repräſentiren. Im Hauſe geht er, ein grimmer Löwe, im runden Kamiſol, die Fliegenklatſche oder den Abſtauber in der Hand, umher, und regiert unumſchränkt. Leider iſt der Despot ein Wittwer, und hat in Ermanglung der Kreuzträgerin ſeinen Freund und Ex-Schwiegerſohn zum Ableiter ſeiner Zorn- und Autoritätsblitze auserkoren.

Als Omnibus bei dem Hofrath eintrat, war deſſen Antlitz finſter und drohend. Er ſtreckte dem Freunde den Staubfederbuſch entgegen, und rief: „Endlich einmal!“

Dann deutete er mit ſeinem Scepter auf ein Zeitungsblatt in ſeiner Linken, und fragte mit verbiſſenem Grimm: „Haben Sie das geleſen?“ — Schüchtern erwiederte Omnibus, und tief gebückt: „Wenn Sie erlauben? Nein. Wenn Sie befehlen? Ja.“ — „Dummes Zeug!“ fuhr der Hofrath mit größerer Wärme fort: „Ich verbitte mir Ihre Späße oder Diſtinctionen. Ich habe mich ſchon geſtern ſattſam über Sie geärgert, weil ich millionenmal vergebens bei Ihnen geweſen. Hören Sie jetzt. In dieſem General-Staats-Poſtreiter Nummer 78, . . . alſo in der geſtrigen, ſteht, wie hier gedruckt zu leſen: „Genf, am „dritten Juli. — Der talentvolle Künſtler, Herr Alfons „Ghiribizzi, ein junger Maler erſten Ranges, iſt vorgeſtern „hier angelangt, von Rom kommend, woſelbſt er ein halbes „Jahr verweilt hat. Er iſt im Hotel des Bergues abge„ſtiegen, woſelbſt ihn Se. Hoheit der Herzog Auguſt er„wartete. Dieſer Fürſt hat dem wackern Ghiribizzi die „Gnade erzeigt, denſelben hieher zu beſcheiden, und ihm „die Ausführung des lebensgroßen Porträts Sr. Hoheit „anzuvertrauen.“ Folgt nun eine volle Ladung von Lob, das ich übergehe. Was ſagen Sie dazu? frage ich Sie. Was ſagen Sie dazu? frage ich noch einmal.“ — „Hm —“ lautete die Antwort des guten Omnibus: „ich freue mich, daß Alfons mit ſeiner Kunſt Glück hat.“ — „Sie freuen ſich?“ fragte Kappa drohend. — „I warum denn nicht? Der Vater Ghiribizzi iſt mein Freund, und was ihm begegnet . . .“ — „Schweigen Sie. Schämen Sie ſich. Nennen Sie ſich nicht mehr meinen Freund, wenn Sie begeiſtert von der ausländiſchen Sippſchaft reden wollen. Mich dünkt, Sie hätten eben nicht große Urſache, den

Ghiribizzi's Held zu ſeyn. Ich habe Sie gewarnt, als Sie den dummen Streich, die Amarante zu heirathen, im Schilde führten. Sie haben nicht geglaubt … meinetwegen." — „Das iſt ja eine längſt abgemachte Sache," bemerkte Omnibus verlegen. Worauf der Hofrath triumphirend: „Ja wohl, Gott ſey Dank. Sie ſind ein ſchwacher Menſch; wer kann dafür? Laſſen Sie ſich meinetwegen von dem alten Mauſefallenkrämer anſingen; borgen Sie ihm Ihr Geld auf Nimmerwiederkriegen; halten Sie den Sohn des wälſchen Taktprügels, den ſpitzbübiſchen Alfons, für einen Vandyk oder Iſabey … aber ſchreien Sie, gleich mir, Zeter und Wehe über den Burſchen, da er in der Schweiz iſt, am Genferſee, in Genf ſelbſt … Donner und Wetter!" — „Ich weiß nicht, was Sie ſagen wollen," bekannte Omnibus verzagt: „warum ſoll ſich denn Alfons nicht in Genf aufhalten?" — „Warum? Legen Sie Ihre Bilanz bei Gericht nieder. Sie ſind an Gedächtniß, Verſtand und Gemüth bankerott. Warum nicht in Genf, fragen Sie? Liegt denn nicht Lauſanne gegenüber von Genf? Wie weit iſt Lauſanne von Genf?" — „Zwölf Stunden zu Lande, vier Stunden per Dampf über'n See." — „Sehr wohl, ſehr wohl, mein Herr. Ein Katzenſprung alſo. Und Sie leiern das ſo ruhig her? Iſt Ihnen Ihre Ruhe, meine Ruhe, die Ruhe Ihrer Braut nicht mehr werth?" — Omnibus ſchreckte zuſammen vor dieſer Anrede und dem graſſen Blick des Hofraths; denn nun fiel dem Armen, der bis daher ſein Gehirn umſonſt gemartert hatte, erſt wieder die fixe Idee des Hofraths ein. Dieſe beſtand aber in nichts Geringerm, als den Wittwer der älteſten Tochter des Hofraths zum Gatten der jüngſten, der hübſchen Hildemund, zu freſſen. Eine fixe Idee hat nun das eigene, daß ſie von Niemanden genirt wird, als gerade von ihrem Inhaber allein. Daher genirte ſie auch Omnibus nicht, der allen Ehegedanken Valet geſagt hatte, um ſich nur der Freundſchaft und ihren bitterſüßen Pflichten hinzugeben. Eben der hohe Begriff jedoch, den er ſich von der Freundſchaft gebildet, und die Friedſeligkeit ſeiner Natur im Allgemeinen veranlaßte den guten Erich, ſich niemals offen gegen den Plan ſeines Schwiegervaters auszuſprechen und ſich auf's unbeſtimmte Zögern zu verlegen, um nicht des Hofraths Freundſchaft in die Schanze zu ſchlagen. —

Auch dießmal verneigte ſich Omnibus vor dem Selbſtherrſcher Karra, und wagte nur die Bemerkung, daß — wenn ihm ſelbſt das Projekt zur Ehre gereiche, dennoch die Geſinnungen der ſchönen Hildemund über dieſen Punkt ihm unbekannt ſeyen, unbekannt, wie ihre ganze Perſon, die er niemals mit ſeinen leiblichen Augen geſehen. In der That war auch Hildemund von früheſter Jugend an bei einer fernewohnenden Tante erzogen worden, und erſt nach deren Tode in's Vaterhaus zurückgekehrt. Dazumal war Omnibus juſt auf ſeiner großen Reiſe begriffen geweſen. Während ſeiner Abweſenheit hatte der oftbeſagte Alfons gewußt, ſich in's Herz der jungen Hildemund einzuſchmeicheln. Der Hofrath, den Künſtlern und Ausländern feind, den Geſanglehrer Ghiribizzi verachtend, war gleich einem Wolf in das unſchuldige Liebesnetz ſeiner Tochter und des angehenden Malers gefahren, und hatte es in Stücke zerriſſen, indem er ſeine Hildemund Knall und Fall nach Lauſanne in die Penſions-Anſtalt der Dame Sarabande geführt. Seit jener Zeit war Hildemund daſelbſt verblieben; Erichs zweiter kurzer Eheſtand war zu Ende gegangen, ſeine Amarante in Nizza geſtorben, Alfons vor einem halben Jahre nach Rom gezogen, und noch immer weilte Hildemund, um ihrer höhern Ausbildung willen, in der Schweiz.

„Pah, pah!“ erwiederte Kappa auf die ſchüchterne Einwendung des Schwiegerſohns: „Das ſind kindiſche Ausflüchte. Ich bin ein Mann der alten Zeit, und will nach alter Zeiten Gebrauch der Herr in meinem Hauſe ſeyn: folglich, die Tochter nicht erſt fragen, ob ſie will oder nicht; folglich ſie verheirathen nach meinem Gutdünken. Ihnen, lieber Omnibus, wird es Ehre bringen, wenn Sie ſich durch eine Ehe mit Hildemund von der tollen Mariage mit der Tochter des Muſikanten rehabilitiren; für die Dispens will ich ſorgen. Die Hauptſache iſt jedoch, daß Hildemund ſo ſchnell als möglich von der Gefahr befreit werde, die ihr des Farbenklekſers Nähe bereitet. Sie werden morgen mit Extrapoſt nach Lauſanne abgehen. Ich vertraue Ihnen meine Tochter an; führen Sie dieſelbe in meine Arme zurück. Die Reiſe wird Ihnen Gelegenheit die Fülle geben, mit Hildemund in ein näheres Verſtändniß zu treten. Sie weiß von meinen Plänen; ſie wird ihren Bräutigam lieb gewinnen; es wird alles nach Wunſch gehen. Sie kaufen dann ein Haus; wir werden beiſammen wohnen, und meines ſpäten Alters Freude wird euer Glück ſeyn, und die Satisfaktion, die Hoffnungen des alten Fabarius*) und ſeines naſeweiſen Sohns in Trümmer geſchlagen zu haben.

---

*) Alte verächtliche Benennung der Sänger, von denen man ſagte, ſie äßen vorzugsweiſe Bohnen, um ihre Stimme klar zu erhalten.

„Morgen ſchon! mit Extrapoſt?" fragte betreten der biedere Omnibus, und zog ſeine Agenda hervor, um zu ſehen, welche Maſſe von Verbindlichkeiten gegen ſeine Freunde ihm obliege.

Der Hofrath fuhr, vom Zorn begeiſtert, und mit dem Zeitungsblatt geſtikulirend, fort: „Wie oft hat mich der liederliche Doremifa geärgert, der inſolente und inſolvente Jupujaba! *) Wahrlich: ein Beutelneſtler iſt er, aber er neſtelt immer nur am leeren Beutel! Wenn ich meine Hildemund den Klauen des Bänkelſängers und ſeines Sohnes, des Tünchergeſellen, entreiße . . . wie ihnen die Galle platzen wird! wie ich ihm, dem Alten, dann meine Verachtung beweiſen will! Er ſoll ſchwitzen vor Zorn und Verdruß! ich will nicht von ihm ablaſſen, bis das Ammonium aus allen ſeinen Poren dunſtet! — Machen Sie ſich davon, ordnen Sie, was Sie zu ordnen haben! Schnüren Sie Ihren Bündel, während ich Ihre Vollmachten ſchreibe, ſammt den Briefen, die Sie abzugeben haben werden."

Omnibus — nicht Ghiribizzi — ſchwitzte in dieſem Augenblick beträchtlich Ammonium. „Vergeben Sie," flüſterte er über blaſſe Lippen: „Die Zeit, die Sie anberaumen, iſt zu kurz. Leſen Sie dieſe Notizen. Alle dieſe Aufträge ſind dringend: Dem Kapitän ein Logis verſchaffen, . . . mit dem Sattler wegen Wilibald Rückſprache nehmen . . . Ghiribizzi's Wohnung neu möbliren laſſen . . ."

Die letzten Worte verſetzten den Hofrath in unbeſchreibliche Wuth. „Nennen Sie mir den verwünſchten Namen nicht!" zürnte er: „Entſagen Sie Ihrer ignobeln

---

*) Jupujaba oder Beutelneſtler; eine braſilianiſche Vogelgattung.

Verbindung mit jenem Menſchen. Sie ſind ein Schaf, wenn Sie nicht ein Krokodil ſind, das im Einverſtändniß mit jener ſaubern Sippſchaft in „Bizzi“ meinen Frieden zerbeißen will! Keine Einwendung fürder! Holen Sie heute Abend Ihre Briefe bei mir ab; morgen um zehn Uhr müſſen Sie ſchon zwei Stationen zurückgelegt haben, oder ich ſage mich los von Ihnen, erkläre Sie für den treuloſeſten Freund, fluche Ihnen als dem undankbarſten Sohne! Verſtehen Sie mich?“

Das ſchwanke Rohr gab dem Sturme nach. Omnibus ging mit verſtörtem Kopfe vom Hofrath weg, Alles verheißend. „Was nun zuerſt beginnen?“ fragte er ſich auf der Straße: „mein furchtbarer Schwiegervater hat meine Gedanken in totale Unordnung gebracht.“

Da eben ein Polizeidiener vorbeiging, erinnerte ſich Omnibus an die Polizeidirektion, an den Paß, deſſen er zu der fatalen Reiſe bedurfte, und ſchlug die Straße nach dem Paßbureau ein. Als er vor die Schranken trat, und ſeinen Namen angab, ſteckte juſt ein junger Mann die ſo eben gelöste Aufenthaltskarte in ſeine Brieftaſche, und folgte dem vom Bureauchef in ſein Cabinet beſchiedenen Omnibus mit den Augen. Hierauf ſtellte er ſich unten an der Treppe der Kanzlei auf, und ſobald Omnibus, nachdem er ſein Anliegen angebracht, und bis auf des Miniſters Unterſchrift erledigt hatte, die Treppe herabſtieg, fiel ihm der junge Elegant um den Hals, ohne alle Umſtände, und ſagte zu ihm: „Freue mich, freue mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft zu machen!“ — Omnibus betrachtete den ihm durchaus Unbekannten verwundert, und fragte, was der Brauch iſt. — „Mein Name iſt Ladron, Herkules Ladron; ich bin der Sohn des Kunſt- und Muſikalienhändlers in Petersburg." — „Meines Freundes und Verlegers in spe?" fragte Omnibus abermals, und zwar entzückt; denn ſeine Meſſen und Quintetten, und Septuors wirbelten vor ſeiner Phantaſie auf und ab, und längſt ſchon hatte er mit dem berühmten Ladron wegen des Stichs und Verlags ſeiner muſikaliſchen, wegen des Verkaufs ſeiner gemalten Meiſterſtücke correſpondirt. — „Derſelbe," verſetzte der Fremde und ſtrich behaglich ſeinen Backebart: „ich komme von Rom, wo ich in Auftrag meines Vaters eine Menge von werthvollen Stücken — ein jedes ein capo d'opera, gekauft habe. Nach Hamburg reiſend, hielt ich hier an, um einen Brief des Hauptkünſtlers Alfonſo Ghiribizzi an deſſen Vater zu beſtellen, und um Ihre Bekanntſchaft zu machen. Mein Vater iſt Ihr Freund, Ghiribizzi iſt Ihr Freund: ich verſpreche mir herrliche Tage in Ihrer Geſellſchaft. Schenken Sie auch mir einen Theil der Freundſchaft, die Sie für meinen Vater hegen!"

„Von Herzen gern, junger Mann; von Herzen gern!" antwortete Omnibus, von ſeiner Gutmüthigkeit überrumpelt. — Die Herren waren in Erichs Wohnung eingetreten. „Herr!" ſagte Valentin: „da wartet ein Soldat." — „Wer da?" fragte Omnibus unwirſch. — „Gut Freund," hob der Soldat, des Kapitäns Fourierſchütz, die Hand an der Mütze, und ſteif wie ſein Kanonenputzer, an: „Der Herr Hauptmann laſſen fragen, ob Herr Allen das bewußte Logis gemiethet oder nicht?" — „Ich bitt' ihn, lieber Freund," — verſetzte Omnibus höchſt ungeduldig: „dränge Er mich nicht. Es wird ſchon werden. Bis jetzt hatt' ich nicht Zeit. Ich weiß kaum, wo ich meinen Kopf habe. Mein Kompliment!" — Der Soldat machte Rechts um, und marſchirte gelaſſen ab. — „Jetzt erzählen Sie; jetzt reden Sie," — ſagte Omnibus zu dem jungen Herkules, und dieſer berichtete nun von Petersburg und London, von ſeiner großen Tour. Während er ſprach, konnte Omnibus, ihn ſtill betrachtend, nicht umhin, in ſeinem Weſen etwas ſo ausgezeichnet Windflügeliſches und Unſtätes zu bemerken, daß er ſich verſucht fühlte, ſeine Beobachtungen auf die Kleidung des Fremden auszudehnen. Der Rock des Herkules war fein und elegant, aber ſehr abgeſchabt; ſein Hut, urſprünglich weich und gutgeformt, ſchien zu mehreren Landesvätern in fröhlicher Burſchengeſellſchaft hergehalten zu haben. Herr Ladron trug zwar an der linken Hand einen etwas welken Handſchuh; das war unbeſtreitbar. Aber der andere Handſchuh war nirgends zu ſehen, und die rechte Hand verbarg ſich, als wie verſchämt, in der Taſche der abgetragenen Pantalons. Ein röthlich-ſchwarzes Seidenhalstuch, en Salope drapirt, verhüllte den Platz, wo gemeinhin die weiße Wäſche zu Tage ſtreicht; das Gilet wurde durch den zugeknöpften Rock verborgen, aber eine prahlende Lorgnette, aus Perlmutter und Geld gefertigt, hing über den Rock, und ein ſehr comfortables Schnupftuch wanderte dann und wann aus der Taſche des Reiſenden und wieder hinein; bei welchem Hin- und Herwandern eine Viſitenkarte auf Omnibus' Sopha fiel, welche der ehrliche Freund erſt fand, nachdem Herkules aufgebrochen war, mit den Worten, die ſchon Manchem in der Welt zu ſchaffen machten: „Wenn Sie mir's erlauben, werde ich Sie noch heute Abend oder

Morgen früh zu ſehen die Ehre haben, um Sie in einer wichtigen Angelegenheit um Rath zu fragen, oder freimüthig, wie ein Freund den andern, um Ihren gütigen Beiſtand anzugehen."

Omnibus hatte ſchon oft dergleichen drohende Abſchiedsformeln gehört, und immer mit Scharfſinn geahnt, was dahinter ſteckte; auch heute ahnte er irgend etwas Compromittirendes, oder eine Anleihe in klingender Münze. „Herkules Ladren!" ſagte er zu ſich ſelber: „der Sohn des Kunſthändlers und Freundes! wohl möglich; das wird wohl richtig ſeyn. In den Erzählungen des Sohns lebt der Alte ſo leibhaftig, als ſpaziere er vor mir herum. Angenehme Erinnerung! Angenehm iſt auch die Verſicherung, die mir Herkules ertheilte, daß meine Meſſen, meine Sextetten vom Stapel laufen ſollen!... ſie verdienen's, die beſcheidenen Studien eines beſcheidenen Dilettanten, der nicht ohne Phantaſie und Melodie iſt, wie ich mir ſchmeichle. Angenehm, wohl angenehm. Aber Herkules hat in ſeinem Koſtume, in ſeinem ganzen Benehmen etwas Nomadiſches, das mir nicht gefällt ... und wenn man gleich beileibe nicht vom Aeußern auf's Innere ſchließen ſoll, ... ſo kann ich mir doch nicht helfen: er wird von mir etwas haben wollen, ... gewiß, ... ich kenne das. Nun freilich: ... auf Reiſen treten manchmal Dringlichkeiten ein: ... ach, mein Himmel! daß mir meine Reiſe einfallen muß! ..."

Indem er dieſes bedachte und betrachtete, wickelte er die Viſitenkarte, die er mechaniſch aufgenommen, um ſeine Finger, rollte ſie dann wieder auf, brachte ſie ſeinen Augen näher, und las darauf: „Il Cavaliere Giangurgolo." –

„Ach, Reſpekt," ſagte Omnibus alsdann, und machte eine Verbeugung vor dem leeren Sofa: „ein eminenter Künſtler, wie man ſagt! Ei nun, wenn der junge Herkules von ſolchen Männern beehrt wurde und wird, ſo muß ſeiner Garderobe Nachläßigkeit mit einer genialen Laune entſchuldigt, und von ihr nicht auf den Charakter des Petersburgers geſchloſſen werden." — Zufrieden, zu dieſem Reſultat gelangt zu ſeyn, ſteckte Omnibus das Viſitenbillet an ſeinen Spiegel, und ging zum Fenſter, nach der Thurmuhr zu ſchauen, um ſeine Taſchenuhr darnach zu reguliren; denn es wollte heute gar nicht Mittag werden für ſeinen leeren, hungrigen, überwachten Magen.

„Pöch pöch, pöch!" gings an der Thüre. „Ach Jemine, Ghiribizzi!" rief Omnibus, der an dem geheimnißvollen Klopfen den Freund und Schwiegervater zu erkennen gewohnt war. „Herein!" Unwillkürlich ſuchte Erich nach ſeinem Kaſſaſchlüſſel. — Der Geſanglehrer ſchlenderte in's Zimmer, behielt den Hut, wie ſich von ſelbſt verſteht, auf dem Kopfe, umarmte jedoch ſeinen Erico mit Zärtlichkeit, legte ſeiner Aermel Aufſchläge zurück, rieb ſich die Hände, und begann das Geſpräch: „Ihr ſchliefſt deliciós, da ich wie eine Katze Euer Zimmer verließ. Es iſt nicht meine Sache, einen Freund zu ſtören; darum vergebt mir den Abſchied alla francese. Wenn Ihr Euch jedoch beſinnen wolltet ... ich ſagte Euch geſtern ... wißt Ihr noch?" — „Ja freilich, Beſter; freilich, und ich wollt' Ihnen herzlich gerne dienen, doch fürchte ich, iſt meine Börſe jetzt nicht allzugut beſtellt. Zudem muß ich verreiſen, bald, Morgen ſchon." — „Wohin?" — „Ein Geheimniß." — „Meinetwegen; wenn

Ihr mich nicht verirt, um meiner los zu werden?" — „Pfui, Maeſtro. Das Gegentheil zu beweiſen, will ich mit Ihnen theilen, was meine Kaſſe enthält. Es iſt gewiß, daß ich verreiſe." — „Um deſto dringender iſt meine Bitte um das Geld. Ich bin der Rabe auf dem Kirchthurm. *) Meine Laura kann morgen, übermorgen eintreffen." — „Freilich, freilich; ich ſehe es ein. Wie viel denn? Geſchwinde, die Mittagsglocke läutet." — „Zweihundert Gulden wenigſtens." — „Schreiben Sie einen Empfangſchein. Ich hole Ihnen das Geld."

Ghiribizzi hatte bald geſchrieben; er hatte dieſe Gattung von Schriftſtellerei im Griff. Auch Omnibus hatte das Geldholen im Griff, und kam bald wieder. Er fand ſeinen Freund, wie verzückt vor dem Viſitenbillet am Spiegel, wohin er gegangen war, um zu ſehen, wie ihm der ſchief aufgeſetzte Hut zu Geſichte ſtand. „Glücklicher!" ſchrie Ghiribizzi dem Erich entgegen, mit der einen Hand das Geld ergreifend, und einladend, mit der andern Erichs Rechte ſchier zermalmend: „Glücklicher! Auch der große Sänger, der Held des Baritons, der unermeßliche Giangurgulo iſt bei Euch geweſen? Dreimal Glücklicher! Trombe, Tromboni, Clarini, timballi! Allegro! maestoso! trionfale!" — Er hämmerte außer ſich eine Fanfare auf dem Flügel, daß abermals ein paar Saiten ſprangen.

Nun war eine Kapitalſchwachheit des ehrlichen Omnibus dieſe: er prahlte gern mit ausgezeichneten Bekanntſchaften. Daher widerfuhr ihm heute, daß er zugab, von

---

*) Esser Corbachione del Campanile: ſich durch nichts irre machen laſſen (gleichwie der Rabe, der auf dem Glockenthurme hauſt, und den Glockenlärm nicht fürchtet.)

dem berühmten Sänger beſucht werden zu ſeyn. Bitter bereute er die kleine Lüge, als Ghiribizzi ihm noch einmal um den Hals fiel, und bat, ihn zu dem großen Manne zu führen, deſſen Protektion er anzuflehen geſonnen ſey, aber an den er nicht kommen könne, ohne von einem gewichtigen Gönner vorgeſtellt zu werden. — „Recht gern,“ ſtotterte Omnibus; „wenn wir den Extramenſchen nur zu finden wüßten!“ — „Stellt Euch nicht ſo ungeſchickt an!“ zürnte der Freund mit rollenden Augen: „Glaubt Ihr, ich wüßte nicht, daß der Ritter geſtern angekommen? Er logirt im „Drachen,“ wird ſich nur ein paar Tage aufhalten, ... ich bin der erbärmlichſte Menſch auf Erden, wenn ich den Ritter nicht ſprechen kann. Er hat Aufträge von allen Potentaten Italiens ... von allen großen Impreſarien ... in jeder Taſche hat er ein Dutzend von Kapellmeiſterſtellen, von Chordirektoren ... er winkt mit dem Finger, und ich bin Maestro al Cembalo in San Carlo, in der Fenice ... oder wenigſtens erſter Baſſo in einer Kardinalskirche in Rom!“

Ghiribizzi tanzte vor Freuden, ſchmeichelte ſeinem Crico und bat, deſſen Wangen ſtreichelnd, um Erhörung. Die Idee, ſeinem Freunde vielleicht zu nützen, hielt den verlegenen Omnibus ab, ſeine Lüge zu geſtehen. „Ein Unglück, daß der Giangurgulo gerade hier ſeyn muß!“ dachte er: „Doch iſt er ein Menſch, wie ein anderer, und wird meiner Perſon wohl nicht unzugänglich ſeyn. Hab' ich ihn einmal geſprochen, ſo nehm' ich dann den Freund am Schlepptau mit mir; und wer das Alles einfädeln muß, iſt der Petersburger Herkules!“ — Ghiribizzi war auſſer ſich vor Entzücken, als ihm Omnibus zuſagte, was er wünſchte, und bis zum Abend nähern Beſcheid zu geben verſprach. — „Das iſt mehr als Geld!“ rühmte der Geſanglehrer: „Einen Troſt haben, wie Euch, liebe Kinder haben, wie Alfonſo und Laura, ein Kapellmeiſter werden durch Giangurgule!... Gibt es Beſſeres in der Welt? Aber prestissimo, lieber Freund! Wenn's auf's „Gradire“ ankommt, bin ich nicht faul, laſſe ich die Hände nicht hängen. Um etwas zu gewinnen, eine fette Stelle zu erobern, ſage ich ſelber, iſt es beſſer, ſeine Schuhe als ſeine Bettücher abzunützen.“ — „Richtig, richtig. Ich muß zum Speiſen, lieber Schwiegervater, damit mein Magen ſich nicht abnütze.“ — „Geht, geht, oder: ich gehe ein Stück mit Euch. Ich ſtöre meine Freunde nie. Ein Jeder muß ſeine Freiheit haben; aber vergeßt mir den Cavaliere nicht; hört Ihr?“ — Auf der Straße ſagte der Geſanglehrer vertraulich zum Freunde: „Was ich Euch ſagen wollte: der junge Mann, der mir Alfonſo's Brief gebracht, hat mich um eine kleine Geldaushülfe angeſprochen. Nun, ich ſelbſt habe nichts... ich hab' ihn jedoch veranlaßt, ſich an Euch zu wenden.“ — „Das iſt ein ſchlechter Gefallen, den Ihr mir da erwieſen habt, Ghiribizzi.“ — „Nun, nun: Ihr könnt's ja laſſen, wenn Ihr's nicht thun wollt. Ich habe nur gemeint, daß ... weil der junge Mann Eures Verlegers Sohn iſt ... eine ſimple Meinung iſt's geweſen. Doch ſeyd Ihr der Padrone immerdar. Das ewige Geldgebettel iſt überläſtig, lieber Freund; ich weiß das wohl.“ — Omnibus mußte lächeln, als ſich der unverbeſſerliche Berger mit dieſer Phraſe empfahl. — An dem Gaſthaus „zum Drachen“ vorüber gehend, bemerkte Omnibus den Wirth des Hotels, der unter dem Thore ſtand, nach Wind und Wetter ſchauend. „Bon jour, Papa Mandelkern!“ — „Bon jour, Herr Omnib... Herr Allen, wollt' ich ſagen.“ — „Beſetzt, brav beſetzt?“ — „So ſo, la la; die großen Herrſchaften zögern noch immer.“ — „Haben Sie den berühmten Giangurgulo?“ — „Freilich. Berühmt iſt er wohl, aber es iſt nichts an ihm zu verdienen. Eine Taſſe Waſſerchokolate, Reisſuppe, eine Polenta und eine Taube oder ein Hühnchen — Zuckerwaſſer die Menge, und nicht ein Tropfen Wein ... das iſt des Sängers Diät.“ — „Er hat Recht. Eine fette Küche, ein mager Teſtament, ſagen des Ritters Landsleute.“ — „Meinetwegen; aber gewiß iſt, daß nur an den Treppen mehr ruinirt wird, als der Tonkünſtler einbringt. Alle Theater-Orcheſter- und Dilettantenvereinsmitglieder ſtürmen mir das Haus. Leider ſind die Herren von der Muſik vergeßliche Zahler, und meiner ſchwarzen Tafel werden wieder Dinge weiß gemacht, die mir gar nicht gefallen.“ — „Bedaure,“ verſetzte Omnibus, und wollte weiter gehen, als ihm der Wirth nachrief: „Darf ich nicht um einen Augenblick bitten? Da iſt geſtern ein junger Mann — es ſind eigentlich zweie — bei mir angelangt: ein Ruſſe und vorgeblich von beſter Familie. Dem Herrn ſcheint der Nervus etwas knapp zu liegen. Er war juſt vorhin nicht im Stande, eine große Kiſte, die heute der Poſtwagen für ihn brachte, auszulöſen, und bat mich um ein Darlehen. Er berief ſich unter anderm auf Sie, der ihn kenne, oder ſeinen Vater, oder, ich weiß nicht wen in Petersburg? Darf ich dem Herr Ladron Credit geben, charmanter Herr Allen?“ —

Des Gaſtwirths ſchlaue Miene machte, daß Omnibus einigermaßen bedenklich wurde, verlegen ſeine Haare ſtrich, und erwiederte: „Ich weiß nicht, was ich da antworten ſoll. Ich möcht' es Ihnen nicht rathen . . . ich möchte für nichts gut ſtehen. Im Gegentheil, lieber Herr Mandelkern. Ich bin Ihr Freund, und muß Ihnen offen ſagen . . . es mag ſeyn, daß der junge Mann die Wahrheit ſagte . . . der Name Ladren iſt in der Handelswelt von gutem Klang . . . dennoch — ich weiß nicht — ein gewiſſes Etwas warnt mich, macht mich ſcheu. Solche junge Reiſende von Profeſſion ſind oft wie die Muſikanten, von denen Sie geſprochen haben, und wenn auch der Name „Herkules Ladren“ ein ſehr geachteter iſt . . .“

Indem Omnibus von den Muſikanten geſprochen, hatte er ſich wieder des Sängers und ſeiner Hoffnung, von Ladren beim Ritter eingeführt zu werden, erinnert; er ſchwankte unſchlüſſig zwiſchen Warnungs- und Beruhigungspredigten. Der Zufall wollte eben, daß der beſprochene Fremdling, aus dem Hauſe kommend, ſeinen neuen Freund erblickte, und ſeinen eigenen Namen von demſelben ausgeſprochen hörte. Voll von Kordialität eilte er auf Omnibus zu, ſchüttelte ihm die Hand, und ſprach: „Sie nehmen mir, indem Sie mit dem Herrn Gaſtwirth ſprechen, einen Stein vom Herzen. Ohne Zweifel, Herr Mandelkern, wiſſen Sie jetzt Beſcheid, und werden mir den Gefallen erzeigen?“ — Mandelkern warf einen vielfragenden Blick auf Omnibus; dieſer gab ihm einen vielverſprechenden zurück, und, unfähig, in Gegenwart des Beargwohnten ſeinen Verdacht länger zu behaupten, leiſtete er ſogar auf die Neutralität Verzicht. Er ſagte kurz und gut: „Es verſteht ſich von ſelbſt, Herr Wirth. Ich bin mit Vergnügen Bürge für dieſen jungen Mann. Sein Vater iſt mein Freund; ſomit iſt alles geſagt. Stellen Sie immerhin Ihr Haus zur Verfügung dieſes Herrn; ich garantire. — Iſt's ſo recht?“ ſetzte er, beide Freunde gutmüthig anſehend, hinzu. — „Vollkommen,“ antwortete Mandelkern mit Verneigung und dem Lächeln des Schelms. — „Sie ſind der Engel, den mir mein Vater ſchilderte! ...“ rief Herkules entzückt, und küßte ſeinen Bürgen auf beide Wangen: „Sie ſind würdig, mein ganzes Mißgeſchick zu erfahren; ich will Ihnen nichts verſchweigen; Sie ſollen mir rathen, mir helfen. Von keinem Menſchen in der Welt möchte ich eine Hülſe acceptiren, weil ich erwarten darf, von Ihnen unterſtützt zu werden. Speiſen Sie heute mit mir.“ —

Der liebenswürdigen Einladung des Reiſenden und dem verführeriſchen: „Iſt's gefällig, hinein zu ſpazieren?“ des Wirths, das vom Silberklang der Eßglocke feierlich begleitet wurde, — beiden widerſtand Omnibus. „Es thut mir wahrlich leid,“ ſagte der Würdige: „allein Ihre Tafel, Mandelkern, dauert mir zu lange, und ich ziehe das à la carte der „Königin von England“ vor, da ich nach Tiſche der Geſchäfte viele habe.“ — Mandelkern zuckte bedauernd die Achſeln, und eilte, wohin die Pflicht ihn rief: an den Vorſchneidetiſch; zu Herkules ſprechend, meinte Omnibus: „Wenn Ihnen gefällig wäre, heute neben mir verlieb zu nehmen, ſo fände ich bequem Zeit, Sie anzuhören, und mit Ihnen über einen Punkt zu reden, der mir am Herzen liegt.“ — „Ein Vergnügen, ein Vergnügen,“ erwiederte Herkules mit dem Lächeln der Befriedigung, indem er ſich familiär in Omnibus Arm hing, und mit ihm fortging: „Sie meinen den Stich und Verlag Ihrer Meſſen und Sextetten? Eine abgemachte Sache; ſchon bereits im voraus vom Vater beſchloſſen, und heute von mir, als einem Plenipotentiarius, ratificirt.“ — „Schön, ſchön, dankbarſt aufgenommen!“ verſicherte Omnibus: „allein es iſt nicht gerade dieſes, wovon ich mit Ihnen ſprechen will. Laſſen Sie jedoch zuerſt mich wiſſen, was Ihnen fehlt, womit ich dienen kann?“ —

Ueber die jugendliche Stirne des Kalbskopfs, der in der „Königin von England“ vor die Gelüſtigen geſtellt worden war, ſchweifte melancholiſch der Blick des Herkules. Der junge Mann ſammelte ſich, und erzählte ſofort männlich gefaßt, wie ihn auf ſeiner Heimkehr aus Italien Straßenräuber geplündert, und um Geld, Brieftaſche und Uhr gebracht; wie er zwar in Turin von einem Correſpondenten ſeines Vaters eine Summe erheben, die wohl ausgereicht haben würde, die weite Reiſe nach Rußland zu vollenden. „Was mußte jedoch geſchehen, was ſich mit mir begeben?“ fragte Herkules, indem ſein Geſicht von Beſchämung, von edler Reue verfinſtert wurde: „Ich habe Ihnen bis jetzt erzählt, was Hunderten begegnet iſt, was Hundert andere gelogen haben, was ich auch gelogen haben könnte, wenn Sie mich nicht kennten, und des reichen Labrens, Ihres Freundes und Ihrer Kunſtwerke allergewiſſeſten Verlegers Sohn für einen gauneriſchen Landſtreicher zu halten im Stande wären. Aber jetzt ſteh’ ich auf dem Punkte, Ihnen etwas zu entdecken, was meinem Selbſtgefühl wehe thut, und Sie werden bekennen müſſen, daß nur die leidige Wahrheit redet, wie ich rede: ich habe — um den Verluſt zu erſetzen, den mir die Straßenräuber zugefügt, geſpielt, und habe obiges Turiner Geld, meines Vaters Geld — verloren; verloren, bis auf wenige Thaler, die mir bis hieher halfen, wo ich zu meinem Glücke Sie, meinen Engel, gefunden habe!“

Es iſt unnöthig, die weitern Verhandlungen, die dem ſchweren Geſtändniß folgten, der Breite nach anzuführen; denn es genügt ſchon, zu ſagen, daß Omnibus dem Sohne ſeines Freundes und allergewiſſeſten Verlegers eine nicht unanſehnliche Summe verſprach, und ſich vergebens ſträubte, dafür gewiſſermaßen als Pfand die bewußte ſchwere Kiſte, mit Kunſtſachen und Antiquitäten gefüllt, ad Depositum zu übernehmen. Hierauf kam Erichs Anliegen an die Reihe. Er unterrichtete freimüthig den Herkules von dem Fund der Viſitenkarte, von der kleinen Prahlerei, die er ſich mit Giangurgulo's Bekanntſchaft erlaubt, von dem Zufall, der ihn, dem Geſanglehrer gegenüber, in ſeiner Schlinge gefangen, und von ſeinem dringenden Wunſche, daß Herkules, der ohne Zweifel den berühmten Sänger kenne, die Güte haben möchte, ihn, Omnibus, und den Maeſtro Ghiribizzi bei dem vortrefflichen Künſtler einzuführen; jedoch im voraus zu veranſtalten, daß der Cavaliere etwas zutraulich mit demjenigen umgehe, der ſich ſeines Beſuchs gerühmt, damit ſich der Freund vor dem Freunde keine Blöße gebe. — Nach kurzem Bedenken ſagte Herkules freundlichſt zu, verſprach am Nachmittag mit der fraglichen Kiſte der Künſtler-Audienz nähere Feſtſetzung zu überbringen, und die neuen Freunde trennten ſich, gegenſeitig zufrieden. —

Alſogleich lief Omnibus zur Polizei. Der Beamte erklärte bedauernd: der Paß könne erſt am folgenden Tage unterſchrieben werden; der Miniſter ſey auf dem Luſtſchloſſe des Fürſten, der Sekretär liege ſchwer krank, die verſchiedenen Attaché's ſeyen nirgends zu finden. „O Himmel, was wird der Hofrath ſagen!“ ſeufzte Omnibus nach manchen vergeblichen Einwendungen; dennoch war er im Innerſten erfreut, die verhaßte Reiſe wenigſtens um einen Tag verſchoben zu wiſſen. — Nun machte er ſich auf, für den Kapitän ein Logis zu ſuchen, was ihm aber, dem Gewitzigten, nicht gelang, weil er wählig geworden war. Sodann eilte er, um ſeinen Schwiegervater Ghiribizzi, der pünktlich in ſeine Wirthshausgeſellſchaften zu gehen pflegte, nicht zu verpaſſen, mit Vertröſtung und Zuſage zu demſelben. — Wilibalds Tilbury-Angelegenheit nahm die letzte Stunde des Nachmittags in Anſpruch. Erſt am Abend fand Omnibus Zeit, athemlos nach ſeinem Quartier zurückzukehren. Valentin kam ihm auf der Treppe mit verſtörtem Geſicht entgegen: „Ich habe Sie überall geſucht, aber nirgends gefunden,“ meldete der treue Diener: „Wiſſen Sie, daß der Kapitän militäriſch von Ihrem Logis Beſitz genommen hat?“ — „Alle Teufel! das iſt ja nicht möglich!“ — „Er hat Wort gehalten,“ erwiederte Valentin traurig: „ſein Gepäck — nun, es beſteht nur in einem Koffer und Mantelſack — liegt in Ihrem Salon, ſeine Nachtmütze auf Ihrem Bette. Er hat, als er ausging, das ganze Logis verſchloſſen, und läßt Ihnen durch mich den Schlüſſel ſeines ehemaligen Quartiers überreichen, damit Sie ſich darinnen gedulden können, bis Sie Ihr Verſprechen, eine paſſende Hauptmanns-Wohnung zu ſchaffen, gelöst haben werden.“ — „Hat man je eine Barbarei geſehen, wie dieſe?“ fragte Omnibus troſtlos, und hob den enormen Hausſchlüſſel des Kapitäns in ſeinen gefalteten Händen zum Himmel empor: „Meine Kleider, meine Schlafröcke, mein Geld, meine Bequemlichkeiten ... Alles in fremder Gewalt? So vergilt der Freund dem Freunde?“ — „Wenn Sie einen Schloſſer kommen ließen?“ — fragte Valentin. — Omnibus ſchauderte vor der ſo einfachen Maßregel. „Würd' ich mich nicht auf ewig mit dem Kapitän entzweien?“ fragte er entgegen. Eine Baßſtimme erwiederte ihm: „So lang ich die Augen offen habe, wird kein Menſch nicht meines geſtrengen Herrn Hauptmanns Thüre aufbrechen dürfen!“ Und, mit der Hand an der Mütze, aber funkelnden Blicks ſtand hinter dem erſchrockenen Erich der Fourierſchütz des Kapitäns: ein Wächter, dem Alles zuzutrauen war. „Siehſt Du wohl, Valentin?“ fragte Omnibus noch einmal troſtlos. — Der Bediente machte ein grämliches Geſicht, auf den Fourierſchütz deutend: „Der Soldat hat ſich in meine Kammer einlogirt, wie ſein Herr in Ihre Zimmer. Ein Glück, daß ich heute zu der Hochzeit meiner Brudertochter zu gehen veranlaßt bin, ſonſt gäb's beim Schlafengehen ein Unglück; verlaß' Er ſich darauf, Soldat ...“ — Der Kanonier rührte ſich nicht, wich nicht von dannen.

In dem Moment wurde des jungen Herkules Kiſte gebracht. Der Sohn des allergewiſſeſten Verlegers begleitete ſein Eigenthum, und ſagte zu den Trägern wohl fünfzigmal: „Aufgeſchaut, Achtung gegeben! nicht angeſtoßen! langſam, behutſam, ihr Eſel! alles Gold der Welt könnte nicht bezahlen, was verdorben würde, wenn Ihr die Kiſte fallen ließet! — Da iſt das bewußte Depoſitum,“ ſprach er dann höflich zu Omnibus: „befehlen Sie, wohin es geſtellt werden ſoll.“ — „Liebſter,“ entgegnete Erich kläglich: „ich bin in der ſonderbaren Lage, nicht in meine eigene Wohnung dringen zu dürfen. Wollen wir nicht bis Morgen, wo Alles ſich ausgleichen wird — wollen wir nicht die Kiſte hier auf dem Vorplatze laſſen?“ — „Meinetwegen,“ verſetzte Herkules. „Können Sie aber alsdann für dieſe unendlich werthvolle Kiſte gut ſtehen?“ fügte er mit einem Blick hinzu, der alle Qualen der Befürchtung und des Zweifels in Omnibus entfeſſelte. „Mein Gott, mein Gott!“ jammerte er: „Sie haben Recht. Wenn irgend ein frecher Dieb . . . mein Gott, in welche Verlegenheit bringen mich meine guten Freunde! ich kann wahrhaftig nicht gut ſtehen . . . Valentin, was fangen wir an?“ — Valentin ſchüttelte den Kopf. Der Fourierſchütz ließ die Gnade walten. „Wollen Sie die Kiſte in meine Kammer ſetzen laſſen? Ich gehe nicht von Hauſe, muß den Herrn erwarten.“ — „In ſeine Kammer!“ brummte Valentin; aber Omnibus hätte beinahe den Soldaten umarmt, und drückte ihm ein Trinkgeld in die Hand, ſagend: „Er iſt ein braver Menſch. nein, Sie ſind ein braver Mann! Sie verdienten Hauptmann zu ſeyn, ſtatt . . .“ hier unterbrach er ſich plötzlich, fürchtend, ſchon allzuviel geſagt zu haben.

Während die beiden Diener die ſchwere Kiſte in Valentins Kammer ſchleppten, wendete ſich Herkules freundlichſt zu dem guten Erich. „Der Ritter Giangurgulo erwartet Sie morgen, Sie und unſern Freund, jedoch nicht vor zehn Uhr. Ich werde Sie im Kaffeehaus zur Traube abholen, wenn Sie erlauben.“ — „Sehr wohl; aber um zehn Uhr ſollte ich ſchon zwei Stationen zurückgelegt haben! Herr Gott, was wird der Hofrath ſagen! Aber ſtill: das iſt ein Geheimniß. Ich bin nicht unzufrieden, daß der Herr Hofrath mich nicht bei Hauſe finden werden, denn kommen, kommen wird er ganz gewiß, wenn ich nicht komme. Wo ſoll ich nur übernachten? In dem Drachen?" — „Beileibe nicht," fiel dem zagenden Freunde Herkules in die Rede: „Alles iſt dort überfüllt; Mann an Mann." — „Sehr unangenehm, auf Ehre. Aber ich muß Ihnen Beifall geben. Es wäre auch allzulächerlich, wenn ein angeſehener Mann, wie ich, im Gaſthaus übernachten wollte. Schon heute wäre die verwünſchte Geſchichte mit meinem Kapitän in aller Menſchen Munde. Wilibald iſt abweſend, Ghiribizzi hat kaum ein Bett für ſeine eigene Perſon, dem Hofrath muß ich ausweichen, ſtatt ſeine Gaſtfreundſchaft anzuſprechen, . . . am Beſten, ich gehe in Gottes Namen in des Kapitäns Logis. . ." — Reſignirt machte ſich Omnibus auf den Weg. Herkules hielt ihn auf. „Wenn Sie verreiſen," ſagte er unruhig, — „wie wäre es dann mit dem Gelde, das Sie mir ſo großmüthig verſprachen?" — „Ich reiſe ja nicht," entgegnete Omnibus: „ich erſcheine morgen zur Audienz bei dem großen Baritoniſten. Wir finden uns ja morgen . . ." — „Alles wohl und gut; aber meine Bedürfniſſe . . . edler Mann . . . bis dat, qui cito dat!" — „Dieſe Verwirrungen bringen mich noch um mein bischen Hirn!" fuhr Omnibus auf: „Sie ſehen ja doch, in's Guckucksnamen, daß ich ſelbſt nicht in meine Zimmer treten, nicht zu meinen Schreibtiſch kann. Wie ſollte ich Ihnen denn auf dem Fleck geben, was ich Ihnen verſprach?" — Herkules verbeugte ſich tief, und erwiederte kaltblütig: „Edler

Sterblicher, Sie haben gewiß hier einen Banquier, der auf ein Wort von Ihnen? . . ." — „Freilich, freilich," beſtätigte Omnibus, deſſen Hitze ſchnell verraucht war: „Vergeben Sie mir meine Heftigkeit. Dem Bedrängten ſchleunigſt beizuſtehen, befiehlt die Pflicht des Menſchen, vor Allem die des Freundes. Kommen Sie mit mir. — Valentin!" —

„Herr Allen?" — „Geh mit mir in mein neues Quartier. Beſſer: geh voraus, und richte alles leidlich her in dem ſaubern Vivenac." — „Ich gehe zur Hochzeit, lieber Herr." — „Alle Teufel, Du gehſt mit mir. Was Hochzeit? geht Dein Dienſt nicht vor? Alle Wetter, das möchte ich ſehen! Allein ſeyn in dem fremden Hauſe, in der öden Wohnung?" — Valentin, der ſeinen Herrn zu behandeln wußte, machte ſich ganz klein und unterthänig: „Wenn der Herr befehlen, ſo iſt's etwas Anderes. Aber der gnädige Herr hatte mir erlaubt, die Hochzeit zu beſuchen. Wenn ich, der Brautvater, ſo zu ſagen, fehlte ... es wäre traurig für meine Bruderstochter, für ihren jungen Mann, für die ganze Geſellſchaft ... ich hatte mich ſo innig darauf gefreut ... aber allerdings geht der Herrendienſt vor, auch wenn ich ſchon lang verdient hätte, daß... mein einziges Vergnügen . . . meine langen Dienſte . . . mein Alter! . . ." Der Kerl hob an zu ſchluchzen, als wär's ihm völlig Ernſt. Worauf den guten Omnibus ſeine harten Worte gereuten, und er verſetzte, beinahe ſelber weinend: „Ei nun, ſo halt' das Maul, alter Burſche. Es ſoll meinetwegen drum ſeyn. Heule nicht. Ich will mich wieder ohne Dich behelfen. Hab's oft im Leben thun müſſen. Will denken, ich ſey auf meiner großen

Reiſe. Geh, wohin Du willſt: vorausgeſetzt, daß Du mit dem Früheſten Dich bei mir einfindeſt ... hörſt Du?" — „Sobald der Tag graut," betheuerte der Diener, und erbat ſich, nachdem er des Herrn Hände geküßt, freundſchaftlichſt, ja herablaſſend, in des Kapitäns Logis die Lichter zu beſorgen, und ſo viel Bequemlichkeiten anzuſchaffen, als in einer Miethkaſerne ſolchen Schlags zu finden ſeyn würden.

Omnibus ging ſtracks, von Laufen und Verdruß ermüdet, mit Herkules zu ſeinem Wechsler. O weh! auch dort war das Comptoir verſchloſſen; Mann und Frau und Comptoiriſten waren in's Theater gegangen. „Sie ſehen," ſagte Omnibus zu ſeinem ungeduldigen Begleiter, „heute iſt ein Tag des Unglücks. Warten Sie indeſſen getroſt auf morgen. Mein Ehrenwort, daß ich Sie in der Traube, mit dem Gelde in der Hand, erwarte." — Herkules ſchied vom Freunde mit einigem Mißmuth, aber Verehrung und Dankbarkeit auf der Zunge. — „Ich bin entſetzlich müde, und werde hoffentlich ſelbſt auf des Kapitäns Wachſtubenbett gut ſchlafen," gähnte Omnibus, und ſuchte ſeine neue Reſidenz.

Auf dem Wege dahin ſtrich er unverſehens — es dunkelte ſchon mit Macht — an einen Hund, der ſich knurrend nach ihm umdrehte, jedoch plötzlich mit dem Schweife wedelte, und ihm folgte wie ein vertrautes Lamm. „Ach, Lion, was machſt Du hier zur ſpäten Abendzeit?" fragte, den Hund ſtreichelnd, der ehrliche Omnibus. Der Hund redete natürlich nicht, aber ſowohl aus ſeinem vernachläßigten Aeußern, als aus der Scheu, womit er öfters ſtehen blieb und horchte, als höre er von ferne den Pfiff ſeines Herrn, ließ ſich unſchwer errathen, daß er wieder einmal dem ſorgloſen Wilibald durchgegangen, und auf eigene Gefahr zur Stadt gelaufen war. „Ei, ei, Lion!“ ſprach ihn daher Omnibus mit zärtlichem Vorwurf an: „Du biſt unverbeſſerlich. Aber komm; weil der Zufall Dich mit mir zuſammengeführt hat, will ich Dich heimgeleiten, damit Wilibald wegen Deiner beruhigt ſey.“ — Obſchon die Strecke weit, legte Omnibus ſie dennoch unverdroſſen zurück, und kam an Wilibalds Haus. Des Junggeſellen Wohnung war leer, war verſchloſſen, kein Knecht oder Groom zu ſehen. Die Sterne ſchienen in die ſchwarzen Fenſter … Alles todt und ſtill. „Kuſch Dich, Lion!“ befahl Erich dem Hunde im obern Treppenwinkel: „Niederlegen! ſchön zu Hauſe bleiben, ſchön; braver Hund ſeyn, Lion!“ — Da er vorausſetzte, der Hund werde gehorchen, verließ er wohlgemuth Wilibalds Wohnung, wanderte, hinkend vor Müdigkeit, in das Centrum der Stadt hinein, verirrte ſich aus Zerſtreuung in das von ihm urſprünglich bewohnte Haus, und war ſchon oben an ſeiner Vorſaalthüre, als ihm einfiel: „He, wohnt nicht der Kapitän an Deiner Statt in dieſem Stockwerk?“ Worauf er gehorſam wieder umdrehte, und leiſe die Treppe hinunter ſchlich. Auf der Gaſſe kam ihm plötzlich vor, als begleite ihn ein dumpf-ſchnaufender Blasbalg. Umſchauend ſah er abermals den Newfoundland-Hund hinterdrein ſchreiten, gravitätiſch, als ob's von Anfang der Welt ſo hätte ſeyn müſſen. „Bring' ich den verzweifelten Hund nicht von der Seite?“ fragte er unwillig, und zur Antwort ſchüttelte Lion den Kopf, daß ſein breites Halsband raſſelte, wie eines Kerkermeiſters Schlüſſelbund. „Nein ſagſt Du, amerikaniſche Waſſerdogge, Hund des Nordens?

Wohlan denn. Hoffe aber nicht, daß ich Dich die ganze Nacht hindurch ſpazieren führen werde. Wir ſind müde, guter Freund, und Du wirſt dir bei mir es gefallen laſſen müſſen, wie ich mir's beim Kapitän gefallen laſſen muß; damit Du meinem Freunde nicht abhanden kommſt. Es dürfte nur mich heute Jemand mit Dir geſehen haben, und ſicherlich müßte ich die vierzig Louisd'or für Dich bezahlen, die Du meinem Freunde werth biſt. Das will ich aber nicht; ergo, Du Mohr im weißen Kleide, ſey heute mein Gaſt."

Der Hund ſchien einverſtanden, proteſtirte nicht gegen das feuchte, weitſchichtige Haus, das Omnibus, Dank dem Schlüſſelgoliath des Capitäns, betrat, ſtrich ruhig mit ſeinem Führer durch die ungeheuern Gänge, und ſetzte ſich geduldig nieder, als Erich an der Lampe des Corridors im dritten Stocke ſein Licht anzündete, und des Kapitäns ehemaliges Zimmer aufſchloß. — „Herein, Lion, marſch herein!" befahl Omnibus von innen. Der Hund gehorchte dieſem Befehl, und legte ſich lang vor die Thüre, die der edelſte der Freunde feſt verriegelte. „Es iſt ein Fingerzeig vom Himmel geweſen, daß der Hund zu mir kam," dachte Erich mit großer Zufriedenheit: „ich kann den wachſamen Geſellſchafter in dieſem unwirthlichen Hauſe brauchen. Wer weiß, mit welchen Menſchen ich unter einem Dache ſchlafe? Dieſes Gebäude ſcheint eine Mördergrube zu ſeyn." — Er leuchtete allenthalben umher, und fand im Ganzen die Wohnung etwas ärmlich möblirt, aber bei weitem nicht ſo unbequem, als der Kapitän vorgegeben hatte. „Die Treppe wackelt," ſagte Omnibus, ſich entkleidend; „das iſt wahr; dunkel wie in einem Sack?

iſt nicht wahr; voll von Winkeln? O ja; von Spinnen? muß ſich erſt am Tage ausweiſen. Der Fußboden iſt ſchlecht; aber wenigſtens iſt eine Fallthüre nicht darinnen, durch welche Mörder heraufſteigen, oder Leichen erſchrecklich Ermordeter hinabgeſtürzt werden konnten. — Uebertreibung, Kapitän, Uebertreibung." — Er rückte ſeinen Stuhl vor den antiken Spiegel, ſchaute in denſelben, ſeufzte nach ſeinem fernen Schlafrock, und ſetzte in Gedanken hinzu: „Gerade ſo einſam und an Bequemlichkeiten nackt werd' ich ſeyn, wenn ich der Schweiz zutaumeln werde, ein Opfer der Freundſchaft, ein vergeblicher Bräutigam, ein mißgelaunter Ehrenwächter. O weh, dieſe Reiſe! Wenn ich mich vor dem Hofrath verbergen konnte, gerne wollte ich in dieſem Neſte verweilen! Doch muß ich morgen Ernſt machen mit der Reiſe und mit den Logisangelegenheiten. Sapperment, der Kanonenteck ſoll mich nicht an der Naſe herumführen! — Am geſcheidteſten iſt, wenn ich ihm ein recht elegantes Quartier procurire, ſollte ich auch heimlich aus meiner Taſche darauf zahlen müſſen. Es iſt indeſſen nicht nöthig, daß ich's heimlich thue. Meine guten Freunde ſind ſo wackere Burſche, daß Sie auch officiell annehmen, was ich ihnen ſchenke." — Indem er ſein Foulard zuſammenlegte, um ſich daraus eine Schlafmütze zu ſtegreifen, ſagte Omnibus drehend zum Spiegel: „Ich ſchenke indeſſen dem Ghiribizzi nicht, was ich ihm geliehen, und wenn der Herr Patron nicht umgehend erſetzt, was ich ihm leihen werde, ſo ſchreibe ich ſeinem Vater, wie er ſich in Turin aufgeführt hat. Das wird ſeine Wirkung thun." — Während Omnibus die Drehung ausſprach, gereute ſie ihn ſchon, und er ſetzte, ſeine Nachttoilette vollendend, engelgut hinzu: „Pfui, Erich, pfui doch. Haſt dem guten Herkules noch nicht einmal gegeben, was Du ihm verſprochen, und ſchon geiferſt Du ihn an voll Mißtrauen? Und bereits iſt die Kiſte mit Antiquitäten und Gemälden und Manuſcripten in Deinen Händen! O pfui, wie ungerecht wird der Menſch, der dem Egoismus nur ein Haar des Haupts überläßt!“ — Omnibus löſchte eins der Lichter aus, und ſah nach der Uhr. „Zehn Uhr? Ziemlich früh, aber meine Müdigkeit!!! Ich werde beſſer ſchlummern, als mein gemißhandelter Herkules, den vielleicht die Sorgen und etwa ein Zweifel an meiner Aufrichtigkeit nicht ſchlafen laſſen.“ — Omnibus zog ſeine Uhr auf. „Wenn nur die Kiſte in Sicherheit und gutem Gewahrſam iſt! Ich habe meine liebe Noth wegen der Verantwortlichkeit. Wenn ein Dieb ...“ Ein ſeltſames Geräuſch ſchreckte den Grübler auf. „He! was iſt das?“ keine Antwort. Das Geräuſch dauerte noch eine kleine Weile; dann war Ruhe. — „War mir's doch, als käme es aus der Alkove!“ flüſterte Omnibus vor ſich hin: „wenn's aber von Menſchen käme, hätte ſich Lion gewiß gerührt. Indeſſen wären auch Ratzen von größerer Dimenſion eine unbequeme Nachbarſchaft, und ich glaube, die Newfoundländer ſpeiſen weder Ratzen noch Mäuſe?“

Nach der Alkove wandelnd, warf Omnibus einen Blick auf die Thür. „Aha! Lion hat ſeinen Platz verändert. Gewiß hat auch ihn das Geräuſch näher zur Alkove gelockt. Lion! Lion!“

Seinem behutſamen Rufen antwortete nur das tiefe Schnarchen des Hundes. Die friedliche Scene zwiſchen einem bereits ſchlafenden Hunde und einem zu Bett ſchlendernden ſchlaftrunkenen Menſchen ſollte ſich ſchnell in eine äußerſt feindſelige verwandeln. Denn mit ſträubendem Haar mußte der näher ans Bett tretende Omnibus ſehen, daß Lien querüber im Bette lag. „Nein! das iſt doch zu impertinent!“ zürnte Erich und eilte, mit ſeinem leichten Stöckchen den zottigen Schläfer zu wecken. Paff! Lien ſchlug die Augen auf. Paff! Lien legte ſich knurrend in die Springpoſitur. Paff! Lien ſtand im Bett auf, und knurrte wie ein Teufel. Noch einen Schlag wagte Omnibus; aber alſogleich lag er ſelber zu Boden, und über ihm ſtand brummend der Mohrenkopf mit einem Jabotſetzen des Unglücklichen im Maule. Omnibus regte ſich nicht. Der Hund war damit einverſtanden, trat zurück, und ſprang wieder in's Bett, wohin zu aller Noth auch das Stöckchen geflogen war. — Alle Bewegungen ſeines Feindes beobachtend, erwartete der Hund einen zweiten Angriff.

Omnibus hatte dazu keine Luſt. Er verſuchte ſein Heil mit Sanftmuth. Er näherte ſich cajolirend dem Hunde, er ſtreichelte ihm mit zitternder Hand das Fell. Lien nahm alles gefällig hin. So wie jedoch der Gegner verſuchte, wenn auch noch ſo einſchmeichelnd, eine Poſition im Bette zu gewinnen, ſo war Lien wieder alert und der alte Teufelsſpektakel mit Knurren und Bellen, mit drohendem Krallen- und Gebißſpiel hob wieder an. — Einmal hatte Omnibus, das Lager mit einem Stuhle überm Haupt berennend, einen Augenblick den Vortheil und den Beſitz; aber im Nu ſtand wieder der Hund über ſeiner keuchenden Bruſt, und machte ſo tyranniſche Pantomimen, daß Omnibus ſich glücklich ſchätzte, wieder dem Bett zu entkommen.

und dem ungeſchlachten Nordamerikaner das Feld ohne weitere Einwendung überließ.“

„Das hat noch gefehlt!“ klagte er in ſich hinein, der gekränkteſte der Freunde: „O verwünſchte Gaſtfreundſchaft, die ich einem Hunde, einer ſchwarzen Hundeſeele gewährte? Das ſoll mir eine Lehre ſeyn!“ — Der Arme ſuchte eine Stelle zum Ausruhen. Da war aber nur ein alter Lehnſeſſel, von Rohr geflochten, in welchen und auf welchen gar keines Menſchen Statur paßte. Dennoch, in Ermanglung von etwas Beſſerm, zwängte ſich Omnibus in den Marterſtuhl. Den halb ſchlafenden, halb lauernden Hund im Angeſicht, entſchlummerte die Blume der Freundſchaft vor Erſchöpfung. Aber alle unter- und überirdiſchen Mächte hatten ſich gegen ihn verſchworen. Das Haus, worin er ſich befand, zählte der eheloſen Bewohner viele: irreguläre Truppen, die zur Nachtzeit kamen und gingen, wie's ihnen gefiel. Bald jubelten ein paar Zechbrüder ſchreiend und lärmend durch die Gänge; bald polterte einer an die Thüre: „He, Kapitän, haſt Du Licht?“ — Ein Anderer: „He, Kapitän, ſchlafen Sie ſchon?“ — Ein Dritter: „Schlaf' wohl, Kapitän. Wo biſt Du heute geſteckt?“ — Ein Vierter, in der Meinung, er ſey an ſeiner eigenen Zimmerthüre, wollte mit aller Gewalt hinein, und fluchte auf den Schlüſſel, der nicht paßte. Allen dieſen Herren zu antworten, übernahm freilich der Newfoundlandhund, und ſie zogen ſich vor dem Gebell zurück, aber nichts deſto weniger wurde Omnibus immer auf's Grauſamſte geſtört. Ueber ſeinem Haupte trampelte in ſchweren Stiefeln ein deſperat Verliebter umher, der nicht ſchlafen konnte, und ſich wenig um die Ruhe ſeiner Nachbarn kümmerte; neben dem Gemarterten verſuchte ſich Einer bänglich und jämmerlich auf einer verſtimmten Flöte; auf der andern Seite fiel der Nachbar alle Augenblicke aus dem Bett, oder warf den Nachttiſch um, oder verwünſchte mit unfeinen Ausdrücken das Feuerzeug, das er nicht finden konnte. Ein andermal wachte der Hund aus dem Schlafe auf, und bellte den guten Omnibus an, wie einen eingeſchlichenen Räuber. — Gegen Morgen wurde das Haus ſtiller; da übernahm die Friſche des Morgens bei Omnibus das Amt des Peinigers. Der Froſt weckte den Halbbekleideten; das Licht war ausgebrannt. Omnibus wollte ſich anziehen, doch konnte er wie ein Geräderter die Glieder nicht rühren. Endlich — nach unſäglichen Leiden — kam die tröſtende Tageshelle zum Vorſchein, und ein donnerndes Klopfen verkündigte das Eintreffen des hochzeitlichen Valentin.

Der alte Diener, obgleich ſelbſt übernächtig, erſchrack vor dem geſpenſtigen Ausſehen ſeines Herrn, der ihm aufmachte. „Was iſt Ihnen zugeſtoßen?“ fragte Valentin, aber Omnibus war nicht vermögend, ihm eine ausführliche Antwort zu ertheilen. „Kaffee, um Gottes willen Kaffee!“ ſtammelte er, und Valentin flog in's nahe Kaffeehaus, um die Stärkung herbeizuholen. Er ging, und Willibald kam; geſtiefelt, geſpornt, mit zornentflammten Zügen. „Was machſt Du denn für dumme Streiche?“ fuhr er den bleichen Freund an; „meinen Hund, wo haſt Du meinen Hund? Er iſt mit Dir geſehen worden. Schon ſeit einer Stunde ſuche ich Dich. Wie zum Henker kannſt Du ausziehen, ohne Deinen Freunden etwas davon zu ſagen? In welches Loch haſt Du Dich einquartiert, um mir den

Lien zu debauchiren?" Und je heftiger der Jeruſalemritter ſpektakelte, um ſo lauter tobte der Hund in der Freude des Wiederſehens, und der Lärm war ohne Grenzen. Omnibus war nur im Stande, die Geſchichte ſeiner Qualen bruchſtückweiſe von ſich zu geben; aber er ſchloß mit dem wehmüthigen Ausruf: „Meine Freunde werden mich noch in's Grab bringen. Der Kapitän hat mir den Garaus gemacht; Du tödteſt mich mit Deinen Vorwürfen; Dein grauſamer Hund hat mich bereits zerriſſen und zermalmt!"

Was jedoch den armen Dulder wieder zu ſich brachte, ſchneller als ſelbſt dem heißen Cichorientrank gelang, den er mit Eckel und Sehnſucht nach ſeinem eigenen Hauſe hinabwürgte, war des Hofraths Erſcheinung. Das Schreckliche wirkt oft belebender auf des Menſchen Organismus, als die Analeptica der ganzen Welt. Bei des Hofraths Eintreten wurde Omnibus wieder ſtraff, und, wenn nicht gutes Muths, doch wieder fähig zum Reden, zum Handeln, zum Denken, zur Vertheidigung gegen ungerechte Angriffe. — An dieſen ließ der Hofrath es wahrlich nicht fehlen. Der Refrain war immer: „Warum haben Sie ſich nicht eingeſtellt? Warum holten Sie ſich nicht Ihre Briefe? Warum verſtecken Sie ſich in dieſer armſeligen Spelunke? Warum ſind Sie noch nicht fort?" — Und Drohung auf Drohung, und endlich die allerentſetzlichſte: „Ich werde Sie für den ſchlechteſten Freund auf Erden erklären und Sie nimmermehr einen Sohn heißen, wenn Sie nicht ſpäteſtens um Mittag die Stadt verlaſſen haben!" Sprach's, der zornige Hofrath, warf ſein Bündel Papiere vor dem Freunde auf den Tiſch, und ging, ein grollender Löwe, wie er gekommen war.

„Du willſt eine Reiſe antreten, liebſter Freund?“ fragte Wilibald, der nun ganz zahm geworden. — „Ich ſoll's,“ entgegnete Omnibus, der die Kleider anlegte, die ihm ſein Bedienter gebracht hatte. — „Wohin denn?“ — „Ein Geheimniß.“ — „Pah, das Geheimniß der ganzen Stadt! Glaubſt Du, daß der Hofrath ſchweigt? Ich habe geſtern bei Laßbergs gehört, daß Du ſeine Tochter aus der Schweiz abholen, daß Du ſie heirathen ſollſt.“ — „Mein Gott! der Hofrath empfahl mir doch ſelber, zu ſchweigen! Sage nur um's Himmels willen dem Ghiribizzi nichts. Er könnte eine Hinterliſt von meiner Seite vermuthen, und ich möchte doch wiſſentlich keinen meiner Freunde kränken; nicht einmal den Kapitän, der mich um ein Jahr meines Lebens gebracht hat.“ — „Nicht doch; der Ghiribizzi erfährt nichts. Da er nicht in gute Geſellſchaft kommt, iſt Alles für ihn ein Geheimniß. Du Glücklicher, wirſt alſo wieder heirathen?“ — „Ich bitte Dich, Wilibald, gönne mir Ruhe.“ — „Wer an Deiner Stelle wäre!“ ſagte Wilibald, durchaus nicht ironiſch, und ein ſchwerer Seufzer entfloh ſeiner Bruſt. — Omnibus erwiederte lebhaft: „Das kannſt Du ſeyn, im Augenblick. Du biſt jung, Du biſt ein hübſcher Mann und von ſeinem Vermögen. Heirathe Du die Hildemund.“ — Wilibald ſchüttelte den Kopf, kurz und gut verſetzend: „Das thu ich nicht.“ — „Warum nicht?“ — Nach einigem Beſinnen ſprach Wilibald feierlich: „Meinen beſten Freund um ſeines Lebens Glück, um ſeines Herzens Seligkeit bringen? nimmermehr!“ — „Guter Wilibald!“ Erichs Ausdruck war dabei ſauer als ſüß, ſpöttiſcher als ehrlich. „Du beſſerſt Dich ſehr,“ fügte er hinzu. „Wenn Ghiribizzi's Amarante, der Du folgteſt auf Schritt und Tritt, Dir einigen Vorzug gegeben hätte, Du würdeſt Dir kein Gewiſſen daraus gemacht haben, ſie mir vor dem Munde wegzuſchnappen? O hätteſt Du's gethan!" — „Das Fatum war's, mein Freund, welches dazumal an Dir erfüllt werden wollte. Aber der zweite Grund, warum ich die Hildemund nicht will, iſt: ich mag ihren Vater nicht, den Geizhals, den Bären, das Nashorn. Ach, wie hat der Mann ſich ſo eben gegen Dich benommen! Ich war empört, entrüſtet, ſprachlos vor Zorn." — „Das iſt wahr, Wilibald: Du haſt kein Wörtchen dazu geſagt. Dein zweiter Grund läßt ſich ſchon beſſer hören. Der dritte aber? denn jeder Mann hat ſtets der Motive drei: der dritte alſo?" — „Hm; der dritte iſt, offen ausgeſprochen: ich mag die Hildemund ſelbſt nicht." — „Nun, das iſt wenigſtens redlich. Aber auch ich wollte lieber für Dich nach Jeruſalem reiſen, als für den Hofrath nach Lauſanne." — „Lieber Omnibus, ich gehe nicht nach Jeruſalem. Meine Reiſen haben ein Ende." Wilibald hatte alle ſeine Reiſen nur in der Einbildung gemacht. „Mein Bruder" fuhr er fort, „iſt ſchwer krank, wird nicht mehr aufkommen. Ich bin genöthigt, ſeine Güter zu verwalten, und zu erben, wie ich hoffe. Ich bin ohne Gnade an die Hufe gefeſſelt, und werde mich verheirathen. Aber ..." hier folgte ein tieferer Seufzer als zuvor: „Wen? das iſt die ſchwere Frage. Ich habe zu lange gewartet und gewählt; ich kenne die hieſigen Frauenzimmer auswendig. Noch bis geſtern habe ich mit der jungen Antonie Laßberg ein freundliches Verſtändniß unterhalten ..." — „Aha, darum mußte ich mir das Fieber auf der Landſtraße holen?" — Wilibald, ohne ſich, zerſtreut, wie er war, zu geniren, nickte mit dem Kopfe: „Sehr richtig; aber geſtern hat ſich zwiſchen uns Alles aufgelöſt. Das Mädchen iſt nicht pikant, die Familie zudringlich, der Vater ein alter Schwätzer ohne Ende...“— „Vorgeſtern klang es anders, Wilibald.“ — „Kurz — mache mich doch nicht irre — es iſt aus, und doch brauche ich eine Frau, und von hier wird's keine, keine. Ich möchte etwas Fremdes, etwas Reiches, etwas Schönes, etwas Pikantes vor Allem. Etwas recht Fremdes, hörſt Du? nicht aus dem nächſten Städtchen, nicht aus der nächſten Provinz, nicht aus dem Vaterlande. Eine Engländerin wäre mir die liebſte. Die Engländerinnen reiſen gerne; ich auch... ſie lieben den feinſten Ton; ich auch... ſie haben Geld...“ — „Du auch,“ fiel Omnibus ein: „das würde vortrefflich paſſen. Ja, ich möchte Dich wahrhaftig verheirathet ſehen. Der vertrackte Lion würde dann aus Deinem Hauſe müſſen.“ — „Höre,“ begann Wilibald lebhaft: „Du reiſeſt nach der Schweiz; jenes Land iſt der Sammelplatz der guten Geſellſchaft aus allen Welttheilen. Kupple ein bischen für Deinen Freund, he?“ — „Ich wollte Dir's vorſchlagen, Wilibald.“ — „Etwas recht Liebes, Reiches, Schönes, Engliſches, damit ſich die hieſigen Damen von Steifleinwand ins Gallenfieber hineinärgern.“ — „Daß ſie Ammonium ſchwitzen, wie Schwiegervater Kappa ſagt? Aber — die Kuppelei verdiente auch einen Pelz?“ — „Natürlich. Was ſagſt Du zum Vließ meines Lions?“ — „Wie meinſt Du das?“ — „Lion hat Dich tödtlich beleidigt: Du mußt nach ſeinem Blute dürſten. Wenn Du mir verſchaffſt, was ich begehre, ſo iſt der Hund Dein.“ — „Ein herrlicher Gedanke, Wilibald. Lions ausgeſtopfter Balg ſoll aller Welt predigen, daß ich mir nicht ungeſtraft das Jabot zerreißen laſſe. Die Hand her; es ſey!“ — „Top,“ rief der Andere, und der Vertrag war geſchloſſen. Lion ahnte nicht, welche Gefahr ihm drohte.

Es ſchlug zehn Uhr. „Ich habe einen Gang zu thun; entſchuldige, Wilibald,“ ſprach Omnibus, des Rendezvous beim großen Sänger gedenkend. — „Wohlan,“ verſetzte Wilibald: „ich ſehe Dich ohne Zweifel vor Deiner Abreiſe?“ — „Ohne Zweifel.“ — Sie gaben ſich die Hände, um von einander zu ſcheiden; da ſtand auf einmal vor ihnen in ſchwarzer Majeſtät der Kapitän.

Die erlittene Unbill, die Höllennacht, die er ausgeſtanden, trieb dem blaſſen Omnibus alles Blut ins Geſicht, und verſteinerte ſeine Zunge. Der Kanonenteb war jedoch wie allezeit, und hob düſtern Auges, mit trauriger Stimme an: „Ich komme, um mir von Ihm Explikation auszubitten, Omnibus.“ — „Eine Explikation wär' mir ſchon recht,“ antwortete Erich etwas trotzig: „doch bin ich irgendwo beſtellt, und muß daher bitten…“ — „Wird gleich gethan ſeyn. Weiß Er, daß Er ein ſeltſamer Patron iſt, der Seine Freunde mißhandelt, verläumdet und beſchimpft, in der eiteln Meinung, daß ſie unterlaſſen würden, Seine Bosheit vor das verdiente Gericht zu ziehen?“ — Omnibus ſtutzte ſehr. Er hatte gemeint, daß, wenn Einer von beiden eine ſolche Sprache führen dürfe, er ſelbſt dieſer Eine ſeyn müſſe. — Der Capitän fuhr fort: „Dem iſt nicht alſo. Ich will an Ihm ein Exempel geben. Er hat geſtern vor allerlei gemeinem Volke zu ſagen ſich unterſtanden, mein Kerl — der Fourierſchütz — ſey viel würdiger, Hauptmann zu ſeyn, als ich, Sein Freund, ich, ein dekorirter Offizier, ich mit vierzehn Campagnen!! Weiß Er, was das heißen will? Weiß Er, was auf ſolche Injurie gebührt? Der Degen, — mein Degen durch Seinen Leib. Erkläre Er ſich. Widerrufe Er, oder beſtätige Er, was Sein ungewaſchener Mund gegen mich blasphemirt hat. Ich habe noch keinen Dritten mit der Sache bekannt gemacht, um ſie zu vertuſchen, wo möglich. Sobald Er jedoch nicht widerruft, wird gleich ein Anderer da ſeyn, der den Ort, die Stunde und das Inſtrument Seines Todes zu beſtimmen hat.“ —

Es war in der That keine Kleinigkeit, den Kapitän von den letzten Dingen des Menſchen reden zu hören. Jedes ſeiner Worte war ein Genickfang. Die Pauſen, die er machte, waren entſetzlich, wie die Stille, die dem Todesſtreich des Henkers vorangeht. Seine Augen flackerten, wie der Doppeldocht auf einer gelben Trauerkerze. — Omnibus fühlte ſein Blut gerinnen; aber die göttliche Freundſchaft hielt ihn aufrecht, daß er ſagen konnte: „Undank iſt der Lohn der Tugend. Mein Gewiſſen ſpricht mich frei. Ich habe den Cultus der Freundſchaft nicht entweiht. Zwar hab' ich vielleicht geſprochen, was Ihnen mißfällt, Herr Kapitän. Gott ſieht jedoch mein Herz. Wenn Sie mich mit Stahl oder Feuer ausrotten wollen, meinetwegen. Zerfleiſchen Sie dieſe Bruſt, deren Fleiſch und Blut ſogar der Wilde aus Nordamerika noch geſtern reſpektirt hat. Muthen Sie mir jedoch nicht zu, gegen Sie das Duellmandat zu verletzen. Erlauben Sie mir zugleich, vor meinem Ende, — nicht mein Teſtament, denn das iſt ſchon lange fertig, und Sie haben's unter

Ihrem gewaltthätigen Verſchluß — wohl aber einen gerechtern Freund, als Sie ſind, glücklich zu machen. — Das ſey mein Letztes auf der Erde." —

Wenn dem Kapitän jemals gegeben geweſen wäre, zu lachen, — in dieſem Augenblick hätte er gelacht, der reſignirten Haltung des Freundes gegenüber. Er begnügte ſich aber zu ſagen: „So viel ich begreife, redet Er da einen Plunder heraus, den ich nicht ſo ganz verſtehe." — Wilibald lachte dagegen an des Kapitäns Stelle, und erbot ſich zur Vermittlung. Ihm die wichtige Sache überlaſſend, lief Omnibus, endlich frei gegeben, in's Kaffeehaus zur Traube. — Ghiribizzi und der fremde Herr waren da geweſen, hatten lange gewartet, viel auf die Uhr geſehen, und ſich dann mit einander entfernt. Omnibus ſtracklichſt ihnen nach. Vor der Thüre des Drachen ſah er, wie eine Schildwache, den Herkules aufgepflanzt. Der kam ihm haſtig entgegen. „Er iſt ſchon lange oben," ſagte er geheimnißvoll zu Omnibus: „Die Zeit drängte. Der Cavaliere, der leider enrhümirt auf dem Sopha liegt mit verbundenem Halſe und Geſichte, wollte die Sache ſchnell abgethan wiſſen." — „Gut, gut. Aber, warum ich Sie gebeten . . . haben Sie daran gedacht?" — „Vollkommen. Der Künſtler kam mir mit aller Bereitwilligkeit entgegen. Er wird, was in ſeinen Kräften ſteht, für Ghiribizzi thun, und demſelben einſchärfen, es geſchehe nur auf Ihre ausdrückliche Verwendung." — „Bravo. — Ach, bon jour. Herr Mandelkern!" Sobald der Wirth unterm Thore erſchien, führte Herkules den neuen Freund lebhaft auf die andere Seite, und flüſterte ihm zu: „Bitte, bitte, nicht von der Viſite, oder vielmehr von deren Zweck zu reden; der Ritter erweiſt ſeine Gefälligkeiten nie lieber, als in der Stille. Das iſt großer Männer Weiſe." — „Schon gut; ich kann ſchweigen, wie ein Anderer." — Herr Mandelkern trat aus dem Hauſe, um einer heranfahrenden Kutſche entgegen zu ſchauen. Herkules führte Omnibus wieder abſeits. „Werden Sie," ſagte er höchſt liebenswürdig, „inſofern Ghiribizzi's Anliegen gut erledigt würde, die kleine Gefälligkeit, die Sie mir zugeſagt, nicht vergeſſen?" — „Beileibe, beileibe. Auch wenn Ghiribizzi nicht reüſſirte ... aber, kommt er nicht dort heraus?" —

Es zeigten ſich mehrere Herren in Gala unter'm Portal. „Nicht doch, er iſt nicht unter jenen," antwortete Herkules auf des ehrlichen Omnibus Frage, und führte ihn wieder zur andern Seite, indem er lächelnd beifügte: „Meinen Sie nicht, daß wenigſtens der Ritter ein kleines Geſchenk verdiene, wenn er Ihres Freundes Angelegenheiten pouſſirt hätte?" — „Wenn Sie glauben?" ... — „Ja, ja, ich glaube. Ich habe bei Ihnen eine niedliche Toilette geſehen.... Was halten Sie von dem Vorſchlag, ſie dem Künſtler zu verehren? jedoch immer vorausgeſetzt, daß" ... —

Omnibus überhörte den Vorſchlag, denn ſein Auge hing an einem großen dicken Herrn, der aus dem Gaſthauſe trat, und mit tiefen Verbeugungen von den Herren in Gala empfangen wurde, worauf er ſich mit denſelben fortbewegte. — „Ei, das muß ein vornehmer Gaſt ſeyn," ſagte Omnibus, neugierig hinſehend. Vergebens verſuchte Herkules, die kleine Zick-Zack-Promenade mit ihm fortzuſetzen. Der Drachenwirth kam in Omnibus Nähe, und rief ihm zu: „Haben Sie ihn jetzt geſehen?“ — „Wen?“ — „Nun, den großen Giangurgulo? Er geht ſo eben, den neuen Concertſaal in Augenſchein zu nehmen.“ — „Herr Mandelkern!“ ſchrie ein Dutzend Kellner, die den angekommenen Reiſewagen umgaben, und der Wirth eilte hin, verſchwand auch bald mit ſeinen neuen Gäſten im Hauſe. — Omnibus fragte den Herkules etwas unwillig: „Ei, warum ſagten Sie mir nicht?“ ... — „Ich ſelbſt habe den Ritter nicht erkannt,“ erwiederte Ladron: „mein Geſicht iſt ſo kurz, und ich dachte nicht an die Lorgnette.“ — „Ich meinte,‘ der Ritter läge, am Schnupfen krank, auf dem Sopha?“ — „Wird ſich erholt haben, oder wenigſtens dieſes vergeben, um der Einladung Folge zu leiſten.“ — „Was in aller Welt macht aber Ghiribizzi noch im Hauſe, wenn doch der Ritter ausgegangen?“ — „Ich eile, ihn aufzuſuchen, der ſich gewiß in den Winkeln des Gaſthofs verirrt hat,“ rief Herkules dienſtfertig, und ſprang, was er konnte, dem Hauſe zu. „Eine ſonderbare Audienz!“ murmelte Omnibus in den Bart. Die Sache kam ihm ſehr beſonders vor, aber alle ſeine Bedenklichkeiten verſcheuchte Ghiribizzi's Erſcheinen. Aus dem Gaſthofe ſtürzend, einen großen Brief in der Hand ſchwingend, ſich an den Hals des Freundes werfend, ſtammelte er gerührt: „Gott vergelt' es Euch tauſendmal, was Ihr an mir gethan, mein guter Burſche, mein theuerſter Freund! Ich bin glücklich, traktirt mich geſchwinde mit einem Kelchglas Vino santo!“

„Ja, ja: bin auch der Meinung,“ ſprach Herkules, der ſich theilnehmend zu den Freunden geſellte: „nebenan iſt ein Italiener-Gewölbe. Beim Wein, bei Auſtern oder ſeinem Salat ſpricht man ſich beſſer aus, als auf der Straße."

Der Rath wurde befolgt. Ghiribizzi erzählte mit Enthuſiasmus, wie herrlich ihn ſein Landsmann empfangen, wie ſehr er die Verwendung des braven Omnibus gerühmt habe. Obſchon am Katarrh leidend, habe der Künſtler alles aufmerkſam angehört, und endlich eine der vielen Anſtellungen, die er in der Taſche mit ſich führt, großmüthig an den verdienten Maeſtro Ghiribizzi ausgeliefert. „Ich bin," prahlte am Ende ſeiner Erzählung der Geſanglehrer, „ich bin Kapellmeiſter des Prinzen Pompejani geworden. Dieſer Brief an den Prinzen enthält mein Dekret ſchon im voraus; ich muß es dem Fürſten ſelbſt überbringen, der fünf Meilen von hier in der Univerſitätsſtadt verweilt. Ich darf keinen Augenblick zögern, damit ich den Herrn noch antreffe, und mündlich alle Bedingniſſe in's Reine bringen mag." — „Freilich, zögern Sie nicht," bat der freudig bewegte Omnibus: „um zwölf Uhr geht der Eilwagen ab; es wird gleich bald zwölf ſchlagen."

„Ghiribizzi reiſt ab: Sie werden reiſen: ... dürft' ich bitten?" ... fragte Herkules beſcheiden. Omnibus entſchuldigte ſich mit einer Umarmung, daß er ſo lange geſäumt, ſeine Gegengefälligkeit zu entrichten, und ſchrieb auf dem Tiſche des Italieners die Anweiſung, deren Betrag Herkules bei Grichs Banquier zu erheben hatte. Dankbarſt empfahl ſich der junge Petersburger. Mit ausſchweifenden Lobeserhebungen nahm Ghiribizzi von ihm Abſchied. Dann rief er aus: „Nur gleich zur Poſt! Ich trage, wie ein Philoſoph, Alles bei mir; heute ſogar etwas Geld, das ich Euch verdanke. Aber geſucht, daß über meine Landsleute nichts geht, ſo rund, ſo gütig, ſo eifrig ſind ſie, wenn ſie einem Freunde dienen können. Man hat dies und das vom Cavaliere geſagt; aber ſeine Handlungen ſind dem Gerücht ſo unähnlich, als ſein Geſicht der ſchlechten Lithographie, die man für ſein Portrait ausgibt. Und wie zart, wie delikat er mich beurlaubte! Glauben Sie, ſagte er, daß ich von Ihren Vorzügen die beſte Meinung hege, aber daß ich hauptſächlich der Verwendung Ihres Freundes das Glück, Ihnen gefällig zu ſeyn, verdanke. He? iſt das nicht Maeſtoſo? Halt! ich muß meine Sinfonia eroica haben. Wir ſind gerade bei meiner Wohnung. Erlaubt, daß ich hinaufgehe. Beſtellt nur indeſſen den Platz auf dem Heilwagen." — Ghiribizzi ſprach zuweilen das deutſche „E" und „Ei" etwas ſtark aſpirirt aus. —

Omnibus that, wie ihm geheißen worden. Ghiribizzi war flugs wieder bei der Hand mit dem bewußten Regenſchirm, mit der majeſtätiſchen Muſikalienrolle. Er übergab dem Freunde eine lange Liſte ſeiner Schüler, und ſagte mit naiver Zuverſicht: „Ihr werdet einem wie dem andern wiſſen laſſen, daß ich nur auf kurze Zeit verreiſe." — „Schon gut," verſetzte Omnibus, wiewohl von der aufgegebenen Lauferarbeit überraſcht: „doch bemerke ich Ihnen, daß im Reich der Möglichkeit ſo manches liegt. Ich befinde mich in einem proviſoriſchen Zuſtand. Ich bin vielleicht morgen todtgeſchoſſen, und alsdann...." „Per Dio, was ſagt Ihr da?" fragte Ghiribizzi, nichts deſtoweniger kaltblütig in den Wagen kletternd. — „Geben Sie mir die Hand noch einmal," ſprach wieder Omnibus, von wehmüthigen Gedanken beſchlichen: „wenn Sie können, ſo erinnern Sie ſich meiner als Ihres beſten

Freundes, der im Begriff iſt, erſtochen zu werden, oder ...“ — Der Poſtillon blies zum erſtenmal — „à propos,“ rief Ghiribizzi, ohne auf die Trauerrede einzugehen: „da hab' ich einen Burſchen zu Hauſe gefunden, der mir ſagte, draußen in der „ſchwarzen Henne“ ſey ein Herr angekommen, der mich dringend und alſogleich zu ſprechen wünſche. Geht doch ſtatt meiner hin, und hört, was er will.“ — Der Poſtillon blies zum zweitenmale. — „In die verrufene „ſchwarze Henne?“ Lieber Freund, was ſoll ich dort?“ fragte Omnibus. — „Thut mir's zu liebe; man kann nicht wiſſen ... Ihr verſteht mich. Geht presto; Ihr habt nichts zu verſäumen, aber ich?“ ...

Der Poſtillon klatſchte mit der Peitſche, und der Wagen flog donnernd von dannen. — „Der iſt fort,“ ſagte Omnibus melancholiſch: „wie werde ich jedoch mit meinen tauſend Geſchäften in's Klare kommen? Ich fürchte, nicht Zeit zu finden, weder zum Abreiſen, noch zum Sterben, womit mir der Kanonentod gedroht hat.“ — Den Poſthof verlaſſend, ſtand er unvermuthet vor dem Kapitän und dem Freund Wilibald. Der ärgerliche Kanonentod war kalt und ruhig wie gewöhnlich. Aus Wilibalds Augen leuchtete aber ein ſo geſundes Behagen, daß Omnibus nicht lange in ihnen zu forſchen brauchte, um einer günſtigen Wendung ſeines Streits verſichert zu ſeyn. — „Aller Hader ſoll beim Mittageſſen ausgeglichen werden,“ ſagte Wilibald, und die drei Herren nahmen demzufolge ihre Plätze bei der „Königin von England“ ein. — Der von Wilibald beliebte Vertrag wurde erörtert. „Er widerruft?“ fragte der Kapitän mit Würde. — „Ich widerrufe,“ antwortete Omnibus, dem Wilibald ſoufflirte. — „Er legt das Nöthige auf den Preis des Quartiers, das mir ſo eben Herr Wilibald in Seinem Namen gemiethet hat, da ich nicht geſonnen bin, mehr als bisher für meine Wohnung auszugeben?“ — „Ich thue das.“ — „Er erkennt mich als den beſten Seiner Freunde an?“ — „Ohne Zweifel.“ — „Geb' Er mir die Hand. Er ſoll von Stund' an wieder in Sein Logis eingeſetzt werden.“ — Eine lange Umarmung des Kleeblatts beſiegelte die Ratification des Vertrags. „Er wird für einige Flaſchen Champagner ſorgen, um jeden Groll zu erſäufen!“ hieß der Zuſatz-Artikel des Kapitäns, und auch dieſen genehmigte der glückliche zum Leben erſtandene Omnibus.

Das Geſpräch wurde luſtig; ſogar der „Tod in Uniform“ zeigte etwas, das der Heiterkeit ähnlich war. Er ſchwärmte von der ſeligen Adelgard, und verſprach, wenn Omnibus es verlange, die Hildemund zu heirathen; er war der beſte Menſch von der Welt. — „Höre,“ ſagte Omnibus zu Wilibald: „ich komme ſchon vor morgen früh nicht weg; geh' jedoch zum Hofrath und berichte ihm, ich ſey ſchon abgereiſt, und ließe ihn grüßen. Der gute heſtige Mann ſoll mir die ſo erwünſchte Nachtruhe nicht rauben. Schlafen will ich, ſchlafen, ehe ich .... aber beim Donner, da beſinne ich mich, daß ich noch einen wichtigen Gang zu machen habe. Ich kann den Valentin zu Ghiribizzi's Schülern ſenden, aber ich muß ſelber gehen....“ — „Wohin?“ — „Wohin ich beordert bin. Lebt denn wohl, ihr Freunde, und auf vergnügtes Wiederſehen!“ — Nachdem der letzte Toaſt verklungen, und wieder der Abend herangedämmert war, trennten ſich die Freunde.

Valentin, der den verzögerten Paß ſeinem Herrn gebracht, lief mit Ghiribizzi's Liſte von Haus zu Haus. Omnibus dagegen warf ſich in einen Fiaker, drückte ſich ſcheu in die Ecke, um nicht etwa irgend vom Hofrath, der den Abendſpaziergang liebte, geſehen zu werden, und fuhr der Herberge zur „ſchwarzen Henne“ entgegen.

Dieſe Herberge lag eine kleine halbe Stunde vor der Stadt, in einer höchſt einſamen Gegend, und weder die ſchöne Welt, noch die Bürgerklaſſe verirrte ſich je in die wenig reputirliche Schenke. Der Kutſcher, der den guten Omnibus fuhr, ſchmunzelte. Er meinte, zu einem verliebten Stelldichein zu kutſchiren. Omnibus ſelbſt wußte nicht von ferne, wer und was ihm in der ſchwarzen Henne begegnen würde; aber der Champagner hatte ihn mit etwas Muth verſehen, ſeine Sentimentalität nebenbei geſteigert, und gelaſſen erwartete er die Entwicklung des kleinen Abenteuers. — An Ort und Stelle angelangt, fragte er den Wirth nach dem Herrn, der den Geſanglehrer beſchieden. — Der Wirth, ein Eingeweihter, wie es ſchien, antwortete mißtrauiſch: „Der Herr wäre ſchon da, aber Sie ſind nicht der alte Ghiribizzi, den ich wohl kenne, weil er dann und wann manches Glas Roſoglio bei mir getrunken!“ — „Richtig, mein Lieber; ich bin ſein Bevollmächtigter, Erich Allen....“ — „Ach, Herr Omnibus! gehorſamſter Knecht. Ich will aber den Bevollmächtigten erſt melden.“

„Alle Wetter, das fängt vornehm an, und wird immer geheimnißvoller, je länger der Wirth außen bleibt,“ dachte Omnibus, nachdem der Wirth ſchon über zehn Minuten weg geweſen war. So eben kam dieſer jedoch wieder herein, und ſagte unterthänig: „Spazieren Sie hinauf. In Anbetracht Ihres guten Herzens hat man auf alle Bedenklichkeiten verzichtet.“

„Immer beſſer, immer beſſer!“ murmelte Omnibus, die dunkle Treppe hinanſteigend. In einer großen Stube, bei einer düſtern Kerze, wartete er huſtend und ſcharrend eine Weile. Endlich ging die Nebenthüre auf, und herein trat im künſtleriſchen Reiſerock niemand anderer, als der Maler Alfonſo Ghiribizzi.

„Mein Gott, lieber Schwager, willkommen!“ rief Omnibus, ſich an des Malers Hals werfend. Alfons erwiederte die Zärtlichkeit mit einiger Verwirrung, und ſagte auf die Frage, warum er ſich in die verrufene ſchwarze Henne verkrochen, ſtatt frei und frank in die Stadt einzuziehen: „Ich bin in einer eigenen Lage, lieber Freund. Ich dachte, meinen Vater zu finden, dem ich manches zu vertrauen habe. Ich wartete zuerſt lange vergebens, bin alsdann ſelbſt im Flug und halb vermummt zur Stadt gegangen, und habe zu meinem Schrecken erfahren, daß mein Vater abweſend iſt. Sie können ſich die Troſtloſigkeit, die ſich meiner bemächtigt hat, nicht vorſtellen. Nun iſt ſie zu Ende. Es iſt eine Fügung des Himmels, daß Sie, wackerer edler Mann, hier erſcheinen, um mich aus der höchſten Noth zu reißen.“

„Sollte auch dieſer Kunſtjünger von Banditen geplündert werden ſeyn? Sollte auch er das Geld des Correſpondenten ſeines Vaters verſpielt haben?“ fragte ſich Omnibus im Geiſte, ſetzte aber gleich hinzu: „Das Letztere iſt nicht möglich. Der Alte hat nirgends Credit. Indeſſen werde ich doch zum Caſſaſchlüſſel greifen müſſen.“ — Da nun Gedanken und Worte, ſo verſchieden ſie von einander ſeyn mögen, zur gleichen Zeit gedacht und geſprochen werden können, ſo ſagte unterdeſſen Omnibus auf gut Deutſch zum Schwager: „Ihr Vater hat mich hieher geſchickt. Reden Sie frei von der Bruſt: ich werde als ein Vater für Sie handeln." — „Sie geben mir das Leben wieder und ich bin Ihnen dafür dankbarer, als meinem leiblichen Vater," ſprach Alfons, die Hand ſehr pittoresk zum Himmel empor hebend: „Setzen Sie ſich." — Omnibus that dieſes und ſchneuzte ſich; Alfons that an ſich und dem Licht desgleichen; im Nebenzimmer huſtete Jemand ſehr leiſe, ſehr anſtändig, und als ob ſich das Geräuſch in den feinſten Battiſt verlöre. — Die Stille dauerte alsdann eine Minute. Plötzlich fuhr Alfonſo auf, legte die Hand auf Omnibus' Achſel, und fragte mit Flammen im Auge, und mit flatternden Locken: „Kennen Sie die Liebe? Wiſſen Sie etwas von der Rieſenmacht der Liebe?" — „Ach, warum nicht?" ſeufzte Omnibus: „war ich nicht der Gatte Ihrer ſeligen Schweſter?" — „Nun, ſehen Sie, die Liebe hat mich beſeligt, hat mich zur Verzweiflung gebracht... jagt mich jetzt wie einen ſchweren Verbrecher an der Vaterſtadt vorbei." — „Haben Sie denn noch nicht die thörichte Leidenſchaft für die kleine Hildemund bezwingen können?" fragte Omnibus gutmüthig: „Sehen Sie, gut wär's, trefflich über Alles wär's, wenn Sie dieſen Jugendtraum aufgäben. Der Hofrath wüthet, er hat das Aergſte im Sinne. Ich darf es Ihnen nicht verhehlen." — Omnibus ſagte ganz offen den Plan ſeiner Reiſe, die Projecte des Hofraths. — Aber großartig lächelte der Maler, umarmte den Freund und erwiederte ruhig: „Die Reiſe iſt nicht mehr nöthig, Gott ſey Dank. Bemühen Sie ſich nicht. Mit jener Geſchichte iſt ſchon Alles vorbei.“ — „Vorbei? Auch ich ſage dem Himmel Dank, obſchon ich nicht im Ernſt Ihr Nebenbuhler bin, lieber Alfons.“ — Gut, ſeyn Sie es niemals. Ja, der Ernſt des Lebens iſt auch über mich gekommen, edler Omnibus! Erlauben Sie, daß ich Sie nenne, wie der Volksmund Sie getauft, in Beziehung auf Ihre gemeinnützigen Tugenden?“ — „Nur zu, lieber Alfonſo.“ — „Gut denn, ich habe den Scherz meiner Jugend aufgegeben. Einem Hofmaler . . . ich bin jetzt Hofmaler . . . ziemt Solidität.“ — „Gewiß, gratulire. Wie kam das geſchwinde?“ — „Ich ſag's Ihnen in zwei Worten. Der Herzog Auguſt — er ſoll leben, der Fürſt meiner Hoffnung — da ich ihn zu Genf portraitirte, ließ ſich in der erſten Sitzung von ſeinem Reiſe-Marſchall Gedichte vorleſen. Die Devotion, womit der ſteife Edelmann dieſes verrichtete, die Selbſtgefälligkeit, womit der Herzog zuhörte, die Krone, die den Umſchlag der Sammlung zierte — all dieſes vereint, brachte mich natürlich auf die Muthmaßung, es ſeyen die Gedichte des Herzogs höchſteigenes Werk. Auf dieſe Vorausſetzung, die mich nicht betrog, baute ich meines Glücks Fundament. Ich horchte, horchte zu, und ließ die Leinwand ſo gut wie leer. Natürlich, daß nach der Séance der Herzog, wie alle Portraitpatienten, ſehen wollte, was geſchafft worden; natürlicher noch, daß er nichts gemacht fand, und ſich darüber befremdet äußerte; am natürlichſten nun, daß ich den Betretenen ſpielte, und endlich geſtand, die Lektüre habe mich dergeſtalt bezaubert, daß . . . und ſo weiter. Es verſteht ſich, daß ich die graziöſeſte Verzeihung erhielt, und Tags darauf das Decret als zweiter Hofmaler. Das iſt die ganze Geſchichte.“ — „Ei, ei, Schwager, Sie ſind ein Schalk, Sie werden's weit bringen.“ — „Das werd' ich; aber vor der Hand ſtecke ich hier im Schlamm der Noth. Ich ſoll und muß ſchnell weiter, auf des Herzogs Güter eilend. Der Herzog ſelbſt folgt mir auf dem Fuße, und ich muß vor ihm auf ſeinem Schloſſe anlangen, um mittelſt ſchneller Aufſtellung der Gemälde ſeiner Gallerie meine trägen Collegen wo möglich auszuſtechen. Nun fehlt mir's an Gelde. Der Beutel des Künſtlers ſchien demſelben unerſchöpflich, aber er war nicht auf die Ausgaben einer langwierigen Extrapoſtreiſe vorgeſehen. Nun drängt die Zeit, ſchon ſeit einigen Stunden bin ich hier feſtgebannt, mein Vater iſt fern, der vielleicht Rath geſchafft hätte .... Wollen Sie mir den Vorſchuß leiſten?“ — „In ſo fern als Sie einer ſchönen Zukunft entgegen gehen, und jene tolle Leidenſchaft hinter Ihnen gelaſſen haben, herzlich gern.“ — „Gewiß. Das Fräulein von Kappa exiſtirt für mich nicht mehr.“ — „Deſto beſſer, ſo laſſen wir ſie, wo ſie iſt, und ich brauche nicht zu reiſen. Immer verſtehe ich aber nicht, warum Sie nicht zur Stadt kamen mit offenem Viſier?“ — „Mein Gott, ſagte ich Ihnen nicht, daß die Liebe ...?“ — „Ach ja, die Liebe. Geſchwinde alſo.“ — „Sie werden mich vielleicht verdammen, allein auch Sie haben geliebt, ſind ein Jüngling geweſen! Darum faſſe ich wieder Muth, Ihnen zu ſagen, daß ich eine reiche Erbin aus der Schweiz entführt habe, nachdem ich ſie heimlich geehlicht. Meine Frau iſt hier; ihre Verwandten ſind auf unſerer Spur; vor allem fürchte ich die hieſige Polizei.

Hier iſt meine Gattin, eine geborne von Cagrec.“ — Der Maler führte aus dem Nebenzimmer die an allen Gliedern zitternde, aber höchſt intereſſante Sylphide, die den erſchreckten Omnibus franzöſiſch anredete, aber mit einer Stimme, die ſeine Rührung aufweckte, ſchnell wie der Hahnenruf den ſchlummernden Leuen. „Alle Wetter,“ ſagte er bei ſich, „das Fräulein — nein, die Frau — iſt tauſendmal ſchöner als ihr barbariſcher Name. Cagrec, Cagrec, wie grob, wie abſcheulich, und ſie ſo zart, ſo himmliſch!“ — Den Maler umarmte er, der jungen Frau küßte er die Hände, und rief: „Ei, ei, Sie haben ſchlimme Streiche gemacht, und ich weiß nicht recht, wie Sie das ausgleichen werden...?“ — „Die Liebe, die Beharrlichkeit, das Fürwort des Herzogs, der verſprochen hat, in Perſon unſere Amneſtie zu ſollicitiren....“ —

„Ach, der Herzog? Reſpekt. Nun, ich will ſeyn, wie der Herzog, und Ihnen gerne forthelfen. Geſcheit war's, recht geſcheit, lieber Alfons, daß Sie jene Gelbſchnabelei mit des Hofraths Tochter aufgegeben haben. Um deſto lieber biete ich Ihnen meine Hülfe, da ich gewiß bin, keinen meiner Freunde zu verletzen.“ — „Hab' ich nicht geſagt, liebſte Elmonde, daß wir den einfachſten, aber edelſten Menſchen bei uns ſehen würden?“ fragte der Maler ſeine Frau, die ihr Geſicht an ſeinem Halſe verbarg. — Omnibus fuhr geſchwätzig fort: „Schade, daß ich nicht länger um Sie verweilen darf. Aber gerathen iſt, ſchnell fortzukommen. Unſere Polizei iſt wirklich haarſcharf, und mir thäte es um die zarte Frau leid. Fahren Sie geſchwinde mit, Alfonſo. Ich gebe Ihnen das Nöthige, und ſage Ihnen, was mit dem Vater vorgefallen. Sie gehen dann mit der Poſtchaiſe hieher zurück, und holen das liebliche Weibchen in Gottesnamen ab. Werden Sie ſich nicht fürchten, ſo lange allein zu bleiben, meine herzige Dame?“ — „Der Wirth iſt mir vertraut. Von dieſer Seite iſt nichts zu fürchten,“ verſetzte Alfons, „um's Geld thut's Noth, das iſt alles.“ — „Sie ſollen's haben, ich leihe es auf gute Zinſen aus; auf Ihr eheliches Glück und Ihre beiderſeitige Freundſchaft.“ — „Von Herzen!“ rief die Frau mit großer Bewegung, die Hand des rettenden Omnibus drückend, und damit ſeine Eroberung vollendend. —

„Mir fällt ein,“ ſagte der letztere, „daß ich dem Hofrath dieſe Begebenheit nicht werde verſchweigen können. Die Reiſe nach Lauſanne wäre unter ſolchen Umſtänden eine leere Geldverſplitterung, ein Poſſenſpiel. Doch muß ich dem Hofrath ſagen, warum ich nicht reiſe. Wollten Sie erlauben, Alfons, daß — natürlich, wenn Sie ſchon fort ſind, . . . etwa morgen früh um neun Uhr — daß ich dem Schwiegervater die Mittheilung machen dürfte?“ — „Ich bitte Sie ſogar darum. Ich hatte im Sinn, es ſelbſt zu thun. Da iſt ein Brief, der ihn über Vergangenheit und Zukunft beruhigen ſoll. Gebe Gott, daß er mir den feindſeligen Mann zum Freunde mache! Wollen Sie ihn beſtellen?“ — „Gewiß; ohne Widerrede. Das Document iſt mir lieb. Er ſoll es morgen früh haben, der Hofrath. Glauben Sie mir, er wird Ihr Freund, ſobald er Ihre Vermählung mit dem Fräulein von Gagrec erfährt. Haben Sie ihm doch freundlich und ſubmiß geſchrieben? Er hält darauf.“ — „Ich ſchrieb ihm, wie einem Vater der Sohn.“ — „Brav alſo. Kommen Sie jetzt. Ich bin ganz bubenjung vor Freude. Der Champagner, die Rührung, die Begnadigung von der Reiſe... Alfons, Sie wären das herrlichſte Geſchöpf auf Erden wenn Ihre Frau nicht exiſtirte.“

Sich beurlaubend von der ängſtlichen Schönen, fuhr er mit Alfons heim, und drängte und trieb, als ob er ſelber der Entführer wäre. Unter ſeinen Auſpicien, mit ſeinem Gelde, wurde alles ſchnell in Richtigkeit gebracht. Als Omnibus den Maler in den Wagen hob, ſagte er noch: „Schreiben Sie bald. Ihren Brief will ich aber pünktlicher beſtellen, als der Herr Ladron mit Ihrem Schreiben an meinen guten Ghiribizzi gethan hat.“ —

„Der Ladron? Ja wohl Ladrone!“ rief Alfons aus dem Wagen. „Ich werde Ihnen einmal ſaubere Geſchichten von dem Ladron erzählen ...“ Das Uebrige verſchlang das Geraſſel der dahin rollenden Kutſche. —

Omnibus begab ſich ſeelenvergnügt nach Hauſe, in ſeine neueroberte Wohnung, befahl dem Valentin, Jedermann abzuweiſen, der etwa kommen möchte, den Müden zu ſtören, und entſchlief endlich, wie Selige zu ſchlummern pflegen. Sein Herz war leicht, die Reiſe vertagt, alle ſeine Freunde waren glücklich. Was fehlte ihm daher zum Glück? Die bedenklichen Worte, die Alfons, vom Petersburger redend, ausgeſtoßen, beunruhigten den guten Omnibus ganz und gar nicht. Vor den höhern Intereſſen ſeiner Freunde ſchrumpfte ſein eigenes zu einer Null ein. War nicht, zum Ueberfluß, der koſtbare Verſchlag, von Kunſtwerken voll, als Pfand in des Darleihers Hand? — Es hatte ſich wahrhaftig in Omnibus Abweſenheit keine frevelnde Hand daran vergriffen. — Alles ſtand daher gut, Omnibus war gut gebettet, ſchlief gut und lang. Wohl ausgeruht, ſorglich angekleidet, das Lächeln, das eine erwünſchte Botſchaft begleitet, auf dem Geſichte, präſentirte ſich Omnibus am Morgen beim Hofrath.

Diesmal hatte der Gewaltige die Fliegenklatſche in der Hand, und hätte dieſelbe faſt zu Boden ſinken laſſen, als ſein Schwiegerſohn in's Zimmer trat. „Mein Gott, Herr meines Lebens! Sind Sie noch nicht fort?" war die Anrede aus des Hofraths Munde. — „Nein, ich werde auch nicht reiſen," erwiederte ſchalkhaft und feſt zugleich der gute Omnibus. — Der Hofrath maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle, und wedelte, unfähig zum Sprechen, mit der Fliegenklatſche. Eine Sprache, wie obige, war er von ſeinem Freunde nicht gewohnt. Verwunderung und Zorn ſtritten in ſeinem Buſen um den Preis. — Seine Tortur mitleidig abzukürzen, erzählte Omnibus, was ihm geſtern begegnet. Mit jedem Worte des Freundes ſtieg die Aufregung, die ſprachloſe, des Hofraths, und krampfhaft ſtreckte er bald die Hand nach dem Briefe aus, den Omnibus vorwies, bald zog er ſie wieder, wie verbrannt, zurück. „Der Teufel iſt in dem Brief," ſtammelte er endlich, „ich ahne den ungeheuerſten Verrath!" — Dann ſetzte er ſich, ſchwankend und ſtolz, wie der Römer Brutus, da es galt, ſeine Söhne zu verdammen, in ſeinen Stuhl, und befahl: „Leſen Sie mir dieſen Satansbrief vor. Wir haben keine Geheimniſſe vor einander. Wir ſind Freunde. Leſen Sie; ich bin gefaßt." —

Guten Muths entfaltete Omnibus das Schreiben, und las herzhaft, wenn gleich in der Folge ſeine Stimme einigermaßen wankte: „Theuerſter Vater! Die Liebe

„hat geſiegt; Ihre Tochter iſt meine Gattin geworden. „Laſſen Sie nun die Zärtlichkeit im Vaterherzen ſiegen. „Ihre Kinder bitten inbrünſtig zu Ihren Füßen. Die „Vernunft, die Zeit und das Fürwort meines Fürſten werden mein Flehen unterſtützen. Ich unterſchreibe mit „meiner Gattin dieſe paar Zeilen als Ihr allergetreueſter „Sohn, Alfonſo Ghiribizzi.“

„O Milliarden-Schock-Billionen-Zentner Pech und Schwefel!“ wetterte der Hofrath, und ſchlug mit einem gewaltigen Streich der Fliegenklatſche den Brief aus Omnibus erſtarrenden Händen zu Boden. „Da haben wir's, das iſt mein Ende! Omnibus, ja wohl Omnibus! Sie heißen mit Fug und Recht alſo. Sie Verräther für Alle, Sie Böſewicht, Sie Verſchworener, Sie, Sie . . . Sie . . .!“ — Der Hofrath warf ſich, als ob er erſticken müſſe, in den Stuhl zurück, zappelte mit den Füßen, raufte ſich die Reſte ſeiner Mähne, machte die Augen bald auf, bald zu. — Omnibus ſtand zwar auf ſeinen Beinen, aber die Ordnung ſeiner Ideen war dergeſtalt geſtört, daß er ſich gerade nur mit den orthographiſchen Fehlern beſchäftigte, von denen der Brief wimmelte. Er ärgerte ſich in ſeinem momentanen Stumpfſinn weniger über die grauſame Myſtification, deren Opfer er geworden, als ihn das „Vierwort“ des Fürſten und das „flöhen“ des Malers ſkandaliſirte. —

Die aufbrauſende Poſaunenſtimme des Hofraths brachte den armen Freund wieder zur Beſinnung. „Wenn Sie kein Verräther ſind, warum ſtehen Sie hier? Iſt die Reiſe je dringender geweſen, als jetzt? Sie ſind noch nicht zu Pferde, dem Räuber nachzujagen? Eilen Sie, oder zittern Sie vor meiner Vergeltung. Bringen Sie die pflichtvergeſſene Tochter zurück! Ihnen vertraue ich das Schwert der väterlichen Gerechtigkeit!“ — Der Hofrath drückte dem Doppel-Ex-Schwiegerſohn die Fliegenklatſche in die Hand — „aber hurtig! zu Pferde, zu Pferde!“ —

Omnibus, der da ahnte, der Hofrath werde ihm an die Halsbinde ſpringen, wenn er länger verweilte, Omnibus, der auch in ſeiner Beſtürzung meinte, daß etwas gethan werden müſſe, lief mit brennendem Kopfe davon. „Fort will ich,“ ſagte er mit Ingrimm: „den Menſchen, der mich ſo ſchändlich hinterging, will ich beſtrafen, exemplariſch züchtigen, aber ich begreife nicht, warum ich deßhalb zu Pferde ſteigen ſoll? Ein ſonderbarer Mann, der Hofrath. Zu Pferde, zu Pferde? Sagt das nicht der närriſche König Lear? Thorheit: in der Kutſche kommt man eben ſo ſchnell vorwärts.“

Ehe eine halbe Stunde vergangen war, rollte die Poſtchaiſe vor Omnibus’ Wohnung. Ihr folgte athemlos der Wirth des Hotels zum Drachen. Er trug eine lange Rechnung bei ſich. — „Belieben Sie, Herr Allen, dieſe Kleinigkeit zu bezahlen, oder für dieſelbe gut zu ſtehen, damit ich Sie nicht aufhalte.“ — „Was ſoll mir die Rechnung, Herr Mandelkern?“ — Haben Sie nicht mündlich gebürgt für den Herrn Ladron und ſeinen Compagnon?“ — „Was, Compagnon? ich weiß von nichts.“ — „Ich weiß aber, daß ſich beide heute Nacht aus dem Staube gemacht haben.“ — „Halunken! halten Sie mich aber nicht auf.“ — „Werden Sie bezahlen, oder ſoll ich klagen?“ — „Was Sie wollen; ich thue das Eine, und will Ihnen das andere nicht verbieten, aber laſſen Sie mich fort, wenn Sie je mein Freund geweſen ſind!" — Mandelkern wußte zwar nicht, was dieſes alles zu bedeuten hatte; aber mit offenem Munde ſah er zu, wie Omnibus einſtieg, und mit der Fliegenklatſche den Poſtillon ermunterte, den Pferden mit der Peitſche zuzuſetzen. — „Wohin?" fragte der Poſtknecht — „Auf des Herzogs Auguſt Sommerſchloß." — „Wo iſt das?" — „Weiß ich's?" — „Ich auch nicht." — „Gleichviel. Fahr' zu, Poſtillon ohne Geographie! Alle Wege, die mich vom Hofrath entfernen, ſind mir angenehm."

Sie fuhren alſo, und auf der zweiten Station begegnete ihnen der Eilwagen, der eben umgeſpannt hatte, und der Reſidenz entgegen kutſchirte. Im Coupé ſaß ein brillantes Frauenzimmer, neben demſelben der Geſanglehrer Ghiribizzi. — Omnibus grüßte ihn mit einer Handbewegung, aber der Maeſtro verzog das Antlitz wie ein Raſender, und drohte mit der Fauſt gegen den Freund, und ein unheilvolles, „**Aspetti! Heſel! Briccone!**" ſchlug an das Ohr des guten Omnibus. — Doch verſchwand natürlich alſobald im Staub der an einander vorüberſchießenden Fuhrwerke die drohende Geſtalt des Italieners.

„Was hat denn nur der Narr?" fragte ſich Omnibus, „iſt er auch verrückt geworden, wie Kappa, der Hofrath? Iſt denn mein Fluch, alle Freunde zu beleidigen, indem ich ihnen wohlzuthun gedenke?" — Dieſe Betrachtung führte zu weitläufigern, zu den ernſthafteſten. Daher fragte ſich Omnibus auf der dritten Station: „Warum reiſeſt du ſelbſt, wie ein Narr, ohne daß dich die Sache etwas angeht, in die Welt hinein, auf's blinde Gerathewohl?“ — Auf der vierten Station ſpeiste er zu Abend, und legte ſich weitere Fragen vor. Bei der Suppe: „Wenn das Fett von der Brühe geſchöpft iſt, was geb' ich für das warme Waſſer? Wird's etwas helfen, wenn ich auch des Alfons habhaft werden ſollte? Kann die Sache ungeſchehen gemacht werden?“ Bei den Rippenſtückchen, – die nicht mehr die friſcheſten waren: „Wär's nicht vernünftiger, zu Hauſe zu ſitzen, und etwas Beſſeres zu ſpeiſen?“ Beim Salat: „Iſt es nicht ein ſaures Geſchick, Alles zu thun, immer nur für Freunde, die uns am Ende zum Dank Senfpflaſter auflegen oder Zwiebeln in die Augen reiben, oder mit Vorwürfen durchpfeffern?“ Bei dem wohlgebratenen ſtattlichen Hahn, den der Hungrige zerlegte: „Wäre es nicht männlicher, gerade umzukehren, und mit keckem Schnabel dem Heirath zuzurufen, daß ich mich nicht in die Hiſterie miſchen will? Schnabel gegen Schnabel, Klaue gegen Klaue?“ — Bei der Pflaumencompotte, womit Omnibus ſeine Tafel beſchloß: „Iſt es nicht viel ſüßer, die Wohlthat, die ich dem armen Alfons erwieſen habe, in ihrer ganzen Reinheit zu laſſen, als wie ein Scherge ihm nachzuſetzen, und ihm Verdruß zu machen?“

Die letztere Betrachtung, ſo friſch entſprungen dem wackern Herzen des Muſterfreundes, beſtimmte ihn, ohne weiteres umzukehren. — „Ich will zur Hauptſtadt zurück,“ ſagte er dem Poſthalter: „die Perſon, der ich zu begegnen hoffte, kommt nicht an.“ — „Bedaure,“ hieß die Antwort: „Wenn Sie nicht etwa der engliſchen Dame, die vor einigen Minuten angekommen, entgegenreiſen ...“ — Nicht doch. Aber ... eine engliſche Dame, ſagen Sie?“ — „Zu dienen, mein Herr.“ — „Das wäre vielleicht etwas für den Wilibald," dachte Omnibus in ſeiner Gutmüthigkeit: „meine Reiſe hätte dann doch einen Zweck gehabt; ich hätte meinem Freunde den wichtigſten Dienſt geleiſtet." Er fuhr, zum Poſthalter redend, fort: „Jung? hübſch? verheirathet?" — „Das reizendſte Geſicht, ſo viel ich ſehen konnte," erwiederte der Poſthalter: „anſtändig jung, unverheirathet, wie ich von der Kammerjungfer hörte, reich, wie es ſcheint. Ein ſchöner Wagen, ein Bedienter, der die Kaſſe führt, viel Gepäck... auch dieſe Dame will die Nacht hindurch fahren, und weiter gehen, ſobald ſie ihren Thee genommen." — „Charmant. Wenn ich wüßte, ob ſie vielleicht gegen Erſatz der Koſten meine Geſellſchaft acceptiren würde?" — „Warum nicht? Ich will fragen gehen. Wenn ich ſage, daß Sie ſchnell abzureiſen wünſchen, daß aber keine Pferde mehr vorhanden, ſo dächte ich doch..." — „Sie ſind ein Geldmann; gehen Sie." — Die Hände reibend, lächelnd, alles andere vergeſſend, ging Omnibus auf und ab, und ſagte hundertmal, das Kinn gefällig ſtreichelnd: „Der gute Wilibald... wird er ſich freuen oder nicht?... Gott ſtehe der Beſtie, dem Lion, bei, wenn ich reuſſire; und ich reuſſire gewiß, denn mich juckt das rechte Auge, mir klingt's im rechten Ohr, und mein Daumen iſt ſo lebendig, als möchte er Geld zählen."

„Alles in Richtigkeit," ſchrie der Poſtmeiſter in die Thüre. „Die Dame ſehr erfreut, Geſellſchaft zu finden... ſie kömmt die Treppe herunter, ſie ſteigt ein... geſchwinde, lieber Herr, und viel Glück, wenn ich es zu wünſchen mich unterſtehen darf." — Omnibus beſah mit wahrem Vergnügen die ſchlanke mit dem roſigſten Geſicht begabte Dame, deren hübſche Geſtalt von tauſend überflüſſigen

Reiſeverhüllungen nicht verſteckt werden konnte. Er machte ſein Antrittskompliment vortreflich, half beim Einſteigen auf's Höflichſte, und fuhr, das Geſpräch augenblicklich anknüpfend, mit der holden Inſulanerin im bequemſten Wagen der Erde ſeiner Heimath zu. — —

Nachdem er daſelbſt angekommen, fröhlich den Staub der Reiſe von ſich gewiſcht, und ſeinen eleganteſten Frack angelegt, eilte er ſchnurgerade zum Freund Wilibald. Er ſtaunte, bei demſelben alle ſeine Freunde, den Hofrath nicht ausgenommen, verſammelt zu finden. Sie tranken, ſie waren fröhlich, ſie umarmten ſammt und ſonders ihren Omnibus; alle Mißverſtändniſſe hatten ſich in völlige Harmonie aufgelöst. Der Herzog, der am vorigen Tage durchgereist war, hatte den Schwiegervater ſeines Hofmalers zur Raiſon gebracht; Ghiribizzi, der am Ziel ſeiner Reiſe erfahren, daß nie ein Pompejani exiſtirt habe, und daß er betrogen worden, hatte den Argwohn, den er anfänglich auf Omnibus geworfen, beſeitigt, nachdem er innegeworden, wie ehrlich der Letztere in ſeiner Abweſenheit an ſeinem Sohne gehandelt. Zudem war der Maeſtro vom Glück begünſtigt worden, indem er ſeiner Laura in der Univerſitätsſtadt begegnet war, und ſie im Triumph — per Eilwagen natürlich — in die Reſidenz hatte einführen dürfen. Die reiche Parthie des Sohns hatte ſein Glück vollendet, und nur ein Schmerz war ihm geblieben: daß er den Galgenſtrick Ladron nicht mehr vorgefunden, um ihn gebührend durchzuwalken. — Von letzterm Burſchen iſt nachträglich erfahren worden, daß er in früheren Jahren ein Commis in der Ladron'ſchen Handlung geweſen. Er hatte das Haus wegen Veruntreuung verlaſſen müſſen, und ſeinen Weg nach Italien genommen, wo er allerlei Induſtriezweige ergriffen. Einer ſeines Gelichters, ein Italiener, hatte mit ihm Italien verlaſſen; ſie hatten's zu bunt gemacht. Vor der Abreiſe wußte Ladren noch dem Maler Alfons, der ihm leichtſinnig Vertrauen geſchenkt, eine werthvolle Lorgnette und mehrere Seidenſchnupftücher liſtig zu entwenden. Eine ſchwere Kiſte, worinnen ſich aber nur Steine und Gerümpel befanden, hatte er ſich nachſchicken laſſen, um gutmüthige Leute bei Gelegenheit zu plündern, was ihm mit dem braven Omnibus nur allzuwohl gelang. Es verſteht ſich, daß der Compagnon des Gauners die Rolle des Giangurgulo geſpielt hatte, um den reichen Fiſch Omnibus am Köder der Dankbarkeit deſto ſicherer zu fangen, weil doch nun einmal das Glück der Diebe den Pſeudo-Herkules die Viſitenkarte des Sängers in irgend einem Kehrichthaufen hatte finden laſſen. Am allermeiſten verſteht ſich, daß Omnibus von ſeinem Gelde nicht einen Heller wieder empfing.

Was lag ihm aber je daran? War doch endlich die Eintracht bei ſeinen Freunden eingekehrt! Ihr Glück war am deutlichſten zu leſen in ſeinen Augen. Wohlgemuth ging Omnibus von einem zum andern, ſtieß mit einem jeden an, beglückwünſchte einen jeden. Den Wilibald zog er jedoch bei Seite, und ſprach zu ihm, funkelnd vor Freude: „Ich hab' für Dich das Schönſte gefunden, das Europa trägt: ein engliſches Fräulein, Miß Bridget Goldſtream, eine nahe Anverwandte meines edlen Lords Flintcaſtle, jung genug für Leute unſeres Alters, unabhängig, hochgebildet, reiſeluſtig; vor allem jedoch eine warme ächte Freundin unſers Deutſchlands, und deutſche Männer als die vorzüglichſten der Erde achtend. Ihre kindliche Unbefangenheit geſtand mir, daß ſie nur einem Deutſchen angehören wolle, und daß ſie es ein Glück nennen würde, mit einem ſolchen ſich zu verbinden, wenn alle Eigenſchaften und Verhältniſſe deſſelben zu den ihrigen paßten. Natürlich habe ich gleich ein Wort von Dir fallen laſſen; ſie hob es auf. Ein Wort gab das andere; — kurz, Dein Auftrag iſt glänzend erfüllt. Miß Goldſtream logirt im Drachen, ich bin zum Thee bei ihr geladen; ich ſoll Dich mitbringen, hat ſie ſchalkhaft lächelnd während des Ausſteigens geſagt. Sobald daher dieſes Freundſchaftsfeſt vorüber .... aber, was haſt Du denn? Du freuſt Dich nicht? Du zupfſt verlegen am Schnurrbart, Du trippelſt ungeduldig? Reut Dich der Kuppelpelz? behalte Deinen Lion in Gottes Namen. Mein einziger Wunſch iſt, Dich glücklich zu ſehen. Aber ſey nicht ſo hölzern, und ſprich ein Wort.“

„Ich muß,“ entgegnete Willibald mit dem Rinaldoblick, den er ſich angewöhnt hatte, ſeit ihn die Luſt angewandelt, auf den Mauern von Jeruſalem Taſſo's Heldengedicht zu leſen: „Deine Güte iſt dankenswerth, wenn ſchon zerſchmetternd. Wer hätte auf ſolche Eile in Vollziehung meines Auftrags rechnen können? Es thut mir leid, aber ich kann Deine Verhandlungen nicht unterſchreiben.“ — „Nicht, warum nicht? Sieh doch erſt, bevor . . .“ — „Nimmermehr. Ich bin verſprochen, verlobt; vor einer Stunde habe ich Ghiribizzi's Laura meinen Ring gegeben.“ — „Warum nicht gar!“ — „Ich lüge nicht.“ — „Du kennſt ſie erſt ſeit vier und zwanzig Stunden?“ — „Deine Engländerin kenne ich ganz und gar nicht.“ — „Freilich... aber...“ — „Was ſoll mir die Welt ohne Laura? Sie ſehen, lieben, für ſie glühen, war eines Augenblicks Geſchäft." — „Aber wie konnteſt Du, ein kluger Mann?..." — „Die Liebe dringt durch den Handſchuh, iſt meines Schwiegervaters Lieblingswort. Schon Amarante hatte mich entflammt, aber Laura iſt ein Veſuv gegen ihre verewigte Schweſter." — „Nun, bei Samiel und allen Geiſtern, ich gratulire Dir dazu. Aber, wie ſteht's nun mit mir? Weißt Du wohl, Du unſeliger Wirrkopf, daß ich compromittirt bin? daß die Dame compromittirt iſt? weißt Du, was das auf ſich hat, eine Dame zu compromittiren?"

Dieſe letzteren Worte ſagte Omnibus mit ſolcher Kraft und Emphaſe, daß die übrigen Freunde herbeieilten, und ſich nach der Urſache des Streits erkundigten. Wilibald, unbeſonnen genug, erzählte alles, was Omnibus berichtet hatte, und vergebens winkte und bat der Ehrliche, daß Wilibald ſchweigen möchte. Die Freunde ſtanden verwundert da. „Er hat wieder etwas Schönes angerichtet," fing der Kapitän an. „Sie müſſen doch Alles in Confuſion bringen," fuhr der Hofrath fort. „Unterſteht Euch, gegen Laura's Verbindung etwas zu unternehmen!" drohte Ghiribizzi, und hielt den künftigen Eidam am Rockknopf feſt. Wilibald beſchloß die Litanei mit einem übermüthigen: „Was geht mich Deine Miß oder Lady an? Heirathe ſie, wer will; ich bin ſchon vergeben!"

Omnibus ſchaute ſie alle im Kreiſe an. „Hat denn Keiner von euch ein tröſtend Wort für mich? Keiner einen Rath? denn fürwahr, zehnmal übler iſt jetzt die Geſchichte, als noch vor einem Moment. Fünf Perſonen wiſſen jetzt davon, und eine derſelben wenigſtens wird ſie ohne Gnade ausplaudern, die arme Miß vor der Stadt lächerlich, und mich verhaßt machen als einen elenden herzloſen Spaßmacher.“ —

Die Freunde ſchwiegen, nur der Kapitän ſagte dumpf, wie einſt die Pythia von ihrem Dreifuß: „Will Er einen guten Rath befolgen? Heirathe Er ſelber die Engländerin.“

Wie aus einer Gruft zuckte ein heller Blitz in den Kopf des ängſtlichen Omnibus. Er ſchüttelte heftig die kalte Hand des Kanonenlords, und ſprach: „Tauſend Dank: ich glaube ſelbſt, daß nichts anders mehr zu thun ſeyn wird. Ob mich aber die Miß acceptirt, iſt ſehr ein andres. Guten Abend, ihr lieben Freunde.“

„Verlaſſe ſich Einer auf die Windfahnen!“ brummte er, des „Drachen“ Spur verfolgend. Alſobald entſchuldigte wieder ſeine Gutmüthigkeit die liebloſen Tadler: „Sind ſie nicht Menſchen wie andere auch? Bin ich nicht in der That etwas zu eilig und zudringlich mit meinen Dienſten bei der Hand? Laſſen wir's gut ſeyn.“

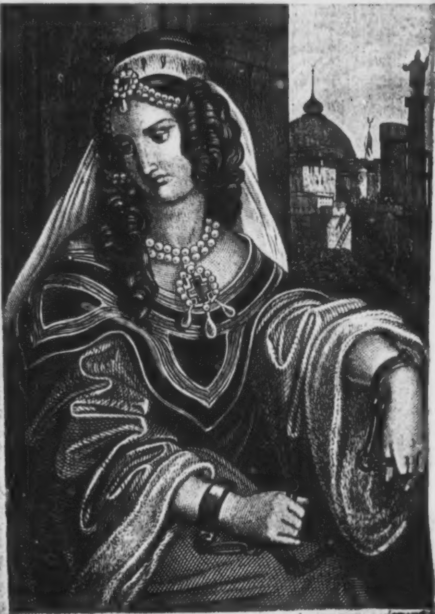
Es war ihm nicht gar fröhlich zu Sinn, als er in der Miß Goldſtream Zimmer trat. Die Dame ſaß auf dem Sopha. Der Theekeſſel brodelte luſtig. — „Entſchuldigen Sie, daß ich Ihnen nicht entgegen komme,“ ſagte ſie erröthend: „ich bin noch müde von der Reiſe.“ — „Ich muß mich entſchuldigen, meine theure Dame, daß ich heute ſo ungeſchliffen an Ihrem Wagen von Ihnen Abſchied genommen habe, ſtatt Sie in Ihre Zimmer inſtalliren zu helfen . . .“ — „Schweigen Sie davon, ich bitte. Der Reiſende muß gewiſſermaßen ein Egeiſt ſeyn. Aber — verſprachen Sie mir nicht, Jemanden mitzubringen, beſter Herr?“ —

„Aut! — aut! Entweder — oder!“ trommelte Erichs

Herz, und der Mund des Tiefverbeugten ſagte mit beſcheidener Würde: „Ich habe mich einer Lüge ſchuldig gemacht, mein Fräulein. Der Mann, von dem ich Ihnen ſagte — vergeben Sie mir — der Mann bin ich ſelbſt.“

Gebückt, wie er war, ſah er nicht die Verklärung, die der Engländerin hübſches Geſicht überzog. Aber mit Freuden hörte er, wie ſie ſprach: „Das habe ich erwartet, theurer Freund. Reichen Sie mir die Hand. Keinem Manne gebe ich die meinige lieber, als Ihnen, der meinem Vetter Flintcaſtle das Leben gerettet hat, und der in jedem ſeiner Worte ſo viel Einfalt und Edelmuth ausſpricht, daß an dem reichen Schatz in ſeinem Herzen nicht zu zweifeln iſt.“

Sie war aufgeſtanden, und ihm einen Schritt entgegen getreten. „Wie? werden Sie jetzt ſtumm ſeyn, nachdem ich ſo deutlich geredet?“ fragte ſie ſcherzhaft und ernſt zugleich den glücklichen Omnibus, der vor Verwunderung nicht gleich das Wort hatte finden können. Die Conſequenz des edlen Freundes, und das warme Gefühl, das er plötzlich auf ſeines Herzens Grund verſpürte, laſſen die verzögerte Antwort leicht errathen. — Das Ende von Erichs Wittwerleben war gekommen. Seine Werbung um die Brittin iſt der letzte Dienſt geweſen, den er einem gleichgültigen Freunde erwieſen. — Die innige Liebe ſeiner Brigitte, und das verſtändige, auf unendliche Herzensgüte gegründete Verhältniß zwiſchen beiden Ehegatten haben dem biedern Erich die Freunde ſo ziemlich entbehrlich gemacht. Dafür geht er Jenen in allen Ecken ab, und ſie ſind noch nicht ſo glücklich geweſen, einen zweiten Omnibus aufzufinden.



v. Schwindt del.

Jaquemot

IRENE

Carlsruhe. d. Kunst Verlag

14,2683.

Vergiſs mein nicht.

TASCHENBUCH
für das Jahr
1842

Herausgegeben
von
C. SPINDLER.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Stuttgart
Hallberger'ſche Verlagshandlung.

Vergiß mein nicht.

Taſchenbuch für das Jahr 1842.

* * *

Dreizehnter Jahrgang.

Herausgegeben

von

C. Spindler.

* * *

Stuttgart

Hallberger'ſche Verlagshandlung.

Inhalt.

Seite
Emmanuel d'Aſtorga 1
Conſtantinopel's Fall 189

Erklärung der Stahlſtiche.

I.

Titelkupfer.

Das Titelbild ſtellt Irene, des Lucas Notaras Stieftochter, aus dem Schauſpiele „Conſtantinopels Fall“ dar. Die tragiſche Kataſtrophe iſt über die Unglückliche hereingebrochen, und hat den edeln Geiſt zum tödtenden Wahnſinn verwirrt. Noch ſind Stirne und Hals von den reichen Geſchenken des kaiſerlichen Geliebten geſchmückt, deſſen Untergang ihr glühendes Herz nicht zu überleben vermag. Aber die zarten Arme werden von drückenden Feſſeln umfangen, in die der ſiegreiche Feind die Ueberwundenen ſchlagen läßt; in den ſchmerzzerriſſenen Geſichtszügen und den aufgelöſten Locken iſt die Seelenpein angedeutet, deren gewaltſame Zuckungen nur eine plötzliche Vernichtung des phyſiſchen Lebens zur Folge haben können.

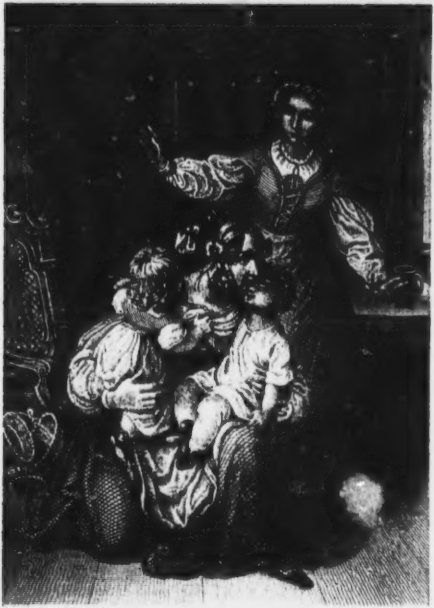
[illegible]

[illegible]

II.

Adhemars Ball und Hochzeitfeſt.

Ein verworfener alter Burſche, ein Winkelagent und ſeine ihm ähnliche Ehehälfte hecken den feinen Plan aus, dem ſteinreichen, ihnen gegenüber wohnenden Grafen Adhemar die ſchöne Gabriele, die von Unbekannten ihnen zugebrachte Ziehtochter, welche ſie durch ihrer Hände Arbeit vor Nothdurft ſchützt, durch Bonaventura, den Kammerdiener, in die Arme zu liefern. Das gute Kind wird von der kuppleriſchen Mutter unter dem Vorwande, die Herrlichkeiten des Ballfeſtes zu ſehen, in den Palaſt gebracht. Aber ſtatt Gabrielen ſchnödem Gelüſte zu opfern, erhebt ſie Adhemar in einer ſeiner vielgeſtalteten Launen zu ſeiner Gemahlin. Von der Verkündigung ſolchen Glückes „wie vom Blitz getroffen, ſank Gabriele in die Kiſſen des Divans zurück, aber ihre Hand, die Adhemar erfaßte, entzog ſie nicht dem ſeltſamen Werber. Bonaventura und die Frau des Haushofmeiſters traten neugierig in das Zimmer, und wurden zu Stein, als der Graf ihnen zurief: „Hier meine Braut, meine Gemahlin, ehe noch der Tag verſtreicht. Erzeigt der Frau Gräfin euern Reſpekt und bringt das ganze Haus auf die Beine, damit mir der Hochzeitstag keine Schande mache.“



Hopfensander del. *Leop. Beyer sc.*

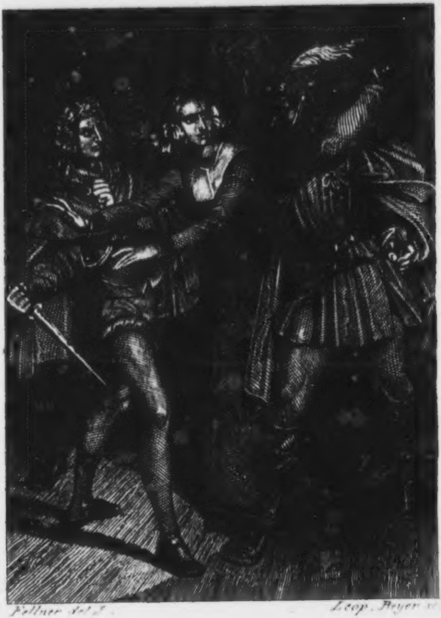
DIE FREILEUTE VON DER HERRENWIESE.

Romane und Geschichten II. Bd.

III.

Die Freileute von der Herrenwieſe.

Wir werden in des Förſters Wohnung auf die Windeck geführt. Waida, die Zigeunerin, iſt, um Körbchen zu verkaufen, die wir am Boden liegen ſehen, eingetreten. In dem umherſtehenden Geräthe, an der Büchſe, der Waidtaſche, an dem ausgeſtopften Falken erkennt ſie, daß hier der Förſter Eiſenhut wohnen muß, mit dem ſie in freier Ehe gelebt, von dem ſie ſich getrennt, um zu ihren Stammesgenoſſen zurückzukehren, die in jüngſter Zeit ihre Wohnungen auf der Herrenwieſe aufgeſchlagen haben. Die Zigeunerin liebt den Mann nicht mehr, von dem ſie ſich gewendet, um nach ihres Volkes Sitte dem Bruder ſich zu vermählen. Die Kinder, die ſie dem Förſter geboren, Etzel und Helda, lärmen zur Thüre herein, und ſtutzen bei dem fremden Beſuche. „Das Freiweib war ſichtlich betroffen, ein leiſes Beben durchlief ſeinen Körper, die Arme breiteten ſich aus. „Dieſe ſind Deine Stiefkinder?“ fragte Waida leidenſchaftlich (des Förſters Gattin, welche wir ſtehend über der Gruppe erblicken), und ſchon war ſie bei den Kleinen, und hielt in jedem ihrer rieſenſtarken Arme eine derſelben.“ — Es hätte wohl kaum dieſer wenigen Worte bedurft, um den Beſchauer mitten in die Scene zu geleiten, die hier durch den Stahlſtich bezeichnet iſt. Die Freileute von der Herrenwieſe mit ihrem tief romantiſchen Gehalte gehören nicht dem flüchtigen Novellen-Genre an; nach Stoff und Form haben ſie ſich den Anſpruch auf Unvergeßlichkeit geſichert.



Fellner del.t Leop. Beyer sc.

DER KÖNIG VON ZION.

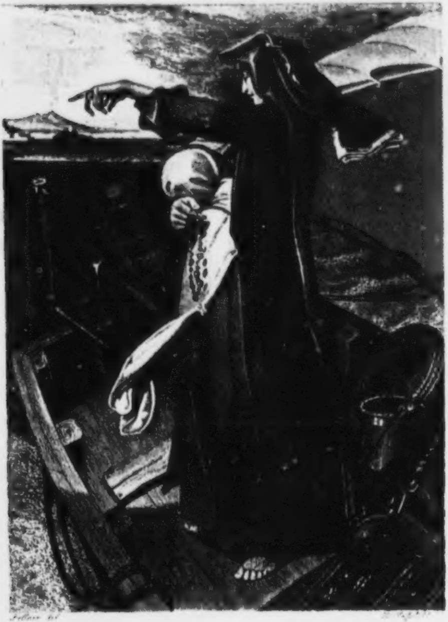
II. Band.

IV.

Der König von Zion.

Heimlich und vermummt iſt Chriſtoph Waldeck in die eingeſchloſſene Stadt geſchlichen und vom Abenddunkel begünſtigt bis in Meiſter Lüdgers Behauſung gedrungen. Er findet Angela, des Malers Tochter, allein, und ergießt ſich in Worten glühender Liebe. Die Geliebte der dräuenden Gefahr zu entführen, ſie zu retten, hat er das kecke Wagniß unternommen. Angela entreißt ſich dem Beſtürmenden. Der Maler kehrt zurück; der Junker beſchwört beide, mit ihm aus der Stadt zu fliehen und verheißt den Schutz und die Fürſorge des Biſchofs. Lüdger zögert. „Ihr habt nach Euerm eigenen Kopf gehandelt, junger Menſch," ſpricht er, „das iſt immer nicht ein Biſchofswort, und..." — „Aus Liebe habe ich Alles gewagt, Ihr mögt's wiſſen," entgegnete Chriſtoph. „Die Schönheit Eurer Tochter hat mich entzückt, bezaubert, berückt. Und der Liebe wird der Biſchof Alles vergeben, Alles bewilligen." — „Tod und Hölle, was hör' ich da?" donnerte Rynald dazwiſchen, plötzlich eintretend und mit glühenden Augen bald den Edelknaben, bald Angela meſſend — Rynald der Student, von Angela treu geliebt, doch jetzt wieder in jäher Eiferſucht auflodernd. „Wer biſt Du, lügenhafter Verſucher? Wie iſt Dein Name? Heraus mit der Sprache!“ — „Ich habe Dir keine Rechenſchaft zu geben, Ketzer!“ entgegnete Chriſtoph wild und keck, die Hand an ſeinen Dolchgriff gelegt. — „Du biſt mein Gefangener bei allen Wettern,“ fuhr ihn Rynald an und ſtreckte die Fauſt nach ihm aus. „Wage mich anzurühren, Heide!“ Mit dieſen Worten zückte Chriſtoph den Dolch. Rynald hob das blanke Schwert gegen ihn: „Soll ich Dich niederſchlagen, Bube?“ Angela deckte mit ihren Armen den Edelknecht.

Dieß iſt die von Fellner glücklich aufgefaßte und mit der Kraft dargeſtellte Situation, welche jede Scene von Spindlers König von Zion bezeichnet.


Fellner del.
[illegible]

[illegible]

[illegible]

V.

Die Wetterhexe.

Bonaccia; Geſtirnte Nächte auf dem mittelländiſchen Meere, ein Cyklus von Erzählungen, ganz das bewegliche Leben der Lieblingsgeſchichten ſüdlicher Improviſatoren athmend, enthält die Wetterhexe, die wir hier treu in ihrem verhängnißvollen Charakter wiedergegeben finden. Die Reihe des Erzählens kommt an den Kapitän; was er den Zuhörern zum Beſten gibt, kann nur vom Aberglauben der Neapolitaner durchfärbt ſeyn. Einſt flog ſein Schiff in ſechs und dreißig Stunden von Livorno nach Neapel; nothwendig müſſen Zauberkräfte den Winden geboten haben, daß ſie ſein „gutes Holz“ mit ſolch' unglaublicher Eile über den Meeresſpiegel hinſurren machten. Das war die Zauberkraft der Wetterhexe, eines ſeltſam ausſehenden Weibes aus Iſchia, das der Kapitän kurz vor der Abfahrt auf ſeinem Schiffe aufgenommen hatte. Wir ſehen hier das räthſelhafte, ſpäter wieder in unſeligen Verkettungen erſcheinende Weſen, die Hand gegen die Heimath ausſtreckend, der es, nach dem Glauben der Equipage den Elementen gebietend, das Fahrzeug zutreibt.

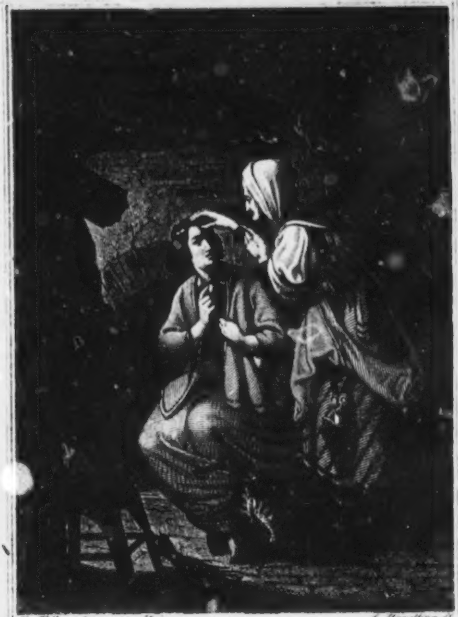
[illegible]

VI.

Die Nonne von San Procolo.

Wir ſehen hier noch eine Scene aus den Erzählungen der „Geſtirnten Nächte,“ — eine Briganden-Jagd römiſcher Soldaten in einem Felſenwinkel des Gebirges unferne von Foligno. Von einer Kugel in die Hüfte getroffen, iſt das Weib eines Räubers zuſammengeſunken; der junge Bandit will die Verwundete auf die Schultern laden, aber ſie bedeutet ihm, das Kind zu retten, um ſchneller zu entkommen; er thut es. Den kleinen Wurm in die Höhe haltend, klettert er zu den Kameraden empor, die ſich aber ſchon in die Gebirge zurückgezogen. In Sicherheit dreht ſich der junge Mann nach den Soldaten um, deutet auf die bleſſirte Frau, und wedelt mit einem weißen Schnupftuche, als bäte er um Gnade und Schonung derſelben. „Nehmt das Weib gefangen und thut ihm nichts Leides!“ (erzählt der Conducteur in der „Nonne von San Procolo“) wollte ich juſt meinen Burſchen zurufen, als die Schlange ſich mit halbem Leib erhob, und auf meinen wackern Soldaten Luigi ſchoß, daß er ſich dreimal umdrehte, — und da lag er mauſetodt. Meine Wuth war unbeſchreiblich. Der beſte

Kanonier von einem Weibe erlegt! Ich kannte mich nicht mehr. Die Arme hatte gut die Hände ringen, und flehen und betteln um's Leben ... meine Flinte jagte ihr ein Stück Blei hinter die Ohren, und mein Säbel gab ihr den Reſt! ..."



Th. Hoffmeister sculp. Wien L. Wendling f.

Der Wechselbalg

VII.

Der Wechſelbalg.

Wir finden hier ein Glied aus der Kette der Begebenheiten, die dem Wechſelbalge zu Grunde liegen; aber auch dieſes eine wird hinreichen, in das Gedächtniß des Beſchauers den Zuſammenhang zurückzurufen, in dem es mit dem von Spindler dargeſtellten Hexenprozeſſe ſteht. Die Erinnerung an Hedwigs armſelige Hütte, die Scene, in welcher Anna den Schlaftrunk verſucht, wird ihn zurückführen in die Mitte der Geſtalten, die, den unſeligen Verirrungen eines von finſterer Zeit geborenen und genährten Aberglaubens folgend, ein ſchauderhaftes Gericht über ſich bringen.

Emmanuel d'Aſtorga.

Lo duca ed io per quel cammino ascoso
Entrammo a ritornar nel chiaro mondo;
E senza cura aver d'alcun riposo
Salimmo su, ei primo ed io secondo,
Tanto, ch'i'vidi delle cose belle,
Che porta'l Ciel, per un pertugio tondo;
E quindi uscimmo a riveder le stelle.

Dante;
Inferno. C. XXXIV.

I.

„Bei der Aſche meines Vaters! — wenn Eure Treue nicht über jeden Verdacht erhaben wäre, — nimmermehr ſollte mir dieſer Knabe als ein Sohn gelten!“ — Den Knaben auf den Arm nehmend, trat der Baron vor den mächtigen Spiegel des Prunkgemachs, und verglich finſtern Auges ſeine eigenen numidiſchen Züge und Geſichtsfarbe mit der heitern roſigen Schönheit des Kindes. „Sprecht, Conſtanze: findet Ihr zwiſchen uns die mindeſte Aehnlichkeit? Ihr habt Euch ſelbſt in dem Sprößling wiedergeboren und die Natur hat ihn, mir zum Hohne, meinem Geſchlechte beigezählt.“

Die ſchöne und betrübte Gattin des Barons faltete die Hände, und ſah gen Himmel. „Seyd nicht ungerecht, mein Herr. Gott hat unſern Emmanuel nach ſeinem Willen geſchaffen. Zürnt dem Kinde nicht, das ſchon jetzt meine Freude iſt und einſtens Euer Troſt ſeyn wird.“

Der Baron legte den Knaben ſchweigend auf den Schooß der Mutter und blickte zum Fenſter hinaus in die blühende Wildniß, die das ſicilianiſche Herrenſchloß umgab. So weit ſein Auge reichte, bis zum Fuß der Berge, bis zum Ufer des fernen Waldſtromes gehörte ihm das Land als Erbe und als Lehen; das Städtlein auf felſiger Anhöhe, die Dörfer, umwuchert von üppigen Ernten, die einzelnen Maierhöfe, von Heerden umbrüllt, von Reben umbüſtert, die weitverbreiteten Wälder, die reichen Schwefelgruben — alles war ſein. Das Eigenthum war ſchön; die Zeit dünkte dem Gebieter hart. „Ich getraue mir wohl, Alles dieſes zuſammen zu halten. Aber nach mir ſollte ein Erbe kommen, ſtark und entſchloſſen, wie ich. Dieſer Knabe wird mir nimmer Ehre machen, Conſtanze.“ — —

Nach zehn Jahren war indeſſen die Zeit noch viel härter geworden. Der Baron, ein Mann von adelſtolzen und patriotiſchen Träumen, hatte im Bunde mit Vielen ſeiner Standesgenoſſen die Vereinigung von Spanien, Neapel und Sicilien von jeher mißbilligt, und ſich neueſtens verleiten laſſen — ob er gleich als Oberſter eines Regiments der ſpaniſchen Krone Treue geſchworen — die Fahne des Aufruhrs zu erheben. Sein friedliches Haus zu Palermo verlaſſend, zog er an der Spitze eines wilden Söldnerhaufens im Lande umher, raſtloſe Thätigkeit mit der ſtraffen Ausdauer eines Beduinenhäuptlings entfaltend, und überall fachend den Brand der Empörung. Sein Schloß Palmari, das alte normänniſche Kaſtell, dem ſchwer zu nahen, welches daher leicht zu beſchützen, war ſein Quartier, wenn er von Zeit zu Zeit der kurzen Ruhe pflegen, oder neue Unternehmungen beabſichtigen wollte.

Die Gattin des Barons und Emmanuel ſein Sohn, ein ſiebzehnjähriger Jüngling, bewohnten Palmari, und verſüßten dem verblendeten Rebellen ſeinen jeweiligen Aufenthalt daſelbſt mit heiter geſtimmtem Gemüthe. Wenn der Baron von dannen zog, war's freilich anders. Thränen und Gebet bezahlten dann mit Wucher die wenigen Stunden erkünſtelter Faſſung. Die Gemahlin des Barons ſah mit tiefer Kümmerniß voraus, wie das gefährliche Spiel der Selbſthülfe enden würde; Emmanuel, geübt, in der ſorgenvollen Seele der Mutter zu leſen, ahnte wenigſtens den ſchlimmen Ausgang. Die Trauer war das Tagewerk von Beiden, die Andacht ihr einziger Troſt, ihre einzige Arznei die himmliſche Tonkunſt.

Conſtanze, eine weiche klare Schönheit mit goldenen Locken, glich am Claviere, oder die Harfe ſpielend, der heiligen Cäcilie, wie der beſten Maler Pinſel dieſelbe geſchaffen. Emmanuel, der ihre Pſalmen mit ſeiner rührenden Stimme begleitete, war anzuſchauen als ein Engel, der herabgekommen, ſeiner Heiligen zu dienen. Wenn ihre Töne ſich vereinigt hatten, um die Macht des Höchſten zu beſingen, oder die Trauer der Verlaſſenheit zu ſchildern, ſo umſchlangen ſich auch gewöhnlich die Arme der Mutter und des Sohnes, und ihre Zähren vermiſchten ſich. Rings um ſie her wuchs dann ein Paradies des Friedens auf, ihre Herzen fühlten ſich erleichtert und gehoben, und ihre Klagen galten nur dem theuern Mann und Vater, der ſich das Paradies verſchloſſen hatte, und draußen ſtand im unheilvollen Sturme des Verderbens.

Die Macht der Töne wirkte nicht auf ihn, ſie mahnte ihn nur an Sauls finſtere Stunden. Er zürnte, wenn nicht der Gattin, doch dem Sohne. „Das Saitenſpiel paßt in die Hände des Weibes: dem Manne ſteht es übel an. Sagt ich's nicht, Du würdeſt mir nimmer gleichen, Emmanuel! Mein edler Name und Dein Alter beſtimmten Dir den Platz im Kampf an meiner Seite, aber für Deine verzärtelte Hand iſt der Degen viel zu ſchwer, und Dein feines muſikaliſches Ohr würde das Pfeifen der Kugeln nicht ertragen.“ —

Wenn ſich alsdann der Sohn aufrichtete und ruhig ſeinen Muth betheuerte, auch ſich bereit erklärte — obſchon die Mutter zitternd den Kopf dazu ſchüttelte — den Vater zu begleiten in Noth und Streit, ſo verweigerte ihm der Baron die Ehre hartnäckig, und drehte dem Verkannten den Rücken zu. „Ich bedarf des Lautenſchlägers nicht.“ — Die Mutter antwortete ſtatt des Sohnes, wie ihr engelgleicher Sinn es ihr eingab. „Ihr bedürft zweier Herzen, die Euch lieben, Geronimo. Die Welt iſt falſch; ſchon haßt ſie Euch, dereinſt wird ſie Euch verlaſſen. Mit Freuden werdet Ihr ſodann unſere Liebe koſten, unſere Lieder hören, und wünſchen, daß es niemals anders geweſen ſeyn möchte.“

Der Baron läugnete zwar die Vorherſagung mit eigenſinnigem Munde. Doch redete ſein Herz allbereits eine andere Sprache. Er zählte vor dem mächtigen Spiegel ſeines Prunkgemachs die Falten, die ſein unſtätes Partiſanleben in ſein Antlitz geriſſen; er überſchaute aus dem Fenſter die Wildniß ſeiner Güter, die nicht mehr blühte und keine Ernten mehr gab; er rechnete bedenklich nach, wie lange wohl der Trotz der aufgewiegelten Dynaſten aushalten dürfte, ... und ſeufzend ging er, ſich zu erfriſchen und zu betäuben, auf neue Abenteuer voll von Wagniß, aber des Gewinnes baar und ledig, aus.

Die Bundestreue von verſchwornen Mißvergnügten iſt nicht von Stahl und Eiſen, wenn nicht das unwandelbare Glück ſelbſt bei der verbrecheriſchen Unternehmung Pathenſtelle vertritt. Vor dem Unglück verſtummt die Prahlerei, das kecke Vermeſſen wandelt ſich in Kleinmuth. Die, ſo bis dahin des Gelingens Hoffnung zuſammengehalten, zerſtreuen ſich und laſſen die Wenigen, die verzweifelte Tollkühnheit bis ans Ende fortſetzen wollen, preisgegeben auf der Wahlſtatt zurück. — Dieſes war das Loos des Gatten der edeln Conſtanze. Er war einſt muthig ausgezogen als ein freudiger Soldat, den Sieg erwartend; als ein elender Flüchtling kam er nach Palmari zurück. Die Nacht war ſein Mantel, das Entſetzen ſein Begleiter. „Alles verloren! die Eidbrüchigen weichen der Gewalt; der Spanier triumphirt. Was ſoll ich nun beginnen, ein aufgegebener Mann?“

Da war freilich nicht mit Liebe allein, nicht mit Liedern zu helfen. Ernſteres mußte verſucht werden. Ein abenteuerlicher Plan wurde entworfen, das Meer zu gewinnen. Aber ohne den beſonnenen Beiſtand von entſchloſſenen Männern war der Entwurf nicht auszuführen. Der Baron bettelte darum bei ſeinen Unterthanen. Er verlangte von den Bürgern ſeines Städtchens Geld und Schutz für wenige Tage. Die Stadt verſchloß ihm ihre Thore. Er forderte ſeine vertrauteſten Pächter auf, ihn zu unterſtützen; ſie zeigten ihm böſen Willen, leere Hände. „Undankbare, hab' ich nicht für euch geſtritten? waren es nicht euer Wohl, eure Rechte, die ich vertheidigte?“ — „Mit nichten, Don Geronimo. Ihr habt nur Eures Standes Privilegien und Gewalt emporbringen wollen.

habt unſern Schweiß und unſere Habe an eine Sache verſchleudert, die uns nicht frommen ſollte. Fahrt hin!“

Während er im Lande ſtreifte, entblößt von Allem, und wandernd von Hütte zu Hütte ſeiner ſtörrigen Vaſallen, hatte ſich die königliche Macht, wie eine wachſame Schlange, um ſeiner Herrſchaft Grenzen geringelt, und gleich darauf mit wildem Sprung von Palmari Beſitz genommen. Gattin und Sohn des Barons waren in des Feindes Hand gefallen. Conſtanze verſuchte zwar, die Verfolger des Rebellen durch falſche Nachrichten irre zu führen. Emmanuel beobachtete ein Schweigen, das nicht Drohungen, nicht ſüße Verheißungen überwältigten. Beide hofften im innerſten Herzen, was ihre Zunge nicht anzudeuten wagte: das Entrinnen ihres Herrn und Vaters.

Jedoch dem war nicht alſo. Den verzweifelnden Flüchtling verließ die Klugheit; er entdeckte ſich den unrechten Leuten, der Verrath that das Uebrige. Nach kurzen Tagen lieferte ein ſchlauer Lehensmann den Grundherrn in ſpaniſche Feſſeln. Der Baron wurde nach Palermo geſchafft, ſeine Selbſtſucht zu büßen. Auch Conſtanze und Emmanuel mußten als Gefangene dahin abgehen. Doch wurde ihnen nicht einmal der Troſt, des unglücklichen Rebellenhäuptlings Kerker zu theilen.

Erzürnte Herrſcher und Ueberwinder gingen vor Zeiten raſch zu Werke, und Barmherzigkeit war ihnen ziemlich fremd. So kam es, daß der Prozeß des Barons nicht auf bleiernen Füßen ſchritt, und daß die unſchuldige Familie des Miſſethäters in ſein Elend unnachſichtlich verflochten wurde. Der Krone haſtig geſprochenes Urtheil raubte der Gattin und dem Sohne ihr Erbtheil ohne

Gnade, ja ſogar ihres Hauſes Namen, der da aufhörte zu ſeyn. — Gerne hätten ſie der Würde der Reichsfreiherrlichkeit entſagt, gerne die letzte Hufe ihrer Ländereien mit dem Rücken angeſehen, und in einem entlegenen Winkel der Erde das thränenfeuchte Bettelbrod der Verbannung gegeſſen, wenn des Richters Spruch ihnen nur den Vater gelaſſen hätte. Aber Don Geronimo, ſeines Adels verluſtig, ſollte ſchimpflich mit dem Leben bezahlen, was er dreiſt und unbeſonnen genug verbrochen.

Des blutigen Urtheils Verkündung koſtete der ſchwergeprüften Conſtanze das halbe Leben. Dem weichgeſchaffenen Emmanuel entpreßte es die heißeſten Thränen. „Werden wir nicht auf die Gnade des Fürſten hoffen dürfen?“ — „Nein, der König iſt weit, das Geſetz unerbittlich, und ſeines Spruchs Vollſtreckung auf morgen angeſetzt.“ — „Wird uns nicht erlaubt ſeyn, noch einmal unſern Vater zu umarmen, uns mit ihm zu letzen?“ — „Es wird morgen geſchehen.“ — Die härteſte Beſtimmung des ſtrengen Urtheils hatte der Verkündiger den Unglücklichen noch verſchwiegen, weiſem Mitleid nachgebend.

Die Stunden, welche der Hinrichtung eines Menſchen vorausgehen, ſind ſchon oft beſchrieben worden. Wer da ohne Schuld und Ketten, ſeines Hauptes ſicher, vom Tag zum Tage furchtlos lebt, zergliedert gern, ſo weit er es vermag, den ſchreckensvollen Zuſtand eines zum Tode Verdammten. Man beſchäftigt ſich weniger mit der bittern Pein Derjenigen, die mit Liebesbanden an des Henkers Opfer geknüpft ſind. Und dennoch liegt auf ihnen, die zurückbleiben, eine ungeheure, eine doppelt ſchwere

Schmerzenslaſt. Auch ſie ſchwanken zwiſchen thörichten Hoffnungen und bodenloſer Verzweiflung, ſchmeicheln ſich mit Wundern, die nicht geſchehen, zerfleiſchen ſich mit gotteslaͤſterlichen Zweifeln, die einſt den Veranlaſſern ſchwer angerechnet werden dürften. Auch ſie zählen die Stunden mit ſteigender Bangigkeit, möchten ſie bald beſchleunigen mit wohlthätiger Eile, bald ſie hemmen und verlängern mit grauſamem Mitleid. Und wenn der Streich gefallen, — wenn der geſammten Menſchheit Reue und Gebet und Hülfe nicht einen Athemzug mehr des Lebens zurückzurufen vermag, das eines Einzelnen Fauſt vernichtet hat, — dann beginnt erſt für die Nachbleibenden ein Daſeyn, von Kummer voll, von Freude leer, und vielleicht zum Ueberdruß wie für die Ewigkeit geſponnen; denn nicht immer tödtet der Schmerz.

Der Baron erwartete ſein Schickſal mit Faſſung. Er hatte dem Tode allzuoft im Zweikampf und im freien Felde getrotzt, als daß er je vor ihm hätte zittern können. Das Schaffot war für ihn nichts anderes, als der Ausgang eines hartnäckigen Duells auf Tod und Leben, und der Gnadenſtoß eines glücklichen Gegners. Aber der Verurtheilte grollte mit dem Verhängniß, das ihn wehrlos, ohne Degen, ohne Schild, zur Schlachtbank ſchleppte. Der Soldat zürnte dem ruhmloſen Ende, während der Mann es nicht fürchtete, und nicht einmal den Schimpf deſſelben zugab. Vor ſeinem Gewiſſen hatte er gerecht gehandelt; dabei verachtete der ſtolze Freiherr das Volk herzlichſt und von Grund aus, weßhalb der Menge Hohn ihn ſo wenig demüthigte, als ihre Trauer ihm geſchmeichelt haben würde. — Selbſtſüchtig durch und durch, kümmerte ihn auch der Schmerz und die Zukunft der Seinigen nicht. Er hatte ſich von jeher als den Mittelpunkt des Lebens betrachtet; mit ſeinem Ende war Alles, wie er ſich einbildete, aus. Seine zarte und gefühlvolle Gattin hatte niemals zu ihm gepaßt; ſein Sohn war — nach ſeiner Meinung — des Vaters niemals würdig geweſen. Was ſollten ihm alſo dieſe Beiden jetzt am Rand der Grube? Ein Anderes wäre geweſen, wenn nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge der Sohn berufen worden wäre, die reiche Erbſchaft von Land und Lehen und Leuten anzutreten. Schwere Sorgen ob der Unfähigkeit des Erben würden des ſterbenden Vaters Bruſt belagert haben ....! — Was kümmerte ihn jedoch heute, ihn, den Geplünderten und Entadelten, wer den Staub ſeines zerſchmetterten Wappenſchilds einſammelte?

Conſtanze hingegen litt zur gleichen Zeit die Pein, von der ſie ihren Gatten erſchüttert glaubte, und ihre eigene. Emmanuel ſchleppte die Laſt ſeines Kummers und der Leiden ſeiner Mutter: eine dreifache Bürde. Die letzte Nacht Geronimo's war dem Sohn eine unerſchöpfliche Fundgrube gräßlicher Schmerzen, die ſein junges Herz kaum zu ertragen vermochte. Was mußte er empfinden, dem Jammer der Mutter gegenüber? Welches Entſetzen mußte ihn aber erſt beſchleichen, wenn dann und wann Conſtanze, plötzlich ihre Zähren trocknend, vor ihn trat, und ihn mit den rührendſten Ausdrücken anflehte, ihr zu beſtätigen, daß Alles nur ein böſer Traum geweſen? „Nicht wahr, Emmanuel, unſere Angſt iſt nur eines Blendwerks Ausgeburt? Nicht wahr, wir werden frei und glücklich ſeyn? Der Vater wird nicht ſterben müſſen? Um aller Heiligen willen, erwecke mich aus meinen eingebildeten Qualen. Laß Deine Mutter nicht vergehen auf der Folterbank der eiteln Furcht. Sage mir, daß die Schreckniſſe dieſer Nacht gelogen haben!“

Aber der Morgen ſtieg empor, und die metallenen Zungen der Stadt rührten ſich, und das dumpfe Gepolter ferner Trommeln weiſſagte die furchtbarſte Wirklichkeit. Soldaten kamen, Mutter und Sohn aus ihrem Kerker zu führen. — „Wohin, ihr Männer, wohin ſollen wir euch folgen?“ — „Kommt, kommt; ihr werdet den Gatten, den Vater wiederſehen.“ Unbarmherzige Wohlthat barbariſcher Richter!

Sie wandelten einen langen Weg. Er führte ſie durch die prachtvolle Straße, worinnen ſie einſtens gehaust im Schooß des Ueberfluſſes, worinnen ſie einſt auf- und abgefahren in glänzenden Kutſchen, umgeben von vornehmen Freunden, demüthigen Clienten und ſchimmerndem Gefolge. Er führte ſie in die Nähe des Meers, an die Stelle, wo einſt die üppig vergoldete Jacht des Freiherrn in blauer Flut vor Anker gelegen, zur Spazierfahrt an der Küſte ladend. Sie gingen mit niedergeſchlagenen Augen; ſie ſahen nicht des ſchadenfrohen Pöbels Gedränge und hörten nicht ſein leichtfertiges Geſchrei. Auf einmal jedoch flüſterte ihnen bange Ahnung zu, Geronimo müſſe in ihrer Nähe ſeyn. Und die Augen aufſchlagend gewahrten ſie ein hohes Gerüſt, umringt von einem Wald von Musketen; ſie klimmten eine ſteile Treppe hinan; auf der andern Seite ſtieg ſo eben der Baron empor, mit Ketten beladen, blaß und wild, das Geſicht umdüſtert vom ſtruppigen Bart. „Geronimo! Vater!“ — Sie ſtrebten dem Geliebten entgegen; eiſerne Hände hielten ſie zurück. Zum letztenmale röthete ſich das Antlitz des Verurtheilten. War's der Liebe Wallung, war's des Zornes Glut? — „Soldaten! Laßt mich zu den Meinigen hinüber!“ — „Nein.“ — „Was thun ſie hier, die Unglückſeligen?“ — „Deines Todes Zeugen ſeyn, Geronimo. So will es das Urtheil.“ — „So verdamme Gott euch Alle, blutige Henkersknechte!“

Da polterten abermals die Trommeln, erſtickten Geronimo's Grimm, und das Wehklagen ſeiner Angehörigen. „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit!“ — So klang es wie Meeresbrauſen von tauſend rachedürſtenden Lippen. Emmanuels Augen verdüſterten ſich; er ſah nur verworren, wie durch dichte Schleier, einen Schwertblitz durch die Luft zucken, hörte einen dumpfen Fall und das herzzerreißende Gezeter ſeiner Mutter — vor ſeinen erſterbenden Blicken ſchwamm es wie Blut, und willenlos taumelnd gehorchte er der Fauſt, die ihn wieder von dem Gerüſte hinunterſtieß. — Er ſuchte ſich ungeſtüm zu ermannen .... neben ihm, zu ſeinen Füßen, auf dem nackten Pflaſter lag Conſtanze, ringend mit tobenden Nervenzufällen. Schmutziges Volk umſtand lärmend mit heftigen Geberden die unglückliche Mutter. Der arme Jüngling wollte aufſchreien wie das Volk, wollte in Weinen ausbrechen, und fand in ſeiner Bruſt nur ein markdurchſchütterndes Gelächter der Verzweiflung! Seiner Sinne unmächtig, wußte er nicht, welche Gewalt, ob eine verderbliche oder eine wohlthätige, ihn plötzlich aus dem Kreiſe jener dämoniſchen Erſcheinungen entfernte. Als wenn ihm das Gehirn zerſpränge, verſank er in Finſterniß und todesähnliche Betäubung

Das Leben kehrte wohl endlich in ſein Haupt zurück; es durchſtrömte ſeine Glieder. Aber welch ein Leben! Dem Daſeyn eines Thieres zu vergleichen, eines ſtumpfſinnigen Thiers. Nur gar langſam erwachte allmählig und matt das Licht ſeines Verſtandes. Der Tag, an dem er wieder zum nothdürftigen Bewußtſeyn gelangte, daß er ein Menſch, daß ſein Name Emmanuel, daß er einſt glücklich geweſen, — der Tag zögerte lange. — Mit Staunen betrachtete er das Lager, worauf er gebettet worden; das enge und ärmliche Gemach, ihm ſo fremd, worinnen er ſich befand; den alten Mann, der, den Kopf in beide Hände geſtützt, auf niedrigem Schemel neben ihm ſaß. Er verſuchte zu reden; ſeine Zunge ſtammelte wie die eines Blödſinnigen. „Was gibt's? wer iſt bei mir? wo bin ich denn?“ —

Der Alte erhob ſeinen Kopf, ein freundliches Lächeln glitt über ſeine vergrämten Züge. „Sie reden einmal wieder, Don Emmanuel? Wie danke ich unſerer himmliſchen Fürſprecherin! Kennen Sie mich nicht mehr, armer junger Herr?“ —

Emmanuel ſchüttelte zweifelnd das Haupt. Sein geſchwächtes Gedächtniß verſagte ihm den Dienſt, ſendete ihm nur den bleichen Schatten einer Erinnerung aus früheren Tagen. „Ich bin der alte Mateo, junger Herr; ein grauer Diener Ihres Hauſes.“ — Mateo ſchluchzte, da er dieſe Worte ſprach. Emmanuel hielt ſich an dieſelben mit Begierde. Der Diener.... das Haus.... ſie erinnerten ihn an die angebetete Frau, die vormals Haus und Dienerſchaft regierte. „Die Mutter, meine Mutter, wo iſt ſie?“ —

Mateo weinte heftiger und deutete gen Himmel. „Wo kann ſie ſeyn, als in der Heimath aller Tugendhaften?“ — Emmanuel verſtand ihn nicht. Er fragte noch einmal. — „Liebſter Herr; ſie iſt geſtorben.“ — „Iſt's möglich? Wie und wann?“ — „Ach, in der Stunde, da Ihr Vater.... da Ihr Vater das Leben verlieren mußte!“ —

Emmanuel ſetzte ſich auf, legte die kalten Hände an die brennende Stirne, und dachte nach. Da entwickelte ſich vor ihm, Glied für Glied, die lange Kette von Unglück, die er geſchleppt hatte: Geronimo's Härte und Verbrechen, der Mutter häusliche Leiden und fromme Liebe, des Kerkers jammerreiche Zeit, und endlich jener gräuliche Tag, der ihm die Eltern geraubt. Seine Sinne fingen wieder an, durch einander zu wirbeln. So ſtreckte er ſich denn auf's Bette hin, und lag während vielen Stunden wie ein Todter, ohne ſich zu regen, thränenlos, ohne Haß, aber auch ohne Sehnſucht und ohne Vertrauen auf eine höhere Macht. — Der Wahnſinn kämpfte mit Emmanuels erlahmtem Verſtande um den Preis dieſes jungen Lebens, dieſer tiefverwundeten Seele, und ging leider nicht ohne Vortheil aus dem Kampfe.

Ungefähr von jenem Zeitpunkt an wurde ſehr häufig, beinahe alltäglich, ein junger Menſch von ungemeiner Schönheit in der Umgebung des Hafens von Palermo geſehen; entweder tiefſinnig und geſenkten Kopfes einherwandelnd, in ſich zu ſehr verloren, um dem Gewühle einen Blick zu ſchenken, oder müßig ſitzend mit verſchränkten Armen, das Auge ſteif auf's Meer geheftet. Er wandelte halbe Tage lang hin und her, und keine Silbe kam über ſeine Lippen. Er ſaß oft bis in die finſtere

Nacht, und rührte kein Glied. War die Nacht hereingebrochen, ſo konnte der Jüngling nicht ſelten auf dem Platze knieend angetroffen werden, ... dort wo Geronimo's Schaffot geſtanden. Ein rother Fleck war auf einem Steine des Pflaſters zu ſchauen; tief eingewaſchen in den grauen vulkaniſchen Stein; unvertilgbar wie ein Fleck heiligen Blutes. Der Jüngling betete über dem Steine. Er glaubte feſt, daß Geronimo's Blut darauf gefallen, daß Conſtanze darauf den letzten Seufzer ausgehaucht. So lebte er, in die gemeinſte Tracht gehüllt; doch würde Jedermann ihn für einen Prinzen, der ſich zum Spaß verkleidet, gehalten haben, wäre nicht ſein Geſicht mit dem Stempel der ernſthafteſten Seelenverwirrung bezeichnet geweſen. Sein Anſtand war ungezwungen; nicht ein unfeines Wort ging aus ſeinem Munde. Er wandelte in ſeinen Lumpen vornehm über die Erde; ſein Geiſt ſchwebte indeſſen jenſeits der Wolken. — Um ſeines körperlichen Adels wie um ſeines unglücklichen Gemüthszuſtandes willen ſchonte und beſchützte ſelbſt das roheſte Volk von Palermo den blaſſen Jüngling, der keinen Menſchen beleidigte. Matroſen und Laſtträger machten ihm Platz, wenn er daherſchritt; nicht wenige zogen fromm die Hüte vor ihm ab; die Weiber grüßten ihn freundlich, und boten ihm Früchte und Blumen. — Er ſchlug das Anerbieten jederzeit aus; aber obſchon er nicht redete und jede Berührung mit den Menſchen vermied, ſo zeigte er ſich doch manchmal gleichſam dankbar für ſo viele Liebe des Volks. Hin und wieder brachte er eine alte Laute mit zum Hafenplatz, ſetzte ſich in ſeinen Winkel, und hob an, ſein Inſtrument zu ſpielen. Es war ſchon unerklärlich, wie er's anfing, den verſtimmten und ſchwirrenden Saiten alsbald die wunderbarſten Töne zu entlocken; aber ſobald ſich mit den Akkorden jene unbeſchreiblich ergreifende Tenorſtimme vermählte, die Emmanuel von der Natur erhalten hatte, ſobald er die ſchwermuthsvolle Romanze oder das feierliche Kirchenlied zu ſingen begann, ſchaarten ſich um ihn die Männer und Weiber, die Greiſe und Kinder; Herren und Damen lauſchten von ferne; das wilde ſizilianiſche Gaſſengeſchrei ſchwieg in der Nähe des Sängers. — Sie lauſchten mit Begierde ſeinen Tönen, die von Sonnenglut verſengten Halbafrikaner; ſie ſchlürften behaglich in's wollüſtige Ohr die Lieder des Jünglings, deſſen Vater unter ihrem blutdürſtigen Jubelruf geſtorben war. Eingedenk jenes unchriſtlichen Hohns vergalten ſie dem Sohn mit zarter Theilnahme, beleidigten ihn nicht mit ihrem Beifallklatſchen, nicht mit der Zudringlichkeit ihrer Almoſen. Dafür wäre den Schergen der Gewalthaber nicht zu rathen geweſen, den Irrſinnigen aufgreifen und von dannen führen zu wollen, wenn gleich das Urtheil des Geronimo die Verbannung ſeiner Familie ausgeſprochen hatte. Die Schergen hätten mit blutigen Köpfen dem Volke weichen müſſen, und reſpektirten daher Emmanuels Perſon um ſeiner Leibwache willen. Er mochte kommen oder gehen, ſingen oder ſchweigen; die Trabanten des Statthalters drückten die Augen zu, und fragten nicht, wo ſeine Wohnung, wer ſein Pfleger, was ſein Unterhalt.

Und war allabendlich die Zeit gekommen, da Emmanuel die Gegend des Hafens zu verlaſſen pflegte, ſo wand er ſich durch enger Gaſſen Krümmungen bis zu einem niedrigen Hauſe hin, deſſen Thüre ihm gaſtlich offen ſtand.

Das Häuschen war von dem alten Mateo bewohnt, war demſelben ſogar auf Lebensdauer überlaſſen worden, als Geronimo's Glück noch in Blüthenfülle ſtand. Der alte Diener verzehrte dort ſein ſpärliches Gnadenbrod und hatte dafür nichts anderes zu thun, als den Hofraum des Palaſtes, woran das Häuschen ſtieß, ſauber und in Ordnung zu halten. Ein Dienſt, den der jetzige Beſitzer des confiscirten freiherrlichen Palaſtes, ein Graf, der meiſtens auf ſeiner Herrſchaft bei Trapani lebte, dem Mateo eben ſo wenig entzogen hatte, als das wohlverdiente Gnadenbrod.

Ein Mann, der ſeinem Herrn und deſſen Vorfahren und Familie vierzig Jahre hindurch ehrlich gedient hat, iſt natürlich dem Hauſe der Gebieter mit einer Art von Andacht zugethan. Der getreue Knecht Mateo hatte ſeine Geſinnungen nicht geändert, als das Unheil über Geronimo's Stamm hereingebrochen war. Freilich vermochte er nicht, den Sturm zu beſchwören, Geronimo's Ketten zu ſprengen, den Untergang der Familie zu verhüten, aber er vollbrachte mit kühnem Muth, was hätte gefährlich für ihn ausſchlagen können: Emmanuels Rettung. Er entführte den Jüngling in ſeine ſtille Wohnung, ohne lange zu fragen; er bemühte ſich, ihm ein Vater zu ſeyn; er theilte mit ihm, was er hatte. — Der Himmel weiß, in welchem Verließ der arme Emmanuel vielleicht hätte verfaulen müſſen, oder in welchem Narrenthurm er zu Tode gemartet worden wäre, ohne die herzhafte Dazwiſchenkunft des wackern Mateo! Die ſiebenzig Jahre des letztern boten zwar keine Bürgſchaft für Emmanuels Zukunft; aber der Greis war fromm und hatte Vertrauen auf der Menſchen Mildthätigkeit, die, nach ſeiner Meinung, den Geiſtesverlorenen nicht vor der Zeit leiblich würde umkommen laſſen. In ſeiner Ueberzeugung befeſtigt durch die verſöhnliche Stimmung, worinnen ſich das Volk bei Emmanuels Erſcheinen fort und fort verhielt, ſo wie durch die Nachſicht, die ihm die Stadtverordneten und ihre Diener zu Theil werden ließen, erlaubte Mateo ſeinem Pflegling den täglichen Gang zum Hafen, und holte ihn nicht ſelten heim, wenn er ſich bei dem Gebet am rothgefleckten Steine verſpätete.

Eines Tages kam jedoch ein Nachbar zu dem alten Diener, und erzählte ihm, daß eine neue drückende Auflage verkündet worden ſey; daß ſich das Volk beſonders ſchwürig anſtelle, und daß zu rathen, den Emmanuel zu Hauſe zu halten, indem ſeine Erſcheinung und ſeine traurigen Lieder von irgend einem Aufwiegler benützt werden könnten, den leicht erregten Pöbel in Harniſch zu jagen. Man ſage ſich ohnehin ſchon in die Ohren, mit den Spaniern werde es nicht lang mehr dauern, und Geronimo's wie mehrerer ſeiner Genoſſen Hinrichtung ſey ein tyranniſcher Mord zu nennen. Es ſtehe demnach, da jene Zuflüſterungen ſchon der Behörde berichtet worden, nicht im Zweifel, daß die Gewalt beim geringſten Anlaß unnachſichtlich einſchreiten werde. „Bedenke, wie klug Du ſeyn mußt, Mateo, um Deinen Frieden und Emmanuels Freiheit nicht auf's Spiel zu ſetzen!“ Mit dieſer weiſen Ermahnung entfernte ſich der Nachbar.

Mateo hatte nicht zu wählen; er verbot ſeinem Schützling, auszugehen, und ſo oft er ſelbſt das Haus verlaſſen mußte, ſchloß er die Thüre pünktlich zu, und trug den

Schlüſſel in ſeiner Taſche mit ſich fort. Emmanuel hätte durch die vergitterten Fenſter nicht entſpringen können; aber der Jüngling ergab ſich ohnehin willig in des Pflegvaters Gebot, und machte keinen Verſuch, die Straße zu gewinnen. Er ſang nicht einmal ein Lied, und ſpielte nicht die Laute. Er begriff trotz der Unmündigkeit ſeines Verſtandes, die noch immer nicht weichen wollte, daß ſein Ernährer einen wichtigen Grund haben müſſe, ihn alſo einzuſperren, und wie ihm ſelber erſprießlich ſeyn möchte, daß vorläufig Niemand an ihn erinnert würde.

Aber bald dauerte dem Eingeriegelten die Einſamkeit zu lange. Er ſehnte ſich nach einem Zeitvertreib, nach einer Beſchäftigung. Es war ihm ſchon öfter plötzlich hell im Haupte geworden, und in dieſen lichten Zwiſchenräumen beigefallen, daß ſein Hinbrüten nichts tauge, daß der Menſch zu etwas Beſſerm erſchaffen. Dieſer Gedanke trat endlich auch in ſeine trüben Stunden über. Er konnte ihn nicht von ſich ſchütteln. Was jedoch thun? Bücher waren nicht vorhanden; Emmanuel verſuchte, ſich mit dem Niederſchreiben ſeiner Empfindungen in ein altes Wirthſchaftsregiſter zu zerſtreuen; aber gar ſo oft zerriß der Faden ſeiner Gedanken! Muſik durfte er nicht treiben, und die Kunſt, Matten und Körbe zu verfertigen, die ihm Mateo beigebracht hatte, eckelte ihn an.

So ſtrich Emmanuel einſt, unſchlüſſig, womit er die Zeit und ſeine herben Erinnerungen tödten ſollte, im Hauſe umher. Seine Wanderung führte ihn an den Eingang eines kleinen Gewölbes, worinnen Reiſig und allerlei altes Holzwerk verwahrt wurde. Im Hintergrund des Gewölbes, das Emmanuel noch nie betreten hatte, befand ſich eine Thüre, inwendig mit einem Riegel verſchloſſen. Eine plötzliche Neugierde, von der ſich der Jüngling keine Rechenſchaft zu geben vermochte, veranlaßte ihn, den Riegel mit ſpielender Hand zurückzuſchieben. Die Thüre öffnete ſich alſogleich in's Freie, und Emmanuel ſtand mit einem Schritte in dem großen Hofraum ſeines väterlichen Hauſes.

Obſchon er ſeit mehreren Jahren zu Palmari gewohnt hatte, ohne die Hauptſtadt zu beſuchen; obſchon er nach ſeiner unglücklichen Rückkehr in dieſelbe, den Todestag ſeines Vaters ausgenommen, den prächtigen Palaſt ſeiner Familie nicht mehr geſehen; obſchon er noch in den Ketten des Stumpfſinns lag — dennoch erkannte er auf einmal wieder die Stätte, wo er geboren worden, wo er ſeine Kindheit harmlos verträumt hatte. Ein neues Leben ging in ihm auf, ſeine Augen wurden hell und weit wie ſein Herz und ſein Gedächtniß. Lächelnd ſtand er ſtille, und muſterte den leeren, ſorgſam mit Sand beſtreuten Raum, die wohlbekannten Pforten der Ställe, das eherne Bild auf dem Brunnen, die von Säulen geſtützten Gallerien des Hauſes, die breite Marmortreppe, die zu ihnen hinaufführte. Ja, auf dem Vorſprung der Stiege waren noch zu ſehen die Nymphe und der Faun, der römiſche Soldat und der griechiſche Hirt, die einſt ſeine Knaben-Phantaſie bezaubert hatten. Vom Plafond der offenen Halle, die zuweilen als Speiſeſaal gedient, glänzte noch das Freskobild hernieder, die Jahreszeiten vorſtellend, nach deren Attributen Emmanuel ſo oft mit kindlicher Hand gegriffen, wenn ihn die Wärterin dort auf ihren Armen gehalten. Ueber der Ehrenpforte, die oben in das ſtolze Gebäude einließ, gähnte noch der Mund der Meduſe, vor welcher ſich der Knabe nicht ſelten entſetzt hatte. Wie kam es, daß der Jüngling nun plötzlich oben ſtand unter dem Marmorhaupte? wie, daß er voll von freudiger Wehmuth ſeinen Blick auf die majeſtätiſchen Wappen ſeines Stammes richtete, die in der Rotonde der innern Haupttreppe hoch emporragten? Ach, jeder Gegenſtand war ihm ſo bekannt, ſo vertraut! Die Geländer von eiſernem Laubwerk, die drei Bogenfenſter mit ihren Balkonen nach der Straße zu, die vergoldeten Thüren, die farbigen Vierecke des Steinbodens, die mächtige Lampe, die beſtimmt war, den Vorplatz zu beleuchten, — ſie heimelten ihn an, alle dieſe Dinge, und ſprachen gewaltig zu ſeinen Sinnen. — Während er eine Erinnerung nach der andern wiedereroberte, rückten auch ſeine Füße immer weiter vor. Er wollte nicht nur die Außenwerke des geliebten Hauſes beſitzen, es ſollte ganz und gar ſein Eigenthum werden, wenn auch für Augenblicke nur.

Da hielt er inne, voll Verwunderung. Ein großer Saal umfing ihn. Die Tapeten ſchimmerten von Geſtalten in Seide und Silber gewirkt. Die ſammetüberzogenen Lehnſtühle und Ruhebetten ſtanden feierlich umher; das Tageslicht drang mit Macht durch die hohen Fenſter, der damaſtenen Vorhänge ſpottend. Eine Reihe von Gemälden ſchmückte die Höhe des kunſtreich geſchnitzten Geſimſes. Willkommen, nach ſo langer Zeit, du innigſt verwandte Geſellſchaft, in deren Mitte der verſtoßene Erbe aufgewachſen war! Willkommen, zahlreiche Folge der Ahnen des Hauſes! Der Aelteſte von ihnen, der weißbärtige Geharniſchte, ſowie ſeine Söhne und Enkel in Richter- und

Kriegsgewändern, in ſpaniſchen und franzöſiſchen Kleidern, mit geſchornen Köpfen und Allongeperücken, ſchienen ernſt und ſtattlich als alte Freunde den letzten abgeriſſenen Zweig des umgehauenen Stammbaums zu begrüßen. Als ob er eine eilige Heerſchau hielte, flogen Emmanuels Blicke die Reihe hinunter, um des Vaters und der Mutter theure Züge haſtig in ſich zu ſaugen. Er entſann ſich wohl des Platzes, den die Schildereien eingenommen, des ſchlanken glutäugigen Römers, der ſie gemalt, der lebensvollen Skizze, die der Künſtler von dem Kopfe des Knaben Emmanuel entworfen, und die von der eigenen Hand Conſtanzens unter ihrem Bilde an der Wand befeſtigt worden war....! —

Wie erſchrack, wie erſtarrte der ungeduldige Jüngling! Zwei leere Goldrahmen.... keine Spur mehr von ſeinem eigenen Bilde....! Dieſes ſtumme Zeugniß von der Austilgung ſeines Geſchlechts machte eine unbeſchreibliche Wirkung auf ihn. Gleichſam zerfließend in Thränen und alles Andere um ſich her vergeſſend, ſank er mit gefalteten Händen, gegenüber den leeren Goldrahmen, auf einen Stuhl, damit er ſich recht ſatt weine: eine Wohlthat, die ihm lange verſagt worden war, verſagt ſeit dem Ende ſeines Vaters. — Er wurde nicht geſtört; die Dienerſchaft des Hauſes war irgend einem Gaſſenſpektakel nachgelaufen. Emmanuels Schmerz fand hinlänglich Zeit, ſich Luft zu machen, und das wohlthätige Werk der Wiederherſtellung an dem verdüſterten Geiſte des Jünglings zu beginnen. Süße Töne, die zu gleicher Stunde in das Ohr Emmanuels ſich ſtahlen, halfen dazu. In dem anſtoßenden Gemach wurde Clavier geſpielt, und ein

Lied geſungen, das der verlaſſene Sohn oft von ſeiner Mutter gehört hatte. Keine Note des Geſangs, keine Schwingung der Stimme, die ſo viel Aehnlichkeit mit Conſtanzens hatte, ging dem mitten unter ſeinen Thränen Aufhorchenden verloren. Das Clavier war zu jener Zeit noch ein zartes Inſtrument, einfach zuſammengeſetzt und nicht auf den Lärm berechnet, den der Flügel der heutigen Welt zu ſeinen Vorzügen zählt.

Die Dame, welche ſich im Nebengemach dem muſikaliſchen Vergnügen überließ, ſtand in der Sonnenwende des Frauenalters. Die Halbtrauer, worein ſie ſich gekleidet, erhöhte indeſſen den Reiz ihrer würdevollen Geſtalt. Die Augen der ſtolzen Brünette ſtrahlten wundervollen Glanz; ihre Bläue paßte vortrefflich zu den dunkeln Locken, die nachläßig auf ihre Schultern fielen. — Neben ihrem Stuhle befand ſich ein Geſellſchaftsfräulein, beſchäftigt, die Notenblätter umzuwenden; auf die Lehne des prachtvollen Seſſels ſtützte ſich ein Herr in vollem Putz, den Degen mit der zierlichen Schleife an der Seite, den Federhut in der Hand. Er fragte, während einer Pauſe, die der Sängerin beliebte: „Hören Ihre Hoheit nicht das ſeltſame Geräuſch im Vorzimmer? Es bedünkt mich wie das Schluchzen eines weinenden Menſchen?“ — „Nicht doch, Herr Graf. Ein ſchnarchender Bedienter, der ſich die Langeweile des Vorzimmers mit geſundem Schlaf vertreibt. Wenden Sie um, liebe Pica, daß wir zu Ende kommen.“

Die Hoheit fuhr in ihrem Geſange fort. Das Schluchzen im Saale ſchwieg. Dafür vernahm der Herr mit dem feinen Ohr einige leiſe Schritte, die ſich der Thüre näherten, und langſam, wie von Geiſterhänden regiert, that ſich die Pforte auf, und der Jüngling mit verweinten Augen und geſpannten Zügen wurde unter dem hohen Bogen ſichtbar.

„Unſere liebe Frau vom Berg Carmel ſtehe uns bei!" Pica floh erſchrocken vom Clavier gegen das Ankleide-Kabinet. Die ſingende Dame ſchaute verwundert, aber furchtlos auf; dennoch hatte ihr Lied ein Ende. Der Herr mit dem Federhut trat Emmanuel ſchroff entgegen. „Wer biſt Du? Was willſt Du hier?"

Der Jüngling winkte, wie ein Fürſt, der ſich alle Ehrenbezeigungen verbittet, mit der Hand: „Ich ſtöre nicht; laßt es gut ſeyn, lieber Herr. Ich will nicht lang verweilen, möchte nur das ſchöne Lied bis zum Schluſſe hören. Meine Mutter! ach, es iſt nicht meine Mutter, die geſungen! Ich habe mich betrogen, leider, leider; aber dennoch freue ich mich. Die ſchöne Dame ſingt, wie meine Mutter es verſtanden."

Die ſchöne Dame, nachdem ſie mit einem ſcharfen Blick den Jüngling gemeſſen, machte gegen den Grafen eine leichte Bewegung mit der Hand über die Stirne. Der Graf nickte achſelzuckend. Mit Freundlichkeit wendete ſich die Dame zu dem unverhofften Gaſt: „Du liebſt die Muſik?" — „Von Herzen, meine Dame." — „Willſt Du noch einmal das Lied hören?" — „Ich bitte darum; es iſt ein Almoſen, das Sie mir ſchenken, ein koſtbares Almoſen."

Der Geſang wurde wiederholt. Emmanuel ſtand unbeweglich mit untadelhafter Würde; nur perlten abermals Tropfen der Wehmuth über ſeine Wangen. Auf einmal belebten ſich indeſſen ſeine Augen. Raſch den Grafen umkreiſend, ſtellte er ſich an den Platz, den Pica verlaſſen, und ſchickte ſich an, ihren Dienſt beim Clavier zu verſehen. Wiewohl überraſcht, winkte die Dame ihrem Cavalier, den Menſchen gewähren zu laſſen, und ließ ſich nicht irre machen. Doch bemerkte ſie, daß ihr Nachbar jedes Tonzeichen, jeden Taktſtrich gleichſam mit den Augen verſchlang, und daß er, ſo oft er ein Blatt umdrehte, zuvörderſt ſeine eigene Hand küßte. Sobald das Muſikſtück beendigt, ergriff er das Notenheft mit beiden Händen, drückte heftige Küſſe darauf, hielt es an ſein Herz, war außer ſich vor Wonne und Vergnügen. Mit zitternder Stimme gab er Antwort auf die Frage der Dame, die den Beweggrund ſeiner Freude zu wiſſen verlangte: „Dieſes Heft wurde von meiner Mutter ſelbſt geſchrieben. Ich ſehe ſie wieder in dieſen Schriftzügen, wenn gleich ihr Bildniß weggeſchafft worden iſt. Es ſollte mich von dieſen Blättern nichts in der Welt mehr trennen, wenn ich ſie behalten dürfte. Aber — ich darf ja nicht, denn ſie haben mir Alles genommen und Alles verboten, und dennoch ſollte, was in dieſem Hauſe iſt, mein Erbtheil ſeyn. Dazu bin ich geboren worden.... und jetzt.... ein Bettler!" —

Die Anweſenden betrachteten den beredten Emmanuel mit ſteigender Theilnahme. Mit einem Seufzer, als gäbe er die Welt hin, überreichte Conſtanzens Sohn der fremden Dame das theure Papier. „Es gehört Ihnen. Heben Sie es ſorgfältig auf. Nehmen Sie meinen innigſten Dank für Ihre Güte. Sie haben mich glücklich gemacht. Mögen auch Sie es immer ſeyn." — „Glücklich gemacht? Wodurch?“ — „Hab' ich nicht aus Ihrem Munde der Mutter Stimme vernommen? Hab' ich nicht meines Vaters Haus wieder geſehen? Iſt dieſe Gnade mir durch Mißhandlungen geſchmälert worden? Der Himmel ſegne Sie, weil Sie mir Barmherzigkeit erwieſen, wo ich nur auf Feindſchaft rechnen durfte!“

Die Dame war erſchüttert aufgeſtanden, und zu dem Grafen getreten. Dieſer, ein Palermitaner, hatte den Jüngling erkannt, und erzählte der aufgeregten Frau halblaut des Unglücklichen Herkommen und Geſchichte. Emmanuel näherte ſich dem Clavier, ließ ſich vor demſelben nieder, und verſuchte mit vor Wonne bebenden Händen, darauf zu ſpielen. Jede Taſte, die er anſchlug, ſchien ihn zu berühren wie der zarte Finger ſeiner Mutter. Er iſolirte ſich, hörte und ſah nicht, was um ihn vorging, und wiederholte abermals das Lied, das ſeine Seele beſchäftigte. Er ſang's mit weicher, leiſer Stimme; er führte die Begleitung durch, daß ſie klang, wie ein in der Ferne melodiſch murmelnder Bach, der leicht dahin ſpielt ohne Zwang, und ſchmeichelnd vom Ufer ſtreift die Blumen, womit er ſeine klaren Wellen ſchmückt.

Inzwiſchen war die Dame, während der Erzählung des Grafen, bald roth, bald blaß geworden. Mitleid und Unwillen malten ſich nach der Reihe auf ihrem Geſichte. Manches Wort des Entſetzens ging über ihre Lippen. Endlich kam die Frage: „Wiſſen Sie wohl, daß für den armen jungen Mann etwas gethan werden muß? Wiſſen Sie wohl, daß in den jetzigen ſchwierigen Zeitläuften dieſes unſchuldige Lamm, welches die Sünden ſeiner Väter trägt, plötzlich dazu mißbraucht werden könnte, einen zweiten Maſaniello vorzuſtellen?“ — „Leicht möglich, Hoheit.“ — „Dieſes darf aber nicht geſchehen. Wie geſagt: es muß etwas für ihn gethan werden.“ — „Das ſehe ich ein. Ich will noch heute veranlaſſen, daß er feſt genommen und in ſichere Verwahrung gebracht werde.“ — „O pfui, Herr Graf. Gibt's in dieſem Lande keine Sicherheit, als nur im Kerker? Sie möchten mir das ſchöne Sicilien verleiden. Nein: ich will für dieſen Jüngling ſorgen. Die Störung ſeines Geiſtes wird, ich hoffe es, zu heilen ſeyn. Bietet nicht die Muſik ſchon an und für ſich eine kräftige Arznei? Hören Sie, mit welcher Anmuth er das Clavier behandelt, hören Sie dieſe hinreißende Stimme? ſehen Sie, mit welchem Anſtand er ſich benimmt? Nein: ſo viel Jugend, Schönheit und Kunſtfähigkeit ſoll nicht auf euern Galeeren verkümmern. Noch heute werde ich mit dem Vicekönig ſprechen. Ich denke, er ſoll mir die Bitte, dieſen Armen in meinen Schutz nehmen zu dürfen, nicht verweigern?“ — Der Graf bückte ſich artig und hofmänniſch: „Wer könnte der Prinzeſſin Urſini etwas abſchlagen?“

Die Unterredung wurde durch den Eintritt eines Dieners geſtört, der da berichtete, ein alter Mann, ein ehemaliger Genoſſe der Palaſtbewohner, und noch jetzt mit geringen Verrichtungen im Hauſe betraut, verlange voll Betrübniß, der Prinzeſſin ſich zu Füßen zu werfen. Es unterliege keinem Zweifel, daß ſein Sohn, ein armer Irrſinniger, ſeinem Zimmer entſprungen ſey, und ſich in den Palaſt verloren habe. Zu befürchten ſtehe, daß den Jüngling die Stadtknechte bereits irgendwo ergriffen und in's Gefängniß geführt haben möchten. Der alte

Mateo wolle die Fürſprache der erlauchten Prinzeſſin anflehen.

Dem Diener auf dem Fuße folgte Mateo, beſtürzt, ſeinen Pflegling im Zimmer der Dame zu finden. „Ach, junger Herr, was machen Sie hier? was haben Sie angeſtellt?“ — Emmanuel lächelte den Pfleger an wie ein Seliger. Er ſtreichelte ihm die gefurchte Wange, und deutete auf die Prinzeſſin. „Gib Dich zufrieden, Mateo, alter Freund. Sie zürnt nicht, ſie iſt ſo gut!“ — Mit wenigen Worten unterrichtete die Dame ſelbſt den treuen Freund Emmanuels von den Vorſätzen, die ſie in Betreff des Jünglings gefaßt hatte. Sie fügte mit der ihr angebornen Grazie noch die Belobung der wackern Handlungsweiſe Mateo's hinzu: „Es iſt jetzt Zeit, daß Dir, mein Alter, die ſchwere Laſt abgenommen werde, die für Deine beſchränkten Mittel und für Deine hohen Jahre ſich nicht eignet. Wirſt Du einwilligen, wenn ich Dir die Verſicherung gebe, daß ich für den Jüngling treulich ſorgen werde?“ — „Mir geht es hart an's Herz; aber das Glück Emmanuels verlangt, daß ich mich füge.“ — Bei dieſen Worten faßte Emmanuel den Greis bei der Hand raſch, unverſehens, als wie von einem Krampf befallen. „Nein, nein; ich trenne mich nicht von Dir; o nimmermehr, Mateo, laß uns ſcheiden. Ich will nicht von Dir, nicht von dieſem Hauſe gehen. Schöne Dame: ſtatt aller Wohlthaten verlange ich nur einen Winkel in dieſem Palaſte, in einem Stalle, unter irgend einer Treppe, und die Erlaubniß, zu Zeiten Ihrem Spiele und Geſang zuhören zu dürfen. Ich werde glücklicher ſeyn, als der König, der meinen Vater und meine Mutter umbringen ließ, viel glücklicher, denn er kann nicht ſchlafen im goldenen Bette, weil die Schatten der Ermordeten ihn quälen; — meinen Schlummer hingegen ſtören ſie nicht, da ſie mich als Freunde aus dem Paradieſe beſuchen.“ — Die Prinzeſſin winkte dem Jüngling erſchrecken, zu ſchweigen: „Beſchuldige nicht den König, dem Gott ein langes Leben ſchenke! Der treffliche Fürſt weiß kaum, was hier geſchehen. Höre mich an: ich bin eine Fremde, und werde bald dieſes Land wieder mit einem andern vertauſchen. Ich kann Dir alſo nicht in dieſem Hauſe, das ich nur auf Verwendung des Statthalters bewohnen darf, den Aufenthalt zuſagen. Aber Du ſollſt — willſt Du mit mir gehen — mehr als Dach und Fach, Du ſollſt eine zweite Mutter an mir finden. Willſt Du, Emmanuel?“ — Der Alte fügte hinzu: „Wähle, was Dir frommt. Du wirſt nimmer in dieſem Palaſte bleiben dürfen. Dein Trotz würde Dich in den Kerker bringen. Meine Stunden ſind zudem gezählt. Wenn ich von hinnen ſcheide, wirſt Du allein ſtehen müſſen; bedenke dieſes. Wähle eine gütige Mutter, wähle ein neues Vaterland.“ — „Ich will auch dieſes gern; doch verlaſſe mich nicht, Mateo. Nur mit Dir mag ich von der Inſel ſcheiden.“ —

Die Prinzeſſin warf dem Mateo in einem und demſelben Blicke eine dringende Frage und gnädige Verheißung zu. Mateo antwortete entſchloſſen: „Nun ja denn; wenn Ihre Hoheit es erlaubt....“ Die Prinzeſſin nickte, und Emmanuel folgte mit leichterm Herzen dem Pflegevater. Derſelbe ließ jedoch ſeinen Zögling unter den Bildern des Saales zurück, trat noch einmal bei der Dame ein, und eröffnete ihr ſeine wahre Meinung: „Denken Sie nicht, daß ich Ihnen zur Laſt fallen möchte, gnädige Prinzeſſin. Emmanuel iſt noch vor der Hand ein Kind, das ſeiner Wünſche Verneinung übel aufnimmt; das ſich aber tröſtet, wenn einmal geſchehen, was nicht zu ändern iſt. Laſſen Sie ihn immerhin beim Glauben, daß ich mit ihm über's Meer gehen werde; zürnen Sie jedoch nicht, wenn ich zurückbleibe. Ich bin mit meinem Leben beinahe fertig, Emmanuel hat das ſeinige kaum begonnen. Mich würde der Verluſt des Vaterlandes, von dem ich nie gewichen, aufreiben; ihn würde das Vaterland zu Grunde richten, wenn er daran gefeſſelt bliebe. Das Heimweh würde mich von Sinnen bringen; ihn würde die Heimath endlich in den unheilbarſten Wahnſinn ſtürzen. Geſtatten Sie, daß ich am Fuße des Pellegrino meinen Geiſt aufgebe; aber führen Sie weit hinweg von dieſem ſchönen Berge unſern Emmanuel. Er wird Geſundheit, Glück und Frieden finden, wenn er fern ſeyn wird vom blutigen Grabe ſeiner Eltern. Ich werde Sie, die Wohlthäterin, und ihn, den Geneſenen, mit hundertfältigem Segen bedenken, wenn ich ſterben darf im Schatten von Roſaliens Grabe."

Die Gönnerin konnte den verſtändigen Anſichten Mateo's ihren Beifall nicht verſagen, und traf ihre Maßregeln als eine beharrliche Frau, die ihres Siegs gewiß iſt. Es hielt zudem nicht ſchwer, Emmanuels Perſon vom Vicekönig zu erbitten, und da in der Zwiſchenzeit ein Bote der zukünftigen ſpaniſchen Königin mit Briefen an die Prinzeſſin eintraf, um ihre Abreiſe zu beſchleunigen, ſo erfüllte ſie gar leicht des Statthalters Bedingung: den

Sohn Geronimo's ſo ſchnell als möglich, ja unverzüglich, zu entfernen. — Von Mateo ſorgfältig bewacht, ahnte gerade Emmanuel von der nahen Abreiſe nicht das Mindeſte. Ein Becher köſtlichen Syrakuſers, den ihm eines Abends die Prinzeſſin ſendete, wiegte ihn ein in feſten Schlaf und fröhlichen Traum. Die Gebieterin ließ den lächelnden Schläfer aufheben, und zu Schiff bringen. Sie ſelbſt mit ihrem Gefolge begab ſich ebenfalls dahin. Als der junge Tag aufſtieg, bekränzt mit morgenländiſchen Roſen, lag der Pellegrino ſchon weit und halb verſchleiert hinter der Furche, die des Schiffes Kiel in's grüne Feld des Meeres ſchnitt. Emmanuel fand ſich beim Erwachen in einer ganz andern Welt und Lebensbahn. Die Muttererde ſank hinter ihm von Minute zu Minute tiefer in die Fluth, — die Thränen, die Mateo beim Abſchied auf die Hand des jungen Freundes geweint, waren längſt vertrocknet — der Wind trieb rüſtig ab vom blutbefleckten Hafenplatz Palermo's. Jede Klage Emmanuels wurde wie Spreu in die Lüfte geweht, des Steuerruders Emſigkeit überzeugte ihn, daß die Rückkehr unmöglich geworden.... das wunderliche Leben auf dem Meere — ihm ſo neu — zerſtreute ihn. Er ließ es wie ein Schauſpiel an ſich vorübergaukeln, und ergab ſich indeſſen in ſein Schickſal, wie er auch nicht anders konnte.

II.

Die Prinzeſſin Urſini war ein eigenthümlicher Charakter, berufen zu großen Dingen. Sie verdiente das ſeltene Glück, die hohe Macht, die ihr auf Erden zu Theil wurde: ſie verdiente nicht minder das Mißgeſchick, das ihre letzten Jahre verfolgte. Ihre Schickſale ſind größtentheils eng verflochten geweſen mit der Geſchichte der größten Staaten Europa's. Aus dem franzöſiſchen Hauſe La Trémouille ſtammend, hatte ſie ſich frühzeitig mit Talleyrand, Prinz von Chalais, vermählt, und denſelben nach Spanien und Italien begleitet, wohin er ſich flüchtete, um den unangenehmen Folgen eines glücklichen Zweikampfs auszuweichen. Auf der Reiſe nach Rom war ihr Gatte geſtorben. Vom Vaterlande weit entfernt, und begierig, einen ihren Eigenſchaften angemeſſenen Standpunkt einzunehmen, begab ſich die junge Wittwe in den Schutz der Kardinäle D'Eſtrées und Bouillon. Dieſe letztern ſchlugen ihr eine zweite Ehe vor, und vermählten ſie mit dem römiſchen Herzog von Braccanio aus dem Hauſe Urſini, einem reichen und kinderloſen Wittwer. Der neue Ehebund, wenn gleich ruhend auf goldenen Grundlagen, ſcheint nicht der zärtlichſte geweſen zu ſeyn. Die Herzogin, im Beſitz mächtiger Freunde und aller Mittel, in der Welt glänzend aufzutreten, machte ſich bald zur unumſchränkten Meiſterin ihres unbedeutenden Gatten, hielt einen kleinen Hof, an welchem eine Intrigue nach der andern abgeſponnen wurde, empfing die Huldigungen der vornehmſten Perſonen aller Nationen, die längere oder kürzere Zeit in der Hauptſtadt der Chriſtenheit verweilten, verſchwendete nicht wenig vom Gute des zur Null herabgeſunkenen Herzogs, und wurde bald als eine Frau von ſeltener Auszeichnung allen Fürſten und ihren Kabineten bekannt. Das vorläufige Ziel ihrer Eitelkeit war ſomit erreicht, und ihre Träume von einer ſtolzern Zukunft reiften bereits der Verwirklichung entgegen. Der Herzog ſchwieg jedoch nicht immer zu dem eigenmächtigen Wandel ſeiner Gemahlin. Er verſuchte einigemal, ihr Herrſcherthum zu ſchmälern. Die Herzogin, entſchloſſen, nicht nachzugeben, trennte ſich zweimal von ihm, und ging nach Frankreich zurück, wo der Hof von Verſailles ſie mit offenen Armen aufnahm. Indeſſen waren ihre Freunde in Rom nicht unthätig, und vermittelten ſtets auf's neue ihre Ausſöhnung mit dem ſchwachen Ehegatten. Unerſchöpflich in der Kunſt, ihm zu gefallen, wenn ſie es darauf anlegte, war ſie ſo glücklich, von ihm, der bald des Todes verblich, zur einzigen Erbin ſeines Vermögens eingeſetzt zu werden. Die reiche Verlaſſenſchaft erwies ſich freilich als mit großen Schulden belaſtet. Dennoch verkaufte die Erbin das Herzogthum Braccanio für zwei Millionen römiſche Thaler an einen Nepoten des Pabſtes, und gelangte in den Beſitz einer fabelhaften Maſſe von Schmuck und Silbergeräthe, die allein ein koſtbarer Schatz zu nennen war. Die Bedingung, die des heiligen Vaters Neffe an ſeinen Kauf von Braccanio knüpfte, die Bedingung, dieſen Namen aufzugeben, obſchon ſie nicht mit den Wünſchen des Erblaſſers übereinſtimmte.

war der Herzogin ſehr gleichgültig. Sie gab dem Nepoten den Titel in den Kauf, und nannte ſich von Stunde an die „Prinzeſſin Urſini.“

Die Blüthe ihrer Jahre war ſchon lange vorüber, aber ſie erfreute ſich perſönlicher Vorzüge, die der Zeit zu trotzen ſchienen. Dieſe, im Verein mit der Liebenswürdigkeit ihres Benehmens, der Schärfe ihres Verſtandes und dem auserleſenen Takt, womit ſie, wer ſich ihr nahte, behandelte, erforſchte und würdigte, ſicherten ihr noch für lange die Bewunderung der Welt. Allerdings war ſie verſchlagen, herrſchſüchtig, ein Selbſtling im weiteſten Sinne; aber die angenehmen Formen ihres Umgangs ſöhnten Diejenigen ſogar, die ihr mißtrauten, mit der Gefährlichen aus. Zudem durfte ſie ſich einer ungemeinen Tugend rühmen: ſie war in der Freundſchaft unerſchütterlich treu, ſo lange der Gegenſtand derſelben ſeinerſeits in der Treue nicht wankte. Sie brachte die größten Opfer, wenn es galt, Menſchen, denen ſie gut war, zu verbinden. Ihr Eifer für erprobte Anhänger und Schutzbefohlene ging gleichen Schritt mit ihrer Unverſöhnlichkeit gegen verhaßte Feinde.

Dieſe Frau war nach Sicilien gekommen, vorgeblich, um gewiſſe Privatangelegenheiten zu ſchlichten; in der That jedoch, um als eine Emiſſarin von Verſailles die Richtung der Gemüther auf jener Inſel zu erforſchen. Während dieſer Zeit wurde an Ludwigs des Vierzehnten Hof dahingearbeitet, ſie zur Oberhofmeiſterin der Gemahlin, die dem König Philipp von Spanien beſtimmt war, ernennen zu machen. Die junge Königin, oder eigentlicher der Kardinal Portocarrero kürzte durch eine dringende Botſchaft ihre Miſſion in Sicilien ab, und beſchied ſie zurück nach Rom, das Weitere dort zu vernehmen. — In der Prinzeſſin Gefolge befand ſich alſo, halb freiwillig, halb gezwungen, der Jüngling Emmanuel; in der Prinzeſſin Hände alſo war fortan ſein Schickſal gegeben.

Sie hatte verſprochen, ihm eine Mutter zu ſeyn. Ihre Jahre hätten ſie ohne Zweifel dazu befähigt. Dennoch war, indem ſie den Verlaſſenen aufnahm, das Mitleid, des Frauenherzens gewöhnlichſte Tugend, nicht die einzige Triebfeder ihrer wohlthätigen Handlung geweſen. Das finſtere Schickſal Emmanuels hatte die Phantaſie der Prinzeſſin angeregt, ſeine abenteuerliche Erſcheinung ihrem Hang zum Abenteuerlichen geſchmeichelt; ſeiner Schönheit endlich war vorbehalten geweſen, in ihr Empfindungen zu erwecken, die nicht gewöhnlich in der Bruſt der Urſini eine Heimath fanden.

Die Fähigkeit, zu lieben, war nicht in der Natur der Prinzeſſin, wenn ſchon die Sehnſucht, alle Herzen zu bezaubern. Kaum, daß im Jugendmai ihre Sinne geſprochen hatten, was ſich anhören ließ, wie Liebesmahnung. Kalt, wie ihre Hand, war auch ihre Seele geweſen, da ſie zum erſtenmale als Braut vor dem Altare geſtanden. Die Wittwe, die ſich zum andernmale ehelich verband, hatte ſich noch gleichgültiger bewieſen. Die Neigung, die ſie dem Herzog eingeflößt, und die ihn ſtets — nach kurzen Empörungsverſuchen — wieder als einen willenloſen Sklaven zu ihren Füßen niederdrückte, war ihr ſelber unbegreiflich vorgekommen, von ihr ſelber oft als eine Thorheit belacht worden. — Sie wußte recht ſchön von

Liebe zu reden; aber dieſe Leidenſchaft, ſo tief wie das Meer, beſeligend wie der Himmel, eine Welt umfaſſend und doch zufrieden mit einem Sandkorn, — dieſe Leidenſchaft, ſo heiß von Glut, ſo ſturmbewegt, ſo reich an Furcht, an Argwohn und an Thränen — ſie war ihr dennoch fremd und unverſtändlich. — Da begegnete ſie dem ſchönen Emmanuel....! — Sie war betroffen, die ſtolze Frau; eine wohlthuende Wärme durchzitterte ihren Buſen. Von Stund an glaubte ſie zu lieben, zum erſtenmale in ihrem Leben; und hoch erfreut, etwas Neues, noch nie Gefühltes zu erfahren, pflegte ſie eifrigſt die „ſüße Narrheit“, wie ſie ſelbſt ihre angebliche Liebe nannte.

Es war auch nur eine Laune, eine eitle Wallung Wohl mancher unfruchtbare oder winterlich erſtarrte Zweig treibt, vom Sonnenſtrahl berührt, eine Knoſpe, eine ſchwache Blüthe, und wähnt, es ſey ihm plötzlich der belebende Frühling, der zeitigende Sommer genaht.... ſein Wahn iſt kurz, die Knoſpe hohl, die Blüthe taub

Die Prinzeſſin gefiel ſich lange in ihrem Irrthum Zwar verſäumte ſie um ſeinetwillen nicht, ihres Ehrgeizes hochfliegende Pläne zu betreiben; ſie verſagte ſich keine Intrigue; ihr weitverbreiteter Briefwechſel litt nicht die geringſte Unterbrechung; ihr Haus war nach wie vor ein Sammelplatz der vornehmen und ränkeſüchtigen Welt Aber in den Stunden, da ſich die Prinzeſſin allein befand, in der Nacht, wenn ſie ermüdet die Masken abwarf, die ſie am Tag und Abend getragen, ſpielte ſie gerne zu ihrer Erholung eine Komödie mit ihren Gefühlen. Ihres Findlings gedenkend, der ganz und gar ihr Geſchöpf geworden, ließ ſie von Träumereien ſich beſchleichen, jenen der Liebe täuſchend ähnlich. Sie malte ſich mit den gefälligſten Farben eine Zukunft, die zur Halbſchied der ſtolzen Vormundſchaft über einen König und eine Königin, und zur Hälfte dem Genuß der Zärtlichkeit eines unverdorbenen und dankbaren Zöglings angehören ſollte. — Mit Ungeduld berechnete ſie, wann der Zeitpunkt eintreten dürfte, von welchem ſie aller ihrer Wünſche Befriedigung erwartete. Die Frucht ihrer herrſchſüchtigen Entwürfe reifte nämlich zögernd; Emmanuel war noch nicht geeignet, ſein Glück zu verſtehen und zu würdigen. — Die Aerzte ſiegten langſam über ſeines Geiſtes Abirrungen, und ſobald ſeine Geſundheit ſich beſſerte, begann ſein Unterricht.

Der junge Mann genoß in Rom eine ſorgfältige Ausbildung. Seine Beſchützerin wollte ihn zu der Stellung, die er einſt in ihrem Hauſe einnehmen ſollte, völlig geſchickt machen. Er lernte, was einem jungen Cavalier zu wiſſen nöthig, wenn ſchon ſein edler Name in ewige Vergeſſenheit geſunken war. Niemand wußte um ſeine Herkunft; davon zu reden war ihm von der Prinzeſſin verboten worden. Ach, er hätte des Verbots nicht bedurft. Er ſchwieg gerne, und je klarer ſein Verſtand ſich nach und nach geſtaltete, um ſo düſterer und verworrener trat ſeine Jugendzeit mit ihren Freuden und Schmerzen vor ſeiner eigenen Erinnerung zurück. Er ſelbſt würde geglaubt haben, daß er aus dem Lethe getrunken, wenn ihn nicht ſtets ein Schauer befallen hätte, ſobald von Sicilien geſprochen oder der Name Conſtanze zufällig gerufen wurde. — Er lernte manche Dinge leicht; andere prägte er ſich ſchwerer ein; ſo zum Beiſpiel die männlichen

Uebungen des Reitens, des Fechtens. Dagegen widmete er ſich mit großem Eifer der Muſik, und erwarb ſich ſpielend den vollkommenſten Anſtand eines Weltmanns, der wahrlich an dem erſten Hofe Europa's an ſeinem Platze geweſen wäre.

Zu jener Zeit war die Muſik zu Rom im höchſten Flor. Der Geſang gehörte zu den edelſten Bedürfniſſen der römiſchen Geſellſchaft. Der berühmte Corelli, der Virtuoſiſſimo auf der Violine, wie ihn ſeine Freunde und Verehrer nannten, hatte ein Orcheſter gebildet, das nur von dem neapolitaniſchen, wie es ſcheint, übertroffen wurde. Pasquini und Ottavio Pitoni ſammelten als Kompoſitoren verdiente Lorbeern. Bei dem erſtern lernte Emmanuel den Vortrag auf dem Clavier, bei dem letztern ſtudirte er den Tonſatz, und zeichnete ſich aus vor andern Schülern durch ſein ſtilles Weſen und ſeinen Fleiß. Pitoni's Hauſe gegenüber war die Wohnung des Geſanglehrers Ruggieri. Schüler und Schülerinnen gingen auch dort aus und ein. Da traf ſich's, daß Emmanuel, von Pitoni kommend, einer noch ganz jungen Perſon begegnete, die in des Geſanglehrers Thüre zu treten beabſichtigte. Das Mädchen war höchſt ärmlich gekleidet; die dunkle Farbe ihres dürftigen Gewands harmonirte mit ihrem gelblichen abgemagerten Antlitz; aber ihre Hände waren roth vor Froſt, denn der Winter ließ ſich eben in Rom ziemlich ſpüren, und häufige Regengüſſe vertrieben alle Wärme aus der Campagna. Emmanuel würde vielleicht des Mädchens nicht geachtet haben, wenn es nicht auffallend genug nach ihm den Kopf gedreht, und den Jüngling mit einem unbeſchreiblich ſtechenden Blick von oben bis unten gemuſtert hätte. Emmanuel ſtutzte, und Blick um Blick erwiedernd, folgte er der Neugierigen mit den Augen, ſo wie dieſe ſtets und ſtets zurückſchaute, bis ſie in Ruggieri's Hauſe verſchwand.

„Meduſa! das Haupt der Gorgone; das Bild aus Palermo!“ Emmanuel glaubte im Fleiſche wandelnd geſehen zu haben jenes Meiſterwerk aus Marmor, das ihm entſetzlich vorgekommen war, und deſſen wilde Schönheit er dennoch immer wieder hatte aufſuchen müſſen. Dieſelbe breite, ſteil gewölbte Stirne, dieſelben finſtern Augen voll drohenden Verhängniſſes unter den ſchmerzhaft niedergezogenen Brauen, derſelbe üppig geformte aber bitter und trotzig verzogene Mund, — alle jene Züge, die ſo grell in Emmanuels Andenken auftauchten, waren des armen braunen Mädchens Eigenthum. Unter dem groben Schleier, der ihre ſchwarzen Haare einhüllte, vermeinte Emmanuel das Sträuben und Zucken der Schlangen des alten Fabel-Geſpenſtes bemerkt zu haben. — Die Begegnung koſtete ihn wieder einen guten Theil ſeiner mühſam errungenen Faſſung. Und ſie war ihm noch ferner vorbehalten. Ein wunderbarer Inſtinkt, lockend und peinigend zugleich, drängte ihn von nun an immer auf die Straße, wann die Unbekannte ihren Lehrer zu beſuchen pflegte und des Weges kam. Immer erneuerte ſie auch den Blick ſtolzer Herausforderung, wie ſich das ſchon bei der erſten Begegnung zugetragen, und ſtarrte den Jüngling geheimnißvoll an, bis er, wiewohl erſchreckend, dem Beiſpiel des Mädchens folgte.

Er hielt oft ſtille Selbſtgeſpräche, dem Palaſt Urſini zueilend. „Warum muß ich dieſes Geſicht, vor dem ich zittre, immer anſehen? Warum ſehne ich mich, ihm zu begegnen, während ich es doch unangenehm und erſchrecklich finde? Warum läßt auch ſie nimmer von mir ab mit ihren unheimlichen Augen? Iſt ſie von leerer Neugier, iſt ſie von Haß beſeelt? Das letztere möchte ich allerdings glauben. Was hätte ich jedoch dem blutarmen, mir ſo fremden Kind gethan? Was fürchte ich denn aber von dem hülfloſen Geſchöpf, das ſich nicht einmal vor der Unbill der Witterung zu ſchützen vermag?“ — Nicht immer verfolgte Emmanuel ſeinen Weg zu dem Palaſte ſeiner Gönnerin. Er hielt manchmal Schildwache in der Straße, er lief dieſelbe ein paar Dutzendmal auf und ab, er lauerte vor der Thüre des Geſanglehrers. Und wenn alsdann aus einem Chor von friſchen und hochliegenden Diskanten eine gewiſſe metallreiche Altſtimme ſich kräftig hervorthat mit ihren feſten Tönen, die geradezu und erſchütternd zur Seele des Zuhörers quellen, horchte Emmanuel mit furchtſamer Andacht auf den zauberiſchen Klang. Der Glockenton wogte aus der Bruſt der jungen Meduſe empor! Darauf hätte Emmanuel ſein Leben verwettet.

Ein wunderliches Band verknüpfte die Fremde und den jungen Mann. Eine magnetiſche Gewalt trieb ſie einander entgegen. Nichts deſto weniger ſchauten ſie ſich trotzig an, ſchritten zögernd aber hoffärtig an einander vorüber, ſagten ſich nicht eine Silbe. Sie erkundigten ſich beide nicht um des Andern Name und Stand. Es war freilich dem Jüngling eingefallen, die Wohnung der kleinen ſeltſamen Römerin — ihr von weitem folgend — zu erſpähen; aber er hatte den Gedanken verworfen: „Wär's nicht Thorheit, aufzuſuchen, was mir nicht gefällt?“

In jenen Tagen kamen die Angelegenheiten der Prinzeſſin Urſini nach ihrem Wunſch in's Reine. Ihre Zwecke waren erreicht; Ludwig der Vierzehnte war für dieſelben gewonnen, die Bedenklichkeiten der Madame Scarron, die eigentlich in Frankreich regierte, weil ſie den alten Ludwig beherrſchte, waren überwunden: König und Königin von Spanien hatten in der Urſini eine Oberhofmeiſterin erhalten, die weder Spanierin noch Franzöſin war, und die gleichwohl im Intereſſe von Verſailles ihre königliche Mündel zu leiten, und täglichen geheimen Rapport über Alles, was jenſeits der Pyrenäen vorfallen möchte, nach demſelben Verſailles abzuſchicken hatte: — zwei Nationen vermittelnd, Dienerin, Großwürdenträgerin, Vormünderin des Throns und oberſter Reichsſpion in einer Perſon.

Der Triumph der Urſini war unbeſchreiblich, ihre Freude ſo gewaltig, daß ſie angemeſſen erachtete, dieſelbe innerhalb ihres ſtillſten Gemachs vertoben zu laſſen; beſorgend, daß ſie, alſobald vor die große Welt gebracht, ſich zu grell äußern dürfte. — Aber die innigſt empfundene Wonne ſehnt ſich nach Mittheilung; die Prinzeſſin unterlag beinahe dem Gewicht ihres Glücks. Pica hatte ſchon lange, einem Gatten die Hand reichend, das Haus verlaſſen. Unter den von Grund aus erneuerten Gliedern ihres kleinen Hofſtaats zählte die Prinzeſſin keine Vertraute, keinen hinlänglich geprüften Freund. Konnte es aber in der Welt einen Menſchen geben, der würdiger geweſen wäre, um ihre Geheimniſſe und Freuden zu wiſſen, als der reine, anſpruchsloſe, der geliebte Emmanuel? Die Urſini ließ ihn rufen.

Sie empfing den Pflegling, ganz einfach, aber zierlich gekleidet, in ihrem Kabinet. Allen andern Beſuchern, die da kamen, wurde eine Unpäßlichkeit der Prinzeſſin vorgeſpiegelt. Sie war nur für Emmanuel zu Hauſe. Die Zufriedenheit verklärte ihr Geſicht, verbreitete eine wunderſame Anmuth über alle ihre Geberden, machte jedes ihrer Worte herzlich, erhöhte den Wohlklang ihrer Stimme. Die Dame hätte an jenem Abend wohl erfahrnere Männer unwiderſtehlich gefeſſelt; warum nicht den kindlich unbefangenen Emmanuel?

Sie ließ ihn näher treten, ſie lud ihn ein, ſich auf das niedrige Tabouret an ihrer Seite zu ſetzen, ſie gab ihm die Hand zu küſſen, die eines Königreichs Schickſale zu leiten berufen worden war, ſie redete ihn an mit bezaubernder Freundlichkeit: „Ich habe Dich lange nicht geſehen, mein guter Emmanuel. Wie geht es Dir? Biſt Du mit Deinem Loos zufrieden?“ — Emmanuel bejahte dankbar. Der Ausdruck ſeiner Erkenntlichkeit war lauter und aufrichtig: für der Prinzeſſin geheime Wünſche ein günſtiges Vorzeichen.

„Du biſt mir herzlich zugethan; ich weiß es. Weil Du Theil nimmſt an Allem, was mir begegnet, habe ich Dich ſehen wollen. Höre, mein Sohn, wir werden Rom baldigſt verlaſſen. Wirſt Du gern mit mir nach Spanien ziehen?“

Emmanuel ſchaute fragend zu der Beſchützerin empor. Die Ueberraſchung war ihm nicht völlig angenehm. Er wußte ſich nicht zu erklären, warum die Nachricht von der Abreiſe ihn verſtimmte, und warum ſeltſamerweiſe ihm das unbekannte Mädchen mit dem tragiſchen Geſichte dabei einfiel. — Sein Schweigen rief einen leichten Schatten auf der Stirne der Prinzeſſin hervor. Mit Nachdruck nahm ſie wieder das Geſpräch auf:

„Du zögerſt, mir zu antworten? Iſt Rom Dir ſo theuer geworden? Feſſelt Dich an dieſe Stadt etwas, das ſtärker wäre, als Deine Freundſchaft zu mir?“ — Emmanuel verneinte eifrig: „Ich bin das Geſchöpf Ihrer Gnade, Hoheit. Mein Platz iſt, wo Sie befehlen. Spanien oder Rom — ich habe nicht zu wählen.“

„So gehorchſt Du nur meinem Gebote und nicht dem Zug des Herzens, indem Du mit mir gehſt, mein Lieber.“ — „Ich bin ein armer junger Menſch, Prinzeſſin; ohne Willen, ohne eine Stimme, die etwas gelten könnte. Aber meine Ergebenheit in Ihre Anordnungen iſt gränzenlos, und was Sie wollen, bin ich ſtets zu thun bereit. Sie wiſſen, was mir frommt. Ich habe — Dank ſey Ihnen — in Rom Vieles gelernt. Sie werden mir erlauben, meine Studien in Madrid fortzuſetzen. Die Hoffnung, die ich hege, Ihnen einſt, wenn auch in geringem Maße, nützlich ſeyn zu können, macht mich glücklich.“

Die Antwort beſänftigte die Dame. Sie ſtreichelte des Jünglings blondes Haar, ſie neigte ſich zu ihm mit halbvertraulichem Geflüſter herab: „Die Sorge für Dein Glück iſt meine wichtigſte. Mag die Laſt meiner Geſchäfte noch ſo drückend werden, niemals werde ich vergeſſen, welche Verantwortlichkeit ich übernommen, als ich Deiner Pflege mich unterzog. Du biſt nicht geſchaffen, Du zarter Jüngling mit dem unſchuldigen Gemüthe, in der Welt thätig zu ſeyn. Du biſt zu einfach, um den Höfling zu ſpielen; zu redlich, um den Unterhändler der Könige zu machen; zu weich, um den Degen oder die ränkevolle Feder zu führen. Deine Beſtimmung iſt, als ein ſeltenes Kleinod an einer liebevollen Bruſt gehegt zu werden, und mit Liebe und Vertrauen dafür zu lohnen. Verſtehſt Du mich?«

Emmanuel antwortete nur mit einem feſten Blick, der ein freundliches Staunen verrieth. — Die Prinzeſſin, einmal auf dem Wege, deutlicher zu werden, malte dem aufmerkſamen Zuhörer ihre Abſicht aus; „Deine Zukunft wird, ſo wie ich mir dieſelbe vorſtelle, eine heitere, wolkenloſe ſeyn; Dein Loos ein beſcheidenes vor der Welt — denn es darf nicht vom Neide geſtört werden — aber blühend insgeheim und reich an ſtillen Freuden. Du ſollſt, ohne daß es die Leute wiſſen, mir der Nächſte ſeyn. Du darfſt es nur wollen. Erwähle mich zu der Vertrauten Deines Lebens, zu Deiner innigſten Freundin. Zähle auf mich; ich will Dir Gleiches mit Gleichem vergelten. Meine Zufriedenheit ſoll die Deinige, Dein Vergnügen das meinige ſeyn. In Deinen Buſen will ich meine Erwartungen, meine Handlungen, meine Entſchlüſſe niederlegen; von Deinem Munde Beruhigung, Rath und Troſt annehmen. Was die Erde an Bequemlichkeit, an Reichthum bietet — wie gerne werde ich Dir allein es widmen und nichts dafür anſprechen, als Deine unwandelbare Zärtlichkeit und Geduld. Die unabläßige Bemühung eines jeden meiner Augenblicke wird ſeyn, des Lebens wahre Schätze um Dich zu verſammeln, und wenn einſt der Tod über mich gebietet, ſey Alles, was ich hienieden beſitze, Dein; für eine dankbare Thräne Dein Eigenthum, ſo wie Du mir im Leben eigen geweſen, geliebter Emmanuel?“

Der größte Fehler dieſer langen — von manchen Seufzern und manchem Händedruck unterbrochenen Rede war nicht eben Mangel an Deutlichkeit. Emmanuel war aber kein Page, der wenigſtens vom Hörenſagen weiß, mit welchen Zungen die Verſuchung leckt; kein eitler Vergnügling, der kaum den Moment erwarten kann, ſeine Jugend- und Paradieſeskrone los zu werden. Deßhalb fand er in den Schmeichelworten der Prinzeſſin nichts Anderes gefordert, als was ihm ſchon längſt ſein Herz befohlen als eine liebe Pflicht; nichts Anderes verheißen, als was ſeinen beſcheidenen Wünſchen die höchſte Gunſt des Schickſals zu ſeyn ſchien. Deßhalb ſprach er auch mit Freuden das Jawort in ſeinem Sinne: „Sie ſind dem Verwaisten eine Stütze, eine Hülfe vom Himmel geworden, edelſte der Frauen. Ich müßte das undankbarſte Ungeheuer ſeyn, wenn ich nicht in Ihren heutigen Worten einen neuen, den höchſten Beweis Ihrer himmliſchen Engelmilde verehrte; wenn ich anſtehen könnte, Ihnen die Verſicherungen meiner unwandelbarſten Treue zu leiſten. Meine Retterin, meine Beſchützerin! Reden Sie nicht von den Gütern dieſer Welt; ich verſtehe mich nicht auf dieſelben. Zwiſchen Himmel und Erde kenne ich keinen höheren Schatz, als Ihre Zufriedenheit. Meine liebſte Mutter, meine einzige Mutter, Stellvertreterin derjenigen, die oben, eine Selige, für uns bittet! — ich ſchwöre Ihnen bei meinem Haupt und Leben: ich werde Ihnen ſtets der zärtlichſte Sohn ſeyn und bleiben. Sie mögen mich vor den Menſchen nennen, wie Sie wollen; — was kümmert's mich, wenn ich nur Ihrer mütterlichen Liebe verſichert ſeyn kann?“

Emmanuel lag vor der Prinzeſſin auf den Knieen, er verbarg ſein weinendes Antlitz in ihre Hände; er war ein begeiſtertes Kind, das ein Mutterherz wieder gefunden hat, ein heißverlangtes Mutterherz. Der Weinende ſah nicht, wie betroffen die Dame auf ihn niederſchaute, wie ſie kämpfte mit der Doppel-Verſuchung, ihn zürnend von ſich zu ſtoßen, oder mit überwallendem Begehren an ihre Bruſt zu reißen. Er ließ ihr Zeit, das eine wie das andere zu verwerfen; das preisgegebene Geheimniß, weil es nicht verſtanden worden, kehrte unter Schloß und Riegel zurück. Die Eitelkeit grollte; das beſſere Gefühl bewunderte. Die edle Weiblichkeit, jene Königin des Schicklichen, im Bunde mit der Selbſtbeherrſchung einer Weltdame, that das Uebrige.

„Du erquickſt meine Seele, Emmanuel; komm in die Arme Deiner mütterlichen Freundin!“ Die Prinzeſſin hob mit Grandezza den Pflegſohn auf, preßte ihn leicht an das kalte Geſchmeide, das ihr Mieder zierte, berührte ſeine Stirne flüchtig mit den Lippen, und verließ ihren Platz auf dem Sofa. Stehend und geſammelt gab ſie dem entzückten Jüngling noch der guten Lehren manche, beſtimmte ihm den Tag der Abreiſe genau, reichte ihm ein anſehnliches Geſchenk zur Vervollſtändigung ſeiner beſcheidenen Equipage, und beurlaubte ihn mit dem Lächeln, das gerade nur ihr zu Gebote ſtand. — Der arme junge Menſch träumte, ſchon jetzt ſeines Glückes Gipfel erſtiegen zu haben.

Die Vorbereitungen zur Reiſe nahmen ſeine Stunden ſehr in Anſpruch. Er ſagte ſeinen Lehrern Dank und Lebewohl, zugleich verſäumte er aber nicht, am Wege der Schülerin Ruggieri's zu ſtehen. Warum wünſchte er nur, ihr finſteres unangenehmes Antlitz wiederzuſehen? Das Mädchen ſchien ſeinen Wunſch nicht zu theilen. Sie blieb aus, ſie kam nicht heute, nicht morgen, nicht übermorgen. Schon verzweifelte Emmanuel, ſeiner Meduſe je wieder zu begegnen. Der Vorabend ſeiner Abreiſe war bereits da. — Nach Hauſe kehrend, ſchritt er an einer Pforte des Ghetto vorüber. Die Thore ſollten bald geſchloſſen werden. Die Hebräer eilten in hellen Haufen ihrem ſchmutzigen Quartiere zu. Unter den Nachzüglern war eine Familie, beſtehend aus Vater und Mutter, Sohn und Tochter, das Bänkelſängerhandwerk treibend, die Laute ſchleppend und das Tambourin, die Baßpfeife und die Gamba. Es war ein Zufall, daß Emmanuel dieſe Leute eines Blicks würdigte. Was verrieth ihm jedoch der einzige Blick? Die Tochter der Bänkelſänger — war Ruggieri's Schülerin. — Verdrießlich und ermattet, die Guitarre in der träg geſunkenen Hand, das finſtere Geſicht zur Erde gerichtet, als zähle ſie unmuthig die Steine, wanderte ſie auf den Ferſen ihrer Eltern und verſchwand, ohne Emmanuel zu bemerken, im Schlund des Ghetto. Dort innen lärmten tauſend kreiſchende Stimmen; als die Pforten zugeriegelt wurden, ſchien eine zeternde Vorhölle dahinter begraben zu ſeyn.

Emmanuel wendete ſich voll Abſcheu hinweg: „Das fehlte noch! Jenes Geſicht gehört freilich an dieſen Ort der Verdammniß; was ſoll jedoch die Stimme, die herrliche

Glockenſtimme unter dem Geheul der Bewohner des Abgrunds? — Eine jüdiſche Bänkelſängerin? eine Elende, die für einen Bajocc die Weinhütten des Teſtaccio mit unreinen Liedern und ſchlechtem Lautenſpiel erfreut? Ach, wo hatte ich meinen Kopf? Häßlich iſt ſie, häßlich wie die Nacht, aber ich traute ihr in Kehle und Bruſt etwas Edleres zu. Und nun dieſe Löſung des Räthſels? O fort, fort von hier! Ich kann Rom nicht geſchwind genug verlaſſen, um dem abſcheulichen Eindruck zu entlaufen, und die Gemeinheit, die mir heut begegnete, zu vergeſſen.“

Emmanuels Worte waren treu nach ſeinen Gefühlen gemodelt. Er empfand gerade das, was er ausſprach. Dennoch ſagte, ganz anders urtheilend, unfern von ihm ein Maler zu ſeinem Gefährten: „Haſt Du das Judenmädchen mit der Laute geſehen? Ein herrlicher Kopf für eine Zenobia. Sie war anzuſchauen wie eine überwundene Königin hinter dem Triumphwagen des aufgeblaſenen und verächtlichen Siegers.“

III.

Spanien iſt von jeher das Land der Gaſtfreundſchaft nicht geweſen. Der Fremdling iſt dort von jeher eine Beute des Adelſtolzes der Hohen, des Bettelſtolzes der Niedern und der ärgerlichſten Tyrannei in Glaubensſachen geworden. Mißtrauen verfolgte dort immer ſeine Schritte, lächerliche Geringſchätzung ſprach über ihn den Bann; aber der bitterſte Haß bäumte ſich auf gegen den Ausländer, der ſo keck geweſen, die Wurzeln ſeines Lebensbaumes in ſpaniſche Erde zu ſenken, und den das Glück mit Schatten und Früchten geſegnet. Columbus, der arme Mann, der eine Welt voll Gold an das geizige Spanien verſchleuderte, wußte ſeiner Zeit vom ſpaniſchen Danke zu erzählen. Wenn nun aber ſchon der Genius, der dem Lande unermeßliche Schätze öffnete, während er ſelber darbte, ſchmähliche Begegnung erfahren mußte, — welche Anerkennung durfte in Spanien die Urſini erwarten? Die unumſchränkte Günſtlingin der Königin, welche ihrerſeits den Gatten Philipp, den Weiberknecht voll unerſättlicher Begierden, nach Belieben regierte, war der Nation bald ein Dorn im Auge geworden. Der Ehrgeizige findet unter ſeines Gleichen niemals Ruhe und Friede. Im hellen Sonnenſchein des Hoflebens bückte und kroch alles vor der mächtigen Prinzeſſin; hinter ihrem Rücken ſprach ſich der Groll des Adels um ſo unverholener aus. Es wurden Kabalen aller Art gegen ſie angezettelt; die Verläumdung benagte ihre beſten Eigenſchaften; die Miniſter, die ihr gehorchen mußten, arbeiteten ihr insgeheim entgegen, die Geſandten, die ſie nicht ſelten hinter's Licht führte oder demüthigte, berichteten ihren Kabinetten täglich von der Prinzeſſin Anmaßung und Willkür. Kaum hatte ſie ein Jahr in Spanien ſelbſt verlebt, als ſchon ein drohender Sturm über ihrem Haupte ſich zuſammenzog. Die kluge Frau ahnte deſſen Nähe; ſeine Vorboten blieben von ihr nicht unbemerkt, und ihre Bemühungen, den Wetterſtrahl aufzuhalten, verwickelten ſie unaufhörlich in neue Kämpfe, in das Labyrinth ränkevoller Vertheidigung nach innen und außen. Ihr Gleichmuth wurde auf die härteſten Proben geſtellt; nur zu oft hielt er nicht Stand. Von Unmuth hingeriſſen, vergaß ſie manchmal die Haltung, die dem Gegner mehr imponirt als die Waffe ſelbſt.

So kam die Urſini einſt nach lebhaften Verhandlungen aus den königlichen Zimmern in ihre Gemächer zurück. Ihre Thüre war von Bittſtellern belagert. Verdrießlich und abgeſpannt, war die Oberhofmeiſterin nicht zu bewegen, alſogleich ihre Audienz zu eröffnen. Die lange Namenliſte durchblätternd, fand ſie darinnen ihren Pflegeſohn aufgezeichnet. — „Recht; ich habe den jungen Mann vorgefordert. Ich bin eben in der Stimmung, meinen Unwillen ihn fühlen zu laſſen.“ — Sie gab dem Sekretär Befehl, Emmanuel einzuführen. — Er hatte ſich in ſeinem Aeußern ſehr verändert; ſeine Kleidung war die eines Edelmanns; er hatte in Manieren und Sicherheit des Auftretens viel gewonnen, aber die roſige Farbe ſeines Geſichts war in kränkliche Bläſſe umgewandelt; er trug den Arm in einer leichten Binde.

Bei ſeinem Eintritt wich die Strenge der Prinzeſſin ſo ziemlich dem Mitleid. Sie fragte mit Theilnahme, obſchon nicht ohne ſtrafenden Ernſt: „Was hab' ich von Dir hören müſſen, Emmanuel? In welchem Zuſtand muß ich Dich wiederſehen? So geſchwinde konnteſt Du Deine ſanften römiſchen Sitten mit dem zweideutigen Ruhm eines Klopffechters vertauſchen? Ich hätte Alles eher von Dir erwartet, als dieſes. Ein Zweikampf und Du, Emmanuel? wie ſtimmt das zuſammen? In Deiner Hand, die nur den friedlichen Künſten huldigen ſollte, in Deiner Hand der Degen eines Raufers? Werd' ich hören, auf welche Weiſe dieſes hat möglich ſeyn können?"

„Ihr Befehl hat mich nie ungehorſam erfunden, Prinzeſſin. Ich wünſchte, der Handel wäre Ihnen verſchwiegen worden. Da jedoch dieſes nicht der Fall, ſo habe ich keinen Grund, zu läugnen. Ich habe mich vor einigen Tagen mit dem Staffiere Henriquez von Ihrem Hofſtaate geſchlagen. Ich habe ihm einen Stich in den Leib gegeben, er hat mir dieſe Wunde in der Schulter beigebracht: das iſt Alles. Seine Heilung dürfte ſich verzögern; die meinige iſt ſo gut wie vollendet, nur hat mich das Fieber derb zugerichtet."

„Deine Unbefangenheit iſt groß. Du ſprichſt ſo ruhig von der Sache, als ob Du gerade jetzt bereit wäreſt, den Kampf mit einem Menſchen, der an Rang weit unter Dir, wieder aufzunehmen?"

„Allerdings wäre ich dazu bereit, wenn er die Beleidigung wiederholte. Sein Rang? mein Gott, darf ich von Rang ſprechen, ich, der Burſche aus Nichts, der Junker ohne Namen?"

„Du wirſt mir, wie ich fürchte, bitter vor, daß ich bis jetzt verſäumte, für Deine Stellung in der Welt etwas zu thun?"

Emmanuel verwahrte ſich lebhaft gegen den Verdacht. Die Prinzeſſin, von Zuneigung und zärtlicher Beſorgniß beſtochen, wendete ſich an ſein Herz: „Emmanuel, ich erwartete nicht, daß Du mir dieſen Kummer bereiten würdeſt. Als ob Du nicht wüßteſt, daß Dein Leben für mich ein köſtlicher Schatz geworden! Als ob Du nicht ahnteſt, welche Sorgen meine Bruſt zermartern, wenn ich für Deine Geſundheit, wenn ich nur für ein Haar auf Deinem Haupte zittern muß! Böſes Kind, hältſt Du Dein Wort, mich glücklich zu machen, indem Du zu meinen vielen andern Mühſeligkeiten auch noch dieſe fügſt?"

Der Jüngling ſchlug die Augen beſchämt zu Boden: er bereute. Er gab ſeiner Reue Worte, kam jedoch immer auf die Beleidigung zurück, die ihm den Degen in die Fauſt gezwungen. Dringender fragte die Prinzeſſin weiter: „Welche Beleidigung meinſt Du? — — Du zögerſt, zu antworten? Die Urſache des leidigen Fechterſpiels muß daher eine ſehr abgeſchmackte ſeyn?"

Emmanuel ſchüttelte den Kopf. — „Ich will nicht hoffen, daß Du, dem Vater in allen Stücken ſo unähnlich, gerade nur die barbariſche Wuth des Duells von ihm geerbt habeſt?" — Emmanuel verneinte beſtimmt. — „Was ſonſt in aller Welt mag Dich, den beſcheidenen Mann, der einem lärmenden Kinde aus dem Wege geht, bewegen haben, den Degen zu ziehen? War's ein Streit um den Vortritt? Aber Du ſtellſt Dich ja immer gern in den Schatten. Oder hätteſt Du der Thorheit des Spiels Dich ergeben und den Staffiere auf einem Betrug ertappt? Oder ....“ — hier wurde der Prinzeſſin Antlitz finſter wie die Nacht.... „wäre der Zwiſt um einer Dirne willen angegangen....?“ —

Emmanuel wies gekränkt den Argwohn zurück: „Um einer Dirne willen? Sie trauen mir das nicht im Ernſte zu, gnädige Frau. Jedoch — die Wahrheit zu ſagen — eine Dame, eine von mir hochgeehrte Dame war die Veranlaſſung des Zweikampfs. Der verläumderiſche Henriquez hat ſich erfrecht, von Ihr und zugleich von mir Dinge zu behaupten, die eines Lammes Grimm erregen mußten.“

Mit einiger Verwirrung unterbrach die Prinzeſſin: „Eine Dame? alſo doch ein Weib? Geſtehe nun Alles, Emmanuel; ſey aufrichtig; es iſt das Beſte, was Du thun kannſt.“

Emmanuel küßte ängſtlich die Hände der Richterin: „Wollen Sie nicht ſo barmherzig ſeyn, mir das völlige Bekenntniß zu erlaſſen? Ich flehe um dieſe Gnade mit der Betheuerung, daß ich mich derſelben nicht unwürdig benommen habe.“

Von Eiferſucht angeregt, beſtand die Prinzeſſin auf ihrer Forderung: „Ich will's. Wenn der Herr nicht auf ewig meine Gnade verſcherzen will, ſo rede Er; aber ohne Beſchönigung, ohne Lüge. So befehle ich zum letzten Mal....“

Emmanuel ſeufzte tief; indeſſen war von der neuerwachten Strenge der Oberhofmeiſterin Nachgiebigkeit nicht zu hoffen; nicht einmal ein Aufſchub. Emmanuel gehorchte alſo. „Wenn ich Sie erzürne, meine Wohlthäterin, und vielleicht das Schickſal des Henriquez ſchlimmer geſtalte.

ſo bin ich daran unſchuldig. Sie haben es gewollt. Vor einem Zeugen hat mich Henriquez beſchuldigt, innigſt vertrauten Umgang mit einer Dame zu pflegen, deren Name dem Verläumder heilig ſeyn ſollte. Dieſe Dame, gnädige Frau, ſind Sie ſelbſt. Urtheilen Sie nun.“

Die Urſini ſtand betroffen auf. Die unverſchämte Zungenfreiheit ihres Dieners kam ihr unerwartet. Sie begriff kaum, wie ein Menſch in Spanien zu der Dreiſtigkeit kam, ein freches Wort über ſie zu wagen. Zugleich war ſie jedoch erfreut und begeiſtert von dem Muthe, den ihr Schützling bewieſen. Sie ſchmeichelte ſich, daß die Tapferkeit des zarten Jünglings entſprungen ſey aus einer ſtillen, beharrlichen Liebe, deren Emmanuel noch nicht einmal bewußt geworden. — Sie merkte den Henriquez auf ihrem Strafregiſter an, und belobte mit den ausſchweifendſten Ausdrücken die Heldenthat ihres Kämpfers. — Emmanuel lehnte die Lobpreiſungen ab und behauptete ernſtlich, nur ſeine Pflicht gethan zu haben: „Konnte ich zugeben, daß der Elende meine Gönnerin, meine Mutter brandmarkte?“

Mit einem feinen Lächeln nahte ſich ihm die Prinzeſſin, ſchlang eine Kette mit ihrem Bildniß um ſeinen Hals, und ließ die Hand auf ſeiner Schulter ruhen: „Du haſt wacker und ritterlich gehandelt. Wie aber — was hätteſt Du gethan, wenn des Henriquez Behauptung nicht ohne Grund geweſen wäre?“ — Der Jüngling ſtutzte: „Was ſagen Sie, Prinzeſſin?“ — „Ei nun, ich ſetze einen möglichen Fall, Emmanuel. Wenn Du ſie liebteſt, Deine Wohlthäterin, liebteſt, wie Jener es gemeint?“ — „Weh mir! ich müßte mich ſelbſt verachten!“ — Etwas auffahrend entgegnete die Fürſtin: „Was ſagſt Du, Unglücklicher? Verachtung dem Geliebten der Urſini? So wäre denn mich zu lieben eine große Schmach? Und wenn ich Dir's erlaubte, mich zu lieben? wenn ich's von Dir wünſchte, es von Dir begehrte, Du ungeſtümer, blinder Menſch?“

Dieſe Worte erſchreckten Emmanuel und ſtürzten Alles, was er bis dahin von der Prinzeſſin geglaubt, gehofft, erwartet, beinahe über den Haufen. Doch ſammelte er ſich ſchnell mit Hülfe ſeiner Unbefangenheit, die ihn ſo glücklich verblendete. Lächelnd und mit ſüßer Bitte machte er dem Geſpräch, das eine peinliche Wendung genommen, ein Ende: „Sie reden ſo ernſthaft und demungeachtet ſcherzen Sie nur mit meiner Einfalt, meine gnädigſte Pflegemutter und hochherzige Freundin. Indeſſen — obſchon ein unerfahrner Knabe — kenne ich den Charakter der Fürſtin Urſini viel zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ſie gerade nur im vertraulichſten Scherze von einem Verhältniß, das ihrer unwürdig, als von einem möglichen zu reden ſich herablaſſen mag. Ich flehe Sie jedoch an, erlaſſen Sie mir die Geißel Ihres Spottes, wenn Sie noch mütterliche Geſinnungen für mich hegen.“

Ein hartes Wort, das auf die Stirne der Prinzeſſin, auf ihre unerſchrockene Stirne, die volle Glut der Schamröthe zauberte. Zum zweiten Mal gedemüthigt von dem Geſchöpf ihrer Barmherzigkeit, einem Spielwerk ihrer Laune! — Die Urſini kehrte ſich trotzig von ihm ab, ſie zerriß den künſtlichen Blumenſtrauß, der ihren Gürtel zierte, mit auffallender Behendigkeit in tauſend Faſern, und — ſo leichte Wurzeln hatte die „ſüße Narrheit“ in ihrem beweglichen Herzen geſchlagen — mit jedem Blättchen der Roſen, das auf den Teppich zu ihren Füßen fiel, zerriß die Liebesneigung mehr und mehr, und bald war von dem Bouquet noch mehr übrig, als von der Liebe. Die Fragen, die der Prinzeſſin durch den Kopf gingen: Soll ich das thörichte Spielwerk in meinen Händen zerbrechen und den blöden Knecht von mir ſtoßen? oder ſoll ich ihm vergeben um des Himmels willen und meine Wohlthat zum Ziele führen? dieſe Fragen koſteten ihr nicht langen Kampf. Sie war edel genug, die Rache zu verneinen, und ſich an's gute Werk zu halten. So that die Chriſtin: das Weib verſagte ſich jedoch die Freude nicht, für die Kränkung eine Genugthuung zu nehmen, die dem unſchuldigen Emmanuel an's Herz ging.

Die Prinzeſſin löſte das Medaillon mit ihrem Bildniß von der Kette, die ſie ihrem Kämpfer gegeben. Emmanuel ſah zu mit feuchten Augen, und ließ ſie gewähren. Die Worte, die ſie dabei ſagte, klangen bitter und unheilverkündend in ſein Ohr: „Um Dich an den Dank einer frech geſchmähten Frau zu erinnern, reicht die Kette allein ſchon hin. Das werthloſe Anhängſel möchte jedoch, von böswilligen Augen geſehen, wieder ein Mißverſtändniß veranlaſſen, welches Deinem Zartgefühl unerträglich ſeyn und Dein Leben in neue Gefahr bringen dürfte. Ferner — da nun einmal die Läſterzungen ſich an unſerer Unſchuld verſucht haben — halte ich für beſſer, daß wir uns trennen.“ — „Trennen? für immer?“ — Emmanuel war tief erſchüttert, und konnte ein Mehreres nicht vorbringen. Die Prinzeſſin behauptete ihre Ruhe: „Für immer oder nur für eine kurze Zeit? Alles, wie Gott will. Du biſt, wie ich mich überzeuge, hier, in des Hofes Nähe, nicht an Deiner Stelle. Das raſtloſe feindliche Treiben der Welt paßt nicht für Dich; der Degen bringt Dir Unglück. Du biſt zu einem ſtillen beſchaulichen Leben berufen, und ich würde meine Pflichten ſchlecht erfüllen, wenn ich Deiner Natur Anforderungen nicht befriedigte. Zudem iſt Deine Aufregung, die wilde That, zu der Du Dich hinreißen ließeſt, mir ein Bürge, daß Deine Geſundheit ſich nicht befeſtigt hat, wie ich es wünſche. Eine heitere Einſamkeit, eine Zurückgezogenheit, reich an frommen und künſtleriſchen Beſchäftigungen, iſt ein Bedürfniß für Dich geworden. Ich ſorge dafür; will es auf der Stelle thun."

Emmanuel rang troſtlos die Hände: „Was hab' ich gethan, daß Sie mir Ihre Gunſt und Gnade rauben? Verwünſcht ſey der Augenblick, da ich das Schwert gezogen und geglaubt, ich handle recht! — Jedoch, gewöhnt an Leiden, will ich nicht murren, und meiner Wohlthäterin durch blinden Gehorſam würdig ſeyn, wenn ſie mir auch das höchſte Gut, ihre Liebe, entzieht. Ob ich auch verzweifle, ſchalten Sie mit Ihrem unglücklichen Geſchöpf nach Gutdünken, gnädige Frau."

Um ihrer Empfindung Meiſter zu bleiben, ſtellte ſich die Urſini an, als ſchenkte ſie Emmanuels Worten keine Aufmerkſamkeit. Sie hatte die Audienzliſte wieder zur Hand genommen, ließ den Blick darüber gleiten, und ſtieß ſonderbarerweiſe gerade in demſelben Moment auf den Namen eines Mannes, der ihr geeignet ſchien, die Sorge für Emmanuel zu übernehmen, und der auch in der That auf das Schickſal des Jünglings kräftig einzuwirken beſtimmt war. — Die Prinzeſſin rief ihren Sekretär: „Laſſen Sie Don Baldomero, den Prior von Aſtorga, eintreten!“ zugleich winkte ſie Emmanuel, im Kabinet zu verweilen.

Der Prior erſchien: eine hohe würdige Figur in den Jahren des reifſten Alters, lebendigen Auges, wenn ſchon gebleichten Haars. Sein Anſtand, weit erhaben über den gewöhnlichen eines Kloſtergeiſtlichen, hätte ihn zum Primas des Reichs befähigt. In ſeinen offenen und ſchöngebildeten Zügen ſprach ſich eine liebenswerthe Leutſeligkeit, eine unendliche Güte aus. Er begrüßte die Machthaberin mit edler Demuth. Sie bat um ſeinen Segen; er ertheilte ihn ohne Ziererei. Hierauf ging ihm die Prinzeſſin noch ein paar Schritte entgegen und zwar mit dem einnehmendſten Weſen: „Sie kommen zur guten Stunde, mein Vater. Meine Bemühungen bei Sr. Majeſtät ſind nicht fruchtlos geweſen. Der König, unſer Herr, hat dieſen Morgen den Befehl unterzeichnet, daß Ihrem Kloſter die Rückvergütungen, die es mit Recht angeſprochen, ohne Aufſchub zu Theil werden ſollen. Ich freue mich, etwas zu Ihren Gunſten vermocht zu haben, da es mir noch vergönnt war. Ach, die Gewalt auf Erden iſt ſo unbeſtändig, und wie leicht entſchlüpft ſie etwa den ſchwachen Händen einer ſchwachen, unwürdig bevorzugten Frau? Nicht einmal der nächſte Augenblick iſt unſer, darum ſollen wir eilen, das Gute zu thun, das in unſern Kräften liegt, weil unſere Werke uns nachfolgen. Empfangen Sie meinen Glückwunſch, ehrwürdiger Vater, und ſagen Sie mir kein Wort des Dankes; denn was Ihnen geworden, iſt nur Gerechtigkeit.“

Es verſteht ſich, daß die anſpruchsloſe Höflichkeit der Prinzeſſin dem Prior nicht den Mund verſchloß. Er dankte im Namen ſeines Kloſters, dankte herzlichſt, und bedauerte, ein armer Mönch zu ſeyn, und nur mit Gebeten für das Wohl der hohen Fürſprecherin vergelten zu können. — Nachdem wiederum die Urſini entgegnet, daß ſie nichts Trefflicheres auf Erden wiſſe, als eines frommen Prieſters Fürbitte am Fuß des Altars, ſprach ſie ſchmeichelnd und ſcherzend aus, was eben ihren Geiſt beſchäftigte: „Sie irren indeſſen, mein Vater, wenn Sie glauben, daß eine Frau hienieden das Geringſte umſonſt verrichte. Wir ſind eigenſüchtig, wir ſind geizig, hochwürdiger Herr. So wie wir, das gebrechliche Geſchlecht, uns gern und leicht beſtechen laſſen, ſo lieben wir auch, uns belohnt zu ſehen, wenn uns einmal ausnahmsweiſe etwas Gutes gelungen. Sie könnten allerdings, mein Vater, den unbedeutenden Dienſt, den ich Ihnen zu leiſten ſo glücklich geweſen, mit einer Wohlthat ausgleichen, wofür ich Ihnen ſtets eine dankbare Schuldnerin ſeyn würde?“ — Der Prior erklärte ſich bereit, Alles zu thun, was ſeiner Gönnerin angenehm ſeyn möchte. Die Prinzeſſin deutete auf den ſchüchtern im Hintergrunde ſtehenden Emmanuel: „Hätten Sie nicht die Gewogenheit, jenen vielverſprechenden Jüngling, den ich faſt meinen Sohn nennen möchte, als einen Koſtgänger in Ihrem Kloſter aufzunehmen? Das Königreich Leon iſt mit geſunder Luft ausgeſtattet; die cantabriſchen Gebirge ſpenden die erfriſchendſten Quellen. Aſtorga ſoll ſich einer ſchönen Lage erfreuen, und von Ihnen, Herr Prior, hab' ich nur als von einem Muſter aller Tugenden gehört. Wollen Sie die Geſundheit des ſchwermüthigen Jünglings pflegen? Wollen Sie deſſen Geiſt nähren mit der

Gelehrſamkeit, die Ihnen eigen? Wollen Sie den Eifer, den er für die göttliche Kunſt der Muſik entfaltet, einem ſchönen Gedeihen entgegenführen, Sie, der ſelbſt ein Meiſter der Töne, wie ich in Erfahrung gebracht habe? Willigen Sie ein, verpflichten Sie mich auf ewig. Ich verbürge mich für die Sitten dieſes jungen Mannes; ich werde immer ſeine Schatzmeiſterin bleiben und an des Königs Hofſtatt die beharrlichſte Freundin Ihres Kloſters. — Nähere Dich, Emmanuel, dieſem würdigen Manne, und bitte auch Du um ſeinen Beiſtand.“

Emmanuel gehorſamte, aber in jeder ſeiner Bewegungen verrieth ſich die fieberhafte Erregung, die ihn ergriffen. Der Prior überſchaute wie mit einem Adlerblick die gebeugte Geſtalt des Bittenden. Eine jähe Röthe überflog ſein Geſicht. Haſtig ſtreckte er die Hand nach Emmanuel aus. Aber, ſo ſchnell gefaßt, als er hingeriſſen worden von irgend einer Regung des Mitleids und der Menſchlichkeit, zog er die Hand zurück. Sein Antlitz nahm wieder die natürliche Farbe an. Seine Stimme allein verrieth noch ſeines Innern Bewegung: „Beſtimmen Ihre Hoheit dieſen Jüngling zum geiſtlichen Stande? . . . .“ fragte er mit ſanftem Bedauern.

Die Prinzeſſin ſah Emmanuel verlegen und durchdringend an: „Das wird von dem jungen Mann ſelbſt abhängen. Daß er ſeine völlige Geſundheit erringe, daß er fern vom Getümmel der Welt ein edler Menſch werde, — nur dieſes iſt mein Verlangen; das Uebrige ſeine Sache.“ — Der Prior nahm wieder das Wort, und ſeine Sprache war Muſik: „Wollen Sie mit mir gehen, Emmanuel?“

Der vom Hauſe der Pflegemutter verwieſene Sohn faltete die Hände, ſtarrte den Boden mit naſſen Augen an, und bückte ſich wie unter einem ſchweren Joch: „Die Fürſtin will's. Ich befehle mich in die Wege Gottes." —

„Ein gebrochenes Herz! eine mißhandelte Seele aufzurichten!" Von dieſer Vorausſetzung beſtimmt, gab der Prior der Fürſtin ſein Jawort, und führte bald darauf den ihm Anvertrauten vom Hoflager hinweg. Die Prinzeſſin vermied, den ſcheidenden Emmanuel zu ſehen: ſie fürchtete des Abſchieds unüberlegte Redſeligkeit; die Rührung, die nicht ſelten bange Geheimniſſe ausplaudert und feſte Entſchlüſſe in zögernde Reue verwandelt. Emmanuel durfte nur in einem Briefe der grauſamen Pflegemutter ſeine Verzweiflung ſchildern und für ihre Gunſt und Strafe danken. Er mag indeſſen den Brief geſchrieben haben, wie er in begeiſterten Stunden zu reden wußte; er mag ſein Herzblut in die ungeſtüme Feder geträufelt haben, — denn das Papier iſt nicht zu Staub geworden, ohne Früchte getragen zu haben. Es wurde viele Jahre ſpäter auf der entſeelten Bruſt der Prinzeſſin gefunden. Die Sterbende hatte ſich an dem Briefe erquickt, als an der letzten Freude ihres Lebens: denn er gab Zeugniß von der uneigennützigſten Liebe, die ihr je geworden, und von einer edeln That, die ihr vollkommen gelungen, ohne daß ſie den Wucherzins niedriger Leidenſchaft davon bezogen hätte.

IV.

Einem mit Widerwärtigkeiten unbekannten Glückskind wäre auf der Wanderung von der königlichen Reſidenzſtadt in das Königreich Leon der arme Emmanuel ein trauriger, ja ein unleidlicher Gefährte geweſen. Aber Don Valdemero war nicht unerfahren im Leiden und ſchon längſt vielfältigen Unglücks betrübter Zeuge geworden. Darum hatte er Geduld mit ſeinem Begleiter und ſetzte ſein Vertrauen in die Zeit, die Alles mildert und namentlich jugendlichen Gemüthern ein Balſam iſt. Er führte ſeinen Emmanuel behutſam und klug den weiten Weg mitten durch franzöſiſche Kriegsvölker und aufrühreriſche Bauernhorden, und erreichte wohlbehalten mit ihm das Ziel. Allein das öde Städtchen Aſtorga mit ſeinem einſamen Kloſter machte anfänglich bei weitem nicht den Eindruck auf Emmanuel, den die Prinzeſſin vorausgeſagt hatte. Der junge Mann konnte ſich kaum an den neuen Aufenthalt gewöhnen. Sein Verſtand blieb zwar aufrecht, aber eine Schwermuth ohne Gleichen bemächtigte ſich ſeiner Seele. So plötzlich losgeriſſen von der Ausſicht auf ein Lebensglück, das er ſehnlichſt gehofft, obſchon deſſen Umriſſe ſich nur unvollkommen an ſeinem Horizont gezeichnet hatten, fand er ſich nicht zurecht in ſeiner neuen Lage. Er fühlte, daß er ſein Loos verſcherzt; er ahnte wohl dunkel, warum dieſes geſchehen; gerade dieſe Ahnung war jedoch die größte Pein in ſeinem Kummer. Sie raubte ihm den Glauben an die edlere Natur der Menſchheit. Er bereute zwar nicht im Geringſten, wie er gehandelt; dennoch betrauerte er ſein Verhängniß, das ihm nach den ſchweren Prüfungen ſeiner Jugend die bunten Blumen des Lebens gleichſam höhnend dargereicht, um ſie ihm alſogleich wieder zu verſagen und ihm von allen geträumten Gütern dieſer Erde nichts übrig zu laſſen, als ein Mönchsgewand oder ein Bettlerkleid, je nach ſeiner Wahl.

Ach! wie unerquicklich erſchien ihm die menſchenleere Stadt, wie kerkerhaft das Kloſter, in deſſen unwirthlichen Gängen einige wenige Ordensleute ihre Langeweile und ihren Ueberdruß umherſchleppten! Ohne Zweifel war die Luft, die ihn im Freien umwehte, kräftiger und reiner, als die wetterwendiſche Atmoſphäre von Madrid; ohne Zweifel waren ſie geſund und friſch, die Quellen, die von den cantabriſchen Gebirgen zu Thal ſtrömten; — vergebens ſuchten jedoch ſeine Augen, was ſie erfreuen und durch ihre Vermittlung ſeinem Herzen den Frieden wiedergeben mochte. Die ſteinige Ebene, das ſchlechtbeſtellte Land, die finſtern Tannenwälder auf den felſigen Anhöhen, die wenigen übel gekleideten und verdroſſenen Menſchen, denen er begegnete — welch ein Erſatz für das freundliche Daſeyn in Rom und für die geräuſchvolle Pracht, die am königlichen Hoflager ihn ergötzt hatte, wenn ſchon als einen ihr fernbleibenden Zuſchauer! Emmanuel hatte zu Palermo böſe Tage verlebt, aber aus dem blödſinnigen Traumleben, das ihn dazumal umfangen, blitzte noch in ſeine Erinnerung der wundervolle Spiegel des Meers, der ihm täglich tauſend und aber tauſend feenhaft wechſelnde Bilder vorgezaubert hatte. Das Meer war ſein innigſter

Freund geweſen. Es hatte ſeine kranke Phantaſie mit den mannigfachſten Schauſpielen erfreut. Bald war's ein weißes Segel, das von ferne niedrig über die Wellen ſtrich, wie eine ziehende Taube, und immer ſtolzer heranwuchs, ein vom Winde beflügeltes Panier, dem unerſchrockene Völker aus entlegenen Zonen zum gaſtlichen Hafen folgten; bald ein Kampf zwiſchen ungeheuerlichen Fiſchen, die des Meeres Fluth in wild aufbrauſenden Strahlen gen Himmel ſpritzten; bald eine friedliche Barkenflotte, die, gleichſam gehoben und geſchaukelt vom Geſang der Ruderer, heimkehrte; bald das majeſtätiſche Feuerwerk, womit die untergehende Sonne die grüne See und die violetten Berge vergoldete und überflammte. — Wie gerne hätte Emmanuel das rohe Geſtein, die nackten, zu Staub zermalmten Felder von Aſtorga hingegeben für das funkenſprühende Meer und ſeine Zauberbilder! Wie wurde ihm jedoch erſt zu Muthe, wenn er im verriegelten Kloſterhauſe ſaß und ſeiner Zelle nackte Wände anſtarrte, wenn er im einförmigen Garten wandelte oder im melancholiſchen Kreuzgang, wo ihm nur hin und wieder ein ſchweigend hin- und hergehender Mönch Geſellſchaft leiſtete! — Er wähnte, ſchon lebendig in ſeinem Grabe eingeſchloſſen zu ſeyn. Eines Tags ſtand er nicht von ſeinem Lager auf; er bat die Väter und Brüder, ſie möchten ihn auf dem rauhen Bette immerhin ſterben laſſen; er ſey fertig mit der Welt und ſeinem Daſeyn. — Da wurde an ihm, der ohne Rettung zu ſeyn vermeinte, der uralte Spruch wahr, daß in der höchſten Trübſal die Hülfe am nächſten; daß neben dem Siechthum die Arznei.

Der Prior, der ſeinen Zögling während der erſten Wochen ſich ſelbſt überlaſſen, und nicht verſucht hatte, durch Schmeicheleien und Verhätſchelung ihn zu beſtechen und über die Schattenſeite des verſperrten Lebens zu täuſchen, trat nun zu dem Darniederliegenden als ein wahrer Engel des Troſtes.

Baldomero war ein geſchickter Mann, erfahren als ein Rathgeber der Seele und als ein Arzt des Leibes. Wem er hülfreich nahte, pries ihn als einen vom Himmel geſandten Freund. Dem verzagenden Emmanuel wurde er mehr. Wer ihm zuſah, wie er den Leidenden trug und hob und pflegte, und ihm jeden Augenblick des Tages widmete, wer über ſich gewinnen mochte, die in vollwürdiger Männlichkeit ausgeprägte Geſtalt des Priors ſich hinwegzudenken, hätte einen Eid darauf abgelegt, daß es eine zarte Frau, daß es die liebevollſte Schweſter ſey, die an Emmanuels Bette ſchaltete und waltete. Wer ſeine Augen ſchloß, hörte des Priors Stimme wie die einer Mutter an, die dem theuern Kinde verſichert, es werde nicht ſterben, ſondern geneſen und Gnade finden vor dem Himmel. Und ſeine Bemühungen hatten den trefflichſten Erfolg. Gegen eine unterdrückte und verſteckt ſchleichende Melancholie wären gewöhnlicher Krankenpfleger Palliative von keinem Nutzen geweſen; aber gegen den im offenen Felde mächtig auftretenden Feind gewann der beſonnene Helfer den gründlichſten Sieg. — Nicht lange, und Emmanuel athmete wieder Vertrauen; nicht lange, und das beſeligende Gefühl heiterer Ergebung ſöhnte ihn mit ſeinem Schickſal aus. Das Bewußtſeyn, von einem wackern Menſchen herzlich geliebt zu werden, verlieh dem Jüngling neue Wärme und Regſamkeit. Bald grünte ihm der Garten, bald erſchien ihm der Kreuzgang als ein traulicher Wandelplatz; ſeine Zelle ſchmückte ſich mit jugendlichen Kränzen, die Sonne ſtreute ihm wieder Gold in's Fenſter, auf die Flur. Die Kirche, mit ihren ehrwürdigen Schauern, wurde ihm ein lieber Aufenthalt; die ernſten Glockentöne ſchwellten ſeine Bruſt zur willkommenen Andacht, nicht mehr zur thränenreichen Wehmuth. Und wenn Emmanuel an der Seite ſeines Retters die Kloſtermauern verließ, ſich in Stadt und Feld, auf den Bergen und am Strome zu ergehen — wie geſellig fand er auf einmal die öde Stadt, wie anmuthig ihre Umgebungen! wie balſamiſch hauchten ihn die Tannenwälder an, wie luſtig wimmelten zu ſeinen Füßen die Wellen des Juerto!*) — Ja, das waren die kryſtallnen und heilſamen Quellen des Gebirgs; ja, das waren die Lüfte, die ſeine heiße Bruſt kühlten und ſein Blut leicht machten!

Die Mittel, deren ſich Valdemero bedient hatte, um eine ſo glückliche Umwälzung in dem Gemüthe ſeines Pfleglings hervorzubringen, waren ſehr einfache. Zuvörderſt die ſeltene Liebe, die er ſeinem jungen Freunde erwieſen; ſodann ſeine aufrichtige Verſicherung, Emmanuel tauge nicht zum Kloſterberuf, und ſolle niemals weder dazu beredet noch dazu gezwungen werden; ferner die väterliche Zuſprache, die im Jüngling die Ueberzeugung lebendig machte, daß hienieden das Unglück ſo wenig beſtändig ſey, als das Glück; endlich die unvergleichliche, allen Schmerzen dieſer Erde zur Linderung, ſo wie allen

---

*) Der Fluß, der Aſtorga beſpült.

Sterblichen, die verzweifeln möchten, zur Erhebung geſchenkte Tonkunſt.

Von aller Poeſie, die uns im trockenen Geleiſe der irdiſchen Bahn ein zweites dem Himmel verwandtes Leben aufthut, iſt die am gewaltigſten, am unvorbereitetſten auf uns einwirkende die Muſik. Der ungebildete Menſch weiß nicht, was er aus den Verſen eines Dichters machen ſoll; der Blinde und das ungeübte Auge ſpottet der Kunſt des Raphael wie des Michel-Angelo; die Macht der Töne unterjocht alle, ſogar den Taubſtummen, der den vibrirenden Klang erräth, wenn er ihn auch nicht deutlich zu faſſen vermag. Das widerwilligſte und ungeübteſte Ohr findet immer ſeine Melodie, die ihm ſchmeichelt, die ihn entzückt. — Wer jedoch ſo ganz in den Kern ſeines Weſens die Empfindungen aufzunehmen im Stande iſt, die geraden Wegs aus dem Paradieſe auf der Leiter der Töne zur Erde herabſteigen — er iſt ein König dieſer Erde, gepanzert gegen alle Streiche des Schickſals. Sogar der Tod wird zum Leiermann, um ſein Widerſtreben gegen das Ende zu überwinden. — Und wenn ſchon auf dem tobenden Markt des Weltlebens die Muſik unentbehrlich geworden iſt, wenn man ihrer bedarf in Freud' und Trauer, zum Tanz und Gaſtmahl, bei lauten Feſten und am ſtillen Familienherd, zum Dienſt des Herrn und zum wilden Gang in die Schlacht, — wie doppelt koſtbar, wie unausſprechlich wohlthätig iſt ſie nicht in der Einſamkeit? Die Schätze des Attalus ſind Bettelpfenninge gegen den Reichthum, der in der Zitter oder im Spinet eines Mönchs ſchlummert.

Emmanuel war zur Muſik geboren. Baldomero war ein Meiſter in der Kunſt, und zwar ein Meiſter voll

Gefühl, und einer dichteriſchen Wärme fähig, die ſich nicht an ſteife Regeln und pedantiſche Zeichen bindet, wie an die Formeln eines Handwerks. Zwar ging zu jener Zeit die Mehrzahl der Meiſter einen andern Weg. Die Muſik und die Poeſie ſchienen denſelben zwei ganz verſchiedene, ja mit einander unverträgliche Dinge zu ſeyn. Sie bildeten ihre Schüler wie Rechenmaſchinen. Der höchſte Gipfel der Kunſt war ihnen ein niedergeſchriebenes contrapunktiſtiſches Kunſtſtück, dem Auge ein untadelhaftes Schriftexempel, wenn auch vielleicht dem Ohr ungenießbar und widerwärtig. Der Schlendrian der Meiſterſänger, die ihre Reime nach verſchiedenen Leiſten zuſchnitten, ohne ſich viel an Sinn und Geiſt zu kehren, ſpukte zu Emmanuels Zeit noch immer in den Köpfen der meiſten Tonſetzer. Doch fing es an bereits zu tagen. Mitten in dem Lande, wo Pedanterie und kopfloſe Schulfüchſerei noch mehr daheim waren, als ſogar in Deutſchland, mitten in Italien erhoben ſich manche Coriphäen der Kunſt, und entfalteten die Fahnen eines beſſern Geſchmacks. Die Melodie fing unter ihrem Schutze an, im Preiſe zu ſteigen; der Geſang bemächtigte ſich langſam aber ſicher ſeiner uralten unveräußerlichen Rechte. — Baldomero, ein Neapolitaner von Geburt, war ſchon in ſeinen Verſuchen den Reformatoren der Muſik vorangeeilt; indeſſen, gehemmt in ſeinem Vorſatz, der Kunſt allein zu leben, geworfen in eine andere Bahn, die ihm nicht Zeit ließ, ſelbſt zu ſchaffen, that er wenigſtens, was in ſeiner Macht ſtand: er lebte von dem Leben jener begünſtigtern Künſtler, er ſammelte ihre Werke, er übte ſie, er erfreute ſich an ihnen, und legte ihre Vorzüge als unerſchütterliche

Lehrſätze in Emmanuels lernbegierigen Geiſt nieder. — Dieſe Muſik war es, die dem Menſchen zuſagende, die des Herzens Sprache redende, vor allem der Geſang, der ein Fürſt ſeyn ſoll über alle Tonwerkzeuge — dieſe Kunſt war es, die Emmanuels Frieden wiederherſtellte, und zum Dank für ſein freundliches Entgegenkommen von Stund an ſeine ſtete Gefährtin wurde. — An ihrer Hand und an der Freundeshand des Priors ſah der Zögling bald genug, daß ſein Eintritt in's Kloſter von Aſtorga ſein Heil geweſen und nicht ſein Untergang. Himmel und Hölle liegen einander nicht ſo ferne, als man wohl gewöhnlich annimmt.

Mit großem Fleiße ausgeſtattet, arbeitete Emmanuel viel; mit großem Talent begabt, arbeitete er Gutes. Als Tonſetzer, Sänger und Virtuoſe auf dem Clavier gab er ſchon Kunde von dem, was einſt die feinen Zirkel von Europa an ihm bewundern ſollten. Er komponirte und ſpielte wie er ſang, einfach, kunſtgerecht, zum Herzen dringend und fortreißend auf den Schwingen des edelſten Gefühls. — Sein biederer Lehrer ſtaunte bald ſelbſt über ſeine gediegenen Schöpfungen, und ſprach, nach vielfältigen Prüfungen ſeiner Werke, mit fröhlichem Muthe ſeinen Beifall aus, woran er den Wunſch knüpfte, daß Emmanuel ſich der Muſik widmen möchte. Die Zeit, meinte Valdomero, ſey die günſtigſte; an jedem Fürſtenhofe, in jeder bedeutenden Stadt würden Kapellen, Conſervatorien und Opernbühnen errichtet oder wenigſtens in allen Theilen verbeſſert; die Periode des unfruchtbaren Handwerkszwangs in der Kunſt gehe raſch vorüber; es werde Emmanuel eine glänzende Stelle als Hofkompoſiteur, Kapellmeiſter oder Kammervirtuoſe gewiß nicht fehlen, und dieſe Laufbahn ſey für ſeine Neigungen und Gewohnheiten ganz geſchaffen. Valdomero's Rathſchläge gewannen an Wichtigkeit durch den Umſtand, daß die Fürſtin Urſini, wie ſie befürchtet hatte, bei dem Verſailler Hof in Ungnade gefallen, und genöthigt worden war, den ſpaniſchen Hof und das ſpaniſche Land plötzlich zu meiden. Zwar hatte ſie freigebigſt für ihres Pflegeſohns nächſte Zukunft geſorgt, allein der Menſchen Vorſätze haben ſelten Beſtand, und endlich konnten möglicherweiſe Verhältniſſe eintreten, die dem Wunſch der Prinzeſſin, ferner Emmanuel zu unterſtützen, gebieteriſch in den Weg traten. Es war beſſer gethan, mit eigenen Kräften eine ſelbſtſtändige Richtung einzuſchlagen, und ein wenn noch ſo beſcheidenes Loos zu gewinnen. Emmanuel erwog reiflich, was ihm oblag, und reichte beide Hände zur Einwilligung dar. Sein Muth war groß, ſeine Zuverſicht auf Gott geſtellt, ſein einziger Kummer in jenen Friedenstagen von Aſtorga der traurige Sturz der Prinzeſſin, die zurückgezogen in dem fernen Toulouſe lebte, und von ihren Feinden verlacht wurde, wie ein auf ewig in einen Sack gebanntes Geſpenſt. — Aber mit dem Sterne der Urſini war nicht zu ſcherzen, und diejenigen höfiſchen Speichellecker, die einſt ihre Sohlen geküßt hatten, und nach ihrem Fall, wie das Gelichter zu thun pflegt, ihrer Sache abtrünnig geworden waren, — ſie hatten Grund, vor der Strafe ihrer feigen Treuloſigkeit zu zittern. Die Urſini trat plötzlich wieder auf den politiſchen Schauplatz. Sie erſchien zu Paris, ſie erſchien an Ludwigs Hofe, alle Mißverſtändniſſe waren ausgeglichen, ſie war aus der Sphäre einer verläſterten Intriguenmacherin in die Glorie einer unentbehrlichen Vermittlerin und Schiedsrichterin emporgeſtiegen, ehe man ſich's verſah. Die vor kurzem die Fürſtin geſtürzt hatten, huldigten ihr nun; die ſie von den Stufen des Thrones heruntergeriſſen, mußten ſie flehentlich bitten, wieder den Scepter einer allmächtigen Miniſterin anzunehmen. Sie war in ihrer Verbannung wahrlich nicht müßig geweſen, die ſchlaue Menſchenkennerin! — So kehrte ſie denn zurück auf ihren Poſten, in ihr Spanien, an die Seite ihrer Königin, und, wie immer nach ſolchem Umſchwung aller Dinge, unumſchränkter gebietend, als je. — Es iſt lobend von ihr zu erwähnen, daß ſie auf ihrem Triumphzuge ihrer Freunde nicht vergaß. Der edelſte ihrer Getreuen, Emmanuel, der aus ſeinem ſtillen Zufluchtsort einen redlichen Glückwunſch an ſeine Gönnerin geſendet hatte, nebſt der Meldung von Baldomero's Rathſchlägen und der Bitte um Verhaltungsbefehle, erhielt ſo ſchnell als möglich eine eben ſo redliche Antwort. Die Fürſtin, ihren Dank ausſprechend, billigte des Priors weiſe Vorſchläge, und gab ihre Einwilligung. Dem Briefe war beigeſchloſſen ein Dekret, das dem Caballero Emmanuel d'Aſtorga einen anſehnlichen Jahrgehalt auf die Kaſſe der Königin anwies, eine gültige Verpflichtung der Prinzeſſin, die ſich anheiſchig machte, eine nicht viel kleinere Summe jährlich zur Verfügung des Ritters zu ſtellen, und endlich mehrere Empfehlungsſchreiben an italieniſchen Höfen abzugeben. Die Prinzeſſin gab wohlwollend nebenbei zu verſtehen, Emmanuel möge zu allererſt das Schreiben an den Herzog von Parma benützen, und zu jeder Zeit trachten, ſich ſelbſt und dem Namen der Beſchützerin Ehre zu machen. Dieſes vorausſetzend, werde ſeine mütterliche Freundin nicht ungeneigt ſeyn, den reifgewordenen Künſtler und Pflegeſohn nach Verlauf einiger Jahre in Madrid wiederzuſehen, und ſeinen Handkuß anzunehmen; für jetzt aber müſſe ſie, dringender Beweggründe halber, Beſuch und Dankſagung freundlichſt ablehnen.

Dieſe letztere Beſtimmung kränkte den guten Emmanuel außerordentlich; er hätte ſeiner zweiten Mutter ſo gerne gezeigt, was er gelernt, was aus ihm geworden; ſo gern hätte er um ihren Segen gefleht: ein Segen von glücklichen Händen. Doch mußte er ſich auch in dieſes Mißgeſchick ergeben. Ein paar Jahre waren überdies ſo bald vorüber! — Valdemero redete den Anſichten der Prinzeſſin das Wort. Er that noch mehr: er rieth, was ihm ſelbſt beinahe das Herz brach: „Du mußt fort, fort, ohne langes Verweilen. Sagteſt Du nicht eben, daß ein paar Jahre ſchnell vergehen? Freilich verrinnen die Stunden ſchnell auch über jugendlichen Häuptern. Du biſt ein Künſtler, ſtark genug, Dich in der Welt zu verſuchen. Verſäume darum nicht die Zeit.“ — „Wie? ſo plötzlich wollt Ihr mich aus dem Hauſe ſtoßen, Vater Valdemero? Iſt es denn mein Geſchick immerdar, von Biederleuten ſcheiden zu müſſen, wenn ich ſie kaum mit Liebe umfangen?“ — Da erinnerte Valdemero ſeinen Schüler, wie lange er ſchon in Aſtorga verweilt hatte. Mit Erſtaunen beſann ſich der Letztere, daß wahrhaftig ſchon gegen drei Jahre ſeit dem erſten Abendgebet, das er im Kloſter verrichtet, dahin geſchwunden waren. Und da er jammerte über die Flüchtigkeit des Lebens, ſchallt ihn Baldomero tüchtig aus; aber ein jegliches Wort aus ſeinem Munde war zu vergleichen der Waffe in der Heidenſage, die zwar verwundete, aber wieder heilte: „Werde nicht zum feigen Träumer, Emmanuel. Der, ſo frech den Himmel ſtürmt, in der Meinung, die Welt habe nur auf ihn gewartet, um wiedergeboren zu werden, entgeht niemals der Strafe ſeiner Vermeſſenheit; aber nicht minder verloren iſt, wer muthlos die Hände ruhen läßt, und nimmer ſein Tagwerk zu beginnen weiß. Sey darum rüſtig und frage nicht nach dem Vater, der zurückbleibt. Bedenke, daß der winzigſte Augenblick, den Du verſäumſt, für immerdar aus Deinem Leben getilgt iſt. Die Welt iſt eine Braut, die gewonnen ſeyn will; ſie erwartet den Freier, ſie ſucht ihn nicht auf, wohin er ſich aus Schüchternheit oder Eigenſinn verbarg. Mache es, wie Mahomet gethan, als die Berge nicht zu ihm kamen. Warte nicht, bis graue Haare Dir predigen: Es iſt zu ſpät. Thu' den Sprung hinaus mit Gott, und beſtelle Deinen Ruhm zu Deiner, zu Deiner Beſchützerin, und zu unſerer Ehre. Denn auch wir geringe Kloſterleute von Aſtorga wollen einen Antheil von Deinen Siegen, weil da geſchrieben ſteht, daß Du nach uns Dich nennen wirſt, Caballero d'Aſtorga!“

Der Prior nahm bei dieſen Worten eine Miene an, die vorausſetzen ließ, daß er eine Frage ſtellen würde, welche ſeinem Zartgefühl ſauer ankam: „Du weißt, Emmanuel, daß ich nie als ein zudringlicher Schmarotzer bei Deinem Vertrauen habe zu Gaſt gehen wollen. Kaum wurde mir bekannt, daß Du mein Landsmann ſeyſt. Du warſt und biſt mein Emmanuel, der Sohn, an dem ich

Wohlgefallen habe; ich bedurfte keines andern Namens für Dich. Vergib mir aber jetzt, da ich mit Verwunderung vernehme, daß unſer Herr, der König, den Namen unſerer Stadt zu dem Deinigen machte, wenn ich beſcheidentlich bei Deinem Herzen anfrage, ob es geneigt wäre, meinem verſchwiegenen Ohr das Geheimniß Deiner Herkunft zu entdecken? Sollte jedoch ein Befehl der Fürſtin oder Dein eigener Wille Deine Zunge binden, ſo thue nach Gefallen, und laß uns ſcheiden ohne ein Weiteres.“ — Emmanuel widerſtand der ſo fein und edel geſtellten Frage nicht, und warf ſich offenherzig in des theuern Vaters Arme: „Die Fürſtin hat mich, ſo wie ich bin, gänzlich Eurer Obhut übergeben, mein würdiger Herr und Vater, ſomit auch, was mir geheim iſt. Was ich geworden bin, iſt Euer Werk. Ich nenne mich Euer Eigenthum, und das Wort, das ich mißtrauiſch Euch vorenthalten könnte, würde auf meiner Seele brennen. Zudem hab' ich nur Unglück zu bekennen, nicht Verbrechen.“ — Er ſprach ſich alsdann redlich aus, nach dem Schweigen langer Jahre. — Es wunderte ihn nicht, daß der Prior in Mienen und Geberden das lebhafteſte Mitgefühl ausdrückte. Als jedoch Baldomero, nachdem Emmanuels Geſchichte beendigt, gleichſam überwältigt von ſeiner Empfindung, das Geſicht in beide Hände verbarg, und ſchluchzend in die Worte ausbrach: „O himmliſche, gütige Vorſehung! wozu haſt Du mich berufen?“ war's an dem Jüngling, beſorgt zu fragen: „Was iſt, das meinen Vater ſo tief erſchüttert?“ — Baldomero ſammelte hierauf wieder einige Faſſung, und küßte den jungen Freund liebevoll: „Morgen, mein Sohn, morgen nach der Veſper, beſuche mich. Wir reden alsdann weiter von Dir und Deiner Beſtimmung.“ Die unerklärliche Bewegung und Unruhe des Priors hatte ſich auf Emmanuel übertragen. Am ſpäten Abend verließ er ſeine Zelle, und wandelte im mondbeglänzten Kloſtergarten, den kein Flügel des Gebäudes beſtrich, als eben nur die Wohnung Baldomero's. Gegen die Gewohnheit des Priors, der frühe das Lager zu ſuchen pflegte, um zur mitternächtlichen Chorſtunde recht wacker zu ſeyn, waren ſeine Fenſter hell erleuchtet. Baldomero ſaß, wie Emmanuel deutlich bemerken konnte, an ſeinem Clavier, den Kopf in die Lehne des Seſſels zurückgelegt, während die Hände auf den Taſten umherirrten. Emmanuel lauſchte dem Spiele ſeines väterlichen Freundes, und geſtand ſich bald, daß er noch nie eine ſolche wunderbar durcheinander wogende Fantaſie von irgend einem Meiſter vernommen. Er wußte nicht, warum ſich ihm der Gedanke aufnöthigte, dieſes Spiel ſey kein müßiger Zeitvertreib, ſondern ein Durchleben vergangener Tage, die ganze Geſchichte eines Menſchen, der in Töne dolmetſcht, was er im Spiegel der Erinnerung ſieht, und in Worte nicht zu faſſen vermag. Der Eingang ein träumeriſches Durcheinanderweben der einfachſten Sätze, häufig unvollendet abbrechend und vermittelt durch ein neapolitaniſches Wiegenlied, dem Horchenden gar wohl bekannt. Hierauf das Getümmel erwachender Gefühle und Entſchlüſſe, aufrauſchend, wie das Licht über die Erde, wenn die Nacht ſie verläßt; eine freudige Meerfahrt, der Ruderſchlag eines Schiffs, mit goldenen Hoffnungen befrachtet, der Geſang des Steuernden, der ſich jubelnd verſucht in ſicilianiſcher Weiſe. Auf ſpiegelnder Ebene zieht das Lied vom Strande der verlaſſenen, der Küſte einer neuen Heimath entgegen. Wohl dauert nicht immer die Fahrt in Frieden fort, die Burrasca ſtemmt ſich ihr entgegen, die Brandung heult drohend am Kiel empor, aber ſchon iſt das erſehnte Land im Geſicht, und „Willkommen“ rufen dem Segler die Chöre der Fiſcher und der Hafenpiloten .... der Anker fällt. Ein neues Daſeyn umgibt den an's Ufer Geſtiegenen: warme Lüfte, kühle Brunnen umſpielen ihn; er miſcht ſich in den tändelnden Geſang des harmloſen Volks, die Tarantella wogt üppig vor ihm auf und nieder, ſtatt der unbeſtändigen Fluth. — „Sicilien! mein Vaterland!“ ſeufzte Emmanuel. — Da wird das ſchäkernde Lied plötzlich zu einem feierlichen. Der Fremdling tritt aus dem Volksgewühl in höhere Reihen über; feſtlich, wie durch Paläſte, trägt ihn ſein Schritt. Und wieder gehen die prangenden Töne über in das Murmeln beſeligender Wonne. Es iſt, als ob der Wanderer einen Schatz entdeckt hätte, lockend und reich, der eines liebevollen Sehnens Preis zu werden verſpricht. O wie ſanft klingt aus den Saiten dieſe Sehnſucht empor, wie ſchüchtern entwickelt ſich aus ihnen das Verlangen! Für einen Moment ſcheint das Ziel dem Werbenden unverloren. Eine zweite Stimme, von gleicher Empfindung geſchwellt, einigt ſich mit der ſeinigen: der Wechſelgeſang, hier zögernd, dort beflügelt, erſterbend bald, bald wieder in neuer Fülle erwachend, iſt daran, ſich in die erwünſchteſte Harmonie aufzulöſen .... auf einmal eine Unglück verheißende Pauſe .... dann eine fürchterliche Diſſonanz, als ſchrieen des Abgrunds Dämonen ihr Wehe über den Erdball .... wieder eine lange Stille, und endlich ein Choral, ſo ſchön als je einer von den Lippen des Prieſters angeſtimmt wurde, um zu verkündigen ſeine Entſagung, ſeine Aufopferung aller irdiſchen Dinge und ſeine Hoffnung auf die kommende Seligkeit im Himmel, die vergelten wolle, was dem Märtyrer hienieden zu Grund ging!

„Wie ſchön habt Ihr geſtern geſpielt! Mit welcher Begeiſterung habt Ihr mich, den athemloſen Zuhörer, erfüllt! Nie habe ich gehört, was mit der Muſik von geſtern ſich vergleichen ließe!“ Mit dieſen Worten begrüßte Emmanuel ſeinen Lehrer am andern Tage. Baldomero, wie deutlich zu ſehen, mit peinlichen Gedanken beſchäftigt, ließ ſich nicht viel auf den Gegenſtand ein: „Ich war ſchlaflos; ich tödtete die Zeit mit Stümpereien. Du lobſt ungemeſſen, was Du beſſer machen könnteſt, als ich, und was Du, wie ich hoffe, gewißlich beſſer machen wirſt. Laß uns von Deinem Vornehmen reden. Du wirſt morgen in die Welt hinaus gehen, ohne Freund und Rathgeber, Dein eigener Stab und Hort. Erlaube mir, Dir einige kurze, aber beſtgemeinte Worte an das Herz zu legen. Laß Dir unter allen Umſtänden die Kunſt als eine heilige lieb ſeyn. Entferne Dich nicht von ihren wohlthätigen und herrlichen Zwecken. Halte ſtandhaft an ihrer Seite aus, ob Dir auch manchmal ſchwer ankäme, den Verlockungen der Afterkünſtler zu widerſtehen, oder das wegwerfende Verneinen vornehmthuenden Geſindels zu ertragen. Weiche den erſtern aus, verachte das letztere. Das hohle Geſchwätz von einem Richterſtuhl, den ſich in der Kunſtwelt ein jeder Narr und mißgünſtige Wicht gar wohlfeil erbauen kann, wird Dich nicht umbringen, wenn Du ein kräftiges Leben in Dir haſt, ſo wenig als es vermag, Denjenigen Leben einzuhauchen, die da ſind wandelnde Leichen. Das Talent iſt nie ohne bittere Feinde; laſſe ſie bellen. Aber hüte Dich auch vor den falſchen Freunden, die verſuchen möchten, Dich in einen Dir un angemeſſenen Kreis zu ziehen. Mache nicht Gemeinſchaft mit den Gemeinen, die ſchreiend am Markte ſtehen. Merke Dir: der feingekleidete Mann, der ſich zum Pöbel miſcht, genießt nicht einmal des betrübten Vortheils, ſich ganz und gar mit ihm zu vermengen. Er wird immer für ſeine ehemaligen Genoſſen kenntlich, und ein Gegenſtand ihres Bedauerns, für den Pöbel des ſchadenfrohen Spottes Zielſcheibe ſeyn. Du biſt wohl bedacht worden vor andern Menſchen. Was Du zum Leben eines anſtändigen Mannes brauchſt, iſt Dir geſichert. Vergeude alſo nicht das Pfund, das unſer aller Herr und Meiſter Dir anvertraute. Zeige daher, was Du kannſt, nur denen, die begreifen, wonach Du ſtrebſt, die da im Innerſten empfinden, von welchem Geiſte Du beſeelt biſt. Suche indeſſen darum nicht nur den Beifall der Großen, geize nicht mit Demuth nach einem gnädigen Lächeln ekler Splitterrichter, bücke Dich nicht vor einem Aufgeblaſenen, der Dich ſtolz vom Kopfe bis zur Zehe mißt, wenn er auch ein Kenner geſcholten würde. Für alle Kunſt iſt Platz genug in der Welt; jedes Talent findet die Sphäre, worinnen es zu wirken vermag. Du haſt, wie alle Berufene, Anſpruch auf eine Stelle im Gebiet der Künſte; laß Dich nicht ausmerzen von achſelzuckenden Pedanten; ſtreiche nicht ſelber Deinen Namen von der Liſte, indem Du falſchen Göttern opferſt, oder dem Neide das Feld räumſt. Sey beharrlich, mit einem Worte, und laß dann kommen, was da will. Alles, was verſucht wird mit redlicher Abſicht und unbefangener Hand, Alles, inſofern es den Stempel des Geiſtes trägt, darf verſichert ſeyn, Geltung zu erringen; es mag etwa für eine Weile von Thoren verſchrieen, von denen, die den Thorenſtimmen glauben, mißachtet werden, aber die Zeit der ächten Würdigung bleibt nimmer aus. — So wie demüthige Schwäche, ſo fremd ſey Dir auch der Stolz. Nichts unerträglicheres auf Erden, als ein Künſtler, der ſich zum goldenen Kalbe ſeiner eigenen Eitelkeit gemacht hat. Erinnere Dich ſtets, daß aller Künſte Zweck iſt, zu gefallen und zu erquicken; daß die böſen Laſter des Haders und der Verläumdung nicht in's heitre Reich des Schönen gehören. Laſſe die Rauferei in der Schenke, den Neid in dem Schlamm. Oeffne Dein Ohr Allen, die Weisheit predigen und durch die Würde ihres Vortrags beweiſen, daß es ihnen um die Vervollkommnung der Jünger Ernſt iſt; den andern, die ein ſchlechtes Ziel unterm Vorgeben guter Meinung verfolgen, ſchenke nicht einen Augenblick Gehör. Der weiſen und gutgeſinnten Propheten ſind aber wenige; ihre falſchen Doppelgänger ſitzen dagegen an allen Ecken. — Sey ferner klug, und lebe mit der Welt, wie es Brauch iſt. Spiele nicht mit den Vornehmen gleich und gleich; verletze niemals die Rückſichten, die wir dem Frauengeſchlechte ſchuldig ſind. Die Frauen ſind des Künſtlers liebſtes Auditorium, weil ſie, mit der eigenſinnigen Vielwiſſerei und Tadelſucht der Männer nicht behaftet, ihr Gefühl — ob manchmal leicht beſtechlich — doch rein und unverkümmert urtheilen laſſen. Es verſtehen wohl oft hundert Frauen einen

Künſtler eher, als ihn ein Mann begreifen mag. Zugleich ſind ſie dem Jünger der Muſe gewöhnlich hold und zugeneigt, während die Männer ihn feindſelig muſtern, und jeden Anlaß ergreifen, um eine ſchwarze Kugel ſtatt der weißen in ſeine Urne fallen zu laſſen. — Das Frauengeſchlecht wird Dich auszeichnen, Emmanuel. Sie werden Dich anziehend finden, die Weiber; ſie werden Deine orpheiſchen Siege ausfechten helfen als tapfere Bundesgenoſſinnen, werden zürnen, ſo man Dich ſchmäht, und Küſſe werfen, ſo man Dich belobt. Viele werden in Deinen Zügen forſchen nach der Quelle, woraus Du ſchöpfeſt die Glut Deiner Tonwerke; ſie werden insgeheim Verſe auf Dein blondes Haar machen, und Dich den goldlockigen Apoll, den Sonnengott mit wohlklingendem Köcher nennen — — erlaſſe dem Ordensmann die Aufzählung jener kleinen niedlichen Thorheiten, die dem andern Geſchlechte geläufig ſind, wenn es in der Laune iſt, einem vorübergehenden Götzendienſt zu huldigen, und — wie ſie ſagen — die Kunſt in ihrem Meiſter zu verehren. O, mein Sohn, ſey wachſam dieſen Abgöttiſchen gegenüber! Ihre Freundſchaft iſt reich und erſprießlich, aber dabei gefährlicher als der Haß der Männer. Den Nebenbuhler, der Leben um Leben gegen Dich wagt, ſchlägſt Du leichter zurück mit der Toledoklinge, die an Deiner Seite hängt, als das verführeriſche Capua, das mit Roſenketten Deine Knöchel umſchlingt. Sieh nur in der Schmeichlerin begeiſterte Augen! was ſtrahlen ſie wider? Deinen Ruhm. . Horche nur, was ihre glatte Zunge verkündet? Deinen Ruhm. Errathe, was ſie eigentlich feſſeln will mit ihren weichen Armen? Deinen

Ruhm. Und Du vermagſt nicht, der ſüßen Gewalt Dich zu erwehren? Du erliegſt unter Netzen, die ein Kind zerreißen könnte? Wie das? Aber ſiehe: Du haſt nicht allein die Verſucherin wider Dich, ſondern Dich ſelbſt, ein gutes Stück von Dir; Deine Eitelkeit mit einem Worte, die Dich zu Grunde philoſophirt, mit Weihrauchdampf benebelt, und den aufgegebenen Mann, an Händen und Füßen gebunden, dem Sieger ausliefert. — Fliehe jene Weiber nicht, Emmanuel, aber panzre Dich gegen ſie mit dem Eis des Nordens, daß ſie nicht Deine Thatkraft, den Genius in Dir zu Tode hätſcheln, wie ſie einen Vogel erdrücken in leichtſinniger Zärtlichkeit.“ — Der Prior machte hier eine Pauſe und blickte ſeinen Zuhörer ſcharf an: „Du lächelſt, und denkſt bei Dir, es ſey in der Welt kein Mönch fanatiſcher und menſchenfeindlicher, als der Mönch Baldomero? Dem iſt nicht ſo, mein lieber Sohn. Ich läugne nicht die Würde der Frauen und nicht den erhebenden Einfluß, den ſie auf den Mann auszuüben berufen ſind; es müßte mich nicht der Schooß einer Mutter geboren haben, wenn ich im Stande wäre, die Tugend des Weibes eine Fabel zu ſchelten. Du wirſt auch den Edelſten des Geſchlechtes begegnen, und wenn alsdann — wie ich vom Himmel erflehen möchte — wenn alsdann der Liebe goldene Fackel plötzlich das wahre Licht in Deiner Bruſt entzündete — o dann laß ſchmelzen das künſtliche Eis, den Harniſch Deines Herzens; — hell und freudig ſtimme an das Lied der Liebe, wie vom erſten Sonnenſtrahl der ägyptiſche Memnon erklingt! — dann iſt's wohlgethan! Du biſt ein Mann der zarten Sitte, biſt würdig, eine treffliche Gattin zu beſitzen, und ſobald, die Du erwählet, ſich erwieſen hat als die Perl, die Du verdienſt, ſo zögere nicht, das Kleinod für Dein Haus zu gewinnen. Wohl gethan und bald gethan! Wie nicht ſelten einen Freund oder die flüchtige Fortuna, ſo auch nicht ſelten verſcherzt ein Mann durch blödes Schweigen und Zögern das einzige Weib, das ihn beglückt haben würde. Das ſchon gefundene Ideal zu verlieren, iſt ſchmerzlicher, als ewig ihm nachzujagen, ohne es zu finden.“

Der Prior unterbrach ſich haſtig, und griff nach ſeinem Schnupftuche. Er konnte es nicht ſo geſchwind zur Hand nehmen, daß ſeinem Zögling die beiden Thränen entgangen wären, die über ſeine Wangen langſam herabrieſelten. Schmeichelnd umfing Emmanuel und tröſtend ſeinen Lehrer: „Es iſt kein Wunder, daß Eure Worte mich ſo tief ergreifen, mein Vater, da Ihr ſelber Euch der Rührung nicht erwehren mögt!“ — Baldomero ſtreichelte die Hand, die ihn liebkoſte. Er ſah den Jüngling mit ſo beredten Augen an, als ſey er Willens, alſogleich ihm etwas Angelegentliches zu entdecken; dann wieder ſchien es, als bereue er den kaum gefaßten Entſchluß. Dieſer Anlauf zum Reden erfolgte ein paarmal vergebens, bis endlich Baldomero mit kräftiger Stimme, ſeine Bedenklichkeiten nicht mehr die Worte, zurückdrängend, anhob: „Es muß und ſoll ſeyn; im Namen Gottes fange ich denn an. Es iſt nicht übel, Emmanuel, wenn wir betagte Leute, um nicht der Jugend langweilig vorzukommen, unſere Predigten mit Exempeln ausſchmücken und durchflechten. Du haſt meine heutige ſchwatzhafte Lektion ſchon dahin, mein Sohn, und wirſt meiner Plaudereien müde ſeyn. Zur

Erläuterung meiner Lehren diene alſo heute ein Beiſpiel ſtatt mehrerer, nur ein einziges. Es iſt die kurze Geſchichte eines mir ſehr werthen Mannes. — In Neapel, meiner Vaterſtadt, geboren und erzogen, war er von ſeinen Eltern überzärtlich behandelt worden, und eben darum ein ſo zuverſichtlicher junger Mann, wie nur je einer, der das Lavapflaſter der Hauptſtadt trat. Die ſpaniſchen Sitten waren damals noch weit mehr an der Tagesordnung als heute, und mein Freund bildete ſich etwas darauf ein, denſelben pünktlich nachzuleben, und das Muſter eines Stutzers von Madrid vorzuſtellen. Bald zeigte er ſich auf den Straßen und in den Kirchen im goldbordirten Mantel und im niedergeſchlagenen Hut, mit Brillen und langem Rappier; bald war er als Majo mit Guitarre und Caſtagnetten die Seele der luſtigſten Geſellſchaften. Ein Glück, daß er ein drolliger Narr ſeyn mochte. Wäre er ein trauriger geweſen, es hätte Niemand mit ihm auszukommen verſtanden. Ein Rechthaber, wie Er, war nicht mehr zu finden, und nicht Einer, der ſo leicht beleidigt worden wäre. Sein Degen hing locker in der Scheide; im ſelben Augenblick ſetzte er die Laute weg und griff zur Klinge. Bei Weibern, beim Becher, im Schauſpielhauſe wie in der Kathedrale war der ungeduldigſte Ungeſtüm ſein Geſelle. Seine körperliche Gewandtheit, ſeine Geſchicklichkeit in Künſten und ritterlichen Uebungen, vor allem ſein Stolz auf den Reichthum ſeiner Eltern, der unerſchöpflich ſchien, machten ihn zum Ruhmſüchtigſten in allen Welttheilen. Wie bald jedoch folgte die Strafe dem Dünkel? Iſidro, nachdem er lange das erſtaunlichſte Glück gehabt, ſah es auf einmal ungetreu fliehen, wie von einer Hexe verjagt. Zuerſt waren es ein paar Grazien, die ihm Liebe und Bewunderung geheuchelt hatten und ihn plötzlich ſchnöde verließen; hieraus entſprangen Zweikämpfe mit Rivalen, die, was früher nie geſchehen, für Iſidro ſchlimm abliefen; daher ſchrieb ſich ein Zimmerleben von mehreren Monaten, das dem Lüſtling ungemein langweilig wurde. Die Langeweile zu vertreiben, komponirte er, ein leidlicher Muſiker, eine Oper, und der böſe Feind wollte, daß ſie zur Aufführung kam, und erbärmlich durchfiel. Der wüthende Komponiſt ſchob die Schuld des Mißlingens auf den Vorgeiger und den erſten Baßſänger, die ihn auslachten, denen er im offenen Schauſpielhauſe Ohrfeigen gab, welches der Vicekönig nicht gerne ſah, und worauf er befahl, den Friedenbrecher in's Gefängniß zu ſtecken. Das öffentliche Mitleid folgte dem Iſidro nicht in ſeinen Kerker, und ſeine hochmüthige Seele brütete, dem von Natur guten Herzen zum Trotz, allerlei hämiſche Rachepläne; aber ſchon war die Vergeltung im Zuge, und ließ ſich ſelbſt die Rache an dem eiteln Menſchen nicht nehmen. Seine Mutter, die einzige, die es verſtanden, ſeine ſtürmiſchen Leidenſchaften zu beſchwören, ſtarb dahin. Der Kummer tödtete ſie, denn ihr war ſchon lange nicht mehr ein Geheimniß, was bald nach ihrem Ende ganz Neapel erfuhr: der Ruin ihres Hauſes. Iſidro's Vater hatte — auf welche Weiſe iſt gleichgültig — dieſen Ruin verſchuldet, mußte ſeinen Gläubigern entrinnen und ſtarb auf der mauriſchen Küſte im Elend. Die Trümmer ſeiner Habe fielen in fremde Hände, und dennoch war die Menge der unbezahlten Schulden groß. Iſidro hatte beim Austritt aus dem Kerker keine Eltern, kein Dach, kein Erbtheil, keine Hoffnungen mehr. Seine Freunde verließen ihn, der Hohn zeigte mit Fingern auf ihn, ihm fehlte das tägliche Brod. In Neapel darum zu betteln, war Iſidro zu ſtolz; er beſchloß, in der Ferne ſein Heil zu verſuchen, und floh nach Sicilien, wo eine ihm befreundete Familie wohnte, die ihn wohlwollend aufnahm, weil ſie von ſeinen früheren Thorheiten nichts wußte, und weil er ſich mit gänzlich umgewandeltem Charakter ihr vorſtellte. Die Züchtigungen des Schickſals hatten geholfen. Die Eitelkeit ohne Maß, die Zuverſicht ohne Grenzen hatten von Iſidro Abſchied genommen, er war ſchüchtern geworden, der Beſcheidenſte unter den Beſcheidenen. Er trat in das Heer, und ſeine Waffengefährten verwunderten ſich nicht ſelten über ſeine zahmen Sitten, als über etwas ganz Ungewöhnliches. Du wirſt bald verſtehen, wie es kam, daß der ſo gänzlich umgeſtaltete Mann vor jedem Rückfall in ſeine ehemalige Lebensweiſe behütet wurde, wenn ich Dir ſage, daß Iſidro in einer Tochter jener Familie ein Weſen gefunden hatte, an welchem er mit aller Innigkeit hing, deren ſeine Seele fähig war. Der Adel ihres Herzens war noch vollkommener als der Adel ihrer Schönheit. Die holde Jungfrau beſaß alle Vorzüge, womit ein begeiſterter Dichter ſein Ideal auszuſchmücken pflegt. Ohne deſſen bewußt zu ſeyn, zauberte ſie den blöden Iſidro in die ſüßen Bande ihrer Allgewalt, ſo daß nur ein einziges Verlangen ihn belebte: ſeine ſtill und heiß Geliebte einſt zu beſitzen. Aber, welche Hinderniſſe bäumten ſich vor ihm in die Höhe? Ohne Vermögen, ohne irgend eine ermuthigende Ausſicht, welche Anſprüche durfte er machen?

Noch tiefer als der Mangel an äußerlichen Glücksgütern betrübte ihn der Gedanke, daß er unwürdig ſey, die Blicke zu der Sonne ſeines Lebens zu erheben. Er ſtudirte nur verſtohlen in den Augen ſeiner Angebeteten, die ihm freundlich, aber nicht ermunternd lächelten. Er weidete ſich nur hehlings an den Reizen, die ihr Geiſt wie ihre Schönheit täglich vor ihm ſorglos und unbefangen entfaltete. Denn eine ſüße Vertraulichkeit vereinigte beide. Iſidro wohnte in dem Hauſe ſeiner Liebe, er unterrichtete ſie im Geſang, und verſchwärmte manche goldene Stunde mit ihr in den Gefilden der Tonkunſt. Vormals hätten dieſe Stunden, die den Lehrer ſeiner Schülerin ſo nahe rücken, für Beide wohl gefährlich werden können. Aber ſie waren heilig und rein, und blieben es, wie oft auch ein Geſtändniß auf Iſidro's Lippen ſchwebte, wie oft auch eine wärmere Empfindung in dem Gemüth der Herrlichen aufzugehen ſchien. Manchmal glaubte der Lehrer, dem Herzen der Schülerin etwas geworden zu ſeyn; das ſeinige ſchlug ungeſtüm; die Bitte der Liebe drängte ſich auf ſeine Zunge, aber fürchtend, durch ein unbewachtes Wort etwa das zarte Verſtändniß, das ihm ſo wohl that und ihn veredelte, zu zerſtören, zauderte, zögerte er.... und ſchwieg. Er hoffte zwar, aber ſeine Hoffnungen waren — ich weiß nicht auf was geſtellt? Er erwartete Manches von der Zukunft; doch wußte er ſelbſt nicht, was? und mittlerweile ging die koſtbare Zeit vorüber. — Eine peinliche Geſchichte, die eines muthlos zagenden Gewiſſens! — Da rief den blöden Schäfer auf einmal der Dienſt nach Catanea. Nicht einmal der Abſchied, von Seite der Schönen außergewöhnlich herzlich, löſte dem Liebenden die Zunge. — Nach einigen Wochen kehrte er zwar voll Sehnſucht zurück, aber ihm begegnete Anderes, als er gehofft hatte. Jene Familie war kalt und förmlich geworden; ſeine Geliebte war nicht ſichtbar für ihn. Er fragte nicht, er litt im Stillen. Nach mehreren Tagen ſchlich er wie ein Verbrecher in das Zimmer ſeiner Holdſchaft. Sie war zur Kirche gegangen. Mit einem heißen Blick alle die Gegenſtände, die ihr zum Gebrauch dienten, umfaſſend, wurde er ihres Bildes gewahr, eines niedlichen kleinen Porträts, das eben vom Pinſel gekommen, und ſeiner Faſſung noch gewärtig war. Der Himmel weiß, wie ihm einfiel, das Bild zu ſich zu ſtecken. Geſchah es, um einen Abend, eine Nacht hindurch ſich an den Zügen Derjenigen zu ergötzen, die ihm die Anſchauung ihrer Perſon räthſelhafterweiſe verſagte? Oder, um einen Vorwand zu haben, am kommenden Tage ihr einen Beſuch zu machen, und das Bild als eine Grundlage ſeiner endlichen Bekenntniſſe dienen zu laſſen? — Genug: er brachte es ihr wieder zurück, er entſchuldigte ſeine Kühnheit, er ſuchte in ihren Mienen Verzeihung zu leſen, und fand nur darinnen eine befremdliche Strenge. In Verzweiflung Alles wagend, geſtand er die Gefühle, von denen ſeine Bruſt entflammt war, und wie ein Donnerſchlag berührte ihn die Antwort: „Es iſt zu ſpät, mein Freund. Ich bin die Braut eines Andern geworden. Ich habe ſchon zu lange gezögert, nachzugeben den dringenden Aufforderungen meiner Eltern, mich zu entſcheiden. Dem Schweigenden gegenüber, deſſen Gefühle ich nicht zu errathen vermochte, mußte ich meinen eigenen ſtillen Wünſchen entſagen. Ich bin verlobt mit einem Manne, den ich erſt lieben lernen ſoll. Dieſes Bild, deſſen Entwendung ſchon bekannt geworden, obſchon nicht der Entwender, dieſes Bild war meinem Verlobten beſtimmt. Es verſteht ſich, daß es aus Ihren Händen nicht mehr in die ſeinigen übergehen darf. Ich ſchätze ihn und mich zu hoch, um dieſes zuzugeben, und habe ſchon ein anderes beſtellt. Wenn Sie, wie Sie mir betheuern, mich lieben, ſo werden Sie dieſes Bild vernichten .... oder behalten Sie es nach Gefallen. Wenn das Letztere, ſo verlaſſe ich mich auf Ihr Zartgefühl, und noch mehr auf Ihre Eitelkeit. Sie fühlen, daß es einem Ehrenmann unanſtändig wäre, mit dem Bildniß einer Dame zu prahlen, deren Hand zu gewinnen ihm nicht der Mühe werth geſchienen.“ Ihre Thränen nicht länger verbergend, bat ſie endlich den erſchütterten Liebhaber, Abſchied zu nehmen. — Iſidro hat ſie nicht mehr geſehen; er legte ſeine Stelle nieder, er eilte, ſich in Cataloniens Gebirgen, auf dem Montſerrat zu begraben. Seines Unglücks Schmied, begehrte er nichts mehr von der Welt zu wiſſen. Er trat in den geiſtlichen Stand, verhüllte ſeine wunde Bruſt mit einem Mönchsgewande, und hat erſt nach langen Jahren den Frieden der Ergebung gefunden. Indem er, ſo viel an ihm war, ſeine unendliche Liebe zu der Einzigen in viele Theile zerſplitterte, war er ſo glücklich, manche Erdenkinder aufzurichten, die nicht minder elend waren, als er ſelbſt. Doch hat er nie über ſich gewinnen mögen, das theure Bildniß von ſich zu thun, das ihm nie ein Stachel der Luſt, und nie eine höhniſche Mahnung an die verſcherzte irdiſche Seligkeit geweſen, ſondern ein Talisman gegen alle unedeln Triebe, die zuweilen der Satan auch in den heiligſten Einſiedlern anfacht, um wie viel eher in dem kaum erſtarkten Gemüthe eines verlorenen Sohnes?“

Baldomero umarmte wieder den ahnungsvoll aufmerkſamen Emmanuel, und zog dann eine verborgene Schublade ſeines Schreibtiſches auf: „Du wirſt errathen haben,“ ſagte er gefaßt, „daß Iſidro's Geſchichte die meinige. Schaue nun auch das Bild, das, ſeit es in meinem Beſitz, noch von keinem Auge als dem meinigen betrachtet wurde. Nicht Du — nein, Du nicht, wirſt den koſtbarſten Reichthum des armen Mönchs an die Welt verrathen.“

Der Prior hielt das kleine Bild in ſeinen zitternden Händen Emmanuel vor. Mit einem hellen Schrei entriß ihm der junge Mann das Gemälde. „Meine Mutter Conſtanze! Mutter, ſeh' ich Dich wieder? Baldomero, ich ſterbe vor Wonne und Wehmuth!“ — Er ſchien auch zu erlöſchen in dem unendlichen Kuſſe, der ſeinen Mund mit dem Bilde Conſtanzens vermählte. — Baldomero ſtörte nicht den Taumel dieſer ſeltenen Kindesliebe. Die gefalteten Hände auf die Knie gelegt, mit verklärter Stirne und leuchtenden Augen betrachtete er den Sohn der herrlichen Frau, die er ſchon lange ſelig und heilig geſprochen. Er redete leiſe vor ſich hin: „Ach, ſie ſind einander ſo ähnlich! Der Himmel hat nicht gewollt, daß ein fremder Zug das Ebenbild der Trefflichen entſtelle. Und auch die Herzen ſind wie Tropfen aus einer und derſelben Quelle: klar und friſch und mild! Ich wußte es ja im voraus — kaum hatte ich ihn angeſehen, den lieben Sohn — daß nur Conſtanze ſeine Mutter ſeyn konnte. Darum hab' ich ihn geliebt und gehalten, wie noch niemals einen

Menſchen auf dieſer Erde; darum iſt er auch unter meinen Händen gediehen, wie eine Pflanze, die der Gärtner vor allen andern ſeines Gartens begünſtigt. Darum bitte ich auch, Du lieber ſtarker Gott, daß Du ihn gnädig führen mögeſt über dieſes Lebens Dornen, und zwar nicht um meinetwillen, ſondern um der Tugend willen, die auch im bitterſten Leiden jenes auserwählte Weib nicht verlaſſen, und ihr einen Ehrenplatz in Deinem Paradieſe bereitet hat. Denn wahrlich, ſie iſt eine Heilige geweſen, wenn auch Rom ſie nicht verkündet, wenn auch der Kalender ſie nicht nennt.“

Emmanuel erwachte aus ſeiner Verzückung: „Dieſes Bild, o mein Vater .... Valdemero .... dieſes Bild .... weſſen iſt von nun an dieſes theure Kleinod?“ — Mit gieriger Erwartung lauſchte er auf des Priors Antwort. „Willſt Du mir entreiſſen, was mich aufrecht erhält?“ Dieſe Frage aus dem Munde des plötzlich in Trauer verſinkenden Prieſters ſchlug alle Hoffnung und zärtliche Habſucht Emmanuels zu Boden. Zwar ſeufzte er und wagte noch eine ſchwache Bitte, und zürnte dem Gedanken, die koſtbare Beute aufgeben zu müſſen; aber bald machte eine beſſere Regung der Gerechtigkeit ſeinem aufwallenden Mißmuth ein Ende: „Gott verhüte, mein Vater, daß ich an Euerm Schatz zum Räuber werde. Vergebt mir die unziemliche Begierde, die mich hingeriſſen hat. Nur vergönnt mir, daß ich, ſo lange noch meines Bleibens in dieſem Hauſe iſt, mich nicht trenne von dieſem Abbilde des namenloſen Glückes, das meine Jugend verklärte, wie ein zartes Morgenroth. Vielleicht, daß mir gelingt, die verehrten Züge in meinem Gedächtniß feſtzuhalten, und dann ſollen ſie nie darinnen verlöſchen, ſo wahr mir Gott helfe.“ — Der Prior erwiederte liebevoll, wenn auch ſeine Stimme zitterte: „Beim Abſchied gibſt Du mir dieſes Juwel zurück, bis es Dir zurückkehren wird, um Dich nie mehr zu verlaſſen. Ich bin alt und müde. Wenn einſt der Freund, der nur einmal zu uns kommt, wenn der ſtille letzte Freund mir nahen wird, dann ſoll dieſes Bild Dein Erbe ſeyn. Es möge Dir werden, wie mir, ein Troſt im Leben, und gleichwie die lebendige Mutter als ein ſorglicher Engel an Deiner Wiege geſtanden, ſo ſtehe ihr Bild, als ein Führer zum Himmelreich, im Tode Dir zur Seite!“

V.

Während noch immer Armeen im Felde lagen, Schlachten gekämpft wurden, und Ströme Bluts über die Erde floſſen, um den Streit zu ſchlichten, der ſich zwiſchen den Mächten Europa's entflammt hatte; während Schwert und Feder raſtlos arbeiteten, um zu entſcheiden, wem die ſpaniſche Krone endlich verbleiben ſollte: ob einem Prinzen von Oeſterreich, ob dem Hauſe Bourbon, gab es hie und da kleine Länder, die, unberührt von der eiſernen Fauſt des Kriegs, oder mindeſtens nur wenig in den zermalmenden Kampf gezogen, einer friedlichen Stille genoſſen und dem vom Waffenlärm verſcheuchten Fremdling erſchienen, wie grünende ſturmloſe Eilande inmitten des wilden Meeres, oder wie ſchattengedeckte Oaſen in der windlauten Wüſte. Eines jener glücklichen Länder war das Herzogthum Parma, verſchont größtentheils wegen ſeiner beneidenswerthen Unbedeutenheit, und ziemlich milde regiert von ſeinem damaligen Fürſten. Die Hauptſtadt war beſonders mit dem Herzog zufrieden, denn er ſorgte, wie es die Römer einſt verlangten, für Brod und Spiele. Wie damals überall, ſowohl in kleinen als in großen Staaten, war der Herr des Landes und ſein Hofſtaat auch in Parma der Kern alles Lebens und Webens, das Geſtirn, um welches ſich Alles drehte, und er machte den Erwartungen ſeiner Unterthanen Ehre. Indem er ſich beluſtigte, beluſtigte er auch ſein Volk: der Glanz ſeiner Feſtlichkeiten, die Leutſeligkeit, womit er ſeine Parmeſaner daran Theil nehmen ließ, der Kunſtgeſchmack, den er an ſeinem Hofe herrſchend machte, erwarben dem Herzog unzählbare Verehrer und Lobpreiſer. Namentlich war der Muſik eine hohe Stelle in Parma eingeräumt. Der Herzog ſelbſt war ein gründlicher Kenner, wurde wenigſtens dafür ausgegeben; ſeine Nichten waren hochgebildete, fein erzogene Prinzeſſinnen. Es befand ſich kaum ein Cavalier am Hofe, der nicht auf einem Inſtrument zu klimpern, oder eine Cantilene erträglich herzuſingen verſtanden hätte. Die Kapelle des Herzogs war ausgeſucht; und das Opernhaus, welches der Fürſt in ſeiner Reſidenz eröffnet hatte, galt für einen Wunderbau in dieſem Fache. Das Innere war reich geſchmückt, und faßte eine Menge von Zuſchauern. Die Bühne ſelbſt war geräumig, prächtig beleuchtet und mit einem Schatz von Dekorationen verſehen, der in Italien ſeines Gleichen ſuchte. Erſt vor kurzen Jahren nämlich hatte die italieniſche Oper einen weitern Spielraum gewonnen. Die ſaft- und geſchmackloſen Schäferſpiele waren ſo ziemlich zu den Schatten gegangen, und erſchienen nur mehr dann und wann, in ſehr veränderter Form und kürzer zugeſchnitten, wie auch reicher ausgeſtattet, als Ausfüllſtücke, wenn irgend ein unvorhergeſehenes Hinderniß die Aufführung einer Oper nach dem neuern Geſchmack hemmte oder verſchob. Das große, das heroiſche Singſpiel war an der Tagesordnung. Aleſſandro Scarlatti, Leonardo Leo, Buononcini und Andere hatten neue Elemente in die theatraliſchen Tondichtungen gebracht, und das bereits Vorhandene weſentlich verbeſſert. Die elenden und ſchwülſtigen Schäfertragödien hatten kürzern und vernünftigern

Libretti's weichen müſſen; die Sänger waren unendlich höher geſtellt, die Chöre durchaus umgemodelt worden. Die ungenügende Inſtrumentalbegleitung hatte ſich in ein angemeſſenes Orcheſter verwandelt, das lahm und geiſtlos ſchreitende Recitativ Leben und Seele erhalten, aus dem einſchläfernden Arioſo ſich die glänzende Arie, das Duo, das Terzett entwickelt. Was für den Geſang und das Orcheſter, war auch für die Bühne ſelbſt geſchehen. Die drei einförmigen Wände, die vordem die Scene bildeten, und ewig dieſelben waren, die ſteifen Roſenſtöcke und Myrtenbäume, unter denen Lalage und Sylvio geſchlummert und ſich geküßt hatten Jahr aus Jahr ein, die Transparenttafeln, die gewöhnlich den Schluß der Hirtenſpiele und der wenig anſtändigen Ballete verherrlicht hatten, — ſie alle moderten nun im Staube der Theatergewölbe, und die Zuſchauer bewunderten ſtatt ihrer die Triumphbogen Roms, die Tempel Babylons, die Trümmer von Karthago. Siegeszüge, Trauermärſche, tanzende Mohren, fechtende Gladiatoren erſchienen nun ſtatt der bis dahin unvermeidlichen arkadiſchen Bettelhorden auf den Brettern. Die ganze Geſtalt der Oper war eine andere, eine junge und kräftige geworden, und ſtolzirte bunt und prangend daher, bereits, wenn gleich noch beſcheiden verkündend. was erſt nach hundert Jahren aus ihr werden ſollte. — Dieſer neuen oder verjüngten Oper alſo, und ihren Bedürfniſſen war der Theaterbau in Parma völlig entſprechend, und der Herzog hatte zugleich Anſtalt getroffen, ſeine Schöpfung würdig zu vollenden; nämlich den Tempel der dramatiſchen Muſik mit ausgezeichneten Künſtlern wohl zu beſtellen. Wenn Geld allein dieſes vermocht hätte, ſo wäre es dem Herzog ein leichtes geweſen. Er ſparte die Mittel nicht und fand ſie im Nothfall überall. Jedoch fehlten noch häufig die Subjekte ſelbſt. Bei der Menge von Theatern und Kapellen, die ſich zu Ende des ſiebzehnten und zu Anbeginn des achtzehnten Jahrhunderts aufthaten, reichten die von den Reformatoren der Muſik hie und da errichteten Geſangſchulen nicht mit ihrem Vorrath an tauglichen Schülern aus, um alle leere Stellen zu beſetzen. So geſchah es, daß ſelbſt an den fürſtlichen Opernbühnen ſich oft Lücken ergaben, die ſchnell ausgefüllt ſeyn wollten, und dem Intendanten oder dem Kapellmeiſter manche ſchlafloſe Nacht verurſachten.

Vor Kurzem — zwei Jahre nach Emmanuels Scheiden aus der Klauſur von Aſtorga — war in Parma ein ſolcher Fall eingetreten. Die Primadonna, eine ausgezeichnete Sängerin, hatte durch eine unglückliche Krankheit ihre Stimme eingebüßt; die Contraltiſtin, der in Dresden glänzendere Bedingungen angeboten worden waren, hatte ihren Vertrag gebrochen und ſich landflüchtig gemacht. War ſchon der Verluſt der Primabonna ein ſchmerzlicher, deſſen Erſatz viel Mühe und Zeit koſtete, ſo war doch für den Augenblick der Abgang der Altiſtin ein noch viel bedauerlicheres Unheil, eine öffentliche Calamität. Des Herzogs Namensfeſt war vor der Thüre. Der Intendant der Schauſpiele hatte zur Feſtoper Buononcini's nagelneue „Tomyris“, die ſpäter ganz und gar umgearbeitet in London gedruckt wurde, erwählt. Die Hauptpartie war im Beſitz der Altiſtin. Alles war ſchon in Ordnung, die Oper einſtudirt, der Maeſtro in Perſon gegenwärtig, um die Aufführung zu leiten.... auf einmal ſtand, wegen des Treubruchs der Sängerin, der ganze ſchöne Plan in Gefahr, zu Waſſer zu werden, ſo wie auch das herzogliche Namensfeſt, ohne Oper begangen zu werden, da zu einer jeglichen andern die erſte Sängerin fehlte. — Graf Ojeda, der Intendant, ein eifriger Diener ſeines Herrn, ging in ſtummer Verzweiflung umher; um ſo lauter ſchrie Buononcini, vielleicht der heftigſte Mann des ganzen leichterzürnten Künſtlergeſchlechts. Ojeda fürchtete, ſeiner Ehrenſtellen entſetzt zu werden; Buononcini ſah bereits den Untergang ſeines Ruhms vor Augen, nebſt dem Verluſt der klingenden Vortheile, die ihm zugeſichert waren. Der Hofmann erſchöpfte ſich in leeren Klagen; der feurige Tonkünſtler trachtete dagegen mit Begierde nach einem Ausweg aus dieſer unangenehmen Verwicklung. Die Stunden waren koſtbar: noch einige Tage, und Alles war verloren. — Da vernimmt der Maeſtro zufällig von einer Sängerin, die in Modena als ein Stern erſter Größe gefeiert worden ſeyn ſollte. Wie man ihm ſagt, iſt die Künſtlerin, in Folge von Mißverſtändniſſen zwiſchen ihr und dem Unternehmer jenes Theaters, im Begriff, nach dem ſüdlichen Italien abzureiſen. Buononcini, dem da einleuchtet, was er von der Stimmlage und den übrigen Eigenſchaften der Sängerin erfahren, verliert keine Minute. Er reist bei Nacht und Nebel ab, die Partitur ſeiner Oper in der Taſche, er überfällt, wie ein Räuber gethan haben würde, die Theaterprinzeſſin, auf die er ſeine letzte Hoffnung gebaut. Er bittet, er fleht, er beſtürmt die Widerſtrebende, er wirft ſich zu ihren Füßen, droht ſich vor ihren Augen mit ſeinem Degen zu durchbohren, und — was viel vernünftiger — bietet Geld auf Geld, eine dauernde

Verſorgung bei der herzoglichen Oper in Parma, die Ausſicht auf eine glänzende Zukunft . . . . er hätte der Unentbehrlichen Himmel und Heiligenſchein verſprechen, um nur ſeinen Zweck bei ihr zu erreichen. — Endlich ſtimmt die **Künſtlerin** ihre Abneigung zum ängſtlichen Zweifel, zur ſchüchternen Ueberlegung herunter; ſie befürchtet, nicht genügen zu können, ſie betheuert, die Zeit ſey zu kurz, als daß ſie die wichtige Partie einzulernen hoffen dürfte. Der Maeſtro bekämpft ihre Bedenklichkeiten, er ebnet vor ihr alle Schwierigkeiten, er geht mit ihr die Rolle durch, und ſchickt alſogleich einen reitenden Boten mit dem Allesbelebenden „Viktoria!" an den Intendanten ab. — Er ſchreibt: „Laſſen Sie Alles herſtellen, wie ſich's gehört, „die Inſtrumente ſtimmen, die Bühne ſchmücken, die „Lampen anzünden. Ich habe einen Schatz gehoben. Binnen zweimal vier und zwanzig Stunden iſt, Dank meiner „raſtloſen Bemühung, die neue Tomyris fertig; ich fliege „alsdann mit meiner Beute zu Ihnen, — und, träfen „wir auch erſt am Morgen des feſtlichen Tages ein — der „Beifall, die Begeiſterung, der Triumph, die Vergötterung wird uns nicht fehlen!" —

Dieſe Freudenpoſt goß Balſam in alle parmeſaniſche Herzen. Ojeda erhob ſein Haupt ſtolz in die Wolken; die Sänger jubelten, daß ſie nicht umſonſt an der neuen Oper Mühe und Muße vergeudet; die Stadt, die ſchon in düſtere Beſtürzung verſunken geweſen, erholte ſich wie eine vom Thau erfriſchte Blume. Der Herzog und ſein Hof warteten in majeſtätiſcher Ruhe der Dinge, die da kommen ſollten. — Buononcini hielt Wort; er bewachte ſeine Tomyris wie ein Häſcher ſeine Gefangene; er richtete ſie ab, er ſorgte — ein Arzt hätte es nicht beſſer thun können — für ihre Geſundheit, hob ſie eigenhändig in die Reiſekutſche, zahlte den Poſtknechten vierfache Trinkgelder, und langte endlich mit ſeiner Gefährtin richtig, wie er vorausgeſagt, am frühen Morgen des herzoglichen Namensfeſtes in der Reſidenz an. In aller Geſchwindigkeit wurde eine Probe veranſtaltet; die ermüdete Künſtlerin bezeichnete nur mit halber Stimme, was ſie mit andern Mitgliedern vorzutragen hatte, und zog ſich dann, um noch einige Stunden zu raſten, in die Wohnung zurück, die der gefällige Intendant für ſie in Beſchlag genommen hatte. — Die Muſikfreunde von Parma erkundigten ſich eifrigſt nach ihr bei den Sängern und Muſikern der Oper. Niemand wußte von der Dame einen genauen Beſcheid zu geben. War ſie jung, war ſie ſchön, war ihre Stimme trefflich oder mittelmäßig? Niemand wußte darauf zu antworten. So wie der Reiſeſchleier ihr Geſicht bedeckte, ſo hatte ſie auch ihr Organ umſchleiert gehalten; und Buononcini, der — wenn man ſich auf ſeine Wahrhaftigkeit verlaſſen konnte — die beſte Auskunft hätte geben können, Buononcini lag in ſeinem Bette und ſchnarchte in tiefem Schlummer, ermattet, wie er war, von der Pferdearbeit der letzten Tage. — — Alſo brach geheimnißvoll der lang erwartete Abend an.

Um die zweite Stunde gegen Nacht wimmelten ſchon alle dem Volke geöffneten Räume des Opernhauſes von buntgekleideten und elſterhaft plaudernden Zuſchauern. Die auserwählte Geſellſchaft ſaß feſtlich geputzt in dem Parterre. Zuletzt, wie billig, erſchien der Hofſtaat im glänzendſten Schmucke, an der Spitze der Herzog mit ſeinen Nichten, und einigen Vertrauten. Die fürſtlichen Tribünen wurden vollſtändig beſetzt. Nach dem donnernden Vivatgeſchrei des Volks, das ſomit ſeinen Dank für die Freioper ausgeſprochen, lagerte ſich ehrerbietige Stille über den Saal. Die Heertrommeln und Trompeten verſtummten, und die kurze Ouvertüre der Oper hob an. Buononcini ſaß am Cembalo mit einer Grandezza, wie ſie der Herzog ſich beizulegen nicht vermochte; ſeine Augen rollten ſonnenartig in ihren Kreiſen; ſeine ungeheuren Manſchetten zitterten beim Anſchlagen der Akkorde im Vorgefühl der gehofften Apotheoſe. —

Der prunkvolle Aufzug der Perſer blendete alſogleich die Augen; ihre Chöre betäubten das Ohr der Verſammlung. Die Herrſcherpracht des Königs Cyrus und ſeine ſäulenerſchütternde Baßſtimme ſteigerten den feenartigen Taumel. Die Anweſenheit des Hofs und noch mehr des feſtlichen Abends Bedeutung feſſelten zwar die Hände der Zuhörer mit den Banden der Ehrfurcht, und verboten den ermunternden Ruf des Beifalls; aber ein zufriedenes Geflüſter ſchwirrte nach jedem gut ausgeführten Geſangſtück durch die Menge, und die befiederten Köpfe der Hofdamen nickten dem Tonwerke Wohlgefallen zu. Auch die Taſchentücher der Prinzeſſinnen wedelten gnädig von der Logenbrüſtung, und der ernſthafte Herzog lächelte und rieb die Hände. Dieſer unzweideutige Beweis der allerhöchſten Zufriedenheit wirkte elektriſch auf die getreuen Unterthanen; von nun an flüſterten nicht nur alle ihr „Bravo, braviſſimo!“ ſondern alle ohne Ausnahme lächelten und rieben die Hände. Und als der erſte Akt zu Ende gegangen war und die Zuhörer im Parterre aufſtanden, um

ihr Antlitz pflichtſchuldigſt der herzoglichen Tribüne zuzu-
wenden, bemerkten ſie alle mit dankbarem Vergnügen, daß
der Herzog diesmal nicht nur die Hände rieb, ſondern ſich
herabließ, ſogar ein Beifallklatſchen mit einer leiſen Ge-
berde anzudeuten, und dabei den Tonſetzer am Cembalo
anzuſehen. Worauf Buononcini gravitätiſch aufſtand, ſich
mit demüthig niederhängenden Armen dreimal verbeugte,
und mit vielſagendem Lächeln, ohne indeſſen den Reſpekt
zu verletzen, merken ließ, daß im zweiten Akte es noch
beſſer kommen würde. — Bald darauf erſchien der Graf
Ojeda vor des Herzogs Loge, um die höchſten Befehle zu
erwarten. Die Erlaubniß zum Anfang des zweiten Auf-
zugs wurde ertheilt; noch viel neugieriger als ſchon zu-
vor ſetzte ſich die Verſammlung nieder; der Graf gab das
Zeichen mit dem Silberſtabe, und verſchwand. Die Schild-
wachen zu beiden Seiten des Proſceniums ſetzten das Ge-
wehr wieder bei Fuß, und zogen ſich an die Kouliſſen:
das Orcheſter ſpielte einen barbariſchen Marſch und das
ſcythiſche Heer trat auf, wie im erſten Akt die Perſer
aufgezogen waren. Das Gebrüll der Krieger, die in Bären-
pelzen und andern hyperboreiſchen Fellen ſteckten, wurde
anſtändig wiedergegeben, und endlich Parma's heißeſte
Sehnſucht geſtillt: die Königin Tomyris erſchien auf der
Scene. —

Die Geſtalt der Heldin entſprach nicht völlig den Erwartungen. Das wunderliche Koſtüm, das man ihr aufgedrungen — eine Tigerhaut, mit goldenen Spangen an ihrem Halſe befeſtigt, und plump über den Reifrock von Silberſtoff herniederhängend, und ein ungeheurer Helm, den ein Reiherbuſch hoch überragte — kleidete ſie nicht ſonderlich, und vermummte ihren Wuchs. Der erſte Eindruck war daher nicht günſtig. Spöttiſches Gekicher wollte ſich im Publikum Luft machen, denn auch die Prinzeſſin Eliſabeth ſchmunzelte, und der Herzog machte ſeine Augen muthwillig, wie ſie in ſeinen frühern Jahren geweſen waren. Buononcini biß ſich verdrießlich in die Lippen, und hämmerte unbarmherzig auf ſeinem Inſtrument die Eingangstakte zum Recitativ der Tomyris herunter. Der Sängerin ſelbſt entging ſo wenig als dem Kapellmeiſter dieſes Abends, was auf den Lippen der Zuſchauer verging. Schnell entſchloſſen, auf jede Gefahr hin, die lachluſtige Neigung im Volke zum Schweigen zu bringen, warf ſie mit raſcher Geberde den Helm ab, ſchritt furchtlos vorwärts, ließ den Blick ernſthaft, ja ſogar wegwerfend über den ganzen Saal ſchweifen, und hob, im hellſten Lichte ſtehend, mit ihrem Geſange an. —

Der erſte Ton aus ihrer Bruſt verwandelte die Leichtfertigen vor der Bühne in beſonnene Leute; der zweite in betroffene, die nicht wußten, wie ihnen geſchah. Ihr Gehör war augenblicklich unterjocht von der ehernen Stimme, die ſich ihnen offenbarte; und den Reſt der Fähigkeit des Staunens, die einem jeden Zuhörer gegeben war, nahm das Geſicht der Tomyris in Anſpruch. Tragiſche Züge wie dieſe waren noch nicht auf der Bühne von Parma erſchienen. Die finſtere Hoheit ihres Ausdrucks feſſelte, die auf der Stirne unbeweglich liegende Trauer rührte jedes Herz. Dagegen erregten Furcht die Augen der Königin, worinnen tauſend Räthſel zu leſen waren, und die zu fragen ſchienen: „Was wollt Ihr denn, Ihr alle von mir? . . . .“ und der Spott, der bald ſo drohend in ihren

Blicken, bald ſo bitterverächtlich um ihren Mund ſpielte, füllte mit Entſetzen jede empfängliche Phantaſie. — Die Unruhe, die ſich bei dieſer ſeltſamen Erſcheinung des Volks bemächtigt hatte, legte ſich nur allmählich, eingeſchüchtert von der Gewalt der eigenthümlichen Stimme der Sängerin, beſchaffen wie das Antlitz derſelben, bisweilen ergreifend und der Wehmuth rufend, bisweilen zermalmend wie ein unerbittlich niederſchmetterndes Schwert. — Alle Anweſende ſchwebten zwiſchen Schrecken und Wohlgefallen. Buononcini ſchwamm auf Wellen der Seligkeit. Er ſah in der Sängerin die trefflichſte Dolmetſcherin ſeiner Tomyris, die auserwählteſte Darſtellerin der Scythenkönigin, unter deren Streichen der ſiegreiche Cyrus fällt. Buononcini war glücklich, aber er ahnte nicht, was in dem vornehmſten Kreiſe der Verſammlung vorging. — Bald indeſſen — kaum war der zweite Akt zu Ende, und Signora Clotilde hatte, nach des Maeſtro Meinung, ſich ſelber und des Komponiſten Abſichten übertroffen — wurde des Maeſtro gerechter Stolz nicht wenig gedemüthigt. — Es war den Vielen, die während der Oper jede Miene der fürſtlichen Perſonen belauerten, zwar nicht entgangen, daß die Prinzeſſin Gabriele mit einer Beharrlichkeit, die auffallen mußte, der Bühne den Rücken zugewendet hatte, vom Augenblick an, als Signora Clotilde aufgetreten war. Die Prinzeſſin ſchien Mißfallen oder Unbehagen auszuſprechen. Aber, was Niemand ahnte, geſchah plötzlich. Wie auf ein vorher verabredetes Zeichen brachder ganze Hof auf. Der Herzog reichte mit beſorgtem Geſichte ſeinem Liebling, eben jener Prinzeſſin Gabriele, den Arm, und führte ſie aus der Loge hinweg. Damen und Herren rauſchten von ihren Sitzen, und folgten. — Das Publikum blieb zurück in höchſter Ungewißheit. „Eine Unpäßlichkeit der Prinzeſſin? Wird der Hof wieder zurückkehren? Wird die Oper zu Ende geſpielt werden?“ fragten ſich die Leute wichtig und beſtürzt. Buononcini, blaß und außer ſich, ſtürzte auf die Bühne, den Grafen Ojeda aufzuſuchen; der Intendant eilte über den Theatergang in das Schloß, um unterthänigſt anzufragen, was zu geſchehen, was zu unterlaſſen? Es verging eine folternde halbe Stunde. Endlich zeigte ſich Ojeda am Rand der fürſtlichen Tribüne, und heroldete in die Verſammlung die tröſtlichen Worte: „Ihre Hoheit erlauben, die Oper zu Ende zu ſpielen. Se. Durchlaucht die Prinzeſſin ſind erkrankt, allein der Zufall wird, Gott ſey Dank, nicht von Folgen ſeyn.“ — „Es lebe der Herzog; hoch die Prinzeſſin!“ ſchrieen die getreuen Parmeſaner, und die Beluſtigung ging alſo wieder ihren Gang, und zwar lebhafter, denn zuvor. Hände und Zungen waren nicht mehr gebunden. Die Begeiſterung trug über alle andere befremdliche Eindrücke den Sieg davon. Signora Clotilde wurde im Triumph nach Hauſe geführt, der Maeſtro mit einem improviſirten Lorbeerkranz gekrönt; und nachdem Alles dieſes abgemacht, kam die Illumination an die Reihe, woran ſich das Volk vergnügte, bis die neue Sonne die Lampen auslöſchte.

Die Huldigung des Volks war indeſſen weit entfernt, weder dem ehrſüchtigen Buononcini, noch der Clotilde zu genügen. Der erſtere wie die letztere geizte mehr nach dem Beifall des Hofes, als nach dem der enthuſiasmirten Menge. „Wenn ich hätte ahnen können,“ deklamirte der

Maeſtro vor ſeinen Freunden und Verehrern, „daß mir je die Schmach begegnen könnte, daß der Herzog ſchon nach dem zweiten Akt meiner Oper das Haus verlaſſen würde, lieber hätte ich meine Partitur in Stücke zerriſſen!“ — „Wenn mir vorausgeſagt worden wäre,“ klagte die Sängerin der alten Frau, die ihre Ehrenwächterin vorſtellte, „daß der Hof meine Leiſtungen ſo offenbar und verächtlich verſchmähen würde, ich hätte mich lieber in's Waſſer geſtürzt, als den eiteln Verheißungen des Komponiſten getraut, und mich freiwillig der Schande überliefert, die meiner in dieſem Neſte wartete!“ — Brononcini zerpflückte ingrimmig ſeinen Lorbeerkranz, Clotilde verwünſchte mit grimmigen Thränen den Abend voll Unheil und den Jubel des großen Haufens: „Wer bürgt mir, daß ſie nicht Spott mit mir trieben, da mich doch der Fürſt ſelber ſo rückſichtslos verwarf?“ — „Fort, fort aus dieſem, von einem Vandalen beherrſchten Lande!“ riefen beide, Maeſtro und Sängerin, und der Schlaf beſuchte nicht ihre müden Augen. — Dennoch brachte die ſchlummerloſe Nacht beſſern Rath. — Am Morgen empfing, um nicht Alles zu verſcherzen, der heimlich grollende Tonſetzer den Grafen Ojeda, der ihm ſeinen Ehrenſold und eine werthvolle Uhr als ein Gnadengeſchenk des Fürſten brachte, mit den artigſten Complimenten, empfahl ſich — um der Zukunft willen — dem geneigteſten Andenken des Herzogs in einer ihm bewilligten Audienz, und reiste nach Venedig ab, gute Miene zum böſen Spiel machend, und die von ihm herangelockte Sängerin ihrem weitern Schickſal leichtſinnig überlaſſend. — Zu einer ſpätern Stunde, wie es die Rückſicht für eine Dame erheiſchte, begab ſich der Intendant zu der Sängerin, und wurde von ihr zwar vorgelaſſen, aber mit einer ſtrengen und abgeſchloſſenen Kälte angenommen, die ihn verlegen und den eigentlichen Zweck ſeiner Sendung ſchwieriger zu erreichen machte. Der Bote und Bevollmächtigte eines Herzogs zitterte faſt vor der entſchloſſenen Majeſtät der Theaterkönigin.

Erſt nach langen Umſchweifen und galanten Redensarten kam er auf den weſentlichen Gegenſtand ſeines Beſuchs: „Ich habe von Sr. Hoheit den mir äußerſt angenehmen Auftrag erhalten, Ihnen, verehrteſte Dame, den allerhöchſten Dank für Ihre geſtrige, ſo ausgezeichnet durchgeführte Leiſtung abzuſtatten. Der Herzog nimmt keinen Anſtand, ſich bei Ihnen entſchuldigen zu laſſen, daß ſeiner geliebteſten Nichte plötzliche Unpäßlichkeit ihn leider verhinderte, bis zum Ende Ihrer herrlichen Partie im Opernhauſe zu verweilen. Es iſt dem Herrn ſchmerzlich gefallen, es thut ihm — auf Ehre — in der tiefſten Seele leid. Der Herzog zweifelt, ob dieſe ihm abgezwungene Vernachläßigung eines außerordentlichen Talents ſich überhaupt ausgleichen wird laſſen .... der Künſtler Ehrgefühl iſt Ihm eben ſo werth, als ihre Vollkommenheit .... indeſſen — um ſo viel als an Ihm iſt, hinter der Bewunderung der Geſammtheit der Kunſtfreunde nicht zurückzubleiben, hat mir Se. Hoheit mit freundlichſter Geſinnung aufgetragen, Ihnen dieſen Schmuck anzubieten .... als ein geringes Zeichen der herzoglichen Werthſchätzung und Verpflichtung für Ihre nicht genug zu rühmende Bereitwilligkeit, das allerhöchſte Namensfeſt durch Ihre unübertreffliche Mitwirkung zu verherrlichen. Ferner ertheilte mir der Herzog den aus meiner Seele diktirten Befehl, Ihnen nebſt dem Schmuck auch noch dieſe nicht unanſehnliche Summe zuzuſtellen, die immerhin noch eine zu geringe Belohnung Ihrer hohen Verdienſte ſeyn mag. Der Wunſch meines Gebieters — ich gebe ſeine eigenen Worte — der innigſte Wunſch meines Gebieters iſt, daß Sie auch noch in der Ferne ſich freundlich dieſer Stadt und eines Fürſten erinnern wollen, der die Künſte als der Erde theuerſte Güter verehrt; .... und daß, wenn jemals Ihre Triumphreiſen Sie in dieſe Reſidenz zurückführen ſollten ....“ — Der arme Graf, nachdem er den langen Wortſchwall beinahe zu Ende geſponnen, verſtummte vor dem überaus ſtolzen Blick, den plötzlich die Sängerin auf ihn richtete. Er legte behutſam ſein Geld und des Fürſten Schmuck auf den Tiſch, und wiſchte den Schweiß von ſeiner Stirne.

Clotilde erſparte ihm die Mühe, ſein zerriſſenes Concept wieder zu flicken: „Wenn ich nicht gänzlich irre, Excellenz, ſo bringen Sie mir einen gar ſchön abgefaßten, mit Geld und Edelſteinen verzierten, aber darum nicht minder unehrlichen Abſchied. Warum dieſe Herabwürdigung? das iſt mir ein Räthſel. Ich fühle nur, daß ich dieſe Behandlung nicht hinnehmen darf, daß ich ſie zurückweiſen muß.“ — „Zurückweiſen, Signora?“ — „Allerdings, Herr Graf. Dieſes willkürliche Schalten mit meiner Perſon iſt allzuſehr im Widerſpruch mit den Verheißungen Buononcini's, den ich, wie ich mir ſchmeichle, aus größter Noth gerettet habe ....“ — Ojeda fiel haſtig ein: „Buononcini iſt bereits auf dem Wege nach Venedig ....“ „Gleichviel, Excellenz. Die Gewiſſenloſigkeit der Herren von der Muſik, womit ſie nach erreichten Zwecken diejenigen verlaſſen, denen ſie Dank ſchulden, iſt mir nichts neues. Aber Ihre eigenen Verheißungen.... die Zuſagen eines Kavaliers, die Punkt für Punkt des Maeſtro Verſprechungen beſtätigten, ſoll ich auch dieſe mit Buononcini's auf ein und daſſelbe Blatt ſchreiben? Entſinnen Sie ſich gefälligſt." — „Sie mögen meine Betrübniß als eine aufrichtige betrachten, Signora. Ich läugne nicht, daß ich wünſchte, daß ich erwartete.... aber Se. Hoheit haben nicht ratificirt." — „Nicht, nicht? und Se. Hoheit wollen ſich für einen Fürſten ausgeben, der das Selbſtgefühl der Künſtler für etwas rechnet? O nehmen Sie dieſes Geld, dieſen Schmuck zurück, ſie mögen Einem, der nach Brod hungert, genügen; ich, Herr Graf, ich hungre nach Ehre. Der Herzog hat meinen Ruf in ſeinem Aufblühen zertrümmert; er hat meine Ehre beleidigt. Er ſtelle mir dieſelbe rein zurück; erſt alsdann werd' ich gehen von einem Orte, dem ich mich nicht aufdringen will." — „Wie meinen Sie, meine theure Dame?" — „Ich bitte um die Vergünſtigung.... nein, das iſt nicht das rechte Wort,.... ich fordre als etwas Unerläßliches, daß mich der Herzog noch ein- oder zweimal auftreten laſſe; daß er dabei gegenwärtig ſeyn wolle und zwar bis zum Schluſſe meiner Rolle. Ich darf ſagen, daß ich dieſe Gunſt, die allein meinen Ruf wieder herſtellen kann, verdiene. Nur, wenn dieſes geſchehen, werde ich Platz machen, und — hören Sie, bemerken Sie wohl — ohne irgend eine Vergütung Platz machen. Ich kann den Herzog nicht zwingen, daß er den Vertrag, den Sie mir in Ausſicht geſtellt haben, unterſchreibe. Er unterſchreibe nur mit ſeiner Anerkennung den Beifall, den mir die Bewohner der Reſidenz zu Theil werden ließen, und behalte dann ſeinen Schmuck und ſeine Dublonen.“

Wer jemals etwa an einem ſchwülen Sommertag einen Reiter geſehen, der, im Sattel eingeſchlummert, von ſeinem Thier in eine öde Steppe getragen wurde, und plötzlich erwacht, und nicht weiß, wo er ſich befindet, und rathlos die Augen hin und her ſtreifen läßt, am fernen Horizont die Straße zu entdecken, die ihm ſo unvermuthet abhanden gekommen, — kann ſich einen Begriff machen von dem blöden Erſtaunen des Grafen, und wie demſelben zu Muthe war. Eine Theaterſängerin, die, ſo zu ſagen, als eine ebenbürtige Macht mit ſeinem Herrn traktiren wollte, war dem Grafen im Laufe ſeines thatenreichen Lebens noch nicht vorgekommen. Clotildens ſtolzem Anſinnen durfte nicht begegnet werden, wie einer gewöhnlichen künſtleriſchen Ungezogenheit. Ojeda nahm daher nach langem Bedenken ſeine weiſeſte, väterlichſte Miene an, und machte die beſcheidene Bemerkung: „Sie vergeſſen, Signora, daß Sie einem ſouveränen Fürſten gegenüber ſind. Souveräne Fürſten behalten immer Recht, und haben Mittel, ſich die Ehrerbietung zu verſchaffen, die ihnen ein gereiztes Gemüth verſagen möchte ....“ — Signora Clotilde fiel ihm mit verzweifelter Entſchloſſenheit in die Rede: „Das weiß ich, Excellenz. Wir leben in einer Zeit, da man vorgibt, die Kunſt zu hätſcheln, während man die Künſtler verachtet. Ich weiß, daß dem Herzog ein leichtes ſeyn würde, mich, das ſchwache Weib, auf die Wache ſetzen, über die Gränze bringen zu laſſen. Gott behüte mich, daß ich dem Herrn den Reſpekt verſagen wollte, der ihm gebührt. Ich wende mich nur an ſeine Gerechtigkeit. Ich will nur Gerechtigkeit für meine unbedeutende Perſon, deren Daſeyn auf ihren Künſtlerruf gegründet iſt. Sie vergeſſen, daß ſchon tauſend Zungen von der unverdienten Demüthigung fabeln, die ich von Seiten des Hofs erfahren habe; Sie vergeſſen, daß der leichtfertige Buononcini allenthalben auf ſeiner Reiſe ausſtreuen wird, daß ich das Mißfallen des Herzogs erregt, daß ich ſeiner Oper ungenügenden Erfolg verſchuldet habe. Mag nun auch den Hohen ſehr geringfügig erſcheinen, worüber ich mich beſchwere, — für mich, deren Leben und Zukunft durch die Erſchütterung meines Rufes gefährdet wird, für mich iſt das Unheil groß genug, und ich wehre mich dagegen, wie ich kann. Beruhigen Sie ſich, Herr Graf. Sie ſind ein zu umſichtiger Hofmann, als daß Sie wagen ſollten, meine Worte Ihrem Gebieter ausführlich zu hinterbringen. Ich will Ihnen dieſes auch nicht zumuthen. Ich werde ſelbſt zum Herzog gehen. Er wird mich abweiſen laſſen, denken Sie? Aber einem entſchloſſenen Weib iſt nichts unmöglich. Ich werde zum Fürſten dringen, — verlaſſen Sie ſich darauf; ich werde ihm ſagen, was meine Bruſt wie ein Felſen belaſtet; ich werde erfahren, welch eine dunkle Urſache einer Demüthigung zu Grunde lag, die ich für meinen guten Willen und meine Aufopferung nicht erwarten durfte." — Clotilde ſtand in heftigſter Bewegung auf. Womit ſie drohte, war ihr bitterer Ernſt.

Der Graf theilte, wenn ſchon in anderm Sinne, die Bewegung der Künſtlerin. Sie, die um jeden Preis den Angriff verſuchen wollte, mußte um jeden Preis davon abgehalten werden. Mit Ungeſtüm war hier nichts zu ſchaffen. Ojeda ſuchte einen vermittelnden Weg einzuſchlagen. Er ergriff Clotildens Hand, ſah freundlichſt in ihre finſter grollenden Augen, und ließ ſich vernehmen, noch väterlicher, denn zuvor: „Sie würden das Uebel ärger machen, Signora. Trauen Sie einem Ehrenmann, der Ihnen verſichert, daß ihm gänzlich unbewußt, was dem geſtrigen unangenehmen Auftritt in der Oper eigentlich zu Grunde liegt. Vielleicht war in der That nur ein flüchtiges Uebelbefinden der Prinzeſſin die Urſache. Es wäre indeſſen auch möglich, daß irgend eine Laune der hohen Dame.... Sie wiſſen: Damen haben manchmal Launen; die vornehmſten ſind ihnen unterworfen; die geliebteſten am allermeiſten. Nun iſt aber Prinzeſſin Gabriele des Herzogs angebeteter Liebling, der Stern der Reſidenz, des Landes. Sie verdient ohne Zweifel dieſe Huldigung.... ich beſcheide mich, das Thema weiter auszuführen. — Genug: ein Schritt beim Herzog würde Alles verderben. Indeſſen.... ſehen Sie, welch einen hohen Werth ich darauf lege, Ihr göttliches Talent der Kunſtanſtalt zu erhalten, die ich zu leiten die Ehre habe?.... indeſſen will ich Ihnen einen guten, den beſten Rath geben. Wenden Sie ſich an die Prinzeſſin ſelbſt.“ Clotildens blaſſes Geſicht wurde Purpur. Sie warf die vollen Lippen mit höhniſchem Stolze auf: „Mir dieſen Rath? An die Prinzeſſin ſollte ich mich wenden? an ſie, die mir ſchnöde den Rücken drehte, nachdem ich kaum auf der Bühne erſchienen? Ich ahne, daß ich gerade jener Dame mein Mißgeſchick zu verdanken habe, und ich ſollte.... Nimmermehr!“

„Wenn Sie das nicht wollen, ſo dürfen Sie auch nichts, gar nichts mehr in Parma hoffen, Signora. Alle Ihre Wünſche werden unberückſichtigt bleiben. Erwarten Sie dann keine Genugthuung. Es gibt für Sie nur einen Weg zur Gerechtigkeit des Herzogs: der Prinzeſſin Fürſprache.“

Clotildens wilde Augen wurden naß. Sie weinte vor Ohnmacht; aber mit ſtarrem Widerwillen ſchüttelte ſie das Haupt, daß ihre ſchwarzen Locken ſich aufringelten, wie emporſpringende Schlangen. — Ojeda ließ ſich indeſſen nicht abſchrecken. Seine Menſchenkenntniß lehrte ihn: „Sobald die Frauen weinen, ſey es auch im bittern Zorn, iſt Nachgiebigkeit nicht mehr fern.“ — Er führte daher ſeine Ermahnungen weiter durch: „Bemerken Sie, wie angelegentlich mein Kopf arbeitet, um Ihnen Mittel und Wege an die Hand zu geben. Allerdings iſt die Prinzeſſin in dem Beſitz des Gnadenſchlüſſels. Dennoch würde ich ſelbſt nicht rathen, unmittelbar von ihr den Schlüſſel zu fordern. Hätten Sie vielleicht weniger Abneigung, ſich an einen Mann zu wenden, der, wie ich vermuthen darf, außergewöhnlichen Einfluß auf die Prinzeſſin hat?“ — Clotildens Stirne hellte ſich auf: „Wär' er mein Feind, ich wollte lieber mit ihm handeln, als mit einer Gegnerin.“ — „Sie ſind die ächte Tomyris, die Königin der Scythen, gerüſtet, ſelbſt einen Cyrus zu überwinden.“ — Clotilde nahm mit ſtummer Geringſchätzung die abgeſchmackte Galanterie auf. Der Graf ließ ſich nicht irre machen. „Es iſt jedoch,“ fuhr er fort, „hier nicht von einem Perſerhelden und Eiſenfreſſer die Rede, ſondern von einem ſchlichten Mann; ſo ſchlicht und einfach, daß er kaum einen Widerſacher am Hofe zählt,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

wie viel er auch gilt, ſowohl beim Herzog, als bei ſeinen Nichten, namentlich bei der ſchönen Gabriele, wie es heißt.“ Ojeda lachte fein, und ſchöpfte eine große Priſe aus der koſtbaren Doſe, die ihm das Namensfeſt von geſtern gebracht hatte. „Es käme nun darauf an, meine Verehrte, daß Sie den Mann für ſich zu gewinnen wüßten. Sie dürfen offen von der Bruſt mit ihm reden. Wie geſagt: er iſt einfach, gemüthlich, dienſtfertig, jung, und für Damenvertraulichkeiten nicht unempfindlich, das heißt, in Zucht und Ehren. Daneben, wenn ich's ſagen darf, Ihr Kunſtverwandter: ein Tonkünſtler erſter Klaſſe, Komponiſt und Sänger und Cembaliſt, Alles gleich vortrefflich, dem Titel nach ein Kammervirtuos des Herzogs, aber, beſſer geſagt, der große muſikaliſche Rathgeber bei Hofe, das Orakel, die höchſte Autorität.“ — Clotilde fragte haſtig dazwiſchen: „Welch' Urtheil hat er über mich gefällt?“ — Achſelzuckend und mit höflichſter Verbeugung beeilte ſich Ojeda, zu erwiedern: „Leider, Signora, leider hat ihm das Glück nicht die Freude beſcheert, Sie zu hören, Angebetete. Der Mann iſt eigen, ein Sonderling: er ſcheint ſeinen Eltern vormals mit großer Liebe zugethan geweſen zu ſeyn; er verehrt ſie noch heute, wie Heilige, ſagt man. Ihr Todestag — ſie ſollen beide zur ſelben Stunde geſtorben ſeyn — fällt mit dem Namensfeſt des Herzogs zuſammen, und der fromme Sohn hat ſich noch nicht entſchließen können, dieſen Tag anders als in tiefſter Einſamkeit draußen vor der Stadt auf einem Landhauſe des Fürſten zuzubringen. Kaum, daß er Morgens beim Herrn zum Handkuß erſcheint.... gleich darauf macht er ſich unſichtbar, und bleibt es, bis der Tag vorüber.

Nun — der Herzog iſt damit zufrieden.... mir ſelbſt und dem ganzen Hofe muß es recht ſeyn. Müſſen wir doch auch das etwas geheimnißvolle Dunkel gut heißen, womit alle früheren Lebensverhältniſſe des Sonderlings zugedeckt ſind, wie mit einem Schleier; müſſen wir uns doch begnügen, vorauszuſetzen, daß wenigſtens der Herzog weiß, was wir nicht wiſſen. Gleichviel: der muſikaliſche Günſtling iſt wieder zur Stadt gekommen; ich habe ſein Pferd, ſeine Livree geſehen. Er iſt der Allesmann am Hofe, der Prinzeſſin Lehrmeiſter; wenn Einer für Sie Gutes wirken kann, ſo iſt er es. Wagen Sie den Schritt; Sie werden's nicht bereuen, und vielleicht bewahrt dann unſere Oper als ihr Eigenthum die Zierde Ihres unvergleichlichen Verdienſtes.“ — „Ich danke Ihnen, Excellenz. Wer iſt, wie heißt der Mann?“ — „Es iſt der Cavaliere Emmanuel d'Aſtorga.“ — „Ein Spanier?“ — „Man ſagt's.“ — „Gut; ich werde hingehen, noch heute, gerade jetzt.“ — „Eine treffliche Eingebung Ihres entſchloſſenen Verſtandes. Mein Laufer ſoll Sie begleiten und dem Cavaliere anmelden. Gott erhalte Sie tauſend Jahre, Signora, und ſchenke Ihren Abſichten Gedeihen!“ — Der Graf hatte noch nicht lange Clotildens Wohnung verlaſſen, als ſchon die Sängerin, nach Vervollſtändigung Ihrer Toilette, den Tragſeſſel beſtieg, und als eine Supplikantin ſeltener Art den Ritter d'Aſtorga heimſuchte. —

Der Genannte war allerdings, wie Ojeda berichtet hatte, von ſeiner Einſiedelei zurückgekehrt. Kaum umgekleidet, und wieder in den Cavalier verwandelt, den er auf dem Lande gern ablegte, um ganz ſeinen Empfindungen und der Natur zu gehören, ſaß er auf dem ſeidenen

Ruhebett in ſeinem reich und geſchmackvoll ausgeſtatteten Studirzimmer, und war beſchäftigt, mit unſtäter Hand einen Pack Muſikalien zu öffnen, den ein Hoflakei überbracht hatte. Die Schnur, aus grünen und weißen Fäden geflochten, gab endlich nach unter den aufknüpfenden Fingern des Virtuoſen; ungeſtüm ſchob er nach flüchtiger Durchblätterung die im Paket enthaltenen goldverzierten Muſikbücher auf die Seite, eines nach dem andern. „Nichts?“ fragte ſein dringend forſchendes Auge, ſein pochendes Herz unterm bebenden Buſenſtreif von Spitzen, die einen König zu ſchmücken werth waren. „Nichts?“ — Da ſchlug er das zu unterſt liegende Buch auf, und heraus fiel ein Blättchen, durchſichtig und leicht wie Spinnenflor, aber ſchwer von Glück. „Endlich! alſo dennoch Etwas!“ — Unruhig begann der Ritter zu leſen, aber bald verbreitete ſich über ſein Antlitz die ſüße Behaglichkeit eines Zufriedenen, ſein Lächeln und ſtolzes Selbſtbewußtſeyn. Das Blättchen enthielt die Zeilen:

„Man wird vielleicht von irgend einem Zufall gehört „haben, der eine gewiſſe Perſon betroffen. Man beruhige „ſich, es iſt nichts von Bedeutung; es war nur, wenn „man will, eine Grille, eine Geſpenſterfurcht beim hellen „Schein der Kerzen. Jene Perſon iſt, wie man nur zu „gut weiß, oft den ſeltſamſten Einbildungen preisgegeben. „Wenn ihr jemals zu Theil werden könnte, was ſie ſich „wünſcht, würden vielleicht jene Geſpenſterſehereien auf„hören. — Sie ſaß neben Ihm, der ſo gut iſt, und „war, dem Anſchein nach, vergnügt; dennoch war ihr Geiſt „auswärts, nicht nur der Geiſt, die Seele war's, die bei „irgend Jemand, der ihr theuer iſt, verweilte. Sie hatte

„ſich ſo vollkommen in jenes Weſen vertieft und verloren,
„daß nur das unbarmherzige Geraſe der Poſaunen und
„Pauken ſie aus dem Traume aufſcheuchte, und anregte,
„einen verdrießlichen Blick auf das noch verdrießlichere
„Schauſpiel zu werfen. Die bewußte Perſon bereute
„dieſes alſobald; denn ſie erblickte auf einmal ein Weib,
„das, wenn auch vermummt in elenden Flitterprunk, ihr
„nicht vorkam, wie ein irdiſches, ſondern eher wie eine
„heimlich drohende Furie, die dem Tartarus entſtiegen.
„Ach, welch ein Anblick, welch eine Stimme, die das
„Blut im Herzen, das Mark in den Gebeinen erſtarren
„machte! Man wird lächerlich finden, daß jene Perſon
„ſich wunderlicherweiſe vorſtellte, es handle ſich hier um
„das ihr ſelbſt Verderben bringende Verhängniß, das
„plötzlich aus den Eingeweiden der Hölle hervorgeſtiegen
„ſey, um ſich zwiſchen Sie und Jenen, der ihrer Seele
„liebſte Hälfte iſt, zu drängen. Ja, es war ein lächerlicher
„Gedanke! Dennoch war Sie davon bis zum Tode
„erſchreckt, und mußte ſich abwenden, vermochte bald nicht
„einmal den Geſang mehr auszuhalten, der wie böſe
„Prophezeihung aus dem Munde jenes drohenden Weſens
„ging, und war gezwungen, erſchöpft und krank zu entfliehen.
„Der Gute verließ ſeine Tochter nicht; er ließ
„den ganzen Abend hindurch ihre Hand nicht aus der
„ſeinigen. Er entſagte gern dem leeren Gepränge, um
„an Ihrem Lager zu verweilen, und verſprach der kindiſchen
„Bettlerin, der eigennützigen Drängerin, jene
„fürchterliche Erſcheinung nicht mehr in ihrer Nähe zu
„dulden. — Der Tag hat freilich die Geſpenſter verjagt;
„die gewiſſe Perſon ſchämt ſich vor ihrem Freunde. und

„wünſchte auch in Beziehung auf jenes Weſen, das am
„Ende für ſeine Furchtbarkeit nichts kann, den Auftritt
„ungeſchehen machen zu können. Aber es iſt zu ſpät.
„Der *Gute* hat bereits ſeine Zuſage erfüllt. In dieſem
„Augenblicke vielleicht geht jener finſtere Geiſt zu ſeinen
„Schatten zurück. Man wird ſich indeſſen leicht vorſtellen
„können, welche Sehnſucht nach dem Wiederſehen des
„höchſten Guts die furchtſame Schreiberin dieſer Zeilen
„beſeelt.“

Nachdem er das Briefchen mit tauſend Liebkoſungen überhäuft hatte, überließ ſich Emmanuel einen Augenblick ſeinen Betrachtungen über das räthſelhafte innerſte Leben der weiblichen Einbildungskraft. Er ſeufzte, obſchon nicht ängſtlich, ſondern mit freundlichem Lächeln: „Ja, ja, das iſt ſie, wie ſie leibt und lebt; anbetungswürdig ſelbſt in ihren Irrthümern. Mögen ſtrenge Krittler darüber die Köpfe ſchütteln, ... ich kann ihre Mißbilligung nicht theilen. Ich müßte auch der Letzte ſeyn, der es thäte. Denn alle die heitern und die bangen Blendwerke, die der Phantaſie der Liebenswerthen entſpringen, ſind ſie nicht die Folie der Verklärung, womit *Sie* des beneidenswertheſten Sterblichen Haupt wie mit einer Glorie umgibt? Sie, die ſeine ſchüchternen Hoffnungen entweder ermuntert, oder wenigſtens ſein Verzagen mitleidig theilt? Sie iſt eine Blume der Poeſie auf dieſem trockenen Weltboden. O laßt ſie auch leben in den überirdiſchen Räumen der Poeſie, damit ſie nicht im Staube verkümmere. Noch einmal ſo theuer biſt Du mir geworden durch Deine abergläubiſche Furcht, Geliebte; ſie iſt mir ein Bürge Deines unwandelbaren, mir hingegebenen Herzens!“

Der Bediente des Cavaliers kratzte an der Thüre des Arbeitszimmers. Emmanuel verſteckte das Papier auf ſeiner Bruſt. — Mit halb unterdrückter Spaßhaftigkeit ſagte der Bediente: „Seit ich die Ehre habe, bei Ew. Gnaden zu ſeyn, habe ich einen Beſuch, wie heute, nicht anzumelden gehabt: Donna Clotilde Giafferi.“ — „Eine Dame? Sieh da! wie ſagteſt Du?“ — „Donna Clotilde Giafferi; die berühmte Sängerin, die geſtern .... der gnädige Herr wiſſen bereits durch den Leibarzt, wie geſtern Abend ....“ — „Schon gut, was will aber die Dame von mir?“ — „Ein paar Minuten geheimes Gehör.“ — Emmanuel ſchritt verlegen ſeinem Schlafzimmer zu. Er war unentſchloſſen, ob er die in eine Art von Ungnade gefallene Künſtlerin anzunehmen habe oder nicht. „Sage ihr, Momolo, ſage ihr, daß es mir leid thue, allein .... ich ſey nicht — gar nicht — niemals zu ſprechen.“ — Als indeſſen ſchon der Bediente ſich anſchickte, die Antwort hinauszumelden, beſann ſich — an Baldomero's Ermahnung denkend, Niemand, wer es auch ſey, ungehört von ſeiner Thüre zu entfernen — der Ritter eines Beſſeren, und rief den Bedienten zurück: „Sage der Dame gerade das Gegentheil, Momolo. Ich ſey zu ihrem Befehl, und bedauerte nur, daß ſie ſich die Mühe gegeben, hieher zu kommen. Es wäre meine Schuldigkeit geweſen, die Dame aufzuſuchen, wenn ſie mir einen Wink gegeben hätte.“ — Indem ſich der Ritter in Poſitur ſtellte, ſeinen künſtleriſchen Beſuch mit größter Artigkeit zu empfangen, war er auch eingedenk der Reue über der Signora Zurückſetzung und Mißhandlung, die in einem gewiſſen Briefchen von einer gewiſſen Perſon angedeutet worden war, und die

Idee, vielleicht zum Vermittler in der Sache einer unſchuldig leidenden, gewiſſermaßen um ſeiner, des Ritters willen, leidenden Künſtlerin berufen zu ſeyn, däuchte ihm gar nicht übel und jedenfalls dankbar, beide Parteien ihm verpflichtend.

Mit dem edeln Anſtand, den er in ſeiner Gewalt hatte, und der ihm gleichſam die Pairſchaft an allen Fürſtenhöfen und in allen Adelszirkeln verlieh, nahm er die Eintretende auf, und führte ſie auf des Zimmers Ehrenplatz, dem Spiegel gegenüber. Als Clotilde, ſitzend neben dem Ritter, ein breites rebelliſches Spitzenband ihres Kopfputzes von der Wange zurückſchlug, und ihre Locken von der Stirne ſtrich, ſchaute die Meduſa von Palermo und von Rom, ausgebildet, in allen Formen vollendet und abgeſchloſſen, in den Spiegel und aus demſelben, zu Emmanuels nicht geringer Ueberraſchung. Ein Zuſammentreffen mit der Schülerin Ruggieri's, mit der Tochter des römiſchen Ghetto hatte er nicht hier, hatte er überhaupt nie mehr erwartet. Nichts deſto weniger war er im Verlauf der Jahre ſeiner Beſonnenheit Meiſter geworden. Seit einiger Zeit namentlich, mit einer unendlich ſchweren, wenn gleich ſüßen Geheimnißlaſt auf dem Herzen, hatte er gelernt, der Stirne Heiterkeit zu bewahren, ob auch in der Seele Tiefen der wildeſte Sturm grollte.

Emmanuel begnügte ſich alſo, ſeine Wahrnehmung von allen Seiten zu beleuchten, während Clotilde die Beichte ihres Verdruſſes und ihrer Anſprüche dem geneigten Zuhörer ablegte. Es blieb demſelben bald kein Zweifel mehr. Nachdem die Giafferi im Lauf des Geſprächs einmal Rom als die Wiege ihres Talents genannt hatte, war der

Ritter ſeiner Sache völlig gewiß. Er ſuchte zu errathen, ob auch Clotilde vielleicht ſich der ehemaligen Straßenbekanntſchaft erinnere. Sie ſchien jedoch unbefangen, ſo wie Er. Der ſtarre Blick, womit ſie ihn unaufhörlich feſthielt, war offenbar eine Eigenthümlichkeit ihrer Natur, eben ſo gut als die beſtimmte Sprache, die ſie führte, ein Gegenſtück zu andern unterwürfigern Supplicantinnen. Eine entſchloſſene Sprache wirkt aber mächtig auf Denjenigen, dem ſie in's Ohr geredet wird. Emmanuel, dem anfänglich eine kühle Entſchuldigung und Abweiſung auf der Zunge ſchwebte, fühlte ſich bald, gleichſam wider Willen, veranlaßt, der Bittenden ſeine Vermittlung zuzuſagen. Zwar verſprach er nichts ausdrücklich; aber er gab zu verſtehen, daß er ſich in der Sache etwas zutraue, und kein Mittel ſparen wolle, um das Vertrauen einer Kunſtverwandten zu rechtfertigen. Schon dieſe halben Zuſicherungen ſchienen die Giafferi mit Freude zu erfüllen, und ihre Dankbarkeit betheuernd, entfernte ſich Clotilde nach einer ziemlich langen Unterredung aus dem Hauſe ihres Gönners.

„Seltſam, daß mir beſchieden ſeyn muß, für dieſe trotzige Jüdin das Wort zu führen! Wenn ich's unterließe? wenn ich meines Auftrags mich lau entledigte? Aber nicht doch. Die Zuſage — ich weiß nicht recht, wie ich ſie mir abgewinnen ließ — die Zuſage eines Ehrenmannes muß ihm heilig ſeyn. Hat mir nicht Valdomero oft wiederholt, es ſey nicht gerecht und zuläßig, einen Menſchen nach ſeinem Aeußern zu beurtheilen? es ſey nothwendig, gerade den Widerwillen, den manche Perſönlichkeit in uns erweckt, tapfer zu bekämpfen, und eher mehr als weniger für die zu thun, die uns zu mißfallen das Unglück haben? Wohlan. Meine Rechtſchaffenheit ſoll handeln, wenn auch meine thörichte Antipathie dagegen ein mürriſches „Nein“ murmelt.“ — Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, warf Emmanuel ein paar Zeilen auf einen unbedeutenden Papierſtreif, den er um ſeinen Finger wickelte, und im Handſchuh verbarg; er nahm Hut und Degen, und eilte nach dem herzoglichen Schloſſe.

Wer auf der Straße dem ſchönen jungen Mann begegnete, der, wie ein Prinz geputzt, ſeines Weges ging, grüßte ihn mit hoher Achtung oder mit der wohlwollendſten Herzlichkeit. Die ganze Reſidenz kannte und ſchätzte ihn. Im Schloſſe jedoch empfing ihn Alles mit noch größerer Freundlichkeit. Die Hofleute, die da kamen und gingen, ſagten ihm ein verbindliches Wort um das andere. Die Bedienten machten ihm Bückling auf Bückling, und ſuchten durch ihre Ehrerbietung einen gnädigen Blick von ihm zu gewinnen. Es war leicht zu bemerken, daß der Ritter ein liebes Kind im fürſtlichen Palaſte war. Der Offizier der Schloßwache umarmte ihn; die Gardiſten, auf Treppen und Gängen poſtirt, ſtießen vor ihm die Musketen klirrend auf den Boden. — Die guten Schildwachen hatten der Reichthümer viele zu hüten: die Perſon des geliebten Fürſten, die Juwelen der Krone, das Archiv des Hauſes; aber unter allen Schätzen, die ihrer Treue anheimgeſtellt waren, nahm das Kleinod, das in den innerſten Zimmern des Schloſſes thronte, und dem der Ritter zu huldigen kam, den erſten Platz ein: die Prinzeſſin Gabriele.

In einem äußerſt niedlich ausgeſchmückten Gemach, deſſen Balkone in üppige Blumengärten umgeſchaffen waren, ſaß die Prinzeſſin, eine hohe ſchlanke Geſtalt mit hellen Augen und blonden Locken. Dieſe letzteren Zierden hatte ſie mit Emmanuel gemein, aber während ſein Geſicht die Spuren frühzeitig darauf geprägter Schwermuth trug, leuchtete der Prinzeſſin Antlitz vom Schimmer der ſorgloſeſten Jugendfülle, die dem Auge ſo viel Erquickung gewährt. Ihr Mund lächelte frohſelig in die Welt, ein jeder ihrer Züge ſtrahlte von Anmuth und Heiterkeit, zugleich verbot die überraſchende Beweglichkeit dieſer Züge eine gründliche Erforſchung der Phyſiognomie. Die Stirne war voll launenhaften Spiels, und drückte lebendig Alles aus, was hinter ihr vorging, und was Gabriele eben nicht zu verſtecken für gut fand. Wenn aber auch dieſe Stirne ſich zuweilen krauste, ſogar wenn ſie ſich verfinſterte, blieb dennoch ſo viel Angenehmes darauf zurück, daß ſie keine Entſtellung erfuhr, und das Intereſſe noch ſteigerte, das Jedermann an der holden Prinzeſſin zu nehmen ſich nicht weigern mochte. Jeder Theil ihres Körpers war zum Ganzen in das ſchönſte Verhältniß gebracht. Der Kopf der Dame durfte vielleicht, in Berückſichtigung ihrer hohen Figur, etwas klein erſcheinen, aber gewißlich hätte ſich ein Jeder ſehr getäuſcht, der von dieſem Umſtand auf eine Unterordnung ihrer Verſtandeskräfte hätte ſchließen wollen. Es lag im Gegentheil eine Welt von Phantaſie und Wiſſen, ein üppiger Geiſteskern in der wenig umfangreichen Schale; daneben wohl — was Niemand ahnte — ein ungemeiner Vorrath von Schlauheit, ein gewaltiges Arſenal von Künſten, die zwar dem Geſchlechte eigen, jedoch ſelten bei einem einzigen Individuum desſelben in der Vollzahl anzutreffen ſind.

Auch die Schweſter Gabrielens war mit derſelben Ausſtattung aus den Händen der Natur hervorgegangen. Sie hat ſpäter auf einem der erſten Throne Europa's davon Beweiſe gegeben. Allein Gabriele übertraf noch ihre Aeltere, wie an Schönheit, ſo auch an der Geſchicklichkeit, die ihr gewordenen Gaben ſchnell und umſichtig zu benützen. — Wie ihr Herz dabei zurecht kam, iſt eine andere Frage. Es gab Leute, die, wenn ſchon auf dem Bauche kriechend zu der Prinzeſſin Füſſen, von ihrer Gefühlloſigkeit munkelten; es gab Andere, die, von ferne zuſchauend, die Dame ein Muſter des Widerſpruchs in Handlungen und Grundſätzen nannten; Viele zweifelten, daß ihre Seelenerziehung wohl gerathen. Es gab nur zwei einzige Menſchen, die an ihrem Liebling Alles und Jedes gutließen: der Herzog und Emmanuel.

Die Prinzeſſin alſo ſaß in ihrem traulichen Gemach, und ſtickte, umgeben von zwei Geſellſchaftsdamen, die ihr bei der Arbeit zur Hand gingen. Eine dritte Dame vertrieb den Stickerinnen nebſtbei die Zeit; ſie las Gedichte vor, wie ſie damals in der Mode waren, klingelnd, klappernd, und im Reim ein wohltönendes Echo parodirend; Verſe ohne Geiſt. — Die Prinzeſſin gähnte bald, und ſann darauf, die langweilige Unterhaltung abzubrechen, als Emmanuel bei ihr eingeführt wurde. Der Bediente, der ihn gemeldet, hatte noch nie von ſeiner Gebieterin einen freundlichern Wink erhalten. Er war ſogar freundlicher, als derjenige, womit Gabriele den Ritter ſelbſt empfing. Sie verſtand, im Nu eine vornehme Faſſung zu erkünſteln, die ſelbſt Augen, an's Spioniren gewöhnt, täuſchte. Mit einer Stimme, die vollkommen dazu paßte, redete ſie den Ritter herablaſſend an: „Seyn Sie uns willkommen, Don Emmanuel. Ich erwartete Sie. Es ſcheint, die Einſiedelei von Sala hat Sie diesmal einige Stunden länger gefeſſelt? Sie vergaßen Ihrer Schülerin; auch mein theurer Onkel, der Herzog, hat nach Ihnen gefragt, mein Herr.“ — Emmanuels Entſchuldigungen waren nicht minder ceremoniös. Es folgte denſelben auf dem Fuße die pflichtſchuldige Beileidbezeigung wegen des Unfalls, der am verwichenen Tage der gnädigſten Prinzeſſin begegnet war, wie Emmanuel mit großem Schrecken vernommen .... und ſo weiter. — Die Erwiederung Gabrielens war kalt: „Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme. Sie ſollten jedoch ſchon längſt wiſſen, daß der Zufall nur höchſt unbedeutend geweſen!“ — „Ich habe das vernommen, und ſage der Vorſehung Dank!“

Nach dieſer Antwort Emmanuels herrſchte einige Augenblicke lang das tiefſte Schweigen. Endlich öffnete die Prinzeſſin den Mund, obſchon nicht die Augen von ihrer Arbeit laſſend, die noch nie emſiger betrieben worden war: „Das Duett, welches Sie mir vorgeſtern mittheilten, iſt eine Ihrer beſten Arbeiten. Ich habe es mit Vergnügen durchgegangen. Ihr Geſchmack greift nie fehl. Ich wünſche, daß Sie es mit mir probiren.“ — „Ihro Hoheit hat zu befehlen.“ — Gabriele zog noch einige Silberfäden in ihre Stickerei. Der Ritter benützte die Zeit: „Wenn ich um einige Minuten Gehör erſuchen dürfte....? Ihro Hoheit würden mir dadurch eine beſondere Gnade erweiſen.“ — Verwundert erhob Gabriele den Kopf, fixirte den Ritter ein wenig, und ſtand von dem Stickrahmen auf: „Ich habe Ihnen geſagt, daß ich wünſche, jenes Duo mit Ihnen zu probiren.“ — Sie entließ die Vorleſerin, und beſchäftigte noch ferner mit einer Arbeit an der Stickerei gerade diejenige von den Damen, die das Geſicht nach dem anſtoßenden Muſikzimmer richtete. Die dritte Geſellſchafterin folgte der Herrin in das letztere Gemach. Emmanuel nahm nach der gebührenden Einladung den Platz zur Seite der Prinzeſſin am Claviere ein. Die Geſellſchafterin wollte ſich an einem Fenſter niederlaſſen. Die Prinzeſſin entfernte ſie aber auf einige Zeit: „Geben Sie Befehl, Marquiſe, daß ich nicht geſtört werde. Ich will Niemand ſehen — den Herzog ausgenommen, wie ſich von ſelbſt verſteht, wenn er mich mit einem Beſuch beehren ſollte.“

Sobald die Marquiſe hinausgegangen, ſagte die Prinzeſſin mit halblauter und ganz veränderter Stimme: „Ich bin jetzt wieder zufrieden. Jeder Moment, der zögernd vorüber ſchlich, iſt von mir mit einer Verwünſchung beladen worden.“ — Sie ſchlug einen Akkord an, und verſuchte in einer Paſſage aus dem Stegreif ihre Finger: „Was haben Sie? nichts für mich? nichts von Ihnen? Redeten Sie nicht von einer Angelegenheit? Sie machen mich neugierig. Verlangen Sie etwas für Ihre eigene Perſon? Oder wünſchen Sie für Andere etwas? Nur zu; der ſeltene Fürſprecher wird am liebſten erhört. Was bedeutet dieſes Papier? für mich? Dank Ihnen. Geben Sie nur; die Stickerin dort außen iſt kurzſichtig wie ein Maulwurf.“

Dieſe Fragen flechten ſich ein in den Perlenfall der

Töne, und der Prinzeſſin Mienen ſagten noch ganz andere ſüßere Dinge, die von Aug zu Auge gingen, und nicht minder warm aufgenommen als angedeutet wurden. — Wenn Baldomero zugegen geweſen wäre, ... er hätte alſogleich bemerkt, daß die Fackel der Liebe in Emmanuels Bruſt lodernd aufgegangen, und daß von ihrem Strahl auch das dem jungen Mann verwandte Frauenherz zu Klang und Leben aufgeweckt worden war.

Gabriele las eiligſt, was der Papierſtreif enthielt, gab denſelben freundlich zurück, und erneuerte wieder unter'm Geräuſch der Läufe und Triller auf dem Inſtrument die mündliche Unterhaltung: „Ich kann nicht recht begreifen, wie eben Sie in dieſe Sache verwickelt werden konnten? Allein Sie werden ſchon wiſſen, ob Ihre Fürſprache gut angewendet. Sie müſſen mir Alles erzählen. Sie geben mir Gelegenheit, eine närriſche Uebereilung wieder gut zu machen. Ich fürchte, daß ich der ganzen Stadt, die jenes Weib im Triumph heimführte, zum Abſcheu geworden bin. Ziemt mir auch, und zwar ohne Grund, eine Theaterheldin zu verfolgen? Ich will gut machen, was ich verdarb, und dieſes um Ihretwillen; auch um meinetwillen; und zwar auf der Stelle ...." Die zurückkehrende Marquiſe meldete den Beſuch des Herzogs .... „und Sie ſollen Zeuge ſeyn."

Dem Oheim entgegen gehend, warf die Prinzeſſin noch, als ein höchſt willkommenes Almoſen, dem nachtretenden Emmanuel, wie mit einem Hauch ihres Mundes, die Worte zu: „Ich bin heute, wenn es Zeit iſt, zu finden."

—

VI.

Clotilde Giafferi hatte im Augenblick der größten Aufregung und Verlegenheit ihre Sache dem beſten Anwald anvertraut. Sie konnte jedoch nicht verhindern, daß unzählige Fabeln, auf ihre Rechnung geſchmiedet, die Reſidenzſtadt durchkreuzten. Die Muſik des vorigen Abends war verſtummt, die Illumination ausgelöſcht, das Feuerwerk zu Staub und Aſche gebrannt; von dem ganzen Schaugepränge des Feſtes war nichts übrig, und zur ewigen Wieder- und Wiedererzählung nichts geeigneter als die ſonderbare Geſchichte, die ſich mit der fremden Künſtlerin begeben: ein Vorfall, bis dahin in den Annalen Parma's noch unerhört. Eine Prinzeſſin, die einer großen Sängerin verächtlich vor aller Welt den Rücken gedreht, ein Herzog, der an ſeinem Namensfeſte die Oper verlaſſen, bevor ſie zu Ende, — das war nie geſehen, nie erlebt worden. Natürlich wurde über dieſen Gegenſtand geplaudert und gekleinſtädtert zum Erbarmen. Die fanatiſchen Anhänger des Hofes gaben der Prinzeſſin unbeſtritten Recht: „Die Fremde iſt von Geſicht allzuabſchreckend und anmaßend, als daß nicht unſer Schönheitsſtern von ihr ſich hätte wenden ſollen,“ ſagten die Fanatiker. Die Kunſtenthuſiaſten hingegen ließen ſich anders hören: „Es iſt ein trauriges Zeichen der Zeit, daß die Kunſt in ihrer höchſten Darſtellung keine Gnade mehr vor dem Thron findet,“ meinten ſie: „allein der Beifallſturm der Kenner hat die unedel Gekränkte wieder eingeſetzt in alle Ehren, die ihr ohnehin des Hofes Geſchmackloſigkeit nicht hätte rauben können.“ — Die Herren ſprachen begeiſtert von der Stimme der Giafferi, und bemitleideten ihren Mangel an Reizen — doch ſoll es unter den Herren nicht wenige gegeben haben, die im Stillen von Clotildens Reizen andere Begriffe hegten. Die Damen waren alle in die Häßlichkeit der Giafferi verliebt, die ihnen bei Gatten und Verlobten keinen Eintrag zu bringen verſprach; und bei ihnen kam dafür die Prinzeſſin ziemlich übel weg: „Sie muß doch die Hände in Allem haben, und der Herzog läßt ſich gängeln wie ein Kind. Was beginnt denn nun die arme Giafferi, die von des Herzogs Karabinieren wie eine Hochverrätherin aus dem Lande gebracht werden ſoll?“ Weniger als eine Landesverweiſung mit Schimpf und Schande und ohne alle Belohnung, gaben die Schwätzer der Hauptſtadt in der Sache nicht zu, um die Tirannei des Fürſten und ſeiner Nichte deſto ſchauerlicher hervorzuheben. Und warum der Schimpf, die Schande? Weßwegen das Aufgebot der herzoglichen Karabiniere? — Da flüſterte man ſich alsbald zu, daß die Giafferi eine ehemalige Geliebte des Herzogs ſey, die gewagt habe, trotz ſeiner Verbote wieder vor ihm zu erſcheinen; — oder, daß die Prinzeſſin einſt — weiß Gott wo — eine Nebenbuhlerin der Giafferi bei irgend einem Fürſten von Modena oder Lucca geweſen, und beinahe von der Sängerin vergiftet worden wäre; — oder, daß die heilige Inquiſition für nöthig erachtet, gegen der Giafferi Zulaſſung zu proteſtiren, indem die Künſtlerin von Hexerei wiſſe, und reicher Söhne Kopf verrücken möchte. Dieſe Gerüchte wurden in alle mögliche Formen eingekleidet; im Ganzen kam man indeſſen auf die als eine unumſtößliche Wahrheit angenommene Behauptung zurück: die Giafferi ſey eine ſtaunenerregende Künſtlerin, und ihr Verluſt eine Calamität für die Oper von Parma, eine Mißhandlung für alle Dilettanten der Hauptſtadt.

Die leidenſchaftlichen Schreier — nachdem ſie ſich in Familienzirkeln und etwa zwiſchen den vier Wänden einer Taberne Luft gemacht, ſtiegen haufenweiſe in die Straßen herab, und wandelten, ihren Lärm herabſtimmend, auf und nieder in der Gegend von Clotildens Wohnung, oder ſtellten ſich in Gruppen vor ihrer Thüre auf, und richteten ihre Blicke ſehnſüchtig nach den Fenſtern der gefeierten Sängerin. Die armen Schelme wären gerne, nach Landesſitte und Enthuſiaſtenbrauch, in langen Prozeſſionen zur Künſtlerin hinaufgezogen, ſie zu bekomplimentiren, zu hören, wie ſie ſprach, die ſo merkwürdig ſang, ſich zu weiden in den Strahlen der neuen Sonne, die an Parma's Opernhimmel ſo ſchön aufgegangen, um — ach, leider, ſo ſchnell wieder unterzugehen! — aber durften ſie wagen, der Unglücklichen aufzuwarten, die im Bann des Hofes lag? — Gerne hätten ſie wenigſtens ihre „Evviva!“ erneuert, womit ſie geſtern der Herrlichen das Geleit gegeben; — aber die wohlthätige Nacht, die theils mit ihrem Schleier die Volkshuldigung zudeckte, und theils dieſelbe entſchuldigte, als herbeigeführt vom Freudentaumel des ganzen Tages, der gewöhnlich am Abend in einen wahren Rauſch überzugehen pflegt — die wohlthätige Nacht hatte der Sonne das Feld geräumt, und Spione und Sbirren ſahen wieder hell, und mit der allerhöchſten

Ungnade war nicht zu ſpaßen. Daher beſchränkten ſich die friedlichen erzürnten Leute nur auf harmloſe Hin- und Hermärſche, und auf ein neugieriges Aeugeln nach den Fenſtern Clotildens, hinter welchen manchmal, zwar nicht das tragiſche Antlitz der Sängerin, aber doch das ehrwürdige Mumienhaupt der Baſe und Ehrenwächterin zum Vorſchein kam.

„Sieh doch, Clotilde,“ — ſagte dieſe Baſe Pica, eine Bergamaskerin, die niemals einen Zug von dem Geſellſchaftsfräulein der Prinzeſſin Urſini gehabt hatte, wenn ſie ſchon deren Vornamen führte — „ſieh doch, Clotilde, wie die Herren vor Deinem Balkon auf- und abſtreifen? Es iſt in Modena nicht halb ſo arg geweſen, wie hier.... und dennoch ein Mißgeſchick wie das Deinige! es iſt kaum zu begreifen. — Hatteſt Du auch wohl geſtern nicht vergeſſen, zum heiligen Johannes, der Lippen und Kehlen der Sänger ſegnet, zu beten? — Sieh doch, Clotilde, wie ſie zunimmt, die Menge....! da gehen eben einige Offiziere vorüber. Der Eine durchbohrt mit ſeinen Feueraugen unſere Fenſterſcheiben und Gardinen. Ein vollkommener Kriegsmann — noch einmal dreht er nach uns den Kopf. Sieh doch, Clotilde!“

Pica hatte vollkommen recht geſehen. Ein paar wildthuende Helden der herzoglichen Leibwache waren vorbeigeſtiefelt, unter ihnen ein gewiſſer Marcheſe Rangoni; gebürtig zwar aus Parma, einer edeln Familie Abkömmling, allein in ſavoyiſchen Kriegsdienſten ſtehend, und nur im Urlaub anweſend, und in ſeiner Vaterſtadt zur Schau tragend ſeine überaus ſtattliche Uniform, ein Fantaſieſtück des Marcheſe, und ſeine übeln Sitten, die ein langer

Aufenthalt in Turin und Wien nicht gebeſſert hatte. Daneben war er ein verzweifelter Menſch, der dem Ruhm eines Sonderlings nachjagte, und auch in der That nicht ſelten von etwas Ungewöhnlichem gefeſſelt wurde, dergeſtalt, daß er dafür, an allen Sinnen berückt, ſeine ganze Vernunft, ſein Geld und Gut, ſeine Ausſichten, und Leib und Leben auf's Spiel zu ſetzen bereit war. Dieſer deſperate Marcheſe hatte kaum die Königin der Scythen auf der Bühne erblickt, kaum ihre Stimme gehört, und ſchon hatte es in ſeinem Herzen gegährt, hatte ſich ſeine Fantaſie mehr als vulkaniſch entflammt. — Er hielt ſich von der Stunde an für verliebt bis zur Raſerei; er war es auch vielleicht .... er redete nur von der außerordentlichen, wenn auch ſeltſamen Schönheit der Sängerin; er nannte ſie die Ueberwinderin ſeiner Unabhängigkeit: „Mögt Ihr alle ....“ er ſprach dieſes zu ſeinen Freunden.... „von der Einzigen ſchwatzen, was Ihr wollt.... ich fühle mich ſtark genug, gegen eine Welt mit dem Degen in der Fauſt zu behaupten, daß ſie die reizendſte aller Erdentöchter; und ſo wahr ich Rangoni heiße, ich will nicht Geld, nicht Ehrerbietung und nicht Leidenſchaft ſparen, um mich dieſer auserwählten Perle zu verſichern, wenn mir das Glück nicht gänzlich untreu geworden iſt!“

Vorläufig begnügte ſich der Marcheſe, die Fenſter ſeiner Königin mit den glühendſten Blicken zu beſchießen, aber ſeine eingebildete oder wirklich vorhandene Leidenſchaft ſteigerte ſich zuſehends, trotz der Ermahnungen und Spöttereien ſeiner Gefährten.

Die alte Pica hatte indeſſen gut reden. Clotilde horchte nicht auf ſie. In den verborgenſten Winkel ihres Gemachs zurückgezogen, das Geſicht in ihre Hände verſteckt, ſchenkte ſie den Bewegungen auf der Straße keine Aufmerkſamkeit, den Aufmunterungen der Alten kein Gehör. Die Unbeweglichkeit ihres Körpers verhehlte jedoch bei weitem nicht die ungewöhnliche Unruhe, der ſie preisgegeben war. Ihre Hände zitterten, ihre Lippen bebten, ihre Augen, Stirn und Locken waren feucht. — „Ei, ei, mein Kind, ei, ei, meine liebe Baſe Clotilde, was iſt mit Dir vorgegangen? Seitdem Du aus der Stadt zurückgekommen, biſt Du ein anderes Weſen geworden. Du machſt mir Sorgen, Clotilde.“ — Die Giafferi blickte empor, nicht in's Geſicht der Duenna, aber gen Himmel. Ihr Mund bewegte ſich, als ob ſie betete; ſie zog ein kleines hölzernes Kreuz hervor, das an einer ſchwarzen Schnur um ihren Hals hing; ſie betrachtete mit naſſen Augen, ſie küßte das Kreuz. Sie ſchien mit demſelben zu reden wie mit einem vertrauten Freunde; ſie ſchien ein Gelübde, ein feierliches, auf das Kreuz abzulegen. — Kopfſchüttelnd verfolgte Pica alle dieſe ſonderbaren Handlungen, und ihre Beſorgniß ließ ſie nicht ſchweigen, obgleich ſie ſchon im voraus auf eine Antwort verzichtete: „Ei, ei, noch einmal, Clotilde: Du leideſt, und leideſt doppelt, weil Du mir Dein Herz nicht öffneſt. Die Tante Deines Vaters hätte doch einige Anſprüche auf Deine Offenherzigkeit? O, verwünſcht ſey der Tag, der jenem muſikaliſchen Abenteurer mit des Satans Poſtpferden nach Modena leuchtete! verwünſcht ſeine Zunge, die Dich beſchwatzte, Deine Vorſätze und das heitere Ancona aufzugeben, wo Du jetzo herrſchen würdeſt, nicht weniger als Du in Modena geherrſcht! Und noch einmal verwünſcht der Tag unſerer Ankunft in dieſem Lande, wo uns das Unglück heimſuchte, dem Du unterliegſt!"

Abermals richtete Clotilde das Haupt auf und ſchüttelte es heftig: „Verwünſche nicht den Tag, Pica. Er iſt zwar mit Unheil bezeichnet, aber ich liebe ihn dennoch, dieſen Tag!" — Pica fuhr zurück: „Was hör' ich? Hätte die Beleidigung Deines gerechten Ehrgeizes Deinen Verſtand zerrüttet, daß Du redeſt, wie ich's mit Erſtaunen vernehme?" — Schmerzlich lächelnd verneinte Clotilde und ſank in ihr Hinbrüten zurück. So oft indeſſen im Hauſe ein Laut hörbar wurde, ſo oft die Thüren knarrten, oder der Schritt eines Menſchen über die Treppen rauſchte, horchte die Giafferi auf, und der Erwartung peinliche Qual malte ſich in ihrem Geſichte, dann und wann ein bleicher Strahl von Freude, ſchnell vergänglich.

Pica gab ſich natürlich nicht zufrieden: „O hätteſt Du meinem Rathe doch gefolgt, mein armes Kind! Hätteſt Du angenommen, was der Graf Dir überbrachte, und mit einem raſchen Schnitt das Band getrennt, das uns noch wie gefangene Vögel in dieſer Stadt zurückhält. Eine böſe Lage, die man ſelbſt mit einem „Ja" zu Ende bringen kann, iſt immer noch erträglich. Sieh: da ſteht noch der Schmuck; er iſt nicht geizig gewählt. Sieh: da liegt noch der Sack mit den Dublonen; für Tauſende wär's ein Reichthum. O nimm, o nimm, ſtatt einer leeren Hoffnung Deines Stolzes nachzuträumen. Erlaube mir, zu handeln, und in einer Stunde werden wir dieſe Unglücksſtadt, in Kurzem die Gränze dieſes Landes hinter uns haben. Mache Dich frei, die Freiheit gibt Muth und macht das Leben heiter. Du wirſt vergeſſen, und im

Beifall anderer Städte die Schmach von Parma verſchmerzen!“ — „Wie, meine Baſe? Parma verlaſſen, jetzt verlaſſen? Ach wehe mir! ich müßte ſterben, wenn ich's verſuchte!“ — Clotilde ſank auf ihrem Stuhle in ſich ſelbſt zuſammen. Ihres Mitleids nicht mehr mächtig, drehte ſich die Baſe um, und flüſterte mit Seelenangſt: „Das iſt der baare, klare Wahnſinn. Gott ſtärke die Unſinnige!“ — Mittlerweile erholte ſich aber die Giafferi, warf ihre Einſilbigkeit von ſich, und überhäufte die Baſe mit Fragen: „Wie weit iſt's in der Zeit? — Pica, iſt's wahr, daß die Stunden heute langſamer ſchleichen, denn ſonſt? Pica, klopft man nicht an unſer Vorzimmer? — Siehſt Du nicht von ferne auf der Straße einen Mann im himmelblauen goldverbrämten Rocke? — Siehſt Du nicht wenigſtens einen Diener in Livree mit einem Briefe in der Hand daherkommen?“ — Und auf die Gegenfrage Pica's, was ſie denn erwarte? antwortete Clotilde nur mit einem dumpfen: „Ich weiß es ſelbſt nicht.“ — Sie ſetzte, mit ſich ſelber redend, hinzu: „Dennoch weiß ich's; ich erwarte Tod oder Leben. Und iſt er etwa auf dem Wege, der Tod, in einer einzigen kalten Zeile?“ — „Rede doch nicht vom Sterben, Clotilde.“ — „Warum nicht, Pica? Verſchont etwa der Tod die Jugend? O laß mich ſterben, wenn die Hartherzigen „Nein“ ſagen, und nimm das Gold und nimm den Schmuck dahin als Dein Erbe!“ Die Baſe erzitterte: „Ich bin ein armes Weib, Clotilde; aber Gott behüte mich vor dem Gelde, wenn ich's mit Deinem frühzeitigen Tode erkaufen müßte. Ich will nach dem Arzt ſchicken, mein Kind. Ich ertrage Deine frevelhaften Reden nicht mehr.“

Pica hatte kaum vollendet, als an die Thüre gepocht wurde. Das Pochen verſetzte die Giafferi in die größte Spannung. Sie ſtand auf. „Er iſt's," ſagte ſie. — Und in das Zimmer trat Emmanuel; er ſelbſt. Sein Geſicht war ruhig und heiter. Er verneigte ſich mit der Förmlichkeit, die in jenen Tagen den erſten Beſuch eines höflichen Mannes bezeichnete, redete weitläufig von ſeiner Pflicht, einer Dame, die ihm ſo viele Ehre erzeigt, ſeine Aufwartung zu machen, und beeilte ſich nicht, den muthmaßlichen Zweck ſeines Kommens zu berühren. — Dagegen hing Clotilde mit ſtarren Blicken an ſeinen Lippen. Sie hörte ſeine Complimente nicht; ſie wartete ängſtlich auf das Wort, das entſcheidende, und je länger ſie den Ritter betrachtete, je ungeſtümer wurde ihre Bangigkeit, die endlich in die Frage ausbrach: „Was bringen Sie mir, Herr Ritter?" — Dann ſtockte der Athem in ihrer Bruſt.

Der Ritter that den Hofmann bei Seite, ließ das angenehme Lächeln, das ihm zu Gebote ſtand, hervortreten, und verbarg nicht länger die Selbſtzufriedenheit, die im Gefolge einer edeln und gelungenen Bemühung läuft: „Ich habe keine ſchlechten Geſchäfte gemacht, Signora. Mein Herr, der Herzog, hat nicht von ferne daran gedacht, Sie, die Künſtlerin, zu kränken. Die Prinzeſſin eben ſo wenig. Die Schuld des Mißverſtändniſſes iſt einzig in dem Umſtand zu ſuchen, daß der Graf Ojeda — übrigens ein trefflicher Mann — unterlaſſen hat, den Fürſten von den Verpflichtungen, die er gegen Sie eingegangen, zur rechten Zeit in Kenntniß zu ſetzen...."

Emmanuel machte nach dieſer wohlgemeinten und von eben gutgeheißenen Lüge eine kleine Pauſe. Ueber Clotildens Geſicht verbreitete ſich ein milder Schimmer, der ſo viel Zufriedenheit ausdrückte, als überhaupt in den düſtern Zügen ſich ausdrücken ließ. Der Ritter nahm alſobald wieder das Wort: „Von den beſten Geſinnungen durchdrungen, ſieht daher mein Herr, nach genauer Ueberlegung, nicht ein, wie er den mindeſten Anſtand nehmen ſollte, Ihrem hohen Talent eine billige Genugthuung zu gewähren, und er macht Ihnen alſo durch meinen Mund zweierlei Vorſchläge. Die Baſis eines jeden derſelben wäre allerdings die unverweilte Annahme der Geſchenke, die Ihnen der Herr durch ſeinen Intendanten der Schauſpiele hat überreichen laſſen. Der Fürſt ſieht nicht gerne ſeine Gaben verſchmäht!“

Clotilde nickte, als ertheile ſie eine Gnade. Aber ſie forſchte in Emmanuels Geſichte nach etwas Beſſerm. Der Unterhändler fuhr fort: „Nachdem dieſes abgemacht, ſo hören Sie den erſten Vorſchlag, der mir der beſte dünkt: Sie ſollen noch zweimal die Tomyris geben, und zwar vor dem in pleno verſammelten Hofe, und haben Ihre Belohnung ſelbſt zu beſtimmen. Ihre Reiſe nach einem beliebigen Orte wird der Herzog beſtreiten, und Ihnen vor derſelben eine gnädige Audienz bewilligen. Nun, ſind Sie zufrieden?“ — Clotilde nickte wieder, aber ihre Miene verrieth, daß ihre Erwartungen nicht erfüllt ſeyen: „Der zweite Vorſchlag, Herr Ritter?“ fragte ſie.

Emmanuel zuckte die Achſeln und ſeine Entgegnung war etwas widerſtrebend: „Ich habe in der kleinen Unterredung, die Sie mir gegönnt haben, Ihren Stolz von einer Seite kennen gelernt, der mir keine Hoffnung gibt, daß Ihnen der andere Vorſchlag angenehm ſeyn dürfte. Sie ſind wahrſcheinlich jetzo gegen Perſonen und Verhältniſſe in Parma ſo ſehr eingenommen, daß Sie von denſelben wohl nichts anderes verlangen werden wollen, als eben nur eine Genugthuung vor der Welt, die Ihren Künſtlerruf vor Schaden und übler Nachrede ſichere. Ich weiß aus meinem Leben, daß bittere Erfahrungen uns ſowohl Städte als Menſchen verleiden können. Ich denke alſo, Sie werden die dauernde Anſtellung bei unſerer Oper, die Ihnen der gnädigſte Herr anbietet, nicht annehmen wollen?“

Es lag etwas Gezwungenes, etwas Abrathendes, eine Warnung in dem Tone, womit Emmanuel, abſichtlich zögernd, den letztern Antrag ausſprach, und manche andere Künſtlerin hätte der ſtillen Abneigung, die der Vermittler an den Tag gab, entſprechen, und für den Vorſchlag ſich bedankt, ohne ihn anzunehmen. Aber Clotilde war nicht ein gewöhnliches Weib. Mit einem grellen Ausbruch von Freude, mit einer tiefen Verbeugung, als wollte ſie eines Himmelsboten Knie umfaſſen, begrüßte ſie das Anerbieten: „Eben dieſer gnädigſte Vorſchlag iſt meiner Wünſche Krone, und Ihr Fürſt hat von dieſem Augenblick keine ergebenere Dienerin als mich. Ich danke aus der Fülle meines Herzens für die mir ſo edel gebotene Gelegenheit, zu beweiſen, daß ich des Herzogs Gnade und Ihrer Theilnahme werth bin, daß mich nicht ein eitler Trotz beſeelt. O wahrlich nein, mein Gönner, mein Freund! Sie glauben nicht, von welchen unendlich ſüßen Gefühlen ich gerade jetzt ergriffen bin!.... Sie geben mir das Leben zurück. Ich nehme jede Bedingung an, die mir der Herzog vorſchreiben zu laſſen für gut findet: denn ich bin geborgen, weil nur in Parma meine Welt, mein Ruhm, mein Glück, mein Alles! Dank ſey Ihnen vor Allen und dem Herzog; Dank dem Ewigen, der mich erhörte!“ — Clotilde küßte wieder das Kreuz an ihrem Halſe, und verſetzte dadurch den Ritter d'Aſtorga in die höchſte Verwunderung. Gleichwohl fühlte er, ein pünktlicher Chriſt, ſein Herz erleichtert, da er zu ſich ſelber ſagen durfte: „Entweder hab' ich mich dennoch in der Perſon geirrt und das Judenkind zu Rom war ein ganz anderes Geſchöpf; oder es iſt zum wahren Licht gelangt, und doppelt freut mich nun das Gelingen meiner Unternehmung; obgleich mir lieber wäre, wenn der erſte Vorſchlag über den zweiten den Preis davon getragen hätte. Warum? wer weiß das? aber lieber wäre mir's immerhin geweſen.“ — „Was in aller Welt hat Sie auf einmal ſo unverhofft an unſere Stadt gefeſſelt?“ wollte der Ritter die Sängerin fragen, deren Entzücken eine ſo räthſelhafte Rolle ſpielte, daß es der Pica noch immer wie ein Wahnſinnstaumel vorkam. Aber Emmanuel hielt an ſich; denn Clotilde ſchaute ihn, als ob ſie die Frage in ſeiner Seele läſe, mit ſo ganz beſondern Augen an, daß er ſich vor einer rückſichtsloſen Antwort fürchtete. Ohnehin ließ ſeine Eitelkeit ihn die Antwort halb und halb errathen. — Von dieſem Tage an erklärte ihm eben dieſe Eitelkeit den Krieg, und wenn ſchon mit edlen Liebesgefühlen im getreuen Bunde, widerſtand Emmanuel nur unſicher den Streichen ſeiner ihm innewohnenden Feindin.

VII.

In Parma war nun Alles wohl gemacht. Die große Angelegenheit, die Oper, war beſtens beſtellt; die guten Leute von Parma ſchwelgten jetzo nach Belieben in Buononcini's Melodieen; Tomyris, die Perſertödterin, bezauberte und erſchreckte wöchentlich ein- oder zweimal das friedliche Hauptſtädtervolk. Die Giafferi ſtand im Zenith der öffentlichen Gunſt. Die Prinzeſſin, wie ſie ſchon ſonſt wohl oft gethan, war mit der Giafferi von einem Aeußerſten zum andern übergegangen. Sie hatte dieſelbe eingeladen, ſich mit ihr unterhalten, mit ihr geſungen. Sie hatte den Ritter d'Aſtorga veranlaßt, Terzette zu ſetzen, die von der Prinzeſſin, der Giafferi und dem Komponiſten ſelbſt geſungen werden konnten, und hin und wieder abwechſelten mit jenen gefälligen, ſchmelzenden und empfindungsreichen Soli's und Duo's, die Emmanuel, nicht von der Muſe allein begeiſtert, ſo verſchwenderiſch für ſeine hohe Freundin geſchrieben hatte. — Die Stadt überließ ſich, da der Hof ein Beiſpiel gab, ohne Rückhalt der Bewunderung, die Clotilde ihr abzwang. Es folgten, der Künſtlerin zu ſchmeicheln, Sonette auf Sonette, Geſchenke auf Geſchenke. Die zudringlichen Huldigungen Rangoni's hätten ihr läſtig fallen können. Sie beſaß aber Verſtand genug, von dem ſeufzenden Ritter einmal im Scherz als eine Probe ſeiner Liebe ſeine Entfernung von Parma zu verlangen, die nicht weniger als ein halbes

Jahr dauern ſollte, und Nangoni gehorchte dem Wink mit Eifer, um den Beweis zu führen, daß ſeine Leidenſchaft auf der Probe nicht erkalten würde. — Vor der Hand von ihm erlöst, hätte nichts mehr die Giafferi an dem ruhigen Genuß ihres Glückes gehindert. Aber je länger, je mehr ſank ihre Freude an dem Glück. Sie ſagte zwar: „Ich bin zufrieden,“ aber ihre einfallenden Wangen ſtraften das Wort Lügen. Sie widmete ſich, außer ihrem Operndienſt, dem Studium ihrer Kunſt mit dem beharrlichſten Fleiße. Emmanuel ſtand ihr mit ſeinen Kenntniſſen bereitwillig bei, ſich im Geſang zu vervollkommnen. Dieſe Unterrichtſtunden wurden von ihr erwartet, als dem höchſten und edelſten Vergnügen geweiht; ſie nahm ihres Meiſters Lehren mit der feurigſten Dankbarkeit auf. Jedoch, ſobald er den Rücken gewendet, trat ihre ſtille Betrübniß wieder hervor, und heftiger nagte an ihr der Schmerz. Pica erhob wieder ihre Klageſtimme: „Clotilde, was geht mit Dir vor?“ — „Ach, Baſe, ich werde doch nimmer und nimmer mein hohes Ziel erreichen!“ — Pica hielt Clotildens Niedergeſchlagenheit für den Kleinmuth, der oft dem ſtrebenden Künſtler das Selbſtvertrauen raubt: „Nur Muth, nur Muth, mein Kind. Wer hätte einen beſſern Kopf als Du? Was Andere gelernt haben, wirſt auch Du begreifen.“ — „Ach, Baſe, ich fühle, daß nicht Alles in der Welt gelernt werden kann, wenn die Natur nicht hilft mit ihren Gaben. Wer häßlich iſt, wird nimmer ſchön. Es genügt nicht, zu wollen, um liebenswerth zu ſeyn!“ — „Thörichtes Mädchen, was ſchwatzeſt Du von Schönheit und Lieblichkeit, wo ſich's doch nur um Noten handelt?“ — Die gute

Pica, die in ihrem Leben vom innigſten Gefühl des Weibes nicht ein Wort gewußt, verſtand auch nichts von dem Kummer ihrer Verwandten.

Für den Ritter d'Aſterga war ein Doppelleben aufgegangen, einzig in ſeiner Art. Die Kunſt beſchäftigte ſeinen Geiſt, die Liebe ſein Herz. Ungetrübt floßen ſeine Tage dahin. Die ſüße Frauenhuld, die geheimnißvoll und in der edelſten Bedeutung ihn beglückte, belebte im Gebiete der Muſik ſeine ſchöpferiſche Kraft. Er war ein vollendeter Günſtling der Muſen geworden. Sie lehrten ihn die Sprache der Liebe, die er unverholen ſeiner Dame zu Ehren im Geſang ausſtrömen ließ, trotz der ſpaniſchen Etikette, welche ſowohl die Prinzeſſin als den Ritter in enge Schranken bannte. Manchmal demungeachtet lächelte ihm noch freundlicher ſeiner Liebe Schutzgeiſt. — Es war im Garten am Palaſt ein heimliches verſtecktes Plätzchen, ein kleiner Marmorbau auf ſchlanken Säulen, umwebt von Windepflanzen, umblüht von Heliotrop und von arabiſchem Jasmin. Eine Treppe aus den Gemächern der Prinzeſſin führte dahin. An beſonders glücklichen Abenden war dort den Liebenden eine kurze, aber an Zärtlichkeiten reiche Viertelſtunde vergönnt. Von Mund zu Munde ging nun das freigegebene Wort, das in den goldenen Staatsgemächern ſich verkleiden mußte, bald in die Töne eines Duettino, bald in die Maske des gleichgültigſten und förmlichſten Geſprächs. Des Tages Zweifel und Befürchtungen, die glänzenden Luftſchlöſſer der Leidenſchaft wurden der verſchwiegenen Kuppel und den grünen Schatten jenes Tempels anvertraut. Der Brunnen daneben war ein Freund der Plaudernden, und deckte ihr Flüſtern und Gekoſe mit dem ſanften Brauſen ſeiner Fluth; die im Laube zwitſchernden Vögel halfen dazu. — Emmanuel ſaß dort, ſelig wie ein zweiter Taſſo und glücklicher als jener geiſteskranke Dichter, zu den Füßen ſeiner Huldin. Gabriele neigte ſich zu ihm, den Troſt auf den Lippen, wenn er mißmuthig dem Schickſal zürnen wollte, und heitere Bilder aus dem Schatze ihrer Fantaſie vor ſeinen Augen entrollend. Zuweilen war's an Emmanuel, erneute Zuverſicht in den Buſen ſeiner mit ernſten Ahnungen kämpfenden Freundin zu ſchmeicheln. Die reinſte Sitte wachte über dieſe Zuſammenkünfte, und daher trennten ſich die Zärtlichen, waren ſie auch ſorgenvoll gekommen, niemals, ohne einen Himmel in der Bruſt davon zu tragen. — Geduld und Verſchwiegenheit! war ihre Loſung; Beſtändigkeit und Treue! war ihr Geſetz. Ein Talismann voll von wunderbarer Kraft gegen den Zwang des äußern Lebens.

Hatte ihn die goldene Feſſel des Fürſtendienſtes wund gedrückt, fühlte er ſich einſam in der Mitte ſeiner Muſikalien, ſo flüchtete ſich der Ritter gerne in Clotildens Nähe. Er hatte die außerordentlichen Mittel, welche die Künſtlerin beſaß, begriffen, und war ſtolz darauf, die letzte Hand an ihre Ausbildung zu legen. Er ahnte für ſie eine Zukunft großen Ruhms. Er trug gerne dazu bei, und vergaß nach und nach auch den Widerwillen, den er gegen die Perſon der Sängerin empfunden. Die Verehrung, die ſie ihm bezeigte, gefiel ihm. Das trotzige Weib, das aller Welt kalt begegnete, war für ihn zuvorkommend, gefällig, unterwürfig. Er wußte ſich etwas mit dieſem Vorzug. Er zog daraus manchen Schluß, ſeinen übrigen Herzenserwartungen günſtig. „Wenn mir gegeben iſt, das ſonderbarſte und ſtelzeſte Weib der Erde zu nöthigen, mir hold und angenehm zu ſeyn, wie ſollte mir nicht gelingen, meiner angebeteten Gabriele Neigung auf immerdar an mich zu feſſeln? Sie, die mich liebt, wie ich ſie liebe, wird nicht zurückſtehen gegen jene Gleichgültige, die mich auszeichnet vor Allen!“ — So bewunderte er in Clotilde ſein Werk, in dem Werk ſich ſelbſt.

Es war an einem Tage, der dem verwöhnten Emmanuel voll von Dornen geſchienen, weil Hinderniß auf Hinderniß ihm verwehrt hatte, ſeiner Gebieterin nur ein einzig Wort, von Herzen kommend, zuzuflüſtern, als der Ritter, um ſich zu zerſtreuen, bei der Giafferi eintrat. — Bei ſeinem Erſcheinen entfernte ſich eben ein Beſuch: ein junger Mann in ſehr unſcheinbaren Kleidern, ſonneverbrannt, mit krauſen Haaren und echt orientaliſchem Gepräge auf dem unangenehmen Geſichte. — „Reiſe glücklich, Jakob!“ — „Schönen Dank, leb' wohl, Clotilde!“ — Der Ritter hörte eben noch dieſe Abſchieds-Wechſelrede. Er ſchickte dem Gehenden einen verwunderten Blick nach; es war ihm, als ſähe er ein paar Schritte von ihm das römiſche Ghetto weit geöffnet. — Die Giafferi, die ſchnell den Ausdruck der Mißſtimmung, von dem ſie befangen geweſen, dem Lächeln des Willkommens weichen machte, deutete etwas geringſchätzig auf den jungen Mann: „Einer meiner Anverwandten, Don Emmanuel: ein Jude, ein Römer von Geburt.“

Emmanuel wußte nicht recht, was er zu der Aufrichtigkeit der Sängerin ſagen ſollte; denn ſie kam aus der beſten Quelle, war nicht erkünſtelt, nicht frech, ſondern natürlich, ohne Scham wie ohne Anmaßung. Der Ritter lächelte daher wie Clotilde. „Sie ſcherzen wohl. Ein Jude Ihr Verwandter, und Sie tragen einer Chriſtin ehrwürdigſtes Zeichen als einen Schmuck?“ — Er zeigte auf das Kreuz, das nicht einmal auf der Bühne von Clotildens Halſe kam.

„Ich darf dieſes Zeichen tragen, Herr Ritter; denn ich bin allerdings eine Chriſtin, und die Tochter eines Chriſten. Sie dürfen mir's glauben, mein Herr!“ Die Künſtlerin gab die Antwort mit großer Erregung. Es war leicht zu verſtehen, daß ſie gerade Emmanuel gegenüber auf dieſe Behauptung den äußerſten Werth legte.

Der Ritter war zu beſcheiden, um weiter zu fragen, und forderte Clotilde zum Singen auf. Sie gehorchte, aber es wollte für diesmal nicht recht gehen. „Sie ſind zerſtreut; wollen Sie aufhören?“ bemerkte der Lehrer bald. — Clotilde nickte: „Wenn Sie erlauben, ſo enden wir für heute. Jener Menſch, mein Vetter, hat wieder in meinem Gedächtniß eine Zeit aufgefriſcht, die ich vergeſſen möchte, deren Andenken mich verſtimmt.“ — „Er hat gewiß wieder bei Deiner Mildthätigkeit gebettelt, mein Kind?“ — „Nun freilich, Pica; aber nicht das Geld, das ich ihm reichte, iſt, was ich bedaure. Mich ſchmerzen nur ein paar Jahre des Elends, die ich auszuhalten hatte, und die meine Seele, wie mein Ehrgefühl, niemals verwinden wird, als eine Saat von giftigen Folgen für mein ganzes Leben. Du weißt wohl, Pica?“ — Die Alte nickte traurig, und entfernte ſich ſpäter auf irgend eine Veranlaſſung. Clotilde betrachtete ihren Lehrer mit unruhigen Augen. Endlich überwand ſie, dem Bedürfniß zu reden, nachgebend, ihre Blödigkeit, an ihr eine ſeltene Erſcheinung: „Geſtatteten Sie mir wohl, Herr Ritter, daß ich ihnen etwas von meiner Jugend ſage? Sie haben ſo viel Anſpruch auf meine Erkenntlichkeit .... wollten Sie etwas Näheres von mir wiſſen?“ — „Ihr Vertrauen ehrt mich, Signora Giafferi.“ — Clotilde warf einen verſtohlenen Blick in den Spiegel, ehe ſie begann:

„Ich bin einſt — ich erinnere mich deſſen noch ganz wohl — ein fröhliches Kind geweſen, wie ein anderes. Mein Vater war ein korſikaniſcher Soldat in päpſtlichen Dienſten; meine Mutter eine Bekehrte aus dem Ghetto zu Rom. — Die Liebe, die, wie ſie ſagen, Alles kann....“ Clotilde hielt mit bitterem Lächeln ein wenig inne.

„Sie kann auch Alles, die Liebe,“ verſetzte Emmanuel mit einer gewiſſen Heftigkeit, denn er ſah im Geiſte die Prinzeſſin, die mit ihm vor Altar und Volk den Ring wechſelte. Clotilde antwortete mit Achſelzucken: „Ich glaube das nicht, Herr Ritter, ach nein....! Indeſſen — um fortzufahren — die Liebe hatte meine Mutter bekehrt; nicht der Eigennutz. Sie hätte es mitten im Schooß der Judenſchmach gut haben können. Ihre Eltern beſaßen Vermögen; ſie galten viel im Schmutz des Ghetto. Mein Vater war nur ein Soldat, und ſeiner langen Dienſte Lohn eine Zöllnerſtelle in Civita Vechia, die ihm Muße genug ließ, nebenbei eine Schenke zu halten. Es wollte ihm nichts einſchlagen; er hatte keine glückliche Hand. Meiner Eltern Wille war redlich, aber er fruchtete nicht. Vielleicht hatte der Fluch, den die Alten im Ghetto meiner Mutter zur Ausſteuer gegeben, einigen Antheil an dem Unglück....? wer weiß? der Vater kam immer mehr zurück; die Mutter legte ſich bekümmert nieder und ſtarb; doch hat ſie nicht bereut, was ſie gethan, und dieſes Kreuz, Herr Ritter, empfing nach mir ihren letzten Kuß. Ich — ein kleines Mädchen — entwandte dieſes Kreuz, und habe es viele Jahre gut verborgen gehalten. Mein Vater — ein ächter Corſikaner — der ſeine Gattin heiß geliebt, vergaß ſeiner Tochter, und wollte nicht mehr länger leben. Sie erlaſſen mir, zu ſagen, wie er dieſes ausführte. Ich war eine Waiſe, bettelarm. Da findet mich eines Tages in einem Winkel der Stadt und halbverhungert ein Jude, und führt mich nach Rom und glaubt ſelig zu werden, indem er eine Seele für den alten Bund gerettet zu haben vermeint. Die unverſöhnlichen Großeltern waren nicht mehr vorhanden, aber die Schweſter meiner Mutter, ebenfalls zur Unzufriedenheit ihrer Eltern, obſchon mit einem Juden, verheirathet, und enterbt, nimmt mich, das willenloſe Kind, in ihre Hütte auf, und füttert mich nebſt ihrem Sohne — dem Vetter Jakob, den Sie eben bei mir geſehen — nur war mein Unterhalt ſchlechter als der des Sohnes. Ich durfte nicht reden von meiner Mutter, viel weniger vom Vater, am allerwenigſten von dem Glauben, deſſen Taufe ich empfangen. Ich ließ mit mir geſchehen, was da wollte, wurde verſchloſſen und ſtumpf, und achtete mich ſelbſt geringer als das Elend, das mich umgab. Die reichen Brüder meiner Pflegerin, die ſich, wie der Brauch iſt, nicht um dieſelbe bekümmerten, haben mich, wie ich meine, nie geſehen. Ich wuchs auf, wie arme Judenmädchen aufzuwachſen pflegen; ohne Erziehung, ohne Unterricht. Der Mann meiner Tante, ein Bänkelſänger gemeinſter Art, lehrte mich mit vielen Schlägen ein bischen auf der Laute trommeln, das Tambourin ſchlagen und eckelhafte Tänze affenmäßig aufführen; auch richtete er mich zum Geſang ab. Ich war gelehrig zum Schaudern. Nur in einem Punkte war nichts mit mir anzufangen. Ich ſollte freundliche Grimaſſen machen, die Augen buhleriſch umherwerfen, den Mund luſtig verzerren. Das ging nicht, und wurde ich auch noch ſo hart geſchlagen. Der kopfhängeriſche Trotz, der an meiner Jugend Fröhlichkeit Stelle getreten war, ließ mir die Grimaſſe nicht zu. Dennoch ſammelte ich ſtets viel Geld ein. Meine hohlen Wangen und die Lumpen, in denen ich gehen mußte, um die Barmherzigkeit meiner Zuhörer anzuregen, thaten ihre Schuldigkeit. Der ärmſte Arbeiter, hatte er ſein Glas Wein getrunken, ſagte: Das arme Thier dauert mich; und warf mir ſeiner Pfenning in die Schellentrommel. Dergeſtalt wurde meine Tagesbeute immer reichlicher als die der übrigen Familie. Dennoch ließen mich die Elenden beinahe verſchmachten. Ich beneidete nicht ſelten die magerſte Katze in Rom um das eckle Fleiſch, das ihr des Abdeckers Knecht zuwirft. Ich hätte gern — ich läugne es nicht — dann und wann einen Bajoch unterſchlagen, um mir eine Gurke oder eine Melonenſcheibe als Leckerbiſſen und Erquickung heimlich zu verſchaffen, aber es war nicht möglich. Sie plünderten mich allabendlich rein aus, die guten Pflegeältern, die mir Hunger gaben ſtatt der Koſt, und Mißhandlungen ſtatt der Liebe. Die ſchmutzigſte Falte meines Gewandes blieb nicht undurchſucht, ſie forſchten mit den Fingern in meinem Munde nach, ob ſich nicht eine Kupfermünze dahin verloren. Ich war zufrieden, daß ſich meine Hungermutter nie um meine ſtruppigen Haare bekümmerte, denn ich trug darinnen dieſes Kreuz, meine ſtille Hoffnung, meine Zuverſicht. Hinter dem Gitter der Synagoge, im Dunkel meiner elenden Liegerſtätte, betete ich zu ihm, denn ich hatte von der Mutter den warmen Glauben, vom Vater die ſtörriſche Beharrlichkeit geerbt. Was da geſchah, machte mich nicht irre. Ueberzeugt, daß mein verächtliches Leben im Schlamme ein Ende nehmen würde, ertrug ich daſſelbe unempfindlich, als hätte ich kein Herz in der Bruſt. Ob ſie mich nun mit ihren habſüchtigen Lobſprüchen beſudelten, oder ob ſie mich mit Schimpfworten beehrten, mir war Alles gleichviel. Ich ſang und ſang, ohne heiſer zu werden, Tag aus Tag ein das „Nicoletto, holder Junge“ oder „das Lied von den vier Mördern,“ und die Ballade „Abendſchein und Morgenroth,“ daß es die Steine hätte erbarmen mögen, und war dabei fühlloſer als der Stein: eine verwilderte Beſtie mit blanken Zähnen, eitel Groll von außen und innen.“

Emmanuel verbarg die Augen hinter ſeinem Taſchentuche: „Halten Sie ein, Signora. Ihre furchtbare Schilderung zerfleiſcht das Herz Ihres Zuhörers.“ — „Faſſen Sie ſich, Herr Ritter. Ich gehe in eine freundlichere Tonart über.“

„Nach manchem Jahre — es war an einem naſſen Herbſtabend — fügte es ſich, daß ich auf dem Platze Montanara die obenbezeichnete Ballade, vielleicht zum tauſendmalſten, ableierte. Ich war allein; die Tante lag am Fieber darnieder, ihr Mann war als Schachergehülfe eines Nachbars auswärts, Jakob wachte bei ſeiner Mutter. Ich hatte für die Haushaltung zu ſorgen, nämlich für die paar Pfenninge zu deren Unterhalt. Ich ſammelte die Spende der Mildthätigkeit. Da ſteht auf einmal vor mir ein feiner Mann, ein ſeltener Gaſt unter dem Bauernvolk, das an jenem Platz ſich aufhält. Der Mann ſchaut mich mitleidig an, während er ein Almoſen aus der Börſe zieht. Ich war das ſchon gewöhnt; es rührte mich der Ausdruck ſeines Erbarmens nicht. Da fragt er mich um meinen Namen, lobt meine Stimme, und meint, es ſey ſchade, wenn nicht etwas rechtes daraus würde. „Meine Stimme iſt gut genug,“ antwortete ich ihm herbe, und will weiter gehen. — Er hält mich auf. „Möchteſt Du nicht etwas lernen, Kleine? Ich könnte Dich im Geſange unterrichten, und würde es herzlich gerne thun.“ — „Ich weiß ſchon, was ich brauche,“ erwiederte ich noch herber. „Fürchteſt Du Dich vor mir? Ich bin freilich keiner von euern Leuten, aber wir Künſtler machen keinen Unterſchied, und jedes Talent, ob eines Chriſten oder eines Juden, iſt uns lieb.“ — „Ich dürfte nicht bei Euch lernen, wenn ich auch wollte,“ gebe ich ihm wieder zum Beſcheid: „haltet mich nicht auf, damit ich bei Zeiten heimkomme. Unſere Thore werden bald zugemacht.“ — Indeſſen fällt ein Regenſchauer nieder, und ich will eilends davon laufen. Ich weiß nicht, wie's geſchah: der Mann hielt mich feſt, ging an meiner Seite, und da wir zu einer Kirche kommen, ſagte er: „Komm herein; der Regen geht ſchnell vorüber, und Du haſt noch Zeit, im Trocknen abzuwarten.“ So trat ich mit ihm in die Kirche. Es wurde darinnen eine große Muſik aufgeführt. Ich hatte eigentlich noch nie eine rechte Muſik gehört. Das Rauſchen der Inſtrumente bezauberte mein Ohr; die Stimmen der

Sänger berührten eine Saite in meiner Bruſt, die bis daher noch niemals einen Klang von ſich gegeben. Ich ahnte eine andere Welt, hochſchwebend über'm Schmutz der meinigen; zugleich ſchien mir jene Welt nicht unzugänglich. Mir war, als fehle meine Stimme auf dem Chore, als ſey dort für mich ein leerer, lang vernachläßigter Platz. Ich ſtammelte meine Bewunderung. „Ich bin eine Chriſtin!“ ſagte ich mit Stolz. „Ich ſehe wohl ein, daß es für mich noch viel zu lernen gäbe,“ bekannte ich mit Demuth. — Mein Begleiter, wohl zufrieden, nannte mir ſeinen Namen und ſeine Wohnung bei den vier Brunnen. Ich verſprach ihm, mich bei ihm einzuſtellen, und kam nach Hauſe, gleichſam getragen auf roſigen Wolken. Ich warf mein Geld auf's Bett der Tante, verſchmähte alle Nahrung, und kroch in meinen Winkel, zwar naß und müde, aber eines Reichthums voll, den meine Verwandten glücklicherweiſe nicht ahnten und daher nicht mit Koth beflecken konnten. Von nun an war die Keuche des Elends in dem abſcheulichen Ghetto nicht im entfernteſten mehr meine Heimath. Ich lebte in freudenreichen Tempeln, und die Poeſie erlaubte mir, mich aus dem Jammer des Tages in ihre Nähe zu flüchten. Ich brauchte nur das Auge zu ſchließen; damit war's gethan: die ſeligſten Gefilde erſchloſſen ſich mir. So lebte ich ein Daſeyn, das mich ſättigte, das ganz und gar mein Eigenthum war, deſſen Schlüſſel ich um keinen Preis der Erde den Juden verrathen haben würde. Dieſe Poeſie allein iſt es, Herr Ritter, die unſer Leben — des Wurms Kriechen im Staube — ausſchmückt und veredelt. Außer ihr iſt eine dürre Wüſte, wohin wir auch die

Blicke troſtlos wenden an der Sklavenkette dieſer Erdentrübſal.“

„Sie läſtern, Signora; wenigſtens übertreiben Sie mit einer Bitterkeit, die ich mit Ihrem Erdenglücke nicht zuſammen reimen kann. Allerdings iſt die Kunſt ein göttliches Angebinde, aber das Leben an und für ſich iſt doch ſo ſchön! Sie verlernen ja, die ſich der Welt ergeben und darinnen glücklich ſind, die Poeſie zu ſchätzen. Alle Künſte werden ihnen um einen Spottpreis feil, wenn ihnen nur des leiblichen Daſeyns Sonne heiter ſtrahlt. Wie käme dieſes, wenn nicht das Leben ſelbſt vortrefflich genug wäre, um alle andere überirdiſche Genüſſe entbehrlich zu machen? Das Leben iſt eine ſtolze ausſchließliche Macht. Wo ſie im Glücke herrſcht, duldet ſie keine andern Götter neben ſich. Laſſen wir die Poeſie ſchwergeprüften Herzen des Daſeyns Luſt erſetzen. Der begünſtigte Erdenſohn mag ſich wohl an ihr vergnügen, als an einem Zeitvertreib; in ihr zu leben begehrt er nicht.“ — Emmanuel, da er dieſes ſtolze Lob der Materie auspoſaunte, war gerade nur von ſeinem irdiſchen Götterbild begeiſtert. Aller Dichter Fantaſie ſchien ihm heute zu arm, eine Gabriele geiſtig zu erſchaffen, wie die Wirklichkeit ſie geſchaffen hatte. — Zu andern Zeiten nannte er ſie freilich die verkörperte Poeſie und eine Wunderausnahme im Menſchengeſchlecht.

„Ich müßte Sie unendlich verkennen, Don Emmanuel, wenn ich ernſthaft aufnähme, was Sie im Scherze ſagten. Nehmen Sie indeſſen meinen Dank für die Zurechtweiſung eines überſpannten Weibes. Ich will mich fürder an meinen Bericht halten, der ſogleich zu Ende iſt. Ich hielt dem Gönner, dem Geſanglehrer Ruggieri, Wort, und er erfüllte das ſeinige. Unnöthig, Ihnen zu ſagen, wie ich's anfing, meine Verwandten zu hintergehen und heimlich die Lektionen des Meiſters zu beſuchen; wie ungeſchickt ich wurde zum Bänkelſängerhandwerk, ſobald ich ein höheres Ziel in's Auge gefaßt hatte. Natürlich verminderten ſich meine Einnahmen. Nicht ſelten kam ich mit leeren Händen zur kranken Tante zurück, und hatte den Stock ihres Mannes zu empfinden. Aber ich ließ nicht nach, und dankte dem Herrn nicht nur im Stillen, ſondern mit lautem Munde, als endlich mein Quälvater, hinter das Geheimniß meines Unterrichts gekommen, und benachrichtigt, daß ich in chriſtlichen Kirchen eingeſprochen, mich nach entſetzlichen Mißhandlungen blutrünſtig aus der Thüre warf. Die Schildwachen am Ghetto nahmen mich in ihren Schutz. Der Vorfall erwarb mir die Unterſtützung einer frommen Dame. Die Leute hießen mich eine Märtyrin. Der Mann meiner Tante mußte wegen ſeiner Grauſamkeit lang im Kerker ſchmachten, die Tante ſelbſt gab in Noth und Verdruß den Geiſt auf; Jakob, als ein landſtreichender Gaukler und Lauteniſt, bettelt hie und da bei mir für ſeinen Vater und für ſich ſelbſt. Möge ihnen mein Almoſen wohl bekommen! Meine Verachtung fühlen ſie nicht, die Henker meiner Jugend. Was ich jetzt bin, bin ich durch Hülfe guter Menſchen in einigen Jahren geworden. Eine Verwandte meines Vaters, die aus Bergamo ſtammt, hat meine erſten Schritte in der Fremde als eine ſorgſame Rathgeberin begleitet, und wird mich bis an's Ende nicht verlaſſen. Meine Lage würde von Vielen beneidet werden,.... aber der wunde Fleck, den mir das Joch des Elends eingedrückt — das Joch der Erniedrigung, ſollte ich ſagen — brennt noch immer, und ſeine Qual wird, fürchte ich, nicht aufhören. Meine Fühlloſigkeit hat mich in dem Moment verlaſſen, da ich außer dem ekelhaften Kreiſe, worinnen ich ausharren mußte, ein edleres Daſeyn erkannte. Erſt von jenem Augenblicke an empfinde ich, wie das Mitleid demüthigt, wie der Hohn zermalmt, wie das Brandmal der Verachtung ſchmerzt. Erſt ſeither bin ich mir bewußt geworden, welche Niederträchtigkeit meine Jugend mit Füßen getreten hat, und alles Geld von Indien — gewänne ich's an einem kurzen Abend — würde mir nicht Erſatz leiſten für den gottloſen Mißbrauch, der mit meiner Unſchuld getrieben worden iſt. O, ich habe auch noch ſpäter die Menſchen kennen gelernt, und ihrer Maske falſche Gleißnerei durchſchaut! Kummer und Erbitterung fehlten auch nicht der Künſtlerin als jeweilige Gefährten — und bis auf den heutigen Tag bin ich nur einem einzigen Weſen begegnet, das ich lieben möchte.... lieben mit allem Ungeſtüm und mit der eiſernen Beſtändigkeit, die mir gegeben....; aber — — mir, mir ſelbſt, der Unglückſeligen, iſt noch niemals auch nur der leiſeſte Hauch der Liebe entgegen gekommen. Ich erfriere unterm Sturm des Beifalls, ich erſtarre unter der Laſt der Bewunderung; mein Herzblut ſtockt, wenn die Volksgunſt in die Hände klatſcht; unter kalten Lorbeern, die ich hungrig ſammle, um nur einen, wenn auch noch ſo armen Lebenszweck zu haben .... bin ich allein, allein, allein!“

Nicht zu beſchreiben iſt die Aufregung, von welcher Clotilde ergriffen wurde, wie von einer dämoniſchen

Begeiſterung. Sie hatte nicht die Klage eines verkannten und ſchwerverletzten Gemüths ausgeſprochen, ſondern den Aufruhrsſchrei eines niedergefeſſelten heißathmenden Rieſen, der mit ſeinen unbändigen Armen gern die ganze Erde und den Himmel zugleich umſtricken möchte, ob auch Himmel und Erdball vergingen in ſeiner liebeſtürmenden Umarmung. — Eine unglückliche Miſchung orientaliſchen und korſikaniſchen Bluts, die in den Adern der Giafferi gährte, und ſie dahinriß über alle Schranken der zarteren Weiblichkeit!

Emmanuel fühlte ſich neuerdings von der unheimlichen Furcht gepackt, die ihn früher, ſeiner Meduſa gegenüber, gepeinigt hatte. Demungeachtet ließ der abſonderliche Zauber ihres Weſens nicht zu, daß er die Nähe der Gefährlichen mied. Er gab ſogar der Verſuchung nach, ihre wilde Freimüthigkeit herauszufordern: „Sagten Sie nicht von einem Menſchen, der Ihnen einſtens theuer geworden, Signora?“ — Kaum war die Frage geſtellt, und ſchon bereute ſie der Ritter. Die Antwort erfolgte nicht ſchnell. Der Sturm in Clotildens Buſen mußte ſich erſt legen, und einer weichern Stimmung Platz machen. Nach einigem Schweigen, und den magnetiſchen Blick auf Emmanuel feſthaltend, erwiederte die Giafferi — und es war ſanfter Schmerz und ſchüchterner Vorwurf, und innig empfundene Leidenſchaft in ihren Worten: „Ja; ein Engel iſt mir einſt begegnet, ſchön, wie die Himmliſchen abgebildet werden, ein ſchweigender Engel zwar, doch ſchienen mir ſeine Augen beredt und Mitgefühl verheißend.... ach, ich habe mich betrogen. Daß nach kurzen Tagen der Engel, ohne eine Spur zurückzulaſſen, verſchwand, hat mich betrübt —

mein Herz hing an ihm, hatte gleich mein Mund nicht gewagt, ihn anzureden, waren gleich ſeine ſtolzen Lippen geſchloſſen geblieben — ich zürnte ihm jedoch nicht, daß er in ſeine ſelige Heimath hinweggegangen; — die Erde, dachte ich, ſey nicht der Ort für ihn. — Aber .... glauben Sie es? daſſelbe Weſen iſt mir zum zweitenmale im Leben erſchienen — mit jubelndem Gemüth hab' ich es wieder erkannt, habe mich demüthig geſchmiegt zu ſeinen Füßen, unter ſeine Flügel, habe mich an das Sandkorn unter ſeiner Sohle gefeſſelt, um ihm nahe zu ſeyn und zu bleiben.... aber der in der Sonne Wandelnde hat nicht die leiſeſte Erinnerung für mich.... ich bin ihm eine Fremde.... ich werde ihm ſtets fremd bleiben müſſen. Meine Huldigung läßt den Glücklichen kalt, ... und dennoch .... wahrlich, Don Emmanuel .... dennoch wäre vielleicht die glühende Empfindung in meiner Bruſt nicht ganz verächtlich; ſie wäre vielleicht nicht ganz unbelohnend für den Mann, der mich als eine getreue Unterthanin ſeiner Herrlichkeit, als eine Angehörige ſeines Herzens dulden möchte!" — Clotilde weinte ſanft, halb abgewendet. Ihr Stolz ſchien auf einmal gebrochen; ſie glich einer Sklavin, die ihr Urtheil erwartet. — Aber Emmanuel war vom Augenblick überraſcht und überwunden. Seiner nicht klar bewußt, ergriff er der Giafferi Hände: „Verzeihe — rief er — verzeihe, Du Vielgekränkte! Ich habe nicht Rom, nicht den Platz zu den vier Brunnen, nicht Ruggieri's Haus, nicht das Mädchen im dunkeln Schleier vergeſſen!" — Vielleicht hätte er in der beiſpielloſen Verwirrung, die ſich ſeiner bemächtigt hatte, noch mehr geſagt — des Menſchen Zunge iſt ein gar vorlauter Dolmetſcher der Bethörungen ſeines Herzens wenn nicht Pica die Unterredung geſtört hätte.

Emmanuel, dem die Störung wieder einige Faſſung verlieh, entfernte ſich ſchnell. — Clotilde, ihm nachſehend, ſeufzte, einige Hoffnung ſchöpfend: „Nicht vergeſſen?.... darf ich glauben....? Er weiß nun Alles.... was wird er thun?“ — Trotz mancher Zweifel wurde ihr Gemüth von nun an heiterer. Sie ſchenkte von nun an ſogar dem Spiegel eine größere Aufmerkſamkeit. Die Arme fing an, ſich zu putzen, um zu gefallen. Eine Wolke umarmend, meinte ſie, die ſchönſte Wirklichkeit zu umfaſſen.

VIII.

Emmanuel erſparte ſich die ſchonungsloſeſten Vorwürfe nicht: „Wozu hat mich jenes Weib verleitet? Iſt denn der Hauch aus ihrem Munde berauſchendes Opium? Bin ich denn thörichter als ein Nachtwandler, oder in der That ein elender Verräther an der herrlichſten Liebe, die jemals auf Erden geweſen? Wie konnte es geſchehen, daß mir ein Bekenntniß entſchlüpfte, wie einem auf die Folter gelegten Verbrecher? — wider Willen, unfrei, eine Lüge, ein Wahnſinn! — Nur das Mitleid kann mich berückt haben. Ach, das Mitleid iſt der gefährlichſte Kuppler! — Ich will die Giafferi nicht wieder ſehen!“

Er warf ſich mit größerm Eifer als zuvor in die Bahn des Hoflebens; er verhundertfachte die ſtille Zärtlichkeit in ſeinen Blicken, die Gabrielens Augen begegneten, die flammende Innigkeit, die er in ein verſtohlenes Wort zu preſſen wußte. In ſeinen freien Stunden nahm er ernſte Studien vor, beſchäftigte ſich mit Kirchenmuſik, entwarf die Umriſſe ſeiner berühmteſten Werke in dieſem Fach. Auf dieſe Weiſe vergingen acht, vierzehn Tage. Endlich ſah der Ritter die Giafferi in einem Concerte wieder. Sie war prächtig gekleidet; alle Künſte der Toilette waren an ihr verſchwendet. Ein Anflug von Schwermuth milderte ihre ſtrengen Züge; ſtolz gegen die Vornehmſten, war ſie ſchüchtern mit Emmanuel. — Gabriele benahm ſich an dieſem Abend auffallend kalt gegen ihren Freund. Dadurch verſtimmt — „er ahnte nicht ſein nahes Glück“ — muſterte er die Giafferi mit größerer Theilnahme. Er fällte ein milderes Urtheil über ſie: „Es möchte wohl ein Mann in ihrer Liebe glücklich ſeyn. Die Flammenſeele verſteht wohl ihre Tugenden zu ſteigern, wie den Ausdruck ihrer Leidenſchaft. Gewiß verſteht ihr ſtolzer Mund nicht, leichtſinnige Schwüre auszuſprechen. Ihre Hingebung, ihre Treue wird unendlich ſeyn. Wer ſie gewinnt, hebt einen Schatz. Als Gattin und als Mutter wird ſie eine Cornelia ſeyn.“

Unvermerkt näherte ſich ihm Clotilde im Verlauf des Abends: „Werd' ich meinen vertrauteſten Freund nie mehr bei mir ſehen?“ — Am folgenden Tag war Emmanuel wieder bei ihr. Lächelnd, aber ernſt, reichte ſie ihm die Hand: „Ich will nicht mehr von Liebe reden, ſondern allein von der Verehrung, die ich Ihnen widme. Sie wiſſen, was ich empfinde. Was Sie mir geſagt haben, will ich vergeſſen, damit Sie es nicht bereuen. Kein Zwang unter Freunden!“ — Emmanuel nahm den angebotenen Vertrag mit Freuden auf. Er war wie die Sonne, die demjenigen freundlich lächelt, der ſich an ihren Strahlen wärmt. Zwiſchen ihm und Clotilde blieb Alles in den Schranken der Höflichkeit; aber er ſah ſie von nun an wieder alle Tage.

Auf einmal kam eine jener holden Viertelſtunden der Vertraulichkeit, die ihn zum ſtillen Marmorbau im herzoglichen Garten beſchied. Die Prinzeſſin, abſtreifend die Kälte, worein ſie ſich lange vermummt, neigte ſich zum Geliebten mit unumwundener Herzlichkeit: „Ich habe meinem Freunde Neues zu ſagen. Mein guter Oheim hat mit mir von Ehe geſprochen.“ — Emmanuel erbleichte. — „Zittere nicht, mein Freund, mein Abgott. Ein römiſcher Prinz hat um meine Hand geworben. Der Herzog hat die Werbung beſtellt; das iſt Alles. Er ſelbſt liebt mich zu inniglich, als daß der Antrag ihn froh machen könnte. Er wünſcht, mich nie von ſeiner Seite zu laſſen. Dieſes iſt auch mein aufrichtiger Wunſch. Mag Eliſabeth, meine ältere Schweſter, einſt die Herzogthümer unſeres zweiten Vaters erben;.... mir genügt ſeine Zärtlichkeit und das Glück, den Abend ſeines Lebens zu verſüßen. Allein, da ähnliche Werbungen, wie die des römiſchen Fürſten, ſich wiederholen möchten, glaube ich, daß es Zeit ſey, in unſerer Sache, mein liebes Herz, einen entſcheidenden Schritt zu thun.“ — Emmanuel ſchöpfte Athem: „Du verwandelſt meine Furcht in junge Hoffnung. Was beſchließeſt Du, ſüße Zauberin?“ — „Sieh, Emmanuel: ich hab' es reiflich überlegt. Ich kann nicht von Dir laſſen; Du ſelbſt, nicht wahr, Du wollteſt es nicht?“ — Emmanuel erhob ſeine Hände zur Betheuerung. Gabriele legte voll Vertrauen die Hand auf des Ritters blonde Locken: „Perſonen meines Standes haben nicht ſelten mit Glück einen Weg eingeſchlagen, der ihnen erlaubte, den Neigungen ihres Herzens nachzugeben, ohne ihre Ehre zu verletzen, oder ihre Verhältniſſe zu beeinträchtigen. Eine Flucht mit Dir? Haß und Verachtung würden uns verfolgen. Eine heimliche Verbindung ohne Vorwiſſen des Herzogs? Welch' ein Leben, von Sorgen voll, unſicher, unerfreulich, aller Martern Vollzahl! Aber eine Ehe, geſegnet von dem Oheim, geachtet von der Welt, wenn gleich nicht anerkannt im Kreiſe der Fürſten, ein friedliches Loos in beneidenswerther Einſamkeit.... eine ſolche Ehe liegt im Bereich der Möglichkeit. Gerne wollte ich für unſere Nachkommen auf alle Vortheile meines Ranges verzichten, wenn wir das ſchöne Ziel erreichten, und es kommt nur darauf an, die Zuſtimmung des Herzogs zu erwerben."

Emmanuel umſchlang ſeine kluge Freundin: „Dir iſt nichts unmöglich, Geliebte. Thue, thue bald, was Dir gelingen muß, da der Oheim nur in Dir lebt. Auch ich will gerne vor der Welt mein Glück verſchleiern, Deiner Diener Erſter ſeyn und bleiben, mit Deiner höchſten Huld begnadigt." — Die Prinzeſſin fuhr fort: „Was hältſt Du von Sala, dem alten Jagdſchloſſe, deſſen ſtille Verborgenheit Dir zuſagt, das mein Oheim liebt.... wär' es nicht ein himmliſcher Sitz für unſere beſcheidenen Freuden? Vom Prunk des Hofes fern, und nahe genug, daß der Herzog täglich ſeine Kinder umarmen könnte,.... umgeben von allen Reizen der Natur, verſchönert durch unſere Freigebigkeit.... wäre Sala nicht der Ort, der nicht herrlicher erfunden werden könnte, unſerer Sehnſucht zu genügen?" — „Du gibſt meiner Seele Worte, theures Kleinod. Unſere ſchönſten Träume wären verwirklicht, hätten wir jenen Hafen der Ruhe gewonnen." — Die Prinzeſſin, liebevoll erröthend, küßte ihres Geliebten Stirne: „So will ich's denn verſuchen. Noch einige Geduld, und der Sieg wird unſer ſeyn. Es naht die heilige Oſterzeit. Mein Onkel iſt ein frommer Mann, und die Andacht der Leidenswoche unſeres Herrn ſtimmt ihn immer ſo weich, daß ich alsdann nicht vergebens zu ſeiner Menſchlichkeit und Milde reden werde. Sey getroſt: mit der Marterwoche ſoll die Aera unſerer Seligkeit beginnen und dauern über unſer Grab hinaus.“

Emmanuel, vom Glück berauſcht, taumelte nach Hauſe, und zählte fortan Tag für Tag. Die Göttin auf der goldenen Kugel war — er zweifelte nicht — gewonnen und gefeſſelt. — Aber ihm zum Trotze folgten nun im raſchen Umſchwung Begebenheiten, die, langſam geſtaltet und aufgethürmt wie Gewitterwolken, unverſehens mit Sturm und Flammen über die keimende Saat hereinbrachen.

Er hatte ſeine Beſuche bei der Giafferi nicht aufgegeben. Er ſpendete ſie wie Wohlthaten, und erfreute ſich an ihnen wie an guten Werken, während Clotilde ſich verzehrte an der gefährlichen Sonne ſeiner Gegenwart. — Es geſchah manchmal, daß der Ritter volle Körbe mit Geſchenken bei der Sängerin vorfand: Perlen, Ringe, Seidenſtoffe, golddurchwirkte Zeuge; ſogar einmal eine Silberſchüſſel mit neuen Zechinen angefüllt bis zum Rande. „Von wem dieſe prachtvollen Gaben?“ — „Ich weiß es nicht, mein Freund. Doch wollte ich den Geber faſt errathen. Rangoni iſt wieder von Turin zurückgekehrt. Der Sonderling hat ſeine Bedienſtung niedergelegt, und tritt als ein Müßiggänger das Pflaſter von Parma. Schon öfter hat ihn die wachſame Pica von meiner Thüre abgewieſen. Ich werde gezwungen ſeyn, meine Fenſter zu vermauern, und eine Leibwache um meine Sänfte zu beſtellen, denn auf und ab wandert er faſt Tage lang durch dieſe Straße, und ſo oft ich das Haus verlaſſe, ſehe ich ihn an einer Ecke ſtehen, traurig zwar und ſtumm, wie einſt der Junker de la Mancha geweſen, aber — fürchte ich — nicht minder zu Thorheiten aufgelegt, wie Jener.“

„Dieſe Geſchenke aber.... haben Sie dieſelben ihm nicht zurückgeſendet?“ — „Meine Schuld iſt nicht, daß ſie überhaupt da ſind. Sie werden nur gebracht, wenn ich nicht bei Hauſe bin. Meine alte Pica liebt das Geld und Geldeswerth; ſie achtet dieſe Gaben als einen Tribut, der einer Künſtlerin gebührt. Sie würde hundert Anbetern in Perſon die Thüre weiſen, aber ſie vermag nicht, ein Geſchenk abzulehnen. Ich habe indeſſen den Verſuch gemacht, dem Marcheſe wieder einhändigen zu laſſen, was ohne Zweifel von ihm herrührt; doch weigerte er ſich mit Eifer und Verdruß, ſeine übertriebene Galanterie einzuſtehen, und ich muß dieſe Dinge behalten bis auf weiteres.“ Clotilde hob einen der dichten Fenſtervorhänge auf, und deutete auf die Straße: „Sehen Sie wohl? ſagte ich's nicht? da iſt er wieder, der zähe Böſewicht!“ — Der Ritter ſah hinunter und mußte lachen, ob ihn gleich der Eigennutz, der ſchlecht verhehlt in Clotildens Entſchuldigungen zu liegen ſchien, übel verſtimmt hatte.

Rangoni hatte allerdings den Ritter von der traurigen Geſtalt zu ſeinem Vorbilde gemacht. Die Halbuniform, die er trug, zeigte den Faden, die Achſelquaſte war geſchwärzt und aufgelockert. Manchen Tag war ſchon kein Friſeur mit ſeinem Haar beſchäftigt geweſen, und ſein Bart wucherte wie der eines Pilgers oder Galeerenſclaven. Er ſchien ſich blaß gehungert zu haben, Weſte und Beinkleider ſchlotterten um ſeinen Leib. Ein Paar elende ſpaniſche Kamaſchenſtiefel bekleideten ſeine Füße. Sein überaus langer Degen diente ihm, ſeine wankenden Schritte zu unterſtützen; unterm rechten Arm hielt er den Hut, worein er, wie ein völliger Narr, einen Zettel der Feſtoper

„Tomyris“ geklebt hatte. — Das boshafte Lachen der Vorübergehenden, die Flucht, die ſeine Freunde allenthalben vor ihm ergriffen, kümmerte ihn nicht im geringſten; er patrouillirte unter Clotildens Fenſtern, oder ſtand Wache in ihrer Straße, als hätte er in ſeinem Leben nichts anderes als dieſe verrückte Beſchäftigung getrieben.

Emmanuel lachte; Clotilde verzog aber kaum das Geſicht, und konnte eine bittere Bemerkung nicht zurückhalten: „Iſt es nicht zum Verzweifeln, daß mir, die niemals auf Erden ein liebend Herz erobern konnte, daß gerade mir die Verfolgung einer Leidenſchaft werden muß — oder eines Wahnſinns, wenn Sie wollen — der mich nur erniedrigt, ſtatt mich zu ehren? Ich bin ein entſchloſſenes Weſen, ich habe Zunge und Zähne in meiner Gewalt, und weiß aufdringlichen Buſchkleppern zu begegnen; dennoch fürchte ich viel von jenem unſaubern Tagdieb, deſſen Bosheit vielleicht größer iſt, als ſein Wahnſinn.“

Emmanuel gab ihr den Rath, ſich an den Grafen Ojeda zu wenden. Sie that es; der Graf beſchwerte ſich bei der zahlreichen Verwandtſchaft des Rangoni. Der Senior dieſes edeln Geſchlechtes, der ſchon lange mit Betrübniß den ehemaligen Ausſchweifungen des Marcheſe und ſeiner jetzigen vorgeblichen oder wirklichen Verrücktheit zugeſehen, ermahnte denſelben, ſeinen Ruf und ſein Vermögen nicht unwiederbringlich zu verſchleudern; es war jedoch alles in den Wind geredet. Endlich bat die Familie einſtimmig den Herzog ſelbſt um Vermittlung: entweder möchte er die Sängerin entfernen, die zu dem Unheil Veranlaſſung gegeben, oder über den Marcheſe ſelbſt in der Art verfügen, daß er nicht mehr im Stande ſey, die

Ehre des ganzen Hauſes an den Pranger zu ſtellen, und ſeine Habe ſo unverantwortlich zu verſchwenden. — Der Herzog, der nicht einſah, warum die unſchuldige Glafferi die Strafe der Thorheit des Rangoni tragen ſolle, verſprach ein Mittel zu erſinnen, den Menſchen auf beſſere Wege zu bringen. — Während indeſſen dieſe Sache noch ſchwebte, war Rangoni bereits davon in Kenntniß geſetzt worden, und ſeine Unbändigkeit verleitete ihn, plötzlich aus ſeiner leidenden Stellung in eine angreifende überzugehen, um, wo möglich, den Knoten mit einem Streiche zu durchhauen. Angelernt von dem Witze, der gar oft dem Irrſinnigen nicht fehlt, alſo um ſo viel weniger dem frechen Sittenverächter, der ſeinem Uebermuth das Kolorit der Narrheit gibt, drang der Marcheſe zu einer Stunde, da Clotilde allein war, und ſich eines Ueberfalls nicht verſah, in ihre Zimmer. Sein Auftritt war der eines Wüthenden. Er hinderte die Erſchrockene, nach Hülfe zu rufen, zog eine Piſtole hervor und verſchwor ſich auf's Fürchterlichſte, die Kugel in ſein Hirn jagen zu wollen, wenn Clotilde nur den mindeſten Lärm machen würde. Dann hielt er eine lange pathetiſche Anrede, worinnen er die Leiden ſeiner Seele ſchilderte, und das Uebermaß ſeiner Erbitterung, als ihm die Kunde geworden, daß Clotilde ſelbſt ſeiner Verwandten Zorn entflammt habe. Er ſchloß mit der Betheuerung, daß er, der getreueſte, der zartfühlendſte Liebhaber, um ſo weniger gehofft hätte, verſchmäht zu werden, als der verhaßte Abenteurer d'Aſtorga in Clotildens Hauſe freien Zutritt genieße. „Ich verlange, daß Du ihm entſageſt," rief er, „und daß Du die Meinige werdeſt. Ich habe gewettet, ich habe geſchworen auf Deinen Beſitz, und Rangoni hat noch nie eine Wette verloren. Willſt Du meine Geliebte ſeyn? Alles Gold, das ich habe, liegt zu Deinen Füßen. Willſt Du meine Gattin heißen? Noch heute trete ich mit Dir vor den Altar. Aber ſage, daß Du den flachshaarigen Schäfer verwirfſt, und daß er nie wieder über Deine Schwelle kommen ſoll!" — Clotilde hatte ihre Faſſung während der langen Rede wieder errungen. Mit dem kühnſten Trotz maß ſie ihren Gegner, und leidenſchaftlicher als er ſelbſt, antwortete ſie ihm: „Hier liegt Dein Gold, hier liegen Deine Gaben, ich trete ſie mit Füßen, als einen Sold der Schmach. Deinen Namen zu führen, abſcheulicher Menſch, wäre mir keine geringere Schande. Hebe Dich hinweg aus einem Hauſe, das dem edeln d'Aſtorga ſeine Thüre nie verſchließen wird, denn er iſt mein Freund, mein Schutzengel; .... ja, erfahre es, um mit einem Schlage alle Deine ſchändlichen Abſichten vereitelt zu ſehen: ich liebe ihn, den Ritter, ich liebe ihn von ganzer Seele, ich liebe ihn, wie ich Dich haſſe, Du Elender!"

Rangoni, von dieſer unverholenen Entgegnung niedergedonnert, vergaß, von ſeiner Piſtole und von einem Kunſtgriff, den er in Bereitſchaft hatte, um Clotildens Eiferſucht zu entflammen, Gebrauch zu machen; ſchlug ein ungezogenes Gelächter der Wuth auf, und ſtieß eine wilde Drohung aus: „Der ſoll nicht leben, der ſich Deiner Gunſt rühmen darf, während ich daran verzweifle!" Mit dieſem Schreckensworte entfloh er, um ſeine Rache in's Werk zu ſetzen. — Am nämlichen Abend wußte die ganze Stadt, daß Rangoni den Ritter d'Aſtorga in ſeiner Wohnung überraſcht, und mit allen erdenklichen Beſchimpfungen überhäuſt hatte. Auf die Weigerung Emmanuels, dem Raſenden eine Genugthuung zu geben wegen eines eiteln Hirngeſpinſtes, hatte Rangoni ſich thätlich an ſeinem Gegner vergreifen wollen, aber der Ritter, von ſeinen Bedienten unterſtützt, war ſeiner Meiſter geworden, und die nahe Schloßwache hatte den Friedensſtörer als einen Arreſtanten aufgenommen.

Am nächſten Morgen vor den Herzog ſelbſt gebracht, verläugnete der böſe Menſch, mit dem Fürſten unter vier Augen, ſeinen angebornen Trotz nicht. Auf die Bemerkung des Herzogs, daß ſein zügelloſes Betragen ihn mit ſtrenger Ahndung bedrohe, wenn er nicht eilen würde, ſein Unrecht einzuſehen, zu bekennen, und den Schauplatz ſeiner Gewaltthätigkeiten zu meiden, erwiederte Rangoni: „Ich will ſehen, wie weit Sie, mein Herzog, die Sache gegen ein edles Blut, wie das meinige, treiben werden, um einen Abenteurer zu beſchützen, der für meinen Degen zu gering, nur für meine Reitpeitſche gut genug iſt. Doch erlauben Sie mir, Ihre Machtſchritte wegen meiner Leidenſchaft für eine Opernheldin ſonderbar zu nennen. Wie mögen Eure Hoheit für den Ruf einer Sängerin in die Schranken treten, während an Ihrem eigenen Hoflager das Scandal zu Hauſe iſt? Unmöglich kann doch Ihnen ein Geheimniß ſeyn, was die ganze Reſidenz weiß: daß der hergelaufene Muſikant der Günſtling ihrer Nichte, ihr innigſter Günſtling geworden iſt? Säubern Sie vorerſt Ihren Palaſt von dem Gräuel der Unſittlichkeit, ehe Sie über die flüchtige Galanterie eines unabhängigen Edelmannes den Stab brechen!“

Die Unverſchämtheit, womit dieſe Offenbarung gemacht wurde, ſtürzte den Herzog beinahe ohne Bewußtſeyn in ſeinen Seſſel nieder. — Es iſt nicht bekannt geworden, worinnen die weitere Unterredung des Fürſten mit Rangoni beſtand. Aber nach wenigen Minuten wurde der unbeſonnene Tollkopf in einer feſtverſchloſſenen Kutſche nach Monte-Chiarugolo auf das zum Staatsgefängniß eingerichtete Schloß geſendet; und nach einer ſtürmiſchen Zuſammenkunft des Fürſten mit Gabriele erhielt Emmanuel den ſtrengen Befehl, augenblicklich nach Sala abzugehen, und dort die weitern Befehle des Herzogs abzuwarten. Der Unglückliche ahnte zwar den Beweggrund dieſes Befehls, aber ſeine Gefahr wurde ihm beſtätigt durch eine geheime Botſchaft der Prinzeſſin ſelbſt, die ihm, außer ſich vor Scham und Verzweiflung, meldete, alles ſey entdeckt und nur von Gottes und des Fürſten Barmherzigkeit eine Wendung des drohenden Schickſals zu erwarten. „Jedenfalls — bat ſie — gehorche um meinetwillen dem Gebot des Herzogs, und verſuche nicht eine Flucht, die ſowohl Dir als mir, der Unglücklichſten, verderblich werden müßte."

Mit welchen Gefühlen ſah Emmanuel das Jagdſchloß wieder, in deſſen traulichen Gemächern er ſich einſtens ſo wohl befunden! Die Wälder, die ihn vordem ſo friedlich umſchattet! Sala, wo, ſeinen Erwartungen zufolge, das Glück ſeinem Leben die Krone hatte aufſetzen ſollen! Mit welchen Empfindungen ſchaute er in die verwichenen Jahre zurück! Er war nahe daran, Alles, was ſich in Parma ſeit Jahren begeben, für ein Blendwerk zu halten. Er ſtaunte jetzo ſelbſt über die kecke Anmaßung, mit welcher ſein Leichtſinn Hand in Hand gewandelt war. Er, der ſich geſchmeichelt hatte, ganz Parma, beim Herzog angefangen, werde taub und blind ſeyn für ewige Zeiten: er, der im Wahne geweſen, er zähle nur Freunde und keine Neider, weil alle ihm die Hände drückten oder ihm ſcharwenzelten, er empfand nun doppelt ſchwer das Gewicht der Beſchämung, das ihn zu Boden drückte; denn nur die Beſchämung ſchmerzte ihn. Er bereute nicht, den Blick zu der Herrin erhoben zu haben; er fand es ſo natürlich, ſie zu verehren wie das Heiligſte, und ſie zu lieben, wie das eigene Leben. Aber das Geheimniß durchſchaut zu ſehen von gemeinen Seelen, die ein edles Verhältniß zu verſtehen unfähig ſind, — dieſe Demüthigung raubte ihm jeglichen Muth, und jede Strafe, die ihn erreichen mochte, ſchien ihm dagegen unbedeutend.

Der Kaſtellan von Sala, der den Ritter in früheren Zeiten liebgewonnen, bedauerte die Ungnade, die denſelben betroffen, ohne von der Urſache Näheres zu wiſſen, und ſpielte eben nicht den Kerkermeiſter. Er ließ dem ſeiner Obhut Anbefohlenen alles zukommen, was zu ſeiner Zerſtreuung, zu ſeinem Troſte dienen mochte. — In einer der Frühſtunden des dritten Tages, den Emmanuel als Verbannter in Sala zubrachte, trat der Kaſtellan zu ihm, der in einer offenen Galerie des Gartens luſtwandelte: „Iſt Ihnen gefällig, einen Beſuch anzunehmen, Don Emmanuel? Ein junger Herr von Parma bittet inſtändigſt um ein paar Minuten. Mir iſt gerade nicht verboten worden, Leute zu Ihnen zu laſſen und der junge Mann ſcheint ſo viel warme Theilnahme für Sie zu hegen, daß ich ſelbſt bitten möchte....“ — „Ach, mein Gott, wozu die Umſtände? Ich nehme ihn gern an. Was er auch bringen mag .... unglücklicher als ich ſchon bin, kann ich nicht werden."

Nach wenigen Minuten kam der Fremde auf den Ritter zu, der ihn am Ende der Galerie erwartete. Der Kaſtellan zeigte ſich noch in der Ferne, und beobachtete etwas neugierig, wie ſich der Empfang des Fremden geſtalten würde. Emmanuel bemerkte den Aufſeher, und hielt daher mit aller Kraft an ſich, als er in dem Beſucher auf den erſten Blick die Giafferi erkannte: „Unbeſonnene, was machen Sie hier?" — „Ich habe nicht gegrübelt, nicht gewählt, nicht abgewogen, als ich mich entſchloß, zu kommen, Emmanuel. Die Klugheit iſt ſelten meine Rathgeberin. Meines Herzens Drang reißt mich zu Ihren Füßen, Emmanuel." Clotilde machte eine Bewegung, die den Ritter erſchreckte: „Nehmen Sie ſich zuſammen, wir ſind beobachtet. Um's Himmels willen, thun Sie nichts, das unſere Sache noch verwickeln könnte! Mein Leben iſt durch Ihren Rangoni ſchon zertrümmert worden. Bringen Sie ſich ſelber nicht um die Vortheile Ihrer Stellung, indem Sie an mich, den Schmachbedeckten, ſich heften!"

Clotilde faltete ihre Hände ſchmerzhaft vor ihrer Bruſt: „Jedes Ihrer Worte, Emmanuel, iſt ein Dolchſtich in mein Herz. Ja, Sie haben geſagt, wie es iſt, wenn auch Ihr Mitleid Ihren Gedanken verſchleierte: ich, ich bin Schuld an Ihrer Lage. Ich habe den Wüthenden gereizt. Ich bin zu Ihrem Unglück nach Parma gekommen. Sie müſſen mich haſſen, mich verwünſchen, Emmanuel. Es wird Ihnen kein Erſatz ſeyn, zu wiſſen, daß ich leide wie auf dem Scheiterhaufen der Gotteslāſterer; denn ich weiß nun leider, daß Sie lieben, daß Sie geliebt ſind.

geliebt von einem Wunder der Schönheit, während ich mit einer Bruſt voll Liebe vergehe in der Nacht meiner Häßlichkeit, in ſchauriger liebeleerer Einöde. Aber Sie könnten glauben, daß ich den Verräther geworben, daß ich ihm das Wort des Todes auf die Zunge gelegt! Ich bin nicht boshaft, Emmanuel; Ihnen gegenüber kenne ich nicht den Neid, kenne ich nur den Schmerz. Ein Verdacht von Ihrer Seite wäre mir entſetzlich. Sprechen Sie mich davon frei, und verzeihen Sie mir meine Unbeſonnenheit!“

„Ich haſſe Sie nicht, ich beargwohne Sie nicht; beruhigen Sie ſich, Signora. Aber gehen Sie, denn wahrhaftig, wie Sie ſagten, Ihre Nähe bringt mir nicht Glück, und hab' ich auch vor einer Minute noch geäußert, daß mich nichts auf Erden unglücklicher machen könne, als ich ſchon bin, ſo zwingt mich eine ſchwarze Ahnung jetzt, dieſes Vertrauen zu ermäßigen.“

Clotilde gerieth in die äußerſte Bewegung: „Mein Gott, mein ſtarker Gott! Ich, ich, ihn unglücklich machen, den ich liebe? O ſey gerecht mit meinem Elende, ſieh an meine Seele voll von Wunden. Wo iſt ein Leiden, wie das meinige? Du trägſt eine unvergängliche Erinnerung aus dieſem Lande mit Dir fort, einen Reichthum zauberiſcher Erinnerung.... ich würde an dem Viertheil derſelben mein Leben lang zehren.... aber mir bleibt nichts, nichts als Trauer und Verlaſſenheit. Sage wenigſtens, daß Du mir vergibſt. Sieh mich hier vor Dir auf meinen Knien! Stoße mich nicht von Dir. Ich hätte fußfällig um Deine Liebe betteln mögen.... noch beſſer ziemt mir. alſo Deine Verzeihung zu erflehen!“

„Sind Sie denn raſend? Richten Sie ſich auf. Schon zeigt ſich wieder dort am Spalier der Kaſtellan. Er kömmt auf uns zu. Um Ihrer ſelbſt willen, laſſen Sie ſich nicht in dieſer Stellung überraſchen.“

Die Giafferi gehorchte. Aber mit der trotzigen Beredſamkeit, die ihr eigen, drang ſie in Emmanuel, zu entfliehen: „Wer ſteht dafür, daß nicht die Willkür Deine ganze Zukunft vernichte, Emmanuel? Du haſt, die Du liebeſt, auf immerdar verloren. Rette wenigſtens Deine Perſon. Sieh dort das Gitter, das in den Park hinausführt; es iſt nur angelehnt. Ein Schritt macht Dich frei. Meinen Wagen findeſt Du jenſeits der Straße. Ich decke hier Deine Flucht. Ich habe in meinem Wagen Geld mitgebracht: Alles, was ich beſitze, es iſt nicht unanſehnlich. Bediene Dich des Geldes und fliehe ſchnell. Haſſe mich, wenn Du willſt, ewig, ſo lang ich Dich lieben werde, aber rette Dich!“ — „Wo denken Sie hin, Clotilde? Der Herzog iſt mein Herr; ich habe ihn beleidigt; ich will erwarten, was er über mich beſchließt.“

Wirklich näherte ſich der Kaſtellan mit den eilfertigſten Schritten, die Emmanuel je an ihm wahrgenommen hatte. Er trug in ſeiner Rechten mit einer wahrlich rührenden Ehrfurcht auf einem ſilbernen Teller einen Brief; unwillkürlich bog ſich ſein Knie, als er den Brief dem Ritter hinreichte, und dabei mit zerknirſchtem Tone ſagte: „Ein Schreiben von Sr. Hoheit. Der Brief koſtet ein Pferd, und der Reiter iſt halbtodt. Ich wünſche Glück.“

Der Kaſtellan trat unterthänigſt ab. Emmanuel ſtand regungslos, den Brief in der Hand. Die Schrift der Prinzeſſin.... der Kurier, der auf dem kurzen Wege ſein Pferd zu Schanden geritten.... „Ich halte hier mein

Endurtheil in Händen!“ ſprach Emmanuel, und erbrach das Schreiben. Blaß, und geſpannt wie Emmanuel, ſtand einen Schritt von ihm die Giafferi, und beobachtete mit ängſtlichen Wallungen den Eindruck, den das Schreiben auf ihren Freund machte. Sie kannte die Handlungsweiſe der Fürſten in wichtigen Dingen nur aus der Oper, und weil in denſelben der mindeſte Tyrann von Ketten, Schwert und Todesurtheil ſingt, fürchtete ſie auch für Emmanuel das Aergſte. Allein wunderbarer Weiſe ſchmückten bald fröhliche Farben ſein Angeſicht, ein Lächeln, ſo hell wie die Sonne, verſchönerte ſeinen Mund.... immer heiterer wurde der blauen Augen Glanz. Endlich fiel er nieder auf ſeine Knie, hob das Blatt gen Himmel, und: „Mein Gott, ich danke, ich danke Dir!“ ſtammelten ſeine Lippen.

Ein wilder Krampf zog Clotildens Herz zuſammen. Emmanuels Entzücken war zu heftig, als daß Clotilde es hätte theilen können: „Was iſt? was iſt?“ Sie konnte nicht ein Mehreres fragen, und Emmanuel, der ausrufen wollte: „Ich bin am Ziele!“ und leſen wollte mit lauter Stimme, was ihn beſeligt, vermochte nicht, dazu den Athem zu gewinnen. So reichte er denn das Blatt ſelber der Giafferi, deren Augen gerade noch ſo lange boshafter Weiſe ihren Dienſt verrichteten, bis ſie geleſen hatte:
„Eilet, ihr Zeilen, eilet ſo ſchnell als möglich in die
„Hände des Freundes! Sagt ihm die Tage, die ich ver-
„trauert, die Nächte, die ich verweint. Sagt ihm den
„Schmerz, der mich gefoltert, als mir die Verläumdung
„lügen wollte, er liebe neben mir eine Andere, eine
„Sängerin, das Meduſenhaupt! Sagt ihm auch, wie ich

„ihn überwunden den Schmerz, wie ich ihn beſiegt durch „den Glauben und das Vertrauen auf den Freund. Nein, „nein, das wäre nicht möglich, zu glauben.... eben ſo „wenig, als zu bezweifeln iſt, daß ſie, ſie meinen Freund „ſo heiß verehrt, als Er ihrer kalt entbehren mag!.... „Doch wozu von jener Perſon reden, wenn ich zu ſagen „habe, daß meine Bitten den Guten beſänftigt haben? „Sie haben noch mehr bewirkt: er gibt ſeine Einwilligung, er will Deinen alten Adel herſtellen laſſen.... „Sala wird unſer ſeyn.... der Prieſter uns vereinigen.... „der Gute ſelbſt will Dir es verkündigen. Ich eile, dieſen „Brief abzufertigen, daß er noch einige Minuten vor dem „Herzog anlange....“

In einem Nu hatte die Giafferl obige Zeilen geleſen; im nächſten Moment lag ſie ſchon, zuſammenbrechend unter'm Gewicht ihrer Schmerzen, am Boden: „Weh mir, weh mir! ich hatte Thränen für Dein Unglück; ich habe keine Freude für Dein Glück. Es tödtet mich; ich ſterbe, wenn es ſich vollendet!“

Der Herzog, der zur ſelben Zeit von Parma mit leichten Roſſen kam, hatte den kürzern Weg durch den Park eingeſchlagen, und war, die Nebenpforte paſſirend, in der Nähe der Galerie angelangt, ehe Jemand die Nachricht ſeiner Ankunft hätte dahin bringen können. Plötzlich, wie aus der Erde gewachſen, ſtand er vor Emmanuel, der in ſeinen Armen, auf ſeinen Knien die halbbewußtloſe Clotilde hielt, und ſie mit den liebreichſten Namen rief, um ſie zu beſänftigen.

Einen Auftritt wie dieſen hatte der Herzog nicht erwartet. Sein Stolz empörte ſich: „Ein Weib? die

Giaſſeri? gilt es hier die Probe einer Opernrolle? Man ſchaffe dieſes Weib auf der Stelle fort!“ — Clotilde ſträubte ſich wild, ſie redete wie im Fieber: „Wer ſeyd Ihr? wer reißt mich von meinem Geliebten, von meinem Leben, von meinem Gott? Laßt mich ſterben neben ihm, den ich unausſprechlich liebe!“ — Sie mußte dann der Gewalt nachgeben, und wurde fortgebracht.

Emmanuel umklammerte des Herzogs Kniee; er wollte erklären, entſchuldigen, ſich rechtfertigen. Aber mit unerbittlicher Strenge zeigte der Herzog auf Gabrielens Brief, den er von der Erde aufgehoben hatte: „Dieſer Brief war hier in ſchlechter Geſellſchaft, ich nehme ihn zurück, und erkläre ihn als nichtgeſchrieben. Ich bedaure, ein ernſtes Amt vollziehen zu müſſen; ich hatte mir geſchmeichelt, ein milderes verwalten zu dürfen. Aber jetzt, mein Herr, jetzt iſt Alles zu Ende, hören Sie? zu Ende. Bemühen Sie ſich nicht, Zweifel in mir zu erregen. Sie haben zu Ihrem Undank die Schmach, die lächerliche Schmach gefügt; es muß Alles zu Ende ſeyn. Meine Nichte wird vergeſſen; Sie werden ſich augenblicklich aus meinen Staaten entfernen. Adieu, mein Herr. Ihr Gepäck ſoll Ihnen nach Mailand geliefert werden, und ich will als die letzte Aeußerung meiner übel belohnten Gunſt — wenn Sie es wünſchen — noch eine Empfehlung an den Kaiſer beilegen für den Klavierſpieler und Tenorſänger Emmanuel d'Aſterga. Adieu, und gutes Glück, mein Herr!“

* * *

IX.

So war alſo Gabrielens erſte Ahnung, ſo war Clotildens letzter Wunſch in Erfüllung gegangen: Emmanuels Glück, in trügeriſcher Blüthe ſtehend, vollendete ſich nicht! Ihm blieb nicht Wahl, nicht Hoffnung mehr. In Mailand befeuchtete er mit Thränen die Trümmer ſeiner ſtolzen Erwartungen, und fragte ſich: „Was nun? wohin?“ — Ein einziger Ort auf Erden zog ihn an: dort hätte er gern ſeinen Kummer auf immer begraben. Sein verwundetes Herz lechzte nach dem ruhigen Aſyl von Aſtorga. — Da trat ein Pilger vor ihn, und überreichte ihm ein Päckchen. Darinnen lagen Baldomero's letzte Grüße und ſein Segen und das Bild der Mutter. — Auch Aſtorga war von nun an für Emmanuel verſchloſſen. Nach langem Brüten und Sinnen faßte er den Muth, die eiſerne Laſt ſeines Weh's durch die Welt zu ſchleppen. Er flüchtete ſich, da er unglücklich geworden, nach dem Beiſpiel Clotildens, in das himmliſche Reich der Kunſt, in den Troſt der Gebeugten, und pflegte fortan nur die Liebe zur Muſik in ſeinem Buſen. — So kam er nach Wien, und beſſere Tage ſchienen ihm zu blühen. Doch bald ſtarb der Kaiſer Leopold und ſein Nachfolger Joſeph, der das Geſchwätz eines abgerichteten Papagayen höher ſchätzte, als die

Tonkunſt, entließ den Ritter ſeiner Dienſte, wie noch vielen ſeiner Apollobrüder widerfuhr.

Emmanuel wanderte nach Dresden, nach Hamburg, nach Liſſabon. In der ſächſiſchen Reſidenz traf er wieder mit der Giafferi zuſammen. Von dem Wahn durchdrungen, daß dieſes Weib ihm überall Unglück zu bereiten beſtimmt ſey, verweilte er nicht, und zog weiter. Sein intereſſantes Aeußere, ſein würdevolles Benehmen, und ſeine Gewohnheit, ſein Talent nie vor dem großen Haufen, ſondern nur in den gewählteſten Zirkeln leuchten zu laſſen, erwarben ihm die ausſchließliche Gunſt der Gebildeten, und überall eine Stellung, die den Künſtler hätte befriedigen müſſen, wenn der Menſch zufrieden geweſen wäre. Aber allenthalben folgte ihm die ſchwarze Sorge, der nagende Kummer, um ſo ſchmerzlicher, als er ihn tief in ſein Inneres verſchloß, und hinter der Maske weltmänniſchen Gleichmuths zu verhehlen trachtete. — Dennoch ſchien er in Liſſabon Ruhe zu finden, und eine bleibende Stätte zu gewinnen. Italien war ihm verhaßt, in Spanien, unter den Augen ſeiner Wohlthäterin, getraute er ſich nicht, zu erſcheinen. Aber der Aufenthalt in Portugals Hauptſtadt, am Saume der europäiſchen Küſten, ſagte ihm, ſo viel als möglich, zu. Indeſſen verfolgte ihn bald auch dort ſein Unſtern. Die künſtleriſchen Hin- und Herzüge der Giafferi brachten dieſe auch nach Liſſabon. Am Abend ihrer Ankunft wurde eine kleine Oper von Aſtorga, „Daphne“, aufgeführt, und erhielt keinen Beifall. Mit abergläubiſchem Schrecken packte Emmanuel ſeine Habſeligkeiten, begab ſich eiligſt an Bord eines Schiffs, das nach Marſeille die Anker lichtete, und ſtieg in Frankreich an's Land. Paris nahm den fliehenden Künſtler auf, und hätſchelte ihn lange Zeit, doch wollte der Leichtſinn des franzöſiſchen Kunſtgeſchmacks dem ernſten Komponiſten nicht behagen. Gleichwohl blieb er ohne gar zu großen Widerwillen und erntete Lorbeern, ſo in Paris wie in Verſailles, bis ihn zwei erſchütternde Botſchaften ereilten. Die erſte meldete ihm den nach dem Tod der Königin von Spanien und einer allzudeſpotiſchen Zwiſchenregierung erfolgten Sturz der Prinzeſſin Urſini; die zweite Gabrielens Vermählung, die um einige Wochen ſpäter als diejenige ihrer Schweſter, der neuen Königin von Spanien, gefeiert worden war. Nachdem ſie ſchon lange ihre Liebe vergeſſen, und ihr Herz andern Günſtlingen geſchenkt, hatte die Prinzeſſin auch ihre Hand weggegeben. Dieſe ſchmerzenreiche Poſt brachte den armen d'Aſtorga beinahe um den Gebrauch ſeiner Sinne. Ihn rettete nur die nicht lange zögernde Kunde von dem frühen Hinſcheiden der leichtſinnigen Neuvermählten. Die Trauer um ihr Leben milderte Emmanuels Trauer um ihre Liebe. — Dennoch fühlte er ſich veranlaßt, auch die Nachbarſchaft von Italien zu meiden, und ſchiffte nach England über.

Dazumal kämpften in London beharrliche Streiter um den Triumph auf der Opernbühne: der gewaltige Händel und der leidenſchaftliche Buononcini, Attilio in ſeinem Gefolge. — Dieſe Kämpfe berührten Emmanuel nicht, der in ſeiner ſtillern Sphäre wirkte, und, um ſeine Seelenleiden zu überwinden, gerade mitten unter den ſtarren

Formen des Proteſtantismus der katholiſchen Kirchenmuſik all' ſein Streben zuwendete. Dort vollendete er ſein berühmtes Stabat Mater, dort ſein bis jetzt nur unvollſtändig wieder aufgefundenes Requiem. — Ein einzigmal — Aſtorga befand ſich ſchon lange in London — wurde ſein Name in dem Händel'ſchen Kriege genannt. Buononcini, dem kein Mittel unpaſſend ſchien, über den deutſchen Nebenbuhler einen, wenn auch nur vorübergehenden Triumph zu feiern, hatte der muſikaliſchen Akademie ein Madrigal vorgelegt, das ſo ausgezeichnet erfunden wurde, wie noch keines. Die Schiedsrichter der genannten Geſellſchaft entblödeten ſich nicht, zu behaupten, Händel vermöge nicht etwas Aehnliches hervorzubringen. Der deutſche Meiſter ſpie Feuer und Flammen; dennoch mußte er ſelbſt bekennen, daß die Arbeit eine ausgeſucht vollendete ſey. Hierauf, nach kurzer Friſt, wurde dem Buononcini ein vollkommener Sieg über Händels Operndichtungen, und immer mengte ſich in das Geſchrei ſeiner Bewunderer das Pochen auf jenes berühmte Madrigal. — Nun wollte einſt der Zufall, daß dem Ritter d'Aſtorga dieſe Arbeit gezeigt wurde, und er war unerſchrocken genug, zu ſagen, daß nicht dem Buononcini, wohl aber dem Maeſtro Lotti das Madrigal angehöre, und daß ſich der eitle Modeneſer mit fremden Federn geſchmückt habe. Und er bewies, was er geſagt. — Des Buononcini Anſehen ſtürzte hierauf unwiederbringlich zuſammen, und Aſtorga bereute nicht, was er gethan; theils um der Gerechtigkeit willen, theils auch etwa einem ungerechten Groll nachgebend, den er gegen Buononcini, als denjenigen, der das Auftreten der Giafferi in Parma veranlaßt, gefaßt hatte. Buononcini wüthete, aber die beiden Widerſacher begegneten ſich nicht.

Ungefähr um dieſe Zeit erhielt Emmanuel eine Einladung, bei der verwittweten Gräfin Appleby auf ihrem Landhauſe, fünf Meilen von London, zu Mittag zu ſpeiſen. — Er kannte zwar die Dame nicht; jedoch, um der Höflichkeit zu genügen, und eine ihm vielleicht vortheilhafte Bekanntſchaft zu machen, nahm er die Einladung an, und fuhr am beſtimmten Tage nach dem Landſitz. Er merkte bald, daß er in dem Geſchmack und Reichthum verrathenden Hauſe der einzige erwartete Gaſt war. — Bei der Gebieterin des Hauſes eingeführt, ſah er ſich mit unnennbarem Entſetzen der gefürchteten Giafferi gegenüber. — Er gab ſich nicht die Mühe, dieſes Entſetzen zu verhehlen. — Aber mit der liebenswürdigſten Gefälligkeit erſuchte ihn die Gräfin, neben ihr Platz zu nehmen, und redete zu ihm die Sprache einer ruhig und beſonnen gewordenen Freundin. Es waren ſeit der Begebenheit in Sala manche Jahre verfloſſen. Die Zeit hatte Clotildens Heftigkeit umgeſtimmt; ihre Züge hatten ſchnell gealtert Die Reſignation führte in ihrem Munde das Wort: „Ich habe mir die Freude nicht verſagen mögen, unter meinem jetzigen Namen, der Ihnen unbekannt, Sie, der mich wie die Peſt flieht, in mein Haus zu locken. Gönnen Sie Ihrer bewährten, wenn auch verſtoßenen Freundin den Troſt, noch einmal den Mann zu ſchauen, dem allein auf Erden ihre Seele jemals huldigte. Fürchten Sie nicht, daß die Wittwe Appleby heute die leidenſchaftlichen Extravaganzen der jungen Clotilde erneuern werde. Mit nichten. Sie ſehen, mit Ihnen ſprechen, weniger von den vergangenen Zeiten, als von Ihrer eigenen Zukunft .... nur dieſes war und iſt mein Verlangen. Wie geht es Ihnen? Wie leben Sie? Was haben Sie vor? Werden Sie in England bleiben?“

Emmanuel, noch nicht gänzlich von ſeiner Beſtürzung zurückgekommen, antwortete ausweichend. Aber die Gräfin kannte ſeine Verhältniſſe beſſer. Nachdem ſie freundſchaftlich mit einander geſpeist hatten, erzählte Clotilde, wie in Liſſabon ein vornehmer engliſcher Herr um ihre Hand geworben und ſie erhalten: „Ich fürchtete, Ihnen, Herr Ritter, einſtens wieder zu begegnen, wenn ich in meiner Laufbahn verblieben wäre, und wollte Ihnen den Anblick des Meduſenhaupts für immer erſparen, indem ich mich im kalten England vergrub. Was kümmerte mich auch die Wärme des Bodens, da mein Herz dazu beſtimmt war, niemals warm werden zu dürfen? So hab' ich hier gelebt, die körperlichen Leiden meines Gatten durch Pflege mildernd, umgeben von Reichthümern, die mir nicht lachten, kinder- und freudenlos, bald eine Wittwe. Das meine Geſchichte. Die Ihrige wird wechſelvoller ſeyn, als die Begebenheiten einer Einſiedlerin, die ſeit geraumer Zeit nur hin und wieder etwa einen Landsmann ſieht, der aus der Hauptſtadt herbeizukommen ſich herabläßt, um meine Langeweile auf ein paar Stunden zu theilen. Den Engländern werde ich ſtets ein fremder Vogel bleiben, und die Wahrheit zu ſagen — es iſt mir recht. Ich habe auf beſſere Herzen Verzicht leiſten müſſen. Alſo Ihre Schickſale, mein Freund?“

Emmanuel erzählte, ohne irgend einen zartern Punkt mit einer Silbe zu berühren. Die Gräfin ehrte dieſes Schweigen, aber mit freundlichem Verweiſe gab ſie ihre eigentliche Abſicht dem Ritter kund: „Sie ſagen mir nicht Alles, beſter Freund. Ich weiß, daß in Ihren äußeren Umſtänden unangenehme Aenderungen vorgegangen ſind. Ihre ſpaniſchen Penſionen ſind verſiegt. Sie leben in London zwar anſtändig, aber die höchſte Sparſamkeit iſt Ihnen als Pflicht auferlegt, wenn Sie beſtehen wollen. Indeſſen iſt ein Genius wie Sie nicht auf der Welt, um zu darben. Wollten Sie von mir, der mit Ueberfluß Bedachten, annehmen, was Königinnen und Fürſtinnen Ihnen nicht mehr reichen? Sie hatten mich einſt im Verdacht, als wäre mit dem Blute der Mutter auch ihres Volkes Habſucht auf mich übergegangen. Sie irrten ſich. Ich achte das Gold viel zu wenig, als daß ich mir zum Verdienſt anrechnen ſollte, das meinige mit Ihnen zu theilen. Es iſt das Schlechteſte, das ich Ihnen jemals anbieten konnte. Nehmen Sie wenigſtens dieſes aus meinen verachteten Händen an.“

Emmanuel weigerte ſich deſſen, was er gethan haben würde, hätte auch nicht die Clotilde von ehemals plötzlich ſo unverholen aus der Gräfin Appleby geredet. Eben ſo beſtimmt wies er den Antrag von ſich, den Clotilde ihm machte, ihr Haus in London, im Fall er in England bliebe, als das ſeinige anzuſehen mit Allem, was darinnen. Die Gräfin wurde in einem hohen Grade empfindlich: „Ich ſehe, daß Sie mir gerade nur die ſchlimmſten Stunden Ihres Lebens verdanken wollen. Erlauben Sie jedoch, daß ich Sie heute hier behalte. Die Nacht iſt eingebrochen, der Weg unſicher. Laſſen Sie ſich's bis Morgen früh bei mir gefallen.“

Emmanuel willigte ein, trotz der Stimme in ſeinem Innern, die ihm ſtets zuraunte: Geh, geh, hier iſt nicht gut ſeyn. Seine Höflichkeit ſiegte über das ungewiſſe Vorgefühl. Er hatte der Gräfin ſchon ſo viel abgeſchlagen, daß er ſich für verpflichtet achtete, ihr dieſen letzten armſeligen Wunſch mindeſtens zu gewähren. — Dennoch wurde ihm nicht traulich zu Sinne, obſchon in dem Salon, wohin ſie ſich begaben, die niedlichſte Einrichtung das Auge erfreute, und eine wohlthuende Flamme im Kamin praſſelte.

D'Aſtorga ſetzte ſich an's Klavier; er ſpielte einige Sätze aus ſeinem Requiem. Die Gräfin bewunderte die Arbeit: „Vortrefflich! Sie müſſen dieſe Muſik an meinem Sarge aufführen laſſen, Emmanuel!“ — „Welcher Einfall, Clotilde? Nach den Geſetzen der Natur werde ich unfehlbar Ihnen vorangehen, und daher mit Ihrem Requiem nichts zu ſchaffen haben.“ — „Des Menſchen Schickſal kümmert ſich nicht um die Geſetze der Natur. Ich werde jedenfalls vor Ihnen das dunkle Land betreten.“ — „Wie gerne doch die Frauen mit Todesgedanken ſpielen! Erwarten Sie erſt das Alter, das Ihre Pica hatte, als ſie ſtarb.“ — „Erinnern Sie mich nicht an die Gute. Sie mußte ſo lange leiden! Mein Ende — ſo hoffe ich — wird raſch verlaufen.“ — „Von etwas anderm, Signora, wenn ich bitten darf.“

Emmanuel tändelte eine leichte üppige Melodie aus den Saiten, und wühlte dann in den Muſikalien. „Was ſeh' ich? Tomyris? eine geſtochene Auswahl von Piecen aus jener Oper?“ — „Sie erſchien in London, mein Freund. Ich kaufte ſie, und vergnüge mich noch oft daran. Sie erinnert mich an ein Jahr, mit Freuden und Leiden im höchſten Maße geſegnet, und der Komponiſt blieb mir werth, weil er mich nach Parma geführt.“

Emmanuel ſchlug die Augen nieder vor der Verklärung auf Clotildens Stirne. Er theilte nicht die Vorliebe der Dame für die Oper und ihren Autor: „Sie haben Gelegenheit, ihm ſelbſt dieſe Werthſchätzung mit der That zu beweiſen. Sehen Sie den Buononcini zuweilen?“ — „Vor einigen Jahren hatte ich das Vergnügen häufig; ſeitdem hat ſich der Meiſter bei mir ſelten gemacht. Es iſt dem unruhigen Geiſte viel zu einförmig bei mir; vielleicht merkte er auch, daß mich ſein kapellmeiſterlicher Ton nicht ſehr erfreute. Die Autorität von ehemals paßt nicht mehr in unſere jetzigen Verhältniſſe.“ — „Haben Sie nicht von einer muſikaliſchen Fehde zwiſchen mir und dem Maeſtro gehört?“ — „Nicht das Geringſte. Ich komme ſo ſelten nach London und bin außer Verbindung mit der künſtleriſchen Welt.“ — „So will ich Ihnen denn erzählen....“

Das Rollen eines Wagens unterbrach den Ritter. Die Kutſche hielt vor dem Landhauſe. „Wer mag noch kommen zu ſo ſpäter Zeit?“ fragte die Gräfin, zum Fenſter gehend. Ehe ſie jedoch es öffnen konnte, rief der Bediente in das Zimmer: „Graf Ughi! Herr Buononcini!“ —

„Der Wolf in der Fabel. Sie erzählen mir ein andermal, Herr Ritter? nicht wahr?“

Die Herren traten ein: der ſogenannte Graf Ughi, ein Abenteurer, der als Goldmacher auf die Leichtgläubigkeit der Zeitgenoſſen ſpekulirte, und ſein vertrauter Freund, der Maeſtro Buononcini. Beide Herren waren in Reiſekleidern. Während der Graf ſich gegen die Hausfrau mit tauſend Entſchuldigungen herausließ, ſagte der Andere kurz und barſch: „Ich komme, werthe Clotilde, — im Begriff, mit dem Freunde hier nach Portsmouth zu gehen, um uns nach Frankreich einzuſchiffen, und das undankbare England zu verlaſſen — ich komme, mich bei Ihnen zu beurlauben. Wir ſehen uns vielleicht in unſerm Leben nicht mehr wieder. Mir iſt der Abſchied ſchmerzlich, aber noch ſchmerzlicher das drückende Gefühl, nicht Zeit gehabt zu haben, einen Menſchen aufzuſuchen und zu züchtigen . . . . . ach!“ — Buononcini bemerkte ſo eben den Ritter und blieb mit aufgeriſſenen Augen und Mund in der Rede ſtecken; ſeine Naſenflügel arbeiteten mit Macht und predigten ſeine bitterböſe Aufwallung.

„Der Ritter d'Aſtorga!“ ſagte die Gräfin, ihren Gaſt vorſtellend: „die Herren kennen ſich von länger, glaube ich?“ — „Wir kennen uns,“ entgegnete Buononcini grob. — Emmanuel war höflicher, obſchon gereizt: „Wir kennen uns. Fahren Sie in Ihrer Rede fort, mein Herr. Sie ſprachen — als ich Sie unterbrach — Sie ſprachen von einem Menſchen, den Sie züchtigen wollten?“ — „Ja, ja, ja; . . . . bei'm Jupiter, ja! und der Menſch, mein Herr Caballero da Nada, der Menſch ſind Sie und noch einmal Sie!!“

„Beſinnen Sie ſich, mein guter Freund. Sie befinden ſich nicht an der Spitze Ihres Ballettcorps!“ — Dieſe Ermahnung des zürnenden Ritters, die den Maeſtro an ſeinen ehemaligen Glanz und ſeine jetzige Verachtung erinnerte, machte den brutalen Menſchen noch brutaler. Ein Schimpfwort entfuhr ſeinem Munde. — „Sie ſind bei der Gräfin Appleby, die für ihren Gaſt Partei nimmt!“ erinnerte ihrerſeits mit Stolz die Dame des Hauſes. Aber es wurde ihr nur Spott und Gelächter zur Antwort: „Eh, eh, eh! laſſen Sie den Kothurn, meine Schöne; überheben Sie ſich nicht; denn, wenn ſie noch zehn engliſche Grafen ehelichten, ſo werden Sie doch immerhin in des großen Buononcini Augen die kleine Jüdin Clotilde bleiben, die ihm ihr Glück zu verdanken hatte!“ — „Unverſchämter!“ fuhr die Gräfin auf. Ughi hielt vergebens den ungeſtümen Mann zurück. Dieſer machte ſich los und drohte dem Ritter: „Da mir noch vor dem Abſchied die Freude gegönnt iſt, an Dir, Verläumder und Ehrabſchneider, mein Müthchen zu kühlen, ſo wird ſie mir der Himmel ſelbſt nicht verwehren!“ Er ging mit erhobener Hand auf Emmanuel los. Dieſer zog den Degen, und wehrte der beabſichtigten Mißhandlung.

Clotilde wollte ihren Bedienten rufen. Ughi, um Lärm zu vermeiden, hielt die Dame höflich, aber mit eiſernen Händen feſt. Indeſſen hatte Buononcini, zurückſpringend, ebenfalls den Degen gezogen, und unverſehens einen Stoß auf Emmanuels Bruſt geführt, der durch Rock und

Weſte drang, und unfehlbar das Herz getroffen haben würde, wenn nicht Conſtanzens Bildniß, das niemals von des Sohnes Buſen kam, den Streich hätte abprallen machen. Gleichwohl taumelte d'Aſtorga und fuhr mit der Hand nach der getroffenen Stelle. Clotilde und Ughi ſahen zugleich dieſes Taumeln, dieſe Bewegung. Mit dem Schrei einer Löwin entriß ſich Clotilde der Gewalt des ebenfalls betroffenen Ughi. Sie ſprang zwiſchen die Streitenden, eben als Buononcini mörderiſch zu einem neuen Streiche ausholte. — Mit einem zweiten gellenden Schrei ſtürzte ſie zur Erde. — Vom Freunde fortgeriſſen und erſchreckt von dem Gedanken, einen doppelten Mord begangen zu haben, entfloh jetzt Buononcini eben ſo feig, als er kurz zuvor rachedürſtend geweſen. Der Wagen der Reiſenden war ſchon im nächtlichen Dunkel entkommen, ehe die Hausgenoſſen erfahren hatten, was ſich begeben.

Buononcini's Degen hatte die unglückliche Clotilde nicht verletzt. Die unermeßliche Angſt hatte die Nerven der Armen, die ihren Liebling zum Tode getroffen wähnte, gelähmt. Alle Künſte der herbeigerufenen Aerzte vermochten nicht, den zerſchmetterten Organismus wieder herzuſtellen. Clotilde verging — ſchnell wie ſie es gewünſcht — und ihre letzten kaum verſtändlichen Worte zum Freunde waren: „Beweine mich nicht. Die für Dich nicht leben durfte, ... ſie ſtirbt wenigſtens für Dich, im Tode glücklich!“

Die erbſüchtigen Verwandten kamen bald, die Verlaſſenſchaft der Fremden, die ſie im Leben gemieden, in Empfang zu nehmen. Emmanuel führte als einziger Leidtragender die Leiche nach London und ſein Requiem wurde über ihrem Sarge in der ſardiniſchen Geſandtſchaftskapelle geſungen. — Sie war dahin, die er für eine vom Schickſal ihm zum Fluche nachgeſendete Feindin gehalten hatte. Vor ihrem traurigen Einfluſſe war fortan ſein Leben geſichert; aber umſonſt ſuchte er dennoch nach Freudenblumen an ſeinem Wege; ſie waren alle, alle abgeblüht. England bot ihm nichts mehr als ſchmerzliche Erinnerungen. Er verließ die reiche, für ihn ſo arme Inſel. Er durchzog den Norden Europa's. Er ſammelte noch Ruhm und Ehre in Preußen: aber Ehre und Ruhm hatten für ihn keinen Werth mehr. Er beſuchte Böhmen, das Lieblingsland der muſikaliſchen Muſe. Aber das Kunſtleben in Prag bot ihm nicht die gehofften Reize. Er pilgerte als ein ſtiller Reiſender durch das romantiſche Land der Czechen, und betrat eines Abends in der Charwoche die Kirche eines Kloſters, wunderſchön gelegen und abgeſchieden von der lauten Welt. — Auf dem Chore wurde das Stabat Mater geſungen. Mit inniger Rührung erkannte er darinnen ſein eigenes, ſein liebſtes Werk. Er näherte ſich einigen Ordensgeiſtlichen, die ſich, ſo weit es Ort und Zeit erlaubten, in der Bewunderung der ergreifenden Muſik erſchöpften. „Dieſes Meiſterwerk iſt von dem berühmten Emmanuel d'Aſtorga,“ flüſterte ihm der Obere des Kloſters zu. — Und der Ritter antwortete, von einer plötzlichen Eingebung berührt: „Ich ſelbſt bin dieſer Emmanuel. Müde der Pilgerſchaft auf Erden, und hungrig nach der himmliſchen Seligkeit, frage ich Sie: wollen Sie mich hier aufnehmen als einen Ihrer Brüder?“ — Mit Freuden gewährten die Ordensleute des vielgeehrten Tondichters Begehren, und ſchloſſen hinter ihm die Pforten der Welt. Sein Leben ging, wie Baldomero's muſikaliſche Fantaſie, mit einem Choral zu Ende. In jenes Kloſters Grüſten ſchlummert nun die Aſche des Sicilianers, des Sohnes der vortrefflichen Conſtanze und des unglücklichen Geronimo.

Conſtantinopels Fall.

Ein Schauſpiel.

> „ . . . . Auch wird ein künftiger Geſchichtſchreiber
> „der neunten Eroberung Conſtantinopels den
> „vergeltenden Beweggrund derſelben aus der Barbarei
> „der achten hernehmen, und zeigen können,
> „wie im großen Strom der Zeiten Völkerfluth
> „an Völkerfluth ſich bricht, und durch dieſelben
> „ewigen Geſetze von Wirkung und Gegenwirkung
> „ein als Inſel angeſetztes Volk vom Strome auf
> „einer Seite verſchlungen, und von der andern
> „wieder angeſchwemmt wird.“
>
> J. v. Hammer: Geſchichte des osmaniſchen Reichs
> Bd. I. S. 624.

Perſonen des Schauſpiels:

Conſtantin, der Paläologe, Kaiſer von Byzanz.
Lucas Notaras, Großherzog, Großkanzler und Großadmiral des griechiſchen Kaiſerthums.
Theodoſia, ſeine Gattin.
Irene, ſeine Stieftochter.
Demetrius, } ſeine Söhne.
Georg, }
Phranze, Oberkämmerling und vertrauter Freund des Kaiſers.
Dukas, Oberſter der kaiſerlichen Leibwachen.
Urchan, des osmaniſchen Prinzen Suleyman Enkel; als Geiſel in Conſtantinopel verweilend.
Johannes Longus Giuſtiniani, ein edler Genueſer, Feldhauptmann des Kaiſers.
Hieronymus Minotto, Bailo von Venedig.
Johannes, der Dalmate; kaiſerlicher Befehlshaber.
Mohammed der Zweite; Sultan der Osmanen.
Chalil-Paſcha, ſein Großweſir.
Daud Isfendiar, deſſen Sohn.
Saganos-Paſcha, türkiſcher Seriaſker.
Basil, } Trabanten des Kaiſers von Byzanz.
Gregor, }

Edle Frauen und Jungfrauen. Kaiſerliche Feldoberſte. Türkiſche Große. Griechiſche und türkiſche Soldaten. Volk von Byzanz. Stumme Mohren und Pallikaren des Notaras.

Zeit der Handlung: der 27., 28. und 29. Mai 1453.

Erſte Abtheilung.

1.

(Halle im kaiſerlichen Palaſt; die Thüren im Hintergrunde verſchloſſen. Baſil — Gregor. Schlafende Trabanten. — Früheſter Morgen.)

Baſil. Die Stunden ſchleichen, der Morgen zögert: die Nacht will nicht enden, die bange Nacht. Meine alten ſchlafentwöhnten Augen ſehnen ſich nach der Sonne.

Gregor. Wäre ich die Sonne, ich zeigte mein goldenes Antlitz dieſer Stadt nicht mehr, ich ſetzte mich auf die Spitzen der Berge meiner Heimath: der Friede und das Leben iſt nur dort, hier gähnt ein weit geöffnet Grab.

Baſil. Das Heimweh plagt den armen Mann.

Gregor. O! mein Vaterland, grüne Schatten, murmelnde Bäche von Trapezunt! daß ich euch verlaſſen mußte, im zweiten Rom dem eiteln Glück des Kaiſerdienſtes nachzujagen! Ein armer ungerecht Verbannter, was hab' ich eingetauſcht für jene theure Erde? Das ruhmloſe Verderben in dieſer, dem Fluch geweihten Stadt.

Baſil. Sey getroſt; nimm ein Beiſpiel an dem Hoffnungsmuth meines Greiſenalters. Schon ſieben Wochen ſind vergangen, ſeit der türkiſche Feind unſere Mauern umzingelt hat. Nach manchem Drangſal ſteht Byzanz noch heut in Waffen aufrecht. Unſere Tapferkeit hat geſtern einen Sturm der Osmanen zurückgeſchlagen. Die Feuerſchlünde haben die ganze Nacht hindurch von unſern Wällen gebrüllt; es iſt kein Bote blutiger Niederlage vor dieſer Burg erſchienen, des vom Streit ermüdeten Kaiſers Schlaf zu ſtören. Zage nicht; vertraue den Himmliſchen.

Gregor. Laß mich, Alter. Wann hätten die Mächte des Himmels ihre Huld der Zwietracht zugewendet? Iſt nicht dieſe Stadt voll Zwiſt und Trauer? Wehe dem, der an dem Glauben unſerer Väter gefrevelt, und der alten Kirche den lateiniſchen Gott aufgedrungen! Nein, Baſil: der Herr in ſeinem Zorn hat ſein entweihtes Haus in die Gewalt der Heiden gegeben; ihres Schwertes Schärfe wird uns ſchlagen. Vielleicht in dieſem Augenblicke — — ſiehſt du die Röthe dort im Niedergang?

Baſil. Wahrlich! Begäbe ſich ein Wunder? ſtiege der Morgen auf, wo die Sonne ſchlafen ging?

Gregor. Es iſt ein grimmiger Brand, der zu den Wolken auflodert. Hörſt du Waffenlärm durch die öden Gaſſen rauſchen? Alter, wenn die Stunde gekommen wäre....?

Baſil. Du erſchreckſt mich. He da, ſorgloſe Wächter der Majeſtät! Der Hufſchlag tatariſcher Roſſe, die Trompeten von Jericho.... erwecken ſie euch nicht?

(Kriegeriſche Muſik. Es wird an die Pforten gepocht).

Dukas (von außen). Thut den Palaſt auf! entriegelt eure Pforten!

Trabanten. Zu den Waffen! der Türk! Gott ſchütze den Kaiſer!

Dukas. Gott mit uns und mit der heiligen Stadt! kennt ihr die Stimme eures Hauptmanns nicht?

Baſil. Der Feldruf! — Dukas! Freunde ſind's; öffnet ſchnell!

(Die Thüren werden geöffnet, Fackelſchein und Morgenroth ſtrahlen in die Halle.)

2.

Giuſtiniani, Dukas. Kaiſerliche Krieger mit türkiſchen und byzantiniſchen Feldzeichen.

Dukas. Legt die Speere nieder, ſcheert eure Köpfe, bergt eure matten Herzen unterm Sklavenkittel! Wie? der Sieg klopft an eure Thüre, und ihr laßt ihn gleich einem Bettler warten?

Giuſtiniani. Führt mich zur hohen Majeſtät des Kaiſers. Meine Botſchaft darf ſich erlauben, den Purpurgeſchmückten aus dem Schlummer zu wecken. (Geht von Gregor begleitet in das Innere des Palaſtes ab.)

Baſil. Du ſiehſt uns ſtaunend und beſchämt, edler Dukas. Beſänftige dich. Sag uns, welch gutes Glück dich froh und waffenſtolz in dieſe Mauern führt? Wenn auch mein Haupt ſchon grau geworden, ſo bin ich doch ein treuer Sohn des Vaterlands. Wir alle ſind's. Sprich, damit wir deine Freude theilen.

Dukas. Die Tage des Unglücks ſind vorüber. Nach langer Schmach hat endlich der Lenker der Schlachten unſer Schwert geſegnet. Nicht allein bezwangen wir geſtern den Feind, der noch einmal an unſere Wälle ſich gewagt; — es iſt uns auch in dieſer Nacht gelungen, ſeine Belagerungsthürme, ſein ungeheures Rüſtzeug, das unſere Bollwerke erſchütterte, zu verbrennen und eine Menge ſeiner Streiter in Ketten zu ſchlagen. — Das übergewaltige Geſchütz, womit der Türke uns in den Staub zu donnern vermeinte, iſt geborſten und der furchtbare Büchſenmeiſter, der es richtete, hat daneben ſeinen Tod gefunden. Eine Unzahl von Leichen bedeckt das Feld. In dieſer kriegeriſchen Nacht iſt uns ein Ruhm erwachſen, unſerer altrömiſchen Vorfahren würdig. Heil dem unüberwindlichſten Kaiſer!

Alle. Heil! Heil! dem Kaiſer Heil!

3.

Conſtantin. Giuſtiniani. Durch den Hintergrund Phranze; Kämmerlinge mit grünen Zweigen.

Conſtantin. Meine Waffenbrüder, meine Söhne! Euer frohlockender Gruß erfüllt mich mit Entzücken. Sieg, wie ſchön biſt du! die ſeligſte Empfindung, die je ein Menſchenherz begeiſterte! Sieg, du biſt es, der hier ein jegliches Antlitz verklärt und auf jegliche Zunge den Jubel ruft! Ha, wie ſich meine Augen weiden an der prunkenden Beute eurer Tapferkeit und am Morgenroth eines Freudentages! Alles um mich her ſo hell, ſo vielverheißend, nach der Finſterniß, die mich umfangen hatte!

Wahrlich: die Glorie der himmliſchen Wegweiſerin zum Siege hat das ſchwarze Wetter ob dieſer ihr anvertrauten Stadt gnädig durchſtrahlt. Das Panier des großen Conſtantin leuchtet wieder in den Lüften; die Adler der römiſchen Legionen ſind munter geworden, und fliegen der Sonne entgegen.

Giuſtiniani. Ja, mein kaiſerlicher Herr; ſie haben dir des Feindes Feldzeichen, die ſich hier vor deiner Majeſtät in den Staub neigen, unterworfen: den Roßſchweif, getränkt von türkiſchem Blute; den Halbmond, blaß und elend niedergegangen vor den Donnerkeilen des morgenländiſchen Roms!

(Die vorbenannten Feldzeichen werden dem Kaiſer zu Füßen gelegt.)

Phranze. Gelobt ſey Gott!

Conſtantin. Auch du, mein innigſter Freund? Das Biederherz, ſo treu und feſt in Zeit der Noth, iſt doppelt willkommen, wenn es von unſerm Segen ſeinen Antheil nimmt.

Phranze. Wir nahen mit leeren Händen nicht, o Herr. Die grünen Zweige, die wir bringen, deine Burg zu ſchmücken, dieſe hellen Reiſer melden dir ein neues Glück.

Conſtantin. Thu' auf den Mund voll ſüßer Rede, meinem Ohr ein Balſam.

Phranze. Fünf Schiffe ſind im Angeſicht des Hafens erſchienen; ſie tragen Krieger, Waffen, Geld; ſie ſind mit Brod befrachtet. Ihre ſtreitfertige Rüſtung und ihres Steuers gewandte Zuverſicht laſſen erwarten, daß ſie, den türkiſchen Küſtenwächtern zum Trotz, die Kette, die den

Hafen ſperrt, erreichen und den Ueberfluß in die bedrängte Stadt zurückführen werden. Die Botſchaft kam über Galata; die Schiffe ſind genueſiſche, und mit ihnen naht eine Galeere, die meines Herrn und Kaiſers Farben ſtolz im Winde entfaltet.

Conſtantin. Hülfe aus Peloponnes, aus Genua! Sollten die Könige des Abendlandes nach langem Zögern das Schwert aus der Scheide gezogen haben, um dieſe Vormauer der Chriſtenheit vom Untergang zu retten? — Kaum darf ich's hoffen.

Giuſtiniani. Es iſt glorreicher, mit eigener Kraft das Große zu vollbringen, als vom kargen Beiſtand eiferſüchtiger Nachbarn etwas zu erwarten.

Conſtantin. Du ſagſt es, tapferer Longus. Wo wir allein ſtehen, tritt Gott ſelbſt zu uns mit ſeinen Schaaren, wenn unſerer ſchwachen Hände Werk gedeihen ſoll.

Phranze. Deine Demuth, o Herr, iſt ein leuchtend Beiſpiel. Doch wie das Kind nach ſeinem ſterblichen Vater geheißen wird, ſo wollen wir den Sieg mit deinem Namen nennen. Auf, mein Kaiſer! Laß auf die lange Reihe von kummervollen Tagen einen freudigen folgen. Zeige dich dem Volke im Triumph.

Conſtantin. Im Triumph? ziemte mir die ſtolze Feier, ehe noch die Stunde der Befreiung ſchlug? Das goldene Thor iſt vermauert, die Zeiten der Triumphe ſind vorüber.

Phranze. Du wirſt das Thor des Sieges wieder öffnen.

Dukas. Sie werden kommen, die Tage rühmlichen Friedens.

Giuſtiniani. Das Volk wünſcht dich zu ſehen im Schmuck der Kriegerehre.

Dukas. Deine Streiter brennen vor Luſt, dir voranzuziehen.

Phranze. Unſere Feinde ſollen erzittern, wenn vom Triumphgeſchrei Conſtantinopel widerhallt.

Giuſtiniani. Dein Zug wird tauſend Wunder thun. Der unſelige Zwiſt, der die Stadt zerreißt, ſeit du, ſo fromm als klug, mit der abendländiſchen Mutterkirche dich vereinigt, wird verſtummen, ſich in Eintracht wandeln.

Dukas. Schon verſammelt ſich das Volk in Schaaren vor der Akropolis. Tritt unter deine Kinder, Vater von Byzanz.

Phranze. Dein Zug zum Tempel der göttlichen Weisheit wird nur ſeyn der Vorläufer einer herrlichern Siegesfeier.

Giuſtiniani. Mögeſt du ſie bald begehen, glücklicher als Beliſar, beglückender als dein erlauchter Vorfahr, der Bulgarentödter!

Conſtantin. O haltet ein! was muß ich hören? Wurde die Schmeichelzunge, die im müßigen Frieden meine Ferſen leckte, nicht im blut'gen Staub der Sturmlücke begraben? O laßt ſie ruhen die alte Schlange! die Gunſt des Augenblicks, wandelbar vielleicht, wie ein Schatten, ſoll mich nicht ſchwächer finden, als das Mißgeſchick mich fand.

Giuſtiniani. Hörſt du den Donner der Geſchütze? Er rauſcht vom Hafen auf.

Phranze. Sieh hin auf's Meer; gelungen iſt die kühne That. Die Schiffe ſteuern unverſehrt der Küſte zu.

Dukas. Sie haben überwunden, ſind geborgen. Der heutige Morgen iſt des Glückes voll.

4.

Der Bailo von Venedig. Johannes der Dalmate.
Die Vorigen.

Johannes. Deine Paniere, kaiſerlicher Herr, flattern hoch und der Osmane endet in Verzweiflung.

Bailo. Ein harter Kampf; ich war deſſen Zeuge. Die Kriegsboote der Türken leiſteten die ſchärfſte Gegenwehr. Der Sultan, ſelbſt ans Ufer ſprengend, entflammte ihre Streitwuth, verdoppelte ihren grimmigen Eifer. Doch vergebens, die Bekenner des Kreuzes ſpotteten des Halbmonds. Umſonſt hat Mohammed vor Zorn geſchäumt und blutige Drohungen in die aufrühreriſche Brandung gegeifert; umſonſt hat er, trunken vom Wahnſinn der Begierde, ſein Roß geſpornt, um in die Wellen zu ſetzen, ſeinen Ruderern voranzuſchwimmen, oder ſie anzutreiben mit der Eiſenkeule, die er als Scepter an dem Sattel trägt. Unſere Freunde ſind von Gottes Engeln wohlgeleitet worden mitten durch der Feinde raubſüchtige Geſchwader. — Mag nun der wilde Fürſt, ein zweiter Xerxes, die See mit Ruthen peitſchen laſſen; mag er die eigene Bruſt zerfleiſchen und Staub auf ſeinen Scheitel ſtreuen.... der Bosporus hat unſere Schiffe auf ſeinen getreueſten Wogen hereingeführt. Zahlloſe Türkenleichen, von der Fluth verächtlich auf den Sand geſpieen, ſind der einzige Tribut, den der Barbar vom freien Meer empfing.

Johannes. Auf der Galeere meines Herrn und Kaiſers befindet ſich ein Geſandter ſeines erlauchten Bruders, des Deſpoten Thomas. Er iſt der Ueberbringer einer Freuden-Botſchaft. Ein Sohn iſt dem Deſpoten beſcheert worden; der Stamm der Paläologen grünt auf's Neue.

Dukas. Möge der Prinz, im Waffengeräuſch zur Welt geboren, zu Heldenkraft und Tapferkeit gedeihen.

Phranze. Warum ſchweigt mein Kaiſer? Du biſt von deinen mannlichſten Freunden umgeben; das Glück ſpendet dir des Segens Fülle.... lächelt dir nicht dieſer ſchöne Tag?

Conſtantin. Wäre unſer Abend heiter wie dieſe Morgenſtunde!

Bailo. Das Freudenſchießen hebt wieder an. Die tapfern Segler werfen Anker.

Baſil. Der Großadmiral mit glänzendem Gefolge! des Volkes Lebehoch begleitet ihn.

Giuſtiniani. Gefällt ihm endlich, ſeinem Kaiſer die verſäumte Huldigung darzubringen?

Bailo (zu Giuſtiniani). Mir ſteigt das Blut beim Anblick dieſes Todfeinds unſeres Glaubens.

Phranze. Du biſt bewegt, mein Kaiſer? O faſſe dich: ertrage gleichmüthig des Verhaßten Gegenwart.

Conſtantin. Wer ſagt dir, daß ich den Notaras haſſe? Ich kann ihm mich zu lieben nicht befehlen, doch ehre ich ſeine Würde und ſein Alter, ſo lange er nicht ſeine grauen Locken mit Verrath befleckt. — Blast dem Großherzog die Trompeten, ſchwingt vor ihm die Fahnen. Willkommen iſt er mir.

5.

Lucas Notaras. Seine beiden Sohne. Urban. Gefolge
Die Vorigen.

Notaras. Dem Herrn im Purpur Heil und Segen: ſeinem Diener des Kaiſers Gnade! (blickt erſtaunt umher)

Ich ſehe einen Kreis von ſtolzen und fröhlichen Männern, um die Majeſtät verſammelt. Meine gute Botſchaft, wie ich ahne, iſt mir vorausgeeilt. Tauſend Zungen finden ſich, das Glück zu melden; ein Unglück zu berichten wäre mir wohl nicht verkümmert worden. Du weißt ſchon Alles, mein Gebieter; der Geſandte deines hohen Bruders und die Hauptleute der ſieghaften Schiffe ſind an's Land geſtiegen.

Conſtantin. Sie mögen den Kaiſer an der Pforte des Sophientempels erwarten. Wir werden binnen einer Stunde uns dahin zum Dankopfer erheben.

Notaras. Meine Söhne, kaum dem Knabenalter entwachſen, bringe ich dir. Nimm dieſe Jünglinge von meiner Hand zum Dienſt in deinem Heere an. Ich ſchenke dir in ihnen das Theuerſte, das ich habe. Schon oft iſt die Verläumdung geſchäftig geweſen, meinen Herrn gegen mich zu erzürnen. Indem ich meine Söhne dir weihe, — koſtbarer mir als mein eigen Herzblut — biete ich der Verläumdung die Stirne eines Biedermanns.

Conſtantin. Ich danke dir, Notaras.

Notaras. Du haſt mir ſchon lange die Obhut einer theuern Geiſel aufgetragen: des Prinzen Urchan, Suleyman's Enkel. Ich ſtelle ihn vor meines Kaiſers Augen, damit auch ſeine Dankbarkeit Worte finde, deinen Ruhm zu preiſen.

Conſtantin. Ich bin mit Urchans Geſinnungen zufrieden. Hat der Prinz ein weiteres Begehren an Unſere Majeſtät zu ſtellen?

Urchan. Was bin ich, Herr, vor deinen Augen? Ein Pfand, ein werthloſes Pfand ſogar, das ſeinen Unterhalt nur deiner Großmuth verdankt; ein Gefangener, ein auf ewig Gefangener, der das elendeſte Roß auf ſeiner heimathlichen Steppe um ſeine hülfloſe Freiheit beneidet. Was kann, was darf ich für mich verlangen? Wohlgefüttert hintern goldenen Gittern muß ich dir erkenntlich ſeyn ſogar für meinen Kerker. Ich komme deinem Schatze hoch zu ſtehen. Du würdeſt mich tödten laſſen, wärſt du grauſam. Was will ich, von drei Kaiſern in Ketten erzogen, was will ich mehr als ein wenig Leben, ein bischen Luft? Aber — ob ich gleich von Kindheit an mich gewöhnt habe an griechiſche Sitte, obgleich mein Volk in mir, dem Entarteten, ſeiner Männer Einen nicht anerkennen würde — dennoch habe ich für eben dieſes Volk mit meines Vaters Blut auch deſſen Liebe geerbt. Zürne alſo nicht, mein Herr und Hüter, wenn ich für deine Feinde zu deiner Gnade bettle. Sey menſchlich mit ihnen, die in deine Hand gefallen ſind. Ich rühme mit bitterm Herzen deinen Sieg; laß mich mit fröhlicherm deinen Edelmuth gegen die Ueberwundenen rühmen.

Johannes. Rühme ſie ſchon jetzt; denn der Kaiſer ſchweigt zu deiner boshaften Rede.

Daito. Bei Gott: eine Sprache wie die deinige iſt in dieſen Mauern noch nie vernommen worden.

Dukas. Ziemt dieſer Trotz einem Gefangenen? Noch zu viel Freiheit ließ man dir.

Phranze. Ein Türke, der es wagt, für Türken unverſchämt das Wort zu führen im Palaſt der Kaiſer von Byzanz!

Giuſtiniani. Wie der Meiſter, ſo das Wort. Leicht zu verſtehen, wo der ſchlechtgezähmte Wolf die Bitterkeit gelernt, die er ſo giftig auszuſprudeln weiß.

Urchan. Ein Türke? Es iſt mein Stolz, dem Volke der Osmanen anzugehören; meine Schmach, ihm durch mein Geſchick entfremdet worden zu ſeyn. Laßt mir den kleinen Stolz, die große Schmach, aber verdreht nicht meine Worte und miſcht euch nicht in meine Sache. Der Kaiſer iſt gerecht und weiſe; er verſteht mich. Von Höflingen und Abenteurern aus der Fremde iſt das nicht zu fordern.

Conſtantin. Entferne, Dukas, dieſen unbeſonnenen und überreizten Prinzen. So er mich beleidigt, darf ich ihm vergeben; Beleidigungen meiner Freunde will ich nicht anhören.

(Urchan entfernt ſich mit Dukas.)

Dailo. Auch wir vergeben ihm von Herzen. Der Feind, der bei Verräthern in die Schule geht, liebt, was dieſe vergöttern: ſchmäht, was dieſe haſſen.

Notaras. Ich werde dem Prinzen, der in meinen Schutz gegeben, folgen müſſen; die wilden Reden der Freunde meines Kaiſers ſchmeicheln meinen Ohren nicht.

Giuſtiniani. Sie gehen auf dich, Großadmiral, dieſe wilden Reden; ſollen dir nicht ſchmeicheln, ſollen dich verwunden. Du haſt den türkiſchen Räuberſohn angeſtiftet, des beſten Kaiſers Herz mit Bitterkeit und Galle zu erfüllen.

Johannes. Wenn in dieſem Kreiſe von Verräthern gehandelt wird, ſo weiß Notaras wohl, welcher Mann damit gemeint iſt.

Notaras (die Hand am Sabel). Wer wagt es, mich des Verraths zu zeihen?

Conſtantin. Ich gebiete Ruhe. Dieſer Auftritt iſt meiner Augen unwürdig.

Notaras. Du verſchließeſt mir den Mund und gibſt den Lügnern Freiheit, mich zu ſchmähen?

Phranze. Beleid'ge nicht die Majeſtät, Notaras!

Notaras. Mich, den erſten Mann am kaiſerlichen Throne, den alten verſuchten Krieger, den Mann des Volkes, der in Byzanz geliebt iſt, wie man euch verabſcheut, glatte Schmeichler, übermüthige Fremdlinge!

Giuſtiniani. Zürne immerhin den Fremdlingen, die mit ihren Schwertern dieſen wankenden Thron aufrecht halten, die mit ihrem Blut eure morſchen Wälle kitten. Volksaufwiegler! du haſt ein heiligeres Haupt als das meinige beſchimpft.

Notaras. Euer Schwert? Byzanz beſoldet es. Euer Blut? Byzanz bezahlt auch dieſes Blut mit Geld und Ehre, die ihr den tapfern Griechen raubt, um euern Hunger damit zu ſtillen. Gott ſchütze den Kaiſer vor ſeinen ausländiſchen Freunden. Mit ſeinen Feinden wollten wir ſchon fertig werden.

Conſtantin. Iſt mein Befehl zu ohnmächtig, um den Zwieſpalt zu endigen?

Notaras. Du ſelbſt, o Herr, haſt dieſen Zwieſpalt in's Land gerufen. Laß' mich, den eingeborenen Sohn des Vaterlandes, reden. Laß' mich entlarven dieſe Genueſer, die mit einer Hand ſich anſtellen, als beſchirmten ſie dein Haupt, und mit der andern den Feind im Lager mit Lebensmitteln, ja mit Waffen unterſtützen ....

Vaito. Dein wilder Fremdenhaß macht dich raſend, Notaras. Ich läugne nicht, daß vielleicht die Genueſer im Handel treulos, wie in ihrer Staatskunſt, thun, wie du geſagt.... ſteht aber nicht Venedig, meine königliche

Republik, gerüſtet da, um deine Wuth gegen des Kaiſers unbeſcholtene Bundesgenoſſen Lügen zu ſtrafen?

Giuſtiniani. Halt ein, Minotto! ich dulde nicht die Läſterungen meiner Heimath aus deinem Munde. Prahle nicht mit Venedigs Treue. Entrichtet nicht Venedig dem türkiſchen Sultan einen ſchmählichen Tribut? Verfolgt es nicht in dieſem Lande unheilvolle Entwürfe zum Schaden Genua's, zum Verderben von Byzanz? Ihr habt nicht vergeſſen, Venetianer, daß der Kaiſer eures Dogen Tochter verſchmähte, als ihm nicht ebenbürtig. Eure grollende Eitelkeit ſchmachtet nach einem Antheil an den Trümmern dieſes Reichs, eure gierige Habſucht möchte dem edeln Genua das reiche Galata, euch ein Dorn im Auge, entreißen....

Notaras. Sieh da, mein Kaiſer, wie deine redlichen Freunde einander ſelbſt die Vermummung vom Geſichte zerren.... ich habe nichts hinzuzuſetzen, als daß mit den Fremden der Fluch in unſer Land gekommen.... die Geier, die vom Leichnam des morgenländiſchen Kaiſerthums zehren wollen, haben Gräuel und Verweſung auf ihren Flügeln mitgebracht. Schon haben ſie die Altäre des alten wahren Glaubens umgeſtürzt.... und den Altären wird dein Thron unaufhaltſam nachſtürzen!

Johannes. Pfui!.... dieſe Vorausſagung eines Mannes, der ſich einen Freund des Vaterlandes nennt! Wir haben geſiegt, und du prophezeieſt uns den Untergang?

Bailo. Laßt ihn toben. Er iſt von der Kirche, wie von der Ehre in den Bann gethan.

Giuſtiniani. Lauf' endlich über zu deinen türkiſchen Genoſſen, Notaras. Für dich iſt in dem katholiſchen Byzanz nichts mehr zu thun.

Notaras. Wenn ſich's mit meiner Pflicht vertrüge.... beſſer wäre ich im türkiſchen Lager, als in dieſer von Ketzern unterdrückten Stadt. Ich ſag' es laut, ohne Furcht der Menſchen: lieber ſähe ich den Turban zu Byzanz regieren, als den verhaßten lateiniſchen Hut!

Alle. Der Frevler! Majeſtätsbeleidigung!

Conſtantin. Genug, Notaras! Geh' ſchleunigſt aus unſern Augen. Das Beiſpiel, das du meinem Hof und Heere gibſt, iſt das entſetzlichſte.

Giuſtiniani. Geh' hin, du Prediger von Pflicht und Treue, und vernimm zum Abſchied noch, daß Saganos-Paſcha, der vor einigen Tagen Unterhändler an dich ſchickte, auch mir die reichſten Anerbietungen machen ließ, mich für ſeines Sultans Dienſte zu gewinnen. Jedoch der arme Abenteurer Giuſtiniani ſchlug mit derben Worten aus, während der erſte Mann am kaiſerlichen Throne ſich Bedenkzeit ausgebeten; eine Bedenkzeit, die heute erſt verläuft. Leb' wohl, Notaras.

Notaras (ſteht niedergedonnert da).

Demetrius. Vater, du erbleichſt?

Georg. Laß uns gehen, Vater, dem Befehl des Herrn im Purpur zu gehorchen!

Phranze. Die Majeſtät des Kaiſers gebietet allen Anweſenden, unverzüglich den Palaſt zu meiden.

(Alle gehen, den Kaiſer ſtumm begrüßend, ab. Die Wachen ziehen ſich zurück. In der Halle bleiben der Kaiſer und Phranze.)

6.

Conſtantin, Phranze.

Conſtantin (wirft ſich in Phranzes Arme). So gewiß als du der treueſte Freund biſt, den ich auf Erden gefunden, ſo gewiß ſeufzt in dieſem Augenblicke der gebeugteſte Menſch auf Erden an deiner Bruſt.

Phranze. Welche Betrübniß.... am Tage des Ruhms?

Conſtantin. Dieſer Ruhm iſt der letzte Widerſchein des untergehenden Geſtirns; ſein Lied die letzte Kriegsposaune, die über der Gruft eines ganzen Volkes geblaſen wird. Ja, Phranze, ich bin betrübt zum Tode, und die Weiſſagungen meiner Seele werden in Erfüllung gehen.

Phranze. O leihe ihnen nicht die Zunge des Notaras, deines Feindes.

Conſtantin. Ich bin nicht abergläubiſcher, als die vernünftigen Männer unſerer Tage. Mögen uns die Freunde Glück, die Feinde Unſtern vorausſagen: ihre Worte gebieten dem Schickſal nicht. Aber ſelten trügt das innere Vorgefühl. Der Starke glaubt an den Sieg und erobert ihn; der Hülfloſe fürchtet in ſeiner Schwäche das Verderben, und geht darinnen unter.

Phranze. Wie? du, ein Mann, hervorragend unter allen, du willſt dich kleinmüthig nicht zu den Starken zählen?

Conſtantin. Ein Mann, und wär's der Tapferſte, ſchafft nichts, ſo er von ſeiner Zeit nicht getragen wird. Ich bin zu ſpät für dieſes Reich, zu früh für meinen Ruhm gekommen. Und dennoch iſt Mark in meinen Armen; mein Kopf iſt wahrlich kaiſerlicher Entwürfe fähig. Aber ſchau zurück in die entſchwundenen Jahre: entſinne dich meines Vaters Manuel, der bettelnd zog von Land zu Land, bettelnd an dem Steigbügel der Könige um eine Friſtung ſeiner Herrſchaft. Erinnere dich an meines Bruders Johannes Demüthigungen vor dem glücklichen Murad.

Was iſt heute noch zu hoffen nach ſolcher Erniedrigung? Sobald der Herrſcher ſeine Ehre weggibt, iſt ſein Reich verloren; die Nachkommen büßen die Sünden ihrer Väter.

Phranze. Die Liebe eines gerechten Fürſten zu ſeinem Volke tilgt die Fehler ſeiner Ahnen.

Conſtantin. Mein Volk? Verdient es meine Liebe? Dieſes Volk mit entnervten Händen und morſcher Seele, das kaum mehr einer muthigen Wallung fähig iſt? Rede nicht von dieſen erſchlafften Leuten. Sie wiſſen zu prahlen mit den Großthaten der Hellenen, ſie wiſſen zu erzählen von der Herrlichkeit des alten Roms, wie leichtſinnige Verſchwender erzählen und prahlen von dem vergeudeten Erbtheil. Hinweg mit ihnen! Ich verwünſche den Tag, da ich, der geliebteſten Mutter Verlangen zu erfüllen, mich um den Schattenthron von Byzanz bewarb, und den kriegeriſchen Peloponnes mit dem Rücken anſah. Dort waren Berge, Thäler, Flüſſe und Meeresküſten mein; dort ſtand ich an der Spitze fehdeluſtiger Schaaren. Hier dagegen ein Kaiſerthum, von einer Mauer wie von einem Zwinger eingefangen; ein Kaiſerthum, deſſen Grenzen in einem Tage leicht umritten werden können, ein Meer, dem die Schlöſſer der Barbaren gebieten; ein Volk von Andächtlern und Mönchen. „Herr erbarme dich unſer!“ ihr Kriegsgeſchrei; der unrühmlichſte Friede unterm Joch tatariſcher Horden ihre Seligkeit! Nein, ich kann dieſes Volk nicht lieben, ich knirſche, daß ich ihm ſchmeicheln, und das Schauſpiel einer väterlichen Zuverſicht geben muß, die meiner Seele fremd iſt.

Phranze. Urtheilſt du nicht zu ſtreng? Gib ſie nicht auf, die ihren Kaiſer wie einen Gott verehren.

Conſtantin. Du ſpotteſt, Phranze. Nichts verächtlicher unter der Sonne, als die Volksgunſt, die täglich mit ihrem Spielwerk wechſelt. War ich vor wenig Tagen noch ihr Abgott, ſo iſt es dafür geſtern der Patriarch geweſen, den ich beleidigte, ſo iſt es heute jener Notaras, der mich verräth. Ich werde indeſſen meine Pflicht bis zum Ende erfüllen; Undank mit Ehre vergeltend werd' ich für dieſen Pöbel auf den Trümmern ſeiner Freiheit ſterben. Dennoch wär' ich eines beſſern Schickſals werth!

Phranze. Du ſtellſt dich jenen türkiſchen Barbaren gleich, die nur dem Verhängniß huldigen. Beſinne dich. Du biſt ein chriſtlicher Fürſt, ein Bekenner des lebendigen allbarmherzigen Gottes. Vertraue Ihm, dem Segen der katholiſchen Kirche, die von dir in ihre Rechte eingeſetzt worden iſt.

Conſtantin. Ich bereue nicht die Vereinigung mit dem Pontifex zu Rom. Nicht allein war ich dazu gezwungen, als zum letzten Mittel, die Hülfe des Abendlandes mir zu verſichern — ich that dieſen Schritt, daß er mein Volk aufwecken ſollte aus ſeinem Schlummer, neues Leben hauchen in den erſterbenden Körper. Der Erfolg entſprach meinen Erwartungen nicht. Die Gekrönten weigern mir den Beiſtand, wie ehedem. Mögen ſie es doch! Aber auch die Vernunft der Byzantiner iſt gelähmt. Die Thoren haſſen die Arznei, die ſie geneſen machen ſollte. Sie verketzern mich; ſtatt mit neuer Begeiſterung zu den Waffen zu greifen, fluchen ſie mir und murmeln, zu den Füßen ihrer Prieſter hingeſtreckt, feige Bußgebete. Du weißt es, nur wenige Tauſende ſtehen gezwungen und in ſchlechter Rüſtung auf den Wällen. Um dieſer Feigheit willen ſpielen die Fremden den Meiſter; deßhalb muß ich dulden deren übermüthigen Trotz, muß dulden rohen Zwieſpalt vor meinen Augen, daß die Röthe der Schaam mich überläuft. Jene Fremdlinge, die da wiſſen, daß ich ohne ihre Hülfe nicht beſtehen kann, ſind meine unerbittlichſten Vormünder und Dränger. Ich bin mir ſelbſt zum Spott gezwungen, mit Würden und Schätzen ihre Anmaßungen zu lohnen, obſchon ich ihnen lieber den Kopf von den Schultern nehmen laſſen würde, wäre ich, was ich ſeyn ſollte: ein unumſchränkter Herrſcher in Byzanz.

Phranze. Der weiſe Mann ſchickt ſich in die Zeit. Ertrage immerhin die Ungebühr der Lateiner, bis ſie dir zum Siege verholfen haben. Alsdann mag deine Majeſtät vergelten, was an ihr gefrevelt worden.

Conſtantin. Jener Tag — glaube mir — wird nicht kommen. Die Wurzeln unſeres Stammes brechen. Unſer Volk geht ſeinem Ende entgegen — das morgenländiſche Reich in ſeinen letzten Zügen, faſt entſeelt zur Erde geſtreckt, kann nicht mehr widerſtehen. Die Barbaren vor unſern Thoren ſind ein junges heißes Geſchlecht, wild im Begehren, unerſättlich im Genuß, nach jeder Niederlage neu aufſchießend wie kräftige Saat nach dem befruchtenden Gewitter. Sie werden von ihrer Beute nicht weichen. Die Welt gehört der glutſchnaubenden Jugend; den Erynnien das Haupt, das ſich ſelber überlebte, matt von Alter, ſchwer von Sünden.

Phranze. Gedenke deines Neffen, der Paläologen Hoffnung!

Conſtantin. Der arme Knabe, der in türkiſchen Ketten ſeines Vaters, ſeines Oheims Sturz wird beweinen müſſen! Beſſer wäre er nie geboren worden.

Phranze. Du ſelbſt in beſſern Tagen wirſt dich vermählen, blühende Erben um dich her verſammeln.

Conſtantin. O mahne mich nicht an Gefühle, die mir das Leben allzutheuer machen könnten!

Phranze. Verachte nicht dieſes Daſeyn — dein Volk wird ſich ermannen, die Fremden haben ihre Ehre verpfändet, deinen Thron zu retten.

Conſtantin. Nimmer, nimmer werden uns die Fremden retten, ſie ſind nur tüchtig, uns zu einem ſtolzen Tode zu verhelfen; denn ſie lieben zu fechten und im Kampfe zu ſterben, ſo wie der Byzantiner nach Flucht und Sklavenjoch begehrt. Wahrlich: lebte nicht Giuſtiniani mit ſeinen Genoſſen, die Helden der Stadt des Conſtantin würden mich ſchon gebunden dem Türken überliefert, Notaras würde ihm ſchon alle Thore weit geöffnet haben.

Phranze. Dieſer Notaras ....! wie weit geht deine Langmuth, mein Kaiſer? Pflücke doch die herbe Frucht des unwürdigen Haders, der in des Kaiſers Burg austobte, deinen Befehlen zum Hohne: laß die Strafe walten und tilge den ehrvergeſſenen Großherzog aus der Reihe deiner Edeln; wär's nöthig, aus der Reihe der Lebendigen.

Conſtantin. Soll ich verdammen ohne Zeugen und Beweis?

Phranze. Laß deinen Hof und deinen Kriegsrath ſprechen.

Conſtantin. Würde ich nicht in dem Notaras ſein Geſchlecht mit Schande ſchlagen?

Phranze. Die Kinder, ſagſt du ſelbſt, ſagt das göttliche Geſetz, leiden billig unter ihrer Väter Schmach.

Conſtantin. Das ganze Volk, das den abergläubiſchen und wildeigenſinnigen Mann blind verehrt, würde ihn einen Märtyrer, mich einen Wüthrich nennen.

Phranze. Trotze, von deinen fremden Rittern umgeben, dem Aufruhr, und thue, den Verräther hinopfernd, deine kaiſerliche Pflicht.

Conſtantin (nach einer Pauſe). Ich muß dir bekennen, daß in dieſem einzigen Falle mein Gewiſſen an des Herzens Widerſtreben ſcheitert.

Phranze. Wie trifft dein Herz mit dem Feinde zuſammen? du ſprichſt in Räthſeln.

7.

Dukas. Daud Isfendiar. Conſtantin. Phranze.

Dukas. Ein Ueberläufer thraciſcher Herkunft, der im Gefolge einer gefangenen Schaar von Türken ſo eben zur Stadt gebracht wurde. Der fremde Mann rief unſers Kaiſers Namen an, betheuernd, daß er der Majeſtät Wichtiges zu entdecken habe.

Daud (wirft ſich zu des Kaiſers Füßen). Möge ein Gnadenſtrahl aus deinen Augen, o Herr, auf den Sklaven im Staube fallen. Möge mein Geſicht dir nicht fremd geworden ſeyn.

Conſtantin. Du biſt der junge Mann, der im Gefecht vor Patras in meine Hände gerieth, und den ich, aus Freundſchaft für den Vater, ohne Löſegeld zurückgeſendet habe.

Daud. Verherrlicht ſey der Adlerblick des Fürſten, der auch des Geringſten nicht vergißt! Ich komme jetzt.

trotz aller Gefahren, dir mein Löſegeld zu zahlen, wo nicht mit Golde, doch mit inhaltſchweren Worten, die, wenn der allmächtige Gott es erlaubt, dir frommen mögen. Meine Worte ſcheuen aber jedes Ohr, das deinige ausgenommen, o Herr.

Conſtantin. Tritt hinaus, Dukas. Wir haben von dieſem Manne nichts zu befahren. Phranze, mein Freund: beſorge die Pflichten deines Amtes, und trage den kaiſerlichen Ehrenmantel herbei, der Uns auf dem Weg zum Tempel der göttlichen Weisheit ſchmücken ſoll.

(Dukas und Phranze entfernen ſich.)

Conſtantin. Nun ſprich und deine Rede klinge mir wohl, da ſie, wie ich hoffe, deines Vaters, des Großweſirs Auftrag iſt.

Daud. Du ſagſt es, Kaiſer von Byzanz. Dieſes Siegel, das mein Vater mir vertraute, ſey dir ein Bürge meiner Botſchaft.

Conſtantin. Ich kenne es, das Zeichen, dem Ueberbringer völliges Vertrauen zu ſchenken. Dein Vater iſt mir und allen Griechen hold.

Daud. Das Schickſal iſt dir noch freundlicher geſinnt. Es redet alſo zu dir aus meines Vaters und aus meinem Munde: Brich Roſen, weil ſie ſtehen in vollen Feldern. Deines Gegners Angeſicht iſt ſchwarz vor Kummer und er glaubt an ſeinen Stern nicht mehr. Seine Streiter ſind entmuthigt, ſeine Derwiſche beſtreuen ſich mit Aſche. Er iſt mit ſeinen Gedanken jetzt näher bei Adrianopel, als bei der Stadt, die er belagert. Er ſinnt auf einen Rückzug, der ihm nicht offenen Spott und dem Propheten Unehre bereite. Schon hat er den unglücklichen Befehlshaber ſeiner Schiffe und nicht wenige von den Aga's, die ſein Heer zum Sturme geführt, in den Brunnen des Verderbens ſtürzen laſſen: ein Kennzeichen ſeiner tiefen Beſchämung. Der Großweſir, dein Freund, zieht unmerklich Stein auf Stein aus dem Grunde der ſtolzen Siegesburg, die ſich der Sultan im Traum erſchaffen. Jedoch damit ſie falle, ſchnell, ehe der Wind ſich dreht und irgend eine feindliche Zunge Unheil anrichtet, bedarf es einer entſchloſſenen Hülfe von deiner Seite. Es iſt nicht das Schwert, ſondern ebenfalls nur eine Zunge, aber eine kluge und verſöhnliche, die mein Vater von dir verlangt. Du mögeſt, ſagt er, einen vertrauten Diener, und zwar ſchon in der nächſten Nacht, zum Lager ſenden, der mit dem Sultan unterhandle. Chalil Paſcha verbürgt ſich mit ſeinem Haupt, daß er deinen Abgeſandten bei dem Sultan treulich unterſtützen, und, ohne ein Haar auf ſeinem Kopfe zu gefährden, wieder zurück geleiten wolle. Zum Pfand für ſein Leben ſoll ich bei dir zurückbleiben. Du weißt: Chalil Paſcha hat nimmer zugeſagt, was er nicht leiſten konnte. Aber befiehl nicht deinem Boten unbillige Forderungen und ſey nicht zu ſtolz, den erſten Schritt zu thun, wenn gleich als Sieger. Mohammed erwartet dieſen Schritt, obwohl mit geringer Hoffnung; er ſelbſt wird ihn nie und nimmer thun. Sey jedoch verſichert, daß er mit Freud' und Eifer die Hand ergreifen werde, die ihm hilft, der ſchlimmen Lage zu entrinnen; denn mehr als Tod und Hölle fürchtet er das Gelächter der Ungläubigen. — So weit mein Auftrag; jetzt entſcheide du. Meine Jahre ſind nicht die eines Rathgebers, aber mein Vater iſt alt und weiſe und dein Freund.

Conſtantin (überlegend für ſich). Wie erfüllt ſich doch ſo wunderſam meines wackern Phranze Hoffnung! fürwahr: das Glück kehrt bei mir ein, und ich möchte ihm bald meine Seele gläubig öffnen. — (Laut) Deines Vaters Belehrungen ſind koſtbar, und wenn auch meine Eitelkeit verneinen möchte,.... der Klugheit gehorchend, willige ich ein. Jedoch, wen ſende ich dem Großweſir und dem Sultan? Wäre der alte Diener Phranze deinem Vater angenehm? —

Daud. Der Großweſir nennt ihn einen kargen Zweifler, der nicht günſtig zu Ende führen dürfte, was eines ſchnellen Blicks und einer entſchloſſenen Hand bedarf.

Conſtantin. Oder Giuſtiniani? der tapfere Degen ſollte dem tapfern Sultan willkommen ſeyn?

Daud. Er iſt zu heftig, unmäßigen Begehrens voll, ſtellt ſich jedem Fürſten keck an die Seite. Er würde unſerm Sultan nicht gefallen.

Conſtantin. Ich erinnere mich, daß er Mohammed's lockende Anträge verwarf. — Oder wäre Notaras etwa der Mann....?

Daud. Vertraue dem Zweideutigen nicht des Reiches Wohl, nicht deine Ehre. Der Sultan wechſelt Boten mit ihm. Auch ihm iſt viel verheißen worden....

Conſtantin. Er hat nicht angenommen.

Daud. Er hat ausgeſchlagen, was ihm der Sultan geboten; jedoch — was heute nicht geſchieht, kann morgen werden.

(Feierliche Muſik, die ſich der Halle nähert.)

Conſtantin. Du hörſt das Siegsgepränge meines Volks. Es ruft mich zum Altar des Herrn. Weiche nicht aus dem Palaſte, ich ſtelle dich unter meinen Schutz, und ehe noch der Abend einbricht, will ich zum zweitenmal dich ſehen.

8.

Irene, einen Lorbeerkranz tragend, an der Spitze einer langen Reihe von edeln Jungfrauen. Krieger. Volk. Zugleich Phranze und Kämmerlinge mit dem Mantel, der Krone u. ſ. w. Conſtantin, Daud, der ſich unter der Menge verliert.

Conſtantin. Wer kommt? Nahen ſelige Erſcheinungen meinem Hauſe, es umzuwandeln in den Saal des Himmels?

Irene. Was da lebt in der weiten Stadt, o Herr, zieht deinem Schloſſe zu, ſich im Schimmer deiner Majeſtät zu ſonnen; dir mit Freudenthränen für die ſchöne Zukunft, deren Pforten du entriegelt haſt, zu danken. Geſtatte uns, den Töchtern deiner Getreuen, heute den ſtarren Hofgebrauch umgehend, vor dir zu erſcheinen und dir unſere Bewunderung auszudrücken. Es iſt ein uraltes Herkommen unter Kriegern, die Stirne der Ueberwinder mit dem friſchen Lorbeer zu bekränzen. Nimm heute, Feldherr und Kaiſer, die bedeutungsvolle Gabe, ſtatt aus der blut'gen Fauſt des Kämpfers, aus meinen — aus unſern Händen gnädig an. Schlinge den Kranz der Ehre um den goldenen Reif. Laß dieſe Blätter vom Baum des Ruhms deine Schläfe kühlen, von Sorgen heiß, von Dornen verletzt.

Conſtantin (den Kranz nehmend). Die herrlichſte Krone dieſer Erde. Wäre ich ihrer würdig! doch nicht minder lebhaft ſpreche ich meinen Dank für dieſes ſtolze Geſchenk.

Seyd dafür geprieſen, ihr Jungfrauen von Byzanz, einſt die Gattinnen meiner Helden. Du vor Allen, hochherzige Irene, ſey geprieſen! Ich achte als die günſtigſte Vorbedeutung, daß mir die Tochter des Notaras den Siegeskranz reicht. Nimm dafür dieſes Geſchmeide von mir an (löst von dem Mantel, den ihm Phranze umwarf, ein prächtiges Kleinod). Perl und Edelſtein für deine Lorbeern ſind allerdings eine ſchlechte Gabe, doch mögen ſie klare Freundesaugen und milde Freudenthränen bedeuten.

Irene (empfängt das Geſchenk mit begeiſterten Blicken; auf die Begleiterinnen deutend). Du belohnſt ſie Alle in der Unwürdigſten, mein Kaiſer.

Daud (für ſich). Ein wunderſchönes Weib!

Phranze (bei Seite). Die Räthſel löſen ſich.

Conſtantin. Wie einſt die römiſchen Sieger auf dem Kapitol die edelſte Beute, ſo will ich heute dieſen edeln Lorbeer im Heiligthum des Herrn niederlegen, bis ich verdient haben werde, ihn vor aller Welt zu tragen. Daß mein gutes Glück mir es vergönnte! Vor Kurzem noch in bangen Zweifeln ſchmachtend, erhebt ſich plötzlich feurig ſtrebend meine Seele. Ob meinem Haupte lacht ein wolkenloſer Himmel und die ſchwarzen Schatten fliehen in des Abgrunds Nacht zurück. Seligkeit des Hoffens, o verlaß mich nicht! Gute Geiſter, weichet nicht von mir! Mein Buſen ſchwillt von Sehnſucht, Großes zu vollbringen! Wie nenne ich die zauberiſche Macht, die mich ermuthigt und begeiſtert? die herrliche, umrauſcht von grünen Friedenspalmen? O wanke nicht, du treues Siegel, das meinen Mund verſchließt! gib ſie nicht preis, die Schätze, deren ſich mein Herz erfreut. Mögen ſie ſchlafen, wie in den ſtummen Tiefen des Meeres, bis mein Genius ſie im Triumph an's Licht der Sonne emporträgt. Dann wird meine Wonne auch die Welt beglücken; und nur darum, ſtarker Gott der Schlachten, laß' mich ſiegen und vollenden.

(Muſik. Der Kaiſer geht in feierlichem Zuge ab.)

Zweite Abtheilung.

I.

Garten des Notaras. Notaras. Gregor.

Notaras. In meinem Hauſe regiert noch alte Zucht und Sitte. Nur die Frauen und meine Söhne pflegen ſich an dieſem Orte zu ergehen. Fremden Männern iſt er verboten. Rede offen. Was bringſt du mir?

Gregor. Den Gruß des Patriarchen. Er ſendet dir aus dem Kloſter, wohin der Kaiſer ihn verwieſen, an ſchwerer Krankheit darnieder liegend, mit väterlicher Wehmuth die Frage, ob das Land ſeinen beſten Sohn verlor?

Notaras. Gott weiß, daß ich nicht meinem Volke, nicht meinem Glauben untreu wurde. Doch hab' ich auch der Majeſtät den Eid geleiſtet.

Gregor. Den Abtrünnigen zu Dienſte ſeyn, heißt der Hölle dienen, meint der Patriarch. Du ſeyſt ein Chriſt geweſen eher als im Dienſte des Kaiſers.

Notaras. Ich ehre die Heimath als meine Mutter, den Patriarchen als meinen geiſtlichen Fürſten. Ich verabſcheue die Einigung mit Rom und Alle, die mit ungeſäuertem Brode das Abendmahl des Heilands ſchänden. Doch halte ich für das Dringendſte, dem Feind vor unſern Mauern zu wehren; alles andere der Zukunft zu überlaſſen.

Gregor. Der Patriarch billigt dieſen Aufſchub nicht. Wer auch iſt der gefährlichere Feind? Der Zorn des Herrn. Wer der hülfreichſte Freund? Seine Gnade und Vergebung. Ohne die Wiederherſtellung der alten Kirche iſt Rettung nicht zu hoffen.

Notaras. Sind des Kaiſers Waffen nicht glücklicher als je?

Gregor. Der Herr erhöht nicht ſelten ſeine Feinde, um ſie deſto tiefer zu ſtürzen. Der Patriarch betheuert, daß menſchliche Kräfte nichts ſchaffen werden, ſo lange Baal triumphirt. Der Himmel zürnt uns, und ſeine Wunder ſchlafen. Die heilige Jungfrau, die den Belagerer Murad in die Flucht jagte, als ſie auf den Wällen erſchien und ihren veilchenblauen Mantel über die Stadt breitete, wird nicht aus den Wolken herniederſteigen, um den Ketzern beizuſtehen.

Notaras. Ihnen komme die Pein des brennenden Pfuhls. Doch hoffe ich getroſt, daß der Herr die Seinigen in ihrer Unterdrückung nicht verlaſſen wolle. Eine uralte Prophezeihung aus frommem Munde ſagt, daß zwar die Feinde einſt durch das Thor des Cirkus in die Stadt dringen würden. Aber an der Säule Conſtantins werde ein alter Mann ſitzen und ein Engel vom Himmel kommen mit dem Schwerte der Gewalt; der alte Mann, damit bewaffnet, werde die Feinde ſiegreich zurückſchlagen, das Reich von ihnen befreien. Kennt der Patriarch dieſe Weiſſagung nicht?

Gregor. Er kennt ſie, hält ſie hoch und heilig. Das abtrünnige Reich darf jedoch der Befreiung ſich nicht getröſten. Die verblendete Menge, den falſchen Glauben duldend, bereitet ſich das Verderben. Wie ſollten ſie nicht, die Schwachen und Muthloſen, wenn der einzige Mann ihrer Hoffnung die Hände in den Schooß legt, ſeine Kinder ſogar dem glücklichen Moloch als ein Opfer darbringt, oder, wie es heißt, lieber mit dem türkiſchen Barbaren unterhandelt, als mit der verlaſſenen Mutterkirche?

Notaras (Gregor ſcharf anſehend). Biſt du ein Kundſchafter des Kaiſers, und willſt ihm meine Worte hinterbringen? Beſinne dich wohl? Meinen Neidern zum Trotz vertraut mir Conſtantin mehr als ihnen. Ich ſag's: er wird nicht an das Haupt des Notaras rühren, und wer mich anklagt, wagt ſein eigenes Leben.

Gregor. Der Kaiſer vertraut dir nicht; er fürchtet dich vielmehr.

Notaras. Gleichviel. Zittere alſo für deinen Kopf.

Gregor. Mein Leben iſt mir um Geringes feil. Doch bin ich nicht des Kaiſers Freund. Der Altar liegt mir näher als der Thron.

Notaras. Du ſprichſt verzweifelt entſchloſſen.

Gregor. Ich trage ſchwarzes Blut und finſtern Haß in mir. Ich habe meine Heimath, meine Freunde, meine liebe Braut verloren; ich habe mich mit aller Kraft des Glaubens dem Dienſt der verſtoßenen Kirche zugewendet. Der Patriarch weiß es; darum beehrt er mich mit ſeinem Vertrauen.

Notaras. So rede: was fordert er von mir?

Gregor. Schon mehrere wackere Männer von Geburt und Anſehen bilden einen geheimen Hof um den mißhandelten Kirchenfürſten. Du fehlſt mit Rath und That den Getreuen, die das Vaterland zu retten geſchworen haben. Sie verzweifeln an deinem Stolz, an deiner Ehrbegierde. Der Genueſer Giuſtiniani iſt heute zum Herzog von Lemnos erhoben worden. Sogar mein Oberſter, Dukas, der treuergebene Diener Conſtantins, murrt über dieſe allzufreigebige Gunſt, und du, Notaras, du ſchweigſt und küſſeſt den Staub?

Notaras. Du reizeſt meine Galle. Hinweg, Verſucher.

Gregor. Laß mich endigen; haſt du doch den Botſchaftern des Sultans dein Ohr geliehen.

Notaras. Ich hörte ſie, dem Vaterland zum Frommen, um ihrer Entwürfe Meiſter zu werden, und habe mein Gewiſſen rein erhalten.

Gregor. So thue mehr noch für dein Volk. Erleuchte es mit deiner Weisheit, hilf ihm mit deinem Arm, denn er iſt nicht mehr fern, der Augenblick, der Alles umgeſtaltet.

Notaras. Du ſprichſt vermeſſen und erneuerſt meinen Argwohn. Aus dem Munde des Geringen, der ſich für einen Wiſſenden ausgibt, klingt die Rede verdächtig.

Gregor. Schätze die Kleinen nicht gering, Notaras. Sey nicht wie die Abendländer, die ihre Knechte ſchlechter halten als ihre Pferde. Wenn du ein Mann der alten Sitte biſt, ſo erinnere dich, daß vordem ein Herr keine beſſern Freunde hatte als ſeine Sklaven. Ich dagegen bin ein freier Mann, zwar gering und klein von Stande, doch iſt mein Herz ſtolz und verachtet des Angebers Handwerk. Der Patriarch hat das wohl erkannt.

Notaras. Er iſt ein erfahrener Mann. Aber welche Bürgſchaft gabſt du ihm?

Gregor. Die höchſte; zugleich die einzige, die ein Armer leiſten kann: mein Leben, das ich freudig zum Opfer bringe.

Notaras. Wie das?

Gregor. Weil ich geſchworen habe, mit dieſer, meiner Hand, den Kaiſer zu ermorden.

Notaras: Göttliche Barmherzigkeit! Was ſagſt du?

Gregor. Das Haupt des Tempelſchänders iſt in meiner, ſeines Trabanten Gewalt. Der Baum des Unheils falle mit ſeiner Wurzel, und das Blut des abtrünnigen Fürſten waſche den entweihten Altar wieder rein.

Notaras. Unſeliger! Sie tödten dich auf ſeiner Leiche!

Gregor (kalt). Ich weiß es. (Lange Pauſe.)

Notaras. Das Verbrechen darf nicht geſchehen.

Gregor (verächtlich). Thue, Großadmiral, was du von mir gefürchtet. Du hältſt meinen Kopf in deinen Händen. Wirf ihn dem Henker unter's Beil.

Notaras. Beſchimpfe mich nicht, blutdürſtiger Schwärmer. Ich ſage dir und dem Patriarchen, daß eine Gräuelthat, wie der Mord des Kaiſers, nicht geſchehen darf. Sie würde dem Reich ein Ende mit Schrecken bereiten. Mein Gehirn iſt kälter, iſt beſonnener. Der heilige Mann und ſeine Freunde bedürfen wahrlich meines Raths. Sie bedenken nicht, daß aus dem Blute Conſtantins das Ungeheuer der Fremden-Herrſchaft erwachſen würde. Auf ewig wären dann, ſo Volk als Kirche, verloren und vertilgt. Giuſtiniani's Ketzerſchwert zerſchmetterte, was noch vom alten Glauben übrig; Giuſtiniani böte ſeine freche

Fauſt dem Mohammed, und verkaufte uns als Sklaven nach Aſien. Ein Caſtell der Lateiner erhöbe ſich auf der Stätte des geſchleiften Byzanz; der Türke und der Katholik theilten ſich in die Fetzen des morgenländiſchen Purpurs. Nein, nein, der Wahnſinn darf ſich nicht vollenden.

Gregor (kleinmüthig). Es möchte kommen, wie du ſagſt. Was wäre jedoch zu unternehmen? Es drängt die Zeit. Wenn der Kaiſer — man flüſtert ſchon davon — nach ſeinem Siege mit dem Sultan Friede machte? Wenn er dann unter'm Schutz des Halbmonds und der Fremden das wahre Kreuz völlig zu Boden träte? Wer möchte den Schreckenstag erleben? Rathe du; und wenn du eines Vollſtreckers bedarfſt, ſo bin ich der Deinige. Das Heimweh nach dem Himmel reibt mich auf, da mir die irdiſche Heimath verſagt iſt. Des Lebens müde, mächtig des ſcharfen Dolchs, lechze ich nach einer That, die als ein Denkmal meines Daſeyns, den Jahrhunderten trotzend, übrig bleibe.

Notaras (tritt hart an Gregor). So will ich dir, mörderiſcher Geiſt, ein würdiges Ziel anweiſen. Schone des chriſtlichen Fürſten. — Im türkiſchen Lager iſt Arbeit für deinen Dolch. Ich weiß, daß die Osmanen des wilden Mohammed ſchon überdrüſſig ſind. Seine Niederlage muß die Unluſt der wüſten Krieger geſteigert haben. Ich weiß, daß mit einer Stimme das Heer den Urchan zum Herrſcher ausrufen würde, als den geborenen Erben des Propheten, wenn Mohammed zum Sterben käme. Dieſer Urchan iſt in meinen Händen, iſt mir ergeben. Ich weiß ein theures Band, das ihn an mich feſſeln würde. Ich verbürge mich für ihn. Von mir abhängig wird er die

Freiheit von Byzanz unangetaſtet laſſen; wird mit ſeinen Janitſcharen uns helfen, die Fremden zu vertreiben, und die Kirche aus dem Staube heben. Geh hin, ſtoße den Sultan nieder, wenn du nach der Krone des Martyrers ſtrebſt. Das Uebrige ſey meine Sache. Das freie Vaterland mag alsdann dem Kaiſer bei lebendigem Leibe einen Nachfolger ernennen.

Gregor. Ich bewundere dich, Notaras, und mein Mißtrauen verwandelt ſich in die vollkommenſte Ergebenheit. Ja, du biſt der Mann, deſſen das Reich bedarf. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Wohl leichter wäre es, den Purpurträger in ſeinem Bette zu erwürgen, als an den Sultan zu kommen im verſchanzten Lager, umringt von tauſend Bogenſchützen; aber dennoch führ' ich das Schwerere aus, ſo wahr mir der Himmel beiſtehen möge. Der Barbar erfahre, daß ſein Leben ein Eigenthum jedes kühnen Mannes iſt, der ſein Blut verloren gibt.

Notaras. Du biſt der Beherzteſte, den ich geſehen. Entdecke dich aber zuvor dem Patriarchen, deinem Gönner, und frage ihn. Er hat zu erwägen, zu beſchließen, zu befehlen. Geh jetzt geſchwinde fort. Dort hinter den Gebüſchen öffnet ſich eine Thüre auf die Straße. Ich ſehe meine Gattin, meine Tochter kommen. Geh! —

(Gregor geht ab.)

Notaras. Die Ausländer, wollen ſie uns ſchelten, nennen uns ein hinterliſtiges, ein verſchmitztes Volk. Es mag ſeyn; der Waffen, ſich durch die Welt zu ſchlagen, ſind mancherlei. Das Schwert reicht nicht aus im Drang der rohen Leidenſchaften und Begierden. Die Kunſt des Verſtandes beherrſcht die Erde; ſie begegnet wunderbar zur rechten Zeit irgend einem Werkzeug, das mit blindem Muth ausführt, was ein kluges Auge bedächtig geprüft hat. Dieſer Mann Gregor, deſſen Galle von Lüſternheit nach meuchelmörderiſchem Ruhm geſchwollen iſt, trägt eine reiche Saat in ſeiner Bruſt aus meinem Hauſe fort. Sie wird aufgehen, ohne Zweifel: einem frömmelnden Schurken, der den Geleitsſchein zum Himmel in der Taſche zu haben vermeint, mißlingt ſelten ein blutiges Vorhaben. Ich will mich zum Schnitter der Ernte gebrauchen laſſen. — Der Nachfolger des Kaiſers wäre bald gefunden. Der Vater ein Beherrſcher von neu aufſtrebender Gewalt .... die Tochter eine Gebieterin der hohen Pforte .... das Loos des Notaras wäre dann noch immer ſchön genug! —

Sie nahen langſam, die Frauen. Es iſt, als ob ſie mir Zeit laſſen wollten, ihnen zu entweichen. Ich begreife mich ſelbſt nicht. Seit meine Söhne heute vor des entheiligten Tempels Thüre dem Kaiſer ihren kriegeriſchen Eid geſchworen, ſeitdem ich meiner Tochter erlaubt, dem Kaiſer den Lorbeer zu überreichen, wage ich nicht mehr, die Kinder redlich anzuſchauen. Mir iſt, als ſchämte ich mich vor ihnen und ihren Schwüren und dem Lorbeer. Doch bin ich kein Verräther: nein, Giuſtiniani, kein Verräther! und wenn ich den Kaiſer haſſe, ſo haſſ' ich ihn mit Recht; das göttliche Geſetz befiehlt mir es. — Warum auch gab ich ihm die Söhne? Warum ließ ich Irene vor ihm knieen? Kaum geſteh' ich mir die Feigheit. Conſtantins auflodernd Glück hat mich bethört ....! von allen Heidengöttern, die in den Abgrund rollten, iſt keiner wieder zu Ehren gekommen; der abergläubiſche Dienſt der Fortuna allein iſt in der Welt nie gemindert worden, und hat in jeglichem Menſchenherzen ſeinen Altar (geht ab).

2.

Theodoſia. Irene; ſpäter Demetrius und Georg

Theodoſia. Der prachtvolle Abend iſt für meine geſunkenen Kräfte wohlthätig. Die Einſamkeit des Palaſtes ſchnürte mir die Bruſt zuſammen. Hier unter dem freien Himmel, umgeben von duftenden Sträuchern und Bäumen, iſt mir beſſer, iſt mir wohl.

Irene. Da iſt die Stelle, wo ich gern zu ruhen pflege, wo ich frei athme, wo ich ſchwelge in ſtillen Träumen. Sieh, geliebte Mutter, den perſiſchen Seidenbaum, in deſſen Blättern die milde Seeluft ſpielt; ſieh die Palme von Trapezunt, die ihren Wipfel zierlich neigt, als begrüßte ſie in dir einen werthen Gaſt. O möchte der Friede dieſes Hains dich erquicken und deinem Angeſicht die Freundlichkeit wieder geben, die ich ſchon lange an dir vermiſſe!

Theodoſia. Mein theures Kind, ſoll ich lächeln, wenn ich uns von allen Schreckniſſen des Kriegs umgürtet ſehe? wenn ich in der Einöde des Frauengemachs für Alle, die meinem Herzen nahe, zittern muß?

Irene. Laß uns heute nicht von Feind und Schlachten reden. Seit dem frühen Morgen ſchweigen die Geſchütze. Es iſt, als ob der Friede, ein ſcherzender Knabe, mit leiſen Schritten gekommen wäre, uns zu überraſchen.

Theodoſia. Die Jugend iſt der Hoffnung voll. Ich war ſo muthig einſt, ſo zuverſichtlich, wie du jetzt biſt. Mein Vater und der deinige, Irene, lagen ſtets mit den

Türken in Zwietracht zu Felde. Nur ſelten beglückte uns ein kurzer Waffenſtillſtand. So wie die Sonne emporſtieg, zogen ſie vom Schloſſe hinab zum kriegeriſchen Handwerk, und ich harrte ihrer Rückkehr, nur von wenigen Leuten beſchützt, auf der ſteilen Burg. Doch war ich kühn vertrauend und gefaßt. Es kamen Adler und kreisten vor meinen Fenſtern, ehe ſie zu Horſte flogen: ſie waren mir eben ſo viele ſiegverheißende Boten vom Schlachtfelde im Thale. Es flatterten Möven zum Schloß hinan und ſchlungen meine Gitter mit ihren ſchöngeformten Schwingen; ſie waren mir willkommen als Herolde des Preiſes, den meine Männer auf dem blauen Meere gewannen. Du, das roſige Kind, in meinem Schooße liegend, nickteſt, wie ich, den Adlern zu, lächelteſt, wie ich, den Möven entgegen.

Irene. So fern auch jene Zeit, dennoch glaub' ich mich der Abendſtunden zu erinnern, die, o meine Mutter, dich ſo zärtlich machten, daß du mich unzähligemal küßteſt und mir in's Ohr flüſterteſt: Bald wird dein Väterchen kommen, liebſtes Kind.

Theodoſia. Und er kam auch — wie oft als ein zufriedener Held, wie ſelten als ein aus dem Felde Geſchlagener! du trockneteſt mit deinen Lippen den Schweiß von ſeiner Stirne, du ſpielteſt mit deinen Fingern in des edeln Großvaters langen weißen Locken. Wir ſcheuten uns nicht vor dem Staub des Gefechts, nicht vor den blutigen Tropfen, die an der Rüſtung unſerer Vertheidiger klebten. Ich freute mich wie du als ein Kind der bunten Beute, die ſie uns zum Geſchenke brachten. Wir waren beide fröhlich mitten im Drangſal einer Fehde ohne Ende....

Irene. Wir waren's, bis unſere Väter einſtens nimmer wiederkamen!

Theodoſia. Sie ſtarben tapfer, wie ſie gelebt, auf dem Boden der alten heldenmüthigen Sparta. Die Beneidenswerthen ſollten unſer heutiges Elend nicht mehr ſehen.

Irene. Sie hinterließen uns einen treuen Freund, den Deſpoten, der für uns ſorgte, bis er an den Notaras dich vermählte.

Theodoſia. Schöne Hoffnungen begleiteten mich in den Glanz der Kaiſerſtadt. Sie blieben mir nicht treu. Standhafter hing mein Herz an dem heimathlichen Schloſſe, an jenen Küſten, an jenen Gräbern. Seitdem hat ſich hier viel verändert.

Irene. Vieles, meine Mutter: die Zeit, das Glück, die Menſchen. Nur ein Einziger iſt geblieben, was er war, in Freud und Leid derſelbe, Conſtantin, derſelbe hochherzige Mann, der als Herrſcher im Peloponnes gewaltet.

Theodoſia. Du ſchwärmſt in Begeiſterung für den Kaiſer. Du denkſt der Tage noch, da er, ſelbſt ein Jüngling, dich auf ſeinen Knieen hielt und mit dir tändelte, und dir, was Schönes nur auf Erden, zu geben verſprach.

Irene. Meine Mutter zürnt mir nicht, daß ich den Trefflichen und Vielverkannten ehre.

Theodoſia. Nein, ich ſelbſt ſchätze ihn hoch; er hat uns ſo manche böſe Stunde durch ſeine Milde in eine gute umgewandelt! Dein Freimuth, deine Dankbarkeit, Irene, finden in mir eine freundliche Vertraute. Aber beleidige nicht damit den Großherzog. Du kennſt ſeine Geſinnungen. Es iſt nicht an uns, ſie zu deuteln und zu tadeln. Errege daher ſeinen Unwillen nicht, den Kaiſer rühmend, den er haßt.

Irene. Geliebte Mutter, laß mir immerhin die Freiheit meines Worts. Fließt es gleich keck und friſch, wie die Quellen unſerer Berge, ſo ſchreibe es meinem Vater zu, der, wie du mir geſagt, die Wahrheit offen auf der Zunge trug. Notaras iſt mir ehrwürdig, als dein Gatte, und um ſeiner Söhne willen, die mich brüderlich lieben. Aber ſein Gemüth iſt verſchloſſen, immer ſchwankend zwiſchen erheuchelter Sanftmuth und der Begierde, ſeinem Ehrgeiz unbedingt zu opfern. Wir ſind einander unähnlich. Er gibt nur vor, mir zärtlich zugethan zu ſeyn, mich verbindet ihm nur der Gehorſam.

Theodoſia. So thue mir zu liebe, was ich verlange. Ich will mich bemühen, gleich dir zu hoffen, daß eine beſſere Zukunft, als wir fürchteten, der Stadt bevorſtehe. Dann wollen wir auch der Zeit vertrauen, die jeden Zwiſt ausgleicht. Laß erſt Friede ſeyn zu Byzanz, laß erſt die Hülfsvölker, die des Notaras Auge beleidigen, dem Reich den Rücken gekehrt haben. Gewiß werden Kaiſer und Großadmiral ſich einſt die Hände bieten; denn beide ſind nicht geſchaffen, einander zu verfolgen. Singe dann nach Gefallen das Lob des ehrenreichen Conſtantin. Notaras wird einſtimmen, ſey deſſen verſichert.

Irene. Warum grollt er denn ſeinem Herrn? Was kümmert ihn die finſtre Zwietracht in der Kirche? Was hat der graue Held Notaras nach der Spaltung zu fragen, die, um einiger Lehren und Gebräuche willen, unſinnig Chriſten trennt von Chriſten? Vergilt ihm Conſtantin nicht dennoch ſeinen bittern Trotz mit Gnade? Würde nicht ein anderer Fürſt mit eiſerner Strenge ſtatt mit Nachſicht einen Mann behandeln, der dem Aufruhr näher iſt, als dem Gehorſam? Der edle Kaiſer thut es nicht.

Theodoſia. So wünſche dir Glück, Irene; der Kaiſer ſchont um deinetwillen den Notaras.

Irene. Wie? du könnteſt glauben ....?

Theodoſia. Läugne doch nicht; dein Herz hat dir ſchon längſt geſagt, was ich in dieſem Augenblick. —

Demetrius, Georg treten auf.

Demetrius. Der Vater beſcheidet uns zur erſten Wache.

Georg. Laß deine Söhne nicht ohne deinen Segen von hinnen.

Demetrius. Da wir heute aus deiner frommen Obhut treten, gönne uns ein mütterliches Lebewohl.

Georg. Lege deine Hände auf unſere Waffen. Du wirſt ſie heiligen.

Demetrius. Bete für uns in dieſer erſten Nacht unſeres Kriegerſtandes.

Georg. Bete, liebe Mutter, aber ſey getroſt. Der Feind iſt müd und matt, er ſchläft bei ſeinen Feuern. Wir werden dich morgen friſch und fröhlich wieder ſehen.

Theodoſia. Das gebe Gott, ihr theuere Knaben! Er behüte eure Jugend, und erhalte euch zum redlichen Dienſt eures Kaiſers. Werdet ihr demſelben treu gehorchen?

Demetrius (ſtolz). Du fragſt? haben wir ihm nicht heute geſchworen?

Georg. Bei Leib und Leben, bei der Hoffnung, ſelig zu werden.

Demetrius. Wir wollen nicht geringer ſeyn, als unſer Vater.

Irene (ſeufzend). Ach, was ſagſt du, mein Bruder?

Demetrius. Wie? Iſt unſer Vater nicht ein getreuer Mann des Kaiſers?

Georg. Er ſagt es ſelbſt, und wir ſind ſeine Ebenbilder. Seufze darum nicht, Schweſter Irene. Umarme uns, doppelt leicht wird uns die Pflicht ſeyn.

Irene (umarmt die Brüder).

Theodoſia (ſegnet ſie). Ich entlaſſe euch aus meinem Schutze in die Welt. Kommt! als eine Herrin dieſes Hauſes will ich ſelbſt deſſen Riegel vor euch aufthun, und die Schwelle ſegnen, über die ihr ſchreiten, und, wenn der Himmel uns Allen gnädig, bald und wohlbehalten zurück kommen werdet (mit den Söhnen ab).

4.

Irene, dann Urchan.

Irene. Das ſorgliche Mutterauge hat bis auf den Grund meines Herzens geſchaut. Doch hat der Jungfrau Ehre ſich dabei nichts vorzuwerfen. Das Köſtlichſte auf Erden darf auch von der Reinſten hochgehalten werden. Nur das Gemeine ſchändet das Gewiſſen. So tritt denn her zu mir, du edles Bild, in dieſer Abendſtunde. Spende, wie der Abend den Blumen erfriſchenden Thau, ſo auch mir die wonnigen Empfindungen, die mich ſtärken, ſchlimme Tage zu beſtehen. Du allein verweile jetzt bei der Einſamen, ihre ſtille Freude, ihrer Andacht Ziel und Streben.

Urchan (tritt plötzlich auf). Wen ruft Irene?

Irene (überraſcht). Wen ſucht Urchan, daß er vermeſſen einen Ort betritt, der ihm verboten iſt?

Urchan (leidenſchaftlich). Der ſcheue Hirſch ſtreift über die nächtliche Haide, die friſchen Brunnen aufzuſpüren. Der Tod läuft hinter mir; ich komme, mich an's Leben anzuklammern.

Irene. Was ſoll die Bilderſprache?

Urchan. Sie iſt die Sprache meines Volks, vergib ſie mir, Irene. Ich will die ſchwarze Ahnung ſchildern, die mich beſtrickt, ſeit der Krieg ringsum verſtummte. Ich lebte muthiger unter'm Krachen der Geſchütze. Die ſchwüle Stille, die mich jetzt umfängt, macht das Blut in meinen Adern bald ſtocken, bald ſieden mit zitternder Haſt. Nenn' es ein Fieber, wenn du willſt, Irene, eine Thorheit; aber beruhige den Leidenden durch ein Wort des Mitgefühls.

Irene. Beſinne dich, Urchan, ob deine Sprache eines Mannes würdig? Du bebſt in Todesfurcht, während die bedrängte Stadt hoffnungsvoll Athem ſchöpft? während das ſchwächere Geſchlecht den Ausgang des zweifelhaften Kampfes gefaßt erwartet?

Urchan. Sieh nun, wie ich geworden bin im Staube der Erniedrigung. Ich habe die Mutter nicht gekannt, kaum entſinne ich mich noch des fürſtlichen Vaters. O, dieſe Geburt aus dem Herrſcherſtamme der Osmanen, wie verwünſche ich ſie! Wäre ich eines Laſtträgers Kind, ich lebte frei und ſtark unter Freien, ſtürmte unter des Propheten Fahne dieſe Mauern, oder jagte den Schakal in der Wüſte, oder ruhte müßig, arabiſcher Dichter Verſe leſend, unter Dattelbäumen. Der Sohn des türkiſchen Prinzen hatte nur die Ketten von Byzanz und den Dolch des Henkers zu erwarten. Die erſten trag ich noch, dem letzten wird, ſobald dieſe Stadt verloren, der arme Urchan nicht entrinnen.

Irene. Du biſt zu beklagen, wenn es ſich ſo verhält. Was könnte aber ich für dich thun?

Urchan. Sie haben mich zu einem Griechen umgeſtaltet; ſie haben die osmaniſche Kraft in mir verwüſtet. Ich verſtehe nicht, ein Roß zu tummeln, nicht den Bogen zu handhaben, nicht die Lanze zu werfen. Von allen Merkmalen meiner Abkunft iſt mir nichts geblieben, als die glühende Seele, die bald den ſchwachen Leib unterjocht, bald von demſelben geknechtet wird. Sie haben ſogar meinen Glauben erſtickt, ohne mir den ihrigen zum Erſatz zu geben. Mir iſt die Moſchee gleichgültig, wie euer Tempel. Aber ich verehre die Engel der Chriſten, die da Helfer ſind in jeglicher Noth. Dem Barmherzigen, der ſich meiner annähme, wollte ich dienſtbar ſeyn bis an mein Ende; er würde mindeſtens meine Seele retten. Irene, du, für mich der Engel Vorbild, ſey mir barmherzig.

Irene. Du redeſt, wie ein Sinnverlorener. Du haſt ſchon öfter gewagt, mein Ohr mit deinem Flüſtern, Werben und Begehren zu beleidigen. Ich habe davon geſchwiegen. Meine Nachſicht diente dir indeſſen nicht zur Lehre, da neuerdings dein frecher Mund zu mir von Dingen ſpricht, die ich nicht hören darf. Es wäre mir unziemlich, vor deiner Zudringlichkeit zu fliehen; aber es iſt an dir, dieſen Ort zu verlaſſen.

Urchan. Die Bitte eines Sterbenden ſey nicht Frechheit vor deinen Augen. Wie bald wird nicht das unabwendbare Schickſal mein Haupt und euer Volk niedermähen? Laß mich die kurze Strecke noch an deiner Hand dahin gehen. Schon ſo lange glüht der arme Urchan für die vollendetſte der Weiber! Er iſt deiner nicht würdig, Irene, der darniedergetretene Mann; aber wir Sterbliche ſind auch des Allmächtigen über den Wolken unwerth, und dennoch beſtrahlt uns ſeine Gnadenſonne. Was verlang' ich denn? In der letzten Stunde einen Tropfen der Erquickung: eine Thräne aus deinem Auge, einen Druck deiner Hand, eine Silbe der Vergebung und des Mitleids. O, ich bin ja nicht der Türke, den du haſſeſt; der wilde Reiter, der ſein Grab gern von dem Blute ſeiner Feinde geröthet weiß. Ich verlange, wie der Chriſt, im Sterben ein Auge, das um mich weine, ein ſegnend Wort, mir zu ſagen: du haſt nicht ganz umſonſt gelebt, du Armer, ich denke dein mit Liebe.

Irene. Unſeliger, hoffe nicht, mich zu berücken. Wahrlich, das Sclavenjoch hat nicht nur deinen Nacken wund gerieben, deine Seele iſt ſchmutzig geworden, wie deine Feſſel. Du haſt nach dem Brauch verlorener Leute meinem Volk das Schlimmſte abgeſehen: die Heuchelei. Doch vermummt ſie ſchlecht den heißathmenden Tiger.

Urchan (auffahrend). Wärſt du ein Mann, und hätten meine Kerkermeiſter mir nicht jede Waffe entriſſen, — nicht ungeſtraft ſagteſt du das harte Wort. Doch von dir, Irene, muß ich knirſchend auch die brennendſte Wunde dulden. — Ich laſſe ab von dir, um in Verzweiflung den Ausgang meines Schickſals zu erwarten. Mein Geiſt ſoll dich umſchweben. Der Geiſt des Liebenden ſucht, ob in Friede, ob im Zorn, die Nähe der Geliebten.

Irene (halb für ſich). Das fühle ich ſelbſt. Unſichtbare Arme umſchlingen mich. (laut) Faſſe dich, Urchan, und geneſe endlich: entſage aller thörichten Hoffnung. Wiſſe, Urchan, daß ich liebe, daß ich meiner Gefühle innigſtes in ſüße Gewalt gegeben.

Urchan. Du zerſchmetterſt mich. Irene, die Unempfindliche — Irene liebt? —

Irene (haſtig zur Seite ſchauend). Hörſt du, wie es rauſcht in unſerer Nähe? — Entferne dich, Urchan.

Urchan. Der Wind ſtrömt durch die Kronen der Bäume! Ich Elender muß dem gaukleriſchen Winde weichen?

Irene. So geh doch. Hörſt du nicht den Schritt im Sande? des Mantels Wehen? Fliehe, ehe die Wächter dieſes Hauſes dich hier entdecken.

Urchan. Die Eidechſe ſchießt über den Sand; die Luft ſpielt mit den Flügeln der heimkehrenden Taube. — O hätte ich ihre Schwingen, meinen Leiden zu entrinnen!

Irene. Ich höre .... ich vernehme .... ich täuſche mich nicht ....! Hinweg, Urchan, und fürchte meines Vaters Zorn.

Urchan. Grauſame .... du erwarteſt nicht den Vater ....! dein Ohr, dein Auge ſpäht nach dem Geliebten ....! er iſt nicht fern; .... Unwille und Beſchämung fetten meine Sohlen an den Boden.

Irene (lauſchend und geſteigert). Der Mund des Neiders verkündigt die Wahrheit wider ſeinen Willen. Es gibt kein Vorgefühl, Betrug iſt jede Ahnung, wenn heute meine Sehnſucht lügt. Er kömmt, er kömmt — ich will das Himmelreich verlieren, wenn er's nicht iſt, der ſich mir naht!

5.

Conſtantin. Vorige.

Conſtantin. Irene!

Irene (ihm entgegen). Mein .... mein ruhmvoller Kaiſer! (will ihm zu Füßen ſinken).

Urchan (zurückfahrend). Mächte des Abgrunds! was muß ich ſehen!

Conſtantin. Zu meinen Füßen .... Du? O nimmermehr! Dem Freund gebührt auch freundliche Begegnung!

Irene (halb in ſeinen Armen). Mehr als die Ehrfurcht war's das Entzücken, das meine Kniee wanken machte.

Conſtantin. Ich ſah jene Pforte offen .... mein ahnend Herz verrieth mir deine Nähe.

Irene. Auch das meinige klopfte hoch ....

Conſtantin. Ich hörte deine Stimme, voll von Zauber ....

Irene. Ich glaubte, die ſüße deinige zu vernehmen ....

Conſtantin. Meine Wünſche, honiglüſtern, goldbeſchwingt, fliegen mir voran ....

Irene. O Herr, beſchäme meine Demuth nicht.

Conſtantin. Wandle ſie in Stolz, du Kleinod, werth, den erſten Thron der Welt zu ſchmücken.

Irene. Dich, des Thrones Zierde, zu verehren, bin ich ſtolz, ſtolz auf deine Gnade.

Urchan (für ſich). Soll ich vergeh'n, ein Zeuge dieſes Auftritts? fort, hinweg! (eilt ab).

Conſtantin. Nenne nicht das ſtarre Wort der Gnade, das an den Herrſcher, an den Scepter mahnt. Dein Mund darf Liebe fordern; meine Liebe, Irene, ſie iſt dein.

Irene. Was ſagſt du? Wem? Deine Sclavin kann die Wonne nicht ertragen.

Conſtantin. Ich habe in deinen Augen nicht falſch geleſen. Sieh, auf deiner Bruſt flammt das Geſchmeide, mein Geſchenk. Als ich dir's gab mit Händen, die von Liebe bebten, ſpiegelte da nicht dein Blick von Liebe hell?

Irene. Ich konnte nicht verbergen, was meinen Buſen erfüllt.

Conſtantin. Strahlt nicht jetzt im Sternenſchimmer dein Auge heller noch von Liebe?

Irene. Laß meine Hände, daß ich meine Stirn voll Schaam darinnen begrabe.

Conſtantin. Berge ſie an meinem Herzen, Irene. Es pochte nie unter einem köſtlichern Purpur.

Irene (nach kurzer Umarmung). Was machſt du aus mir? Ich darf nicht bei dir verweilen .... allmächtiger Gott .... ein Zeuge .... war nicht ein Zeuge, war nicht Urchan hier zugegen?

Conſtantin. Als ich kam, verlor ſich ein Schatten gleich der Geſtalt eines Mannes in jenes Gebüſch. Was kümmerte mich jedoch der Fremde, da ich meiner Liebe begegnete?

Irene. Der Frevler wird offenbaren, was er geſehen.

Conſtantin. Immerhin. Des Kaiſers kleinſtes Vorrecht iſt, zu jeder Stunde ſeiner Diener Haus zu betreten. Gräme dich nicht, Irene. Ich kam aufrichtigen Sinnes hieher und ſcheue nicht die Blicke des Notaras, nicht der Menge Neugier. Deiner Neigung verſichert, will ich ſie auch, wie einem Fürſten ziemt, erhöhen, und die meinige bekennen. Ich habe es beſchloſſen; unfähig, ohne dich zu leben — will ich mich dir vereinen. Theile deines Kaiſers Thron, hilf ihm tragen ſeiner Krone Laſt. Das Herrſcherthum bietet nur karge Freuden — ich preiſe dir's nicht an. Aber vergiß die Krone, denke nicht des Kaiſermantels und beglücke, Weib meiner Wahl, deinen Gatten, der ein Sclave ſeyn wird deiner Liebe, nimmer ſeiner Bande müde, ewig neu verjüngend ſeine Zärtlichkeit für dich, Anbetungswürdige!

Irene. Heilige Mutter.... was höre ich? Bin ich denn noch ein ſchwaches Kind? Sitze ich denn noch auf Sparta's Burg an deiner Seite, und lauſche einem Zaubermährchen, das du mir erzählſt?.... Deine Gattin.... die Kaiſerin von Byzanz?.... Du ſpotteſt meiner, Herr. Von dieſem Garten ſehe ich den Maſtbaum der Galeere, die — auf die Stunde der Befreiung wartend — ſegelfertig liegt, um die georgiſche Prinzeſſin, deine Braut, zu holen und herein zu führen?....

Conſtantin. Was ſoll mir die Fremde, wenn du dich mir ergibſt? Die Juwelen, die dich ſchmücken, waren für die Georgierin beſtimmt; ſie ſollten ihre Stirne zieren. Nun ſind ſie aber dein. Ich kenne fürder keine Braut als dich, mein ſüßes Kind!

Irene. Ich muß dir glauben; — ach ich glaube dir ſo gerne! — Doch wirſt du nie den ſchnellgefaßten Entſchluß bereuen?

Conſtantin. Nimmermehr! Ein Strahl der Hoffnung von oben hat mich erleuchtet. Noch hab' ich einen ſchweren Schritt zu thun. Die Welt ahnt nichts davon. Zuvor jedoch wollt' ich deiner Liebe Meiſter ſeyn; denn nur um dieſer Liebe willen verſuche ich, was ſelten ein Fürſt gewagt.

6.

Notaras. Theodoſia. Urchan. Zwei Stumme mit Fackeln. Conſtantin. Irene.

Irene. Notaras! Ach, daß ich vergaß, wie auch in ſeinen Händen mein Schickſal liegt!

Conſtantin. Muth, Muth, mein theures Herz. Dein Freier iſt ſtolz, dein Vater klug.

Notaras. Gott erhalte den Kaiſer! Meine Augen ſtaunen, meine Bruſt iſt beklemmen. Ich wartete meines Herrn auf meines armen Hauſes Schwelle, allein ich ſah nur ſein Gefolge und grübelte, bis dieſer Mann mir angeſagt, daß mein Glück bereits . . . .

Theodoſia. Des Kaiſers Majeſtät iſt unſerer Sitten Schirmvogt. Die Wirthin des Hauſes mißtraut nicht deiner Gegenwart, o Herr. Sie dankt dir ſolche Ehre.

Conſtantin. Von der edeln Theodoſia bin ich aller Gunſt verſichert. — Ich wollte ohne Gepränge, nur als ein Freund bei euch eintreten. Urchan hat ſich um mich verdient gemacht, indem er meine Ankunft euch berichtete. Zum Lohne werde ihm, zu vernehmen, was ich von dir, Notaras, begehre.

Urchan (für ſich). Der hinterliſtige Romaier! Seine Sicherheit läßt mich das Aergſte fürchten.

Notaras. Dein Knecht merkt auf, und wünſchte, ſchon errathen zu haben, was ſeines Herrn Verlangen.

Conſtantin. Der heutige Morgen iſt für uns beide peinlich geweſen. Ich war betrübt; ich ſah das ganze Vaterland in deinem Haupt geſchmäht. Ich gelobte, dem Zwiſt, der uns veruneinigt, ein Ende zu machen. Ich habe zwar nicht Würden, nicht Reichthümer mehr an dich zu vergeben, Notaras. Du beſitzeſt ſchon Alles. Dennoch hab' ich dir einen Rang aufbewahrt, der vielleicht deinem gerechten Stolze ſchmeicheln, dein Herz befriedigen dürfte. Sey mein Vater, Notaras. Ich achte deine Tochter der Krone werth. Irene, die Friedensſtifterin, vermittle Eintracht zwiſchen uns. Steh'n wir zuſammen, Notaras, ſo wird auch das Volk ſich brüderlich umarmen und Haß in Liebe ſich verwandeln. Gib mir deine Hand, wir wollen Freunde ſeyn.

Urchan. Zermalme mich, Wetterſtrahl der Höhe! Mein Loos iſt geworfen!

Theodoſia (Irene umarmend). O, welch ein Augenblick! Mein Kind, du ſchweigſt? Bindet Angſt, bindet Freude deine Zunge?

Irene. Ach Mutter, die höchſte Seligkeit hat keine Sprache.

Notaras (überraſcht das Wort nehmend). Was ſoll ich deiner großmüthigen Werbung erwiedern, mein Herr, mein Kaiſer? Ich ſtürze nieder vor deiner Gnade. Die mächtigſte Fürſtentochter wäre zu gering für deine Herrlichkeit, und du begehrſt eine Gattin aus dem unwürdigen Hauſe des Notaras? Gewiß, gewiß iſt mir dein Wunſch Befehl; ich kenne meine Pflicht. Ich bin dir treu — gewiß, das bin ich, mein Kaiſer .... allein ſo unerwartet trat noch nie das Glück bei einem Manne ein .... wie ſoll ich's faſſen? Du willſt uns ein Freudenfeſt beſtellen, während deine Stadt unter den Krallen der Barbaren zuckt und kaum ſich des Ueberdrangs erwehren mag?

Conſtantin. Die Zeit wäre ſchlimm gewählt, wenn ich nicht die untrügliche Hoffnung hätte, die Gefahr des

Reichs abgewendet und den Frieden dauerhaft erneut zu ſehen. Ja, Notaras, ja, Irene: der Herr des Himmels hat mir verkündet, daß Friede ſeyn wird, ehe die nächſte Sonne in das Meer verſinkt.

Theodoſia. Gelobt ſey Gott! Meine Söhne werden leben! Irene, du wirſt glücklich ſeyn!

Irene. Wer kann dir lohnen, kaiſerlicher Ueberwinder!

Conſtantin. Nur du, Irene, du allein. Rufe das Vertrauen in deines Vaters Bruſt zurück. Sei mir ein Pfand des neuen Bundes zwiſchen Volk und Herrſcher.

Notaras. Friede mit Mohammed? Sey geſegnet! dreimal geſegnet, wenn auch Friede im Vaterlande. Willſt du entfernen, was dem Volk ein Aergerniß? die unterdrückte Kirche von der Prüfung erlöſen, die über ſie verhängt worden?

Conſtantin. Laß uns nicht die ſchöne Stunde mit der Erinnerung an eitle Zerwürfniſſe trüben. Die Heiden ſpotten unſeres Streits. Sie fragen, ob wir, des Chriſtenthums Bekenner, an verſchiedene Götter glauben? Verhüte der Herr, daß ich dem Gewiſſen Zwang auferlegen möchte. Halte ſich ein Jeder zu dem Glauben, der ihm frommt. Griechen und Lateiner ſuchen nur den Heiland, und durch beide Kirchen führt der Weg zu ihm. Das Abendland und Aſien klopfen zumal an die Pforten von Byzanz. Wir können nicht mehr vereinzelt ſtehen. So laß uns lieber den chriſtlichen Brüdern, die uns helfen, die uns retten, die Thüre öffnen, als den Barbaren, die uns zu erwürgen kommen. Das Heil des Reichs ſey uns theurer, als die ſpitzfindigen Händel der Theologen. Ernſt und wichtig iſt die Sendung des Prieſters. Allein der

Dienſt des Tempels hält das Vaterland nicht zuſammen. Erſt im Schooß des feſtbegründeten Staats findet auch die Kirche ihren ſichern Grundpfeiler. Noch einmal, Notaras, wirf von dir den Panzer des ſelbſtſüchtigen Vorurtheils, und lege den ſtrahlenden Harniſch eines Mannes der Freiheit an. Dein Verdienſt um Volk und Kaiſer und den allmächtigen Gott wird zehnfach ſeyn.

Notaras. Deine Worte, o Herr, reißen den alten Mann hin; aber mein Gewiſſen iſt von Angſt befangen. Du befiehlſt, mein Kaiſer, und dein Wille wird vollſtreckt; du führſt Irene aus meinem Hauſe weg, ich muß gehorchen. Sie iſt Theodoſia's Tochter, ſie hat ihren freien Willen, ſie iſt deine Unterthanin. Ich habe keinen Theil an ihr. Ich weigere ſie nicht deinen Wünſchen und ihrem Glücke, wenn ſie auf deinem Throne es zu finden vermeint. Wie geſagt: du biſt der Herr, wir ſind deine Sclaven. Aber zürne nicht dem abergläubiſchen Greiſe, wenn er, während ſeine Tochter Irene von der Hand des fremden Kardinals dir vermählt wird — wenn er heiße Thränen weint auf der Schwelle des Sophientempels, deſſen Inneres er nicht betreten darf, um nicht dem ew'gen Tode ſeine Seele zu weihen.

Conſtantin (mißt ihn mit durchdringenden Blicken). Thränen im Auge des Notaras? Mann des harten Herzens, wer ſah dich jemals weinen? Du verſtehſt wohl, den Brand im Gewiſſen des bethörten Volkes anzuſchüren; aber noch nie iſt deiner Wimper ein Tropfen entfallen, um die Flamme ſeiner Noth zu tilgen. Prahle nicht, ich bitte, mit Gefühlen, die in deiner verſteinerten Bruſt nicht wohnen. Erlaſſe dir die Mühe, vor mir ein Spiel aufzuführen, das mich nicht zu täuſchen vermag. — Hoffe nicht, daß ich noch länger vor dieſem trotzigen Urchan, deinem vielgeliebten Schüler, um deine Freundſchaft betteln werde. Was ich, der Kaiſer, verlangte, werd' ich als Kaiſer vollbringen. — Irene, heute nehm' ich von dir Abſchied, in deiner Liebe glücklich. Dieſe Nacht, ſo hoffe ich, ſoll Byzanz Segen bringen, wenn nicht ein ſchlimmes Ereigniß ſie befleckt! Doch wir Alle ſtehen in Gottes Hand.

Notaras (bei Seite). Weiß er von jenes Meuchlers Vorhaben?

Conſtantin. Morgen wird ein freundlicheres Geſtirn uns lächeln. Dann ſchmücke dich, Irene. Sobald der Feind von dieſen Mauern abgezogen, werd' ich die Hochzeitspalme vor deine Thüre ſenden und dich erinnern an dein Wort.

Irene (ſinkt vor ihm auf die Kniee). Deine Magd, deine Gattin, deines Glaubens Schweſter!

Conſtantin (ſie aufhebend und der Mutter übergebend). Theodoſia, ich befehle dir in fromme Sorge dieſe zarte Roſe. Sie iſt dein Kind. — Du haſt gehört: Notaras hat keinen Theil an ihr. Verſieh' demnach dein mütterliches Amt mit Wachſamkeit. Notaras gehe dann, vor allem Volk zu weinen ....; mit aufgeblaſenen Backen von der Schmach des römiſchen Virginius zu fabeln, Thaten zu reden, die er nicht vollbringen möchte ....! er fahre hin, der eitle Unruhſtifter, der ſeines Fürſten Hand verſchmäht, um ſich den Furien der Reue in den Arm zu ſchleudern.

Theodoſia. Verzeihung ihm .... entzieh' ihm deine Gnade nicht!

Notaras (unruhig). Was thuſt du, Weib?

Conſtantin. Kommt, edle Frauen, daß ich euer Haus verlaſſe. Die Stunde iſt ſpät.

Notaras. Fackeln herbei! meine Waffenträger.... mein Geſinde.... erlaube, mein zürnender Herr, daß ich, dein Knecht..., (will mit ſeinem Arme den des Kaiſers unterſtützen).

Conſtantin. Ich begehre deines Geleits nicht. Bleibe zurück! Ich befehle es dir!

Urchan (außer ſich, vor ihm ſich niederwerfend). Herr! tödte mich! Die Laſt deiner Verachtung und mein künftig Schickſal....! tödte mich mit deinem Schwerte!

Conſtantin (erſtaunt). Was fordert der Unſinnige? hat ihn wilde Krankheit befallen? führt ihn hinweg. Vernimm indeſſen, Barbar aus dem Blut der Steppenhorde, daß, des Kaiſers Angeſicht Gnade bringt und nicht den Tod (mit den Frauen und einem Fackelträger ab).

Urchan (als ſich ihm der andere Fackelträger nähert). Laß ab! ich folge dir, ſtummer Krüppel. Rühre mich nicht an! Ach, warum ſträube ich mich gegen die Berührung dieſes Verſtümmelten? Hat mich nicht ſchon des Kaiſers Spott gegeißelt und beſchimpft? Drang nicht Irenens Verſchmähen zerreißend in mein geheimſtes Leben? Wird nicht baldigſt Mohammeds Henker meinen Nacken faſſen? Ich Unglücklicher, warum bin ich geboren worden? (mit dem Stummen ab).

Notaras (der ohne Bewegung geſtanden, ſieht Urchan nach). Er zittert vor dem Frieden. Er fürchtet, Mohammed möchte ſeiner nicht vergeſſen. Der Schwächling hat ſeine Liebe verrathen, und der kaiſerliche Nebenbuhler wird ihm nicht verzeihen. Ich bin zu weit gegangen in meinem Widerſtand. Ich rechnete auf Conſtantins dringendere Bitten. So hat er mich durchſchaut. Aber dieſe Ehe darf nicht vor ſich gehen, jener Friede nicht geſchloſſen werden. Ha, ich wünſchte, wie Odyſſeus in des Polyphemos Höhle, einen Streich führen zu können ....! Wer da?

7.

Gregor. Notaras.

Gregor. Eine gute Vorbedeutung, daß ich dir begegne. Ich fand trotz der wachſenden Nacht den Weg, auf dem ich entſchlüpft bin. Ich komme aus dem Kloſter und von der Burg.

Notaras. Gibt's Neues?

Gregor. Die Fülle. Der Patriarch iſt einverſtanden mit deiner Weisheit und begehrt inſtändigſt, dich zu ſehen; ſein Ende naht, wie er fürchtet.

Notaras. Morgen, morgen.

Gregor. Wenn auch; — ehe du ans Kloſtergitter pochſt, wird gethan ſeyn, was du wünſcheſt.

Notaras. Wie das?

Gregor. In wenigen Stunden ſtirbt Mohammed.

Notaras. Du träumſt.

Gregor. Mit nichten. Um Mitternacht wird ein Geſandter des Kaiſers ſich in das türkiſche Lager begeben.

Notaras. Phranze?

Gregor. Ohne Zweifel. Dukas hat mich zu ſeinem Begleiter beſtellt. Ein türkiſcher Sendling und ich, das ganze Gefolge.

Notaras. Wie kam Dukas dazu, dich zu wählen?

Gregor. Es wurde der entſchloſſenſte und verſchwiegenſte Mann aus der Trabantenſchaar gefordert. Die Wahl konnte nur auf mich fallen.

Notaras. Wie? du wollteſt, ohne Aufſchub, ohne Bedenken, allen Hinderniſſen trotzend, heute Nacht ans Werk?

Gregor. So gewiß, als ich jetzt noch lebe und vor Tagesanbruch ein entſeelter Leib ſeyn werde. Gib mir deine Rechte, Notaras. Schäme dich des Handſchlags nicht, und lerne, daß auch der Mann aus dem Pöbel großer Dinge fähig iſt. —

Notaras (reicht zögernd die Hand). Dieſer Abſchied iſt gräßlich.

Gregor. Für dich, den Zauderer, iſt er's, für mich hingegen der erſte Schritt im Triumphzug meines Todes. Der Himmel ruft; zu ſeiner Ehre zücke ich die Waffe; nach ſeiner Krone dürſtet meine Seele. Ich halte mein Wort, erfülle das deinige. Laß nicht umſonſt mein Blut die Erde deiner Heimath düngen. Vollende, Notaras, und theile dann meinen Ruhm. Für dieſes Leben ſey gegrüßt (geht ſchnell ab).

Notaras (achſelzuckend). Der Wahn macht glücklich! du grimmiger Vollſtrecker, der dahinjagt in nächtlicher Finſterniß, fehle nicht dein Ziel! Triff ihn gut, den Sultan, der, ſo geizig als ungeſtüm, mir nur Geld geboten hat, das ich ſchon beſitze, und die Herrſchaft verſagte, nach der ich ſtrebe. Jedoch, einmal im Beſitz des Diadems, auf meines Eidams Urchan gehorſame Schultern geſtützt, wüßte ich nicht einen Sterblichen mehr zu beneiden. Eilt dahin, ihr Stunden .... eilt im Dienſte meines Glücks. Ich will auf der Hafenmauer Wache halten und mit meinen

Augen die Sterne begleiten, bis ſie ſterben unterm fernherſchießenden Pfeil der Sonne und das Morgenroth mir zuwinkt: Heil im Purpur, Kaiſer von Byzanz!

Dritte Abtheilung.

(Mohammeds Zelt, von einer goldenen Lampe erleuchtet. Der Sultan erhebt ſich ungeduldig von ſeinem Lager.)

I.

Mohammed, dann Chalil Paſcha, der Großweſir.

Mohammed. Wenn alle Dichter, die jemals den Schlummer und den Sieg beſungen, in meiner Gewalt lägen, — ſie ſollten fürwahr nicht wohlfeilen Kaufs aus meinen Händen gehen. Edle Dichtkunſt, du biſt eine leidige Tröſterin der Könige. Ich habe in mein Gedächtniß viele tauſend Verſe aufgenommen .... was helfen ſie mir? Ich kann mich — zu meiner Qual — nicht losmachen von der Sage des großen Alexander, deſſen Siege nur am Ende der Welt, nur am Ende ſeiner Tage aufhörten.

Chalil (ein koſtbares Gefäß in Händen). Beherrſcher der Gläubigen, du haſt deinen Sclaven beſchieden. Er küßt den Staub unter den Sohlen deiner Herrlichkeit.

Mohammed. Was legſt du hier zu meinen Füßen nieder?

Chalil. Eine geringe Gabe: eine Schale voll mit Golde.

Mohammed. Was ſoll mir das Gold?

Chalil. Es iſt die Gewohnheit deiner Sclaven, nie mit leeren Händen vor dem Gebieter zu erſcheinen, der ſie zur ungewöhnlichen Stunde berief. Dieſes Gold, Herr, iſt dein Gut, nicht das meinige.

Mohammed. Ich bedarf deſſen nicht. Sieh aber, Weſir, ſieh dieſes Bett, von dem ich aufgeſtanden, brennenden Auges und zornentflammten Gemüths. Sieh dieſe Kiſſen, zerwühlt von dem unruhigen Haupte, das fruchtlos darauf den Schlaf geſucht. Du, erſter Laſtträger, erſte Säule meines Reichs — ſtatt des Geldes gib mir die Stadt, die Stadt, die ich begehre und deren Beſitz das Verhängniß mir nicht gönnt.

Chalil. Gott iſt groß! Wenn deine gerechten Waffen nicht ſiegen, ſo ſtand's alſo geſchrieben von Ewigkeit.

Mohammed. O der unſeligen verhüllten Macht, woran die glühendſte Beharrlichkeit des Menſchen ſcheitert! Wie iſt das Heer geſinnt?

Chalil. Ich wage kaum, meinem Herrn zu berichten, was ich weiß. Mäßige deine edle Heftigkeit, großer Sultan. Das Mißvergnügen nimmt überhand. Die Janitſcharen drohen mit Empörung. Sie fordern um jeden Preis den Rückzug von den Mauern, an deren Fuß die Gebeine ihrer Brüder bleichen.

Mohammed. Die Elenden, denen ich meine Thronbeſteigung mit ſchwerem Gelde lohnte!

Chalil. Wie ich vernommen, wimmelt die Stadt von kühnen Kriegern, die erſt landeten. Eine unerhörte Begeiſterung entflammt das Volk der Romaier.

Mohammed. Sie ſeyen verdammt, die ungläubigen Hunde! Was bedeutet aber der Strahl von Zufriedenheit, den ich auf deiner Stirne entdecke? Zittre, Weſir, ſo du frohlockteſt über meine Schmach und Trauer!

Chalil. O Herr, Zuflucht der Welt, verkenne nicht deinen treuſten Diener. Wenn ich zufrieden bin, ſo freue ich mich nur der Rückkehr meines theuern Sohnes, der, von den Feinden gefangen, mir — zum zweitenmale — ohne Löſegeld zurück geſendet worden iſt.

Mohammed. Du ſtehſt bei den Chriſten hoch in Ehren, Weſir! Warum?

Chalil. Sie ehren in mir nur den Staub an der Schwelle der hohen Pforte. Deine Größe erfüllt ſie mit Schrecken und Bewunderung.

Mohammed. Ich leſe jetzt Beſtürzung auf deinem Geſichte. Was treibt dir auf die Wangen das alte träge Blut?

Chalil. Die Furcht vor deinem Zorne, Sonne des Weltalls. Dein Auge funkelt von ungebeugter kriegeriſcher Luſt, und nicht willkommen — fürchte ich — wird der Friedensgeſandte dir erſcheinen, der tief gebückt an deinem Zelte wartet?

Mohammed. Ein Friedensbote aus der Stadt? Bringt er ihre Unterwerfung?

Chalil. Wenn auch dieſe nicht, ſo doch ein edles Wort des Kaiſers. Ich konnte für den Geleitsmann meines Sohnes nicht weniger thun, als ihm ſein Leben und ſeine Freiheit im Namen meines erlauchten Herrn verbürgen. Deiner Weisheit bleibt nun überlaſſen, ob du ihn hören willſt, ob nicht?

Mohammed. Hat außer dir und deinem Sohne Jemand von dem Boten Nachricht?

Chalil. Nicht eine Seele, Beherrſcher der Gläubigen.

Mohammed. Was räthſt du mir?

Chalil. Lege auf die Wagſchale deines erleuchteten Verſtandes deine Wünſche, und das uns feindlich geſinnte Glück; die osmaniſche Tapferkeit und die aufrühreriſche Stimmung deiner Kerntruppen; die Ausſicht, auf großmüthige Weiſe die Belagerung zu endigen, und binnen wenigen Jahren deſto ſicherer dein Ziel zu gewinnen, und die Gefahr, zu einem Rückzuge gezwungen zu werden, der nicht reich an Ehre und deinen Feinden ein Labſal ſeyn möchte ....! Was du alsdann befiehlſt, ſoll geſchehen.

Mohammed (nach einigem Bedenken). Der Geſandte des Kaiſers ſoll der Gnade, die er begehrt, gewürdigt werden. Er komme und gehe, verſchwiegen wie dieſe Mitternacht, unantaſtbar wie ſie.

(Chalil entfernt ſich, und tritt alſobald mit dem Boten ein.)

2.

Mohammed. Chalil. Conſtantin (in einfacher morgenländiſcher Tracht).

Chalil (leiſe zu Conſtantin). Verrathe dich nicht, mir bebt das Herz. Deine Kühnheit bringt mich um die Faſſung. (laut) Beuge dich zur Erde nieder vor dem Mittelpunkt der Schöpfung.

Conſtantin (aufrecht, und dreimal die rechte Hand auf die Bruſt legend.) Ruhmwürdiger Mohammed, Sohn des vortrefflichen Murad, ſey gegrüßt.

Mohammed (betrachtet ihn ſchweigend und erſtaunt).

Chalil (für ſich). Weh mir, mein Kopf wankt auf meinen Schultern!

Conſtantin (gelaſſen). Vernimm die Botſchaft des Kaiſers von Byzanz, und möge ein günſtiges Himmelszeichen dieſe Stunde regieren, daß ſie der ſeufzenden Menſchheit Gedeihen bringe!

Mohammed. Die Stunde trägt ein himmliſches Siegel, wie die Stirne der Gewaltigen. — Ich frage nicht nach deiner Beglaubigung; denn ich finde nicht in deinen Zügen das Merkmal eines Knechts. Du biſt ein Bote deiner ſelbſt. Sey mir willkommen, kaiſerlicher Bruder.

Chalil (wie oben). Der Luchs erkennt, den er noch nie geſehen. Wir ſind verloren.

Conſtantin (überraſcht). Die Welt rühmt nicht vergebens deinen Scharfſinn.

Mohammed. Du biſt tapferer, als die Welt es rühmt. Waffenlos betrittſt du deines Feindes Heerburg ....

Conſtantin. Ich will den Frieden bringen, nicht die Schlacht.

Mohammed. Ohne Verſicherung deines Leibes wagſt du dich in den Zwinger der grimmigen Thiere meiner Macht?

Conſtantin. Ich ſchlage mich in dieſer Nacht nicht höher an, als den geringſten meiner Krieger. — Für alles Andere iſt geſorgt.

Mohammed. Wenn ich dich in Feſſeln legte, als eine Geißel für den Frieden?

Conſtantin. Leichter unterhandelſt du mit mir, als mit meinem kampfſchnaubenden Volke.

Mohammed. Wenn ich dich tödtete, und deinen Kopf, ein blutig Wahrzeichen, in die Stadt ſendete?

Conſtantin. Giuſtiniani würde neben meinem Haupt die Schlüſſel meiner Stadt begraben.

Mohammed (betroffen). Giuſtiniani! der Name klingt. Du haſt deiner Burg einen ehernen Wächter beſtellt.

Conſtantin. Schalte mit mir, wenn du Byzanz den Lateinern übergeben willſt, den unfriedfertigen Nachbarn, den Söhnen von vierzig Ländern, die nun allmählig aufwachen, ihren Abenteurern zu helfen, und ihre Flotten rüſten, dich auf Tod und Leben zu bekriegen. Mein Volk iſt den Osmanen mehr vertraut; wir kennen eure Sitten und Gewohnheiten, unſer Blut und unſere Sonne ſind den euern nah verwandt. Meine Vorfahren haben ſich der Pforte verſchwägert, haben ihr gedient als verpflichtete Leute. Du wirſt uns nicht vertilgen wollen, um früh oder ſpät unſer Erbe auf dem Schlachtfelde an die Abendländer zu verſpielen?

Mohammed (ungeſtüm). Ich lechze dieſen Abendländern entgegen, ich dürſte nach dem Kampf mit ihnen. Die Hoffärtigen, die vor Jahrhunderten mit unverſchämten Händen in unſere Wiege langten, ſie zu plündern; die Thoren, die mit närriſcher Begierde Heer um Heer opferten, das Grabmal ihres längſt verſtorbenen Gottes zu erobern! ich will die Vergeltung ſeyn, die heute aus dem Morgenland in ihre Häuſer fällt. Will nicht ablaſſen, bis ich wieder habe, was ſie uns geſtohlen, bis ich verſchlang, was ſie von ihren Vätern erbten. Ich, der Barbar, will den Gelehrten eine Schule halten, die ſie nicht vergeſſen werden. Nichts ſoll mich irre machen, weder falſcher Freundſchaft Heucheln, noch der muthigſte Widerſtand; nicht der Schlachten wechſelnd Glück, nicht Verrath, nicht Peſt, nicht Tod; denn ich will aus dem Kern meiner rachbegierigen Seele die Seele meines Erben erſchaffen, mit meiner Galle ſeine Adern füllen, ihm ins Gedächtniß brennen meinen letzten Willen: Haß und Unterzechung den abendländiſchen Völkern, ſo weit ihre Gränzen reichen; bis an das letzte Kreuz auf ihrem fernſten Strande.

Chalil. Fürwahr, dem Sultan ſind ſeine Vorfahren nicht zu vergleichen; was dieſe nicht vollführen mochten, geht meinem rühmlichen Herrn gar leicht von ſtatten.

Mohammed (hitzig fortfahrend). Es wird erzählt von einem fränkiſchen Ritter, der einen Löwen, den er gezähmt, auf der aſiatiſchen Küſte zurücklaſſen wollte. Das Thier ſprang in die Wellen, ſchwamm dem Schiffe nach, und packte es mit mächtigen Branken. Der Ritter mußte das Thier verſtümmeln, damit es nur vom Schiffe ließ, um in den Wogen zu verſinken. Sieh mich, den grimmen Löwen, den ſie, tauſend Meilen von ihrer Heimath, aufgeſtöbert haben. Sieh, wie ich mich — nicht freundlich zwar — an das europäiſche Schiff klammere. Wie gerne wären ſie meiner los und ledig! Aber ſie ſollen mich ſchon Platz nehmen laſſen in ihrem übermüth'gen Fahrzeug und wenn's mich auch die beſte Klaue koſtete!

Conſtantin. Deine Worte weiſſagen meinen Vorſchlägen nichts Gutes. Höre ſie dennoch. Ich kam, zwiſchen unſern Völkern bei einem edeln und großmüthigen Fürſten Verſöhnung zu vermitteln. Ich kam, weil mich das Glück begünſtigt hat. Ueberwunden hätte ich nimmer dein Zelt betreten. Wie lange ſoll noch der gräuliche Streit zwiſchen uns dauern? Wirſt du darauf beſtehen, dein ganzes Heer in Conſtantinopels Aſche zu verſcharren? Wie du, ſo habe ich ſelber Grund, den Königen Europa's zu zürnen, die meine Perſon verlaſſen, um mein Reich zu ihrem Beſten zu vertheilen. Wir ſollten Bundesgenoſſen ſeyn, ſtatt uns zu bekriegen, Mohammed. Der Augenblick, unſer Schwert in die Scheide zu ſtecken, wäre vortheilhaft. Wir haben unſere Kräfte gemeſſen, haben beide Verluſt erlitten, haben beide geſiegt. Wir ſind an Ehren gleich; laß uns auch vereint über die Begierde der Welt triumphiren, die boshaft lächelnd zuſieht, wie wir unſere Macht in verderblichem Kampf aufreiben. Nicht du allein, der Sohn des Propheten, auch die Herren von Byzanz liegen im Bann der chriſtlichen Könige. Die Kaiſer meines Hauſes haben euch aus Aſien gerufen, haben euch gedient, haben für euch gefochten .... Die Herrſcher in Europa werden mir das nie vergeben. Darum hilf mir vereinen, die ſich ſo natürlich verbinden. Laß uns arbeiten, wie zwei Arme deſſelben Körpers. Schlage mit deinen tapfern Heeren dich in die ungariſchen und ſerbiſchen Länder, dort iſt Beute und Ruhm in Fülle zu gewinnen. Ueberlaſſe mir, als deinem treueſten Freunde, deinen Rücken mit meinen Schiffen zu ſchirmen, und an allen Höfen zu deinem, zu unſerm Vortheil der Staatskunſt Netze zu ſpinnen.

Chalil. Bei meinem Barte, der Kaiſer ſpricht als ein verſtändiger Mann, und beſſerer Rath ging noch nie aus dem Munde eines Weiſen.

Conſtantin. Folge dem Beiſpiel deines Vaters, des vielgeliebten Murad. Er ſchrieb billige Verträge und er beobachtete ſie. Er kannte unſern Werth und hielt ihn hoch. Er war, ich darf es ſagen, überzeugt, daß der Boden von Byzanz nicht beſtimmt iſt, in der Osmanen Hände zu fallen. Schon viermal haben ſie an Conſtantinopels Mauern gerüttelt. Der große Murad ſelbſt hat es verſucht. Umſonſt, die Stürmer fielen und flohen; die Kaiſerſtadt blieb aufrecht, eine vom lebend'gen Gott geweihte und vertheidigte Stätte. Beflecke nicht deinen jungen Ruhm mit der Schmach einer Niederlage, einer Flucht. Unſere Wagſchalen ſtehen gleich — laß uns die Wage niederlegen im Friedenstempel. — Oder beſeelt dich etwa ein beſonderer Haß gegen mich, den Kaiſer von Byzanz? Befriedige ihn — ich bin in deinen Händen; oder gib mir Waffen, und kämpfe mit mir, Mann gegen Mann. Sterben wird, wen von uns beiden Gottes Finger bezeichnet; aber unſere Völker werden leben. —

Chalil (für ſich). Der liſtige Romaier ſpielt die Leier gut, und weiß dem eiteln Ohr das rechte Lied zu ſingen.

Mohammed. Verhüte Gott, der ſeine Auserwählten an die Spitze der Völker ſtellte, daß von mir ein fürſtliches Haupt geſchändet werde durch ein ſchimpflich gewaltſames Ende. Nur der Tod im Schlachtenbrang iſt königlich. Du biſt mir gleich, im Kampfe ſelbſt mein Bruder. Wenn aber wir das Leben eines Herrſchers nicht unverletzlich achteten, was hätten wir von dem Gewürm zu hoffen, das zu unſern Füßen kriecht? (deutet auf Chalil). Bei den Gebeinen meines Vaters, mein Auge iſt im Umkreis dieſes Lagers nicht heiliger als das deinige. — Was verlangſt du in dem Frieden, den du ſuchſt ....?

Conſtantin. Den ich anbiete ....

Mohammed. Den wir berathen .... was verlangſt du für dich?

Conſtantin. Was ich bisher beſeſſen habe, und Friede für meine Brüder im Peloponnes. —

Mohammed. Zu viel, zu viel.

Conſtantin. Sprich nicht wie ein Ueberwinder, der mit dem Bezwungenen marktet. Ihr habt ſchon längſt die reichſte Habe der byzantiniſchen Kaiſer Stück für Stück verſchlungen. Vom kleinen Ueberreſt will ich nichts verſchleudern.

Mohammed. Du willſt nicht? Mein Schwert frägt nicht nach deinem Gefallen.

Conſtantin. So verſuche ferner dein Glück. Ich kann's nicht hindern.

Mohammed. Die Propheten ſagen: Ueberall, wo eines Roſſes Huf vermag zu haften, wird die Erde unſer ſeyn. Behaltet das Meer, Ungläubige!

Conſtantin. Du ſpotteſt meiner, und die Zeit verrinnt.

Chalil (heimlich zu Mohammed). Hoffe nicht, daß er zum zweitenmal die Hände biete.

Mohammed. Nimm Trapezunt; ich will dir es erobern. Gib mir die Stadt.

Conſtantin. Nicht einen Stein von der Hofburg meiner Ahnen.

Chalil (wie oben). Denk, o Herr! an den Aufſtand in Karamanien .... an die drohenden Servier.

Conſtantin. Sollte ich mit einem Raube meine Feigheit belohnen laſſen?

Mohammed. Nimm den Islam an, — empfange von mir die Herrſcherfahne auf ewige Zeiten!

Conſtantin. Du ſchmähſt mich jetzt .... die Uhr läuft ab; ich ſcheide.

Mohammed. So gib Tribut, ... beſtimm' ihn ſelbſt .... aber ſteuere meiner hohen Pforte.

Conſtantin. Nicht einen Aſper, wahrlich nein. Ich hielt dich, Mohammed, für den Mann von großer Seele.

der ſeinem Jahrhundert in allen Tugenden vorausgeht. Ich täuſchte mich. Die ſchönſte Tugend mangelt dir; du verſtehſt nicht, deinen Feind zu ehren.

Chalil (wie oben). Ganz Italien waffnet, das fernſte Frangiſtan wird Schiffe ſenden .... die Derwiſche weiſſagen Unglück, — verſäume nicht die Stunde, o Herr, und laſſe getroſt das Korn reif werden.

Conſtantin. Ich ſcheide mit bekümmertem Herzen, Mohammed; aber ich bin ruhig im Bewußtſeyn.

Mohammed. Du eilſt ſo ſehr. Der Morgen dämmert noch nicht.

Conſtantin. Er ſoll mich auf dem Walle finden, wo ich dich mit gezücktem Schwert erwarte.

Mohammed. Deiner Tapferkeit würde ich die Ferſe zeigen müſſen ....

Conſtantin. Mohammed, der unerſchrockenſte Streiter?

Mohammed. Mein Arm ermattet vor dem Mann, der mich gering ſchätzt.

Conſtantin. Nicht weniger beklage ich das feindſelige Geſchick, das uns die Waffen aufdringt.

Mohammed. Ich ehre deine Erfahrung, deinen fürſtlichen Geiſt ....

Conſtantin. Die edlen Keime in deiner Heldenbruſt verkannte ich nie ....

Chalil (bei Seite). Sieh, wie gleich jungen Tigerthieren ſpielend ſie ſich umkreiſen, und ſchlau die Tatzen brauchen ....?

Mohammed. Wohlan: wenn ich dir den Frieden ſchenke, Fried und Freundſchaft, willſt du mir dafür einen ſchwachen Preis gönnen?

Conſtantin. Welchen?

Mohammed. Den Kopf des Urchan, meines Neffen.

Conſtantin. Ich muß dir ihn verſagen. Mein Vorfahr hat dieſen Prinzen aus der Hand ſeines ſterbenden Vaters als ein theures Pfandvermächtniß empfangen. Sein Leben iſt gefreit; damit er lebe, iſt er mein Gefangener. Doch will ich ſeine Feſſeln enge ſchürzen und du ſollſt vor dem Nebenbuhler ruhig ſchlafen.

Mohammed. Der griechiſchen Falſchheit! Schon einmal haſt du mir gedroht, den Urchan loszulaſſen, um Zwietracht in mein Volk zu ſäen? Daß ich vor deinen Mauern lagere, iſt eine Folge jener Drohung, die mein Herz verbittert hat.

Conſtantin. Die Drohung war Notaras', meines Großkanzlers Werk, nicht das meinige.

Mohammed. Verwünſcht ſey der Schelm, der unerſchütterliche Schelm! (mit einem Seitenblick auf Chalil) Wir ſind, mein Bruder, von Verräthern umgeben

Chalil (beſtürzt zu Conſtantin). Meines unbeſiegten Herrn Forderung iſt nicht nur gerecht, ſie iſt auch leicht zu erfüllen. Was liegt dir an dem Kopf des Urchan, wenn du Mohammeds Freund biſt?

Mohammed. Ihr Herren von Byzanz wart jederzeit ſchnell bereit, euere Feinde zu blenden. Gib mir nur die Augen des Urchan. Der blinde Kronenwerber iſt ſo gut wie todt.

Chalil. Mein Gebieter iſt ein unerſchöpflicher Born der Mäßigung. Nur die Augen des Gefangenen. — Wohlfeiler wurde nie die edle Schrift des Friedens erkauft.

Conſtantin. So wahr ein einziger Gott im Himmel thront! meine Hand ſoll nimmermehr denjenigen verſtümmeln, der mir auf Treue und Glauben anbefohlen wurde.

Mohammed. Zwei Augen für dein ſtürzendes Reich?

Conſtantin. Der Herr hält dieſes Reich, ſo wie auch dich in ſeinen Händen.

Chalil. Nach ſo glücklichem Fortgang willſt du, daß die Verhandlung ſich zerſchlage, wie ein mürber Krug?

Conſtantin. Ich werde niemals in das Unmenſchliche willigen. Ich gehe .... Gott erleuchte dich, Mohammed.

Mohammed. Reiche mir die Hand, mein Bruder von Byzanz. Ueberlege und bedenke alles. Mein Ohr wird dir offen ſtehen; es will.

Conſtantin. Ich werde nicht mehr reden, ſondern deine Botſchaft erwarten, wenn die Milde und die Klugheit deinen Eigenſinn bezwingen ſollte.

Mohammed. Vielleicht .... wer weiß ....? mit dem fallenden Sandkorn wechſeln des Menſchen Gedanken.

Chalil (leiſe zu Conſtantin). Zerreiße nicht den Faden, den glücklich geſponnenen.

Conſtantin. Der Tag darf mich nicht hier überraſchen. Was die Fürſten zur nächtlichen Weile verhandelt haben, muß den Sclaven ein Geheimniß bleiben. Nachdem ich gethan, wozu mich das Vertrauen auf Mohammeds Größe bewogen, kehre ich um nach meinem Hauſe, das in Gottes Hand ſteht. Er rühre deine Seele, Mohammed. Wenn ſich begeben ſollte, daß der Geiſt des vielgeprieſenen Murad in dir erwachte, ſo laß mich's erfahren ſchnell durch den Knall deines Geſchützes am Meere, und ſende deine Boten. Sie ſollen mir willkommen ſeyn; jede Bürgſchaft des Friedens, die mit meiner Ehre ſich verträgt, will ich dir gewähren, auf mein kaiſerliches Wort. Immerhin, Mohammed, ſey verſichert, daß die Engel des Herrn aufgezeichnet haben, was wir in dieſer ernſten Stunde geſprochen. Am Tage des Gerichts über die Todten und Lebendigen, des Gerichts, vor dem auch die Könige aller Zeiten werden Rechenſchaft ablegen müſſen — an jenem Tag des Zorns und Schreckens möge dieſe Nacht uns Barmherzigkeit gewinnen, und die Hölle überwältigen (geht ab).

3.

Mohammed. Chalil.

Mohammed. Die Schwärmerei der Chriſten hat etwas Ehrwürdiges; doch faſſe ich nicht, wie ſie dabei tapfer und heldenmüthig zu ſeyn vermögen. Wir, die Söhne des Propheten, ſpalten mit unſern Säbeln das Buch des Lebens, bis wir darinnen den unerbittlichen Spruch des Verhängniſſes gefunden haben, der eines Jeglichen Daſeyn regiert, und — was er uns auch hienieden beſcheere — wir dürfen jenſeits ein Paradies hoffen, wie es dem ſtreitfertigen Mann der Schlachten gebührt. Jene träumen aber zitternd von gewiſſen Strafen und ungewiſſem Lohn. Wie kommt es, daß ſie nicht die Hände in den Schooß legen, und gerade nur von ihrem finſterdrohenden Gotte eine Hülfe in ihren Nöthen erwarten, da ihres längſten Lebens Ruhm ſich am Ende der Tage doch nur auflöſt in ewige Pein, oder, im beſten Falle, in eine zerknirſchende Begnadigung? Woher nimmt jener Conſtantin die Hoheit und die ſtolze Zuverſicht, die meinen Leidenſchaften

Schweigen auferlegt, die mich geneigt macht, ihm die Freundeshand zu reichen ....?

Chalil (für ſich). Er iſt in Gedanken verſunken. Gott ſey gelobt: der kühne Schritt des Griechen bringt Früchte, und meine Günſtlinge ſind der Rettung näher, als dem Verderben.

Mohammed. Chalil, der du meinen Vater berathen, der du biſt eine der vier Säulen meiner Pforte, du ſiehſt mein Herz verzehrt von der Begierde nach Eroberung. Mein jugendliches Blut wallt dem Sieg entgegen; dennoch möchte ich — zum erſtenmal in meinem kurzen Herrſcherleben — es mit der Großmuth verſuchen, die — nach dem Ausſpruch der Weiſen — dem Fürſten glänzendere Ehre bereiten ſoll, als das Schwert?

Chalil. Folge den Regungen deines Herzens. Sie gehen heute mit der Weisheit Hand in Hand.

Mohammed. Ich möchte gern über Byzanz das Wort der Gnade ausrufen und auf meine übrigen Feinde ſtürzen wie ein Wetterſtrahl .... aber werde ich von der ſtolzen Kaiſerſtadt laſſen können? Wie eine reich geſchmückte Braut ſitzt ſie auf der Schwelle zweier Welttheile, denen mein Scepter gebietet. Ich brenne vor Luſt, den Schleier der Verſagenden zu heben, ſie zur Königin der Erde zu weihen.

Chalil. Nicht allein der muthige Werber, auch der klug Zögernde führt die Braut heim. Der große Timur, der Lahme, hat von einer ſchlechten Ameiſe die koſtbare Geduld gelernt.

Mohammed. Beim allmächtigen Gott! ich kann, ich kann mein herrliches Ziel nicht aufgeben.

Chalil. Schreite bedächtig, und es wird dein. Beruhige deine meuteriſchen Völker, laß die abendländiſchen Krieger in ihre Heimath kehren, die Griechen einſchlummern in träger Sicherheit; dann zücke wie ein Blitz deine Waffe, und dir wird alles gelingen. Sobald die Flügel der Heuſchrecke ſich blutig röthen, nimmt ſie's mit dem dreiſteſten Sperling auf.

Mohammed. Du ſagſt meine innerſten Gedanken. Großmuth heute, und morgen ein gefahrloſer Triumph? Ich bin's zufrieden. Jedoch ſchafft mir Urchan ſchwarze Sorge.

Chalil. Du biſt der Schatten der himmliſchen Herrlichkeit auf Erden, und zagſt vor einem ſchwachen Mann in Ketten? Beruhige dich. Sein Leben iſt dir vortheilhafter als ſein Tod. Die Byzantiner werden dir einſtens abermals mit ihm drohen, — zweifle nicht — und dadurch ſelbſt den Vorwand zu ihrer Unterjochung liefern.

Mohammed. So befiehl, daß dem Kaiſer, ehe er noch die Stadt erreicht, das Zeichen meiner Einwilligung gegeben werde.

Chalil. Geſegnet ſey dein Gebot und lang dein Leben (will gehen).

Mohammed. Bleibe, bleibe, Chalil! (argwöhniſch) Sag mir, deinem Herrn und Freund, wie theuer dir von den Byzantinern der Friede bezahlt wird?

Chalil (beſtürzt). Ich eſſe Staub vor dir, dein ärmſter Sclave. Mich bezahlt nur dein geretteter Ruhm und die ſichere Erwartung, in wenigen Jahren deine Sehnſucht dennoch gekrönt zu ſehen.

Mohammed (wie oben). Indem ich meine Hand dem Frieden als ein Siegel aufdrücke, iſt mir zu Muthe, als ſtiege ich zum drittenmal vom Throne, und zwar wiederum auf Chalils, des Weſirs Geheiß!

Chalil. Ich höre meinen zornigen Herrn, doch nicht den Gönner ſeines Sclaven. Aengſtige nicht mein morſches Herz mit dem Argwohn, als hätte ich verſchuldet, was dein glorwürdiger Vater eigenhändig angeordnet hat.

Mohammed. Ha, jene Erinnerung macht mich beben. Du weißt nicht, grauer Menſch von nichts, wie ſchwer der Becher der Macht, der berauſchende, von den Lippen zu reißen iſt, wenn, daraus zu ſchlürfen, der Mund ihn kaum berührte. Ich darf nicht daran denken, ohne dem Vater zu grollen, der zweimal aus der Einſamkeit ſeiner Tulpengärten von Magneſia emporſtieg, mir den freiwillig abgetretenen Scepter zu entwinden, und mich in's Dunkel zurück zu ſtoßen.

Chalil. O ſchmähe nicht des Vaters Leichnam!

Mohammed. Reize du mich nicht, du heuchleriſcher Mahner! Ich ehrte Murads Gedächtniß, indem ich dir verzieh. Rufe jedoch nicht heute die Strafe auf deinen Kopf; verleite mich nicht mit eigennützigen Ränken, einen Vertrag zu ſchließen, der mir etwa jedes tapfere Osmanenherz entfremdete! Der Zauber, den jener Grieche um mich geſchlungen, läßt nach. Ich bin ein Schwimmer auf dem Meer der Furcht, auf den Wellen ängſtlicher Zweifel. Wenn mir der große Prophet ein Zeichen gäbe!.... ein Zeichen, ob Zögerung, ob Friede, ob erneuerter Sturm auf die Stadt zu ſeinem Preiſe....?

(Dreimalige Salve aus grobem Geſchütz.)

Chalil. Horch auf, o Herr!

Mohammed. Was iſt das? Steh'n dir luſtige Geſpenſter zur Hand, die, meinem Befehl vorauseilend, die Lunte an die Feuerſchlünde legten?

Chalil. Gott iſt groß, der Friede ſein Wille.

Mohammed. Alſo ſey es denn.

4.

Saganos-Paſcha. Mohammed. Chalil.

Saganos (ungeſtüm). Ich melde Aufruhr, Herr der Gläubigen, und bringe zugleich Freudenpoſt. Deine um Galata verſammelten Kriegshaufen, von unbegreiflichem Schwindel hingeriſſen, oder von feindlichen Verräthern beſtochen, rufen den Sohn des Rebellen, den Urchan, zum Sultan aus, und ſchelten dich einen Mörder und Erwürger deines Volks.

Chalil. Du ſiehſt, o Herr, wie klug mein Rath geweſen. — Saganos, unſer Gebieter hat Friede geſchloſſen.

Saganos. Friede? Nicht möglich, Chalil.

Mohammed. Sammle die vertrauteſten Schaaren und führe ſie den Empörern entgegen. Ich ſelbſt will zu Pferde ſteigen.

Saganos. Der Großweſir ſpricht vom Frieden? O Herr, wenn du dein Wort gegeben, — nimm es zurück, zerreiße ſchleunigſt, was der griechenfreundliche Weſir geſponnen.

Mohammed (zornig). Ich frage nicht nach ſeinem Ja, und nicht nach deinem Nein. Zittere, wenn nicht die Empörung ſchnell gedämpft wird. Zittert beide!

Saganos. Ich habe ſchon Befehl ertheilt. Die Zuverläßigen rüſten ſich. Die Schwankenden ſind in ihren Zeltreihen feſtgehalten und beobachtet. Doch werden ſie ohne Zweifel bald zur Pflicht zurück gebracht. Der fromme Scheich Akſchems-eddin hat, von einem Traum in dieſer Nacht belehrt, das Grabmal des Fahnenträgers des Propheten, des Siegverkündigers Ejub, unfern der Thore von Byzanz aufgefunden. Das Heer ſchwelgt in ſeligem Taumel und verkündet, die Geſchütze löſend, das glückliche Ereigniß.

Chalil (bei Seite). Verwünſcht ſey das Blendwerk eines Gauklers!

Mohammed (gereizt). Wer hat gewagt, die Donnerbüchſen loszubrennen? Wer befiehlt in meinem Lager? Und wenn der Prophet ſelber zur Erde niederſchwebte auf lilienweißem Pferde, ſo wäre doch die Willkür meiner Sclaven nicht zu entſchuldigen. Sie ſollen erfahren, daß ohne meinen Befehl nicht eine Kugel nach dem Bosporus abgeſchoſſen werden darf. Du wirſt den vorlauten Helden die Köpfe vor die Füße legen laſſen, Chalil.

Saganos. Das Geſchrei: auf die Stadt! gewinnt die Stadt! der Prophet gibt ſie in unſere Hände! dieſes Geſchrei verbreitet ſich indeſſen nach allen Seiten. Ein kühnes Wort von dir, mein Sultan, wird den Muth der Deinigen vierzigfältig wieder ins Leben rufen. Du weißt die Bahn von Holz, die du errichten ließeſt, um deine Schiffe über's Land in den Hafen der Stadt zu führen? Mehr als dreißigtauſend Männer laufen hinzu und bieten ihre Arme dar. Gib einen Wink, und ehe noch der Tag am Himmel hoch, wie durch eines Zauberers Gewalt beflügelt, werden deine Segel unter den Mauern Conſtantinopels und Galata's einlaufen in das goldene Horn.

Chalil (bei Seite). Daß er erſticke, dieſer prahleriſche Kriegsknecht.

Mohammed. O hätten ſie geſchwiegen, die ehernen Stimmen, die gegen meinen Willen dem Kaiſer und der Stadt das Friedensfeſt verkündigten! Könnte ich mich befreien von den Banden, die der Fürſt der Ungläubigen, mir ſo edel vertrauend, und zu meiner geheimſten Seele redend, um meinen kriegsluſtigen Willen geſchlungen hat! Ich ſchäme mich meiner Schwäche, unwillkürlich zuckt meine Hand nach dem Säbel, ſeit mein Heer wieder kampfbegierig die Waffen ſchüttelt . . .! warum auch zaudere ich? Bin ich nicht mehr der Feldherr, der Bannerträger des Glaubens? Hab' ich denn einen Eid geſchworen, einen Vertrag beſiegelt?

Chalil (bei Seite). Die eroberungsſüchtige Wuth packt ihn auf's neue; die Wage ſchwankt, ich hoffe nichts mehr.

Saganos. Hinaus in's Lager, großer Sultan; laß ab vom Kummer, zeige deinen Kriegern die Stirne, heiterer als der Morgenſtern.

Mohammed. Ja, zu Roß, zu Roß! Das Auge des Herrn ſoll ſtrahlen durch das Dunkel, den Aufrührern ein Schrecken, den Getreuen eine glückliche Verheißung. Wenn indeſſen der Grieche, während ich arglos mit ihm unterhandelte, mit ſeinem Gelde die Empörer gewonnen hätte, den Urchan in den Steigbügel zu heben . . . . ich wollte die Meuterer ſogar hoch belohnen für ihre Treuloſigkeit, die den Talisman zerſchmettert, der mich verzaubert. Ich will ſelbſt ſehen, mit eigenen Ohren hören, und dann die

Würfel ſchleudern. — Verſammelt indeſſen meine Oberſten. Ich will ſie befragen, und über Krieg und Frieden, Sturm und Rückzug ſtimmen laſſen. Gott lenke ihren Verſtand, und laſſe mich der griechiſchen Falſchheit begegnen, daß ſie mein Gewiſſen beruhige, und das Schickſal der Stadt nach meinem Wunſch entſcheide. Ich habe, ſeit ich lebe, nie ſo heiß nach einer Wohlthat geſchmachtet, wie ich heute nach einer Beleidigung verlange, nach Hohn und Schmach, nach einem niederträchtigen, auf mich gemünzten Verbrechen. Lodere dann auf, mein Zorn, ſprudle Blut und Flammen um dich her, und friß' dich ſtürmend in's Herz der verrätheriſchen Stadt, bis all ihr Leben ſtockt. Conſtantinopel mein, wenn auch nur angefüllt mit Todten, ſoll dennoch wieder ſtolz erblühen in meinen Händen. Ich vermeſſe mich nicht nur, die Welt zu ergreifen, ſondern auch ſie feſtzuhalten: dazu wurde ich geboren!

Vierte Abtheilung.

(Halle in dem kaiſerlichen Palaſt)

1.

Conſtantin. Phranze.

Conſtantin. So hat der Allmächtige meine Heimkehr geſegnet, wie meinen Ausgang. Daud Isfendiar geleitete mich bis an das Thor des heiligen Romanus, wo mich Dukas, der Verſchwiegene, frohlockend empfing. Allein der Trabant, den er mir zum Begleiter beſtellt hatte, war mir ſchon im Bereich des Lagers verloren gegangen. Ich hoffe, daß die türkiſche Kleidung, die er trug, ihn vor Mißhandlung ſchützte, und daß ihm der Friede bald erlauben werde, ungehindert die Stadt zu gewinnen.

Phranze. Dein Geheimniß, Herr, iſt treu bewahrt worden. Dukas und ich, wir ſchwiegen mit zagendem Herzen. Nun, da die Gefahr vorüber, magſt du die Angſt, die uns durchſchauerte, ermeſſen. Welch ein Unglück hatte Byzanz zu erwarten, wenn dein allzukühnes Vertrauen getäuſcht wurde?

Conſtantin. Auch Isfendiar zitterte für mich; auch Chalil wurde faſt zur Leiche, da ich ſelber in die Höhle des Löwen trat; aber ich, mein Freund, war ruhig. Entſchloſſen, das Aeußerſte zu verſuchen, war mir kein Preis zu hoch. Was lag an meinem Leben, wenn dieſe Stadt kein Heil mehr zu hoffen hatte? Nun iſt es aber gelungen. Mohammeds Grimm iſt überwunden; ich hörte die Friedensdonner ſchallen, noch ehe ich die Stadt erreicht hatte. Mit jeder Stunde bin ich eines Boten des Sultans gewärtig.

Phranze. Das feindliche Geſchütz ſchreckte uns auf. Deine Vertrauten fürchteten das Aergſte. Byzanz lief zu den Waffen, einen plötzlichen Sturm erwartend; der Patriarch verſchied, vom Schrecken weggerafft.

Conſtantin. Die Erde decke leicht und gnädig ſeine Augenlider. Der unbeugſame Prieſter hat mir viel Böſes gethan; bedeutſam iſt, daß er am Frieden dahinſtarb, der feindſelige Mann! — Ja, Phranze, wir werden endlich der Ruhe genießen. Mein kleines Reich wird noch ſchöne Tage ſehen: dein kaiſerlicher Freund wird ſich an ihnen laben, umringt von Segen, von Vertrauen und von Liebe.

Phranze. Die Liebe bekränze dein lorbeergeſchmücktes Haupt mit Roſen. Du haſt mit vielen Leiden dein nahes Glück erkauft.

Conſtantin. Irene iſt die Tugend ſelbſt. Zugleich hat ihr, der edelſten Chriſtin, die aus dem Schaum des Meeres geborene Göttin, da ſie aus der Welt ſchied, ihren ganzen Anmuthsſchatz, des alten Olymps ſtrahlendſte Zierde, hinterlaſſen. Schon als zartes Kind verrieth ſich in Irene dieſer Zauber der Fabelgöttin; ich liebte ſie damals ſchon brüderlich und väterlich zugleich. Aber hingeriſſen von Entzücken fühlte ich mich, als ich ſie wieder ſah, eine ſtolz entfaltete Blume, eine herrlich prangende Jungfrau. Die Leidenſchaft, die ich nie gekannt, die begeiſternde, die heute tauſend Himmel zu verſchenken hat, wenn ſie auch ſchon geſtern eben ſo viele Paradieſe hingegeben, die unerſchöpflich beſeligende Liebe neigte ſich alſobald zu mir, und fing mich ein mit ihren Engelarmen. Ich liebte nicht allein, ich wurde auch geliebt. Der geſtrige Abend hat der ſchüchternen Zärtlichkeit die Sprache, der Friedensſchluß dieſer Nacht eine Zukunft verliehen. Mit Irene verbunden, achte ich die Krone gering; gerne gäbe ich ſie hin, da Byzanz gerettet iſt, um meinen Bruder damit zu ſchmücken. Indeſſen hoffe ich durch meine Vermählung meinen unverträglichſten Gegner, den Großadmiral, im Schach zu halten, und Ruhe zu finden, ſelbſt auf dem Throne.

Phranze. Erwarte nichts Gutes von dem Mann mit dicken Lippen und vorliegenden Augen. Seine eitle Begierde und deine Tugend werden einander immer fremd bleiben.

2.

Dukas, ſpäter Giuſtiniani, Bailo, andere Feldhauptleute und Trabanten, darunter Baſil. Conſtantin, Phranze.

Dukas. Deine Feldherren und Verbündeten, mein Kaiſer.

Phranze. Keine Boten aus dem Lager?

Dukas. Das Feld, das unſere Mauern von des Feindes Schanzen ſondert, iſt ſtill und öde. Doch bemerkt man im Lager eine ſeltſame Geſchäftigkeit, wenn gleich nicht eine Spur, als ob der Türke angreifen wollte.

Conſtantin. Sie ſchlagen ihre Zelte ab, ich zweifle nicht. Wo verweilen aber die Geſandten Mohammeds? Die Sonne ſteht hoch.... dennoch zögern ſie?

(Die Feldhauptleute treten ein.)

Giuſtiniani. Im türkiſchen Lager flattern Wimpel und Fahnen, breit wie Segel, über die Zelte in die Luft. Sie ziehen ſchnell; neue Völker ſcheinen einzurücken.

Conſtantin. Nicht doch, ſie ziehen ab. Ich habe von naher Friedensbotſchaft zuverläßigen Bericht.

Bailo. Weiß Gott, welche Gerüchte in Conſtantinopel umlaufen. Der Pöbel ſpricht von einem Aufruhr in dem Heer der Osmanen.

Conſtantin. Deſto beſſer; um ſo näher ſteht uns die Befreiung.

Giuſtiniani. Du ſprichſt ſo zuverſichtlich, kaiſerlicher Kriegsherr? Dagegen erzählt Notaras dem Volk von baldigem Untergang.

Bailo. Er wiederholt des Patriarchen letzte Worte.

Giuſtiniani. Die Prieſter der alten Kirche flüſtern fürchterliche Mährchen unter die Menge.

Dukas. Ein ſolches habe ich gehört. Tritt näher, Baſil, erzähle, was du weißt.

Baſil. Das eherne Standbild des alten Kaiſers Juſtinian auf dem Burgplatze hat beim erſten Hahnenruf des heutigen Morgens den Mund geöffnet, und dreimal ein lautes „Wehe" über die Stadt gerufen. Dreimal hat ſich auch das Pferd von Erz mit den Vorderfüßen erhoben, und dumpf gewiehert.

Conſtantin. Wer ſah, wer hörte das Ungewöhnliche?

Baſil. Ei, niemand weiß die Leute zu nennen, doch ſollen es glaubwürdige Männer ſeyn.

Bailo. Ein Thor träumt mit wachen Augen; ein Verräther ſtreut mit boshaften Fabeln giftigen Samen in die Stadt.

Giuſtiniani. Doch iſt nicht zu läugnen, daß es Vorbedeutungen gibt . . . .

Bailo. So? wird dem tapfern Genueſer etwa der Bruſtharniſch enger unter eines Mährchens Bürde?

Conſtantin (ſcherzend). Antworte nicht dem ungläubigen Bailo von Venedig, Herzog von Lemnos. Ich theile deine Meinung, und des alten Kaiſers Spuk erfüllt mich mit Freude, denn er, der nach Oſten ſchaut und die Hand den Reichsfeinden drohend entgegen ſtreckt, rief ſein „Wehe" dem Türkenland, und voll Schlachtbegierde wieherte ſein Roß.

Bailo. Iſt's das, ſo will ich gern das Wunder glauben, und behaupten, daß es die Freude war, die dem wackern Giuſtiniani faſt den Panzer ſprengte.

Giuſtiniani. Der Spott beweiſt nichts. Gebe Gott, daß ich mich täuſche; aber den ſchlimmen Prophezeiungen möchte ich eher trauen als den guten.

Dukas. Das Volk iſt davon eingeſchüchtert; ſchweigend, das Kaiſerbild anſtarrend, erfüllt es den Schloßplatz.

Conſtantin. Warum zittern ſie, während ich leichten Herzens bin? Oeffne ihnen meine Pforten, Dukas, laß die Zweifler ein. Die Zeit iſt nicht mehr, da ſieben Leibwachen vor des Kaiſers Thron lagerten; ich erlaube meinen Byzantinern, ſich zu überzeugen, daß der Kaiſer lebt und wacht und fröhlich ſorgt für ſeine Kinder.

(Dukas geht ab. Nach und nach füllt ſich der Hintergrund mit langſam eintretenden Bürgern und Kriegsleuten.)

Giuſtiniani (leiſe zu Phranze). Was in aller Welt macht den Herrn ſicher wie ein ſchlafend Kind?

Phranze. Sein gutes Recht, Herzog. Vertraue auch du demſelben.

Giuſtiniani. Ich weiß nicht, was in mir vorgeht. Während ihr alles verloren gabt, war das Vertrauen nur in meiner Bruſt zu finden. Jetzt ſchreit ihr Sieg und Friede mit vollen Backen, und mir ſagt ein traurig Vorgefühl: Glaube ihnen nicht!

Conſtantin (der einige Worte mit dem Bailo geſprochen). Verlaſſe dich auf mich. Ich ſag' es offen vor allen dieſen, die mich hören. Ehe noch der Tag verrinnt, iſt Byzanz freigegeben, — und alles wird zu Ende ſeyn.

Baſil (feierlich dem Volke vorſprechend). Ich werde Tauſende von dem Volke, das mich umgibt, nicht fürchten.

Volk. Steh auf, Herr, rette mich, mein Gott.

Baſil. Vom Herrn iſt Rettung, und du läßt deinen Segen über dein Volk kommen.

Volk. Segen über dein Volk!

3.

Notaras. Urchan. Die Vorigen. Bewaffnetes Gefolge des Notaras.

Notaras. Wohl iſt es an der Zeit, des heiligen Königs Freudenpſalmen anzuſtimmen. Der türkiſche Tyrann iſt nicht mehr; das Schwert eines gottgeliebten Martyrers hat ihm den Tod gegeben.

Conſtantin (erſchrocken). Unglücklicher! welche frevelhafte Lüge ſpricht dein Mund?

Phranze und Feldhauptleute. Ermordet? Mohammed?

Notaras. Sieh hier, o byzantiniſch Volk, die Wange deines Gebieters erblaſſen vor dem Hintritt deines bitterſten Feindes. Höre, byzantiniſch Volk, den Ruf des Entſetzens, den die fremden Söldner ausſtoßen, ſtatt zu jubeln über'm Grabe des Wütherichs. Warum des Kaiſers Beſtürzung? Er hatte dich dem Türken verkauft, du armes Volk, und ſieht nun ſeinen Menſchenhandel zerſchlagen. Warum der Schrecken dieſer Miethlinge? Sie ſehen, daß ihr Reich auf dieſer Erde zu Ende iſt. Ja, zu Ende iſt auch das deinige, Conſtantin.

Giuſtiniani. Iſt dieſer Elende in Raſerei verfallen?

Bailo. Zermalme ihn mit deinem Zorn, großer Kaiſer.

Phranze. Steht auf, Byzantiner, gegen die freche Zunge!

Conſtantin. Lege dein Schwert und deinen Admiralſtab nieder, Notaras. Deine Prahlereien hab' ich verachtet; aber deine hochverrätheriſche Drohung iſt dem Geſetz verfallen.

Notaras. Wer wagt es, das Schwert aus meinen Händen zu nehmen? Den Admiralſtab werf' ich hin, um die Zügel dieſes Reichs zu ergreifen, und zu retten, was zu retten iſt. Wer griechiſch Blut im Herzen trägt, ſtehe zu mir, der Schmach des Vaterlandes zu begegnen!

Phranze. Was verleitet den ſchleichenden Verderber plötzlich zur offenen Meuterei?

Notaras. Des Landes höchſte Noth, und Gottes hülfreiche Gnade. Verſucht jetzt euere Waffen gegen die meinigen. Das Volk iſt auf's Aeußerſte gebracht. Verrathen von ſeinem Kaiſer ſelbſt, der zur Mitternacht in's türkiſche Lager ſchlich, um ſeine Unterthanen wie eine feile Heerde loszuſchlagen, ſchüttelt es ſeine Ketten, und bricht ſeinen Bund mit dem Hauſe der Paläologen.

Phranze. Ha, wie erfuhr der Unſelige ....?

Giuſtiniani. Unverſchämte Lügen! Hinweg mit dir!

Urchan (zu Notaras). Weiche den Wüthenden aus!

Notaras (ſich im Volke umſehend). Ich bin euer Mann und Vertreter. Werdet ihr den alten Notaras verlaſſen?

Das Volk (in verſchiedenen Stimmen). Wir halten dich! wir ſchützen dich! Lebe, Notaras, viele Jahre! viele Jahre, Notaras!

Notaras. Hörſt du, Conſtantin, wie ſie mir den Kaiſergruß darbringen? Geh, Verbündeter des türkiſchen Tyrannen, verbirg in einem Kloſter deine Schande.

4.

Irene. Theodoſia. Viele Frauen. Die Vorigen.

Theodoſia. Laß uns Hülfe ſuchen bei dir, mein Kaiſer! Die Straßen wimmeln von einem wahnſinnigen Volke;

in Verzweiflung ſchreien die Einen zum Himmel auf, Andere tragen eine gräßliche Freude zur Schau. Was iſt geſchehen? Die Frauen und Töchter deiner Getreuen zitterten in ihren Häuſern, ſie flehen um Schutz in deiner Burg.

Irene. Ich ſehe dich lebend und gewaltig, Herr. Dank ſey dem Himmel. Aber deine Augen blitzen vor Zorn. Sind wir es, denen du zürnſt?

Notaras. Zurück, ihr Weiber. Hier iſt nicht eure Stelle!

Conſtantin. Meine Mutter, — meine Braut —! Eben euer Anblick beſänftigt die Erbitterung meiner Seele, und macht, daß ich nur die tiefſte Wehmuth empfinde. Hier ſteht euer Gatte, euer Vater, ein Empörer, gewaffnet gegen mich, ſeinen Herrn.

Theodoſia. Notaras, was beginnſt du?

Irene (neben Conſtantin). Gatte meiner Mutter, du brandmarkſt unſere reine Stirne.

Notaras. Ich brandmarke den, der ſein Volk, ſein Reich, ſeinen Gott verrathen hat, um als ein Lehensmann des Sultans in Zukunft Byzanz wie ein Sandſchak zu regieren. Das ſoll nimmermehr geſchehen. Es ſind mit weißer Fahne zwei Boten des aufrühreriſchen Türkenheers, von Galata kommend und an mich geſendet, vor der Hafenmauer gelandet. In dieſem Augenblick erzählen ſie dem zürnenden Volke, wie Conſtantin uns verkauft und Mohammed geendet hat.

Urchan. Fluch im Tode noch dem Grauſamen!

Giuſtiniani. Was thut dieſer Ungläubige hier? Der böſe Feind ſteckt in dem blaſſen Buben.

Phranze. Der böſe Feind, der den Notaras um Ehre und Verſtand gebracht.

Dailo. Er ſchleppt ihn nicht vergebens immer an ſeinen Ketten nach ſich.

Conſtantin (Irene und Theodoſia umfaſſend). Edle Geiſter, o verweilt bei mir. Hört, wie rings um mich Freund' und Feinde mit Teufelszungen reden. Bleibt mir nah, daß mein Glaube an den Himmel nicht wanke.

Urchan. Ich verachte eure Schmähungen, und küſſe meine Kette, weil ſie euer Schandfleck.

Notaras. Spottet der fremde hergelaufene Troß? Gibt der Höfling Phranze unterthänig ſein Wort dazu? Dieſer blaſſe Gefangene, dieſer Ungläubige iſt ein Geſtirn, das golden emporſteigt, während das eure ſchaamroth verſinkt. Erfahre, Urchan, vor dieſen Männern, die vor Neid und Wuth in ihren Waffen beben, erfahre, daß du beſtimmt biſt, den Säbel des Propheten umzugürten. Du biſt der Kaiſer der Osmanen, ſie haben dich verkündet. Wirf ſtolz umher den Blick. Vor einem Athemzuge noch ein verachteter Sclave, ſtehſt du nun, der Mächtigſte in dieſem Saale.

Urchan. Notaras! iſt's möglich? das namenloſe Glück! feurige Strahlen der Freude ſchieſſen empor in mein Gehirn; mein Blut pocht ungeſtüm! Gott, wie biſt du ſo groß und barmherzig!

Conſtantin. Iſt Niemand, der dem lügenhaften Poſſenſpiel ein Ende macht?

Notaras. Ich lüge nicht; das Schickſal treibt nicht Scherz. Ich werde die Heeresboten vor deine Augen ſtellen, dir zur Beſchämung und zur Warnung allen gottvergeſſenen Herrſchern. Ja, Urchan befiehlt den Gläubigen des Islam. Mit Mohammeds Säbel wird er dir die Krone vom Haupte nehmen, und ein verdienteres damit bedecken ....

Conſtantin. Das deinige, Hochverräther!

Notaras. Mit ſeinem Säbel wird er auch den Liebesknoten zerhauen, den du geſchlungen, um meine Tochter an dich zu binden. Ich fluche deiner Werbung, ich zerreiße den abgezwungenen Vertrag. Das Mönchskleid dir! Irene dem mächtigſten Beherrſcher zweier Welttheile, dem vielgeprüften Urchan! So will ich's, ſo werd' ich's vollbringen.

Urchan. Notaras! gehörte mein die ganze Erde, ich theilte ſie mit dir, und zahlte noch einen zu ſchlechten Preis für die reizende Irene. Bewaffne mich, gib mir ein Pferd .... wo ſind die Führer in mein heimathliches Lager? Wo iſt mein tapferes Heer, daß ich es führe gegen dieſe fremden Räuber, gegen dieſen Schattenkaiſer; daß ich mit kriegeriſcher That dich gewinne, o Irene!

Irene. Zurück von mir, verwegner Thor!

Giuſtiniani (der nach dem Hintergrund gegangen, und dort Befehle ertheilt). Johannes der Dalmate rückt mit ſeinen Schaaren an, die Akropolis von dem Auswurf raſender Rebellen zu befreien.

Notaras. Zu den Waffen, meine Getreuen!

Urchan (einem Pallikaren des Notaras die Klinge entreißend). Der große Prophet laſſe meinen erſten Streich dem Feinde tödtlich ſeyn!

Phranze. Dem Kaiſer Hülfe!

Bailo. Die Schwerter hoch, Venetianer!

Giuſtiniani. Genua über Alles! vorwärts, Freunde!

(Die Streiter des Kaiſers und Notaras, fallen gegen einander aus. Das Volk unſchlüſſig. Die Frauen drängen ſich ſchreiend zwiſchen die Kampfluſtigen).

Zuſammen { **Theodoſia.** Verhülle mich, Nacht des Todes!
{ **Irene** (Conſtantin umfaſſend). Ich lebe von deinem Leben, theurer Mann. Laß mich ſterben mit dir.

Conſtantin (macht ſich los und legt die Mutter in Irenen's Arme). Wer von dieſen Sclaven legt die Hand an den Geſalbten im Purpur? (Geht ſtolz auf Notaras los, deſſen Pallikaren weichen.) Iſt's ein eitler Wahn, daß Gott über die Könige wacht? — Nieder mit den Waffen, Notaras!

Notaras (läßt beſtürzt das Schwert aus der Hand gleiten)

Conſtantin. Demüthige dich, undankbarer Urchan, vor deinem Wohlthäter!

Urchan (folgt Notaras Beiſpiel).

Conſtantin. Ich bin Herr in meinem Hauſe, bis mir das Verhängniß ſelbſt die Schlüſſel deſſelben abfordert. Unglückſelige, was habt ihr gethan? was wolltet ihr beginnen?

Notaras. Verdammniß den Meineidigen, die mich verlaſſen in dem Wagniß! Ihr gebt euch ſelbſt verloren, feige Griechen! Doch iſt nicht alles aus, Conſtantin. Ich habe nicht gelogen. Die Herolde der Osmanen werden meine Ehre und mein Leben retten.

Conſtantin. Deine Ehre? Armer Mann! Dein Leben? Ha, ich liebe Irene, und ſollte ihren Vater tödten?

Baſil. Ein Türke! der Dalmate führt ihn an der Spitze ſeiner Söldner.

Giuſtiniani. Nun wird ſich's entſcheiden.

Volksſtimmen (dumpf murmelnd). Der Fuß des Stolzen nähert ſich. — Sey uns gnädig, Herr!

5.

Daud Iſfendiar. Johannes und ſeine Krieger, die einen Kreis um das Volk ſchließen. Die Vorigen.

Conſtantin. Dieſes Geſicht hat mir einſt Troſt gebracht. Heute iſt es finſter, wie der Gram.

Daud (feierlich). Ich trage nicht die Palme, ich bringe das Schwert. Mohammed, der Beherrſcher der Gläubigen, ſpricht zu dir, dem Herrn der Romaier: Du haſt dich eingeniſtet in mein Zelt, und ich bin gaſtfreundlich gegen dich geweſen; du haſt von Frieden geſprochen, und ich habe nicht geſagt: Nein. Du biſt gegangen, wie du gekommen, unverletzt. Wie konnteſt du mir Gutes mit Böſem vergelten? Das Salz meiner Gaſtlichkeit mit dem Gift des Verraths beſchmutzen? Du haſt in meinem Zelte eine Schlange zurück gelaſſen, die mich ſtechen ſollte zum Tode. Aber der Säbel des ruhmwürdigen Saganos-Paſcha hat ihr den Kopf abgehauen, und der Mörder, nachdem er kaum den Dolch gezückt gegen die Zuflucht der Welt, lag vernichtet und ſein Angeſicht wurde ſtumm. Nun iſt aber der Trabant des Kaiſers Knecht, und der Knecht thut nach des Herrn Gebot.

Conſtantin. Verläumderiſche Anklage!

Notaras (für ſich). Gregor! der ungeſchickte Mörder!

Daud. Darum ſpricht Mohammed Fluch über dieſe Stadt und über ihr Volk, und rüſtet ſich, mit einem unwiderſtehlichen Sturm beide zu gewinnen. Hoffet keine

Gnade mehr; die Langmuth des Nachfolgers des Propheten iſt zerriſſen wie ein morſcher Faden. Mein Herr ſieht in einem Jeglichen dieſes Volks einen Theilnehmer des Verbrechens, das ihn verderben ſollte. Er wird ſo wenig dieſer Stadt verzeihen, als er den Aufrührern vergab, die ihr verleitet habt, und deren Rädelsführer, ſchnell bezwungen, am Pfahl ihr ſcheußliches Leben ausbluten.

Urchan. Sie ſterben für mich, die Unglückſeligen! Grauſam endet der allzukühne Wonnetraum.

Daud. Jedoch mein Herr, der iſt ein Abglanz der göttlichen Tugend, und gerne hört die Fürbitte ſeiner Weſire im Staube der mit Sieg umwundenen Thronſtufe, will gnädigſt die Milde walten laſſen zum Vortheil des Paläologen Conſtantin, weil er denſelben angeſehen hat mit leiblichen Augen, und das Leben der Fürſten ehrt wie ein Heiligthum. — Was deine größte Galeere tragen kann von Schätzen und werthvollen Dingen, deine Blutsverwandten und beſten Freunde, deine Kriegshelden, — du ſelbſt, Conſtantin, was du willſt, mit dir hinwegführen können, ungehindert, vertrauend dem Wort des Sultans, und eine andere Küſte ſuchen dürfen: aber liefere dieſen Prinzen Urchan zur Stelle in meine Hände. Gib den Geächteten heraus, damit du nicht werdeſt ein Spott in dieſer und in der andern Welt.

Urchan (leiſe und dringend zu Notaras) Gib mir deinen Dolch, Notaras.

Notaras (gibt den Dolch verſtohlen). Wenn kein Ausweg mehr, gebrauch ihn wohl und zittre nicht.

Phranze. Der Kaiſer überlegt, und dennoch wäre die Antwort ſchnell gefunden.

Daud. Mein Auftrag iſt vollzogen bis auf das letzte Wort. Ich darf nicht zögern, Kaiſer von Byzanz. Zum Boten auserwählt, um dir mit Glimpf Verderben und Gnade anzuſagen, muß ich binnen einer Stunde wieder beim Herrn eintreffen, oder er läßt mich ſchinden und ſtürzen in den Abgrund der Todesangſt.

Irene. Was wirſt du thun, mein hoher edler Conſtantin?

Conſtantin. Dein Leben ſoll nicht einen Augenblick in Gefahr ſchweben, wackerer Daud Isfendiar. Meine Thore ſind dir offen.

Daud. Und der Prinz Urchan? Willigſt du ein....?

Conſtantin. Sage deinem Sultan, ich ſey noch heute derſelbe, der ich um Mitternacht geweſen. Ich werde nicht, wie Mohammed erwartet, die Stadt preisgeben, indem ich ſie verlaſſe. Ich werde ſie nicht ihrer heldenmüthigſten Vertheidiger berauben, indem ich meine Freunde wegführe; mich nicht ſelbſt zum Ausreißer ſtempeln, und nicht den kleinſten Vortheil mit einem Verrath an dieſem unglücklichen Prinzen erkaufen. Es iſt menſchlich, eine Krone zu verlieren, aber ſchmählich, ſie als ein wortbrüchiger Flüchtling wegzuwerfen. Schande dem König, der nicht mit ſeinem Volk lebt und ſtirbt! Ich will die Ehre mitnehmen in die Gruft. So ſtelle ich denn — zu ſtolz, mich zu vertheidigen gegen die Beſchuldigung des Meuchelmords — auf Gott all meine Zuverſicht. Er wird entſcheiden zwiſchen mir und Mohammed.

Irene (begeiſtert). Mein hochgeliebter Held, wie ſchön bewährſt du deine Tugend!

Notaras (beſchämt). Wie erniedrigt mich ſein ſtolzer Edelmuth!

Giuſtiniani. Fürwahr, das iſt groß gehandelt, wenn gleich nicht vorſichtig.

Bailo. Das Schickſal iſt ſolcher Größe feindlich. Von nun an wittre ich hier den Tod.

Daud (ſchmerzlich). Den Tod, den Tod! o ſchwarze Stunde des Unheils! Welch ein Herrſcher geht hier zu Grunde! Ueberlege, bedenke alles, armer bedrängter Kaiſer, ehe mein Herr die Löwen der Schlacht gegen dieſe Mauern zum vernichtenden Sturm führt. Thue, was Mohammed begehrt; du retteſt vielleicht damit das Leben deiner Unterthanen. Beim allmächtigen Gott, der mich dir zum Freunde erkor, du kennſt noch nicht den ganzen Umfang deiner Schreckenslage.

Conſtantin. Und bräche die Welt unter meinen Füßen zuſammen, ich gebe nicht ein Haar vom Haupte Urchans.

Urchan (zu ſeinen Füßen). Ich Ungeheuer konnte dich ſchmähen, dich bedrohen mit dieſer undankbaren Hand!

Conſtantin. Steh' auf. Ich that als Chriſt nur meine Pflicht.

6.

Dukas athemlos. Die Uebrigen.

Dukas. Fluch und Entſetzen! Was mußte ich ſehen?

Volk. Ein Unglück? Sprich, Dukas!

Dukas. Des Türken Schiffsmacht, ſiebzig Segel an der Zahl, fährt über's Land der Halbinſel mit ſtolz entfalteten Fahnen, unter Freudengeſchrei und Trompetengeſchmetter in unſern Hafen ein. Wir ſind nun eingeſchloſſen um und um.

Volk. Weh uns, weh uns! o Herr, beſchütze dein Volk.

Giuſtiniani. Langasco, Francesco von Toledo, Bochiardi! Auf eure Poſten! eilt! der blutige Ausgang ſitzt auf unſern Ferſen! (Die bezeichneten Hauptleute gehen ab).

Daud. Ihr hört beſtätigt, was ich vorausgeſagt. Der Waffengürtel meines Herrn wird euch erwürgen. Conſtantin .... aus dem Staube ruf' ich auf zu dir: dein letztes Wort .... Kaiſer .... wie lautet es?

Conſtantin. Nein, nein, beim heil'gen Kreuze! nein!

Daud. So fahre hin, mein Wohlthäter, der Fürſten Vorbild, fahre rühmlich zu dem Reich der Schatten! (geht mit Johannes ab.)

Notaras (ſich kriegeriſch erhebend, zu den Seinen). Wir ſtehen noch hier, meine Waffenleute, und feindliche Schiffe kreuzen in dem uns anvertrauten Hafen? (ſich beſinnend) Ach, ich beſitze mein Schwert nicht mehr; ich bin verſtoßen aus den Reihen der Tapfern.

Conſtantin. Die Vaterlandsliebe, die in dir erwacht, den thörichten Aufruhrgeiſt zurückdrängend, ſie kleidet dich ſchön, Notaras. Dieſer feierliche Augenblick, in welchem die Muttererde zagend einen jeden ihrer Söhne auffordert, ſie nicht zu verlaſſen, iſt ein Augenblick der allgemeinen Sühne. Nimm dein Schwert zurück, Notaras, und heilige es wieder im Gefecht für unſere Heimath.

Irene. Du verzeihſt ihm abermals, großmüthiger Held?

Theodoſia. Ich darf dich wieder meinen Gatten nennen, Notaras?

Giuſtiniani. Bedenk', o Herr, daß du dem Meuterer mit deiner Verzeihung den wichtigſten Poſten der Stadt zurückgibſt!

Conſtantin. Deine Freunde ſtehen ihm zur Seite, und — glaube mir — er wird ſeine Pflicht thun. Der geſtrauchelt, richtet um ſo glänzender ſich auf.

Notaras. Ich will nicht leben, wenn ich dir es je vergeſſe, mein kaiſerlicher Herr.

Urchan. Wär' es nicht mein Volk, das gegen dieſe Mauern ſtreitet, ich ſchlöſſe mich dir an, und ſetzte freudig meinen Kopf an deine Vertheidigung.

Volk. Ha, wie gnädig iſt der Kaiſer! Sieg dem milden Herrſcher!

Conſtantin. Warum doch preist ihr meine Milde? Im letzten Kampfe liegend, mit euch allen mich zum Tode bereitend, iſt's ein Wunder, daß ich meinen Feinden vergebe? Ehe wir, ein ganzes Volk, unſer Leichenbegängniß feiern, dem Europa und Aſien als gleichgültige Zeugen beiwohnen, laßt uns gedenken der unzähligen Frevel, die einſt dieſes tauſendjährige Kaiſerreich befleckt und den Zorn des Herrn auf uns herabgerufen haben. Laßt mich — was ſchwerer iſt als verzeihen — um Vergebung bitten euch, die ich vielleicht oft gekränkt, mißhandelt und geſchmäht. Wenn — wie ich hoffe — Gott mir gnädig ſeyn wird, ſeyd auch ihr nicht unverſöhnlich in dieſer Stunde.

Notaras, Urchan, Basil, die Frauen und das Volk (ſich herzudrängend und des Kaiſers Kleider und Hände küſſend). Wir ſind deine Kinder, Herr! — Dein Haupt iſt rein von Sünden! — Gott vergelte dir mit Sieg! — Viele Jahre, viele Jahre!

Giuſtiniani. Es brennen mir im Auge Thränen bei dieſem Schauſpiel.

Dukas. Welch eine Hoffnung ſtürzt mit dieſem Mann in Trümmer!

Bailo. Wenn Europa ſähe, was ſich hier begibt!

Phranze. O Tag der Trauer, dem nur gebrochene Herzen ſchlagen!

Conſtantin (zärtlich zu Irene). Vergib auch du mir, Theuerſte, daß ich mit glühenden Farben dir eine Zukunft vorgeſpiegelt habe, die vielleicht im nächſten Morgenroth rettungslos zertreten am Boden liegt. Vergib, daß ich, der rauhen Wirklichkeit vergeſſend, vom Glück geträumt, und den Traum mit meiner Liebe zugleich in deine Seele geſchmeichelt habe. Erbarmungsloſes Erwachen! ein gräßlicher Tod oder bittere Sclaverei ſtatt der verheißenen Roſen!

Irene. Traure nicht um mich. Du wirſt vollenden, was du beſchloſſen. Wenn nicht, ſo erinnere dich, daß ich Theodoſia's Tochter bin, daß ſpartaniſches Blut in meinen Adern fließt, daß der kurze Traum mir koſtbarer geweſen, als mein ganzes Leben . . . daß uns jenſeits Vereinigung blüht, eine ſchönere, edlere, unantaſtbare. Aber du wirſt ſiegen — ich hoffe es. Iſt dein Name nicht Conſtantin? Wie Helenens Sohn wirſt du in des Kreuzes Zeichen überwinden.

Theodoſia. Wir ſind dein Schickſal zu theilen berufen; Irene, als deine Braut, ich, als eure Mutter. Notaras und meine Söhne werden für dich getreu und freudig fechten. Falle dann euer Loos wie es wolle, es iſt das unſrige.

Urchan. Wie ſchön ſteht dieſen chriſtlichen Weibern ihre muthige Freiheit! Die Mütter meines Volkes ſind Sclavinnen!

Die verſammelten Frauen. Erhebe dich, mein Ruhm! Erhebt euch und klingt, Harfe und Cither! Der Herr iſt ein Helm meines Haupts!

Conſtantin. Verhüte Gott, daß der Männer tapfres Herz wanke, während das friedliche Geſchlecht unſern Sieg verkündigt. Wie auch des Verhängniſſes Looſe rollen, wir wollen ſie gefaßt aus der Urne heben. Unſere Sache auf Erden iſt, ſo lange wir leben, nicht verloren zu nennen. Darum laßt uns die Schultern kräftig ſtützen unter den wankenden Bau des Vaterlands, und die Kühnheit brauchen, bis der Athem uns verſagt. Ihr kennt alle, meine Freunde, den Platz eurer Ehre. Notaras, dir liegt ob, die Hafenſeite zu beſchützen. Pedro Giuliani! die Seemauern ſind dir untergeben. Centarene und Cataneo! ihr Hüter des goldenen Thors und der Pforte von Selymbria, ſeyd wachſam und gerüſtet! Die Brüder Bechiardi liegen am Thor der tauſend Männer; der ruſſiſche Cardinal vertheidigt die Strecke vom Amphitheater bis zum Tempel des Demetrius. Baile von Venedig, ſtandhafter Kämpfer, dir vertraue ich unſern kaiſerlichen Palaſt der Blachernen. Herzog von Lemnos, du vielerprobter Giuſtiniani: am Thore des Romanus, wie gewöhnlich, zücke dein Schwert, ein Engel vor dem Paradieſe. Ich ſelbſt werde dort ſeyn mit meiner treueſten Schaar, mit Phranze, dem ergebenen Freund, mit Dukas, dem unerſchütterlichen Kriegsmann. Entwickelt eurer Kräfte Allgewalt, den wilden türkiſchen Mauerbrechern zu widerſtehen. Gebt mir die tapfre Hand, ſprecht mir den Eid, den unauflöslichen der Schlacht, auf Gut und Blut, auf Sieg und Untergang, auf Tod und Leben

Die Feldherren (ſtrecken ihre Hände nach der des Kaiſers aus). Wir ſchwören dir den letzten theuern Eid.

Conſtantin. Fluch Jedem, der dem Feind die Ferſe zeigt und feig ſein Schwert zerbricht!

Die Feldherren. Fluch ihm!

Conſtantin. Segen dem Standhaften, und ſtrömte gleich aus hundert Todeswunden ſein Leben in den Sand!

Die Feldherren. Ruhm und Segen dem Beſtändigen!

Conſtantin. Laßt jeden Haß und Zwieſpalt abgethan ſeyn, um nur der eiſernen Pflicht anzugehören.

Die Feldherren. So ſchwören wir.

Conſtantin. Ich ſammle in meine Hände eure feierlichen Verheißungen. Sie werden ſeyn des Vaterlands Säule, inſofern ihr ſie erfüllt; ſie werden ſeyn unſer Verderben, inſofern ihr meineidig würdet. Was ihr mir geſchworen, das ſchwöre auch ich einem jeden Einzelnen von euch, jedem Mann von Byzanz, jedem Weibe, jedem Kinde in dieſen Mauern. Wer mich treulos fände, durchſtoße mich mit dem Schwerte, und er ſoll rein ſeyn, als hätte er niemals Blut vergoſſen.

Phranze. Auch wir betheuern, daß wir bis zum letzten Hauch unſern Herrn und Kaiſer nicht verlaſſen wollen!

Bailo. Schlagt ein, Griechen und Abendländer, Nebenbuhler und Freunde, ſchlagt ein und leiſtet das Gelübde.

Hauptleute. Wir ſtehen für ihn, Leib um Leib! (Die Hauptleute, Griechen und Fremde, umarmen ſich.)

Irene (zu Theodoſia). Mutter, ſieh wie ihre Augen düſter flammen. O, nicht ein Jeglicher wird ihn halten, den theuern Schwur!

Theodoſia. Dann ſey die Rache über ihnen, und wären ſie mir die Liebſten auf der Welt! Gott weiß die Meineidigen zu finden.

Conſtantin (die Scene überſchauend). Welch ein dringender Vermittler iſt das Unglück! welche verſöhnende Macht die gemeinſame Noth! Von nun an ſind wir alle gleich. Der nackte König unter Schiffbrüchigen iſt nur wie ein anderer Mann zu achten. Erdbeben und Orkan jagen Lamm und Tigerthier zuſammen; die wachſende Fluth vereint auf derſelben Scholle den ſchreienden Säugling, das gefräßige Krokodil; und ſie halten Friede, die gräßlichen Thiere und die Hülfloſen fürchten ſich nicht vor den Erbfeinden, weil über ihren Häuptern die Donner des Höchſten brauſen, weil unter ihren Füßen die Welt ſich aufthut ....!

Frauen (in zwei Chören). Laß die Waſſerfluth mich nicht überſtrömen! — von der Tiefe mich nicht verſchlingen ....

Volk. Laß den Abgrund nicht über mich ſchließen!

Conſtantin. O Herr! du allein weißt, ob für uns morgen die Sonne auslöſchen oder ein ſchönerer Tag anbrechen ſoll. Ich befehle uns deiner Gnade, alle, alle: den Vater mit ſeinen Kindern, den Meiſter mit ſeinen Knechten, den Stolzen und den Demüthigen. Drei koſtbare Güter hatten wir von dir empfangen: den Glauben, die Liebe, die Freiheit. Der Barbar will uns dieſe Schätze rauben, und lieber ſterben wir, um ſie bei dir ewig unverkümmert zu genießen. Gib uns hienieden den Triumph, und wir danken dir! Gib uns den Tod und wir preiſen dich. Ein ganzes Volk kehrt heim zu dir. Nimm es auf jenſeits der Sterne, wo die Liebe nicht vergeht, wo die Freiheit unendlich wie du!

Volk (in drei Chören, mit dumpfer Stimme). Ich bin vom Seufzen müde! mein Lager iſt benetzt von Thränen! Herr, erbarme dich unſer!

Fünfte Abtheilung.

(Schatzkammer des Notaras).

1.

Irene, Theodoſia, ſchlummernd.

Irene (über die Mutter gebeugt). Wie ruhig ſchlägt es — im ſüßen Schlummer — das warme Mutterherz! Ein Engel ſcheint mit lindem Flügelwehen die Wange Theodoſia's zu kühlen. Ach, meine Augen brennen, meine Stirne glüht fieberhaft....! ich habe unaufhörlich geträumt, ohne vom Schlaf beſucht werden zu ſeyn. Welche Träume, großer Gott! welche ſeltſame Erſcheinungen, die ſich die Hände reichten zu einem Tanze, der mein Gehirn erſchütterte, ſo daß ich mich ſelbſt frage, ob mein Verſtand noch geſund geblieben? Die Jugend, die da hofft mit ängſtlicher Beharrlichkeit, und, ſich ſelbſt verzehrend, nach Erlöſung dürſtet, iſt ſchlimmer berathen, als das Alter, welches ſich müde ergibt in alles, was der Himmel ſchickt.... (geht unruhig hin und her). Es dröhnen noch in meinen Ohren die wunderbaren Stimmen, die bald jubelnd, bald Wehe ſchreiend, den Widerhall dieſer Gewölbe erweckten! Die alten Mährchen erzählen von der königlichen Jungfrau, die ein böſer Zauberer in die Erde bannte, um todte Schätze zu hüten; die neben Geldgeſchirren, Silbertruhen und Juwelengeſchmeide ſeufzen mußte, während vor der Thüre ihrer reichen Kammer der tapfere Held ſich mit dem Drachen ſchlug, den Talisman zu zertrümmern, und die Jungfrau, die Geliebte zu erretten. Bei dem ſtillen Frieden meiner Kindheit! mir iſt zu Sinn, wie der gebannten Königstochter. Mein Herz erſtickt unter der Laſt der kalten Schätze, die mich umgeben . . . . Draußen kämpft für mich der Bräutigam, und ich muß ihm ferne ſeyn, in Ungewißheit verzweifeln!

Theodoſia (erwacht). Meine Tochter!

Irene. Geliebteſte der Mütter, erwachſt du ſchon? O ſchließe wieder deine Augen. Laß mich allein die Qual der Ungeduld ertragen. Der Streit brennt heiß, und iſt noch nicht entſchieden.

Theodoſia. Ich habe meine Söhne geſehen; ihr Antlitz leuchtete, ihre Häupter waren von einem Heiligenſchein umgeben . . . . Ich habe einen alten Mann gehört; er ſprach uns Hoffnung ein, beredt wie ein Apoſtel.

Irene. Der alte Mann iſt da geweſen: Baſil, des Kaiſers Diener. Er hat mir einen Ring von Conſtantin gebracht; ein Wahrzeichen, daß er lebe, voll von ritterlicher Kampfluſt; daß er mein gedenke, daß er zuverſichtlich ſey, wie nur ein Menſchenherz zu ſeyn vermag. Gott ſteht unſern Schaaren bei, ſprach Baſil; ſeit zwei Stunden ſtrengen ſich die Feinde vergeblich an, nur einen Fuß breit Bodens zu gewinnen.

Theodoſia. Der erſte Conſtantin, der Heilige, ſey mit dem ſiebenten! Doch iſt unſere Einſamkeit fürchterlich, Irene. Niemand in unſerer Nähe, als dieſe ſtummen Götzen von Geld und Edelſtein? Ach, Netaras hat ihnen zu viel geopfert. Steh'n ſie nicht da, als warteten ſie gleichgültig der räuberiſchen Hände, die ſich über unſere Mauern nach ihnen ausſtrecken? Mit dem ungetreuen Reichthum hätte viel für unſere Zukunft geſchafft werden können!

Irene (halb für ſich). Dieſer ſchmuckloſe Ring vom Finger des Geliebten iſt mir theurer als das Geld der Welt. Mein Bräutigam ....! zögert dein Schwert, den Drachen zu erſchlagen?

Theodoſia. Was ſprichſt du denn, mein holdes Kind? Deine Blicke irren ſo wunderlich in dem Gewölbe hin und her!

Irene. Hab' Geduld mit deiner Tochter, Theodoſia. Meine Seele iſt ſtark, jedoch ermattet mein Kopf, und meine Kräfte treiben ein unordentliches Spiel. Ich möchte ein Lied der Freude ſingen — ich möchte bitterlich weinen; ich wünſchte, mich vor mir ſelber zu verbergen .... dann wird mir dieſe Halle plötzlich viel zu enge! Reden und ſchweigen zu gleicher Zeit, Halleluja rufen und verzagen in einem Athemzuge ....? Ich fürchte krank zu ſeyn, Mutter; aber ein einzig Wort wird mir Geneſung bringen: Freiheit, Freiheit!

Theodoſia. Mein ſtets wiederkehrender Seufzer ſeit drei und fünfzig Tagen.

Irene. Der heutige Tag iſt ein glücklicher.

Theodoſia. Warum?

Irene. Dein Namensfeſt, du würdigſte Mutter.

Theodoſia. Schmerzliche Erinnerung! Es wurde immer, wenn nicht fröhlich, doch in Frieden begangen, aber heute ....

Irene. Dich wird die angenehmſte Gabe überraſchen: unſerer Stadt Befreiung. Viele Jahre, liebe Mutter, und alles, was dein Herz verlangt!

Theodoſia. Dann iſt auch deines Glückes Morgenröthe angebrochen; ich verlange alles nur für dich — ich ſelbſt brauche nichts mehr, Irene.

Irene. Horch, wer klopft?

Theodoſia. Der Lorbeerbaum ſchlug an jenes Gitter.

Irene. Willkommen, ſchöne Vorbedeutung! Von jenem Baum ſchnitt ich den Zweig, den ich für meinen Conſtantin zur Siegeskrone flecht.

2.

Sclavinnen, die in hellem Haufen hereinſtürzen. Später Notaras, Georg, Demetrius, Theodoſia, Irene.

Sclavinnen (haſtig). Der Gebieter! der Herr! Er kommt mit deinen Söhnen, Theodoſia.

Theodoſia. Sey es zur guten Stunde!

Irene. Zum erſtenmal mit wahrer Sehnſucht und erfreut gehe ich ihm entgegen! (thut einige Schritte gegen die Pforte. Notaras erſcheint, den am Kopf verwundeten Georg auf ſeinen Schultern tragend, ſelbſt geſtützt auf Demetrius).

Theodoſia. Barmherzige Vorſehung! Mein Georg, mein Georg verwundet! (empfängt den Sohn aus den Armen des Vaters.)

Notaras (mit ſchrecklichem Ausdruck). Weine nicht, eigennützige Mutter, er wird leben. Aber das Vaterland blutet aus allen Eingeweiden zu Tode. Unglückſelige! die Stadt iſt über!

(Schrei des Entſetzens, von den Weibern ausgeſtoßen.)

Irene (außer ſich). Ueber? die Stadt verloren, und du lebſt?

Notaras. Ich vergebe der Tochter eines Fremden dieſe grauſame Frage. — Ja, noch einmal — und ſollte meine Zunge, die ſich ſträubt, das Furchtbare zu wiederholen, ſollte ſie erlahmen: die Stadt iſt verloren, iſt in den Händen der Osmanen.

Irene. Der Kaiſer? Conſtantin?

Georg (in den Armen der Mutter). Der türkiſche Säbel hat mich hart getroffen.

Theodoſia. Mein Sohn, laß' meine Lippen deine Schmerzen kühlen.

Irene. Notaras! um Gottes Gnade willen! brich dein ſchreckliches Schweigen! der Kaiſer.... was iſt mit ihm? —

Notaras. Ich habe nichts von ihm vernommen.

Irene. Hartherzige Lüge!

Demetrius. Der Vater ſagt die Wahrheit. Wir ſahen den Kaiſer nicht, wir hörten nicht von ihm. Gedrängt von wilden Stürmern, hatte der Vater, der alten Weiſſagung vertrauend, und im Glauben an des Himmels ſichtbare Hülfe, das Thor des Circus öffnen, und die Türken eindringen laſſen. Aber der Himmel blieb verſchloſſen, der Engel brachte nicht das Schwert, und während wir der Prophezeihung Ausgang ängſtlich erwarteten, erklimmten die Türken am Thore des Romanus die Wälle. Wir ſahen das Gewühl der Fliehenden, die dem Meere zueilten, ein jammervoller Anblick. Unſer Arm wurde ſchwach.... Georg fiel blutend zur Erde. Sich und uns zu retten, ſuchte Notaras den Weg nach ſeinem Palaſte.

Irene. Ha, der Muthloſen, die ein blinder Schrecken meiſterte! Am Thore des Romanus, ſagteſt du? Eben dort ſteht der Kaiſer, und ſo lang er lebt, wird dort kein Türke die Mauer überſchreiten. Faßt Muth, faßt Muth, ihr blaſſe Helden! Conſtantin wird die Weiſſagung erfüllen und mit feurigem Schwerte die Heiden zu Paaren treiben.

Sclavinnen. Merkt auf, Gebieter.... die Axt des Türken donnert an eure Pforte! — Weh uns! was wird ſich mit uns begeben?

Notaras. Nicht doch, das Haus iſt gut verwahrt....

Demetrius. Doch hör' ich einen Mann ſich eiligſt nähern....!

(Notaras und Demetrius werfen ſich mit gezuckten Säbeln gegen den Ausgang.)

3.

Phranze. Die Vorigen.

Phranze. Was ſollen deine Waffenleute, Großherzog? Sie knieen betend, ſeufzend, ſich die Bruſt zerſchlagend, in den Winkeln deines Vorhofs. Ihre Litaneien werden dich nicht vor dem Sieger retten. Sind doch alle Waffen jetzt umſonſt!

Theodoſia. O verſtumme, Unglücksbote!

Notaras. Was bringſt du? Etwas Gutes hoff' ich von Phranze nicht zu hören.

Phranze. Du denkſt noch unſerer Feindſchaft im allgemeinen Jammer? Welche Gräuel hab' ich geſehen auf meinem Wege hieher! Jeruſalems Untergang iſt dem unſern nicht zu vergleichen.

Irene. Warſt du nicht unter denen, die geſchworen haben, ihren Kaiſer nicht zu verlaſſen? Was thuſt du hier? —

Phranze. Was ich geſchworen, hab' ich auch gehalten. Aber zu dieſer Stunde iſt der Kaiſer nicht mehr.

Die Frauen. Herr! erbarme dich unſer!

Irene (ſinkt, wie vom Blitz getroffen, ſitzend auf das ſilberne Ruhebett, worauf Theodoſia ihren Sohn in den Armen hält).

Phranze. Weint um ihn, ihr Weiber von Byzanz; laßt euern Jammer durch die Lüfte gellen und ſchreit um Rache gegen den Verräther aus Genua, der uns allen das Verderben bereitete.

Notaras. Ein Labſal in wilder Nacht des Schreckens. Giuſtiniani, mein verhaßter Widerſacher ....?

Phranze. Er floh, da noch die Waage zu unſerm Vortheil ſchwankte. Ein dichter Kreis von brüllenden Geſchützen ſpie Flammen auf unſere zerbröckelnden Wälle. Hunderttauſende kletterten zum Sturme über die mit Leichen ausgefüllten Gräben. Wir hielten ſtandhaft, Conſtantin muthiger als je. Da fährt ein türkiſcher Pfeil dem Genueſer durch den Handſchuh und die Fauſt. Wie von einem teufliſchen Scorpion geſtochen, wendet der Verblendete ſein Pferd zur Flucht! Wohin? wohin?.... ſchreit der Kaiſer voll von Zorn und böſem Vorgefühl. „Dorthin, wo Gott ſelbſt den Türken den Weg in die Stadt eröffnet!“ antwortet Giuſtiniani, und flieht, und ſchändet, einen Augenblick verzagend, ſein ganzes Heldenleben. Sein Entrinnen bringt, wie zu fürchten war, die Lateiner in Unordnung. Sie zögern, ihres Führers beraubt, ſie weichen, die Unſeligen ....! Mohammed, uns gegenüber, bemerkt das wüſte Getümmel, er wirft ſeine letzte Macht, die ausgeſuchteſten der Janitſcharen, in die Sturmlücke.... mit verzweiflungsvoller Tapferkeit brechen ſie durch ſchwarzen Pulvernebel herein, erklettern die Zinnen, mit einer Handvoll wackerer Leute ſchlägt der Kaiſer ſie zweimal zurück. Johannes, der Dalmate, beſiegelt mit ſeinem Blute die erſte vom Sieg gekrönte Anſtrengung; Franceſco von Toledo ſtirbt in der zweiten.... aber zum drittenmal kehren die Raſenden zurück. .. des Kaiſers Roß ſtürzt zuſammen; er ficht zu Fuß, als hätte er tauſend Arme; umringt von Feinden, die uns trennen vom Gebieter, hör' ich ihn rufen: Iſt kein Chriſt vorhanden, meinen Kopf zu nehmen? und ſeh' alſobald verſchwinden ſeinen Heldenleib unter dem Gewühl der über ihn niederſinkenden, zum Tod getroffenen Osmanen. Dort hat er im Staub der Schlacht ſein Ziel gewonnen. Wo der größte Berg von Erſchlagenen, dort wird man ihn zu unterſt finden, männlich ausgeſtreckt, ſein Antlitz zum Himmel aufgerichtet, zu unterſt in dem blutigrothen Grabmal, das er ſich mit ſeinem guten Schwert errichtet hat.

Die Frauen. Zerreißt eure Gewänder! zerrauft eure Haare! Der Tapferſte iſt unterlegen!

Notaras (erſchüttert). Bei Gott! er hat Wort gehalten und Feigheit iſt unſer Leben.

Irene (ſich aufrichtend und mit irren Blicken die Mutter anſehend) Was erzählt der fremde Mann?

Theodoſia. Allmächtiger! welche Sprache führt mein Kind?

Phranze. Mich beſinnend, daß auch ich eine Gattin, daß auch ich liebe Kinder habe, räumte ich mit den Wenigen, die des Unglücks Zeugen geweſen, den Platz. Der Drang der Fliehenden iſt gränzenlos.... aber wer entrinnt der einbrechenden Meeresfluth? Ich ſah des Sophientempels Pforten, hinter denen viele Tauſende zu Gott emporjammerten, von den feindlichen Beilen erbrechen: ich ſah die Aermſten in die Sclaverei ſchleppen, gefeſſelt den Knecht an den Herrn, die Gebieterin an die Magd, den Mönch an die Nonne.... ich ſah den Eroberer, trunken von blutgieriger Wonne, mit ſeinen Paſchen einziehen.... ich hörte die Hallen des Tempels heulen.... und fand die Meinigen nicht. Da hat mein flüchtiger Fuß mich hieher getragen.... Conſtantin's verlaſſene Braut ſollte durch mich erfahren, was ſich begeben.... die ärmſte Braut, ſo weit die Sonne ſcheint....!

Sclavinnen. Höre, Irene, o höre, was er ſagt! Verkehre in Thränen dein grauſames Lächeln! Thränen erleichtern die Bruſt.

Irene (ſich ſtolz erhebend). Schmücke mich, liebſte Mutter. Der Kaiſer, mein Bräutigam, hat die Hochzeitspalmen geſendet. Gleich wird er ſelbſt hier ſeyn.

Notaras. Irene! was beginnſt du?

Theodoſia. Sie iſt von Sinnen. Ihre Worte zerſchneiden mein Herz.

Phranze. Bejammernswerthe! nicht er, nicht dein Conſtantin wird kommen; aber wohl der Feind, der ſchreckliche, in den Waffen des Ueberwinders.

Georg (auffahrend). Ich höre ihn nahen. Sein zweiter Säbelſtreich wird mich tödten.

Theodoſia (ihn und Irene umſchlingend). Er ſoll uns zu gleicher Zeit erwürgen.

Demetrius (zur Thüre eilend). Das Haus widerhallt von Trommeln und Pfeifen. Stolz wogende Federbüſche nahen dieſem Orte.

Phranze. Gott ſteh' uns bei! das iſt des Sultans Gefolge!

Notaras. Muth! Muth! ich habe noch ein Mittel uns alle zu retten. Urchan, den ich verwahrte, ſoll uns von Tod und Knechtſchaft erlöſen. Ich liefere ihn aus, und erkaufe damit unſer Leben, unſere Ehre.

Phranze. Laß ſie fahren, die ſtolze Hoffnung. Urchan hat ſich, deinen Dolch in der Bruſt, von der Zinne deines Thurms herabgeſtürzt. Sein zerſchmetterter Körper zuckte zu meinen Füßen. —

Notaras. So iſt denn alles, alles verloren?

Irene. Warum verzweifelt der alte Notaras? Der Kaiſer kommt ja, ſein Wort zu löſen. Führ' mich in ſeine Arme, liebſte Mutter. Wir werden alle glücklich ſeyn.

Theodoſia. O daß der Tod mir nahte, jetzt auf dieſer Stelle!

Demetrius. Sie kommen hieher! Nun Vater, wär's noch an der Zeit, rühmlich zu ſterben?

Notaras. Laß ab, laß ab! Strecke dein Schwert. Des Siegers Gnade — uns bleibt keine andere Hoffnung.

4.

Mohammed. Saganos-Paſcha. Vornehme Turken. Leibwachen Mohammeds. Die Vorigen.

Mohammed (während des Eintretens). Man haue dem Baſtard den Kopf vom Rumpfe, und trage ihn umher mit feierlichem Gepränge.

Saganos. Wie du befiehlſt, ſoll es vollbracht werden.

Mohammed. Schande den Rebellen und Treuloſen! Wir ſind auf den Giebel der Macht erhoben worden, weil wir zu lohnen wiſſen und zu beſtrafen, alles nach Gebühr.

Notaras (mit zerknirſchter Demuth). Deiner Gewalt, o Herr, beugt ſich die Erde.

Mohammed. Wer biſt du?

Saganos. Das iſt Notaras, einſt der Erſte am Throne, den du überwunden, heute dein Gefangener.

Mohammed. Ich ſuchte dich mit begierigem Herzen. Danke deinem Geſchick, das mich auf deiner Schwelle des Urchan Leiche finden ließ. Freue dich nun deines trefflichen Werks. Tauſende von Erſchlagenen liegen in der Stadt umher. Du retteteſt ſie alle, wenn du nicht, Starrſinniger, meine Gnade verwarfſt.

Notaras. Nicht ich, nicht mein Herr hatten Macht gegen die Fremden, die hartnäckig das Reich dem Untergang entgegen führten.

Mohammed. Wie konnten ſie hoffen, mir zu widerſtehen?

Notaras. Aus deinem Lager ſelbſt kamen Briefe und Berichte, die unſerer Beharrlichkeit den Sieg verſprachen.

Mohammed. Wer ſchrieb dieſe Briefe?

Notaras. Ich wage nicht, vor deinem Ohr den mächtigen Freund der griechiſchen Sache zu nennen.

Mohammed. Ich kenne ihn. Dein Geſtändniß iſt koſtbar. Doch bot ich dir die Mittel, dein Vaterland vor meinem Grimm zu retten. Warum haſt du es nicht gethan?

Notaras. Ich war ein treuer Diener meines Kaiſers.

Mohammed. Wo iſt der Kaiſer? Segelte er von dannen auf flüchtigem Fahrzeug? (Tiefe Stille.) Euer Schweigen iſt Honig und Balſam für meine Seele. (zu Saganos) Laſſe ihn ſuchen unter den Todten.

Irene (haſtig). Sucht nicht den Lebendigen unter den Todten! Wahrlich, wahrlich, er lebt zum Schrecken ſeiner Feinde!

Theodoſia. O ſchweige doch, mein Kind!

Mohammed. Wer iſt das Weib?

Notaras. Mein armes ſinnverwirrtes Mädchen. Sieh meine Söhne, ſieh mein Weib, tapferer Mohammed. Sieh dieſe Schätze: ſie ſind dein, ich habe ſie für dich bewahrt.

Mohammed. Wer hat dieſe Schätze und die Stadt in meine Hände gegeben?

Notaras. Der allmächtige Gott.

Mohammed. Nun, ſo bin ich Gott und nicht dir meinen Dank ſchuldig. — Laßt alles hinwegbringen. — Was erwarteſt du von mir, Notaras?

Notaras. Ich hoffe, du werdeſt mir und den Meinigen barmherzig ſeyn.

Mohammed. Sclave, du ſollſt einen gerechten Herrn an mir haben. Ich erhebe mich nach dem Palaſte des Kaiſers. Folge mit den Deinigen dahin, und liefere deines Hauſes Schlüſſel in Saganos Hände. Wer noch hier zugegen, Mann oder Weib, theile das Schickſal der übrigen Bewohner dieſer Stadt. Laß ſie feſſeln, Saganos, und ſchlage ſie zu der gemeinen Beute. Denn einem Jeden ſoll geſchehen nach Verdienſt (geht mit einem Theil des Gefolges ab).

Saganos (zu den Seinigen). Thut, wie der Fürſt der Gläubigen befohlen!

(Die Schätze werden weggeſchafft, Phranze und die Sclavinnen gebunden.)

5.

Notaras. Theodoſia. Irene. Phranze. Georg. Demetrius. Saganos. Sclavinnen und türkiſche Wachen

Notaras (ſetzt ſich erſchüttert nieder und verhüllt ſein Angeſicht). „Sclave, du ſollſt einen gerechten Herrn an mir haben!“ — O welch' eine Vorbedeutung liegt in dieſen Worten! Darauf war ich nicht gefaßt. Mein langes Leben im Schooße des Glücks, welchen Ausgang nimmſt du heute?

Demetrius. Wir konnten vor kurzem noch kriegeriſch enden. Du wollteſt es nicht, Vater. Sieh, unſere Waffen ſind uns genommen. Nur die Feſſeln bleiben uns.

Theodoſia. Meine Kinder! meine Kinder! Ihr geht einer fürchterlichen Zukunft entgegen.

Georg. Hätte mich doch der Türke zum Tode getroffen, daß ich deinen Schmerz, geliebte Mutter, nicht ſehen müßte! —

Phranze. Ihr jammert und eure Hände ſind noch frei? Seht mich, den gebundenen Thoren, der ſich in ſeines Feindes Hauſe wehrlos der Knechtſchaft überlieferte!

Irene. Ich ſehe nichts als Thränen um mich her, warum doch weint ihr, meine Lieben? Schallt nicht von ferne ſchon die Muſik, die mein kaiſerlicher Herr mir ſendet? Geſchmückte Zitterſchläger und Sänger mit goldenen Harfen nahen; .... freigebige Mutter, du machſt dich arm, indem du alle deine Schätze als meine Mitgift hinausgibſt.

Theodoſia. Demetrius, Georg .... iſt keine Hülfe mehr für eure Schweſter? Du wirſt aus meinen Augen blutige Tropfen preſſen, grauſame Irene!

Notaras (ohne Theilnahme für das, was um ihn vorgeht) Meine Vergangenheit liegt vor mir, wie ein ſchwarzer Abgrund .... ein Daſeyn voll von Niedrigkeit und arm an Tugend ....! ſchon in dieſer Welt kommt die Vergeltung, mir zu lohnen.

Saganos. Klage nicht, alter Krieger. Du lebſt noch, und der Lebendige kann alles wieder gewinnen, was verloren. Nur für den Todten iſt alles todt.

Notaras. Mein Gewiſſen.... ach, wie hat die Geißel des Unglücks mein Gewiſſen aufgeweckt! In welcher traurigen Blöße ſehe ich mich jetzt am Rande des Verderbens! Mein Vaterland, mein Kaiſer, mein Weib, meine Kinder .... ich hab' euch ſchwer mißhandelt!

Irene (nahet ſich Georg). Du ſchöner Jüngling, willkommen ſey mir als ein Bote meines Heißgeliebten. Ein ſchöner Kranz iſt um dein Haupt gewunden. Das ſind die Roſen, die mir Conſtantin verheißen.

Georg. Weh mir! mehr als vor dem Türkenſultan fürcht' ich mich vor dir, meine Schweſter!

Saganos. Die Kammer iſt geleert. Hinaus mit den Gebundenen!

Sclavinnen. Von euch uns trennen, ihr Gebieter? Harte Noth! wer wird uns erlöſen?

Phranze. Der Fluch des Himmels komme über deine ſchuldige Seele, Notaras! (wird mit den Sclavinnen fortgeführt.)

Saganos. Auf, zögre nicht, Notaras. Folge mir. Es harrt der Sultan. Erzürne ihn nicht durch langes Zaudern. Wiſſe, ſeine Gnade zu verdienen.

Notaras. Die Gnade des Barbaren, der mich zum Sclaven ſtempelt?

Saganos. Ungläub'ger Hund! noch einmal dieſen Schimpf! —

Theodoſia und die Söhne. Vater, Vater, halte an dich! Rufe nicht des Todes Marter!

Notaras. Ich will mich faſſen, ... ja, ich will's. Hab' ich doch ſelbſt das finſtere Schickſal herbeibeſchworen, ſelbſt geſchmiedet meine, eure Ketten. Gott iſt gerecht. Laßt uns, meine Lieben, geh'n den ſauern Gang.

Theodoſia. Irene, du hörſt des Vaters Stimme nicht?

Irene. Die Stimme des Geliebten iſt's, die ich vernehme. Schweigt, o ſchweigt! hört ſein trauliches Koſen, hört ſeinen Schwur, der Meinige zu ſeyn bis an der Welten Ende! Ja, laßt uns ihm entgegen eilen. Lege mich an ſeinen Buſen, theure Mutter. Siehſt du, wie reich geſchmückt er kommt, mich heimzuführen? Wie arm iſt mein Kleid, wie ſchlecht mein Putz! (Sie läßt ihre Haare herabfallen.) Wie traurig hängen dieſe ſchwarzen Locken! O Mutter, flechte mir Perlen hinein, und funkelnde Goldmünzen! kröne mich mit der Honigblume, mit der Myrthe grünem Zweig; denn ich bin ja die Braut, die Braut, des Kaiſers Braut!

Theodoſia und die Söhne. Jammer und Entſetzen!

Saganos. Fördert eure Schritte; eile, thörichte Jungfrau.

Irene. Schmähe mich nicht, du trotziger Schatzmeiſter.

Dein wilder Bart iſt nie mit den Hyacinthen der Liebe geſchmückt geweſen. Plündre meine Mutter nicht, Conſtantin wird nicht eine Drachme als eine Brautgabe von mir annehmen. Dieſer Mann (auf Notaras zeigend) hat niemals ein Herz für mich gehabt, und doch iſt ſeine graue Wimper naß? Meine Mutter ſieht mich ſcheiden mit großem Schmerz, und wehmüthig lächeln dieſe Jünglinge? Aber ich bin entzückt, ich bin beglückt. In meinem Ohre klingt lieblich der Reigen der Brautführer — vor den Fenſtern breitet ſich unermeßlich aus der feuerfarbige Hochzeitſchleier!

Theodoſia. Allmächtiger! der Palaſt ſteht in Flammen!

Notaras. O laßt alles ſinken in Staub und Aſche mit uns.

Saganos (zu den Seinigen). Löſcht den Brand im Eigenthum des Sultans. Kommt, kommt ihr alle, fort mit euch.

Irene. Ja, Mutter, ja, meine Freunde! Es träufelt Weisheit aus dem grimmigen Munde dieſes aufrecht gehenden Löwen. Wir wollen flüchtig unſere Sohlen heben, als ſchwebten wir dem ſelig harrenden Kaiſer entgegen! Geſchwinde, o eilt doch. Meint eure bleierne Gleichgültigkeit meiner wogenden Sehnſucht Meiſter zu werden? — Kommt doch, kommt! Wie ſchön ſie lodern, die Fackeln der Hochzeit! Hinaus in das Jauchzen des Volks! Laßt mich rufen mit Macht durch all die funkelnde Pracht: Ich bin die Braut, die Braut, des Kaiſers Braut! (eilt voran, die ubrigen folgen mit Beſtürzung und Haſt.)

6.

(Halle im kaiſerlichen Palaſt. Sclaven des Sultans ſind beſchäftigt, ein Bankett zu bereiten.)

Chalil Paſcha. Daud Isfendiar, ſpäter Mohammed mit Gefolge.

Chalil Paſcha. So iſt denn wieder ein Reich von der Erde getilgt. Es ſtand geſchrieben; meine Hand ſollte es nicht erretten.

Daud. Eine ſtille tief nagende Trauer verleidet mir die Siegesfreude.

Chalil. Wen betrauerſt du?

Daud. Den Sturz eines milden, weich geſchaffenen Volkes ....

Chalil. Die Weichen werden zermalmt von den eiſernen Rädern der Zeit.

Daud. Den Tod eines hochherzigen Fürſten ....

Chalil. Sie gehen vorüber, die Gewaltigen, wie die Aehren des Feldes. — Du betrügſt dich ſelbſt. Ohne es zu wiſſen, trauerſt du über meinen, deines Vaters, Untergang.

Daud. Was ſagſt du?

Chalil. Ja, mein Sohn; mir ahnt, daß ich nicht auf dich vererben werde den Glanz der Dſchendereli, die durch vier Geſchlechter ohne Unterbrechung den Stab der Großweſire geführt haben. — Meine Würde geht zu Grunde unter den Trümmern von Byzanz, und ſelbſt mein Leben kann nur eine Liſt retten. Glücklich wäre ich, wenn ſie gelänge ....! Gott iſt groß.

Daud. Wie? der Sultan, der dich ſeinen Lehrer, ſeinen Vater nennt ....?

Chalil. Einen undankbarern Schüler und Sohn hat die Welt noch nicht geſehen. Gehe hin, Daud, und ſchaffe von meiner Habe zur Seite, was du kannſt. Das Wetter naht; ich bin ein alter Steuermann, und verſtehe mich auf den Zug der Wellen.

Daud. Der Himmel wird verhüten, was du ſagſt, und dein ſpätes Alter glorreich machen.

(Pauken und Poſaunen von außen. Unter donnerndem Lebehoch ſchreitet Mohammed mit ſeinem Gefolge in die Halle.)

Mohammed (aufmerkſam umherblickend). Bin ich jetzt wirklich in der Burg des griechiſchen Kaiſers?

Chalil. Sie war die ſeinige; nun iſt ſie dein, Gebieter, auf ewig dein.

Mohammed. Ei, wie verlaſſen, ei, wie öde! Der Herr iſt ausgezogen und einſam ſtehen dieſe Wände. So iſt denn die Größe dieſer Welt nichts als ein Hauch? Der perſiſche Dichter ſingt, als hätte er dieſes Schloß mit prophetiſchen Augen geſehen: „Die Spinne hat gewoben ihr Geſpinnſt in der hohen Kaiſerburg; die Eule hat ihr nächtlich Wächterlied geſungen auf den Thürmen von Afraſiab!“ (verſinkt in Nachdenken.)

Daud (leiſe zu Chalil). Ein beſſeres Gefühl gewinnt in ihm die Oberhand; erſchüttert ſteht er vor dem Rieſenwerk des Schickſals.

Chalil (eben ſo). Auch die Hyäne weint mit falſchen Augen, und Durſt nach Mord iſt auf ihrer Zunge.

Mohammed. Du haſt es ſo gewollt, übermüthiger Chriſtenkaiſer. Ein ſtolzer Prahler ſpielteſt du um deinen Kopf, und haſt ihn verloren. Dort hängt es nun, dein todtenblaſſes Haupt, unter den Füßen jenes ehernen Pferdes zum Hohn der Welt, zum Spott des alten Juſtinian, der ſeine Fauſt, vergebens wehrend, dem Morgenroth entgegen reckt. —

Chalil. Mögen die Köpfe deiner Feinde alle unter deines Roſſes Hufen rollen!

Die türkiſchen Großen. Lebe lang, lebe lang! Die Hand des Propheten über dir!

Mohammed. Geht dir der Wunſch von Herzen, Chalil? (Pauſe.) Fülle mir den Becher, Großweſir. Die erſte Mahlzeit in der gewonnenen Hauptſtadt ſoll dem Eroberer trefflich ſchmecken.

(Er ſetzt ſich zum Mahle. Die Großen des Reichs bedienen ihn knieend mit ſclaviſcher Unterwürfigkeit.)

Daud (für ſich). Wie ſo finſter ſchielen ſeine Blicke über den Goldrand des Pokals? Welche unruhige Lüſternheit in ſeinen Zügen! Schwelgeriſch beginnt der Schmaus, und blutig dürfte er enden.

Mohammed. Die Speiſe des Romaierfürſten mundet ſüß; der Wein fließt wie Oel aus deinen Krügen, Conſtantin! —

Chalil. Der Sieg hat dir von den Reichthümern deiner Feinde einen fetten Altar aufgerichtet.

Mohammed. Trinke dieſem wohlgelungenen Gleichniß einen Becher zu, Chalil. Ich ſchicke ihn dir.

Chalil. Vergib, o Herr; das Gebot des Propheten ....

Mohammed. Hm, ich entſinne mich .... du biſt ein frommer Mann .... nüchtern, getreu, unbeſtechlich .... Du weißt nichts von den drei Stufen der Seligkeit an einer üppigen Tafel. Der perſiſche Weiſe nennt als die erſte den Geſang, die zweite heißt er Liebe, zur dritten macht er die Begeiſterung des Weins. Ich bin auf der erſten angelangt. Chalil, mein Weſir, ſinge meinen Ruhm.

Chalil. Was wollte die Zuflucht der Welt mit meiner matten Stimme? Das Dichterfeuer iſt in dieſer alten Bruſt erloſchen.

Mohammed. Ja, du biſt alt geworden, Chalil, ſehr alt, der älteſte Weſir auf Erden.

Chalil. Laß' mich ſtatt deines Ruhms, der unbeſchreiblich, deine Gnade preiſen.

Mohammed. Ich will dir gnädig ſeyn, mein Vater. Was verlangſt du?

Chalil. Ich habe das Gelübde gethan, deine Eroberung mit einem Pilgerzug nach Mekka zu feiern. Geſtatte mir, das Gelübde zu erfüllen.

Mohammed. Ei, wer ſoll das Reich des jungen Löwen regieren, wenn der alte Fuchs das Weite ſucht? Das kann nicht ſeyn, Weſir. Aber .... für deine Ruhe will ich Sorge tragen.

Chalil (leiſe zu Daud). Für meine Ruhe? hörſt du, mein Sohn? O eile, eile, rette, was du kannſt. (Daud ſchnell ab.)

Mohammed. Dieſen Becher auf der Osmanen Heil und Gedeihen! Wunderbar von Gott geſegnet, fühl' ich mich erheben auf die zweite Stufe der Glückſeligkeit. Hinweg, du Mundſchenk mit dem weißen Barte! Ich verlange nach ſchönen glatten Lippen: reizendere Hände als die deinigen ſollen mir den Wein kredenzen.

7.

Saganos. Notaras und ſeine Familie. Die Vorigen.

Irene (den übrigen voraneilend). Sey mir gegrüßt, du edle Halle, meiner Wünſche, meines ganzen Lebens Ziel! Doch vermiſſe ich in dir den ſchönſten Schmuck. Wo iſt dein Herr, du ſtolzes Dach auf ſchlanken Säulen?

Saganos. Deine Sclaven kommen, mit ihrer Stirne die Erde zu berühren, die dein Fuß tritt.

Irene. Ein blendendes Mahl iſt hier bereitet .... das Hochzeitmahl? Wer iſt der Mann, der ſich unterfängt, den Platz des Kaiſers einzunehmen? Schon einmal habe ich ſein unheildrohendes Antlitz geſehen.

Notaras. Ich führe in meinen Armen die ſchwer erkrankte Gattin und den wunden Sohn. Entſcheide endlich unſer Loos, Mohammed. Du haſt uns deine Gnade zugeſichert. Worin beſteht ſie, Herrſcher der Osmanen?

Mohammed. Wie verhält ſich die Stadt, Saganos?

Saganos. Sie beginnt, ruhig zu werden.

Notaras. Die Ruhe des Todes liegt über ihr ausgebreitet. Gräßliches Elend, das über mein Volk gekommen iſt!

Mohammed. Die Reue hinkt langſam deinem Leichtſinn nach. Der tauſendgeſichtige Tod in Byzanz iſt deine Sünde. Glücklicher jedoch, als Giuſtiniani, der zu Galata an ſeinen Wunden ſtirbt, glücklicher, als der venetianiſche Bailo, der mit ſeinen Söhnen meiner Gerechtigkeit zum Opfer fiel, ſollſt du leben. Ich ſende dich mit allen, die dem Schwert entrannen, nach Aſien hinüber. Friſte dort mit Arbeit deine Tage, und lobe deinen Herrn.

Notaras. Ein harter Spruch und doch ein dankenswerther. Ich werde nicht länger den Gräuel von Byzanz mit meinen Augen ſehen, werde eine Scholle finden, die uns nährt, die einſtens meine Leiche deckt. Kommt, meine Kinder, laßt uns ſchnell den Wanderſtab ergreifen ....

Irene. Wohin, Notaras? du biſt in deines Kaiſers Burg, in meinem Hauſe. Mein Conſtantin wird nicht zugeben, daß du ſcheideſt.

Saganos (zu Mohammed). Das Mädchen, einſt verlobt dem Griechenkaiſer, ſpricht in Fieberhitze.

Mohammed (ſich erhebend). Du wirſt geh'n, Notaras, du mit deinem Weibe. Aber deine Kinder ſind mein, als gute Beute mein!

Notaras. Was höre ich?

Theodoſia. Unmenſchlich! Sultan, ſcherzeſt du im Uebermuth des Feſtgelags?

Mohammed. Deine Söhne ſind ſchön, ſie ſollen in meiner Kammer dienen; deine Tochter iſt reizend, und ich will, des todten Kaiſers Erbe, fürwahr auch ſeine Braut behalten. Sie wird mein Harem zieren.

Georg. Mutter, Mutter, du ſinkſt zur Erde? Halte dich an mir (fängt die ohnmächtige Theodoſia in ſeinen Armen auf.)

Demetrius. Schauder überläuft mich. Vater, dieſe Schmach?

Notaras (im höchſten Schmerz). Mein Gott, mein Herr! haſt du dich ganz von mir gewendet?

Mohammed. Man ſchmücke dieſe Knaben, man ſalbe ihre Häupter und kröne ſie mit Epheu. Du, meine Jungfrau, ſo blaß und doch ſo ſchön, reich' mir die Hand, nimm Theil an meinem Mahle. Ein größerer Herrſcher als dein todter Bräutigam zieht dich an ſeine heiße Bruſt.

Irene (ihn mit Abſcheu von ſich drängend). Berühre mich nicht mit deiner blutigen Fauſt! Ich kenne dich nun, den Widerſacher meines Volks, den wilden Heeresfürſten der Barbaren. Du berühmſt dich eines großen Siegs; du prahlſt, als hätteſt du den großen Conſtantin, den Helden in Wehr und Waffen, erſchlagen? Ich ſpotte deiner Lüge: du ſiegteſt, wie die Hölle, nur einen Augenblick, und ſchon geh'n aus dem Himmel die Fahnen des Erlöſers hervor, dich zu bewältigen. An ihrer Spitze zieht aber mein Kaiſer, und nicht lange, ſo wird ſeine herrliche Geſtalt dieſe Halle erfüllen, wie ſein Ruhm die Welt. —

Mohammed. Läſterzunge in dem ſchönſten Munde — ſoll ich dir zürnen?

Notaras. Sie beſchämt mich, den Mann. Ich hätte ihre Sprache führen ſollen, ſtatt mich feig zu demüthigen vor dem gewiſſenloſen Feinde.

Georg. Vater! die Mutter .... kaum noch athmet ſie.

Notaras. Laß ihr Leben dahinfliehen. Sie iſt die Glückliche.

Demetrius. Sey ſtandhaft, Irene. Dulde nicht den Ueberdrang des Wütherichs.

Mohammed. Vorlauter Knabe, unbeſcheidene Thörin! wollt ihr meinen Grimm erwecken?

Chalil. Herr, es iſt Sitte unter den Kindern des Propheten, heilig zu achten die Sinnverwirrten; denn aus ihnen reden höhere Stimmen.

Mohammed. Es iſt Brauch unter den Fürſten, den unberufenen Hofmeiſter zu züchtigen.

Notaras. Ein Menſch, ein Menſch unter dieſen wilden Ungeheuern der Wüſte!

Mohammed. Nenn' ihn deinen Freund, du niederträchtiger Sclave. Chalil, reich' dem Griechen die Hand, die ſo ſchlaue Verrätherbriefe ſchreiben konnte. Es hüpft mein Herz, daß ich in deſſelben Verhängniſſes Netz eure beiden Seelen zu fangen die Macht habe.

Irene (neben der Mutter knieend). O ſtill, o ſtill, ſie ſchläft, die arme Frau. O ſtört nicht ihren Schlummer.

Chalil. Du willſt um meiner Barmherzigkeit willen mich in's Elend ſchicken, wie dieſen Mann?

Mohammed. Ich habe geſchworen, dir zu vergelten. Jetzt iſt die Zeit gekommen. Auf dem Gipfel meiner Größe bedarf ich deiner nicht mehr. Verräther! denk' an die Tulpengärten von Magneſia, wohin du mich zweimal geſendet, den wortbrüchigen Vater abzulöſen! Nicht in die Verbannung, wie du hoffſt .... in den Tod ſchick' ich dich. Ich nehme dir den Kopf, wie dieſem ehrgeizigen Notaras ſeine Kinder.

Chalil (kalt). Wenn du's vollbringſt, ſtand es geſchrieben.

Mohammed. Sorge nicht. Saganos, laß den Weſir augenblicklich in Feſſeln nach Adrianopel abführen. (Chalil geht gefaßt, von Soldaten umgeben, ab.) Verrichte nun das Leichtere. Wirf dieſe alten Leute vor die Thüre. Ihr Knaben, ſchenkt mir Wein, und lagert euch zu meinen Füßen. Steh' auf, Irene. Das Licht deiner Seele wird ſich wieder entzünden an den Strahlen meines liebedurſtigen Auges.

Irene (ſich zornig erhebend). Wird deine mörderiſche

Hand nicht von mir laſſen? .... Mein Conſtantin, erſcheine ....! hilf deiner verlaſſenen Braut.

Demetrius (trennt entſchloſſen den Sultan von Irene). Sey muthig bis zum Ende, Schweſter. Unſers Lebens Meiſter, fürchten wir den Unhold nicht.

Georg (zu den Türken). Wagt nicht, an dieſer Sterbenden eure Tapferkeit zu verſuchen. Was der Tod hinweg nimmt, iſt ein Heiligthum.

Saganos (bewegt). Laßt euch nicht einſchüchtern von den Drohungen des unreifen Knaben. Sie heucheln Wahnſinn, ja den Tod, um euch zu trotzen. Reißt die Kinder von den Eltern. (Die Wachen zögern unentſchloſſen.)

Theodoſia (ſich plötzlich aufrichtend). Notaras! der Augenblick iſt da, dein Leben von allen Flecken rein zu waſchen. Rette unſere Seelen!

Irene. Wahrlich, meine Lieben: keine Macht der Erde ſoll euch lebendig aus dieſem Hauſe verweiſen.

Notaras (umfaßt ſeine Kinder, Theodoſia lehnt ſich an ſeine Bruſt). Verſucht es, die Meinigen von mir zu reißen! Mohammed, die älteſte Gewalt auf Erden iſt die eines Vaters. Zittre, ſie mit Füßen zu treten. Das Maß der Schande, die du uns bereiten willſt, beim lebendigen Schöpfer der Welten — es ſoll nicht voll werden. Wollt ihr, meine Söhne, dem Zwingherrn dienen als ſchimpfliche Ganymede — willſt du, Irene, ſeiner elenden Begierden Opfer ſeyn?

Demetrius. }
Georg. } Nimmermehr!

Irene. Frage nicht, Notaras. Die Freiheit iſt uns näher als die Schmach.

Mohammed. Unſinniger! wenn gleich meiner Sclaven Angeſicht bleich geworden iſt vor deinem Wüthen — meine Rache läßt ſich nicht zügeln. Ein Wink von mir und du liegſt zur Stelle in deinem Blute.

Notaras. Hab' ich dir geſagt, daß ich unſterblich bin? Tödte mich, ſo thuſt du dein Handwerk; ich aber will ein Mann ſeyn, der im Sterben ſein Leben adelt, und deinen Streich ohne Beben erwarten.

Mohammed. Saganos .... du ſelber, der blind ergebene Krieger, du wirſt zu Stein!

Saganos. Herr, auch ich bin Vater.

Mohammed. Sie treiben Zauberei, die Elenden. Eine ſchwüle Betäubung macht mich ſchwindeln. Sclaven, laßt Wein in meine Schale ſtrömen! bringt die Köpfe meiner Feinde herbei zum Schmuck meiner Tafel, daß ich mich ſtärke und ermanne an ihrem Anblick.

(Saganos bringt dem Sultan einen Pokal, den er ſchnell ausleert. Einige Aga's entfernen ſich, den Befehl des Sultans zu vollziehen.)

Irene (die Augen emporrichtend.) Sieh, er naht, dein Feind, der mannlichſte von allen! Sieh! ſieh! mein Kaiſer zieht in dieſe entweihten Hallen! O wie hehr und furchtbar ſchreiteſt du einher, mein Conſtantin, mein theurer Held! Brenne ihn zu Aſche mit deinen Blicken, der ſich unverſchämt auf deinem Thron ſpreizt; vernichte ihn mit einer Geberde deiner Hand. Du lebſt jetzt ein überirdiſches, ein ewiges Leben ... tödte dieſen frechen Mann des Staubes.

Saganos. Finſtere Wolken überzieh'n den Himmel .... die Wahnſinnige weiſſagt .... Ein Geiſt von jenſeits bewegt die Zunge dieſes Mädchens.

Die türkiſchen Hauptleute (dumpf murmelnd). Eine ſchlimme Stunde.... Gott iſt groß!

Irene (wehmüthig fortfahrend). Du ſchüttelſt deine Locken, Conſtantin, und rothe Tropfen fallen daraus auf den glatten Boden! Ich verſtehe den geheimnißvollen Spruch deines bleichen Mundes. Du ſprichſt den Fluch des Höchſten über dieſes Land. Das Griechenvolk hat ſeine Pein verdient, und dauern ſoll ſie, bis an euch, ihr türkiſchen Heiden, die Strafe kömmt. Unglückliche! eure Grauſamkeit bereitet euch ſelber einſt den Untergang. Während hunderten von Jahren — für den Weltgeiſt nur ein Augenblick — werdet ihr Byzanz mit Menſchenblut beſprengen, mit Gräuel beſudeln und Todesſeufzer werden Antwort geben euerm hölliſchen Gelächter. Aber eine Zeit wird kommen, die mit euch zu Gerichte geht. Die Vergeltung wird euch faſſen, wie heute uns, als einen erſchlafften, durch und durch verfaulten Stamm....! Deine Seele, Mohammed, wird ſeyn im Leibe eines Herrſchers, jung, wie du, übermüthig wie du, aber ohnmächtig an Gewalt, an Herz und Gliedern. Er wird mit ſeinem Reich zerſtückelt fallen unter'm Schwert der Chriſtenheit, und dem verderblichen Rathe habſüchtiger Freunde. Ein gelbhaariges Volk wird durch das goldne Thor in eure Räuberſtadt einbrechen, und euern Namen löſchen von der europäiſchen Erde. Deine Seele, Mohammed, wird verzweifeln in der Bruſt des letzten Osmanenherrſchers, und die Ewigkeit nicht genügen, deine Verzweiflung zu umfaſſen!

Mohammed (wild). Schweige, Thörin, wenn du nicht willſt, daß meine eigene Hand.... (Er greift nach ſeinem Dolche).

Notaras. Endlich! ſtoß zu, Barbar. Erfülle dein Verhängniß!

Irene. Ich ſagte es: die Freiheit kommt. Sie bringt zu euch auf der blanken Schneide ſeines Mordſtahls. Werft euch ihm entgegen .... vollendet ....! ich will ſterben an der Bruſt meines ſüßen Bräutigams und ſelig wiedererwachen in den Armen des Seligen.

Notaras. Haltet feſt an mir, mein Weib, meine Kinder. Gott iſt gerecht! Die Hölle, die auf Erden lodert, wird nicht überwinden.

Theodoſia und die Söhne. Mit Gott! mit dir, o Vater!

8.

Ein Aga, der eine große mit einem Tuch verhüllte Schüſſel trägt. Die Vorigen.

Mohammed. Das Blendwerk ſtürzt, das uns feſtgebannt hielt. Wahnſinnige Schwärmerin, umklammere immerhin den Schatten deines Auserwählten. Gib, Sclave, was du bringſt, der Träumerin als Brautſchatz hin.

Irene (hebt das Tuch von der Schüſſel und fährt mit Entſetzen zurück). Ein Haupt ....? des Kaiſers Haupt? Iſt es denn wahr, das Gräßliche? Conſtantin! dieſes wirre Haar deine Locken? Dieſe ſtarren Augen die deinigen? dieſe wildverzogenen Lippen dein Mund? Er bewegt ſich..... er ſpricht, ... er ruft mich mit Angſt und Wehmuth! O zerreißt, ihr vollen Adern meines Herzens! ich kann nicht mehr leben! ich muß vergehen, muß in's Grab verſinken vor dieſem Anblick! (ſtürzt leblos zuſammen.)

Saganos. Sie folgt dem Bräutigam: er pflückte ſeine Roſe.

Notaras. Tyrann, Tyrann! ſcheußlicher Würger und Tyrann!

Theodoſia. Tochter! laß mich ihr folgen, Fürſt der Mörder!

Demetrius. Heil dir, Wegweiſerin zum Himmel!

Georg (ſich die Binde abreißend). So rinne denn, mein junges Blut!

Mohammed. Du ſagſt es, Knabe. Den Panther leckt der ſüße Saft. Fahrt hin, ihr alle! Schleppt ſie hinaus zum Tode! Erwürgt alle Archonten! Blut fließe überall!

Notaras und die Söhne. Triumph! Erlöſung! Nimm uns auf, o Herr der Gnade!

(Notaras, Theodoſia, die Söhne werden hinausgeſchleppt. Saganos folgt.)

Mohammed (betrachtet mit verſchränkten Armen Irenens Leiche). Schöne Blüthe, abgeriſſen und verwelkt ſchwimmſt du auf dem dunkeln Strome! Zu ſchwach, die heiße Sonne zu ertragen, doch im Tode ſtandhaft, gehſt du unter wie dein ganzes Volk? (Pauſe.)

Saganos (kehrt zurück.) Das Geſchlecht des Notaras iſt nicht mehr. (Abermals eine lange Pauſe).

Mohammed (düſter und langſam). Es ſtand geſchrieben: Die Spinne webt ihr Geſpinnſt im Schloß der Kaiſer, und die Eule ſingt ihr nächtlich Lied vom Thurme von Afraſiab!

In unſerem Verlag iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Carl Spindlers

Werke,

wohlfeile und ſchöne Ausgabe.

55 **Bände in** 8.

Der Band 12 gr. oder 48 kr.

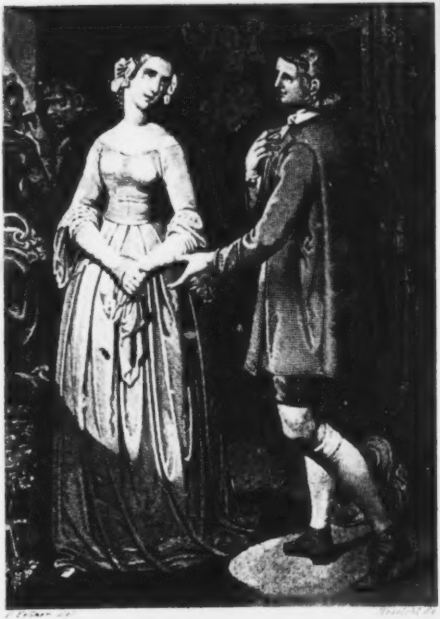
und mit einem ſchönen Stahlſtich geziert 14 gr. oder 56 kr.

Dieſe 55 Bände werden nur für 54 gerechnet und enthalten der Reihenfolge nach: Jude 4 Bände, Winterſpenden 2 Bände, Baſtard 4 Bände, Invalide 5 Bände, Moosroſen 3 Bände, Eugen von Krenſtein 2 Bände (dieſe 2 gelten für einen Band), Lenzblüthen 2 Bände, Sommermalven 2 Bände, Schwärmer, Jeſuit 3 Bände, Kettenlieder 3 Bände, Herbſtviolen 2 Bände, Blümlein Wunderhold, Freund Pilgram, Je länger je lieber 3 Bände, Nonne von Gnadenzell 3 Bände, Roſetten 2 Bände, Hans Waldmann, Boa Conſtrictor 2 Bände, Regenbogenſtrahlen 2 Bände, Tag und Nacht 2 Bände, König von Zion 3 Bände, Scenen und Geſchichten 2 Bände.

Ueber den Werth dieſer ſo billigen und ſchönſten aller Romanſammlungen etwas beizufügen, halten wir für unnöthig.

Stuttgart

Hallberger'ſche Verlagshandlung.



[illegible] [illegible]

[illegible]

14, 2685

Vergiſs mein nicht.

TASCHENBUCH
für das Jahr
1843

Herausgegeben
von
C. SPINDLER

Stuttgart
Hallberger'ſche Verlagshandlung.

Vergiß mein nicht.

Taſchenbuch für das Jahr 1843.

* * *

Vierzehnter Jahrgang.

Herausgegeben

von

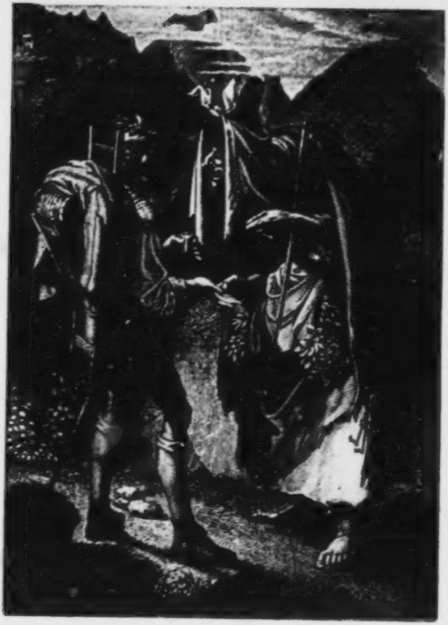
C. Spindler.

* * *

Stuttgart

Hallberger'ſche Verlagshandlung

Erklärung der Stahlſtiche.

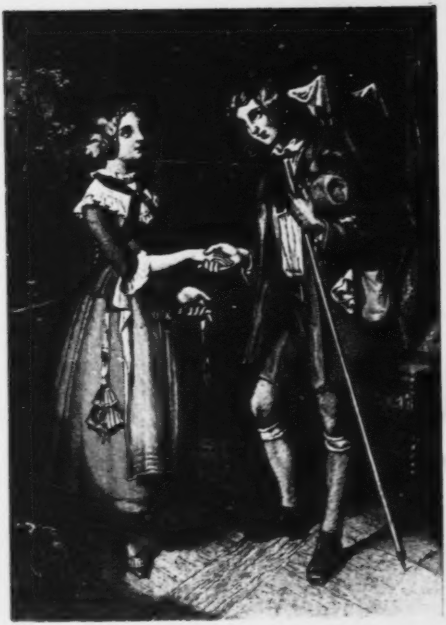


[illegible]

I.

Der Vogelhändler von Imſt. 1.

Keine Erſcheinung der neueſten Roman-Literatur hat ſo allgemein und ſo mit vollkommenem Rechte Aufſehen erregt, wie Spindlers „Vogelhändler von Imſt.“ Keine Romandichtung der Neuzeit dürfte auch wohl in dieſem Maaße von Seite zu Seite, in jeglicher Begebenheit, in jeglichem Charakter, in jedem Punkte der ſcharfen Sittenſchilderung ein ſo unverkennbares Gepräge der Originalität an ſich tragen. — Es iſt in gegenwärtigem Almanach aus jedem Bande des Vogelhändlers (Tirol vor hundert Jahren) eine Zeichnung gegeben. Bei der dem erſten Bande entnommenen Scene begegnet Seraphin, mit einem Fäßchen Branntwein auf die Alp geſchickt, einem alten Weibe, das Kräuter zu ſuchen ſcheint. Der gutmüthige Junge reicht der Alten, welche wiederholt mit den Begebenheiten dieſes Volksromans verflochten iſt, einige Becher „Enzian“ und ſie prophezeit ihm zum Dank aus der dargebotenen Hand: „Gott wird Dir tauſendmal die Wohlthat vergelten; Du wirſt immerdar Glück haben, mein Sohn. Ich ſehe in Deinen Händen lauter gelbe Vögel: gelbe Vögel Kind, die funkeln wie Dukaten und das bedeutet Ehr und Reichthum aus Armuth und Verdruß!“



[illegible]

[illegible]

[illegible]

II.

Der Vogelhändler von Imſt. II.

Seraphin unternimmt die erſte Vogelhändlerwanderung. Er bringt Spezialvögel, trefflich abgerichtete Thierchen aus ſeiner Schule, nach Innsbruck. Zuvor aber will er doch der geliebten Martina, ſeines Herrn ſchöner Tochter, ein Wort des Abſchieds ſagen. Die fromme Tante Lenerl, das verſöhnende Gemüth des Hauſes, die wir im Hintergrund erblicken, begünſtigt gerne das Lebewohl der Liebenden. „Nun gaben ſich die Beiden beide Hände und drückten ſie, und ſagten wie aus einem Munde: „Auf glückliche Wiederkehr, auf glückliches Wiederſehen!" und in den paar Worten verſtand ein jedes ſo viel, als hätten ſie einen ganzen Tag lang mit einander geredet."

III.

Der Vogelhändler von Imſt. III.

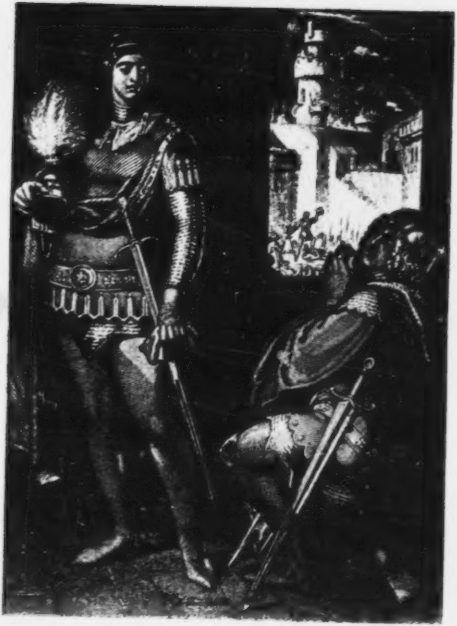
Martina hat ſich, dem Andrängen ihrer Eltern nach gebend, entſchieden, einem reichen Freier die Hand zu geben, und ſo den Bund der Herzen zu brechen, den ſie mit dem, freilich längſt vermißten, Seraphin geſchloſſen hatte. Zum letzten Male vor dem betrübten Hochzeitfeſte begießt ſie die liebgewordenen Blumen und ſpricht rührende Worte des Abſchieds zu ihnen. Sich umwendend, ſieht ſie Oswald, Seraphins Freund, vor ſich, einen treuherzigen, aber deſto tiefer und ſchmerzlicher das Gemüth des Mädchens durchdringender Mahner an die Liebe, die dem Vermißten geſchworen, nun aber gebrochen werden iſt, gebrochen, wenn auch der größere Theil der Schuld nur den Umſtänden zugemeſſen werden durfte.

IV.

Titelkupfer.

Der Vogelhändler von Imſt. IV.

Wie durch ein Wunder in die Heimath zurückgeführt betritt Seraphin, an der Hand ſeines alten Meiſters Tammerl, das Haus der Geliebten, und plötzlich ſtehen ſich Beide Auge in Auge gegenüber, und tauſchen Worte der nie geſchwächten Liebe, verſichern ſich einer in der Wirklichkeit nie gebrochenen Treue. Die Herzen, nur dazu beſtimmt, ſich gegenſeitig zu beglücken, haben ſich wiedergefunden. Bald wird auch ihr Schutzengel durch vollkommene Wiedervereinigung die Wunden gänzlich heilen, die ihnen ein böſes Geſchick durch unfreiwillige Trennung geſchlagen hatte



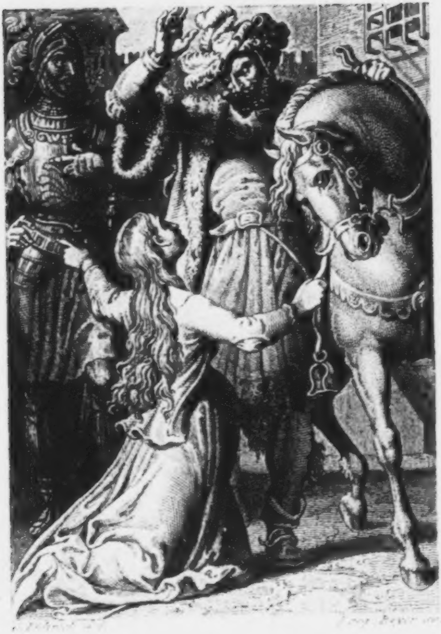
[illegible]

[illegible]

V.

Der alte Ordelaſſe.

Bernhard von Stauſen, der Erzähler der Begebenheiten ſeines Lebens in der Novelle: „Der alte Ordelaſſe und ſein tapfres Weib" liegt vor der Gräfin von Forli, ſeiner Gebieterin, auf den Knieen. Unbeſonnen hat er ſo eben der edeln Dame, die ihn früher von grauſamem Tode errettet, ſeine Liebe geſtanden. Mit ernſter Würde weiſt ihn Franceſco's, des alten Ordelaſſen, tapferes Weib in die gebührenden Schranken zurück. Im Hintergrunde gewahren wir das Schauſpiel der Hinrichtung Pietragudula's, dem die Gräfin das Haupt abſchlagen läßt, weil er die Stadt Ceſena verrätheriſcher Weiſe in die Hände des belagernden Feindes ausliefern wollte.



[illegible]

VI.

Die Ulme des Vaurn.

Wir ſehen hier eine Scene aus der zweiten Hälfte der Erzählung. Jaqueline hat dem Baſtard das von ihm bedungene Löſegeld für ihren gefangenen Gatten gebracht. Aber dieſer iſt ſchon ermordet im Augenblicke, da das treue Weib erſcheint; der falſche Dionys hat ſich ſo gerächt, weil Jaqueline ſeine Liebesanträge entrüſtet von ſich gewieſen, und ſie findet nur den kalten Leichnam Ogiers mit Wunden und den Spuren des Fackelbrandes bedeckt. Mit fliegendem Gewande und flatternden Haaren ſtürzt Jaqueline aus dem Gewölbe in den Hof, wo eben der Baſtard zu Pferde geſtiegen iſt. „Gib mir zurück den Mann, gib mir zurück den Vater meines Kindes!“ heulte ihr Mund, während ihre Fauſt ſich an den Steigbügel des Ritters klammerte. Der Baſtard ſprang erſchreckt vom Pferde und fragte: „Was willſt du, Wahnſinnige?“ Sie aber deutete nach der Halle, wo die Kerkerknechte Ogiers Leib ausſtreckten. „Blut! Blut!“ ſtammelte ſie; und der Baſtard: „Wer hat das gethan?“ „Ich war's;“ antwortete Dionys mit frechem Selbſtbewußtſeyn.

Die Erben des ſteinernen Gaſts.

I.

Wenn der Leſer jemals die Inſel Mainau geſehen hat, ſo macht er ſich einen Begriff von dem Schloſſe des Commandeurs Don Pedro Rojoſo. Doch ſucht er's nicht im deutſchen Lande, ſondern auf einer fremden Küſte, wo fremde Sprache und Sitten regieren. Wenn er dort in Stadt und Dorf die kleinen Buben — wie es in Deutſchland öfter der Brauch iſt — „kleine Kroaten“ ſchilt, ſo wird es nicht weit gefehlt ſeyn.

Das Schloß alſo, ein ſtattliches Ritterhaus ſammt Zwinger und Kirche, ſammt Maierhofen und Fiſcherhütten, ſammt Weingärten, Kaſtanienwäldchen, altfränkiſchen Parkanlagen und verfallnen Baſtionen, ſitzt großartig auf einem Vorgebirg, das ſich in's Meer hinausſtreckt. Vor Zeiten iſt es das Eigenthum eines mächtigen, nun aufgehobenen Ordens geweſen. Der Commandeur Don Pedro, ſäkulariſirt wie ſein Orden, hatte Mittel gefunden, dieſen ſeinen Amtſitz zu kaufen. Ein ſchönes Gut, mit beträchtlichen Renten, ein Stück Paradies, wie die Leute ſagen.

Der Commandeur war in ſeinen guten Jahren als ein braver und ſonderbarer Mann bekannt. Vom Vater hatte er ſpaniſch Blut, von der Mutter dalmatiſches geerbt. Man hätte es ihm nicht angeſehen; die deutſche Erziehung auf der Ritterakademie, der Kriegsdienſt im kaiſerlichen Heere waren im Verein mit einer guten Portion Phlegma, die Mutter Natur geſpendet, des ſüdlichen Bluts Meiſter geworden. Schon als junger Offizier dachte der Commandeur weit mehr, als er redete; war ein trefflicher Wirth für geſchwätzige Gäſte, ein trefflicher Gaſt für mundfertige Wirthe. Wer jedoch der Meinung war, daß in Geſellſchaft ein Jeder ſein Scherflein zur Unterhaltung beizutragen habe, fand den Commandeur unausſtehlich langweilig. Eine ſchöne und witzige Prinzeſſin nannte ihn einſt den „ſteinernen Gaſt.“ Der Spottname blieb ihm, denn die Prinzeſſin war ein Orakel der vornehmen Welt. Der Commandeur nahm ſich's zu Herzen, denn er hatte die Prinzeſſin im Stillen geliebt. Von Stund an konnte er die Frauen nicht mehr leiden. Die erſte Liebe begrub er als ſeine letzte. Er ſaß mehrere Jahre ſchmollend auf ſeinem Vorgebirge. Sodann reiſte er, um ſich zu zerſtreuen, quer durch die Welt. Seiner Freunde waren nur wenige, denn er begehrte ſie von ſeltenem Kaliber. Sie mußten das weibliche Geſchlecht gering ſchätzen, wie Er; ſie mußten durch irgend einen Tic von dem Alltagsleben getrennt ſeyn; ſie mußten viel reden, damit der Commandeur viel zuhorchen konnte; und wenn ſie viel zu klagen, zu bekritteln, zu verdammen hatten, deſto beſſer für ſie. Don Pedro's Herz war ihnen ſofort aufgeſchloſſen; ihr Leiden ein Balſam für ſeine eigne nicht vernarbende Wunde. Dergleichen Kameraden ſitzen nun nicht häufig auf einem und demſelben Fleck. Don Pedro ſuchte ſie in verſchiedenen Winkeln zuſammen. Er hatte obendrein den geſunden Verſtand, ſie aus den Reihen des jüngern Geſchlechts zu wählen. Zu ſeiner Zeit thaten die Alten entweder abgeſchmackt jung oder widerlich alt. Zudem redet ein bejahrter Sonderling gar nicht, oder er ſpricht wie ein Cyniker. Beides behagte dem Commandeur nicht. Sie hätten alſo bequem ſeine Söhne ſeyn können, die er nach und nach, hie und da zu ſeinen Freunden erkor.

Es waren ihrer dreye: die gute Zahl. Don Pedro hatte gewünſcht, alle drei vereinigt unter ſeinem Dache zu beſitzen. Dieſes ging vorläufig nicht an, weil das Kleeblatt an verſchiedenen Orten mit Amt und Würden betraut war. Hugo bekleidete den Poſten eines Regierungsraths, Richard den eines Polizeichefs, Arthur den eines Legationsſekretärs. Dennoch war der Commandeur nicht ohne alle Hoffnung für ſeine Plane. Sie verabſcheuten alle Drey ihre Dienſtlaufbahn, und verzweifelten nicht, eines Tags ihrer loszuwerden, und der Commandeur hätte gern im günſtigen Augenblick dazu die nöthige Hülfe geleiſtet; denn koſtbarere Individuen waren nicht leicht zu finden: Hugo war ſtets in der Einbildung ſchwer krank; Arthur des Lebens in Bauſch und Bogen ſatt und müde; Richard gab ſich ſelbſt mit Stolz für einen Menſchenfeind.

Die Herren waren einander fremd. Nur die Briefe des Commandeurs hatten ſie von ihrer gegenſeitigen Exiſtenz in Kenntniß geſetzt. Was er geſchrieben, beſtätigte nach und nach Don Pedro einem Jeden von ihnen einzeln, je nachdem er nach der Reihe ſeine Freunde beſuchte. Einer war vom Andern überzeugt, daß er der wunderlichſte

Kauz auf Erden. Einer war auf den Andern neugierig geworden. Alle gaben dem Commandeur zu verſtehen, daß ſie wohl einmal auf ſeinem Schloſſe zuſammenkommen und Bekanntſchaft machen möchten; wie ſchwer das Joch des Dienſts auf ihnen laſte, wie gern ſie in der Rittereinſiedelei am Meere, fern von der Welt, ihre Tage beſchließen würden!

„Kommt! faßt endlich einen Entſchluß!“ hatte einſt der Commandeur geſchrieben. Sie faßten den Entſchluß wirklich, aber ihre Vorgeſetzten führten ihn aus. An *einem* Tage erhielten ſie alle Drei ihren Abſchied. Er ſchlug die Eiteln nieder, und um nur den Schein zu retten, athmeten ſie, als wären ſie von der Tretmühle erlöst. Welche Antwort lief jedoch ihrem Bericht an den Commandeur voreilig, unerwartet, entgegen? Herr Tibidol, der Majordomus des Commandeurs, meldete ihnen Allen zumal auf ſchwarzberändertem Papier: „Die Excellenz iſt zu ihren Vätern verſammelt worden. Sie, meine drei geſegneten Herren, ſind von ihm zu Erben des prächtigen Schloſſes und Deſſen, was dazu gehört, auserwählt worden. Kommen Sie, meine edeln Gönner und Patrone, um mit eignen Augen Ihr Beſitzthum zu prüfen und die Bedingungen zu vernehmen, die im Teſtament Ihnen — kinderleicht, aber unwiderruflich — geſtellt werden. Um dieſer Bedingungen willen jedoch empfehle ich Ihnen, vor der Hand aller Welt ein Geheimniß aus Ihrem Glück zu machen.“

Des Venezianers Brief war ein Meiſterſtück von Zuckerbäckerei. Der ſchwarze Trauerfall war ſo hübſch maskirt, daß man ſeiner in der Depeſche kaum gewahr wurde, obſchon ſich Alles auf ihn bezog. Lauter Süßigkeit, lauter fantaſtiſche Prachtgebäude. Das Trauerblatt ſchien den drei Empfängern eine Gondel, die auch ſchwarz, aber bequem, vielverſprechend; und ſie kam, wie mit Hoffnungsroſen geſchmückt, um die Addreſſaten flugs in den guten Hafen zu ſpediren, die willkommene Gondel.

Die drei Freunde des Commandeurs — man muß es geſtehen — hatten nicht Zeit, nicht Laune, dem Schmerz viel nachzuhängen. Ein Jeder ſeinerſeits ſagte ſich: „Wir Alle ſind ſterblich: der Menſchen gemeines Loos. — Diesmal ſind wir Erben, und das iſt ſcharmant — bis auf das Wir. Indeſſen war der ſteinerne Gaſt ein Sonderling, ſonſt hieße der Erbe Ich und nicht Wir. Aber: ein geſchenkter Gaul ... und ſo weiter. **Andiamo.**“

Fiel dann auch mitunter ein Blick des Erben auf die Bedingungen, die ſo unſchuldig der Gondel des Herrn Tibidoi nachſchwammen in ihren geheimnißvollen Kapſeln, — dennoch ſagte der Erbe mit leichtſinnigem Muthe: „Bedingungen, Klauſeln? Pah! kindleicht? **Vederemmo.**“, Und alle drei Erben packten, was ſie brauchten, ein, und begaben ſich auf die Reiſe.

Bildſchönes Wetter! Warmer Regen in der Nacht; am Tage wohlthätiger Sonnenſchein, ohne Bora, ohne Staub, ohne Stechfliegen. Die Luft wehte gewürzig duftend, die Erde war in Sammet gekleidet; das Meer hatte dem Schloſſe des Commandeurs niemals einen reinern Spiegel vorgehalten.

Sonderbarerweiſe war der Hypochondriſt der Erſte, der dort eintraf. Er rückte dort an, alla **Madama** auf einem Eſel ſitzend, angegriffen, erſchöpft, der Auflöſung, wie er ſagte, ganz nahe. — In ſeinem Gefolg war eine beträchtliche Hausapotheke. — Herr Tibidoi empfing ihn mit tauſend Titeln im Munde, und logirte ihn gegen Sonnenaufgang.

Der Zweite der ankommenden Erben war der Lebensmüde. Er traf vierundzwanzig Stunden ſpäter ein als Hugo, und reiste in einem hermetiſch verſchloſſenen Wagen, ein Buch in der Hand. Sein Gefolge beſtand aus einem Hunde, einer Copie des Byronſchen. — Arthur hatte das Vergnügen, nicht nur von Tibidoi, ſondern auch von Hugo empfangen zu werden. Sein blaſſes, ſchmachtendes Antlitz, umwallt von langen Locken, ſah gut aus zwiſchen dem wohlgenährten Geſichte des Kranken und der gallegrünen Phyſiognomie des Majordomus. — Er wurde gegen Sonnenuntergang einquartiert, und ſeine Melancholie fand alſogleich ihre Nahrung am hinſchwindenden Golde des Taggeſtirns, am violetten Schimmer über dem Meere.

„Laſſen Sie uns Freunde ſeyn!“ ſagte am nemlichen Abend Hugo zu Arthur. Sie ſaßen ſelbander im großen Saale und ſchmausten, der Kranke ſein Solo-Ei, der Ex-Diplomat ſeinen Thee. „Von Herzen,“ antwortete Arthur: „Ich leide. Sie leiden — verzeihen Sie, daß ich, der Höflichkeit zuwider, mein Leiden dem Ihrigen voranſtellte — und da noch Einer kommen wird, uns größeres Leiden aufzubürden, ſo halten wir brüderlich zuſammen gegen ihn.“

„Sie meinen den Polizeiherrn, beſter Freund?“ fragte Hugo bekümmert: „Wahr iſt's: was ich ſchon von dem Manne hörte...“ — „Ein Miſanthrop!“ fiel Arthur ein: „ich bitte Sie! ein Narr oder ein demoraliſirter Menſch; es gibt kein Drittes. Der Welt müde ſeyn und folglich auch der Weltkinder, das laſſe ich mir gefallen. Sehen Sie mich an. Aber das Geſchlecht, zu welchem man ſelbſt gehört, haſſen! Noch einmal: ich bitte Sie, iſt's möglich?" —

Hugo hierauf kopfſchüttelnd: „Es wird viel Unruhe abſetzen . . . meine Nerven ſind ſchon im voraus davon angegriffen. Meine elende Konſtitution kann gewiſſe Dinge nicht vertragen!" — „O mein Herr," ſagte Arthur mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit: „Ihre Konſtitution iſt nicht die einzige elende auf dieſer Erde. Auch ich kann davon reden. Auch meine Nerven genießen einer Unordnung, einer Zerrüttung, einer Abſpannung mit Aufregung verbunden, die... doch wollen wir's erwarten. Vier Schultern zuſammengeſtellt, ertragen leichter als zwei die ſchwere Laſt...!"

So eben wurde die gefürchtete Bürde vor der Schloßpforte abgeladen. Richard kam an, auf einem elend ausſehenden Pferde, das jedoch ſeit manchem Jahre hartnäckig mit ungünſtigen Lebensverhältniſſen gerungen, bis daher ſie beſiegt hatte. Der Reiter ſah aus wie ſein Pferd: mager, muskulös, wirre Mähne, das Auge ſtarr, unſchön von Haupt, plump von Füßen, von Stimme rauh, mit nichten weichmäulig, alle Anzeichen von Widerſpenſtigkeit und Koller. Herr Tibidei erſchrack vor dem Gefolge dieſes Triumvir's. Zwei Gendarmen, bis an die Zähne bewaffnet, und ein Karren voll gefeſſelter Miſſethäter, die nach der Feſtung gebracht wurden, begleiteten den Reiſenden. Doch ergab ſich bald, daß der Letztere nur aus Argwohn gegen die Bevölkerung des Landes ſich dem Zug angeſchloſſen hatte, deſſen Führer nach erhaltnem gutem Trunk mit ihren Sträflingen ihren Weg fortſetzten.

Je weniger dem Majordomus dieſer dritte und letzte Erbe gefiel, um ſo freigebiger war er gegen denſelben mit ſeiner Höflichkeit. Gleichſam zermalmt kroch er dem geweſenen Polizeibefehlshaber voran, und brachte ihn wohlbehalten in den Speiſeſaal. Die Miterben begrüßten mit gezwungener Freundlichkeit ihren Collegen. Er erwiederte mit ungezwungener Ungeſchliffenheit. „Bin müde;“ ſagte er: „wo ſind meine Zimmer? Wir werden uns morgen ſehen, meine Herren.“ — Da er ſeinen Hut nicht abgenommen, ſo hatte er ſich natürlicherweiſe nicht die Mühe zu geben, ihn wieder aufzuſetzen, und verſchwand, wie er gekommen, herriſch, napoleoniſch. — Tibidoi logirte ihn gegen Norden, wo ihm die hohen Bäume, die um den Schloßgraben gepflanzt waren, alle Ausſicht benahmen. Zum Glücke fragte er nicht nach Gegend, Fernſicht und dergleichen. — Für diesmal ſchickte er den Majordomus mürriſch fort, riegelte ſeine Thüre zu, und Alles wurde in ſeinen Zimmern ruhig.

„Hören Sie, wie er ſich einſperrt, als wäre er in einer Mörderhöhle?“ fragte Hugo ſeinen Nachbar. Die Thüren der Gemächer der drei Herren öffneten ſich nämlich alle gegen den Saal, wie in Italien häufig der Brauch iſt, und von italieniſchen Baumeiſtern ſtammte das Schloß des Commandeurs.

„Liebenswerthes Vertrauen!“ ſeufzte Arthur: „Satyr, Pavian, Waldmann! etwas ähnliches ſah ich noch nie.“

„Mein Gott!“ bemerkte Hugo: „Wie anders möglich?

War der Mann nicht lange Zeit Polizeidelegirter zu Bergamo? Was konnte aus ihm werden? Hätte er ein bißchen Achtung vor der Menſchheit hingebracht, — ich ſetze den Fall — er hätte ſie unter jenem Geſindel verlieren müſſen.“

„Ja wohl, ja wohl! Der Beruf, die Stellung im Leben .... verfehlte Beſtimmung! Auch ich könnte davon ein Liedchen ſingen. Wär' ich Soldat geworden, wie ich's begehrte! Aber in der Diplomatie ... mein Gott! alle Blüthen des Herzens erſticken in dem wüſten Labyrinth der Verſtellung, der Hinterliſt, der leeren Repräſentation. Ich bin methodiſch abgeſtumpft worden, habe das Schale, Ungenießbare des Lebens allzuviel koſten müſſen. Keine herzliche Freude, kein wahres Mitleid ... nichts zu bewundern unter der Sonne ... Alles für mich erſtorben!“

„Ging es mir beſſer, Freund Arthur? Das Landleben hätte mir zugeſagt, doch mußte ich ſtudiren, um nach Brod ſchreien zu können. Der Augenblick meines Eintritts in den Staatsdienſt war mein letzter geſunder. Jede Beförderung erzeugte in mir eine andere Krankheit. Als Praktikant hatte ich den Schwindel, als Sekretär einen total verdorbenen Magen; als Aſſeſſor verging mir aller Appetit; als Rath wurde ich ſo hinfällig, daß ich mir ſelbſt nicht zu rathen und zu helfen wußte.“

„Gerade wie ich, lieber Hugo, mit dem Unterſchied, daß meine Seele litt an unausſprechlicher Sehnſucht, an bittern Schmerzen, während mein Körper ſich leidlich erhielt. Ich ſchleifte murrend meine Ketten — aber — darf ich's geſtehen? der Undank des Miniſters, der ſo unhöflich meine Ketten ſprengte, war die Krone meiner Leiden.“

„Noch heute wundert mich, daß mich bei Leſung meines Entlaſſungsdekrets der Schlag nicht getroffen!“ verſetzte Hugo: „Meine Leiden nannten ſie unheilbare Hypochondrie! die Narren! War ich je im Dienſte krank? Wahr iſt, daß ich im Jahr elf Monate Urlaub nehmen mußte ... aber dennoch! Undank, Undank, wie Sie ſagen, Arthur.“

Mit bitterm Lachen ſprach Arthur: „Der Miniſter hat mich — hören Sie — hat mich unbrauchbar geſcholten. Das iſt noch ſtärker. Dennoch ſaß ich ſeit meinem ſechszehnten Jahre auf der Galeere! Herr! ich bin zwei und dreißig Jahre alt! Ein Viertheil von einem Menſchenleben hab' ich an die Kunſt der Falſchheit, an das Zigeunerdaſeyn eines Spions in allen Ecken, eines Kurierfahrers über Land und Meer geſetzt! Ich werde doch das Handwerk verſtehen! und dennoch: unbrauchbar! Es wäre zum Todtlachen, wenn es nicht ſo traurig wäre. Alle Illuſionen meiner Jugend dahin, der eigentliche wahre Weltſchmerz in meiner Bruſt! mein Werth verkannt, meine Seele unbegriffen, unverſtanden mein Herz! Ich darf nicht ſagen, zu welchem Aeußerſten ich ſchritt, als Tibidoi's Brief mich erreichte.“

„Auch ich darf nicht geſtehen, was ich beſchloſſen hatte!“ antwortete mit unglückſchwangerem Blick der Hypochondriſt: „die Aerzte hatten mich ruinirt; Schande den Pinſchern! Meinem Collegium gehörte ich nicht mehr an; die fürchterlichſte Einöde breitete ſich vor mir aus! Auf mich ſelbſt beſchränkt, allein mit allen meinen Gebrechen! Malen Sie ſich dieſe ſchreckliche Lage nach Belieben aus, mein Freund!“ — Hugo war laut geworden und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch.

Und zu ihm neigte ſich Arthur, und fragte, ebenfalls ſich ſteigernd von Wort zu Wort und bei jedem Abſatz ingrimmig auf die Tafel klopfend: „Verſtehen wir uns? Was wir nicht geſtehen wollten, ſagen wir's uns jetzt als Freunde? Nicht wahr, wir hatten denſelben Gedanken? Nicht wahr? Sie hatten, wie ich, zur Piſtole gegriffen, um Ihren Lebensüberdruß mit dem Leben zugleich zu zerſchmettern?“

„Nein, nein!“ rief Hugo mit Leidenſchaft: „ich bin ein Deutſcher, Herr!“

„Ich auch.“

„Ich bin ein Chriſt, mein Herr!“

„Mein Herr, ich auch.“

„Mein Leben geht ohnehin von dannen unter der Bürde zahlloſer Uebel. Nein, nein! das Schlimmere als mich zu morden, wollt' ich thun. Ich wollte mich verheirathen!“ — Wieder ein Schlag auf den Tiſch.

Arthur ſprang wild empor, warf den Seſſel um, und ſchrie: „Unſeliger! Sie kennen nicht des Weibes Trug und Bosheit! Heirathen! heirathen! todtſchießen mußten Sie ſich!“

In dieſem Augenblick — Hugo war ebenfalls mit Geräuſch in die Höhe geſprungen, um gegen das Todesurtheil zu proteſtiren — ging die Thüre Richard's praſſelnd auf. Der Menſchenfeind ſtand mit pyramidaliſch aufragender Nachtmütze auf der Schwelle und ſchrie gellender als ſeine Collegen: „Wiſſen Sie, meine Herren, was ich zu thun im Begriff ſtand? Ich wollte mich in Amerika's Urwälder verkriechen, den Bären ein guter Nachbar, und kein menſchlich Antlitz mehr ſehen! Ja, das wollte ich, und hätt' ich's nur gethan! Ich ſchliefe ruhiger, als mir heute vergönnt iſt, neben dem Spektakel, den Sie, von Saus und Braus und Schmaus erhitzt, ſich hier erlauben!“ — Sprach's und verſchwand wiederum, wie ein Theatergeiſt, mit einem Donnerſchlag. Seine Thüre donnerte gut. —

Ueberraſcht, erſchrocken ſogar ſtanden die erhitzten Redner und hielten eine lange, lange Pauſe. Die Schloßuhr benützte dieſe Pauſe, um mit zwölf langweilig auf einander folgenden Schlägen Mitternacht zu verkünden.

„Ein brutaler Gaſt!“ hob endlich Arthur an, indem er ſeine Halsbinde lüftete. Er ſprach nicht gar laut.

„Ich dachte — Gott verzeihe mir's, aber der Halbbär hat mich wahrlich erſchreckt — ich dachte, es ſey der ſteinerne Gaſt, der ſich zu melden käme: „„Tapp, tapp, tapp!““ Hugo war in ſeinen Geſtändniſſen aufrichtiger als ſein Gefährte. Auch Arthur war von plötzlicher Furcht angewandelt geweſen; doch gab er's nicht zu.

„Staune über nichts auf Erden! war ſtets mein Wahlſpruch;“ ſagte er: „Ich kenne nicht Verwunderung, nicht Furcht, nicht Hoffnung mehr. Für Alles abgeſtumpft, auf Ehre. Wenn das nicht wäre, Sie ſollten ſehen, wie ich mit dem ungeſchlachten Narrn umſpringen würde. Cospetto! Aber müd' und ſatt, blaſirt und fertig, verachte ich ſchweigend, was mich reizen will.“

„Die Theorie der Verachtung iſt nicht übel;“ lächelte der Gernkranke: „ſie erſpart viel Ungelegenheit und macht die Haut dicht.“

„Wie meinen Sie Das?“ fragte Arthur argwöhniſch.

„Ich meine, lieber Freund, ohne Sie beleidigen zu wollen, daß der Menſchenfreſſer diesmal ein wenig in ſeinem Recht geweſen, und daß wir ihm etwas zu gut halten müſſen. Doch iſt's eine Thatſache, daß mein Puls heftig und unordentlich ſchlägt. Ich ſpüre Kälte in den Füßen. 's iſt Mitternacht; ich habe mir einen Exceß erlaubt, mich ſelbſt mißhandelt."

„Mit Saus und Braus und Schmaus?" äffte Arthur dem Richard nach, indem er achſelzuckend auf die armſeligen Ueberbleibſel ihres beiderſeitigen nüchternen Abendmahls deutete.

„Verzeihe ihnen, die nicht wiſſen, was ſie thun!" verſetzte Hugo: „Nicht zu läugnen indeſſen, daß mir das Ei im Magen liegt, wie ein zackiger Kieſelſtein."

„Nicht zu läugnen indeſſen, daß, wenn mein edler Hund nicht müd zum Tode wäre, und in Schlaf begraben, ich ihn auf den Majordomus hetzen würde, der ihm nicht einmal einen Schinkenknochen zur Labung ſchickte."

„Im Vertrauen!" flüſterte Hugo, ſeinen Leuchter nehmend: „Ob der Tibidoi ein Spitzbube iſt???"

„Im Vertrauen!" erwiederte Arthur, wie Hugo: „Der abgefeimteſte Bube; ein Salat von tauſend Ingredienzien der Niederträchtigkeit."

„Ich mag den welſchen Salat nicht. Ich bin ein Deutſcher."

„Ich auch, Herr. Halten wir zuſammen."

„Hier meine Hand. Wir ſind ein Paar, einander ähnlich zum Verwechſeln."

„Was das Innere betrifft, lieber Alter; nicht ſo?" fragte der Lebensmüde etwas kokett: „Aber auch von innen perfekt. Ein Herz — ein Schlag! — Was halten Sie von dieſem Bilde? Leider erfand ich's nicht."

„Ich halte wenig Gutes von dem Herzklopfen, das ſich bei mir einſtellt;“ klagte Hugo: „ich werde nicht unterlaſſen können, heute eine Pille zu nehmen. Mein Gott! was verſprach ich mir nicht von dieſem Paradieſe!“

„Auch ich hoffte, hier Linderung meiner Lebensſchmerzen zu finden!“

„Und nun vergällt uns jenes Geſpenſt und jener Tibidoi jede unſchuldige Freude!“

„Sie ſollen's nicht. Wir wollen ſie ſprengen.“

„Wie ſo? Was kann ich thun, ich armer kranker Mann?“

„Faſſen Sie ſich. Das wird ſich geben. Ich bin Diplomat und habe daneben militäriſches Talent. Der verbergamaſcirte Deutſche und der Spitzbube aus Venedigs Schlamm werden ſich finden, ſich verbünden, wie wir. Aber, wer den rechten Augenblick erfaßt, macht den Bund der Schlechten zu Schanden. Den Richard — trauen Sie mir — den Richard finden wir ab, den Tibidoi werfen wir aus dem Hauſe. Ihnen iſt das ſchöne Frankreich nicht beſchieden!“

„Walte der Himmel. Gute Nacht, Herr Alliirter.“

„Schlafen Sie erträglich, Bundesglied. Träumen Sie vom Reich im Oſten, ich will das meinige in Weſten begründen; und den Norden theilen wir als Beute, ſobald als möglich. Traktat, Protokolle, Ultimatum, Handſtreich, fait accompli ....“

„O weh, meine Kolik!“ Mit dieſen Worten eilte Hugo ſchnellfüßigſt in ſeine Gemächer und gen Abend wandelte der Freund.

II.

Am Morgen des nächſtfolgenden Tags gab's eine feierliche Stunde. Die Wohnungen der Dreyherren öffneten ſich zumal, und ihre Inhaber traten, anſtändigſt gekleidet, die Trauerbinde um Arm und Hut, in den blank geputzten Saal. Am obern Ende, unter'm lebensgroßen Bilde des Commandeurs, war ein Tiſch bereitet, mit Papier und Schreibzeug beladen. Hinter demſelben thronte in ſtiller Majeſtät ein ſchwarzer Herr. Neben ihm ſtand der Majordomus, nach allen Seiten hin ſich verbeugend, aber ſchweigend und geheimnißvoll die Stirne faltend. — Drei Lehnſeſſel, dem Tiſche gegenüber, wurden von den Erben eingenommen. Die Dienerſchaft des Schloſſes, eine armſelige Zahl, hatte an der großen Pforte des Saals Poſto gefaßt. — Die von Tibidei leiſe angedeuteten Bedingniſſe ſollten den zur Erbſchaft Berufenen vorgeleſen werden.

Auf dem linken Flügel ſaß Hugo, ein Riechfläſchchen in der Hand, ungemeine Neugier in den Zügen.

Auf dem rechten befand ſich Richard, finſter, grimmig aufgeſtemmt und beſah ſich den ſchwarzen Herrn wie einen auf der That ertappten Straßenräuber.

Im Centrum ruhte Arthur, die Hände mit Ergebung gefaltet, das Lockenhaupt nachläßig zurückgelehnt. Seine Augen irrten gleichgültig und zerſtreut von dem ſchwarzen Herrn hinauf zu dem Bild des Verblichnen; dann hernieder auf den Venezianer.

Tibidoi's Blicke unterſuchten raſtlos die Geſichter der Erben. Der ſchwarze Herr, ein ſehr eintöniger und phlegmatiſcher Gerichtsmann, las Zeile für Zeile des Teſtaments, das der Commandeur mit eigner Hand geſchrieben, langweilig und unerbittlich ab. Die Zuhörer hatten ein bittres Tagwerk.

Daß ihnen der Commandeur das Schloß ſammt Gütern und Renten, dazu gehörend, vermacht hatte, und zwar in der Abſicht, auf dem Boden, den er gern bei Lebzeiten mit den Freunden getheilt haben würde, einen engen Bund der Herzensinnigkeit zwiſchen drei ihm ſo lieb geweſenen Männern zu begründen, — das war ihnen keine Neuigkeit.

Daß der Erblaſſer vorausſetzte, daß die drei Begünſtigten ſein Andenken ehrlichſt und heiligſt erhalten würden an dem Ort, wo er gelebt und gewirkt, — das verſtand ſich ſo ziemlich von ſelbſt.

Hierauf kamen die kindleichten Klauſeln. Die Worte, womit der Teſtator dieſelben einleitete, waren ſchon verhängnißvoll genug; ſein Styl eigenthümlich immerdar:

> „Nun aber will mein Andenken in Frieden gepflegt ſeyn und der Bund der Freundſchaft bedarf der Eintracht."
>
> „Nun aber taugt der Menſch nicht viel, wenn er allein iſt, und wohl noch etwas weniger in Geſellſchaft, wenn ihn nicht gewiſſe Geſetze regieren und in Schranken halten."
>
> „Nun aber ſind namentlich meine geliebten Freunde und Erben wunderliche Leute und Grillenköpfe, die das Oberſte zu unterſt kehren würden, wenn nicht vorgeſorgt wäre."

Richard ſcharrte mit dem Fuße, Hugo räuſperte ſich ſtark, Arthur rollte die Augen und drehte das Haupt mißbilligend rechts und links. „Haben wir recht gehört?“ ſchienen übereinſtimmend die Geſichter der Herren zu fragen.

Da beugte ſich der verdächtige Menſch, der Tibidei, vor, und flüſterte ihnen ergebenſt zu: „Die Domeſtiken verſtehen nur die Landesſprache, ſind nur als Statiſten gegenwärtig. Beruhigen Sie ſich.“

Dieſe höchſt impertinente Beruhigungsformel wäre gewiß von Seiten Richards nicht ohne Rüge davongekommen; aber der ſchwarze Herr, nachdem er ſich mit einer Priſe ergötzt, fuhr in der Lektüre fort, und zwar mit einem Gleichmuth, der zu verſtehen gab, daß auch ihn der Sinn der Schrift, die er ablas, wenig kümmerte:

„Darum beſtimme ich für alle Dreye vorläufig ein „Probejahr, binnen welchem ſich Alle in dem Schloſſe zu „verhalten, nicht eine Nacht außer demſelben zuzubringen, „und ihre Mahlzeiten in Geſellſchaft einzunehmen haben. „Den Abend werden ſie ſtets — wenn nicht Krankheit hindert — im großen Saale, unter den Augen meines Bildes „einträchtiglich und angenehm miteinander verleben. Dieſes iſt Grundgeſetz, und nichts diſpenſirt davon, als „eben nur eine ärztlich beſcheinigte Krankheit. Die wiederholte Vernachläſſigung dieſes Grundgeſetzes wird mit „Ausſchließung von der Erbſchaft beſtraft.“

„Wer ſich feindlich und unverträglich erweiſt, verliert „auf Antrag ſeiner Miterben und des Teſtamentvollſtreckers „Tibidei, meines älteſten ehrlichſten Dieners, ſeine Anſprüche auf die Erbſchaft und wird mit einer Gratification „von fünfhundert Dukaten heimgeſchickt.“

Hugo ſtieß ſeinen Nachbar leiſe an. Richard ſah wie ein Baſiliſk.

„Sollte ſich, was Gott verhüten möge, auf dieſe Weiſe
„die Geſellſchaft bis auf Einen verringert haben, und
„dieſer Eine mit dem genannten Tibidei in ungerechte
„Zwiſtigkeit eintreten, ſo ſoll auch Er nach dargeſtreckter
„Gratification das Erbe meiden, und das Schloß ſammt
„Gütern dem Invalidenfonds zufallen, der alsdann die
„ſchon für beſagten Tibidel ausgeworfene Penſion anſtatt
„der drei Erben als einzige Laſt zu übernehmen hat.“

„Ferner verlieren ihre Anſprüche auf die Erbſchaft:

„Hugo, wenn er während des Probejahrs einen Arzt konſultirte;

„Arthur, wenn er während derſelben Zeit einem Frauenzimmer den Hof machte;

„Richard, wenn er in ſelbem Jahr ſich eine menſchenfreundliche Handlung zu ſchulden kommen ließe.“

„Nach zurückgelegtem Probejahr müſſen die Herren Erben fortfahren, auf dem Schloſſe Reſidenz zu machen und mein Andenken zu feiern; doch iſt es Jedem freigeſtellt, ein Viertel des Jahrs auf Reiſen u. dgl. zu verwenden; jedoch nicht einen Tag darüber, bei Strafe der Ausſchließung ohne alle Gratifikation.“

„So wie auch die Verheirathung eines der Erben jederzeit die Ausſchließung ohne Entſchädigung nach ſich zieht.“

Was nun noch im Teſtamente folgte, war, wenn nicht vom Uebel, dennoch ſehr alltäglich und gleichgültig: Legate an verſchiedene Perſonen, Belohnung des Teſtamentvollſtreckers, Beſtimmungen in Bezug auf die Dienerſchaft, Anordnungen für die Unterhaltung des Monuments, das ſich der Commandeur bei ſeinen Lebzeiten hatte ſetzen laſſen. — Ganz unten jedoch war noch ein niedliches Codizill angeſtickt, worinnen das ſtrengſte Verbot, jemals das Schloß ſammt Anhängſeln zu veräußern, ausgeſprochen war, ſo wie auch jedem der drei Erben unterſagt wurde, ſeinen Antheil an die Collegen gegen Baarentſchädigung abzutreten. Wer dieſe Operation beabſichtigte, und wer ſie acceptirte, war ebenmäßig aller ſeiner Rechte ohne Entſchädigung verluſtig. Gerieth jedoch das Geſammtgut in den Beſitz des Invalidenfonds, ſo ſollte dieſer damit beginnen dürfen, was ihm beliebte. — Und zum Ende noch ein ſoldatiſch frommer Spruch, die Unterſchrift, das Siegel. Baſta.

Nun unterzeichneten auch die Erben das Protokoll und genehmigten das Teſtament. Die Sitzung wurde aufgehoben; der ſchwarze Herr ging mit Tibidoi, ſein Gratiale zu empfangen und zu frühſtücken; die Dienerſchaft begab ſich, wohin die Pflicht ſie rief, und war ſo geſcheidt, wie zuvor. Die Helden des Tags blieben ſich allein überlaſſen.

Richard lehnte ſich in's Fenſter und pfiff ein ſehr mißtönendes Liedchen. Arthur wich nicht vom Seſſel und kaute an den Nägeln. Hugo ſteckte das Riechfläſchchen ein, nahm dafür ein Schächtelchen aus der Taſche, und naſchte Appetit fördernde Paſtillen.

„Brav gemacht, Herr Commandeur! ein trefflicher Tagsbefehl!“ Arthur nickte dem Bilde, und warf ihm einige Kußhände zu.

„Ha, ha; ein förmliches Strafgeſetzbuch!“ ſtimmte Hugo ein: „hat mich angegriffen, meine Nerven gereizt.

Mein umherſchweifender iſt äußerſt affizirt; ſchnürender Krampf im Halſe; die Carotiden klopfen … etwas weniges Ohrenbrauſen.“

„Verdammte Einförmigkeit!“ platzte Richard heraus mit einem verächtlichen Blick aufs Meer: „Nichts als Waſſer, Waſſer, ſteile Küſten, unerquicklicher Horizont. Es iſt ein Gefängniß, dieſes Haus; auf Ehre, ein Gefängniß.“

„Verurtheilt ſind wir; ein Jahr engen Arreſts; läuft das Jahr doch von heute?“ Hugo war’s, der fragte.

Richard war’s, der alſogleich antwortete: „Heben Sie jetzt ſchon an mit Klagen und Seufzern? Ich werde das ſchwer aushalten können.“

„Bedienen Sie ſich der Gelegenheit nach Belieben;“ verſetzte Arthur vornehm und mit nur halboffnen Augen: „’s iſt Ihnen nicht verboten, freiwillig auf Ihren Erbſchaftsantheil Verzicht zu leiſten. Nicht wahr, Hugo, lieber Alter?“

„Vorgeſtern wurde ich erſt ſechs und dreißig;“ bemerkte Hugo dem Freunde, der nicht davon Notiz nahm.

Und Richard entgegnete dem Diplomaten ſchadenfroh: „Wär’ ich allein im Spiel, ich machte vielleicht dem Invalidenhauſe ein Geſchenk; jedoch, wie jetzt die Sachen ſtehen … da es Ihnen, meine Herren, profitiren würde, mag ich von Abtretung nichts hören. Mir iſt der Ort, der Zwang, die Feſſel recht, weil Sie mit mir zu leiden haben, und ich will das Leben erſt genießen, wann ich Sie vom Wirbel bis zur Zehe des Teufels werden ſehe.“

„Vederemo!“ prahlte Arthur, der ſich übernatürlich lang in ſeinem Seſſel ausſtreckte: „Dieſes Schloß heißt mir Elyſium.“

„Und mir ein Sorgenfrei;“ prahlte auch Hugo.

„Gut, Herr Arthur; auch gut, lieber Alter. Ich will's „Weltfrieden“ kaufen, wenn Sie einmal das Feld geräumt haben werden.“

„Ein bischen warten!“ lächelte Arthur, in ſeiner Stellung maleriſch verharrend.

„Der Waldbär iſt wenigſtens um ſechs Jahre älter als ich!“ raunte ihm Hugo zu, der ſich höchlich verletzt fühlte, als er auch von dem Menſchenfeind den „lieben Alten“ hinzunehmen ſich bemüßigt fand. „Der Strick hat indeſſen eine Geſundheit, vor der ich zittre;“ ſetzte er bei: „Bemerken Sie, daß mich jetzt, ſo eben, der Schlucken befällt.“

„Ihre Satanspaſtillen!“ antwortete Arthur. „Sind kalabriſche, um Vergebung;“ berichtigte Hugo. — „Mit Erlaubniß!“ redete ihn der Menſchenfeind an, und nahm einige der Genannten aus Hugo's Bonbonnière: „Der Himmel erlöſe Sie bald von all dieſem Spezerei- und Apothekerkram.“

Dem Hypochondriſten ſchwoll die Ader des Zorns auf der Stirne: „Wenn Sie meinen, daß der Himmel mir Geſundheit ſchicken werde, ſo ſeyen Sie bedankt.“

„Gehorſamer Diener. Ich meinte es eben nicht, wie Sie es vorausſetzen; indeſſen: Gottes Wille geſchehe. Die ſchnellen Sterbfälle werden immer häufiger in unſern Tagen ... allein, wer weiß?.. Sie ſchwitzen ſehr, mein Herr und Freund? Wahrhaftig; große Tropfen perlen über ihre Stirn hernieder? Muth, Muth, lieber Alter. Wir ſind alle ſterbliche Leute. — Freilich ... Sie, mein werther Freund ... Ihre Wohlbeleibtheit, ein kurzer Hals, die dunkle Geſichtsröthe.... Sie ſind zu gut für dieſe Welt, und wiſſen ſchon, was ich damit ſagen will."

„Lieber Herr, ich muß mir verbitten...." Hugo endigte die Phraſe nicht, denn er mußte ſich ſetzen, den Angſtſchweiß von ſeiner Stirne trocknend, die heimtückiſchen Vorandeutungen Richards verdauend.

„Ihr Scherz auf Koſten dieſes lieben alten Knaben iſt nicht vom beſten Geſchmack!" fügte Arthur als ein zweideutiger Bundesgenoſſe Hugo's bei.

Richard ſah ihn von oben bis unten an und es war zu wetten, daß eine zentnerſchwere Grobheit auf der Lippe des Polizeiherrn verweilte, unſchlüſſig, ob ſie ſich jetzt ſchon zum Beſten geben oder zu einer beſſern Gelegenheit aufſparen ſollte. Unerwarteterweiſe beliebte ſie das letztere, zog ſich zurück und Richard begnügte ſich zu antworten: „Soll, ich ſchon jetzt — kaum haben wir das Teſtament genoſſen — hingehen und Ihre Feindſeligkeit dem Caſtalde * denunziren?"

Als hierauf Hugo dem diplomatiſchen Freunde winkte zu ſchweigen, und der Freund wirklich ſchwieg, fuhr Richard mit ſeiner gewöhnlichen Trockenheit fort: „Laſſen Sie uns ſelbdritt das Joch mit Geduld tragen. Beiläufig geſagt: mit Herrn Hugo ſcherze ich nicht. Ich muß ihn bedauern, ſo weit mein Naturell es zuläßt, denn unſer verewigter Commandeur hat ohne anders ihm die ſchwerſte Verpflichtung auferlegt, und ich fürchte... ich fürchte..."

„Nicht doch, nicht doch!" unterbrach ihn Hugo: „ich bin ſchon ſeit Monaten mit der Fakultät zerfallen. Ignoranten

---

* Verwalter, Factotum auf einem Herrſchaftsgute.

alleſammt. Ich hatte ſchon einen theuern Schwur darauf abgelegt, keinen Arzt mehr an meinem armen Leibe zu beſchäftigen. Ich behandle mich ſelbſt als ein vernünftiger Menſch; die Folgen dieſes Syſtems ſind außerordentlich. Ich bin nie geſünder geweſen. Unſer theurer Commandeur — wahrhaftig! er hat mir eine leichte Aufgabe geſtellt."

„Deſto beſſer!" ſagte auch Arthur: „Ich glaubte, am beſten bedacht zu ſeyn."

„Hm, hm: je nachdem!" meinte Hugo: „Ihr Temperament, holder Freund …"

„Hab' ich noch ein Temperament? Ich muß mich über Sie wundern, lieber Alter. Ich ein Temperament? Seit Jahren hat mir keine Seele dieſes Wort geſagt. Müd' und ſatt, blaſirt und fertig, ein welkes Blatt, rathlos vom Wind verzettelt, ein Schatten ohne Körper, keine Illuſion mehr im trocknen Schädel, mein Herz eine Sandwüſte ….! Freund, Sie kennen die Menſchen nicht; ein Regierungsrath ſcheint ein unpraktiſches Ding zu ſeyn; nicht ſo? Wären Sie durch meine Schule gelaufen! Ich habe die Nuß geknackt, an deren Schale Sie noch herumſpielen. Ich kenne, zum Exempel, von jedem Weiberherzen jede Kreuz- und Querfälte, und eben deswegen, wie überhaupt: „Gute Nacht, Welt!" ſo noch um ſo lieber: „Gute Nacht Eva und alle hintendrein!" Nein; der Commandeur hat mich in dieſer Beziehung begünſtigt. Ich denke ohne Straucheln mein Jährchen zu abſolviren."

„Ihr Heldenmuth iſt namenlos;" ſagte Richard: „Mit dieſem Wuchs, dieſem Novellengeſicht, und der edeln Haltung eines zerrißnen Gentlemans — ich meine nicht den Rock — mit dieſen Vorzügen konnten Sie Ihren Eroberungen entſagen? Denn entſagt, freiwilligſt, freiwilligligſt entſagt haben Sie, das ſieht man Ihnen an. Nein, Sie waren nicht gezwungen, zurückzutreten. Sie hatten kein Moskau, keine Leipziger Schlacht. Aber eben dieſe Faſſung, dieſe Hingebung, dieſes Selbſtfeſſeln geht über den Horizont eines Polizeibeamten. Sehen Sie, ich habe einmal einen Gendarmerieoffizier gekannt.... doch, das würde zu weit führen; und wie kämen Sie mit einem Carabiniere zuſammen, wenn er auch ſilberne Epauletten trüge! Sie haben Schick und Glück, damit geht man bis zu den Sternen."

„Der Menſch will mich verhöhnen, denk' ich?" ziſchelte Arthur dem Hugo zu; dann rief er den herumſpazierenden Richard an: „Wie meinen Sie den Schick?"

„Ei nun, das iſt Ihr Muth."

„Und das Glück?"

„Iſt der Umſtand, daß im Schloſſe und ſeinem Bann gar kein weiblich Weſen vorhanden, das nicht triefende Augen, einen hohen Rücken und ſechzig Jahre darauf hätte."

„Sie haben Recht. Auch nicht übel, bei Gott. Geben Sie mir die Hand, Freund Richard. Trotz Ihres bärbeißigen Weſens ſind Sie ein ſpaßhafter Menſch."

„Viel Dank; aber meine Hand gebe ich Ihnen nicht; nicht einen Finger. Nicht irgend einem Menſchen auf Erden, er trage einen Bart oder ein Unterröckchen, werd' ich meine Hand reichen. Der Commandeur hatte die Unart, ſpukte ihm ein Glas Wein im Kopfe, den Leuten die Hände aus dem Gelenk zu ſchütteln; bei mir kam er ſchlecht an. Dennoch preiſe ich ſein Andenken, weil er mir die allerleichteſte Bedingung unſers Probejahrs zugewogen.“

Hugo fragte: „Was war's denn? ich vergaß.... mein Gedächtniß verläßt mich manchmal plötzlich.... ein ſchlimmes Omen!“

„Altersſchwäche, oder Apoplexie, oder des Wahnſinns Flügelſchlag;“ antwortete Richard eiskalt, und ſetzte hinzu, ſich vor ſeinen Collegen auf dem Abſatz umdrehend: „Sehe ich aus, meine Herren, wie ein mitleidiger Menſch? wie ein neumodiſcher Armengeck, Familienunglückverbeſſerer, Spitalconcertgeber oder Spinnhauscollektenpfleger? Darf man mir vernünftigerweiſe eine ſogenannte menſchenfreundliche Handlung zutrauen?“

„O nein, o nein, und nehmen Sie ihn ſtolz hin, dieſen Beifall!“ ſagte Arthur, nicht wenig beleidigt durch die Handſchlagverweigerung: „Ich traue Ihnen nichts Gutes zu, und denke, daß ſogar der Regierungsrath...“

„Miſchen Sie den lieben alten Knaben nicht hinein;“ ermahnte Richard: „dort ſitzt er und zählt ſeine Pulsſchläge, und ich glaube zu bemerken, daß er mit dem rechten Arme unzufrieden iſt; — laſſen Sie ihn. Mir iſt ſchon an Ihrem Wort genug. Es war ein ſchönes tiefgehendes Wort. Wenn Sie mir nichts Gutes zutrauen, ſo werden Sie auch nicht verſucht ſeyn, mich jemals hintergehen zu wollen; gut alſo für mich. Endlich gut für Sie ſelbſt; denn in der That iſt keinem Menſchen auf Erden zu trauen.“

„So?“ fragte Hugo, der herbeigekommen war: „mit dieſen Grundſätzen, welch' ein Leben werden wir auf dieſem Felſen, in dieſem verwünſchten Schloſſe führen?“

„Man gewöhnt ſich auch im Bagno ein;“ tröſtete Richard.

„Bravo! aber lieber wollt' ich mich mit einem Weibe und einem halben Dutzend Kinder....“

„Oho, hier heirathet man nicht!“ rief Arthur.

„Ach ja, ich beſinne mich. Nun ſetze ich aber den Fall, wir — oder wenigſtens ich — verkauften unſern Antheil, und...“

„Alto! Alto! hier verkauft man nicht!“ rief Richard, lachend wie ein Poltergeiſt.

„Es iſt richtig, richtig; ja, ſo iſt's..; aber ſo wollte ich doch lieber zu den Gegenfüßlern reiſen, als...“

„Heda! heda! hier reiſt man nicht!“ riefen Arthur und Richard mit ſchallendem Gelächter.

Der Gernkranke befand ſich wie ein Salamander im Kreis von glühenden Kohlen; er wußte keinen Ausweg. Indeſſen kamen die Bedienten des Hauſes, den Illuſtriſſimi's die Tafel zu bereiten, und der Genuß, der vor der Thüre ſtand, ſchlug die Furcht vor der Zukunft für jetzt aufs Haupt und aus dem Felde.

III.

Der Koch des ſeligen Commandeurs verſtand ſeine Sache, ohne ein Franzoſe zu ſeyn. Er hatte ſein Handwerk in Bologna gelernt. Man ſpeist dort nicht übel. Die Villeggiaturen an der Brenta hatten den Mann vervollkommt. Er war ein ſinniger Meiſter geweſen, als ihn Don Pedro anſtellte; ſeither hatte er ſich etwas verbauert, dennoch konnten die Dreiherren im Schloſſe mit ſeinen Leiſtungen zufrieden ſeyn. Mineſtra und Aleſſo, Fritture und Animelle, Verdure und Paſticci, Wild und Vögel, Fiſch und Früchte, Cyperwein und Syrmier, Alles war vorzüglich. Die Herren wurden guter Dinge; ſeltſamerweiſe vor Allen der Hypochondriſt, der viele Gemüthlichkeit in ſeiner wackern Tafellaune entfaltete.

„Mir gehen die Sinne auf:“ rief er, das Kelchglas hebend: „ich bin luſtig, wie ein blindgeboren Kind, dem der Doktor das Fell von den Augen lüftete. Die Welt ſteht vor mir ſpiegelhell, neu lakirt, kein Stäubchen liegt darauf. He, mein Herr von der Polizei, he, mein Herr von der Ambaſſade! bin ich geſund? Nieder mit aller Medizin. Aber hoch lebe der Mann, der Speiſekammer und Keller, Fiſchbehälter und Jagdrevier — Alles ſo wohlgefüllt — uns hinterließ, um unſre abgemagerten Seelen wieder zu erfriſchen. Wenn's je am Platz war, einen Todten leben zu laſſen, ſo iſt's heute. Preis und Dank dem Commandeur! Vivat!“

Die Collegen ließen ihre Gläſer klingen. Doch bemerkte Richard: „Es iſt ein Unſinn, dem Todten ein Vivat zu bringen.“ Und Arthur: „Ihm iſt wohl; er hat das Jammerthal dahinten gelaſſen, ehe er müd' und ſatt ....“

„Ei was! Wozu die melancholiſchen Floskeln?“ rief Hugo: „Auch ich bin müde von dem Schmauſe, auch ich bin ſatt; — die Polaſtri waren köſtlich, ſüß und ſchmelzend auf der Zunge. Mich beſchleicht eine ungemein anmuthige Betrübniß ... des freigebigen Freundes Gedächtniß. Seht ihn dort oben hängen im rothen Freudenkleide, auf der Bruſt den Stern! wahrhaftig! er hat nicht einen Herzbeutel gehabt, wie ein Andrer. Eine Glorie umſtrahlte ſein edles, edles, edles Herz! O ſeht! iſt's nicht, als lächelte er mit Abſicht auf unſere Tafel herab? iſt's nicht, als führte er den Vorſitz an derſelben? Uns drei beiſammen zu ſehen, ſo einträchtig, ſo gut, — die Wonne iſt ihm erſt heute geworden. Seht, wie er freundlich winkt und ſchweigt, wie er zu ſchweigen pflegte, wenn ich ſprach, wenn Ihr ſpracht, Freunde!“

„Ja, ja; das Bild ſchweigt recht natürlich;“ ſagte Richard ſpöttiſch: „Wohl mir, wenn ich einſt allein dieſem ſtummen Gemälde gegenüber ſitzen, und euch, meine Herren, los ſeyn werde, mit oder ohne Gratifikation.“

„Der Spaß eines überſättigten Magens, der nicht einmal das Verdienſt der Neuheit hat;“ erwiederte Arthur mit einiger Aufregung: „es wäre anſtändiger, wie Hugo es meinte, endlich unſerm Verewigten eine halbe Stunde zu ſchenken. Gott weiß, daß wir noch nicht dazu kamen, uns ſeiner zu erinnern.“

„Lachender Erben Gewohnheit;“ ſagte Richard.

Arthur fuhr fort: „Ich mache die Motion, daß an unſrer brüderlichen Tafel ſtets der Ehrenplatz dem Schatten des Wohlthäters offen bleibe; denn am Ende iſt der Commandeur doch unſer Aller Wohlthäter? nicht wahr, lieber Alter? Ich dutze Dich, Freund Hugo. Nicht wahr? ich hatte nichts, Du hatteſt nichts, er," — auf Richard — „hatte nichts; wir hatten Alle mit einander nichts?"

„Eine Frage, ob wir jetzt noch etwas andres haben, als den Sperling auf dem Dach?" brummte Richard. Aber Hugo redete freundlich: „Die Motion, liebſter Arthur, möcht' ich verwerfen. Nicht, als ob ich vor Geſpenſtern mich fürchtete ... bah, ein geweſener Regierungsrath, — es wäre lächerlich, wenn eine Regierung von Geiſtern Notiz nähme ... aber, ſehen Sie, mein Freund, — oder, muß ich Sie ebenfalls dutzen?"

„Nicht nöthig, lieber Alter. Ich dutzte Sie nur der Conjugation zu liebe."

„Es iſt alſo nicht wegen der Mittagstafel, die beim hellen Sonnenſchein ſtatt findet, ſondern wegen der Abendmahlzeit, daß ich bitten möchte, jene Motion zu vertagen. Denn beim Kerzenlicht, in den Dämmerungen dieſes Saals — auch iſt die Phantaſie am Abend geſchäftiger — wenn etwa einmal der Wind heulte, das Meer brauste, die verzweifelt ſchlechtſchließenden Thüren im Schloſſe klappten .... tapp, tapp, tapp! könnte uns nicht zur böſen Stunde einſt der ſteinerne Gaſt einfallen ...? juſt, da ich ſpreche, wird mir unheimlich zu Muthe, ſehr unheimlich."

„Hugo hat meinen Beifall;" nahm Richard das Wort: „wozu auch ein Merkmal abgöttiſcher Verehrung über's Grab hinaus? Der Commandeur unſer Wohlthäter? ich läugne es. Wir werden's noch merken. Er war ſein eigner Wohlthäter, indem er uns ſein Erbe ließ. Es gefiel ihm, es machte ihm Vergnügen, er war begierig darnach, wie nach einem ſchönen Apfel. Gott! aß er die Aepfel gern! Noch lieber befahl er; — nun, er war Commandeur — und was er zuletzt mit Genuß und Freudigkeit befohlen, das führen wir gehorſam aus. So iſt das Verhältniß, eine andere Auslegung vom Uebel.“

„Auch mir,“ verſetzte Arthur, die Stirne reibend: „auch mir wird, wie dem blinden Kinde, das zum erſtenmal die Sonne ſchaut. Ihre Lebensanſichten blenden mich.“

Richard fuhr fort: „So viel über den Urſprung aller ſogenannten Wohlthaten. Was vernünftigerweiſe die Dankbarkeit ſey, nämlich ein unnöthiges Bemühen, oder eine Gewalt, die man ſich heuchleriſch anthut, geht aus dem, was ich ſagte, von ſelbſt hervor. Ich begreiſe die Dankbarkeit eines Mannes von Kopf nur als eine Demonſtration, die man in Gottesnamen von Zeit zu Zeit macht, um der Weichherzigkeit — das heißt der albernen Schwäche — der Menge ein bischen gütlich zu thun. Sollte hier, auf dem Fleck, wo wir uns befinden, eine ſolche Thatäußerung nöthig, ja nur nützlich ſeyn, ſo bin ich dabei. Bauen wir unſerm Commandeur ein ſaubres Monument. Beim Licht beſehen, verdient er's ſo gut wie mancher Andre, dem das Jahrhundert mit Erz oder Granit huldigt. Auch der Commandeur habe das ſeinige, aber dann um's Himmelswillen nichts mehr von der Sache.“

„Sie haben vergeſſen, daß er die Angelegenheit ſchon ſelbſt beſorgte;“ warf Arthur ein.

„So? ich überhörte es dann. So? ei deſto beſſer, und basta cosi."

„Sagen Sie mir nur wenigſtens, wie er ſtarb, der edle unglückliche Mann?" fragte Hugo gerührt, und feſt entſchloſſen, ſeine Rührungsanlage bis zu Thränen zu ſteigern.

„Der Glückliche, wollen Sie ſagen?" entgegnete Arthur: „dort, jenſeits gibt's keine Langeweile, keine Ueberſättigung. Aber ich weiß auf Ehre nicht, wie es bei ſeinem Hintritt zuging."

„Ich auch nicht;" ſagte Richard: „das erſtemal, daß ich daran denke, auf mein Wort."

„Mein Gott! wie er hinüberging, ſollten Sie ja vor Allem wiſſen, meine Herren!"

„Lieber Alter! wiſſen Sie's?"

„Nein, nein, und weinen möchte ich über mich ſelbſt und meine Fühlloſigkeit. Das läßt ſich jedoch gutmachen, und zwar gleich. Rufen wir den Tibidei. Wir müſſen uns wahrhaftig vor ihm ſchämen. Was wird er von uns denken?"

„Was von uns zu denken iſt; verlaſſen Sie ſich darauf;" antwortete Richard: „indeſſen, wenn Ihnen um eine recht in's Einzelne ausgeführte Sterbegeſchichte zu thun iſt, werden Sie an dem Caſtaldo Ihren Mann finden, und ich will, dem Anſtand zu genügen, tapfer zuhören, obſchon ich in der Regel kein Freund von dergleichen bin. Chi! wer iſt da? Dienerſchaft!"

So eben trat Tibidei ein, den Kaffee anzukündigen. Er war in ſeinem Leben nie zu gelegnerer Zeit gekommen. Die Erben hüllten ihre Geſichter in Trauerfalten, boten herablaſſend dem Haushofmeiſter Sitz und Stimme, und forderten ihn auf, einige Tropfen Wermuth in ihren Freudenkaffee zu ſpenden.

Wie Richard vorausgeſagt, ſetzte ſich Tibidei alſogleich in Poſitur, zog das weiße Fazzolet, ſtrich ſich die Augen etwas roth, kreuzte die Beine und that den Mund ſchwermüthig auf:

„Liebe meine gnädigen Herren,“ hob er an: „ich werde Ihnen ſagen.“ — Was nun etwa in dieſem Sagen an ungewöhnlichen Redeformen vorkommen mag, gehört auf Rechnung des Venezianers, der ſeine eigenthümlichen Wendungen und Phraſen gebraucht. Venedig behauptet, drollig und geſcheidt zu ſprechen, wie nicht eine andre italieniſche Stadt, und hat vielleicht Recht.

„Vusustrissimi! ich werde Ihnen ſagen, wiſſen Sie? und fange daher etwas früher an, als der theure Mann, die Excellenz des Commandeurs Don Pedro Rejeſo, zu ſterben kam. Ich diene ihm ſchon dreißig Jahre, dem erlauchten gnädigen Herrn, und weiß ſchon lang um Alles, was ihn angeht, denn es ging meiſtens mich an, indem der Commandeur gewöhnlich nur ſagte: „„Lieber Alter, macht Ihr's.““

Die Zuhörer ſchauten ſich beſorgt an; die Geſchichte drohte lang zu werden. Hugo war der Geſpannteſte, hatte alle ſeine Uebel vergeſſen, bis auf einen geringen Krampf in der linken Wade, den er mit gelinder Reibung behandelte und ſomit einem Zeitvertreib oblag.

„Dreißig Jahre lang bin ich ſein Schatten geweſen, ſo oft er hier verweilte, der theure Edelmann! Seine Eigenſchaften, liebe meine Herren, ſie ſind Ihnen bekannt, und ich wünſche nur, daß Sie auch dieſe Eigenſchaften von ihm geerbt haben mögen!“

„Ein braver Hieb!“ murmelte Arthur, und Richard zu gleicher Zeit: „Der Schelm weint mit einem Auge; mit dem andern verſpottet er uns.“ — „Weiter!“ rief Hugo: „die Krankheitsgeſchichte! die letzten Augenblicke! das Intereſſante will ich haben.“

„Ich bin ſchon darinnen, ſehen Sie wohl, liebe meine Herren? Wiſſen Sie? ich rede von des Herrn Commandeurs Eigenſchaften, um zu erinnern an ſeine vorzüglichſte. Er wußte zu ſchweigen. Capperi! das wußte er. Er konnte ſeyn wie ein Mann von Gyps.“

„Das wiſſen auch wir! Weiter, weiter!“ machten die Erben Oheims.

„Ich weiß aber nicht, was ſagen? Sie unterbrechen mich, Erlauchteſte, und ich bin mitten im Wichtigſten. Denn gerade, daß die Excellenz auf einmal nicht mehr ſchwieg, gab mir zuerſt zu verſtehen, daß es nicht mehr richtig mit ihr ſtand. Plötzlich ging ihr der Mund auf, und als hätte ſie viele Jahre lang die Worte zuſammengeſpart, ſo fielen ſie ihr von den Lippen. Ehe ich begriff, wie ſchlimm dieſes Symptom, war es Käſe auf meine Maccheroni. Ich ſelbſt rede zu Zeiten nicht ungern.“

„Verſchlagene Beſtie!“ ſchalt Richard leiſe. — „Weiter!“ rief Hugo laut.

„Da ſpricht der Commandeur auf einmal bei Tiſche — ich hatte oft die Ehre, mit ihm zu ſpeiſen, nebenbei bemerkt — während er ſeinen Fenchel kaut, ſpricht er mich an: „Mein Freund,“ ſagt er: „ich fürchte, es geht mit mir abwärts. Die Gedanken werden mir zu kurz, und das

Plaudern kann ich nicht mehr halten." — Ich ſuchte ihn zu beruhigen, er aber fuhr fort: „Ihr werdet ſehen, Maggiordomo, bei mir hat's ſchon Vierundzwanzig geſchlagen; ich takle meine Barke ab, halte mich nicht mehr über Waſſer." — Worauf ich lache und erwiedere, wiewohl mit betrübtem Herzen: „Darum, gnädiger Herr, andere Segel auf!" — „Welche?" fragt er. — „Eine Lebensveränderung;" ſage ich. — „Könnteſt recht haben, lieber Alter;" ſagte er: „ich ſehne mich unter anderm recht nach Geſellſchaft, mag nicht mehr allein ſeyn." — „O weh!" dachte ich mir: „jetzt hat wirklich der Sirocco die Barke im Trieb; die Puppa ſteht vor dem Winde. Geſellſchaft? was wird das werden?"

„Sieh da!" warf Hugo aufgeregt ein: „Sehnſucht nach Geſellſchaft, ein Vorzeichen nahen Todes!" — „Merken Sie etwas?" verſetzte Richard boshaft mit drehendem Finger.

„Von Tag zu Tag wurde es auch ſchlimmer. Bei'm Blut der Diana! Welche Pläne er entwarf, der arme Don Pedro! mit welchem Redelurus er ſie hundertmal wiederkäute! Er war ein Stück von Menſch geworden, das ſeinem Vorgänger gar nicht mehr gleich ſah. So kam er denn auf den wunderlichen Gedanken, Sie, Vusustrissimi, in ſein Schloß zu berufen, in der Abſicht, in Ihren Armen zu ſterben."

„Gut, daß er's allein für ſich abmachte!" riefen Hugo und Arthur: „Wir hätten's nicht aushalten können, das betrübte Schauſpiel." — „Warum nicht?" lächelte Richard und nahm eine Priſe.

„Rappée? Erlauben Sie!" — Tibidei ſchnupfte herzhaft mit. — „Excellent. Nun, um fortzuſahren: An mir, als einem Diener, war's nicht, dem gnädigen Herrn Einwürfe zu machen. Er machte ſich dieſelben ſchon mit eignem Munde, und rechnete mir — manche halbe Stunde iſt darüber vergangen — vor, welche Unannehmlichkeiten er ſich auf den Hals zu laden, Gefahr lief. Denn nicht zum erſtenmale — Sie wiſſen's, Verehrteſte — iſt Undank der Lohn der edelſten Uneigennützigkeit geweſen. Schlimm genug, wenn fremde Leute, unſre Erben, über unſerm Sarge ſcherzen; warum dieſelben veranlaſſen, uns ſchon bei lebendigem Leibe in's Geſicht zu lachen? Nicht alle Leute verſtehen die Henne zu rupfen, ohne ſie ſchreien zu machen. — Iſt Ihnen eine Priſe von dem meinigen gefällig?" Tibidei hielt ſeinen drei Gebietern die Doſe vor.

„Ich habe die meinige ſchon weg;" antwortete Hugo, und Arthur machte ihm's nach. Richard ſchnupfte hingegen, als hätte er nicht die leiſeſte Ahnung von Tibidei's verdächtigen Geſinnungen.

„Die Excellenz überwand, eben weil ihr die Gedanken zu kurz wurden, jede Bedenklichkeit, und ließ an Sie, Geehrteſte, die Einladungsſchreiben abgehen. Nun wurden aber von Stunde zu Stunde die Eiſen heißer; des Commandeurs Unſtätigkeit wuchs, die bedenklichen Anzeichen nahmen überhand. Sollten Sie glauben, daß er in jenen Tagen ein Frauenzimmer, ein wahrhaftiges weibliches Weſen, bei der Hand genommen, und ihr mit naſſen Augen geſagt hat, ſie ſolle ſich beeilen, in den Stand der Ehe zu treten, denn außer demſelben ſey kein Heil?"

„Delirium eines Sterbenden, ohne weiters!" urtheilte

Richard. Arthur ſagte leiſe zu Hugo: „Waren Sie nicht auch vor kurzem im Begriff ...?“ — Hugo langte nach dem Fläſchchen mit hoffmanniſchen Tropfen und ſchwieg. Arthur fuhr, zu Tibidei gewendet, fort: „Ein Frauenzimmer? gibt's alſo Damen in dem entlegnen Erdwinkel? Dürfte man nicht wiſſen ...?“ — Tibidei überhörte die Frage, denn er hatte dem Menſchenfeind zu antworten auf die plötzliche Anrede: „Sind Sie verheirathet, Herr?“ — „Nein; Ihnen zu dienen.“ — „Waren Sie es nie?“ — „Ja, Ihnen zu dienen.“ — „Zu wiſſen iſt ferner, ob ....“

Tibidoi ſchnitt dem Verhörrichter das Wort vom Munde, indem er ſeinen Bericht fortſetzte: „Die Depeſchen waren kaum an Sie abgegangen, als der Herr Commandeur ſagte: Mich reut es jetzt ſchon. Ich werde die Freunde im ſchlimmen Fall wieder ſehr ſchwer mir vom Halſe ſchaffen können. Was thut's aber? wozu kann's dienen? Was ein galanter Mann ſchreibt, muß er halten, und zudem liege ich ohnehin bald auf meinem letzten Kopfkiſſen. Ich will eine kleine Reiſe machen, lieber Alter; ſetzte er hinzu. Wohin, Excellenz? fragte ich. Nach der Inſel Longhè; ſagte er. — Sehen Sie, Gnädigſte, dort den blaugrauen Streif, zur Linken, tief im Meere? das iſt Lenghè, und dahin ging der Commandeur. Ich will dort einige Seebäder nehmen; ſagte er ferner: vielleicht thun ſie mir gut, vielleicht komme ich nicht mehr zurück. Im letzten Fall, Freund Tibidoi, hier iſt mein Schlüſſel, und im Büreau liegt mein Teſtament. Kluge Leute verſtehen ſich leicht. Ich bin nur zufrieden, daß mein Monument ſchon fertig geworden. Sanft wird ſich's unter dem Marmor ruhen. — Sehen Sie; das war ſein letztes Wort. Er ſpeiste noch zu Abend, und, wahr iſt's, mit außerordentlichem Appetit: Feigenſchnepfen mit Polenta, ſpaniſche Artiſchocken, geröſtete Seekrebschen, ein braves Stück Thonfiſch, vier Teller Confekt, ein paar Pfund Roſenäpfel, einige Unzen Piazentin ....“ *

„Mein Gott! ich errathe!“ ſeufzte Hugo, ſchwitzend vor Angſt.

„Hierauf ging die Excellenz alſogleich in ihr Schlafzimmer, und ehe noch die Morgenröthe aufſtieg ....“

„Fand man ihn todt im Bett! da haben wir's.“

„Fuhr die Excellenz mit dem Schiffer Bonaventura von hier nach der Inſel Longhè ab, wo ſie auch glücklich ankam.“

Hugo: „Ah!“ — Arthur: „Mir wird wieder leicht.“ Richard: „Warum denn? Er muß uns jetzt noch einmal Todesangſt ausſtehen laſſen, bis er den Commandeur unter der Erde hat.“

„Ach, leider iſt er nicht unter der Erde, Vusustrissimi. Seine Aſche ruht nicht unter ſeiner Bildſäule. Der gute Herr ertrank zu Longhè im Bade und ſein Körper iſt noch nicht gefunden worden.“

„Zu ſchnelle Abkühlung! Gewiß ſtieg er von der Tafel mit einer Indigeſtion von Thonfiſch und Polenta in das Bad!“ lamentirte Hugo.

„Ein ſchönes Grab, das weite Meer!“ deklamirte Arthur gleichmüthig.

---

* Käſe, in Piacenza fabricirt, und uneigentlich Parmeſaner genannt.

„Gerichtlich erhoben? beſcheinigt? Alles in Ordnung?“ fragte Richard kanzleimäßig.

„Die Protokolle liegen zu Longhè und in der Kreisſtadt; Ihnen zu dienen.“

„Alles richtig? frage ich noch einmal. Man hat Beiſpiele, daß dergleichen Leute von Haifiſchen wiederum an's Land geſpieen worden oder exempli gratia aus barbareskiſcher Gefangenſchaft zurückgekommen ſind. Es wäre ein kitzlicher Fall, meine Herren. Sie wiſſen: was man einmal hält....“

„Gibt man nicht gern wieder heraus;“ ergänzte Tibidoi und ſeine Augen karfunkelten wie die der wachſamen Schlange neben dem Zauberſchatz: „Das wiſſen die Italiener ſo gut wie Sie, mein deutſcher Herr, und noch beſſer, Ihnen zu dienen und, verzeihen Sie meine Grobheit, wenn es eine iſt, Ihnen zu ſagen, daß Ihr Mißtrauen bei mir übel angebracht iſt, und daß ich jederzeit bereit bin, vor Gott und meinem Herrn Rechenſchaft von meinem Thun und Laſſen abzulegen. Im Uebrigen, wenn meine Worte Ihnen nicht genügen, ſo haben Sie, wie ſchon geſagt, die Kreisſtadt und, noch näher Ihnen, die Inſel Longhè bei der Hand. Mich Ihnen ganz gehorſamſt zu empfehlen, Vusustrissimi!“

Der Bückling, den Tibidoi machte, war ungemeſſen tief, und einem Jeden der Erben wurde er zu Theil. Aber im Vorzimmer ſchaute ſich der Majordomus grimmigen Augs nach der Thüre des Saals um, drehte mit der Fauſt, und flüſterte nicht weniger grimmig, wenn auch leiſe, leiſe: „Daß euch die Wuth ankomme, daß euch die Krebſe freſſen, ihr Schmarotzer, ihr Stücke vom Eſel, ihr

Junker Hochmuth, Hunger, Armethei! Große Bohnen habt ihr im Kopfe, im dicken deutſchen Kopfe; aber — Diamine! — ich bin nicht, der ich bin, wenn ich euch nicht eure ſteife Grobheit bis zum letzten Bagatin * bezahlen mache, ihr Galeerenpack!“

---

* Der zwölfte Theil eines venetianiſchen Soldo.

IV.

„Unverſchämt! immer unverſchämter! der unverſchämteſte Vogel, der je auf einem Galgen ſaß!“ hieß es drinnen im Saale aus Richards Munde. Seine Hand zuckte nach der Klingel. Im Augenblick ſtreckte Einer den Kopf durch die Thüre: „Euer Gnaden befehlen?“ ſtotterte er in elendem Deutſch. —

„Ein paar Gensdarmen herein! die nächſtbeſte Polizeiordonnanz! Kein Polizeimann da?“ herrſchte Richard dem Aufhorchenden zu: „Alſogleich ſoll der Burſche in Gewahrſam gebracht werden!“

„Was befehlen?“ fragte wieder der Domeſtik. „Was haben Sie?“ — „Beſinnen Sie ſich!“ riefen die Miterben.

Richard ſchlug ſich vor die Stirne: „Donnerwetter! die Galle hatte mir das Conzept verwirrt; ich glaubte, in meinem Amtszimmer zu ſitzen, wo mir ein Schurke wie Jener nicht geſagt hätte, was ich jetzo von ihm habe anhören müſſen.“

„Commandi?“ fragte zum drittenmale der Dienſtbare mit argwöhniſchen Grimaſſen.

„Politik, meine Freunde! Vorſicht! Diplomatiſch zu Werk gegangen!“ ermahnte Arthur und ſagte dann — in der That mit trefflicher Haltung — über die Achſel hinüber: „Mein Lieber! wie oft ſoll Euch der Herr da wiederholen, Karten, Würfel, Schachbrett, Lichter und Eiswaſſer herbeizuſchaffen? Ich muß mich über Euch verwundern. Wenn Herr Tibidei erfährt, wie nachläßig Ihr ſeyd...?"

„Gleich, gleich bedient ſeyn!" entgegnete der Diener furchtſam und verſchwand.

„Sie haben Alle gründlichen Reſpekt vor dem Majordomus;" bemerkte Hugo hüſtelnd und die Hände reibend.

„Weil er ein Teufel iſt!" erwiederte Richard: „Man muß zum Satan werden, um dem Menſchenvolk zu imponiren. Jedoch iſt's ausgemacht, daß der Sier Tibidei ſobald als thunlich ſeinen Dienſt und dieſes Haus zu verlaſſen hat."

„Iſt das Ihr Wille und bon plaisir, Herr Diktator?" fragte Arthur ironiſch: „Mich dünkt, auch wir hätten ein Wort darein zu reden."

„Und Sie werden's ausſprechen, dieſes Wort, denn auch Ihnen verweigert der venezianiſche Spitzbube die Ehrfurcht. Auch Sie werden ſeine niedrigen Anſpielungen nicht vertragen, wie ein Kind die unvermeidliche Ruthe."

„Zu bedenken," meinte Hugo, „daß wenigſtens vor Ablauf des Probejahrs an Tibidei's Entfernung nicht zu denken iſt."

„Zu bedenken," fügte Arthur bei, „daß wir ihm alsdann eine nicht unbeträchtliche Penſion zu zahlen und einen Andern an ſeine Stelle zu ſetzen haben werden. Doppelte Ausgaben in einem Budget, das ſich noch lange nicht klar für uns herausſtellen wird. Laſſen wir daher vorläufig dieſe befehlshaberiſchen Manieren, und ſuchen wir uns den Abend angenehm zu machen. Hier ſind Karten, hier das Schachbrett, hier Erfriſchungen. Wählen wir."

Richard benahm ſich mißvergnügt: „Ich ſpiele nie, und thue Einſpruch gegen das edle Schach, womit die Herren mich vielleicht von der Abendunterhaltung auszuſchließen gedenken."

„Wir wiſſen beſſer, was die Höflichkeit verlangt;" ſprach Arthur: „Welcher Anſicht ſind Sie, lieber Alter?"

„Ich bin der Anſicht, daß ich ohnehin das Schachſpiel nicht verſtehe. Hab's nie lernen können; greift mir den Kopf allzuſehr an."

„Nun denn; ſo will ich mit Ihnen, Arthur, eins verſuchen;" ſagte Richard, uneingedenk ſeiner frühern Weigerung.

„Ei warum nicht gar, lieber Herr? Auch Hugo macht Einſprache."

„Nicht doch. Sehen Sie, wie er fröſtelt, hüſtelt, trippelt. Ich wette, unſer Freund wünſcht zu Bett zu gehen."

„Ich kann nicht läugnen," verſetzte Hugo etwas ängſtlich, „daß die Mahlzeit, Tibidei's Geſchichte . . . ich fühle Magenbeſchwerden."

„Aha!" lachte Richard: „des Commandeurs Thonfiſch und Polenta ſtören Ihre Verdauung."

„Was da!" rief Arthur böſe werdend: „Siehe Paragraph ſo und ſo viel des Teſtaments: verboten, die Abendunterhaltungen zu verſäumen, verboten krank zu ſeyn! Ei, Diamine! bin ich hieher gekommen, um an der Langweile vollends hinzuſiechen? Das hätte ich zu Hauſe bequemer gehabt. Allons! die Karten — ein Spielchen — beliebt?"

„Ich ſpiele nie!" wiederholte Richard trotzig und trat an's Fenſter, darauf zu trommeln.

„Ich ſpiele nur Whiſt;" äußerte Hugo, ſich an's andre Ende des Saals begebend.

„Alſo Unmöglichkeiten auf Unmöglichkeiten!“ Arthur warf ſich in einen Stuhl: „Beſſer war's, am eignen Herd zu ſterben.“

Da nieste Einer. Die drei Herren wendeten ſich zumal zu einander, und ſagten: „Zur Geneſung!“ Keiner dankte.

„Kurios! Wer war's denn eigentlich?“ fragte Hugo verwundert. — „Nicht ich!“ — „Nicht ich.“

„Es gibt doch keine Wirkung ohne Urſache! Laß ſehen!“ Richard öffnete barſch die Thüre, und erwiſchte das Ohr eines Horchenden. „Wer da?“ — „Zu Befehl!“ ſtotterte der ertappte Vorzimmerlakai.

„Was ſoll's? Warum horchen?“

„Ich war ... ich meinte ...“

„Was? was? Du raguſaniſcher Schelm?“

„Ich dachte — Sie hätten gerufen.“

„Noch einmal horchen und ich ſchneide Dir die Ohren ab. Verſtanden?“

„Padrone.“

„Warſt Du's, der nieste?“

„Padrone.“

„Warſt Du's, frage' ich?“

„Padrone.“

Richard, nachdem er den Horcher tüchtig gezwickt, warf die Thüre zu. „Es iſt eine Thatſache, daß wir in dieſem verwünſchten Hauſe verrathen und verkauft ſind, meine Herren.“

„Heda! Beatswain!“ rief Arthur ſeinem Hunde: „herbei, und paſſe auf. Dem edeln Beatswein entgeht nichts, nicht das Geräuſch eines fallenden Blatts. Der wachſamſte Gefährte auf der weiten Welt.“ — Der Hund kam aus Arthurs Zimmern, beſchnupperte die Geſellſchaft. beſchnupperte den Saal, und ſetzte ſich verſtändig nächſt der Tafel nieder.

„Ein ſchönes Thier!“ lobte Hugo: „Geben Sie ihm auch regelmäßig zu ſaufen, Arthur? Wie leicht iſt nicht ein Unglück geſchehen, wenn eine ſolche Creatur von der Wuth ergriffen wird?“

„Sorgen Sie nicht. Ein Thier, mehr werth als Salomon's Schätze. Ein gelehrter Hund, ein gefühlvoller Hund. Komm Beatswain, und mache den Herren Deine Künſte vor. Er wird Sie unterhalten.“

„Nicht nöthig;“ ſchnarchte Richard: „ich kann die Poſſen von dreſſirten Hunden und Kindern nicht ausſtehen.“

„Ich habe ſie recht gern;“ ſagte dagegen Hugo gutmüthig, während er den wedelnden Beatswain vorſichtig ſtreichelte, „und namentlich Kinder wären meine Paſſion, ſind's erſt ſeit kurzem geworden.... aber hier muß man ſich den Zeitvertreib vergehen laſſen, wie ſo vieles andre.“

„Liebe iſt ſchaal, Ehe iſt abgeſchmackt, Kinder ſind langweilig;“ ſagte Arthur mit Gähnen.

„Ich haſſe die kleine Brut, weil ſie die Menſchheit ſtets erneuert;“ ſagte Richard und ſetzte ſich dabei ſchmollend nieder.

„Mich wandelt eine unnatürliche Schlafſucht an;“ ſagte Hugo und ſetzte ſich auch müde nieder. Ein Jeder von den Collegen nahm einen düſtern Winkel ein. Sie ſaßen weit von einander entfernt. Ob ſie wachten, ob ſie ſchliefen, war nicht genau zu beſtimmen. Die Lichter flackerten, draußen war's Nacht.

Der Hund richtete ſich auf, gähnte laut wie früher ſein Herr, heftete den Blick auf des Commandeurs Bildniß, und bellte es plötzlich herzhaft an. — „Kuſch, Boatswain!“ befahl Arthur, aber der Hund bellte immer zu.

„Recht ſo;“ hob Richard an: „zanke ihn brav aus, der uns das Joch unſäglichen Ueberdruſſes aufgebürdet.“

„Das Gewicht der Lebensmüdigkeit drückt wahrlich hier noch ſtärker, als anderswo;“ ſtimmte Arthur ein.

„Still, ſtill, mein Hund!“ beſchwichtigte Hugo; „Morgen, wenn's Dir gefällt und Dein Herr erlaubt, darfſt Du mich auf meinem Spaziergang begleiten. Morgen, meine Herren, will ich mich in der Natur umſehen.“

„Auch ich.“

„Auch ich.“

„Ich habe manchen Vagabund einſperren laſſen, der ſich in der Keuche beſſer divertirte, als ich in dieſem goldnen Saale;“ ſagte Richard.

„Ich bin auf Kirchhöfen geweſen, die mich beſſer unterhielten, als dieſes ultralangweilige Schloß;“ ſagte der Lebensmüde.

„Uh! Kirchhöfe! mich ſchaudert!“ rief Hugo. „Ein ſchlechter Geſchmack. Da lob' ich mir die heitere Landſchaft. Morgen ſehen Sie mich den ganzen Tag nicht, meine Herren! Natur! Natur! Geſundheitsſpenderin! Dir will ich mich ergeben.“

„Was wollen Sie in der Natur?“ fragte Richard hämiſch.

„Dasjenige, was Sie nicht thun dürfen. Arme brave Leute aufſuchen und ihnen Gutes erweiſen; ein feiner Zeitvertreib, denk' ich.“

„Dè, wie matt! Lieber wollt' ich Arthurs verbotnen Apfel eſſen, und einer Dame den Hof machen."

„Unglückſel'ges Polizeigeſicht, verſuche Dein Glück! Ich will, ſtatt des lieben Alten hier, einen Doktor aufſuchen, der mir Blauſäure verſchreibt; den Schlaftrunk aller irdiſchen Schwäche und allen Ekels. Auf Ehre, meine Herren; ſo wie wir's beginnen, halte ich's nicht dreimal vierundzwanzig Stunden aus."

„Ich zwinge niemand;" ſpottete nun Richard: „Gehen Sie, gehen Sie beide; um ſo eher bleibe ich. Was vollkommen, iſt gut. Hier iſt die Langeweile gut, und ich liebe das Gute. — Das für das Polizeigeſicht, Herr Arthur."

„Windfahnenpolitik! Was Sie vor ein paar Sekunden verwarfen, preiſen Sie jetzo. Ich weiß aber, wer von uns Dreien der Erſte iſt, der über die Klinge ſpringt. Ihre Behörde hat Sie wegen Unverträglichkeit und unmenſchlicher Strenge gegen alle Welt entlaſſen, nicht ſo? Schnüren Sie auch hier baldigſt Ihren Bündel — ohne Gratifikation."

„Mir dieſe Impertinenz?"

„Ihnen und Ihrer Ungeſchliffenheit."

„Mein Herr Ex-Legationsſekretär . . . !"

„Mein Herr Ex-Polizeiinſpektor . . . !"

Sie näherten ſich feindſelig. Da ſprang der Hund dazwiſchen und hielt Richard im Schach. Hugo begütigte den aufwallenden Arthur.

„So geben Sie doch Friede! Sind das diplomatiſche Mittel und Wege? Und auch Sie, Richard, ſeyn Sie vernünftig. Muß ich kranker und erſchöpfter Mann der

Leidende ſeyn, während Sie ſtreiten, oder ſoll ich mich ſchadenfroh ergötzen an dem Eifer, womit Sie gleich am erſten Abend ſich um die allerdings unſelige Erbſchaft zu bringen bemüht ſind? Sie verurſachen mir Krämpfe. Dieſe Wände haben Augen und Ohren! Sehen Sie! es iſt, als ob das Bild unſers Freundes ſich unwillig bewegte!" — Der Hund bellte richtig wieder das Bild an. — „Still, ſtill, Du thörichter Boatswain! was ärgert Dich die Ratte, die hinter jenem Gemälde ihren Haushalt führt? Still auch Ihr beide, meine Collegen. Sie haben Beide Unrecht vor Gott, vor unſerm Erblaſſer, vor mir. Kommen Sie, daß wir uns verſtändig unterhalten. Wie wär's, wenn Einer etwas verläſe? Ich beſitze ein herrliches Buch, das von den Unterleibskrankheiten handelt."

„Gut!" ſpottete Arthur: „ich beſitze eine treffliche Anleitung, Stiefelwichſe und Löwenpommade zu bereiten."

„Gut!" ſpottete Richard: „ich kann mit der Straßenpolizeiordnung aufwarten."

Arthur. „Beſſer iſt's, wir ſetzen uns zuſammen, wie die Kinder thun und erzählen etwas, um uns fürchten zu machen."

Richard. „Noch ſchöner, wenn wir uns Geſchichten aus der wirklichen Welt mittheilten?"

Hugo. Hm, nicht übel! Ich wüßte mancherlei."

„Ich ebenſo."

„Ich nicht minder."

„Bravo!" rief Hugo, der ſich gern erzählen ließ: „da ſitze ich. Wer fängt an?"

„Der das kürzeſte von dieſen Papierſtreifchen zieht;"

entgegnete Arthur, und machte die Zuckerſchale zur Schickſalsurne.

Hugo zog den kürzeſten Streif. Nun wollte er zögern, ſich entſchuldigen, aber Arthur wollte nichts von Ausflüchten hören: „Sie erzählen gut; das hat mir ſchon der Commandeur.— Friede ſeinem Andenken! — geſagt. Sie erzählen auch gern und gedrängt, was die Hauptſache. Richten Sie Ihre Augen auf des ſeligen Freundes Bild. Begeiſtern Sie ſich. So; genug. Fangen Sie an.“

„Aber keine Unterbrechung!“ bedung ſich Hugo feierlichſt und die Uebrigen parodirten Macbeths Spruch: „Fall' aus, und verwünſcht der Erſte, der da ruft: Genug!“

Geſchichte des Diurniſten Felix Fortuna.

Sein Vater war ein Savoyard, der mit einem Murmelthier aus der Heimath gekommen. Um etwas ſpäter wußte er als Rauchfangkehrersjunge Beſcheid in tauſend Pariſer und Londoner Kaminen. Noch ſpäter ſetzte er ſich als Geſelle ſeiner rußigen Profeſſion in Deutſchland an, worauf er endlich Meiſter in einer volkreichen Hauptſtadt wurde. Eine vermögliche Frau, ein reichliches Auskommen, ein talentvoller Sohn verſchönerten den Abend ſeines Lebens. Ein Savoyard hat ſchon oft mit weniger zufrieden ſeyn müſſen. Da kam jedoch plötzlich das wilde Schreckniß, der Krieg; in ſeinem Gefolge Theuerung, Peſtilenz und ſchlechte Spekulationen. Ihnen erlag der Rauchfangkehrer mit Geld und Leib; die verarmte Wittwe folgte ihm bald. Der Sohn, der arme Felix, blieb auf dem Schutt des väterlichen Wohlſtands zurück; ein nackter Knabe, dem die Welt noch obenein zürnte, daß er die Schulden des Vaters nicht bezahlen konnte.

War ſeine Armuth ein Gebrechen, ſein unmündiges Alter von zwölf oder dreizehn Jahren etwas Uebles, ſo war doch vor allem ein Unglück, daß er nicht in des Vaters Handwerk eingeweiht worden. Die Landsleute des Montblanc ſind in der Regel praktiſche Leute, ſchämen ſich keines Gewerbes, und ein Kaminfeger, dem es Geld in den Schlot regnet, iſt ihnen lieb, wie ein andrer Millionär. Aber ſey es nun, daß die Mutter des Felix ihren beſondern

Ehrgeiz hatte walten laſſen; ſey es, daß der alte Fortuna im Lauf der Jahre gar zu deutſch geworden, — genug: der Felix ſollte etwas beſſres als ein Schornſteinfeger werden. Man wollte mit ihm höher hinaus, als nur auf's Dach eines fünfſtöckigen Hauſes. Vorläufig hatte man ihn ein paar Gymnaſiumsklaſſen durchlaufen laſſen, ihm in der Ferne die Hochſchule, den Doktorhut, einen Hofrathstitel oder dergleichen gezeigt. Damit war's denn nun freilich aus. Wenn ſich auch dem Knaben mehrere Lebenswege zu öffnen ſchienen, ſo waren leider die meiſten unbrauchbar und nicht einzuſchlagen.

Ein Handwerk? wenig Anlagen, kein Geld, umſonſt nicht einmal der Tod. Ein Bettelſtudent? ein trauriges Daſeyn, und wo ſein Ziel? Der Vormund des Jungen beſchäftigte ihn als Schreiber, und ſo gab ihm ſpäter ein Advokat zu thun, und ſo wurde er nach und nach majorenn, und wollte Gott, ſie hätten ihn zum Soldaten genommen, ſo hätte er doch den dummen Streich, ſich zu verheirathen, nicht gemacht. Damals war er bei'm Zollweſen angeſtellt mit täglichen dreißig blanken Kreuzern, da er zum Almoſen, das ſeinem gichtbrüchigen Vorgänger gereicht wurde, ſeinen Theil beitragen mußte; vermuthlich um des größern Segens willen.

Dagegen war ſeine Liebſte eine Kammerjungfer geweſen, und ließ ſich als Madame Fortuna in der Eigenſchaft einer Nähterin, Spitzenwäſcherin, Haubenhefterin und ſo weiter nieder. Im Anfang ging Alles flott. Die Leutchen hatten gegenſeitig vierundzwanzig Jahre, einen unbeſcholtnen Ruf, und einen großen Vorrath von Liebe in's Haus gebracht. Ihr Fleiß glich dieſer Liebe, war unerſchöpflich, und ſie ſagten einander ſtolz: „Wir können unſre Einkünfte nicht einmal verzehren.“ Darum theilten ſie ihren Ueberfluß mit Aermern, als ſie ſelbſt waren; und das war brav. Darum ſorgten ſie gar nicht für die Zukunft, und das war unklug. Die eheliche Zärtlichkeit hält freilich eine reichliche Bank und acceptirt und zahlt, daß es eine Freude iſt, aber außer den Grenzen des hymenäiſchen Gebiets will ihre Münze nicht viel gelten. So kam es, daß nach einigen Jahlen koloſſaler Geſchäfte die Eheleutchen Fortuna ſechs Kinder, worunter Zwillinge, im Stübchen hatten, und der glückliche Familienvater ſaß noch immer am Zollweſen und der Gichtbrüchige war immer noch nicht zu ſeinen Vätern verſammelt worden, und ſpeiſte alſo noch täglich fünfzehn Kreuzer, die dem armen Felix gehörten. Und da halfen keine Suppliken, keine Bettelaudienzen, kein moraliſcher Fußfall.

Die glückliche Familienmutter ihrerſeits war um ihre Kundſchaft gekommen, denn ihre Sechſe nahmen ihre Zeit und Hände in Beſchlag, und das Siebente war ganz in der Nähe; es ſpeiſte ſogar ſchon mit der Familie, die Frau Fortuna hatte viel, viel Appetit, ſo daß man nicht nur auf Nummer Sieben, ſondern auch auf Nummer Acht hätte wetten mögen.

Wie denn nun der Segen, wenn er einmal kommt, deſto ausgezeichneter zu ſeyn pflegt, ſo mußte gerade um jene Zeit in einer fernen Garniſon ein Oberlieutenant ſterben; einer von der Artillerie, alſo ein Gelehrter und Beweibter. Den Militärgelehrten geht es wie denen im Civil: ſie haben nichts als höchſtens Weib und Kind. Der Oberlieutenant hinterließ alſo nichts als die Frau und ein winziges Bübchen und ein noch winzigeres Mädchen. Bis daher hätte Fortuna ruhig ſeyn können. Es gibt der Wittwen ſo viele, es ſterben der Offiziere ſo manche. Aber da ihm gemeldet wurde, daß jene Oberlieutenantswittwe ſeiner Frau Schweſter und jene verwaisten Kinder ſeine Nepoten, da gewann die Sache eine andre Geſtalt, um ſo mehr als die Schwägerin kam mit Sack und Pack, beides zwar klein wie ihre Kinder, und erklärte, ſie wolle jetzt mit Schweſter und Schwager hauſen. Zwar brachte ſie auch eine Penſion und einen Erziehungsbeitrag für ihre Kleinen mit in's Haus. Aber die Penſionen der Subalternoffizierswittwen ſind ſchon zum Sprichwort geworden, das gleich auf jenes gewiſſe andre folgt, vom „Zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben.“

Dennoch war nichts zu thun, als den Kummer hinunterzuſchlucken, und die Menſchlichkeit walten zu laſſen. Die Fortuna's waren auch viel zu brave Leute, als daß ſie anders hätten handeln können. Die Wittwe wurde feſtlichſt aufgenommen, ihre Kinder wurden geherzt und geküßt. Weil's juſt Sommer war, ging Felix hin, verſetzte ſeinen Mantel, und die Familie hatte an dem Freudentage Rindfleiſch und Würſte auf den unvermeidlichen Kartoffeln.

Nun war auf dem Poſtfuhrwerk, das die Wittwe gebracht hatte, unter anderm Packwerk auch eine Schachtel angekommen, die einen Zollſchlagbaum paſſirt hatte, und daher zur Unterſuchung auf das Hauptzollamt geliefert wurde. Sie war an einen höhern Beamten des Provinz-Direktoriums addreſſirt. Der Beamte, ein reizbarer Mann, häufig krank und viel geärgert, ertrug die Saumſal des Zollweſens nur mit Verdruß; um den Faden aller Hinderniſſe abzuſchneiden, ging er in Perſon auf das Zollamt und fulminirte arg. Derjenige Zollmann, der ihm — in Abweſenheit eines Praktikanten, der vermuthlich im Kaffeehauſe ſaß — Rede und Antwort gab, drückte ſich dagegen ſehr mild und ungewöhnlich höflich aus, und brachte die Angelegenheit ſchnell zu einem für den Anforderer günſtigen Ende. Dankbar fragte ihn der Befriedigte: „Wie kommen Sie mit Ihrer Urbanität an dieſen Ort? Ihr werther Name?“ — „Fortuna.“ — „Felix?“ — „Derſelbe.“ — „Ei, mein Gott! ein Schulkamerad!“ — „Wahrhaftig?“ — „Des Pfarrmeßners Sohn ... wiſſen Sie nicht mehr?“ — „Aha! Herr Brandenberger! Ich habe die Ehre....“ — „Wie ſo? die Ehre? ein Schulkamerad! wir haben uns geduzt, wiſſen Sie noch?“ — „Ja wohl, ja wohl; aber heute geht die Vertraulichkeit der Schulbank nicht mehr an. Ich weiß, was Sie geworden; — ich aber bin nur Diurniſt.“ — „Gleichviel. So werden Sie auch Diurniſt bei mir; nemlich verſprechen Sie mir, mich alltäglich nach dem Eſſen zu beſuchen, eine Taſſe Kaffee bei mir zu trinken, — ich mache ihn ſelbſt — eine Pfeife mit mir zu rauchen — ich habe keine Frau, alſo nicht genirt — und von den alten Zeiten mit mir zu plaudern. Recht ſo? die Hand her?“

Er gab ſie ohne Ziererei, und zwar nicht zimperlich die Fingerſpitzen, auch nicht dummvornehmthuend den Zeigefinger nur, ſondern die ganze volle Hand; eine ehrliche ſolide Hand. — „Kaffee trinke ich nicht,“ ſagte er, „Tabak rauche ich nicht, aber vom Plaudern mit einer geraden Seele bin ich ein Freund.“ So kam er denn auch gleich am nächſten Tage zu dem Brandenberger.

Der Thor wickelt ſeine Armuth in prahleriſche Buntlappen, die Niemand täuſchen; der Schwächling ergießt ſich in Klagen, die nichts fruchten; die ſchmutzige Seele heuchelt einen Luxus von Elend zuſammen, um die Barmherzigkeit zu plündern. Felix Fortuna that nicht das eine, nicht das andre. Die Lebensberichte, die ſich die Freunde mittheilten, ließen nicht zu, daß Felix über ſeine unglückliche Lage ſchwieg; doch redete er davon männlich und gefaßt, wie von einer Thatſache, die einmal verhanden und im Augenblick nicht zu ändern. Die reißende Zunahme ſeiner Familienbevölkerung, die gaſtfreundſchaftlichen Pflichten, die ihm aufgebürdet worden, die Unzulänglichkeit ſeiner Mittel und Wege kamen nach einander mit Ruhe und Ergebung zur Sprache. Brandenberger horchte verwundert zu. Der Hageſtolz, der zwar ohne Vermögen, aber im Genuß eines guten Einkommens war, hatte ſich bis daher noch gar keinen Begriff von den Sorgen eines übelſtehenden Gatten und Vaters gemacht. So wie nach und nach Felix in die Details ſeiner Stellung einging, öffnete ſich ſeinem Zuhörer eine ganz neue Welt, und bald wußte Brandenberger nicht mehr, worüber er am meiſten zu erſtaunen hatte: über die felſenſchwere Bürde, die dem Diurniſten zu Theil geworden, oder über die Freudigkeit, womit er ſie ertrug.

Von dem unverhofften Eintreffen ſeiner Schwägerin redend, ſagte Felix lächelnd: „Das Beſte bei der Sache iſt noch, daß ich wenigſtens nicht um einen Platz verlegen bin, meine Schwägerin bei mir einzuquartieren. Wir haben vorgeſtern unſer neues Haus bezogen.“

„Ihr neues Haus?“ — „Ja, ja,“ verſetzte er, immerdar lächelnd: ein Haus für uns; mit Flur und Gärtchen, ein abgeſchloſſenes Haus. Andere Leute würden es vielleicht eine Hütte nennen: aber für mich iſt's ein Pallaſt. Die Lage? nun, es ſteht ein bischen weit von der Kanzlei; aber der Weg hin und her befördert die Verdauung. Ich habe das Häuschen gemiethet. Der Preis iſt nicht gar theuer, die Gelegenheit köſtlich. Zwei Stuben zu ebener Erde und Küche, die zugleich als Kammer und Winterwohnung dienen mag. Ueber eine geringe Treppe zwei Dachſtübchen für die Schwägerin und Kompagnie. Ueberfluß an Räumlichkeiten. Das Ganze etwas baufällig; ſo wird es, fürchte ich, wohl bei der Schwägerin ein bischen einregnen, doch kann der Ueberſchwemmung vorgebeugt werden, indem man einen Zuber oder eine Schüſſel an die gefährlichſten Punkte ſtellt." — „Brav, lieber Felix. Wenn Ihnen nun die Baracke über dem Kopf einſtürzt?" — „Nicht doch, für's Gegentheil bürgen mir die Ratten, die luſtig und wohlgemuth, ſo im Erdgeſchoß, ſo unter'm Dache hauſen. Wenn dieſe Gäſte einmal in hellen Haufen ausziehen, iſt's immer noch an der Zeit, das Lokal zu meiden."

„Eine ſchöne Behauſung!" — „Das will ich meinen, und zwar im vollſten Ernſt. Stellen Sie ſich vor, wie übel wir zuvor daran waren. Eine einzige enge Stube mit drei Quadratfuß Hausgang und ſechs Quadratfuß Küche, und darinnen Mann und Frau und der Kleinen ſechſe, und auf der Kommode gebettet die Zwei der Schwägerin; die Schwägerin ſelbſt auf einer Wollmatraze am Boden zwiſchen den Fenſtern, unter'm Spiegel. Wahrhaftig; wenn dieſer Zuſtand hätte dauern ſollen, vielleicht wäre ich unwillig geworden über die arme Frau, die doch nichts dafür konnte, daß unſer Logis ſo beengt war, und über die Meinige, die doch nur eine Chriſten- und Verwandtenpflicht erfüllte, indem ſie ihre Schweſter bei uns aufnahm. Jetzt iſt aber im neuen Hauſe Alles magnifik. Platz genug, und — wenn die Kinder in den Stuben allzu unbequem — hinaus mit ihnen in den Garten: ein netter Raſenplatz mit Johannisbeerhecken, einem Zwetſchgen- und einem Pfirſichbaum. Der letztere blüht noch, denn die Sonne, in unſerm Garten ſparſam, hat ihn erſt ſpät geweckt. Doch iſt die Kühle dieſes Paradieſes im heißen Sommer äußerſt wohlthätig, ſo wie die Einſamkeit desſelben ihren Werth hat. Der Garten hat die Ausſicht lediglich auf eine Feuermauer, auf die fenſterloſe Hinterwand eines Stalles und auf einen ſchöngrünen mächtigen Hollunderbuſch, der des Nachbars Dünger angenehm maskirt.“ — „So, ſo! Ei, da muß es herrlich ſeyn, da möcht' ich hin!“ — „Ja, warum denn nicht? Wenn Ihnen der Weg nach Calabrien nicht zu weit, und das Viertel nicht zu arm iſt? Sie ſind herzlichſt eingeladen.“

Calabrien iſt die Vorſtadt St. Marceau jener Hauptſtadt. Die Bewohner Calabriens haben alle Vorurtheile der Dürftigkeit gegen ſich; die vermöglichen Klaſſen ſcheuen ſich vor ihrer Sitten Ungeſchlachtheit in dem Maße, als ſie ihrer Dienſte tagtäglich bedürfen. Brandenberger fühlte dieſelbe Scheu; dennoch, um den unbefangnen Freund nicht zu kränken, verſprach er ihm ſeinen Beſuch. — „Ich danke Ihnen;“ ſagte Felix mit Freudigkeit: „der Tag wird meinem Hauſe ein Feſttag ſeyn. Entſchuldigen Sie indeſſen für jetzt. Ich ſehe auf jener Uhr, daß ich ſchon fünf Minuten zu lange bei Ihnen ſaß. Mein Oberinſpektor verſteht keinen Spaß. Eine längere Verſäumniß könnte mich um meine drei Wochengulden bringen." — „Ich möchte Sie faſt bitten, dieſe Gefahr herauszufordern. Felix. Der Lohn, den Ihre Bemühungen gewinnen, iſt gar zu gering." — „Gering? ja. Was iſt aber zu machen? Einen ſichern Verdienſt mit dem Fuße wegſtoßen? Ich darf das nicht, ſchon um meiner Fünfzehnkreuzerhoffnungen willen. Leider knüpft ſich an dieſelben unwillkührlich, unvermeidlich ein unchriſtlicher Wunſch, und das, lieber Herr Brandenberger, verdrießt und ſchmerzt mich." — „Ich verſtehe. Jener Gichtkranke, über deſſen Leiche Sie ſo zu ſagen zu ſchreiten haben, um des Zolldiurniſten höchſte Prämie zu erobern?" — „Sie erriethen's." — „Lieber Herr Fortuna, wenn ich Ihnen in Ihren Verlegenheiten von Nutzen ſeyn könnte...?" — „Ich danke, danke ſehr!" rief er ängſtlich: „ein Darlehen kann ich nicht zurückgeben, ein Geſchenk verdiene ich nicht, ein Almoſen würde mich demüthigen.... Adieu! ſchon eine Viertelſtunde über meine Kanzleiſtunde!"

Er flog, die Bahn der ſauern Pflicht, das trockene Geleiſe ſeiner mechaniſchen Thätigkeit zu gewinnen. Am nächſten Tage kam er nicht zur Plauderſtunde; am zweiten eben ſo wenig, jedoch an ſeiner Statt ein blühender helllockter Knabe, ſein älteſter Sohn. Das kleine Bürſchchen hatte etwas Gewürfeltes in ſeinem Benehmen, das zu ſeiner offnen Stirne und ſeinen feurigen Augen recht gut ſtand. Gottfried brachte ein ſchönes Kompliment von ſeinem Vater aus Calabrien und die Bitte, der Herr Brandenberger möchte den Vater entſchuldigen, daß derſelbe nicht in Perſon erſcheine. Allein er befinde ſich ſehr unwohl, und werde wohl einige Tage das Haus hüten müſſen. — „Ei, ei," ſagte der Freund: „krank? ich will nicht hoffen, daß es gefährlich ſey?"

Der Knabe, der mit Gefahren noch gar nicht vertraut zu ſeyn ſchien, ſah den Herrn verwundert an. „Der Vater liegt nicht zu Bett;" ſagte er: „er klagt über Kopfweh, Magendrücken. Herr Fingerlin meint, es ſey hart neben einem Gallenfieber vorbeigegangen."

„Gallenfieber? Du mein Gott!" rief Brandenberger erſchreckt: „ja, da muß man dazu thun. Wer iſt der... der Fingerlin?" — „Der Chirurg in Calabrien. Er barbirt den Vater, er iſt ſonſt alle Tage gekommen, aber ſeit einem Jahr kommt er nur einmal in der Woche, und geſtern war juſt ſein Tag." — „Hm, ich habe gemerkt, daß Dein Vater nicht mehr täglich raſirt wird;" ſagte der Freund wider Willen lächelnd: „ſein Bart ſtand vorgeſtern in vollen Feldern .... aber der Barbier langt bei einer Krankheit nicht aus. Ich werde dem Felix ein paar Aerzte ſchicken .... ich kenne Alle, die in der Stadt ſind. Ich werde ihm Arzneien bringen. Da hab' ich eine ganze Apotheke." — „Wenn aber der Vater ſchon wieder beſſer iſt?" fragte der Bube naiv: „er ſagt, er bedürfe nur der Ruhe, und er hat ſie ja." — „Wie Du redeſt! in ſeiner Lage .... Ruhe! bei ſeinen Sorgen! er läßt ſich ſelbſt nicht Ruhe und ſchmachtet gewiß ſchon jetzt wieder nach ſeiner Kanzlei."

Gottfried ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Der Vater geht nicht mehr in die Kanzlei." — „Wie ſo? warum?" — „Er hat ſich mit dem Inſpektor gezankt." — „Gezankt?

e weß! was weiter?" — „Der Inſpektor iſt ein grober Mann; er hat den Vater fortgeſchickt." — „Nun, da haben wir's. Ich glaub's, daß Felix Kopfſchmerzen und Magendrücken hat. Geh', mein lieber Gottfried, geh'. Sage, ich würde noch heute hinauskommen. Noch heute, am Abend, ganz gewiß!" — „Das wird dem Vater lieb ſeyn!" jubelte der Knabe, und tanzte davon.

Brandenberger iſt Einer, dem's recht wäre, wenn es allen Menſchen gut ginge. Leider kann er ſelbſt wenig dazu helfen. Indeſſen im vorliegenden Falle wußte er für den armen Schulfreund Rath. Bei dem Landesdirektorium war ein, freilich gar beſcheidnes Plätzchen zu beſetzen, und ſtehenden Fußes wurde aus dem ſonſt ziemlich bequemen Brandenberger ein eifriger Sollicitator. Er lief noch am Nachmittag zu dem betreffenden Kanzleichef, zum Vicepräſidenten, zum Urquell der Gnade, dem Präſidenten ſelbſt. Alle Dreie wunderten ſich nicht wenig. — „Ja, weil Sie es ſind . . .?" ſagte der Bureauchef. „Der Seltenheit wegen mag's geben;" äußerte der Vice, und der Präſident rief laut lachend: „Sie, Brandenberger? Auch Sie ein Protektor? J, da muß ja der Himmel einfallen!" — „Eben darum verlang' ich für meinen Clienten Dach und Fach, damit er verſorgt ſey, ehe der Himmel einfällt;" erwiederte Brandenberger. — Eine Stunde darauf hatte er, was er wollte, in der Taſche. Zwanzig Minuten ſpäter kam er in Calabrien an.

Wenn nicht an Glanz, ſo doch an Gewühl und Volkslärm übertraf um dieſe Abendſtunde das arme Calabrien die nobeln Quartiere der großen Stadt. Die vielen Hunderte von Arbeitern, die auf allen Punkten beſchäftigt geweſen, die langen Reihen der Wäſcherinnen, Fabrikdirnen, der Gemüſe- und Obſthöckerinnen kehrten ſingend und ſummend, ſchreiend und pfeifend in der vorſtädtiſchen Heimath wieder ein. Eine Welt von Kindern ſpielte auf den Gaſſen, die Bänke vor den Hausthüren waren beſetzt von klatſchenden Müttern und gaffenden Töchtern. Zahlreiche Gruppen von Männern ſtationirten an den Ecken, aus allen Fenſtern zu ebner Erde ſchauten Köpfe: tabackrauchende Altväter, Weiber mit Säuglingen im Arme, oder wenigſtens ein bellender Spitzhund oder eine ſchnurrende Katze. Ein lebendiges, luſtiges Gemälde für Leute, die nicht gar zu eckel ſind.

Das Geſchrei und Geplauder von allen Seiten betäubte den Brandenberger ein wenig. Wahr iſt's: die Leute in den kurzen Jacken und plumpen Schuhen redeten nicht fein; die Weiber mit ſchlechtem Kopfputz und ſchmutzigen Schürzen wußten nichts von dem Schick der gebildeten Welt. Brandenberger mußte ſich aber entſchließen, die rohen Geſellen oder das kreiſchende Weibsvolk anzureden, wollte er die Behauſung ſeines Freundes in dieſem ihm ſo unbekannten Lande entdecken. Er entſchloß ſich, dem ſchönen Geſchlecht den Vorzug zu geben; es iſt Fremden mehr zugethan, als das männliche. — „Herr Felix Fortuna?“ fragte er beſcheiden eine Matrone, die vor ihrem Häuschen ſitzend, Erdäpfel ſchälte. — „Fortuna?“ fragte dieſe entgegen und ſchüttelte als eine Unwiſſende den Kopf. Dennoch war ſie diejenige, die den Namen in die ausgedehnte Kette ihrer Verwandtinnen, Freundinnen und Nachbarinnen warf, daß er wie ein Ball von Mund zu Mund forthüpfte, bis an's Ende der Straße. Doch kam er wieder bis zum Ausgeber mit Proteſt zurück. Niemand wußte von ihm; es hatte wohl vordem eine Schenke „zur Fortuna“ dort außen exiſtirt, aber ſie war ſchon längſt vergangen und verſchollen. — Brandenberger konnte nicht begreifen, wie ein Gentleman von der Sorte ſeines Freundes in dieſer Vorſtadt gänzlich ungekannt ſeyn ſollte: ein Mann, der doch immerhin einen Ueberrock trug und einen runden, wenn ſchon etwas rothen Hut? ein Kanzleiherr, der in Calabrien nicht ſeines Gleichen begegnete? ein ſchreibender Menſch, alſo ein ganz beſondres Geſchöpf unter ſo manchen Tauſenden, die niemals zu ſchreiben pflegen?

Ohne jedoch die Geduld zu verlieren, und wiewohl die Abendluft in den feuchtkühlen Gaſſen des Viertels ihn zu beunruhigen begann, gab Brandenberger ſeiner halb vertraut gewordenen Matrone ein Stück Signalement des Freundes zum Beſten. Auch dieſe Notizen cirkulirten ſchnell, und auf einmal fing ein geſcheidtes Mädchen von etwa ſiebzehn Jahren an, die Sache zu begreifen. Der Geiſt kam über ſie. „Er meint den Spazza-Camin!“ rief ſie. Und Alle wiederholten zufrieden, daß die räthſelhafte Aufgabe des Stadtherrn der Löſung nahe: „Ah! ah! ah! der Spazza-Camin! der Spazza-Camin!“ Einige ſetzten ſogar hinzu: „Der Schreiber-Ler! ah ſo! ja wohl, ja wohl!“

Es iſt eine Thatſache, daß auch die Leute in Calabrien, wie andere bürgerliche Chriſten, ihre Familiennamen haben; aber dieſelben ſind ſo zu ſagen zugleich ein Familiengeheimniß, da ſich die Individuen unter einander nur mit den Bei- oder Uebernamen bezeichnen, die das Herkommen oder irgend eine Veranlaſſung einem Jeden gegeben. Sehr viele von ihnen ſind nur nach der Profeſſion ihres Vaters oder Großvaters geheißen. Unter dieſen war alſo auch Felix.

Vom Augenblick, da man wußte, wer eigentlich gemeint ſey waren alle Anſtände und Hinderniſſe aus dem Wege geräumt. Brandenberger erfuhr, daß ſein Freund auf dem alten Kohlmarkte wohne, und zwar in dem Hauſe des „grünen Lauden,“ der nicht etwa ein Mann, ſondern ein altes Weib, das ſich in friſchen Jugendjahren einmal ſehr um das Regiment des berühmten Feldmarſchalls verdient gemacht; daß genannter „grüner Lauden“ vor Kurzem eine wackre Erbſchaft gemacht, und unter anderm ein beſſres Haus überkommen, und daher im Stande geweſen, ſeine vorige Wohnung an den Spazza-Camin zu vermiethen; daß es nicht allzuweit bis zu dem beſchriebnen Hauſe ſey; daß der Herr aus der Stadt 'nur gerade aus zu gehen habe, und dann links, und dann bei der Kirche wieder rechts und endlich abermals gerade aus; daß der Platz gar nicht zu verfehlen, und die rothen Stacketen vor der Wohnung ſchon von weitem zu ſehen. — Zum Ueberfluß erbot ſich die ſiebzehnjährige geſcheidte Dirne, deren Scharfſinn dem Fremden ſo glücklich auf halbem Weg entgegengekommen, den Herrn an's Ziel zu führen.

Nichts konnte Brandenberger willkommner ſeyn. Die holde Käſer-Toni gaukelte neben ihm her, und verkürzte ihm Zeit und Weg mit allerlei Erzählungen von dem Schreiber-Lex; wie brav die Leute ſeyen, und dabei gar nicht ſtolz, obſchon die Frau weniger herablaſſend als der Mann; wie viel Gutes ſie indeſſen ihren armen Nachbarn gethan, und wie ſogar der Herr Kaplan Wiedermeſer ſie auf der Kanzel als eine chriſtliche Wohlthäterin gelobt habe, ſo daß man deutlich gemerkt, wer damit gemeint geweſen. — Brandenberger freute ſich des Lobes ſeines Schulkameraden; es hatte doppelten Werth in einer Vorſtadt, die von leichten und böſen Zungen wimmelt.

„Dort iſt das Haus!“ rief endlich die Käſertoni und deutete mit dem Finger über den dämmernden ſchaurig einſamen Kohlmarkt: „dort, wo das Licht brennt. Der Herr muß nur ein biſſel vor der Thüre ſchreien, daß ſie Ihm aufmachen. Die Stacketen ſind immer zu, und eine Klingel nicht daran.“

Die Wegweiſerin ſagte gute Nacht und tanzte, das Liedchen: „Herzliebſter Schatz, verlaſſ' mich nicht!“ auf den Lippen, davon. Brandenberger näherte ſich dem Hauſe. Er hatte nicht zu klopfen, nicht zu ſchreien, denn der muntre Gottfried ſaß mit geſchärften Luchsaugen innerhalb der rothen Stacketen und öffnete das Thürchen mit einem Freudenruf: „Nun, das iſt brav, daß Sie Wort halten! Ich warte ſchon lang auf Sie, und dachte beinahe, Sie hätten mich angeführt. Aber kommen Sie, kommen Sie geſchwind herein. Fallen Sie nicht über die Schranken... halt! da iſt eine Pfütze... geben Sie Acht, die Stufe wackelt... ſo, halten Sie ſich zu mir, damit Sie nicht in unſern Sauerkrautkeller purzeln. Heda, Mutter! Mutter! Licht her! der Herr iſt da!“

A tempo öffnete ſich die Thür der Wohnſtube, die kleine Hausflur wurde ungefähr hell. Brandenberger ſtolperte in die Stube, nicht vorbereitet auf den tiefen Schwellenabſatz. Der hülfreiche Arm der Madame Fortuna hielt ihn aufrecht. „Je, mein Gott, Herr Rath! Sie noch ſo ſpät!“ rief ihm Felix entgegen und kam herbei im kattunenen Hauswamms, die Nachtmütze vom Haupte ziehend, in ſeinem Gange ſehr gehindert durch ein paar Kinder, die neugierig glotzend an ſeinen Knieen und Händen feſthingen.

Es war ein Luxus von Beleuchtung, dem erwarteten Beſuch zu Ehren, beliebt worden. Außer dem Talglichte, das die Hausfrau in der Hand trug, ſtand noch ein andres im eiſernen Leuchter auf dem Tiſche. Und hinter dieſer Flamme erhob ſich grüßend und verſchüchtert die Frau Schwägerin Oberlieutenantswittwe. Ihre zwei Kinderchen ſtanden abſeits und ſtarrten die Erſcheinung des Fremden an. An einem der Fenſter, auf einem ſchlechten Teppich, ſpielte halb entkleidet ein Kind mit einem garſtigen kleinen Hunde; daneben ſchaukelte eine Wiege in langſamen Schwingungen. Leicht zu bemerken, daß die Mutter gerade das kleine ſchon ſchlafende Weſen in der Wiege, und das andre, das zu Bett gebracht werden ſollte, verlaſſen hatte, um dem Gaſt aufzuthun.

Das Gemach war elend, aber doch wenigſtens ſo reinlich, als möglich, der Hauskittel des Vaters ſorgfältig geflickt, eine reputirliche Decke auf dem Tiſch, und auf derſelben ein Teller mit Kartoffeln in der Montur, ein halbes Brod und ein Kartenſpiel. Felix war in einer Parthie Picket, die er mit ſeiner Schwägerin ſpielte, überraſcht worden. Eine Thüre führte in eine anſtoßende Kammer, wo die Eheleute und die jüngſten Kinder ſchlieſen; eine andre Thüre ſchloß die ärmliche Küche von den Wohn- und Schlafgemächern ab.

Nachdem die erſten Anreden vorüber und Gottfried für den Beſucher den vornehmſten Stuhl, einen Seſſel mit Rohrgeflechte, herbeigeholt, ſah ſich Brandenberger Alles und Alle genau an, und war zufrieden mit dem Gepräge von Eintracht und Reinlichkeit, das überall nicht zu verkennen. Während die Mutter den Kindern, die alle verzweifelt geſund und eßluſtig ausſahen, ihre Abendmahlzeit austheilte, betrachtete Brandenberger ſie genau. Sie mußte recht hübſch geweſen ſeyn; man merkte es noch recht gut, trotz der Sorgen auf ihrem Geſichte und trotz des intereſſanten Zuſtandes, worinnen ſie ſich gegenwärtig befand. Der Anblick ihres Geſichts that wohl; es war kein Zug des Neides und der Bosheit darinnen. Ihre Stimme war ſchüchtern, ihre Haltung anfänglich etwas verlegen, was ſich aber ſchnell gab, da ſie zu ihren Hausmutterbeſchäftigungen zurückgekehrt war.

Nach der Gattin kam die Wittwe an die Reihe des Examens. Sie war ihrer Schweſter ſehr ähnlich, nur um ein Gutes pretiöſer in ihren Geberden, etwas geziert, bis ſie warm wurde; von Stimme und Rede entſchiedner als die Schweſter; mit einem Wort: eine Offiziersfrau, wie ſie in kleinen Garniſonen ſich auszuwachſen pflegen. — Ihre Kleinen waren dreiſt, maulfertig, aber kurz angebunden, wie der ſelige Vater wahrſcheinlich geweſen. Felixens Kinder dagegen hatten die eigenthümliche Gelaſſenheit und Ruhe der Mutter, den Gottfried ausgenommen, der ausnehmend lebhaft, aber zugleich von einer bemerkenswerthen Klugheit, die glücklich den Ungeſtüm ſeines Temperaments zu mildern verſtand.

Gottfried ſaß auch jetzt im Kreiſe der Erwachſenen, indeſſen die übrigen Kleinen in ihren Winkeln an Brod und Erdäpfeln kieſelten, und verlor kein Wort von dem, was ſein Vater und Brandenberger, die Mutter und die Schwägerin ſprachen. Er horchte gut zu, und ſchwieg noch beſſer, was an lebendig organiſirten Kindern nicht genug zu preiſen.

„Sie ſehen noch ſehr angegriffen aus, Felix;“ ſagte der Rath: „meine zwei liebſten Aerzte werden Sie morgen beſuchen. Hier habe ich Ihnen ein paar Fläſchchen mit herzſtärkenden und auflöſenden Eſſenzen mitgebracht. Ich weiß, was es heißt, krank zu ſeyn, und helfe, wo ich kann.“ — „Mir geht's ſchon beſſer;“ lächelte Felix entgegen: „meine fortgeſetzte Diät läßt ein ernſtliches Uebelbefinden in mir nicht aufkommen.“ — Er lachte, aber die Frau wurde feuerroth, und Thränen ſchoſſen ihr in die Augen. Sie wendete ſich ab, die Thränen zu verbergen; Felix aber nahm ſie bei der Hand und ſagte ihr freundlich: „Beruhige Dich doch, Katharine. Der Herr weiß ja ſchon, wie es mit uns ausſieht. Er hält die Armuth nicht für eine Schande, ſonſt hätte er uns nicht in Calabrien beſucht. — Sie müſſen verzeihen, Herr Rath, aber meine Kathi iſt in dem gräflich Amſelburgiſchen Hauſe ſo zu ſagen aufgewachſen, und hat, bis ſie mich bekam, nur den Ueberfluß gekannt. Ich darf nicht ſagen, daß ſie ſich nicht ſeither auch mit dem Mangel vertraut gemacht. Im Gegentheil: ſie hat ſich manchmal freudiger darein gefunden, als ſelbſt ich. Doch ſind wir alle ſchwache Menſchen und ſchämen uns, wenn ein Reicher bei uns eintritt, der Dürftigkeit, die wir — ſind wir allein — herzlich gern ertragen.“

Die Frau erwiederte ſanft: „Ich ſchäme mich nicht, Felix. Mich ſchmerzt nur, daß Dir ſo manches abgeht, was Dir wohl bekommen würde. Du biſt kein Rieſe an Geſundheit, Felix, und aller Verdruß, den unſre Lage häufig hervorruft, geht doch eigentlich an Dir aus, und Du haſt dem Kummer nur Deine Standhaftigkeit entgegenzuſetzen. Er iſt zu gut, Herr Rath, viel zu gut. Darum treten ſie ihn mit Füßen, nehmen ihm ſogar, um einer elenden Verſäumniß von einer halben Stunde willen das karge, ſchmählich beſchnittene Brod, das er uns mit ſeinem Blut und Schweiß verdient."

Weil die Frau in ihrer Klage wärmer geworden war, unterbrach ſie Felix, indem er beſchwichtigend ſagte: „Nur nicht vorſchnell, nur nicht leidenſchaftlich, Katharine. Eben, weil ich zu hitzig und zu verlaut geweſen, iſt Alles ſo gekommen, wie es jetzt iſt. Der Oberinſpektor iſt nicht von Blei; ein Wort gab das andre .... Punktum. Zu geſchehenen Dingen .... und ſo weiter. Jetzt, verehrteſter Herr Rath, bin ich frei und habe gerade nur die Wahl unter allerlei Lebenslaufbahnen. Wenn ich ein Winkelagent würde? oder ein Geſchäfts- und Auskunftbüreau öffnete? Juſt hätte ich noch das Alter, mich zum Poſtkondukteur zu melden; aber die Strapatze geht über meine Kräfte, noch mehr die Caution. Roman-Kalender- und Zeitungsſchreiben ſoll ſich gut bezahlen, hab' ich gehört, und nicht beſonders ſchwer ſeyn, aber meine Hand iſt juſt nur auf's Kopiren eingerichtet." —

„Das wäre eben kein Hinderniß;" ſcherzte der Rath. Felix fuhr fort: „.... und ich kenne von der Welt nur die Kanzlei und mein Calabrien. — Noch eine ſchätzbare

Profeſſion fällt mir ein: ich könnte mich zum Lohnbedienten machen ...!“

„Ach, lieber Schwager!“ rief die Wittwe: „Sie vermögen immerdar zu ſcherzen, während uns das Herz blutet.“

„Hilft das Blut, die Klage, das Weinen gegen Unglück?“ fragte Felix: „Nein; im Gegentheil. Ein heitrer Menſch iſt ſchon halb gerettet. Ich muß Ihnen ſagen, Herr Rath, daß meine Schwägerin große Dinge im Kopfe hat. Sie ſpricht von einem Geſchäft, wie meine Kathi es betrieben, bevor im Staate das Volk zunahm; ſie ſpricht von einem Laden, den ſie in der Königsſtraße miethen möchte, und aus jenem Gewölbe ſollte der Wohlſtand über uns Alle ausgehen, und ich würde am Ende nichts zu thun haben, als die Buchhaltung zu führen, und ſodann die Hände in den Schooß zu legen! Hochfliegende Pläne, großartige Phantaſieen! Die Schwägerin hat das Schlaraffenland im Kopfe. Ich muß mich indeſſen dagegen wehren. Unmögliches wird nie möglich werden. Zu Ihren Spekulationen, Schwägerin, gehören Gönner, Kredit, Geld, Geld eins, zwei und dreimal. Wann findet Felix Fortuna aber auch nur eins von dieſen drei Dingen? Wann?“

Brandenberger machte dem Scherz und der Klage ein Ende, indem er die ſchriftliche Beſtallung des armen Felix vor den Augen der Familie auf den Tiſch breitete. — Der Jubel der Glücklichen beſchämte beinahe den Geber. Die Gabe, oder beſſer die Bemühung war ſo klein!

Gottfried drückte ſeine Dankbarkeit am kräftigſten aus. Er fiel dem Rath unverſehens um den Hals, und küßte ihn ab, als wäre er ein roſiges ſpielkameradſchaftliches Mädchen und nicht ein rauher Stachelbart. Kaum konnte ſich Brandenberger der Liebkoſungen erwehren, und aus Gottfrieds Armen, fiel er in die Hand des Felix und der Katharina, und endlich in die weichen, weichen Hände der Wittwe; denn ſie — frank und frei und militäriſch — gab ihm gleich alle beide hin, mit manchem Druck. Der Junggeſell hatte nie etwas angenehmeres, und dennoch ſo beängſtigendes empfunden — Er war froh, als er ſodann aus dem Hauſe gehen durfte, und Gottfried begleitete ihn wie ein Kobold mit der Laterne. Dennoch ſtrauchelte Brandenberger oft, weil ihm vorkam, als träte ihm von Schritt zu Schritt die Wittwe in ihrem netten knappen Kleidchen aus dem Dunkel entgegen.

Am Morgen in aller Frühe war Felix ſchon bei ſeinem Freunde, geputzt, wie er's aufzubringen vermochte. „Sie haben bei uns etwas liegen gelaſſen;“ ſagte er und reſtituirte den Geldbeutel des ungeſchickten Raths, der ſich ganz ſtill verhielt, weil er ſich ſchämte vor ſich ſelber, und vor dem Andern. Felix verlor kein Wort mehr über den Beutel; aber nach einer Pauſe ſagte er: „Es ſind doch wieder Zwillinge geweſen!“ und mit einem Auge lachte, mit dem andern weinte er. „Wie? wie? ich will nicht hoffen ...?“ — „Ei warum denn nicht? die Bewegung, die Freude .... nun, meine Kathi hat mich wieder zum Vater gemacht. Das eine der Geſchöpfchen iſt zwar ſchwach, aber ich habe keine Furcht. Meine Zwillinge pflegen zu gedeihen.“ — Dem Hageſtolzen ſträubte ſich das Haar vor dieſer heldenmüthigen Ruhe eines Menſchen, der über dem Glück, Vater zu ſeyn, vergaß, daß er daneben ein blutarmer

Teufel. — „Wollen Sie mein Gevatter zu werden ſich herbeilaſſen?“ fragte er ſchüchtern. „Verſteht ſich;“ antwortete der Freund: „ſind wir nicht Kollegen, da Sie jetzt auch im Direktorium arbeiten und zwar unter meinen Auſpizien?“

Die Taufe fand bald ſtatt. Das Mädchen wurde dabei von der Wittwe, der Knabe vom Brandenberger gehalten. Der Gevatter verehrte der Gevatterin einen ſchönen Blumenſtrauß, ein paar ſchöne Handſchuhe; und dem Felix konnte diesmal nichts helfen: der Inhalt der verweigerten Geldbörſe wurde ihm als Pathengeſchenk in's Haus geſchwärzt. — Von dem Tage waren die Schulfreunde einander mehr waren Freunde für's männliche Leben geworden.

Alles, was die Beiden anging, hatte bei dieſer erneuerten Vereinigung gewonnen: Felix ein großes Drittel an Einkünften, ſeine Familie einen aufmerkſamen Rathgeber; der Staat einen wackern und getreuen Arbeiter; Brandenberger ein frohes Bewußtſeyn, viel Lob, eine Geſellſchaft, die ihn in kranken Tagen erheiterte, in geſunden Stunden glücklich machte und einen ergebenen Freund, der ſich für ihn hätte todtſchlagen laſſen, und eine Menge von kleinen Geſchäften beſorgte, die der Bequemlichkeit über Alles liebende Rath vernachläßigt haben würde. Brandenberger hatte viel erobert und wußte noch nicht einmal, wie umfaſſend ſeine Eroberungen eigentlich waren. — Er erſchien wöchentlich ein- oder zweimal Abends in Calabrien, machte bei Felix die Converſation oder ein Spielchen mit; ſprach ernſthaft mit Katharina, ſcherzte mit der Oberlieutenantin, dahlte mit den Kindern, politiſirte mit Felix oder handelte mit ihm die Drangſale des Dienſtes ab, was er mit keinem ſeiner Collegen zu thun ſich unterſtanden haben würde, weil ſie alle Zwiſchenträger oder rückſichtsloſe Schwätzer. Was er hingegen in Felixens Buſen niederlegte, war darinnen ſo ſicher wie in einem Grabe; Felix plauderte nicht einmal gegen ſeine Weiber. Er machte als Vertrauter ſich und dem Freunde alle Ehre.

So verging der Herbſt, der Winter, der Frühling. Ein neuer Sommer brach an, und dem Rath dünkte der Sommer beſonders ſchön, denn er hatte einen langen Urlaub erkämpft, und bereitete ſich zu einer Reiſe in's Bad. Felix war nicht gar ſo ſehr von der ſommerlichen Zeit des Jahrs entzückt; denn er ſteckte wieder in großen Verlegenheiten. Durch eine ziemlich anhaltende Krankheit ſeiner lieben Frau waren ſeine Mittel um ſo vollkommner erſchöpft, als er ſich im Uebermaß der Vaterfreude und Kanzleiluſt allerlei Ausgaben erlaubt hatte, die nach Voreiligkeit ſchmeckten. Die mangelhafte Garderobe der Gattin war erneuert, für jedes Kind ein Kleid von der Nadel weg angeſchafft worden. Die Schwägerin war wegen ihrer getreuen Wartung der Wöchnerin nicht unbelohnt weggekommen. Eine Magd war unumgänglich nöthig erfunden worden. Felix in eigener Perſon hatte ſeine Direktoriums-Diurniſtenfigur etwas weniges ausgeſchmückt und den Luxus ſeidner Cravatten beliebt. Dieſes Alles war zu einer artigen Defizit- und Schuldenſumme angewachſen, aber noch keineswegs das ſchlimmſte. Felix hatte den dreiſten, raſenden Streich gewagt, und das Haus, das er bewohnte, an einem verhängnißvollen Abend von dem „grünen Lauden“ gekauft. Ein Sphärentanz der goldenſten Hoffnungen mußte ihn eben umwirbelt haben, vielleicht hatte er Wein getrunken, vielleicht war er einem momentanen Wahnſinn unterlegen. Genug: zur Verwunderung des „grünen Laudon" ſelbſt, hatte er von der Alten die Hütte acquirirt. Zwar hatte er nicht die Goldminen der neuen Welt dafür gegeben, oder vielmehr verſprochen; aber einige hundert Gulden waren für Fortuna's, des Tagſchreibers kleinen Hausſtaat, eine untilgbare Schuld; ſchon die Zinſen ihm unerſchwinglich. Brandenberger hatte über dieſen Streich Zeter geſchrieen, Katharina hatte deßwegen Thränen vergoſſen — eine Seltenheit in dieſer armen aber glücklichen Ehe; die Schwägerin hatte den Kopf mißbilligend geſchüttelt, und nur in der Kinderwelt des Hauſes hatte der vorſchnelle Papa Billiger und Gönner ſeines Unternehmens gefunden. Es ſpielte ſich um ſo zuverſichtlicher im Garten und auf dem Dachboden! Der „grüne Lauden" hatte nun dort nichts mehr zu befehlen; er kam nimmer in ſeiner alten Kontuſche, mit der Pelzhaube auf dem runzlichen Haupte, und mit gefährlichen Augen, um einen ruinirten Johannisbeerſtrauch zu reklamiren oder einen zerbrochenen Fenſterladen des Speichers. Nicht mehr durfte er die groben Worte ausſtoßen: „Seine Kinden richten mir das Haus hin, vom Kellergrund bis zu den Schindeln! Ich werde Ihn ſammt Seinem Volk fortſchicken müſſen. Ueberall klagen die Leute über Seine Rangen, Spazza-Camin!" — Die Kinder, den klugen Gottfried mit dazu gerechnet, thaten nun als Hausmiteigenthümer, was ſie wollten, und wenn ſie ſich nur nicht Beulen ſchlugen, oder ausſchimpften, war Alles wohlgethan.

Nun aber rückte der Termin heran, der zur Bezahlung eines anſehnlichen Theils des Kaufſchillings feſtgeſetzt war, und Herr Fortuna hätte wohl eher gewußt, wie viele Haare Mehemet Ali im Barte trägt, als wie der „grüne Laudon“ zu befriedigen. „Kommt Zeit, kommt Rath!“ ſagte er ſich daher von Tag zu Tag. Katharina wußte nichts von dem allgemach heranſchreitenden Termin. Da ſie alſo ruhig war, beruhigte ſich der gute Felix um ſo eher. Die Gefahr dämmerte ja nur erſt am Horizont, und bis dahin . . . . Gott verläßt keinen Deutſchen! ſagt das Sprichwort.

In dieſe Zeit fiel Brandenbergers Abreiſe. Unter andern Aufträgen gab er ſeinem Agenten Felix die Weiſung, ein Frankfurter Lotterieloos zu nehmen, es wohl aufzuheben, und darüber nach Brandenbergers Rückkehr Vortrag zu erſtatten. — Felix empfing das Geld zur Einlage und verſprach, nach Vorſchrift zu thun. Der Rath reiste ab.

Einige Tage ſpäter, im Begriff, das Geld einzuſiegeln, ſagte Felix ſeufzend: „Dieſes, wahrſcheinlich zu allen Katzen gehende Geld wäre hinreichend, die Chriſten und Juden, die uns ſtürmiſch überlaufen, bis auf weiteres abzuſpeiſen?“ — „Ja freilich;“ ſeufzte auch Katharina, die gegenwärtig: „Wir ſind in großer Verlegenheit, und ich wette, daß Du Deinem Freunde nicht ein Wörtchen davon geſagt?“ — „Freilich nicht. Güte muß man nicht mißbrauchen. Der Rath iſt nicht vermöglich, lebt von ſeiner allerdings ſchönen Beſoldung, braucht aber auch viel; und zum Beiſpiel, grade in dieſem Augenblick, als ein Gaſt im theuern Bade, könnte er nicht wohl das Seinige entbehren.“ — „Weiß er nichts zu entbehren, wenn's gilt, ein Lotterieloos zu kaufen?“ fragte Katharina melancholiſch, indem ſie auf die verſiegelte Rolle deutete: „ich wette, daß, wenn Du ihm unſre Noth entdeckt hätteſt, er dieſes nun weggeworfene Geld Dir geliehen haben würde, ſtatt es in den Schlund des Lotteriegeſindels zu opfern.“ — „Möglich; aber ich hab' ihm nun einmal nichts geſagt. Du biſt wieder geſund, Gott ſey Lob und Dank; das iſt die Hauptſache. Alles Andre werd' ich überwinden, und dieſes Geld iſt nun einmal für die Lotterie.“ — So küßte Felix ſeine Frau, und trug das Geld zur Poſt. — Er kehrte leichten Herzens wieder. Dennoch ſagte er mit gutmüthigem Vorwurf zu ſeiner Frau: „Meine allerliebſte Kathi! Du biſt ſo ehrlich, wie nur je eine Frau auf Erden, aber von der Schlange habt ihr Weiber alleſammt etwas an euch. Beunruhige in Zukunft mein Gemüth nicht, wenn ich mit Geld umgehe, das nicht mein iſt. Ich habe heute auf dem Wege zur Poſt, ja ſogar noch vor dem Fenſterchen des Paketbüreaus eine diaboliſche Verſuchung ausgeſtanden. Thu' mir das nicht mehr an, Kathi; gib mir darauf die Hand.“ — Die wackre Frau umarmte ihn lächelnd, und beide dachten nicht mehr an das Geld. Das Loos traf ein: Felix legte es in die feuer- und diebsfeſte Schublade des Hauſes, und dachte nicht mehr daran. Er hatte freilich ganz andre Dinge im Kopfe.

Da war zuerſt die Schwägerin, die auch ihre Verſuchungen ausſtand, und zwar ſolche, die das ganze Haus beunruhigten. Die gute Wittwe hatte in ihrer Garniſon eine Freundin gehabt, eine Offiziersfrau, wie ſie ſelber. Die Freundin war einmal in der Hauptſtadt geweſen, und hatte dort einen Flor von Freundinnen hinterlaſſen. Die Reiſe der Wittwe benützend, hatte ſie derſelben einen

Generalrekommandationsbrief an ihre Seelenverwandtſchaft mitgegeben; weniger um die Wittwe zu empfehlen, als um ſich in's Gedächtniß ihrer vornehmern Gönnerinnen zurückzurufen. Der Brief war am geeigneten Orte abgegeben worden, hatte die Runde gemacht. Die darinnen benamsten Damen nahmen zwar keine Notiz von der Ueberbringerin, aber ſie redeten von ihr in müßigen Stunden zu ihren Männern, Brüdern, Hausfreunden — meiſtens Herren in Uniform. Die Damen geſtanden der Wittwe die Jugend zu, aber kaum den Schatten eines andern Reizes, und die Herren ſchloßen ſehr richtig hieraus, daß die Wittwe recht hübſch ſeyn müſſe. — Die Damen äußerten ferner, ſie würden nichts dawider haben, wenn die Wittwe dann und wann ſie zu beſuchen käme, aber den Beſuch zu erwiedern, ſey unmöglich: in ein Haus in Calabrien habe noch niemals eine Dame auf guten Wegen ihren Fuß geſetzt, und werde es nimmer thun, wenn ſich's auch um mehr handelte, als um eine Fremde von zweifelhafter Geburt, und ſich aufhaltend, man wiſſe nicht, zu welchen Zwecken. — Die Herren gaben dieſes zu, allein da bald der Eine ſich erinnerte, den ſeligen Oberlieutenant perſönlich gekannt zu haben, bald der Andre überlegte, daß es kameradſchaftlich ſey, ſich um die Hinterlaſſenen eines Waffenbruders zu bekümmern — hätte man denſelben auch niemals geſehen — da ferner Offiziere das Recht haben, frei und ohne Anſtand ſelbſt in Calabrien aus- und einzugehen — ſo erfüllten die Herren an der Statt der Damen die Pflichten der Höflichkeit und kamen zu der Wittwe zum Beſuch. Sie trieben die Delikateſſe ſo weit, daß ſie ihren Frauen, Schweſtern und

Freundinnen auch nicht das mindeſte davon ſagten, um die Saumſeligen nicht zu beſchämen.

Anfänglich ließ die Wittwe die Beſuche ſich gefallen. Die Herren kamen, wenn man ihnen glaubte, gerade nur im Auftrag ihrer leider verhinderten Damen; ſie erſchöpften ſich in Dienſtanerbietungen. Perſonen, die gezwungen ſind, aus einem höhern Kreiſe in niedere Verhältniſſe herabzuſteigen, haben es ſo gerne, wenn man ihrer nicht vergißt, ſie nicht verläßt, ihnen diejenigen Rückſichten nicht verſagt, deren ſie gewohnt geweſen. Der Zudrang nahm zudem bald ab. Diejenigen, die nicht genug Intereſſe an der Perſönlichkeit der Wittwe zu finden vermochten, diejenigen, denen ihre ärmliche Wohnung in der unfaſhionablen Vorſtadt ein Dorn im Auge wurde, die Neugierigen endlich, die nur kommen, etwas Neues zu ſehen, und dann ſich zurückziehen, blieben aus. Aber mehrere der Herren waren hartnäckiger, denn ſie hatten Abſichten von zweideutiger Art. Es waren ihrer etliche Alte, etliche Junge; die Jüngern nicht übertrieben beſcheiden, die Aeltern, wie häufig der Fall, unverſchämter als die Jüngern.

Bald wußte ſich die durchaus ſittliche Wittwe nicht mehr zu rathen. Ihre Schweſter ſah natürlich mit eben ſo ungünſtigen Augen dem Kommen und Gehen der Herren zu. Felix verging dabei vor Ungeduld. Aber die Armuth hat, übermüthigen Leuten gegenüber, ſo viele Rückſichten zu nehmen. Die Armuth macht dann und wann ſo furchtſam! Viele Sorge und Verlegenheit kam über die Bewohner des kleinen Hauſes, und die Nachbarſchaft redete bald dieſes, bald jenes, und die ärgſte

Zunge war die des „grünen Laubons." — „Wenn das Haus noch mein wäre!" äußerte die Alte oft.

Einſt faßte ſich Felix ein Herz, und gab demjenigen der Beſucher, den er für den vernünftigſten hielt, zu verſtehen, daß es beſſer wäre, wenn ſämmtliche Beſuche eingeſtellt würden. Dieſer Vernünftigſte lachte ihn aus; er und ſeine Freunde kamen öfter als zuvor.

Felix that einen entſcheidendern Schritt. Er ſchloß die rothen Stacketen, die Hausthüre, die Fenſterläden. Er ließ nur das bischen Sonne, das ſeinen Pfirſichbaum bei Leben erhielt, in ſeine Wohnung. — Das ſchien zu fruchten. Aber — ſollte man's glauben? ein paar der unverbeſſerlichen Wüſtlinge ſtellten ſich nun im Dunkeln auf die Lauer, umkreisten das Haus nach allen Richtungen. Brieſchen wurden durch die Spalten der Fenſterläden geſchoben, Liedchen halblaut unter'm Fenſter der Wittwe geträllert. Ein frecher Ritter kletterte ſogar einmal in das Gärtchen und überraſchte die grauſame Schöne mit einem mündlichen „Guten Abend!" Die Anweſenheit der Schweſter ſchlug ihn zwar in die Flucht, aber die nächtliche Belagerung hatte dennoch eine geraume Zeit hindurch ihren Fortgang.

Einer von Fortuna's Nachbarn, ein Hufſchmied ſeines Zeichens, aber ein bei aller Armuth ſo rechtſchaffener Mann, daß er ein Ehrenkreuz verdient hätte, der alte Fiſchamberg, genannt Toberl, konnte endlich den Rumor der Fremdlinge und Felixens Noth nicht länger mit anſehen. „Nachbar!" ſagte er einmal: „dem Geläuf muß ein Ende gemacht werden." — „Das iſt ja mein Wunſch, Nachbar." — „Sein Ruf, und der Seiner Weiber geht in Fetzen, ſag' ich Ihm." — „Ich fürchte es." — „Unſre Leute in der Vorſtadt haben Zungen wie die Reiterſäbel und der „grüne Lauden" ſagt Schanddinge von Euch." — „Ich kann mir's einbilden, aber, Nachbar Fiſchamberg, Er weiß doch ...." — „Ich, ich weiß freilich alles Gute. Wer Teufel kann aber den Leuten die Mäuler zuhalten?" — „Was iſt denn zu thun?" — „Das Ungeziefer muß vertilgt werden." — „Gut; aber wie ſoll ich ...?" — „Wer nicht gutwillig geht, muß mit Gewalt fort, und wenn er den Hals bräche." — „Er hat gut reden .... aber wie kann ich ...?" — „Ich rede nicht nur. Ich kann auch." — „Wie ſo?" — „Gibt Er mir die Erlaubniß, Nachbar?" — „Von Herzen, Nachbar."

Der Hufſchmied ſagte nicht ein Wörtlein mehr, ſondern ging in ſeine Werkſtatt. Er hatte ein paar Geſellen: einen Nürnberger und einen Frankfurter, einen aus Sachſenhauſen nemlich. Denen ſagte er: „Hört, ihr Buben: geht heut einmal um eine Stunde ſpäter in's Bierhaus." — „Warum? was gibt's?" — „Ihr ſollt mir Einen oder ein Paar zudecken." — „Wohl; wird's einen Verdruß geben?" — „Ei wohl. Ich werd' euch anführen, und wenn ich „hopp!" ſage ...." — „Schon recht." — „Wißt ihr? wo ihr hinſchlagt, darf ſchon noch Gras wachſen .... aber ...." — „Schon recht; windelweich. Gut." — „Ich zahl' euch einen Brandwein." — „Brav." — „Aber nichts zerbrechen. Es ſind Herren aus der Stadt." — „Aha? windelweich alſo. Schon recht."

Am nächſten Mittag wurde ſchon in der ganzen Stadt erzählt, daß zwei Blaue von ein paar Calabreſen im

Dunkeln abgewandelt worden, und zwar aus dem Salz. Von Stund an war Calabrien frei.

Die Weiber im Fortunahauſe athmeten wieder. Felix mußte indeſſen auf ſeiner Hut ſeyn, und durfte bei ſpäter Abendzeit nicht außer ſeiner Vorſtadt einſam ſpazieren, denn lange Zeit ſchlichen ihm ein paar verdächtige Korporäle nach, die einen gewiſſen Guſto auf ihn zu haben ſchienen. Geraume Zeit hindurch ließ er ſich, wenn er, wie häufig geſchah, bis in die Nacht arbeitete, um des Extraverdienſtes willen, aus ſeiner Kanzlei durch den Korb-Thomas, einen ſeiner Nachbarn, abholen und von demſelben als von einer Schutzwache begleiten. Der gute arme Thomas, der manches Almoſen von Felix und Familie erhalten, that den Dienſt nicht allein unentgeldlich, ſondern er machte ſich ſogar eine Ehre daraus. Arme Leute haben oft die zuverläßigſten Freunde. Notabene, unter denen, die noch ärmer ſind, wo möglich, als ſie ſelbſt.

Die Wittwe des Oberlieutenants war nicht mehr beläſtigt; aber nun merkte ſie erſt, daß alle dieſe Beläſtigungen zu gleicher Zeit auch wahre Verſuchungen für ſie geweſen waren. Nicht Alle, die ihr den Hof gemacht, hatten ihr mißfallen. Von einem und andern hätte ſie ehrliche Anträge nicht ungern vernommen. Der Wittwenſtand iſt ſo unangenehm, ſo hülflos, ſo freudenarm. Dennoch — wie die Sachen jetzt ſtanden, und weil Keiner der Erwünſchten für gut gefunden, von Ehe zu reden, verſchloß die Wittwe ihrer Hoffnungen Trümmer in ihrem Buſen, und ſeufzte nur ſtille über ihr Mißgeſchick.

Katharina war zufriedner als ihre Schweſter. Abgeſehen davon, daß die Herren es mit ihrer Zudringlichkeit ein bischen zu bunt gemacht, konnte ſie nicht über ſich gewinnen, eine gewiſſe Eiferſucht zu bezwingen, die ihr gar wehe gethan. Sie war in ihren friſchen Jahren immer ſchöner geweſen, als ihre Schweſter. Sie hatte viele Anbeter und Bewerber gehabt, und das weibliche Herz ſoll noch erſchaffen werden, das ſich nicht ſolcher Bewerbungen erfreute, wenn es auch nicht geneigt iſt, ſie zu erhören. Rein und rechtſchaffen hatte ſie ihrem Felix die Hand gereicht, und manche ſogenannte beſſere Parthie verſchmäht. Niemals hatte ſie, wozu die Liebe ſie bewegen, bereut; aber in den erſten Jahren ihrer Ehe genoß ſie immer noch ein großes Vergnügen, wenn ihre Reize Bewunderer fanden. Die Bewunderer gingen allerdings leer aus; ſie brachten gerade nur dem guten Felix Gewinn. Denn hundertmal umarmte ihn ſeine Frau mit innigerer Zärtlichkeit, wenn ſie ſich im Geheimen ſagen konnte: Ich ziehe ihn und unſern Mangel all den glänzenden Herren und ihren noch glänzendern Lockungen vor. O, er muß, er muß in meiner getreuen Liebe glücklich ſeyn! und dieſes Bewußtſeyn macht auch mich zur ſeligſten aller Weiber! Manchmal hatte ſie auch dem Gatten, der nicht Argwohn, nicht Eiferſucht kannte, ſcherzend mitgetheilt, welche Netze ihr geſtellt worden waren, welche Seufzer und Sehnſuchtsflammen ſie angeweht und angelodert hatten. Welch' eine Heiterkeit beſeelte dann das Ehepaar! Wie lachten ſie, verſichert von ihrer gegenſeitigen unerſchütterlichen Zuneigung!

Seitdem hatten ſich die Dinge geändert. Katharinens Frühling war dahingegangen. Niemand bewunderte ſie mehr; niemand mehr ſeufzte, flammte voll Sehnſucht nach ihr. Vernünftig, wie ſie war, und ihren Haus- und Mutterpflichten obliegend, hatte ſie jene Gefühlsgaukler, die zu finden, wo Blüthen duften, vergeſſen. — Doch ſchlummerte ſie nur, die kleine Eitelkeit des Weibes. Die Huldigungen, die plötzlich in ihre Hütte, aber zu den Füßen der hübſchgebliebnen Schweſter niederregneten, waren ihr zuerſt befremdend, dann abgeſchmackt, dann anſtößig, endlich unerträglich vorgekommen, und ſie dankte den himmliſchen Mächten für die Maßregeln, die Felix und Toberl ergriffen hatten, und für die wiederhergeſtellte Einſamkeit des Hauſes.

Aber gleichſam zur Strafe ihres geheimen Neides kamen andere Beirrungen über ſie. — Zwiſchen Stadt und Vorſtadt liegt ein hübſcher ſchattiger Spaziergang, ein Glaçis, ein Boulevard, wie man's nennen will. Labyrinthiſche Schlingwege durchſchneiden die geräumige Strecke zu beiden Seiten des Fahrwegs. Blumenſtücke, Baumgruppen und Boskette, maleriſch zerſtreut, ſchmücken den Ort. Unterm grünen Dach dieſer Bäume, dieſer Büſche fehlen Ruhebänke nicht. Dort wimmelt es an ſchönen Morgen- und Abendſtunden von Leuten, die in der That wiſſen, wozu Raſen, Bäume, Blumen und Spaziergänge auf der Welt ſind. Dort ſitzen unter andern die beſcheidenen Frauen und Mütter mit ihren Familien, die ſich harmlos unter liebreichen Augen beluſtigen, während die noblere Geſellſchaft längs der Fahrſtraße auf grünen Stühlen prangt und Staub ſchluckt, was ſie vermag, nur um geſehen zu werden. — Seitdem ihre Krankheit ſie verlaſſen, beſuchte Katharina öfters eines der entlegnern Boskette der Alameda, und gewöhnlich waren alle ihre

Kinder und die Schweſter mit den ihrigen in ihrer Begleitung. Nur Gottfried, den die Schule und ein paar Lektionen, die er am Abend unentgeldlich von einigen menſchenfreundlichen Lehrern genoß, in der Stadt beſchäftigten, war meiſtens abweſend.

Wenn nun die Kinder, alle ausgezeichnet hübſch, namentlich die ältern Zwillinge, die äußerſt niedlich geſtaltet, und mit wundervollen Köpfchen begabt, im Graſe ſpielten, ſprachen die Mütter von ihrem kleinen Hausweſen, von den wachſenden Bedürfniſſen der Gegenwart und der ungewiſſen Zukunft, und arbeiteten dabei bald dieſes bald jenes. — Einſt — die Verlegenheiten der Haushaltung waren ſo bedeutend geſtiegen, daß Katharine und ihre Schweſter einander an Verzagtheit überboten — einſt war's trotz aller gegenſeitigen Troſtgründe und Aufmunterungen im Verlauf des Geſprächs dahin gekommen, daß beide Frauen rothe Augen hatten; als eine langgewachſene Dame an ihnen vorbei kam, der ein Bedienter in angemeſſener Entfernung folgte. In Seide und Cachemir gehüllt, war die Dame eben doch nur ein bleiches Gerippe, das von Katharine ſchwerlich erkannt worden wäre, hätte ſie ſich nicht der Livree erinnert. „Mein Gott! Suſanne,“ ſagte ſie leiſe zur Schweſter, deren Ellbogen berührend: „ſieh doch! der Himmel verzeih mir's: das iſt die Gräfin Amſelburg; wahrhaftig, ſie iſt's. Ach! wie alt iſt ſie geworden, und, was ſchlimmer, wie häßlich!“ — Suſanne antwortete: „Jugend vergeht, Schönheit vergeht, Hoffart beſteht. Sie iſt, wie ich zu bemerken glaube, noch die adelſtolze, übermüthige, grobvornehme Dame, die ſie von jeher geweſen." — „St!" ermahnte Katharine: „St! ſie ſieht uns an."

Die Gräſin war in der That ſtehen geblieben, betrachtete mit einigem Intereſſe die Kindergruppe zu ihren Füßen, beſah ſich dann durch die Lorgnette die auf der Bank ſitzenden Mütter. Katharine that nicht dergleichen, als würde ſie der ehemaligen Gebieterin gewahr. Sie hatte kaum mehr eine Verpflichtung gegen dieſelbe, denn ſie war im Unfrieden aus dem gräflichen Hauſe gegangen, weil die Gräſin eine unbarmherzige Widerſacherin ihrer Heirath mit Felix geweſen. Von Stund an hatte ſich auch die gnädige Frau nicht mit einer Sylbe nach ihrer ehemaligen Kammerjungfer erkundigt, und von beiden Seiten hatte man ſich vergeſſen.

„Unverſchämt!" murmelte Katharine, die Augen niederſchlagend: „Stellt ſie ſich nicht an, als wollte ſie mich mit ihren Blicken durchbohren?" — „Sie hat ſich Deiner erinnert, hat Dich erkannt, ich wette;" ſagte Suſanne, und gleich darauf: „Genire Dich nur nicht mehr. Sie hat's jetzt mit Deinen Kindern. Sieh, wie ſie ſich herabläßt! Deine Zwillinge haben Gnade vor ihren Augen gefunden." — „Wenn ſie mir nur nicht die Kinder verhext," lächelte Katharine: „Du glaubſt nicht, wie böſe ſie iſt. Sie war ein Nagel zum Sarg der alten Gräſin, meiner Wohlthäterin. Vom Augenblick, da ſie als die Sohnsfrau ins Haus gezogen war.... gute Nacht, Friede und Segen." — „Nun, nun; die Bosheit brachte auch ihr ſelber nicht Roſen," meinte Suſanne: „ſie iſt welk, ihre Wange hohl, ihre Stirne kummervoll. Sieh, wie betrübt ihre eingeſunkenen Augen auf Deinen Kleinen haften! Was hat ſie nur mit ihnen?“ — Katharine entgegnete: „Ich will Dir ſagen: ihre eignen Kinder ſind alle geſtorben. Es mag ihr weh thun und zugleich auch wohl, dem Treiben dieſer dicken und geſunden Kreaturen zuzuſchauen. Ich bin der Frau nicht gut, aber eine trauernde Mutter iſt in allwege zu beklagen. Was hilft da alles Geld und Gut? Millionen von Thalern füllen nicht das ausgeplünderte Herz einer Mutter, die ihre Kinder verloren.“ —

Indem Katharine alſo redete und im tiefſten Seelengrund bewegt war, lorgnirte die Gräſin noch einmal nach ihr hin, ſtreichelte noch einmal das glänzende Haar des Bübchens, mit dem ſie ſich abgegeben, und ſetzte ihren Weg weiter fort. Ein- zweimal ſchaute ſie ſich nach dem Jungen um. Plötzlich — kaum ein paar hundert kleine Schritte entfernt, winkte ſie dem Bedienten, und gab ihm einen Befehl, indem ſie mit Haſt nach der Allee deutete, in welcher die vornehmen Leute reihenweiſe ſaßen und ſpazierten. — Der Bediente lief, wohin ſie deutete, als brenne ihm das Schnupftuch in der Taſche, und während er rannte, ſtand die Gräſin ſtill und kerzengerade auf dem Fleck. — „Was mag ihr wohl durch den Kopf gefahren ſeyn?“ fragten ſich Suſanne und Katharine.

Nicht lange, und mit dem Bedienten kam ein Herr daher, ein recht intereſſanter Kavalier, nicht mehr jung, aber wohlgewachſen und zierlich gekleidet, mit dem einnehmendſten Geſichte voll von Güte, aber auch voll von Leid und Gram. Er näherte ſich der Gräſin mit vielem Reſpekt, und ſchien ſich nach ihren Befehlen zu erkundigen. Sie redete ihn lebhaft an, und zeigte nun beim dritten

Wort immer und immer wieder nach dem Ort, wo die beiden Mütter ſaßen und die Kinder ſpielten.

„Schon wieder hat ſie's mit Deinen Kindern," ſagte Suſanna; „das iſt befremdend." — „Ich weiß nicht, was ich denken ſoll," antwortete Frau Fortuna: „ich weiß auch nicht, warum mir ängſtlich um's Herz wird. Felix, Julchen!" — ſo hießen die erſten Zwillinge, auch ein Pärchen, wie die zweiten — „Paul, Amalie, Lina! kommt, es iſt Zeit, daß wir nach Hauſe gehen!"

Die Kinder, wie ſie gewöhnlich thun, wenn's gilt, den Spielplatz zu verlaſſen, eilten nicht ſehr, dem Wink zu gehorſamen. Mittlerweile packten die Mütter ihre Arbeitsbeutel voll; mittlerweile aber hatten ſich die Gräfin und ihr Begleiter im Eilmarſch wieder den Kindern genähert, und waren — wie zuvor die Gräfin allein — vor dem kleinen Felix ſtehen geblieben. Der Herr ſchlug wie verwundert die Hände zuſammen. Die Dame winkte dem Knaben, zog ihn beim Arm an ſich, deutete auf ſeine Stirn, ſeine Augen, ſeinen Mund, und ſchien den Begleiter bei jeder Bewegung zu fragen: „Iſt's nicht ſo? hab' ich nicht Recht?" Und immer auf's Neue verwunderte ſich der Herr, und nickte mit dem Kopfe und lachte den Knaben an.

„Kurios! kurios!" ſagte leiſe aber ängſtlich Katharine zur Schweſter: „ich will ein Ende machen! Geh, Suſanne, hole die Kinder herbei, ich bitte Dich."

Suſanne machte keine Umſtände. Während ſie jedoch ſich auf den Weg begab, ſegelte die Gräfin gählings auf Katharine zu. „Guten Abend!" ſagte ſie trocken: „wenn ich nicht irre, ſo iſt Sie die Katharine Eiſenlohr, die vor Zeiten in meinem Dienſt geweſen?“ — „Die Frau des Kanzliſten Fortuna;“ entgegnete erröthend die Angeſprochene. — „So, ſo, ja, ich beſinne mich;“ hob wieder die Gräſin an: „ich habe Sie ſchon lange nicht geſehen. Wie geht's? Nicht zum Beſten, wie ich hörte?“ — „Nein, gnädige Frau, aber Gott hat geſorgt bis heute, und wird noch ferner ſorgen.“ — „Schön, ſchön, wenn's mit dem frommen Vertrauen Ernſt iſt. Jenes Häuſchen Kinder… es ſind die Ihrigen?“ — „Der Knabe mit der rothen Mütze und das Mädchen mit den langen blonden Locken ſind die Kinder meiner Schweſter, Ew. Gnaden; die Andern mein; noch zwei zu Hauſe, der Aelteſte in der Zeichnungsſtunde.“ — „Mein Gott! ein Neſt voll! Arme Katharine! Die Kinder werden Ihr viele Sorge machen!“ — „Sie ſind geſund; deß bin ich froh.“ — „Geſund? gut; alſo auch ſehr hungrig? ſchlimm.“ — „Ew. Gnaden ſehen, daß ihnen nicht der Hunger aus den Augen ſieht.“

Katharine war gegen ihre Gewohnheit ein bischen herb geworden. Eine Mutter hört nicht gern Dinge, wie die Gräſin ſie vorbrachte mit jener impertinenten Herablaſſung und Theilnahme, die nur auf's Verwunden berechnet iſt. — Suſanne kam indeſſen mit den Kindern heran. Auf die Zwillinge zeigend, fragte die Frau von Amſelburg die Madame Fortuna in's Ohr: „Sind dieſe beiden gewiß Ihre Kinder?“ — „Noch einmal: ja, gnädige Frau.“ — „Die Kinder des Kanzleiſchreibers Fortuna?“ betonte die Gräſin noch ſchärfer. — „Was glauben Sie denn, Ihro Gnaden?“ rief Katharine, zurückfahrend, als ob ein Scorpion ſie geſtochen. — „Nur Geduld,“ ermahnte die Amſelburg kalt: „echauffiren wir uns nicht

Um kurz zu ſeyn: ich habe Ihr etwas mitzutheilen, Frau Fortuna.“ — „Sie befehlen…?“ — „Wenn Sie will, kann Sie einen ſchönen Coup machen.“ — „Sie befehlen…?“ — „Komme Sie doch Morgen zu mir, Kathi. Zwiſchen elf und zwölf Uhr bin ich zu ſprechen. Um zwölf Uhr fahre ich aus.“ — „Meine Hausgeſchäfte, Ihro Gnaden, erlauben mir gerade dieſe Stunde nicht. Sie werden gnädigſt verzeihen.“

Die Gräfin ſchaute die arme Frau betroffen an, als wollte ſie ſagen: „Du unterſtehſt Dich, mir etwas abzuſchlagen?“ Ein Donnerwetter trat grimmig auf die gerunzelte Stirne der Dame. Doch ging's wunderbarlich vorüber, und mit einem dürren: „Sie wird alſo von mir hören, Frau;“ nickte die Gräfin, drehte ſich um, und wandelte dem Kavalier entgegen, der in der Entfernung ſtehen geblieben war. Er reichte ihr den Arm; ſie verſchwanden bald hinter den Gebüſchen. Aber der Bediente holte die beiden Frauen noch ein und ſchrieb Katharina's Adreſſe in ſeine Schreibtafel; er antwortete auf Suſannens Frage: wer denn der blaſſe ſchöne Herr ſey? kaum ein nachläſſiges: „Kennen Sie nicht Se. Erlaucht, den Herrn Schwager der gnädigſten Frau Gräfin?“ und machte ſich laufermäßig davon.

„Dir ſteht ein großes Glück bevor;“ ſagte Suſanne nach einiger Zeit im Scherz. — „Du glaubſt nicht,“ antwortete Katharine, „wie das ſonderbare Geſchwätz der hochgräflichen Närrin mich erſchüttert hat. Ich zittre, und das Herz klopft mir heftig. Ich kann nicht glauben, daß ein rechtſchaffenes Glück auf ſolche Weiſe ſich ankündigt, und einen Boten ſchickt, wie die edle Dame iſt, die aus dem Grabe ſcheint geſtiegen zu ſeyn, Unheil anzurichten." — Suſanne erwiederte: „Wenn jetzt nur Herr Brandenberger hier wäre. Ich meine, wir ſollten ſeines Raths bedürfen."

„Ja, wenn er hier wäre — guten Abend, ihr Weiber!" fiel Fortuna's Stimme ein: „wenn Brandenberger da wäre, ſo könnte er ſeinen Gewinnſt gleich ſelbſt beziehen und das Weitere verordnen." — Der Schreiber kam eben aus der Stadt und führte den Gottfried an der Hand. — „Hat Ihres Freundes Loos gewonnen?" fragte Suſanne erheitert. — „Ja doch, aber eine wahre Kleinigkeit. Hier die Liſte, hier ein Freiloos, aber ich weiß wahrhaftig nicht, was mit den wenigen Gulden anzufangen... oder beſſer: ich wüßte ſchon, was ich an Brandenbergers Stelle thun würde; es iſt nicht der Mühe werth — Notabene, für ihn, der nicht darauf anſteht — dieſe Bagatelle zu behalten, ohne ſie auf einen andern möglichen Gewinn zu ſetzen." — „Sie ſprechen etwas undeutlich, liebſter Schwager." — „Dennoch," ſagte er lächelnd, „iſt es bald klar gemacht. Ob nun Brandenberger fünfundzwanzig Gulden mehr oder weniger im Beutel hat, darauf kömmt's nicht an. Für mich wär's ein Kapitälchen heutzutage, aber für ihn iſt's Nichts. Nun hat mir da der Zufall einen Proſpektus zu einer Güterlotterie in die Hände geſpielt ... die Ziehung erfolgt bald, baldigſt... wenn ich wüßte, ob ich mich's getrauen dürfte... ich würde den Frankfurter Gewinnſt in der Güterlotterie riskiren..." — Ei, ſo ſchreiben Sie Ihrem Freunde." — „Die Zeit iſt zu kurz; ehe die Antwort anlangt, iſt die Ziehung geſchehen. Zudem iſt Brandenberger auf einer

Reiſe in der Schweiz begriffen. Weiß Gott, wohin ihm der Brief nachlaufen müßte.... aber, Kathi, was haſt Du, mein Engel? Was fehlt Dir, mein Herz? Thut Dir die Abendluft nicht gut? Rührt ſich das Fieber auf's neue? Mein Liebchen, ei, warum ſo verſtimmt?" — Suſanne erzählte ihm das Zuſammentreffen mit der Gräfin, deren hochfahrendes Weſen und ſeltſame Aeußerungen. „Pah, pah!" lachte Felix: „wenn's nur das iſt! Wir ſind eben arme Leute. Die Vornehmen glauben zu Zeiten, uns hudeln zu dürfen. Uebrigens iſt der wunderliche Charakter der Gräfin eine allbekannte Sache. Warum ſo ängſtlich? ein Glück, daß unſere Kinder der hohen Dame zu gefallen die Ehre haben; ein großes Glück. Was ſie übrigens von Dir etwa will, iſt leicht zu errathen. Eine Haube, ein Chemiſette, einen Schnürleib, was weiß ich? Sie hatte Deiner vergeſſen, die Kinder haben ſie an Dich erinnert. Du mußt dem kleinen Felix ihre erlauchte Kundſchaft zu verdanken haben, wenn ſie nicht morgen Deiner Perſon und Adreſſe abermals vergißt. Da haſt Du den ganzen Zuſammenhang der Sache. Ich wollte, daß auf der Welt nichts wäre, was mich mehr beunruhigte. Sey munter, Du abergläubiſches Weibchen. Munter, ſag' ich Dir!" —

Dem Tröſter ſelbſt war gar nicht munter zu Sinne. In acht Tagen war des grünen Ladens Termin fällig. In acht bis vierzehn Tagen hatte er verſprochen, ſeine übrigen Schulden zu tilgen. Und woher nehmen all dieſes Geld? Er hatte zwar Hoffnungen... aber dieſelben narrten ihn ſchon ſeit Wochen. Dennoch gab er ſie nicht auf, der Mann von ſtarkem Glauben, der da meinte, alle

Menſchen müßten ſeyn wie Er; dem Wort und der Zuſage getreu.

Neben dem guten Felix, in derſelben Kanzleiſtube, zwiſchen denſelben vier kahlen Mauern, arbeitete ein alter Schreiber; ein Möbel, das ſchon vor undenklichen Zeiten in des Direktoriums Amtsgebäude eingeſtellt worden war. Der Mann, in ſeiner abgetragenen rothen Perücke, in dem ſchäbigen Schlotterrock, mit der häßlichen Phyſiognomie, die aller heimlich gehaltenen Leidenſchaften Spuren trug, und zugleich den Stempel der Ohnmacht, ſich redlich zu jenen Leidenſchaften zu bekennen, war eine Vogelſcheuche der ſeltenſten Art. Dieſes Produkt, im Schlamm des Elends groß geworden, hatte im langen Leben nur den Mangel gekannt, und Genüſſe, die mit dem Mangel Hand in Hand zu gehen vermögen. Auch die Dürftigkeit in Folio hat ihre Schwelgereien in Käſe und Branntwein, ihre Pfenningliebſchaften, ihre Kreuzerkomödie, ihren Kneipentanz, ihren Dilettantism mannigfaltiger Natur. Des Menſchen Begierden ſind in jeder Sphäre dieſelben; ein wenig feiner, ein bischen roher, je nachdem. Die alte Schreibmaſchine, von welcher hier die Rede, und die von ihren Kollegen den Spottnamen „Papa Maccuba“ erhalten, weil der Mann unvernünftig ſchnupfte, wenn ſchon nicht von der genannten Sorte, hatte ſich mit beſondrer Seelenthätigkeit auf eine Todſünde geworfen, die oberflächlich beſehen, mit der Armuth unverträglich ſcheint: auf den Geiz. Er hatte das Unmögliche möglich gemacht; er, der kaum nothdürftig zu exiſtiren vermochte und daneben die Schenke frequentirte, hatte das Geheimniß gefunden, klingendes Geld zurückzulegen; in irgend einem alten Strumpf ein Kapital zu begründen, das er arbeiten machte, trotz des beſten Wechslers, wenn auch dann und wann nicht, in ſpiegellautern Geſchäften. Er war ſeit langen Jahren der Nothhelfer der bassa famiglia des Direktoriums. Er hatte mit ſeinem Reichthum und ſeiner Geſchicklichkeit ſogar den Kanzleidiener aus dem Sattel gehoben, der herkömmlicherweiſe befugt iſt, dem niedern Schreiberperſonale Geld zu leihen und zu Ueberröcken auf Borg zu verhelfen. Dennoch ging Papa Macouba mit ſeinen Clienten nicht gar ſäuberlich um; ein verſchwenderiſcher Fürſt zahlte kaum ſo hohe Wucherprocente wie die armen Federgeſellen thun mußten. Indeſſen: Papa Macouba war einmal in der Mode; er beſaß das Vertrauen der Seinigen: das war genug.

Felix, ſeinen zahlreichen Verlegenheiten zum Trotz, hatte noch nie ſeine Zuflucht zu dem alten Beutelſchneider genommen; zur Verwunderung des Letztern. Papa Macouba fühlte ſeinen Ehrgeiz durch dieſe ſtille Verachtung ſeiner Verdienſte gekränkt. Somit handelte er wie manches Weib, das ſpröde thut gegen diejenigen, die es zu ſuchen kommen, und zahm den andern nachläuft, die ihm ausweichen. Er war die eingefleiſchte Gefälligkeit, dem unbefangenen Felix gegenüber. Vielleicht trug auch die Vertraulichkeit des Raths mit ſeinem Nachbar manches bei, den alten Schächer kirre zu machen. Er reinigte das Pult Fortuna's mit ſeinem höchſteignen Flederwiſch alltäglich. Wenn dem Felix die Sonne auf's Papier oder in die Augen ſchien, eilte Macouba, den Verhang von Segeltuch, der das Fenſter garnirte, herabzulaſſen. Schon oft hatte er zur Winterzeit ſeinem Nachbar einen der gebratenen Aepfel dargeboten, die er ſelbſt als Frühſtück genoß; unzähligemal hatte er ihm ſein Federmeſſer geliehen, und des Andern Meſſer geſchärft auf ſeinem eignen Schleifſtein. Fortuna brauchte ſich nicht zu bemühen, wenn er Dinte brauchte, wenn ein Aktenſtück fehlte, wenn der Ofen kalt wurde, wenn durch die Thüre der Zugwind ſtrich. Macouba holte den Krug, trieb in den andern Bureaux die Papiere auf, legte im Ofen nach, machte ſorglichſt die Thüren zu. Macouba erſchöpfte ſich mit einem Worte in allen Koketterieen, mit denen ein alter Schreiber ſeinen jüngern Kameraden zu bezaubern vermag.

Da er mit all ſeinen Hexereien jedoch nichts eroberte, als eine dankbarnachbarliche Höflichkeit, ging ihm manchmal die Geduld aus. Doch zeigte er die Blöße ſeines Ehrgeizes nie, er faßte ſich, und ſprach ſich ſelber Muth zu: „Ich erniedrige mich, ich werfe mich weg, aber der glatte Burſche iſt eine nackte Maus, und es könnte ſeyn, es könnte ſich geben, daß die Erniedrigung, die Demuth, der Kniefall doch einmal an ihn käme. Jedenfalls ein Menſch, wie er mir noch nicht vorgekommen; ein ſeltener Kerl, und eben deßwegen ſetze ich meinen Kopf auf.“

Macouba wußte von Felix, was die ganze Stadt wußte: Viele Kinder, wenig Brod. Einſt kam Fortuna ungewöhnlich blaß und übernächtig in's Büreau, warf den Hut von ſich, ſtatt ihn bedächtig aufzuhängen, fluchte ein wenig, weil die Schreibärmel nicht mit gewohnter Bequemlichkeit ſich anlegen ließen, raſpelte eine Stunde lang an ſeinen Federn herum, rieb ſich die Stirne, räuſperte ſich oft. Macouba ſagte ſich leiſe: „der Menſch geht nicht in's Wirthshaus, er ſpielt nicht, er läuft den Schürzen nicht nach. Seine Uebernächtigkeit kommt daher von Sorgen. Schlafloſe Nacht von Kreuz und Elend. Voyons.“ — Nahm, gleichſam wie ſpielend, zwei Thaler, die er am ſelben Morgen als Zinſen von Vieren eingetrieben, aus der Taſche, ließ einen am andern klingen, als prüfte er das Silber, und richtig, wie er vermuthet hatte, hob Felix raſch das Haupt, blinzelte ein wenig, und zwar ſehnſüchtig nach dem klingenden Gelde, ſchlug dann die Augen wieder nieder auf's Papier und ſchrieb darauf los, als hätte er einen Kurier abzufertigen. — „Aha!“ ſagte ſich Macouba, hoffnungsvoll. Dann aber warf er laut die Worte hin: „Wenn ich nur wüßte, was damit anzufangen?“ — Keine Antwort. — „Mit dieſen beiden werden's zehne ſeyn, die mir jetzo liegen wie Blei.“ — Felix ſchnaufte nicht. — „Wollte ſie gerne mit geringſtem Nutzen anwenden, wenn ich wüßte, wem damit zu dienen?“ — Felix ſcharrte mit den Füßen und ſchrieb auf Mord und Tod an ſeinem Penſum weiter. — „Wiſſen Sie nicht etwa Jemand, der das Bischen brauchen könnte, Herr Fortuna? Zehn Thaler wären's Summa Summarum.“ — „Ich... ich weiß Ihnen keine Seele zuzuweiſen, lieber Papa;“ entgegnete Felix. — „Schade. Sie hätten mir einen ehrlichen Kunden vorgeſchlagen. Nicht alle ſind ehrlich, die einem armen Mann ſein Bischen abborgen. Schade.“ — „Thut mir leid, Papa Macouba.“ — „Lieber Fortuna: Sie ſind ein Biedermann. Wahrhaftig: wenn Sie jemals ſelbſt im Fall ſeyn ſollten...“ — Felix ſchaute auf, im Geſicht blutroth. „Ich? wer ſagt Ihnen? was denken Sie?“ — „Bitte um Vergebung; wollte Sie nicht beleidigen.“ Macouba ſchob etwas empfindlich die Thaler ein. Nach einer Pauſe ſagte Felix begütigend zu ihm: „Verzeihen Sie ſelbſt meiner Heftigkeit; aber, in Wahrheit, mein Lieber, mit zehn Thalern wäre mir bei weitem nicht geholfen. Ich danke indeſſen.“

Der erſte Verſuch Macouba's war alſo fehlgeſchlagen; indeſſen hatte Fortuna ein Geſtändniß gemacht. Ein paar Wochen ſpäter war der wucheriſche Papa im Stande, ſeine Laufgräben neuerdings zu eröffnen. Die Glücksgöttin, jene Spenderin ohne Verſtand und Gewiſſen, die als eine ächte Stiefmutter dem ehrlichen Fortuna nur ihren Namen und nicht ihr Erbe beſchieden, machte einen Streich ihrer Blindheit würdig. Sie warf dem ſchäbigen Papa Macouba die Verlaſſenſchaft einer uralten Schweſter zu, die ſich vorgenommen hatte, geradaus zweitauſend Thaler zuſammenzuſcharren, zuſammenzufilzen, zuſammenzuhungern, und die juſt über dem letzten der Zweitauſend den ſchmutzigen Geiſt aufgegeben. — Dieſes überglückliche Ereigniß machte zwar den Herrn Bruder mit der rothen Perrücke auf einige Tage konfus. Er ſchwänzte, was er nie gethan, die Schreibſtube zweimal; er zählte ſein angefallnes Geld ein dutzendmal; er verſorgte dieſen Schatz, ſo gut es ihm möglich war, kaufte ſich ein paar neue Hemden, trank ſich ein paar Haarbeutel, verſprach einer Magd, die am Brunnen Gemüſe putzte, die Ehe; kurz: machte einen Exceß um den andern. Tags darauf ging er jedoch wieder in ſich, beſuchte die Kirche, bereute und beweinte ſeine Schwachheit, ſchenkte einen Gulden in ſchlechten Sechſern dem Spital, dem Blindeninſtitut ein altes Mikroskop, den Kleinkinderbewahranſtalten ein Raſirmeſſer, das ihm als uneingelöstes Pfand geblieben war, und trat ſchon am vierten Tage in's Geleis ſeines bisherigen Lebens zurück; aus einem Stück gegoſſen der Alte. „Wenn ich den Spazza-Camin jetzt nicht fange, ſo fange ich ihn nie;“ redete er ſich ſelbſt an, da er in die Schreibſtube kam und ſich dem Felix gegenüber ſetzte. Mit biedrer Vertraulichkeit bückte er ſich zum Nachbar hinüber und ſprach: „Jetzt hätte ich ſchon ein paar hundert Thaler für einen Ehrenmann in Reſerve, wenn ihm damit geholfen wäre.“ — Und Felix, dem in der Nacht geträumt vom grünen Lauden, und den entſetzlichen Peinigungen, die er, unvermögend zu bezahlen, von der Alten würde auszuſtehen haben, ſah keinen Rath mehr vor ſich, und ſteckte in der Verzweiflung den Kopf in die Schlinge, die ihm der Papa Macouba henkermäßig vorhielt. Felix entdeckte dem alten Geldwurm ſeine ganze Lage: eine überflüſſige Mühe, denn Macouba wußte bereits Alles. Hierauf kamen ſie überein, daß der Letztere die nöthigen Fonds vorſchießen und der Erſtere ihm dafür ſein Häuschen, ſeine Habſeligkeiten, ſeine magere Beſoldung, Kind und Weib und Ehre bis zum letzten Faden verpfänden wolle. Ein harter Pakt, und doch hatte Macouba ſein letztes Wort noch nicht geſprochen, ſeine Zinsforderung noch nicht ſummirt, und Alles im Schweben gelaſſen, damit ſich erfülle, wonach er ſich geſehnt, weßwegen er gedient und kokettirt, warum er gebuhlt: damit die ächte Leidenszeit über den armen Felix käme. — Er hielt ihn wie den zappelnden Maikäfer am Faden; er konnte jetzt mit ihm ſpielen Katze und Maus nach Gefallen, und er that's. Denn von Tag zu Tag verſchob er die Erfüllung ſeines Verſprechens und ließ dem armen Teufel das Waſſer des Rothdrangs langſam bis an die Bruſt und Kehle wachſen.

In ſolcher martervollen Lage, — den Wucherer anbettelnd immer auf's Neue, Stunde für Stunde, fand der wunderbar organiſirte Felix noch die Stärke, das Aergſte ſeinem lieben Weibe zu verhehlen; die Heiterkeit, deren er bedurfte, ſeine Kathi aufzumuntern; das Gleichgewicht, das Intereſſe ſeines Freundes zu bewahren wie ſein Auge, und — unter anderm — die genannten fünfund-zwanzig Gulden blank und baar in ein paar Looſe der nächſtens zu ziehenden Güterlotterie zu ſtecken. — Und nur noch acht Tage hatten zu verrinnen bis zum Tag der Schande und des traurigſten Bankerotts, und der Schelm Macouba machte noch immer nicht die geringſte Anſtalt, ſein Wort zu löſen.

Katharine hatte von ihrem Manne Vernunft angenommen, die Gräfin Amſelburg und den Plunder, den dieſe geredet, vergeſſen. — Sie ſaß in ihrer Kinder Mitte, und an ihrer Seite die Wittwe, und der Troſt der Unterhaltung war, wie gewöhnlich, der ſelige Oberlieutenant: wie ſo brav, wie ſo lieb, wie ſo tapfer, wie ſo treu, wie ſo edel er geweſen, und was dem mehr. — Nach dem Todten kam der Lebendige an die Reihe, der Herr des Hauſes, Katharina's Gatte, und ſeines Ruhms war nicht weniger, als des im Jenſeits wandelnden Offiziers. Katharine namentlich fand der Worte nicht genug, um auf deutſch zu ſagen, was er für ein Mann und Muſter aller Männer. Sie erzählte von dem Unglück, das ihn ſtets begleitet, weil er zu gut und rechtſchaffen; von dem Muthe, den er in den ſchwierigſten Bedrängniſſen bewieſen; von ſeiner überſchwenglichen Liebe zu ihr und den Kindern, für die er nicht allein allaugenblicklich Rock und Hemde, ſondern auch die Haut und das Blut aus dem Herzen hinzugeben bereit ſey; von ſeinem Zartgefühl endlich, das noch jetzt ſo lebendig und jung, wie es in der Blüthenzeit des Brautſtandes geweſen. „Höre einmal, beſte Suſanne," ſagte ſie, ihrer Vertraulichkeit keine Gränzen mehr ſteckend, „höre, was mein allerliebſter Felix zu thun im Stande iſt. Du weißt, wie ſchlecht wir jetzo in unſern Finanzen beſchaffen ſind; gewiß aber hat uns Felix noch bei weitem nicht Alles, was ihn drückt und preßt, mitgetheilt. Der Haushalt, ſo gering er iſt, leidet indeſſen unter unſerm jetzigen Geldmangel ſehr. Meine Taſche iſt ſehr übel beſtellt, und wer weiß, ob nicht unſre magre Küche ganz und gar aufhören müßte zu rauchen, wenn nicht eines Engels Hand allmorgendlich eine kleine Gabe oder Zulage in meinen Beutel ſteckte. Ja; ich darf jetzt immer darauf rechnen: ſeit ein paar Wochen finde ich alle Morgen einen kleinen Zuſchuß neben meinen paar Pfenningen; bald weniger, bald mehr: einen Zwölfer, einen Achtzehner, einmal iſt's ſogar ein Käſperle geweſen. Der Engel, der die Gabe bringt, heißt aber Felix, das weiß ich nur zu gewiß. Wie mag ſich der gute Mann am Schreibtiſch abmartern, um die ſo hilfreiche Zulage zu verdienen! Um ihm nicht die Freude, die herzinnigliche Luſt, die er dabei genießt, mir heimlich Gutes zu thun, zu verderben, hab' ich nicht dergleichen gethan, als wüßte ich, daß die Ueberraſchung ſein Werk ſey. Er iſt ſo kindlich, ſo ſeelengut mit einem Wort..." — „Gott erhalte Dir den Mann Deiner Liebe!" ſagte die Wittwe mit Thränen im Auge.

— Katharine fuhr fort: „Ja, das wolle er! Er ſchenke endlich auch dem Beſten aller Gatten den Lohn, der ihm doch einmal gebührt, ein Leben ohne Sorgen! Ich für meinen Theil, Schweſter, — Du kennſt mich — ich kann und will mich beſcheiden. Zufriedenheit würzt mir auch die trockene Brodrinde, aber meinem wackern vielgeplagten Männchen möchte ich ſchon ein bischen Wohlſtand gönnen. Er bedarf der Heiterkeit, der Zerſtreuung... Nun, wir Alle könnten ein beſſres Loos wohl vertragen; ich verachtete es nicht, ſo wenig als andere es thun... mit all meiner Ergebung hab' ich doch auch meine Schwächen, Suſanne. Sieh, ich könnte den bitterſten Mangel leiden ohne Murren, und dennoch hängt an elenden Kleinigkeiten mein Herz. Glaubſt Du mir's, wenn ich Dir ſage, daß ich manchmal — auf Augenblicke freilich nur — melancholiſch werde, wenn ich den zinnernen Löffel betrachte, womit ich meine Suppe eſſe? Nicht ein Silberlöffel mehr im Hauſe! von Jugend auf als dienende Perſon war ich an den Tand gewöhnt! Denke Dir, wie närriſch ich bin.“ — Suſanne lachte, und meinte, die Suppe ſey immerhin die Hauptſache und der Löffel nur ein Nebending. Indeſſen bemerkte Katharine, daß der neugierige Gottfried ſich hinter ihren Stuhl geſchlichen hatte, und dem Geſpräch mit größter Spannung zuhorchte. „Was willſt Du da?“ rief ſie ſtrenge: „mußt Du überall dabei ſeyn? Schau, Gottfried! die Neugierde iſt Deine ſchlimmſte Eigenſchaft. Ein beſcheidener Menſch horcht nur auf das, was man zu ihm redet, und drängt ſich nicht herzu, wo er nicht gebeten iſt. Was machſt Du noch zu Hauſe? Iſt nicht die Schulſtunde da? Immer träge, immer läſſig, wenn Du gehen ſollſt; immer ſaumſelig, wenn Du zu kommen haſt. Unter anderm: welche Manier ſeit einiger Zeit, immer ſo ſpät heimzukehren am Mittag und am Abend? Schon ein paarmal hatten wir unſre Mahlzeit genoſſen und Du warſt noch nicht da. Pfui; ſchäme Dich." — „Der Profeſſor Krauſe, der von elf bis zwölf lehrt, wird niemals fertig:" verſetzte Gottfried ſchüchtern; „und Abends habe ich Zeichen- und Schreibſtunde aparte. Der Herr Lehrer Wolff läßt mich vor neun Uhr nicht los, und der Weg nach Hauſe iſt weit." — „Du ſagſt es, Gottfried, und ich muß es glauben. Weil es zu Deinem Beſten, und weil der Vater es erlaubt, hab' ich nichts dagegen, nur möchte ich nicht, daß Du in ſchlimme Geſellſchaft gerietheſt, oder zu Schaden kämeſt, mein Kind." — „Sey ohne Sorgen, liebe Mutter!"

Gottfried hing den Schulſack um, ſetzte die Mütze auf. Indeſſen ließ ſich vor dem Hauſe ein ganz ungewöhnliches Getöſe vernehmen. Die Kinder ſprangen an die Fenſter, klatſchten in die Hände, jauchzten auf. „Eine Kutſche, eine Kutſche mit Wappen!" rief Gottfried: „Da muß ich aufmachen, geſchwinde aufmachen." Wie ein Blitz war er draußen.

„Wahrhaftig eine Kutſche!" ſagte die Wittwe erſchrocken und ließ die Hände gefaltet in den Schoß ſinken. „Der Kutſcher hat eine engliſche Perücke, der Jäger ſieht aus, wie ein General...!" — Katharine war aufgeſprungen, das Blut trat ihr in's Geſicht. Vor ihren Augen funkelte es grün und braun, Silber und Gold... die Livree der Amſelburge! Da ſtand auch wahrhaftig das Wappen mit der Grafenkrone an dem glänzenden Wagen:

das rothe Feld mit dem weißen Balken, die traurige ſchwarze Amſel mit dem Goldring im Schnabel... der Jäger hob eine lange Mumie aus der Kutſche... die Gräfin war's ſelbſt in hoher Perſon. „Da haben wir's!" ſeufzte Katharine und warf die ſchmutzige Schürze von dannen. Die Oberlieutnantin trieb die Kinder in wilder gezwungener Flucht aus der Stube über die Treppe in ihre Dachkammer. So fand denn die Gräfin reines Feld, und konnte wenigſtens athmen in der Stube der Armuth; denn Katharine hatte im Nu alle Fenſter aufgeriſſen, um Licht und Wärme und Luft einzulaſſen. Der qualvollſten Verlegenheit zur Beute, führte ſie nun auch den unerwarteten Gaſt zum Ehrenſeſſel des Hauſes, und erwartete mit ſtummer Verneigung, was da weiter erfolgen würde. —

Die Gräfin wedelte mit ihrem von Wohlgerüchen überſättigten Schnupftuch unabläſſig hin und her. „Weil Sie nicht zu mir kommen mag, muß ich mich ſchon ſelbſt zu Ihr bemühen;" ſagte ſie ſpitzig; fiel jedoch gleich in einen andern etwas beſſer klingenden Ton: „Der Frauenverein, meine Liebe, thut gerne etwas für bedrängte Mütter vieler Kinder. Er ſchickt auch Ihr, Kathi, eine kleine Unterſtützung, und ich, als Vorſteherin des Vereins, habe Ihr die Gabe in Perſon überbringen wollen. Es ſind dreißig Thaler..." Die Dame legte das Paket auf den Tiſch... „es iſt viel mehr, als der Verein gewöhnlich zu geben pflegt. Sie iſt rekommandirt worden. Mache Sie der Empfehlung Ehre und verwende Sie das Geld mit Maß und beſtem Gewiſſen." — „Ein Almoſen!" liſpelte Katharine tief gekränkt.

Die Gräfin hörte dieſes entweder nicht, oder ſtellte ſich mindeſtens, als ob ſie nichts vernommen. Sie ſah ſich in der Stube um. „Wo hat Sie Ihre Kinder?“ — „Sie ſind oben bei der Schweſter.“ — „Ich möchte gern den kleinen Jungen ſehen, den Felix, heißt er nicht ſo?“ — „Zu Ihrem Befehl.“ Katharine rief den Kleinen. Er kam. Die Gräſin betrachtete ihn mit Intereſſe. „Findet Sie nicht, daß er in die Familie meines Mannes ſieht?“ fragte ſie. Katharine antwortete nicht, verwundert und mißvergnügt, wie ſie war.

Die Frau von Amſelburg ließ nicht nach. „Betrachte Sie dieſe Augen, dieſe Naſe; ein nobler Schnitt, wahrhaftig. Der Mund iſt auffallend cavaliermäßig. Man ſollte die Herkunft dieſes Knaben nicht errathen, wenn er unter anderer Umgebung in der Welt aufträte. Ich bin, da ich ihn ſah, auf den Gedanken gekommen, der Herr Graf habe ſich vielleicht eine Caprice erlaubt...“ — „Um Gotteswillen, gnädige Frau!“ fiel ihr Katharina ungeſtüm in's Wort: „reden Sie nicht aus. Ich bin eine ehrliche Frau, und Sie werden meine Hütte nicht beſucht haben, um mich zu beſchimpfen?“ — „Ta, ta, ta!“ entgegnete die Gräſin ſtolz: „echauffiren wir uns nicht. Was Frauen meines Standes zu Geringern ſagen, beſchimpft nie, merke Sie ſich das. Zudem beſtehe ich nicht auf meiner Idee. Ich werde mich geirrt haben. Führe Sie jetzo das Kind weg.“

Es geſchah, wie die Gräſin befohlen. Als Katharine zurückkam, fragte die Dame: „Sind wir hier allein? Iſt Niemand um die Wege? nicht ein Kind, nicht eine Magd, nicht die Schweſter? Was ich zu ſagen habe, muß unter uns bleiben. Sie muß mir den kleinen Felix abtreten, Kathi." — „Wie? hör' ich recht? mein Kind? Ihnen? ich muß?" — „Kein Geſchrei, möcht' ich bitten. Sie muß, weil Ihr Vortheil es will." — „Ich weiß nicht, was ſagen? Ich bin verſteinert. Ich träume, Frau Gräfin." — „Einfältiges Gewäſch. Sie träumt nicht, aber ich glaube einer Komödie beizuwohnen, wenn ich Sie ſo tragiſch ſich geberden ſehe. Was will Sie für den Buben haben? Das iſt der Hauptpunkt." — „Was denken Sie, was mit ihm geſchehen ſoll? für mich, Frau Gräfin, wäre dieſes der Hauptpunkt." — „Ich werde Ihr Alles mit ein paar Worten ſagen. Mein Schwager hat ſein einziges Kind verloren, einen Knaben im Alter des Ihrigen, vom ſelben Aeußern ungefähr. Die Mutter, meine Schweſter, die ihr Gatte über Alles liebt, iſt über den Verluſt des Kindes wahnſinnig geworden. Sie aus ihrem ganz abſonderlichen Zuſtande zu erretten, gäbe es nur ein Mittel oder beſſer ein Wunder, ſagen die Aerzte: die Wiedererweckung des Verſtorbenen, ſeine Wiedervereinigung mit der Mutter. Ihr Kind, liebe Kathi, kann das Wunder bewerkſtelligen. Es wird aber lange Zeit dazu gehören, und nothwendig muß alsdann die Täuſchung fortgeſetzt werden, damit nicht ein Rückfall eintrete; bis entweder ein neuer Kinderſegen meine Schweſter beglückt und ſie ſtark genug macht, die Enttäuſchung zu ertragen, oder bis einmal die Verhältniſſe eine Entdeckung des Geheimniſſes unumgänglich nöthig machen. Sie wird einſehen, daß Ihr und des Schreibers Fortuna Sohn nicht geeignet wäre, der Erbe des gräflichen Namens und Vermögens zu werden; aber ich bürge dafür, im Namen meines Schwagers, daß ihm eine ſolide Zukunft nicht entgehen ſoll, und eine

Stellung im Leben, wie er ſie von ſeinen Eltern nie erwarten kann. Unterdeſſen würde Euch eine Jahresrente geſichert werden, über deren Betrag wir uns verſtändigen wollen." — „Halten Sie ein, Frau Gräfin." — „Albernheiten! warum ſo zimperlich? Was verlangt Sie für den Knaben?" — „Ich ſoll mein Kind, mein Blut um Geld hingeben?" — „Nun ja, und zwar nur unter der einzigen Bedingung, daß Sie niemals mehr auf daſſelbe einen Anſpruch mache, und den Vertrag rechtſchaffen als ein Geheimniß bewahre, bis es nicht mehr nöthig ſeyn wird. Der Knabe ſeinerſeits iſt noch im Alter, das eine Entwöhnung vom Elternhauſe erlaubt, und bald wird ihm, vom Ueberfluß umgeben, die Armethei der Heimath nur wie ein leeres Traum- und Schattenbild vorkommen. Dafür ſorgen wir. Alſo? rede Sie als ein vernünftiges Weib."

Katharine redete, wie nicht zu läugnen, hierauf ſehr vernünftig, aber auch ſo heftig, wie man es von einer in ihrem Ehrgefühl und in ihren Pflichten tiefverletzten Mutter erwarten darf. Sie ſchlug mit der bündigſten Proteſtation alle ſo unzart gemachten Vorſchläge der Gräfin aus. Die Manier, in welcher dieſe antwortete, war nicht beſchaffen, die aufgeregte Mutter zu beſänftigen. Ein Wort gab das andere; der Zwieſprach wurde ſo laut, daß die Schweſter im obern Stockwerk jede Sylbe deutlich verſtehen konnte. „Undankbare Perſon! ſolche Reden einer Frau von Rang, von der Sie erſt mit Wohlthaten überhäuft worden iſt?" rief die Gräfin im höchſten Grade erbittert. — „Wenn Ihro Gnaden das Almoſen meinen, das Sie, ohne darum gebeten zu ſeyn, auf meinen Tiſch legten," antwortete eben ſo ſchnell und erhitzt die Frau des Schreibers, „ſo bitte ich nur, daſſelbe wieder hinwegnehmen zu wollen. Sie würden mir einen beſondern Gefallen damit erweiſen. Ich habe nicht gebettelt, werd' es, ſo Gott will, nicht thun, und bei Ew. Gnaden nun ſchon vollends gar nicht, und nimmer und in Ewigkeit nicht." — „Freche Hochmuthsnärrin!" brauste die Gräfin ihr entgegen; „es iſt Ihr Unglück, wenn Sie nicht ſchweigt. Meint Sie, daß ich meine Hände mit jenem Gelde wieder beſudeln möchte? O nein, verwunſchene Prinzeſſin, die Sie iſt. Einmal Pech angerührt, und in meinem Leben nicht wieder." Sie ging wie ein Sturmwind hinaus, und noch im Gehen warf ſie die Worte zurück: „Das hat man davon, wenn man ſich einer ſolchen Bagage annimmt!" — Nach einem Augenblick rollte der gräfliche Wagen gleichſam mit funkenſprühenden Rädern von dannen, und ſogar die Pferde ſchienen Zorn zu ſchnauben gegen das wankende Haus des armen Fortuna.

„Haſt Du gehört?" rief Katharine ihrer Schweſter, die herunterkam, entgegen, und weinte ihren Grimm und Schmerz an dem verwandten Buſen aus: „welch eine Stirn hat die entſetzliche Frau! was muß die Armuth ſich nicht gefallen laſſen!"

Fortuna, da er heimkehrte, und erfuhr, was vorgefallen, ſchien die Sache mit kälterm Auge anzuſehen. Begütigend ſagte er: „Warum weinſt Du? warum Geberden der Verzweiflung? Nicht zum erſtenmal wurde ein ähnlicher Vorſchlag gemacht; ſchon oft ſind derlei Verträge zum Vergnügen beider Parteien abgeſchloſſen worden; ſchon oft hat eines armen Schluckers Kind auf dieſe Weiſe ſein

Glück gemacht. Ich finde die Gräfin nicht ſo ſtrafbar, wie Du es Dir einbildeſt, und Du ſelbſt würdeſt ſie gelinder beurtheilen, wenn Du nicht ſchon längſt einen Groll gegen ſie im Herzen trügeſt.“ — „Du ſollteſt dieſen Groll theilen;“ entgegnete Katharine finſter: „Ich kann ſie nicht leiden, weil ſie ſich unſrer Heirath widerſetzen wollte.“ — „O Du liebe Närrin! Haben wir uns deßhalb weniger geheirathet? haben wir uns nicht gerade expreß ihr zum Aerger recht zärtlich geliebt?“

Katharine konnte nicht umhin, mitten durch ihren Verdruß ein wenig Sonne ſcheinen zu laſſen; ſie lächelte, aber dennoch ſchmollte ſie: „Wahr iſt's, daß die Männer leicht von Grundſätzen. Du biſt wie Alle. Du würdeſt unſer Kind verkauft haben.“ — „Oho, zu viel, zu viel! davon wäre noch viel zu reden geweſen. Jedenfalls ſtand Dir zu, auszuſchlagen, was man Dir anbot... allerdings, von der andern Seite, wenn Du wüßteſt, wie wir eigentlich daran ſind, wir arme kahle Leute...! Doch genug, ich will uns den Apetit nicht verderben. Kathi, ich bin hungrig, laß unſern Schmaus auftragen, und Heiterkeit ſey überall. Du haſt, wenn gleich zu herb und unhöflich, der Mutter Pflicht erfüllt, der Mutter Recht gehandhabt... Du ſollſt die Königin des Tages ſeyn, — ohne Ihnen zu nahe zu treten, liebe Schwägerin.“

Des Gatten unerſchöpflich gute Laune machte alle Stirnen wieder heiter. Suſanna ſcherzte, Kathi brachte lachend, was die frugale Küche beſcheerte, die Kinder drängten ſich jauchzend wie junge Raubthierchen um den Tiſch, um die rauchende Schüſſel. „Ich zähle die Häupter meiner Lieben,“ ſprach Felix, „und ſiehe: mir fehlt eins. Wo ſteckt der Gottfried wieder einmal?" — „Er kam noch nicht aus der Lehrſtunde. Du weißt ja, wie oft er zum Eſſen zu ſpät eintrifft." — „Ja wohl; aber heute... ich habe... ah, da kommt er eben über die Gaſſe geſchlingelt. Warte, warte!" —

„Nicht böſe ſeyn an dieſem wichtigen Tage!" redete ihm Suſanne zu: „wäre nicht heut bei einem Haar unſer kleiner Lex ein Gräflein geworden?" — Die Kinder lachten den Felix aus, der verdroſſen die Lippe hing. — „Es iſt wahr," ſagte Fortuna, daß der Junge in die Amſelburger Sippſchaft ſieht. Gerade ſo mürriſch, ſo vornehm Wie ſtehts, Contino? maulſt Du, weil Mama Kathi nicht in Deine Standeserhöhung willigte? Beruhige Dich, mein Sohn. Zwillinge ſind ſtets zu hohem Geſchick berufen. Die beiden in jener Wiege ſind vielleicht Keimchen eines fürſtlichen Geſchlechts." — „Du willſt mich heute ärgern, trotz der Gräſin;" ſagte Katharine ſpaßhaft. — „Hm, hm!" entgegnete der Mann, mit dem Finger drehend, „immer die Gräſin, nur die Gräſin! Wahr iſt's, daß keine ungeeignetere Unterhändlerin hätte geſchickt werden können. Bei allen Geſchäften und Angelegenheiten dieſes Lebens iſt zu wünſchen, daß nur immer die rechte Perſon käme, ... dann... aber ſieh da: da kommt ja gerade der rechte Taugenichts."

Gottfried trat in die Stube, wie einer in den Flegeljahren thut; ohne Gruß, ohne Bückling. Stillſchweigend hing er Bücherſack und Mütze an den Nagel, ſtreckte die Arme lang aus, als wolle er gerade in's Bett, ſchob ſeine Geſchwiſter ohne viel Federleſens auf ein gedrängteres Häuflein zuſammen, und griff tapfer zu. Der Vater ſah ihm ruhig zu, bis er mit dem Dringendſten fertig war; dann aber fragte er den Knaben: „Woher des Wegs, Kamerad?“ — „Vom Herrn Profeſſor,“ erwiederte Gottfried.“ — „Vom Profeſſor Krauſe?“ — „Yes.“ —

Zum erſtenmal im Leben fiel dem Knaben ein, ſich an ein engliſch Wort zu wagen. Die Frauen ſahen ſich lächelnd an. „Wieder ein neuer Buben-Unform;“ flüſterte Suſanne. Der Vater blieb jedoch ernſt, und fragte mit größerm Nachdruck: „Iſt's auch wahr?“ — „Verily;“ antwortete Gottfried. — „Ich muß bitten, Monſieur, die engliſchen Brocken bei Seite zu laſſen. Die Lüge nimmt ſich ſchon auf deutſch ſchlecht genug aus. Du haſt nämlich gelogen. Profeſſor Krauſe iſt heute auf's Land gegangen. Ich begegnete ihm. Obendrein beklagte er ſich bei mir, daß Du unordentlich ſeyſt, häufig ausbliebſt. Was ſagſt Du nun, mein Caro?“

Gottfried begann zu ſchwitzen; er zog ſein Schnupftuch aus der Taſche ſeiner Beinkleider, und ſchleuderte einige Geldſtücke auf den Boden. „Was klingelt da? was iſt das? wie kommſt Du zu dem Gelde?“ ließ ſich immer ſtrenger der Vater vernehmen. — Gottfried raffte verblüfft die Zehnkreuzerſtücke zuſammen, und geſtand halb weinend, halb dreiſt, daß er freilich heute gelogen, und daß er ſtatt zu lernen oder nach Hauſe zu gehen, mit ein paar Schulkameraden geſpielt habe, und zwar um Geld, daß das Glück ihn begünſtigt, daß er's aber gewiß nicht mehr thun wolle. — Der Vater, die Mutter, die Tante laſen ihm hierauf ſorgfältig den Text, und Fortuna gab ihm als unerläßliche Buße auf, noch am ſelben Nachmittag das Geld den in Verluſt gerathenen Spielern zurückzuſtellen.

„Und ſchließlich,“ ſagte er, „ſchäme Dich in Dein Herz hinein. Abgeſehen davon, daß das Spiel ein Laſter für Erwachſene, eine Sünde für die Jugend, mit welchem Bewußtſeyn kannſt Du Dich an das Spiel machen, Du, der gar nichts auf der Welt beſitzt? Womit würdeſt Du bezahlen, wenn Du verlöreſt? Pfui; es iſt keine Schande, arm zu ſeyn, aber dem Aermſten muß ſeine Ehre heilig ſeyn. Merke Dir das, Patron, und beſſre Dich, oder Du ſollſt nach langer Zeit einmal wieder koſten, wie des Großvaters ſpaniſches Röhrchen ſchmeckt.“ —

Gottfried kroch zu Kreuze, küßte des Vaters und der Mutter Hände. Die Eltern glaubten ſeinen Verſicherungen ſo gerne. Zum Ueberfluß fragte ihn noch Katharine mit jener mütterlichen Stimme, die dem kleinen Sünder ſo wohl thut, obſchon ſie gerne drohend klingen möchte: „Iſt's aber auch gewiß, daß Du Dich bekehren und ein andrer Menſch werden willſt?“ Gottfried machte hierauf ein Geſicht, das ſchelmiſcher als betrübt ausſah, und verſetzte: „Gewiß, lieb' Mutterchen; Certainly, yes.“ — „Welche Dummheiten!“ fuhr der Vater auf; doch ſchmunzelte er dabei: „welch eine Unart! willſt Du mir die engliſchen Narretheien unterlaſſen? wie fällt Dir denn auf einmal der Poſſenkram ein? Ich möchte doch wiſſen…?“

Der gute Vater kam nicht zu Ende mit ſeiner Frage. Es erſchien in ſeinem Hauſe ein Beſuch, der ihm den Faden ſeiner Strenge auf der Zunge abſchnitt, und ſeinem Geiſt plötzlich andere Sphären der Bewegung aufthat.

Eine wohlbeleibte Dame von einem gewiſſen Alter, gelb von Geſicht, mit langen ſchwarzen, höchſt augenſcheinlich falſchen Locken, die maleriſch unter ihrem keck aufgeſtülpten Hut hervorquellen, übrigens reich und auffallend gekleidet, trat in den Kreis der Familie. Sie gab einem jungen Mann mit großem Haarbuſch und Schnurrbart, polniſchem Schnürrock und ſchweren Silberſporen, den Arm. Der junge Mann rückte nur nachläſſig die abenteuerliche, wohlbequaſtete Mütze, und gab ſich Mühe, etwas geringſchätzig auf den dürftigen Hausrath niederzuſchauen. Die Dame hingegen war die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Auf ihre Lippen ſchien ein ewiges Lächeln gezaubert zu ſeyn; ihre Augen, einſt ſchön geweſen, gefielen ſich noch im koketten Umherſchweifen. Wenn ſie ja auf einem Gegenſtande ruhten, ſo nahmen ſie einen Tiefblick an, einen melancholiſchen, der ſich wunderſam paarte mit dem ſchon bezeichneten unvergänglichen Lächeln. Sie beeilte ſich, die ehrfurchtsvoll aufſtehende Familie anzureden, und drückte ſich in fremdartigem unkorrektem Deutſch aus. Den Stuhl annehmend, den ihr Katharine einräumte — der Begleiter verſchmähte, ſich zu ſetzen — ſprach ſie mit Zuverſicht, Geläufigkeit und Würde:

„Sie werden erſtaunen, mich, eine Fremde, hier zu ſehen. Es macht mir indeſſen Muth, zu einem Herrn zu reden, der vom Vater her ein Stück von einem Landsmann für mich iſt. Ich bin von Novara gebürtig, in Genua erzogen, die weitaus bekannte Signora Secchia, eine geborne Rapita, die ſchon der große Dichter Taſſo beſungen hat, und deren Onkel der berühmte Aeroba geweſen, von dem meine Kunſt und die ſeinige auf ewige Zeiten den Namen erhielt; die erſte Aerobatin der bekannten Welt, und ohne Zweifel auch der unbekannten, was ich dahingeſtellt laſſe, wenn ſchon der unvergleichliche Kaiſer

Napoleon — buona memoria — auch ein Landsmann — mir ausnahmsweiſe das Großkreuz der Ehrenlegion zu Füßen gelegt hat, mit der Erlaubniß, es zu tragen, wie und wo es mir beliebte — weil er geſtorben, trage ich's gar nicht — und zwar zum Lohn für meine höchſt gelungene ſechzehnte Aſcenſion auf ſtraffem Seile, umgeben von zwölf Dutzend Raketenbouquets und einem Regiment von Gardegrenadieren, die abwechſelnd feuerten und mit ihren Bajonetten mich zu ſpießen drohten; welche Großthat ſich begab am Tage, da Se. Majeſtät der König von Rom getauft worden war, ich weiß nicht, von welchem Kardinal, und von allen Feſten, die damals gegeben werden, iſt allerdings das meinige das unerhörteſte geweſen, und mein Ruhm welkt ſeit der Zeit nicht ein bischen, und die Applauſe des kultivirten Erdballs folgen meinen Schritten auf und ab von Liſſabon bis Moskau, und von Palermo bis Stockholm, das, wie Sie wiſſen, am Nordpol liegt, wo bisher nur Bären tanzten, weiße Eisbären, und zwar nicht auf dem Seile oder auf dem Draht, wie ich, die, von dort kommend, mit dem Elephanten begnadigt — nämlich mit dem Orden — mich jetzt in dieſer kleinen Reſidenzſtadt, um auszuruhen aufhalte, und gerade nur zu meiner Rekreation und der meiner Leute allabendlich eine Vorſtellung gebe — Sie wiſſen? in der ehemaligen Kapuzinerkirche, mit türkiſcher Muſik, Extrabeleuchtung und einem unendlich komiſchen Bajazzo, deſſen Späße das gute Publikum aufheitern, ſo wie meine Grazie und mein Aplomb deſſen Herz und Geiſt ausbilden, als ob es in Paris wäre, in der Wiege des wohlerzogenen Menſchengeſchlechts. — Ich für meine Perſon tanze jedoch nur ſel-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ten;“ ſetzte die Dame, erſchöpft von der länglichen Anrede, hinzu, und ſchwieg mit triumphirenden Blicken, denn ſie las Verwunderung auf jeglichem Antlitz.

„Du! eine Seiltänzerin!“ flüſterte Suſanne ihrer Schweſter zu. Fortuna verneigte ſich jedoch gutmüthig und freute ſich lächelnd, die Ehre zu haben, die berühmteſte Donna Secchia, eine geborne Rapita, zu begrüßen, und ohne Zweifel ihr in irgend etwas dienen zu können, denn umſonſt, meinte er, werde ſich die Ornatiſſima ſchwerlich in ſein ſchlechtes Haus bemüht haben, wenn ſie nicht etwa fehlgegangen, einen Würdigern ſuchend.

Die Dame hatte indeſſen ihren melancholiſch-forſchenden Tiefblick auf die Kinder geworfen, zeigte ſchnell mit doppelt hinreißendem Lächeln auf die ältern Zwillinge, und rief ihrem Armgeber zu: „Regardez donc, Alexandre! tenez, les voilà, dont on m'a parlé. Ah, qu'ils sont charmans! ah! qu'ils sont adorables! On dirait des Espagnols de pur sang.“

„Sans doute, Madame, sans doute; pur sang, bonne race!“ antwortete der Begleiter, und ließ die Sporen klirren. Er war der Regiſſeur der Reitertruppe, die gleich der Seiltänzerbande im Solde der Signora Secchia ſtand.

„Ich verſtehe zwar nicht, was ſie ſagen, aber, gib Acht, ob das Weib nicht einen Guſto auf meine Kinder hat!“ ſagte Katharine heimlich und im voraus ſchon entrüſtet zu ihrer Schweſter.

„Ihre Befehle, Madame?“ fragte Felix abermals, denn es nahte die Kanzleiſtunde, und obendrein erwartete er einen gewiſſen Jemand mit unbeſchreiblicher Sehnſucht.

Die Madame machte ſich's immer bequemer auf ihrem Seſſel, ſtimmte ſich auf den tragiſchen Ton, und ſagte: „Glauben Sie mir, ich befinde mich wohl inmitten einer Familie, die ſich aufrichtig liebt, wie ich es hier ſo auffallend bemerke. Ach, mein Herr, auch ich habe Sinn für eine intereſſante Häuslichkeit, auch ich ahne nichts Höheres auf Erden, als Mutterfreuden. Ich bin verheirathet geweſen, o ja. Ich war es zweimal, ich Unglückliche. Mein Erſter war ein Millionär aus Fernambuk. Wir liebten uns ſo zärtlich! nur waren wir nicht viel zuſammen, weil Napoleon mich nicht entbehren mochte, und mein Gatte von ſeinen Geſchäften über'm Meer zurückgehalten wurde. Und als er endlich meinen Bitten nachgab, als er ſeine Kolonieen und Bergwerke veräußert, und ſich ſelbſt zu Schiff geſetzt hatte, um in meine Arme zu ſegeln... ach! Mächte des Himmels! da ging das Schiff mitten im Ocean zu Grunde, und mein Gatte ebenfalls. Er hatte juſt ſeine Millionen bei ſich. Alles verloren, nicht ein Brett des Fahrzeugs kam mehr zum Vorſchein. Da es ein Linienſchiff geweſen, und mein Mann auf demſelben umgekommen, trauerte der Kaiſer einen ganzen Tag — Sie wiſſen? damals ſtanden in ganz Europa plötzlich alle Geſchäfte vierundzwanzig Stunden lang ſtill; denn der Kaiſer that nichts und war doch die Seele von Europa. — Er hatte meinen Seligen zum Staatsrath gemacht, hatte mich ſchon Abends zuvor im Marſchallſaal „Frau Staatsräthin“ genannt. Alles hin!“ —

„Ich bedaure unendlich;“ ſchaltete Fortuna ein, der ungeduldig auf dem Stuhl zu wetzen anfing: „Gottfried, ſchau auf den Kirchthurm. Wie viel Uhr haben wir?“

Dagegen hob Suſanne ganz unſchuldig zu der Secchia an: „Ich erwarte, daß Ihr zweiter Mann Sie glücklicher gemacht haben werde?“

„O ma chère! im Gegentheil. Der Unſelige kam nach dem Seligen. Er war ein Künſtler; der Glanz ſeiner Talente beſtach mein Herz. Ich Unſchuldige hatte noch bis zu jener Zeit Niemand geſehen, der nicht neben edel geformten Beinen — die Secchia ſtreckte anſpruchslos ihre Füße vor — auch eine ſchöne edle Seele gehabt hätte. Da kam Giulio, Giulio Secchia, und, wenn ich ſage, daß er die vollkommenſten Beine von der Welt hatte, ſo darf ich's mit Recht behaupten. Ich bin in der Sache competent. Eh bien: ſein Charakter…! laſſen Sie mich von dieſem Unflat ſchweigen. Monsieur Alexandre, mon mouchoir, s'il vous plaît. J'ai besoin de pleurer.“

„Halb drei!“ rief Gottfried, der auf die Kirchenuhr geſehen hatte. — „Haſt Du den alten Macouba nicht etwa auf der Straße geſehen?“ fragte Felix leiſe den Sohn. Dieſer verneinte, legte dann die Hände auf den Rücken, ſpreizte die Beine auseinander und wartete begierig auf die Fortſetzung der Biographie Secchia. — Die Dame weinte, ihr Bracciere*) gähnte; Katharine und Suſanne ſahen ſich an, wie zwei luſtige Weiber thun, wenn ihnen das Lachen ſchon unterm Kinn ſteht; die Kinder ſaßen oder lehnten mäuschenſtill; Felix ſagte für ſich: „Wo nur das hinaus will? Noch eine halbe Stunde bis zur Kanzlei, und Macouba noch nicht da? und übermergen der Ultimotag meiner Henkerfriſt...?“ Indeſſen verirrte ſich ſein Auge auf ſeinen Aelteſten. Gottfried hatte ſeine Stellung verändert, ſeine Daumen in die Hoſenträger oder beſſer in die Armlöcher des Gilets gehängt, und lüpfte ſich vorgebeugten Hauptes taktmäßig auf die Zehen. „Woher hat nur der Blitzjunge dieſe verdammten Manieren eines Gentleman Sans-façon?“ fragte ſich Felix lachend.

---

*) Armgeber.

Die Secchia war mit dem Weinen fertig. Sie fuhr pathetiſch fort: „Es war zum Entzücken, wie er auf dem Seile ſaß, und nachläſſig die niedlichen Sohlen dem Luſtigmacher reichte, um ſie mit Kreide beſtreichen zu laſſen. In dieſer Stellung beſiegte er mich. Wir ehlichten uns. Ich war ihm treu, ſo treu, daß ich vor mir ſelbſt erſchrack. Aber er... er mit dem Marmorherzen! er war die Untreue in Fleiſch, und Blut. Dieſe Untreue brach ihm eigentlich den Hals, denn er ging mit einer marktſchreieriſchen Luftſchifferin in die weite Welt, ſtürzte an einem ſchönen Nachmittag aus der Gondel — und hatte ausgelebt. Nichts iſt mehr von ihm übrig als die Tradition ſeines rechten Fußes, der, in Gyps geformt, noch heute eine Zierde des Louvre iſt. Da ſaß ich nun, abermals eine trauernde Wittwe. Dießmal trauerte kein Kaiſer mit mir, nicht einmal die Luftſeglerin, die ſchon um ihrer Profeſſion willen höchſt leichtſinniger Natur war. Niemand tröſtete mich. Der grauſame Giulio, den ſo viele verlaſſene Würmchen in Frankreich, England und Italien Vater nannten, hatte mir nicht einmal ein Kind hinterlaſſen, und dennoch ſehnte ſich meine Seele nach den Freuden einer Mutter, da jede andere Liebe von Stund an für mich abgeblüht, dahin, entblättert war.“ — Herr Alexandre lächelte vielſagend in ſeinen Bart. — „Da fand ich eines Tags in Domo d'Oſſola zwei kleine Geſchöpfe, reizend wie der Tag, mit drolligen Geſichtern, Zwillinge waren's, und ſie zu beſitzen, wurde mein heißeſter Wunſch. Der Vater, ein Schuhflicker, überließ mir die Kinder, denen ich Mutter war mit Freuden, mit Seligkeit, mit Aufopferung; denn ſie koſteten mich außer ihrem Unterhalt eine anſehnliche Summe als Kaufpreis. Sie waren beſtimmt, meine Erben zu werden; ich gab ihnen Erziehung, einen ehrenvollen Stand, großes Anſehen, eine immenſe Berühmtheit in ihrem zarten Alter. Ich machte ſie zu Lappländern.“

„Zu Lappländern!“ Wie aus einem Munde kam dieſer Ausruf. — Zufrieden lächelnd ſprach die Secchia weiter: „Sie waren ſo herzig, ſie arbeiteten ſo brav, ſie wuchſen unbedeutend; das Pelzkoſtüm ſtand ihnen ſo trefflich. Der König von Dänemark und der von Schweden behaupteten, ſie hätten nie etwas Natürlicheres von Lappländern geſehen; und jene Herren müſſen's verſtehen. Was geſchieht aber? Der Schuhflicker kommt mit Extrapoſt, wirft mir einen Prozeß an den Hals, reklamirt nach acht Jahren ſeine Kinder, und ich weiß nicht, ob eine Juſtiz noch exiſtirt oder nicht — kurz: man verurtheilt mich, die Kleinen wieder herauszugeben. Auf einmal bin ich wieder eine kinderloſe Mutter geworden. **Monsieur Alexandre, mon mouchoir!**“

„Schon drei Viertel!“ brummte Felix, und Macouba bleibt aus, und dieſe entſetzliche Perſon bleibt da? Zum Verzweifeln, wahrlich!“ — „Zur Sache, Madame;“ fing die kürzer angebundene Katharine an: „Ihr Schickſal iſt zu beklagen, aber was wünſchen Sie von uns?“

„Mit einem Wort, Beſte: Erſatz für meinen Verluſt.“ —

„Wie ſo? Erklären Sie ſich?“

„Sie ſind, Monſieur und Madame, die Eltern von vielen blühenden Kindern; im Beſitz eines Doppelzwillingspaars. Treten Sie mir das ältere Pärchen ab. Ich zahle Ihnen viertauſend Franken blank und baar, alljährlich ein Gratial von dreihundert Franken, und Ihre Kinder — von nun an die meinigen — erben nach meinem Tode alle Habe der berühmten Secchia. Ich beſitze ein Anſehnliches, darf ich verſichern.“

„Was wollen Sie aber mit unſern Kindern beginnen?“ —

„Ich werde aus ihnen Spanier machen; ſie ſollen den Bolero und die Cachucha tanzen lernen, Divertiſſements auf dem Doppeldraht ausführen und Seguedillas ſingen. Lappland zieht nicht mehr. Der glühende Süden iſt Mode geworden. Wer weiß, ob's nicht am beſten wäre, die niedlichen Kleinen ſchwarz zu färben und Abyſſinier aus ihnen zu formen? Ma foi, mir wäre es egal; ich würde ſie lieben, weiß oder ſchwarz, mit derſelben Zärtlichkeit.“

„Aber wahrhaftig, ich glaube, ...“ ſagte Katharine entrüſtet. Fortuna unterbrach ſie: „Geduld! — Wer, meine liebe Madame, hat Ihnen unſere Adreſſe gegeben?“

„Der Invalide, der in unſerm Cirkus die Wache hat; einer Ihrer Nachbarn, wie er ſagte.“

„Aha! der Bruder des Toberl; ein Buſenfreund des grünen Lauden.“

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Das glaube ich. Was ich Ihnen aber jetzo ſagen werde, iſt leichter zu capiren. Man hat Sie myſtifizirt. Wir ſind recht arm, recht im Gedränge, aber Sie dürften die Millionen Ihres Seligen von Fernambuck auf den Tiſch legen und uns ſagen: Gebt mir dafür nur ein Haar vom Haupte Eurer Kinder, und wir würden Ihnen antworten: „Addio, Signora, non faremo niente.“

Katharine, die recht gut merkte, was ihr Gatte ſagte, fiel ihm dankbar um den Hals, und ſchloß ihre Kleinen in die Arme, als käme man, ſie ihr mit Gewalt zu entreißen. Die Secchia fragte jedoch heroiſch:

„Come? Je suis stupéfaite; je m'étonne. Niente?“

„Niente affatto. Habe die Ehre, mich zu empfehlen.“

„Was iſt denn draußen für ein Geläuf?“ ſagte Suſanne zu dem in die Hände klatſchenden Gottfried: „Was wollen denn die Kinder und die alten Weiber, die ſich vor unſern Fenſtern drängen?“ — „Ich weiß nicht, Tante. Dort kommt ein weißer Federbuſch.“ — „Mein Gott! ein Offizier?“ — „Ach nein, der ſchöne funkelnde Jäger iſt's, der neulich …“

Der Büchſenſpanner des gräflich Amſelburgiſchen Hauſes war in der That der Beſiederte, der eilig und vornehm heranſchritt. „Was gibts ihr Leute?“ fragte er die lumpige Verſammlung vor den rothen Staketen.

„Dort innen werden Kinder verkauft!“ wurde ihm zur Antwort: „Wenn Er geſchwind thut, kann Er auch noch eins erſteigern!“ — „Wer kauft dort innen?“ — „Die franzöſiſche Komödiantin; ſie braucht ein paar Affen!“ — „Aha! da war meine Gräfin geſcheiter. Sie hat den ſchlechten Handel liegen laſſen.“

Inſolenter als gewöhnlich, führte ſich der Domeſtik in das arme Haus ein. Ohne nur den Hut zu rücken, hielt er der Hausfrau ein Papier vor, und ſagte dabei ſehr grob: „Die gnädige Frau Gräfin hat neulich vergeſſen, Ihr dieſen Empfangſchein für das erhaltene Almoſen von dreißig Thalern unterſchreiben zu laſſen. Thue Sie's jetzt. Ich kann mich nicht aufhalten.“

Mit einem fragenden Blick übergab Katharine ihrem Gatten das Papier. Dieſer nahm es einſtweilen und ging damit in die Kammer. Der Jäger, ungeduldig trippelnd, maß verächtlichen Blicks die Secchia und ihren Begleiter, zu dem eben die Seiltänzerin ſagte; „Est-il possible? Ces gens-là sont dans une misère affreuse; on leur fait l'aumône, et cependant ils repoussent mes offres avec une fierté . . . ?“ — „Mensonges! Ce n'est que pour vous allumer. Filous, Madame. De cette Marchandise, on en trouve partout à bon marché.“

Felix kam zurück. „Ich habe den Schein geändert: ſagte er: „Er wird ſo gut ſeyn, ihn zu unterſchreiben, und ich werde ihn behalten; denn hiemit gebe ich Ihm die unberührte Geldrolle, die Seine Herrſchaft hier abgelegt, zurück. Ich würde ſie bei Gelegenheit Seiner Gebieterin eingehändigt haben. Da Er jedoch in dieſer Angelegenheit kommt, um ſo beſſer. Wir ſind dankbar für die Intention der Frau Gräfin, aber wir behalten nicht, was wir nicht verlangten. Da die Feder; da das Geld. Zähle Er, unterſchreibe Er. Ich auch kann mich nicht aufhalten, Moſje.“

Der grüne ſilberbeblechte Kerl, ganz nach der Weiſe brutaler Geſellen, die auf einen gefaßten und vernünftigen

Gegner ſtoßen, da, wo ſie nur einen ſchwachen und demüthigen zu finden gehofft, war betroffen und eingeſchüchtert; unterſchrieb, überzählte nicht einmal das Geld, und empfahl ſich ohne Sang und Klang.

„Befehlen Sie noch etwas?“ erkundigte ſich Felix bei der Donna Secchia. Dieſe Dame, die gerade Zeuge von einer Handlung des gerechteſten Stolzes geweſen war, entfernte ſich hoffnungslos mit einem kühlen: „Bien fâchée de vous avoir dérangé, Monsieur.“

„Nun, Kathi?“ fragte Felix lächelnd: „hab' ich's recht gemacht?“ — „Du biſt ein Kleinod!“ jubelte die Gattin, und kümmerte ſich nicht um das Geſchrei des Pöbels vor ihren Fenſtern, der die abziehende „Komödiantin“ verhöhnte, und zur gleichen Zeit ſpottend rief: „Kauft Kinder!“ — „Wie theuer das Stück, Spazza-Camin?“

Felix theilte den Gleichmuth ſeines Weibes: „Sind wir denn gar ſo arm, da wir noch die Ehre beſitzen, die ein jeder rechtſchaffene Menſch im Leibe haben ſoll?“ fragte er: „Laß' das ungezogene Volk immerhin ſchreien; es wird uns das Bewußtſeyn nicht aus der Seele jagen mit ſeinem dummen Lärm. Indeſſen will ich mit dem Toberl ein ernſthaftes Wörtchen reden. Er ſoll ſeinem Bruder, der uns ſo wacker rekommandirt, den Kopf zurecht ſetzen. Geh, Gottfried, hinüber zum Schmied, und ſag' ihm, er möchte heut Abend ein bischen einſprechen. Sag's ihm ſelbſt, hörſt Du? ſein Geſinde richtet, was ihn angeht, ſchlecht aus. Dann laufe in die Kanzlei, und ſage dem Herrn von Helder, er möchte mich heute entſchuldigen, wenn ich um eine Stunde ſpäter kommen ſollte. Es ſey um eines wichtigen Geſchäfts willen.“ —

„Gleich, lieber Vater;“ antwortete Gottfried. — „Haſt Du heut Vakanztag?“ fragte Katharine. — „In der Schule, ja. Aber die Abendlektionen…“ — „Du! daß Du nicht mehr ſpielſt, hörſt Du?“ — „Gewiß nicht.“ — „Daß Du den ſchlimmen Gewinnſt wieder von Dir thuſt…!“ — „Gewiß, liebſte Mutter. Wem das Geld gehört, ſoll es bekommen, gewiß, gewiß!“ — Gottfried machte, daß er davon kam, er hatte naſſe Augen.

Felix ſetzte den Hut auf: „Die ſeiltänzeriſche Dame hat mich angeregt, der Büchſenſpanner Grobian hat meine Energie geweckt. Ich fühle eine Armee in meiner Fauſt. Jetzt oder nie iſt die Stunde da, mit dem „grünen Laudon“ zu reden. Alles verläßt mich, ſelbſt Macouba, der Nothgalgen, woran ſich Alle hängen, die ſonſt auf der weiten Erde ihren Strick nicht finden. Im Lager des Feindes werde ich am Ende das Mitleid antreffen, das mir die Freunde verſagen.“

„Was redeſt Du?“ rief Katharine: „wenn Du nicht ſo komiſch redeteſt, ich würde glauben, Du ſeyſt um Deinen Verſtand gekommen. Was willſt Du bei dem alten Weib?“

„Was anders, als ihr ein paar Kinder verkaufen zur Tilgung meines erſten Termins?“ — „Ach Herr mein Gott! Du kannſt noch ſcherzen? jetzt beſinn' ich mich,“ ſeufzte die Gattin: „Du armer Felix! und Du verſchwiegſt mir…?“ — „Konnteſt Du helfen? kannſt Du's jetzt?“ — „Ach nein.“ — „Nun, ſo war alles Reden überflüſſig. Ich gehe. Wenn Macouba eintreffen ſollte, laß mich eiligſt rufen.“ Felix ging recht heldenmäßig fort, um ſich in das Hauptquartier des „grünen Laudons“ zu begeben.

Noch ſtanden einige Gruppen müßiggängeriſcher Kinder und Weiber vor ſeinem Hauſe, die auf ihn lachten und mit Fingern deuteten. Felix aber, der ſeine Kalabreſen kannte, ſagte ihnen luſtig hin: „Ihr wartet umſonſt, meine Freunde. Uebermorgen iſt der Tag der Auktion. Uebermorgen kommt die Komödiantin, ihre Affen abzuholen; und weil ich mit meinem Verrath nicht auslange, ſo könnt ihr euch melden, alle wie ihr da ſeyd. Es iſt ein gutes Brod, wie's im Lied heißt: „Frißt ein'n Zucker, ſauft Wein! ſo ein Aff' möcht' ich ſeyn!" — „Brav, brav, Spazza-Camin!" ſchrie das zum derben Spaß geborne Geſindel, und ging wieder heim zu ſeinen Häuſern.

„Seitdem ich von des grünen Laubens Termin weiß, bekomme ich eine Gänſehaut über den ganzen Leib!" klagte Katharine der Schweſter: „Weh uns, wenn Felix nicht Wort halten kann! und er wird's leider auch nicht können: denn, wo nicht einmal der Hauptwucherer im Land, der Papa Macouba, Hand anlegen will, da iſt keine Rettung mehr. Mir ſteigt plötzlich die Angſt dergeſtalt, liebe Suſanne, daß ich faſt wünſchen möchte, eine Rabenmutter zu ſeyn, die kalten Bluts ihre Kinder zu verſchachern im Stand iſt." — „Ach, Schweſter," entgegnete die Wittwe mit einem ſchönen Unglauben: „es iſt unmöglich, daß jemals eine Mutter das hat thun können. Immer ſind es, ich wette, die Väter geweſen, verwittibte Väter, die ſchon unterm Joch des zweiten Weibes zu ſeufzen begehrten, die ſolch ſchmählichen Handel trieben." — „Sonderbar, daß vor einigen Tagen und heute wiederum ein ſolcher Antrag, wie der der Gräfin und der Secchia an uns kommen mußte, juſt in der Zeit unſrer höchſten Noth! Es ſieht wie eine Fügung des Himmels aus...“ — „Und iſt doch nur eine ſataniſche Verſuchung!“ fiel Suſanne ein: „freue Dich, dieſe Prüfung ſtolz zurückgewieſen zu haben.“ — „Ich freue mich auch; doch iſt unſre Bedrängniß deßhalb nicht geringer.“ — „Wäre denn gar nichts dabei zu thun, Katharina? Weiberwitz iſt gemeiniglich nicht arm. Suchen wir ein Mittel zu finden.“ — „Vergebens, Suſanne; ich weiß keines.“ — „Wenn ich's recht bedenke,“ ſprach Suſanne, „ſo iſt Dein Mann nicht wenig Schuld an dieſer eurer mißlichen Lage!“ — „Wie ſo denn Er? er, der ſich Alles vom Munde ſpart, um die Seinigen zu erhalten?“

„Erſtens,“ fuhr Suſanne fort, „hätte er dieſes Haus gar nicht kaufen ſollen.“ — „Einverſtanden; aber es iſt nun einmal geſchehen und nicht zu ändern.“ — „Zweitens hätte er, wenn denn doch einmal die Gefahr von ferne drohte, bei Zeiten ein offnes Wort zum Brandenburger reden ſollen. Wozu hat man denn intime Freunde?“ — „O wie oft habe ich ihn ermuntert, das zu thun! Aber die Mauer da wäre mir gehorſamer geweſen. Das übertriebne Zartgefühl wird den Felix und in ſeinem Gefolge uns Alle zu Grunde richten.“ — „Könnten wir's nicht verhüten, Katharine? Wenn wir zwei Frauen dem Brandenburger ſchrieben?“ — „Suſanne, wo denkſt Du hin?“ — „Es ſieht nur gewagt aus; ich wollte jedoch beinahe für den Erfolg bürgen.“ — „Du biſt keck, gehörſt noch immer ein bischen zum Bombardierkorps. Was würde der Rath ſagen?“ — „Das weiß ich nicht, aber daß er auf der Stelle helfen würde, glaub' ich feſt.“ — „Jedenfalls,“ ſeufzte Katharine, „iſt's jetzt zu ſpät.“ — „Nicht doch, Schweſter. Der Sturm des grünen Landen wird doch noch ein acht Tage abgehalten werden können. Indeſſen käme die Antwort zuverläſſig.“ — „Würdeſt Du dem Brandenberger ſchreiben, Du allein?“ — „Behüte Gott; wenigſtens bedürfte ich Deiner Mitunterſchrift. Wie käme ich denn ganz allein dazu, den Herrn mit einem Briefe zu behelligen?“ — „Hm, — und ich möchte nicht gerne unterſchreiben.“ — „So? Katharine, Du haſt kein muthig Herz.“ — „Mag ſeyn. Der Rath … wir wiſſen nicht einmal, wo er ſich gegenwärtig aufhält?“ — „Gut, ſo ſenden wir den Brief nach Genf, wo er entweder ſchon eingetroffen iſt, oder doch nächſtens eintreffen wird.“ — „Suſanne, Du biſt ein Plaggeiſt. Aber mein Mann würde nicht zugeben, daß der Bettelbrief abginge …“ — „Ei ſchön! wir würden ihm davon auch gar nichts ſagen.“ — „Unterthänigſte Dienerin, Frau Oberlieutnantin. Hinter dem Rücken meines Mannes thue ich einen ſolchen Schritt nicht.“ — „Nicht? ja, dann hätten wir den ganzen Diskurs undiskurirt laſſen können;“ ſprach die Wittwe etwas ärgerlich: „ich muß eure Tugend bewundern; die ſeinige, die Deinige … allen Reſpekt. Aber mit eurer Tugend könnt ihr mich zur Verzweiflung bringen, aus der Haut jagen. Meinetwegen; geh es, wie es gehe! Wem nicht zu rathen …“

„Dem iſt auch nicht zu helfen!“ ſagte eine heiſre eulenhafte Stimme, und der Papa Maceuba ſteckte zum Schrecken der Kinder den häßlichen Kopf in's Zimmer. „Sehr richtig. Es wird dem Fortuna nicht anders gehen. Iſt er da zu Hauſe? wo kann man ihn finden? Iſt er unwohl, weil er heute hinter die Kanzlei geht, ſtatt in dieſelbe? Iſt wahr, was die Vorſtadt ſagt, daß er ſeine Kinder verkaufen will? Wer zum Henker ſoll ihm die freſſenden Artikel abnehmen? Wer von den Frauenzimmerchen zeigt mir wohl die Baracke da? Ich muß doch vor Allem wiſſen, was mein iſt? Ohne genügende Sicherheit kein Geld, und wenn unſer Herrgott in Perſon ein Geſchäftchen machen wollte. Allons; wer von Ihnen iſt ſo gefällig?“

Katharine, vor Aerger die Farbe wechſelnd, bat ihre Schweſter leiſe ums Himmelswillen, ſo gut zu ſeyn, dem widerlichen Patron eine Führerin vorzuſtellen. „Du biſt kalt und muthig, ſagte ſie: „ich bin zu reizbar, und die geringſte Kränkung würde mich zu einer vorſchnellen Albernheit hinreißen. Doch möcht' ich's ſelbſt mit dem Pavian nicht verderben. Er iſt meines Felix einzige Hoffnung.“ — „Ich gehe ſchon;“ erwiederte Suſanne. „obſchon dem Satyr nicht zu trauen. Aber meine rechte Hand hat mich noch nie im Stich gelaſſen, und auch meine linke iſt ſolid.“

„Warum das Ohrenflüſtern, ihr Weiberchen?“ fragte Maceuba ungeduldig: — „etwa ein groß Bedenken, weil ich kein junger Mann mehr bin, und eine rothe Perrücke trage? Thut mir leid; wer indeſſen an mein Geld will, muß ſich meine häßliche Phyſiognomie allerdings eine Weile gefallen laſſen. Wohl und gut, wenn ſie ihm am Verfalltag der Verſchreibung nicht noch fataler vorkommt. Wem beliebt endlich...?“ — „Mir beliebt's;“ verſetzte Suſanne barſch: „bemühe ſich der Herr nur jene Treppe hinauf. Wenn wir beim Firſt anfangen und im Kartoffelkeller aufhören, wird's binnen zehn Minuten gethan ſeyn.“

— „Sehr entſchloſſen, Weibchen; feſt und prompt. Sind Sie die Felixin? mit Ihnen möcht' ich Geſchäfte machen.“ — „Zu gütig. Vor der Hand bin ich des Herrn Fortuna Schwägerin, und müßte mir jegliches Geſchäft mit Ihnen verbitten.“ — „Sie ſind ſo flink und raſch; kaum kann ich Ihnen folgen! Raſten wir, daß ich ein paar Worte an Ihre ſchönen Augen richten kann.“ — „Alter Herr, was fällt Ihnen ein?“ — „Alte Kenner, ferme Kenner.“ — „So? Wollen Sie meinem Schwager geben, was er von Ihnen verlangt?“ — „Ich wäre nicht abgeneigt, um Ihretwillen.“ — „Nun, ſo thun Sie's alſo um meinetwillen. So. Wir haben jetzt Alles geſehen.“ — „Alles, nur Ihre ſchönen Augen ſah ich nicht hinlänglich.“ — „Sie ſollen ja nicht auf meine Augen Ihr Geld herleihen?“ — „Hm, das eben nicht. Aber mein ſchönſter Lohn wäre doch…“ — „Nun ja denn alſo. Halten Sie dem Schwager Ihr Wort und ſchauen Sie dann in meine Augen, ſo lang es Ihnen beliebt.“ — Suſanne ſchob den widerlichen Galan höflich, aber taktfeſt aus der Hausthüre, und ſchloß hinter ihm ab.

„Der ſieht mir nicht darnach aus, als würde er dem Schwager aus der Patſche helfen;“ meinte ſie, indem ſie ſich neben Katharine niederſetzte. — „Wenn er an Deiner Schönheit Flammen fing, ſo iſt das Unmögliche von ihm zu erwarten;“ ſpaßte die Schweſter. Worauf Suſanne verdrießlich: „Es iſt nicht das kleinſte Unglück, das den Frauen anklebt, wie ein ſchlimmes Erbe, daß unſer bischen Reiz den Schlamm des männlichen Geſchlechts, den gebrechlichſten Spitzbuben in Allarm bringt, als habe er das Recht, mit ſeiner Unverſchämtheit uns zu verfolgen; und tauſend ſolcher Tröpfe leider kommen auf ein einziges redliches Freierherz."

„Mutter, Mutter! ſchon wieder ein Bedienter!" rief Suſannens kleiner Knabe: „kommt der auch, den lieben Felix abzuholen?" Es wurde an der Thüre geklopft. — Suſanne, die zum Fenſter getreten war, ſagte: „Diesmal iſt's nicht der Amſelburgiſche Jäger, ſondern ein dicker Mosje in hechtgrauer Livree mit rothen Aufſchlägen und...." — „Der Kanzleidiener!" rief Katharine, erſchrocken aufſpringend: „Mir ahnt, er bringt etwas Böſes in's Haus." — „Ich gehe, ihm zu öffnen." —

Suſanne that es; der Diener übergab ihr ein Schreiben in gutgeſiegeltem Couvert. „Von dem Herrn Kanzleirath an Herrn Fortuna;" ſagte er. — Mit ungewiſſem Lächeln fragte Suſanne: „Mein guter Herr, bringen Sie da etwas Gutes für den Schwager?" — Der brummige Geheimnißträger verſuchte auch ein Lächeln, indem er antwortete: „Hm, nun, ich weiß nicht, es könnte ſeyn, könnte auch nicht ſeyn; denke aber nicht, daß es ſo gar böſe ſeyn werde, was da innen ſteht." — „Warum denken Sie das nicht?" — „Ei, der Herr Kanzleirath hat gelacht, als er mir das Schreiben gab." —

„O weh!" klagte Katharine, da ihr Suſanne die kurze Unterhaltung referirte: „der Kanzleirath iſt ein ſkeptiſcher Menſch, wird allgemein für boshaft gehalten. Er lacht am liebſten, wenn er etwas Unangenehmes auszutheilen hat. Sieh nur, wie verhängnißvoll dieſer Brief ſich bläht. Die zwei Siegel darauf ſtarren mich an wie die rothen Augen eines reißenden Thiers. Liebſte Suſanne: meine Ahnungen täuſchen mich nie. Du wirſt ſehen, Du wirſt ſehen..... das iſt wenigſtens ein Verweis, wo nicht gar die Entlaſſung meines armen Mannes aus dem guten Brod.“ — „Nun, nun, warum die Angſt, warum die troſtloſe Vorausſetzung?“ — „Ich bin eingeſchüchtert. Die Verläumdung iſt gar geſchäftig gegen einen unbefangenen wehrloſen Mann. Wenn der Macouba von Fortuna's Schulden und Verlegenheit erzählt hat,... wenn böſe Zungen vom Kinderverkauf geträtſcht haben, von dieſer heilloſen Lüge... die Herren beim Direktorium ſind gar ſtreng, und der ehrliche Brandenberger iſt juſt nicht da, um ſeinen Freund zu vertheidigen..! o, ſeitdem der gute Mann auf Reiſen, ſtürmt alles Unglück auf uns ein.“ — Katharine legte den Brief furchtſam auf das entfernte Ecktiſchchen, und deckte darüber ein Tuch, um nicht von den rothen Siegellackaugen moleſtirt zu werden. —

Indeſſen ſank die Sonne, und Fortuna's Frau wollte zur Küche gehen, für die Kleinen die leichte Abendmahlzeit zu richten, als wieder ein Beſuch kam: das Weib des Korb-Thomas, eine gutmüthige, halbeinfältige Kreatur von ſehr geringer Leibesſtatur, daher „das kleine Michele“ genannt. Sie war ſehr bewegt, that recht geheimnißvoll; ſchon in ihrem „Guten Abend bei einander!“ lag eine unheildrohende Bedeutſamkeit.

„Ich bin gerade nur auf einen Sprung hereingekommen;“ bruttelte ſie, was ſo viel heißt, als ſich im Reden überhaſpeln: „liebe Frau Nachbarin! Sie meint es gut mit mir — nein, ich meine es gut,... nun, Sie meint es auch gut, denn Sie hat mir ſchon viel geſchenkt, und hat oft geſagt — nein, ich hab's geſagt: was iſt doch die Spazza-Camin ſo arm — nein, ſo mildthätig, meine ich, und hat doch ſelber nichts, mit Erlaubniß. Aber der Schuh weiß wohl, wo's den Armen drückt... unſer Herrgott ſoll's Ihr ſchon unterthänigſt vergelten, tauſendmal meintwegen.“

„Schon gut, Michele. Was will Sie aber eigentlich? Ich habe keine Zeit....“ —

„Behüte Gott, ich habe auch keine Langeweile. Mein Alter iſt ſchon hinaus. Die Aepfel ſind ſchon mit ihm auf den Komödienplatz, ein ganzer Korb voll... ich verkaufe ſie dort, das wird Sie wiſſen. Sie ſollte — nein ich ſollte ſchon dort ſeyn. Aber ſo komm' ich vom grünen Laudon, und ſage Ihr in aller Geſchwindigkeit, daß es dort Höllenlärm gegeben hat. Der Laudon iſt beim Spazza-Camin — nein, er iſt beim Laudon geweſen, und da hat's ſchon was geſetzt, und hernach iſt der grüne Laudon mit einer rothen Perrücke zuſammen geweſen, und der alte Rothkopf hat den Spazza-Camin verſchwärzt und geſagt, er ſolle — nein, ſie, der grüne Laudon ſolle nicht nachlaſſen... austreiben, in's Gefängniß, Kinder wegnehmen, an den Pranger ſtellen, wenn nicht bezahlt wird, hat der alte Kerl geſagt.“

„Bravo, Papa Maccuba! bravo, alter Sünder!“ rief Suſanne empört. — „Weiter!“ bat Katharine, vor Schrecken erbleichend. — Das kleine Michele fuhr fort:

„Ich hab' Ihr's ganz warm hinterbringen wollen. Morgen will der Laudon ſein Geld. Morgen geht er los, der Teufel nämlich. Sehe Sie zu — bezahlen oder Friede machen, daß ich — daß Sie keine Schande hat. Wir freuen uns ſchon — nein, die ſchlechten Leute in Calabrien freuen ſich, weil der... der Dings da,... der gewiſſe, na, wie heißt er..? der Korporal.. ah, jetzt hab' ich's: „der

Schrotbeutel“, der Bruder vom Toberl, ſeine Kinder — nein, Ihre Kinder verkaufen hat wollen, hat er geſagt, und ſie glauben's, die ſchlechten Leute. Ich aber ſag', es iſt nicht wahr? he? der Thomas lacht auch. Wir laſſen nichts auf Sie kommen, wenn Sie gleich ihre Kinder beſſer aufziehen könnte; ja, ja.. der Pfarrer ſagt's.. und ich hab's geſehen, denn der Komödienplatz ſitzt — nein, ich ſitze ja dort vor dem Theater, bis es aus iſt... im Winter braten mich die Kaſtanien, und Aepfel oder Kirſchen im Sommer... und ich ſeh's jetzt ſchon lang mit an.“

„Was denn, liebe Frau? rede Sie etwas deutlicher. Was ſieht Sie...?“

„Hm, ja, man red't nicht gern davon. Arm ſeyn iſt gut, — nein, es iſt nicht gut, und Arbeiten iſt noch beſſer, aber 's Betteln... nun, das wär' mir zu ſchlecht... und warum laßt Sie den Gottfried dort betteln?“

„Betteln! Lieber Gott! was ſagt Sie da?“

„Mit der Laterne; ja mit der Laterne, daß er — daß ihn die ganze Welt kennen muß, den Schlingel. So oft geſpielt wird in der Komödie, laufen ihm — lauft er den Fremden nach und bettelt, 's iſt eine Schande, mit der Laterne... und da iſt der „Schrotbeutel“, ein Lügenmaul, aber auch der Pfarrer... der iſt gewiß brav, und hat's auch geſehen — im Dom haben ſie's geſehen, der Gottfried.. auch betteln, immer an den Fremden gebettelt... das iſt nicht ſchön vom Spazza-Camin und auch von Ihr kann ich's nicht loben.“ —

„Suſanne! halte mich ein wenig; mir wird ſchwach!“ Katharine ſank in der Schweſter Arme und von da in den Seſſel. — Das kleine Michele rang die Hände bei dieſem

Anblick. „He! ho! was gibts denn, Frau?“ rief ſie, und bemächtigte ſich der Hände ihrer Nachbarin, um, nach dem Brauch des Volks, derb hineinzuſchlagen, was als ein köſtliches Mittel gegen Ohnmachten gilt. „He? Spazza-Camin! was macht Sie für dumme Streiche? Ich will einen Hefenbranntwein trinken — nein, holen will ich ihn. Will Sie? red' Sie doch!“

Katharine entzog ſich der dummfreundlichen Behandlung, und winkte dem „kleinen Michele“ zu gehen. Weil das Weib den Wink nicht verſtand, erklärte ihn Suſanne deutlicher. „Geh' Sie! geh' Sie!“ zürnte ſie dem einfältigen Geſchöpf: „Da ſieht Sie, was Sie mit Ihren Lügen angerichtet hat. Verwünſcht ſey doch alles Geſindel, das Euch ähnlich iſt! verwünſcht unſer Schickſal, das uns in dieſe Hottentotten-Kolonie gebannt hat!“

Worauf das kleine Michele nicht übel Luſt hatte, grob zu werden, und mit zorniger Stimme anhob: „Oho, oho, Artillerie, geb' Sie's nur nicht gar zu hoch! Wir ſind auch Chriſtenmenſchen und ehrliche Leute, und betteln nicht unſre Kinder — nein, ſchicken nicht unſre Kinder auf den Bettel! Sieh doch an, was ſich die Artillerie einbildet! Iſt doch auch ein Gewächs wie unſer eins, und wir ſind auch nicht dem Hund vom Schweif gefallen.... und da kommt juſt der Toberl, der wird euch ſchon aufſagen, wie ſich's gehört. Potz Streich! das wird er!“

Der Hufſchmied Fiſchamberg war allerdings gähling in die Stube getreten. Offenbar war er nicht in der beſten Laune. Indeſſen ſah Katharine einen Beſchützer in ihm, und bat ihn, ſie von der Schwätzerin zu befreien. Das war nun mit einem Handgriff gethan. Der Schmied hob die Scheltende in die Höhe, ſetzte ſie wie ein Kind vor's Haus und riegelte zu. Dann kehrte er mit finſterm Geſicht zurück. — „Hör' Sie, Frau Fortuna;“ fing er an: „Ihr Mann hat mir ſagen laſſen… was ſoll ich bei ihm?“ —

„Der Schwager iſt nicht zu Hauſe;“ antwortete Suſanne: „wenn Sie warten wollen…?“

„Das Warten iſt nicht meine Sache. Es wird überhaupt bald mit euch ausgewartet ſeyn. Da muß man ſchöne Dinge von euch hören. Hätt's nimmermehr geglaubt. Bin immer ein guter Nachbar geweſen… aber wenn man ſelbſt erleben muß, was einen in Schaden und in Verdruß bringt….“

„Worüber haben Sie ſich denn zu beklagen?“ fragte Katharine: „Nur heraus damit. Es kommt mir jetzt nichts unerwartet.“

„Nun, ſo iſt mir's wenigſtens unerwartet gekommen, daß Ihr Bub', der Gottfried, mich beſtohlen hat.“

„Herrgott! beſtohlen?“ — Katharine fuhr auf wie eine Löwin.

„Oho! oho! nur mir die Augen nicht auskratzen! Spare Sie Ihren Zorn für den Dieb. Vor ein paar Stunden — 's thut mir leid — iſt er bei mir geweſen, hat auf mich gewartet, und wie mein Adam ſagt, mit meinem ſilbernen Löffel geſpielt, den mein Faulpelz von Mädel auf dem Tiſch hatte liegen laſſen. Darauf kam ich, darauf ging der Bube ſeiner Wege, ganz unſchuldig, als hätt' er kein Waſſer getrübt. Drauf iſt der Löffel fort geweſen, gar nirgends mehr zu finden, und der Gottfried hat ihn geſtohlen; das laß' ich mir nicht ausreden!“

„Das iſt mein Ende, Suſanne!“ — „Muth, Muth, Katharine! Eitel Lug und Trug!“

„Wie kann Sie mich einen Lügner ſchelten, Madam? Wie? das käme mir eben recht, potz tauſend! Da müßte ja das Wetter hineinfahren! das pure leibhaftige Wetter! Doch, was ärgere ich mich und ſtreite mit Weibsbildern! Ich ſage nur ſo viel: Bis Morgen acht Uhr muß ich meinen Löffel wieder haben, oder es geht nicht gut. Schau an: Lug und Trug! Ich will euch einen Tanz aufſpielen, und der Löffel muß mir erſetzt werden, ehe noch der Laudon und eure Schwadron von Schuldleuten anrücken, die euch das Genick brechen ſollen, ihr Diebserzieher, ihr Kinderhändler, ihr... ihr Pfui-Leute, ihr!“

Mit dieſen Drohungen im Munde lief der Schmied davon, ehe ihm noch vollends die Galle über die Lippen ſtieg. Für einen Kalabreſen eine merkwürdige Selbſtbeherrſchung. Aber dafür war Tobeil viele Jahre in der Fremde geweſen, hatte Manier gelernt, und galt in der Vorſtadt für einen äußerſt gelaſſenen und feingebildeten Mann. —

Gerade, als ob das von ihm angedrohte Hochgewitter ſchon durch den Himmel wüthete, und einen Strahl mitten in die Stube Fortuna's verſendet hätte, gerade ſo troſtlos und erſchüttert ſahen ſich die Frauen an, und konnten nicht verſtehen, was in den letzten Minuten mit ihnen vorgegangen. Auch die Sprache war ihnen vergangen. Die Viſite des Schmieds und ſeine Beſchuldigungen hatten das Siegel auf alle die Bedrängniſſe gedrückt, die jemals ihr Haupt belaſtet. Die Beleidigung, die der Meiſter Tobeil der Ehre des Hauſes angethan, ſchmerzte tiefer, als wenn die grauſamſten Gläubiger die Familie überfallen, und alle ihre Habſeligkeiten bis auf's letzte Stück davongetragen hätten.

Felix kam um dieſe Zeit nach Hauſe. Sein Angeſicht trug die Merkmale einer innerlichen Angſt, die er vergebens zu verbergen ſuchte. Er gab auch gleich nach ſeiner Heimkehr die fruchtloſe Bemühung auf. — Nachdem er mit ungewiſſer Hand den Hut bald in dieſen bald in jenen Winkel geſetzt, und allerlei unnöthiges Hin- und Hergehen getrieben, wie eine gewaltige Seelenverwirrung ſich zum Nothbehelf macht, — ſetzte er ſich plötzlich neben ſeiner Katharine nieder, umſchlang ſie mit ſeinen Armen, drückte ſein Geſicht auf ihre Schulter und ſagte mit einer Stimme, die zu jedem gefühlvollen Herzen dringen mußte: „O Du mein liebes, liebes Weib, Du armes Lamm! warum haſt Du gerade mich finden müſſen! warum haſt Du gerade mich geliebt und geehlicht! Welch eine Zukunft haſt Du gewonnen! Ach, mein einziges Glück auf dieſer ſchnöden Welt: wir haben's bis daher nicht gut gehabt, haben viel leiden müſſen; doch — es iſt nicht mehr zu verbergen, ſo gern ich's verhehlen würde — es wird noch viel ſchlimmer kommen, morgen, übermorgen wird unſer ärmliches Glück in Trümmer gehen. Auch dieſen Winkel, dieſe Hütte werden ſie uns nicht mehr laſſen, und kein Menſch will mir nur einen Strohhalm reichen, geſchweige einen Finger, geſchweige die ganze rettende Hand!"

Katharine konnte nicht reden. Sie beugte ſich über den Klagenden und ſtreichelte ſeine Haare. — „Der alte Herr mit der rothen Perrücke...?" fragte Suſanne. Und Felix entgegnete: „Nichts von dem gewiſſenloſen Burſchen zu hoffen. Er hat mich geködert; da ich in meiner Noth an ſeine Angel gebiſſen, ſchleudert er mich hohnlachend in's weite troſtloſe Meer zurück, das mich verſchlingt." — „Iſt's möglich?" — „So wie Sie mich da ſehen, Schwägerin, bin ich herumgelaufen, ein gehetzter Hirſch. In der Kanzlei fand ich den Macouba nicht. Ich folgte ſeinen Spuren bis in unſre Vorſtadt. Ich erfuhr, daß er zu dem „grünen Lauben" gegangen. Noch hoffte ich Gutes, obgleich mir dieſer Gang etwas verdächtig vorkam. Aber ich durfte ihn nicht dort aufſuchen, den Alten; ich habe mit dem Weibe, das jetzt gerade ſo wüthend iſt, als ſie am Tage des Kaufabſchluſſes zuckerſüß geweſen, einen fürchterlichen Sturm abhalten müſſen; wir haben uns total veruneinigt. Da begegnet mir der Menſch, der Wollkämmer, der... ich weiß ſeinen Namen nicht; ich hab' ihm einmal — zur Zeit unſers Reichthums — ein Paar Stiefel geſchenkt, die keineswegs mehr brillant waren. Item: er hat noch bis dato ein wenig Anhänglichkeit an meine Perſon. Er kam juſt von der Teufelsgroßmutter, und ſagte mir...." — „Was wir ſchon wiſſen;" fiel Katharine ein: „auch uns hat man ſchon Alles hinterbracht, und der Macouba muß ein Ausbund von Spitzbuberei ſeyn; aber ſollte denn gar nirgends eine Hülfe...?" — „Alles umſonſt. Ich bin in allen Ecken umhergelaufen, von einem Wucherer zum andern. Wittling, der Sprachlehrer, hat mich in alle dieſe Höhlen des Schreckens geführt. Er kennt ſie aus Erfahrung. Ueberall entweder ein grobes „Nein;" oder ein höflicheres: „Bedaure ſehr," u. ſ. w. Ich habe nicht Kredit, nicht Garantie zu bieten. Sprach ich von meinem Hauſe in Kalabrien, ſo lachten mir die Geldleiher in's Geſicht.“ — „Das wird nicht mehr geſchehen, lieber Mann.“ — „Warum nicht?“ — „Weil wir das Haus ſchon übermorgen nicht mehr haben werden. Der grüne Lauden wird uns mit den Waffen in der Fauſt austreiben, und das wäre kein großes Unglück; denn wir wären einer großen Laſt entledigt.“ — „Ich freue mich, Dich ſo gefaßt zu ſehen; aber wenn dann unſre übrigen Gläubiger zugreifen....“ — „Hm! das wäre auch nicht das größte Unglück. Die Liebe und unſre Kinder blieben uns ja.“ — „O Du mein Juwel!“ — „Weißt Du jedoch, was mich zu Boden drückt, und mein Herz wie zwiſchen zwei Mühlſteine preßt, was mich zur Verzweiflung bringen würde, wenn ich's glauben müßte?“ — „Nun, nun? geſchwinde, Katharine. Du erſchreckſt mich!“

Fortuna's Kummer, da er nun vernehmen mußte, was das Michele und der Teberl gegen ſeinen lieben Sohn vorzubringen die Keckheit gehabt hatten, war nicht geringer als der Kummer ſeiner Gattin, wenn ſchon er ſich nicht wie dieſer in Seufzern, Thränen und leidenſchaftlichen Worten kund gab. „Unſre Ehre! unſre Ehre!“ murmelte er vor ſich hin, und ſchritt viel Dutzendmal in der Stube hin und her, die Hände auf dem Rücken, den Kopf geſenkt, die Stirne gerunzelt. — „Ihr werdet ſehen, daß Alles erlogen!“ tröſtete Suſanna. Katharine rief alsdann: „Wenn mich dieſe Hoffnung nicht aufrecht hielte! mein Sohn ein Dieb? ich liefe in's Waſſer!“ — „Pah, pah, nicht doch, nicht doch!“ ermahnte der Hausvater: „Nur nichts übertrieben Kathi! es wäre ein Unglück, ein großer Jammer, eine große Schmach; aber darum wäre noch nicht Alles verloren! Gottfried hat ein braves Gemüth. Junge Burſche ſchlagen gern über die Schnur, auch ihn haben wir heut auf Lügen ertappt ... auf einem Laſter ſogar, denn das Spiel iſt wohl ein ſolches ... es könnte ſeyn, wenn ich auch es bezweifle ... ſchlimme Geſellſchaft könnte ihn ... aber betteln ... aber einen ſilbernen Löffel ſtehlen ..! wo iſt er? noch nicht daheim? Er ſoll von mir in die Kur genommen werden, verlaſſe Dich darauf, Kathi. Ich will ihm das Licht halten ... er ſoll ſchon mit der Farbe herausgehen, und ich bitte mir aus, daß mir die Frauen nicht in den gerechten Zorn fallen, wenn ſich etwas Böſes ergibt; denn Züchtigung muß dann ſeyn, und nicht nur eine Züchtigung von einigen Minuten, ſondern eine ſchwere Tagelang dauernde Strafe. Nur vermittelſt anhaltender Strenge dürfen wir hoffen, der Verirrung die Wurzel abzuhauen. Deswegen aber mögeſt Du immer nicht vergeſſen, daß Du Mutter, Gattin, Chriſtin biſt. Es iſt ſchon hin und wieder aus einem jungen Spitzbuben noch ein tüchtiger Mann geworden.“ —

„Gebe Gott, daß auch unſer Gottfried die rechte Straße zur Ehrlichkeit nicht verfehle!“ — „Beruhige Dich nur, Schweſter. Glaube nur nicht den klatſchhaften Leuten Alles, was ſie ſagen.“ — Der Meinung bin ich auch, liebe Schwägerin. Indeſſen will ich ſtehenden Fußes zu dem Lehrer Wolff gehen, und zuſehen, ob Herr Gottfried in der That hinter dem Zeichenbrett ſitzt, oder nicht. Liebe Kathi, beſorge doch ein Licht; es iſt während unſren Debatten rabenfinſter geworden, und ich habe nicht die Augen einer Katze.“ — „Ach, verzeihe, lieber Felix. Aber mir gehts wie mit Fackeln im Kopf herum. Ich bin ganz verwirrt.“ —

Die gute Frau brachte ein Licht aus der Küche, und beſorgte mit großer Zerſtreuung die Kleinen. Die Schweſter mußte in Küche und Stube das Beſte thun. Felix, der ſich wieder ankleidete, und auch als wie verſtört alles durcheinander warf, um ſeinen Stock, ſeinen Hut zu finden, tappte endlich mit der Hand auf den Brief, den der Kanzleibote gebracht und den die Frauen in ihren Bekümmerniſſen total vergeſſen hatten. — „Was iſt das?“ fragte Felix. — „Ach, der verwünſchte Brief! lies ihn nur jetzt nicht, Felix.“ — „Warum denn nicht?“ — „Ich habe eine grauſame Ahnung. Dieſer Brief wird uns den Reſt geben, fürchte ich.“ — „Den Reſt? um ſo geſchwinder muß man wiſſen, was darinnen.“

Felix erbrach das Paket. Katharine wendete ſich ab, und beſchäftigte ſich mit ihren Kleinſten, um ihre Gedanken von dem Schreiben abzuziehen. Doch lauerte ihr Ohr unwillkührlich; und ſie hörte, wie der Umſchlag des Briefs zur Erde rauſchte, wie das Papier, das Felix entfaltete, kniſterte, weil ſeine Hände zitterten; wie er auf einmal mit einem Ton, den ſie noch nie von ihm vernommen, aufſchrie: „Iſt's möglich, möglich? Ja, da muß ich gleich ....“

Und da ſie nun den Kopf drehte, ſah ſie, wie die Thüre zufiel, — und Felix war fort, war nicht mehr zu errufen. Suſanne fand ihre Schweſter ſtarr wie eine Bildſäule. — „Du!“ ſtammelte endlich Katharine: „es iſt ſchon, wie ich ſagte ... abgedankt ... ſein Schrecken unbeſchreiblich ... fort iſt er ... da ließ er den Stock fallen ... ach! gewiß thut er ſich ein Leid an, gewiß, gewiß!“ —

Suſanne wußte nicht, wo ſie, die den ganzen Auftritt nicht mit angeſehen, mit ihren Tröſtungen endlich anfangen, wo ſie aufhören ſollte. Sie hatte an dem Tage ſchon ſo viel von dieſer leidigen Waare ausgegeben, daß ſie um weitern Vorrath in Sorge war. — Katharine wollte übrigens auch nichts von Zuſpruch und Aufmunterung hören, redete immer nur von ihren Ahnungen, die ſtets eingetroffen, und prophezeite mit jedem Augenblicke Schlimmeres, das ihren Felix, ihre Kinder, ihr ganzes Haus zu Grunde richten würde. Unfähig, ihrer Schweſter Klagen zu ſtillen, ſchwieg Suſanne endlich, und fing Grillen für ſich. Nichts ſteckt leichter an, als Grillenfängerei und Schwermuth. —

Nicht lange, und Gottfried ließ ſich ſehen. Er war ſehr vergnügt, polterte aufgeräumt in's Haus, ſagte drei-viermal „Guten Abend“ und verlangte zu eſſen. — Die Sorge um den Gatten ließ Katharine ein Weilchen vergeſſen, was ſie mit Gottfried zu verhandeln ſich vorgenommen. „Biſt Du nicht dem Vater begegnet?“ fragte ſie haſtig. Der Knabe verneinte. „Mein Gott, mein Gott, wer reißt mich aus meiner ſchreckensvollen Ungewißheit?“ rief ſie, in ihre vorige Betäubung verſinkend. „Was hat's denn wieder gegeben, liebe Mutter?“ — „Ach, laß' mich, oder geh', ſuche den Vater. Er ſagte, daß er Dich bei dem Lehrer Wolff aufſuchen wolle.“ — „Bei'm Lehrer Wolff?“ entgegnete Gottfried erſchrecken. —

Die Beſtürzung des Knaben brachte die Mutter wieder in das rechte Geleiſe. „Du verfärbſt Dich? Du ſteckſt? kömmſt Du nicht gerade aus der Lehrſtunde?“ redete ſie den Sohn heftig an. — Gottfried wurde immer kleinlauter und ſtotterte: „Liebe Mutter ... Sie wiſſen ja ... freilich komme ich ... aber ... ich muß es doch ſagen, weil der Vater ſelber hingegangen ... ich komme heute eigentlich nicht von dem Lehrer ... er hat uns Vakanz gegeben ... und ſomit ... aber nicht böſe ſeyn, ich bitte recht ſchön ....!" —

„So? alſo bei einem Haar hätteſt Du mich wieder belogen, Du ungerathener Bube? Geſteh' nun endlich, was Du gemacht, woher Du kommſt? von Deinen ſchlimmen Kameraden, die Dich zu allem Böſen verleiten ... vom Spiel? Heraus damit, wir haben ſchon das Schlimmſte von Dir gehört." — Gottfried zitterte, da er den Zorn ſeiner geliebten Mutter inne wurde, an allen Gliedern. Wie der ertappte Verbrecher geberdete er ſich. — Die Tante redete ihm zu: „Folge doch. Thu! was die Mutter befiehlt. Sage die Wahrheit, wenn ſie auch bitter iſt. Schäme Dich nicht, das Böſe das Du gethan, auch zu geſtehen. Das Bekenntniß iſt der Reue und Beſſerung Anfang."

„Das Schlimmſte!" antwortete Gottfried ſeiner Mutter in der größten Verwirrung: „Sie wiſſen alſo ſchon? ... ach, ich habe nicht gemeint, daß ich Böſes thue ... die gute Abſicht ... ach Tante, helfen Sie mir doch heraus."

„Gehorche der Mutter!" befahl die Tante. — „Hier gilt keine Fürſprache, keine Hülfe;" zürnte Katharine: „Der Augenſchein ſoll's lehren. Du wandelſt auf den Wegen der Verdammniß. Komm her, Du Frevler .... laß' Deine Taſchen ſehen ... komm, ohne Widerſetzlichkeit."—

Gottfried ſträubte ſich, aber es ging nicht nach Wunſch. Die Mutter zog eine Handvoll Geld aus ſeiner Taſche, manche Scheidemünze, darunter jedoch eine halbe Krone. „Susanne“ rief Katharine auſſer ſich: „ſieh her, ſieh, wie Alles zutrifft! woher das Geld, Böſewicht? woher? Und der Löffel ... wo iſt er? der ſilberne Löffel, du Taugenichts?“

Gottfried fiel erſchüttert auf ſeine Kniee, und faltete flehend die Hände: „Weil Sie denn ſchon Alles wiſſen, liebſte Mutter ...“ ſchluchzte er ... „ach, ich ſoll keine Freude in der Welt haben!“

„Freude? Freude am Verbrechen? verſtockter junger Sünder! Willſt Du heraus mit der Sprache?“ Katharine hob drohend die Hand. Suſanne wehrte der ſchnellen Zorngeberde. Indeſſen zog Gottfried mit zitternden Händen einen in Papier gewickelten Gegenſtand aus ſeinem Buſen. Die Hülle fiel; es war ein Silberlöffel, den der Knabe der Mutter darreichte. — „O Du Abſcheulicher!“ ſchalt Suſanne: „und ich konnte Deine Parthie nehmen?“ — Katharine hatte inzwiſchen dem Sohn den Löffel entriſſen, einen Blick darauf geworfen, und brach im höchſten Schmerz aus: „So iſt es denn wahr, wahr? Mein Kind ein Knecht der Schande, unſre Ehrlichkeit ein Spielwerk für unbarmherzige Zungen! O mein Gott! nimm mich doch aus dieſer Schmach hinweg! das kann ich nicht ertragen!“ —

„Mutter, Mutter! um Gotteswillen!“ Gottfried wollte ſich der Hände Katharinens bemächtigen, ſie küſſen, mit ſeinen Thränen benetzen. Suſanne hielt ihn zurück mit den ſtrengen Worten: „Pfui, pfui, Du ungetreues Kind! Du biſt nicht würdig, die Hände derjenigen zu berühren, die Du mit Deinen Miſſethaten folterſt!“ —

„Er iſt's, der Löffel iſt's!“ ſagte indeſſen die Mutter mit Bitterkeit: „Da, da, es iſt unläugbar, unumſtößlich. Da iſt die Chiffre: ein C, ein F; der Mann hat leider die Wahrheit geſagt. Auf der Stelle, Böſewicht, trage den Löffel zurück, wo Du ihn genommen; auf der Stelle, ſag' ich Dir!“ — „Aber, liebe Mutter, . . . warum denn? . . . laſſen Sie mich reden!“ — „Nichts da, ich weiß genug. Aus meinen Augen, fort mit dieſer diebiſchen Beute . . . !“

„Der Nachbar!“ rief Suſanna. Und in Lebensgröße ſtand Herr Chriſtian Fiſchamberg, genannt Toberl, vor der ſo heftig bewegten Gruppe. — „Oho, oho, Steckan! halt da!“ ſagte er, mit beſorgten Mienen als Friedensvermittler einſchreitend: „reiße die Frau dem armen Schelm nur nicht gleich den Kopf ab. Ei, daß ich zu ſpät komme! Lieb wär' mir's, hätte ich den ganzen Scandal verhindern können.“ —

„Was wollen Sie?“ entgegnete Katharine: „Sie zeihen meinen Sohn eines Diebſtahls, und wollen doch nicht, daß ich ihm begegne, wie ſich's gehört? Laſſen Sie mich in Frieden. Da haben Sie Ihr Eigenthum; da — und das Andere iſt meine und meines Mannes Sache.“ — Worauf der Schmied mit Derbheit, aber begütigend: „Ich miſche mich nicht in Ihre und Ihres Mannes Angelegenheiten, aber was Sie von meinem Eigenthum ſagen, iſt Gott ſey Dank ein Irrthum. Ich habe bereits wieder, was ich vermißte, und komme juſt, zu ſagen, wie leid mir's thut, daß ich in den Tag hinein geſchrieen und mich beklagt habe wie ein Narr. Das ſollte einem beſonnenen

Mann nie paſſiren; aber vergeben Sie mir's nur. Ich will's mit guten Nachbardienſten wieder einbringen.“

Katharine, dieſes hörend, wußte nicht, was ſie ſagen ſollte. Gottfried gaffte mit offnem Munde, Alles nicht begreifend. Suſanne, freudig und entſchloſſen, zeigte den Löffel und fragte: „Iſt es nicht der Ihrige? C, Chriſtian? F, Fiſchamberg? wie?“ — „Nein, das Stück gehört nicht mein, wenn auch die Anfangsbuchſtaben meines Namens zutreffen. Hier iſt der Deſerteur, hier, wie ihn vor einer Viertelſtunde etwa der Nürnberger unter der Ausgußrinne meiner Küche gefunden hat. Meine Klaudia, Gott verzeih' ihr die Fahrläſſigkeit! hatte den Löffel abgewaſchen und mit dem Waſſer weggegoſſen. Noch einmal bitt' ich tauſendmal um Verzeihung. Sehen Sie, Madam, ich habe halt nur dieſes einzige Silbergeräth; ein Erbſtück meiner Seligen. Ich halt's in Ehren, und darum lief mir der Kopf davon.“

„Unglückskind!“ hob Katharine zum Gottfried an: „Wem gehört denn alſo dieſer Löffel?“ — „Ach liebe Mutter, er gehört ja Ihnen?“ antwortete der Knabe ſanft weinend und ſtreichelte Katharinen's Wangen. — „Mir?“ — „Ei ja, ei ja, er iſt zwar nicht neu; ein neuer wäre mir zu theuer geweſen; aber in der Eile habe ich ihn poliren und Ihren Namen darauf ſtechen laſſen. So haben Sie jetzt doch wieder einen Silberlöffel, um Ihre Suppe zu eſſen, beſte Mutter.“

„Was hör' ich denn da?“ ſagte Katharine und ein verklärender Schimmer ſtrahlte über ihr Geſicht: „Gottfried! iſt's möglich? was ich neulich ſagte, da ich mit Suſanna ſprach....?“ — „Der Schelm hat uns behorcht.

aber ich glaube, er iſt ein lieber Schelm und wir thaten ihm erſchrecklich Unrecht!" fiel Suſanne gerührt ein, indem ſie den Knaben bei den Ohren zupfte.

„Woher jedoch, bevor ich danke, woher die Mittel zu ſolcher Freigebigkeit? woher dieſes Geld in Deinen Taſchen?" fragte neuerdings argwöhniſch die Mutter. — Gottfried rieb ſich die Naſe, lächelte, ſeufzte, und erwiederte endlich: „Ich ſchäme mich vor dem Nachbar, wenn ich Alles ſagen muß." — „So will ich gehen, Gottfried; aber ich denke, Du brauchteſt Dich nicht zu ſchämen. Ein Kind, das ſeiner Mutter eine Freude macht... und wenn ſie zuſammengebettelt wäre, dieſe Freude...'s iſt rar, es iſt ſchön... Frau Nachbarin; ich wünſch' Ihnen Glück ... und gute Nacht."

Während Fiſchamberg ſprach, hatte Suſanne mit dem Knaben ein paar Worte gewechſelt, und ſagte, das helle Vergnügen im Geſicht: „Herr Nachbar, bleiben Sie nur, ich meine auch, daß Gottfried keinen ſchlechten Streich zu bekennen hat. Hören Sie nur ſelbſt. Sie werden dann dem loſen Volk am beſten das loſe Maul ſtopfen können." — Der Schmied blieb nicht ungern.

„Jetzt ſag's heraus, Gottfried!" examinirte die Tante: „Du haſt vor uns Geheimniſſe gehabt?" — „Ja, ein bischen." — „Du biſt öfters hinter die Schule gegangen?" — „Ach ja, Tante." — „Haſt oft Deine Abendlektionen verſäumt?" — „Auch wahr; es thut mir leid, aber weil's bei uns ſo ſchmal herging..." — „Nun?" — „So hab' ich geſucht, Geld zu verdienen." — „Du? Sieh doch! verdienen? Geld verdienen? Haſt Du nicht gebettelt?" —

„Aber, Tante!“ rief der Knabe gekränkt. — „Was haſt Du denn gethan?“ — „Da iſt der Meßmer im Dom ſchon lange krank, und alle Tage kommen Fremde, um die Merkwürdigkeiten in der Kirche zu ſehen, und ich habe vom Meßmer die Lektion gelernt und an ſeiner Statt bis heute die Fremden zwiſchen zehn und zwölf Uhr geführt. Der Meßmer hat mir ein Drittheil des Trinkgelds zugeſtanden, und ich bin wohl zufrieden geweſen.“ — „Hörſt Du Katharine? Daher alſo das Geld in Deinen Taſchen?“ — „Ja freilich nur davon kam's. Ich habe gelogen, da ich vom Spiele redete. Aber ich habe auch bis dato viermal wöchentlich am Abend ein paar Groſchen eingeſammelt.“ — „Wie das?“ — „Der Fritz bei Wagners hat mir eine Laterne geliehen, und da hab' ich vor dem Komödienhaus auf die Fremden gepaßt, um ſie in ihre Gaſthäuſer zu führen.“ — „Ei, Gottfried, was fiel Dir ein?“ — „Es thun's andere Buben auch, und ich hielt es gerade nicht für eine Schande, einen Dienſt für ein bischen Lohn zu leiſten. Doch mocht' ich's dem Vater und der Mutter nicht geſtehen, und that Unrecht, daß ich ſo oft meine Lektion ſchwänzte. Aber — dachte ich mir — das kannſt Du nachholen, und zu Hauſe brauchen ſie jetzt einen jeden Kreuzer ſo nothwendig!“

„Was fingſt Du mit dem Gelde an, oder was wollteſt Du damit beginnen?“ — Der Knabe lachte pfiffig, indem er halblaut ſagte: „Hm, ich habe alle Morgen der Mutter in ihre Taſche beſcheret, was ich am vorigen Tag gewonnen, und gerade nur, was meine Kerzenſtümpfchen koſteten, zurückbehalten. Die Mutter durfte nicht wiſſen, was ich that; ſie hätte mir's am Ende verboten, und ohne meinen Zuſchuß ging doch der Haushalt nimmermehr; das ſah, das wußt' ich ja!"

„O Du geliebtes Herzenskind! welch einen Himmel thuſt Du vor mir auf!" Katharine riß den Knaben in ihre Arme und ſegnete ihn, und küßte ihn halbtodt, während er frohlockte: „Biſt Du nicht mehr böſe, Mütterchen? Warum warſt Du denn ſo böſe mit Deinem armen Bubele? Heiſa! Du biſt jetzt wieder gut!" — Er dutzte in ſeiner Seelenfreude gegen alle Hausgewohnheit die geliebte Mutter, und ſie verzieh es ſo gerne, und von Stund an hörte ſie lieber von dem wackern Sohn das Du als das Sie.

Nach der Mutter fiel die Tante über den Gottfried her; nach der Tante war die Reihe am Toberl, und vom Stachelbart des letztern wurde des Knaben Wange faſt aufgerieben. Ein vierſtimmiges Tedeum wurde in der armen Stube mit herzlichem Dankgefühl gejubelt, und die andern Kinder wachten auf, und die da kriechen und laufen konnten, kamen heran, und wollten wiſſen, warum der Gottfried ſo viel gehätſchelt wurde, und begehrten weinend und lachend, geküßt zu ſeyn, wie er, die guten ſchlaftrunknen Würmchen.

„Dieſes Geld ſoll uns Segen bringen!" ſagte die Tante, Gottfrieds Baarſchaft in die Hand nehmend: „aber ſieh doch: eine halbe Krone? wer gab Dir dieſes Trinkgeld? Du wirſt doch nicht den armen Meßmer an ſeinem Antheil verkürzt haben?" — „Aber Tante!" antwortete wieder der Knabe, und lächelnd ſetzte er bei: „der halbe Thaler iſt von meinem Engländer." — „Von Deinem Engländer?" — „Yes, yes, mein Englishman, mein

Freund. O ich habe auf meinen Theatergängen eine ſchöne Bekanntſchaft gemacht… verily!“

„Erzähle, mein Schatz, mein guter Sohn; erzähle…“ — „Ich will ſchon, wenn der Nachbar nichts weiter ſagen will…?“ — „Wo denkſt Du hin?“ ſagte der Schmid, und legte ſelbſt eine halbe Krone in des Knaben Hand: „ich will heut Deinen Engländer auch einmal vorſtellen. Kauf' Dir was ſchönes, Du braver Bub, Du Muſterbub!“

Gottfried, Katharine, Suſanne verweigerten das Geſchenk einſtimmig. Schon wollte Toberl böſe werden, als ein großes Geräuſch dem Streit ein Ziel ſetzte. Vor der Thüre fiel etwas ſchwer nieder, wie ein klingender Geldſack. Gleich darauf ließ ſich Fortuna's Stimme vernehmen: „Was macht Ihr denn, Thomas?“ — Und der Korb-Thomas antwortete: „Es iſt ſo dunkel: ich weiß nicht „hiſt“, nicht „hott!“ und das liebe Silber iſt ſo ſchwer.“ — „Kathi! Kathi! ein Licht! Aufmachen!“

„Träum' ich denn, oder… was geht da vor?“ ſagte Katharine. „Geld, Geld!“ ſagte Suſanna überraſcht. Toberl horchte, den Athem einhaltend. Gottfried hatte mehr Geiſtesgegenwart als alle Uebrigen, und leuchtete dem Vater, der mit dem Beiſtand ſeines Nachbars einen ſehr großen ledernen Sack hereinſchleppte. Bei jedem Schritte, den ſie thaten, klapperte es in dem Sack von harten Thalern.

„Je, Nachbar, was bringt Er da?“ rief den Hausherrn der Schmied mit weitaufgeriſſenen Augen an. „Mein Gott! Fiſchamberg! Was thut denn Er ſo ſpät in meinem Hauſe? Ei, ei, wenn ich gewußt hätte, daß ein Fremder hier vorhanden ...!" Felix war offenbar betreten, ja noch mehr, er war aufgebracht, einen Beſuch vorzufinden.

Nun iſt aber niemand in der Welt empfindlicher, als ein von Haus aus unfeiner Mann, und darum antwortete auch Toberl, ohne ſich lang zu beſinnen: „Was da, was da, Nachbar? Kaum ſitzt Er in der Wolle und ſchleppt ſich mit Geld, Gott weiß von wem und wie erworben, und ſchon wächſt ihm der Hochmuth wie der grüne Salat ellenlang? Behandelt man einen Nachbar dergeſtalt, einen guten Nachbar?" — „Reden Sie nicht ſo laut, ich bitte Sie!" ermahnte Suſanne den Schmied. „Und Du, lieber Mann, bat Katharine: „antworte nicht im Zorn. Der Mann hatte ein Geſchäft bei uns ..." — „Ja, ja, ein Geſchäft;" ſetzte Fiſchamberg ſelbſt hinzu: „und dann ... hat Er nicht ſelbſt mich rufen laſſen, potz Hagel? und kommt mir ſo? und meint, weil Er einen Sack voll Geld hat, — wenn's nicht altes Eiſen iſt ...?"

„Geb' Er doch Ruhe!" vermittelte der Korb-Thomas, der ſich geſetzt und den Schweiß von der Stirn gewiſcht hatte: „Das iſt kein altes Eiſen, ſondern wirklich alte gute Münze, und geſtohlen haben wir's auch nicht, und es gehört nicht einmal unſer — dem Spazza-Camin, wollt' ich ſagen, und ich vermuthe, daß der Spazza nur deßhalb bös geworden, weil er fürchtet, Er, Toberl, möcht' es weiter bringen und die Leute, die an den Spazza zu fordern haben, erſt recht aufhetzen, ihn zu drangſaliren, in der Meinung, das Geld wäre ſein Eigenthum und er könne jetzt Alles blank auszahlen."

„Der Thomas ſpricht wie ein Philoſoph. So dacht' ich auch, Nachbar." — „Hm! als ob ich ein Schwätzer wäre! Hab' nicht einmal ein Weib daheim, die etwas ausbringen könnte." — „Nein; aber Seine Klaudia, und endlich gar Sein Bruder, der leicht wieder umerzählen könnte, ich hätte für ſchweres Geld ein paar Kinder abgelaſſen ...!" — „Der Schrotbeutel iſt ein Schwadroneur, das geb' ich zu; ich vertheidige meinen Bruder nicht; aber von mir ſollte Er eine beſſere Meinung haben, und um das zu bewirken, geh' ich jetzt, und will nicht einmal wiſſen, wem der Sack da gehören ſoll. Gute Nacht beiſammen; nichts für ungut."

Der Schmied ging ſeiner Wege. Thomas that in ein paar Minuten desgleichen. Felix verbarrikadirte ſeine Hausthüre wie die Pforte einer Feſtung, und ließ ſich dann von beiden Frauen helfen, den ledernen Sack in die feſte Schublade zu legen, worinnen er einſt ſein Geld verwahrt hatte. — „Ach, wie ſchwer!" ſeufzte Suſanna. — „Ich glaub's. Es ſind ſechstauſend baare Gulden." — „Mein Heiland, ſo viel?" fragte Katharine: „Was machſt Du mit dem Reichthum? wie konnte der Maccuba ſo viel geben?" — „Hat ſich was mit dem Maccuba! Keinen Heller krieg' ich von dem Schelm." — „Je, iſt das Geld denn nicht für Dich, für uns?" — „Was ſollten wir mit all dem Zeug anfangen? doch wär's nicht bitter, es zu haben; aber, meine Kathi, davon gehört uns auch nicht ein Heller. Ich bin nie ſo arm geweſen als heute, neben dieſem Reichthum. Des Raths Brandenberger Loos hat gewonnen; Anzeige und Liſte lagen in dem Couvert, das der Kanzleidiener gebracht. Es ließ mir nicht Ruhe, noch heute mußte ich das Geld haben. Ich hätte nicht ſchlafen können. Das Haus des Collekteurs konnte heute abbrennen, das Geld konnte ihm mittelſt Einbruch geraubt werden; der Freund wäre am Ende um ſeinen Gewinnſt gekommen. Beſſer liegt er hier in meiner Verwahrung, unter meinen Augen.“

„Herr Brandenberger hat gewonnen?“ fragten die Weiber gleichzeitig: „Gewonnen, ſo viel gewonnen! und er weiß noch gar nichts davon! nicht einmal, daß Du Looſe genommen, weiß er!“

„Nein, kein Wort weiß er davon;“ antwortete Felix, und ſetzte ſich ermüdet.

Die Frauen ſahen ſich an; derſelbe Gedanke fuhr ihnen durch den Kopf, trat ihnen auf die Lippen.... in demſelben Augenblick ſchluckten ſie das gewagte Wort hinunter.

Es war, als ob Felix errathen hätte, was in ihrem Gehirn vorgegangen; ſo ganz zur rechten Zeit ſagte er, wiewohl unbefangen und ohne eine Anſpielung machen zu wollen: „Kein Wort weiß er; ein unredlicher Knecht würde leicht den ganzen Schatz behalten können, ohne daß der Mann nur eine Ahnung davon hätte.“

Die Frauen ſeufzten, beide zumal. Hin und wieder, im Strudel der Bedrängniß, koſtet die Ehrlichkeit keinen geringen Kampf.

„Wie wird es doch mit uns gehen?“ fragte Katharine ſchüchtern nach einer Pauſe.

„Wie Gott will, Kathi. Er muß helfen; ich weiß nichts mehr zu verſuchen.“

„Du wirſt doch wenigſtens von jenem Gelde vorläufig verwenden, was uns vor Pfändung und Austreibung rettet?“ fragte Katharine mit zitternder Stimme.

„Nicht einen Kreuzer, Kathi. Ich habe kein Recht auf den Kreuzer. Brandenberger müßte ſich von mir einen ſchlechten Begriff machen. Nein, das geſchieht nicht, Kathi."

„So werden wir verhungern wie der Geizige auf ſeiner Kaſſe!"

„Gott lebt noch."

„Schwager! was Sie thun, iſt übertrieben. Sie ſind ein Pedant in Ihrer Rechtſchaffenheit."

„Mag ſeyn. Ich bin nun ſo, und damit Punktum. Und eben darum wird Gott helfen, und mir wäre lieb, wenn von dem Gelde gar nichts mehr geſprochen würde. — Könnte ich nicht ein paar Erdäpfel haben, oder ein Stückchen Brod mit Salz? Ich bin wahrhaftig müd und hungrig."

Obſchon verſtimmt, weil noch vom Verſucher geplagt, trug Katharine dienſtfertig herbei, was das arme Haus an Erfriſchungen bot, um den ſo hochverehrten, lieben Gatten zu erquicken. Mit einer beſondern Koketterie legte ſie daneben den ſilbernen Löffel, den ihr der brave Sohn zum Geſchenk gemacht. — Fortuna's Auge fiel auch alſogleich auf dieſes Geräthe. Er nahm es zur Hand, drehte und wendete es am Licht, und ſagte lächelnd: „Ein Mährchen aus Tauſend und Einer Nacht. Seit wann ſchießt wieder in meinem Haushalt Silber an?"

Mit dieſer Frage kam der gute Familienvater plötzlich zwiſchen zwei Feuer. Die Mutter ließ ſich nicht nehmen, ihres Sohnes kindliche Liebe zu offenbaren und zu rühmen. Die Tante verſäumte nicht, des verkannten Neffen Edelmuth zu verkündigen. Beide Frauen überboten ſich an Rührung und Zärtlichkeit, und ihr Eifer, der noch obendrein das Gute hatte, daß vor ihm der Teufel der Habſucht ausriß, ſteckte natürlicherweiſe endlich den Vater an. „Ihr redet und redet immer von ihm,“ ſagte er: „eure Stimmen ſingen ſein Lob, gleichwie Lerchen trillern, unermüdlich und dem Ohr wohlthuend. Aber wo iſt denn der kleine Geheimnißkrämer, der unbekannte Wohlthäter und Beſcheerer, daß ich auch ſeine Stimme höre, ihn ſchelte wegen ſeiner Schulverſäumniß und Lüge, ihn küſſe und drücke wegen ſeiner Bravheit?“

Da ſchauten ſich Alle nach dem kleinen Helden des Abends um, und ſiehe: in ſeinem Schlafwinkel auf ſeinem Strohſack lag er ausgeſtreckt, und ſchlummerte lächelnden Angeſichts, von der Müdigkeit überwältigt, von ſeiner ſtillen Herzensfreude eingewiegt. Es wäre eine Sünde geweſen, den Schläfer zu wecken. Darum ſprach der Vater mit freudenaſſen Augen: „Nun, wohl ihm und Gott ſegne ſein Erwachen! Morgen iſt auch ein Tag zum Fragen, zum Schelten, zum Liebhaben. — Heute, Kathi, laß uns dem Beiſpiel des Buben folgen und die Ruhe ſuchen. Stolzere Eltern ſind wohl noch nie zu Bett gegangen, liebes Weib?“

Sie küßten nach der Reihe den Knaben auf die Stirn, dann küßten ſie auch einander ſelber nach der Reihe, und nach wenigen Minuten war das arme Haus dunkel und ſtille, voll von beſeligten Schläfern.

Der Frauen Schlummer ſpann ſich von Stunde zu Stunde fort, als ein langer glatter Faden; aber dem Felix, deſſen Kopf nicht Ruhe geben wollte, riß Schlaf und Traum gar ſchnell entzwei. Der Geſtörte hob den Kopf vom Pfühl, und lauſchte. Es regte ſich im Hauſe nicht das Geringſte; ſogar die Ratten pflegen einer ſeltnen

Friedfertigkeit. Dennoch wähnte Felix, Schritte kniſtern zu hören; allerlei Stimmen flüſterten ihm vor den Ohren herum. „Wenn es jemanden einfiele, das Geld zu ſtehlen!“ dachte ſich Felix plötzlich, und im Nu fuhr er aus dem Bett, ſchlich er auf leiſen Sohlen in's Wohnzimmer zurück, machte er Licht und ſuchte dann in allen Ecken nach dem Diebe. — Eitler Wahn, der jedoch hinreichte, die erquickende Ruhe von ſeinen Augenliedern zu verſcheuchen. Felix ſetzte ſich in einen Seſſel, dem Schrank, der den Schatz verbarg, gegenüber, und zählte eine nach der andern von den Viertelſtunden, die der Glockenhammer der Kirche anſchlug. Die bange Vorausſicht des ſchweren Verdruſſes, der großen Noth, die der anrückende Tag bringen würde, war es, womit ſich der Schatzwächter auf leidige Weiſe die Zeit vertrieb. — Nachdem er ſich lang damit gequält, kam indeſſen wieder Hoffnung über ihn, und er redete ſich ein, Gott würde ihn mit dem Herzen ohne Falſch und Neid gewiß nicht im Elend ſtecken laſſen. Kaum wieder aufgerichtet an dieſem Stabe fand der leichtblütige Menſch in ſeiner Seele Heiterkeit genug, um ſich und ſein dermaliges Beginnen weidlich auszulachen. „Gibt's denn etwas drolligeres,“ ſpaßte er ſich ſelber vor: „als den Umſtand, daß ich nicht ſchlafen kann, einmal, weil ich kein Geld habe, und dann zweitens, gerade weil ich Geld habe? Denn ich kann morgen meine Schulden nicht bezahlen, und fürchte heute ausgeraubt zu werden! — Ich fange nachgerade an zu glauben, daß es kein ſo gewaltiges Glück ſey, viel Geld zu beſitzen. Sechstauſend Gulden! ach, für mich ſo viel, für ſo viele Andere ſo wenig! wie ſchwer ſind mir ſchon dieſe ſechstauſend Gulden! — Hunderttauſend würde ich gar nicht ertragen können; ich müßte erliegen unter'm Gewicht. — Ein dummer Gedanke, daß ich das Geld nicht ließ, wo es lag! Aber ſicherer, mein' ich, iſt es dem Freunde hier, und ich kann dem Guten ſchon ein paar Nächte aufopfern, wenn mir nur der grüne Landen Dach und Fach und meine Möbel ließe, wenigſtens bis zur Rückkehr meines Freundes; oder bis er über den Mammon verfügte. Ach, der „grüne Landen!“ Vor dieſem Baſilisken fürchte ich mich am meiſten. — Aber Muth! Gott, ich zweifle nicht, wird helfen, und damit ich nicht ferner grüble und mich ſelber plage, will ich die ſchlafloſe Zeit benützen, um dem Freund ſein Glück zu melden. Es thut uns ja wohl, wenn wir Andern eine Freude anſagen. Daher will ich gerade jetzo ſchreiben.“

So that er auch. Und als er die Nachricht niedergeſchrieben ohne Seufzen, ohne Mißbehagen, ohne dem Schickſal zu grollen, das dem Glücklichern hingeworfen, was dem Unglücklichern beſſer getaugt hätte, hielt er doch, bevor er die Schlußformel anhob, die ſchnelle Feder ein, und fragte ſich: „Ob ich ihm ſchreibe, wie ſo ſchlimm es mit meinen Affären ſteht?“ — Alſobald jedoch verwarf ſein Selbſtgefühl den Antrag, und lieber, aus voller ſtolzer Seele ſchrieb er hin: „Ich habe nur noch hinzuzufügen, „daß ich der glücklichſte Vater weit und breit bin. Ich „tauſche nicht mit Grafen und Herren, am wenigſten mit „unſerm König, der gar keine Kinder hat. Der Gottfried, „wenn auch Schulſchwänzer und Lügner comme il faut, „iſt eine Blüthe und Blume aller Knaben, die je geboren „worden ſind, und etwa noch ſpäter zur Welt kommen.

„Beneiden Sie mich indeſſen, bis ich Ihnen mündlich das „Weitere mittheilen werde. — Gott gebe dieſes bald, und „erlöſen Sie mich doch ſo ſchnell als möglich von Ihrem „Geldſack, der mir Kummer und Sorgen macht.“

Mittlerweile war der Morgen unverſehens heraufgekommen und hatte mit ſeinem Strahl die Mutter geweckt, und ſie war aufgeſtanden, nach ihrem Gatten zu ſehen. Seiner Schreiberei verdankte Felix einen überraſchenden, aber ſehr wohlthuenden Morgenkuß, dem er mit einem ähnlichen auf Kathi's glühende Wange begegnete. — „Du ſchreibſt?“ — „An Brandenberger.“ — „Haſt Du Dich dabei unſrer Noth erinnert?“ — „Wie könnt' ich unſre Noth vergeſſen?“ — „Ich meine, ob Du davon geſchrieben?“ — „Nein.“ — „Du lieber Gott!“ — „Soll ich an eine Freudennachricht eine bittre Klage hängen?“ — „Aber wenn doch dieſes Geld .... dieſes Unglücksgeld ... nur ein Theil davon ...“ — „Pſt! ich lege den Finger auf den Mund und bitte mir noch einmal Schweigen aus.“

Verdüſtert ſah Katharine vor ſich hin. Der Verſucher arbeitete wieder und rüttelte an ihrer Schwäche. — „Da lies, lies dieſe Stelle, Kathi. Vielleicht iſt ſie Dir eine Arznei.“ — Kathi las die Stelle, die von Gottfried handelte; ſie ſchmunzelte, ſie nickte, ſie lachte immer zufriedner; mit hellen Augen ſank ſie an Felix' Bruſt. — „Je mein!“ ſcherzte er: „eben noch ſo grämlich und auf einmal nun Allegro? Warum, mein Schatz?“ — „Weil Du mich liebſt, und zwar von Herzen liebſt.“ — „Wer ſagt Dir das?“ — „Dieſer Brief.“ — „Wie ſo? der Brief, der von unſrer Noth ſchweigt?“ — „Ei, wer dergeſtalt vom Kinde ſpricht, zeigt, daß ihm die Mutter theuer.“ — „Bravo, das hör' ich gern. Ich gäbe Dich in der That nicht für jene dort verſchloſſenen ſechstauſend Gulden her.“ — „Nun, das müßte ich mir auch verbitten. Jenes Geld und ich ....“ — „Wäre ich Dir wohl ſo viel werth, wie Du mir? Gäbſt Du mich auch nicht für jenen Silberklotz?“ — „Wo denkſt Du hin? Dich für jene elende Münze ...?!“ — „Ein wahres Lumpengeld, Katharine.“ — „Ja, Felix: ein Bettel gegen Deinen Werth und unſre Liebe ....“ — „Und unſre Kinder, Kathi; nicht wahr? darum gar nichts mehr von dem Bettel, von jener elenden Münze, wenn Du mir ein bischen gut biſt.“ — „Aha, jetzt verſteh' ich, Schelm, wie Du es meineſt. Aber im vollen Vertrauen auf Dich und auf den lieben Gott, geb' ich Dir die Hand. Kein Wörtchen mehr, und trage nur getroſt den Brief zur Poſt. Er iſt ſchon recht und gut.“ — „Und Du, ein allerliebſtes Weib biſt Du!“

„Uah!“ gähnte Gottfried aus ſeinem Winkel. Er wachte auf, rieb ſich die Augen; im Nu waren Vater und Mutter neben ihm, und das Feſt war nun vollſtändig.

Im Paradieſe darf jedoch die Schlange nicht fehlen: in Ermanglung eines glatten gleißenden bunthäutigen Geſellen gehört wenigſtens ein plumpes Ungeheuer, ein Drache oder dergleichen hinein: das Glück wäre zu groß, zu himmliſch, ohne die dunkle Folie. — Als während des innigen Koſens der Eltern und der Kinder Jemand mit einem Stock an das Fenſter tippte, ſah ſich Katharine um. „Da iſt der abſcheuliche Macenba!“ ſagte ſie erſchrocken; „was führt ihn herbei, unſre Freude zu verderben?" — „Ich verſichre Dich," ſagte dagegen Felix, „daß ich gar gute Luſt hätte, ihn zu behandeln, wie er's verdient, aber in meiner Lage muß ich gute Miene zum böſen Spiel machen, und will daher vernehmen, was der ſchlimme Burſche im Schild führt." — „Schaff' Dir nur den häßlichen Gauner geſchwind vom Halſe, wenn er Dir nicht ſchnelle Hülfe bringt." — „Sorge nicht."

Während ſich Katharine völlig ankleidete, ihr Hausweſen nach der Ordnung des Tags beſtellte, und das Frühſtück bereitete, deliberirten Felix und Papa Macouba draußen im winzigen Vorhauſe; eigentlich zwiſchen Thür und Angel, wie man gern zu ſagen pflegt. Es wurde viel hin- und hergeredet, bald leiſe, bald laut; bald mit vernünftiger Mäßigung, bald mit Vorwurf von Fortuna's, mit Spott von Macouba's Seite. Endlich, endlich — der dünne Caffee war ſchon fertig und der Kinder Toilette auch — hieß es „Adieu" und „gehorſamer Knecht" und Macouba nahm ſeinen Abzug.

Auf das neugierige „Nun?" ſeiner Gattin erwiederte Felix etwas alterirt: „Der Kerl iſt ein ächter unverfälſchter Schurke. Nach allen Ausflüchten und Betheuerungen, daß er eigentlich mehr thun müſſe, als in ſeinen Kräften ſteht, wenn er mir helfen wolle, ſetzt er mir Bedingungen der läſtigſten Art, und Zinſen, die, wohlberechnet, zwölf bis vierzehn Procent betragen würden. Hol' ihn der Schwarze! Gott wird ſchon helfen."

„Amen!" ſprach die Schwägerin, die ſich eingefunden hatte. „Amen;" ſagte auch Katharine; doch miſchten ſich allerlei Zweifel zu dieſem Wort des Segens und der Ergebung. Gottfried hielt ſich ganz ſtill, aber ſo oft der

Vater ausrief — und er rief es oft: — Gott wird helfen! lächelte der Knabe in ſeine Fauſt, und ſchaute verſtohlen auf des Kirchthurms Zifferblatt, und tuſchelte vor ſich hin: „Nun, die Zeit bis Mittag wird auch vorübergehen!"

Zur gewohnten Stunde war der Vater fertig, zur Kanzlei zu wandeln: „Sollte der „grüne Landen" anrücken und Breſche ſchießen wollen, ſo ärgert euch nicht mit ihm, ihr Weiber, und gebt ihm Rendezvous mit mir nach Tiſche. Verfahrt auf gleiche Weiſe mit allen übrigen Gläubigern, die etwa anklopfen möchten. Aber, um's Himmelswillen! verliert den Schrank da nicht aus dem Geſichte. Haltet Wache mit offnen Augen. Wir wären alle miteinander verloren, wenn mit dem Gelde meines Freundes etwas Unrechtes geſchähe. Den Schlüſſel, Kathi, nehme ich zu mir. Auf Wiederſehen beim Eſſen."

Er nahm den Brief an Brandenberger: „Mein Weg führt mich an der Poſt vorüber: beſſer, wenn ich den Brief gleich ſelber aufgebe. Zugleich fiel mir ein, daß der Poſtoffiziant Netzel mir wohl will — ein alter Schulgefährte, wie der Rath — nur daß er jetzt im Rohr ſitzt und Pfeifen ſchneidet. Hat eine reiche Frau geheirathet, iſt Herr über all das Gut und Geld .... wer weiß, ob er mir nicht eine Handreichung thut .... wer weiß? ich habe Hoffnung: vollauf davon ſtrotzt mir das Herz. Daß ich bisher auf den Netzel vergeſſen konnte ...!"

„Baue nicht zu viel auf dieſe Hoffnung!" warnte Katharine.

Die Schwägerin ſetzte hinzu: „Und erzählen Sie ja dem Herrn nicht, daß Ihr Geldſchrank von Silber überläuft, während Sie zu borgen begehren. Er würde Sie auslachen."

Ernſthaft erwiederte Felix: „Da treiben Sie nur Scherz, Frau Schwägerin. Das glauben Sie ſelbſt nicht, wenn Sie von ehrlichen Leuten und nicht von leichtfertigem Geſindel reden wollen. Ich meine eher, daß dieſe meine nur billige Zurückhaltung in dieſem Punkt und Caſus eher ein bischen für mich bürgen ſollte, als mich lächerlich zu machen. Wie beſtände ich vor dem Freunde, wenn ich eine gezwungene Anleihe von ihm, dem Wehrloſen, Entfernten, erhöbe? eine Anleihe, die zu decken mir in kurzer Friſt nicht möglich ſeyn würde. — Heda, wo iſt der Gottfried?"

„Fort iſt er; zur Schule ging er ohne Zweifel." — „Schleicht ſich der Kerl fort wie der Fuchs von den Tauben. Beſſer hätt' er noch gewartet und mich begleitet, und mir auf dem Wege von ſeinem Engländer erzählt. Ich bedarf ein bischen der Zerſtreuung."

„Ei;" ſagte Katherine lachend: „ich hatte auf den Engländer ganz vergeſſen . . .! nun, Gottfried ſoll am Mittagstiſch mit der Hiſtorie herausrücken." — Felix umarmte ſie, und ging aus dem Hauſe.

Er hatte vorausgeſagt, was eintraf. Der Tag ſtand im Kalender ſeiner Gläubiger ſchwarz und roth angeſtrichen; die wackern Leute rührten ſich daher alleſammt, und Fortuna's Vorpoſten, die Frauen, hatten eine ganze Reihe von Plänklergefechten zu beſtehen. Da kam der Bäcker in der mehlbeſtäubten Jacke, die Fleiſcherin mit dem blutrothen Geſichte und der drohenden Fauſt; der ſpitzbärtige Jude, die Viktualienhändlerin vom Pfarrplatz, der Trödler vom Brunneneck; die Näherinn, eine furchtbare Zunge, der Kleinholzhändler, ein erzgrobes Temperament, gegen welchen der unhöfliche Schuſter kaum aufkommen mochte, den aber die Sauerkraut-Lieſel, das Gemüſeweib, um viele Prozente überbot. Der Ladenburſche des Gewürzkrämers, und das Apothekerſubjekt waren die Gentlemen unter der Menge. Sie ſchimpften und blasphemirten nicht; ſie deponirten kaltblütig ihre langen Rechnungen; ſie ſprachen ſehr gleichmüthig von dem Vorhaben ihrer Prinzipale, den Schuldmann durch alle Inſtanzen zu verklagen und zu verfolgen. Sie empfahlen ſich als Leute von gutem Ton.

Katharine war in ihrer Faſſung unerſchütterlich geblieben. Die raſchere Suſanne konnte jedoch die ärgerlichen Droh- und Schreckbeſuche kaum verwinden. Sie warf einen finſtern Blick auf den bewußten Schrank, und ſeufzte halblaut: „Wenn er nur den Schlüſſel dagelaſſen hätte!“ — „Nun, was dann?“ fragte Katharine. — „Ei, Noth bricht Eiſen.“ — „Ach ſchweige doch, liebe Schweſter.“ — „Um ſo leichter bräche die Noth dieſe ſchwache Schrankthüre entzwei . . . .“ — „Pfui, pfui! welche Gedanken!“ — „Hm, Du weißt wohl, daß ich's nicht thun würde, aber ſprich: iſt's nicht zum Verzweifeln, daß wir alle Demüthigung aushalten müſſen, und da, zwei Schritte von uns, liegt ein Reichthum, deſſen zehnter Theil hinreichen würde, uns hoch über alles Ungemach zu ſtellen?“ — „Laß die Hände von dem, was Dir nicht gehört.“ — „Ja, ja, ich laſſe ſie auch davon, gewiß, liebe Schweſter. Sieh jedoch unſre Zukunft. Noch hat der ſchlimmſte Feind ſich nicht ſehen laſſen: der grüne Landen.

Aber er wird nicht ausbleiben, und wir werden nackt und bloß aus dieſem Hauſe gehen müſſen, ohne Obdach, mit den hungrigen Kindern an der Hand, und hintendrein Dein Mann am weißen Bettelſtab, und auf dem Rücken tragend einen Sack voll Geld. Grauſamer Spott des Schickſals!“

Das ſonderbare Bild, das Suſanne in dieſen paar Worten entwarf, erſchütterte Katharine ſehr; doch erwiederte ſie mit Ergebung: „Es mag ſeyn, daß mein Mann ein Schwärmer iſt, doch hat ſeine Schwärmerei etwas recht Ehrwürdiges, und an mir iſt, ihm zu gehorchen, und vielleicht ſteht die Hülfe näher, als wir glauben.“

Der Trab eines ſchnell herannahenden Pferdes ſchreckte die Frauen aus ihren Betrachtungen auf. Beide hatten zur gleichen Zeit denſelben wunderlichen Gedanken: ſie meinten, jetzo komme der „grüne Lauden“ hoch zu Roß in Amazonentracht, den Hut mit dem Federbuſch auf dem Ohre, den Pallaſch an der Seite, und die Hauptſchlacht werde jetzt beginnen. Eine erzählte der Andern lachend den ſeltſamen Traum bei offnen Augen; indeſſen hielt richtig vor den rothen Stacketen das antrabende Pferd, und deſſen Reiter ſtieg ab, band den Gaul an den Thürpfoſten, als wäre er da zu Hauſe, und ein paar Augenblicke darnach, kam er mit dem Hut auf dem Kopfe herein. Katharine und Suſanne waren aufgeſtanden, das Kinderhäuflein drängte ſich zuſammen, wie Schafe beim Gewitter.

Der Ankömmling war ein ſehr langer, ſehr ſchlanker Mann, mit weißem ältlichem Geſicht und kurzgeſchornen blonden Haaren. Seine ganze Kleidung war nobel, ausländiſchen Schnitts, ſein Benehmen ſteif, eckig, aber nicht ohne eine gewiſſe Würde, die augenblicklich Eindruck machte. — Mit einer ganz eigenthümlichen Begrüßung ſchob er der Frau vom Hauſe eine Viſitenkarte in die Hand, worauf der Name: „Mr. John Clapman“ ſtand. Hierauf pflanzte er ſich, nicht viele Umſtände machend, auf einen Stuhl, lehnte ſich mit dem Ellenbogen ſeines rechten Arms auf einen andern, und hob an: „Ich bin der Freund Ihres Sohns, Madam. Er iſt ein derber, guter Burſche; er gefällt mir von Tag zu Tag mehr. Ich werde ſein Glück machen und bin da, ſeine Eltern kennen zu lernen.“

„Aha! Gottfrieds Engländer!“ ſagten ſich die Blicke der Frauen, die einander begegneten. Katharine ſprach zum Fremden einige kühle Worte, wie der Augenblick ſie erlaubte, und meinte, der fremde Herr hätte ſich eine undankbare Mühe gegeben, ſie in ihrer allzubeſcheidnen Wohnung aufzuſuchen. — Hierauf der Engländer: „Mit nichten, Madam. Meines Vaters Haus war noch viel geringer als das Ihrige. Es iſt nicht möglich, daß alle Menſchen reich ſeyen. Mich hat in einem Winkel der Armuth ein braver Mann gefunden. Er hat mich hervorgezogen, glücklich gemacht. Ich werde an Ihrem Sohn daſſelbe thun. Ich bin nicht zum Heirathen gemacht. Ich werde nie für mein eigen Blut zu ſorgen haben. Billig, daß ich mein Vermögen einſt an Einen vererbe, der deſſen bedarf. Sie haben viele Kinder, Madam. Sie werden mit meinem Vorſchlag zufrieden ſeyn.“

„Er geht verzweifelt ſchnell in's Zeug!“ dachte ſich Suſanne; aber die Mutter Gottfrieds wußte im Grunde nicht, was ſie denken ſollte. — „Ich weiß nicht . . . .“ ſagte ſie verlegen . . . . „Sie überraſchen mich, mein Herr. Wenn mein Mann zu Hauſe wäre, daß er Ihnen antworten könnte . . .! ich bin ganz verwirrt.“

„Doch iſt mein Wunſch ſo klar wie die Sonne;“ verſetzte Herr Clayman: „ich bin da, um abzuſchließen, und meinte den Vater Gottfrieds anzutreffen. Allein ich warte gern; der Weg iſt weit, die Hitze groß . . . . wenn mein Pferd in einen Stall gebracht werden könnte . . .?“

„Wir haben keinen ſolchen. Doch iſt im Gärtchen Schatten. Wenn Sie die Güte hätten . . .?“

„Ich werde die Güte haben, da mein Bedienter nicht vorhanden.“ — Clayman führte ſein Roß durch den engen Vorplatz in den ſogenannten Garten, ſuchte ihm das kühlſte Plätzchen aus, behing es mit grünen Zweigen, um die Fliegen abzuhalten. Unterdeſſen ſagte Suſanne zu der Schweſter: „Du, das iſt ein Gentleman, wie ſie in der Komödie auftreten. Gib Acht: dieſer bringt Dich wirklich um Dein Kind. Der Gottfried ſcheint obendrein mit ihm einverſtanden.“ — „Wie?“ entgegnete Katharine haſtig: „mein Kind nach England . . .? was fällt Dir ein? das gäbe ich nimmermehr zu, und wenn der Herr der leibhaftige König von Großbritannien wäre.“

Clayman kehrte wieder; an ſeiner Hand hüpfte Gottfried, der aus der Schule kam. „Da iſt mein Freund;“ ſagte er keck und ſelig: „Ich hab' ihm nicht verborgen, in welcher Lage der gute Vater iſt. Er wird uns allen helfen, und mich zu einem rechten Mann machen, liebe Mutter, wenn Sie es erlauben.“ — „O mein Sohn!“ entgegnete die Mutter ſchmerzlich: „Geſtern haſt Du mich ſo glücklich gemacht, und heute ſtürzeſt Du mich in den bitterſten Kummer? Wie? Du möchteſt uns verlaſſen, nach dem weiten England gehen, Mutter, Geſchwiſter, Vater und Heimath ganz vergeſſen? O Gottfried, wenn Du ein Herz haſt, thue das nicht!“

Der Knabe wollte reden, ſchwieg jedoch betreten, als ihm Clapman den Mund zuhielt, mit den Worten: „Stille, ſtille, mein lieber Junge. Stille, ſtille, verehrte Madam. Ich reiſe nicht, um Kinder zu ſtehlen. Ich rede nur zu Ihrer Vernunft. Erwarten wir Ihren Gemahl.“

Felix kam ſo eben; verdrießlich, kopfhängeriſch trat er ein. Mit Befremdung maß er den Gaſt, der ihm mit trockner Freundlichkeit die Hand bot, und kurzweg ſagte: „Ich höre, Sie ſind ein braver Mann. Ich will das Glück Ihres Sohns machen. Unterhandeln wir.“

„Sie ſetzen mich in Verlegenheit;“ ſprach Felix, nachdem Katharine mit einigen Worten des Engländers Begehren erläutert hatte: „ich kenne Sie nicht, mein Herr ....“

„Recht; das iſt Vernunft. Hier einige Papiere, die Ihnen das nöthige ſagen werden. Zudem kennt mich der hieſige Banquier Mauermann ſehr gut, von meiner Heimath her. Ich habe anderthalbtauſend Pfund Einkünfte.“

„Mir ſchwindelt vor dem vielen Gelde!“ flüſterte Suſanne der Schweſter zu.

Clapman fuhr fort: „Ihr Gottfried iſt mir werth; er wird ein tüchtiger Mann werden. Er hat mich lieb, nicht wahr, Gottfried?“

„Wahrhaftig;“ antwortete der Knabe mit glänzenden

Augen: „ich ſoll engliſch und franzöſiſch lernen, lieber Vater, und reiten, fechten, fiſchen, jagen, kutſchiren, ein Schiff führen, mit Piſtolen ſchießen, die Hornpipe tanzen, Stock ſchlagen, Boxen ....“

„Ei, Bube, biſt Du denn ganz verrückt?“ ſchalt der Vater und die Mutter rief: „Herr Engländer, Sie haben meinen Sohn verzaubert, aber meine Rechte ſind älter....“ — „Sehr richtig;“ erwiederte Clayman phlegmatiſch. — „Sind heiliger....“ — „Ohne weiters.“ — „Das Kind gehört mein, mein.“ — „Natürlich.“ — „Und keine Macht der Welt ſoll es aus meinen Armen reißen ....“ — „Oho!“ — „Nein! wenn ich's nicht zugebe, nein.“ — „Jetzt ſind Sie im Unrecht, Madam.“ — „Noch beſſer! im Unrecht, ich?“ — „Gewiß. Die Lehrzeit, die Militärpflicht, eine Heirath, eine Anſtellung .... all dieſes wird Ihnen einſt den Sohn rauben.“

Katharine wollte immer eifriger antworten, als unverhofft der Papa Macouba hereinſtürzte. „Freundchen,“ ſagte er, und bemühte ſich, athemlos zu ſcheinen: „gegen alle meine Grundſätze zu handeln, zwingt mich meine Liebe für Sie. Ich warne Sie. Ihre Hausverkäuferin wird gleich hier ſeyn; in ihrem Gefolg der Streit, die Noth, das Gericht, die Exekution. Ich kann Sie, Freundchen, nicht dem Aeußerſten preis gegeben ſehen. Und wär's mein Herzblut, ich ſchaffe Ihnen ein paar hundert Thaler; Gott ſieht meine Aufrichtigkeit.“ — „Nun Gottlob!“ rief Felix mit einer deſperaten Lebendigkeit: „Wenn Sie nur einmal Ernſt machten! es wäre die höchſte Zeit.“ — „Aber .... Freundchen .... ich kann nur um ein Procentchen heruntergehen .... nur um eins, Gott ſieht mich.“ — „Meinetwegen denn, den Jammer zu enden. Ich muß mich, die Meinigen und meine Ehre zu retten, auf Alles einlaſſen. Sie mögen ſehen, wie Sie mit Ihrem Gewiſſen fertig werden.“

„O beſinne Dich doch!“ mahnte Katharine halblaut, ihren Mann beim Aermel zupfend. Er ſagte dagegen: „Meine Hoffnung hat mich abermals getäuſcht, Netzel nichts für mich gethan. Feuer auf den Nägeln. Ich muß. Selbſt in dieſem Wucherer ſeh' ich Gottes Hülfe.“

Mittlerweile hatte Macouba aus der Taſche ſeines violetten Ueberrocks eine Schrift gezogen, und breitete ſie vor dem armen Fortuna aus: „Unterſchreiben Sie, Freundchen.“ — Zu gleicher Zeit rief Suſanne am Fenſter: „Herrgott! dort ſteht der „grüne Lauden“ und plaudert mit dem „kleinen Michele.“ Schwager, die Gefahr iſt vor der Thüre.“

„Hannibal vor dem heiligen Rom!“ ſcherzte Macouba: „unterſchreiben Sie. Ich verſäume wegen Ihrer Angelegenheit das Eſſen. Gott ſieht mich.“ — „Ich ſoll unterzeichnen?“ fragte Felix mißtrauiſch: „Wo aber iſt das Geld? Ich traue Ihnen nicht wohl, Papa.“

„Baar Geld klingt und lacht;“ verſetzte der Andre und brachte einen ſchmutzigen Beutel hervor, um deſſen Inhalt auf den Tiſch zu zählen. Indeſſen ſtand Herr Clayman zwiſchen dem Wucherer und dem Bedürftigen, nahm ohne weiters das Papier unter Fortuna's Fingern weg, riß es entzwei, und ſchob es in Fetzen dem Macouba hin. Felix ſchaute ſtaunend dem Beginnen zu; Macouba wollte erbittert von Frechheit und unberufner Einmiſchung reden. Der Engländer ſagte jedoch mit Ruhe zu Felix:

„Sie haben jetzt kein kaltes Blut, darum keine Vernunſt. Denn vernünftiger wäre, dieſen alten Taſchendieb hinauszuwerfen, als ſeinen Gaunerbrief zu unterzeichnen.“ — „Hinauswerfen, mich?“ — „Wen ſonſt?“ — Wie? kennen Sie mich?“ — „Als ob Sie mein Bruder wären.“ — „Und mich hinauswerfen?“ — „Weil Sie ein Dieb ſind.“ — „Unterſtehen Sie ſich!“ — „Wär's in meinem Hauſe, hätte ich mich's ſchon längſt unterſtanden.“ — „Herr!“ drohte Macouba zurückweichend und den Stock bewegend. — Clapman bewegte ſeine Reitpeitſche und entgegnete: „Spitzbube? Freund Gottfried, mache die Thüre auf.“ —

Der Knabe gehorchte, Macouba wartete nicht auf das, was kommen ſollte und entwich, die pöbelhafte Verwünſchung auf den Lippen. — „Was haben Sie gethan?“ fragte nun Felix, der zu ſich ſelber kam. — „Was ein Ehrenmann thut.“ — Die Frauen nickten beifällig. — „Dieſer Wucherer war meine letzte Hoffnung.“ — „Das iſt nicht wahr.“ — „Wenn ich Ihnen ſage, daß ich bankerott, verloren bin?“ — Das iſt nicht wahr, ſage ich.“ — „Wer wird ſich nun meiner annehmen?“ — „Ich.“ — „Wenn ich nun aber nicht zugebe . . . ?“ — „Sie wären ein Narr, thäten Sie das.“ — „Sie wollen ſich ein Recht auf meine Dankbarkeit erwerben!“ — „Ja, das will ich.“ — „Mich zwingen, daß ich Ihnen meinen Sohn überlaſſe.“ — „Ich denke nicht daran.“

„Das iſt Seelenkäuferei, mein Herr.“ — „Sie übertreiben.“ — „Ich ſoll Ihre Gefälligkeit mit dem Blut meines Gottfried bezahlen!“ — „Immer ärger.“ — „Ich werde das nicht thun, mein Herr, niemals, unter keiner

Bedingung." — „Sie müſſen ſich eine Ader öffnen laſſen." — „Ich empfehle mich Ihnen, Herr Clayman." — „Aber, lieber Vater...!" — „Schweig, Gottfried." — „Wenn Sie mich nur anhören wollten...!" — „Schweig, ſage ich."

Fortuna war, was ihm vielleicht noch nie geſchehen, in bedeutende Hitze gerathen. Er ſah ſich von allen Geſpenſtern der Noth umringt, und der Ausweg, der ihm ſich darbot, ſchien ihm, dem Geiſterſeher, gefährlich, unwürdig, ruchlos. — Seine Reizbarkeit, einmal geweckt, war nicht leicht zu begütigen. Sie ſteigerte ſich immer mehr, je hartnäckiger Claymann auf ſeinem Vorhaben beſtand. Sie erreichte ihren Gipfel, als die gefürchtete Perſon auftrat, deren Erſcheinen die Verwirrung auf's Höchſte bringen mußte.

Der grüne Lauden kam in ſeiner unnachahmlichen Majeſtät. Zwar zierte nicht ſein Haupt ein Federhut, zwar ſchwankte nicht an ſeiner Seite der Pallaſch, aber in ſeinem Munde führte er das Schwert, und unter ſeiner Haube waren aufgeſträubt die grauen Haare; dergeſtalt der Kampfluſt voll zog er heran. — Es ſcheint unnöthig, eine ausführliche Beſchreibung von der Perſon dieſes ſeltenen Weibes zu entwerfen. Wer jemals eine tüchtige, auf Schlachtfeldern alt gewordene Marketenderin geſehen, beſonders, wann ihre böſen Zahler mit allen ihren Schulden vor dem Feind geblieben, macht ſich einen richtigen Begriff von der heroiſchen Frau. —

Mit wilden Blicken betrachtete ſie die Anweſenden ringsum, nahm hierauf die Lieblingsſtellung böſer Weiber an, die Hände in die Seiten ſtemmend, und fragte, rauh vor Zorn und geiſtigen Getränken, ihren Schuldner: „Nun, was macht Er denn? Weiß Er nicht, was heute Seine Schuldigkeit? Den ganzen Morgen hab’ ich Ihn umſonſt erwartet. Ich brauche mein Geld, weiß Er das? und muß es haben, und wenn Ihm die Seele ausginge. Was ſagt Er?“ —

„Ich bitte um einige Tage Geduld.“ — „Eine neue Ausflucht. Nichts da. Kurze Geduld und langer Verzug, das iſt ſo der Herren Weiſe. Zahlen, zahlen, das iſt meine Sache. Heraus mit der Fuchtel.“ — „Beruhige Dich, altes Weib;“ ſagte Clayman, ihr entgegentretend. — Der grüne Lauden fuhr zurück, wie von einer Weſpe geſtochen. „Wer iſt denn der da? was will das Schwefelholz da?“ fragte ſie mit tellergroßen Augen. — „Ich muß Sie bitten, Herr Clayman....“ ſagte Felix ſehr empfindlich; aber der Engländer gab nichts darauf, und ſetzte ſein Geſpräch mit dem Weibe fort. „Du willſt Geld, altes Weib? Du ſollſt es haben. Ich bürge für dieſen Herrn.“

„Er mag mir ein ſauberer Bürge ſeyn; Du lieber Gott.“

„Herr Clayman, ich muß wiederholen, daß....“

„Glaubſt Du mir nicht, altes Menſchenkind? Hier ſind Banknoten....“

„Was geb’ ich Ihm auf Seine Papierſchnitzel, Er Jüngling? Weil Er mich denn doch immer alt ſchimpft.“

„Das Alter iſt ehrwürdig, aber Du beträgſt Dich, wie eine betrunkne Bettel...“

„Jetzt hab’ ich genug. Spazza-Camin, was hat Er da für einen Grobian eingeſtellt?“

„Hört nicht auf ihn, Anne Marie. Nehmt nichts von ihm, und wartet mir noch ein bischen zu.“

„Keine Furcht, daß ich ſeine Papiere nehme. Schönen Dank; bei mir muß es klingen, und wenn Er nicht Rath ſchafft, Herr Schreiber, laß' ich Ihn einſperren; hört Er's?

„Einſperren?“ ſchrieen Katharine und Suſanne. Und Gottfried klammerte ſich an ſeinen Engländer, bittend: „O geſchwind, Herr, lieber Herr, helfen Sie, helfen Sie.“

„Willſt Du aufhören?“ zankte Felix: „ich will nichts von ihm, nichts, gar nichts. Aber einige Tage Geduld, liebe Frau.“

„Nicht eine Minute; ich laufe zu den Gerichten, ich trommle das ganze Landgericht zuſammen, ich ſchicke den Amtsboten. Donner und Wetter, ich mache nicht Federleſens.“

„Fluche nicht, altes Weib. Schäme Dich in Dein Herz hinein, und nimm dieſen Beutel auf Rechnung.“ Clarman hielt ſeine Börſe hin. Aber Felix ſprang dazwiſchen. „Unterſteht euch nicht, Lauden, unterſteht euch nicht! Der Herr iſt nicht richtig im Kopfe.“

„Im Gegentheil, alte Branntweinſchweſter. Dieſer Herr iſt ein Narr. Nimm, altes Thier.“

„Sapperment! Ich ſelbſt müßte nicht bei Verſtand ſeyn, wenn ich mich auf eure Betrügereien einließe. Willſt Du mir Rechenpfennige für Geld anhängen, Du ausländiſcher Windmühlflügel? Ich nehme kein Geld, und wenn's das beſte wäre, und nehme kein Papier, und wenn's der König unterſchrieben hätte. Ich kenne nur Silber, ich will nur Thaler, und das hab' ich in den Kaufbrief ſetzen laſſen, und ich ziehe Ihm die Haut ab, Spazza-Camin, wenn Er nicht heute noch zahlt.“

„Ich werde Thaler holen;“ ſagte Clapman, der Unermüdliche.

„Packen Sie ſich aus meinem Hauſe!“ ſchalt Fortuna außer ſich: „Der Zudringlichkeiten bin ich ſatt. Ich mag Ihre Wohlthaten nicht haben. Laſſen Sie mich in Frieden und gehen Sie!“

„Ja, ja, fahr' ab, Du Jüngling! fahr' ab, Du Landſtreicher. Hier bin ich Herr. Ich laſſe mich von Dir nicht fangen, und nicht von Ihm, Spazza-Camin. Das Haus da iſt mein, iſt lang genug das Seinige geweſen. Er hat da nicht zu winken, nicht zu befehlen. Ich ſchaffe ſchon ſelber den fremden Naſeweis hinaus.“ Der grüne Laudon focht erſchrecklich mit den Händen, ſchreiend, daß die Fenſter dröhnten, und auf dem Platze das Volk zuſammenlief. — „Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ drohte Felix wieder ſeinem obſtinaten Wohlthäter: „Sie ſind ein muthwilliger Menſch, der mir alle verſcheucht, die zu helfen kamen; der mich nicht ein vernünftiges Wort mit dieſer Frau reden läßt. Ich will nichts von Ihnen, noch einmal; ich verkaufe Ihnen meinen Gottfried nicht. Machen Sie ſich davon. Ein Ehrenmann bringt ſich nicht auf; wiſſen Sie's?“

Dieſe Worte ſchlugen durch Clapman's Kälte wie feurige Strahlen. Er verſchränkte die Arme, trat vor Felix hin, ſchaute ihn mit ſeinen großen grauen Augen durchdringend an, und entgegnete: „Das war das Vernünftigſte, das Sie noch geſagt haben. Ich will von der Lektion profitiren. Im übrigen, Herr, ſind Sie ein Thor, wie nur jemals Einer durch Gottes Schöpfung tölpelte. Ich würde Sie herausfordern, aber ich ſchieße ſehr gut, Sie ohne Zweifel ſehr ſchlecht, und ſo könnte es geſchehen, daß ich Ihrem Weib den Mann, Ihren Kindern den Vater wegſchöſſe, und das thäte mir leid. Adieu alſo, fahren Sie wohl, und verdammt ſey mein Einfall, mich in Ihre Händel miſchen zu wollen. Gottfried! mein Bedienter wird das Pferd abholen. Leb' wohl, Gottfried; ich wollte, Dein thörichter Vater hätte mir nicht die Freude verdorben, Dich glücklich zu machen.“

Clapman ging unter einem Sprudel von Verwünſchungen, die ihm der grüne Lauden nachſendete; hinausgeleitet vom weinenden Gottfried, bedauert von den beiden Schweſtern, die ſein treffliches Herz ahnten und begriffen. Fortuna ſagte gar nichts. Er fühlte, daß er zu weit gegangen. Seine Aufregung ließ nach; müde und matt ſetzte er ſich nieder, und ließ ohne irgend eine Erwiederung die Strafpredigt, die ihm der Lauden hielt, über ſich ergehen.

„Verklagen, verklagen, austreiben, ohne Gnade!“ hieß das ewige Lied der Megäre. Sie verbrämte ihren Vortrag noch mit allerlei Grobheiten, die ſie hauptſächlich an die „ſtolze Grell“ (Katharine) und an die „Artillerie“ richtete, und brauste von dannen, raketenmäßig, dampfend, knallend, feuerſpeiend.

An ſelbigem Tage wurde im Fortuna'ſchen Familienkreiſe von einem Mittagsmahl nichts vernommen. Außer den Kleinen auf ihrer „glücklichen Inſel“ fühlte Niemand das Bedürfniß zu eſſen, zu trinken. Die Frauen trauerten, Gottfried trutzte in einem Winkel, Felix kaute an den Nägeln. Sein Betragen gegen Clapman reute ihn ungemein. — Die Schwägerin errieth es, und ſagte, die karge Stille unterbrechend: „Ich fürchte, lieber Schwager:

Sie haben in Ihrer mehr als ſpartaniſchen Widerſpenſtigkeit das Glück mit Füßen aus dem Hauſe geſtoßen.“

„Ach, beſte Schwägerin! Wie käme das Glück mit mir zuſammen? nämlich das Glück der Reichen, der von Sorge Befreiten? Fortuna gab mir ihren Namen, und nichts weiter. Mein Taufpathe meinte es gut mit mir, da er mich „Felix“ rief; aber was fromme Wünſche ſind, wiſſen wir alleſammt.“ — „Aber des guten Engländers Beiſtand zu verſchmähen!“ tadelte Suſanne weiter.

Felix wendete ſich an ſeine Frau. „Habe ich recht gethan?“ — „Völlig, völlig, lieber Mann, doch war Dein Wort zu rauh. Es konnte dem Mann glimpflicher geſagt werden, daß wir nicht für ihn thun wollten, was wir der Amſelburg und der Seiltänzerin abſchlugen. Weiß der Himmel, was die Leute mit unſern Kindern wollen! Gerade nur auf unſre Kinder haben ſie Appetit!“

„Du begreifſt mich, Gott ſey Dank;“ entgegnete Felix behaglich. „Unſern Gottfried dem wildfremden Mann überlaßen, der ihn über's Meer geführt hätte, um mit ihm Gott weiß was zu beginnen?“ — „Lieber Vater...“ warf Gottfried aus ſeinem Winkel ein, und ihm antwortete ein ſtrenges: „Halt's Maul, unvernünftiger Bube. Soll ich Dir alle die Gräuelgeſchichten wiederholen, die ich ſchon von meinem Vater ſelig vernommen habe? von den armen kleinen Savoyarden, die nach London und Paris gelockt werden, und alsdann von ihren vermeintlichen Wohlthätern als Schuhputzer auf den Marktplatz, oder als rußige Jungen in die Schornſteine geſchickt werden? Und indeſſen träumen die Eltern hinter ihren Bergen von einem Herrenglück, das ihre Söhne gemacht haben! Wer ſteht mir dafür, abgeſehen von dem Verdruß und Kummer, den in uns Dein Weggang aus unſrer Mitte hervorrufen würde, — wer ſteht mir dafür, daß Du nicht in London oder gar auf Jamaika oder auf dem Cap zu nichtswürdiger Handthierung mißbraucht werden dürfteſt?“

„Aber, liebſter Vater, wer redet denn von London und Jamaika? Warum, mein Gott, wollten Sie denn nicht mir, nicht Herrn Clayman Gehör ſchenken? Er geht ja nicht mehr nach England zurück, hat ja eine Stunde von hier das Rittergut, das dem Kaufmann Abendroth gehörte, gekauft.. Wiſſen Sie? wir waren einmal draußen; es liegt am See, hat viele Waldung, große Weideplätze.... dort ſollte ich reiten, jagen, einen Nachen ſteuern lernen, und von Wiſſenſchaft und Sprachen Alles, was Herr Clayman ſelber weiß. Ich hätte Sie, lieber Vater, liebe Mutter, ſo oft geſehen, als mir’s beliebt haben würde. Herrn Clayman’s Wagen... ſchon ſagte er es mir — wäre ſtets zu Ihrem Befehl geweſen, wenn Sie mich heimzuſuchen Luſt gehabt hätten. Und wenn ich mit Herrn Clayman mich fein und gut betragen hätte, ſeinem Vertrauen und ſeiner Mühe zum Lohne, vielleicht... vielleicht...! doch das Alles iſt ja vorbei, ach vorbei!“

Nach dieſer langen Rede verſank Gottfried abermals in ſein betrübtes Schweigen, und die Familie machte es gerade wie er; ſelbſt Katharine machte ſich ſtille Vorwürfe, daß ſie beigetragen, das Mißverſtändniß zu unterhalten, und ihren Gatten in die widerſpenſtigſte Laune zu jagen. Felix ſagte, nachdem er ſich geſammelt, leiſe zu der Schwägerin: „Sie haben die Wahrheit geſagt. Diesmal war’s ohne weiters das Glück, dem ich die Thüre wies. Indeſſen… es iſt einmal geſchehen, und ich bin nicht der Mann, der bei dem engliſchen Sonderlingskopf zu Kreuz kriechen wird, nachdem ich ihn ſo unverſtändig beleidigt habe.“ — Zum Sohne ſagte er: „Gottfried, nach dem, was vorgefallen, wird mir lieb ſeyn, wenn Du den Engländer meideſt. Ich erwarte das beſtimmt von Dir, hörſt Du?“ Worauf der Knabe: „Ich hätte gar nicht mehr das Herz, zu ihm zu gehen. Ich fürchte mich vor ſeinem Unwillen, und möchte auch nicht gern ein einziges hartes Wort über den Herrn Vater anhören.“

„Und ſo iſt denn dieſer Tag ſo gut wie zu Ende, und wir ſind ſchlimmer daran, viel ſchlimmer denn zuvor;“ ſprach Katharine hierauf. Das war die einzige Bemerkung, die ſie machte, aber Felix nahm ſich dieſelbe ſehr zu Gemüthe, und trauerte, weil ihm nichts gelingen wollte.

Die nächſten Tage brachten bittre Früchte. Klage auf Klage wurde gegen Fortuna angemeldet; ein Gerichtsbote gab dem andern bei Felix die Thüre in die Hand. Von Macouba war nichts mehr zu erwarten; von dem grünen Laudon ein Aufſchub nicht zu gewinnen. Der arme Diurniſt, um die dringendſten Forderer zu befriedigen, verpfändete ein Vierteljahr ſeines Solds dem Kanzleidiener; die Wittwe, um ihrerſeits das Mögliche zu thun, verſchrieb einem wucheriſchen Blutigel ein Semeſter ihrer Penſion mit abſcheulichem Verluſt. Mit dieſen allerletzten Hilfsmitteln wurden die ärgſten Schreier beſchwichtigt. Aber der Familie blieb kaum zu leben, und ein alter Winkeladvokat, den Felix gratis conſultirte, meinte, daß des „grünen Laudon“ Klage in allen Theilen erhört werden, und nächſtens ein Befehl, das Haus vorläufig zu meiden, die Familie überraſchen würde. —

Felix kam eben von dem obſkuren Cicero heim, als ihm Katharine — es war in der Abenddämmerung — zwei am Nachmittag eingelaufene Depeſchen einhändigte: eine große, eine kleine. Die erſtere — deren Zuſtellungsgebühr eigentlichſt den letzten Kreuzer des Hauſes gekoſtet — kam aus der Gerichtsſchreiberei. — Die zweite — wovon dem Briefträger das Porto ſchuldig geblieben — war ein Brief, deſſen Aufſchrift von Brandenbergers Hand. —

„Dem Vornehmern geſchehe ſein Recht;“ ſagte Fortuna mit klopfendem Herzen, und öffnete das gerichtliche Schreiben. „Aergre, gräme dich nicht;“ bat Katharine: „wir ahnen ſchon, was dieſes Papier enthält.“ — Felix las… ein ſchmerzliches Lächeln ſtieg über ſein Geſicht. „Ich bin nicht mehr Hausbeſitzer;“ ſagte er mit einer Verneigung gegen Katharine: „Wir ſind unſers Reichs verluſtig, meine Königin, haben binnen drei Tagen dieſes Paradies zu meiden.“ — „Ich dachte es mir, Felix. Und auch über den kleinen Brief betrübe Dich nicht. Ohne Zweifel enthält auch er etwas Schlimmes.“ — „Ein Brief des Freundes?“ — „Siehſt Du nicht, daß er ſchwarz geſiegelt iſt?“ — „Wahrhaftig;.. dennoch wüßte ich nicht… bringe Licht, mein Schatz.“

Er ſetzte ſich, der leichte Brief lag ihm ſchwer wie ein Centnergewicht in der Hand: „Ich glaube ſelbſt, daß Katharine Recht hat. Kaum mag ich mich überwinden, das Siegel zu öffnen; mich widert das Papier an. Sonderbar!“

Katharine kam herein, die Kerze in der Hand. Die beiden Frauen ſetzten ſich ſtill an ihre Plätze. Gottfried lehnte ſtumm am Fenſter. Die übrigen Kinder ſchliefen entweder oder ſpielten lautlos mit braunen Bohnen. Man hätte das Fallen einer Stecknadel im ganzen Zimmer vernommen. Mit einem Seufzer machte Felix den Brief auf. — Nach einer Minute ſagte er mit ſchwacher Stimme: „Ein Glas Waſſer, bitte ich... aber ſchnell... mir... mir wird übel!“ —

Weiß wie Schnee ſprangen die Frauen auf, eilten beide hinaus, kamen beide mit Waſſer, und fanden den guten Felix, den Kopf zwiſchen ſeinen Händen, über den Tiſch gebeugt, einem ſchnell Geſtorbenen nicht unähnlich. Doch bürgte für ſein Leben der Strom von Thränen, den er unaufhaltſam weinte, ohne ein Wort zu finden, das er dem troſtlos an ihm herumſtreichelnden Gottfried hätte erwiedern können. — Bald weinte auch Gottfried und die Mutter, und nacheinander ſchnell angeſteckt, alle Kinder, — alle, ohne noch zu wiſſen, warum? — bis auf die Schweſter Suſanne, die herzhaft den Brief vom Tiſche nahm, und ihn ſo laut verlas, daß ihn ſogar die Weinenden ganz verſtehen mußten. Er war kurz und beſagte nur:

„Mein lieber Freund; — Ihr Schreiben hat mir, Sie „glauben nicht wie viel Freude gemacht. Das Glück iſt „immerhin manchmal eine geſcheidte Perſon. Doch ſind „Sie im Irrthum, wenn Sie meinen, daß es diesmal „mir günſtig geweſen ſey. Erwarten Sie für Ihre Bemühungen von mir keinen Dank, denn Sie haben für „ſich ſelbſt gearbeitet. Das Loos, das ich genommen, „gehört Ihnen; ich hatte es für Sie beſtimmt. Ihre Spekulation hat gute Reſultate geliefert. Ich gratulire Ihnen „heute ſchriftlich, in ein paar Tagen mündlich. Ihr Freund

„Brandenberger. — Erſchrecken Sie nicht vor dem ſchwarzen Siegel. Ich finde eben kein anderes im Gaſthofe, und fern ſey von dieſem Briefe ein ſchlimmes Omen!"

O, wie ſchnell vergaßen ſie des ſchwarzen Siegels, die Glücklichen, die, von ihrem Segen verſtändigt, ſich um den Seſſel des Hausvaters drängten. Auch Felix gerieth ſchnell vom Weinen in's Lachen, und öffnete endlich, laut preiſend den Freund und den Geber alles Guten, feierlich den Schrank des Schatzes, die geheimnißvolle Caſbah ſeines ſtillen Eldorado. Und vor ihm lag als ſein rechtmäßiges Eigenthum der Mammon, den er mit Sorgen bewacht und bewahrt für einen Andern, während er mit den Seinigen litt und alle Quellen dürftigen Lebens, eine nach der andern, ihm verſiegten. Da lag der Silberklotz, von den Weibern eine kurze Zeit ſehnſüchtig begehrt; da lag er, von dem ſeit manchen Tagen nicht ein Wörtchen mehr geſprochen worden war: da lag er und ſchien zu ſagen: Nehmt mich, macht mit mir, was Ihr wollt; ich bin euer; ich war's ſchon lange, wenn Ihr mich gleich nicht aus meinem Incognito herauszufinden wußtet; da, da, greift zu!

„Der liebe Freund!" lobte Katharine mit gefalteten Händen: „und ich konnte ihn einen Augenblick beneiden?" — „Der edle Brandenberger!" ſetzte Suſanne hinzu: „Wie ſchäme ich mich deſſen, was mir durch den Kopf ging, wenn auch mein Mund nichts redete!"

Und Felix fragte ſtolz: „Nun? hab' ich recht gethan? iſt nicht am Ende die getreuſte Hand auch die glücklichſte? hilft nicht am Ende Gott allezeit? iſt mein Freund nicht der erſte Menſch auf der Welt?" —

Nun öffnete er behende den Sack, rüttelte die alten

Thaler durcheinander, ſonderte von ihnen der Gruppen mancherlei. — Da ſagte er: „Das für Sie, Schwägerin. — Das für den „grünen Laudon.“ Marſch mit ihm, und das Haus behalten wir, meine Königin! — Marſch auch mit dem Juden! Apotheke, Spezereikram — marſch, fort mit euch! Das für den Paul, das für den Peter, marſch Peter und Paul! Und noch dieſes Häuflein für den Kanzleiboten, der um ein paar Procent raiſonnabler iſt als der Papa Macouba. So, ſo! wißt ihr noch jemand, der zu fordern hätte? Zieh Dich an, Gottfried. Ich will, daß noch heute Abend die Menſchheit bezahlt werde. Verwünſcht ſeyen alle Citationen! Abſurd alle Einklagen! Iſt es nicht ein Bettel, was wir ſchuldeten? Sieh, Kathi, wie erſchrecklich viel von dieſem Schatz uns bleibt? Liebe Kathi, wir werden unabhängig, frei, der Welt gegenüber ſo glücklich ſeyn, wie wir es ſchon lang zwiſchen unſern vier Wänden geweſen ſind.

Sie umarmten ſich Alle, klein und groß, jung und alt. Die Kinder tanzten, ohne zu wiſſen, weswegen, gerade wie ſie vorhin geweint hatten. „Wir wollen heute fröhlich ſeyn, und den Geber, den Freund hoch leben laſſen bei einem Glaſe Wein!“ rief Felix wunderſeelenvergnügt. „Gottfried, bringe uns eine gute Flaſche von Deinen Gängen und Wegen mit; wir wollen heute Wein trinken.“

Gottfried machte dem Vater eine kurioſe Geberde. Felix achtete jedoch nicht darauf, und fragte ſeine Frau: „Gelt, Kathi, Du biſts zufrieden? oder hätteſt Du einen Wunſch auf dem Herzen, einen beſondern, einen ſehnſüchtigen .. mit einem Wort: ein Gelüſte?“

Katharine erröthete; Suſanne lachte ſtill. Felix küßte ſeine Gattin: „Sage, Herz, was begehrſt Du?“

Katharine antwortete leiſe: „Daß wir heut den Wein wegließen, möchte ich verlangen, und dafür uns der Aermern erinnerten.“

„Amen;“ ſagte willig der Hausvater, trennte guten Muths noch einige Thaler von ihren Kameraden, warf den Sack mit ſeinen Reichthümern in den Kaſten zurück, wickelte das Armengeſchenk in ein beſonderes Papier, und gab es der Frau. „Das magſt Du in Deiner Barmherzigkeit verwenden. Wir ſäen ferneres Erdenglück für uns mit dieſem Gelde. Du haſt völlig recht; wir brauchen nicht Wein zu trinken, um froh zu ſeyn, um unſers treuen Freundes liebreich zu gedenken, um zu wünſchen, daß es in dieſem Augenblicke allen Menſchen wohl ergehen möchte.“

„So ſchauen Sie ſich doch um, lieber Vater;“ hob Gottfried an, den Vater zurufend. — Felix drehte den Kopf und ſchaute ſchnurgerade in die großen grauen Augen des Maſter Clayman.

„Guten Abend,“ ſagte dieſer trocken: „wie ich höre, ſind Sie in guten Dispoſitionen und ſomit werden Sie mich nicht abermal zur Thüre hinausweiſen? Auch ich gehöre zu der Geſammtmenſchheit, der Sie Alles-Gute wünſchen.“ Clayman reichte die Hand hin, und Felix legte darein die ſeinige, und ſprach ſo recht kindgut und von Herzen: „Ich bitte Sie, mir zu verzeihen. Ich habe mich ſchlecht gegen Sie benommen, ich geſteh's, aber das Unglück macht verſtockt und brutal. Ich danke Ihnen, daß Sie ſelbſt meine Hütte wieder zu beſuchen, ſich herbeiließen. Draußen iſt finſterer Abend; da herinnen, lieber Herr, ſcheint aber die Sonne ſpiegelklar. Wenn Sie jemals Glückliche lachen ſahen, ſo iſt's heute, hier, an meinem Herde." — „Erlauben Sie mir, etwas von dieſer Freude hinwegzutragen, als eine geſunde Erinnerung an dieſen Tag. Laſſen Sie mich Ihre Freude theilen." — „Von Herzen gern."

Katharine brachte einen Stuhl; Suſanne ſagte dem Herrn eine Verbindlichkeit. Die Kinder umringten den Engländer, der mit ihnen ſcherzte, als wäre er vom ſelben Alter. Clapman war urplötzlich wie zu Hauſe. Die innere Seele des Biedermanns quoll hervor aus ihrer ſteifen abgemeſſenen Hülle. Der vor kurzem noch ſo ſchnöd Behandelte wurde bald ein Liebling der Familie, dem nichts abgeſchlagen werden konnte. Er bat, ihm zu geſtatten, der Geſellſchaft einen Freudenbecher anzubieten; man trank ſeinen Champagner mit Vergnügen, den ſeltnen Nektar, den der Jockey brachte, als wie hergezaubert. Clapman bat, den Gottfried für den Abend von ſeinen Liquidationsgängen zu diſpenſiren; Morgen ſey auch noch ein Tag, und er habe den Gottfried gern zum Nachbar — dem Knaben wurde die Erlaubniß, zu bleiben, ohne weiters gegeben. Noch ehe Clapman fort ging, ſpät am Abend, und fröhlich wie ſelten ein König, hatte er eine dritte Bitte gewagt und abermals den Gottfried in Perſon gefordert; — und in Betracht der allſeitigen Aufhebung aller Mißverſtändniſſe wurde Gottfried ihm anvertraut, damit er für des Knaben Heil ſorge in Gottes Namen. — In der Zahl der Fortunakinder entſtand dadurch kein Deſizit. Felix hatte nicht umſonſt bedeutſam von Gelüſten geſprochen, als es ſich um den Wein handelte.

Und ſo iſt denn ſeit jenem denkwürdigen Tag das Glück des Wohlſtands in Fortuna's Hauſe einheimiſch geworden. Er hat das ehemalige Hauptquartier des grünen Laudon verkauft, und in einem beſcheidenen Häuschen der innern Stadt ſeine Wohnung aufgeſchlagen. Im Erdgeſchoß iſt ein geſchmackvoller Kauf- und Putzladen, dem Katharine und Suſanne abwechſelnd verſtehen. Felix iſt immer der Alte, und immer Diurniſt; Gottfried wächſt zum Gentleman heran. Glayman iſt ein ſehr geachteter Geheimrath und Freund des Hauſes geworden. Brandenberger iſt wie billig in einen höhern Rang geſetzt worden, als ein vielgetreuer Helfer und Anker in der Noth; als ein der Dankbarkeit nicht unwürdiger Gutthäter. Felix vergöttert ihn; Gottfried bringt ihm die ſchönſten Fiſche, die er fängt, weil er Fiſche liebt; Katharine hört geduldig ſeine Krankheitsgeſchichten an und bereitet ihm mit eigner Hand Thee und Kraftſuppen nach Belieben; Suſanne erheitert ihn durch ihre unverſiegliche Munterkeit, und ohne Zweifel würde Brandenberger ſie endlich zum ſchuldigen Dank geheirathet haben, wenn ſeine Junggeſellengrundſätze und allerlei anderweitige Verhältniſſe es zugelaſſen hätten.

IV.

Richard war von den Dreiherren des Schloſſes derjenige, der ſich am folgenden Morgen zuerſt aus dem Bette erhob. Der Tag funkelte luſtig über den dichten Baumkronen, von denen die Ausſicht in's Land maskirt wurde. Er lud Alle, die gute Beine hatten, ein, ſich in ſeinem Glanz zu ergehen. — Richard war bereit, der Einladung zu folgen. Während des Ankleidens ſagte er: „Der Spaziergang wird mich zerſtreuen; hab' ich doch ſo gar elend geſchlafen! Des Spitalbruders Hugo Erzählung war ſo langweilig, daß ſie mich wie ein Alp die Nacht hindurch quälte, und ich habe von lauter Edelmuth geträumt: eine traurige Unterhaltung. Dergleichen naivthuende ſentimentale Familienſuppen möchte ich mir denn doch für die Zukunft verbitten. Das Geſchrei der ſchmutzigen und hungrigen Kinder gellt mir in den Ohren. Nun, kommt an mich die Reihe des Erzählers, will ich ihnen, meinen Collegen nemlich, etwas auftiſchen, was ihnen das Mark in den Gebeinen gefrieren macht. — Am beſten wäre jedoch, wenn ich mich mit den abgeſchmackten Figuren nicht lang herumplagen müßte, ... und, wenn ich nicht irre, ſo ſteht dort im Sonnenſchein der Mann, der mir beiſtehen könnte, der mir beiſtehen wird; der Kerl füttert die Rehe, die im Schloßgraben, zum Schaden unſrer Einkünfte, gehegt werden. Wie er das Maul verzieht, wie er mit den Wildbeſtien ſo recht arkadiſch ſchön thut! Dennoch iſt jede Faſer an dem Burſchen die eines Spitzbuben.

Indeſſen haben auch Spitzbuben ihre reſpektabeln Seiten, wo ein ehrlicher Mann ſie anzufaſſen hat, wenn er etwas Vernünftiges durchſetzen will.“

Mit einer äußerſt leutſeligen Miene, die Doſe in der Hand, näherte ſich Richard dem Majordomus, der ihn ehrerbietig begrüßte; Richard debutirte mit dem Anerbieten einer Priſe; der Italiener widerſtand der Höflichkeit nicht, machte eine dankbare Reverenz. Richard redete ihn in ſeiner Landesſprache, ja ſogar in ſeinem Dialekte an, und Tibideis Züge geſtalteten ſich ſogar graziös.

„Ein ſchöner Tag, Sier Tibidei?“ — „Der ſchönſte von der Welt, Luſtriſſime. Die Engel lachen vom Himmel herunter.“ — „Sie haben da Ihren Zeitvertreib mit den Thieren?“ — Ich füttre ſie, dem ſeligen Herrn zum Angedenken. Er that es ſonſt mit eigner Hand.“ — „Sie vermiſſen den Gnädigen wohl ſehr ſchmerzlich?“ — „Ich habe ihn geliebt wie einen Vater.“ — „Was denken Sie von Ihren jetzigen Verhältniſſen?“ — „Ich bitte Gott, daß er mir die neue Herrſchaft günſtig und nachſichtig erhalte.“ — „Das wird auch ſeyn, wenn Sie von Ihrer Seite ihr die Zuneigung beweiſen, woran ſich der Selige erfreute.“ — „Meine ſchwachen Kräfte ſtehen meinen gnädigen Herren zu Gebot.“ — „Wirklich? ohne Rückhalt?“ — „Ich ſpreche immer mit dem Herzen auf der Hand.“ — „So ſagen Sie mir aufrichtig, was denken Sie von dieſer Dreiherrſchaft?“ — „Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Sehen Sie, der Herr Commandeur haben es einmal ſo beliebt, und es wird ſchon recht ſeyn.“ — „Scheint Ihnen nicht, daß viele Köche die Suppe verderben?“ — „Ein Sprichwort hat manchmal Geltung: zu Zeiten bewährt es ſich auch nicht.“ — „Sie ſind demnach mit dem neuen Verhältniß zufrieden?“ — „Vollkommenſt.“ — „Wir werden uns alleſammt erſt an einander gewöhnen müſſen?“ — „Ei nun; die drei Herren ſind Freunde, und ich muß, ſollte mir irgend eine Nachläßigkeit begegnen, oder eine Aeußerung entſchlüpfen, die unſchicklich wäre, an Ihre Güte appelliren. Sie wiſſen, wie alte Diener ſind. Gegen den Commandeur hatte ich den Mund frei; ich durfte reden, was mir in den Sinn kam. Ich bin empfindlich, — es iſt ſchon ſo die Art meiner Landsleute — ich wäge dann und wann ein Wörtchen nicht. Doch will ich mich fürder beſſer gewöhnen. Die Herren ſind ja ſo gut, und Ihre Eintracht wird dem ganzen Hauſe als Beiſpiel vorleuchten.“

Indem Richard dem ſchnupfluſtigen Venezianer eine Priſe nach der andern darbot, fuhr er in ſeinen verfänglichen Reden fort: „Eintracht, Eintracht! mein guter Tibidoi! es wäre eine ſchöne Sache um die Eintracht.“ — „Die ſchönſte, Luſtriſſimo.“ — „Sagen Sie, Tibidoi, haben Sie ſchon je drei Menſchen geſehen, die im Glück einig geweſen wären?“ — „Kaum. Im Unglück, denke ich, trifft ſich's eher an.“ — „Hm ... je nachdem. Sehen Sie: im Grund iſt's wahrlich nicht ein Glück, das mich und die beiden andern Herren hier zuſammengeführt hat, ... Sie verſtehen mich.“ — „Ja; Sie meinen den Tod des hochſeligen Commandeurs?“ — „Nicht doch, beſter Tibidoi; ... der Fall iſt allerdings ein ſchmerzlicher, jedoch ... ich will eigentlich von dem Klauſelnetz reden, worinnen uns der Selige ge- und verfangen hat.“ — „Ah!“ — „Eine Neckerei, lieber Sior; Sie wiſſen, daß der Verewigte das Necken liebte, wenn er auch nicht viel ſprach. Er neckte gern thatſächlich ... manchmal hatten ſeine Foppereien faſt den Charakter einer Polizeiübertretung an ſich ... nun, Friede ſeiner Aſche!" — „Buona Memoria!" — „Was ich indeſſen ſagen wollte: dieſe Teſtamentsſchnurren dürften ſchlimmere Folgen haben, als der Teſtator glaubte. Die Leute zur Eintracht zwingen wollen, ſcheint ein Mittel, juſt recht, das Gegentheil hervorzubringen." — „Kann ſeyn, Ihro Gnaden." — „Der Zwang, lieber Haushofmeiſter, iſt Gott leid." — „O, ich verſtehe, ſehr gnädiger Herr." — „Der Zwang, lieber Alter, hat in dieſem Schloſſe bereits ſeine ſchlimmen Früchte getragen." — „O, ich verſtehe immer beſſer, Luſtriſſimo." — „Die Freiheit! was gäbe ich nicht für die Freiheit, Tibidoi?" — „Ich glaub' es, Ihro Gnaden. Wo iſt das Gold, das die Freiheit bezahlte?" — „Sie haben ein Herz, Tibidoi, Sie begreifen mich." — „Diamine! ob ich das thue! Ich, an Ihrer Stelle... Sie verzeihen mir die Vergleichung — ich entweder ließe hier Alles im Stich ...."

„Oibò, Tibidoi! lieber Alter, biſt Du bei Verſtand?" — „Laſſen Sie mich nur ausreden. Oder — es müßte von dannen wandeln, was mich hier ärgerte, beengte, beſchränkte, im Gelde bevortheilte, in meinen Handlungen meiſterte, die Hände im Regimente haben wollte. Ein ungebetener Gaſt iſt unbequem, ein feindſeliger Genoſſe gibt Aergerniß, ein Miteſſer verkümmert uns das Gut, das wir allein haben könnten, warum nicht? ein Mitregent iſt unerträglich für den wackern Kopf, der ſchon allein mit der Herrſchaft fertig zu werden weiß." —

„Tibidoi! Sie ſind ein tiefſinniger Politikus. Wenn ich Ihnen jedoch nun ſagte, daß ich Ihnen lediglich nur auf den Zahn fühlen wollte? daß mir die Geſinnungen fremd, die Sie mir unterbreiten?“ —

Der Majordomus verdüſterte ſein Geſicht mit dem dunkelſten Schmerz. Gekränkt und edelreſignirt antwortete er: „So ſage ich Ihnen offen, daß Sie nicht wohlgethan haben, mir, einem guten ſchlichten Mann, mit Ihren unwiderſtehlichen Künſten Dinge aus der Bruſt und von der Zunge zu locken, die mir, wie nun einmal die Sachen ſtehen, bei den andern Herren ſchaden können und werden. Wenn ich, der ich vergaß, daß Sie ein wichtiges Richteramt bekleideten und mit allen Fältchen des Menſchenherzens vertraut ſind, wenn ich meiner Zunge mehr erlaubte, als die Klugheit mir geſtattete, ſo geſchah es nur, weil ich auf Ihren Charakter rechnete, der mir männlich, ehrenhaft, marmorfeſt vorkam. Ich zählte auf ihn, ſo gut als ich von Ihren Verdienſten, um derentwillen ich Ihnen lieber als einem jeden Andern den alleinigen Beſitz dieſer Herrſchaft gönnen möchte, überzeugt bin. Vielleicht, vielleicht würde ich Ihnen ſogar meine Dienſte angeboten haben, um ein Ziel zu erreichen, das Ihrem gerechten Ehrgeiz ſich natürlicherweiſe lockend darbieten mußte, denn unter drei Köpfen iſt der Ihrige der einzig fürſtliche, möcht' ich ſagen. Vielleicht, vielleicht, wäre ich Ihnen nicht ohne Nutzen geweſen; . . . aber da es nun iſt, wie Sie ſagen, ſo bin ich ein ruinirter Mann, denn ich werde nicht läugnen, was ich jetzt unbedacht herausgeſagt. Ich habe ſtets das Herz auf der Hand. Ich werde ſelbſt den beiden andern gnädigen Herren ſagen, was Sie mit mir geſprochen, wie ich Ihnen geantwortet.... ich bin im Stande und gehe gerade jetzt zu den Herren hinauf... ob mein Schickſal ein paar Minuten früher oder ſpäter entſchieden wird, daran liegt nichts; aber mit Ihnen, Luſtriſſimo, der mich verrathen will, — ich darf ſagen, undankbar verrathen, möchte ich nicht das Gewiſſen, das Bewußtſeyn theilen..!"

Da war nun nichts anders zu thun, als dem in den leidenſchaftlichſten Schmerz verſetzten Majordomus geradezu in die Zügel zu fallen, damit nicht die Sache für Richard einen ganz unerwarteten Ausgang nahm. — „Bleiben Sie!" bat er den ſich zum Fortgehen anſchickenden Mann: „bleiben Sie. Ich habe Sie geprüft, allerdings, habe Sie mit geübtem Forſcheraug' gemuſtert, aber ich habe Sie untadelhaft und ergeben gefunden. Sie haben nicht ungeſchickt in mir den fähigen Kopf erkannt; ich habe nicht unweiſe mit Ihnen angebunden. Da Sie mich erkennen, werden Sie mir dienen, weil der Geiſt dem Geiſt gern beiſteht. Aber machen Sie ſich keinen übeln Begriff von meiner Dankbarkeit. Sie haben in mir den freigebigſten Herrn — was ſag' ich? — den großmüthigſten Freund haben Sie in mir erworben. Hiermit wiſſen Sie, was von mir zu denken und zu erwarten. Reich belehnt ſollten Sie nie von meiner Seite kommen, wenn die Sachen ſich geſtalteten, wie wir wünſchen."

Siehe, die Sonne der Zufriedenheit vergoldete plötzlich das ohnehin ſchon gelbe Geſicht des Italieners. „Gott ſey Dank, ſagte er dankbar, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt habe. Ich bin Ihr Mann, eines ächten Mannes Mann. Ihre Herren Miterben — Sie verzeihen — ſind nur Schatten, die man verjagen muß, um des hellen

Tags zu genießen." — „Richtig. Mit Bedauern ſage ichs: Hugo iſt ein guter Menſch, wenn man überhaupt einen Menſchen, noch obendrein einen Schwächling mit der Benennung beehren darf. Aber das iſt auch Alles. Seine Hypochondrie iſt unleidlich." — „Eben darum, Luſtriſſimo, muß man ihr auf die Beine helfen." — „Arthur iſt eine matte Seele, ein Schlummerkopf, deſſen Lebensüberſättigung eckelhaft und ſtörend." — „Ich begreife das. Dieſer Heuchelei muß aber auf Fleiſch und Blut gegangen werden." — „Wie ſo, guter vertrauter Tibidoi?" —

Tibidoi führte ſeinen freundlichen Herrn unter den tiefſten Schatten der Bäume, und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Die Narrheiten dieſer Leute müſſen uns dienen, ſie uns vom Halſe zu ſchaffen. Wir wollen ſie dahinbringen, daß ſie die gewiſſen Klauſeln übertreten. Einen Arzt für den Hypochondriſten, ein Weib dem Lebensmüden .... wir kommen zum Zweck. Ertappen wir den Einen auf einer Conſultation, den Andern bei einem verliebten Stelldichein — fort mit ihnen." — „Prächtig, aber Hugo iſt mit allen Aerzten zerfallen?" — „Pah, die lange Narrheit überlebt die kurze Vernunft." — „Arthur will von der Welt, abſonderlich von Weibern nichts wiſſen?" — „Pah! lehren Sie mich dieſe ſchlaffen Wüſtlinge kennen!" — „Wo aber einen Arzt finden?" — „Ich ſchaffe ihn herbei." — „Dann das Schwerere? Ein Weib, geeignet, den Ueberſättigten zu reizen?" — „Ich ſchaffe das Weib." — „Tibidoi, Sie ſind ein dreiſter Menſch." — „Wenn's gilt, Ihnen zu dienen? Als ich Sie zum erſtenmale ſah, dachte ich mir gleich — nun, ich will Ihnen keine Schmeichelei ſagen, ich bin ein ehrlicher Venezianer, — aber ich war Ihnen gleich eigen mit Leib und Seele.“ — „Danke, danke. Doch fürchte ich mit Arthur einen harten Kampf.“ — „Pah! ein Weib hat immer eine Karte mehr als ſelbſt der Teufel. Genug: ich ſchaffe, was wir brauchen.“ — „Auf Ehre; Sie erfreuen mich. Eben höre ich das Gebell des vermaledeiten Hundes. Ein Gegner nähert ſich.“ — „Recht; wir müſſen uns trennen. Sehen Sie: durch dieſen Zwinger führt ein Weg in's Freie. Machen Sie einen kleinen Spaziergang.“ — „Wohin?“ — „Zum alten Oneſime, würde ich Ihnen vorſchlagen. Ein ſeltſamer Kauz; wird Ihnen Vergnügen machen. Seine Hütte iſt nicht fern. Sehen Sie: dort ſchaut das Dach aus der Gruppe von Pappelbäumen hervor.“ — „Was ſoll ich bei ihm thun?“ — „Im Vorübergehen ihn kennen lernen. Er iſt der Patriarch dieſer Gegend, das Orakel aller Landleute. Es iſt nöthig, daß Sie ſich beim Landvolk vor der Hand beliebt machen; um ſo eher gelingt uns die Austreibung der unpaſſenden Gäſte. Stehen Sie aber trefflich mit Oneſime, ſo haben Sie das ganze Ländchen in der Taſche. Geh'n Sie, gehen Sie. Ich ſage Ihnen nicht mehr; Ihr Scharfſinn wird ſich ſchon in Alles finden.“

Richard folgte dem guten Rath; denn ſchon zeigte ſich unterm Portal des Schloſſes der Legationsſekretär im nachläßigen Morgenanzug, und ſein getreuer Beatswain rekognoscirte in allen Winkeln des Hofraums.

Arthur richtete ſeine großen ſchwärmeriſchen Augen himmelwärts, melancholiſch ausrufend: „So biſt Du endlich dahingegangen in den weiten Raum, ſchwerlaſtende Nacht, mit Deinen finſtern Träumen! Das Auge der

Welt brennt hell, und dennoch will meine Seele nicht heiter werden? Iſt mir doch, als wär' ein Mutterfluch darauf gelegt! Verzweiflung ſchleicht mir nach mit ausgeſpreizten Fängen ... ſie wird mich erreichen ... ſie wird! Was will denn alſo die gaukelnde Hoffnung, die vor mir hertanzt, und immer wiederholt: Morgen, morgen wird's beſſer ſeyn?"

Arthur ſtellte das Byroniſiren ein, da er den Majordomus bemerkte, der ſich wieder mit dem Füttern der Rehe abgab. „Guten Tag, guten Tag!" ſprach er leutſelig: „ach, wie glücklich ſind dieſe niedlichen Thiere! Ihre Bedürfniſſe ſind ſo gering! Die Unvollkommenheit ihrer Organiſation macht ſie ſo genügſam, ſo unbefangen! Sie leben nur in der Gegenwart! Was ſagſt Du zu dieſen Thierchen, Boatswain?"

Der Hund winſelte vor Begierde, mit den Thierchen ſich näher einzulaſſen, lief feurigen Blicks auf der Zwingermauer hin und her. Die Rehe ſtarrten ihn ein Weilchen an, dann ſetzten ſie ſich plötzlich in Galopp, und verbargen ſich unter den dichten Laubbehängen des Grabens. „Auch ſie ahnen das Feindliche im Leben!" ſagte Arthur ſchwermüthig: „aber ſie haben ihren Zufluchtsort, worinnen ſie des wohlthuenden Gefühls der Sicherheit theilhaftig werden. — Wie ganz anders der Menſch!"

Tibidoi betrachtete ſeinen Mann mit einer unbeſchreiblich ſchlauen Miene; kaum vermochte er das Lächeln, das um ſeinen Mund ſchwebte, zu unterdrücken. „Der Menſch, gnädiger Herr," ſagte er, „hat die Freiheit."

„Sie machen mich lachen. Die Freiheit? Die ganze Welt iſt nur ein großes Zuchthaus. Das Leben iſt eine

Marterkette, von tyranniſchem Verhängniß uns aufgedrungen." — „Wie mögen Ew. Gnaden in dieſer reizenden, hellen und offnen Natur ſich ſo bitter äußern?" — „Lieber Mann, Ihr wißt am beſten, daß ich hier eigentlich ein Gefangener bin. Geſtern erſt wurde mir mein Urtheil verkündigt; heute ſchon fühle ich mein Loos unerträglich." —

Arthur ſah auf ſeine Uhr: „Die Zeit ſchleicht furchtbar langſam. Womit ſie tödten? Ich möchte wohl einen Gang ins Freie machen. Aber wo finde ich die Ruhe, die Kühlung, die mir Noth thut? Die Sonne brennt draußen ſo heiß ...."

„Richten Sie ihren Weg in den Garten, an's Meer. Sie finden im erſtern wohlbeſchattete Gänge; am Geſtade weht gerade jetzo die angenehmſte Luft. Nähern Sie ſich dem Kiosk, ... Sie finden es leicht; ein metallner Halbmond ſtrahlt auf ſeiner Kuppel. Nahe dabei ſteht ein brillant verſehenes Gewächshaus. Die Wohlgerüche aller Welttheile duften dort vereint. Sie werden mir den guten Rath danken, ich zweifle nicht.

Arthur ſeufzte. „In Gottesnamen!" ſagte er und lockte den unruhigen Boatswain: „Wo ich gehe, iſts nicht eins und daſſelbe?" Er entfernte ſich, geſenkten Haupts, in der bezeichneten Richtung.

Tibidei ſah ihm lange ernſthaft nach. „Ein feiner Mann, ein ſchöner Kopf!" murmelte er: „roſtig von Langeweile und Ueberdruß. Wäre jedoch das Metall edel, möchte auch der Roſt noch abzuſchleifen ſeyn."

Der Majordomus ging durch die Halle des Schloſſes, die ſich nach dem Garten öffnete. Unter dem weiten Bogen ſtieß er auf Hugo, der eben die Treppe herabgeſtiegen war, und ſich ermüdet und verdrießlich auf einer Bank niederließ.

„Unterthänigſter Knecht, Luſtriſſimo." — „Schönen Dank, Herr Tibidoi." — „Haben Sie wohl geruht?" — „Abſcheulich, mein Beſter; ganz abſcheulich. Geſtern befand ich mich ſo wohl, heute bin ich wie am Sterben. Aber mein Wohlſeyn iſt nur ungeſunde Aufregung geweſen, und hat natürlich eine Abſpannung bis zur Ohnmacht hervorgebracht. Ich habe geſtern viel geredet — nun, das Reden iſt ein treffliches Mittel, den Blutumlauf zu unterhalten ... aber bei kranken ruinirten Naturen ſchafft es das Gegentheil. Kaum aus dem Bette gekrochen, fühle ich das Mark in den Gebeinen ſchwinden. Zehn Schritte haben mich ſchon matt gemacht. Flimmern vor den Augen, kalte Hände, wankende Füße .... Befangenheit im Gehirn ... das Pulver, das ich heut frühe nahm, iſt mir nicht gut bekommen, die Karmelitertropfen, die ich als Correktiv genoß, greifen meinen Magen an ... und der Thee von Orangenblättern, den ich darauf ſetzte, macht mir übel. Es ſchlägt bei mir nichts mehr an. Freilich ... wenn ich ein bischen Eis haben könnte ..?"

„Leider finden Sie gerade dieſen Artikel hier nicht vorräthig;" antwortete Tibidoi der langen Litanei. „Wenn aber ein Gläschen guten ſchweren Extraweins beliebte? Ew. Gnaden ſind ja Herr des ganzen Kellers, und der Commandeur — buona memoria — hat für ein Sortiment von Nektar geſorgt, wie nicht leicht ein Cavalier es beſſer verſteht."

Hugo verſetzte unwirſch: „Wie? ich verlange kaltes Eis, und Sie ſchlagen mir heißen Wein vor? Wollen

Sie mich auf die Bahre legen? Welche Unvernunft unter dieſen Leuten! Ein jeder glaubt ſich berechtigt, an meinem ſchwachen Leibe herumzupfuſchen. Ich ſtaune, daß Sie mir nicht irgend eine Wunderarznei anbieten, gepfeffert mit Aloe und China und Belladonna und Opium und Arſenik, um mir in der nächſten Stunde das Miſerere ſingen zu laſſen!“

Hugo ging raſch und kräftig auf und ab, ſtampfte auf den Boden, rieb ſich erbittert die Hände. Tibidei erwiederte unterthänig: „Ich beſäße allerdings eine Eſſenz, aus den koſtbarſten, aus göttlichen Subſtanzen zuſammengeſetzt, die einen Todten erwecken könnte. Ich kaufte ſie einſt zu Venedig auf dem Platze von einem Armenier, und habe eigentlich Wunder damit gewirkt, wenn ſich, wie nicht ſelten, die Gelegenheit dazu darbot. Aber Ew. Gnaden ſind einmal gegen ſolche Mittel eingenommen, und …“

„Und zwar mit Recht!“ rief Hugo heftig: „ich haſſe alle Quackſalbereien; die Organe nützen ſich daran ab, der frühe Tod iſt unausbleiblich. Ich bin nicht von den eingebildeten Kranken, die thöricht wie die Kinder nach Allem greifen, was ihnen von leichtſinnigen Leuten angetragen wird. Ich kenne meinen Zuſtand, ich weiß, was mit mir anzufangen. Leider Gottes verändert ſich jedoch die Natur des Menſchen ſo oft …! was heute nützte, ſchadet morgen. Wer ſoll in dem Labyrinth zurecht kommen? Ich glaubte ganz im Reinen zu ſeyn, und der hieſige Aufenthalt ſollte mir, ſo dacht' ich, mehr Vortheil bringen, als der Quark von tauſend Apotheken. Siehe da: auf einmal ſpielt mir meine unſelige Conſtitution anders auf. Freilich hab' ich auch nicht die gering

Pflege. Was mir die gute Suſanne ſagte und erzählte, munterte mich auf. Was mir die rechtſchaffene Kathi kochte, ob Thee, ob Latwergen, ſchaffte Mirakel an meinem elenden Körper. Hier — ein andres Klima, verderblich, wie ich fürchte; feuchte Seeluft, ſchwere oder ungenügende Speiſen ... wer ſoll's aushalten? Eine klägliche Geſellſchaft, lauter unerträgliche Märtyrer, die nur von Leiden reden, und ich hätte doch übrig genug an meinen eigenen; die nur Unzufriedenheit und Haß ſchnauben, und ich ſehe meine ſanfte Gemüthsart plötzlich angeſteckt von Erbitterung und Grimm! Hier werde ich nicht alt ... Sie werden's erfahren, lieber Tibidoi: mein Leben iſt hier auf wenige Wochen reduzirt. Alles was ich thun kann, — wenn ich nicht feig davonlaufen will, was ich ſchon Ehrenhalben verneine — beſteht darinnen, mich ein bischen hinzuhalten, mich durchzufretten, wie man ſagt. Der Faden wird reißen, ja, ja ... aber ich will ihn noch ſo lange ſpinnen, als möglich. Dieſes Land paßt für mich, wie das Waſſer zum Feuer, und die Verhältniſſe bringen mich um. Jedoch ...“

„Ja freilich!“ fiel Tibidoi mitleidig ein: „Mancher glaubt manchmal die Sonne im Auguſt anzutreffen, und findet ſtatt ihrer den Märzmond.“

„Richtig. Ein kalter Mond, der des Märzen! Jedoch, wollt' ich ſagen ... jedes Land beſitzt auch an Arzneimitteln, was den Bewohnern taugt. Bei näherer Ueberlegung leuchtet mir ihre armeniſche Eſſenz nicht übel ein. Ich wäre neugierig, nur ein paar Tropfen davon zu koſten. Die Geheimniſſe des Orients ſind nicht ohne. Wollten Sie nicht ſo gefällig ſeyn ...?“

„Mit dem größten Vergnügen, Luſtriſſimo. Doch wird nöthig ſeyn, daß Sie zuvor eine kleine Promenade machen. Der Balſam wirkt überraſchend nach vorausgegangener Bewegung; er ſchadet, ſo man ihn in der Ruhe genießt.“

„Das laſſe ich mir gefallen. Die Bedingung geht mir ein. — Aber wie ſoll ich …“ hier fiel dem Regierungsrath ſeine Schwäche ein, und er ſetzte ſich geſchwinde — „wie ſoll ich mir Bewegung machen? ich, ſo kraftlos, ſo von Schwindel übernommen?“ — „Soll ich Ihnen einen Führer beſtellen, gnädiger Herr?“ — Hugo erzürnte ſich abermals. „Was da? halten Sie mich für einen Spitalpfründner, der ſeiner Beine nicht mächtig? Warum nicht gar. Ich könnte ſchon ohne fremde Hülfe gehen … ich wollte es auch dieſen Morgen — ich hatte mich ſchon geſtern auf den Spaziergang in der Morgenkühle gefreut … aber jetzo … und wohin gehe ich? Es müßte ein ſehr angenehmer, unbeſchwerlicher, ja nicht allzuweiter Weg ſeyn, ein Weg mit einem Zielpunkt, wo ich ruhen, ein bischen die Ausſicht genießen könnte. He?“

Tibidei zeigte links über den Garten hin: „Sehen Sie jenen blumenvollen Gang? Er führt Sie zu einer Seitenpforte; ſie iſt nur angelehnt. Ein ſanfter Abhang dehnt ſich nieder zu unſerm kleinen Hafen. Wenn Sie des letztern Leuchtthürmchen zur Rechten laſſen, und am Strand des Meeres fortwandeln, gelangen Sie nach einer kurzen Strecke Wegs zur deutſchen Kolonie: ein halbverfallnes Dörfchen, wo noch einige Enkel der ehemaligen, von den Barbaresken übel mitgenommenen Bewohner hauſen.“

„Lauter Elend überall! Das wäre mir ein ſchönes

Morgenvergnügen, die Gräber meiner armen Landsleute zu beſuchen!“ ſagte Hugo mit Abſcheu. —

„Ei, nicht doch;“ erwiederte Tibidoi: „Dieſe Gräber haben ſich in einen erfriſchenden Hain verſteckt, und das Dörfchen, von Weinranken und Epheu überzogen und von friedlichen muntern Menſchen bewohnt — die Barbaresken laſſen uns jetzt ſchon gern in Ruhe — iſt einer der reizendſten Punkte auf unſerm Boden. Die erſte Hütte zur linken Hand mit einer großen Rebenlaube als einem Baldachin über der Thüre, wird Sie entzücken, wenn Sie für das Maleriſche Sinn haben.“

„Ob ich Sinn habe? Meine größte Liebhaberei. Aber in der Hütte, was finde ich dort?“ — „Ein rüſtiges Mütterchen, mit allerliebſten Enkeln; geſprächig, aufgeweckt, ein Muſterbild glücklichen Greiſenalters. Wenn das Schauſpiel Sie nicht erquickt, ſo will ich ein großes Stück Eſel ſeyn. Mein Wort: Sie erfriſchen ſich an dem Bilde, dann die Eſſenz des Hamadiri, meines Armeniers, kurz und gut darauf geſetzt . . . ein Stündchen hernach ein leckres Mittagsmahl, das zugleich ein Abendeſſen vorſtellt . . .“

Das Waſſer lief dem Hypochondriſten im Munde zuſammen. „Aber ohne Polenta! bat er. — „Ohne Polenta.“ — „Ohne magenbeſchwerende Maccheroni.“ — „Sie ſollen bedient werden.“ — „Höchſtens ein paar leichte Gnocchi, ein gutverdauliches Wildpret . . .“ — „Nach Befehl.“ — „Und dazu meinetwegen der Wein, der das Herz erfreut und Schwachen Kraft gibt.“ — „Unvergleichlich. Bauen Sie auf mich. Ein Wein, nach dem die Sterne ſelbſt lüſtern werden.“ — „Bravo, Herr Tibidoi.“ — „Ihr

Knecht, Gnädigſter." — Ich ſchätze Sie hoch, Herr Tibidoi." — „Sie ſind mein Abgott, meine Freude, Luſtriſſimo."

„Doch ein guter Kerl, der Wälſche;" ſagte im Abgehen Hugo behaglich zu ſich ſelber. — „Der gute Mann iſt ſchon abgekocht nach Gebühr;" ſagte ſich Tibidoi, und ging ſeinerſeits als wie auf Katzenpfoten dem Kiosk zu, wohin er den Lebensmüden geſchickt hatte.

Arthur befand ſich in der That dort, oder vielmehr in der Nachbarſchaft: in jenem Gewächshauſe, von dem Tibidoi nicht mit Unrecht ſo viel Rühmens gemacht. Ein wundervoller Tempel der Flora, vor dem die Roſengärten von Damask ſich verſtecken mußten. Alfred, der im Leben eine Menge von ſchönen und ſeltnen Dingen geſehen, war von dieſer Pracht überraſcht worden. Die üppigduftende Einſamkeit, die ihn feierlich ſtill hier umgab, erweiterte ſein Herz. Seine Gemüthlichkeit wachte auf wie aus einem langen Schlafe. Er ließ ſich nach kurzem Rundgang durch die Reihen der hier aufgeſtellten Herrlichkeiten neben dem plätſchernden Springbrunnen auf den bequemen Seſſel nieder, drückte die Augen zu, ließ ſeine Naſe ſchwelgen. „Wahrhaftig!" ſagte er als ob er träumte: „Die grauſame Macbeth würde mit dieſen Wohlgerüchen ihre weißen Hände wieder reinigen vom Dunſt des Bluts!" — Vor ſeiner Seele ſtand, während er dieſes ſagte, das Bild einer großen tragiſchen Künſtlerin, die ihn einſt eben in der Rolle der herrſchbegierigen Lady bezaubert hatte. Nach dem Zauber war freilich die Erlöſung davon eingetreten, aber eine dazumal noch nicht erwünſchte. Die Künſtlerin war dem ſchwärmeriſchen Arthur untreu geworden. Darum fragte er jetzt nach ſo manchen Jahren wild in ſeine Fantaſieen hinein: „Wie kommt jenes Weibes Gedächtniß mit dieſen Blumen zuſammen? Iſt ſie nicht in meinem Leben mir ein Dorn geweſen? Wie mag ich nur mich ihrer erinnern? Wie überhaupt in dieſem Paradies der vollkommenſten Unſchuld des falſchen Geſchlechts gedenken?“

Der Schatten der Künſtlerin verſchwand im Nu, aber, ſtatt ſeiner, wie viele Geſtalten drängten ſich in den Blumenpallaſt, um von Arthur gemuſtert zu werden? In ihrem Gefolge kamen die mannigfaltigſten Empfindungen über ihn; der Verdruß, der Haß, aber auch die ſüße Wehmuth, auch die unantaſtbare Wonne ſeiner ſchuldloſen Jahre. Seine Mutter hatte ihn und die Roſen innig geliebt; er hatte ſie oft damit erfreut. Seine Schweſter war ihm zärtlich ergeben geweſen; er hatte für ſie die Orangenblüthe zum Brautkranz gewunden; mit einem beſcheidenen Veilchenſtrauß hatte er ſeiner erſten Liebe Huld verdient, mit einem ſeltnen Heliotrop die ernſthafte Angelika, mit einem einzigen Jasmin von Bagdad oder Babylon die leichtfertige Brambilla erobert; die erſte Kokette, die ihn unterjocht, hatte ihm einen ſinnigen Selam zugeworfen; die letzte nach Empfang einer herrlichen Granatblüthe ihm die betrügliche Hand gereicht!... Alle Weiber, die ihn je erfreut, je beſeligt, je hintergangen... ſie kamen alle und bogen ihre Geſichter durch die Blumenbüſchel ihm entgegen. Vergebens ſträubte ſich Arthur gegen die Uebermacht der ihn Umringenden. „O bleibt,“ ſeufzte er ermattend, „Ihr, die ich liebte rein und getreu, bleibt Ihr in Gottesnamen, aber hinweg mit den Andern, wenn nicht auch dieſes himmliſche Fleckchen auf Erden mir verleidet werden ſoll!“ — Da erklang eine Stimme, und „huſch!“ flogen die Geſpenſter von dannen, die guten und die böſen. Im venezianiſchen Dialekt,

Idolo del mio cuor,
Ardo per vu d'amor:
E sempre, o mia speranza,
s'avanza
El mio penar.

ſang die Stimme. Ein kurzes Lied fürwahr, aber es berauſchte den ohnehin ſo tief erregten Arthur, wie den durſtigen Wanderer ein raſcher Trunk. Da war Klang und Fülle, Metall und Mark und Schmelz in jedem Ton vereinigt. — „Ein Weib! die Stimme eines Mädchens, in dieſer Einöde, dem Wohnplatz menſchenfeindlicher Hageſtolzen?“ Arthur ſprach die Frage laut. Ohne daß er's erwarten durfte, kam die Frage an den rechten Ort. Ein neugieriges Ohr fing den Laut auf, und weil das Auge gern dabei iſt, wenn das Ohr beſchäftigt iſt, ging alſobald im Hintergrund des Blumenhauſes, über dem Fries, der in der Höhe um die Wände lief, ein Fenſterchen auf, und vorſichtig ſchaute ein weibliches Antlitz daraus hernieder; ein ſchöngeſtaltetes, ein venezianiſches Geſicht, wie es Bianca Capello haben mußte, um den Fürſten von Florenz zu bezaubern; und Katharina Cornèr, um eine Königskrone zu gewinnen.

Das Rauſchen des Fenſterchens, wie gelind es war, bewog den Entzückten, von ſeinem Auge ebenfalls Gebrauch zu machen. Ein Blick, verſtohlen zur Seite und nach oben gerichtet, verrieth ihm die angenehmſte Nachbarſchaft von der Welt. Und wie Feuerbrände ſchlugen jenes Mädchens Reize in die Bruſt des lebensmüden Arthur, und mit einemmale flammte und funkelte er von Lebensluſt. Die Schöne am Fenſterchen mußte davon etwas bemerken, denn ihre weiße Wange röthete ſich, und kaum vermochte ſie über ſich zu gewinnen, wie es ſchien, vom Fenſter zu weichen. Die Flucht zu hindern, rief Arthur hinan: „So ſchön, zugleich ſo grauſam? O ſieh, wie alle Blumen hier ſo munter, und Du, die ſchönſte unter ihnen, willſt Dich mit Nacht umhüllen? O bleib', der Abend iſt noch fern!“

Worauf die Zögernde, keineswegs in den poetiſchen Schwung des Ueberraſchten einſtimmend: „Sie ſind ein Dichter, wie ich meine?“ — „In Wahrheit nur ein proſaiſcher Diplomat, aber Ihre Nähe, meine reizende Unbekannte, möchte auch den Erzſtiefſohn Apollo's zu einem Sonett begeiſtern.“

Arthur ſtand auf einmal kerzengerade, mit capabler Miene, den Hut in der Hand, den Arm graziös gebogen, wie er tauſendmal vor Herzoginnen und Vicomteſſen geſtanden, ein vollkommner zur ausgeſuchteſten Höflichkeit erzogner Attaché.

„Wie Schade, mein Herr, daß Sie ſich nächſtens todtſchießen werden!“ ſagte die Fremde mitleidig, indem ſie ſich bequemer in das Fenſter lehnte.

Arthur wich entſetzt einen Schritt zurück. „Todtſchießen? nächſtens? Woher wiſſen Sie? wer ſagte Ihnen ...?“

„Mein Vater ſagte es mir.“ — „Wer iſt dieſer Vater?“ — „Ihr Haushofmeiſter Tibidoi.“ — „Tibidoi? er hat eine Tochter? — „Er hat ihrer zweie. Meine Aeltere befindet ſich noch in Venedig bei unſrer Mutterſchweſter. Ich bin vor kurzem erſt hier eingetroffen, und vermiſſe ſehr das behagliche Leben, das mir im Arm der Zia und der Schweſter blühte.“ — „Sie vermiſſen? würde Ihnen nichts, gar nichts das verlorne Glück erſetzen können?“ — Sie ſpaßen. Hier ſind nur Männer, oder alte gemeine Mägde, deren Sprache ich nicht einmal verſtehe.“ — „Nur Männer? Unbarmherzige! welche Verachtung liegt in dieſen zwei Worten!“ — „Warum legen Sie das hinein, gnädiger Herr? Ich wollte nur ſagen, daß ich mir ohne Frauen keinen Himmel denken kann; nicht jenſeits, viel weniger hienieden.“ — „Nun geb' ich Ihnen Recht. Ja: nur Ihr Geſchlecht ſchafft ſelbſt eine Wüſte zum Himmel um.“ — „Das hab' ich gut und treffend geſagt,“ lobte Arthur ſich ſelber heimlich: „die Ader meiner Galanterie ſtrotzt unverſehens wieder von Leben und Balſam. Ich bin ein merkwürdiger Menſch; aber ſie iſt auch eine Oaſis in meiner hieſigen vermaladeiten Sahara; ja, ſie iſt mein Ideal, das längſt geſuchte, erſehnte, das zu finden ich verzweifelte.“

Während dieſes hurtigen Selbſtgeſprächs flatterte wie ein Täubchen, nur auf unhörbaren Schwingen, das ſchneeweiße Schnupftuch der Schönen vom Fenſter zum Boden des Gewächshauſes nieder. Die Eigenthümerin deſſelben ſeufzte ein leiſes „Ach!“ — Der tölpiſche Boatswain wollte das Kleinod apportiren, und erhielt zum erſtenmale in ſeinem Leben einen Rippenſtoß von Hand oder Fuß ſeines Herrn. „Zurück, Du Unreiner!“ rief Arthur empört, indem er ſich des Tuchs bemächtigte; „an mir die Reihe! Meine Angebetete … o vertrauen Sie mir Ihren ſüßen Namen! . ." — „Ich heiße Roſaura, Ihro Gnaden." — „Dennoch ſüß wie Ambroſia! erlauben Sie mir, ſüßeſte Roſaura, daß ich Ihnen das Verlorne wieder einhändigen, daß ich Sie in Ihrem Stübchen verehren darf?"

„O mit nichten, das kann nicht ſeyn!" hieß die ängſtliche Antwort: „ich darf nicht . . . es wäre gegen alle Sitte . . . mein Vater könnte . . . er hält es noch mit der alten Zeit . . . Sie wiſſen nicht, wie ſtreng ein Venezianer ſeine Tochter hütet . .!" — „Grauſame, thörichte Sitte!" — „Sie kömmt mir ſelbſt in dieſem Augenblicke grauſam vor, mein Herr." — „Wirklich? in Wahrheit? Gerade jetzt? Darf ich mir ſchmeicheln?" — „Ach!" ſeufzte die Eingeſchloſſene wieder. —

Arthur machte eine Geberde des Entzückens. „Mein Leben!" girrte ſein Mund. — „Meine Seele!" hieß es von oben. Zu ſich ſelber redete Arthur wiederum: „Wie ich ſagte: es iſt zum Erſtaunen. Sie iſts, auf Ehre, ſie iſts, die mir fehlte. Meiner Nächte Traum, meines Wachens Sehnſucht,, ſie iſt's, ihr himmliſchen Mächte!" — Das Schnupftuch ſchwingend fragte er: „Wie ſtell' ichs Ihnen wieder zu?" — „Ich weiß nicht." — „Oder dürfte ichs behalten als ein Pfand der Erinnerung?" — „Gnädiger Herr, Sie machen mich verlegen." — „Unnachahmliches Erröthen! Meinen Dank, wie thu' ich ihn kund?" — „Ich ſollte vor Ihnen fliehen, mein Herr . . . ich kann es nicht." — „Du kannſt es nicht? Ich bin im ſiebenten Himmel." — „Ich habe Sie ſchon bei Ihrer Ankunft geſehen, hinter einem ſtillen Gitter verborgen . . ." — „Iſts möglich? Ich Glücklicher!" — „Ich trauerte um Sie." — „Warum?" — „Ach, Ihre Melancholie bekümmerte mich und mein Vater ſagte ...“ — „Ei, er ſagte Ihnen unpaſſende Dinge.“ — „Daß Sie das Leben verachten ...“ — „Wie? jetzt, da Sie mir aufgingen wie ein Stern?“ — „Daß Sie die Frauen haßten ...“ — „Weil ich die Einzige noch nicht gefunden.“ — „Jetzt freue ich mich.“ — „Ich, Roſaura, ich bin ſelig, ſelig wie noch nie.“ — „Weil ... weil Sie mir gut ſind?“ — „Sie machen mir das Leben wieder theuer. Und wenn ich wüßte..?“ — „Was, mein Herr?“ — „Daß Sie meine Gefühle theilten?“ — „Ich geſtehe es Ihnen.“ — „Hör ich recht?“ — „Faſſen Sie darum keine üble Meinung von mir. Wir ſind in unſerm Vaterlande ſo eng gefeſſelt, ſo abgetrennt von der Welt, daß wir nicht Zeit haben, ſpröde zu thun, wenn unſer Herz flammt, wenn ein günſtiger Augenblick, ach nur ein Augenblick uns lacht.“

„Sie macht mich total verrückt, wenn ich dieſen Augenblick nicht benütze!“ dachte Arthur, und von einer plötzlichen Begeiſterung ergriffen, fing er an, die Stufen zu erklimmen, die amphitheatraliſch beinahe bis zu dem Fenſterchen anſtiegen, und einen Wald von Blumen und ſeltenen Gewächſen trugen. „Ahi! was thun Sie?“ rief das Mädchen, zurückbebend. Und Arthur, indem er mitten durch die Blumenbüſche ſich Bahn brach, erwiederte feurig: „Den Hauch Deines Mundes will ich athmen, eine Fingerſpitze Deiner zierlichen Hände berühren, oder ....“

Das Verhängniß gab ihm nicht Zeit, ſeine ſtürmiſche Rede zu Ende zu bringen. Mit dumpfem Getöſe brachen die treuloſen hölzernen Staffeln zuſammen; der Held ſank ohnmächtig zurück, begraben unter Pelargonien und Georginen, Orchedeen und Tazetten. Ein Cactus zerfetzte ihm das Geſicht ein wenig; eine rieſenhafte Camelia taumelte ihm gefahrdrohend zur Erde nach … doch ein Gott hatte Erbarmen! die Trümmer der Vaſe ließen ihn unverletzt. Mit einem Laut des Schreckens verſchwand Roſaura, und eine derbere Stimme donnerte gleichſam aus den Wolken: „Ungeſchickter! ei zum Teufel! meine Blumen, meine Blumen!“

Als er ſich zuſammenraffte, der Gefallne, ſtand Tibidoi neben ihm, in Reſpekt gehalten von dem knurrenden Boatswain. — „Was iſt geſchehen, Luſtriſſimo?“ — „Der ſich zu verſtellen weiß, regiert die Welt;“ wiederholte ſich Arthur in der Geſchwindigkeit aus ſeinem diplomatiſchen Katechismus, und wendete ſich entrüſtet zu Tibidoi: „Sie drücken ſich ſehr kavaliermäßig gegen Ihre Herrſchaft aus; das muß ich ſagen. „Ungeſchickt! ei zum Teufel!“ ſolche Redensarten muß ich mir verbitten, verbitten bei jedem Anlaß; … aber vorzüglich, wann ich nur einen Fingerbreit vom Genickbrechen bin. „Meine Blumen!“ Braviſſimo! „Sind dieſe, die da aufrecht ſtehen, oder im Sande liegen, ſind dieſe Ihr Eigenthum, oder ſind ſie nicht vielmehr das meinige, und Hugo's und Richards? Ei zum Teufel, wer iſt ſchuld, daß ich beinahe den Hals mir abgeſtürzt habe? der Gärtner, deſſen Thun und Laſſen Sie controlliren ſollten. Ungeſchickt! laſſen Sie erſt andere Stellagen machen, ſtatt dieſer verdammten wurmſtichigen, auf denen man das Leben in die Schanze ſchlägt, wenn man Luſt hat, eine Blume zu pflücken, und alsdann reden Sie von Ungeſchicktheit; aber leiſe, pianiſſimo! das rathe ich Ihnen.“

Arthur ſah den Majordomus dreiſt und finſter an.

Tibidoi biß ſich in die Lippen, verneigte ſich und ſchwieg. — „Zur Strafe für das grobe Spiel Ihrer Zunge holen Sie mir jene liebliche Blüthe, deren Weiße wie Perlmutter, deren Schattirung das feinſte Inkarnat, herunter. Ich werde ſehen, ob mein Kritiker ſich beſſer, als ich, aus der Affäre ziehen wird.“

Tibidoi machte keine Umſtände zu gehorchen. Als er den Rücken gedreht hatte, ſchob Arthur, der bisher Roſaura's Tuch, zu einem winzigen Ballen gepreßt, in der hohlen Hand verborgen, ſeine gute Beute in die Buſentaſche, nachdem er zuvor ein Küßchen darauf gehaucht. Er lächelte ſiegreich, weil er mit Geiſtesgegenwart ſich einer Verlegenheit von Bedeutung entzogen; er lächelte auch, weil er ſah, wie mühſam Tibidoi zu klettern hatte, ihm die Blüthe zu verſchaffen, die ſo eigentlich das Porträt ſeiner Tochter war: Unſchuld und Verlangen in Einem.

Boatswain ſpielte indeſſen eine Rolle zum Verzweifeln. Da ſaß er, die Augen feſt auf das geheimnißvolle Fenſterchen geheftet, und wedelte bald freundlich, bald knurrte er mit einer gewiſſen Unbeſtimmtheit. Das Rufen ſeines ängſtlichen Herrn fruchtete nicht. Der Hund blieb auf ſeinem Poſten, bis Tibidoi, der endlich mit der Blüthe zurückkam, aufmerkſam geworden war. — „Was hat denn der Hund mit jenem Fenſterchen zu thun?“ fragte er. — „Alfanzerei,“ verſetzte Arthur; „Narrenspoſſen, wie er ſie oft im Kopfe trägt.“ — „Aber — wahrhaftig: das Fenſter iſt offen? Wart, wart! das will ich Dir lehren.“ — „Mit wem reden Sie jetzt eigentlich, Tibidoi?“ — „In Gedanken mit meiner Tochter, Luſtrisſimo. Die Leichtſinnige hat jenes Fenſter offen gelaſſen, und ich habe ihr doch verboten …“ — „So? gehört das Fenſter zu Ihrer Wohnung? und haben Sie alſo eine Tochter?“ — „Zweimal zu dienen, gnädiger Herr.“ — „Ah, ah! das freut mich, … ſehr charmant. Ich werde Sie einmal in Ihrer Wohnung heimſuchen, lieber Tibibey?“ — „Sie werden meiner Hütte große Ehre erweiſen.“ — „Nicht doch, nicht doch … aber ſobald ich einmal Zeit habe … ſobald die Gelegenheit … Adieu, mein Lieber, Adieu. Boatswain, willſt Du folgen? Preſto, preſto!“

Arthur war mit ſeinem Abentheuer ungemein zufrieden. „Mein Ideal, ich wiederhol' es!“ ſagte er ſich in's Ohr und in's Herz: „die Schönheit, die Unbefangenheit, die Freimüthigkeit … der Geſang, der mich plötzlich aufzauberte aus den Ketten des Ueberdruſſes … es geſchehen noch Wunder; bei Gott! Ich fühle mich geheilt, … ich empfinde wieder … die Weiber haben mir das Leben verbittert, — ein Weib führt mich wieder in's Leben ein!“ —

Auf einmal ſtand Arthur ſtille, faltete die Hände und fragte ſich betrübt: „Was aber ſoll daraus werden? O Himmel, liege ich nicht in Ketten und Banden? das Teſtament …. die Klauſeln …. der Satan hole die, die mich angeht! Commandeur! Commandeur Don Pedro! was haſt Du gethan? Das Probejahr … und in Ewigkeit nicht heirathen .. oder von hier weggehen, wie Adam aus dem Paradieſe! Grauſamer Commandeur! wie ein böſer Geiſt ſchwebſt Du, eine glühende Ruthe in der Fauſt, über Deinem ehemaligen Eigenthum! Das iſt hart. Schon hab' ich Deine unbarmherzigen Gebote übertreten ... mein Gewiſſen klagt mich an. Meine Ohren waren mit dem böſen Bewußtſeyn im Bunde, da ſie mir im Augenblick meines Falls aus ſieben Himmeln Deine zürnende Stimme, Don Pedro, vernehmen ließen, während die Stimme doch dem Tibidoi gehörte, dem impertinenten Tibidoi. Aber ſie klang mir wie die Deinige, o Pedro Rojoſo, wann Du hin und wieder Deiner Schweigſamkeit Gewalt anthatſt, um den Reitknecht oder den Kellner oder den Kutſcher herunterzumachen; akkurat, wie die Deinige! Ein ſchlimmes Gewiſſen iſt ein feiges Ding, ein Geſpenſterſeher. — Ein Glück immerhin, daß Tibidoi meiner Verwegenheit nicht auf die Spur gekommen; — Roſaura ihrerſeits wird zu ſchweigen wiſſen."

Arthur war an eine Pforte des Gartens gerathen. Neben derſelben auf einer in ein Bowling-green verwandelten Baſtion ſtand ein Tempelchen, in deſſen Kuppel zu leſen: „Was Du thuſt, bedenk' es wohl!" — Die diplomatiſche Maxime gefiel dem Legationsſekretär. „Hätte ich dieſes Sprüchlein früher geleſen," vernünftelte er, „ich wäre glimpflicher mit Tibidoi umgegangen. Eine Dummheit, den Schwiegervater in Hoffnung hart anzulaſſen! — Schwiegervater? ich darf ja nicht heirathen. Lächerlich alſo. — Auf dieſem Schloſſe zu herrſchen, allein zu herrſchen, Roſaura an der Seite — das wäre freilich göttlich. — Aber die Möglichkeit?" — Er vertiefte ſich in allerlei ſtaatsklügelnde Betrachtungen, er muſterte allerlei Combinationen ... ſiehe: nicht lange und er lächelte: „Die einfachſte Zuſammenſtellung iſt die wirkſamſte, ſo hier wie überall. Tibidoi iſt ein Italiener, daher eigennützig und nicht peinlichengen Gewiſſens. Ein Eidam, wie ich, muß ihm wünſchenswerth ſeyn. Wem gäbe er in dieſer Abgeſchiedenheit ſeine Tochter, der nicht tief unter mir ſtände? Wenn ich nun hier allein Herr wäre, und meinen Reichthum mit Roſaura theilte, reſpektive mit dem Schwiegervater? Meine traurigen Collegen, die mir auf den Dienſt paſſen würden, entfernt ... eine vor der Welt bis zu günſtiger Zeit — wer weiß? — geheim gehaltne Ehe? ei, wie grün von Hoffnung wirbelt nun vor meinen Augen die Zukunft, wie luſtig, wie grün! Kein klares Bild, aber der Ahnungen reizendſtes! — jedenfalls das beſte wird ſeyn, wenn ich bei Gelegenheit dem Tſibidoi ſelber mich anvertraue. Nähme er, was ich ihm ſagte, krumm, ei nun, ſo war's nur unter vier Augen geſprochen und das Wort, das nicht vor Zeugen fiel, iſt zu leugnen. Aber ſein eigner Vortheil wird ihn ſchon beſſer berathen, den Spitzkopf."

Alſo denkend, alſo lächelnd, brach Arthur ſehr aufgeräumt in die rezitativartig vorgetragenen Jubelworte aus: „Dem Kühnen hilft das Glück, und der Klügſte führt die Braut nach Hauſe!" —

„Was da? was da? Kontrebande auf dieſer Küſte? die Braut nach Hauſe? Ein verpöntes Wort! Stille ſeyn, damit unſre Polizei nichts davon höre!" — Hugo war's, der ſich plötzlich als Mitſprechender eingefunden, belaſtet mit einem Bündel von Blumen und Kräutern, den er kaum zu ſchleppen vermochte; im übrigen wohlauf, des beſten Humors voll. — Arthur ärgerte ſich ein wenig über ſeine eigene Lautrednerei, die gar nichts Diplomatiſches an ſich hatte; aber bald verdrängte das drollige, ſeelengemüthliche Geſicht des Kräuterträgers jeden Verdruß und Arthur lachte: „Wie mögen Sie, lieber Alter, Braut und Hochzeit ſchelten, und ſchauen doch ſelbſt aus wie ein Brautführer und Kränzelgeſell? Woher, mein Freund, in dieſem hochzeitlichen Gewande?“ — Hugo legte ſeine Bürde nieder, trocknete ſeinen Schweiß, und antwortete vergnügt: „Von der Kolonie, mein Beſter. Ah, der Spaziergang hat mir gemundet. Die alte Anna Marzellina iſt ein braves Weib, ein köſtlicher Ableger unſerer Landskraft, und ihre Kinder, ihre Enkel — ich ſchwöre es Ihnen zu — ſind die Behaglichkeit, die Geſundheit, die Zufriedenheit in Perſon. Ich mußte in die allgemeine Fröhlichkeit einſtimmen, wollte ich nicht in dem heitern Bilde wie ein rußiger Bruder ausſehen, oder wie eine ſchmutzige Fliege in der blühweißen Milch. Hören Sie: Ihnen iſt das Leben verleidet? beſuchen Sie die alte Marzellina, um radikal kurirt zu werden. Was ſage ich alt? Pfui; dort gibt es gar kein Alter, keine Laſt der Jahre. Die Leute verjüngen ſich in jener Kapitalluft; der Sechziger wird zum Jüngling. Freilich hilft dazu vor allem dieſer göttliche Thee. Sehen Sie: eine Art von Löwenzahn, die wir daheim nicht kennen. Die Marzellina verſichert, daß, wer dieſen Thee genießt . . . aber, warum lachen Sie?“

‚Weil ich ſchon im Geiſte die Freude genieße, Sie als einen Teſtamentverletzer denunciren zu können.“

„Pah, pah, das thun Sie nicht. Das wäre ja ſchlecht, mein Freund, grundſchlecht. Zudem . . . es iſt ja in der Klauſel von einem Arzt die Rede; nicht wahr? — A propos: die Marzellina hat mir von einem alten griechiſchen Mönch geſagt, der unſern von hier Einſiedlerei treibt, und nicht ſelten das Land als ein wahrer Meſſias der Geſundheit durchſtreift. Ich möchte den Mann kennen lernen ... ich halte etwas von den Leuten, die eben nur aus dem offnen üppigen Buch der Natur und nicht aus dem thörichten Prahlermaul eines Profeſſors ihre Weisheit geholt haben. Handwerker die Einen, Wunderthäter die Andern. Aber, Freundchen, nicht verrathen, ich bitte.“

„Sie haben recht;“ ſagte Arthur etwas verlegen: „es wäre ſchlecht, recht ſchlecht von mir.“

„Darum trau' ich es Ihnen auch nicht zu; darum verwahre ich mich auch nur zum Spaß gegen Ihre Tücke. Ei, mein Gott, mir möchten Sie vertrauen, was Sie wollten, oder ich dürfte merken, was es ſey, — verſchwiegen, ſtumm wie die Mauer. Das wäre ein Ehrenpunkt für mich. Mit dem Richard iſt's ſchon etwas andres, aber auch dieſen möcht' ich nicht durch einen Verrath verdrängen; ſelbſt auf die Gefahr hin, von ihm verdrängt zu werden. Ich hänge nur Ehrenhalber an den Vortheilen, die ich hier etwa habe und wahrlich theuer genug erkaufen muß, da ich meinen Leib ſo zu ſagen allen Stürmen preisgeben ſoll, ohne mich von der Kunſt vertheidigen zu laſſen. Meine Seele iſt nicht mit dem Eigennutz verwandt. Zum Beiſpiel, lieber Arthur: dürfte Ihnen von großem Nutzen ſeyn, wenn ich Ihnen hier Platz machte? Ich thu's, auf Ehre, aus Freundſchaft thu' ich's, und es ſoll mich nicht ein Seufzerlein koſten.“ —

„Sie ſind ein wackrer Mann;“ rief Arthur, ihm die Hand drückend: „ich verehre Sie, Herr Brandenberger.“

Hugo machte ein verwundertes, ſogar etwas albernes Geſicht: „Brandenberger? ja, mein Gott, haben Sie denn errathen …? woher wiſſen Sie denn um's Himmels willen …?“

„Wenn ich nicht ſchon, während Sie des Diurniſten Fortuna Geſchichte erzählten, gemerkt hätte, daß Sie in eigner Perſon der freigebige Freund deſſelben geweſen, ſo wär' es mir doch jetzt, nach der Aeußerung, die Sie ſo edel und unbefangen gethan, mehr als ſonnenklar geworden.“ — „Ei, ei, das iſt mir nicht lieb; … das wollt' ich nicht …! aber die verdammte Eitelkeit ſchlägt immer durch …! hm, hm, o miſerable Eitelkeit!“ brummte Hugo, mit ſich ſelber zürnend. — In demſelben Moment kam Richard von der einen, Tibidoi von der andern Seite auf den Tempel zu. Da war nicht mehr zu entweichen. Hugo verbarg ſeinen Kräuterkram unter einer Bank. Arthur der, mit dem geliebten Schnupftuch wedelnd, im Begriff geweſen, ſein Herz dem ehrlichen Gernkranken aufzuthun, vertagte ſeine Aufrichtigkeit und verſenkte das Fazzolet in das Futter ſeines Huts. Richard erſchien aber mit einem triumphirenden Antlitz; Tibidoi mit der Flaſche, worinnen die Hamadiri-Eſſenz. — „Hier, Luſtriſſimo,“ ſagte er brenneifrig zu Hugo: „Hier iſt die göttliche Panazee, die Medizin aller Medizinen!“ — Worauf Hugo verlegen und verdrießlich ihm heimlich in's Ohr: „Wie mögen Sie, Liebſter, wie ein Quackſalber ſchreien in der Nähe des böſen Feindes!“ Er zeigte auf Richard und verſteckte auch die Flaſche des Armeniers.

Aber Richard hatte von dem Umſtand nicht die mindeſte Notiz genommen. Er ſchien einzig beſchäftigt mit einem kühnen erobernden Gedanken. Tibidoi rief ihn an: „Wie ſteht's, Ihro Gnaden? Sind Sie mit dem alten Oneſimo zufrieden? hm?“ — Worauf Richard eben wie Hugo ihm in's Ohr: „Plagt Sie der Teufel, daß Sie mich vor dieſen Menſchen zur Rede ſtellen? Meine Sachen ſtehen vortrefflich, aber verderben Sie nicht Alles durch Ihre Geſchwätzigkeit.“ —

Nun wendete ſich Tibidoi an Arthur, der in ſich ſelbſt verloren zum Himmel geſtarrt hatte: „Gnädiger Herr, meine Tochter ſchickt Ihnen hier . . .“ — Worauf Arthur mit Angſt und Bangen ihm auf den Fuß trat und zuflüſterte: „Um Gotteswillen ſchweigen Sie, angenehmſter Mann, vor dieſen Herren.“ — „Ei warum denn?“ entgegnete unbefangen lächelnd der Majordomus: „meine Tochter ſchickt Ihnen hier dieſes Brieftäſchchen; ſie hat es in der Orangerie gefunden, und es kann von Niemand als von Ihnen dort verloren worden ſeyn.“ — Geierſchnell riß Arthur das Souvenir an ſich mit den Worten: „Ja freilich; ja wohl; es iſt das meinige, mein Liebſtes auf der Welt . . . ich danke Ihnen, Tibidoi, ich danke Ihnen ſehr!“ Und im Nu war er hinter einer Hecke verſchwunden, um das liebe Ding zu öffnen, das von Roſaura, der Liſtigen, der Unausſprechlichen, kam. In der verborgenſten Falte des niedlichen Geheimnißbewahrers ſteckte, nur dem Auge des Verliebten leicht zu finden, ein Zettelchen mit dem Verſe, den Roſaura geſungen. Die Schrift war eben nicht ſchön, aber um ſo bedeutſamer; eine Vignette mit Herz und Pfeil und Flammen ſchmückte das Blättchen. „Mein Glück iſt merkwürdig!“ zirpte Arthur leiſe, leiſe, und die ſchirmende Hecke ſchien luſtiger zu ergrünen, weil hinter ihr geküßt wurde, und wie geküßt! wenn auch nur ein Streif Papier.

Hugo ſaß indeſſen auf ſeiner Bank und deckte mit ſeinen klug verſchränkten Beinen die Schätze der Arznei vor des Polizei-Inſpektors Blicken. Richard hatte jedoch andres zu thun; er ſchaute dem forteilenden Arthur ſpöttiſch nach, faßte Tibidei beim Arm, führte ihn ein paar Schritte ſeitwärts und fragte im Tone eines gegen den Staat Verſchwornen: „Ihre Tochter? rath' ich recht? glimmt ſchon die Lunte? hat's bei dem Narren gefangen?“ — „Ich denke wohl.“ — „Sie ſind expedit, ein erfinderiſcher Mann. Wir werden herrlich zuſammen gehen.“ — „Ich ſchmeichle mir.“ — „Ich meinerſeits, Ihrem Rathe folgend, war nicht müßig. Der alte Kerl mit ſeinem weißen Schnurrbart iſt von mir entzückt. Ich habe ihn bearbeitet, habe ſeiner geldgierigen Armuth ein reiches Opfer gebracht. Ein paar Dukaten machten ihn und die Seinigen mir geneigt. Sie wollen nichts von den Collegen wiſſen, wollen mir ein Vivat bringen; mir allein. Oneſimo will alles Volk aufwiegeln, das ihn blindlings verehrt. Ein paar Dukaten weiter, und die Bauern werfen den Hugo und den Arthur aus dem Schloſſe, aus dem Land hinaus.“ — „Recht ſo; auch eine rohe Demonſtration des Geſindels kann uns zur gelegnen Zeit vorwärts bringen. Wenn Sie mir erlaubten, in Ihrem Namen den Leuten ein paar Thaler zu ſpendiren...?“ — „Sie haben meine ganze Vollmacht. Die Abneigung des Volks, die Furcht vor Unannehmlichkeiten ſchlägt vielleicht die Schwächlinge in die Flucht, daß ſie uns freiwillig das Terrain überlaſſen.“ — „Kann ſeyn; ich will mein wackrer Herr, unterm Waſſer rühren und arbeiten, daß Sie eine Freude haben ſollen. Jedenfalls bin ich auf ein Mittelchen gerathen, das noch kräftiger wirken dürfte, als ſelbſt des Volks Beſtechung und die Narrheiten unſrer Gegner.“ — „Welches?“ — „Kommen Sie heut nach Tiſche in die Schloßkirche. Wir ſind dort allein. Ich werde Ihnen dann Alles mittheilen.“ — „Bravo.“ — „Indeſſen kehren ſie zu Ihren Collegen zurück, und ſtellen ſich ſo unbefangen, als nur immer möglich.“ — „Das will ich.“

Gleich darauf ſaß Richard neben dem ehrlichen Hugo, und benahm ſich gegen denſelben ſo herablaſſend, wie ein Monarch, der bei guter Laune iſt. Er zwickte ihn ſogar einigemal in den Arm, ließ ſich nicht verdrießen, ſpaßhafte Reden zu führen, die in Richards Munde wunderlich klangen, und lobte unter anderm die Natur und ihre Reize. „Haben Sie ſich auf dieſem Plätzchen ſchon umgeſehen?“ fragte er: „Die Schöpfung hat da ein hübſches Stückchen ihrer Herrlichkeit vor uns ausgebreitet.“ — „Ich ergötze mich ſchon lange an der feenhaften Anſicht;“ antwortete Hugo. — „Hm, meinte Richard, die Welt wäre ſchon recht, wenn nur die Menſchen beſſer wären. Es iſt aber an ihnen kein gutes Haar.“ — „Je nachdem man's nimmt, Herr Menſchenfeind.“ — „Dieſes Land, fuhr Richard fort, „wird von einem Pack Leute bewohnt, die für den Staupenſchlag zu ſchlecht ſind.“ — „Ei, ei, das wäre!“ — „Wie ich Ihnen ſage. Wir arme Herrſchaft ſind nicht zu beneiden.“ — „Seyn wir genügſam, lieber Herr. Es iſt hier ſo ſchön, ſo wunderſchön; und wer hier geſund wäre...?“ — „Das Klima ſoll in der That nicht allzugünſtig für angegriffene Naturen ſeyn:" verſetzte Richard mit böſer Hinterliſt. — „Für gallichte Temperamente noch viel weniger;" gab ihm Hugo auf ſeine Bosheit heraus.

Indeſſen trat Arthur wieder zu ihnen. Er trällerte Roſaura's Melodie, die er in ſeinem Ohre gefangen; er war die verkörperte Heiterkeit. „Unſerm Freund ſchlägt der Aufenthalt ſehr gut an;" bemerkte Hugo. — „Ich fühle mich leicht, meine Bruſt wird frei;" ſagte Arthur, ſich niederlaſſend: „Hier, auf dieſem Flecke möchte ich verweilen Tag für Tag, Stunde für Stunde." — „Auch ich." — „Auch ich."

Hugo begann: „Wir ſind glückliche Prinzen, dieſen Erdenwinkel zu beſitzen." — „Sehr glücklich;" ſtimmte Arthur ein. „Wohl bekomm' es uns ferner;" lachte Richard: „vor der Hand bleiben wir hier, bis die Glocke zur Tafel ruft; nicht wahr, meine Herren?" — „Meinetwegen." — „Ich bin einverſtanden." — „Sieh da, welche Harmonie!" lobte Hugo und blähte ſich recht behaglich: „ſo ſchickt es ſich für Leute, die aus dem Begehrſtande in den Zehrſtand eingetreten ſind. Süßes Nichtsthun! holde Müdigkeit, eines leichten Spazierganges Tochter! freundliche Abſpannung der rebelliſchen Kopfnerven! Ich beneide, ausgeſtreckt unter dieſem Tempeldach, nicht des klotzköpfigen Türken Beſchaulichkeit voll Tabaksqualm und Kaffeedampf; nicht des Arabers Müſſiggang im Schein des Monds, im Kreiſe ſeiner Mährchenerzähler. Unter anderm, lieber Freund Arthur: erzählen Sie uns eine Geſchichte; etwas luſtiges; wir haben noch ein paar Stunden bis zur Tafel vor uns. Ich habe mich geſtern aufgeopfert,

— thun Sie's heute. Ich höre Geſchichten für mein Leben gern.“ — „Aber um aller Götter willen … fiel Richard ein. . . erzählen ſie keine lange Hiſtorie, wie Herr Hugo gethan: keine ſentimentale Hiſtorie; laſſen Sie nicht darinnen Perſonen auftreten, wie der geſtrige Brandenberger war: Perſonen, wie ſie in der weiten Welt nicht zu finden. —“

„Aha!“ ſagte Arthur leiſe zu Hugo: „merken Sie? Er hat Ihr Incognito nicht durchſchaut.“ — Richard fuhr fort: „Laſſen Sie all den fabelhaften Plunder von Menſchengroßmuth, von uneigennütziger Tugend und Liebe bei Seite. Etwas aus dem nackten Leben, kurz und gut; das liebe ich.“ — „Die Geſchichte, die mir jetzt beifällt,“ entgegnete Arthur gefällig, „dürfte Ihren Wünſchen entſprechen. Wenn auch nicht alltäglich, ſo iſt doch die Begebenheit wahr und von Großmuth nicht viel darinnen zu finden. Ich ſelbſt habe die dabei betheiligten Perſonen gekannt. Luſtig, liebſter Hugo, wird's vielleicht nicht ausfallen; aber wenigſtens ſollen in meiner Geſchichte nur diejenigen Leute umgebracht werden, die unumgänglich todt ſeyn müſſen, damit ein glücklicher Ausgang zur Welt komme.“

Was ein armer Künſtler erlebt hat.

In der keineswegs großen Stadt, die hier gemeint iſt, lebten zwei Männer, von denen der eine ſich viel einbilden durfte, und der andere ſich wirklich viel einbildete. Beide waren ſie rare Leute; nemlich Muſiker, Maler und Dichter in einer Perſon. Dem Meiſter Liberat würde das Alterthum Tempel und Bildſäulen errichtet, den Meiſter Filzmaier durch feierlichen Scherbengerichtsſpruch aus dem Vaterland verbannt haben. Der Erſtere machte, was er ſchuf, vortrefflich; der Letztere muſicirte wohl ſchlechter, als er malte, dafür malte er ſchlechter, als er dichtete, und ſeine Gedichte waren abſcheulich. Den Uebelſtand billig auszugleichen, war Filzmaier Mitglied und Sektionsdirektor der Akademie, Profeſſor an der Hochſchule und Vorſtand des Kunſtvereins; Liberat war lediglich nichts, als ein Mann, dem man Waſſer und Feuer nicht verbieten konnte, weil er ein eingeborner Stadtbürger; ein Mann, der zur Miethe wohnte, weil er kein eignes Haus beſaß: ein Mann, der nur geringe Steuer bezahlte, er wußte leider warum. Filzmaier jedoch, angeſehen und reich beſoldet, Hausherr von fünf Stockwerken, ſammt Stall, Remiſe und parkähnlichem Garten, hoch beſteuert, weil ſehr vermöglich, gab es groß. — Es verſteht ſich, daß die raren Männer ſich nicht liebten. Das kunſtſinnige Publikum ſah ruhig zu. Die Stadt war eine deutſche; der Enthuſiasmus noch nicht Mode.

Dem geld- und einflußreichen Filzmaier wurde daher jenes bürgerliche Wohlwollen geſpendet, das einſt das Sprichwort: „Eine Hand waſcht die andere“ erfunden. Für den titel- und mittelloſen Künſtler Liberat blieb nur noch das Kunſtliebhaber-Wohlwollen übrig: das zwar bewundernde, aber unfruchtbare. Liberats Bilder wurden gelobt, aber nicht gekauft; ſeine Cantaten geprieſen, aber nicht honorirt; man reichte ſich Liberats Poeſieen zu, wie den Feuereimer beim Brande, aber eben darum langte ein einzig Exemplar für Hunderte von Leſern aus; und der Reſt lag wie Blei. Filzmaiers Pfuſchereien, vom geſchmackloſen Fürſten geſchätzt, wurden aus Rückſichten vom Kunſtverein gekauft; ſeine Opern aus Rückſichten einmal gegeben und gleich zu Tode applaudirt; ſeine „unwürdigen Lieder“ — ſo hatte er freimüthig betitelt ſeine Sammlung von Handkußromanzen und Tellerleckerſonetten, der fürſtlichen Durchlaucht gewidmet — ſeine Schmarotzergedichte alſo lagen, aus Rückſichten gekauft, in allen Häuſern, ungeleſen zwar, doch waren ſie da.

Dazumal waren die kritiſchen Blätter noch nicht unpartheiiſch, edel und weiſe wie heutzutage. Sie verkauften — wohlfeil zwar, al pari ihres Werths — ihre papiernen Kronen; dafür gaben ſie den Haß ganz umſonſt. Filzmaier hatte die Kronen; dem Liberat fiel der Haß zu. — Jener war ein kluger Mann; Liberat ein Nachläſſiger, der da meinte, der Ruhm mache ſich von ſelbſt.

So wie der Profeſſor ein durchaus geſcheidter Weltling genannt werden mochte und ein feiner Vogel, der nicht nur Wind zu machen verſtand, ſondern auch wußte, ſich nach fremdem Winde zu richten, ſo hieß Liberat wiederum ein Fantaſt, ein Rebell, ein grober Freigeiſt in Beziehung auf die Künſte, ein Buſchmann im Schoos der Civiliſation. Die feine Sitte ging ihm aus dem Wege, ob er gleich harmlos war, einem Kinde zu vergleichen. Die Afterkünſtler flohen ihn, und thaten wohl daran, denn er war ein unbarmherziger Eiferer, und gab nicht Pardon, ſo wie er ſich auch um Anderer Gnade nicht bekümmerte. Alſo: Filzmaier und Liberat waren eigens dazu gemacht, einander feind zu ſeyn.

Dennoch hatte Liberat einige Freunde: Ausländer meiſtens, die ihren Aufenthalt in jener Stadt auf kürzere oder längere Zeit genommen. Im Auslande war Liberat durch den Mund der reiſenden Kunſttrödler berühmter geworden als daheim. Da war der edle Ungar Buzogany, der portugieſiſche Graf Revelhos, der italieniſche Marquis Salami, und als Repräſentant der deutſchen Landsmannſchaft im Oſten ein gewiſſer Alfred; ein Kind, ein Narr, ein diplomatiſcher Säugling, der wie die genannten Ausländer nichts zu thun hatte, als dem Müßiggang obzuliegen, und zum Zeitvertreib mit Protektionsmienen dieſen oder jenen Künſtler in ſeiner Werkſtätte zu beläſtigen. —

Es könnte befremden, daß der Meiſter Liberat die Zudringlichen duldete. Aber ſie waren ſeine Aufheiterung; Karikaturen, die er gern aus der Welt in ſein Stillleben treten ſah, ihm täglich ein Luſtſpiel vorzugaukeln. Zugleich gaben ſie ihm lebendige Studien ab. Buzogany, eine äußerſt naive Kriegsgurgel, flickte an jedes Punktum, das er in ſeiner Rede machte, einen jener körnigen Nationalflüche an, die man belächelt und verzeiht, weil ſie ungariſch fallen und ſomit der Deutſche ihre Ruchloſigkeit nicht ahnt. Buzogany beſaß ferner neben einem ungeheuern Reichthum die fixe Idee, man müſſe ein Genie ſchlechterdings nicht unterſtützen; denn, wenn es ihm wohlgehe, leide die Kunſt. Er pflegte zu ſagen: „Ration für Künſtler iſt ein Groſchen an Geld, fünfundzwanzig Centner an Ruhm; dann bleibt er vortrefflicher Künſtler.“

Der Portugieſe war ein feiner ältlicher Stutzer mit vielem Vermögen; doch kamen ihm ſeine Gelder aus Braſilien höchſt unregelmäßig zu, und war er beſtändig derangirt; auſſerdem im Beſitz eines unvergänglichen Stockſchnupfens; klagte unaufhörlich über das ihm nicht zuſagende Klima; reiſte angeblich nächſtens ab, und zwar ſchon ſeit Jahren; kam jedoch nie vom Fleck.

Der Marquis Salami prahlte mit ſeinen Gütern und Herrſchaften, die im Monde lagen; mit durchlauchtigſten Familienbündniſſen, die erlogen waren. Hätte er all' das, wovon er ſchwadronirte, wirklich beſeſſen, gewiß hätte er kein Wort davon fallen laſſen; denn er war der Geſcheidteſte der ſogenannten Gönner des Liberat.

Der Geſandtſchaftslehrling Alfred war einer jener zutäppiſchen Jungen, wie ſie nach dem Hundert in der Geſellſchaft herumtölpeln, ohne Erfahrung, ohne Klugheit, aber dennoch voll von Dünkel und Anſprüchen. Er hatte für Liberat doppelten Werth. Einestheils trug er, eine vorlaute Sammeltaube, alles was ſich in der Stadt an Neuigkeiten begab, bunt durcheinander geklatſcht, ſackvollweiſe in Liberats Haus; anderntheils ſtellte ihn der Künſtler alltäglich als ein Schreck- und Muſterbild des neueſten Modelaffenthums ſeiner Tochter warnend vor Augen.

Liberat hatte alſo eine Tochter, und ſie hieß Euthalie; welchen Namen man etwa in „Schönprangende“ oder „Holdblühende“ umdeutſchen könnte. Nicht ſelten wird einem Jungfräulein in der Taufe ein Name voll von Reiz und Schönheitsprophezeihung beigelegt, und das Jungfräulein bringt im Verlauf der Zeit den Namen nicht zu Ehren. Nur allzuoft wächſt die Blanka in eine Zigeunerin aus; die Margarethenperl wird zum Krähenauge, die Angelika ein Höllentöchterchen. Aber Meiſter Liberat ſchien ſein Kind erſt nach deſſen völliger Entwicklung getauft zu haben. Wie man das Mädchen rief, ſo war auch das Mädchen: voll und prächtiggrünend, anmuthreich; ihr Körper gerade wie einer Palme Stamm, ihr Haar üppig wie einer Palme Wipfel. Ihr Auge ſtrahlte Afrika's Sonne, ihr Mund lächelte aſiatiſche Luſt, ihre Stirne verkündigte den Verſtand Europa's, ihre Füße ſpazierten auf gut amerikaniſch dahin. — Alfred, der täppiſche Junge, erfand dieſe Vierwelttheilnarrheit in einem ſchäbigen Gedicht, das er auf Euthaliens Geburtstagaltar opferte, und errang ſich damit die Stellung eines privilegirten Thoren in Liberats Hauſe. Ihm war's recht, denn er war in die Göttliche verliebt, und dieſe ſchwärmeriſche Liebe hatte wenigſtens das Gute, daß ſie den armen Burſchen von anderweitigen Narrheiten abhielt. — Für Euthalie war dabei nichts zu befürchten; der Vater beobachtete ſie; eine ſehr häßliche Schweſter Liberats hütete ſie mit Altjungferaugen; und abgeſehen von dieſen Schutzmitteln half ſich Euthalie ſchon ſelber: ſie lachte den blöden Schäfer von Herzen aus.

Liberat ſchätzte ſeinen Augapfel hoch: höher ſchätzte er das Mädchen. Oft ſagte er, von der Tochter redend: „Ich halte nichts aufs Geld, aber um des Mädels willen möcht' ich einiges Vermögen haben. Warum? Sie wird ſchwerlich verſorgt werden. Einen ordinären Ehegeſellen wird ſie nicht wollen, die nicht ordinären ſind ſelten: am ſchlimmſten diejenigen, die apart ausſehen und das Weibervolk bethören, während doch nichts hinter ihnen iſt. Da gibt's dann Elend über Elend und beſſer wäre für's Weib ſogar ein Kloſter. Gott behüte mein Kind in Gnaden.“

Euthalie liebte, was die Tugend zu lieben pflegt: ihre hübſchen Gewänder, ihre Singvögel, ihre Harfe, ihre Staffelei, ihren Spiegel . . , mehr als Alles liebte ſie jedoch den Vater. Sie lebte in ihm. Sein Athem war der ihrige; ſeine Geſundheit die ihrige. Von ihm redend, ſagte ſie oft zur Tante: „Ich zanke nicht mit dem Schickſal, weil es mich nicht im Purpur zur Welt kommen ließ; aber um meines Vaters willen möchte ich ſchon eine Königin ſeyn; noch lieber eine Fee, wenn es nur Feen gäbe. Ihm Alles, Alles gewähren zu können, ihm nichts, gar nichts verſagen zu müſſen, wäre meine höchſte Freude auf Erden.“

Dieſe Gegenſeitigkeit in Liebe und Bewunderung geſtaltete ſich zu Zeiten recht rührend, ſogar für den fremden Gaſt im Hauſe. — Eines Abends gingen die ausländiſchen und der deutſche Gönner Liberats aus deſſen Hauſe weg und traten in ein Kaffeehaus. Dort, bei einem Gläschen Punſch, das einſtimmig beliebt wurde, nahmen ſie ſich ſammt und ſonders in's Verhör. „Wir ſollten einmal etwas für unſern guten Meiſter Liberat thun;“

meinte der ſanftmüthige Revelhos: „die Leutchen verdienen's wahrhaftig. Habt Ihr geſehen, meine Herren, wie zärtlich der Vater mit ſeiner Tochter geſprochen? Habt Ihr gehört, wie begeiſtert Euthalie die von Liberat componirte Cavatine geſungen, und wie die Begleitung auf dem Flügel, die Liberat mit freudeſtrahlenden Augen ausführte, den Affekt der Tochter bis zum dramatiſchen geſteigert hat? Und dieſe geſchickten Künſtler, dieſe Menſchen, die ſich unausſprechlich gern haben, ſollten immer neben ihrem Glück das finſtere Klagweib, die Sorge, ſtehen haben? Sie ſollten ſich nie ſagen dürfen: Wir haben eine ſichere, eine heitre Zukunft? Es wäre endlich einmal Zeit, daß wir vier dem wackern Künſtler Befreundete uns ſehen ließen und unſre Gönnerſchaft am Liberat bethätigten." —

Der Ungar ſagte hierauf trocken: „Geb' ich nichts her, hab' ich Grundſätze. Künſtler muß arm ſeyn; wird er ſonſt liederlich." — Der unmündige Diplomat ſagte: „Ich habe wenig, ſehr wenig zu bieten. Aber für das Glück der göttlichen Euthalie opfere ich mein Taſchengeld, und was ich im reichern Maß beſitze, mein Blut, mit Freuden."

Der Marquis Salami ſagte: „Wollte Gott, daß mein großer Prozeß in Benevent zu Ende wäre, daß meine apuliſchen Einkünfte in Fluß kämen, daß mein Vetter, der erlauchte Herzog Mangiabroccoli bezahlte, was er mir ſchuldet... mit äußerſtem Vergnügen würde ich eine Familie glücklich machen, die mir über Alles theuer geworden iſt.

Nachdem er all' dieſes vernommen, ſagte der Portugieſe mit einem Seufzer: „Freilich, freilich; wenn Buzogany ſeine Grundſätze, Alfred ſein Blut, der Marquis ſeine Prozeſſe beſteuern will, kann Liberat nicht auf brillante Unterſtützung rechnen. Meinerſeits dürfte eben auch nicht viel geſchehen, weil mich mein Agent zu Bahia wieder einmal auf dem glühenden Roſt liegen läßt, wie Sankt Lorenz lag. Ich vegetire nur in dieſem Lande, das mich aufreibt....“ Revelhos ſchneuzte ſich heftig und ließ ſeine Rede unvollendet. Die Uebrigen ſimulirten indeſſen auf Mittel und Wege zum Heil Liberats und Euthaliens. Sie tranken dabei viel Punſch. Alfred brach das Schweigen zuerſt; ergrimmt ausrufend: „O Schickſal, dreimal fluchwürdiges Schickſal! Filzmaier ſchwimmt im Ueberfluß. Liberat, der große Mann darbt. Ein Zwerg auf dem Thron, der Titan im Staube!“

Den Lautdeklamirenden ſtieß ein Nebenſtehender an, und ſagte ihm leiſe: „Sie! nicht ſchimpfen auf den durchlauchtigen Herrn! Geben Sie fein Achtung; es iſt geheime Polizei in der Stube.“ — Alfred lachte dem Warner im Bewußtſeyn der Unſchuld in's Geſicht, und ſagte ſtolz: „Ein Glied des diplomatiſchen Korps ſpottet Ihrer Polizei, mein Herr.“ Der Warnende, vermuthlich ſelbſt ein Geheimer, aber von den Gutmüthigen, ſah ein bischen dumm drein, und ging weg. Alfred lehnte ſich um ſo heldenmäßiger in ſeiner Freunde Mitte, und ſprach mit gedämpfter Stimme: „Wahrlich. unſre Durchlaucht iſt ein bischen kunſtleer; ſie würde ſonſt nicht den Eſel krönen und den Pegaſus hungern laſſen. Aber: könnte man nicht die fürſtliche Natur geſchickterweiſe aufkitzeln? nicht eine Verſchwörung anzetteln gegen den Uſurpater im Reich Apollo's? Wäre dieſes vier kecken Männern von gewiegter Stellung unmöglich?" —

„Sie ſind ein Kind;" erwiederte Buzogany: „Sie bekümmern ſich um Dinge, für die man Ihnen nicht weiß Dank. Was geh'n uns an die Händel von Künſtlern? Liberat will nicht beſſer als er hat. Liberat könnte dreimal beſſer ſtehen. Hab' ichs ihm oft geſagt. Iſt immer das Alte geblieben. Will es nicht Protektion von Großen; gut. Will es nicht malen und muſiciren und ſchreiben als Taglöhner auf Verdienſt; auch gut. Weiß es nicht zu ſparen, und verlangt nur nach Ruhm; Alles gut. Seine Sache; würde uns machen viele Grobheit, wenn wir etwas thäten für ihn auf eigne Fauſt."

„Ich muß geſtehen," nahm Salami das Wort: „daß dieſe künſtleriſche Nachläßigkeit des Liberat mich ebenfalls ſchon bedenklich gemacht hat. Sie wiſſen, daß er ſowohl in ſeiner Malerei als in ſeinen muſikaliſchen Kompoſitionen ſeine eignen Vortheile hat, die er zu blankem Golde ſchmieden würde, theilte er ſie Andern mit. Der Schüler — reiche und anſehnliche — haben ſich Viele bei ihm gemeldet. Er hat ſie rauh abgewieſen, ſich dadurch Feinde gemacht, ſich dadurch um ein ſchönes Einkommen gebracht."

„Und nicht ſparen, ſag' ich wieder;" verſetzte der Ungar: „Iſt öfters nicht ein Dukat im Hauſe, und dennoch nicht geſpart. Hat wieder vorgeſtern einen Bedienten angenommen ... wozu braucht der Liberat einen Bedienten? hat er Schweſter, Tochter, Magd ... warum noch ein Kerl im Hauſe?"

„Mein Gott, ihr Herren!" ermahnte Revelhos: „Ihr kritiſirt unbarmherziger als Filzmaier und Conſorten. Jetzt frage ich: was gehen uns die Kleinigkeitskrämereien im Freundeshauſe an? Laßt doch den Mann machen. Er hat viel Arbeit auf dem Tapet, braucht einen Farbenreiber, Klavierſtimmer, Notenkopiſten, was weiß ich? Deshalb hat er ſich ein ſolches Möbel eingeſtellt; aber wahrhaftig nicht aus Prunk und Eitelkeit. Was jedoch den Vorſchlag des wackern Jünglings da betrifft, ſo hätte er ſein Gutes, und verlohnte ſchon der Mühe, etwas ausführlicher beſprochen zu werden. Sie, mein lieber Buzogany, haben Zutritt bei'm Fürſten. Ich habe die Ehre, Seiner Prinzeſſin Schweſter aufwarten zu dürfen, und ſehe die Durchlaucht manchmal dort. Der Marquis.. ich weiß nicht..?"

„Hm, an Connexionen fehlt mir's nicht;" ſchmunzelte Salami: „bei Gelegenheit Alles zu Dienſten des künſtleriſchen Freundes. Wenn mich auch mein Prozeß zu Benevent jetzo hindert, ſo iſt doch — ſo bin ich doch —"

„Bin ich ein Feind von Empfehlung für Einen;" ſprach Buzogany, „aber wie es Marquis ſagt, bei Gelegenheit ich auch thu' Alles für den Freund; wollte ich gleich ein Wort ſagen zum Fürſten, wenn nur da wäre Gelegenheit?"

Kurz und gut: Das Hilfskomité löste ſich auf, ohne etwas andres beſchloſſen zu haben, als: an dieſem Abend keinen Punſch mehr zu trinken.

„Ihr Klötze! ihr Philiſter! ihr alte Perrücken!" ſagte Alfred noch um Mitternacht, ſeiner ausländiſchen Freunde nicht zum beſten gedenkend. Die Sorge um Eulhalie machte dem närriſchen Jungen eine ſchlafloſe Nacht. Dagegen ſchliefen die Andern wie die Murmelthiere und frühſtückten alsdann mit mehr oder weniger Appetit, und dachten nicht mehr an Liberat. Aber dem Alfred wurde auf die zu Grunde gegangene Nacht mit einem kurioſen Traktament aufgewartet. In jedem Uebel ſteckt indeſſen eine Ader von Glück.

Der Geſandte, an deſſen Weisheit Alfred gebunden war, um das Handwerk zu lernen, wußte ſich viel mit ſeinem Rang, obſchon er in der letzten Kategorie ſeiner Zunft verwendet wurde. Er wußte ſich viel mit ſeiner Umſicht und Klugheit, und der ihm ganz eignen Geſchicklichkeit, an den Höfchen, wo er auf verlornem Poſten ſtand, allen Anſtoß zu vermeiden. Friede! Friede! war ſeiner Zunge ewiges Geläute, ſein Trachten, Weben und Streben. — Aber im Hauſe konnte er erſchrecklich wild und kriegeriſch thun, wenn ihm etwas in die Queere kam. So auch am Tage nach Alfred's Nacht voll Liebe, Kummer und Schlafloſigkeit. — Denn er ließ den Attaché rufen, empfing ihn, wie man ſagt, mit Karthaunen, und donnerte ſein Geſchöpf zu Staub und Pulver, indem er ſprach: „Was haben Sie gemacht, Unglücklicher? Ziehen Sie Ihres Monarchen Rock aus; auf die Poſt mit Ihnen! fliehen Sie in die Steppen Sibiriens; ſchießen Sie Hermelinchen, ſtatt des heilloſen Bocks, den Sie geſtern erlegt haben. Sie ein Diplomat? Sie ein Wächter des Friedens, ein Hüter der Staatsehre, ein verbürgter Diener Ihrer Krone? Ausziehen, ſage ich, abreiſen, Gott danken, daß ein Völker- und Geſandtenrecht in der Welt iſt." —

Alfred war nicht ſo geiſtesverwahrlost, daß er nicht geahnt hätte, weshalb der Sturm. Auch ging der Geſandte gleich mit der Farbe heraus: wie nämlich er geſtern bei dem dirigirenden Conferenzrath, vulgo Miniſterpräſident geweſen

— zum Ball, zum Souper oder nur zur Soiree mit Thee und Eis, gleichviel; wie der Miniſter ſehr liebenswürdig geweſen; wie ſich derſelbe gegen elf Uhr auf einige Zeit zurückgezogen, um, wie alle Tage geſchah, den Chef der geheimen Polizei zu empfangen, der um dieſe Stunde brühheiß überbrachte, was in den vierhundert und einundneunzig Häuſern der Reſidenz vom Regierenden und ſeiner Regierung geſprochen, oder wohl auch nicht geſprochen worden; wie der Miniſter gleich darauf unter vier Augen mit dem Geſandten bitterböſe angebunden und ihm ungefähr mit folgenden Worten die Leviten geleſen habe: „Ich bin meinem Durchlauchtigen treu wie Gold, ich kann mich auf die Probe geben. Daneben bin ich jedoch kein Dummkopf, und weiß — unter geſcheidten Leuten geredet — vollkommen, wie es mit dem Herrn ausſieht. Der Herr iſt kein großes Licht; mein Gott, dafür kann er nicht. Wer am meiſten dabei auszuſtehen hat, Sie glauben mir's, das bin ich. Aber, nehmen Sie mirs nicht übel: ich kann nicht dulden, daß Ihr Naſeweis von Attaché ſich im öffentlichen Kaffeehauſe herauslaſſe, vom Herrn redend, wie er vor einer Stunde gethan. Da; ſchauen Sie den Rapport an: der „Zwerg auf dem Throne“ iſt ſchon ſehr unſchicklich, wenn auch der Herr kaum über vier Schuhe hat; aber was ſagen Sie erſt zu dem „gekrönten Eſel,“ der gleich darauf folgt? Das iſt zum Ohnmächtigwerden! und die Unverſchämtheit Ihres Zöglings ſteigerte ſich noch. „Die fürſtliche Natur will er aufkitzeln?“ Iſt das etwa an dem unbeſonnenen Menſchen? geben wir, des Herrn Räthe, uns nicht, daß Gott erbarme, täglich vergebens damit ab? Sagen Sie mir, iſt der Menſch verrückt, daß er den Herrn einen

Uſurpator nennt, und ſollte doch wiſſen, daß Derſelbe, Hochderſelbe in direkteſter Linie ſeinen Vätern auf dem Fürſtenſtuhle folgte? Iſt nicht ferner der Menſch toll zum Binden, daß er ein Komplott ... eine Verſchwörung anzetteln will unter den fremden Cavalieren, die bei uns ihr Geld verzehren? Ha, ich wollte ſie heimſchicken, wenn nicht gleich hier daneben ſtände, daß ſie mit Indignation den ruchloſen Antrag verwieſen haben.“

Alfred hatte ſich bis daher tapfer gehalten mit Schweigen und Lachenverbeißen: aber auf einmal ging's nicht mehr. Er ſprudelte plötzlich die langzurückgedrängte Heiterkeit dem Geſandten ſo zu ſagen in's Geſicht. Der Repräſentant des Monarchen erzürnte ſich. Alfred, nachdem er ſich ſatt gelacht, fing an, ſeine Erklärung abzugeben. In wenigen Minuten lachte auch der diplomatiſche Altmeiſter; bald darauf lachte auch der Miniſter: aber derjenige gute Freund, der ſeinerſeits ſchon den Fürſten ſelbſt von dem entſetzlichen Frevel des fremden Legationsjünglings in Kenntniß, zugleich in Hochzorn geſetzt hatte, und die Polizei lachten nicht. Der gute Freund verlor Knall und Fall ſeine Entrée beim Fürſten, die Polizei erhielt eine meilenlange Naſe.

Die Glücksader in dieſem Mißverſtändniß ging zu Tage. Liberats Name wurde bei dieſer Gelegenheit dem mehr oder minder hartcapirenden Fürſten wenigſtens fünfzigmal ver- und wiedergekäut, und endlich prägte er ſich dem hohen Gedächtniß ein. Des Fürſten Zunge ſtolperte von nun an alle Augenblicke über den Namen Liberat. „Man ſagt mir zum erſtenmale, daß Filzmaier ein Uſurpator; warum das?“ fragte der Herr unverſehens verwundert und entrüſtet. — Der Miniſter zuckte die Achſeln: „Gnädigſter Herr, wir verſtehen von ſolchen Dingen nichts.“ — „Wir? wer ſind die „wir“?“ entgegnete der Fürſt blitzſchnell und eben ſo ſcharf. — Der Miniſter bückte ſich, ach, wie tief! und murmelte in demüthigſter Zerſplitterung: „Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht unterthänigſte allerunterwürfigſte Räthe.“ — „A la bonne heure;“ ſagte der Herr befriedigt, und die Sache hatte vor der Hand keine weitere Folge. —

Am Nachmittag jedoch — der Miniſter war kaum erſchienen, um dem Fürſten mit einigen Jagdgeſetzprojekten und Penſionsvorſchlägen zu Leibe zu gehen — ſprach Se. Durchlaucht abermals den Namen „Liberat“ aus, und fügte hinzu: „Der Mann verſteht ſeine Sache, höre ich.“ — „Ich habe darüber keine nähern Notizen;“ antwortete der Miniſter etwas verdrießlich, denn er ſpürte in ſich nicht den mindeſten Beruf, einen Künſtler zu empfehlen. — Der Fürſt ſchien ſich auch zu beruhigen; aber nach dem dritten Paragraph der Wildfrevelinſtruktion öffneten Se. Durchlaucht wieder den Mund, und ſetzten Dero Geſpräch, vorhin abgebrochen, gleichwie am Schnürchen, fort. Denn Sie hatten nicht vergeſſen, wo Sie ſtehen geblieben waren; wohl aber von des Miniſters Vorleſung kein Wort beachtet. „So verſchaffen Sie ſich welche;“ ſagte der Fürſt ſtreng. — Der Miniſter ſah ihn mit offnem Munde an. Er hatte juſt von höchſtſtraffälligen Windbüchſen geleſen. — „Und ich bitte mir aus, daß ſie günſtig ausfallen;“ fuhr der Herr noch ſtrenger fort. — Dem Miniſter verſagte die Sprache. Er dachte ſchon längſt nicht mehr an den Künſtler. Daher fand Se. Durchlaucht Muße, immer fortzufahren: „Es verſteht ſich, daß ich von einem Mann, dem ich wohl will, nichts, gar nichts Nachtheiliges zu erfahren wünſche. Und ich will dem Manne wohl. Man hat mich mit dem Filzmaier hintergangen. Wegen meiner ſelbſt wär' mir's alleins; aber ein Landesfürſt muß ſich ſehen laſſen, Künſte und Wiſſenſchaften im Lande beſchützen. Das iſt heutzutage guter Ton. Se. Liebden, mein Nachbar jenſeits des Waſſers, treibt das mit Glück, hat Ehr' und Ruhm davon. Hinter'm Berge wohnen aber auch Leute. Haben Sie mich verſtanden?"

Der Miniſter bückte ſich ſchweigend und erklärte ſich in aller Stille das Räthſel. Der Fürſt, ein kinderloſer Wittwer, ſpeiste an der Tafel ſeiner Schweſter, einer alternden Prinzeſſin, und hatte ohne Zweifel derſelben von Liberat und Filzmaier geſprochen. Nun war die Prinzeſſin gerade erſt ſeit einigen Tagen auf letztern ſehr übel zu ſprechen. Zum erſtenmale hatte Filzmaier in einem, der hohen Dame überreichten Geburtstaggedicht einen dummen Streich gemacht, weil er ſich einer Anwandlung von Fantaſie überlaſſen. Er hatte nemlich geſagt, „das ganze „Land ſehe ſchon im Geiſte, und zwar mit billiger Freude „und zwar in einer nicht ſpäten Zukunft, wie die Prin„zeſſin vom hohen Himmel herab das Protektorat über „Volk und Reich führen werde; jenſeits werde ſie ihre „Jugend wiederfinden, die unvergängliche; jenſeits werde „ſie empfangen die Krone der ewigen Jungfräulichkeit." — So viel Worte, ſo viel Injurien. Als eine vernünftige Dame hatte zwar die Prinzeſſin ihren ſchweren Unmuth tief in ſich verſchloſſen, aber ihre Umgebung ahnte ihn nur allzuſehr. Die Gebieterin war ſo ungewöhnlich freundlich gegen Jedermann ... ſie hatte ſogar mit einer Kammerfrau geſpaßt! Die Sonne ihrer Gnade ſtrahlte bis auf die niederſte Dienerſchaft herab. Ein Zeichen, ein untrügliches, daß in ihrem Kopfe etwas unheimliches vorging, daß irgend ein glutrother Hahn zu Neſte ſaß, um der Beleidigten das Ei des Baſilisken zu legen und auszubrüten. Unſchwer errieth die Hofdienerwelt, wem es geſotten werden ſollte. Filzmaier war mit einem heißen Dankſpruch, aber nicht mit Golde belohnt, ... die Thüre war ihm allergeheimſt verboten worden. In dieſen Umſtänden kam Revelhos, der Prinzeſſin die Cour zu machen. Ein Zufall brachte das Geſpräch auf Poeſie: Revelhos ſang das Lob ſeines Freundes und ſein Mißgeſchick. Die hohe Dame erwiederte: „Dem Manne muß geholfen werden.“ — Sie redete mit ihrem Bruder. Der Bruder Fürſt redete mit dem Miniſter. Der Miniſter verſprach, ſich zu erkundigen, und ließ es ſein bleiben. „Eine Grille des Herrn!“ tröſtete er ſich: „transeat cum caeteris. Das Künſtlerpack fehlte auch noch bei Hofe!“

Die Grille war in der That im Einſchlafen begriffen. Filzmaier hatte noch nicht einmal von etwas Böſem geträumt, ſo wenig als Liberat von etwas Gutem. Aber die launiſche Göttin ſetzte ihren Kopf auf, und griff zu einem erſchrecklich verbrauchten Mittel, ihren Stiefſohn Liberat an's Licht zu ziehen. Sie zündete ein paar Häuſer der Reſidenz an. Liberat, ein Nachbar des Brandes, löſchte dabei wie ein andrer und hatte obendrein das Vergnügen, ein Kindlein aus den Flammen zu retten; nicht ein Fütſten-Grafen-Feenkind, ſondern lediglich den kleinen, pausbackigen jüngſten Limmel eines gemeinen Schuhmachers. Die Rettung dieſes ſchlechtbürgerlichen Geſchöpfs brachte dem Künſtler unmittelbar nichts ein, als ein gewiſſes Seelenbehagen, einen branntweinelnden Bruderkuß von Schuſters Seite, und mehrere Vorwürfe von Seiten der eignen Schweſter und der Tochter, weil er der drohendſten Gefahr ſich ausgeſetzt. Aber mittelbar wirkte die kühne That. Sie pflanzte ſich fort von Munde zu Munde. Buzogany, der zum Fürſten eingeladen worden war, um mit ihm von Krieg und Schlachten zu plaudern, was der Herr, der ſelbſt vor Zeiten ein Regiment in auswärtigen Dienſten kommandirt, ſehr gerne that, — Buzogany ließ ein Wort vom Heldenmuth Liberat's fallen und der Fürſt antwortete hierauf: „Er iſt ein edler Bürger, ſo wie auch ein großer Künſtler." — Buzogany, ſehr erſtaunt, wollte in der That noch etwas über Liberat's Kunſtfähigkeit beifügen, aber der Fürſt unterbrach ihn mit hohem Tone: „Das Vaterland iſt Liberat's Schuldner. Sein Fürſt wird dieſe Schuld abtragen." — Der Landesvater war vor lauter Großmuth kaum mehr zu erkennen.

Indeſſen hatte Filzmaier einen verſifizirten Bettelbrief zum Beſten der paar Abgebrannten verfaßt: — ſeine Manier, aus den Wohlthaten Anderer den wohlfeilen Ruhm der Barmherzigkeit für ſich ſelber zu gewinnen; — er trug das Machwerk, eine Stunde bevor es im Hofjournal „der Nachtwächter" erſchien, auf Atlas gedruckt, zu der Prinzeſſin als einer Beſchützerin des Armenweſens. Hatte mit Zwiebeln ſeine Augenränder gerieben, ſah recht zweckmäßig betrübt aus, der wackre Mann. Umſonſt. „Se. Hoheit Prinzeſſin ſehen heute nicht;" erwiederte ſeinem leiſen Klopfen und Scharren und Bitten der wohldreſſirte Thürſteher; „ſehen nicht heute, nicht morgen, ſehen den Herrn Direktor gar nicht mehr.“ —

Der Beſcheid war zu kühn, um nur die Erfindung des Portiers zu ſeyn. Filzmaier begriff dieſes, und eilte beſtürzt zu dem Gönner, den er im Hofſtaat der Prinzeſſin gefunden, beſtochen, gehätſchelt. Der Erkämmerling empfing ihn höchſt ungnädig und ſchickte ihn zum Teufel. „Ihr dummer Streich hat Sie um allen Credit, hat mich, der ich Sie unterſtützen, Ihnen aus der Patſche helfen wollte, vorläufig aus dem Dienſt gebracht. Weichen Sie von dannen, Sie unbeholfener Lobſchreiber!“ — Filzmaier verſtand keineswegs, was der Zürnende ſagen wollte, und ging daher zu ſeinem Beſchützer im Hofſtaat des Fürſten. Wie wurde erſt dort ſein Schmerz aufgenommen! Der Baron Stallmeiſter war ebenfalls abgeſetzt worden; derſelbe, der dem Fürſten von Alfreds und der geheimen Polizei Zuſammenſtoß die vorlaute Kunde gegeben. „Hinweg!“ rief der troſtloſe Höfling: „Ihr Name, Filzmaier, der mir bei jener unſeligen Geſchichte ſo oft in's Ohr fiel, iſt mir verhaßt geworden! Hinweg Filzmaier! Baden Sie übrigens nur ſelber aus, was Sie bei der Prinzeſſin verſchüttet haben. Sie ſind in neueſter Zeit wahrhaft von Gott verlaſſen, und Liberat wird im Pallaſt mit Enthuſiasmus genannt! Fort mit Ihnen!“

Der bedrängte Direktor, auch Akademiker, hatte nur noch eine Zuflucht. Dieſe war jedoch nicht die ſchlechteſte. Der Fürſt beſaß — Wittwer und kinderlos, wie ſchon geſagt — eine Freundin; eine hochherzige Seele, die ſich freudig für das Land aufopferte, indem ſie dem nicht immer dankbaren Beſtreben oblag, den Vater des Volks bei guter Laune zu erhalten. Gutgelaunte Leute treiben gewöhnlich keine Tirannei. — So hatte denn die Freundin eine höchſt patriotiſche Aufgabe, der ſie völlig gewachſen war. — Es kam darauf an, daß der Fürſt bei ihr fand, was er bei ſeiner Schweſter und in deren Zirkeln vergeblich ſuchte: ungezwungne, ja ſelbſt triviale Heiterkeit; eine mit Mutterwitz gepaarte Generalunwiſſenheit; den Leichtſinn, der vor einem gewagten Worte nicht erſchrickt und ſelbſt unverblümt redet; ein feines Souper mit Scherz und Champagner; hie und da zur Abwechslung einen guten derben Zwiſt ohne Umſtände, und dann wieder die Verſöhnung frank und dreiſt und ohne Blatt vor'm Munde. — Die erbprinzlichen Garniſonsliebſchaften waren dem ältergewordnen Fürſten immer noch angenehmſt im Gedächtniß; ſein Carolinchen verwirklichte ihm den Traum ſeiner Sehnſucht. Paſſabel ſchön, von dreiſter Zunge und leichtfertigen Augen, lachend, ſpottend, wenn auch ſchon der Himmel wankte, Nektar ſchlürfend, Cigarettchen dampfend, kutſchierend, reitend, aller ſonſtigen Bildung baar und ledig, that ſie ihrem hohen Freund des Paradieſes Pforten auf. Als die frühverwaiſte Tochter eines Förſters, der weit hinten im Walde gelebt und geſtorben, machte ſie wenig Anſprüche. Sie buhlte nicht um einen Titel, um eine Dotation; ſie koſtete eben nicht viel, hatte nicht Kinder, nicht Verwandte .... Land und Fürſt hätten nie eine wohlfeilere, daher beſſere Aquiſition machen können.

Eine Perſon wie Fräulein Caroline mußte allerdings auf dem Gebiet der Poeſie und der Künſte gänzlich neutral ſeyn.

Sie bekümmerte ſich wenig um den ſchreibenden, fingenden, pinſelnden Troß. Filzmaier, der als eine literäriſche Schmeißfliege auch Carolinens Reize mit ſeiner Dinte zum öftern bemakelt hatte, war ihr gerade ſo lieb, wie der beſte Dichter im Vaterlande; war ihr ſogar noch lieber; denn Schiller hatte ihre Schönheit ja nicht in Verſe gebracht, Göthe ihre Vorzüge nicht ſchwarz auf weiß anerkannt; und in der Converſation ging ihr vollends Niemand über den drolligen Filzmaier, der ſo viele ſchöne Anekdoten zu erzählen wußte, und die Späße des Schneiders Zwirn dem hoftheaterlichen Buffo ſo unübertrefflich nachzuäffen verſtand. — Filzmaier fand daher bei der Favoritin die Sympathie, wonach ſein gekränktes Gemüth verlangte. Caroline widerſtand nicht dem Zauber ſeines blaſſen Kummers, nicht ſeinem künſtleriſch vernachläſſigten Anzuge; denn aus jeder Falte des ſtaubigen Fracks und der aufgeleckerten Halsbinde klaffte der Schmerz des verkannten Genius. „Laſſen Sie's halt gut ſeyn, armer Narr;“ ſprach zu ihm voll Mitleid die holde Dame: „Ich weiß ſchon, wie er iſt. Die Alte wird ihn aufgehetzt haben. Aber Du mein Gott: er iſt doch die gute Stunde. Er wär' ein recht braver Handſchuh geworden, und ich geb' Ihnen mein Wort, daß ich ihn ganz und gar umkehre, ehe acht Tage vergehen. Ja, ja, ſchlaf' Er nur getroſt, alter Filzmaier; es wird ſchon werden, wird ſchon werden!“ — Mit einem familiären Schlag auf den Rücken des Künſtlers „Ungeſchickt“ entließ ihn die Fürſtengeliebte. Und Filzmaier ſeufzte erleichtert: „Nun bin ich geborgen.“

„Mit nichten, mein Herr!“ ſagte jedoch der neidiſche Geiſt, der nun einmal in der Reſidenz ein bischen Confuſion anrichten wollte, und ging dem hoffnungsvollen Direktor ſehr direkt zu Leibe: ſchüttete ihm bei irgend einem Anlaß, — da etwa vom Mäßigkeitsverein geſchmaust, oder von der Geſellſchaft der „Barmherzigen" für die lahme Armuth getanzt wurde, — ein Glas Judaswein in den Magen voll Galle, und löste damit ſeine böſe Zunge. Obgleich dieſe nur während einiger Minuten arbeitete, that ſie doch viel. Was die Favoritin geſagt, ſowohl vom Fürſten, als von der „Alten," gab der verrathne Mann blindlings zum Beſten. Seine Freunde verſtummten zwar wie Gräber, aber Salami, der Marquis, ſaß unbeachtet nebenan und ſchlief, wie er immer bei ſolchen Anläſſen zu ſchlafen pflegte, um die Toaſts nicht mithalten zu müſſen, und um zu hören, was im Grunde nicht zu ihm und für ihn geſprochen wurde.

Und Salami ging des andern Tags zu ſeinem Nachtmützenhändler, und ſagte geſprächsweiſe, nachdem der Prozeß von Benevent und der Herzog Mangiabroccoli ſchon abgehandelt worden: „Es iſt doch ein merkwürdiger Undank. Da ſagte geſtern, wie man mir ſagte, der Filzmaier von dem Fürſten und ſeiner Caroline und der durchlauchtigen Prinzeſſin Adelheid ..." u. ſ. w. — Gegen Mittag ſagte der Nachtmützenhändler daſſelbe ſeiner Schweſter, der Lakaienfrau; Abends ſagte ſchon der Lakai daſſelbe dem Hofkoch, und dieſer Künſtler erröthete vor der Frechheit des Schmarotzers Filzmaier dergeſtalt, daß ſchon am nächſten Morgen der Leibarzt Alles erfuhr, da er kam, wie gewöhnlich den Koch zu umarmen, den er ſeinen Patientenlieferanten nannte. Der Leibarzt mochte, was er mit Schaudern gehört, beim zweiten Frühſtück dem Hofkaplan, der das Gewiſſen der Prinzeſſin beſorgte, nicht verhalten. Hofkaplan fiel beinahe in Ohnmacht. „Wenn nicht der arme Filzmaier mein Freund wäre,“ ſagte er, „die Prinzeſſin ſollte alles haarklein erfahren! Warum gibt er ſich aber mit der neuen Pompadour ab, die ich ſchon der Moral zu liebe haſſen muß?“ — Leibarzt entgegnete: „Wäre mir das Fräulein Caroline nicht ein eminent wichtiges Frauenzimmer, ich ſagte dem Fürſten alles. Gegen den Filzmaier hätte ich keine Pflicht zu beobachten, denn der abgeriebene Burſche trachtet ſelbſt in der Ungnade noch darnach, den Wettermacher hier verzuſtellen.“ — „So machen wir's folgendermaßen,“ entſchied der Kaplan: „Ich will's der Prinzeſſin hinterbringen, und Alles der Caroline in die Schuhe ſchieben, ſogar die Albernheit, die Filzmaier ſo unverſchämt geweſen iſt, der hohen Frau zu dediciren. Wahrſcheinlichſt auch war ſie von der Maitreſſe beſtellt. Sie hingegen, Beſter, mögen vor dem Herrn meintwegen den Filzmaier ganz allein in die Tinte bringen. Er verdient's nicht beſſer. So geſchieht von beiden Seiten, was Rechtens iſt, und wir vergeben uns nichts gegen die Freunde.“ —

Eine auferbauliche Unterhaltung, die zwiſchen dem Fürſten und der Prinzeſſin, als ſie ſich wieder zur Tafel vereinigt hatten, ſtattfand. Er fulminirte gegen Filzmaier; Sie ſchleuderte Strahl auf Strahl gegen die Geliebte des Bruders. Das war aber des Fürſten kitzlichſte Seite und darum ließ er alle Bitterkeit gegen die Schweſter ſelbſt los. Herr und Dame waren auf dem Punkte, ſich zu entzweien auf's Nimmergutwerden. Die bedenklichſten Kataſtrophen ſtanden in Ausſicht. Der Durchlauchtige, ſein Liebſtes vor Unbill vertheidigend, war ſchrecklicher als ein Löwe anzuſehen, und — ein Glück war's eigentlich — von ſeinen Lippen fiel das hundertcentnerſchwere Wort: „Wenn ich denn in allen meinen einfachen Neigungen gehindert und tyranniſirt werden ſoll, ſo will ich zum Aeußerſten, ich will zu einer zweiten Ehe ſchreiten!“

Dieſer letzte königliche Trumpf brachte die Dame, der's nicht an Verſtand gebrach, plötzlich zur Beſinnung. Sie und ihre höchſtſelige Schwägerin hatten miteinander eine ſtrenge Schule durchgemacht; den gegenſeitigen Unterricht in Allem, was das Leben verbittern mag. Eben damit nicht das leidige Experiment wiederholt werden möchte, hatte die Prinzeſſin bisher ihre jungfräulichen Augen vor dem ſtillen Liebeshandel ihres Bruders verſchloſſen gehalten und Caroline als ein günſtiges Präſervativ vor Schlimmerem gewiſſermaßen geſchätzt; um ſo mehr, als die gute Favoritin ihr gar nirgends ſtörend in den Weg trat; um ſo mehr, als ſie — die Prinzeſſin — ganz närriſch in einen hübſchen, luſtigen und dankbaren Neffen verliebt war, dem ſie gern die Nachfolge im fürſtlichen Regiment geſichert hätte. In dieſem Stück war auch ſie Patriotin und erſparte dem Land den ſauern Apfel, der nicht weit vom Stamme fällt. — Die Drehung des Fürſten alſo ſtillte plötzlich den Zorn der Prinzeſſin. Sie legte für den Augenblick das Prädikat „Alte,“ womit die Favoritin ſie beehrt hatte, in den Schatz der Erinnerung zurück; ſtellte die Segel wie ihr Bruder that, und verband ſich — denn ein bischen Rache mußte doch gleich genommen werden — mit dem Fürſten zu Filzmaiers

Verderben. Die durchlauchtige Erzungnade ſollte dem Frevler ſchriftlich, mit Vorenthaltung der Motive, aus dem Cabinet zugeſchnaubt werden; der Herr penſionirte ihn qua Profeſſor; Prinzeſſin deſtituirte ihn im Kunſtverein; ſie konnte dieſes als Protektorin vollbringen. — Den Sitz im Lehrſtuhle der akademiſchen Unſterblichkeit mußte man dem Geächteten laſſen, da man ihn nicht geradezu des Hochverraths oder der Gotteslängnerei zu überführen im Stande war. — So geſtaltete ſich Filzmaiers bürgerliches Geſchick ſchnell und leiſe zwiſchen Birn und Käſe, und die hohen gegen ſein Glück Verſchwornen ſchlürften dazu ein hämiſchpikantes Gläschen Deſſertliqueur.

Der Fürſt, ein guter guter Herr, wenn man ihn in Ruhe ließ und nicht anſtrengte, hätte es bei den ausgeſprochnen Strafen bewenden laſſen. Die Prinzeſſin jedoch verläugnete nicht das Geſchlecht, ſo liebevoll, wann es ſich geliebt wähnt; ſo voll von Haß, wann es ſich beleidigt glaubt. Sie wußte eine ganz andre, tieferſchneidende Marter für den Verurtheilten. Sie wußte ſeinem Dünkel eine Wunde zu ſchlagen und der Dünkel war Filzmaiers Herz.

„A propos: die Feſtoper zu des Herrn Bruders Namenstag darf der Menſch nicht mehr liefern.“ — „Sollte nicht, liebſte Schweſter Adelheid; hat ſie jedoch bereits geliefert.“ — „Muß ſie zurückziehen.“ — „Zurückziehen, — gut. Doch fällt der Tag am fünfzehnten dieſes Monats; wer ſollte die Lücke ausfüllen? eine alte Oper wählen, dieſen feſtlichen Tag zu begehen? Pfui! Mein Namenstag, zugleich mein Thronbeſteigungstag, ohne eine neue Oper .... das geht mir wider die Natur, das kann nicht ſeyn.“ — Wohl zu bemerken: der Namenstag war nicht nur ein Janustag; er hatte ſogar eine dritte Feſtphyſiognomie, die letztere nur halboffiziell. Der Fürſt feierte an ſelbigem Tage auch Carolinen's Erhöhung, und huldigte ihr alljährlich mit einer neuen Oper, die gewiß immer um ſo neuer war, als ihre Vorgänger ſich niemals auf der Bühne hielten.

Prinzeſſin Adelheid ſagte gravitätiſch: „Das Land und ſein Fürſt ſind Schuldner des verkannten Liberat. Liberat, der allumfaſſende Künſtler mache die Oper.“ — „Wo denkt die Frau Schweſter hin? Wir haben heute ſchon den vierten ... bis zum fünfzehnten nur elf Tage ...“ — „Und wären es nur elf Stunden! ein rechter Künſtler hilft ſich.“ — „Unmöglich, Adelheid!“ — „Ich will ſehen, ob etwas unmöglich iſt, das ich mir ausbitte. Ich ſchreibe dem Liberat, ich ſelbſt; verſteht der Herr Bruder die Magie, die in dieſem Worte: „Ich ſelbſt“ liegt?“

Der Herr Bruder hatte allerdings eine Ahnung davon. Caroline führte zu Zeiten ähnliche Redensarten im Munde, wenn ſchon körniger gegeben. — „Zudem“ fuhr die Prinzeſſin fort, „hat mir Revelhos geſagt, daß Liberat eben eine neue Oper zu vollenden im Begriff ſey. Darum ohne Gnade weg mit der mechanten Piece des undankbaren Schmarotzers! Ich will es, liebſter Bruder, ich will's, oder wir haben aufgehört, gute Freunde zu ſeyn.“ —

Filzmaier, getröſteter als je, ſaß eben bei einer Probe ſeiner ſchon einſtudirten Feſtoper und dachte bei ſich, wie denn um Gotteswillen Fürſt und Prinzeſſin ſeinen ſchmelzenden Weiſen und erſchütternden Akkorden zu widerſtehen im Stande ſeyn möchten; als das gräßlich-verhängnißvolle Velinpapier aus dem Kabinet ihn ereilte. — Kapellmeiſter, Chordirektor, Orcheſter, Sänger und Sängerinnen ſtarrten den Beehrten neugierig an. Er war ein Meiſter in der Kunſt der Selbſtbeherrſchung; dennoch konnte er nicht hindern, daß allgemein bemerkt wurde, wie ſein Mund weiter offen ſtand, als gewöhnlich, wie ſeine Naſenſpitze und ſein Kinn weiß wurden, wie ſeine Hände flogen. „Darf man zu einer neuen Ehre gratuliren? fällt nicht ein Ordenskreuz aus dieſem allerhöchſten Reſolutionsumſchlag?“ fragte der Kapellmeiſter, ein Aſtuccio, wie ſie alle ſind. „Gratuliren! gratuliren!“ heulten die Choriſten, dem Impuls ihres Direktors folgend, und Filzmaier lief unter irgend einem albernen Vorwand, des Naſenblutens oder dergleichen zum Tempel hinaus.

Was war da zu thun? Die Sterne anrufen? Es war jedoch noch heller Tag. Der Favoritin ſich zu Füßen werfen, und aus der Tiefe zu ihr emporrufen? Die Favoritin hatte aber gerade jetzo ihre fürſtliche Stunde. — Nach einigem Ueberlegen ſagte Filzmaier ermuntert: „Pah! hätt' ich mir bald vor dem Theatervolk eine Blöße gegeben! Und dort in jenen Theaterbrettern juſt liegt mein Anker feſt eingeklaut! Wie mag der Fürſt, wie die Prinzeſſin ſelber den zweiten Akt meiner Feſtoper hören, ohne mich in die Loge rufen zu laſſen, und königlichbeſchämt mir zuzuflüſtern: „Soyons amis, Filzmaier?“ Immerhin: die Oper ſoll und muß mich herausreißen und gingen alle ſieben Pforten der Hölle zumal auf!“

Filzmaier wollte umkehren in das Heiligthum der Kunſt; aber der Intendant der Spiele und Feſtlichkeiten ſtorchte ungebührlich lang und kahl und ſpottlächelnd über den Platz, dem Exprofeſſor winkend. Subordinationshalber blieb Filzmaier wartend ſtehen. Im Grunde haßte er den Kavalier, und dieſer gab's ihm zehnmal zurück. „Was haben Sie gemacht? was angeſtellt?“ rief ſchon von fern der Intendant, und ſpottlachte dabei immer luſtiger: „was ich höre! was ich vernehme! Der Herr wiſcht Sie von der Tafel wie eine Null! ha, ha, ha! ſo kommen die Leute endlich zu Verſtand! Bravo! Keine Oper alſo ... armer Tonmeiſter, Dichter und Maler! Das Libretto zum Käſekrämer, ein Monat früher als gewöhnlich! die Partitur umſonſt ausgeſchrieben ... die Dekoration umſonſt gemalt ... ich werde die langweilige Rundbogenarchitektur überpinſeln und einen Wolkenproſpekt daraus machen laſſen, darinnen den ſehr abnehmenden Mond ...“

Der verſpottete Künſtler war von auffallend guter Conſtitution; er fiel nicht um unter dem Gewicht der jämmerlichſten Neuigkeit, die ihm je geſagt worden. Er verhüllte ſich in ſeinen Schmerz und fragte mit dumpfer Stimme: „Warum dieſes Alles, Ihre Excellenz?“ — „Ei,“ ward ihm zur Antwort, „die Welt iſt ja ein Maskenball und mancher Larve lauft die Menge nach und glaubt, es ſey etwas dahinter. Wird aber endlich ruchtbar, daß hinter dem todten Wachs ein hohler Schädel ... wer frägt dann mehr nach dem vermummten Popanz? Man weiß jetzt, wer Sie ſind, Beſter. Darum gute Nacht, Maske!“

„Sie ſind grauſam, Excellenz. Sie haben mir dergleichen nie geſagt.“ — „Weil Sie unter hoher Protektion geweſen. Jetzt aber iſt das vorbei und ein Anderer kömmt an's Brett." — „Ein Andrer?"

Der Verhöhnte war eine rieſige Natur; er ſtarb nicht auf dem Flecke hin, da ihm der verhaßteſte Name in's Ohr donnerte. „Morgen früh erhält Liberat den Befehl. Seine Oper iſt ſo gut als fertig, ſagt man, und der Teufel ſoll mein Geſindel regieren, wenn es nicht ſeine Schuldigkeit thut." Alſo ſprach der Tyrann des Hoftheaters, mit dem Stock gegen den Kunſttempel drohend.

Der Exprofeſſor krümmte ſich vor dem Feind. „Retten Sie mich nur dieſes eine Mal vor Schande;" bat er: „Ich verſchmerze den Verluſt meiner Würden; denn es wird eine Zeit kommen — na, ich will nichts weiter ſagen, da ich beſcheiden bin. Aber dieſe Schande ... meine Feſtoper ... meine Muſik ... mein byzantiniſcher Pallaſt ...! retten Sie mich durch ein gutes Wort. Sprechen Sie's der Seltenheit wegen, Excellenz, wenn nicht um meines Verdienſtes willen. Sie haben noch keinem Menſchen in der Welt etwas Gutes gethan .... machen Sie ſich einmal, ein einzigmal, den Spaß mit mir ...!" — Worauf ihm der Intendant tragiſch erwiederte: „Mann! Sie ſind von Gott, — noch mehr — von Ihrem Fürſten verlaſſen! Filzmaier! ich kenne Sie nicht mehr!"

Die Excellenz ging, des Dichters Niederlage auszutrompeten. Der geſchlagene Dichter ging auf die Jagd, um einen guten hilfreichen Gedanken zu fangen.

Indeſſen war große Heiterkeit in Liberats Hauſe. Höchſt vergnügt ruhte der Meiſter von ſeiner muſikaliſchen Arbeit aus. Georg, ſein geſchäftiger Diener, ſchrieb Noten, was das Zeug hielt. In derſelben Kunſtwerkſtatt vollendete Euthalie ein großes wohlgelungnes Landſchaftbild. Liberat folgte, mit väterlicher Freude im Blick, jeder Regung ihres Pinſels und murmelte ihr einen Lobſpruch nach dem andern in das Ohr. Euthalie hörte das ſo gerne, ſo dankbar lächelte ſie dem Vater zu! „Dieſes Bild," ſprach der Meiſter, „wird Dir Ehre machen, Tochter. Du biſt mein Fleiſch, mein Blut. Gott ſchenke Dir Glück und Freiheit von Sorgen ... die Kunſt wird von Dir etwas erwarten dürfen. Ich bin heute fröhlich, wie in meinen Jünglingsjahren. Die Arie meiner Ariadne und der Chor der Bacchanten, die ich heute geſchrieben, ſie ſind mir wohlgerathen. Nicht wahr, Georg? Du verſtehſt ja ein bischen von dem Metier, wenn auch nicht viel? Geht Dir ein, was Du jetzt als Abſchreiber hinklereſt?" —

Georg antwortete: „Lieber Herr; ich verſtehe allerdings zu wenig, doch ſcheint mir's recht ſehr gut, was ich hier copire!" Euthalie ſchaute ihn lächelnd an: „Ei, Georg! ſeyd Ihr ein Tauſendkünſtler! alle Tage verrathet Ihr eine neue Geſchicklichkeit." Georg erröthete, und ſchrieb eifrig fort. „Der arme Schelm," flüſterte Liberat dem Mädchen zu, „iſt von ordentlichen Eltern, die ihn allerlei lernen ließen. Da mußte er aber zum Militär, und während deſſen ſtarben ſein Vater und ſeine Mutter. So iſt er nach überſtandner Kapitulation als ein Menſch in die Welt getreten, der von manchen Fertigkeiten etwas weiß, jedoch nichts aus dem Grund gelernt hat. Er bekennt es ſelbſt. Zum Weiterſtudiren iſt er ſchon zu alt. Mit fünf- oder ſechsundzwanzig Jahren läßt ſich nicht mehr viel Gründliches anfangen. Auch hätte er nicht die Mittel, denn ihm blieb keine Wahl. Er mußte aus dem Soldatendienſt in den Herrendienſt treten. Er ſchämte ſich, in ſeiner Vaterſtadt Röcke auszuklopfen oder als Lakai auf den Wagen zu treten; .... ſo kam er hieher. Das erſte Haus, an das er klopfte, war dieſes hier. Unſer Hausherr, der ſchon mit Geſinde verſehen, wies ihn zu mir. Aus Narrheit vielleicht, denn ich habe noch nie einen männlichen Bedienten gehalten. Aber gerade um dieſer Neckerei willen, und weil der Menſch mir nützlich ſeyn kann, habe ich ihn angenommen. Er hilft mir fleißig, iſt attent und pünktlich, und da er nicht viel in artibus weiß, wird er mir wenigſtens nicht meine Arbeiten ſtehlen, wie mir ſchon paſſirte. Ein guter Menſch, aber etwas bornirt; und 'um deſto beſſer."

„Bornirt? ich glaube nicht;" verſetzte Euthalie; dann fügte ſie mit lauter Stimme hinzu: „Nicht wahr, lieber Vater, weil Du ſo heiter biſt, wirſt Du auch mich erheitern wollen? Laß mich ſehen, was die Begeiſterung Dir heute beſcheerte. Laß mich ſie zu ſingen verſuchen, dieſe Arie Deiner Ariadne!"

„Mein Kind, meine Prinzeſſin, meine kleine Göttin, Alles, was Du befiehlſt, ſoll geſchehen. Georg wird gerade am Stretto ſeyn? Nicht wahr, Georg?" — „So eben, ſo eben, Herr Liberat." — „Alſo nur noch ein paar Augenblicke Geduld, meine holde Euthalie Du mußt die ausgeſchriebene Stimme zur Hand nehmen; fändeſt Dich nicht in meiner hieroglyphiſchen Partitur zurecht. So, mein Kind: laß ruhen Deine Hände. Dein Bildchen iſt fertig, glaub' mir, es iſt fertig. Schade wär's, nur einen Strich noch hinzuzufügen. Du dürfteſt, Du ſollteſt Hofmalerin werden, wahrhaftig! Aber, gute Euthalie, uns beſcheidnen Leuten glänzt kein Stern." — „Ei, Vater, iſt denn die Gunſt der Großen ein ſo beſeeligendes Glück?" — „O nein, o nein, nicht das. Die Großen, — nun, Ausnahmen hat's gegeben, gibt es noch — die Großen verſtehen in der Regel von der Kunſt zu wenig, um nicht dann und wann ihre beſoldeten Künſtler mit Aufträgen und Zumuthungen zu mißhandeln, die den Geduldigſten aus der Haut jagen möchten ... aber der Magen, Euthalie, der Magen iſt auch ein ſtrenger wunderlicher Herr und hat uns teufelmäßig an der Corda." — „Lieber Vater ... ich höre Dich zum erſtenmal vom Magen ſprechen." — „Du rümpfeſt die Naſe, Euthalie? Ich weiß ſchon, daß junge Frauenzimmer kaum etwas vom Eſſen und Trinken hören wollen; demungeachtet muß der Menſch vorerſt leben, um irgend ein Kunſtwerk produziren zu können, und die Großen ſpenden noch hie und da ein Firnum für den Künſtler, daß er nicht lebe, wie der Vogel im Winde auf ſchwankem Zweige. Wenn ſie ihre Leute geſcheidt wählten, es wäre ein Gewinnſt für die Kunſt, aber ... nimm' einmal den Filzmaier ... kann's etwas Ordinäreres geben, als dieſen Menſchen ..? demungeachtet will ihm die Gunſt der Großen wohl; er ſchwimmt im Fett, verkauft ſeine Klexereien alle, während er noch niemals einem Bild von meiner Hand den Zutritt in die Säle des Kunſtvereins geſtattet hat ... und ich, ich mag ſehen, wie ich mühſam aus der Fremde die paar Groſchen herbeizaubere, die uns zu ernähren dienen ..."

Georg hatte aufgehört zu ſchreiben, und ſtarrte mit großen Augen auf Vater und Tochter hin. Euthalie machte durch eine leiſe Bewegung ihren Vater aufmerkſam. Er ſchwieg plötzlich, räuſperte ſich und fragte dann mit barſchem Ton: „Nun? ſind wir faul geworden oder ſchon fertig?“ — „Wir ſind fertig,“ antwortete Georg trocken und lieferte ſeine Kopie aus. Im Nu war auch das häusliche Konzert geordnet. Euthalie ſang, Liberat ſaß am Flügel, Georg hinter dem Violoncell, um durch einige Akkorde der Begleitung die gehörigen Lichter aufzuſetzen. Er und der Meiſter brummten nebſtdem die Bacchantenchöre, die ſich in Ariadne's Geſang flochten. Liberats Schweſter verzweifelte unterdeſſen gelinde hinter ihren Kochtöpfen, denn das Abendeſſen verdarb ohne Gnade während der muſikaliſchen Unterhaltung, und an eine Unterbrechung derſelben war nicht zu denken. Liberat war vergnügt und ſelbſtzufrieden und begeiſtert in dem Maaße, daß er ausrief: „Wohlgerathen, brav gearbeitet! muß mich ſelbſt loben und mich über meines Schöpfers Gnade freuen, der in meinem trocknen Schädel noch einen Wintergarten aufblühen ließ! Liebſte Euthalie, Du haſt wunderſchön begriffen, was ich mit meiner Ariadne wollte! Mädel, ich weihe Dich mit dieſem Kuß zu einer Fürſtin der Kunſt! Georg, Du biſt zwar ein ſehr melancholiſcher Celloſpieler und ſingſt Deinen Tenorbacchanten nicht um ein Härchen beſſer, als ich den meinigen, den Baß, aber dennoch alles unvergleichlich! Kinder, Kinder! jetzt genieße ich eine der Stunden, die einem Künſtler alles Mißgeſchick verſüßen! jetzt ſitze ich hoch obenan beim Gaſtmahl des Lebens ... ich bin weg, ich bin mildzerfließende Butter! wo iſt ein Feind, dem ich verzeihen könnte ...?

und wenn Filzmaier käme in dieſer kaiſerlich-königlichen dreimalgekrönten Stunde ...!"

„Der Wolf! der Wolf!" unterbrach den Schwärmenden Euthalie, ein luſtiges Künſtlerkind, wie nur je eins hienieden gelebt, und zeigte nach der Thüre: „Vater, der Wolf."

Der Wolf trat ſo reputirlich auf, daß man ihn recht wohl für ein durch und durch gerührtes Schaf hätte anſehen mögen. Seine Stirne war umglänzt von heitrer Reſignation, bieder und vertrauend ſchauten ſeine Augen, ſeine Linke hielt ein ſchneeweißes Taſchentuch, eine Parlementär- und Friedensfahne. — „Seyd nicht befremdet, Ihr meine Lieben;" ſagte er, „daß ich plötzlich in eurer Mitte erſcheine. Laßt abgethan ſeyn den Zwiſt vergangner Zeiten der Verblendung. Liberat, Kunſtgenoſſe, Bruder, Meiſter! Wie Themiſtokles oder wie Coriolan oder wie.. wie noch Einer, deſſen Name mir aber nicht beifällt, ſetze ich mich an dem Heerd des Feindes nieder, ſeinem Edelmuth hingebend ein geächtetes, geſchmähtes Haupt." —

Der ſchlichte Liberat, den die ſchnelle Verwirklichung ſeines Freudenwunſches luſtig anregte und zugleich feierlich — denn ein rechter Künſtler iſt nicht ohne Aberglauben — reichte dem Exprofeſſor die Hand, und antwortete ihm: „Was Sie auch daher führen mag, Herr Filzmaier — Sie kommen mit freundlicher Miene und friedlichem Verſöhnungswort, und ſind willkommen, heute, gerade jetzo ſehr willkommen. Laſſen Sie ſich nieder. Euthalie, bringe den gaſtlichen Trunk. Georg, ſage der Schweſter, ſie ſolle jetzt in Gottesnamen ihre Roſtkarbonaden und Rübenſchnitze hereinbringen, ein Beſteck auch nicht vergeſſen, denn wir haben einen Gaſt — zum Wetter! einen recht lieben Gaſt!“ — „Einen ungebetnen;“ bemerkte Filzmaier verlegen; denn er wußte nicht, ob Liberats Freude eine ehrliche Thatſache, oder eine gefährliche Ironie. — „Im Gegentheil;“ erwiederte Liberat: „ein ſehr gebetner, gerade, eben, im Augenblick Gebetner. Speiſen Sie mit uns von unſerm Brod, von unſerm Salz, und laſſen Sie dann hören, was Sie in meine Hütte führt. Was es ſey: ein Glück, wozu Sie Einen brauchen, der Ihnen jubeln hilft, oder ein Unheil, das mich in Mitleidenſchaft ziehen ſoll — laſſen Sie hören.“ —

Filzmaier ſang hierauf in wohlklingenden Abſätzen ein altes Lied: das vom Undank der Welt, von dem zweifelhaften Looſe der Künſtler, von dem Mondwechſel der Volks- und Fürſtengunſt. Er beklagte, daß ſeine redlichſten Abſichten, ſo lange er eine Autorität in Kunſtſachen gehabt, entweder verkannt oder vereitelt werden; betheuerte, daß er unabläſſig an einer Krone für Liberats Verdienſte im Stillen geflochten, daß er aber gegen das Vorurtheil des Fürſten und der Prinzeſſin und des Adels nicht damit aufzukommen vermocht. Jetzt ſey nun plötzlich ein Umſchwung eingetreten. Er, der bisher Gefeierte, liege wie ein abgeſchaffter Götze im Staube; für Liberat bereite ſich ein Triumph vor. Aber Liberat möchte ſich hüten, die Huldigung der Hohen für etwas anderes anzuſehen, als gerade nur für eine vorübergehende Laune, die ihm ihre Treuloſigkeit über kurz oder lang beweiſen werde, wie allen Männern von Verdienſt bereits geſchehen. Napoleon ſey auch von Elba zurückgekommen, aber nur um auf St. Helena verlaſſen zu ſterben. Ihn deshalb zu warnen, ihn, den ehrlichen Liberat, erſcheine nun der einſtweilen in Skat gelegte Günſtling; zugleich ihn uneigennützigſt zu unterſtützen mit ſeinem Rathe, da ihm der Boden, auf den er berufen, ganz neu und ungewohnt. Zum Lohn für dieſe — Filzmaier müſſe es ſelbſt trotz ſeiner Beſcheidenheit ſagen — für dieſe ungewöhnliche Liebesdienſtfertigkeit begehre gedachter Filzmaier nichts, als Liberat's zu lang entbehrte Freundſchaft und ſeine brüderliche Unterſtützung für den ſich gewiß in kurzem ergebenden Fall der Wiedereinſetzung Filzmaiers in alle ſeine Vorrechte. Alsdann ſolle erſt die Welt mit Staunen ſchauen und vernehmen, was zwei innig vereinte Geiſter vermöchten, und vor dem Thron und der Reſidenz ſolle verkörpert leben und ſchaffen und walten das bis dato paſſabel fabelhafte Brüderpaar der Dioskuren und der ewige Bund des Oreſt und Pylades. —

Wasmaßen der vollendetſte Künſtler oft ein pures Kind bleiben könne bis an ſein Ende, iſt eine allbekannte Sache. Auch Liberat war ein ſolches Kind voll Vertrauen, voll Freudigkeit, voll Unbefangenheit. Dieſe ſeine kindliche Einfalt vermittelte auf die liebenswürdigſte Weiſe die ſchroffen Extreme ſeiner Natur; gab ſeiner Derbheit einen Anflug von Poeſie, hemmte wohlthätig den ungemeſſnen Schwung ſeiner Kunſtſchwärmerei. Wenn er ſich ſeiner herzlichen Einfalt überließ, trat die verſöhnlichſte Milde an den Platz ſeines unnachſichtlichen Zorns; ſeine Hingebung wurde nicht im mindeſten von Argwohn getrübt; jede Einflüſterung und jede Warnung von außen ging an ihm vorüber, ſchnell wie die Schatten, die der Wind in das volle Aehrenfeld wühlt. Getäuſcht, zuckte er die Achſeln; betrogen, lachte er ſich ſelber aus; verrathen, ſchwor er ſich zu, nimmermehr in die plumpe Schlinge zu fallen. Jedoch — kam nur wieder etwas vor zur gelegenen Zeit, flugs war das Kind wieder bei der Hand, als hätte es niemals die Finger verbrannt. —

So gings dem ehrlichen Liberal auch dem Filzmaier gegenüber. Die freundlich-reumüthig dargebotne Hand eines Gekränkten verzauberte ihn. Er freute ſich unſäglich über die hohe Ehre, die ihm Filzmaier ankündigte; er ſchmeichelte ſich, die wahre Kunſt einmal auf dem Siegeswagen vor das Volk bringen zu dürfen; er hoffte allerlei Ruhmwürdiges und Glückſpendendes von einer nahen Zukunft unter dem Sonnenlicht fürſtlicher Gnade. Demungeachtet öffnete er ſeine Bruſt dem bittenden Feinde; mitleidig ſprach er nicht von deſſen Gebrechen, ſondern verſprach ihm Freundſchaft wie einem Ebenbürtigen. Als einem Freunde that er ihm nicht nur die Arme, ſondern auch den Kopf auf, und ſagte ihm gerade heraus, was er dem Wunſch des Fürſten und der Prinzeſſin zu bieten habe: ſeine neue Oper „Ariadne," die aber noch nicht vollendet; deren Beendigung und Einſtudirung kaum kaum in dem gegebnen kurzen Zeitraum thunlich ſeyn würde. —

„Kaum! kaum?" entgegnete Filzmaier mit Indignation: „dieſes Wort ſtand nie in meinem Wörterbuch. Kaum thunlich? Unmöglich? Was nicht gar? Nein, lieber Freund, lieber guter alter Bruder! Da verlaſſen Sie ſich auf mich. Sie ſollen merken, ob ich arbeite, ob ich thätig bin für Sie. Fehlt es Ihnen an Einſchaltmuſik? Ich habe deren. Mangelt etwas am Libretto? Ich bin da; mein Sohn iſt da; der Theodor — Sie wiſſen? der Artikel in den „Nachtwächter“ liefert, der bei dem großen Dichter Allegro in die Schule ging und Sonettenkränze nach den Tauſenden flicht, dem die Welt zu eng und das Herz zu weit iſt, der ausgezeichnete Junge! Nun — wenn Sie wollen — er ſchreibt Ihnen den fehlenden zweiten Akt in einer halben Stunde nieder. Kopiſten? ich habe ſie. Choriſten? ich ſchaffe ſie. Die ſtörrigen Muſikanten? ich kenne, ich rangire ſie. Das Sängervolk? ich garantire Ihnen, daß es bei der Hand ſeyn wird. Was Ihnen der Intendant nicht verſprechen kann, ich verbürge es Ihnen. Ich weiß, wie mit dieſen Leuten zu verhandeln, ich habe ſie in der Taſche. Ich werde in der Stille arbeiten, um Sie nicht zu compromittiren; ich ſchwör' es Ihnen. Aber ich ſetze meinen Kopf auf: Ihre Oper muß gegeben werden, und wenn die Erde aus ihren Fugen wiche. Sie müſſen triumphiren. Es ſoll nicht heißen, daß Filzmaier, der Verkannte und Verſtoßne, gehandelt habe wie ein nebenbuhleriſcher Schuft, mit Ränken und Intriguen und Bosheit. Ich will edel ſeyn nach Kräften, und ſelbſt in meiner Erniedrigung meinem Fürſten dienen, indem ich an ſeinem Ehrentage ein höheres Verdienſt als das meinige iſt, zu den Sternen emporheben helfe. Iſt's ſo recht, mein lieber guter alter Liberat?“

Gerührt drückte Liberat den Edelmüthigen an's Herz. Mit ſchwimmenden Augen tranken ſie wechſelſeitig ihre Geſundheit. Eine Viertelſtunde ſpäter, auf Filzmaiers cordiales Andringen, machten ſie überm Becher Brüderſchaft. Filzmaier wurde mit Euthalie galant, ließ einige ſchelmiſche Worte von ſeinem Einzigen, ſeinem Theodor fallen, gab zu verſtehen, daß derſelbe einſt ein reicher

Mann ſeyn und freudiglich ſeine Schätze mit einer Grazie, wie Euthalie, halbiren werde. — Da nach einer Weile fremde Stimmen im Hauſe laut wurden und ſich der Wohnung Liberat's näherten, empfahl ſich der diskrete Beſucher durch eine Hinterthüre, um nicht gerade ſchon jetzt bei Liberat überraſcht zu werden und empfahl ſeinem lieben guten Alten die ſtrengſte Verſchwiegenheit über ihr Einverſtändniß. Erſt nach dem großen Tag der Ariadne ſollte ihre unauflösliche Verbrüderung aus dem Geheimniß hervortreten und alle Welt in Erſtaunen verſetzen.

Die fremden Stimmen, die im Hauſe gehört worden waren, kamen von zwei dienſtbaren Geiſtern, die nacheinander bei Liberat erſchienen. Ein Lakai des Hoftheaterintendanten brachte eine Einladung zu ſeinem Gebieter. „Punkt neun Uhr Morgen; vergeſſen Sie ja nicht. Es iſt höchſt wichtig!“ ermahnte der ernſthafte Bote. — Der zweite Geiſt war Revelhos' kleiner Mohr und übergab ein Billet, worinnen der Graf bedauerte, eben einer Unverdaulichkeit obliegen zu müſſen und nicht im Stande zu ſeyn, von Mund zu Mund die angenehmſten Neuigkeiten überliefern zu können. Der Zettel enthielt ſummariſch, was ſchon Filzmaier verkündigt hatte. —

Liberat ſog aus den ſteifen vornehmen Buchſtaben des Billets eine gewiſſe portugieſiſche Grandezza, und wandelte ſtolz in ſeinem Gemach umher. „Kaffee machen!“ befahl er: „ich werde die Nacht hindurch arbeiten, um den zweiten Akt meiner Ariadne, deſſen letzte wichtigſte Hälfte noch in Buch und Muſik fehlt, zu entwerfen. Ich will meinen Aufträgen Ehre machen!“ — „Thue das, lieber Vater;“ rieth auch Euthalie; aber was ich Dich bitte, vertraue nicht ſo feſt dem Profeſſor, der ſich Dir ſo unbegreiflich aufdrängte. Sey vor ihm auf der Hut. Ich meine, daß er nicht das Beſte wolle. Sey vorſichtig, lieber Vater.“ —

Liberat ſchwieg eine Weile, dann nahm er ſein Kind bei der Hand, führte es auf die Stelle des Zimmers, wo die Kerzen die meiſte Helle hinwarfen, ſah ihm mit wehmüthigem Lächeln ſcharf ins Geſicht, und ſprach: „Es ſchmerzt mich, in Deiner unſchuldigen Bruſt ſchon den Keim des Böſen zu entdecken. O verbanne dieſes Mißtrauen; es frißt wie der Mehlthau die ſchönſten Blüthen. Sei gerecht und vertraue dem Menſchenherzen etwas. Suche nicht hinter dem grünen Oelzweig die Schlange; glaube an die Güte und die Ehre Deines Nächſten. Wenn Filzmaier in ſeines Selbſtbewußtſeyns Zerknirſchung lügen konnte, ſo hat noch Niemand auf Erden die Wahrheit geſagt. Er iſt, in Apollo ein armer Schächer, lang verblendet geweſen; das Unglück hat ihm die Schuppen von den Augen gezogen ... mein Gott, der Menſch wird leicht übermüthig und erſt im Leid tauchen ſeine guten Eigenſchaften wieder auf. Laß' gut ſeyn: Filzmaier iſt ein guter Geſelle, im Grunde genommen, und wird mir viel nützen, da ich allerdings mit dem Geſchmeiß bei Hofe und beim Theater und beim Orcheſter nicht gewohnt bin umzugehen. — Zudem halte nur etwas, liebe Euthalie, auf meine Ahnungen. Sieh: Ahnungen ſind nicht leere Träume. Warum mußte gerade, da ich mich beklagte, nicht Glück noch Stern zu haben, mein Stern aufgehen? Warum Filzmaier bei mir eintreten, da ich, zum erſtenmal im Leben, nach ihm verlangte? Noch mehr, Euthalie, was ich Dir noch nicht mittheilte. Ich habe ſchon ſeit mehreren Tagen Vorboten meines Glücks verſpürt. Mein Arbeitseifer hatte meine Sinne aufgeregt; ich konnte ſchon einige Nächte nicht gehörig durchſchlafen. Die Jagd meiner Ideen weckte mich öfter, und was vernahm ich, liegend in meinem dunkeln Zimmer zur finſtern Mitternachtsſtunde? Eine Muſik der Sphären, hoch vom Himmel herab, leiſe beginnend, anſchwellend, ſchaukelnd und gaukelnd auf Wehmuths- und Freudentönen; eine Muſik, ſo fern und doch ſo nah, die mich ſtaunen, die mich beinahe weinen machte, aber ſtets mein Herz in Seligkeit auflöſte. Lache nicht, Euthalie; es war ſo, ich gebe Dir mein Wort darauf. Ein Engel, oder mehrere Engel ſpielten mir die himmliſchen Geigen vor. Ich hörte dieſe Zauberklänge ein, zwei, dreimal. Dreimal, hörſt Du? Was bedeuten ſie? fragte ich mich. Ich meinte faſt, ſie prophezeiten mir einen baldigen Hinübergang in das Reich der ächten Muſik, in den Conzertſaal des Ewigen. Aber nun iſts am Tage: ſie ſangen mir ſchon das Lied meines Ruhmes, meines Glückes vor. Und was die Himmliſchen verſprechen, das halten ſie. Und Filzmaier, der a tempo mir die Hand bietet, wird ſeyn ein Mittel zu meiner Verherrlichung, und von Herzen wird er's ſeyn, der arme gute Menſch. Punktum. Das iſt meine Meinung, meine unabänderliche, und Du wirſt ſchon ſehen“

Euthalie wagte nicht, dem geliebten Vater die myſtiſche Freude, worinnen er ſchwelgte, zu verbittern. Sie umarmte ihn lächelnd und ſagte voll Zärtlichkeit: „Was Du auch gehört haben, was Du auch ahnen magſt, meiner ſehnſüchtigen Wünſche biſt Du verſichert. Du biſt Mann, biſt erfahren; nicht an mir iſts, Dich zu meiſtern. Aber der Profeſſor und ſeine Dienſtfertigkeit ſind mir nicht angenehm. Vergib mir dieſe Grille." — „Von Herzen, meine Königin; halte jedoch dieſes ungerechte Mißbehagen in klugen Banden. Filzmaier verdient es wahrlich nicht. Wie gut ers mit Dir ſelber meint! und Du vergiltſt ihm ſo übel. Will er Dich nicht für ſeinen reichen Theodor erobern?" — „O weh! das fehlte noch. Lieber heirathe ich unſern Georg, als den reichen Naſeweis von Theodor." — „Du biſt ein Kindskopf!"

Am folgenden Tage kamen nacheinander die Gönner des Künſtlers; um ſechs Uhr der alte Soldat Buzogany. „Nun vortrefflicher Künſtler? weißt Du ſchon? Ich habe nicht umſonſt von Dir mit dem Fürſten geredet?" — Um ſieben Uhr, nachdem er ſchon die Gemüſemärkte durchſtöbert, ſeine tägliche Beſchäftigung, trat Salami ein: „Allergeehrteſter Meiſter, berühmteſter Virtuos in drei ſtrahlenſpendenden Künſten! Sie ſind hinaufgeſtiegen in die Sonnenhöhe, wo Ihnen der Thron bereitet iſt. Mein Einfluß bei Hofe und in der Stadt hat nicht vergebens an allen Strängen gezogen; nicht vergebens alle Segel geſpannt." — Um halb neun Uhr erſchien Revelhos, noch etwas blaß und leidend, an einer Chokoladetafel kauend: „Die Prinzeſſin hat meinen Bitten ein günſtig Ohr geſchenkt. Sie ſind jetzt zur Apotheoſe berufen, theurer Freund meines Herzens. Laſſen Sie mir die Freude, Sie zum Intendanten zu begleiten." — Dem dankbaren Liberat konnte das Anerbieten nicht erwünſchter kommen. Er war übernächtig, etwas ſchüchtern, fand ſich kaum in dem ſeltengetragnen Frack zurecht. —

Während der Intendant ſeine Audienz gab, kam Liberats Schweſter, die einkaufen gegangen war, nach Hauſe, und ſagte zu Euthalie lächelnd; „Was ich Dir neues bringe, mein Käferchen! Da iſt der Finanzrath Uebelich, der ſteinreiche Wittwer und ſtattliche Mann, der ein Auge auf Dich hat. Seine Schwägerin — ich ſah ſie eben — hat in ſeinem Auftrag bei mir angeklopft. Euthalie! das wäre eine Parthie!“ — „Ei, ei! ha! ha!“ lachte Euthalie entgegen: „Tante, wo denken Sie hin? Der Finanzrath mit ſeiner Perrücke und dem halben Dutzend Kinder? Ei, lieber wollt' ich unſern Georg heirathen!“

Alfred, der Diplomat, der gewöhnlich lang ſchlief und lang der Toilette pflegte, machte eben Liberats Thüre auf. „Was muß ich hören?“ fragte er beſtürzt: „vom Heirathen iſt die Rede? Euthalie! Sie wollten ... Sie möchten ... Sie würden ..?“ — Euthalie erwiederte luſtig: „Nicht wollen, nicht mögen, nicht werden, aber ſollen; hören Sie? ſollen. Und reden Sie ſelbſt als ein weiſer junger Mann und angehender Geſandter, ob ich nicht vernünftiger thäte, unſern Georg als den alten Finanzrath zur Ehe zu nehmen? Was geht dem Georg ab? Iſt er nicht ein recht zierlicher junger Burſche? Hat er nicht ein paar hübſche Augen im Kopfe? Haben Sie ſeine weißen Hände bemerkt? etwas ſeltnes in ſeinem Stande. Kann er nicht ſich verbeugen, wie ein Gentleman? Sie haben Sinn für dergleichen, Herr Alfred;. reden Sie ſelbſt.“ — Und ſie lachte dabei aus vollem Halſe. —

Der blöde Liebhaber wäre gern in die Erde geſunken zum Maulwurf und Regenwurm, die ohne Zweifel zu ihrem eignen Beſten von Liebesgram und Sehnſuchtskummer nur höchſt unvollſtändige Begriffe haben. Da jedoch das Verſinken nicht anging, machte Alfred ein ſehr abgeſchmacktes ſchamrothes Geſicht, ſeufzte und ſtammelte: „Es wird wohl Ihr Ernſt nicht ſeyn mit Einem und mit dem Andern. Ich komme indeſſen, um Ihrem Vater zu gratuliren, denn ich weiß ... ich erfuhr ... mein Geſandter ſagte mir .... des Fürſten Namenstag ...“ Und je aufgeräumter Euthalie ihn anſchaute, je mehr verwickelte ſich der junge Mann, bis er gar nichts mehr hervorbrachte. — Euthalie brachte zwar mitleidig die große Neuigkeit des Hauſes aufs Tapet, aber in Alfreds Gehirn ſpukte von Stunde an der abſcheuliche Georg mit ſeinen hübſchen Augen, ſeinen lordmäßigen Reverenzen und weißen Händen. Wenn der gute Burſche bisweilen im Zimmer erſchien, um etwas zu bringen oder fortzutragen, entließ ihn Alfred gewiß nicht ohne eine ſchwere ſchwere Ladung der verächtlichſten Seitenblicke. Alfreds Mund und Naſe litten dabei unbeſchreiblich, ſo viel hatte er den erſtern zu verziehen, die zweite zu rümpfen. — Euthalie hatte dabei ein unnennbares ſtilles Vergnügen.

Mittlerweile kam Liberat ſehr zufrieden heim. Der Intendant hatte ihn ungemein wohl, ja mit Selbſtverläugnung aufgenommen: er war ſo zu ſagen gar nicht grob geweſen. Von einer milden Ungeſchliffenheit verklärt, hatte er dem Meiſter Liberat die Befehle und Wünſche des Herrn eröffnet, und ſeine bereitwilligſte Unterſtützung zugeſichert. Auf Liberats beſcheidene Bemerkungen, daß man doch vielleicht nicht Alles über's Knie abbrechen könne, daß dem Tag und der Kunſt zuliebe, eine weitläufigere und reifliche Beſprechung nöthig werden dürfte, war des Intendanten Beſcheidrefrain ſtets geweſen: „Der Herr befiehlt und bezahlt; der Herr will, daß man gehorche und nicht mure. Die Oper muß fertig ſeyn, ſie muß gegeben werden. Schaffe ſie alſo der Meiſter herbei. Für das exekutirende Geſindlein bin ich da, Sein Wohlgewogener.“

„Jetzt muß allüberall Hand an's Werk gelegt werden!“ rief Liberat, nachdem er den Seinigen Alles erzählt: „Mich ergreift ſchon das Fieber, das ſchaffende, belebende, vollendende. Sie entſchuldigen, Herr von Alfred, wenn ich mich ganz der Furie der Compoſition von jetzt an überlaſſe und ſo zu ſagen keine Augen für meine Freunde mehr habe. Am ſechzehnten dieſes werde ich wieder hell ſehen. Aber jetzo gilt es, das Glück beim Haarſchopf zu packen: die Fortuna, heute nicht eine bruta fortuna! jetzo gilt es, würdig zu ſeyn des himmliſchen Segens!“

Der Segen von Oben — wenn er einmal irgendwo den Durchbruch gewinnt — kommt bekanntlich dick auf einmal. Das erfuhr Liberat. Kaum ſaß er an ſeinem Inſtrument und diktirte der Euthalie und warf dem kopirenden Georg einen papiernen Biſſen nach dem andern hin, — Alfred war im Verdruß fortgelaufen — und ſchon kamen Hausherr und Schweſter ſchreiend dahergerannt. Sie ſchrieen nicht: Wehe! Sie ſchrieen: „Heil!“ — Die Equipage der Prinzeſſin Adelheid hielt vor der Thüre des beſcheidenen Hauſes. Die Dame kam, um die Werkſtatt ihres Schützlings zu beſuchen; eine hohe niemals noch dageweſene Ehre, eine Vorläuferin anderer Gnadenbezeugungen und Ehrenſpenden.

„Georg! den Schlüſſel zum Atelier! geſchwinde, bring' ihn ſchnell!“ rief Liberat ſeinem Diener zu, und eilte, was er konnte, den hohen Beſuch auf der Schwelle des Hauſes zu bewillkommen. Nach ein paar Sekunden kam Georg mit auffallend verſtörtem Geſichte, die Schlüſſel in der Hand, auf die Tante zu. „Wollen nicht Sie aufſchließen…?“ fragte er dringend und verlegen. — „Warum nicht gar? ich in meinen Hauskleidern!“ — „Oder Sie, mein Fräulein?“ Er redete nun zu Euthalie, die ebenfalls ſich weigerte, und ihm begreiflich machte, daß er ſelbſt ſeine Schuldigkeit zu verrichten habe. „Warum ſo ängſtlich? Geſchwinde, ſputet euch!“ ſagte ſie. Der arme Junge erwiederte: „Ich.. ich bin nicht gewohnt, mit vornehmen Leuten zu reden… eine fürſtliche Perſon…. ich ſchäme mich!“ — „Kindereien, lieber Georg, eitel Kindereien. Thut was Euers Amts und fürchtet Euch nicht.“ — Gleichſam in verzweifelter Verwirrung fügte ſich der Diener. „Was hat denn nur der Menſch?“ fragte die Tante. „Weiß ichs beſſer als Sie?“ fragte Euthalie. Dennoch konnte ſie nicht umhin, ſich allerlei Gedanken zu machen, und ging, von ferne zuzuſehen, wie ſich Georg, den ſie für ein bischen verrückt hielt, benehmen würde

In der That nahm ſeine Verwirrung eher zu, als daß ſie ſich vermindert hätte. Liberat gab ihm in der Werkſtätte allerlei zu thun; er mußte die Vorhänge aufziehen und niederlaſſen, die Staffeleien rücken, die Kartons in's nöthige Licht bringen. Während dieſen Beſchäftigungen, die er linkiſch genug verrichtete, fiel auch der Blick der Prinzeſſin mehreremale auf den unbeholfenen Diener, und ſo oft ſie ihn anſchaute, wurde ein gewiſſes Erſtaunen und Befremden auf ihrem Geſichte recht merklich, namentlich dem Georg ſelbſt, der erröthend den prinzeßlichen Blick zu vermeiden ſtrebte. — Mitten unter den Lobpreiſungen der verſchiedenen Kunſtwerke, die Liberat ſeiner neuen Gönnerin zeigte, ſchweifte Adelheids Auge dann und wann zu dem blöden Knecht hinüber, und einmal fragte ſie ſogar den Meiſter: „Der junge Mann iſt gewiß noch nicht lange in Ihren Dienſten? Mir ſcheint, daß er ſeinen Obliegenheiten noch nicht ſonderlich gewachſen?“ — Liberat erzählte in kurzem Georgs Geſchichte. — „So ſo!“ erwiederte die Prinzeſſin: „nun, es wird ſchon werden. Ein hübſcher Menſch, der ſich in einer blanken Livree gut ausnehmen würde.“ Gleichgültig wendete ſie ſich zu Dingen, die ſie von nun an mehr intereſſirten. Sie war die Leutſeligkeit in Perſon, bedauerte, daß erſt ſo ſpät des Fürſten Aufmerkſamkeit ſich auf den Künſtler gerichtet, verſprach für die Zukunft goldne Berge, und ermahnte den Meiſter, an dem Feſttage Alles zu thun, was in ſeiner Macht ſtand. „Vergeſſen Sie nicht,“ ſagte ſie beim Abſchied,“ daß ich Sie meinem Bruder empfohlen habe. Machen Sie mir Ehre. Ihr Schade wird's nicht ſeyn. Wir ſind weder ſo blind, noch ſo undankbar, als der Pöbel uns verſchreit. Auch wir haben ein Herz für die Kunſt, und ein gutes Gedächtniß für wahrhaft treffliche Künſtler.“ — Im Weggehen nahm die Prinzeſſin Anlaß, ſich Liberats Tochter vorſtellen zu laſſen, lobte ihre Landſchaftsbilder überſchwenglich, ſagte ein paar Schmeichelworte ihrer Schönheit und verſicherte ſie ihrer dauernden Gunſt. — „Sie müſſen mich einmal auf meinem Landhauſe beſuchen, liebes Kind. Ich werde Sie abholen laſſen. Sie werden dann ſchon öfter kommen, ich weiß das gewiß." Mit Grandezza, aber mit einer recht liebenswerthen, entfernte ſich endlich die Prinzeſſin und ließ für den ungeſchickten Georg ein freigebiges Geſchenk zurück. — „Seht Ihr wohl, daß ſie Euch nichts zu Leid thun wollte?" ſcherzte Euthalie. Georg nahm lachend das Geld aus der Hand des Hofbedienten, dankte ſehr und ſprach ſichtlich erleichtert dann zu ſeiner Herrſchaft: „Es iſt mir ſelten etwas angenehm geweſen, wie dieſes Trinkgeld. Ich war ein dummer Teufel, und werde bei Gelegenheit meine Sache ſchon beſſer machen." „Sie hat ſich nach Dir erkundigt;" ſcherzte auch Liberat: „Was gilt's, ſie will Dich mir abſpenſtig machen und in ihre eigene blanke Livree Dich ſtecken?" — Da ſchüttelte Georg munter den Kopf: „Wenn Sie mich nicht aus dem Hauſe jagen,... ich gehe nimmer von Ihnen. Mein erſter Dienſt ſey auch mein letzter, ſo Gott will, und Sie nichts dawider haben." — „Ein guter Kerl!" flüſterte Liberat der Tochter zu, und dieſe wiederholte für ſich und zwar ernſthafter: „Ein recht ſonderbarer Menſch." —

Um dieſelbe Stunde ungefähr vernahm Filzmaier im Hauſe ſeiner Beſchützerin, der Favoritin Karoline, die wunderlichſten Dinge. Das Wetter, geſtern noch ſo ſchön, hatte ſich ſchlimm gemacht. Der Horizont der Frauengunſt war voll Sturm und Blitz. Filzmaier hatte zwar bei der Dame Zutritt erhalten; aber nur, um ſich ſchauerlich empfangen zu ſehen und abkanzeln zu hören. „Sie wagen noch, mich zu überlaufen, mich mit Ihren Betteleien zu behelligen?" ſchrie ihm Karoline mit dickverweinten Augen entgegen: „Fort mit Ihnen! laſſen Sie ſich nie mehr vor mir ſehen. Sie bringen aller Welt

Unheil. Man verpeſtet ſich, wenn man Ihren Namen in den Mund nimmt. Ich hab's zu meinem Schrecken und Schaden erfahren! Hinweg mit Ihnen, wenn ich Sie nicht aus dem Hauſe prügeln laſſen ſoll!" —

Es verſteht ſich, daß Filzmaier der Einladung alſobald Folge leiſtete. In den Souterrains des Favoriten-Palais, bei den Kleinen des Hauſes, bei Koch und Küchenſchreiber, Lakai und Silberwäſcherin erfuhr er das „Warum" des ſeltſamen Beſcheids. Der Herr und die Geliebte hatten ſich am vorigen Abend entzweit, wie noch gar nie. Wie gewöhnlich waren ſie von Horchern umgeben geweſen und dieſe guten Leute hatten gehört, wie ſich der Zank entſponnen und abgewickelt von A bis Z. Die edle Karoline, begierig, ihr Wort zu halten, hatte Filzmaier vertheidigt und ſeine Wiedereinſetzung verlangt, mit Scherz, dann mit Schmeicheln, dann gebieteriſch. Zum Unglück war der Fürſt ſelber in höchſt gebieteriſcher Laune und hatte erklärt, ein Opfer für des Profeſſors unbeſcheidnes Geſchwätze müſſe fallen, und beſſer der Schwätzer ſelbſt, als die Favoritin, die geſagt, was jener geplaudert. Davon könne nicht abgegangen werden und für ſeine Schweſter verlange er Reſpekt u. ſ. w. — Karoline antwortete nach ihrem Schnabel; der Fürſt nahm alles übel auf, und endlich geſtaltete ſich der Bruch. Durchlaucht entfernten ſich im höchſten Zorn, und der Günſtlingin Stimmung ließ ſich daher nicht beſonders roſenfarbig an. Wort für Wort ſchlürfte Filzmaier des Zanks Einzelheiten in ſein begieriges Ohr, dankte den Berichterſtattern, und ſagte ſich auf der Straße in's Gewiſſen: „Ich habe unverantwortlich thöricht gehandelt und natürlich muß mich

Karoline ſtecken laſſen, um ſich ſelber wieder in des Herrn Gunſt zu bringen. Aber ein Glück iſt bei der Sache. Es muß alles fehlſchlagen oder ich räche mich jetzt an dem Weibe, am Fürſten und an Liberat zumal.“ —

Nun hatte er Arbeit, wie ein Pferd; nun war er in ſeinem Element. Drei- viermal des Tags beſuchte er ſeinen lieben, guten, alten Liberat im Verborgnen, ein andrer Nikodemus. Er hatte des Künſtlers verwundbare Ferſe erſpäht, und ſchmiedete, ſie zu verletzen, Pfeil auf Pfeil. — „Vertraue mir; ich ebne Dir ungeſehen alle Wege;“ ſagte er dem Verdachtloſen, und thürmte, ſoviel an ihm war, Berg auf Berg. Während Liberat über der Vollendung ſeiner Oper ſchwitzte, und kaum genug hatte an Georgs und Euthaliens Hülfe, ſammelten ſich ſchwere Wolken über ihm. Im Hoftheater zählte er geborne Feinde ſeines Strebens genug: den Kapellmeiſter, dem nie gelungen war, ein ſeiniges Machwerk auf die Bühne zu bringen und nun wuthknirrſchend die Opern der Eindringlinge einſtudiren mußte; das Heer der Sänger, die ſchon mit Filzmaiers Oper bis zum Eckel ſich überſättigt hatten und nun eine andere über's Knie abbrechen ſollten; das turbulente Orcheſterperſonale, dem nie etwas ungeſchickter kam, als ein anſtrengender Cyklus von Proben. Sogar die Dekorateurs, die ganz umſonſt ſich Mühe gegeben hatten für Filzmaier, der Garderobemeiſter, der umſonſt ſeinen Kopf und ſeine Leute byzantiniſch gemacht hatte, und nun ſich plötzlich auf Naxos verſetzen ſollte, der Choriſten ewig unzufriedener Janhagel murrten, ſpotteten, zeterten gegen den armen von all dieſen Dingen nichts wiſſenden Liberat.

Was der bittre Feind ſelbſt nicht ſchadet, das ſchadet ein rückſichtsloſer unkluger Freund. Für den Augenblick war der Intendant Liberats Freund, da Liberat vom Fürſten begünſtigt ſchien. Seine Paſchanatur lächelte dem Zufall, der ihr Gelegenheit gab, mit doppeltem Nachdruck die Untergebenen zu plagen. — Mit der Primadonna gab's, wie ſich eigentlich von ſelbſt verſteht, das erſte hitzige Treffen. Die Dame Brock-Heinrich-Gerberini ſendete die ihr überſchickte Parthie der „Ariadne“ — noch feucht, kaum unter der Kopirfeder Georgs hervorgegangen — der Behörde zurück. Der Intendant ließ unverzüglich die Widerſpenſtige laden vor ſeinen Richterſtuhl. Madame Brock-Heinrich-Gerberini ließ ſich dagegen krank vermelden.. Der grauſame Löwe des Hoftheaters machte ſich auf, ſeinem Rang etwas zu vergeben, und die Widerſpenſtige in ihrer Wohnung heimzuſuchen. Klugerweiſe that er dieſen Schritt, ohne etwas davon zu verlautbaren, ſonſt wäre die Kranke, die ihn fürchtete, aufs Land gereiſt, ohne Urlaub. — Sie zitterte, da ſie den zornigen Herrn gewahr wurde, der ſie bei einer tüchtigen Mahlzeit überraſchte. Madame Brock- et cætera ſpeiſte ſehr gern, aß ihr Einkommen völlig auf; ihre einzige Leidenſchaft von Bedeutung, wie ſie zu ſagen die Gewohnheit hatte.

„Sie ſind nicht krank, denn Sie haben Appetit wie ein Bajazzo;“ begann der Intendant. Das war nemlich keine ſeiner Grobheiten, ſondern einer ſeiner Späße. — Die Sängerin, die da merkte, daß ſie zur Wehre ſich ſetzen müſſe und alles wagen, antwortete ſchnippiſch: „Bei Ihrem Theater, Excellenz, bedarf man ſolcher Stärkungen, um nur das liebe Leben zu erhalten und nicht den Mühſeligkeiten zu erliegen.“ — Noch immer beliebte der Intendant guter Laune zu ſeyn. „Gerber, ſagte er, Sie iſt ein Gänschen. Warum ſchickte Sie mir dieſe Parthie zurück? Ich bringe ſie Ihr wieder.“ — Die Dame ſchob die Noten ſtolz von ſich, und antwortete: „Ich bin keine Taglöhnerin. Kaum habe ich den ellenlangen Schmarren, die Anna Komnena einſtudirt, und ſchon ſoll ich dieſe Ariadne hinunterwürgen? Mit nichten. Zeit und Mühe hab' ich genug verloren. Mag ſich eine andere plagen.“ — „Gerberini! Sie drücken ſich höchſt unanſtändig aus.“ — „Ich? Ihre Forderungen an mein Talent möchten eher dieſe Benennung verdienen. Ich unanſtändig mich ausdrücken?“ — Damit ſie wiſſe, wie ſie es gethan, drückte ſich nun die Excellenz unumwunden unanſtändig aus, ſagte ihr gräuliche Dinge, drohte mit Arreſt und Grenadierbegleitung zu Proben und Vorſtellung, mit horrenden Abzügen, kurz mit allen Schrecken, die einem Hoftheater-Intendanten zu Gebot ſtehen. Richtig machte er ſie weinerlich, verzagt, müde. Die Rolle zurücklaſſend, ging er von dannen.

Filzmaier traf die ihm längſt ziemlich befreundete Künſtlerin in Thränen. „Stellen Sie ſich vor, lieb Filzmaierchen!“ klagte ſie: „ich ſoll ſingen, dieſe vermaledeite Ariadne ſingen, und zum Studiren bleiben mir nur wenige Tage und mein Herz kocht vor Wuth! Wer rettet mich, wer rettet mich aus dieſen ſchmählichen Banden? Wiſſen Sie nicht ein Mittel, lieb Väterchen? Meine Unſchuld — o gerechter Himmel! rette ſie!“ — „Nun, nun, die Unſchuld wollen wir bei Seite laſſen. Ich aber komme gerade, um Sie, göttliche Angioletta, zu beſtürmen, zu beſtehen, dieſe Ariadne zu ſingen.“ — „Grauſamer! O bedecke mich, des Orkus Nacht!“

Nachdem ſich die Gerberini in Opernreminiscenzen ſatt geſchwelgt hatte — auch eine ihrer einzigen Leidenſchaften — ſagte ſie, plötzlich in alltägliche Proſa überſchlagend: „Mich wundert, wie Sie für den groben Intendanten, den groben Liberat und deſſen verwünſchten Schmarrn von Ariadne das Wort führen mögen? Ich hätte Sie für geſcheidter gehalten, lieber Mann. Sie — der mißhandelte, aus dem Feld geſchlagene Theil..? Wo haben Sie Ihren Verſtand?“ — „Eben das bischen Verſtand, meine Beſte, befiehlt mir, gute Miene zum ſchlimmen Spiel zu machen. Singen Sie, ſingen Sie mir zu liebe.“ — „Nicht um alle Kronen dieſer Welt! nein, ich ſchwör' es. Wollen Sie ſich demüthigen, wohl und gut. Ich laſſe mich nicht wie eine Taglöhnerin traktiren. O Himmel! Sehen Sie dieſen Brief? Das ſchönſte lebenslängliche Engagement von der Welt. Und ich kann es nicht benützen, weil Vorſchuß nicht bewilligt wird, als nach meinem Eintreffen, und hier bindet mich mein Kontrakt noch auf Jahre. Und ohne Vorſchuß kann ich nicht reiſen... ich habe Schulden, Filzmaierchen, viele Schulden .... aber .. ja, wenn ich baar Geld hätte, oder Kredit... lieber macht' ich mich nach Petersburg aus dem Staube, als dieſe unſelige Ariadne zu ſingen!“ —

Filzmaier ſpitzte die Ohren. „Petersburg iſt weit, ſehr weit;“ bemerkte er. Und die Künſtlerin ſeufzte troſtlos: „freilich... ich könnte die Reiſe nicht erſchwingen....“ — Filzmaier beſah den Brief, alsdann die Meubles in Salon und Nebenzimmern mit den Augen eines geſchwernen Tarators. „Ihre Einrichtung wäre ein hübſches Geld werth;“ meinte er. Worauf Sie: „Ei ja, aber ſie hat ſchon ihren Herrn, Filzmaierchen.“ — „Schlimm, ſehr ſchlimm. Da wir aber vom Durchgehen ſprechen.... das Deſertiren iſt eine kleine Leidenſchaft von Ihnen....“ — „Die einzige von Bedeutung;“ erwiederte die Gerberini lachend. — „Wenn ich Ihnen die Mittel gen Petersburg zu fliehen verſchaffte?“ — „Mann! Dich ſandte ein höheres Verhängniß!“ — „Nur Geduld; denn ich hätte vor allem eine Bedingung zu machen.“ — „Welche, welche? geſchwind! O reiße mich aus des Tyrannen Klauen!“ — „Sie müſſen die Ariadne ſingen.“ — „Du ſpotteſt meiner, Unhold!“ — „Nein, nein, im vollen Ernſt. Iſt Ihnen nicht lieber, unmittelbar nach der Oper ſich bequem zu ſkiſſiren, als hier auf undankbarem Boden noch jahrelang zu verweilen?“ — „Du ſagſt es, Mann der Hoffnung, Mann des Schreckens.“ — „Und wäre Ihnen das Studium dieſer Rolle eine ſo mühſame Aufgabe? Sie, mit Ihrem Talent, lernen die Miſère bei einer Taſſe Thee.“ — Aufrichtig: es würde mir nicht ſchwer fallen, die Parthie zu liefern; aber....“ — „Aber? aber ohne die Ariadne kein Vorſchuß von meiner Seite, alſo kein Petersburg, alſo kein für's ganze Leben geſichertes Brod, alſo noch langes Verweilen in dieſem Kunſt-Zuchthauſe!“ — „Halten Sie ein!“ — „Sie, die angeſtaunte Sängerin, werden hier verkümmern....“ — „Unmenſch! er durchbohrt dieſe weiche Bruſt, der Unglückſel'ge.“ — „Ihre Blüthe verginge hier ungepflegt, unbedauert...“ — „O, es iſt nicht wahr, es kann nicht ſeyn! alle meine Pulſe ſchlagen!“ — „So reichen Sie mir denn die Hand.“—

„Da iſt ſie.“ — „Ich helfe Ihnen durch.“ — „Gottgeſandter! — Aber, lieb Väterchen, ich bemerke Ihnen, daß ich ohne meinen blonden Julius nicht reiſe, und auch er iſt in Petersburg verſorgt, wenn's gelingt, ihn ſeinen Gläubigern zu entreißen.“ — Der Julius war der erſte Tenor. Filzmaier rieb ſich die Hände. „Alſo auch Julius? in Gottesnamen. Ariadne wird folglich mit ihrem Theſeus zugleich die Flucht ergreifen, und dem Minotaurus von Intendanten glücklich entkommen.“ — „Lebensretter! Lebensengel! laſſ' mich dankend ruhen an Deiner Bruſt!“ —

„Heda! Gerber! was muß ich ſehen, mein Schatz?“ fragte erzürnt der Tenor, der eben zu der Umarmung zurecht kam. Aber bald gab ein Wort das andre. Die drei gleichgeſtimmten Seelen klangen zu einem Akkord zuſammen, und nach zehn Minuten ſang auch Julius ſeinen Part in dem Terzett: „O mein Erretter Du!“

So kam es, daß Liberat, der nun auch von Künſtler zu Künſtler flehentlich ſeine Autorgänge lief, von den erſten Mitgliedern keinen Korb erhielt. Der König von Naros, der erſte Baſſiſt, wollte zwar Sprünge machen; aber Filzmaier verſprach ihm ein Fäßchen extra guten Bordeaux, und überwand ſomit ſeine Bedenklichkeiten. — „Ohne Ruhm zu melden,“ ſprach der Exprofeſſor zu Liberat, „habe ich Dir eminente Dienſte erwieſen, und möchte wohl dafür ein Pretium Deiner Zuneigung gewinnen, lieber guter Alter!“ — „Rede, mein Herz;“ antwortete der fröhliche Liberat. — „Sieh, das Finale Deines zweiten Akts, das ich beim Kapellmeiſter ſah, iſt ein Meiſterſtück. Erlaube mir, davon eine kleine Abſchrift zu nehmen.“ — „Georg, mein Koncept herbei!“ — Georg zögerte ein bischen; Liberat drang in ihn: er mußte gehorchen. Liberat ging ſeiner Wege, um die erſte Chorprobe zu leiten. Filzmaier ſetzte ſich indeſſen und excerpirte in der Geſchwindigkeit aus dem Finale, was ihm beſonders am Herzen lag. — „Ich hätte es ihm nicht zum Abſchreiben gegeben;“ ſagte Georg zu Liberat, als derſelbe heimkam. — „Du biſt ein argwöhniſcher Narr, wie meine Tochter;“ hieß die Antwort: „thut mir der Filzmaier ſo viel tauſend Gefälligkeiten und bahnt mir allenthalben den Weg an, und ich ſollte ihm die Kleinigkeit verweigern? Pfui Teufel!“ — Georg beſchied ſich in Ruhe. Liberat fragte ſich ſelber mit Gemüthlichkeit: „Was thut's auch, wenn mir der arme Schächer, der ſelbſt keine Ideen hat, etwelche ſtiehlt, um ſie für ſich zuzurichten? Reiche ſchenken gern an Arme, ſollen's wenigſtens thun.“

Je näher der Tag des Feſts rückte, je zufriedner wurden alle Leute, die mit dem Feſt zu ſchaffen hatten. Die Prinzeſſin freute ſich, ihren Willen durchgeſetzt zu ſehen, und nebenbei bereitete ſie eine Ueberraſchung für den lieben Bruder vor: ein Conzert während der Abendtafel, nach der Aufführung der Ariadne. Der berühmte Violinſpieler Roſenkron, der den Ruf eines Paganini erobert, und ſchon einmal in Baden das Entzücken der Prinzeſſin erregt hatte, war einer damals ertheilten Erlaubniß zufolge bei ſeiner Gönnerin brieflich um die Vergünſtigung eingekommen, das Landes- und Fürſtenfeſt mit ſeinem Virtuoſenzauber verherrlichen zu dürfen; und ihm dachte die Prinzeſſin den Lorbeer des Ehrenconzerts zu weihen. — Der Fürſt, der ſich mittlerweile mit ſeiner Günſtlingin verſöhnt hatte, unter der Bedingung daß von Filzmaier gar nicht mehr geſprochen würde, freute ſich, das Feſt mit beruhigtem Herzen und heiterm Gemüth genießen zu können. Der Intendant freute ſich, alle Widerſpenſtigkeit ſeines Künſtlerkorps beſeitigt zu ſehen. Liberat ſah mit Wonne, wie von Probe zu Probe ſeine Blüthen würziger dufteten, und herrlichere Früchte verſprachen. Seine Freunde erwarteten mit Stolz den Siegestag, und warben ſorgfältig Anhänger aus allen Klaſſen der Geſellſchaft. Auch Filzmaier rieb ſich immer vergnügter die Hände, und machte ſich tauſenderlei Arbeit um den über die Maßen beſchäftigten Liberat zu unterſtützen. Das Libretto mußte gedruckt, zum Theil prachtvoll gedruckt werden, damit der Fürſt, ſeine Schweſter, und die Crème des Adels und der Beamtenſchaft am Abend der Oper mit Exemplaren vergnügt werden konnten. Filzmaier übernahm dieſes Geſchäft mit Hintanſetzung aller beleidigten Eitelkeit. Er beſorgte die Auflagen: ſowohl für die hohen und höchſten Herrſchaften, die gratis zu vertheilen; als auch diejenige für das gemeine Publikum, die an der Kaſſe zu verkaufen. Liberat überließ ihm blindlings die Sorge, denn Filzmaier ging ſo diskret zu Werke, daß größtentheils ſeine Mitwirkung im Dunkeln blieb, und, wo das Geheimniß durchaus nicht bewahrt werden konnte, geſtaltete ſich Filzmaiers Benehmen ſo delikat, ſo erbaulich, daß ihm und Liberat viele Ehre daraus erwuchs. — Kurz: Alles prophezeite der Ariadne einen glänzenden Erfolg. Aller Blicke waren auf des Meiſterwerks Gedeihen gerichtet, und folglich bemerkte kein Menſch, daß Frau Brock-Heinrich-Gerberini und der blonde Julius ſtill lächelnd ihre Koffer packten und ſchon vom feenhaften Wintergarten des ruſſiſchen Kaiſers lebhafter träumten, als von den Gratifikationen, die der Intendant ſtets in Ausſicht ſtellte, aber niemals bewilligte. —

Und es kam endlich der Tag. Die Geſammtartillerie des Fürſtenthums beſchoß den aufdämmernden Morgen. Die Muſikbande der Leibwachen ſchmetterte ihre Jubellieder durch die Straßen der Reſidenz. Die Trommeln der Bürgermiliz weckten das verſchlafenſte Menſchenkind. Aber Liberat war ſchon vor Beginn des Frühſpektakels auf den Beinen. Als ihm Euthalie die Morgenſuppe und den Morgenkuß zu bringen kam, trat er ihr mit freundlichſter Stirne entgegen und ſprach: „Heute, mein Kind, feiere ich ſo zu ſagen meine ſilberne Hochzeit mit den Muſen. Gerade heute vor fünf und zwanzig Jahren hatte ich das erſte Gemälde mit einem fröhlichen „Gottlob!“ vollendet. Es gefiel, das anſpruchsloſe Machwerk, und ihm verdanke ich auch den erſten Liebesblick Deiner, ach nur zu früh hinübergegangenen Mutter! Möge der heutige Tag mir abermals Glück bringen!“ — „Ich wünſche es Dir von ganzer Seele;“ erwiederte das Mädchen ſehr gerührt: „mein zärtlichſtes Wort könnte Dir nicht ſagen, was mein Herz fühlt!“ — In der That glänzten auch bei dieſen Worten der Tochter Augen von ſo überirdiſchem ſeligem Schein, daß der Vater kaum ſatt wurde, ſie zu betrachten.

Nach einer kleinen Weile verzog ſich indeſſen ſein Mund zu einem leichten aber beinahe ſchmerzlichen Lächeln. „Wie ſo himmliſch wohl Dein Mitgefühl mir thut, magſt Du ſelbſt ermeſſen;“ ſprach er: „warum ſind nicht alle Menſchen ſo mild und chriſtlich, eines armen Künſtlers freudige Hoffnung, wenn nicht zu theilen, doch wenigſtens nicht muthwillig mit Füßen zu treten? Sieh, welchen Brief ich heute ſchon empfing. Er iſt ohne Unterſchrift, die Hand mir fremd. Er warnt mich vor gefährlichen Umtrieben, die mein heutiges Wirken zu verderben drohen. Der Schreiber gibt ſich den Anſtrich eines getreuen, wenn auch verbergnen Freundes, und wirft mir dennoch mit der ſogenannten Freundeshand eine ganze Zucht von Schlangen der Furcht und des Argwohns in den Buſen! Iſt das recht, iſt das chriſtlich? ich frage. Zum Glück ficht mich der Wiſch nicht an. Weiß ich etwa nicht, daß Hohe und Niedere das Lob meiner Schöpfung poſaunen, und daß die Gediegenheit ihrer Darſtellung nichts zu wünſchen übrig laſſen wird? Thue ich daher Unrecht, wenn ich dieſen Schreckbrief zerreiße, ſeine Fetzen in die Winde ſtreue?"

Er verrichtete wirklich, während er alſo ſprach, die Exekution. Euthalie nickte ihm Beifall. Die Ahnungen, die das Warnungsſchreiben in ihrer Seele aufgeweckt hatte, ſprach das gute Kind nicht aus, um den ſo zuverſichtlichen, ja frommvertrauenden Vater nicht unnöthig zu kränken und zu beunruhigen. Auch war ihr Inneres ſo angefüllt von einer ſeltſam tiefgehenden Bewegung, einer fröhlichen, wie es ſchien, daß ſie gerne ſelber jeglichen unangenehmen Eindruck von ſich abhielt.

Die Vierzahl der gönnerhaften Freunde ſtellte ſich bei Liberat ein, und bekomplimentirten ihn, als wäre Er, und nicht Se. Durchlaucht, des Tages Held. Buzogany beſchwor zunächſt den Freund mit tauſend Flüchen, ſich tapfer zu halten. „Sey nicht muthlos, herrlicher Liberat!" rief er: „ich habe ſchon die ganze Garniſon aufgewiegelt; vom Oberſt bis zum Kadetten herab, hab' ich ihnen verſprochen Jedem ein paar neue Handſchuhe, wenn ihre eignen werden durchgeklatſcht ſeyn. Alſo nicht fürchten. Der anonyme Brief iſt miſſerable Dummheit.“ — Salami, der Marquis, ließ ſich eben ſo tröſtlich vernehmen: „Ich habe wenigſtens hundert Mann rekrutirt, die Ihnen Beifall zu ſpenden verpflichtet ſind. Meine Leute ſind Bürgerliche, Ladendiener, Kaffeeburſche, Zitronenhändler, — gemeines Pack, wenn Sie wollen, aber von guter Lunge und harten Fäuſten; wohlfeil nebenbei. Das Geſindel thut einem guten Wort eines vornehmen Mannes zuliebe das Unmögliche. Sie ſollen hören, Lieber. Werden ſich die Ohren ſelber zuhalten vor dem Spektakel, und Wehe dem Unruhſtifter, der ſich rühren möchte!“ — Gleichermaßen berichtete Revelhos: „Der Adel iſt geſtimmt; für die wohlwollenden Intentionen der Logen ſtehe ich gut. Die Zeichen des Beifalls werden ſo dicht hernieder regnen, daß der Fürſt erſchrecklich zäh ſeyn müßte, wenn er Ihnen ſeinen Orden vorenthielte.“ — Alfred begnügte ſich, von den guten Anlagen der jüngern Herren des diplomatiſchen Corps zu reden, und wendete ſeine Zeit, während die Uebrigen prahlten und debattirten, bei Euthalie beſſer an. So meinte er wenigſtens. Das Mädchen war gerade heute ſo allerliebſt, ſo zuvorkommend; ihre Blicke redeten heute eine ſo wunderſame Sprache, die Alfred zu ſeinem Vortheil dolmetſchte; ihr ganzes Benehmen war heute ſo ganz und ſo entſchieden anders als gewöhnlich. Jedes ihrer Worte klang ſo weich, ihre Augen ſpiegelten ſo mild und feucht. „Auf Ehre! als meine Braut am Hochzeitstage könnte ſie nicht ſchöner ſeyn!“ ſprach der Entzückte in ſeinen Gedanken. —

Auch Filzmaier, der ſich ſpäter im Hauſe ſehen ließ, fand Euthalie, wie Alfred ſie gefunden. „Schelmin! Schelmin!“ ſchmeichelte er: „wir ſind ja ſo zu ſagen über Nacht in die ſtolzeſte Blüthe getreten? Dieſes Feuer, dieſes Leben, dieſe Anmuth, dieſe Holdſeligkeit! Sage, lieber guter alter Liberat: haſt Du jemals blendendere Farben, einen reizendern Einklang aller Formen geſehen?“ — „Mach' mir das Mädel nicht eitel;“ ermahnte der Vater, wiewohl geſchmeichelt: „am heutigen Tage reklamire ich allein den Ehrenſold der Bewunderung.“ — „Er wird Dir werden auf mein Wort!“ erwiederte der thätige Freund: „vergiß den thörichten Brief, der nur darauf berechnet war, Dich wo möglich in einen Zwieſpalt mit Dir ſelber zu verſetzen. Behalte Deinen Kopf ganz ungetrübt und heiter. Und wenn der Vandalismus ſich gegen Dein Meiſterwerk mit tauſend Klauen erhöbe, ſey getroſt und laß ihn grimmig ſchnauben. Ich habe fünfzig Römer unter den großen Kronleuchter beſtellt, wie in Paris der Brauch. Sie ſind zu einem ſtets polternden Applausdonnerwetter aufgedungen, und Gott ſey Dank, daß der Fürſt auch an dieſem Tage mit ſeltner Liberalität dem Publikum geſtattet, zu beklatſchen, was ihm gefällt. Heute, Freund, ſteigſt Du zum Kapitol, den Göttern zu danken. Morgen jedoch erlaube mir, meinen Theodor zu bringen, damit er Deinem ſchönſten Werke, Deiner holden Euthalie, die Verehrung eines liebeſchmachtenden Sterblichen beweiſe.“ — Liberat lachte; die Tochter zuckte geringſchätzig die Achſeln; Filzmaier empfahl ſich, um weiter für den Freund zu ſorgen. —

Dem jungen Diplomaten war beſonders beklommen um's Herz. Er war erdrückt von Hoffnungen; das Glück, das er errungen zu haben vermeinte, laſtete auf ihm und ließ ihm nicht Ruhe. Wohl ſtand er am Abend frühzeitig, der Erſten einer, in dem prächtig verzierten Schauſpielhauſe. Wohl hatte er ſich vorgenommen, wacker als Beklatſcher und Bravorufer ſeine Schuldigkeit zu thun. Wohl ſchmeichelte ſeinen Augen die Fülle von liebreizenden und hochgeputzten Damengeſtalten, die, gleichſam in einem langen Feſtzuge erſcheinend, alle Räume beſetzten, wo's bequem war. Alfred hatte ſogar noch Kindlichkeit genug im Leibe, um ſich an dem ſchmucken Ausſehen, ſelbſt der Männerwelt, zu ergötzen; bewundernd den Prunk der vielerlei Uniformen, der Ordenskreuze, kritiſch muſternd den Staat der ſtand-, nämlich amtloſen Elegants. — Dennoch fühlte er ſein Gefühl unangenehm gereizt, all ſein Verlangen unbefriedigt, weil im weiten Saale gerade diejenige nicht zu finden und zu erſpähen war, für die er alle Frauen und Orden und Uniformen der Welt hingegeben hätte, und zwar ohne einen Seufzer. Euthalie war nirgends ſichtbar. Alfreds pfeilſcharfes und geſchwindes Auge ſchweifte umher wie ein Spion aus dem Volke Oberons glitt an den Brüſtungen des zweiten Logenranges hin, wo Euthalie ſonſt wohl ihren Platz gefunden; aber umſonſt. Vergebens tauchte der Späherblick in das tumultreiche Parterre; nirgends ein Kopf, der Einzigen nur von ferne ähnlich. Noch hoffte der junge Mann, ſeine Liebe werde plötzlich irgendwo erſcheinen, aber bald brauſte das Haus wie ein gefüllter Bienenſtock, und ſo bereitwillig die Erſten hereingelaſſen worden waren, ſo bereitwillig wurden die Zuletztkommenden ohne Umſtände abgewieſen;

Euthalie nicht zu ſehen. Dennoch ſaß Liberat ſchon an ſeinem Pulte im Orcheſter; ihm war die Ehre eingeräumt worden, ſein Werk zu leiten, und der Kapellmeiſter fungirte als gefälliger Adjutant mit ungefälliger Seele. — Und — Alfred ſchaute ſo eben in das Dampfbad des Amphitheaters unter der fürſtlichen Loge nieder — und auch Euthaliens Tante ſaß ſchon dort mit braunem Angeſicht und weißer Spitzenhaube, konverſirend mit einer Freundin, die ihr noch an Jahren etwas vorgeben konnte, und nicht rechts, nicht links an ihrer Seite war die Nichte zu ſchauen. — „Sie kommt nicht! o Himmel! ſie kommt nicht!“ ſtöhnte Alfred in ſeine Buſenkrauſe. Nach dieſem Stöhnen ſpitzte er den Mund zum Pfeifen, wie er gewöhnlich that, wenn ihn die erzüble Laune überlief. Seine Umgebung vergeſſend, gab er richtig ein paar Töne an. Zum Glück verhallten dieſe unter dem Hagelgepraſſel von Applaus, das im Theater losbrach, indem der Herr in ſeine Loge trat. Zugleich wirbelten die Pauken den Tuſch, den dreimaligen herkömmlichen. Revelhos Stimme raunte dem Attaché in's Ohr: „Um Gotteswillen! was machen Sie wieder? Pfeifen, während der Souverain ſich beſtaunen und anklatſchen läßt? So applaudiren Sie doch, und ſehen Sie nicht in die Verſammlung wie ein Nachtwandler! Animo!“ — Worauf Alfred die Augen groß aufriß, den Mund beiläufig auch ein bischen, und mit den Händen arbeitete, daß es eine Luſt war. Dann brach die Ouvertüre los, und gefiel außerordentlich. Salami's Schneider und Handſchuhmacher, Buzegany's Militärkontingent, Revelho's adeliche Freunde thaten ihres Amts nach Kräften. Doch konnte ihr Eifer kaum verglichen werden dem Fanatismus der fünfzig Römer unter'm Lüſtre. Von den Salven der herrlich geſchulten Claqueurs wackelten des Hauſes Säulen. „Filzmaier, Du biſt ein edler Menſch!" frohlockte Liberat dankbar vor ſich hin. — Alfred jedoch frohlockte nicht, ſondern er murmelte, nachdem der erſte Akt mit ſchier wahnſinnigem Jubel aufgenommen worden war: „Dieſes Gewieher und Gepatſche iſt nicht auszuhalten. Mir dröhnt der Kopf; die Oper reüſſirt; einſtimmig iſt der Beifall . . . ich habe nichts mehr hier zu thun. Ariadne, auf ein andermal!" Kämpfte ſich richtig durch die Menge hinaus in's Freie, und ſchlenderte, ſeltſamer Gedanken voll, die ihn plötzlich überkommen hatten, geradaus nach der Wohnung Liberats. — „Was gilts," ſagte er: „Euthalie iſt zu Hauſe? ich komme ihr wohl nicht ungelegen, den Erfolg der Oper ihr zu verkünden? Vielleicht — wer weiß? — ſie war heut ſo lieblich, ſo gut, ſo hingebend — die Zärtlichkeit redete laut aus ihren Zügen . . . wer weiß, ob ſie mich nicht erwartet? Ein Diplomat muß den feinſten Wink aufzufaſſen verſtehen. Wer weiß, ob mir nicht heut die Stunde ſchlägt, in welcher ſie zu mir mit Engellauten ſpricht: Alfred, ich liebe Dich; Alfred, ich bin Dein! Und dann, ma foi, widerſtehe ich nicht länger, ich verlobe mich, gebe meinem Adel eine kleine Ohrfeige — und ſchon hat die Welt erlebt, daß aus liebenswerthen Künſtlerinnen ſtattliche Ambaſſadricen wurden!"

Da ſtand er vor dem Hauſe, da ſtarrte er hinan nach Euthaliens Fenſter. Richtig: er hatte ſich nicht betrogen; dort glänzte Licht. Die Holde war daheim. Noch mehr: ihr Profil zeichnete ſich als Schattenriß auf dem weißen zugezognen Vorhang. „Göttliche!“ liſpelte Alfred und warf vorläufig ein paar Kußhände zum Fenſter empor. Aber, wie wurde ihm zu Muth, als plötzlich ein andrer Schatten neben Euthalien ſichtbar wurde? Das war nicht der plumpen Magd Geſtalt; das war kein Weiberkopf; wohl aber ein männlicher. „Was ſoll das heißen?“ fragte ſich der junge Mann erſtarrend; und in demſelben Augenblicke vereinigten ſich die Schattenbilder in einer Umarmung. Ja, ja; es ließ ſich nicht bezweifeln. Mann und Weib umarmten ſich dort oben. Welch ein Schauſpiel für den blöden Schäfer! Und die wachſame Tante ſaß im Theater, während ſich zu Hauſe das Schreckliche begab!

Freilich hatte die Tante am Abend geſagt: „Komm, mein Schäfchen, kleide Dich an, daß wir die günſtige Stunde, um noch in der Oper Platz zu finden, nicht verſäumen.“ — Aber Euthalie hatte geantwortet: „Liebſte Tante, erlauben Sie, daß ich zu Hauſe bleibe.“ — „Wie? heute an Deines Vaters Ehrenabend?“ — „Eben deswegen. Die Unruhe, die Erwartung, die Spannung, die mich im Theater erwartet, würde mich krank machen. Lieber will ich zu Hauſe zum lieben Gott beten, daß er des Vaters Wünſche kröne.“ — „Sonderbarſtes Mädchen! Dein Vater wird zürnen.“ — „Nicht doch; ich kenne ſeine Güte; er kennt mein Herz. Zudem, liebſte Tante, bereite ich ihm eine Ueberraſchung für morgen.“ — „Eine angenehme, will ich hoffen?“ — „Ich denke das wohl. Gebe nur der Himmel, daß er ſie wohl aufnimmt.“ Euthalien trat etwas, das ausſah wie Begeiſterung, auf die Stirne. — „Wie kannſt Du zweifeln? Was Deine Hand ihm bereitet, iſt ihm gewiß willkommen. Doch fürchteſt Du Dich nicht, allein in der Wohnung zurückzubleiben?“ — „Ich bin ja kein unmündiges Kind, Tante. Die Magd iſt um die Wege, Georg in der Nähe.“ — „Hm, Georg liegt zu Bette, wie ich vernahm. Was fehlt ihm, Euthalie?“ — „Ich glaube, daß er ſich erkältete.“ — „Dein Vater war ungehalten über die plötzliche Unpäßlichkeit. Er hätte des Burſchen im Theater bedurft.“ — „Mein Gott, wer kann für Krankheit?“ — Des Mädchens Geſicht flammte. — „Auch Du ſiehſt erhitzt und angegriffen aus;“ meinte die Tante: „ſoll ich zu Hauſe bleiben? Ich ſähe doch ſo gern die Oper, Deines Vaters Meiſterſtück.“ — „Laſſen Sie ſich nicht abhalten, beſte Tante, beileibe nicht. Die gute Madame Lehner wird recht gerne Sie begleiten.“ — „Du haſt recht, ich hole ſie. Das Billet wird ihr Freude machen. Gott behüte Dich, mein Püppchen. Bete nur indeſſen, daß dem Vater ſeiner Mühe Lohn und Ehre nicht entgehe.“ — „Gewiß, gewiß.“ — Dergeſtalt war die neugierige Tante allein gegangen und Euthalie zu Hauſe verblieben. —

Alfred ſagte drunten auf der Straße: „Das wird mir zu bunt; ein-, zwei-, ja gar zum drittenmale wurde dort oben geküßt. Ich muß dem Skandal ein Ende machen oder mich überzeugen, daß mich nur der böſe Geiſt, der mit Lichtern, Schatten und eiferſüchtigen Augen ſein Spiel treibt, geäfft hat.“ — Das Haus ſtand offen; Alfred ſetzte den Fuß auf die Schwelle. Da hatte ihn plötzlich wieder eine Hand bei der Schulter, und Revelhe's Stimme rief gedämpft in ſein Ohr: „Sie ſind's? Sind wir auf demſelben Wege? Wiſſen Sie ſchon von dem Unglück?“ — „Ein Unglück? welches?“ — „Unſer armer Freund

Liberat. Alſo der eitlen Träume von Glück und Ruhm!“ — „Nun?“ — „In der Oper iſt der Teufel los.“ — „Wie ſo?“ — „Denken Sie: es begann das große Duett — wir hörten's in der Probe — zwiſchen Theſeus und Ariadne, worinnen die letztere dem Treuloſen ihre Vorwürfe nicht erſpart. Die Muſik iſt herrlich — der Text nicht minder ſchön — ſiehe da: Die Gerberini und der Julius, zum Unglück ausnahmsweiſe ein paar Sänger, die dem Publikum kein Wort entgehen laſſen, ſo deutlich ſingen ſie leider, heben an, einen Text zu debitiren, der nicht ſchändlicher ſeyn kann, daneben eine getreue Abſchrift des unangenehmen Zwieſprachs, den vor ein paar Tagen Seine Durchlaucht und Dero Favoritin miteinander gehalten haben. Sie wiſſen, daß jener Zank mit ſeinen trivialen Wendungen in Jedermanns Munde, in Jedermanns Ohr. Daher zündeten gleich die erſten Worte wie Blitze in der ganzen Verſammlung. Und da es weiter kam und weiter, erſtarrten die Logen vor Indignation zu Eis, das gemeine Volk lachte laut und ſpottete noch lauter; nur die Unglücksſchaar der Claqueurs unter dem Kronleuchter klatſchte wie beſeſſen nach jeder Sottiſe der unverſchämten Sänger und ſteigerte dadurch das Aergerniß aufs höchſte. Der Fürſt voll Zorn, daß man ihm die Halsbinde lüften mußte coram populo, die Caroline roth vor Schaam, mit grimmigem Geräuſch aus ihrer Gitterloge entweichend, die Prinzeſſin ſchneeweiß vor Beſtürzung, Liberat halb ohnmächtig im Orcheſter, nach hofmänniſchen Tropfen ſtöhnend, das Orcheſter darauf los geigend wie Wahnwitzige ... das Volk unten und oben im Allarm .... ſolchen Zuſtänden zu entfliehen, eilte ich um der Tochter oder Tante

— eine von ihnen, wie ich höre, iſt zu Hauſe — das Unglück anzuſagen.“ — „So gehen wir. Es ſind während deſſen ſaubere Geſchichten oben paſſirt. Kommen Sie, geh'n wir beide.“ —

Wahrlich! zum viertenmale umarmte Euthalie den Gefährten ihrer Einſamkeit, als die Kavaliere in ihr Zimmer drangen ohne zu klopfen, da des Augenblicks Dringlichkeit und Hiebspoſt von der ſtrengen Sitte diſpenſirte. „Shame, Shame!“ rief Alfred aus, wie nur die prüdeſte Engländerin hätte thun können. Revelhos gaffte mit offnem Munde an, was über ſeinen Horizont ging. Euthalie lag in den Armen Georgs, raffte ſich aus Georgs Armen beſtürzt empor. Der Bediente ſtand ziemlich gleichgewichtig den Herren gegenüber, nicht Miene machend, davon zu laufen, wie einem Knechte wohl angeſtanden hätte. Euthalie, halb abgewendet, fragte mit Beſchämung: „Darf ich wiſſen, was Sie bewegen mag, mich jetzo zu überraſchen, wie ichs nicht gewohnt bin?“ — Alfred war noch immer wurzelnd auf dem Fleck, und prüfend den Blitz ſeiner Augen an dem unverſchämten Diener, der jedoch von ihm nicht Notiz nahm, ſondern aufmerkſam lauſchte den Worten Revelhos'. „Was ich zu ſagen habe, mag mich entſchuldigen;“ ſprach dieſer: „ich wage nicht zu erörtern, warum unſer ſchneller Eintritt Ihnen doppelt mißfallen mußte, denn ich verſtehe nicht Ihr Verhältniß zu dieſem Menſchen ... nun — mich kümmert es auch nicht .... aber mit Ihrem Vater, Euthalie, ſteht es ſchlimm.“ — Revelhos machte ſeinen Bericht kurz; um ſo kräftiger war er. Euthalie wollte auſſer ſich gerathen. „Faſſe Dich, meine Liebe!“ ſagte der Bediente, zärtlichſt ſie umſchlingend, und ſie, gelehnt auf ſeine Schulter, flehte ihn an: „Mein Georg, mein Georg, jetzt zeige, daß Du mich liebſt. Eile, von meinem herzgeliebten Vater die unverdiente Schmach zu wälzen!“

So eben kam Salami auſſer Athem, und ſchrie: „Liberat wird gleich hier ſeyn.... der dritte Akt iſt allerhöchſt verboten worden...das Volk verließ rebellirend das Haus....Buzogany und die Tante bringen den ſchwach darniederliegenden Meiſter in einer Kutſche!“

„Wo, wo?“ rief Euthalie voll Schmerz, nach der Thüre ſtrebend. „Ich eile, ich fliege!“ rief auch Georg und ſtürmte der Gebieterin nach. Wie ein Falke ſeiner Beute, ſo folgte racheglühend Alfred dieſem Georg, der ſeinen Weg nicht gegen die Treppe nahm, die nach unten führte, ſondern in's obere Stockwerk lief. „Wohin, wohin, Du gewiſſenloſer Bube?“ ſchrie ihm Alfred, der weit dahinten blieb, nach. Keine Antwort. Georg verſchwand in ſeiner Kammer; ein paar Augenblicke ſpäter war Alfred wieder bei ihm, und fragte heiſer vor Grimm: „Was ſollte der Auftritt bedeuten, Elender! Du wagſt es, Deines Herrn Kind zu verführen?“ —

Georg, der ſeine Jacke von ſich geworfen, und in eine höchſt noble Weſte fuhr, erwiederte: „Mein Herr, Sie ſind im Irrthum, und ich bin Ihnen keine Rechenſchaft ſchuldig. Weil Sie aber juſt da ſind, ſo ſeyn Sie gefällig genug, mir dieſen Leuchter zu halten. Ich habe raſend Eile.“ — Mit dieſen Worten drückte er dem Feind den Leuchter richtig in die Hand, und Alfred, von der Frechheit verdutzt, hielt in der That die Kerze feſt, ſchimpfte jedoch in einem fort, und drohte mit Zuchthaus und Prügeln. — Georg legte indeſſen kaltblütig aber ſchnell die Kravatte um, ſteckte eine Buſennadel an, ſchlang eine funkelnde Kette über das Gilet; die Mode von dazumal. „Lieber Herr,“ begnügte er ſich zu ſagen, „hier iſt nicht vom Zuchthaus die Rede, denn das Heirathen iſt in der Welt noch erlaubt; am wenigſten mag ich von Prügeln hören. Sie flögen aus dem Fenſter, und wir ſind im dritten Stock; bedenken Sie! — Stellen ſie jetzt das Licht nur hin, ich bin mit dem Halswerk fertig. Nun den Frack; beſter Herr, wären Sie ſo gut, mir ihn zu reichen? Dort auf dem Stuhl! Entſchuldigen Sie meine Grobheit, aber es drängt die Zeit. Der verdammte dritte Akt ... ich war nicht darauf vorbereitet, daß die Oper ein Ende mit Schrecken, ein ſo frühzeitiges Ende nehmen würde. Tauſend Dank, lieber Herr. Sehen Sie! Friede iſt beſſer als Unfriede. Wir werden uns noch recht lieb haben.“

„Ich weiß nicht, was ich aus Ihm machen ſoll. Er iſt ein großartiger Grobian! ...“ verſetzte Alfred ſtaunend, wenn gleich verächtlich. Georg überhörte die Anzüglichkeit, nahm aber gleich das Wort: „Beſter Herr ... liegt nicht dort ein Ring? bitte, bitte darum. Viel Dank. Mein Gott, das Taſchentuch ... hätt' ich's doch beinahe vergeſſen! der arme Liberat ... nun, nun, ich weiß ſchon wo die Schlange niſtete, die ihn ſtach. — So ... nun, Gottlob ... noch die Handſchuhe ... der Hut ... bitte, helfen Sie mir ihn ſuchen ... ich ſehe den Wald vor Bäumen nicht ... nein, nicht den Hut meinte ich, ... jenen Kaſten, den ſchwarzen, den mit Silberbeſchläge ...“

Alfred packte mit einer Art von Wildheit den Kaſten.

„Was ſoll's damit? ſoll ich Dir mit dieſem Geigenfutteral den dreiſten Schädel einſchlagen, Nichtswürdiger?“ — Worauf der Andre ſehr kalt: „Wenn ich mich jetzt echauffiren dürfte, hätten Sie ſelber ſchon den Denkzettel weg, mon cher; aber ich muß ruhig Blut haben. Geben Sie den Kaſten her.“ —

„Wohin, Unhold? fliehſt Du aus dem Hauſe, das Du verunehren wollteſt?“ zürnte Alfred, der aber immer weniger begriff, was all das werden ſollte. — „Laſſen Sie doch die altväteriſchen Redensarten!“ lachte Georg; „ich gehe, um wiederzukehren, ich denke mit Glanz wiederzukehren. Sie geben mir wohl zu, daß Eulalie ein Engel iſt, den man nicht verläßt, wenn man ihm angehören darf für's Leben!“ — „Verwünſcht, Du höhnſt mich noch, Unglücklicher? Wenn mich nicht meines Standes Ehre zurückhielte ... Dir gebührte die Züchtigung eines Sklaven!“ — Die Sache war, daß ſich Alfred vor den breiten Schultern und der Kaltblütigkeit des Verführers fürchtete.

„Immer altfränkiſcher, mein lieber Herr!“ ſagte Georg, den Hut aufſetzend: „ein junger Mann wie Sie, und ſpricht wie der alte Leſſing in ſeinen Tragödien! Bedecken Sie ſich gefälligſt; ich muß jetzt gehen; es iſt die höchſte Zeit.“ — Die Citation des alten Leſſing, die hochgehende Manier, die Georg in ſeine Sprache legte, ſetzte den Attaché in Erſtaunen. Der faſhionabelſte Menſch ſtand vor ihm; das ſah er plötzlich. Von den Augen fielen ihm die Schuppen. — „Mein Herr,“ ſtammelte er verwirrt, gleichwohl grollend: „Sie ſind nicht, was Sie bisher ſcheinen wollten!“ — „Möglich; kommen Sie.

Ich laſſe Ihnen das Licht, da ich dieſe koſtbare Stradivari nicht aus den Händen geben darf. Gehen Sie voran, daß wir Beide unbeſchädigt über die Treppen gelangen."

Alfred verſah nun ſehr wider Willen, aber hingeriſſen und unterjocht von der Ueberlegenheit, die ſich in Georgs Perſon kund gab, den Dienſt des Bedienten in eigner Perſon. — An Liberats Zimmern vorüberſchreitend, ſagte Georg: „Gehen Sie nicht hinein, jetzt nicht. Dergleichen Auftritte ſind für alte Weiber paſſender, als für junge Leute. Die Thränen der Tochter, die Seufzer des in ſeinem Selbſtgefühl beleidigten Meiſters, der Eſſig- und Aethergeruch, den die Tante verſchwendet, die Gemeinplätze der Hiobsfreunde ... das iſt nichts für einen Mann, deſſen Herz in ſeiner erſten Elaſtizität ſteht. Es würde Ihnen auch nicht nützen, wenn Sie Euthalie tröſten wollten. Ihr Ohr gehört mein, einzig nur mein."

Sie ſtanden unter der Hausthüre. Alfred ermannte ſich, ſchleuderte mit Geräuſch den Leuchter von ſich, und rief: „Ich ſpiele hier eine unwürdige Rolle. Sie drehen und wenden mich, wie eine Puppe. Aber ich liebe Euthalie, ich haſſe Sie als meinen Nebenbuhler. Herr! Donnerwetter! wenn Sie etwas beſſres ſind, als ein Bedienter, ſo ſchlagen Sie ſich mit mir!"

„A la bonne heure!" verſetzte Georg leicht und freundlich, indem er immer ſchneller fortging und den Andern zwang, ihm zur Seite zu laufen: „jetzt ſprechen Sie nach Guſto. Das hör' ich gerne, aber heute, junger Freund, iſt's mit dem Zweikampf nichts. Sie wären im Stande, in Ihrer jetzigen Wuth mich unmenſchlicherweiſe todt zu ſtechen, und ich will doch als ein Lebendiger Euthalie heirathen; oder Sie hätten etwa das Glück, mir den Arm zu zerſchmettern, und — Caro — ich bedarf heute meiner beiden Arme ſo nothwendig!“

Dem Alfred ging ſchier der Athem aus. Dennoch ſchnaubte er: „Morgen, Herr, Morgen alſo. Auch ich ſchlage mich nicht unter der Straßenlaterne, aber am hellen Tag thu' ich's mit derſelben Wuth, die mich heute charakteriſirt. Sie häufen Beleidigung auf Beleidigung auf meinen Nacken. Sie ſollen büßen. Nennen Sie nicht ſo unanſtändig, und ſagen Sie mir lieber, wer Sie ſind, damit ich Morgen Sie treffen und vernichten kann.“ — „Kommen Sie nur mit. Ich ſage Ihnen unterwegs, was Sie zu wiſſen brauchen!“ — „Bin ich denn dazu verdammt, heute immer Ihren Seitenläufer zu machen? nach Ihnen mich zu richten?“ ſchnaufte Alfred immer athemloſer.

Georg hielt vor dem großen Hotel am Marktplatz an. „Mein Wagen da?“ fragte er den Portier, indem er eine Karte hingab. — „Vor einer Stunde angekommen;“ antwortete der lange bordirte Menſch mit tiefem Bückling. — „Geſchwinde meinen Bedienten, die Pferde heraus!“ befahl wiederum der ſtolze Georg, und die Glocken des Hauſes läuteten Sturm, die Kellner flogen ... in einer Minute ſtand ein ſchmucker Diener gehorſam vor dem Herrn, ihn begrüßend wie nach langer Trennung. — „Schon gut;“ antwortete Georg: „der Wagen in Ordnung?“ — „Zu Befehl.“ — „Geſchwinde denn.“ — „Schon zweimal fragte ein Lakai von Hofe an, ob Ihro Gnaden noch nicht angekommen.“ —

Der Wagen donnerte unter den Portikus; eine herrliche Equipage. „Sie ſehen, Beſter, daß man mich erwartet!“ ſprach Georg lächelnd: „Leiſten Sie mir Geſellſchaft.“ — „Ich, Ihnen?“ ſtotterte Alfred. — „Ja, ja, es iſt noch eine gute Strecke bis zum Schloſſe, und Zeit genug, Ihnen Alles haarklein zu erzählen, damit Sie doch auch wiſſen, warum Sie Morgen Ihren Hals riskiren wollen.“ — Ueberdrängt und willenlos ließ Alfred ſich in die Kutſche heben, und ſie fuhren munter von dannen. —

Während ſich all dieſes begab, lag der gute Liberat unter der Bürde einer Desperation darnieder, die mit ſeiner kräftigen Natur kaum ſich vereinigen ließ. Die außerordentliche Anſtrengung der jüngſtverfloſſenen Tage und der beiſpielloſe Sturz aus heiterm Himmel in den Abgrund der Schmach hatten den Starken beinahe zerſchmettert. Im Anfang that er nichts, als ſeufzen und klagen; ſpäter redete er viel und in großer Aufregung, die dem herbeigerufenen Arzt bedenklich vorkam, weil häufig ſeine Reden klangen, wie die eines Uebergeſchnappten. So ſagte er, nachdem ſeine Schweſter die weinende Eukhalie mit vieler Mühe, um ſie zu beſchwichtigen, entfernt hatte: „Es hat ſeine Richtigkeit. Ich gehe drauf; ich kann's nicht überleben. Julius Cäſar ſtirbt; Nero ſtirbt! welch ein Künſtler geht in mir zu Grund!“ —

Buzegany fragte trocken: „Freund, wie redeſt Du? Wo iſt Cäſar?“ — „Da liegt er;“ verſetzte Liberat: „ſterbe ich nicht wie er? Gewarnt, und die Warnung verachtend wie er? am Fuße der Bildſäule des Feindes?

Filzmaiers Götzenbild lacht über meinem erbleichenden Haupte. Meine Brüder und Freunde haben den Dolch in meine Eingeweide geſtoßen. Hab' ich nicht den Julius, die Gerber gehätſchelt wie meine eignen Kinder? Die Undankbaren! Mir koſtet es das Leben, ihr Verbrecher.“

Salami tröſtete: „Ei nein, ei nein, Sie werden nicht ſterben. Viele große Männer ſind der Verläumdung und Bosheit zur Beute geworden, ohne deßhalb den Geiſt aufzugeben. Nehmen Sie mich zum Beiſpiel: mein Prozeß in Benevent .....“

„O, wäre ich doch ſelbiger Prozeß, liebſter Freund!“ ächzte der Kranke: „ich lebte ewig, ewig! Nicht doch: ich lebte ſo lang, als eine gute ſolide Erfindung zu leben pflegt — lang genug!“

„Erfindung?“ flüſterte der Arzt dem Ungar zu: „ich ſchöpfe Hoffnung. Sein Verſtand iſt nicht dahin.“

Wieder begann Liberat: „Du armer, armer Fürſt! die Naſe kaput ... eine Durchlaucht ohne Naſe, fernerhin ganz porträtunfähig! Filzmaier, Du führteſt das Meſſer! Ach, mein Fürſt ohne Naſe! Du, den ich geboren, insgeheim zur Welt gebracht, Du, verſtümmelt vor Deiner Ausſetzung! O Filzmaier!“

„Wenn das nicht Wahnſinn iſt, ſo habe ich in meinem Leben nicht gewußt, was Verſtand iſt!“ lamentirte Salami, die trocknen Augen hinter'm Schnupftuch verbergend. —

„Man ſollte zwar denken,“ fuhr der Kranke mit verſchmitztem Lächeln fort, „daß eine Naſe unnöthig, wo ein Kopf überhaupt nicht vorhanden?“

„Was reden Sie denn von Wahnſinn?“ fragte der Arzt den Marquis ſehr entrüſtet: „Scharfſinn, nicht Wahnſinn, ſage ich Ihnen.“ „Ich hatte ihn ſo glücklich aus der Kirche geſtohlen!“ ſprach Liberat mit Lächeln wie zuvor: „da in der Kirche jeder Menſch ein Nichts vor der Gottheit iſt, ſah auch der Herr aus, wie ein Nichts, und war daher ſo ganz Er ſelbſt. Er würde Effekt gemacht haben zwiſchen rothen und grünen Lampen, im Hintergrund des Narespallaſts — nein, des Bacchustempels … o Filzmaier, Dein verruchtes Meſſer!“ —

„Ich verſtehe;“ bemerkte Buzogany: „hat Liberat ein Bild gemacht des Fürſten; ſollte dieſes vorkommen in Epilog. Nun, iſt dritter Akt weggeblieben, blieb auch Epilog fort, und gut war's, denn ein Böswicht hatte dem Herrn die Naſe wurz weg ausgeſchnitten.“

Hier nahm Liberat eifrig und geſammelt das Wort. „Es iſt ſo, und der König von Nares iſt auf Commando betrunken geweſen, und hatt'' ich ihn mühſam mit Kaffee und Citronen wieder herſtellen laſſen. Dem erſten Violinſpieler iſt auf Commando unwohl geworden; thut nichts, wenn auch ſein Adjunkt ausgeblieben war; ich geigte ſtatt Seiner … ein Stück war aus der Partitur verſchwunden — thut nichts, ich hätte auch ohne dieſes Stück zu haben, den Karren fortgeſchoben … aber alle dieſe Teufeleien waren noch gekrönt durch die niederträchtige Verrätherei der erſten Singvögel … und ich ſterbe an der Schande, an der Ungnade …. ich, der ich mich früher nie um eine Gnade bekümmerte! Geſchieht mir recht; die Eitelkeit verdient den Hals zu brechen … ich will mein Teſtament machen!“

„Regen Sie ſich doch nicht ſo gewaltſam auf!“ ermahnte der Arzt. —

„Das thue ich nicht; das iſt nicht mein beſſrer Menſch. Was kann ich aber dafür, wenn die Menagerie der verſchiedenen Thierſeelen, die mir im Leibe ſitzt, ſpektakelt und ſich alterirt? Der Eſel ſchreit über ſeine Dummheit; der Hund wimmert unter den Streichen, die ihm ſeine ſklaviſche Dienſtfertigkeit eintrug; der Pfau ſingt ſeinen verblichenen Spiegeln mißtönende Klage; . . . ich will mein Teſtament machen. Meine Reichthümer muß ich auf Erden zurücklaſſen, doch will ich ſie in die beſten Hände legen.“

„Reichthümer? Hören Sie?“ fragte Salami den Arzt mit boshaftem Stolz. Der Doktor zuckte die Achſeln, und glaubte ſelbſt wieder an Liberats Wahnſinn.

„Wenn Sie durchaus wollen,“ ſagte Revelhos, der mit ſeiner milden Gemüthsweiſe auf Liberats Gedanken einging, „ſo bin ich bereit, Ihren letzten Willen niederzuſchreiben. Erleichtern Sie Ihre Bruſt; friſch! ſpenden Sie aus Ihre Schätze. Wenn Sie morgen geſund dem Tag entgegenlachen, wird Alles noch Ihr Eigenthum ſeyn, wenngleich Sie auf dem Papier es ſchon Andern ſchenkten.“

„Sie träumen, Herr Graf; ich komme nicht mehr auf;“ verſetzte Liberat, und diktirte dann: „Erſtens: da die Furcht des Herrn aller Dinge Anfang, vermache ich dem Fürſten die kleine Midasbüſte auf meinem Eckſchrank, mit dem Bemerken, daß des Königs Barbier geſchwätziger war denn ſein Gebieter, der gewiß nicht den dritten Akt der Ariadne verboten, und ſomit das Publikum erſt recht auf ſeine Ohren aufmerkſam gemacht haben würde.“

„Das iſt eigentlich ein bischen hochverrätheriſch," lächelte Revelhos: „indeſſen, Sterbenden iſt Alles erlaubt. Da ſteht's."

„Zweitens: dem abſcheulichen Filzmaier meine Verachtung und meines Todes Schande." — „Bravo." — „Drittens: den alten Pack von Muſikalien auf meiner Bodenkammer dem geſammten Hoftheaterorcheſter, als Zwiſchenmuſik in den Schauſpielen zu gebrauchen. Iſt nicht viel daran, indeſſen doch immer werthvoller, als die Fideicommißſtücke, womit die Herren ſeit dreißig Jahren ein geduldiges Publikum peinigen." — „Viertens: der Prinzeſſin Adelheid, Hoheit, ihre ganze Protektion ohne Abzug, in Natura, ein koſtbarer Schatz." —

„Nun, wenn das ein Delirium ſeyn ſoll . . .!" murmelte der Arzt und lachte in den Bart.

„Fünftens: meinem wackern Gönner und Freund Buzogany allen Tauſenddank, den ich ihm für ſeine rath- und thatloſen Unterſtützungen ſchuldig geworden ſeyn möchte. Ich zahle ihn mit ſeiner Münze."

„Mi 'a patvar!" fluchte der Ungar leiſe. Salami lachte ſehr. Gerade kam es an ihn.

„Sechstens: meinem ſehr werthen Beſchützer, dem Herrn Marquis von Salami auf Mortadella, an Geld genau bis auf den Heller ſoviel, als ihn ſein weltberühmter Prozeß zu Benevent koſtet, und der Vergleich, den er nächſtens mit ſeinem ſehr erlauchten Vetter, dem Herzog Mangiabroccoli, abſchließen wird."

„A monte, a monte queste freddure!" murmelte Salami, der nicht mehr lachte.

„Siebentens: meinem vortrefflichſten Herrn und Mäcen, dem Grafen Revelhof, der die Antiken liebt, und den Gott noch tauſend Jahre erhalten möge, das beſte, was ich beſitze und zwar auf ewige Zeiten, wie einſt im Alterthum ein rechter Freund zu thun pflegte: ich vermache ihm meine Tochter, meine Schweſter, meine alte Magd Kundel, und den vielverſprechenden Diener Georg. Jedoch ſoll der Erbe nicht gehalten ſeyn, den Letztern bis an ſeines Lebens Ende zu verköſtigen. Kann ihm aufſagen, wenn er ihn nur neu gekleidet in die Welt hinausſchickt. Dagegen trage ich dem edeln Grafen auf, mit meinen Bildern, Muſikalien und anderweitiger Habe, die juſt hinreichen wird, meine Gläubiger zu befriedigen; einſt, aus ſeinen eignen Mitteln, meine Euthalie anſtändig zu verſorgen und mich ſtets als den vertrauenvollſten Freund im Andenken zu lieben."

„Ugy! Derék!" frohlockte Buzegany. — „Bombabà! e mentre ch' ei berà, noi diremm' Bombabà!" frohlockte der Italiener. Dem guten Revelhof wurde indeſſen vor Schrecken die Dinte in der Feder zu Eis. — „Sie ſpaſſen wohl, Beſter?" fragte er ſchüchtern. — Worauf Liberat, der ſich wieder bequem legte, mit völliger Abkühlung: „Gott behüte! Was ich thue, iſt rein antik."

„Und ich, mein Freund, würde gern dem Alterthum die Freude machen, in dieſer egoiſtiſchen Neuzeit ſeinen Fußſtapfen zu folgen, wenn nur meine Kräfte es zuließen, und wenn nicht ein gewiſſer Umſtand mich verhinderte, für Euthalie Alles das zu thun, was ich im Fall Ihres Todes gern für ſie thun möchte." — „Jetzt wollen wir gleich ſehen, ob Liberat ſich mit uns eben nur einen Spaß macht, oder ob die Vaterpflicht und Sorge ſeine Kleinmüthigkeit zu Boden ſchlägt;" raunte Revelhos dem Arzt in der Geſchwindigkeit zu. —

Sehr aufmerkſam richtete ſich Liberat empor und fragte mit gewohnter Schnellkraft: „Was bedeutet dieſe ſeltſame Rede? Hat ſich Euthalie gegen Sie vergangen, daß Sie Ihres Schutzes ſie unwerth finden?"

„Ei nun; ſie hat ſich ſchon ſelbſt verſorgt: in der Welt nichts weiter. Sie nennt ſich eine Braut Ihres Bedienten." —

„Meines Bedienten? Ei, zum Henker, hör' ich recht?" — Jetzt ſtand Liberat auf ſeinen Füßen und ſeines Zornes Flamme fraß all ſeinen Künſtlerkummer hinweg. — So eben trat Euthalie wieder ein, die Tante in ihrem Gefolge. „Ach, Väterchen! Du haſt Dein Lager verlaſſen? Du biſt wieder munter und geſund?" rief ſie froh, ihn umarmend. — Liberat hielt ſie mit einer Hand zurück, mit der andern drohte er ihr: „Geſund und friſch und munter, um Dir den Hals zu brechen, wenn ſich beſtätigt was mir der Graf da ſagte. Iſt's wahr, daß Du mit Georg im Einverſtändniß ...? daß Du ſo tief geſunken, mit dem Burſchen von Lieb' und Hochzeit zu reden?"

„Vergebung, mein lieber Vater!" rief Euthalie aus, und kniete vor dem Vater nieder. — Liberat öffnete den Mund zu einem harten Wort. Der Himmel erſparte es ſeinem weichen Gemüth. — Georg trat ſo eben im vollen Staat in die Thüre, hörte und errieth, was vorging, und ſagte mit Wärme und Frohſinn: „Ja, vergeben Sie, aber nur mir allein, denn Ihre Tochter wurde meine Gefangene unverſchuldeterweiſe, weil nicht alltäglich der

Liebeskrieg, den ich ihr angekündigt. Ich bin Roſenkron, der Virtuos, deſſen Geigentöne Ihnen zur Nachtzeit ein paarmal klangen, wie Engelmuſik. Man rühmte mir einige Vortheile in der Compoſition, deren eiferſüchtiger Eigenthümer Sie ſind. Ich diente bei Ihnen, wie einſt ein Andrer bei Tartini; ich ſtahl Ihnen Ihr Geheimniß, ich fing Ihre Tochter in meinem Netze, nachdem ich Notabene ſchon unverſehens in dem ihrigen gezappelt hatte. Ich habe Glück, Geld, Ausſichten, ein bischen Ruhm. Ratificiren Sie den Vertrag, den Euthalie und ich unterſchrieben, und Ihre Geheimniſſe werden in der Familie bleiben, und Sie entgehen der Gefahr, einen Vandalen zum Schwiegerſohn zu bekommen.“ —

„Ein Mährchen, ein Mährchen! fabuloſe Narrheit!“ rief Liberat; aber ſchon war er näher dem Segnen, als dem Fluchen. Roſenkron ſchmiedete das Eiſen behende im Widerſchein von Euthaliens ermuthigenden Blicken, die da ſagten: „Der Vater iſt gut; ich kenne den Vater.“ „Das bischen Betrug, das ich mir erlaubte,“ fuhr Roſenkron auf die einſchmeichelndſte Weiſe fort, „iſt allerdings eine Sünde, wenn ſchon eine läßliche. Um mich davon loszukaufen, erſcheine ich jetzt mit Neuigkeiten, die, will's Gott, nicht unangenehm lauten. Auf das Gelingen der „Ariadne“ rechnend, hatte ich beſchloſſen ....“

„Ariadne!“ Unſeliger! Dieſe Erinnerung koſtet Ihnen Euthalie!“ zürnte der Vater ſchmerzlich berührt. Aber Roſenkron ſagte ruhig: „Nicht doch; ſie wird mir Euthalie ganz gewinnen!... hatte ich alſo beſchloſſen, meine alte Gönnerin, die Prinzeſſin, vermittelſt eines kleinen Tafelkonzerts zu meiner Fürſprecherin bei dem gefeierten Liberat zu werben....“

„Bei dem ſchimpfirten, gebrandmarkten Liberat, wollen Sie ſagen!“ — Euthalie hielt dem Aufbrauſenden den Mund zu. Roſenkron vollendete nun ungehindert: „Wie ſich nun heut die Sachen geſtaltet hatten, war meine Pflicht eine ernſtere geworden. An mir, der Filzmaiers Teufelei zuerſt geahnt, war's natürlich, meines Schwiegervaters Ehre zu retten. Ich ſpielte, ich gefiel, ich zog milde Saiten über des Fürſten Herz, ich ſtellte den böſen Geiſt Filzmaier in's gehörige Licht, die Prinzeſſin unterſtützte mich. Die Gerberini und ihr Julius, die vom Opernhauſe mit Filzmaiers Hülfe, im Theaterkoſtüme, per Extrapoſt die Flucht genommen hatten, ſind ergriffen worden, und ihr Geſtändniß vervollſtändigte, was ich als Rechtfertigung eines braven Künſtlers angegeben. Sie werden morgen zum Fürſten beſchieden werden; er wird Ihnen ſeines Ordens Ritterkreuz umhängen; übermorgen wird die „Ariadne“ vollſtändig, wie ſie der Meiſter ſchrieb, gegeben.. Sie werden im Triumph mit Fackeln nach Hauſe geleitet werden. Eines Hof-Kapellmeiſters und einer Hofmalerin Titel und Beſoldung, der Vorſitz im Kunſtverein iſt ſchon dem Hauſe Liberats beſchieden; doch nur unter der Bedingung, daß der Hofmalerin Dekret mit dem Namen einer verehelichten Roſenkron ausgefüllt werde.

Des beſten Magiers Zauberſtab hätte nicht geſchwinder exerirt, als Roſenkron's Botſchaft. Die Freude, mit ihr das Gleichgewicht aller Sinne und des Verſtandes, kehrten zu Liberat zurück. Dem glücklichen Virtuoſen wurde allerdings die Hand der nicht minder glücklichen Euthalie. Alles hatte den Verlauf, wie Roſenkron verkündigt hatte.

Filzmaier reiſte auf ein paar Jahre in's Ausland. Das Vaterland hatte auf einmal ſeinen größten Künſtler kennen gelernt. Revelhes ſchöpfte Athem, von der bedenklichen Erbſchaft enthoben; Salami kehrte zu ſeinem beneventiſchen Prozeß, Buzogany zu ſeinen Feldzügen hinterm Ofen zurück. — Alfred allein war gränzenlos unglücklich, weil Alles für ihn in der Perſon Euthaliens verloren gegangen. Er duellirte ſich zwar nicht, was ſehr vernünftig zu nennen; aber mit grauſigem Lebenseckel hörte man ihn überall wiederholen, was einſt Alfieri geſagt: „Ich darf nicht meine Ehre, ich will nicht die Freiheit, ich kann nicht meine Liebe überleben!“

Solche Geſinnungen ließen das Aeußerſte befürchten. Zum Glück verliebte ſich Alfred binnen acht Tagen anderweitig, und von der ganzen Liberat- und Filzmaier-Geſchichte iſt ihm nur die fatale Lehre geblieben, daß nichts in der Welt precärer als eines Künſtlers Ruhm und die Gunſt eben dieſer Welt. Hier iſt zwar der Pfuſcher unterlegen, und das Verdienſt an ſeine würdige Stelle gekommen: der Fall iſt jedoch ſeltner, als man glaubt. Mag nun aber der Dumme oder der Geſcheidte oben ſtehen — das Rad läuft um — die Neigung ſchläft ein und ſtirbt; nur der Haß iſt ſtets lebendig und munter.

V.

„Nicht ſo lang, wie Hugo's Erzählung, aber immer noch allzulang;“ kritiſirte Richard: „nicht ſo unwahr die Perſonen, wie jene in Fortuna's Begebenheiten, aber immer noch nicht weltwahr.“ — Hugo verſchmerzte leicht den Hieb, denn er war vergnügt wie ein Engel, weil in Liberats Geſchichte auch nicht ein einziger Menſch um's Leben gekommen, ſondern unerwarteterweiſe Alles gut ausgegangen war. Darum ſchmeckte ihm auch das Eſſen wiederum trefflich, aber leider ſind die Stunden der armen Leute, unter deren Rippen es nicht geheuer iſt, höchſt ungleich, und ihre Roſen welken ſchnell. So geſchah es, daß Hugo plötzlich einſilbig, nach einem Glaſe Aleatico ſogar tiefſinnig, nach den Confetti höchſt unruhig und ängſtlich wurde. Er hielt ſich auf einmal für vergiftet, ließ dunkle Worte von Menſchenbosheit, ſchlechtverzinnten Kupfergeſchirren und arſenikaliſchen Topfglaſuren fallen, und ſuchte voll von Schreck und Skrupeln ſein Bett auf, und ſeine Hausapotheke, und des Hamadiri Elixir, wenn gleich es aus Tiboi's verdächtigen Händen ſtammte. — Die Miterben, der Thorheit des Hypochondriſten lachend, hatten viel zu wenig Zeit, ſich mit ihr weiter zu beſchäftigen. Arthur mußte ja ſeiner Schönen zu Gefallen im Garten irren, eine Gelegenheit ſuchen, ihr ſeinen Dank zu ſtammeln; Richard hatte ja ein Rendezvous mit Tiboi, das ihm nahe am Herzen lag. —

Er betrat die Schloßkirche zum erſtenmale. Das feierliche Gebäude machte einen großen Eindruck auf ihn. Da Tibidoi noch nicht zugegen, wandelte der grimmige Polizeimann ſo zu ſagen ſchüchtern von Altar zu Altar, lorgnettirte Gemälde und Schnitzwerke, und ſtreifte mit dieſer Detailbeſchäftigung nach und nach die Beklemmung, die ihn befallen hatte, von ſich. Fand ſich doch ſo mancher Schmaus für ſeine bösliche Witzluſt in der ſtillen Kirche vor! Da war der uralte Herzog Thaſſilo oder Theodo, der Stifter des Gotteshauſes, zu ſchauen, wie er in einer ſchönen grünen Jagduniform, mit dreieckigem Federhute auf dem Kopf, in's Waidwerk reitet, hinter ihm ſein Leibhuſar und ein pechſchwarzer Mohr in wohlbetreßtem Spenzer; da waren rings an den Wänden die Bilder der Komthure aufgehängt, die allerjüngſten wie begraben in ungeheuere Stahlharniſche, mit denen Zopf und Puderlocken, Haarbeutel und postillon d'amour ſonderbarlichſt zuſammenſtimmten. — Richard fühlte ſeine Heiterkeit wieder aufleben. Er ſchwitzte wieder Spottgift aus allen Poren. Da ſtand er unverſehens vor dem Monument des Kommandeurs Don Pedro.

Der Marmor war ſchön, das Porträt untadelhaft, die Ausführung der ganzen Figur zu loben; die Idee erſchrecklich alltäglich. Der unvermeidliche Mantel, die entſetzlichen Steifſtiefel, die obligaten drei Kanonenkugeln zwiſchen den Beinen... von all den Beigaben, die ein Standbild heutzutage ſchier unerträglich machen, fehlte hier keine. Dennoch war Richard aufs Neue beklommen, ja beſtürzt geworden. Das weiße Geſicht lebte, und blickte ſo koloſſal vornehm auf den Beſchauer nieder, daß ihm der Reſpekt oder das Grauen durch die Gebeine lief. Der Marmor ſchien zu fragen: „Und auch Du! was willſt Du hier, mein arger Freund?“ —

Zum Glück wuchs Tibidoi nach ſeiner Manier gleichſam aus der Erde hervor, und gab den Gedanken Richards wieder die alte Richtung, das alte Gleichgewicht. — „Das Mittelchen!“ redete der Herr den Diener haſtig an: Mein Lieber, mein Juwel! das Mittelchen, geſchwinde!“

Tibidoi räuſperte ſich unglaublich lange, bis er der Ungeduld Richards genügen zu wollen ſchien. Denn, wie ein argliſtiger Kobold, ſchob er das Verlangen ſeines Gebieters noch auf eine längere Bank, indem er ſich in unnützen Vorklagen zu ergehen beliebte. „Wie bedaure ich Sie, Luſtriſſimo! Welche Menſchen an Ihrer nobeln Seite! Der eingebildete Kranke, der allen Leuten des Hauſes ein Fegfeuer ſchon hienieden bereitet! Der Lebensſatte, der daneben doch ſo heuchleriſch nach jeder Schürze äugelt! Mein Gott, welch ein Loos für Sie! Ich für mein Theil werde mich ſtets in Diſtanz halten, in einer Entfernung, ſo weit als ein Band für zehn Soldi reicht; ich kann laufen laſſen, was da läuft. Aber Sie... ein vortrefflicher Kavalier, der da zuſehen muß, wie ein Meer von Thorheiten daherrauſcht, ihn zu ängſtigen, — wie jene Leute bald ſogar dieſes reichliche Erbe verſchleudern, die goldenen Bezzi zum Fenſter hinaus werfen werden!“

„Gebt Friede mit den Klagen, Sier Tibidoi;“ brummte Richard: „Welche Melodie geigt Ihr jetzo? War nicht Alles abgekartet? nicht Alles verabredet? Sollten ſich die Herren Miteſſer nicht im eigenen Netze fangen?“ —

Tibidoi ſtellte ſich auf einmal verzweifelt unſchlüſſig:

„Es frißt Zeit weg, das Abwarten, koſtbare Zeit, und ich mag's mit meiner Tochter nicht lang riskiren; das Mädchen wäre im Stande, ſich ernſtlich in den Sior Arthur zu vergaffen! Ich bin Vater, Luſtriſſimo. Ich habe Ihnen das Experiment zugeſagt, aber es kommt mir jetzt von Minute zu Minute bedenklicher vor!“

„Sie wußten vor ein paar Stunden von allen dieſen Bedenklichkeiten nichts, mein lieber Alter!“ bemerkte Richard mißvergnügt: „was ſchwatzten Sie mir von einem Mittel vor, das Alles beſchleunigen ſollte? Was?“ —

Tibidoi ging noch nicht auf Richards Dringen und Drängen ein. Noch brüſtete er ſich mit den Beſorgniſſen eines zärtlichen Vaters. „Schon hat, ſo fürcht' ich, das Spiel zu lange gedauert;“ ſagte er: „Roſaura hat Feuer gefangen. Wer weiß, wie bald die Verliebten ſchon bis zu den Perlen kommen werden? *) — Denken Sie ſich dann mein Unglück! Ich hätte einen Schwiegerſohn ohne Mittel, ohne Erbe... eine feine Geſchichte!“

„Ja mein Gott! ſo geh'n wir ſchneller zu Werke;“ rief der Expolizeiherr: „ich will nichts lieber als das. Hinaus mit den Beiden, die uns Verdruß machen. Ihr Mittelchen, Freund Tibidoi! Ihr Mittelchen! Drücken Sie los.“

Nun blinzelte der Majordomus den Ungeduldigen ſataniſch lächelnd von der Seite an, zuckte wieder die Achſeln, zog die Augenbrauen hoch, rührte beide Daumen, als zählte er Geld, und ſagte endlich trocken und verſchmitzt: „Der Blinde ſingt nicht ohne Geld.“

---

*) Der bindende Akt der ſehr förmlichen venezianiſchen Verlobung.

„Ah! iſt's nur das? Ei, mein Wertheſter, Sie ließen ſich lange bitten, um den erſten Buchſtaben Ihres Alphabets aufzuſagen. Geld, Geld! ei nun, ich dacht' es wohl. Sind wir nicht dem ſchönen Italien ſo nahe? Steht nicht ein edler Venetianer vor mir? Rüſtig, mein Freund: Was verlangſt Du, wenn ich dein Mittelchen in praxi ausführe? Was gilt Dein rares Geheimniß?“

„Sie greifen mich bei der Ehre an. Dennoch verlange ich nur eine kleine Ausſteuer für meine Töchter.“

„Aha! hat der gute Junge auf einmal mehrere Töchter? Du biſt von guter Wolle, haſpelſt Dich leicht ab, mein edler Freund.“

Wenn Sie einwilligen, iſt die Wolle ſchon zum Kämmen fertig. Zwei Töchter.... für beide zuſammen ein Heirathsgut von zehntauſend Thalern .... das wäre nicht viel.....?“

„Blume aller zärtlichen Väter! Du ſagſt es. Hunderttauſend Thaler wären allerdings viel mehr. — Wie aber, wenn Sior Tibidei ſich auf meine Großmuth verließe?“

Der Caſtaldo rieb lächelnd die Hände: „Luſtriſſime, was ſoll ich ſagen? Wenn ſie hat, was ſie will, legt die Henne kein Ei mehr.“

„Eben darum, mein Schatz, will ich nur, wenn Alles geſchehen, die Hand aufthun;“ bemerkte Richard mit triumphirender Miene.

„Ich bin ein galanter Mann;“ antwortete Tibidei: „ich verlange nichts voraus, als etwa Ihre Unterſchrift? Ich habe, in der Vorausſetzung, mit einem wackern Kavalier zu thun zu haben, ein kleines Wechſelchen aufgeſetzt .... um zweier armen Mädchen willen, die eines noch ärmern Vaters ſind, und von Ihnen ihre Ausſtattung erwarten .... unterſchreiben Sie, bitt' ich unterthänigſt."

„Oè! Mit nichten, lieber Alter. Ich unterſchreibe niemals einen Wechſel."

„Löbliche Vorſicht! Luſtriſſimo: der König Salomo wird neben Ihnen zum Dummkopf. So begnüge ich mich denn mit ihrem Handſchlag."

„Mein Freund; ich gebe niemals meine Hand."

„Aha! Sie fürchten, ſich übel zu verheirathen, mit mir ein ſchlechtes Haus zu machen? Auch gut. Ich habe mich nicht in Ihnen betrogen, mein Reſpekt vor Ihrer Klugheit wächst über die Berge hinaus. So werden Sie mir wenigſtens ein mündliches Verſprechen vor einem verſchwiegenen Zeugen leiſten?"

„Sior Tibidoi: ich verſpreche niemals etwas vor Zeugen."

„Capperi! Sie kennen die Welt. Beim Blut der Diana! Sie kennen die Menſchen. Sie zählen nicht viere, bevor nicht die Katze im Sack iſt. Einem Andern würde das mißfallen, wie einem Vielfraß der Zucker, aber ich, Luſtriſſimo, ich weiß Ihre Vorſicht zu würdigen. Unter vier Augen alſo nur vier Worte."

„Richtig. Mann zu Mann. Das laſſ' ich mir gefallen. Kommen wir zu Ende, mein Freund."

„Nun denn: zehntauſend Thaler, ſobald Hugo und Arthur das Feld geräumt haben?"

„Es ſey."

„Noch eine Extra-Gefälligkeit: Sie erzeigen mir und meinen Töchtern die Ehre, unſer Gevatter beim Ring und Verlöbniß zu ſeyn?" *)

„Es ſey. Meinetwegen auch der Ring."

„Gut. Morgen Abend um dieſe Stunde werden Sie von Ihren Nebenbuhlern erlöſt ſeyn."

„Wie fangen Sie es an?"

„Mein ſehr werther Herr und Gebieter: Sie werden's erfahren. Billig, daß, wo der Lohn noch in der Schwebe, auch das Geheimniß nicht preis gegeben werde. Doch ſollen Sie ſehen, daß ich ein Mann von Wort bin; wenn Sie ſchon mit dem Ihrigen markten, und ſo viel möglich hinter'm Berge hielten. Genug: ich erfülle, was ich verſprach. Ein Anderer möchte ſich bedenken, und fürchten, daß Sie ihm Alles ablängnen, ihm wohl gar zum ſchuldigen Lohn das Kräutlein Caſſia geben dürften; **) aber fern von mir ſey dieſer Argwohn. Wir haben hier im Angeſicht unſers Wohlthäters unſer Wort getauſcht. Dieſes Bild von Marmor war ein Zeuge unſrer Verträge. Ich bin abergläubiſch, Luſtriſſime, und beſchwöre dieſen Commandeur von Stein — buona memoria! — zentnerſchwer und ſtrafend einzuſchreiten, wenn eine der Partheien nicht verrichten ſollte, was ſie gelobte!"

Richard trat befremdet einen Schritt zurück. Der marmorne Commandeur ſah wie vernichtend auf ihn herunter. Er mußte das Auge abwenden. „Laſſen Sie in ernſter

---

* Eine Hochzeitcharge, die man gern einem reichen Gönner oder Verwandten zuweiſt.

** Ein italieniſcher Wortwitz, die Entlaſſung aus dem Dienſt bedeutend.

Sache dieſe Thorheiten, Tibidoi; ich bitte mir's aus;" ſagte er finſter.

Tibidoi verkehrte ſein für einen Moment begeiſtertes Geſicht in ein höflichſtlächelndes, und verſetzte: „Den Scherz nicht übel zu deuten, Luſtriſſimo. Da jedoch von der Excellenz die Rede, möcht' ich wagen, meinen geringen Bedingungen noch eine, die allergeringſte, anzuflicken. Noch ein kleines Almoſen, mein gnädiger Herr!"

„Verdammte welſche Blutegel! ſie haben nimmer genug;" grämelte Richard zwiſchen den Zähnen; dann ſagte er laut und barſch: „Was noch, Poſtillon?" — „Poſtillon?" fragte Tibidoi verwundert. Worauf Richard verächtlich: „Ja ſo! ich beſinne mich. Ich glaubte, einen von den grünen Burſchen vor mir zu haben, denen das Trinkgeld immer zu ſchmal wird. Was wollt Ihr noch, Sior?"

„Ein Möbel möchte ich gern beſitzen: Ihnen das entbehrlichſte im ganzen Schloſſe. Geben Sie mir in den bedungnen Preis noch das Bild des ſeligen Commandeurs. Es hat für Sie — ich weiß es — keine Wichtigkeit. Für mich wär's eine Zierde meiner Kammer, eine wohlthuende Erinnerung für mein dankbares Herz."

Richard lächelte boshaft, indem er, ohne ſich lange zu bedenken, verſetzte: „Um der glühenden Dankbarkeit eines Italieners willen ſoll die Forderung gewährt ſeyn. Nehmt immerhin ſodann das Bild ... meintwegen auch dieſe Statua, und macht damit, was Euch beliebt. Ich liebe ohnehin nicht die todten Geſichter von Todten, ... wenn ich etwa des Kaiſers Bild auf ſeinen Thalern und Dukaten ausnehme."

Tibiboi verbeugte ſich. Aber durch die Gewölbe der Kirche ſummte ein dumpfer Ton, wie aus einem grollenden Munde von Erz. Betroffen richtete ſich Richard in die Höhe, und ſchaute aus nach dem Donner, der grimmig zu murmeln ſchien: „Traditore, traditore!“ — „Wa — was iſt das?“ wollte er fragen; indeſſen verwandelte ſich das befremdende Murren in ein lautes Gebell. Beatswain ſtand auf der Kirchenſchwelle, blickte vorwitzig und bellend die beiden Herren an, und näherte ſich dann, immerdar knurrend und Laut gebend, dem Grabmal.

„Der verwünſchte Hund!“ zürnte Richard. — „Sicher iſt ſein Herr nicht fern; wir müſſen uns trennen!“ ſprach Tibiboi, der auch von einem paniſchen Schreck befreit zu ſeyn ſchien. — Während Richard haſtig von dannen ging, hatte der Caſtaldo alle erdenkliche Mühe, den Neufoundländer von dem Monument des Don Pedro zu entfernen, das er ſchnuppernd und heulend umkreiste. — —

Arthur war jedoch keineswegs in der Nähe. Meiſter Beatswain, den ſein Herr als einen auf geheimnißvollen Lebenswanderungen ſehr überflüſſigen Begleiter im Zimmer verſperrt hatte, war durch das Fenſter in's Freie gekommen, aber nicht auf ſeines Gebieters Färthe gerathen. Der Lebensmüde, aber wieder zum Leben Aufblühende, hatte, während der Judashandel in der Kirche, unterm Bart des Seligen, vorging, ſelbſt die Wonne eines Seligen genoſſen. Das Brieftäſchchen mit dem Zauberblättchen auf der Bruſt, hatte er die Entdeckung der herrlichen Jungfrau Roſaura verſucht. Er ſang durch das duftende Labyrinth um des Caſtaldo Wohnung das

Rührendſte was ihm beifiel: die Refrainſtrophe aus Metaſtaſio's Addio:

„Dall' una all' altra aurora
„T' andro cercando ognora;
„E tu — chi sà se mai
„Di me ti sovvirai?"

Gletſcher hätten hinſchmelzen müſſen vor der Wehmuth ſeines Geſangs. Roſaura's Herz war weit entfernt, ein Gletſcher zu ſeyn. Daher beſann ſie ſich, von ihrem Vater nicht bewacht, keinen Augenblick, und trat unter den Hallen jenes verführeriſchen Gewächshauſes, das ihrer Liebe erſtes Erröthen geſehen, dem irrenden und girrenden Sänger entgegen: „Er iſt's!" — „Sie iſt's!" — „Welche Wonne!" — „Welche Freude!" — „Welch' ein Himmelsglück!" — „Welch' ein Augenblick!" und ſo weiter hin und her bis zur Fermate des Händedrucks. — Dann mit ſteigendem Feuer: „Du mein!" — „Ich Dein!" — „Auf ewig!" — „Zum Tode!" — „Geliebte! welch' Schickſal!" — „Welch' ein Loos, Geliebter!" — Lange Pauſe nun; vermuthlich der erſte Weihekuß. — Gleich darauf mit hinreißender Glut: „Dieſe Blumen, Theure, Dir zum Kranze!" — „Sie ſeyen mir die Banda einer Braut!"*) — „Schmücke auch mich, theure Verlobte, mit einem Blümchen!" — „Hier ein ganzer Buſch, Du Holder! Könnt' ich doch mit dieſen Blumen alle Jünglinge dieſer Erde zum Brautſtand ſchmücken!" — „Heißgeliebte! könnte ich alle Jungfrauen des Weltalls mit dieſem Hochzeitskranze zieren!" — „O mein Arthur! glücklich ſey die ganze Jugend der Schöpfung, weil wir glücklich ſind!"

---

* Banda = Brautkranz.

— Großes Intervall mit Fußfall und darauf folgender ſehr langer Umarmung. Alsdann ſaßen ſie mit verſchlungenen Händen auf der ſchwellenden Raſenbank, und Zeit war's, das Glückſeligkeitsthema zu variiren.

„Das Teſtament ....“ hob Arthur mit troſtloſer Miene an; Roſaura verſicherte aber geſchwind, daß ſie ſich nicht im Geringſten um Geld oder Gut kümmere. — „Dein Vater ...!“ hob Arthur mit doppelter Troſtloſigkeit an. Roſaura unterbrach ihn mit feenhafter Liebenswürdigkeit, und ſagte ihm, der Vater ſey hinter Alles gekommen, habe aber nichts dagegen, wenn Arthur es ehrlich meine, und noch vor der Hand ſchweigen wolle. — Auf dieſe Erklärung löſte ſich das Liebesduett in ein unaufhaltſames Stretto auf. „Was hör' ich, mein Leben?“ — „O ſtirb nicht vor Freude, meine Seele!“ — „Dem Reichthum Pfui, Roſaura!“ — „Der Liebe Heil, mein Arthur.“ — „Wie ſüß laſtet dieſes ſelige Geheimniß! o Roſaura!“ — „Die Nacht iſt ja der Liebe Glorie, o Arthur!“ — „Du Herrliche!“ — „Du Trefflicher!“ —

Die abgeſchmackte Schloßuhr ſchlug, und Roſaura floh. „Ich entflattre auf den Fittigen der Himmliſchen!“ rief tröſtend ſie zurück. „Ich taumle von dannen, den Fuß umſtrickt von Liebesfeſſeln!“ antwortete Arthur, und richtig taumelte er, ohne zu wiſſen, wohin ſein Stern ihn führte, aus dem Garten, ſtand in der Campagna, lief rechts, lief links — Hain und Meer, Dorf und Einöde tanzten einen Feſtreigen vor ihm her. Er ſtreifte weit, von Hütte zu Hütte, grüßte freundlich die Männer, lächelte zärtlich den Dirnen, und theilte einer Jeden eine Blume zu, und verſicherte eine Jede ſeines Schutzes, ſeiner Gnade, verſprach einer Jeden, ſie ſo bald als möglich zu verheirathen. — Die Dirnen ſtaunten, lachten, oder waren gerührt, oder bezaubert von des gnädigen Herrn Freundlichkeit; aber ſtolz waren ſie Alle, überaus ſtolz, denn der glückliche Arthur, der ſich in dem Landespatois nicht gut zurecht fand, hatte, ohne es zu wollen, die übermüthigſten Hoffnungen in allen Columbinen und Emeraldinen des Bezirks aufgeweckt. —

Die Dreiherren fanden ſich am Abend, von einer ganz beſondern Heiterkeit beſeelt, im Saale des Schloſſes, vor dem Bilde der ſeligen Excellenz, ein. Hugo hatte von dem Löwenzahn der Marzellina, von Hamadiris Wundereſſenz gekoſtet, und vermittelſt eines kleinen Küchenjungen, den er in ſein Intereſſe zu ziehen gewußt, mit Freuden erfahren, daß der als Hauptarzt gerühmte Kaluger am nächſten Tage ganz beſtimmt bei ihm erſcheinen würde, um ſeiner körperlichen Leiden Meiſter zu werden. Selig in Hoffnung war Hugo aus dem Bette erſtanden, für dießmal ſchnell geheilt von aller Vergiftungsangſt. — Arthur ſeinerſeits funkelte vor ſtillem Vergnügen, und lächelte dem Tibidoi verſtohlen und verſchmitzt zu, als wäre Alles Erwünſchte zwiſchen ihnen ſchon in's Reine gebracht. — Sogar Richard — in froher Erwartung der Alleinherrſchaft, die ihm ſein erſter Miniſter ſo ausdrücklich zugeſichert, erwies ſich höflicher und leutſeliger, als gewöhnlich. Er wurde ſelbſt geſprächig, und machte ſich ein Vergnügen daraus, ſeinen Kollegen die Abendſtunde mit einer Geſchichte zu verkürzen, deren Titel ſchon etwas nicht Alltägliches zu verkündigen ſchien. —

Der Mann mit dem Geſicht.

Wenn es ein Unglück iſt, mit einem häßlichen Antlitz in der Welt umherſpazieren zu müſſen, ſo war derjenige Fremde, der am dreißigſten Juni des Jahres Neunundzwanzig, Abends fünf Uhr, in einer anſehnlichen Gränzſtadt Deutſchlands vom Eilwagen ſtieg, ein vom Unglück mit beſonderer Vorliebe geſtempelter Menſch. Seine Häßlichkeit ſtreifte in's Gebiet des Unerlaubten. Seine Reiſegefährten wünſchten einander Glück, ſeiner entledigt zu ſeyn; der Kondukteur machte ein großes Kreuz hinter ihm her, wenn auch gerührt von dem reichlichen Trinkgeld; die Packer und aufpaſſenden Kellner und Laſtträger vergaßen ihres Handwerks, anſtaunend das Ungeheure, Niegeſehene. Der Mann war bejahrt, ſein Haar noch ſchwarz, aber in einzelnen Büſcheln auf dem Kopf zerſtreut, wie kleine Baumgruppen auf der Haide, und nach Mohrenart wolligkraus. Die abſchreckende Larve beſtand aus einer ſehr niedrigen Stirne über lichtgrauen Kalmuckenaugen, aus einer kolbigen aber breitgedrückten Naſe, worunter ein Mund von Ohr zu Ohr mit dicken Lippen und pferdeähnlichem Gebiß. Alle dieſe unſchönen Formen waren getaucht in eine matte gelbe Farbe, und ein Hagelſchlag von Blattern hatte Grube an Grube, Riß an Riß, Nath an Nath darauf gezeichnet, Bart und Wimpern und Brauen gänzlich vertilgt. Es wäre indeſſen Alles noch recht leidlich geweſen, wenn nicht über die tauſend Narben und die krankgelbe Farbe, gleichſam kreuzweis über's Geſicht ziehend, zwei oder drei dunkelrothe Brandmale ihren Schrecken gebreitet gehabt hätten. Die blutfarbigen Streifen ſtanden wahrhaft entſetzlich, und machten aus der Häßlichkeit des Mannes eine Rarität. — „Ein Höllengeſicht!" murmelten ſich die Poſtbedienten in die Ohren. „Der Herr von Satanas!" ziſchelte der Kellner, der den Reiſenden muthig weggefangen, ſeinem Prinzipal, dem Gaſtwirth im „engliſchen Hofe" zu. — Indeſſen erhielt der Herr von Satanas aus Furcht und Reſpekt die beſten Zimmer des Hotels, und legte ſich wohlgemuth in's Fenſter, um die lebendige Straße zu muſtern und der vorüberwandelnden ſchönen Welt ſeine angenehme Viſage zu produziren.

Gegenüber dem Hotel ſteht das Kaffeehaus zur „Stadt Trieſt." Eine Menge von modiſchen Müſſiggängern war unter ſeinen Zelten verſammelt. Das neuaufgehende Nordlicht in den Fenſtern des engliſchen Hofs blieb von ihnen nicht unbeachtet. Ein jeder von den Herren wußte einen Witz darauf zu machen. Die ſpitzigſten Scherzreden gab der junge Herr von Angermann zum Beſten. Er war der privilegirte Spöttler jener Stadt, ein Menſch voll künſtlicher Bosheit, und auf den Ruhm eines boshaften Witzlers recht eigentlich verſeſſen. Es machte ihm Freude, wenn man ihn als ein ſchlechtes Herz verſchrie; aber ſeinen Geiſt mußte man loben und von ſeiner Zunge in Demuth ſagen: Sie iſt ein gefährliches Schwert. — Er war Referendar bei einem Kollegium, ſchlecht angeſehen und übel empfohlen von ſeinen Vorgeſetzten, die er ſo wenig verſchonte, als Andere. Seine Dienſtgenoſſen liebten ihn eben auch nicht; in der ganzen Stadt zählte er nicht einen Freund, obſchon eine Menge von Bekannten, die ſich auf dem Markt des Lebens zwar mit ihm abgaben, weil er ſie auf Koſten Anderer unterhielt, und weil ſie ihn fürchteten; die aber nicht ein Haar des Hauptes für den gefährlichen Spötter hingegeben haben würden. Juſt dieſe Iſolirung mitten im Gewühl behagte dem Referendar; er war eitel auf ſeine Feinde und affektirte fort und fort eine Ruchloſigkeit des Gemüths und der Sprache, die im Grunde ſeiner Seele fremd war.

„Wie ich ſo eben von dem Beſitzer des Hotels vernehme, wird jenes fremde Ungeheuer ſich in unſrer Stadt niederlaſſen;“ berichtete einer der Kaffeehausgäſte. — „Potz Wetter! eine große Ehre!“ rief Angermann: „womit vergelten wir ſie unſerm zukünftigen Mitbürger? Wir wollen darauf antragen, daß er im Naturalienkabinet ſein Unterkommen finde; im zweiten Saale zur linken Hand auf dem intereſſanteſten Repoſitorium, zwiſchen dem Skelett des rieſigen Grenadiers und dem cyklopiſchen Embryo. Wer iſt aber und wie heißt der niedliche Junge?“ — „Das weiß man nicht;“ lautete die Antwort im Chor. — „So laßt uns ihn taufen. Geben wir alſogleich dem Kindlein ſeinen Stadtnamen, und zwar für ewige Zeiten.“ — „Bravo! Taufe nur zu, Angermann! Du triffſt es am beſten.“

Nach einigen Vorſchlägen, die beanſtandet wurden, ſagte das Orakel der Geſellſchaft: „Die großartige Erſcheinung iſt einer großartigen Bezeichnung vollkommen würdig. Was iſt an dem Fremden ausgezeichnet, wenn nicht ſein Geſicht? Hat man jemals in unſern Mauern ein Geſicht, wie das ſeinige zu beherbergen das Glück gehabt? Das Geſicht iſt einzig, und verdunkelt alle andere Geſichter dieſer Stadt. Darum heiße der Mann von nun an, ächt klaſſiſch, der Mann mit dem Geſicht, und von unſern Kindskindern werde ihm ſtets derſelbe Name beigelegt."

Mit überlautem Jubel nahm die ganze Sippſchaft den Spaß auf, und ſanktionirte ihn. Während viele Boten hinausgingen, in allen Vierteln der Stadt zu proklamiren, was im Kaffeehauſe zur Stadt Trieſt beſchloſſen worden, begab ſich der Ausſchuß der luſtigen Geſellſchaft in den „engliſchen Hof," um, wie die Herren ſagten, der Abendabfütterung des exotiſchen Ungethüms beizuwohnen.

Die Freude wurde ihnen zu Theil. Der Gegenſtand ihrer ſtillen Mißhandlung, der arme Fremde ſaß, gleichſam der Geſammtſchau preisgegeben, an einem kleinen Tiſchchen allein, und verzehrte, ohne zu wiſſen, daß die Bosheit ſich bereits ſo viel mit ihm zu ſchaffen gemacht, mit großem Phlegma ſeine Cotelettes und Beefſteaks. — Der Saal war gedrängt voll, das Hauptaugenmerk der häßliche Gaſt; die Rotte, an deren Spitze Angermann, dem Häßlichen zunächſt. — War auch der Fremde mit ſeinem Appetit innigſt beſchäftigt, dennoch hätte er blind ſeyn müſſen, wenn er nicht der Spötter Geziſchel, Geflüſter, Gemurmel und Gekicher bemerkt hätte. Ruhig — denn ähnliche Unart war ihm auf ſeinen Reiſen ſchon begegnet, — aber ſcharfen Auges fixirte er die witzelnden Jünglinge, nahm beſonders den hauptgeſchäftigen Referendar auf's Korn, und fragte plötzlich, gerade an ihn ſich wendend, nachdem er ſich von der Richtigkeit ſeiner Vermuthung unumſtößlich überzeugt: „Gefällt es Ihnen und Ihrer Geſellſchaft, ſich über mich luſtig zu machen, mein Herr?“

Worauf der Referendar mit gleichgewichtiger Impertinenz: „Es ſteht Ihnen frei, zu glauben, was Sie wollen. Geniren Sie ſich nicht.“ — „So muß ich Ihnen wenigſtens zum ſchuldigen Dank ſagen, daß mir ein unverſchämterer Kleinſtädter noch nicht vorgekommen iſt.“ — „Und mir begegnete noch nie ein Geſicht, kapitalhäßlich, wie das Ihrige.“ — „So wünſchen Sie ſich Glück, daß ich mich nicht an dem Ihrigen vergreifen darf: ich bin ein Mitglied des Londoner Vereins gegen Thierquälerei.“

Der Referendar erglühte im Zorn, und ſprang auf, umbraust von dem Gelächter ſeiner Gefährten, die ihn zwar anhetzten, jedoch ſich ſtill erfreuten, daß er einmal ſeinen Mann gefunden; — „Herr!“ ſtotterte er in voller Wuth: „wären Sie nicht ſchon bei Jahren, ich forderte von Ihnen die blutigſte Satisfaktion.“ — Der Fremde antwortete verächtlich: „Die Jahre thun hier nichts zur Sache. Ich ſtehe zu Dienſten.“ — „Gut denn. Morgen ein Weiteres, um die Geſellſchaft nicht zu ſtören.“

Die Geſellſchaft im Saale war allerdings ſchon ein bischen in Allarm gerathen. Jedes Skandal erregt ſo leicht die Aufmerkſamkeit. Man trat in geräuſchvoll deliberirende Gruppen zuſammen. Die älteren Leute mißbilligten die ungaſtfreundliche Aufführung des Referendars. Die jüngeren Männer nahmen für ihn Parthei, da jener häßliche Fremde ſie Alle, die gelacht, mittelbarerweiſe in dem vorlauten Anführer verunglimpft hatte. — Indem er ſich mit barſchen Manieren zurückzog, erkundigte ſich der Referendar bei dem Kellner nach dem Namen des Fremden. „David Gaſtromort aus Batavia;“ berichtete der Dienſtthuende, das Fremdenbuch in der Hand.

Um dieſelbe Zeit fragte auch der Fremde den Gaſtwirth, der entſchuldigend zu ihm getreten, nach dem Namen des unbeſonnenen Witzlers. — „Herr Julius von Angermann;“ lautete die Erwiederung.

Siehe: da ſtand der Referendar ſeinerſeits wie verblüfft ſtille, ſchielte nach dem Häßlichen hinüber, und murmelte ziemlich vernehmlich für ſeine Freunde in den Bart: „Dumme Geſchichte! Ich werde mich wohl mit dem Mann nicht ſchlagen dürfen.“ — Andrerſeits äußerte Gaſtromort gleichſam erſchreckt: „Was Sie ſagen! Nun: gegen den jungen Angermann kann ich nichts vornehmen, vorausgeſetzt, daß er der Sohn desjenigen Julius, den ich auf Java gekannt habe?“ —

Da jetzo der Referendar, ohne ſich weiter zu erklären, mit ſeinem Gefolge abtrat, und die übrigen Gäſte zu den Zwecken ihres Daſeyns zurückkehrten, nemlich zum Eſſen und Trinken, nahm ſich der Wirth des Hauſes die Zeit, dem Herrn aus Batavia ergebenſt zu antworten: „Es wird allerdings ſeyn, wie Sie es meinen, geſchätzter Gnädiger. Der Vater des jungen Mannes, deſſen Unart Ihrer großmüthigen Verſöhnlichkeit zu empfehlen, hat vor manchen Jahren eine Reiſe nach Batavia gemacht, von der er beinahe gar nicht mehr zurückgekommen wäre. Er blieb vier oder fünf Jahre auſſen; eine lange Zeit fürwahr, vorgeblich, um die Erbſchaft eines dort verſchiedenen Bruders zu erheben. Dennoch ſcheint es mit jener Verlaſſenſchaft nicht viel auf ſich gehabt zu haben, denn es hieß, Herr von Angermann ſey in eines malaiſchen Fürſten Dienſt und Sold getreten. Wozu er zu brauchen war, weiß ich nicht. Hierorts hat er das Leben eines großen Herrn, oder beſſer geſagt, eines Müſſiggängers geſpielt, obſchon ſein Vermögen nicht allzubrillant, wenn gleich er ein Haus in der Stadt und ein paar Stunden von da ein Gut beſaß, welche beide Objekte noch heute von ſeiner Familie behauptet werden — mit viel Mühe und Sorgen, wie die Leute ſagen. Das geht mich jedoch nichts an, und ich rede daher wieder von der langen Abweſenheit des Vaters, der die Seinigen, eine noch junge Frau mit drei Kindern in allerlei Verlegenheiten zurückgelaſſen. Schon glaubte alle Welt, der leichtſinnige Herr werde gar nicht mehr in der Heimath und an ſeinem Herde einkehren, als er plötzlich wieder erſchien. Ob er etwas anderes mitgebracht, als nur eine tiefe Melancholie und Lebensüberdrüſſigkeit, weiß ich nicht. Es iſt indeſſen notoriſch, daß er von Stund ſeiner Heimkehr an keine zufriedne Minute mehr gehabt noch den Seinigen gemacht hat. Er ſchlich umher, wie ein abgelebter Greis, welkte zuſehends hin, und ſtarb bald an einer gewiſſen innern Verzehrung, deren Urſache ein Geheimniß geblieben, wenn nicht die Frau ein mehreres davon erfuhr. Nun iſt er — Gott hab' ihn ſelig — ſchon lange todt, und ſein Andenken lebt, denke ich, in ſeinem Hauſe nicht gar fröhlich fort, denn er hinterließ Hab und Gut in der größten Abnahme und Zerrüttung. Seines Lebens Weiſe und Beiſpiel trägt wohl auch die Schuld der ſeltſamen Gemüthsrichtung ſeiner Hinterlaſſenen. Die Wittwe war von jeher eine extravagante Frau, die nicht lange Friede halten konnte, als eben nur mit ihren Kindern, die ſie mit Affenliebe erzogen hat. Der Sohn iſt als ein faullenzender Junker aufgewachſen, hat in der Folge auf die Hoffnung einer unabhängigen Exiſtenz Verzicht leiſten, und im Staatsdienſt nach Brod trachten müſſen, was ihm fatal war und blieb, da er, wie es heißt, wenig gelernt hat. So bleibt er nun vor des Beförderungstempels Schwelle unbegünſtigt ſitzen, und glaubt ſich an Menſchen und Schickſal mittelſt ſeines grundböſen Mauls glänzend zu rächen. Seine beiden Schweſtern ſind verlaſſene Geſchöpfe; die Aeltere eine ſchon paſſirte Jungfer, voll von Anſprüchen und Hochmuth, die Keiner nehmen würde, und hätte ſie alle Taſchen voll Gold; die Jüngere zwar ein ſanftes unſchädliches Geſchöpf, aber von einer Schüchternheit und Menſchenſcheu, die allen Leuten eine nähere Bekanntſchaft mit ihr verleidet. — Jetzt, mein Gnädiger, habe ich Ihnen einen kleinen Abriß der ganzen Familie, ihrer Verhältniſſe und ihres Herkommens gegeben, nach Kräften — jetzt werden Sie wiſſen, woran Sie ſind?“ —

Caſtromort hatte, das Geſicht in beide Hände geſtützt, ohne zu unterbrechen zugehört. Mit einem Seufzer richtete er ſich nun empor. „Ja freilich weiß ich's;“ ſagte er mit wehmüthigem Ausdruck: „Der Mann iſt derſelbe, den ich meinte. Wir waren Freunde. Daher vergebe ich dem Sohn von Herzen gern jede Unbill, die er mir angethan, und werde nicht ermangeln, der Familie jeden Dienſt zu erweiſen, der ihr von meiner Seite anſtändig ſeyn möchte.“ — Der Gaſtwirth zuckte die Achſeln, und meinte, die gute dienſtwillige Abſicht werde rein vergebens ſeyn, da ſo Mutter als Sohn und Töchter immerdar herb und abſtoßend gegen die Welt geweſen, und in den verwickeltſten Lagen jede Freundeshand undankbar zurückgeſtoßen. „Sie kennen die ungeſellige Patzigkeit jener Leute noch nicht!“ warnte der Gaſtwirth. Caſtremort brach jedoch das Geſpräch ab, und überließ ſich ſeinem Nachdenken.

Nicht viele Tage vergingen, und der Fremde hatte Gelegenheit, mit eignen Augen und Ohren zu prüfen. Der Referendar hatte ſich nicht bei ihm ſehen, nichts von ſeiner Kampfluſt hören laſſen. Wie auch hie und da die Bekannten ſeiner zu ſpotten ſich unterſtanden, ſo jagten ſie doch damit ſeinen Ehrgeiz nicht auf. „Sagt, was ihr wollt;“ entgegnete ihnen Julius, wenn er überhaupt ſich herabließ, etwas zu entgegnen: „mir iſt der Mann mit dem Geſicht fatal, lächerlich, widerwärtig, aber ich mag ihm nicht klopffechteriſch in den Weg treten. Mein Vater nannte ihn oft als ſeinen Freund, und er iſt ein alter Mann; Punktum.“ — Er ſagte denen, die ihn aufzogen, nicht, daß er ſich, nicht wiſſend, warum, vor dem „Mann mit dem Geſicht“ fürchtete, und zwar mit einer abergläubiſchen Furcht. Er ſetzte zwar ſeine Witzeleien hinter Caſtremorts Rücken fort, mied indeſſen beharrlich ein Zuſammentreffen mit ihm.

Caſtremort im Gegentheil wünſchte ein ſolches. Kaum hatte er eine Wohnung nach ſeinem Geſchmack gefunden, hübſch einſam, hübſch verſteckt, und ſeine Habſeligkeiten dort aufgeſpeichert, ſo warf er ſich in Staat, und ſuchte das Angermannſche Haus auf. Er kam dort zur gewöhnlichen Viſitenſtunde an, und ſchlüpfte, ohne beſonders angemeldet zu ſeyn, mit einem der ſparſamen Beſucher, die nur von Quartal zu Quartal bei der ungeſelligen Familie ſich einführen durften, in das Geſellſchaftszimmer. Wenn ihn nicht auf dieſe Weiſe der Zufall begünſtigt hätte, wäre wohl die Thüre für ihn verſchloſſen geblieben.

Schon während der erſten Begrüßungen, die auſſerordentlich froſtig abliefen, ſah Caſtremort in allen Ecken, Geräthſchaften und Dekorirungen den Nothſtand des Hauſes. Die Reinlichkeit glich der eines bis auf den Faden kahl gebürſteten Rocks. Ihn überlief ein ſtiller Schauder, dieſem abgewelkten Wohlſtand gegenüber, ſo wie die Damen des Hauſes ſich in Gedanken bekreuzten und ſegneten, gegenüber ſeiner Häßlichkeit, von der ſie freilich ſchon häufig vernommen, die ſie aber noch nicht geſehen, Auge in Auge.

Die genannten Damen paßten zu ihrer Umgebung: drei abgeſtandene Blumen, in einem geplünderten Herbarium vergeſſen. Die Mutter, eine ehemalige Schönheit, vermagert zum Zerbrechen; die ältere Tochter gelb und verbittert, eine völlig verblühte Jungfer; die jüngere hatte noch weiche Umriſſe, ein rundlichtes Geſicht mit gutmüthigen großen Augen, aber zugleich eine Aengſtlichkeit in allen Geberden, die den Beſucher ſelbſt in Unruhe verſetzte. Alle drei Frauen, einſilbig von Natur, ſobald ſie nicht einzig en famille waren, ſchienen, dem Herrn Caſtremort gegenüber, einen höhern als den gewöhnlichen Grad von Trockenheit aufzubieten. Gefallſüchtig waren ſie gewiß nicht, und nun vollends gegen den „Mann mit dem Geſicht“ . . . . !

Die Unterhaltung klang ſehr abſonderlich. „Freut mich ungemein, die Ehre zu haben . . . .“ hob Caſtremort an. Zur Antwort wurde ihm ein pretiöſer Knix ohne einen

Laut. Alsdann ließen ſich die Damen wieder auf ihre Seſſel nieder, und ein leiſes Fröſteln überlief eine jede vor dem fremden Herrn. Ninchen, die blöde, fürchtete ſich ungemein und unverhohlen; Hannchen bohrte mit giftigen Blicken in den Fußboden. Die Mama ſah zwar dem Gaſt in's Auge, ſchien aber verſteinert.

...„Da ich ſo glücklich war, ein Freund Ihres ſeligen Herrn Gemahls zu ſeyn....“ — Keine Antwort; nur faltete die Mutter mit einem gewiſſen Ungeſtüm die Hände auf ihren Knieen. — „....Wir waren zur gleichen Zeit in den Dienſten des indiſchen Fürſten von Dſchukdſchukarta....“ — Steife Verneigung des Hauptes, ohne eine Silbe. — „....Sie werden wiſſen.... er wird Ihnen geſagt haben, der liebe Selige....?“ — Mama verzog den Mund, und ſchaute ebenfalls, wie Hannchen, zu Boden. Ninchen, hinter das Schnupftuch verſchanzt, betrachtete neugierig und gleichſam entſetzt den garſtigen Fremden.

Auch dem letztern wurde nachgerade bange, und eilends ſtotterte er ſeiner zerriſſenen Anrede Schluß hervor: „Und im Andenken an den Freund habe ich mir erlaubt, das Glück anzuſprechen, ſeine... liebenswürdige Familie kennen zu lernen.“ — „Bitte, bitte!“ erwiederte die Mutter eiskalt.

Nach einer großen Pauſe verſuchte Caſtremort abermals ſein Glück: „Wir fanden uns, der Verewigte und ich, wie ſich Heimathgenoſſen in fremdem Lande finden. Auch ich bin von Geburt ein Europäer, aus walloniſchem Blut, und war über's Meer gegangen, um den Reichthum zu erwerben, den mir das Vaterland nicht bot. Mein ſchon lange in Batavia anſäßiger Vetter verſchaffte mir Mittel und Wege in des malaiſchen Sultans Dienſte zu treten, wo ich mich wohlbefand; ich meinerſeits hatte das Vergnügen, den guten Angermann gleichfalls an des Sultans Hof zu bringen, und zum Meiſter der Geſtüte zu machen, mittelſt welcher der Fürſt die unbedeutende Pferderaçe ſeines Staats zu verbeſſern hoffte. Angermann war auf der Bahn, Alles, was er wünſchte, zu erwerben.... Sie wiſſen, daß ſeines Bruders Verlaſſenſchaft, von der ſo viel Lärm gemacht worden, ſich gleichſam auf Nichts reduzirte! — Auf dem beſten Wege, ſeinen Wohlſtand zu begründen, rief jedoch, wie ich vermuthe, Ihre Mahnung und ſeine eigne Sehnſucht ihn nach Europa zurück .... Ich hielt aus, bis meine Zwecke erreicht waren. Mit Gütern geſegnet, ſuchte auch ich alsdann die Straße heimwärts. Ich eilte hieher, meine eigentliche Heimath verſchmähend. Ich vermeinte, hier einen alten Freund, vielleicht in deſſen Haus und Familie eine Ruheſtätte für meine letzten Tage zu finden......! ich habe mich getäuſcht, meine gnädige Frau, und ſchmerzlich, ſehr ſchmerzlich getäuſcht ...!“

Eine peinliche Stille folgte auf dieſe Worte. Die Stellung der Damen veränderte ſich nicht; nur ihre Geſichter waren finſterer geworden. Caſtromort ſah die Nothwendigkeit ein; zu ſchließen: „Demungeachtet,“ ſprach er, „habe ich mich entſchloſſen, in hieſiger Stadt zu verbleiben. Die Umgebungen ſind reizend, wie gemacht zu einſamen Spaziergängen. Auf ein Leben mitten in der geräuſchvollen Welt darf ich keine Anſprüche machen, wie mir der Spiegel alle Tage ſagt. Ich habe ein recht verſtecktes Quartier gemiethet. Ich werde als ein Einſiedler meine Tage verbringen .... Um jedoch dem Verkehr nicht gänzlich abzuſterben .. ich bin im Grunde ſehr anhänglicher Natur, wenn es Leute betrifft, die meine volle Achtung verdienen ... wenn Sie mir erlauben wollten, verehrte Frau, Ihr Haus dann und wann beſuchen zu dürfen ...?“

„Auch wir leben ſehr einſiedleriſch;“ entgegnete hierauf die Mutter, und ihr Ton war kein einladender. — Caſtremort ließ ſich indeſſen immer nicht abſchrecken. „Wenn mir etwa,“ fuhr er fort, „im Lauf der Zeit vergönnt ſeyn ſollte ... als ein alter Freund Ihres Gatten ... Ihnen irgend einen geringen Dienſt zu leiſten ....? das würde mich glücklich, unausſprechlich glücklich machen ... Sie wiſſen nicht, wie ſo glücklich ...!“

„Ich muß Ihnen danken, mein Herr;“ ſagte nun die Mutter mit beſonderer Zungenfertigkeit, und das aufblitzende Auge Hannchens ſtimmte mit ein: „am unabhängigſten ſind die Menſchen, die keines Dienſtes bedürfen, .. und unabhängig zu ſeyn, war und iſt unſer Beſtreben, wird es immer ſeyn. Sie ſind zu gütig, wahrhaftig viel zu höflich. Noch einmal danke ich Ihnen in meinem und meiner Kinder Namen.“ — Kerzengerade ſtanden nun alle drei Damen und verneigten ſich wie auf's Commando.

Um wenigſtens noch einen, den letzten, beinahe unabweislichen Anker in den ſeichten Grund zu werfen, ſagte Caſtremort im Abſchiednehmen: „Solche erhabene Geſinnungen zu verehren, Ihnen dann und wann meine Huldigungen darzubringen, ſoll meinem Herzen ein wahres Feſt werden.“

Es wäre eine pyramidaliſche Unhöflichkeit geweſen, wenn die Dame des Hauſes auf dieſe zwar hartnäckige, aber doch ſo galant ausgeſprochne Bitte um Beſuchfreiheit mit einem in Worten ausgedrückten Verbot geantwortet hätte. Doch lag in der hölzernen Abſchiedsverbeugung und in dem zwiſchen den Zähnen gemurmelten: „Angenehm ſeyn!“ durchaus keine Aufmunterung. — Caſtromort zog ſich ſehr niedergeſchlagen zurück. —

„Das abſcheuliche Geſicht!“ ſeufzte Frau von Angermann nach ſeiner Entfernung. — „Affrös widerwärtig!“ bekräftigte Hannchen und ſchüttelte ſich vor Ekel. „Muſterhaft häßlich;“ gab auch Minchen zu, doch heftete ſie dieſer Aeußerung des Mißfallens die gutherzige Frage an: „Warum aber, liebe Mutter, haben Sie den armen Mann, der doch nicht für ſein Geſicht kann, ſo auffallend kalt abgefertigt? Verdiente das ein alter Freund unſers Vaters?“

Heftig erwiederte die Mutter: „Ich handle nie ohne triftigen Grund, thörichte Krittlerin. Allerdings iſt dieſer Caſtromort der Herzensgefährte euers Vaters während jenen langen Jahren ſeiner Trennung von uns geweſen; allerdings — ach leider! hat er ihm drüben über'm Meer der Dienſte manche erwieſen! ich wußte das längſt aus den Briefen meines Mannes, der ſeinen Freund nicht genug preiſen und beloben konnte...; aber ich habe, wenn nicht die Beweiſe, doch die moraliſche Gewißheit, daß Caſtromort einen heilloſen Einfluß auf den ſchwachen Mann geübt hat. Du warſt noch zu jung, als der Vater heimkehrte; Du haſt nichts beachtet, nichts bemerkt; nicht ſeine Unſtätigkeit, nicht ſeine Schwermuth, nicht den nagenden Kummer, der ihn bis an ſein Ende zerfleiſchte.

Weiß der Himmel, was jenſeits des Meeres ſich begeben hat; aber euer Vater kam arm an Gelde, noch ärmer an Geſundheit, am allerärmſten an Herz, Gemüth und Liebe zurück; nur ein Schatten von ehedem! Ich habe ihn befragt, gebeten, angefleht ... vergebens; ſein Mund war ein nicht zu öffnendes Schloß. Ich hab' ihn belauſcht, ich habe ihm nachgeſtellt in ſeinen einſamſten Stunden, die er im Kampf mit einer ſtillen Verzweiflung oft verbrachte ... ich habe den unſeligen Namen jenes Mannes mit der Teufelslarve oft auf ſeinen Lippen überraſcht, und kaum war es ausgeſprochen, das unheimliche Wort, als auch euers Vaters Schmerz beinahe bis zum Wahnſinn ſtieg, und ſich kaum mehr beſänftigen ließ. Ich habe nie eine Aufklärung über dieſen ſeltſamen Umſtand erhalten; ſogar im Sterben ſchwieg mein Gatte über ſein Verhältniß zu dem fernen Freund, aber deſſen Geſpenſt war bei ihm in der letzten Stunde; gleichſam ſich ſträubend gegen daſſelbe verſchied er. — Hatte ich nun nicht Urſache, die traurigſten, wenn auch unbeſtimmte Beſorgniſſe wegen jenes Mannes in meiner Seele zu nähren? und ich ſollte ihn jetzo mit Freuden empfangen, da er ſelber eintritt in unſer unglückliches Haus, er ſelbſt, mit dem Geſichte, auf dem alle Laſter, alles Böſe zu leſen? Geh, Hannchen, öffne die Fenſter, jage hinaus die Luft, die ſein Athem vergiftete, und wohl uns, wenn er nie mehr über unſre Schwelle käme!“

„Er müßte der zudringlichſte Menſch der Erde ſeyn, wenn er, nach dem Empfang, der ihm geworden, noch einmal es wagte!“ rief Hannchen gehäſſig, indem ſie mit Affektation der Mutter Befehl ausführte.

„Ich wollte wetten, daß er's noch einmal wagt;" ſagte Ninchen ſchüchtern: „wir können ihm auch nicht wohl die Thüre weiſen, da uns nichts bekannt iſt, was ihm zur Laſt zu legen wäre."

„Schweig!" befahl die Mutter ärgerlich: „Bürgermeiſter und Rath ſollten ihm die Stadt verbieten. Ein Geſicht wie das ſeinige iſt nirgends mit Anſtand zu dulden."

„Der Bruder ſoll nur einmal die Zunge brauchen, und die Leute aufwiegeln!" bemerkte lächelnd aber boshaft die ältere Tochter.

Indeſſen kam der Bruder heim: „Was hat's gegeben?" — „Der Mann mit dem Geſicht iſt da geweſen." — „Wahrhaftig? nun, wie lief die Viſite ab?" — Nach gegebnem Beſcheid ſagte Julius unwillig und ſpöttiſch: „Unſer Magiſtrat hat wieder ein ſpießbürgerliches Meiſterſtück gemacht, und den häßlichen Burſchen unter ſein Volk aufgenommen. Er iſt Bürger geworden, hat zum Einſtand dem neuen Waiſenhauſe ein paar tauſend Thaler geſchenkt. Krähwinkel iſt in Allarm ob ſolcher Freigebigkeit, hat eine dankende Deputation an den alten Sünder abgefertigt.... kurz: kleinſtädtiſche Miſere in allen Ecken."

„Der Mann, der ſo barmherzig ſeyn kann, mag doch nicht das ſchlechteſte Herz haben;" äußerte wieder Ninchen kleinlaut.

Worauf der Bruder: „Komödie, reines Poſſenſpiel. Das ſchlimmſte iſt, daß wir ihn nach ſolchen Vorgängen dulden müſſen, wenn er uns beſucht. Wir wären anſonſt dem Anathem von Schilda total verfallen; zur Hälfte ſind wir es bereits, denn der Gevatter Handſchuhmacher begreift nicht, wie man athmen könne, ohne mit ihm Brüderſchaft zu machen.“ — —

Von dieſem Tage an entſtand ein recht mühſeliger Kampf von Bewerbungen und Verſagungen zwiſchen dem Sonderling Caſtremort und der Sonderlingfamilie Angermann. Allwöchentlich ein paarmal lief der „Mann mit dem Geſicht“ Sturm auf das Angermannſche Haus. War er ſchon ſignaliſirt, ſo ließ die Familie ſich verläugnen; wurde ſie überraſcht vom Feinde, ſo wehrte ſie ſich gegen ſeine Zuthulichkeit mit unausgeſetzter Kälte. Dennoch ſchien Caſtremort eben nur an dieſes Haus gehext und gebannt; ein andres in der Stadt betrat er nicht mit einem Fuß, und alle Einwohner wurden nur dann ſeiner anſichtig, wann er, ſo flüchtig, als ſeine Jahre es geſtatteten, über die Gaſſen huſchte; und allenthalben deuteten ſie ihm nach, und raunten einander zu: „Dort läuft der „Mann mit dem Geſicht!“ — Kaum, daß ihm der Witzbold, der ihm den Spottnamen aufgeheftet, irgendwo von ungefähr begegnete. Geſchah es denn doch ein- und das andremal, ſo war Caſtremort gewiß der erſte, der den Hut freundlich zog, wenn auch der Referendar nicht beſonders freundlich entgegengrüßte. Eines Tags begab es ſich ſogar, daß beide in einem engen Gäßchen aufeinanderſtießen. Auszuweichen war kaum Platz. Mit der offenſten Miene nahm Caſtremort den jungen Mann bei der Hand, und ſagte ihm herzlich: „Freut mich, Ihnen einmal, unter vier Augen quaſi, ſagen zu können, wie lieb ich Sie habe, um Ihres Vaters willen.“ — Der Referendar vergaß ſeiner gewöhnlichen Impertinenz, ſo erſtaunt war er, und ſtammelte ein verlegnes: „Sehr verbund[illegible]“

aber ich weiß nicht..!" — Caſtromort überhob ihn jedoch ſeiner Verwirrung: „Wir haben da einmal vor Zeiten einen kleinen Handel gehabt, — ſagte er — ein Mißverſtändniß. Sie, ein raſcher junger Mann — ich, ein reizbarer grämlicher alter Menſch... laſſen wir es abgethan ſeyn; da, meine Hand." — Der Referendar gab ſie gern; er ſchämte ſich ſeiner damaligen Ungeſchliffenheit. Indeſſen ſetzte Caſtromort noch hinzu: „Wird mir lieb ſeyn, Sie öfter zu ſehen... beſuchen Sie mich. Sie wiſſen meine Wohnung? Das Haus zum „verlornen Winkel" iſt Ihnen nicht unbekannt? Beſuchen Sie mich; wir wollen von Ihrem Vater reden. Oder laſſen Sie ſich wenigſtens einmal bei Hauſe finden. Ach, Ihre Angehörigen ſind ſo allerliebſt! ich verlebe meine angenehmſten Stunden in Ihrem Hauſe, mein junger Freund!"

Der junge Freund ging, als wie betäubt von dannen, und konnte nicht begreifen, ob der Mann mit dem Geſicht im Ernſt geſprochen, oder ob er ſeinen gnädigen Scherz getrieben. Er ſprach von angenehmſten Stunden, und bei Angermanns wurden ihm nur Demüthigung und Mißhandlung zu Theil! Julius faßte das Räthſel nicht, lachte bald darüber, ſtoppelte aus dem Thema ein paar mehr oder weniger ſchlechte Witze zuſammen, und vergaß es dann wieder recht ſchnell in der brauſenden Strömung ſeines zerriſſenen Kaffeehaus- und Promenadelebens. Denn in der Kanzlei war er nur ſelten zu finden, der nachläßige Menſch, der da unbewußt nur arbeitete an der Noth ſeiner Zukunft, wie mancher träge Seiler, ſingend und zotenreißend, ſorglos den Strick dreht, der beſtimmt iſt, ſeinen eigenen Hals am Galgen zuzuſchnüren.

Aber Caſtremort hatte nicht ſeinen Spott walten laſſen, da er von ſeinen angenehmen Stunden im Angermanniſchen Hauſe geredet. An der Möglichkeit verzweifelnd, die Starrheit der beiden älteren Frauen der Familie in eine mildere Geſinnung umzuwandeln, dennoch unabläßig bemüht, ſich dort einen Anhaltspunkt zu gewinnen, hatte er, klug und beharrlich, eine Nachmittagſtunde zu benützen verſtanden, in welcher Frau von Angermann und Hannchen regelmäßig dem Spaziergang oblagen, und Ninchen eben ſo regelmäßig zu Hauſe bei ihrer Arbeit zu bleiben pflegte. Er hatte die Schüchterne einmal in ihrer Einſamkeit überraſcht, war dann zur ſelben Zeit ein zweitesmal gekommen und in ſeiner Converſation ſo treuherzig und intereſſant geworden, daß er bis zu einem gewiſſen Grad die Aengſtlichkeit des Mädchens überwunden. Er hatte ihr erzählt von den Herrlichkeiten der Tropenländer, von den tauſend Abenteuern ſeiner wechſelvollen Reiſen, von ihres Vaters Exiſtenz am Hof des Sultans von Dſchukdſchukarta, von ſeiner innigen Verbindung mit dem Hinübergegangenen, wie ſie ſo ächte getreue Freunde geweſen und noch viele mehr von den Dingen, die ein kindliches Gefühl, wenn gleich wehmüthig, dennoch beſeligend in Anſpruch nehmen. Dergeſtalt war dem Beſucher gelungen, einen Rapport zwiſchen ihm und dem Mädchen herzuſtellen, der ſogar bis zum geheimnißvollern Verſtändniß erwuchs; denn Ninchen, vertraut mit der Gehäſſigkeit, die ihre Mutter und Schweſter gegen Caſtremort ſo unverhelen an den Tag legten, hütete ſich gar bald, furchtſam, wie ſie war, von den häufigern Beſuchen des Mannes gegen ihre Verwandten etwas verlauten zu laſſen. Zwar machte ſie ſich nicht ſelten Vorwürfe über ihre Zurückhaltung, aber ſtets überwog das Intereſſe, das ſie aus Caſtromorts Erzählungen von ihrem Vater ſchöpfte, den Drang nach größerer und wohlverſtandner Freimüthigkeit. — Indeſſen ſollte der Zeitpunkt nicht ferne ſeyn, der dem vorübergehenden heimlichen Einverſtändniß ein Ende zu machen, und Ninchens Selbſttäuſchung zu vernichten beſtimmt war.

An einem der Nachmittage, die dem Sonderling Caſtromort ſo viele Freude machten, nahm ſeine Zuverſicht ſo überhand, daß er einen Antrag zu wagen ſich unterſtand, den Ninchen am allerwenigſten erwartet hätte. Der alte Wallone hatte ſeit langem für Ninchens Sanftmuth, für die ſchüchterne, aber ganz weibliche Einfalt, die ſie nicht ablegte, Sinn und Augen bekommen; wohl auch nicht minder für die weichen Umriſſe, das rundliche Geſicht und die hübſchen Augen, die ihr die Natur verliehen. Von irgend einer ſehnſüchtigen Wallung hingeriſſen, ſprach er das Wort aus, von dem er in ſeiner Verblendung Alles erwartete: er bot Ninchen ſeine Hand, ſein Vermögen. „Sie ſind mündig,“ ſagte er zu dem hoch aufhorchenden Mädchen: „Ihrer Angehörigen Einwilligung iſt Ihnen nicht nothwendig, wenn Sie ſich entſchließen, den Schritt zu thun. Meine bedeutende Habe wird nach meinem nicht mehr weit entfernten Tode die Ihrige ſeyn. Sie werden durch dieſe Ehe wider Ihrer Mutter Willen deren Wohlſtand, der, wie ich weiß, höchlichſt kompromittirt iſt, wieder herſtellen; ich gebe Ihnen dazu die Vollmacht; denn indem ich Sie heirathe, verlange ich Ihrer ganzen Familie Wohlthäter und Beſchützer zu ſeyn.

Ich bin's dem Andenken Ihres Vaters ſogar ſchuldig, das zu thun. Es wäre auch nicht der erſte große Dienſt, den ich Ihnen und Ihrem Hauſe erweiſe, denn —" er ſetzte das übrige mit einem tiefen Seufzer hinzu — „nur mir allein verdanken Sie des Vaters Rückkehr, und den Troſt, daß er in Ihren, nicht in fremden Armen geſtorben. Ich habe ihm das Leben, ich habe ihn den Seinigen erhalten. Auf welche Weiſe? das werden Sie einſt erfahren. Ich ſpreche nicht gerne davon, nicht jetzt wenigſtens, und mein Freund ſelbſt wird ſchwerlich darüber ausführlich berichtet haben; ſonſt könnte ich gar nicht verſtehen, warum Ihre Mutter und Ihre Geſchwiſter mir mit Abneigung vergelten, was ſie mit Dank erkennen ſollten. Aber — was kümmerte mich ihre Abneigung, wenn ich mir ſchmeicheln dürfte, daß Sie, mein gutes Ninchen, beſſer von mir denken, und mir als ein Pfand Ihres Vertrauens Ihre Hand reichen wollen?"

Wahr iſt's: Caſtremorts Gefühle waren in größter Aufregung, Thränen ſchwammen in ſeinen Augen; der geheimnißvollſte Winkel ſeines Herzens ſchien im Begriff, ſich vertrauensvoll dem Mädchen ſeiner Wahl zu erſchließen; — aber, leider machte die ſchmerzliche Begeiſterung, die ſeiner Meiſter geworden, ihn nicht ſchöner. Im Gegentheil prägte die große Wehmuth ſeinem unglücklichen Geſichte eine Art von desperater Wildheit auf, daß ſeine Freundin noch mehr als je vor ihm erſchrack, und aus dieſem Entſetzen gar kein Hehl machte. Sie flüchtete ſich in einen Winkel, ſchob einen Tiſch zwiſchen ſie und Caſtremort, und rief ihm über dieſe Bruſtwehr voll von Schauder zu: „Sind Sie bei Sinnen, mein

Herr? Mein Gott, wie unbeſonnen muß mein Benehmen gegen Sie geweſen ſeyn, daß es Ihnen die Meinung einflößen konnte, ich würde in Ihr abſcheuliches Verlangen willigen? Verlaſſen Sie dieſes Haus auf der Stelle, bitte ich Sie kniefällig. Ich ſterbe vor Scham und Abſcheu, wenn ich mir nur die Möglichkeit unſrer Verbindung vorſpiegele." — „Mein Fräulein...." ſtotterte Caſtremort überraſcht, ja vernichtet. Aber Rinchen, die aus reiner banger Furcht allen Rückſichten den Abſchied gab, unterbrach ihn ungeſtüm: „Ich ſchreie um Hülfe, wenn Sie nicht alſobald ſich entfernen! Ja, ja, Sie ſind der alte grauſame häßliche Tiger, den meine Mutter von Anbeginn in Ihnen entdeckte! Ja, Sie ſind das falſche Krokodil, das mich mit heuchleriſchem Kinderlallen eine zeitlang bethörte, und nun den Rachen öffnet, mich zu verſchlingen! Die erſte Liebkoſung Ihres garſtigen Mundes würde mich erſticken! fort, fort mit Ihnen, denn jetzt kenne ich Ihre Treuloſigkeit und meuchleriſche Hinterliſt..!" —

Dem „Mann mit dem Geſicht" ſchwoll nun die Zornader. „Sie ſehen Geſpenſter!" rief er entgegen: „man hat mir nicht zu viel von Ihrem ganzen Hauſe geſagt. Es iſt ein Haus der Verrückten!"

In dieſem Moment trat der Referendar ein. Er kam ſchon an und für ſich — wie man ſagt, teufelswild heim. Was er nun durch ein paar Worte ſeiner Schweſter erfuhr, machte ihn noch toller. „Dort iſt die Thüre!" ſchrie er den vor Zorn bebenden Caſtremort an," und wagen Sie nimmermehr eine Schwelle zu betreten, die ich Ihnen jetzt verbiete. Schämen ſie ſich, unerfahrne Mädchen zu Heimlichkeiten zu verführen! Schämen Sie ſich

BIBL. UNIVERS. LIPS.

einem Weibe Anträge zu machen, die nicht mit Ihrem decrepiten Alter, am wenigſten mit dem Geſichte eines Scheuſals, das Sie tragen, vereinbar ſind. Gott behüte Sie! Er hat Sie im Zorn gezeichnet, und die Feuermale, die Ihre Larve brandmarken, ſind das Panier der Hölle, in deren Legionen Sie einſt, bald, recht bald eintreten werden.“

Da packte Caſtremort wie ein Beſeſſener den Arm des jungen Mannes, und donnerte ihm in die Ohren: „Weißt Du, Taugenichts, den Urſprung dieſer Flammen auf meiner Stirn, auf meinen Wangen? Sie brannten ſich mir ein, da ich Deinen Vater aus dem Feuer ſeines Hauſes rettete, worinnen er ſich lieber begraben hätte, als daß er zu euch, den Kindern einer wildeiferſüchtigen geiſtertollen Mutter zurückkehrte. Deines Vaters Leben habe ich gerettet, hörſt Du's, und wenn auch dieſe Brandmarken mir die Hölle bedeuten mögen, ſo war's doch nicht an Dir, Du elender Menſch, mir einen Vorwurf daraus zu machen. Geh' ſelber hin den Weg des Verderbens! wirf immerhin den erſten Stein der Schmach auf die Sünder dieſer Welt. Du wirſt demſelben Schickſal, dem der Sünde nicht entrinnen. Wer weiß, ob Du nicht einſt Schutz und Rettung, ob Du nicht einſt Dein Brod betteln mußt zu den Füßen des Legionnärs der Hölle, dem Du heute die Thüre Deines zerfallenen Hauſes weiſeſt!“ —

Die nächſte Folge dieſes empörenden Auftritts war, daß die Familie Angermann auf einige Wochen ihr verwüſtetes Landgut bezog, und daß Caſtremort ſich in ſeinem „verlornen Winkel“ eng einſchloß. Die Stadt klatſchte ein paar Tage die tollſten Hyperbeln in dieſer Sache durch, bis endlich irgend ein andres Geklatſche das ältere wieder verdrängte. Mittlerweile entwickelte ſich Glied für Glied die Verkettung der Dinge, welchen das Angermann'ſche Haus unterliegen mußte.

Als der Referendar den Caſtremort bei ſeiner unſeligen Werbung ertappte, trug er ſchon ſeine Entlaſſung aus dem ſo ſchlecht verſehenen Amte, brühwarm zugeſtellt, in ſeiner Taſche. Eine Arabeske zu dieſem Dekret war ein förmlicher Prozeß, den ihm ein ſchwer verunglimpfter Würdenträger erſter Klaſſe an den Hals warf, und der, nach langſam durchlaufener und durchkämpfter Bahn am Ziele ein jammervolles Reſultat auswies; eine Feſtungsſtrafe, langwierig und langweilig genug; daneben jedoch die bitterſte Koſt, die einem Staatsdiener zwiſchen die Zähne gelegt werden kann: das Fräulein Caſſia.

Auf dieſes verließ den Spötter ſein Witz dergeſtalt, daß er einige Monate hindurch in einer ärztlichen Pflege-Anſtalt behandelt werden mußte. Während der Doktor noch dem deſertirten Verſtande des Sohns nachſetzte, wurde die Mutter bedeutend krank und trug eine Lähmung davon, die ihr manches Jahr zu ſchaffen gemacht haben muß, ehe der Tod „Feierabend!“ rief. — Julius dagegen wurde völlig geheilt: der Fürſt ſchenkte ihm die Hälfte ſeiner Strafzeit; er ſah die Seinen wieder und maß nun mit Schrecken die Fülle der Noth, die ſeiner wartete. Ohne Amt, ohne Ausſicht, ohne reelle Kenntniſſe ſollte er den Verſorger der kranken Mutter und zweier vergrämter Schweſtern, die an eine Heirath niemals denken durften, vorſtellen! Er wollte ſich zur Landwirthſchaft bequemen, aber indeſſen ging der Familie Oekonomiegut ſammt Forſt und See und Heerden in fremden Beſitz über. Das Haus in der Stadt hätte noch immer anſehnlich rentirt, aber gab's denn auf ſeinem Dach einen Ziegel, der nicht ſchon andrer Leute Eigenthum geweſen wäre? Es zu verkaufen war juſt die höchſte Zeit, wenn noch ein Groſchen den Verſchuldeten bleiben ſollte. Die hartnäckige Eitelkeit der Familie wehrte ſich gegen das Unvermeidliche, ſo lange ſie konnte; endlich wurde doch die Kranke mürbe, weil großer Pflege bedürftig; ihr Befehl ſtimmte die Kinder, die um eines falſchen Ehrgefühls willen darbten, wohlthätig um. — Das Haus wurde zum Verkauf ausgeſetzt; aber ſiehe: wie gewöhnlich, ſolcher Bedrängniß gegenüber, fand ſich kein Käufer. Chriſtliche und jüdiſche Agenten wurden aufgeboten, aber vergeblich. Ein einziger dieſer Makler zeigte einen Liebhaber zu dem Hauſe an: den „Mann mit dem Geſicht.“ Doch war ſeine Liebhaberei auch nicht verläßlich, ſein Preisgebot nicht freigebig, obſchon weit erklecklicher als jenes eines Spekulanten, der insgeheim ſchon auf die Vergantung der Ueberſchuldeten rechnete. Mehr als Alles ſchreckte indeſſen den Referendar die ihm hinterbrachte Aeußerung des Wallonen: „Ich glaube zwar gar nicht, daß die Angermanns einwilligen werden, mir das Haus zu überlaſſen; denn ſie können mich nicht leiden. Ich ſtehe auch nicht darauf an. Wollten ſie jedoch auf mich reflektiren, ſo müßten ſie freilich ſich an mich wenden. Wenn ich den Kauf abſchließen ſoll, will ich gebeten ſeyn.“ — „Nimmermehr,“ ſagte der Sohn Angermann. „Nimmermehr!“ riefen auch

Mutter und Schweſtern. Caſtromert rührte ſich nicht ein bischen.

Hingegen rührten ſich die unangenehmſten Menſchen der Schöpfung, die Gläubiger. Drohender Ganzverluſt, Concursſkandal ſtanden vor Angermanns Thüre. Jener Makler brachte den „Mann mit dem Geſicht“ abermals in Erinnerung. Die Schuldner blieben bei ihrem „Nimmermehr!“ „Und wenn ſchon der Spieß des verſteigernden Gerichtsdieners aufgepflanzt wäre, nimmermehr!“ ſagten ſie eigenſinnig.

Die Fluth ſtieg höher. Wegen einer an ſich nicht viel bedeutenden Wechſelſchuld wurde der geweſene Referendar in den Schuldthurm gebracht, und von allen Seiten brach gegen die Seinigen der Sturm los. Forderung auf Forderung — nirgends eine Hülfe. Es war, als ob die geſammte Stadt ſich jetzo auf einmal für die Vernachläßigung, die ihr die Angermanniſchen erwieſen, hätte rächen wollen. Es wollte nichts verfangen. Kaum mehr ein Aufſchub von wenigen Tagen wurde den Bedrängten bewilligt. Die Mutter erlaubte dem Sohn, ein jedes Mittel zu wählen, das ihm dienlich ſcheinen möchte. Der Sohn ſchrieb ihr aus der Haft: „Lieber ſterb' ich im Gefängniß der ſchlimmen Zahler, als daß ich mich vor dem „Mann mit dem Geſicht“ demüthige. Wir vergeben niemals denen, die wir beleidigten.“

Es war ſchon ſo weit gekommen, daß die ſtolze Mutter des Sohnes Starrſinn beklagte: aber das Schickſal hatte einmal die Geißel zur Hand genommen, und bediente ſich ihrer gar wacker gegen die arme Familie. Nicht lange, und ein neues Unglück ſtand rieſengroß vor ihnen, das geeignet war, ihnen allen Muth zu benehmen. Das ſanfte, ſchüchterne Minchen — wahrſcheinlich in der Freude, ihres grundhäßlichen Anbeters enthoben zu ſeyn, hatte ſich zum Verſuch, wie ein hübſcherer Verehrer ſich zu ihren Füßen ausnehmen möchte, in einen blutjungen Studenten vergafft. Studenten ſind in der Regel gutwillige Leute. So trieb leider dieſe Verliebniß ihre Blüthe, ihre Knoſpe, ihre Frucht. Leider war der Student ein lauer Kinderfreund, und ſegelte mit dem Winde, der alle ſeine Schwüre davontrug, dem zu hoffenden Vaterglück aus dem Wege. Minchens Lage konnte der Familie nicht verſchwiegen bleiben, und raubte ihrem Stolze den letzten Anker. Der Sohn ſchrieb veränderten Tons aus ſeiner Haft: „Ich bin das ſchwerſte zu thun bereit, und werde „bei dem „Mann mit dem Geſicht“ als Supplikant auftreten in Gottes Namen! Denn das nöthigſte iſt, daß wir „der Welt unſere Schmach verbergen, und deßhalb müſſen „wir Alle auf einige Zeit verreiſen. Dazu gehört Geld. Ferner bin ich gezwungen, dem Verführer nachzuſetzen, und ihm „den Degen durch den Leib zu rennen, wenn er nicht in ſich „geht. Dazu gehört wieder Geld. Endlich aber muß „ich, um Alles dieſes zu thun, frei ſeyn, und dazu gehört abermals Geld, Geld, Geld! Ich beiße in den „ſauerſten Apfel meines Lebens.“

Nun: er biß heldenmüthig darauf los. Er kroch vor dem beleidigten Caſtromert unumwunden zu Kreuze. Er that es im vollſten Umfang, wenn gleich das Mißtrauen ihm zuflüſterte: „Wie aber, wenn jetzt Alles nichts nützen würde? Du demüthigſt Dich vielleicht umſonſt vor dem ſtolzen Selbſtſüchtler, der Dir etwa tauſendfach vergelten wird, Aug' um Auge, Zahn für Zahn, was Du an ihm gefrevelt haſt?“

Doch kam es anders! Ehe Julius ſich deſſen verſah, war der Mann mit dem Geſicht bei ihm, tilgte ſeine Schuld, führte ihn aus dem Kerker, und geraden Wegs in ſeinen „verlornen Winkel.“ — Das war eine ſeltſame Wohnung, eingeſchachtelt zwiſchen Feuermauern und ſchmalen Durchgängen. Dort konnte keine lebendige Seele in des Sonderlings Fenſter ſchauen. Seine Thüre war kaum zu finden, ſo verſteckt war ſie angebracht. Nur die alte Wirthſchafterin und ein paar verſchämte Arme, die den Muth hatten, allwöchentlich um ihres Almoſens willen, dem furchtbaren Antlitz ihres Wohlthäters unter die Augen zu treten, bedienten ſich des geheimnißvollen Eingangs. Einige Bücher, einige Gemälde, eine kleine Conchylienſammlung, drei oder vier Blumentöpfe, ein Papagei, eine Katze, ein Meerſchweinchen waren die Genoſſen des ſein Leben hinträumenden Caſtromort. — „Sie ſehen,“ ſprach der letztere zu ſeinem Begleiter, „daß ich etwas ſehr überflüſſiges thue, indem ich mir ein Haus kaufen will, ein Haus noch obendrein in volkreicher Straße. Ich werde von Tag zu Tage mehr ein Menſchenfeind, daher geziemte mir dieſe Wohnung auch mehr als eine andere. Indeſſen, um Ihnen einen Gefallen zu thun, da ich doch nicht ganz von Ihrer Familie laſſen kann, will ich Ihr Haus nehmen, und ſogar in Betracht der Umſtände noch ein Fünftel dem Preiſe zulegen. Sie werden's brauchen.“ — Ohne ſich von den Weigerungen des jungen Mannes beirren zu laſſen, ging Caſtromort an ſeine Geldkiſte, und holte alſobald in Papieren und Gold hervor, was er bedurfte.

„Hier iſt Ihr Geld,“ ſagte er: „gehen Sie, befriedigen Sie Ihre Gläubiger und räumen Sie binnen drei Monaten das Haus, denn ich habe Eile, einzuziehen, bevor der Winter abermals einbricht. Danken Sie nicht, denn ich kaufe ja und ſchenke nicht, und, wenn Sie Alles abgezahlt haben werden, wird Ihnen nicht gar viel übrig bleiben. Mir iſt es jedoch angenehm, und wird mir's immer ſeyn, Ihnen und Ihrer Familie, um Ihres Vaters willen, eine Gefälligkeit zu thun, die für beide Theile nicht drückend, nicht demüthigend iſt.“ — „Welch ein Mann!“ ſagte Julius auf dem Heimweg reuevoll zu ſeinem Gewiſſen. Die Familie wiederholte dieſen Ausruf, und auch die Stadt that es, da ſchon die bezahlten Gläubiger dafür ſorgten, daß Caſtremorts edle Handlung kein Geheimniß blieb. —

Die projektirte Reiſe der Familie konnte umgangen werden. Eine unerwartete Kriſis zerſtörte Ninchens Furcht und Hoffnung. Ihr Mißgeſchick war ſo ziemlich verſchwiegen geblieben; eine Entfernung war unnöthig; eben ſo gut die Reiſe, die Julius mit dem Degen in der Fauſt hatte vollbringen wollen. Die Lage der kranken Mutter rieth zu einem ruhigen Verweilen in der Stadt. So fand denn die Familie Angermann in einer ſtillen Vorſtadt eine ziemlich bequeme Wohnung und der „Mann mit dem Geſicht“ faßte Poſto in dem neuangekauften Hauſe. — Die Einrichtungen, die er darinnen vornahm, ließen vermuthen, daß er das weite Haus nicht allein bewohnen würde. In der That verbreitete ſich bald das Gerücht, daß eine Nichte des reichen Herrn ſchon auf dem Wege ſey, bei ihm einzutreffen. Sie werde von ihrem Onkel an Kindesſtatt angenommen, dermaleinſt die Erbin ſeiner

Schätze werden. Fama plauderte dieſe Neuigkeit auch in der Angermanniſchen Vorſtadtwohnung aus, und bereits waren die ehemals ſo aparten Leute dergeſtalt herabgeſtimmt, daß ſie ſich darüber betrübten, daß Ninchen bang ſeufzte, vergangner Zeit gedenkend. „Das Alles hätte unſer ſeyn können;“ brummte Julius, indem er in die ſtets leerer werdende Hauskaſſe einen Blick warf. Das ſchlimmere Hannchen machte ihrem gepreßten Herzen Luft, indem ſie einen herben Spott gegen Caſtromort ausſprach, und unglücklicherweiſe griff Julius, zu ſeiner früher angelernten Gewohnheit rückkehrend, den Spott auf, und trug ihn ſorgſam ausgeſchmückt in den untergeordneten Kreiſen, die er dazumal beſuchte, weil ihm die höheren verſchloſſen waren, erbittert und neidiſch umher. — Mehrere Perſonen, denen ſein Räſonniren zu Ohren gekommen, trugen es dem Geſchmähten wieder zu. „Hab' ich's Ihnen nicht vorausgeſagt?“ fragte der Gaſtwirth zum engliſchen Hof der Wallonen, als dieſer einmal im Hotel einſprach: „das aufgepackte Volk verdient nicht, was Sie an ihm gethan haben. Ein Anderer an Ihrer Statt... nun, ich will Ihnen die Wohlthat nicht verleiden! aber Sie hören, mit welchem Undank das Volk Ihnen lohnt!“ Worauf der Mann mit dem Geſicht ruhig lächelte, erwiedernd: „Ich wüßte nicht, daß ich den Leuten, die Sie ein ſchlimmes Volk nennen, eine Wohlthat erwieſen hätte, indem es mir beliebte, ihr Haus zu kaufen? Laſſen Sie doch die Leute reden. Es iſt einmal ſo ihre Art, und ihre Lage entſchuldigt vieles.“ — „Der Mann mit dem Geſicht iſt ein Narr oder ein Engel!“ rief nun bald wiederum die ganze Stadt, da ſie vernahm, wie Caſtromort entſchuldigte, die ihm Uebles thaten.

Indeſſen kam auf dem Rücken des unermeßlichen Oceans ganz ſtille und zögernd das kleine braune Mädchen herangeſchwommen, das einſammeln ſollte, wie man ſagte, was Ninchen verpaßt hatte. Das arme Kind! Seine Eltern, praktiſche Leute und der Sentimentalität abhold, hatten es mit einem Frachtzettel hinausgeſchickt, als wäre es ein Baumwollballen oder ein Kaffeeſack. „Schwimme hin!“ hatten ſie der Kleinen bei'm Abſchied geſagt, „und weine nicht, denn Du wirſt reich werden. Auch wir grämen uns nicht, denn Du wirſt viel Geld haben. Laß Dir Deinen Koffer nicht ſtehlen, denn nur mit Vorſicht kommt man zum Wohlſtand. Grüße den Großonkel und führe Dich gut auf, denn Du ſollſt ihn beerben. Komme uns ja nicht mit Proteſt zurück, denn wir erkennen Dich nur mehr als unſer Kind, wenn Du mit vielem Gelde einſtens heimkehren ſollteſt.“ — Dann lieferten ſie die Kleine auf das Schiff, das nach Amſterdam ſegelte, und der Kapitän verſprach, die Waare ſoviel als möglich vor Havarie zu ſichern. Ein kaufmänniſcher Paſſagier, ein Stück von Bekannten des Vaters, verſprach ſeinerſeits zu ſorgen, daß es ihr am Nothdürftigen nicht mangle, und daß ſie in Amſterdam an die Addreſſe eines von Caſtremert bezeichneten Hauſes abgegeben würde. Das Kind ſetzte ſich auf den anempfohlenen Koffer nieder; das Schiff ging ab. — Die Witterung war herrlich ſchön, und blieb auch ſo während der ganzen Fahrt: der Himmel hell, das Segel trocken, wie das Auge der kleinen Gudula. Sie hatte viel Vergnügen mit ſpielenden, hüpfenden, fliegenden Fiſchen, mit kauderwälſchenden Negern, mit ſüßen Orangen und Feigen, mit einem Arak, der bald mit ihr plauderte, bald ſie in den Finger biß. Die Zeit wurde ihr nicht lange; das Mädchen ſelber nicht beſchwerlich dem Kapitän und Paſſagier. Denn als der letztere, — das Schiff ſegelte juſt gegenüber von Falmouth, eine engliſche Brigg ſtrich an dem Holländer hin, auf Portsmouth zuhaltend — zum Kapitän ſagte: „Wie wäre es, wenn wir uns beide auf die Brigg überſetzten und über Portsmouth, London und Gravesend nach Amſterdam reisten? der Abſtecher iſt nicht groß, und wir können in London ein Geſchäft machen?“ ſo antwortete der Kapitän: „Ich will wohl;“ übergab das Commando ſeinem Steuermann und ſetzte mit dem Paſſagier auf die engliſche Brigg über, und beide vergaßen ganz und gar auf die ihnen anvertraute Javanerin. — Sie machte ſich nichts daraus, denn ſobald ſie aus ihrer Kabine hervorkroch, gab ihr ſchwarzer Freund, der Schiffskoch, dem Mädchen zu eſſen, wie dem Aras, und mehr verlangte ſie nicht. Indeſſen, als der Holländer ſich im Texel vor Anker legte, wurde die Verlegenheit ſchon größer. Niemand wußte, was mit dem vergeſſenen Kinde zu beginnen ſey. Gudula hatte nur einen Brief, oder ſo etwas dergleichen für ihren Großonkel, der freilich nicht in Amſterdam war, und die Addreſſe des ſpedirenden Gaſtfreunds kannte nur der abweſende Kapitän. — Gudula blieb mehrere Wochen auf ihrem Koffer ſitzen. Der Kapitän kam die längſte Zeit nicht, und als er endlich von London eintraf, und mit Verwunderung von dem Mädchen auf ſeinem Schiffe hörte, dem jetzt Niemand mehr zu eſſen geben wollte, ſchlug er ſich vor den Kopf, und ſagte: „Das iſt eine ſaubre Geſchichte. Jetzt weiß ich auch die

Abdreſſe in Amſterdam nicht mehr. Den Zettel habe ich verloren und verlegt, tauſend Geſchäfte gehen mir durch den Schädel, und wer vergütet mir meine Speſen?"

Gudula verſicherte ihm nun, das werde ſich ſchon einmal finden, denn ſie reiſe, um reich zu werden, und ihr Großonkel habe viel Geld. Sie hingegen habe jetzt keins, als gerade nur einen goldnen Willem an einer Schnur um den Hals, und den werde ſie nicht hergeben, und noch viel weniger ihren Koffer, den die Eltern ihr auf die Seele gebunden.

Wie nun dergeſtalt das Mädchen ihre halbmalaiſche Natur herauskehrte, und ſich ihres Rechts verſtockt mit Klaue und Zahn wehrte, hörte dieſes ein Senſal, der dabei ſtand, und übernahm es, den javaniſchen Artikel weiter zu befördern; ſo wohl gefiel ihm des Kindes Entſchloſſenheit und der Name des Großonkels, der als ein Nabab verſchrieen war, und gewiß auf eine ſolide Rekompens nicht anſtehen würde, meinte der Senſal.

Der procentlüſternen Wohlthätigkeit eines Mäklers verdankte alſo Gudula, daß der Kapitän, der ſie hatte beſchützen ſollen, ſie nicht pfändete, und daß ſie, abermals allein, und bezeichnet wie ein Ballot, von Treekſchuyt zu Dampſſchiff u. ſ. w. den Rheinſtrom hinan, verladen wurde, und endlich nach manchen Erlebniſſen, ohne ihren Koffer verloren und ohne ein Thränchen vergoſſen zu haben, in die Arme ihres Großonkels gerieth.

Dem wackern Mann war, nach öftern aber vergeblichen Erkundigungen bei ſeinem Amſterdamer Freund, von dem ihm unbekannten Senſal ein wohlverpacktes Mädchen, Größe und übriges Signalement ſo und ſo, aviſirt worden zum Empfang an dem und dem Tag, bei Verluſt der halben oder ganzen Fracht. Caſtromort fand zwar den Koſtenzettel ein wenig üppig ſervirt, aber — war doch endlich die von ihm ſo peinlich erwartete Nichte da! Und als der Tag herannahte, der bezeichnete, kletterte der alte Herr in einen weichgepolſterten Wagen, und eilte mit Poſtpferden dem Dörfchen zu, wo der Vapore anlegen mußte. — Das ſchwarze Schiff lag richtig ſchon an der Lände, und die Javanerin ſaß auf ihrem Koffer unter dem Zelt, und gaffte nach der rothen Jacke des Poſtillons, und ſagte: „Aha!“ als ihr der Kapitän des „Dampfs“ bemerkte: „in jenem Wagen möchte wohl ihr ſteinreicher Verwandter ſitzen.“ — Nicht lange und Caſtromort betrat das Schiff. Der erotiſche Schnitt des Geſichts der kleinen Gudula ließ ihn leicht, was er ſuchte, errathen. Ein paar Worte holländiſch, ein paar andre malaiſch. und das Kind war auch ſeinerſeits im Klaren. Es fühlte ſich auf einmal heimiſch im fremden Lande, und ließ ſich ohne Sträuben und Aufenthalt von dem guten Onkel von dannen führen. Allein — kaum war der Koffer, den ſie nicht mit einem Auge verließ, die kluge Gudula, auf die Kutſche gebunden, und ſomit ihre Angſt beſchwichtigt, als ſie ihre nun nicht mehr beſchäftigten Blicke ihrem Oheim zuwendete, und alſogleich die Bemerkung machte mit Schaudern, daß der Herr doch ſehr abſcheulichen und widerwärtigen Angeſichts ſey. — Sonderbarerweiſe hatte ungefähr zur ſelben Minute Caſtromort ſein Nichtchen mit äußerſt freundlichen Augen betrachtet, gemeſſen, umkreiſt, und in ſeinem Herzen klang's wider wie ein halbſchmeichelnder, halbaufgellender Glockenton: „Ach! welch' ein Zufall! welch' ein Wunder! iſt's denn nicht, als ob Negora, zum reizenden Kinde verjüngt, vor mir ſtände?" — Und ſiehe, von jener Stunde an, liebte der Mann mit dem Geſicht das braune Nichtchen unausſprechlich, und wieder von jener Stunde an mochte Gudula unglücklicherweiſe ihren Großonkel gar nicht leiden, nicht ausſtehen! —

O, wie beharrlich warb der alte Mann fort und fort um die Liebe des Kindes! mit welcher zarten Sorglichkeit umgab er es auf Schritt und Tritt mit Allem, was das Leben verſchönert! brachte er, der Selbſtſüchtige, jedes Opfer, um dem kleinen Mädchen ſich werth zu machen, ſann er Tag und Nacht auf angenehme Geſchenke und Ueberraſchungen, ihr Herz an das ſeinige zu feſſeln! Aber beharrlich wie ſein Bemühen, war auch leider ihre Abneigung und wich der Zärtlichkeit nicht um ein Haar. Zu verſtändig und verſchloſſen, um ihren Widerwillen kränkend zu offenbaren, aber allzu reizbarer Einbildungskraft, um ihn hinabzukämpfen, mußte die arme Gudula ihr Schickſal erfüllen, und dem Uebel erliegen, das ſie verhehlte. Wohl blieb dem welterfahrnen Onkel nicht verborgen, daß ein geheimes Hemmniß zwiſchen ihm und der Adoptivtochter beſtand, und ihn quälte bange Sorge, ob und wie dem ſtillen Uebel allenfalls zu wehren ſeyn möchte, denn die jugendliche Heiterkeit ſeines Lieblings erlahmte zuſehends, und ein ſtummer Trübſinn bemächtigte ſich deſſelben, je länger, je mehr. Aber er ſchrieb, der Verblendete, auf Rechnung eines vorübergehenden Heimweh's, was auf die Rechnung jener ſchnell entſtandenen Antipathie hätte geſetzt werden müſſen, die dem Mädchen alle Hoffnung benahm, durch ihren Verſorger glücklich werden zu können. Hätte Caſtromort gewußt, welchen Abſcheu ſeine väterlichen Liebkoſungen ihr einflößten, wie farb- und freudenlos ihr jede Gabe wurde, die ſeine Hand ihr reichte! Und er liebte ſie ſo ſehr! Und er hätte ſich um keinen Preis von ihr trennen mögen! Denn er widmete ihr einen Dienſt, der von der Abgötterei viel an ſich hatte, nicht, weil ſie ſeines Vetters Tochter, ſondern weil ſie das — wie er ſich vorſpiegelte — Zug für Zug getreue Ebenbild des weiblichen Weſens war, das einſt die Gottheit ſeines Lebens geweſen: eine ſtrenge unbarmherzige, aber dennoch angebetete Gottheit. Oft ſeufzte er, heimlich die kalte Gleichgültigkeit ſeiner muthmaßlichen Erbin beklagend: „Negora! wieder zur Erde geſtiegen in dem Körper dieſes Kindes, wirſt Du nimmermehr mir vergeben wollen? wirſt Du ewig unverſöhnlich bleiben, ewig?“

Negora war Caſtromorts erſte, ja einzige Liebe geweſen. Die ſchlankſte Schönheit von Java hatte einſt ſein trocknes, eigenſüchtiges Herz gerührt. Sie war die Tochter eines Würdenträgers am Hofe des Sultans von Dſchukſchukarta, des Obertrommlers Seiner indiſchen Hoheit. Ihr Vater nannte ſich nach ſeinem Dienſte mit dem melodiſchen Namen Tamporo-Pungtata, war ein gutmüthiger Mann, und beim Sultan beliebt, obgleich er den Islam haßte, und an der uralten Götzendienerei des Hindoſtan klebte. Dieſer letztere Umſtand machte auch, daß er ſich gegen ſeine Töchter nachgiebiger zeigte, als ein Mahomedaner gethan haben würde. Ihnen war erlaubt, mit der Welt näher zu verkehren, und ihre Reize leuchten zu laſſen. Die mittlere von ihnen, Negora, zugleich die ſchönſte, benützte des Vaters leichtſinnige Nachſicht und die Gelegenheit mehr, als ihrem Rufe frommte. Caſtremort, von heftiger Leidenſchaft entzündet, ſtellte ihr nach, bot Alles auf, ſie zu gewinnen. Aber vergebens: ſie ſpottete immerdar ſeiner Häßlichkeit und lachte ſeiner Anerbietungen. Unter den kriegeriſchen Herren in des Sultans Gefolge befanden ſich Mehrere, die ihr beſſer gefielen, und denen zu liebe ſie hin und wieder jene Gränzlinie weiblicher Zurückhaltung überſchritt, die Tampero-Pungtata trotz ſeiner Nachgiebigkeit gern unverletzt geſehen hätte. Ihren gefallſüchtigen Uebergriffen ſetzte er anfänglich Bitten, Warnungen, Vorwürfe entgegen. Endlich ſah er ſich ſie zu ſtrafen gemüßigt; die Tochter, ſolcher Behandlung von ſeiner Seite nicht gewohnt, entlief dem Vaterhauſe. Sie dafür zu züchtigen, verſtieß ſie der Vater förmlich, ihrem Schickſal ſie überlaſſend. Kaum hatte Caſtremort dieſes vernommen, als er, was vorgefallen hintanſetzend, wie ein Verrückter umherlief, ſein Liebchen, das undankbare, zu ſuchen, ihm die rettende Hand zu bieten. Auch dieſe Bemühungen wurden nicht mit Erfolg gekrönt. Negora war ſpurlos verſchwunden. Die Erde hatte ſie verſchlungen, oder der Sturmwind davongetragen. Man redete viel davon, Caſtremort ſchüttete ſeinen Schmerz in Angermann's Buſen aus. Angermann tröſtete ihn, wie ein Freund zu thun pflegt. Nach und nach ſchlief die Sache ein, nach und nach war ſie zugedeckt, wie der Abgrund vom Meer. Caſtremort gewann ſeine Ruhe wieder. Wie nennt man aber den böſen Geiſt, der nicht will, daß des Menſchen Herz ſchlafe den Schlummer des

Friedens? Mag er Zufall heißen; und ſo war es denn der Zufall, der den Wallonen auf einer Jagdparthie von ſeinen Begleitern trennte, und ihn über Schlucht und Waldſtrom hinaus führte in ein friedliches, höchſt verſteckt gelegenes Gelände, auf dem einige Wohngebäude, ein alter einſtürzender Tempel und eine müßigweidende Heerde zu ſchauen waren. Die Gaſtfreundſchaft, eine ächtjavaniſche Tugend, in Anſpruch zu nehmen, näherte ſich Caſtromort den Gebäuden. Eine indiſche Magd kam ihm entgegen. „Weſſen iſt das Haus?“ — „Des Holländers, der des Sultans Pferde groß zieht.“ — Alle Europäer ſind in javaniſchen Augen Holländer. — Caſtromort riß nun ſeine Augen groß auf. Sein Julius hatte ihm von dieſem Beſitzthum nicht ein Wörtchen geſagt. „Kommt der Herr öfters in dieſe Einſamkeit?“ — „Allwöchentlich auf drei Tage. Dort über jenem Berge liegen die Ställe des Sultans. So oft dort ſein Tagewerk geendet, kommt der Herr herüber zu ſeinem Weibe.“ — Eine neue Entdeckung. Auch von einem Weibe des Julius wußte Caſtromort kein Wörtchen, doch theilte des Sultans Hof und Stadt und Perſon die Unwiſſenheit des Freundes. — „Wer iſt ſein Weib?“ — „Dort kömmt ſie aus dem Hauſe mit dem Kinde.“ — Die Magd ging, ihre Heerde zuſammenzurufen, und Caſtromort ſtand gegenüber ſeiner angebeteten verloren geglaubten Negora. —

Seine plötzlich neuentflammte Liebe, im Verein mit dem Unwillen, den Angermanns liſtige Verſchwiegenheit in ihm angefacht, machten Caſtromorts Anrede etwas ſtürmiſch. Negora, von dem Schreck der Ueberraſchung zu ſich gekommen, antwortete auch nicht glimpflich. Das

Ende war, daß noch am ſelben Abend, dem Dunkel und den Thieren der Wildniß trotzend, Caſtromort ſeinen Weg nach Dſchukſchukarta ſuchte, wo er ankam, unzerfleiſcht von Tigern, aber zerriſſen von Eiferſucht, von Haß, von Rachbegierde, von den Qualen der Eitelkeit, die, ſich demüthigend, verſchmäht, neuerdings verſchmäht worden war. Er hätte gern mit dem Säbel in der Fauſt Genugthuung von dem „falſchen Freunde,“ wie er ihn hieß, verlangt und genommen; aber wiederum der Zufall wollte, daß Angermann lange auſſen blieb, und Caſtromort ihn nicht eher zu ſehen bekam, als bis eine traurige Cataſtrophe eintrat, die allerdings des wüthendſten Mannes Rachbegierde entwaffnen und in Schmerz verwandeln mußte. — Ein Brief von Angermann's Gattin aus Europa war in Caſtromorts Hände gekommen, da er bei häufiger Abweſenheit des Geſtütmeiſters die Correſpondenz an den Freund richtig zu überliefern übernommen hatte. Auf dem von Vielen beſorgten Transport über Meer und Land war das Siegel zerriſſen worden. Caſtromort las den Brief, und fand darinnen eine Litanei des Schmerzens und der Sehnſucht von Seiten der Familie an den ſo lange auswärts zögernden Gatten und Vater, die nicht ihres gleichen in der Welt hat. Es war ein Schrei der Noth und Verzweiflung, der aus jedem Buchſtaben des Briefs kreiſchte, und obſchon Caſtromort wußte, daß Julius immer abgeneigter geworden, den hundertmal wiederholten Beſtürmungen der Seinigen nachzugeben, beſchloß er dennoch — gerührt von dem Jammer des Weibes und der Kinder — mit der Zuſtellung des ſchon über ein Halbjahr alten Mahnbriefs nicht zu ſäumen. Er ritt auf das Geſtüte des Sultans; Julius war nicht dort; angeblich befand er ſich in einer Stadt des Suſunan *) und ſollte erſt am nächſten oder zweitnächſten Tage wieder zu ſeinen Pferden zurückkehren. Ihn träge zu erwarten, dünkte dem Wallonen langweilig. Ein mächtiger Zug der Leidenſchaft verlockte ihn über den Berg auf ſeines Freundes Beſitzung. Er kam eben recht, den Unglücklichen aus den Flammen ſeiner Wohnung zu retten, und ihn abzuhalten, ſich freiwillig in die Flammen zu ſtürzen, was er mit Wuth und Toben begehrte, da Negora und ihr Kind umgekommen waren im Brande. —

Wiederum und abermals der Zufall wollte, daß Gudula irgend eine Aehnlichkeit mit der Tochter des Tamporo-Pungtata gemein hatte, und darum liebte ſie der Mann mit dem Geſicht ſo getreu, ſo ergeben, ſo ſklaviſch, daß er die Abneigung des Mädchens nur beklagte, nicht ihr zu zürnen vermochte.

Aber Negora's Schatten zürnte unerbittlich. Die geliebte Gudula, keineswegs vom Heimweh geplagt, fand dennoch in Europa die Lebensluft nicht, deren ſie bedurfte, nicht das Band, das feſt genug geweſen wäre, ſie an das neue Daſeyn zu ketten. Nachdem ſie beharrlich dem Wohlthäter ihre Liebe verweigert, verweigerte ſie ihm nach und nach ihr Leben ſelbſt. Caſtremort haſchte zwar mit ängſtlicher Ungeduld nach allen Mitteln; ſie ſchlugen fehl. Er ſetzte ſein Idol in einen überreichen Kreis europäiſcher Genüſſe; mitten in dieſer zauberiſchen Fülle verkümmerte das Idol. Er umgab ſeine Gudula, um ihr eine heil-

---

* Titel des Beherrſchers von Matarem auf Java.

bringende Illuſion zu gewähren, mit einem künſtlichen Java, durchklungen von den Geſängen und dem Geſchrei der Vögel jenes Himmelſtrichs, durchduftet von den Blüthen und Blumen jener Geſtade. Ach, umſonſt. Theilnahmlos horchte Gudula nicht auf die Klänge der Heimath und die zarten Blumen der letztern hielten länger aus, als Gudula. — Sie ſtarb eines Abends mit dem letzten Sonnenſtrahl. Caſtremort, der ſich ſelbſt getäuſcht hatte mit fabelhaften Hoffnungen, der lange noch den Tod ſelber läugnete, obgleich die kalte Leiche in ſeinen Armen lag — er mußte endlich geſtehen, daß er gegen eine kurze kurze Freude ein ewig langes Leid eingehandelt. — Alle ſeine Anlagen zum Menſchenhaß wuchſen rieſenmäßig an.

Die Stadt bedauerte das Schickſal der kleinen Inſulanerin und ihres Oheims mit Aufrichtigkeit. Die Familie Angermann — Ninchen etwa ausgenommen — äußerte eine unangenehme Schadenfreude. Sie war ganz am Rande des Abgrunds der Dürftigkeit, des brodhungrigen Mangels — der Sohn, der, um ein paar Groſchen zu erübrigen, mit einem fremden Virtuoſen als Führer, Schreiber, Rechner, Zettelmacher und dergleichen auf Reiſen gegangen war, kam, wegen Unterſchlagung ſchmählich aus dem prekären Dienſt gewieſen, zurück, und hatte nicht nur kein Geld, ſondern auch keine Ehre mehr. Gereizt und verbittert läſterte er, läſterten die Seinen den Mann, den ſie von ſich geſtoßen, und freuten ſich öffentlich — nach gefallner Seelen Brauch, daß nicht Gudula gewonnen und geerbt, was ſie ſelber leichtſinnig über alle Häuſer geworfen.

Welch ein wunderbarer Charakter jedoch, der des

Mannes „mit dem Geſicht“! Er, knickrig zu nennen mit größerm Rechte, als freigebig, Er, der nicht leicht verzieh, wenn er beleidigt worden, Er, im Grunde noch viel ſelbſtſüchtiger, als die Familie Angermann in all ihren Mitgliedern jemals geweſen — beachtete nicht allein die ihm bald zugetragenen Satyren und feindſeligen Aeußerungen der Angermanniſchen nicht als ihn verletzend, ſondern er antwortete ſogar darauf mit einer Handlung, die ihm die vollſte Bewunderung ſeiner Mitbürger erwarb, wenngleich dieſe ſeine Beweggründe nicht verſtanden, oder auch die Handlung ſelbſt belächelten als eines Sonderlings wunderliche That. —

Er ließ eines Tags den Exreferendar zu ſich bitten. Julius, von der Einladung betroffen, weil fürchtend, wegen ſeines böſen Gewäſches von dem alten Herrn nachdrücklich zur Rede geſetzt zu werden, beeilte ſich nicht. Aber bald kam eine zweite Einladung, und mit allen Waffen ſeiner Impertinenz ausgerüſtet, begab ſich endlich der junge Mann in Caſtromorts Haus, weil nicht wohl fürder auszuweichen war. Sein ganzes Conzept wurde jedoch verrückt, als er hörte, was ihm der Mann „mit dem Geſicht“ eröffnete. „Ich habe Ihnen, — ſagte dieſer, vom Kopf bis zu den Füßen in Trauer gekleidet, und ſehr abgemagert und hinfällig ausſehend — „ich habe Ihnen, wie ich mir ſchmeichle, eine gute Nachricht mitzutheilen. Sie wird Ihnen um ſo willkommner ſeyn, als, wie mir unterrichtete Leute verſichern, das Unglück noch nicht müde iſt, mit Ihnen nach ſeinem Brauch zu verfahren. Wiſſen Sie denn alſo, daß vor einigen Tagen, bei einer Aufräumung, die ich im Keller dieſes, Ihres ehemaligen Hauſes vornehmen ließ, eine ziemlich anſehnliche Summe in einer künſtlich verborgnen und vermauerten Niſche gefunden worden iſt. Altes und neues Geld durcheinander, ein ſeltſames Gemiſch, aber ausgiebig genug, und wahrſcheinlich der Nothpfenning eines Ihrer Vorfahren, der vor Feindes- oder Feuersgefahr längſt begraben wurde, um jetzo plötzlich zu Ihren Gunſten wieder aufzuſtehen. Dieſer Topf, der Behälter, worinnen der Schatz gefunden, enthält ihn noch. Laſſen Sie ihn abholen, denn es iſt Ihr Geld." — Julius gerieth in heftige Bewegung. Des verſunknen Menſchen Augen wurden naß, ſein Herz klopfte vor freudigem Erſtaunen.... die plötzliche Hülfe war übergroß, um die Armuth ſeines Hausſtandes in eine leidliche Wohlfarth zu verwandeln. Aber ſein Gewiſſen ſagte ihm laut, daß er dieſes Glücks nicht würdig ſey. Kleinmüthig antwortete er dem angeblichen Schatzgräber: „Was Sie gefunden, iſt rechtlich Ihr Eigenthum, mein Herr." — Caſtromort erwiederte: „Vor dem Stadtgerichte? möglich. Vor meinem Gewiſſen nicht. Tragen Sie das Geld hinweg. Ich brauche es nicht, und habe leider auch niemand mehr, dem ich davon etwa eine Rechenſchaft hätte ablegen müſſen."

Julius war im Begriff ſich zu den Füßen des Wohlthäters zu werfen; ſein Verſtand ließ ihn errathen, daß der Fund nur ein vorgeblicher und der ſogenannte Schatz ein maskirtes Geſchenk ſey. Caſtromort wehrte indeſſen dem Enthuſiasmus voll Schaam und Reue des jungen Mannes mit einem kräftigen „Pfui!" — „Danken Sie meinetwegen," ſprach er, „unſerm Herrgott auf Ihren Knieen, in Ihrer Kammer oder vor dem Altare, nicht mir. Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan, und zwar um Ihres Vaters willen. Nehmen Sie, gehen Sie, junger Freund, und wenden Sie gut an, was Ihnen der Herr in Gnaden ſchickt.“ —

Julius faßte die beſten Vorſätze; er leiſtete ſich ſelbſt den Schwur, nie mehr ſich an dem Wohlthäter zu verſündigen. Minchen weinte wieder der vergangnen Zeit eine Thräne; die Mutter affektirte, an die Richtigkeit der Erzählung von der Schatzgräberei zu glauben, und ſagte nur: es ſey recht honett von dem Mann mit dem Geſicht, daß er das Geld ſeinen rechtmäßigen Eigenthümern wiedererſtatte. Dagegen meinte aber Hannchen höhniſch wie allezeit: „Man ſolle doch nicht groß Aufhebens von der Ehrlichkeit des häßlichen Schatzes machen, indem er habe thun müſſen, was er gethan, um nicht früher oder ſpäter von den Arbeitern, die eigentlich den Fund gethan, verrathen und wenigſtens von der öffentlichen Mißbilligung gebrandmarkt zu werden.“ — Dennoch wurde niemals Einer genannt, der dem Caſtromort bei dem Schatzheben behülflich geweſen wäre; und ſo guten als böſen Zungen blieb überlaſſen, was geſchehen, entweder eine chriſtliche zartgereichte Hülfe, oder einen tollen Streich zu nennen.

Der tollen Streiche reihten ſich indeſſen im Leben Caſtromorts ſeit dem Hinſcheiden ſeiner Gudula viele aneinander. Nicht nur entartete ſeine Schwermuth in eine unüberwindliche Menſchenſchen, ſondern ſie begann, ungeachtet ſie ſich zwiſchen vier Mauern einſchloß, ſtörend, ſogar boshaft ſtörend in das Allgemeinleben einzugreifen.

So, unter anderm, hatte Caſtromort plötzlich die Baßpoſaune hervorgeſucht, die er vor fünf und zwanzig Jahren

— Handelsbefliſſene haben manchmal ſonderbare Launen — in ſeinen Feierſtunden erlernt und geſpielt. Der Thurnermeiſter, ein wahrer Blasinſtrumentennarr, war von Caſtromort als Lehrer und Begleiter angeſtellt worden. — Zu merken iſt, daß nur Choräle und zwar der Melodieen traurigſte, ausgeführt wurden. Gegenüber von Caſtromorts Wohnung lag ein vielbeſuchtes Gaſthaus; zur Rechten Caſtromorts ſtand der große Redoutenſaal. Wenn eine Hochzeit in jenem Gaſthauſe begangen wurde, und juſt der Brautvater von der Tafel aufſtand, die Geſundheit des Paars und der Gäſte zu trinken . . . horch, o horch! da dröhnten wie vom Himmel einſt die Poſaunen zum jüngſten Gericht, Trauer- und Grabeshymnen aus Caſtromorts weitoffnen Fenſtern, Alles übertäubend in den Freudenſchmaus hinein — der Thurner akkompagnirte mit allen ſeinen Zinkeniſten — und jede Schüſſel auf der Tafel ſchmeckte gleich wie Aſche, und aſchfarbig wurden auch ſchnell die vor kurzem noch ſo heitern Geſichter. — Oder — im Faſching — kaum, daß ſie eintrat, die Pauſe auf dem Maskenball — horch, was klingelt durch die Straßen? wer murmelt, wer ſingt dort unten unheimliche Litaneien, und alle Lippen hören auf zu lächeln und der Gedanke an den Tod bemeiſtert ſich eines Jeden bei'm Tanzfeſte? Nichts andres, als daß dem Mann „mit dem Geſichte" einfiel, das heilige Abendmahl zu begehren, und er es ſich bringen ließ mit Pomp und begleitet von der Brüderſchaft „zum guten Tode." —

Man räſonnirte nicht wenig über dieſe gefliſſentlichen Störungen des Friedens und der Freude, aber Caſtromort ſetzte ſeinen Extravaganzen die Krone auf, an einem großen Jubelfeſte der Stadt, die ihren Regenten und ſein Haus hoch leben ließ mit Fanfaren, militäriſchen Zügen, üppigen Banketts und einer prachtvollen Beleuchtung, bei welcher kein Fenſter ſtumm, nemlich finſter blieb. Auch die Façade Caſtromort's that ihre Schuldigkeit; doch brannten dort nicht helle luſtige Ampeln, ſondern düſtre Grabkugeln von allen Farben, und nur über dem Thorweg war ein hell ſtrahlendes Bild angebracht, die Vergänglichkeit alles Irdiſchen in Hogarths Manier vorſtellend, mit der am Freudenabend doppelt furchtbaren Beiſchrift: „Menſch, beſtelle Dein Haus, denn Du mußt ſterben!“

Wer das Haus und die Bildtafel ſah, blieb gefeſſelt vor Staunen davor ſtehen, und die wenigſten lachten über des Sonderlings Bizarrerie; viele aber entſetzten ſich davor, und bei den meiſten artete das Staunen in Entrüſtung aus. Das Volk begann den Mann zu ſchmähen, der den feſtlichen Tag ſo bitter verhöhnte; ſchon fabelten ſie von Majeſtäts- und Vaterlandsbeleidigung, ſchon trugen ſie Steine, um alle Fenſter des Hauſes auf ihre Weiſe zu illuminiren, nemlich dem Mond- und Sternenſchein Breſche auf Breſche in das Innere zu bahnen.

Da trat noch zur rechten Zeit die gütige Mutter Polizei in's Mittel, die ſtets bei der Hand iſt, ſtreitende Partheien zu verſöhnen, oder bei'm Kopf zu nehmen. Ein Kommiſſär dieſes unentbehrlichen Regierungszweigs, der ſchon früher mit Caſtromort ein bischen bekannt geworden war, übernahm es, von dem wunderlichen Mann die Entfernung des anſtößigen Bildes zu erlangen, unter der Bedingung, daß ſich der tobende Hauſe augenblicklich zerſtreue. Die Rebellanten waren im Grunde herrliche gehorſame

Leute, denen des Bürgers erſte Pflicht wohlbewußt, und, dem Worte des Diſtriktsbeamten vertrauend, ließen ſie auseinander. Wirklich verſchwand das Transparentgemälde nach wenigen Minuten, und die melancholiſchen Grabkugeln wurden durch freundlichbrennende Kerzen oder Lämpchen erſetzt. Wie der geſcheidte Kommiſſär es gemacht, einen ſo raſchen Sieg davonzutragen, iſt zu wiſſen gleichgültig; eine Thatſache jedoch, daß, von ſelbigem Abend an, keiner mehr verging, an welchem der Kommiſſär nicht auf ein Stündchen den Mann „mit dem Geſicht“ beſucht, eine Parthie Domino mit ihm geſpielt, ein Täßchen Thee mit ihm getrunken hätte. Caſtromort faßte ein hinlängliches Vertrauen zu dem Beſucher, der ſelbſt ein etwas origineller Kauz war, und bald waren der Kommiſſär und ein halbüberſtudirter Arzt, dem ſich Caſtromort in die Arme werfen mußte, die einzigen Perſonen, durch welche er mit der Welt noch ein biſchen zuſammenhing. — Die Welt ihrerſeits, da nun ſeine ſtörrenden Tollſtreiche aufhörten, dachte und ſagte dankbar: „Lob der Polizei, die wenigſtens einmal geholfen, während ſie in der Regel nur den lieben Gott walten läßt. Wir haben Ruhe vor dem Mann mit dem Geſicht!“

Es gewann immer mehr und mehr den Anſchein, als ſollte die ganze Welt bald vor ihm auf immer und ewig Ruhe haben. Der Gram, den er geſtehen durfte, und vielleicht noch ein heimlicher obendrein, hatten ihn hohl genagt. Von auſſen ging er bis auf's Skelett zuſammen. Eine erſchrecklichere Magerkeit, und eine furchtbarere von Tag zu Tag mehr aufblühende Häßlichkeit iſt gewiß noch an keinem Menſchen, der da lebt und wandelt, geſehen worden. Trotz ſeiner raſtlos überhand nehmenden Hinfälligkeit war dem Kranken das Daſeyn doch nicht gleichgültig geworden. Sprechend vom Tode, umgeben von Bildern und Symbolen der Vergänglichkeit, lebte er dennoch gern. Er wählte deshalb den überſtudirten Doktor zu ſeinem Rathgeber; er erwartete von demſelben irgend ein Wunder der Kunſt, die Bereitung eines mächtigen Arkanums, das ihn der Erde, dem Sonnenlicht zu erhalten die Kraft beſäße. Der Ueberſtudirte, ſtets unglücklich in der Praxis, die er mit den alltäglichen Hülfsmitteln der Medizin betrieb, hatte ſich auf ganz abſonderliche Behandlungsarten geworfen, von denen er das Heil und Gedeihen hoffte, und die er auch bei dem Patienten „mit dem Geſicht“ in Anwendung brachte. Caſtromort hatte in ſeinem Garten einen Winkel, mit Nadelgehölz beſteckt. Dort ließ ihn der Doktor täglich ein paarmal ſtundenlang ſchaukeln, um die aromatiſchen Harzausdünſtungen auf ſeinen Organismus wirken zu machen. Bald geſtattete die Kraftloſigkeit des Clienten eine ſolche immerhin angreifende Körperübung nicht mehr; flugs ſperrte ihn der Arzt in das Zimmer ein, und verbrannte um ihn her Maſſen von Bernſtein, ihn neu zu beleben. Weil auch dieſe Combuſtion nicht helfen wollte, durchräucherte der weiſe Mann mit der Theerlampe die Lungen des Leidenden. Unaufhaltſam jedoch ging die dem Verderben verfallne Maſchine dieſem Verfall entgegen, wenn gleich der Behandelnde den Behandelten täglich verſicherte, daß er wacker der Wiederherſtellung entgegen ſteige. — Endlich hörte die Theeſtunde auf, das Dominoſpiel wurde eingeſtellt, Caſtromort konnte das Bett nicht mehr verlaſſen, und gegen jede dargereichte Arznei, gegen jedes noch ſo compendiöſe Nahrungsmittel empörte ſich der dahinſinkende Leib. Dem Wundermann wurde allbereits ſchwül zu Muthe, dem Kranken natürlich um ſo viel mehr. Da kam einſt, nach einer mit gelehrten Forſchungen hingebrachten Nacht, der Doktor triumphirend heran, und rief: „Ich hab's gefunden. Wo alle Künſte nicht helfen, hilft die gütige Natur auf dem einfachſten Wege. Mein lieber Herr, Sie müſſen eine Amme annehmen." — „Eine Amme?" — „Nicht anders; die Muttermilch iſt bei Ihrem Zuſtande angezeigt, und Sie werden ſehen, wie glorreich dieſer Quell des Lebens Ihr Siechthum wegſpülen und Sie für männlichere Genüſſe empfänglich machen wird. Um unter tauſend Exempeln nur eines anzuführen, ſo hat der berühmte Herzog Alba eine ſehr lange Zeit hindurch ſeine Exiſtenz auf dieſem Wege gefriſtet, und wäre ohne Zweifel wieder zum blühenden Leben erwacht, wenn ..." — „Wenn er nicht darüber geſtorben wäre;" ſeufzte Caſtremort. — „So iſt's;" entgegnete der Uebergelehrte etwas perplex: „aber bedenken Sie nur, daß Ihre Krankheit eine unendlich heilbarere, und daß Sie nicht zu kämpfen haben mit den Höllenqualen eines mordbelaſteten Gewiſſens, wie jener Wütherich." — Caſtremort ſeufzte noch ſchwerer, ſprach aber kein Wort. — „Kurz," fuhr der Doktor fort: „ich verpfände Ihnen meine Ehre, daß Sie die beſten Folgen verſpüren werden, wenn Sie meinem tiefdurchdachten Rathe folgen." — „In Gottesnamen; eine Amme denn;" antwortete der Kranke und des Doktors Wille geſchah.

Eine geſunde tüchtige Perſon vom Lande, die geeignet, die wunderlichen Funktionen einer Amme bei einem vierundſechszigjährigen Säugling zu erfüllen, war bald, obſchon nicht ohne Schwierigkeit, gefunden. Gewaltige Zugeſtändniſſe an Geld für jetzt und für die Zukunft thaten an einer ſolchen kinderloſen Mutter ihre Wirkung. Das Weib, das ſich zu dem Dienſte herlieh, war von ziemlich grobem Schrot, ohne eine Spur von Fantaſie und Empfindſamkeit; ſogar möglichſt frei von Andächtelei und was damit zuſammenhängt, ein zweckmäßiges Möbel mit einem Wort. Dennoch dauerte es nicht lang, und ſie kam mit verweinten Augen dem Arzt eines Morgens entgegen, und bat, er möchte ſie um Gotteswillen von ihrem ſeltſamen Amt erlöſen; ſie wolle gern jeden Vortheil dahinten laſſen, denn mit dem alten Herrn ſey völlig nicht auszukommen. „Manchmal,“ ſagte ſie, „wenn er mich an ſein Bette kommen läßt, beträgt er ſich gerade wie ein unmündiges, hilfloſes Kind, und dann erbarmt er mich in tiefſter Seele, daß ich weinen möchte ob ſeiner Blödſinnigkeit und Unbeholfenheit; ein andresmal aber iſt er wie eine Katze, die da beißt und kratzt und kaum zu beſchwichtigen; endlich aber überfällt ihn zu Zeiten, und zwar immer häufiger eine Deſperation, die er mit Convulſionen und allerlei läſterlichen Redensarten ausdrückt, daß ich meine, ich ſehe die Hölle in lichten Flammen neben ihm aufbrennen. Erlöſen Sie mich, ich bitte unterthänigſt, denn ich halte es kaum mehr aus.“

Der Doktor beruhigte die Verzagende für den Augenblick, und redete dem Kranken nachdrücklich in's Gewiſſen. Aber Caſtromort, der allerdings ſchnell in eine widerliche Heftigkeit verſetzt wurde, tobte ſeinerſeits auf gegen den

Arzt, die Amme, die Welt und ſein eignes Verhängniß. „Sie haben gut reden!“ zürnte er: „Sie ahnen nicht, was mir im Innern wüthet, daß ich oft auſſer mir gerathe. Sie ahnen nicht, wie oft, wenn jenes Weib meinen verſchmähten Lippen den Buſen bietet, ich den Tag verwünſche, an dem ich geboren, und die Milch der Mutter, die mich aufgenährt hat zu dieſem fürchterlichen Daſeyn!“ — Ein Mehreres war für jetzt nicht aus ihm zu bringen, und der Doktor ging, ſeine Beängſtigungen in das Ohr des Kommiſſärs niederzulegen, und der Kommiſſär, der ahnungsvoll etwas rauſchen hörte, als wäre es Waſſer auf ſeine Mühle, beſuchte nach langer Unterbrechung unverſehens ſeinen Dominofreund. —

Im Vorgemache traf er die Amme, die betrübt in einem Gebetbuche las. „Wie ſteht's?“ fragte er leiſe. — „Ach;“ antwortete ſie ebenſo: „jetzt wird er wohl vor Ermattung Ruhe geben müſſen; aber... vor einer halben Stunde... das war ein Auftritt! Er hat ſich wieder mit Teufelsworten gegen Gott und die Menſchheit vermeſſen. Sollte das noch länger dauern, und er nicht bald ſein Ende finden, ſo laſſe ich Alles ſtehen und liegen, und laufe davon. Ich habe ſchon den Pfarrer gebeten, ſich in's Mittel zu legen, aber der alte Unmenſch will von dem ehrwürdigen Herrn nichts wiſſen, und flucht ſich immer mehr in die Sünde, in den Satanas und ewigen Tod hinein!“ — Der Kommiſſär winkte ihr, ſich ruhig zu verhalten, und trat bei Caſtremort ein.

Er fand denſelben ungemein ruhig, ja ſchüchtern und niedergeſchlagen. Der vorausgegangene Sturm hatte wirklich die Flügel des Ungeberdigen geknickt. — „Wie geht's?“

— „Schlecht, mein Freund. Sie ließen ſich lang nicht bei mir ſehen. Verläßt mich denn Alles zur böſen Stunde?“ — „Die böſe wird ſich wieder in eine gute wandeln,“ tröſtete der Beſucher; „nur müſſen Sie den Glauben, das Vertrauen nicht verlieren.“ — Caſtromort lächelte hierauf ſehr ungläubig, und fragte nach einer kurzen Pauſe nach Neuigkeiten aus der Stadt. —

Dieſe kalte Gleichgültigkeit lag nicht im Wunſche des Kommiſſärs, der aus ſeinen Berufsgeſchäften wohl wußte, daß ein Geheimniß, es ſei, welches es wolle, von einem Menſchen, wie einmal Caſtromort war, nicht mit ruhigem Blute ausgeſprochen wird. Er verſuchte daher, ſcheinbar auf das Verlangen des Kranken eingehend, eine wärmere Erregung in ihm hervorzubringen. Unfähig, auf das Gemüth Caſtromorts einzuwirken, weil derſelbe ganz und gar keines merken ließ, probirte es der Kommiſſär mit der Leidenſchaftlichkeit, mit der Galle.

„Haben Sie lange nichts mehr von Angermanns gehört?“ fragte er unſchuldig. — „Lange nicht.“ — „So ſo? Nun denn: ein andres Kapitel alſo. Das Wetter iſt etwas ungeſtüm, neigt ſich aber zum beſſern.“ — Indeſſen richtete ſich Caſtromort etwas auf, und ſprach mit einiger Theilnahme: „Schämen Sie ſich, vom Wetter einen Gemeinplatz zuſammenzudrehen, während Sie doch gewiß mir etwas Wichtigeres zu ſagen haben. Wie geht's den Angermanniſchen?“ — „Je nun, dem Leibe nach wohl, vielleicht zu wohl. Ihre ſcharfſinnig gereichte und gutgemeinte Wohlthat hat den Leuten ſehr aufgeholfen. Sie haben Ihr Geld zweckmäßig angelegt, ſind ſorgenfrei.“ — „Das freut mich, freut mich recht ſehr, zu vernehmen.“ —

„So viel von den Frauenzimmern der Familie. Die Mutter hat im Unglück gelernt, irdiſche Güter zu ſchätzen, und hat ihre Habe dem Junker, ihrem Sohn, aus den Zähnen geräumt.“ — „Wohl gethan; brav und klug von ihr.“ — „Sehr klug, denn dieſer Junker eben wandelt wiederum auf ſchlimmen Wegen.“ — „So? ei, ei!“ Die Wange Caſtromorts röthete ſich ein wenig. — Zuverſichtlicher fuhr der Kommiſſär fort: „Trotz vieler guter Anlagen behält in dem Menſchen leider ſtets das böſe Naturell die Oberhand.“ — „Das hör' ich ungern. Aber da iſt nichts zu ändern, der Junge ſchon zu alt.“ — „Freilich; indeſſen ... es entrüſtet ſogar den Unbetheiligten ... ſchon wiederum führt er Ihren Namen unter böslichen Reden und Scherzen allenthalben im Munde.“ — „Eine Schwäche, ein Tic, er kann nicht dafür.“ — „Ihre Wohlthaten ſind im Grunde bei der Familie übel angewendet. Sie danken Ihnen nicht, was Sie gethan haben.“ — „Brauchen nicht zu danken.“ — „Was Sie in neueſter Zeit für unſre Armen, für das Invalidenhaus gethan, bemakelt der Julius mit ungeziemendem Spott und Tadel.“ — „Seine Anſicht; ſein Recht.“ — „Sein Recht?“ — Caſtromort antwortete nicht, wurde aber bewegter.

Der Kommiſſär ſagte ferner, um ihm mehr zu Leibe zu gehen: „Er ſagt von Ihnen — ſchändlich iſt's — Sie ſeyen ein alter Sünder, der jetzt am Ende ſeiner Tage mit Geld und Silber den Himmel ſtürmen wolle.“ — „Ein Sünder, ein Sünder ..! ja, er hat recht.“ — „Ich verſtehe Sie nicht, mein Freund. Wenn ich Ihnen aber ſage, daß der Menſch in ſeiner Verwilderung das tollſte Leben führt, und, da er dem Vermögen ſeiner Mutter und Geſchwiſter nicht Abtrag thun kann, auf die leichtſinnigſte Weiſe abermals Schulden contrahirt ...?" — „Schlimm, aber beſſer, als den Seinigen das Ihre zu rauben." — „Er hat Wechſel ausgegeben ... leicht, vielleicht morgen dürfte er zum zweitenmal in den Thurm wandern ...!" — „Ihm muß geholfen werden" ... rief nun wie neu beſeelt der Kranke: ... „ich gebe Ihnen Vollmacht; tilgen Sie, zahlen Sie diſponiren Sie über das Meinige, ſo weit Sie wollen..!" —

Der Kommiſſär erſtaunte nicht wenig. Mit einem gelinden Vorwurf entgegnete er: „Sie ſind Herr Ihres Geldes ...; der Angermann jedoch, der Sie unausgeſetzt verunglimpft, ſcheint indeſſen zu wiſſen, wie weit er auf Sie zählen darf; denn er hat gewagt, bei ſeinen Gläubigern ſich auf Sie zu berufen, als ſeinen Bürgen Sie aufzuſtellen, den er mit der Zunge täglich meuchelmordet!" — „O laſſen Sie ihn!" ſchrie Caſtromert mit fieberhafter Aufregung! „das iſt kein Mord, kein Meuchelmord! rein ſind ſeine Hände! Wären es auch die meinigen!" — Caſtromert hielt plötzlich inne, faßte ſich mühſam und ſetzte dann gleichſam ruhig bei: „Wenn er ſich auf mich berief, ſo iſt er wiederum in ſeinem Recht. Er iſt der Erbe meines halben Vermögens. Er ſteht in meinem Teſtament. Ich werde nichts daran ändern; vielleicht ſogar wird ihm mein ganzes Gut zufallen, wenn des Vetters Brief, den ich aus Java erwarte, nicht ehrerbietigere Geſinnungen aufweiſt, als der, den er mir nach Gudula's Abſterben geſchrieben."

Von der Ueberraſchung hingeriſſen, faltete der Kommiſſär die Hände und rief: „Bin ich, ſind Sie von Sinnen? Iſt denn, was ich da vernehme, wahr? Mein Herr und Gott, was iſt's, das Sie an jene Menſchen bindet, die Ihnen undankbarer begegnen als die Schlangenbrut der heißen Zone? Mein Freund, bethört Sie nicht das Fantom einer übertriebenen Großmuthſucht? Iſt es nicht Ihre Eitelkeit, die Sie verleitet, gerade Ihren bitterſten Gegnern ſo viel Gutes zu thun, daß ſie erliegen unter der Wucht Ihrer Gnade? Wollen Sie einſt die Glorie einer mehr als chriſtlichen Tugend mit in den Sarg nehmen? Schon verehrt Sie — beruhigen Sie ſich damit — das Volk als wie einen ſonderbaren, ihm unbegreiflichen Heiligen! Schon ſchreibt man Ihnen Tugenden zu, wie ſie nur ſelten ſelten auf Erden gedeihen. Warum ſich ſelbſt überbieten, um den kraſſen Undank zu füttern? Warum Ihre Herrlichkeit mit Fleiß verdunkeln, indem Sie deren Schätze dem Unwerth in den Rachen ſchleudern?“

Der Polizeibeamte hätte vielleicht noch lange in dieſem Tone fortgefahren, ganz vergeſſend ſeiner verſteckten Inquiſition, wenn er nicht plötzlich bemerkt hätte, daß ſich Caſtromort wie ein Beſeſſener in ſeinem Bette wälzte, ſtöhnte, ſchnaubte, mit ſeinen entfleiſchten Händen ſeine Haare zerraufte, und endlich ausbrach in einen Strom von Thränen, von denen jede einzelne eine Glutperl zu ſeyn ſchien; in ein Geheul, dem des Schakals zu vergleichen, wenn er, zum Tod verwundet, auf einſamen Feldern den Mond anwinſelt.

Der Kommiſſär rief ſtracks nach Hülfe. Die Amme erſchien zitternd und bebend. Aber Caſtromort ſtieß die Bruſt des Lebens wild von ſich, und jammerte: „Es kommt der Augenblick; das Ende naht. Der letzte elende

Athem, der noch in dieſen erſtarrenden Gebeinen irrt, geht hinaus, in den Tod, ſo wie mein Geſtändniß in die Welt tritt!“

„Geiſtliche Hülfe! geſchwinde!“ befahl der Polizeikommiſſär dem Weibe, das verſtört und bleich davonſtürzte, Pfarrer und Doktor zu holen. —

„Sie wird zu ſpät kommen!“ röchelte Caſtromort: „Hieher, mein unerbittlicher Freund, hieher Dein Ohr an meinen Mund. Ich will in Dein Herz das Leben ausbluten, deſſen letzte Schleußen Dein unbarmherziges Wort aufgeriſſen hat. Was mich feſſelte an jene Undankbaren iſt meine Sünde; was mich bewog, Ihnen ſtets zu verzeihen, mich, der nie eine Beleidigung vergab, iſt mein Verbrechen. Ich habe Ihnen den Vater wiedergegeben und dennoch ihn gemordet. An meiner That, wenn er ſie ſchon nicht kannte, iſt er geſtorben in Verzweiflung; ich habe ihn gemordet, denn meine Hand, von Eiferſucht und Rache geleitet, warf die Fackel in das Palmendach von Negora's Hütte, in welcher ſie verbrannte ſammt ihrem Kinde; und wenn ich ihn mit Lebensgefahr rettete, der ſein Leben neben dem ſeiner Liebe opfern wollte, ſo that ich's, um jahrelange endloſe Pein auf ſeine Seele zu häufen, ihm die Hölle ſchon hienieden zu ſchüren, und meiner vollſten überfließendſten Vergeltung mich zu freuen! Ich Teufel, ich Satan, ich unglückſeligſter aller Verdammten!“ —

Nach einer qualvollen Pauſe, in der er zu erſticken drohte, geklammert an die Schultern des niedergedonnerten Zuhörers, ſetzte er, in leiſes Murmeln verſinkend, noch bei: „Einmal hoffte ich, den Fluch, den ich mir ſelbſt gegeben, zu beſchwören... einmal hab' ich gehofft, mit der Macht dort oben mich zu verſöhnen. Als ein Engel war Regora zu mir getreten... ich dachte ſie zu verſöhnen in dem Kinde. Ich bettelte bei dem Kinde um Erhörung... aber, leidige Täuſchung! des Kindes Mund blieb ſtumm und kalt; das Kind ſtarb lieber, als daß es mir vergeben hätte!"

Von nun an redete Caſtremort nicht mehr. An des Kommiſſärs Halſe hängend, ſtarb er, ehe noch die berufenen Helfer herbeizukommen Zeit hatten. — Im Uebrigen ging Alles anſtändig vor ſich. Das Teſtament des Todten wurde nach dem Buchſtaben vollzogen. Das Begräbniß war äußerſt glänzend; die Armen insgeſammt, und andere mehr, deren Leiden der Verblichene gemindert hatte, folgten der Bahre, nebſt den Erſten der Stadt. „Wir haben einen braven Mann begraben!" hieß es allgemein. Nur Einer wußte, und verſchwieg, welche arge Schuld in's Grab gedrückt hatte den „Mann mit dem Geſicht," deſſen Ehren- und Tugendruf noch heute in jener Stadt begeiſtert geprieſen, deſſen Beiſpiel dort zur allgemeinen Nachachtung empfohlen wird.

VI.

Die Briefpoſt hatte über Nacht drei Depeſchen gebracht: eine dem Hugo, eine dem Arthur, und für Tibidoi auch eine. Dem erſtern hatte die Wittwe Suſanne geſchrieben; dem zweiten ein Freund. Der Freund berichtete, daß Sr. Majeſtät auf HöchſtIhrer Durchreiſe ſich nach dem Exlegationsſekretär erkundigt, und ſich mißfällig über deſſen Entlaſſung geäußert. Notabene: Der Miniſter der ſich an Arthur ſo ungeziemend vergangen, war abgetreten, und ein Andrer an ſeine Stelle gekommen; ein humanerer Staatsmann, der vor Allem viel auf die Anciennetät hielt, mehr als auf alle Vorzüge des Geiſtes. Die Majeſtät hatte ſich ferner geäußert, daß für Arthur allerdings ein feiner Poſten vakant ſey, zwar nicht in der Diplomatie, auch nicht etwa im Staatsrath, ſondern eine Burghauptmannſchaft in ziemlich ödem und auſſer dem Wege belegenen Bezirke, aber mit guten Einkünften geſegnet, und immer vorzugsweiſe an einen gedienten Kavalier vergeben, der gleichſam des Herrſchers Perſon in jenem verlornen Winkel vorzuſtellen berufen. „Immerhin, ſagte der Freund,“ iſt wünſchenswerther, der Erſte im Dorfe, als der zweite in Rom oder Babylon zu ſeyn; mithin auch wäre der Burghauptmann vorzuziehen einem abhängigen Geſellſchaftskavalier eines alten bizarren halbnärriſchen Commandeurs....“ — Arthur hatte nach Tibidoi's Vorſchrift Tod und Teſtament Don Pedro's gewiſſenhaft verſchwiegen — „und wenn Du“ fuhr der Freund fort, „Dich entſchließen könnteſt, in eine ſüßere Knechtſchaft, in die einer Gattin; zu treten, ſo würde Dir die Wüſtenei Deines Burgfriedens herrlicher erblühen als der Tuileriengarten zu Paris oder die Villa reale von Neapel jemals gethan. — Zweites Notabene: Der fragliche Burghauptmann hat lediglich nichts zu thun, als ein paarmal im Jahr ſeinen Namen unter die Quittung für ſeine Gelder zu ſetzen — erheiternde Beſchäftigung — und ditto ein paarmal gegen ſplendide Entſchädigung die Behörden ſeines Bezirks offiziell abzufüttern.“ —

Dem Lebensmüden lief der Mund voll Waſſer, da er ein Triumphthor für ſeine beſcheidenen Verdienſte geöffnet ſah. Fände ein Jeder, was er wünſcht, in dem Leben, würde wohl nicht leicht Einer des Daſeyns müde. — „Ich hätte die Gattin gefunden;“ ſagte er ſich zu Gehör, „und es wäre etwa beſſer, dort mit ihr Arkadien und Tempe zu ſpielen, als hier bei meinen traurigen Geſellen zu verweilen; der Eine ein guter Kerl, aber ſchachmatt; der Andre ein Burſche, den ich ſeit geſtern Abend erſt recht fürchte, weil er in ſeinem Betragen eine Sicherheit, eine Gemeſſenheit, ein lächelndes Siegbewußtſeyn verrieth, das mein Grauen erregt. Er ſpitzt, wie ich glaube, ſeine Krallen zur Alleinherrſchaft, die ich auf diplomatiſchem Wege erringen möchte, und wer weiß nicht, daß, ſo der Zufall hilft, ein brutaler Auerſtier des beſonnenſten Gegners Meiſter wird?“

Die Wittwe Suſanne hatte dem Regierungsrath geſchrieben von der Leerheit, die ſie jetzo im Leben wahrnehme, welches Unbehagen ihr die Feder übermächtig in die Hand drücke, obſchon es ſich keineswegs gezieme, daß eine Correſpondenz von weiblicher Seite anhebe. Wer könne aber für eine unüberwindliche Sympathie? Es werde ihm, Hugo, freilich wohlgehen im Arm der reichen freigebigen Freundſchaft,... er werde freilich nicht mehr ſich erinnern wollen der armen Hütte, die nichts von irgend einem Werth aufzuweiſen habe, als nur eben ein — da ſtand ein Gedankenſtrich und ein ausgeſtrichenes Wort — als nur eben ein Herz voll Theilnahme! — Der Text des ganzen Briefs war nicht eine direkte Aufforderung wiederzukehren in die arme Hütte mit dem Herzen, aber wohl ein träumeriſches, unbeſtimmtes, ſchwärmeriſches Sehnen, das auf einen gutmüthigen, dabei ſchwachen Menſchen einen viel ſchlagendern Eindruck macht, als die deutlich kundgegebene Bitte, als das unumwundenſte Bekenntniß heftiger Neigung. —

Dieſen Satz beſtätigte Hugo, denn über dem Brief vergaß er, ſeine Karmelitertropfen zu genießen, das Geſundheitsſturzbad zu nehmen, den antiapoplektiſchen Magnet zu ſich zu ſtecken. Zerriſſen von tauſenderlei Gedanken und Reflexionen, wunderlich koſtümirt, wie gewiſſe Schauſpieler den Hamlet in gewiſſen Scenen vorzuſtellen pflegen, den Brief in der einen, den Schuhzieher in der andern Hand, erſchien er im Saale, zum Frühſtück ſich zu ſetzen. Arthur war ſchon gegenwärtig, kratzte bald ſeinen Beatswain, bald ſich ſelber im Schopfe, und achtete kaum des nachläſſigen Aeuſſern ſeines Freundes. Hugo ächzte ſchwer, und begann, das Papier emporhebend: „Ein theurer Brief, lieber College!“ — „Was koſtet er, lieber Alter?“ — „Ein koſtbarer Brief, ſage ich, und Sie fragen nach dem

Porto? Ich bin der unglücklichſte Mann, beſter Arthur!" — „Wie ſo denn? Unglücklich im Beſitz dieſes koſtbarſten aller Briefe?" — „So iſt's, können Sie ſich mit ein bischen Fantaſie den Augenblick vorſtellen, der dem Platzen eines Pulverthurms vorhergeht?" — „Aufrichtig geſagt: nein." — „Sie ſind um Ihre phyſiſche Nüchternheit zu beneiden. Ich fühle aber, wie dem Pulverthurm zu Muthe iſt. Ich auch bin fertig bis aufs Platzen, geſpannt zum Losgehen." — „Armer Freund!" — „Ich möchte mich ſpalten, wie ein Baum, in Süd und Nord zugleich ſeyn, oder ein paar Fittiche entfalten können, oder von einer Rieſenhand hinausgeſchleudert werden in das weite All..!" — Oho!" — „O daß ich's zu einem Entſchluß bringen könnte! Arthur, Nachbar, Freund! zwingen Sie mich zu einem Entſchluß! Während ich hier wähle, ſimulire, mich torquire, fahre ich aus der Haut, oder falle ich, von aller Nervenkraft verlaſſen, matt und elend nieder wie ein Regenſchirm."

„Wahr iſt's: was Leuten Ihres Schlags am meiſten gebricht, iſt die Fähigkeit, einen Entſchluß zu faſſen. Was kann ich aber dabei thun? Unter welchen Dingen haben Sie zu wählen?" — „Seyn oder Nichtſeyn!" — „Da rathe ich zum Seyn." — „Es wäre wohl das vernünftigſte. Aber um zu ſeyn, muß ich nicht mehr hier ſeyn müſſen, ſonſt werde ich bald nicht mehr ſeyn." — „So gehen Sie." — „Das falſche Ehrgefühl hält mich zurück, gewaltiger als der irdiſche Vortheil." — „Auch mir geht es akkurat wie Ihnen." — „Das Herz einer Freundin — nun, das Wort iſt ſchon einmal heraus — ſchmachtet nach dem meinigen. Dort ſäße ich im Paradieſe, hier im Fegfeuer, wo Heulen und Zähnklappern. Dort würde ich leben, wie ein grüner ſaftiger Liebſtöckl, hier vermodre ich. Ach, daß ich alter... ich reifer Hageſtolz, wollte ich ſagen, jetzo einſehen muß, daß ohne ein weibliches, zärtliches, hingebendes, pflegendes Geſchöpf keine Freude auf Erden!“

„Sie ſagen's, Freund, lieber alter, alter Hageſtolz!“ rief Arthur ſtürmiſch, Hugo an ſeine Bruſt reißend: „Die Frauen ſind die Kronen dieſer Welt! Ein Seidenhaar von ihrem Haupte zieht ſtärker, als alle Taue dieſer Welt zu einem einz'gen Kabeltau gewunden. Heran, alter Schwede! hebe deine Taſſe, ſtoß' an. Laß' uns im Lieblingstrank der Schönen, in Kaffee, ihre Geſundheit ausbringen!“ — „Sie leben hoch!“ antwortete Hugo etwas ſtutzig; „aber ich verwundre mich über Ihre befremdlichen Reden!“

„Wiſſen Sie, warum das Herz mir übergeht?“ fragte Arthur vertraulich: „Weil ich liebe, weil ich beſitzen will, was ich liebe, weil ich halb und halb entſchloſſen bin, das verwünſchte Erbe des Commandeurs aufzugeben, um nur glücklich zu ſeyn, fern von dem meuteriſchen Spitzbuben, dem Richard, der uns den Hals brechen wird, ſtatt daß wir ihm das Genick abbrechen ſollten, wäre noch Gerechtigkeit auf Erden!“

„Ich empfinde Milzſtechen und Leberanſchoppungen, wenn ich an den grauslichen Menſchen gemahnt werde!“ entgegnete Hugo ängſtlich: „Wie die Katze der Maus, ſo angenehm iſt er mir. Vollends ſeit geſtern Abend ...! iſt Ihnen die infernaliſche Luſt entgangen, die aus ihm grimaſſirte, während er erzählte? Der mephiſtopheliſche Brodem, der teufliſche Arſenikal-Knoblauchsgeruch war im ganzen Saale zu verſpüren. War das eine Geſchichte, die mir beinahe den Tetanus zugezogen hätte! Die Desperation des alten Frevlers, und die Geſchichte mit der Amme des Greiſen, und die verfehlte Negora und die verſteckte Gudula, und der ſaubere Julius, der troß des Geldes des Häßlichen nothwendigſt am Galgen wird enden müſſen! Mit welcher kannibaliſchen Behaglichkeit der menſchenfeindliche Burſche dem Kranken das harte Geſtändniß abgepreßt haben muß! denn — par exemple — der Kommiſſär kann Niemand auf Erden ſeyn, als gerade nur der Richard."

„Nun, das verſteht ſich!" eiferte Arthur, „und eben ſo gewiß als er ſchon viele Dutzende von Leuten in Jammer und Verzweiflung gejagt haben wird, eben ſo gewiß wird er uns eine Falle legen, hat ſie ſchon gelegt — ich ſchwör' es, denn er leuchtete geſtern glutroth vor Seelenwolluſt — und worinnen ſollte er dieſe finden, als in einer prämeditirten Ruchloſigkeit gegen uns?"

Sie waren im beſten Zuge; dennoch ſteckten ſie, weil Richard, das Geſicht voll Spannung, die Augen voll unſtäten Glanzes, ſchnell hereintrat. „Nun, nun," hob er mit impertinentem Lachen an: „großer Poſttag heute? haben Briefe bekommen? Neuigkeiten aus der Welt? Charmant, wenn es Sie freut. Ich bin das Gegenſtück zu Ihnen, laſſe mir nicht ſchreiben. Was hinter mir, bleibt hinten liegen. Vorwärts, iſt mein Wahlſpruch, und pereat mundus! Tibidei hat auch eine Depeſche erhalten. Er ſagte mir im Vorbeigehen, er werde den großen Brief uns vorzutragen die Ehre haben. Er ſey eigentlich für uns, der Brief. Wiſſen Sie bereits ....?" —

Hugo und Arthur verneinten. Zur ſelben Friſt trat Tibidoi in den Saal, marſchirte näher unter einer Menge von Complimenten, trug zwiſchen ſeinen Fingerſpitzen richtig einen großen, großgeſiegelten Brief.

„Vusustrissimi, liebe meine gnädige Herren," ſagte er: „dem Schloſſe ſteht heute eine Ehre bevor, eine große. Ein alter Freund von des Commandeurs Excellenz — buona memoria! — will heute Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen; er habe Ihnen, ſchreibt er, obſchon Ihnen unbekannt, etwas einigermaßen Intereſſantes mitzutheilen und verſehe ſich einer guten Aufnahme. Der Graf von Löwentatz, ein würdiger Oberſtlieutenant in der Armee, hat mir, dem ihm Bekannten, dieſe Nachricht von der Kreisſtadt aus gegeben. Da wir dieſes leſen, Vusustrissimi, wird er nur noch wenige Viertelſtunden von uns entfernt ſeyn. Geruhen Sie, mit eignen Augen zu ſehen, und dann zu befehlen, wie es mit der Tafel gehalten werden ſoll?"

Während Hugo und Arthur den Brief durchgingen, der in der That nichts andres enthielt, als das von Tibidoi Angegebene, heftete Richard auf den letztern einen tiefen Forſchblick, und der Venezianer antwortete mit einem Wink des Einverſtändniſſes. Um ſich zu vergewiſſern, fragte Richard leicht hingeworfen: „Iſt dieſer Löwentatz derſelbe, der....?" — „Derſelbe;" entgegnete Tibidoi kurz und feſt. — Nach einer Pauſe ſprach er zu den Dreyherren zumal: „Der Graf iſt zwar nicht reich, er iſt im Grünen, oder auf dem Eis, oder bis auf den Mühlſtein fertig, wie wir zu Venebig ſagen; aber das Löwentatziſche Haus iſt uralt, der Graf ſelber ſchon lang mit Don Pedro befreundet, ein ehrenhafter Degen überhaupt, der, wo's Ernſt gilt, ſich nicht fürchtet, aber auch" — hier flog ein Zwinkerblick auf Richard — „aber auch einen Scherz mitzumachen weiß. Mein ergebenſter Rath wäre daher, den Oberſtlieutenant zuvorkommend zu bewirthen. Die Zeit iſt zwar kurz. Löwentatz ein Gutſchmecker, aber der Koch ſoll unter meinen Befehlen Wunder verrichten und aus hundert Reiskörnlein und vier Confectſchnitten ein rechtes Gaſtmahl zuſammen kochen, wie Don Juan Tenorio es liebte."

Das Triumvirat gab ſeine Einwilligung ohne Zwang. Um den alten Freund des Erblaſſers gebührend zu ehren, ſollte nichts geſpart werden. Hugo war zwar verdrießlich, aus ſeinem Hamletkleide in ein anſtändigeres ſchlüpfen zu müſſen; Arthur verdrießlich desgleichen, weil der Beſuch ihn ohne Zweifel verhinderte, ſeiner Roſaura nachzuſetzen; Richard dagegen athmete auf, wie eine Sonnenblume im Angeſicht ihres Schutzgeſtirns. Er lief in wunderlichen Zickzacks, wo er nur konnte, dem geſchäftig treibenden Tibidei in den Weg, und ermangelte nicht, zu fragen, bald: „Iſt der Graf das Mittel, wovon ....?" — „Ja, Luſtriſſime; — „Können Sie mir nicht erklären....?" — „Ich habe keine Zeit!" — Oder: „Darf ich mich darauf verlaſſen ....." — „Daß die Zweie ſpringen? ohne weiteres." — „Geht wirklich heute das Manöver los?" — „Heut bei Tiſche." — „Dürfte ich aber nicht wenigſtens oberflächlich wiſſen....?" — „Hu! mir brennt der Kopf vor Eile und Geſchäft!" — Richard hätte verzweifeln mögen. Demungeachtet ging die Zeit unbekümmert ihren rüſtigen Schritt, Minute für Minute, und des angeſagten Grafen Kutſchenräder drehten ſich eben ſo flink vorwärts, denn gar bald wurde Kunde, ſein Wagen werde ohne Verzug im Angeſicht des Schloßportals erſcheinen. Hugo, geſchniegelt nach Kräften, Richard, fuchsmäßig lachend in ſeine hohe Halsbinde, waren bereit, den Verkündigten zu empfangen. In ihrem Bunde fehlte der Dritte. Arthur war eben dazumal noch mit einem kleinen aber ſonderbaren Abenteuer beſchäftigt, das ihn verwirrte, beſtürzte, kurz: ihn aufhielt über Gebühr.

Irrend in jenem Labyrinthe, das zum großartigen und amorpflichtigen Blumentempel den Eingang öffnet oder verbirgt, je nachdem der Spaziergänger es trifft, hatte Arthur ſeiner Theuren Namen geſeufzt, geſungen, gehaucht in die vollen Wipfel der Bäume, und ſiehe: nicht lange dauert es, und in einem Schattengange, deſſen Halbdüſter nicht mit Golde zu bezahlen, erſcheint Roſaura's weißes Gewand, ihre grüne Seidenſchärpe, die ſo edel und kokett zugleich ihre Schultern und Arme umſpielt. Huſch! Arthur hinterdrein. Er hüſtelt, huſtet, ſeufzt, trällert ... lauft namentlich, was er kann. Aber ... daß er ſein Liebchen erreichte? Mit nichten wahrhaftig. Denn ſchneller als er, und taub gegen alle ſeine Signale, flattert ſie aus einem Gange in den andern, läßt ſich nicht erreichen. Arthur ſtaunt, klagt, wird ernſtlich böſe, denn er wähnt ſich verſpottet und gehöhnt. Er ruft endlich laut, ganz laut: „Roſaura! Du fliehſt?“ — Und endlich ſtille ſteht die Fliehende, neugierig wendet ſie den Nacken; ein Pfeil dringt nicht ſchneller an's Ziel, als Arthur ſein Liebchen einholt. Er will einen Verwurf, nein, er will Liebe ſtammeln, dem Scherz Roſaura's vergeben! ... aber, er thut nicht eins, nicht das andre, ſondern wird zu Stein und gafft troſtlos betroffen in ein ihm gänzlich fremdes Geſicht; ein Weibergeſicht allerdings und gar nicht häßlich; aber nicht das Antlitz, dem er nachſtrebt, nicht ein Zug von ſeinem Mädchen. — „Roſaura?“ fragt die Andere mit harter, tiefer Stimme: „ich bin nicht Roſaura, mein Herr.“ — „Das ſehe ich;“ ſtottert er, zerfließend in Verlegenheit: „Wollen Sie vergeben, daß ich ...?“ — „Schon gut, ſchon gut; es iſt genug.“ Und fort eilte die Unbekannte, und Roſaura ließ ſich immer noch weder ſehen, noch hören. —

„Eine zweite Eva in dieſem Unſchuldsgarten?“ ſchmollte Arthur, und lief dem Schloſſe zu: „Was ſoll das bedeuten? Wer mag denn die Fremde ſeyn, und wohin iſt Roſaura gekommen? Fatal, daß gerade jetzt der Löwentatz mich an der Zeit und an der Freiheit brandſchatzen muß! der grobe wilde Löwentatz!“

Wer nun dieſe vom Zorn eingegebenen und ausgeſtoßenen Worte gehört hätte, würde geglaubt haben, es ſey hier wenigſtens von einem Panduren-Trenk die Rede geweſen. Allein wie ganz anders präſentirte ſich der Oberſtlieutenant! Ein ſanfter, dicker, blaſſer Lebemann bei Jahren, mit ſtarkem wohlgefärbtem Backenbart und einer Glatze, die ihm gar nicht übel ließ, weil auf der Stirne noch nicht das müde Alter den Jokus früherer Schalkszeiten verdrängt hatte. Dennoch verhielt ſich die fauniſche Stirne in anſtändiger Trauer, wie ſie zum Kleide paßte; — der Graf trug nicht die Uniform, ſondern den ſchwarzen Frack mit allem Zubehör, den Flor um Arm und Hut. Auch ſein Sekretär, — denn er führte einen ſolchen, wie ein Prinz oder Geigenheros — ſein Kammerdiener und zwei andere Lakaien, die mitkamen, waren im Leid. Seltne und koſtſpielige Anhänglichkeit an einen dahingeſchiedenen werthen Freund!

Der Graf war ein Mann von Welt; er führte ſich vertraut an Tibidoi's Arme ein; der Haushofmeiſter hatte den Bekannten unter'm Schloßthor empfangen. Auf dem erſten Abſatz der Treppe bewillkommten ihn Hugo und Richard, die von Tibidoi dem Ankömmling genannt wurden. Nach einem kurzen Anſtandsgruß für Hugo, ſagte Löwentatz mit einem gewiſſen freimaureriſchen Ausdruck: „Herr von Richard? Ah! ſehr vergnügt. Tibidoi hat mir ſchon von Ihnen geſagt!“ — Und nun ein Händedruck, dem Richard, ſeinen Grundſätzen zum Trotz, nicht entwiſchen konnte, und der eine leiſe Aehnlichkeit mit dem zweiten Grad der leider abgeſchafften Daumſchrauben bot. Richard dachte, das Blut würde aus ſeinen Fingerſpitzen ſprudeln, aber er ertrug die Qual, um des ſtillen Bundeszeichens willen, das er von ihr gegeben wähnte. —

So eben kam Arthur, deſſen Toilette nicht die ſorglichſte war. Er begrüßte den Grafen kühl, und erhielt dafür nur eine halbe Reverenz, wie Hugo. Mit ritterlicher Ungezwungenheit nahm Löwentatz den Arm Richards in Anſpruch, und ſpazierte, von allen Andern gefolgt, in den Saal. Er verneigte ſich wie vor einem Altar vor dem Bilde des Commandeurs, zog ein Extra-Trauerſchnupftuch, mit Todtenköpfen und ſogenannten „Larmes“ beſäet, aus der Taſche, vor die Augen, athmete ſchwer, und rief mit erſtickter Stimme: „Unvergeßlicher! denk' an mich! bitt' für mich! erhöre mich!" — Zu den Umſtehenden ſagte er dann recht höflich, aber kühl: „Er war ein vortrefflicher Menſch, meine Herren. Setzen wir uns. Ich ſehe mit Vergnügen die Tafel bereiten. Tibidoi: das Beſte, was im Hauſe iſt; mir zu liebe, ſchonen Sie es nicht. Und Sie, meine Herren, thun Sie nicht ſo fremd mit mir. Ich bin fidel, finde mich ſchnell in Alles; Sie ſollen ſich über mich nicht zu beklagen haben. Mein kleines Geſchäft bei Ihnen will ich, nach Gewohnheit, erſt bei'm Deſſert, wenn ohnehin Alles ſchon freudiger geſtimmt iſt, anbringen. Nicht wahr, Herr von Richard?"

Vertraulich lächelnd antwortete dieſer: „Meinen Kollegen wird Ihre Bekanntſchaft eine Freude ſeyn. Halten Sie ſich deſſen auch von mir überzeugt." — „Ganz und gar, mein neuer Freund. Niemand verſteht ſich auf Erden, wenn wir uns nicht verſtehen. He?" Abermals ein Händedruck, eine für Richard läſtige Improviſation. Von da an ſteckte Richard die Hände in die Taſchen, bis er Meſſer und Gabel zu rühren hatte.

Die Geheimbundesdemonſtrationen blieben von andrer Seite nicht unbeachtet. Sobald ſich nur eine Gelegenheit ergab, flüſterte Arthur dem Regierungsrath zu: „Wie befinden Sie ſich?" — „Voll von Spannung, das Zwerchfell irritirt, Ameiſengekrabbel in Händen und Füßen." — „Aha? juckt auch Sie des Daumens prophetiſcher Kitzel? Ich denke, dieſer Beſuch werde unſerer ganzen Exiſtenz einen Umſchwung geben, und halte dafür, daß der Fremde und Richard und Tibidoi unter einer Decke ſtecken." — „Ein räthſelhaftes Einverſtändniß. Ich frage, zu welchem Zwecke? Bin aber völlig Ihrer Meinung." —

Indeſſen verkehrte der Graf immer nur mit Richard, als hätte er mehr denn einen Scheffel Salz mit ihm gegeſſen; auf deſſen Kollegen kam nur dann und wann ein froſtiges Kompliment, ein Konverſationsbehelf, ein Nichts von gezwungner Artigkeit. „Ich weiß zwar nicht, wie der Mannequin Tibidoi's ſeine Streiche führen wird,“ ſagte ſich Richard hundertmal, „aber er ſollte denn doch nicht ſo grell mit ſeiner Abneigung gegen die armen Schelme verfahren. Sie könnten Unrath merken.“

Als zur Tafel geſchritten wurde, nahm die Sache eine beſſere Wendung. Löwentatz proteſtirte nachdrücklichſt gegen den Ehrenplatz, und beſtand darauf, denſelben an Hugo zu überlaſſen. Er ordnete ſich im Range auch den beiden andern Erben unter; er that's nicht anders. „Ich weiß, welch' eine Stelle mir, Ihnen gegenüber, gebührt;“ ſagte er. Dann hob er die Augen zum Bilde des Kommandeurs empor, und redete feierlichſt: „Wie gerne wollte ich gleich einem beſtraften Kapuziner mein Diner auf der bloßen Erde verzehren, könnte ich Dich bewegen, trefflicher Freund und Wohlthäter, wieder herabzukommen in unſre Mitte. Wenn Du ein Wunder thäteſt, wie jener Kommandeur Don Pedro in Don Juans Hauſe verrichtete... wenn Dein Marmorbild käme, neben uns Platz zu nehmen ... ich wollte mich nicht fürchten, denn nicht im Uebermuth lade ich Dich hiemit zu unſrer Tafel. Du ſollſt mir beiſtehen in der Verrichtung, die ich vor mir habe.“

Alſogleich griff Löwentatz die Mahlzeit mörderiſch an. Er beſaß eine grauſame Fertigkeit, ſeinen Miteſſern die ſaftigſten Biſſen vor der Naſe wegzunehmen, zu ſchmauſen, zu trinken, zu erzählen — Alles zur gleichen Zeit, ohne daß er in einer dieſer Uebungen ſaumſelig geworden wäre. — Dabei war er höchlich ungenirt. „Seit wann,“ fragte er den die Tafel aufmerkſam umkreiſenden Majordomus, „ſeit wann trinkt man hier ſo ſchlechten Wein? Gib Champagner, lieber Freund, vom beſten, ehe wir mit ſchlechten Reben uns den Magen verderben. Nur der Champagner krönt mit Roſen Becher und Zecher. Auch unſer Verewigter konnt' ihn leiden, wie er überhaupt das Leben verſtand, wie ein durch und durch ſtudirtes Buch. Nicht wahr, Herr von Richard?“ — „Herzlich zugegeben;“ antwortete dieſer, etwas empfindlich über den cordialen Fußtritt, den ihm Löwentatz unterm Tiſche beigebracht.

„Ich bin ſo fröhlich, ſo wohlgemuth!“ rief nicht viel ſpäter der Graf aus. Dabei fächelte er ſich jedoch mit ſeinen Todtenköpfen Luft zu, daß dem Regierungsrath die Haut ſchauderte. „Kaum, daß ich noch mein kleines Geheimniß für mich behalten kann. Ich bin ſchon einmal ſo; das Herz in der Hand, auf der Zunge. Helfen Sie mir trinken, meine Herren. Der Wein verſiegelt am beſten, was der Wein zu entſiegeln droht. Und ich habe eine Ueberraſchung für Sie, meine Herren, eine Ueberraſchung . . .! Sie werden ſtaunen! ſie iſt für einen Jeden zehntauſend Gulden werth, auf Ehre. Der Selige liebte die Ueberraſchungen, nicht wahr, Herr von Richard?“ —

„Schon geht er in den Text ein;“ raunte Tibidoi dem Richard zu, während Löwentatz mit Hugo und Arthur anſtieß. — „Ein Kapitalmenſch;“ entgegnete Richard hinter der Serviette: „wenn ich nur wüßte . . . .“ — „Sobald das Deſſert aufgeſtellt, läßt er die Mine ſpringen, Luſtriſſimo.“ — „Nun, ſo beſchleunigen Sie den Gang der Mahlzeit.“ — „Gleich laſſe ich den Nachtiſch aufſetzen.“ —

Wenn man die Augen der Tafelnden betrachtete, ſo ſah man ringsum nur glänzende. In Hugo's Blicken ſprudelte die flüchtige Begeiſterung des Sillery; er trank die Geſundheit der längſtverſtorbenen Marſchallin d'Etrees, die den koſtbaren Wein in's Leben gerufen, er liebäugelte mit Suſannens Antlitz, das ihm aus jeder Schaumperl entgegenlachte; er hörte nicht auf, mit Arthur zu fraterniſiren, deſſen Augen gleichfalls ſpiegelnd in die Zukunft ſtarrten. Richard funkelte durch und durch von Erwartung, ja von Begierde; aus dem Blick des Grafen ſchauten Legionen von luſtigen Teufelchen; ſelbſt im Geſicht des ſchweigſamen bildſäulenähnlichen Sekretärs ſpielte der Satyr, als riefe er hohnneckend: „Wartet, wartet nur!“

Da — ſo eben hatte Löwentatz die tauſendſte Anekdote von dem Kommandeur, mit dem er Jahre lang gegeſſen, getrunken, geliebt und gelebt, vollendet — trug die Schaar der Diener neue Flaſchen und Früchte und Zuckerwerk und eingemachte Delikateſſen in vielen Schüſſeln auf, ſich dann entfernend und die Thüren ſchließend. Tibidoi allein blieb, vornehm ſervirend, zurück. „Aha! das Deſſert!“ rief der Graf: „Meine Herren, geſchwind einen Becher! möge Allen wohl bekommen, was ich nun zu ſagen habe. Dieſes Glas dem großen Geiſte!“ — „Hoch!“ klang der Gegenruf, und die Gläſer wurden leer. „Herr Sekretär,“ fragte der Graf den ſtummen

Trauermann: „haben Sie das Papier zurecht gelegt?" — „Nach Befehl, Herr Graf." —

Nun erhob ſich der Obriſtlieutenant, verbeugte ſich zierlich in der Runde, und ſprach ſehr leutſelig: „Es hat mich ausnehmend vergnügt, Ihre werthe Bekanntſchaft gemacht, und das Glück gehabt zu haben, Sie bei mir, beſcheiden zwar, aber mit dem beſten Willen gewiß als meine Gäſte zu bewirthen. Sie ſehen nun ein, warum ich nicht wohl den erſten Platz einnehmen konnte, und wollen entſchuldigen, wenn die Bedienung etwas mangelhaft geweſen. Ein nächſtesmal, wenn ich erſt genau wiſſen werde, worüber zu disponiren, ſoll's ſchon beſſer ausfallen."

Wenn jemand irgendwo drei Taube geſehen hat, die, bemüßigt, eine lange Rede zu vernehmen, von der ſie nichts verſtehen, aus den Geſichtern ihrer Brüder in Taubheit ängſtlich zu errathen ſuchen, was etwa geſagt worden ſeyn möchte, ſo hat er auch die Dreyherren geſehen, nachdem Löwentatz in ſeiner Anrede innegehalten. „Was hat er geſagt?" fragten verwundert alle Blicke.

„Sie ſcheinen befremdet? doch ſagt' ich nur die Wahrheit;" fuhr der Graf mit unerſchütterlichgutem Humor fort: „auch prahlte ich nicht aufſchneideriſch, da ich behauptete, mein Geſchäft mit Ihnen würde Ihnen, einem Jeden, zehntauſend Gulden werth ſeyn. — Ja, meine Herren. Unerforſchlich, wie die Vorſehung, waren auch des Kommandeurs Beſchlüſſe. Ihr Teſtament iſt ungültig. Hier iſt ein neueres, von Longhè datirtes, das die früheren Dispoſitionen widerruft, und mich, den Unwürdigen, zum Alleinerben einſetzt."

Der Sekretär verlas das Dokument, und gab es dann von Hand zu Hand, damit das Siegel und die Handſchrift geprüft werden möchte. — Jetzo glänzten der Zecher Augen nicht mehr, ſondern ſtierten durchbohrend auf das Papier, das vernichtend und kurz, vom Kommandeur ſelber beſchrieben, enthielt, was Löwentatz angeſagt. Alles widerrufen, als Entſchädigung einem Jeden der früher Berufenen zehntauſend Gulden ausgeſetzt — ein viel ſpäteres Datum — die Erbſchaft für die Dreie zu Waſſer geworden — Punktum. „Es iſt aber nicht wahr;“ flüſterte Tibiboi, wie zum Troſte, dem gleich den Uebrigen frappirten Richard zu. — „Man muß aber geſtehen, daß er's verzweifelt natürlich macht;“ antwortete Richard zähneklappernd.

Wie natürlich, gab es einen Aufſtand unter den Herren. Man gibt — nach Tibiboi — nicht gerne zurück, was man hält. Aber der Graf, höſlich und ſcherzend wie immer, wies nur auf das Papier, ſtellte einen Prozeß von vielen Jahren mit endloſen Koſten und dennoch ſchlechtem Ausgang in Ausſicht, machte dagegen die namhafte Entſchädigung geltend, die in ſeinem Munde immer namhafter wurde. „Sie ſind ein durchtriebener Schalk!“ ſagte ihm Richard heimlich, als Hugo und Arthur ſich in einer Ecke des Saals beriethen: „wie aber werden Sie den Scherz durchführen?“ — „Indem ich dieſe da hinausführe!“ erwiederte der Graf lächelnd. — „Nun, mit mir, wie iſt's denn mit mir?“ fragte Richard mit pfiffigdreiſtem Augenaufſchlag. — „Ah, mit Ihnen iſt's etwas anderes;“ lachte wieder der ſchnackiſche Herr: „weil Tibiboi es haben will, muß ich Sie wohl anders behandeln, als jene Herren.“

— „A la bonne heure;“ meinte Richard mit erleichterter Bruſt: „Sie ſpielen Ihre Rolle trefflich, und ſollen nicht einen Undankbaren verpflichten.“ — „Mich belohnt ſchon mein Bewußtſeyn;“ ſcherzte Löwentatz: „reden Sie nur Ihren Kollegen zu, daß ſie ſich ſchneller fügen.“ — „Richtig. Zu dem Ende will ich mich mit ihnen auf eine Linie ſtellen.“ — „Wie Sie für gut finden.“ —

Richard näherte ſich den Berathenden, und wollte ſeinen Rath, als ein gleichfalls ausgewieſener, aber ſchnell reſignirter Mann in die Wagſchale werfen. Er kam jedoch zu ſpät. Hugo's friedliche Natur hatte bereits den Lebensmüden von der Nothwendigkeit, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, überzeugt. Beide erklärten ſich einverſtanden. — „Bravo;“ rief der Graf: „einen Becher der Eintracht! Unterzeichnen Sie dann gefälligſt dieſen Revers.“ — Hugo that es zuerſt. „O Freiheit, du ächte Hygeia der Menſchheit!“ ſeufzte er. — „O Roſaura!“ liſpelte der ihm folgende Arthur: „mit dieſem Opfer trete ich Dir um einen großen Schritt näher!“ — „Nun iſt's an Ihnen, Herr von Richard.“ — „Ich meine, daß es nicht eilen werde;“ lächelte Richard: „ich höre lieber den Klang des Geldes, bevor ich jemals unterſchreibe.“ — „Aha! ich merke etwas;“ ſagte Löwentatz launig: „Tibidei ſagte mir ſchon von Ihrer Abneigung vor Unterſchrift und Zuſage vor Zeugen.“ — „Schweigen Sie doch;“ mahnte Richard vorſichtig und ſchnell. Aber der Graf ſchlug die Bitte in den Wind, und begann: „Pah, pah, warum hinter'm Berge halten? Dieſe Herren da ſind einmal abgefertigt, haben ihr Verdammungs- und Verbannungsurtheil unterzeichnet. Sie dürfen jetzt Alles wiſſen, meine ich.“ — „Wie? was höre ich?“ ſtotterte Richard, der das Böſeſte plötzlich ahnte: „iſt das die Behandlung, die Sie mir zugeſagt haben?“ — „Das iſt ſie eben, Herr von Richard;“ erwiederte Löwenkatz ſehr kalt: „Ich verſprach dem Tibidoi, Sie anders zu behandeln, als dieſe Herren, und das müſſen eben dieſe Herren wiſſen, um Ihre Uneigennützigkeit ſchätzen zu lernen; denn Sie, mein lieber neuer Freund, werden bei Ihrer Retirade gar nichts erhalten, indem Sie an Tibidoi mehr als das Doppelte Ihrer Entſchädigung ſchulden, und den Ring für ſeine Tochter, und das Bild Ihres Freundes; denn er hat ſein Wort gelöst: dieſe Herren, Ihnen ein Dorn im Auge, ſind ausgewieſen, und zwar richtig nur in Folge von Tibidoi's Bemühen. Daß Sie ihnen den Sprung nachthun müſſen, iſt nur logiſch und konſequent, und für das unvermeidliche Fatum kann Tibidoi nicht verantwortlich gemacht werden.“

„Eine ſaubere Verſchwörung iſt da zu riechen;“ bemerkte Hugo mit Indignation, und Arthur ſetzte hinzu: „Sie ſind, Herr Menſchenfeind, ein arger Vogel. Nur gut, daß über Sie ſelbſt das Schlagnetz zuſammenfiel.“

„Büberei ohne Gleichen!“ tobte nun Richard auf: „Italieniſcher Schurke, Du ſollſt mir's büßen. Und auch Sie ſollen's, Herr Pſeudograf, mit dem falſchen, falſchen, erzfalſchen Teſtament. Einen Wagen und Pferde her! ein Schiff her! Ich will nach der Kreisſtadt, ich will nach Longhè. Ich habe ſchon tauſend Spitzbübereien entdeckt; auch dieſe gegenwärtige ſoll nicht ungerächt, ungezüchtigt bleiben, und müßte ich bis an den Thron des Monarchen gehen.“

Löwentatz lachte unmäßig auf. Tibidoi aber ſprach mit dem beißendſten Hohne: „Thun Sie, was Sie wollen, aber, Luſtriſſimo, vergelten Sie treue Dienſte nicht mit Undank, wie etwa des Kommandeurs Freigebigkeit vergolten wurde. Ich habe gehalten, was ich gelobt; bitte alſo um meine zehntauſend Thaler, die Ringe meiner Tochter und dieſes theure Bild."

„Zur Hölle mit Dir und dem Bilde!" zürnte Richard, der ſich drohend geberdete. —

„Sie haben es ihm vor dem Kommandeur ſelbſt zugeſagt!" ermahnte Löwentatz, und Tibidoi, die Arme recht theatraliſch ausſtreckend gegen die Thüre und das Bild, rief aus Leibeskräften: „Hörſt Du, erlauchter Schatten Excellenz, wie er mir läugnet, was er mir zu Deinen Füßen beſchworen? O mach' Dich auf, Du edles Bild von Marmor, den Wortbrüchigen zu ſtrafen! Gib ein Zeichen, Du Gemälde von Leinwand und Holz, daß der böſe Schuldner in ſich gehe!"

Und Löwentatz machte den Refrain: „So komm', ſo komm' heran. Ich habe Dich geladen; die Kerzen flammen, die Flaſchen warten. Niemand fehlt, als der ſteinerne Gaſt!"

„Bin ich in einem Narrenhauſe?" fuhr ihn Richard erbost an.

Hugo ſagte bedenklich: „Sie ſpielen Komödie mit uns, Herr Graf, oder wer Sie ſeyn mögen."

Arthur ſetzte hinzu, indem er den, das Bild widerwärtig anſchnurrenden Boatswain feſtzuhalten ſich bemühte: „Es geht etwas vor, der Hund zeigt's an. Aber wehe denen, die ſich einen Spaß mit uns erlauben!"

Indeſſen ging es draußen ſchwerfällig: „Tapp, tapp, tapp!“ — Die Fenſter flogen von einem Windſtoß auf, die Flambeaux flackerten gleichſam ängſtlich, die Thüren ſchüttelten ſich in ihren Angeln, und immer näher durch den dunkeln Gang das zentnerſchwere „tapp, tapp, tapp!“

„Um das Gaukelſpiel zu enden
Oeffne ſelber ich die Thür!“

parodirte Löwentatz den ſpaniſchen Wüſtling, erfaßte einen oder ein paar Leuchter und ging auf die Thüre los. So eben ſprang ſie auf, und auf der Schwelle ſtand übermenſchlich groß das Marmorbild des Kommandeurs. Hugo konnte nicht umhin, ein paar Stühle als Verſchanzung an ſich zu reißen. Richard, einen Moment verdutzt, nahm ſich ſchnell zuſammen, und wollte ſich mit verächtlichem Lächeln der weißen Geſtalt nähern. Indeſſen packte ihn und Arthur Tibidoi heftig beim Flügel, und rief zeternd, nach der Wand zeigend: „Dort, dort, ſehen Sie, ſchauen Sie! dort kniſtert es; das Bild.... es wankt, es ſchwankt, es fällt...!“

Und richtig fiel's mit derbem Krachen zum Boden nieder, und hinter ihm begab ſich eine Falltreppe herunter, und über dieſe Falltreppe ſchritt, in ſeine ſchöne rothe Uniform gekleidet, voll von Leben und Geſundheit, der Kommandeur Don Pedro in eigener Perſon. — Boatswain entwiſchte bellend ſeinem Herrn, ſtürzte ſich auf den ihm bekannten Freund, ſprang an ihm in die Höhe, empfing deſſen Schmeicheleien und Liebkoſungen, wie er es gewohnt war, und that unwiderleglich dar, daß nicht ein Schatten des Kommandeurs, ſondern er ſelbſt in Fleiſch und Bein erſchienen war mitten unter ſeinen Freunden.

„**Spari Bonaventura!**“ rief er befehlend ſeinem weißen Doppelgänger zu, und der zum Geſpenſt von Gewicht umgeſchaffene Gondoliere entfernte ſich gehorſam.

„Sehr erfreut, Sie Alle hier zu ſehen.“ fuhr der Kommandeur etwas alterirt fort: „Sie haben ſich auf Ehre ſo gut unterhalten, daß ich vorzog, die elyſeiſchen Felder noch für eine Weile zu quittiren, um mich noch einmal des Lebens zu freuen.“

Dem Sturm der Ueberraſchung folgte nun der größere Sturm der Beſchwerden.

„Aber, Don Pedro, was haben Sie uns gethan?“ rief Hugo.

„Es wird ſchwer halten, Ihnen dieſen höchſt unpaſſenden Scherz zu vergeben;“ rief Arthur, und lockte ſeinen Hund, der ſich beim Wiedererſtandnen wohl befand, vergebens.

„Sie ſollen mir, vor wem Rechtens, von Ihrer unwürdigen Poſſe die ſtrengſte Rechenſchaft ablegen!“ drohte, vor allen laut, der auf dem Unrecht ertappte Richard.

Nun nahm der Kommandeur, der den Ehrenplatz an der Tafel eingenommen, mit Freundlichkeit das Wort: „Ich läugne nicht, meine Herren, daß die Prüfung etwas derb geweſen. Von meinem treuen Diener, — nicht doch: von meinem Freunde Tibidei gewarnt, hatte ich bereut, Sie zu mir berufen, ſie an mich gefeſſelt zu haben. Ich fürchtete, unſer ſtetes Zuſammenleben dürfte meinen Frieden vor allem, nebenbei auch den Ihrigen ſtören. Ich wollte mich vergewiſſern, ob in der That die Geſinnungen, die Sie mir oft dargethan, in Ihrem Herzen lebten, beſtändig lebten. Ich wagte, Sie auf eine harte, indiskrete Probe zu ſtellen. Sie haben die Probe allerſeits nicht beſtanden, meine Freunde, und ich habe mir viele ſpätere nicht ſo leicht wieder rückkäufliche Reue erſpart. Ich lebe wieder, die Teſtamente ſind null und nichtig. Von dem dreiſten, luſtigen Streich des Kommandeurs Rojoſo iſt mein Fürſt ſchon jetzo unterrichtet; er vergibt mir ihn. Ich habe das Privilegium, Späſſe nach meiner Art zu treiben. Ihnen, meine Herren Erben — ich rede nicht von Dir, mein guter Löwentatz, der ſeine Rolle prächtig gegeben — Ihnen bin ich Genugthuung ſchuldig, mindeſtens zweien von Ihnen, die mir theuer bleiben, weil ſie rechtſchaffen geblieben. Ich leiſte Ihnen Satisfaktion, entweder mit einer galanten Entſchädigung, die ich bitte, als ein herzliches Andenken von mir anzunehmen, oder mit dem Degen, je nach ihrer Wahl. Der ſteinerne Gaſt verſteht noch immer den Degen zu führen, und iſt bereit, ſein Leben an ſeine Indiskretion zu ſetzen, obgleich es ihm in dieſen ſeinen ſpätern Tagen viel koſtbarer wurde, als vor Zeiten es geweſen. — Uf! ich habe jetzt gar viel geredet, und bitte, mich ausruhen und einen Apfel ſpeiſen zu laſſen."

Je gemüthlicher der Neulebendige an ſeine Lieblingskoſt ging, um ſo ungeſtümer ließen ſich die drei geweſenen Erben vernehmen. Nicht einer zwar ging auf den Antrag ein, die Sache mit den Waffen auszugleichen; alle ſprachen auch mit einer gewiſſen edelſtolzen Geringſchätzung von der gebotenen Abſtandſumme, ja von dem zu Schaum gewordenen Reichthum ſelber; aber geräuſchvoll und hartnäckig behaupteten ſie, der Prüfung allerdings als Männer von Charakter genügt zu haben, und einen Tadel deßhalb nicht zu verdienen.

Da lächelte der Kommandeur und winkte mit dem Finger. Horch: da ſummte es draußen wie von Bienenſchwärmen, und herein kam im Fackelglanz die lange Reihe der Bauernmädchen des Bezirks, feſtlich geputzt, eine Jede mit einem Sträußchen in der Hand. Und den Lebensmüden umkreisten ſie kokett, beſtreuten ihn mit ihren Blumen, legten ſie zu ſeinen Füßen nieder und forderten ihn auf, endlich unumwunden zu geſtehen, welche von den Schönen eigentlich er mit ſeiner Hand beglücken werde. Einer Jeden habe er das Heirathen verſprochen, und eine Jede ſey dazu bereit; aber nur ein Heide könne daran denken, fünfzig Weiber heimzuführen. „Wählt, o wählt doch jetzt, geſtrenger Herr!“ hieß immer der Kehrreim des Geſangs, den die leichtfertigen Hexen anſtimmten, und dem Arthur vergebens zu entrinnen trachtete; der auch nicht eher ſchwieg, als bis zum zweitenmale der Kommandeur mit dem Finger gewinkt hatte.

Siehe: da drängt ſich herein in buntem Knäul ein Menſchenſchwarm der wunderlichſten Gattung: alte Vetteln, hinkend, trippelnd mit Kräuterbuſchen, mit Salbenbüchſen, mit ſympathetiſchen Zetteln und Amuletten; der griechiſche Einſiedler voran, ein dickes Receptbuch unterm Arm; hintennach ein Gewimmel von Hufſchmieden, von Abdeckern, von Waſſerbeſchauern, bewaffnet wie des Pourceaugnac Verfolger. — und dem ehrlichen Hugo gingen ſie zu Leibe, und ſangen ihn an mit ſeltſamen Weiſen, und gaben ſich kund als Marzellinen's Aufgebot, den geſtrengen Herrn zu kuriren. Der Hypochondriſt ſtand beſchämt mitten in dieſem chaotiſchen Wirbeltanz von Kunſt- und Naturärzten.

Und zum drittenmal winkte der Commandeur mit dem Finger. Ein dritter Zug von Männern, Weibern und Kindern, der alte Oneſimo mit ſeinem patriarchaliſchen Schnurrbart an der Spitze, marſchirte reputirlich ein, und umringte den in Zorn und Wuth verblaßten Richard mit dem Zuruf des lebhafteſten Dankes für die menſchenfreundlichen Gaben, die er ſowohl in eigner Perſon als durch Tibidoi's Hände geſpendet hatte den Greiſen, den Wittwen, den Waiſen; des Himmels Segen hervorrufend auf denjenigen, der ſich gern in ohnmächtigem Verdruſſe dem Satan ergeben hätte, um nur frei zu ſeyn von dem Pranger, woran ihn des Commandeurs allzugerechte Vergeltung gefeſſelt hielt. —

Als endlich die gut eingeſchulten bäuriſchen Comödianten, mit einem donnernden „Evviva“ den zu ihrem Erſtaunen aber auch zu ihrer Freude wieder neugebornen Herrn begrüßend, ihre Rolle beſchloſſen, und Stille eintrat, erhob ſich der Commandeur und ſprach mit Nachdruck: „Meine Freunde und geweſene Erben! Sie merken, daß meine Vorſchriften von Ihnen nicht beobachtet wurden. Zudem war ich beſtändig ein verborgner Zeuge Ihrer Geſpräche, Ihrer Erzählungen — die, beiläufig geſagt, mich recht amüſirt haben — Ihres ganzen Thuns und Laſſens. Hinter dieſem Bilde lauſchte ich Ihren Unterhaltungen; nur Boatswain ahnte meine Nähe. Aber in Tibidoi's Wohnung, die mit dieſem Hauſe und mit der Kirche durch einen unterirdiſchen Gang verbunden, hatte ich mein Hauptquartier. Daher kam es, daß ich mit Schrecken ſah, wie Arthur in verliebter Wuth meine Blumen verwüſtete; daß ich mit Entrüſtung vernahm, wie über allen Begriff undankbar und ſchnöde Richard vor meiner Bildſäule Verträge ſchloß, die mein Andenken beleidigten und ſeine Freunde zu berauben beſtimmt waren. — Ich habe freilich ſelbſt den Undank geſät und ihn geerntet, aber mir iſt nicht zu verargen, wenn ich die ſchlimme Ernte in alle Winde ſtreue und mein Feld beſſer beſtelle. Sie werden fühlen, Richard, daß Sie in dieſem Kreiſe von nun an überzählig ſind. Gott ſchenke Ihnen eine beſſre Geſinnung am Abend Ihres Lebens. Löwentatz, begleite den Herrn hinaus. Mein Wagen hält vor dem Thore; was dem Herrn gehört und ich ihm ſchuldig zu ſeyn glaube für den Spaß, den ich mit ihm gewagt, wird er dort vorfinden. Der Himmel geleite ihn auf ſeinen fernern Wegen!"

Löwentatz bot Richard galant den Arm; trotzig, ohne ein Wort zu ſagen, fügte ſich der Menſchenfeind in das Geleit, und verſchwand. — Hugo und Arthur athmeten freier. Der erſtere reichte dem Commandeur treuherzig die Hand mit den Worten: „Ich verliere doch gern, was ich hier zu ſammeln hoffte, da Sie am Leben und in der Geſundheit Blüthe ſind. Ich hätte es doch nicht auf die Länge hier ausgehalten, und nahm wenigſtens aus dieſem ſtrengen Scherz eine goldne Lehre mit hinweg."

Arthur ſetzte hinzu: „Ich grolle nicht mehr Ihnen, Don Pedro; grollen Sie auch nicht mir. Die beſten Freunde bei Tafel und auf Reiſen und im bunten Weltgetümmel haben nun einmal nicht die Gefühle im Leibe, von denen ein Weſen beſeelt iſt, das uns inniger angehört. Ein liebes Weib, holde Kinder ſind der einzige Segen auf dieſer Erde. Dieſe Ueberzeugung lebt jetzt in mir;

ſie hat mich von meinem eingebildeten Ekel an der Welt befreit. Meinen Spleen laſſe ich hier zurück; dürfte ich nur mit mir nehmen, was mir Arznei geworden iſt!“

Der Commandeur ſah den Majordomus lächelnd an. Lächelnd verneigte ſich dieſer. Gerade jetzt führte Löwentatz zwei Damen in den Saal ein. Sie waren geputzt, ganz ähnlich gekleidet. Sie näherten ſich langſam der Tafel.

„Geben Sie mir die Hand, Herr Schwager!“ rief der Commandeur dem überraſchten Arthur zu: „Kommen Sie, daß ich Sie Ihrer Braut vorſtelle, und mit der meinigen bekannt mache, denn auch mir wurde in meinem einſamen Verſtecke klar, was Ihnen: am eignen Herde nur, in der eigenen Familie blüht Glückſeligkeit! und Angiolina, Roſaura's Schweſter, will trotz meiner Jahre verſuchen, ob ich für jenes Glück empfänglich bin.“

Arthur erkannte die Dame, die ihn heute in Beſtürzung verſetzt hatte; er erkannte aber auch neben ihr Roſaura, und der Saal tanzte um ihn im Ring, ſo voll war ſeine Seele von Freud' und Wonne.

Das Volk aber tanzte die ganze Nacht hindurch vor dem Schloſſe um helle Feuer und üppigfließende Weinfäſſer und jauchzte ein „Hoch!“ nach dem andern den Brautleuten, die ſich oben im Saale feſtlich verlobten. Auch oben kreiſte endlich luſtig der Becher, und umarmt wurde viel, ein neuer zuverläßlicherer Bundes- und Freundſchaft-Pakt zwiſchen Don Pedro, Hugo und Arthur geſchloſſen.

Die Folge davon war, daß Hugo mit ſeiner Suſanne und ihren, von ihm wie von einem Vater geliebten Oberlieutenantskindern nach dem Vorgebirge überſiedelte, und ein elegantes Haus, das der Commandeur in der geſunden deutſchen Kolonie ſchnell für die Gatten erbauen ließ, auf ewige Zeiten bezog.

Arthur machte ſeine Roſaura zur geſtrengen Frau Burghauptmännin, und ermangelte nicht, drei Monate im Jahr auf Urlaub im Schloſſe ſeines freigebigen Freundes Don Pedro zuzubringen.

So war das Kleeblatt zwar noch immer recht enge verbunden, aber Tibidoi hatte dennoch alle ſeine Zwecke erreicht, und den beinahe an Fremdlinge verſchleuderten reichen Fiſchzug in ſeine Barke gezogen. — Seither konnte man ihn öfters ſehen, wie er einſam ging, und lächelnd ſtille ſtand und eine Priſe nahm, und bei ihm ſelber ſagte: „Was geht wohl über deutſche Narrheit und venediger Witz?“

In unſerm Verlage ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

An Könige und Völker.

Canzonen
von
Eduard Duller.
8. br. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Gedichte

von
Herrmann Kurtz.
8. br. 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr. rhein.

Neuere Gedichte

von
Nicolaus Lenau.
(Nimbſch von Strehlenau.)
Zweite vermehrte Auflage.
8. br. 1 Thlr 21 gr. oder 3 fl.

Gedichte

von

Henriette Ottenheimer.

8. br. 21 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Gedichte

von

Anton Schurz.

8. elegant broſch. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

Gedichte

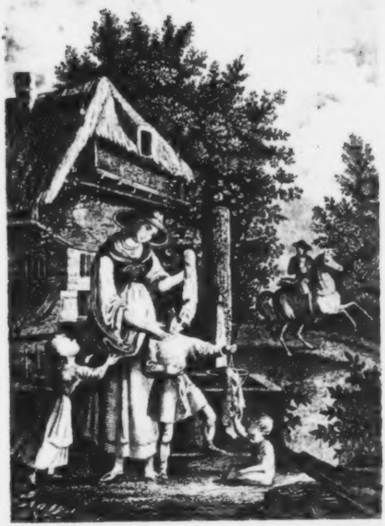
von

Eduard Vogt.

8. br. 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl.

Stuttgart.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.



[illegible] Markte

Vergißmeinnicht.

Taſchenbuch

der Liebe, der Freundſchaft und dem Familienleben
des deutſchen Volkes
gewidmet
von

C. Spindler.

Für das Jahr 1845.

Mit Illuſtrationen von L. Weißer.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Stuttgart.
Franckh'ſcher Verlag.

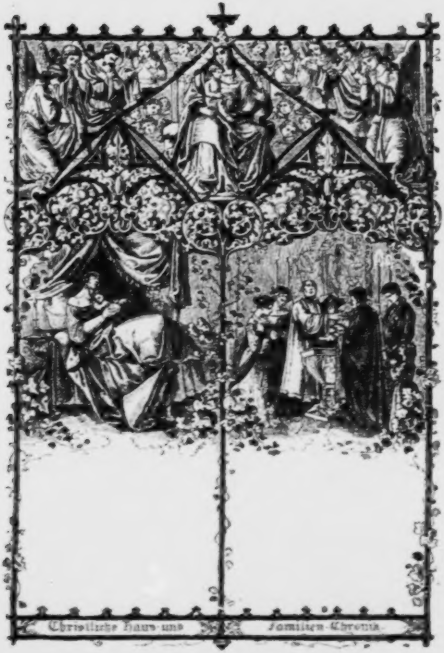
Chriſtliche Haus- und Familienchronik.

Es iſt ein ſchöner, frommer Brauch unſerer Voreltern geweſen, das, was an Freud' und Leid in den Familien ſich begeben, mit wenigen Worten in dem Buche des Lebens: der Heiligen Schrift, zu verzeichnen, woraus nach und nach eine Familienchronik entſtund.

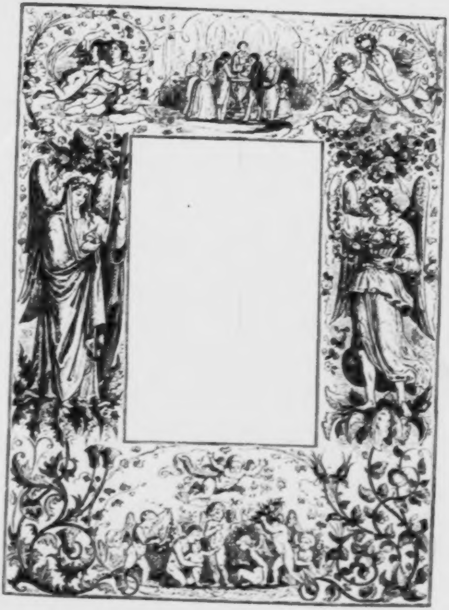
Dieſer fromme, chriſtliche Brauch ſchwebte uns vor Augen, als wir uns dazu entſchloſſen, dem **„Volks-almanach"** die nachſtehende **„Chriſtliche Haus- & Familien-Chronik"** beizugeben, ſomit aber auch dieſes „Taſchenbuch" als ein wahres

Vergißmeinnicht

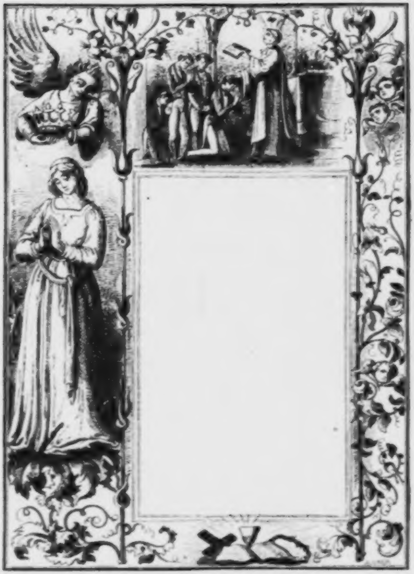
jeder gebildeten Familie unſers Volks zum freundlichen Begleiter durchs Leben beſtimmend.


Christliche Haus-und
Familien-Chronik.

Der Geburtstag.

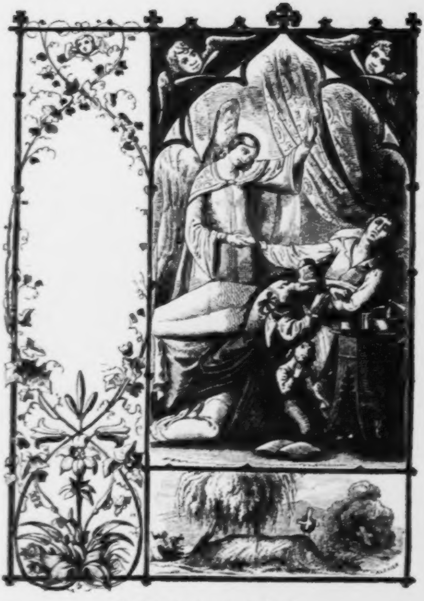


Die heilige Taufe.



Das heilige Abendmahl.

Die Trauungsfeier.



Heimgang in die Ewigkeit.

Vergiſsmeinnicht.

Dem deutſchen Volke

gewidmet

von

Carl Spindler.

Für

das Jahr 1845.

Druck der J. B. Müller'ſchen Buchdruckerei.
(J. G. Sprandel in Stuttgart.)

Erzählungen beim Licht.

Erſter bis ſechster Abend.

Erzählungen beim Licht.

Erſter Abend.

Der alte Fidelis ſaß bei tiefer Dämmerung, wie ſie im Oktober zwiſchen ſechs und ſieben Uhr Abends ſich einzuſtellen pflegt, im Freien vor einem Hauſe, das zu dem kleinen Schwarzwälder Dorfe, der Heimath des Alten, gehörte, allein eine gute Strecke abſeits von dem übrigen Wohnungen lag. — Der Waldſtrom, über welchen von dem Hauſe ein Steg zur Heerſtraße führte, ſchoß unter den Füßen des grauen Mannes hin, und ein ſcharfer Herbſtwind ſchüttelte die Wipfel der ſchwarzen Tannen, die hinter dem Hauſe an der Halde emporſtiegen, wacker durcheinander. Nicht ferne von da klopfte auch ein unverdroſſener Eiſenhammer ſeinen eintönigen Takt; aber all' das Geſauſe des Stroms, Gebrauſe des Windes und Pochen des Hammers machte den alten Fidel nicht abwendig von dem ſtillen Geſchäfte, dem er juſt oblag. Er horchte. —

Sein Ohr, das noch fein für ſeine Jahre, war aufmerkſam gereckt gegen ein hellerleuchtetes Fenſterchen im Erdgeſchoß des Hauſes. Die zierlich und dicht geſchichteten Holzbeugen, die das Fenſter einfaßten, machten darum einen dunklen Rahmen, der den Glanz der Leuchte in der Stube verdoppelte. Dergeſtalt ſah auch Fidel von ſeinem Sitze, einem umgeſtülpten Tragkorbe, was in der Stube vorging, eben ſo gut, als er hörte, was darinnen geſprochen wurde. Mochte der feuchte Luftzug vom Bache Fidel's Beine ſtark abkühlen, und der Wind ſeine dünnen Haare durchſchütteln, er achtete deſſen nicht. Sein Herz, voll Angſt und Bekümmerniß, ſchlug ſtark wie in jungen Tagen; in ſeinem Aug' und Ohr ſaß ſeine ganze Seele, daher er des ſchwachen Leibes gänzlich vergaß.

In der Stube am ſchweren Tiſche, worauf ein unvollendetes Geſtricke und eine Soldatenmütze lagen, ſaßen ein Mann und ein

Weib, beide in der Hälfte der zwanziger Jahre. Das Weib in der einfachen Haustracht der Schwarzwälderinnen, mit blondlichtem Haar, weißem Geſicht und melancholiſchen Augen; der Mann trug die Jacke und die Beinkleider eines Artilleriſten und ſah nur halb freundlich, daneben finſter und erzürnt unter ſeinen ſchwarzen Haaren und Augenbrauen hervor. Die Leute ſaßen einander knapp gegenüber, beide hatten beide Hände ſich gegeben, verwendeten den Blick nicht von einander, und wenn das Weib — was immer nach langer Pauſe geſchah, anhob: „Weißt du noch, Paule, wie du mich zum letztenmale heimſuchteſt in Hauſach? — Weißt du noch, wie wir in der Heiligkreuzkapelle uns miteinander verſprochen und verlobt haben? — Weißt du noch, wie es ſo ſchön war auf dem Martinshof, und wie wir einander Adje ſagten beim Harmersbach?“ — ſo antwortete immer der Soldat kurz und verdroſſen: „Ja wohl; — mein Gott, ja wohl! —“ und: „Hab's nicht vergeſſen, Lene.“

Wie nun Lene eine Weile ſeufzte und ſchwieg und ganz ſtill dem Soldaten die Hände ſchier verdrückte, kam an ihn die Reihe zu reden und er fing mit unwilligem Ton an: „Was hat's genützt, daß ich in Hauſach bei dir ankehrte, daß wir in der Kapelle uns verſprochen, daß wir am Harmersbach uns Adje geſagt und ſo vielmal beſchworen, daß wir uns heirathen wollten, ſobald meine Dienſtzeit um ſein würde? Jetzt fehlen nur ſechs Monate noch daran, und du biſt ſchon — zu Georgi war's ein Jahr — die Frau des alten wüſten Kocherhannes? Was hab' ich jetzt von Allem, als Kummer und Verdruß? und hat's mir in Karlsruh ſchon Tag und Nacht nicht Ruhe gelaſſen, und viel iſt's, daß ich nicht vom Corps deſertirt bin, und werd' ich's doch nicht über's Herz hinunterbringen, und den Hannes ſchlag ich todt, ehe noch mein Urlaub um iſt, und wenn's mir ſelber den Kopf koſtet!“

Der Soldat ſchleuderte, nachdem er ſich in Hitze geredet, die Hände des Weibes aus den ſeinigen und trommelte mit bedenklichen Mienen auf dem Tiſch, während das Weib zu weinen anhob und die Hände rang.

„Ihr könnt heulen, wann's euch beliebt,“ ſagte Paul unwirriſch und ſtand auf, die Mütze drohend auf den Kopf werfend, „ſpare noch dein Lamentiren, bis das Unglück fertig iſt. Ich weiß, wo der Hannes geht und ſteht; ich will ein ſchlechter Kerl ſein, wenn ich ihn nicht ....“

Das Weib erſtickte ſeine zornigen Worte, indem ſie ihm an den Hals ſprang, ihn mit beiden Armen umfing und ihm ſo zu ſagen in den Mund hineinredete: „Was willſt du anfangen, Paule? Das brauchte ich noch in meinem ſchweren Unglück, daß du ihn todt ſchlügeſt! Ach Gott, wie bin ich geſtraft für meine Sünden! Aber, Paule, nicht wahr, du biſt brav und thuſt ihm nichts? Paule, wenn du mich einmal lieb gehabt haſt . . .!“

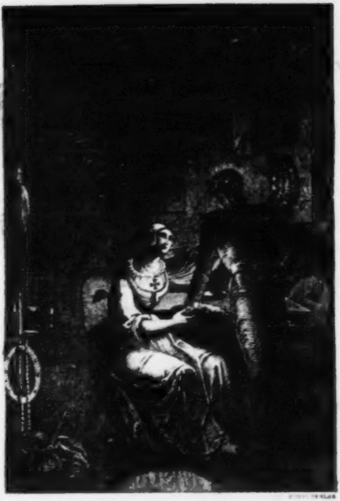
Der Paul, deſſen Gemüth von der Frechheit ſeiner Manieren nichts wußte, ließ ſich durch das Geſchmeichel und Geſtreichel weich machen und antwortete mit faſt weinerlicher Stimme: „Du verdienſt es eigentlich mehr, als der alte wüſte Kerl, daß mein Säbel dir den Garaus machte. Warum haſt du mich angeführt, du ſchelmiſches Weibsbild? Hab' ich dich nicht lieber gehabt, als unſern Herrgott?“

Der alte Fidel vor dem Fenſter draußen ſchauderte bei dieſer Rede und betete in ſich hinein: „O du mein Jeſus, rechne es dem jungen Eſel nicht an, was er ſo dumm in die Welt hinein ſchwätzt!“

„Schau einmal den Bartl an, wie er's mit der Krescenz gemacht hat,“ fuhr der Soldat fort; „als er zum vierten Reglment kam, war ihm gleich das Mädel aus dem Sinn und hielt er's mit andern. Jetzt ſitzt ſie da im Elend und hat kaum genug für ſich, geſchweige für ihr Kind. Und weißt du noch, wie der Kunzen-Ratz die Müllerstochter von Stetten geheirathet hat, und die Roſel ſitzt noch da und kriegt Keinen, und iſt nächſtzu ſechs und dreißig Jahre alt und hat bei acht Jahre auf den Ratz gewartet? Das ſind Hallunken auf Deutſch, aber ich bin ein rechtſchaffener Burſch. Hätte auch meine Liebſchaften und Schätze haben können. In der Garniſon ſchlecken ſie die Finger nach einem Kanonier. Aber nein — hätt' mir eine Sünd' daraus gemacht. Und kaum ein paar Jahre herum, und da haben wir die Beſcheerung. Hab' ich nicht 's Fieber bekommen vor Alteration? und lag im Spital und mußte mir von meinem Oberlieutenant tauſendmal ſagen laſſen: Kerl, du biſt ein Kapitalrindvieh, dich um ein Weibsbild zu grämen! Pfui, ſchäm' dich und thue dem Soldatenrock die Schand nicht an! — An Allem biſt du ſchuldig, Lene, an Allem! Ach, wär' ich doch beim Korps geblieben, mir wäre wohler. Sie ſind jetzt im Lager und leben friſch und fröhlich, und ſie haben mich auch gerade jetzt nicht fortlaſſen wollen, aber da hat mich der Satan geritten, und ich hab' dem Hauptmann vorlamentirt, wie mein Arm ſo ſchwach ſei, und ſo weiter. Und der Hauptmann hat gerade ſeine gute Stunde haben müſſen! Es kommt ihn ſonſt ſelten an, aber ich hab' eben das Pech! — Alles geht mir überzwerch. Einem Andern hätt' der Hauptmann geſagt: Nein, du bleibſt da, oder dich ſoll das Gewitter . . .! Mir hat er aber zum Unglück geſagt: Packe dich zum Teufel und geh' heim!“

Bei der blonden Lene war plötzlich das Weinen geſtellt, wie ein Mühlrad im Nu. Ihre Eitelkeit ſtand obenauf. „So?“ ſagte ſie ſchmollend: „iſt dir ſchon entleidet, mich wiederzuſehen, und biſt erſt geſtern heimgekommen? Nun, deine Lieb' muß nicht weit her ſein, weil's dir ein Herzeleid macht, deine beſte Freundin zu beſuchen. Ja freilich, biſt ein Herr von Karlsruhe geworden, Paule, viel zu vornehm für mich. Bin ja nur eine ſchlechte Bauernfrau, des alten wüſten Kocherhannes Weib, und Ruckenbrod's Paule iſt ein ſtolzer Herr Kanonier! Ha, ha, ha!“

Offenbar lachte jetzt ein Teufelchen aus dem Munde des Weibes, und einen unbefangenen Zuſchauer würde ein kleines Grauſen angewandelt haben, wie dem Fidel geſchah, aber Paul war gefangen, und, hatte ihm der Schmerz der Lene wohlgethan, ſo that ihm ihr Spott wehe, und ihm war, als hätte er ihr tauſend Unrecht angethan und müſſe er ſie um Verzeihung bitten. Er that's mit Wort und Zeichen; und Lene erzählte ihm zum Dank, wie übel ihr's ergangen vor der Heirath, da ihre Eltern und ihr Vetter zu Hauſach wie Peiniger in ſie gedrungen, ſie halb zu Tode gequält, bis endlich ſie den Hannes genommen; was ſie nur gethan, weil ſie ihr alles Schlechte von dem Paule zu berichten gewußt, und daß er ſie vergeſſen und verrathen und verachtet, und was des Böſen mehr. Dann ging ſie über auf ihr Elend in der Ehe, wie grob ihr Mann ſei und wie geizig, und wie trotzdem er ſo häufig ſich betrinke und vor den Leuten ſich unflätig benehme, daß ſie nur Schande habe von der Ehe, ſtatt der Ehre, die einer Hausfrau gebühre; daß ſie ſchon öfters daran gedacht, zur Zeit, da das Strombett voll laufe mit geſchmolzenem Schnee und wildem Hochgewäſſer, ſich zu erſäufen, um mit einem Male aller Noth ledig zu ſein; aber immer habe ſie der Gedanke zurückgehalten, Paule könne doch einmal zur Heimath wiederkehren und er werde ihr die unchriſtliche That nicht vergeben können.



ERZÄHLUNGEN BEIM LICHT.

[illegible]

„Wahrhaftig nicht!“ rief der Soldat, „der Hannes gehört in den Bach, nicht du, mein Lenele.“

Das Weib blieb eine Weile ſtumm mit niedergeſchlagenen Augen und nachdenklicher Miene. Langſam redete ſie dann, gleichſam vor ſich hin, ohne den Mann anzuſehen: „'s hat mich ſchon ſelbſt verwundert, daß ihm, wenn er Sonntags aus der Krone kommt mit vollem Kopf und ſchwachen Beinen, auf unſerm Steg noch nichts paſſirt iſt. Die Bretter ſchwanken ſtark, und ein kleines Windlein möchte den trunkenen Mann in's Waſſer ſtoßen.“

„Wenn das einmal geſchähe?“ fragte der Soldat, das Weib in ſeine Arme faſſend und ihr ernſthaft in's Geſicht ſchauend.

Lene wurde feuerroth, ſchwieg aber mäuschenſtille. Sie zog ſich vom Burſchen zurück und fragte, nachdem ſie ein paar Mal gehuſtet: „Du denkſt alſo bald wieder umzukehren in's Unterland?“

„Wenn ich's nur ausführen könnte!“ entgegnete Paul, die Arme verſchränkend, „wenn ich dich nur nicht ſo lieb hätte!“

„Ich jage dich nicht fort, Paule.“ — „Aber du möchteſt mich auch nicht feſthalten?“ — „O ja, gewiß, von ganzem Herzen.“ — „Haſt du mich denn noch lieb?“ — „Ach, Paule!“ — „So lieb wie vordem? ſo lieb, wie — weißt du noch im Adler zu Haslach, als du mir ſagteſt....?“ —

„Pſt! Pſt!“ machte das Weib und lief zu ihrem Strickſtrumpf, „'s iſt ſchon ſpät, Paule. Der Hannes kann alle Augenblick wieder heimkommen. Geh', geh', Paule. Ein andermal.“

„Darf ich wiederkommen ein andermal?“ — „Wenn du brav ſein willſt!“ — „Wenn du mich lieb haben wollteſt, Lene?“ — „Ach, Poule, wenn du in mein Herz ſehen könnteſt...!“ —

Fidelis ſtrebte eilig in die Höhe, denn Paul und Lene umarmten ſich wieder. Er wollte mit einem Steinwurf an's Fenſter die Liebkoſung unterbrechen. Aber ihn überhob der Mühe ein gellender Pfiff über die Halde: das Zeichen der Heimkehr des Hausherrn.

Der Pfiff war ein Blitzſchlag in die Stube. Das Paar flog auseinander. „Da iſt er!“ flüſterte ſie. — „Ich gehe davon, wie der Wind!“ flüſterte er. — „Kommſt du morgen?“ liſpelte ſie. — Das Ja gab er in einem Kuß, und draußen war der Soldat. Noch einen prüfenden Blick die Halde hinan, wo eine Laterne langſam im Zickzack wandelte, — dann huſchte der flinke Burſche über den leeren Steg. Ein dürrer Huſten, den er ſchon lange gut kannte und der nun hinter ihm herkam, machte ihn ſtehen. — „Ei, woher im Dunkel, Vater?“ fragte er den herantappenden Greis. — „Von der Schildwacht!“ ſagte dieſer, indem er ſich in des Sohnes Arm hing. — „Schildwacht?“ — fragte wieder Paul, nicht ohne Ahnungen. — „Ja; vor der Ehre meines Sohns bin ich Wacht geſtanden,“ antwortete Fidel, „das war meine Schuldigkeit nach dem, was ich bereits wußte. Mein Sohn iſt immer brav geweſen und ich bin der Hoffnung, er werde es auch bleiben, und wenn der Steg beim Kocherhannes noch einmal ſo ſchwank, und der Bach noch einmal ſo tief wäre; he?“

Aber der Sohn ſchnaufte nicht ein Wörtlein und freute ſich, daß es finſter war. So ſah man doch wenigſtens den Brand nicht, den des Vaters verfängliche Rede auf ſeine Backen geblaſen hatte.

„Komm, komm,“ fuhr der Alte fort, „es ſind heute viele Leute bei uns zum Licht. Hab' dich deßwegen abgeholt. Der Lehrer möchte dich gern wieder einmal ſehen, und ſeine Töchter ſind auch hübſch aufgewachſen, und ſind nur pure Kinder geweſen, als du von Haus weggingſt. Lueg, wie deine Mutter unſere Stube hell gemacht hat. Siehſt du Kopf an Kopf um die Hellung herſitzen? Weiber gerad' genug, und auch ein paar gute Freunde. Da ſeh' ich den Reinhard mit ſeiner langen Naſe im Schatten auf dem Fenſter. Ein paar junge Kerls ſind hinter ihm. Die ziehen den Mädels nach. Du! daß du mir mit des Schmieds ſeinen Buben keine Händel anfangſt! Schelten und Schlagen kann ich nicht leiden. Jetzt komm' herein in Gottes Namen!“

Das Haus des alten Ruckenbrod war ein ziemlich wohlhäbiges, und die Biederkeit des Hausvaters und ſeiner Ehefrau hatten dem Hauſe viele Freunde gemacht, die ſich gern dort einfanden, wenn der Winter im Land lag; der Lehrer mit der Zeitung, die Jungfern mit den Kunkeln, die Burſche, um die Kunkeln abzuholen und heimzutragen; alt und jung, um den Abend ziemlich und ehrlich zu begehen. Manche Kunkelſtube ob und nid dem Wald hätte ſich ein Beiſpiel an Ruckenbrod's Lichtſtubete nehmen können. Eine Hauptſache in der Abend-Unterhaltung war das Erzählen, wie billig. Das Zuſammenplaudern findet ſein Ziel, die ſingende Kehle wird trocken, das liebſchelmiſche Auge wird müde im Manövriren; aber das Ohr bleibt wacker und die Neugier hungert ſtets. — So in Ruckenbrod's Abendgeſellſchaft. Mochte manchmal, wohl auch nicht ſelten, etwas Langbekanntes, oft ſchon

Dageweſenes wiederum aufmarſchiren, das kümmerte die Zuhörer nicht. Waren's auch zum Theil von der Kirche her gewöhnt, denn der alte Herr Pfarrer hielt's auch gerne mit alten Predigten.

Juſt — da Fidel und Paul in die Stube traten — räuſperte ſich der Reinhard mit der langen Naſe und ſagte: „Jetzt fang ich an. Aufgehorcht! Die da habt ihr noch nicht gehört. Es iſt die Geſchichte

vom rothen Männel aus Straßburg.

Das iſt ſchon unter'm Napoleon paſſirt. Ich hab' ihn ſelber gekannt; will ſagen: den Mann, dem das paſſirt iſt. Es denkt mir noch, wie wenn's geſtern geweſen wäre, wie ich einmal im Engel zu Furtwangen — nein, es war im Ochſen zu Föhrenbach — wie ich einmal mit dem Florenz Stieler an einem Tiſch geſeſſen bin. Sein Vater hat dortherum beim Zündelſtein ſein Haus gehabt, hat's ſelber gebaut von ſeinem Verdienſt als Uhrmacher, denn er war ein Tauſendkünſtler, und die Leute ſagen, er habe was Apartes von einem Geiſt oder ſo ein Hopſateufele im Sack gehabt, denn es iſt ihm Alles eingeſchlagen, und dem Sohn, der noch geſchickter in der Uhrmacherei war, als der Alte, gar Nichts auf der Gotteswelt; man ſollt' es gar nicht meinen!

Alſo mit dem Florenz bin ich im — ich glaub' doch, es ſei im Engel zu Furtwangen geweſen, und nicht im Ochſen zu Föhrenbach — an einem Tiſch geſeſſen und wenn's gleich Anno Sechs oder Sieben geweſen iſt, ſo könnte ich den Florenz doch noch auf die Wand hinmalen, wie er ausgeſehen hat. Einen langen blauen Rock hat er angehabt mit ſilbernen Knöpfen und ein rothes Gilet, ſchwarz mancheſterne kurze Hoſen und ſteife gewichſte Suwarowſtiefel über ſeine weißen Strümpfe. An dem Sammetband auf'm Hut eine Silberſchnalle und eine ſilberne Uhrkette ellenlang unter'm Bruſttuch hervor. — Es war ſo um die jetzige Zeit, viel Nebel, und Regenſchauer dann und wann. Mir war nicht ganz wohl in meinen Gedanken und in meinen Gliedern; drum trank ich ein Schöpplein Rothen; und beneidet hab' ich den Florenz, der hinter ſeinem Durbächer Wein hinſaß, als wie ein Domherr, roth wie ein Apfel im Geſicht, und vornehm, als hätt' er mit dem Burgermeiſter zu Baſel Brüderſchaft getrunken.

Aber im Apfel ſaß der Wurm, und hinter der Vornehmigkeit ſaß der Büttel, aber nicht der Burgermeiſter von Baſel. So kann man viel tauſendmal den Leuten nicht anſehen, wo ſie der Schuh drückt.

Nicht lange hat's gewährt, und der Florenz thut einen ſchweren Seufzer, und im Trinken fallen ihm zwei dicke Zähren in den Wein; müſſen denſelben auch bitter gemacht haben, denn der Mann ſtellte das Glas von ſich und koſtete nicht ein einzig Mal mehr daraus, bis der Dritte dazu kam.

Indeſſen trocknete er ſich mit dem Sacktuch die Augen, faltete die Hände, und juſt als ob ich gar nicht dabei geweſen wäre, ſagte er himmelanſehend: „Wie Gott will! laß mir das Kreuz nur nicht zu ſchwer werden, lieber Gott!“

Da konnt' ich's nicht länger verheben, denn ſo eine ſtille Bekümmerniß in einer Zechſtube, wo an die hundert Menſchen ſaßen, die da lachten und vor Freuden ſchrieen und Gott einen guten Mann ſein ließen, kam mir noch einmal ſo betrübt und ſchwarz vor. So legte ich mich denn über den Tiſch und ſprach zu dem Florenz ganz heimlich: „Was iſt Euch um's Himmelswillen zugeſtoßen, Herr Stieler, und wo fehlt's Euch?“

Wie er darauf ſagte: „Du kannſt mir doch nicht helfen, Reinhard!“ ſo konnte ich's ihm nicht verargen. Ich war ein blutarmer Bub' und noch obendrein in ſchlechten Schuhen, weil ich zu den Soldaten ſollte, und die Mutter weinte ſich darüber die Augen aus dem Kopf, und der Vater ſagte auch immer ganz bewegt: Wenn der Bub' marſchiren muß, ſo kommt er nimmer lebendig heim. — Nun, 's war dazumal auch kein Spaß. Der Tod lief ſchon unter vielerlei Monturen im Vaterland herum, und in Preußen, wo's um Leib und Leben ging, ſchoſſen ſie eben auch nicht mit weichen Bohnen.

Wie dem aber auch war, trotz meiner Armuth und meiner übeln Ausſichten hätte ich den guten Kerl doch gern getröſtet, weil Niemand reicher im Troſte, als eben der Arme. Leere Kaſten, aber Hoffnung und Zuverſicht auf Gottes Barmherzigkeit vollauf. — Deßhalb ließ ich beim Stieler mit Zureden nicht ab, mochte auch wohl etwas Neugier mitunterlaufen. Das Unchriſtlichſte an der Sache iſt immerhin geweſen, daß ich mich ſogar ein wen'g gefreut habe, daß ein ſo reicher Kamerad, wie ich den Stieler ſchätzte, auch ſein Gebreſt haben könne, wie ein anderer armer Schelm.

Wie ich an ihm alſo herumtröſte und ihm ſage: „'s iſt nicht vor der Welt zu verantworten, daß Ihr ſo jämmerlich thut, und müßt doch nimmer unter's Volk*, und habt eine ſchöne Frau, die alle Tage in friſchgewaſchenen und geſtärkten Hemdsärmeln einhergeht — mir fiel nämlich die Fränzel ein, meine gar erſte Lieb', die ich ſo gern gehabt hätte; Gott hab' ſie ſelig, ſie ſtarb zu Heitersheim am Brand, gerade da ich in Rußland ſchier erfror! — und habt ein paar geſunde Kinder mit dicken Köpfen und breiten Stotzen, die wachſen groß, und habt Geld und Gut und ein rechtſchaffen Haus, und wenn der König Salomo einen Fingerring gehabt hat, wie der Eurige, ſo will ich mir gleich fünf und zwanzig aufmeſſen laſſen« — da wird dem Mann ganz anders, und er heult und bringt's ſchier nicht dazu, zu antworten: »Meine Kinder ſind eben todtkrank, und das kommt daher, daß mein Weib ſie nicht beſorgen kann, weil ſie ſchier hinterſinnig geworden, weil ihre Mutter vor Gram geſtorben, daß unſer Wohlſtand den Krebsgang genommen, denn ich hab' alles Unglück gehabt und mich noch obenein für einen Freund verbürgt, und der hat den ſchlechten Mann gemacht, ſo daß ich Haus und Acker verkaufen muß und die ſilberne Uhr und den Fingerring obendrein, und mir nichts bleiben wird als ein Zwillichkittel und ein Bettelſtab. Da haſt du Alles kurz und ſchlecht, wie's iſt, und ſo eben hat mir das Amt den Beſcheid gegeben. Gott helfe den Meinen und tröſte mich. Es müßte aber gerad' mit Hexerei zugehen, wenn ich wieder zu Kräften kommen ſollte.«

Nun: das war viel auf einmal und ich ſaß da wie Blei, ſo daß ich mich gar nicht umſchaute, als der Florenz von der Hexerei redete; ſonſt hätte ich wohl gleich was gemerkt. Der Stieler war aber einmal im Zug, und ſagte ferner: »Jetzt ſtell' dir vor, wie's mir gehen wird, bin alles Gute gewöhnt geweſen, hab' alle Tage meinen Wein und Kalbsbraten gehabt und feine Kleider getragen, und meiner Familie iſt nichts abgegangen; aber jetzt: du mein Gott! das Bettelbrod! — denn weil ich reich geweſen, wird mich gewiß Keiner als Geſelle annehmen, und ich verſtehe doch meine Profeſſion von A bis Z, und hab' ich doch — ich kann einen Eid darauf ablegen — in meinem ganzen Leben keinem Menſchenkind einen Nagel breit Böſes oder Unredliches angethan ....!«

Kaum hat der Florenz eingehalten, und ſchon fragt Einer hinter uns her: »Iſt das auch wahr, Uhrmacher?« Wir drehen uns um, und da ſteht juſt in unſerm Genick ein kleines Männel, hat ein Geſicht ſchier wie ein Jud, rothe Haare und rothen Bart, graue, rotheingebändelte Augen im Kopf, ein langes Kamiſol von rothem Flanell und rothe Stiefel bis an's Knie von ruſſiſchem Leder. Ein Zwerchſack von rothem Zeug hing ihm über die rothe Weſte herunter. Potz Donner, was für Augen haben wir gemacht!

---

* Unter's Militär.

„Grüß Gott!“ ſagt das rothe Männel, und „Dank' Gott!“ der Florenz, und der wildfremde Gaſt ſaß wie der Blitz ſchon bei uns am Tiſch und klopfte wacker auf, und ehe wir's uns verſahen, ſtand eine Bouteille vom beſten Rothen da und drei Gläſer dabei. Das rothe Männel ſchenkte ein und ſtieß mit dem Florenz an: „Auf gut Glück, Uhrmacher; weil du ſo ein braver Mann biſt, ſo wird dir geholfen werden.“ — Zu mir ſagte er: „Rekrut, dir wird's gut gehen, und dann bös, und alsdann recht bös, und am End' wird doch Alles gut ausfallen!“ — Wir haben anſtoßen müſſen ſchier wider Willen, und wurde uns plötzlich recht wohl in der Haut. Es iſt mir nicht bald ſo wohl geweſen. — Das rothe Männel ſagte, es wäre von Straßburg, und wolle eine Uhr auf dem Schwarzwald machen laſſen, aber eine rechte Kapitaluhr mit Wecker und Muſik und Glockenſpiel, und die Lieder, die auf die Walzen geſtochen werden müßten, hätte er im Sack und wären's lauter Bataille-Lieder, und niemand Anderer ſolle ihm die Uhr machen vom kleinſten Rädlein bis zum Schild und Kaſten, als der Florenz; denn es müſſe einer ſein, der noch im Leben ſeinem Nebenmenſchen kein Unthätele zugefügt habe. — „Dazu bin ich der Mann,“ meinte der Florenz; „aber wer ſchießt mir das Geld dazu? Ich bin ein unvermögender Kerl, und Weib und Kinder liegen krank.“ — Da lachte das rothe Männel nur ſo vor ſich hin. „Ich gehe mit dir heim,“ ſprach es, „und deine Leute ſollen wieder geſund werden, und du ſollſt Alles behalten, und wo meine Lieder ſtecken, da ſteckt auch das ‚Spores-Raſſel‘.“

Geſagt, gethan. Mit dem Florenz ging der Rothe fort. Letztlich ſtieß er noch einmal mit mir an, und ſagte: „der Kaiſer Napoleon ſoll leben!“ — Ich machte ein ſauer Geſicht, doch muckste ich nicht. Um ſelbige Zeit hätt' ich's niemand gerathen, dem Napoleon nur ein bös Wörtl anzuhängen. Alle Winkel ſaßen voll von Spionen und Franzöſiſch war Trumpf alleweg. „Wiſſ

Lamperöhr!“ hat das Männel noch einmal geſagt, und ich antwortete darauf: „Vivat meinetwegen, aber ich werde aus Preußen nicht mehr als Vivat heimkommen, wenn mich der Kurfürſt — nein, dazumal ſind wir ſchon ein Großherzogthum geweſen, aber ein ganz neues — wenn mich der Großherzog in Preußen ſchickt; und was hilft mir dann der Kaiſer mit all ſeinen Wälſchen?“ — Sagt das rothe Männel darauf: „Fürchte dich nicht. Jetzt, da wir davon ſchwätzen, wird der Friede geſchloſſen. Das muß ich wiſſen. Du wirſt nächſtzu zwei Jahre faul in der Kaſerne liegen dürfen, eh's wieder losgeht. Kourage, Rekrut. Wir zwei beide ſehen uns noch einmal wieder, bild' ich mir ein.“ —

Drei Tage darauf ſteckte ich ſchon im zweierlei Tuch, und lag fern vom Wald im Unterland in der Kaſerne; das war richtig.

„Das verflammte Männel hatte auf's Dipfele Recht,“ fuhr Reinhard mit der langen Naſe fort, nachdem er ſich geräuſpert und eine Priſe genommen aus ſeiner Schnupftabaksbüchſe, die zwar nicht ſchön, aber von Holz und in der Bruchſaler Beſſerungsanſtalt gemacht war: „zwei Jahr Ruhe auf der faulen Haut; aber dann ſchlugen die Trommeln und es ging der öſterreichiſche Krieg an — Anno neun, wohl verſtanden. Wie's eben damals war: der Napoleon brauchte nur ſeine Stiefel anzulegen, und mit drei Schritten war er in Wien. Wir Badiſche kamen aber auch dahin, und — weiß nicht, wann und wo? es wird aber im Prater geweſen ſein — machte ich Bekanntſchaft mit einem Elſäßer aus Mutzig, der wohnhaft geweſen, und vielleicht noch, zu Straßburg. Er ſchrieb ſich Herrenſchneider, und war's aber auch: ein Soldatenſchneider und die Soldaten waren dazumal freilich die Herren in der Welt!

Der Herrenſchneider alſo ſagt einmal zu mir, als wir durch die Leopoldſtadt ſpazierten — der Kaiſer war vor Wien draußen, auf der Inſel Lobau und ſcharmuzirte mit dem Erzherzog Karl: — Hör' Er einmal, Reinhard, dort außen ſteht's ſchlecht. — Warum denn? — Der Erzherzog hat unſere Leute geklopft. — Potz Lügen und kein End'! — Ja glaub' Er's oder glaub' Er's nicht. Wir ſind nicht übel verſchlagen worden, jedoch wir ſind halt wie der Sand am Meer, und die „Ditſchen“ müſſen einmal Ruhe geben. Was wird aber am End' d'raus werden? macht der Schneider mit einem erztraurigen Geſicht: wenn der Kaiſer nicht bald Frieden ſchließt, und die Maleſiz-Engländer auffrißt, ſo geht's bös. Das roth Männel iſt letzthin ſchon wieder bei'm Kaiſer im Schönbrunner Schloß geweſen. — Dabei ſchüttelt der Schneider den Kopf und die Achſeln, und mir fallt auf einmal ſelbiges Rothmännel auf'm Schwarzwald ein.

Wie der Schneider ſeinen Kopf genug gebeutelt hat, ſo ſtopft er ſich die Pfeife und ſpricht weiter: Er hat gewiß noch nichts von dem Rothen gehört? — Ich ſage: Nein. — So vermeldet alſo der Herrenſchneider, der ein Kapitalverſtand war: Nun ſieht Er: Der Rothe iſt ein Geſpenſt, oder beſſer ein verwunſchener Menſch; oder eigentlich der ewige Jude. — Jetzt ging mir ein Licht auf, und dem Schneider noch mehr das Maul:

Der ewige Kerl, ſagte er, der immer noch in ſeinen alten Jeruſalemſchuhen oder Stiefeln herumläuft; warum? ſie können gar nicht zerreißen, iſt ein Prophet und zwar des Kaiſers Napoleon geheimer Hofprophet. Er iſt zu Straßburg daheim, indem er unter'm Münſterthurm im tiefen Waſſer begraben liegt; aber, wenn ſeine Zeit kommt, muß er heraus, er will oder will nicht, und muß wandern und thun, was ihm Gott der Herr, oder der ſchwarze Teufel aufgeben. Und ſo iſt er zum erſtenmal in Egypten bei'm Kaiſer geweſen, der noch nicht Kaiſer war, und hat ihm geſagt, er würde es werden; und dann hat er ſich zu Paris öfters im Schloß ſehen laſſen, und mit dem Kaiſer gerathſchlagt, ob's nach Preußen oder nach Spanien oder nach Wien gehen ſollte. Es hat natürlich Niemand gehört, was da geſprochen worden, aber ſo viel weiß man gewiß, daß das rothe Männel immer den Kaiſer gewarnt hat, er möchte es nicht zu weit treiben; und eben ſo gewiß iſt, daß der Rothe immer nur dann kommt, wenn ſich etwas recht Kräftiges ereignen ſoll. Er wird ſehen, Reinhard, daß die Neuigkeiten nicht ausbleiben werden.

Blieben auch nicht aus. Noch ein paar Raufereien im offenen Feld; dann Waffenſtillſtand, hinterher Friede. Der Napoleon war nah dran, erſtochen zu werden, wie's einem ganz ordinären Mann paſſiren kann, wann ihm ein böſer Bub auf den Weg ſteht; aber der Mörder ließ ſich dumm genug fangen. Da ſagten die Franzoſen von der Garde, wie mit einer Stimme: Das hat das roth Männel gemacht. Es hat den Kaiſer ſo lieb, und behütet ihn vor Schaden.

Wenn's uns nur gut heimbringt! meinte der Herrenſchneider. — Wenn's mir nur meinen Abſchied und ein paar tauſend Gulden zum Präſent machte! ſagte ich dazumal mehr als einmal.

Wiederum ein paar Jahre d'rauf gab ich's ſchon wohlfeiler. Wenn mir nur das roth Männel ein Stück Brod ſpendirte! ſagte ich in Rußland und konnte ſchier gar nicht einmal laut ſchwätzen vor lauter Froſt und Hunger. Item, es ging ſchon rechtſchaffen an Haut und Haar und verdanke ich mein Leben gerade nur meinem Oberlieutenant, der mir ſeinen eigenen zerriſſenen Pelz umhing und mich mit Gewalt aufjagte, als ich ſchon im Schnee ſaß, und mehr Eis als warm Blut in den Adern hatte. Selbigmal iſt auch das roth Männel bei mir geweſen. Der Herr Oberlieutenant und die paar Kameraden, die mich alsdann fortſchleppten, haben zwar behaupten wollen, ich hätte nur geträumt, oder ſo wie man Geſpenſter und Ratten ſieht im Rauſch, wer das ſchon einmal probirt hat; aber ich laſſ' mir's nicht nehmen und leb' und ſterbe darauf, daß das roth Männel in Perſon bei mir geſtanden. Hat's doch mit mir geredet, und iſt doch Alles eingetroffen, wie's geſagt hat! Und ich war doch — Sapperment! — ich war doch katzennüchtern; denn wo hätte der Rauſch herkommen ſollen?

Alſo: ich ſitze da an der Straße mitten im Schnee, und, wie ich glaube, auf einem franzöſiſchen Tambour, der an jenem Ort zur Sitzbank eingefroren war, und noch heute ſeh' ich ordentlich vor meinen Augen, wie die Armee an mir vorüber lief, eingemummelt in allerhand Lumpen oder mit zerriſſenen Monturen, mit Gewehr, ohne Gewehr; von Zeit zu Zeit ein dürres Pferd, auf dem etwa zwei Reiter ſaßen und einer lief hinterdrein und hielt ſich am Schweif des Gauls. Die Farben konnte ich nicht mehr unterſcheiden. Das ganze Geläuf auf dem Schnee war ſo wie ein Schattenſpiel auf der weißen Wand. — Da ſteht juſt knapps vor mir das rothe Männel, aber akkurat ſo, wie es im Engel zu Furtwangen geweſen iſt: rothe Stiefel, rothes Gilet und Kamiſol, eine rothe Kappe und dito Zwerchſack. Ich hab' mich gar nicht gefürchtet und bei mir gedacht: Du haſt gut laufen auf deinen Stiefeln und in deinen Kleidern, die alle nicht zerreißen, du ungläubiger Ketzer von einem ewigen Juden! Wahrhaftig: das hab' ich bei mir gedacht und nichts weiter.

Da reißt der Kerl das Maul mächtig groß auf, und ſchreit mich an: „Hab' ich dir nicht geſagt, daß wir noch einmal zuſammen kommen würden, du hungriger Spitzbube? Gelt, jetzt geht's am allerböſeſten? Aber deine Zeit iſt noch nicht gekommen. Du wirſt deinen ſchäbigen Wald wiederſehen, und dein Dorf und deine Dirn', die aber jetzo ſchon ein altes Menſch iſt, und Erdäpfel mit ſaurer Milch ſollſt du noch zu eſſen kriegen gerad genug. Weißt du noch, wie gut man gelebt hat im Ochſen zu Föhrenbach und wie wir ſo luſtig geweſen ſind im Engel an dem Tiſch neben der großen Spieluhr? Nun — du wirſt das Alles wieder haben können, und — apropo! wenn du den Florenz wieder zu Geſicht bekommſt, ſo ſag' ihm ein Kompliment, und er ſoll den neunten April nicht vergeſſen. Es iſt ſein Unglückstag; ich kann eben nicht überall zumal ſein. Macht mir ſchon der Napoleon ſo viel zu ſchaffen, und ich ſorg', es werd eineweg nicht viel helfen; wie ſoll ich mich gar noch um den Uhrenmacher bekümmern? Adje, leb' wohl, Mann.«

Darauf iſt das rothe Männel fort und weg geweſen, und ich hab's nicht mehr geſehen; überhaupt gar nichts mehr geſehen, bis mich mein braver Oberlieutenant ſo wacker anſtrich, daß ich ſechs Monate lang die blauen Mäler zeigen konnte von all dem Reiben und Bürſten und Brennen und Schinden, das mein Leben erhalten hat. Nun, Gott vergelt's dem Ehrenmann immerdar, und laſſe ihn im Himmel Major werden. Auf Erden bringt er's nimmermehr dazu, alt und weiß wie ein Schimmel, und penſionirt haben ſie ihn noch obendrein. Kapitän iſt er jedoch ſchon ſeit Anno dreizehn.

Wie es nachher gegangen, iſt der ganzen Welt bekannt, die älter als dreißig Jahre und hinter den Ohren trocken iſt. Zuerſt haben wir abſolut wieder nach Rußland hineingewollt, und die Franzoſen ſind ſchon wieder bei einem Haar in Berlin drinnen geweſen. Dort hat's aber geheißen: Retour! und wir haben uns dem Rhein zugeſchlagen, oder — wie die Franzoſen ſagten — rückgradige Bewegungen machen müſſen. Da hat's Schläge geſetzt, hin und her, potz Herkules! bis auch wir Badenſer anfingen, Deutſchland zu befreien, und unſern Alliirten, den Franzoſen, die große Wäſch anrichteten. Nach Paris bin ich nicht gekommen, und das thut mir noch heut leid. In Straßburg waren auch die Thore zu, und hab' ich davon nichts geſehen, als den Münſterthurm mit dem Parlegraph. Anno fünfzehn hab' ich brav Pfannenkuchen zu Mundelsheim im Pfarrhaus gegeſſen; war dort einquartirt und ließ mir's wacker ſchmecken, und wie hierauf der allgemeine Friede üblich wurde, ſchmeckte mir der Abſchied noch beſſer. Ich ging heimwärts mit dem Bündel am Stecken, ein wenig krumm und ausgedörrt, aber für meine alte Liebſte war ich noch lang gut und neben einem fröhlichen Herzen im Leib hatte ich auch noch ein paar Dutzend Napoleonsthaler im Beutel, die ich wenigſtens ſo tapfer feſthielt, wie die Engländer den unruhigen Kaiſer auf der Inſel ſo und ſo. — Jetzt aber ſollt Ihr hören, wie's doch ſo wunderlich in der Welt zugeht.

Ich war wohl noch einen Tagmarſch oder kaum ſo viel von der Heimath entfernt, und wir hatten den ſiebenten April. Vorüberwandernd an einem einzeln auf die Landſtraße herausſtehenden Hauſe, dachte ich, dem die Zunge am Gaumen klebte, ſo ganz ſtille vor mich hin: „Wenn doch da ein Wirthshaus ſtände! ein Löwe, ein Bär, oder ſonſt ein grimmiges Thier wäre gerade jetzo ein gefundener Schmaus für mich.“ — Alſo ſprechend ſchaue ich das Haus an, und ſeufze, denn da war kein Schild, kein Bierzeiger, — gar nichts, was den Menſchen hätte laben können: einen Brunnen ausgenommen. Nun hatte ich zwar im Feld außer andern Feinden auch das Waſſer für einen ſolchen angenommen, wenn gerade etwas anderes an ſeiner Statt zu haben war, aber dießmal hätte ich mich ſchon gern mit dem Brunnen vertragen, ſo durſtig war ich. Wie ich jedoch hinſchaue und ſchon halb rechts mache, um hinzugehen, ſehe ich dort ein Weib ſtehen, das allerlei Wäſche in dem Brunnentrog bludert, und das verdirbt mir den Appetit. — „O du abſcheuliches Weibsbild!“ ſag' ich vor mich hin, und natürlich ſchaue ich ſie dabei recht frech und erzürnt an, und ſie dreht ſich um gegen mich, wie gerufen, und zeigt mir Stirn und Haar und Augen, und was dazu gehört, und jetzt erkenne ich auf einmal die Perſon.

Dort hinten reißt des Schmieds Seppel das Maul auf, als wollte er grad ausſchreien: „Das iſt des Reinhard's alter Schatz geweſen!“ Aber gib' dich zur Ruhe, du weiſer Salomo, dießmal haſt du's nicht errathen.

Das Weibsbild war die Kunzer-Lieſe, und die Lieſe war eine weitloſe Verwandte zu mir, Gott tröſte ſie, und ich hätte ſie eher zu Amſterdam oder London vermuthet, als auf dem Fleck, wo ein Wirthshaus für mich hätte ſtehen ſollen. — War ich verwundert, ſo war's die Lieſe noch mehr, und nickt zweimal vor lauter Verwunderung, und ich ſag' ihr: „Helf' dir

Gott, Kunzer-Lieſe!« und ſie ſagt hierauf: »danke ſchön, und wenn Er nicht mein Vetter Reinhard iſt, ſo ſehe ich Geiſter. Aber alt iſt Er geworden, und im Rauch iſt Er gehangen, denke ich, und mit ſeinem krummen Bein wird Er auch nicht mehr viel tanzen.«

Auf dieſe Art bin ich wieder mit der Lieſe zuſammen gekommen. — Ich berichte ihr, was mit mir ſich begeben; ſie erzählt mir, wie ſie gelebt und geſchwebt hat: daß ſie vor ſo und ſo viel Jahren geheirathet, und vor acht Monaten Wittwe geworden; daß ſie das Haus von ihrem Seligen geerbt, in Ermanglung von Kindern; und da wolle ſie auch verbleiben und warten, was der Himmel über ſie verhängen werde, ſagte ſie. —

Weil ſie roth wurde bei ſolcher Rede, mochte ich nicht fragen; aber brav war's von ihr, daß ſie hinzuſetzte: »Er wird hungrig und durſtig ſein, auch iſt es ſchon ſpät, und ich habe Platz im Hauſe, um einen werthen Anverwandten zu beherbergen, wenn's Ihm etwa recht wäre, Vetter?«

Einem Soldaten ſagt man dergleichen nicht umſonſt und vergebens. Ehe man fünf zählt war ich in der Stube innen, am warmen Ofen; der Torniſter im Winkel, der Stiefel vom Fuß. Die Füße ſteckte ich unter den Tiſch und ließ mir ſchmecken, was die Lieſe auftrug: was weniges von einem geräucherten Bug, gutes Brod und einen Krug Wein: ſauer, aber doch Wein. Später kamen noch Birnenſchnitz und etwas Speck, trefflich warm. Die Lieſe und ihre Magd ſetzten ſich zu Kartoffeln mit ſaurer Milch. —

Als ich dieſes vaterländiſche Nachteſſen vor meinen Augen ſah, fiel mir das roth Männel in Rußland und was es mir prophezeit hatte, ein. Gleich hinterdrein natürlich kamen mir die Eltern und Geſchwiſter, mein Schatz und der Florenz Stieler in's Gedächtniß, und erinnerte ich mich, daß eben dieſe Kunzer-Lieſe bei dem Florenz gedient hatte, und zwar juſt zu ſelbiger Zeit der Noth. — Als ich ſie deßhalb ausfragte, erzählte ſie mir haarklein und lang und breit, was ſie von dem Florenz und dem rothen Männel erfahren hatte. Notabene: nicht von ihnen ſelber, denn der Florenz ließ nichts verlauten und das roth Männel gar nichts, ſondern von andern Leuten, die ſich um Alles bekümmerten und von der Frau des Florenz, wenn ſie gerade maulfertig war, und beim Spinnen mit der Lieſe allein ſaß.

Die Lieſel alſo erzählte: „mir denkt die Nacht gar wohl, in der das roth Männel mit dem Stieler in das Haus gekommen iſt. Ich war halbtodt vor Mühſal, denn die Kinder hatten den lieben langen Abend hindurch geheult und gejammert; die Mutter war ſchier verzweifelt. Ich hatte mit ihr beten und die Kleinen heben und legen müſſen. Mir fielen ſchier die Knochen auseinander. Die Noth war überdieß im Hauſe groß, und um ſo größer, als ſie ſich's vor den andern Leuten nicht merken laſſen wollten. Daher faſteten wir mehr, als wir aßen, und waren ſammt und ſonders nicht ſtark bei Kräften. — Die Frau hatte noch an jenem Abend zu mir geſagt: Lieſ', Sie glaubt nicht, wie übel wir daran ſind, und welch' ein Kreuz ich habe. Wenn mein Mann heut' von Amt nichts Gutes heimbringt, und die Bürgſchaft für ſeinen Lump von guten Freund bezahlen muß, ſo ſind wir verleſen und verdorben! — Endlich — die Frau war ſchon in's Bett gegangen und die kranken Kinder ſchliefen ein wenig — endlich klopft's und ich mache das Haus auf, weil ich den Herrn am Klopfen kannte. Aber im Aufmachen hab' ich was g'ſpürt, und richtig kommt mir das roth Männel zuerſt entgegen, und ich erſchrecke, als wär's der böſe Feind ſelber geweſen. Der Rothe hat mir's angemerkt, d'rum ſagte er: Oho, oho, nur Courage! Ich freſſe Euch nicht. Iſt dann mit dem Herrn in die Stube gegangen, hat die Kinder angeſchaut und ihnen was auf die Zunge geſchmiert und geſagt: „die Krawaten werden bald wieder 'rum ſpringen!“ Zu mir hat er das Wort geredet: „Wenn Sie den Kleinen recht abwartet, ſoll Sie auch einen braven reichen Mann kriegen.“ — Merkt Er was, Vetter? Ich hab' meine Schuldigkeit gethan und darüber. Der reiche Mann iſt aber auch nicht ausgeblieben.“

Mit einem zufriedenen Blick ſchaute die Lieſe in ihrem Reichthum um und um, lachte ihre Magd behaglich an, und die Magd lachte ihr wieder gehorſamſt entgegen. Ich jedoch, den der Wein ſchon ein biſſel kecker gemacht, rief der Lieſe zu: „Alloh, mach' Sie voran! Ich ſterbe vor Neugier, kann das Ende Ihrer langen Brühe gar nicht erleben, und bald iſt's ſchon Neun auf Ihrer Uhr.“

Die Lieſe ſchaute zur Uhr hinan, wurde abermals roth, und nun ging's mit dem Erzählen auf der Poſt. „Alſo: von dem Augenblick an war bei dem Florenz Glück und Segen eingekehrt. Der Stieler hatte Geld gerad genug, die Kinder wurden geſund, die Frau kam zu Verſtand, Arbeit und Geſang kehrten im Hauſe ein, und, wie es hieß, gab Florenz auf viele Stunden Wegs Beſtellungen an alle Uhrmacher, die da waren. Die Leute glaubten freilich, der Florenz hätte etwa einen Verſpruch zu den ſieben Frauen von Föhrenbach gethan, und dieſe hätten ihm geholfen, aber es iſt nicht wahr. Das alles hat das roth Männel gemacht, und ich hab's von Stund an nicht mehr geſehen. Es iſt noch in der gleichen Nacht, da es kam, aus dem Hauſe gegangen. — Ein halb Jahr oder drei Vierteljahr hernach kriegt der Herr einen Brief und ſagt zur Frau: ich muß auf Straßburg verreiſen. Und wenn ich in acht Tagen nicht zurück bin, ſo habe keinen Kummer deßwegen, denn ich muß vielleicht weiter, und weil der neunte April ſchon vorüber iſt, ſo darfſt du gar keine Angſt um mich haben.«

Jetzt fiel ich der Lieſe in's Wort: »Hat's alſo ſeine Richtigkeit mit dem neunten April?« fragte ich. Und ſie antwortete darauf: »Mein Gott, ja; ſo wie die Leute ſagen. Das roth Männel hat den Florenz verwarnt, er hätte den neunten April zu fürchten, und ſich an dem Tag zu Haus zu halten, an keinem andern Tag jedoch könne ihm etwas Böſes paſſiren.«

Nachdem ich meiner Baſe erzählt hatte, was für eine Commiſſion der ewige Jude mir in Rußland an den Florenz aufgegeben, meinte ſie auch, daß der neunte April, der vor der Thüre war, ein abſonderlich gefährlicher ſein müſſe.

»Denn,« ſagte die Lieſe ſehr vernünftig, »das rothe Männel, das Alles weiß, muß auch gewußt haben, wann Er, lieber Vetter, den Florenz wieder zu ſehen kriegen würde. Und in der That: der Spieler befindet ſich wohl, es geht ihm ganz dexcellent.« (Die Lieſe ſprach das Wort gar nicht anders aus.)

»So iſt er denn nach Straßburg verreiſt, und neben dem Raben — an der Schindbrück — Er weiß wohl, oder weiß Er's nicht? Es iſt alleins — neben dem Raben, in dem Wirthshaus zum »rothen Männel« hat er ſein Quartier nehmen müſſen. Merkt Er was?«

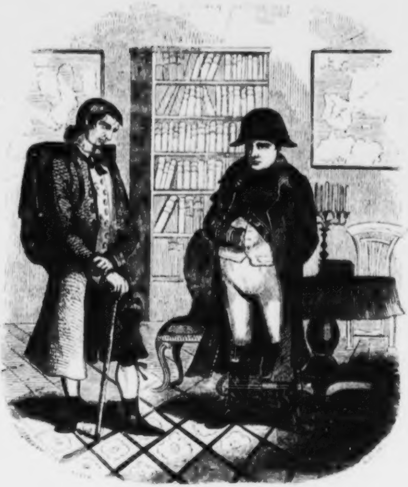
Reinhard bemerkte hier für ſeine Zuhörer: »Das roth Männel iſt noch da, das Haus nämlich, wie mir unlängſt Einer geſagt hat.« Aber die Lieſe fuhr fort: »dort hat ihn der ewige Jud, oder was er iſt, erwartet, und was er von Uhren bei ſich gehabt hat, unterſucht, als verſtände er etwas davon. Dann hat er dem Florenz befohlen, eine zuſammenzuſetzen aus den Stücken, die er ihm vorlegte, und hat auch die Muſik dazu ausgeſucht und ihm dann geſagt: „du haſt gut gearbeitet. Jetzt mußt du aber deine Arbeit auch ſelbſt an Mann bringen. Das gehört dazu.“ — Hat ferner ein paarmal **Scholem lechem** über die Uhr geſagt, und dann ſeine Red' fortgeſetzt, indem er zum Stieler ſagte: „jetzt nimm die Uhr in dem Kaſten auf den Buckel, und geh' damit in Gottesnamen nach Paris. Dort fragſt du nach dem Schloß des Kaiſers — jedes Kind kann dir's weiſen — und gehſt keck in den Hof hinein. Wenn dich die Wachen aufhalten wollen, ſo zieh' nur an dem grünſeidnen Schnürlein da, und ſie werden Reſpekt kriegen. Im Hofe lehnſt du dich an eine Säule und huſteſt dreimal vernehmlich, und den Reſt wirſt du ſchon ſehen. Adje wohl, Mann!“ — Hierauf hat Florenz richtig gethan, wie das roth Männel gewollt hat. Der Weg nach Paris war nicht leicht zu fehlen, weil die Landſtraße hinführt; aber in Paris ſelber hat der ehrliche Wälder viel nach dem Schloſſe umfragen müſſen, denn wen er fragte, war ein Franzos und er verſtand nicht viel vom Parlewuh. Endlich und zuletzt hat er einen aus Elzach oder ſonſt um Freiburg herum angetroffen und der Landsmann hat ihm das Schloß gezeigt und geſagt: „der Kaiſer wird juſt daheim ſein, denn er hat vor einer Stunde Muſterung gehalten, und jetzt frühſtückt er, ſagen die Leute.“ — „Meinetwegen,“ hat der Florenz geantwortet: „was geht mich der Kaiſer an? Ich ſoll dort innen auf Jemand warten, und der Kaiſer wird's nicht ſein, will's Gott.“ — Der Elzacher meinte jedoch, der Kaiſer würde ihn, Florenz, viel angehen; denn wenn er zu Hauſe ſei, dürfe niemand in die Tellerien als ein Marſchall, oder wenigſtens ein Herr mit Stern und Ordensband müſſe es ſein. — Daß ich's kurz mache, ſo ſind ſie auseinander gegangen, der Elzacher hieſt und der Florenz hott, und wie der zweite unter's Hofthor getreten war, haben ihn gleich ein halb Dutzend von Granadieren beim Bruſttuch gepackt und gewettert und „Parſi und Parſa“, wie ſie's in der Gewohnheit haben.

„Jetzt denkt aber der Florenz an das grüne Schnürlein und zopft daran, und auf einmal geht eine ſchöne Muſik in ſeinem Kaſten los, ſo ſchön, daß die Granadierer von ihm abließen, und lief die ganze Wacht zuſammen, und klatſchte in die Hände und ſangen mit und tanzten dann, juſt als wie verzaubert, und jeder Grenadier holte ſich einen Schaſſör — weiß Er, Vetter? von den netten grünen Männlein Einen — als Mamſell zum Walzer heraus. — Wie ſie aber in der beſten Freud' waren, hat der Florenz die Platt' geputzt, und mitten im Schloßhof iſt er geſtanden. Es iſt kein Menſch da herum gegangen als ein paar Pferde, die ſpazieren geführt wurden von einem Türken, damit ſie nicht ſteif wurden, denn der Kaiſer hatte ſie bei der Muſterung geritten. — Nun: der Türk, als ein Ausländer, hat ſich um den Florenz nicht bekümmert und dieſer, nicht faul, lehnt ſich an die erſte beſte Säule und ruht aus, und denkt bei ſich: eine halbe Stund' will ich warten, und kommt bis dahin nichts, ſo beſinne ich mich etwa noch ein Weilchen. — Auf einmal geht ihm gegenüber ein Fenſter auf, und ein Herr in einer Montur, als wie die Schaſſörs ſie tragen, ſchaut heraus und ſtochert ſich die Zähne. Der Florenz zieht ehrerbietig ſeinen Hut ab, denn Höflichkeit iſt überall gut, vor allem bei den Franzoſen. Der grüne Herr dankt ihm freundlich, ſieht ihn alsdann durch ſein Spektivi ſcharf an, und winkt ihm hernach ganz vergnügt zu; ſagt auch hiebei: „Komm herauf, ehrlicher Schwarzwälder, komm herauf! Wart, ich mach' dir gleich ſelber die Thür' auf, damit es Niemand merkt!"

„Der Türk, der da ſo dumm und ausländiſch herumritt, hat natürlich nichts von dem verſtanden, was der Herr ſagte, und verzog das Maul nicht. Unterdeſſen geht ein Thürlein im Schloß auf, und der grüne Herr winkt dem Florenz wieder, und dieſer, wieder nicht faul, geht herzhaft hinein, ſteigt eine finſtere kleine Treppe hinan; und da ſteht eine Prachtſtube ſperrangelweit offen, und ſowie der grüne Herr die Thür hinter ihnen beiden zugemacht hat, ſo ſteckt er die eine Hand vorne in die Montur hinein, ſetzt mit der andern ſein kleines Hütlein auf und ſagt zum Florenz: „jetzo, Alterle, wollen wir eins mit einander diskuriren. Ich bin der Napolion."

„Er kann ſich einbilden, Vetter; wie dem Florenz alſobald das Herz in die Hoſen fiel."

Das falſche Weibsbild, die Lieſe, hielt gerade jetzo, wo ich neugierig geworden war, nicht weniger als ein Maikäfer, inne, und ſchaute wiederum auf die Uhr, und wurde wiederum roth. „Ihr könnt in's Bett gehen, Chriſtiane," ſagte ſie zur Magd. Ich aber fuhr ganz frech heraus: „Was macht Ihr nur für



Spargimenter, Kunzer-Lieſe? Sitz' ich nicht da, als wär' der harte Stuhl da gepolſtert, aber mit lauter feurigen Gluſen? Warum haltet Ihr inne, grad' wenn's an's Beſte kommt?“ — „Drum iſt's halb zehn Uhr,“ ſagte ſie ganz geruhig, da die Magd hinausgegangen, „und um zehn Uhr kommt mein Schatz, der mich heirathen will, und weil Alles fein ordentlich bei uns zugeht, darf Er ſchon dabei bleiben, Vetter Reinhard.“

Jetzt ſah ich wohl ein, warum das Weib ſo oft roth geworden, und verſetzte nur: „So macht denn in Gottes Namen mit der Geſchichte ein Ende, ſonſt kommt ſie mir im Schlaf vor. Ich will Euch hernach erſt fragen, wer Euer Schatz, und warum und wozugegen.“

„So hat denn,“ fuhr die Lieſe ſelber ungeduldig fort, „der Kaiſer eine Bouteille Wein hervorgelangt und zwei Gläſer, eins für ihn, eins für den Florenz, hat eingeſchenkt, und mit den Worten: „Kourage, Freund Stieler; Vivat Euer Großherzog, der alte Karl Friedrich!“ mit ihm angeſtoßen. — „Und wie geht's auf dem Wald? Was machen deine Kinder und Frau? und ich hab' dich ſchon lange erwartet, weil das roth Männel mir's vorhergeſagt hat, und in dem Kaſten auf deinem Buckel haſt du ohne Zweifel die Uhr, die mir gehört?“ — Da hat der Florenz das rare Stück von einer Uhr hervorgeholt und geſprochen: „Wenn das roth Männel es geſagt hat, ſo iſt die Uhr freilich für Eure Kaiſerliche Durchlaucht.“ — Nun haben ſie miteinander probirt, die Uhr ſchlagen und muſiciren laſſen, und endlich hat der Napolion ſich vernehmen laſſen, daß dieſes ein Präſent vom rothen Männel, und daß, ſowie eine böſe Stunde für den Kaiſer geſchlagen habe, ſich ein Guggu darinnen würde hören laſſen. Der Guggu war auch richtig darinnen, aber er ſchlug an ſelbigem Tage nicht, weßwegen der Kaiſer noch einmal ſo froh wurde; ſchenkte dem Florenz den Kaſten voll mit Gold, und praktizirte ihn, ſo wie er gekommen war, hinaus. — Die Uhr hat nachmals oft den Guggu hören laſſen: dazumal, als der Kaiſer ſich von der Joſephine ſcheiden ließ; als er nach Oeſterreich marſchierte; und wie es endlich in's kalte Rußland ging, wollte der Guggu nicht aufhören zu ſchreien, bis der Kaiſer wild wurde, und die Uhr in tauſend Trümmer ſchlug. Da hatte nun auch ſein Glück ein Ende; aber dem Florenz ging's alleweile gut, bis auf den heutigen Tag. Und da hat Er die ganze Hiſtori.“

Ich konnte gar kein Wort darauf erwiedern, weil die Thür aufging und der Schatz hereinkam. Mir wurde grün und gelb vor den Augen, denn ich kannte den Kerl wohl. Es war ein alter Sergeant aus meiner Compagnie, der mich immer auf dem Strich gehabt, und etwa ein paar Dutzendmal geſtraft ohne alle Urſache. Darum ſagte ich zur Lieſe: „Wenn Ihr den Kerl da heirathet, ſo iſt's Euer Unglück, und ich komme Euch nimmermehr in's Haus!“ Die Lieſe wollte mir zureden, aber der Kerl griff mich gleich mit den Fäuſten an, und wie ſehr ich mich auch wehrte, warf er mich zum Haus hinaus, meine Sachen hinterdrein, und wer unter freiem Himmel zerſchlagen und zerbläut über Nacht bleiben mußte, war ich. Am andern Tag hatt' ich das Frieren, und im nächſten Dorfe mußt' ich zwei Tage im Bett bleiben, und wie ich endlich der Heimath näher kam — es war am eilften April Nachmittags — ſo wandelte mir ein langer, ſchwarzer Leichenzug entgegen. „He, Jockel, wen begraben ſie da?“ fragte ich einen Bekannten. — „Ho! haſt ihn auch gekannt,“ antwortet der Jockel: „wer wird's ſein, als der Stieler-Florenz vom Zündelſtein? Da liegt er im Todtenbaum und was nutzt ihm ſein Geld? Iſt er nicht am neunten April auf ſeinen Heuſchopf geſtiegen, vierzig Gäng' von ſeinem Haus, und iſt er nicht herunter und zu Tod gefallen, wie ein Sack? Gott tröſt' ihn, aber mit ſeinem Reichthum ſoll's nicht richtig hergegangen ſein, tröſt' ihn Gott!“

So war's alſo geſchehen, und ich hab' ihn nicht warnen können. Die Lieſe hat ſelbigen Kerl genommen, und er hat ihr Gut verlumpet, und iſt Reißaus gegangen, und „hätt' ich doch dem Vetter Reinhard geglaubt und gefolgt!“ iſt ihre letzte Red' auf dem Todtenbett geweſen, und Gott tröſt' ſie jetzt auch im Himmel droben. — Das iſt die Geſchichte vom Florenz und vom rothen Männel, und wenn auch Leute geſagt haben, der rothe Jud ſei ein Schmuggler geweſen, und habe mit dem Florenz ein paar tauſend Uhren nach England geſchmuggelt, und daher ſei das viele Geld gekommen, ſo ſag' ich: es iſt nicht wahr. Denn das rothe Männel hab' ich ſelber geſehen, und des Kaiſers Guggu haben auch viele Leute ſchlagen hören, bis er dumm und ſtumm geworden für alle Ewigkeit. Amen.

Reinhard ſchwieg, aber der Herr Lehrer ſagte bedeutſam: „Ja, ja, mit dem Guggu hat's ſeine Richtigkeit, und ein jeder

Menſch hat einen ſolchen im Gewiſſen, und wenn wir alle in unſern böſen Stunden auf ſein wohlgemeintes „Guggu“ hörten, ſo ſtände es beſſer mit uns, und Fehl und Sünde würden ſelten vorkommen in der Welt.“

Zweiter Abend.

Am nächſten Abend war Ruckenbrods Stubete äußerſt zahlreich und ſeine Behauſung voll wie ein Ei. Dießmal hatte Paul ſeine Holdſchaft nicht in der Ferne zu ſuchen. Sie war gegenwärtig unter den Anweſenden. Eine Schweſter des Kanoniers hatte ſie beredet, an der Kunkelſtube Antheil zu nehmen. Wohl mochte die Sehnſucht nach ihrem Liebſten, der ſich den Tag über nicht hatte ſehen laſſen, die junge Frau zu ihrem Erſcheinen triftiger beſtimmt haben, als die Zurede der befreundeten Schweſter des jungen Mannes. Aber wie unſtät auch ihre Augen den Freund in der überfüllten Stube aufſuchten — zu ſehen war er nirgends und nicht im Winkel hinter'm Ofen zu vermuthen, denn dort lag die alte Mutter der Ruckenbrodin, uralt, ſteif und theilnahmlos, in der ſogenannten Gutſche. Auf dem Ofen lümmelten aber ein Paar Buben, in deren Geſellſchaft Paul ebenfalls nicht zu vermuthen war.

Hoffen und Harren trügt jedoch nicht immer. Endlich, während in der Stube es ſchon von Geſpräch und Gelächter und Rädergeſchnurr brauste wie in einem Bienenkorbe, endlich erſchien des Erſehnten Geſtalt auf der Schwelle und neben ihm der Sulzer-Frieder, ein junger, von Hauſe wohlbegüterter Burſche aus einer benachbarten Gemeinde, deſſen Anzug ländlich reich, aber deſſen Angeſicht dagegen ſehr trübſelig war. Der gute, äußerſt zahmgeſinnte Menſch hatte vor ein paar Wochen bei der Conſcription eine ſpottſchlechte Nummer gezogen, und ſchien doch gar nicht begierig, in den Heldenrock zu kriechen. Wie ſtolz fühlte ſich aber die blonde Lene, als ſie Gelegenheit hatte, den ſoldatiſchen Anſtand ihres Geliebten mit der furchtſamen Blödigkeit des Sulzer-Frieders zu vergleichen! „Der ſchönſte Burſch im Lande iſt doch der meinige,“ ſagte ſie ſich heimlich in's eitle Herz hinein.

„Hol' der Schwarze“ — ſagte eben ſo heimlich und trotzig zwiſchen den Zähnen der Paul, da er der Lene anſichtig wurde — „Hol' der Schwarze des Schulmeiſters Guggu, der mir ſeit geſtern in Einem fort die Ohren voll ſchreit! Die Lene iſt halt zu ſchön und zu lieb und ich kann von dem Donnersweib nicht laſſen: 's iſt aus und vorbei.“ — So blinzelte er denn zur Lene hinüber und ſie gab's ihm etwas ſpitz und vornehm zurück, denn ſie trutzte, weil er ſie nicht beſucht hatte, und es war doch der Kocherhannes auswärts bei einer Holzverſteigerung, und ſein Haus nur von der Frau und der alten halbblinden Magd beſetzt geweſen. — Den Paul überlief's heiß und unruhig. Wer trutzt gern lang mit ſeinem Lieb'? — Wär' ich doch allein mit ihr! dachte er ſich, und um ſich andere Gedanken zu machen, fragte er ſeinen Nachbar ziemlich barſch: „Warum ſchneideſt du das traurige Geſicht, Frieder? Pfui, ſchäme dich in deine Seele hinein. Sei luſtig mit dieſen luſtigen Leuten!“ — Worauf der Frieder ſehr kläglich: „Du weißt wohl, was mich drückt, und könnteſt mir auf der Stelle helfen und willſt doch nicht, und wenn ich vom Dorf muß und von Vaters Gut, von der Mutter und den Geſchwiſtern, und“ — hier erröthete der Menſch — „von noch einer Perſon — du weißt ſchon — ſo ſterb' ich am Heimweh in den erſten vierzehn Tagen, wie der lange Kaspar, den ſie in Bruſel begraben haben.“ —

„Bah, bah!“ machte der Paul: „'s iſt mir nicht beſſer zu Sinn geweſen, als dir, und dennoch leb' ich noch. Das ſind Narrheiten. Schlag' ſie dir aus dem Kopfe. Da ſitzen viele donnersnette Dirnen und Weiber herum. Schau' ſie an, gefallt dir keine?“ — Und weil der Frieder die Achſeln zuckte und wehmüthig den Kopf ſchüttelte — er hatte ſchon ſein Theil daheim — fuhr Paul fort: „Eine von denen da iſt mein Schatz. Paß' auf: kannſt du's errathen?“

Da ließ der Frieder ſeine Augen ſpazieren und antwortete endlich: „Die ſchönſte iſt die mit den gelben Haaren dort in der Ecke, und wenn ſie kein Eheweib wäre, würde ich gerade nur auf ſie rathen.“ — „Du Narr, was macht denn das?“ — „Ho!“ verſetzte der verſchämte Frieder, „das wäre ja eine Sünde, und das möcht' ich von dir nicht glauben.“ — „Du Gelbſchnabel!“ dachte Paul und wollte ſpöttiſch lächeln, aber der Guggu rief abermals ſein Gewiſſen wach, und er konnte es nicht bis zum Lachen bringen.

Indeſſen rückten die Stühle enger zuſammen, der Lichtſpan flackerte heller, die Verſammlung wollte eine Geſchichte hören, und dießmal ſollte die alte Faden-Nanni, ein kluges, verſchmitztes Weiblein, die Rathgeberin des ganzen Dorfs, etwas zum Beſten geben. — Sie ſträubte ſich nicht lange, ſchob ihr Spinnzeug von ſich, faltete die Hände auf den Knieen und ließ ſich alſo vernehmen:

„Das iſt die Geſchichte

von der Frau Demuth und von der Frau Hurrle.

Es iſt ſchon manches Jahr her, und die meiſten von euch waren noch gar nicht auf der Welt, da lebte im Simonswälder Thal ein gar ſchönes und junges Maidli, dem Jedermann gern zu gefallen ging, und das von allen Jungfern und Weibern ihres Orts lieb und werth gehalten wurde, wenn gleich Alle das Jüngferle beneideten um ſeiner Schönheit willen und wegen der Manier, womit ſie allen Leuten ſich angenehm zu machen verſtand. Das iſt auch keine kleine Kunſt. 's iſt Manche roth und weiß und ſein von Haut und goldig von Haaren, und ſie weiß das Alles nicht zu gebrauchen, ſondern trappelt und pappelt wie eine Gans, und ihre blauen Augen ſind nicht geſcheidter als die einer Kuh, die ja auch blaue Augen führt; und was ſie redet, weiß Gott, bringt dümmer der Spatz auf'm Dach nicht hervor. — Und die ſchöne Jungfer ſchrieb ſich „Demuth.“ Der Götti, der ihr den Namen in der heiligen Taufe beigelegt, hatte einen guten Merker gehabt Die Jungfer war wie ihr Name: fromm, beſcheiden, freundlich, demüthig; kurz: von Herzen gut durch und durch, wie von Geſtalt ſchön von oben bis unten. — Weiß nicht und hab's auch nicht erfahren, wie ihr Vater zum Geſchlecht hieß; das macht auch gar nichts aus, — aber der Vater war keineswegs reich, und der Kinder waren viele, und die Mutter hätte damit gar nicht zu Streich kommen können, wenn nicht Demuth vorn und hinten geweſen wäre. So verpflegte ſie die Geſchwiſterte, kochte die Mahlzeit, ſpülte das Geſchirr ab, beſorgte Feld und Garten und hatte doch immer Zeit, den Gottesdienſt zu beſuchen, mit der Prozeſſion zu gehen und dem Heiligen-Bildſtock vor ihres Vaters Hütte einen ſchönen Kranz von Blumen und Goldpapier zu fertigen und umzuhängen. — Alleweile unverdroſſen, geduldig und heitern Gemüths, iſt ſie ein Exempel für die ganze Nachbarſchaft geworden, und ſelbſt vom Ueberrhein ſind Leute gekommen, um die Demuth zu ſehen, die ſo luſtig war und doch ſo ſehr voll Sorgen; die ſo ſchön war mitten im Mangel, und immer reinlich, geputzt und ſchmuck, als wäre ſie aus dem Schächtelchen gezogen, und war doch vielleicht die Aermſte im Simonswald; die endlich immer ſo artliche Reden im Mund führte, und war doch kaum zwei Winter zur Schule gegangen, nicht aus Faulheit, ſondern aus Mangel an Zeit. — Sie wurde belobt und beſchenkt von Hoch und Nieder, aber die Geſchenke gab ſie ihren Eltern, und das Lob machte ſie nicht eitel. So viel Verſtand und Ehrbarkeit mußte wohl einmal belohnt werden. Gewiß hätte unſer Herrgott gern auf der Stelle einen Engel aus der Demuth gemacht, aber ihn dauerten die Eltern derſelben, und er ließ ſie auf Erden, damit ſie die chriſtlichen Tugenden noch mehr durch ihr Beiſpiel verherrlichte und in's Licht ſtellte. Daher mußte ſie erfahren, was das Glück auf Erden ſei, und das ging ganz natürlich zu, wie ich's erzählen werde; denn in dieſer Geſchichte wird nichts gehext, und der böſe Feind hat nur blutwenig darinnen zu thun.

Eines Tags kommt alſo ein Reiter an, noch paſſabel jung, feiſt, mit rothen Backen; auf ſeinem Rock, an ſeinem Bruſttuch ſaß alles voll von Silber, Knopf an Knopf; ſeine Reitſtiefel waren blank gewichſt, der Hut hing ihm recht ſtolz auf'm rechten Ohr. Das war der Kronenwirth von Kandern oder von Schopfheim, ein reicher, geſunder, wohlgefälliger Mann, der's herzlich gut meinte, ſchwätzte er zuweilen auch grob, aber nur zuweilen.

Dießmal war er ganz guten Humors. Warum? er hatte vor einiger Zeit ſeine bitterböſe Ehefrau verloren, und ritt jetzo, ein kinder- und ſorgenloſer Wittwer, zur Freite nach Elzach, wo ihm ein reiches Weibsbild verrathen und ſchon halb zugekuppelt worden war. Darum war ihm bodenwohl, er pfiff ein Stücklein in die blaue Luft hinaus und langte mit der Gerte im Vorbeireiten luſtig in die Obſtbäume an der Straße, um das Heu, das die Wägen dort abgeſtreift hatten, herunter zu ſchmitzen. Manchmal gab er auch dem Rößlein eins zu koſten, denn es war nur zu wohl aufgefüttert und trabte ſeinem frohmüthigen Herrn zu langſam. — Wie er alſo um die Ecke reitet und an dem Hag des Gartens, der dem Vater der Demuth gehörte, hintrabt — die ſchöne Jungfer ſtand vor dem Hauſe und wuſch einem ihrer Brüderlein das Geſicht am Brunnen rein, und verrichtete das mit einer ſeltenen Manierlichkeit — ſieht der Kronenwirth das Mädel und weiß nicht, was er mehr bewundern ſoll: ihre weißen, runden Arme, oder die ſchneeblüthweißen Hemdärmel; ihre artlichen rothen Strümpfe, oder die Füße, die ſo zierlich drinnen ſteckten; oder ihr ſonnengoldiges Haar, das den gelben Hut zu Schanden machte; oder ihren friſchen Mund, oder ihre lichten Augen, oder das Lächeln um ſelbigen Mund, oder die Herzensgüte in ſelbigen Augen. — Jetzt bekam der Gaul keinen Schmitz und ging langſamen Schritts, und immer langſamer, und der Kronenwirth achtete es endlich gar nicht, daß das Pferd ſtill ſtand, wie angenagelt, denn er konnte ſich nicht ſatt ſehen an der ſchönen Dirne.

Wie er nun ſo daſitzt und lacht, daß er alle Zähne weiſt, ſo muß die Demuth dem freundlichen Geſicht auch entgegenlachen, und wenn er für ſich meint: das iſt doch das ſchönſte Kind, das ich in meinem Leben geſehen, ſo denkt ſie in ihrem Sinn: der ſtattliche Mann gefällt mir.

Blöd war der Kronenwirth von Kindsbeinen an nicht geweſen; auch dießmal war er's nicht, denn er ſagte ſpaßhaft vom Gaul herunter zur Demuth, was ihm eigentlich ernſt war: „Wenn ich nicht ſchon eine Hochzeiterin hätte, ſo müßteſt du es ſein, mein Schatz.“ — Die Jungfer aber antwortete ihm, roth werdend: „Wo denkt Er hin, Herr? Ich bin ein blutarmes Ding; Er mit ſeinem Reichthum würde ſich ſchön für mich bedanken.“ — Das war ein kurzer Diskurs, denn das Mädel lief ins Haus hinein, und der Kronenwirth ſetzte ſeinen Weg fort. Er hatte jedoch von Stund an allerlei Käfer im Kopf und es preſſirte ihm nicht mehr halb ſo arg nach Elzach.

In dem Kopf und dem Gemüth der Demuth war Alles anſtändig aufgeräumt und in Ordnung, wie ſich's für ein wohlbeſtelltes Haus gehört. Indeſſen hat eine jede Jungfer im Herzlein eine verborgene Kammer, wo ſie ihren koſtbarſten Hausrath aufhebt, den nicht alle Leute, und wären's die beſten Nachbarn, ſehen dürfen. Darum weiß ich auch nicht zu ſagen, ob die Demuth ferner des Kronenwirths aus Kandern viel gedachte, oder nicht, und warum ſie ſo erſchrecklich verlegen und blöde that, als eines Morgens — kaum waren drei Tage ſeit ſeinem erſten Vorbeiritt verſtrichen — der ſtattliche Herr abermals ſein Rößlein vor ihres Vaters Thüre anhielt. Anreiten, anhalten, die Gerte wegwerfen, aus dem Sattel ſpringen und das Mädchen geradezu um den Leib nehmen, war freilich eins und ſo geſchwind geſchehen, daß der leichtſinnigſte Bube während deſſen kein Vaterunſer fertig gebracht hätte. Wahrhaftig: ein ſittſames Mädel mußte darüber furchtſam und bleich werden und ſchier eine Ohnmacht kriegen. Bevor jedoch die Ohnmacht kam, wollte Demuth den frechen Menſchen heftig von ſich ſtoßen und fragte dabei: „Was fällt Ihm ein, Herr?“ — Wie er aber hierauf antwortete: „Ich komme, mein Wort zu halten, Schätzlein mein; hab' mich zu Elzach frei und ledig gemacht, und du ſollſt meine Frau werden oder keine im ganzen badiſchen Land!“ — da wurde es Ernſt mit der Schwachheit, und Demuth lag ihm auf einmal käsweiß und hinſinkend wie ein herbſtlich Blatt vor den Füßen, und zum Unglück kam der Vater dazu, und außer ſich vor Zorn, und die Mutter weinte, ohne zu wiſſen warum, auf der Thürſchwelle, und die Geſchwiſterte ſchrieen, daß ſchier die Nachbarſchaft, ſo entlegen ſie auch war, zuſammengelaufen wäre. Doch was ſag' ich: zum Unglück? Unter rechtſchaffenen Leuten geht's nicht böſe und wild her, und rechtſchaffene Vorſätze dürfen ſich keck überraſchen laſſen, und der böſe Anſchein thut ihnen nicht wehe. Der Kronenwirth war, wie ſchon geſagt, ein wackerer Mann, wenn er auch zuweilen grob ſchwätzte, und was er der Demuth in die Ohren geſchrieen hatte, das wiederholte, er dem Vater und der Mutter beſcheidentlich, wie's einem Freiwerber für ſeine eigene Perſon wohl anſteht.

„Ich habe,“ ſagte er gar manierlich, „Eure Tochter vor ein paar Tagen geſehen, und ſie hatte mir's im Anſehen alſobald angethan, ſo daß ich gern nicht weiter fürbaß geritten, ſondern lieber gleich hier verblieben wäre zur Anwerbung, zum Verlöbniß, zur Hochzeit mit einem Wort. Aber ſo war ich dazumal ein gefangener Mann, und zu Elzach ſaß Eine, die ſchon ſo gut als meine Braut war. Einen Verſpruch — Ihr wißt's — muß man halten, — mindeſtens ſo lange man's immer möglich thun kann. Mir wurde es nicht ſo gut, oder beſſer geſagt, nicht ſo ſchlecht. — Als ich das Mädel ſah, das mir die Freunde beſtimmt hatten, ſo gefiel es mir gleich nicht; was zwar nichts ausgemacht hätte, denn ſein Wort muß man jedenfalls halten. Aber als ich die Jungfer reden hörte, und gehen und ſtehen und commandiren und räſonniren, und unzufrieden thun und immer ein Geſicht machen, als hätte ſie den Bändeleswurm im Leibe, da machte ich Augen und Ohren immer größer, und wenn's nicht meine ſelige Frau war, die leibhaftig aus dem Grabe heraufgeſtiegen war und in der Perſon der Jungfer Hurrle vor mir ſtand, ſo war's doch gewiß Eine, die um kein Haar beſſer, als die Selige. Botz Wetter! dacht' ich: das wird Hitz koſten, und wahrhaftig ſchwitzte ich ſchon und es kam immer beſſer, da ich nach und nach wahrnahm, in welcher Drachenreputation das Jüngferle im ganzen Ort ſteht; und da ich nebenbei inne wurde, wie das ganze Land weit und breit ſo gut und lieb von Eurer Tochter redet, die mir im Kopf ſteckte, als wär' ſie eine Königin mit einem Heiligenſchein. Das ſchmerzte, das pfetzte, das brannte, glühende Kohlen thun's nicht beſſer! Einen Engel in der Nähe, und dennoch ein Teufele am Hals haben! Ich zerbrach mir den Kopf als wie mit Hammerſchlägen, konnte aber keine Hinterthür finden. Aber geſtern — ich hab' mir den Tag im Kalender roth angeſtrichen und werd' ihn mein Lebtag feiern wie's Oſterfeſt — geſtern, wo der eigentliche Verſpruch ſein ſollte, und der Amtsreviſor und der Pfarrer waren ſchon eingeladen, geſtern kriegte die Trommel ein Loch. Wenn ich als ein armer Sünder im Haus der Eltern von ſelbiger Hurrle ankam, ſo waren die alten Leute doch noch einmal ſo beſtürzt und ſo unaufgelegt, ſchwätzten ſchier kein Wort, und die Verwandten machten ſaure und ſüße Geſichter durcheinander, je nachdem ihnen die Sache vorkam, von der ſie Alle ſchon wußten; aber ich wußte davon kein Wort. Das Alles fiel mir auf, und wenn ich auch meine ſchöne Hochzeiterin hätte darum fragen wollen, ſo war ſie ſelber doch gar nicht da. Aber im Hauſe ging ein gewaltiger Sturm hin und her, Thür auf, Thür zu, als ſchöſſen ſie mit Kanonen; Trepp' auf, Trepp' ab, purr, purr, rumpum! Und der Sturm war die Hurrle, die einen Spektakel trieb, ärger als die Hexen auf dem Heuberg; gab ihren Geſchwiſtern und dem Geſind' ein ſchlechtes Wort, ja, eine Ohrfeige nach der andern, und zankte und wetterte, was gibſt du, was haſt du. Die Eltern zitterten wie das Laub am Baum, und die Leute ſammt und ſonders kamen ſchier um vor Schrecken, als mit einemmal die Stubenthür aufplatzt und das wilde Weibsbild hereinſchreit: „Daß ihr's wißt! ich nehm' ihn nicht, und er läuft mir lang gut, und wenn ich den Müller nicht kriege, ſo bringen mich nicht vier Pferde nach Kandern, und ich heirath' dann abſolut gar nicht, und geh' in's Kloſter. Punktum!" —

„Das muß ein grobes Menſch ſein!“ ſagte der Vater der Demuth zwiſchen hinein und ſchnupfte eine lange bedenkliche Priſe Taback. Die Demuth meinte indeſſen ſtill für ſich, die Hurrle ſei um ihrer Aufrichtigkeit willen nicht genug zu loben. Dasſelbe meinte der Kronenwirth allerdings, denn er ſagte ferner: „Ein Anderer hätte ſich gottſträflich verzürnt, denn ein Jeder weiß doch, daß er ſeinen Batzen werth iſt, oder er glaubt es wenigſtens. Aber bei mir war's umgekehrt. Es iſt doch zuweilen ein Plaiſir, wenn Einem ſo ein hoffärtig' Thier gerade herausſagt, daß es Einen nicht will. Darum lachte ich die wilde Katze gar freundlich an — zum erſtenmal — machte einen netten Kratzfuß und ſagte ihr: Liebe Jungfer, warum nur um Gotteswillen ſo hitzig und feindſelig? Sie könnte ein Gallenfieber oder eine Verkältung riskiren, und der Müller von Kandern möchte doch wohl ein geſundes und fröhliches Weib haben. Das denk' ich mir, weil er mein Schulkamerad und alter guter Freund iſt, und demnach iſt es dumm von ihm geweſen, daß er ſelber mir nicht den Zinken geſteckt hat, und war doch bei meinem Abſchied gegenwärtig, und begreif' ich erſt jetzt, warum er ausſah, als wolle ihm ein zentnerſchwerer Stein das Herz abdrücken. Mir auch, liebe Jungfer, hat bis daher ein Brocken auf dem Herzen gelegen, nicht viel kleiner als das Freiburger Münſter, und Gottlob, jetzt iſt er heruntergefallen, ohne daß ich mir Gewalt habe anthun müſſen, Ihr zu ſagen, daß wir uns eigentlich nicht zu einander ſchicken, und daß ich Sie nicht heirathen kann, auch mit dem beſten Willen nicht. Sei Sie bedankt, daß Sie mir zuvorgekommen iſt, und bleiben wir gute Freunde allezeit! — Ich bot ihr die Hand: aber die giftige Krott nahm ſie gar nicht an, denn jetzo hatte ich ihre Eitelkeit bleſſirt, und wenn ſie mich ſchon nicht will, ſo wird ſie mir doch in ihrem Leben nicht vergeſſen, daß mir ihr Korb ganz recht und erwünſcht geweſen. Indeſſen kam auch der Müller Florian herein — der Spitzbube war ſchon ſeit vorgeſtern im Städtel, verſteckt weiß Gott wo; — und nun ging's an die Eltern, und die gaben ihr Jawort, um nur dem Handel ein Ende zu machen. Der Vater ſagte dann zu mir: „Ich muß mich vor Ihm ſchämen, Kronenwirth!“ — Aber ich antwortete ihm gelaſſen: „Behüt' Gott! die Reihe, ſich zu ſchämen, iſt an andern Leuten, und will's Gott, wird's nicht ſo gar bös ausfallen.“ Dem Müller jedoch gab ich einen Riſſel, daß er nicht ſein Maul bei Zeiten aufgethan. Hätte mir viel Unluſt erſparen können, und ich wär' etwa ſchon ein paar Tage der Hochzeiter dieſes artlichen Jüngferleins.“ —

„Es iſt wohl Keiner und Keine da in der Stube,“ fuhr die Faden-Nanni nach einer Pauſe fort, „der oder die daran zweifeln wird, daß der Kronenwirth die Demuth zur Frau bekam. Er wollte es einmal abſolut; die Eltern hatten nichts darwider, im Gegentheil, und der Demuth war's mehr als recht. Auf dieſe Manier iſt eine Sach' gleich bei einander. Nicht lang, und die Leutlein dutzten ſich. Demuth ſagte: „Ich hab' dich recht lieb, Jakob.“ — Und er ſagte: „Demuth, du biſt mir über Alles in der Welt.“ — „Du haſt ſo gute getreue Augen,“ ſagte wieder zum Jakob die Demuth; und zur Demuth ſprach dann der Jakob: „In deinen Augen iſt für mich ein ganzes blaues Himmele aufgethan!“ — Da gab ſie ihm einen neckiſchen Backenſtreich, und Jakob kitzelte ſie dafür, und gar nicht mehr lang, ſo war die Hochzeit; juſt am nämlichen Tage, da der Müller die Hurrle heirathete. Nur geſchah das Letztere zu Elzach, und Jakobs Hochzeit ging mit Ehr' und Freuden in Kandern ſelber vor ſich.“

„Ei, ei!“ rieſen die Zuhörerinnen mißbilligend, „iſt denn jetzt die Geſchichte aus und vorbei?“ — Und die Männer lachten entgegen: „Warum denn nicht? Hat der Kronenwirth nicht die Demuth, und der Müller die Hurrle zur Frau bekommen? Was wollt ihr denn mehr? Iſt nicht einer Jungfer Lebensgeſchichte mit der Hochzeit immer zu Ende?“ — Die blonde Lene warf dem Paul einen Blick zu, worinnen geſchrieben ſtand: „Die Narren! Manche fangt erſt nach der Hochzeit an zu leben, zu lieben, zu ſehnen, zu hoffen, und . . . . wenn du wollteſt, Paule . . . .?“ — Und Paul's Auge erwiederte: „Es komme, was da wolle, ich will!“

Aber die Faden-Nanni hob ihren magern Zeigefinger in die Höhe, und gebot Stille; worauf ſie ſprach: „Die Heimführung iſt erzählt: aber die Heimſuchung noch nicht, und das wird etwa die Hauptſache ſein. Wie die Hoffart vor dem Fall kommt, und was ein frommes Gemüth oft zu erdulden hat in dieſer Welt auf Erden, das wird gleich kommen, zur Ergötzlichkeit und zum Exempel. Wenn Ihr aber, Nachbar Ruckenbrod, einen Schluck Waſſer bei der Hand hättet, ſo thät' ich darum bitten, denn die Zunge iſt mir trocken, und es macht fürchtig warm in Eurer Stube!“

„Es iſt immerhin wunderbar,“ fuhr die Faden-Nanni, nachdem ſie ſich erquickt, fort, „daß uralte Dinge, die vergeſſen und nutzlos ſeit vielen hundert Jahren in der Welt herum liegen, nicht ſelten, als wie aus dem Grabe auferſtehen, um Unheil anzurichten, und irgend ein junges liebes Leben in Schmach, Unglück und bitteres Leid zu verſetzen. Noch einmal ſage ich, daß ich nicht von Menſchen reden will, ſondern von lebloſen Dingen, auf denen, Gott verzeih' mir die Sünde, etwas wie ein Fluch ruht. Alte Menſchen ſind wohl auch dann und wann zur Plage jüngerer Leute auf der Welt, und man könnte allerlei Exempel davon auftiſchen, und manch Einem iſt auch ſchon deßhalb von denjenigen, die ſein Leben pflegen ſollten, der Tod angewunſchen worden. . . . Gott vergebe den Verblendeten und gehe nicht mit ihnen in's Gericht! . . . Aber, Frau Lene! Sie läßt Ihr Rädlein ſchnurren, daß ich ſchier mein eigenes Wort nicht höre! Bitte, ein wenig ſölliger! Sie verhitzt ſich, daß Sie flammt wie ein Bubu!“

Die blonde Lene ſtieß das Rad von ſich und ſagte mit tiefem Athemzug: „Jetzt will ich auch nimmer ſpinnen. Die Nanni hat Recht: es bringt mir das Blut in Allarm.“

Noch einen, man möchte ſagen, ſybilliniſchen Blick heftete die Faden-Nanni auf die alterirte Lene; dann erzählte ſie weiter: „Alſo: von lebloſen Dingen will ich reden, als da ſind alte Götzenbilder, wie ſie oft unterm Waldmoos hervorgeſtoßen werden von den Holzſchlägern, und Unglück bringen dem Haus, wo ſie einen Platz finden; oder Thaler und Ducaten aus der Schwedenzeit, die im Keller vergraben liegen, und die Mancher holt und ſchlägt dafür Einen todt, oder verſpielt ſeine Seele an den böſen Feind; oder Flaſchen, die vor grauen Jahren das Zaubermännel in das Kiesbett eines Baches verſenkte, und darinnen ſteckt die Peſtilenz, die über alle Welt ausgeht, ſowie Einer den Propfer aus der Flaſche zieht, und was des Zeugs mehr iſt. Was nun die Demuth angeht, ſo war's ein altes Buch aus ſtaubigem Winkel, ein Gaſthaus für Spinnen und Schaben, das ſo viel Unglück in ihr Leben brachte. Ich will's glauben, was manche ſagen, daß beſſer geweſen ſein dürfte, wenn das Leſen und Schreiben nicht in die Welt gekommen wäre. Ich hab's nie abſonderlich leiden mögen, das Schreiben am allerwenigſten, kann's auch noch heute nicht, und laſſe das gern den gelehrten

Herren und den vorwitzigen Leuten, die gern Alles mitmachen wollen. — Bevor ich jedoch vom Unglück rede, will ich der Demuth Glück ein biſſel näher beſchreiben.

„Der Kronenwirth zu Kandern hatte ein prächtiges eigenthümliches Haus. Es war drei Stockwerke hoch, mit ſchön aufgerichteten Betten in den Stuben, und Spiegel und Vorhänge an den Fenſtern, ganz vornehm. In der Küche hätte man ein Pferd müde reiten können, und am Heerd hat man für ſechzig Mann gekocht, mehr denn nur einmal. Die Speiſekammer war hell und groß und trocken und voll von guten Sachen. Im Keller lag der beſte Markgräfler, Klingelberger und Burgunderwein Faß an Faß. Vierzehn Kühe ſtanden im Stall, die gaben die Milch wie aus Brunnenröhren von ſich. Der Hühner im Hof waren ſo viele, daß man gar nicht alle Eier finden konnte, die ſie per Tag legten. Zwei Gärten am Haus: der eine voll von Gemüs und Suppenkraut, auch Zelleriwurzeln; der andere geſteckt voll von Obſt, groß und klein. Alle Kiſten und Kaſten voll Weißzeug, das ſchönſte im Land; Kupfergeſchirr und ein Dutzend ſilberne Löffel von den feinſten. Viele Aecker mit Hanf und Flachs beſtellt, wie's ſonſt gar nirgends vorkommt; alle Morgen einen guten Kaffee in ſchönen Porzellanſchüſſelchen. Sechszehn Dienſtboten alt und jung, und endlich gar ein fürnehmer Wagen zum Ueberlandfahren in der Remiſe. Die herzigſten Kleider von der Welt und Schmuck von Edelſtein; ein Ehemann, der nur immer ſagte: was du willſt, mein Schätzel; und nach Verlauf von ein paar Jahren ebenfalls ein paar Kinderlein wie Milch und Blut: ein Männlein und ein Weiblein. Demuth konnte ihre Kindbetten aushalten wie eine Kaiſerin, und die Kinder hob immer der gnädige Herr Oberamtmann aus der Taufe. — Ja, das war ein Leben wie in der Schlaraffei; es ging nichts darüber und es ſchien auch gar nicht ein Ende nehmen zu wollen. Aber der Teufel iſt verſchmitzt. — Wenn der Müller, der die Hurrle hatte und immer mit ihr in der Bataille lebte, des Kronenwirths Glück und der Demuth Himmelreich in der Nähe betrachtete, wollte er nicht ſelten vor Kummer und Neid kohlſchwarz werden in ſeiner weißen Jacke. Nicht als ob er ein ſchlechter Menſch geweſen wäre! Aber oft dachte er bei ſich: wenn nur der Jakob die Hurrle genommen hätte, mir wäre wohler auf Erden! Nichts als Zorn und Verdruß habe ich alle

Tage, und der Jakob hat ſchon jetzt ſein Paradies gewonnen! Das iſt bitter, das iſt ſauer, das iſt Rattengift!«

»Nun iſt hier vor Allem zu wiſſen, daß der Müller Florian ein verſtickter Student war. Er hatte einmal ein Geiſtlicher werden ſollen und ſtudirt, gerade nur bis an den Hals. Darüber war ſein älteſter Bruder geſtorben, und hatte ihm die Mühle hinterlaſſen. Natürlich hatte ſich Florian nicht lang beſonnen, den Student an den Nagel gehängt und den Spreukittel angezogen. War ihm nicht viel Gelehrſamkeit als Reſt von der Schule übrig geblieben, ſo brachte er doch ein paar Körbe voll Bücher in's Vaterhaus zurück. Die alte Lumpenwaare ſtand vergeſſen und von Mäuſen zernagt in einer Bodenkammer. Beſſer, das rattenſchwänzige Lottergezücht ging an die Bücher, als an die Frucht auf der Bühne. — Der Müller wußte längſt gar nichts mehr von dem Schulplunder; da geſchah es eines Tags, daß er, nach einem ſcharfen Scharmützel mit ſeiner Hurrle, da ihm das Leben ganz verleidet war, hinaufſtieg unters Dach und wollte ſich ein bequemes ſtilles Plätzlein zur Abreiſe ſuchen — Nagel, Hammer und Strick hatte er bei ſich. Wie er nun in ſelbige Kammer hineingeht — er hatte als Bube dort ſein Nacht- und Morgengebet und ſeinen Schlummer gehalten, hatte dort heblings ſein erſtes Pfeiflein Tabak geraucht, hatte von dort oben tauſendmal ſo vergnügt in die blaue Luft geſehen, wo die Vögel ſtrichen, frei und froh und unſchuldig wie er — da wird ihm ſo gewiß konfus. Die Luft war gerade noch ſo rein und blau wie vor vierundzwanzig Jahren, da derſelbe Florian beinahe aus der Dachlucke gefallen wäre — doch war dazumal die Mutter bei der Hand, ihn am Tſchöple zu heben, juſt noch zur rechten Zeit; und da erinnerte ſich Florian plötzlich der guten treuen Mutter und des braven ehrlichen Vaters — beide lagen ſchon kalt unter der Erde, die einſt ſo warmen Elternherzen — und ſiehe: Florians Herz wurde weich wie ein geſotten Ei. Zuletzt wurde er auch noch gar des Bücherkorbs erſichtig und die luſtigen Studentenjahre fielen ihm ein und machten ihn fröhlich im Gemüth — friedlich wenigſtens, ſo daß er den Nagel einem Spatzen nachſchmiß, den Strick in den Hof. Den Hammer behielt er; warum? er war jetzo nicht mehr gefährlich; und auf einmal ſaß der Müller da und las in den alten Büchern und ſchaffte ſich die Grillen aus dem Kopfe, und dergeſtalt hat er's ſeither vielmals praktizirt. Die Hurrle gab ihm Urſach genug, Gott ſoll's wiſſen!«

„Sitzt er alſo eines Abends — im Sommer war's, und ein ſtarkes Hausdonnerwetter kaum vorüber — wiederum in der Dachkammer und lieſt in einem alten Buch; es hielt noch kaum zuſammen, das Unglücksding, und älteite wie ein verſporter Kirchenfahnen — und ſchier die Augen aus dem Kopf lieſt ſich der Müller, und weil's zu dunkeln anfing, packt er das Buch unter den Arm und ſchlupft damit hinüber zum Kronenwirth. Selbiger Jakob war eben ein Strohwittwer, denn ſeine Demuth war mit ihrem älteſten Kind zu ihren Eltern gefahren. Der Vater oder die Mutter war krank. Die Demuth machte durch ihren Beſuch, Rath und Zuſpruch gleich geſund, wer krank lag, denn wo ſie war, war auch das Heil. Wo ſie aber nicht war, da kam das Unheil. So geſchah's in der Krone dazumal zu Kandern.

Der Müller ſprach zum Wirth, der in der Schenk' im Lehnſtuhl doſte — in der vorigen Nacht war Tanzmuſik bei ihm geweſen und ſeine Morgenruhe hatte nicht viel geheißen —: „Jakob, paſſ' auf. Da hab' ich ein Buch gefunden mit ſchönen Helgen und Hiſtorien. Wir wollen uns damit die Zeit vertreiben; denn heut' kommt Niemand mehr zu dir, weil alle Leute draußen beim Schießen ſind. Für mich habe ich ſchon genug Feuer heut' im Hauſe gehabt, und du machſt mir ebenfalls nicht Augen wie ein Scharfſchütz." — Statt aller Antwort zeigte ihm der Kronenwirth den Stuhl neben ihm und langte ihm einen großen Stamper mit Wein. Denn er war freigebig gegen Jedermann. Dabei vergaß er ſich ſelber nicht, und ſelbige Nacht ſollen die Freunde wacker gezecht haben ſelbander ganz allein. — In dem Buch war aber eine recht ſataniſche Geſchichte von einem alten heidniſchen Edelmann in Engelland, der einen Tugendſpiegel von einer Frau hatte, und dieſelbe als ein rechter Ketzer und Antichriſt bis auf's Blut gepeinigt hat, nur um ihre Liebe zu ihm zu probiren. Mit Gottes Hülfe hat das arme Lamm alle die Peinen ſanftmüthig und chriſtlich ertragen, und ihr Sach dem Himmel anheimgeſtellt. So ſind demnach ihre Verläumder verhofft, der Wuſtel von einem Mann iſt in ſich gegangen und hat ſich zur heiligen Meß bekehrt, und wenn die ſtandhafte Frau nicht vom Papſt heilig geſprochen worden iſt, ſo hat ſie's doch wenigſtens verdient, und unſer Herrgott im Himmel wird das Verſäumte nachgeholt haben.

„Nun redet aber der Teufel aus dem Müller, ohne daß derſelbe recht davon weiß, und ſagt er zum Kronenwirth: „Jakob, du haſt eine rechte Frau, aber das könnteſt du mit ihr doch nicht durchführen, was der Edelmann aus Engelland.“ — Hierauf antwortet der Jakob in freventlichem Uebermuth: „Was gilts?“ — Und der Andere macht: „Denk' wohl, ein Fuder Extra-Kaſtelberger könnt's thun.“ — „Topp, Hand her!“ ſagt wieder der Jakob und ſetzt einen Trumpf darauf: „Noch einmal ein Fuder wett' ich, daß du in alle Ewigkeit nicht Herr in deinem Hauſe wirſt!“ — Der Müller, der ſich ſchämte, nahm die Wettung gerade deßhalb auf; denn um ihre Schande zu verdecken ſtellen ſich zuweilen die Schwächſten an wie Rieſen. — Sonſt vergißt man wohl am andern Tag, was am Abend zuvor beim Wein geredet worden; jedoch die Beiden vergaßen's leider nicht. Es wird' ſie beide genug gereut haben, denn man ſoll Gott und Menſchen nicht verſuchen, aber die Mannsbilder ſind eben eigenſinnig und ſtätig wie die Mauleſel. Zufällig war der Müller einer der eigenſinnigſten und Jakob hatte noch den härtern Kopf als der Müller.“

„Nur nicht auf uns Mannsbilder geſchimpft!“ drohten im Spaß und im Ernſt die zuhorchenden Männer und Burſchen der alten Faden-Nanni, die unter den Weibern ein großes Triumphlächeln veranlaßt hatte: „ſchon iſt's ſpät; mach' Sie ein Ende mit Ihrer Geſchichte.“ — „Nur ruhig Blut!“ ermahnte die Alte dagegen ſpöttiſch; „ihr werdet immer noch Zeit finden, euern Mädeln die Kunkel heimzutragen. Der Wächter hat noch nicht gerufen, und der Schuhmacher-Fritz dort drüben noch ſein Weib nicht geprügelt. Das thut er aber punkt acht Uhr und da haben wir noch eine Stunde vor uns.“

„Frau Demuth,“ fuhr die Faden-Nanni fort, „verſtand ſchon gar nicht, warum ihr Mann ſie nicht von ihren Eltern abholte, wie er jederzeit zu thun pflegte; aber, als ſie nach Hauſe kam, und ihres Jakobs ganz verändertes Benehmen inne werden mußte, wußte ſie gar nicht mehr, wo ihr der Kopf ſtand. Er war einſylbig, unruhig, beſah ſie kaum, und dann nur mit mißliebigen Augen. In ſeinem Leben hatte er zu ihr noch nicht ſo trotzig geredet, wenn er ja einmal den Mund aufthat; und alle ihre Fragen deßhalb beantwortete er nur wie ein brummender Bär, der ſein Deutſch verlernt hat. Kein „Grüß Gott!“ kein „Dank Gott!“ kein Schmätzle, kein „Gute Nacht, Schatz“ oder

„Guten Tag, liebe Mutter!“ — Da hatte er allabendlich eine Kartenpartie im Hauſe, mit der er aufſaß bis über die Mitternacht hinaus; und nach ein paar Tagen ging er ſogar — weil er der Frau gegenüber die vorgebliche Liederlichkeit im eigenen Hauſe ſelber nicht aushalten mochte — in die Linde oder in's Kreuz, und ließ der Demuth expreß durch den Müller zubringen, daß er dort wie ein Narr kartle und das Seinige verſpiele, und der Schoppen nicht wenige trinke. Der Müller war beſtändig bei ihm um die Wege; er konnte es auch, denn der Hurrle lag nichts an deſſen Daheimſein. Der Jakob ſchien ſeinerſeits ganz verſeſſen auf den Müller; daß er ihn nicht gerade mit ſich in's Bett genommen, war Alles.“

„Die mitleidige finſtere Nacht mag allerdings die bitteren Zähren der verlaſſenen Frau oftmals gezählt haben, wird ihr auch allerhand ſchlimme Rathſchläge der Vergeltung zugemurmelt haben, wie ihr Brauch iſt; aber da kam ſie an die Rechte! — „Pfui, du alte, böſe Blindſchleiche!“ hat die Demuth zu der Aufhetzerin geſagt: „laſſ' ich dich meinem Schmerz zuſehen, damit du mir ſo ſchlechte Dinge eingeben ſollſt? Ich habe Ruhe und Erleichterung von dir erwartet, und du legſt mich auf den Roſt des Neides, der Bosheit und ſündlichen Gedanken?“ — Flüchtete ſich alſobald an's Bett ihrer Kinder, in die Engelwacht; und wahrlich: der Engel, der die Kindlein hütet, iſt auch zu ihr getreten, um ſie zu tröſten und zu belehren. „Schau, meine liebe Demuth,“ hat er zu ihr geſagt, „jetzt iſt's an der Zeit zu beweiſen, daß die Chriſtenlehr' bei dir etwas angeſchlagen hat. Du warſt dir getreu im Glücke, warum ſollſt du es jetzt nicht ſein, da du dich für unglücklich erachteſt?“ Und da ſagte er ihr ferner noch von drei Dingen, die uns vor allem Böſen bewahren und die gar nie aufhören, ſobald ſie einmal recht da ſind; die das Leben überdauern, und folglich jedes Leid und Unglück. „Nimm einen Faden,“ hat der Engel geſagt, „der zehnmal um die ganze Welt herumläuft, er hat ein Ende: der Glaube hat keines. Denk' dir das allmächtige Meer, ſo viel Millionen Morgen groß, und darauf ein Schiff, das nicht ruht: das Meer wird einmal vertrocknen, das Schiff wird einmal landen oder verſinken: die Hoffnung hat kein Ziel. Stell' dir ein Feuer vor, worinnen alle Wälder des Erdbodens verbrennen, es wird einmal verlöſchen: die Liebe erliſcht nie. Gott der Herr ſelber macht da kein

Ende: denn die drei Dinge ſind Gottes ſelber. Verſtehſt du mich?“ — Ich will meinen, daß Demuth den Engel verſtand: denn ſie hatte den rechten Glauben ohne Mißtrauen, die rechte Hoffnung ohne Kleinmuth, die rechte Liebe ohne Sünd' und Eiferſucht. Und weil ſie eben deßwegen vorausſetzte, daß ihr Jakob dieſelben drei Dinge haben müſſe, ſo gut wie ſie, ſo hielt ſie eben eiſenfeſt an ihn und dachte: ich glaube ja an ſeine Liebe und will ihn nicht durch Zorn und Argwohn kränken; ich hoffe feſt, daß er wieder umkehren werde zum Guten; und ich liebe ihn ſo ſehr, daß es ja unmöglich iſt, was anderes zu erwarten. — Das, ihr Männer und Weiber, kann nicht eine jede, aber es hat auch nicht eine jede die drei Dinge.“

„Der böſe Feind war ſeinerſeits auch nicht ruhig. Wie mit vier Händen hat er auf die Frau eingedroſchen. Zuerſt ſagte der Kronenwirth eines Tags zu ihr: „Du ziehſt mir Bettelvolk in's Haus, und verſchwendeſt mein Sach. Gib alle Schlüſſel heraus, ich will ſchon ſelber für die Wirthſchaft ſorgen!“ — Das ſchmerzte, aber Demuth gab die Schlüſſel und war fromm und ſtill wie bisher. — Bald darauf ſchnaufte der Mann: „Du verdirbſt mir die Kinder. Sie ſind mein Blut und ſollen wachſen nach meinem Kopfe!“ — Nahm ihr die Kinder und that ſie zu ſeiner Schweſter gen Schliengen. — Das war grauſam, aber Demuth nahm ihr Herz in beide Hände und dachte: Wie Gott will: der Mann iſt mein Herr und der Engel iſt bei den Kindern. — Dann endlich ſchwätzte der Kronenwirth einmal recht wüſt und grob und ſprach: „Du verdirbſt mir Tag und Nacht und Trunk und Mahl mit deinem kläglichen Geſicht, und ich hab' dich im Verdacht, als klageſt du deinen Eltern unnützes Zeug vor, mich zu verläumden, und iſt doch Alles deine Schuld. Ich verbiete dir, deine Eltern zu beſuchen und ihnen zu ſchreiben, oder es geht nicht gut!“ — Das war heidniſch, aber Demuth betete in ihren Aengſten: „du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und ihm folgen.“ — Gleich darnach ſchlug der Kronenwirth, dem ſelbſt bei der Sache bange wurde, denn er konnte es ſchier nimmer verheben, dem Faß den Boden aus und ſchnarchte ſie an: „Ich kann dich nimmer gut anſehen und hab' einen dummen Streich gemacht, eine verſtockte Bettlerin zum Weib zu nehmen. Geh' denn hin, leg' deine ſchlechten Kleider an, und mach' dich fort aus meinen Augen!“ — Das war nun vollends bös und teufliſch;

aber Demuth ſeufzte in der argen Pein; „Herr mein Gott, verlaſſ' mich nicht!“ und zog ihr Simonswälder Röcklein an, nahm ihr dürftig Bündel unter'n Arm und trat verſtoßen aus dem Hauſe, ohne zu wiſſen wohin.“

„Da kam die leichtfertige Hurrle auf ſie zu und verhöhnte ſie und ſagte: „Der Krug geht ſo lang zu Waſſer, bis er bricht. Scheinheiligkeit und ein böſes End' haben nebeneinander feil. So geht's, wenn man meint, man habe den Kurfürſten zum Vetter, und alle andere Leute ſeien nichts als Staub und Unrath. (Ich ſag's manierlich, was die Hurrle ganz unflätig hervorgebracht hat.) Wahr iſt's nun einmal,“ fuhr ſie fort, „Ihr Mann iſt ſchlecht durch und durch, und möchte ich ihn nicht mit der Zang' anrühren, und Sie iſt dumm, daß Sie alles das ſo leidet, denn wofür haben wir die Obrigkeit? Potz Sappermoſt! wenn mir's der meinige ſo machte, den Randal ſollte Sie ſehen! Das wär' ein Freſſele für's Amt: die Schreiber ſammt dem gnädigen Herrn ſollten dem Florian zu Leib gehen, daß er Blut ſchwitzte, und ich wollte ihn plagen, den Strick, daß er's Nerven-, Gallen- und Schleimfieber zumal bekäme, Mordio! Aber Ihr geſchieht's recht, daß Sie ſich nicht regt und rührt. Das iſt die Straf' von Gott!“ (Die Läſtermäuler ſchwätzen immer vom lieben Gott, wenn ſie einen Advokaten für ihre Bosheit brauchen.) „Warum hat Sie auch Ihren Herzliebſten einer andern wegfiſchen müſſen? Potz tauſig! hat Sie gemeint, es wär' ſonſt keine auf der Welt, als juſtement nur Sie? Proſit die Mahlzeit. Geh' Sie jetzt nur hin und probir' Sie's noch einmal. Sie hat Zeit und Urſach' dazu. Aber gelt! Sie wird's jetzo bleiben laſſen, he? Ihre rothen Backen, wo ſind ſie hin? Ihr goldiges Haar, fällt's Ihr nicht aus vor lauter Sorgen? wo iſt denn Ihr ſeines Wachsthum? Ihr ſpeckfettes Hälsle, Ihre runden Händle und Füßle, wo ſind ſie hingekommen? Sie fiſcht keinen mehr weg, dafür habe ich ausgeſorgt. Aber — im Ernſt — ich thät's nicht leiden. Schrei' Sie Zeter in allen Gaſſen, und ich will's mit Ihr halten; nicht wegen Ihrer, denn Sie iſt eine nichtsnutzige Perſon, aber wegen des Lärms und Spektakels hätt' ich's gern. und Ihren Jakob möcht' ich gar zu gerne ſteinigen oder wenigſtens im Zuchthaus ſehen!“

„Die Demuth iſt anfänglich bei dieſen Reden verhofft, iſt dann bald weiß, bald roth geworden, hat dann geſchluchzt und geweint, die Hände gerungen und gejammert: aber endlich hat ſich ihr Gewiſſen ermannt, und ſo antwortete ſie, als die Verſucherin das Maul hielt, derſelben, wie ſich's gehörte: „Gott vergebe dir, denn du weißt nicht, was du redeſt. Aber ich rathe dir, von meinem Mann zu ſchweigen, denn ich darf ſolche Schandreden nicht hören als ein frommes Weib, und wenn Er's hören ſollte, ſo möchte es dir bös heimkommen!“

„Und ſo geſchah's zur Stunde. Denn aus der Krone trat Jakob, geputzt wie an ſeinem Hochzeitstage, einen mächtigen Blumenſtrauß im Knopfloch, und vom Thore her kamen zwei ſchön aufgemachte Wägen mit des Kronenwirths beſten Gäulen beſpannt, und die Fuhrleute hatten farbige Bänder auf den Hüten und an den Geißelſtecken, und in ihren artlichſten Feierkleidern ſaßen auf den Wägen die Eltern und Geſchwiſterte der Demuth und ihre Kinder. Jakob lief herbei und umarmte ſein Weib, indem er zu ihr ſagte: „Ich hab' ein ſchlechtes Spiel geſpielt und es mit meines Herzens blutigem Kummer bezahlt, wenn ich es auch gewann mit Glorie. Verzeihe mir, mein Schatz, um meiner eigenen Leiden willen. Für mich, den Sünder, ſollen hier bitten und betteln unſere Kinder“ — die Kleinen ſprangen in Demuths weit offene Arme — „und deine Eltern und Geſchwiſterte, die von nun an nicht mehr von hinnen gehen werden. Hab' ich ihnen nicht das Haus neben dem meinigen gekauft? Will ich ſie nicht halten und heben und verſorgen wie meine eigenen Eltern, Brüder und Schweſtern?“

„Die Hurrle brauchte nicht mehr. Mit ſieben Meſſern im Herzen ging ſie heim. Die Demuth brauchte auch nicht mehr, um zu verzeihen, denn die wahre Liebe hört niemals auf, wie ſchon geſagt worden. Der Jakob ſagte darauf ſeelenvergnügt zum Florian: „mein Fuder Wein hab' ich gewonnen und dein vermaledeites Buch im Backofen umgebracht. Jetzo aber verdiene du dein Fuder und leg' deinem Hausteufel Zaum und Gebiß an, wenn du Schneid' haſt.“

Der Florian, der ſich ſchämte und verwundert Demuths Beſtändigkeit und Erhöhung geſehen, wollte gegen Jakob nicht zurückbleiben. Aber, wie erging es ihm? Er wollte mit einemmal der Hurrle kommandiren, und ſie lachte ihn aus. Er wollte ſie einſperren, und ſie ſprang zum Fenſter hinaus. Er wollte ſie aushungern, und ſie erbrach Küche und Milchkammer und ſchnitt den Hühnern und Gänſen die Hälſe ab. Er wollte ſie endlich durchwichſen — wie gerade jetzo der Schuſterfritz ſein Weib — und ſie warf Axt und Meſſer nach ihm. Er wollte ihr die Kinder nehmen; ſie lief aber mit ſelbigen davon und gab ſie ihren Eltern, während ſie noch weiter lief, aber mit einem Andern, und iſt nichts mehr von ihr gehört worden.“

„Das war nun ein Freſſele für's Amt. Der Müller wurde endlich geſchieden; durfte freilich nimmer heirathen, aber er hatte doch wenigſtens Ruhe, und konnte ſeine kleine Wolfsbrut zu Lämmern erziehen. Demuth und Jakob haben, wie man vernimmt, noch lange gelebt und viele viele Kinder bekommen, und ihr Andenken lebt noch bei Jung und Alt dort oben herum im Lande.“

* * *

Nach dieſer Erzählung löste ſich Ruckenbrods Stubete auf, und ſämmtliche Theilnehmer begaben ſich nach ihren Häuſern. Pauls Schweſter begleitete des Kocherhannes Lene, und Paul ſchlenderte mit, angeblich, um die Schweſter die anſehnliche Strecke zurück zu geleiten. Allein der Liſtige hatte durch einige ermunternde Scherze den jungen David, der ſeine Schweſter gern ſah und nicht ungern von ihr geſehen wurde, beſtimmt, am Wege zu paſſen, und das Mädchen vertraulich lockend anzureden. Was Wunder, daß ſie ſtehen blieb, um mit dem Freund zu plaudern, und an den Bruder das Amt, der Lene Geſellſchaft zu leiſten, übertrug? — Selbander hinwandelnd am rauſchenden Bach — die Sterne glitzerten ſo traulich am Himmel, aber im Wald lachte ſo ſchaurig die Eule — umfaßte Paul das blonde Weib und flüſterte ihr zu: „Ich habe verſtanden, was dich ärgert, und ich bekenne mich als einen dummen und blöden Geſellen, der mit Aengſten gekämpft hat, die ein Soldat gar nicht kennen ſollte. Vergib mir, daß ich heute nicht zu dir kam; jetzo bin ich mit Haut und Haar der deinige.“ — Worauf die Lene etwas ſpritzig: „wie meinſt du das?“ — Worauf er: „Nun, ich meine, daß du es auf die Länge mit deinem Alten nicht aushalten kannſt; daß wir uns nun einmal angehören auf Leben und Tod; daß ſich alles verändern muß, damit wir uns kriegen und lieb haben können ungeſtört.“ — „Je, wie wär' das anzufangen?“ fragte argliſtig das Weib, dem das Herz klopfte wie ein Schmiedehammer. — „Wir wollen auf- und davongehen,“ ſtammelte Paul; „nach Rußland, in die Türkei, nach Amerika, wenn's ſein muß.“ — „Geſchwind geſagt und ſchwer gethan, Paule. Mein Mann, das Oberamt, die Gensdarmen, die ganze Welt würde uns nachſetzen; und dein Hauptmann oder Oberſt, ja der Großherzog, was würden dieſe ſagen? Sie würden uns Dragoner nachſchicken, dich als Deſerteur einſperren und mich als Landſtreicherin beſtrafen. Das wär' das Ende vom Lied. Bedenke das.“ — Nach einer kleinen Stille ſagte Paul verdutzt: „Nein, deſertiren mag ich nicht; das wäre ſchlecht. Aber dich laſſen kann ich nicht, ich kann's bei Gott nicht, und geht's nicht ſo, muß es auf andere Weiſe gehen.“

Sie waren an den Steg gelangt, an den ſchwanken Steg. Drüben ſtand des Kocherhannes Haus ſtichdunkel; nur ein matter Mondſtrahl ſpielte an den Fenſtern hin und her. — „Mein Mann iſt noch nicht zu Hauſe,“ flüſterte die Lene; „denk' dir, noch nicht. Noch ſitzt er und trinkt und flucht und ſpielt mit wüſten Kameraden, meiner unbeſorgt. Die Schande!“ — „Deſto beſſer, daß er nicht daheim!“ murmelte Paul, faßte das Weib in ſeine Arme und trug es wie ein herziges Kind über den Steg. An ſeine Bruſt ſich ſchmiegend, tuſchelte ihm Lene in die Ohren: „O, wenn du mein wäreſt, ich wollte dich halten wie einen Edelſtein, Paule. Ich wollte dir getreuer, noch viel ergebener ſein, als die Demuth ihrem Jakob geweſen; gelt, du glaubſt mir?“ — „Und ich,“ antwortete Paul, den jetzo auch das Herzklopfen überkam, „ich wollte dich beſſer halten, als Jakob es gethan. Du ſollteſt auf Erden den Himmel haben, und nicht die Pein der Demuth.“ — „Gewiß?“ — „Ich ſchwöre einen Eid darauf.“ — „Du guter Paule!“ — „Du liebliches Schätzchen!“ —

Jenſeits des Stegs hielt Paul ſein Liebchen umarmt. Sie machte ſich aber von ihm los. „Das ſchickt ſich nicht,“ ſagte ſie mit berechneter Sprödigkeit. — „Darf ich nicht mit dir eintreten?“ fragte er. — „Nein, nein,“ wehrte ſie. — „Nur auf einen Augenblick?“ — „Nicht doch; hörſt du nicht die Magd dort innen huſten? Sie wird kommen, die Thüre aufzumachen, und der Alte würde alles erfahren.“ — „Der Alte! Ei, daß ihn der Schwarze! Lene, ich muß dich von ihm befreien, ich muß, ich will es.“ — „Böſewicht, der du biſt! Unterſtehe dich! ich darf nichts mehr von dir hören!“ — Sie entſprang ihm, vergebens wollte er ſie am Gewande erhaſchen

In der That öffnete die Magd langſam und ſchwerfällig das Haus. Kaum hatte Paul Zeit, ſich vor ihr zu verbergen. Als jedoch die Lene im Hauſe verſchwunden und Licht in der Stube gemacht worden, als zwei Schatten darinnen umhergingen, der eine ſchnell, bewegt und leidenſchaftlich, der andere langſam wie ein Trampelthier, ſprach Paul, der ſich ſelber nicht mehr kannte vor Jaſt und Teufelei, ſich ſelber zu: „Warum vollbrächte ich's nicht gleich? Kourage, Kanonier. Ich will den alten Schurken hier erwarten. Lang kann er nicht mehr ausbleiben. Der Steg iſt da, der Bach iſt da und alles ſtill und verſchwiegen; ich thu's.“ —

Da lachte die Eule im-Forſt abermals, der Guggu des böſen Feindes, und ob ihrem Lachen wurde dem Paul kalt bis an's Herz. „Kourage!“ munterte er ſich auf: „faß' Muth, Soldat, zum Donner! hätt' ich nur ein Viertele Brenz bei der Hand! Aber halt! dort kommt was. Jetzo gilt's, und ein ſchlechter Kerl, wenn ich's nicht ausführe!“

Wirklich kam auch Einer ſchnell und haſtig auf den Steg, und Paul lief ihm entgegen, als ginge er zum Sturm. Da rief, zwei Schritte noch von ihm, der Andere ihn freudig an: „Sieh', Paule, ſieh', ſieh'! biſt du's?“ — Der Kommende war der Sulzer-Frieder.

„Was machſt du hier?“ fuhr ihn Paul hart an, denn er zitterte ſelbſt bei dem Gedanken, daß er darauf und daran geweſen, den armen Jungen in blinder Wuth kopfüber in's Waſſer zu ſtürzen: „wer Teufel ſchickt dich auf meinen Weg?“

„Ich meine wohl, es werde ein Engel geweſen ſein, eher als der Satanas,“ antwortete der gute Frieder ſanftmüthig. „horch, wie mir's ging. Als du mir ſo plötzlich unter den Händen weggekommen warſt, ich wußte nicht wohin, da wollt' ich mich ſchlafen legen. Aber es that ſich nicht mit dem Schlafen. Eine erſchreckliche Angſt legte ſich mir auf die Bruſt, und mir ſagte immer etwas in's Ohr: Geh', ſchau' nach dem Paul; denn 's wird nicht lang anſtehen, und er hat ein Unglück, wenn du ihn nicht antriffſt. Kurzum: ich bin halt ſo ein verſchrockener Kerl; ich mache mich auf und laufe der Naſe nach. Paff! ſieh' ich vor deiner Schweſter und dem David, die ſo eben an euer Haus herankamen. „Wo iſt der Paule?“ frag' ich. — „Ha, er iſt mit des Kocherhannes Lene!“ antwortet deine Schweſter halblaut und zupft mich beim Tſchoben. Aber dein Vater, der zum

Fenſter herausſchaute, hatte es doch gehört und rief geſchwinde herab: „Mach' dich auf, Frieder, und bring' mir den Paule heim. Hat ſchon geſtern dort beinahe ein Unglück gehabt, und heut' Nacht ſchreien die Eulen ſo traurig. Geh', zieh' aus mit deinen langen jungen Beinen, mach' fort geſchwind!“ — Da ſprang ich fort, und mir war immer, als hört' ich deine Stimme drüben im Walde jammern, und als lache der Schwarze aus all' den Uhu's in der Gegend. Gott ſei Dank, find' ich dich noch geſund an Leib und Seel'!“ —

Während der Frieder redete, hatten beide dem Steg ſchon lang den Rücken gekehrt. Die Eulen lachten nicht mehr; dafür aber ſchallte aus einem Seitenweg eines Betrunkenen Lied und eines Hundes Gebell. Der heimtaumelnde Zecher war der Kocherhannes. Und je näher er hinter den Wanderern vorüberjubelte und juchzete, deſto nachdenklicher wurde der Soldat. „Der hätte jetzt auch ſeine Sach'!“ brummte er zwiſchen den Zähnen. — „Ich auch werde heut' nicht ſchlafen können,“ ſagte er laut. Aber der Frieder meinte: „Bah, bah! du biſt ein geſunder tapfrer Burſch und haſt, ſo Gott will, ein rein Gewiſſen. Damit ſchläft man immer gut. Mir ſelber iſt jetzt wieder engelwohl, und es wird ein gutes Nächtle abſetzen. Aber, du! ich hab' einmal Einen ſterben ſehen, der auch lang nicht ſchlafen konnte, und war an ihm nur Haut und Bein. Und wie's zum Abdrücken kam, hat er erſt geſtanden, daß er Einen umgebracht. Du, das war ein furchtſamer Anblick.“ — „So, ſo?“ verſetzte Paul ganz träumeriſch. — „Ja wohl, ja wohl, und ich will's dir erzählen, bevor wir einſchlafen. Du biſt ein couragirter Geſell, dir wird's im Schlaf nicht vorkommen. Wer zumal keine Unthaten auf'm Herzen hat, kann ſolche Geſchichten wohl vertragen.“ — „Das verſteht ſich,“ ſagte Paul, entſchloſſen den Kopf hebend: „ich glaub' ſelbſt, daß es recht von dir war, daß du mich aufſuchteſt. Mir war der Kopf ſo wüſt und heiß! Jetzunder ſollſt du mir, bei Gott, deine Geſchichte erzählen und ich fürchte mich wahrlich nicht davor. Noch bin ich rein um's Herz herum und mein Gewiſſen hat noch kein Loch.“

Dritter Abend.

Die Mutter Ruckenbrod hatte wiederum alles zur Kunkelſtube hergerichtet. Alles war ſäuberlich und in Ordnung. Die Hausmutter freute ſich ihres Werks, und tändelte mit der Alten in der Gutſche hinter dem Ofen. Ihr Mann, der biedre Fidelis, war hingegen befangenen Gemüths. Der heitre Scherz, der gewöhnlich um ſeinen Mund ſpielte, war von einem Ausdruck der Unruhe und Beklommenheit verdrängt, wie er ſonſt dem guten Bauersmann nicht anzuſehen war. Unſtät wandelte er von Fenſter zu Fenſter, von der Stube zur Hausthüre, von da über die Treppe in die Kammern des Hauſes, und nicht ſelten rief er, bald laut, bald mit unterdrückter Stimme: „Paule, Paule!“ oder „Frieder! Frieder!“ — Aber niemand antwortete ihm, als höchſtens eines Dienſtboten, oder eines jüngern Sohns gleichmüthiges: „Sind nicht da!“

„Wo der Kerl nur ſeit Mittag ſteckt?“ fragte Fidelis, wieder in die Stube kommend. — „Wo wird er ſeyn?“ entgegnete die Mutter: „gewiß ſchlendert er mit dem Frieder herum, wie geſtern zu Nacht.“ — „Erinnere mich nicht an geſtern;“ brummte Fidelis. Im ſelben Augenblick kam die Schweſter des Paul herein. — „Wo kommſt du her?“ fragte der Vater nun das Mädchen ziemlich unwirſch. — „Von der Lene,“ antwortete ſie ſchüchtern: „ich bin mit ihr hereingegangen, und ſie iſt nur noch bei der Schuſterfritzin angekehrt, die ihr Mann geſtern ſo übel zugerichtet hat.“

„Hm! iſt auch einer von den Saufgeſellen des Kocherbannes,“ brummte wieder der Alte: „haſt du den Paule nicht geſehen? War er nicht bei euch? Läugne mir's nicht ab, denn ſeit geſtern hab' ich dich auf dem Strich. Hätt' ich dir nicht geſagt, mit der Lene zu gehen und ſie nicht zu verlaſſen? Dennoch vertändelteſt du mit dem David die Zeit, und der Paul ging mit der Lene, und das ſchickt ſich doch nicht, bei'm Donner! Ich will Zucht und Sitte unter meinem Dach und unter den Meinigen haben, und Ihr belügt und betrügt mich, als hättet Ihr's mit einander abgeredet. Wo iſt der Paule, noch einmal?“

Das Mädchen erwiederte zitternd: „Ich will das Abendmahl darauf nehmen, daß ich's nicht weiß.“ — Sich beſinnend: „Je, was ich ſagen wollte? Zu Mittag, da er wegging — er iſt den ganzen Morgen ſo verſtört herumgelaufen, bald mit dem Frieder, bald ohne denſelben — drückte er mir die Hand und ſagte.... Sei vergnügt, ſagte er, bis ich wieder heimkomme, halte die Eltern brav, und — du wirſt bald etwas von mir hören!"

„So, ſo?" ſchrie Fidelis auf: „das ſagſt du mir erſt jetzo? Von ihm hören? was ſollen wir von ihm hören?"

„Ach, Narrethei!" ſagte die Mutter: „du weißt ja, wie er alle Tage andere Schnaken und Poſſen treibt, der Muthwille."

„Schnaken? Poſſen? daß Gott erbarme! du weißt nicht, Alte, wie's mir im Kopf herumgeht. Ein Mühlrad iſt nichts dagegen. Mein einziger Troſt iſt, daß der Paule mit dem Frieder wegging. Der iſt ein guter, frommer Burſche, hat nicht viel Courage unterm Bruſttuch, aber 's Herz auf dem rechten Fleck trotzdem. Doch wollt' ich wetten, der Paule ſteckt jetzo drüben in's Schuſterfritzens."

Der alte Mann ſtellte ſich auf die Lauer und ſah ſich ſchier blind, auf die Hütte hinſtarrend. Indeſſen wurde es jedoch ganz finſter, und die Nachbarinnen kamen rottenweiſe; unter ihnen endlich auch die blonde Lene. Sie hatte verweinte Augen; (wahr iſt's, daß ſie weinen konnte, wann ſie nur wollte) ganz bewegt ſagte ſie zur Ruckenbrodin: „Die arme Frau! ſie hat wahrlich wenigſtens das Fegfeuer ſchon in dieſer Welt. 's iſt ein Kreuz und ein Elend. Wir erleben's noch, daß der Böſewicht ſie todt ſchlägt! — Ich weiß doch auch, daß im Eheſtand nicht alles Honig iſt und Marzipan, aber ...." Sie redete nicht aus; denn während ſie ſprach, waren ihre Augen umhergefahren in allen Winkeln und hatten doch den geliebten Paule nicht gefunden. — Gerade jetzo ſagte Fidelis bald ergrimmt zu ihr: „Habt Ihr meinen Sohn nicht geſehen?" —

Lene wurde krebsroth; doch antwortete ſie mit einem ziemlich geruhigen „Nein." — „Gewiß nicht?" — „Nein, nein. — Mit einem argwöhniſchen Kopfſchütteln wendete ſich der Alte von ihr ab. Lene rümpfte hinter ihm die Naſe und verzog ſpöttiſch den Mund. Das wollte ſoviel ſagen, als: „Bilden ſich die Grauköpfe nicht ein, man werde ihnen alles auf dem Teller entgegenbringen? Nein, nein! Ihr braucht nicht alles zu wiſſen!"

Sie ſetzte ſich ein wenig abſeits von dem großen Spinnerkreiſe, damit der Lichtſchein nicht ſo hell auf ihre Wangen fiel. Sie wollte nemlich gewiſſermaßen allein und unbemerkt ſein, denn unter ihrem Mieder arbeitete eine peinliche Angſt, neben einer gewiſſen ſündlichen Zuverſicht. — Sie dachte ſteif an ihren Paul, und war bei ihm mit allen ihren Wünſchen und Befürchtungen. Denn allerdings war er am ſelben Tage in aller Frühe — der Himmel röthete ſich kaum — bei ihr geweſen. Er hatte den Hund, den der Kocherhannes erſt geſtern in der Schenke gekauft, auf gewandte Weiſe beſchwichtigt, war, durch das Schnarchen der Magd beruhigt, an den Holzbeugen zum Fenſter der Schlafkammer geſtiegen, hatte daran gepoppelt und die Lene gelockt, während ihr Mann noch in den ſcheußlichen Banden der Trunkenheit ſchlief. Lene war zwar ans Fenſter gekommen, aber flehend, ſie nicht in Schande und Verunehrung zu bringen. Aber es war ſchwer zu richten und zu ſchlichten mit dem Soldaten, der völlig außer ſich ſchien, als wie zerriſſen von feindlichen Gewalten, und des Unſinns lag mehr in ſeinen Reden, als des Verſtandes. Bald ſagte er, die Lene mache ihn verrückt, bald drohte er, ſich zu entleiben, bald ſchwor er dem Kocherhannes den blaſſen Tod. Endlich — der Tag kam ſchon herauf, die Magd wurde munter und der Hund fing wieder an zu knurren — endlich ſprang Paul von dem Holzſtoß herab und floh mit den Worten davon: „Ich kann noch nicht ſagen, was ich thue . . . . . der Böſe hat mich immerdar am Kragen . . . bet' für mich, Lene . . .! Du wirſt von mir hören, ſo oder ſo!“ — Erſchreckt und eiskalt hatte ſich Lene wieder auf ihr Lager geflüchtet, aber nach und nach im Lauf des Tages ihre Beſonnenheit wieder erlangt. Ihres ausſchweifenden Mannes überdrüſſig, hoffte ſie mit voller Gewißheit auf ihren Paul; aber ihr Hoffen, ihr Fürchten war leider nur das eines verlornen Weibes . . . .

Diesmal wollten denn nun alle Zuhörer und Spinnerinnen haben, daß der Fidelis ſelber was zum Beſten geben ſolle: eine luſtige oder eine traurige Geſchichte, und verwunderlich ſcheint's, daß der Alte, der ſo miſſelſüchtig herumſtand, ſich dennoch zum Erzählen bequemte. Es war aber einmal ſo: er nahm Holz her, um Lichtſpäne zu ſchneiden, und während ſeiner Schnitzelarbeit erzählte er ſeine Hiſtorie, die bald, ſo den Männern als den Weibern unter Mützen und Hauben die Haare aufſträuben machte.

Die Mordkammer in Konſtanz.

Wer etwas von meinen jungen Jahren erfahren hat, der weiß auch, daß ich als ein ſechzehnjähriger Burſch auf Empfehlung des Herrn Pfarrers von Geiſingen nach Konſtanz gekommen bin, das am See liegt, und eine große alte, aber überaus luſtige Stadt iſt. Dort lebt ſich's mit Freuden, und iſt man, ſobald man will, mit einem Fuß im Großherzogthum und mit dem andern in der Schweiz; und wenn Einer noch mehrere Füße hätte, ſo könnte er auch noch mit denen im Württembergiſchen, in Bayern, ja ſelbſt in kaiſerlichen Landen ſtehen, nach Belieben. Dort kommt die ganze Welt mit ihren Gränzen zuſammen. Ich wollte auch ein Calviner ſein, wenn ich dort weggegangen wäre, ohne Noth. Aber — was war zu machen? Ich hatte meine Alte da kennen gelernt, und ſie wollte nicht vom Wald wegbleiben, und ſo kam's, daß ich nicht in Konſtanz geblieben bin. Sapperlot! ich hatt' es gut, war ich gleich nur ein Knechtsknecht im Adler daſelbſt. Gott ſegne den braven Mann, den Poſthalter! Das war ein Herz, wie Gold und die Freundlichkeit ſelber und ein rechter Chriſt. Für einen Poſthalter war er im Grund nicht grob genug; aber 's ging doch alles an der Schnur, gerade weil er duſſemang mit den Leuten redete und einem Jeden den Grund angab, warum und weswegen. Der goldene Adler liegt nun, wer ſchon zu Konſtanz geweſen iſt, an der Marktſtätte; eine ſchöne, breite Gaſſe, um und um mit luſtigen Häuſern umſtellt, und wird der Markt darauf gehalten und ſteht dort das Kornhaus und gerade neben daran das Kapuzinerklöſterle. Die frommen Patres ſind zwar fort ſammt und ſonders mit vielen andern Menſchen und Dingen, aber Konſtanz iſt halt noch immer das alte liebe Neſt wie ehedem. Man ſollte kaum glauben, daß in der frommen Stadt, wo's voll von Geiſtlichen lief, eine Unthat vorkommen konnte, wie diejenige, von der mir einmal der Poſthalter ſelber erzählte — es war an einem Sonntag und die ganze Menſchheit in Kreuzlingen draußen und im Käntle. Ich hatte die Stallwacht und der Herr hütete das Haus, weil er ein wenig unpäßlich und all ſeine Familie und Dienſten in die Schweiz ſpazieren gegangen waren.

„Fideli,“ ſagte er ſo leutſelig wie immerdar; „du biſt jetzo an die drei Jahre in meinem Haus, und eine Klage von Belang iſt gegen dich noch gar nicht vorgekommen, außer wegen Ungeſchicklichkeit. Nun iſt aber eine Eſelei kein Laſter, und du haſt dich auch ſchon recht brav aus dem Bauer herausgearbeitet. Ich lobe dich gern, weil du nicht trinkſt, wie die Lümmel von Poſt-

Knechten thun; auch ſpielſt du nicht und ziehſt nicht den Weibsbildern nach. Brav das, iſt brav. Du haſt noch immer Zeit, dir einen ehrlichen Schatz zu ſuchen, und von den unehrlichen halte dich auf zehn Meilen Wegs. Du meinſt wohl, ich hätte nur nach dir geſchaut im Stall und in der Kammer, am Haberkaſten und auf der Heubühne? Mein Gott, nein. Um des Herrn Pfarrers von Geiſingen willen hab' ich dir allenthalben nachgeſpürt, ohne daß du es wußteſt, und biſt immer getreu und rechtſchaffen erfunden worden. Darfſt dir 'was einbilden, daß ſelber meine Frau nichts Unrechtes auf dich ausbringen konnte; denn die Frau iſt ſcharf wie ein Schwert, und ihren Sperberaugen entgeht nichts, wär's nur ein Sandkorn. Ich weiß alles, Fideli; weiß auch, was im Tirolergäſſel Eine gegen dich angezettelt hatte. Nnu, werde nur nicht roth; du haſt dich wacker gehalten. Die Zitronenhändlerin hat ſchon manchen Mutterſohn in ihrem Netz gefangen und zum Böſen verführt. Gott ſei Dank, daß ſie dich nicht gefangen hat. Eine verheirathete Frau! Und wenn auch der Mann ein Stück Rind iſt, ſo iſt er eben doch ihr Mann, und gut wär's für ſie, wenn ſie immer im Geleis geblieben wäre. Du wirſt noch an mich denken: mit dem Weib geht's nicht gut aus. Ein feines Weibsbild, aber ſie hat den Satan im Nacken. Weißt du? alle ſolche Geſchichten führen natürlich zur Sünde, und von der Sünde gewöhnlich in alle Miſſethaten. Das Gewiſſen wird doch einmal rebelliſch und hört nimmer auf; und wenn der Galgen oder der Rabenſtein ausbleibt, ſo iſt's nur ein purer Zufall." —

Ich horchte dem Biedermann zu, wie dem Prediger in der Spitalkirche alle Sonntage. Das war ein Geiſtlicher! den hättet Ihr hören ſollen! Doch bleiben wir für's erſte bei'm Poſthalter ſtehen. Dieſer machte einen Rucker mit ſeinem Stuhl, und ſchneuzte ſich, wie er gewöhnlich that, wenn er recht in's Zeug gehen wollte. Hernach zeigte er in der Stube, wo wir uns aufhielten, herum, und fing wieder an: „Das glaubſt du auch nicht, Fideli, daß auf dieſem Fleck, wo wir jetzo ſind, ein unſchuldiges Blut in Strömen herumgefloſſen iſt, und daß unter unſern Füßen ein ſchrecklicher Leichnam fünfzehn Jahre verſteckt gelegen iſt, um dereinſt als ein Zeuge der abſcheulichſten Mordthat wieder aufzuſtehen? Verfärbe dich nicht; der Geiſt iſt ſchon lang zur Ruhe gegangen; und ſage den Knechten nichts von der Geſchichte. Die Dummköpfe wären im

Stande und brächten mein Haus in Verruf. Denn der Aberglaube ſteckt in den Menſchen, wie ein Wurm, [illegible] immer wieder friſch nachwächst, und den Kopf des Wurms kann man ſchwerlich aus ihnen heraustreiben."

Fidelis machte es nun wie ſein Poſthalter von Anno dazumal und putzte ſich die Naſe. Indeſſen knarrte die Thüre und mit hoffnungsvollem Angeſicht drehte ſich der Alte wie der Wind nach dem Geräuſch um. O weh! es war nicht Paul, nicht einmal der Frieder, der hereinkam, ſondern ein ganz gewöhnliches dummes pflatſchiges Nachbargeſicht. Der Hoffnungsglanz auf Fidel's Stirne verkehrte ſich urplötzlich in Nacht der Trauer und der Unruhe. — Als das ordinäre Nachbargeſicht ſeinen Platz eingenommen, kündigte Ruckenbrod an, daß er nun erzählen wolle, was ihm der beſagte Poſthalter vor langen Jahren erzählt habe, und daß, wenn ihm etwas nicht ſo gelänge, wie's den Zuhörern Freude machen würde, man ihm's zu gut halten möchte, indem er alt, gebrechlich und vergeßlich, überhaupt nicht geübt im Geſchichtenverzählen. — Das war, nebenbei geſagt, ein Advokatenkniff. Dem Fidel ging's glatt und rund vom Munde, auch hatte er vieler Herren Länder geſehen und mancher Herrſchaften Dienſte verkoſtet, war grundgeſcheidt und redete viel artlicher und feiner als ſeine Landsleute auf dem Walde, ſo daß allgemein die Rede ging, er müſſe einmal irgendwo mit Komödianten herumgezogen ſein, oder mit einem Pülverlidoktor. — Was indeſſen in ſeiner Erzählung an Verſtößen gegen die Zeit der Handlung und die Sitten der Zeit vorkommen wird, iſt bald zu entſchuldigen, weil leicht zu begreifen.

„Es war," hob alſo Fidelis an, „ein paar hundert Jahre bevor wir ſammt und ſonders zur Welt gekommen ſind, ſo etwa ein fünfzig oder ſechzige nach dem Luther, da lebte in Konſtanz ein guter Bürger, der einen Tuchkram führte, und mit Namen Chriſtoph Widmann hieß. Der hatte ſeine Wohnung und Laden im Hauſe zum Adler; oben wurde damals ſchon eine Wirthſchaft getrieben; zu ebener Erde ſaß der Tuchkrämer. War ſchon bei guten Jahren, ein Junggeſell, weil früher immer auf Reiſen für einen Kaufmann von Lindau, der ſtark mit flächſenem Tuch in's Welſchland handelte. Selbiger Widmann war ein angeſehener Bürger, war baar Geld im Handel und wenn er ſich auf Meſſen und Märkten zeigte, ſo wußte man ſchon, wer am meiſten kaufen oder verkaufen würde, je nachdem. — Kurz: ihm war wohl, und etwa nur, gar zu wohl, denn auf einmal fiel ihm's Heirathen ein, und meinte er, er könne nicht ſelig ſterben, wenn nicht beweibt. — Wer jetzo ungläubig lacht, und glaubt, der Alte mit ſeinen weißen Haaren habe keine Frau mehr finden mögen, der weiß nichts von der Welt. Die Frau war gleich dà; eine von Bregenz, wo ſie auch wiſſen, was leben heißt. — Der Alte hat Geld und ich keines; das hat ſich die Anna gedacht und die Hand dargeſtreckt. So weit hat ſie Recht gehabt. Aber es kam nicht ſo, wie ſie ſich's gleich nachher weiter gedacht hatte: der Chriſtoph ſtarb nicht im erſten Jahr; nein: er ſchien expreß jünger zu werden. — Nun ſcheint's wohl eine Frechheit, wenn ein alter Mann ein jung Weib nimmt, um ſo zu ſagen ſeine kalten Jahre mit ihrer Jugend zu ſpeiſen; aber erſtens hat unſer Herrgott nichts dawider, und zweitens: was ſoll ein verlaſſener Altvater anfangen, der ohne Freunde und Kinder iſt, dem niemand ſein Bett macht als nur mit krummem Maul, dem ein jeder Lohnknecht das biſſel Eſſen mißgönnt, und von dem alle Welt ſagt, laut und heimlich: Was thut der Weißkopf noch hier? und: hätt' ich doch nur ſein Geld, und Er ſein Grab! — Es iſt, weiß Gott, dem grauen Kerl nicht zu verargen, wenn er ein Weib nimmt als eine Wärterin, Pflegerin, Freundin und dereinſtige Erbin nach vieler Sorg' und Plage. Gelt, ihr Weiber, da kommt oftmals ein junger Burſch, wie gedrechſelt, und verſpricht euch Gold und Seide, und iſt hinterher ſelber nur ein grober löcherichter Lump? verſpricht euch den lieben Himmel mit allen Engeln, und hinterher habt ihr pechſchwarzes Elend und den leibhaften Teufel im Haus. Ihr armen Weibsbilder! zu helfen iſt da freilich nicht, aber man kann ſich betrügen und einen Flegel für einen frommen Mann halten, einen faulen Apfel für einen guten verſehen. Mit den Alten jedoch, wie iſt's da, he? Ein Alter kann euch gar nicht hinter's Licht führen. Er kann ſeine Falten und zitternden Hände nicht verſtecken, kann ſich nicht für einen Goliath ausgeben, und ſchnappen ihm die Kniee zuſammen wie Sackmeſſer. Von einem ſolchen Freiersmann wißt ihr gleich auf's Haar, daß alles bei ihm vorbei iſt; daß er gerade nur 's Leben hat und darum will, daß ihr dafür ſorget bis zum endlichen Schlafengehen. Da iſt kein Betrug möglich; ihr wißt, was ihr bei dem alten Manne ſollt. Wer ſtark genug iſt, nehme das Kreuz auf; es wird ihm tapfer belohnt werden mit

Segen vom Himmel. Wer ſchwach iſt im Fleiſche, der oder die laß' es ſein liegen. Ein Hexenwerk iſt's eben nicht, einen alten Kracher zu pflegen um Gottes- und ſeiner reichen Habe willen. Die Kloſterfrauen haben's noch ein wenig härter und ſehen doch aus wie die Roſen oder doch wie reines unſchuldiges Wachs. Alſo: welche ſchwach iſt im Fleiſche, ſag' ich, die laſſe das Kreuz und den alten Mann liegen, und juſtement ſo hätte es die Anna von Bregenz machen ſollen: denn was kam aus jener Ehe heraus nach kaum vier Wochen? Unzufriedenheit von ſeiner Seite, und Klag' und Jammer von der übrigen. Notabene: die Schlang' ließ ſich nichts merken, und trug ſich roth und grün vor der Welt, und war doch inwendig ſchwarz wie ein Trauerſack. Der Tuchkrämer war ein Bruttler, und räſonnirte immer: Du haſt mich betrogen, du hältſt mich wie einen Bettelmann; du haſt mich nicht ein Bröſele lieb. — Worauf ſie hernach ganz ruhig — aber inwendig kochte ihr ein hölliſch Feuer — zur Antwort gab: Was iſt da auch lieb zu haben? Und was beklagt Er ſich? Hat Er nicht zu eſſen und zu trinken wie ein Prälat? Wenn Ihm die Zähne fehlen, Sein Fleiſch zu beißen, kann ich dafür? Wenn Sein alter Kopf den Wein nicht mehr verträgt, iſt's meine Schuld? Was hab' ich dagegen in Seinem Hauſe? Ich bin nichts als Seine Kammer- und Ladenmagd; Eine im Zuchthauſe hat's noch freier und beſſer. Kaum darf ich die Naſe an die Luft ſtecken, weil Er eiferſüchtig iſt wie ein Türk; und ich kann das Schelten und Randaliren nicht ausſtehen. Rechnen wir alſo mit einander ab, Herr Widmann. Er hat meine Jugend, ich hab' Sein Alter, Null von Null geht auf; Summa: hat Keines 'was. — Nach ſolchen Redensarten hat der Krämer anfänglich immer gleich zuſchlagen wollen, aber die Anna hielt ihm ohne Müh' die Hände und drohte ihm, Ketzer-Mordio zu ſchreien, und alles frei herauszuſagen, was ihm nicht zu Ehren war; darum unterließ der Widmann klüglich das Schlagen.

Nun dachte er: Holla! willſt's mit dem Weib auf eine andere Weiſe probiren. — Nahm ſie mit nach Lindau auf den Markt, nach Zurzach auf die Meſſe, einmal ſogar nach Schaffhauſen, und traktirte ſie da, kaufte ihr Ringe und Schnallen, und ſtand ſie neben ihm im Gewölb oder Laden als wie die Königin von Saba neben einem greiſen Suſannabruder. Das war freilich niemand lieber, als der Frau, indem ſie gern über Land ſchlenzte, in Wirthshäuſern unter vielem Mannsvolk verkehrte, und gern eſſen und trinken, auch ein feines Tänzlein halten mochte. Aber die Herrlichkeit war bald baldigſt ex, wie der Herr Aſſeſſer im Amt ſagt. Der Kaufmann hätte ſich lieber dem Engel der Finſterniß zu eigen verſchrieben, als ſolches Selbanderleben auf den Meſſen fortgeführt. In Konſtanz — das ſah er bald — hatte er nur einige wenige Leute zu fürchten, die ſich bald kennen und abſchrecken ließen; aber in der Fremde, auf den Märkten, wo Krethi und Plethi zuſammenlaufen, war von allen Seiten Gefahr. Die Kaufmannsdiener — und die Herren Kaufleute ſelber jung und alt — ſind ſchlimme Mannen, und ſo wie der Edelmann und der Wildſchütz auf den Hirſch, ſo jagen die Handelsleute auf das Weibervolk, und zwar Wälſche wie Deutſche, und Schweizer wie Franzoſen. — Lieber ließ Chriſtoph Widmann ſein Weib daheim unter irgend einer Obhut, denn wohin er mit ihr kam, war Scharwenzel und Aufdringlichkeit um ſie her; ſie war belagert von Kareſſirkunden, und ſah es nicht ungern. Lieber verkaufte Widmann weniger und war ruhiger. — Er hatte zu Konſtanz eine, wie es ſchien, recht ſittſame Frau kennen gelernt, und eröffnete ſich derſelben vor ſeiner Abreiſe im nächſten Jahre mit der Bitte, ſie möchte doch die Abende bei ſeinem Weib zubringen und auch zu Nacht bei ihr ſchlafen, damit Anna nicht das Heimweh nach ihm (Chriſtoph) bekomme und alles fein ordentlich zugehe. — Die Frau Straubin verſprach das alles heilig, und noch mehr als das. Die Frau Widmann ſah ſcheel zu der Sache, aber wie gewöhnlich fügte ſie ſich ſcheinbar in des Mannes Wunſch und Befehl, und ſagte ihm Adje — ein Eiszapfen wäre etwa wärmer dabei geweſen.

Wart! dachte ſich die Widmännin, nachdem ihr Mann fort war; warte, du alte Straubin! dir will ich's köcheln, daß dir das Aufpaſſen bald verleiden ſoll! — Nahm deßhalb ein Geſicht an, wie eine ſpritzige Katze, und ſuchte, wo ſie konnte, Händel mit der Aufpaſſerin. Ach, du liebe Zeit! wie hatte ſie ſich betrogen, die Anna! Da brauchte es nicht Sträubens, nicht Ohrfeigens, wie der Katzen Brauch iſt. Der kluge Chriſtoph Widmann hatte juſt den Bock zum Gärtner geſetzt, denn die Straubin war ein abgefeimtes Stuck Menſch, und präzis das Gegentheil von dem, was der Widmann ſich eingebildet hatte, daß ſie ſei. Gleich am erſten Abend that ſie die Schlaraff' vom

Geſicht, und das Maul auf, und die Anna merkte bald mit Vergnügen, wo ſie mit der Straubin daheim war.

„Hör' Sie," hat die Straubin zu der Anna geſagt: „Ich bin auch jung geweſen, und weiß, was es heißt, einen alten grämlichen Mann haben und ſich alle Freuden des Lebens abſchneiden laſſen. Sie hat's gerade ſo wie ich's gehabt habe. Der Meinige hat mich nicht zur Freundſchaft, nicht zu einem Baal (Ball) gelaſſen, und von der Regiments-Parade iſt ſchon gar keine Red' geweſen. Alle acht Tage am Sonntag hab' ich ſpazieren gehen dürfen, aber das langweilige Geſicht meines Alten iſt immer neben mir dran geweſen und Händel hat's geſetzt, ſo wie mich ein Mannsbild nur freundlich angeſchaut hat. Ich hätt's nicht lang ausgehalten: zum Glück iſt er bald am Gallenfieber geſtorben, mein giftiger Michel, weil ein Domherr einmal bei uns ſtehen geblieben iſt und geſagt hat, ich ſei ein wohlgemachtes Töchterlein von dem alten Herrn. Seither hab' ich gelebt in Zucht und Ehren, und habe Zutrauen genoſſen von Hoh und Nieder, von den Jungen wie von den Bejahrten. Habe in der Stille viele zuſammengebracht in Lieb' und Eintracht, manchem Jüngling zu einem Holderſtock, manch einem Mädel zu einer warmen Haube verholfen. Sie hat mich ſchon lang gedauert, Frau Widmännin, und ich habe meinen Kopf darauf geſetzt, Ihr etwas zum Beſten zu thun, ſtatt, wie Ihr Mann glaubt, als wie einer Diebin Ihr auf dem Nacken zu ſitzen. Warum? drum hab' ich eben einen Vetter, ein junges liebes Blut; der iſt gar erſchrecklich in Sie verliebt, und möchte Ihr's einmal ſo recht von Herzen heraus ſagen. Thu' Sie doch mir und ihm die Freud' und Ehre an. Der Heinrich wird ſonſt hinterſinnig, und Sie hätte einen guten Freund weniger in der Welt, der Ihr dereinſt viel nutzen könnte, weil denn doch der Chriſtoph heut oder morgen ſterben muß, und eine Wittib ohne Freunde gar verlaſſen in der Welt daſteht."

Die Schlange im Paradies ſoll zwar, wie die gelehrten Herren in der Stadt ſagen, mit der Eva franzöſiſch parlirt haben; aber ſie hat das Verführen doch nicht beſſer gekonnt, als die Straubin. Merke: die Widmannin ließ ſich gar zu gern verführen. Und ſo kamen ſie vom Hundert in's Tauſend und der Vetter Heinrich Straub in's Haus des Widmann. Der Heinrich war ein zierlicher Menſch mit einem ſchwarzen Schnauzbart und breiten

Schultern. Er gefiel den Weibern allerwege, und warum nicht alſo der Widmännin, die darauf ausging, daß ihr Einer gefallen ſollte? Der ſaubere Handel war bald geſchloſſen, und ehe der Chriſtoph heimkehrte, alles in Richtigkeit. Der gute dumme Kerl merkte nichts, und als er bald darauf krank wurde zum Sterben, war nicht der Verdruß daran Schuld, ſondern ein Zunfteſſen, wobei er ſich den Magen gottvergeſſen überladen. Die Frau wartete ihm auf's Ende, und pflegte ihn deshalb wie eine Mutter ihr Kind. Der Doktor wußte nicht mehr, was anzufangen; der Pfarrer kam mit der letzten Oelung, und wie es vorbei ſchien mit dem Krämer, ließ er den Gerichtsſchreiber kommen und vermachte ſeiner unermüdlichen Pflegerin Anna alles was er auf Erden beſaß. Das war brav und ſie dankte es ihm mehr, als er nur wußte.

In der Nacht jedoch, da er himmeln ſollte, wie Alle glaubten und hofften — wacht der Widmann gählings aus ſeinem Fieber auf, und ſagt ganz vernehmlich: Ach, wie iſt mir ſo wohl! Gott hat geholfen und die hitzige Krankheit hat Reißaus genommen! War — zum Schrecken der Anna und zum Verdruß der Straubin und des Heinrich, von Stund an geſunder als je, trieb Handel wie zuvor, und der Doktor ſagte jetzo ſelber verwundert: Der lebt noch dreißig Jahre, wenn nichts dazwiſchen kommt. — Das Teſtament lag auf der Stadtkanzlei, und — wenn du brav bleibſt, wie bis dato, liebe Anna, ſo will ich's Dipfeli daran nicht verändern, ſagte der gute betrogene Widmann. — Nun, es war recht; Anna machte gute Augen zum böſen Spiel, und ſo kam wieder das Frühjahr herbei und die Meſſe in Zurzach. Der Tuchhändler, nachdem er Knecht und Güterwagen vorausgeſchickt, iſt ſelber zu Pferd geſtiegen, hat der Frau die Hand gegeben und geſagt: Adje, mein Schatz, ich bin mit dir zufrieden. So Gott will, reiſe ich jetzt zum letztenmale auf Zurzach, dann ſetzen wir uns zur Ruhe, und laſſen's uns wohl ſeyn. —

Zum letztenmale war's freilich. In dem Stücke hat der Widmann ganz richtig prophezeit. — Jedoch, das kommt ſpäter. Nachdem er fortgeweſen, iſt der Straub'ſche Handel wieder angegangen, und des Heinrich Baſe hat alle Kuppelkunſtſtücke losgelaſſen. Damit die Leute im Hauſe und in der Nachbarſchaft nichts merken ſollten, haben die ſchlimmen Weiber und der freche Liebſte Komödie geſpielt, was Zeug hielt. Da ging die Anna, als Straubin verkleidet, zwiſchen Tag und Licht zum Heinrich auf die Stube; da kam hernach zu Nacht der Heinrich, wiederum in ſeine Baſe verſtellt, zur Anna in ihre Kammer. Der Zuwandel hat auf ſolche Manier gar nicht aufgehört. So wie's dunkel wurde, huſchte die Straubin in ihre Wohnung, und ließ dem gottvergeſſenen Pärlein freien Paß, Herz, was begehrſt du. — Aber es iſt nichts ſo fein geſponnen, und ſo weiter, wie's im Sprichwort heißt. Hat's einmal ein Konſtanzer, ein Kaufmann von Profeſſion, der etwa die Anna ſelber gern gemocht hätte — hat derſelbe, ſag' ich, den ſchlechten Handel zufällig erliggert, oder hat ihm's der Heinrich im Uebermuth bei'm Wein unbedachtſam verſchwätzt? Genug: der Kaufmann, der auch 'was in Zurzach zu ſchaffen hatte, aber nicht gar viel, verreist nach ſelbigem Ort, und plaudert dem Widmann kreuz und queer Alles, was er weiß. Verreist darnach wiederum weiter nach Frankreich und freut ſich ſeines verrätheriſchen Werks. Denn der Widmann iſt frei wüthig worden, ſo daß er ſeine Schande faſt nicht vor den andern Handelskameraden hat verheben können; er befiehlt ſeinem Knecht, am andern Tag den Wagen zu laden und ſtät nach Konſtanz zu fahren. Er ſelber ſetzt ſich aber noch am nemlichen Mittag auf ſein Rößlein, und reitet im Galopp heimwärts. — Hat ſein Thier wacker angetrieben, denn noch vor zwölf Uhr in der Nacht iſt er an's Kreuzlinger Thor gekommen, und hat doch hinter Gottlieben ſchon ſeinen Gaul, der nimmer weiter konnte, an der Straße liegen laſſen und war die Strecke zu Fuß gelaufen, ein ſchwerer Mann, der er war, und bepackt mit Geld, was er gewiß niemals dahinten ließ.

Nun iſt zu wiſſen, daß um jene Zeit die Konſtanzer ſich vor dem Feind furchteten, und hielten mit ihren jungen Bürgern die Thore und Thürme der Stadt beſetzt. Der Heinrich Straub, der auch unterm Bürgermilitär ſtand, hatte juſtement die Wacht am Kreuzlinger Thor. Der Portner, weil er einen ziemlichen Rauſch beſaß, hatte dem Straub den Schluſſel zum Thörlein übergeben, und die drei oder vier Wachtkameraden hatten dem Straub geſagt: Laß uns geruhig ſchlafen bis nach Mitternacht, denn wir ſind ſteinmüd, und wollen wir dich ablöſen, ſo wie's Zwölfe geſchlagen hat, und du uns weckeſt. — Dieweil alſo der Portner und die Wächter ſchnarchten, daß man ſie bis auf Steckborn hätte hören können, mußte der Widmann daher kommen, und klopfte, daß man ihn einließ. Der Straub macht ihm auf, und ſo wie er beim Laternenlicht den feiſten, ſtaubigen und kreideweißen Mann ſieht, ſo wird ihm ganz anders um Herz und Nieren. Dem Kaufmann wird auch ganz anders vor Zorn, und zu ſeinem Unglück ſchnarcht er den Heinrich an: Aha! biſt du's, Böſewicht, der mein Weib verführt hat? Wart, morgen wollen wir vor Bürgermeiſter und Rath ein Wörtlein mit einander reden, und dein Strick iſt ſchon gedreht. — Der junge Kerl war verſchrocken und hält's Maul. Der Kaufmann ſchnurrt davon, denn es hat ihm preſſirt, daheim nach dem Rechten zu ſchauen. Es hat ihn niemand geſehen, weil die Stadt ſtockfinſter und alles in den Häuſern im Bette war.

Auch im Adler iſt alles ſtill und dunkel geweſen. Die Zechgäſte waren lange fort; die Widmannin lange zur Ruhe gegangen. Die Baſe Straubin, etwas krank und marode vor Alter, hatte ſich zu Haus gehalten, obſchon der Heinrich ihrer Freundin nicht Geſellſchaft machen konnte. So kam alles Unglück auf einen Haufen. — Der Kaufmann alſo, wie ein Dieb, ſchlüpft an's Haus heran, findet das Schlüſſelloch — einen Hausſchlüſſel hatte er immer im Sack — ſperrt hinter ſich zu, und Alloh hinein in's Schlafkämmerle. Die Ampel hat noch gebrannt, und die Anna iſt aufgewacht. Aufſpringen, aufjuchzen mit falſcher Freude, dem Graubart um den Hals fallen, als wie verzückt, war eins. Aber Er hat dem Weib gleich zum Willkommen eine geſteckt, und geſagt: Marſch von mir, Du ſo und ſo und hin und her! — Randalirt in der Stube herum, brummt einmal über's anderemal: Wart, ich will dir Sträuble backen, wart! Morgen ſollſt du mit vor Rath, und ſcheiden laß ich mich, und in's Kloſter mußt du und mit dem Teſtament iſt's nichts und in Ewigkeit nichts.

Jetzo merkt wohl die Frau, was es geſchlagen hat, und wird vor Angſt bockſteif; doch hat ſie die Beſinnung behalten und nicht geſchrieen und gehändelt, ſondern nur den alten Eiterbiſſer vermahnt, in der Nacht keine Störung zu machen. Morgen wolle ſie ſich ſchon verantworten, und wär's vor Kaiſer und Reich. — Item, der Mann hat ihr gefolgt, weil ihn eine Leibesſchwachheit ankam, und: Geh 'naus, Schlang' und koch' mir einen Kamillenthee; ich will mich derweilen niederlegen — hat er gemurrt, auch alſogleich gethan nach ſeinen Worten.

Wie ſie nun draußen ſteht am Herd und wünſcht ſich den Tod, ſo pöppelet es am Fenſterle und wer ſchaut von der Gaſſe herein? der Straub, der abgelöſt worden war. Sie macht ihm ein verſchrockenes Zeichen; er fluſterlet aber — ſo feſt in ihr Ohr, daß es Einer nebenan nicht hätte hören mögen: Wenn wir jetzo nicht zuſammenhalten und mit dem Krüppel ein End' machen, ſo ſind wir verleſen und eſſen nimmer viel Brod. — Erzählt dem Weib, was ſich begeben; ſchaut ſie mit einem rechten Höllenkatzenauge an, und der Teufel ſteigt auch in ihr auf, und: Hand her! ſagt ſie: in einer kleinen halben Stunde laß' ich dich herein.

So erwiſcht das Weib ein Gütterle mit Schlaftropfen, von denen der Mann in ſeiner Krankheit getrunken, gießt ſie in den Thee und marſchirt damit hinein. Der Mann war müd und zerbrochen zum Aufſchnappen, läßt ſich das Zeug in den Hals ſchütten, verdreht die Augen und ſchlaft ein. Heißa! das Mordmenſch hinaus, und haſt du's nicht geſehen! mit dem Buhlkerl wieder herein. — Ich will den Löffel da ſchmelzen laſſen und ihm das Blei in das Ohr gießen; ſagt ſie: das verbrennt ihm das Hirn und glaubt Jedermann, er ſei natürlichen Tods geſtorben. — Wie geſagt, ſo gethan. Unterdem als ſie aber mit der Gaſſe an's Bett kommt — der Heinrich hielt ihr die Ampel dazu — ſo macht der Widmann die Augen auf, wie der Bock unterm Meſſer und ſchaut das Weib gräßlich an, daß es anfangt zu zittern und die Gaſſe fallen läßt. Hierauf wird jedoch der Straub ganz toll, fahrt dem Alten mit den Krallen an den Hals, und: Ketzer, willſt du denn gar nicht in die Höll' fahren? ſchnauft er ihn an und würgt ihn zu Tod, und die Anna halt ihm die Füße. Darauf zerren ſie ihn aus dem Bett, ſchlagen ihm einen Nagel in den Kopf zum Wirbel hinein, und wie er endlich ſteif und kalt daliegt, fragen ſich erſt die Mörderleute: Wohin jetzt mit dem Kaib? — Liegen konnten ſie ihn nicht laſſen, — er ſah aus wie ein Regenbogen und die Zunge hing ihm aus dem Rachen; über die Gaſſe ihn bringen, durften ſie auch nicht ſich unterſtehen. Aber Heinrich wußte Rath. Er riß den Stubenboden auf, ſchmiß den Körper mit Kleidern und Stiefeln, mit Peitſche und Hut und blutigem Leintuch hinunter in den Moder zwiſchen die Balken und das Kellergewölbe, deckte wieder die Bretter drüber, machte ſie feſt mit dem Schlägel, der in einen naſſen Lumpen gewickelt war, damit es nicht gar zu arg klöpfte, und ſomit war alles gethan!

Ein Murmeln des Entſetzens lief durch der Zuhörer dichten Kreis. Immer neugieriger ſtreckten ſie die Häupter dem Erzähler entgegen. Frau Lene allein ſchwankte von ihrem Sitze auf, als wolle ſie hinweggehen. Sie war weiß wie ein Stein. Aber Fidelis rief ihr zu: He, he, wohin? die Geſchichte iſt noch nicht aus; das beſte kommt noch, Frau Lene. — Die Blonde ſetzte ſich wieder, doch athmete ſie hart und konnte den ſcharfen Blick, womit der Alte ſie anſah, nicht ertragen. Die Andern merkten indeſſen nicht auf ſie, begierig, wie ſie waren, auf's Ende. Pſt! ſtill! riefen einige, und: Weiter, weiter, Vater Ruckenbrod! Alle insgeſammt: es iſt zum Fürchten ſchön, was Ihr erzählt.

Fidelis machte fort: Das Geld hatten die Mörder nicht mit dem armen Schelm vergraben; das verſteckten ſie unterm Ladentiſch und gingen aus einander, ohne von einer Menſchenſeele überraſcht oder nur geſehen oder nur behorcht worden zu ſeyn. — Am andern Tag gerieth ebenfalls Alles nach Wunſch, als ob's ſo anbefohlen wäre. Niemand wußte von dem Einpaſſiren des Kaufmanns — 's verſteht ſich, daß der Strauß mauerſtill war — dagegen wurde das todte Pferd hinter Gottlieben gefunden, und das Thier war allenthalben gekannt, und der Geldſack war natürlich nicht mehr vorhanden, weil ihn der Kaufmann ſelber mit ſich genommen, und als vollends der Knecht mit dem Wagen ankam und ſagte ſo und ſo wie's zugegangen in Zurzach, da war nur ein Geſchrei, daß der arme Herr von Dieben angefallen und etwa als Arreſtant weggeführt worden ſei, wie's die Schufte von Dieben oftmals praktiziren, um von den Freunden 'was herauszupreſſen. — Wie nun aber nach Verfluß von acht, vierzehn, ja dreißig Tagen nicht Botſchaft, nicht Brandbrief kam und keine Spur vom Leben des Widmann aufſtieß — ich glaub's ſchon — da erklärten ihn Meiſter und Rath für todt, ſeine Frau als eine Wittib, und lieferten ihr des Verſtorbenen ganze Sach, fahrend oder nagelfeſt, als Erb und Eigenthum aus; denn das Teſtament, wie Ihr wißt, war noch da, und geſchrieben Wort bleibt, wie die Advokaten ſagen. — Ja, das war eine Zeit für ein leichtfertiges Weib. Da hat's noch keine Aemter gegeben, die erſt jahrelang über ſo einer Sache ſchlafen, und hinterher ſich erſt noch nicht eilen mit Unterſuchung und Ausſchreiben, und Todserklärung und Erlaubniß zum Wiederheirathen. Dazumal ging's geſchwind wie der Wind und war meiſtens eben ſo gut. Derge[illegible], daß nach ein paar Monaten die Anna ſchon dran denken konnte, den Straub zu heirathen. Jedermann hat ihr den Burſchen wohlgegönnt, da man ihn für einen frommen Kerl hielt, und da das Weib an ſich den Leuten gefiel, wie ſie ſo ſittſam die Trauer vertrug und Meſſen auf Meſſen leſen ließ. Einer wäre allerdings in der Stadt geweſen, der einen Prügel hätte darein werfen können: und das war der Handelsmann, der dem Widmann alles geſteckt hatte. Aber der Menſch ging wie ein armer Sünder herum, denn er machte ſich's alleweil zum Vorwurf, daß er geblaſen, was ihn nicht gebrannt hatte und Urſach geweſen, daß Widmann ſo ſchnell und allein von Zurzach abgereist und in die Hände der Räuber gefallen war. So hielt denn auch dieſer Menſch das Maul über die ſträfliche Verbindung der Anna und des Heinrich; und, theils um ſeinem Gewiſſen Ruhe zu verſchaffen, theils weil er die Anna lieb gehabt, und ſie nicht gern als Frau Straubin geſehen, iſt er eines Tags fortgelaufen, als Krämer und dann als Ladenknecht hin und hergezogen; endlich nach Savoyen gegangen und dort als franzöſiſcher Soldat im Krieg todtgeſchoſſen worden. Merkt euch das wohl: ich ſag's nicht umſonſt.

Die Heirathsgeſchichte ging vor ſich, als hätten die Hexen den Segen darüber geſprochen, und als ſchliefe unſer lieber Herrgott im Himmel und wollte nimmermehr aufwachen. Im Münſter ſind die Beiden zuſammengegeben worden, und kein Blitzſtrahl iſt auf ſie gefallen, und ſie gingen ganz luſtig und geſund von dem Sakrament des Altars . . . . aber, ohne es zu merken, hatten ſie doch das Gericht gegeſſen, die kirchenſchänderiſchen Frevler!

Nachdem eine Zeit in Saus und Braus von ihnen verlebt worden — Ihr könnt euch einbilden, daß ſie eine andere Schlafkammer ausgeſucht und die Mordkammer mit Schloß und Riegel verwahrt hatten — iſt es ihnen gegangen, wie allen Sündern, ſeitdem die Welt ſteht, geſchehen iſt und noch geſchehen wird in Ewigkeit. Der Wurm hat ſich gerührt und zu nagen angefangen, und alles, was ihnen Freud' und Plaſir hätte bringen mögen, unbarmherzig von ihrem Leben abgefreſſen. Die Angſt und der Ueberdruß kamen zumal zu ihnen. Machten ſie den Laden auf, ſo horchten ſie an der Kammer, ob nicht jemand darinnen ſich rege, probirten das Schloß, ob's nicht jemand erbrochen und die Beſcheerung gefunden. Kam der Wirth von oben herab, ſtreckte die Naſe in die Luft, und ſagte vielleicht: Heut liegt doch ein übelſtinkender Nebel über'm See! ſo witterten die ſündigen Eheleute furchtſam mit, ob nicht der Moder und die Verweſung des Leichnams zu riechen ſei. Schellte Einer plötzlich an der Ladenthür, ſo erbebten ſie, und meinten, es wäre der Büttel. Redete Jemand von der Zurzacher Meſſe, ſo verfärbten ſie ſich; Er wurde weiß, Sie wurde roth. Saßen ſie zu Tiſche und langten mit dem Löffel in die Suppe, ſo dachten ſie an den bleiernen Löffel in ſelbiger Nacht, und ſchmeckte ihnen die Suppe nicht allzuwohl. Hatte das Weib Würſte gemacht und trug ſie auf, ſo verdrehte der Mann die Augen und ſagte: Mir ekelt vor dem Blut; weißt du noch, Anna ....? und ſie aß auch nicht einen Biſſen. Oder hatte er ſich verkältet, und befahl dem Weib: Geh, Anna, mach' mir einen Thee von Kamillen! ſo antwortete ſie erſchreckt: Nein, das thue ich in meinem Leben nicht mehr; denn, weißt Du? in ſelbiger Nacht? und ſo weiter. Lagen ſie zu Bett, und gaben ſich die Hände, ſo ſchauderte ein Jedes von ihnen, und dachte mit Grauſen: mit derſelben Hand hat Er den Alten gewürgt; hat Sie dem Alten die Füße gehalten, daß er nicht zappelte. — Vom Küſſen war ſchon gar bald keine Rede mehr, und vom Schlaf nicht viel; denn rappelte etwas im Hauſe, ſo fuhren ſie auf, und ſeufzten: der Alte rührt ſich! und trappte gar von ungefähr ein Gaul durch die Gaſſe, ſo ſprangen ſie in die Höhe und ſtöhnten: Iſt das nicht der todte Alte auf ſeinem todten Roß?"

„Brrrr! Pfui, pfui! daß Gott ſich erbarme! o Jeſus mein!" ſtöhnten auch die Zuhörer rings im Zirkel. „Mach' voran, Ruckenbrod!" ermahnte die Hausfrau: „mich frierts über den Buckel." — „Hat Sie nichts zu riechen? fragte die blonde Lene ſehr ſchwach ihre Nachbarin, die Kokette des Dorfs. Dieſe reichte ihr den Biſamapfel, den ſie am Halſe trug. Ruckenbrod ſetzte ſeine Nachtmütze noch verwegner auf die Stirn, und fuhr mit einer gewiſſen unwirrſchen Behaglichkeit in ſeiner Erzählung fort:

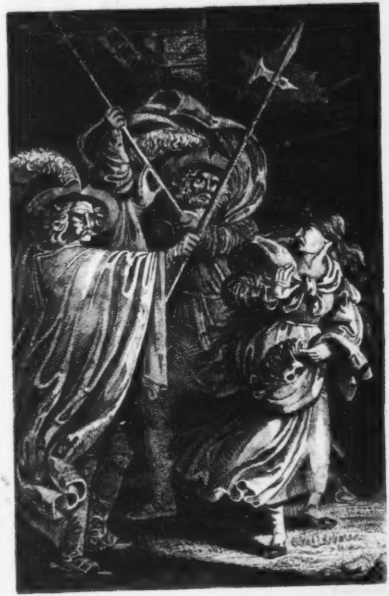
Zu all dieſen Aengſten kam noch, daß der Zuſtand ſich kaum ändern ließ. Das Haus verkaufen, den Laden vermiethen? Da wäre ja die ganze blutige Hiſtorie an Tag gekommen. Davon laufen in die weite Welt? Erſtens entläuft man ſeinem Gewiſſen nicht; zweitens: wunderſelten auch der Obrigkeit, ſo ſchläfrig ſie auch ſeyn mag. Und Gott — endlich — iſt überall, drittens.

— Hätten ſie aber — geſetzten Falls — auch einen Winkel gewußt, wo ſie ſicher und verborgen hätten ihr Leben zu Ende führen können — ſie hätten's nicht einmal gewollt. Denn — merket wohl auf — ſie konnten ſich gegenſeitig nicht mehr leiden und ausſtehen. — Nach ein paar Jahren hieß es ſchon: Wie hab' ich nur für das alte runzlichte Weib eine Sünd' begehen mögen? oder: Wo hab' ich den Verſtand gehabt, dem ausgedörrten Flegel mein' Ehre, mein Geld und meine Seelenruhe anzuhängen? — Mitunter Prügel genug. Da hieß es wieder: Hörſt du auf, oder ich zeig' alles dem Richter an? — Gibſt du Frieden oder ich bring' dich unters Henkermeſſer? — Ein Glück, daß ich von dir keine Kinder habe! — Wo ſoll auch Gottes Segen in unſerm Ehſtand ſeyn? — Ein Glück, daß die gute Baſe geſtorben iſt, und hat mein Elend nicht geſehen und nichts von meiner That gewußt! ſeufzte Er tauſendmal. Tauſendmal erwiederte ihm das Weib: In der Hölle brate die vermaledeite Kupplerin. Sie iſt ſchuld an meinem Jammer! —

Bald getrauten ſie ſich nicht mehr, in derſelben Stube zu ſchlafen. — Wer gibt mir einen Brief dafür, daß Du mich nicht im Schlaf todt würgſt? ſagte Sie. — Ha, ſagte Er: Wer ſteht mir dafür, daß Du nicht einen Buhlen haſt, und Ihr beide geht mir noch heut an's Leben? Ich war' nicht der erſte Mann, der unter Deinen Händen bliebe!

Kurz und gut: eines Tages kamen ſie hart aneinander — nach einer vierzehnjährigen Tortur — aber es war zum letztenmal. Heinrich Straub ging fort auf Nimmerwiederkehr, ließ ſich in einem kaiſerlichen Regiment anwerben, marſchirte nach Ungarn gegen die Türken, und ein ſolcher barmherziger Türk hat ihn um's Leben gebracht, wie man ſpäter erfahren und inne worden. Ein gequälter Sündenknecht mag ſchon hie und da einen ſolchen Heiden als Erlöſer herbeigewünſcht haben. Sind aber nicht allemal bei der Hand, und der Tod ſpielt nicht alleweil ſeinen Trumpf aus, wenn's Einer juſt will. Er kann auch paſſen und zwar ſein lang; denn er iſt ein Schelm.

Die Anna Straub hätte viel Geld darum gegeben, wenn er zu ihr gekommen wäre. Ein grober Geſell kommt jedoch immer gern ungelegen und bleibt weg, wo man ihm die Ehre anthut, ihn zu Gaſt zu bitten. Die Anna Straub führte ſomit ein erbärmlich Leben, und es reute ſie oft, daß ſie den Heiner wegge-



laſſen. Warum? Sie hatte keine Ruhe mehr im Hauſe, nicht zu Tag, nicht zu Nacht. Und je länger, je unglucklicher wurde ſie. Da half kein Beten und zum Opfergehen. Da battete nicht Arznei, nicht Roſenkranz. Sie wußte nicht, was anfangen vor lauter Gewiſſensangſt und Henker- und Höllenfurcht. Sie konnte nicht leben und doch auch nicht ſterben! — Da kam ihr auf einmal in Sinn: wenn die Gebeine des Emordeten auf dem Kirchhof ruhten, ſo wurde ſie ſelber wohl endlich zur Beruhigung eingehen. Der Gedanke nahm auch dergeſtalt bei ihr überhand, daß ſie in einer finſtern finſtern Winternacht — die Wetterfahnen girrten draußen wie die Galgenvögel und der Sturm ſchlug ſeine Trommel über dem See und der Schweiz und dem Hegau, daß alles zitterte — daß ſie, ſag' ich, trotz aller Furcht nach ſechzehn Jahren zum erſtenmal heblings die Mordkammer aufſchloß. Da war alles noch im alten Stand; ſtill, kalt und öde: ein rechtes Grab. Sie hat gezittert und gefroren, aber dennoch mit den Nageln ihrer Finger die morſchen Bretter ausgehoben und hervorgezogen die ſchaurigen, zerfallenen Gewänder und die Gebeine, die nackt und weiß in den Lumpen lagen: ein Hauflein, das gar gut in ihre Schürze hineinging, ſammt dem Kopf. — Kaum hatte ſie die traurigen Knochenſtucke geſammelt, ſo wollte ſie damit fort, in dem Beinhaus zu St. Joſt ſie niederzulegen. Ach, da war ihr, als truge ſie einen Muhlſtein in ihrer Schurze und Zentnergewichte an ihren Schuhen. Sie konnte nicht von der Stelle die langſte Zeit. Zwar wurde ſie endlich ihrer Aengſten Meiſter und tappte zur Thür hinaus, zum Haus hinaus, und rechtsum wollte ſie machen, der Kirche zuzuſchleichen. Siehe: da ſtanden zwei Geſpenſter vor ihr. Ein himmellanger Grenadier im weißen Rock, ein anderer Soldat im blauen Kittel, mit Musketen und mit Partiſanen beide, und ließen ſie nicht paſſiren. Der weiße Grenadier war aber der Heiner und der Kaufmann, der in Savoyen erſchoſſen worden, der andere. Sie erkannte ſie recht gut, und wurde bei ihrem Anſchauen wie verrückt im Hirn. So nahm ſie Reißaus links und taumelte dem Steuerhauſe zu, woſelbſt eine Bruſtwehr bolzgrad in den See abfiel, und ſchüttete ihre ekelhafte Laſt über die Bruſtwehr aus. Wohin aber? in einen Nachen, der unten an einem Pfahle feſtlag, und der Schiffmann, dem das Fahrzeug gehörte, ſtand wie der Blitz hinter ihr, packte ſie am Halstuch und ſchrie: Was haſt du da in meinen Rachen zu werfen, du Hexe? — Da merkte ſie, daß ihre Zeit gekommen, und geſtand, ſie ſei die und die, und das und das ſei ihr Geſchäft geweſen. Worauf die Unthat an's Licht kam und die Miſſethäterin auf das wohlverdiente Hochgericht! —

Ein dumpfer Schrei wurde in der Stube vernommen. Frau Lene hatte ihn ausgeſtoßen, von dem Stuhle ſich emporgerafft, und durchbrach ungeſtüm mit der Kraft eines aufgehetzten Wildthiers die Reihen der Zuhörer und Zuhörerinnen. Im nächſten Augenblick verſagte ihr jedoch dieſe Kraft; ihre Beine knickten zuſammen; ſie ließ ſich zur Erde niedergehen.

„Nu, wenn das nicht Gewiſſensplage iſt . . !“ raunte Fidelis ſeiner Frau in die Ohren, während die Uebrigen mit wirrem Durcheinandergemurmel die Hingeſunkene umgaben, die Einen ihr Waſſer in's Geſicht ſpritzten, die Andern ihr hart in die Hände klopften, um ſie zum Bewußtſeyn zurückzubringen. Indeſſen hörte man das Laufen einiger Menſchen auf der Gaſſe. Es wurde draußen nach Hülfe geſchrieen. Einer der Schreienden donnerte in's Haus herein, ſprengte ſchier die Stubenthüre aus ihren Angeln, und ſtand — eine ſehr unwillkommene Erſcheinung, denn der Kerl war der Schuhmacherfritz, ein verachteter wüſter Geſell — in der Mitte der Verſammlung. Sein ſtieres Auge, aus dem eine Dreivierteltrunkenheit gluſterte, haftete auf der Ohnmächtigen, und ſtammelnd fragte er: „Weiß ſie ſchon das Unglück? Weiß ſie? Wißt Ihr? Kommt doch mit, den Alten zu ſuchen!“ — „Wen? was? was ſagſt Du, Volleule?“ hieß es entgegen. — „Der Hund hat ihn ſchon einmal beim Schlaffittich gehabt . . . aber 's Wäſſer geht hoch . . . der Hund konnt' ihn nicht heben . . .“ — „Was denn, um Chriſtiwillen?“ fuhr Ruckenbrod, der böſen Ahnung voll, den ungeſchickten Boten an. — „Nun, nun, nur nicht ſo hitzig, Fideli! Drum iſt der Kocherhannes vom Steg gefallen, und erſauft im Bach, wie Bux!“ —

Die Lene, die zu ſich gekommen, hört, was geſagt wird, ſpringt wild in die Höhe, taumelt, ſchluchzend und heulend, alles vor ihr zur Seite ſtoßend, hinaus in die finſtre Nacht. Der ganze Troß von Leuten ihr nach, den Bach entlang, wo einzelne Bucheln hin- und herflackerten, unſtät wandelnd, und bezeichnend das Hin- und Hergehen einiger Menſchen, die beſchäftigt, den Verunglückten zu ſuchen und aufzufangen.

Der alte Ruckenbrod mit ſeinem Weibe blieb in ſeiner Stube zurück. Bis in's Mark erſchüttert, fiel er auf die Kniee vor dem Tiſche, faltete die Hände über ſeinem Haupte und rief, ſeinen Vaterjammer [illegible] nicht verhehlend: „O Du gnäd'ger barmherz'ger Gott! So haſt Du denn nicht Mitleid gehabt mit meinem weißen [illegible], mit meinem nächtlichen Nothgebete! So hat der Teufelsanſchlag denn doch vollführt werden müſſen, und was in [illegible] Hauſe lebt, trifft alſo das Elend, die Schande, die Ver[illegible]! Und das Henkerſchwert droht zum Dach herein dem [illegible] Erſtgebornen! O wehe, wehe! was haſt Du erlaubt, allmächt'ger Gott!“

Die Ruckenbrodin umhalste ihren Mann und ſchrie ihm zu: „Du, du, ſchnappſt Du denn über? Du, du, wirſt du denn ein Narr? Was iſt's denn? Was haſt Du? Fideli, ſo red' doch um Gotteswillen.“ — Worauf ſchwach und verzweifelnd der Mann antwortete: „Frag nicht; wirſt's ſchon ſehen . . . mit dem Paule iſt's vorbei.“ — „Vorbei? Herr meines Lebens!“

Tapp, tapp, tapp! ging's draußen mit ſchweren Poſtillonsſtiefeln. „He, Licht, Licht, Wirthſchaft!“ rief's draußen mit rauher Poſtillonsſtimme: „He, he! geſchwind! ich muß gleich wieder fort und weiter! he, ein Brief!“

Die Mutter Ruckenbrod hinaus. Die Alte in der Gutſche murmelte in ihrem blödſinnigen Halbſchlaf: „Hörſt du? vom Paule. Ein Brief vom Paule. Ruckenbrodin, hörſt du nicht?“

Und die Blödſinnige hatte recht. Der Brief, den die Mutter hereinbrachte, und den ein Stafettenreiter aus Gefälligkeit und wegen Trinkgelds mitgenommen, da ſeine Straße ohnehin durch's Dorf führte — er war vom Paule. Und von Gengenbach ſchrieb der Kanonier ſeinen Eltern: „Herzlieber Vater und Mutter. „Nehmt's nicht krumm, daß ich durchgebrannt bin, aber ich konnte „einmal nicht bleiben, weil der Teufel in meinen Geſchäften ſaß. „Der Vater hat's leicht merken können, warum. So bin ich mit „dem Frieder, der an mir gebettelt wie ein Galgenvater, davongegangen, und hab' mich entſchloſſen, für ihn beim Regiment einzuſtehen. Das macht ſechs Jahre Unterſchied. Ich werd' ſie überleben und Ihr auch, liebe Eltern. Hernach will ich wieder kommen, dann iſt die Lene alt, und der Teufel hat keine Kraft mehr; „oder hat ſie's alsdann ſchon etwa zu 'was anderm gebracht. Morgen gehts nach Karlsruhe weiter, und das nächſte Briefl bringt „euch der Frieder. Die Brüder und Schweſtern ſollen gut thun,

„oder ich zerſchlag' ihnen den Korporalſtecken auf'm Buckel, wenn „ich komme. Korporal muß ich einmal werden, wenn nicht gar „Feldwebel. Adje wohl, und gute Feiertage. Paul.

Nachdem er buchſtabirt, geleſen, noch einmal und wiederum geleſen, zog der alte Vater die Schlafkappe vom Haupt, demüthigte ſich vor dem Herrn im Himmel, und ſagte: „Laß mich alten Halunken nicht entgelten, lieber Gott, was ich ſo liederlich gegen deine Güte ausgeſtoßen! Und du, mein gutes Weib, heule nicht um des Sohns Entfernung willen, denn du weißt nicht, wie gnädig der Herr mit ihm und uns verfahren!“

Der Kocherhannes war aber von niemand als nur von ſeinem Rauſch über den Steg geworfen worden, und lebendig iſt er nicht aus dem Waſſer gekommen. Wer ſich die Lektion gemerkt hat, war die blonde Lene. Nach Umlauf ihres Trauerjahrs iſt ſie mit Sack und Pack weiter hinaufgezogen auf den Wald, hat daſelbſt einen alten Mann geheirathet, der von aller Welt abſeits auf einem Zinken ſaß, wo ſich die Füchſe gute Nacht bieten, und hat den alten Mann gepflegt wie eine fromme Schweſter bis an ſein Ende, wenn er nicht mehr lebt. Der Paule iſt mit einer Tochter des Herrn Lehrers verſprochen und die Hochzeit wird ſeyn, gleich nachdem ſeine Zeit um iſt. Der Großherzog oder der General haben ihm den Dienſt verkürzt, denn es hat ihnen gefallen, daß ihr Soldat ſo tapfer gegen den böſen Feind geſtritten, wie Soldaten ſonſt nicht gern thun; weil Einer davonlaufen muß, will er gegen den Teufel die Bataille gewinnen.

Vierter Abend.

In der Gemeinde des Fidel Rückenbrod und ſeiner Nachbarn wohnte auch — und zwar auf einem einſam gelegenen, ehemaligen Edelhof ein andrer Bauer: aber keiner von den ächten und rechten, ſondern einer mit Manſchetten. Ein vor Zeiten vielbeſchäftigter, aber nach ſeinem Bedünken arg vernachläſſigter Rechnungsbeamter in der Reſidenz, hatte Herr Habergeis, wie man ſagt, in den Freuden, Rangconvenienzen und geſellſchaftlichen Beziehungen der Hauptſtadt ein Haar gefunden. Arbeiten wie ein Packeſel und dennoch keine Anerkennung erobern; hochmüthigen Vorgeſetzten den Hof machen und es doch nicht zu erklecklicher Beförderung bringen; ſich viel auf ſeine Kenntniſſe einbilden und doch eine autoritätsgewichtige Stellung nirgends gewinnen, iſt manchem edeln Herzen und eigenliebigen Kopf ein zu hartes Tagewerk. Habergeis fand dieſes am Ende auch. Der gedemüthigte Finanzmann ſagte ſich eines ſchönen Morgens: Alles iſt eitel; Ziffern und Kaſſabuch nicht ausgenommen. In dürrer Wüſte und Proſa des Lebens verkümmern? O nein. Treiben wir lieber ein wenig Poeſie, ehe die Tage kommen, die uns gar nicht mehr gefallen. Wo aber im ſteifen Drehen der Hauptſtadt ein Funke von Poeſie? Nur auf dem Lande iſt Ruhe, Selbſtändigkeit, Freiheit. Der Bauer iſt Herr ſeiner Hufe, und ſchert ſich den Henker um der Staatsdiener mühſelig Streben, um der Beamten ſauerverdienten ſilbergeſtickten Rock. Im Zwilchkittel iſt Freiheit; darum den Zwilchkittel her! —

Wer Amt und Würden niederlegte und den Stecken und Stab des Beamtenſtandes: die Penſion mit ihren Süßigkeiten, in den Wind und über alle Dächer warf, war Habergeis, der Mann des feſten Vorſatzes. Er blieb eiſern gegen die milden Vorſtellungen ſeiner Frau, gegen den Schmerz ſeiner beiden Töchter, die dem Prunk der Reſidenz nur ungern, verzweifelnd ſogar, den Rücken kehrten. Er raffte, was er an zeitlicher Habe beſaß, zuſammen — es war nicht viel, denn Habergeis hatte Ehr' und Rechtſchaffenheit im Leibe — und zog auf's Land. Gefällige Mäkler boten ihm allerlei Beſitzthümer zu billigen Preiſen an; keines gefiel ihm. Er hatte ſein Auge auf den oben bezeichneten Edelhof mit ausgebreiteten Feldern, Wieſen, Wäldern und fiſchreichem Waſſer geworfen, und ſeiner geringen Mittel ungeachtet kaufte er das große Gut, deſſen Preis ſein Vermögen weit überſtieg.

Wie fing der praktiſche geſcheidte Mann dieſes an? Er machte einer Dame den Hof, und erreichte ſeinen Zweck, wenn gleich den Fünfzigen nahe. Freilich war die Dame beinahe dreißig Jahre älter als er, und obendrein ſeine Tante, was die Sache um vieles erklärlicher macht. Frau Barbara, die Wittwe eines grundreichen Holzhändlers, lebte ſeit langer Zeit in einer kleinen Stadt des Schwarzwalds — in Villingen, weil's doch einmal geſagt werden muß; lebte ihrem Strickſtrumpf, ihrem Wachtelhündchen, ihrer Katze und den Armen. Sie hatte keine Kinder, wohl aber umgab ſie eine Menge von Seitenverwandten und von Erbſchleichern. Habergeis wußte ſie für ſeine und ſeiner Familie

Intereſſe zu gewinnen, und dem Troß lauernder Erbjäger zu entführen. Mit ihrem Gelde kaufte er jenen Edelſitz; mit der Erfahrung und der Geſchicklichkeit der zwar ſehr betagten, aber durchaus rüſtigen Frau hoffte er, das Eigenthum zu behaupten, wo ſein landwirthſchaftlicher Bücherſchatz und die eigne Stubengelehrſamkeit nicht ausreichen würden.. Mit einem Wort, und die Sprache des Volks zu reden: er metzelte die geldſchwere und gutmüthige Tante in ſein Haus. Dafür ſaß ſie darinnen, wie eine Hekuba, nur glücklicher als dieſe, wurde gehätſchelt und auf den Händen getragen. Was ihr an den Augen abgeſehen werden konnte, geſchah von Seiten des Neffen und ſeiner Frau und ſeiner Kinder.

Das kleinbürgerliche Element kam ebenfalls mit Frau Barbara neben dem Gelde in's Haus. Sie, unbekannt mit den Gewohnheiten der größern Welt, behandelte ihre Verwandten aus der Hauptſtadt, wie ſie von Kindsbeinen an, was ſie umgab, behandelt hatte. Sie hieß den Neffen Er, die Neffin Sie (in der dritten Perſon einfacher Zahl), ihre Großnichten Du. Sie veränderte ihre Kleidung, Jacke, Schürze, Rock und Haube nicht im mindeſten, und verläugnete den Walder-Urſprung weder in der Sprache, noch in der Geſinnung, noch in Sachen der Frömmigkeit und der Küche. Gleich nach ihrem Einzug hatte Habergeis in der That und mit Jubel den Zwilchkittel angezogen und mit des Bauern Tracht deſſen Manieren angenommen. Der Tante Beiſpiel wirkte nun auch auf die Mutter und die Töchter. Madame wurde zur ſchlichten Frau Habergeis. Die Töchter legten das Fräulein ab, und ließen ſich gern Jungfern nennen. Die ältere, Maria, nahm aus Deſperation das ländliche Kleid; die jüngere, ein luſtiger unbefangener Kindskopf, nahm es, wie man eine Maske anlegt, die uns Spaß macht. Sie hatte allerdings nur Tanz und Conzert und Theater in der Reſidenz zurückgelaſſen; Maria hingegen ihr Herz, ein ſolides und dabei überaus ſchwärmeriſch geſtimmtes Herz. Es gehörte — friſch herausbekannt — einem Offizier, einem jungen hübſchen, der dem Vater und auch der Mutter ein Gräuel war, ein Wehrwolf hätt' es nicht mehr ſein können. Papa, der's nicht einmal bis zu einem Ritterkreuz hatte bringen können, erſchrack vor dem Adel des Offiziers; Mama fürchtete ſich vor ſeiner Uniform, vor den Sitten ſeines Standes, vor ſeinen Schulden nicht minder. Maria, in Romanen wohlbewandert, fand der Eltern Grauſamkeit ſehr in der Ordnung, und da ihr das Heirathen eben nicht preſſirte, vergnügte ſie ſich gern vor der Hand mit einem ſtillen Daſein voll Sehnſucht und Liebesgeheimniß. Den Auserwählten ein paarmal des Tages an ihrem Fenſter vorbeireiten oder marſchiren zu ſehen, im Schauſpielhauſe ſeine ſchweigſame Huldigung aus der Ferne vermittelſt Lorgnette entgegenzunehmen, in Geſellſchaften ſeine Seufzer gegen die ihrigen einzutauſchen, war ſchon der Seligkeit ſo viel! — Und zum Lohne dergeſtaltiger Beſcheidenheit verbannte der Barbar von Vater die arme Maria auf das Land, zwanzig Meilen von der Reſidenz! Welch' ein Jammer! hätte ihn nicht Hedwig, die jüngere, muntere krausköpfige Schweſter getheilt, Maria hätte ohne Zweifel ihr Ende in der Gutach oder Wuthach, oder Wolfach geſucht. Der Schweſter Mit-Leiden gab ihr Muth; der Großtante Perſönlichkeit ſöhnte das Stadtfräulein mit den ländlichen Wunderlichkeiten ihres Benehmens aus. Denn die wackre Barbara ſah nicht wie ein maßleidiges Matronengeſpenſt aus hohlen Augen, mit zornig verbiſſener Lippe in die junge Welt: die Tante war fett wie ein Dampfnudelchen, luſtigen Blicks und der Mund, mit vollem Gebiß verſehen, ſchnäbelte ſo unbefangen und unaufhaltſam, wie der eines Kindes, wenn man es begehrte.

Darum war auch meiſtens die Frau Barbara die Erzählerin des Hauſes, wenn man dort „zu Licht“ kam. Der Edelhof hatte an ſolchen Abenden ſeine beſtimmten Gäſte: den Landchirurg mit ſeiner Frau, den Pfarrer und den Bürgermeiſter des Orts; den Gemeindeſchreiber und deſſen Weib; nicht ſelten den Lehrer mit ſeinen Töchtern, obſchon der Herr Pfarrer und er nicht allzuwohl harmonirten; endlich ein alter, invalider Gensd'arm, der in der Gemeinde privatiſirte, und den Habergeis in verſchienenen Jahren als einen Hoflakai zu Karlsruhe gekannt hatte. — Die Geſellſchaft that, wie die der ordinären Bauern, was ihr einfiel: ſpinnen und die Leute ausrichten, Taback rauchen und kannegießern. Weil aber die jungen Mannsleute ganz fehlten, ſo mußte, den Mädchen und Weibern zu Gefallen, immerdar mehr erzählt, als politiſirt und geraucht werden. —

Im Uebrigen hatte Habergeis alles nach ſeinem Wunſch und nach ſeiner Laune organiſirt. Die Lichtſtube war von denen der andern Bauern nur durch eine größere Reinlichkeit unterſchieden. Die Bewirthung war, wie dort, die einfachſte. Was Rang und

Titel betraf, ſo gab denſelben der Hausherr einem jeden ſeiner Gäſte auf's pünktlichſte. Nur für ſich und die Seinen verbat er ſich's vollſtändig und für immer. Wer ihn gut haben wollte, mußte ihn ſchlechtweg „Vater Habergeis" oder „Schloßbauer" nennen und mit den Weibern ebenfalls keine ſtädtiſchen Umſtände machen. —

So ſaßen die Lichtgänger einmal beiſammen — draußen lag ſchon ziemlich Schnee und der Mond ſchien darüber hinweg — der „Schloßbauer" war gerade heimgekommen von Hornberg. Ein weiter Weg bergan auf polterndem Schlitten, und die Nacht hatte nicht auf ſich warten laſſen! Habergeis ſaß in tiefem Bequemgewand am warmen Ofen, ſeine Glieder wärmend, und ſchwatzte lang und breit von ſeinen Geſchäften zu Hornberg, und wie er dort eine Ladung Bier bei'm Schloßbraumeiſter beſtellt habe, und wie auf dem Schloſſe die Ausſicht ſo ſchön ſei. „Ich hatte das Ding wohl ſehen mögen, als noch Thor und Mauern und Gebäude unverſehrt geſtanden ſind!" ſagte er.

Worauf die Tante: „So hab' ich's geſehen, Vetter, und zu meiner Zeit war ſogar ein Hoflager droben, denn die gefangene Prinzeſſin hat oben gewohnt und Priſon gehalten."

„Eine Prinzeſſin? wer? welche? wann? wie lang?" So fielen die Fragen ungeſtüm aus dem Munde der Weiber.

„Wenn's euch nicht zu lang dauert, will ich die ganze Sach' erzählen, wie ſie ſich verhält." — „Erzähle, erzähle Sie, Frau Barbara!" — „Nun, ſo putze in Gottes Namen das Licht, Hedwig, und Er, Vetter, geb' Er ein Bischen Ruhe dort hinter'm Ofen. Er muß ja ſchon durch und durch erwärmt ſein, ſo könnte er wohl einmal ſtill ſitzen."

Habergeis ließ ſich's geſagt ſein. Die Zuhörer rückten zuſammen und Barbara erzählte die Geſchichte von

der Prinzeſſin von Hornberg.

Wie's Einem in der Welt wunderlich gehen kann, weiß ich aus Erfahrung. Als ich ein Schnauferle von zehn oder elf Jahren war, kommt einmal des Morgens der Nachbar Kaltenſchmidt in unſre Stube und ſagt zu Vater und Mutter: Weil ich heut' nacher Hornberg verreiſen thue, um mein Gſchway zu beſuchen, ſo könntet Ihr mir wohl Euer Bäbeli mitgeben. Sie haben's dort ſo gern und die Ann' Ev ſpringt aus der Haut, wenn ſie's

Bäbeli ſieht. Hat ſie ihr nicht ver'n*) ein ſchönes Anhenkerle geſchenkt? Und ſind wir nicht morgen um dieſe Zeit wieder hieſig? — Vater und Mutter haben mich alſo dem Nachbar anvertraut, und ihm auf's Gewiſſen gebunden, richtig und jedenfalls mich zur beſtimmten Stunde wieder daheim einzuliefern. — Nun, was meint Ihr wohl? Bin achtzehn Jahr' lang nimmer heimgekommen. So geht's in der Welt. Drum haben ſie mich zu Hornberg behalten und zwar von einer Woche zur andern und iſt Jahr auf Jahr daraus geworden; und wie am End' gar mein Seliger, der zu jener Zeit in der Handlung zu Hornberg war, mit mir angefangen, „zu ſchwatzen,**) bin ich völlig dageblieben, und die Eltern ſind gekommen, uns den Segen zu geben und der Hochzeit anzuwohnen, und ich war ſchon ein paar Jahre eine Ehefrau, ehe ich ſie heimſuchte kurz vor ihrem Hinſcheiden — die braven Leute! Wie ich ſage: ſo geht's in der Welt!

Zu ſelbiger Zeit auch iſt das Städtlein Hornberg württembergiſch geweſen, und das Schloß war, wie ich meine, in gutem Stand. Es hatte ſogar noch ein paar Kanonen und eine Garniſon von drei Mann Invaliden, und der Herr Hauptmann Lang — Gott hab' ihn ſelig — hat die drei Mann und das Schloß kommandirt. Dieſer Hauptmann hatte eine Frau — leider war dieſelbe lahm — und eine Tochter, ungefähr von meinem Alter, die ihre Füße wacker brauchen konnte. Sie ſprang wohl ein halb Dutzendmal im Tage vom Schloß in die Stadt und wieder zurück, um mich heimzuſuchen, denn wir waren dicke Freunde geworden, die Langin, die Ann' Ev und ich. Der Ann' Ev ihre Eltern waren Bäckersleute und hatten nebenbei einen Weinſchank, vom Bärenwirthshaus grad gegenüber. Es ging ihnen gut, wie überhaupt dazumal dem ganzen Städtlein, weil die ſchöne Chauſſee noch nicht da war, ſondern die fürchtige Steig' nach Krummenſchiltach, wo alle Tage irgend ein Unglück an Pferd' und Wagen und Reiſenden ſich begab, von dem ſo Wagner als Schmiede und Herbergsleute guten Verdienſt hatten.

In einer gewiſſen Nacht war großes Gerumpel und viel Lärm im Städtel. Zwei große Kutſchen waren durchpaſſirt und hatten ſich aufs Schloß begeben, erzählte am Morgen der Nachtwächter. Zwanzig Mann württembergiſche Reiter waren mitgekommen, und zwar mit blanken Säbeln und geladenen Piſtolen. Ich ſelber habe dieſe Mannſchaft am Tage wieder zurückreiten geſehen; und die Langin berichtete uns gleich, es ſei oben eine gefangene Prinzeſſin angekommen, und ſie werde als eine Arreſtantin oben bleiben. Der Herzog habe ſie hergeſchickt und dem Kommandanten auf Leib und Leben befohlen, dieſelbe wohl zu hüten und nicht aus den Augen zu laſſen. Ein vornehmer Herr und eine vornehme Dame, deſſen Frau, ſeien mit der Prinzeſſin angelangt, zugleich ein Hofkaplan und allerlei Dienerſchaft, Kammerdiener, Lakaien, Kammerjungfern und ein kleiner Mohr. Es wimmle oben von den neuen Gäſten, und der Hauptmann habe ſeine eigenen Stuben abtreten und dafür eine wahre Spelunke in einem Nebenhaus des Schloſſes beziehen müſſen.

---

*) Voriges Jahr.

**) Mir den Hof zu machen.

Man kann leicht denken, was da im Städtchen für Gerede hin und herging. Eine Prinzeſſin von ſo hohem Stande, die man einſperrt, iſt doch keine ordinäre Arreſtantin, wie ſie in Arbeits- und Zuchthäuſern ſtecken. Auch beſuchte ſie der Oberamtmann, ein Herr von Biedenfeld, der ſonſt keineswegs ein gemeiner Herr war, alle Tage, die Gott gab, und fragte nach ihrem Wohlbefinden; und wenn er auf's Schloß ging, ſteckte er immer ſeinen langen Degen an, und trug den Federhut unter'm Arm. Aber, wenn einmal die böſen Mäuler ſich aufthun, da iſt's aus und vorbei, und die Hohen müſſen ſich traktiren laſſen, wie die niedrigſten Leute. So erzählte man von der Prinzeſſin, ſie habe ihren Mann mit einer Taſſe Caffee vergiften wollen; der Bediente habe indeſſen — mit Vorſatz oder zufällig — die Taſſe auf den Boden fallen laſſen; der Hund des Fürſten habe den Caffee geſchleckt und ſei auf'm Fleck elendig krepirt. Die Prinzeſſin habe aber ihren Mann vergeben wollen, weil ſie einen Liebhaber hatte, einen vornehmen Offizier aus England, einen Feldmarſchall oder ſo etwas dergleichen. Der Fürſt habe einen theuern Eid darauf geleiſtet, daß die Fürſtin nicht mehr das Tageslicht erblicken ſolle, ſo lange ſie am Leben bliebe. Item, etwas gewiſſes hat man nie erfahren, aber, wie's geht, das ſchlimmſte gern geglaubt. Wir Kinder in der Stadt ſtellten uns deshalb die Prinzeſſin vor wie eine Frau mit häßlichem Geſicht, mit falſchen grünen Augen und einem Buckel ſammt Kropf; Krallen ſtatt der Nägel an den Händen; den Mund voll von Wolfszähnen; Füße krumm und ungeſtaltet wie die des hölliſchen Feindes. Wir konnten's gar nicht glauben, als die Langin uns anvertraute, daß die Prinzeſſin eine ſchöne wohlgewachſene Frau ſei, mit freundlichen Augen und freundlichem Angeſicht; und ſie gehe geputzt wie eine Königin herum, trage ihre Haare in ſchön gepuderten Locken und ſtreiche ihre feiſten Wangen an, wie dazumal die Herrenweiber zu thun im Brauch hatten: weiß und roth. An ihren Fingern, die ſo weiß und zart wie ein Bretzelteig, führe ſie zwar köſtliche Ringe mit Demanten, aber keine Vogelklauen; ihr Mund ſei zwar voll von Zähnen, aber es könnten dieſelben eher verglichen werden einer Schnur von Perlen, als den Hauern eines Wolfs oder Wildſchweins. Und was die Füße angehe, ſo habe man in Hornberg noch gar niemals ſolche niedliche Füßchen geſehen, und ſie ſeien gar ſo herzig in den weißſeidenen Strümpfen und den hochſtöckelichen Pantoffeln von rothem Atlas.

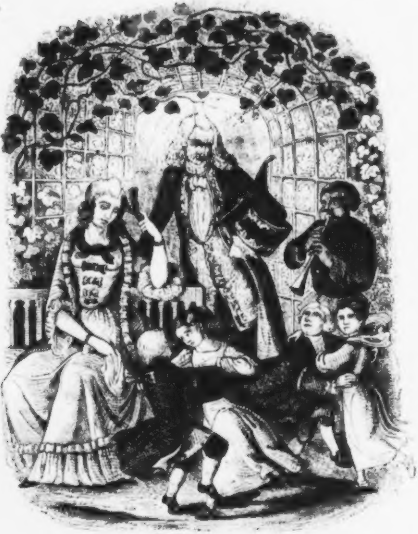
„Ei, wo haſt du denn die Prinzeſſin geſehen?“ fragten wir Kinder neugierig: „ſteckt ſie denn nicht in einem finſtern Loch? und hat nicht ihr Mann geſchworen, ſie ſolle das Tageslicht nicht mehr ſehen?“ — Da lachte uns die Langin aus, und ſagte: „So wenig ſitzt ſie im Keller eingeſperrt, und das Tageslicht iſt ihr ſo wenig verboten, daß ich ſie eben vor einer halben Stunde auf dem Wall und im Garten habe herumſpazieren ſehen — es war eine Freud' von einer Witterung, und die Sonne ſchien lieblich warm — und ſind bei ihr geweſen der Herr Graf aus Welſchland und ſeine Gräfin, und der Herr Oberamtmann von Biedenfeld und der Herr Prälat von — der Name des Stifts iſt mir entfallen — und mein Herr Vater iſt weit hinterdrein gegangen, und das Thor war ſperrangelweit offen. Hat ſie nicht auch — die Prinzeſſin — den ganzen Schloßbau zu ihrer Wohnung genommen? Drei, vier, fünf, — was ſag' ich? ſechs Stuben ſind für ſie allein hergerichtet, und iſt daneben noch ein Saal, da ſie ſpeiſt und ſpazieren geht bei ſchlechtem Wetter, und, wie ich höre, ſoll darinnen auch Tanz und Spiel gehalten werden, und die ganze adeliche Nachbarſchaft ſoll dazu kommen, hat mir der Eberhard geſagt.“

Zu merken, daß der Eberhard einer von den Invaliden und der eigentliche Schloßvogt war, der alle Schlüſſel im Sack trug, die Thore auf- und zuſperrte, und ſogar die Kanonen unter ſich hatte. Der Eberhard wußte immer alles genau, und was er nicht wußte, war nicht wahr. — Auf unſre Frage, was denn der Eberhard von der Prinzeſſin ſage, und ob er meine, ſie habe wirklich ihren Mann mit Gift vergeben wollen, meldete uns die Langin: „Hab' ihn ſchon gefragt, und ihm Aepfelküchlein verſprochen — er ißt ſie viel lieber als ſchweinene Ripplein — aber da hat er ganz beſonders den Kopf geſchüttelt, und geantwortet: er dürfe nicht aus der Schule ſchwätzen; das ſey ein Regierungsgeheimniß; es könne ſich ſo verhalten, könne aber auch anders auszulegen ſein. Mit großen Herren ſei nicht gut Kirſchen eſſen. Er, für ſein Theil, wiſſe ſchon, wo die Art begraben liege und es werde ſchon einmal herauskommen. Die Prinzeſſin ſei gar nicht ſo böſe, wie man's ausſchreie, und ſie habe ihm einen Muttergottesthaler geſchenkt, auf den er viel halte, wenn gleich er ein Lutheraner ſei. Uebrigens wolle er dafür ſorgen, daß ich — die Langin war's, die redete — einmal die Erlaubniß erhielte, der Fürſtin den Rock zu küſſen, und ihr meine Verehrung zu bezeigen. Die Prinzeſſin habe ſchon nachgeſucht, halbgewachſene Mädchen, zwei oder drei Stück, um ſich haben zu dürfen. Sie ſelber ſei zwar Mutter und habe Töchter und Söhne, aber es ſei ihr verboten, dieſelben zu ſehen, ja ſogar, denſelben zu ſchreiben, und das komme ihr am allerfatalſten vor. Sonſt mache ſie ſich nichts aus dem Feſtungsleben. Was Einem geſchehe, das ſei von Ewigkeit beſtimmt und Gottes Wille. Daran ſei nichts zu ändern."

Ich weiß nicht: hat die Langin, was ſie ſagte, ſo beweglich vorgetragen, oder hat unſer weiches Herz von ſich ſelber die Oberhand behalten, — genug: wir Mädeln haben auf einmal eine ganz andere Meinung von der Prinzeſſin gehabt und geheult wie die Narren über die arme Mutter, die ihre Kinder ſo lieb hatte, und dennoch ſie nicht ſehen durfte! Von da an war auch in einer Jeden von uns der Wunſch lebendig, die Prinzeſſin einmal zu Geſicht zu kriegen und recht lang anſchauen zu dürfen. Mit ihr zu reden — das haben wir zu hoffen uns nicht unterſtanden; was hätten wir dumme gemeine Kinder mit der vornehmen Frau ſchwätzen ſollen? Nur ſie ſehen, einen halben Tag lang anſehen und dann wieder heimgehen! das war unſer Gedanke. — Nun: der Langin und mir iſt die Freude, und noch mehr als das, geworden. Die Ann' Ev' hingegen hat die arme Fürſtin nur am Fenſter ihres Wohngemachs geſehen, wo ſie ſich ſpäter öfters nach dem Mittageſſen ſehen ließ, um den Kindern aus der Stadt, die am Fuß der Schloßmauer herumſchloſſen, ein paar Silberkreuzer oder Haſelnüſſe zuzuwerfen.

Es ging aber recht auf Spitz und Knopf mit meiner Zuſammenkunft mit der Fürſtin zu. Ich ſitze einmal unten im Hauſe und ſortire Flachs und denke an gar nichts in der Welt, als eben an den Flachs. Springt die Thür' auf, als wäre ſie mit einem Hebbaum eingerannt worden, und die Langin in die Stube, feuerflammroth, hing ihr auch ein Strumpf in lotterigen Falten um's Bein. (Die Langin war überhaupt nicht die geputzteſte; hatte immer ſo etwas von Zigeunerei an ſich.) „Je,“ ſag' ich, „was du mich erſchreckſt: Was gibt's denn? Brennt's, oder ſetzt dir der Feind nach?“ — „Bah, bah,“ macht ſie entgegen: ſteh auf, faules Menſch, leg' dich an: die Fürſtin will dich ſehen.“ — „Mich? Ach mein Gott, ſteh' mir bei!“ — Ich war frei von Stein wie des Loth vorwitzig Weib, und noch heut weiß ich nicht, wie ich in meine Sonntagskleider gekommen bin. Die Langin half mir zwar, war jedoch nicht die trefflichſte Kammerdienerin. Genug: ich ſtand auf einmal fix und fertig da, und hatte nebenbei von der Langin gehört, daß ſie am Morgen von der Prinzeſſin angeredet worden, die ſie um ihrer ſchwarzen Augen willen belobt. Hierauf habe die Langin erwiedert, ſie kenne im Stadtlein ein Madel gar gut, und daſſelbige Madel habe noch ſchönere Augen. (Ich darf euch ſagen, daß meine Schwarzapfel ihrer Zeit Reputation gehabt haben, ohne mich zu flattiren.) „Alloh,“ hat die Fürſtin geſagt: „bring' mir ſeil Maitele, und trinket heut Nachmittag den Caffee bei mir.“ — Und ſo hat mich die Langin hinaufgeſchleppt mit klopfendem Herzen, auf dem ſteilen Zickzackweg. Am Thor ſtand der Eberhard und hat mich angeſehen, als wär' ich ein Mannskerl, dem nicht zu trauen, doch ließ er uns endlich lachend hinein, und wies uns in das kleine Kommandantengartlein, wo die Prinzeſſin ſaß; hatte ein Buch neben ihr liegen, auf dem Schoos aber ein ſpanioliſch Hundchen mit langen weißen Zotteln, und utzte das Hündlein mit dem Finger, daß es ſein Mäule aufriß und hätte im Zorn was vor und um ihn ſtand, mit *einem* Drucker verſchlungen, wenn's nur angegangen wäre. — Da wir kamen, und ſchlurften langſam dem Lauberhuttel zu, wo die Fürſtin ſaß, fuhr uns der Maleſizhund an die Beine, und wir zitterten daher um ſo mehr, hatten die Arme in einander verſchlungen und hielten uns an den Schürzen obendrein. „Pſt, Coco, laß die Maiteli in Ruh'!" hat die Prinzeſſin gerufen, und ſo verkehrte der Spaniol ſein Gauzen in Knurren und verſteckte ſich unterm Rock der Prinzeſſin. Dieſe winkte mir, naher zu treten. Mit Angſt und Mühe verließ ich den Arm der Langin und knixte was ich konnte und ſchielte ſeitwärts in alle Welt hinaus, denn vor mir ſah ich nichts als Silber und Roſenroth, wie die Fürſtin angezogen war und ſie war noch daneben wohlriechend, daß man's auf ſechs Schritt ſchmeckte. — „Sieh' mich an, Närrle!" ſagte ſie — ihre Stimme war nicht ſo annehmlich wie ihre Poſtur; ſie dragonerlte ein wenig; ich ſag' hernach, warum. So erſchrack ich denn noch mehr. Und weil ich nicht folgte, ſondern immer ärger ſchielte, ſo nahm die Fürſtin mich beim Kinn, gab mir einen Ruck, und ich mußte ſie nun ſteif und knapps anſchauen, oder die Augen zumachen, und das letztere wäre gefehlt geweſen. Ich hätte eine großmächtige Ohrfeige fangen ſollen, denk' ich. Deßhalb guckte ich der Frau lieber in's Geſicht, und fand nun ſelber, was die Langin geſagt hatte. Nachdem die Prinzeſſin mich lachend und freundlich beſchaut hatte, fragte ſie mich aus. Wie ich heiße? kam zuerſt. — Anna Barbara Habergeißin, mit Reſpekt zu vermelden. — Wie alt? — Dreizehn Jahre und ſo und ſo viel Monate. — Evangeliſch oder katholiſch? — Katholiſch, durchlauchtige Gnaden. — Jetzo ging ihr erſt der rechte Sonnenſchein über die Stirn, die Augen und die angeſtrichenen Backen. Sie war ſelber katholiſch, und zu Hornberg gab's wenig Katholiken, weil ſie allzuweit zur Kirche hatten. — „Du gefallſt mir," ſagte die Prinzeſſin weiter: „ich hab' auch daheim ein Mädle von deinem Alter und zwei Prinzen." — So wie ſie nun die Prinzen genannt hatte, ſchoß ihr 's helle Waſſer in die Augen, und fuhr mit dem Sacktuch in die Höhe, und ich erſchrack ſehr, weil die ganze ſchöne Malerei auf ihrem Geſicht hätte zu Grund gehen müſſen, wenn ihr das Weinen ſo recht aus 'm ff gekommen wäre. — Aber die fürſtlichen Perſonen heulen erſtens nicht ſo lang und breit heraus, wie wir gemeines Volk, und zweitens tupfen ſie mit dem Tüchlein ganz leiſe auf die Augenlider, und ſo koſtet's doch nur ein paar Stäublein Pudermehl.

Darauf klatſchte ſie in die Hände, und wiederum fuhr ich zuſammen, denn hinter ein paar Sonnenblumenſtauden kam plötzlich ein großer magrer Mann hervor; der trug ein graues Kleid von Sammet, eine bordirte Weſte und Zwickelſtrümpfe, einen langen



Degen, einen kleinen Gottvaterhut in der Hand. Aus ſeiner ſchneeweißen langen Halsbinde ſchaute ſein ſchmales käſtenbraunes Antlitz heraus, war aber gar nicht ſchön; holzet und verraucht, als hätt' man's von einem alten geſchnitzten Chorſtuhl abgeſägt. Das war der Graf aus Welſchland. Die Prinzeſſin ſagte ihm kurz und grob: Laß' Er Seine Buben da herein. Die Kinder ſollen mir 'was vortanzen. — Hierauf verneigte ſich der Graf und ging ab wie ein Storch. — „Wenn die Grafen kommen,“ ſprach die Prinzeſſin zu uns, „ſo ſtellt euch nur nicht ſpritzig und ſchwätzt, wie euch der Schnabel gewachſen. Sie haben's gern und ich hab's noch lieber. Aber du, Langin, bind' deinen Strumpfbändel feſt, ſonſt lachen dich die Grafen aus, und überhaupt ſchickt ſich der Lottelaufzug nicht.“ — Die Langin ſchämte ſich halb todt: 's geſchah ihr aber recht.

Nicht lang, und die kleinen Grafen ſprangen daher; trug ein jeder ſchon einen Degen, ſpannenlang, ein Hutl von Pappendeckel mit ſchwarzer Seide überzogen, Schnallenſchuhe und allerlei Anhängſel; glichen den Affen in der Hundskomödie, waren jedoch recht ſchöne Buben. — Die Fürſtin ließ ſie die Röcke und Degen ablegen, und ſie mußten mit uns tanzen. Der kleine Mohr der Fürſtin machte dazu auf einer Pfeife Muſik. Mein Graf hieß Alexander, redete mehr deutſch als ſein Bruder, doch verſtand ich ihn gar wenig, trat ihm aber um ſo öfter auf die ſeidenen Füße, daß er laut aufſchrie, und die Fürſtin ſchier platzen wollte vor Lachen. — Nachdem ſie ſich ſattſam unterhalten — Gott weiß, was wir für dumme Sprünge gemacht haben — ſchickte ſie uns in das Eßzimmer der Bedienten, und daſelbſt regalirte uns der Kammerdiener mit Caffee und Bretzeln und Wein; der kleine Mohr wartete auf, und an uns kam jetzt die Reihe zu kudern und aufzuſchreien, wenn der ſchwarze Dickkopf plötzlich zum Spaß nach uns ſchnappte, als wolle er uns freſſen. — Die Grafen machten ihrerſeits allerlei Dummheiten und thörichte Sprünge, bis ihr Vater hereinſchaute, und ihnen befahl, Abſchied zu nehmen. Auf's Wiederſehen hin ſagten wir uns Adje. Der alte Graf ſprach jetzo mit uns ein paar Worte — das Deutſch war ihm ſchon beſſer inne, als ſeinen Söhnen — ſtreichelte uns die Backen, abſonderlich mir; . . . und hätt' ich's ihm doch gern geſchenkt, denn er hatte Hände, kalt wie der Tod. Endlich ſchenkte er mir von der Fürſtin wegen eine Dukate, und ſagte mir die Erlaubniß zu, allwöchentlich einmal der Fürſtin die Hand küſſen zu dürfen. Ha, da bildete ich mir 'was Rechtes ein, und die Langin wäre ſchier eiferſüchtig und neidig auf mich geworden. Doch hielt's nicht an, und wir blieben gute Freundinnen. Nun gingen wir wieder heim, ohne die Fürſtin zum Lebewohl geſehen zu haben, weil ſie juſt auf der Kegelbahn war: denn ſie kegelte wie ein Mannsbild. — Indem es ſchon ſpät war, da ich über'n Berg hinunterkam in Ann' Evens Eltern Haus, ſo waren die guten Leute bereits in Sorgen um mich geweſen; denn ſie trauten der Prinzeſſin nicht gar zu wohl; nämlich es ging von ihr die Sage, ſie habe jungen Mädchen zur Ader gelaſſen und mit dem Blut derſelben ſich gewaſchen, um jung zu bleiben; eine Lug, ſo hoch wie der Schloßberg. Wozu hätte ſie ſich denn erſt noch roth angeſtrichen?

Item: von dem Tag an kam ich alle Wochen einmal auf's Schloß zur Fürſtin, und, da ſie Winterluſtbarkeiten anſtellte, und die adelichen Herren und Damen von weit und breit dazu einlud, kam ich auch öfter, weil's an Tänzerinnen meiſtentheils fehlte. Der Damen waren nie viele, der Herren mehr, und mit den jungen Grafen tanzte nur die Langin und ich. — Die Fürſtin jedoch gab mir vor der Langin den Vorzug und plauderte oft ganz mutterſeelenallein mit mir, und am End' kannte ſie mich beſſer von außen und innen, als ich ſelbſt.

Ich meinerſeits hatte mich recht ſtark an ſie gewöhnt, und glaubte bald nicht ein Tittelchen mehr von all' dem Böſen, was ihr nachgeſagt wurde. Ein großer Troſt für mich war unter anderm einmal ein Beſuch, der, glaub' ich, von Stuttgart war, und über Nacht in Hornberg einſprach. Es war ein kurzer, dicker Mann, mit nicht ganz geraden Beinen, und in ſeinem Geſicht hatte er eine Aehnlichkeit mit dem Hanswurſt im Püppelſpiel, wenn er gleich eine Perrücke trug und einen Rock, wie ein anderer Mann. — Derſelbe logirte im Bären, wie alle Herren von Stand, und weil die Geſellſchaft Abends im Gaſthaus nicht gar groß und luſtig, ſo führte ihn die Tochter aus dem Bären zu uns herüber in den Weinſchank. Wir hatten am Abend alles voll mit manierlichen Bürgersleuten. Der fremde Herr machte ſich bald geſprächig, ſtellte unvermerkt ein paar Poſſen an, die die Gäſte viel lachen machten und brachte die Rede auf die arreſtirte Fürſtin im Schloß. — Ach, wie horchte ich mit zehn

Paar Ohren, als der fremde luſtige Herr geradezu die Parthie von der Prinzeſſin nahm, und dabei ganz ernſthaft wurde, wie man's ſeinem poſſirlichen Maul und ſeinen närriſchen Geberden niemals angeſehen haben würde! Er verſicherte geradezu, die Fürſtin ſei unſchuldig an allem, und boshafte Zuträger hätten die Feindſchaft zwiſchen ihr und dem Fürſten angeſtiftet; es geſchehe ihr himmelſchreiendes Unrecht, der Fürſt würde es nur zu ſpät einſehen und ſo weiter.

Weil nun der Spieß immerdar lieber an's Schlechte als an's Rechte glaubt, ſo gefiel den Bürgern das Liedlein nicht.

Viele mochten ſich auch einbilden, der Fremde ſei ein Spion, und wolle ſie ausborchen, um ſie bei'm Herzog ſelber zu verſchwärzen. Drum ſchlich ſich einer nach dem andern fort, und blieb der Herr endlich mit ſeinem Schoppen und meiner Wenigkeit, die das Kellermädel machte, allein zurück. Als er nun hörte, daß ich zu Zeiten mit der Fürſtin reden und mit den kleinen Grafen tanzen durfte, ſo nahm er mich auf einmal abſeits, und ſagte, indem er mir die Hände drückte, recht beweglich: „Schau Sie, mein Schatzerl: Sie könnt' mir einen recht großen Gefallen thun. Will Sie?“ — „Ach, warum nicht?“ hab' ich ihm geantwortet und dabei halb gelacht, denn der Mann ſah ſo abenteuerlich närriſch aus, und waren ihm doch die kleinen Glotzaugen naß. — Nun ſagte er mir noch heimlicher: „Ich ſeh' Ihr an, daß Sie ein brav's Diendl iſt“ — Notabene: der Herr hat eine Sprach' gehabt, wie ein Handſchuhkrämer aus Tirol oder dortherum — „und darum ſetz' ich mein Vertrauen auf Sie. Wenn ich die Prinzeſſin Auguſte mit meinen Augen ſehen könnte, ſo gäb' ich einen Finger von der Hand dafür hin; aber damit iſt's nix. Sie laſſen mich nit zu ihr hinauf. Jedennoch wollt' ich Sie, liebe Jungfer“ — ich hatte damals ſchon fünfzehn Jahre — „gebeten haben, der Frau Fürſtin Durchlaucht einen ſchönen Gruß von mir auszurichten. Ich bin der Joſeph Lattlmann — die Fürſtin kennt mich gut, und weil ſie ſo vielmal über meine Spaſſettl'n gelacht hat, ſo darf ich ſchon jetzo a biſſl über ihre Verſchmach und Priſon weinen. Die Narrheit iſt oftmals der getreuſte Hofkavalier, wenn ihre Herrſchaft am Kummerbrod kieſelt.“

Der gute Mann hat mich ganz hinterfür gemacht; um's Lachen war mir jetzo kein Bröſele mehr. Ich verſprach ihm, was er verlangte, und da ſetzte er noch hinzu, ich möchte der Fürſtin auch, aber im geheimſten Geheimniß, ſagen, ihre Söhne würden nächſtens mit ihrem Hofmeiſter auf einer Vakanzreiſe nach Hornberg kommen, und wenn der ältere Prinz ſich auch nicht gar viel aus ſeiner Mutter mache, ſo habe ſie doch der jüngere um ſo lieber. Das könne er, Tattlmann, bezeugen, und wolle alles andere der Klugheit der Prinzeſſin überlaſſen. — Verſteht ſich, daß ich ihm auch das in die Hand hinein verſprach, und ſo ging der arme Diener betrübt nach Hauſe, obgleich er ziemlich Wein getrunken, und zwar vom beſten, denn er war bei Gelde.

Am folgenden Tag war ich bald aufgeputzt, und zur erlaubten Stunde ging ich meines Wegs auf's Schloß. Ich traf's gut; die Fürſtin war allein und die neugierige Langin nicht daheim. Ich führte einen großen Blumenſtrauß mit mir, und machte ihn der Fürſtin zum Präſent. Das war nur ein Vorwand, denn die gefangene Dame hatte nicht viel Luſt an Blumen. So hob ich denn, während ſie mit dem Coco ſpielte, meinen Spruch an, und richtete zuvörderſt den Gruß vom Fremden aus. Nun hättet Ihr die Frau ſehen ſollen! Sie wurde von Herzen vergnügt, und erzählte, der Tattlmann ſei ihres Herrn Hofnarr geweſen, und habe ihr viele vergnügte Stunden bereitet. Sie hat ein Stücklein nach dem andern von ſelbigem Narren aufgetiſcht, und gelacht, daß ihr der Leib ſchotterte. — Da hab' ich zum erſtenmal gemerkt, wie leichtſinnig ſie ſein konnte, denn über der Erinnerung an des Narren Kunſtſtücke und Thorheiten vergaß ſie die längſte Zeit auf ihre Kinder, von denen ich ihr doch bald hernach berichtet hatte, was ich ſelber wußte. Da ich nun abermals von den Söhnen anhob, verſtellte ſie freilich ihr luſtig Angeſicht in ein trauriges und klagte viel; aber es war doch nicht die rechte Art. Sie ſagte nemlich wenn ſie gleich ein wenig ſchluchzte: „Was ſollen nur die Kinder hier? Warum führt man ſie hieher, als um mich zu plagen? O weh, was werd' ich da leiden müſſen? Der Graf wird mich alsdann in meine Zimmer einſperren und die Fenſter nach der Stadt verhängen und verkleiden laſſen! Ich werde nicht ſpazieren gehen dürfen, und keinen ehrlichen Menſchen ſehen, bis die Prinzen wieder fort ſind! Ich arme Frau! ich werde ohnehin ſo dick und maſtig, und das Spazierengehen wie die freie Luft ſind mir ſo nothwendig! O weh, o weh!“

Es geſchah freilich ſo, wie ſie fürchtete. Aber ich konnte halt doch nicht verſtehen, wie das Spazieren ihr mehr als alles am Herzen liegen mochte, und wurde ich gleich der Meinung, die Prinzeſſin müſſe im Kopf etwas blöde geworden ſein. Es war auch dem nicht anders; ſpäterhin — da ſie mehr Freiheit erlangte, und mit einem Bedienten oder ihrem ſchwarzen Grafen auch außerhalb der Feſtung ſpazieren gehen durfte, haben oft die Schlingel von Lakaien ſie eigentlich zum Narren haben dürfen. Wenn ſie zum Exempel ſagten: „Gnädige Fürſtin, wir bekommen Regen“ — und es war noch ſo heiter am Himmel — ſo ließ ſie ſich wie ein Schaf heimführen, damit die Spitzbuben ſich dann im Städtlein erluſtiren konnten. Die Böſewichter haben der guten Dame ganz den Kopf verdreht.

Bald ſind die Prinzen alſo gekommen. Ein Staffettenreiter brachte die Poſt, Tags zuvor, und der welſche Graf machte es, wie die Prinzeſſin vorausgeſagt. Die Fenſter nach der Stadt wurden mit Läden verſchloſſen. Im Vorzimmer der Fürſtin war der Hauptmann und ein Invalide immer auf der Wacht. Ihr ſelber ging die Gräfin nicht von den Rippen, und wo die Gräfin, war auch der Hofkaplan, den dieſe, wie's hieß, gerne ſah. Kein Menſch durfte in jenen Tagen auf's Schloß, und wär's der Groß-Mogul ſelber in Perſon geweſen.

Die Prinzen blieben nur eine Nacht und einen halben Tag in Hornberg. Ich habe ſie geſehen: ein paar ſchmucke ſchlanke junge Leute, etwa in meinem damaligen Alter. Der Aeltere hat ſich, wie ich hörte, gar nicht um ſeine Mutter bekümmert, und ſchlenzte mit ſeinem Hofmeiſter — einem ſteifen General — mit dem welſchen Grafen und dem Oberamtmann alleweil im Städtel und der Umgegend umher. Der Jüngere blieb jedoch zu Hauſe, und ſtand meiſtens am Fenſter, ſchaute das Schloß an, und ſeufzte und wiſchte ſich die Augen vielmals. Ich hatte große Bedauerniß mit dem guten jungen Herrn; zugleich aber viele Aengſten wegen meiner heimlichen Zutragerei auf's Schloß; ließ mich lang lang nicht mehr oben ſehen. — Zu ſagen iſt auch noch, daß ich zu jener Friſt meinen Seligen zum erſtenmal geſehen habe; er war Ladenjunge im Kramladen hinter'm Bären, ein feiner Bube, nur ein Jahr älter als ich, aber keck und fürwitzig, wie nur Einer mit fünfundzwanzig. Ich hab' ihn anfänglich gar nicht wohl leiden mögen und hintendrein doch ganz erſchrecklich lieb gehabt;

ließ mir auch ſowohl in der Verliebnuß, als im Braut- und Eheſtand manches von ihm gefallen, was eine andere nicht gethan haben würde, denn er war ein wenig gewaltthätig, obſchon von Herzen kindgut und in ſeinen guten Stunden um den Finger zu wickeln.

Die Tante hielt hier ein bischen inne vor Wehmuth, und nickte ein paarmal mit dem Kopfe, als wollte ſie ſagen: „Wärſt du nur noch auf Erden, du gewaltthätiger braver Kerl!“ oder „wär' ich nur ſchon bei dir, mein alter Lebenskamerad.“ — Die Zuhörer reſpektirten den frommen Augenblick und ſchwiegen, wie die Tante. Die ſchäferlich geſinnte Maria dachte an Einen, den ſie mit einemmale liebgewonnen, ohne ihm gram geweſen zu ſein, und der nun ſeit geraumer Zeit nicht ein Zeichen des Lebens von ſich gegeben. Hedwig jedoch, die neugierige Hedwig konnte ihrer Lebhaftigkeit nicht lange gebieten. „Nun, nun,“ ſagte ſie: „macht fort, Tante; was iſt ferner mit der armen Prinzeſſin geſchehen? Sie intereſſirt mich, und gewiß habt Ihr noch allerlei mit ihr zu thun gehabt. Es wäre Schade darum, wenn's nicht ſo wäre. Macht fort; ich bitt' Euch im Namen Eurer ganzen Zuhörergemeinde.“ Die Tante ließ ſich nicht allzulange bitten und ſpann ihr Garn bereitwillig weiter: „Allerdings habe ich mit der gnädigen Frau noch zu thun bekommen; denn, als ich lange nicht mehr oben geweſen war, und der enge Arreſt für ſie nicht mehr beſtand, ließ ſie mich auffordern, doch einmal wieder einzuſprechen; ſie wiſſe nicht, warum ich ausgeblieben. So faßte ich mir ein Herz und war ſo keck, meinen Beſuch zu wiederholen. Die Prinzeſſin war mit mir ſo gut, wie zuvor, und ich mußte oft dabei ſein, wenn in jenem Winter Geſellſchaft oben war, zum Tanz und andern Feſtlichkeiten. Die Prinzeſſin ſparte nichts, ihre Gäſte von Adel zu unterhalten, und die Langin und ich waren immer in unſern ländlichen Röcken zugegen und mit uns tanzten fort und fort die jungen Grafen am liebſten. Das Maul machten wir ſchier niemals auf, als wenn wir mit der Fürſtin allein waren; ſie ſchenkte uns vielerlei ſchöne Sachen, und wollte endlich gar haben, ich ſolle oben bei ihr bleiben.

Das ging nicht an. Erſtens hätten's meine Eltern und die der Ann' Ev' nicht gelitten. Und Zweitens hatte ich ohnehin ſchon genug Verdruß mit meinem Liebſten wegen meiner Hoffart im Schloſſe. Hat ſich der Flegel, mein Seliger, nicht einmal vor mich hingeſtellt — war ganz ſchwarz um's Maul, denn er hatte Syrop genaſcht — und hat raubauzig zu mir geſagt: „Ich weiß, Bäbeli, daß du mit dem Grafen Alexander 'was haſt, und ich will das nicht leiden. Ich verbiete dir, mehr auf das Schloß zu gehen, oder es iſt mit uns aus, und ich heirathe dich einmal nicht, und wenn ſich die Welt auf den Kopf ſtellt?“ — Der Syropfreſſer hätte mich beinahe erſchreckt mit ſeinem Gethun und Gebrummel; aber expreß habe ich ihm nicht gefolgt, ſondern meinen Staat angelegt und hollops *) den Weg nach dem Schloſſe genommen.

Die Fürſtin war allein mit einer Flaſche Burgunderwein und einem großen Kuchen. Sie hatte ſich ein wenig an's Trinken und Vieleſſen gewöhnt, vor lauter Langeweile. Geſprächiger als ſonſt, nahm ſie mich bei der Hand, lobte mich als ein braves Mädchen, ſagte, ſie halte mich für eine verſchwiegene Perſon, die ihr ergeben ſei, und fragte, ob ich mit dem Schreiben wohl umzugehen wiſſe? Das letztere konnte ich mit gutem Gewiſſen behaupten; ich ſchrieb zu meiner Zeit einen guten Stiefel, und zwar recht geſchwind. — „Brav!“ macht darauf die Prinzeſſin: „bring' mir einmal etwas von deiner Schrift; aber daß es niemand weiß. Ich ſoll nichts Geſchriebenes leſen und ſelber nicht ſchreiben. Sie haben mir Feder, Papier und Dinte ſchon längſt weggenommen. Alſo nimm' dich in Acht, Bäbeli.“ — Ich ſagte es zu. Sie bot mir ein Glas Wein an, wofür ich dankte. Dann ſagte ſie wiederum: „Es iſt beſſer, wenn du, als meine Freundin, unten im Stadtchen bleibſt. Du kannſt mir einmal beſſer dienen dort unten, als wenn du im Schloſſe wohnteſt. Zudem iſt wenig Platz hier, und die Leute ſind nicht zu empfehlen. Der Beſte hier oben hat, wie ihr ſagt, eine Art geſtohlen. Glaube den Mannsbildern und den Weibern nicht das kleinſte Wörtlein; ſie ſind falſch wie Galgenholz. Der ſchlimmſte aber iſt der Savioli.“ — So hieß der welſche Graf. Gerade dieſer war ſeit einer gewiſſen Zeit gar freundlich mit mir, und hätte gern erlaubt, daß ich auf's Schloß gezogen wäre. — Ich wunderte mich im Stillen, daß die Fürſtin mich vor dem alten Grafen warnte, ſo wie mein Liebſter mir den jungen verboten haben wollte. Am nemlichen Tag merkte ich jedoch etwas. Denn, wie ich fortgehe von der Fürſtin, und über den Hof komme, winkt mir der

---

*) Haſtig.

alte Graf über den Gartenzaun und ſagt zuckerſüß: „Komm, Babet, ich muſſen dir nothwendig 'was ſag'.“ — Ich hab' kein Arg, gehe zu ihm in den Garten und in die Lauberhütte, von der ich ſchon geſprochen. Da ſtellt ſich der Savioli in einen dunkeln Winkel, heißt mich an ihn treten, und ehe ich's mir verſehe, hat er mich bei'm Kopf, und will mir, Gott verzeih' ihm die Schande und Sünde! will mir einen Kuß geben. Ich mach' kurzen Prozeß und ſchreie auf. Er küßt mich, ſtatt auf's Maul, hinter's Ohr, weil ich mich ducke; und auf einmal ſteht die Gräfin, quittengelb vor Aerger, neben ihm und gibt ihm auf den Ohren-Kuß eine Ohrfeige, die geknallt hat. Das war recht und zur rechten Zeit. Ich hätte gern noch einen Kuß ausgehalten, wenn der ſchwarzgraue Böswicht noch eine ſolche Ohrfeige bekommen hätte. Der welſche Teufel murte auch nicht, denn ſeine Gräfin hatte ihm das Neujahr ſchon lang abgewonnen und war Meiſter im Haus. „Marſch!“ ſagte ſie dann zu mir: „der Kerl hat, was ihm gehört; aber wenn du's Maul aufthuſt und verſchwätzeſt, was du geſehen, ſo komme ich hinter dich!“ —

Sie brauchte nicht mir's zweimal zu ſagen. Ich flog den Berg hinunter, und hab' erſt ein paar Jahre darauf das Hiſtörle verſchwätzt. — Nun war mir das Schloß ziemlich verleidet, aber die Fürſtin hatt' ich merkwürdig lieb, brachte ihr von meiner Schrift, die ſie belobte, kam jedoch nur dann und wann, von Zeit zu Zeit zu ihr, weil ich mich vor meinem Liebſten, vor dem Grafen und vor ſeiner Frau entſetzlich fürchtete. Auch der Hauptmann ſah mich verdrießlich an, weil ich beſſer bei der Fürſtin ſtand als ſeine Tochter, und die letztere hatte viel von ihrer Freundſeligkeit gegen mich verloren. — Mit meinem Seligen kam's wieder zu gutem Vernehmen. Aber plötzlich war der Winter wieder da, und 's gab wieder Ball und Spiel auf'm Schloß und der Oberamtmann befahl mir, zur Prinzeſſin, die nach mir verlangte, hinaufzugehen. Ich thats mit Zittern und Zagen hinterm Rucken meines Holderſtocks.

„Weil du dich ſo rar machſt,“ ſagte die Fürſten unter vier Augen zu mir, „ſo mußt du mir einen Dienſt erweiſen. Wir haben bald eine Maskerade; ich möchte als eine Schwarzwälderin darauf gehen. Verſchaff' mir nach und nach die Montur; darf aber nichts fehlen, und ſagſt Niemand nur's Wörtle. Da iſt Geld, und mach' deine Sachen klug.“

Sie gab mir weit mehr, als nöthig war, und behielt nur einen Dukaten Taſchengeld. Man ließ ihr nicht viel Geld in Händen. Was ſie im Spiel verlor, bezahlte der Graf, ſo wie alle Lieferungen für's Haus. Die Fürſtin ſoll dreißigtauſend Gulden per Jahr zu verzehren gehabt haben aber — mein Gott — das langte nicht zu dem Saus und Braus mit vielen Gäſten, ſo geiſtlich als weltlich. Wurde auch nach und nach alles redlich bezahlt; nur war's in dem Sack der Fürſtin oft ſchlechter beſtellt, als im Sack einer Bettelfrau.

Ich machte es, wie ſie's begehrte, und trug ihr Stück für Stück von der Montur hehlings zu. Mit dem Hut ging's am härteſten, doch ſchwärzte ich auch dieſen ein. Die Sorge und die Heimlichkeit ſetzten mir indeſſen arg zu, und ſchnapps wurd' ich krank, und mußte zu Bett liegen. Es kam ein hitziges Fieber, und mit den Winterluſtbarkeiten war's vorbei; Gottlob, nicht alſo mit dem Leben!

Die Fürſtin ließ ſich oft mit Eifer nach mir erkundigen, ſchickte nicht ſelten einen Lakai, oder eine Kammerjungfer, daß ſie nach mir ſahen, und, als ich mich erholte, bekam ich ſüßen Wein von ihr und in Zucker eingemachtes Obſt. Ann' Ev' und die Langin prieſen ſie endlich ſelber als meine Wohlthäterin, und mein Seliger, der eine große Freude hatte, als er mich gerettet ſah, meinte trotz ſeiner Ungeſchliffenheit, ich müſſe, ſobald ich geſund ſein würde, hinaufgehen und mich für ſo viele Gnade bedanken. So that ich auch; es war mein zweiter Ausgang. Das Frühjahr war himmelheiter in's Land gekommen, und mein Ladenſchwengel und die Langin führten mich den Berg hinan. Der erſtere wartete am Thor, die letztere ging mit mir zur Fürſtin.

Sobald die Prinzeſſin hörte, daß ich im Vorzimmer ſei, eine Audienz zu erbitten, ſo kam ſie uns bis an ihre Stubenthüre entgegen und redete mich ſehr gnädig an: „Weil du nur wieder da biſt, Bäbeli! Ich habe viel Angſt um dich ausgeſtanden, armer Narr! Sieh, ſieh, du biſt recht weiß und ſchmal geworden; aber das wird ſich ſchon wieder machen, faß' nur Muth.“ — Nun fing ich meinen Lob- und Dankpſalm an, aber ſie ließ mich nicht ausreden. „Ich hab' dich lieb,“ ſagte ſie, „und wenn die Leute, die uns lieb ſind, erkranken, ſo fragt man nach ihnen und thut eben, was man kann. Das Beſte muß aber Gott thun, und darum gebührt ihm allein der Dank. Ja, ja, du biſt mir recht an's Herz gewachſen; ich hab' viel an dich gedacht, und habe nicht einmal die Maskerade halten laſſen."

Während ſie redete, ſchaute ich ſie ebenfalls aufmerkſam an, wie vorhin ſie mich angeſchaut hatte, und fand, daß ſie an Feiſte ſo zugenommen, wie ich an Magerkeit. Sie ſtrich ſich nicht mehr die Backen an, weil's unnöthig war. Glitzerten ſie doch, als ob ſie mit rothen Ranen angemalt wären. Ihre Augen waren gar unruhig, und ſie ſchnaufte ſtark. Nachdem ſie mit der Langin ein Paar Worte geredet, gerade nur um zu reden, ſprach ſie mich plötzlich an: „Komm mit; ich will dir etwas zeigen. Warte Sie da ſein auf uns!" hieß es zur Langin. Die bekam vor Verdruß auch einen rothen Kopf, wie die Fürſtin von dem Arreſt; aber was wollte ſie machen? Ich ging denn mit der Fürſtin in die dritte Stube, und da erwiſchte ſie eine Schnur mit Korallen und hing ſie mir um, ſagend: „Das iſt für dich." — Als ich ihr die Hand küſſen wollte, zog ſie dieſelbe weg, und fuhr mit kurzem Athem — ich meinte, die Bruſt müſſe ihr zerplatzen — fort, aber ganz heimlich: „Ich habe ſchon nach dir ſchicken wollen, aber ſo iſt's beſſer. Wenn du mich lieb haſt, ſo paß' auf: geh heim und ſchreib', daß es niemand merkt, auf ein Zettele: Mein Herz! es ſoll ſein, wie du's haben willſt. Die Zeit iſt recht, ich zähle auf dich. — Kannſt du das behalten?" — Ich wiederholte den Spruch zweimal und ſagte „Ja." Nun ſagte die Prinzeſſin ferner, wie zuvor: „Am künftigen Sonntag, zwiſchen neun und zehn Uhr Morgens, mußt du in eurem Bäckerladen allein am Fenſter ſein, und es wird ein fremder Bauer kommen, und dich um einen Kreuzerweck anreden. Derſelbe wird eine Pfauenfeder auf dem Hut, und im Maul ein Veilchen haben, und dir ein bayriſches Halbguldenſtück mit dem Löwen und Wappen hinhalten. Du gibſt ihm aber mit dem Weck obiges Zettele. He, willſt du?"

Ich zitterte wie das Laub, aber nickte mit dem Kopfe. Noch einmal ließ mich die Fürſtin wiederholen, was ich ſchreiben ſollte, und ſetzte bei: „Bedenk'! mein Kind, daß deine Verſchwiegenheit und dein Geſchick mich glücklich machen kann; aber mein Unglück wär's, wenn du mich verrathen würdeſt."

So war ich denn in einer Verſchwörung drinnen, und zum Ausplaudern von Natur gar nicht gemacht; man hätte mir die Welt bieten können, 's hätte nichts genutzt, wenn ich ſchon wahre

Judenängſten hatte. Dagegen legte ich von meiner Verſchmitztheit gleich eine Probe ab, denn ich bat die Fürſtin, ſie möchte auch der Langin etwas ſchenken, damit ſie nicht in ihrem Verdruß etwa einen Argwohn ſchöpfe. Die Fürſtin lobte meinen Verſtand, und machte richtig der Langin auch eine Schnur von etwas kleinern Korallen zum Präſent. Das erlabte und beruhigte das eiferſüchtige Mädel.

Ihr könnt euch einbilden, daß der Zettel lang vor dem Sonntag geſchrieben und abgeſchrieben war, und daß ich zur angeſetzten Zeit am Ladenfenſter ſaß. Ich konnte das wohl richten. Meine Leute gingen auf ein ziemlich entferntes Dorf zur Kirche, und mich entſchuldigte mein halbkranker Zuſtand. O, wie mir's Herz ſchlug! was ich mir für Gedanken machte! Endlich — 's ging ſchon wacker auf zehn Uhr — kam der angezeigte Bauersmann daher mit Pfauenfeder und Veilchen und bayriſchem Halbguldenſtück. Dafür nahm er, ohne das Geſicht zu verziehen, den Weck und Zettel, und ging ab. Ich ſah ihm lang nach. Ihm preſſirte es gar nicht. War ohne Zweifel ſchon lang zu ſolchen Gängen abgerichtet.

Ich gab bei Gelegenheit der Fürſtin Nachricht, und nun war lange Zeit Ruhe. Ich geſundete immer mehr, kam immer ſeltener auf's Schloß, weil's mit meinem Seligen immer beſſer ging, und wir ſchon vom Heirathen redeten, wenn er ſein eigener Herr ſein würde. Doch war er ſchon vom Lehrbuben zum Ladendiener vorgerückt, und ziemlich manierlich geworden. So hatt' ich ihn alſo lieb und plauderte an warmen Sommerabenden gern mit ihm, auf der Gaſſe vor allen Leuten ſpazierend.

Einſtmals jedoch — 's war am Vorabend des Markts, das Wetter war trüb, und drohte mit Regen, wie immer zur Jahrmarktzeit, mein Liebſter war ſchon da geweſen, mir im Flug gute Nacht zu ſagen, denn er hatte alle Hände voll zu thun, und ich nicht weniger, weil viele Leute zum Markt ſchon in die Stadt gekommen, und noch weit mehrere zu erwarten waren. — Auf einmal kommt der Invalide Eberhard in unſern Weinſchank und ſo wie er an mir vorbeigeht, blinzelt er, und ſagt mir geſchwind in's Ohr: „Bäbeli dein Schatz iſt draußen, hat nothwendig mit dir zu ſchwatzen. Es werde nicht lang dauern, ſagt er.“ — Obſchon es mich wunderte, von dem Eberhard, mit dem ich niemals beſonders Freundſchaft gehabt, die Botſchaft ausgerichtet zu bekommen, ſo hatte ich doch kein Mißtrauen, und trat hinaus auf die finſtre Gaſſe. Am Eck des Hauſes ſtand eine Mannsperſon, die mich, da ich fragte: „biſt du's, Aloys?“ bei der Hand ergriff, aber zugleich mir den Mund zuhielt, und mich ſchnell in's Seitengäſſel beim Amthaus zog. Ich war ganz vertattert, hätte beinahe geſchrieen, aber zum Glück ſagte der Fremde zu mir, mit einer ſehr weichen Stimme: „Fürcht' dich nicht, Mädle. Ich will dir nur für den Brief danken, den du mir geſchrieben haſt.“ — „Einen Brief?“ — ich hatte ſchon lang auf den Zettel vergeſſen, den der Pfauenfedermann geholt hatte. — Wie aber der Fremde, der ein Herr war, und nicht ein Bauer, beiſetzte: „ich danke dir auch, daß du die Fürſtin ſo lieb haſt;“ da merkte ich gleich, wo es hinauslief. Ehe ich aber antworten konnte, hatte mir der Herr ein Päckchen in's Mieder geſchoben, ſagte: „mach nur morgen deine Sachen gut!“ und — fort war er.

An jenem Abend iſt niemand mehr mit mir zurecht gekommen. Ich gab nichts als verkehrte Red' und Antwort. Zum Glück ging der Eberhard bald fort, ohne viel zu ſchwätzen, denn vor ihm hatte ich Furcht. Ich wußte nicht, wie er in der geheimen Sach ſein konnte, und auf dem Herzen lag mir das Päckchen, wie Blei. Ich hätte gern geſehen, was darinnen, ich hätte gern gewußt, wer mir's gegeben, und mit mir geredet, und was überhaupt die heimliche Hiſtorie zu bedeuten hatte! Und doch war ich nicht allein, ſondern unter vielen Menſchen! Niemals hab' ich mich ſo viel nach dem Bettzipfel geſehnt, und meine Unruhe war groß. Deshalb machte ſie mich bleich, und der Bäcker ſagte: „Was hat nur wieder das Bäbele?“ und die Bäckerin ſagte: „Sie iſt eben noch ſchwach. Ann' Ev'! führ' ſie in's Bett!“ Und der Ann' Ev' ſagte ich alsdann: „Geh' nur wieder hinunter, ich ziehe mich ſchon ſelbſt aus, und das Schlafen thut mir noth.“ — Die Ann' Ev' fort, und die Thür verriegelt, und das Päckel aufgemacht, war eins. Ha, das Papier war voll von Geld!

Die zwanzig Thereſiendukaten — ich habe ſie noch — machten mir viel zu ſchaffen, und in ſelbiger Nacht iſt von mir nicht viel geſchlafen, aber ziemlich gefiebert worden. Ein Wunder, daß ich nicht abermals krank geworden bin! Das war ein Kampf! ſollte ich das Gold behalten, oder nicht? Wem jedoch es zurückgeben? Was wollte man dafür von mir? Mach' deine Sachen gut! hatte mir der Herr geſagt, aber, um Jeſuwillen, was ſollte ich denn thun? War mir doch nichts bewußt! Wer war der fremde Herr? War's etwa der engelländiſche General, der Liebhaber unſrer Fürſtin? Da hatt' ich mich der Sünde gefürchtet, nur eines Fingers breit dazuzuthun. Aber 's konnte ſchier nicht ſein. Der Herr ſchien noch ſo jung, und hatte eine Stimme wie ein Mädel und nicht wie ein General, und weiche kleine Hände, weich wie eines Barbierers Hände. Nein, das war kein Soldat, und die Fürſtin war doch ſchon paſſabel alt, und ihr General konnte doch wahrhaftig nicht im Alter ſtehen geblieben ſein. — Wie um's Himmelswillen kam der Eberhard mit dem jungen Herrn zuſammen, und was ſollte denn losgehen?

In meinem Kopfe ging's um, daß mir ſchwindelte. Aber endlich ſchlief ich ein wie ein Sack, mit Reſpekt zu melden, und ſchlief ſo lange und ſo feſt, daß ich nicht hörte, wie oft die Ann' Ev' an meine Thüre klopfte, mich zum Morgeneſſen zu wecken, und daß ich nur aufwachte, als der Bäcker auf einer Leiter an mein Fenſter geſtiegen kam, um zu ſehen, ob ich noch am Leben ſei. — Ich ſchämte mich; aber das war bald vorbei. Heute, am hellen Tage, gefielen mir die Dukaten und ich dachte bei mir: welche Augen wird der Schatz machen, wenn ich ihm einmal die Mitgift zeige? — Der helle Tag iſt doch eine gute Einrichtung. Da hat man ſchon mehr Kourage und lacht oft über Sachen, die man fürchtete zur Nachtzeit.

Wie geſagt: wir hatten Markt und die Stadt lief ſchwarz voll mit Menſchen; ein lebendiger Ameiſenhaufen iſt dagegen todt. Viele hundert Leute ſtießen und drängten ſich in den engen Gaſſen, wo die Miſthäufen mehr Platz wegnahmen dazumal, als die Häuſer ſelbſt. Krämer und Käufer ſchrieen durcheinander. Den ärgſten Sabbat machte aber die große Trommel und Trompete in einer mit Leinwand verhängten Hütte, worinnen wildes Gethier zu ſehen war. An der Thür der Hütte in einem großen Eiſenkäfig, ſaß ein alter Bär mit rothen Augen und war ſchon viel kahl in ſeinem Pelz, als hätten ihn die Ratzen angefreſſen gehabt; auf einer Stange daneben ein Aff mit wüſtem Geſicht und noch wüſterm Hintertheil. Dort drängten ſich die Leute am meiſten. Es war noch niemals eine ſolche Thierboutike zu Hornberg geweſen; ein Kameel ausgenommen, und waren ſchon vier bis fünf Jahre darüber vergangen. —

Der Fürwitz hat mich ebenfalls an die Butich getrieben.

Die Ann' Ev' war bei mir; ihre Eltern wußten nichts davon; wir waren juſt ſo durchgewiſcht. Wir ſchauen den Affen, wir ſchauen den Bären an; ich denk' an nichts übles, ſondern nur an die Beſtien; auf einmal ſtößt mich die Ann' Ev': „Du, ſchau 'mal den Herrn dort drüben, wie der uns anglotzt! Die Betrachtung!“ — Ich ſchau hinüber und mein', ich ſehe den fremden Herrn von geſtern. Meiner Zeit hatt' ich Augen wie ein Sperber. Ich erſchrecke. Er glotzt herüber, ohne zu muxen. „Komm mit!“ ſagt die Ann' Ev', und zerrt mich davon. Noch einmal ſchau' ich mich nach dem Herrn um: er legt den Finger auf den Mund und zeigt nach dem Schloß. —

Jetzt ſchoß mir's Blatt, jetzt ging mir 'ne Fackel im Hirn auf. Der Herr war meine alte Bekanntſchaft. Er war der junge Prinz, der vor mehreren Jahren im Bären logirt und ſo oft zum Schloß hinaufgeſeufzt hatte. Freilich war er jetzo groß und herriſch geworden, ſah übrigens jetzo gar nicht aus wie ein Prinz, ſondern eher wie ein Jägerburſch auf der Wanderſchaft . . . aber ich kannte ihn doch, und: „holla!“ dacht ich in meinem Sinn: „gewiß will jetzo der Prinz ſeine Mutter ſehen und beſuchen, und koſt' es, was da wolle! Und dazu helf' ich mit Freuden, denn auch ich hab' meine Mutter gern und lieb, und wenn ſie, weiß Gott was, gethan und geboet haben ſollte!“

Dergeſtalt vernahm ich daheim mit Freuden, daß vom Schloß geſchickt worden ſei, ich möchte um drei hinauf zur Fürſtin kommen, und ihr vom Markt und den wilden Thieren 'was erzählen. Der Bäcker wollte mich zwar nicht gern vermiſſen, da wir viele Leute hatten, aber die Bäckerin ſagte: „das Menſch iſt noch gar blöd, und beſſer iſt's, ſie ruht ſich noch ein wenig aus.“ — Item: um drei Uhr ſchlenz ich auf's Schloß. Meine Dukaten beinebens gefagt, trug ich im Mieder bei mir, damit ſie nicht verrathen würden.

Da ich in's Thor kam, ſo wundere ich mich ſchon, daß alles ſo öd und ſtill umher. Der Invalide Eberhard lehnt an der Kanone, lacht mich vertraulich an, und ſagt: „Ihre Kameradin, die Langin iſt auf'm Markt, meine Kameraden ſind auf'm Markt; ſchier die ganze Dienerſchaft iſt auf dem Markt, die wilden Beſten zu ſehen. Geh' Sie getroſt hinein zur Durchlaucht, 's iſt niemand bei ihr, als die Beſchließerin.“ — Nun, ich mache, daß ich am Eberhard vorbeikomme, und finde richtig die Marianne bei der Prinzeſſin, aber ſie war zwiſchen Schlafen und Wachen, weil ſchwer benebelt — nemlich die Beſchließerin. Sie ſaß wie ein Klotz auf'm Seſſel, vor ihr ſtand eine Flaſche, woraus die Fürſtin ſie getränkt hatte. „Geſchwind!“ macht die Fürſtin zu mir, und war ganz roth und glühig vor Hitz und Jaſt — „da herein!“ — Ich mit ihr in die Kammer, da wirft ſie ihren Pudermantel weg, und ſteht als eine Baurin vom Tryberg oder Furtwangen vor mir. Das war der Anzug, den ich ihr geliefert hatte. — Weil ich zu Stein werden wollte vor Erſtaunen, ſagt ſie noch einmal: „Geſchwind, ſetz mir den Hut auf, und alsdann Alloh marſch zum Schloß hinaus. Unten am Berg wartet mein Sohn mit Pferd und Wagen. Der Eberhard iſt von ihm gewonnen. Ich bin in Freiheit, ehe es noch Vier ſchlägt.“

„In Freiheit!“ rief ich voll Freud' und doch voll Traurigkeit. Die Freiheit hätt' ich ihr wohl gegönnt, aber die Wohlthäterin und gnädige Freundin ungern verloren. Sie verhielt mir das Maul, wie geſtern ihr Sohn, der junge Prinz; ich that, was ſie wollte, mit bebender Hand, und „Geſchwind noch einmal!“ ſagte ſie, nahm mich bei der Hand; eine kleine Stiege hinab zu einem kleinen Thörl: das war nur angelehnt. Patſch! draußen waren wir, in den Stauden am Schloßberg. Die Fürſtin ſtützte ſich auf meinen Arm zentnerſchwer; wir kamen langſam von der Stelle, mehr todt als lebendig, mehr verwirrt im Haupt, als bei Sinnen. „Wenn nur der Savioli nicht zu früh aus ſeinem Mittagsſchläfchen aufwacht!“ ſagte die Fürſtin, und hielt an, um zu ſchnaufen. „Plötzlich — Bum! geht ober unſern Häuptern ein Kanonenſchuß los. „O weh! verrathen!“ ſeufzt die Fürſtin, und läßt ſich gerade zur Erde niedergeben. Ich weiß nicht, wie's geſchah, aber juſtement zur nemlichen Zeit kam ein Mann in Eil' uns entgegen; war jedoch nicht der Prinz, ſondern — ach Unglück, der Oberamtmann ſelber. „Herrgott!“ rief er die Fürſtin an: „Ihro Durchlaucht haben's auf mein Verderben abgeſehen! Das darf nicht ſein!“ — „Mein Sohn! mein Sohn!“ lamentirte die Prinzeſſin. Worauf aber der Amtmann: „den arretirt jetzo gerade der Hauptmann Lang. Der Eberhard hat am Prinzen und an Ew. Durchlaucht den Spitzbuben, an uns aber Gott ſei Dank den braven Kerl gemacht. Geben mir Durchlaucht den Arm und kehren wir um. Aber Sie, Jungfer, marſch nach Haus, wenn Sie nicht in's Loch ſpazieren will. Ich mag Sie nicht geſehen haben, und Sie ſoll in Ruhe bleiben, weil Sie ein unſchuldig verführtes Gänslein iſt. Schweige Sie jedoch mäuschenſtill und laſſe Sie ſich in ihrem Leben nie wieder hier oben verwiſchen, ſonſt geht's nicht gut!“ — So ließ er mich ſtehen, und ſchleppte mit Mühe die Fürſtin in ihre Priſon zurück. — Wie ich heimkam, weiß ich heut noch nicht. Es wurde groß Geſchrei in der Stadt, und jedermann wollte mich ausfragen, aber von mir war nichts herauszubringen, und die Sache wurde endlich vertuſcht. Was aus dem Prinzen geworden, weiß ich nicht. Auf's Schloß bin ich richtig nicht mehr gekommen. Die Langin iſt nach der Hand der Prinzeſſin als ein Kammermädel und Aufpaſſerin beigegeben worden, und hat vor lauter Vornehmigkeit allen Umgang mit mir aufgehoben. Ich habe mich darüber tröſten müſſen, und auch wirklich getröſtet. Punktum.“

„Ei was!“ rief die muntere Hedwig aus: „nichts da Punktum. Wollt Ihr uns nicht einmal mehr ſagen, Tante, was aus der Fürſtin, der armen Gefangenen, geworden iſt?“ — Nachdem Herr Habergeis bemerkt hatte, daß die Benennung „Tante“ in ſeinem Hauſe als ein franzöſirender Unfug, der ſich für ſchlichte Landleute nicht ſchicke, verpönt ſei, und Hedwig ſich von ſolchen Unarten zu beſſern habe, ſetzte die Tante ihrer Erzählung noch das nöthige bei:

„Die Fürſtin hat nach der verunglückten Deſertion noch manches Jahr gelebt, iſt aber immer ſchwerfälliger und blöder geworden. Die Tafel, Karten- und Kegelſpiel war ihrer Tage Luſt und Beſchäftigung. Endlich — einſtmals am Dreifaltigkeitsſonntage, nachdem ſie dem Feiertag zum Trotze ein großes Kegelſchieben gehalten, begab ſie ſich ſehr ermüdet zu Bett, und iſt nicht mehr aufgeſtanden. Man fand ſie am Morgen todt, mit aufgeſchwollenem Hals und violettem Angeſicht. Da ſagten die Leute, der böſe Feind habe ſie wegen des frevelhaften Spiels geholt; ich denke aber, und ſo meinte auch der Herr Phyſikus, es werde ein Stickfluß geweſen ſein, der ihrem Leben ein Ende gemacht hat. — Ich hatte nicht viel Zeit, ſie zu beweinen, denn ich war ſchon verheirathet, aber die unglückliche Prinzeſſin wird, ſo glaub' ich, in Hornberg jetzo noch nicht ganz vergeſſen ſein.“

Die Erzählung war aus, die Abendunterhaltung ebenfalls. — Als die beiden Schweſtern ihr Kämmerchen ſuchten, ſpaßte Hedwig viel über den Hofhalt der gepuderten und geſchminkten Fürſtin, über ihren Coco und den poſſierlich ſchnarrenden Mohrenzwerg; Maria jedoch ſeufzte mit elegiſchem Ausdruck: „Laß doch deine

Scherze! Laß ruhen das Herz, das, ich zweifle nicht, die Liebe gebrochen! Ach, wie nicht das erſte, wird's auch nicht das letzte geweſen ſein!“ — Ohne Mühe verſtand Hedwig die empfindſame Anſpielung. Demungeachtet entſchlummerte ſie lachenden Mundes, Maria in Thränen.

Fünfter Abend.

Vater Habergeis kam ſehr böſe am nächſten Abend nach Hauſe. Er war drüben im Amtsorte bei dem Bezirksförſter in Holzangelegenheiten geweſen, und hatte von demſelben gehört, er ſei an einen andern Ort verſetzt worden, und ſchon am andern Tage würde ſein Stellvertreter eintreffen. „So hat man's;“ räſonnirte Habergeis, in ſeinen plumpen Stiefeln die Stube durchmeſſend, worinnen ſeine Frau, Tante und Töchter bereits beim Lampenſchein mit Arbeit beſchäftigt ſaßen: „So hat man's. Kaum iſt der arme Teufel auf dem Lande an einen honetten Beamten gewöhnt, bumms! wird er anderswohin gethan. O welch ein Gräu'l iſt doch die Staatsdienerei! Niemals Herr ſeiner Zeit, Herr ſeines Hauſes, nirgends eine Heimath! Ich wollte erſt nicht einmal darüber ſchelten, wenn der Landbeamte immer in's beſſere Neſt verſetzt würde. Eine Zulage, ein höherer Titelgrad entſchädigen gewiſſe Leute für viele Unannehmlichkeiten. Aber von A wieder in A, wohl gar von A in's Z verſetzt werden, das iſt heillos. Der brave Förſter hat's im neuen Neſt gerade ſo ſchlecht und gut, wie im alten; daher iſt's nur eine reine Schinderei. Wollte mir's auch noch gefallen laſſen, wenn nur immer der beſſere Mann nachkäme! Aber das Beſſere kommt niemals nach. Wer ſitzt jetzo an meiner ſtatt in Karlsruh? an meiner Kaſſa, an meinem Pult? Pfui Jammer! Nun denn: eben ſo geht's mit dem Förſter. Er iſt ein Biedermann, ein Bürgerlicher, der ſeine Sache verſteht, ohne Hoffart, ohne Anmaßung, ohne Stammbaum mit einem Wort. Gott beſſre es mit den Stammbäumen! Nun: der Nachfolger iſt einer von Adel, wahrſcheinlich ein junger Naſeweis aus vornehmem Haus, ein Sporenträger und Allerweltscourmacher . . . . .“

Hedwig lachte auf. — „Vater,“ ſagte ſie: „das letztere Eurer Worte ſchickt ſich nicht für einen Bauersmann.“ Maria, ganz im

Gegenſatz zu ihrer geſtrigen Haltung, lächelte vor ſich hin, ſtill und halbverſtohlen, wie ein im Innerſten ſeliger Knabe, der ein Vogelneſt weiß und es für ſich behält, damit ihm die Kameraden nicht mit dem Ausnehmen zuvorkommen.

Habergeis erwiederte der Hedwig: „Da hat auch einmal eine blinde Henne das Waizenkorn gefunden. Recht haſt du, und man iſt nie zu alt zum Fehlen und Lernen.“

„Wer iſt denn der neue adeliche Förſter?“ fragte die Mutter. Hedwig und Maria wurden zugleich feuerroth. Habergeis drohte ihnen erzürnt mit der Fauſt. — „Daß Ihr Euch nicht leichtſinnige Gedanken macht, Ihr Mädeln! Kaum ſpreche ich von einem naſeweiſen Herrn Von, und ſchon geht's hellauf in Euern Geſichtern, und was gilt's, Ihr träumt ſchon von einem zierlichen Jägersmann mit Federn auf dem Hut, der Euch den Hof macht, der Euch zum Tanze führt und unſer ſtilles Hausweſen von Grund aus ruinirt? Aber ich will Euch den Brei verſalzen, und der Laffe ſoll mir gewiß nicht über die Schwelle. Weiß nicht einmal, wie er heißt. Der Förſter weiß es auch nicht. Iſt gleichviel. Hans oder Kunz... Die Herren vom Adel ſind alle über einen Leiſt geſchlagen, und taugen alle mit einander nichts. Laßt Euch die Späſſe vergehen, Ihr Dirnen. Ein braver Landwirth, ja wohl — den laß ich mir gefallen und ſpendire meinen Segen; aber wenn ich eine von Euch einem Adelichen gebe, ſo will ich . . . . .“

„Nur nichts verredet!“ fiel die Mutter ein, und Maria rief heftig erſchrocken: „Aber Vater! wie ſchwatzt Ihr doch ſo läſterlich und heidniſch!“ — „Man kann's ſchier nicht anhören,“ ſchmunzelte Hedwig.

Indeſſen kam der Pfarrer herein, mit dem Bürgermeiſter und Gemeindeſchreiber; alle drei ſehr angegriffen, und auf einen Stuhl ſinkend, ſagte der erſtere: „Ein Glas Wein, Mutter Habergeis, wenn Ihr ſo gut ſein wollt. Ich bin hin und ſteinmüde. Nichts für ungut, Ihr Weiber und Jungfern, wenn ich vorerſt ausſchnaufe.“

Dem Verlangen des würdigen alten Herrn wurde alſobald mit Freuden entſprochen. Unterdeſſen ſagte der Bürgermeiſter dem Habergeis, der voll Neugierde hin- und herfragte: „Stellt Euch vor, Herr — — Vater Habergeis, wollt' ich ſagen, ſtellt Euch vor, daß der Schuhmacherfritz ſein Weib halb todtgeſchlagen hat, und daß in Folge deſſen das Weib auch richtig ſterben wird. Der Herr Pfarrer iſt bei ihr geweſen mit dem Troſt der Religion, und wir zwei andern waren dort, um mit dem Herrn Chirurg den Verhalt der Sache zu erheben. Wir hätten uns ſelber beinahe todtgeärgert über den Söffel, den Fritz. Der Menſch will gar nicht einſehen, daß er ein Stück Vieh iſt, und je verzürnter wir mit ihm abhandelten, je verſtockter wurde der Kerl, . . . und derweile ſtirbt das Weib an ſeinen Schlägen, und während wir jetzo davon reden, iſt ſie vielleicht ſchon todt. Wenn auch ihre Schweſter ſie den ſieben Frauen von Fohrenbach verlobt hat, ſo wird's dennoch nicht viel helfen. Der Chirurg iſt bei ihr geblieben und unſere Weiber ſind auch zum Beten und zur Pflege dort. Jedoch wird's nicht lange dauern, und wir hören, daß die Schuſterfritzin der Welt Adje geſagt hat.“

Der Pfarrer hatte ſich erquickt: „Ach,“ ſagte er, „wer doch nur ſchon im Himmel wäre, ſtatt hier auf Erden auf einem Dorfe, unter ſolchen rohen Schlingeln und Thierſeelen! Die Grobheit der Bauernburſche iſt mehr als übertrieben; unſre Säufer haben nicht ein bischen Zucht und Religion: das ſollen mir die beiden Männer da bezeugen, denen auch das Herz blutet vor ſolcher maßloſen Brutalität! Ich ſäße, weiß Gott, lieber in dem verderbteſten Babylon; denn an unſern Flegeln iſt Chryſam und Taufe verloren. Wo haben Sie hingedacht, Herr Generalkaſſi[illegible] — Herr, nein: Vater Habergeis, wollt' ich ſagen, wo habt Ihr hingedacht, daß Ihr die Civiliſation verlaſſen und den Wald bezogen habt? Ein rechter Romanenſtreich, um nicht ein ſchlimmeres Wort zu gebrauchen. Ihr werdet's bereuen, fürchte ich.“

Habergeis ſchämte ſich ein bischen. Verlegen guckte er die Frauen an, von denen Dreie dem Pfarrer Beifall nickten. Die Vierte, die Tante, erwiederte jedoch dem Pfarrer: „Sie haben die Geduld ein wenig verloren, hochwürdiger Herr, aber in einer Viertelſtunde denken Sie ganz anders. Bei uns gibt's gute und ſchlimme Leute, wie allenthalben, aber ich ſchmeichle mir, daß die Guten weitaus die ſtärkere Anzahl ſind.“

Nun nickten Bürgermeiſter und Gemeindeſchreiber der Tante holdſelig zu. Habergeis ſchöpfte wieder Athem, und der Pfarrer antwortete lächelnd mit evangeliſch heiterer Stirne: „Frau, Ihr habt's getroffen. Es hat mich nur ſo überlaufen und ich bekenne, daß ich ungerecht geweſen bin. Wir Menſchen ſind ſo unvollkommen! Leidenſchaftlichkeit iſt nirgends an ihrem Platze. Jetzt, da ich mich von dem ſchmählichen Schauſpiel, das ich im

Hauſe jenes Trunkenbolds mitanſehen mußte, erholt habe, möchte ich nicht um vieles Geld, daß meine Pfarrkinder gehört hätten, was ich unbedachtſam und vorlaut herausgeredet. Die Geduld und Nächſtenliebe ſoll einem Seelſorger niemals ausgehen. Verzeiht mir, die Ihr gegenwärtig, das Aergerniß, ſo ich Euch gegeben."

„Kennen wir Sie nicht ſchon ſeit fünfundzwanzig Jahren?" fragte der Bürgermeiſter gerührt.

„Sind ſie nicht der Vater unſerer Nothleidenden und Verirrten?" fügte der Gemeindeſchreiber hinzu.

„Hab' ich's nicht geſagt, daß Ihr Herz nicht dachte an das, was Ihre Zunge redete?" triumphirte die Tante.

„Ja, ja; Sie und Ihr Beiſpiel wären in Babylon nöthig, um es zu bekehren;" bemerkte Habergeis mit wichtiger Beziehung.

Indeſſen flüſterte die Mutter den Töchtern zu: „Das iſt ein wahrer Diener des Herrn, der ſeinen Fehltritt, wie gering er auch ſei, bekennt und ſich des Bekenntniſſes nicht ſchämt."

Maria, ſtill vor ſich hinſchauend, dachte ſich ihr Theil, wie zum Beiſpiel: „In einer gewiſſen höchſt bedeutſamen Sache könnte die Fürſprache des frommen Mannes viel helfen. Wenn ich mich nur getraute, offenherzig gegen ihn zu ſein."

Hedwig dagegen, mit ihrer Neugierde beſchäftigt, ſagte zur Tante: „Wer ſind die ſieben Frauen von Föhrenbach, von denen der Herr Pfarrer vorhin ſprach?"

Die Tante verſetzte: „Ich habe nur wenig davon gehört: Es handelt ſich da von einer Wallfahrtskapelle beim Städtlein Föhrenbach neben einem wunderthätigen Brunnen, glaube ich. Darinnen — in der Kapelle — werden die ſieben Frauen verehrt und Manchem, der zu ihnen betete und aus dem Brunnen trank, iſt ſchon geholfen worden. Wer ſie aber geweſen, die ſieben Frauen, wird der Herr Pfarrer am beſten wiſſen, und uns vielleicht einmal, wenn er bei guter Laune iſt, erzählen."

„Warum nicht?" fragte der Pfarrer: „warum nicht auf der Stelle, wenn Ihr's anhören wollt? Die Wiederholung der Sage wird mich zerſtreuen und auf frömmere Gedanken bringen, als diejenigen waren, denen ich leider vor ein paar Minuten Worte geliehen habe, welche ich aufrichtigſt bereue."

„Ach, wie ſchön! wie ſchön!" riefen die Weiber. „Brav!" ſagte der Bürgermeiſter: „ſo wird uns doch der wüſte Menſch, der Schuſterfritz, nicht ganz und gar um unſern Abend gebracht haben.“ — Der Kreis der begierigen Zuhörer rückte um's Licht zuſammen, und der Pfarrer hob mit gewohnter Gemüthlichkeit ſeine Hiſtorie an:

Die ſieben Frauen von Föhrenbach.

„Vor grauen Zeiten war ſchon das Chriſtenthum auf unſern Bergen einheimiſch. Fremde heilige Mönche, die über's Meer gekommen, hatten bereits die Segnungen unſers Herrn und Heilands im ganzen ſchwarzen Walde verkündigt. Mit ihnen war die Geſittung gekommen und die vernünftige Arbeitſamkeit des Chriſten. Das rauhe Land, das ſich zum Glauben des Herrn bekannte, hatte ſeinen Antheil von der Gnade des Allmächtigen dafür eingezogen. Es glich an Fruchtbarkeit und Wonne den ſchönen Gauen am Rhein. Der ſchwarze Forſt war gelichtet, die Sonne ſchien allenthalben gedeihlich auf Fluren und Aecker des Landmanns. Füllreiches Korn, ſchwerbeladene Obſtbäume und die Pracht der Traube verherrlichten die Hochebene und die Thäler. Bergwerke, reich an Kupfer, Silber und Gold waren aufgethan worden. Der Finger des Herrn hatte ſie angezeigt, damit das Volk ſich ſammle in begüterten Städten und Flecken; daß es fröhlich und ſorglos erbaue bequeme Häuſer zu ſeiner Wohnung und herrliche Tempel dem Schöpfer des Himmels und der Erde. Es lernte im Schooße der Andacht und des Wohlſeins das Glück des Friedens und des häuslichen Herdes kennen. Weit und breit war die Rede von dem ſtillen und wohlverdienten Behagen und von der verſtändigen Rührigkeit des Landes und ſeiner erleuchteten Kinder. Wo aber eine fröhliche Ernte, da ſäet der Feind das Unkraut. Aus dem Frieden macht er den Krieg und füllt mit Schlangen das Haus des Wohllebens. Wer nicht ſeines Uebermuths Herr werden kann, fällt in die Schlingen des Böſen. Der Menſch iſt ſo trotzig und eitel im Glücke, daß er mit den Geſchenken des Himmels umgeht, als hätte er ſelber ſie geſchaffen. Er ruft gewiſſermaßen ſelbſt den Verderber herbei und fordert das Schickſal zum herben Kampf heraus. So ging's endlich auch auf dem Walde. Was die Vorfahren unter'm Schutze des Höchſten gepflanzt und geſammelt, vergeudeten die Erben mit Prahlerei und Hochmuth. Des Ueberfluſſes könne kein Ende ſein, vermeinten die Verblendeten. Die in Föhrenbach waren von den ärgſten, weil von den reichſten. Die Stadt war groß; das heutige Föhrenbach mit dem alten zu vergleichen, geht nicht an. Schöner als irgendwo gediehen dort die Früchte des Feldes, Obſt und Wein. Die Silber- und Goldgruben waren nirgends ergiebig, wie bei Föhrenbach. Aber ſo wie der Bergbau das koſtbare Metall, ſo hatte dieſes Aufwand und Praſſerei in die Stadt gebracht. Ueber den Weltfreuden war Gott und Kirche vergeſſen worden. Die Föhrenbacher hatten nach und nach vom Chriſten alles verloren, bis auf die äußerlichen Zeichen, und die Form allein thut's nicht. Das iſt eine alte Sache. Daher machte ſich in einem Winkel der Erde, wo man ſich's am wenigſten verſah, die ſtrafende Gewalt auf. Die Langmuth des Herrn hat ein Ziel.

Der Heide hatte ſchon längſt die reiche Chriſtenheit mit neidiſchen Augen betrachtet. So überzog er denn unverhofft mit ungeheuern Schaaren die Länder der Chriſten, und die Vorpoſten ſeines Heers ſtanden nach Sieg auf Sieg bald im Herzen unſeres Gebirgs. Widerſtand fruchtete nicht, weil der Gott der Schlachten nicht mehr mit uns war.

Die Vortruppen des Heidenheers reichten hin, die Städte auf dem Wald zu berennen und einzuſchließen. Auf dem offnen Land war nur Mord und Feuersbrunſt. Die Tempel wurden geſchändet, die Hütten und Felder geplündert und mit Brand verwüſtet. Wer ſich zu retten Zeit hatte, flüchtete ſich in die noch zur Zeit wohlverwahrten Städte. Ein wilder Heidengeneral belagerte Föhrenbach und richtete vor den Thoren der Stadt ſeine abſcheulichen Götzenbilder auf, hoch über den Trümmern des Kreuzes. „Ich bringe euch das Verderben und das Schwert ſoll euch freſſen!“ ließ er dem Rath der Stadt und der Gemeinde ſagen. „Wehrt Ihr euch, ſo ſeyd Ihr des Todes. Ergebt Ihr euch, ſo ſterben die Alten und wir führen die Jungen als Knechte mit uns fort. Nur ein Mittel iſt, euch zu retten. Verlaßt Chriſtum und ſchwört zu unſerm Baal, und wir wollen euch halten wie Brüder. Euern Häuſern ſoll nicht ein Ziegel genommen, euerm Haupt kein Haar gekrümmt werden. Entſchließt euch bald. Vor Sonnenuntergang will ich wiſſen, was Ihr beſchloſſen habt.„

Die Botſchaft war hart; aber die Antwort, wie ich glaube, leicht. Wenn es den Glauben gilt und die Würde des Chriſtenthums, iſt ein Augenblick Bedenkzeit ſo viel, wie vierundzwanzig Stunden ſind. Gottvertrauende Männer würden alſobald „Nein“ geſagt haben. Aber in den Föhrenbachern war nicht mehr der

Glaube und das Vertrauen. Nur die Furcht war in ihnen lebendig. Sie ſaßen ſo weich und reich, und dies alles ſollten ſie verlaſſen? Die ſieben Vorſteher der Stadt waren die weichſten und reichſten, und ſie ſollten der Gemeinde das Beiſpiel geben? Hintanſetzen die Wolluſt der Erde, um zu empfangen den kalten Todesſtreich? Die Schätze der Wirklichkeit hinwerfen um einer himmliſchen Ehrenkrone willen, an die ſie kaum mehr glaubten?

Die ſieben Vorſteher ſagten nicht „Nein.“ Sie zauderten noch von Stunde zu Stunde und bearbeiteten das Volk, das ihnen geneigt wurde, weil die Heerde dem Hirten folgt. Sie warteten faul auf ein Wunder Gottes. Aber Gott thut für die Feigherzigen und Faulen kein Wunder. Der Abend rückte heran und immer näher kam das ganze Heidenheer. Seine Gewehre blitzten in der Sonne, die ſich anſchickte, unterzugehen. Nirgends ein Engel, um für die, ſo ſich ſelber aufgegeben, zu ſtreiten.

Da ſammelten die ſieben Vorſteher das ganze Volk und ſprachen zu ihm: „Die Zeit iſt um. Der Feind iſt ſieggewohnt, wir ſind ſchwach und verlaſſen. Das Leben in unſern reichen Häuſern und Feldern iſt ſchön; die Ewigkeit zweifelhaft. Vielleicht auch iſt Baal der rechte Gott. Wer weiß? Laßt uns hingehen und ihn anbeten. Setzen wir ſein Bildniß an des Erlöſers Stelle, der uns nicht hilft. So werden wir behalten, was wir haben und fröhlich auf Erden ſein.“ — Das Volk ſagte, es ſolle alſo ſein.

Aber in den großen Kreis gingen die ſieben Frauen der Vorſteher ein, ihre Kinder an der Hand. In den Weibern, in den Kindern war Gottes Geiſt zurückgeblieben als in Tempeln, die ihm wohlgefällig. Und ſie redeten mit Kummer und feurigen Zungen: „Was wollt Ihr thun? Dem Teufel ſchwören und eure Seelen morden? O thut das nicht. Beſſer iſt, daß der Leib zerfalle und die Seele frei und Gottes ſei. Ihr, unſere Männer, wollt Ihr uns und eure Kinder mit euch verderben? Sollen wir ſchwache Weiber euch Tapferkeit und Todesverachtung lehren? Wiſſet, daß kein Reichthum ſo groß iſt, unſer aller Schmach zu bedecken, wenn Ihr zum Heiden übergeht. Wiſſet, daß die Marterkrone herrlicher iſt, als alle irdiſche Wolluſt. Geht in euch, daß wir nicht ob unſern Männern und Vätern verzweifeln müſſen unter'm Joch der unchriſtlichen Feinde!“

Da entgegneten die Vorſteher: „Was ſoll uns die Predigt der

Weiber? Geht heim in eure Gemächer und pfleget dort des Haushalts und der Kinderzucht. Aber ſchweigt vor der Gemeinde, oder zittert vor Strafe!“

Die Weiber verhüllten ſich und die Kinder mit Trauerſchleiern und verbargen ſich in die Keller ihrer Häuſer. Die Männer gingen indeſſen hin, warfen Kreuz und Heiligenbilder um und öffneten ihre Thore dem Feind, ihre Kirchen dem Baal.

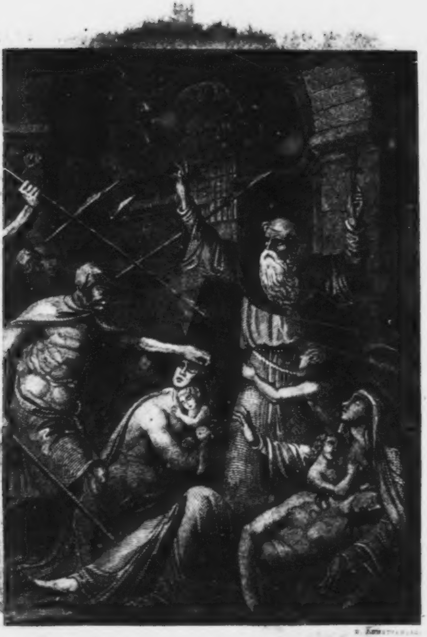
Sobald der Heide, da er mit Pracht und Macht eingezogen, merkte, wie herrlich ſich's in der abtrünnigen Stadt wohnen ließ, gereute ihn das gegebene Wort. Mit Argliſt ſuchte er nach einem Vorwand, alle Habe der Stadt ſich zuzueignen, und die Bürger als Knechte davonführen zu dürfen. Deswegen verordnete er eine Zählung des geſammten Volks. Die ſieben chriſtlich-beharrlichen Weiber und ihre Kinder wurden ausgekundſchaftet und mitgezählt. Hierauf befahl der General, ein großes Opfer dem Großgötzen zu bringen. Alle Welt in Föhrenbach ging zu dieſem Opfer mit Frechheit und Gottloſigkeit. Aber die ſieben Weiber mit ihren Kindern fehlten, und da die Häſcher des Heiden ihre Männer befragten: „Wo ſind eure Weiber und Kinder?“ antworteten die Schwachmüthigen: „Wir wiſſen es nicht.“

Der ſchlaue Heide wußte es jedoch beſſer. Sie wurden in einem Gewölbe aufgegriffen, wo ihnen ein ſteinalter Prieſter — der einzige, der nicht abtrünnig geworden, die heilige Meſſe las. Der Prieſter wurde am Altar dem Martertode geweiht. Zu den Vorſtehern und dem Volk redete indeſſen der General zornig: „Ihr ſeid die Richter eurer Stadt. Was werdet Ihr mit den ungehorſamen Weibern und den Kindern eueres Bluts beginnen, daß wir nicht euere Schätze nehmen und euch in's Elend von dannen führen?“

Die Verſtockten, hartherziger als die Wölfe gegen ihre Brut, antworteten voll Angſt: „Wir wollen die Weiber verbrennen ſammt unſern Kindern und ein großes Löſegeld ſteuern, wenn du uns in Haus und Hof und Ehren beläſſeſt.“

Darob lachte der Heide und ſein Heer. Solche Schmach und Herzensverderbniß war ihnen eine Freude. Sie nahmen das Löſegeld; und das Volk bereitete vor dem Thore den Scheiterhaufen. Die Männer führten eigenhändig ihre Weiber und Kinder gebunden hinaus, und legten ſelbſt Holz zum Scheiterhaufen.

Die Weiber gingen ſtandhaft ihren ſauern Weg, und bete-



[illegible]

DIE SIEBEN FRAUEN VON FÜRNENBACH.

ten ſammt den Kindern zum Herrn der Himmel und der Erde: „Vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!“ — Da jedoch die Sonne heiß brannte, ein Vorſchmack des Scheiterhaufenbrands, baten ſie ihre Männer um die letzte Gunſt. „Wir dürſten;“ ſagten ſie: „werdet Ihr uns, die wir euch geliebt, und den Kindern, die eures Bluts ſind, einen kühlen Trunk verſagen?“

„Bei dem großen Baal, den Ihr beleidigt habt, Ihr ſollt nicht trinken!“ antworteten die Schandſeelen und das Volk jauchzte ihnen Beifall. Siehe: da ſprang aus dem dürren Land plötzlich ein klarer reichlicher Quell zu den Füßen der Weiber empor; die Bande fielen von ihren Händen, und ſie tranken. Das Wunder erſchütterte die zuſehenden Heiden; aber — die Wuth des blinden Volks wurde um ſo heftiger. „Hinauf mit ihnen zum Tode!“ ſchrie die Horde. Ihre Vorſteher waren am lauteſten und zündeten den Scheiterhaufen an.

Die Weiber, ihre Kinder an Bruſt und Händen, waren an Pfähle gefeſſelt. Als die Flammen begannen, ihre Füße zu belecken, und das Volk um ihren Todesaltar tanzte, kam die Prophezeiung über ſie. Die erſte der Frauen öffnete den Mund. „Laß hören dein Teſtament und deine Hexenverwünſchung!“ brüllten die Henker, ihre eigenen Männer.

Die Erſte ſprach: „Wir verfluchen euch nicht. Ihr ſeid elend genug geworden, und Gott ſei euch dereinſt gnädig. Aber wir ſagen, was da kommen wird über's Land um eurer Sünden willen. Eure Reben werden verdorren und euere Obſtbäume abſterben, denn Ihr habt das Labſal verſagt denen, welche dürſteten!“

Die Zweite ſprach: „Eure Silber- und Goldgruben werden einſtürzen und unfruchtbar bleiben, denn aus ihnen kam euer Frevel und Uebermuth, der uns alle verdorben.“

Die Dritte ſprach: „Dreimal wird eure Stadt in Flammen aufgehen, wie Sodoma, denn der Zorn des Herrn iſt über euch.“

Die Vierte ſprach: „Und wenn Ihr die Stadt wieder aufbaut, ſo wird nie deren Mauer vollendet werden und immer dem Feinde offen ſtehen, weil Ihr ſo feige dem Feind euch ergeben.“

Die Fünfte ſprach: „Euer Regiment und Rath wird niemals vollzählig werden können und der beſte Mann immer darinnen fehlen; denn Ihr habt eure Pflicht gegen Gott und die Heimath verrathen.“

Die Sechste ſprach: „Es wird euch genommen werden das

Recht über Leben und Tod, weil Ihr die Unſchuld zum Feuer verdammtet, wie eure Seelen zum hölliſchen Pfuhl.“

Die Siebente endlich ſprach: „Und nimmer ſoll aufhören dieſer Prophezeiungen Bann, als bis einſt Gottes Weisheit erlaubt, daß ein ſündenreines Auge in der Charfreitagnacht in jenen friſch entſtandenen Brunnen ſchaue. Darinnen wird es ſehen einen großen Fiſch, der in ſeinem Maule zwölf goldne Schlüſſel trägt. Das ſind alsdann die Schlüſſel zu euern verlornen Reichthümern, und Ihr mögt ſie nehmen und eure Schätze damit wieder öffnen, wenn's die Gnade Gottes verſtattet.“

Sie hatte kaum ausgeredet, ſo ſtiegen die Flammen auf, wickelten die Weiber und Kinder in ihren feurigen Schleier — und vollbracht war das Opfer. — Die Heiden ſtaunten ob ſo großen Heldenmuths in weiblichem Buſen und in ſchwacher Kinder Seele; die Föhrenbacher zitterten vor Schaam und banger Furcht. Sie wollten die Wunderquelle zuwerfen; allein das wollte nimmermehr gelingen. Die Vorſteher ſtarben bald eines elenden Todes.

Und die Prophezeiung wurde wahr in allen ihren Theilen. Die Heiden wurden ſpäterhin verjagt; der Heiland regierte wieder das Land; aber des Herrn Gnade war von demſelben gewichen. Wo früherhin üppiger Ueberfluß dem Boden entwuchs, mußte nun harte Arbeit die Felder beſtellen. Die Traube, das Obſt blieb aus. Die Silber- und Goldgruben verſiegten. Dreimal verbrannte die Stadt. Ihre Mauern konnten niemals ganz geſchloſſen werden. Der Stadtrath war von jener Zeit an niemals vollſtändig. Das Gericht über Leben und Tod iſt ihm genommen worden. — Und noch bis dato hat keines Menſchen Auge im Brunnen des Heils den Wunderfiſch geſehen mit ſeinen zwölf Goldſchlüſſeln.

Aber der Brunnen quillt noch luſtig, und eine ſpätere fromme Zeit hat den ſieben Frauen daneben eine Kapelle erbaut, zu welcher das heilbedürftige Volk wallfahrtet. — Das iſt die Geſchichte von den ſieben Verwünſchungen der ſieben Frauen von Föhrenbach, wie der Volksmund jene Prophezeiungen nennt.“

Sechster Abend.

Abermals waren vierundzwanzig Stunden, zwei oder drei weniger, dahingerunnt in das Dunkel der Vergangenheit, und wiederum brannte die Lampe in der Stube des Vaters Habergeis, und auf die gewohnte „Stubete“ war's abgeſehen. Vor der Hand befanden ſich indeſſen nur zwei Perſonen in dem geräumigen Zimmer: die Töchter des Hauſes. Hedwig wickelte den Flachs um ihre Kunkel; Maria ſaß müßig. Doch nein: mit nichten war ſie unbeſchäftigt. Hatte ſie nicht unter'm Tiſchrand die Hände auf dem Schooße, und darinnen ein Brieſchen, ſo weich, ſo duftig, ſo ſchmachtend ſchön von außen? Mit ſcharfen Augen ſah ſie hinunter auf das zarte Blättchen, das in der Dämmerung ruhte, wie in einem holdſeligen Neſtchen; und war's zum hundertſten oder zum zweihundertſten male, daß Maria des Blättchens Zeilen durchlas? Wir wiſſen's nicht. Sie ſelber wußte es nicht, verloren wie ſie war, in der reizendſten Heimlichkeit, die ein verliebtes Dirnchen kennt. Bald jedoch ſeufzte ſie, wenn ſchon ihr Mund lächelte; dann ſchlich ein Thränchen aus ihren Wimpern und dennoch lächelte immer noch der Mund; und da Hedwig mit einem halblauten Hofmeiſterton anhob: „Maria! laß doch das kindiſche Weinen, und ſtecke das Brieſchen bei Seite; die Eltern müßten ja blind ſein, wenn ſie deine ſchwermüthige Heimlichthuerei nicht bemerkten!“ — erwiederte Maria mit gedoppeltem Seufzer: „Iſt's denn nicht zum Beweinen, zum Bejammern? Die liebe Seele iſt mir ſo nah, ſo nah, und dennoch muß ich mit dem Brieflein mich begnügen! Lieb iſt mir freilich meines Julius' Hand, der Strich, den ſeine Feder gezeichnet; aber dieſes bleiche Papier iſt doch nicht ſein lebensfriſches Geſicht, dieſe ſchwarzen kalten Dintenzüge ſind nicht ſeine hellen Augen!“ —

„So hab' doch nur Geduld!“ ſprach Hedwig weiſe, (was ihrer Kindsköpfigkeit ſonderbar anſtand) — „ich habe dir verſprochen, morgen bei'm Pfarrer ein gutes Wort zu reden, und ich denke, es wird fruchten. Unſer Vater wäre ja nicht von Fleiſch und Bein, ſondern vom härteſten Marmel, wenn er dem Menſchen, der dieſen Brief ſchrieb“ — „Dem herrlichen Julius, willſt du ſagen!“ ſchaltete Maria empfindlich ein — „nicht den Schritt, den er, dich zu gewinnen, gethan, hoch anrechnete! Der Pfarrer wird den Vater ohne Zweifel bereden und überzeugen. Aber ich halte den Mund, und thue keinen Schritt, wenn du nicht alſogleich die traurige Livree der Schwermuth von dir wirfſt. Frohen und entſchloſſenen Menſchen hilft Gott. Den trübſeligen Feigling läßt er liegen, wie jener ſich gebettet. Denke an die ſieben Frauen!“

Die Glocke an der Hausthüre ließ ſich hören. „Das iſt der Vater!“ rief Hedwig, die Arbeit hinwerfend: „ich laufe hin, ihm zu leuchten. Nimm dich indeſſen zuſammen, Maria. Mutter und Tante — Baſe, wollt' ich ſagen — werden gleich hier ſein, und die andern Haingarten-Gäſte ſäumen nicht lange.“

Der klagenden Maria blieb Zeit, ihr Geſicht zu geſtalten, wie ſie für gut hielt. Habergeis war mit einem ſchweren Sack voll Geld aus dem Amtsort angekommen, ſchleppte denſelben in das obere Stockwerk und die Frauen des Hauſes — Maria ausgenommen — gaben ihm das Geleite.

„Da!“ ſagte Habergeis, indem er den Sack auf einen Tiſch warf: „da iſt endlich das Geld, deſſentwegen ſo viel Prozeß geweſen! Hätten wir und der Herr vom Eiſenhammer uns früher vertragen, wir hätten beide mehr. Der Satan hole alle Prozeſſe. Jetzt laßt uns in's Warme hinuntergehen. Ich habe baß gefroren auf meinem Wägelein; ſelbſt der Gaul ging leidlich ſteif. Die Wärme wird mir wohlthun.“ — „Willſt du nicht das Geld einſperren, Vater?“ fragte die Mutter Habergeis. Der Mann ſchüttelte lachend den Kopf: „Das thun wir morgen. 's wird's Niemand dieſe Nacht ſtehlen. Zudem ſind ja auch lauter ehrliche Leute auf dem Wald. Potz Blitz! warum daher ſo viele Umſtände? Fenſter offen, Thüren offen — allgemeines Vertrauen! Vertrauen läßt nicht zu Schanden werden, wißt ihr das nicht? Marſch! hinunter in die Stube! Hätte ich einige zwanzig Jahre wie ein Höllendrache auf herrſchaftlichen Kaſſen geſeſſen und mit Diebs- und Verantwortlichkeitsfurcht meine Tage verbittert, um jetzo, da ich ein freier harmloſer Bauer geworden bin, daſſelbe elende Handwerk fortzuſetzen? Pfui! kein Wort mehr — bitt' ich mir aus — von dergleichen Mißtrauen-, Schloß- und Riegelangelegenheiten; ich verbiete das, ich, Habergeis! Verſtanden?“ —

Während dieſer langen Anticerberusrede war Habergeis die Treppe hinabgeſtiegen, begleitet von den Weibern. Die Tante hatte kaum ein Augenblickchen gefunden, um, von dem Neffen ungeſehen, die Thüre, hinter welcher der Geldſack lag, zu verſchließen. — Unten im Sprachzimmer warteten ſchon einige Gäſte.

„Ah, Herr Bürgermeiſter und Frau! willkommen. Ah, Herr Pfarrer! freue mich, Sie zu ſehen. Warum ſo verdrießlich, ſo niedergeſchlagen, hochwürdiger Herr?“

„Mein Gott, lieber Vater Habergeis: wie's ſo geht in der Welt. Ich komme von einer Leiche. Die Schuhmacherfritzin hat richtig ihres Jammers ein End' gefunden, Gott hab' ſie ſelig. Aber das Unthier von einem Manne, der Fritz, erweist ihr nicht einmal die letzte Ehre. Fort iſt er, ſeit geſtern Abend, der elende Wicht; fort, weil er vor gerechter Ahndung ſich gefürchtet!“

„Ich habe ausgeſchickt, ihn aufzuſuchen;“ ſagte der Bürgermeiſter: „denn das Amt hätte ein Wörtlein mit ihm zu reden. Aber nirgends ein Schatten von ihm.“

„Hm,“ meinte Habergeis: „da könnte ich ein wenig Auskunft geben. Heute Mittag, in der Stadt, juſt da ich mit meinem Geldſack in's Wirthshaus zurückkam, bemerkte ich in der Zechſtube ein paar wüſte Geſellen, unter denen der Schuhmacherfritz. Saßen tuckmäuſeriſch bei einander und hatten tauſenderlei ſich in die Ohren zu reden.“

„Ei, da muß dem Amt Nachricht gegeben werden!“ rief der Bürgermeiſter; „die Herren finden gewöhnlich am ſpäteſten denjenigen, der ſich unter ihrer Naſe breit macht.“

So viel ich mich beſinne,“ verſetzte Habergeis, „ſind die Burſche ſammt und ſonders bald aufgebrochen, und weiß Gott, wo ſie eben jetzo zechen und ſchlemmen, und ſteht daheim der Schuſterfritzin Sarg ganz einſam und verlaſſen!“

„Nicht doch,“ verſicherte der alte Gensdarm, der ſich eingefunden hatte: „Wo die Angehörigen wegbleiben, findet ſich das fremde Mitleid ein. Die Nachbarn der armen Frau ſind alle dort, beſchäftigt mit Wachen und mit Beten, und für ein ſauber Todtenkleid haben ſie ebenfalls geſorgt. Wenn der ſchlechte Mann daheim wäre, traute ſich gewiß keine Seele in das Haus.“

Der Pfarrer ſagte: „Jederzeit wird gerathen ſein, des Burſchen habhaft zu werden, ehe er mit liederlichen Spießgeſellen den Kern einer gefährlichen Brüderſchaft anzuſetzen Zeit erhält. Der Winter wird hart, das Brod iſt theuer, das Geld rar: für Spitzbuben eine erwünſchte Jahrszeit, die ihnen zu Rekruten und Hehlern verhilft.“

Habergeis drohte beſcheiden lächelnd dem Pfarrer mit dem Finger, erwiedernd: „Schon wieder, Herr Pfarrer, ſchon wieder? Reißt Ihnen abermals die Geduld? Macht der Unmuth Sie abermals ungerecht gegen Ihre Heimath? Diebſtahl? Verbrechen? Wann vernahm man von ſolchen Dingen auf dem Wald? Und obendrein reden Sie von der Möglichkeit des Entſtehens einer Räuberbande? Freut euch, ihr Weiber, das iſt etwas auf eure Mühle! Diebe in Maſſe auf dem ehrlichen Schwarzwald! Hehler und Diebsfreunde in unſern ruhigen und gottesfürchtigen Gemeinden!“

Bürgermeiſter und Pfarrer lächelten achſelzuckend; der Gensdarm ergriff das Wort: „'s iſt ſelten, das muß ich geſtehen, und ich hoffe, daß der Schuhmacherfritz ſammt Gelichter unterlaſſen werde, unſer friedliches Waldland zum Schauplatz frecher Bübereien zu machen. Sie ſollen hingehen und ſich im Ausland henken laſſen! Dennoch muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ſelbſt hier oben, im Vaterland der Ehrlichkeit und offenherzigen Rede, zu Zeiten Exempel von Beiſpielen ſolcher Gattung vorgekommen ſind, die man nimmermehr vorausgeſehen und erwartet hätte. Weil mir eben eine ſolche Geſchichte beifällt, möchte ich ſie wohl, wenn's erlaubt würde, erzählen?“

Die Frauen klatſchten freudig in die Hände. Die Männer rückten bei. Habergeis lieh etwas ungläubig ſeine Ohren.

„Ich erzähle,“ ſagte der Brigadier, „ganz getreu, der Wahrheit gemäß, ohne Aufwand und Umſchweif. In dem Bezirk, wo ſich die Sache ereignet, kennt man die Begebenheit unter'm Namen der

Geſchichte vom ſtummen Wendel.

Ich war noch nicht Soldat, und diente als ein junger Windflügel im kurfürſtlichen Schloſſe zu Karlsruhe; da ſtand in der Nachbarſchaft von Bräunlingen, in der ſogenannten Baar, ein Förſterhaus mitten in einem nicht allzugroßen Walde von ſchönem Nadelholz. Das Haus war fürſtlich, und wohnte darinnen ein bejahrter Förſter mit Frau und Kind. Notabene: die Frau war ſchon geſtorben und das Kind, eine Tochter, recht hübſch erwachſen, denn ſie ging in's zwanzigſte Jahr. Mit der Tochter hauste der Vater ganz ſtill und einſam. Sie kochte, ſtrickte und flickte ihm, und hütete das Haus, wenn der Alte nicht daheim war. Ihr Name war Urſel oder Urſchel; man hört ihn wenig in jener Gegend; aber der Jäger hatte das Kind ſchon aus Tirol mitgebracht, und dort gibt's viele Urſcheln. Der Förſter war ſelber ein Tiroler, ein trockenes mageres Männel, aber kouragirt wie nur Einer, und von den Wilderern gefürchtet weit und breit. Ein kurioſer Kerl, wie ſeine Landsleute häufig ſind, mit eigenſinnigem wunderlichem Kopf, und daran war ein ungenirtes Maul. Als der Fürſt einmal in ſeinem Bezirk jagte, ſagte er zum Förſter: „Ihr haltet, wie ich merke, alles ſauber; doch ſeid Ihr alt, und könnt nicht überall zugleich ſein. Ich will Euch, denk' ich, deshalb einen tüchtigen Jägerburſchen zur Aushilfe und zur Dreſſur anherſchicken; ſo habt Ihr mehr Ruhe und Geſellſchaft, und könnt Euern Nachfolger ſelber nachziehen.“ — Der Jäger machte jedoch einen Kratzfuß, indem er ſagte: „Muß mich höflich dafür bedanken, Durchlaucht.“ — Dann erwiſchte er in der Küche daneben die Urſchel beim Schurz, zerrte ſie vor den gnädigen Herrn und ſagte ferner: „Das iſt mein Jägerburſche, mit dem ich wohl zufrieden bin, und brauche ich keinen andern. Der ſchießt ſeinen Juden (Haſen) ſo gut wie ich, und fehlt weder Huhn noch Ente, noch Reh; am allerwenigſten die Scheibe. Nun begreifen Durchlaucht wohl, daß, wenn Sie mir noch einen Jägerburſchen ſchickten, ſich die beiden nicht vertragen würden, oder vielleicht allzugut, was noch am ſchlimmſten wäre.“ — So lachte denn der Fürſt, examinirte die jagdgerechte Jungfer, belobte ſie, und ließ den Plan mit dem Jägerburſchen fallen. Aber, wo's die Gelegenheit mit ſich brachte, ſagte er zu ſeinen Jägern: „Wenn Einer von euch heirathen will, ſo ſuche er die Urſchel zu bekommen. Das iſt ein Kapitalſtück für einen Waidmann in Haus und Wald, ſchießt wie der lebendige † † † und iſt dabei noch obendrein hübſch genug.“

Der Fürſt ſagte Pünktchen für Pünktchen nur die Wahrheit. Der Name Urſula bedeutet, wie es heißt, eine kleine Bärin, und an Stärke und Beſonnenheit nahm's die Förſtertochter allerdings mit einer Bärenjungfer auf. Indeſſen war ſie von innen ſeelengut, fromm, aufgeräumt und getreu. Sie trieb gern die Jagd — jung gewohnt, anſtatt des Bruders, der im zarten Alter geſtorben — aber noch lieber pflegte ſie den Vater und that, was ſie ihm an den Augen abſehen konnte. „Ich hab' ja nur die einzige Pflicht auf mir;“ ſagte ſie beſcheiden, und weiß Gott, wie eiſenfeſt ſie daran hielt!

Sie war ſchön, und wußte es nicht. Sie putzte ſich nicht, und dennoch ſah ſie immer ſtaatsmäßig aus. Sie redete keineswegs vornehm, aber ſie gefiel, ob ſie nun lachte oder ernſthaft war. Die Hunde hatten niemanden lieber, als die Urſchel; aber noch mehr als die Hunde hingen die Armen an ihr. Sie hatte ihnen nur rauhes Jägerbrod zu reichen, aber ſie ſparte nicht daran; und wenn ſie zur Gabe noch den Wunſch: „Helf' euch Gott weiter!" hinzugeſetzt hatte, ſo war den Leuten gleich zu Muthe, als hätte Gott ihnen ſchon geholfen.

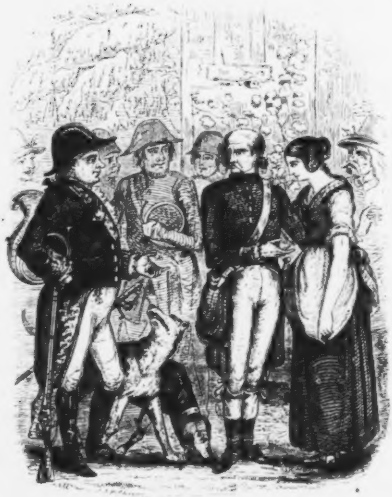
Manche von den Jägern des Fürſten ließen ſich des Letztern Empfehlung geſagt ſein. Sie kamen in Prozeſſion, ältere und jüngere, hübſchere und garſtigere und warben und freiten. Der Alte ſagte kurz und grob: „Macht's mit dem Madl ſelber ab!" — Und die Urſchel antwortete allen, einem wie dem andern: „Seht, es kann nicht ſein. Der Vater iſt alt und an mich gewöhnt. Von dieſem Haus geht er nicht mehr; für Dreie wäre das Haus zu klein, und auf des Vaters Tod will ich euch nicht vertröſten, denn, je länger er lebt, je größer iſt der Gefallen, den er mir thut. Darum nichts für ungut, und lebt wohl."

Da gingen die Freier wieder; leichtſinnig und lachend der Eine; ſchweren Herzens der Andere. Und — was juſt, wie mich bedünkt, dem Mädel zum Lob iſt — ein paarmal warf ſich Urſchel ihrem Alten an den Hals und weinte und ſagte: „Ach, diesmal iſt mir's hart geweſen, Nein zu ſagen — aber Gott ſei Dank, ich hab's überwunden und wir bleiben bei einander, lieber Vater, bis in den Tod! — Und der Vater ſegnete dankbar das gute Kind, und dankte auch dem Herrn, der in ſein winterliches Alter die prächtigſten Lebensbäume gepflanzt hatte, als ſtänden ſie im blühendſten Garten.

Urſchel gewann ſehr ſchnell ihre Heiterkeit wieder, und man muß ſagen, daß unter ihren Freiern Keiner war, der ſich todtgegrämt hätte. Zuvörderſt fluchten ſie über den Korb, den ſie davongetragen, machten ſich dann darüber luſtig; vergaßen ihn endlich total in andern Städtchen, bei freundlicheren Mädchen. Juſt nur allein derjenige Liebhaber, von deſſen Liebe Urſchel nicht das mindeſte wußte, blieb ihr getreu, und derjenige war der „ſtumme Wendel."

Der Wendel war geboren nicht weit von Wieſenſteig im Württembergiſchen, und zwar ohne Zweifel hinter einem Hag, oder in einer Höhle unter der Erde, denn er war ein Zigeuner von Vaterswegen, ein ledig Kind von mütterlicher Seite, ſtumm von Natur, ein Bettelmann von Profeſſion und Gottesgnaden. Wo der Vater hingekommen, war nicht ihm, nicht der Mutter bewußt, die, ein altes breſthaftes Menſch, mit dem Sohne abenteuernd hin und her über den Wald zog. Sie waren wie die

BIBL. UNIVERS. LIPS.



Strichvögel, die zu gewiſſen Jahrszeiten wieder kommen und ſich dann verlieren, weiß Gott wohin? — Angeblich ernährten ſie ſich mit Korbmachen, Pfannenflicken, Zundelkram und ähnlichen wohlfeilen Künſten. Im Grunde lebten ſie jedoch vom Almoſen; denn wer ihnen von ihrem ſchlechten Kram und ihrer Arbeit abkaufte, that es um Gotteswillen und ſchenkte ihnen ein paar Kreuzer obendrein.

Jungfer Urſchel hatte dieſe Zugvögel ſchon ſeit mehreren Jahren, ſo oft ſie ſich ſehen ließen im einſamen Jägerhauſe, abgefüttert und beſchenkt. Sie mußte aber noch weiter gehen in ihrer Chriſtenpflicht. Denn einſtmals kamen ſie, und der Junge war zwar geſund, aber die Mutter ging einher, wie eine Leiche. Es konnte ihr das Uebernachten im leeren Pferdeſtall nicht abgeſchlagen werden, obſchon der Förſter ganz und gar nichts davon wiſſen wollte. Vorne jagte er die Landfahrer hinaus, hinten ließ Urſchel ſie wieder hinein; brachte der Kranken Suppe und Wein, dem hungrigen Stummerl Brod und was ſich vom Haſenjung der Mittagmahlzeit noch vorfand, und freute ſich, am nächſten frühen Morgen die Leutchen geſtärkt entlaſſen zu können, ohne daß der Vater etwas davon merkte.

Aber die Rechnung war nicht richtig. Der frühe Morgen kam allerdings, und mit ihm das barfuße Urſchelchen im Nachtkamiſol, und öffnete den Stall, ihr Herberghaus, der friſchen Luft und erfreulichen Morgenröthe. Die alte Bettlerin wollte jedoch nichts vom Fortgehen wiſſen, und wäre der junge Tag noch zehnmal ſchöner geweſen. Denn ſie war über Nacht geſtorben und der Stumme ſaß weinend neben ihr und zupfte vergebens an ihr herum. Sie wachte nimmer auf; Urſchel dagegen mochte lamentiren und die Hände über'm Kopf zuſammenſchlagen nach Belieben, der Vater mußte eben doch alles erfahren.

Da ging's, wie allemal: großer Lärm und Geſchrei zuerſt, dann Beſänftigung, dann Verzeihung und: Ende gut, alles gut. Die Bettlerin wurde begraben wie ein andres Chriſtenkind. Den Wendel — einen bildhübſchen Kerl von fünfzehn Jahren, behielt der Förſter aus Barmherzigkeit, und er mußte die gröbſten Arbeiten im Hauſe an Urſchels Stelle übernehmen. Der Förſter dreſſirte ihn wie einen Hund, und ermahnte ihn täglich beim Aufſtehen und Niederlegen: Thu' gut, Zigeuner, und ſei immer auf den Abmarſch gefaßt!

Wendel that gut. Der Förſter verſchob von Tag zu Tag das Wegjagen. Wendel gedieh und wurde groß und ſtark. Seine Geſellſchaft waren jedoch meiſtens die Hunde. Die Thiere verſtanden ihn weit beſſer als die Menſchen, und auch Er kannte ihre Gedanken und Geſinnungen vortrefflich. Daneben war ihm ganz lieb, wenn die Menſchen nicht beſſer ſein Auge, ſeine Geberden und ſeines Herzens ſtillen Gang begriffen. Er hatte, der nichts auf der Welt beſaß, nach und nach eine geheime Freude erobert, die ihn reich machte, ſo lange er ſie für ſich behalten durfte; und elender als je, wenn ſie ihm verloren ging und zu andrer Leute Wiſſenſchaft kam.

Der gute Kerl hatte ſich nach und nach ſo ernſthaft in die Urſchel verliebt, daß dem, der's erzählt, ſelbſt dabei ganz wunderlich um's Herz wird. Es kurz zu ſagen: der ſtumme Knabe hat das Mädchen geliebt, rein und verſchwiegen wie ein Engel, ſehnſuchtig wie ein Menſch, und treugehorſam wie ein Hund.

Erwachte er am Morgen und der erſte Lichtſtrahl fiel in ſein Auge, ſo ſchwebte auf dem Strahl die Urſchel und ſagte zu ihm: Wohlgeſchlafen, Wendel? oder gar „lieber Wendel“ — denn der Burſche war in dieſen Unterhaltungen mit ſeiner Einbildungskraft ganz familiär mit dem Mädchen, das er ſonſt paſſabel fürchtete. Er ſagte ihr in Gedanken ſo viel Schönes, als ſein armer Kopf nur von Redensarten aufbringen konnte. Ob ſich dabei die Zunge regte oder nicht, war ihm egal. Der Lichtſtrahl verſtand ihn doch, und ging mit ihm in's Holz, an den Bach, in den Garten und in den Hundezwinger.

Kam dem Wendel endlich die leibhaftige Urſchel zu Geſicht, ſo erſchrak er wie ein armer Sunder, grüßte tölpiſch und horchte dabei ſtill vergnügt auf des Mädchens gebieteriſches: „Guten Morgen! Guten Tag! Iſt alles gethan? Warte, warte, wenn du faul geweſen!“ und was dem mehr war. Nicht um ein Pfund Goldes hätte er dem Mädchen, wenn es mit ihm redete, in die Augen ſchauen können. Eine Liebe wie die ſeinige hat ein bös Gewiſſen und ſchaut unter ſich oder nebenhinaus um die Ecke, wie Einer, der ſchielt. Wendete ſich aber Urſchel zum Vater oder nach einer andern Seite, oder ſchaffte ſie emſig an irgend einer preſſanten Arbeit, da ließ der Wendel nicht von ihr ab mit dem Blick, und hätt's den Hals gekoſtet.

Bei Tiſch war er ſelig. Er durfte mit dem Förſter und der Urſchel eſſen, hörte das Mädel vorbeten, und das war ihm Muſik; ließ ſich von ihr vorlegen und doppelt ſchmeckte ihm die Koſt. Dafür ließ Urſchel von ihm ſich das Waſſer einſchenken, und oft ſtand die Flaſche in Gefahr, zur Erde zu fallen, wenn von ungefähr das Mädchen ſeine Hand auf Wendels legte, und ſagte: Genug, Wendel, genug!

Ja! die runde Hand war eine ſtarke Verſuchung für den armen Stummen! Wenn er in der Küche oder bei'm Rockenanlegen zu helfen hatte, wie pfiffig ſtellte er's da nicht an, Urſchels Hand auf einen Augenblick zu berühren, zu erhaſchen! Einmal ging ſeine Keckheit ſo weit, daß er dieſe Hand küßte! Das Mädchen ſchlief an einem Sommernachmittag im Lehnſtuhl. Nur die Katze ſaß bei ihr. Da küßte ihr Wendel die Hand, und weil ſie zu erwachen begann, fuhr er in höchſter Angſt zum offenen Fenſter hinaus, ſtatt zur Thure. Urſula meinte aber, die Katze habe ihr die Hand geleckt und ein Windſtrich das Fenſter aufgeſtoßen.

Des Wendel Keckheiten erreichten jedoch bald ihr Ende. Einmal hört die Urſchel, in der Nacht erwachend, vor ihrer Kammerthüre ſchnarchen oder hart ſchnaufen. Sie glaubt, ein Hund ſei im Hauſe vergeſſen worden, und öffnet die Kammer, das Thier hinauszujagen. Ei, zum Wetter! iſt's nicht der Wendel, der den langen Weg da liegt und von des Mädchens Verwunderungsgeſchrei aufwacht und davongeht wie ein naſſer Pudel? Urſchel ſagte es dem Vater, der Vater inquirirte den Wendel. Der da redet ſich mit tauſenderlei Geberden und Grimaſſen nur halb und halb heraus, als habe er einen Traum von Dieben gehabt und im Traum die Wanderung zu Urſchels Kammer, ſie zu bewachen, unternommen. — „Noch einmal,“ ſagt der Förſter, „ſolch eine Nachtwandelei, und marſch mit dir zum Haus hinaus!“ — Nicht lange darauf geht der Förſter im Garten hinter hohen Hecken und raucht ſein Pfeifchen. Da ſieht er auf ſeinem rechten Flügel vor einem Hag, auf dem ein Kamiſol der Urſula zum Trocknen hing, den Wendel ſtehen in tiefer Betrachtung vor dem Kamiſol. Macht alsdann allerhand närriſche Kratzfüße vor dem Kamiſol und küßt es ab vom Kragen bis zur Aermelmanſchette, wie eine Reliquie. — Jetzt geht dem Alten der Knopf im Verſtand auf: „Schaut's da heraus?“ fragt er ſich ſelber, aber nicht gar oft. Denn am nächſten Morgen war der Wendel ſchon über alle Berge mit einer guten Tracht Prügel auf dem Buckel, an Torniſters ſtatt.

Urſchel hat nie recht erfahren, warum der Vater den Wendel ſo geſchwind entlaſſen; hat auch nicht viel darnach gegrübelt. Dennoch manchmal fiel ihr der arme Zigeunerbub ein, und ſie betete ein Vaterunſer für ihn, daß er rechtſchaffen bleiben und gute Leute in der Welt finden möge. Eine Nachricht von ihm kam jedoch nicht mehr in's Förſterhaus.

Mehrere Monate nach Wendels gezwungenem Verreiſen fand der Förſter einen Schatz. Es ſoll ein alter Hafen voll Geld geweſen ſein, der im Walde in einen hohlen Stumpen gelegt worden war. Wilde Bienen hatten in den Stumpen ſich eingebaut, und ſo war der Förſter über die Sache gekommen. Der alte Jäger, ein treuer Diener, lieferte das Geld bei Heller und Pfennig an den Fürſten ab. Der Fürſt belobte ihn, und ſchenkte ihm einen Theil von dem Fund; gab ihm denſelben zwar nicht in die Hand, aber ließ ihn durch ſeine eigene Kammer verwalten, als eine Ausſteuer und Erbſchaft der Urſchel. Das iſt die Wahrheit in der Sache.

Die müßigen Zungen ſchwätzten jedoch anders. Nach ihnen hätte der Förſter gleich von Anfang den größten Theil des Geldes als ein ſchlechter Mann für ſich behalten und dem Fürſten ſchier gar nichts abgeliefert, und für dieſes „Schier gar nichts“ noch ein reiches Trinkgeld angenommen. „Nun ſei alles vollauf im Förſterhauſe,“ ſagten die loſen Mäuler in allen Gemeinden ringsum: „der Förſter habe den Keller und den Speicher voll Gold, und wer daſſelbe zu heben Gelegenheit hätte, würde ein grundreicher Mann werden, vermöglicher als der Fürſt ſelber.“

Die wunderlichſten Reden finden theilmals die offenſten Ohren. So ſaßen eines Tags zu Bräunlingen in einer Kranzwirthſchaft — es dunkelte ſchon, die Jahrszeit ging dem Spätherbſt zu — drei oder vier fremde Männer an einem Tiſche abſeits, und es wurde unter ihnen juſt auch von des Jägers vorgeblichem Reichthum geredet; wiewohl in einer Sprache, die ein Bräunlinger Stadtkind nicht in der Schule lernt. — Sie plauderten nämlich das beliebte Rothwälſch der Gauner, weil ſie Schnapphähne waren, alle drei oder vier, und weil die ehrlichen Leute um ſie her nichts davon verſtehen durften, bei Leib und Leben.

Einer, der leider Gottes aus dem Badiſchen, bei Merzenſchwand herum, wie ich glaube, gebürtig war, ſagte zu ſeinen

Spießgeſellen, namentlich zu Einem, der im Geſicht ſchwarz ausſah, als hätte er ſich mit Schießpulver angeſtrichen: „Ich hätte ſchon ſelber gern den Handſtreich bei'm Förſter drüben ausgeführt, hatte aber nicht wohl Schick und Gelegenheit dazu. Der Alte geht verzweifelt wenig vom Neſte. Jetzt aber, da Ihr gekommen ſeid, vor allem du, alter ſchwarzer Bordolo, wollen wir's ernſthaft anpacken. Morgen, wie ich höre, führt der Jäger die bei ihm verſtellten Hunde des Fürſten in die Stadt. Vor dem ſpäten Abend kehrt er nicht zurück. Mit ſeiner Tochter wollen wir bald fertig werden. Nachmittags oder gegen Abend paſſirt dort keine lebendige Seele. Was meint Ihr dazu?“

Die Strolche nickten einverſtanden mit ihren Schelmenköpfen. Der ſchwarze Bordolo ſagte jedoch: „'s muß in der Ordnung geben. Ein Kundſchafter muß voraus. Der Teufel iſt ein Spitzbube und hat ſeine Mucken. Ein Kundſchafter, ein zuverläßiger, muß her, oder ich thue keinen Streich in dem Geſchäft.“

Wiederum verſetzte der Angeber des ganzen Stückleins: „Dazu wäre keiner beſſer, als der ſtumme Wendel, der ſeit ein paar Tagen hier umherliegt, und von dem ich euch geſagt habe. Er kennt Maus- und Hühnerloch im Förſterhauſe. Aber zum Ganzen will ſich der Kerl nicht herbeilaſſen. Mit Korb- und Siebmachen und müſſiggängeriſchem Bettel träumt er ſich von Land zu Land, und — wenn ich ein Zuchthaus wüßte, das mich aufnähme, ohne daß ich vorher einen ſchlechten Streich begehen müßte, — hat er mir geſtern deutlich zu verſtehen gegeben: ich ginge freiwillig hinein! — 's iſt nichts mit dem Buben anzufangen.“

Da machte Bordolo ein wichtig-hochmüthiges Geſicht und antwortete: „Das wollen wir doch ſehen. Führ' mich zu dem Burſchen hin, wenn du ſein Lager weißt, und ich will lebendig verbrannt werden, wenn ich den Kerl nicht alſogleich herumkriege!“ — Dies geſagt, tranken die Schelme ihr Glas aus, und wanderten in den finſtern Abend hinaus, denn der Anzettler wußte allerdings die Heuſcheuer, wo der Wendel ſeine Nächte einſam zubrachte.

Und ſo wurde es Nacht völlig, und wiederum Morgen, und der Förſter ſagte gegen neun Uhr zu ſeiner Urſchel: „Ich mache mich jetzo mit dem Gethier da auf den Weg. Gib mir noch einen Heidelbeertropfen auf die Reiſe mit, gegen den böſen Nebel.“ — Wirklich lag auch über'm Land ein dicker dicker Duft, als hätte ſich der ganze Himmel bis über die Ohren in grauen Filz und Pelz geſteckt. Kaum zehn Schritte weit konnte man vor ſich hin ſehen. —

Während der Förſter die Hunde zuſammenkoppelte, hing ihm das Mädel die Schnapsflaſche um, ſteckte ihm Brod in den Waidſack, küßte ihn auf die borſtigen Backen, und ſprach: „Lieb's Vaterle, komm nur fein zeitig heut Abend heim; je früher, je beſſer, denn — ich weiß nicht, wie's kommt — aber ich fürchte mich heute ſo zu ſagen, allein das Haus zu hüten."

„Urſchel! Urſchel!" ſagte der Vater und drohte ihr ſchalkhaft mit dem Finger: „das hör' ich doch von dir zum erſtenmal in meinem Leben! Du dich fürchten? Mach' mich nicht lachen, Mädel. Schließ' dich ein und ſchau', ob meine Büchſen alle wohl geladen. Um fünf Uhr bin ich mit Gottes Hülfe wieder da. Schon früher, wenn der Fürſt mich früher entließe, was er jedoch nicht thut, wie du ſelber weißt. Ich bring' dir was Gutes aus der Hofküche mit. Leb wohl und geſund."

Der graue Herr marſchirte mit ſeiner Koppel ab und Urſchel ſchlug ſich die Bänglichkeit, von der ſie überfallen geweſen, aus dem Sinn. Sie ſang wie eine Lerche im Hauſe herum, fegte die Wohnung von oben bis unten, legte alles zurecht, machte Feuer in den Ofen und auf den Herd, kochte ſich eine Mehlſuppe und ein paar Kartoffeln — die Weiber ſind, wenn alleine, gar nicht verſchleckt — ſpeiſte mit der Katze und dem alten, allein daheim gebliebenen Caro, einem ergrauten, zahnloſen Gnadenbrodfreſſer — das war bald gethan — und ſobald der Caro wieder entſchlafen war hinter'm Ofen und die Katze auf dem Fenſterbrett angefangen, ſich zu putzen und Toilette zu machen, holte Urſchel das Spinnrad und luſtig flog das Rädchen beim leiſen Geſang der Spinnerin um und um.

Auf einmal: klopf, klopf! geht's an's Fenſter. „Wer da?" ruft das Mädchen und ſpringt hin. Ach, wie erſchrak ſie! Draußen ſtand, umgeben vom weißgrauen Nebelgrund, die Geſtalt des ſtummen Wendel und bat, die gefalteten Hände erhebend, um ein Almoſen. — „Jeſus! wie ſieht der Bube aus!" ſagte zu ſich ſelber die Jungfer: „dem muß es ſchlecht ergangen ſein!" — holte aus der Tiſchlade ein Stück Brod, aus dem Geldkörbchen in der Kommode einen Kupferkreuzer, und ging, beides dem Bettler zu reichen. — Zu ihrer Verwunderung ſchlug Wendel die Gabe aus; dafür heulte er, einem frierenden Hunde nicht unähnlich, rieb die rothen Hände, ſchauderte am ganzen Leib, zeigte nach dem warmen Ofen und bettelte noch beweglicher als vorhin um Einlaß. — „Komm herein auf eine Viertelſtunde, aber nicht länger!“ antwortete ihm das beſorgte Mädchen, und öffnete ihm die Thüre.

Kaum ſtand jedoch der Wendel mit ſeinem abgehärmten Geſicht und in ſeinen Lumpen dicht vor ihr, als er mit verzweiflungsvoller Geberde ihre Hand ergriff und ſie in die abgelegene Küche zog. Sie wollte ſchreien, er hielt ihr mit bittender Unterwürfigkeit den Mund zu. Nach raſcher Umſchau, ob nicht zu irgend einem Spalte ein Spion hereinluge, fing Wendel nun an, dergeſtalt mit Zeichen zu parliren, daß Urſula kaum klug daraus wurde. Immer heftiger bewegte Wendel ſeine Arme und Finger, verzerrte das Geſicht mit unſäglicher Angſt, und — hätte der arme Teufel jemals ſich zum Reden zwingen können, diesmal wäre es ihm gelungen. Die Zunge flog ihm im Munde hin und her, ſeine blauen Lippen zitterten, ſein Unterkiefer wackelte. Seine hohlen Augen begeiſterten ſich immer mehr und mehr.

Endlich verſtand Urſula zu ihrem Schrecken, daß ihr eine Gefahr drohe, daß drei — vier Männer um die Wege, die Böſes im Schilde führten; daß Wendel von denſelben geſchickt worden, das Haus zu verkundſchaften; daß ihm der Tod bevorſtehe, wenn er ſeinen Auftrag nicht ausrichten, nicht zu den Dieben — das Stehlen bezeichnete er auf's deutlichſte — zurückkehren würde.

„Diebe? in der Nähe?“ fragte Urſula zitternd und leiſe. Wendel nickte. — „Du, ihr Kundſchafter? Wendel, was iſt aus dir geworden?“

Wendel betheuerte nun ſeine Unſchuld, und daß man ihn mit Prügeln oder deren Androhung gezwungen, den Gang zu thun. Zugleich zeigte er an, daß aus Liebe und Verehrung für Urſchel er ſich entſchloſſen habe, ihr den Anſchlag zu verrathen, und ſie zu bitten, augenblicklich zu entfliehen, denn in kurzem würden die Räuber da ſein, um ſie zu tödten und das Haus zu plündern. — Dabei fiel er, ſie zur Flucht zu bewegen, vor ihr auf die Kniee, küßte ihre Füße, und heulte dumpf, mit Thränen in den Augen. — —

„Thue, wie er ſagt; laufe davon!“ rief der Urſula die natürliche Zaghaftigkeit des Mädchens zu. Aber in dem Mädchen ſteckte viel vom Manne. Urſchel erinnerte ſich alſobald, daß ihr die Obliegenheit geworden, des Vaters Haus und Habe zu bewachen; daß ein halbes Dutzend von Jagdgewehren ſammt Munition zu ihrer Verfügung ſtand. Dieſes bedenkend, und des Beiſtands vom Himmel ſich verſehend, antwortete Urſchel dem Wendel, der ſich vor ihr im Staube krümmte, mit plötzlicher Entſchloſſenheit: „Nein, Wendel, nein! Du meinſt es gut, ich will das glauben. Aber mein Platz iſt hier und ich werde mich vertheidigen bis auf's Blut, es komme, was da wolle.“

Wendel ſprang auf, konnte aber ſchier nicht begreifen. Urſula nahm ihn bei der Schulter, drängte ihn gegen die Thüre, und ſagte: „Willſt du mir eine rechte Hülfe leiſten, und zugleich des ſträflichen Bundes mit den Spitzbuben los werden, ſo laufe, was du kannſt, während ich hier alles verſchließe — laufe nach Bräunlingen, nach Hüfingen, mache das Amt rebelliſch. Sie werden dich verſtehen, mir einige Mannſchaft zuſenden ... ich halte mich bis dahin ſo gut, als es geht, gegen die Schelmen. Wenn du willſt, ſo liegen ſie binnen einer Stunde in Ketten und Banden!“

Wendel, den Auftrag vernehmend, fuhr zuſammen. Heftig ſchüttelte er den Kopf. — „Warum willſt du nicht? Warum nicht mich vom Tode, dich vor Strafe erretten zu gleicher Zeit?“ fragte Urſula herriſch.

Wendel rang die Hände, klopfte heftig auf ſeine Bruſt und beſchrieb mit dem den Stummen eigenthümlichen Ungeſtüm einen großen Mann, der unter den Spitzbuben auf ihn warte, der Gewalt über ihn habe, dem er gehorchen müſſe. Der Mann habe ihn als kleines Kind auf ſeinen Armen getragen; er könne und wolle denſelben der Gerechtigkeit nicht verrathen. Dann drückte Wendel beide Fäuſte vor die Augen, und weinte wie ein Verzweifelnder.

Urſula errieth halb und halb, was ſeiner Geberden Beredſamkeit auszuſprechen ſich bemühte. „Um Gotteswillen!“ rief ſie: „der Mann, den du bezeichneſt .... ein Pfleger deiner Kindheit?“

„Mehr, mehr!“ lautete des Jünglings ſtumme Antwort. Er zeigte nach dem Stalle, wo ſeine Mutter geſtorben.

„Ein Freund deiner Mutter?“

„Mehr, mehr!“ erwiederte der Stumme, und erſchöpfte den ganzen Reichthum ſeiner maleriſchen Sprache.

„Herrgott! dein Vater?“

Bejahend fiel Wendel abermals zu des Mädchens Füßen. Schnell gefaßt zog ſie ihn in die Höhe und ſagte ihm heftig: „So werd' es, wie Gott will. Mache, daß du von hinnen kommſt.

Sage ihnen, ſie würden mein Haus und Leben nicht wohlfeil erkaufen. Sag' ihnen, der Tod warte hier auf ſie. Du ſelber komme nicht in meine Nähe. Deiner Anhänglichkeit zum Trotze würd' ich dich nicht ſchonen können. Hinaus, hinaus, fort mit dir.“

Sie expedirte den taumelnden Jungen herzhaft aus dem Hauſe und ging ohne Zögern an's Verrammeln der Fenſter und Thüren. Zum Teſtamentmachen und zum Beten hatte ſie keine Zeit. Indeſſen iſt ja ein frommer Gedanke ſchon Gebet genug, und das übrige macht die Berufspflicht und das Bewußtſein. — Urſula beſtimmte den obern Stock des Hauſes zum Hauptquartier und Zeughaus. Dort lag die erſparte Baarſchaft ihres Vaters, dort befanden ſich ſeine Papiere, ſeine wenigen Prätioſen, ſeine beſten Waffen. Zwei Aufgänge führten dahin: die Treppe von der Flur, und ein kleiner verborgener Schlupf hinter dem Ofen der Unterſtube. Dieſer letztere ſollte im verzweifeltſten Falle dem Rückzug günſtig ſein. Urſula war ein militäriſches Genie; ſie verlor nicht den Kopf, vergaß nicht das Nothwendige. Nicht nur Pulver und Blei ſchleppte ſie in ihre Feſtung, ſondern auch, wohl wiſſend, was die Garniſon bei Kraft erhält, einen Laib Brod, einen Krug mit Wein. Eben ſo in der Geſchwindigkeit beförderte ſie zwei Bund Stroh nach oben. Zu welchem Endzweck, wird man gleich hören.

Eingeſperrt und wohlverwahrt lugte ſie fleißig nach dem Walde, wo die Spitzbuben lauerten. Doch vereitelte der giftige Nebel, der ſich ſtets dicker ballte, die Beſtrebungen ihres Auges. Die Diebe konnten mit Hilfe dieſes Nebels bis unter die Kanonen der Feſtung gelangen, ohne von der Beſatzung geſehen zu werden. Und ſo kamen ſie auch.

Vergeblich hatte Wendel ſeinem ſaubern Papa, dem ſchwarzen Bordolo und deſſen Spießgeſellen, vorgeſtellt, daß wenn auch der Alte nicht daheim, doch ſeine Waffen gut gehalten ſeien, und daß mit dem Mädchen nicht zu ſpaßen. Vergeblich hatte der arme Junge kniefällig den Schwarzen gebeten, um ſeiner ſelbſt willen von dem verbrecheriſchen Vorhaben abzuſtehen. — „Nichts da,“ hatte der Zigeuner geſagt: „eine Gelegenheit und Stunde, wie dieſe, kommt nicht wieder; das alberne Mädel fürchten wir nicht. Es muß gethan ſein! Voran, feiger Bube, und führe uns gut und ſicher an. Es iſt um dich geſchehen, wenn du ausreißeſt, oder wenn ich merke, daß du nur mit einem Augenblinzeln unſern Plan gedibbert haſt.“

So marſchirte denn Wendel voraus, wie zum Richtplatz. Die Schelme, mit Hebebäumen, derben Knitteln und Meſſern bewaffnet, ſtießen ihn, der nur langſam einherſchritt, mit Gewalt vorwärts. Trotz ſeines Zögerns war die Strecke bald zurückgelegt. In ungewiſſen Umriſſen dämmerte des Hauſes Maſſe aus dem dichten Nebel. Es war ungefähr vier Uhr Nachmittags geworden.

Urſchel auf der Lauer ſah die Leute nicht, aber ſie hörte das dumpfe Tappen ihrer Füße. — „Caro, paß auf!“ ſchrie ſie in's Haus hinunter. „Wer da?“ ſchrie ſie zum Fenſter ihrer Citadelle hinaus. Keine Antwort, als Caro's Stimme, der herzhaft that, was er in hohem Alter noch thun konnte: bellen und gefährlich knurren. — Doch ſagte einer der Räuber zum andern: „Nichts zu fürchten; der Hund hat kein Gebiß mehr.“

Die Räuber liefen das Haus ſchnell an. Ein rother Blitz zuckte durch den Nebel. Der Knall einer Flinte donnerte über die Häupter der Angreifer weg. „Zurück!“ ſchrie die Jungfrau. Aber ſchon ſtanden die Buben hart an der Mauer, ſchauten ſich beſtürzt an, aber faßten neuen Muth, da ſie alle unverletzt geblieben. „Hund! du haſt geplaudert mit deiner ſtummen Zunge!“ raunte Bordolo dem Wendel zu, und faßte grauſam nach dem Meſſer in ſeiner Taſche. — Der nächſtſtehende Dieb hielt ihm jedoch die Hand. „Davon hernach, Bruder! Jetzt iſt die Zeit koſtbar. Ohne Verzug die Thüre eingebrochen, oder es geht uns nicht gut.“

Wie es nun zuging, hat nachher Keiner mehr deutlich angeben können. Die Hausthüre wurde aufgeſprengt, der arme Caro, der Allarm bellte, niedergeſchlagen. Ein paar von den räuberiſchen Wichten machte ſich an den Keller, um den Schatz zu heben; ein paar Andere, nachdem ſie in der Unterſtube alles durch einander gewühlt, ſtiegen die Treppe hinan, um oben aufzuſprengen, was einem Brecheiſen nicht widerſtand. Urſula verhielt ſich bei dieſen Auftritten ruhig gegen den Feind. Sie war beſchäftigt, die Fahnenſtange aufzurichten, woran in friedlichen Tagen die Flagge zu wehen pflegte, wann eben der Fürſt, zur Jagdzeit, in dem Förſterhauſe einzuſprechen geruhte. Aber nicht die Flagge wehte jetzt zum Dache hinaus, ſondern die Strohbündel, die Urſula in ihr Fort praktizirt hatte. Und mit mordbrenneriſcher Hand, die man dem Mädchen gar nicht zugetraut hätte, ſteckte ſie das Stroh in Flammen, die wild durch den Nebel hinauslohten, ein gräuliches Signal, das jedoch in der Ferne kaum geſehen werden konnte.

Nachdem ſie dieſes vollbracht — die Diebe rüttelten ſchon an der Thüre zum obern Stock — that die heldenmüthige Urſula Schuß auf Schuß aus den Fenſtern, um Leute herbei zu ziehen. — „Nur zu, nur zu!" höhnten die Einbrecher: „Gleich helfen wir dir vom Brode, du Hexe und Teufelsbrut!"

Krach! fiel die Thüre in Trümmer und Staub. Ihr Lieblingsgewehr in der Hand, ſchaute Urſula hin. Paff! hatte der Erſte der eindringenden Geſellen eine blaue Bohne in der Hüfte. Knall, Schrei und Pulverdampfwolke waren eins. Mit Hilfe der Wolke verſchwand Urſchel durch die Fallthüre, die in den Schlupf hinter'm Ofen der Unterſtube führte. — „Luft, Luft, Freiheit!" keuchte ſie. — O weh! unten ſtand Einer, der ſchwarze Bordolo, ihr zu wehren. Schier ſank das Mädchen um. Jedoch — ein Doppelgewehr iſt doch eine herrliche Sache — ein Schuß blieb ihr noch. „Fort da!" rief ſie: „oder du biſt des Todes, Galgenvogel!" — „Wart! ich will dir ....!" hieß es drüben, und der drohenden Mündung entgegen ſchritt der Schwarze, ein Beil in der Fauſt. Da ſprang Wendel herzu, umfaßte den Räuber mit beiden Armen, wollte ihn wegreißen vom Schauplatz. Bordolo rang mit dem Jungen wüthend. Indeſſen kam's hinter Urſula den Schlupf herab. Es waren die Beine des unverwundeten Verfolgers. Das Mädchen hatte keine Wahl. „In Gottesnamen," rief ſie vorſpringend. Bordolo warf ſo eben den Wendel zu Boden. Urſula's Flintenlauf ſtieß feſt auf ſeine Bruſt. Der Schuß ging los ....

Indeſſen war Hilfe eigentlich vor der Thüre. Ein Stallmeiſter des Fürſten, der mit einem Stallknecht zu Pferd promenirend dem Forſthauſe ſich genähert hatte, war des Feuerſignals anſichtig geworden, hatte die Nothſchüſſe vernommen. Die Reiter, ein Unglück ahnend, hatten die Pferde wacker ausgreifen laſſen ... in kurzer Zeit waren die Männer, wo man ſie brauchte. — Sie fanden Bordolo verblutend am Boden, den Sohn heulend auf den Sterbenden hingeworfen; und Urſula, die ſich feuerroth, mit aufgelöſtem Haar und geſprengtem Korſet, mit dem Gewehrkolben gegen den Kerl wehrte, der ihr von oben nachſetzte. Mit dem Kerl war's gleich Matthäi am letzten. Im Nu lag er unſchädlich und gebunden zu Boden. Den Kumpan deſſelben fand man oben im Blute; den letzten der Räuber à tout betrunken im Keller bei'm Weinfaß. — Somit war die blutige Komödie zu Ende und der heimkehrende Vater traf ſein Mädchen unverſehrt an, und ſie kochte ihm das Nachteſſen, wie ein Grenadier nach der Bataille den Kochkeſſel beſorgt, und er ſprach vergnügt: „Mädel, wenn du nicht jetzo in die Zeitungen kommſt, ſo paſſirts dir in deinem Leben nicht mehr.“

Verdelo war todt: ſeine drei Spießgeſellen und Wendel wurden eingeſteckt; die erſtern auf Lebenszeit in den Schatten geſetzt, Wendel wegen ſeiner Bravheit in ein Arbeitshaus gethan, wo er leſen und ſchreiben, auch ein Handwerk lernte, und, wie ich glaube, als ein treuer Hausknecht geſtorben iſt. Er hat mir öfters ſchlecht und recht aufgeſchrieben, wie ihm an ſelbigem Tag zu Muthe geweſen. Wunderlicher- oder etwa natürlicherweiſe war er von ſeiner Liebe zu der Urſchel ganz geheilt. Er fürchtete ihr Andenken. Die ſeinen Vater erſchoß, war ihm zu einem Schreckgeſpenſt geworden, und er ſah ſie oft drohend und blutbefleckt in ſeinen Träumen.

Aber auch ich habe die Urſula ſpäter geſehen, und zwar in Karlsruhe, wohin der Kurfürſt ſie kommen ließ, um ſie zu beloben und ihr eine goldene Medaille anzuhängen. Sie hat dieſe Auszeichnung getragen an Sonn- und Feiertagen bis an ihren Tod. Den Vater pflegte ſie treu bis an ſein Ende, und bekam alsdann vom Fürſten eine ſchöne Penſion. Aber einen Mann bekam oder nahm ſie nicht. Den Wendel hat ſie zwar nie wieder zu Geſicht bekommen, aber ſie ließ ſein Bild malen und es hing ihrem Bett gegenüber, und was ſie ſich abſparen mochte, ſchickte ſie dem Stummen, ohne daß er wußte, woher die Gaben floſſen. Ich meine, von allen Männern in der Welt, ihren Vater ausgenommen, hat die Urſchel doch am Ende den Wendel am liebſten gehabt. Doch wußte ſie zu ſchweigen, trotz dem Wendel, und ſich zu beſcheiden als ein frommes Weibsbild, das jedenfalls verdient hätte, ein rechter Mann zu ſein.“

Als der Erzähler aufhörte zu reden, that die Kritik den Mund auf. — „Jedenfalls auch,“ ſprach die muntere Hedwig, „hätte des Förſters Tochter verdient, mit einem wohlklingenden Namen gerufen zu werden. — Die „Urſchel“ iſt geradhin abſcheulich.“ — „Ein Mädchen ohne Liebe!“ ſeufzte Maria halblaut. — Die Tante gab nun ebenfalls ihren Senf dazu, und zwar einen kräftigen. „Ich habe ſie wohl ſelber gekannt;“ ſagte ſie: „ſie iſt oft nach Villingen gekommen: ein meiſterloſes Geſchöpf, ein weiblicher Dragoner. Ich glaube — Gott verzeih mir's — ſie hatte einen Bart und konnte ſelber den Heidelbeerbranntwein und andern wohl leiden.“

Der Erzähler wollte ſo eben ſeine Heldin rechtfertigen, und Habergeis ſagte ſeelenvergnügt: „Wie das auch ſei, ſo freut mich doch, daß die Halunken fremde Halunken waren, denn auf dem Schwarzwalde kommen dergleichen Mord- und Diebsgeſchichten nicht vor!“ — als im Hauſe ein Fenſter klirrte, gleich darauf ein derber Schuß fiel und vor der Einlaßpforte ein Hund martialiſches Gebell anſchlug. Zwiſchen durch ſchrillte Angſtruf aus menſchlichem Munde, und donnerte eine herriſche Stimme. — Die kaum berichteten Auftritte im Forſthauſe bei Bräunlingen ſchienen ſich in des Schloßbauers Hof wiederholen zu wollen.

Der Brigadier vom Stuhle auf; im Eifer des alten Handwerks hinaus, und flugs packte er einen Menſchen, der, über die Treppe kollernd, mit einem rieſigen Fanghund im Streit lag. Dem alten Gensdarm folgten die übrigen Männer der Stubete mit Licht. Des Hauſes Knechte ihrerſeits kamen aus ihrer entlegeneren Wohnung mit Spießen und Stangen.

Vor dem Hauſe, am Fuße einer Leiter, auf zerbrochenen Fenſterſcheiben lag oder wälzte ſich ein Menſch, von einer artigen Schrotladung ſchmerzlich, doch ungefährlich verwundet. Einem ſchon in der Ferne ſpringenden Kerl ſandte der Rettungsſchütze eben noch einen Schuß nach. Und der Retter war ein junger Mann im ſchlichten grünen Waldkittel, und der Bürgermeiſter begrüßte ihn als den neuen Herrn Bezirksförſter.

„Die Spitzbuben wollten Ihr Geld ſtehlen, Herr Generalkaſſier!“ rief der Förſter den Habergeis an, der ihm wie ein Nachtwandler in's Geſicht ſtarrte: „ich ging vorbei, um mir die Gelegenheit zu beſehen, und ſchoß den Einen von der Leiter, während mein Hund den andern, der in's Haus geſchlichen, feſthielt. Der Dritte wird ſeiner Strafe nicht entlaufen, da wir ſeine Geſellen haben.“ —

Der Geſchoſſene war der Schuhmacherfritz. Der neue Bezirksförſter war der ehemalige Offizier, Herr Julius von Steinſels, Mariens zärtlicher Freund, der ſich bei Nachtzeit in aller Stille die Gelegenheit beſehen wollte. Neben ihm ſtand noch ſein Burſche, der bereits den bewußten Brief in Mariens Hände zu ſpielen gewußt hatte. — Des Mädchens und der Hedwig Haltung löste dem überraſchten Vater das Räthſel vollends.

Nachdem er gehört, daß Julius aus Liebe zu Maria in's Forſtweſen getreten, und einen Dienſt in ihrer Nähe erbeten, — nachdem er vernommen, daß Julius in ſeiner Nachbarſchaft ein Gütchen erſtanden, auf dem er — der Reſidenz für immer entſagend — beſchloſſen, als Landwirth, als Gatte, als Familienvater zu verweilen bis an ſein Ende, konnte und mochte der dankbare Habergeis dem Retter ſeiner Habe ſeine Tochter nicht mehr verſagen. — Aber von Stund' an verriegelte er ſeine Thüren und Fenſter ſorglich, ſperrte ſein Geld wie ehedem in eine feſte Caſſe und glaubte nicht mehr ſo ſteif und felſenfeſt an die unerſchütterliche Tugend und Rechtſchaffenheit aller ſeiner Nachbarn. — Die Lektion brachte ihm jedoch einen männlichen Schwiegerſohn ein, über den weder er, noch Maria ſich jemals zu beklagen haben werden.

(Fortſetzung der Erzählungen bei Licht im nächſten Jahrgang.)

Benzenweiler.

Er iſt von dannen gefahren in der Blüthe ſeiner — Schulden; laßt uns ihm ein Denkmal ſetzen, in welchem nicht, wie etwa in einem liebloſen Handelsbuch, dem übervollen Soll ein Haben mit unausgefüllten Kolonnen gegenüber ſtehe; denn nach dem hergebrachten Maaßſtab von Soll und Haben rechnet wohl der Philiſter in kleinbürgerlichem Sinn den Werth des Daſeins aus, um darnach Glück oder Unglück, Ehre oder Schmach zu ermeſſen, ohne je ſich einfallen zu laſſen, daß es auf Gottes weiter Welt Weſen gibt, welche die Grundbedingung ihres Athmens und Lebens in ſolchem Urſtoff nicht duldet. Was kümmert es den Propheten, wenn die Gevatterinnen ſeines heimathlichen Städtchens den Nachbarn und Marktweibern die Thorheiten ſeiner Jugend, die Erbärmlichkeiten ſeines Hauſes erzählen? Was kümmert es die Welt, ob der Stern, der nächtlicher Weile ſo hell herniederſtrahlt, von gebrechlichen Weſen bewohnt iſt, gleich der Erde, oder nicht? Was thut es uns, daß Mozart mit armſeligen Klapperſchulden zu kämpfen hatte, und Schiller zu Weimar ein Herr Hofrath hieß? ..... Und dieſe Rückſichten auf Kleinigkeiten der nächſten Umgebung ſtreifen ſich nicht nur von großen Geiſtern ab, ſondern von allen Denen, deren Daſein aus dem engen Kreiſe beſchränkter Bürgerlichkeit heraustritt, um in der großen Welt eine, wenn ſchon zuweilen ganz unbeachtete Rolle zu ſpielen; ſie beſtehen eben ſo wenig als für den gottbegabten Seher, für den Abenteurer, möge er nun mit Fürſten, Grafen und Herren vertraulichen Umgang pflegen, oder vor einer Verſammlung von Kindsmägden und Lehrbuben auf dem Seile tanzen; und wenn dieſe Parallele für alle Diejenigen demüthigend erſcheint, deren Stirne die Kränze rühmlichen Erfolgs ſchmücken, ſo iſt ſie dafür um ſo glücklicher für jene, von denen es heißt: euer Ruhm klingt nicht fein.

Eugen war kein Dichter, kein Weiſer und kein Held, nicht einmal ein Romanheld der alten Schule, aber auch keiner aus der Schaar der verwahrloſten Glücksritter; weder Don Juan noch Leporello, doch immerhin einer von denen, welche das Gerede der

Leute auf dem Markt und vor der Kirche nicht in Wagſchalen legen, und deren Ehrlichkeit, wenn ſie auch keinen ehernen Rieſen vorſtellt, dennoch auf Füßen von ſchlechtgebranntem Thone ruht. Er iſt zu Baden und Homburg, zu Wiesbaden und Pyrmont oft geſehen worden, wie er am grünen Tiſche ſtand, eine mittelgroße Mannsgeſtalt, muſterhaft behandſchuht und beſchuht, ſtets gekleidet, wie es ſich für Jemand ziemt, der nach des alten Polonius Rath weder im Vortrab noch im Nachtrab der Mode einhergehen mag. Sein Antlitz war von keiner lebhaften Färbung, und erhielt eine gewiſſe anziehende Bläſſe durch den glänzend ſchwarzen Bart, deſſen rothbraune Wurzel den Gebrauch des chineſiſchen Waſſers bezeugte, das hie und da wohl auch dem Blicke des aufmerkſamen Beobachters durch kleine Brandflecken auf der Haut ſich verrieth. Er galt, wo er hinkam, für einen ſogenannten ſchönen Spieler: im Verlieren unerſchrocken, im Gewinnen keck und der Bank gefährlich, wenn auch blos für Augenblicke, weil ſeines Gleichen die Beute der guten Stunde nur hinzunehmen ſcheint, um für die böſe ein Opfer in Bereitſchaft zu halten; und bekanntlich iſt im Leben des Spielers die Anzahl der böſen Stunden immerdar die überwiegende, weil das Spiel ja, des Erdenwallers getreues Abbild, den vergeblichen Kampf der von Leidenſchaften verwirrten armen Seele gegen das kalt und gleichmäßig einherſchreitende Geſchick darſtellt.

Gott allein mag wiſſen, welcher Wirbelwind des Zufalls Eugen zum Fürſtenbronn führte. „Wo und was iſt das?“ — Es iſt kinderleicht zu finden, das reizende Dörflein Benzenweiler am Strand des klaren Baches zwiſchen den Waldhügeln. Umhegt von uralten knorrigen Eichen, von ſaftiggrünen Buchen und breitblätterigem, weißſtämmigem Ahorn ſteht dort das neue Badhaus „zum Fürſtenbronn“, am Fuße des Felſens, welchen die Trümmer der alten Raubveſte krönen, und dem Bade gegenüber das Landhaus des Fürſten, worinnen der mit der Aufſicht über die Badanſtalten betraute Kammerherr und ein Arzt aus der Reſidenz den Sommer über wohnen. Das Bad war diesmal über alle Erwartung belebt, das Badhaus gefüllt wie eine Heringstonne, ringsumher in Bauernhäuſern und Meierhöfen jedes nur irgend bewohnbare Kämmerlein von Fremdlingen beſetzt, die ſich glücklich ſchätzten, hier für ſchweres Geld einen Strohſack und einen Holzſchemel zu erhalten, nachdem anderwärts ihnen keine Einrichtung üppig genug und jede noch ſo billige Forderung dafür übertrieben vorgekommen. Mehr noch als die übergroße Sommerhitze hatte des Fürſten unverholene Vorliebe für den Ort die Honoratioren der Reſidenz angelockt. Eine engliſche Familie, welche das Jahr zuvor ſich zu dem damals noch ſehr einſamen Fürſtenbronn verirrt hatte, war durch geſchickt angebrachte Zuvorkommenheiten des hierin wohlberathenen regierenden Herrn den Winter über in Blasburg feſtgehalten worden, und hatte in langen, in endloſen Briefen, wie nur Engländer ſie an Freunde und Bekannte ſchreiben, die Herrlichkeiten des jungen wohlfeilen Bades geprieſen, vor allem aber den Hofhalt gerühmt, welcher den Kindern des ſtolzen Inſelreiches die gebührende, leider aber auf dem Feſtlande ſich ſtets ſeltener machende Hochachtung nicht vorenthalte. Dieſe Sendſchreiben hatten unmittelbar und mittelbar aus allen Ecken und Enden der Welt her Schaaren des Volkes angelockt, das wie Kletten und Pech an einander hängt, klebt und hält; mit den Britten waren die Ruſſen gekommen, die in neueſter Zeit überhaupt nicht höher ſchwören als: „God damn,“ und mit den Ruſſen, wahrſcheinlich angelockt durch den Juftengeruch, einige deutſche Edelleute.

Es war juſt Sonntag. Der Zudrang der feſttäglichen Beſucher ließ den Platz und die Baumgänge vor dem Kurhauſe wie von einem wimmelnden Ameiſenhaufen überſät erſchienen. — — „Sie werden das glückliche Pflegkind des Durchlauchtigſten gewaltig verändert gefunden haben, mein lieber Baron,“ ſagte der Kammerherr, auf das fröhliche Getümmel deutend, zu dem überlangen, klapperdürren Mann, der wie eine aufgereckte Lärmſtange neben ihm einherwandelte. Der Freiherr Owe verzog ſein Jünglingsantlitz von fünfzig Jahren in gewiſſe ſteife Falten, die bei ihm ein Lächeln vorſtellten, und verſetzte: „Sehr verändert, in der That, gänzlich verändert, lieber Graf, doch nur zum Vortheil. Sereniſſimus hätte aber auch dieſe ſeine Schöpfung keinen würdigern und fähigern Händen übergeben können, als den Ihren. Ich treffe hier eine ſchöne Geſellſchaft, und darum herum ein zahlreiches Publikum, das ſich ganz leidlich benimmt und vollends tadellos benehmen wird, ſobald ſich nur Jemand findet, um den rechten Ton anzugeben, bevor die Maſſen allzuſehr in einander verſchwimmen.“ — „Sollte denn nicht eben in dieſem Verſchwimmen der Hauptreiz eines Badeaufenthalts liegen?“ fragte dagegen Graf Sweter: „Die Abſonderung in kleinerem Kreiſe finden wir auf unſeren Schlöſſern, die große Geſellſchaft in den Hauptſtädten, alſo muß es zur Abwechſelung ein Drittes geben, das uns hier beſchäftige.“ — „Ich habe die Ehre und das Vergnügen, Ihre Anſicht zu theilen,“ verſetzte Owe, „doch hab' ich, ohne Badeintendant zu ſein, den Gegenſtand unſeres Geſprächs in müßigen Stunden reiflich erwogen und einige Uebergänge dabei entdeckt, die Ihrem Scharfblick ſich vielleicht entzogen haben.“ — Worauf Sweter: „Vier Augen ſehen natürlich mehr denn zwei. Dürft' ich bitten?“ — — „Mich will nämlich bedünken,“ ſprach der Freiherr, „daß neben dem Tummelplatz der allgemeinen Maskenfreiheit ſich eine angenehme Zufluchtſtätte für diejenigen befinden müßte, welche zwar recht gern ſich in die Wogen der Maſſe ſtürzen, doch nur unter dem Vorbehalt, in jedem Augenblick das ſichere Eiland der Geſellſchaft erreichen zu können. Wir gehen wohl auf einen öffentlichen Ball, um das Volk tanzen zu ſehen und um allenfalls ſogar ſelber mitzutanzen, aber der Geſellſchaft ſollte auch Gelegenheit geboten werden, ſich unter ſich zu vereinigen, und da in ihrem jungen Bad die Wohnungen vorläufig nur noch aus Schlafkammern beſtehen, ſo dürfte es ein dringendes Bedürfniß ſein, in einem öffentlichen Lokal etwas zu veranſtalten, was man in andern Bädern, wie zu Carlsbad, Teplitz, Baden, Wiesbaden: Reunion nennt, und das füglich hier auch ſo heißen könnte. Wir hatten in Ihrem Badehaus den blauen Salon und das rothe Zimmer, welche ſich zu dieſem Behuf eignen, als wären ſie eben nur dafür erbaut.“ — Der Kammerer ſchüttelte den Kopf und murmelte von ſeinen Inſtruktionen, die ihm geböten, vor allem die Frequenz des Bades befördern zu helfen. Owe lachte, und meinte, der Beſuch des Bades müſſe juſt dadurch nur um ſo zahlreicher werden, ſowohl von Seiten des Publikums, als von Seiten der Geſellſchaft ſelbſt, denn die große Maſſe dränge ſich nirgends lieber zu, als da, wo es irgend einen vorbehaltenen Raum, eine verſchloſſene Thüre gäbe, kurz: wo etwas zu erlauſchen ſei. Sweter verſprach, die Sache in Ueberlegung zu ziehen; und um vorläufig das Geſpräch abzulenken, brachte er die Rede auf den Erſten Beſten, der ihm in's Auge fiel. Dieſer Erſte Beſte aber war Eugen, der Wohlbehandſchuhte.

„Ich kenn' ihn wohl,“ erläuterte Owe: „denn ſeit mehreren

Jahren begegnet er mir in jedem Bad, wohin ich komme. So ſah ich ihn auch im vorigen Sommer zu Baden. Er ſoll von guter Familie ſein, und hat eine anſtändige Erziehung genoſſen, iſt ein vorzüglicher Schütze, ein kecker Reiter, ein flinker Tänzer, ſpricht geläufig franzöſiſch, engliſch und ſpaniſch, und beſitzt, oder beſaß mindeſtens, die gute Eigenſchaft, die Badefreiheit nicht zu mißbrauchen. So ſtand er mit den Herren insgeſammt auf einem guten Fuß, und, war es nur eine Frucht bitterer Erfahrungen oder natürlichen Taktes und Feingefühls, — jedenfalls wußte er die von den Verhältniſſen gezogenen Schranken ſo genau einzuhalten, daß ihm ein gewiſſes Wohlwollen dafür zum Lohne wurde, wodurch er nachderhand ſein „Fortkommen" ſehr erleichtert ſah."

Der Genannte ſegelte inzwiſchen einer Erſcheinung nach, die ihm früher ſchon im Leben aufgefallen war, da er juſt einmal wieder Zeit und Weile gehabt haben mochte, ſich um ſeine Umgebung zu bekümmern. Die wohlgenährte, blendend weiße Blondine mit den ſchmachtenden blauen Augen und dem weit ausgeſchnittenen Gewand, begleitet von einer rothnaſigen Dueña, hatte ihn dazumal wohl auch bemerkt, da es bekanntlich ſchwerere Dinge hienieden gibt, als ein Weib mit dem Umſtand bekannt zu machen, daß es unſere Aufmerkſamkeit erregt, unſere Theilnahme gewonnen habe; aber ſie hatte zugleich die Grauſame geſpielt, und gar nicht dergleichen gethan, als nähme ſie nur die ſtillen Huldigungen wahr, die ſich ihr weihten; auch war Eugen nicht ſo glücklich geweſen, denjenigen aufzutreiben, der ihn der reizenden Wittwe von kaum vierzig Jahren vorſtellte, und ſomit hatte die Bekanntſchaft bald ein Ende erreicht, bevor ſie nur begonnen, der galante Kavalier jedoch die Dame ſeiner ſtillen Wahl keineswegs aus dem Gedächtniß verloren. Wie er ſie nun zu Benzenweiler wiederfand, die ſtattlich aufgeputzte, wie ein Liebfrauenbild mit Kleinodien, Ketten, Spangen und Ringen behangene Marquiſe von Bicocca, ſo ahnte er gleich, daß ſeine Sterne diesmal günſtiger leuchteten, weil keine Spur mehr von dem kleinen, ſchwarzen, hagern Portugieſen zu erblicken war, der, ein Schatten in jeder Beziehung, früher die Engländerin mit dem italieniſchen Namen begleitet hatte, und weil dieſe überhaupt in Mitten des lebhaften Verkehrs ſehr verlaſſen ſchien. Eugens Ahnung war in der That keine trügeriſche, und an demſelben Abend noch fiel im paſſenden Augenblick ein Schnupftuch zu Boden: vielleicht war es auch ein Handſchuh, ein Buch oder ſonſt ein Gegenſtand, welchen Eugen aufhob, um ihn der blonden Liddy zu überreichen, und bei dieſem Anlaß das Geſpräch an die Erinnerung früheren Begegnens zu knüpfen und zu feſſeln. Die frühere Begegnung gab die Marquiſe zu, doch in einer Weiſe, welche zeigen ſollte, daß ſie eigentlich ſich nicht daran erinnere; von den andern Beziehungen des gemeinſchaftlichen Aufenthalts ſprach ſie dagegen gern und ausführlich, ſo wie ſie auch nicht ermangelte, über die Geſellſchaft zu Fürſtenbronn ſtrenge Muſterung zu halten.

„Ich verweile ſchon ſeit zwei Wochen hier," ſagte Liddy bei dieſer Gelegenheit: „und fühlte mich in der erſten Zeit recht behaglich. Der Verkehr war heiter, gemüthlich, anſpruchslos, wie er in einem kleinen Bade ſein ſoll, und die Anweſenden bildeten eine einzige Verſammlung. Morgens begrüßten ſich Alle beim Brunnen, vor Tiſch ſah man ſich auf der Promenade. Die vornehme Welt hatte ihre ſpäte Eßſtunde aufgegeben, und die kleine entgegenkommend die ihrige hinausgerückt, ſo daß die geſammte Geſellſchaft ſich bei Tiſche vereinigen konnte, um Nachmittags gemeinſchaftliche Ausflüge in die Umgegend zu unternehmen. Die hochmüthigſten jungen Herren, wie Miſter Springford, Herr von Zurriburri, Graf von der Swieten fanden nichts natürlicher, als den Frauen und Töchtern der **petite bourgeoisie** auf's artigſte den Hof zu machen, inſofern dieſe Damen nur hübſch waren. Wir fühlten uns alle zufrieden, bis der böſe Feind, neidiſch auf unſer Glück, die Frau von Owe in unſere Mitte warf. Sie iſt eine geborene Engländerin und war einſt ſehr ſchön, wie ich mich noch wohl erinnern kann. Ihr Vater war Vikar auf dem Gute meines Vaters, und ich noch ein ganz kleines Mädchen, als Harriet mir den erſten Unterricht in der franzöſiſchen Sprache ertheilte. Sie hieß damals im Munde der Landleute die trübſelige ſchöne Miß, weil ſie aus Liebeskummer ſich in's Waſſer geſtürzt hatte, und, wider ihren Willen gerettet, melancholiſch geblieben war. Die Melancholie dauerte jedoch nicht ewig. Eines Morgens ließ Harriet ſich vergebens erwarten, und als Gott den Schaden beſah, war ſie mit einem Offizier auf Halbſold durchgegangen. Seitdem hab' ich ſie in Rom wiedergeſehen, wo ſie für die Freundin eines polniſchen Magnaten galt, und ſpäter hat ſie den alten Jüngling, ihren hochwohlgeborenen Herrn Gemahl, zu Paris kennen gelernt und geheirathet. Sie heißt immer noch eine hübſche Frau. Doch das nur beiläufig. Kaum war ſie zu Fürſtenbronn angelangt, als auch das Unkraut der Zwietracht zu keimen und unaufhaltſam aufzuſchießen begann. Nicht minder hochmüthig als gefallſuchtig, verſammelte ſie einen Hofſtaat um ſich, der wohl oder übel, ihr ſtrenges Geſetz ſich muß gefallen laſſen. Der Wirth trägt dieſer Koterie das Mittagsmahl an einem beſondern Tiſch zu einer Stunde auf, zu welcher die Eingebornen des Landes ſchon ſtark an das Nachteſſen denken. Andere, die ſich nicht minder Weltleute dünken, ſahen ſich dadurch gezwungen, ebenfalls die ländliche Einfachheit der Tageseintheilung abzuſtellen, um ſich nicht als die Paria's zu bekennen, für welche man ſie ausgeben möchte, und ſo hat ſich das frühere gemüthliche Verhältniß gelöst, um einem ſteifen, geſpannten Weſen zu weichen, das wahrhaft unerträglich wird, wie Sie ſich heut' Abend auf dem Ball überzeugen können ....." — „Wo ich um ſo viel Tänze bitten möchte," unterbrach ſie Eugen, „als Sie mir zu gönnen mich würdigen wollen." Die Marquiſe lächelte ſtill in ſich hinein. Gar zu gern hätte ſie ſich einen Sclaven vom erſten Walzer bis zum Cotillon leibeigen gemacht, beſaß jedoch Selbſtbeherrſchung genug, zu entgegnen: „ſie habe ſchon ſo vielen Tänzern ſich verſagt, daß ſie nicht wohl uber ſich verfügen könne, ſondern ſich mit der Rolle einer Zuſchauerin begnugen werde." Eugen ließ ſich indeſſen nicht abweiſen und erwirkte endlich die Zuſage eines Contretanzes.

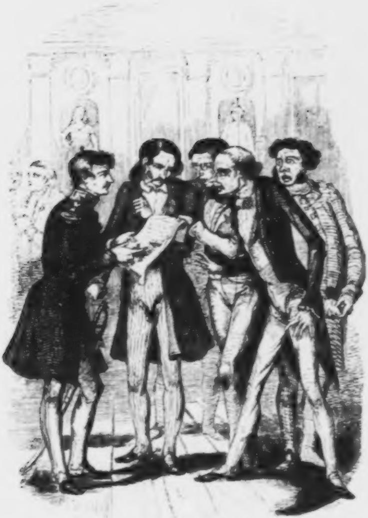
Als zu leidlich früher Stünde die Muſik im Ballſaal zum Tanz zu locken begann, ſaß die von Liddy bezeichnete Koterie noch bei Tiſche und die: „**lovely Queen Harriet**" war diesmal ungemein wohl aufgeräumt und gnadig, weil der Reiz ihres Lachelns und die Macht ihres Blickes mit ſiegreicher Gewalt die Bedenklichkeiten niedergeſchlagen, welche Sweter ihren Planen entgegengeſtellt hatte, ſo lange niemand weiter dafür geſprochen, als der Freiherr Owe. Der ſchönen Frau gegenuber war der Intendant fügſam geweſen wie ein krankes Kind, und hatte die Errichtung einer abgeſchloſſenen Geſellſchaft förmlich ausgeſprochen, welche unter dem Namen: „**Cercle**" in dem blauen Salon und im rothen Zimmer ihr Weſen treiben ſollte. Die Beiſaſſen der Tafelrunde waren ſo zu ſagen: geborene Mitglieder. Ueber die Aufnahme neuer hatten unter dem Vorſitz des „alten Knaben" der unverſchämt-blonde Springford, der vierſchrötige van der Swieten und Don Emanuel de Zurriburri de Torre-Bobo y Fumarada zu entſcheiden, und beſonders einige vorläufig ſchon bezeichnete Perſonen zurückzuweiſen, von denen man vorausſetzte, ſie würden ſich durch den hohen Subſcriptionspreis nicht abſchrecken laſſen. Unter dieſer Zahl war auch die Marquiſe begriffen, „dieſe fünfzigjährige Kokette, die Tochter eines Bartſcheerers in einem kleinen Dorf,“ wie Harriet ſie zu bezeichnen pflegte, wenn ſie ſich jemals herabließ, von „der Perſon“ zu ſprechen.

Wann wird der Cercle eröffnet? — Morgen mit Converſation, übermorgen mit Tanz. — Die Damen erſcheinen in Hüten. — Die Herren in Ueberröcken. — Badefreiheit! — Verbannung alles läſtigen Ceremoniels! — Entfernung alles ſteifen Zwangs! Ungezwungene Heiterkeit! — So ſchwirrten die Redensarten bunt durch einander, und es klang wie bitterer Hohn, die von Freiheit und Ungezwungenheit ſprechen zu hören, deren mächtigſte Lebensfrage ſich für den Augenblick um die Aufgabe zu drehen ſchien, die feſſelloſe Luſt des Landlebens in eine großſtädtiſch-kleinſtädtiſche Zwangsjacke zu ſchnüren. —

Die Muſikanten im Ballſaal hatten gut pfeifen und locken; keine Seele ſchien ſie zu vernehmen, obſchon allen den vielen Mädchen und jungen oder jung thuenden Frauen die Sohlen gewaltig prickelten und eine Menge von Tänzern ſprungfertig daſtand. — „So geht es jedesmal,“ ſagte Liddy zu Eugen: „regelmäßig kommt die Koterie zu ſpät, und dennoch wagt niemand den Reigen zu eröffnen, juſt als ob Harriet vom Himmel oder von der Obrigkeit zu dieſem Amt ausdrücklich beſtellt wäre. Mich wundert nur, daß die Muſik aufſpielen mag, bevor die gewiſſen Leutchen erſcheinen.“ — „Dieſes Joch wäre am Ende noch abzuſchütteln, ſollt' ich meinen,“ flüſterte er. — „Gewiß,“ verſetzte ſie: „doch hat das Volk nicht den Muth dazu.“ — „Wollen wir ihm nicht mit gutem Beiſpiel vorangehen?“ — „Schier fühl ich mich verſucht, es zu thun.“ — „O, folgen Sie der Verſuchung . . . —“ Die Marquiſe zauderte, doch mit ſanfter Gewalt zog Eugen ſie vom Sitz empor, flog im nächſten Augenblicke mit ihr in raſchen Wirbeln durch den Saal, und das Eis war gebrochen, ſo daß Harriet und ihr Hof bei ihrem Eintritt die Unterthanen des Badereichs in vollem Aufruhr trafen. Die Damen rümpften die Naſen, die Herren ſchauten finſter und verdrießlich drein, und Owe ſprach zu Sweter: „Sie ſehen, mein Beſter, wie ſehr es die höchſte Zeit war, den Cercle zu etabliren, denn hier ſcheint es um alle Ordnung geſchehen zu ſein. Ich möchte wohl wiſſen, wer ſich's hat beikommen laſſen, die Stelle der Baroneſſe Owe zu vertreten?“ — „Wer anders,“ ſagte Springford ziemlich laut: „als die Hexe aus Leiceſterſhire? Wollen Sie wetten, Baron?“ — „Ich nicht,“ verſetzte der: „doch wenn es wahr iſt, ſo mag der junge Herr ſich in Obacht nehmen.“ — „Was thäte ſolch ein Menſch nicht alles für Geld und gute Worte,“ bemerkte van der Swieten, indem er die Baroneſſe vorwärts führte, weil eben der Tanz aufhörte, die Tänzerinnen ihre Plätze wieder ſuchten, und die eben eingetretnen Damen ſich zu ſetzen begehrten. Zuverſichtlich ſchritten ſie auf den Seſſel zu, welche ſie gewöhnlich einzunehmen pflegten, jedoch ſchon beſetzt fanden. Harriet und ihre Begleiterinnen ſchienen zu erwarten, man werde aufſtehen, um ihnen Raum zu geben, wie früher wohl ſchon geſchehen war: diesmal aber trafen ſie, ſtatt gutmüthiger Blasburgerinnen, hochmüthige Töchter der Londoner Altſtadt, welche ihren herausfordernd fragenden Blicken mit kaltem Hohn begegneten, ſo daß Harriet vor Unmuth ſich kaum zu faſſen wußte, und allen Ernſtes in Verlegenheit gerathen ſein würde, hätte nicht van der Swieten durch ſeine Geiſtesgegenwart die Geſtalt der Dinge wie mit einem Zauberſchlage umgewandelt, indem er Don Emanuel einen Wink mit den Augen gab, und gleich darauf die hintere Banquette vorne dran ſtand, bevor irgendwer nur geahnt, was im Werke ſei. Mit der unbefangenſten Miene von der Welt nahmen die Damen den Sitz ein, und das ganze Kunſtſtück war ſo ſchnell vor ſich gegangen, daß die Mehrzahl der Anweſenden nichts davon inne geworden, und ſelbſt die erſtaunten Fiſchhändlerskinder vom Themſeſtrand ihren eigenen Augen nicht trauen wollten. Dem Intendanten war indeſſen der Auftritt nicht entgangen, und um einer allenfallſigen Erörterung keinen Raum zu gönnen, ließ er ſchnell von neuem aufſpielen. — „Was hab' ich Ihnen geſagt, mein Herr?“ ſprach Liddy zu Eugen, der ſie zum verheißenen Contretanz zu holen kam: „ſchon erfüllt ſich, was ich prophezeihte, und er ſollte mich wundern, wenn es nicht bald noch beſſer käme, da die Impertinenz einmal ſo ſchön im Zug iſt.“ — Und die Blondine hatte mehr noch Recht mit ihrer Vorausſagung, als ſie ſelbſt gemeint, denn als das Paar an den Sitzen der Koterie vorüberging, um anzutreten, ertönte eben von Harriets engelſanfter Stimme die Frage: „Mais, Monsieur, est-ce que l'on peut danser avec ça?“ — Eugen zuckte und blickte bedeutſam und wie fragend auf die Gruppe hin, doch ließ ihm die Marquiſe keine Zeit, ſeine Aufwallung deutlicher zu zeigen, ſondern forderte ihre Schritte, indem ſie ſeinen Arm etwas feſter packte, und ihm zuraunte: „Wenn Sie vernünftig ſein wollen, mein Kind, ſo ſollen Sie eine beſſere Genugthuung finden, als Sie durch eine heftige Scene ſich verſchaffen können, doch verlange ich ſtrengen Gehorſam und für den Augenblick die ruhigſte Haltung . . . . .“ — Er mußte ihr Folge leiſten, und fand ſpäter auch keine Gelegenheit mehr, den auferlegten Bann zu brechen, da Harriet für gut erachtete, noch vor Beendigung des Tanzes die Whiſtparthieen anordnen und beginnen zu laſſen.

Die Nacht war keine angenehme für den Intendanten, der, von bevorſtehenden Händeln träumend, Blut und Waſſer ſchwitzte, und um ſeiner Verantwortlichkeit den Rücken frei zu halten, bereits in allem Ernſte das mißliche Auskunftsmittel erwog: Eugen unverweilt von dannen zu weiſen, obſchon er bei der bekannten rechtlichen und geraden Geſinnung ſeines Herrn und Meiſters durchaus nicht wußte, wie er ein ſo ungerechtes Verfahren gegen den Unſchuldigen beſchönigen ſollte. Van der Swieten ſeinerſeits ſchlief auch nicht beſſer, als der Kammerherr; ihn hatte Eugens Drohblick getroffen und betroffen, er erwartete nun, für Harriets unüberlegte Worte zur Rede geſtellt zu werden, und hegte doch gar keine Luſt, um der Laune eines gefallſüchtigen Weibes willen ſein Leben in die Schanze zu ſchlagen, obwohl er juſt nicht zu den Feiglingen gehörte, wie er im Feldlager des „Königs von Spanien“ ſattſam bewieſen. Die Gaben des Geiſtes wie des Gemüthes ſind gar ungleich vertheilt; der eine geht kalten Blutes auf eine kartätſchenſpeiende Batterie los, und empfindet doch ein ſchier unüberwindliches Grauen vor dem winzigen Geſchütz von Piſtoja; — der andere, welchen in offener Feldſchlacht das Kanonenfieber in der allerſchmähligſten Form ergreifen würde, iſt dennoch ein ausgemachter Händelſucher und Raufbold, und nur derjenige ſollte billiger Weiſe für einen wahrhaft tapfern Mann gelten, deſſen Muth, in der Ueberzeugung wurzelnd, jedem Sturme Stand hält; ſolch' ein Mann aber geht, wohlgemerkt, an leichtfertigem „Krakēl“ ruhig vorüber.

Owe, Sweter und van der Swieten führten Morgens am Brunnen ein angelegentliches und leiſes Geſpräch, und der Freiherr fällte den Spruch: Eugen ſei der Sprößling eines edlen Hauſes, und obſchon, wie ganz richtig bemerkt worden, offenkundig ein leichtſinniger Schuldenmacher, Spieler und Windbeutel, dennoch fähig, Genug-



thuung zu verlangen, da keine Handlung von ihm bekannt geworden, welche ihn des ritterlichen Ehrenrechtes verluſtig mache. Van der Swieten ließ die Ohren hängen und verſuchte einige weitere Einwendungen zu machen, die jedoch nichts fruchteten, denn der alte Knabe galt für ein unfehlbares Orakel in allen Ehrenſachen; er winkte Zurriburri herbei, um ihn zu des Holländers Sekundanten zu beſtellen. — „Ich bin mit Freuden dazu bereit,“ verſetzte der, nachdem ihm der Fall vorgetragen worden. „Nur bitt' ich mir aus . . .“ — fiel ihm Sweter in die Rede, und wurde ſeinerſeits wieder durch Emanuel unterbrochen, welcher fortfuhr: „Ich kann inzwiſchen verſichern, daß die Sache nicht ſo weit kommen wird. Belieben Sie nur die Brunnentrinker in's Auge zu faſſen und zu bemerken, daß das zarte Verhältniß von geſtern ſich bereits gelöſt hat. Das Pärlein geht ſo kalt und fremd an einander vorüber, als hätt' es ſich nie zuvor erblickt.“ — „Wahrhaftig,“ beſtätigte Owe, „mir iſt dieſer Umſtand auch ſchon aufgefallen, und ich fühle mich zu dem Glauben geneigt, daß der geſtrige Auftritt dem jungen Menſchen die Augen geöffnet hat.“ — Van der Swieten athmete wieder freier und ſetzte mit erneuerter Zuverſicht hinzu: „Deſto beſſer für ihn, denn bei mir wäre er an den Unrechten gerathen.“ — Im nächſten Augenblick jedoch fiel die friſche Zuverſicht wieder unter den Gefrierpunkt, als Eugen langſamen Schrittes und ernſten Angeſichtes an die Gruppe zukam, feierlich grüßte und nicht minder feierlich den Baron anredete: „Mein Herr, ich glaube mich der Ehre rühmen zu dürfen, Ihnen nicht ganz unbekannt zu ſein.“ — Owes Antwort beſtand darin, daß er die Herren einander vorſtellte. — „Ich bin Ihnen unendlich dankbar,“ fuhr Eugen zu dem Freiherrn gewendet fort: „daß Sie ſo gütig ſich meiner erinnern. Ich habe nun keine Urſache mehr, den Mangel an Empfehlungen zu bedauern, den ich geſtern noch auf das ſchmerzlichſte empfand, denn Sie, mein Herr Baron, ſind der Doyen der Geſellſchaft, und unter Ihrer Protektion bin ich beſſer aufgehoben, als etwa in Abrahams Schooß.“ — „Jedermann iſt da am beſten aufgehoben, wo er hingehört,“ bemerkte Owe ziemlich ſpitz. — „Das iſt ganz und gar auch meine Anſicht,“ betheuerte Eugen,“ und dieſem Grundſatze zu lieb habe ich es gewagt, mich ohne Führer Ihnen und den andern Herren zu nähern. Sie kennen meinen Namen, meine Herkunft, und um Sie über mein früheres Leben nicht im geringſten Zweifel zu laſſen, erſuch' ich Sie, einen Blick auf dieſe Papiere zu werfen, woraus Sie erſehen werden, daß ich als Offizier Seiner Majeſtät, des Königs von Portugal, meine Pflicht gethan habe.“ — Owe und van der Swieten prüften die dargereichten Briefſchaften mit argwöhniſchen Kennerblicken, und Sweter ſah, nicht minder beſorgt, als die beiden, die erwartete Herausforderung wie mit Siebenmeilenſtiefeln unvermeidlich heranrücken. Nur um ſo angenehmer jedoch ſahen ſich die Herrn überraſcht, als ſich endlich herausſtellte, daß Eugen nichts anders bezweckte, als in den Cercle aufgenommen zu werden, was ſie ihm in der Freude ihres Herzens ſo unbedenklich zuſagten, daß ſie nicht einmal daran dachten, erſt Springfords Meinung wenigſtens zum Scheine einzuholen. Möglicher Weiſe war auf dieſe raſche Gewährung eine engliſche Banknote von hundert Pfund nicht ohne Einfluß geblieben, welche ſich zwiſchen den Briefſchaften vorgefunden. — „Sie haben eine eigne Art, Ihr Geld aufzuheben,“ ſagte Owe, worauf Eugen die dargereichte Banknote in die Brieftaſche legte und gleichmüthig dazu bemerkte: „Ich vermißte das Papier ſeit ſechs Monaten und hielt es für ganz verloren. Ich bin in der That neugierig, ob ich nicht einmal etwas ordentlicher in dergleichen Dingen werde; doch zweifle ich daran, weil ſogar die Noth mich nicht gebeſſert hat, die bittre Noth, in welche ich durch ein jahrelanges Zerwürfniß mit meiner Familie gerathen war . . .“ — Eine natürliche Folge dieſer entweder ſo unbefangen oder ſo klug angebrachten Erklärung über die angenehme Wendung ſeiner Verhältniſſe war die Vergünſtigung, ſich mit der Elite an die Tafel zu ſetzen, und ſomit als ein nicht bloß geduldetes Mitglied in den Kreis einzutreten, zu deſſen Hauptperſonen er gezählt wurde, bevor eine Woche verging, indem die Damen ſich vorzugsweiſe für den unermüdlichen Tänzer und noch unermüdlichern Erzähler erklärten, und er den Herren eine Unterhaltung bereitete, welche zu Benzenweiler zu finden ſie nicht hatten hoffen können, und von der eine wohlweiſe Bedeintendanz nichts ahnen durfte. — Sobald nämlich Sweter ſeiner Gewohnheit nach Abends zwiſchen zehn und elf Uhr ſich zur Ruhe begeben, wurde das rothe Zimmer abgeſchloſſen und unter Eugens Vorſitz eine Pharaobank aufgelegt, aus deren beſcheidnen Anfängen ſich nur allzubald, wie das eben ſo zu gehen pflegt, ein hölliſches Spiel entwickelte, worinnen große Summen verloren gingen und gewonnen wurden, und wobei niemand ſich ſo gut ſtand als der Bankhalter. Doch fiel es allgemein auf, daß — während Alle viel mehr verloren als gewannen — van der Swieten allein fortwährend vom Glück begünſtigt blieb, ſich dadurch einen guten Theil von Eugens Beute an engliſchen Guineen, an ruſſiſchen Dukaten und an preußiſchen Thalern zueignete, und endlich in einer ſchönen Nacht durch ein wohlangebrachtes: „Va banque!“ — die Bank ſprengte. Eugen erhob ſich ruhig von ſeinem Sitz, ſchob mit verbindlichem Lächeln die Goldrollen dem Gewinner zu und ſagte dabei: „Sie werden wahrſcheinlich meine Stelle jetzt einnehmen, denke ich. Zum Aufhören iſt es doch noch zu früh.“ — „Mich ſchönſtens zu bedanken,“ verſetzte der Holländer: „ich ziehe das Pointiren bei weitem vor.“ — Die Gallerie murrte. — Es war ja kaum erſt zwei Uhr nach Mitternacht, und ſchon ſollte das Vergnügen ein Ende nehmen? — „Unmöglich,“ rief Springford: „ich will lieber die Bank geben, wenn ich auch nur ein geringes Reſtchen auflegen kann!“ — Mit dieſen Worten leerte er alle Taſchen aus, fand noch irgend eine zerknitterte Banknote, die van der Swieten in Gold umſetzte, und begann die Karten zu miſchen. — „Das Spiel iſt eine äußerſt verderbliche Leidenſchaft, mein junger Freund,“ ſagte während deſſen Owe, indem er die Ueberbleibſel ſeiner Baarſchaft mit Eugen theilte: „verderblich und gefährlich, und ſollte namentlich in Badeorten nicht geſtattet ſein.“ — „Iſt es denn hier nicht verboten?“ fragte Eugen dagegen. — „Ei freilich, fuhr der andere fort: „und darum thun wir es eben. Das Verbot iſt ein Reiz mehr zur Sünde. Wollen Sie neben mir Platz nehmen, mein Beſter?“ — „Ich werde nur ein paar kleine Sätze wagen können, und zu dieſem Beſuch den Herrn van der Swieten um die Erlaubniß bitten, mich an ſeine Karten zu halten, denen Fortuna hold iſt.“ — Die erbetene Vergünſtigung konnte nicht wohl verſagt werden, das Spiel nahm ſeinen gewöhnlichen Verlauf, Springford gewann im Ganzen mehr, als er verlor, doch blieb das Glück dem Holländer getreu, und er hätte vielleicht die zweite Bank auch geſprengt, wenn nicht ein Zwiſchenfall die Geſtalt der Parthie verändert hätte. Eugen hatte nämlich unter van der Swieten's Fittichen leidlich gewonnen, den ganzen Gewinnſt auf eine Karte geſetzt, wie der andere ſie eben hielt, und fortwährend wiederum ſtehen laſſen, ſo lange van der Swieten für gut fand zu biegen. Hier iſt zu wiſſen, daß durch das verſchiedenartige Umbiegen ſeiner Karte der Pointeur bezeichnet, wie oft er gewonnen, und daß er den Satz ſammt dem Gewinn wiederum demſelben Blatt anvertraue; der erſte Bug verdoppelt mithin die vor der Karte liegende Summe, während der zweite ſie vervierfacht, und zum Beiſpiel der zehnte ein Stück in tauſend und vierundzwanzig ſeines Gleichen verwandeln würde. Da nun bei zahlreich beſetztem Tiſch der Bankhalter nicht leicht das Biegen überwachen kann, ſo muß er ſich in dieſem Stück meiſtentheils auf die Ehrlichkeit der Spieler verlaſſen, und das iſt auch der Grund, welcher den ſonſt ſo beliebten König aus Aegypten vom Throne geſtürzt hat. — „Ich ziehe ein,“ ſagte plötzlich der Holländer. Springford bezahlte ihm, nach Maßgabe des Buges, den ſechszehnfachen Betrag, und wollte mit Eugens Satz ebenſo verfahren, als dieſer ihn mit der ganz kalt vorgebrachten Bemerkung unterbrach: er für ſeinen Theil habe nur zweimal gewonnen. Der Bankhalter ſtutzte, warf einen bedenklichen Seitenblick auf van der Swieten, faßte ſich jedoch gleich wieder, und fuhr fort, das Geld aufzuzählen. Eugen legte auf's neue Widerſpruch ein. „Das geht mich alles nichts an,“ ſagte Springford: „ich bezahle nach Lage der Karten.“ — „Und ich, mein Herr,“ verſetzte Eugen, „ich nehme nichts, als was mir mit Recht gebührt.“ — „So nehmen Sie doch! Sie haben ja mit mir zugleich geſetzt,“ rief van der Swieten. Eugen zuckte die Achſeln. — „Das iſt ganz allein Ihre Sache, mein Herr, und ich habe nicht weiter darauf Acht gegeben,“ antwortete er: „aber ich ſelbſt habe nicht mehr als zweimal gewonnen, wie die Herren bezeugen können.“ Die aufgerufenen Zeugen jedoch konnten nichts ſagen, weil jeder allzuſehr in ſein eigenes Spiel vertieft geweſen, als daß er ſeine Aufmerkſamkeit auf irgend etwas andres hätte richten mögen. — „Entſcheiden Sie, Baron,“ rief Springford; und dem Aufruf Genüge leiſtend, fällte Owe mit ſeiner wichtigſten Miene den Spruch: Eugen ſolle das aufgezählte Geld einziehen, und, wenn er weiter ſpielen wolle, ſelbſt ein Buch*) zur Hand nehmen. So geſchah es, das Vergnügen ging ſeinen Gang fort; doch hatte van der Swieten die Faſſung verloren, ſpielte kopflos in das Gelag hinein, und wenn er kurz zuvor mit einem vollgeſogenen Blutigel zu vergleichen geweſen, ſo glich er alsbald wiederum einem ſolchen, doch einem, der mit Salz beſtreut, die Beute von ſich gibt. Dabei fühlte er, daß unter den gegebenen Umſtänden ſein dauerndes Mißgeſchick um ſo mehr auffallen müſſe, je beſtändiger ſein früheres Glück geweſen, und von dieſer Vorſtellung gepeinigt, ging ſein letztes Reſtchen Beſinnung mit ihm durch, wie ein Roß mit der Bremſe im Ohr; er wollte das Glück mit Gewalt zwingen, und da bekanntlich das launenhafte Weib ſich nichts abtrotzen läßt, ſo verlor er nicht nur ſeine Baarſchaft, ſondern auch noch eine bedeutende Summe auf ſein Wort, und würde ſich vielleicht in der nächſten Stunde zum Bettler geſpielt haben, wenn die Andern nicht entſchieden zum Aufbruch gemahnt hätten, da eben die Strahlen der hellen Morgenſonne durch die Klappen der Schattläden die bleichen übernächtigen Geſichter beſchienen, wie denn überhaupt die liebe Sonne ſo vieles beſcheint, was ihres belebenden Glanzes nicht werth iſt. —

---

*) „Buch“ heißen die dreizehn Karten, welche vor dem Pointeur im Pharaoſpiel aufliegen.

Der Intendant und Owe führten an demſelben Morgen wiederum ein ſo angelegentliches und leiſes Geſpräch, wie vor wenigen Tagen, und merkwürdiger Weiſe auch über denſelben Gegenſtand, über ein bevorſtehendes Duell zwiſchen van der Swieten und Eugen. Der alte Knabe hatte nämlich in der Herzensangſt ſeines moraliſchen Katzenjammers kein eiligeres Geſchäft gehabt, als eine vollſtändige Beichte abzulegen, und Sweter in ſeiner Verlegenheit aus falſcher Scham ſich den Schein gegeben, als habe er bisher das nächtliche Treiben wohl gekannt und mit Vorbedacht durch die Finger geſehen. — „Jetzt muß ich der Sache freilich ein Ende machen,“ ſchloß er, „und zu dieſem Behuf mir etwas von meiner gewohnten Nachtruhe abbrechen. Was jedoch die Händel betrifft, ſo wollen wir vor der Hand in aller Stille uns auf dem Laufenden zu halten ſuchen. Der eine von dieſen Herren ſpeist lieber Roſtbeef als Blei, und die der andere todtgeſchlagen hat, leben alle noch. Laſſen Sie uns alſo zuwarten, und nicht eher Feuer ſchreien, als bis wir den Rauch ſehen.“ —

Der gute Herr Graf hatte vielleicht in ſeinem ganzen Leben den Nagel nicht beſſer auf den Kopf getroffen, als diesmal. Van der Swieten ging zwar etwas verſtört umher, wie einer, der nach Faſſung ſucht, und dabei thun möchte, als hätte er ſie nie verloren, doch ſchien er nicht im entfernteſten daran zu denken, eine Ausforderung ergehen zu laſſen. Zu gleicher Zeit traf der Intendant mit Owe's Beiſtand ſeine Maßregeln ſo gut, daß von der Fortſetzung des heimlichen Spieles nicht fürder die Rede ſein konnte, und da überdieß Eugen behutſam zwar, aber doch merklich ſich von dem Cercle zurückzog, ſo ſchwieg jede Beſorgniß, und Sweter rühmte in ſeinem Wochenbericht „die beſonnene Ruhe, mit der er ein drohendes Ungewitter abgewendet habe.“

Indeſſen war die ſpottweis ſogenannte „**Didone abbandonata**“ nicht müßig geweſen. Verwandte Seelen finden ſich; darum hatten die, in der eigentlichen Bedeutung des Wortes zurückgeſetzten Fiſchhändlerskinder ſich an Liddy angeſchloſſen, deren Liebenswürdigkeit die drei ſchönen Mädchen: Flora, Lea und Blanche bezauberte, während die Mama Dickſon ſich an Rang und Titel hielt, und in dem Genuß ſchwelgte, des Tages mindeſtens zwanzigmal die Anrede „Milady“

oder „Madame la marquise“ in den Mund zu nehmen. Die drei ſchönen Miſſes aus der Altſtadt galten auf dem Feſtland mit Recht für reich, und obſchon ſie ſich ſehr wohlerzogen und gebildet zeigten, ſo waren ſie für Liddy doch die goldene Gans im Mährchen, von welcher niemand mehr loskommt, der in ihre Nähe gerathen. Auf ſolche Weiſe hatte ſich in Fürſtenbronn ein zweiter Hofſtaat gebildet, deſſen Anſehen ein gewiſſes Uebergewicht über den der Königin Harriet erlangte, ſobald ſich, von Ohr zu Ohr geflüſtert, das Gerücht verbreitete: Die Kavaliere im rothen Zimmer hätten einander durch betrügliches Spiel ruinirt.

Zu den eifrigſten Parteigängern unter den Fahnen der Marquiſe gehörte ein ſchöner junger Mann mit einem ſchönen alten Familiennamen, und mit dem modern-romantiſchen Vornamen: Arthur, ſeit fünf Jahren regierender Lieutenant in einem Dragonerregiment, und ſeit zwölf Stunden erſt Flora's erklärter Verlobter, als Eugen, der ihn von der Garniſon her kannte, zu ihm ſagte: „Ich habe am Abend meiner Ankunft mit der Frau Marquiſe von Bicocca getanzt, doch bin ich nicht vorgeſtellt worden, und war ſeitdem zu ſchüchtern, mich ihr wieder zu nähern, beſonders nachdem ich durch äußere zufällige Begegnungen und Beziehungen drei oder vier Tage lang davon abgehalten worden war. Nun habe ich aber einen, wahrſcheinlich höchſt wichtigen Brief aus Rom für dieſe Dame erhalten, den ich nur ſelber übergeben darf, und Sie könnten mich ſehr verbinden, mein beſter Arthur, wenn Sie anfragen wollten, ob ich es wagen . . .“ — „Was das für Umſtände ſind,“ unterbrach ihn Arthur, den halb und halb Widerſtrebenden mit ſich fortziehend. „Kommen Sie, ich ſtelle Sie der Marquiſe, ich ſtelle Sie meiner Braut, ich ſtelle Sie der ganzen Welt vor, ich laſſe Sie zu dem Pickenick aufſchreiben, das wir heute Abend unter den Linden im Hof der alten Burg abhalten, und wenn die Gnädigſte vielleicht im erſten Augenblicke ein wenig ſchmollt, ſo tanzen Sie ihr heute Nacht die Grillen weg. Sie tanzt immer noch gern, die dicke Frau Muhme!“ — Arthur hatte richtiger prophezeiht, als ſeitdem der Karlsruher Wettermacher von 1844 prophezeihte; Liddy nahm Eugen ſehr kalt auf, wurde aber um vieles milder, als ſie den überbrachten Brief geleſen, der ſehr erfreuliche Nachrichten zu enthalten ſchien, lud auf Arthurs Vorſchlag den Boten zum Pickenick ein, und ließ ſich in der That unter den alten Linden bei Fackelſchein von ihm die Grillen wegtanzen, während unten im blauen Saal Eugens Abfall ſchmerzlich empfunden wurde, und ein paar ſcheinbar nur ſo hingeworfene Aeußerungen Harriets ein Ungewitter über das Haupt des [illegible] heraufbeſchworen. — Die Wolke entlud ſich ſchon am nächſten Vormittage, da Eugen eben Arm in Arm mit Arthur dem Brunnen zuwandelte. Emanuel trat ihnen in den Weg und ſagte ziemlich barſch: „Ich bin beauftragt, eine Erklärung von Ihnen zu verlangen!“ — Eugen zog mit beinahe fratzenhafter Höflichkeit den Hut ab und verſetzte geſpreizt: „Sennor Caballero, ich bin Ihr Sklave!“ — „Ich habe geſtern ſchon vergeblich nach Ihnen geſucht,“ fuhr Zurriburri, ein wenig verdutzt, fort. — „Sie hätten mich in großer Geſellſchaft finden können, wie dieſer Herr bezeugen wird,“ entgegnete Eugen. — „Vorgeſtern Abend im Cercle haben Sie in der Quadrille ſich geweigert, des Herrn Grafen van der Swieten Vis-à-Vis abzugeben,“ ſprach der Spanier weiter, „indem Sie vorwandten, den Tanz nicht mitmachen zu wollen; da Sie jedoch trotzdem tanzten, ſo ſind Sie eine Erklärung ſchuldig. Was ſagen Sie dazu?“ — „Wenn ich zu einer Erklärung verpflichtet wäre, ſo würde ſie mir nicht ſchwer fallen,“ antwortete Eugen: „da ich in der That nicht zu tanzen gedachte, und ſpäter nur dem Befehl einer Dame mich fügen mußte. Indeſſen bin ich noch nicht ganz im Reinen mit der Vorfrage, ob der Herr Graf überhaupt eine Erklärung mir, verſtehen Sie wohl, mir, abverlangen darf, und nur darin liegt der Grund, daß ich nicht gern zugebe, ihn wiſſentlich beleidigt zu haben.“ — „Ich bin beauftragt, Sie zu fordern, mein Herr, nennen Sie mir Ihren Sekundanten,“ rief Emanuel aufbrauſend, worauf der Andere ganz gelaſſen erwiederte, für den Augenblick müſſe erſt die Vorfrage erwogen und mit guten Freunden berathen werden; den Beſcheid ſolle Arthur ſpäteſtens in zwei Stunden überbringen. Der Cartellträger konnte nicht umhin, die verlangte Friſt zu gewähren, doch that er es nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, dieſes Verfahren ſpäterhin für eine neue Beleidigung erklären zu wollen. Mit dieſer Bemerkung ging er zu ſeinem Vollmachtgeber zurück, der ihn in Mitten der Herren vom Cercle erwartete, und wo ihn zur angeſagten Zeit Arthur traf, um eine Erklärung abzugeben, die, von drei Offizieren unterzeichnet, zu derſelben Friſt in mehreren Abſchriften von Hand zu Hand ging und die kleine Welt von Benzenweiler in die höchſte Aufregung verſetzte. Die Erklärung lautete:

In Anbetracht, und die Wahrheit der gemachten Ausſagen vorausgeſetzt: Daß der Herr Graf van der Swieten eine vor vier Tagen bereits zwar ſchonend und höflich, aber dennoch unzweideutig durch den Freiherrn Eugen ihm gemachte Beſchuldigung des Falſchſpielens geduldig ſoll hingenommen und auf ſich ſitzen haben laſſen; erklären wir, die unterzeichneten Offiziere, bei unſerem Ehrenwort, den beſagten Herrn Grafen van der Swieten für nicht berechtigt, von dem Freiherrn Eugen wegen dieſer Angelegenheit Rechenſchaft zu fordern, und mithin viel weniger noch in irgend einer anderen Sache in Ehrenerörterung mit demſelben zu treten, inſofern er durch das Fallenlaſſen einer ſo entehrenden Beſchuldigung ſich durchaus genugthuungsunfähig gemacht hat; weshalb wir den Freiherrn Eugen ermächtigen, zur Wahrung ſeiner eigenen Ehre ſich ſo lange jeden Ehrenhandels mit dem Herrn Grafen van der Swieten zu enthalten, bis dieſer durch annehmbare Zeugniſſe ſich gereinigt hat. —

Owe, Springford, Zurriburri, und vor allem der Holländer ſelbſt, ſtanden wie vom Blitz gerührt da, als Arthur das verhängnißvolle Blatt ihnen dargereicht und dazu bemerkt hatte: es ſei ihm unendlich leid, der Ueberbringer einer für die ganze Geſellſchaft ſo unangenehmen Botſchaft ſein zu müſſen, doch erwarte er im Namen ſeines Machtgebers und ſeiner Kameraden, daß man loyal genug denken werde, allbekannte Thatſachen nicht abzuſtreiten, und ſomit die unvermeidlichen Folgerungen ſelbſt zu ziehen; übrigens ſei er auch beauftragt, nöthigenfalls für die Unterzeichner der Erklärung jedem Dritten Rede und Antwort zu geben.

Der ſtark betonte Schluß der Standrede war darauf berechnet, namentlich den Herrn von Owe in Zaum zu halten, und erreichte auch vollkommen ſeinen Zweck; denn während die Andern heftig an einander geriethen, indem jeder eine Anſicht zu äußern begehrte, ohne doch zu wiſſen, was er eigentlich denken und vollends ſagen ſollte, kreuzte der Freiherr ſeine Arme über der Bruſt, harrte ruhig aus, bis er über ſeine Meinung befragt wurde, ſchüttelte dann den Kopf und ſagte: „Mit dieſer unſaubern Geſchichte kann ich mich unmöglich abgeben. Adieu, meine Herren!“ — Mit dieſen Worten wendete er ſich von dannen; van der Swieten ſah ihm ein Weilchen verzweifelnd nach, weil es ihm vorkam, als müſſe Owe's Zurücktreten ihn um jede Stütze bringen, und eilte dann, einen raſchen Entſchluß faſſend, dem fahnenflüchtigen Freund und Gönner nach, indem er dem Spanier zurief: „Meine Sache iſt bei Ihnen hier in guten Händen, ich ſelbſt muß ſie dort drüben führen. Ich verlaſſe mich ganz auf Sie, Don Emanuel, mein edler Freund.“ — Die Zurückbleibenden wären gar zu gerne gefolgt, um der Mühe überhoben zu ſein, ihre Meinung für und [illegible] abzugeben und sich selber klar zu machen, ob van der Swieten [illegible] der That ein Falschspieler .... nicht etwa sei, denn das [illegible] gleichgültig, sondern ob er an jenem Abend durch Eugen als [illegible]cher bezeichnet worden. Der Streit darüber, den Owe zu ent[illegible]den sich geweigert, entbrannte auf's neue nur um so heftiger, und Eugens geheime Absicht, die Mitglieder des Cercle gegeneinander zu hetzen, schien in Erfüllung zu gehen. Zu allem Unglück jedoch glaubte Arthur bei der Gruppe stehen bleiben zu müssen, um die Wirkung zu beobachten, die seine überbrachte Botschaft auf die Gemüther äußern würde, und stand noch immer dabei, als Emanuel, endlich zum Wort gelangt, ausrief: „Meine Herren, auch ich habe gedient, auch ich verstehe mich auf Ehrensachen, und erkläre hiermit, daß van der Swieten ein vollkommener Ehrenmann ist, schon aus dem einfachen Grunde ein Ehrenmann sein muß, weil ich, ein Mitglied des edelsten und reinsten Adels der gesitteten Welt, eingewilligt habe, sein Sekundant zu sein. Ein Zweifel gegen van der Swieten's Ehrenhaftigkeit ist eine mir angethane Beschimpfung. Wer von Ihnen, meine Herren, hegt Lust, mein Wappen anzutasten?“ — Mit blitzenden Augen forschte der Don stolz im Kreise umher und begegnete nur scheu gesenkten Wimpern, bis seine und Arthurs Blicke sich kreuzten, fest auf einander haften blieben, und so in einer Sekunde aussprachen, was lange Reden nicht halb so deutlich kund gegeben haben würden: bittern Haß, herben Hohn, Trotz auf Leben und Tod. Arthur war der Erste, der ein Wort fand. — „Ich stehe für die Reinigung meiner Freunde,“ sagte er mit halbunterdrückter Stimme, aber entschiedenem drohendem Tone. — „Gut,“ versetzte Emanuel, „sobald unsere Duellanten sich geschossen haben, wollen wir mit einander antreten. Schicken Sie nur zu Mister Springford.“ — „Ich hoffe einen Vergleich zu Stande zu bringen,“ bemerkte der Engländer, indem er sich bereit erklärte, das Amt zu übernehmen, worauf Arthur in spöttischem Tone hinzufügte: „Sie werden Muße genug dazu haben, denn es wird wohl ein Weilchen vergehen, bevor Eugen sich mit [illegible] anerkannten Falschspieler schlägt. Gott befohlen, meine Herren!“ —

Zurriburri wollte dem Enteilenden noch etwas nachrufen, woran ihn jedoch die Umstehenden verhinderten, indem sie zugleich Springford aufforderten, sein Möglichstes zu thun, um den unseligen Hader beizulegen. Der Engländer verhieß, hierin keine Mühe zu sparen, wenn die Zeugen des Auftritts das strengste Stillschweigen beobachten wollten, damit der Ruf der beiden neuen Widersacher nicht etwa bloßgeſtellt würde, und ging dann mit dem höchſt aufgeregten Zurriburri von dannen, um ihm die geeigneten Vorſtellungen über ſein allerdings ſehr thörichtes Verfahren zu machen. — Zu derſelben Friſt ſaß Owe mit ſeinem Freund, dem Intendanten, zu Rath, und beide zerbrachen ſich die Köpfe, wie ſie einen Zweikampf verhindern könnten, deſſen Möglichkeit nun bereits zum drittenmal ſie beſchäftigte. Sie ſprachen lange hin und her, ohne zu etwas Weiterem zu gelangen, als zu der Ueberzeugung von der dringenden Nothwendigkeit: die beiden Gegner zu verhaften und die Unterzeichner der Erklärung durch die Drohungen, ſie bei dem Fürſten anzugeben, von dannen zu ſcheuchen. — Die Verhaftung war angeordnet und wohl auch ſchon vollzogen; den Offizieren war der liebreiche Wink von oben geworden, aber was war nun mit den Gefangenen zu beginnen? „Soll ich ſie nach Blasburg abführen und dem Gericht übergeben laſſen?“ fragte Sweter. — „Das geht nicht, würde dem Bade Eintrag thun und Ihnen eine Naſe zuziehen.“ — „Soll ich ſie wegſchicken?“ — „Doch nicht alle beide?“ — „Welchen alſo?“ — „Darin eben liegt die Schwierigkeit!“ — Der Kammerherr ſann wieder eine lange Weile ernſthaft nach, bis er endlich, einen ſchwierigen Entſchluß faſſend, den Freiherrn feierlich anredete: „Mein alter Freund, wir ſind ganz allein, und jedes Wort, das wir mit einander reden, ſoll für ein anvertrautes, geheiligtes Geheimniß gelten; dafür nun ſagen Sie mir auch auf Ehre und Gewiſſen: iſt falſch geſpielt worden?“ — Owe nickte kaum merklich mit dem Kopfe. — „Hat einer von den beiden falſch geſpielt?“ — „Ich weiß nicht.“ — „Auf Ehre?“ — „Nein, ohne Ehrenwort.“ — „Ich beſchwöre Sie bei dem Andenken unſerer Jugend, ſagen Sie mir die Wahrheit!“ — „Dieſe eine Frage will ich noch beantworten, dann aber keine mehr,“ ſagte endlich Owe, nachdem er ſich noch ein Weilchen hatte drängen laſſen, und flüſterte, zu Sweters Ohr geneigt: „Eugen ſchlägt meiſterlich die Volte, und der andere biegt gerne falſch. Guten Tag, mein Freund. Auf Wiederſehen!“ — Mit dieſen Worten ſprang er auf und davon, den erſtaunten Grafen in den bitterſten Zweifeln zurücklaſſend.

Die Sonne barg ſich ſchon hinter den Waldhügeln, als die vor dem Badhauſe in zahlreichen Gruppen verſammelten Gäſte ſich immer noch auf's lebhafteſte über den Gegenſtand unterhielten, welcher ſeit ſo vielen Stunden ſchon die Neugier beſchäftigte. Eugen und Van der Swieten waren zwiſchen drei und vier Uhr in verſchiedenen Richtungen abgereiſt, ihre Zeugen hatten ſich früher ſchon entfernt, wie die Offiziere, welche ſich zu Ehrenrichtern aufgeworfen; auch Springford ließ ſich nicht blicken, und es hieß, die Marquiſe von Bicocca habe Poſtpferde für den Abend beſtellt. Wetten wurden angeboten, und zum Theil angenommen, daß die Gegner jenſeits der Grenze ſich finden und ſchlagen würden, während Sweter triumphirend umherging, Bekannten und Unbekannten die Hände drückte, und jedem, der ihn anhören mochte, dabei erklärte: wie ungemein glücklich er ſich fühle, durch ſein kräftiges Einſchreiten allem Unheil vorgebeugt zu haben. Und wie er ſo recht im beſten Zuge war, ſeiner ſelbſtgefälligen Einbildung ein Rauchopfer darzubringen, ſteckten mit einemmal die Leute die Köpfe zuſammen, wurden alle Geſichter bleich, und lief von Mund zu Mund die Schreckensbotſchaft: einer ſei im Zweikampf erſchoſſen worden. — „Unmöglich,“ betheuerte Owe, „ſie haben ja gar nicht zuſammentreffen können!“ — „Unſinn,“ rief Sweter, „jeder iſt von einem Polizeimann begleitet, und beide haben ihr Ehrenwort gegeben, ſich in unſerem Lande nicht zu ſchlagen.“ — „Unbegreiflich,“ ſagten die Damen, „und doch muß einer gefallen ſein!“ —

Die Löſung des Räthſels ließ nicht lange auf ſich warten. In der That war einer erſchoſſen worden, und zwar ganz in der Nähe von Bengenweiler, aber nicht einer von den Falſchſpielern, keiner von den übermüthigen Händelſuchern, ſondern derjenige, welcher nur ganz zufällig und ohne ſein Verſchulden in die „unſaubere Geſchichte“ verwickelt worden: der arme Arthur nämlich, deſſen ſtarre Leiche ſeine Zeugen mit der Nachricht brachten, daß Zurriburri, der Mörder, mit ſeinem Sekundanten ſich geflüchtet habe.

Die Helden dieſer trübſeligen Komödie haben ſeitdem ein ſchlechtes Ende gefunden. Eugen iſt auf der Ueberfahrt nach Botany-Bay geſtorben, Van der Swieten ſitzt im Raſpelhaus zu Amſterdam, Zurriburri hat das, jedem Raufbold geſtellte Ziel früh genug erreicht, und der Schauplatz der Begebenheit iſt nach kurzem Glanze wieder zur Einöde geworden. Das Badhaus und die Villa verfallen, und ſeit zwei Jahren bleibt auch das bleiche Mädchen aus, das in jedem Sommer erſchienen war, um die Blumen auf Arthurs frühem Grab zu pflegen. Die Blasburgerinnen behaupten: Flora Dickſon ruhe in kühler Erde; doch darf nicht verſchwiegen werden, daß mehrere Leute eine unbeſtreitbare Aehnlichkeit zwiſchen ihr und der Gattin eines Huſarenrittmeiſters zu finden glauben, die während des letzten Winters eine Zierde der Salons von Florenz war.

Eine Geſpenſtergeſchichte.

Es klingt kaum glaublich, iſt aber dennoch wahr: mit den Geſpenſtern hat es ſeine Richtigkeit. Wer von den freundlichen Leſern vor einiger Zeit in Paris geweſen wäre, hätte ſich dort davon überzeugen können, und ein Geſpenſt geſehen, das am hellen Tage umging, und zwar in dem lebhafteſten Stadtviertel; das gutmüthige Bürgersleute heimſuchte, die nicht von fern an einen Spuck dachten; das ſogar nicht verſchmähte, bei ihnen eine treffliche Mahlzeit einzunehmen, und vieles zu thun, was wir vor der Hand nicht verrathen wollen. — Die Geſchichte habe ihren Lauf.

Wenn wir ſagten, daß ſich die Begebenheit vor einiger Zeit zugetragen, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß es ein bischen lange her iſt: hundert Jahre wohlgezählt, genau bis auf den heutigen Tag, Stunde für Stunde gerechnet. Alſo: am erſten April des Jahres 1744 ſtand noch in der Straße St. Honoré zu Paris ein ſeitdem abgebrochenes und gänzlich verſchwundenes Haus, geſchildet zum „großen heiligen Martin." In dem Hauſe wohnte ein rechtſchaffener Kaufmann, Peter Gervais, ein Mann, der ſich mit hellen Augen in ſeinem finſtern Tuchladen und Kaſſenſtübchen wohl zurecht fand, und ein ziemliches Vermögen aufgeſtapelt hatte. Dieſer Peter Gervais war aus der Franche-Comté gebürtig, hatte ſeine Lehrzeit in Straßburg ausgehalten, und — wenn ihm gleich in Paris das Glück ſo zu ſagen über den Kopf gewachſen war — ſo traute er doch den Pariſern ſelber ganz und gar nicht. Er borgte ihnen nicht einen Heller; viel weniger hätte er Einem der Pariſer Stutzer und Pflaſtertreter ſeine Tochter zur Frau gegeben. Seine einzige Tochter, ſein einziges Kind, eine Schönheit, woran nichts zu tadeln, mit dinteſchwarzen Augen und Haaren, mit Wangen, feiner anzufühlen, als das feinſte Tuch von Sédan.

Sie hieß Louiſe, wie damals alle Pariſerinnen, zu Ehren des Königs. Sie zählte achtzehn Jahre, und achtzigtauſend Livres Heirathsgut, dazumal ein ſchönes Geld. Auf einen Wink ihrer niedlichen Finger würden ſich ihr hunderte von Freiern zu Füßen gelegt haben. Aber ſie war ein frommes Mädchen, und des Vaters Wille war der ihrige. So hatte denn auch Herr Gervais ihre Hand bereits in's Weite vergeben: nach Straßburg nämlich, an den Sohn ſeines ehemaligen Lehrherrn, an den jungen Kaufmann Rieſſenſtahl, der ſich unbändig auf den erſten Mai freute. Der geneigte Leſer merkt ſchon, was an jenem Tage vorgehen ſollte. —

War jedoch Rieſſenſtahl voll Freude, ſo war Louiſe hingegen voll Sorgen, wenn ſie auch nicht davon redete, weder gegen die Mutter, eine gütige dicke Frau, noch gegen die Tante, eine magre trockne Perſon; noch gegen den Onkel, der feiſt von Leib, aber mager an Verſtand, jedenfalls eine gute Seele in ehrlicher Haut war. — Louiſe kannte ihren Bräutigam nicht, und fürchtete ſich daher ein wenig. Rieſſenſtahl war ſchon beſſer daran; man hatte ihm ein Portrait der Braut geſchickt. Louiſe träumte ſich gar gern einen recht ſchönen Bräutigam zuſammen; — wie aber, wenn das boshafte Schickſal ihr einen recht häßlichen entgegen führte? Vergehens ſtellte ſie ihrem Vater behutſame Fragen. Peter Gervais lachte ſie aus. Was fragt der Kaufmann nach körperlicher Schönheit des Eidams? Daß dieſer tüchtig in Geſchäften, ſparſam und gewandt, ehrlich wie Gold, und heitern Temperaments, war von Straßburg gemeldet worden. Somit genug. Gervais hatte den triftigſten Grund, ſich nicht auf weiteres einzulaſſen; denn er hatte ſeinen Schwiegerſohn in Hoffnung gerade nur in den Windeln geſehen.

Juſt um Louiſens bängliche Neugier zu befriedigen, entſchloß ſich Rieſſenſtahl der Jüngere, einen Monat ſeinen Geſchäften abzuſtehlen, und nach der Hauptſtadt zu reiſen. Seine Braut ſollte ihn vier Wochen lang ſehen und kennen lernen, bevor ſie das „**Oui fatal**“ am Altare auszuſprechen hatte.

Der gute Johann Daniel — auf gut ſtraßburgeriſch „Hansdennel“ — ließ ſich von ſeinen Eltern beſegnen, von ſeinen Freunden begleiten, und beſtieg den Poſtwagen, der zu jener Zeit ſeine Paſſagiere gemächlich binnen zwölf bis vierzehn Tagen nach Paris brachte. Ein vollgeſtopfter großer Koffer, mit Kleidern und Geſchenken aller Art belaſtet, war Rieſſenſtahls Begleiter. Die weiße Taube jedoch, die er vorausſendete, ſeine Ankunft zu verkündigen, war ein Brief, den der Poſtreiter „eilig eiligſt“ beförderte, und der auch richtig eine Woche früher in Paris eintraf, als der Hochzeitluſtige ſelber.

Der „Große heilige Martin“ hing nun voll Geigen von Stunden. Der Vater Gervais ordnete ſeinen Laden mit größter Zierlichkeit. Die Kramburſche mußten ein Bad nehmen und friſche Wäſche anziehen, und eine Frühlingsblume in's Knopfloch ſtecken. Die Mutter Gervais kehrte in den übrigen Stockwerken des Hauſes das Unterſte zu oberſt. Die Tante ſtreckte das Küchenperſonal auf die Folter: die armen Mägde ſollten durchaus kochen, wie die Herren Chefs in Verſailles die Tafel der Majeſtät verſorgten. Der gute alte dumme Onkel beobachtete von Viertelſtunde zu Viertelſtunde das Wetterglas am Fenſterrahmen, den Laubfroſch, der in ſeinem Behälter auf dem Kaminſimſe ſaß, und die Regenwürmer, die ſich unter den moſigen Steinen des ſpannenlangen Hofes zu bewegen geruhten. Die Braut ſelber putzte und ſchniegelte Tag für Tag ein bischen mehr an ihrer Perſon herum; aber ſie richtete auch das Zimmer ihres Zukünftigen mit aller Sorgfalt ein, bis es ausſah ſchmuck, wie ein Juwelenkäſtchen. „Gebe Gott,“ flüſterte ſie ſich zu, „daß nicht eine viereckige Bierbräuergeſtalt dieſes Putzſtübchen entweihe; daß nicht ein von Blattern zerdroſchenes Pausbackgeſicht in dieſe feinen Polſter ſich berge! Ob er wohl raucht? Das wäre mein Tod. Freilich ſagt der Ladendiener, daß alle Deutſche Tabak ſchmauchen, und täglich ihr Sauerkraut in Menge verzehren. Doch will ich's nicht glauben ....! Und dann,“ ſetzte ſie ſchelmiſch lächelnd hinzu, „iſt ſchon mancher Bär zahm gemacht worden! Muth alſo!“

Die Zurüſtungen im Hauſe waren beendigt; der Onkel durfte feierlichſt verſichern, daß ſeit fünf Tagen das Wetter durchaus günſtig geweſen. Der Poſtwagen konnte demnächſt eintreffen, ſchon eingetroffen ſein. Gervais unternahm die kleine Reiſe bis zum Abſatz-Bureau. Man wußte dort noch gar nichts von dem Wagen., Der Commis meinte, entweder ſei unterwegs Schnee gefallen, oder am Ende der Poſtwagen ſelbſt. „Kein Wunder wär's,“ ſagte er mißbilligend, ein Freund des Beſtehenden, „wenn ſich der Poſtwagen einmal zu Tode fiele! Heutzutage ſind die Leute wie vom Wahnſinn bethört, ſtürmen blind in die Welt hinein, und zehn Stunden Wegs im Tag zurückzulegen, dünkt ihnen nicht einmal genug. Wo ſoll das noch hinaus?“

Indem der Commis alſo redete, wandelte aber der Poſtwagen gemäßigt und wohlbehalten, ganz wie ein ordentlicher Mann, der nicht eilt, und doch zum Ziele kommt, der Hauptſtadt immer näher und näher. Der Kondukteur hatte ſich nur einen halben Tag länger als gewöhnlich in Chalons aufgehalten, weil ein Offizier von dort die Reiſe mitmachen ſollte. Rieffenſtahl, der munter und wohlgemuth reiſte, aber bei ſeiner Gefährtin, einer tauben Dame von überreifen Jahren, keine Anſprache fand, war entzückt über den Zuwachs, den die Reiſegeſellſchaft erhielt. Junge Männer werden bald vertraut.

Die Zeit entfloh pfeilſchnell, wie langſam auch die Räder der Kutſche ſich drehten.

Endlich, — eines Abends erreichten ſie die Hauptſtadt. Um den wackern Gervais und ſeine Familie nicht in ihrer Ruhe zu ſtören, nahm Rieſſenſtahl für die einzige Nacht Quartier in einem Gaſthauſe nächſt der Barriere. Seine Reiſegefährten verließen ihn, und ihm war's gleichgültig; hatte er doch an ſeine Braut und an die Wunder von Paris zu denken! Der ungeheure Koffer mit der Adreſſe des Hauſes Gervais fuhr gleichfalls zum Poſtbureau weiter, und wurde am andern Morgen von dem Kommiſſionär des Poſtamts bei Gervais abgeſetzt.

Die Freude im Hauſe war grenzenlos. Die Frauen entflohen dem Bette und machten beſtens Toilette. Caſimir, der Ladenburſche, wurde als vorgeſchobener Poſten auf die Straße beordert, um ſich eines jeden Fremden unter dreißig Jahren, der heranſtreifen würde, zu bemächtigen. Der Hochzeitvater ſtrahlte in einem herrlichſchönen hechtgrauen Rock mit Stahlknöpfen. Der Barometer des Onkels zeigte auf dauerhaft gute Witterung.

Schon drei Individuen hatte Caſimir eingebracht; aber ſie konnten ſich als unverdächtig ausweiſen. Indeſſen, eben als der dritte Eingefangene das Verhör des Tuchkrämers aushielt, kam der rechte Mann in den Laden. — „Herr Gervais, Peter Gervais?“ — „Zu dienen; zu Befehl?“

Schon zitterte das Vaterherz unter der fliegenden Buſenkrauſe. „Mein Name iſt Rieſſenſtahl, Daniel, Daniel's Sohn. Darf ich Ihnen den Brief meines Vaters übergeben? Mein Koffer wird ſchon in Ihrem Hauſe ſein?“ —

Der junge Mann hätte gern noch etwas hinzugefügt, aber Gervais Umarmung erſtickte das letzte Wort. Wer ſich jedoch hinter der Glasthüre des Kaſſenſtübchens freute, und immer mehr freute, das war die Mutter, und über deren Schultern ſehend, die Tante, und auf den Fußſpitzen hinter beiden ſtehend, die ſchöne Louiſe.

Da hatte nun einmal das blinde Verhängniß einen glücklichen Griff gethan. Rieſſenſtahl war ein ſchöner, großer, ſchlanker Mann, ſorgfältig friſirt, wohl geſchult in Frag' und Antwort und Kompliment; ſein Fuß untadelhaft, die Hände wohlgeformt, der Ausdruck ſeines Geſichts ein höchſt einnehmender. Sein Lächeln verlieth gutmüthigen Frohſinn, ſein Auge ernſte Männlichkeit; und dennoch lag darin ſo viel Gefühl und zartumſchleierte Güte, daß Louiſe ſich nicht enthalten konnte, zur Nachgiebigkeit ihres künftigen Gatten Vertrauen zu faſſen.

Eine Hauptklippe wurde ebenfalls glücklich umſchifft. Louiſe horchte auf des Bräutigams Worte, und ſiehe: aus des Elſäſſers Mund floß ein beredtes, reines, faſt zierliches Franzöſiſch, das wohlthätig in Louiſens Ohr wiederklang, und gut abſtach gegen die Elſäſſer-Deutſch-Brocken, womit ſich zum Spaß der Schwiegervater und der Eidam regalirten, ſobald ſie etwas warm und vertraut geworden waren.

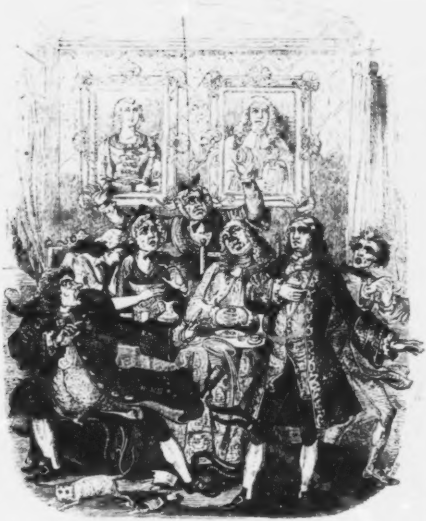
Wie die Verlobten einander entgegenkamen, iſt des Breitern nicht zu berichten. Der Leſer und die Leſerin dieſer wahrhaftigen Geſchichte haben das entweder ſchon erfahren, und dann iſt's ihnen etwas Bekanntes; oder ſie werden's noch erfahren, und dann mögen wir ihnen die Freude nicht ſchmälern; oder ſie wollen's gar nie erfahren, und dann machen ſie ſich ohnehin nichts daraus. — Das einzige Auffallende bei der Sache war, daß in dem Grade, als Louiſe zutraulicher, Rieſſenſtahl befangener wurde. Louiſens Blicke verklärten ſich nach und nach, und Rieſſenſtahl's wurden ernſthafter, ja melancholiſch ſogar. Louiſe plauderte, vom Bräutigam bezaubert, endlich ſo ſüß und unbefangen, wie ein ſich ganz und gar hingebendes unſchuldiges Kind; Rieſſenſtahl wurde einſilbiger, und eine ſeltſame Wehmuth drückte ſich in ſeinem Benehmen aus.

„Sie ſind etwas müde von der langen Reiſe?“ fragte Gervais theilnehmend. — „Müde, ſehr müde,“ entgegnete Rieſſenſtahl. — „Wenn Sie ſich ein bischen zur Ruhe begäben?“ meinte die ſorgliche Mutter. „Ihr Zimmer iſt bereit,“ ſetzte Louiſe freundlich hinzu. — „Schlafen, wenn ich bei Ihnen verweile?“ fragte Rieſſenſtahl mit tiefſinniger Zärtlichkeit. „Gönnen Sie mir dieſes kurze Leben an Ihrer Seite; vergeſſen wir jetzo auf den Schlaf, den langen Schlaf.“

„Dem jungen Herrn fehlt etwas, und zwar nicht wenig;“ flüſterte die Tante dem Onkel zu, und ſogar der feiſte Onkel geſtand es zu. „Er iſt auf einmal geworden wie ein Automat,“ ſagte er: „man ſollte ihm zu eſſen geben.“

Wirklich ſagte eben Gervais: „Setzen Sie ſich mit uns zum Frühſtück nieder, lieber Schwiegerſohn. Sie ſind übernächtig.“ — „Wie Sie befehlen,“ antwortete Rieſſenſtahl, und bot der ſchönen Braut die Hand, um ſie in das obere Stockwerk zu führen, wo die Tafel bereitet worden war.

„Wo ſind Sie abgeſtiegen, mein Freund?“ erkundigte ſich der



Hausherr wieder: „Caſimir ſoll, während wir ſpeiſen, Ihre Effekten abholen; denn Sie bleiben von Stund an hier in unſerer Mitte. Ich thu's nicht anders.“ — „Davon nach Tiſch, lieber Vater;“ ſagte Rieffenſtahl langſam, und die Geſellſchaft ging, ſich zum Mahle niederzuſetzen. — Louiſe thronte mit Stolz an des Verlobten Seite. Sie war glücklich; Rieffenſtahl gab, nachdem der Wein im Kreiſe gegangen, nicht wenig Zeichen einer beſondern zärtlichen Verehrung für die Braut zu merken, und bald ſagte der Onkel: „Es hat ihm richtig nur das Eſſen gefehlt.“ — Die Tante aber ſchüttelte den Kopf.

Die Köchinnen hatten ihre Schuldigkeit gethan: Fleiſch und Fiſch und Cremen und Gebäck dufteten vortrefflich. Der edle Bordeaux, der Freund der Menſchen, erwärmte die Herzen wohlthuend. Peter Gervais floß über von Spaß und Heiterkeit; ſeine Gattin ſchmunzelte immer behaglicher. Rieffenſtahl war verſunken in das Anſchauen ſeiner Braut, und wenn er ſchon hie und da ein Geſchichtchen aus Straßburg zum Beſten gab, ſo verwendete er doch kaum das Auge von Louiſe, und das Mädchen war's wohl zufrieden. Was Rieffenſtahl an Speiſe und Trank genoß, war äußerſt wenig, und das gefiel der Braut nicht minder. „Er raucht nicht, er betrinkt ſich nicht, er ſtopft ſich den Magen nicht voll, weder mit Sauerkraut, noch mit andern Dingen! ach, ich werde glücklich ſein!“ So lachte ſie heimlich in's Mieder hinein.

Die Bürgersleute von dazumal tiſchten länger, als die heutigen thun. Peter Gervais hob erſt um zwei oder drei Uhr die Tafel auf, und ſprach zum Eidam: „Sie erlauben mir, ein bischen meinem Geſchäfte nachzuſehen?“ — „Verſteht ſich,“ verſetzte Rieffenſtahl, mit einiger Ueberwindung aufſtehend: „auch ich habe ein wichtiges Geſchäft abzuthun.“

„Wie, Sie wollen uns ſchon verlaſſen?“ fragte Louiſe erröthend.

„Ich muß, ich muß; es iſt mein Loos;“ ſagte Rieffenſtahl, und wurde während deſſen bleich, wie ein Tuch.

„Sind Sie unwohl?“ rief die Tante. „Hat nicht genug gegeſſen;“ bedauerte der Onkel.

„Was ſollte denn mir noch fehlen?“ fragte Rieffenſtahl bitter, und ergriff ſeinen Hut. Sich gegen Louiſe verbeugend, fuhr er fort: „Ein Glück beſchied mir noch die Erde: ich durfte Sie ſehen, und gehe nun, leidend aber erhoben, von hinnen.“

„Mein Gott, welche Sprache?“ ſeufzte Louiſe, unruhig zurücktretend. — Peter Gervais polterte dagegen gutmüthig: „Bah, bah; deutſche Empfindlichkeit! Ihr weint, wo Ihr tanzen ſolltet. Nun ja doch: wenn Sie Geſchäfte haben, ſo gehen Sie in Gottes Namen; aber kommen Sie bald wieder und Ihr Leiden wird zu Ende ſein. Um fünf Uhr ſpeiſen wir zu Mittag. Verſäumen Sie nicht die Stunde."

„Ich werde Sie leider verſäumen müſſen," ſprach immer ernſter der Bräutigam. — Alle ſtutzten lautlos. Selbſt der Kaufmann ſchwieg einen Augenblick überraſcht. „Ei, ei, wohin führt Sie denn jetzt Ihr Weg?" ſagte er mit unſicherer Stimme.

„In das Gaſthaus zum ſchwarzen Kopf an der Barriere."

„In Ihr Nachtquartier? Das könnte ja Caſimir abthun?"

„Unmöglich."

„Sie müſſen alſo in eigener Perſon ....?"

„Verſteht ſich, lieber Vater. Ein unaufſchiebliches Geſchäft. Da ich geſtern um ein Viertel vor Mitternacht in jenem Gaſthauſe geſtorben bin, ſo muß ich mich wohl heute in eigener Perſon dort antreffen laſſen, weil ich um vier Uhr begraben werden ſoll."

Die Frauen ſtießen einen Schrei des Entſetzens aus. Der Onkel purzelte vom Stuhle. Dem Kaufmann Peter Gervais flimmerte es vor den Augen. — Indeſſen verſchwand das Geſpenſt des unglücklichen Rieſſenſtahl. Die bald von allen Seiten herbeigerufenen Dienſtboten waren ihm nicht auf der Treppe, nicht auf der Hausflur begegnet. Aber im Hauſe gab's alle Hände voll zu thun. Die drei Damen lagen in Ohnmacht, der Onkel kämpfte mit Geſpenſterentſetzen und Indigeſtion. Der Prinzipal war, wie man ſagt, aus dem Häuſel. Den Kopf mit beiden Händen haltend, lief er verſtört umher, und eine Stunde, eine lange Glockenſtunde, verging, bis er wieder zu ſich ſelbſt kam, und die volle Beſinnung wieder bei den Frauen einkehrte. —

„Der Menſch iſt auf der Reiſe toll geworden!" rief Gervais: „ich laufe zum königlichen Prokurator. Er ſoll alle Kommiſſarien, alle Schergen auf des Unglücklichen Fährte hetzen. Indeſſen, lieber Bruder, gib Acht auf die Weiber, und Ihr, Caſimir, lauft, was Ihr könnt, hinaus zum ſchwarzen Kopf, und ſeht zu, ob der Narr draußen ſteckt. Geſchwinde jedoch! es iſt mörderiſch weit, aber Ihr habt lange Beine, und einen Sechslivresthaler ſoll Euer Gang werth ſein, wenn Ihr Euch ſputet!"

Caſimir lief wie ein Rennpferd davon. Der Prinzipal ſeinerſeits watſchelte von Pontius zu Pilatus. Der Onkel bediente ſeine Damen mit Riechfläſchchen und Camillenthee. — Und die Schatten wuchſen, und die Nacht trat ein. Spät langte Peter Gervais wieder an, der nicht Pontium, nicht Pilatum gefunden, und ſo klug war, wie zuvor. „Caſimir noch nicht zurück?“ fragte er troſtlos, und Seufzen und Weinen wurde ihm zur Antwort.

Da erklang der Klopfer an der Thüre. — „Das Geſpenſt!“ riefen Alle ſchaudernd. — Da kamen eines Mannes ſchleppende Schritte heran. „Das Geſpenſt!“ kreiſchten wieder die Frauen, und wären entflohen, wenn ſich ihre Beine nicht widerſpenſtig erwieſen hätten. — Und in die Thüre trat — in der That einem Schatten nicht unähnlich — der Zopf war ihm aufgegangen, ſeine weißen Strümpfe waren vom Pariſer Koth ſchauerlich marmorirt, aber bläſſer als der weißeſte Marmor ſchien ſein Geſicht — trat Caſimir, und ſagte mit zerknirſchter Stimme: „Alles in Richtigkeit. Todt und mauſetodt. Ich kam juſt zum Begräbniß, habe die Leiche begleitet, aber hübſch von weitem; habe ſie in die Erde ſenken geſehen, habe auf dem Kreuz geleſen: Johann Daniel Rieſſenſtahl, alt vierundzwanzig Jahre, aus Straßburg gebürtig. R. I. P. Ich habe das Fieber vor Schrecken und Hatz', und bitte um Erlaubniß, den Doktor kommen zu laſſen und zu Bette zu gehen; ſonſt paſſirt mir's wie dem Geſpenſt, das richtig geſtern um drei Viertel nach eilf Uhr an einem Subito-Blutſturz verſchieden iſt.“

Als der Doktor in's Haus kam, fand er eine totale Niederlage aller Inſaſſen. Die Geſpenſtergeſchichte flog über alle Dächer und war in Paris allbekannt, ehe noch die Polizeibehörde den Todesfall gehörig zu Protokoll genommen hatte. Aber alles erwies ſich der Ausſage des Geſpenſtes und des Ladenburſchen gleichlautend. Johann Daniel Rieſſenſtahl war gehörig todt, und blieb es, und daran war in Ewigkeit nichts mehr zu ändern. — —

Mehrere Jahre darauf — wir vertauſchen den finſtern Tuchladen des Kaufmanns Peter Gervais mit den goldenen Sälen des königlichen Schloſſes von Verſailles — ſaß, von hellem Kerzenglanz und dem Ausbund ſeines hohen Adels umgeben, Seine Majeſtät Ludwig der Fünfzehnte am Spieltiſch und machte ein Reverſi mit ein paar ſchönen Damen und irgend einem Cardinal. Der Aachner Friede war eben zu Stande gebracht worden, und die erſte Botſchaft dieſes erwünſchten Ereigniſſes hatte ein noch junger, aber ſchon hoch aufgedienter Offizier gerade jetzo dem König zu Füßen gelegt. Der Monarch, wohlgelaunt und erfreut, ſprach zu dem glücklichen Courier: „Sehr wohl, Herr Brigadier; der ſchnelle Ritt ſoll Ihnen nicht vergeſſen ſein. Mein Schatzmeiſter wird nicht weniger für Sie thun, als für andere Boten, die mit angenehmer Poſt Unſere Reſidenz betraten. Bei Mir ſelbſt haben Sie noch eine Gnade zu gut. Merken Sie ſich das.“

Sehr geſchmeichelt trat der Marechal de Camp — ein gewiſſer Marquis So und ſo, weil wir denn doch ſeinen Namen vergeſſen haben — in die Gruppen der Höflinge zurück, die ſich neugierig und glückwünſchend um ihn drängten. Seiner vernachläſſigten Toilette und ſeiner beſtaubten Stiefel ungeachtet war er der Löwe des Abends, weil der König ihm huldreich zugelächelt und ſeine beſondere Gnade verheißen. — Der Brigadier fand viele Bekannte im weiten Zirkel, und erneuerte mit Hand und Mund manche Freundſchaft, die eingeſchlummert geweſen, da der Marquis ſchon an die fünf Jahre auswärts mit dem Heere umgezogen, ſchon fünf Jahre den Mittelpunkt des Weltalls, Paris, nicht mehr geſehen.

„Beſuche mich morgen in meinem Hotel zu Paris;“ ſprach ihn ein blonder Graf an: „Du wirſt ſtaunen; ein ganz neues Prachtgebäude, wo eine Spelunke einſt geſtan[illegible].“ — „Wo, mein Freund?“ — „Straße St. Honoré; ehemals — Du erinnerſt Dich noch? das Haus zum „Großen heiligen Martin“ verunzierte ehemals die Stätte?“ — „So? es iſt alſo nicht mehr aufrecht?“ — „Bah, in Staub und Nichts verſchwunden, weggefegt und ausgetilgt. Wo einſt der Spießbürger nach der Elle maß, öffnen ſich die Pforten meines Hotels.“ —

Etwas haſtig fragte der Marquis: „Was iſt aus Gervais geworden?“ — „Der Filz hat ſein zuſammengeſcharrtes Geld nach Paſſy getragen oder nach Chaillot … ich weiß nicht recht. Dort ruht er auf ſeinen Lorbeern mit den Seinen. Die Geſpenſtergeſchichte Anno vier und vierzig hat die werthe Familie halb verrückt gemacht. Die Tochter ging von Stund an in Trauer, hat ſie noch nicht abgelegt, und folglich auch nicht geheirathet. Bedeutend abgeblüht, wie man ſagt; auf Ehre.“

Der Brigadier runzelte die Stirne, unterdrückte einen Seufzer. — „In Chaillot? ſagteſt Du nicht, in Chaillot?“ fragte er zerſtreut. — Ein Hofmann bejahte, da der Graf zwiſchen Paſſy und Chaillot ſchwankte. „Die Leute leben dort zurückgezogen, wie die Einſiedler,“ fügte er hinzu.

„Ich muß ſie beſuchen,“ äußerte der Marquis. — „Du? ei, was haſt Du mit dem Krämer zu ſchaffen?“ — „Ein Auftrag, ein wichtiger. Du kannteſt den Hauptmann St. Rémy?“ — „Ja freilich. Er blieb, wie die Zeitung meldete, in dem Gefecht von Oudenarbe?“ — „Richtig; und bat mich in der Sterbeſtunde — ſein blutendes Haupt lag auf meinen Knieen, bis er verſchied — bat mich, einen leichtſinnigen Streich, womit er die Ruhe der Familie Gervais vergiftet, möglichſt gut zu machen durch Enthüllung der grauſamſten Myſtifikation, die jemals ausgeführt worden ſeyn mag.“ —

Mit geſpannter Neugier ſchaarten ſich die Zuhörer um den Brigadier. Der König wurde aufmerkſam. „Was geht dort vor?“ fragte er den Oberjägermeiſter, der hinter ſeinem Stuhle gähnte. Der Würdenträger ging ſtraks auf den Anſtand, die Geſchichte, die der Marquis erzählte, im Fluge zu ſchießen.

Eben ließ ſich der Erzähler alſo vernehmen: „Solchergeſtalt hatte St. Rémy von dem Straßburger alles bis auf's kleinſte erfahren, und demſelben ein paar von ſeinen eignen Liebesgeſchichten als Tauſchwaare verabfolgt. Bei der Ankunft in Paris beklagte ſich der Kaufmann über einen plötzlich eingetretenen Schmerz in ſeiner Bruſt, und blieb daher im „ſchwarzen Kopf,“ wo er ſich Tiſane machen ließ, und bald das Bett ſuchte, um der Erkältung, die ihn, wie er meinte, befallen hatte, wirkſam zu begegnen. — St. Rémy fuhr mit der Poſtkariole weiter, bemerkte jedoch auf dem Wege, daß ſeine Brieftaſche, mit Haarlocken und Bändern und dergleichen tüchtig ausgeſtopft, ihm abhanden gekommen. Ueberzeugt, daß dieſelbe durch einen Irrthum unter das Nachtgepäck des Straßburgers gerathen, ſtieg St. Rémy alſogleich aus und begab ſich nach dem „ſchwarzen Kopf“ zurück. — Wie ſtaunte er, ſeinen Reiſegefährten im Blute ſchwimmend, dem Tode ſchon nahe zu finden! Dem Unglücklichen war ein Gefäß in der Bruſt geſprungen; ein Arzt nicht zu finden. Aber zu helfen wäre doch nicht geweſen. Einen Schleier über die ſchlimme Nacht! Der Sterbende bat unſern St. Rémy, der Braut und den Ihrigen ſein Ende glimpflich zu vermelden und den Brief des alten Rieſſenſtahl als eine Beglaubigung dem Tuchhändler zu überreichen. Nun hat aber der Satan ſein Spiel, und im Uebermuth der Jugend unternimmt der Hauptmann, des Straßburgers Rolle ein paar Stunden lang zu ſpielen. Da er geraume Zeit zu Straßburg in Garniſon gelegen, — ich habe ihn dort kennen gelernt, und wir radebrechten ſtraßburgeriſch um die Wette — war ihm das deutſche Patois der Elſäſſer geläufig genug worden, um einen Pariſer damit hinter's Licht zu führen; und dem dreiſten Geſellen gelang der unheimliche Spaß nur gar zu wohl. Dennoch bereute er ſchon am folgenden Morgen ſeinen übeln Schwank und würde alsbald Maßregeln ergriffen haben, um die Getäuſchten zu verſöhnen; allein: wir erhielten Befehl, mit den Regimentern abzugehen und der Kriegslärm bald darauf ließ die Vergangenheit vergeſſen. In ſeiner Todesſtunde jedoch, wie geſagt, ſchmerzte St. Rémy der Dorn in ſeinem Gewiſſen und ich ſoll in ſeinem Namen um Vergebung anſuchen bei den Beleidigten.“

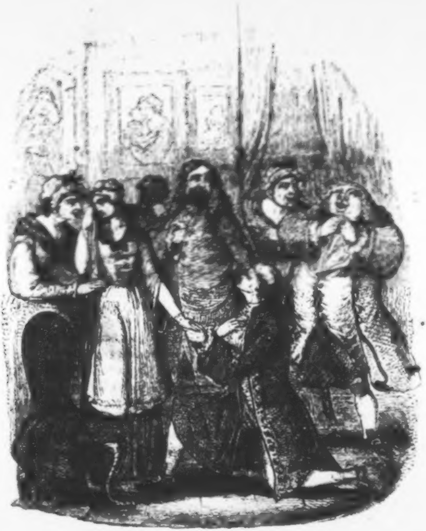
Der Ton am Hofe Ludwigs des Fünfzehnten war ſchon ſehr locker und leichtfertig geworden. Daher lachte der ganze Zirkel beifällig zu dem Schabernack, den St. Rémy dem Spießbürger einſt geſpielt. „Hätten wir's doch dem St. Rémy, der ſich in der Welt betrug, wie ein blöder Seminariſt, nimmermehr zugetraut!“ ſagten ſcherzend die Einen. „Wie ſchade,“ meinten die Andern, „daß dem Bürgervolk die ſchöne Geiſtergeſchichte auf natürlichem Wege erklärt werden ſoll!“

Der blonde Graf wartete am nächſten Tag vergebens auf ſeinen Freund. Der Marquis zog [illegible], in Chaillot ſeinen Auftrag auszurichten. In der Mittagsſtunde ungefähr traf er auf dem Landgut ein, das Gervais bewohnte. Eine alte Magd putzte die Klinke am Gitterthor des Gartens. „Herr Gervais zu Hauſe?“ fragte der Kavalier, der in voller Uniformpracht auftrat. Die Magd machte einen tiefen Knix und deutete in des Gartens Hintergrund. So wie ſie jedoch die Augen recht aufthat, um ſich zu weiden an der blanken Generaluniform, ſo that ſie auch den Mund auf, ſtieß ein Zetergeſchrei aus und lief davon.

Der Marquis folgte ihr raſch, da trat mit einer Schaufel bewaffnet der dumme Onkel aus einem Seitenwege. Den Fremden anſehen, das Werkzeug wegwerfen, davonrennen und überlaut ſchreien: „Das Geſpenſt, das Geſpenſt! ſchon wieder das Geſpenſt!“ war beim Onkel die Sache eines Augenblicks.

Der Marquis betritt das Haus. Die kreiſchende Magd verrammelt ſich in der Küche, die magre Tante ſinkt auf der Treppe in Ohnmacht, Herr Peter Gervais, den der Lärm der wilden Flucht ſeines Bruders aus dem Zimmer lockt, wird vor der Anrede des Marquis zur Bildſäule. Und in dem Wohnzimmer ſtöhnt die Mutter: „Ach ſieh, ſieh doch, Louiſe, da iſt's wieder! Um uns zu holen kommt jetzt wieder das Geſpenſt!“

Louiſe, noch bleicher als gewöhnlich, in Trauerkleider gehüllt, ſpringt auf vom Stuhle und ruft: „O nähm' es mich mit ſich in's enge Grab! Mit Freuden folgt' ich ihm!“



Aber zu ihren Füßen ſinkt voll Leben, voll Wärme, mit Liebesblicken und Perlen der Reue in den Augen, der ſchöne Mann, den Louiſe über's Grab hinaus im Herzen feſtgehalten, und er ruft mit ſüßer Stimme: „Wirſt Du mir vergeben, Mädchen, heilig wie ein Engel? Während fünf Jahren im blutigen Getümmel des Krieges ſtets und überall mein einziger Gedanke, wirſt Du unverſöhnlich ſein?"

Um die gefühlvolle Leſerin nicht über Gebühr mit nervenaufregenden Schilderungen heimzuſuchen, überlaſſen wir es ihr ſelbſt, zu errathen, wie es ferner in Gervais' Landhauſe zuging. — Wir blättern vierundzwanzig Stunden vorwärts, und uns macht es Freude, melden zu können, daß wir abermals im königlichen Schloſſe uns befinden. Dießmal ſpielt der König nicht Reverſi, ſondern er ertheilt Audienz, und eben iſt die Reihe an dem Marquis von Coigny. (Ein Glück, daß uns deſſen Name wieder beifällt.)

„Sie kommen gewiß, mir St. Rémy's Geſchichte zu erzählen?" fragt der König lächelnd. Hat gut geſchlafen, gut gefrühſtückt, iſt in beſter wundervollſter Laune, der König. „Der Oberjägermeiſter hat ſie mir jedoch bereits mitgetheilt. Sie kommen zu ſpät." —

„Nicht zu ſpät, Sire; denn ich kann Ihnen mittheilen, was der Herzog nicht weiß. Nicht St. Rémy, dem ich auf der Straße begegnete, als er troſtlos von der Leiche des Straßburgers kam, und ſich nicht getraute, den Auftrag bei Gervais auszurichten — nicht St. Rémy hat das Geſpenſt agirt; wohl aber that ich es ſelbſt. Dem Freunde ſeine Bürde abnehmend, mißbrauchte ich ſein Vertrauen. Aber die Strafe kam zur Stunde über mein Herz und Haupt. Ich liebte plötzlich bis zum Raſendwerden das Mädchen, das ich hinterging, und ich weiß nicht, was geſchehen wäre, wenn nicht Soldatenpflicht mich an die Gränze gerufen hätte."

„Ah, ah, liebenswürdiger Taugenichts!" ſcherzte der König: „ſolche Streiche! danken Sie Gott, daß Fleury, der ſtrenge Cardinal, nicht mehr am Leben. Ich müßte Sie wahrhaftig in die Baſtille ſchicken. — Was wünſchen Sie jedoch heute von mir?"

„Eure Majeſtät ſtellten mir frei, um eine Gnade bei Ihnen anzuhalten?"

„Aha! Sie haben Eile, wie es ſcheint. Was bitten Sie ſich aus?"

„Einen Adelsbrief für den Kaufmann Peter Gervais und deſſen Nachkommen."

„Bah! welch' ein Einfall? Wie könnten Wir eine ſolche Gunſt rechtfertigen?“

„Ein ausgezeichneter Handelsherr hat große Verdienſte um's Vaterland.“

„Hm! ich habe mehr als fünfzigtauſend ſolcher Gervais in meinem Königreiche!“ verſetzte der Monarch: „Wenn ich ſie alle mit Schild und Wappen belohnen ſollte ....“

„Gervais iſt ein fanatiſcher Anhänger Eurer Majeſtät!“

„Darf ich daſſelbe nicht von allen Franzoſen vorausſetzen?“ fragte wieder der König ſtolz, aber lächelnd.

„Nun denn .... Sire .... Gervais beſitzt eine wunderſchöne Tochter .... ein Muſterbild der Grazien ſelbſt .... alle Reize der cypriſchen Göttin ſind in ihr vereint, Sire!“ — Damals fand man ſolche mythologiſche Redeübungen ſehr angenehm. Und der König, ein beſonderer Gönner des ſchönen Geſchlechts, lächelte noch holdſeliger, denn zuvor, und ſprach: „Freilich; wenn der Mann eine reizende Tochter hat ....? Ihr Wunſch, lieber Marquis, ſei gnädigſt gewährt. — Eine Bedingung jedoch. Bringen Sie mir das Mädchen. Ich will das Schönheitswunder ſehen.“

Mit ſchelmiſchem Ausdrucke, des Königs Liſt durchſchauend, erwiederte der Brigadier: „Ich danke meinem Herrn und Gebieter unterthänigſt für die gewährte Gunſt. Sie werden, Sire, allerdings die ſchöne Louiſe ſehen, ſobald Ihre königliche Hand meinen Heirathskontrakt unterſchrieben; ſobald mir erlaubt ſein wird, Eurer Majeſtät die Marquiſe von Coigny vorzuſtellen.“

Daß der König heute ausnahmsweiſe mehr als engelgut war, mögen wir zu ſeiner Ehre nicht vertuſchen. Er reichte dem ſchelmiſchen Marquis die Hand zum Kuſſe hin und erwiederte: „Unterſchreiben, vorſtellen, heirathen — Alles, wie Sie befehlen, Marquis! Ich bleibe ſtets Ihr wohlgeneigter König.“ —

Das waliſche Kraxenmannerl.

(Eine oberöſterreichiſche Geſchichte.)

Es iſt ſchon gar zu lange her, ſeit das alte Mannerl mit der Kraxen aus Wälſchland in's Salzkammergut gekommen iſt. Wenn der Schiffmann am Kehrruder in der Plätten auf dem See, wenn die Sennerin oben auf der Spitzelſtein-Alm die Geſchichte erzählen, ſo fangen ſie jedesmal mit denſelben Worten an: „Es iſt ſchon hundert Jahre her.“ — Der Korbach-Müller erzählt ſelbige Geſchichte auch nicht anders, und hat ſie gerade ſo, Wort für Wort, als kleiner Bue von ſeiner Frau Ahndl vernommen. Die alte Frau ſelber hat von Niemanden gewußt, welcher den Wälſchen noch mit eigenen Augen erblickt hätte, aber ſie konnte für ganz gewiß ſagen, daß zu ſeiner Zeit in Traunkirchen noch keine Jeſuiten wohnten, ſondern das Stift von Nonnen beſetzt war, und daß das ehemalige Schlöſſel in der Korbach ſich längſt ſchon in eine Mühle verwandelt hatte. Die Schiffleute in der Langbath kannten den Kraxenmann gar wohl. Mariä Himmelfahrt und Bartholomäi kehrten in jedem Jahr nicht richtiger wieder, als er zwiſchen dieſen zwei Tagen an die Schiffhütte kam, um ſich nach der Korbach-Mühle führen zu laſſen, die er jedesmal um Gallus herum wieder verließ. Das war ſchon viele Jahre ſo fort gegangen, und der kleine, alte Mann ſah einmal aus, wie das andremal. Auf dem ſchneeweißen Haar trug er einen grauen Filz, am Leib ein lodenes Schamperl, einen rothen Bruſtfleck, einen breiten Gurt, kurze Lederhoſen, graue Wollenſtrümpfe und Bundſchuh'; in der Hand ein Griesbeil und auf dem Rücken die Kraxen. Im Anfang hatten ſich die Leute wohl über den Waliſchen verwundert, aber nach und nach war ihnen ſein Anblick ſo bekannt geworden, wie der ewige Schnee auf dem Schönberg, und ſie erſtaunten über ihn nicht eher wieder, als bis er einmal auf ſeiner Kraxen eine ungewohnte Laſt daherbrachte: ein ſchwarzaugetes Dirndl nämlich von vier bis fünf Jahren, ſo ſauber anzuſchauen, wie das Jeſuskindlein aus Wachs in der Weihnachtskrippe zu Traunkirchen. Die Schiffleute liefen zuſammen, um das bildſaubere Kind zu betrachten, das ſich vor den unbekannten Geſichtern gar nicht fürchtete, ſondern lachend die Handerln ausſtreckte, allerlei daherwelſchte, was keiner verſtand, und vollends vor Vergnügen ſich nimmer zu faſſen wußte, als die Plätten über den Waſſerſpiegel dahinſchoß, und die Wildvögel ihr auswichen, die Enten, indem ſie aufſtiegen, die Duckerl, indem ſie untertauchten. Der Fährmann wußte wohl, daß der Kraxenträger ganz gut deutſch verſtand, wenn er auch nicht ſonderlich viel zu reden pflegte, und ſpürte ein mächtiges Gelüſt, ihn ein wenig auszufragen. Der Alte war aber diesmal noch viel wortkarger, denn je zuvor, und weil der Schiffer trotz aller Mühe gar keine Anſprache in Gang bringen mochte, ſo platzte er endlich geradezu mit der Frage heraus: „Gehört das Dirndl dein, Kraxentoni?“ — Der Fremdling ſchloß das Kind feſt in ſeine dürren Arme, ſchoß aus ſeinen kleinen grauen Katzenaugen einen grimmigen Blick auf den Frager, und ſchrie zornig: „Fluch und Verderben über den ſchnöden Hund, der meine Ditta mir nehmen will. Sie iſt mein, ganz allein, und ich werde ſie beſſer zu hüten und zu bewahren wiſſen, als die große Ditta, welche der Elende, der Sohn einer Kuh, mir geſtohlen hat.“ — Schier erſchrocken über die ungewohnte Heftigkeit des Alten verſetzte der Schiffer, halb begütigend und halb ſpottend: „Oho, mein Toni, ich nehm' dir den Fratzen nicht weg. Hab' ſelber mehr als genug daheim. Sie ſitzen am Tiſch wie die Orgelpfeifen, Buben und Dirndl durcheinander, und werden ihrer immer noch mehr, daß Gott erbarm'!“ — Womit die Unterhaltung ihr Ende fand.

Die Korbachmühle ſteht nicht an einem Kreuzweg, wie die Wirthshäuſer, in denen die Fuhrleute und Lohnkutſcher einzukehren pflegen, und iſt auch gar kein Wirthshaus. Hinter dem grünbewachſenen Stückchen Boden, worauf ſie fußt, hebt ſich das ſteile Gebirg, und vom Schaufelrad abſtürzend braust der wilde Bach in den See. Schräg gegenüber ſpiegelt ſich bei ſtillem Wetter Traunkirchen in der glatten Fluth, wohinüber einſt der letzte Edelknecht von Korbach nächtlicher Weile geſchwommen iſt, um mit einer ſchönen Kloſterfrau zu koſen, bis am Ende der liebe Herrgott die Geduld darüber verlor, den baieriſchen Wind ſo recht aus vollen Backen vom Siegesbach herüber blaſen ließ, und den verwegenen, gottloſen Gaſſelbuben den Hechten auf dem Grund zur Speiſe vorwarf. Seitdem wurde das Schlöſſel zu einer Mühle, dem Bach zulieb, der ſo ungeſtüm unter dem Erlakogl ſich herabſtürzt, daß der ſtarrſte Winter ihn nicht ſo leicht bändigt, ſo wie die ärgſte Sommerhitze noch nie ihn ausgetrocknet hat. — Dieſen einſamen ſtillen Winkel hatte ſich der alte Toni zum Ziel und Raſtplätzchen ſeiner jährlichen Wanderung erſehen, und die Müllersleute hatten ihn ſo lieb gewonnen, daß ſie gar keine Ruhe mehr hatten, ſobald einmal die gewohnte Zeit ſeines Kommens erſchienen war, bis ſie ihn mit ihren Augen ſahen. Der Mann, das Weib, die Buben, die Dirnen und Hausholden lugten auch dießmal ſtündlich hinaus in der Richtung gen Ebenſee, und als ſie endlich die Plätten heranſchwimmen ſahen, liefen ſie ſchnell an's Geſtade, um den werthen Gaſt willkommen zu heißen, den auch ſie voll Erſtaunen in der Begleitung des Kindes erblickten. Das Dirndl war ihnen aber eben ſo recht, als der Kraxentoni ſelber; ſie herzten es wie eine liebe Docke, und wenn es auch zu ihrem Leidweſen nicht mit ihnen reden konnte, ſo verſtand es doch in der erſten Minute die fette Milch mit dem Holzlöffel zu eſſen, und lernte gar bald ein Bratzerl und ein Buſſerl hergeben. — „Die Ditta verſteht Euch nicht,“ ſagte der Alte, indem er das Bündel von ſeiner Kraxen losſchnürte und es aufband: „bei mir daheim reden die Leute eine andere Sprache, als in Oeſterreich geſprochen wird. Jetzt aber ſchaut her. Da hab' ich für die Müllerin ein Zeuch auf einen Kittel, fur die Annemirl ein Kopftücherl mitgebracht.“ — Das Weib und das Dirndl bedankten ſich fein höflich fur die Gaben, die ihrer Meinung nach viel zu koſtbar waren, obſchon ſie die einzige Vergeltung für die gaſtliche Aufnahme des Gebers ausmachten. Von einer Bezahlung hätte ohnedieß nimmer die Rede ſein dürfen. Milch, Butter und Schmalz gaben ja die Kuhe, Eier legten die Hühner, das Salz gab der Kaiſer umſonſt her; und wie dumm müßte ein Müller ſein, dem es an Mehl mangelte? Die Fiſche im See, die Forellen im Bach, die Wildenten, die Hirſche, Rehe und Gemſen gehörten wohl der Herrſchaft, aber es gab ihrer im Ueberfluß, und in der Korbachmühle ward auch manches Stück davon verſchmaust, ohne daß der Herr Salzamtmann zu Gmunden ſich etwas davon träumen ließ. Heutzutage mag alles dort wohl anders ſein, als es dazumal geweſen, ſeit Iſchl eine große Badeſtadt geworden iſt, und ſeit zwiſchen Gmunden und Ebenſee Dampfſchiffe mit ihrem rauſchenden, brauſenden Räderwerk einherrudern.

Der Toni band ſein Bündel wieder zu, in welchem noch ein ſchönes Häuflein von allerlei Ellenwaaren ſteckte, denn er war ſeines Zeichens ein Krämer, welcher Meſſen und Jahrmärkte bezog. — „Wo iſt der Woſerl?“ fragte er, nachdem er die Hausgenoſſen der Reihe nach gemuſtert und bei Namen genannt hatte. — „Der Woſerl iſt auf die Wanderſchaft gegangen,“ hieß es: „zu Allerheiligen wird es ein Jahr, ſeit er fort iſt.“ — Der Nachricht über den Wolfgang folgten noch eine Menge Erzählungen über alles, was ſich ſeit des Gaſtes letzter Anweſenheit ereignet hatte, und das trauliche Geplauder nahm nicht eher ein Ende, als bis ſpät Abends die kleine Ditta vor Schläfrigkeit zu weinen anfing, und der Müller ſein Volk in's Neſt jagte. Worauf der Toni ein mit Baſt umflochtenes Fläſchchen hervorzog und zu dem Hausvater ſagte: „Wir wollen noch ein Weilchen beiſammen ſitzen bleiben, Müller-Hieſel. Ich habe da ein herrliches Tröpfchen Roſoli, um uns Alte zu erwärmen. Komm zu mir auf die Bank und fang' mit einem herzhaften Schluck an.“ — Der Hieſel ließ ſich das nicht zweimal heißen, und der Waliſche ſprach dazu: „Es nimmt dich gewiß Wunder, wie ich zu dem Kind gekommen bin?“ — „Wird ſchon ſein,“ verſetzte der Korbachmüller, „aber ich frage dich doch nicht drum, erſtens, weil mich's nichts angeht, zweitens, weil du das Ausfragen nicht leiden magſt, und ich alſo doch nichts erfahren würde. Du kommſt ſeit gar vielen Jahren zu uns. Mein Vater ſelig war noch auf der Mühle, als du das erſtemal mit deiner Kraxen über den See gefahren kamſt. So lange du bei uns biſt, ſtehſt du jeden Tag frühmorgens auf, ruderſt dich in einer Plätten zum Röthelbach hin, ſteigſt gegen den Röthelſtein hinauf und kommſt erſt Abends wieder. Das iſt ſechsmal in der Wochen ſo gewiß, wie Abends das Betläuten drüben auf der Johanniskirche, das Wetter mag noch ſo wild oder noch ſo ſchön ſein. Niemand hat dich noch gefragt, was du oben zwiſchen den Felsblöcken zu ſuchen haſt! Noch weniger hat es irgendwer unternommen, dich dort zu ſtören, erſtens, weil es gar zu ſteil und kopfſcheu hinaufgeht; zweitens, weil in der Schlucht oben das Geröll ſo locker liegt, daß alle Augenblicke die Steine ſich ablöſen und herabkollern, und drittens, weil wir dich viel zu gern haben, um dir Galle machen zu wollen. Wir ſind das Ding 'mal ſo gewohnt, und du magſt thun oder laſſen, was dich freut, wir werden dir nichts in den Weg legen.“ — Der Toni ſchmunzelte. — „Du biſt ſchon ein rechter Mann, Hieſel,“ hob er an: „und ich freu' mich das ganze Jahr auf die paar Wochen in der Korbachmühle. Ich komme weit herum im Land, ſehe ſchöne Städte, Dörfer, Schlöſſer und Klöſter, aber nirgends will es mir ſo gefallen, als bei dir. Darum will ich dir auch ein neues Pfand meines Zutrauens geben. Du ſollſt die kleine Ditta bei dir behalten, willſt du?" — „Was fragſt du erſt?" — meinte der Müller: „ich behalte dein Kind ſo lange du mir es laſſen willſt." — „Hab' auch nur um der Höflichkeit willen gefragt," fuhr der Kraxenmann fort: „und war im voraus überzeugt, daß du mir es nicht abſchlagen würdeſt. Es wär' unvernünftig von mir, wenn ich das kleine feine Geſchöpf Gottes durch Wind und Wetter umherſchleppen wollte. Daheim aber mag' ich's nicht laſſen, und will dir auch ſagen, warum? Ich bin einmal verheirathet geweſen, es iſt freilich ſchon lange her, aber ich weiß es doch noch ganz gut. Mein Weib brachte mir einen Buben und ſtarb im Wochenbett. Der Bube war meine einzige Freude, und gedieh, daß es eine Luſt war; du haſt deiner Lebtag' keinen Schönern und Friſchern geſehen, als er einer war. Leider jedoch gedieh er nicht ſo an Frömmigkeit, wie an Schönheit und Stärke, denn als er herangewachſen war, gerieth er während meiner häufigen und langen Abweſenheiten in die ſchlechteſte Geſellſchaft, gab ſich dem Spielen, Trinken und Lumpen hin, und als ich ihn dafür ein halbes Jahr lang hatte einſperren laſſen, trieb er's nur noch toller als zuvor, wie um das Verſäumte nachzuholen, ſo daß es völlig nicht mehr mit ihm auszuhalten war, und ich gar kein andres Mittel mehr wußte, als ihn zu verheirathen. Ich verſchaffte ihm ein ſchönes, liebes und reiches Weiberl, wie ich es lieber ſelber genommen hätte. Am Ende wär' es auch beſſer geweſen, ich hätte die Cecha zu ſeiner Stiefmutter gemacht, ſtatt zu ſeinem Weibe, denn er war ihr Unglück, brachte ihr Vermögen wie das ſeinige durch, untergrub durch ſeine ſchlechte Aufführung ihren Seelenfrieden und ihre Geſundheit, und brach ihr durch ſeinen ſchrecklichen Tod vollends das Herz ......" — „Nun? wie iſt er denn geſtorben?" fragte der Müller den Alten. Der ſchüttelte den Kopf, und fuhr dann fort: „Die arme Cecha hinterließ ein Kind, Judith geheißen, das ich zum Troſt meines Alters aufzog. Meine kleinen Erſparniſſe waren zerronnen und zerſplittert, und ich mußte ſo zu ſagen von vorne anfangen, um die künftige Ausſtattung der Enkelin aufzubringen, was ich mit redlichem Fleiß und leidlichem Glück ausführte. Die Ditta wuchs heran, ſchön wie der helle Tag, und da ich eben daran dachte, ſie mit Ehren unter die Haube zu bringen, ward ſie mir geſtohlen ....“ — „Wie, Toni, geſtohlen?“ — „Ein Elender verführte ſie, ihm zu folgen, während ich ferne von daheim meinen Geſchäften nachging. Ein gewiſſenloſer Mönch gab das Paar zuſammen. Der Burſch iſt ſo eine Art von Komödiant, Gaukler, Puppenſpieler und Bänkelſänger, der auf Meſſen und Jahrmärkten ſeine unehrlichen Künſte für Geld preisgibt. Das Dirndl, welches ich mitgebracht habe, iſt meiner Enkelin und ſein Kind, das ich ihnen weggenommen habe, um mich für meinen Verluſt zu entſchädigen. Nun iſt aber der Florindo ein verzweifelter Geſell, der ſchon ein paar Mal verſucht hat, durch Liſt oder Gewalt das Kind mir zu entreißen, nicht etwa aus beſonderer väterlicher Zärtlichkeit, ſondern um Geld von mir zu erpreſſen. Da hab' ich es denn für das Gerathenſte gehalten, die kleine Ditta wegzubringen, um ſie bei dir in ſoweit heranwachſen zu laſſen, bis ſie ein wenig zu Jahren und zu Verſtand kommt; dann wollen wir ferner für ſie ſorgen. Ich bin gerade nicht arm, und habe meine Anſtalten getroffen, daß alles, was ich dereinſt hinterlaſſe, dem Kinde bleiben muß, ohne daß ſeine unwürdigen Eltern auch nur einen rothen Heller davon erhalten oder nur genießen dürfen.“ — Nun ſchüttelte der Korbachmüller ſeinerſeits auch den Kopf, aber nicht um eine Frage abzuweiſen, ſondern um dabei zu bemerken, daß das ſonſt ſo brave und fromme Kraxenmannerl nicht die chriſtliche Geſinnung an den Tag lege, welche es früher vielfach bewieſen habe. — „Das verſtehſt du eben nicht, mein Hieſel,“ verſetzte der Waliſche drauf: „wenn uns ein liebes Kind ungetreu wird, ſo iſt das noch viel ärger, als wenn dem Buben ſein Dirndl abgeſpannt wird, und doch hat ſchon mancher Bue aus Liebeskummer ſich in den See geſtürzt, wo er am tiefſten iſt. Ueberleg' dies nur recht und du wirſt's ſchon finden. Nun trink noch eins, und laſſ' uns dann ſchlafen gehen. Bevor ich wieder von dannen ziehe, werd' ich dir auf ein Zetterl ſchreiben, was du wegen der Ditta wiſſen mußt, wenn ich einmal ganz ausbliebe.“ — Der Korbachmüller lachte. — „Was iſt da zu lachen?“ fragte Toni. — „Ei, was ſoll mir das Brieferl,“ meinte der Hieſel, „wenn ich's doch nicht leſen kann?“ — „Wirſt ſchon Einen finden, der's verſteht," tröſtete der andere, und wünſchte ſeinem freundlichen Wirth gute Nacht.

Kaum graute der Morgen, als auch das Kraxenmannerl ſchon vom Stroh ſprang, munter und rüſtig, wie der jüngſte Almenbue, ſich ein Stück Brod abſchnitt, um es in die Taſche zu ſtecken, und dann in die Plätten ſtieg, um ſich gewohnter Weiſe nach dem Röthelbach hinzurudern, wo das von dem rothen Geſtein wie Blut gefärbte Waſſer aus der Felsſchlucht hervor in den See brauſt. Dort band der Toni ſein Fahrzeug feſt, und kletterte wie ein Gemsbock an der ſteilen Wand hinauf. Juſt ruderten ein paar große Zillen vorüber, in welchen viele Leute von der Langbath auf den Wochenmarkt nach Gmunden fuhren; die nahmen des kecken Kletterers wahr, jubizten ihm zu, und er gab luſtig Antwort, daß es weit über den See ſchallte und von den Felſen widerklang. Seitdem hat Niemand mehr des Kraxenmannerls Stimme vernommen. Der Toni kam Abends nicht zurück in die Korbachmühle. Weil aber am ſpäten Nachmittage ein gewaltiges Donnerwetter aufgezogen, und dieſem ein wilder Sturmwind gefolgt war, ſo glaubte der Müller anfangs, ſein Gaſt habe ſich nicht auf das Waſſer getraut, und ſei unter irgend einem Felsblock liegen geblieben, um beſſeres Wetter abzupaſſen und den Himmel wieder hell werden zu laſſen; als aber am nächſten Tag die Sonne ſo klar ſich in der glatten Fluth wiederſpiegelte, und doch kein Kraxentoni ſich blicken ließ, da ward den guten Leuten bange, und der Hieſel ruderte mit ſeinen Buben zum Röthelbache hin, um ſelber nachzuſchauen. Die Plätten, in welcher der Waliſche fortgefahren, war nimmer da. Der Stanzi, des Müllers zehnjähriger Sohn, ein verwegenes junges Blut, wagte ſich in die Felſen hinauf, konnte jedoch nicht die geringſte Spur von dem Geſuchten entdecken, und kam nach drei oder vier Stunden matt und müde von dem gefährlichen Gang zurück. Am nächſten Tag wiederholte er das Abenteuer mit eben ſo wenig Erfolg, und würde auch am dritten Tag es unternommen haben, wenn nicht inzwiſchen die Trümmer der zerſchellten Plätten auf dem See getroffen worden wären. Die Fiſcher hatten das Holzwerk an dem eingebrannten Zeichen als Eigenthum des Korbachmüllers erkannt und ihm gebracht. Das waliſche Kraxenmannerl war alſo offenbar vom Sturm überfallen worden, da es eben die kurze Strecke vom Röthelbach nach der Mühle hinfahren wollte; Wind und Wogen hatten das

Fahrzeug aus der Nähe des ſichern Geſtades entführt; der Ruderer war, in der Dunkelheit die Richtung verfehlend, gegen Gmunden zugefahren, während er vielleicht ſich nach Traunkirchen hin retten wollte, und ſo unter den Viechtauer Wind gerathen, welcher jedes Schiff, das er einmal packt, gegen den Fuß des Traunſteins ſchmettert und dort zu Scherben ſchlägt, als wäre es ein irdener Hafen.

Jammer und Klagen um den Vermißten waren groß, und größer noch die Sorge um das wälſche Dirndl, das mit dem Urgroßvater zugleich ſeine Eltern, ſein Hab und Gut und ſeinen Namen verloren hatte, ohne daß es ſich ſonderlich darum zu grämen ſchien. Wahrſcheinlich war es daran gewöhnt, den Alten oft längere Zeit hindurch nicht zu ſehen, und hatte von dem geſchehenen Unglück um ſo weniger einen Begriff, als es kein Wort von allen dem verſtand, was in der ihm fremden Sprache geſagt, gefragt und geklagt ward. — „Wir müſſen das Ditterl eben bei den andern Fratzen behalten,“ ſprach der Müller zu ſeinem Weib: „und ihm zur Ausſteuer aufheben, was der Toni dagelaſſen hat.“ — „In Gottes Namen,“ verſetzte das Weib, und die Beiden verwahrten die Hinterlaſſenſchaft, welche, außer dem Kram des Alten, noch ein ſeidenes Beutelchen mit zehn blanken Goldſtücken und ein ledernes mit einer Hand voll Zwanziger enthielt. — So blieb denn die kleine Ditta in der einſamen, durch Felſen und Wellen von der übrigen Welt geſchiedenen Mühle, vergaß mit den Lauten der heimiſchen Sprache die Heimath ſelbſt ſammt dem Ahnherrn, und würde ſich für das leibliche Kind ihrer Pflegeeltern gehalten haben, wenn dieſe nicht immer und immer ihr wiederholt hätten, daß ſie aus der Fremde jenſeits der Berge herſtamme, wo ein reiches Erbtheil ihrer harre; leider aber wußte Niemand zu ſagen, wo das Erbe zu finden war.

Der Wolfgang freilich hätte darüber allenfalls Auskunft geben können, als er von der Wanderſchaft heimkam, wenn er nicht ein gedankenloſer Träumer geweſen wäre. — „Ich bin auch ganz hinüber über die Berge gekommen;“ erzählte er, „und wußte ſelber nicht, wie? Es war ſo um Joſephi herum, als ich noch durch tiefen Schnee watete und dabei gottserbärmlich fror; mit einemmal aber ſchien die Sonne, waren die Bäume grün, und wurde mir am Ende ſo warm, daß ich meinen Mantel zuſammenrollte und auf's Ränzel band. Ich ging an einem luſtigen Waſſer hin, das nicht viel anders ausſah als die Traun zwiſchen Iſchl und

Ebenſee, und kam endlich an ein Wirthshaus, wo ich einen friſchen Trunk verlangte. Wie ich ſo mit den Leuten zu reden anfange, verſtehen die mich vom Eimer kein Seitl; aber zum Trinken haben ſie mir doch richtig gegeben. Ich geh' weiter, mach' mir ſo im Stillen meine Gedanken über das einfältige Volk, und komme Abends in ein Dorf, wo mich wieder kein Menſch verſtehen will. Es war, um völlig aus der Haut zu fahren, und ich bin wie ein verlorenes Hendl umhergelaufen, bis ich nach ein paar Tagen endlich merkte, daß ich nach Wälſchland hineingerathen, wo lauter Waliſche wohnen. Nun hätt' ich mir nimmer zu helfen gewußt, wenn ich kein gelernter Müller wäre. Als Müller muß ich wiſſen, daß das Waſſer von Bergen herunter kommt, und wie ich denn an den erſten beſten Fluß kam, ging ich ſtromaufwärts, um die Berge wieder zu finden, die ich nur von weitem noch erblickte, und die ſchon völlig blau ausſchauten. So kam ich denn an einem ſchönen Tag in eine Stadt, die ſo groß war, wie Gmunden und Welß miteinander, und Vöcklabruck noch dazu, und in welcher lauter große ſtattliche Häuſer ſtanden. Und wer ſchaut aus einem Fenſter heraus? Unſer Kraxentoni mit Haut und Haar, nur daß er kein lodenes Schamperl anhat, ſondern einen ſchwarzen Sammetrock …“ — „Mit dem hätteſt du reden ſollen, Woferl, der hätte dir helfen können,“ unterbrach ihn der Müller. — „Ich hatt' es auch ſtark im Sinn,“ meinte jener: „aber ich konnte nicht zu. Die Gaſſe ſtand voller Leute, die einem verdammten Kerl zuhorchten, welcher wie ein Pfaff in der Faſten predigte und dabei wie ein Zahnbrecher ſchrie. Ich vergeſſe den Kerl meiner Lebtage nicht, und wollte ihn in hundert Jahren wieder erkennen. Er war um einen Kopf größer als alle Leute, hatte ein blauſeidenes Schamperl an, und auf dem Kopf einen ſpitzigen Filz ohne Krämpe. Neben ihm ſtand ein ſauberes Weiberl, das ihm zuredete, Ruh' zu geben. So kam mir's nämlich vor, denn ich verſtand von ihrem Zureden ſo wenig, als von dem Geſchrei, welches der Toni und der andere mit einander verführten. Ich will lieber Nachmittags wieder kommen, dann wird das Kraxenmannerl beſſere Zeit haben, ſagt' ich zu mir, ſchnitt geſchwind zum Wahrzeichen eine Kerbe in den Karren neben mir, und trollte mich meiner Wege. Nachmittags aber ſuchte ich vergebens die Gaſſe, das Haus und den Karren bis in die ſinkende Nacht, und wen ich nach dem Kraxentoni fragte, der lachte mir in's Geſicht, oder ſchüttelte den Kopf, ſo daß ich unverrichteter Sache abziehen mußte ....“ — Den Namen der Stadt wußte der Wolfgang nicht zu nennen, und es ſteht zu vermuthen, daß er denſelben nicht vergeſſen, ſondern nie vernommen hatte. Vater und Mutter ſchalten den dummen Buben aus, die Geſchwiſter verlachten ihn, aber weder die Scheltworte noch die Spottreden nützten etwas, und es war gerade ſo gut, als hätte der Wolfgang nie die Heimath der verwaisten Ditta mit Augen geſehen.

Das wälſche Kind gedieh auf dem fremden Boden noch beſſer, als es vielleicht daheim gediehen wäre, wie ja ſo viele Pflanzen dann erſt recht wachſen mögen, wenn ſie als jung Schößlinge von einem Erdreich in das andere verſetzt werden. In ihrem zwölften Jahr fuhr die Ditta ſchon mit den Kühen ihrer Pflegeltern gen Alm, und im ganzen Trieb droben unter dem Spitzelſtein war unter den ſechs Sennerinnen keine, welche ihre Thiere beſſer beſorgt hätte, wie ſie. Die friſche Alpenluft ſchlug ihr gar wohl an, ſie war groß und ſtark, und als ſie ihre ſechszehn Jahre zählte, war ſie unter allen Dirndln, die Kopftücher und Bundſchuhe trugen, das allerſchönſte. Da ſprach der Müller wieder zu ſeinem Weib: „Die Ditterl iſt ein bildſauberes Menſch und hat eine hübſche Ausſteuer. Der Stanzi iſt als ein geſchickter Müller von der Wanderſchaft heimgekommen, und wenn ich ihm die Mühle übergebe, ſo iſt das dem Woferl ganz recht, weil er ſelbſt auf den Buchberg heirathen möchte. Aber bis zu Jakobi kommen die kaiſerlichen Herren Offiziere nach Gmunden, und die nehmen uns den Stanzi ſicher und gewiß weg, wenn wir ihn nicht geſchwind noch heirathen laſſen, ehe ſie ihn beim Schopf erwiſchen. Er iſt ein gar ſauberes Stück von einem großgewachſenen Mannsbild, hat auch nicht ſo viel von einem Kropf am Hals, und die Ausrede auf die Freibriefe des Kammergutes würde ſchon nicht helfen, weil die Herren ſagen, daß wir ſchon nicht mehr zum Kammergut gehören. Wie wär's alſo, wenn wir zuſchauten, ob wir die beiden nicht zuſammenbringen könnten?“ — Die Müllerin lachte hell auf, und hernach ſagte ſie auch, warum ſie gelacht. Der Stanzi und die Ditta hatten nicht erſt abgewartet, bis es dem Alten einfallen würde, zu merken, daß ſie zu einander gar ſo gut paßten; ſie wußten das ſchon ſelber, und hatten es einander auch zugeſungen in luſtigen Schnadahupfeln, vorgetanzt auf Länderiſch wie auf Steieriſch beim Klang der Zither, zugeflüſtert durch das Kammerfenſterl in verſchwiegener

Nacht, und endlich laut genug geſagt, um es die aufmerkſame feinhörige Mutter vernehmen zu laſſen. Nun lachte der Müller-Hieſel auch, und in der nächſten Viertelſtunde ſein Bue mit ihm, während die Ditta die Schürze vor's Geſicht hielt und vor lauter Vergnügen weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen; der Müller, die Müllerin und der Stanzi fühlten aber gar kein Mitleid mit ihr und ihrer Pein.

Wenn jetzt ein verliebtes Paar heirathen will, ſo koſtet das viel Stempelpapier, und es währt eine geraume Zeit, bis das Papier gehörig vollgeſchrieben iſt. So war es vor hundert Jahren nicht. Der kaiſerliche Pfleger zu Orth hatte nichts gegen die Heirath des Korbachmühlen-Hieſel-Stanzi mit der fremden Braut einzuwenden, trotz des mangelnden Schreibnamens und Heimathſcheins, und der Pfarrer zu Traunkirchen rief das Paar friſchweg aus, und brauchte keinen Taufſchein dazu, um zu wiſſen, daß die Ditta eine getaufte und rechtgläubige Chriſtin war. Auf einen Donnerstag war die Hochzeit anberaumt, und am Sonntag vorher ſuchten die Brautleute den hochwürdigen Herrn Dechant in Schörfling heim, um ihn, als den Vetter der Müllerin, höflichſt einzuladen. Sie entlehnten Wagen und Pferde vom Buchbergerbauern, der Woferl mußte den Kutſcher machen, und nahm gleich auch ſein Dirndl nach Schörfling mit, um es bei dem Vetter als Braut aufzuführen. Der geiſtliche Herr nahm die Viere freundlichſt auf, ſeine Hauſerin bereitete ein treffliches Gaſtmahl, und ſie traten ſo ſpät am Nachmittag den Rückweg an, daß gewiß die Nacht ſie überraſcht hätte, wenn nicht juſt die Sommertage gar ſo lang, und die wohlgenährten Pferde ſo ſchnell im Laufen geweſen wären. —

Die zwei Paare waren überaus luſtig und guter Dinge. Die Buben ſaßen nach Landesſitte beiſammen auf dem vordern, die Dirndln auf dem hintern Sitz, und wenn die einen zu ſingen und zu juhizen aufhörten, fingen die andern zu ludeln an. Mit einemmal jedoch mußten ſie Halt machen. Mitten auf dem ſchmalen Weg ſaß ein Steierwagen in einem Schlammloch feſt, ſo daß weder rechts noch links vorüber zu kommen war. Ein lebensmüder Gaul ſtand tiefſinnig mit herabhängendem Kopf an der Deichſel, und ſchien eher Luſt zu hegen, ſich in den Wagen zu ſetzen, als ihn herauszuziehen. Ein hochgewachſener Mann mit einem wilden Bart im Geſicht ſchwang fluchend die Geißel, ein abgehärmtes bleiches Weib ſchaute wie eine ruhige, ergebene Dulderin dem Beginnen zu, und ein Häuflein halbverhungerter Kinder drängte ſich zagend an die Mutter, in der vielleicht nur allzugerechten Beſorgniß, die Wuth des ſcheltenden und offenbar berauſchten Vaters alsbald gegen ſich gekehrt zu ſehen. Die Leute waren auf den erſten Blick als fremde Landfahrer zu erkennen, doch das hinderte die beiden Korbachbuben nicht, ihnen hilfreiche Hand zu leiſten, was ſie auch gethan haben würden, wenn ſie ohne das hätten vorbei kommen können. Sie packten friſch und rüſtig den Wagen an, und hatten ihn im Handumwenden herausgeſchoben und flott gemacht. Das bleiche Weib dankte ihnen in höflichen, aber höchſt fremdartig klingenden Reden, und weil ſie ſo freundlich ſprach und lächelte, zeigten ſich auf den welken Zügen ihres Angeſichtes unverkennbar die Spuren einer ungewöhnlichen Schönheit, welche nicht nach und nach durch die Zeit, ſondern gewaltſam und ſtürmiſch zerſtört worden war. Der Woferl ſtarrte indeſſen bald ſie, bald den fremden Mann mit großem Erſtaunen an, und rief dann plötzlich: „Biſt du's oder biſt du's nicht? Da hinten an deinem Wagen hab ich noch mein Handzeichen eingeſchnitten, an welchem ich das Haus des Kraxenmannerls wieder zu erkennen gedachte. Das Weiberl da war auch bei dir. Es iſt freilich indeſſen alt geworden, aber wie es uns angelacht hat, hab ich's dennoch wohl gleich erkannt. Du aber biſt noch immer ganz und gar derſelbe Kerl, wie dazumal, nur daß du kein blauſeidenes Schamperl angelegt haſt." — Verwundert fragte der Landfahrer nach dem Sinn der ihm ſo ganz und gar unverſtändlichen Worte, indem er betheuerte, den Wolfgang ſeines Wiſſens nie erblickt zu haben. „Glaub's ſchon," ſagte der dagegen: „du hatteſt damals mit dem alten Toni zu ſtreiten und zu ſchelten." — „Toni?" ſchrie das Weib: „Antonio hat mein Großvater geheißen." — Bei dieſen Worten ging es wie eine Leuchte in den Gedanken des Stanzi auf, der ein gewiegter Bue war, und alles, was er einmal vernommen, ſich gar ſchnell zuſammenzureimen verſtand. Wenn nun der fremde Mann derjenige war, welchen der Woferl meinte, ſo mußte er Florindo heißen, und hatte ſich mit dem Alten damals gezankt, um die kleine Ditta wieder zu haben. Dem war auch alſo, und nach einigen Minuten unbeſchreiblicher Verwirrung und tollen Durcheinanderſchreiens ordneten ſich endlich Reden und Gegenreden wie Zettel und Einſchlag zu einem Gewebe von Antworten und Erklärungen, und bald darauf lagen die Ditta und das Ditterl einander in den Armen, und hielten ſich ſchluchzend umſchlungen, als gedächten ſie einander nimmermehr loszulaſſen.

Florindo war der einzige von Allen, welcher theilnahmlos und trockenen Auges dabeiſtand. — „Der alte Dieb,“ ſagte er, vom Kraxentoni redend: „hat ſich immer ſo arm und elend geſtellt, und war doch ſündlich reich. Er gab ſich für einen Krämer aus, und war eigentlich ein Goldſucher. Nachdem er ſo unbegreiflicher Weiſe mit dem Kinde verſchwunden war und durchaus nicht wieder kommen wollte, beſtand ich darauf, daß die Gerichte ſein inzwiſchen verſiegeltes Haus öffnen und mir den Nachlaß überantworten ſollten. Die Siegel wurden abgenommen, und was ſich vorfand, war ſchon der Mühe werth: für wenigſtens tauſend Dukaten gediegenes Gold in ganz kleinen Tröpfchen und Körnern. Auf dem Schatz jedoch lag wie ein hölliſcher Drache ein verdammtes Teſtament, das meiner Tochter Judith die ganze Erbſchaft zuſpricht, und dabei ſo mit Bedingungen und Klauſeln verwahrt iſt, daß ſie mir auch nicht einen rothen Heller von der ganzen Beſcherung zuwenden darf. Aber es iſt mir doch recht, daß ich die Dirne wieder finde; ſie iſt ſtark, geſund und ſchön, und wenn ſie mir auch von ihrem Geld nichts geben darf, ſo ſoll ſie mir doch welches verdienen.“ — Stanzi hatte nicht ſobald verſtanden, daß Florindo im Sinn hegte, ſeine Tochter mit ſich von dannen zu führen, als er Einſprache dagegen erhob, und den künftigen Schwiegervater einlud, ihm lieber mit den Seinen zur Korbachmühle zu folgen, um dort der Hochzeit beizuwohnen, und dann gemeinſchaftlich mit dem alten Hieſel zu bereden, was ferner gethan werden ſollte. — „Hol' dich der Teufel ſammt der Mühle!“ ſchrie der Landfahrer: „die Ditta iſt viel zu ſchön für dich, du grober Bauer. Das iſt ein Biſſen für einen Kavalier! Solche Goldfiſcherl ſetzen wir nicht in eine Miſtpfütze. Wiſch' dir's Maul ab, Mehlknödl und geh' der Hölle zu.“ — Der gute Stanzi verſtand bei weitem nicht die bodenloſe Verworfenheit, welche ſich in Florindo's frevelhaften Reden verbarg, aber es war ihm dennoch ganz unheimlich dabei zu Muth, und er wünſchte ſich ſammt ſeinem Dirndl weit weg von der unſeligen Stelle. Der Gaukler mochte indeſſen trotz ſeines Rauſches merken, daß er in ſeinen Reden eigentlich ſchon zu weit gegangen, weshalb er einlenkend ſich zu der wiedergefundenen Tochter wandte, um ſie zu vermahnen, ihm zu folgen, weil ihre kindliche Pflicht es erheiſche. Die arme Ditta kam nun an einen böſen Kreuzweg. Auf einer Seite riefen Vater und Mutter, geſtützt auf das göttliche Gebot, auf der andern ſtanden die Pflegeeltern mit dem Hochzeiter, und bei dieſen alle freundliche Erinnerungen der Kinderzeit, und des jungfräulichen Herzens erſte volle Liebe. Es wäre ein harter Kampf geworden zwiſchen der kalten eiſernen Pflicht und der heißen Neigung, wenn das Dirndl ihn hätte durchkämpfen müſſen, und es mag wohl eine zweifelhafte Frage ſein, welches der einander widerſtrebenden Gefühle die Oberhand behalten haben würde, wenn nicht der Himmel ſelbſt ein Einſehen gehabt, und den Knoten friſchweg durchgehauen hätte. Die ältere Ditta verſtand nämlich beſſer als das unerfahrene, junge Volk, um was es ſich hier handelte, und wollte lieber ihr Kind nimmermehr mit Augen ſehen, als es dem Schooß eines ſtillen Glücks entreißen, um es der Schmach und dem Elend zuzuführen; darum vergaß ſie ihre gewohnte Schüchternheit und Ergebenheit gegen den Elenden, zu welchem ſich einſt ihre Liebe verirrt hatte und dem ſeitdem ihre Treue verpfändet geblieben, und wie eine Raſende ſchrie ſie: „Hinweg mit ihr, Stanzi, hinweg! führt ſie von dannen, entreißt ſie dem Verderben, mein Segen folgt euch! Fort, ſag' ich, fort!“ — Dieſe Worte hauchten dem von Angſt und Weh' erſtarrten Buben Leben und Bewegung ein; er warf die halb bewußtloſe Ditta auf den Wagen in die Arme des Buchberger-Dirndls, und während Florindo ſich voll Grimm auf das fort und fort zeternde Weib ſtürzte, um es zum Schweigen zu bringen, raſſelte das Gefährt von dannen. — Als die Ditta wieder zu ſich ſelber kam, war es ihr, als erwache ſie aus einem böſen Traum...., aus einem Traum, den ſie zeitlebens nimmer vergeſſen mochte.

Von dem Landfahrer Florindo mit dem bleichen Weib und den hungernden Kindern ward am Geſtade des Traunſees nichts mehr vernommen, und ebenſowenig wollte ein Wörtlein darüber verlauten, wie die Stadt hieß, in welcher das Haus und die vielen Körner gediegenen Goldes auf die junge Korbachmüllerin warteten. Die aber hätte gern Haus und Gold ihrem Vater überlaſſen, wenn ſie dafür ihr armes Mutterl und ihre Geſchwiſter hätte loskaufen können, die ſo elend ſich durch die Welt ſchleppen mußten, während ſie ſelbſt als ein glückliches Weib einen braven Mann, geſunde Kinder und alles im Hauſe vollauf hatte.

Der Müller-Stanzi hatte in der Zeit einen Geisſtall am

Röthelbach erbaut; bei Tag durften ſie unter der Obhut eines Kindes an den Felſen weiden. Da geſchah es nun, daß der Stanzi einſt ſelber zum Röthelbach ruderte, um ſeinem kleinen Dirndl, dem Anderl, die Mittagskoſt zu bringen, und das achtjährige Kind in bittern Thränen fand, weil ſeine ſchöne weiße Geis ſich verſtiegen hatte, und nimmer herab kommen mochte. Das Anderl war des Vaters Herzblattl, und ſo beſann er ſich nicht lange, dem Kind zu Gefallen der Geis nachzuklettern, welche er hoch oben an der Wand weiden ſah. Mit Händen und Füßen emporklimmend, erreichte er die Höhe, immer der Geis folgend, die langſam vor ihm herſtieg, und ihn dann auf dem Kamm erwartete, und ſo nahe kommen ließ, daß er ſchon meinte, ſie mit Händen greifen zu können, als das neckiſche Thierlein ſich plötzlich wandte und in kurzen Sätzen ſeitwärts am Berghang hinſprang. Der Verfolger ſetzte nach, die Geis beſchleunigte ihre Flucht, und beide erreichten ſo das gefährliche Steingeröll, vor welchem ſelbſt der kecke Stanzi ſonſt immerdar umzukehren pflegte, wenn er als kleiner Bue hier umherkletterte; dießmal aber dachte er in ſeinem Eifer an keine Gefahr, ſondern ſprang unbekümmert um die ſich ablöſenden Blöcke und Steine voran, und wußte nicht, wie ihm geſchah, als die Geis in einem Felsſpalt ſich verſchlupfte. Zögernd ſtand er ſtill und blickte rückwärts. Die Stelle, auf der er ſich befand, war ihm völlig unbekannt. Unter ihm rauſchte der Bach, rechts und links ſtarrten in ſchräger Senkung kahle Felswände, und hätt' er nicht in der untern Spitze des gewaltigen Dreiecks ein Stückchen vom See mit dem wohlbekannten Sonnenſtein erblickt, ſo würd' er ſich viele Meilen weit von der Heimath weggeglaubt haben; trotz des Bewußtſeins jedoch, ſich daheim zu befinden, war ihm öd und ſchauerlich zu Muth, und nur mit widerſtrebendem Fuß wagte er ſich endlich hinab in die dunkle Höhle, wo er im Finſtern das eigenſinnige Stück Vieh ganz nah vor ihm abwärts ſteigen hörte, und ſchon entſchloſſen war, die Jagd aufzugeben, als er es wie Dämmerlicht ſchimmern ſah und den Flüchtling erreichte.

Der Stanzi warf der Geis einen Strick über die Hörner, und blickte dann neugierig in dem halbdunkeln Raum umher, und erkannte eine gewaltige Höhle, in welche das Tageslicht von oben durch eine Felsſpalte hereindrang, und die mit ihrer gewaltigen Wölbung und den zackig herabhängenden Zierrathen von Stein einer Kirche glich. Der Fußboden war glatt, wie geſchliffener Marbel, und wie der Stanzi recht hinſchaute, ſo war's kein Fußboden, ſondern ein Waſſer, ... und wie er noch einmal recht hinblickte, ſo war er mit ſeiner Geis nicht allein in der Höhle, denn auf einem Block ſaß in der Ecke eine Geſtalt mit einem grauen Filz auf dem Kopfe, angethan mit einem lodenen Schamperl und Lederhoſen, leibhaftig der waliſche Kraxentoni, der vor fünfundzwanzig Jahren verloren gegangen war. Der Stanzi meinte ein Geſpenſt zu ſehen, nahm alsbald Reißaus und ſprang wie raſend von dannen, da er hinter ſich einen Verfolger hörte, der aber nicht der Toni war, ſondern die Geis. Vor Schrecken wär' er ſchier krank geworden, und kein Gold der Welt würd' ihn vermocht haben, ſich jemals wieder zur Rethelbachhöhle zu wagen. Doch verſchwieg er das Abenteuer nicht; was er nicht mehr wagte, thaten an ſeiner Statt Andere, und fanden richtig die Höhle ſammt dem Kraxenmannerl, deſſen bis dahin wohlerhaltene Geſtalt zu einem Häuferl Staub zuſammenfiel, als Einer die Hand darnach ausſtreckte. Neben dem Steinblock, auf welchem die Geſtalt geſehen worden, lagen eine Schaufel und ein eiſernes Sieb, welche zum Andenken an den waliſchen Goldſucher in der Höhle blieben, wo ſie noch bis zum heutigen Tage zu ſehen ſind. —

Milord und Milady.

1.

Zwei Brüder, die ſich über alles lieben! Seltene Menſchen — Zwei fürſtliche Brüder, die ſich über alles lieben — und iſt doch nothwendigerweiſe Einer davon älter als der andere — ſeltenſte Menſchen! Item: es hat deren zu einer gewiſſen Zeit auf einer deutſchen Univerſität ein Paar gegeben. Der Erbprinz wäre gern, um ſeinen Bruder zu befördern, der jüngere geweſen; dieſer Jüngere aber hätte um keinen Preis Erbprinz ſein mögen, zum Nachtheil ſeines Bruders. — Der Erbprinz war eine ſchwärmeriſche Natur, der jüngere Bruder ein praktiſcher Menſch.

Kamen ſie aus dem philoſophiſchen Kollegium, ſo ſprach Prinz Alberich, der juſt empfangenen Lehren eingedenk: „Alles iſt eitel, alles iſt Tand. Laß' mich der Wiſſenſchaft leben, mein Bruder, und dulde, daß ich dir die Laſt der Krone abtrete.“ — Aber Prinz Ludwig erwiederte: „Mit nichten. Unſere Agnaten würden einen dicken Strich durch dein Conzept machen. Lieber will ich dein Feldherr ſein, und alle deine Feinde niederſäbeln, Mann für Mann.“

Hatte der Hofrath-Hofmeiſter mit den Brüdern Staatsrecht getrieben, ſo ergab ſich Alberich meiſtens in's Regieren; aber allein wollte er durchaus nicht daran. — „Wenigſtens theilen wir des Vaters Land und Leute unter uns,“ ſagte er ſeinem lieben Ludwig: „du nimmſt die öſtliche Hälfte, ich acceptire die weſtliche, und in unſerer Hauptſtadt Gaudia thronen wir dann neben einander, innig vereint. Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer haben's nicht anders gemacht.“ — „Lieber wär' ich dein Leopold,“ lautete die Antwort: „dein erſter Unterthan und Soldat.“

Dergeſtalt ſtritten ſie oft in Scherz und Ernſt, und als mit der Zeit dem fürſtlichen Vater einfiel, den Erbprinzen auf Reiſen ſchicken zu wollen — der Jüngere ſollte noch ein Jahr den Studien obliegen, gerade weil das Studiren ihm nicht ſonderlich gefiel — da war der Streit noch lange nicht ausgemacht. Aber heiße Thränen floſſen beim Abſchied, und der zurückbleibende Bruder ſprach zu Alberich: „'s gibt keine Ahnungen, und nichts deſtoweniger verſpüre ich etwas dergleichen, und zwar nichts angenehmes. Jedoch, wie Gott will! Gib mir die Hand und behalte mich lieb. Schenk' auch dem guten Milord einen Blick. Sieh' nur, wie kummervoll er daſitzt. Es iſt, als ſähe er wenig Troſt in der Zukunft."

Der blutjunge Hühnerhund, ganz ſeiner Gewohnheit zuwider, hatte in der That eine ernſte Haltung angenommen. Aus jedem Auge floß ihm langſam eine Zähre. Er ſeufzte öfters, und ſtieß einen kurzen Wehlaut aus der Kehle, als wäre ihm das helle unaufhaltſame Weinen eines Menſchen nahe.

Der Erbprinz kümmerte ſich nicht um den Hund, den er vor kurzem ſeinem Bruder als ein ſehr minderjähriges Knäbchen geſchenkt hatte; aber er reichte ſeinem Ludwig von Herzen die Hand mit den Worten: „Wir ſehen uns fröhlich wieder, denke ich. In jedem Fall laß' dir den Seiler empfohlen ſein, mein Lieber!" — Hierauf trennten ſie ſich und lamentirten ein paar Tage lang, der eine in der Ecke des Reiſewagens, der andere in ſeiner ſtillen Wohnung, bis auch zu ihnen die Stunde kam, die da ſagte: Genug der Klagen für jetzt!

Die ſchickliche Zeit und Gelegenheit, hier anzubringen, wer eigentlich der empfohlene Seiler geweſen, ſoll nicht verſäumt werden.

Er war ſeines Vaters Sohn, wie ein anderer. Beſſer indeſſen, wenn er der Vater geweſen wäre, denn er hatte Glück, wie Jener Unglück. Man ſollte meinen, ein Seiler müſſe ſich in England durchaus wohlbefinden, weil man dort die Leute noch henkt. Dennoch war der alte Seiler in London von Spekulation zu Spekulation gefallen bis in das Loch, woraus man nur als ein ſchlechter Patron wieder aufſteht. Der Auferſtehung zum Trotz gewann der Alte keinen Flug mehr — der Galgen ſelbſt blieb ihm zu hoch — und elendiglich ging er zwiſchen Schottland und Neuſeeland im kühlen Elemente unter. Er hinterließ viele Gläubiger und einen einzigen Sohn. Da von baarem Vermögen, liegenden Gütern und ähnlichen irdiſchen Armſeligkeiten nichts mehr vorhanden, bekümmerten ſich auch Gläubiger und Sohn nicht um einander. Die erſteren kauten ihr Leben lang am Defizit des Alten: der Sohn dagegen hatte nichts zu beißen.

Eines Tags fand ihn das Glück an der Straße; verhungernd, aber wohlgelaunt. Das Glück trug damals juſt einen Zopf im

Nacken und ſilberne Schnallen auf den Schuhen, und gab ſich für einen Profeſſor der Rhetorik aus. Kinderlos, obſchon Kinderfreund, nahm ſich der Profeſſor des ſtoiſchen Knaben an, und hatte bald an Chriſtoph alle Freude. Lernte von ihm der Kleine die Beredſamkeit, die wie der fallende Tropfen, langſam aber ſicher, den Fels durchhöhlt, oder war's die Natur ganz einfach, die dem Kinde ſchon ſo merkwürdig die Zunge gelöst hatte, daß jeder Laut derſelben, ein ſichrer Pfeil, zum Ziele fuhr? Wer wüßte das genau anzugeben? — Aber mit eben dieſer geſchmeidigen Glückszunge ſchwor Chriſtoph ſich ſelber einen theuren Eid, es in der Welt ſo weit als möglich zu bringen; ſeinem ſeligen (?) Vater zum Trotze, der's nicht einmal bis wohin er gehörte, gebracht. Um ſich Wort zu halten, bohrte und kletterte und ſtrebte er von frühester Jugend an, bis zu dem Tage, da er die Hochſchule beſuchte, nachdem er ſich wunderbar mit federleichtem Schulſacke durch ſeine Prüfungen geſchlichen und gewunden und geſchnürt. Jedoch: im erſten Jahre ſeiner akademiſchen Freiheit wurde ſein Pflegevater penſionirt. Stand der Profeſſor von jeher ſchlecht in der Beſoldung, ſo ſtand er natürlich um fünfzig Prozent ſchlechter in der Penſion. Eben ſo natürlich handelte es ſich daher gar ernſthaft um Chriſtophs akademiſches Sein oder Nichtſein.

Damals waren deutſche Profeſſoren ſehr honorarſüchtig. Hoffentlich ſind ſie's nicht mehr. Damals alſo ließen ſie ſich nicht anfechten von Chriſtophs milden Honigworten. Einige von den Herren, die noch obendrein merkten, daß der junge Studioſus mit allzuſchmalem Gepäck ſein Gymnaſium verlaſſen, riethen ihm barſch und bieder, ſein Fortkommen auf andrem Wege zu ſuchen. — Dieſes ließ ſich indeſſen Chriſtoph nicht geſagt ſein. „Ich will etwas Rechtes werden“ ſchwor er ſich noch einmal auf der Hungerbank zu: „darum zu den Waffen, und nicht verzagt und nicht nachgelaſſen!“

Wen ſollte er für ſich intereſſiren? Wen anders als die Weiber? die holden Fürſprecherinnen beim widerſpenſtigen Männergeſchlecht, die Tröſterinnen im Leiden, die barmherzigen Speiſewirthinnen für den Magen und das Gemüth! Chriſtoph betrachtete ſich im Spiegel. Er fand ſich gar nicht ſo übel. Die Natur hatte ihn mit der brutalen Schönheit eines Fleiſchergeſellen bedacht. Es gibt empfindſame Seelen, die dergleichen lieben. Chriſtoph hielt ſich daher über Waſſer; nothdürftig zwar, aber es ging. Doch war Ueberfluß und reiche Zukunft auch auf dieſem Wege nicht zu erwarten.

„Hab' ich nicht geſellige Talente?“ fragte ſich eines Abends der junge Mann: „bin ich nicht ein lebendig Liederbuch? blaſe ich nicht göttlich das Waldhorn auf einem Kamm? ſpiele ich nicht aus der Taſche, wenn auch ein bischen ſchlechter als Bosco? vermag ich nicht vierundzwanzig Biergläſer zu traktiren, wie eine Harmonika?“

Einem ſo trefflich begabten Künſtler, der noch obendrein verſtand, die vierundzwanzig Biergläſer nach allen Regeln zu leeren und nöthigenfalls ſeine Bewunderer unter den Tiſch zu trinken, konnte es von nun an nicht fehlen. Seine Reputation wuchs wie eine Pyramide auf breiteſter Baſis. Bald wurde von ihm in den beſten Studentenzirkeln geredet. Bald durfte er nicht mehr ausbleiben, wo des Jünglings Freude und Luſtbarkeit daheim war. Prinz Alberich hörte von dem poſſirlichen Kumpan und ließ ihn bei einer fröhlichen Abendmahlzeit *arbeiten*. Da ſich in dem Spaßmacher auch noch dieſe und jene beſſere Eigenſchaft kund gab, namentlich eine gewiſſe Gemeſſenheit und Klugheit, die ſich, wo nicht vom Spaß die Rede war, in geziemenden Schranken hielt, eroberte Seiler bald das dauernde Wohlwollen Alberichs und ſeines Bruders. Aus ihren Händen empfing er zum Behuf des Studirens namhafte Unterſtützungen, aus ihrem Munde die tröſtlichſten Verheißungen für die Zukunft. Prinz Alberich ſprach davon, ihn dereinſt in ſeiner Nähe zu beſchäftigen, und der Poſten eines Sekretärs bei dem ſeiner Zeit ſelbſtſtändig werdenden Fürſtenſohn war dem Seiler ſo gut wie zugeſagt. — „Ich bin lancirt,“ ſagte Chriſtoph ſelbſtgefällig und ganz ſtille bei ſich ſelbſt: „ich *werde*, ich *muß* etwas Rechtes werden. Dabei bleibt's.“ —

Um dieſe Zeit trat Prinz Alberich ſeine Reiſe an. Chriſtoph war täglich in Geſellſchaft des Prinzen Ludwig. Wenn auch nicht deſſen Vertrauter, war er doch Zeuge der meiſten Handlungen deſſelben. Alberich ſchrieb ſeinem Bruder nicht *einen* Brief, worinnen er ſich nicht nach dem „guten Seiler“ erkundigt hätte. Alles ging gut. —

Auf einmal ging's mit dem Prinzen Ludwig nicht mehr gut. Irgend ein Ehrenhandel mit einem andern Studioſen aus fürſtlichem Hauſe nahm eine bedenkliche Wendung für Alberichs Bruder.

Es wurde ein Zweikampf beliebt, der böſe Folgen hatte. — Eines Morgens — im Frühſommer, der Himmel war rein und blau, und der verlöſchende Mond hing daran wie ein dünnes Wölkchen; die Vögel ſangen, und von den Hecken blitzten ſo luſtig die Roſen und das Gras funkelte herrlich grün, mit Perlen beſprengt — eines Morgens alſo lag auf der grünen Erde unter dem blauen Himmel der arme Ludwig, und ſein Blut floß in den perlenden Thau. Sein unglücklicher Gegner hatte zur Verſöhnung ihm die Hand gereicht und auf ſchnellem Pferde ſich entfernt; der Arzt unterſuchte kopfſchüttelnd die todesgefährliche Wunde. Da redete Ludwig, deſſen Haupt in Seilers Schooße ruhte, zu demſelben: „Es iſt vorbei, mein Guter.“ — Seiler ſchrie erſchrocken auf. — „Was iſt da zu lamentiren?“ fragte der Prinz: „bin ich nicht deshalb hieher gekommen? Schöner wäre freilich der Soldatentod geweſen, aber es ſollte nicht ſein. Grüße den Bruder und ſag' ihm, ich hätte ihn lieb gehabt bis zum letzten Athemzuge. Er ſoll den Eltern mich erſetzen und meiner gedenken. Als ein Erinnerungszeichen gib ihm eine Locke von meinem Haupt, und den getreuen Milord, der mir ein liebes Geſchenk von ſeiner Hand geweſen. Indeſſen empfehle ich dir das gute Thier. Es ſoll dir vergolten werden, was du an ihm thuſt, der mir lieber geweſen, als tauſend Menſchen. Thue ſein, was ich dir ſage, Seiler.“ — Und während Chriſtoph betheuerte, genaueſt Wort halten zu wollen, endete der Fürſtenſohn, auf ewig ſtill werdend unterm blauen Himmel, der da lächelte, als ſei er Zeuge einer glücklichen Vermählung. Mit dem Monde ging Ludwig von hinnen.

Der nachläſſige Hofmeiſter, ſchon längſt dem Seiler ein Splitter im Auge, mußte abreiſen, um ſich vor dem zornigen Vater des Gefallenen zu verantworten, und für ſeine Zukunft hätte ein Bettelmann nicht einen rothen Heller mehr gegeben. Chriſtoph aber blieb, nachdem er die Locke ſammt Kondolenz dem reiſenden Erbprinzen überſendet, auf der Univerſität zurück, und mit ihm der Jagdhund Milord: ein gutes, verträgliches Gemüth, das gerade nur die eine Leidenſchaft kannte, die von der Natur ihm eingeimpft worden. Milords Leidenſchaft war ſein Beruf, was man von vielen Menſchen nicht ſagen kann. Zum Jagen geſchaffen, liebte er dieſe Leibesübung über alles, und die Dreſſur, die vorläufige, hatte über ſeiner Jugend Ungeſtüm noch nicht Meiſter werden können. Aber Chriſtoph predigte ihm Beſonnenheit, und dieſes plebeſiſchen Hofmeiſters Predigten ſchienen zu fruchten. Milord fing an, ſich bürgerlich zu betragen, die adeliche Ungenirtheit abzulegen und ſeinen nunmehrigen Herrn zu fürchten, was, wie bekannt, aller Weisheit Anfang iſt.

Indeſſen erhielt Seiler ein Schreiben des Erbprinzen, der ihm meldete, er werde erſt in einem halben Jahre die Heimath wieder ſehen. Chriſtoph habe ſich zuvörderſt, ſammt dem getreuen Milord nach dem Schlößchen Dornberg — ein Eigenthum des Erbprinzen — zu begeben, daſelbſt ſich zum Doktoriren vorzubereiten, und Alberichs Ankunft gelaſſen abzuwarten. „Unter uns bleibt's beim Alten!“ hatte der leutſelige Prinz am Schluſſe hinzugefügt.

Seiler fügte ſich unverdroſſen dem Gebot, deſſen Ausführung ihm viele heitre Tage und eine noch hellere Zukunft verſprach. „Eine Gottesgabe, die Muße, die mich in Dornberg erwartet!“ rief er ſich ermunternd zu. — „Mit dem Doktoriren wollen wir uns nicht beeilen, Zeit, Mühe und Koſten fein ſparen. Sind wir einmal Kabinetsſekretär und Hofrath geworden, frägt kein Menſch nach dem Schultitel, und die erſte beſte Hochſchule ſchenkt ihn uns devotissime!“ — Dann ging Chriſtoph hin, das empfangene Reiſegeld mit ſeinem Pflegvater-Penſionär zu theilen, und ſich ſomit bei allen Leuten in den Kredit der Dankbarkeit zu ſetzen. Einem Dankbaren traut man im Guten viel, ja ſo ziemlich alles zu, und man mag in dem Stück Recht haben. Alſo hatte der ſpekulirende Seiler doppelt Recht. Nun gings an die weitern Vorbereitungen zur Reiſe. Dornberg war achtzehn Meilen von der Univerſitätsſtadt entfernt. Dennoch beſchloß Chriſtoph, zu Fuße hinzugehen. — „Genieße,“ — ſang er, ſein Ränzel packend, „genieße noch den Reiz der Jugend! — Wie lange noch, und du wirſt, an flinke Kaleſchen und ſtolze Staatswägen gewöhnt, nicht mehr wiſſen, welche Luſt eine Fußreiſe bietet!“

Zu guter letzt legte Seiler dem neugierig zuſchauenden Milord ſein Wappenhalsband um, packte das Ränzel auf, und ging wohlgemuth ſeine Straße dahin. Ein paar Bekannte begleiteten ihn ein paar Meilen weit, und ahnten nicht, welche Plane ihr beſcheidener Kumpan im Kopfe führte. Der Abſchied war höchſt proſaiſch, Chriſtophs Herz dagegen leicht, als er die Freunde im Rücken hatte. — „Gott befohlen, ihr guten Leute und ſchlechte Muſikanten! in dieſer Welt ſeh'n wir uns nicht wieder! Handſchuhmacher, Schneider und Philiſter, ihr nüchterne Gevattern, lebet wohl!“

Milord freute ſich der Fidelität ſeines Meiſters. Das Reiſen und die Art der Reiſe machten ihm viel Vergnügen. Auch er ſprang über den Philiſterhorizont in ein neues Freiheitleben: zur Rechten wie ein Vogel die Hügel hinan und Reben und Kohl beſchnüffelnd; zur Linken wie ein Taucher in die Tiefe des Thals, in das Bett des Stroms, und Enten und Gänſe verfolgend. — Auf der erſten Mittagſtation hatte Milord nur Sinn für ſeinen Appetit; im erſten Nachtquartier ſchlief er alſobald und beharrlich, der Strapaze ungewohnt. Aber am nächſten Tage kam wieder der Leichtſinn, der Muthwille, die Junkerlichkeit über ihn. In einem Dorfe rannte er ein Büblein um; auf einer Mühle brach er der Katze das Genick; in der Abendherberge verliebte er ſich in eine ländliche Schöne, und war kaum mehr in Flur und Feld wieder aufzufinden, wohin er die gefällige Schöne verlockt hatte.

Seiler drohte ihm mit der Peitſche, mit der Kette — aber er drohte nur; dann ſchmeichelte er dem unterthänig wedelnden Hunde und gab ihm gute Biſſen. Er wußte, daß ein Hund, von ſeinem Herrn geliebt, und dem Freund des Herrn zugethan, eine herrlich vermittelnde Perſon vorzuſtellen im Stande iſt. Chriſtoph erwartete viel von dieſer Hundeanhänglichkeit, und wollte ſich dieſelbe ſichern. — Der Hund ſeinerſeits dachte ſchmunzelnd: Patron getraut ſich nicht, mich zu ſchlagen. Warum ſollt' ich mir nicht ein mehreres erlauben? — Legte ſich nieder, verſchlief das Abenteuer, das fehlgeſchlagene, mit der braunen Schönen, und träumte von Jagd und Federſpiel, als hätte er gewußt, daß am andern Tage ein prachtvolles Revier ſich ihnen, den Reiſenden, aufthun würde.

Das Revier traf auch wirklich, müßig an der Straße ſtehend, mit den Wanderern zuſammen. Im ſchönſten Herbſtwetter hatte ſich der grüne Forſt ſtattlich aufgeputzt mit rothen und gelben Büſchen, und zog ſich in dichten Maſſen zu beiden Seiten des Weges hin. Kräftiger Wohlgeruch ſtrömte von den Tannen aus. Ueber ihre am Berge hinanragenden Wipfel rauſchte der kühlende Luftzug, neckendes Vögelgeſchrei durchbrach manchmal die Stille des Unterwaldes. Im Hochwalde, aber fern, klang zuweilen mit Doppelwiderhall die fleißige Holzaxt.

Das ſchwächlichſte Menſchenherz würde in ſolcher Umgebung kräftiger gepocht haben. Nun aber vollends das Herz eines edeln Jagdhundes? Freilich hatte dem die Nüſtern weit aufreißenden Milord ſein Führer bedeutet, es ſei jetzo verbotene Zeit in den Forſten, und das Jagdreglement befehle den Hunden, bei ſchwerer Strafe, ſich ruhig zu verhalten und dem Wildſtand keine Unruhe zu verurſachen. — Sei klug, Milord, hatte Chriſtoph hinzugeſetzt, ſei klug und wandle vorſichtig in meinen Fußtapfen, oder ich müßte dich an das Kettlein legen und dich führen, was durchaus nicht plaiſirlich weder für dich, noch für mich! — Milord, das intelligente Thier, hatte ungefähr verſtanden, was Chriſtoph meinte, und gedacht: der Geſcheidtere gibt nach. — Schlich anfänglich geſenkten Haupts und Schweifs hinter Chriſtoph her, ein Bild des ergebenſten Gehorſams. Bald jedoch lockte der aus einem Gebüſch blitzende Schwingenſchlag eines Vogels den Hund, ſtehen zu bleiben, und verdutzt dem Gefieder nachzuſchauen; bald verführte ihn irgend ein Luftſtrom, der Aromatiſches mit ſich führte, daß er, ſtehen blieb und herzhaft windete nach der Gegend, woher der Wildgeruch kam. Endlich verſuchte Milord, aus dem Geleiſe des Herrn zu treten, und liebäugelte mit den rothen Beeren einer winzigen Stechpalme; dann glitt er leiſe leiſe ein bischen an dem Hügel in die Höhe, nach ſeiner Weiſe botaniſirend, aber kaum von Chriſtoph ein Auge verwendend. — Und wie Milord den Chriſtoph einmal mit hängendem Kopfe und vor ſich hin geſtikulirenden Händen wandern ſah, was ein Beweis, daß er in wichtige Gedanken verſunken — in der That ging ihm's im Kopf herum, wie lauter Miniſter und Geheimeräthe und Ordensſterne — heiſa, wer fangt mich? der Hund den Forſt hinan, irgend einer Fährte nach, und ehe Chriſtoph die Ausreißerei bemerkte, ſtanden vor dem Stöberer zwei Rehe auf, und Milord ihnen nach mit lautem Gebell. — Eine verhängnißvolle Stunde!

Denn oben im Walde, hinter ſtarken Buchen, gelehnt an ein bemoostes Felsſtück, ſtand ein gefährlicher Mann. Seine Züge verriethen Jugend, Offenherzigkeit und eine gute Natur, die aber für den Augenblick mit der ganzen Schöpfung grollte. Der Mann hielt in der Hand einen ſeit drei bis vier Tagen millionenmal durchleſenen, bekrittelten, verwünſchten, vermaledeiten Brief; und der Brief lautete: „Mein lieber Anton! Du biſt ein „Narr mit Deiner Werberei. Könnteſt Dir doch vorſtellen, daß „ich mein Rickchen nimmermehr einem Jägerburſchen zur Frau

„geben werde. Ich werde nächſtens zum Oberförſter avanciren.
„Verſtanden? Schlage Dir alſo die Poſſen aus dem Sinne.
„Weil ich Dir alſo das Mädel nicht geben will, nehme ich Dich
„auch nicht in meinen Dienſt. Bleibe in Gottesnamen bei Deinem
„Prinzipal. Da Du mir jedoch als Lehrburſch ſeiner Zeit Freude
„gemacht und auch mir das Leben ſo zu ſagen gerettet — weißt
„Du noch, Anno ſo und ſo viel am 20. Dezember? ſo ſchicke
„ich Dir als Andenken meinen Tayo. Erſtens behalte ich die
„Lady lieber; ſie taugt beſſer; zweitens hat der Tayo meine Alte
„in's Bein gebiſſen, und drittens frißt er mir zu viel. Gehabt
„Euch wohl alle Zweie.' — Schloß Hilpertſtein; am 16. October.
„Warberger, Förſter."

Tayo lag zu den Füßen des unglücklichen Anton und ſchien mit ſeinem Schickſal eben ſo wenig zufrieden, wie der Jägerburſche mit dem ſeinigen. Wenn nämlich Anton juſt daran dachte, daß Rickchens weiße Hände ſo oft Tayo's braungefleckten Pelz geſtreichelt, ſo ſtreichelte auch Anton den vom Liebchen gehätſchelten Hund. Fiel ihm aber — dem Anton — plötzlich ein, wie ſehr ihn der alte Warberger mit dieſem leidigen Geſchenke verhöhnt hatte, ſo ſetzte es Prügel ohne Zahl, die Tayo ſtatt des böſen Förſters aushalten mußte.

Gerade jetzo war's nicht geheuer zwiſchen Herrn und Hund. Unwirſch hatte Anton den Brief in den Sack geſchoben, ſah finſter auf den Hund nieder und brummte: „Sieht mich die Beſtie nicht an, als ſtehe ihr das helle Lachen auf dem Maul, und als wolle ſie mich ausſpotten wie einen Narren? Soll ich dich nicht aus dem ff durchhauen, du Unthier?"

Er neſtelte an der ihm zur Seite hängenden Hundspeitſche und Tayo ſchauderte zuſammen in böſen Ahnungen; aber auf einmal ließ Anton Peitſche und Kopf hängen, und ſeufzte: „Meine Gedanken ſind unentſchloſſen und zerſtreut, wie ein Rudel Hirſche, die im Walde auseinanderſprengen nach allen Seiten! Ach, Liebe, wie thuſt du ſo weh!"

Nun wurde Anton melancholiſch, ſetzte ſpielend den Fuß auf Tayo's Nacken, und ſagte: „O Tayo, mein Hund, warum ſind wir Beide nicht vornehme Leute geworden, die nach einem lumpigen Förſter und Oberförſter nichts zu fragen haben?" — Tayo machte trotz ſeiner demüthigen Lage ein gar ſkurriles Geſicht, als wolle er äußern, daß er für ſeine Perſon nicht verzweifle, ein großer Herr zu werden. — Indeſſen wandelte ſich Anton's Melancholie in bittern waidmänniſchen Grimm. Er nahm ſein Gewehr auf, fluchte ein bischen und murmelte: So wollt' ich doch, daß, wenn nicht der Warberger, doch ein Wilderer oder ſonſt ein Stück Vieh in der Nähe wäre, damit ich....

Und in dieſem Augenblicke ſchlug Milord ſein Jagdgebell auf, und kam auf der Färthe ſeines Wildes in gerader Richtung auf Anton zu. Der wilde Jäger ließ die Rehe vorüberſauſen. Mit ſataniſcher Freude legte er auf den nachſetzenden Hund an. Seinem Tayo mit einem Zungenſchlag Ruhe gebietend, drückte er los. Der Knall durchſchütterte den Wald.' Ihm folgte Schmerz- und Todesgeheul. Der Barbar hatte nur zu gut getroffen.

Sobald Milord ſeinen erſten Jagdruf gethan, hatte ſich Chriſtoph ſeinen vornehmen Träumen entriſſen und gerufen und gepfiffen und gewettert, daß er vor ſich ſelbſt erſchrak; aber ſein Geſchrei war eitel und erreichte nicht das Ohr des, von nobler Paſſion erfüllten Hundes. Als nun der Schuß fiel, als das Geheul des Verwundeten ausbrach, ſtand Seiler wie vom Donner getroffen da. Sein Schrecken wich indeſſen bald dem Eifer. Er ſtürmte die Halde hinan, und — Verzweiflung macht geſchwinde — bald befand er ſich am Ort des Entſetzens. Auf einem kleinen lichten Fleck, zwiſchen Waldblumen und üppig ſproſſenden Gräſern, war Milord dahingeſunken. Sein tapferes Herz, von grobem Schrot durchbohrt, ſchlug ſeine letzten Schläge; aus der Wunde ſtrömte das edle jagdgerechte Blut, mit ſtolzer Hingebung ſtreckten ſich ſeine Glieder, und ſeine Augen, im Erlöſchen, verſuchten noch mit denen des Führers zu reden. Was ſie jedoch ſagten, blieb undeutlich. Ob ſie Rache oder Verſöhnung predigten, wußte Chriſtoph nicht. Auf ſeinen Wanderſtab geſtützt, Kummer und Mitgefühl in ſeinem Geſichte, ſagte er mit dem Prinzen Karlos, der neben der Leiche ſeines Poſa weint: „Hier liegen alle meine Reiche!" — Seine hochfahrenden Pläne, waren ſie nicht zerronnen wie Seifenblaſen? Lag nicht die Gunſt ſeines Herrn und fürſtlichen Freundes vor ihm, zerſchmettert und zerbrochen, in der Geſtalt Milords mit der bleichgewordenen Naſe?

Aber die Trauer wich dem Grimm, dem göttlichen Zorn, als der Mörder frech aus dem Dickicht trat, hohnlachend ſprechend zum Getödteten: „Wohl bekomm's!" und zu dem Lebendigen: „Herr, Sie zahlen Strafe! — Chriſtoph, der augenblickſich auf dem Wehrgehäng des Jägers das fürſtlich Gaudia'ſche Wappen erkannt hatte, ſtieg auf das hohe Pferd gerechter Entrüſtung und niederdonnernder Autorität. Er rief den Jägerburſchen an: „Was ſagt Ihr da, abſcheulicher Menſch? Was hindert mich, Euch durchzubläuen nach Verdienſt?“

Kaltblütig verſetzte Anton: „Ich habe noch einen Schuß in dieſem Lauf, und mein Waidmeſſer an der Seite; das Durchbläuen werden Sie alſo wohl bleiben laſſen. Und Sie werden mir Strafe zahlen, denn es iſt die verbotene Zeit, und wenn der Hund dem Großmogul gehörte!“ — Worauf Chriſtoph, immer heftiger und ſtolzer: „Nicht dem Mogul, aber Euerm Erbprinzen gehörte dieſer Hund, und ich ſteh' Euch dafür, daß Euch der Teufel auf den Kopf fährt, ſo wahr ich geheimer Kabinetsrath ſeiner Hoheit bin!“ —

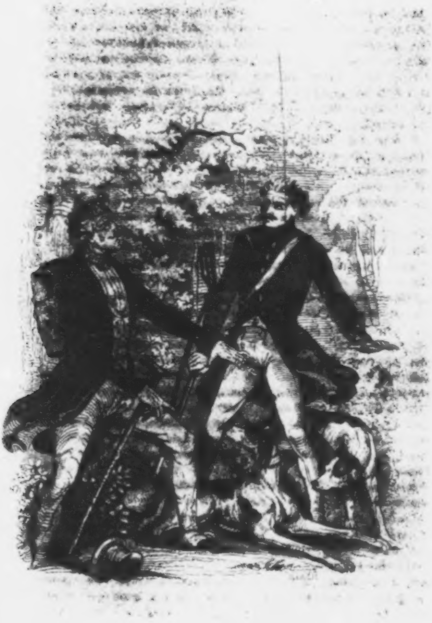
Während Seiler hinging, mit zitternden Händen das Wappenhalsband Milords loszumachen, und es dem Jäger hinhielt mit den Worten: „Seiner Hoheit einziger, höchſt Dero Lieblingshund!“ wurde Anton blaß, wie des Ermordeten Naſe, und ſtotterte: „Jetzt ſteh' mir der Himmel bei! Da hab' ich etwas Schönes angerichtet!“

Um die Entmuthigung des freiſamen Waidgeſellen zu verſtehen, möge man ſich erinnern, daß zu jener Zeit Forſtſchulen noch nicht beſtanden, daß der Forſtbeamte mehr ein Jägersmann war, als heutzutage, daß der Forſtkandidat mit dem gemeinen Dienſt eines Jägerburſchen, der bei ſeinem Prinzipal nicht ſelten Domeſtikendienſte verrichten mußte, ſeine Laufbahn anzufangen hatte, und daß endlich jede Beförderung in der Jägerei gerade nur von dem **bon plaisir** des Fürſten abhing. Nimmt man ferner noch an, daß zu jener Zeit ein Menſchenleben gar oft weniger galt, als das Leben eines fürſtlichen Lieblingshundes, daß Anton um keinen Preis der Erde ſich hätte entſchließen mögen, ſein Vaterland, das heißt ſein geliebtes Rickchen, zu verlaſſen, um anderwärtig Dienſte zu ſuchen, — daß endlich drittens Anton noch am ſelbigen Morgen von ſeinem Prinzipal, dem Förſter zu Walſdangel, vernommen hatte, daß der regierende Fürſt bedenklich, ohne Hoffnung des Aufkommens, darnieder liege, und ſchon Kuriere abgefertigt worden, den Erbprinzen ſchleunigſt an ſeines Vaters Sterbelager zu berufen, ſo wird klar und deutlich, daß Anton, der arme Schelm, alles zu befürchten hatte.

Seiler, muthiger geworden durch des Jägers Beſtürzung, fuhr ihn an: „Bereut Ihr jetzo Eure unſinnige That? Auf dem Weg nach Dornberg begriffen, werd' ich Eure Verruchtheit dort alſogleich anzeigen.“ — Das Halsband Milords als ein koſtbares Beweisſtück in die Höhe hebend, wendete ſich der vorgebliche Kabinetsrath der Straße zu. Dennoch war er nicht ein paar Schritte gegangen, ſo hatte ihn Anton wieder bei'm Fittig: nicht brutal, nicht drohend, aber milde, aber bittend und flehend um hohe Protektion.

Als nun der wieder ganz beſonnen gewordene Seiler von dem Jägerburſchen hörte, wovon er bis jetzt noch keine Silbe gewußt: daß Prinz Alberich nahe daran sei, den Thron zu beſteigen, faßte er plötzlich den Entſchluß, ſich auf irgend eine Weiſe mit dem bedrängten Jägersmann zu verſtändigen. Die Gefahr für ihn ſelbſt war die dringendſte, weil die Rückkehr Alberichs vor der Thüre, und Seiler war nicht geneigt, den Kampf mit dem Zufall ſo geſchwinde aufzugeben. — Zerſtreut über die kleine Ebene hinblickend, wo die Mordthat begangen worden, nur halb und halb horchend den Klagen und Entſchuldigungen, die Anton herſtammelte, faßte Chriſtoph einen Hund in's Auge, der bedächtig im Kreiſe um den Todten herumſchlich, und gleichſam mitleidig das Blut von ſeiner Wunde leckte. — „Weſſen iſt jener Hund?“ fragte Seiler mit heiter werdendem Gemüthe. — „Er gehört mein, gnädiger Herr Kabinetsrath.“ — „So, ſo; laßt ihn ein bischen in der Nähe beſehen.“ — Anton rief ſeinem Tayo. Der Hund beeilte ſich nicht, zu gehorchen. — „Ihr habt ihn gewiß noch nicht lange?“ — „Erſt ſeit ein paar Tagen.“ — „Wie weit iſt Euer Waldangel von Dornberg entfernt, und hat man dieſen Hund ſchon dort geſehen?“ — „Dornberg liegt noch dritthalb Meilen von hier; ich habe von hier beinahe zwei Stunden nach Hauſe. Der Hund iſt noch nie in Dornberg geweſen, iſt auch zu Waldangel fremd. Kaum daß ihn mein Förſter einmal geſehen, weil ich Tag für Tag im Holze liege, und vor ſpätem Abend nicht heimkehre.“ — „So, ſo; laßt uns den Hund näher betrachten.“

Seiler examinirte den guten Tayo von allen Seiten. Eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem verſtorbenen Milord war dem Tayo nicht abzuſprechen. Die Farbe, die Flecken auf dem Fell, ſogar die Zeichnung deſſelben war ungefähr die des gebliebenen Hundes. Aber Tayo war kleiner, unterſetzt, weniger feinen Ange-



ſichts. Eine bäueriſche Natur, verglichen mit dem noblen Anſtand des Entſeelten. Schlauheit lag in ſeinen Augen, obſchon ſein breites Lappenmaul viel Gutherzigkeit verrieth. Die Ruthe trug er hoch und prächtig, als wollte er mit dieſer Zierde alle Mängel ſeines Körpers in Schatten drängen. Auch ſeine Ohren waren untadelhaft.

Seiler ſchüttelte bald mit dem Kopf, bald nickte er zufrieden. Er ließ das prachtvolle Behänge Tayo's durch ſeine Finger gleiten, legte ihm Milords Wappenzierde um den Hals, und ſiehe, ſie ſtand dem gemeinen Hunde vortrefflich, als wie angepaßt. — Seiler ſchaute den Anton mit durchdringendem Blick an, und ſagte: „Ich will nicht Euer Verderben. Ihr bereut, was Ihr gethan, und — ich vergebe Euch. Damit ich jedoch den Zorn Seiner Durchlaucht — denn zornig iſt der Erbprinz in hohem Grade — nicht auf meinen Nacken lade, müßt Ihr mir dieſen Hund überlaſſen, und mir geloben, Euer Maul fein zu halten vor Jedermann und zu jeder Zeit.“

Der Jägerburſche wurde flammendroth vor lauter Vergnügen. „Von Herzen gern ſchenke ich Ihnen das Thier, gnädiger Herr,“ ſagte er freudig: „ſeitdem ich's habe, ärgerts mich ohnehin mehr, als es mir Spaß macht und nützlich iſt. Und ſchweigen will ich, Euer Gnaden, daß die Schnecke, die auf dieſem Blatte kriecht, eine Schwatzerin genannt werden ſoll, mit mir verglichen. Aber — was wollen Sie mit dem Hund anfangen?“

Mürriſch erwiederte Seiler, indem er Tayo an die Leine nahm: „Das iſt meine Sache. Darum habt Ihr Euch nicht zu bekümmern. Merkt Euch nur zwei Dinge: Ich höre alles im Lande, und wer bei unſerm Erbprinzen — bei unſerm Fürſten, wird's bald heißen — ſchön Wetter oder Sturm macht, der bin ich. Geht heim; doch zuvor begrabt dieſen von Euch gemordeten Hund. Ich will Euch beiſtehen. Sodann ſagt Ihr daheim ganz einfach aus, daß Ihr aus Verſehen Euern Hund erſchoſſen. Darnach wird kein Hahn krähen. Von dem ganzen übrigen Verlauf laßt ja kein Wörtlein fallen. Wenn Ihr plaudert, ſo ſeid Ihr um den Dienſt und alle Zukunft, haltet Ihr jedoch Euer Verſprechen, zu ſchweigen, wie ein Mann, ſo könnt Ihr von heute in zwei Jahren bei mir in Gaudia ein Geſchenk von zehn blanken Dukaten abholen. Merkt Euch dieſes alles und ſeid klug.“

Anton, dem ein Stein vom Herzen gefallen, gelobte, was von ihm begehrt wurde. Er begrub die Leiche flink und tief. Dann trennte er ſich mit gerührtem Herzen und tiefer Dankbarkeit von dem großmüthigen Kabinetsrath. Dem Tayo ſtreichelte er noch einmal den Rücken und entfernte ſich dann haſtig, Rickchens und der vergangenen Zeit gedenkend.

Tayo wandelte phlegmatiſch mit ſeinem neuen Herrn fürbaß. Der ſchnelle Abſchied von Anton hatte ihm durchaus keine Wehmuth verurſacht. Der plebejiſche Schelm ging viel aufrechter und mit ſtrammern Beinen als zuvor. Er ſchien eine Ahnung von dem beſſern Looſe zu haben, das ihn erwartete. Bei der nächſten Quelle, die vom Walde ſprudelte, wuſch Chriſtoph ſeinem Begleiter Blut und Erde vom Maul, gab ihm einen Klaps hinter das linke Ohr und ſprach feierlichſt: „Von nun an Milord und nicht mehr anders! Beſtie, verehre ferner, rath' ich dir, in meiner Perſon deinen Beſchützer. Ich bringe dich an den Hof, vierfüßiger Schurke; laß ſehen, ob du mir dereinſt vergelten wirſt, wie gewöhnlich Schranzen dem vergelten, der ſie beförderte auf den Gipfel der Macht.“ — Tayo-Milord erwiederte auf dieſe Anrede keine Silbe; er wird ſein Theil dabei gedacht haben. Aber, was ihm in jenem Buchendunkel, während ſein Herr ohnmächtige Wünſche in die Lüfte geſeufzt, als eine großartige Ahnung den Buſen geſchwellt hatte, — es war in's Leben getreten: Tayo war ein Milord, ein großer Herr geworden.

2.

Kaum hatte Seiler das Schloß Dornberg betreten, und ſein Beglaubigungsſchreiben abgegeben, ſo geſchah ihm wie dem neuen Milord: er wurde plötzlich groß, vornehm, inſonders hochgeachtet. Der Inſpektor promovirte ihn augenblicklich zum Doktor; Inſpektors Familie, groß und klein, ſchalt ihn einen gnädigen Herrn hin und her. Die Frau dieſes Schloßhauptmanns brachte ihm einen Kaffee, wie er nur für den Fürſten gekocht werden wollte. Tochter Annchen präſentirte ihm einen Blumenſtrauß mit dem Titel „Herr Rath“; die minderen Kinder umgaukelten ihn wie den geſtrengen Landesherrn oder ſtanden ehrfurchtsvoll betrachtend, mit den Fingern in den Naſenlöchern oder im Munde, um ihn her. Dieſes allgemeine Intereſſe zu ſteigern, ließ Seiler von Zeit zu Zeit ein halb verblümtes aber gewichtiges Wörtlein fallen, und ſo kam es ganz natürlich, daß er, als die Nacht einbrach, ſchon zum geheimen Kabinetsſekretär einſtimmig befördert worden war. Mit dieſem Prädikat und mit dem neueſten Zeitungsblatt, das die größte Beſorgniß für das Leben des Regenten ausdrückte, geleitete man ihn und den Lieblingshund des zukünftigen Fürſten in die, für beide bereiteten Gemächer. Dieſe lagen hoch oben, gleichſam ſchwebend über dem gemeinen Schloßpöbel, mit beneidenswerther Ausſicht aus allen Fenſtern, in noch beneidenswertherer Einſamkeit. In einem Wandſchrank dieſer Gemächer hing eine alte grüne Jagduniform, die dem, jetzt ſchon mit dem Jenſeits kapitulirenden Fürſten gehörte. Ein willkommener Fund für den klugen Chriſtoph! In dieſen weiten Rock gehüllt, herausgeputzt mit dem mächtigen dreieckigen Hut und der noch mächtigeren Zuchtpeitſche, begann er zur mitternächtlichen Stunde das dringende Geſchäft, den plebejiſchen Milord zum Hofleben zu erziehen. Nicht die Hausbewohner, die in den untern Geſchoſſen ſchlieſen, feſt und tief, wie nur gemeine Menſchen zu ſchlafen pflegen, ſondern vielleicht nur die Geiſter, die zu nächtlicher Weile um die Dächer und Zinnen alter Schlöſſer ſchweben, haben jemals von den Geheimniſſen jener Nächte und von dem, was zwiſchen Seiler und ſeinem Zögling vorgefallen, Kunde erhalten. Eine Thatſache iſt es jedoch, daß Milord nach einigen Wochen nichts weniger ausſtehen konnte, als einen grünen Rock, und für nichts in der Welt mehr Vorliebe zeigte, als für den blauen Frack, den Seiler anlegte, wenn er ſeinem Schüler ſchmeicheln, oder ihm das nöthige Futter geben wollte: eine Verrichtung, die er immer eigenhändig beſorgte. Nun war aber, wie der Hofmeiſter recht gut wußte, die grüne Farbe bei dem Prinzen Alberich nicht ſehr beliebt, und vorzugsweiſe kleidete ſich der Prinz in Blau. Was ſich ſpäter aus all' dieſen Kombinationen ergab, hatte Seiler auf's ſcharfſinnigſte im voraus berechnet.

Während dieſer Wochen ſchritt die Zeit voran und erfüllte auf's zuvorkommendſte Seilers Erwartungen. Der alte Fürſt war richtig zu ſeinen Vätern verſammelt worden; Prinz Alberich war gerade noch zur rechten Stunde angekommen, um ſeine Mutter in ihrem erſten herben Schmerz zu tröſten. Der Adel, die Geiſtlichkeit, das Militär hatten dem neuen Regenten ihre Huldigung dargebracht; er war vom Volk wie ein Heiland empfangen worden. Denn mit der Gruft des verſtorbenen Fürſten war ein langer böſer Zeitabſchnitt geſchloſſen, und von dem Nachfolger hoffte man eine neue goldne Aera eröffnet zu ſehen. Die weiche ſchwärmeriſche Gemüthsart des jungen Herrſchers ſollte ein Balſam ſein für die vielen Wunden, die des Vorfahren rauhe Hand dem Lande geſchlagen. — Begreiflich, daß Alberich bei'm erſten Schritt auf den Thron eine Unzahl von Geſchäften zu ſchlichten hatte; noch begreiflicher, daß er in dieſer erſten Zeit des Drangs, des Flehens, des Begehrens nicht Muße fand, an Seiler und deſſen ſtillbeſcheidne Zuneigung zu denken. Seiler war auch klug genug, zu warten, und nur ein einziger Brief von ſeiner Hand, unterthänige Empfindſamkeit und andächtigſt erſterbende Ergebenheit athmend, ging nach der Reſidenz und vor die Augen des Herrſchers als ein Bote von dem in Dornberg lebenden und ſchmachtenden Univerſitäts-Günſtling.

Indeſſen verſtrich ein Tag um den andern, und oftmals wurde dem guten Chriſtoph bange und fürchtete er, von dem gewaltigen Jugendfreund vergeſſen zu ſein. — Dennoch tröſtete er ſich immerdar, indem er zu ſich ſelber ſagte: Was zagſt du, alter Junge? Iſt Alberichs Charakter dir nicht geläufig wie das Alphabet? Iſt zu denken, daß während einiger Monde, auf Reiſen in der Fremde zugebracht, der edle Alberich ein Anderer geworden ſei? Hat er nicht ſeinen Bruder unendlich geliebt? Biſt nicht du, Chriſtoph, der Einzige, der über Ludwigs traurigen Ausgang den betrübten Bruder aufzuklären vermag? Haſt du nicht das letzte Pfand der Erinnerung an Ludwig in deinen Händen? — Wenn Seiler bei dieſen Worten den fraglichen Hund anſah, wie derſelbe ſchnarchend am Ofen lag, oder, auf gemeine Weiſe ſich leckend, mitten in der Stube, ſo konnte er das Lachen kaum verhalten. „Bin doch neugierig, wie du deine Rolle bei Hofe ſpielen wirſt?“ redete er oft den Milord an, und ſchien dieſer ländlichen Hundenatur, der es ſo ziemlich an aller Gewandtheit fehlte, kein ſonderliches Glück zu prophezeien. Milord jedoch kratzte ſich gewöhnlich behaglich hinter den Ohren, gähnte ſeinen Hofmeiſter etwas unverſchämt an und zwinkerte ſatiriſch mit den Augen. — Wenn der gute Schelm dabei etwas dachte, ſo war es gewiß nur: „Wir wollen ſehen, lieber Freund, welcher von uns beiden ſeine Rolle am beſten ſpielt? — Dann ſtand in der Regel der Hund auf, machte dem Herrn ein langgeſtrecktes fidel's Kompliment, ſchüttelte muthwillig den Kopf, daß das Behänge klatſchte, und ging wieder in ſeinen Meditationswinkel zurück. —

Wer indeſſen in der Welt lang genug warten kann, wird alle ſeine Früchte reifen ſehen. Endlich — es war auch hohe Zeit, denn ſogar die Inſpektorfamilie, die doch aus unerſchütterlich Glaubenden beſtand, fing an, mißtrauiſche Blicke auf den vergeſſenen und verlaſſenen Seiler zu werfen — endlich erſchien zu Dornberg ein reitender Bote des Fürſten, und brachte die Nachricht, daß Seine Durchlaucht trotz Schneegeſtöber und glatteiſigen Straßen binnen wenigen Stunden eintreffen werde, und hoffe, alles zu Ihrer Aufnahme und Verpflegung während einiger Tage bereit zu finden. Inſpektor, Inſpektorin und Annchen waren erſchreckt und erfreut. Nach allen Seiten zerſtreuten ſich die Getreuen, um zu fegen, um zu betten, um zu heizen, um einzukaufen und beizutreiben, was nöthig ſchien. Seiler kleidete ſich in Feiergewänder und ſtriegelte triumphirend ſeinen Milord, bis derſelbe glatt wie ein Aal war und glänzend wie ein Pfauenauge. Fett und glau waren in der guten Dornbergerperiode beide geworden: Herr und Hund.

Während deſſen kam der beſcheidene Küchenwagen des genügſamen Fürſten; dann in einfacher Kaleſche ein Herr vom Bauweſen, mit Reißzeug und einem Koffer voll von Riſſen. Er ſollte Dornberg neumodiſch-alterthümlich herſtellen. Zuletzt erſchien denn auch Seine Durchlaucht in Selbſtperſon, allein und ſchwermüthig ſitzend in dem bequemen Wagen, vornauf einen Hausbedienten hintenauf den Büchſenſpanner, den kein Menſch auf Erden weniger brauchte, als eben Fürſt Alberich. Er fand wenig Geſchmack an der Jagd, am Scheibenſchießen und dergleichen. Er war ein vorzugsweiſe friedlicher Herr.

Die Handvoll Leute, die den Gebieter auf ſeinem Schloſſe zu empfangen hatten, war unter dem Thorweg verſammelt. Natürlich prangte Seiler in der erſten Reihe. Auch traf ihn wie billig der erſte Strahl der Gnade. „Sieh da! freut mich, Sie zu ſehen, Seiler!“ rief ihm Alberich entgegen: „endlich einmal ein Tag der Muße! Haben Sie Langeweile gehabt, Herr Kabinetsſekretär?“

Da war's alſo heraus, das große Wort; da war ſie herausgekommen, die große Quaterne, von der Chriſtoph ſo lange geträumt! Und beſtätigt war zur Stelle jede fantaſtiſche Behauptung, die er in die Ohren ſeiner bisherigen Hausgenoſſen geflüſtert, und ſein Glück ſtand nicht mehr auf thönernen Füßen! Mit unnachahmlich graziöſer Demuth hob er ſeinen Fürſten aus dem Wagen, und genoß die Glückſeligkeit, daß Seine Durchlaucht Ihren Arm in den ſeinigen legten, und auf ihn geſtützt, ſich in das Schloß bewegten.

Des verſammelten Völkchens Reſpekt vor Seller wuchs rieſengroß in die Lüfte. Neidiſch ſah auf ihn der aus der Reſidenz gekommene Michel-Angelo; aber mit großen Augen der Hoffnung betrachtete Aennchen den hochgeehrten Mann, der ſeit ein paar Wochen häufig mit ihr getändelt, ihren großen Fuß klein gefunden und honigſüße Keime galanter Verführung in ihr ländliches Herz geſtreut hatte.

Im traulichen altmodiſchen Salon, vor dem angenehmen Kaminfeuer, öffnete endlich der Fürſt nach ſo langem Schweigen ſeinen Mund der freundſchaftlichen Vertraulichkeit. — „O, wie ſehr beklage ich meine jetzige Stellung!‟ hieß die Quinteſſenz ſeiner Reden: „ein fühlender, ſchlichter junger Mann, bin ich jetzo zu einem Maskenleben aller Tage verurtheilt. Kein Menſch um mich her, der es mit mir aufrichtig meint. Kalte Abgemeſſenheit, ſchlaue Berechnung, wohin ich nur die Augen wende! Ach, Seiler, wohin iſt gegangen die ſchöne Zeit akademiſcher Jugend? Damals liebte ich die ganze Welt; in kurzer Zeit werd' ich ſie haſſen, und der einzige Menſch, der mich getröſtet hätte, deſſen Herz mein gehörte, ſo wie das meinige ganz ſein war, — dieſer Einzige — iſt todt! — Erzählen Sie mir von meinem Ludwig!‟ ſetzte, die feuchten Augen trocknend, Alberich hinzu.

Seiler gehorchte. Vorbereitet auf dieſe Leiſtung, führte er ſie pathetiſch durch, und hing nur an den Schluß ſeiner Mittheilung, gleichſam wie verloren, die tröſtliche Verſicherung, der Herr werde dennoch ein treues unendlich ergebenes Menſchengemüth antreffen, und zwar in ſeiner nächſten Umgebung, wenn er nur geruhen wollte, ſich darnach umzuſchauen.

Worauf Alberich ungläubig den Kopf ſchüttelte, ſich aber beruhigte. Gefaßt ſprach er: „Ludwigs Locke, die Sie mir ſendeten, ruht auf meiner Bruſt. Wo haben Sie das andere Andenken, das er mir hinterließ? den getreuen Mylord?“

„Aha, jetzt gilts!“ ſagte ſich Chriſtoph ganz heimlich, entfernte ſich mit tiefer Verbeugung, kam aber ſchnell mit dem Hunde zurück, der gar nicht wußte, welche bedeutende Lebensſtunde für ihn geſchlagen hatte. Dennoch machte er ſeine Sachen keck und brav. Er ſtand auf ſeinen vier Beinen männlich und gerade vor dem Herrn, und muſterte denſelben mit unerſchrockenem Auge. — „Komm' daher, mein alter Mylord!“ lockte ihn der Fürſt. — Der Hund, der einen blauen Ueberrock und freundliche Mienen ſah, näherte ſich beſcheiden, ließ ſich hinter den Ohren krauen, nießte ſehr anſtändig und — ſchwieg.

Seiler litt eine gelinde Feuerprobe; denn forſchend ruhten Alberichs Auge auf dem Thiere. Der Fürſt ſchien daſſelbe von allen Seiten mit peinlicher Aufmerkſamkeit zu betrachten. Nach einer Weile ſagte er kopfſchüttelnd: „Mylord kennt mich auch nicht im geringſten mehr. Wie doch einige Monate auf Menſchen und Thiere einwirken können! Die grauſam zerſtörende Zeit! Jedoch — lieber Seiler, ſollen wir's dem armen Schelm übel auslegen? Geht mir's doch beinahe ebenſo mit ihm. Weiß Gott, wie's kömmt, aber ich hatte mir von Mylord eine ganz andere Vorſtellung gemacht. Das Bild, das ich von ihm in meinem Gedächtniß behalten, ſah ganz anders aus. Ich dachte ihn mir als einen ſchlank und edelgebauten Hund, mit einem klugen und treuen Angeſicht, mit ſentimentalen Augen. Jetzo kömmt er mir ziemlich brutal und gemein vor. Er hat an Embonpoint zugenommen und zwar ſehr ſtark; möglich, daß ich ihn deshalb kleiner finde. Aus ſeiner eleganten Schnauze iſt ein breitlappiges Maul geworden, wenn ich nicht irre?“

„Das Wachsthum, Euer Durchlaucht,“ erwiederte Seiler von einem plötzlichen Hüſteln befallen — „Sie glauben nicht, welche Veränderungen .... es iſt auch daſſelbe bei dem Menſchen .... manch' ſchönes Kind wächst ſich unanſehnlicher aus .... ich darf ſchwören, daß es an mir nicht liegt, wenn .... Euer Durchlaucht entſchuldigen mein unziemliches Huſten .... es ſcheint, daß mich unter dem Schloßthore ein Katharr angegriffen .... der Zugwind .... die winterliche Luft .... die Bewegung meines Gemüths, da ich meinen gnädigſten Herrn wiederzuſehen das Glück hatte .....“

„Ei, ei, mein Beſter, welche Entſchuldigung! Sie ſprechen ja wie ein Hofſchranze vom erſten Waſſer, und ich bin doch hier, um jenes Schmeichlervolk und ſeinen faden Komplimentenſchwulſt zu vergeſſen ....? Beruhigen Sie ſich. Was aber dieſen Mylord angeht .... in der That hat er, Ohren und Schweif ausgenommen, nicht das Anſehen eines hündiſchen Gentleman, und ich werde mit ihm daheim nicht viel Ehre einlegen. Was meinen Sie?"

„Hm, hm, ... als ein Andenken an höchſt Ihren Herrn Bruder ... und endlich, Ihro Durchlaucht ... ſein Charakter, des Hundes Charakter ... exzellent, auf Ehre! Unter rauher Hülle das beſte Herz." — „Ich will's glauben," verſetzte der Fürſt kaltſinnig: „rufen Sie mir doch gefälligſt den Büchſenſpanner."

Seiler, der da merkte, was erfolgen würde, gab in Gedanken dem geprieſenen Mylord ſeinen beſten Segen zum bevorſtehenden Knalleffekt. Jetzt mußte es biegen oder brechen.

Aber die Sachen gingen vortrefflich. Der Büchſenſpanner erſchien, der Hund knurrte leiſe. — „Nehmen Sie dieſes Thier mit ſich hinweg, Rudolph!" ſagte der Fürſt: „ich vertraue es Ihrer Obhut und Sorgfalt an." — Der Hund, unbeweglich daſitzend, knurrte vernehmlicher und ließ von dem Büchſenſpanner nicht ab mit verdächtig funkelnden Augen. Rudolph näherte ſich gehorſam dem Hunde; Mylord wies ihm die blanken, gefährlichen Zähne. Rudolph ſtreckte unterthänigſt nach ihm die Hand aus; Mylord fuhr auf ihn los und zerriß ihm den grünen Aermel. Beſtürzt ſprang Rudolph zurück; Mylord flüchtete ſich zwiſchen die Beine des ſitzenden Fürſten, legte familiär ſeine Vorderpfoten auf die Kniee deſſelben, gab noch familiärer dem Herrn einen breiten, ſaftigen Kuß auf die Wange, und ſeine Augen, bald drohende Blitze auf den Jäger ſchießend, bald empfindſam den Herrn anbettelnd, wie auch ſein Knurren, grimmig gegen den Knecht, aber vertraulich und kindlich gegen den Gebieter, ſagten deutlich zu dem Letztern: Bei dir bleibe ich im Leben und im Tode, und Verderben dem Schurken, der mich von dir reißen möchte!

Dieſen Aeußerungen gegenüber ſpielte der Büchſenſpanner eine alberne Figur. Seiler's Herz ging jedoch auf, wie eine blühende Roſe, da er aus dem Munde des Fürſten die Worte vernahm: „Sieh' doch, der Hund iſt am Ende nicht ſo gemein und dumm, als ich glaubte. Dieſe Anhänglichkeit, wer hätte ſie hinter dieſem Thiere geſucht?" — So ſchmeichelt es auch dem verſtändigſten

Manne, ſich, gleichviel ob von Menſchen oder von Thieren, geliebt zu ſehen.

„Laſſen Sie ſich einen neuen Rock anmeſſen!“ ſagte der Fürſt, mit dem Hunde ſpielend, der ſeine beſten Liebkoſungen an ihn verſchwendete: „Geben Sie, Rudolph. Sie ſehen, daß Mylord nicht von mir laſſen will. —

Von dieſem Augenblicke an war Mylord in Gnaden, und doppelt gut angeſehen der geſcheidte Seiler, der mit gut geſpielter Verwunderung ausrief: „Wie erſtaunenswerth, daß doch Alles, was Eure Durchlaucht umgibt, Ihnen zu eigen wird, mit Leib und Seele, und ſich nicht trennen will von dero hochausgebildetem Menſchlichkeitsgefühl.“ — Eine bombaſtiſche Phraſe, die, wenn ſchon vom Fürſten belächelt, dennoch Eindruck auf ihn machte.

Am andern Tage drohte noch eine kleine Gefahr. Die Pfarrer, die Beamten, die Forſtbedienten der Umgegend ließen ſich beim Fürſten melden, demſelben aufzuwarten. Unter dem Forſtperſonal wurde auch der Förſter von Waldangel genannt. Seiler, der einer möglichen Erkennungsſcene zwiſchen dem Förſter und Mylord vorbeugen wollte, erinnerte den Fürſten, daß der Hund etwa die Audienz durch ſeine Gegenwart ſtören würde, indem eine ſonderbare Antipathie gegen den grünen Rock in dem Thiere vorwalte. Beifällig erwiederte der Fürſt: „Sie ſprechen weiſe, lieber Seiler. Dem guten Mylord geht es wie mir ſelber; ich bin dem Jägerweſen nicht hold. Nehmen Sie ihn mit ſich, den Mylord. Aber bringen Sie ihn nach der Audienz alſogleich zu mir, denn mir fehlt etwas, wenn ich das Thier nicht bei mir habe. Sie hätten ſehen ſollen, wie freundlich wir die Nacht zuſammen zubrachten. Mylord entwickelt eine überraſchende Vorliebe zu mir, und ich werde bald nicht ohne den guten Burſchen ſeyn können.“ — Auf dieſe Weiſe verlief wirklich die Audienz ohne üble Folgen, und Seilers Angeſicht glänzte vom Schimmer der Zufriedenheit. — Die paar Tage, die der Fürſt in Dornberg zubrachte, wurden ausgefüllt mit den Anordnungen zum Wiederaufbau des Schloſſes, wobei Seiler ebenfalls ſeine Anſichten und Meinungen darlegen durfte, und mit allerlei Geſprächen, die der Fürſt und ſein Günſtling unter vier Augen abhielten. Der Fürſt gab ſich darin hingebend und offen, wie es in der Reſidenz kaum hätte der Fall ſein können. Er machte Seilern mit ſeinem neu anzutretenden Wirkungskreiſe bekannt, ermahnte ihn, den Einflüſterungen, womit die mächtige Adelspartei ſich an ihn drängen würde, kein Gehör zu geben, und ſogar den Annäherungen, die vielleicht die Fürſtin Mutter bei ihm verſuchen möchte, nicht Folge zu leiſten. „Ich liebe meine Mutter,“ ſagte der Fürſt, „und ſie iſt wahrhaftig eine treffliche Frau; aber ihre Begriffe und Vorurtheile ſind die des vorigen Jahrhunderts. Von der ſtrengen Vormundſchaft meines ſeligen Herrn Vaters befreit, möchte ſie gerne über mich eine gewiſſe Oberherrlichkeit ausüben. Schon hat ſie mir zugemuthet, die Vorrechte der Nobleſſe glänzend wieder herzuſtellen; ſchon dringt ſie darauf, daß ich mich vermähle, und ihre allzuzärtliche Fürſorge ſchlug mir ſchon der Bräute manche vor. Aber ich kann noch auf ihre Forderungen nicht eingehen: zuerſt liegt mir ob, mein armes Volk glücklich zu machen; iſt einmal dieſes geſchehen, ſo weit es in meinen ſchwachen Kräften ſteht, dann habe ich noch immer Zeit, an mein eigenes Glück zu denken. Die Aufgabe, mein Volk wiederum zu heben, ſeinen geſunkenen Muth zu beleben, wie auch ſeinen Glauben an mich lebendig zu machen, ſollen Sie mir löſen helfen, lieber Seiler. Sie, der Fremde, alſo der Unbefangene in meinem Lande, aber von mir gekannt und geſchätzt, ſollen als meine rechte Hand zum Wohl meines Volkes walten. Daher — eben ſo gut, als ich mein Vertrauen allein in Sie ſetze, eben ſo gut ſollen Sie auch nur mir allein angehören. Merken Sie ſich, daß im politiſchen Leben das Schaukeln und Schwimmen nicht Stich hält, und daß allerdings die Linke wiſſen muß, was die Rechte thut.“ — Seiler nahm dieſe Lehren mit den gewöhnlichen Betheuerungen hin, empfahl ſich dagegen in den Schutz des Fürſten, wenn Neid und Verläumdung ihm, der rechten Hand, zu Leibe gehen würden, und einverſtandner ſind vielleicht noch niemals zwei Menſchen in Gaudia angekommen, als nach Verlauf der kurzen Urlaubsfriſt Fürſt Alberich und ſein Vertrauter.

3.

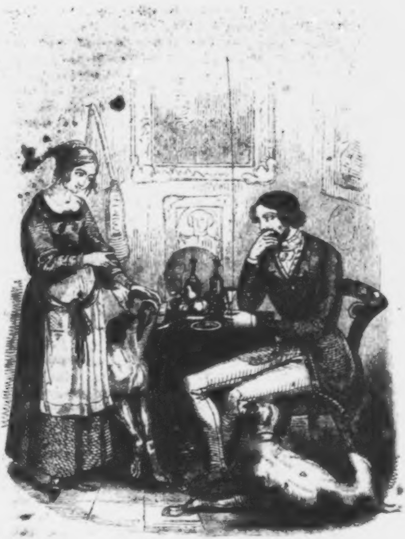
Seiler war in Gaudia lange der Löwe des Tages. Seine unvorhergeſehene, vom Himmel gefallene Erſcheinung wollte kaum aufhören, Senſation zu machen. Was bürgerlich war, vor allem, war von ihm entzückt: er war der erſte Kabinetsſekretär plebejiſcher Herkunft, den Gaudia jemals geſehen. — Die Adelspartei ſchien davon gar nicht affizirt zu ſeyn; ſie dachte: Er wird ſchon einmal zu unſerer Fahne ſchwören; ein vornehmerer Titel, das Prädikat „Von“, ein Orden bringen in Menge wunderliche Veränderungen hervor! Nach und nach ging's, wie der Fürſt vorhergeſagt: man näherte ſich dem Sekretär und Freund des Gebieters; man ſuchte ihn zu überflügeln und einzuſpinnen. — Die Fürſtin Mutter war nicht die letzte, die's probirte. Ihren Zweck zu erreichen zwang ſie ſich ſogar einmal, dem Sekretär zu ſagen: „Es ſollte mich freuen, wenn ich Ihn öfters ſehe. Ich unterhalte mich gut mit Ihm!“

Aber Seiler horchte lange nicht auf die Lockungen der Vornehmen, auf die Avancen der fürſtlichen Matrone. Er hielt an ſeinem erlauchten Freund, that, was er konnte, ſich nützlich zu machen, und wenn er auch juſt nicht die glänzendſten Eigenſchaften entwickelte, ſo meinte doch Alberich, ſo meinten doch die Leute, er fülle ſeinen Platz aus.

Da kam zum Unglück der glückliche Geburtstag des Fürſten heran, und dieſes Feſt brachte dem ehrgeizigen Werber nach Rang und Macht in der That den Titel eines Kabinetsraths, ein zwar beſcheidenes aber nach viel ausſehendes Ritterkreuzchen, und in Gaudia verlieh dazumal ſelbiges Kreuzlein dem Träger den perſönlichen Adel. — Oh! wie blähte ſich Seiler daheim vor'm Spiegel, während er draußen den demüthigen, mit unverdienter Gnade beladenen Knecht ſpielte! — „Ich bin zur guten Stunde gekommen,“ ſagte er ſich ſelber geſchmeichelt in den Bart. — Aber — ach! manche böſe Stunde ſcheint uns eine gute! Und den Ehrgeizigen iſt gegeben, nicht auf die Zeichen und Wunder zu achten, die ihnen Gefahr verkünden. So überſah auch Seiler, daß er, nach Hofe gehend, um ſich zu bedanken, über ſeine Schwelle geſtolpert war; ſo lächelte er nur leichtſinnig, als Mylord, der ihm bis daher immer einige Anerkennung gezeigt hatte, ihm verdrießlich heute den Rücken drehte und ſich ungnädig knurrend gegen ihn vermeldete. — Richtig: einige Tage ſpäter, unterm Schutz ſeiner neuen Beförderungen fand er Eingang bei einigen gefühlvollen Damen, die geſcheidter waren, als er, und ihn nach und nach in die Nähe der Fürſtin-Mutter zu bringen wußten. Seine Emanzipation hatte Seiler nun berauſcht; die Doſis von Klugheit, die ihm Natur gegeben, ſchien auf die Neige zu gehen. — Sein Fürſt hatte vielleicht Scharfblick genug gehabt, des Günſtlings ſchwankendes Treiben zu durchſchauen und ihn zu warnen; allein zum Unglück ging gerade jetzo Alberich auf einmal ſeine ganz eigenen Wege. Er baute Dornberg neu auf, und war im Lauf des Sommers hingereiſt, um die Arbeiten in Augenſchein zu nehmen. Seiler, der ihn begleiten ſollte, war juſt unpäßlich, und blieb daher zurück. Sein Zurückbleiben verhalf nun leider dem Fürſten zu einem andern Schloß, zu einem Luſtſchloſſe nämlich. Wie ſich dieſes zutrug, folgt jetzo.

Seiler, wie geſagt, fehlte in Dornberg dem Fürſten. Daher mangelte dem Letztern alle Geſellſchaft; daher fühlte ſich Alberich allzueinſam im Schloß; und daher ſpazierte er, nur von Mylord begleitet, einſtmals über Berg und Thal, ein Flintchen auf der Schulter, um ſich eine gewiſſe Haltung zu geben, nicht [illegible] dem Jagdteufel ein Opfer zu bringen. Als ein rüſtiger Fußgänger verſtieg er ſich bald weit im Forſte und auf den Feldern der Ebene. Der Tag war herrlich; Alberich fühlte ſich ſo frei; Mylord, dem plötzlich einfiel, die Felder und Büſche jagdmäßig abzuſuchen, machte dem Herrn ſo viele Freude! Auf einmal war der Mittag herangekommen, und Dornbergs Wartthurm in der Ferne verſunken. Auf die Uhr ſehend, rechnete Alberich aus, daß er nicht zur Tafelzeit daheim ſeyn könne. Irgendwo anders einen ländlichen Imbiß zu ſuchen, beſchloß er friſch und keck, und ſuchte auf's Gerathewohl den Weg zu Menſchenwohnungen. Doch gerieth er abermals in einen engen Waldpaß und überlegte zweifelnd, ob er hindurch zu ſchreiten oder den Berg zu erſteigen habe? — Da fällt ſein Blick auf Mylord, und mit Erſtaunen ſieht der Fürſt, welch' ein wunderliches Leben in den Hund gefahren iſt.

Anfänglich läuft das Thier, am Boden ſchnuppernd, in vielen Kreiſen um den Platz; dann ſetzt es ſich und windet nach der Thalöffnung hin; dann macht es einen Sprung, als wie voll Freuden; dann jauchzt es auf eine ſeltſame Weiſe und horcht dann wieder wedelnd in die Ferne. Noch einmal roh und lang aufjauchzend ſpringt Milord an dem Herrn in die Höhe, und ſcheint, ihn gutmüthig drängend mit fortreißen zu wollen. Endlich, die Naſe feſt am Boden, ſchießt er wie auf einer ſchnurgeraden Linie davon, und verwundert folgt ihm Alberich aus dem Thalkeſſel. Oben angelangt, ſieht der Fürſt gar nicht weit von ihm einen ziemlich hohen Giebel aus einem Bouquet von Bäumen ragen. Ein Hirſchgeweih verziert den Giebel. Dem alten Hauſe zu rennt Mylord und ſetzt ſich von Zeit zu Zeit, den Herrn erwartend nieder, obſchon ungeduldig anſchlagend und winſelnd; aber das Winſeln bedeutet Freude. Endlich in vollem Lauf, die Fahne hoch,



das Behäng im Winde ſchwimmend, greift Mylord jappend aus, und fliegt wie ein Pfeil in den Hof des genannten Gebäudes. Im Nu iſt er auch in der Hausthüre verſchwunden. Immer neugieriger folgt ihm Alberich nach, ſteigt eine kurze Treppe hinan, öffnet ein alterthümliches Gemach, und ſieht darinnen — von mancherlei Gebell und Gebrumme umlärmt, ſeinen Mylord, der auf ſeine Weiſe mit tölpiſchen Pfoten und jubelndem Geheul ein wunderſchönes Frauenbild umarmt, das in der Fenſterniſche ſitzt, und ihrerſeits ebenfalls mit großer Begeiſterung den Mylord beim Kopfe hat, und küßt und ſtreichelt, und einmal über's andremal aufruft: „Ei, Tajo! Tajo! ei, biſt du denn noch am Leben? ach, du armer Tajo, ſag' mir doch, wo kommſt du her?“

Mylord antwortete viel und mit großer Lebhaftigkeit, aber es war nicht deutlich, was er ſagte. Ein Glück, daß ihm der Dollmetſcher auf der Ferſe nachkam. Beim Eintritt des Fremdlings ſchweigt einen Augenblick das Bellen und Jauchzen, und nur ein verdrießliches Gemurre läßt ſich vom Ofen her vernehmen. Das Mädchen ſtößt mit Haſt den freudigen Mylord von ſich, geht dem Eintretenden einige Schritte entgegen, wird beſtürzt vor ſeinem Anblick, ſchlägt die Augen empor zu einem Bilde, das neben dem Spiegel hängt — ein Kupferſtich, der den Fürſten Alberich vorſtellt, und beſſer ihm ähnlich iſt, als gewöhnlich mit Regentenbildern der Fall — und das Mädchen wird blaß und dann roth und verneigt ſich mit unnennbarer Verlegenheit und ſtammelt: „Eure Durchlaucht! iſt es denn möglich, daß Eure Durchlaucht in unſerer ſchlechten Hütte einkehren?“

Unſchwer zu errathen, daß Alberich ſich in Hilpertſtein befindet, in der Wohnung des alten Förſters Warberger, gegenüber dem reizenden Rieckchen, der Holdſchaft des ungenirten Anton, und daß ein großes Geheimniß auf dem Punkt ſteht, an den Tag zu kommen: Mylords eigentliche Herkunft. Der Förſter war als Dienſtverweſer in ein fernes Revier geſchickt worden; ſeine Frau befand ſich zum Beſuch bei einer kranken Verwandten, Alberich war mit dem Mädchen allein. Bald hatte er dem unbefangenen Rieckchen abgefragt, was ihre ländliche Unſchuld ihm nicht verſchweigen mochte. Wie Tajo in dieſem Hauſe mit ſeiner Schweſter Lady zugleich zur Welt gekommen, wie er aufgewachſen unter des Förſters Zucht, und unterm Schirm von Rieckchens Gnade; wie er ſich dann in Grobheit gegen die Frau vom Haus vergangen und hinweggegeben worden trotz der Fürbitte Riekchens, an den Jägerburſchen von Waldangel, — das alles erzählte das Mädchen ohne Arg, und ſie erzählte wohl noch mehr. Nicht eine Viertelſtunde ſaß der Fürſt neben Riekchen, und ſchon wußte er, welche zarte Bande ſie mit dem verſtoßenen Anton vereinigten, wie ſich beide liebten, leider bis jetzo ohne Hoffnung. Nur von Zeit zu Zeit einander verſtohlen ſehend, und leidend in der rauhen Gegenwart, hatten ſie doch feſt an einander gehalten. Selbſt nicht die Nachricht von dem Tode, den Tajo auf der Jagd von der Hand Anton's empfangen haben ſollte, welchem Anton doch Riekchen ihren vierfüßigen Liebling auf die Seele gebunden, war vermögend geweſen, das ſtillglückſelige Verhältniß der Liebenden zu ſtören. Aber noch immer beharrten die Aeltern auf ihrem Widerwillen gegen Anton, der Förſter auf der Hoffnung zu einer Beförderung, die Mutter in der Erwartung eines vornehmern Schwiegerſohns.

Während nun die holde Friederike der hungrigen Durchlaucht ein kleines Mahl aus dem Stegreif bereitete, während Alberich rüſtig zulangte und ſich berauſchte, nicht im Weine, aber in der Schönheit ſeiner Nachbarin und in ihren naſſen Augen, die ſo viel von Liebeskummer redeten und daneben bettelten um die Huld des Fürſten, ſowohl für den Vater als für den Geliebten; — während der Fürſt, verſchweigend, auf welche Art Tajo in ſeinen Beſitz gekommen, ſeiner Wirthin das vollkommenſte Stillſchweigen über ſeinen Beſuch empfahl, und als einen Preis ihres Gehorſams eine gnädige Berückſichtigung der langen Dienſte Warrbergers verhieß, und eine ebenſolche für den Jägerburſchen Anton in Ausſicht ſtellte, werfen wir einen Blick auf Mylord's Treiben in ſeinen heimathlichen vier Pfählen.

Er hatte nachgelaſſen mit den Ausbrüchen ſeiner Dankbarkeit gegen die liebliche Pflegerin ſeiner Kindheit; er hatte nach einer andern Seite hin ſein Herz gewendet. Lady, die ſchlanke, zarte Schöne, eine flüchtige Neigung ſeiner frühern Tage, nahm jetzo alle ſeine Gefühle in Anſpruch. Man weiß, daß in hündiſchen Verhältniſſen der Bruder kein Bedenken trägt, mit der Schweſter galant zu ſein. Was ſeltener iſt — Lady und Mylord erkannten ſich wieder nach langer Trennung. Ei, wie ſchön nahmen ſie ihre Spiele wieder da auf, wo ſie dieſelben gelaſſen hatten. Das war ein Herzen, ein Herumſpringen, ein fröhliches Geraſe durch alle Räume des Förſterhauſes! Mylord, treuherzig und zutäppiſch von

Natur, verläugnete ſeine Sitten nicht; mehr als einmal ſchrie Mylady auf, wenn der Herr Bruder ihr das Ohr zwickte, oder ſie mit plumper Pfote tätſchelte. Aber ſchnell nahm ſie wieder mit der Koketterie ihres Geſchlechts ihren höhern Standpunkt ein und zagend wedelte vor ihr Mylord um Vergebung für ſeine Tölpelei, verduzt ſaß er vor ihr, wenn ſie ſich ſchmollend zurückzog und es bedurfte dann erſt wieder eines leiſen aufmunternden Winks von ihrer Seite, um den blöde gewordenen Galan wieder zu neuen Spielen, zu neuer Freudenjagd zu beleben. — Aber tief hinterm Ofen, gleichſam in einer dunkeln Höhle lag murrend und brummend der alte Rolla; ſeiner Zeit ein Hund von Anſehen und Gewicht, jetzt vom Alter ergriffen und ſtumpf geworden für der Jugend Luſt und Rührigkeit. Nein! der Zug des Herzens, von dem die Dichter ſingen, die Stimme des Bluts, von der die Naturphiloſophen fabeln, — ein Mährchen, ein unglaubwürdiges Mährchen ſind dieſe Regungen in der kalten Proſa des Lebens. Wer hätte geahnt, der alte Rolla ſei der Vater, der leibliche Vater Mylords und Mylady's? Da war kein Funke von Erinnerung, keine Spur von Gefühl. Aus Rolla's ſtarren Zügen redete nicht die Liebe zu ſeinen Kindern, ſondern nur der Verdruß des grämlichen alten Mannes. Sein Maul ſchnaubte nur Haß und ohnmächtigen Grimm, und die Augen dieſes kahlwerdenden hageſtolzigen Geſellen, oder beſſer, dieſes milzſüchtigen Wittwers, denn Milords und Mylady's Mutter ſchlummerte ſchon lang am Fuß des Lindenbaums im Hofe, dicht neben der Pferdeſchwemme — ſeine Augen alſo funkelten nicht Vaterfreude und des Wiederſehens Entzücken, aber wohl die Luſt, das neubeginnende Einverſtändniß der ſchönen Geſchwiſterſeelen zu ſtören. — War's denn alſo ein Wunder, daß Mylord, im ſchönſten Tollen unterbrochen durch den grunzenden Vater, der grollend mit dem halben Leibe unter dem Ofen herausfuhr, ſeine Sohnspflichten ein wenig vergaß, und dem Alten mit Zahn und Klaue eine Schramme über die Naſe verſetzte, die denſelben bewog, ſich wieder zurückzuziehen und mit giftigem Herzen, aber ſeiner Ohnmacht ſich bewußt, tout beau zu machen? — Leider aber ſtörte dieſes Familienintermezzo den Einklang des ſchönen Nachmittags. Milady zog ſich trauernd unter das Kanapee zurück; Milord, etwas konfus, flüchtete ſich zum Herrn und beſann ſich jetzt, daß er irdiſche Bedürfniſſe habe, wie ein Anderer. Bettelnd bei Riekchen, bettelnd bei Alberich verſchlang er haſtig die Ueberbleibſel des einfachen Mahles und wohl bekam ihm dieſe Haſt, weil der Fürſt ſich veranlaßt fand, die Sitzung ſchnell aufzubrechen. Geſtanden muß es werden: Alberich hatte ſich als ein leichtſinniger Schwimmer gar tief in die hellen Augenſpiegel Riekchens verſenkt, und mußte einen raſchen Anlauf nehmen, um nicht darinnen unterzugehen.

„Es bleibt dabei,“ ſagte der Fürſt, Riekchens Hände zärtlich drückend: „mein Dank für Ihre Bewirthung iſt groß, aber unendlich wird er ſein, wenn Sie Wort halten und nicht ein Silbchen von meinem Beſuch und dem, was wir geredet, verrathen. Dafür ſoll Ihre Zukunft, denk' ich, eine glückliche werden. — Nachdem er dieſes geſprochen, ſchied er, und zwar, wie es ſchien, unlieber als ſein Mylord, den er doch an die Leine nehmen mußte, weil der arme Schelm gern Mylady getröſtet hätte, die ihm jämmerlich hinter der verſchloſſenen Thüre nachheulte. Um ſo zufriedener war der alte Rolla, der nicht mehr ein Aergerniß an der frivolen Luſtbarkeit der jungen Leute zu nehmen hatte; am allerzufriedenſten war das unſchuldige Riekchen. Freundlich lachend beguckte ſie ſich in ihrem Spiegel, tänzelte luſtig hin und her, und ſagte vielmals: „Ich muß ihm doch ein bischen gefallen haben, dem lieben, ſchönen Herrn! Was wird dereinſt der Vater, was der Anton für Augen machen, wenn ſie durch meine Protektion einmal etwas Rechtes werden? Ja, ja,“ ſetzte ſie hinzu, den Finger auf den Mund legend, um ſich ihres Gelübdes zu erinnern: „Wer den Pabſt zum Vetter hat, mag leicht Kardinal werden.“

4.

Wenn die Liebe abnimmt, und dieſes durch tauſenderlei ungewöhnliche Sprödigkeiten und Vernachläſſigungen bemerkbar macht — man glaubt's lange nicht, bis endlich die heilloſe Gewißheit dem Zweifler ſo nahe auf den Leib getreten, daß er ſie nicht mehr läugnen kann, ſeinem Gefühl und ſeiner Eitelkeit zum Trotz. Dem klugen Seiler ging's nicht anders. Es wurde ihm zum Schrecken offenbar, daß Alberich kälter und immer kälter gegen ihn wurde, und daß das frühere Vertrauen einen gewaltigen Leck bekommen haben mußte. Umſonſt ſtudirte er nach dem Beweggrund; ſeine Weisheit langte nicht aus. Zudem — hätte er auch eine Erklärung des Fürſten brüskiren wollen, es wäre nicht angegangen.

Seine Durchlaucht waren gar nicht mehr zu haben. Unterm Vorwand des Bauens war der Fürſt jede Woche in Dornberg zu finden, aber nicht in der Reſidenz, und als Seiler einmal ſich unterſtand, ihn dort aufzuſuchen, unter irgend einem Vorwand, ſo wurde ihm die rauhe Anrede: „Was haben Sie hier zu ſchaffen? Scheeren Sie ſich auf Ihren Poſten zurück!“

Dieſer Poſten aber, wie unſchmackhaft kam er jetzt dem ehrgeizigen Chriſtoph vor? Der Fürſt bekümmerte ſich kaum mehr um die Regierungsgeſchäfte. Seine Räthe ſchalteten, wie ſie wollten, und hudelten den Kabinetsrath, den ſie nicht ausſtehen mochten, und der ſo gern Miniſter geweſen wäre! Das Volk fing wieder an zu klagen wie unter'm ſeligen Herrn, und an ſeiner Spitze klagte am meiſten die Fürſtin-Mutter, und Seiler ſchenkte immer mehr und mehr ihren Klagen Gehör. Die Verlaſſenen ſchließen ſich ſo gern feſt aneinander!

So war eben kein großes Gaudium in Gaudia, als eines Tags ein blaſſer Menſch mit verweinten Augen zum Kabinetsrath einſchlich. Kaum mehr zu erkennen, war der arme Jägerburſche Anton. — „Ei, was führt Euch daher?“ redete ihn Seiler barſch an: „Wollt Ihr etwa Eure zehn Dukaten holen?“

„Nicht doch, gnädiger Herr,“ hieß es drüben: „ich ſoll ein Pferd für meinen Prinzeps mitnehmen, aber ein großer Kummer treibt mich zu Ihnen. Alle Dukaten der Welt könnten mich nicht in meinem Leid tröſten. Mich verlangt nur nach dem Tode. Doch zuvor möchte ich von Ihnen einen guten Rath, und will mich Ihnen eröffnen, da wir ja ohnehin in einer gewiſſen heimlichen Verhandlung ſtehen, ich weiß ſelbſt nicht, auf welch' eine Weiſe. —

Nun ſchüttete er ſein Herz aus. Seit geraumer Zeit habe er gemerkt, daß ſeine Liebſte, Riekchen Warberger, gegen ihn zurückhaltend geworden. Dann habe er ſie von fern in verſtohlnem Zweiſprach mit einem ſchönen Herrn wandeln geſehen, hinter ihrer Aeltern Rücken. Er habe ihr aufgepaßt: zu ſeinem Entſetzen habe er, hinter einer Hecke verborgen, den Fürſten an ihrer Seite erkannt! — Er habe ihr nachgehends, da er ſie allein angetroffen, die heftigſten Vorwürfe über ihren Leichtſinn und ihre Liebloſigkeit gemacht. Sie habe ihn mit Verdruß angehört, und ihm ernſtlich geſagt, daß, wenn er nicht die Sache für ſich behielte, und wagen ſollte, ihren Eltern dieſelbe auszuplaudern, ſie veranſtalten würde, daß er in ſeinem Leben nur ein armer Schlucker zu bleiben hätte.

Er habe ſich in's Waſſer ſtürzen wollen; aber der Bach ſei gerade allzuſeicht geweſen. Zum Erſchießen mangle ihm die Kourage. — Indeſſen ſei in der Umgegend ſchon die Sache ruchtbar geworden; man habe dieß und jenes gemunkelt. Er traue ſich nicht mehr, dem Riekchen ein Wort zu ſagen .... wahrſcheinlich wiſſe auch ſeit kurzem der Förſter ſelber um das Verhältniß ſeiner Tochter, und unbegreiflicherweiſe dulde er die geheime Liebelei des Mädchens. Was denn nur der Fürſt denke, daß er mit einem gemeinen Mädchen ſich abgebe und einem armen Burſchen ſeine Liebe abſpenſtig mache? — Und was dem mehr.

Jetzo ging dem Kabinetsrath ein heißes Licht auf. — Nachdem er den Burſchen brav ausgefragt und ſich vergewiſſert, daß derſelbe die Wahrheit in allen Stücken angegeben, ſchickte er ihn wieder heim, mit dem Beſcheid, ſich ruhig zu verhalten. Er würde ſchon von ihm, dem Kabinetsrath, hören. — So ging alſo Anton in Thränen und mit ſchwacher Hoffnung fort. Seiler wendete ſich alſogleich an die Fürſtin-Mutter und berichtete ihr die Sache brühwarm mit dem Verſprechen, den Fürſten bei geſchickter Gelegenheit am Gewiſſen faſſen zu wollen, damit ſich nicht das Aergſte ereigne. — Das Aergſte war ihm aber die mittelbare Herrſchaft einer Geliebten, die ſeinen Einfluß neutraliſiren und ſein weiteres Emporkommen hindern möchte.

Die Fürſtin, halbtodt vor Entrüſtung, verſprach, ſich vor der Hand in die Sache nicht miſchen zu wollen, aber ſie hielt Wort, wie Frauen häufig thun; nämlich ſie that gerade das Gegentheil, ohne daß Seiler in ſeinen Beängſtigungen das nur von ferne ahnte. — Er wußte zwar, daß Alberich plötzlich mitten in der Nacht zu Gaudia angekommen und in ſeinem Reſidenzſchloſſe abgeſtiegen; das war aber auch alles. Daß der Fürſt voll von Mißmuth und in Zerwürfniß mit ſich ſelber angelangt war, daß er die ganze übrige Nacht nicht ein Auge zugethan unter allerlei Kämpfen, — daß ihm am frühen Morgen ſeine durchlauchtige Mutter einen Beſuch abgeſtattet, der ziemlich lange gedauert, und der etwas ſtürmiſch geweſen, — daß Alberich ſich alsdann mit feuerrothem Kopfe in ſeine innerſten Gemächer zurückgezogen und erſt gegen die Mittagsſtunde mit beruhigtem Antlitz wieder daraus hervorgegangen — das wußte Seiler nicht; und darum klopfte ihm das Herz gleichſam, als ob's zum Turnier ginge, da ihn unverhofft der Fürſt zum Schloß beſcheiden ließ. Jetzo, dachte er, gilt's, freimüthig, ja ein Bischen unverſchämt zu ſeyn. Der Fürſt iſt einer Feſtung zu vergleichen, die nur durch einen kühnen Handſtreich genommen werden kannn. Es hat ſchon bei größeren Herren große Miniſter gegeben, die ſich zur rechten Zeit kein Blatt vor den Mund nahmen, und eben dadurch den Gipfel der Ehren mit einem Ruck erreichten, und dem Kühnen ſteht das Glück bei!

Der Fürſt empfing ihn einſilbig. Alberich ſaß bequem am Schreibtiſch; den Kopf ein bischen melancholiſch auf die Hand geſtützt; zu ſeinen Füßen lag Mylord, den Seiler jetzo ſchier beneidete. Aber Mylord machte ſich gar nichts aus dem Kabinetsrath; nicht ein Wedeln, leiſe wie der Wind, ließ auf eine frühere Bekanntſchaft mit dem zagenden und dennoch frechgeſtimmten Günſtling ſchließen.

„Setzen Sie ſich“, ſagte nach einer langen Pauſe der Fürſt, und ſchreiben Sie eine Anweiſung auf meine Privatkaſſe. Sechstauſend Gulden, als ein Gnadengeſchenk, das ich der Jungfer Friederike Warberger in Hilpertsſtein ausſetze. — Nun, die Feder entfällt Ihrer Hand? Sie verfärben ſich? Was geht mit Ihnen vor?“

Jetzt platzte die Bombe. Einen ſchönern Moment konnte Seiler zu erleben nicht hoffen. — Mit dem Anſtand eines edeln Theatervaters aus Eckhoffs Zeit, das Schnupftuch thränenbereit in der Hand, das Geſicht tragiſch verzogen, hob Seiler an: „So iſt denn wahr, was die tauſendzüngige Fama ſchon umhertrug, und was ich für eine boshafte Verläumdung hielt? So will Ew. Durchlaucht dem Lande ſich entziehen, und Höchſt Ihre Schätze des Herzens und Ihrer Kaſſette an ein Frauenzimmer verſchwenden, das Dero Gefühle mit heilloſem Zauber umſtrickte? O, ſo fließet dahin, meine Thränen und machet mich blind, daß ich dieſes unſelige erſte Geſchenk nicht auf das Papier tragen kann! Verdorre, Du meine Rechte, um des gleichen Zweckes willen! O, mein Fürſt, mein Wohlthäter! Noch einmal hören Sie die Wahrheit aus meinem Munde. Wenn Sie dieſe Ihrer ſo unwürdige Verbindung nicht auflöſen, wenn Sie nicht Gatte und Vater nach Dero Hausgeſetz und nach fürſtlichem Brauche werden wollen — o dann verzweifelt Ihr Volk, dann grämt ſich Höchſt Ihre äußerſt ehrwürdige Frau Mutter fürſtliche Durchlaucht zu Tode! Ihre Ehre, mein gnädigſter Herr, iſt das Juwel des Landes, Ihrer Mutter größter Stolz, das Kleinod, das ich, den Sie einſt Ihren Freund nannten, eifrig bewachen möchte! Ihre Ehre werde nie, o nie, o nimmermehr das Spielwerk einer intriganten Clique, die Ihr hochherziges Gemüth mißbraucht . . . . Ihre koſtbaren Eigenſchaften . . . . Ihre überfürſtlichen Tugenden . . . . ach, der Thränenſtrom verbietet mir, weiter zu reden . . . .“

Auf Alberichs Geſichte zuckten während dieſer Tirade allerlei dämoniſche Fältchen hin und her. Als nun vollends Mylord, ſich aufrichtend, ganz laut und paſſend gähnte, war's beinahe um Alberichs Ernſt geſchehen. Dennoch hielt er an ſich und verſetzte gleichmüthig: „Sie wollen alſo die verlangte Anweiſung nicht ausfertigen?“

„Nein, nein, o nicht in Zeit und Ewigkeit! Und wäre ſie ſchon geſchrieben, ja ſchon mit Dero höchſteigener Unterſchrift vollzogen . . . ich würde ſie . . . ja bei Gott, ich würde ſie in die Flammen jenes Kamins werfen . . . . wenn ſich ſchon Flammen darinnen befänden!“ ſetzte Seiler hinzu, ſich des ſchönen warmen Septembertags ein bischen ſpät erinnernd.

„Aha! nun errathe ich, was Sie möchten!“ ſprach wiederum der Fürſt: „Sie möchten gern den Sully au petit pied ſpielen? Ich bezeuge Ihnen, daß Sie nach Ihren Kräften die Sache ſehr annehmlich vorgeſtellt haben. Mir thut leid, daß Sie nicht die ganze jammernde Warbergerfamilie mit in Ihren Text aufgenommen haben, nämlich ſo, wie Iffland ſie in ſeinen Jägern dargeſtellt hat: den ehrlichen, tiefempfindſamen Förſter — der aber in *unſerer* Komödie ein dickthuender Bramarbas — die getreue, fromme und kindlichweiche Förſterin — die aber in der Wirklichkeit eine böſe Rippe und ein Geizteufel — und daneben den leidenſchaftlichen aber durchaus braven Anton — der, wie ich aus Riekchens Andeutung entnommen habe, ein guter, aber ziemlich dummer Teufel iſt. — Ihre Rede wäre viel rührender geweſen, wenn Sie den Familienjammer hineingebracht hätten. Doch bin ich Ihnen auch für Ihre unvollkommenen Beſtrebungen verbunden, mein Lieber, und frage Sie, bevor wir ſcheiden, nur auf's freundſchaftlichſte, warum Sie mir Ihren Tadel nicht ſchenkten, da doch Sie allein meine unſchuldige Neigung zu dem allerdings ſehr ſchönen Riekchen veranlaßt haben?“

„Ich?“ fragte zu Stein werdend der Kabinetsrath, den der fatale Zwiſchenſatz — „bevor wir ſcheiden“ — aus allen ſeinen Himmeln geſtürzt hatte.

„Nun freilich. Haben Sie nicht dieſen Tapo als einen Gentleman bei mir eingeſchwärzt — der erſte Betrug, den Sie ſich gegen mich erlaubten — und hat nicht derſelbe Tajo mich dem holden Rieckchen zugeführt?“

Seiler wollte antworten, aber auf ſeinen Lippen erſtarb das Wort. Er ſah zum Bedauern bleich und elend. Dagegen fuhr Alberich unbarmherzig fort: „Sehen Sie wohl, mein Beſter, wie undankbar die Leute werden, die man aus trivialen Verhältniſſen zu Rang und Würden und an den Hof befördert? Sehen Sie nur eben jetzt, wie Mylord, der lächelnde Schurke, Ihnen, da er Ihres Sturzes gewiß iſt, auf einmal wieder entgegenkommt, wie er ſich an Sie anſchmiegt, und dergleichen thut, als wäre nicht Er es geweſen, der Ihnen die Falle ſtellte? — Komm heran, Mylord, mache es nicht wie dieſer Mann, der mich hinterging, und trotz ſeines falſchen Pathos, noch in dieſem Augenblick hintergeht, auf meine Schwäche, auf ſeine geheimen Verbindungen, die ich ihm verbot, rechnend, und der ſich, wie ich erfahren, ſchmeichelte, zu meinem Miniſter emporzuſteigen. Auch er konnte der ſchwülen Luft am Hofe nicht widerſtehen, und wenn ich ihn von mir weiſe, wird ihm nur der gerechte Lohn ſeiner Umtriebe.“

„Ihro Durchlaucht . . . !“ flehte Seiler, weinerlich gebückt. Alberich machte jedoch eine fortweiſende Geberde und geſenkten Hauptes ſchlich der ungeſchickte Klügling der Thüre zu.

Aber das gute Herz Alberich’s hielt nicht länger Stand. Zurück rief er den Gedemüthigten, und ſagte zu ihm mit ſanfter Stimme: „So Gott will, iſt die Lektion hinlänglich wirkſam geweſen. Bleiben Sie auf Ihrem Poſten, wie bisher, aber den Sully laſſen Sie ſich vergehen. Auch ohne Ihr Zuthun wird mein Volk nicht verzweifeln. Die Schwäche eines Augenblicks iſt vorüber. Der Mutterſorge zu liebe, reiſe ich morgen zur Brautſchau.“

Seiler warf ſich dankbar weinend vor dem Fürſten nieder. Dieſer befahl ihm, aufzuſtehen, Mylord knurrte den Knieenden an. Wie der Blitz war Seiler wiederum auf ſeinen Füßen und zu ihm ſprach der Fürſt: „Weil indeſſen Strafe ſeyn muß, für jegliches Vergehen gegen die Majeſtät, ſo werden auch Sie morgen nach Hilpertſtein abreiſen und in meinem Namen Zeuge der Vermählung Rieckchens mit ihrem Anton ſeyn. Als Geſchenk überbringen Sie der Braut dieſe Anweiſung, die Sie gefälligſt jetzo ſchreiben wollen; ihrem Vater die Beſtallung eines Oberförſters, und dem Anton die Ernennung zum Förſter in Walbangel. Zugleich erinnern Sie Riekchen an ihr Verſprechen, mir die ſchlanke Lady zu überlaſſen und führen Sie dieſelbe ſäuberlich dem verſchmitzten Hofmann Mylord zu, damit ſie beide glücklich ſeien unter meinen Augen und ſerne von dem unnatürlichen Vater Rolla!“

Was Alberich befohlen, geſchah pünktlich. Er ſelbſt vergaß bald das abenteuerliche Luſtſchloß, das er ein paar Wochen hindurch erobern hatte wollen. War Riekchens Tugend an dieſer Entſagung ſchuld, oder der fürſtlichen Mutter Zureden, oder des Fürſten eigene Ehrenhaftigkeit? — das hat Niemand ſo eigentlich erfahren. Wir glauben an dieſe drei Dinge, aber vor allem an des Fürſten hohes Zartgefühl, das ihn bei Zeiten abhielt, einen gefährlichen Roman zu ſpielen, der nimmermehr zum Guten hätte ausſchlagen können.

Mylord und Mylady behaupteten ſich mit Ehre an dem Hofe, und ihre Nachkommen alle nahmen in hohen und höchſten Häuſern den ihnen gebührenden Platz ein.

Der Thalermann.

Der Herr Pfarrer mag in der Chriſtenlehre ſagen, was er will; es freut Einen doch bis in's Herz hinein, wenn Einer Einen ſo artlich betrügt, daß Einer noch Plaiſir daran hat und Einem ein Stück Geld dazu ſchenken möchte, weil er's ſo brav gemacht hat. Das iſt dem Falkenwirth zu Ichweißnichtwo auch einmal paſſirt.

Ein wackrer Mann, der Falkenwirth. Aber es kommen allerlei Gäſte zu ihm, und er weiß nicht immer, was er aus ihnen machen ſoll. Kein Wunder. Es iſt eine Konfuſion in die Natur gerathen. Sonſt gab's auf zehntauſend Menſchen einen Gelehrten; jetzt iſt der zehnte Menſch ein Gelehrter, wenn auch nur privatim. Vordem hatte höchſtens der tauſendſte Mann einen Schnauzbart: jetzt kommen 999 Schnauzbärte auf ein glattbarbirtes Angeſicht. Ein Graf ſieht aus, wie ſein Schneider; der Buchbinder trägt Brillen, wie der Profeſſor, den er broſchirt. Man tritt auf der Gaſſe irgend einem ſanftmüthigen Alten auf die Zehen, und ſiehe da: bei'm Licht betrachtet iſt er ein kriegsgewaltiger Obriſt. Man rennt in einem Winkel an einen wildrauferiſch dreinſchauenden Kerl, und ſiehe: er iſt ein Hofballettänzer. Der Bankerott fährt vierſpännig nach Ungarn oder Texas durch; der geniale fürſtliche Herr botaniſirt, flanirt und ſpaziert als beſcheidner Fußtouriſt von Land zu Land. Und weil ſich denn wohl etwa begibt, daß des Königs Stiefel zerreißen, wie grobgemeines Schuhwerk, und daß der Bankerott vornehmer ausſieht, als die plebejiſche Ehrlichkeit, ſo iſt gewiſſen Verwechslungen und Mißgriffen gar nicht auszuweichen.

Und eben darum iſt einſtmals am Abend Einer in den Falken zu Ichweißnichtwo gekommen, aus dem nicht der Wirth, nicht ſein Kellner haben etwas machen können, juſt weil ſo vieles aus ihm zu machen war.. Denn er konnte ſeyn:

Ein Student mit langen Haaren und Bart und landsmannſchaftlichen Bändern, und zwar Einer, der ſchnurgerade vom Staatsexamen abgefahren; denn von ſeiner Stirne predigte edle Reſignation: „Alles iſt eitel.“

Ein vazirender Handlungsdiener mit langem Bart und Haar, der ahnungsvoll an's Schickſal die Frage ſtellt: Wo werd' ich demnächſt ſerviren?

Ein malender Künſtler, ganz Haar, ganz Bart, mürriſch ſitzend auf den Trümmern ſeines Roms und unwillig brummend: Ich habe mein Oel (Oelfarbe) vergebens verſchwendet.

Ein muſizirender Künſtler mit Troubadourlocken und Minſtrelbart, dem der Hohn von den Lippen ſingt:

„Ich kaufte dieſes Schloß von dem, was ich erſparte…“

Oder: ein agirender Künſtler, der ſich fragt: „Und darum Räuber und Mörder?“

Oder: ein reiſebeſchreibungsluſtiger Touriſt auf ſeiner letzten Etape zum Verleger.

Oder: ein pythagoräernder Philoſoph und Dichter nach Hegel und Schlegel, Fatumernſt und Gottbewußtſeyn in ſich tragend.

Oder — oder — oder — in's Unendliche. Ein leicht zu verkennendes, gewiß ſchon tauſendmal verkanntes unbegriffenes Individuum. Ein matt gefüllter oder durchaus leerer Torniſter, ſeinem Herrn anhängend mit bedenklicher Gleichgültigkeit, machte keinen erfreulichen Eindruck auf Wirth und Kellner. Eine Komödie ohne Effekt und ein Ränzel ohne Effekten laſſen beide den Zuſchauer kalt.

Indeſſen iſt der Falkenwirth ein wackrer Mann, und wirft, die da kommen nicht aus dem Hauſe. Ebenſogut wie einen andern honetten Menſchen wies er den räthſelhaften Gaſt links in's Honoratiorenſpeiſezimmer, befahl, ihm ein Zimmer zu rüſten, und zwar vorne, nach der Gaſſe gelegen, und ließ ihm Speiſe und Trank vorſetzen.

Der Fremde machte ſich's bequem und war geſchwinder im Falken zu Hauſe, als das Dutzend von andern Fremden, das lange vor ihm angekommen war, und juſt deliberirte, ob es nicht vom ſchönen Abeud profitiren und geſchwinde den Donau- (oder wie ſonſt der Fluß heißt) Urſprung anſehen ſollte. Lange war die Frage im Stich, wie die Schweizer ſagen; endlich mehrten ſie noch einmal und das Mehr ging auf Ja. — Der Wirth ließ einen Knecht rufen, die Fremden zu führen.

„Wenn's erlaubt wäre, mich den Herren und Damen anzuſchließen?“ fragte der zuletzt gekommene Gaſt; „es ginge dann in einem hin.“ — Er meinte das Trinkgeld: denn zu jener Zeit war der Donauquell, oder wie man's nennen mag, noch überbaut und eine kleine Belohnung für den Zeiger üblich.

Die Herren und Damen ſagten natürlich abermals Ja, und der Zugänger kämmte dankbar lächelnd ſeinen Bart glatt, und ſchüttelte von der Mütze den Staub.

Leiſe jedoch hinter ihm her kam der Kellner, um boshaft höflich ihm unverſehens auf den Zahn zu fühlen.

Er legte nämlich dem Gaſt plötzlich das Fremdenbuch und die Feder vor, und lächelte fein: „Wär's gefällig, mein Herr?“

Aber es war dem Reiſenden meuchlings nicht beizukommen. „Recht gern; ſagte er alſobald und ruhig, nahm mit der Rechten die Feder und mit der Linken langte er in die Taſche, zog einen Kronenthaler daraus hervor, und reichte denſelben freundlich dem Kellner und ſagte ebenſo freundlich: „Sie wechſeln mir wohl indeſſen den Thaler, mein Guter?“

Ueberraſcht blinzelte der Kellner den Wirth an, der flüchtig den Thaler beſah, ihn vom ächten Schrot und Korn befand, und ſchleunigſt — mit erleichtertem Herzen — die Wechſeloperation vollzog.

„Diesmal hätten wir uns in dem Gaſt geirrt;“ ſagte er, nachdem die Fremden hinweggegangen, zu ſeinem Oberkellner. „Da ſteht auch ſchwarz auf weiß im Buche: Alexander Graf von Mannenbach, Rentier; kommt von Tryberg, geht nach Schaffhauſen. **A la bonne heure**; ſchreibt eine ſchöne Handſchrift, der Herr Graf... und, **à propos**, mein Lieber, geben Sie ihm das beſſere Zimmer neben an dem bisher für ihn beſtimmten. Es ſchickt ſich ſo, und den Torniſter trag' ich ſelbſt hinauf.“

Was auch geſchah, und weil der Falkenwirth ein durchaus braver Mann iſt, erlaubte er ſich nicht den winzigſten indiskreten Blick auf, oder gar in den Torniſter.

Die Geſellſchaft der Falkengäſte kam ſehr wohlgelaunt nach Hauſe. Der Herr Graf Alexander, oder Alexander Graf von Mannenbach hatte ſie köſtlich unterhalten. Von ſeinen vielſeitigen Kenntniſſen hatten die Herren noch viel zu reden, die Damen lachten ohne Ende über ſeine Anekdoten und Schwänke; und zwar um ſo unverholner, als der geprieſene Alexander nicht zugegen, indem er ſich im fürſtlichen Garten, zur Seite ſpazierend, von der Geſellſchaft verloren. Seine neuen Freunde mußten zu ihrem Leidweſen ſchlafen gehen, ohne ihn wiederzuſehen; ja ſogar am frühen Morgen abreiſen, ohne ihm Adieu zu ſagen.

Allein der Falkenwirth erwartete geduldig den Gaſt und hielt ihm das Nachteſſen warm, und richtig kam Alexander heim, bevor noch der Nachtwächter gerufen. Er ſchien luſtig, aufgeweckt; ſchimpfte nur wenig über den gänzlichen Mangel an Laternenlicht in des Städtchens Gaſſen, und über die Pflaſterdefekte, und über die Frachtwagendeichſeln, die in finſtrer Nacht, ohne Warnungszeichen auf der Straße aufgepflanzt, des einſamen Wanderers Bruſt und Magen tödtlichſt bedrohen.

„Dieſe Stadt iſt ein niedliches, niedliches Neſtchen, und auch die Umgegend finde ich ſo ſcharmant, daß ich Luſt habe, mehrere Tage hier zu verweilen; rief er: auf dieſen frommen Entſchluß, Herr Wirth, laſſen Sie mich noch einen Schoppen Wein ſetzen; denn ich bin wahrlich guter Dinge.“

Man muß ſelbſt ein Ichweißnichtwoer ſeyn, und einmal von einem Reiſenden — es kommt nicht oft vor — ſogar die Gegend, worinnen die Reſidenz gelegen, loben gehört haben, um ſo recht aus dem Fundament mitzuempfinden, wie dem Gaſtwirth das Herz hüpfte, und wie gern er dem wackern Gaſt ſeine Flaſche füllte. — Und ſo gab ein Wort das andere. Natürlich fragte der Wirth beſcheiden nach dem Wie, Wann, Woher und Wohin des Herrn von Mannenbach, und meinte, derſelbe müſſe ſchon ein groß Stück Welt geſehen haben?

Der Graf ſchmunzelte biederherzig und ſagte hierauf: „Das denke ich auch, mein lieber Herr. Bin ich nicht, um zum Exempel gleich von vorne anzufangen, in New-York geboren worden, indeſſen immerhin ein Sohn deutſcher Eltern, die am Niagara ein Landhaus hatten, und mit denen ich ſpäter zur See nach London umkehrte, aber nach wenigen Jahren gen Petersburg fuhr, wo ich in der Chevaliergarde meinen Platz fand? Hab' ich dazumal nicht das Unglück gehabt, einen Kameraden im Duell zu erſtechen, und mußte ich nicht über Orenburg nach Chiwa, von da nach Calkutta mich flüchten? 's iſt freilich nicht der Mühe werth zu ſagen, wie lange ich mich ſpäter in Neuſeeland aufhielt und die Civiliſation auf den Freundſchaftsinſeln verbreitete. Genug, daß ich zeitig genug in Kairo eintraf, um meinen Onkel, den alten General, noch am Leben zu finden, der aber durchaus in Jeruſalem begraben ſeyn wollte, wie ihm auch geſchah von Seiten ſeines Univerſalerben. Ich habe vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß ich dieſer Jenige bin. Ich rede juſt nicht gern davon. Ich habe die knappen Allüren meiner mittelloſen Jugendzeit beibehalten. Ein kluger Mann ſteckt nicht alle ſeine Eier in *einen* Sack. Brauchten die Beduinen, die Tſcherkeſſen, die Kalabreſen, die Sachſenhäuſer und wie alle die räuberiſchen Nationen heißen, deren Territorium ich zu bereiſen hatte, brauchten ſie zu wiſſen, daß ich mich jetzo weniger um Zehntauſend Pfund zu bekümmern habe, als vprdem um einen Pfenning? Das Prahlen iſt nicht meine Sache; Sie merken das wohl, lieber Herr; aber Klugheit iſt dagegen mein Steckenpferd. Klugheit und Waſſer; — geben Sie mir noch einen Schoppen von Ihrem köſtlichen Markgräfler. Ich habe ihn, auf Ehre, nur in Baſel ſo gut getrunken. — Alſo, wie ich ſage: Klugheit und Waſſer: dabei bleibt der Menſch nüchtern nnd naturgemäß. Und das Waſſer, Herr, iſt meine Paſſion. Bin ich nicht als kleines Kind im Niagara — in der großen Kaskade daſelbſt — gebadet worden? Habe ich nicht auf der Themſe, im Kanal, im ſchwarzen und rothen Meer mein Schifflein getrieben? Komm' ich nicht ſchnurgerade vom Tryberger Waſſerfall, von der Donauquelle, und will ich nicht pilgern zum Rheinfall und von dannen zum Staubbach, zum Aarfall, zur Pisse-vache, zu den Quellen von Leuk, zu Venedigs Lagunen, an Neapels Geſtade, zu den Strudeln des Faro von Meſſina, zu den Wundern der Propontis und des Bosporus? Da ich nicht mit dem Eilwagen gehe — es iſt mir zu unbequem und gemein — fehlt es hier doch nicht an Fuhrgelegenheiten nach Schaffhauſen?"

„Durchaus nicht, Herr Graf;" berichtete der Wirth. „Sie können augenblicklich bedient werden." — „Ha, wenn das iſt — ſagte der fremde Herr leutſelig — ſo will ich meinen Füßen ein paar Tage Ruhe gönnen, und dieſes reizenden Städtchens, dieſes gaſtlichen Hauſes mich freuen. Ja, das will ich. Schnelle Pferde ſollen mir die Zeit, die ich träge aufopfere, ſchnell wieder einfangen. Was meinen Sie?"

„Ganz zu Befehl. Allerdings. Es wird uns eine Ehre ſeyn;" antwortete der Falkenwirth, den Leuchter ergreifend, da ſein Gaſt ſich gähnend vom Stuhle erhob.

„Und mir ein Vergnügen, Herr Wirth. Ihre Küche iſt ausgezeichnet. Solche leckre Hausmannskoſt iſt meine Paſſion. Auf meinen Schlöſſern — nun, Sie ſollten's ſehen, ich mag nicht davon ſprechen, wie dort meine Küche beſtellt iſt. Aber auf der Reiſe — in den Hotels erſten Ranges verdirbt man ſich den Magen mit franzöſiſchen und engliſchen Speiſekünſteleien. Ich bin durchaus für das Praktiſche, Herr Wirth. Laſſen ſie mich daher Morgen ruhig ausſchlafen. Schlaf, Waſſer und Klugheit ſind mein Steckenpferd. Und ein excellenter Kaffee, ohne Surrogat, hübſch ſtark, hübſch heiß — in Sierra-Leone hab' ich mich an die Hitze gewöhnt — iſt wiederum meine Leidenſchaft. Sie ſorgen wohl dafür, mein trefflicher Wirth?“

Und dreimal gähnte er dem Dienſtfertigen „gute Nacht“ zu, und der Wirth ging hinunter, ganz betäubt von den koloſſalen Reiſeberichten des Fremden, und träumte von zwölf bis fünf Uhr nichts als Wüſtenbewohner, Waſſerfälle, brauſende Ströme und gefährliche Sachſenhäuſer, dahin ſchwimmend auf hohen Fluthen von „Eppelwein.“

Die Nacht bringt Rath. Der glühende Enthuſiasmus des Abends iſt gewöhnlich am nächſten Morgen karthäuſerblaß geworden. Die Stunden vor Schlafengehen gehören der ſchöpferiſchen Phantaſie; Aurora ſetzt wieder die nüchterne Wirklichkeit auf den Thron. Wir könnten noch allerlei bunte Gleichnißmäntelchen um dieſe ſehr gewöhnliche Wahrnehmung hängen, und das wäre vielleicht recht ſchön. Vor der Hand wollen wir es indeſſen, da die Zeit drängt, bei den obigen bewenden laſſen.

Alſo: die Nacht bringt Rath, und der Falkenwirth ſteht trotz aller wilden Träume, mit kühlem Kopfe auf, und denkt bei ſich: „Ich will meinem Herrn Grafen von Mannenbach doch heute ſeine Rechnung präſentiren laſſen. Wer weiß, wozu es gut iſt? Mein Kellner hat eine Stirne wie Eiſen und die Delikateſſe zieht nicht bei ihm, wenn er einmal ſeinen Fremden aufs Korn genommen.“

Sagte ſich's und ſchrieb die Rechnung mit der ſaubern netten Hand, die alle Welt am Falkenwirth kennt, ſo wie auch ſeine Billigkeit bekannt iſt. Die kleine Note lautete ungefähr, wie folgt: Nachteſſen: 52 Kreuzer; drei Schoppen Markgräfler vom Extra: 54 Kreuzer; Logis: 30 Kreuzer; Frühſtück: 18 Kreuzer. Summa: zwei Gulden, vier und dreißig Kreuzer. — „Im ſchlimmen Fall,“ dachte der Wirth ganz vernünftig, „und wenn auch der Herr nur den einzigen Thaler gehabt, und ſogar etwas davon geſtern extra muros ausgegeben hätte, werde ich an meiner Rechnung nur wenige Kreuzer verlieren müſſen, und der Himmel weiß, wie viele von ſelbigen Reſt-Kreuzern ich ſchon in meines Hauſes ſchwarzen Schornſtein geſchrieben habe! Sollte, im Gegentheil, mein Fremder, wie ich doch ein bischen für möglich halte, in der That ein ſolider Kunde ſeyn, ſo mag ich ihn wohl mit der Verſicherung beſchwichtigen, daß meines Hauſes Gewohnheit iſt, allmorgendlich mit der Rechnung vorzufahren.“

Ging ſodann zur Küche, ſchärfte dem weiblichen Perſonale, das gewöhnlich der Verſuchung, den Kaffee mit Cichorien und ähnlichem zu mißhandeln, nicht unzugänglich iſt, die äußerſte Redlichkeit in der Frühſtückbedienung des Herrn Alexander Graf von Mannenbach ein; und als nach wenigen Minuten die Glocke von oben ertönte, und der Kaffee verlangt wurde, auch bald darnach in Bereitſchaft ſtand, hinaufgetragen zu werden, rief der Wirth ſeinem Kellner. Allein: wie vor grauen Zeiten Adam gethan, ſo that heute der Kellner; er ließ ſich rufen und antwortete nicht. Steckte er bei'm Liebchen, oder ließ er ſich gerade die Haare ſcheiteln und einölen, oder ſchlief er noch, vom Morgenſtrahl in Gold gefaßt? davon meldet die Geſchichte nichts.

Und weil auf mehrmaliges Rufen Niemand ſich ſtellte, der dem eleganten Kellner nur im mindeſten ähnlich ſah, ſo faßte ſich der Wirth kurz und ſagte: Selbſt iſt der Mann! ſchob die Rechnung, beſtimmt, gleich einer Sondirnadel Herz und Nieren des Gaſtes zu prüfen, in ſeine Taſche, und ſtieg heldenmüthig die Treppe hinan.

Die Thüre des räthſelhaften Reiſenden öffnend, fiel dem wackern Mann der Muth. Ein reizendes Stillleben herrſchte in der Stube. Alexander Graf, oder Graf Alexander ruhte ſo gemüthlich auf dem Kanapee und hatte an den Füßen Pantöffelchen, und rauchte ſüßlichen Tabak aus einem niedlichen Pfeifchen, und ſpielte kindlich mit einem traulichen Kätzchen, und ein Täubchen ſaß auf dem Sims vor'm offnen Fenſterchen und fürchtete ſich eben ſo wenig vor dem ſchnurrigen Kätzchen, und vor dem freundlichen Männchen mit dem ſüßduftenden Pfeifchen, als vor dem Falken, der drohend im Schilde ſitzt.

Und der Gaſt nickte hold dem Wirth zu, und ſprach befriedigt: „Seit dem Tage, da ich nach einem Sieg im Kaukaſus achtzehn Stunden hintereinander geſchlafen, ſchlummerte ich nicht ſo tief und fromm und ruhig, wie in Ihrem Hauſe, liebſter Mann.“ — „Freut mich ausnehmend;“ verſicherte der Wirth ohne Falſch, und fragte ſich im Geiſt, der Rechnung gedenkend: „Thu' ich's, oder thu' ich's nicht?“

Der Herr von Mannenbach machte ſich über den Kaffee her und roch und ſchmatzte und lobte ſehr den perlweißen Rahm, den aromatiſchen Java, die zierlichen mürben Hörnchen. „Man nennt dieſe in Wien Kipfel;“ bemerkte der Vielgereiſte: „ſie ſind meine Paſſion. Kipfel, Waſſer, Klugheit u. ſ. w. ſind mein Steckenpferd.“

Der letztere Gemeinplatz machte den Wirth mit der Hand nach dem Konto zucken, wie nach einem Dolch. Zur gleichen Zeit jedoch machte der Gaſt eine Demonſtration, langte in die Taſche, zog einen Kronenthaler daraus hervor, und ſagte freundlich: „Sie wechſeln mir wohl bei Gelegenheit dieſen Thaler, mein Guter?“

Verblüfft ließ der Wirth die Rechnung, wo ſie war, ſuchte vergebens nach Münze in ſeinem Beutel. „Es, preſſirt nicht,“ redete ihm der Gaſt lächelnd zu: „Ich bedarf des kleinen Geldes heute Morgen erſt, wenn ich ausgehe, zu einigen winzigen Ausgaben. Von meinem geſtrigen Taſchengeld iſt mir nur wenig geblieben. — Sie haben allerlei Verlockungen in Ihrem Städtchen,“ ſetzte er, ſo gewiß perfid ſchmunzelnd, hinzu.

Der Falkenwirth, indem er unten die Münze holte, warf die Rechnung in den Winkel und ſchmälte ſich derb aus: Dummer Argwohn gegen einen feinen Kavalier! Ein bischen locker iſt der Herr vielleicht; denn ich zum Beiſpiel wüßte nicht, wie ich hier im Städtchen binnen ein paar Stunden Abendſtreicherei einen großen Thaler anbringen ſollte . .? aber freilich: Jugend hat nicht Tugend, und immerhin noch gut, wenn ſie wenigſtens Geld hat. — Somit trug er das Geld hinauf, empfahl ſich dem ſanftgeruhigen Fremden angelegentlich, und ging unbekümmert ſeinen übrigen Geſchäften nach.

Der Fremde ging aus, ſeiner Neugier zu genügen. Das Wetter war herrlich, Sonnenſchein auf Wäldern und Auen. Die Finken ſchlugen, die Droſſel ſang. Endlich läutete auch die Mittagsglocke auf dem Thurm, dann im Falken. Endlich kam auch Alexander wieder nach Hauſe. Mit dem Appetit eines ächten Touriſten warf er ſich auf die Mahlzeit. Die übrigen Gäſte ſchauten verwundert zu; doch erſetzte er ihnen, was er von ihrem billigen Antheil uſurpirte, durch ſeiner Unterhaltungsgabe Fülle, und die Heiterkeit herrſchte an der Tafel unumſchränkt.

Nach dem Eſſen verwandelt ſich das Gaſthaus in eine Kaffeewirthſchaft, von Bürgern und Angeſtellten fleißig beſucht. Die Würfel klappern, die Karten rauſchen; auch das Billard lockt ſeine Liebhaber. „Machen wir eine Parthie?“ fragt ein luſtiger junger

Mann den Herrn von Mannenbach. — „Von Herzen gern. Wie hoch ſpielen Sie hier zu Lande?“ — „Ei, 's iſt kaum der Rede werth: um den Kaffee, oder nur um das Billardgeld.“ — „Das iſt wenig;“ lacht der Fremde: „ich ſpiele, ſeit ich in Wien und Peſth geweſen, die Parthie eigentlich nur um zwei Gulden Münze; aber ländlich ſittlich. Der Fremde muß ſich nach den Gebräuchen des Landes richten. Zu Ihrem Befehl alſo, mein Herr. Kellner, Sie wechſeln mir wohl indeſſen dieſen Thaler, mein Guter?“

Gefällig und gehorſam thut der Kellner, was verlangt wird. „Ei, ei,“ flüſtert er dem Wirth zu, „wir haben uns in Dem geirrt!“ — „Merken Sie ſich für die Folge,“ antwortet ihm der rechtſchaffene Principal, „daß nicht die Kleider den Mann machen, und daß eines Gaſtwirths Pflicht iſt, Jedermann human und vorurtheilsfrei zu empfangen.“

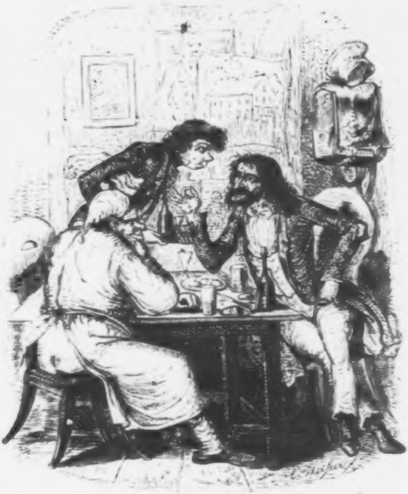
Graf Alexander ſpielt einige Parthieen. Seine Gewandtheit im Spiel, ſein Deſſein, ſeine großſtädtiſche Ruhe erregen allgemeine Theilnahme. Sein Gegner verliert immerdar, aber verliert mit Vergnügen. „Sie ſind mein Meiſter;“ ſagt er, das Spiel beſchließend und ſtreckt das Queue vor dem Sieger. „Ein Teufelskerl!“ brummt wohlgefällig ein derber Förſter. — „Ein coulanter Menſch!“ ruft begeiſtert ein Reiſender in Baumwolle.

Alexander entzieht ſich den Huldigungen, um den Abend im Freien zu genießen. Müde, aber höchſt zufrieden, kommt er ziemlich ſpät nach Hauſe, findet abermals den Falkenwirth allein. — „Mich freut es,“ ſagt er, tapfer eſſend und trinkend, „mich freut's gewiſſermaßen, daß ein hieſiges Publikum am Abend das Bier aufſucht, und mich hier ungeſtört mit meinem lieben Wirth zum Falken verkehren läßt. Einen trefflichern Gaſtwirth — ich ſag's, auf Ehre — hab' ich unter allen Graden der Erdkugel nicht kennen gelernt. Sie ſind ein artiger, ein kluger Mann, und Sie wiſſen ſchon, daß Klugheit u. ſ. w. meine Paſſion iſt. Aber — was Sie nicht wiſſen und was mir ſchon zur Paſſion geworden — rathen Sie's?“

Der Wirth ſchüttelte den Kopf. Aeußerſt gnädig ſprach nach kurzer Pauſe der freundliche Alexander: „Ich hab's bei mir beſchloſſen: ich will mich hier ankaufen. Dummköpfe, die, wenn ſie von hieſigem Lande reden, auch zugleich ein Wort von Kleinſibirien und Deutſchkamtſchatka anzubringen nicht verſäumen! Naſeweiſe ſonder Gleichen, die nicht wiſſen, was ſie reden, und wie geſund ihrem eignen dürren Schädel der friſche Wind wäre, der über dieſe Hügel und Wälder weht! Ihre ſchlechten Witze können jedoch nicht einen Mann irre machen, einen Mann, wie ich Einer bin, der einen ganzen Winter im Himalajagebirge zugebracht hat, um das wilde Eisthier zu jagen, und aſiatiſche Gletſcher-Luſt und Luſt zu genießen; einen Mann, der nur zwei Klafterlängen von der allerallerhöchſten Bergſpitze aller Welten entfernt war! Schade, daß man nicht ganz und gar empor zu dringen vermag! Schnee und Nebel leiden's nicht. — Doch das bei Seite. Wiſſen Sie mir nicht hier ein Haus von nobler Art? Nicht gar zu theuer müßte es ſeyn, doch würd' ich gern ein zwanzigtauſend Gulden daran wenden?"

„Wenn's Ihr Ernſt iſt, Herr Graf," antwortete der Falkenwirth, „ſo dürfte wohl um ein billigeres etwas ganz artiges hier aufgefunden werden."

„Sie entzücken mich. Ein Beſitzthum hier iſt meine Leidenſchaft. Ich möchte gern alljährlich einige Wochen hier zubringen. Ich würde meine Klimaleiter hier um eine zweckmäßige Sproſſe reicher machen. Sie ſollen hören, was ich mit dieſer Leiter meine. Ein leidenſchaftlicher Liebhaber von zarten Gemüſen und feinen Früchten, genieße ich dieſelben gar gerne ſo oft und lange im Jahre, als es immer thunlich iſt. Darum hab' ich in diverſen Ländern Güter und Häuſer in Stadt und Campagna aquirirt, und mache darinnen meine Jahrsſtationen durch. Natürlicherweiſe kommt z. B. in Neapel die zarte Verdura früher vor als in Breſcia, als in Brixen, als am Bodenſee, als hier, als zu Regensburg, als im Fichtelgebirge, als in der Mark, als in Petersburg. Darum klimme ich meine Leiter langſam hinan. Wenn noch hier Winter iſt, ſpeiſe ich in Sorrento grüne Erbſen, die ich ſpäter in der Lombardie ditto ganz friſch genieße, die mir dann am Genferſee wiederum begegnen, bis ich im Auguſt hier finde und ſo weiter bis an Lappland's Gränzen. Mit den Früchten iſt's daſſelbe. Ich fange mit der Orange im Süden an, mache alle Obſtſaiſons in allen Ländern durch, finde hier etwa im September die erſte Erdbeere, in Norddeutſchland die Meraner-Traube und ſo weiter, bis ich in Moskau wiederum zur portugieſiſchen oder meſſineſiſchen Apfelſine gelange. Rechnen Sie dazu die Fülle von Genüſſen an Fiſchen, Auſtern und anderm Luxusgethier, das ſtufenweiſe ſo zu



ſagen mir entgegen ſchwimmt ganz friſch, ganz jung und fein, und Sie werden zugeben, daß …“

Der Falkenwirth beeilte ſich, da der Gaſt etwas inne hielt, zu betheuern, daß die Erdbeere des Vaterlandes wohl ſchon früher als im September auf ſeiner Tafel zu finden ſei.

Luſtig ſchmeichelnd, wie man einem Kinde thut, das ſich ohne Urſache ängſtigt oder erzürnt, entgegnete der Gemüſe- und Orangenfreund: „Ei nun, das ſoll uns nicht entzweien und nicht ſtören. Ich ſtatuire Ihnen meinetwegen die Erdbeere ſchon im Juli. Ein Grund mehr für mich, meine Präſenz in hier ein paar Wochen früher anzutreten. — Im Ernſt aber, Falkenwirth: Ihr müßt wahrhaftig meinen Mäkler machen. Nicht wahr? gebt mir die Hand darauf, und trinken wir noch eine gute Flaſche miteinander. Auf meine Koſten natürlich. Ich habe Euch liebgewonnen, darum verzeiht Ihr mir wohl eben das Ihr; he? In der biederherzigen Schweiz ſagt man auch nicht anders zu guten Freunden, und gute Freunde, Klugheit, Waſſer und ſo weiter …. Ihr kennt mich ja ſchon durch und durch, und meine Gedanken.“

„Welchen Wein befehlen Sie, Herr Graf?“ fragte der Wirth, der, ſelbſt treuherzig und gut, an Güte und Treuherzigkeit glaubte. — „Ich ſollte denken, eine Flaſche guten Klingelbergers würd' es thun;“ meinte der Gaſt. —

Eine Minute ſpäter ſtand der köſtliche Trank aufgepflanzt. „A propos,“ ſcherzte der Herr von Mannenbach: „Laſſen Sie mich doch Morgen meine Rechnung bezahlen. Ich verſchwende ja wahrhaftig in Ihrem Hauſe, wie ein Thor. Was halten Sie davon, lieber Mann?“

„Daß es mit der Rechnung ſeine guten Wege hat,“ äußerte der Falkenwirth erröthend; „daß die Kleinigkeit nicht der Rede werth, und daß ich um Erlaubniß bitte, des Herrn Grafen Geſundheit trinken zu dürfen.“

Beſcheiden und freundſelig dankte der Gaſt, und ſetzte, wie hingeworfen hinzu: „Ich werde dennoch längſtens übermorgen reiſen müſſen, um in Schaffhauſen meine Koffer einzuholen. Ich ſehe wahrlich wie ein Vagabund aus. Wäre ich im Beſitz meiner Uniform und der Zubehör, ich würde ſuchen, bei Hof mich einzuführen. Doch behalt' ich mir's für die Zukunft vor. Stoßen Sie an, lieber Mann. Auf mein neues Haus, wo möglich, in Ihrer Nachbarſchaft!“ — Sie tranken ſelig.

Mitten in die Seligkeit tappte der Hausknecht, ein paar Stiefel in der Hand. „Des Schuſters Junge brachte ſie,“ meldete der Menſch: „ſie gehören dem fremden Herrn da, und ſind trefflich beſohlt, nach des Herrn Befehl.“

„Charmant!“ äußerte Alexander: „ſehr ſchnell und gut gefertigt. Sie koſten?“

„Einen Gulden, lieber Herr.“

Flugs war wieder des Fremden Hand in der Taſche und lächelnd fragte er: „Wollen Sie mir wohl noch einmal dieſen Thaler wechſeln, Falkenwirth?“

„Bah, bah,“ antwortete der Wirth: „der Kellner ſoll das Geld nur auslegen. Ich ſetze es Ihnen dann ſchon übermorgen auf die Rechnung.“

„Es lebe der Kredit! rief Alexander wohlgemuth ſpottend, indem er ſeinen Thaler wieder einſchob. „Sie ſind ein galanter Mann. Ich bin nicht umſonſt in Ihrem Hauſe ſo heiter geworden, obſchon ich müde und verdrießlich es betrat. Aber eine formidable Rechnung wird's doch abſetzen, fürchte ich, mein Guter. Nicht wahr? ha ha ha! Stoßen Sie an!“ Der Hausknecht ging. Wirth und Gaſt blieben und tranken immer ſeliger.

Jetzt iſt's an der Zeit, zu ſagen, daß der Falkenwirth außer ſeinem Hotel noch ein Haus und ein Bäschen hatte, das erſtere dreißig, das letztere achtzehn Jahre alt; beide ſchön und nett und zierlich. Mit dem Herrn von Mannenbach hatte der Falkenwirth drei Flaſchen Extra-Klingelberger getrunken. Aus der letzten hatte er den Tropfen, der zu viel iſt, geſchlürft, und ſomit träumte er wiederum, und zwar vielerlei, und zwar manches von ſeinem Haus und von ſeinem Bäschen, das ihm, dem ſoliden verheiratheten Mann, noch niemals im Traum erſchienen war. Dennoch war ſogar der Traum aus der dritten Flaſche ein höchſt anſtändiger, denn er handelte nur von einer brillanten Hochzeit, die der Graf Alexander mit eben ſelbigem Bäschen hielt, und die in eben jenem dreißigjährigen Hauſe ausgerichtet wurde, das der Graf gekauft und generös bezahlt hatte. Alexander war Hofkavalier geworden, das Bäschen als ſeine Gemahlin hatte Eintritt im hohen Zirkel, Glück und Ehre ſchwenkten ihre Paniere über den Häuptern des reizenden Paars. Ach, das war ſo angenehm! Der Falkenwirth ärgerte ſich, als ihn des Hofhunds Gebell aus dieſem ſchönſten aller Fantaſieluſtſpiele aufweckte. Und während er ſich ankleidete und als manierlicher Mann für den Tag aufſtutzte, verließ ihn nicht der Gedanke: „Warum ſollte denn der Traum nicht zur Wirklichkeit werden?

Röschen iſt ſchön und appetitlich, das Haus iſt wie ein Puppenſchränkchen aufgeſchniegelt, der vielgereiste Graf von Mannenbach ſcheint ein bereitwilliges Herz und eine große Selbſtſtändigkeit zu beſitzen. Es haben wohl ſchon vornehme Sonderlinge und Nichtſonderlinge ein bürgerliches Bäschen geheirathet. Warum denn alſo nicht?“

Mit dieſem Gedanken trat der Falkenwirth in die gemeine Gaſtſtube, um nach dem Rechten zu ſchauen, und winkte freundlich, wenn gleich zerſtreut, einem frühen Kunden zu, der wohlgemuth hinter ſeinem Schnapsgläschen ſaß. „Ei, ei, Meiſter Stübich, ſo früh, ſo früh? Ein ſeltner Gaſt. Schon ſeit einer kleinen Ewigkeit nicht da geweſen?“

Der Andre verſetzte: „Drum will ich heut mit dem Eilwagen nach Stockach und weiter an den See. Die Früchte ſind ſo rar und theuer. Kaum, daß ich genug ausbacken kann. Vielleicht find' ich zu Ueberlingen auf dem Markt, was ich brauche. Drum bin ich aber auch krank geweſen an einem geſchwollenen Fuße und konnte nicht ausgehen bis dato.“

„So ſo? Thut mir leid. Laßt's Euch ſchmecken, Meiſter. Ihr habt noch eine Viertelſtunde Zeit und man hört den Poſtknecht deutlich blaſen, wenn's drüben fortgehen ſoll.“

„Freilich, freilich. Noch ein Gläschen. Die Luft iſt kühl und ich bin zum erſtenmal ſeit ſieben Wochen ausgegangen.“

„Gratulire. Viel Glück zum Ausgang und zur Reiſe. Gott führe Euch ehrliche Leute und keine Spitzbuben über den Weg.“

„Je nun, wie's kommt, wie's kommt. 's iſt freilich nicht mehr wie vor alten Zeiten, da noch Rechtſchaffenheit im Lande war. Damals wußte man noch nichts von den verdächtigen Geſichtern, die Einem jetzo überall begegnen.“

„Aber man kann ſich auch irren, lieber Meiſter. Es iſt nicht ein Jeder ein Lump, der darnach ausſieht.“

„Das gebe ich zu. So will ich Euch ſagen, Falkenwirth ...“

„Ich habe auch ein Exempel bei der Hand und im Hauſe. Kommt da vorgeſtern ein Fremder an ...“

„Vergeßt nicht Eure Rede, Falkenwirth. Eben auch vorgeſtern Abends war es, daß ein Menſch an meinen Laden klopfte ... —“

„Ein Handwerksburſch ohne Zweifel oder ein ausgedienter Militär. Das müſſen ſich die Bäcker am Ende der Vorſtadt ſchon gefallen laſſen. Aber ſtellt Euch vor, mein Fremder iſt ein flotter vornehmer Mann ... —“

„Meinetwegen, hört indeſſen nur von meinem Klopfer weiter. Elendig ſah er aus, und ich will ſchon mein Fenſter zuwerfen mit einem unfeinen: „„'s Betteln iſt verboten . . .““

„Aha! hab' ich mir doch eingebildet, daß es Bettelei war . . ! —“

„Da zieht der Menſch eine Handvoll Groſchen und Batzen aus dem Sack und ſagt mir patzig: Umgekehrt iſt auch gefahren, Meiſter Sauerteig. Ich wollt' Euch gebeten haben, mir einen Kronenthaler zu ſpendiren für dieſe Münze.“

„Einen Kronenthaler?“

„Nun: wir Bäcker haben immer ſo ein kleines Wechſelgeſchäft am Laden, das nichts trägt, wo wir bald klein für grob, ſeltener grob für klein geben. Ich brauchte aber Kleingeld und zählte des Burſchen Münze und ſie war alleſammt gut, und ich gab ihm dafür den Thaler gerne.“

„Natürlich. Aber ich ſehe noch nicht ein . . . .“

„Wer der Menſch war? das weiß ich ſelber noch nicht. Vielleicht dennoch ein Fechter und ein Bettler, aber von den nobeln, [illegible] alle Welt gibt, und ein ökonomiſcher, das muß ich ſagen. Denn er kam geſtern Vormittags abermals und kaufte ſich wieder einen Thaler für ſeine zwei Gulden zwei und vierzig. Diesmal hatte er Zwölfer und Zwanziger . . . .“

„Zwölfer und Zwanziger? Geſtern? Was Ihr ſagt!“

„Und, ſtellt Euch vor: am Abend — ziemlich ſpät, es war ſchon dunkel, brachte derſelbe wieder dieſelbe Summa in Käsperlen und Sechſern. Mir wollte jetzo das Ding doch etwas auffallen, aber er ſagte ganz ruhig: Thut mir nur noch einmal den Gefallen. Morgen bin ich ſchon weit und werd' Euch nicht mehr überl[illegible] ſein.“

„Hat er geſagt? Erlaubt, Meiſter: ich muß auf einen Augenblick hinaus.“

Nun hätte Einer den Falkenwirth wie einen Hirſch über die Stiege ſpringen ſehen können, und an des Grafen Zimmer, und „poch, poch.“ klopfte er, [illegible] noch einmal, und zum drittenmal; und alles blieb ſtill. E[illegible] mit dem langen Geſichte des Falkenwirths hätte jetzo das ganze Haus zuſammengerufen, einen Schloſſer beſchickt, einen Skandal gemacht. Aber der Falkenwirth iſt nicht von ſelbigen, ſondern ein beſonnener Kopf, und darneben ein Tauſendkünſtler und Bäſchler. Niemand könnte beſſer in Stuben und Schränke einbrechen als Er, und zwar ganz ſubtil, denn er weiß mehr, als mancher Schloſſer und ſo weiter von Profeſſion.

Aber der Falkenwirth iſt ein Ehrenmann und macht ſeine [illegible] nur, wo er darf. Und hier, im eignen Hauſe, durfte er gewiß. Er holte aber in aller Heimlichkeit ſein kleines Handwerkszeug und ehe Einer Hundert gezählt hätte, war die Thüre des Grafen offen, wenn gleich von innen verriegelt und vermacht. Sieh da: das Neſt war leer. Der Vogel hatte noch recht brav und ruhig darinnen geſchlafen, das war zu merken. Aber alle übrige Spur von ihm war verſchwunden, und das offne Fenſter ließ errathen, wo für ihn der Zimmermann das Loch gelaſſen. Der erſte Stock im Falken iſt aber auch nicht hoch, zum Glück, und kann ein langgewachſener Mann ſchier mit der Hand hinauf an's Fenſter langen. Kurz: der Graf war fort und alle Pläne, die das Haus angingen und das Bäschen, waren fort mit ihm.

Als der Falkenwirth herunter kam, hatte auch der Poſtillon geblaſen und der Bäcker ſich davongemacht. Dem Kellner ſagte der geſcheidte Wirth ſo beiläufig und ganz unbefangen: „Es braucht kein Kaffee in Nummer drei gebracht zu werden. Der Herr [illegible] ſind in aller Frühe abgereiſt und haben dieſen kleinen Th[illegible]er Bedienung zurückgelaſſen. Steckt ihn in die Büchſe. M[illegible]dert nur, daß er nicht nach ſeiner Gewohnheit, einen ganzen Thaler hergeſchenkt hat.“

So half ſich der Falkenwirth vor ſeinen Leuten, und wurde daher nicht von ihnen verſpottet. Nachdem er jedoch durch die Rechnung des Herrn von Schweißnichtwer einen dicken Strich gezogen, lachte er ſelber über des muntern Herrn Wechſelgeſchäfte und konnte ſie ſeinen Freunden nicht lange vorenthalten. Da lachte er nun zwar nicht mehr allein, aber weil es Einem doch bis in's Herz Spaß macht, wenn Einer Einen ſo artlich betrügt, daß Einer noch Plaiſir daran hat, ſo ſagt bis auf den heutigen Tag der Falkenwirth gar manchmal, wenn er von dem vielgereiſten Wechsler und Grafen redet, mit gutmüthigem Schmunzeln: „Bygott! Wenn der Kerl noch einmal käme, ich müßte ihm einen Kronenthaler ſchenken ohn Gnade, weil er ſein Stücklein ſo brav gemacht hat.“

Aber der Mann im Bart muß von des Falkenwirths Abſichten nichts erfahren haben, denn er iſt bis zur Stunde nicht mehr gekommen.

Der Ring des Alarich.

I.

Am 29. November 1695 war in der kaiſerlichen Haupt- und Reſidenzſtadt Wien ein großer Jubel, ein großes Vergnügen für alle Klaſſen des Volks, von der alleroberſten bis zur niedrigſten herab. Des Kaiſers Majeſtät nicht weniger als des letzten Taglöhners Unterthänigkeit nahm herzlichen und fröhlichen Antheil an der allgemeinen Luſtbarkeit. Ein portugieſiſcher Geſandter, der erſte, der an kaiſerlichem Hoſe je geſehen worden, hielt, nach Ausgleichung der vieljährigen Zerwürfniß zwiſchen dem Kaiſer und dem emporgekommenen Hauſe Braganza, ſeinen Einzug in das alte Wien.

Kaum mit größerer Begeiſterung waren zwölf Jahre zuvor die Helden empfangen worden, die das ungeheure Türkenheer zerſtreut und die bedrängte Stadt, der Chriſtenheit Vormauer, aus der höchſten Noth errettet hatten. — Der Einzug des Botſchafters von Portugal befriedigte Leopolds Stolz und Hoheitsgefühl; er blendete aber auch durch niegeſehene Pracht die Augen des Volkes. Kaum zu zählen waren die glänzenden Karoſſen und Sänften, die Menge der Pferde, die Schaaren der bewaffneten Garden und der Dienerſchaft goldſtrahlende Reihen. Aus der Mitte ſeiner Kavaliere und Hausbeamten leuchtete der Geſandte ſelber hervor, wie der blitzende Diamant aus matten Perlen und farbigen Edelſteinen. Er feierte an jenem Tage den Triumph ſeiner Eitelkeit und ſeines unſäglichen Reichthums. So war denn auch an jenem Tage alles glücklich: der Hof, die Geſandtſchaft, das neugierige Volk der Wiener.

Der Botſchafter war der Fürſt Carl Joſeph von Ligne, Marquis von Aronches; von Geburt ein Niederländer und nicht ſehr reich. Doch hatte ihm das Glück gelächelt: die Prinzeſſin Mariane, die einzige Tochter des ohne männliche Erben verſtorbenen Marquis von Aronches, Souſa, Silva, Tarares und Miranda, war des Niederländers Gattin geworden und ihres Hauſes rieſenhaftes Vermögen ſammt Titel und Ehren ſein Eigenthum. Als ein freigebiger Weltmann bekannt, hatte den Prinzen von Ligne das Loos getroffen, ſeinen König am kaiſerlichen Hoſe würdig zu vertreten. Er war ſeiner Aufgabe völlig gewachſen. Obgleich er ſeine Gemahlin und ſeine beiden jungen Töchter vor der Hand in Portugal zurückgelaſſen, führte er dennoch einen Staat, wie kein anderer der Fürſten und Geſandten in Wien, und ſeine Freigebigkeit und Prachtliebe wurde alſogleich zum Sprichwort. Eine Goldquelle ohne Ende ſchien ihm eröffnet zu ſeyn; Golkonda's Schätzen ſchien er zu gebieten. Sein Haus war der Sammelplatz des höchſten Adels, ſeine Feſte überboten an Zahl und Glanz des Kaiſers Hofprunk. Seine Galanterie bezauberte die Damen, an ſeinem Spieltiſch bereicherten ſich die vornehmen Herren, an ſeiner Tafel rüſtete ſich ein Heer von Lebemännern und Schmarotzern und ſangen ihm Lob und Dank. Er thronte als ein Gott über der hohen Geſellſchaft; den Vergnüglingen war er ein luſtiger Bruder, den Gelehrten ein hülfreicher Freund, den Armen ein rechter Wohlthäter. „Glücklich wie Aronches!“ hieß es in Wien dazumal.

Dennoch — kaum waren ſechs Monate verſtrichen — kam auf der heitern Stirne des geprieſnen und beneideten Marquis eine Falte zum Vorſchein, die ein geheimer Kummer, eine ſtille Sorge darauf gegraben. Nun war der Marquis freilich ein Herr, der ſich ſelbſt bemeiſtern konnte, wenn er vor den Leuten erſchien. In dieſer Kunſt übertraf ihn nicht ſo leicht ein Menſch. Indeſſen vermochte er ſeinen ſchweren Mißmuth nicht ſo gänzlich zu verheimlichen, daß nicht ſein Legationsſekretär Alexander von Vigneiro etwas davon gemerkt hätte.

Dieſer junge Mann war ein Ausbund von Herkunft und Beſonnenheit, und verſchwiegen wie das Grab. Wenn der Prinz von Ligne einen Vertrauten hätte wählen mögen, wäre Niemand dazu geeigneter geweſen, als eben ſein Geſandtſchaftsſekretär. Aber dem Marquis war das Vertrauen nicht wohlfeil abzukaufen. Die Stunde war zwar beſonders günſtig, in welcher der Sekretär einmal zu ſeinem Gebieter anhob: „Was iſt, um der heiligen Mutter willen die Urſache, daß Ew. Excellenz ſo traurig und verſtimmt einhergehen, ſobald Niemand um die Wege, dem Sie Ihr Mißbehagen zu verheimlichen für gut finden? Ihnen und Ihrem Reichthum iſt ja alles unterthänig. Ihr Anſehen iſt unbegränzt. Von Körper ſind Sie wohl und geſund. Nicht minder trefflich befinden ſich Ew. Excellenz Gattin und Töchter, wie die neueſten Briefe aus Evora bezeugen. Hätten Sie Heimweh nach Ihren Lieben? Wie gern würde Ihnen ein Urlaub bewilligt werden, um ſie an Ihr Herz drücken zu können! — Ich bin äußerſt beſorgt um Sie, mein edler Herr. Wenn nicht beſondere Rückſichten es Ihnen verbieten, ſo entdecken Sie mir Ihren Kummer. Wie Sie wiſſen, gehört nicht nur mein bischen guter Rath, ſondern mein Leben und alles, was ich habe, Ihnen als Eigenthum.“

Der Marquis ſaß vor dem Sekretär in ſeinem Lehnſtuhl, hatte die Arme verſchränkt, den Kopf tief auf die Bruſt geneigt, und ſchien anfänglich nicht Willens zu ſeyn, eine entſprechende Antwort von ſich zu geben. Nachdem er ſich jedoch eine lange Weile beſonnen, auch den Blick als wie verſtohlen aber durchdringend auf den vor ihm ſtehenden Vigneiro geheftet, richtete er ſich plötzlich auf, that den Deckel von einer koſtbaren Kaſſette, die an ſeiner Seite ſtand, zeigte auf die darinnen liegenden antiken Münzen und Kleinodien und ſagte: „Ihr wißt, Senhor, daß ich ein Liebhaber und Sammler von Alterthümern bin?“

Alexander verneigte ſich, entgegnend: „Ew. Excellenz werden von den größten Gelehrten zu den eifrigſten Forſchern in der Archäologie gezählt. Ihr Wiſſen iſt groß, Ihr Geſchmack untadelhaft und Ihre Mittel erlauben Ihnen zu dieſem Zweck eine größere Freigebigkeit als manchem gekrönten Haupte.“

„Nun ſeht,“ fuhr der Marquis geſchmeichelt fort, „wie die unſchuldigſte Liebhaberei in Bekümmerniß ausarten kann. Jede Luſt führt ihren Stachel mit ſich. Ich muß, damit Ihr mich verſteht, ein bischen weiter ausholen, und ſage Euch, was, wohl zu merken, noch Niemand weiß, Niemand ferner wiſſen ſoll.“

Vigneiro betheuerte ſeine Verſchwiegenheit und der Marquis ließ ſich alſo vernehmen: „Der römiſche Kaiſer Conſtantin hat ſeiner Zeit vom feinſten Golde einen Kelch machen laſſen, den er dem hohen Altar zu Rom als ein Geſchenk ſeiner frommen Huld weihte. Der Kaiſer Julianus, der den Götzendienſt wiederherzuſtellen begehrte, verwandelte mit freventlicher Hand genannten Kelch in ein Kleinod, das er einem Götzenbilde anhängte. Alarich, der Gothen König, fand bei der Erſtürmung und Plünderung Roms in einer Kapelle wohlverborgen beſagtes Götzenbild, entriß ihm das Kleinod und ließ ſich daraus einen Ring fertigen, den er von Stund an trug und nicht mehr ablegte. Da er in Kalabrien zu ſterben kam, und in der Tiefe des Biſunto begraben werden ſollte, zog Einer den Ring, den man für geweiht und gefei't hielt, von ſeinem Finger, und das Kleinod begann zu jener Friſt eine Wanderung durch ganz Europa; ſo daß es zu verſchiedenen Zeiten erlauchter Perſonen Eigenthum geworden iſt. Es war derſelbe Ring, den zu Aſtura der unglückliche Prinz Konradin von Schwaben einem Schiffer als Lohn, wenn derſelbe ihm forthelfen würde, angeboten; den ſpäter vom Schaffot zu Neapel ein deutſcher Edelmann aus Herzog Friedrichs Hand empfangen und der Familie des letztern als ein Vermächtniß und Angedenken heimgebracht. Kaiſer Albrecht, der von ſeinem Neffen ermordet wurde, trug denſelben Ring an ſeinem Finger, da ihn der Meuchelmord überraſchte. Der nämliche Ring wurde an der Hand des Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen, auf der Wahlſtatt von Nancy gefunden und gerieth in die ſchweizeriſche Beute, ging von da an von Edelgeſchlecht zu Edelgeſchlecht des Schweizerlandes. — Schon lange war, dieſen Ring einſt zu Geſicht zu bekommen, meines Lebens heiße Sehnſucht; ihn zu beſitzen der ſchönſte wunderliche Traum meiner Nächte. Nun iſt mir das erſtbenannte Glück geworden — ich habe ihn geſehen, ſehe ihn noch alle Tage — aber, daß er nicht mein iſt, — daß ich keine menſchenmögliche Hoffnung habe, ihn zu erhalten, das iſt mein Verdruß, das verbittert mein Leben. Ich dünke mich ein Bettler zu ſeyn, weil ich jenes unſchätzbare Kleinod in anderm Beſitz weiß. All' dieſer Vorrath von Seltenheiten, den ich zur Hand habe, iſt nur elende Waare gegen jenen Ring, der leider nimmer, nimmermehr mein eigen ſeyn wird. Da habt Ihr meines Mißmuths Grund und Urſache. Jetzo rathet, helft, wenn Ihr könnt?“

„Ew. Excellenz kennen den Ring ganz genau?“

„Genau. Leider iſt ſein Werth dem Beſitzer wohlbekannt.“

„Und derſelbe — der Eigenthümer — ließe ſich auf gar keine Weiſe den Ring feil machen?“

„Auf keine Weiſe. Er iſt vermöglich, wenn auch nicht gerade reich, und hält mit Eigenſinn darauf, den Ring zu behalten. Ich glaube ſogar, daß ein Aberglaube dieſes Eigenſinnes Wurzel iſt. Der Beſitzer hält den Ring für einen glückbringenden Talisman und läßt ihn nicht vom Finger.“

Mit ernſthaftem Geſichte antwortete Vigneiro nach einer Pauſe: „Ich denke, der Abergläubiſche wird ſeinen Wahn dereinſt bitter bereuen. Ihnen aber, Excellenz, wünſche ich aufrichtig Glück zu Ihrem eingebildeten Unglück. Die Geſchichte des Ringes, die Sie mir zum Beſten gaben, iſt ſchauerlich, und immerdar war dem Verderben geweiht, wer ihn beſaß. Danken Ew. Excellenz dem Himmel, daß Ihnen das Kleinod nicht anheimfiel.“

Der Marquis wollte mit ſpottender Miene etwas vorbringen, doch hielt er an ſich, und ſagte leichthin mit beurlaubendem Kopfnicken: „Ihr mögt recht haben, mein Herr. Ich danke Euch.“

Der Legationsſekretär zog ſich zurück, und des Marquis Geſicht wurde alſobald unwirſcher als zuvor. Er hatte ſein Herz nicht erleichtert, ſondern nur gelüftet, und die Luft war zu der Glut getreten, die im Herzen gährte. Nun brach die Glut in Flammen aus. — „Glück! Unglück! was wiſſen die fiſchblütigen Leute davon zu ſagen?“ rief der Marquis in ſeiner Einſamkeit: „Wer von dieſen Kumpanen weiß, wie es da innen ausſieht?“ — Der Marquis klopfte dabei heftig auf ſeine Bruſt. —

In der That hätte der vornehme, beneidete Herr in jenen Augenblicken ohne weiters mit ſeinem unbedeutendſten Diener getauſcht, der aber unbefangen in den Tag hineinlebte, und zufrieden war, hatte er des Augenblicks dringendſte Bedürfniſſe geſtillt.

Der arme Marquis hatte ſeinem ſo freundlich beſorgten Sekretär bei weitem nicht all ſeinen Kummer entdeckt. Ein dreifaches Leiden nagte an ſeinem Leben, an ſeiner Seele. Nicht nur beſaß er nicht den Ring, wonach ſeine Sammlergierde ſchmachtete, ſondern er liebte daneben ein Weib, das bereit war, ſich einem andern Glücklichern hinzugeben; und drittens endlich fehlte es ihm, dem angeſtaunten Kröſus, in der dringendſten Noth, die einen Edelmann überfallen kann, am — Gelde.

Zehnfach peinlicher fiel dem Marquis die niederſchmetternde Laſt ſeines Verdruſſes, weil er ſeinen Grimm nicht an mehrere Perſonen zu wenden und folglich zu zerſplittern hatte. Ein und derſelbe Menſch war's, der dem Marquis dreifach unbequem geworden: der den Ring beſaß: der die Gräfin Cicola heimführen wollte; der hunderttauſend Thaler an den Marquis zu fordern hatte.

Die Gräfin, aus zweifelhaftem florentiniſchem Hauſe, aber begütert und von hoher Hand beſchützt, war dem genußſüchtigen Aronches durch ihre Schönheit werth geworden. Damals war's nicht auffallend, wenn verheirathete Kavaliere außer ihrer Ehe einer Huldin opferten. Man wußte das allgemein nicht anders; man verlangte es ſogar von einem reichen und freigebigen Seigneur. Wer ſich nicht für Damen intereſſirte, galt nicht nur für kalt und unempfindlich, ſondern für noch etwas ſchlimmeres; denn die Sitten an den Höfen, namentlich am franzöſiſchen, ſpaniſchen und an den italieniſchen, waren im höchſten Grade verdorben. Ganz Wien hatte daher mit Gleichgültigkeit den Huldigungen zugeſehen, die Aronches der Gräfin Cicola darbrachte. Indeſſen ahnte keine Seele, daß der Marquis aufrichtig in die Dame verliebt ſei. Er wurde es jedoch, weil der Mann, der ihm zum Poſſen den Ring des Alarich beſaß, auch bei der Gräfin ihm in den Weg trat. Vergebens ſpendete Aronches die ungeheuerſten Summen; umſonſt verſchwendete er nebſt ſeinem Golde alles, was er von Zärtlichkeit aufbringen mochte. Die Cicola trug ſtandhaft des Nebenbuhlers Farben, und von ihrem bevorſtehenden Ehebündniß wurde am Hofe und in der vornehmen Welt ſchon auf's beſtimmteſte geredet.

Der Marquis, um ſeinen Nebenbuhler in die Enge zu treiben, hatte es mit dem Spiel verſucht. Er ſelbſt war in allen Spielen Meiſter und hatte entſchieden Glück. Darauf pochend verlockte er ſeinen Feind zur Karte, zu den Würfeln, zum Brettſpiel, den Satz immer ſteigernd — und ſein Rival, gegen den Marquis ein armer Mann, hielt dennoch beſtändig den höchſten Satz. Aronches dachte, ihm ſo viel abzugewinnen, daß er mit dem Ringe des Alarich ſich würde auslöſen, von der Ehe mit der Cicola würde abſtehen müſſen. Aber das falſche Glück betrog den ſchlauen Aronches. Er ſelber verlor ſeine Baarſchaft an den Feind, und blieb ihm auf Parole hunderttauſend Thaler ſchuldig. „Ich werde morgen das Geld bei Ihnen abholen laſſen;“ ſagte der Graf von Hallweil kalt höflich, indem er den Stuhl zurückſchob. — Aber der Marquis erwiederte, indem der erſchöpfte Zuſtand ſeiner Kaſſe ihm einfiel: „Ich bitte um eine Friſt von acht Tagen, Herr Graf. Binnen dieſer Friſt muß mein Kurier mit Wechſeln eintreffen, und was ich habe, ſteht dann zu Ihren Dienſten.“

„Sehr wohl, Excellenz. In acht Tagen denn;“ verſetzte der unleidlich kalte Graf.

„Es verſteht ſich, mein Herr, daß Sie bis dahin über meinen Verluſt und meine Schuld ſchweigen wollen?“

„Bis dahin ganz gewiß.“

Und er ging hin, der Glückliche mit dem Alarich-Ring, mit der ſchönen Braut, mit einem drohenden Recht auf Ehre und Vermögen des verzweifelnden Marquis von Aronches. Und ein und zwei, drei, vier und fünf Tage gingen ebenfalls hin, und der Kurier kam nicht an und nicht ein geſchriebenes Wörtchen, das Rechenſchaft und Anzeige gegeben hätte von den erwarteten Wechſeln.

In Folge ſeines ungeheuern Geldverbrauchs hatte Aronches ſeinen Kredit in Wien gänzlich erſchöpft. Seinen Schmuck und ſeine Kleinodien zu verpfänden und der Welt auch nur einen Moment der Armuth zu geſtehen, war der Marquis zu ſtolz. Auf des Gegners Diskretion durfte er nicht allzuſehr rechnen, denn Hallweil kannte des Marquis ſchwache Seiten, und ſeine eigene Eitelkeit triumphirte gern vor der Welt. Die Lage des Geſandten war daher eine höchſt bedrängte.

Man ſtand im hohen Sommer. Aronches ging zu Fuß aus, und zwar allein, um ſich zu zerſtreuen und ſeiner Grillen ledig zu werden. Ach, die ſchwarze Sorge, wie ſie hinter dem Reiter im Sattel ſitzt, alſo lief ſie mit dem Marquis; und er achtete nur auf ſie, nicht auf das Gedränge von Menſchen, das ihn umgab, bis er aus dem Gedränge war. In einer abgelegenen Straße, am Ende einer wenig bevölkerten Vorſtadt, ſtellte ſich ihm plötzlich ein verwegener Kerl quer in den Weg, und redete ihn auf italieniſch an: „Gnädiger Herr, wenn Sie mir nicht aus meiner dringenden Noth helfen, ſo koſtet's Einem das Leben: entweder entſchließe ich mich, Hungers zu ſterben — aber dazu bin ich noch viel zu jung; — oder ich bringe Sie um und raube Sie aus. Das könnte am leichteſten geſchehen."

Aronches trat verwundert einen Schritt zurück, die Hand an den Degen legend; alſobald jedoch erinnerte er ſich eines Zeitabſchnitts in ſeinem frühern Leben, worinnen eben daſſelbe verwegene Geſicht eine thätige Rolle geſpielt. „Bernardo!" rief er den drohenden Bettler an: „Du wagſt, in dieſem Tone mit deinem ehemaligen Gebieter zu reden?" — Nun war's an dem Italiener, zu ſtaunen, ſich zu beſinnen, und wirklich nach kurzem Zögern küßte er demüthig des Marquis von Aronches Aermelaufſchlag und antwortete zerknirſcht: „Vergeben Sie, mein Prinz, aber ich will nicht ſelig werden, wenn ich Sie auf den erſten Blick erkannt habe, wie ich jetzt es thue. Ihr alter getreuer Diener!" — — —

Ungefähr eine Stunde nach dieſer Begegnung kam der Marquis in ſeinen Pallaſt zurück, und war heiter und wohlgeſtimmt. Dem Sekretär ſagte er im Vorübergehen: „Seht, mein Herr, was der Menſch iſt. Vor kurzem noch ſo traurig, und jetzt ſo wohl getröſtet! Einem Bettler war es vorbehalten, mir ein großes Exempel der Genügſamkeit aufzuſtellen. Mein eingebildetes Leiden ſchwand wie Schnee an der Sonne vor der Standhaftigkeit, womit der arme Schlucker ſein leider nur allzureelles Elend erträgt."

„Gott ſegne den Bettler und erhalte Euer Excellenz bei Frieden!" wünſchte ihm Vigneiro entgegen.

Am nächſten Tage, nachdem Aronches ſeine Briefſchaften eröffnet und geleſen, ſagte er zu dem Grafen Hallweil, der ſich in ſeiner Geſellſchaft eingefunden: „Der Arzt will, daß ich mir morgen eine tüchtige Leibesbewegung mache. Begleiten Sie mich auf die Jagd im

Geſandtenrevier bei Gäblitz. Wenn wir Abends heimkehren, regulire ich mit Ihnen, und zwar mit beſtem Dank, unſere Angelegenheit.“ — „Ich werde Ihnen aufwarten, Excellenz,“ entgegnete der Graf. —

So kam der zehnte Auguſt, der St. Laurenzitag heran. Der Graf Hallweil ſtieg in ſeinen Wagen, um den Geſandten abzuholen. Der Zufall wollte, daß ſeine ſonſt ſo ruhigen Pferde ſich auffallend unbändig bezeigten, und faſt ein Unglück veranlaßt hätten. Der abergläubiſche Stallmeiſter des Grafen ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Erlaucht ſollten heute daheim bleiben;“ meinte er. Aber der Graf lachte, und fuhr bei Aronches mit ſchlagenden und ſich bäumenden Gäulen vor.

„Liebſter Freund,“ redete ihn der Marquis an: „ich traue mich nicht, mit Ihren Pferden zu fahren. Auch iſt Ihre Karoſſe allzuſchwer. Behelfen wir uns mit meiner kleinen Kaleſche. Ihr Bedienter hat freilich darauf ebenſowenig Platz als der meinige; doch können wir uns mit meinem Kutſcher behelfen. Der Menſch iſt ein Franzoſe und kann mit Pferden trefflich umgehen; ein zuverläſſiger Burſch in jeder Beziehung.“

Der Graf willigte ein, obgleich er ſorglich gen Himmel ſchaute, an dem zur frühen Morgenſtunde ſchon Wetter- und Regenwolken aufſtiegen. — „Wir dürften in Euer Excellenz offenen Kaleſche naß werden!“ bemerkte er. — „Ein Waidmann, und ſich fürchten vor dem Regen?“ ſpottete Aronches und tätſchelte dem Grafen lächelnd die Wange. Hallweil zuckte beſchämt die Achſeln, entſandte indeſſen ſeinen Wagen nach Hauſe, und die Jagdliebhaber fuhren ohne weitern Aufenthalt wohlgemuth dahin. — —

Frühroth und Wetterwolken halten in der Regel Wort. Gegen Mittag zog's dunkler und immer dunkler vom Wienerwald heran. Um drei Uhr hob ein abſcheulicher Regenguß an, der bis in den ſpäten Abend die kaiſerliche Hauptſtadt überſchwemmte. — In dem Hauſe der Gräfin Rabutin war große Geſellſchaft. Eine Menge von Wagen fuhr ab und zu. Die Windlichter konnten kaum in Brand erhalten werden, ſo ſtrömte der Regen.

Das Unwetter war der Gegenſtand des Geſprächs, welches diejenigen Beſucher führten, die nicht ſchon hinter den Karten ſaßen. Die Frau vom Hauſe, die Schweſter des Grafen von Hallweil und die Gräfin Cicola ſtanden beiſammen, und kritiſirten das ſchnöde Gewitter. — „Mein armer Bruder dauert mich,“ ſagte die Conteſſe Hallweil: „der Wolkenbruch wird ihn auf der Jagd überraſcht haben, und er verträgt die Näſſe nicht gar gut.“ — „Es wäre ein rechtes Unglück, wenn er krank würde;“ bemerkte die Rabutin: „wie ich höre, iſt morgen ein gar feierlicher Tag in ſeinem Leben?“ — Die letzteren Worte waren lächelnd zu der Cicola geſprochen, die ſich anſtellte, als wolle ſie erröthen. — Statt ihrer antwortete die Schweſter des Grafen mit gerümpfter Naſe, denn ſie war der Heirath mit der Cicola nicht günſtig: „Ja doch, es ſollte morgen die Verlöbniß ſtattfinden. Je nun: ein paar Tage hin, ein paar Tage her .... ein kleiner Retard in Liebesaffären ſoll die Sentiments ſteigern, hab' ich gehört. Nicht wahr, liebe Cicola? Doch thäte mir's um den Bruder leid, wenn er ſich verkühlen ſollte ......“

Die Cicola arbeitete mit dem Fächer und ſchlug die grimmigen Augen zu Boden. Comteſſe Hallweil freute ſich ihres tückiſchen Zungenſtückleins; aus Gefälligkeit freute ſich ſtummer Weiſe die Rabutin mit. — Indeſſen ſchrie der Lakai in den Saal: „Seine Excellenz, der Herr Ambaſſador von Portugal!“

„Ah, der Marquis! Ah, mein Bruder! ah, mein liebſter Graf!“ riefen die drei Damen und gingen, die Etiquette verletzend, ein paar Fenſterlängen dem Aronches entgegen, in deſſen Gefolge ſie den Grafen Hallweil vermutheten. Der Marquis war jedoch allein, im vollen Staat. Er küßte den Damen die Fingerſpitzen und erkundigte ſich nach ihrem Befinden.

„Wo haben Sie meinen Bruder Leopold gelaſſen?“ fragte die Comteſſe neugierig. — „**Ma foi**,“ entgegnete Aronches lächelnd: „er hat ſich gegen mich einer Felonie ſchuldig gemacht. Nachdem wir unſer Frühſtück im Walde gehalten, und nur zwei Schüſſe gethan, die obendrein fehlten, fürchtete ſich der Graf ganz ernſtlich vor dem böſen Wetter, das uns drohte. Zufällig begegneten wir einem Kavalier, der in einer wohlverwahrten Kutſche ſaß. Hallweil kannte den Herrn, der ihn einlud, zu ihm zu ſitzen und nach Baden zu fahren. Zu meiner Verwunderung nahm mein Jagdgefährte das Anerbieten an, und verſprach, morgen am Abend wieder hier einzutreffen.“

„Morgen am Abend?“ unterbrach die Cicola, die ſich vor Aerger verfärbte, und etwas leiſer zu der Rabutin ſagte: „Gerade Morgen, ſtellen Sie ſich vor! Mir dergeſtalt zu manquiren! O gewiß hat wieder die werthe Familie etwas angezettelt!“

Die Hausfrau trat der Argwöhniſchen auf den Fuß, damit ſie ſchwieg. Die Comteſſe hatte indeſſen den Marquis gefragt: „Wer war der Kavalier?“ — und zur Antwort erhalten: „Ich kenne ihn nicht. Ein ſtattlicher Mann mit blonder Perrücke und zimmetfarbigem Kleide, mit Seide geſtickt. Seine Livree iſt gelb, mit weißen Borten.“

„Graf Solari?“ fragte die Neugierige weiter. — „Ich habe nochmals die Ehre, der gnädigen Conteſſe zu verſichern, daß ich den Herrn nicht kenne,“ entgegnete Aronches. „Doch muß ich geſtehen,“ fuhr er hierauf fort, „daß Ihr Herr Bruder ganz vernünftig handelte. Er war kaum eine Viertelſtunde weg, ſo hob das grimmige Wetter an, und hauste ſo fürchterlich, daß ich augenblicklich den Wald verlaſſen und nach Gäblitz flüchten mußte. Im Wirthshauſe borgte ich einen lodenen Mantel, und fuhr im dichten Regen in Gottesnamen heim; hatte auch noch das Vergnügen, einem armen Teufel, der nicht wußte, wie fortkommen, einen Dienſt zu erweiſen, indem ich ihn, hinten auf meiner Kaleſche ſitzend, mit nach Wien nahm. Er iſt Ihr Landsmann, ſchöne Gräfin Cicola, und eben darum hätte ich ihm aus der Noth geholfen, wär's auch eine ärgere, die Hülfe eine aufopferndere geweſen.“

„Ich danke dem Herrn für ſeine Galanterie,“ verſetzte die Cicola trocken; „jedenfalls muß es eine ſehr intereſſante Connaiſſance geweſen ſeyn, die den Grafen Leopold bewegen konnte, nach Baden zu verreiſen, um den morgigen Tag dort zuzubringen. Ich möchte wohl wiſſen, wem ich dafür meine Ringraziamenti auszuſprechen habe?“

Aronches verbeugte ſich, antwortend: „Sie geben mir ein Räthſel auf. Hätte ich gewußt, daß mein ſchlichter und einfältiger Bericht Aergerniß erregen würde, ſo hätte ich ihn hübſch bei mir behalten. Ihr ganz ergebener Sklave, ſchöne Damen. Erlauben Sie, beſte Gräfin Rabutin, daß ich Sie zum Spieltiſch führe?“

Hätte die Rabutin tauſend Finger gehabt, ſie hätte alle tauſend dem von Brillanten funkelnden Aronches ſo geſchwinde dargereicht, wie die fünf an ihrer linken Hand. Es galt für einen beneidenswerthen Vorzug, von dem überreichen Niederländer-Prinzen und portugieſiſchen Marquis geführt und courtoiſirt zu werden. — An jenem Abend überbot ſich Aronches in Leiſtungen lächelnder Geſelligkeit, fröhlicher Hofmacherei. Wer hätte damals wohl ahnen können, daß jener Geſellſchaftsabend ſein letzter in Wien ſeyn würde?

Wie eine ſchlimme Krankheit oftmals mit der Luft über ein Land kommt, ſo kommt manchmal eine böſe Sage in eine Stadt, und wird gleich allgemein, und man weiß nicht, von wem und von wannen ſie ausgegangen. — Schon am eilften Auguſt ſagte man ſich in Wien allenthalben in die Ohren: mit dem Grafen Hallweil müſſe etwas Beſonderes vorgefallen ſeyn. Aronches ging ganz unbefangen umher, und ahnte wohl nichts von dieſem Flüſtern und Ohrgemurmel.

Am zwölften Auguſt befand ſich der Marquis in der Suite der kaiſerlichen Majeſtäten beim Gottesdienſte in einer Kloſterkirche der Hauptſtadt. Er bemerkte wohl nicht, daß unter dem Korps der Geſandten wie unter den Hofherren eine ſonderbare Kälte gegen den Ambaſſadeur von Portugal eingetreten zu ſeyn ſchien. Dem Sekretar Vigneiro entging dieſe eiſige Zurückhaltung nicht. Beim Nachhauſegehen theilte er dem Marquis ſeine Wahrnehmung mit. — „Ihr traumtet wohl, mein Herr,“ fragte ihn Aronches mit höhniſcher Ueberlegenheit. — Beſcheiden erwiederte Vigneiro: „Ich habe treffliche Augen. Ebenſo gut, als ich dort an Ew. Excellenz Palaſt unſern ſehnlich erwarteten Kurier mit Briefbeutel und verſchloſſener Taſche abſteigen ſah, — ebenſo gut ſah ich, wie man in der Kirche uns, wo es thunlich war, vereinzelt daſtehen ließ.“

Der Kurier war wirklich angekommen. Er brachte einen Reichthum von Wechſeln mit. Des Marquis Geſicht wurde von einer grellen Röthe überfahren. Mit ſichtlicher Zerſtreuung empfing er die Briefe aus der Heimath. „Wäre ich dort, von wannen ihr kommt!“ hörte ihn Vigneiro während des Entſiegelns murmeln.

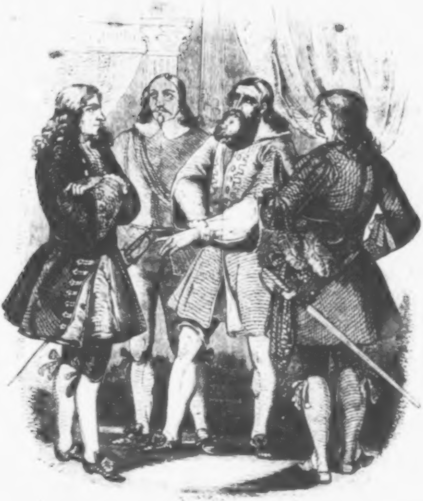
Der Kammerdiener meldete ihm Herren aus der Stadt, die ſchon eine gute Weile ihn erwartet. Aronches, zuvorkommend aus Gewohnheit, ging den Herren entgegen. Sie waren ſelbdritt: ein Bruder, ein Oheim, ein Schwager des Grafen Leopold von Hallweil. Ihre Haltung war ernſt, ihre Blicke waren forſchend auf den Marquis gerichtet. Aronches war auf den Beſuch nicht vorbereitet, denn er fragte mit Verwunderung: „Was verſchafft mir die Ehre . . . ?“

Der Oheim, als der alteſte, trat hart an den Geſandten. „Haben Sie keine Nachrichten von meinem Neffen, Excellenz?“ fragte er ſcharf betont. — „Ich ſage Ihnen, was ich weiß, was ich ſchon Ihrer Fräulein Nichte geſagt habe,“ gab Aronches zur Antwort und erzählte, wie bei der Rabutin.

„Mein Bruder Leopold iſt gar nicht in Baden geſehen worden;“ hob nun der Bruder des Grafen an, und ſtarrte mit angehaltenem Athem dem Marquis in das Weiße des Auges.

„Unmöglich!“ machte der Letztere.

Da ging dem Schwager des Grafen, einem Rittmeiſter von den Küraſſieren, der Mund auf: „Ich bin ſelbſt, da geſtern Abend nicht



der Graf, nicht eine Zeile von ihm bei den Seinigen eintraf, nach Baden geritten. Ich habe die ganze Stadt viſitirt, verlaſſen Sie ſich darauf, Excellenz. Keine Spur von ſeiner Anweſenheit. Ich war nicht allein. Ein Vetter des Grafen, ein junger Offizier, der eben aus Böhmen eingetroffen, hat mich begleitet; er iſt Zeuge, daß Niemand dort von Hallweil etwas weiß. Wie erklären Sie das, Excellenz?“

Aronches ſchaute den dringlichen Rittmeiſter mit großen Augen an, und erwiederte abgemeſſen: „Wie erklären Sie mir — ſo frage ich — den Ton, den Sie ſich unterfangen, gegen mich anzuſchlagen? Beliebte Ihnen etwa, in meinem Hauſe, unterm Schirmbann meines Souveräns in muthwilliger Laune den Inquiſitor zu ſpielen? Noch einmal frage ich in meinem Hauſe und als Stellvertreter Sr. Majeſtät des Königs von Portugal: „was haben Sie hier zu ſchaffen? Was ſollen Ihre indirekten Fragen bedeuten? Was geht mich der Graf von Hallweil an? Bin ich ſein Führer, und für ihn verantwortlich? Hoffen Sie nicht, mich hier die Rolle eines einzuſchüchternden Schulknaben agiren zu laſſen.“

Aronches zog die Glocke. Der Legationsſekretär und die beiden andern Edelleute der Geſandtſchaft traten ein. „Umgeben Sie mich, meine Herren!“ befahl Aronches: „die Trabanten des Hauſes ſollen unter Gewehr treten. Nun denn, meine edeln Grafen; ich bin zu Ihren Dienſten. Erklären Sie ſich, ſprechen Sie aufrichtig, ohne Hinterhalt.“—

Der Marquis imponirte ſeinen Beſuchern; das merkte er wohl. Darum ließ der Küraſſier von ihm ab, und der ältere und kältere Oheim nahm wieder das Wort, auseinanderſetzend in langer Rede, daß in der ganzen Stadt über das räthſelhafte Verſchwinden des Grafen Leopold von Hallweil nur eine Stimme gehe. Man nehme an, daß ihm ein Unglück zugeſtoßen und daß der Marquis von Aronches darum wiſſe, wo nicht gar es veranlaßt habe. Die Gräfin Cicola, des Vermißten Braut, habe ganz unumwunden erklärt, daß Graf Leopold ihr am neunten Auguſt erſt vertraut habe: wie ihm der Marquis eine ſehr bedeutende Summe Geldes im Spiel ſchuldig geworden, und die Zuſage geleiſtet, ihn am Abend des zehnten Auguſt zu bezahlen. Dieſelbe Gräfin will auf die Wahrheit ihrer Ausſage einen Eid leiſten, und unterſtellt ohne weiteres, entweder: die beiden Herren hätten ſich am zehnten Auguſt mit einander entzweit, und eine Rencontre mit bewaffneter Hand gehabt, wobei Graf Leopold unterlegen, oder aber: die Sache ſei noch ſchlimmer und verdächtiger zugegangen, . . . das heißt . . .

Hier ſtockte der Sprecher. Aber Aronches ergänzte hochmüthig, frank und frei ſeine Rede:

„Das heißt, Herr Graf: Oder aber der Marquis habe den Grafen meuchelmörderiſch um's Leben gebracht! Das wollten Sie doch auf gut deutſch ſagen? Nun vernehmen Sie aber auch mein Ultimatum: Das Geſchwätz einer ganzen Hauptſtadt und die Verdächtigung eines rachſüchtigen Weibes haben bei mir ganz gleiches Gewicht. Ich verachte die Verläumdung, und warte getroſt auf das Wiedererſcheinen des Grafen, deſſen eigene Worte meine Unſchuld proklamiren werden. Für jetzo rede ich noch mit aller Geduld unter'm Schutze des Wappens von Portugal, des Völkerrechts und der kaiſerlichen Majeſtät, die ich verehre. Allein, rechnen Sie darauf, meine Herren, daß ich — nach geführtem Beweis für meine Mackelloſigkeit — ſchon einen Weg finden werde, auf dem ich, den Degen in der Faſt, Genugthuung von meinen Verläumdern begehren werde, und wären ihrer eine Legion. Sie verſtehen mich, und wollen mich jetzo gefälligſt meinen Geſchäften überlaſſen."

Die Herren ſahen einander ſtutzig an. Der Rittmeiſter ſagte endlich: „Wir gehen, Excellenz. Wir können noch warten, denn die Wahrheit ſteht vor der Thüre. Mein junger Waffenbruder iſt in dieſem Augenblicke mit kaiſerlichen Hofjägern im Revier von Gäblitz beſchäftigt, eine Spur vom Leben oder vom Tode ſeines Vetters zu ermitteln. Morgen werden wir ſchon Näheres erfahren haben. Bis dahin leben Euer Excellenz wohl. Wir werden unſre Schuldigkeit zu thun wiſſen."

Die drei Hallweil'ſchen Blutsverwandten entfernten ſich. — „Meinen Staatswagen!" befahl der Marquis ohne einen Zug ſeines Geſichts zu verändern. „Ich will nach Hofe und zu den Miniſtern. Das erbärmliche Lügen- und Schandgewebe will ich in Stücken reißen, ehe die Nacht kommt."

Der Geſandte hatte ſchon öfters nach der Tafel eine Audienz beim Kaiſer erwirkt. Diesmal ſchlug es ihm fehl. Seine Majeſtät ſeien überaus beſchäftigt; berichtete ihm der dienſtthuende Kavalier. — „Morgen iſt auch ein Tag," bemerkte Aronches.

Da er am kommenden Vormittag wiederum an der kaiſerlichen Pforte demüthig klopfte, wurde ihm abermals nicht aufgethan. Diesmal hieß es: Seine Majeſtät wiſſe ſich das Begehren des Aronches nicht zu deuten. — In aller Augen las zugleich der Marquis irgend eine ungeheuerliche Kunde. — Schnurſtracks begab er ſich zum Kanzler von Böhmen, dem einflußreichſten Staatsminiſter. Graf Kinsky ließ ihn vor und empfing ihn mit auffallender Kälte.

Kaum hatte Aronches angehoben, ſeine Beſchwerden vorzutragen, als ihn der Kanzler unterbrach. — „Wiſſen Sie nicht die Neuigkeit, die in dieſem Augenblicke ganz Wien alarmirt? Des Grafen [illegible] hat die Leiche ſeines Verwandten im Walde gefunden. Sie war nur obenhin in Geſträuch vergraben; eine Schaufel, die wahrſcheinlich beim Stromregen des zehnten Auguſt nicht gebraucht werden konnte, lag neben der Leiche. Der Körper des armen Grafen war von zwei Piſtolenſchüſſen und eben ſo vielen Meſſerſtichen zerfetzt. Alle ſeine Pretioſen, deren er viele bei ſich getragen, ſind geraubt worden. In der nahen Umgegend iſt ein Korb mit Ueberreſten eines Jägerfrühſtücks zum Vorſchein gekommen, und zwar unter einem Baum, in deſſen Aeſten, wie eine Signalfahne, ein weißes Schnupftuch flatterte; die Wurzelknorren des Baumes und der Boden umher waren mit Blut gefärbt. Der Regen hatte den Gräuel nicht abgewaſchen. Alſo, Herr Marquis: ein Mord, ein Meuchelmord! die Kugeln ſchlugen von hinten in den Kopf und in die Bruſt des Gemordeten! ein feiger Meuchelmord!“

Aronches war wie vom Donner gerührt. Mit verfallener Stimme brachte er mühſam die Worte heraus: „Excellenz werden einſehen, daß ich vor dieſer grauſamen Neuigkeit in den Tod erſchrecken muß. Ich werde auf eine harte Probe geſtellt, ich, der Einzige gegen tauſend Ankläger. — Allein — wenn Ihro Majeſtät, der Kaiſer, wenn mein Monarch und Ew. Excellenz es für gut finden, ſo lege ich gern meine Stelle nieder, um alsdann mit den Waffen in der Hand meine Ehre zu vertheidigen . . . .“

„O mein Herr Marquis,“ entgegnete der Miniſter bitter lächelnd, „Sie würden das ganze Land herauszufordern haben. Seine Stimme iſt durchweg gegen Sie. Aber Ihnen droht ernſtlichere Gefahr. Die Leiche des Ermordeten iſt hereingebracht worden; die Familie will, um das Volk gegen Sie noch mehr in Harniſch zu bringen, den todten Körper öffentlich ausſetzen laſſen . . . . der Kaiſer räth Ihnen, Ihr Haupt zu ſalviren. Wir werden das Völkerrecht ſo lange als möglich in Schutz nehmen. Für Ihr Haus und Ihr Gefolge ſtehe ich mit Wort und Leben ein. Ihre Perſon jedoch wäre vor der Hand auswärts mehr in Sicherheit. Ueberlegen Sie geſchwinde, entſchließen Sie ſich ſchnell; es iſt Gefahr im Verzug.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Kanzler, den zermalmten Aronches ſich ſelber überlaſſend. — Nach einer kleinen Weile ermannte ſich der Marquis, ſchlug einen freien Blick gen Himmel, und ſagte aus dem Hauſe gehend, zu ſich ſelber: „Den Kampf mit Allen fechte ich nicht aus. Ein Kloſter! ein Aſyl! Dann wollen wir weiter ſehen, was zu thun.“

Daß er in ſeinen Wagen unverletzt hineinkam, war ein Mirakel. Ihn rettete der Umſtand, daß die zahlreichen Volkshaufen in den Straßen Gruppenweiſe beiſammen ſtanden, um die Schreckenskunde zu hören und wieder zu hören, zu erzählen und wieder zu erzählen. Ein paarmal jedoch wurde der Marquis in ſeinem eiligſtfahrenden Glaswagen erkannt. Weiber und Kinder ſchimpften ihm nach; die Männer ſchleuderten einige Steine nach der Kutſche. Keiner traf. Aber immer tobender machte ſich der Sturm auf.

Innerhalb ſeines Pallaſts angekommen, wechſelte Aronches geſchwind ſeine Kleider. „Ich gehe auf ein paar Tage zu den Trinitariern,“ ſprach er zum Legationsſekretär: haltet gut Haus indeſſen, mein Herr. Ich mache Euch für alles, was ſich hier befindet, verantwortlich.“

„Sobald Sie nicht mehr im Hauſe, bürge ich für alles übrige;“ entwortete Pigneiro trocken.

Indeſſen, was ihm auf der Erde am liebſten war, vergaß Aronches auch nicht in dieſer Stunde der Bedrängniß. Er nahm unter einem ſchlechten Mantel ſeine Kaſſette mit Münzen und Kurioſitäten und ſein Tagebuch, den einzigen Vertrauten ſeiner geheimſten Handlungen mit ſich hinweg. Ehe er in der Abenddämmerung ſich zur Hinterthüre mit einem ſpaniſchen Mönch davon machte, nahm er von ſeinen Edelleuten Abſchied. — „Ich gehe, beſchmutzt von der ſchändlichſten Verläumdung von hinnen,“ ſagte er: „aber weiß als wie ein Schwan werde ich zurückkehren, und in dieſem meinem Tagebuch wird einſt die Welt leſen können, wie groß Unrecht mir geſchehen iſt.“

Ihm erwiederte Pigneiro bewegt und eindringlich: „Gebe Gott, daß Sie als ein unſchuldiger Mann dereinſt die Geſchichte des zehnten Auguſts in dieſes Buch ſchreiben mögen. Das wird der größte Schatz ſein, den Sie Ihren Kindern, der größte Troſt, den Sie Ihren getreuen Dienern hinterlaſſen können.“

Ein paar Minuten nachher befand ſich der Marquis ſchon im Ordenshaus der Trinitarier, das gar nicht weit von ſeinem Palaſt gelegen.

Die höchſte Zeit war's. Graf Kinsky hatte nicht übertrieben, da er von ſeinen Befürchtungen ſprach. Ein gewaltiger Auflauf des Volks berannte mit einbrechender Dämmerung den Pallaſt des Botſchafters von Portugal, und zertrümmerte die Fenſter des Hauſes mit Steinwürfen. Pigneiro mit ſeinen Gefährten, bewaffnet, waren entſchloſſen, ſich bis auf den letzten Mann zu wehren. Aber der Kaiſer wachte. Auf ſeinen Befehl mußten die Rumormeiſter der Stadt das Volk auseinander treiben. Zwei Kompagnieen erprobten Fußvolks ſendete der Monarch zum Schutze des Geſandtenhauſes. Dennoch konnte geſchehen, daß der Vetter des Grafen Leopold, jener junge kaiſerliche Offizier, der vor kurzem von Prag eingetroffen war, und dem Leichnam ſeines Verwandten an's Licht gebracht hatte, Mittel fand, in Aronches Haus zu bringen und gleich einem Wüthenden, Piſtol und Pallaſch in den Händen, den Marquis zu ſuchen, ihm den Tod androhend mit hitziger Stimme und Geberde. Pigneiro gerieth mit dem jungen Tollkopf in ernſthafte Händel, und in der Rauferei erhielt er eine nicht unbedeutende Wunde am Arm. Allein die herbeigekommenen Offiziere der Salvaguardia brachten mit Güte und Gewalt den jungen Hallweil hinweg, und der Kaiſer ſendete ſeinen eignen Leibarzt, um den edeln Portugieſen zu behandeln, welche [illegible] auch im kurzer Friſt gar trefflich gelang.

Indeſſen fanden die ſpaniſchen Patres bei den Trinitariern, daß des Marquis Anweſenheit in ihrem Kloſter demſelben Schaden bringen könne. Des aufgehetzten Volkes Grimm ſchont am Ende nicht Kirche, nicht Aſyl. Deshalb ſpedirten ſie noch in ſelbiger Nacht den Flüchtling von dannen. Im Ordenshabit und in Geſellſchaft von zwei Mönchen deſſelben Ordens entkam er auf einer Landkutſche um die Mitternachtsſtunde nach Hainburg. Dort wurde eine andere Straße eingeſchlagen, nämlich die nach Wieneriſch-Neuſtadt und Schottwien, woſelbſt der Paß nach Steiermark ſich öffnet. An dieſem Rettungsziel hätte beinahe das Mißgeſchick des Marquis noch einmal die Oberhand gewonnen. Der kaiſerliche Hauptmann in Schottwien, der ſchon vom Wiener Händel gehört, indem die Hallweil'ſche Familie nach allen Seiten hin Verfolger und Boten geſendet hatte, wollte an den drei reiſenden Trinitariern etwas Verdächtiges verſpüren. Er hielt ſie an, arretirte ſie, und ſchickte Bericht nach Wien. Der Kaiſer, der entſchloſſen war, Alles daran zu ſetzen, um die Heiligkeit des Völker- und Geſandtenrechts aufrecht zu erhalten, gab augenblicklich die ſtrengſte Ordre, die Trinitarier ihres Wegs ziehen zu laſſen, und nach geraumer Zeit der Pein und Todesangſt gelangte Aronches zur Freiheit und in ein fremdes Land. In Oeſterreich hätte er ſich nicht mehr halten können, denn die Hallweil'ſche Familie hatte geſchworen, an ihm das Blut ihres Verwandten zu rächen, und würde ihrem Schwur nicht untreu geweſen ſein.

II.

Viele Jahre nach den Begebenheiten, die im erſten Abſchnitt erzählt wurden, geſchah es, daß ein Mönch von einem Mendikanten-Orden ſich zu Venedig in einem anſehnlichen Pallaſte einſtellte, und zum Herrn des Hauſes geführt zu werden verlangte. Dieſer Pallaſt ſtand nicht gar zu weit von dem Palazzo Grimani, wo heutzutage das Poſtamt zu ſuchen. Der Inhaber oder Miether auf mehrere Jahre war der Graf Ribeira, portugieſiſcher Geſchäftsträger bei der königlichen Republik Venedig. Der Graf, ſchon gewohnt, dann und wann von ſammelnden Ordensleuten heimgeſucht zu werden, trat dem zu ihm eintretenden Mönch mit der Börſe in der Hand entgegen. Wie verwunderte er ſich, als eine etwas ungeduldig abwehrende Bewegung des Beſuchers ihm zu verſtehen gab, daß er ſich über die Abſichten deſſelben vollkommen getäuſcht habe! „Was ſteht zu Ihrem Befehl, mein Vater?“ fragte gleichſam entſchuldigend der Graf, und wies ſeinem Gaſt einen weichen Seſſel an. — Auch dieſen Sybaritenſitz — einen ſogenannten Poltrone — verſchmähte der Mönch, und ſtellte ſich demüthig, aber recht nahe und mit unruhig forſchenden Augen dem Grafen gegenüber. — Nach ein paar Augenblicken verwunderlichen Stillſchweigens ſagte er: „Ich habe mich nicht betrogen. Endlich iſt einer meiner ſehnlichſten Wünſche erfüllt worden. Wenn ſchon Sie heute, Excellenz, einen andern Namen führen, als vor geraumer Zeit Sie in Wien gethan, ſo ſind Sie dennoch derſelbe Mann und hießen dazumal als einfacher Edelmann und Botſchaftsſekretär Alexander Pigneiro?“

„Ganz recht,“ erwiederte der Graf ſehr ruhig: „erſt ſeit kurzem hat mein König und Herr eine Grafenkrone auf mein Wappen geſetzt und mich mit einem ſeiner trefflichſten Lehensnamen begnadigt. Kannten Sie mich in Wien, mein Vater?“

Der Mönch war eine wohlgenährte Figur mit beinahe ganz kahlem Kopfe, mit einem weißen Geſichte und blauen Augen, die etwas unſtät hin und hergingen. Um ſeinen breiten Mund lag ein ganz beſonderer Ausdruck; etwas befehleriſches oder rechthaberiſches, das nicht vollkommen zu der übrigen demüthig gehaltenen Geſtalt paßte. Dennoch ſchien Aufrichtigkeit aus ſeinen Zügen zu reden. Er ſtand etwa in den Vierzigern und hinkte am rechten Fuße merklich. Ueber ſeine Stirne und ſeine rechte Hand liefen tüchtige, wenn gleich wohlverwachſene Schrammen.

Nachdem Ribeira ſeinerſeits im Geſichte des Geiſtlichen ſtudirt hatte, ſprach er langſam: „Wenn nicht Ihr Gewand mich irre machte, ſollte ich Sie beinahe für einen Kavalier halten, mit dem ich einſt hart zuſammen gerathen bin?“

„Sie irren ſich nicht,“ entgegnete der Mönch ſchnell: „ich komme, von meinem Gewiſſen getrieben, Ihnen eine ſchwere Beleidigung und Körperverletzung abzubitten, die ich Ihnen angethan. Ich war einſt ein Graf Hallweil, Clemens Ferdinand, ein Lieutenant in dem böhmiſchen Regimente ....“

.... „Aha!“ unterbrach ihn der Graf und fuhr lächelnd, aber ſauerſüßlächelnd mit der Hand nach ſeiner Schulter: „Mein Wettervogel ....! So iſt's denn doch wahr .... Sie ſind die ſcharfe Klinge, die mich zu Wien etwas unſanft behandelte? Und Sie kommen .... um meine Vergebung zu erlangen ...? kommen in dieſem Kleide ...? wir ſind doch nicht im Carnaval?“

„O nein, Excellenz;“ verſetzte der Mönch mit bitterm Ernſt: „dieſe Kutte iſt ein heiliges Kleid, und nicht der Pagliazzokittel eines ſpöttiſchen Frevlers Zudem — Herr Graf — ſind meine Jahre nicht mehr die des unbeſonnenen Jünglings, der einem frechen Scherz nachläuft. O nein, o nein! Es iſt ein kleiner Theil der Buße, die ich mir vorlängſt auferlegt habe, den ich heute vollziehe, indem ich Sie ernſtlichſt und auf meinen Knieen anflehe ....“

„Halten Sie ein!“ fiel Ribeira ein, und hielt den Vater, der zerknirſcht zu ſeinen Füßen ſinken wollte, von dieſer Demüthigung ab: „Vergeben, verziehen .... vor zwanzig Jahren ſchon vergeben. Verzeihen aber Sie, daß ich nicht hinzugefügt: auch vergeſſen! Aber, wie ich ſagte, der Wettervogel iſt mir in der Achſel geblieben und erinnert mich zuweilen — ich ſchwör' es Ihnen zu, ganz ohne meinen Willen und mein Zuthun — an jenen heilloſen Abend. Glauben Sie indeſſen ja, mein Vater, daß ich ſelbſt damals — an der Wunde darniederliegend — Ihnen nicht von Herzen gezürnt habe. Was konnten Sie für Ihr ſtürmiſch Temperament, das erregt war durch den unvorhergeſehenen Tod Ihrer Verwandten, und durch die Aufhetzung Ihrer ſämmtlichen Blutsfreunde?“

„Der Menſch, der ſeinem Uebermuthe fröhnt, iſt eine Beſtie,“ bemerkte der Mönch traurig: „ich war ein unbändiger Bube von den Windeln auf. Das bißchen Gute, das Natur und eine unvollendete Erziehung mir gegeben, iſt ſchnell untergegangen oder verdunkelt geweſen in dem Pfuhl, worein ich mich geworfen, der Stärke voll, des Dünkels voll, aller Erbärmlichkeit voll. Was für mich nur einigermaßen in jener betrübten Geſchichte vorgebracht werden könnte, wäre der Umſtand, daß mein Vetter Leopold mich mit eigener Aufopferung mehrere Jahre hindurch unterhalten, gekleidet, mit Roß und Waffen verſehen; daß er es geweſen, der mich als Offizier untergebracht, der für mich ſorgen wollte bis zu meiner Selbſtſtändigkeit. Mit ihm war mein Verſorger, mein beſter Freund und getreueſter Rathgeber zu Grabe gegangen. Ich hatte ihn ausnehmend geliebt; die Dankbarkeit gegen ihn war mein einzig bischen Tugend. Ich übertrieb ſie leider, wie alles andere im Leben, machte mich ſelber unglücklich . . . von jenem Abend, da ich Sie zu verwunden das Unglück — nein, die Bosheit hatte, wich auf lange Zeit aller Segen von mir. — Bekehrte Sünder und alte Leute plaudern ſo gerne von der Zeit ihrer Thorheit und ihrer Jugend. Darf ich mir erlauben, Excellenz?“

„Ich bitte Sie darum. Nehmen Sie Platz.“

Der Mönch ſetzte ſich auf die harte Fenſterbank im Vorſprung, der auf den großen Kanal hinausging, und überließ dem Grafen den weichen Seſſel. Dann faltete er die Hände, und ſprach, dieſelben gen Himmel hebend: Wen Gott empfindlich züchtigen will, dem ſendet er in's Haupt den Unverſtand und zur Herzenspein ein bö[illegible] Weib. — Sehen Sie: mit genauer Mühe hatte man vom Kaiſer erhalten, daß er mich nicht vom Regiment jagen ließ; ſo ſchwer hatte ihn mein G[illegible]ß in Ihrem Geſandtſchaftshauſe beleidigt — — ſo war ich ſchon vom Regen in die Traufe gerathen: in die Stricke nämlich der ſogenannten Gräfin Cicola. Schön und blendend, eine verlaſſene Braut, ſchwärmeriſch begeiſtert für den Ermordeten, laut und kühn Rache predigend gegen ſeinen Mörder, eroberte jene Wälſche alſogleich meine Einbildungskraft, das, was ich damals meinen Ritterſinn nannte; kurz: mein Herz, meinen Kopf, meinen Arm . . . Alles! In dieſer verderblich-ſchnellen Liebſchaft wurde ich beſtärkt durch die Mißbilligung aller übrigen Verwandten. Dieſen zum Hohn wurde ich der Cicola Knecht und Sklave. Die Verblendeten — ſo meinte ich damals — erkannten nicht die Perle, die ſie mit Füßen traten. Ich wollte dieſen Leuten zeigen, wie man Perlen fiſcht. Somit verlor ich die Gunſt und Unterſtützung meiner Onkel und Schwäger, die mir — nebenbei geſagt — ebenfalls nicht verzeihen konnten, daß mir Graf Leopold in einem ſchon viel früher bei Gelegenheit einer Reiſe entworfenen und nachher nicht abgeändertem Teſtamente ein gar reiches Legat ausgeſetzt hatte. — Aber, was nicht minder wahr: die Perle fiſchte ich dennoch nicht. — Sie müſſe Trauer tragen ein Jahr lang; war ihr erſter Beſcheid. Sie könne nur dem, der ihres ſeligen Bräutigams Tod an deſſen Mörder gerächt, ihre Hand reichen; war ihre zweite Erklärung. — Was war zu thun? In einer Stunde der Raſerei quittirte ich den Dienſt des Kaiſers und machte mich auf, den Marquis d'Aronches in der weiten Welt zu ſuchen. — Ein intrigantes Weib verſetzt Berge in der Wirklichkeit. Ich legte meinen ganzen Reichthum in die Hände der Cicola und machte mich mit dem Nöthigſten nur verſehen auf den Weg. Ich ſuchte den Mörder in Italien.

„Mein Gott!“ rief Ribeira: „wie mit Blindheit geſchlagen waren Sie da! Wie konnten Sie nur ſo lange den Glauben hegen, daß der Marquis jenen Mord verübt habe? Noch heute möchte ich ſchwören, daß er unſchuldig geweſen, und nur als ein Opfer einer teufliſch zuſammenwirkenden Kabale unterlegen iſt. Sie wiſſen unter anderm, daß ihm in Liſſabon der Prozeß gemacht worden iſt? Nun ſehen Sie: er wurde von den Richtern, die ſich vom Schein und Vorurtheil hatten beſtechen laſſen, zu den presidios in Afrika verurtheilt, wie auch zu einer Strafe von zweitauſend Cruſados. Aber bei der zweiten Unterſuchung, die er hervorgerufen, ſprach man ihn frei von aller Strafe, [illegible] ihn in ſeine Würden wieder ein, und lud ihn ein, bei Hofe [illegible] zu erſcheinen. —

„Ach, das weiß ich nur zu wohl,“ fuhr der Mönch fort: „da ich in Italien alle Winkel nach ihm aufſuchte, befand er ſich eben in Portugal und küßte ſeinem König die Hand am feierlichen Hoftag. Deshalb fand ich ihn nirgends vor meiner Klinge. In meinem Wahnſinn dachte ich, ihn zu Liſſabon zu überfallen, ihn zu verfolgen nach Afrika, bis an's Ende der Welt! Dieſe Tollhäuslerplane meiner Perle mittheilend im heißeſten Briefe, den je Liebesverrücktheit geſchrieben, bat ich die edle Braut um ſchnelle Geldzuſendung. Keine Antwort! Noch einen, zwei, drei Briefe ſchrieb ich. Es war, als hätt' ich ſie in die Wüſte fliegen laſſen. Endlich eile ich nach Wien. Was höre ich? Die Dame meiner Wahl war mit meinem Vermögensreſt verſchwunden, und zwar, wie man beſtimmt wußte, an der Hand eines meiner ſogenannten Freunde, den ich aber dazumal für meinen beſten Freund gehalten. O, wie war meine Narrheit belohnt! wie ſpottete meiner die Welt. Ohnmächtig, flügellahm, weil ohne Geld, mußte ich meine Wuth bemeiſtern, und um mein Fortkommen betteln. Ich fand eine Offiziersſtelle im ſavoyiſchen Militär; eine karge Verſorgung, aber doch ein Strohhalm für den Sinkenden. In der That kam ich auch ein wenig emvor aus dem Gewell und Strudel meiner Leidenſchaften. Es gab zu thun, zu exerziren, zu marſchiren, zu ſchlagen, zu ſorgen, zu wachen. Der Ernſt des Lebens und der Arbeit ſiegte über Laſter und Frevelmuth. Ich wurde geſetzter, wurde ſogar ſtreng, denn meine Kompagnie duldete den deutſchen Offizier nur mit einigem Verdruß. Um ſo mehr war zu verwundern, daß mir das ausgelaſſenſte Subjekt meiner Schaar, ſeinen Kameraden zum Trotz, eine ſelbſt im Soldatenſtande ſeltene Hingebung zuwandte. Der Kerl, ein Ausbund von Frechheit in jeglicher Beziehung, war mir gehorſam, treu, zugethan und ganz vertraut. Auf dieſes Nicolo gute Dienſte konnte ich zu aller Zeit rechnen; er ſah mir an den Augen ab, was ich wünſchte, rapportirte mir die kleinen Komplotte, die in der Kompagnie gegen mich angeſponnen wurden, und vereitelte ſie. Im Feld that er alles, mir irgend eine Bequemlichkeit, einen Ueberfluß zu verſchaffen; im Gefecht nahm er ſeinen Platz an meiner Seite. Mehreremale hatte ich ſeiner Warnung meines Lebens Rettung, einmal ſogar ſeiner Verwegenheit zu verdanken, da er mit zwei Franzoſen zumal anband, um mir freie Hände zu machen. — Ich wußte nicht, womit ich es dem Nicolo angethan hatte, denn ich war gegen ihn ſo wenig nachſichtig, als gegen Andere. — Auf einmal war der Burſche weg; nicht todt, nicht gefangen; er war deſertirt, obendrein zum Feind deſertirt. Ich zerbrach mir ein paar Tage lang den Kopf, um den Beweggrund zu ergrübeln, der den mir ſo anhänglichen Nicolo zu dem unziemlichen und unbegreiflichen Schritt veranlaßt haben mochte. Ich hatte indeſſen noch gar nichts herausgegrübelt, als der ungeſchickte Kerl wiederum, in einem Scharmützel gefangen, in unſere Quartiere gebracht wurde. Mit ſeinem Leben war's nun vorbei; da war allerdings Pardon nicht zu erwarten. Nur von einem Mirakel oder einem ausbündig kühnen Streich konnte der Verbrecher Erlöſung vom Galgen hoffen. Das erſtere blieb indeſſen aus; der zweite — ein Fluchtverſuch von frechſter Gattung — ſchlug fehl. Nicolo merkte, daß ſeine Zeit unwiderruflich gekommen. Eine Stunde bevor er zum Tode geführt wurde, ließ er mich bitten, ihn zu beſuchen. Er dankte mir für alle Liebe und Strenge, ſo ich ihm erwieſen, erklärte mir, daß nur die Luſt zur Veränderung ihn zum Feind hinübergeführt; daß er übrigens ſchon allen Potentaten der Erde gedient, und von einem jeden ausgeriſſen . . .; dann geſtand er, daß mit ſeinem wahren Namen er Bernardo Gamberi heiße, und von Mailand gebürtig ſei, und daß er ſich freue, mir ein paar erkleckliche Dienſte geleiſtet zu haben. — Sie werden nicht wiſſen, ſagte er, warum ich Ihnen und gerade nur Ihnen ein guter, treuer Knecht geweſen bin? das hängt jedoch mit meinen Sünden zuſammen und auch mit Ihrem Namen. Ich dachte, der Himmel würde gern ſehen, wenn ich einen Grafen Hallweil wie mein Auge pflegte, da ich vor einigen

Jahren einen andern Hallweil um's Leben habe bringen müſſen. Das iſt zu Wien vorgefallen und der Fürſt von Ligne hat mich zum Mord beſtellt.“

Weil der Mönch hier mit Seufzen eine Pauſe machte, ſagte Ribeira ruhig: „Der ſchlechte Menſch hat Ihnen da etwas vorgelogen, weil er auf Ihre Leidenſchaftlichkeit rechnete, und etwa einen Aufſchub ſeiner Exekution zu erlangen vermeinte.“

Dagegen bemerkte der Mönch: „Wenn er dieſe letztere Abſicht hatte, ſo wurde ſie ihm ſchmählich vereitelt; denn man nahm ſich gerade nur die Zeit, vor drei Oberſten und dem Generalprofoß ſeine Erzählung vom Hergang des Verbrechens zu Protokoll zu bringen, und knüpfte ihn alsdann unverweilt auf. Er ſtarb unverzagt; wie es ſchien, ſogar erleichtert. Sein Bekenntniß beſtand ungefähr aus Folgendem. In frühern Jahren hatte er ſchon einmal dem Prinzen von Ligne gedient, und war ſein Allesmann bei verliebten Händeln und dergleichen geweſen. Der Trieb nach Veränderung hatte den lockern Diener damals überfallen, wie ſpäter auch noch manchmal; er verließ heimlich ſeinen Dienſt, ſtahl ſeinem Herrn eine anſehnliche Summe und flüchtete ſich nach Frankreich. Das Geld war ſchnell verſchwendet; Bernardo nahm Kriegsdienſt in Deutſchland, in Dänemark, in Preußen, in Oeſterreich. Seinem Regiment in Ungarn war er eben entlaufen, als er zu Wien dem Marquis Aronches begegnete und von demſelben erkannt wurde. Der Geſandte drohte ihm mit harter Strafe ſeines früheren Diebſtahls und ſeiner allerneueſten Deſertion; ſchlug ihm indeſſen nach der Hand vor, die Sache fallen zu laſſen und dem Bernardo ein namhaftes Geſchenk zu machen, wenn er einen Mann umbringen würde, deſſen Leben ihm, Aronches, eben unbequem ſei. Der Landſtreicher ging auf den Vorſchlag gar zu gerne ein, und machte ſich voraus nach Gäblitz, ſeinen Patron erwartend, der am andern Tage mit ſeinem Opfer eintraf. Bei'm ländlichen Frühſtück im Walde auf der Erde ſitzend, wurde mein Vetter von dem verdammten Mörder hinterrücks ermordet. Der Marquis und Bernardo ſchickten ſich an, die Leiche zu verſcharren; aber der ungeſtüme Regen hinderte ſie daran. Am Abend fuhr Bernardo mit dem Marquis nach Wien, holte ſein Präſent ab und verließ alſogleich die Stadt; hat ſeitdem den Marquis nicht mehr geſehen.“

Ribeira hörte nicht auf, zweifelnd den Kopf zu ſchütteln. — „Das klingt wie ein wohlerſonnenes Mährchen,“ ſagte er: „möglich vielleicht, daß der Bernardo den Mord an dem einzeln ſtreifenden Hallweil verübt hat. Jedenfalls iſt, nach meiner Anſicht, auf den

Marquis kein gegründeter Verdacht zu werfen. Was in aller Welt ſollte ihn bewogen haben, dem Leben ſeines Freundes nachzuſtellen? Nebenbuhlerei bei der Cicola? Ach, mein Vater; ich weiß nur zu genau, wie unbeſtändig Aronches in ſeinen Galanterien geweſen iſt. Kopf und Herz wußten davon blutwenig. Oder etwa die Spielſchuld, von der man in Wien ſoviel geredet und gefabelt hat? Vergeſſen Sie ja nicht, daß Aronches ungeheuer reich war, daß gerade in jenen Tagen ein Kurier wahre Schätze in Wechſeln und Kreditbriefen ihm überbracht hatte. Glauben Sie, dem Verſchwender Aronches ſei ſo viel an fünfzig- oder hunderttauſend Gulden gelegen geweſen, daß er ſich bis zu einem elenden Meuchelmord herabgelaſſen hätte?“

„Wenn ich Ihnen aber ſage,“ fiel der Mönch hitzig ein, „daß der Marquis noch mehr gethan, als dieſes? daß er den armen Leopold nicht nur morden ließ, ſondern ihn auch noch beſtahl?“ — „Oho! warum nicht gar?“ rief der Portugieſe aus. Der Mönch fuhr aber fort: „So iſt es, trotz Ihrer Verwunderung. Der Graf trug Pretioſen und Geld, zuſammen im Werth von etwa dreitauſend Gulden bei ſich. Dieſe ganze Beute überließ Aronches ſeinem Banditen, bis auf einen Ring, den ich ſelbſt öfters an Leopolds Hand geſehen, und der um ſeiner plumpen, alterthümlichen Geſtaltung gar leicht dem Beſchauer auffiel. „Dieſen Ring nehme ich, ſagte der Marquis zum Bernardo: „der Ring iſt mir mehr werth, als das Gold der ganzen Welt.“

Ribeira ſank in ſeinen Seſſel zurück, ſchlug die Hände zuſammen, und rief, einer gewiſſen Unterhaltung mit dem Marquis in Wien eingedenk: „Wäre es denn möglich? Hätte ihn der Teufel mit jenem Ring verblendet?“

Der Mönch ging in ſeinem Bericht weiter: „Bernardo's Ausſage über dieſen Punkt war für mich entſcheidend, denn ich beſann mich gleich, daß die Cicola in vertrauten Stunden öfters von demſelben Ring geſprochen und bedauert hatte, nicht in deſſen Beſitz zu ſeyn, denn Leopold hatte ihr, wie ſie behauptete, gar vielmals betheuert, der frägliche Ring ſei ein Talisman und bringe ihm Glück auf Glück, ſeitdem er ihn an den Finger genommen. — Die Cicola hat wohl am Ende den Ring heftiger geliebt, als den Beſitzer deſſelben! — Ich habe jetzo nur noch weniges zu ſagen. Des Bernardo Geſtändniß machte mich plötzlich wieder toll und böſe. In Ermanglung des Marquis, der für mich nicht habhaft war, raufte ich mit jedem, der mich nur krumm anſchaute. Endlich führte der Unſtern denjenigen guten Freund, mit dem die Cicola verſchwunden und der ſie ſchon längſt verlaſſen, in meine Hände. Wir ſchlugen uns zu Pferde mit Säbel und Piſtolen. Ich hieb ihn vom Gaul, daß er auf dem Flecke ſtarb. Doch ſchoß er zuvor, ſchon in den Bügeln ſchwankend, mein Roß nieder, und im Stürzen brach ich meinen Fuß. — Ich endete, wie Raufer gewöhnlich thun, mit Blut auf meinem Gewiſſen, mit lahmen Gliedern. Zum Kriegsdienſt nicht mehr tauglich, war ich dem Verderben nahe. Gott hat meinen Leib, — und was noch mehr — meine Seele errettet. Er führte mich Schritt für Schritt, bis in mein Kloſter und in dieſes Gewand. Die Aufgabe meines Lebens iſt nun Buße und Gutmachen; wenn eben noch etwas gut gemacht werden kann. Ich wanderte ſchon hierhin und dorthin, um bei ehemaligen Feinden und Gegnern um Vergebung zu flehen; und da meine Obern mich kürzlich nach Padua geſchickt haben, und ich dort erfuhr, daß Sie zu Venedig verweilen, ſo wollte ich meine Bußpflicht nicht verſäumen. Dergeſtalt kommt es, daß ich neben Ihnen ſitzen und Ihnen die Hand reichen darf, die ich einſt freventlich gegen Sie erhoben."

Der Graf umarmte den Mönch liebevoll. Mit tiefer Bewegung ſagte er dann zu ihm: „Weil Sie, mein Vater, bereits das Schwerere überwunden, wird Ihnen wohl das Leichtere nicht Mühe machen. Wer da betet: Vergib mir die Schuld! iſt gewiß bereit, dem Schuldiger zu vergeben?"

Der Mönch entgegnete: „Ich ſollt' es meinen. Aus Erfahrung weiß ich's nicht. Wiewohl ich an der ganzen Welt Unrecht gethan, thaten doch nur wenige Unrecht an mir. — Die Cicola ...! nun, ich bekenne, daß ich gar nicht weiß, ob ich ihr vergeben habe oder nicht. Aber, ich wünſche ihr auch gar nicht mehr im Leben zu begegnen ... und im Jenſeits ....? ei, da ſind wir ja rein von den Schlacken der Welt. Der Haß ſtirbt auf der Erde."

„Und der Marquis von Aronches?" fragte Ribeira auf einmal: „wenn Ihnen der Marquis hienieden noch begegnete? was würden Sie thun?"

Eine heftige Röthe fuhr auf den Stirnnarben des Mönchs empor; ſeine Augen loderten unſtät; aber es dauerte dieſes nur einen Moment. — „Es iſt ſchon ſo lange her;" ſagte er mit niedergeſchlagenem Blick: „der Marquis lebt wohl längſt nicht mehr. Ich hätte gewünſcht, ihn doch nur einmal zu ſehen. Ich habe ihn ja nie gekannt. Ich verfolgte ihn, als wie man einem unbekannten Schatten nachrennt. Ja, ja, ich wünſchte, ihn geſehen zu haben; das wünſche ich noch. Was ich ihm gegenüber beginnen würde ...

wer weiß das? Ich habe noch Blut, ein wildes Blut in dieſen Adern, unter dieſem frommen Gewande. Dennoch halte ich dafür, daß ich mich bezwingen könnte, eben dem Gewand zuliebe. Es bedürfte nicht meiner, um ihn unſelig ſterben zu machen. Mein Degen wäre zudem eine Wohlthat für ihn geweſen, der langſam auf dem glühenden Roſte der Gewiſſenspein verſchieden ſeyn mag. Haben Sie nichts von ihm vernommen? Wenn ich nicht irre, ſo hat er eine Zeit lang hier in Venedig gelebt?"

Ribeira ſeufzte tief, und zeigte über den Kanal: „Sehen Sie jenes Haus neben der türkiſchen Herberge? In jenem Hauſe hat der Marquis mehrere Jahre zugebracht, von jeglicher Geſellſchaft getrennt, nur allein beſchäftigt mit ſeiner Sammlung von Münzen und Alterthümern. Seine Gattin hatte ſich längſt von ihm losgeſagt, und ihr ganzes reiches Erbe zu Gunſten ihrer Perſon und ihrer Töchter in königlichen Schutz und Schirm gegeben. Dem Marquis blieb nur eine ſchwache Rente als der letzte Reſt eines großen Vermögens, das er durch ſeine Verſchwendungen ſchon bedeutend geſchmälert hatte. Aber von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag ſogar ging es immer ſchmäler bei dem Marquis her. Er fing an zu verhandeln, was er mit unerſchwinglichen Koſten geſammelt hatte. Von Mäcklern betrogen, von Gaunern geprellt, ging er unter. Eines Tags hat er das Haus verlaſſen, und iſt nicht mehr dahin zurückgekehrt .....!" —

„Gewiß hat er den Tod geſucht!" ſprach der Mönch finſtern Angeſichts: „der letzte Troſt des Elends!"

„Wer weiß?" fragte Ribeira mit ſeltſamem Ausdruck. — Indeſſen trat ein Diener ein, und meldete, die Gondel Seiner Excellenz ſtehe bereit.

„Ich fahre zum Pallaſt des Dogen;" ſagte Ribeira zu ſeinem Beſucher: „darf ich Sie an der Piazzetta an's Land ſetzen, mein Vater?" — „Ich werde Ihnen verbunden ſein, Excellenz. Ich habe auf der Riva der Sclavonier einen kleinen Auftrag für einen Freund im Kloſter zu beſtellen. Der Buchhändler Todero — ein Buchhändler in freier Luft, ſoll eine Ausgabe des Cicero zum Verkauf ausgeſtellt haben, wonach mein Freund ſehnlichſt verlangt."

„Ich kenne den Verkäufer und werde Sie mit Vergnügen mit ihm bekannt machen;" lächelte der Graf, und in einer Minute ſchwammen ſie auf dem großen Kanal majeſtätiſch hinab zu der ſchön[illegible]che Maria della Salute, zum Palazzo Giuſtiniani —

nicht lange, und ſie legten gegenüber den beiden Säulen der Piazzetta an.

Venedig war zu jener Zeit nicht nur die große Stadt, wie man ſie noch heutzutage ſieht; es war auch eine ſehr bevölkerte Stadt. Gegen zweimalhunderttauſend Menſchen drängten ſich in ihren Labyrinthen zu Waſſer und zu Lande. Wie noch heute war dazumal natürlich die Piazzetta und das Ufergelände der Sclavonier der Mittelpunkt alles Treibens. In das Gewühl der tauſend und tauſend Induſtrieen, die ſich dort die Ellenbogen in die Rippen bohrten, führte Ribeira ſeinen geiſtlichen Begleiter. „Da iſt Todero!“ ſagte er, nachdem er ſich auf dem wohlbekannten Terrain umgeblickt. — Der Mönch hatte den Gang umſonſt gemacht. Das verlangte Buch war nicht mehr zu haben. — Im Fortgehen hielt der Graf ſeinen Gefährten an. „Sehen Sie, wie ſehr für Alles hier geſorgt iſt,“ ſprach er leiſe zu ihm: „wollen Sie einen Abguß der Herodesſilberlinge kaufen, gegen welche Judas unſern Heiland verſchacherte?“ —

Sie ſtanden vor einem elenden Tiſche. Ein noch elender ausſehender Greis mit langem Bart, einem Juden nicht unähnlich, ſaß an dem Tiſche, worauf mehrere Schnurrpfeifereien ohne Werth und Geſchmack neben den genannten Zinn-Silberlingen als Verkaufsartikel lagen. — „Wie gehts, Sior Carlo?“ fragte Ribeiro mitleidig den von Lumpen dürftig verhüllten, an einigen glühenden Kohlen ſich wärmenden Handelsmann. — „Im Sturm, im Sturm!“ antwortete ihm der Alte mit verwirrtem Lächeln, und deutete auf den Menſchenſchwall, der lärmend hin- und herzog. — „Ei, ei,“ ſprach wieder Ribeira: „Warum ſitzt Ihr denn hier in Sturm und Wind? Wo habt Ihr die alte Brigida gelaſſen, die den Verkauf verſteht?“ —

„Verkauf, Excellenz? den Bettel, wollt Ihr ſagen. Ach, lieber Herr, um das Mitleid der Paſſanten zu erregen bin ich beſſer geeignet als meine Alte. Meinem grauen Schädel fällt mehr Almoſen, als der Brigida. Doch, im Ernſt: ſie kocht daheim eine Mineſtra für uns. Wir haben heute einen Feſttag. Zweimal wöchentlich gibt's Reis und Bohnen. Heute iſt ein Bohnentag. Ich freue mich deshalb, wenn mir gleich ein ſchlimmes Fieber die Gebeine ſchüttelt.“

Während dieſer Zeit hatte der Mönch einen von den nachgemachten Silberlingen in die Hand genommen, und betrachtete denſelben. Zur gleichen Zeit betrachtete der bärtige Grei[illegible] den Mönch und immer länger wurde ſein Leidensgeſicht, die ſi[illegible] Hitze ſeiner Wangen ſchwand dahin unter einer ſchmutzigen Bläſſe, die darüber hinzog. Wie von einer Schlange geſtochen, zuckte der Greis auf, und wankte zu dem unfern aufgeſtellten Trinktiſch eines Roſoglioverkäufers. — „Gevatter! einen Schluck, einen Schluck vom Kräftigen!“ bat er mit verſagender Stimme, immerfort anſtarrend den Mönch, der unbefangen die Medaille aus der Hand legte. —

Der Gevatter — alle Venezianer geringerer Klaſſe ſind Gevattern und Brüder — entſprach dem Wunſch des Nachbars, und ſpendete ein Glas ſeiner ſtärkſten Waare. Die zitternden Hände des hinfälligen Trinkers brachten kaum das Glas an ſeine bebenden Lippen. Seine Knie knickten ein, aber gleichſam wie verglaſt hingen ſeine Blicke an dem Mönch, der mit Bedauern zum Grafen ſagte: „Der arme Jude oder was er iſt, wird, glaube ich, vom böſen Weh befallen. Laſſen Sie uns gehen. Ich ſehe ſolch traurigen Spektakel nicht gerne.“

„Ja, ja, gehen wir,“ ſagte Ribeira haſtig und riß den Mönch mit ſich fort. Vor dem Dogenpallaſt ſchöpfte Ribeira Athem, und ſprach: „Ich muß da hinauf in Geſchäften. Werd' ich Sie wieder ſehen, mein Vater?“

„Ich werde noch morgen hier in unſers Ordens Kloſter verweilen, und alſo Ihnen noch einmal aufwarten,“ verſetzte der Mönch. Theilnehmend fügte er hinzu: „Mir thut leid, daß ich Sie veranlaßte, mit mir jenen Markt zu beſuchen. Ich ſehe, daß Ihr Antlitz ganz entſtellt iſt. Sie hatten in höherem Grade als ich ſelbſt Furcht und Eckel vor dem Auftritt, zu welchem ſich jener elendige ſchmutzige Silberlingsverkäufer anſchickte?“

Rauh und heftig ſchüttelte Ribeira dem Mönch die Hand und wollte in den Pallaſt treten. Allein — als ob es ihm unmöglich fiele, was er auf der Zunge hatte, zurückzudrängen, kehrte der Portugieſe wieder um, und flüſterte dem Ordensmann in die Ohren: „Ich kann's nicht mehr verſchweigen .... jener Alte in Verlaſſenheit und Elend, jenes dahinſinkende Gerippe, das in den Schlamm der Geſellſchaft gefallen iſt .... mit einem Worte: Sie haben nun den Marquis von Aronches geſehen! Das Uebrige wird Ihnen Ihr Herz ſagen ...!“

Ribeira war verſchwunden unter dem Thorbogen. Der Mönch ſtand wie bewußtlos in ſich ſelber verſunken auf der Piazzetta. Lange kümmerte er ſich nicht um den betäubenden Lärm, der ihn umbrauſte. Endlich kam er zu ſich. Einen Blick warf er auf ſeine eigene ſchuldvolle Vergangenheit, einen andern auf ſein Gewand. „Auf!“ ſprach er [illegible] zu: „Thue deine Pflicht nach dem Willen des Erlöſers, der für die Sünden dieſer Welt geſtorben! Auf! verliere keine Zeit.

Die Stunden jenes armen Mannes ſind, fürchte ich, gezählt. Vielleicht hat er in meinen Zügen, die dem ermordeten Vetter einſt geglichen, deſſen Geſpenſt geſehen. Fort, ihm Troſt und Verſöhnung zu bringen!“

Er eilte, was er konnte, mit ſich ſelber im Reinen, nach der Riva zurück. Dort war Todero, dort der Roſogliohändler. Des kranken Carlo armſeliger Handelstiſch war leer; der Verkäufer ſelbſt nicht mehr zugegen. Ein altes Weib packte eben die Siebenſachen in einen Korb, und entfernte ſich damit langſam. Der Mönch folgte ihr, obgleich hinkend, rüſtig auf der Ferſe. Sie überſchritten ein halb Dutzend kleiner Brücken. In einer elenden kaum zwei Schuh breiten Gaſſenſpalte hielt das Weib an und öffnete eine niedrige ſchmutzige Thüre. — „Laßt mich eintreten;“ ſagte der Mönch zu der Ueberraſchten, die ſich demüthig vor ihm verneigte. — „Dies iſt die Wohnung des Sior Carlo?“ — „Zu dienen, mein Vater.“ — „Wo finde ich ihn?“ — „Er kam krank nach Hauſe, und hat ſich gelegt. Er ſchwärmt im Fieber.“ — „Ich muß zu ihm.“ — „So folgt getroſt. Gar lange, meine ich, wird's der arme Mann nicht machen.“

Sie führte den Geiſtlichen auf eine dunkle Flur, die Vorhalle des nackten Elends. Sie ſtieß die Pforte eines kellerähnlichen Gemachs auf. Ein Fenſter, unter welchem der Kanal ſeine ſchmutzigen Wellen rollte, — feuchte ſchwarze Wände, kalter Todeshauch um und um. In einem Winkel, auf der Erde, auf einer Handvoll Lumpen lag der Kranke, vom Froſt geſchüttelt. Aber das Fieber wich auf einen Augenblick, denn die erlöſchenden Augen des Marquis erkannten den Mönch, deſſen Anblick ihn mit Entſetzen erfüllt, ihm den Todesſtoß gegeben. — „Das iſt Hallweils Geſicht!“ ſchrie er auf: „verfolgſt Du mich nun auch am hellen Tage, unverſöhnlicher Geiſt?“ — Seine Stimme verfiel in ein dumpfes kurz abgebrochenes Gewimmer. — Der Mönch knieete aber an dem Lager des Verzweifelten nieder und betete: „Friede ſei mit Dir!“ — —

Ribeira konnte, während er ſeine Geſchäfte im Pallaſt des Dogen verrichtete, ſeine Ruhe eben nicht loben. Er bereute bitterlich, dem Mönch ſein Geheimniß preisgegeben zu haben. Was durfte er von dem wüthendſten Feinde des Marquis erwarten? Er traute nicht viel der Selbſtüberwindung des ehemaligen Soldaten und Raufers von Profeſſion. Kaum hatte er daher beendigt, was ihn in den Pallaſt geführt, ſo machte er ſich auf den Weg nach der Riva, von dannen nach dem Hauſe, worinnen der Marquis wohnte. Ribeira kannte das Haus; er hatte ſchon oft eine Gabe der Liebe dahingetragen. Mit klopfendem Herzen drang er dort ein. Ueberall Stille und Oede. Das erſtickte Schluchzen der alten Brigida machte ſich durch die halboffne Thüre der Spelunke, worinnen Carlo lag, bemerkbar. Ribeira trat ein. Er fand einen Todten und die Weinende und einen Prieſter, der den Todten ſegnete, die Weinende tröſtete.

„Er iſt dahingegangen, verſöhnt und gelabt von dem Kuſſe meiner Vergebung,“ ſprach ernſt und wunderbar gehoben der Prieſter: „Ich habe den ſchönſten Augenblick meines Lebens genoſſen und gehe ſelber geheiligt von dieſem Lager der Schmerzen. Gott hat gnädig mit ihm vollendet und mir die unumſtößliche Lehre gegeben, daß ſchon hienieden jede Schuld ſich bezahlt macht.“

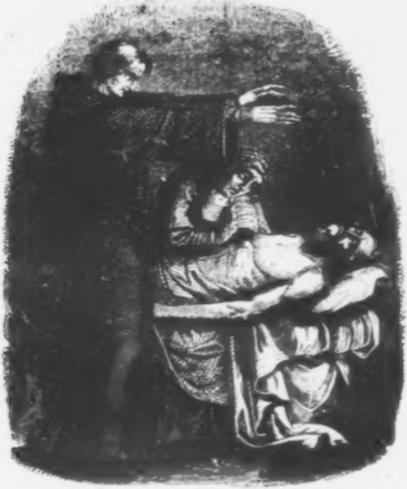
Sie beteten zuſammen bei dem Geſchiedenen; dann gingen ſie. — „Wären Sie ſo gut, mein Herr Graf, noch eine kleine Fahrt mit mir zu machen, um die ſchwarzen Bilder der jüngſten Vergangenheit unter'm blauen Himmel, in der herbſtfriſchen Luft zu verſcheuchen?“

„Ich habe Sie gerade bitten wollen, auf einer ſolchen Fahrt mein Begleiter und mein Gaſt zu ſeyn;“ erwiederte der höfliche Portugieſe. —

„Fahren wir nach Malamocco?“ fragte der Mönch: „bei den Murazzi ſoll die Ausſicht auf's Meer erhaben und großartig ſeyn?“ — „Befehlen Sie meinem Gondoliere nach Gefallen, mein Vater.“ —

Sie ſprachen wenig während der langen Ueberfahrt. Auf dem Rieſendamme angekommen, der das Meer von der ſchönen Venezia abweiſt, drehte ſich der Mönch dem Schaum entgegen, der aus der wilden Brandung aufſprizte, und zog aus ſeinem Aermel einen Ring. — „Dieſes vermaledeite Gold, vom Herrn verflucht, von dem Sünder, der ſich in tiefſter Armuth nicht von dem Preis ſeines Verbrechens hatte trennen können, mir eingehändigt als die einzige mögliche Wiedererſtattung — dieſes unglückſelige Gold ſoll nicht noch einmal einen Menſchen reizen und in's Verderben ſtürzen. Ich übergebe es den wilden Fluthen des Meeres und bitte Gott, er möge gnädig dieſen Ring auf den tiefſten Grund bannen. Gewaltig iſt der Fluch der Sünde, aber noch gewaltiger des Herrn Barmherzigkeit!“

Ribeira nickte mit Thränen in den Augen ſeinen Beifall. Der Ring fuhr wirbelnd in den Schlund der Waſſer. — „Jetzt,“ ſagte demüthig der Mönch, „laſſen Sie uns zurückkehren und unſern Todten begraben.“



Inhalt.

Seite

1) **Erzählungen beim Licht.** Erſter bis ſechster Abend 5

Erſter Abend: vom rothen Männel aus Straßburg 11
Mit 1 Stahlſtich und 1 Holzſtich.

Zweiter Abend: von der Frau Demuth und von der Frau Hurrle 19
Mit 1 Stahlſtich.

Dritter Abend: die Mordkammer in Conſtanz 51
Mit 1 Stahlſtich.

Vierter Abend: von der Prinzeſſin von Hornberg 74
Mit 2 Holzſtichen.

Fünfter Abend: die ſieben Frauen von Föhrenbach 101
Mit 1 Stahlſtich.

Sechster Abend: die Geſchichte vom Stummen Wendel 110
Mit 1 Holzſtich.

Seite

2) **Benzenweiler** 127
Mit 1 Holzſtich.

3) **Eine Geſpenſtergeſchichte** 148
Mit 2 Holzſtichen.

4) **Das waliſche Kraxenmannerl.** (Eine oberöſterreichiſche Geſchichte.) 161
Mit 1 Holzſtich.

5) **Milord und Milady** 177
Mit 2 Holzſtichen.

6) **Der Thalermann** 211
Mit 1 Holzſtich.

7) **Der Ring des Alarich** 226
Mit 2 Holzſtichen.

GERMANIA
CONCORDIA

Vergißmeinnicht.

Taſchenbuch

der Liebe, der Freundſchaft und dem Familienleben

des deutſchen Volkes

gewidmet

von

C. Spindler.

09,3336

Für das Jahr 18[illegible].

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Illuſtrationen von L. Meißer.

Stuttgart.
Franckh'ſcher Verlag.

Vergißmeinnicht
Dies Buch gehört:

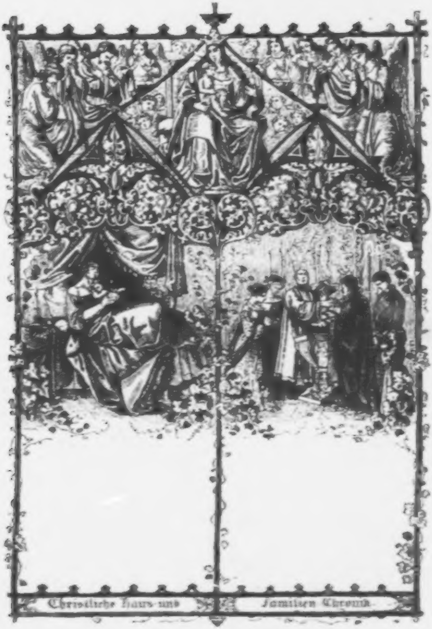
BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Widmung.

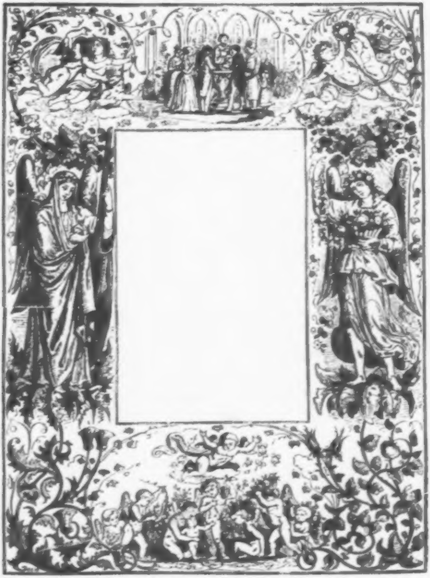
Chriſtliche Haus- und Familienchronik.

Es iſt ein ſchöner, frommer Brauch unſerer Voreltern geweſen, das, was an Freud' und Leid in den Familien ſich begeben, mit wenigen Worten in dem Buche des Lebens: der Heiligen Schrift, zu verzeichnen, woraus nach und nach eine Familienchronik entſtund.

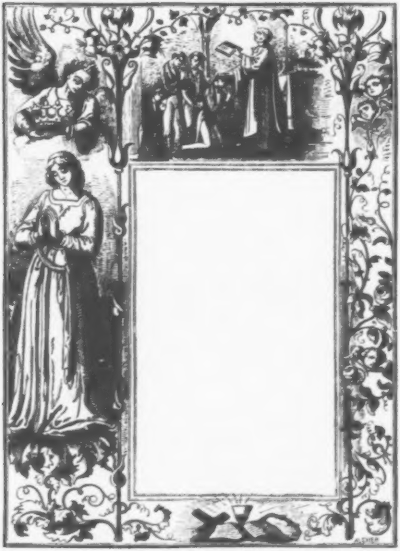
Dieſer fromme, chriſtliche Brauch ſchwebte uns vor Augen, als wir uns dazu entſchloſſen, dem „Volksalmanach" die nachſtehende „Chriſtliche Haus- & Familien-Chronik, beizugeben, ſomit aber auch dieſes „Taſchenbuch" als ein wahres Vergißmeinnicht jeder gebildeten Familie unſers Volks zum freundlichen Begleiter durchs Leben beſtimmend.


Christliche Haus-und
Familien Chronik

Der Geburtstag

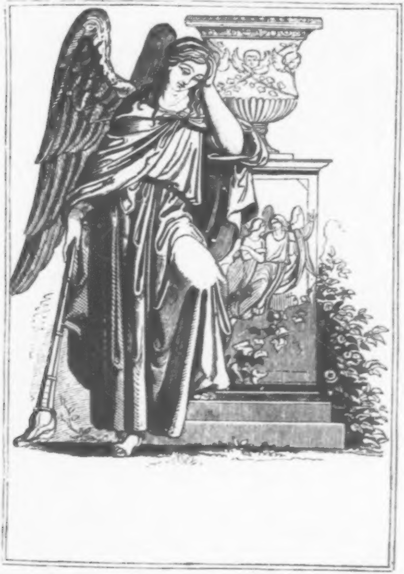


Die heilige Taufe.

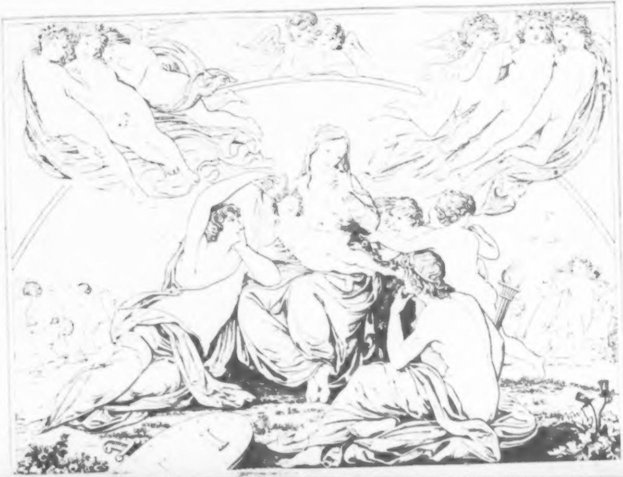


Das heilige Abendmahl.

Die Trauungsfeier.



Heimgang in die Ewigkeit.



Die

Jahreszeiten und das Leben

gezeichnet von

L. Weiſſer,

geſtochen von

Gugeler.

Erläuterungen des Zeichners zu den Jahreszeiten.

1) Der Frühling.

In der Mitte des Bildes ſitzt ein Jüngling mit ſeiner Geliebten unter einem blühenden Baume. An ſeiner Seite hält er die Lyra, als Zeichen ſeiner jugendlichen Begeiſterung. Sinnend horchen Beide dem Geſang eines Knaben, welcher zwiſchen ihnen lehnt, und wohl die Schönheit des Frühlings beſingt. Der Köcher macht ihn als Amor kenntlich; denn der Frühling ruft ja die Liebe hervor. Und wer vermöchte ſeine Schönheit beſſer zu beſingen als eben ſie? —

Oben blicken zwei Genien aus einem Hintergrunde von Roſen faſt ſchüchtern in die Scenen des Bildes hinaus. Es ſind die Geiſter des Frühlings, kaum aus dem Schlummer des Winters erwacht; die Morgenröthe iſt über ihnen angebrochen und hat ſchimmernde Roſen über die Erwachenden geſtreut. Denn der Frühling iſt ja der Morgen der Natur. Es ſind aber auch die Genien der Kindheit.

Links blickt ein Jüngling, eine brennende Fackel haltend, ſchwärmeriſch zu dem ſchönen Morgen auf. Es iſt die Begeiſterung, welche vor Allen der Jugend gegönnt iſt; der Frühling ruft die Begeiſterung hervor. Rechts bietet Hebe, die Göttin der Jugend, die nektargefüllte Schale dar; ſie pflegt die Flamme der Begeiſterung und ruft die Poeſie, die Kunſt und alle die heiligen Blüthen der Jugend in dem Jüngling wach.

Unten hat ſich das Leben des Frühlings in ſeiner üppigſten Luſt entfaltet. Wenn im mittleren Bilde jene ernſtere Begeiſterung angedeutet iſt, welche gleichſam ſinnend den geheimen Offenbarungen horcht, welche der Frühling in uns erweckt, ſo iſt es hier unten die überſtrömende, Alles bewältigende Luſt, die faſt bacchiſche Wonne des Frühlings, welche durch heitere, ſcherzende Genien, bald Blumen ſtreuend, Kränze windend, bald die Lyra ſpielend oder im Tanze die Cymbel ſchlagend ꝛc., perſonificirt iſt.

2) Der Sommer.

Auf dem vorhergehenden Bilde, welches den Frühling darſtellt, zeigte ſich das Leben nur von ſeiner lachenden Seite; träumend, der innern Begeiſterung horchend, und ganz in den Genuß der Natur verſunken, kennt der Jüngling den herben Ernſt deſſelben noch nicht; denn mit ſeinem Blüthenſchleier hat ihn der Frühling verdeckt. — Aber die Blüthen fallen ab; der Jüngling wird zum Manne, und ſtatt weichlichen Genuſſes und müßiger Begeiſterung fordert das Leben jetzt die ernſte That. Schild und Schwert verdränzen die tönende Lyra und der zarte, faſt weibiſche Amor hat ſich in den ernſtblickenden Hymen verwandelt. —

Aber obgleich der Sommer des Lebens vor Allem durch Streben und Kampf bezeichnet iſt, obgleich die Kinder des Frühlings, die jugendlichen Begeiſterungen, geflohen ſind, ſo iſt darum dieſer ernſtere Lebensabſchnitt doch nicht an Genüſſen ärmer; denn tiefere, bleibendere Genüſſe, als der Frühling, der Lenz des Lebens, gewähren kann, bieten ſich jetzt dem tapfern Kämpfer reichlich dar. Durch Dornen und Klippen, über reißende Ströme und Abgründe verfolgt er das erſehnte Ziel; aber die Erfüllung lohnt tauſendfach den Strebenden und ſpornt ihn zu neuen, größeren Siegen an. — Im Kreiſe ſeiner Familie, als beglückter Gatte, ruht er von den Mühen des Tagewerks, weit und üppig breiten ſich ſeine Fluren vor ihm aus, die üppige Aehre beugt den ſchwachen Halm; das Meer ſeufzt unter der Laſt des mit reichen Gütern gefüllten Schiffes; aber von allen ſeinen Schätzen ſind ihm doch die treue Gattin und das lächelnde Kind die größten. —

Dieſer letzte Gedanke liegt dem beiliegenden Bilde zu Grunde. Die Mutter hält auf ihrem Schooße den ſchlafenden Sohn. Zu ihrer Rechten liegt ruhend der Vater, zu dem Säugling aufblickend, und den Schleier, welcher denſelben deckte, lüſtend. Von der andern Seite nahen einige Genien (des Sommers), das Tagewerk verlaſſend, und Blumen dem ſchlafenden Kinde darbietend. Die Mutter mahnt zur Stille.

Oben zu beiden Seiten entſchweben die Genien des Frühlings, die heitern, farbenreichen Träume der Jugend, den täuſchenden Roſenſchleier hinwegziehend, mit welchem ſie den Ernſt des Lebens, den dunkeln Hintergrund der Landſchaft, die ſteilen, drohenden Klippen und Gebirge, die glänzende, geſchäftige Stadt und das dunkle Meer verdeckt hatten, und blicken ſcheidend nach der untern Gruppe hinab. In der Mitte deutet Phöbus, die Sonnenroſſe lenkend, die Mittagshöhe des Lebens (den Sommer) an.

Unten ſind Korn ſchneidende Genien, andere welche dreſchen, fiſchen, ſich zur Jagd bereiten u. ſ. w., zur Bezeichnung der Thätigkeit und des Strebens.

3) Der Herbſt.

Ehe der Sonnengott hinabſteigt in's Meer, ſchüttelt er noch einmal die glänzenden Locken, und gießt purpurne Gluthſtröme verſchwenderiſch über die müde Erde aus. So feiert auch die Natur ihren Abend, ehe ſie dem Schlummergott ſich in die Arme legt. Wie am Tage der Hochzeit ſchmückt ſie ſich mit ihren edelſten Schätzen, in das Haar ſteckt ſie ſich die goldene Frucht, die ſchwellende, dunk[illegible]ühende Traube beſchattet ihre Stirne, und Epheu und die üppige Weinrebe umgürten wollüſtig ihren ſchlanken Leib. So, nachdem ſie noch einmal des Daſeins höchſte Luſt erſchöpft, ſenkt ſie wonneberauſcht, das freudenmüde Haupt. Und jetzt breitet der Schlummergott ſeine Schwingen über die Träumende, damit ſie an ſeiner Bruſt ausruhen möge von dem langen, arbeitsvollen Tag.

Und auch der Menſch, nachdem er die ſteilen Höhen des Lebens erſtiegen hat, blickt gerne, ehe er hinüberzieht in die elyſiſchen Gefilde der Ruhe, zurück in das verrauſchte freuden- und leidvolle Leben, damit er aus ſeinen ſchönſten Blumen und Erinnerungen und Früchten ſich einen Kranz flechte, der ihn würdig ſchmücke in der Stunde des Abſchieds.

Und wohl hat ihm das Leben goldene Früchte getragen. Aus all' den gefährlichen Schlingen und Schiffbrüchen hat er ſich ja den friſchen, ungeſchwächten Muth gerettet; in den Herzen guter Menſchen hat er ſich unzerſtörbare Trophäen errichtet, und mit tauſendfachem Segen hat ihm das Schickſal ſeine Kämpfe und Entſagungen vergolten. Im lächelnden Enkel genießt er ſeine Jugend zum zweitenmale, ein ſieggekrönter Held, feiert er im Kreiſe derjenigen, welche mit ihm gekämpft, mit ihm gejubelt und geweint, den heiligen Abend, das Abſchiedsfeſt, an welchem die ſchönſten Roſen und Purpurwolken ſeines Lebens das geöffnete, zur neuen Heimat führende Thor umſäumen.

Das Bild wird nach dieſen Andeutungen leicht verſtändlich ſein. Auf der einen Seite zeigt ſich die untergehende Sonne, auf der andern weiſen einzelne, kaum ſichtbare Sterne auf die anbrechende Nacht, auf den Schlummer im Grabe. Aber anderſeits deuten ſie wieder auf ein neues, lichtvolleres Leben und ſind in dieſem Sinne die offenen Augen des Himmels, welche grüßend und verheißend in das heilige Abſchiedsfeſt der Natur und des Lebens hereinblicken.

Die Mittelgruppe wird nach obiger Einleitung keiner nähern Erklärung bedürfen. Ebenſo die Genien im unteren Felde, welche mit Arbeiten der Weinernte, mit Stampfen der Trauben, Einfüllen des Moſtes ꝛc. beſchäftigt ſind.

Zum Schluſſe bemerkt noch der Zeichner, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, daß die Motive der kelternden Knaben nach einem antiken Sarkophag-Relief frei gearbeitet ſind.

4) Der Winter.

Der Winter hat ſeinen weißen Mantel um die ſchlummernde Erde gehüllt. Die neckiſchen Geiſter, die üppigen, treibenden Kräfte der Natur ruhen und träumen im Schooße der Mutter, die bunten, glänzenden Farben ſind verblichen. Der bachiſche Lärmen iſt verrauſcht, und die klingenden Töne ſind verſtummt, und todte Stille und einförmiges Weiß iſt über der Stätte ausgebreitet, wo kaum noch ſo üppige Lebensfülle gewuchert hatte. Aber dieß Leben iſt nicht erſtorben; es ſchlummert nur. Denn auch im Schlaf kündet ſich noch der geſchäftige, nimmer müde Geiſt, auch unter dem weißen Leichentuche des Winters regt ſich träumend das gebundene Leben und ſtrebt dem nahen Frühling zu; und wenn der dämmernde Morgen die Geſpielen, mit ſeinem Kuſſe weckt, und der Winter unwillig dem bekränzten Gaſte weicht, ſo iſt ihnen der neue Morgen, der Frühling, nur die Fortſetzung die Erfüllung ihres ſchönen Traumes.

So träumt auch der Menſch gerne von einem Frühling, ſchöner als der, welchen er auf der Erde gelebt. — Aber der grelle Tag, das viel verſchlungene Leben ſcheucht ſo oft den ſüßen Traum und erſt, wenn der

Schnee des Alters ſeine Scheitel kränzt, wenn das geöffnete Grab, wenn der in dieſe endliche Welt hereinragende Himmel dieſelbe zur bleichen Schattenwelt verwandelt, und ihre ſchillernden Farben auslöſcht und ihre Sirenentöne unmächtig verhallen läßt, dann ſteigen jene Träume und Offenbarungen wieder herab von ihrem Himmel, ſchmücken, wie goldene Sterne, den dunkeln Schleier der Lebensnacht und weichen nicht, bis die Nacht zum Tag wird, und die Erfüllung den langen Schläfer weckt.

Denn der Winter iſt nur kurz, bald zerrinnt die Decke, welche die aufſtrebende Natur gebunden hielt, und der neue Frühling ſtreut verſchwenderiſch ſeine Blumen über die ſchlaftrunkene Erde aus. So küßt auch der Todesengel den Träumenden, daß er aus dem Schlummer erwache, und öffnet ihm die Augen, daß er den neuen Tag genieße und den ewigen Frühling; üppig ſenken ſich die Blüthenzweige über ihn, die Blumenkronen neigen ſich und lächelnd grüßen die Genien des ſchönen Landes den ſtaunenden Gaſt.

Dieß iſt der Gedanke, welcher dem Bilde zu Grunde liegt. Auf dem untern Theile desſelben bezeichnen zwei liegende Genien die ſchlummernden Kräfte der Natur. Ein nackter, gealterter Baum breitet, den Winter andeutend, ſeine Aeſte ſchützend über dieſelben aus. — Aber auf den Schlaf folgt das Erwachen, aus dem Tode entwickelt ſich das höhere Leben und die Morgenröthe verſcheucht mit ihrem Purpur die dunkle Nacht. Der Frühling naht, wenn der Winter noch ſorglos ſeinen Scepter über die Erde hält, wie ein ſchüchternes Kind, und ſeine Geſpielen vernehmen den leiſen Ruf, und eilen freudig dem neuen Morgen zu.

Der Gaſt aber, welcher, ein freundlicher Frühlingsbote, den Menſchen von der irdiſchen ſchweren Hülle, von der trüben Halbheit des Lebens löſt und ihn hinüberführt in das Land ſeiner Sehnſucht, in das Land der Wahrheit, iſt der Tod. —

Die aufſchwebenden Kinder im untern Theile des Bildes, ſowie die Mittelgruppe werden nach dieſer Andeutung keiner näheren Erklärung bedürfen.

Die blumenbekränzten Genien im obern Felde, welche die Heimkommenden zu empfangen ſcheinen, erinnern den geneigten Beſchauer vielleicht an jene ähnlichen Kinder des Frühlings, welche auf dem zweiten Bilde hinwegſchweben. Es ſind dieſelben Geiſter, die ſchönſten Ahnungen und Träume des Lebens, welche jetzt zur Wahrheit geworden, die Schwelle des neuen Himmels ſchmücken und kränzen.

L. W.

Vergiſsmeinnicht.

Dem deutſchen Volke

gewidmet

von

Carl Spindler.

Für

das Jahr 1846.

Druck der J. G. Sprandel'ſchen Buchdruckerei
in Stuttgart und Cannſtatt.

Erzählungen beim Licht.

Siebenter bis zwölfter Abend.

Erzählungen bei'm Licht.

Siebenter Abend.

Der geneigte Leſer, der an der erſten Reihe dieſer Erzählungen in dem vorjährigen „Vergißmeinnicht“ ſeine Freude gehabt hat, iſt gebeten, ſich für dieſesmal nicht in des alten Fideli's Rockenſtube und ebenſowenig in das halbfeudale Gemach des Schloßbauern Habergeis zu verſetzen, ſondern mitten in eine kleine Stadt auf dem Schwarzwalde. Der frühzeitige Winter iſt bereits in's Land gefallen; am Morgen dampft der Nebel über'm Forſt und Gebirge, am Mittag verklärt ein ſchwacher Sonnenſtrahl die Dächer des Städtchens, am Nachmittage ſprüht ein dünner Schnee durch die Gaſſen und am Abend iſt wieder der Nebel da. Der Bach, der durch die Hauptſtraße ſtrömt, raucht und brauſet, die Wetterfahnen knarren, die vom Firſt der Färberhäuſer niederhangenden Tücher flappen im unſanften Winde. Obwohl die Stunde noch nicht gar ſpät, verſchließt doch ein Jeder ſeine Hausthüre dem unheimlichen kalten Abendhauche; wohl auch ſperrt er den Fenſterladen, durch deſſen herzförmige Ausſchnitte das freundliche Kerzenlicht auf die Gaſſe ſich ſtiehlt. In den Oefen wird wacker eingebrannt; um den mehr oder weniger ſaubern Tiſch von Fichtenholz ſammelt ſich in jeglichem Hauſe die Familie zum Nachteſſen. Auf der Straße bleibt wenig Leben zurück, hie und da an den Brunnen ein verſpäteter Stallknecht mit ſeinen Pferden, eine Magd mit der ihr anvertrauten Milchkuh, ein Mädchen oder ein Knabe, die zum hellerleuchteten Bäckerladen wandern, oder zum Wirthshauſe, um Brod und Wein oder Bier zu ihrer Eltern Nachtmahl herbeizutragen. Das Städtchen ermangelt noch einer öffentlichen Beleuchtung; daher ſieht man dann und wann eine Laterne längs den Häuſerreihen wanken. Wohl ſtehen an den Kreuzſtraßen im tiefen Dunkel einige Pärchen, flüſternd und koſend, der kalten Octobernacht zum Trotze; ein paar Handwerksgeſellen ſtolpern zur Herberge; in dem ſchönen Hauſe am Marktplatze ſingt die Frau Aſſeſſorin zum Klavier die Cavatine des Tankred, in ſeinem ſtillen Stübchen feiert bereits der Nachtwächter ſeine nächtliche Auferſtehung. Seine Geſangübung und das Knurren ſeines Hundes, ſie vermiſchen ſich mit der Altſtimme der Aſſeſſorin, mit dem Geflüſter der Liebenden, mit dem Geräuſch, das die ſchweren Abſätze der Handwerksgeſellen machen, mit dem Brauſen des Bachs, mit dem Schnauben des Windes — Sonſt iſt alles ſtill im Freien. Deſto lebendiger geht's innerhalb der vier Wände zu, wo es warm iſt, wo die Kartoffeln rauchen oder der Kalbsbraten; wo zahlreiche Wiegen ſtehen und die Nachbarinnen plaudernd zuſammenſitzen. In den geringern Wirthshäuſern iſt ebenfalls viel Geräuſch; auch arbeitet hie und da noch ein Schreiner, der etwa einen Sarg eiligſt zu machen hat. Am ſtillſten geht's zu in den Häuſern jenſeits des finſtern Thors; dort ſchlafen Menſchen und Hühner ſchon um die Wette. Der Schlaf beſchwichtigt ja ſo herrlich den hungrigen Magen! Ferner iſts ſchweigend in dem Spitale, wo kaum ein Lämpchen brennt, dem ſchlafloſen Kranken zu leuchten. Aber ſtill wie das Spittel und wie die Häuſer der Hungrigen und Beladenen iſt auch das Gaſthaus, das Nobelwirthshaus des Städtchens. Unbegreiflich, aber wahr. Ein impoſanter Frachtwagen ſteht vor dem Thorweg, der Spitzhund bei demſelben gibt keinen Laut. In der Gaſtſtube ſitzt feierlich der Fuhrmann bei'm Speiſen, ihm gegenüber der Hausknecht: verwandte Seelen, die ſich aber ſchon ausgeſprochen, einander nichts mehr zu erzählen haben. Hausknecht putzt dem Touriſten in dem Lyſerhemd dienſtfertig und zwar mit den Fingern von Zeit zu Zeit das Licht. Der Gaſtwirth ſchläft im Sorgenſtuhl neben der Säule, die ſein wirthliches Gemach ſtützt, die geſtrenge Hausfrau wacht in dem obern Stock bei einem kranken Kinde. Am gewaltigen Ofen ſitzen zwei bis drei Mägde arbeitend und leiſe plaudernd, damit nicht der Herr in ſeinem Vorſchlafe geſtört werde. Neben ihnen, auf einem Hockerle, wartet das Kellermädchen der Befehle, die etwa aus der anſtoßenden Honoratiorenſtube an ſie gerichtet werden möchten. Denn in ſelbiger Stube brennen zwei Kerzen und um den Tiſch ſitzen drei Herren, ein Drittel der Honoratioren des Städtchens: der Pfarrkaplan, der praktiſche Arzt und Herr Mayendorf, der königliche Kaufmann, der Rothſchild des Ortes.

Ach, wie traulich ſieht es in dieſer Stube aus! Da iſt Schwarzwalds Sitte und Geſchmack noch vollkommen zu erſehen. Hat das Gaſthaus wohl von außen der Neuzeit gehuldigt und ſich größere Fenſter gemacht und auch den ſchönen, ſchweren, eiſernen Wirthsſchild, die Freude unſerer Vorfahren und des weiland Adlerwirths Stolz, mit einer modernen Schrifttafel ohne Bild vertauſcht, ſo iſt doch das Innere, vor allem das Honoratioren- oder beſſer Herrenſtüblein, noch der alten Zeit treugeblieben. Sauber getäfelt die Wände und die Zimmerdecke, überzogen mit glänzendem Firniß auf Hellgrau; in einer Ecke das Kruzifix, darunter hängend der ſchöne Kalender „für Zeit und Ewigkeit,“ in der andern das Wetterglas, fleißig beſorgt von dem Hausherrn. An den Fenſtern rothe Vorhänge und ein paar Käfiche mit Schwarzblättl und Rothſchwänzchen. An der Wand, der Thüre gegenüber, eine wackre Spieluhr, immer noch rüſtig und wohlgeſtimmt, wenn auch aus der Zeit, da die Frau Aſſeſſorin ſingen lernte. Zu beiden Seiten der Uhr in bunter Reihe und ſchwarzen Rahmen aufgehängt der große Napoleon, Rottecks Bild, aber auch das des Großherzogs, das Lebewohl des griechiſchen Königs Otto, Hebels Konterfei und die wohlgetroffene Abbildung des heiligen Rockes zu Trier und noch viel ſchöne und illuminirte Kupferſtiche, die nicht genannt ſein wollen. Im Hintergrund neben dem ehrwürdigen Ofen Lotterbettlein und Schenkapparat. Hinter der Thüre, im finſterſten Winkel, das Schreibpult des Hausherrn, an der Thüre ein langes Handtuch, am Thürpfoſten der Weihbrunnen. Auf dem Sims die vorhandenen Nummern der Karlsruher Zeitung und des Schwarzwälderboten. Ledergepolſterte Stühle um den großen blanken Tiſch; unter dem Spiegel einige in das Gaſthaus geſtiftete Pfeifen der gewöhnlichen Abendgäſte. Rechnet man zu dem Mobiliar noch die Katze, die auf dem Lotterbettlein, und den alten Holzſchläger mit einem Auge, der auf der hölzernen Ofenbank ſitzt — denn Andreas hat das langjährige Vorrecht, den Verhandlungen im Herrenſtüble beizuwohnen — ſo hat man ſo ziemlich zuſammengezählt, was in die Stube gehört. — Mit den eben vorhandenen drei Gäſten iſt noch geſchwinder fertig zu werden, was das Aeußere betrifft.

Der Kaplan, ein Mann von mittlerer Größe und alt genug, um ſchon Pfarrer zu ſein; jünger als er, mit einem humoriſtiſchen Antlitze begabt, der Doktor und zwiſchen beiden der äußerſt gutmüthige Kaufmann, der ein Stück von der weiten Welt geſehen, der alljährlich eine Reiſe zur Meſſe macht und gern zu Hauſe ſeine geſammelte Weltweisheit anbringt. — Alle dreie ſind ſie auf dem Walde zu Hauſe; der Kaplan und der Doktor Bauernſöhne, der Kaufmann eines Landkrämers Nachkomme. Vaterlandsliebe iſt ihres Herzens voranſtehendes Gefühl, und Verſtand iſt das ſchätzbarſte Erbtheil, das ſie von ihren Eltern übertragen erhielten. Neben dem Verſtande beſitzt ein Jeder von ihnen ein Stück Einbildungskraft, was bei gebirgiſchen Landskindern eben keine Seltenheit. Alle dreie wiſſen recht artlich zu erzählen und verplaudern überhaupt lieber ihre abendlichen Mußeſtunden, als daß ſie hinter der Karte ſäßen, wie der Einnehmer und der Aſſeſſor, oder hinter'm fleißig ſpazierenden Humpen, wie der Theilungskommiſſär, oder gar daheim mit der Schlafkappe über den Ohren, wie der lebensſatte Pfarrer, oder wie der unter'm Pantoffel ſeiner Gattin vegetirende Amtmann. Daher kommt es auch, daß ſie meiſtens allein ſitzen und ſie haben's noch gerne obendrein, wenn man ſie allein ſitzen läßt; denn drei Männer ſind ſchon eine Geſellſchaft, die genügt, und drei verſtändige, zu einander paſſende Männer ſind allerdings noch genügender.

Und während die Wetterfahnen knarren und der Abendwind ſchnaubt, gedenken die Herren eben eines dahingeſchiedenen Biedermanns und der Kaplan ſagt: „Vor einem Jahre, juſt am heutigen Tage habe ich ihn begraben.“ — „Vor einem Jahre,“ ſagte hierauf der Doktor, „juſt an ſeinem Begräbnißtage bin ich hier aufgezogen.“ — „Heute vor einem Jahre,“ ſagte der Kaufmann, „nach dem Begräbniß bin ich nach Genf verreist; dahin komme ich wohl nicht mehr.“

„Ach, die liebe Schweiz, nach welcher ich mich immer geſehnt habe!“ ſeufzte der Geiſtliche, „aber es hat ſich niemals wollen thun laſſen. Die ſchöne Studenten- und Vakanzzeit iſt vorüber und weiter als in's Appenzell bin ich nie gekommen.“

„Ich habe von der Eidgenoſſenſchaft noch nichts als die Stadt Baſel geſehen,“ verſetzte der Doktor, „ich war dort bei'm großen Schießen.“

„Ei,“ fiel Matzendorf ein: „auch ich bin zur ſelben Zeit dort geweſen. Schade, daß wir uns dazumal noch nicht gekannt haben, lieber Doktor, das waren vergnügte Tage… mir wirbelt die

Erinnerung daran noch wie ein großes buntes Bild im Kopfe herum. — Damals hätte ich freilich ſchlecht bei dem Handel wegkommen können; aber das gute Glück hat mich in Schutz genommen.«

»Wie ſo?« fragten die Zuhörer. — »Es iſt eine abenteuerliche Geſchichte,« entgegnete der Kaufmann, »und wenn ſie euch zu hören angenehm iſt, will ich ſie erzählen. Sie iſt nicht gar zu lang und wäre vielleicht in einem Romanenbuch noch beſſer zu leſen.«

»Heraus damit,« riefen Kaplan und Doktor munter. Der Holzſchläger zog vergnügt die Beine übereinander, ſchnupfte eine gute Priſe aus ſeiner hölzernen Tabatière und ſagte: »Geſchichten hört der Holzſchläger für ſein Leben gern.«

Der Kaufmann erzählte alſo ſeine Hiſtorie vom

Drei-König-Abenteuer zu Baſel am Freiſchießen.

Ich war ungefähr acht Tage vor der Eröffnung des eidgenöſſiſchen Frei- und Ehrenſchießens in Baſel angekommen und zwar wichtiger Geſchäfte halber, die keinen Verzug litten und dennoch die Zeit wegnahmen. Ich logirte im Gaſthofe zu den drei Königen. In einem andern, dem wilden Mann oder dem Storchen, wo Kaufleute zu wohnen pflegen, war ſchon kein Platz zu finden geweſen. Mein Geſchäftsfreund erzählte mir eines Nachmittags an dem Kaffeehauſe, daß die Pariſer Polizeipräfektur an die Polizeibehörde in Baſel ein Schreiben gerichtet habe, das, mit Weglaſſung des Kanzleiſtyls ungefähr alſo zu verſtehen war:

»Liebe kleine Baſe; wir benachrichtigen Euch mit ganz abſonderlichem Wohlwollen für unſere ſchweizeriſchen Freunde von dem Vorſatz, den einige unſerer erprobteſten Gauner und Beutelſchneider gefaßt haben, das große Freiſchießen in Eurer Stadt zu benützen, um zu ſtehlen, was ſie können. Die Elite der genannten Zunft wird ein paar Tage vor dem Feſte zu Baſel eintreffen und zwar, wie zu vermuthen, in allerlei Geſtalten. Sechsſpännig mit Extrapoſt werden wenige erſcheinen, aber um ſo mehrere per Eiſenbahn und Omnibus. Die Seele des Komplotts ſoll nach Bericht ein gewiſſer Claude Barrault ſein, der ſich aber ſchwerlich unter dieſem Namen präſentiren dürfte. Wir legen ſein Signalement bei, wollen Euch, liebe kleine Baſe, ſomit gehörig verwarnt haben und verbleiben Eure dienſtfertige Kouſine Präſektura.“

Die kleine Baſe von Baſel merkte ſich die Anzeige wohl, aber innerhalb der erſten zweimal vier und zwanzig Stunden wuchs ihr die Menſchenmenge, die ſich zum Feſte einfand, ſchon dergeſtalt über den Kopf, daß von einer genauen Kontrole der Fremden ſchon gar keine Rede mehr ſein konnte. Dieſe arme Polizei ſollte überall ſein und ſich doch nirgends ſtark bemerkbar machen. Konnte ſie das Erſtere nicht, ſo that ſie doch das Letztere mit vielem Erfolg. Auch wurde ſchon beträchtlich da und dort in der Stadt geſtohlen, ehe nur das Feſt angefangen hatte. Die Behörde hatte alle Hände voll zu thun, um nur die vielen Schützen und andere Leute unterzubringen. Schon am erſten Abend befanden ſich tauſend Schützen ohne Obdach und mußten ſich links und rechts und wo es nur irgend möglich war, unterſtecken laſſen. Es bezahlte mancher Fremde in einem knappen Bürgerhauſe ſein Bett allnächtlich mit fünf franzöſiſchen Franken und lag doch nicht allein darinnen, ſondern mit einem, nicht ſelten mit zwei Kameraden, die er nicht kannte und die ebenſo viel zahlten, wie er.

Hätte ich gedacht, daß mir, im großen neuen Hotel zu den drei Königen daſſelbe paſſiren würde, nemlich mit einem Wildfremden unter derſelben Stubendecke ſchlafen zu müſſen? Dennoch mußte ich's erleben. Schiebt mir da, am erſten Abend, da noch in der Nacht ſo viele Leute bei Trommelſchlag und Fackelſchein einquartirt wurden, der Kellner meines Stockwerks einen Herrn in das Zimmer, der nebſt einer kurzen Flinte, einen kleinen Sack trug und läßt meinem Bette gegenüber ein Feldbett aufſchlagen, und ſagte ſehr höflich, aber gemeſſen: „'s iſt nur für dieſe Nacht, mein Herr. Morgen ſoll Rath geſchafft werden.“

Ein Fremder mit Flinte und Torniſter! und ich lag unbewaffnet, ja, wie ſich von ſelbſt verſteht, ganz entkleidet im Bette und unter demſelben ſtand mein Kiſtchen, voll von goldenen und ſilbernen Uhren von Genf und Neuchatel und über meinem Kopfkiſſen hing meine eigene Repetiruhr.... ſeht, ihr Herren, da iſt ſie, die zu meines Herzens unruhigem Gepoche ihr gleichgültiges Tiktak ſchlug.... und auf dem Nachttiſchchen lag mein Geldbeutel auf meiner Brieftaſche und beide waren nicht leer!!

Der Handelsmann lernt übrigens auf Meßreiſen und dergleichen ſowohl Vorſicht als auch Mißtrauen.

Während das Bett aufgeſchlagen wurde und die Hausleute hin- und hergingen, und der Fremde ungeduldig in der Stube auf- und abſpazierte, praktizirte ich geſchickt die Uhr, das Portefeuille und den Geldbeutel zu mir in's Bette und war etwas beruhigter. Mein Kiſtchen ſtand ja im Dunkeln. — Kellner und Gefolge waren kaum fort nach verrichtetem Geſchäft, ſo ſtand auch der Fremde vor meinem Lager, verbeugte ſich gegen mich und ſagte mir auf franzöſiſch, wie leid es ihm thue, mich ſtören zu müſſen, und daß er ſelber in Verzweiflung darüber ſei. Ich bin wenig im Franzöſiſchen bewandert und verſtand nur nothdürftig, was der Herr da ſagte und antwortete mit einem Kopfnicken und mit einem kurzen oui, oui, wenn der Andere eine Pauſe machte. Aber mich freute die Galanterie von dem Franzoſen und im Ganzen iſt es wahr, daß die Qu'est-ce-que-dit's höfliche Menſchen vorſtellen, wenn ſie nicht abſolut grob ſein wollen oder müſſen. Bei der Gelegenheit betrachtete ich mir den Stubengefährten recht genau. Es war ein hübſchgewachſener Mann von gewöhnlicher Größe, hatte lange braune Haare, einen Schnurr- und Kinnbart, daneben ein ganz artiges weißes Geſicht und noch weißere Hände. Seine Augen waren um ſo ſchwärzer. Auf dem Kopfe trug er ein graues Schützenhütchen, am Leibe einen ordinären Kittel von Sommerzeug, an den Füßen braune Kamaſchen mit Perlmutterknöpfchen.

Da der Mann ſah, daß ich mit der franzöſiſchen Sprache nicht gut fort kam, ſo verſuchte er es mit der deutſchen. Er konnte dieſelbe nur ſchlecht und lächerlich reden, immer aber beſſer, als ich die ſeinige. — „Erlauben Sie,“ fragte er, „daß ich eine Cigarre rauche?“ „Mit Vergnügen,“ ſagte ich. — Nachdem er angezündet: „Ich will Ihnen auch ſagen, wer ich bin, damit Sie doch wiſſen, mit wem Sie ſo plötzlich zuſammengerathen ſind,“ ſagte er, „ich bin ein Kaufmann aus Ste. Marie-aux Mines und heiße Claude Barrault. Darf ich Sie jetzo um Ihren werthen Namen bitten?....“

Ich hätte ihm bald geantwortet, ich ſei der Matz von Tripstrille oder meinetwegen das Hündlein von Bretten, ſo konfus hatte mich ſein Name gemacht. Man beliebe ſich hiebei des Schreibens von der Pariſer Polizeipräfektur zu erinnern. — Ich war wie verdattert, ſtammelte mit Mühe meinen ehrlichen Namen dem verdächtigen Frager vor und ſchob dieſes Stampieln, ſo gut ich konnte, auf die enorme Schlaftrunkenheit, in der ich mich zu befinden vorgab. — Auf dieſes wünſchte mir der Gaſt ein höfliches bon soir et bonne nuit, Monsieur! und zog ſich in die Nähe ſeines Bettes zurück.

Aber ich.... wie hätte ich ſchlafen können und mögen? Der Unglücksname meines Gefährten blitzte mir unaufhörlich im Kopfe herum. Ich kehrte mein Geſicht gegen die Wand, um meine Gedanken zu ſammeln und zu beruhigen. Das ging nicht an, denn zu gleicher Zeit ſchlich der Fremde wiederum an mein Bette, wie ein Marder dem Hühnerſtall zuſchleicht. — Ich rufe: „Wer da!“ thue, als ob ich aus dem Schlafe erwachte, richte mich halb auf und mag den Patron mit glotzigen Augen angeſtarrt haben. — „Pardon,“ antwortet Jener ſüßlich: „ich ſuche nur noch einen Stiefelknecht.“ — Bückt ſich, ſein Licht in der Hand, zur Erde und viſitirt unter meinem Bette viel länger als nöthig war, um das vertrackte Geräthe zu finden.

Aha, denk ich bei mir: jetzt hat er deine Kiſte mit Uhren geſehen! Jetzt biſt du verleſen, denn wer in aller Welt, der Kamaſchen trägt, wird ſich nach dem Stiefelbund umſehen, wenn er nicht den Schelm und Schalk im Nacken führt?

Die Wahrheit iſt indeſſen, daß der Menſch wirklich Stiefel trug, die Kamaſchen darüber waren eitel Blendwerk, wie heutzutage viel vorkommt. An dem Herrn da war's nicht das einzige.

Was mich ein bischen beruhigte, war, daß er einen ſchweren Geldbeutel in ſeines Nachttiſchchens Schublade niederlegte. Der Beutel war voll Gold; auf den Klang des Goldes iſt mein Ohr gut eingeübt. — Ah, er hat Moneten und zwar viele! dachte ich bei mir ſelber mit Zufriedenheit; weiß Gott, welchem Gentleman auf der Landſtraße er das Geld abgenommen; indeſſen.... es iſt bekannt, daß der ſatte Löwe am Menſchen gefahrlos vorübergeht. So werden's wohl auch die Spitzbuben halten, kein Menſch iſt bösartig von Natur. Die Noth mehr als die Gelegenheit macht Diebe.

Dieſer Philoſophie mich fügend war ich wirklich im Begriff, meine müden Augen zu ſchließen, nachdem ich mich dem lieben Gott und ſeinen Engeln befohlen. Aber.... mir armen Kerl war keine Ruhe beſchieden.... Ich höre kniſtern und knaſtern....

ich öffne ein wenig die Augen, wie ein ſehr verſchlafener Fuchs zwinkert, wenn ihn das Sonnenlicht inkommodirt. Vermittelſt dieſes ſchlauen, unwillkürlichen Blinzelns ſehe ich, daß Monſieur Claude Barrault vor meinem Bette ſteht und mein Geſicht examinirt hat. Eben wendet er ſich ab und ſagt zufrieden in den Bart: Il dort.... was da heißt: der Simpel ſchläft. Schleicht auf den Zehen an ſein Lager zurück, und.... was muß ich ſehen? zieht ſich mit einem kecken Griff ſein ganzes ſchönes langes Haar vom Kopfe. Er ſteht da mit einem kurzen wolligen Krausbaar. Um daſſelbe wickelt er ein ſeidenes Tuch nach Franzoſenmanier, und verſteckt die Perrücke. — So, ſo, denk ich, bin doch neugierig, ob nichts weiter kommt? Richtig kommt noch etwas. Er tupft ſich unter der Naſe und Kinn mit Waſſer und ſiehe: der ganze Schnurrbart nebſt dem Zwickel geht glatt herunter und bleibt nichts als das ſogenannte Collier. Jetzo denkt, ihr Herren, wie der Patron ausſah, ein ganz anderes Geſicht, ohne eine Spur der vorigen Phyſiognomie. Ein wahres Strolchgeſicht, wie mich dünkte und dabei — zu meiner Verwunderung — blutjung. Das lange Haar hatte ihn wenigſtens um zehn Jahre älter gemacht, wo nicht um fünfzehn — So jung und ſchon ſo verderbt, ſeufzte ich in meine Seele hinein. Da ſtreckte er ſich auf's Bett, ſeufzte auch ein paarmal, ſprach den Namen „Roſalie“ aus und nicht nur ein paarmal, ſondern wenigſtens ein Dutzendmal und ſodann.... witſch! war's Licht aus, und ich ſah nichts mehr.

Der Böſewicht ſchien bald einzuſchlafen; er ſchnarchte für einen jungen Mann ſeines Alters beträchtlich genug und lud mich gewiſſermaßen ein, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Ich war unendlich müde, über den ganzen Tag bis in den Abend hinein in der Stadt und auf dem Schützenplatz herumgelaufen, der Schlaf hätte mir mehr als wohlgethan.... dennoch brachte ich's höchſtens zum Norelen*) und allbott**) wachte ich auf, und lag ſo zu ſagen Schildwacht bis der Tag graute, und ich mir ſagte: Jetzo ſteh auf und laß' vom heitern Morgen dich beſcheinen, das macht wacker, und die ſchlimme Nachbarſchaft iſt um ſo geſchwinder aufgeſagt und aufgehoben.

---

*) Hinduſeln.

**) Alle Augenblicke.

Geſagt, gethan; ich ſtehe leislich auf, ſchlupfe fein ſtill in meine Kleider.... Der Franzoſe ſchlief noch, wie ein Sack, das Maul gegen mich gewendet. Auf einmal fällt mir in der Haſt und Jaſt mein Dolchmeſſer aus der Scheide und den Händen und auf den Boden. Das Eiſen macht ein Geklirr.... der Nachbar mit dem böſen Gewiſſen wacht plötzlich auf und ſchreit mich an: „Qui va là?“

Als ich ihm hierauf mit einem „Gut Freund“ gedient hatte, mit einem verdrießlichen, denn mir war mein Uhrenkaſten ſchwer auf's Herz gefallen, und wie thöricht es ſein würde, den diebiſchen Franzoſen mit dem Kaſten allein zu laſſen — kommt der Muſje ganz zur Beſinnung, ſchaut in den Spiegel, der ihm gegenüber hängt und bemerkt und erinnert ſich, daß er Haar und Bart abgeſchält. Darum ſchlägt er die Hände vor die Stirn und ſeufzt dreimal: „Mon dieu!“ und war ihm gewiß dabei unluſtiger zu Muthe, als da er geſtern ſeine „Roſalie“ angerufen. — Dann ſtützt er ſich auf den Ellenbogen und ſpricht zu mir mit möglichſt aufrichtigem Geſichte: „Lieber Herr, ich hatte darauf gerechnet, daß ich früher als Sie erwachen und meine Toilette machen würde, Sie hätten mich anſonſt nicht in dieſer Verwandlung und Umgeſtaltung überraſcht. Sie werden ſich allerdings und mit Recht verwundern, daß ich jetzo ausſehe wie eine kahle Ratte; aber ich mußte meine Perrücke ſchonen und der aufgeklebte Bart ſpannte meine Haut unerträglich an. Die Müdigkeit hat mich mit einem allzu langen Schlaf geſegnet, ſonſt hätte ich Ihnen nicht Gelegenheit geboten, ſich etwa eine kurioſe Vorſtellung von meiner Perſon und meinem Thun und Laſſen zu machen.“

Um ſeine Verlegenheit zu vermehren — es war ja heller Tag und nichts für den Augenblick von ihm zu fürchten — ſagte ich ihm trocken, daß ich ſchon in der Nacht genug geſehen. — Er ſchüttelte den Kopf, zuckte die Achſeln und ließ ſich weiter vernehmen: „Da Sie nun einmal hinter einen Theil meines Geheimniſſes gekommen ſind, ſo will ich Ihnen, damit Sie nicht etwa falſch von mir urtheilen, noch ein Stückchen dazu in den Kauf geben. Ich bin hier, um eine gewiſſe Dame zu beobachten, die mit einer ihr befreundeten Familie und in der Geſellſchaft eines gewiſſen Herrn das hieſige Freiſchießen beſucht. Die gewiſſe Dame iſt mir lieb und der gewiſſe Herr mir fatal, weil er gern die Dame heirathen möchte, was ich ſelber thun will. Verſtehen Sie?“

Ich nickte und lächelte dabei pfiffig, um ihm anzudeuten, daß ich von ſeiner Lüge auch nicht ein Wort glaubte. Dennoch fuhr er fort: „In meiner Maſkerade kann ich allenthalben, wo die Dame und ihr Gefolge ſich ergeht, um den Weg ſein, ohne Furcht, von ihr erkannt zu werden, und — den Fall geſetzt, Roſalie ſei mir treu — mein eiferſüchtiges Herz beruhigen, ohne mir etwas zu vergeben und ohne die Dame bedenklich zu ſtimmen. Ich bitte Sie, verderben Sie mir die Freude nicht und halten Sie gegen Jedermann reinen Mund. Was kann Ihnen auch an mir liegen? Wir ſehen uns zum Erſtenmale und, wenn dieſe Feſtlichkeiten vorbei ſind, wahrſcheinlich im ganzen Leben nicht wieder. Verrathen Sie mich an Niemand, ich bitte Sie. Männer thun ſich ja gerne etwas zu Gefallen und Sie ſehen mir aus, als ob auch Ihnen das weibliche Geſchlecht nicht verhaßt wäre.“

Ich erwiederte ihm auf ſeine Zumuthung nichts beſtimmtes, weder „Ja“ noch „Nein.“ Ich begnügte mich ihm zu ſagen: „Sein Sie auf Ihrer Hut, was Sie auch im Schilde führen. Es ſind hier zu Baſel viele ſcharfe Augen offen. Ich für mein Theil will Sie nicht inkommodiren. Erlauben Sie, daß ich ſchelle und mein bischen Effekten wegbringen laſſe. Ich will mir ein anderes Zimmer ſuchen.“

Er ſah mich groß an; er ſchmollte, wie mir's ſchien. — „Faites comme il vous plaira,“ ſagte er kurz und zog die Vorhänge ſeines Bettes zu. Ich zog an der Klingel und ließ meinen Kutſcher Martin heraufkommen, denſelben, der noch in meinen Dienſten ſteht. Ihm trug ich auf, vor Allem die Kiſte mit den Uhren in meines Geſchäftsfreundes Haus zu ſchaffen, mit der Bitte, dieſelbe gut zu verwahren. Ich würde ſchon ſelber nachkommen. — Sodann zog ich mich vollends an und ging, mein Felleiſen unter'm Arm, hinab, den Dreikönig-Wirth aufzuſuchen. — „Sie müſſen ſchon ſo gut ſein, mir ein anderes Zimmer anzuweiſen,“ ſagte ich zu ihm, „ich kann nicht mit einem Andern meine Stube theilen und zudem iſt mir das Gemach zu hoch und unbequem gelegen.“ — Mit vielen Entſchuldigungen entſprach der freundliche Wirth meinem Begehren, ſchloß mir ein ſo eben verlaſſenes Zimmer im zweiten Stocke auf und verſicherte mich, ich ſolle nicht ferner geſtört werden. — „Im Grunde,“ ſagte er, „iſt mir lieber, Ihnen dieſes bequeme

Gemach anweiſen zu dürfen, als dem andern mir faſt unbekannten Herrn, den ich heute hier einlogiren wollte.“

„Sie wiſſen nicht, wer der Herr iſt?“ fragte ich, unentſchloſſen, ob ich mit der Farbe herausgehen ſolle oder nicht. Ich fühlte mich dazu verpflichtet einerſeits, andererſeits aber bin ich etwas blöder Natur, traue meinen eigenen Ohren und Augen wenig, wenn's ſich darum handelt, eine verdrießliche Geſchichte aufzudecken; auch mochte ich nicht gerne vor dem Wirth für furchtſam gelten und für meinen guten Willen ausgelacht werden. — Wie nun der Gaſtwirth antwortet: „Ich weiß nur, daß er ein Fabrikant von Markirch iſt“ — ſo führt der Zufall einen Haufen Engländer heran, die wie eine Wolke den Hoſpes umgeben und ihn mit tauſend Fragen und Geſchrei nicht loslaſſen. Ich flüchte mich vor dem fremden Volke zum Fremdenbuch.... mein Stubenburſch war gar nicht eingeſchrieben. — Nun, zufrieden, meine Uhren in Sicherheit zu wiſſen, begebe ich mich aus dem Hotel und wandere, dem Strom der Menge folgend, zum Feſtplatz. Es regnete zwar ein wenig, aber die Neugier fragt nicht nach ein bischen Naßwerden. Im Vorübergehen klopfe ich beim Freund N. N. an. Die Kiſte war abgeliefert worden und gut aufgehoben, der Freund aber nicht daheim, weil gegangen den Weg alles Fleiſches, nämlich, im frohmüthigen Sinn, auf den Schützenplatz, wo Alles hinging.

Ich kann euch Herren gar nicht beſchreiben, wie es auf dem Feſtplatze ausſah. Doch — ich beſinne mich: Sie, Herr Doktor, waren ja dort gegenwärtig und erinnern ſich noch ſehr wohl der Herrlichkeiten, die alldort zu ſehen waren. Der Gabentempel, die Fahnenburg, die Speiſehütte, die Kaffeehäuſer, die vielen Scheiben, die vielen tauſend Menſchen mit und ohne Waffen, mit und ohne Kokarden, franzöſiſch, deutſch, welſch und engliſch durcheinander. Das Knallen der Büchſen und Böller, die Sprünge der Zeiger, die Muſik ohne Aufhören, der blanke Wein in vielen hundert Kelchen und Humpen, die Feſtreden mit Paukengeſchmetter.... Luſt und Freude in jedem Auge.... nur zwei Dinge fehlten, um das Feſt eigentlich ſchön zu machen: das ſchöne Wetter und — die Eintracht.

Ich kam eben zu dem Tumult mit den Walliſer-Schützen, die ſich vertrauensvoll eingeſtellt hatten, und die ſo unfreundlich aufgenommen wurden, daß alles Ernſtes unter den unruhigen

Schweizerköpfen ſchon verabredet worden war, die Fahnenburg zu ſtürmen und die Walliſerfahne hinabzuwerfen, was nur durch die Feſtigkeit des Schützenmeiſters und durch die mannichfaltigſten Mittel aller Art verhindert wurde. Das wirkſamſte Mittel war freilich, daß die Walliſer ſchon am folgenden Tage in aller Frühe, ohne Sang und Klang, mit der geretteten und allen Andern unlieben Fahne wieder abzogen.

In dieſem großen Getümmel ſuchte ich natürlich meinen Freund vergebens. Doch traf ich einige Bekannte, die mir von ihm erzählten. Es war ein Handelsmann aus Bellinzona mit ihm zuſammengekommen und hatte ihm ein Geſchäft proponirt. Nun, man weiß ja, wie die Kaufleute ſind. Man ſpricht mit Keinem, und wär's in der Kirche, vergebens von einem Geſchäft. Daher war der Freund mit dem Bellenzer weiter gewandert und zwar nach der Stadt zurück. Ich beluſtigte mich an dem ſcheckigen Schauſpiel um mich her, ließ mich verleiten, ein paar Schüſſe zu thun, die allerdings nicht einmal die Scheibe trafen, zum großen Vergnügen der Zuſchauer. Da ſagt auf einmal einer neben meinem Stand: „Ei, ſo ſchlag' das Wetter und der Strahl hinein! Da hat mir ein Spitzbube meine Brieftaſche geſtohlen.“ „Und mir die Tabatière und den Foulard,“ macht darauf ein alter Gerber von Baſel ſelber. — Und ein Dritter ſetzt hinzu: „Meiner Frau hat Einer den Shawl vom Halſe geriſſen und ihre goldene Kette mitgenommen. Aber, wenn ich nicht irre, ſo läuft dort der Dieb. Drauf, drauf! der in dem hellen Paletot iſt's.“

Und was gibſt du, was haſt du, der ganze Menſchenhaufe, der ſich rottirt hatte, dem Paletot Cheval-Bonaparte nach und mir fährt's wie der Blitz durch den Kopf: Holla, das iſt dein Schlafkamerad! — Das war auch ſein Hut, ſein Kittel, ſein langfliegendes Falſchhaar.... Leider wurde er nicht erwiſcht, weil er in die Menge hineinlief, die gegen die Walliſer ſchimpfte, was Zeug hielt und gern der Fahnenburg zu Leibe geſtiegen wäre. Ein Kommando von der Standeskompagnie, auch einige Landjäger und Polizeidiener warteten auf weitere Befehle und man fürchtete harte Stöße. Dazu kam's nun wohl nicht, aber indeſſen entrann der Böſewicht, der Barrault.

Da auch ich mein Portefeuille bei mir trug, ſo machte ich mich ſelber geſchwinde aus dem Gedränge und kehrte nach meinem Hotel zurück. Die Tafel war gedrängt voll, obſchon auch auf dem Feſtplatze die Speiſehütte wimmelte wie ein Ameiſenhaufen. Neben mir ſaß zur Linken eine vierzigjährige Engländerin mit blonden Haaren und weißem, wachsfarbigem Teint. Sie mochte einmal recht nett geweſen ſein, aber ihre Kampagne war vorbei und dennoch hätte ſie gerne erlaubt, daß ich ihr den Hof gemacht hätte. Item: ich bin immer in dieſem Punkt ein großer Schlemihl geweſen, das ſoll euch Herren einmal meine Frau des Breitern erzählen. Die alte Miß mochte angeln, wie ſie wollte, ich biß nicht an. Um ſo lieber war mir, daß mein Nachbar zur Rechten ein recht gut traktabler und geſprächiger Franzos war, der mich immer unterhielt und durch allerlei hübſche Erzählungen zerſtreute. Das Thema unſers Geſprächs war, wie ſich verſteht, das Feſt, die Volksmenge, endlich auch die Diebſtähle kamen an die Reihe. Der Herr behauptete, es müßten einige hundert Diebe von Paris allein da ſein und nannte bald dieſen, bald jenen Namen von einem und dem andern des ſaubern Gelichters. Ich wunderte mich, ihn ſo bewandert in der Materie zu finden. — „Kein Wunder,“ ſagte er, der recht fertig deutſch ſprach; „ich bin ja ſelbſt ein Angeſtellter bei der Polizeipräfektur in Paris und die Liſten der Hallunken von Profeſſion liegen offen mir zu Gebote da. Auch kenne ich viele von den Burſchen von Geſicht und.... ich darf es Ihnen unter vier Augen ſagen.... ich bin hieher geſendet worden, um unſern Pariſer Abſchaum ein wenig zu beaufſichtigen und der hieſigen Sicherheitsbehörde an die Hand zu gehen.“

„Ei, was Sie ſagen!“ rief ich fröhlich aus, dieſe angenehme Neuigkeit vernehmend.

„Pſt!“ ſchweigte mich der Pariſer mit freundlicher Miene: „rede ich nicht mit Ihnen unter vier Augen? Halten Sie an ſich, ich bitte. Auf der Polizei kennen ſie mich ſchon, aber in der Stadt will ich mein Inkognito behaupten. Das führt zum Zweck. Uebrigens, ſollte mir auch nirgends das Glück günſtig ſein, ſo will ich doch, ſo wahr ich Durand heiße und Sekretär der Polizeipräfektur in Paris bin, meinen Kopf zum Pfande geben, daß wenigſtens in dieſem Hauſe das Feld rein und jeder Gaſt unbeſtohlen bleiben wird. Dazu habe ich meine Maßregeln genommen.“

„Das iſt ja ganz excellent, Herr Durand,“ gab ich zur Antwort und mich beſchlich ein ſtolzes Gefühl der Sicherheit, daneben die Luſt, dem Pariſer-Beamten ein ſtarkes Wild in die Küche zu liefern, den Monſieur Claude Barrault nämlich. — Aber — wie's eben in einem einfältigen und blöden Menſchen zugeht —! Da ich eben den Mund aufmachen will, ſchaue ich ſchräg über den Tiſch, und ein halb Dutzend Couverts weit von mir, ſehe ich den Barrault ſitzen und er hat ſeinen Schnauzbart und ſeine Perrücke an, aber ſtatt des gelbweißlichen Paletots einen Rock von dunkler Farbe und dabei ſchielt er ſo ängſtlich, als wie bittend und bettelnd, nach mir hin, und meine Nachbarſchaft ſcheint ihm gar nicht beruhigend vorzukommen. Da thut mir der Kerl auf einmal leid, ich traue mich nicht, ihn zu verrathen.... mag's ein Andrer thun, denke ich in meiner deutſchen Gutherzigkeit. — Patſch! ſchlägt mir Einer auf das Achſelgelenk, daß ich meine, es fällt mir der Arm weg und ſowie ich mich umdrehe, iſt's mein Freund und Geſchäftsmann, der hinter meinen Stuhl geſchlichen war und ſein Schweizerſpäßchen mit mir haben wollte. Die Schulter reibend, gebe ich ihm die Hand und er ſagt mir: „Sie vergeben, daß ich mich heute nicht finden ließ, aber Sie wiſſen, daß ein ordentlicher Kaufmann einem Profitchen nicht aus dem Wege geht. Ich habe heute für achthundert Dublonen Geſchäfte gemacht; gratuliren Sie mir und geben Sie mit in's Kaffeehaus. Meine Zeit iſt gemeſſen und ich möchte noch gerne mit Ihnen plaudern, da Sie ja morgen abreiſen wollen.“

Die Paſſion meines Freundes iſt das Kaffeehausſitzen; das hat er in Italien und Frankreich gelernt. Ich beurlaube mich alſo von meinem Nachbar und gehe mit dem Freund fort. Er traktirt mich mit Gloria und geſchäftelt mit mir, was wir noch abzumachen hatten. Dann ſagt er: „A propos: Ihre Uhrenkiſte iſt wohl und gut bei mir. Was hat Sie aber bewogen, dieſelbe aus Handen und eigenem, oder beſſer aus des Wirths Verſchluß zu geben, da Ihnen der Letztere doch verantwortlich iſt?“ Nun antworte ich ihm hierauf: „Es gibt ganz abſonderliche Leute in unſerm Hotel und wenn die ehrlichen Fremden und des Wirths Kaſſa ſelbſt ungerupft bleiben, ſo müßte es mit einem Mirakel zugehen.“ — Und ſo erzähle ich ihm die Geſchichte von dem Claude Barrault. — Er ſchüttelt den Kopf und meint, ich ſolle eine Anzeige von dem Burſchen machen. Ich wollte ihm einige Bedenklichkeiten vorbringen, aber ſo wie ich mich räuſpere und anfangen will, bemerke ich neben an mir meinen Tiſchnachbar, den Polizeiſekretär Durand, der indeſſen ganz leislich hereingetreten war und neben uns Platz genommen. Er hatte meine Erzählung angehört, denn er ſah mich mit dergeſtalt ſteifen Augen an, daß ſie mich wie Federmeſſerklingen anbohrten und mir die Sprache verſchlugen. Indeſſen fangt Einer, der zutäppig herankommt, ein großes italiäniſches Geſchrei an mit „Caro amico, revedere,“ und dergleichen, und das war der Bellenzer, der meinen Freund attakirte und allerlei, was er am Morgen bei dem Achthundertdublonengeſchäft zu ſagen vergeſſen hatte, in ihn hineinſchwätzt. Mein Freund war ebenfalls gleich bei der Hand und nimmt den Teſſiner unter'm Arm und ſpaziert mit ihm diskurirend umher und ehe ich mich's verſehe, plautz! ſind ſie fort und verſchwunden ohne Adje und Dankdirgott.

Etwas verdrießlich — in ſolchem Tumult von Menſchen verliert man den Kopf und die beſten Freunde werden Einem unverläſſig — ſtehe auch ich vom Stuhle auf, um das Kaffeehaus zu verlaſſen. Wer kommt mir nach? Der Pariſer, und fragt mich heimlich: „Was iſt es denn mit dem Barrault, lieber Herr?“ — Da ich mich einmal verſchnappt hatte, ſo berichte ich ihm kurz, was ich weiß und er verſetzt darauf, als ein kluger Mann: „Es wäre etwas dabei zu verdienen, wenn ich dieſes großen Verbrechers habhaft würde, allein vor der Hand rathe ich Ihnen, keine Anzeige auf hieſiger Polizei zu machen. Die Leute haben jetzt genug mit den Walliſern und den ſchlimmen Radikalen zu ſchaffen und in ſolcher Verwirrung kennen ſie ſich nicht aus. Ich will aber ſehen, den Menſchen zu Geſicht zu bekommen; ich kenne ihn von Perſon und er ſoll mir dann gewiß nicht entwiſchen.“

Juſt ſind wir in das Hotel eingetreten, und der Martin kommt mir entgegen und fragt mich, wie ich's mit der Reiſe halten will. Ich beſtelle ihn auf den andern Tag und gebe ihm meine Karte, um ſie, ebenfalls am andern Morgen, dem Geſchäftsfreund vorzuweiſen und daraufhin die Uhrenkiſte abzuholen. — „Sehr wohl,“ ſagt er, „und für heute befehlen Sie nichts? Die Pferde haben gut gefreſſen, der Wagen iſt im Stande und gewaſchen und geſchmiert.“

Wie ich mich nun beſinne, ob dem Kutſcher nichts aufzutragen wäre, fragt mich Herr Durand: „Sie haben eigene

Equipage?“ Ich bejahe. — „O laſſen Sie mich die Pferde ſehen. Ich bin ein gewaltiger Freund von Pferden,“ ſagt er mir. — „Mit Vergnügen,“ antworte ich zufrieden, denn ich zeige mein Fuhrwerk gern, weil es ſchön iſt, und die Pferde ſind's nicht minder. An der Remiſe vorbeigehend, mache ich den Durand auf den Wagen aufmerkſam und er lobt ihn, und: „Das muß ein Wiener Wagen ſein,“ ſagt er alſobald. — „Sie haben's getroffen und kennen ſich aus,“ ſpreche ich, „der Wagen iſt in der That in Wien gebaut worden und einen bequemern gibt's nicht. Der Edelmann, der mir ihn verkaufte, hätte ihn ſelber gern behalten, aber ſein Geld reichte nicht: er kam von Baden und zwar von der Spielbank — man weiß ſchon, wie's in der Welt geht.“

„Das Spiel iſt ein Laſter, wie das Stehlen,“ entgegnete der Herr Durand, „aber Ihre Pferde, lieber Herr, wo ſind ſie? Ich bin ein unendlicher Pferdeliebhaber und Mitglied vom Jockei-Club in Paris.“

Martin macht den Stall auf und da ſtanden, unter den andern Gäulen leicht kenntlich, meine braven Grauſchimmel, ſchlank und doch dabei fett, vorzüglich gefeſſelt, den Schweif ſchön tragend, wie den Kopf, ächte, geſcheidte Araber aus des Königs von Würtemberg Stutereien. Noch heute fehlt den Thieren nichts, als die Sprache und Leſen und Schreiben. Ein paar Kapitalſtücke.

Herr Durand ſchlug vor Erſtaunen und Begeiſterung die Hände zuſammen. Er verſtand außerordentlich viel von den Pferden und lobte die meinigen, daß dem Martin, der gleichſam der Vater meiner Röſſeln iſt, das Waſſer in die Augen trat. Nun: mir that das Lob ebenfalls wohl um's Herz. Ein Biedermann läßt ſein Weib, ſeine Kinder, ſeine Pferde und ſeine Hunde nicht verachten. — Nicht lang und Herr Durand ſagt: „Ich hätte ſchon längſt gern eine Equipage, wie dieſe iſt, zu eigen gehabt. Unſere Wägen ſind nicht ſolid, unſere Pferde taugen nichts. Um mir Pferde und Kutſche aus England zu verſchreiben, bin ich nicht reich genug. Ich reiſe nicht auf der Eiſenbahn nach Straßburg, ſondern per Lauſanne und Neuchatel nach Frankreich zurück und einen eigenen Wagen ſammt Pferden möchte ich ſchon heimbringen. Iſt Ihnen das Gefährt nicht feil, lieber Herr?“

Mein Gott! was iſt einem Handelsmann nicht feil, wenn er's mit Gewinnſt abſetzen kann? Ich habe wohl ſchon — zu

Stetten am kalten Markt war's — meinen Hut vom Kopfe verkauft, weil er ſeinen Liebhaber gefunden. Ich ſage alſo dem Pariſer: „Für ſo und ſo viel Stück Napoleons ſteht Ihnen alles zu Dienſten." — Herr Durand überlegt; mittlerweile ſchaut mich der Martin an, ſchüttelt mit dem Kopf, zuckt die Achſeln, verdreht die Augen. Ich weiß wohl, was er will: der Narr möchte gern mit den Röſſern leben und ſterben. Ich gab nichts auf des Kerls Grimaſſen und weil mir eben der Pariſer ein ſehr herabgeſetztes Gebot anſchlug, ſo ſagte ich, expreß dem Martin zum Trotz: „Sechs Napoleons will ich ablaſſen, aber auch weiter nicht einen Sou. Wollen Sie, ſo iſt's recht." — Herr Durand überlegte wieder, und ich hatte meinen Spaß an des Martins Geſichterſchneiden, bis er endlich zu mir trat und mir in die Ohren wiſperte: „Wo denken Sie auch hin, Herr, den Tartar und die Lutzin verhandeln zu wollen? Der Franzos iſt die ſchönen Thierlein gar nicht werth!" — Da gab ich dem Martin darauf hinaus: „Was kümmert's dich, du Kalb? Gibts nicht noch andere Pferde in der Welt? Oder.... haſt du Luſt mit dem Tartar und der Lutzin franzöſiſche Dienſte zu nehmen und der Herr will dich als Kutſcher....? meinetwegen."

Dem Burſchen iſt's nun als wie der helle Brand im Geſicht aufgeſtiegen und den Kopf hat er niedergehängt und wehmüthig geſagt: „Das ginge mir auch noch ab, daß ich aus Ihren Dienſten müßte! Nein: lieber will ich Dung führen mein Lebelang oder nur mit den Ochſen am Pflug kutſchiren!" Das hat mir an dem Kerl gefallen und ich hätte ihm gern die Hand dafür gereicht, aber der Herr muß ſich gegen den Dienſtboten nichts von Rührung anmerken laſſen, ſondern thun, als verſtehe ſich alles von ſelbſt, ſonſt haben ihn die Dienſten gleich im Sack.— Darein ſpricht denn nun endlich der Herr Durand: „Meinetwegen; der Handel iſt geſchloſſen. Ich nehme zu dem Preis die Pferde ſammt dem Wagen von Stund an zum Eigenthum an. Ihr Kutſcher und der Hausknecht ſind Zeugen."

Wir gaben den Handſchlag und ich beſtimmte nur noch in aller Eil' ein kleines Trinkgeldlein für den Martin, daß der arme Schelm nicht leer ausging. Der Kerl, nachdem er ſeine paar Thaler empfangen, die ihm Herr Durand gleich aus dem Sacke gegeben, ſtellte ſich in einen finſtern Winkel und ich wette, er hat dort geheult und Mühe gehabt, ſeine Wehmuth zu verbergen. — Das leichtſinnige Volk tröſtet ſich indeſſen gleich wieder. Nachdem Martin — wie er mir nach der Hand geſtanden — den Tartar und die Lutzin noch einmal umarmt, kam er mir nachgerannt, der ich mit dem Pariſer ging, um das Geld in Empfang zu nehmen, und ſtellte mich unten an der Stiege und ſagte: „Da jetzt allerweil Chaiſe und Pferde verkauft ſind, ſo möchte ich wohl, wenn Sie mich ſonſt nicht brauchen, um die Erlaubniß bitten, meine Mutter heimſuchen zu dürfen. (Der Kerl iſt von Grenzach.) Mich freut jetzt das Feſt nicht mehr und ich könnte nicht mitanſehen, wenn die Gäule davongeführt werden.“

Sodann habe ich ihm gerne die Erlaubniß gegeben und daneben den Befehl, am andern Tage ſpäteſtens um drei Uhr Nachmittags wiederum da zu ſein, damit nicht die Eiſenbahn verſäumt würde; denn ich wollte gern noch nach Mühlhauſen und bei Schalampi über den Rhein. — Er verſprach's vor Gott und nach Gott und machte ſich gleich aus dem Staube. — Hab's ihm gegönnt; ſeine Mutter iſt ein alt Weib und kann über Nacht ſterben, wenn's ihr einfallt. Drum war's recht, daß der Sohn nach ihr belangte, um ſie noch einmal zu ſehen. Gute Söhne ſind aber in der Regel brave Knechte.

Endlich, da wir hinaufkommen in den Saal, legt der Herr Durand ſeine Brieftaſche auseinander, um mir mein Geld zu geben und ſucht darinnen herum eine Ewigkeit. — Endlich legt er mir ein Papier vor. „Kennen Sie das?“ fragt er. — Jetzt war das ein Kreditbrief auf das reiche Haus Forkart: ich meine, auf eine Summe von zwanzigtauſend Franken, von Rougemont in Paris. — „Freilich kenne ich das,“ antworte ich. — Da ſagt er: „So will ich Ihnen eine Anweiſung auf Forkart geben — mein übrig Geld langt eben nicht — wenn Sie nicht bis morgen ſich gedulden wollen, da ich ohnehin das Geld hole.“ — Natürlich entgegnete ich ihm höflich, daß es nicht ſo arg preſſire, und daß ich eben ſo gern morgen Vormittag mein Geld in Empfang nehmen würde. — Hierauf gingen wir ſtehenden Fußes auf den Schützenplatz und auf dem Wege dahin fragte mich Herr Durand zum erſtenmale nach meinem Namen. Da er, als ein Franzoſe, denſelben und meinen Wohnort ſchwer merkte, gab ich ihm meine Karte. In der Gegend der Fahnenburg trennten wir uns und verſprachen einander, im Café-national Abends wieder zuſammenzutreffen. Dorthin hatte ich auch den Freund N. N. beſcheiden laſſen.

Ich ſchlendre auf und ab, durch Dick und Dünn — es regnete nicht übel und wenige Schritte vor mir brach ein fremder Profeſſor, der über einen Graben ſetzen wollte und zu kurz ſprang, ein Bein. Auf dieſen Unglücksfall liefen ungeheuer viele Menſchen herbei und ich kam recht in die Preſſe. Auf einmal fühle ich, als ob mir Einer den Sack viſitirte. Ich, nicht faul, greife zu, packe eine fremde Hand, halte ſie feſt und ſchaue dem Gefangenen in das Geſicht. Ich meinte ſchon, der Claude Barrault ſei an mir.... aber es war ein anderer, ein bleicher, übernächtiger Burſche, ein Mittelding zwiſchen einem Herrn und einem vernehmen Bedienten. War der Kerl unverſchämt! Ich ſchreie ihn an, er macht mir Grobheiten, ich will ihn nicht loslaſſen, er tritt und knufft mich. Die Umherdrängenden meinen, wir haben Streit und reißen uns auseinander. Der fremde Spitzbube verlangt's nicht beſſer und geht durch wie ein Wurm, Zickzack durch die Menſchenmenge. Wie ich nachſehe, fehlt mir das Sacktuch und ein paar Handſchuhe und meine Zigarren, ſammt dem ſilbernen Röhrchen dazu, ſind auch nicht mehr da.

Ich gehe verdrießlich in die Stadt hinein; es war zwiſchen Licht und Dunkel, zwiſchen Hund und Wolf, wie die Franzoſen ſagen. Mit einemmale geht der Barrault neben mir und grüßt mich, ſagt mir einen guten Abend. Ich hielt meine Taſchen zu und antworte ihm nur ganz kurz; ich ſah nur Mörder, oder wenigſtens Räuber in allen Ecken und dachte viel an die Polizei und ob ich den Hallunken neben mir ſollte arretiren laſſen.

„Sie athmen ſehr ſchwer,“ ſagte ich zu dem Musje. — „Drum bin ich auch ſtark gelaufen,“ ſagt er, „ich bin eben Jemanden in die Hände gerannt, der nicht wiſſen ſollte, daß ich hier bin.“ — „Gewiß dem Herrn Durand?“ ſage ich unvorſichtig. Da blitzt er mich von der Seite an und fragt: „Kennen Sie den Mr. Durand? Woher wiſſen Sie....?

Wir ſtanden am Café — und voll Argliſt — weil Durand da zu ſein verſprochen hatte — ſage ich zu dem Barrault: „Kommen Sie mit mir in dieſen Saal, da will ich Ihnen alles erzählen.“

Er mußte aber die Lunte gerochen haben, denn ſehr patzig antwortete er alſogleich: „Ich habe meine Urſachen, in dieſes Haus nicht einzutreten. Ein andermal.“ — Dieſes geſagt, lief er davon.

„Wart'! wart'!“ murre ich ihm nach, „geborgt iſt nicht geſchenkt, aufgeſchoben noch nicht aufgehoben!“ und trete ein. Wie der Menſch gewöhnlich Wort hält, iſt bekannt genug. Ich bin ſeit meiner frühen Jugend immer der Narr geweſen, mich zu einem Rendezvous mit einem Freunde — von den Freundinnen rede ich nicht — pünktlich einzuſtellen und dennoch neunzig unter hundertmal war ich der angeführte Tropf und wartete vergebens. So auch damals in Baſel. Wo war da auch nur eine Spur von meinem Geſchäftsfreund und Korreſpondenten? Wo ein Schatten von dem Herrn Polizeiſekretär Durand? Unter all den mehr oder weniger naſſen Kitteln und wilden Bärten, die ſich im Café-national umhertrieben, ſah ich nicht das ſchönglatte Geſicht des Baslers und nicht den ſaubern Oberrock meines Pariſers. Zu Anfang hatte ich Geduld.... aber Viertelſtunde auf Viertelſtunde ſchwand hin und meine Geduld brannte ab wie die Lampendochte über'm Billard. Endlich riß ſie ſtrack entzwei und ich tappte heim. In den Dreikönigen alles toll und voll wie in einem Bienenkorb, kein vernünftig Wort zu hören. — Ich war froh, mein bischen Trommelfell in mein Zimmer zu retten. Dort wurde Muſterung über Portefeuille, Börſe und Uhr gehalten. Alle drei Stücke waren präſent. Ein großer Troſt. Aber meine Zigarren.... welcher Schelm ließ ſich jetzt dieſelben aus meinem Silberhörnchen ſchmecken? Welche Spitzbubennaſe frottirte ſich jetzo mit meinem ächten Oſtindienfoulard? Welche Diebsfinger ſteckten jetzo in meinen ehrlichen Handſchuhen? Rachſüchtig und müde ging ich hinter meiner feſtverſchloſſenen Thüre zur Ruhe und träumte — ſtatt zu ruhen — von Einbruch und Gurgelabſchneiderei.

Zum Glück kam der Tag bald, im Juli iſt er frühlebig. Mein erſter Gedanke war: Heidi fort aus dem unruhigen Baſel, wo der Menſch ſeiner Beine, ſeines Lebens und ſeines Schnupftuchs nicht ſicher iſt! — Aber, Lolla: hatte ich nicht erſt noch mein Geld einzukaſſiren, von dem Freund Abſchied zu nehmen und den Martin zu erwarten? — Ich faſſe daher aufs Neue Geduld und gehe hinunter, um zu frühſtücken. Begegnet mir zufällig der Wirth mit mehreren Gäſten, die heimlich durcheinander ſchwätzen; 's war überhaupt ein ſtreng Geläufe im ganzen Hauſe.

Der Gaſtwirth redet mich an, und: „Wohl geſchlafen?“ — „So ziemlich.“ — „Werden Sie ſichs noch in Baſel gefallen laſſen?“ — „Noch heute bis Abend!“ geht es hin und her. Ich will nach dem Zimmer des Herrn Durand fragen, da fährt mir der Gaſtwirth in's Wort und ſagt halblaut zu mir: „Das ſind doch vermaledeite Geſchichten!“ — „Welche?“ — „Ei, es iſt ein arger Rumor im Hauſe.“ — „So?“ — „Es hat ſich ein verzweifelter Kerl bei mir einlogirt.“ — „Aha.“ — „Wiſſen Sie ſchon ....?“ — „Ich denke wohl. Was iſt mit dem Kerl?“ — „Stellen Sie ſich vor: alle Augenblicke geht der Menſch in einem andern Rocke aus und ſogar mit einem andern Geſichte?“ — „Richtig.“ — „Einmal iſt er glatt wie ein Mädchen, ein andermal borſtig wie ein Eber.“ — „Ja, ja, ſo iſt's.“ — „Einmal weiß und roth, ein andermal braun und pockennarbig.“ — „Ja, ja, das glaub' ich.“ — „Leer geht er fort, heim kehrt er bepackt und mit ſchweren Taſchen.“ — „Verſteht ſich, er ſtiehlt in allen Ecken.“ — „C'est ça, lieber Herr. Dieſer bald dunkelbraune und bald erbſenfarbige Schelm iſt .... Ihr Nachbar.“ — „Ganz recht, mein Nachbar.“ — „Ich will zu meines Hauſes Sicherheit eine Durchſuchung ſeines Zimmers, eine polizeiliche, veranlaſſen.“ — „Sie thun wohl daran; ich will ebenfalls Zeugniß ablegen.“ — „Charmant! Ihr Nachbar iſt ein durchtriebener Burſche, fürchte ich.“ — „Allerdings, ohne Zweifel.“ — „Wiſſen Sie nicht, wofür er ſich ausgibt?“ — „Für einen Fabrikanten von Markirch.“ — „Von Markirch?“ — „Nun ja, Sie wiſſen's ja.“ — „Ei, der Böſewicht! Will der auch ein Kaufmann von Sainte-Marie-aux-Mines ſein?“ — „Freilich, Sie ſelber ſagten mir .... — Bſt! da kommt er!“

Der Wirth zeigte — wir ſtanden in der Saalthüre — auf die Treppe. Der Claude Barrault ſtieg heran. — „Der iſt's,“ ſagte ich. — Mittlerweile kam Herr Durand über die Stiege herunter und aus der Küche ſchallte Geſchrei und Lärm und Schimpfen. Der Gaſtwirth flog von dannen, um Ruhe zu ſchaffen. Herr Durand, im Vorübergehen, grüßte höflich mit den Worten: „Ich gehe jetzo zu Forkart. In einer Stunde bin ich wieder hier.“ — „Sehr gut, ich werde aufwarten.“

Durand geht hinunter, Barrault geht hinauf. Ich verfolge ihn mit den Augen und ſehe wirklich ſeine Taſchen — es waren die des erbſenfarbigen Rocks — von allerlei Wulſt ſtrotzen.

Offenbar kam der Menſch von einem Raube und ſah frech und ſogar luſtig aus. Den Wirth aufzuſuchen, mache ich mich auf den Weg. Kommt ein Kellner ſchnell hinter mir drein, ſchlägt mich brutal auf die Schulter: „Sie! die Polizei ſucht Sie.“ — „Was will von mir die Polizei?“ — „Das werden Sie gleich hören.“ —

Ich drehe mich um. Richtig, da ſtanden Landjäger vor mir und ein Herr in feinem Rocke und der im feinen Rock ſagt zu mir, mit aller Kälte und Trockenheit: „Herr Matzendorf von da und da?“ — „Zu dienen.“ — „Ihr Freund N. N. hat auf dem Rathhauſe ausgeſagt, Sie ſeien einem gewiſſen Claude Barrault auf der Spur?“ — „Nur auf der Spur? Ich habe ihn, ich halte ihn.“ — „Nun, ſo laſſen Sie lieber uns den Patron feſthalten. Er logirt ....?“ — „Er iſt ſo eben heimgekommen. Laſſen Sie uns ihm nacheilen.“

Der unverſchämte Kellner, der ohne Zweifel gemeint hatte, ich ſolle von der Polizei aufgehoben werden — darum war der Schlingel ſo brutalfamiliär mit mir geweſen — führte uns auf mein Begehr hinauf zu meiner ehemaligen Stube. — Poch, poch! — herein! — Da ſaß der Böſewicht vor dem Spiegel, ohne Bart, aber die Perrücke hatte er noch auf dem Kopfe und ſo erwiſchten wir ihn im völligen Negligé. — Wie fiel ihm die Kourage, da er die Polizei gewahrte. „Wen bringen Sie da?“ fragte er mich erſchrocken. — „Ergeben Sie ſich,“ antwortete ich ihm, und ſprang nach der Flinte, um etwaiges Unglück zu verhüten. — „Sie ſind Arreſtant!“ ſprach dazu die Polizei im Chor.

Nun ging's an ein Haſeliren! Kein Menſch verſtand den andern ein Wort. Der Claude Barrault that ganz ungeberdig, nach Franzoſenart. Aber das half nicht. Seine Kommode wurde viſitirt; da fand ſich freilich gar nichts; in ſeinem Ränzel nur wenig Gepäcke, in dem dunkeln Rock, der am Nagel hing, nur ein Schnupftuch und ein Blatt Papier, aber in dem erbſenfarbigen ſteckten ein paar nagelneue Etuis mit goldenen Ketten, Nadeln, Ohrgehängen, Brochen u. ſ. w. alles mit koſtbaren Steinen verziert. In ſeinem Taſchenbuch war eine Menge von Wechſelbriefen, Bankzetteln, in ſeiner Börſe noch allerlei Goldſtücke zu finden.

Der Kommiſſär machte das Inventar, verſiegelte, verſperrte, nahm mit, was ihm beliebte, und ſchickte voraus den Delinquenten mit Landjägereskorte aufs Rathhaus. — Dann bat er mich, ihm zum Verhörrichter zu folgen, wo ich zu Protokoll gab, was ich von dem Claude Barrault wußte, der indeſſen im Schatten ſaß und die tauſend Beleidigungen bereute, die er mir in den Bart geworfen, als ich die Polizeimannſchaft bei ihm eingeführt hatte.

Die Geſchichte dauerte lange, lange. Endlich wurde ich bis auf weiteres entlaſſen, aber aufgefordert, mich noch nicht von Baſel zu entfernen. Als ich durch's Vorzimmer ſchritt, bemerkte ich den Wirth, meinen Freund und eine Menge von Leuten, die den Dieb, der ſie beſtohlen, wie ſie ſagten, ebenfalls zu Protokoll geben ſollten. — Vor der Thüre fiel mir ein, daß ich vergeſſen hatte, dem Verhörrichter von dem Herrn Durand zu ſagen: der ja den Barrault von Angeſicht kannte....; beinahe hätte ich mich wiederum melden laſſen; doch dachte ich alſobald bei mir: Sei froh, daß du fertig biſt und mache dich davon! Morgen iſt auch ein Tag, wenn du denn doch nicht fort darfſt. — Auch nahm ich mir vor, meinem guten Freund, der mich in dieſe langweilige Patſche geſchwatzt, den Ruß brav herunterzumachen, wegen ſeiner Plauderhaftigkeit. Denn die Zeit, die mir verloren ging, reute mich mehr als das Geld, das ich noch ferner zu Baſel verzehren ſollte.

Das Wort „verzehren“ bringt mir in Erinnerung, daß ich heimgehend einen barbariſchen Appetit verſpürte, der auch ſchuld war, daß ich meine Schritte außerordentlich förderte. O, glücklich, wer juſt zur rechten Zeit Hunger hat und ſeine Beine nicht ſchont! Was wäre mir paſſirt, ohne dieſen Appetit, ohne dieſe Behendigkeit!!!

Man ſtelle ſich vor, daß es um die ſpäte Mittagszeit war: in den drei Königen ſaß die ganze Mann- und Frauenſchaft zu Tafel; der Wirth nicht zu Hauſe, die Wirthin, der Oberkellner und ſein Dienſtbataillon in größter Arbeit. Der Portier, ſchon mit der Verdauung beſchäftigt, lehnte faul und gedankenlos in der Thüre.... doch nein, ich irre mich: ein Gedanke war in ihm wach. Er berechnete das Trinkgeld, das ihm der Herr geben würde, der ſich juſt anſchickte, in eine Kutſche zu ſteigen und abzureiſen. — Ich kam der Kutſche in den Rücken. Hundert Gänge davon denke ich mir: Das Gefährt ſieht doch von hinten aus, wie deine Kutſche, Matzendorf. — Auf einmal wiehert's vorne hell und laut und bekannt.... mein Gott, das iſt der Tartar! denke ich mir, und laufe vollends heran und gerade ſchaut der Herr aus der Kutſche und ſtreckt die Hand aus, dem Portier und dem Stallknecht ihren Lohn zu geben.... Wer aber die Hand packt und ſchreit: „He, wohinaus, Herr Durand?“ der bin ich. Es ſaß zwar ein Kerl auf dem Bock und hieb auf meine armen Pferde ein, aber Lutzin und Tartar hatten meine Stimme erkannt, die Ohren geſpitzt, nach mir ſich umgeſehen und wollten nichts geben auf das franzöſiſche allons und en avant! oder wie der Burſche geſchrieen hat.

„Herr! ſoll ich da betrogen werden und Sie fahren mir davon mit Wagen und Pferden, ohne mich bezahlt zu haben?“ ſchrie ich wie beſeſſen und ſtürme den Schlag und horche nicht auf das Schreien und Diſputiren des ſaubern Herrn Durand. — „Laßt mir den Kutſcher nicht entwiſchen!“ rief ich dem Stallknecht zu, weil der Teufelsbraten eben vom Bock ſprang, wie ein Heuhopſer. Der Stallknecht war ehrlich und fing den Burſchen auf. Aber mit dem Durand wäre ich kaum fertig geworden. Er entwiſchte wie ein Aal meinen Händen, um aus dem jenſeitigen Schlage zu ſpringen, und wer weiß, wohin er gerannt wäre, denn der Portier rührte kein Glied. Aber da will das gute Glück, daß ſo eben mein Martin von Grenzach hereinkommt, und ſieht mich in der Hatz mit dem Durand und riecht gleich etwas vom Braten und.... kurzum, der Monſieur Durand war ſein, ehe man Amen zu ſagen Zeit hatte. — Was war nun an der ganzen verwünſchten Geſchichte?

Der ſogenannte Durand hatte die Zeit abgepaßt, da im Hauſe alle Welt beſchäftigt war, um durch ſeinen Spitzbuben von Helfershelfer Kutſche und Pferde aus dem Hauſe bringen zu laſſen. Der Stallknecht, der Zeuge unſres Handels geweſen war, glaubte, die Sache ſei abgemacht und ſtrich die Segel vor der Unverſchämtheit, die ihm ausſah, als wie ein wohlerworbenes Recht. Monſieur Durand hatte ſich alſo à la francaise empfehlen wollen, aber er hatte ſeine Rechnung ohne meinen Hunger und meine Schnellläuferei gemacht.

Wie ich nun auf der Straße.... es ſtand bald alles voll von Leuten um uns her.... dem Herrn dies' und das zu Gehör rede und einmal übers andermal nach den Landjägern ſchrie, fällt mein Blick auf den s. v. Bedienten des Durand und jetzo ſchreie ich gleich noch ärger, denn der Kerl war auf und nieder derſelbe Dieb, der meine Cigarren geraucht, mein Nastuch gebraucht und meine Handſchuhe unehrlich gemacht hatte. Die letzteren fand man noch bei ihm und in der Chaiſe noch etwas, deſſen Anblick mir ſchier eine Ohnmacht zugezogen hätte. War es ſchon arg genug, mir mit Roß und Wagen durchbrennen zu wollen, ſo war doch gewiß noch ärger, auch meine Uhrenkiſte mir entführen zu wollen! Der Strolch und Strick hatte mit der Karte, die ich ihm gegeben, ſeinen Genoſſen zu meinem Freund geſchickt und der dritte Kommis, unſers Herrgotts Tagdieb, richtig in ſeiner Dummheit die Kiſte ausgeliefert....! Es gibt große Eſel in der gebildeten Welt!

Endlich kam auch die Wache vom Thor daher und aus meinem ehrlichen Wagen lud man Kiſtenweis die mannigfaltigſten Artikel aus, und alle waren geſtohlen, und der Verhörrichter, der den Mr. Durand in die Klauen bekam, zwickte denſelben dergeſtalt, daß er am andern Tag ſchon bekannte, er heiße Claude Barrault und ſei ein weitberüchtigter Dieb. — Da wäre ich alſo bald ſchön angekommen! he?

Was den Markircher betrifft, ſo war's richtig ein Markircher und eiferſüchtig mehr als beſonnen. Bis auf ſeinen falſchen Namen, den er nicht hätte unglücklicher wählen können.... er wußte freilich nichts davon, daß ein Hauptdieb darauf hörte.... war alles Wahrheit geweſen, was er mir erzählt hatte. Und weil er ſeine Liebſchaft auf der Treue ertappt, ſtatt auf der Untreue — und weil er erfahren, daß die Jungfer N. N. nicht viel weniger in ihn vernarrt ſei, wie er in ſie, war er hingegangen und hatte ein paar Goldſchmiede ausgekauft, um ſeiner Cocurdame mit theuern Geſchenken ſeinen Hof zu machen und juſt die köſtlichſten Präſente hatten vollends den ungerechten Verdacht auf ihm befeſtigt.... wie denn häufig in der Welt geſchieht, wo man das Schlechte geſchwind glaubt und am Guten immerdar zweifelt. — Zum weitern Mißverſtändniß hieß ſein Nebenbuhler Durand!!!

Der Herr von Markirch — nun, ich nehms ihm nicht ganz übel, ſprach nach der Hand ſehr davon, mir die Ohren abſchneiden, oder eine Kugel in den Leib jagen zu wollen. Aber — ſei's, daß ihn kaltblütigere Freunde beruhigten, oder daß ſeine Braut ein gut Wort einlegte, oder daß ſein eigener Verſtand die Oberhand behielt, und ihn überzeugte, daß gerade nur er ſelber zu dem groben Mißverſtändniß den Grund gelegt .... genug: die Sach' iſt verglichen worden und wir haben über das Dreikönigabenteuer noch einmal bei einem Glaſe guten Bordeauxweins herzlich gelacht. — Mein Geſchäftsfreund hat von mir ſeinen Riſſel doppelt erhalten und denſelben demüthig hingenommen. Monſieur Durand-Barrault nebſt noch vielen andern Induſtrierittern und fahrenden Damen haben ſich eine Zeitlang das Schweizerbrod ſchmecken laſſen und ſind alsdann in's Vaterland abgeliefert worden, wo ſie in Breſt und Toulon mit Staatspenſion privatiſiren. Aber die ehrliche Lutzin und der ſcharfſinnig-wiehernde Tartar ſind noch heutzutage in meinem Stall und verlangen nicht nach Frankreich. Martin, der ſeine lieben Thierlein nicht verloren, hat ſeine ganze Faſſung und ſein Vertrauen wiedergewonnen und verſäumt gewiß nicht, wenn er mich in's Land kutſchirt, mit pfiffigem Lächeln zu ſagen: „Aber wie, Herr, wenn wir zu Baſel um fünf Minuten zu ſpät gekommen wären? 's iſt eine wahre Ahnung geweſen, die mir bei der Mutter keine Ruhe gelaſſen hat — und von den beiden Pferdlein da ſcheidet mich nur der Tod.... wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Matzendorf?“

* * *

Der Adlerwirth hatte ſich während des Kaufmanns Erzählung aus dem Schlafe, aus dem Großvaterſtuhle, und bis in das Herrenſtüble hinein gemacht und mit vielem Wohlgefallen zugehorcht. Ein gleiches war zu ſagen von den neugierigen Mägden und der Kellnerin. Sogar der weitgereiſte Fuhrmann lehnte lauſchend außen an des Stübleins Thüre, den Naſenwärmer im Munde und machte es wie der Portier zu Baſel; er verdaute behaglich.

Als Matzendorf geſchloſſen, bedauerten alle Zuhörer, daß die ſchöne Spitzbubengeſchichte ſchon zu Ende und es wäre gekommen, wie es bei dergeſtalt Anläſſen immer zu kommen pflegt: nämlich, es hätte ein Jeder und eine Jede ein Zauberhiſtörchen aus dem Sack gezogen und zum Beſten gegeben, wenn nicht die Wirthin ängſtlich eingetreten wäre, um den Doktor zu ihrem Kinde zu entbieten. Die ſchreckhafte Mutter hegte die ärgſten Befürchtungen, ſie ſah ſchon im Geiſte das liebe Kind verſcheiden. Aber lächelnd beruhigte ſie der Arzt und ſagte: „Eben jetzt hilft ſich die Natur — wir nennen's eine Kriſis. Was Ihnen der matte, blaſſe Tod ſcheint, iſt das neuerwachende friſche Leben. Ohne Kampf kein Sieg. Indeſſen wollen wir dem kleinen Patienten den Kampf ſo leicht als möglich machen.“

Der Doktor ging mit der Wirthin hinaus. Der Vater folgte. Die Mägde verſchwanden, um mit dem Fuhrmann Scherz zu treiben. „Bis auf Morgen!“ ſagte zum Kaufmann der Kaplan, ihm zum Lebewohl und zur „Guten Nacht“ die Hand reichend. — „Verſteht ſich,“ verſetzte Matzendorf: „Morgen iſt's am Doktor, den Erzähler zu machen. — Nun, und Ihr, Holzſchläger, geht Ihr noch nicht heim?“

Der Einäugige ſchüttelte den Kopf. — „Der Holzſchläger möchte gern noch ein Schöpplein trinken,“ ſagte er: „Willſt du ihm vielleicht 'ins ſpendiren, Krämer?“ — (Der Holzſchläger dutzt die ganze Welt, nur einzig nicht den Fürſten zu Donaueſchingen.)

„Warum nicht gar? Einem reichen Mann, wie Ihr ſeid? Sie müſſen wiſſen, Kaplan, daß der Holzſchläger eine Erbſchaft gemacht hat — Das hieße Waſſer in den Rhein tragen.“

„Was gibſt du mir für das Erbſchäftle?“ fragte der Holzſchläger ſkoptiſch, wie ſeine Manier war: „ich geb's wohlfeil, denn der Bürgermeiſter, der Lapp, laßt mir auch nicht ein rothes Kreuzerle davon ſeher.“

„Weil er Eure Schulden davon zu zahlen hat,“ bemerkte der Kaplan.

„Ach, Vikari! wenn er doch nur ſeine eigenen bezahlt hätte, der Haupteſel! Was gehen ihn meine Schulden an? Ich lebe draußen im Walde und bin ein freier Mann.... was hab' ich mit dem Burgermeiſter zu thun, daß er meine Schulden zahlen will? Meine Schweſter war ein gutes Menſch und hat für mich geſpart... an die dreihundert Gulden ſollen's ſein, wie ſie mir auf'm Papier vorgerechnet haben.... was wird ſie aber dazu ſagen, daß ſie mir's nicht in die Hand geben, das Geldle....? Ich geh morgen vor Amt und dem Burgermeiſter ſoll Angſt werden, wenn nicht der Amtmann etwa auch ein G'ſell iſt, wie er. — Doch, ich vergeſſe meinen Durſt. Alſo, Krämer, 's iſt nichts mit dem Schöpplein?“

„Laßt Euch einen Achter auf meine Rechnung geben.“

verſetzte der Kaplan: „Euer Weg iſt der weiteſte und die Nacht unfreundlich und kalt.“

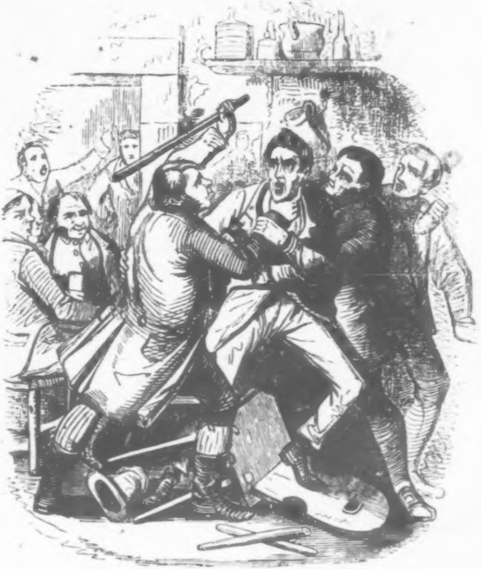
„Vivat Vikari!“ rief der Einäugige und klopfte auf den Tiſch, der Kellnerin zum Wahrzeichen, „nimm dir ein Exempel am geiſtlichen Herrn, du geſchwollener Krämersmann. Haſt mir nie einen andern als einen Vierer einſchenken laſſen, und der Holzſchläger weiß doch auch was gut iſt und iſt einundſiebenzig Jahre alt, wo Einem ein guter Tropfen wohl thut.“

„Ich hab' Euch ſchon mehr als das angeboten, Holzſchläger. Wie lange bin ich ſchon an Euch, Euch zu beſtimmen, Eure wüſte Herberge im Walde aufzugeben und auf meinen Hof zu ziehen, der kaum fünfzig Schritte vor dem Thore draußen? Ihr hättet das Quartier umſonſt und Leute in der Nähe, die nach Euch ſchauten, wenn Euch etwas zuſtoßen ſollte.“

„Bah,“ antwortete hierauf der eigenſinnige Holzſchläger, „ich müßte eben auch nach meinem Nachttrunk nach Hauſe ſchlendern. Ob ich dann nur fünfzig Schritte oder — wie jetzo — eine Stunde Wegs zu machen habe, das iſt mir gleichgültig. Und meine Balkenhütte im Walde iſt mein Eigenthum und ich ſitze ſo recht in der Mitte von meinen Kindern, den Buchbäumen, die ich habe aufwachſen ſehen. Und wenn ich ſchon auf der Winterhalde wohne, ſo habe ich doch die Ausſicht auf den Breitenhof, wo der Lapp, mein Bruder, ſitzt, der mir den Hof aus'm Sack geſtohlen hat.... o das vergeß ich ihm niemals, in Ewigkeit nicht und deßwegen muß ich ihn immer im Aug' behalten. So. Und weiter brauch' ich draußen nichts, weißt du, als eben Schmalz und Mehl, um mir Knöpfle zu kochen und am Abend in der Stadt einen Schoppen Wein für meinen alten Magen. Vikari, ſchlaf' wohl, dein Wein iſt ſehr gut geweſen. Und nimm dir ein Exempel am geiſtlichen Herrn, du reicher Krämersmann.“

Achter Abend.

Am nächſten Tage ſah es ſchon etwas munterer im Adler aus. Das erkrankte Kind war außer aller Gefahr und ſchlief ſich wieder rechtſchaffen in die Geſundheit hinein. Folglich war auch die Mutter fröhlicher Dinge und rührig im Hauſe, weil die Großmutter am Bettchen des Kleinen die Wartung beſorgen konnte. Auch die Geſchwiſter des Patienten hatten wiederum freie Pratika und durften nach gewohnter Weiſe im Hauſe umhertollen und ſpektakeln. Dem geruhigen Hauswirth in Perſon ſtand die Zunge nicht ſtille; jeder Gaſt, vertraut dem Hauſe oder nicht, mußte die Krankheitsgeſchichte und deren glücklichen Ausgang und des Arztes Lob und Preis vernehmen. Der Bader des Orts, der ſein Veſperſchlückchen im Adler nahm, ſchluckte aus der kleinen Flaſche eine Unmaſſe von Galle in ſeinen Leib. Des Doktors Ehr und Lob wurde dem guten Bader, der lange Jahre allein im Städtchen kurirt und operirt hatte, zum Gift und Opperment. Kein Wunder, daß er aufſchrie, räſonnirte, das Veſperſchlückchen zum großen Trunk anwachſen ließ und Händel anfing mit Peter und Paul, mit Hans und Franz, die des Doktors Partie nahmen, weil derſelbe dem Einen den Wurm vertrieben, den der Bader hatte ſitzen laſſen, dem Andern vom Fieber geholfen, welches der Bader gepflegt hatte, ſtatt es zu jagen. Dem Dritten hatte der Doktor das Weib erhalten, das der Bader todtkrank gemacht, einem Vierten war auf eine Medizin des Doktors die Bruſtſucht vergangen, gegen die der Bader nichts gewußt. Aus den Worthändeleien wurden Thätlichkeiten, vom Zungengefecht kam's zum Raufen mit der Fauſt. — Der Mehrzahl unterliegt nun auch der tapferſte Held. Der Bader erfuhr's. Es war acht Uhr am Abend, als der arme Wundarzneidiener aus dem Hauſe geworfen wurde. Die Wetterfahnen knarrten, der Wind ſchnaubte durch die Gaſſen, der Bach rollte dampfend ſeine Fluth dahin. Der Bader mußte froh ſein, daß ſein glücklicher Nebenbuhler, der Doktor, die Straße kam und, nur ſeiner Pflicht und Menſchenliebe gehorchend, den Mißhandelten nach Hauſe führte und verband, indem irgend ein unbeſcheidenes Werkzeug ihm ein nicht unbedeutendes Loch in den Kopf geſchlagen hatte. — Nachdem der Bader bepflaſtert und beſorgt, kam der Doktor guten Muths und fröhlich, wie ein Seliger, in's Herrenſtüble, wo ſeiner die Abendgeſellen warteten und noch ein paar andere eben nicht alltägliche Gäſte und der freundliche Wirth, der eigenhändig den kühlen Trunk brachte, und die vergnügte Wirthin, die dem Heiland ihres Kindes ein



eigens und köſtlich bereitetes Nachteſſen vorſetzte. — Auch der Holzſchläger fand ſich wieder ein, unter'm Arm ein paar Holzſchaufeln, die er nicht hatte verkaufen können — das Schaufeln- und Leitermachen war ſeine Profeſſion — und über der Schulter den wohlbekannten Querſack, worinnen des Holzſchlägers koſtbarſte Habe und was er zu ſeinem Bedarf auf dem Markte des Städtchens eingekauft hatte, verwahrt lag.

Der Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs war natürlicherweiſe die rauferiſche Begebenheit, die um ihrer Seltenheit willen viel Aufſehen erregte, denn die Bewohner des Städtchens und die der umliegenden Ortſchaften gehören zu den friedlichſten im Lande. Der Doktor bedauerte, die unſelige Veranlaſſung des Streites geweſen zu ſein und beklagte ſich dann im Allgemeinen über die von Jahr zu Jahr zunehmende Raufluſt der Landleute. — „Man ſagt uns ſoviel von den Fortſchritten der Humanität, von der Achtung vor den Geſetzen, die unſerm Volke inwohnen ſoll und dennoch mehren ſich auf eine ſchauderhafte Weiſe die blutigen Händel nicht nur unter jungen, ſondern auch unter bejahrten Leuten. Früherhin waren dergleichen Auftritte auf dem Walde ſelten; die Unſitte des Zuſchlagens, die in den Dörfern längs des Rheines allgemein verbreitet, war noch nicht in ſtarkem Maße aufs Gebirg verpflanzt worden. Ich bin ſechs Monate in der Praxis geweſen, ehe mir der erſte Raufer unter die Hände kam. — Weil mir juſt dieſer Patron einfällt und mir die Poſt heute einen Brief beſcheert hat, der mich bis in's innerſte Herz erfreut, ſo will ich jene Geſchichte aus der Rumpelkammer meiner Erinnerung ziehen und ſie den Herren und der Frau, unſerer lieben Wirthin, erzählen. Iſt's gleich nicht viel rares, ſo vergeht doch darüber der Abend und geplaudert iſt immer beſſer, als gegrübelt und geſorgt.“

„Und das muß wahr ſein,“ gab der Holzſchläger von der Ofenbank ſeinen Senf dazu, „ein geſcheidtes Wort zur rechten Zeit und luſtig ſein in Ewigkeit! — Adlerwirth', hab ich Kredit bei dir?“

„Du biſt heut frei in Speis und Trank;“ hieß die Antwort, „weil der Täubesle geſund worden iſt, magſt du auf ſeine Geſundheit trinken, ſo lang dir's ſchmeckt.“

„Ah!“ — Der Holzſchläger ſchnalzte mit der Zunge und der Kaplan fragte ihn leiſe und lachend: „Iſt's wahr, daß Ihr

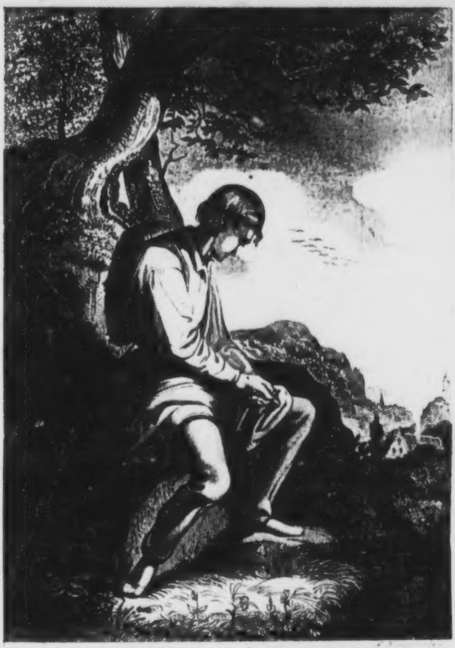
Hochzeiter ſeid, Andres?" — Worauf der Einäugige, als wie erſchrocken, den Finger auf den Mund legte und nichts von einer fernern Antwort wiſſen wollte.

Als ſich nun der kleine Kreis aufmerkſam niedergeſetzt, fing der Doktor ſeine Geſchichte an, deren Titel, hätte er ſie niedergeſchrieben, ungefähr lauten würde:

Der Olymp auf dem Schwarzwalde.

Es war vor zehn Jahren in der Faſtnacht. Ich, ein blutjunger Kerl, ein Doktorchen von ungefähr acht Monaten, der von der Welt gar nichts kannte, als Freiburg, die Univerſität und meinen Geburtsort, war in demſelbigen ſeit einem halben Jahr wohnhaft und dokterte, was Zeug hielt, aber nicht immer mit Glück. Dennoch hatten mich die Leute gern. Mein Vater, der damals noch lebte, war einmal Gemeindeverrechner geweſen und hatte dem Flecken große Erſparniſſe gemacht. Darum hielten die Ortsangehörigen viel auf ihn und auf mich, der ich ſein älteſter und, wie ſie ſagten, gelehrter Sohn war. Um ſo weniger konnte mich der Landarzt, der im nächſten Städtchen ſaß, leiden, denn ich machte ihm in der That wider Willen hie und da Kunden abſpenſtig, worüber er ſich bei der Sanitäts-Commiſſion beſchwerte, allerlei Gründe, haltbar und nicht haltbar, anführend. Auf ſeine Beſchwerde war noch keine Reſolution erfolgt und ich für meine Perſon machte mir nichts aus dem Zorn des alten Herrn, da ich nicht umherlief, um Praxis zu gewinnen und nicht allerlei Manöver zu dieſem Endzweck machte, wie ſie wohl hie und da von gewiſſen Doktores verſucht werden. Wer ſich nicht einfand, blieb an ſeinem Orte und von meiner Seite unverführt.

In der Faſtnacht alſo war's. Die Bauern trieben's wie die Herren in der Stadt, nämlich bunt. Da ich lange Zeit auf Gymnaſium und Hochſchule auswärts geweſen, war mir der ländliche Faſtnachtsſpektakel ein ganz fremdes Ding geworden. Ich zog ihm mit Begierde nach und begrüßte mit kindiſcher Freude den Hans Wurſt und den Hans Mehlbrief, die mit großem Gefolge in Hobelſpänperücken und abenteuerlichen Lumpen im Dorfe aufmarſchirten, die Spottchronik des verfloſſenen Jahrs agirten und ſich je toller je beſſer aufführten, umſchwärmt von Peitſchengeknall, Schellenklang und dem Geſchmetter



Der Olymp im Schwarzwald.

Der Schneider Abſchied nehmend von ſeiner Heimath

johlender Kinder und kreiſchender Mägde. Die goldene Jugendzeit, da ich einſt baarfuß und baarhaupt die Eskorte jener Narren mitgemacht hatte, ſchmutzig wie ein Ferkel und blau vor Geſchrei und Gezeter, ging wiederum vor mir auf.

Der Aktuar aus dem Amtsorte war mein treuer Begleiter im Schweiſe des neuaufgefriſchten Faſtnachtjubels, und, um den Abend ſachgemäß zu verbringen, ſchlug er mir vor, auf einem. eine Viertelſtunde entlegenen Zinken*) dem Faſchingtanz „am Heu“ beizuwohnen. Das war mir etwas völlig Neues. Meine Eltern hatten mich niemals zu einem Tanz gehen laſſen. Den Aktuar reizte an der Sache das Polizeiwidrige derſelben. An dem Wirthshauſe „zum Schlempen“ war nämlich, wie an allen unſern Bauernhäuſern eine Scheuer angebracht, in deren unterm Stock Viehſtall und Knechtswohnungen ſich befanden. Ober denſelben war die Tenne zum Dreſchen, in welche man ziemlich ſteil bergan die beladenen Frucht- oder Heuwägen kutſchirt. Um den Dreſchplatz im Gevierte ſind die Vorräthe von Heu und Stroh aufgeſetzt, als wie auf Galerien, zu deren Höhe Leitern führen und an deren Stützwänden das Arſenal der Dreſchflegel, der Heugabeln und anderer nothwendigen Werkzeuge aufgehängt iſt. Auf dem reingefegten Dielenboden der Tenne wird nun der Tanz gehalten und bis daher hat ſich darüber höchſtens das Viehperſonal zu ärgern, das in ſeiner Ruhe geſtört wird. Das Polizeiwidrige an der Sache iſt aber, daß, obſchon dieſe Tennentänze eigentlich durchaus, aber jedenfalls doch am Spätabend verboten ſind, ſie dennoch in die Nacht hinein fortdauern und zwar bei einer Beleuchtung, die das ganze Haus in Gefahr ſetzt. Zwei oder drei, auch wohl noch mehrere Laternen werden oben ganz nahe an dem Heu aufgehängt oder aufgepflanzt und auf dem weichen duftigen Kanapee dehnen und kollern ſich die Zuſchauer, worunter die vornehmen Burſche, die das Tanzen verſchmähen und lieber oben im Verborgenen ein Pfeifchen ſchmauchen oder irgend eine Teufelei verabreden, um die harmloſe Freude der Tanzenden zu ſtören.

Wir poſtirten uns in der Schlempenſcheuer recht vortheilhaft, daß wir kaum geſehen wurden, während wir die Augen überall hatten. Natürlicherweiſe muſterten wir vor Allem die

---

*) Zinken: einzeln ſtehende Häuſer.

Tänzerinnen und fanden alle Schönheiten des Dorfes und der dahingehörigen Zinken in Maſſe verſammelt. Unter dieſer Blüthe der Jugend zeichnete ſich die Tochter des Wirths ganz beſonders aus, um ihrer koloſſalen Geſtalt willen, der an Umfang auch nichts abging, und wegen des unerſchütterlichen Ernſtes, womit ſie ſich dem Tanzvergnügen überließ. Sie lachte nicht, ſie ſchäkerte nicht, ſondern drehte ſich gravitätiſch im Kreiſe und trat den Takt zum Tanze, daß der Boden zitterte. Und dennoch hatte ſie den luſtigſten, poſſierlichſten Tänzer: einen dünnen, äußerſt beweglichen Menſchen, der ein wenig vom ſtädtiſchen Schnitt an ſeinen Kleidern produzirte, und für einen vazirenden Uhrenträger hätte angeſehen werden können, wenn ſein Geſicht von Luſt und Sonne gebräunt geweſen wäre. Aber eben dieſes Geſicht, weiß wie Käſe, gehalten gegen die dunkelrothen Wangen der Tänzerin, gefurcht und gefaltet trotz ſeiner Jugend, paßte eher zu allem, als zu einem Geſchäft, das rüſtige Leute erfordert. Der wunderliche Geſell machte Bocksſprung auf Bocksſprung, ſchnitt Geſichter wie eines Seiltänzers Bajazzo und ſchwatzte, während des Drehens und Springens in einem fort, ohne das Maul zu ſchließen, an ſeine Tänzerin hin, die ſeiner gar nicht zu achten ſchien. — „Wer iſt denn das ſtolze Mädchen?“ fragte ich meinen Aktuar. — Er antwortete: „Sie iſt des Wirths Tochter Denzi, ihr Vater ſteht eben dort bei'm Kuhherder und will ihm ohne Zweifel etwas aufſchwätzen. Ein kurioſer Mann, der Stelz-Baches oder Bachſtelz, wie ihn nach des Lehrers Witz viele von den jungen Leuten der Gemeinde ſpaßhaft rufen. Das Kupferbergwerk in ſeinem Geſichte zeigt an, daß er nicht umſonſt wirthet und Bacchus heißt. Es war vor Zeiten und ſelbſt bis noch vor achtzehn Jahren, wie man hört, hier im Dorfe ein Pfarrer, der ſich bemühte, die wunderlichſten Taufnamen unter ſeiner Heerde in Kurs zu bringen. Der alte klaſſiſche Schelm hat aus den Verzeichniſſen der Heiligen die ungewöhnlichſten herausgeſtochen und ſo kommt's unter anderm, daß der Vater Stelz „Bacchus,“ ſein Weib „Symphoroſe“ und die Tochter „Pudentiana“ heißen. Letzterer Name, der erſt nicht übel klingt, wenn man ihn in „Denzi“ abkürzt, hindert gar nicht, daß die Trägerin deſſelben die beſte Partie auf zwei Meilen Wegs in der Runde iſt. Ein und zwanzig Jahre alt, die einzige Erbin des „Schlempenwirthshauſes,“ mit ſehr dauerhaften Reizen ausgeſtattet.... was kann ein honetter Burſche mehr fordern? Und dennoch hat's damit ſein Häcklein und....“

Der Aktnar redete nicht aus, denn es begab ſich plötzlich Ungewöhnliches. — Von der Heugallerie flogen ein paar dicke Heu- und Strohbündel auf die Tanzenden nieder; zur gleichen Zeit wurden die Laternen, bis auf eine, ausgelöſcht. Gekreiſch von unten, Hohngelächter von oben. Ein paar Schatten fuhren über die Leitern in das unordentliche Getümmel der Tänzer. — „Da gibt's Prügel,“ flüſterte mir der Aktuar zu, „laſſen Sie uns geſchwinde davongehen. Ich in meiner Stellung möchte nicht gerne als Zeuge der Schlägerei figuriren.“

Ich ſelber hatte dazu keine Luſt. Darum folgte ich gern dem Aufgebot des Aktuars. Im Entweichen hörten wir ſchon den Anfang der Rauſerei. Nach dem Geſchrei der Weiber zu urtheilen, ſetzte es harte Schläge. Ohne Zweifel hatte irgend ein eiferſüchtiger Liebhaber ſeine Freunde aufgewiegelt, um den glücklichern Nebenbuhler mitten in den Freuden des Ballfeſtes zu überrumpeln und gehörig — oder beſſer ungehörig — zuzudecken. Es verbreitete ſich auch ſchon am ſpätern Abend im Dorfe das Gerücht, daß ein paar junge Leute mit blutigen Köpfen heimgeſchickt worden ſeien. Einer von ihnen ſei namentlich übel behandelt worden und die Geſchichte ſei wegen der Wirthstochter im „Schlempen“ angegangen.

Am andern Tage, dem nüchternen Aſchermittwoch, hatte ich die Ehre, einen der Haupthähne des Trauerſpiels kennen zu lernen; nämlich den am übelſten Getroffenen. Ich wurde gebeten, doch ja geſchwinde beim Schneider, bei Rechenmachers Herkules, nach dem Rechten zu ſehen. Der Landarzt ſei zwar ſchon da geweſen, aber er ſei erzürnt fortgegangen und der Patient leide ſehr. — Ich mache mich auf den Weg und komme, nach vielem Fragen, in dem ſogenannten Lochgäſſele an das Rechenmacherſche Haus. Es war aber keins von den ſchönſten im Dorfe und der Sage nach, trotz ſeines engen Gelaſſes, voll wie ein Ei von allerlei Familie. Als ich jedoch die Treppe vor dem Haus erkletterte und die Halbthüre aufdrückte, ließ ſich auch nicht ein Laut im Hauſe hören. Die Küche leer und todt der Herd, in der offenen Stube und hinter dem Webſtuhl — der Alte war ein Leineweber — keine Seele. — Endlich höre ich etwas wie ein dumpfes Grunzen, mache aufs Gerathewohl eine Thüre auf und ſtehe in einem ſchmalen Kämmerlein, das aber wenigſtens viel Licht hatte, wenn auch nicht viel Wärme, vor dem Bette des darniederliegenden Herkules.

Ach du mein Gott! **Nomen et omen**, ſagen die Gelehrten. Ja wohl! Wer war der Herkules, im Streit verwundet und hingeſtreckt auf ſeine Löwenhaut? Gerade der Bocksſpringer und Affengeſichter-ſchneidende Burſche, den ich geſtern im Tanz mit der gravitätiſchen Pudentiana bewundert hatte. — Ich hätte bei dieſer Begegnung beinahe laut aufgelacht, aber der Zuſtand dieſes armen Teufels rührte mich. Er war in der That ſehr arg zum Handkuß gekommen; ſein Kopf war, wie die Franzoſen ſagen, **en compotte**. Des Redens kaum mächtig, ſtotterte er mir vor, daß ihm der Landarzt angekündigt habe, es müſſe ihm der Schädel angebohrt werden und daß er, Herkules, davon nichts habe wiſſen wollen. Der Landarzt ſei, da alles vergebens geweſen, ſchimpfend fortgegangen und jetzo ſtehe des Leidenden Hoffnung einzig auf mir.

Ich unterſuchte des Patienten Verletzungen und wenn ſchon bedeutend, fand ich keine ſo ſtark, daß eine Operation, wie die des Trepans, angezeigt geweſen wäre. Zudem kam ich eben von der Univerſität, wo mir ein gelehrter Arzt, nicht mein Profeſſor, aber mein Freund, unter andern Regeln auch diejenige auf die Seele gebunden hatte, niemals leichtſinnig eine Operation zu unternehmen und vor allem mit dem Trepaniren, dieſer ungeheuern Beeinträchtigung des Lebensprozeſſes, nicht vorſchnell zur Hand zu ſein. Ich beruhigte daher meinen Burſchen und machte mich daran ihn zu verbinden. Das koſtete aber Mühe und Kunſt. Kein Menſch war zu Hauſe, der mir Leinwand, warmes Waſſer und was man eben braucht, hätte reichen können. „Der Vater iſt nach der Neuſtadt gegangen, um Geld einzuziehen, die Mutter und die kleinern Geſchwiſter ſind in der Kirche und beten für meine Herſtellung. Der Großvater hat etwas auf unſerm Acker zu thun und die Schweſter iſt draußen, um nach unſerm Gansmann zu ſchauen, der ſich verlaufen oder verflogen hat.“ — Das war der Beſcheid aus Herkules Munde, der's ganz in der Ordnung fand, daß ſeine Leute nicht müßig an ſeinem Bette ſaßen und daß ich endlich in eigener Perſon daranging, auf dem Herde Feuer aufzuzünden, am Brunnen Waſſer zu ſchöpfen und dasſelbe im Keſſel über dem Feuer aufzuhängen. Während es anfing, warm zu werden, ſuchte ich in Kiſten und Kaſten nach den übrigen Nothwendigkeiten. Nicht eine Schublade war verſchloſſen und ſo fand ich denn bald, weſſen ich benöthigt war, verrichtete mein Geſchäft und verſprach, noch etwas aus meiner kleinen Handapotheke zu ſenden. Meinem armſeligen Herkules Muth und Geduld einſprechend, ermahnte ich ihn, ſich völlig ruhig zu verhalten und namentlich das Reden zu vermeiden.

„Nichts lieber als das,“ verſetzte der Schneider, „ich hab' ohnehin ſo viel zu denken, daß mir's auf's Reden nicht ankommt. Aber wenn ich Ruhe halten ſoll, ſo machen Sie, daß der Bürgermeiſter wegbleibt, der heut ſchon einmal da geweſen iſt, um mich wegen der Schlägerei in's Verhör zu nehmen. Ich ſoll mit aller Gewalt ſagen, wer mich geſchlagen hat und ich weiß es doch nicht.“

Ich verſprach ihm, dem Bürgermeiſter zuzureden, daß der Kranke nicht überlaufen werden möchte, ſagte auch zu, am Abend noch einmal nachzuſehen und empfahl wiederholt die völligſte Ruhe und die ängſtlichſte Diät. — „Ich will hungern und ſtill liegen, wie ein Stück Holz,“ erwiederte Herkules, „aber.... wenn's nur da Ruhe gäbe!“ Er zeigte auf ſein Herz.

Ich mußte wider Willen lächeln, als der poſſierliche Kerl mit ſeiner lächerlichen Phyſiognomie ſich ſentimental anſtellte und wußte doch nicht recht, was er mit ſeinem empfindſamen Seufzer wollte. — „Habt Ihr Schmerzen auf der Bruſt?“ fragte ich, um mich zu vergewiſſern. — Er aber lächelte durch ſeine Schmerzen, als wollte er ſagen: „Du biſt ein rechter Simpel, der mich nicht verſteht.“ — „Der Bruſt iſt nichts geſchehen,“ murmelte er, „ich mache mir nur Gedanken über allerhand.“

Herkules, der Schneider und Luſtigmacher.... er und Gedanken....? wie kamen die zuſammen? Nun, ich zerbrach mir nicht den Kopf und dachte erſt, da es Abend wurde, wiederum an meinen Patienten. — Da ich in der Dunkelheit das Haus betrat, glich es einem Bienenkorbe. Am hellen Tage ſo verlaſſen, in der Nacht ſo übermäßig beſetzt! Der Rechenmacher war wieder daheim, der Großvater rauchte ſeine Pfeife auf der Ofenbank, die Mutter köchelte am Herde, die erwachſene Schweſter ſaß bei dem Kranken und erzählte ihm, wo ſie den liederlichen Gansmann wiederum erwiſcht hatte, ſechs oder ſieben Kinder von allen Größen liefen geräuſchvoll ein und aus bei ihrem kranken

Bruder. Ich ſagte das wilde Heer von dannen und beſah mir mit der peinlichen und pedantiſchen Gewiſſenhaftigkeit eines neugebackenen Arztes meinen guten Herkules. Der arme Menſch hatte das Fieber und ſprach hin und wieder ein paar Worte — lauter dummes Zeug, doch kam alle Augenblicke ein gewiſſer Weibername über ſeine Lippen: „Denzi, Denzi!“ und dann wieder: „falſche Schlang'! beiß' mir nur voll 's Herz ab! beiß' todt!“

Als ich nun verwundert zuhöre, ſo ſagt mir des Herkules Schweſter in's Ohr: „Wenn er ſich nur mit der Denzi zur Ruhe begäbe! Des Schlempenwirths Mädel iſt an all ſeinem Unglück ſchuld. Bald verliert er dort ſeine paar Batzen im Karteln, bald kommt er mit einem Brand heim und predigt die ganze Nacht hindurch in ſeiner Kammer, bis ihn der Vater, wenn er's hört, mit dem Stecken in's Bett jagt. Dann iſt er wieder einmal verkehrt im Kopf und ſetzt neulich dem Müllerjoſeph einen dunkelblauen Aermel an ſeinen grauen Tſchoben und die Knöpfe inwendig hinein auf's Futterzeug. Es iſt auch nicht 'serſtemal, daß er wegen der Denzi Händel hatte und gewiß iſt's geſtern auch wiederum wegen der vornehmen Gans angezettelt worden. Wenn auch der Herkules nicht weiß, wer ihn ſo arg geſchlagen hat.... ich wollt's errathen und es ſollte nicht um ein Haar breit gefehlt ſein.... Aber pſt.... der Herkel wacht auf....“

Das that er wirklich. Der fieberiſche Halbſchlummer wich, mit ihm die Aufregung. Sehr ermüdet, aber beſonnen wendete ſich der Kranke an mich: „Wollen Sie mich wieder verbinden? Das wird weh thun und doch nicht helfen.“

Die Schweſter war auf meinen Wink hinausgegangen; mit dem Verband beſchäftigt, ſagte ich: „Warum nicht helfen?“ — Hierauf der Herkules: „Ich will gleich meinen Trumpf ausſpielen, Herr Doktor. Ich habe eben geträumt, ich müſſe ſterben. Es brennt mir ſo kurios im Kopfe und ich bin ſchwach, als hätte ich in acht Tagen nichts gegeſſen und wäre dabei bis nach Stralſund, wo die Welt mit Brettern vernagelt iſt, gemarſchirt, oder bis nach Schleſingen, wo mein Nebengeſell Konrad daheim war. Ich komme alſo nicht davon und da will ich Ihnen etwas anvertrauen.“

Damit ging es nun nicht ſo geſchwind, denn der Schmerz überwältigte den Schneider plötzlich dermaßen, daß er ganz ſtill und ſchier ohnmächtig wurde. Jedoch hatte dieſer übelausſehende Bügeleiſenheld ſo viel Lebendigkeit wie eine Katze hat, im Leibe.

Ich merkte wohl, daß das ſchwächliche Gewächs noch lange nicht beſtimmt ſei, den Kirchhof zu verzieren. Auch war die Beweglichkeit ſeines Gemüths dergeſtalt, daß er, noch unter meinen Händen, die ihm mit nichten wohl thaten, auf eine Schnurre hin, die ich ihm zur Aufmunterung erzählte, anhob, von Herzen zu lachen, daß ihm der arme wunde Kopf ſchütterte und ich ihn zur Ruhe verweiſen mußte. — Nachdem der Verband zum Theil erneuert, fragte Herkules, ob er in ſeiner vorigen Rede fortfahren dürfe.

„Wenn Ihr Euch kurz faßt, ja,“ gab ich zur Antwort. — „Ich will Ihnen ſagen, wer mich geſchlagen hat,“ ſagte der Burſche heimlich zu mir, „wenn ich ſterbe, ſoll nicht ein unſchuldig Blut wegen des Todtſchlags angegriffen werden. Der auf mich ſo beſeſſen dreingeſchlagen, das iſt der Apoll, der Bruder und Knecht vom Wieſenbauer-Peter. Der Kerl kann mich wegen der Denzi nicht ausſtehen und wo er kann, thut er mir was an.“

„So, ſo,“ entgegnete ich, lächelnd über das Zuſammentreffen heidniſcher Götter und Halbgötter in einem großherzoglich badiſchen Amtsbezirk auf dem Schwarzwalde, „warum aber machtet Ihr dem Bürgermeiſter ein Geheimniß aus der Sache? Warum den Raufbold ſchonen, lieber Herkules?“

„Ei, ich habe meinen Buckel und meine Gliedmaßen auch nicht geſtohlen,“ meinte Herkules, „der Apoll, ſo dumm er iſt, ſchlägt zu, wie ein wilder Mann, und wenn ich am Leben bliebe und hätt' ihn bei Amt angegeben, und er käme aus der Kuh*) wieder in's Dorf, ſo würde ich ſo viel Prügel überkommen, als Tag' im Jahr ſind, alles wegen der Denzi.“

Nun redete ich ihn ganz ernſthaft an: „Ihr werdet nicht ſterben, das iſt dummes Geſchwätz, Herkules. Es wird ein bischen lang dauern, bis euch Haut und Haar wieder gewachſen iſt, aber auf mein Wort: gefährlich ſteht's nicht mit euch.“

„Nicht?“ fragte der Schneider, leislich nach meiner Hand langend und ſeine Augen ſpiegelten unter dem kurioſen Turban hervor, womit ich ihn koiffirt hatte, „nicht? o, das iſt mir lieb!“ — Aber nach einer Pauſe fügte der Eſel wieder hinzu: „O, das iſt mir nicht lieb.... denn wie ſoll ich's Leben ertragen?“

---

*) Kuh: Gefängniß.

„Ihr ſeid ein Narr,“ begnügte ich mich zu ſagen. Er fuhr jedoch fort, „ich will Sie jetzt gebeten haben — da ich am Leben bleibe — von dem Apoll Niemand nichts zu ſtecken, Sie wiſſen ſchon warum. — Aber.... ich möchte wiſſen, was die Denzi ſagen würde, wenn ich ſtürbe? Und ich möchte auch noch wiſſen, wie ich's anſtellen ſoll, mit der Denzi zuſammenzukommen, ohne daß der Apoll dahinterkommt, um mich zu verklopfen? Ich kann doch, ach, von der Pudenzi nicht laſſen....“

„Haltet's Maul und ſucht zu ſchlafen,“ hieß mein Beſcheid und Nachtgruß. — Seufzend brummte Herkules: „Gute Nacht, Herr Doktor. Beſtellen Sie doch Jemand, der bei mir wach bleibe. Bin ich allein, ſo kommen mir die Gedanken ärger und gleich iſt dann das Fieber da.“

Ich that nach ſeinem Willen und ſofort wurde der Großvater beordert, bei dem Kranken die Nacht zu verbringen. „Wir alle ſind ſteinmüd,“ ſagte die Rechenmacherin, „der Vater hingegen ſchlaft ohnehin kein Bröſele die ganze liebe lange Nacht und darum iſt ihm das Wachen beim Herkules ein wahrer Zeitvertreib, nur ſoll er nicht rauchen, damit er das Haus nicht anfeuert.“ — Ich wiederhole dieſe Rede mit Fleiß, um anzudeuten, welche Sorgloſigkeit bei allem Gemüth und aller Andacht in unſerm Landvolke vorherrſcht und zu welchen Nützlichkeitszwecken von ihm die Alten verwendet werden, die müßig im Haus herumſitzen und das Brod eſſen, das ſie nicht mehr zu verdienen im Stande ſind.

Mit dem Herkules beſſerte es auffallend — nämlich mit ſeinen Wunden. Die Unterſuchung von Seiten des Amts ſchlief ein, da Herkules durchaus nicht wiſſen wollte, wer ihn mißhandelt habe. — Aber mit dem Seelenzuſtand des Schneiders war's eine ſonderbare Sache. Er verfiel in tiefe Melancholie, aus der ihn weder die Freude der Wiedergeneſung, noch der Jugend Lebensmuth retten zu wollen ſchien. Und — wer hätte das geglaubt? Die wahrhaft abgöttiſche Liebe des Schneiders zu der Pudentiana war Grund und Urſache und Wurzel alles Uebels. — Er machte daraus gar kein Hehl und eines Abends, da er ſich etwas aufgelegt zum Plaudern fühlte, ſprach er zu mir: „Sie mögen jetzt lachen oder nicht, aber ſelbiges Mädel drückt mir das Herz ab, weil ich nicht von ihr ablaſſen kann, und ſie mag mich doch nicht, ſie kann mich nicht ausſtehen. Wie ſie mit dem

Apollo ſteht, weiß ich nicht; man hat viel davon geredet, aber ich glaube von der Denzi nichts ſchlechtes. Was ſoll ich denn anfangen, da ich das Weibsbild nicht vergeſſen mag? Gibt's eine Medizin gegen meine Lieb'? Ach, ich wollte lieber, daß ich ein Pfund feine Nähnadeln im Leibe und die Denzi nicht im Kopfe hätte!“

Ich bemühte mich, dem Kerl Vernunft zu predigen, aber umſonſt. Ich habe auch wohl dazumal nicht dringend genug gepredigt, denn ich laborirte ſelber am Heimweh nach einer verführeriſchen Profeſſernichte, die mir auf der Univerſität — im letzten Semeſter — das Herz in Flammen geſetzt hatte. Die Grauſame — etwas hübſcher und feiner als die fragliche Pudenzi — hatte ſich im Ganzen gegen mich betragen, wie die Letztere ſich gegen den Herkules betrug und dennoch loderte ich noch für ſie und daher begriff ich die Leiden des Herkules, wenn ich auch nicht verſtand, wie ein Dorfſchneider zu ſolcher Empfindſamkeit gekommen ſein mochte.

Als ich nun meine Predigtkunſt erſchöpft hatte, ohne Erfolg gehabt zu haben, ſagte ich zum Schneider; „Jetzo, Herkules, paßt auf. Ich will etwas probiren und bis dahin nehmt euch zuſammen, faßt ein Herz und laßt die Hoffnung nicht abſterben. Der liebe Gott wird's beſſer machen, als Ihr meint und ich ſelber will das Mädel vor die Fronte nehmen und ſie fragen, warum und wozugegen und wie's denn zugeht, daß ſie Euch nicht mag. Sie müßte ſchon wenigſtens von Eichenholz um's Herz herum ſein, oder denn einen andern Schatz haben, wenn ich ſie nicht überreden ſollte, euch was Gutes zu thun und ſagen zu laſſen. Wollt Ihr?“

Der Meiſter Stichauf ſaß da, als wie verklärt und als ob die ſeligen Engelein ihm auf den Himmelsharfen vorſpielten: Freut euch des Lebens u. ſ. w. — Er fuhr mir nach der Hand wie ein Fanghund und ich glaube, der Lümmel hätte ſie mir ſogar geküßt, wenn ich ſie nicht dem Lalli unter'm Bart weggeriſſen hätte. Er nannte mich in ſeiner Freude dieſes und jenes, ſeinen Hergott wenigſtens. Doch kam ihm alſobald wieder ein Skrupel und er ſagte kleinlaut: „Das wäre alles wohl gut. Wenn die Pudenzi mich nähme, da wäre ich der glücklichſte Chriſtenmenſch im Großherzogthum.... aber damit iſt noch nicht alles gethan. Der Stelz-Baches muß auch „Ja“ ſagen und wer weiß, ob er einen Schneider zum Schwiegerſohn haben möchte? Meine Alten haben viele Kinder, ſind dabei nicht reich und mein Erb wird ſchmal ausfallen.... aber das iſt noch das geringſte. Die Profeſſion iſt nicht einem Jeden recht und ich hätte ſie auch nicht gelernt, wenn ich ſie nicht beim Militär hätte lernen müſſen. Aber da hieß es: Was mit dem ſchwachen Kerl anfangen? Marſch mit ihm in die Schneiderei! — Und ſo bin ich denn ein Schneider geworden; ich wär' auch lieber ein reicher Packer, als wie der Faller zu Triberg und andere, wenn ſie noch leben.*) Doch.... wieder auf den Stelz-Baches zu kommen....“

Da der Herkules ſich in Weitläufigkeiten verlieren wollte, ſchweigte ich ihn wieder und ging auf eigene Fauſt meine Wege. Man muß ſelbſt ein junger Anfänger in der Arzneikunſt geweſen ſein, um ſo recht zu verſtehen, wie alsdann Einem das Wohl eines Menſchen, den man glücklich von einem Breſten befreit hat, auf Herz und Gewiſſen liegt. Es iſt, als ob wir ſelber jenen Menſchen neugeſchaffen hätten, als ſeien wir dafür verantwortlich, daß es ihm in jeder Beziehung wohlergehe. Wir möchten ihn hätſcheln wie einen Kaiſerſohn, wir möchten ihm ewiges Glück und Unſterblichkeit verleihen, wenn ſich's nur thun ließe. — So war ich auch für den Herkules geſtimmt und daher feſt entſchloſſen, in Perſon beim Schlempenwirth und bei ſeiner Tochter als ein Vermittler, Rathgeber und Freiwerber aufzutreten. Von ferne dachte ich nicht daran, daß meine in ſo menſchenfreundlichem Sinne unternommenen Schritte nicht zum Ziele führen könnten und freute mich im voraus auf das Glück meines guten melancholiſchen Herkules, den ich bei weitem nicht mehr ſo affenhaft und lächerlich fand, ſeitdem ich ihm den Schädel geflickt hatte. — Schöne goldne Zeit der Jugend, da man noch ohne traurige Erfahrungen an die Heiligkeit des Berufs glaubt und jede Würde tragen, jeden Beladenen unterſtützen, jedem Unglücklichen, mit einem Worte, heilen möchte!

An einem Sonntag — dachte ich, meinen Plan machend — nach dem Gottesdienſte ſind die Leute frömmer und menſchlicher geſtimmt, als an einem Werktage, du gehſt alſo am Sonntag nach der Kirche in den „Schlempen.“

---

*) Packer ſind auf dem Wald die Uhrenhändler im Großen.

Gedacht, gethan. Am Sonntag war ich im „Schlempen.“ Die Pudentiana ſaß müßig und unendlich geputzt auf der Bank neben der Kegelbahn. In ihrem gelben Häs und Hut ſah ſie aus wie eine üppige Sonnenblume, die ſich nach dem Tagsgeſtirn dreht. Fünfzig Schritte etwa von ihr entfernt, ihr gegenüber auf einer Holzbeuge ſaß ein Bauernkerl in ordinärer Sonntagstracht, deſſen Geſicht wohl den Stempel der bodenloſeſten Dummheit trug, die mir jemals in praxi vorgekommen iſt. Demungeachtet verſuchte das dumme Geſicht, nach der Sonnenblume hinüberzuſchmachten. Wie der Kerl das anfing, ließe ſich malen, aber zu beſchreiben iſt es nicht. Denzi ſchaute ihn feſt an, aber verzog nach Gewohnheit nicht eine Miene.

„Mit der Jungfer hab' ich vor der Hand nichts zu thun,“ ſagte ich mir ſelber, „fein in der Ordnung wollen wir die Alten vorerſt ſondiren.“ — So gehe ich denn in die Stube, worinnen ſich kein Gaſt befand. Hinter der Thüre patſchelte etwas und klirrte mit Gläſern. Ich ſchaue hin und ſiehe, da ſteht vor dem Schwenkkeſſel der Vater Stelz-Baches und ſchwenkt zwar keine Gläſer, aber trinkt eins und das zweite und das dritte mit Wein gefüllt, aus, ohne ſich nach mir umzuſehen. Als er endlich die Maaßflaſche ſammt dem Glaſe wegſetzt, bemerkt er ein Stückchen von meiner Wenigkeit, greift an die Mütze und ſagt mit ſchwerer Zunge und irrlichternden Augen: „Ha ha, des Gemeindverrechners Luiſle! Ho, was verſchafft mir die Ehre von dem Herrn*)?

„Wenn ich nicht ungelegen komme....?“ frage ich entgegen und Bacchus antwortet mit ſeligem Gleichgewicht: „Bah, bah, warum nicht gar? Ich bin am Weinverſuchen und da ſtört mich ſo leicht keiner. Was iſt's, Dokterle? Kann ich mit einem Schöpplein Elfer aufwarten?“ (Damals gab's noch Elfer.)

Ich verbat mir das. Um indeſſen einen Halt, dem Weingott gegenüber zu haben, bat ich um Vierunddreißiger. — Stelz trippelte in den Keller und kehrte bald wieder mit einer ungeheuern Weinampel, pflanzte zwei Gläſer auf und verſuchte nun ſeinen eigenen Rebenſaft, als hätte er ihn zum erſtenmal vor den Lippen. Ich ſaß ihm beſchämt zur Seite und nippte jungfräulich. Er erzählte mir, er ſei heute in der Frühmeſſe geweſen, um alsdann mit Muße ſeinen Keller revidiren zu können. Am

---

*) Luiſle: ein Diminutiv von Louis.

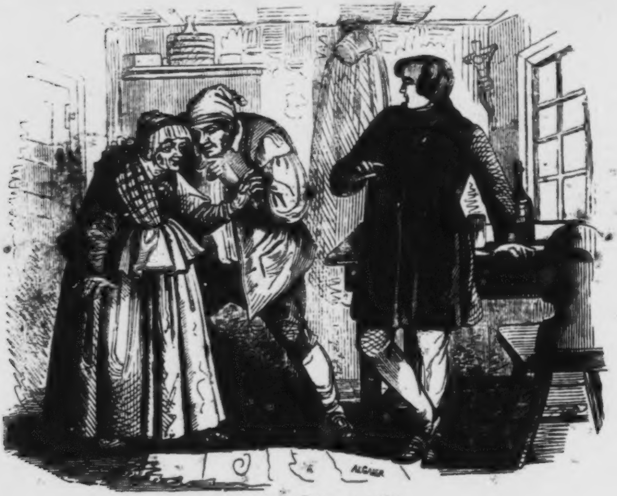
Nachmittag habe er keine Zeit mehr, weil der Gäſte viele kommen würden und er an allen Ecken und Enden zumal ſein müſſe. — Das Wirthen falle ihm doch nach und nach ſchwer, er und ſein Weib ſeien ſchon alt und er gehe — da er keinen Sohn habe — damit um, den „Schlempen“ zu verkaufen und ſich zur Ruhe zu ſetzen. — Da ich den Bacchus noch nicht kannte, auch nicht wußte, daß er bereits ſeit zwanzig Jahren dieſelbe Redensart im Munde führte, nahm ich alles für baare Münze und fand dabei die erwünſchte Gelegenheit, von der Pudentiana zu reden. —

Auf meine Frage, warum er doch nicht für einen Schwiegerſohn geſorgt habe, der ihn im Geſchäft unterſtützen könne, antwortete Stelz mit den Worten des Aktuars: „Ei, damit hat es ſein Häcklein und das bleibt krumm und kann nicht mehr gerade geklopft werden. — Der Wein iſt aber wahrlich recht ſüffig, ſetzte Bacchus hinzu und ſchmatzte wiederum ein Glas aus.

„Welch ein Häcklein?“ fragte ich: „die Pudenzi iſt eine ſaubere Perſon und warum ſollte ſie nicht Einer heirathen wollen, da ſie noch obendrein Geld und Gut hat?“ — „O weh,“ verſetzte hierauf der Schelm mit gefalteten Händen, „wo iſt das Geld, wo iſt das Gut? Mein biſſel Auskommen, mein Häuſel und mein Wein im Keller.... das iſt mein ganz Kapital, du lieber Gott! aber doch hätte die Denzi zwanzig für einen Hochzeiter haben können, wenn ſie gewollt hätte. Hat ſie nicht der Eiſen-Lorenz haben wollen, der reiche Burſch? und der Gerſtenſeppel, das Brägmichele, der Criſpinian von Blankenloch — haben die ſich nicht die Beine ſchier abgelaufen nach der Denzi? Aber die Wetterkrott' hat immer nicht gewollt und mir viel Verdruß gemacht. Hat mir manch Krüglein vom beſten gekoſtet.... nun, jetzt mag ſie thun, was ſie will.... ich will mein Tröpflein mit Ruhe trinken.“ — Wips, war abermals ein Bechervoll getrunken.

„So, ſo,“ machte ich, „Ihr hättet alſo nichts dagegen, wenn die Denzi einen Mann nähme?“

„Ganz und gar nichts, bei'm Bluſt; nicht, was in's Auge geht, Dokterle, aber ſie thut's nicht. Sie muß kein rechtes Mädel ſein, ſag' ich, oder will ſie epper einen Grafen, einen Baron oder einen andern Prinzen, mit Verlaub? Ich will meinen Wein in Frieden genießen. Trinken Sie, Doktor! Es ſteht ja



Der Olymp auf dem Schwarzwalde.

für Sie da.“ — Bei dieſen Worten that er einen grauſamen Zug. Der Mann konnte Außerordentliches in bacchiſchen Uebungen leiſten.

„Wenn man nur die Denzi herumbringen könnte!“ ſprach ich immer herzhafter, „ich wüßte da einen gewiſſen Herkules Rechenmacher, der ſich ſchier zu Tode grämt um das Mädel.... wenn er Euch anſtände....?“

Der Schalk Bacchus blinzelte, blies die Naſe auf und entgegnete: „Heda, ich rieche was von einem Bock, von einem Geisbock. Der Vater ein Leineweber, der Sohn ein Schneider....! Das ſind zwei kurioſe Naturen in einem Fell beieinander. Thun gut zuſammen, wie der Zwei- und Sieben und zwanziger. Von meinem Zwei und zwanziger müſſen Sie verſuchen, Dokterle. — Symphoroſe! Roſi! Simpel! — Ja ſo, das Weib iſt taub. Ich will aber ſelbſt in den Keller gehen. Nur noch das Reſtle austrinken.“ — Mit den Worten leerte Bacchus den Krug unmittelbar in ſeine Kehle aus.

„Nichts da,“ proteſtirte ich, „keinen Wein, aber Antwort: Wolltet Ihr den Schneider nicht haben, wenn er der Denzi gefiele?“ — Bacchus lächelte, kopfſchüttelte: „Er gefallt ihr nicht's bizzli, das weiß ich, und der Apoll gefiele ihr am Ende noch mehr, obſchon ſie auch ihn nicht leiden kann. — Der Kerl iſt dumm, wie ein Weidenſtumpen, aber er kriegt einmal das Gut ſeines Bruders, der nicht heirathen will, und er wäre doch noch ein Gewächs für die Denzi, ein beſſer Gewächs als der Schneider, daß Gott erbarm'! Aber — wenn ſie den Herkules nehmen wollte.... ich ſagte meinetwegen, damit nur etwas zu Stand käme. Ja, weiß Gott. Ich thät ein Auge zudrücken.“

„Was willſt du, Bacches?“ fragte, geräuſchvoll eintretend, die Wirthin, „die Suſann' hat mir geſagt, du hätteſt mich gerufen? Was gibt's denn, Bacches? Guten Tag, Herr Doktor.“

Der Wirth ſchrie ihr in's Ohr, nachdem er mit einem derben Schlag auf des Weibes Rücken deſſen Aufmerkſamkeit geſteigert hatte: „Der Herr Doktor meint, wir ſollen die Denzi verheirathen....!“

Mit der allerfreundlichſten Miene und tiefen Knixen entgegnete die Frau ſchreiend: „Es wird uns eine Ehre ſein, eine große Ehre.... ſieh doch.... da wird doch das Mädel wollen....?“

Stelz fuhr fort: „Da ſpricht mir das Dokterle vom Leineweber und vom Schneider....“

Worauf Symphoroſe mit Knixen wie oben: „Das wäre etwas Schönes.... nichts Weber, nichts Schneider.... iſt alles ſchon lange fertig, die Ausſteuer parat im Kaſten.... ei, wo iſt das Mädel....? Sie ſoll ſich unterſtehen, es dem Herrn Dokter zu machen, wie dem Klausfritz und dem Kriſpinian.... Alter, ſie könnten heut gleich den Verſpruch feiern und den Handſtreich geben....“

Worauf Stelz: „Ja, Frau, wer denn, wenn du doch vom Schneider nichts wiſſen willſt....?

Worauf Symphoroſe: „Dummes Geſchwätz! ſagſt du mir nicht, daß der Herr Doktor die Pudenz zur Ehe nehmen will?“

Worauf ich, von Schauern ergriffen, ohne weitern Aufſchub und Lebewohl aus dem „Schlempen“ die Flucht nahm. Pudentiana ſaß noch immer geruhig auf ihrer Bank. Im Hauſe handelten jetzo Bacches und ſeine Ehehälfte wegen des Mißverſtändniſſes, ohne ſich darum beſſer zu verſtehen.

Zu dem Mädchen ſagte ich: „Ich hätte mich eben gleich zu Anfang an die Jungfer wenden ſollen.“ — „Warum?“ fragte Denzi mit groſen Augen. — Und kaum hatte ich mit einiger Zuverſicht angehoben von Herkules' Liebe und ſeiner Melancholie und ſeinen Seelenſchmerzen, ſo fiel mir Denzi in die Rede und zwar mit allem Ernſt: „Wenn ich den Schneider hätte zum Schatz nehmen wollen, ſo wäre es längſt geſchehen. Er lauft mir ſchon ſeit der vorjährigen Kirchweih nach. Aber ich mag ihn nicht und Alle nicht, denn ich will nicht heirathen, da iſt's aus und Amen. Die Mannsbilder ſind mir zuwider und der Schneider vor Allen; denn er hat keine Poſtur und ein Geſicht wie ein Aff aus Butter und bringt's Maul nicht zu, den lieben langen Tag. Der ſollte ſich ſchön neben mir ausnehmen! Der könnte ſich nicht einmal für ſein Haus und für ſein Weib wehren! Den will ich mit der Feuerzange bis in die Türkei jagen. Und eben darum mag ich ihn nicht ausſtehen und er ſoll ſich nur ſeinen Kopf kuriren laſſen, ſeinen närriſchen Kopf, daß ihm die Käfer ausfliegen.“

„Da werd' ich ihm alſo einen ſchlechten Troſt heimbringen?“ ſagte ich kleinlaut zu der mannhaften Denzi.

Sie bedachte ſich ein wenig, lächelte dann ſo fein und verſchmitzt, als es ihr möglich war und antwortete. „Nun, Sie können ihm zum Troſt ſagen, daß ich eben gar nicht heirathen will. Ich muß im Haus bleiben, ſonſt geht alles krumm. Der Vater trinkt vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein und weiß ſchon lang nicht mehr, wie er in's Bett kommt; die Mutter iſt taub und breſthaft. Vor wem ſollen die Leute im Haus Reſpekt haben als vor mir? Der Vater verkauft doch in ſeinem Leben den „Schlempen“ nicht, wenn er auch immer davon redet. Darum muß ich bei der Hand ſein. Darum muß ich mich bei'm Schneider-Herkules für die Ehre und bei Ihm, Herr Doktor, für die Mühe bedanken.“

Etwas empfindlich verſetzte nun ich: „Sie iſt recht ſpritzig, Jungfer. Wenns Ihr nur nicht einmal anders kommt? Wem nichts recht iſt in der Welt, der muß einmal haben, was kein Menſch für ſich will.“ — Denzi lächelte höhniſch und ſchwieg.

Um ſo ernſthafter und daneben ſchlau fuhr ich fort: „Obendrein aber belügt Sie mich, Jungfer. Es iſt Ihr gar nicht ſo männerſcheu um's Herz, als Sie mir weiß machen möchte. Was iſt denn das für ein Mußje, der dort auf der Holzbeuge ſitzt, als wie ein Baſilisk ſo giftig mich anſchaut und dabei ſo fürchterlich Tabak knellert, daß man den Geſtank ſeines Kartoffelkrauts ſogar hier, fünfzig Gänge von dem Kerl entfernt, bequem mitgenieſſen kann?“

„Das will ich Ihm ſagen und zwar nicht mit Lug, ſondern mit Aufrichtigkeit, denn ich lüge nicht; daß Er's weiß, Herr Doktor. Der Menſch dort drüben iſt der Apollo vom Wieſenbauer-Peter, ein dummer Strick, der mir aber lieber wäre als der Herkules und der mich gern haben möchte, glaub' ich. Ich hab' meinen Spaß dabei, mich von ihm anglotzen zu laſſen, aber mehr iſt's nicht. Er iſt mir zu dumm und zu grob und wenn er nicht ſchon von mir ein „Nein“ und „Nein und nein“ zu hören bekommen hat, ſo iſt gerade nur ſein Unverſtand daran ſchuld, denn bis heute hat er nicht das Maul aufgemacht, um mit mir von Lieb' und Eh' ein Wörtlein zu reden, der Stock! — So; jetzt ſag' ich ihm Adje, Herr Doktor, und will gehen, um zwiſchen den Alten Frieden zu ſtiften, ſonſt hören ſie vor Abend nicht auf, zu händeln und zu ſtreiten.“

Sie machte ſich von dannen und ich hatte mein Fett weg und ſchämte mich vor der entſchloſſenen Dirne. Sowie ich indeſſen nach der Holzbeuge ſchaue und bemerke, daß der Eſel von

Apollo recht gemüthlich-ſpöttiſch und grinſend auf mich hernieder lugt, ſo ſchwillt mir der Kamm und ich wollte doch dem Kerl den Spott vertreiben und ſomit rufe ich ihn, auf die Beuge losgehend, an: „He du, Apoll, komm' einmal herunter!"

Der Kerl ſchlenkerte mit den Füßen, kam aber nicht. — „Du," ſag' ich lauter, „wenn du nicht gleich herabkommſt, ſo geht dir's übel."

Jetzt fragt der Apollo: „Uebel? Wozugegen?"

Und ich antworte: „Auf dem Amt, denn von hier aus gehe ich hin und zeige dich als einen Todtſchläger an."

Mit einem guten Hupfer ſchwang ſich Apoll zur Erde, zog ſeine Mütze und ſagte: „Ich habe Niemand todtgeſchlagen."

„So? und liegt nicht der Herkules am Sterben? und hat er mir nicht gebeichtet, daß du ihn auf's Hirn geſchlagen?"

„Auf's Hirn? Ich weiß nicht; aber wenn ich zuhaue, ſo mach' ich die Augen zu.

„Das iſt tröſtlich. Aber warum ſchlägſt du auch wie eine Beſtie drein?"

„Wenn's mich juckt, muß ich ſchlagen. Das iſt meine Geſundheit."

„Brav; warum aber den Schneider ſo arg mißhandeln?"

„Miß.... hand....?" — Apollo brachte das nicht verſtandene Wort nur mit Mühe zuſammen. „Was iſt das?" fragte er.

„Warum den Schneider halbtodt ſchlagen?"

„Ich kann ihn nicht ſchmecken. Er iſt mir Gift. Er tanzt immer mit der Denzi."

„Warum tanzeſt Du nicht mit ihr?"

Apollo grinste: „He, he, he, ich kann nicht tanzen und die Muſikanten ärgern mich mit ihrem Katzengemautze."

„So blieb' ich lieber vom Tanz weg."

„Hm, wenn die Denzi nicht dabei wäre....?"

„Biſt du alſo verliebt in die Denzi?"

„Ha, verliebt....? ſo eigentlich verliebt....? ach nein."

„Willſt du ſie nicht heirathen?"

„B'hüts! nein, nein."*)

„So? Wie dumm gelogen! Sie iſt ein reiches Mädel und du wirſt auch wiſſen, was Geld iſt."

---

*) Behüte uns Gott.

„Ich brauch' die Denzi nicht; ich will gar nicht heirathen... ich werd' ſelber einmal reich."

„Du? wie das?"

„Ich erb' einmal vom Bruder den Hof. Er heirathet nicht mehr, hat keine Kinder. Ich kriege Alles."

„Du, das iſt eine weitſchichtige Vertröſtung! Aber — im Ernſt: Du willſt nicht in die Denzi verliebt ſein? Du willſt ſie nicht heirathen? Warum denn biſt du eiferſüchtig auf den Schneider und gehſt der Denzi auf allen Schritten nach?"

„Hm.... ich glaub', ſie hat mich verhert."

„Das wäre möglich, aber auf welche Weiſe?"

„Sie hat mir einmal 'was zu eſſen gegeben und da war etwas darinnen. Von dem Tag war ich verhert und muß gehen, wohin ſie will."

„Ah ſo! Vielleicht hat ſie auch dem Schneider 'was gegeben?"

„Kann wohl ſein, der Geisbock kann nichts vertragen. Aber verhert oder nicht verhert, ich kann ihn nicht neben der Denzi ſehen, ohne daß mich's juckt und wenn's mich halt juckt, ſo mach' ich die Augen zu und ſchlage drein. — Aber das Amt braucht nichts zu wiſſen, Herr Doktor. Einmal iſt keinmal."

„So recht! Wenn der Menſch ſchier todtgeſchlagen wurde? Du biſt ein rechtes Wälderkalb, Apollo. Aber das magſt du wiſſen und dir fein bedenken, daß, wenn du noch einmal nur den Finger ausreckſt gegen den Schneider, wo er auch ſei, ich vor Amt geben werde, um zu beſchwören, daß du ſchon einmal den Herkules halb zu todt geſchlagen."

„Es ſind keine Zeugen da."

„Dennoch, du weiſer Apoll, dennoch. Ich hab's mit angeſehen und der Aktuar ſtand daneben. Uns glaubt man vor Gericht, will ich meinen und du ſollſt wenigſtens auf drei Jahre in's Strafarbeitshaus; darauf gebe ich dir mein Wort. Daher nimm dich zuſammen... Die geringſte Thätlichkeit gegen meinen Patienten und der Gendarm hat dich am Fittig. Merke dir's."

Apollo antwortete zwar nicht, wie alle verſtockten Dummköpfe thun, die eigentlich nie recht wiſſen, wo ſie halten und wo ſie ſtehen; aber er kletterte ſo verdroſſen und niedergeſchlagen auf ſeinen Holzſtoß zurück, daß ich merkte, welchen Eindruck meine fabelhaften Drohungen und Verſicherungen auf den Grobian gemacht hatten. Zufrieden, auf meiner fehlgeſchlagenen Werbefahrt wenigſtens für die Sicherheit des armen Herkules nothdürftig geſorgt zu haben, kehrte ich heim, getraute mich jedoch mehrere Tage nicht, den Fuß in Rechenmachers Haus zu ſetzen. — Endlich, eines Abends, kam der Schneider ſelber, von ſeiner Schweſter begleitet, zu mir in die Viſite. Er hatte ſich, was ſeine Verwundungen betrifft, vollkommen erholt und war hergeſtellt. Aber der Kummer ſeines Herzens war geblieben und ſprach aus allen ſeinen Zügen und namentlich aus dem traurigen Eingangsgruß: „Sie haben mich ganz vergeſſen, Herr Doktor? Und haben Sie mir nichts Gutes zu ſagen?“

Er erwartete die Antwort ängſtlich; auch das Auge der Schweſter, die an ihres Bruders Leiden viel Antheil nahm, hing geſpannt an meinem Geſichte. Da keine Hoffnung zu Erreichung der Wünſche des Schneiders vorlag, zog ich vor, ihm einfach und wahr alles mitzutheilen, was ich vernommen. — Zu meinem Erſtaunen vernahm Herkules ohne viele Aeußerungen ſeiner Betrübniß den unwillkommenen Bericht. Er hatte freilich, trotz ſeiner Zweifel, etwas Beſſeres erwartet; aber, wie es ſchien, ſchon zum voraus ſeine Partie ergriffen. Die Schweſter war offenbar nicht ohne Einfluß auf den Bruder geweſen; denn ſie ſagte, nachdem ich meine ſchlimme Poſt ausgerichtet, zu dem, niedergeſchlagen, aber ſtill daſitzenden Herkules: „Da ſiehſt du's alſo, Herkel, ſo hat es kommen müſſen. Wirſt du jetzt noch immer vom Sterben reden und ſo ſchaurige Reden, ſo furchtſame Vorherſagungen im Mund führen, wie bis heute, daß deinen Eltern und mir das Herz im Leib zittert und ſchwach wird, daß die Geſchwiſterte ſich vor dir unter die Bänke verkriechen und daß dem Großvater nicht einmal mehr ſein Stücklein Speck zum Sauerkraut ſchmeckt? Wirſt du nicht einmal einſehen, daß ich tauſendmal Recht habe, wenn ich dir ſage: Mach' dich los von der Denzi und kannſt du's hier nicht verwinden, ſo geh' wieder in die Fremde und ſchneidre drauf los. Verdienſt ohnehin hier im Dorfe nichts und kannſt beſſer herriſche Kleider machen, als für die Bauern. Kannſt noch einmal Meiſter in einer großen Stadt, zum Exempel in Villingen, werden, und biſt die Denzi und den Apoll auf einmal los. Draußen gibts ja auch Weibsleute zum Heirathen; oder....?“

„Die Schweſter ſpricht wie ein Buch;“ verſicherte ich dem Herkules, der vor ſich hinbrütete, einmal aufſchnappte, als wolle er eben anfangen zu ſchluchzen und zu weinen, aber ſich wieder ſammelte und mit Ergebung ſagte: „Es iſt mir, als ob man mich in den Todtenbaum legte und ich ſehe voraus, daß ich's lebendig in der Fremde nicht aushalten werde, todt aber um ſo beſſer. Entweder muß ich mich für jetzt hier im Dorf oder im Wald aufhenken oder ich muß fort. Weil das erſtere nicht chriſtlich — auch getraue ich mirs nicht, weil es weh thun muß — ſo will ich das zweite thun. Die Denzi mag ſagen, was ſie will: der Apollo kriegt ſie doch und ich kann ſie ihm nicht abjagen, weil ich ein ſchwacher Krüppel bin und zu allerletzt kam, als die Kourage ausgetheilt wurde. Bei'm Naſenaustheilen bin ich ſchon beſſer weggekommen und eine längere Naſe, als ich jetzo habe, da's mit der Denzi gar nichts mehr iſt, führt Keiner im Dorfe. Ich will aber mich klug anſtellen und fortgehen auf Nimmerwiederkehr. Das verſpreche ich Ihnen, Herr Doktor und meiner Schweſter. Meine Verſprechungen habe ich immer gehalten. Morgen haben wir gut Wetter und mein Ränzel iſt bald gepackt, gelt Schweſter? —"

„Werdet Ihr denn jetzo, kaum geneſen, die Strapazen einer Wanderung ertragen können?" fragte ich beſorgt.

„Die Gewohnheit iſt ein eiſernes Hemd," lächelte ſchmerzlich der arme Herkules, „bin ich nicht ſchon ſeit manchen Wochen auf der Fußreif *)?" — Dieſes Wortſpiel, das ich, wie überhaupt den Geiſt, nicht hinter dem magern und durchſcheinigen Geſellen geſucht hätte, machte mich herzlich lachen und das gab dem Schneider den Muth, noch eine Bitte an mich zu richten: „Wären Sie nicht von der Güte und geben mir ein Stück Papier und eine geſchnittene Feder ſammt Dinte? Wir haben nichts zum Schreiben zu Hauſe und ich möchte der Denzi noch einen Abſchiedsbrief ſchreiben. Aber Sie müßten ſo gut ſein, ihn zu beſtellen?"

Sterbenden und Abreiſenden verſpricht man vielerlei. Ich ſagte dem Herkules ebenfalls zu, was er begehrte und gab ihm die verlangten Schreibmaterialien. Niemals vergeſſe ich den Spaß, den mir der arme Schelm während einer halben Stunde machte, die er über dem Briefſchreiben verfaß. Wenn ich ein Maler wäre, ich wollte ihn noch aus dem Kopf abkonterfeien, wie er bald tragiſch die Stirne runzelte, wie ihm bald ein ſkoptiſches Streiflicht

---

*) Auf der Fußreif" ſein, ſo viel als: ſich in dringender Verlegenheit befinden — Mehr im Würtembergiſchen als im Badiſchen Schwarzwald gebräuchlich.

über ſeine welken Wangen ſtrahlte, wie er manchmal eine Thräne tropfte; immer aber, während die Feder mühſam die Buchſtaben aufs Papier malte, den Mund und die Zunge ſo fratzenhaft arbeiten ließ, wie ich's kaum bei dem poſſierlichſten Barbierjungen geſehen, wenn er, ſeine erſten Bärte raſirend, an das Kunſtſtücklein kommt, das Fleckchen an der Unterlippe vom Haar zu ſäubern. — Endlich ſchloß und unterſchrieb Herkules mit einem ſchnatternden Seufzer und einem großen Dintenkler.

Da ich gerade Kreide unter der Hand finde, ſo ſchreibe ich hier auf den Tiſch, zum Vergnügen meiner Zuhörer, aus dem Gedächtniß den merkwürdigen Scheidebrief nieder, den mir Herkules für ſeine Pudenzi hinterließ:

„Hochleibliche Jumpfer!!!

„Ich kan nichts nicht davor ſie haben mich geb Haufft Her-
„kules war ein Jenneral geweßt im Schwödenkrieg und ein dhapffier
„Mann der alles Erobert — ich bin nur ein ellender Krüpphel
„und kann nicht einmal ihr Hertze gewinnen der Apfel vom Wi-
„ſenbaur ſchlagt mich in die Laträtt (Retraite) wenn er ſichs for-
„nimmt — Sie ißt kein Schatz vor mir derohalben thu ich
„vereiſen und als alterg Eſel auf die Wantterſchafft gen — ich
„ſag wie's ißt ſie wird ſich davon dieſch Windtſucht nicht hollen
„und vergniegt mitt ihrem lieben Schatzapfel leben diewell ich in
„der Frömbd in bitterm Dotter ſterbe als ihr hochleibliche Jumpfer

„in Drauer gedreier Schneider Herkules Regenmager“

Schriebs und am folgenden Tag war er fort. „Der geht auch keine zehn Meilen weit!“ ſagten ſie im Dorfe. Die Einen meinten, er werde vor Heimweh bald wieder umkehren, die andern fürchteten, er werde auf der Wanderſchaft des eheſten ſterben. Letzterer Befürchtung war ich auch. Ich ſah im Geiſt den armen Schelm in einem fremden Spital an Liebesnoth und Heimweh zugleich verſcheiden.

Den Brief des Herkules — nachdem ich ihn abgeſchrieben und auswendig gelernt — ſchickte ich an die Pudentiana und ſomit war alles gut. Vom Schneider und von der Schlempentochter hörte ich geraume Zeit gar nichts. Auf einmal ging die Rede, des Bacchus Tochter ſei als wie hinterſinnig geworden, ihr ſchmecke nicht Eſſen nicht Trinken, ſie vernachläſſige ſich in der Kleidung und ſchwätze bereits gar nichts mehr. Der alte Landarzt ging bei ihr ab und zu und ſagte endlich nach ſeiner Manier: „Wenn man das Mädel zerſtreuen und zurecht bringen wolle, müſſe man ſie heirathen laſſen. Dem Bacchus war nichts lieber; er ſteckte ſich hinter den Pfarrer und dieſer ſammt dem Landarzt bearbeiteten die Denzi dergeſtalt, daß ſie endlich, wiewohl mit Widerwillen, ſagte, ſie wolle denn in Gottes Namen heirathen, um Ruhe zu haben; aber ſie wolle nur den Apollo: einen dümmern Mann könne ſie nicht kriegen und nur ein ſolcher ſei jetzo nach ihrem Geſchmack.

Von dem letztern ſagte man dem Apoll freilich nichts, aber deſto mehr von der Bereitwilligkeit der Pudenzi, ihn zum Mann zu nehmen. Sein Bruder ſelber redete ihm zu und ließ merken, er werde vielleicht ſchon zu Lebzeiten an ihn ſeinen Hof abtreten und ſich von der Arbeit wegen Kränklichkeit zurückziehen; aber der geſcheidte Apollo ſang allen Zurednern — und Gott weiß, es waren ihrer viele, das Lied vor, das er mir auch einſt gepfiffen: er wolle die Denzi nicht, denn ſie habe ihn verhext und Geld brauche er als ſeines Bruders Erbe nicht. Es werde nicht lang dauern und er, Apoll, werde ſchon mit den Beinern ſeines Bruders die Nüſſe von den Bäumen — ich bitte ſehr um Verzeihung, aber bei uns gibt's keine Nüſſe, ſondern nur Tannenzapfen und Bucheln — alſo: die Tannzapfen von den Bäumen werfen und was des dummen Geredes mehr war. Ueberhaupt — ſo ſchloß er immer — wenn er auch die Denzi zur Ehe möchte, ſo getraue er ſich doch nicht, ſie anzureden, weil er ſich vor neuer Verzauberung fürchte. — „Nun, ſo ſchreib' ihr deine Sach;'“ ſagten ihm die Freunde und er entgegnete mit apolloniſcher Ruhe und Heiterkeit: „Jeder Eſel könne leſen und ſchreiben; ſein Geſchäft ſei es aber nicht. Er wolle ſchon auf eine andere Weiſe und ohne Hochzeit mit der Denzi fertig werden, denn er trage ihr nach, daß ſie ihn verhext habe — und alsdann ſolle ſie ſchon von ſelber keinen Mann mehr kriegen.“

Der tückiſche, dumme Burſche muß allerdings irgend einen Frevel gegen die ſtolze Magd verſucht haben, denn eines Tages iſt er mit hochaufgeſchwollenem Backen heimgekommen; ſein Rücken war mit einem Hauſtiel braun und blau zerklopft und nachdem er einige Tag das Bett gehütet, hat er gar nichts mehr von der Denzi wiſſen wollen, ſondern nur gebrummt wie ein Raubbär, ſo man ihm von ihr vorredete. — Die Pudenzi, die ihrerſeits triumphirende Worte und Drohungen gegen den ſchnöden Apoll im Munde führte, ging plötzlich nach Freiburg in den Wildenmann, um kochen zu lernen.

Wie man hörte, waren bald junge Männer vom Civil und vom Militär, auch ein paar verſtickte Studenten an der Denzi und hätten gern den „Schlempen“ und ſie geheirathet. Es hat ſich ſogar einmal ein Unteroffizier im Dorfe ſehen laſſen und hat ſo herumgeredet, als käme er, um das Wirthshaus einzuſehen, ob's der Mühe werth, es zu übernehmen. Aber Bacchus hatte ſchon Geſchriebenes von der Denzi und ſagte dem geſtrengen Korporal, er möge ſich das Maul wiſchen und heimgehen; was auch geſchah.

Plötzlich wiederum war die Pudentiana aus Freiburg zurück und ſah aus, wie die Kacherie in Perſon. Der Landarzt machte die Sache noch ſchlimmer, endlich kam die Reihe an mich. — Ich hatte wenig Freude an dem Ruf; ich hielt die Denzi für eine abgeſchmackte und hochmüthige Holzgretel. Im Anfang war auch nur Kreuz und Leiden bei ihr; ſie redete kaum, alles ſollte man geradezu nur errathen; und dabei Geſichter und Manieren zum Davonlaufen. — Aufgebracht hierüber, ſagte ich ihr einmal: „Sie thut gerade nur als ob ſie ſich um Gottes Barmherzigkeit willen und aus purer Gefälligkeit behandeln ließe!“ —

Da antwortet ſie ganz unverhofft: „Das thue ich auch und wollte Gott, die Eltern brauchten mich nicht mehr auf der Welt und der Tod hätte mich ſchon am Zopf, ich wäre gleich bei der Hand und ſagte Ihm, Herr Doktor, und der Welt Adje. Das Leben iſt mir verleidet, es iſt nun nicht mehr zu helfen.“

Weil bei dieſen auffallenden Worten Pudentiana anfing zu ſeufzen, als wolle ſie in vieles Weinen ausbrechen, was mir gar verwunderlich, drang ich weiter nach Aufklärung in ſie und endlich ſagte ſie mir ihr Leid heraus: „Ich will Ihm nur ſagen, daß der Schneider mir gar keinen Frieden läßt. Seitdem als ich ſeinen Brief zuſammenbuchſtabirt habe, iſt mir juſt, als gehe er immer vor meinen Augen herum. Im ganzen Hauſe, auf dem Feld, in der Kirche, in meiner Kammer, zu Tag und Nacht ſitzt eben der Schneider und wenn ich träume und wenn ich wache, ſehe ich nur den Herkules. So wie er fortgeweſen iſt, hab' ich mich ſelber verwundert gefragt: Warum thut dir's denn ſo leid, Denzi? Da hab' ich denn erſt gemerkt, daß ich dem Männle zugethaner geweſen bin, als ich's ſelber gewußt. Und gedrückt hat's mich auf der Seele, als hätte ich einen Menſchen umgebracht. Manchmal zur Nacht iſt mir's angekommen, als müßte ich baarfuß und im ſchlechteſten Kittel in die Welt hinausrennen und nach dem Herkules ſchreien, und er iſt doch als ein leibhaftig Geſpenſt an meinem Bett geſeſſen! — Ich hab' das noch Niemand ausgeſagt; und Er, Herr Doktor, wird wohl's Maul davon halten?"

„Ich halt's;" antwortete ich, das Lachen verbeißend und Budenzi fuhr fort: „Dazumal iſt der Pfarrer gekommen und der Dokter der nichts kann, und haben in den Tag hinein vom Heirathen geſchwätzt. — Ja wohl, ihr Schneemänner, hab' ich mir gedacht: Ihr wißt auch nicht wo das Stecklein ſteckt; hab' mir aber vorgenommen, wirklich den Apollo zu nehmen, daß einmal die arme Seele des Schneiders Ruhe hätte und ich daneben. (Ich glaube nämlich, daß der Schneider geſtorben iſt und mich jetzo als Geſpenſt um ſeines Todes willen plagt). Wäre ich einmal des Apollo Frau, ſo ſollte — dachte ich mir ferner — der Spuk wohl zu Ende ſein. Ein Uebel für ein anderes, wenn nur ein leichteres. Der dumme Apoll wäre mir erwünſcht geweſen; ich wollte ihm's Neujahr abgewonnen haben! Da hör' ich, daß der Kuhtreiber mich nicht will. Nun, das hat mich geärgert, ich hätte ihm in's Geſicht ſpringen mögen! Späterhin hab's ich auch gethan, und der wüſte Lapp wird ſeiner Lebenstag daran denken, wie die Denzi ihm Kaleſlandres verleſen hat. Ich meine, ich habe ihm die Verherung hinausgetrieben, daß es klatſchte! — Darauf bin ich nach Freiburg gezogen, aber der Schneider iſt mit mir gemarſchirt und war in Freiburg beſſer zu Haus als ich, denn wo ich hinkam, war er ſchon und ging nicht und ging nicht. Dabei wurde ich mager und blaß, und überlegte bei mir, es ſei doch beſſer, ich ſtürbe daheim als drunten im Breisgau, und ſo bin ich wieder anherogekommen und die Eltern laſſen an mir herumdoktern, aber alle Dökter der Welt ſind da zu kurz und richten nichts aus. Der Schneider wird mich, denk' wohl, einmal mitnehmen in ſein Grab!"

Sie ſchwieg nun, putzte ſich verſtohlen ein paar Tropfen ab, die in ihre männlichen Augen getreten waren, und ich — ich war als wie verſteinert. — So viel Empfindſamkeit, ſo viel romantiſches Element hatte ich hinter der hartgebornen und ſteifvermiederten Bauernjungfer nicht vermuthet. Endlich ſagte ich: „Ei, ſo wollte ich, daß der Schneider am Leben und hier gegenwärtig wäre. Dann gäb's eine Hochzeit und euer beiderſeitiges Leiden wäre zu Ende.“

Denzi ſchüttelte den Kopf und verſetzte trocken: „Thät' ihn doch nicht heirathen, wenn er auch ledig wäre. Eine Schneiderfrau möcht' ich nicht ſein, und wenn der Herkules die Wirthſchaft übernähme, ſo würde er liederlich. Ich ſeh's an meinem Vater, wie der Wein im eignen Keller mit ihm Teufeles ſpielt; die Schneider und Weber ſind ebenfalls durſtige Lebern von durſtigem Geblüt. Ich traue dem Herkules nichts Gutes zu; es ſind aber alle Männer ſo. Hab' ich nicht den Apollo für bräver gehalten, als den Schneider? Und kam er mir nicht frech, daß ich ihn jagen mußte? Der kommt gewiß nicht wieder; aber der arme Schneider auch nicht, und wenn ich geſund werden ſollte, ſo gehe ich — ſind die Eltern geſtorben oder in Ruh geſetzt — in's Kloſter und komme dann auch nicht mehr in die Welt zurück.“

Kein Mittel, der Denzi vernünftigere Gedanken in den Kopf zu bringen; aber auch keines, vom Herkules Nachricht zu erhalten. Er war verſchollen oder todt, und darüber ging die ſchöne Jahreszeit vollends hin, und der Herbſt, und der Winter kam. Denzi hatte ſich merkwürdig erholt. Ich ſah ihrer völligen Geneſung mit Zuverſicht entgegen. In ihrer Gemüthsſtimmung änderte ſich indeſſen ſonderbarerweiſe ſoviel wie Nichts. — Meine Stellung im Dorfe hatte ſich verbeſſert, der Landarzt war überall fortgeſchickt worden; ich war überall an ſeine Stelle getreten, und er hegte wenigſtens ebenſoviel Haß gegen mich, als Apollo die Denzi verabſcheute.

Da ſitze ich eines Abends im warmgeheizten Stüblein — es war draußen Stein und Bein gefroren, und mein Receptenbüchlein wollte fleißig gefüllt ſein — da kommt noch ein Beſuch: ein fremder Herr im Mantel, feinem Ueberrock und in Wichsſtiefeln, brillante Uhrkette über der Weſte;.... ich ſtehe auf, den Mylord ehrfurchtsvoll zu begrüßen, den Reiſenden aus fremden Ländern, der einem armen Dorfarzt eine Viſite zu machen geruht.... aber alſogleich ſtehe ich wie ein Stock, reiße die Augen auf, traue ihnen und meinem Verſtand nicht und im Munde erſtirbt mir der Gruß....: der Gentleman war eben doch Niemand anders, als mein Schneider Herkules!!!

Dieſer ſeinerſeits, da er mich in Ungewißheit und Zweifeln befangen ſah, tanzte wie ein Affe in der Stube umher, und rief einmal übers andermal ein „Vivat“ und wollte mir die Hände ſchier verdrücken, und es dauerte lange bis er mir erzählte, daß er im fernen Frankenland — in Baiern notabene — einen Herrn kennen gelernt, der ihn aus der Werkſtatt genommen, und zwar in ſeinen Dienſt, um ſich von ihm nach Amerika begleiten zu laſſen, wohin der Herr zu emigriren bereit war. Aber was geſchah? Auf dem Meere ſtarb der gütige Herr, nachdem er ſeinen Herkules zum Erben ſeines auf dem Schiffe befindlichen Nachlaſſes eingeſetzt. Der Erbe fand eine artliche beſcheidene Summe vor, die in Amerika freilich wenig bedeutet haben würde, die jedoch auf dem Walde noch für ein anſehnliches Kapital gehalten wird. Somit kam Herkules, der ſein Vaterland nie vergeſſen, wenn gleich verlaſſen, in Amerika nur an, um alsbald wieder daraus abzureiſen. Nach ſeinen Bergen zog's ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt. Er hatte im Wachen und in Schlummerträumen ſeine Denzi bald als Apollo's Weib, bald im Sarge, am gebrochenen Herzen geſtorben geſehen. Er mußte — ſeine Seele litt es nicht anders — ſich von der Wahrheit oder der Lüge ſeiner Traumgeſichte überzeugen, nebenbei ſeinem Dorfe zeigen, welch ein Hecht er geworden, alles übrige dem Himmel überlaſſend. — Und bevor er ſeine Familie überraſchte, war er bei mir eingedrungen.

Ich ſagte ihm, wie es mit Denzi ſtand. Sie unvermählt zu finden, machte ihm natürlich Freude. Um deſto mehr bekümmerte ihn, daß in jedem Fall das Mädel nichts von ihm wiſſen wollte. Ich verwies ihn an die Zeit und an alles, was ſchon in der Welt unmöglich geſchienen und dennoch möglich geworden.

Da ſchlug am winterweißen Nachthimmel eine grelle Röthe auf, und die Glocke im Kirchthurm läutete Sturm. Wir fuhren an's Fenſter, mit den Köpfen hinaus, und fragten die vorüberjagenden Leute: „Wo, wo brennt's?“ — „Im „Schlempen“ brennt's!“ hieß die Antwort. — Natürlich waren wir wie der Blitz auf der Straße. Der leichte Schneider lief aber ſchneller als ich. „Haltet doch, ich komme nicht nach!“ ſchrie ich ihm zu. Er jedoch zog mitten im Froſt den Rock ab, warf mir ihn zu, und ſchrie entgegen: „Verwahren Sie mir die Brieftaſche! Wenn ich nicht helfe, ſo brennt dem „Schlempenwirth“ ſeine ganze Sach' zuſammen!“

Fort war er und ich trug als wie ein gehorſamer Bedienter das anvertraute Gut auf mein Zimmer, verſchloß es ſorgfältig und eilte aufs neue dem Brande zu.

Ja wohl, du ehrlicher Bacchus Stelz, ja wohl war deine Sach' am Verbrennen. Des Hauſes Dach ſtand in vollem Brande. Durch die Fenſter des obern Stockes leckten Flammen. Die Scheuer wurde ebenfalls vom Feuer gefreſſen. Eine gewiſſe Anzahl von Menſchen war herbeigelaufen, aber an Spritzen, vor allem an Waſſer fehlte es. Die größte Ungeſchicklichkeit allenthalben, hie und da auch böſer Wille, der müßig zuſchauend die Arme kreuzte. Die Leute des „Schlempen" hatten bis daher das Beſte thun müſſen. Die Dienſten waren beſchäftigt, das Futter, das Holz, Vieh und Ackergeräthe zu ſalviren. Bacchus hatte ſeines Kellers Thüre mit naſſen Bollwerken verſchanzt. Pudentiana hatte auf ihren Schultern die kranke Mutter aus dem Brand getragen, und war noch einmal in den Oberſtock gedrungen, um des Vaters Geld und Schriften zu retten. Aber ſchon hatte ſich dort die Gefahr gehäuft. Als Denzi beladen mit den Werthſchaften des Hauſes den Rückzug antreten wollte, regnete es dermaßen viel Feuer vom Speicher auf die Treppe, daß dieſe anging und Pudentiana vor der ſprühenden Lohe zurückbebte. Am offenen Fenſter ſchrie ſie um Hilfe, rang die Hände.... und Niemand kam, ſie zu retten. — „Das wäre 'was für dich, Apoll," ſagten Kameraden zum zuſchauenden Erliebhaber der Denzi: „wenn du ſie jetzo aus dem Feuer holſt, ſöhnt ſich die Dirne mit dir aus." — „Das laſſe ich bleiben," ſagte lächelnd der dumme und boshafte Tropf: „ich habe nur eine Haut und die iſt mir lieber als das Weibsbild dort oben. Meinetwegen ſoll ſie braten wie eine Wurſt, die Hexe!" —

Auf einmal ertönt ein Geſchrei der Verwunderung. Weiß Gott, wo Einer eine Leiter gefunden.... er legt ſie an die Mauern, umflackert von Flammenbüſcheln und Ziegeln, die vom Dache fallen, und mit der Geſchwindigkeit der Katze und des Affen geht's raſch hinan ans dampfende Fenſter, hinein in den Qualm. Nicht lang und aus den Fenſtern fliegen Päcke: das waren die Schriften des Bacchus. Gleich darauf rumpelt's hinunter, wie eitel Silber und Kronenthaler: das war des Bacchus eiſerne und wohlgefüllte Geldkiſte. — „Platz! Platz!" ſchreien nun fünfzig Kehlen und über die Leiter rollt langſam zur Erde ein rauchender Knäuel, und wie auf ſicherm Boden die angeſengten naſſen Tücher von dem Knäuel gewunden werden, ſo iſt darinnen ein Weiblein und ein Männlein: die gerettete Pudenzi und ihr Retter, der rehabilitirte Herkules!!

Vom Brande habe ich weiter nichts zu ſagen. Ueber ein Jahr prangte das neue Schlempenwirthshaus auf der Brandſtätte, ſchöner als je. Es prangt dort noch jetzt und darinnen wirthen Pudentiana und Herkules als Eheleute, und Herkules betrinkt ſich nicht, und der Vater Bacchus thut's noch immer und die breſthafte Mutter Symphoroſe hat ihre liebe Noth mit den vielen lieben Enkeln. — Der Apollo hat's aber daheim nicht mehr aushalten können. Die Erbitterung der Biederleute über ſein ſchlechtes Benehmen beim Brande und der dringende Verdacht, als habe er ſelber aus Rache den „Schlempen“ angefeuert, ſo wie der Hohn ſeiner Genoſſen und das Glück ſeines Nebenbuhlers, nicht weniger auch die endliche und ſpäte Verheirathung ſeines Bruders, der's ihm zum Trotz gethan, trieben ihn aus dem Lande und nach Amerika. — „Hat der Eſel, der Herkules — pflegte er zu ſagen — dorten ſein Glück gemacht, warum ſoll ich, der geſcheidte Apollo, es dorten nicht finden?“

So mag er's dann auch gefunden haben, am großen Ohio oder am größern Miſſiſſipi; ich will's ihm gönnen. Hat er aber in der That ſelbigesmal den „Schlempen“ mordbrenneriſch angezündet, wie ihm's das Amt nicht beweiſen konnte, wie's aber im Dorf jedermann glaubt, ſo werden dereinſt alle Fluthen der amerikaniſchen Gewäſſer nicht den Brand ſeines Gewiſſens und ſeiner Angſt vor der Ewigkeit löſchen können!

Neunter Abend.

„Die Geſchichte, die der Herr Doktor am geſtrigen Abend erzählt hat, dünkt mich luſtig:“ ſagte die Adlerwirthin zum Holzſchläger, der mit dem erſten Kerzenlicht in's Herrenſtüblein getreten war, und ſeine Bank beſetzt hatte, noch ehe irgend ein anderer Gaſt angekommen: „Wie hat ſie Euch gefallen, Andres?“

Der Holzſchläger wühlte in ſeinem Querſack nach einem Stück Brod, ſchüttelte den Kopf mit deutlichen Zeichen des Unwillens und der Ungeduld und antwortete erſt nachdem die Hausfrau ihre

Frage wiederholt: „Ich hab' heute keine Freud' und Luſtbarkeit in mir. Der Holzſchläger iſt heute mauderig und fuchswild. Was ſoll er dir von der Hiſtorie von geſtern ſagen, Adlerwirthin? Da wüßte er, denk wohl, eine beſſere zu erzählen, wobei man ſich fürchtet und eine Hühnerhaut kriegt vom Kopf bis zum Fuß. Aber heut iſt bei mir ſchon ſo von Geſchichtlen nicht die Red', denn, wenn's keine Sünd' wär', ich hinge ſchon am höchſten Naſt, oder läge, wo die Bräg am tiefſten iſt. Ach du meine Adlerwirthin, wie iſt die Welt ſo ſchlecht geworden? Hat der Holzſchläger darum ſo alt werden müſſen, um ſich ſo gottſträflich zu ärgern in ſeinen grauen Tagen? Lene, hol' mir geſchwind einen Vierer; heut' muß ich meiner Kümmerniß die Backen roth anſtreichen und den Faſttag vergeſſen. Geh, Lene, geh weidlich, eile dich, bleierner Vogel: der Holzſchläger hat Kredit, beim Donner, gelt, Adlerwirthin? Der Burgermeiſter zahlt alles für den Holzſchläger, gelt?"

„Ei, ärgert Ihr euch noch über den Burgermeiſter?" ſcherzte die Wirthin: „laßt doch einmal die Sache gut ſein. Er thut nach dem Geſetz und zu euerm Beſten und für eure Gläubiger; und ſo kommt Euch das Zahlen nicht hart an, und Ihr habt Ruhe, und von jedem Kreuzer wird euch Rechnung gelegt werden."

„Ach, was das Weibsbild herunterſchwätzt!" ließ ſich der Holzſchläger böſe vernehmen: „Wo iſt das Geſetz? Wo ſind die Schriften, die dem Lapp die Gewalt geben? Die Herren Gemeind-Eſel können mir wohl auf dem Rathhauſe ihre dicken Bücher vorlegen.... was hilft das, wenn ich hineinſchaue? Was verſieht der Holzſchläger davon? Es iſt grad, als ob ein Ochs in die Apothek' hineinlugt. — Ach, ich mag gar nicht davon reden, und klagen will ich auch nicht, denn der Amtmann iſt mit all' den Herren Bruder im Spiel.... aber, wenn nur unſer Hergott einmal Burgermeiſter in dem Städtel wär'....! Da bekäm' ich mein Recht und Gerechtigkeit. — Wo bleibt nur die Lene mit dem Vierer?"

„Da kommt ſie eben," verſetzte die Wirthin: „Geſegn's euch Gott, Andres, und trinkt nicht ſo ſchnell in euern Zorn."

„Wenn Du mich nur in Ruh ließeſt!" antwortete Andreas: „die Weiber müſſen ihren Schnabel in allem haben, das weiß Gott und ich zu meinem Verdruß. Du weißt aber ja noch gar nicht, Adlerwirthin, was mir an die böſe Ader gekommen iſt?

Sappermoſt! und ich ſoll nicht falſch und wild wie ein Blutvergießer ſein?"

„Oho! wie lärmt doch der Holzſchläger?" fragte der Kaplan, der eben einſchritt: „iſt das eine Manier für einen Hochzeiter, alter Menſch?"

Andreas ſprang auf, und auf den Tiſch ſchlagend ſagte er: „Geiſtlicher Herr, du haſt's getroffen, bei'm Bluſt. Von wegen der Hochzeit begehr' ich auf und mit der Hochzeit iſt's nichts, und wer iſt ſchuld daran, als die Burgermeiſterin, das böſe G'ſteck, die ungattige Perſon....? Nun, nun: ſie ſoll ſich vor'm Holzſchläger in Obacht nehmen.... ſonſt....."

„Pſt! pſt! keine Drohung!" ermahnte der Kaplan halblaut, und die Adlerwirthin fragte: „Der Holzſchläger ein Hochzeiter? Je, wie verſteh' ich das? Wie kommt das?"

„Verſteh'n?" ſpöttelte Andreas dagegen: „wenn du etwas verſtündeſt, ſo könnteſt du dir einbilden, daß es nicht dumm von mir wäre, wenn ich ein Weib nähme. Zu früh wär's nicht, bei'm Eid. Wenn ich ein Schwab' wäre, ſo hätte ich ſchon ſeit dreißig Jahren meinen Verſtand. Als ein Walder hab' ich ihn ſchon ſeit bald ſiebenzig, wenn ſchon der Burgermeiſter mich traktirt wie einen verſchwenderiſchen Loddl. — Und ſo hab ich denn weiben wollen — ja, ich geſteh's und ſag's grad vom Herzbündel weg. Der Holzſchläger iſt alt, er wohnt dort draußen im Wald an der Winterhalde und iſt mutterſeelenallein in ſeiner Balkenhütte, die er ſelbſt gebaut hat, in der er hauſt und ſchmauſt — Nota, wenn er 'was hat. Es iſt ihm bis daher wohl geweſen, und er hat Leitern gemacht und Schaufeln, hat gekocht und gebettet und ſeine Hemder gewaſchen, und ein Weib hätt's nicht beſſer gemacht....: aber kann der alte Holzſchläger nicht zum Alter noch krank werden und kein Menſch und keine Seele weiß von ihm dort hinten im Walde, und nicht einmal ob er nur noch lebt, oder ſchon todt iſt?"

„Armer Mann!" ſeufzte die Wirthin, ſich abwendend in ihre Schürze.

„Du biſt eine Gans!" verſetzte der Naturmenſch, der den Seufzer verſtanden hatte: „Das iſt das ſchönſte Leben von der Welt, wenn man ganz frei draußen im Holz ſitzt, und hört nur den Krapprich und den Schäggen und das Gebruſel vom Bach und den Wind in den Baumwipfeln und das Schneerieſeln von den Föhren und Tannen. Das iſt, denk wohl, ſchöner als euer Geſchwätz, ihr Stadtleute. Und dort iſt Niemand der da ſagt: „Steh' auf, Holzſchläger! ſchaff', ſchaff', Holzſchläger! Geh' heim, Holzſchläger!“ Niemand. Ich thu' was mich freut.... und ſo hab' ich auch ein Weib nehmen wollen.... des Häfner-Bläſi's Wittfrau.... ſie hat ein eigen Bett und Getüch- und ein paar Karlin an Geld und zehn Häfen Schmalz! Zehn Häfen Schmalz! wie viel gute Kochete hätte man damit anrichten können.... wie viel Knöpfli damit pregeln und Küchli zur Faſenacht backen!.... Lene, noch einen Schoppen! Der Holzſchläger hat ſein Geld bei'm Burgermeiſter ſtehen, und es kann ihm Kredit gegeben werden. — Nun; es kurz zu machen: da hat ſich die Burgermeiſterin drein gelegt und an der Wittfrau herumgemacht und den Holzſchläger verhetzt und verläſtert, und auf einmal ſagt mir das dumme Menſch, ſie hätt' ſich's überlegt, und beim Alten wolle ſie's laſſen!! — Im erſten Zorn hab' ich ihr meine Schaufeln an den Kopf werfen wollen, doch hat's mich gereut, und ich hab' ihr 'was geſagt. Sie wird's vor den Leuten nicht wiederſagen, 's iſt wüſt und grob, aber verdient. — Und darum, Adlerwirthin, und darum bin ich heute als wie ein Teufele, dem Einer auf's Schwänzle getreten hat.“

„Wer weiß, wozu's gut iſt,“ ſagte der Kaufmann Matzendorf, der mit dem Doktor angekommen war; und letzterer ſetzte bei: „Alte Leute ſollen ſich nicht verehlichen; ein alter Junggeſell lernt nicht mehr eheliche Geduld und Hingebung.“ — „Gott hat euch eine große Prüfung erſpart, Holzſchläger,“ fügte der Kaplan hinzu.

Andreas erwiederte biſſig: „Narr.... geiſtlicher Herr, wollt' ich ſagen.... das verſtehſt du nicht. Du kennſt die Ehe nur vom Hörenſagen; und der Doktor weiß allerlei davon, aber nichts rechtes, und der geſchwollene Kaufmann da geht nicht mit der Farbe heraus, obſchon er's könnte. Mir war's aber wahrhaftig nicht um den Spaß und die Luſtbarkeit des Heirathens und des Hochzeitmachens zu thun; der Holzſchläger iſt alt und ſchneeweiß, des Häfner-Bläſi Wittfrau iſt auch kein heuriges Häslein mehr. Sie hätte den alten Krüppel wie einen Spitalpfrunder pflegen müſſen; das wäre alles gewiſſen, und er hätte ſich an der Alten ihre zehn Häfen Schmalz gehalten. Sappermoſt! um die zehn Häfen Schmalz iſts ſchade!“

Der einäugige Waldmenſch ſchnalzte mit der Zunge und den Fingern, da er der höchſten Delikateſſe, die ein Waldeinſiedler kennt, gedachte. Der Doktor ſagte hierauf mit Theilnahme: „Warum thut Ihr nicht, was man euch rieth? Warum zieht Ihr nicht auf Herrn Matzendorfs Hof?“

Aber Andreas entgegnete unwillig: „Ich hab' dir und dem Krämer ſchon geſagt, warum ich das nicht will. Ich bin nur zum Baſſeltang im Städtel; draußen iſt mein Hofrevier, und ich bin gut einlogirt an der Winterhalde, weil mein Herr Bruder mich da nicht aus dem Geſicht verlieren kann. Ja, bei'm Blitz! das hat mir in der Geſchichte vom Herrn Doktor gefallen, daß der Apollo mit dem Wieſenbauer ſo überzwerch geſtanden iſt. Der Peter hat dem Appel ganz gewiß ſein Erb vorenthalten und abſeits gebracht, wie mir mein Bruder, der Breitenbauer gethan hat. Denn der Breitenhof gehört von Rechtswegen mein und wenn unſer Hergott ſtatt im Himmel auf Erden wäre, und meinetwegen nur unſer Amtmann, ſo müßte ich den Hof wieder haben, ſammt dem ganzen Holzſchlag. Aber wir haben keine Gerechtigkeit, vom Bettelvogt an bis zum Oberamtmann, und ich muß mich kuſchen wie ein Hund. Aber zum Trotz meinem Bruder ſitze ich ihm vor der Naſe, und ſo oft er dieſelbe in den Sonnenſchein herausſtreckt und niest, ſo kann ich ihm von der Winterhalde zuſchreien: Gott helf, Bruder, mir zu meinem Erb', denn dir gehört's nicht. Sie haben mich ſchon oft aus dem Holzſchlag dividiren wollen, die Lappen, aber ich will den ſehen, der den Holzſchläger daraus vertreibt. Und von dem Holzſchlag heiß' ich der Holzſchläger, wer's noch nicht weiß, und nicht etwa, weil ich bei'm Fürſten einmal als Holzknecht gedient habe, treu und ehrlich gedient. Der Fürſt hätte mir auch ein Gnadengehalt geben können; er verhält ohnehin ſo viele Müßiggänger und Tagediebe als Tage im Jahr ſind. Denn mit den zweiundfünfzig Laib Brod, die er mir im Städtel angewieſen, und mit dem Monatsgeldle von Einem Gulden und ſechsunddreißig Kreuzern, das mir für ihn der Kaufmann da ausbezahlt, iſt dem Holzſchläger lang nicht geholfen. — So; jetzt hab' ich mich ausgeredt, und will hören, wer von euch heute Abend 'was geſcheidtes hervorbringt.“

Die Derbheit des ſeit ſo langen Jahren in Stadt und Umgegend bekannten und zu jeglicher Freimüthigkeit privilegirten Originals wurde von den Anweſenden mit Heiterkeit hingenommen.

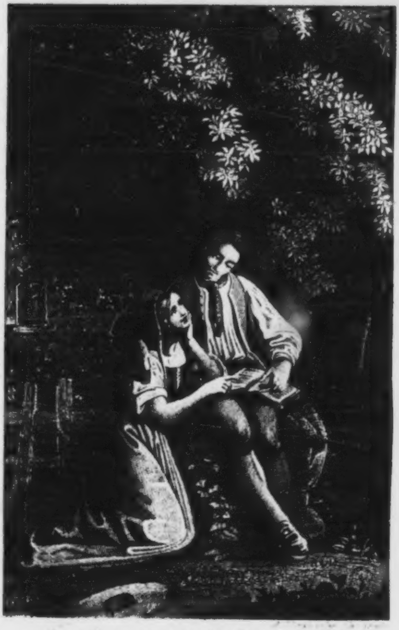
Die Herren nahmen Platz. Die Wirthin ſetzte ſich mit der Strickete zu ihnen. „Dem Täubele iſt wohl;“ ſagte ſie vergnügt: „er ſchlaft wie ein Prinz, und das Bäsle wacht bei ihm. Ich hab', wenn die Herren erlauben, Zeit, dem Geſchichtlein zuzuhören, das uns, wenn ich mich recht erinnere, der Herr Kaplan geſtern verſprochen hat.“ —

Der Geiſtliche erwiederte: „Was ich zu erzählen habe, iſt ſehr einfach und fragt ſich, ob ſich's der Mühe lohnt, zuzuhören. Doch mag es als ein Beweis gelten, daß die Empfindſamkeit und das herzliche Gemüth, das Gott vertraut und dem Nebenmenſchen in jeglicher Noth hilft, wo es kann, unter'm Volke nicht ſo ſelten ſind, als man, die Dinge obenhin betrachtend, gemeinhin zu glauben verſucht ſein möchte.“

Ein Naturdichter im Donauthal.

Unſer ſchwäbiſches Donauthal, ein reizender Erdenwinkel, iſt noch gar nicht hinlänglich bekannt, und wer weiß, wozu das gut iſt? Wer aber einmal die romantiſche Burg Wildenſtein, das trotzige Werwaag, das ſo anmuthige Beiron geſehen hat, wird das Donauthal gewiß nicht vergeſſen. Ich kann davon reden, denn ich habe dort eine Pfarrei, die in Verweſung übergegangen war, ein paar Jahre hindurch verwaltet; und zu jener Zeit erfuhr ich auch etwas von dem ſtillen und doch ſo ſchweren Lebenslauf des Helden meiner Geſchichte.

An einem ſchönen Platz des felsumkränzten Thales, durch welches die Donau in hundert launenhaften Krümmungen wandert, wie eine ſtolze, prangende und unbeſtändige Mamſell, die gern recht viel vorſtellen möchte, ehe ſie überhaupt noch etwas rechtes iſt, liegt das Dorf Hauſen mit ſeinen Wieſen und Baumgärten und ſeinen beſcheidenen Wohnungen. Die beſcheidenſte derſelben hatte ein ehrlicher Schuhmacher inne; Ottmar Waldheer, ein braver Mann, wie es deren im Thale viele gibt, wie überall, wenn man ſie zu finden verſteht. Denn allenthalben ſitzen die Menſchen miſchlingsweiſe durcheinander, grob und fein, klug und dumm, ſchlimm und rechtſchaffen, wie eben der Vorſehung ihre Saatkörner auszuwerfen gefallen hat. — Waldbeer war ein zufriedener Ehemann, ein ganz geruhiger und fleißiger Bürger, und ein glücklicher Vater, der von ſeinem Hausſegen hätte an Andere



Der Naturdichter im Donau-Thale.

Benedict u. Scholaſtika.

abgeben können. Er hat im Ganzen fünfzehn Kinder taufen laſſen. Freilich blieben ſie nicht alle in der Friſche des Lebens aufrecht; mehrere legte der ſanfte Engel, der die Unmündigen beſtattet, friedlich und ſchmerzlos in die Erde, aber dennoch blieben der Kinder mehr als genug an Ottmars Tiſche, und ihren Bedürfniſſen zu genügen war oftmals keine kleine Sorge für den Vater und für die Mutter. Im Jahre 1817, in dem großen Hungerjahre ſpürten die guten Leute, wie ſauer das Leben wird, wenn der Himmel und die Erde ihren Beiſtand verſagen. Es ging recht elend her in Waldheers Hütte. Zum Ueberfluß kehrte auch noch ein neuer Gaſt in dieſer Herberge des Mangels ein: ein Knäblein, dem Aeußern nach wohlgebildet und ſcheinbar geſund, von angenehmen Geſichtszügen. Die Pflege dieſes hilfloſen freundlichen Buben und der Wöchnerin koſtete mehr als des armen Schuſters Beutelchen erſchwingen mochte. Wunderbarerweiſe half ihm Gott über alle ſchlimmen Wendepunkte der erſten fünf bis ſechs Wochen hinweg. Der Augenblick der höchſten Noth wandelte ſich wieder in den Augenblick des Heils und der Hülfe, und zwar ſo regelmäßig und beſtändig, daß ſich Ottmar dem blindeſten Vertrauen hingab, ohne jedoch irgend eine ſeiner Pflichten zu verſäumen. Aber: Wachet und betet! heißt es nicht umſonſt.

Bis daher hatte Waldheer geſunde Kinder gehabt. Waren ihrer auch etliche geſtorben, ſo iſt denn doch der Tod keine Krankheit und für's jüngſte Kinderalter ein nachſichtiger Geſell, der die Kleinen in den Schlaf wiegt. Das allzuzarte Leben, das ausliſcht wie eine Lampe, bedarf des grauſamen Senſenhiebs nicht. — Diesmal ſollte aber Ottmar auch lernen, was ein breſthaftes Kind im Leben bedeutet. Der junge Benedikt war noch nicht volle ſechs Wochen alt, ſo geſchah es, daß eine alte Baſe, die dem Wiegenfaullenzer durchaus den Futterbrei geben wollte, ungeſchickterweiſe das Pfännlein auf ſein rechtes Auge ausleerte.... und das Auge — war unwiederbringlich verloren. — Der Jammer der Eltern und die Verzweiflung der hätſchleriſchen Baſe war groß; der Bube machte ſich dazumal wenig aus dem Unglück, weil er's nicht begriff. So wuchs er friſch mit einem Auge auf und zur Noth kann man mit einem Auge zufrieden ſein.

(„Das glaub' ich, wenn man gut darauf ſieht," ſchaltete der Holzſchläger ein: „bin mit einem Auge alt genug geworden.")

Ich hätte eigentlich nicht vom „Friſch aufwachſen" reden ſollen, denn Benedikt wuchs keineswegs friſch, ſondern im Gegentheil ſehr langſam und kümmerlich auf, weil bald nach ſeiner theilweiſen Erblindung Krankheit auf Krankheit den armen kleinen Narren befiel. Er war drei Jahre alt geworden, ehe er nur hatte laufen gelernt. Der Vater ſeufzte, die Mutter weinte; aber zu ändern war's nicht. Eher war noch von der Zukunft, wenn gewiſſe Erſcheinungen im Leben des Kindes nicht trügten, ſchlimmeres zu erwarten. Benedikt hatte kaum das Sprechen ſich zu eigen gemacht, als er auch ſchon eine ganz ungewöhnliche Aufregung des Geiſtes verrieth. Es konnte ihm begegnen, daß er, krank und matt auf dem Ofenbänklein ſitzend, etwa gegen Abend herabſprang, auf ſeinen magern Beinchen auf und ab humpelte, und alles, was ihm in Kopf und Mund kam, mit einer Heftigkeit herausdeklamirte, daß ihm alle mit Angſt und Verwunderung zuhorchten. Da mußte nun alles an den Tag, was er die Woche über von Eltern und Geſchwiſtern gehört hatte, was ihm erzählt und vorgeſungen worden war, und dieſes ganze wilde Durcheinander verſuchte der Kleine in Reime zu bringen, ohne daß er gewußt hätte, was ein Reim iſt. Ließ man ihn alsdann gewähren, ſo machte er fort, bis er müde umſank. Gewöhnlich unterbrach man daher den unheimlichen Spuk, und trug den ungereimten Reimer in's Bett. Und wenn hie und da die Eltern in einem Augenblick der Hoffnung mit wehmüthiger Freude ſagten: „Unſer Benedikt wird noch ein gelehrter Mann werden, und uns viele Ehre machen," ſo war gewiß irgend ein leidiger Nachbar bei der Hand, der da weiſe bemerkte, „daß geſcheidte Kinder nicht alt werden." — Und dann ſeufzte natürlich der Vater wiederum, und die Mutter weinte heftiger im Stillen, vom Abend bis zum Morgen gar nicht ſelten. —

Die Geſchwiſter Benedikts, zum Theil neidiſch, zum Theil beſchränkten Kopfes, ſpotteten ſeiner und hetzten auch noch andere Kinder des Dorfes gegen den Armen auf; namentlich ſeitdem Benedikt die Schule beſuchen durfte, und mit ſeinem Fleiß und baldigem Wiſſen über eine Kopflänge vor ſeinen Mitſchülern voraus war, wie Saul ſeinem ganzen Volke. Auch auf dem Lande muß der gute Kopf viel leiden, wenn er nicht ein paar ſtarke Fäuſte im Dienſte hat. — Zu ſagen iſt übrigens hiebei, daß Benedikt, da er ſich verſpottet und mißhandelt ſah, mit eſſigſauerm Witz ſeinen kleinen Feinden zu vergelten ſuchte, was ſie ihm zufügten. Auch das Würmlein krümmt ſich, und die kleinſte Schnacke hat ihren Stachel. Benedikt hatte irgendwo eine alte Fibel aufgefunden, worinnen ein Verslein ſtand:

Der Eſel iſt ein dummes Thier,
Was kann der Elephant dafür?

Und dieſes Verschen wiederholte er ſeinen Bedrückern ſo oft, daß ſie immer tückiſcher wurden, und ernſtlich auf Maaßregeln ſannen, den krüppeligen Witzbold, der da las und ſchrieb, wo ſie kaum buchſtabiren und eine Feder halten konnten, eigentlich zu verderben. Gott ſchickte es aber anders, den kleinen Böſewichtern eine Unthat erſparend, aber den armen Benedikt mit ſchwerer Prüfung heimſuchend. — Außer den Schulſtunden hatte er die Verpflichtung, ſeiner Eltern Gänſe auf der Gemeinwieſe zu hüten. Eine herrſchaftliche Matte ſtieß daran, und Vater Ottmars Gänſe hatten lieber auf dem Herrſchaftsanger zu thun, als auf dem des Dorfes, weil dort beſſere Weide und luſtiger zu ſpazieren. Benedikt that ſein möglichſtes, um ſeine Heerde innerhalb der erlaubten Gränze zu halten, aber die Gänſe, wie bekannt, ſind dumm und ſtätig. Das Privatrecht und die Gemeindeordnung iſt ihnen ſchwer beizubringen. Eines Tages, da der Gansmann beſonders übermüthig war, und ſeine Damen mit Pomp und Kriegsgeſchrei in das verbotene Paradies einführte, ohne auf Benedikts Pfeifen und Zureden zu hören, kamen zur böſen Stunde des herrſchaftlichen Schäfers Kinder dazu, und lieferten der Heerde mit Prügeln und Steinen ein Gefecht, das mörderiſch ausfiel. Der Gänſerich ſammt der Favorite blieb auf dem Platze, einige andere Sultaninen wurden flügel- und fußlahm geſchlagen. Die übrigen kamen im elendeſten Zuſtande nach Hauſe. Benedikt, der nicht helfen konnte, weinte und weinte und konnte ſich nicht zufrieden geben. Das entzündete ſeine Augen, und am andern Morgen war er auf beiden blind.

Guter Rath war theuer; aber ein geſchickter Arzt glücklicherweiſe zur Hand. Wahrlich nicht mit Unverſtand hat er gedoktert an dem Kleinen, ſondern als ein ächter, ſeiner Sache kundiger Meiſter. Nicht nur die Blindheit des Knaben, ſondern auch deſſen unglaubliche Gemüthszerſtörung hatte er zu bekämpfen. Benedikt, des Lichtes und der Farben beraubt, wankte in ſeiner Finſterniß umher, wie ein Trunkener in Verzweiflung. Wenn ſchon von der ſorgſamſten Mutter, oder von einer andern freundlichen Hand geführt, glaubte er beſtändig am Rande eines Abgrunds zu wandeln, und ſeine allzulebhafte Phantaſie malte ihm, der nichts ſah, die ſcheußlichſten Ungeheuer vor, die ſich anſtellten, als wollten ſie ihn bei jedem Schritt, den er wagte, verſchlingen und zerſetzen. — Endlich — nach langen acht Wochen — es zog eben ein fürchterliches Gewitter über Thal und Strom — ſah Benedikt auf einmal einen rothen Blitz durch ſeine Nacht zucken, und als ſeine Mutter ihn, der jämmerlich und zugleich froh aufſchrie, befragte, tappte er nach ihrer Schürze, und ſagte: „Ich ſehe wiederum, daß der Schurz weiß iſt, und mir geht's wie ein dicker Nebel ab und los von meinem Auge!“

Da war nun Freude über Freude in Waldheers Hütte; die guten Leute glaubten nicht anders, als daß Benedikt auch auf dem längſt erblindeten Auge das Geſicht wiedererhalten. Dem war nun freilich und leider nicht ſo; indeſſen ſtellte ſich doch das eine Auge wieder her. — Zur Abwechslung zog ſich die Krankheit in die Füße des Kleinen; er konnte wochenlang nicht ſtehen und kroch auf allen Vieren von einem Ort zum andern. — Nun wollte obendrein der ſchlimmſte Zufall, daß ein Quackſalber durch's Dorf zog und von Benedikts Eltern befragt, den weiſen Rath gab, man ſolle dem Knaben die Ohrläppchen durchſtechen; das würde helfen. — Die armen Leute thaten's — verſuchsweiſe am linken Ohr — der arme Kranke litt es, und binnen ganz kurzer Friſt verlor er das Gehör auf dem linken Ohre. Auch auf dem rechten wurde das Gehör beeinträchtigt, und in Benedikts Gehirn ſetzte ſich von nun an ein heftiger Schwindel feſt, der ihn manchmal als wie im Kreiſe herumriß und zu Boden warf. Das Gehör auf dem linken Ohre ſtellte ſich nie wieder ein; mit dem Schwindel beſſerte es im Verlauf der Zeit, doch blieb dem Armen beſtändig ein ſchwankender Gang und eine unvollkommene Herrſchaft über ſeine Glieder. — Und gerade in jene Zeit größter Bedrängniß fällt der allererſte poetiſche Verſuch des armen Benedikt. Er kritzelte eines Tags auf die Schieferplatte des väterlichen Tiſches:

Es ſteht der Garten mit Bäumen voll,
Ein jeder Blüth' und Früchte tragen ſoll,
Der Birnen, jener Aepfel und ſie tragen's gern
Aber mir leuchtet kein Glück und kein Stern:
Ich trage nicht Blüthe, nicht Birn und nicht Apfelkern!

„Der Garten,“ ſagte er zur Erklärung, „iſt unſer Haus, die blühenden Bäume ſind meine Geſchwiſtrige, und ich bin der dürre unfruchtbare Baum.“ Die Eltern führten voll Wehmuth die Geſchwiſter vor den gekritzelten Vers, und fragten ſie dann: „Wollt Ihr noch länger den Benedikt martern und verſpotten, wie Ihr thut?“ — Das hat gefruchtet. Im Vaterhauſe hatte fortan der Kleine keinen Feind und Neider mehr. — Beruhigter und zufrieden lebte er ſeine Tage hin, ohne die Schule mehr zu beſuchen, um ſeines ſchwachen Auges willen. Das hinderte indeſſen nicht, daß er hehlings ein paar Roman- und Versbücher las, die ihm eine junge, mit ihm gleich alte Nachbarin, die wunderhübſche Scholaſtika brachte. — Mit dieſer Bekanntſchaft und Vertraulichkeit hob ein neuer Abſchnitt in Benedikts Leben an.

Den Weibern von jeher um ſeiner Hülfloſigkeit willen mehr zugethan als dem rauhern Mannsgeſchlechte, gefiel unſerm Benedikt Scholaſtika's Schönheit wie einem Kranken des Frühlings Erſcheinen, von dem er Geneſung hofft. Sie war auch von Herzen gut, und viel beſſer geartet, als ihre beiden Brüder, die dem Nachbar Benedikt keine Schmach erſparten, ſo oft ſie ſeiner anſichtig wurden. Und es half nicht Bitten und Betteln und nicht ernſte Ermahnung von Seiten des alten Ottmar; denn ſeiner Buben Partei nahm immer ihr Vater und dieſer war im ganzen Ort gefürchtet, als ein grober, gewaltthätiger und dabei, was ſehr in Anſchlag zu bringen war, ein vermöglicher Mann, dem das halbe Dorf zinspflichtig war, während er an Niemand nur einen Heller ſchuldete. — Der gute Geiſt in ſeinem Hauſe war Scholaſtika, ſchön wie ihre verſtorbene Mutter einſt geweſen, und lieb zum Aufeſſen, wie man ſagt. Ihre verſtohlene Ankunft in Benedikts Wohnung — ſie durfte aus Furcht vor dem Vater und den Geſchwiſtern und der Haushälterin des Vaters nur zur Abendzeit und durch die Hinterthüre ſchlüpfend dort eintreten — war allemal ein Feſt für Ottmars ganze Familie, denn brachte ſie dem Benedikt Bücher, ſo brachte ſie auch ſeinen Geſchwiſtern Obſt oder Spielwerk, und daher verrieth ſie keine Seele um ihrer Wohlthaten willen, an den hartherzigen Vater.

Die Bücher, die ſie herſchaffte, waren auch, Gott ſei Dank, nicht von denjenigen, die das Herz und die Einbildungskraft vergiften. Benedikt und Scholaſtika, die zuſammen laſen, blieben gleich unſchuldig und natürlich. Benedikts dichteriſches Gemüth trieb aber von jener Zeit immer neue Ranken und Blüthen, und aus dem kindiſchen Alter tretend, ſchwärmte er, wie Jünglinge von Gefühl thun, für die erhabenen Erſcheinungen in der weiten Schöpfung, für Recht und Tugend und für die Freundſchaft, die er leider noch gar nicht kennen gelernt hatte. In Wahrheit ſehnte er ſich weniger nach einem Freunde, als nach der Freundin, die er gerne immer um ſich gehabt hätte. — Dieſe Sehnſucht wurde — wie es in Benedikts Leben ein Alltagsvorkommniß war — bald auf eine harte Probe geſtellt. Es handelte ſich dazumal um Benedikts Fortkommen, um irgend einen Beruf für ihn, der nicht auf dem Felde arbeiten konnte, der ſogar zu ſchwach zur Profeſſion ſeines Vaters war, und dennoch ſchon zu alt, um fort und fort Gänſe und kleinere Geſchwiſter zu hüten. Nicht einmal zum ſtudirten Herrn konnte er's wegen Augenſchwäche und Schulverſäumniſſes bringen, von der Armuth gar nicht zu reden.... was in aller Welt ſollte aus ihm werden?

Der alte Waldheer hatte im Sigmaringiſchen einen Vetter — nun, der Menſch war ein Allerweltsvetter, ein leichtſinniger Schnurrant obendrein, der auf Kirchweih und Hochzeiten und Feiertagstänzen nicht fehlen durfte. Der Muſikant machte dem Ottmar einmal den Vorſchlag, er wolle den Benedikt die Geige lehren; ein Tanzgeiger höre hinlänglich mit einem Ohre, und viel Mühe ſei nicht bei dem Geſchäft, wenn man nur brav wach bleiben und Staub ſchlucken könne. Das letztere habe nichts zu bedeuten, indem das Remedium — die Weinkanne — einem Muſikanten immer zur Hand. — Benedikt hatte Sinn für Muſik, ſeinen Eltern leuchtete die geringe Mühſal des Handwerks ein — der Vetter Schnurrant nahm den Schüler gleich mit. Der Abſchied von Scholaſtika fiel dem guten Jungen unſäglich ſchwer. „Werd ich dich denn wiederſehen?“ fragte er tauſendmal das Mädchen und tauſendmal antwortete ihm daſſelbe, die Schürze vor den Augen: „Wenn's Gottes Will' iſt, Benedikt!“

Allerdings war's Gottes Wille. Wer weiß, was daran ſchuld war: die elende Verköſtigung in des Schnurranten Hauſe, die Anſtrengung, welche die Kräfte des angehenden Geigers überbot, ſein ſtiller Gram, oder ganz einfach der böſe Krankheitsſtoff, den er von Geburt in ſeinem Leibe herumtrug? Genug: Benedikt wurde nach wenigen Monaten ſo elend, daß er zu Bette liegen mußte. Der Herr Vetter lud ihn auf einen Karren und ſchickte ihn nach Hauſe, wo dann Ebbe und Fluth der Breſthaftigkeit des unglücklichen Jungen wechſelte, nicht mehr und nicht weniger als drei volle Jahre hindurch. Der Tod ſpielte mit ihm wie die Katze mit der Maus. Endlich gewann die Maus die Parthie. Benedikt erwachte zur Verwunderung des ganzen Dorfs zum Leben; er erwachte auch zur Liebe, aber davon wußte das Dorf nichts, und nicht der Beichtvater, und nicht einmal der Gegenſtand ſelbiger Liebe, die ſchöne Scholaſtika.

Sie hatte geholfen, im Verſtohlenen, den Kranken zu pflegen. Manche heitre Stunde der Geneſung verdankte Benedikt gerade nur ihr. Allein das Glück, den helfenden Engel alle Tage zu ſehen, hatte er nicht lange, ſowie ihm nichts dauernd blieb, das ihm wohl that. Der gewaltthätige Nachbar zog auf einen Hof außerhalb des Dorfs. Das war inſofern gut, als Benedikt ruhig vor ſeiner Hütte an der Sonne ſitzen konnte, ohne die Zielſcheibe der Spöttereien der ſtolzen Bauernfamilie abzugeben.... allein wie viel Hohn und Verdruß hätte er dennoch gern ertragen, wenn Scholaſtika in ſeiner Nähe geblieben wäre, wenn er alltäglich ihr reizendes Angeſicht hätte bewundern dürfen! In ihrem Lächeln lebte er; nur ihr heiterklingender Troſt gab ihm Hoffnung und Muth.

Das wurde nun anders. Etwa nur zweimal in der Woche ſah Benedikt ſeine Freundin: in der Kirche einmal; das zweitemal entweder in ſeines Vaters Hauſe, oder im Baumgarten des Nachbars, wo ein ſtilles Plätzchen war zum Ausruhen und zum Koſen. Die ſchöne Zeit, die frohen Halbſtunden, die dem Zwang des Lebens abgetrotzt, abgeſtohlen werden mußten! Und dennoch redeten die jungen Leute nicht von Liebe, ſondern nur von ihren Büchern und alltäglichen Dingen, und Benedikt fand gar nicht einmal Zeit zu dem kleinſten Gedichtlein. Er lebte, ohne es zu wiſſen, damals ſelber ein ſchönes Gedicht vom Anfang bis zu Ende durch. Doch war das Ende nicht ſchön.

Eines Tags kommt ein Burſche aus dem Dorfe zu ihm, ſo eine Art von Freund, von der Sorte, die ſchlimmer iſt als ein ehrlicher Feind, und erzählt ihm allerlei, und unter anderm die Neuigkeit, des Haſelbauers Scholaſtika werde heirathen, und zwar einen vornehmen Herrn, den Acciſor von da und da. Wie Benedikt das hört, wird er weiß wie Kalk, fallt an die Wand zurück, und kriegt eine Ohnmacht, oder ſo etwas. Der Freund ſpritzt ihn mit kaltem Waſſer an, blaſt ihm Luft ein, und nachdem er ihn wiederum auf die Füße geſtellt, fragt er ihn, warum er ſich ſo ſehr entſetzt. Da kann Benedikt nicht mehr an ſich halten. Verdattert wie er war, kommt ihm's Weinen, und ſowie Einer weint, kommt in der Regel alles heraus, was ihm das Herz drückt. So erzählt der Benedikt, daß er in die Scholaſtika innigſt verliebt ſei, und daß er ſchier nicht glauben könne, daß ſie ſich verheirathen werde! Das Unglück wolle von ihm der Himmel abwenden, und ihm die Scholaſtika erhalten. Er habe ſich wohl millionenmal geſagt, daß er nicht für die Liebe geboren, und deshalb ſei er verſchwiegener geweſen als ein Fiſch; aber jetzt hab' es ihn übermannt, und er bitte von Herzen den guten Freund, die Sache ja nicht weiter zu bringen. Sei die Hochzeit mit dem Acciſor eine Wahrheit, ſo würde es ihm, Benedikt, nahezu das Leben koſten, aber das Dorf brauche ja dann nicht zu wiſſen, woran er geſtorben, am allerwenigſten die Scholaſtika. — Der gute Freund verſprach ihm auf Leib und Leben, das Gehörte bei ſich zu behalten und beruhigte den Benedikt. Wer aber ſchier unmittelbar darauf hinging, und es ausplauderte, war er, und Scholaſtika's Brüder erfuhren es, und des Haſelbauern Haushälterin, und ſpotteten ihrer mit ſo giftigem Geſchwätz, daß ſie zornig wurde, und Jedermann, der's hören, wollte, herausſagte, der Waldbeer-Benedikt ſei ein unverſchämter Krüppel, der ſie auch nicht mit dem kleinen Finger anrühren dürfe, und er ſolle ſeine Lieb' und Zärtlichkeit für den Tod aufbehalten, und mit einem tauben und blinden Siech' wie er, habe ſie nie etwas zu ſchaffen gehabt, und wenn er ſein blödſinniges Maul nicht halte, wolle ſie ihm die Brüder und den Vater auf den Hals ſchicken. — Kurz, das Mädchen war wie ausgewechſelt, denn die Hoffart — weil ſie den reichen Herrn Acciſor wirklich heirathen wollte — machte ſie töbig im Kopf, und lieber wollte ſie für eine böſe Rippe gelten, als vom Dorfe ausgelacht werden. So ſind einmal die Menſchen.

Zu ſeinem eigenen Erſtaunen brachte den Benedikt des geliebten Mädchens Herzenshärte nicht um. Er ging zwar Wochenlang wie ein Geſpenſt umher, und mehr als einmal ſangen ihm die Donauwellen zu: „Komm, komm zu uns, bei uns iſt Ruh, wir decken kühl die heißen Herzen zu! — Aber vergebens: Benedikt war ein frommer Chriſt, und an einen ſolchen mag Teufel und Waſſerfei hinſingen, was ihnen einfällt, ihre Mühe iſt rein umſonſt. — Daher ermannte ſich Benedikt, wie ein Held, ſagte der

Lieb' und Freundſchaft ein betrübtes Lebewohl, und griff zu der beſtaubten Geige. Er wanderte hin und her, das Thal hinauf, das Thal hinab und ſpielte auf, wo's ein mitleidig Ohr gab und einen Kreuzer zum verdienen. Die Muſik iſt allerdings eine kräftige Medizin, aber der Traurige liebt die traurigen Weiſen, und hingegen fordern von ihm die Menſchen, die ſein Leid nicht kennen, Fröhlichkeit und ſchmetternde Tänze, wobei ſich's brav juchzen läßt, und nicht ſelten ein Schelm- und Zotenliedlein. Wie hätte Benedikt derlei zu Tage fördern können? So kam's, daß man ihn allenthalben als einen trübſeligen Narren von den Thüren wies, auch manchmal muthwillig ſeinen Bogen mit Seife beſchmutzte und ſeine Saiten durchſchnitt. Er ſah wohl, daß er werde die fahrende Geigerei aufgeben müſſen; ſein Gehör ſelber mahnte ihn daran. Hatte er doch auf ſeinen Zügen ſo viel gewonnen, daß er wenigſtens nicht daheim war, als Scholaſtika mit ihrem Acciſor Hochzeit hatte. Späterhin hatte es nicht ſo viel auf ſich. Scholaſtika wohnte nicht mehr im Thale, und Benedikt durfte nicht fürchten, ihr zu begegnen.

Da es mit dem Geigen nicht mehr ging, wurde Benedikt ein Jäger. Er hetzte freilich nicht mit Bracken und hohem Zeug durchs Land, noch weniger ritt er, wie die alten Herren von Wildenſtein, den Sperber oder gar den ritterlichen Falken auf der Fauſt aufs edle Waidwerk. Das Wildpret, das er jagte, war kurioſer Art, und wem jetzo eine Scheermaus einfällt, der hat's errathen und genannt. Der Maushannes war ſchon vor einigen Jahren geſtorben, und ſein Amt leer geblieben, dagegen das Land voll von Scheermäuſen geworden. Es ließ ſich mit dieſer ſeltſamen Jägerei etwas verdienen. Benedikt zögerte nicht, ſich auf dieſes Handwerk zu legen, und praktizirte anfänglich zu Neidingen, einem Weiler nahe bei Hauſen. — Dort lernte er eine ſeinige weitläufige Baſe kennen, Viktorine geheißen, die nicht abſonderlich ſchön von Geſicht, aber deſto ſchöner von Gemüth und reiner als die weißeſte Lilie war. Dieſe Unſchuldweiße, allen Biederleuten ſo angenehm, war ein Aergerniß gewiſſer böſer Buben, die, weil ſelber ſchmutzig, gern allenthalben Kothflecken geſehen hätten. Einer von ihnen, ein Müllerburſche aus der Nachbarſchaft, redete einſt mit ſeinen Genoſſen im Wirthshauſe zu nächtlicher Stunde ab, der Vilter einen rechten Makel anzuhängen. Er wollte nämlich um Mitternacht, da alles ſchläft, was ein gut Gewiſſen hat, eine Leiter an Viktorinens Kammerfenſter lehnen, und ſeine in der Gegend wohlbekannte Tabackspfeife am Fuß der Leiter liegen laſſen, gleichſam als habe er ſie beim Herabſteigen verloren. Am früheſten Morgen ſollten dann die andern ſchelmiſchen Geſellen den Fund überall auspoſaunen, und dem ehrlichen Ruf des Mädchens ſomit den Todesſtoß verſetzen. — Doch hinter'm Ofen lag der Scheermausfänger in der Stellung eines Schlafenden, und hatte die ſaubere Verſchwörung von A bis Z mit angehört. Kaum hatten die Burſche die Schenke verlaſſen, ſo war auch Benedikt auf den Beinen, und eilte nach Viktorinens Haus, wo er den Eltern, die eben in's Bett ſteigen wollten, die ganze Ruchloſigkeit erzählte. — Das Ergebniß war, daß der Müllerburſche, als er kam, ſein Bubenſtücklein auszuführen, mit einer tüchtigen Tracht Schläge heimgeſchickt wurde, von der ſeine Kameraden ihm auch nicht ein einziges Stück abnahmen, da ſie ausriſſen und den Böſewicht im Stiche ließen. Er wurde alsdann, da die Sache ruchtbar wurde, von der Mühle gejagt. Aber Viktorine ſagte dazumal zu Benedikt: „Vetter, das vergeſſe ich dir in meinem Leben nicht."

Hat auch Wort gehalten, ſo lange ihr Lebensfaden hielt. Die Baſe erſetzte dem armen Benedikt tauſendfach die hochmüthige Scholaſtika, und brachte ihn durch ihre liebevolle Theilnahme, Fürſorge und Geſellſchaft ſogar dahin, daß er ſich ſelber öfter fragte: „Wer kann denn wohl glücklicher ſein, als ich?" — Mochte ſich der Spott der Böſen noch ſo ungeberdig gegen ihn äußern, er lachte dazu, denn Viktorine tröſtete ihn: ſie erhob, ſie belobte ihn, während Andere ihn verachteten. — Wenn auf Bittgängen und Prozeſſionen kein Menſch neben dem ſiechen Scheermausfänger gehen wollte, und er gezwungen war, allein hinterdrein zu wandeln wie ein verlaſſener räudiger Hund; wenn in dem Hauſe Gottes ſogar um ihn ein weiter leerer Raum blieb, mitten unter der Gemeinde, weil man ihn verachtete und floh, als wäre er ausſätzig und ehrlos, dann gedachte er Viktorinens und um ſeine Bruſt wuchs dreifaches Erz, den Pfeilen der Entwürdigung Trotz bietend. Benedikt hatte in Viktorinens elterlichem Hauſe eine Wohnung gefunden, lag ſeinem Vater nicht mehr zur Laſt, und hatte die Pflege, wie daheim. Viktorinens Eltern liebten ihn gleich einem Sohne, Viktorine nannte ihn ihren „beſten Freund." — An den Werktagen der Woche arbeiteten ſie nebeneinander; ſie ſpann und flickte, er ſchnitzelte ſeine Fallen und Fanghölzer; an den Sonntagen ſpazierten ſie Hand in Hand allein auf grüner Aue oder am Uferrande des Fluſſes, oder ſie ruderten ſich in einem Kahne eine Strecke aufwärts im Fluſſe, und ließen ſich, ſingend und ſchäckernd, von den geſchwinden Wellen wieder hinabtragen zur Lände. — Zwei Jahre eines ſeligen Daſeins gingen dem verſchwiſterten Paare nur allzuſchnell vorüber. Nichts hat Beſtand. So merkte Benedikt bald, daß ſeine Jägerei nicht für ihn tauge. Die Beſchäftigung auf kalten und naſſen Feldern, meiſtens zur ungeſundeſten Jahreszeit, wirkte nachtheilig auf ſein Gehör, auf ſein Auge ein. Viktorine ſelbſt bat ihn, das mißliche Geſchäft aufzugeben. Er thats und bewarb ſich um ein Hauſirpatent. Zweimal wurde es ihm abgeſchlagen. Er durfte nicht einmal Nägel und Kalender herumtragen. — Endlich zeigte ſich nach langem Harren wieder eine Ausſicht. Der Nachtwächter im Dorfe wollte ſich zur Ruhe ſetzen, hatte ſich im Leben genug den Hals abgeſchrieen, gab ſeinen Dienſt auf. — Der Geiſtliche, der dazumal die Pfarrei verſah — ich ſelber war's, wozu ſollte ich's läugnen? — ſchlug dem Gemeinderath den Benedikt zum Nachfolger des Nachtwächters vor. Ich that es auf Benedikts Bitte, nach mancher Gegenvorſtellung, die ich ihm gewiſſenhafterweiſe machen mußte. Da Ottmar und ſein Sohn ſich einige Gönner zu erringen gewußt hatten — auch auf dem Dorfe bedarf man der Protektion — ſo ging des Pfarrverweſers Vorſchlag durch, und Benedikt wurde Nachtwächter, mit zwanzig — ſage zwanzig und fünf Gulden Jahrgehalt. Das Oel in ſeine Laterne mußte er allerdings ſelbſt ſtellen aus ſeiner ſtarken Beſoldung. Wiewohl nun vernünftigermaßen nicht anzunehmen geweſen, daß der Nachtwächterdienſt der Geſundheit des Benedikt förderlich ſein würde, ſo ergab ſich dennoch das gerade Gegentheil. Sein ſchwächlicher Körper wurde kräftiger, und mehr noch als der Körper kräftigte ſich ſein Geiſt. Die neue Lebensweiſe ſagte ihm zu. Am Tage ruhend und ſchlafend, war er größtentheils der Sorgen des Tags enthoben, die vielfache Begegnung von hämiſchen Spottvögeln und ungezogenen Menſchen hörte auf. Am Nachmittag ging Benedikt, die Fiſche, die ſein Vater fing, zu verkaufen; am Abend ſaß er mit Viktorine geſellig über allerlei Arbeit. — Des wackern Mädchens Nachtgruß war ihm ſtets ein Segensſpruch auf ſeine nächtliche Wanderung, ſeine ſüßeſte Belohnung ihr Morgengruß, wenn er mit dem frühen Tag heimkehrte, und Viktorine noch früher als die Sonne ihr roſenrothes Geſicht aus ihrem Fenſter neigte. — Ja, die Nacht wurde ſeine Freundin, ſeine Lehrerin, ſeine Muſe. Allein und vollen Herzens dahinſchreitend unter'm Sternenzelt, die Wunder des Himmels betrachtend, war er nicht einſam. Eine Freundin, auf die Viktorine nicht eiferſüchtig zu ſein brauchte, geſellte ſich zu ihm: die Poeſie. Es iſt unglaublich faſt, wie ſchnell und wie edel des ſchlichten Bauernſohns Sprache in jener Zeit heranwuchs. Ich überraſchte, da ich einſt von einem Krankenbeſuche kam, Benedikt im Nachtwächterhäuschen, wo er ſeine Montur anlegte, und die Ruhezeiten der Nacht zubrachte. Neben ſeiner Laterne lag ein Papier, ein Bleiſtift. Er hatte ſo eben ein Gedicht zu Ende gebracht, das mir gefiel und das ich abſchrieb, obgleich er meinte, er habe Urſache ſich zu ſchämen, daß der geiſtliche Herr ihn gerade bei dieſer Arbeit überraſcht habe. „Die Verſe ſeien lange nicht fromm genug für einen Prieſter,“ ſagte er. Ich habe dieſes Gedicht nebſt einigen andern in meiner Brieftaſche; ich habe ſie mitgebracht und will die Verſe, von denen ich geſprochen, vorleſen. Sie ſind wenigſtens nicht langweilig und ihre Fehler zu ertragen; für einen ſogenannten Naturdichter ſind ihrer wenige. Von wegen des Versmaaßes wollen wir mit dem Dichter nicht rechten; ſeine Truppen marſchiren bunt durcheinander. Das Gedicht, das ich neben Benedikts Laterne fand, hat keinen Titel, und klingt folgendermaßen:

Zwei Strahlenhäupter ſind beſtellt
Zu wandern durch das Himmelsfeld,
Ein Mann, ein Weib; es weiß jed' Kind,
Daß dieſe Mond und Sonne ſind:
Die Sonn' im Goldgeſchmeide,
Der Mond im Silberkleide.

Sie ſchaut herein mit ihrem Schein
Das Weltrund zu verklären,
Das Saatkorn zu ernähren;
Und Er mit feierlicher Pracht
Hält immer Wacht die ganze Nacht.

Ach, wenn ich doch die Sonne wär'!
Ich ginge gar nicht unter mehr!
Hör' ich den Fleiß'gen ſagen.
Und: Könnt' ich für den Mond einſieh'n
Ich wollt' gar nicht vom Himmel geh'n!
Hör' ich Verliebte klagen.

Doch kennten ſie der Sonne Pein
Und Monds Verdruß, ſie wollten fein
Nicht Sonne und nicht Mond mehr ſein.

Sie lieben ſich ſo inniglich,
Sie herzten ſich gern zärtiglich
Und ſind getrennt auf tauſend Meilen
Und haben nirgends ihr Verweilen.
Er geht, Sie kommt; Er kommt, ſie geht,
Zum Lieben iſt's zu früh, zu ſpät,
Sie durfen nur von fern ſich winken
Bevor ſie in das Meer verſinken
Der Dienſt iſt hart, das Joch
Drückt ſehr.
Was wär' der Liebe doch
Zu ſchwer?

Wenn Sie's nicht mehr ertragen kann,
So lauft ſie querfeldein zum Mann
Und kehrt der Welt den Rucken zu
Und deckt den Mond fur Alle zu,
So daß die Menſchen traurig fragen:
Iſt er denn todt und ſchon begraben?
Ich aber weiß, warum es finſter iſt:
Die Sonne hat den Mond gekußt.

Oft ſteht die Sonn' in ſtolzem Prangen,
Da ſpürt der Mond nach ihr Verlangen,
Setzt Dienſt und Leib und Leben dran
Das goldne Weiblein zu umarmen,
An ihrer Glori zu erwarmen.
Da zieh'n die Berge Trauer an,
Die Menſchheit friert, die Vögel ſchweigen,
Die Welt hat Luſt, in's Grab zu ſteigen,
Und um die Sonne ſcheint's gethan!...
Ach nein! ich weiß, warum's ſo finſter iſt:
Der Mond hat ſeinen Schatz geküßt.

(Die Zuhörer riefen dem drolligen Lied Beifall; nur der Doktor hatte ein Bedenken. „An ihrer Glori zu erwarmen,“ hat ganz beſtimmt der Naturdichter nicht geſagt!“ behauptete er. Und der Kaplan erwiederte lächelnd: „In der That hab' ich auch da ein bischen hineinkorrigirt. Benedikt hatte: „An ihrer Glori ſich zu warmen,“ und das konnte doch aus Reſpekt vor der deutſchen Sprache, die in den übrigen Verſen auffallend gut wegkommt, nicht ſtehen bleiben.“ — Dann fuhr er fort:)

Um darzuthun, wie ſinnig das Gefühl des Dichters ſich gern ausſprechen wollte, will ich erzählen, daß zu jener Zeit ein Komet zu ſehen war, und daß Benedikt durchaus — wie er denn überhaupt alles Großartige und Schöne mit dem weiblichen Geſchlecht zuſammenzuſtellen ſuchte — den Komet nicht als ein männliches Subſtantiv paſſiren laſſen wollte. Ich hatte ihm einmal den lateiniſchen Namen **Cometa** geſagt, und daran hielt er feſt, und behauptete, **Cometa** ſei ein weiblicher Name, und machte auf jenen Wandelſtern ein luſtiges aber ſehr artiges Gedicht. Hier iſt es:

Wie ſchön ſieht's heut am Himmel aus!
Allüberall glänzt es von Lichtern,
Lauft ſchwarz voll von Sternangeſichtern:
Dort oben iſt heut Feſt und Schmaus!
Wir ſind zu weit, ſonſt ſähen wir
Der Herrgottlichtlein Reigen;
Wir ſind zu weit, ſonſt hörten wir
Die Engel Walzer geigen.

Die Fixſterngard' ſteht im Gewehr
Mit blankgeputztem Bajonete;
Sie präſentiret heut zur Ehr'
Der ſchönſten Sternfei, der Komete,
Die Umzug haltet in dem Reich
Das ihr am Himmel eigen.
So ſchön wie heut im Galaſchweif
Thut ſie ſich ſelten zeigen.

Sie haben brav illuminirt,
Der Thierkreis glänzt im bunten Feuer,
Doch kauf' ich all den Kram nicht theuer,
So ſchön iſt meine Fei geziert.
Ihr Krönlein iſt von purem Gold,
Ihr Schlepp von Demantflüſſen,
Den Sternenprinzlein im Gefolg
Kometens tragen müſſen.

So fährt ſie auf der Milchſtraß' hin,
Streut Perlen dar aus vollen Guggen*)
(Wir Eſel heißen's „Sternenſchnuppen“)
Und „Vivat klingt's der Königin.
Der Mond ſieht hinter'm Vorhang zu —
Hätt' er nur's Herz, den Hof zu machen!
— Die Sonn' ging freilich lang zur Ruh'....
Doch könnt' ſie jetzt expreß verwachen!?!

---

*) Gugge: Düte.

Und wie der Mond, ſo fürchten ſich
Die Sternengucker ſämmentlich,
Kometam herzhaft anzuſchauen:
Sie furchten ſich vor ihren Frauen.
Drum machen ſie ein Mannsbild draus,
'Nen alten Herrn mit Zopf und Degen;
So hat das Weibervolk nichts dagegen,
Und Fried' und Freundſchaft bleibt im Haus.

Wie kam in aller Welt der gute arme Benedikt zu den prächtigen Bildern himmliſcher Hofhaltung und Feſtgeberei? Wie zu der glorreichen Erſcheinung der Sternenfei, in die er den Zopfſtern zu verwandeln für gut fand? Die Liebe zu Viktorine hatte ihn begeiſtert zu einem höhern Leben.... für ſeine Geliebte ließ er die ſtolzen Luftſchlöſſer durch ſeinen poetiſchen Genius bauen, die Schlöſſer voll Herrlichkeit, worein er als ein ewiges Prachtgeſtirn die Sterbliche gleichſam zur Anbetung verſetzte, die ihn mit der irdiſchen Welt ausgeſöhnt, indem ſie ihm eine höhere über den Wolken als ſeine eigentliche Heimath aufgeſchloſſen. Es wuchs in dem Dichter, ihm ſelber unbewußt, eine Art von Heidenthum oder Abgötterei auf; ich muß jedoch geſtehen, daß ich damals nicht das Herz hatte, den Götzendienſt der Liebe in ſeinem Buſen auszurotten. Er ging umher, wie ein im Geiſte Verzückter, und man hat jederzeit und überall Reſpekt vor denen gehabt, die eine höhere Macht vom gemeinen Alltagswerk abſondert.

Plötzlich bemerkte er jedoch, daß es wieder mit ſeinem Gehör nicht ganz richtig war. Der Witterungswechſel oder was ſonſt wurde ihm feindlich. An einem Tage hörte er vollkommen, am andern nur ſchwach. Eben dieſes Schwanken zwiſchen gut und böſe hielt ſeinen Muth aufrecht; noch mehr that es Viktorinens Zuſpruch. Ich weiß, daß die jungen Leute allerlei Pläne machten. Er wollte ſeinen Wächterlohn ſparen Jahr auf Jahr, um ein Häuschen kaufen zu können; ſie wollte ſpinnen und waſchen für Stadt und Land, um eine ehrliche Ausſtattung für ſich und für Benedikt zu Stande zu bringen. Die Eltern, hofften ſie, würden auch etwas thun, wenn auch nur wenig; gute Menſchen würden auch helfen, wenn ſchon nicht von Grund aus; das beſte würde der liebe Gott vollbringen, der Vater aller Hoffnungsreichen; und wäre einmal das Haus gekauft — die Ausſtattung fertig.... Küche und Keller für den Anfang verſorgt.... dann? Ach, ſie ſprachen's nie aus, die braven Seelen, was ſie wollten und vorhatten; das letzte Wort ſprachen ſie nicht aus und begnügten ſich, ſelig einander anzulachen und munterer an ihre Arbeiten zurückzukehren. War eine Ahnung an dieſer Zurückhaltung ſchuld, oder die Furcht, ein höchſt erwünſchtes Glück verderblich zu beſchreien, bevor es noch aus dem Ei geſchlüpft?

Das Schickſal kam wieder an die Reihe, auf den Schauplatz zu treten. Der Herbſt war da, die Bäume hingen voll von Aepfeln, von reifen, die nur noch einige Tage ungepflückt bleiben ſollten. Wie in der Stadt ſo auf dem Lande wird das Obſt ſehr begehrt; nur wollen nicht alle es mit baarem Gelde kaufen, ſondern nur mit der kleinen Gefahr, ein Bein zu brechen oder einen Arm, oder mit Prügeln abgefertigt zu werden. Dieſen Käufern ohne Geld, die ihren Handel gar ſpät und ohne Einwilligung des Eigenthümers treiben mögen, dieſen Käufern alſo ſollte der Nachtwächter das Handwerk legen. Nun geſchah es leider in einer Nacht, da Benedikt eben gar wenig hörte, daß Diebe in den Apfelgarten des Haſelbauers einſtiegen und ſeine Bäume plünderten bis auf den letzten Zweig. Man ermeſſe den Lärm, den der Gewaltsmann am nächſten Morgen verführte! Zum größten Unglück war er im Gemeinderath, und der nächſte am Bürgermeiſter, hatte auch zur Zeit mit aller Macht gegen Benedikts Ernennung zum Nachtwächterdienſt geſtimmt. Er trat nun als Ankläger gegen den armen Burſchen auf, und alle Gemeinderäthe, für ihre Aepfel zitternd, gaben einſtimmig dem Benedikt als einem ungebührlich tauben Diener den Abſchied.

Groß war ſein Schmerz. Seine goldnen Träume abermals dahin. Häuschen, Ausſtattung, Küch' und Keller und was weiß ich ſonſt noch — alles verkommen, dahin, im Weiten, bis in Ewigkeit aufgeſchoben! Viktorine tröſtete wiederum an Benedikt herum, was ſie vermochte, dennoch grämte ſie ſich ſelber unſäglich, und wer je einen verſteckten großen Kummer in einem Menſchenantlitz errathen hat, konnte leicht in Viktorinens Antlitz ſich zurecht finden.

Indeſſen ſagte ich zum Benedikt: „Hör' zu, weißt was? Du biſt ein unvermöglicher Geſell, und ohne gehörige Leibesſtärke. Auf dem Dorfe bringſt du dich nicht durch. Biſt auch 'was zu geſcheit für die Bauern, ohne dich eitel machen zu wollen. Geh' in die Stadt zur Schule. Wer weiß, ob du nicht noch was lernſt, wenn gute Leute dir beiſtehen mit ihrem Verſtand und ihrem Geld. Ich will dir dazu Anleitung geben und Briefe. Sieh zu, ob dir's gefällt. Kannſt leicht ſo einhundert bis zweihundert Güldele verdienen, wenn's einſchlagt, und dann hat's ja keine Noth für ein paar junge fleißige Leute."

Das von dem Paar gefiel dem Benedikt und leuchtete ihm ein. Er beredete ſich mit Vater und Mutter und mit ſeiner Herzensfreundin, und ſie ſagten zu ihm alle: „Thue, wie der Herr Pfarrverweſer räth. Er meint's gut, und hat in allweg unſer Zutrauen." — Die Leute hatten mich wirklich recht gern, und ſelbſt der Haſelbauer konnte mich leiden, und ich war's der ihm in der letzten Stunde mit den Tröſtungen der Religion beigeſprungen bin, als er dahinſtarb ſchnell, wie der Wind geht. Er hatte nämlich mit ſeinen Söhnen Händel gehabt wegen der Hauſerin und ſich alterirt, daß ihn der Schlag getroffen. Darauf hatte einer der Söhne ſich in der Donau ertränkt, und der andere ſich in die Schweiz begeben, päpſtliche Kriegsdienſte genommen; — iſt ſpäter zu Bologna am böſen Frieſel geſtorben. Der Haſelbauer, daß ich's recht ſage, iſt begraben worden, am Tage, da Benedikt mit meinem Empfehlungsſchreiben abreiste.

Es vergingen vierzehn Tage — Benedikt machte die Reiſe hin und her zu Fuße — endlich kam er wieder in's Dorf, klopfte gleich an meinem Fenſter und ſagte mir; „'s iſt richtig, Euer Hochwürden. Ich kann Student werden, wann ich will. Der älteſte bin ich in jedem Fall; will's Gott ſoll ich auch der fleißigſte ſein. Die Profeſſoren A, B, C ſind liebe Herren und der Löwenmetzger will mir an drei Wochentagen die Koſt geben, der Kranzbeck an drei andern, und am Sonntag darf ich mit des Herrn Dekans Haushälterin am Tiſche eſſen. Sie wollen mir auch ein Stupendium verſchaffen von vierzig Gulden, und ſchon ſeit ein paar Jahren ſchickt mir allemal zu Weihnachten ein unbekannter Gutthäter vier Kronenthaler und einen Zwölfer zum Geſchenk, wird alſo den Studenten auch nicht ſitzen laſſen. So hätte ich dann Geld genug und die Gelehrſamkeit umſonſt auf dem Tiſch, und darf nur zulangen."

Hierauf erwiederte ich ihm freundlich aber mit Ernſt: „Das iſt gut und ſchön, und ich wünſche Euch Glück. Doch will ich Euch für jetzt nicht vorenthalten, daß Eure Baſe Viktorine ſeit ein paar Tagen erkrankt iſt. 's iſt nicht ohne Bedeutung; geht daher nur gleich zu ihr; das wird ihr, denk ich, etwas Aufmunterung machen.“

Es war mir nicht nur auf der Zunge ernſt zu Muthe, ſondern tief in der ahnenden Seele. Der Arzt hatte mir geſagt, es ſtehe mit der Viktorine gefährlich. Bei Gott und der vollen Jugendkraft ſei zwar alles möglich; es ſei aber nicht überflüſſig, an das Schlimmſte zu denken. Es verſteht ſich, daß Benedikt im größten Schrecken aufbrach, aber ich konnte nicht helfen. Seine Eltern ſagten's ihm noch deutlicher als ich, was zu fürchten war. Von dem Augenblicke kam er ſo zu ſagen nicht mehr von Viktorinens Bette weg.

Es dauerte noch dreizehn volle Tage hindurch; Tage der Hoffnung, der Furcht, der Muthloſigkeit. Der Tag der Ergebung in Gottes Willen konnte nicht ausbleiben. Die Kranke, die ich hin und wieder beſucht hatte, ließ mich plötzlich rufen. Ich fand ſie vom Arzt aufgegeben in hoffnungsloſem Zuſtande. Doch war ſie bei Beſinnung und erregt, und wunderbar gefaßt. Sobald ich gekommen, ſchickte ſie ihre Eltern und Benedikt, der der Muthigſte im Hauſe war, weil er ſich gar nicht denken konnte, daß das Aergſte eintreten würde, hinweg und ſagte zu mir: „Thun Sie mir etwas zu liebe, Herr Pfarrverweſer. Sie ſehen, daß ich Ihnen nicht oft zur Laſt fallen werde. Das erſtemal wird auch das letztemal ſein. Mit mir geht's zu Ende, das fühl' ich beſſer als es der Doktor merken läßt. Manchmal löſcht mir der Verſtand ſchon aus, oder ich vergeſſe auf meine beſten Freunde, wenn ſie nicht vor mir ſtehen. Aber ich kann nicht ſterben, wenn der Benedikt da iſt. Thun Sie ihn weg, Herr Pfarrverweſer. So wie ich ihn ſehe, ſo will mir um's Leben leid werden und das hindert am Sterben, und leben kann ich doch nicht mehr. Thun Sie mir ihn weg; es iſt ein gutes Werk.“ —

Ich mußte dem guten Benedikt eine Unwahrheit ſagen. Gott hat ſie mir gewiß vergeben. Unter dem Vorgeben, die Kranke fühle ſich weit leichter, faſt geneſend, beredete ich ihn, ſich Ruhe und ihr einen erquickenden Schlaf zu gönnen. Voll von ſchönſter Hoffnung ging er, wohin ich ihn ſchickte. Ermüdet ſchlief er ein; erleichtert ſtarb indeſſen Viktorine. Ihr Tod war der eines jungen glockenreinen Weſens, das zu wenig von der Erde hatte, um ſich daran feſtzuklammern, und des Glaubens zuviel, um nicht nach dem Paradieſe gläubig zu verlangen. Junge Mädchen ſterben überhaupt ſo beneidenswerth leicht! — — —

Mit dem Benedikt hatten wir einen harten Stand. Ich fürchtete, er werde überſchnappen. Indeſſen trotz ſeines wilden Schmerzens konnte man ihn nicht bewegen, vom Begräbniß Viktorinens wegzubleiben. — „Ich gehöre dahin," ſagte er trotzig, und ging mit, und blieb dann eine Stunde lang auf dem friſchen Grabe ſitzen, und ſiehe: er kehrte, zwar todesmatt, aber ergeben und gehoben vom Gottesacker zurück. Von da an ging er ſtille ſeinen Weg, bereitete ſich zur Schule vor, und zu jener Zeit ſchrieb er dieſes Gedicht, der Entſchlafenen geweiht:

Hier ſteht ein Sarg! o fürchte dich nicht;
Schau nur der Leiche friſch in's Geſicht:
Sieh, wie der Tod nur ein Schlaf iſt!
Siehe, ſo träumt, o ſiehe, ſo lacht
Wer hat die Seinen glücklich gemacht,
Wer bis zum Grab treu und brav iſt.
Seliger Geiſt, du ſuchteſt ein Ziel,
Was deinem Leib gar wenig gefiel!
Weil er dazu viel zu ſchwach war,
Weil er ſich ketten ſollte an mein
Endlos verwüſtet' irdiſches Sein,
Ewigem Jammer ein Nachbar,
Legt' er ſich hin, und ſtarb, wie man's heißt.
Doch iſt der Heil'gen Leib, wie ihr Geiſt
Frei von der Schmach der Verweſung.
Fort, blaſſer Tod! ſteck' ein deinen Pfeil!
Sie hat an Erd' und Himmel gleich Theil:
Himmelserb' und Auferſtehung.
Engel im Licht und glorreichen Schein,
Jungfrau im Grab, ſo fleckenlos rein,
Bittet für mich um Erlöſung!

Ich hatte jetzo ſein Vertrauen in dem Grade erobert, daß er mir ſeine Dichtungen gerne brachte, je nach der Reihe, wie ſie aus ſeiner Feder kamen, und ſo brachte er mir auch die Elegie. — „Jetzt habe ich," ſprach er dabei, „die Bitterkeit meines Herzens überwunden. Meine Trauer lebt noch, aber ſie iſt zahm geworden. Ich habe Gott wegen meiner Zweifel um Verzeihung gebeten und liebe wiederum die Welt, ja ſelbſt meinen Feinden möchte ich zugethan ſein, wenn es anginge. Viktorine predigt mir Verſöhnung vor, ſo oft ſie bei mir einſpricht — im Wachen oder im Schlummer, aus ihrem Grabe herauf, wenn ich auf demſelben bete." — „Das iſt brav, ſo will's Gott!" begnügte ich mich, ihm zu antworten.

Aber ſchon am nächſten Mittag ſtand ich in Benedikts Kammer, und fragte ihn: „Wie iſt's? Denkt Ihr noch an Euer geſtriges Verſprechen und an Euere Vorſätze? Sagtet Ihr nicht, Ihr würdet vergeben denen, die Euch beleidigt haben, und ſie lieben, wie Nächſte geliebt ſein ſollen?" — „Das ſag' ich noch;" verſetzte er ruhig. — „Wollt Ihr's beweiſen und auf eine Probe ankommen laſſen?" — „Gar zu gern, Herr Pfarrverweſer." — „Nun, ſo paßt auf!"

Ich zur Thüre hinaus, und ſchiebe dafür eine ſchwarze Perſon herein, und laſſe jetzt beide den Handel unter ſich ausmachen. — Die ſchwarze Perſon war die Frau Scholaſtika und die Trauer trug ſie um ihren Vater, Bruder und zunächſt um ihren Mann, der ebenfalls vor Kurzem das Zeitliche geſegnet hatte. Es war ihr auf einmal viel Kreuz und Leid angefallen, aber das Leiden macht mürbe ſogar den Böſewicht, um ſo viel mehr den gutgearteten Menſchen, der ſich nur übereilte.

Scholaſtika ſetzte ſich auf die Truhe neben der Thüre, und hob zu dem erſtaunten Benedikt an: „Ich habe gemeint, lieber Freund, daß ich jetzo nicht von dir bleiben dürfe, weil du wiederum ſo verlaſſen biſt. Du wärſt nicht der brave Benedikt, wenn du mir nicht verzeihen wollteſt, was ich an dir böslich gethan. Es iſt aber weniger im Frevel als in der Eitelkeit und Hoffart geſchehen, und ich habe dafür an drei Jahre rechtſchaffen gebüßt. Wenn ich's noch einmal zu thun hätte, ich möchte kein Herrenweib mehr werden. Darum hab' ich wieder meinen Tſchoben und meinen ländlichen Schurz angelegt, und weil ich, leider möcht' ich ſagen, zu überflüſſig viel Geld und Gut gekommen bin, ſo will ich dir nur ſagen, daß Alles auch dein gehört, und daß ich für dich Sorg' und Pflege haben will, wenn du nichts dawider haſt. Ich kann mein Unrecht nicht beſſer wieder gut machen. Gleichwie die ganze Nachbarſchaft erfahren hat, wie ſchlimm ich dir die Suppe angerichtet, ſo ſoll ſie auch jetzo erfahren, daß ich mich nicht ſchäme, zu bekennen, wie groß ich mich gegen dich verfehlt habe. Ein Theil Leute ſagen, du ſeiſt ein Narr mit einem Kopf voll von abenteuerlichen Dingen; ein Theil meint, du habeſt mehr Witz und Verſtand als alle Bauern im Schwabenland. Sie reden alle nur von deinem Kopf; ich weiß aber von deinem Herzen zu reden, und die Viktorine ſelig hat das auch gekonnt. Ich habe mich vielfältig nach dir erkundigt und immer gehört, du ſagteſt mir nur Gutes nach und hatteſt doch wenig Urſach dazu. Das hat mich gefreut und auch viel weinen gemacht, indem ich dich meiner Verblendung zum Trotz nicht gern verloren habe — aber das mußte einmal ſo ſein. Und weil du brav und treu geblieben, ſo will ich dankbar dir erſetzen, was ich kann; dankbar, wenn du annimmſt, was ich armes unverſtändiges Weib dir zu bieten im Stande bin.“

So lauteten ungefähr Scholaſtika's Worte, und zur Antwort hatte Benedikt lange nichts als Thränen. Ich für mein Theil habe nicht gelacht, als ich erfuhr, daß Benedikt zu Viktorinens Grab gegangen ſei, um ſich Raths zu erholen, was er denn auf Scholaſtika's Anerbieten erwiedern ſolle. Die ſelige Viktorine hat ihm ſchon den rechten Beſcheid gegeben. — Zwar iſt er in der That noch auf die Schule gezogen, und hat von ein paar Lehrern, die ihm wohlwollten, dasjenige gelernt, was er nöthigſt wiſſen mußte, um an ſeinem fernern ſtillen Dichterleben Freude und Gewinn zu finden. Aber kaum war er damit zu Ende, ſo zog's ihn wieder in ſein Donauthal, und nicht lang darauf war Benedikt der ehrlichen Scholaſtika Ehemann. Auf ihrem Gute leben ſie noch heute als chriſtlich wohlgeſinnte Gatten; er ein unſchuldig fleckenloſes Lamm, ſie ſeine unermüdliche Pflegerin, Mutter, Schweſter und Frau in einer Perſon. — Noch eins: ſie hatten vor Advent ihre Hochzeit, und am Abend des Weihnachtsfeſtes ſagte Benedikt zu ſeinem Weibe: „Sieh, ſieh; es muß in der Welt bekannt ſein, daß ich jetzt glücklich bin, und nichts mehr brauche. Mein Wohlthäter, der bis dato mir alle Weihnachten vier Kronenthaler und zwölf Kreuzer ſchickte, hat heute gar nichts von ſich hören laſſen....? — Und an ſeine Bruſt lehnte ſich mit verſchämter Freude das Weib und antwortete: „Wenn ich's doch ſelber geweſen bin? und iſt nicht jetzo alles, was ich habe, dein?“

* * *

Der Doktor, der Kaufmann, vor allen aber die Adlerwirthin drückten dem Kaplan ihren Dank für die Erzählung von dem armen Benedikt aus. Der Holzſchläger jedoch war eingeſchlafen, und als man ihn weckte, und ihn befragte, wie ihm die Geſchichte gefallen, kratzte er ſich mit vieler Grandezza am Schienbein, und verſetzte: „Das mag für die Herrenleut' eine brave

Hiſtorie ſein, aber dem Holzſchläger iſt ſie zu langweilig geweſen. Die vielen Verſch' ſind nicht nach meinem Kopf. Mir iſt geweſen, als hielte mir einer ein lutheriſches Geſangbuch vor. — Na, wie iſt's denn mit dem blinden und tauben Kerl gegangen? Sie werden ihn am End haben auf Achern in's Narrenhaus bringen müſſen, oder er hat ſich geheirathet, und da wird ihm's Versmachen vergangen ſein....?"

„Einstheils habt Ihr recht," antwortete lächelnd der Geiſtliche: „Wenn Benedikt auch das Versmachen nicht aufgab, ſo hat er's doch bald nimmer ſo gut gekonnt, als in ſeiner Nachtwächterzeit. Es iſt merkwürdig, wie ſehr den guten Burſchen die ächte Poeſie verließ, ſobald er auf der Schule gelernt hatte, was ſeine dichteriſche Gabe nach unſerer Meinung hätte fördern müſſen. Von dort ab wurde er ein leerer, hohler und nicht ſelten abgeſchmackter Reimer, der mit der Sprache umſprang wie ein hochmüthiger Schulmeiſter, und ſich gern mit fremden Worten brüſtete, die er auf der Schulbank eingefangen hatte. Namentlich die Mythologie mußte ihm Steuer und Abgaben reichen und von damals an machte er kein Gedicht, worinnen nicht Helikon und Parnaß, Saturn und Janus, Cybele und Minerva vorkommen. Mit alledem bleibt er aber ein ſehr achtungswerther Menſch, und ſeine wunderlichen Schickſale erregen Theilnahme, wo man ſie auch erzählt."

„Es geht doch nirgends wunderlicher zu, als in der Welt, wie Jungfer Kolb, die Erzieherin der Herzogin Charlotte von Orleans zu ſagen pflegte;" bemerkte der Doktor: „die Leute in den größern Städten, die nur in Büchern und nicht im Leben ſelbſt das Romantiſche ſuchen, laſſen ſich nicht einfallen, wie ſeltſam oft in der niedern Bauernhütte das Fatum zu wirthſchaften pflegt."

„Wie befehlen Sie....?" fragte, dem fremden Worte nachhorchend, die Adlerwirthin.

Der Holzſchläger ſeinerſeits fragte verwundert: „Was iſt das für ein Thier?"

„Das Schickſal, liebe Frau;" erklärte der Arzt: „das Schickſal, ehrlicher Holzſchläger, von dem Ihr gewiß etwas zu ſagen wüßtet, wie alle Menſchen, wenn Ihr euch die Mühe gegeben hättet, ihm auf ſeinen Wegen aufzupaſſen."

„Ja wohl, das Schickſal;" ſagte, in Rückerinnerungen verſinkend, die Wirthin: „das ſpielt oft wunderbar mit Bauern und mit Herren; vorab mit uns armen Weibsbildern. Da könnte ich Euch eine Geſchichte erzählen.... wenn ein Orgelmann ſie wüßte, er machte ein ſchönes Lied darauf.“

„Laſſen Sie hören;“ ſagten die drei Herren einſtimmig und neugierig; denn es mußte etwas beſonderes ſein, das die gelaſſene und gemächliche Frau zum Erzählen bewegen konnte.

„Was wird die Adlerwirthin ſagen können?“ fragte der Holzſchläger aus ſeinem Winkel hervor: „eher könnte ich, der alte Holzſchläger an der Winterhalde, etwas vorbringen und auftiſchen, das eine Art hätte. Aber du hörſt nicht gern einem gemeinen Mann zu, Doktor; der Geſchwollene dort noch viel weniger. Dem Geiſtlichen trau' ich noch am meiſten. Nicht wahr, Vikari?“

„Ihr ſollt meinetwegen auch erzählen, was Euch luſtig dünkt;“ erwiederte der Arzt: „aber Jedes nach der Reihe. Die Wirthin hat nunmehr den Vorrang. Wir bitten alſo um die Geſchichte, liebe Frau.“

„Hm.... wenn ich mich geſchwinde auf alles beſinnen könnte....?“ verſetzte die Wirthin und rieb ſich die Stirne.

„Meine Herren!“ rief der Adlerwirth in's Stüblein: „die Polizeiglocke auf dem Rathhaus hat ſchon geläutet. Holzſchläger, marſch heim es iſt Feierabend!“

Zehnter Abend.

Zur gewohnten Zeit ſaßen die drei Herren beiſammen, der Holzſchläger fehlte auch nicht, und die Wirthin erzählte, ihrem Verſprechen gemäß die Geſchichte

Vom Tiroler-Franzl.

Ich bin erſt ſechzehn Jahre alt, und noch daheim bei'm Vater in meinem Ort geweſen, da kommt eines Tags eine Schulfreundin und gute Bekannte, die Ottilie Jäger — ihr Vater war einmal Amtsdiener geweſen, ein armer gar kränklicher Mann — alſo die Ottilie Jäger kommt zu mir, und ſagt mir heimlich auf der Kammer: „Denk' einmal, jung Blut — ſie war um vier Jahre älter als ich — denk', ich ſoll heirathen, will der Vater haben, und der Jud Salomon macht dabei den Kuppler.“ — Wie ſie ſo ſagt, ſo fallt mir ihr Schatz ein, der Arbogaſt Hierholzer, einer vom See, der auf den Waſſerbau geſtudirt hatte, und mit der Ottilie ſo gut wie verſprochen war, und ich antworte darauf: „Da wirſt du nicht viel Ueberredens und Kuppeln brauchen, um deinen Schatz zu heirathen. Wie iſt aber das ſo geſchwind gekommen?“

Hierauf fangt ſie an zu brieggen und zu lamentiren, daß man's nebenan bei der Großmutter hätte hören können, und ich ſtupfe ſie in die Seite, und ſage ihr: „So hör' doch auf, du unverſtändiges Menſch. Schon ſo alt und noch nicht geſcheidter! Wer wird denn brieggen, der ſeinen Schatz kriegt?“ — Die Ottilie putzte ſich alsdann geſchwind die Augen aus, und fuhr mir, wiewohl leislich, über's Maul: „Was du wieder ſchwätzeſt, Gret! Wer redt denn vom Arbogaſt? und weißt du nicht, daß der ſchlechte Menſch ſich zu Jeſtetten mit des Burgemeiſters — damals hat man ſie Schulzen geheißen — alſo mit des Schulzen Tochter verlobt hat? Auf Martini machen ſie Hochzeit, und der Menſch iſt hoffärtig und ſtolz auf das wüſte Weibsbild, weil es Geld hat, und ich hab' dagegen keinen Schatz mehr und nicht einen blutigen Heller Heirathsgut. Gelt, jetzt ſperrſt du die Ohren auf und die Augen? Das hätteſt du nicht von dem Schenir, von dem Arbogaſt gedacht? Ich auch nicht, aber 's iſt doch ſo, und ich ſitze mit meiner Schand' da, und die Buben im Ort ſagen mir immer: „Guten Tag, Frau Schenirin!“ Wenn ich nicht bald heirathe, ſo bin ich eine Ackerſcheuch' für's ganze Land, und muß mehr Spott hinunterſchlucken, als Brod und Speck. Speck! daß ſich Gott erbarm'. Ich kenne die guten Bißlen gar nicht mehr. Der Vater wird immer ärmer und kränker und braucht immer mehr! Ohne eine gute Heirath kann ich nichts mehr in die Reihe bringen. Der Jud Salomon weiß freilich eine reiche Gelegenheit, aber ich hab' nicht die Kuraſche....“ — „Nun, was iſt's denn für Einer?“ fragte ich etwas ungeduldig. Sie antwortet dagegen: „Der Tiroler-Franzl.“ —

Jetzt hab' ich gemeint, ich müſſe mich in den Tod legen, und ſchreie laut auf: „Nun, das wird doch dein G'ſpaß ſein, Ottil'?“ und gleich darauf fang' ich an zu lachen, daß ich ſchier den Gluckſer davon bekommen hätte; denn das Ding iſt mir gar zu luſtig und närriſch vorgekommen. Ich will ſagen, warum.

Die Ottil' war ein groſses Weibsbild mit breiten Achſeln und feiſt, von ſchöner weißer Haut und herrlich rothen Backen; eine ſchönere Dirne iſt weit und breit im Land nicht geweſen, jung dabei, und raſch, als wie ein Fohlen auf der Weide. — Aber hingegen der Tiroler-Franzl? Ein altes, verhutzeltes Schneemännel mit hohem Rucken — das kam vom Reſſtragen in ſeiner Jugend — mit einer rothen Naſe, gebuckelt, wie ein Geierſchnabel, zahnluckig, ſteif in den Knieen, die er ſchier nimmer geradauf bringen konnte. Seine Augen ſaßen im Kopf drinnen, als hätte man ein paar Stund' Wegs zu ihnen hinein; ſeine Haare hingen ihm ſchloßweiß über den Kragen, und in ſeiner ganzen Poſtur war er klingeldürr und verwettert; jm Angeſicht Narb' an Narbe, Runzel an Runzel; bis auf die rothe Naſe gefärbt wie ein Lebkuchen. Ein gar ſchönes Mannsbild, die Herren mögen's glauben. Der Holzſchläger da iſt eine Schönheit gegen den Tiroler-Franzl, und hat doch ein Fenſter weniger als der andere. Und wer war der Tiroler-Franzl?

Mein Vater — Gott hab' ihn ſelig — hat mir ſeiner Zeit von dem Franz viel erzählt.* Derſelbe iſt lange Jahr vor meiner Geburt als ein Teppichkrämer alljährlich über'n Wald gezogen und hat in unſerm Wirthshaus ſeine Einkehr gehabt; ſoll einmal ein fröhlicher Burſch geweſen ſein und das Weibsvolk hat ihn wohl leiden mögen. Hat ſie alle für den Narrn gehalten. Iſt einsmals gekommen und hat geſagt, es ſei jetzo aus mit ſeinem Teppichhandel, er wolle nicht mehr hin- und herziehen mit Keſſelflickern und Juden, ſondern im Tirol eine reiche Bauerntochter heirathen, und auf ihrem Gut Wirthſchaft treiben. Hat das auch gethan und iſt aus dem Lande geblieben. Darüber ſind wohl zwanzig Jahre vergangen; ich war ſchon zehn Jahre alt.... auf einmal iſt der Franz wieder da — es war nach dem Tiroler Rummel von Anno Neun — und ſagt, es gefalle ihm nicht mehr daheim: ſein Weib ſei todt, ſeinen Sohn hätten die Baiern erſchoſſen; das Leben ſei ihm verleidet daheim und er wolle auf dem Wald ſich ankaufen und zwar in unſerm Ort. Das hat — wie der Vater ſagte — fürchtig ſchwer gehalten, und wär' mein Vater nicht des Tirolers Freund geweſen, ſo wär's gewiß nicht durchgegangen. So aber ging's, und der Franz kaufte alſogleich mit baarem Geld ein Anweſen, das juſt feil ſtand: eine kleine Bauernwirthſchaft, die von ihm und ſeiner Baſe

Walburg, die er mit ſich hereingebracht, bequem beſorgt werden konnte. — Die Leute im Ort konnten ſich jedoch nicht genug über die Veränderung, die mit dem Franzl vorgegangen war, verwundern. Wer ihn vor zwanzig Jahren geſehen, kannte ihn jetzo nicht mehr, ſo alt und grämlich war er geworden. Seine Luſtigkeit — wo war die? Er war dagegen menſchenſcheu, voll wilder Manieren und Unverträglichkeit geworden. Er trank böſen Wein und Händel blieben dann nicht aus. Wie oft hat ihn mein Vater aus dem Wirthshaus geführt, und ihm geſagt: „Franz! noch einmal ſo und du darfſt mir nicht mehr in's Haus." — Iſt doch immer wiedergekommen, hat endlich nicht mehr händeln können, weil Niemand mehr zu ihm ſaß und ihm Red und Antwort gab. Mein Vater hat viel anhören müſſen, darüber, daß er den Nimmerfried in's Ort gebracht. Endlich und endlich hat's mit ihm gebeſſert, denn er iſt bei Haus geblieben und hat nur ſeine alte Baſe bis aufs Blut geplagt und gepeinigt. Das Weibsbild war ſonſt maulfaul.... man verſtand auch ihre Tirolerſprache nicht gut bei uns.... Und doch konnte ſie's oft nicht verhalten und hat der Beſenbinderin oder der Milchkatrei ihr Elend bitter geklagt. — „Aber 's geſchieht mir ſchon recht," hat ſie wohl dann hinzugeſetzt: „ich bin viele Stund' weit vom Franzl daheim geweſen und in meinem Thal in Armuth, aber in Ruhe geſeſſen, gar nicht hinaus in's Innthal gekommen. Warum habe ich dem böſen Feind folgen müſſen, da er mich aufſuchte und mir einen Nebel vormachte? Ich altes Menſch hätte geſcheidter ſein ſollen. Jetzt bin ich funfzig Meilen von meiner Heimath und ſehe ſie nimmer wieder, und hier kann ich doch auch ſchier nicht mehr leben.... wer weiß, der alte Narr ſchlagt mich einmal todt!...." Es war der Walburg mit der Furcht ernſt; doch wollte ſie nicht von dem gebrechlichen Vetter Abſchied nehmen, wie ihr manche Leute riethen. „Ich könnt's nicht verantworten," ſagte ſie auf ſolche Reden, „wenn ich den grauen Kerl in ſeinem Alter und ſeiner Bitterkeit verlaſſen thäte. Ich bin in Gottesnamen einmal bei ihm und will's durchmachen bis an's End. Er hat eben ſein Weib und Kind ſo viel gern gehabt und ſelbige Schmerzenswunde hört eben nicht auf, ihn zu brennen." — Sie war eine gottesfürchtige und ganz brave Perſon, die Walburg.

So arg wie ſie ſich's vorgeſtellt, iſt's nun zwar nicht geworden. Der Franzl hat ſie nicht todtgeſchlagen, aber nicht lange hat's gedauert, und ſie ſtarb von ſelber, aus der eignen Haut heraus. Ihre Jahre und die Betrübniß und das Heimweh haben ſie in das Grab gelegt. Ich bin mit ihrer Leich gegangen und was von Weibsbildern, geheirathete und ledige, im Orte war. Da mußte man wiederum mit dem Tiroler Mitleid haben. Er weinte unaufhörlich; ich habe noch keinen Mann ſo arg brieggen geſehen. Auf der Walburg Grabhügel hat er ſich geworfen und an einem fort geſchrieen: „Daß Gott erbarm! muß mir denn alles hinſterben, was Lieb' und Geduld mit mir hat? Muß ich armer Sünder denn fortleben bis an den jüngſten Tag?“

Es hat Leute im Dorf gegeben, die wetteten um ein Viertel Wein oder um einen Krug Branntwein, daß der Tiroler Franz ſeine Baſe nicht ein Halbjahr überleben würde; und ſie ſagten dabei: „des Alten Geld wird unſerm Gemeindsvermögen gut kommen, und man muß bei ihm darauf antragen, daß er's der Gemeinde vermache und nicht einem ſeinigen Landsmann, und auch ſchon deßwegen, daß es nicht in den Seckel der Regierung fallt, die ſchon ſo genug von uns hat.“

Aber die alſo redeten, hatten die Rechnung falſch gemacht. Auf einen regneriſchen Abend kann das glockenheiterſte Wetter folgen. So hörten auch die Zähren und die Klagen des alten Krachers auf, und dann und wann kam er wieder in's Wirthshaus, obgleich er mit Niemand mehr verkehrte und ſchwätzte, als mit dem invaliden Amtsdiener und dem Jud Salomon, der einen Kramladen in Ort hielt; ein durchtriebener Hebräer, aber gegen ſeine Ehrlichkeit im Handel war nichts einzuwenden und er hatte mehr Vertrauen in unſerer Gemeinde und in noch andern, als man nur wußte. — Zu den beiden Kameraden hatte der Tiroler-Franz geſagt, er ſei gar zu einſam und allein in ſeinem Haus, und habe Niemand, der ihm die Zeit wegplaudere und Zerſtreuung mache; wenn das ſo fortgehe, müſſe er hinterſinnig werden. Der Amtsdiener hat ihm einmal geantwortet, er ſolle wiederum heirathen und ein armes Mädl mit ſeinem Vermögen bedenken. — „Wer gibt mir alten Kerl noch ſeine Tochter oder ſeine Schweſter zum Weib?“ hat der Franz entgegengefragt: „und eine Alte mag ich nicht, und eine Wittfrau kann ich nicht ausſtehen, nicht wenn ſie jung und allein wäre, geſchweige erſt eine bei Jahren und mit Kindern?“ — Der Amtsdiener hat nichts mehr geſagt, aber am andern Tag iſt der Jud bei'm Tiroler aufgemarſchirt und hat von der Ottilie zu ſchmuſen angefangen und ſich anerboten, bei'm Amtsdiener für den Franz das Wort zu führen. Ich halte aber dafür, es ſei zwiſchen dem Salomon und dem Amtsdiener alles ſchon in Richtigkeit geweſen. — Der Tiroler hat allerlei Hin- und Herredens gemacht, wenn ihm ſchon der Handel recht war: „Er ſei zu alt und man werde ihn auslachen.“ Aber Salomon hat ihm erbaulich zugeſprochen: es hätten ja ſchon viel ältere Männer wieder geheirathet und zum Beiſpiel der König David, der weiſe Mann, habe es nicht anders gemacht, und ſo weiter.

Das alles hab' ich natürlich erſt ſpäter erfahren. Die Ottil' hat davon dazumal entweder nichts gewußt oder wollte ſie nicht damit herausrucken. — Ich lachte ſie alſo aus, und ſprach dazu „So wollt' ich doch lieber den ſteinernen Mann unter unſerer Kanzel heirathen als den Franzl, und lieber wirſt du ledig bleiben wollen dein Lebtag.“

Da hat ſie mir aber die Leviten nicht ſchlecht verleſen, mich eine einfältige Gans hin und her geheißen;.... mit einem Wort, ich ſah bald, daß ſie wollte und daß ihr um nichts weniger zu thun war, als um einen guten Rath, der nicht mit ihrem Vorſatz an demſelben Karren zog. Gut alſo: es ging mich ja gar nichts an, und wegen meiner konnte ſie den Freiburger Münſterthurm heirathen, das war mir gleich. So wie's überhaupt gut iſt, wenn man mit eigenſinnigen Leuten gar nicht disputirt, ſo ließ ich bei der Ottil' mit allen Einreden ſchon deswegen nach, um mich mit ihr nicht zu verfeinden, denn ſie war im Grund gutherzig und dienſtfertig; nur ging ihr manchmal der Kopf oben hinaus, wie ein brennender Strohwiſch, ohne zu wiſſen wohin. — „Du thuſt eben, was du willſt;“ ſagte ich ihr auf jede weitere Anrede von ihrer Seite. — Worauf ſie immer hitziger behauptete: „Sie thue, wenn ſie den Tiroler-Franzl heirathe, nicht, was ſie wolle, ſondern was ſie müſſe, um ihrem Vater das Leben zu erleichtern. Nebenbei wolle ſie dem Hierholzer zeigen, daß ſie einen reichen Mann kriegen könne, wie er eine reiche Frau, und Trumpf gegen Trumpf ſei ein redlich Spiel.“ — Kurz: der Aerger redete aus ihr ſtatt des Verſtands, und ſie hat ſich ſelber angelogen, da ſie ſich alles Ernſts weiß machte, ſie wolle nur aus Liebe zum Vater den Tiroler zum Mann nehmen. — Der Alte hat ihr ein prächtiges Anhenkerle von Silber und Granaten geſchenkt, und ſie iſt damit herumgegangen wie ein Pfau. Einen ſchönen Rock und feine Strümpfe und einen neuen Hut hat ſie auch bekommen, daneben einen koſtbaren Roſenkranz von der Seligen des Tiroler-Franzl, und an dem Sonntag, da ſie zum erſtenmal in dem Staat ausging, wurde ſie mit dem alten Hochzeiter zum erſtenmal verkündet; ein paar Wochen ſpäter war die Hochzeit. — Ich habe geholfen, die Ottil' anzuziehen, und wie verwunderte ich mich, als ſie mir in's Ohr ſagte, damit die Andern es nicht hören: „Gret, mir iſt, als ginge ich in den Tod.“ — Da ich ihr [illegible] Strauß in den Vorſtecker that, bückte ſie ſich noch einmal zu mir und ſprach leiſe: „Du mein Gott, wenn's nur ſchon vorüber wär', oder beſſer, wenn ich's nicht thun müßte!“ — Darauf hab' ich ihr zugewiſpelt: „Kannſt ja noch vor'm Altar zurücktreten und „Nein“ ſagen?“ — „Ach, was würden die Leute ſagen?“ antwortete ſie, und gleich darauf kamen die Mannsleute, uns zum Kirchgang abzuholen. Da war nichts mehr zu reden. Ottilie nahm ſich zuſammen, und hat in der Kirche keinen Zucker mit den Augenbrauen gethan. Man hätte glauben ſollen, ſie ſei die fröhlichſte im Gemüth. Nachdem der Geiſtliche ſie kopulirt hatte, folgte noch ein kleines Eſſele in unſerm Haus, und ſiehe: beim dritten oder vierten Glas Markgräfler war der Tiroler-Franzl ſchon grob mit ſeiner Frau, und wollte ihr mit der Hand in's Geſicht ſchlagen. Sie hatte von einer Erbſchaft geredet, die einer von den Zeugen gemacht hatte. — „Ich will dich lehren, von Erbſchaften vor mir zu reden!“ ſchnauzte er ſie an: „du ſollſt wiſſen, daß ich von Geld und von Erbſchaften gar nichts hören will: ebenſowenig als wie von Kindern. Das laß' dir ein für allemal vergeben und geſagt ſein!“ —

Wir hatten den größten Schrecken, da der alte Mann ſo fürchtig that, und der Amtsdiener wollte ſchon mit dem Stock aufbegehren; doch legte ſich mein Vater in's Mittel, und ſie verglichen ſich Alle. Aber Ottilie lachte nicht mehr, und ihre Stirn war nicht mehr glatt, und ſie mag ſich ihr Theil gedacht haben, wie wir ſammt und ſonders. Darauf haben wir bald die Ehleute an ihr Haus gebracht, und damit „Adje“ und „Viel Glück!“

Des Tiroler-Franzl Haus lag am Ende vom Ort, etwas abſeits von der Straße, und die Aecker ſind darum her verbreitet; war alles hübſch beieinander. Dem Haus im Geſicht ſtand ein andres kleines, eine Hütte, worinnen eine alte Frau wohnte, eines Soldaten Wittwe, nebſt ihrem Sohn Ventur', der, weil er der Wittwe einziger, nicht hatte Soldat werden dürfen. Der Ventur' war als ein ordentlicher Burſch bekannt, ein rechter Arbeiter, der ſeine Mutter im Schweiß ſeines Angeſichts ernährte, und im Wirthshaus ſeltner zu finden war, als in der Kirche. — Selbiger Ventur' kommt einmal — etwa ſechs Wochen nach Ottiliens Hochzeit — zu mir in den Hof, winkt mir auf die Seite, und ſagt mir heimlich: „Sie iſt wohl die Tochter aus'm Leuen? — „Ja doch;“ antworte ich und habe ſchier Angſt vor dem Heimlichthun des Ventur. Da ſagt er: „Die Frau Ottilie läßt Sie grüßen, und Sie möchte doch nach dem Eſſen ein wenig zu ihr hinauskommen; ſie hat mit Ihr zu reden, aber 's darf's Niemand wiſſen.“ — „Warum denn das?“ frage ich. — Er ſagt alsdann: „Drum ſoll's der Tiroler nicht erfahren.“ — „Will denn der Mehlkopf Niemand zur Ottil' laſſen? Ich bin ſchon ein paarmal draußen geweſen, und immer hat er mich unter der Thüre umkehren gemacht. Bald war, wenn man ihn hörte, die Frau krank, bald auf'm Feld, bald in der Kirche. Das hat mir das Hinausgehen entleidet. Wenn ich aber heute komme, und der Tiroler merkt was, ſo macht er mir Grobheiten.“ — Ventur ſchüttelte den Kopf: „Er geht heut über Feld, und kommt erſt am Abend heim,“ ſagte der Menſch: „Sorge Sie nicht; ich ſteh' auf der Wacht. Aber komm Sie wacker, 's wird ein Troſt ſein für die arme Frau.“ — Ich verſprach's; der Ventur' ging fort. — Kommt aber plötzlich der Vater herab, und fragt: „Was iſt das für eine Heimlichkeit mit dem Bonaventur?“ — Da mußte ich ihm freilich alles haarklein erzählen, und er gab mir die Erlaubniß, herauszugehen, ſagte auch daneben: „Es ſoll der Ottilie verzweifelt ſchlecht geh'n, wie man hört. Mengelire du dich nicht in die Ehſachen, hörſt du? Das taugt nichts. Wundern thut's mich, wie der Ventur' zu der Botengängerei kommt. Der Kerl iſt ſonſt brav und aufrichtig. Es wäre denn, daß ſeine Mutter ihn geſchickt hätte. Die meint es ehrlich wie ihr Sohn. Der Ventur' trinkt zwar faſt niemals einen Schoppen, aber er iſt gut und rechtſchaffen. Wär' er nicht ſo arm, man könnte ſich keinen beſſern Schwiegerſohn wünſchen.“ —

Gleich nach dem Eſſen machte ich mich auf den Weg. Ventur' hat unten am Hag auf mich gepaßt. — „Geh Sie weidlich zu,“ ſprach er: „der Tiroler iſt nicht daheim, bleib' Sie aber nicht zu lang.“ — Ich den Rain hinauf an's Haus; ſitzt die

Ottil' am Fenſter, und da ſie mich g'ſpürt, hebt ſie die Arme in die Höhe, als wie eine, die ihrem Herrgott das größte Elend klagt. — Mit einem Hopſer bin ich im Haus und in der Stube, und die Ottil' fallt mir um den Hals, zerkußt und verdruckt mich ſchier, und brieggat dabei ganz b'ſeſſen.

„So ein armes Menſch, wie ich bin, tragt die Welt nicht:“ fangt ſie endlich an: „hätt' ich dir nur gefolgt, Jungblut: aber da hat mich der Teufel der Bosheit verführt, und um dem Hierholzer einen Tuck anzuthun, hab' ich mich ſelber in's Unglück gerennt. Alleweile frage ich mich nur immer, ob ich denn wohl den böſen Feind in Perſon, oder einen Narrn geheirathet habe. Eins von beiden muß mein Mann ſein. Wunderlicher und ungattiger kann Niemand ſein, 's iſt mir ſchon ſeine Freundlichkeit als wie Rhabarber und Enzian, aber gar ſeine Bosheit und ſein wüſtes Gethue.... Du ſtellſt dir's nicht vor. Heut will ich mein Herz in deinen Schooß ſchütten. Für das lange Stillſchweigen will ich heute rechtſchaffen ſchwätzen. Das macht das Elend ein bischen leichter und du haſt mich ja lieb, und biſt mir mehr zugethan als meine andern Kamerädinnen im Dorf, die nichts von mir wiſſen wollen, ſeit ich des Tirolers Frau bin. Wie freu' ich mich, daß ich einmal neben dir ſitzen kann! Bald hätteſt du nicht zur Thüre hereingekonnt, und ich dachte ſchon, dich zum Fenſter einſteigen zu machen. Aber mein alter Büttel hat mich heute nicht in's Haus verſchloſſen und geriegelt, wie er ſonſt thut.... muß es vergeſſen haben.... ſonſt....“

Im ſelben Augenblicke ſtreckte Ventur' den Kopf zum Fenſter herein, und ſagte mit dumpfer Stimme: „Der Tiroler kommt, ſo ſchnell als er kann!“ Verſchwand alsdann gleich wieder.... „Jeſus Maria und Joſeph!“ ſeufzte Ottilie: „verſtecke dich geſchwinde hinter's Bett, liebe Gret! Er darf dich nicht ſehen, ſonſt....“

Wir hörten den Alten ſchon vor der Thüre keuchen und hüſteln. Ich ſteckte kaum hinter'm Bett, das hinter einem Vorhang ſtand, als der Franzl ſchon in die Stube tappte. — „Oha,“ ſagte er: „Weib, du ſitzeſt allein?“ — „Nun, wer ſoll denn bei mir ſein?“ fragte die Ottilie entgegen. — „Wie kann ich das wiſſen?“ fragte er wiederum und zwar grob: „ich habe mich nur beſonnen, daß ich das Haus nicht zugeſchloſſen habe.“ — „Nun, ſo ſchließ Er's zu.“ — „Er? Er? ſagſt du ſchon wieder „Er“ zu mir, und nicht „Du?“ Wart', ich will dir eine ſtecken!“ —

„Probir' Er's, und dann ſehe Er zu, wie ich mit Ihm abfahre!“ trotzte Ottilie. — Ich hatte Höllenangſt; aber zu meiner Verwunderung blieb der Alte ruhig und ſagte nur hämiſch in ſeinen Bart hinein: „Ich muß lachen, wenn du ſo aufbegehrſt, Ottilie! Ich hör' dir ſo viel gern zu, wenn du recht 's Maul aufſperrſt. Adje wiederum. In Zeit von ein paar Stunden bin ich wieder da.“ — Somit marſchirte er ab, und ich kroch aus meinem Hinterhalt, nachdem ich gehört, daß der Franzl die Hausthür zugeſchloſſen und ſich in der That entfernt hatte. — „Warum ſperrt er dich denn ſo feſt ein?“ fragte ich. — „Aus Eiferſucht;“ antwortete Ottilie mit bitterm Lachen: „er hat ſchon Gitter vor's Fenſter beſtellt, und wenn nur ein Schatten an der Wand ſich rührt, ſo hat er ſchon Furcht vor dem Satan. Ich darf gar nicht ausgehen, ohne ihn. Du haſt ſchon ſelber geſehen, daß er mich in und aus der Kirche führt, wie ein Landjäger den Dieb. Ich darf Niemand anſehen, viel weniger jemand anreden. Die freie Luft iſt mir verboten, ausgenommen im Feld, wo ich arbeiten muß, wie eine Zuchthäuslerin, während deſſen entweder er zu Hauſe faullenzt, oder aber mir nachſpäht, um mir aufzupaſſen. Ein wenig gärtlen wollt' ich mir gefallen laſſen, aber auf dem Felde arbeiten....! Ach, Gret, wenn der Ventur' nicht wär', ich könnt's nimmer ſo aushalten, wie ichs noch aushalte.“

Jetzt kam ſie eigentlich in's Erzählen. — Die erſten Tage der Ehe waren ſchon trübſelig vergangen. Der Tiroler hatte der Ottilie die ſtrengſte Herrſchaft angekündigt, und geſagt: „Mein Weib muß mit allem zufrieden ſein, mir immer ein gut Gfries machen und nur reden, wann ſie gefragt wird. Sie muß für mich allein auf der Welt ſein, aller Geſellſchaft ſonſt abſagen, und keiner Seele zutragen, wie es in meinem Hauſe zugeht. Ich bin krank und ſehe Geſpenſter; das braucht Niemand zu erfahren. Ich hab' ein Weib zu meiner Pflege, zu nichts anderem. Schickt ſie ſich zu mir, ſo kriegt ſie einmal, was ich habe. Wo nicht, ſo will ich ſie züchtigen und ihr's Leben ſauer machen, wie ich als Mann dazu das Recht habe!“ — Das war nun zwar kein tröſtlich Lied, aber was folgte, war noch viel untröſtlicher. — Gleich in der erſten Nacht — die Ottilie war kaum unter ſtillen Kummerſeufzern eingeſchlafen — ſo weckt ſie der Böſewicht haſtig auf, und ſchreit ihr in's Ohr: „Heda, wach auf, du faule

Schlafhaub'n! Siehſt du nicht und g'ſpürſt du nicht, daß er jetzt wiederkommt?" — „Wer? wer?" hat ſie gefragt, und die Augen aufgeſperrt und überall nichts geſehen als die ſchwarzen rauchigen Wände und den gekreuzigten Heiland im Stubeneck und die Nachtlampe, die auf'm Ofenſims ſtand. — „Nun, dumme Zott'" hat er wiederum geſagt: „Wer anders als der Waſtl?" — „Der Waſtl?" —

Da hat ſich der Alte vor den Schädel geſchlagen und geantwortet: „Ich bin wie verruckt. Die kennt ihn ja noch nicht, den Waſtl." — Auf die Fragen der Ottilie hat er nichts mehr geſchnauft, hat aber im Bett gezittert und gefiebert, als wie ein Todtkranker. Als die Frau meinte, ſie wolle die Ampel auslöſchen, hat er's ihr mit ſtarker Drohung verboten, aber anbefohlen, daß ſie wach bleibe und auf ihn Acht gebe. — Nach vielem Hin- und Herreden iſt er endlich vor Müdigkeit und Elend entſchlafen. Was geſchieht aber? Als juſt die Frau nach einem kurzen Gebetlein ebenfalls zur Ruhe einkehren will, hört ſie wie der alte Mann aus dem Bett ſteigt, und da ſie ſich nach ihm umkehrt, ſieht ſie, daß er die Augen zu hat, aber in der Stube herumgeht, wie ein Wachender. — Die Ottilie voll von Sterbensangſt ſetzt ſich im Bett auf und ſchaut ihm zu, wie er nach ſeinen Schlüſſeln ſucht, ſie findet, und an den Kaſten geht. Den ſchließt er auf mit ſichrer Hand, und holt aus dem finſterſten Eck eine kurze Flinte, die man Stutzer heißt, glaub ich, und probirt an dem Gewehr herum, und ſpricht allerlei, was nicht zu verſtehen war. Endlich aber wird er lauter, deutet nach der Stubenthür und ſagt ganz vernehmlich: „Geh' auſſi, mach' dich durch, Waſtl! geh' auſſi, oder ich ſchieß', ſo wahr ich katholiſch getauft bin!" — Nun hat er gewartet und geſchwiegen eine lange Zeit. Darnach hat er ſich auf die Kniee niedergelaſſen und mit ausgeſpannten Armen gewimmert wie ein Hund, der ſich vor der Geißel fürchtet: „Waſtl, Waſtl, lieber Waſtl! Thu' mir die Lieb, und mach' dich davon; ich muß halt ſonſt noch einmal dir eins aufbrennen; weißt noch, Waſtl?"

Dann iſt er aber plötzlich wild geworden und dreht ſich mit der angeſchlagenen Flinte gerad gegen das Bett, und ſchreit: „Was will der Bub' in meinem Bett? gehſt auſſi, gehſt?" — Die Ottilie, die natürlich Angſt hatte, das Gewehr möchte geladen ſein, und der Nachtfertige ſie ohne Gnad todtſchießen, ſprang aus dem Bette und ſchrie Feuer und Mordio! — Der Alte erwachte, ließ das Gewehr fallen und fiel ihm nach auf den Boden, regte auch ein paar Minuten kein Glied mehr. Derweilen nun die Frau an ihm rieb und anſtrich, klopft's an den Fenſterladen, und die Ottilie meint, es wäre das Geſpenſt. Aber im Gegentheil war's der Nachbar Ventur', der hereinfragte: „Was gibt's Frau? Kann ich 'was helfen? Warum ſchreit Sie ſo furchtſam?“ —

Das war eines Engels Stimme. Ottilie lief an's Fenſter, ſagte, es ſei nichts, als daß der Mann ſchlafwandle und jetzo in Ohnmacht liege; ſo antwortet Ventur': „Das iſt mir 'was altes. Zur Zeit der Walburg hat's oft Spektakel in der Nacht gegeben, und ſeitdem ſie geſtorben, hab' ich bei'm Franz die Nächte verbringen müſſen, und weiß, wie er thut. Sei Sie aber ruhig; das Gewehr iſt am Schloß ganz verdorben, und das biſſel Pulver und Blei, das der Alte hatte, hab' ich ihm ſchon lang weggeraumt.“

Der Ventur' war knapp mit ſeiner Rede fertig, ſo kommt der Tiroler wieder zu ſich, und ſchilt die Frau furchtig aus. „Was haſt am Fenſter zu ſchaffen gehabt, du Zott?“ fragt er gleich. Und auf ihre redliche Antwort gibt er ihr einen Backenſtreich, und ſagt dazu: „Noch viele ſolche Tachteln ſollſt du haben, wenn du mit dem Bonaventur plauſchen thuſt.“ — Der Tiroler hat immer halb in ſeiner Landsſprach' geredet, und die Ottilie hat Brunnenputzermühe gehabt, um die wunderlichen Redensarten zu verſtehen. — So mußte ſie auch tiroliſch kochen lernen, und es hat ſogar Schläge bei'm Herd geregnet, wenn der Alte nicht zufrieden war. Und wann war er zufrieden? Am Tage war er unwirſch und grob: in der Nacht hat er herumgegeiſtert und ſeinem Weib den Tod angedroht,- wenn ſie ſeine Feldzüge zur Nachtzeit ausbringen würde. An wen denn aber auch? Sie durfte nicht mehr mit ihrem leiblichen Vater reden. Der Franz ſprach ſie auf ewige Zeiten in's Haus; nur wenn ſie auf's Feld ſollte, ließ er ſie los. Doch hatte ihn der Teufel — Gott verzeih' mir die Sünd' — meiſtens auf den Ferſen der Frau. — Einsmals aber kam auf'm Feld der Ventur' zu ihr geſchlichen, und ſagte ihr: „Mühe Sie ſich nicht ab. Ich will für Sie die Arbeit thun, ich hab' jetzo Zeit, und mag's nicht anſehen, wie Sie ſich quält und plagt; Sie iſt zum Feldbau nicht gemacht. Laß' Sie ſich Ruhe und Fried'. Alle Morgen ſoll Sie alles gethan finden.“

Richtig hat der Ventur' in der Nacht oder am früheſten Morgen alles verrichtet, und der Tiroler belobte ſogar ein paarmal den Fleiß und das Geſchick ſeiner Frau. Aber nie war er zu bewegen, ihr zu erklären, was ſeine Nachtwandlereien und ſein Geſpenſterſehen für eine Urſache hatten. Er vermaledeite zwar die Flinte, die er dennoch immer im Kaſten behielt, und den Waſtl, der ihn immer verfolgte, aber im übrigen ſtumm wie das Grab war und blieb er über die eigentliche Geſchichte. Indeſſen aber war für Ottilie kein Schlaf, keine Ruhe mehr auf Erden; ſchier alle Nacht wiederholte ſich die Teufelei des Alten, und am Tage mißhandelte er ſie ſo lange, bis ſie endlich ihm mit Zuſchlagen, Kratzen und Beißen drohte. Da ſtutzte er, und war gattiger als ſonſt, aber nicht ſo gar ſöllig. Und wenn der Frau paſſirte, daß ſie nach Tirol und des Franzl Verwandte, nach ſeiner Frau und den Kindern fragte, oder nur von Geld und Gut überhaupt redete, ſo wurde er wie toll vor Zorn, und der Schaum trat ihm ſchier vor den Mund. Darum ſchwieg Ottilie gern davon, froh, wenn er nicht die Händel vom Zahn brach. So geſchah es, daß auf dem Acker ihr der Ring entfallen war, der Trau- und Kettenring ihres Lebens. Sie hatte ihn nicht wiedergefunden. Der Tiroler bemerkte gleich den Verluſt, und: „Wohin haſt du den Ring gebracht, du ſo und ſo und das und das? Haſt du ihn an einen Kerl verſchenkt? Paß' auf, was kommt, wenn du ihn nicht wiederſchaffſt! Geſteh', daß du dem Ventur' den Ring geſchenkt haſt. Der Burſch ſteht immer am Hag und vor ſeiner Thür' herum, und ich will nicht ehrlich ſein, wenn ich den Schliſſl nicht einmal derſchieße!" — Ottilie gab ihm eine grobe Antwort; aber ſie fürchtete ſich doch vor des Alten Bosheit. — Wie ſie nun — es war Abend — in's Haus verſchleſſen, am Fenſter ſitzt, ſo pöppelt daran der Ventur' und reicht ihr den Ring herein, und ſagt dazu: „Ich habe ihn in einem Kleebuſche gefunden: Sie wird ihn verloren haben, und der Franz wird wüſt thun, wenn er's merkt. Steck' Sie ihn wieder an den Finger. Gute Nacht." —

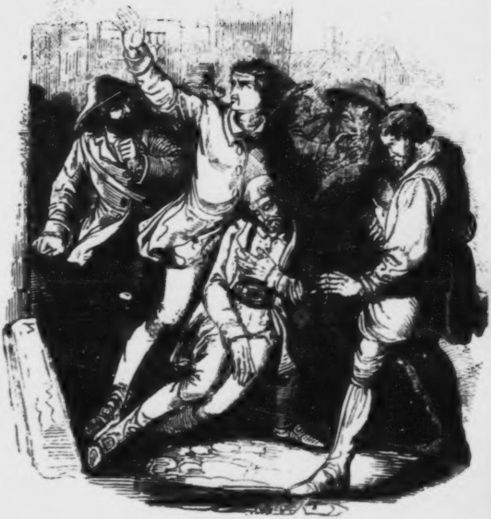
Fort war der Ventur', aber wunderlicher Weiſe hat ihn immer das Glück zur Hand gehabt, wenn der Ottilie 'was übles begegnen ſollte. Hat nicht einmal die ſtößige Kuh vom Bachwaidele die Frau verfolgt? Aber hollops war Ventur' da, und: „Halt da!" hatte er das Thier an den Hörnern, bevor es damit hatte Böſes thun können. — Und wie einmal der Tiroler ſeine Frau in die Kirche transportiren wollte, und ſie zwang, den ſtauglatten Rain hinunter zu ſteigen, und ſie kam in's torkeln und fallen.... wer ſtand unten am Hag und empfing ſie in ſeine offene Arme? Der Ventur' war's, kein anderer. Hatte ſchlimmen Dank dafür vom Alten, blieb aber dennoch in's geheim die Allianz von der Ottilie und beſtellte ihre Kommiſſionen, und ſo hatte er denn auch zu mir den Weg gefunden. -

Da wir eben von dem Ventur' redeten, ſo kam er an's Fenſter, und ſagte zu mir: „Jüngferle, es wird Abend. Geh' Sie heim. Der Tiroler wird nimmer lang fortbleiben. Steig' Sie geſchwind da heraus auf meine Schultern; ich halt' Sie dann ſchon feſt.“ — Ich nahm Abſchied von der Ottilie, und verſprach, ſie, ſobald die Luft rein würde, wieder zu beſuchen. — „Komm alsdann wieder auf recht lang,“ bat die arme Frau: „grüß mir den Vater recht ſchön, und ſag' ihm, zu eſſen und zu trinken hätt' ich wohl genug, aber das Glück ginge mir ab, und meine Seele wolle ſchier nicht Geduld genug auferingen.“

Nachdem ich über den Ventur' hinuntergeklettert war, ſagte er zu mir: „Nehm' Sie's nicht übel, ich will Sie begleiten. Die Mutter, die zu Bette liegt, möchte gern einen Schluck von der Lebensmedizin, die der Leuenwirth angeſetzt hat, und ich will Ihren Vater darum bitten. Auch gibt's, wie ich höre, fremdes Volk von Scheerenſchleifern, Keſſelbindern, Juden und Zigeunern im Dorf — ſie gehen auf den Markt gen Furtwangen — und da ſollen die Maidli nicht allein herumziehen.“ —

Ich war der Begleitung froh, und ſtapfte fröhlich heim. War ich doch frei! Mir ſetzte niemand Verkremſungen an's Fenſter, wie der guten Ottilie angedroht war. Ich durfte allenthalben gehen und laufen, während Ottilie in ihrer Priſon ſitzen mußte. — Auf dem Heimweg erzählte mir Ventur' von dem elenden Leben der Frau. · Ach, ſie hatte mir nicht die Halbſchied von ihren Leiden geklagt! — So gelangten wir in's Ort und vor unſer Wirthshaus zum Leuen.

Dort war's unruhig. Schon von fern hörte ich meinen Vater, wie er mit ſeiner groben Stimme Ruh' und Fried' gebot, aber rein umſonſt. Kein Menſch horchte auf ihn, und ſie ſchrieen und klopften wild durcheinander: denn voll war's in der Zechſtube, daß kein Apfel mehr hätte zur Erde gekonnt. — „Da ſetzt's eine Schlägerei,“ ſagte Ventur' und ſpitzte die Ohren. Ich hielt mich furchtſam an ſein Kamiſol. Auf einmal ſchreit drinnen der alte



Vom Tiroler-Franzl.

Tiroler-Franzl — ſeine Stimme war nicht zu verkennen —: „Os Hallunken, ös! Wollt's ein'n Platz machen oder nit?“ Und darauf ein noch ſtärkerer Schrei und dann ein Gebrauſe durcheinander, wie ein paar ſchwärmende Bienenſtöcke. — „He, was hat's da gegeben?“ ruft der Ventur' und iſt mit einem Satz im Hauſe. Indeſſen ſpringen ein paar fremde Geſichter aus dem Leuen und einer von den Kerlen wirft ein blutig Meſſer von ſich: „Fahr' zum Henker, verdammter Spieß!“ ſchreit der Kerl dabei und lauft was er kann. — Nicht lang, und der Ventur' bringt auf ſeinen Armen den Tiroler-Franzl heraus. Deſſen Geſicht war blutrünſtig, rothgeſtriemt ſein weißes Haar, und unter der Leibbinde hervor tropfte dick das Blut auf Hoſen und Strümpfe. — Der Ventur' hatte ſelbſt einen Gritzer über die Stirn erhalten, da er den Tiroler herausbataillirte; aber dennoch unverdroſſen und ohne Hülfe trug er den Bleſſirten heim. Erſt eine halbe Stunde nachher kam mein Vater dazu, das Haus von den Raufern zu ſäubern, und da erfuhr ich dann den Hergang der ganzen Geſchichte.

Viele von den Marktleuten, die unſern Ort paſſirten, und nicht wenige von Einheimiſchen hatten über den Nachmittag bei uns gegeſſen und getrunken. Eine Stunde vor meiner Heimkehr hatte ſich auch der Tiroler-Franzl, ermüdet von ſeiner Wanderung dort eingefunden, an einem Apartetiſch geſeſſen und ſeinen Schoppen, auch etwas Fleiſch genoſſen, wie gewöhnlich nichts geredet, aber mit vieler Aufmerkſamkeit zugeloſt, was unter den Leuten geredet wurde. Da befand ſich nämlich ſo ein Stück von Zigeuner oder Bauchredner, der behauptete, er wiſſe die Kunſt, Einen zu gefrören.*) Nun gab es in der Stube eine Menge von Gläubigen und Ungläubigen. Von den Letztern erzählte Einer, er habe in den Neunziger Jahren, da die Franzoſen über den Wald retirirten, den Schulzen von Rohrbach gekannt. Den habe ein Jäger aus dem Fürſtenbergiſchen überredet, er könne ihn gefrören, und der Schulz habe das Kunſtſtück an ſich ſelber machen laſſen. War auch im feſten Glauben, es könne ihm nicht Hieb, nicht Stoß, noch Schuß am Leibe das geringſte ſchaden. Und als eben ein Bataillon Franzoſen vorbeimarſchirten, ſei der Schulz die Wettung eingegangen, er wolle unter die Franzoſen mit einem Stecken in der Hand fahren und ſie aus dem Dorfe prügeln, ohne daß ſie mit Bajonetten und Säbel ihm etwas anhaben könnten. Hat es auch probirt, iſt ihm aber ſchlecht bekommen, denn die Franzoſen haben ihn jämmerlich todtgeſtochen auf dem Platze. — Der Tiroler-Franzl, der fleißig Acht gegeben hatte, miſchte ſich auf einmal in das Geſpräch, und ſagte, an dem Gfrören ſei kein wahres Wort, und wenn es auch wahr wäre, ſo könne ſich doch der Teufel hineinſetzen, und allen Segen zu Schanden machen. — Dem widerſtritten Viele, und am lauteſten der Marktſchreier und ſeine Geſellen. Nun iſt der Tiroler aber dergeſtalt hitzig und toll geworden, daß er, wie in frühern Zeiten, mit der Fauſt darein fuhr, wo das Maul nichts half. Und ſo hatte es die Schlägerei abgeſetzt, von der ich geredet habe, und war dem Tiroler im Handgemeng eine Wunde in den Leib beigebracht worden, und hatte ſich der Uebelthäter, wie ſchon geſagt, aus dem Staube gemacht. — Das Amt hat den Thäter ausſchreiben laſſen, aber er iſt niemals bekannt geworden. Mit dem Franzl gings jedoch von Stunde zu Stunde ſchlechter, obgleich Ottilie ihm nichts an Pflege abgehen, und einen berühmten Doktor von Freiburg holen ließ, den Kranken zu kuriren. Aber gegen den Tod hilft nicht Pflege und nicht Doktor und Balbirer. Anfänglich wollte es ſich gut anlaſſen; der Franzl war böſe wie ein Drach', und: „So lang der Mann noch räſonnirt und wüſt thut,“ ſagte der Doktor, „ſo lange ſtirbt er nicht.“ Indeſſen, über Nacht, iſt er ganz zahm geworden, die Schmerzen haben aufgehört, und: „Jetzt hat er den Brand, und iſt ihm nicht mehr zu helfen;“ ſagte wiederum der Doktor. — Jetzt galt's, ſich mit dem lieben Gott zu verſöhnen, und ſeine irdiſche Sach' zu beſtellen. Der Tiroler wollte lange nicht an das eine und an das andere. Unſer Pfarrer hat ihn aber herumgebracht, und zwar auf ſolche gründliche Weiſe, daß der Franzl an ſeinem letzten Tage alle diejenigen, die bei ſeiner Hochzeit zugegen geweſen waren, bitten ließ, ihn noch einmal zu beſuchen. Er habe etwas auf dem Herzen, das er vor mehreren Leuten ausſagen müſſe, wenn ihm der Tod leicht und unſer Heiland gnädig werden ſolle. —

---

* Feſtmachen.

Ich war auch unter den Eingeladenen und unterſtützte die gute Ottilie, die ſelber wie eine Leiche ausſah, ſo müd und abgequält war ſie, und ſo ſehr fürchtete ſie ſich vor dem Bekenntniß, das der Tiroler-Franzl mit aller Gewalt vor Zeugen ablegen wollte. Der Pfarrer hatte es ihm auszureden verſucht, aber ohne Erfolg.

Schon zum Tode matt, aber von ſeinem Gewiſſen mehr gequält, als vom Abſcheiden, ſagte er uns, was ihn drückte. Es hat über eine Stunde gedauert. Ich will's jedoch ſo kurz geben als möglich, denn es iſt nichts liebliches geweſen, wie man leicht denkt.

Nemlich: der Tiroler Franzl hatte zu ſeiner Zeit, wie ſchon geſagt, in ſeinem Land eine Frau gehabt, die ihm ein ziemlich Vermögen zugebracht und einen Hof und allerlei. Daneben iſt ſie — wie der Franzl auf'm Todbett ſagte — eine gute Haut geweſen, wie er ſein Lebtag nicht verdiente. Denn, wenn ſie daheim ſaß und ſann und ſpann, war er auswärts, wie er's auf ſeinem Teppichhandel gelernt hatte, bald da und dort in Wirthshäuſern, bei Schießeten, bei'm Kegeln und vielleicht auch noch wo anders, von dem Jägdlen und Karteln zu geſchweigen: kurz: wo man Geld ganz gewiß anbringen konnte, auf die Hoffnung, eines zu gewinnen. Während er nun draußen herumfuhr, und Gott einen guten Mann ſein ließ, hatte die Frau niemand zur Geſellſchaft, als ihren Buben Sebaſtian, und verzog ihn dergeſtalt, daß er juſt wurde wie der Vater, ohne ein Härlein von dem guten Gemüth der Mutter. Denn, hatte es der Franzl arg getrieben, ſo trieb's, ſobald er aus dem Wachsthum gekommen, der Baſtian noch ärger, und wo ein Trunk oder Tanz gehalten wurde, war er dabei für zehn Mann. Anfangs wixte ihn der Alte durch; aber die Liederlichkeit wurde erſt recht in ihn hineingewixt. Anfangs klagte die Mutter, und bat und bettelte an ihm herum; aber es hat nicht geholfen. Darauf hat der Franzl ihm geſagt: „Marſchir, und komm mir nicht vor die Augen!" Und die Mutter, da der Bub' wirklich trotzig davonging, legte ſich hin vor lauter Herzbreſten, und ſtarb. Die armen Weibsbilder können gegen die Liederlichkeit der Mannsperſonen nichts anderes thun.

Nun, das war gut. Den Franzl tröſtete das ſchöne Stück Geld, das ſie hinterlaſſen, und vom Buben hörte er nichts, und fragte auch nicht nach ihm. Siehe, da kam der Feind in's Land und Tirol wurde baieriſch, und gar lang haben's die Tiroler mit dem Hellblau nicht ausgehalten, und Anno Neune iſt's losgegangen von allen Seiten und die Landwehr iſt über Nacht groß gewachſen, und Freund und Feind — unter den Tirolern ſelber — haben ſich unter der Fahne des Vaterlandes zuſammengefunden. Sie vergaßen auf den Haß und auf die Prozeſſe vor Amt und auf alle Beleidigungen und ſchoſſen mit einander wacker auf die

Baiern und Franzoſen, bis es genug war. — So waren auch der Franzl und der Sebaſtian wieder in eine Truppe oder Kompagnie zuſammengekommen, und hatten ſich verſöhnt, und gewettet, wer die meiſten Franzoſen niederblaſen würde. Und der Sebaſtian hat geſagt: „Ich fürcht' mich nicht, denn im Wälſchtirol hat mich Einer gefrört, und an meiner Haut geht Kugel und Säbel vorbei, und kann mir nichts thun." — Der Franzl glaubte das und ſagte: „Mir iſt leid, daß mich nicht Einer gfrört hat; ich könnt's auch brauchen, denn ich möchte doch nicht jetzo ſöllig gern ſterben." —„Hm," ſagt der Baſtian darauf: „Du mußt mir erſt noch mein mütterlich Erbtheil herausgeben." — „Was für ein Erbtheil?" — „Ei, was mein iſt, und wenn du's nicht geben willſt und wollteſt es etwa verputzen, ſo klag' ich Dich in Innsbruk ein. (Sie ſtanden nämlich bei Zirl, und waren dort zu Hauſe und im Augenblick waren ſie auf Schildwacht an einem hohen Felſen, wo ein enges Loch durchgehen ſoll und ſelbiges Loch heißt man die „Klamm.") — Wie der Baſtian gen Innsbruk hindeutet, ſo ſteigt's dem Vater in die Naſe, und er verſetzt: „Ich hab' dir nichts zu geben; du biſt ein Verſchwender; und ich ſoll dich eigentlich todt machen laſſen vor Gericht — mundtodt nämlich." — Hierauf der Andre: „Oha! was wär' mir denn das? Ich will dich ſchon zwingen, mir mein Geld herauszugeben, du Kümmelſpalter!" — „Halts Maul, ungerathener Sohn!" — „Ich brauch's nicht zu halten und bin in meinem Recht, und was du nicht gutwillig herausgeben willſt, das nehm' ich mit Gewalt." — Dabei greift er — ob im Spaß oder Ernſt — nach dem ſilbernen Löffel, den ſein Vater in der Hoſentaſche führte. Der ſchlägt ihn auf die Hand, ſpringt auf's Gewehr und ſchreit voll Wuth: „Ich ſchieß dich über'n Haufen, du Böswicht!" — Der Baſtian, ſtatt ſich zu bekehren, macht einen wüſten Satz und ſchreit frevelhaft entgegen: „Schieß zu, wenn du wagſt. Ich bin gfrört, du Geizhals!" Und darauf rumpelt dem Alten der Schuß aus'm Rohr, und der Waſtel fallt um, ſchlegelt ein wenig und dreht die Augen — und iſt maustodt!! Der Franzl hat behauptet, der Teufel habe am Stecher gerührt, und ich will's glauben, indeſſen, wie der Alte in ſeiner Verzweiflung ſich ſelber hat erſchießen wollen, ſo hat der Teufel und die Kuraſche gefehlt, und die Luſt zum Leben iſt in ihm aufgewacht, und als die Ablöſung kam, hat der Franzl angegeben, ein baieriſcher Schütz von der Vorwacht habe den Waſtl niedergelegt. Sie haben's alleſammt geglaubt, und die noch leben glauben's bis auf den heutigen Tag. Wer denkt daran, daß ein Vater den Sohn todtſchießt? — Von Stund an ſind aber des Vaters Haare weiß worden und ein ſchwarzer Fleck hat ſich in ſeinem Herzen angeſetzt und iſt größer worden alle Tage. Dann hat's ihn nicht mehr im Land gelitten; er hat die Baſe aufgepackt, die den ganzen Waſtl gar nicht gekannt hatte, und wie's weiter mit dem Franzl ging, hab' ich bereits erzählt.

Nachdem er ſeine öffentliche Beicht abgelegt, bat er noch einmal die Ottilie um Verzeihung für ſeine Bosheiten, verordnete, daß von ſeinem Nachlaß ein Theil beſtimmt werde, eine Kapelle auf dem Fleck, wo Waſtl umgekommen, zu erbauen, vermachte alles Uebrige der Ottilie, und ſtarb dann ſichtlich erleichtert vor unſern Augen.

Der Ottilie gings von nun an wohl. Mit dem Ventur' wurde es jedoch anders. Der kam bald jeden Tag zu uns in den Leuen, und trank als wie ein Verzürnter Schoppen auf Schoppen. — „Hör', Gret'," ſagte einmal der Vater zu mir: „ich glaub' gar, der Ventur' kommt dir zu liebe? So gern ich indeſſen meinen Wein verkaufe, ſo unlieb wäre mir, wenn du was mit dem Kerl hätteſt, der ſelber nicht einen Heller hat." — Ich ſah den Vater groß an, und mußte lachen, denn ich hatte keinen Gedanken an den Ventur'. — Der Vater war darüber ſehr verwirrt, und wußte nicht, woran er war. Setzte ſich alſo einmal zum Ventur', dachte bei ſich: „Jetzt will ich ihn fangen!" — trank mit ihm, und ſchwätzte eins um das andere, und endlich ſagt er: „Wie kommt's, Ventur, daß du jetzo ſo fleißig Wein trinkſt, und konnteſt ihn doch ehmals wenig leiden?" — Da ſagt Ventur', der ſein aufrichtig Herz bald zur Schau gab: „Drum ärgerts mich, daß die Wittfrau vom Tiroler-Franzl, wie man ſagt, den Bauer aufm Brunnenhof heirathen wird." — „So? iſt das gewiß?" — „Ha, die Leute ſagen's." — „Aber die Ottilie?" — „Ich hab ſie nicht gefragt." — „Warum nicht?" — „Weil ich's nicht verheben könnte?" — „Was nicht?" — „Daß ich ſie lieb habe." — „So? da, grad deshalb ſollteſt du bei ihr anklopfen." — „Oho, macht mir die Gäul' nicht ſcheu, Leuenwirth. Ich habe nichts als meinen Fleiß und eine arme, alte, kranke Mutter. Damit klopft man nirgends an, wenn man geſcheidt iſt." — Bei der Unterredung blieb's für diesmal. Aber am Sonntag darauf

— mein Vater kam eben im Staat aus der Kirche heim, und winkt dem Ventur', der wie im Traume an der Hausthüre lehnte, und der Ottilie nachſchaute. „Du," ſagt der Vater, „ich hab' mit der Wittfrau geredet. Es iſt kein wahres Wort an der Hochzeit mit dem Brunnenhofbauer, aber die Ottilie iſt bös, daß du gar nicht mehr bei ihr ankehrſt." — „Hm, ſie ſoll nur wieder gut werden," antwortet der Ventur': ich kann's nicht anders machen. So lang ihr Mann gelebt hat, war's lang gut. Aber jetzo könnt' ich's nimmer verheben." — „Ei, du ſollſt es auch nicht, Ventur'!" — „Ha? wie, was, ich blutarmer Teufel, und meine kranke Mutter?" — „Ich will ihre Tochter ſein, wenn der Ventur' will; hat die Ottilie geſagt," platzt endlich mein Vater heraus. Und der Ventur' mit einem Sprung in die Höhe, fallt meinem Vater um den Hals und ſchmutzt ihn ab; gleich darauf hollops davon und zur Ottilie. — Sie haben's gut miteinander getroffen, ſind munter und vergnügt mit vielen Kindern und der böſe Geiſt ſpuckt nicht mehr im Hauſe des Tiroler-Franzl. Gott ſchenk ihm die ewige Ruhe, Amen.

* * *

Die Adlerwirthin konnte mit ihren Zuhörern vollkommen zufrieden ſein. Nicht nur hatten ſie eine unerſchütterliche Aufmerkſamkeit bewieſen, ſondern auch hielten ſie mit ihren Belobungen nicht hinter'm Berge, nachdem die Geſchichte vom Tiroler-Franzl zu Ende gebracht worden war. — „Sie haben ja die Hiſtorie erzählt, in einem Fluß, als ob Sie's gedruckt vor ſich hätten," ſagte der Kaplan. — „Ich habe gar nicht gewußt, daß unſer Städtchen ſich einer Erzählerin rühmen darf, wie Sie es ſind," ſcherzte der Doktor, und der Kaufmann beſtätigte der andern Herren rühmliche Anerkennung mit einem: „Ausgezeichnet, auf Ehre, extrafein. Doch ſind auch nicht übel die Schnecken mit Meerrettig, die mir indeſſen die Kellnerin gebracht. Zu gleicher Zeit mit Mund und Ohren ſchmauſen, das iſt ein herrlich Ding."

Der Adlerwirth, der die letzte Hälfte der Erzählung von der Schwelle des Stübleins angehört hatte, gab auch ſeinen Senf dazu. — „Sie kann's gut, ihr Herren," ſagte er ſchmunzelnd: „Wenn Sie wüßten, was ſie mir ſchon Alles erzählt hat, ſeit den einundzwanzig Jahren, daß wir uns haben... ? Nun, Holzſchläger, was ſagt Ihr denn dazu? oder was denkt Ihr von dem alten Tiroler?"

„Der Kerl konnte Burgermeiſter in unſerm Städtel ſein:" antwortete trocken und boshaft der Einäugige. „Gefallen hat mir übrigens das Geſchichtel nicht ſollig. Der Ventur' hat mich geärgert und gegiftet. Kann denn ein Menſch ſo himmel-erdendumm ſein, wenn er ein Weibsbild auf'm Strich hat? Ich will mich nicht rühmen, aber da ich jung war.... ſo vor epper fünfzig Jahren.... da hätte ich meinen Prozeß mit der Ottilie auch ohne den Leuenwirth gewonnen. Aber.... was iſſeſt du denn da ſo emſig, ſchmatzender Kaufmann? Sind's wirkliche, ächte im Wald gewachſene Schnecken?"

„Es ſind Winterhaldeneinſiedler, ſowie Ihr ſelber, Holzſchläger;" ſagte die Wirthin lächelnd. Worauf Andreas: „Hätt' ich doch nimmermehr geglaubt, daß die Beſtien von den Herrenleuten gegeſſen werden. Sie ſcheinen dir gut zu g'ſchmecken, geſchwollener Krämer?"

„Trefflich, Holzſchläger, und wenn noch mehrere da ſind, und du willſt ſie verſuchen, ſo laß ſie dir geben auf meine Koſten." — „Nun, das iſt einmal ein Wort! Adlerwirth, Kellnerin: Schnecken, Schnecken, eine große Portion! Der Krämer zahlt ſie. Wenn jetzo der geiſtliche Herr einen Schoppen dranrucken möchte....?"

„Gern, Andres: aber dafür müßt Ihr uns morgen noch 'was ſchöneres erzählen, als heute die Adlerwirthin gethan hat. Gilt's, Holzſchläger?"

„Verſteht ſich, Vikari: das wird mir federleicht. Ich ſchätze, ich werde 'was artlicheres vorbringen, als die Wirthin. Warum? Ich hab' vielerlei erlebt, von dem ſie nicht einmal geträumt hat. Und ein Bonaventur kommt auch darinnen vor. Der Boni war jedoch ein anderer Geſell als der Ventur. Potz Sapperment! der wußte, daß Selbereſſen feiſt macht. Hör' aber Kaufmann: deine Schnecken ſchmecken nit ſollig gut."

„Thut mir leid, Holzſchläger. Du mußt ſie jedoch ſchlucken und nicht beißen."

„Wozu hätte ich denn noch meine dritthalb Zähne, he? Was ſich beißen läßt, muß man beißen. Wie geſagt: Selbereſſen macht feiſt. Das hat auch der Boni geſagt, der ſprach alleweil in Sprichwörtern. Und der Gſchwendimattäubesle, des Mattäubesletbis*) Sohn von Hohenegg hat immer in Verſen reimweiſe geredt. Das waren zwei Kameraden....! Da wir noch bei'm Fürſten am Hof waren.... Aber, Geſchwollener, deine Schnecken ſind gottlos ſchlecht! für euch Herrenleute mag das ein feines Eſſele ſein; ich für meinen Theil möchte mir lieber einen rothen Waldſchneck braten und einen Brenz darauf ſetzen. Wo bleibt der Wein, Wirthin?"

---

*) Matthäus Matthias.

Statt der Antwort lief die Wirthin hinaus, und ihr folgten Wirth und Kellnerin und Hund und Hausknecht. Denn ein raſch daherrollender Wagen hielt vor dem Hauſe und brachte Gäſte in's Nachtlager.

„Ha, jetzt wiſſen ſie wiederum nicht, wo ihnen der Kopf ſteht!" rief der Holzſchläger, indem er ſeinen Sack und Stab nahm: „da könnt' ich auf mein Schöpplein warten bis in Ewigkeit. Lieber geh' ich heim, und morgen erzähle ich meine Geſchichte. Was bekommt der Holzſchläger dafür, ihr Herren?"

„Ein gutes Nachteſſen," verſprach der Kaufmann. — „Ohne Schnecken, nota bene," verſetzte Andreas: „und den heutigen Wein — nämlich, den ich heute nicht kriege, und den morgigen dazu, nicht wahr, Kaplan?" — „Meinethalben." — „Und wenn die Geſchichte recht ſchön ausfällt und mir namentlich ſehr gefällt, ſagte der Arzt, „ſo kurire ich Euch in Eurer nächſten Krankheit umſonſt."

„Behüt' mich Gott vor der Krankheit und dem Doktor;" erwiederte der Holzſchläger: „unſer Herrgott wird ſchon einmal ganz allein mit mir fertig werden. Gute Nacht bei einander, Ihr Herren. Mein Weg iſt der weiteſte; aber der Holzſchläger kennt ſeine Straße, und fände ſie mit verbundenen Augen."

Andreas ging ab, und in die Stube herein wallte ein Trupp von Reiſenden: eine ganze Familie, von der Großmutter an bis zum fünften Enkelchen hinab, ſammt obligater Begleitung von Magd und Katz' und Rattenfänger. Die Stammgäſte des Herrenſtübleins entflohen vor dieſer ſpäten und geräuſchvollen Invaſion nach ihren Häuſern.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Eilfter Abend.

Und da am nächſtfolgenden Abend um die Zeit der Mußeſtunde Kaplan und Doktor einander in der Nähe des „Adlers“ begegneten, war der erſtere heiter und der zweite ſehr melancholiſch. Um ſeines lächelnden Angeſichts willen belobt, ſagte der Kaplan: „Ich komme vom Bett einer todtkranken Perſon, der der allmächtige Schöpfer im dringendſten und verlaſſenſten Augenblick plötzlich wieder zu Lebensfriſt und zur Geſundheitsanwartſchaft verholfen hat. Wohl ihr, daß ſie lebt und geneſen wird; denn es ſind Kinder da, die eines Mutterherzens ſehr bedürfen. Lieber Doktor, ich kann euch nicht helfen.... aber: unſer Herrgott iſt doch jederzeit der beſte Arzt, die köſtlichſte Arznei. Seht deswegen nicht ſcheel, beſter Medikus. Oder iſt's vielleicht eine krankhafte Verſtimmung, die aus Euern Zügen ſpricht? Man könnte behaupten, Ihr hättet die facies hippocratica vorgenommen....?“

„Ach, beſter Kaplan,“ antwortete der Doktor: „Ihr habt's gut; eure Wangen blühen wie die Roſen — nicht weil Ihr alles vollauf habt, ſondern weil Euer Gemüth zufrieden, Eure Seele ruhig iſt. Mit mir iſt es anders, leider Gottes. Erinnert Ihr Euch noch, wie ich vor ein paar Tagen eines Briefs mich erfreute, der einer ſtillen und heftigen Sehnſucht den Preis verſprach? Heute iſt es anders. Dieſelbe Poſt, die mir damals Leben gebracht, bringt mir heute den Tod.... ach, noch etwas ſchlimmer als der Tod iſt: ein Unglück, das ich vielleicht noch lange Jahre mit mir herumſchleppen muß, wie der Galeerenſklave die Kugel — da man ohnehin heutzutage nicht mehr am Liebeskummer dahinſtirbt. — Ich ſag's Euch, ohne einen Namen zu nennen. Namen gehören da nicht zur Sache. Genug: ich bin ſchon ſeit längerer Zeit in ein Mädchen verliebt, das — wie Sie leicht denken können, mein Freund — ein Ausbund, ein Phönix unter den jungen Frauenzimmern dieſer Erde iſt. Schon lange, bevor ich hieher zog, liebte ich, und durfte mir ſchmeicheln, nicht unbemerkt geblieben zu ſein. Da nun hier es den Anſchein gewinnt, als würde meine Praxis ergiebig genug ausfallen, ſo dachte ich daran, meinen Herd zu begründen. Ich fragte im Allgemeinen an, ob mir die geliebte Hand nicht verweigert werden möchte, und bekam einen Beſcheid, der mich glücklich machte. Ich ſprach alſogleich deutlicher und erhalte umgehend die Antwort, daß man nach reiflicher Ueberlegung und einzig in meinem Intereſſe das frühere Halbverſprechen zurückziehen müſſe. Als Freundin müſſe ſie mir geſtehen — die Geliebte nämlich — daß ihre angeblichen Eltern nur ihre Pflegeltern ſeien, daß ihre Herkunft völlig unbekannt, und daß ſie endlich um keinen Preis hieher (in meine Reſidenzſtadt) überſiedeln werde. Dazu habe ſie ihre Gründe; — und dieſe ſoll ich nun ſtillſchweigend ehren, die Geliebte zwar nicht vergeſſen, aber auch nicht hoffen, daß ſie — immer um meiner Ruhe willen — jemals in meine Wünſche willigen werde. — Sie könne, ſchreibt die Grauſame am Schluß, wenn's Noth thut, für mich ſterben, nämlich an ihrer Liebe zu Grunde gehen, allein unmöglich ſei es ihr, mich zu täuſchen, und als ein armes elternloſes Geſchöpf ohne Vermögen, — die Pflegeeltern haben ihr wohlhabend Auskommen, ſind aber nicht reich — meine Zukunft auf's Spiel zu ſetzen. Jetzo würde ihr Verluſt mir wohl ſchmerzlich, aber nicht unerſetzlich dünken. Trauriger aber wäre, wenn ich einſt bereuen müßte, ſie zur Ehefrau genommen zu haben, u. ſ. w. u. ſ. w. — Das, mein lieber geiſtlicher Freund, hat mir das hippokratiſche Geſicht gemacht, und ich kann's kaum verwinden. Gerne wäre ich heute mit meinem Kummer allein zu Hauſe geblieben. Dennoch fiel mir ein, es möchte vielleicht mir erſprießlicher ſein, mit Menſchenangeſichtern zu verkehren, als tête-à-tête zu ſitzen mit dem Verdruß, der immerdar das letzte Wort haben muß."

„Sehr weiſe gethan; ich lobe Sie darum, lieber Doktor. Treten Sie mit mir über dieſe gaſtliche Schwelle. Heißt es nicht in der Schrift: Gebt Wein zu trinken, denen die bekümmert ſind? Und: der Wein erfreut des Menſchen Herz? Noch mehr aber als der Wein, dem wir beide, ſoviel ich weiß, nicht wehe thun, erfreut ein munteres Geſpräch. Betrübte Kinder vergeſſen all' ihr Leid über einer luſtigen Geſchichte, die man ihnen erzählt. Blüht uns heute aber nicht etwas ähnliches? — Frau Wirthin, iſt der Andreas ſchon da?"

„Ach freilich, ſeit einer großen halben Stunde ſchon ſitzt er im Stüblein, geputzt und geſchniegelt, als wäre er auf dem Kirchgang und läßt ſich's trefflich ſchmecken."

„Ah, guten Appetit, Holzſchläger!"

„Der iſt leider nicht mehr da;" verſetzte Andreas, Meſſer und Gabel niederlegend: „ich hab' ihn fortgejagt. Erlaubt aber, ihr Herren, daß ich noch dieſes Glas austrinke. Es ſoll mir Courage machen; der Holzſchläger iſt ſchon lang nicht mehr gewöhnt, vor Herrenleuten zu reden und zu verzählen. Vor Zeiten war's anders. Der alte Fürſt konnte nicht ohne den Holzſchläger ſein. Aber ſeitdem ich im Wald das Maulhalten gelernt, und die Hatz mit unſerm Burgermeiſter habe, weiß ich nicht recht mehr, wie man etwas anfängt, und wie man damit aufhört. Proſt, ihr Herren, wie man im Welſchland oder anderswo ſagt. Guten Abend, Krämer. Nimm's nicht in übel, daß ich ſchon mein Nachtmahl verzehrt habe. Der Habich iſt beſſer als der Hättich, hat der Voni alle Tage wenigſtens ein Dutzendmal geſagt, und iſt doch nicht zu einem rechten Habich gekommen. Mir geht's auch nicht beſſer. Proſt, Kaufmann. Dein Eſſen war gut und der Wein des Vikari gar nicht übel. Wenn die Wirthin da wäre, könnte ich alle Augenblicke mit meiner Geſchichte anfangen."

„Da bin ich, Andres; da bin ich ſchon und ſetze mich gerade neben Euch hin. Ich hätte bald das Täubesle mitgebracht. Das Bürſchle will gar nicht mehr im Bett bleiben. Die Baſe hat ihr rechtes Kreuz mit ihm."

Der Holzſchläger erwiederte, indem er die Broſamen von ſeinem Sonntagsbruſttuch ſtäubte: „Wozu brauchten wir auch den Buben da unten? Ich müßte ihn doch ein paarmal hinausſchicken, um der Katz' Heu aufzuſtecken.*)"

„Ei, Holzſchläger, Ihr macht mich fürchten! Ihr werdet doch hoffentlich nicht ſchmachliche Dinge erzählen wollen?" — „Bhüt'es, bhüt'es, Adlerwirthin; nichts, was nicht das unſchuldigſte Ohr hören dürfte. Aber warum ſoll ein halbgewachſener Burſch, wie der Täubesle, von den Verſuchungen erzählen hören, die ein ehrlicher Menſch in der Einſamkeit auszuſtehen hat?"

„Verſuchungen?" fragte der Kaplan vergnügt: „Was meinen Sie, Doktor? Wird das nicht Ihr Gemüth auffriſchen, Beſter?" „Nun, ſo heb' an," befahl dem Einäugigen der Kaufmann: „koſtbar iſt die Zeit, die Polizeiſtunde unbarmherzig, und wenn der Burgermeiſter erführe, daß wir um deinetwillen, Holzſchläger, zu Ueberſitzern geworden....?"

---

*) Redensart, womit man Kinder entfernt die irgend ein Geſpräch oder eine Erzählung nicht hören ſollen.

„Laſ' mich nur mit dem Burgermeiſter paſſirt!" rief der Holzſchläger, ſeinen Stuhl näher rückend: „Ich erzähle ja ſchon, und meine Geſchichte ſoll handeln

Von den Verſuchungen des Holzſchlägers.

Wenn ich einen Rheingold-Dukaten hätte — ich habe einmal einen bei'm Adlerwirth geſehen — oder meinetwegen einen Malterſack voll der gelben Vögel, ich wollte darauf eine Wettung eingehen, daß noch zu gar keiner Zeit auf dem Wald ein luſtigerer Knab' geboren worden iſt, als ich — und ein ſchönerer vielleicht auch nicht, wenn ich ſchon jetzt nur ein Auge habe, und bin mit zwei guten auf die Welt gekommen. Derohalben wundert mich auch, daß ich nicht, wie die Adlerwirthin, meine Geſchichte mit einer Hochzeit ausgehen laſſen kann. Aber an mir iſt nicht die Schuld, und die Burgermeiſterin, die mir des Häfner-Bläſi Wittfrau abgeſpannt hat, und der Burgermeiſter, der ihr's geheißen, werden einmal dafür recht warm kriegen, oder es iſt im Himmel eine Gerechtigkeit, wie bei Amt. — Mein Vater war ein braver Mann, der nur einen Fehler an ſich hatte: daß er meinen Bruder zum Aelteſten geſetzt, und mich dadurch um Haus und Hof gebracht hat. Die Mutter wollte dafür etwas Rechtes aus mir machen, und ſagte immer: „Der Andres iſt zu kripplich für einen Bauer und zu gut, um ſeines Bruders Knecht abzugeben. Wir wollen ihn zu der Handelſchaft thun. Hat der alte Scheuer-Thomas ſein Glück dabei machen können, ſo macht's auch unſer Andres." — Der Thomas — du nimmſt's nicht übel, Kaufmann — der Thomas war dein Großvater, und der erſte ſeßhafte Krämer in dem Städtel, dazumal ſchon ein uralter Vater mit langen weißen Zotteln und mitten im Geſicht eine lange rothe Naſe, an der ich nicht hätte ein Pulverfäſſel reiben mögen — es wär' losgegangen. Aber neben der Rothnaſe hatte er viel Geld, und das deckt alles zu; ferner guten Wein aus den Müllheimer Reben, und der gibt Feuer in's Blut, und gute Freunde gerad genug, wenn man nicht geizig iſt. Eines Tags alſo iſt mein Alter mit mir zum Matzendorf gegangen und hat geſagt: „Nehm' Er den Andres in die Lehre." — „Meinethalben!" hat der Thomas geantwortet, und ſo blieb ich bei ihm. Du liebe Zeit, wie iſt mir's da ſchlecht ergangen! — Dazumal ſind die Krämer noch nicht ſo vornehm geweſen mit großen Fenſtern am Laden und Auslegkäſten vor'm Fenſter; ſind auch nicht im Laden geſtanden, geruht, wie unſer Abgeordneter bei'm Landtag, wenn er einmal heraufkommt, und Luſt hat, auf Gemeindsunkoſten Schampaningerwein zu ſaufen, bis ihm die Haare tropfen. Da iſt der Schwefelfaden neben dem Kattun und der geräucherte Gangfiſch neben dem Seidenbändel gelegen, und der Tabak iſt im Haus gefabrizirt worden, und daneben das Oelfaß geſtanden. Ich aber hab' mich an das Syrupfäſſel gehalten und an's Johannisbrod und dazwiſchen hinein an den Limburgerkäs, und wer darauf todtſterbenskrank geworden iſt, das war ich. Das war das erſte Unglück. Alsdann hab' ich in meiner Schwäche einen ganzen Haufen Geſchirr zerbrochen, und der Thomas mit ſeinem älteſten Buben — dein Vater, Geſchwollener — haben mich durchgeprügelt, daß ich wiederum erkrankte, und darum hab' ich auch das Rechnen nicht gar wohl begriffen, und geſagt hat der Thomas: „Für den Laden iſt der Andres nichts. Weil er aber im guten Futter ſtark und groß wird — was man nicht hätte ſich vorſtellen ſollen — ſo muß man ihm das Reff auf den Buckel henken.“ — Und ſo thaten ſie's, dein Großvater und dein Vater. Es war ein groß Geſchäft mit Herumlaufen auf Meſſen und Märkten. Der alte Thomas ging ſelber noch mit dem Reff hin und her im Land, und wo er nicht war, da kamen ſeine Buben. Es ſah juſt ſo aus, als hätte unſer Herrgott die Matzendorfs regnen laſſen, was gibſt du, was haſt du? Und damals wurde alles zu Fuß abgemacht, und meine Beine, die damals noch ſchwach waren vor lauter Wachsthum, mußten weidlich herhalten. Nun: ich gewohnte mich ein, und ſtieg als wie ein Kameel umher, bald mit dem Alten, bald mit den Jungen, und endlich ſchickten ſie mich allein hin, wo es ihnen nicht derwerth war. Ich verkaufte Zwirn und Bändel und Schnürriemen und Halstücher, und allerlei, was zwar nicht gut, aber theuer war, wie's halt die Kaufleut machen. Gelt, Krämer!

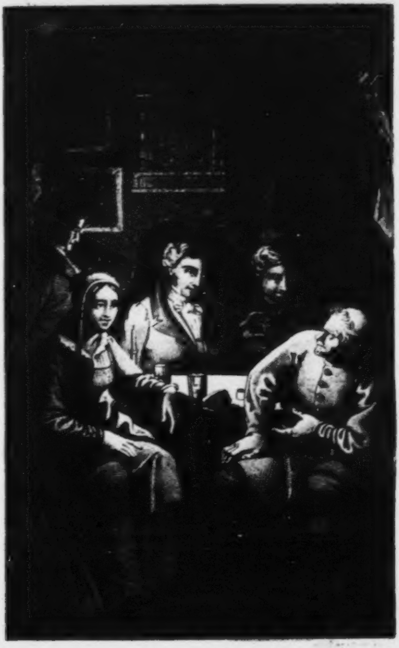
Schon wenn man jung iſt, macht man nicht nur Geſchäfte für ſeinen Herrn, ſondern auch eigene; weniger dem Beutel, als vielmehr der Gurgel und dem Herzen zu lieb. Die Krämersleute lernen ſich auch endlich kennen untereinander, als wie die Zigeuner und andre Keſſelflicker. So ließ ich mir nicht viel an Eſſen und Trinken abgehen, war jedoch dabei ehrlich und brav, dem

Teufel zum Trotz, der mich dazumal ſchon anfing, in die Verſuchung zu nehmen. Es hat ſolche Krämerknechte gegeben, die ihre Herren betrogen haben aus dem Gelenk, wie man ſagt. Ich bin keiner von denen geweſen. Erſtens habe ich immer — noch auf den heutigen Tag — großen Reſpekt vor der Obrigkeit und meinen Vorgeſetzten gehabt, und unſer Lapp, der Burgermeiſter, kann froh darum ſein, ſonſt hätte ich ihm ſchon auf'm Rathhaus vor aller Gemein' den Tſchoben brav ausgeklopft — und zweitens hab' ich halt immer auch unſern Heiland vor Augen gehabt, der ebenfalls nicht alle Tage Marzipan auf'm Tiſch hatte und uns gelehrt hat, um's tägliche Brod zu bitten. Wenn du ſtiehlſt oder betrügſt, dachte ich, ſo kommt der Thomas doch dahinter und jagt dich fort; und wer nimmt dich hernach wieder in's Brod und vertraut dir nur eine Elle Flanell an? Mir hats beim Thomas geſchmeckt, und ich hätte damals nicht gern einen Andern an meinem Platz geſehen. So blieb ich denn ehrlich aus purem Chriſtenthum. Aber eine Bekanntſchaft habe ich gemacht zu jener Zeit, ja ſogar zwei. Die eine war das Orgelbäbele, die andere war das Glufenlenele. Ach, wie herzig war ſelbiges Bäbele, und wie lieb und nett war das Lenele! Wenn ich ſag', daß eine und die andere ſo ſchön und wohlbeſetzt geweſen ſind, wie zu ihrer Zeit die Adlerwirthin geweſen, ſo lüg' ich auf Parol' nicht das Dipfele hinzu. Nun, werd' nur nicht roth, Wirthin. Du biſt eben doch einmal donnersnett geweſen, und für deine heutigen Falten kannſt du nichts; die kommen von ſelber; ſchau einmal den Holzſchläger an.

Alſo mit dem Bäbele und dem Lenele bin ich oft zuſammengekommen; das letztemal wars — mit dem Bäbele — zu Waldkirch — nein, daß ich's recht ſage: zu Elzach war's. Da hat ſie mir die Lieb' aufgekündt, und geſagt, ſie wolle mit ihrem Orgelirer ſich zuſammenthun. Er hatte eine ſchöne Mordthat und eine eigne Orgel; ſie hatte eine Gewaltsſtimme; es ſind ſchon Fenſter darüber zerſprungen — und was für ein Maul zum Schönthun und zum Wüſtthun! Da hätt' ich niemanden gerathen, vom Platz zu gehen, ohne in ihr Tamburle*) etwas geſteuert zu haben! Sie hatte in Mühlhauſen im Sundgau und zu Straßburg im Elſaß das Schimpfen auf deutſch und wälſch gelernt, daß es nur

---

*) Tambourin.



Wie der Holzſchläger ſeine Geſchichte erzählt

ſo feſſelte. — Alſo: das Bäbele ſprang von mir ab, und mir blieb nur das Gluſenlenele, ein braves aber ſtolzes Menſch, die mir einmal ſagte: „Andres, ich hab' dich lieb, aber du biſt ein Kalb, und bringſt deine ſchönſten Jahre bei der Handelſchaft zu, verlaufſt deine Zeit, und könnteſt doch, groß und ſtark, wie du biſt, was beſſeres ſein. So lang du mit deinen Bändeln und Halstücheln, als ein Knecht herumſtrolchſt, wie ich mit meinen Gluſen und Haarſtrählen, werden wir uns niemals heirathen können. Wie lang und du biſt alt und haſt einen krummen Buckel und ſteiſe Knie? Wer wird dich alten Rapunzerich dann noch wollen?“ —

Sie hat auf und nieder Recht gehabt: es iſt alles ſo mit mir gekommen, wie ſie ſagte. Dazumal jedoch ſagte ich: „Was ſoll ich denn anfangen, Lenele?“ — Und ſie ſagte wiederum: „Wenn ich wie du wäre, ſo ginge ich an den Hof, und wenn du willſt, kann ich's machen.“ —

Wie ich jetzo die Augen aufgeriſſen habe? Das Gluſenlenele ſtand ſo vornehm und ſo vorwitzig vor mich hin, als hätte ſie in ihrem Schlitzſack*) alle Herrlichkeit der Welt und dürfte nur ſagen: „Sä, wenn's beliebt, als eben!“ Sie war freilich zu Haus im Schönwald auf der obern Herrſchaft, wo die Mädeln nit ſollig gelobt werden — ſie verſtehen auch nicht viel von der Hauswirthſchaft: die Adlerwirthin will ich ausnehmen, die ihre Sach ganz brav macht — werd' nur nicht wieder roth, Weibele — aber doch hab' ich dem Lenele gern geglaubt, und daher ganz friſch gefragt: „Wenn ich nun will, was kannſt du?“ — Sie ſagt hierauf: „Dich an den Hof bringen bei'm Fürſten von Fürſtenberg.“ — „Aha, bei unſerm Fürſten, wie denn das?“

Da ſagt ſie weiter: „Ich hab als eben dort einen Vaters-Bruder, der iſt Hundsmeiſter zu Hüfingen im Schloß. Er iſt mit dem Herrn ganz gemein und, wenn er will, ſo bringt er auch dich am Hof unter. Ich bin als eben daran, ihn heimzuſuchen, und er kann mich wohl leiden und möchte mich gern verſorgen. Wenn du an den Hof kamſt, ſo könnten wir bald Hochzeit machen, und ſtatt nur meiner, wären wir beide als eben verſorgt.“

„Ihn, was du kannſt,“ hab' ich ihr geantwortet, und ſo ſind wir von einander gegangen.

---

*) Zwerchſack, den Männer und Weiber vom Wald auf ihren Wanderungen tragen.

Ich hatte das bald vergeſſen. Aber bald mußte ich Unglückshalber aufs Lemele wiederum mich beſinnen.

Muß ich nicht etwa wieder zu meinem Ungemach mit dem Bäbele zuſammenkommen? Es war in Krotzingen auf der Poſt, oder vielmehr vor derſelben auf der Straße. Der Orgelirer ſang dort dem Jahrmarkt ſeine Mordthat vor, und das Bäbele trommelte dazu, und ſah aber ſo elend und übernächtig aus, daß ich mich verwunderte. — Ich will ihr einen Kreuzer in's Schüſſele werfen, da ſie an mir ſammelnd vorbeigeht; aber ſie ſchüttelt den Kopf. „Von dir nehme ich nichts;“ ſagt ſie, „komm' in den Wildenmann, dort liegen wir über Nacht; ich hab' dir viel zu erzählen.“

Neugierig bin ich von jung auf geweſen; das hab' ich von der Mutter. Ich ſetze mich alſo im Wildenmannwirthshaus nieder, und verſaume die Zeit und verkaufe ſchier gar nichts. Endlich kommt der Orgelirer, und das Bäbele ſagt ihm: „Das iſt ein Bekannter von mir, kaufe mir was ſchönes.“ — Darauf macht der Orgelirer ein Geſicht, als hätt' er Gift im Leibe, und ſagt etwas wüſtes. Und mich ſchaut das Weibsbild an, als wie verzweifelt und als Gott ſpricht: „Da ſchau' einmal was für einen Lümmel ich da am Halſe habe!“ — Nicht lang, und der Orgler geht aus, ſich Tabak zu kaufen und derweilen hockt ſich das Bäbele, und ſagt zu mir: „So iſt er alle Tage vom frühen Morgen bis zur Nacht, und Schläge hab' ich mehr als Speck. Mit Verdruß eß' ich zu Mittag, und Abends ſchlaf' ich mit Kummer ein. Es iſt ein Wunder, daß ich nicht die Schwindſucht habe. Weißt du was? Ich hab' dich doch lieber als den ungattigen Kerl, und, wenn du willſt, ſo gehen wir heut' Nacht miteinander auf und davon, und wir wollen's beide beſſer haben, als wir jetzo daran ſind. Wir fangen dann drüben im Elſaß einen Handel an, und der Menſch kann uns nicht nachlaufen, weil er's drüben verſchüttet hat, und ſchon einmal im Raſpelhaus geſeſſen iſt.“ —

Das war einmal wieder eine Verſuchung! Das Bäbele war ſo artlich wie eine Katze, und gedauert hat ſie mich auch, und ein eigener Handel dünkte mich recht ſchön. Aber die Ehrlichkeit ließ es nicht zu. Ich überlegte, daß die Matzendorfer mich als einen Dieb verfolgen würden, und daß der Orgelirer uns doch noch am Rhein erwiſchen könnte. Er hätte mich dann nicht ſchlecht am Preisle gekriegt.*) Der Menſch war ein rechter Bär, haarig vom Kopf bis zu den Füßen. — Alſo: die Ehrlichkeit und das Chriſtenthum ließen's nicht zu, und ſo ſagte ich „Nein.“ — Wie ich das ſo langſam herausbringe und will dem Bäbele eine feine Predigt halten, ſo macht ſie ihr Geſicht lang, zieht die Augenbrauen zuſammen, lacht durch die Zähne, und macht: „Ha, du haſt im Grund recht, Andres. Schwatzen wir von was anderm.“ — Darauf iſt der Orgelirer gekommen, und hat uns einſchenken laſſen, und ich war eben nicht föllig nüchtern, da ich mich auf die Streu legte. — Am andern Morgen hat mich der Knecht geweckt, und wie ich nach meiner Waar' umſchaue.... iſt ſie fort. Der Orgelirer und das Bäbele hatten mich rein ausgeſtohlen, und ich und das Amt, wo ich ſie verklagte, haben ſie nirgends mehr auftreiben können. So kam ich mit abgeſägten Hoſen nach Hauſe.**) Wer ſeinen Riſſel kriegte, und von der Handelſchaft gejagt wurde, war der Andres, und meine Eltern zogen ihre Hände von mir ab. — So war die Ehrlichkeit eigentlich an meinem Unglück ſchuldig.

Was wollt' ich anfangen? Soldat wollt' ich werden; 's war Krieg und überall ſagten die Leute: „Jetzt könnten auch die gemeinen Leute Offizierer und General werden, wenn ſie ſich tapfer hielten.“ Das war nun freilich wiederum eine Verſuchung! — Aber mein Verſtand und das Chriſtenthum haben mich davon errettet. Ich dachte bei mir ſelber: „Wenn du jung todtgeſchoſſen wirſt, Andres, ſo iſt das ein Unſinn, denn du lebſt gern und recht lang lebſt du noch lieber. Zudem verlieren alsdann deine Eltern einen lieben Sohn, und wer weiß? dein Bruder kann ſterben, und du erbſt hernach den Hof und biſt ein gemachter Mann.“ Dieſe chriſtlichen Gedanken hielten mich im Geleis, und ich wurde nicht Soldat. Es gibt ja noch andere Leute in der Welt als ſolche, die den Kühfuß***) tragen oder das Reff.

Richtig bin ich nicht lang im Zweifel und in der Müßigkeit geſeſſen. Eines Tags kommt Einer von Donaueſchingen, ein Seifenſieder auf der Wanderſchaft, und ſagt zu mir: „Einen ſchönen Gruß vom Glufenlenele und du ſollſt nur gleich auf Hüfingen marſchiren, 's gibt dort was für dich.“ — O Lenele, o Lenele! wie hab' ich mich gefreut! Das Lenele hatte demnach an

---

*) Durchgewalkt.
**) Mit großer Beſchämung.
***) Die Flinte.

mich gedacht, und es hätte mir auch ein paar Zeilen geſchrieben, wenn es hätte ſchreiben können! O Lenele, wie vergnügt bin ich geweſen! „Jetzt geh ich zum Fürſten an den Hof!“ hab' ich zu meinem Alten geſagt, meinen Schlitzſack auf die Achſel genommen und bin hoffärtig fortſtolzirt. Ich hab' mich gleichſam im Spiegel geſehen, in einem grünen oder blauen Hofrock mit Silber oder Gold verziert, einen Dreiſpitz mit Quaſten auf dem Kopf und im Täſchle eine Sackuhr mit einer langen Kette. — Ho, wie war ich ſo ſchön geputzt! wie wollt' ich daher ſpazieren bei einem Beſuch im hieſigen Städtle! Wie wollt' ich grob ſein mit dem Burgermeiſter — und ſelbiger von Anno dazumal war doch ein Heiliger gegen den Eſel von heute — und mit dem Scheuer-Thomas und ſeinen Buben, und mit meinem Bruder, der den Hof erben ſollte! Ha, mir war das Herz wacker, als hätt' ich einen trefflichen Suſer*) getrunken!

Deswegen kam ich auch geſchwind auf meiner Reiſe vorwärts. Weil ich das Reff nicht mehr auf dem Buckel hatte, war mir das Gehen als wie gefahren. Der Fuchs hat den Weg von hier nach Hüfingen gemeſſen und den Schwanz dreingegeben, aber ich war doch wie der Blitz dort, und zum Hundsmeiſter hinein, und der ſaß juſt mit dem Glufenlenele und ſeinem übrigen Hausvolk beim Kaffee. Ei, was iſt das Lenele roth werden, und ſah aus wie ein Borsdorferapfel, ganz anders als das Weißrubengeſicht vom Bäbele. — Nun, ein Wort hat's andre gegeben, und gleich darauf hätt' ich meine Anſtellung. — Aber da fiel mir das Herz in die Schuhe! Da war noch gar kein' Red' von blauen oder grünen Hofröcken, nichts vom Dreiſpitz und nichts von der Sackuhr. Was war ich geworden? Ein Knecht vom Hundsmeiſter, ein Hundsoffizier ſelber, in einem grauen Tſchoben und Lederhoſen und kalbledernen Stiefeln mit Unſchlitt geſchmiert, wie ein Gutwagenfuhrmann. Die Stiefelſchmiererei gefiel den Hunden, von denen ich vierundzwanzig zu kommandiren und zu füttern bekam; aber mir gefiel ſie kein Bröſele. — Das Lenele hielt mich noch bei guten Vorſätzen. Sie ſelber hatte bei der Wäſcherei zu thun, und verſprach mir mehr, als in unſern Stadtgraben gehen würde, wenn er noch offen wäre, wie dazumal. — „Ich mach' einmal,“ ſagte ſie, „bei der Fürſtin einen Fußfall, und hernach wirſt du ein Oberaufſeher von etwas, oder ſonſt ein vornehmer Herr, und wir heirathen uns dann.“

---

*) Gährender Neuwein.

Mit dem Heirathen hatte ſie mich am Bendel, die Oberherrſchäfterin; das wußte ſie recht gut, und ſo verging die Zeit. Da kommt einmal der Fürſt zur Jagdzeit und der Hundsmeiſter ſchickt mich fort, die Mußdihan*) von den Bauern zuſammenzuholen. — Ein Mußdihan, ihr Herren, iſt aber ein Hund, den man beim Bauern verſtellt, der ihn aus ſeinem Sack futtert, bis ihn der Herr zur Jagd braucht. Da fragt der Fürſt: „Wer iſt der lange Strick da? (hat mich gemeint) Warum dient der Goliath bei der Hundspartei? Ich will ihn zu meinen Holzknechten nehmen. Auf'm Eiſenwerk braucht man ſo ſtarke Taugenichtſe und der Krieg nimmt uns die ſchönſten Leute weg.“ — Ich, bei ſolcher Anrede, ſchaue dem Lenele friſch in's Geſicht, und Lenele iſt vergnügt und gibt mir ein Zeichen mit den Augen, was hieß: „Bedanke dich und ſage: Gottvergelt's!“ — Ich Narr habe das gethan, und ſchon ein paar Tage darauf ſteckte ich in der rußigen Montur eines Holzknechts, und ſaß fünf oder ſechs Stunden weit vom Lenele entfernt. Hätte ich nicht ein paar luſtige Kameraden gehabt, den Boni und den Gſchwendimattäubesle, einen Landsmann und Sohn vom Mattäubesle-This von Hohenegg, ſo hätte ich mich wohl noch ſtatt eines Tannenſtumpen in den Brandofen geſchoben. — Die Verſuchung, mich umzubringen, war ſehr ſtark, aber als ein guter Chriſt hab' ich bedacht, daß Eſſen und Trinken auf Erden recht gut ſchmeckt, daß man auch ohne Lenele leben und auskommen kann — am End thut das Sterben auch noch weh und man weiß ja in Gottesnamen nicht einmal was noch hinter'm Tod kommt. Alſo nicht umgebracht, und den Teufel abermals überwunden, der nach einer braven Menſchenſeele geſchnappt hatte, und ſo ließen wir's uns recht ſchmecken. Das Gſchwendimattäubesle ſagte immer zur rechten Zeit: „Brüder, laßt die Arbeit ruhn, ſechs hat es geſchlagen; jetzt woll'n wir uns in's Wirthshaus thun, und unſre Gurgel laben!“ und der Boni antwortete immer: „Mit leerem Wampen iſt nicht gut gampen.“ — Gar früh ſind wir auch nimmer heimgegangen, und unſre Arbeit war ſauer, denn unſers Eiſenhammers Wirth gab uns einen Wein, der Einem die Strümpfe zuſammenzog, waren ſie noch ſo arg zerriſſen. Was kam indeſſen dabei heraus? Wir ſtanden bald hinter'm Ofen angeſchrieben mit vielen Strichen — jeder Strich galt einen Schoppen, und als wir die Schulden zahlen ſollten und hatten nichts dazu, ſo bekamen wir vom Verwalter einen Pregel, der recht g'ſchmelzt und g'ſchmalzen war.*) „Ich jag' euch fort, ehe ich eure Schulden zahle!“ war ſein letztes Wort. Der Gſchwendi-Matz war ganz ruhig, ſetzte ſich auf einen Heuſtock und ſagte nur: „Zahlt er nix, ſo laßt er's bleiben, der Wirth ſoll's nur in Schornſtein ſchreiben!“ Und der Voni: „Heute roth, morgen todt,“ oder: „Heut will er einen rothen Rock bei'm Herrn verdienen, und morgen iſt er vor'm Herrn weiß wie ein Ofenloch.“

---

*) Mußdihan: Muß dich haben.

So kam's auch. Der Fürſt iſt ſelber am Morgen darauf zum Eiſenwerk geritten und der Verwalter ſchwenzelt um ihn her, und ſchneidet an uns herum; es ſollte kein Biſſen an uns bleiben, kein guter. Aber da lacht der Fürſt nur, war ein guter alter Herr; ſein Sohn iſt aber noch bräver, obgleich er dem Holzſchläger eine verdammt kleine Penſion gibt. Und nach dem Lachen ſagt er: „Luſtige Leute müſſen auch ihre Freud haben, und ich zahle die Zeche von den drei Männern, und ſie bleiben bei ihrer Verrichtung, denn der Gſchwendimattäubesle muß einmal mit der Zeit mein Hofnarr werden, und der Voni iſt ein ſtarker Arbeiter, und der Vendel-Andres hat viel Fürſprach' bei Hof, und wird noch 'was rechtes aus ihm werden.“

Da war der Verwalter auf einmal verleſen, und ich war oben auf, denn ich meinte, das Lenele habe ſchon ſeinen Fußfall gemacht, und ich ſollte Hüttenverwalter werden, am Platz des boshaften Menſchen, der uns angezeigt hatte. Mit dem letztern war's indeſſen nichts. Ich blieb, was ich war: Holzknecht, und meine Kameraden wurden auch nicht nach Hof verſetzt. Nur gar zu ſelten konnte ich das Lenele beſuchen und beinahe immer traf ich in's Hundsmeiſters-Haus einen fürſtlichen Jäger an, der von Silber ſtarrte und einen Hirſchfänger führte, ſtolzer als der Fürſt ſelber. — „Was haſt du mit dem Jäger?“ fragte ich das Lenele ein paarmal. Sie ſah mich darauf ſteif an, und fragte: „Willſt du nicht etwa mit dem Musje Scharl eifern? Geh hin, und ſieh als eben zu, daß du ſelber 'was ordentliches wirſt. Hernach komm wieder und laß weiter hören." — Die Raubauzerei von dem Mädel gefiel mir und kam mir vor wie die pure Unſchuld, die bös wird, wenn man ihr an's böſe Aederlein kommt. Ja, ja, es muß wahr ſein: das Lenele war eine vornehme Perſon, und wenn man ihr nachſagte, ſie ſei eigentlich das Kind eines großen adelichen Herrn aus Frankreich, der vor Zeiten bei'm Kardinal zu Ettenheim auf Beſuch geweſen, ſo wirds nicht umſonſt ſein. — Aber mit dem Stolz und der Vornehmigkeit hat's ſein Häcklein, wie mit den großen Herren und Prinzeſſinnen. Der Boni pflegte zu ſagen: „Großer Herren Gunſt und Nägeleswein riecht über Nacht aus." Das ſollte ich zu ſchmecken kriegen.

---

*) Pregel: ein zorniger Verweis. (Von pregeln = röſten. Gepregelte Erdäpfel = geröſtete Erdäpfel.

Ich hoffte und harrte immer noch auf allerlei in meinem Eiſenwerk, und ſehe einmal, an ſelbiges Lenele denkend, und wie ich einmal mein Glück machen könnte und einen Dienſt finden wie der Musje Scharl, zum Wirthshausfenſter hinaus. Es fuhren gerade Fuhrleute mit Maſſeln vorbei; einer von den Kogen ſchmitzt mit der Geißel recht gewaltthätig links aus, und mir in's linke Auge.... und heidi lauft mir das Auge davon und hatte doch fünfundzwanzig Jahre ſo feſt im Kopf gehalten! — Das war ein Schmerz und zugleich eine Verſuchung! Ich wollte nämlich den Kerl todtſchlagen, der mir ein Fenſter zuſammengeritſcht hatte, aber meine Ehrlichkeit gab's nicht zu. Ich hätte ja erwiſcht werden und wer weiß wie viele Jahre — ob nicht zeitlebens — im Zuchthauſe Trübſal blaſen müſſen. Lieber ließ ich den Kerl dahinfahren und ging zum Dokter und zum Lenele. Erſterer ſagte mir, nachdem er mich traktirt und verbunden, ich ſolle vom Feuer wegbleiben, ſonſt ginge mir noch mein zweites Aug kaput; das Lenele lief aber vor mir davon, und ſchrie: „Du ſiehſt als eben ſo wüſt aus, daß ich dich nimmermehr anſchauen kann!" — Da war ich nun gefroren. Da hatte ich nun meine Suppe auf'm Tiſch. Das falſche Mädel, das gerade jetzo hätte ſagen ſollen: „Weil du ein Auge verloren — ich hab' ihrer zwei geſunde — ſo will ich dir die meinigen geben und die ganze Perſon dazu," das falſche Mädel ging hin und heirathete den Musje Scharl.... und ich war ohne Lenele, ohne mein linkes Auge und ohne Verdienſt! Das war hart. Ich ſchwankte herum in Betrübniß, und als ich eines Tags — um mein letztes Geld vom Verwalter zu holen, in's Kaſſenſtüblein trat — der Verwalter war ausgegangen und hatte nicht zugeſchloſſen — da fiel mir ein: Wenn du jetzo die ganze Kaſſe auf den Buckel nähmſt, wie vormals das Reff und machteſt dich hinüber über den Rhein zu den rebelliſchen Franzoſen, ſo hätteſt du dein Lebtag genug zum Leben und brauchteſt nicht mehr zu ſchaffen, und etwa dein letztes Aug' zu verſpielen. — Wiederum eine Teufelsverſuchung. Aber meine Ehrlichkeit ſtand eiſenfeſt entgegen. Auch war die Kaſſa zu ſchwer, um ſie zu lupfen, und ich hatte kein Werkzeug bei mir, um ſie aufzubrechen. Auch fürchtete ich den Aſſeſſor und den Büttel, die Prügel und den Thurm und wie noch ſonſt das verdrießliche Zeug heißt.

Zur Belohnung für meine Enthaltſamkeit kam der alte Fürſt juſt wie gerufen angeritten. Das Gſchwendimattäubesle führte mich vor den Herrn und ſagte ihm: „Da iſt der Andres halber blind, daß Euer Durchlaucht hilft geſchwind, hat nix zu beißen, nix zu nagen, und möchte gern ein Dienſtl haben!“ — Der Fürſt lachte und ſagte: „Komm' an Hof, Andres; du ſollſt mein erſter Holzknecht ſein.“ — Da war ich geborgen, und richtig am Hof. Ei, wie hat ſich die Frau Scharl gewundert! Aber ich hab' nicht mir merken laſſen, daß ich ſie gekannt hatte. Hätt' ihr gern den Teufel im Glas gezeigt; aber der Moſje Scharl hatte am Hof zu viel Gewalt. So ließ ich's alſo vorübergehen, und das war geſcheidt. Die Herrlichkeit des Lenele hat kurzen Beſtand gehabt. Ihr Mann hat alles verlumpet, darüber iſt der alte Fürſt geſtorben und der Nachfolger hat den Jäger abgeſchafft — es waren Kriegszeiten und das Hofgeſind koſtete zu viel Geld, und der Scharl und die Seinige ſind Gott weiß wohingekommen. Mir wurde das Hofleben auch ſauer gemacht. Ich hätte im Holz viel betrügen können, aber als ein rechtſchaffener Kerl hab' ich der Verſuchung widerſtanden und dabei gedacht: Ehrlich währt am längſten. Willſt lieber warten, bis es einmal mit dem Unterſchleif ein mehreres austrägt, daß es der Mühe werth iſt. — Und ſo hab' ich denn gewartet, wie ein deutſches Landskind immerdar wartet: bis es zu ſpät war, und an einem ſchönen Morgen der Abſchied kam für mich, den Boni, und den Gſchwendimattäubesle. — Da hab' ich mir freilich Vorwürfe genug gemacht, daß ich meine Zeit nicht wie Andere benutzt hatte. Doch gab ich mich als ein ehrlicher Burſche zufrieden, und dachte: „Biſt noch jung, kannſt wo anders einbringen, was du hier verſäumt haſt.“ — Der Gſchwendimattäubesle tröſtete ſich ebenfalls. Er ſagte: „Lirum larum Beſenſtiel, am Hof ſind Narren ſchon zu viel; ſie können mich nicht brauchen; muß in die Fremde laufen! — Ich weiß ſchon, was ich thu'.“ — Und der Boni ſagte: „Ich weiß auch, was ich thu'. Ich will jetzo leben gradweg, wie der Teufel die Bauern holt.“*)

Die Männer hatten gut reden; ich wußte aber gar nicht, was ich thun ſollte. So ging ich verdrießlich herum, und verlor wiederum Zeit und Erſparniß. In den Wirthshäuſern zu Donaueſchingen, Hüfingen und Geiſingen kriegt man, wie hier im Adler, nichts geſchenkt. Dafür hat mir der Fürſt, da er mir einmal begegnet iſt, als ich ſo recht miſerabel am Weg ſaß, ein Präſent von mehreren Gulden gemacht, und ſo viel für den Boni, und ebenſoviel für den Gſchwendimatz. Mich hat's für die Kameraden ſchier mehr gefreut, als für mich ſelber, aber leider — wie ich's recht bedenke — waren ſie ſchon über Stiegel und Feld in alle Welt gewandert — ich hatte Abends zuvor mit ihnen Adje getrunken im Schützen — und ſo hab' ich das Geld für mich behalten müſſen, auch nachher keine ſchickliche Gelegenheit und Zeit gefunden, es ihnen zurückzuſtellen; ſie waren auch reicher als ich, brauchten's nicht mehr, und der Fürſt hätte es per se nicht mehr zurückgenommen.

„Jetzt gehſt du heim, ſagt' ich zu mir ſelber: „die Eltern müſſen dir zu eſſen geben, und — wer weiß? — iſt dem Bruder was paſſirt.“ Vorerſt jedoch hab' ich den Hundsmeiſter heimgeſucht, der ſich immer als einen braven Mann gegen mich erwieſen und den Scharl nicht hat leiden können und abgezogen die Hand vom Lenele. Ich hätte nicht ruhig fortziehen können, hätte ich mich nicht mit ihm geletzt. Und wie ich in's Schloß komme — es war Sonntag und Kirchenzeit — ſo iſt der Hundsmeiſter nicht daheim, und ich gehe in den Hundshof und dort war außer den Thieren kein Menſch. Da hab' ich mich zu meinem Lieblingshund, zum Schnautz, niedergeſetzt und mich bitter an die vergangenen Zeiten erinnert, und geſagt: „O du lieber Schnautz! wie ſchön iſt's geweſen, wenn das Lenele dich ſtreichelte und ich dir Futter gab, und das Lenele war mit uns beiden ſo freundlich und gattig! O Schnautz! was iſt aus der Zeit und dem Lenele geworden?“

Der Hund hatte Menſchenverſtand und ſeufzte mit mir und gab mir eine Hand um die andere. Darum dachte ich: „Du ſollteſt eigentlich zum Andenken den Schnautz mitnehmen!" — Das war eine harte Verſuchung! Aber gleich fiel mir ein: „Pfui, das wäre ja geſtohlen!" — Ich wollte es daher dem Zufall anheimſtellen, und machte den Schnautz von der Kette los, und ging, ohne umzuſchauen, fort. Ja! das Vieh hatte Menſchenverſtand; gleich kam Schnautz hinter mir drein. Ich ſagte ihm wohl: „Pfui, Schnautz, bleib' doch bei deinem rechtmäßigen Herrn." Aber Schnautz hatte Verſtand wie ein Kanzleirath, und weil er von ſelber mitging und weil ich ihn abſolut nicht daran hindern konnte, ließ ich ihn lieber mitlaufen, aus Furcht, er möchte ſchwere Prügel kriegen, und dauerte mich doch ſo viel! — Ich weiß freilich, daß darnach viel herumgeſchwätzt iſt worden, aber der Fürſt war geſcheidter und hat geſagt: „Laßt dem Andres den Hund; ich bin froh, wenn er nur den Schnautz mitgenommen hat." — Ja, das hat er geſagt, wenn auch die Herren ſo kurios mit dem Kopf ſchütteln und die Adlerwirthin das Lachen kaum verheben kann. Und noch mehr hat er geſagt, als er ein paar Jahre ſpäter mich an der Winterhalde beſuchte: „Alterle," hat er geſagt, „komm' du, wann du willſt, zu mir in Haingarten, der Holzſchläger iſt mir immer angenehm." — Proſt, ihr Herren; der Fürſt ſoll leben, und in ſich gehen, und mir eine beſſere Penſion auszahlen laſſen, als die paar Groſchen ſind, die ich vom Geſchwollenen kriege und die paar harten Laib Brod ohne Salz und ohne Schmalz. —

---

*) Ohne alle Umſtände.

Da ich wieder anhero kam auf den Breiten- oder Gefällhof, war ich ſiebenJahr von daheim weggeweſen. Die Mutter war am Sterben, der Vater ſchneeweiß, ſo wie ich jetzo, und der Bruder hatte ein Weib genommen, und ſchon einen Buben in der Wiege. Das betrübte mich ſchier bis in den Tod. Der Menſch kann machen, was er will, er hat doch immer ein Herz und ein Gefühl und einen Merker. — Ei wohl, was ich da hab' ausſtehen müſſen nach dem üppigen Hofleben, iſt nicht zu ſagen. Der Vater — Gott tröſte ihn — und der Bruder waren ächte und gerechte Waldbauern, wie der letztere noch heut iſt, ſammt ſeiner ganzen Sippſchaft. Keine Lebensart, grobe Leute, was ich erſt recht merkte, ſeitdem ich auf dem Handel und am Hofe geweſen war. Ich mußte hart arbeiten und die gröbſten Geſchäfte verrichten, und wenn ich Abends auf den Breitenhof kam, froh wie der Chriſtmann*) und mich an die Erdäpfel und die ſaure Milch machte, ſo hieß es von Seiten des Vaters und des Bruders und der Schwägerin immerdar und ſpöttiſch: „Kommſt du wieder von Villingen? Der iſt in Villingen geweſen!"**) — Wenn ich das mein Leblang ausgehalten hätte, wäre ich doch der elendeſte Tropf weit und breit geweſen. Der Schnautz, der arme Hund, mußte an die Kette gelegt werden und bekam ſo wenig zu freſſen, daß ihm das Sonnenlicht durch die Rippen ſchien. Das war ein arger Vorſchmack vom Fegfeuer, und will ich nicht von den Verſuchungen reden, die da über mich kamen. Aber wie gewöhnlich machte ich ſie zu Schanden; ich ſchlug niemand todt, feuerte kein Haus an, und hielt mich nur an meine (jetzo ſelige) Schweſter, die mir heimlich alles zuſteckte und den Schnautz erhielt, daß er nicht krepirte. Ha, wenn die Schweſter wüßte, wie der Strick von einem Burgermeiſter mich mit ihrem Geld drangſalirt! Nun, Geduld; ich hab' immer Reſpekt vor der Obrigkeit gehabt, und am End iſt's beſſer, ich wixe den Lapp einmal durch, wo niemand zuſieht als nur ſeine zwei Augen und mein einziges.

Die brave Schweſter kommt denn einmal zu mir in den Wald, an der Winterhalde, wo ich dazumal gerade Holz machte für den Breitenhof, und ſagte: „Beſſer wär's, wenn Ihr beide, du und der Schnautz, anderswo euer Quartier hättet, als bei'm Bruder. Wie ich gehört habe, will die Schwägerin den Schnautz, als ein gefräßig Thier, mit Gift vergeben; und der Bruder ſoll an dir Händel ſuchen, bis du einmal wild wirſt, und dann ſoll dir das Amt den Plirum geigen.***) Wenn ich ein Haus hätte, ich ſchenkte es dir. Aber ich habe keins, armer Andres, und wer wird ſonſt dir ein Dach leihen, dein Haupt darunter ſchlafen zu legen?"

Da mache ich auf einmal, wie der Veni, wie der Gſchwendimattläubeöle — es wurde mir fackelhell im Kopfe: „Ich weiß, was ich thu'. Ich kann mir ſelber ein Dach machen und will lieber fortan im Wald hauſen, als mit dem Breitenbauer aus einer Schüſſel eſſen." Schon am andern Tage war ich an der Arbeit, und ſchlug nicht die ſchlechteſten Bäume, die theils zum Hof, theils zur Gemeinde gehörten, um. Den Platz an der Winterhalde fand ich gut, und baute und baute, auf eigene Wag und Gefahr meine Hütte, und erſt als ſie fertig war, machte mein Bruder die Augen auf, und fragte: was das ſei? — Ich gab ihm zur Antwort: „Das iſt mein Haus und ich mag nicht mehr an Deinem Tiſch ſitzen, du grober Bauer. Der liebe Gott hat mich gelehrt, Leitern und Schaufeln und Heugabeln machen, und das ſoll mein Geſchäft für meine Lebſucht ſein." — „So?" ſagte der Breitenbauer giftig. „du ſtiehlſt mir und der Gemeinde das Holz und du wirſt ſchon ſehen, wie's bei'm Richter ausgeht."

---

*) Ganz ermüdet. Sonſt heißt „frech" fertig, gerüſtet, bereit.

**) Viel Hunger haben, tapfer in die Schüſſel hauen.

***) Einen hart anlaſſen.

Nun hat ſich mir's Herz im Leib umgedreht, daß mich Einer einen Dieb geheißen, während doch eigentlich mir, als dem Geſcheidtern, der Hof gehörte oder mindeſtens gehören ſollte, wenn Recht in der Welt wäre. Ich fuhr grimmig gegen den Bauer los, und ſagte ihm noch einmal ſo grob, als er ſelber war: „Wart, wart, du haſt noch allerlei bei mir auf dem Rauſen! Dir tränk' ich's noch ein. Meinſt du, weil bei dir alle andere Tag ausgerumpelt wird*), du könneſt mit mir umgehen wie mit einem Kameel? Probir's einmal, und komm mit Landjägern und Bettelvögten, mich aus dem Holzſchlag zu vertreiben. Kannſt dann ſehen, wer mit deinen Beinern die Zwetſchen abekeit! Ich hab' zwei Flinten, die ſind geladen mit Pulver und Blei und den Schnautz, der auf den Mann dreſſirt iſt, und alle arme Leute im ganzen Kreis werden zu mir halten. Sappermoſt!"

Da hätte man ſehen ſollen, wie der Breitenbauer den Hufzinken anſchlug.**) Das von den Flinten und der Munition war verlogen, aber der Böſewicht glaubte es doch, Gott ſei Dank, und der Gemeinderath glaubte es auch, und ſie griffen mich nicht an. Dafür machten ſie mir ein paar Prozeſſe, und dieſelben nahmen wohl einen Anfang aber kein Ende, und zwiſchen der Zeit hat unſer alter Vater die Sach' gütlich beigelegt, und man hat mich in Ruh gelaſſen, und dergeſtalt ſaß ich wie der Schweizertell, als ein freier Mann auf meinem Grund und Boden im Wald, der mir alles, was ich zur Arbeit und zur Feuerung brauchte, verabreichte, und mich abtrennte von dem falſchen Menſchenvolk im Städtel und in den Dörfern. Ich hab' mich ganz kommlich in meiner Balkenhütte eingerichtet und lebe dort ſchon ſeit fünfundzwanzig Jahren, und die Hütte ſchaut noch eben ſo aus, wie zu Anfang, obgleich ſie jetzo verraucht und ſchwarz iſt, und was weniges ſchadhaft am Dach. —

---

*) Buttermachen. Alle andere Tag ausrumpeln, heißt: „wohlhabend ſein." — Alle Oſtern oder Pfingſten ausrumpeln: „in großem Mangel leben."

**) Den Hufzinken anſchlagen: ſcheu zurückweichen.

(„Fünfundzwanzig Jahre!“ rief mit einigem Schaudern der Doktor aus. Der Kaplan bemerkte, daß der heilige Antonius nicht ſo kühl und grün geſeſſen habe in ſeiner Einſiedelei; und Matzendorf bedauerte, die beſagte Hütte nicht mit eignen Augen geſehen zu haben. „Die Adlerwirthin,“ ſagte der Holzſchläger, „kann euch Herren am beſten ſagen, wie meine Hütte dreinſieht. Sie verſteht's viel beſſer zu erzählen als ich. — Nun, Wirthin, ſchüttle nicht den Kopf, und werde nicht roth. Man darf ja wohl zur heutigen Stunde wiſſen, daß du in des Holzſchlägers Hütte geweſen biſt. Werd' nicht roth, ſag ich dir; dein Mann weiß ja von der ganzen Geſchichte, und was dir dazumal begegnet iſt, kann ja der ehrlichſten Frau paſſiren!“ — „Ach, ſo hört doch auf mit Schwätzen;“ erwiederte die Adlerwirthin, dem Holzſchläger ſcherzend aber derb auf die knorrigen Finger ſchlagend: „was ſollen die Herren denken, die ſo zu ſagen bei uns fremd ſind? Der Herr Matzendorf ſelber weiß kaum was von der Geſchichte, weil er dazumal in der Fremde in Kondition war. Wenn Ihr's indeſſen haben wollt, Holzſchläger, und die Herren befehlen's, ſo will ich Eure Hütte ihnen recht gern beſchreiben, ſo viel mir noch davon im Gedächtniß iſt. Es iſt lang her, daß ich ſie geſehen, aber doch, mein ich, beſinne ich mich recht gut auf jede Kleinigkeit, ſo darinnen war.“ — Die Herren nickten, der Holzſchläger ſchmunzelte verdächtig und die Wirthin nahm den Faden der Erzählung auf.)

Des Holzſchlägers Balkenhütte ſteht im ſogenannten Bruchtobel — iſt einſt eine verrufene Gegend geweſen, und gar rauh im Winter: im Sommer dagegen pläſirlich wegen der klaren Quellen, die in der Nähe niederfließen und wegen des grünen Schattens der umherſtehenden Eichen und Buchen; denn der Wald geht vor bis an die Hütte, und vor derſelben iſt im tiefen Grund ein ſtarker Buſch von Birken, Erlen und ſonſtigem Gehölz, das gern naß an den Wurzeln hat. An der langen Seite der Hütte iſt die Thüre, und man geht über ein paar Staffeln aus Feldſteinen hinein. Neben der Thüre außen hat der Holzſchläger ſeinen Brunnen, und ein feſtgemachtes Faß, in dem, wie ich ſchätze, lang kein Wein geweſen iſt. Darinnen lag zur Nachtzeit der Hund als Schildwacht. Wie man in die Hütte einging, ſo war zur rechten Hand der Hauſtock und die Schnitzelbank und ein großer Haufen von angefangenen und fertigen Leitern und andern Werkzeugen. Zur linken hing ein Weihbrunnſchüſſele; daneben lief ein Sims zum erſten Fenſter hin. Der Sims war des Holzſchlägers Anrichttiſch und Schüſſelrahm. An der ſchmalen Seite links war der Herd aufgebaut mit einer Art von Schornſtein, der nicht völlig Zug hatte; daneben ſtand der Waſſerkübel und wiederum ein Sims mit des Holzſchlägers Speiskammer; ſein biſſel Schmalz und Mehl und Welſchkorngries, Zwiebel und Rettig und allerlei Gſplunder durcheinander. Dem Eingang gegenüber befand ſich der Kleiderkaſten und die Truhe für des Holzſchlägers Getüch; wird wohl auch die Geldkiſte des Andres geweſen ſein. — Helf' Gott, Holzſchläger, weil Ihr denn doch juſt nieſen müßt. — Hernach kam ein dickes Brett, mit ſtarken Nägeln und Klammern an die Wand befeſtigt; darauf ſtand des Holzſchlägers Kirſchenwaſſerflaſche, oder was ſonſt noch darinnen war, eine ungeheure Maſchine von einer Flaſche — und daneben des Holzſchlägers Bücher: der Joſephus, der erzählt, wie die Römer Jeruſalem mit Krieg und Feuer verheert, und alle Juden todtgeſchlagen, bis auf die, die noch leben; ferner ein ſchmieriger Band: Sybillä Weiſſagungen, ein Stück von der Legende der Heiligen und mancherlei Papierwerk, wie der Holzſchläger es aus dem Käsladen heimbringen konnte. Sein Schlipſack — derſelbe, den er noch führt, aber damals war er neu — hing an der Seite, und wieder dieſem zur Seite ſtand das Bett; ein beſſeres als man's in der Waldeinſamkeit hätte erwarten ſollen: ein Laubſack, darauf ein Strohſack, darüber ein Leintuch; ein dicker Pfulben unter dem Kopf und ein Federbett zum Zudecken. Ober dem Bett hing ein Kruzifix und daneben die bunten Bilder von des Holzſchlägers Patron und vom heiligen Joſeph; auch ein Palmzweiglein, ein geweihtes, zum Schutz und Glück für's Haus. — Jetzt aber ſtehen wir am letzten Fenſter, und in deſſen Umgegend hängt — ſo viel ich weiß, die Gewichtuhr, ein Spiegel, ſo groß wie ein Ei, und eine lange Flinte. Sonſt iſt nicht zu vergeſſen ein vom Holzſchläger fabrizirter Tiſch, und zwei oder drei Hockerle, die auch nicht vom Seſſelmacher gekommen ſind. Ueber die ganze Beſcherung hin war ein Seil geſpannt, auf dem des Holzſchlägers ſchmutzige und naſſe Wäſche hing. Am Boden herum, der von geſtampftem Lehm gemacht, ſtanden und lagen Töpfe und Waſſerſtiefel und Schneeringe, die

Laterne und eine Rattenfalle. So, jetzt bin ich fertig und weiß nichts mehr. —

(„Sie hat's brav gemacht und ziemlich genau getroffen,“ pflichtete der Holzſchläger bei: „es liegt und ſteht bei mir daheim alles noch ſo wie ehemals, aber das Holzwerk iſt morſch geworden, wie der Holzſchläger, und je weißer mein Haar, je grüner von Mies mein Dach. Wir werden eben, will's Gott, mit einander zuſammenfallen. — Jetzt mach' ich denn fort, ihr Herrn.)

Mein Haus im Wald war fertig und dünkte mich ſchöner als der Fürſten Schlöſſer alle. Hatte ich nicht alle Bequemlichkeit? War ich nicht Herr vom ganzen Revier? Mein kripplicher Bruder hat ſich dort nicht ſehen laſſen, ſeitdem ich den Strauß auf den Dachſtuhl geſteckt habe. Iſt gut geweſen, das. Der Wald war mir ſo geheim und vertraut, als wie die beſten Blutsfreunde ſein können. Schnitt ich einen Baum ab, einen jungen, ſo war mir's, als hätte ich einem Vetter den Hals umgedreht, und wenn ich zur Feuerung einen alten Stumpen ſchlug, ſo dauerte er mich, wie mein leiblicher Großvater. Wenn ich Luſt hatte, zu eſſen, ſo kochte ich mir mein Mues, oder meine Knöpfli und Schmalznudeln, **notabene** wenn da war; war ich aufgelegt, meine Sachen zu reinigen, hatte ich dazu das fließende Waſſer und die Bleiche vor der Thür, und mit dem Bach und mit dem Brunnen that ich plaudern, wie die Waſchweiber thun, klätſchig und ohne Aufhören. Das iſt alles heut noch wie dazumal, nur habe ich nicht mehr die Freud' im Leib, wie dazumal. Ich und die Hütte, wir ſind eben alt und ſonſt alles noch wie es geweſen. Der Bach und der Brunnen ſchwätzt noch das halbe Jahr hindurch — im Winter halten ſie's Maul — die Vögel auf den Bäumen ſind immer noch meine Hofmuſikanten, und das Eichhälmle mein gſpaßiges Mannlimacherle, wie vor fünfundzwanzig Jahren. — So war ich brav eingerichtet, und fleißig, und hatte einen guten Markt, weil ich ein ehrlich Blut geweſen. Was ich aus dem Städtel brauchte, das holte ich daher und was die Burger und die Bauern brauchten an Schaufeln, Dreſchflegeln und Leitern, das brachte ich ihnen dafür. Der gute Schnauz bewachte meine Hütte und war meine Geſellſchaft daheim. Aus Neugier kam hie und da wohl auch ein andrer Menſch, und aus Lieb meine Schweſter — deren ſauerverdient Geld mir der Stadtlapp nicht ausfolgen will — und wer mir gefiel, der durfte bleiben, aber nicht gar lang; wer mir aber nicht gefiel, der hatte Grobheiten zu erwarten, mehr als genug.

Wer hätte aber erwartet, daß auch im Wald, am Bruchtobel, die Verſuchungen noch immer den Holzſchläger verfolgen würden? Ha, bei'm Eid, ſie ſind nicht ausgeblieben. Ich red' nicht etwa von den Holzfrevlerinnen und Heidelbeer- und Reckholderſucherinnen, die zur Sommer- und Winterzeit im Revier ſtreiſten — gib dich nur zur Ruhe, Wirthin, von ſelbigen Hiſtörlein ſchwätz' ich nicht, was in einen Fingerhut geht. Der geiſtliche Herr würde finſtre Augen dazu machen und ſein Wein iſt doch ſo hell geweſen. Auch rede ich nicht von dem ſchwarzen oder funkelglitzerigen Teufele, das in der Nacht zuweilen an mein Bett gekommen, und mir eingeflüſtert: „Biſt doch ein armer Schelm, und wenn du ein biſſel ſchlecht ſein wollteſt, könnteſt du's beſſer haben!" — Wie Ihr alle wißt, Wirthin und Herren, ich hab' immer den Teufel ritſch abfahren laſſen ohne Gnade. — Indeſſen kam die Verſuchung bisweilen von außen und von gewiſſenloſen Menſchen. — Da haben mich einmal welche angegangen — nun, ich will ſie nicht nennen; ſind auch ſchon alle geſtorben — ich ſollte mit ihnen Wilddieberei treiben, und gehört doch der Wald und der Sumpf und die Jagd miteinander dem Fürſten. In meiner Hütte ſollte das geſchoſſene Wild gezählt, vertheilt, verkauft werden, je nachdem. Ich hätte einen guten Theil daran ziehen können; aber die Ehrlichkeit litt es nicht. Freilich mußte ich vorgeblich „Ja" ſagen und ein Handgeld nehmen — die Wildſchützen hätten mir ſonſt den Garaus gemacht — aber nachdem 's eine Weile fortgegangen, paßte ich die Zeit ab, und zeigte die Sünder alle bei'm Forſtamt an, ſo nämlich, daß mein Name geheim blieb. Pums, ſind die Frevler überfallen und eingeſteckt worden, und dazumal waren die Geſetze ſtreng, denn es gab noch Wildpret und Obrigkeit in der Welt. Ich erhielt eine ſchöne Belohnung, und der Unfug war zu Ende. — Ein andermal fiel's einigen dummen Leuten ein, ſie wollten einen Schatz graben, dort unten am „Silberacker," ein paar hundert Gänge von meiner Hütte. Dort ſollten viele Pfannen voll Gold verſcharrt liegen, aus der Schweden-, Franzoſen- oder Heidenzeit. — Ich ſehe die Kerle, Mannsbilder und Weibsbilder, verdächtig im Wald umherkreuzen, und laſſe meinen Schnautz eins von den Weibern fangen. Voll Schrecken geſteht ſie, was ſie vorhatten, und ich ſage pfiffig: „Halbpart vom Schatz, oder ich zeig's an.“ Sie verſprachen, was ich wollte, und nun ging ich mit ihnen: ſie zeigten mir den Platz, und beteten das Chriſtoffelgebet, ein langweiliges Zeug ohne Kraft; denn ſonſt hätte der Schatz kommen müſſen. Endlich ſagt das Oberhaupt von ihnen: „Ihr Männer und Weiber! über mich kommt der Geiſt. Morgen iſt erſt die Hebezeit, und dreiunddreißig baare Gulden müſſen auf den Platz gelegt werden, ſonſt kommt nicht der Schatz, und nicht der Drach'. Das Geld müßt Ihr jedoch herſchaffen, da ich's nicht darf, weil eben mit mir der Geiſt geredet hat. Das Geld muß morgen ſchon um fünf Uhr Abends auf den Fleck gelegt werden, und ich will hüten bis um neun Uhr, da Ihr wiederkommt und mit mir das Chriſtoffelgebet wiederholt. Von fünf bis um neun Uhr muß ich ohne Störung und ſchweigend hüten das Geld.“ — Die Rindsköpfe gaben ſich darein und merkten nicht, daß der Kerl ſie zum Narren hatte, und ſelber das Geld ſchlucken wollte. Meine Ehrlichkeit empörte ſich dagegen, und als ſie am folgenden Abend das Geld richtig auf den Platz gelegt, und den Anſtifter dabei zurückgelaſſen hatten, kam ich heran, als wie ein wilder Mann vermaskirt, mit einem Tannenbaum in der Hand und ſchrie fürchtig dumme Worte hintereinander heraus, jagte den erſchreckten Gauner davon, und nahm das Geld weg. Da ſpäterhin die dummen Leute alle kamen und kein Schatz zu finden war, ſo mußten ſie mir gerechterweiſe einen Karolin Abſtandgeld geben, daß ich ſie nicht anzeigte; denn dazumal waren noch Obrigkeit und Stockprügel auf der Welt. So aber ſchwieg ich, und der Anſtifter hat nicht mehr gemurrt, und die Andern haben das Schatzgraben unterlaſſen, und ſo war ich mit meiner Rechtſchaffenheit ſchuld, daß die Leute zur Vernunft kamen, ohne daß es ihnen zu viel Beutelſchmalz koſtete. — Item: ich laſſe mir's nicht nehmen; wenn nicht auf dem Silberacker, ſo doch auf dem Hammereiſenbacherſchloß liegt ein Schatz von Geld und Silber, und wenn ich ihn zu heben wüßte, ich thät's gewiß, und kaufte dann unſer Städtel und die ganze Gemarkung Lichtenwald dem Fürſten und Großherzog ab. Dann wollt' ich dem Burgermeiſter Stockfiſch ſagen, wo er daheim iſt! dann ſollt' ſich mein Bruder, der alte Drottel, eher dem Teufel verſchreiben, als länger mit ſeinem Pack auf'm Breitenhof bleiben! Und mit dem Schatz iſt's etwas, ſonſt würden nicht ſeit vielen hundert Jahren die Leute davon ſchwätzen, und ich habe einen guten Merker, weil ich an einem Samſtag geboren und daher faſt gar ein Sonntagskind bin. Hab' ich nicht ſchon in meinem Leben Geſpenſter geſehen? 's ſind zwanzig Jahre von dem, da ging ich einmal heim von Rothenfluh; der Pfarrer hat mich traktirt mit einem raren Elfer, mit dem ein jüngerer Wein, ein rechter Reißer, kopulirt worden war, und zu wenig hatte ich nicht davon getrunken. In der Nacht war's, und ich ging mit meiner Latern' und meine Laterne mit mir. Der Schlitzſack war voll mit Mehl und Brod, ich hatte einen ganzen Wiſch von Beſtellungen auf Leitern und Schaufeln, und den Kopf voll mit luſtigen Gedanken; ich tanzte nur ſo hin durch den Wald, meine Laterne tanzte, mein Stecken tanzte.... ich meine, die Bäume haben auch getanzt, ſo luſtig war an ſelbigem Abend die ganze Welt. Sappermoſt! auf einmal ſchaue ich mich um. Ja, wo war der Weg? Ich ſtehe unten im Kiesgrund am Bach, und ober mir hängt der Steinbruch und auf dem Steinbruch ſitzt der Mond. Das war einmal kurios, mitten in der Nacht und die Eule ſchrie ganz beſeſſen an einem fort. Wohinaus ſollt' ich? Ich hätte, das zu wiſſen, ſechs Batzen darum gegeben, hatte damals viel Geld im Sack, wenigſtens neun Gulden in allerlei Münze. Wo aber über Nacht bleiben? Am kühlen Bach, im grünen Gras, und als ein Nachbar der Eule, die immer ſchrie: „Saufaus, ſchlaf aus?“ — Da trommelt's mir gäh in den Ohren, als wie ein Roß trappelt, und durch den Wald geht ein feuriger Schein, und in dem Schein reitet ein Mann daher, der hatte ſeinen Kopf unter'm Arm. Aha! denk' ich mir, gar nicht erſchrocken: das iſt der Landenberger, der zur Nachtzeit umreitet und die Markſteine viſitirt, die er zu ſeinen Lebzeiten verſetzt hat! Ei, wo der reitet, muß auch der Weg ſein! — Und ich gehe dem feurigen Schein nach, und wo der Reiter hergekommen war, in's Holz hinein, und wie ich am andern Morgen aufwache', ſo liege ich gerade vor meiner Thüre, und der Schnauz darinnen hat mich geſpürt und Laut gegeben, bis ich munter war. Daß ich's recht ſage: der Schnauz war nicht mehr der Hüſinger-Schnauz, den ich zu einem ewigen Angedenken an's Hofleben mitgenommen hatte. Selbigen Schnauz hab' ich bald für fünf Kronenthaler an den Herrn von Droſlingen verkauft, und einen jungen Schnauz vom Wieſenmüller aufgezogen. — Alſo: wie ich ſo aufſitze und nach meinen neun Gulden ſuche, die wirklich noch in meinem Sack ſteckten — auch der

Schlitzſack war da und die Laterne, aber mit einem Auge weniger, juſt wie ich — ſo denke ich mir: Haſt den Landenberger geſehen, und das bedeutet gewißlich etwas! der alte kaiſerliche Landvogt reitet nicht umſonſt einem armen Teufel Paradi, und dir paſſirt gewiß etwas. — Hab' nicht lang zu warten gehabt. Am ſelben Tags Nachmittag — ich hatte zum zweitenmale ausgeſchlafen, und 's war mir im Magen nimmer ſo öd wie am Morgen, will ich 'was weniges im Wald mich umſchauen, und zum Zeitvertreib die Stämme zeichnen, deren ich benöthigt war zu meinem Geſchäft. Der Schnauz geht vor mir her; er war auch des Spazierengehens froh, und marſchirt in einen Seitenweg hinein — man nennt's „beim todten Mann“ weil dort vor vielen Jahren Einer gefunden iſt worden und hat kein Menſch gewußt, wer der Todte war. Alſo: in den Seitenweg hinein, und ich hab' als eben — wie das Lenele zu ſagen im Brauch hat — mit einem buchenen, halbgewachſenen Herrn Vetter zu thun, ſo gehts im Holz: Wau, wau, wau! und noch einmal und noch einmal. Wär's der Hüſinger-Schnauz geweſen, ſo hätte ich gedacht: der Hund jagt ein Reh oder ſonſt ein Wild. Warum? er gehörte zur fürſtlichen Jagd. Aber mein Müllereſel und jagen? Wie reimt ſich das zuſammen? — Weil jedoch der Hund auf mein Rufen und Pfeifen nicht kommt, ſo geh' ich zu ihm — und finde ihn ſtehend vor einer Weibsperſon, die unter einem Baum am Weg liegt, wie todt. Ich denke alſo gleich: Jetzt hat der todte Mann auch ſeine todte Frau! und hinterher: Wenn die Perſon etwa 'was Gutes oder Geld, oder was es iſt, an und auf ſich hat, warum ſoll das im Wald vermodern, oder in unredliche Hände kommen? Der Holzſchläger kann's auch brauchen.

Derohalben laſſe ich mich neben der Perſon nieder, und ſchau' ihr ins Angeſicht. Ei, das war ſchön! In ganz Simonswald giebt's kein feineres Geſichtel, ſo milchweiß von Haut und rösleinroth auf den Backen und das Haar wie aus den reinſten Goldfäden gemacht. Da wurde mir ganz anders um und um. War doch ſchon ein alter Kerl, aber ein Einſiedler bleibt lang grün, wie ein Tannenbaum, wenn auch der Schnee haushoch auf ihm liegt. — Schüttle nicht den Kopf, Adlerwirthin; das war nur ſo ein Uebergang. — Alſo weil die Backen rösleinroth waren, dachte ich bei mir: Sie iſt nicht todt. Und ferner, weil neben ihr ein kleines Gütterle auf'm Boden lag und war leer:

Die hat ſicherlich zu viel getrunken und hat ſich verſchlafen, und hat doch noch weit heim. — Sie trug nemlich Kleider wie die großen Stadtmamſellen, ſo kurios buntfarbig und verzierlet und koſtbar und einen Strohhut, wie die von Freiburg oder Baſel. Indeſſen kommt ihr der Schnauz mit ſeinem borſtigen Bart ins Geſicht und ſchnuffelt ihr in die Naſe, und pums: ſie ſtreckt ſich und wacht auf, und ſagt, wie ſie mich ſieht und den Hund: „Herr Jeſus, wer ſind denn die, und was iſt mit mir geſchehen?"

Wenn ſie's nicht beſſer wußte, als ich, ſo war's kurios. Ich helfe ihr alſo auf die Beine und auf die Gedanken, ſage ihr, wie ich ſie mutterſeelen allein mit dem Gütterle gefunden, und wollt' ſie gegen ein gutes Trinkgeld wieder heimführen ... und da ſchreit ſie plötzlich auf, und fällt hin und kriegt Gichter, und heult erſchrecklich; gibt ſich nicht zufrieden und ſagt aber auch nicht, wie und wann und was etwa noch dazu gehört. — Ich bin wie ein Narr dabei geſtanden, und der Schnauz hat mit der Perſon um die Wette geheult. — Währenddeſſen wurde es Abend, im Spätſommer war's. Da können wir nicht bleiben, ſag' ich zu dem Weibsbild: „Will Sie auf den rechten Weg gebracht ſeyn, ſo ſag' Sie's. Aber etwas muß gethan werden." — Sie fällt mir hierauf um den Hals und ſchreit: „Alter, lieber Alter, ich bin ja verlaſſen worden; der Spitzbub' hat mich eingeſchläfert und ich ſollte elend in der Nacht verkümmern und verhungern. Ach, was ſoll ich anfangen? Weiß ich, wo er hinreiſt? weiß ich's? Und zudem habe ich jetzt Schmerzen, daß ich kaum gehen kann .... wenn Ihr in der Nachbarſchaft wohnt, ſo bringt mich in Euer Haus, ſonſt komm' ich nicht zurecht." — Der Holzſchläger, als ein guter Kerl, nimmt das Weib unter'n Arm ... da hat er jedoch gleich gemerkt, wie viel es geſchlagen hatte — gib Ruh' Wirthin, fürcht' dich nicht ... — und in Gottesnamen das Weib in ſeine Hütte geführt, und in ſein eigen Bett gelegt, und der Schnauz hat am Bett den Wachpoſten bezogen und dem Weibsbild an einem Stück die Hände geleckt. Wenn ich der Hund geweſen, ich hätt's auch gethan, denn die Hände waren wie von Helfenbein. Da muß ſich das Lenele und das Bäbele verſtecken. — Aber auf einmal geht mirs durch den Kopf: Die Perſon hat dir der Landenberger über'n Hals geſchickt, und jetzt gilt's, die Ohren ſteif halten! — Richtig, ich bring' kaum der Fremden ein Gläſel Reckholderebrenz zur Labſal, ſo ſchüttelt ſie den Kopf, geberdet ſich trübſelig, und ſagt mit hohler Stimm: „Habt Ihr keine Frau?“ — „Je, warum nicht gar?“ — „Ach, ich ſollt' eine Frau bei mir haben!“ — „Ei, wo ſoll ich geſchwind eine Frau hernehmen?“ — „Ach, Mann Gottes, ſchafft mir nur Jemand, der mir beiſteht, ach Gott, ach Gott!“ —

Ich beſinn' mich auf meine Schweſter, die noch auf'm Breitenhof diente, und mache mich auf den Weg, ſie zu holen. Ja, Beermuß!*) Juſt am Tag zuvor war ſie über Land gegangen, auf eine Hochzeit: das neugierige alte Menſch! Der Schwägerin und ihrem Geſindel mocht' ich nichts anvertrauen, und kam alſo allein wieder zurück. Der Mond ſchien hell wie am Steinbruch; der alte Eſel von Landvogt ritt zwar nicht ſpazieren und die Eule ſchrie nicht: aber, ſo wie ich in die Nähe meiner Hütte kam, ſo horch ich, und loſ' und loſ' und höre bald den Schnauz bellen, bald etwas kreiſchen, wie eine Katz' im März, oder wie ein hölzernes Trompetel vom Jahrmarkt, und immer lauter, und dazwiſchen ſeufzt und lamentirt eine ſchwache Stimme, und am End' ſchreit's ganz vernehmlich wie ein klein Kind .... und richtig: wie ich's beim Licht beſehe, iſt in meiner Abweſenheit ein kleiner Erbſünder in meiner Hütte zur Welt gekommen geweſen.

(„Wie? Was? Aha?“ rufen die Zuhörer im Staunen über die plötzliche Wendung der Geſchichte, und die Adlerwirthin, die in einer großen Verlegenheit daſaß, ſagte halblaut zum Holzſchläger: „Macht's manierlich und geſchwind zu End'. Mein Mann leſet dort an der Thüre, und Ihr wißt, daß ihm die ſchlechten Späße nicht ausgehen, wenn er wiederum auf die Geſchichte gebracht wird.“ „— Sei ruhig, Wirthin:“ erwiederte der Holzſchläger mit Salbung: „ich könnt's an des Fürſten Hof nicht manierlicher verzählen, aber ich muß mir ein biſſel Platz laſſen... weißt du? es ſind halt gar ſchöne Erinnerungen dabei.“

So wie ich das ſehe und höre, ſo bin ich natürlich verzweifelt auf der Stör' geweſen.**) Zum Glück war der Storch nimmer da, der's Kindlein gebracht, ſonſt hätte ich ihm die Schaben recht 'rabgemacht. Was aber war jetzt zu thun? Geſchehen iſt geſchehen und ich hätte den käsweißen Engel, der in meinem Bett lag, nicht noch mehr betrüben mögen. — „Geb' Sie nur Ruh';

---

*) Beermuß — ein Muß von Preißelbeeren oder Schwarzbeeren; ein verachtet Gericht. — „Ja Beermuß!“ — „Ei, warum nicht gar?“

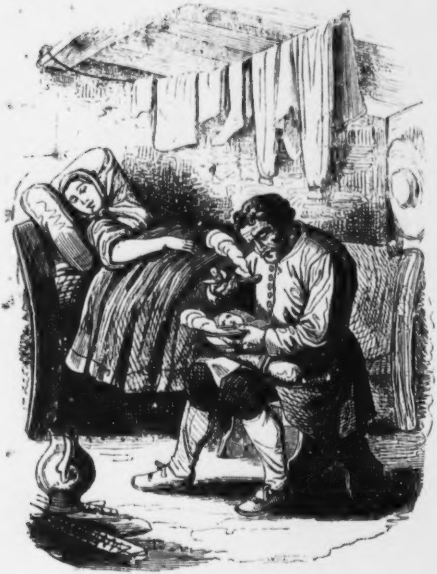
**) In Verlegenheit. — Sonſt heißt „auf der Stör ſein“ eines Handwerkers oder einer Näherin Arbeit im Hauſe des Kunden ſelbſt.

ſagte ich zu der Perſon: „halt' Sie nur Frieden: wir wollen ſchon ſehen, wie wirs machen. Der Holzſchläger hat ſchon vielerlei durchgemacht. Vor's erſte wollen wir dem Kindli einen Rock ſchneiden.“ — Das hat mir mein beſtes Hemd gekoſtet, und der Schnitt war nicht gar zu proper, und die Näherei nicht gar zu fein; aber doch war's am Morgen fertig, und ich hab daneben die Kinds- und Krankenwärterin vorgeſtellt. Man kann viel, wenn man nur will, und die Wöchnerin hat mit ihrem ſchwachen Stimmele geſagt: „Lieber Mann, Ihr ſeid mein Engel; aber jetzo macht nur, daß niemand 'was davon erfährt; ich thäte ſterben vor Schande und Verdruß.“ — „Meinetwegen;“ ſag' ich darauf: „aber Sie... wie heißt Sie denn?“ — „Maria Anna.“ — „Alſo: Mariann', Sie muß doch Ihre Abwartung haben?“ — Die Perſon hat aber behauptet, ſie brauche wenig, und das könne ich ihr reichen, und es ſolle Niemand 'was von der Sach' wiſſen. — Mir ſelber wär' das nicht lieb geweſen. Denkt euch das Geſchrei in der Nachbarſchaft und in dem Städtel! Das wär' ein Freſſele für die ſchlechten Zungen geweſen! Der Holzſchläger hätte ſich nirgends ſehen laſſen dürfen, oder die Kinder auf der Gaſſe wären ihm nachgelaufen; der Holzſchläger hätte über den ganzen Tag ſeine Hütte voll von Tagdieben und neugierigen Menſchern gehabt, was ihm wenig gefallen hätte. Doch war die Sach' ungrad, und von dem Handel hab' ich nichts begriffen. Im Anfang konnte die Perſon vor Schwäche nicht ſchwätzen, und ich hatte alle Hände voll zu thun. Suppen kochen, das Kindle beſorgen, die Frau warten, wie ein Heftelmacher aufpaſſen an allen Orten und Enden, daß nicht eine fürwitzige Naſe 'was Unrechtes witterte; Waſſer tragen und Schüſſeln putzen, tröſten und heben und legen.... ich hatte faſt gar nicht Zeit, an mich ſelber und den Schnautz zu denken, der aber ſeinerſeits an der Mutter und am Kindlein tauſend Freud' hatte. Armer Schnautz! —

Ja, das waren harte Tage, aber doch hab' ich mich gern geplagt. Die Frau war ſo lieb, und ſchwätzte ſo freundlich in ihrer ausländiſchen Sprache, die ich oft nicht verſtand; ſie hat hochdeutſch geredt nemlich. Von Morgens früh, wo ich das Feuerlein aufmachte am Herd bis Abends, wo ich der Mutter den Bettſchelm*) ins Bett legte, denn im Walde und in meiner Hütte

---

*) Bettſchelm: Wärmekrug; häufig mit durchhitzten Kirſchkernen gefüllt.



Die Verſuchungen des Holzſchlägers

war's doch friſchlich, dem Spatſommer zum Trotz, verging mir die Zeit als wie geſpielt. Das Mütterle erholte ſich gar ſchnell, das Kind gedieh; ich ſchleppte es umher und ſang ihm meine alten Lieder vor. Hernach plauderte ich dem Mütterle 'was zum Zeitvertreib; wenn ich aber fragte, woher ſie gebürtig und wie die ganze Hiſtorie ſo kurios gekommen, weinte ſie viel und ſagte immer: „Ich werd's euch ſchon noch ſagen, lieber Mann, nur jetzo kann ich's noch nicht." — Verküßte und drückte das Kindlein und ſeufzte: „O du armer Narr! Gelt, dein Vater hat uns beide verlaſſen und wir haben niemand in der Welt, als dieſen braven Mann und den himmliſchen Vater ober uns, der ſchon für dich ſorgen wird, du armes Mädele!" — Der Erbſünder war nemlich eigentlich eine Erbſünderin, daß Ihrs wißt, ihr Herren. — So hielt ich denn immer gehorſam das Maul und ſchlug mir alle Gedanken aus. Aber von Tag zu Tag iſt mein Stand ſchwerer geworden. Es war die Hungersnoth vor der Thüre, wir hatten ſchier faſt gar nichts mehr zu eſſen und ein Schöpple Wein wär' der Wöchnerin wohl zu gönnen geweſen. Doch konnte ich nicht fort; es hätte gefehlt in allen Ecken, und wer weiß, was der Mariann' hätt' paſſiren können. Ach, du arme Marianne! es kommt mir wahrlich naß in die Augen, wenn ich daran denke!

Aber eben, da ich mich hin und her beſinne, wie die Sach' zu richten, klopfelt 'was an's Fenſter, und ſiehe: die Schweſter ſchaut herein. Fünf Tage und Nächte waren vorübergegangen und das Weibsbild von der Hochzeit zurück gekommen. Jetzo war alles gut. Der Schweſter konnt' ich alles anvertrauen, und das that ich, und die zwei Weiber vertrugen ſich gleich gut. Da ſagt mir aber die Schweſter heimlich: die Mariann' ſei in Aengſten, um das Kind zu ernähren, und ich ſolle in das Städtel zu einer braven Frau gehen, die etwa eine Säugamme für das Kind wiſſe, und ſie wolle indeſſen bei der Wöchnerin bleiben. — Ich nehme meinen Schlitzſack und meine neun Gulden und mach' mich auf den Weg. Wie hab' ich mir den Kopf zerbrochen! Ich kannte manche Frau im Städtel, aber 's war mir keine recht. Die eine war zu geizig, die andere eine Schwätzfraubaſe; eine andere hatte ſelber nicht viel zu leben mit ihren Kindern; eine andere hatte einen ungattigen Mann, der lieber ſelber ſein Geldlein fraß, als es den armen Waiſen mitzutheilen. Ueberall war ein Häcklein, und mitten in dem Bedenken komme ich an ein Stück Ackerland.

und am Rain hin gehen zwei Weibsbilder, eine hinter der andern, und wie ich ſie mit Fleiß betrachte, ſo iſt's die Adlerwirthin da und ihre Magd. Und auf einmal ſag' ich, wie der Boni und wie der Gſchwendimattäubeble: Ich weiß, was ich thu'! —

(Die Adlerwirthin ſtand auf, und ſchickte ſich an, fortzugehen. — „Bleib' nur," rief ihr der Holzſchläger nach: „ſo bleib' doch; ich will dich nicht gar zu arg loben, kannſt immer da bleiben." — Und der Adlerwirth, der an der Thüre loſete, hielt ebenfalls ſeine Frau zurück, und ſagte ſpaßhaft aber herzlich: „Alte, geh' nicht fort. Es bringt dir keine Unehre, was der Holzſchläger erzählen will, und ich hör's auch gern, und hab' dich gern dabei, wenn's erzählt wird." — Nun blieb zwar die Wirthin gehorſam im Stüblein, doch ſetzte ſie ſich in den dunkelſten Winkel, damit man nicht ſah, wie ſie roth wurde in der Erinnerung an eine wackre menſchenfreundliche Handlung.)

Die Adlerwirthin war dazumal ein herzig ſchönes Weibele, etwas wohl, rahn*) — man ſollt's ihr jetzt nicht abmerken — aber wie Sammet von Haut, fiſchäugeleblau von Augen, und chrieſtroth von Lefzen. Als ſie der Adlerwirth da g'weibet hat, iſt ſie noch blutjung geweſen, ſo etwa tauſend Wochen alt. Dazumal, da die Mariann' mit dem Storch in meine Hütte gekommen, haben Adlerwirths noch keine Kinder gehabt; das fiel mir ein, da ich die Wirthin mit der Magd gehen ſah, und ich denke: Ha, ſie iſt ſo gut... vielleicht nimmt ſie ſelbig vaterloſes Waislein in ihre gütigen Hände, bis der Herrgott Segen in ihr Haus bringt. Gedacht, gethan. Ich geh' zu der Wirthin hin, mach' meinen Kratzfuß; ſie ſagt mir, ſie ſpaziere da um ihre Felder, und ſuche, ich weiß nicht mehr was für Kräuter. Die Magd trug auch im Schurz eine ganze Kräuterweihe; ein Stier hätt's nicht auf einen Sitz aufgefreſſen. Nun faßt ich mir ein Herz und ſag' ihr heimlich — der Wirthin: „Du könnteſt dir wohl viele Himmelsſchlüſſele bei unſerm Herrgott verdienen, wenn du dich eines armen Wurms annähmſt, der 's nöthig braucht." — Darauf fragt ſie, und ich deute auf die Magd. Auf einmal — ſchlau, überlegen wie die Weiber alle mit einander ſind, im Guten und Böſen, — ſagt ſie: „Geh' voraus, geh' waidlich, Chriſtiane. Ich will noch die Löfflerin heimſuchen; in einer Stunde komm' ich." —

---

*) ſchmächtig. — Fiſchäugele: Vergißmeinnicht.

Die Magd fort, und: „Was iſt jetzo mit Euch, Holzſchläger?" fragt ſie wiederum. — Sie kannte mich wohl; ich war ſchon ſellmal ein beſtändiger Gaſt im Adler. — Ich verzähl ihr jetzo von Eins bis tauſend, was gepaſſirt iſt, und ſie verwundert ſich, kriegt naſſe Augen, faltet die Hände zu Gott, und fragt gleich: „Iſt's denn getauft, das lieb' Kindli?" — Da bin ich geſtanden wie ein Eſel;... daran hatt' ich noch gar nicht gedacht. — „Na, na," macht die Wirthin: „geht nur geſchwind und holt den armen Leuten 'was zu eſſen und einen Kaffee und einen Wein; ich zahl' alles: aber meinem Mann nichts geſchwätzt. Er iſt zwar gut, doch kenn' ich ihn noch nicht aus dem Grund heraus, und ich will ihm die Sach' — wenn ich einmal Mutter und Kind geſehen habe — ſchon zur ſchicklichen Zeit beibringen, und was ich dabei thun will."

Nun beſchrieb ich ihr den Weg zur Winterhalde und ſie lauft tapfer hin. Ich indeſſen in's Städtel und mach' mein Geſchäft, und, da ich ganz verſchwitzt und verhitzt in der Hütte ankomme, ſehe ich die Wirthin und meine Schweſter noch am Bett vor der Mariann' ſitzen, und die Wirthin wiegte das Kind auf ihrem Schooß und es ſtand ihr ganz trefflich an. Als ſie mich anſichtig ward, gibt ſie der Mutter das Kleine, ſteht auf, und ſagt zu mir heimlich: „Morgen, wenn eure Schweſter bei der Perſon iſt, ſo nehmt das Kind und tragts zu mir hinein; ich weiß ſchon eine Amme für die Kleine und getauft muß ſie auch werden, und ich nehm' mich des Würmleins an, bis es ſeinen Vater und ſeine Mutter wieder beiſammen hat." — Vor der Thür hab' ich noch gefragt, ob ſie jetzt 'was weiteres von der Perſon wiſſe, darauf ſagt ſie: „Ich bin nicht die Polizei, und die Frau hat mir nur geoffenbart, daß ihr Mann ſie verlaſſen, und daß ſie einen Vater habe, der nichts von ihr wiſſen wolle. Sie habe es verdient, und wolle mir alles erzählen, wenn ſie ausgeſegnet worden und vom Geiſtlichen abſolvirt ſei. Unterdeſſen hat ſie mir nur ihren Namen geſagt; aber ich finde ſie ſo lieb und geduldig und fromm, daß ich nicht glaube, daß ſie gar große Sünden auf dem Gewiſſen haben kann — und jedenfalls leidet ſie ſammt dem Kindlein, und es iſt Menſchenpflicht, zu helfen, wo man kann, ... und ich kann's, Gott ſei Dank!" — Eine brave Frau! Wirthin, ich bring dir's!

Ich ſetze mich alſo — nachdem die beiden Weibsbilder fort waren, an den Herd und koche meiner Mariann' und ihrem Kleinen Kaffee und Milchmues, und ſage dem Mütterle: Sei Sie jetzt getröſtet. Ihr Kind wird verſorgt und auch Sie nicht vergeſſen werden! — Da hob ſie mit Freuden an: O lieber alter Andres, ich hab' Euch von Herzen lieb, denn Euch hat mir unſer Herrgott in Perſon zugeſchickt! —

Das mit dem alten Andres hätte ſie ſparen können; ich war ſelbig Jahr noch nicht einmal funfzig alt. Aber man mußte es ihr verzeihen, denn ſie war doch gar zu liebſelig, und wär' ſie eine Hofbäuerin geweſen, ich wär', mein Sir, gern ihr Dribbein worden, und iſt doch gar nicht viel rares an dem Dienſtle.*) — Item: wir haben ſelbander und das Kindli auch, und der Schnautz ebenfalls den Tag über' wohlgelebt und die Mariann' zweimal Kaffee getrunken, und ſie redete davon, am andern Tag ein wenig aufzuſtehen. Das Kleine war ebenfalls geſund und mit Mues geſtopft; ich war ſchläfrig wie ein Nachtwächter, und richtig ſchlaf' ich ein, und hab' einen Traum. Was träum' ich? Die Mariann' ſei mein Weib; und koche mir gerad' ein Schnittlebratis. Ihr Herren wißt vielleicht, daß dieſes Feſttagsgericht Speck und Griesbrei — ein recht dicker — und Schnittlauch darauf iſt? Das Schnittlebratis roch ſo gut, und mir ließ's Maul voll Waſſer, und ich dachte bei mir: Wie biſt du auf einmal zu einem ſo hübſchen Weibele gekommen, und zu den vielen Kindern? denn in jedem Eck ſaß eins, und fraß Kratzele**) und über'm Herd hing eine Tafel, darauf ſtand: Alle Sonntag Speck! — Deß wurd' ich froh, alleweil noch im Traum, und ſagte, als ob ich zu meinem Bruder, dem Breitenbauer redete: He, du Böswichtle, was ſagſt du nun? Wo bleibſt du mit deinem Geiz? Bei dir kommen ſieben Sonntag' und kein Speck, und bei mir . . . ?

Aber da bin ich aufgewacht und auf'm Boden gelegen, ſtatt auf der G'wandkiſte, und es war heller Tag. — Ich zog mich feſttäglich an — ich ſollt' ja Gevatter ſtehen beim Mariannele, bei'm Kleinen, und die Gevatterin ſollte die Wirthin ſein — nehm' das Kind in einen weißen Schurz von der Schweſter — Notabene, die war da, und ſollte bei dem Mütterle bleiben, bis ich wieder heim käme —

---

*) „Dribbein" heißt der dritte Knecht auf einem Hofe. Sein Dienſt iſt etwas im Mißkredit

**) Zerſtoßener Pfannkuchen.

verurlaub' mich von den Weibern und dem Schnauz — ach, du armer Schnauz! — und mach mich fort. — Nach dem Traum hab' ich an nichts böſes gedacht, aber an 'was gutes. Ich hab' mir eingebildet, es ſei gar leicht möglich, daß die Mariann' meine Frau würde, und ich wollte ſie recht lieb haben, und hab' mich gar nicht mehr vor ihr gefürchtet und geſcheut; denn, war ſie gleich vornehmer als ich, ſo war ſie doch nicht etwa eine Fürſtin oder Prinzeſſin, oder ein Hoffräulein; nicht einmal war ſie ſo recht wie eine Bürgersfrau von hier. Ich hab' niemals errathen können, wem ſie angehörte, ſo apart hat ſie gethan und geredet. — Wie geſagt; unter ſolchen luſtigen Gedanken bin ich zur Stadt gekommen, und der Adlerwirth hat richtig ſchon alles gewußt — hat zwar 'was ſcheele Augen gemacht, wie er das Kind ſah; da er jedoch hörte, daß eine Frau in der Vorſtadt das Kind auferziehen ſollte, hat er ſich allmählig beruhigt, und ſo ſind wir zur Kirche gezogen und da iſt das Mädele getauft worden mit Namen Anne Marie Rawina. — Das war der Schreibname. Nach der Taufe hab' ich von der Kleinen Abſchied genommen, und bin mit viel Eß- und Trinkwaare beſchwert auf die Wanderſchaft nach der Winterhalde gegangen. Der damalige Kaplan, der hochwürdige Herr Gehringer, iſt mit mir geweſen, um die Frau auszuſegnen, und der Meßmer war hintendran. Und ſo kommen wir immer näher und näher, und auf einmal ſpringt aus dem Schächle am Schlangenbrunnen ein backliches Weiblein mit zerrupftem Haar, ſchreit: „Zurück, zurück!" und rennt, was ſie kann, dem obern Tobel zu. Wir waren ganz verblüfft. — Das iſt die narrete Kathrein" ſagt der Meßmer; und der Kaplan ſagt „nein" und ich denk' mein Theil, denn die Alte iſt die Mies-Ann' vom Schlangen-Schächle geweſen*), und darauf wett' ich noch heut meinen alten Kopf. Item, ſie war fort, wie unter der Hand verſchwunden, und ſtatt ihrer lief uns meine Schweſter in die Hände. — Wo kommſt denn du her? frage ich ſie, da ich meinte, ſie wäre bei der Mariann' verblieben. Aber da hatte der Breitenbauer eben die Glocke angezogen, weil's in einem Kamin ein bischen brannte, und die Schweſter hat ſich auf und davon gemacht nach Hauſe. Jetzt aber war alles vorbei, und ſo gingen wir ſelbviert an die

---

*) „Mies-Ann'", eine Art von [illegible], der Name als Kinderſchreck gebraucht wird; ſie wohnen in den Brunnen und ungefähr an jedem ſolchen hat ſeine Mies-Ann'. — Schächle, Schachen, Wald, Wäldchen.

Winterhalde hinauf. Sieh: da ſtand die Hütte offen. Potz Bluſt, was iſt das? Ich pfeife, ich rufe: Schnautz, heda Schnautz! — keine Antwort. Ich laufe beſeſſen voran .... ach du mein Gott! da liegt der Schnautz neben der Thür, und hat einen Meſſer- oder Säbelhieb im Hals drinnen, wer weiß, wie tief ... und thut keinen Zucker mehr ... und die Mariann' fort, das Bette leer ... außer dem Weibsbild aber nichts geſtohlen ... — Und damit iſt die Geſchichte aus. Was mir zum Verdruß der Landenberger in's Haus gejagt — hat mir zum größern Leid die Mies-Ann' vom Schlangenbrunnen wiederum geholt; und die Frau und was aus ihr geworden, iſt nie wieder an Tag gekommen, und zum Glück hatten wir dazumal noch Gerechtigkeit im Lande, und kein Menſch hatte einen Verdacht auf mich. Heutzutage müßte ich erſt lange beweiſen, daß nicht ich ſelber die Frau und den Hund umgebracht habe ... und das iſt die Konſtitution. — Unſern Schrecken könnt Ihr euch leicht vorſtellen ... und eine Verſuchung kam bald hinterdrein. Ich find' nemlich auf einmal ein Päckel mit fünfundzwanzig baaren Gulden auf'm Känſterle und darauf ſteht mit Bleiſtift: für das Kind! — Willſt denn du für deine Müh' und Sorgen und Verdruß gar nichts haben? hab' ich mich gefragt: nimm und behalt' doch das Geld und ſag' davon keinem Menſchen ein Wort. — Aber die Ehrlichkeit hat's nicht gelitten, und ſo hab' ich der Adlerwirthin das Geld gebracht.

„Mir?" fragte die Wirthin aus ihrem Winkel. — „Dir." — „Davon weiß ich keine Silbe;" ſagte die Wirthin, hervor und dem Holzſchläger unter die Augen tretend. — „Beſinn' dich nur:" antwortete er mit Zuverſicht; aber vor den hellen Blicken der Wirthin wurde er kleinlaut, und ſetzte hinzu: „Ich müßt's grade nur geträumt haben, wie vom Schnittlebratis und es ſoll meinetwegen an den fünfundzwanzig Gulden und an der Verſuchung nichts wahres ſein." — Die Zuhörer lachten; Wirth und Wirthin drehten dem Holzſchläger mit dem Finger. Holzſchläger trank den neuſpendirten Schoppen aus, und ſagte kaltblütig: „Amen; jetzt bin ich froh: Dank's Gott, ihr Herren!"

⁂

„Was iſt denn aus dem Kinde geworden?" fragte der Doktor.

„Ei, das iſt gut aufgehoben;" ſagte lächelnd die Adlerwirthin.

„Doch nicht etwa im Schooße des ewigen Vaters?" fragte der Kaplan ſehr mitleidig.

Nun übernahm der Kaufmann ſtatt der Adlerwirthin die Pflicht des Antwortens. — Die Sache iſt, ſagte er, daß die gute Frau da des Kindes ſo lange wartete, als es ſich thun ließ. Aber bald ſtand auch in ihrem Haus eine ſchaukelnde Wiege: dem Ignatz, der jetzo in Freiburg der edeln Juriſterei obliegt und Adlerwirths Schatzgeld flüſſig macht, mußte die kleine Anne Marie weichen. Das Ehepaar Kammerlander, — die Bäckersleute droben am Kriminalthurm — übernahmen des Kindes Pflege, und da es endlich in ihrem Hauſe wurde wie im Adler, ſo erbarmte ſich der Kleinen der Bruder des Bäckers, ein Regiſtrator bei ich weiß nicht welcher Stelle. Damals wohnte er in Conſtanz; ſeit acht Jahren ungefähr iſt er nach Mannheim gezogen. Er und ſeine Frau, die der eigenen Kinder entbehren, lieben ihre Pflegetochter unſäglich und haben ihren Namen ihr geſchenkt. Sie ſoll ſehr ſchön und was noch beſſer, äußerſt gut und brav geworden ſein.

Heda, was giebts draußen? Muſik? Sappermoſt, Muſik? ſchrie der Holzſchläger, nach der Zechſtube laufend: Kellnerin, einen Tanz? holla he, die Schnitzgeiger ſind da!*)

Ich will dem Geſchmetter aus dem Wege gehen; ſagte der Geiſtliche. — Ich will ſitzen bleiben, denn die Muſik iſt meine Paſſion: ſagte der Kaufmann. — Ich gehe mit Ihnen, Kaplan; ſagte der Arzt.

Auf der Straße hielt der Dokter ſeinen Gefährten an, und ſprach mit bewegter Stimme: Können Sie ſich vorſtellen, wie es in der Welt zugeht? Die Anne Marie Kammerlander iſt eben diejenige, die ich liebe, und die meine Hand ausſchlagen will, weil ſie in des Holzſchlägers Hütte geboren worden iſt, von einer Mutter, die kein Menſch kennt. O wie froh bin ich, dieſe Geſchichte jetzo gehört zu haben! Morgen reiſe ich nach Mannheim. Die Eiſenbahn dient meiner Ungeduld trefflich. Morgen um dieſe Zeit habe ich mein Mädchen ſchon gefragt, ob ſie nicht glaubt, daß ich ſie liebe um ihretwillen, und daß ich mich wenig um ihre Herkunft, oder um ihr Vermögen bekümmere? Wahrlich — wäre ſie eines Zigeuners Tochter, ſie würde mir nicht um einer Flaumfeder Gewicht weniger theuer und werth ſein! —

---

*) Böhmiſche oder andere fremde Muſikanten, die aus Bädern u. ſ. w. ihren Rückweg über den winterlichen Schwarzwald nehmen.

Zwölfter Abend.

Der Menſch denkt, der Himmel lenkt. Der gute Doktor konnte nicht nach Mannheim reiſen. Bahnzug auf Bahnzug brauſte dahin auf der Eiſenbahn, und keiner von ihnen trug den Doktor hinaus ins ferne Unterland. Warum? War nicht in der Nacht, die auf des Holzſchlägers Erzählung folgte, ein Handwerksgeſelle meuchleriſch von einem andern verwundet worden? Und der Amtsphyſikus war im Urlaub, und der Legalfall mußte vom Doktor behandelt werden, und der Verwundete lebte ein ſo wechſelvolles Leben zwiſchen Seyn und Nichtſeyn dahin, daß der Arzt nicht von ſeinem Lager weichen durfte. Mit der Reiſe war's alſo nichts. Kaum, daß der Liebende ſo viel Zeit erübrigte, um einen Brief voll Herzensgram und Leidenſchaftſturm an ſein Kleinod abzufertigen. — Am dritten Tage erſt und ziemlich ſpät bequemte ſich Vulnerat — wie der arme Handwerker im Protokoll getauft worden, das Zeitliche mit dem Ewigen zu verwechſeln. Nun hatte der Arzt nur noch die Sektion vorzunehmen und ſeinen Bericht zu machen;... dann war er frei. Seiner Freiheit froh, wollte er ſeine Freunde noch einmal wiederſehen, ſeine Ungeduld und ſeinen Verdruß im Geſpräch mit ihnen zu vergeſſen ſuchen, um mit leichterm Herzen dann einzuſchlafen und am nächſten Morgen den Omnibus zu beſteigen, der ihn in die Thäler und an die Eiſenbahn zu bringen hatte. Obſchon der Brief, ſein Vorläufer, zentnerſchwer geharniſcht abgegangen, ſo achtete ihn doch der verliebte Arzt nicht eindringlich und gewichtig genug, um die Niederlage in einen Sieg zu verkehren. Ein mehreres hoffte er von ſeiner eigenen Perſon, und kein Hinderniß irgend einer Art ſollte ihn diesmal aufhalten. Mit dieſem ernſten Vorſatz ging er in des Adlers Herrenſtüblein, woſelbſt niemand von ſeinem Gram und Plan etwas ahnte. Den Kaplan ausgenommen, der verſchwiegen war, wie ein Beichtvater ſeyn ſoll.

Matzendorf ſtand eben vor der Wirthin; er hatte ſie, wie die Neugier des Kleinſtädters zu thun gewohnt iſt, in's Verhör genommen. — Weſſen iſt die Kutſche, die vor Ihrer Thüre hält? — Einer fremden Herrſchaft, die vor zehn Minuten angekommen. — Eine Herrſchaft? eine vornehme, eine zahlreiche? — Ob ſie vornehm, weiß ich nicht; zahlreich iſt ſie gewiß nicht, denn ſie beſteht nur aus einem einzigen Herrn, einem alten. Aber reich iſt ſie gewiß, denn ſie führt nicht weniger als drei Bediente mit ſich: einen Courier oder Jäger, ich weiß nicht recht, was der Menſch vorſtellt; einen Kammerdiener und einen Mohren, der den Holzſchläger tüchtig erſchreckte. —

Und das muß wahr ſeyn; ſagte Andreas, der ſich von ſeiner Bank erhob: ich hab' ſchon lange keinen ſolchen ſchwarzen Kaspar mehr geſehen. Ich ſtehe juſt außen am Thor, da kommt der Wagen per Poſt daher, und das ſchwarze Thier ſtürzt heraus und ſchreit mich an „Kawitſchi, Kawatſchi“ was der Teufel verſtehen mag. Ich war ganz vertattert, weil ich nichts fremdländiſch parliren kann, als Dobre Dobre, und der Holzſchläger hat doch ſonſt den Herzbündel auf'm rechten Platz. He?

Das iſt kurios, daß die ganze Dienerſchaft nichts deutſch verſteht, und nur der alte Herr allein; meinte der Adlerwirth: er redet's aber gut, juſt wie ein geborner Rheinländer, wenn ich mir ſelbige Sprach' recht gemerkt habe. Sie kommen alle aus'm Welſchland und von Wien, wenn ich recht gehört habe.

Wie heißt der fremde Herr? fragte wiederum Matzendorf. — Weiß nicht. — Wohin reiſt er? — Weiß nicht. — Was iſt er denn aber ungefähr? — Ich kann ihn nicht ſchätzen. Er hat einen ſchönen ſeidenen Rockelor an und die feinſte Wäſche. Dabei aber thut er ganz gemein.

Ich wollte, ſagte der Holzſchläger, er wäre unſer Fürſt, und gäbe mir eine beſſere Penſion, und ſteckte dem Burgermeiſter einen Maien, wegen ſeiner lappigen Aufführung gegen den Holzſchläger.

Pſt! da kommt er eben. — Der Fürſt? — B'hütes; der alte Herr.

Richtig kam der Gaſt herein. Ihm folgte auf dem Fuß der ſogenannte Kurier; ein herkuliſcher Menſch mit harten Zügen und patzigem Auftreten. Geſicht, Schnurrbart, Haltung, Gang und Bewegungen waren die eines italieniſchen Carabiniere. Er war auch ein Italiener, und wie es ſchien, mehr ein freundlicher Reiſegefährte des Alten, als deſſen Diener. Seine Kleidung war bequem und dabei etwas phantaſtiſch. Eine rothſeidene Schärpe machte ſich zwiſchen dem kurzen mit Schnüren verzierten Reiſekamiſol und den Reithoſen des Touriſten bemerkbar. — Der alte Herr erſchien dagegen in dem ſchon geprieſenen wattirten Seidenrock von grauer

Farbe; an allen Fingern trug er goldene, zum Theil mit Diamanten verzierte Ringe; eine prächtige Bruſtnadel glänzte aus ſeinem Jabot hervor; ſeine ſtark ergrauenden, vormals ſchwarzen dicht aufgeſträubten Haare hatte er mit einer großen Koketterie geordnet; ſeinem ſeidenen Taſchentuche entquollen Wohlgerüche ſeltner Art. — Sein Geſicht, ſcharf zugeſchnitten, trug den Ausdruck großer Selbſtſchätzung und Kommandirgewohnheit. Daneben nahmen ſich wunderlich aus die behaglichen Mundwinkel eines Feinſchmeckers und Lebemanns, und eine gewiſſe Gutmüthigkeit, die wie eine leichte Verklärung den Hochmuth des alten Geſichtes beherrſchte. — Mit einer tiefern Verbeugung, als man ſie von ihm erwartet hatte, grüßte der Alte die ſchon vorhandene Geſellſchaft, betrachtete im Vorübergehen mit Verwunderung den Holzſchläger, der voll impertinenten Gleichgewichts nicht einmal mit dem Kopf nickte und ſetzte ſich mit Grandezza an das obere Ende des Tiſches. Sein Gefährte nahm neben ihm Platz. Sie wälſchten eine Weile miteinander; dann kam das Nachteſſen, und mit Begier fielen die Reiſenden darüber her. Man war wenig geneigt, die Eſſer für Prinzen oder Fürſten zu halten, wenn man das ungenirte Spiel ihrer Kinnbacken und Eßwaffen betrachtete. Unbefangen ſpeiſten ſie wie andere gemeine Leute, um ihren Hunger zu ſtillen, ohne ein Wörtchen zu ſprechen. Der Mann mit der rothen Schärpe kaute indeſſen viel rüſtiger als der Alte im grauen Rockelor. Dafür überhörte der Letztere, gemächlicher beſchäftigt, nichts von den kleinen Geſchichtchen, die ſich die übrige Geſellſchaft zum Beſten gab. — Zu allen dieſen Hiſtorien gab die Verwundung und der Tod des bewußten Handwerksburſchen den urſprünglichen Text ab; ſie waren nur Variationen eines und deſſelben Vorfalls. Der Eine hatte eine ähnliche Begebenheit in Biſchofsheim am Steg, der Andere in der Schweiz erlebt; dem Adlerwirth war in Straßburg bei einem Haar daſſelbe paſſirt, die Wirthin erzählte wieder vom Hintritt des Tiroler-Franzl; der Holzſchläger berichtete von wunderlichen Ereigniſſen, die ehemals auf der Hütte ſich begeben.*) Alle ſtimmten darinnen überein, daß die Schickſale der Menſchen kurios durcheinander laufen, und daß, wenn alle ſeltſame Abenteuer des wirklichen Lebens zuſammengeſchrieben werden könnten, dieſelben mehr Bücher anfüllen würden, als jetzo überhaupt in der Welt ſind. — Da that auf einmal der alte Herr im grauen Rockelor den Mund auf, und ſprach: „Ja wohl, meine Herren, gibt es Geſchichten auf Erden, die man nicht glauben würde, wenn man ſie in Büchern läſe, und das Wunderlichſte geſchieht alle Tage und überall. Da könnte ich zum Beiſpiel etwas vorbringen, das vielleicht nicht oft erhört werden; wenn Sie miteinander Zeit haben, zuzuhören, ſo vertreibt es uns wohl die Abendſtunde, und erleichtert mir das Herz; dauert auch nicht gar lang.“

---

*) Herzogenweiler wird gewöhnlich nur die Hütte geheißen.

„Wir hören gern zu, wenn Sie die Güte haben wollen, uns was Intereſſantes zu erzählen:“ erwiederte Matzendorf mit kaufmänniſcher Geſchmeidigkeit: „Sie kommen aus fremden Ländern und haben gewiß allerlei erlebt und erfahren, mein Herr?“

„Ach ja, ſogar mehr, als mir lieb iſt;“ ſeufzte der Alte. Da er nun ein wenig mit ſeinem Nachbar auf italieniſch plauderte, und der letztere phlegmatiſch und unbefangen eine kurze Pfeife aus der Schärpe zog, ſich zum Rauchen anſchickend, flüſterte der Doktor dem Kaplan in's Ohr: „Mir iſt fatal, daß der Fremde uns in Beſchlag nimmt; ich hätte gern mit Ihnen vor meiner Abreiſe einiges verhandelt, und nun bringt uns der Graurock um den koſtbaren Abend.“ — „Hm, vielleicht macht er's kürzer, als wir denken;“ bemerkte der Geiſtliche. — „Wolle der Himmel, daß es ſei. Was wird auch da herauskommen? Sehen Sie nur die Manieren der fremden Vögel. Hinter all dem vielleicht unächten Glanz und Reichthum ſteckt wahrſcheinlich nur eine recht gemeine Wirklichkeit.“

Indeſſen räuſperte ſich der Alte, legte ſich mit den Ellenbogen vertraulich auf den Tiſch hinein, gleichſam, als wäre er im Adler jahrelang aus- und eingegangen und hob an:

Des alten fremden Herrn Geſchichte.

Schon mein Großvater hatte ſich in einem Orte im Herzogthum Naſſau niedergelaſſen, der fern vom Rhein liegt, aber in einer recht hübſchen Gegend. In ſelbigem Orte ſind die Bauern mit der Laterne zu ſuchen, dagegen gibt's dort mehr Künſtler von allen Gattungen als in Wien, Hamburg, Frankfurt und andern großen Städten. Ich weiß nicht, wie's kommt, daß ſo viele Künſtler dort ihren Wohnort aufgeſchlagen haben; jedenfalls ſtammt das aus einer alten Zeit. In unſerm Dorfe gibt's alſo noch heutigen Tags mehr Orgeln als Pflugſchaaren, mehr Harfen als Hanfbrechen, und zur Zeit, da noch die Bärentreiber in Mode waren, hatten wir mehr Bären als Hunde im Ort. Das iſt gewiß. Mein elterliches Haus, das jetzo das meinige iſt, hat zur rechten Hand den nordiſchen Feuerkönig zum Nachbar, und zur linken die Elephantenmutter. Gegenüber ſitzt in einem artigen Landhaus ein alter Taſchenſpieler, oder Profeſſor der Phyſik; daneben in einer ſchmierigen Hütte der ebenfalls alte und geizige Schnellläufer Jodele. — Ich ſelber bin ein Akrobat.... ſie haben's in unziviliſirten Zeiten Seiltänzer genannt, und ich komme eben jetzo aus meiner letzten Campagne. Ich will mich zur Ruh ſetzen, wie der Profeſſor und wie der Schnellläufer. Ich hab' in meinem Leben genug gearbeitet, und zwar mit Ehren. Mein Großvater hat oft geſagt — ich hör's noch: „Der Nicolo gibt einmal einen rechten Kerl auf'm Straff- und Schlappſeil. Er hat Knochen wie von Butter, und alle Zoll ein Gelenk." — Mein braver Vater iſt bei ſeiner Virtuoſität nicht alt geworden. Ich hatte vierundzwanzig Jahre, als er eines Nachmittags — es war in Magdeburg — mit dem Reif zu kurz ſprang, neben dem Seil herunterſchlug und beinahe auf dem Fleck todt blieb. — „Gib die Profeſſion auf!" war ſein letztes Wort zu mir. — Es hat nicht viel gefehlt, ſo that ich, wie er wollte. Mein Bajazzo hatte zwar eine ſchöne Tochter, die den Eiertanz recht gut konnte, und mit verbundenen Augen ebenfalls auf dem Drath brave Künſte machte, und mit ihr hätte mich, den jetzigen Direktor, der Bajazzo gern verkuppelt — aber ich ließ mich nicht fangen, ging heim, und wollte ein Kunſtreiter werden. In unſerm Orte war ein geſchickter Mann dieſes Fachs und ich ging bei ihm, der juſt eine neue Geſellſchaft montirte und ſeine Schweſtern ſchulte, in die Lehre. Während jener Zeit war die Elephantenmutter einmal nach Hauſe gekommen: eine Wittwe mit drei noch blutjungen Söhnen; hatte frühzeitig geheirathet, und ſah noch gut aus, war aber älter als ich, und hätte mich doch gern geheirathet. Zehn andere hätten zugegriffen; ſie hatte einen ſchönen Elephanten und ein paar amerikaniſche Tiger; ihre Buben waren geſchickter Natur. Aber ich wollte höher hinaus, war ein ungemein hübſcher Kerl, hatte ſchon etwas Geld vom Vater geerbt und einen ſchönen Apparat; daneben gefiel mir eine Schweſter des Kunſtreiters ſehr, und daher ſagte ich zur Elephantenmutter: „Nein." — Das Wörtlein war meines nachherigen Unglücks Schmied. Die Elephantenmutter konnte mir's nimmer vergeben. Was geſchieht auch bald darauf? Mein Kunſtreiter thut ſich mit ihr zuſammen, ſeine Schweſter — die mich lieb hatte — ſetzt ihren Kopf auf, und geht mit mir, und ſo geſchah's, daß ich die Reiterei an Nagel hängte, wieder auf's Seil ging und meine Frau eben auch dazu bekehrte und belehrte. Die Kathi wurde eine Prima-Forcetänzerin, das muß wahr ſein, und hat mir viel Geld eingetragen, und ich war mit ihr in aller Herren Länder wohlangeſehen und beklatſcht. Inzwiſchen machte die Elephantenmutter noch viel beſſere Geſchäfte. Die Reiterbande auf der einen, die Menagerie auf der andern Seite arbeiteten unermüdlich, und brachten natürlich mehr Gewinnſt als der einfache Seiltanz mir und meiner Kathi. Wenn ich das Glück jener Leute und das meinige anſah, wurde mir immer ganz bitter im Herzen. Kamen wir auf Meſſen und Vogelſchießen auf einem Platz zuſammen, ſo ging's nicht ohne Unfriede ab. Bald fiel meine Kathi der Elephantenmutter in die Haare, und dann ſetzte es Hiebe zwiſchen mir und dem Kunſtreiter, oder ich hieb einmal die Buben der Elephantin durch, und dann packte die letztere meine Kathi an, oder meine Kinder und malträtirte ſie. Ich hatte nämlich zwei Kinder erzielt: einen bildſchönen Jungen und ein noch ſchöneres Mädel. Mein Peppo war ein herzhafter, mir treu ergebener Junge, die Nanna war dagegen kälter gegen mich und ihre Mutter, und verſchloſſener als der Peppo. Wenn es ſich traf, daß wir ein paar Wochen im Winter daheim die Zeit verbrachten, und es war etwa die Elephantin mit ihren Jungen da — öfters führte der Kunſtreiter alsdann die Menagerie herum — ſo ſteckte die Nanna, ſo oft ſie's hinter meinem Rücken ausführen mochte, bei den Buben der Nachbarin; der Peppo aber, ſobald er die Jungen nur von fern ſah, krähte vor Zorn und prügelte ſie, wo er nur konnte. Der Feuerfreſſer hatte doch auch artige Kinder; zu ihnen ging die Nanna nicht. Auch der Schnellläufer hatte eine Familie — man hieß die Kinder nur die Zephirs, ſo ſchwindſüchtig ſahen ſie aus — aber auch dieſe frequentirte Nanna nicht. Aber namentlich mit dem Edmund von der Elephantin, dem jüngſten, war ſie gut Freund. Einmal indeſſen kam ich dahinter und zugleich der Farrenwaddl, wie man hier zu Land das Inſtrument heißt, und ich hab' ihr den Unfug ausgetrieben. Die Kathi ſagte auch dazumal: „Nicolo, die Nanna muß 'was zu thun kriegen, und wir müſſen auch 'was thun, um Kaſſa zu machen. Ohne Schlangen und Aſcenſionen auf den Kirchthurm oder das Rathhaus geht jetzo das Geſchäft nicht mehr, die Welt iſt zu verfeinert. Lerne du die Aſcenſion, ich will ſie auch bald begreifen; den Muth habe ich, und Schwindel nicht; zugleich ſchaff' dir ein paar ſchöne dicke Boaſchlangen an, und ich will die Nanna zu einer Indianerin machen, welche die Schlangen füttert, mit ihnen ſpielt, tanzt und ſo weiter. Das Mädel iſt hübſch und dreiſt und wird uns viel Geld einbringen." — Kathi hatte da einen guten Rath gegeben. Gleich in der nächſten Stadt trafen wir einen Magier und Bauchredner, der Bankrott gemacht hatte. Unter ſeinen Zaubermöbels, die man öffentlich verſteigerte, fanden ſich ein paar Rieſenſchlangen vor, alte Diener, die ich ohne Anſtand für das Mädchen erſtehen durfte. Sie konnten nicht mehr beißen, weil zahnlos; indeſſen ſtand ihnen der Taufſchein nicht auf der bunten Haut geſchrieben, und ſie ſahen noch immer gefährlich genug aus, um dem Publikum angſt zu machen, wenn Nanna unerſchrocken mit ihnen ſpielte. O ja, Kathi hatte einen guten Rath gegeben; Nanna machte ihre Sachen vortrefflich. Oft wenn ich nach einer ſtarken Arbeit mit und ohne Balancirſtange hinter meiner Flaſche ſaß, müd und matt, aber zufrieden, da eine Schüſſel voll Geld vor mir ſtand — und es kam Nanna, in fleiſchfarbigen Kleidern mit ihrem Leopardenfellchen um die Schulter, und brachte eine dito Schüſſel voll Schlangentrinkgeld — wie herzte und ſegnete ich das liebe Kind! „Du wirſt noch einſt die Stütze unſers Alters ſein!" ſagte ich alsdann nicht ſelten und Thränen liefen mir in den Elfer! — Das Glück war auf einmal bei uns eingekehrt, und wenn wir etwas zu beklagen hatten, ſo war's, daß Kathi zu fett wurde und ſich nicht mehr gut auf dem Seile produzirte, und daß mein Peppo gar kein Geſchick zum Luſtigmacher hatte. Ich tanzte dazumal alle primi Caratteri, zu denen Peppo noch etwas zu kalbfleiſchig war, obwohl geſchickt, und der Burſche hätte mir die Gage für den Hanswurſt und ſein Anhängſel leicht erſpart, wenn er nur einen Funken Humor im Leibe gehabt hätte. Aber ein vollkommenes Glück iſt eben nirgends zu finden, und ich war am Ende froh, einen Manège-Schimmel zu haben, auf welchem Kathi ihre alten Reiterkünſte mitten im Feuerwerk machen konnte. Ein ſchönes Schlußſtück, das überall gefiel. Noch beſſer faſt war das

Gauklertalent, das Peppo auf dem geſpannten Seil zu entwickeln begann. Ohne alle Dreſſur, auf Ehre! Gott hatte ihm direkt die Kunſt in's Leben mitgegeben. Der Kerl fraß Säbelklingen und Bratſpieße, daß es Zeug hielt, und aus drei goldenen Kugeln, die er warf, produzirte er Sonne, Mond und Sterne, das ganze Firmament. Wenn er ſein Meſſerſpiel machte, ſchrieen die Damen laut vor Schrecken und klatſchten dann noch lauter vor Vergnügen, daß dem muntern ſchönen Burſchen — meinem Ebenbild — nichts geſchehen war. Abſolut wie es die Herren bei der Nanna machten, wenn ſie, von den Schlangen ungefreſſen, den Shawltanz aufführte — die Beſtien ſtellten den Shawl vor. — Herrliche Zeiten, gute Zeiten.... ach, wohin ſeid ihr entſchwunden?

Es war in Leipzig, daß wir nach langer fröhlicher Trennung einmal wieder auf der Meſſe zuſammenkamen, die Elephantenmutter und ich. Sie hatte neben ihrem andern Gethier ein Zebra, aber ein falſches und gemaltes; war ein einheimiſcher Eſel und machte die Kunſtſtücke der kleinen Poneys, die zu ſagen wiſſen, wie viel Uhr es iſt, wie viel Augen der Würfel zeigt und wie viel Blätter das Kartenſpiel hat. Jener deutſche Eſel apportirte ein Schnupftuch, wie einen Silbergroſchen, er fand die reinſte Jungfrau ſowie den dümmſten Kerl aus den Zuſchauern; kurz, ein Kapitalbeeſt, nur kein Zebra. — Da alle Welt hinlief, und mein „Wundertheater“ nur ſchmale Geſchäfte machte, ſo ließ ich durch meinen Bajazzo ſchlechte Witze über das Zebra reißen. Gleich darauf ſagte der Hanswurſt der Elephanta — wiewohl ein trauriger Burſche von Geſtalt und Witz — meine Schlangen hätten keine Zähne und ſchier kein Leben mehr. — Zwar prügelte ich hierauf den Bajazz, und der Kunſtreiter hieb den meinigen durch; aber das führte nur auf die Polizei und zu einer Geldſtrafe, und unſere beiderſeitigen Unternehmungen traten den Krebsgang an. — Ich bereitete in aller Stille mit ſchwerem Herzen meinen Abzug vor und ſaß eben in tiefen Gedanken, meinen Reiſeplan überlegend, auf meiner großen Türkentrommel, als plötzlich die Elephantin in eigener Perſon in meine Bude trat, und mir ſagte: „Nicolo, Ihr habt's nicht um mich verdient, daß ich Euch die Hand biete, aber es gilt die Exiſtenz von uns beiden. Wir haben uns lang genug ſchlecht gemacht, und dafür macht das Panorama von Konſtantinopel ſtatt unſer die beſten Geſchäfte; bei den Wachsfiguren iſt alles voll, und der ſchäbige Rattenfallenkrämer mit ſeinen abgerichteten Flöhen wird ein reicher Mann. Das Feld räumen vor dieſem Geſindel iſt eine Schande, auch wiſſen wir beide nicht wohin. Laßt uns alſo Waffenſtillſtand machen und zuſammen in Theilung arbeiten. Ich gebe den Elephant und das Zebra — aber Ihr müßt's in Ruhe laſſen — die Tiger und das Schnabelthier, meine Kunſtreiterei und die Pantomime, die mein Aelteſter trefflich agirt. Dazu ganz nagelneu meinen Zweitälteſten mit ſeiner Frau, die ſich als Tiroler-Naturſänger produziren — eben von Gratz angelangt; und endlich meinen jüngſten, den Edmund, der bei'm Theater geweſen iſt — hat ihm aber nicht gefallen, iſt kein ſolid Stück Brod. Derſelbe ſingt Romanzen zum Schmelzen und deklamirt, daß einem die Haare zu Berge ſtehen. Nebenzu will der Herr des gelehrten Pudels, der ſchier vor Hunger ſtirbt, mitmachen, und dem geben wir dann, was wir gern geben wollen. Kommt nun Euer Seiltanz, der Kathi Feuerreiterei, die Nanna mit ihren Schlangen und Perro mit ſeinen indianiſchen Künſten dazu, ſo wie die beiden Hanswurſten, die ſich alle Abende tapfer herum ſchlagen werden, ſo müßte das Publikum den Teufel im Leibe haben, wenn es unſer Spektakel nicht allen andern vorzöge." —

Mir leuchtete das ein. Künſtler ſind ein verſöhnlich Volk. Heut ſchlagen ſie einander hinter die Ohren, morgen vertragen ſie ſich; ſo machten wir's, ich und die Elephantenmutter. Aber unſer Friedensſchluß fiel in eine böſe Stunde. Die Kaſſe ſtand ſich dabei gut, denn in der That mußten wir viermal im Tag unſer Spektakel geben und kein Apfel kam in der großen Hütte zur Erde, aber die Zwietracht wurde unter dem Deckmantel der Freundſchaft immer giftiger und ätzender. Ich zähle nicht, daß Kathi und Elephanta, die abwechſelnd die Kaſſa beſetzt hielten, gleich nach der erſten Vorſtellung ſich gegenſeitig des Diebſtahls und Unterſchleifs beſchuldigten, und während der dritten ſchon in Handgemeng geriethen.... Weiber ſind jederzeit hitziger und argwöhniſcher Natur, und vielleicht hatten beide recht.... allein im Innern der Familie ging der Hader los, weil ſich zwei Glieder derſelben ein biſſel gar zu lieb hatten. Nanna fand ſich zu Edmund, Edmund zur Nanna. Sie ſangen mit einander ſo lang ſpaniſche Duetten, bis es mir und der Kathi und der Elephantenmutter ſammt dem Kunſtreiter ſpaniſch vorkam. Die Letzteren fielen einmal zur Nachtzeit wie die Räuber bei uns Andern ein, und fragten: Wo iſt die Nanna? — Ich weiß nicht, gab ich zur Antwort, und Kathi daſſelbe. — Wo wird ſie ſein? ſagt der Kunſtreiter: ſie geht mit dem Edmund ſpazieren. — Ei, da ſoll ſie ja doch... und ſo weiter... ſagte ich. — Das mein' ich auch, ſagte die Elephantenmama: übermorgen iſt die Meſſe aus, und unſer Contrakt auch, und weiter wird nichts gereicht. Wir vertragen uns nicht mehr: es gehe ein jedes wiederum ſeinen Weg, und mit dem Edmund hab' ich ganz an[illegible] Dinge im Sinn; ich will einen nordiſchen Herkules aus ihm [illegible]achen. Mit den Schlangen iſt kein Glück und Segen mehr; die Nanna iſt ſchon zu groß; dem achtzehnjährigen Weibsbild glaubt's kein Menſch mehr. Und ich möchte die Nanna nicht zur Sohnsfrau, und wenn ſie ein Wallfiſchgeripp und ein paar Zwerge im Vermögen hätte, und wenn ſie ſelber eine Rieſin wäre, was ſonſt eine gute Profeſſion iſt. — Darauf ſagte ich natürlich: Und ich möchte Euern Edmund nicht zum Schwiegerſohn haben, und wäre er ein Sänger, wie der große Wild, oder das lebendige Skelett in Perſon, was ebenfalls eine edle Profeſſion iſt. Eher klopfte ich die Nanna butterweich. — Eher drehte ich dem Edmund den Hals um! ſagte die Elephanta, und ſo ſchieden wir ganz einverſtanden. Es iſt nicht nöthig zu erzählen, welch ein Abendeiſen die Nanna überkam, und wie der Mondſcheinſanger von ſeinem Quaſiſtiefvater bei der Heimkehr bedient wurde. Nach ein paar Tagen ſegelten wir von Leipzig ab; jene nach Frankfurt an der Oder, wir nach Frankfurt am Main. Ich meinte, es ſei alles vorbei .... aber was meint nicht alles der Menſch? —

Fünf Monate darnach ſind wir in Baſel, und machen recht gute Geſchäfte. Aber mit der Nanna waren große Veränderungen vorgegangen. Sie redete ſchier keine Silbe mehr, ſaß immer in tiefen Gedanken; wenn ſie ſpielen oder tanzen ſollte, meldete ſie ſich entweder krank, oder machte ihre Sache ſo ungeſchickt, daß ich aus der Haut hätte fahren mögen. — Nicolo, ſagt mir einmal die Kathi: höre, die Nanna gefällt mir nicht; und ich antworte darauf: Höre, Kathi, ſie gefällt mir ganz und gar nicht; und beide hatten wir eigene Gedanken, mochten ſie einander gar nicht mittheilen. — Nun waren noch wenige Tage bis zu unſrer Reiſe nach Bern zu verſtreichen, und ich gehe einſtmals durch die Jakober Vorſtadt, ſo ſehe ich zwei Tiroler in's Harderſche Bierhaus eingehen, und erkenne alſobald den zweitälteſten Sohn der

Elephantin mit ſeiner Frau. — Holla, denk' ich: warum wird mir ſo kurios bei'm Anblick dieſer Leute? Iſt mir doch zu Muth, als wollten ſie mir Böſes zufügen? — Der Menſch hat Ahnungen, weiß aber gewöhnlich nicht, was damit anfangen.

Nun will ich ein paar Worte von dem maſkirten Tiroler ſagen. Dieſer Philipp — ſo war er getauft, wenn überhaupt wahr iſt, daß er getauft worden, denn ſein Vater war ein Zigeuner geweſen und hatte vom Chriſtenthum nicht für einen Heller im ganzen Leibe — dieſer Philipp alſo war wohl der durchtriebenſte, niederzüchtigſte Schlingel, der jemals Schuhe getragen und eine Naſe mitten im Geſicht. Welch eine Naſe? Der abſcheulichſte Pulcinell hat eine ſchönere und niedlichere von ſeinem Vater geerbt. Auf, um und in dieſer Naſe ſaß ein ganzes Zuchthaus voll von Spitzbübereien. Möchte wohl wiſſen, an welchem Galgen das böſe Kraut zum Trocknen aufgehenkt worden iſt. — Nun alſo: ein ſchlechter Kerl von oben bis unten und im Quadrat, wie die Profeſſors ſagen. Er war klein, und ſah aus, als hätt' er einen Buckel inkognito. Sein dunkelſchwarzes und hager Geſicht ſammt Haar- und Schnauzbartzuthat ſchmeckte ſehr nach dem Vater Zigeuner und ſah jederzeit drein, als hätte ſein Inhaber wenigſtens ein Schweizerdutzend Mordthaten auf'm Gewiſſen. Dabei floß ſein ungewaſchnes Maul über von Biederſinn, und Treuherzigkeit, und mit ſeiner ſchönen Stimme und ſeinem Tiroler-Du hat er viele geſcheidte Leute angeführt, daß es rauchte. Die Hahnenfeder auf dem grünen Hütl ſtand ihm recht zu Geſicht, und viele Chriſtenmenſchen hat's gegeben, die ihn für den leibhaftigen Teufel hielten, weil er demſelben glich, wie ein Tropfen Galle dem andern, und ſein Weib für eine arme Seele, die ſich ihm verſchrieben, um von ihm in aller Welt von Elend zu Elend herumgegängelt zu werden. Dieſes Weib war auch keine ächte Tirolerin, zwar groß, und ſchön gewachſen, aber von Kummer ganz abgemagert; ihre Lieder und Jodler klangen ſchön, aber wehmüthig zum Erſchießen. Und wenn der Höllenſohn, der Philipp, ihr nachhatſchte auf der Gaſſe, der kleine ungefuge Knirps dem großen Weibsbild, oder wenn er neben ihr ſaß und ſo recht ſataniſch die Zitter ſpielte zu ihrem Geſang und ſie gar begleitete mit ſeiner Lock- und Verſucherſtimme, ſo lag's offenkundig dem verehrten Publikum vor Augen, daß hier in der That der böſe Feind eine arme unſchuldige Seele an der Kette habe. Sonderbar: ich habe immer ſchwitzen müſſen, wenn der Menſch in meine Nähe kam; im Dunkeln zog ein bläulicher Schein von ihm aus — ich glaube gewiß, daß, wenn man Zunder an ihm gerieben hätte, derſelbe Feuer gefangen haben würde; in der Hellung ſah der Kerl dennoch ſchwarz und rußig aus. — Genug jetzt von dem Geſpenſt des Abgrundes, wenigſtens von ſeiner werthen Perſon.

Wie geſagt: die Anweſenheit [illegible] Sängerpaars war mir fatal; ich dachte, das ganze Elephan[illegible]ngezücht werde in der Nähe ſein, und mir etwa in Bern den Rang ablaufen wollen. Was geſchieht indeſſen? Gleich am Tage darauf, — ich gehe eben zum Sattler, bei dem mein Packwagen ausgebeſſert wurde — da begegnet mir die Frau des Philipp, und ich thue, als ſähe ich ſie nicht, gehe meines Wegs — ſie jedoch trottelt neben mir fort, bis ans nächſte Eckhaus beim Wildenmann ... da ſtellt ſie mich und ſagt: Nicolo, nehmt euch in acht, mehr ſag' ich nichts. — He, warum? — Es ſoll euch 'was angethan werden. — Oho, was denn? Wollt Ihr mir Bern und Neuchatel vor'm Maul wegnehmen? — Warum nicht gar? Die Alte iſt in Donaueſchingen und Schaffhauſen, der Kunſtreiter in Freiburg, und wir ſind von der Alten getrennt, und probiren unſer Glück auf eigne Hand. Aber's gilt eurer Tochter Nanna. — Ho, ho, wie ſo denn? — Mein Mann hat mit ihr geheim Verkehr gehabt: ich darf nichts ſagen ... aber ich warne euch. — Dein Mann? Was will er mit der Nanna? — Jetzo macht das Weib ein bös Geſicht und bleckt die Zähne und droht in die Luft hinaus, und geht fort, und ich merke, daß das arme Thier eiferſüchtig iſt und kaum mehr weiß, was es thut. — Nun kam mirs unglaublich vor, daß die Nanna mit dem Philipp etwas haben ſollte. Je mehr ich aber dem Ding nachſinne, je verſtändlicher wird mir, daß ja der Edmund um die Wege ſein könne. Wart', denke ich mir: du ſollſt dein Fett abkriegen! — Vom Sattler geh' ich in's Wirthshaus, wo wir logirten. Da liegt der Peppo faul auf der Bank. — Wo iſt Nanna? — Auf'm Markt; ſagt der Peppo. — Wart, wart! ſage ich wiederum vor mich hin und werde immer böſer. Die Kathi, die oben einpackt, frag' ich: Wo iſt die Nanna? — In der Hütte, ſagt die Kathi: ſie hilft dem Knecht, die Teppiche zuſammenlegen. — Wart, wart! ſag' ich, immer böſer, nehme meine Reitpeitſche und gehe in die Hütte. Nichts da Nanna. Ich gehe auf den Markt, es war ſchon halb zwölf Uhr und ſchier kein Menſch mehr vor dem Rathhaus zu ſehen. Nichts da Nanna. Nichts Nanna zu Hauſe, nichts Nanna den ganzen Tag. Von dem Philipp und der Philippine ebenfalls keine Spur mehr in ganz Baſel. — Da hab' ich zur Kathi geſagt: „Die Nanna iſt durch!“ — „Das glaub' ich auch;“ ſagt die Kathi; und am ſpäten Abend kommt ein Brief von ihr, worinnen das unglückſelige Kind ſchreibt, es habe nicht länger bei uns aushalten können, und fort müſſen, ehe alles an den Tag gekommen, und es habe ſich mit ſeinem lieben Edmund zuſammengethan, werde ihn nicht mehr verlaſſen, und bitte uns um Verzeihung wegen der Deſertion. Das Schlangenmanöver ſei ihr zuwider, als Sängerin werde ſie mehr Glück machen, und die Mutter werde am wenigſten auf ſie böſe ſein, das wiſſe ſie genau — und noch allerlei ſtand in dem Brief, der ſehr übel zu leſen war. — Es hatte übrigens ſeine Richtigkeit, daß Kathi ſich am wenigſten um das Mädel grämte; denn das Mädel war zu hübſch, und die Mutter machte neben ihr gar keinen Effekt mehr.

Was war nun zu thun? Das Aergſte, wie wir laſen, war einmal geſchehen; wir Künſtler haben ein beweglich Gemüth, das immer vorwärts ſtrebt. Bern konnten wir nicht im Stiche laſſen, um dem ungerathenen Kind nachzurennen, und Nanna iſt bei unſerer Profeſſion lang nicht die erſte und nicht die letzte, die ihren Eltern mit Schimpf und Schande durchgeht; — wir konnten ſie ſehr wohl entbehren, da ſie doch kein Genie für die Kunſt hatte, und ein paar Monate darauf hatten wir ſchon ein armes Schuhflickermädel von zehn Jahren angenommen, das die Schlangenexercitien beſſer machte, als die Nanna. — Der letztern ſchrieb ich einen groben Brief; damit Punktum. —

Seit jener Ausreißerei ſind ungefähr neunzehn Jahre vergangen geweſen. Viel Schnee und Sonnenſchein iſt über meinem Kopfe weggezogen. Am Ende iſt der Schnee liegen geblieben und meine wohlgefüllte Kaſſe, in Allianz mit meinen ſteifer werdenden Beinen, fragte mich tagtäglich: Willſt du dich denn noch immer plagen und biſt ſchon ſo alt? — Da macht mir in Wien der Freund, der mir zur Seite ſitzt — ein Künſtler von vielem Verdienſt, den ich jetzt wohl herausſtreichen darf, da er kein Wort deutſch verſteht — den Vorſchlag, nach Konſtantinopel zu gehen, und dort vor dem Großtürken und ſeinen andern Roßſchweifen meine letzte

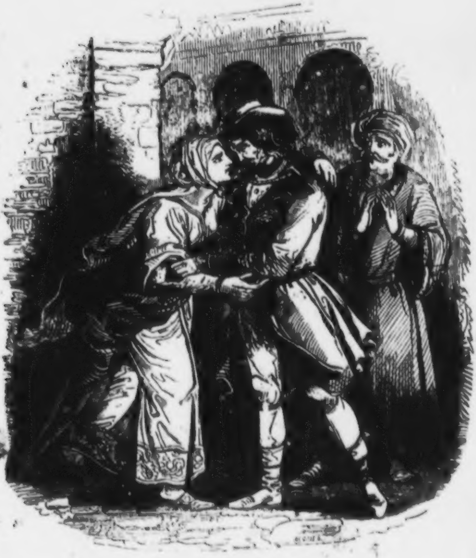
Kampagne zu machen. Er iſt ein Akrobat, der auf dem Seil das unmögliche leiſtet und noch etwas darüber: ein Feuerwerker vom reinſten Waſſer, ein Springer, Balanceur, Herkules, Athlet und Thierbändiger… ein Kerl, wie eine Dampfmaſchine aus engliſcher Fabrik, niet- und nagelfeſt. Mit ihm war etwas zu verdienen; wir machten Kompagnie, und fuhren auf der Donau und ſo weiter nach Konſtantinopel. Der türkiſche Kaiſer ließ uns zwar ſitzen, aber die Roßſchweife beſchützten uns, und die Herren Geſandten in Pera ließen ſich nicht lumpen. Wir haben nicht ſchlecht Piaſter — ſpaniſche nemlich — eingenommen, und hatten doch, Menſchen und Eſel, Pferde und Hyänen, zwei und ſechzig Stück zu verköſtigen. — Nun: wir ſpielten ganz nahe bei einem türkiſchen Kirchhof auf einer ſchönen Wieſe, und neben den vielen tauſend Stocktürken, Griechen und Armeniern und Europäern, die uns zuſahen, waren auch tauſend und noch einmal ſoviel Weiber in ihren Wägen, oder zu Fuß, vermummt, und nicht vermummt, zugegen, und ſie klatſchten nicht am wenigſten, wenn Freund Eligio der Hyäne das Maul aufriß und hatte doch keine Handſchuhe an, oder wenn ich meine Späße mit dem Tambourin machte. Einem alten Kerl ſteht der Hanswurſt noch am beſten zu Geſicht. — So hatte ich denn einmal getanzt, und ſtand hinter'm Schirm und putzte mir den Schweiß von der Stirn; da kommt unverſehens zu mir herein ein Türk mit grauem Bart und einem angenehmen, freundlichen Geſicht, greift ein wenig an den Fes, und ſchaut mich lächelnd und verwundert an, von Kopf zu Fuß, und ſagt ein Dutzendmal hintereinander: „Gott iſt groß!" — Da wir nun das von Kindsbeinen an hinlänglich wiſſen, ſo bat ich den freundlichen Mann, ſich ein bischen näher zu erklären, und er fragt auf wieneriſch: „Biſt du der Nicolo?" — „Ja, Effendi. — „Der deutſche Nicolo, deſſen Großvater aus Vicenza gebürtig geweſen?" — „Derſelbe, Effendi." — Und abermals ſchüttelt der Türk den Kopf voll Verwunderung, lacht und ſagt ein Dutzendmal: „Gott iſt groß." — Derweilen hatte unſre erſte Tänzerin den Drath beſtiegen, die Muſik fing die Polonaiſe an, und ich mußte hinaus, meine Lazzi beim Schuhankreiden zu machen. — Deshalb ſagt mir der Türk geſchwind: „Wenn das Spektakel aus iſt, komm' ich, dich abzuholen; ich habe mit dir zu reden." — Nun, ſo werd' ich 'was hören, antwortete ich ihm, und denke halb, der Türke müſſe einen Sonnenſtich haben. — D'rauf, als die Vorſtellung zu Ende, die Kaſſe gezählt, getheilt, auch in Sicherheit gebracht worden war, kommt der Graubart richtig, und ſagt: „Folge mir; du gehſt mit einem Freund zu Freunden.“ — Weil ich nun frage: „Wer ſteht mir dafür?“ ſo antwortet der Polizeiaufſeher, der bei unſerm Spektakel die Sicherheitswache kommandirte, und ein rechtſchaffener Mann war: „Geh' nur getroſt mit ihm; ich kenne den Mann, er iſt der Kaufmann Ben Hamet, der Wiener, und wohnt im Revier Daud Paſcha. Er will dir wohl und iſt ein ſichrer Gaſtfreund.“ — Auf dieſe Bürgſchaft hin ging ich. Freund Eligio ſagte lächelnd: Ich wette, er führt dich zu einer Sultanin? — Und der Kaufmann, der auch italieniſch redete, antwortete ernſthaft: „Nicht anders, Meiſter.“ — Wir gingen alſo ſelbander. Es war nicht gar weit; ein langer Sommerabend obendrein. Wir kamen durch Winkelgaſſen an einer Moſchee vorbei und ſtanden endlich vor einer blinden d. h. fenſterloſen Mauer. Aber darinnen war eine Thüre, eng wie ein Sarg. Der Türk ſperrte ſie auf, und führte mich in einen Hof; darinnen ſaßen ein paar Mohren und fütterten Maulthiere, daneben ſtand ein Weiberkarren, daneben ein paar verhüllte Weiber, ein paar Kinder, und eine von den Weibern, da ſie meiner anſichtig wurde, ſchob eiligſt den häßlichen Leinwandſack vom Geſicht, lauft auf mich zu, und ſchreit auf deutſch: „Ach ja, das iſt der Vater, der Vater iſt's,.... mein lieber... lieber.... Vater!“ — Aber... geehrtes Publikum... hoher Adel.... löbliches kaiſerlich-königliches Militär.... entſchuldigen Sie... ich muß weinen... weinen.... aber gleich wirds wieder losgehen, Verehrungswürdige!

(In der That ſchluchzte der Alte plötzlich mit einer ſolchen Gewalt und Inbrunſt, daß nicht nur Eligio ihm den Rücken klopfte, ſondern auch die Adlerwirthin ſich bewogen fand, das weibliche Mitleid walten zu laſſen, und an ihm herumzutröſten. Der Holzſchläger ſelbſt wurde von dem feierlichen Augenblick ergriffen. „Mich überläuft die Hühnerhaut, und die Finger kregeln mir ordentlich;“ ſagte er halblaut zum maulaufſperrenden Adlerwirth: „vor dem Auge geht mirs herum, wie ein Himmelring, und die Naſe beißt mich; 's gibt Nuies, denk' an mich!“ *) — Die andern Zuhörer redeten kein Wort, ihrer innerſten Be-

---

*) Hühnerhaut — Gänſehaut. Kregeln — frieren. Himmelring — Regenbogen. — Nuies — Neuigkeit.

S. 161



Des alten fremden Herrn Geſchichte.

wegung lauſchend — Nach einiger Unterbrechung fuhr der alte Herr gefaßt und beſonnen fort:)

Von den Herren, die mir zuhören, werden einige wohl Vaterglück und Vaterſorgen kennen. Sie werden meine Zähren nicht kindiſch ſchelten. Bei der Mutter da entſchuldige ich mich ſchon gar nicht. — Kurz: des graubärtigen Türken Frau war meine Nanna! O, wie alt war ſie geworden! gerade nur ihre Augen waren noch zu kennen. Das gute Weib hatte jedoch meine Perſon gleich wiedergekannt, da ſie mich zum erſtenmale hoch in der Luft auf'm Seile geſehen. Und doch war ich auch um neunzehn oder zwanzig Jahre älter geworden, und machte den Hanswurſt in dem Augenblicke, da der armen Nanna bei'm Wiedererkennen ſchier das Herz brach. — Jetzt aber ließen wir uns nicht aus den Armen. Indeſſen ſchickte Hamet die Mägde hinauf, und führte uns andere in ſein ſchönſtes Zimmer, und wie ich aus meinem Vergnügen aufwache, ſo ſitze ich neben Nanna auf einem Sofa von Brokat und vor uns ſteh'n acht Kinder, wie die Orgelpfeifen aufgepflanzt, und der Aelteſte hatte ſchon eine Idee von einem Schnurrbart, und hinter den Kindern ſteht als wie ein freundlicher Heiliger der Kaufmann und Vater und raucht aus ſeiner Pfeife, als dampfe er am Dankaltar Weihrauch zum lieben Gott auf.

„Das ſind meine Kinder!“ ſagt die Nanna mit freudigen Thränen und herzt eins nach dem andern, und legt ſie mir an den Hals und läßt mir von ihnen die Hand küſſen. — Dann ſtreckt ſie die Arme nach dem Kaufmann aus, und ſagt — es war keine Lüge, ſondern die ſpiegelklare Ehrlichkeit: „Das iſt mein Mann, mein lieber Mann und Freund und Vaters Stellvertreter, mein Engel, darf ich ſagen, der mir Glück, und Freiheit und Rechtſchaffenheit wiedergegeben hat!“ — Hamet legte ihr gravitätiſch aber lächelnd die Hand auf den Mund, und ſetzte ſich zu meiner Linken. Nachdem die Kinder hinausgeſchickt worden waren, fragte mich Nanna: „Was macht die Mutter, und hat ſie mir verziehen?“ — Ich mußte ſeufzend erwidern: Verziehen? o ja. Was verzeiht man nicht im Sterben? Es geht in's ſechste Jahr, ſeit ich ſie in Mainz begraben. — „O weh!“ ſagte Nanna leiſe vor ſich hin, und faltete die Hände. Nach einer Weile Stillſchweigen fragte ſie, gleichſam furchtſam: „Und Peppo? denkt er noch ſeiner Schweſter?“ — Hierauf hatte ich kleinlaut zu melden: Wie ein Seliger zu thun vermag. Er war zum drittenmale in Genf; da iſt er nicht mehr herausgekommen. — „Armer Peppo!“ ſchluchzte noch kleinlauter die Schweſter und redete lange kein Wort. Sie, meine verehrten Herren, werden mir erlaſſen, Peppo's Hintritt weitläufig zu erzählen, wenn Sie ſich deſſen erinnern, was ich Ihnen vom Tode meines ſeligen Vaters berichtet habe. — — —

(Der alte Künſtler nahm eine große Priſe, und arbeitete mit dem Schnupftuch viel an der Naſe herum, bis das Waſſer hinlänglich aus ſeinen Augen getreten. Dann fuhr er um ſo tapfrer fort:)

Es verſteht ſich, daß ich bei dem türkiſchen Schwiegerſohn zum Nachteſſen und ſelbſt über Nacht blieb. Wir drei Alte hatten keine Anwandlung von Schlaf und daher erzählte mir Nanna munter und ausführlich ihre Schickſale, von denen ich nur im kurzen ſagen will, daß Nanna nach manchen Fatalitäten auf einer Sängerreiſe mit ihrem Edmund nach Odeſſa, von dort nach Konſtantinopel gekommen war. Empfohlen an einen, einſt in Wien erzogenen türkiſchen Kaufmann, hatte ſie in demſelben den ehrlichen Hamet kennen gelernt, der ihres Herzens Kummer und ihres Lebens Troſtloſigkeit errieth, und ſeine Hülfe — da bald hierauf Edmund an der Peſt geſtorben war — ihr nicht entzog. Noch mehr: er that die Liebe hinzu, jagte ſeine paar Sklavinnen zum Henker und nahm die Nanna auf europäiſche Weiſe zur Alleinfrau. Insgeheim bekennt er ſich zur chriſtlichen Religion, beirrt alſo ſein Weib nicht in Sachen der Frömmigkeit und die Kinder werden, dem Gänſeweintrinker Mahomed zum Trotz, dem Beiſpiel der Eltern folgen. Ben Hamet iſt ſehr reich, hat Schiffe auf dem ſchwarzen Meer, handelt nach Ruß- und Griechenland, beſitzt Mohren und Gärten, Pferde und Mauleſel.“ Mit einem Wort: Nanna ſitzt im Glücks-Schoos bis über die Ohren. Ich bring' ihr dieſes Glas. Erlauben Sie, verehrtes Publikum, daß ich mit Ihnen anſtoße. — —

(Das Publikum that dem alten Herrn den Gefallen; aber vom Kaplan bis zum Holzſchläger fragten die Zuhörer laut oder leiſe, aber mit derſelben Verwunderung: Iſt die Geſchichte ſchon aus? — Und hätte der Alte geſagt: Freilich; iſt's nicht abenteuerlich genug, daß ich in Konſtantinopel als eine grundreiche Kaufmannsfrau eine Tochter wiedergefunden, die mir in Baſel mit einem Vagabunden davon gelaufen? — ſo hätten alle Zuhörer mit Bedauern verſetzt: o ſchade, daß die Hiſtorie ſchon zu

Ende! — Denn Allen war dieſelbe Idee im Kopfe aufgegangen, daß an der Erzählung noch irgend etwas hängen müſſe. — Doch bedurfte es keiner beſondern Aufmahnung, den Alten zur Fortſetzung ſeiner Geſchichte zu bewegen. Von ſelber fuhr er fort:

Eine Frage, die ich vorausſah und im voraus fürchtete, wenn ſchon ich betrübt geweſen ſein würde, ſo ſie nicht geſtellt worden wäre, blieb nicht aus. „Willſt du nicht bei uns bleiben, Vater, dein mühſelig Geſchäft aufgeben und in deiner Kinder und Enkel Schooß dahinleben?“ ſagte Nanna mit wohlthuender Zudringlichkeit. Auch Hamet ſtellte die Frage. Aber ich hatte darauf nur ein Kopfſchütteln und die ſehr begreiflichen Worte: Schon bin ich zu alt, um eine neue Heimath mir anzubequemen. Ich gewöhne mich ja kaum mehr an ein neues Kleid. Nein, Nanna, hier könnt' ich nicht ausdauern. Am Rhein, wo ich geboren worden, will ich auch ſterben; im eignen, wenn auch einſamen Hauſe. Zudem muß ich ja bis an mein Ende ſorgen, Nanna, daß von deinem Erbe nichts verſchleudert werde. Wer weiß, kommt nicht einmal dein älteſter Schnurrbart hinaus in's Naſſauerland und holt, was dein gehört? — Da ſchüttelte auch Nanna den Kopf wehmüthig lächelnd und entgegnete, indem ſie eine Kiſte aufmachte, die voll von Perlen, Gold und Edelſtein war: „Sieh', Vater, was ſchon mein iſt durch die Güte meines Herrn und Ehemanns. Ich bedarf nicht deines Geldes, und du kannſt damit verfahren nach Gefallen jederzeit. Ich verſtehe, daß du hier nicht heimiſch werden magſt, und wenn ſchon mein Herz blutet, muß ich dich alten Mann allein in die Welt gehen laſſen. Allein, da wir jetzt ſo vertraut beiſammen ſitzen, laß' dir ſagen, daß du vielleicht im fernen Land eine Erbin deines Guts finden dürfteſt, die auch zugleich eine Erbin deines Blutes, weil mein Kind. Wenn Gott ſeinen Segen dazu gegeben, ſo lebt ſie noch, und du wirſt ſie erfragen, und bringe ihr den letzten Gruß der Mutter, und ſei von ihr gepflegt bis an deinen letzten Tag!“ — Da ich erſtaunt daſaß, ſo erzählte mir Nanna, daß ſie von Baſel die Flucht genommen weniger aus Liebe zu dem Edmund als aus Furcht, endlich einen Fehltritt offenbaren zu müſſen, den ſie begangen. Edmund erwartete ſie, die von Philipp und deſſen Frau begleitet wurde, unfern von Baſel und ſie zogen an den See, und verdienten ihr Geld mit Singen. Doch reichte der Verdienſt nicht aus; Philipps Frau, die ohne Grund zwar, aber dennoch zum Sterben eiferſüchtig auf die Nanna war, lag ihrem Mann täglich in den Ohren, daß er ſich wiederum mit der Elephantin vereinigen möchte. Der ſchwarze Spitzbub wollte nichts lieber, allein die Elephanta verlangte auch Edmunds Rückkehr und Nanna's Entfernung. Philipp wußte, daß Edmund zur letztern niemals ſeine Zuſtimmung geben würde, und ſo neſtelte und klügelte und verhandelte er hinter Edmunds Rücken mit der Alten, bis dieſe in des Philipps Plan eintrat, und eines Tag's ſchrieb: Philipp und Edmund und Nanna ſollten nur kommen, alles vergeben und vergeſſen ſein. — Nanna war glücklich, Edmund auch, und doch war das Elend vor der Thüre. Wiederum in Freiburg kamen ſie alle zuſammen, und nach ein paar Wochen, da der Himmel voll Geigen hing, ſollte nach Ulm aufgebrochen werden. Als Avantgarde gingen längs des Rheins Philipp und Philippine und Edmund voraus, ſingend in Städten und Städtchen. Nanna's Zuſtand litt das nicht. Sie blieb, um mit der Mama bequem über'n Schwarzwald zu fahren. Auf dem Wege, um ſich nach des ſchwarzen Schurken Vorſchrift die Nanna ſammt dem Kinde vom Halſe zu ſchaffen, ſchläferte die Elephantenmutter die arme Perſon mit einem halbmörderiſchen Schlaftrunk ein, und der Kunſtreiter trug ſie in den dichten Wald und legte ſie dort nieder; in der Hoffnung, ſie werde in ihrem ſchwierigen Zuſtand im Walde verkümmern, oder im beſten Fall eher zu ihrem Vater umkehren, als ihren Peinigern folgen, die mit verdoppelter Schnelligkeit ihre Reiſe fortſetzten. Nach ein paar Tagen mit Edmund zuſammengetroffen,,ſagten demſelben die Unmenſchen, Nanna habe ſich auf und davongemacht, auch einiges geſtohlen und was der Abſcheulichkeiten mehr ſind. Aber die Strafe folgte der Lüge auf der Ferſe. Auf der Weiterreiſe überfiel ein furchtbares Unwetter die ganze Bande; der Blitz ſchlug zu den Füßen der Elephantenmutter ein, und die Vettel gerieth in dergeſtalte Todesangſt, daß ſie dem Edmund alles bekannte, was an der armen Nanna verübt worden war. Edmund ſchlug den Philipp beinahe todt und den Kunſtreiter halb, kehrte in Begleitung eines ihm ergebenen Burſchen um, und ſuchte den Fleck im Schwarzwalde, den ihm die Alte ziemlich genau beſchreiben konnte, auf. Er fand die dürre Eiche, den beſchriebenen Pfad, aber nicht die Leiche ſeiner Nanna. Im Walde ſtreifend gelangte er zu einer Hütte. Der Durſt bewog ihn, dort anzuklopfen; ein Hund bellte, eine Weiberſtimme rief ängſtlich um Hülfe. Durchs Fenſter ſchauend ſah Edmund die Nanna mühſam in der Hütte umher laufend die Hände ringen. Er und ſein Begleiter ſprengten die Thüre. Der

Letzte wurde von einem ſtarken Hunde angefallen und tödtete denſelben mit einem Meſſerſtich. Edmund trug auf ſeinen Armen die Nanna davon bis zu ſeinem Wagen. „Mein Kind! mein Kind!" ſchrie Nanna, des Würmleins gedenkend, deſſen ſich gutmüthige Leute erbarmt hatten. Aber Edmund, der halt eben auch ein Sohn ſeiner Mutter war, wollte vom Kind, als einem Hinderniß ſeiner Reiſe nichts wiſſen. Er hinterließ einige zwanzig Gulden für ſein eigen Kind in der Hütte, verſprach Nanna, ſpäter ſich nach ſeinem Fleiſch und Blut zu erkundigen, aber der Böſewicht hielt ſein Verſprechen nicht. Immer weiter, nach Bayern, nach Ungarn, nach der Krimm zerrte er ſein Schlachtopfer fort, bis ihn endlich des Himmels Strafgericht in Konſtantinopel erſchlug. — Nun, meine Herren und liebe Frau, nun bin ich auf dem Wege, das beſagte Kind aufzuſuchen, und — wäre es am Leben, hübſch und unverheirathet — es meinem Freund Eligio zur Frau zu geben, mit der Hälfte meines Vermögens und der Anwartſchaft auf die andre Hälfte; und nicht umſonſt hab' ich Ihnen die lange Geſchichte erzählt, denn bei'm Städtchen Lichtenwald iſt meine Enkelin geboren worden; eine edle Frau des Städtchens — Nanna wußte ihren Namen nicht mehr — hat ſich vor neunzehn oder zwanzig Jahren des Kindes angenommen. Hier bin ich nun, um zu erfahren, ob ich zu finden habe eine Lebendige zu meiner Freude, oder abermals ein Grab, worauf meine letzten Thränen zu verweinen?

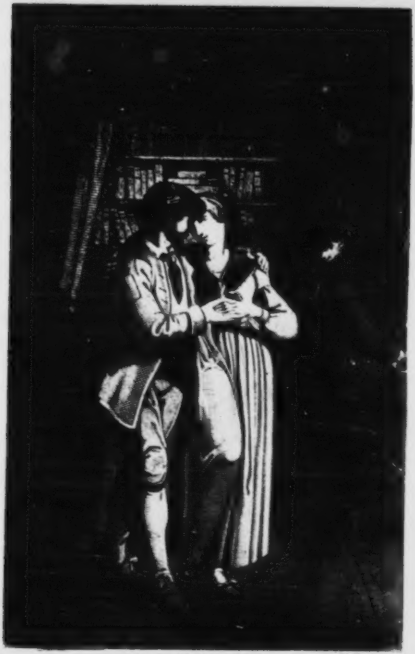
* * *

Nun entſtand ein wirres Durcheinander. — „Die dürre Eiche, der maſſakrirte Schnautz!" ſchrie der Holzſchläger aufhupfend und mit den Fingern ſchnalzend. — „Aufgepaßt, Herr Doktor!" rief der Kaplan lachend. — „Marie Anna! wär's möglich?" rief etwas gedämpfter der Arzt. — „Das paßt auf Ehre alles dem Holzſchlägerkind zu Geſicht!" bekräftigte Matzendorf, und die Adlerwirthin, wie Weiber ſchnell bei der Hand ſind, wenn Gutes zu verkündigen, fiel gutmüthig dem Alten um den Hals und rief ihm in's Ohr: „Ihre Enkelin lebt, und iſt brav, und Wohl Ihnen und ihr!" — Der Ex-Seiltänzer ſchlug vor Freuden ſeinen letzten Entrechat; Eligio ſtrich ſeinen Schnauzbart und murmelte vor ſich hin: „**Bestie tedesche!**" — Am allerlauteſten würde ſich haben der Adlerwirth mit ſeiner Löwenſtimme vernehmen laſſen, wenn ihn nicht zur ſelben Friſt der Hausknecht hinausgerufen hätte, um Fremde zu empfangen, die mit eiligen Poſtkleppern eingetroffen waren.

Und als eben der Tumult im Herrenſtüblein ein bischen nachließ, ſtanden drei Fremde von Mannheim vor dem Doktor: der Regiſtrator Kammerlander, ſeine Frau und ſeine hübſche Pflegetochter, und der Erſtere ſprach: „Grüße Sie Gott, lieber Doktor. Wir kommen, Ihnen auf Ihren deſperaten Brief eine mündliche Antwort zu bringen. Die kleine, hoffärtige Sünderin, die indeſſen Sie von ganzer Seele liebt, widerruft ihren ſchnöden Korb und gibt ſich Ihnen gefangen, wie ihr Herz und die Vernunft es angerathen; höchlich zufrieden, Sie noch am Leben und zärtlich ihr zugethan wiederzufinden!“ —

Die Augen, die der Doktor machte! Aber die Augen, die Marie Anna machte, als ihr der Großvater, vom Himmel gefallen, vorgeſtellt wurde! Und die Augen, die eben derſelbe Großvater machte, als er weinend und ſtammelnd ſeine Enkelin umarmte! Und die Augen, die Eligio machte, als er ſah, daß er zu ſpät gekommen, um die Schöne und ihr reiches Erbe heimzuführen! — Der Tauſendkünſtler ritt noch in der Nacht von dannen, ärgerlich zur Genüge. Die Fröhlichkeit im Adler überlebte lange die Polizeiſtunde. Um drei Uhr Morgens war noch alles lebendig im Adler und die Fröhlichkeit noch fröhlicher als vorher. Am fröhlichſten war der Mohr des Nicolo, dem der Alte den Dienſt aufkündigte, ſagend: Jetzt geh, Jamer, geh' heim nach Iſtambol und ſage meiner Tochter, du habeſt ihr Kind geſehen, und ich ſei glücklich in ihrem Glücke, und der alte Nicolo ſtehe jetzo nicht mehr allein! — Gemach indeſſen! noch vergnügter als der Mohr, war der Holzſchläger geſtimmt, der als Unwohlthäter ein gar reiches Präſent davontrug; eine genügende Entſchädigung für das Erbe ſeiner Schweſter und die ſchmale Penſion des Fürſten. — Und als die Wirthin ihm zurief, mit dem Finger ſchalkhaft drohend: Holzſchläger! ſo waren die fünf und zwanzig Gulden für's Kind doch nicht geträumt? — Da lachte der einäugige Schelm von einem Ohr zum andern und verſetzte: Gott ſei Dank, nein; und das Kapital hat ſchöne Zinſen getragen, wie du ſiehſt, und: Ehrlich währt am längſten! hat der Boni immerdar geſagt, Gott hab' ihn ſelig. Es ſind zehn Jahre, ſo iſt er in Bruchſal im Arbeitshaus geſtorben.

Ende der Erzählungen beim Licht.



159 Der Klosterdieb.

Der Kloſterhirt.

Draußen vor dem Städtlein ſteht auf dem Abhang des Waldſaums ein ſteinernes Kreuz, unſcheinbar und niedrig, wie es eben aufgerichtet wird, um die Stätte einer Mordthat zu bezeichnen. Unter dem Abhang hat der Strom ſein urſprüngliches Bett verlaſſen, um den Ueberfluß ſeiner grünen ungeſtümen Wellen in einem weiten Halbkreis um den Wieſenplan zu ſprudeln, der einer ſtattlichen Rinderheerde ſattſame Weide geſtattet. Der Wald, die Wieſen, die Heerde, ja ſelbſt das Städtlein gehören als Schutzbefohlene oder als Eigenthum dem Stift an, deſſen weiße Mauern und blanke Fenſter alle Gebäude ringsum überragen. Zwei ſchlanke Glockenthürme ſtrecken ihre Schatten Morgens über die Stadt, Abends über das Kloſter hinaus. Im Stift hauſen gelehrte und fleißige Benediktiner, in der Stadt ebenſo fleißige Kleinbürger, die neben ihren Gewerben Aecker, Gärten und Obſtgehäge beſtellen; daneben benutzend die ökonomiſche Erfahrung des hochwürdigen Pater Hofmeiſters, die ihnen ſtets zur Hülfe bereit iſt, ohne ſich ihnen aufzudrängen mit ihrer Weisheit. Wer überhaupt noch nicht weiß, wie gut und bequem unter'm Krummſtab ſich's wohnt, gehe dreiſt nach Heiligenkreuz am Wildbach, wo ſogar das liebe Vieh mit barmherziger Milde behandelt wird. Denn, als im Konvent einſtens ernſtlich davon die Rede war, die Erträgniſſe der Heerden durch Einführung der Stallfütterung zu ſteigern, hat ſeine Hochwürden-Gnaden der Herr Prälat geſagt: „Wir wollen kein Geſchöpf Gottes aus ſchnödem Geiz der Luft, der Sonne und des friſchen Waſſers berauben. Darum treibe Gualbert nach wie vor die Heerde zur Trift und der Stallkerker bleibe verſchloſſen.“

Dieſer kurze und brave Beſcheid war nicht einmal den bedrohten Thieren ſelber ſo willkommen als dem genannten Gualbert, weil es ſeine Leidenſchaft war, die Rinder zu hüten, ſeitdem lange Jahre zuvor ihm verleidet worden war, ein Seelenhirt zu werden. Item: ein Hirt zu ſein, hatte er erreicht, und rühmte ſich deſſen, und viele tauſend andere können ſich nicht rühmen, ihres Lebens Ziel und Zweck beſſer erreicht zu haben. Ihm war wohl. Den lieben langen Tag ſaß oder lag er unfern des Wegs am ſteinernen Kreuz, ſeinem Belvedere und Hirtenhauptquartier, ſchaute über ſeine gehörnten Unterthanen hin, ſchien auch nicht ſelten mit offenen Augen zu ſchlafen; unbeweglich wie der ſteinerne Brunnenheilige, wie dieſer ſchwärmeriſchen und bleichen Angeſichts. Auf dieſem Geſichte flammte es jedoch wie lichtes Morgenroth, da Gualbert am Tage nach Kreuz-Erfindung den unſcheinbaren Denkſtein am Waldesſaum mit Blumenkränzen umwunden fand. Dennoch hatte er ſchon ſeit dreißig und einigen Jahren denſelben Schmuck am ſelben Stein zur ſelben Zeit gefunden!

Gualbert nahm den breitgekrempten Filzhut von dem ſchwarzen, mit zahlreichen Silberfäden durchzogenen Kraushaar, kniete vor dem Kreuze nieder, ſprach andächtig ein Vaterunſer und ein Ave für die arme Seele, die einſt auf dieſem Flecke des Leibes ledig werden, und murmelte vor ſich hin: „Armer Philipp, ſchon wieder ein Jahr verſtrichen zu den vielen, da du hier im ungeweihten Boden moderſt und immer noch nicht hab' ich dir mit meinem Bekenntniß die ehrliche Ruheſtätte auf dem Gottesacker geöffnet! Vergib mir, Philipp; denn, ſchau: Blauer Himmel und grüne Flur ſind mir gar ſo lieb! Hinter Schloß und Riegel würd' ich in Jammerqual vergehen. Schau: harre nur noch wenige Jährlein; dann tragen ſie mich hinaus, die Füße voran; und in meinem Kaſten werden ſie dann ſauber geſchrieben und eingewickelt finden, was zu wiſſen ihnen und dir frommt. Hab' alſo Geduld, mein Alter. Es währt nimmer ſo lang mehr, als es ſchon gedauert hat."

Nachdem er alſo zum todten Leib oder zur unſterblichen Seele geredet, ſtand er auf, um ſeines Hirtenamtes zu pflegen. Hätte es kaum nöthig gehabt; die maſten Rinder dachten nicht daran, den ſchwachen Hag der reichen Weide zu durchbrechen. Nur der Geisbock, der zum Schutze gegen die Geiſter unter den Rindern gehalten wurde, benaſchte zuweilen die angrenzenden grünen Saaten, benagte frevelnd die knoſpenden Gebüſche; dann aber war Blaſſl, der ſchwarze Hund mit dem weißen Stern, zur Hand, um das meckernde Schneiderrößlein zurechtzuweiſen.

Gegen Mittag kamen die Landleute zu Roß, zu Fuß und zu Wagen, mit leeren Körben und Säcken aus der Stadt zurück. So wie ſie in der Morgendämmerung, zur Schranne ziehend, ſtill und ſcheu an dem finſtern Hirten vorübergezogen waren, ſo eilten ſie auch jetzo vorbei; die Blicke flogen ſeitwärts, der Weiber und Dirnen Lachen und Plaudern verſtummte; die Fruchtbauern auf ihren Karren hoben ſchlaftrunken den bierſchweren Kopf und ſchnalzten mit Zunge und Peitſche, daß die Gäule lebhafter anzogen. Nur wenige, und zwar verſtohlen, grüßten den gefürchteten Hirten, der ſeinerſeits nicht dankte, bis endlich einer, die Zügel anhaltend, dem Gualbert zurief: „Grüß' Gott, Kloſterhirt!“ — „Ebenſoviel, Waldbauer!“ verſetzte der Hirt, ohne den Kopf zu drehen. Der Andere fuhr fort: „Ich hab' bei deinem Nachbar, dem Leitner, ein Sackl Frucht für dich abgeladen. Hol's ab; vergiß es nicht.“ — „Gott vergelt's,“ ſagte der Hirt: „er thue es um ſo mehr, als du, der reichſte Bauer weit und breit, dem ich all ſein Groß- und Kleinvieh von der Fäule gerettet, deſſen Wohlſtand ich erhalten, bisher noch nicht daran gedacht haſt, mich mit einer Maß Bier zu ergötzen.“ —

Der Waldbauer lupfte geſchmeichelt den Hut, krabbelte mit den Fingern in dem kurzgeſchornen Haare; dann ſagte er, nicht ohne Abſicht: „Horch, Kloſterhirt; ich weiß wohl, daß du mehr als Brod eſſen kannſt....?“ — Gualbert lachte: „Ei, wenn das iſt, ſo hätteſt du zu dem Brodkorn mir ein Selchfleiſch geben können!“ — „Hm,“ ſagte der andere, „einen ganzen Rauchfang voll, wenn wir uns zuſammen verſtehen wollten! Schau: da liegt mir daheim die alte Schwiegermutter herum, kann nicht leben und nicht ſterben. Sie ächzt und ſeufzt den ganzen Tag, von früh bis ſpat, und laßt uns zur nachtſchlafenden Zeit nicht Ruhe.... es ſollte mir auf ein halb Dutzend Ferkl'n*) nicht ankommen, Meiſter Hirt!“ — Der Waldbauer blinzelte pfiffig und vertraut. Darauf gab Gualbert nichts. „Ich verſteh' mich nur auf's liebe Vieh;“ ſagte er, den Kerl nicht verſtehen wollend: „der Bader wird dem Weib ſchon aufhelfen, wenn's Gottes Wille iſt.“

Kopfſchüttelnd brummte der Bauer: „Stell' dich nicht wie ein Lapp. Weißt du doch, wo Barthel den Moſt holt, und es koſtet dich nur einen Segen oder Spruch, und das alte Weib geiſtert aus, wann du's haben willſt. Sie iſt ja doch auf der Welt zu nichts mehr nutz.“

Dem Hirten zuckte es in den Fäuſten, den Geizhals zu rütteln und zu ſchütteln, der dem armen Weib das Stücklein Gnadenbrod mißgönnte, obgleich ſein Reichthum von ihr kam. Dennoch hielt er an ſich, lachte ſchlau und entgegnete: „So ruf den Landgerichtsarzt. Seine Mixturen gehen über alles Todbeten.“ — Nun merkte der Bauer etwas und ſagte grob: „So laß es bleiben, alter Fex! Wirſt dein Lebtag ein armer Schlucker ſein und als ein ſolcher ſterben!“ — „Wär' auch nimmer der Mühe werth, daß ich reich würde,“ verſetzte der Hirt: „ich begehre nichts als ein ruhig Sterbeſtündlein mit hellen Sinnen und ruhigem Gewiſſen!“ — Worauf der Waldbauer dem ſteinernen Kreuz einen verdächtigen Blick zuwarf und von dannen ziehend in ſeinen Bart murmelte: „Ein hart Gewiſſen iſt juſt wie ein gutes, und das Gewiſſen läßt ſich harthämmern wie das Eiſen. Der Kerl ſitzt auch nicht umſonſt Jahr aus Jahr ein an dieſem Kreuz! ſaß ſchon da, als ich, ein baarfuß'ger Bettelbub, dem Pater Prior Ameiſeneier für ſeine Grasmücken und Nachtigallen ſuchte. Du alter Dieb, du!“

---

*) Schweinchen.

Gualbert hatte ihn recht gut verſtanden, doch blieb er ſchweigend, den Blick zum Himmel aufſchlagend, ſitzen. Die Vorübergehenden murmelten über einander zu: „Was haben wohl die im Werk, der Hexenmeiſter und der ſchlimme Waldbauer?“

Auf den Thürmen der Kloſterkirche ſchlug die elfte Stunde. Gualbert ſprach den engliſchen Gruß: dann zu ſich ſelber, nach Landesbrauch, „Guten Abend!“ doch zog er nicht ſeinen Käſe und ſein Brod aus der Taſche, um den Imbis zu halten, ſondern verſank in Hinbrüten. So gewahrte er nicht eine Frauengeſtalt, die in kleinſtädtiſch-bürgerlicher Tracht, leichten Schrittes, des Weges kam. Sie war nicht mehr jung, aber jungfräulich und wohlerhalten. Ein gefälteltes Häubchen ſaß auf dem ſchlichten dunkeln Haar: eine Krauſe von feiner Leinwand verbarg den Nacken und ſo ziemlich den Hals bis zu den Ohren. Die gutmüthig-derben Züge des Angeſichts ſchauten aus dieſen Verhüllungen wie aus einem Nonnenhabit. Die ganze Geſtalt war ſtark und untadelhaft. Sie trug ein Körbchen in der Hand, das ſie niederſetzte, als ſie dem Hirten die Zeit bot.

Gualberts Geſicht erheiterte ſich. „Guten Abend, Jungfer Nanni,“ ſagte er freundlich: „lang nicht mehr geſehen, aber immer an euch gedacht, und heute abſonderlich, wie ſich's verſteht.“ — Die Jungfer ſchaute auf die Blumen am Kreuze. „Das glaub' ich,“ verſetzte ſie, „denn du beteſt heute auch in meinem Namen für die arme Seele da. Du lachſt auch nicht, wie die andern ſpöttiſch thun, wenn ich ſpreche: Mein Vater ſelig!" —

Die Augen niederſchlagend, antwortete Gualbert: „Laßt die Leute reden. Euer Vater Philipp ſitzt ſo gewiß im Himmel oben, als mein Namensheiliger." — „Ich danke dir;" erwiederte Nanni, biederherzig ihm die Hand reichend: „du glaubſt nicht, wie die Andern, daß mein Vater, vom Teufel regiert, die Hand an ſich ſelbſt gelegt. Die Mutter ſagte mir, da ich noch ein Kind war, immer vor: Dein Vater war ein frommer Mann, ein Waldmeiſter, der ſein Auskommen hatte; erſt ſeit ein paar Wochen mit mir verheirathet, und geſund wie der Fiſch im Waſſer. Du wirſt noch erleben, Nanni, daß zu Tage kommt, wer ihn erſchoſſen hat, denn über dreißig Jahre bleibt keine Mordthat verſchwiegen. — Ach, die Mutter irrte dennoch. Sie ſtarb, bevor die dreißig Jahre herum waren. Nun aber ſind ſie längſt herum und das Grab ſchweigt noch immer. Du, Gualbert, der da glaubt, was ich glaube, du aber biſt mein einziger lieber Freund."

Während dieſer Rede der Waldmeiſter-Nanni wurde dem Hirten angſt und bange; der kalte Schweiß perlte auf ſeiner Stirne; ein Bekenntniß ſchwebte auf ſeiner Zunge, denn ihn rührte der kindlich fromme Glaube der braven Tochter. Doch bezwang er ſich. „Wenn ich ſprache, dürfte ſie nicht ſchweigen!" murmelte er in ſich hinein, während er mit ſeiner wollenen Decke handthierte, um daraus ein Sitzpolſter für die Jungfer zurecht zu machen. — „Da, iß und trink'," ſagte ſie, ihm das Körbchen reichend und ſich niederlaſſend, „hab' dir 'was zu ſagen. Wir wollen aber beide langſam thun."

Gualbert hungerte nicht, doch hätte er um's Leben nicht die Jungfer gekränkt. Mit der Haſtigkeit eines Gierigen nahm er die irdene Schüſſel auf ſeine Knie. Nanni hob an:

„Als ich zur Welt kam, war mein Vater ſelig längſt begraben. Die Mutter hätte wieder heirathen können; ſie mochte aber nicht. Sie beſaß 3000 Gulden Erbtheil, die bei ihrem Bruder, dem Kaufmann in der Kreisſtadt, auf Zins lagen, und Seine Hochwürden-Gnaden hatten ihr fünfzig Gulden Wittwengehalt ausgeworfen. So waren wir reichlich verſorgt. Die Mutter lehrte mich, da ich ein Kind war, das Grab des von der Welt geſchmähten Vaters alljährlich mit Blumen zu ſchmücken und ſein Andenken in Ehren zu halten; ſpäter unterrichtete ſie mich in allem, was ſie ſelbſt, eine treffliche Hausfrau, konnte. In der Schule lernt' ich leſen, ſchreiben und rechnen; von dem Herrn Pater Prior die Muſik. Ich war ihm die liebſte Schülerin von allen, wie die Muſik ſein Leben; da er ſtarb, vermachte er mir ſein Klavier. Da ich erwachſen, klopften die Freier an. Die Mutter rieth mir zu; ich folgte nicht, denn ich wollte ſie nicht verlaſſen. So gerieth ich nach und nach in's alte Eiſen, bevor ſie aus der Welt ging. Hernach hätt' ich zwar in's Kloſter gehen können — früher wär' ich nicht ungern darin geweſen — aber jetzo mocht' ich's nicht mehr. Du wirſt mich einfältig ſchelten, Gualbert?"

„Oho! warum nicht gar?" verſetzte Gualbert ungeſtüm: „wart Ihr nicht von jeher die Freude meines Herzens, und mein wahrer Augentroſt," von den Windeln, worinnen Ihr als Euers Vaters leibhaftes Ebenbild ſchlieft, bis auf den heutigen Tag? Ohne Euch wäre ich erſt ein recht armer Narr geweſen, Nanni!"

Die Nanni ſann ein Weilchen nach, ehe ſie weiter redete: „Du machſt mir das Herz ſchwer, alter Freund, und wollt' ich doch Troſt bei dir ſuchen?" — Gualbert ließ erſchreckt das Meſſer in die Schüſſel gleiten: „Troſt, liebe Jungfer? Was ſoll's? Geſchwind? O ſagt's heraus."

Ein wenig erſchreckt und beſtürzt fuhr Nanni fort: „So habe doch Geduld mit mir, wie dazumal, als du mich, das kleine Mädchen, auf die Wieſen führteſt und mir die Blumen, die da ſtehen, zeigteſt und ihre Namen mir vorbuchſtabirteſt! Du haſt mich Freud' und Liebe zur ſchönen Gotteswelt gelehrt. Eben darum mag ich mich nicht abſperren von dieſem grünen Garten, von der blauen Luft, von der goldigen Sonne, und von dem Unterricht der kleinen Mädchen, die ich zum Kirchengeſang abrichtete, dem guten Pater Leo zum wohlgefälligen Andenken — und ich meinte, es würde nie aus ſein mit meinem ſtillen Frieden.... aber unſer Herrgott hatte es anders beſchloſſen!"

Nach einer geraumen Pauſe und manchem Seufzer — Gualbert ſtarrte ſie an wie ein armer Sünder, der auf's Todesurtheil paßt — redete die Nanni weiter: „Mein Herr Vetter, der Mutter Bruder, iſt — du weißt's — vor einem Jahr geſtorben. Er galt für einen reichen Mann; ſein leiblicher Sohn, der aus der Hauptſtadt kam, die Erbſchaft zu übernehmen, hielt ihn dafür. Nun aber iſt herausgeſtellt, daß der Tod zur rechten Zeit den alten Herrn mit ſich genommen, ehe die Vergantung ausbrechen mußte. Niemand weiß, wohin das viele Geld gekommen. Verſchwendet hat er's nicht, und nicht verſchenkt. Die Schreiber ſagen: er hätte es in Papier verthan; doch wiſſen wir alle, daß er in ſeinem Laden zwar Papier geführt, aber blutwenig, und theuer iſt die Waare nicht. Dennoch — das Geld iſt verſchwunden, und muß ich noch froh ſein, daß die gnädige Frau zu Malſchweier mich als Schlüſſelmagd in's Haus nehmen will."

Der Hirt faltete die Hände und ſagte mit trübem Blick: „Armes Dirndl! Die Frau iſt weit und breit als die ärgſte Sieben verſchrieen!" — „Ich weiß das nur zu wohl!" verſetzte Nanni: „aber was ſoll ich anfangen? Das Kühemelken, Heugabel und Hacke ſind mir fremd.... und doch möcht' ich auch nicht gern zum Pfarrer Brunner, der mich mit Gewalt zur Hauſerin dingen will....?"

Gualbert ſchüttelte nun unwillig den Kopf. „Ach, dazu ſeid Ihr noch zu gut und hübſch. Die Läſtermäuler würden's ſchlimmer mit Euch machen, als die böſe gnädige Frau. Geht lieber hin zur Letzteren! Aber Ihr dauert mich, und was wird aus mir werden, wenn Ihr ferne ſeid, wenn ich nicht mehr mit Euch reden kann, wenn ich nicht einmal mehr Sonntags Eure Stimme vom Kirchenchor erklingen höre? O weh! mir iſt, als hinge mir einer einen Teppich vor die liebe Sonne?"

Als die Nanni ihren alten Freund dergeſtalt klagen hörte, merkte ſie erſt recht, wie lieb ſie ihn hatte und erſchrack darüber. Ihre ſechsunddreißig Lenze gaben ihr kaum ſo viel Stärke, die Wallung ihres Herzens zu überwinden. Endlich doch gelang's, worauf ſie mit einander von vergangenen Zeiten ſprachen, die Zukunft dem überlaſſend, der alle Zukunft in Händen hält.

So ſaßen ſie immer noch bei einander, als gegen Abend ein Einſpänner vorüberrollte. Zwei dicke Herren fuhren darin, einer kutſchirte, beide hatten rothe ſeelenvergnügte Geſichter. Fröhlich lachend haſelirten ſie von dem koſtbaren Sommerbier, das ſie auf dem Felſenkeller genoſſen, und von dem glorreichen „Lavenedeln," das ihnen freie Zeche beſcheert. — „Sieh doch! unſer Hofrichter mit einem fremden Herrn!" flüſterte Nanni. — „Laß ſie fahren dahin die feiſten Herren, und ſchauen wir nicht nach ihnen um;" verſetzte Gualbert. — „Ich meine, der Herr Eichelhuber ſei dein nächſter Blutsfreund?" fragte Nanni dann. Gualbert nickte. „Wir führen einerlei Schreibnamen," ſagte er: „ſein Vater war mit dem meinigen Geſchwiſterkind. Ihr gemeinſamer Großvater war Hohenpetersbergerbauer zu Petersberg, beſaß den Hof ſeit Menſchengedenken von ſeinen Vorfahren her, und hatte vier Buben. Der eine, der geiſtliche Herr, iſt als Dechant zu Frauenmünſter geſtorben; der zweite und dritte, des Hofrichters Vater und der meinige, haben ſtudirt; der vierte hat das Gut übernommen und iſt in den Kriegsläuften darauf zu Grund gegangen, wie ſeitdem noch ein jeder Beſitzer darauf verdorben. Jetzt, da wir reden, ſteht der Hohenpetersberg ſchon wieder unter dem Spieß, und ſoll in den nächſten Wochen verſteigert werden.... — —"

Indeſſen ſagte der Fremde im Wagen zu ſeinem Begleiter: „Das iſt vielleicht der wunderliche Hirt, von dem auf der Kegelbahn die Rede geweſen?" — Der Hofrichter bejahte, indem er beiſetzte: „Er ſoll hübſcher Leute Kind ſein, heißt es; habe vor Zeiten auf einen Geiſtlichen ſtudirt, ſei dann in eine Mordgeſchichte verwickelt worden, und da war's mit dem Geiſtlichen aus, obgleich die Gerichte nichts aus ihm herausgebracht. Näheres weiß ich nicht. Das dumme Volk ſchreibt ihm übernatürliche Wiſſenſchaft zu, weil er am Vieh doktert und ſonderbar genug ausſieht." — „Wie heißt er, lieber Herr Eichelhuber?" — „Gualbert, ſo viel ich weiß, mein werther Herr Baumgärtner. Wenn der wunderliche Kauz je einen Familiennamen beſeſſen, ſo iſt derſelbe ſchon lang verſchollen." — „Und das Weibsbild neben ihm?" forſchte der neugierige Freund weiter. — „Bah! eine geſpreizte alte Jungfer. Vor Jahren reich geweſen und leidlich hübſch und wählig wie eine Prinzeſſin; jetzo arm, und gezwungen, das Brod der Dienſtbarkeit zu eſſen."

Bald darauf ſchickte die Waldmeiſter-Nanni ſich zum Heimweg an, nachdem ſie verſprochen, den Hirten noch einmal am ſelben Fleck zum Abſchied aufſuchen zu wollen. Gualbert trieb ſeine Rinder dem Städtchen zu, und in den Hof des Kloſters, wo die Mägde mit den Melkkübeln bereits harrten. Gualbert führte den Stier in den Stall, und ſetzte ſich, krank an Herz und Seele auf die Thürſchwelle ſeiner einſamen Hütte nieder, um ſeinen traurigen Gedanken nachzuhängen.

Um dieſelbe Stunde ſaß der Hofrichter mit den Seinen und dem geehrten Gaſt — dem geſuchteſten Anwalt des Bezirks — beim Nachteſſen. Die Freunde redeten von ihren Angelegenheiten, von Taxen und Stempeln; die Frau Hofrichterin legte vor und nöthigte zum Eſſen; die Kinder, ungenöthigt, ſpeisten luſtig darauf los. Da ſtolperte die Magd in die Stube und rief: „Geſtrenge Frau!" — „Nun, was ſoll's?" — „Draußen ſteht der Briefhanns mit einem großmächtigen Rauſch und mit einem großmächtigen Brief, den er nur gegen ein Präcipiß herausgeben will." — „Soll morgen wieder kommen." — „Es hätte grauſame Eile mit dem Ding, ſagte er."

Unwillig ging Eichelhuber hinaus, kam mit einem verſiegelten Päckchen zurück und ſprach: „In der That ſteht ein cito citissime darauf, mit Klafterbuchſtaben geſchrieben. Der Bote hätte das Paket ſchon heut Vormittag abliefern ſollen; aber in ſeinem Zuſtand müſſen wir noch Gott danken, daß er den Briefſack nicht verloren hat. Die Zuſtellung kommt vom Kreisamt. Erlauben Sie, daß ich leſe?"

Baumgärtner bat den Freund, ſich nicht ſtören zu laſſen, aber in der nächſten Minute ließ der Hofrichter die Arme ſinken, die Papiere zu Boden fallen, und lehnte ſich mit blutrothem Geſicht in ſeinen Stuhl zurück. — „Mein Gott! was iſt dem Mann?" fragte die Frau, hinzuſpringend. — „Den blaſſen Tod könnt einer davon haben!" ſtammelte der rothe Eichelhuber: „die Geſchichte geht den Gualbert an." — „Den wunderlichen Kauz?" fragte Baumgärtner. — „Den armen Schlucker, unſern Kloſterhirten?" fragte die Frau, und der älteſte Sohn: „Den ſchmutzigen Bettelmann?"

Der Hofrichter verabreichte dem Naſenweis eine geſalzene Maulſchelle, und fuhr ihn an: „Dummer Bube, ich verbitte mir dergleichen reſpektwidrige Redensarten. Herr Gualbert Eichelhuber iſt unſer nächſter Verwandter. Unſere Großväter waren leibliche Brüder von einem Vater und einer Mutter. Man beliebe ſich das hinter die Ohren zu ſchreiben." — Und noch eine Maulſchelle. Dem Kreiſchen des geſchlagenen Buben und den Fragen der Frau entrinnend, raffte der Hofrichter die Papiere zuſammen, griff nach Hut und Stock und auf und davon.

Baumgärtner folgte ihm. „Wie freut es mich," rief er, „zu ſehen, wie Sie Ihren Verwandten lieben! Kaum hören Sie von ihm, und ſchon eilen Sie, ihn an ihr Herz zu ſchließen!" — „Ja, ja," antwortete der Hofrichter: „das will ich, an mein Herz, den hartgeprüften, wackern Mann, den braven, den klugen

Gualbert!“ — Unaufhaltſam drangen ſie weiter durch die engen Gaſſen, zum Thor hinaus, wo über dem ſteilen Ufer des Stroms im Schatten alter Eſchen das einſame Hirtenhäuschen ſteht.

Gualbert ſaß noch wie angenagelt auf der Schwelle, und ſchmauchte ſein Pfeifchen; ein Zeichen, daß Ruhe und Ergebung in ſeine Bruſt zurückgekehrt waren. Höchlich verwundert, erkannte er im Sternenſchimmer die beiden Männer, die ſeiner Hütte nahten, und rieſengroß wuchs ſein Erſtaunen, als der „geſtrenge Herr,“ den Hut abnehmend, ihm „Guten Abend“ ſagte, und den „Herrn Eichelhuber“ wegen der ſpäten Störung um Verzeihung bat. — „Ich habe Wichtiges für Sie,“ ſagte der Hofrichter: „hätte nicht ſchlafen können, ohne es Ihnen mitgetheilt zu haben.“ — „So marſchiren Sie denn gefälligſt in die Wohngemächer des Herrn Eichelhuber ein;“ ſpottete Gualbert: „Ich werde ſogleich den Kronleuchter anzünden.“

Mit dieſen Worten trat er in die Stube, brannte an ſeiner Pfeife den Schwefelfaden, an dieſer den Lichtſpan an, und hieß ſeine unerwarteten Gäſte ſich ſetzen, indem er ihnen die Wahl zwiſchen Hauklotz, Schnitzel- und Ofenbank frei ließ. Dieſe Mobilien, nebſt einer armſeligen Lagerſtätte und einer bunt bemalten Truhe von Tannenholz machten die geſammte Einrichtung des Häuschens aus.

Der Hofrichter ſaß verlegen dem ernſtblickenden Hirten gegenüber, fand erſt nach einer Weile zum Geſpräch die Worte und zwar viele Worte, bis er zum eigentlichen Zweck gelangte, indem er ſprach: „Nicht wahr, Herr Gualbert, Sie erlauben doch, daß Ihr Anverwandter Sie beim Taufnamen anredet?“ — „Bis zum heutigen Tag haben der geſtrenge Herr mich noch bei keinem andern gerufen,“ bemerkte trocken der Hirt. — „Alſo: nicht wahr, Herr Gualbert, Sie hatten einſt einen Bruder?“

Erbleichend fuhr Gualbert von ſeinem Sitze auf, machte ein paar haſtige Schritte in der Stube, ſetzte ſich dann wiederum und ſagte mit gewaltſamer Ruhe: „Er hat Xaver geheißen, juſt wie Sie.“ — „Richtig: Franz Xaver Eichelhuber, Rentmeiſtersſohn vom Heiligenkreuz am Wildbach, geboren im Jahr 1766 und ſeit 1792 „unwiſſend wo?“ in der Fremde… Nicht wahr?“ — „Mein Gott, ja. Mein Vater war Rentmeiſter, deſſen Vater Hofrichter, ſo gut wie Ihr Vater und Großvater Hofrichter und

Rentmeiſter. Das ſind ſchimmelige Geſchichten, die jedes alte Weib auswendig herſagen kann.“

„Werden Sie nur nicht ungeduldig, lieber Herr Gualbert,“ beſchwichtigte der Hofrichter den Aufbrauſenden: „der Eingang war nothwendig. Nun weiter: auch Sie werden ſeit den verfloſſenen ſiebenunddreißig Jahren ſo wenig von ihrem Herrn Bruder vernommen haben, als wir Alle, und können nicht ſagen, wo derſelbe hingerathen?“ — Dem Hirten lag ein böſes Wort von Galgen und Raben auf der Zunge, aber aus Ehrfurcht vor dem Andenken ſeines Vaters ſchluckte er das böſe Wort nieder, ſchüttelte dafür trotzig den Kopf.

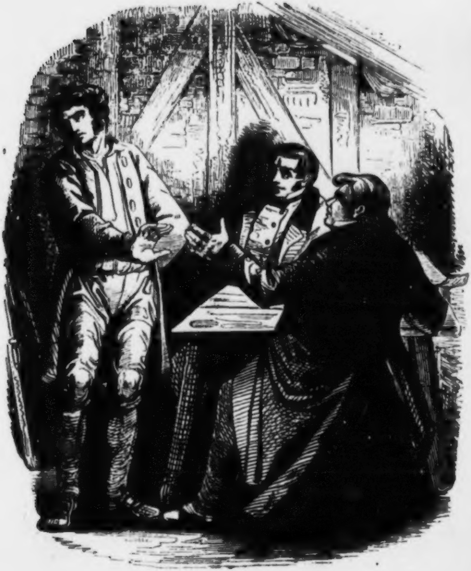
Da ſtand der Hofrichter auf, legte ihm beide Hände auf die Schultern und ſagte in feierlichem Ton: „So machen Sie ſich denn gefaßt, Verehrter, eine wichtige Nachricht mit chriſtlicher Ergebung zu vernehmen. Zwei mächtige Troſtgründe werden Ihnen das leicht machen. Der erſte derſelben ſei die Erinnerung an die traurige Verirrung Ihres Herrn Bruders, der als Gehülfe ſeines Vaters ſich unterſtand, bei ſeiner heimlichen Entweichung die Rentkaſſe anzutaſten.“

„Ich bitte mir aus, daß Sie bei der Wahrheit bleiben,“ unterbrach ihn Gualbert: „das Stift hat durch den Xaver keinen rothen Heller eingebüßt, und ſo hat er die Kaſſe nicht beraubt, ſondern ſeines Vaters Vermögen, ſeines Bruders Erbtheil. Mein Vater iſt aus Kummer über den mißrathenen Buben geſtorben; ich habe das Studiren aufſtecken müſſen, um mit meiner Hände Arbeit die Mutter zu erhalten, und fiel noch obendrein in eine Kriminalunterſuchung, weil ich, nach Vaters Tod in hitziger Krankheit liegend, von früh' bis ſpät geſchrieen haben ſoll, der Waldmeiſter Philipp habe ſich nicht umgebracht, ſondern ſei ermordet worden. So bin ich durch den Xaver um meine Habe, um meinen guten Namen gekommen, und muß deßhalb um ſo mehr darauf ſchauen, daß wenigſtens der Vater ſelig in ſeinem Grabe ehrlich bleibe. Verſtanden, Herr Vetter?“

„Vollkommen, mein Lieber,“ verſetzte der Hofrichter kleinlaut: „und ich merke, daß mit Ihnen ſchwerer zu reden iſt, als ich dachte. Da iſt nun aber der zweite Troſtgrund, wie ich hoffe, mehr am Platze. Merken Sie auf. Um's Jahr 1805 iſt nach Herrmanſtadt in Siebenbürgen ein verabſchiedeter Unteroffizier von den Chevauxlegers gekommen, hat ein Bein weniger gehabt, als andere Leute. Die Franzoſen waren daran ſchuld. Er war in ſeinen beſten Jahren, nannte ſich Joſeph Petersberger, und langte erbärmlich arm und krank in der Stadt an, wo des Herrn Kommandirenden Exzellenz ihn dem Spital überwies. Der arme Stelzfuß erholte ſich langſam; in der Wiedergeneſungszeit plagte ihn die Langeweile und half er dem Spitalſchreiber in ſeinen Rechnungen mit Schick und Glück. Darauf ließen ihn die Herren nicht mehr fort und ſtellten ihn an in der Kanzlei, wo er ſich muſterhaft betrug und in wenigen Jahren einen leidlichen Sparpfennig zurücklegte. Er lebte eingezogen, floh Wein und Karten und Geſellſchaft. Obſchon trübſinnig und ſchweigſam war er trotz ſeiner Verſtümmlung noch ein gar ſtattlicher Mann. So verliebte ſich eine reiche Wittwe in ihn, und ließ ihm keine Ruhe bis er ſie heirathete. Sie verſchrieb ihm ihr ganzes Vermögen, das er durch Sparſamkeit und glückliche Spekulation noch vermehrte und mit keinem andern Erben zu theilen hatte, als das Weib vor 6 Jahren ſtarb. Da nun auch der Stelzfuß im vorigen Spätjahr zum Sterben kam, ließ er Notar und Zeugen rufen, ſein Teſtament zu machen, und erklärte: Er heiße eigentlich Franz Xaver Eichelhuber, ſei gebürtig von Heiligenkreutz am Wildbach, in ſeiner Jugend als ein böſer Bube in alle Welt entlaufen, und ſchloß alſo: „Zu meinem Univerſalerben ernenne ich meinen Bruder Gualbert oder ſeine etwaigen ehelichen Nachkommen. In Ermangelung derſelben beerbe mich das Spital von Herrmannſtadt; doch tilge es dafür die Schulden, die mein ſeliger Vater vielleicht hinterlaſſen, und die 2560 Gulden Reichsmünze ſammt Zinſen, die ich im Jahr 1792 ihm entwendet habe."

Der Hofrichter ſchwieg und wartete auf den Jubel des glücklichen Erben. Dieſer aber verzuckte keine Miene. Der Hofrichter harrte ein Weilchen auf einen weitern Beſcheid und hob dann wiederum an: „Die Freude hat Sie betäubt, verehrteſter Herr von Eichelhuber. Natürlich. Sie ſind auf einmal 15000 Gulden Conventionsmünze werth. Aber nur getroſt; darein findet man ſich. Befehlen Sie indeſſen über meine Garderobe, über meinen Schneider, über mein Haus und meine Kaſſe. Wir wollen ſchleunigſt den Schatz heben, die Gelder hoch anlegen, ... etwa eine Herrſchaft kaufen ...?"

Mit eiſernem Geſicht ſagte Gualbert dagegen: „Danke ſchön für den guten Willen, aber meine Kleider ſind ſchon recht, meine



Der Kloſterhirt.

Hütte ebenfalls, und meine Herrſchaft iſt die Weide meiner Kinder. Ich bleibe, wie und was ich bin." — Mit gezwungenem Lächeln verſetzte der Hofrichter: „Ein Scherz, ein drolliger Scherz! Ha, ha ha! Sie machen's ganz natürlich. Darauf müſſen wir eine Flaſche Wein trinken. Kommen Sie in mein Haus, welches das Ihrige." —

Gualbert aber ſtreifte die Hand des Vetters von ſeinem Aermel und ſprach mit feſter Stimme: „Machen wir der Komödie ein Ende, geſtrenger Herr. Der ſaubere Xaver hat meinem Vater das Herz gebrochen, und iſt ſo recht als ein hartgeſottener Sünder von dannen gefahren, ohne nur der Mutter zu gedenken; ich will nichts von ihm, nichts von ſeinem Gelde wiſſen. Sie brauchen mich nicht verwundert anzuſchauen. Ich rede in vollem Ernſte. Uebrigens iſt es ſchon ſpät, und ich muß morgen vor Tag wieder an's Geſchäft. Ich bedanke mich alſo ſchönſtens für die Ehre Ihres Beſuches und wünſche Ihnen eine ruhſame Nacht. Am Samstag Nachmittag werde ich auf die Kanzlei kommen, um das Nöthige zu Protokoll zu geben. B'hüt Euch Gott indeſſen." — Mit dieſen Worten öffnete der Kloſterhirt die Thüre. Die betretenen Beſucher gehorchten unwillkührlich der Einladung, ſich zu entfernen. Draußen machte der Hofrichter eine drohende Fauſt und ſeufzte: „O, der verdammte Stockfiſch, der mich, mein Weib und meine Kinder beſtiehlt!" — Zur Seite aber lachte Baumgärtner: „Aha: wohl bekomm's dem Eigennutz!" — —

Aber Gualbert ſtopfte indeſſen ſeine Pfeife abermals, überlegte und kämpfte lange mit ſich ſelbſt, ob er nicht von der Erbſchaft mindeſtens ſo viel annehmen ſolle, um der Waldmeiſter-Nanni ihren Verluſt zu erſetzen, und die Unabhängigkeit zu erhalten. Nach einer Stunde ſagte indeſſen der Hirt zu ſich ſelbſt: „Nein, es ſoll und darf nicht ſein. Das Erbe des Frevlers bleibe, wo es iſt. Die Spitalleute in Siebenbürgen mögen für ihn beten; ſeine arme Seele kann's brauchen, denk' ich. Der liebe Gott wird ſchon der guten Nann' anders helfen." — Worauf er die Aſche ausklopfte, den Span löſchte und ſich zum Schlummer des Gerechten niederlegte.

Am nächſten Morgen war die Neuigkeit ſchon überall. Allenthalben wurde erzählt von den ungeheuern Reichthümern, die dem armen Hirten zugefallen, allenthalben wurde geläſtert die verſtockte Weigerung Gualberts, dem blinden Glück die Thür' ſeiner kahlen Hütte zu öffnen. Mitten unter ſeiner Heerde, auf ſeinem Sitz neben dem Steinkreutz fand den Hirten der Kloſterknecht, der ihn vor das Angeſicht des Prälaten rief. Gualbert empfahl die Rinder der Obhut Blaſſls, und ſagte dazu: „Muß vorerſt heim, und mein Sonntagsgewand anlegen.“ — Der Knecht ermahnte zur Eile. „Iſt gleich geſchehen,“ entgegnete Gualbert, lief wirklich in ſeine Stube, ſchloß die bunte Truhe auf, riß haſtig die Kleider heraus, deren er bedurfte, und merkte nicht, daß er einen großen Siegelbrief auf den Boden geſchleudert hatte. Auf dem Weg zum Stift ſtand Gualbert gleichſam das Gaſſenlaufen aus. Die Leute machten Spalier zu beiden Seiten und höhnten ihn als einen Narren aus. „Wie trittſt du doch dein Glück mit Füßen!“ ſchrien ſie: „Schenk' doch uns, was du zu viel haſt! Kauf' dir ein paar neue Schuhe, und lauf' in's Tollhaus, du Thor, du Vergeuder!“ Und was dergleichen Redensarten mehr waren. — Erbittert und darum verſtockter als vorher trat Gualbert vor den Prälaten, der in Geſellſchaft des Priors und des Hofmeiſters ihn empfing, und ihn in einer langen Rede beglückwünſchte, mit der Bedeutung irdiſcher Reichthümer bekannt machte und eindringlich ermahnte, nicht wie ein eigenwilliges Kind zu thun, was ihn ſpäter doch reuen würde. Hierauf antwortete der Hirt trocken und entſchloſſen: „Euer Hochwürden Gnaden! des Geldes Werth und des Wohlſtands Süßigkeit ſind mir ſo bekannt wie die bittere Armuth. Vor Zeiten wäre mir mit tauſend Gulden geholfen geweſen. Ich hätte ausſtudirt, wäre ein geiſtlicher Herr geworden. Dazumal wollt' ich ſchier verzweifeln; ſeither bin ich längſt ſchon ruhig und ein alter Mann geworden. Was fange ich jetzt mit dem Gelde an? Soll ich meine Heerde zu Pferde hüten, alle Tage Würſte ſpeiſen und jeden Abend mir einen Stieber anzechen? Gewiß: Der Reichthum wäre mir weder auf Erden, noch meiner armen Seele jenſeits zum Heil. Laſſen Sie mich den Reſt meiner Tage verleben wie meine ſchönſten Jahre: als ein armer Mann. Vor allem aber graut mir vor der Erbſchaft meines verbrecheriſchen Bruders. Von ihm nehm' ich nichts, das ſteht feſt. Der Hofrichter möcht' es wohl; er glaubt, daß ich ihn und ſeine Familie dadurch beſtehle. Aber meine Blutsfreunde haben mich bisher verachtet und verläugnet, und nähme ich auch das Geld, dürften ſie doch nicht einen Kreuzer davon haben.“ — Der Prälat ſagte prüfend: „Wie aber, wenn ich um deines Starrſinns Willen dir den Dienſt aufkündigte?" — „So würde ich nach Herrmannſtadt wandern und die Kühe des Spitals hüten. Seinem Gutthäter würde das Spital den Poſten nicht abſchlagen." — Der Prälat unterdrückte mit Mühe ſein Lächeln; trat zum Schreibtiſch und langte eine Handvoll gelber und weißer Marken hervor und reichte ſie dem Hirten mit den Worten: „An dir iſt Hopfen und Malz verloren. Geh' hin, Trotzkopf, und mögeſt du bereuen, ehe es zu ſpät geworden." — Schon gut, dachte Gualbert, und ging, ſich höflichſt für die beinernen Marken bedankend, deren jede eine Anweiſung auf den Kellermeiſter für eine Maaß Wein oder Bier, je nach ihrer Farbe bedeutete.

So wandelte er ruhig ſeinem Häuschen zu, den Leinwandkittel wieder anzuziehen. Aber ſeiner harrten dort der Hofrichter, der fremde Anwalt, der Landgerichtsarzt, und Aktuar, und Amtsfrohn und eine Menge von Bauern, Weibern und Dirnen als neugierige Zeugen. — „Da kommt der Wahnſinnige," ſagte Gichelhuber eben zu dem Arzt: „Ueberzeugen Sie ſich von ſeiner Krankheit, Herr Doktor, und von der Nothwendigkeit, ihn zu entmündigen, bevor er ſeine Familie an den Bettelſtab bringt. Stehenden Fußes ſchicke ich einen Expreſſen an das Kreisamt; die Sach wird bald abgemacht, dem wahnwitzigen Verſchwender alſobald in Vormund beſtellt werden."

„Thut was ihr dürft:" verſetzte Gualbert ruhig, indem er ſeines Häuschens Thüre aufſchloß. Die Herren drängten ſich ihm zuredend und ermahnend nach; doch predigten ſie tauben Ohren. Mit Gleichmuth zog der Hirt ſeinen langen blauen Ueberrock aus, und legte ihn ſorglich zuſammen. Plötzlich ſtockte das Wort in des Hofrichters Mund. Seinen Freund Baumgärtner anſtoßend zeigte er erſtaunt auf ein zu ſeinen Füßen liegendes gefaltetes Papier. Der etwas kurzſichtige Advokat bückte ſich, nahm den Brief auf, und las, des Hofrichters Erſtaunen theilend, die Aufſchrift: „Wahrhaftiger Bericht über die Ermordung des Waldmeiſters Philipp Salzer."

Der Hofrichter in ſeinem criminaliſtiſchen Eifer ſchob den Brief in die Taſche und ſagte mit Gewaltsſtimme dem Gualbert unter die Augen: „Heda! haben wir dich? Geſtehe: du biſt des Waldmeiſters Mörder!" Der Hirt wurde blaß. „Warum nicht gar, geſtrenger Herr?" ſtotterte er. — „Alles Leugnen iſt umſonſt;"

fuhr der Richter mit ſtrenger Amtsmiene fort: „in's Verhör, in's Gefängniß mit dir! die Stunde iſt günſtig, dein Geſtändniß wird nicht ausbleiben.“

War nun vorher von dem Reichwerden des Gualbert ein groß Geſchrei geweſen, ſo war's nun um ſo ärger von der vorgeblichen Mordthat. Schnellfüßige Boten eilten damit voraus in das Städtchen, in das Amthaus. In einem Vorzimmer des letztern wartete Nanni. Sie war beſchieden worden, um mit aller Feierlichkeit zu vernehmen, daß ihr aus des Vetters Verlaſſenſchaft auch nicht ein Heller geblieben. Wie gern hätte ſie jedoch — ſo traurig ihr Verluſt war — wie gern hätte ſie eine Tonne Goldes im Stich gelaſſen, um dem Freund Gualbert durchzuhelfen, von dem eine Miſſethat verkündet wurde, die ihr unglaublich ſchien. Sie wankte auf ihren Füßen, die Arme, ſie wurde lilienblaß, ſie kämpfte mit den bitterſten Zähren, aber, je lauter der Neid und die Verläumdung gegen den Hirten aufſchrie, je inniger wurde ſie vom Ungrund der Läſterung überzeugt.

Und als Gualbert an ihr vorüber in's Verhörzimmer geführt wurde, rief ſie ihn mit Seelenangſt, um alles andre unbekümmert, an: „Ich glaub's nicht, lieber Gualbert; ich glaub's nicht!“ — Er erſchrack ein wenig, dankte ihr dann mit einem warmen Blick, und rief im Vorbeiſchreiten ihr zu: „Euer Vater wird nun ehrlich begraben werden!“ —

Er hat geſtanden, murmelte das dumme Volk: es hat ihm ſchier's Gewiſſen abgedrückt.

Vor dem Stuhle des Richters, der den Aktuar und den Freund Baumgärtner zur Seite hatte, ſtand Gualbert wie ein rechter Mann. Der Hofrichter hielt den verhängnißvollen Brief vor: „Noch iſt das Blatt nicht eröffnet, dem Ihr eure Seelenpein vertraut habt; wenn dieſer Brief von Eurer Hand iſt?“ — „Er iſt's, geſtrenger Herr! Ich hab' ihn vor ſechs und dreißig Jahren geſchrieben und ſeitdem eine Feder nicht mehr angerührt. Der Brief ſollte mein Teſtament ſeyn. Gott hat's anders geſchickt.“ — „Ihr ſeid des Mordes an dem Waldmeiſter verdächtig geworden!“ fuhr der Hofrichter fort. — „Verdächtig? vielleicht. Doch wird, denk' ich, der Brief die Sach' aufklären.“ — „So? könntet Ihr, bevor wir ihn öffnen, des Briefes Inhalt uns zu Protokoll geben?“ — „Warum nicht? Mein Gedächtniß iſt gut, und eine

Begebenheit, wie die verzeichnete, vergißt man nicht ſo leicht, und lebte man hundert Jahre." — „So redet!"

Alſo that Gualbert und der Aktuar ſchrieb fleißig nach: „Am Abend des Kreuzerfindungsfeſtes Anno 1792 kam mein Vater ſelig, der Rentmeiſter, nicht zum Nachteſſen. Das war nicht in ſeiner Gewohnheit. Die beſorgte Mutter ſchickte mich, ihn aufzuſuchen. Mein Bruder, der Xaver war auch nicht daheim; das war jedoch ſeine Art. Seit langem dem Trunk, dem Kegelſpiel, den Mädeln und dem Wildpretſchießen nachlaufend, hatte er's ſeit kurzem ärger als je getrieben. Der Waldmeiſter hatte ihm nemlich die Oberleitner-Theres vor der Naſe weggeheirathet. Das konnte ihm Xaver nicht vergeben; die Theres war ſauber, vermöglich und verſtändig. Der Waldmeiſter war ſtreng in ſeinem Dienſt und wollte dem Xaver das Wildern nicht mehr angehen laſſen. Daher eine arge Feindſchaft von Xaver's Seite. An jenem Abend lief ich alſo auf dem kürzeſten Weg zum Felſenkeller, nach dem Vater zu fragen. Dort kegelten noch Einige, die mir ſagten, der Rentmeiſter ſei luſtig und guter Dinge in der Abenddämmerung fortgegangen; wahrſcheinlich auf dem Fußweg am Wildbach, um den Salzer-Philipp noch einzuholen, der zehn Minuten früher abgegangen. Der Waldmeiſter hatte ſich vorher im Forſt umgeſehen und trug ſeine Pürſchbüchſe. — Ich ſchlug ebenfalls den Fußweg ein, und kam, ohne auf irgendwas zu ſtoßen, nach Hauſe. Da erfuhr ich, der Vater ſei daheim, habe ſich jedoch ohne zu Nacht zu eſſen, ziemlich unwohl, ſchlafen gelegt. Ich ſpeiſte an ſeiner ſtatt und legte mich, ohne an Uebles zu denken; ſchlief bis an den lichten Morgen, und im Begriff, in das Stift zur Vorleſung zu gehen, begegnete ich dem Vater. Er ſah übernächtig und bleich aus, ſeine Augen waren verquollen; er ſagte mir, er habe ein Brechmittel genommen, das ihn erleichtert. Darauf bat er mich, bei ihm zu bleiben, und das Geld ihm zählen zu helfen, das er in's Stift abzuführen habe.— Dies fiel mir auf: es war ſonſt das Geſchäft meines Bruders. Natürlich aber folgte ich in die Kanzlei, wo wir zu unſerm größten Schrecken, nachdem die Kaſſe geöffnet, nichts in derſelben fanden, als einen Zettel, worauf mit Bleiſtift geſchrieben: „Bhüt euch Gott; mich ſeht Ihr nimmer wieder! Xaver." — Mein armer Vater fiel um; es hatte ihn der Schlag gerührt. Ich unterſtützte den Vater. Mit ſchwerer Zunge lallte er noch: der Xaver hat den Waldmeiſter mit ſeinem eignen Stutzen erſchoſſen. Sag's nicht weiter... ich kam dazu.. konnt's aber nicht hindern..! Was er noch ſagte war unverſtändlich. Bald ſchwieg er für immer, bald war er todt. Den Waldmeiſter fand man jedoch am ſelbigen Morgen, ziemlich weit ab vom Fußwege unter einem Haufen Reiſig. Man unterſuchte, arreſtirte.... ich ſchwieg, dem väterlichen Befehl gehorſam. Nun aber jetzo alles heraus iſt, fühle ich mich gar ſehr erleichtert, und will mich gern für mein langes Stillſchweigen ſtrafen laſſen. — So wie ich's geſagt, wird's auch im Brief ſtehen." —

Der Hofrichter erbrach das Schreiben; es ſtimmte in allem mit der Ausſage Gualberts überein. Mit verlegenem Achſelzucken ſchaute der Richter den Herrn Baumgärtner an. Dieſer flüſterte ihm in die Ohren: „Sie haben ſich übereilt. Geben Sie den Unſchuldigen frei. Sie handelten ungeſetzlich:... zudem — hätte er den Mord begangen, würde ihn die Verjährung frei ſprechen. — Machen Sie ein Ende!"

Mit einem leiſen Seufzer antwortete der Hofrichter laut: „In Gottes Namen. Herr Eichelhuber, Sie können gehen, wohin Sie wollen. Demungeachtet wirds noch eine Verhandlung wegen der Erbſchaft aus Siebenbürgen abſetzen. Ihre Verwandten wollen Sie entmündigen, wenn Sie auf Ihrem Kopfe beharren. Bedenken Sie das wohl!" — „Ich nehme nichts vom Erbe eines Mörders;" behauptete Gualbert ſteif und feſt. — Der Hofrichter, in ſein Kabinet tretend, ſprach zum Advokaten: „Sagen Sie zu dem Mann das letzte Wort als Juriſt, und, folgt er nicht der Vernunft, ſo mag geſchehen, was wir für recht halten." —

Baumgärtner mit Gualbert allein, ſtellte ihm, wie man ſagt, Himmel und Hölle vor. Aber Gualbert war wie ein Fels im Meere, wenn er gleich hin und wieder ſtutzte über ſo manches derbe Wort, deſſen vernünftigen Sinn er nicht abläugnen konnte.

Endlich hatte Baumgärtner einen Einfall, der direkt vom Himmel kam. „Warten Sie!" ſprach er zum Hirten, ſprang hinaus und führte die Waldmeiſter-Nanni, die er draußen ſtehen geſehen zu haben ſich erinnerte, herein. Gualbert wurde ganz betreten. — „Mir kommt vor, Jungfer," ſagte der pfiffige Anwalt, „als ob Sie mit dem Herrn Eichelhuber [illegible] gut ſtehen? Sie könnten ein gutes Werk thun. Bringen Sie ihn, der Geld und Gut mit Füßen von ſich ſtößt, auf andere Gedanken." —

„Zuerſt muß ich ihm danken, aus voller Seele danken, für meines Vaters Rechtfertigung!“ rief Nanni und fiel dem Hirten, der ſchier ohnmächtig wurde, ohne weiters um den Hals: „Dank, Dank noch einmal, lieber Gualbert! Was aber das Zureden betrifft, ſo hab' ich dazu keine Zeit: der Müller von Malſchweier wartet mit ſeinem Wagen auf mich. Die gnädige Frau ſchickt ihn, mich abzuholen.“

„Das wird nicht ſein!“ brach Gualbert in helle Thränen aus: „Ihr wollt gehen? Du, ... Ihr, Nanne, liebe Nanni, wollt mich verlaſſen?“

„Nur zu, nur zu!“ hetzte Baumgärtner heimlich an der Jungfer, die verwirrt und ſtotternd fortfuhr: „Sei vernünftig, Gualbert, lieber Gualbert! Thu's mir zu lieb, daß ich dich glücklich weiß, wenn ich... wenn ich....“ — hier drohten auch bei ihr die Thränen — „wenn ich nicht mehr bei dir bin....! Weißt du wie? Kauf den Hohenpetersberg... werd' ein Bauer,... nimm Dir... ach mein Gott, es ſchickt ſich gar nicht, was ich da ſage... aber ich meine es gut: nimm Dir eine brave Bäuerin in's Haus, und denk' manchmal ein klein winzig wenig an die Nanni,... hörſt du...?“

Schluchzend endigte das Mädchen und wollte fort. Baumgärtner hielt ſie auf. — Gualbert ſtand wie vom Blitz gerührt. Ihm war ein großes Licht aufgegangen. Ein ſchöner Traum von ihm war ſtets geweſen, im Paradies einmal Hohenpetersbergerbauer zu werden....! Jetzt — wenn er nur wollte — konnte ſich der ehrgeizige Traum verwirklichen..! und heirathen,.. heirathen, wovon er kaum je nur geträumt! Ihn ſchwindelte, und wie ein zaghaftes Kind ſtammelte er: „Ich wüßte halt nur Eine, die ich zur Bäuerin möchte.... und die Eine... nimmt mich alten Kerl doch nicht!“ —

Baumgärtner führte nun beide, den über ſeine eigenen Worte erſchrockenen alten Knaben und die zinnoberrothe Jungfer, mit ſanfter Gewalt aus dem ſtaub'gen Aktenzimmer, und ſagte zu ihnen: „Mein! ſeyd's doch nicht ſo wunderliche Leut'! Geht's, macht's einen Spaziergang zum ſteinernen Kreuz hinaus und redet euch von der Bruſt weg, was darauf liegt. Ich will indeſſen den Müller und ſeinen Wagen heimſchicken, wenn Ihr nichts dagegen habt?“

Als dagegen nicht proteſtirt wurde, that Baumgärtner, wie ihm gefiel, und am Mittagstiſch ſagte er gutmüthig ſpottend zum Hofrichter: „Ihr ſeyd um die Erbſchaft, Freund. Aber die Gerechtigkeit iſt dabei vergnügt, und auch Ihr werdet's ſein, ſobald das biſſel Geiz und Habſucht das Gewehr geſtreckt haben.“ — Der Hofrichter lachte ſauerſüß zu der Nachricht; doch iſt ihm zur Ehre nachzuſagen, daß er weder Gualberts Feind wurde, noch aufhörte, Baumgärtners Freund zu ſein.

Der Hohenpetersbergerbauer und ſeine Bäuerin leben aber noch geſund und vergnügt. Für weitere Erben iſt geſorgt, und Gualbert inzwiſchen ſo klug geworden, daß er nicht noch einmal eine Erbſchaft ausſchlagen würde, wenn ein zweiter Xaverl irgendwo ſie ihm hinterließe.

Eine ſchwere Nacht.

Ein ziemlich großer Raum mit ein paar Hecken und Blumenbeeten beſetzt, verziert mit einem künſtlichen Hügel, auf welchem ein aus Latten gezimmertes Kiosk, rings eingefaßt von blinden Feuermauern anſtoßender Häuſer und von einem Palmyra hoch in die Luft ragender Kamine — alles das benachbart von einem öden Hofe und einem allerdings verwittert anzuſchauenden Hotel der Straße Cherche-Midi oder einer andern beliebigen in der Nähe des Palaſtes Luxemburg zu Paris — heißt dort ein Garten und ein Vergnügungsplatz für eine gewiſſe Anzahl junger Damen, an deren Erziehung, im bezeichneten Hotel, von der Madame Balſamine zu einem Penſionat erhoben, die letzte Hand gelegt wird.

Madame Balſamine war — wie ſo ziemlich alle ihre Kolleginnen — einſt eines tapfern Offiziers Gattin geweſen. Der Edle hatte es nicht zum Marſchall von Frankreich, nicht einmal zum Brigadegeneral gebracht, und das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſelt, ehe ſeinen Verdienſten der billige und glänzende Lohn geworden. Da ſomit auch den Penſionsanſprüchen ſeiner Wittwe nur ein gar beſcheidenes Loos fiel, mußte Madame auf anderweitige Hülfsmittel bedacht ſein, und machte es, wie alle ihre Kolleginnen: ſie eröffnete ein Penſionat für erwachſene Frauenzimmer von gutem Hauſe.

Ihre Bemühungen krönte der Erfolg. Ihrer Zöglinge Anzahl hielt ſich immer auf der Höhe von dreißig oder vierzig. Die meiſten derſelben gehörten adelichen Familien an, nur wenige ſtammten aus reichen Bürgergeſchlechtern der Provinz. — Das Haus der Dame Balſamine war für die jungen Koſtgängerinnen gewiſſermaßen die Vorſchule zur Selbſtſtändigkeit. Ihr Verhältniß zu der Vorſteherin war ein freundſchaftliches. Eine ängſtliche Hofmeiſterei ſchickte ſich nicht mehr für junge Damen, die an der Schwelle der Mündigkeit, des Eheſtands, der Unabhängigkeit ſtanden.

Darum liebten auch die jungen Damen ihre Vorſteherin, und der Geburtstag der letztern war ein Feſt des ganzen Hauſes und namentlich wurde das Feſt durch eine Kollation verherrlicht, die in dem oben bezeichneten Garten, auf dem künſtlichen Berge, in dem Kioſk von Latten fröhlich von der geſammten Damengemeinde verzehrt zu werden die Ehre hatte.

So ſaß einſt die luſtige Tafelrunde beiſammen in der etwas dumpfigen Wärme eines Pariſer Hochſommerabends und an dem Tiſche waren zwei Ehrenplätze bezeichnet mit Blumenkränzen und farbigen Bandſchleifen. Madame Balſamine und die ſchöne Corinna, des Penſionats Zierde, hatten die Ehrenplätze eingenommen; denn an demſelben Tage hatten ſie das Licht der Welt erblickt; mit dem einzigen Unterſchied, daß die eine den Tag ſchon zum vierundvierzigſtenmal erlebte, die andere aber zum achtzehntenmal.

Corinna war eine Wunderblüthe; die alten Feenmährchen wiſſen von einer ſchönern nicht zu erzählen. Der Zauber ihrer Schönheit hatte ſich ihren Geſpielinnen gleichſam als eine königliche Gewalt aufgedrungen. Jeder ihrer Wünſche war im Hauſe Befehl; auch wünſchte ſie nie etwas, das der Vornehmigkeit ihres Weſens Abbruch gethan hätte. Corinna war ſtolz von Natur, nicht von Angewöhnung. Sie ſchien aus einem vorzugsweiſe ariſtokratiſchen Stoff geſchaffen zu ſein. Das bischen Geheimniß, das ihre Geburt umgab, trug das Seinige zur Summe der Hochachtung bei, die dem Fräulein von Allen geſpendet wurde. Die ſtolze Marquiſe von St. Tropez, die ſich Corinnen's annahm, als der Tochter einer weitläufigen, fern im Elend verſtorbenen Anverwandtin, galt gemeinhin, ſo weit der Volksmund von ihr munkelte, für etwas mehr, als für die Pflegemutter Corinnen's. Sie war ſo zärtlich für ihr Pflegekind beſorgt; ſeit deſſen früheſter Jugend hatte ſie es in ihrem Schooße aufgezogen, ſeit ein paar Jahren erſt ſich von Corinna getrennt, um deren Erziehung in Paris vollenden zu laſſen; aber gewiß nicht verſäumt, alle drei Monate aus der fernen Provence nach der Hauptſtadt zu reiſen, das Kind ihres Herzens zu beſuchen, zu umarmen, zu beſchenken und zu höheren Lebenshoffnungen vorzubereiten. Corinna ſelbſt glaubte in ihrem Innerſten nicht anders, als daß eines Tages die Marquiſe ſie mit den Worten: „Sieh' in mir deine wahr- und leibhaftige Mutter!“ an ihre Bruſt drücken würde.

Wie denn nun ſo oft der Menſch beſondere Ahnungen zu haben glaubt — ſie treffen manchmal ein; ſehr oft thun ſie's nicht — ſo hatte ſich Corinna ſeit einiger Zeit eingebildet, ihr achtzehnter Geburtstag werde und müſſe die Enthüllung aller Geheimniſſe, die ſie angingen, mit ſich führen. Ihre Pflegemutter verſäumte ja nie, an ihrer Ziehtochter Geburtsfeſte in Paris zu erſcheinen und mit vollen Händen und warmen Glückwünſchen ſich einzuſtellen. Vor einem Jahre hatte ſie die bedeutungsvollen Worte fallen laſſen: „Heute über's Jahr, liebe Seele, bin ich vielleicht im Stande, dir ſchöne Mittheilungen zu machen, deren Wichtigkeit und Umfang du noch gar nicht ahneſt!“ — Und Corinna, in ihrem Buſen verſchließend, was ſie ſchon lange ſich prophezeit, hatte ſich ſtill verbeugt und gelächelt und geſchwiegen. Aber von jener Stunde an hatte ſie eine jede folgende mit eiferſüchtiger Haſt gezählt, und öfters gewünſcht, das lange Jahr überhüpfen zu können, um nur bald zu erfahren, was ſie ihrer Meinung nach längſt wußte. Der Jugend iſt, gilt's die Erfüllung eines Wunſches, ein Jahr ſo viel als nichts, ein Heller in der Hand eines Dukatenverſchwenders.

Es gibt indeſſen keinen hartnäckigeren Geſellen, als den Kalender. Man ſpürt ihm wohl an, daß ihn graue und weiße Sterngucker zur Welt bringen, denn er hat nicht das mindeſte von Galanterie an ſich. Er läßt gerade nur das zu, was er nicht verweigern kann, und ſtreicht, einer ſchönen Frau zu gefallen, eben ſo wenig einen Tag aus dem zukünftigen Jahre, als er ihr ein Luſtrum der Vergangenheit erläßt. Darum ging auch Corinna's Erwartungsjahr ſeinen gewohnten Weg von Wochen- zu Wochenſtation und kümmerte ſich durchaus nicht um ihr ſteigendes Herzklopfen, um ihre geſteigerte Sehnſucht. — Endlich jedoch mußte es am Ziele anlangen, bei dem Geburtstag, und nie waren zu demſelben die Vorbereitungen glänzender getroffen worden. Aber — die Hauptperſon des Feſtes, die Marquiſe, die ſchon am frühen Morgen mit Extrapoſt heranzuſtürmen pflegte, zögerte diesmal ſehr, ſich einzuſtellen. Das Frühſtück, der Gottesdienſt ging vorüber, ebenſo die Rekreationsſtunde im Garten; ebenſo die Geſang- und Walzerſtunde. Dem Diner wurde kaum einige Aufmerkſamkeit geſchenkt, und die am ſpätern Abend aufgetragene Kollation erfreute ſich nur deshalb einer großen Luſtigkeit, weil das Feſt auch der verehrten Dame Balſamine galt, welcher zu Ehren ſogar Corinna ſich Gewalt anthat, die Falten von ihrer Stirne, den Mißmuth aus ihrer Rede zu verbannen. — Aber die Vorſteherin litt mit dem ſtillen Leiden ihres Lieblings, und ſagte, während die andern Zöglinge laut ſcherzten und lachten: „Wir wollen die Sitzung bald aufheben, Corinna. Du ſollſt nicht gezwungen ſein, dem luſtigen Tanzabend im Salon beizuwohnen. Deine Gedanken ſind ohnehin, wie ich begreiſe, bei deiner Mutter.... Ich ſelber gräme mich, daß ſie unſerm Feſte nicht anwohnte. Demungeachtet ahne ich nichts ſchlimmes. Die Zufälligkeiten einer weiten Reiſe ſtören oft des Reiſenden ſicherſte Berechnung, und bei weitem nicht immer iſt ein Unglücksfall die Urſache des Ausbleibens einer geliebten Perſon. Faſſe dich daher, Corinna, und thue, was dir Zerſtreuung bringen mag. So weit ich dich kenne, wird dir die Einſamkeit deines Stübchens beſſer bekommen, als unſer Damenball?“ „Sie kennen mich gut, meine treffliche Lehrerin;“ erwiederte Corinna, mit Dank den Urlaub annehmend. Sie zog ſich in ihr nettes Zimmerchen zurück, wehmüthig, niedergeſchlagen und müde von der Seelenſpannung, die den ganzen Tag hindurch ſie gequält hatte. Doch blieb ſie nicht lange allein. Bald ſchlürfte eine weiße Sylphide in das Kabinet. „Ach, Elmire!“ redete Corinna die ſchlanke weiße Dame an: „was bringſt du mir noch ſo ſpät, mein Herz?“

Elmire zog ein blendend Briefchen aus ihrem Buſen, flüſternd: „Die Taube hat's ſchon am Nachmittag gebracht. Doch fand ich keinen Augenblick, dir's ohne Zeugen zu übergeben.“ — „Ah! von ihm!“ liſpelte Corinna, und öffnete das duftige Blatt, und Elmire, über die Schulter der Leſenden ſchauend, erndtete den Lohn ihres Beiſtands: die Mitwiſſenſchaft des kleinen Geheimniſſes. In dem Briefchen ſtand:

„Angebetete Corinna! Ich habe geleſen, was Ihre Freundin
„meinem gefiederten Boten ſo diskret mitgegeben hat. Sie ſagt
„mir ſo viel Schönes von Ihnen! Ich habe das allerliebſte Zettelchen
„hundert — tauſendmal überleſen und mit dankbaren Küſſen
„bedeckt.... aber, wäre die Depeſche noch ſo anſehnlich und inhaltsvoll,
„lieber dennoch wäre mir von Ihrer eigenen Hand eine
„Zeile, ein Wörtchen, ein Buchſtabe....! Sie ſind ſo zurückhaltend,
„theuerſte Corinna! Schon ſeit Frühlingsanfang kennen wir uns....
„iſt es nicht hart genug für mein leidend Herz, daß ich noch nicht
„ein einzig Wort zu Ihnen reden konnte, Mund zu Mund? Daß
„immer noch ein für mein Sehnen unermeßlicher Raum zwiſchen
„uns liegt? Warum ſchreiben Sie mir nicht ein Silbchen wenigſtens?
„Heute iſt Ihr Geburtsfeſt! Was ich fühle, was ich bete....
„ich kann's nicht ausſprechen. Vermuthlich iſt Ihre würdige Mutter
„angekommen.... wenn dieſelbe, wie Ihre Freundin vermuthet,

„Sie nach dem Süden entführte.... o, laſſen Sie mich es wiſſen,
„und den Ort Ihres Aufenthalts. Auf den Schwingen der Liebe
„werde ich mich aufmachen, Sie zu ſehen, Ihrer Mutter mich
„vorzuſtellen. Ich ſchmeichle mir, daß meine edle Herkunft die
„Marquiſe bewegen werde, mich als einen Sohn aufzunehmen.
„Schwerer werde ich vor Corinna's Augen beſtehen. Wo hätte
„ich Vorzüge genug, um den Beſitz ſo vieler Liebenswürdigkeit an-
„zuſtreben....? Ich darf nur reden von meiner innigen Liebe....
„nur hoffen auf Ihre Nachſicht.

„Eugen, Vicomte von Garriques."

„Der Vicomte iſt ein ritterlicher Geiſt," ſagte Corinna mit beifälligem Lächeln.

„Ein ſchöner, ſchöner Mann," fügte Elmire, die proſaiſchere Geſpielin, hinzu.

„Sieh das ſchöne Wappen im Siegel, Elmire! Das iſt das Wappen eines uralten Geſchlechts."

„Und reich ſoll er ebenfalls ſein, Corinna. Unſer Stubenmädchen Mariette hat von den Nachbarn Wunderdinge von ſeinem Reichthum gehört."

„Was kümmern mich ſeine Güter, Elmire? Sein edles und adeliches Gemüth, das aus jeder Zeile, die er geſchrieben, ſpricht.... ſeine Ahnen.... ſeine beſcheidene Liebe, der alten Sängerzeit würdig, ſind koſtbarer als die Schätze Haruns, des Kaliſen. Werd' ich nicht ſelbſt einſt im Ueberfluß leben? Was ſoll mir meiner Mutter Reichthum, wenn ich nicht das Vergnügen haben ſoll, ihn mit Eugen zu theilen?"

„Ja, Corinna, du biſt einmal großartig und edel und freigebig in allem deinem Thun. Wir andere Mädchen denken anders. Auch ich bin von gutem Hauſe und nicht arm. Aber in dieſen Tagen kann man des Geldes nicht genug haben, wenn man nicht leben will, wie ein Paria aus dem Volke."

Mit ſtolzem Blicke entgegnete Corinna: „So geht es, wenn der Edelmann ſeinem angeſtammten Erbe Lebewohl ſagt, um ſich in das Getümmel der Hauptſtadt zu verlieren, wo ihm ſein Anſehen, mit den Mitteln, es zu behaupten, abhanden kommt. Draußen auf des Adels Landgütern iſt das vornehme Geſchlecht auf ſeinem Throne. Im Schlamm der Städte ſticht es der Gewürzkrämer aus."

„Leider;" ſeufzte Elmire: „Man kann ſich vor dem Kaufmannsvolke kaum retten. Iſt nicht die dicke Madelon, des Spezereihändlers von St. Denis Tochter, hier eingedrungen? Was thut das plumpe Mädchen im Kreiſe von adelichen oder wenigſtens quaſiadelichen Damen?"

„Hm; ſie beluſtigte uns durch ihre Glückspilzmanieren;" ſcherzte Corinna: „zudem werdet Ihr ſie ja morgen oder übermorgen los. Sie kehrt zurück in's väterliche Haus, und wird ihren Eltern viel zu ſchaffen machen, mit dem bunten wirren Vornehmigkeitskram, den ſie mit ſich führt. Geberdet ſich doch die Närrin, als ſtamme ſie aus dem Blute der Montmorency! — Und dieſe Einfalt vom Lande iſt dennoch glücklicher als ich....! Sie kehrt zur Heimat wieder.... und mich.... ach, mich verläßt meine Mutter in dieſer Wüſte von Paris....!"

„Klage doch nicht, Corinna, weil dich ein einzigmal, zum erſtenmal, der Kobold des Zufalls neckt! Ganz gewiß kommt die Marquiſe morgen, und nur zu früh wirſt du uns, die wir dich lieben, Lebewohl ſagen. Indeſſen — wieder auf Madelon zu kommen — ich möchte wohl ſehen, wie ſie nach ihrem Gefallen das ſpießbürgerliche Daſein ihrer Eltern umwälzen wird. Sie ſchämt ſich jetzt, da ſie ein wenig von der höhern Bildung und dem Luxus der großen Geſellſchaft kennt, des Spezereiladens, der vorſündfluthigen Hausordnung ihres ehrwürdigen Vaters, des Pfefferſacks, der altmodiſchen Toilette ihrer noch ehrwürdigern Frau Mutter, einer gebornen Demoiſelle Homard von St. Mande...."

„Und das iſt abſcheulich von der Madelon," fiel Corinna entrüſtet ein: „deshalb kann ich ſie nicht ausſtehen, wenn ich auch an ihren lächerlichen Albernheiten mich beluſtige. Es iſt allerdings ein großes Glück, auf die Zinne der Geſellſchaft geſtellt worden zu ſein: eine vornehme Abkunft iſt die herrlichſte Ausſteuer, die uns die Natur zu verleihen im Stande iſt. In der Höhe glänzt die Sonne rein: tief unter unſern Füßen kriecht das Gewürm. Aber.... wenn eine höhere Fügung es anders beſchloſſen.... wenn ſie uns im Staube des Pöbels unſern Platz angewieſen hätte? Wären wir nicht tauſendmal vernünftiger, uns zu fügen, als freventlich einen Rang erklimmen zu wollen, der alsdann für uns nicht ein Stuhl der Ehren iſt, ſondern ein Pranger des Hohns? Und die höhern Pflichten der Kindesliebe, die auch nicht in der Hefe der Geſellſchaft fehlen ſollen, wie man ſagt und ſchreibt.... ſind ſie nicht heilig? Wahrlich, Elmire: wäre mein Vater ein

Taglöhner, meine Mutter eine Wäſcherin.... ich würde nicht von ihnen laſſen. Von ihnen geliebt, würde ich ſie lieben, ohne Rückhalt, ohne Wandel! Aber ich rede mich da in eine ſehr unnöthige Begeiſterung hinein, die ja doch meine eigene Mutter nicht herbeizuzaubern die Macht hat! — Hörſt du den fröhlichen Tanz, den die kunſtreiche Heloiſe auf dem Piano anſchlägt? O geſelle dich zu den Fröhlichen, gute Elmire. Meine Nacht wird lang und leer ſein: vielleicht bannt das Briefchen, womit du mich erfreuteſt, die böſen Geiſter dieſer Nacht." —

„Willſt du nicht endlich dem Vicomte eigenhändig antworten?" fragte Elmire im Scheiden: „er verdient's um ſeiner Beharrlichkeit willen, und, ſoviel ich bemerke, iſt er dir nicht gleichgültig?"

Corinna barg ihr erglühendes Antlitz im Schnupftuche, und antwortete kurz: „Ich will's überlegen. Der Scherz, das muthwillige Spiel mit den Gefühlen muß freilich ein Ende nehmen. Meiner Mutter Ankunft, die Eröffnungen, die ſie mir zu machen hat, ſollen entſcheiden über das, was ich zu thun haben werde."

Dieſen Worten zum Trotz, die da weniger von brennender Liebe, als vielmehr von einem Herzen zeugten, das ſich den Forderungen des Verſtandes und der Schicklichkeit gefangen gibt, las Corinna noch einigemal, nachdem Elmire hinweggegangen, das Schreiben des Vicomte, legte es dann tief bewegt zu den drei oder vier Briefchen, die bereits aus ſeiner Hand den Weg zu ihr gefunden, und öffnete das Fenſter, um Luft zu ſchöpfen, und hinauszuſchauen über den Garten des Hauſes nach den zwei einzigen Fenſteröffnungen, die ſich gegenüber nach demſelben Garten öffneten, und hinter denen Licht glänzte, wie eines erwünſchten Leuchtthurms Feuerſignal. Dort hauste der Vicomte von Garriques. Dort war er eingezogen mit dem Blüthenmond.... aus jenen Fenſtern hatte er unter der Schaar von lieblichen Koſtgängerinnen ſeine Wahl getroffen. Wozu noch des breitern erzählen, wie er's angefangen, ſich der Gewählten bemerkbar zu machen? Wie er's angeſtellt, eine von Elmirens Tauben zu fangen und mit der erſten Anfragedepeſche zu verſenden? Es iſt allbekannt, daß ein blindes Glück den waghälſigſten Unternehmungen liebebethörter Jünglinge zur Seite ſteht. Genug: das Verſtändniß war einmal eröffnet, und dem Vicomte ſchien es bitterlich Ernſt zu ſein, die reichſte Erbin — denn Corinna war es, ſobald die Marquiſe ſich als ihre Mutter erklärte — aus dem Hauſe der Madame Balſamine in ſein eigenes zu führen. Er hatte Mariette gewiſſermaßen zu gewinnen gewußt; die arme Närrin glaubte, der blonden Elmire gelte des Vicomte Neigung. Derſelben Elmire trug Mariette begierig zu, was ſie von des Vicomte Adel, Pracht und Herrlichkeit erfuhr. Seine baaren Summen in der Bank waren der mindeſt bedeutende Beſtandtheil ſeiner Habe, beliefen ſie ſich gleich auf viele Hunderttauſende. Aber ſeine Landgüter und Schlöſſer im Weſten Frankreichs, die Fabriken, die ſeines Vaters Induſtrie ſchwunghaft betrieb, die Schiffe auf dem Meer, die jenen Großhandel förderten, zu dem jener Vater ſeine Millionen, aber nicht ſeinen uralten Namen lieh.... endlich ſeine Beſitzungen und Pflanzungen auf Marie-Galande, auf Guadeloupe und andern Antillen.... wer zählte ſie? Und waren denn alle dieſe fürſtlichen Reichthümer nicht beſtimmt, einſtens in die Hände des einzigen Sohnes zu fallen, der jetzo als ein Student der Rechte in Paris lebte, gerade wie ein ordinärer Mutterſohn, mit dem Unterſchied jedoch, daß er ritt, wo andere zu Fuß gingen, daß er einen Groom hielt, und wenn die Nachbarn die Wahrheit ſagten, ſogar ein Tilbury oder Gig oder andres ähnliches ausländiſches Fuhrwerk?

Was Elmire erfuhr, wußte natürlich alſobald auch Corinna. Die körperlichen Vorzüge des Vicomte kannte ſie aus eigener Anſchauung: ſein glänzend ſchwarzes wohlgepflegtes Haupthaar, ſeine zündenden Augen, ſeine geiſtreiche Bläſſe, ſeinen ſchalkhaftlächelnden Mund; untadelhafte ariſtokratiſche Zähne, ritterlich zugeſtutzten Bart, die feinſte Wäſche, die weißeſten Hände, die eleganteſte Kleidung trug der edle Eugen mit der verzeihlichen Koketterie eines ſchönen Mannes zur Schau. — Seine Geberden, während ſeiner Ausſtellung am Fenſter, paßten in die beſte Geſellſchaft, von ſeiner wundervollen Stimme gaben die Romanzen Zeugniß, die er dann und wann der lauen Sommernacht, der feſtſchlafenden Fräuleingemeinde Balſaminens und der bezaubert wachenden und lauſchenden Corinna verſang....! —

O, was hätte Corinna darum gegeben, wenn er heute, da ſie am Fenſter ſtand, eine jener Romanzen geſungen hätte! Seine Stimme würde ihr Herz geheilt, ihre Ungeduld beſchwichtigt haben. Wie hätte ſie ferner mit Kummer und Zagen der Abweſenheit ihrer Pflegemutter gedenken können, wenn der Geliebte ſang? — Aber juſt heute, in der günſtigſten Nacht ſang er nicht. Nicht einmal ſeine Fenſter öffnete er. Hinter deren Vorhängen flammte viel Licht; allerlei Schatten bewegten ſich um den Schein der Kerzen. Der Vicomte — Corinna konnte endlich nicht mehr daran zweifeln — hatte eine fröhliche Geſellſchaft um ſich verſammelt, während ſeine junge Freundin einſam, gleichſam verwaist, in ihrem engen Gemach ſeufzte! Ohne dem Vicomte eigentlich einen Vorwurf deshalb machen zu können, empfand Corinna ſeines Hauſes Luſtigkeit übel, ſchloß das Fenſter plötzlich und flüchtete ſich, den Gott des Schlummers anrufend, in ihr Bett. Der heidniſche Morpheus war ihr indeſſen lange feindlich und ungeneigt. Heloiſens Walzer und Polka's verfolgten ſie, Note für Note, unerbittlich. Inzwiſchen wurde ihr Ohr von bittern Täuſchungen heimgeſucht. Im Begriff, einzuſchlummern, fuhr ſie oft in die Höhe, vermeinend, die Kutſche der Marquiſe nahe auf ſchnellraſſelnden Rädern, mit Roſſegetrapp und Peitſchenknall....! Ach: immer war's ein leerer Traum; immer verwandelte ſich das Getöſe des rollenden Wagens in die eintönige Leier des gerade im Salon obſchwebenden Tanzes! Corinna zürnte, ſeufzte, weinte.... dann betete ſie um Ruhe, um den wohlthätigen Schlaf der Jugend.... und endlich, endlich, aber ſpät wurde ſie erhört. —

Mariette weckte ſie plötzlich. Schon ſtrahlte die Sonne in ihr Gemach. Mariette hielt ihr einen Brief entgegen. — „So eben angekommen!“ ſagte das Mädchen mit einer ſonderbaren traurigen Betonung und entfernte ſich. — Corinna erſchrack vor der Aufſchrift von der Hand der Marquiſe. Statt der Mutter kam ein Brief, ein kalter, todter Brief!! Er konnte demungeachtet fröhliche Dinge enthalten.... aber Corinna ahnte gerade nur ſchlimme Dinge. Das Siegel war ſchön roth: dennoch kam es ihr ſchwarz vor, und ihre ahnende Seele hatte nicht Unrecht gerathen, denn hinter dem rothen Siegel, auf dem weißen Papiere ohne Trauerrand ſtanden die ſchrecklichen Worte:

„Liebe Corinna: Sie werden mit edler Faſſung dieſe Zeilen „hinnehmen, wenn Sie bedenken, was es mich koſtet, dieſelben „niederzuſchreiben....“

„Ah! was iſt das?“ rief das Fräulein entſetzt: „das trauliche Du verwandelt in das eiſige Sie? Was wird nun folgen....?“ — Sie las weiter:

„Mündlich Ihnen mitzutheilen, was dieſer Brief ſagen muß, „wäre mir unmöglich geweſen. Erfahren Sie, daß ich mich verheirathe. Mein Zukünftiger hat mir nur eine Bedingung geſtellt,

„die ich eingehen mußte: mich von Ihnen zu trennen. Somit
„gebe ich Ihnen Ihre vollſtändige Freiheit. Zu einer Zeit, da
„ich kinderlos und freudenlos meine Tage verlebte an der Seite
„eines Gemahls, der meine Liebe nicht verdiente, und ſich auch
„nicht darum bewarb, habe ich Sie zu meiner Unterhaltung in
„das Haus genommen. Sie ſind die Tochter des N. Bernard,
„eines Maurergehülfen aus Pantin; Ihre Mutter wäſcht für die
„Leute. So viel ich weiß, leben Ihre Eltern noch. Da ich jedoch
„an Ihnen ein chriſtlich Werk verrichtete, und Ihnen eine
„ſorgfältige vornehme Erziehung geben ließ, ſo ſind Sie jetzt im
„Stande, ſich ſelber zu helfen, ohne Ihre Eltern zu beläſtigen,
„die gar nicht mehr für Sie paſſen würden. Sie konnen ohne
„Zweifel als Gouvernante oder Geſellſchaftsfräulein ein anſtändiges
„Unterkommen finden; und werden einſt, wie ich hoffe, eine ganz
„gute Partbie machen. — Zudem will ich Ihnen noch einen letzten
„Beweis meines Wohlwollens geben. Ich mache Ihnen ſechstauſend
„Franken zum Geſchenk: Madame Balſamine, der ich
„ebenfalls unter heutigem ſchrieb, wird Ihnen dieſelben auszahlen.
„— Schreiben Sie mir nicht; danken Sie mir nicht. Ich habe
„meinen Lohn für das, was ich zu Ihrem Gluck und zu Ihrer
„Veredlung beitrug, ſchon dahin. Das Bewußtſein, Menſchenpflicht
„geubt zu haben, genügt mir vollkommen. Leben Sie wohl
„und glucklich. Wenn ich Sie auch nicht mehr wiederſehe, ſo
„verbleibe ich doch immer Ihre zärtliche Freundin, Marquiſe von
„St. Tropez.“ —

Welch' eine Kunde! welch' ein Geburtstagsangebinde! — Mit dem ſchrecklichen Briefe, geiſterblaß, flog Corinna zu der Dame Balſalmine hinunter. Dieſe wußte ſchon alles und kam mit feierlichem Angeſicht und froſtiger Theilnahme dem unglücklichen Fräulein entgegen. „Laſſen Sie ſich vom Augenblick nicht hinreißen, nicht niederdrücken;“ ermahnte ſie: „es leben noch Viele, die noch Schlimmeres erfahren haben.... ich könnte Ihnen Geſchichten aus meinem eigenen Daſein erzählen.... jedoch iſt von mir ja nicht die Rede. Die Sache iſt übrigens nicht ſo ſchlimm, als ſie ausſieht, die Erwartungen abgerechnet, die wir Alle hegten und nun leider zu Waſſer werden ſehen. Tauſende beſitzen nicht Ihre Kenntniſſe.... Sie können in der That als Erzieherin oder Vorleſerin Ihr Glück machen.... Tauſende erfreuen ſich nicht Ihrer Schönheit und geſelligen Talente. — Sie müßten auf der

Bühne etwa oder als Schriftſtellerin Furore machen, und unſere franzöſiſche vornehme Männerjugend hat ein empfängliches Herz; die barbariſchen Vorurtheile gegen ſogenannte Mißheirathen verſchwinden von Tag zu Tag mehr — Tauſende endlich haben nicht was Sie neben Ihren übrigen brillanten Eigenſchaften beſitzen: ein Kapital von ſechstauſend Franken. Hier, meine Liebe, habe ich die Ehre, Ihnen die ſechs Bankbillets zu überreichen; ich bitte, zu quittiren. Und — Sie wiſſen, wie mütterlich — ach, ich ſollte das Wort nicht gebrauchen, da es Ihrer Wehmuth neue Nahrung gibt — wie freundſchaftlich alſo ich für Sie empfinde, und werden mir nicht übel deuten, was ich jetzt ſage: Sie würden mich verbinden, wenn Sie ſchon heute mein Haus verließen; ſchon um der Neugier und Schadenfreude der übrigen Damen zu entrinnen, und beſonders.... wie geſagt, mein Haus ſteht immerdar zu Ihrer Verfügung, — aber ſoeben meldet ſich eines Herzogs Tochter zur Aufnahme, und kein Gemach iſt vakant, als eben nur das Ihrige; daher, meine Gute, wollen wir beide einander nicht im Wege ſein, und ſchreiden.... ſcheiden, ehe uns die Trauer übermannt.... nicht wahr, liebe, arme Corinna?“

Obwohl tief in ihren Schmerz verſunken, hatte Corinna doch nicht ein einzig Wörtchen von Balſaminens kühlem Troſte überhört. Im Innerſten tief verletzt, aber der Schicklichkeit, wie immer huldigend, begnügte ſie ſich zu entgegnen: „Madame, das Glück iſt wandelbar: man lehrt uns das vor Allem in der Schule, warum ſollten wir nicht darauf vorbereitet ſein, warum nicht wenigſtens uns hinein finden? Ich willige in alle Ihre Forderungen und verlaſſe Sie noch in dieſer Stunde. Ihr Haus, die Wohnung ſo vieler Damen von Geburt, Rang und Vermögen, iſt nicht mehr ein Ort für die Verſtoßene, Verlaſſene. Was aus mir ferner werden wird? ich weiß es nicht. Schwerlich werde ich als eine Erzieherin wirken können: dazu bin ich zu jung, zu unerfahren, zu wenig gelehrt. Als eine dienende Perſon einem reichen Hauſe anzugehören, wird, fürchte ich, mein Stolz nicht erlauben; auch zur Nonne mangelt mir die Demuth. Lieber wollt' ich jedoch auf der Straße mein Brod betteln, als auf eines Theaters Bretter treten, oder als eine Opernſyrene einen thörichten jungen Herrn in's Netz einer unwürdigen Ehe ziehen! Nimmermehr! Gott mag der Marquiſe vergelten, was ſie an mir gethan; ſie meinte es wohl gut und die falſche Menſchenliebe unſerer Tage mag ihr

Ihun rechtfertigen. Wenn ich aber meine Lage recht betrachte, ſo wäre vielleicht beſſer geweſen, ſie hätte mich im Staube der Erde gelaſſen, wo ich nicht einen Schatten des reichen Lebens geahnt hätte, das ich jetzo miſſen muß.... miſſen als eine elende Waiſe, die Niemanden angehört und von Niemand geliebt wird!"

Mit dieſen Worten entfernte ſich Corinna unter der ſchweren Bürde ihres Mißgeſchicks, um ihre wenigen Sachen zuſammen zu packen. Denn die koſtbarſten Geſchenke der Marquiſe wollte ſie zurücklaſſen, und ſich losmachen von dem Tand der höhern Welt, ehe die Noth mit Gewalt ſie zu plündern kam. — In ihr Gemach zurückkehrend, fühlte Corinna plötzlich heiße Thränentropfen auf ihrer Hand, und hörte Mariettens Stimme, und ſah des wackern Mädchens zum Tode betrübtes Antlitz, das ſich vor ihr neigte, und deſſen redlicher Mund alſo ſprach: „O widerſtehen Sie Ihrem Schmerze, beſtes Fräulein. Sie ſind nicht allein in dieſer Welt; Sie ſind geliebt von Vielen, und wenn Sie erlauben, will ich thun, was die Vielen alle nicht thun können: ich will mit Ihnen gehen und Sie nimmermehr verlaſſen!"

Das war Manna in der Wüſte! Zum erſtenmale empfand Corinna, daß die Magd eines Blutes und eines Adels mit ihr ſei. Sie umarmte gewährend die Getreue, die ihr ſchleunigſt half, die Vorbereitungen zum Abſchied zu treffen. Und da es zum Scheiden kam.... ach, da war Balſamine nicht zu ſehen: von ferne ſtanden die Penſionärinnen und lauerten ſcheu und kichernd der Fortgehenden nach. Der ſchnelle Wechſel in Corinna's Verhältniſſen hatte augenblicklich eine tiefe Kluft zwiſchen ihr und den Geſpielinnen aufgeriſſen. Elmire, furchtſam an Corinna vorüber ſtreifend, damit die Andern ihre Vertraulichkeit nicht inne wurden, fragte flüſternd: „Soll ich Ihm ſchreiben, wie nun die Sachen, ach, ſo böſe, ſtehen?" — „Ja;" erwiederte feſt die Gehende und verließ das Haus. Aber draußen kam die Wehmuth, auch von dem Geliebten ewig ſich trennen zu müſſen, über Corinna, und ſie weinte, daß die Gaſſen von Paris hinter ihrem Thränenſchleier gleichſam in Nebel verſanken und ſie von den unzähligen Straßenläufern nichts unterſchied, als nur das Lärmen, Schreien und Getöſe. Mitten in dieſem tollen Getümmel fühlte ſie ſich allein mit einem gebrochenen Herzen, mit zerſchmettertem Muth; dagegen lebte in ihr der Trotz der Gleichgültigkeit auf. —

„Wo werden wir wohnen, mein Fräulein?" fragte Mariette.

— „Wo du willſt, mein Kind," antwortete Corinna. — „Wir ſtehen vor dem Thore eines möblirten Hotels, Mademoiſelle Corinna." — „Treten wir ein, Mariette." — Das Hotel war groß, ſplendid eingerichtet. Corinna, gewöhnt an das beſte und feinſte und theuerſte im Leben, wendete mit Eckel das Auge von den ärmlichen Gemächern ab, die man ihr anfänglich aufſchloß. Die Hauswirthin zeigte ihr beſſere, aber auch dieſe genügten ihr nicht. Nach und nach beſichtigte ſie das ganze Haus, ſo weit es noch zu vergeben war, und wählte endlich das koſtbarſte Appartement. — „Wenigſtens wollen wir vornehm und bequem wohnen, ſo lange unſere Reichthümer vorhalten:" ſagte bitterlächelnd Corinna zu ihrer Kammerzofe.

Da ſaß ſie nun im Schooße des gewohnten Luxus, umgeben von den tauſenderlei Spielzeugen der modiſchen Welt, und es ſah aus, als ſollte das niemals aufhören. Mariette wenigſtens glaubte feſt an die ewige Beſtändigkeit dieſer Herrlichkeit. Die ſechstauſend Franken, die ſie zur Verwaltung überkommen hatte, ſchienen dem armen Mädchen eine unerſchöpfliche Geldquelle. „Ach, wie vergnügt wollen wir leben, Fräulein Corinna!" rief ſie mit lächelnder Zuverſicht, und auch Corinna lächelte, aber mit dem Tode in der Bruſt.

Sie ſaß am Fenſter im üppigſten Lehnſtuhl, umrauſcht von ſeidenen Vorhängen, neben ihr girrte in goldenem Käfich ein grauer Papagei, zu ihren Füßen auf dem Sammetpolſter ſchlummerte ein zierliches Wachtelhündchen, das nur zweihundert Franken gekoſtet hatte, und nichts als Biscuit und crème fouettée fraß. Geputzt, als ſei ſie im Begriff, den vornehmſten Salen der Hauptſtadt mit ihrem Beſuche zu beehren, ſah ſie hinunter, die arme leicht- und doch ſo ſchwerſinnige Corinna in den Tumult der Straßen, wo der Hunger nach Brod läuft, der Gauner nach ſeiner Beute, der Gewerbtreibende nach der Exiſtenz der Seinen, der Stellenjäger nach Protektion, der reiche Schlemmer nach ſeinem Genuß.... und dennoch, auf allen dieſen Wegen das Leben nach dem Tode. — „Was wird aus mir werden?" fragte ſie ſich ſchmerzlich: „o Marquiſe von St. Trerez, was haſt du aus mir gemacht? Du brüſteſt dich mit einer edlen Handlung, und deiner unſeligen Wohlthat Ziel iſt nur mein Verderben in Noth oder Schmach! — Doch wohl nur in Noth;" ſetzte ſie beruhigter hinzu:

„die Schmach wird mir der Herr erſparen und ſomit magſt auch du einſtens im Frieden ſterben, Marquiſe von St. Tropez.“

Corinna ſpielte eine Weile, ohne ſich ihren Gedanken näher bewußt zu ſein, mit ihren goldnen Ringen, mit der koſtbaren Uhr an ihrem Gürtel, dann ſagte ſie; „Alles dieſes wird mich verlaſſen.... bald, ach, nur zu bald. Mariette wird einen Bankzettel nach dem andern wechſeln laſſen.... Geld und Silber bleibt nicht beim Armen; es ſtrömt zuſammen in den Kaſten der Reichen; das koſtbare Metall wird ſchmelzen in meinen warmen Händen. Der Winter wird mich ohne Geld finden, ohne Holz, ohne Licht, ohne Verſorgung. Was ſoll ich anfangen? Wohin mich wenden in der ungeheuren Stadt? Wohin reiſen in dem großen Frankreich? Umkommen in Paris, vor den Tempeln des Reichthums zuſammenſinken und enden.... das wird mein Loos ſein, denn mir iſt jede Laufbahn verdorben. Sie haben aus mir eine große Dame gemacht.... wie ſoll ich mein Brod verdienen? Oder ſoll ich Mariette, die ſo edel mein Geſchick theilt, wie eine Sklavin oder Leibeigene für mich arbeiten machen? O weh! der Verdienſt ſoll ja heute ſo gering ſein, daß kaum eine Fleißige für ſich allein das Nothwendigſte aufbringt! Nun könnte ich ſelber freilich die Finger rühren.... aber für die Leute arbeiten....? Arbeiten, wie meine Mutter, die Wäſcherin?“ —

Die Erinnerung an ihre Mutter brachte Corinna auf eine andere Gedankenreihe. — „Ich habe ja noch eine Mutter.... ach, ſie wird alt ſein! — Um deſto tröſtlicher wäre ihr vielleicht meine Nähe...! wenn ich ſie aufſuchte....?“

Corinna's Blick ſchweifte gen Himmel, und dann wieder auf das Dach des gegenüberſtehenden Hauſes. Dort arbeitete mit ziemlich verdroſſenem Muthe ein grauhaariger Dachdecker oder dergleichen an der Befeſtigung einer kupfernen Rinne, und eben geſchah es, daß er, in's Blaue hinausſchauend, ſtatt auf ſeine Arbeit, eine Bewegung machte, die an ſeinen gefährlichen Standpunkt gar nicht paßte. Dabei glitſchte ſein Fuß, und bei einem Haare wäre er in die tiefe Gaſſe geſtürzt. — Corinna ſchrie laut auf; der Mann war todtenbleich geworden, und trat ſchnell ſeinen Rückzug in die Dachlucke an. — Corinna befahl Marietten, ihr den Mann zu bringen. — Und als er vor ihr ſtand, ſchenkte ſie ihm Geld, und bat ihn, doch ja nicht mehr an ſo gefährliche Orte zu ſteigen und ſein Leben zu ſchonen. — Der Arbeiter lächelte verlegen und antwortete: „Madame iſt gütig, aber wir arme Leute müſſen wohl alle Tage unſer Leben wagen, um uns und unſere Familie durchzubringen. Ich hab' ein altes Weib, das nicht mehr arbeiten kann und ein Rudel von unerzogenen Kindern; das will eſſen und mit vierzig Sous, die ich etwa im Tag verdiene, langen ſieben Mäuler nicht weit.“ — „Vierzig Sous? mein Himmel, welch ein Elend!“ ſeufzte Corinna: „ich will etwas für Euch thun.... ich will euch heimſuchen, gute Leute.... wie iſt Euer Name, braver Mann?“

— „Ich heiße Jakob Bernard;“ entgegnete der Mann: „ein Maurer von Profeſſion, und habe lange in Pantin gehaust, bin erſt ſeit ein paar Jahren nach Paris gezogen.... in die Vorſtadt St. Marceau.... jedes Kind kennt dort den alten Bernard und die Wäſcherin, ſeine Frau!“ —

Corinna ſprang in der höchſten Bewegung auf, und fragte: „Bernard von Pantin? Ach, mein Himmel, habt Ihr nicht einmal eine Tochter Corinna gehabt?“ — Bernard ſchüttelte den Kopf. — „Eine Tochter, die von der Marquiſe von St. Tropez angenommen wurde?“ — „Ei, ei, hm, hm.... ich beſinne mich auf dergleichen. Ja, ja, Sie werden Recht haben.... 's iſt mir noch dunkel im Gedächtniß.“ — „Wie? Ihr erinnert euch kaum....?“ — „Ei, meine ſchöne Dame, es wird ſchon lange her ſein.... unſrer Kinder waren immer viele, und ich hatte gar viel im Kopfe von jeher.... aber meine Alte weiß davon: die Alte hat, was die Kinder angeht, ein treffliches Gedächtniß.... ich werde ſie fragen....“

Bittere Zähren quellen aus Corinnens Augen, da ſie ihren Vater, ihren leiblichen Vater dergeſtalt reden hörte: ſie wendete ſich, das Geſicht verhüllend, von ihm ab. Während deſſen entfernte ſich der Maurergeſelle. — „Recht, recht,“ ſagte, dieſes bemerkend, Corinna: „es wäre mir unmöglich geweſen, jetzt dieſem fühlloſen Manne, der ſich kaum auf mich beſinnt, zu geſtehen, wie nahe ich ihm verwandt bin. Aber bei der Mutter will ich mein Heil verſuchen. Ein Mutterherz ſchlägt in dem gemeinſten Weibe, und die Stimme der Natur iſt der Mutter verſtändlicher als dem Vater. Ich will hinaus, Bernards Hütte aufzuſuchen: gleich will ich fort. Mariette, begleite mich.“

Sie flog dahin; kaum konnte ihr die Dienerin folgen. Obſchon der Abend langſam ſeine Schleier über die Stadt breitete, fand Corinna — es ſchien ihr ſelbſt ein Wunder — den bezeichneten Weg, als wäre ſie ſchon oft auf demſelben gewandelt. Um eine Straßenecke biegend, ſtand ſie vor der dicken Madelon, die hochgeputzt daherzog. Des Spezereihändlers Tochter begrüßte Corinna freundlichſt und ſammelte mit Worten tiefgefühlten Bedauerns und zarter Liebe glühende Kohlen auf das Haupt derjenigen, die ſchon ſo oft ihren Scherz mit der Kleinſtädterin getrieben. — „Ihr Schickſal hat ſich nicht zum beſten gewendet,“ ſagte ſie endlich; „aber Sie werden des Schickſals Tücke überwinden. Kann ich Ihnen nicht dienen? Ich bin in meiner Eltern Haus zurückgekehrt. Ein Vergnügen würde es mir ſein, wenn Sie bei mir einſprechen und verweilen wollten. Gewiß würde uns gelingen, Ihnen ein angenehmes Loos zu ſchaffen.“ — Corinna, die ſich ungern aufgehalten ſah, und ſich ihres frühern Betragens gegen Madelon ſchämte, ſtammelte leere Worte des Danks, verſprach einen Beſuch, den abzuſtatten ihr nicht einfiel, empfahl ſich eiligſt, und ſetzte ihren Weg fort. Der Abend wurde immer dunkler.

Ein Kind, beinahe nur mit dem Hemd bekleidet, ſtand an der Straße. — „Weißt du, armes Kind, wo Vater Bernard und ſeine Frau, die Wäſcherin, wohnen?“ — „Der Vater und die Mutter? Ei freilich: kommen Sie nur.“ — Und in einen finſtern Hausgang drehte ſich Corinna, dem Kinde folgend; viele, viele Treppen kletterte ſie hinan; eine winzige Dachſtube betrat ſie endlich. Arm an Geräthe, reich an Stroh, auf dem ein Rudel von größern und kleinern Kindern ſchlief, war die elende Dachkammer. Ein Lichtſtümpfchen brannte auf einem Knollen Lehm; ein greiſes Weib, lebensmüd und unheimlich ausſehend, flickte beim ſchwachen Lichtſchimmer zerriſſene Lumpen. Sie begegnete mit ihren verwunderten Augen denen Corinna's und fragte: „Wen ſuchen Sie, Madame?“ — Mit zitternder Stimme ſtellte Corinna an ſie dieſelbe Frage, die ſie dem Maurer vorgelegt hatte: die Frage nach der kleinen Corinna, die von der Marquiſe von St. Trepez angenommen und erzogen worden. — Die alte Frau ſann eine Weile nach, und erwiederte dann: „Wir haben eigentlich ſchon vier Kinder an fremde Gutthäter verkauft, uns armen Leuten zur Erleichterung und den guten kleinen Schelmen ſelbſt zum Nutzen. Da nun darunter drei Knaben geweſen — der Lukas iſt Bedienter in Lyon, der dicke Max lernt die Bäckerei zu Verdun, und Baptiſt, der wackere Burſch, iſt als Reitknecht — Gott hab' ihn ſelig — in Afrika geblieben — und nur ein Märchen, ſo wollen Madame gewiß von dem Märchen reden? Sie hieß aber nicht, wie Sie ſagen, ſondern Jacotte, mit Ihrer Erlaubniß und eine Dame hat ſie an ſich genommen, gerade wie Sie ſagen, aber ich weiß nicht mehr, wer die Dame geweſen, weil ſie uns ſeit langen Jahren nur ein einzigmal geſchrieben, und weil der Ramaſſe, unſer Hund, einmal die Wurſt gefreſſen, ſammt dem Briefe, worinnen die Wurſt gewickelt geweſen.“ —

„Jacotte! gerechter Gott! ich heiße alſo Jacotte!“ ſeufzte Corinna erſchreckt in ſich hinein. Dann ſagte ſie ſehr herabgeſtimmt zu der Alten: „Habt Ihr denn manchmal an eure Tochter gedacht? Mit Wehmuth und Sehnſucht gedacht?“ — „Ei freilich:“ verſetzte das Weib: „warum denn nicht? Mit großer Wehmuth, mit Verdruß, mit Bitterkeit noch obendrein: viel tauſendmal hab' ich das. Wie gut hat's jetze das Menſch! ſagt' ich oft zum Alten: ſie lebt in Freud und Herrlichkeit als eine vornehme Müßiggängerin und wir, ihre Eltern, müſſen uns die Finger von den Händen ſchinden, um nur Schwarzbrod zu eſſen. Die dumme Jacotte hat's gewiß nicht verdient: aber das Glück hilft immer der Dummheit fort: Amen.“

Mit einer Art von Entrüſtung, mit Rührung zugleich brach Corinna in die Worte aus: „Mutter! ſieh hier deine Tochter!“ Aber ſtatt in Corinna's ausgebreitete Arme zu ſtürzen, wich die Alte ſcheu vor ihr zurück und murmelte: „Ach, wie erſchrecken Sie mich! Gute Dame, iſt Ihnen nicht wohl zu Muthe? Haben Sie nicht etwas zu ſchnell in die Hitze getrunken? Ach, mein Gott, wenn nur Bernard zu Hauſe wäre, die Närrin aus unſerer Stube zu bringen.“

Corinna wollte nicht ablaſſen. „Mutter!“ rief ſie: du mißhandelſt mich, als wäre ich dem Spital oder dem Irrenhauſe entſprungen.... und dennoch iſt wahr, was ich dir ſage. Liebſte Mutter, ſieh in mir dein Kind!“

Die Alte, da Corinna ſich ihr leidenſchaftlich näherte, fing an, erbärmlich um Hilfe zu ſchreien. Auf dieſes Allarmzeichen erhoben ſich wie *ein* Mann die vielen Kinder, die im Strohe ſchlummerten, und ſtürmten zeternd, wie ihre Mutter, auf die Fremde los. Corinna, als ſie die blaſſen hagern Leiber, die ſtumpfen thieriſchen Geſichter dieſer unglückſeligen Jugend wahrnahm, ergriff unwillkürlich die Flucht, und langte, ohne zu wiſſen wie, vor dem Hauſe an. Die Straße war ganz finſter; in der Ferne brannte eine Laterne. Mariette war nicht mehr da. — „O weh!“ klagte Corinna: „wie ſoll ich in tiefer Nacht den Weg nach Hauſe finden?“

„Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie,“ ſagte eine wohlbekannte Männerſtimme zu Corinna. Freudig erzitternd und dennoch verſchüchtert wie ein Lamm hieß ſie den Vicomte Eugen von Garrigues willkommen. — Mit vollkommen adelichem Anſtand bot er Corinna den Arm. „Ich kenne Ihre Wohnung;“ ſagte er: „Ich führe Sie.“ — Entzückt ging Corinna an ſeiner Seite. Obwohl zum erſtenmal einander ſo nah, ſchienen beide Liebende vertraut und vertraulich wie nach einer jahrelangen Bekanntſchaft. — „Ich habe allerlei, was Sie betraf, gehört;“ ſagte der Vicomte: „Elmire ſchrieb mir dies und jenes. Allein ich glaubte ihr nicht. Die kleine Dame ſcheint ſelber ein bischen Anſpruch auf mein Herz zu machen, welches doch nur Ihnen gehört.“ — „Elmire?“ fragte Corinna argwöhniſch. — „Wie ich Ihnen ſage, werthe Corinna. Sie glauben nicht, wie viel eine männliche Tugend meines Schlags von den pariſer Anfechtungen auszuſtehen hat.“ — „Herr Vicomte....!“ — „Fürchten Sie nicht, daß ich in Einzelnheiten eingehen werde; dazu bin ich zu beſcheiden, zu verſchwiegen, und wer intereſſirt mich eigentlich in der Welt? Ich kenne nur die ſchöne Corinna.“ —

Die Worte floſſen dem jungen Herrn wie Honig von den Lippen. Still beglückt ließ ihn Corinna gewähren. Er fuhr fort: „Alſo Elmire hat mir Unwahrheiten geſchrieben. Ihre Mutter ſollte von Ihnen die Hand abgezogen haben.... was weiß ich? Sie ſollten arm geworden ſein. Ich Thor, der ich das buchſtäblich glaubte! Aber, ſeitdem ich Ihre Wohnung entdeckt habe.... eine Fürſtin wohnt nicht ſchöner — ſeitdem ich den ganzen Train Ihres Lebens kenne, bin ich ſelbſt wieder neugeboren worden. Mein Herz, meine Liebe, was ich habe — natürlich — alles gehört Ihnen, und wäre es, daß in der That ein vorübergehendes Mißverſtändniß Sie mit Ihrer Mutter entzweit hätte, ſo gebieten Sie über meine Börſe, über meinen Einfluß, über meine Vermittlung.“

„Ich danke Ihnen herzlich,“ entgegnete Corinna mit Hingebung: „Ihre Theilnahme rührt mich. Weſſen Mitgefühl könnte mir koſtbarer ſein? Von der Aufrichtigkeit Ihrer Neigung für mich überzeugt, würde ich unter andern Verhältniſſen nicht aufleben, Ihre Hülfe in Anſpruch zu nehmen. Beſäße ich Millionen.... wie gerne theilte ich ſie mit Ihnen? Ich glaube an dieſelbe Freigebigkeit von Ihrer Seite."

„Gewiß, gewiß:" ſagte der Vicomte: „wären Golkonda's Edelſteingruben mein Eigenthum, ich würde ohne weiters...."

„Laſſen wir jetzo Golkonda's Diamanten, Herr Vicomte. Eben ſo ächt wie jene Edelſteine ſoll meine Aufrichtigkeit gegen Sie ſein. Ich will und darf Sie nicht täuſchen. Was Ihnen Elmire ſchrieb, iſt wahr. Ich bin das Kind armer Eltern, mein Vater Bernard iſt ein Taglöhner, meine Mutter eine Wäſcherin.... nicht einmal der ſchöne Name Corinna iſt mein..... ich heiße.... o das Unglück.... ich heiße Jacotte!"

„Jacotte! Jacotte Bernard!" wiederholte wie ein trauriges Echo der Vicomte: „das iſt arg, das iſt fatal!"

„Werden Sie nun nicht bereuen, Ihr Herz einer Bettlerin geſchenkt zu haben?" fragte Corinna zagend und dennoch hoffend, ein triumphirendes „Nein" zu vernehmen. — Aber zu ihrem Entſetzen entgegnete der Vicomte: „Alſo abermals getäuſcht? Welche Erfahrungen muß ich machen? Gibt es denn gar keine reichen Erbinnen mehr in der Welt, mit denen ein junger hübſcher Menſch ſein Glück machen kann? Was ſoll denn nun in dieſer Sache mein Herz thun, Mademoiſelle Jacotte? Kann ich aus meinem Herzen Geld münzen, um uns beide zu ernähren? Bin ich nicht ſelbſt ein Abenteurer, deſſen Schlöſſer in der Luft, deſſen Fabriken am Nordpol, deſſen Schiffe im Mond liegen? Meine gute Mamſell Jacotte.... wir haben uns gegenſeitig verrechnet.... und wenn wir uns auch zuſammen ſpannen wollten an den Wagen leichtſinniger Liebesthorheit.... es käme nichts dabei heraus als Elend und Haß und Verbrechen, und, wenn noch alles gut ginge, ein Doppelſelbſtmord neben der giftdampfenden Kohlpfanne. — Sagen wir uns daher Lebewohl. Hier ſind Sie zu Hauſe, Jacotte. Es gehe Ihnen wohl und mir noch beſſer!"

Der Abenteurer, der ſich mit eigner Hand ſo überraſchend demaskirt hatte, ließ ſeine Freundin richtig ſtehen und in ihrer Seele nichts zurück, als den höchſten Verdruß am Leben, das peinigendſte Bewußtſein völliger Verlaſſenheit und Ohnmacht, und eine immer wachſende Begierde nach dem Tode, dem Erlöſer von allem Uebel. Da beſann ſich auf einmal Corinna auf die traurigen Geſchichten, die ſie in Zeitungen geleſen und die mit der

Verzweiflung anhoben, um mit dem Selbſtmord zu ſchließen. Da fielen ihr immer und immer wieder aufs neue die letzten grauſamen Worte des Vicomte ein, der höhniſch und prophezeiend vom Selbſtmord als dem letzten Mittel geredet.... Corinna beſchloß zu ſterben, zu ſterben, ohne Verzug, da ſie nicht mehr leben konnte ohne Liebe! — „Wenn ich gleich ſterbe, ſo findet Mariette noch ein kleines Erbe vor....“ dachte ſie; „zögere ich noch einige Zeit, ſo wird bald verzehrt, verſchleudert ſein, was wir beſitzen.... alſo gleich, auf der Stelle geſchehe es. Nie war ich verlaſſener von den Menſchen und von Gott! Ich finde nur Bitterkeit, nicht Andacht, nicht Zuverſicht in meiner Seele. Und ſterben will ich nach der Vorſchrift des Vicomte: durch die Kohle. Der Tod ſoll ſchmerzloſer ſein, als der in den Fluthen der Seine; — auch hab' ich nicht Muth, den letztern aufzuſuchen.... und in die Hände roher Schiffer zu fallen, auf der Morgue ausgeſetzt zu werden.... welch' eine Schande! — Wo find' ich aber, was ich brauche? Mariette ſchläft und ich will ſie zu dem verdächtigen Geſchäft nicht wecken....!“

Umherſuchend in den Schränken ihrer Gemächer fand Corinna, was ſie zu ihrem Endzweck nöthig hatte: eine Kohlenpfanne, einen kleinen Kohlenvorrath. Sie ſchloß ihres Schlafzimmers Thür und Fenſter ſo feſt als möglich. Sie kleidete ſich in blendend Weiß, ſie zündete die Kohlen an. Sie ſetzte ſich aufs ſeidengedeckte Lager.... ſie wollte ſchreiben, an die Marquiſe, an ihren Vater ſchreiben.... aber die Feder glitt wie träumeriſch über das Papier hin und nicht ein Buchſtabe wollte ſich bilden laſſen. — „Iſts ſchon der Tod, der meine Finger lähmt?“ ſtammelte ſie, das Haupt umfangen von dem aufwirbelnden Dunſte: „o wie geſchwinde kommt der Unbarmherzige! Und doch wäre vielleicht für mich das Leben noch ſchön....?“ — Und ihr war einen Augenblick, als grüne und blühe draußen alles noch ſchöner als jemals und die ganze Welt ſei voll von Liebe und Tauſende fragten nach ihr, der geliebten Corinna! — „Wenn ich nur das Fenſter aufreißen könnte....?“ ächzte Corinna voll Herzensangſt und machte einen Verſuch, ſich aufzurichten. Aber der ſtille giftige qualmende Tod ſenkte ſich bleiern auf ſie; ſie ſank um.... vor ihren Augen tanzten durch die ſchwarze Nacht die blaſſen Kinder des Maurergeſellen wie eben ſo viele Todtengerippe einen ſchaurigen Reigen.... und während der Leidenden Auge ſtarr in der Höhle ſteckte, wurde ihr Athem immer ſchwerer.... immer ſchwerer.... und im tiefſten Kern ihres Gehirns zitterte wie ein Flämmchen auf und nieder

der Gedanke, die flehende Bitte: „Mach' ein Ende mit mir, o Tod! Eile herbei.... herbei.... mich zu erlöſen!“ — — —

Aber plötzlich wurde es laut um die Sterbende.... immer lauter: die Thüre ſprang auf, die Fenſter ließen goldenen Schein in das Gemach. „So wache doch auf, Kind meines Herzens, ſo komme doch zu dir, Corinna, mein Leben!“ rief in ihr Ohr die ſüßeſte Stimme, die ſie jemals vernommen. — Und wäre ſie ſchon an den Pforten der Unterwelt angelangt geweſen, dieſe Stimme würde ſie zurück zur Erde gerufen haben. Ach nein: nicht zur Erde, zum Himmel, mitten in den offenen Himmel hinein. Denn an der Marquiſe treuer Bruſt erwachte aus dem ſchweren Traum ihrer ſchwerſten Lebensnacht die ſchöne Corinna, um die koſtbaren Worte zu vernehmen: „Alle Hinderniſſe ſind überwunden, mein Kind! Ich darf dich jetzt auch vor aller Welt meine Tochter nennen. Alle Förmlichkeiten zu erfüllen, hat mich freilich vierundzwanzig koſtbare Stunden mehr gekoſtet, als ich dachte, und um einen Tag ſpäter liegſt du in meinen Armen: jedoch um dich nie mehr von mir zu trennen, weil ich dich hinwegführen will auf meine, auf deine Güter, in das ſtille Landleben, das du ſo herzlich liebſt!“

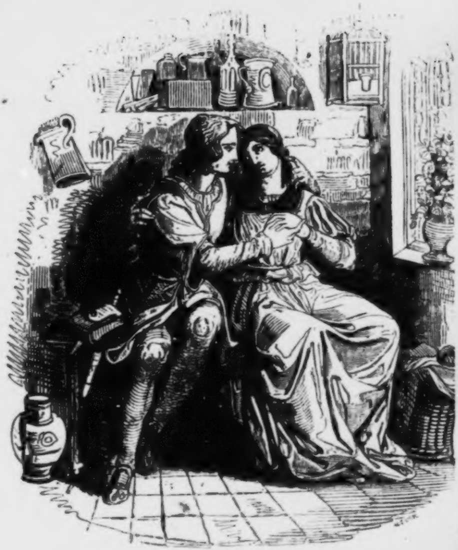
„Guten Morgen, Corinna, biſt du jetzt zufrieden?“ fragte Balſamine, und Mariette ſtreichelte die heiße Stirne der Erwachten, flüſternd: „Ach, Fräulein, welch ein Glückskind ſind Sie!“

Verſchwunden waren alle Geſpenſter, die der Seele Ungeduld und Pein heraufbeſchworen. Bernard und Jacette gingen die neubeſeligte Corinna nichts mehr an. Wie gerne gab ſie den verdrießlichen Spuckgeſtalten den Abſchied! Nur gegen den Vicomte blieb unerklärlicherweiſe eine beſtimmte Abneigung, ein ſtiller Argwohn in ihrem Gemüthe zurück. Sie verbot Elmire, ferner an ihn zu ſchreiben, ihren Aufenthaltsort ihm zu melden. Elmire that nach ihrem Wunſche und freute ſich ihres Gehorſams; denn nicht lange, und der ſogenannte Vicomte ſtand in der That als entlarvter Gauner vor den Schranken des Kriminal-Gerichtshofs und mußte eine Reiſe nach Breſt machen, von welcher er nicht ſobald zurückkehren wird.

Ritter und Bürger.

Eine Frankfurter Geſchichte von Anno 1420.

Der Abend des dreiundzwanzigſten Auguſts im obenbezeichneten Jahre war ein warmer, ächt ſommerlicher. Nach langem Regen hatte ſich endlich der Himmel entſchleiert, die Sonne wieder hervorgemacht und Licht und Luſt rings um die alte Krönungsſtadt verbreitet. An dem Hirſchgraben, welcher dazumal wirklich ein Graben mit Bäumen, Geſträuchen und muntern Hirſchlein war, gingen Spazierende zu Hauf; vor den Thüren der Häuſer in den ſchattigen Gaſſen ſaßen Bürger und Bürgerinnen, Geſellen und Mägde in herzlichem Geplauder. Die älteren Männer von angeſehenerem Schlage ſuchten in den Wölbzimmern der Herbergen den kühlen Wein, die Milch der Greiſe. — Die Herberge zum Einhorn, eine der anſehnlichſten der Reichsſtadt, war, wie die übrigen, nicht ganz unbeſetzt. In der Zechſtube ein Dutzend auswärtiger Gäſte; in dem traulichen Erker ein Herr vom Rathe, ein fremder Kaufmann und ein Adelicher aus der Nachbarſchaft der Stadt. In einem Stübchen, anſtoßend an die Zechſtube, heimlich und doch von der ganzen Herbergswelt geſehen, ein junges Paar: eine ſtattliche Dirne des friſcheſten Frankfurter Bluts und ein ſchlanker zierlich gekleideter Mann, der einem Edelherrn ähnlich ſah, was die Gewänder betraf, und einem Bürger, was das ſchlichte gutmüthige Antlitz anbelangte: ein vollkommenes Gegenſtück zu dem Adelichen im Erker, der, wenn auch ſelber noch jung, ſchon den Ausdruck wilder Prahlerei im Geſichte trug, und dabei auf dem Leibe ein vernachläſſigtes Reiterwamms. Vor eben dieſem Adelichen und dem neben ihm ſitzenden Rathsherrn ſtand der Wirth zum Einhorn und ſprach ein Langes und Breites, und beſchloß ungefähr mit folgenden Worten ſeine lange Rede: „Daher, mein geſtrenger Herr Henne von Wiede, daher in dieſer traurigen und blutigen Zeit der billige Stolz des Bürgersmanns, den Ihr nicht wohl begreift und begreifen mögt: der Stolz auf ſein Daheim, auf



Ritter und Bürger.

ſeine feſte Stadt, auf ſein unverletzlich Haus, auf ſeiner Mitbürger immer wachſamen Beiſtand. Glaubt's nur: wenn der Handwerker, der Hirt, der Krämer von weiter Landfahrt heimkommen, zufällig ungekränkt von den rauf- und beuteluſtigen Herren, die in ihren feſten Thürmen an der Heerſtraße ſitzen und Zölle von Leib und Gut und Leben einfordern, die ihnen durch kein Recht gehören, ſo hängen ſie luſtiger das Schwert an die Wand ihres Hauſes und doppelt ſchmeckt ihnen Speiſe und Trank und ihres Weibes Kuß, wenn ſie ſich wohlbewacht vor'm Feinde wiſſen, und ſie lieben ihre Stadt, wohin ſie verburgrechtet, gewiß noch mehr als Ihr Herren Eure Schlöſſer. Gut macht Muth, aber Eintracht gibt Macht, das iſt ein gut Sprichwort. Wann wird einmal die Zeit kommen, daß man Euch Herren der Städte Thore zu allen Stunden öffnet? Wann Ihr uns das Land freigegeben habt und freien Paß auf Wegen und Stegen. Der Kaiſer und das Reich wollen von Euch nichts wiſſen: die Bürger ebenſowenig, und die Bauern — ach, es kommt ſchon der Tag, da auch ſie nicht mehr Eure Herrſchaft fürchten. Geht in Euch und es wird Euch mit uns wohlergehen. Zwingt uns Städte nicht, noch einmal aufzuſtehen und aufzubieten wie Anno vier, da wir in der Wetterau unſere Feinde wie mit Beſemen kehrten! Ha; ich war dazumal ein junger Kerl; ich war dabei bei'm Auszug und bei'm Streifen, bei'm Fechten und bei'm Stürmen. Ich war bei dem Brand von Rückingen, wo wir den Johann von Rudenkheim, den Marktſchiffſchinder, an der Flamme ſeines eigenen Hauſes ſchmorten. Ihr wart dazumal noch klein und ſchwach: dennoch hättet Ihr von Euerm Schloßbuhel jenen Brand ſehen können und wie damals Euer jetziger Freund und Meiſter, Ritter Bechtram, ſich gehalten wie ein Held. Gehalten auf unſrer Seite, als unſer tapfrer Feldhauptmann, der Stadt ein Schutz und Schirm: der Stadt, die er zwölf Jahre nachher zu befehden und zu ſchädigen ſich unterſtehen konnte!"

„Das ſind alte Geſchichten:" äußerte Henne von Wiede, ſeinen Schnauzbart ungeduldig drillend: „ſteht's heut nicht anders? Wird's morgen nicht noch um Vieles anders ſtehen?"

„Allerdings;" nahm der Rathsherr das Wort: „doch iſt nicht überflüſſig, zu bemerken, wie in guten freundlichen Zeiten der Ritter von Vilbel von unſrer Stadt gehalten worden. Er genoß wahrlich eines edelmänniſchen Standes, und an ſeiner Stelle wären — o wie gerne! — alle von der Wetterauer Ritterſchaft geweſen, den erſten und letzten nicht ausgenommen. War er nicht der Stadt um fünfhundert Goldgulden verdungen, mit zwei Gleven und ſechs Pferden, und hatte für dieſe Pferde Futter und Stall umſonſt, und freie Zehrung für ihn und ſeine Leute auf jedem Auszuge, nebſt einer beſondern Belehnung von hundert Gulden für Geleit und Meſſenebſt!!? Mein Gott, wo verdient ein Herr von Adel ſo vieles Geld mit Zwangzoll und Stegreif? Das Lob muß man ihm geben, daß er ſich in den erſten zehn Jahren gar wohl hielt, als ein Freund zum Bürger, als ein biederer Waffenhauptmann der Stadt und viele Ehre hatte von den Kaufleuten und andern Reiſenden, die er mit tapferer Hand geleitet und geſchirmt."

„Davon kann ich erzählen;" ſchaltete der Einhornwirth ein: „von euerm Vater, Heinz Ducke, hat er in jenen Zeiten wegen redlich geleiſteter Dienſte ein golden Muttergottesbildlein zum Geſchenk erhalten.... er trug es lange am Hute und es hat ihn geſchützt in tauſend Gefahren. Anno Zwei war ich im Auszug unter dem Ritter Bechtram; er konnte mich wohl leiden, wurde mein Gevattersmann, hat meine Thekla, die dort mit ihrem Bräutigam ſitzt, aus der Taufe gehoben.... er ſchämte ſich dazumal des Bürgersmanns nicht."

„Bald jedoch wurde es anders;" nahm wiederum der Rathsherr das Wort: „ich weiß nicht, ob aufgehetzt durch ſeine ritterliche Genoſſame, oder durch den eignen Geiz und Neid nach Ehre und Vorrecht und Gaben, ſchlug er unverſehens um, und wurde aus einem zufriedenen Dienſtmann unſrer freien Reichsſtadt ein unzufriedner, der ſeine Schuldigkeit läſſiger that, aber dabei immer mit Forderungen aller Art bei der Hand war. Zuerſt verlangte er Zulage. Nun.... Bürgermeiſter und Rath, ſeiner frühern Dienſte eingedenk, belohnten ihn mit einem Jahreszuſchuß von hundert Gulden. Ein oder zwei Jahre nachher war er ſo unglücklich, in einer Fehde, unter der Stadt Panier, vom alten Reiffenſtein gefangen zu werden, der kein geringes Löſegeld für ihn heiſchte. Bürgermeiſter und Rath — nach langem Streit um Für und Wider — lösten ihn aus. Aber nur um ſo trotziger kam er wieder, und ſchalt uns nicht ſelten hinter unſerm Rücken „undankbare Pfefferſäcke" obſchon an ihm geweſen wäre, Dankbarkeit zu beweiſen. Dann — nicht lange dauerte das Einverſtändniß — ſchickte er aus heiler Haut und ohne Grund noch

Anlaß der Stadt einen Fehdebrief. Der Handel wurde indeſſen vermittelt. Die edeln Geſchlechter Birkelar, zu Rodern und Schildknecht trugen ihn mit dem Bechtram aus, und in Folge ſeiner Anmaßung erhielt er noch ebendrein fette Feldgüter von der Stadt, theils zu Leben, theils zu Erb und Eigenthum. Das war von unſrer Seite ein dummer Streich, eine Narrethei. Wir hätten wiſſen ſollen, daß Nachgiebigkeit den Feind nur frecher macht. Dem geſchah alſo. Von Mond zu Mond wurde der Herr von Vilbel unerträglicher, hartnäckiger, unverſöhnlicher; bis endlich Anno ſechzehn der Bogen brach, und Herr Bechtram uns den Dienſt vor die Füße warf. — Wir hätten uns allerdings getröſtet. Leute zu Schild und Helm geboren und tapfer obendrein, und luſtig in den Sold einer reichen Stadt zu gehen, ſind zu dieſer Friſt im ganzen heiligen römiſchen Reiche, abſonderlich in der Wetterau und in Franken nicht ſelten. Wir brauchten nur die Hand auszuſtrecken: an jedem Finger hing uns Einer vom Adel. Einen Feldhauptmann hatten wir zur Stunde, und eine ſtattliche Schaar von Reiſigen, alle von Adel, unter vierzig Jahren: den ein wenig theurer, jenen etwas wohlfeiler, manche gerade nur für eine Liebniß oder geringe Gabe, wie denn noch heute unter andern den Herrn Gademar von Duderhauſen, dem wir im Jahre ſechs Ellen Tuchs ſtatt Solds verabreichen....“

Henne von Wiede, in deſſen Buſen es ſchon lange kochte, ſtampfte mit dem Fuße derb auf, und rief: „Ei, ſo laßt mich ungeſchoren mit den kahlen Geſellen, denen man zu Häupten ihres Grabes oder auch ſchon vor ihren lebendigen Augen das Wappen zerbrechen ſollte! Wollt Ihr mir am Vorabend leidiger Verſöhnung den Becher des Hohns bis auf die Neige zu koſten geben? Ach, daß gerade mich der alte Bechtram ſchicken mußte, hier ſeine Einkehr anzuſagen! Lieber läge ich draußen im Waldgebirg zwiſchen Füchſen und Nachteulen zu Herberg, als hier unterm Dache übermüthiger Pfahlbürger!“

Heinz Ducke, der Kaufmann, ſprang auf, mit Zorn im Blicke, und dem Rathsherrn gings im Geſichte gelb auf; aber der Wirth, beſonnen und geſchmeidig, wie ſein Stand es erfordert, vertrug mit ein paar ſanftmüthigen Worten den aufglimmenden Hader. Unter andern ſagte er zu dem von Wiede: „Nehmt nicht krumm, daß der Vetter Rathsherr mit der Sprache herausging. Ihr thut's ja ebenfalls und jeder Deutſche thut's, und davon haben wir in der Fremde mehr Lob als Schande. Hat es uns der Bechtram doch ſeit Anno Sechszehn ſchlimm genug gefocht! Er ging aus unſerm Dienſt.... nun: pazienza, wie die Welſchen ſagen: er war in ſeinem Recht, konnte es thun oder laſſen. Aber, daß er aus unſerm Freund und Dienſtmann unſer Feind wurde, der uns drangſalte, wo er konnte, unſre Bürger und Meßgäſte niederwarf und plünderte, unſre Söldner mißhandelte und Tag für Tag neues Unbill zufügte — das haben wir ſchwer verwinden können. Jedoch — heute zum letztenmal ſei davon geſprochen. Iſt nicht morgen der Tag, da alle Zwiſtigkeiten der Stadt mit Bechtram ausgeglichen werden ſollen und abgeſchworen für ewige Zeiten? Seid Ihr, Herr von Wiede, nicht als Bechtrams Bote mit freiem Geleit zu Frankfurt eingeritten? Erwarten wir nicht alle Augenblicke den alten Bechtram ſelbſt? Mein Vetter da vom Rathe war keiner von den Letzten, die zum Frieden riethen. Auch ich hab' mich von Herzen gefreut, da ich vernommen, daß Bechtram milden Sinnes geworden. Mein Gott, ſo wir altern, lieben wir die Ruhe. Aber ich habe auch noch den Ritter an ſich ſelber gerne, da er ein wackrer Hauptmann geweſen und mein Gevattermann obendrein. Als er aus der Stadt ging — vier Jahre ſind ſeither verfloſſen — um nicht mehr wiederzukehren, ſprach er noch bei mir ein und ſagte: „Gevatter Joſt, wir wollen uns als Biedermänner letzen. Der Steigbügeltrunk möchte wohl für lange Zeit gelten, und es dürfte etwa Stöße abſetzen zwiſchen mir und deinen Mitbürgern, allein mit dir halt' ich Frieden immerdar, und kämſt du mir einſt vor im Strauß und Sturm, bewehrt und wie ein alter grauer Blutvergießer, der du biſt“ — ich hatte ſchon dazumal einen grauen Kopf und zwar manches Jahr vor der Zeit, da man ergrauen ſoll — „ſo werde ich doch mein Schwert ſenken, und dir nichts an Leib und Leben thun.“ — Worauf ich geantwortet, wehmüthig und trutzig zugleich, weil mich ärgerte, daß er, um vieles älter als ich, mich einen Graukopf geſcholten: „Wer weiß, Herr Ritter? Sollte mich meine liebe Vaterſtadt Euch mit Spieß und Wehr entgegenſchicken, ich thäte wohl bis an's Ende meine Schuldigkeit.“ Worauf er, mit nachdenklichen Falten auf der Stirn, verſetzt: „Das magſt du halten, wie du willſt. Ich thu' dir nichts, und zwar wegen deiner und deines ſeligen Weibes, das mich an der Wunde gepflegt, die mir einſt der Kronberger geſchlagen — weißt du noch? und dann wegen deiner Tochter Thekla, die meine Gothe iſt, und ein ſo ſchönes Dirnlein zu werden verſpricht.... die Thekla war dazumal vierzehn Jahre alt...."

„He! he da!" unterbrachen den Wirth mit hellem Geſchrei die Gäſte im größern Raum der Zechſtube: „läutet da nicht das Gemperlein? He da, brennt's oder was iſt los?"

Ein Nachbar rief in die Herberge hinein: „Die Söldner haben einen Span, und klopfen ſich wacker die Wämſer durch! Am Dom ſollen ſchon ein paar Todte liegen! Bürgerhilfe! Bürger 'raus!"

Rathsherr, Kaufmann, Edelmann und übrige Gäſte ſtiebten zur Thüre hinaus. Ihnen folgte der Wirth, mit der Mahnung an das Pärchen, das im Hinterſtübchen koſte, und nicht auf der Gäſte Geſchwätze, nicht auf das gellende Gemperlein gehört hatte: „Daß keines von euch vom Hauſe weicht! Mein lieber Kunz! ich vertrau' Euch alles an, was mein iſt.... und bin ſo Gott will gleich wieder da." —

„Was haben ſie denn?" fragte Thekla, um ſich ſchauend, als erwachte ſie aus dem Schlafe. In der That kam ſie aus dem Paradieſe wieder zu ſich ſelber und zu der Frankfurter-Wirklichkeit zurück, denn ſie hatte mit dem Liebſten unaufhörlich geplaudert und ſich in ſeinen Augen geſpiegelt und mit ihm ausgemacht, ſie wollten, ſobald der Prieſter ihre Hände ineinandergelegt, gar nicht wie die Menſchen leben, ſondern wie die Engel in ſtetem Himmelsſonnenglanz, umtönt von himmliſchen Flöten und Schalmeien, in ihrem Gott und ihrer Minne vergnügt in Ewigkeit, Amen. — Und der junge Hochzeiter antwortete auf die Frage der erwachenden Braut: „Wie kann ich wiſſen, was all das Volk davon laufen macht? War ich nicht bei dir, mein holdes Leben, mein herziges Jungferlein? Was gehen mich die Altburger, Innwohner, Hinterſaſſen und Gelichter an? Komm, laß' uns plaudern wie zuvor." — „Wem könnte das lieber ſein, als mir?" verſetzte das Mädchen, in die frühere Seligkeit ſich zurückverſenkend: „Wie gerne will ich noch einmal, noch tauſendmal fragen, ob es wirklich kein Traum iſt, den wir durchleben? Ob es wirklich wahr iſt, daß wir in einigen Wochen einander angehören ſollen für immer?" — „Wahr iſt es, mein Jüngferle;" ſprach lächelnd der Bräutigam, Thekla's Hände inbrünſtig drückend. Und Thekla redete weiter: „Weißt du noch, mein liebes Schwäbele, wie wir vor zwei Jahren und fünfzehn Tagen — ich habe der Zeit genau nachgerechnet — wie wir uns da ſo plötzlich kennen lernten? Du kamſt zum erſtenmale gen Frankfurt, und in unſere Herberge. Dein Lehrherr, Herr Ulrich Arzt, war bei dir, und führte dich in Handel und Wandel ein. Weißt du noch, wie der ehrwürdige alte Mann gleich in der erſten Stunde zu meinem Vater ſagte: „Mein Konrad und die Thekla würden ein ſchönes Ehepaar abgeben? Ach, wie ſchämte ich mich damals: ich konnte dich lange nicht mehr anſehen, und doch....“ — „Bring' deine Rede zu Ende,“ ſprach ſcherzend der Kaufmannsdiener, Konrad Schwarz: „ſag' nur heraus, was ich dir an den Augen abmerke.“ — „Nun denn; warum ſollt' ich's auch nicht? Und dennoch, wollt' ich ſagen, hätte ich dich ſo gerne immer angeſehen. Du hatteſt mir im erſten Augenblick gefallen, wie noch kein andres Mannsbild auf Erden.“ — „Und ich,“ fügte Konrad begeiſtert hinzu, „hatte die Jungfern und Fräulein von Augsburg, wie ſie ſtolziren auf hohen Schuhen mit goldnen Ketten und feinen Schleiern, für die ſchönſten auf Gottes weiter Erde gehalten und ſiehe: als ich in deine Augen geſchaut, in deine lieben treuen Augen, waren die von Augsburg nur Schatten ohne Farben im Vergleich zu dir. Du tragſt nicht goldne Ketten, nicht Perlbehänge, aber dein Herz iſt reicher als das Gepränge jener Weiber; dein Schleier iſt nicht koſtbar, wie der ihrige, aber dich umgibt deine Anmuth wie ein Zauber: ach, wie ein Heiligenſchein. Du wandelſt nicht auf hohen ſpitzigen Schuhen, und doch iſt dein Gang durch's Leben der eines Engels!“ — „Schwäbele, du treibſt Narrethei, und wirſt mich hochmüthig machen!“ lachte Thekla mit aufgehobenem Finger drohend: „das iſt Abgötterei und ich will hienieden noch gar kein Engel ſein, ſondern dein gutes braves Weib, und zwar ſo lange als möglich.“ — „Amen;“ beſtätigte Konrad. — Aber Thekla ſetzte hinzu: „Ach, kaum kann ich glauben, daß uns ſo viel Glück beſchieden! Der Menſch, ſagt mein Vater, muß ſich gerade, wenn's ihm wohl geht, auf das Schlimmſte gefaßt machen. Ach, Konrad, wenn uns ein Strich durch die Rechnung gemacht würde?“ — „Nicht möglich;“ entgegnete Konrad mit Zuverſicht: „mein Herr hat mich mit allen Ehren entlaſſen; Morgen beſorge ich ſein letztes Geſchäft. Er hat mir der ſeligen Eltern Habe, die er bisher verwaltet als der beſte Treuenhänder, ausgefolgt. Dein Vater verwahrt ſie, und hat für einen Theil derſelben ſchon mich als Bürger in dieſem lieben Frankfurt eingekauft. Dem Pelzhändler, der in Euerm Hauſe ſeinen Laden hat, iſt gekündigt; wir werden an ſeiner Statt einziehen, und unſern Handel treiben. Ich zweifle nicht, daß wir gute Geſchäfte machen werden. Der deutſche Handel iſt jetzo obenauf. Dein Vater wird ſo Gott will noch lange leben und dein Bruder, der in Frankreich und Niederlanden auf der Wanderſchaft iſt, geſund heimkehren dereinſt, um die Herberg zu übernehmen. Auch er wird ſich verehelichen, und Vater Joſt wird ſein Leibgeding in Fried' und Ruhe verzehren können, bis an ſein ſpätes Ende, umgeben von ſeinen Kindern und Schwiegerkindern und von, ſo Gott will, recht vielen Enkelchen....“

Thekla ſchlug dem vorlauten Schwäbele auf den Mund: „Willſt du ſchweigen, Unart? Iſt das ein Geſchwätz mit einer tugendlichen Braut? Faſt hätt' ich Luſt, dir den Handel aufzuſagen, Böſewicht!“ —

Konrad duckte ſich ſpaßhaft vor der drohenden Hand, und bat um Vergebung. Mit unendlicher Zärtlichkeit ergriff nun Thekla ſeine Hand, ſchaute ihm ſteif und warm in's roſenrothe Angeſicht, und flüſterte: „Könnt' ich's denn über's Herz bringen, du falſches Schwäbele? Haſt du mir's nicht angethan? Aber, daß wir wiederum vernünftig reden: Morgen willſt du wiederum verreiſen, und deines Kaufherrn letztes Geſchäft abthun?“ — „Ja, geſtrenge Maid. Mit dem Frühſten will ich gen Höchſt reiten, eine Zahlung aufnehmen, die ſchon bereit liegt, und am Abend wieder zurück ſein, mit meinem Engelein unter einem Dach zu ſchlummern.“ — „O lieber Konrad, thu' was du thun mußt, aber ſei auf deiner Hut, daß dir ja nichts widerfahre. An der Schwelle des Glücks um's Glück zu kommen, wäre grauſam!“ — „Fürchte dich nicht, Thekla. Iſt's doch nur ein Katzenſprung! Mein Pferd iſt gut, und mein Knecht Wallram wird mich begleiten. Wer ſollte uns auf der kurzen Strecke etwas anhaben, und ſind wir nicht bewaffnet mit Dolch und Schwert?“ — „All dieſes,“ ſprach das Mädchen bedenklich, „würde mich nicht beruhigen, denn viele Hunde ſind nicht nur des Haſen, ſondern auch des Leuen Tod. Aber beruhigender iſt für mich der Gedanke, daß Morgen ganz gewiß ein friedlicher Tag ſein wird. Der Räuber, den wir Frankfurter allein fürchten, wird morgen ſich mit der Stadt verſöhnen, und ſomit wird's wohl mit dem Streit eine lange Weile Ruhe haben. Ritter Bechtram wird noch heute bei uns einkehren, und morgen im deutſchen Hauſe den Frieden beſchwören. Er hat frei Geleit erbeten und erhalten. Zudem fällt mir ein, daß er mich aus der Taufe hob, und wohl auch ohne Friedensſchwur nicht ſo grauſam ſein werde, ſeiner Göthe Holderſtock und Hochzeiter zu plündern. Es iſt ein rauher, fürchterlicher alter Mann, ſo wie ich mich ſeiner noch erinnere, aber mein Vater lobte von jeher ſeine Freundlichkeit für unſere Sippſchaft über die Maßen.“ —

Das Mädchen hatte kaum geendigt, als es draußen auf der Gaſſe ging: trapp, trapp, trapp! Zwei Gäule ſtolperten über das ſchwierige Pflaſter an's Haus und eines rieſigen Knechts grobe Stimme rief: „Holla, potz Stern! Einhorn heraus!“ —

„Ach, wenn er's juſt wäre, von dem wir geſprochen?“ fuhr Thekla auf, und eilte, ihre Pflicht, als Tochter des Hauſes, zu erfüllen, unter den Thorweg, wo zwei Reiter hielten. Der Eine, der Knecht, war ſchon aus dem Sattel geſprungen, und beruhigte ſein ſcheuendes Pferd. Der andre Reiter, eine rieſige aus ächtem deutſchen Kern gehauene Geſtalt in nachläſſiger aber ritterlicher Kleidung wartete, bis man ihn gebührendermaßen vom Pferde heben würde. Da er jedoch nicht Wirth noch männlich Hausgeſinde kommen ſah, ſondern nur eine Jungfrau mit dem Schlüſſelbund der Hausfrau, ſchlenkerte er ſeine langen Beine mit einer Rüſtigkeit, die man ſeinem weißen Barte nicht angemerkt haben würde, vom Roß. Feſt und ſtolz den Boden tretend und ſeines Gauls Zügel dem Knecht hinſchleudernd, ſprach er zu des Wirths Töchterlein: „Beim Eid! kaum kenn' ich mehr das alte Einhorn, worinnen mir ſonſt immer ein rechter Mann von Wirth den Bügel hielt. Iſt er geſtorben, der alte Joſt? Iſt aus der ritterlichen Herberg' ein Jungfernzwinger geworden?“

Thekla wollte eben ſagen, wie's gekommen, daß das Haus unter ihre Befehle geſtellt worden, da liefen die Stallknechte des Hauſes heran, bemächtigten ſich der Roſſe und des Dieners, alle dreie zu verſorgen, und meldeten die nahebevorſtehende Heimkehr des Herbergers. Thekla, den greiſen Gaſt in die Zechſtube weiſend, führte ihn die paar Stufen hinauf, ehrfurchtsvoll ſeinen linken Arm unterſtützend. — Vor dem Goliath ſich zurückziehend, deſſen Ankunft er belauſcht hatte, begab ſich Konrad, genannt das Schwäbele, in die glückſelige Hinterſtube, und paßte auf, was draußen im großen Gaden wohl werden möchte. Er ſah ſtaunend ſein blaues Wunder, und hatte doch nicht das Recht und den Muth, das Wunder zu verbieten.

Der alte Rittersmann, nachdem er am hellen Schein des Erkerfenſters die züchtige Thekla genau in's Auge gefaßt, rief auf einmal mit wild ausbrechender Freudigkeit: „Potz Blut und Wunden! Iſt denn das nicht Thekla, mein kleines, liebes Thekelchen?" packte das Thekelchen, das ſchon zu den ſtattlichſten Jungfern von Frankfurt gehörte, um den Gürtelriemen und hob ſie empor, wie ein leichtes Kind, und druckte ihr einen derben Kuß auf beide Wangen und den Mund. Das geſchah ſo ſchnell und unvorhergeſehen, daß Thekla nicht Zeit hatte, ihre Lippen vor dem Weißbart zu verbergen: und in ihrer Beſtürzung, kämpfend zugleich mit Angſt und muthwilligem Lachen, mußte ſie geſchehen laſſen, daß der eisgraue Ritter ſie noch eine Weile in den Armen behielt, und mit übermüthiger Laune jubelte: „Ei, wie ſchön und roth und feiſt iſt meine Gothe geworden? Ei, wie thut's einem alten Kriegsmann wohl, wenn ein warmes volles Dirnenherz an dem ſeinen klopft! Ei, wie iſt's doch ſchöner von einer jungen Maid bewillkommt zu werden, als von meiner alten hagern magern ſpitzigen Frau Elſe!" —

„Ihr thut mir weh, Herr Ritter;" ſtammelte Thekla, ſich endlich ſträubend. Ihrem Willen gehorſam ſetzte ſie der Ritter zu Boden nieder, aber ihre Hände behielt er in ſeinen kampfrauhen Fäuſten und fuhr fort: „So laß ich mir's gefallen. Es wollte mir als eine üble Vorbedeutung gelten, daß juſt Sturm läutete, als ich am Stadtthor mich einſtellte, um in's freie Geleit zu reiten.... ein Anderer wäre umgekehrt.... aber jetzo macht die ſchöne Dirne alles wieder gut, denn ſie bedeutet Glück in allewege."

Der Wirth zum Einhorn, der Rathsherr ſein Vetter, Heinz Ducke der Kaufmann und Henne von Wiede kamen vom Söldnerrummel zurück. Die Raufbolde waren überwältigt, und in Gewahrſam geſteckt, die Ruhe in den Gaſſen wieder hergeſtellt worden. Die Bewillkommung zwiſchen dem Ritter Bechtram und ſeinem ehemaligen Waffengenoſſen, dem Einhornwirth, war die herzlichſte. Der alte Herr vom Stegreif hatte ſein Anſehen, dem Frankfurter Bürger gegenüber, keineswegs eingebüßt. Nichts iſt geeigneter, Männer auf ewige Zeiten an einander zu feſſeln, als der Kriegsdienſt, den ſie gemeinſchaftlich getragen im Lager, auf dem Schlachtfeld, in glücklichen Tagen und in denen des Mißgeſchicks. — Des Rathsherrn Begrüßung war ſchon gemeſſener und zurückhaltend; er kam im Namen der Stadt, dem Ritter zu ſeinem Eintreffen und zum morgigen Verſöhnungstag Glück zu wünſchen. Was den Junkherr Henne von Wiede betraf, ſo empfing ihn der Herr von Vilbel als einen Sohn und Waffenlehrling, der in dem alten Helden vollkommen ſeinen Vater und Meiſter verehrte.

Auf Joſt's Geheiß brachte Thekla den Ehrenpokal des Hauſes, gefüllt mit köſtlichem Rheinfall, und reichte ihn dem gefürchteten und geſchätzten Gaſte zum Erſtlingstrunke dar. Mit behaglichem Kennerantlitz that Bechtram, nachdem er verlangt, daß Thekla ihm den Humpen kredenze, einen tiefen Zug daraus, und ließ ſich alſo vernehmen: „Dieſer Trunk ſei uns Allen zum Segen und Heil. Ihr habt euch wohlgemerkt den Wein, der meinem Munde am beſten ſchmeckt und Gott danke euch dafür. Wenn auch trübe Zeiten und Zwietracht vorhanden geweſen ſind, ſo habe ich doch nimmermehr der Vorzeit vergeſſen, da ich dieſe edle Stadt und alle ihre Bürger aufrichtig geliebt habe, und mit Gottes Hülfe ſoll ſie wiederum jung werden, dieſe Zeit! Jetzo aber will ich geſtehen, ihr Herren, daß ich müde bin. Das Alter macht an und für ſich mürbe, und die letzten Tage waren ſchwer, ſo wie ſie es immer ſind, wenn's darauf ankommt, alte Vorurtheile niederzukämpfen, und das eitle Menſchengemüth von ihnen zu reinigen, damit der Friede wachſe da, wo ſo lange ein blinder Haß gediehen. Was wollt Ihr, meine Freunde? Der Menſch iſt einmal ein Menſch und junge Thorheit arbeitet immerfort unter ſeinen grauen Haaren. — Laßt uns zuſammenſitzen, und der fröhlichen unbefangenen Jugend einen Becher weihen, oder ihrer zwei und drei, nach der Sitte unſrer Vorfahren. Aber, damit mein Herz froh bleibe, ſo ſoll die Jungfer da neben mir ſitzen und mir den Wein reichen. Die Nachbarſchaft der Unſchuld macht den Menſchen milde, wie in den Mährlein unſrer Großväter die grimmigen Rieſen jederzeit zahm werden, wann ſchuldloſe Kinder zu ihren Füßen ſpielen.“ — „Thue, wie der edle Herr es wünſcht;“ ſagte Joſt gerührt zu ſeiner Tochter, und Thekla flüſterte ihm dagegen in's Ohr: „Sagt dem Götti nichts von meinem Bräutigam und beredet das Schwäbele, daß es ſich nicht vor ihm ſehen laſſe. Ich will Euch ſchon vor Schlafengehen die Urſache davon melden.“

Bald war im Erker die gaſtliche Lampe aufgepflanzt und was zur freundſeligen Zechſtunde gehört, und um den Tiſch ſaßen die beiden ritterlichen Herren, der Rathmann und der Einhornwirth und Thekla, und Heinz Ducke hatte ſich auf Anweiſung des Wirths zu ſeinem Zunftgenoſſen, dem Konrad Schwarz gefunden, der nur mit Verdruß ſeine Hochzeiterin in der freiſamen Geſellſchaft des alten Ritters ſah, und um keinen Preis zu bewegen war, ſeine Kammer aufzuſuchen. In der halbdunkeln Hinterſtube ſaßen die beiden Kaufleute, und horchten von ferne dem Geſpräch zu, das an dem Erkertiſch geführt wurde. —

Nachdem der Rathsherr dem Bechtram weitläufig eröffnet, zu welcher Stunde und in welcher Ordnung am nächſten Tage im deutſchen Hauſe die Friedensverhandlungen eröffnet und gepflegt werden ſollten, kam er zu reden auf vergangene Jahre und auf Geſchichten der Vorzeit. Weil nun darunter auch eine, worinnen des Vaters des Junkers von Wiede Erwähnung gethan wurde, ſo horchte der Junkherr abſonderlich auf, und ließ ſich vom Rathsherrn und vom Einhornwirth in eine Erzählung ohne Ende einſpinnen, zu welcher Ritter Bechtram auch nicht das ärmſte Wörtlein gab. Warum? Er hatte beſſeres zu thun, und mit dem Jüngferlein an ſeiner Seite zu plaudern und zwar, wie er etwa nur in ſeiner ſchönſten Roſenzeit zu plaudern verſtanden. Seine Rede war halblaut, wie das halb unterdrückte Gurren des Ringeltaubers. So kam es, daß Konrad und ſein Freund nur hörten, was die beiden alten Frankfurter laut von der Bruſt wegſchwatzten, von Krönungen und Turnieren und Fehdezügen: aber keine Silbe von Bechtram's Geſpräch, der ſich alſo zu Thekla vernehmen ließ: „Mein Gott, Thekla, du biſt mir aufgegangen wie eine ſchöne Abendſonne, und haſt Freud' und Luſt in mein altes ſorgenvolles Herz geſtrahlt. Sei darum nicht ſpröde, herzliebe Maid und willige in mein Begehr. Komm' mich zu beſuchen auf meinem Schloſſe Falkenſtein. Der Vorwand iſt bald gefunden. Meine Hausfrau verlange nach dir, will ich ſagen. Sie iſt eine alte kränkliche Frau, der die Pflege einer jungen Hand und guten Seele wohl thun würde. Und wie herrlich würde erſt mir zu Muthe ſein? Schau' nicht ſo bedenklich auf mein weißes Haar. Wer weiß, ob ich dir nicht jünger vorkomme — lernſt du mich erſt recht kennen — als ein Fant mit blonden Locken und milchigem Bart? Ich habe keine Kinder.... mein bischen Habe könnte einſt, wärſt du mir gewogen, die deinige werden. Ein alter Mann mit warmem Jünglingsherzen iſt dankbar. Schlage ein und ich will morgen mit deinem Vater reden, und wenn er geſcheit iſt, wird er dir das Leben eines Edelfräuleins auf hohem Schloſſe wohl gönnen. Schöner iſt's als das in der dumpfigen Stadt, wo die Neugier mit tauſend Augen in eure Fenſter ſieht. Bei uns draußen darf nur der Sonnen- oder Mondſtrahl das Glück belauſchen und den Kummer. Kummer ſollteſt du aber nicht haben, hingegen des Glücks vollauf. Ich will dich halten, wie mein Auge, wie mein Kleinod, wie meinen köſtlichſten Reichthum. Trink mir's zu, lieb Herz, und ſage: „Ja."

Thekla, wiewohl in tiefſter Verlegenheit und Beſchämung, merkend, daß der ritterliche Herr ſehr warm geworden, und daß ein offener Widerſtand ihn leicht zu einer vorſchnellen Unbeſonnenheit hinreißen möchte, trank, wie der Ritter gewünſcht, ein Schlückchen und antwortete: „Ich ſage nicht nein, nicht ja, edler Herr. Zuvörderſt gebt mir Euer Edelmannswort, daß Ihr am heutigen Abend nicht mehr von ſolchen Dingen mit mir ſprechen wollt. Thut Ihr das, ſo will ich ſelber morgen mit dem Vater reden, und Euch Beſcheid geben." — „Einen günſtigen?" fragte Bechtram. — „Gebt Euer Wort," verſetzte das Mädchen. Und ſie ſchaute ſo verheißend aus ihren muntern Augen hervor, daß der Weißbart nichts weiter mehr von ihr verlangte, und was ſie wollte, gelobte, und voll von Beruhigung im Herzen, ſich luſtig in das Geſpräch der Andern miſchte. Hin und wieder drückte er verſtohlen hinter'm Tiſch des Mädchens Hand oder pfetzte ſie väterlich in die Wange vor allen Leuten, und ſo ging es fort bis zum Feierabend. Die Glocke mahnte zur nächtlichen Ruhe. Das Geſetz war ſtreng, aber auch Bechtram war von Müdigkeit überwältigt. Er ließ ſich von dem Wirthe ruhig wie ein Lamm zu Bette bringen, und ſein letztes Wort zum Mädchen ſeines Herzens war: „Vergiß nicht, Thekla mein!" —

Ach, wie leicht athmete die Jungfrau, da ſie ſich erlöst ſah von dem leidenſchaftlichen Greiſe, dem ein Brand in der Seele aufgegangen und den ſie fürchtete wie ein ſchneidend Schwert. Wie viel wußte ſie ſich mit der Verſtellung, die ſie nach ihrer Meinung ſo meiſterlich geübt! Und als das Schwäbele aus ſeinem Verſteck hervortrat, und mit betrübten Worten ſie anredete, und ſagte: „Biſt du nicht etwa falſch mit mir? Gefällt dir nicht etwa der alte Kriegsgeſell beſſer als der friedliche Konrad? Ich glaube, verzeih' mir's Gott, der Alte iſt in dich verliebt und vernarrt? — da antwortete ſie lächelnd: „Das glaub' ich auch, Schwäbele, darum bin ich jedoch nicht falſch mit dir. Er weiß nichts von unſerer Liebe und Verlöbniß, weiß gar nichts von dir; und das iſt gut. Er wäre im Stande geweſen, mit dir einen Span vom Baume zu brechen, denn gewaltthätig iſt er, wie ein Bär, und ſollte ich dich und mich ſeiner Wildheit ausſetzen? Nein, nein; ſo iſt's recht. Mit dem Früheſten reiſe ab; ich will mich nicht mehr vor Bechtram ſehen laſſen. Morgen hat er auch ganz andere Sachen zu thun, als an mich zu denken, und bis die Herren im deutſchen Hauſe genug verhandelt und gezecht und geſchmauſt, iſt der Abend da; du biſt wieder daheim und der Ritter zieht ab. Beim Abſchiedstrunk mag ihm mein Vater alles haarklein erzählen. Er wird brummen, aber ſich tröſten und bald eine andere finden, der er ſeine ſiebenzig Jahre zu Füßen legen kann, was ihm alle Heiligen vergeben mögen, da er doch ein Ehemann iſt und dem Grabe näher, als dem Paradiesgarten der Minne."

Konrad war getröſtet; auch Vater Joſt belobte die Verſchlagenheit ſeiner Thekla, und freute ſich, dem Ritter verſchwiegen zu haben, was das Verlöbniß ſeiner Tochter anging. — „Sieh, ſieh!" ſagte er kopfſchüttelnd und lachend: „iſt's denn wahr, was man von alten Thoren redet, die ſich jung anſtellen in Unehren? Wer hätte das vom Bechtram gedacht? Gib dich zur Ruhe, du winterlicher Rittersmann! Auch in den Thälern iſt's kalt, wenn die Berge einmal voll Schnee liegen. Löſch' aus das Flämmlein in deiner Bruſt, damit es nicht dein letztes Oel verzehre! Wie wird der Alte aufhorchen, wenn ich ihm von deiner Hochzeit ſage, Thekla? Gut, ſehr gut, daß er nichts davon erfahren. Grob und heftig, wie er iſt, mit meinem guten Rheinwein im Kopfe, hätte er Händel angefangen und vielleicht ein Unheil angeſtiftet. Ich weiß, daß er böſe iſt, wenn er mit Wein und Weibern zu thun hat. Morgen iſt's ein andres; da iſt er nüchtern und wird ſeinen Verdruß ſtill hinunterwürgen. Gott geſegn' es dem ſaubern Gevatter!"

Der Herberger zum Einhorn hatte demungeachtet ſeine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Er hatte vergeſſen, daß er lang vor Bechtrams Ankunft dem Henne von Wiede von Theklas Hochzeiter erzählt. Und ſo geſchah es, daß am nächſten Morgen, oben in ihrer Schlafſtube, der Junkherr dem alten Ritter geſprächsweiſe wiedererzählte, was dieſen ſtutzen und ergrimmen machte. — Allerdings ließ Bechtram den Junker nichts merken: aber wie der Blitz flog er hinab in's Haus, und überraſchte, des Stegreifkriegs Meiſter, Thekla in irgend einem rußigen Winkel, wo ſie den Geſchäften der Wirthſchaft oblag, vermeinend, ſicher vor dem Suſannabruder zu ſein, und warf ihr mit böſen Blicken die Frage hin: „Iſt's eine Lüge, was mir der von Wiede erzählt, oder iſt's Wahrheit? Du biſt verlobt und machſt Hochzeit, kleine Schlange?“

Thekla war nur einen Augenblick erſchreckt: wie ein rechtes Weib hatte ſie gleich wiederum Muth zur rechten Zeit. — „Ja doch;“ antwortete ſie kühn: „'s iſt freilich wahr. In wenigen Tagen bin ich, will's Gott, eine glückliche Ehefrau.“ — „Peſt und Blut und Wunden!“ grollte der Ritter mit geballter Fauſt: „Mich alſo zu betrügen, Schlange!“ — „Konnt' ich denken, daß ein Mann von ſiebenzig Jahren zu einer jungen Magd im Ernſte reden würde, wie Ihr thatet?“ fragte Thekla keck entgegen: „fürwahr, ich hielt's für Scherz und im Scherz gab ich Euch den Beſcheid.“ — „Schlange noch einmal!“ knurrte der Ritter: „wo iſt der Wicht, dein Pfefferſack und Wolltuchkrämer?“ — „Verreiſt, und kommt vor Morgen Abend nicht wieder;“ hieß die Antwort. — „Wart, wart! du ſollſt an mich denken!“ drohte Bechtram, mit unheimlicher Geberde abgehend. — „Es ſoll geſchehen!“ rief ihm Thekla nach: „an Euch denken, und mich vor Euch verwahren!“ — „Ihr braucht dem Ritter nichts zu ſagen;“ ſprach ſie zum Vater, der zufällig herbeikam: „der Ritter weiß ſchon alles, und hat mir abgeſagt auf grimmige Fehde!“ — „Bis ihm die Vernunft wiederkehrt;“ meinte Joſt: „dann wird er wieder der beſte Mann ſein. Indeſſen will ich, daß du dich heute in's Haus deiner Muhme Niedermaierin ſetzeſt, bis der Ritter aus der Stadt iſt. Dann hat's keine Noth mehr.“ —

Zur feſtgeſetzten Stunde ritt Bechtram, ohne mit Joſt ein Wort gewechſelt zu haben, finſter und verdroſſen zum deutſchen Hauſe. Ihm folgten Rathsverwandte, Söldner vom Rathe, Henne von Wiede und der reiſige Knecht. Am deutſchen Hauſe empfingen ihn der Schultheiß, die Bürgermeiſter und Schöffen.... ein ganzes Parlament von Geſchlechtern und Altbürgern. So viele Leute wiederfindend, mit denen er einſt Brüderſchaft im Felde gehalten, ging dem greiſen Ritter wieder das Herz auf zur Fröhlichkeit, und das Fieber, das einer ſchwachen Dirne feurige Augen in ihm entzündet, verließ ihn. Da war wiederum von Krieg und Frieden, von Beute und Dienſtgeld die Rede, da kam wieder des ritterlichen Kämpen Eitelkeit und Eigennutz in's Spiel. Was hatte er ferner mit Ibella zu ſchaffen? So wurde gethädigt und verhandelt, gefordert und verweigert, vermittelt und zugegeben, gedroht und verſöhnt, bis zur Mittagsſtunde. Dann kam der Handſchlag, dann der geſchriebene Vertrag, die Unterzeichnung, die Beſiegelung, die Umarmung und des Friedens Schmaus. Während der Mahlzeit blieſen des Raths Trompeter den Frieden auf allen Kreuzſtraßen der Stadt aus, und zu jedem Tafeltrunk trommelten die Paukenſchläger freudigen Lärm. Das war ein Leben, als ob vom Himmel herab die Engel muſizirt hätten! Kuß auf Kuß, Schwur auf Schwur wurde dazumal im deutſchen Hauſe gegeben. Alle Theile waren froh, einander nicht mehr fürchten zu müſſen, und — wie der Stadtſchreiber meinte — eine fünfzigjährige Dauer des Friedens war gerade nur das wenigſte, was man von dem Frieden erwartete. Bechtrams ſiebenzig Jährlein waren geradezu vergeſſen worden und ausgetilgt, weil alle die alten Herren, die da zuſammenſaßen — kahl oder grau, feiſt oder mager — ſich wieder für Jünglinge der erſten Blüthe hielten. — Es war ein ſchöner Tag; leider mußte, wie alles, auch er ein Ende nehmen; die Pauker verſtummten; die Fäſſer rannen nicht mehr. Schultheiß und Rath verabſchiedeten ſich vom Ritter. Bechtram ſchickte ſich an, die Stadt zu verlaſſen. Der Rathsherr, ſo des Einhornwirths Vetter war, fragte den Ritter: „Wollt Ihr noch einmal ankehren beim Einhorn?“ — Ein Blitz des Zorns flammte aus Bechtrams Augen. Seine Zunge ſagte indeſſen gleichgültig: „Ich habe dort nichts liegen gelaſſen, und der Abend kommt. Ich will vor Nacht zu Hauſe ſein. Zahlt meine Zeche, lieber Herr und grüßt von mir den Joſt.“ — „Und ſeine Ibella?“ — „Den Joſt.“ —

Ungeduldig trieb Bechtram ſein Pferd. Seine beiden Begleiter hatten Mühe, ihm zu folgen. Vor dem Stadtthor drehte ſich der Ritter um, und ſagte mit abergläubiſchem Zagen: „Weiß nicht, was das bedeutet: aber es war mir eben, als läge der ganze Klotz von Frankfurt mit ſeinen Mauern und Thürmen auf meiner Bruſt. Es wäre, denk' ich, mein Unglück, wenn ich noch einmal da hinein müßte!“ — „Bah! was Unglück?“ lachte Henne, der jetzt die ganze Welt in Roſen ſah: „haben wir nicht Friede? Noch oft, denke ich, werden wir gen Frankfurt ziehen, edler Herr, und zwar mit Freud' und Luſtbarkeit, und mich ärgert nur, daß die runde Thekla des Kaufmanns Weib wird. Sie wär', eines Edelmanns zierliche Buhlſchaft zu ſein, vor allen Weibern werth.“

Drohend holte Bechtram mit der Hand aus: „Unterſtehe dich, Henne, noch einmal ſo dummes Zeug hervorzubringen!“ rief er zornig: „Sind das Schwätereien eines Jungen von Adel? Was wollteſt du mit der Bürgerdirne? Kein Wort von dergeſtalten Narretheien mehr oder....“ — „So beruhigt Euch doch nur!“ bat Henne unterwürfig: „iſt denn der Jugend nicht ein Spaß erlaubt? Der Mund ſagt oft frevelmüthig, woran das Herz kaum denkt. Und am Ende wäre Eure Gethe doch eines beſſern Looſes werth, als jenes aufgeputzten Haſenfußes Weib zu ſein.“ — Sie ritten noch innerhalb des Stadtbanns, und einige zwanzig Schritte von ihnen, klepperte ihnen entgegen Konrad das Schwäbele und deſſen Knecht Wallram.

„Wer da Haſenfuß?“ fragte Bechtram und dunkelroth wurde ſeine Stirne; ein übles Vorzeichen. — „Dort!“ verſetzte Henne, und deutete mit dem Stiel ſeiner Roßreitſche auf den Konrad: „Dort Pfefferſack, dort Thekla's Hochzeiter.“ — Und in den Steigbügeln ſtellte ſich der Alte auf, zog ſeine lange Klinge, und donnerte den Krämern und dem eignen Knechte zu: „Halt an! halt auf!“

„Was thut Ihr?“ fragte Henne beſtürzt. — „Halt's Maul und drauf!“ befahl Bechtram und ſprengte mit geſchwungener Waffe das Schwäbele an. Der Reiſige, ein frecher Hetzhund, abgerichtet auf fahrender Leute Leib und Leben, verrannte dem Angegriffenen mit der Lanze, die ihm am Rücken hing, den Weg. — Konrad wollte ſich zur Wehre ſetzen, aber Bechtram hob ihn am Koller aus dem Sattel, während Henne, jauchzend, blutigen Muthwillen zu üben, Wallrams Pferd niederſtach. — „Ergib dich, Gewürzhändler!“ ſchrie der alte Ritter, zur Erde ſpringend und dem Konrad das Eiſen an die Gurgel ſetzend: „ergib dich oder du biſt des Todes!“ — „Herr, was hab' ich Euch gethan?“ ſtammelte der arme Kaufmann. — „Frage lieber, was ich mit dir thun und beginnen werde!“ entgegnete Bechtram und ſchlenderte ihn in Henne's Fäuſte: „bindet den Burſchen und dann mit ihm zu Gaul und macht fort nach Falkenſtein. Mit dieſem Kerl hab' ich noch zu reden.“

Er meinte den Wallram, der verdutzt mit gefalteten Händen ſeinen ſterbenden Gaul betrachtete. — Henne und der Reiſige vollzogen flink, weil geübt, des Ritters Befehl und ſprengten, den Gefangenen in ihrer Mitte, deſſen Roß am Zügel fortreißend, in's Weite hinaus. — Bechtram ſagte inzwiſchen zu Wallram „Was grämſt du dich um dieſe elende Charfreitagsmähre, die einen ritterlichen Tod ſtirbt, der ihr gar nicht zukam? Freue dich lieber deiner Freiheit.... ja du biſt frei. Lauf' zur Stadt zurück, und bring' dem Einhornwirth die Kunde, der alte Bechtram habe ſeinen zukünftigen Eidam niedergeworfen und werde ihn nur gegen ein Löſegeld von zwanzig Mark Silber freigeben. Aber Thekla müſſe das Geld gen Falkenſtein tragen. Thekla, wie ſie leibt und lebt: denn nur aus ihren Händen will ich das Geld empfangen, oder, bei Gott, das Schwäbele ſoll in meinem Thurm grau werden wie ein ſchimmlich Tuch. Fort, rühre deine Beine! Zieh aus, Galgenſtrick!“ — So rannte Wallram, ſeines Lebens froh, gen Frankfurt, und Bechtram trabte, als ob er ein rechtes Heldenſtück verrichtet, der Gränzwarte zu. Dort ſtanden ein paar Söldner des Raths auf Wacht, und glotzten ganz erſtaunt den alten Straßenräuber an, der ihnen mit dem Schwerte drohte und zurief: „Keinen Schritt vorwärts, ihr Schurken, oder es iſt um Euch geſchehen!“ — Sie ließen ſich's geſagt ſein, und ſiegreich lenkte Bechtram querfeldein, vergnügt, wie nach ſeinem erſten Reitertagwerk.

Als ſich die Nachricht von dem abſcheulichen Friedensbruch unmittelbar nach dem Friedensvertrag in der Stadt Frankfurt verbreitete, war allgemein die Beſtürzung, noch größer die Erbitterung des Volks. Mitten in der Nacht lief es beim Schein der Pechfackeln zuſammen, und verlangte die blutigſte Rache für den Frevel. Die Vorſteher der Bürgerſchaft hatten Mühe, für den Augenblick die Gährung niederzuhalten und zu verhindern, daß nicht zur Stelle Alt und Jung auszog, um des Friedensſtörers Raubneſt zu brechen und zu verwüſten. — Thekla lag daheim in Verzweiflung. Ihr Vater brütete in dumpfem Trübſinn. Was war zu thun in ſolcher Noth?

Die Nacht brachte Rath; die Nacht ebnete der empörten Fluthen hohen Gang. Am Morgen war ſchon keine Rede mehr vom allgemeinen Auszug; läſſiger zeigten ſich die Bürger; die Stadtoberſten entſchieden ſich für's Temporiſiren. Es ſchien ihnen beſſer, eine Gelegenheit, den alten Löwen mit Liſt zu fangen, abzuwarten, als ihm mit offener Gewalt entgegen zu gehen. — „Meint Ihr nicht,“ fragten ſie in geheimer Sitzung den Einhornwirth, „es werde glücken, den

Bechtram zu vernünftigern Geſinnungen zu bewegen, wenn in der That Eure Thekla den Gang zu ihm, der ihr Pathe iſt, unternähme? Weiberbitten vermögen viel, und Bechtram iſt, ſo viel wir wiſſen, Euerm Hauſe zugethan?“ — Worauf aber Joſt mit Beſtimmtheit antwortete: „So wahr mir Gott im letzten Stündlein beiſtehen möge, ich leide das nicht. Merkt Ihr denn nicht, daß der graue Böſewicht eben um der Thekla willen den Handel angerichtet? Seht Ihr nicht ein, daß das arme Mägdlein verloren wäre, wenn ſie in die Höhle des Wolfes ginge? Ihr Alle habt Kinder; wie könnt Ihr einem Vater zumuthen, ſein liebes Kind zu opfern? Habt Ihr nicht zu gebieten über Stadt und Leute und tapfere Bundesgenoſſen, und fürchtet Euch, den Ritter anzugreifen? Soll ich mit Thekla's Schande und Tod Euern Kleinmuth bezahlen?“ — Da ſchwiegen ſie beſchämt; aber dennoch konnten ſie nicht zu einer freudigen That gebracht werden.

Einem ſchlichten Bürger aus Niederland, der eben in Geſchäften zu Frankfurt verkehrte, war's aufbehalten, den Vätern der reichen Stadt ein Mittel an die Hand zu geben, ihre Ehre wiederherzuſtellen. Dieſer Mann war der Kaufmann Heinz Ducke, der im Einhorn Herberge genommen und daſelbſt mit dem „Schwäbele“ und mit Bechtram bekannt geworden. Er trat ſchon am zweitnächſten Tage frühe vor den Rath, und ſprach: „Ich müßte mich auf Menſchen ſchlecht verſtehen, und insbeſondere mich in dem alten Bechtram gründlich täuſchen, wenn ich ihm nicht beikommen ſollte, ſo Ihr mir eine Rotte Eurer Söldner anvertrauen mögt. Ein kundſchafteriſcher Jude hat mir geſteckt, daß der Ritter morgen — wie dem Uebermüthigen zuzutrauen — an dieſer Stadt Grenzen ſich zeigen werde, gleichſam um Euch zu verhöhnen. Er beabſichtigt eine Einkehr bei dem Grafen von Katzenellenbogen zu Hayn. Wollt Ihr mir Vollmacht geben, ſo fang' ich ihn auf ſeiner Heimkehr. Wo nicht, ſo habe ich gerade nur Unglück, und will's meiner Verſchuldung zurechnen.“

Der Jude hatte gut gekundſchaftet. Bechtram zog richtig mit zwei Knechten, ohne beunruhigt zu werden, am bezeichneten Tage zum Grafen und nahm den Imbis auf dem Schloſſe ein. Die Herren beredeten ſich, wie wohl die Frankfurter ferner zu ſchädigen ſeien, und trennten ſich gar freundſchaftlich. Und da Bechtram, voll des Muths und des ſüßen Weines, längs des Mainſtroms hinritt und hinſtreifte neben den Bollwerken von

Frankfurt, lachte er grauſam in den Bart, ſprechend: „Sieh doch, wie der Falke ſein Handwerk nicht verlernen mag! Iſt mir doch zu Sinn, als ſollt' ich erſt heute anfangen, es recht zu treiben! O, ihr Pfahlbürger, wie ſpröde thut ihr mit euern zwanzig Mark Silbers! O Thekla, wie ſpröde thuſt du mit deiner Schönheit? Ich werde eben wiederum einen Krämer aufheben müſſen, um euch noch mehr in Noth zu bringen und euern Beutel aufzuſchnüren!“ —

Mittlerweile waren die drei Reiter am Ufer des Stroms gegenüber dem Gutleuthaus angekommen.... und, was ſah der Ritter in kleiner Entfernung? Ein Pferd, beladen mit vollen Geldſäcken und mit einem Reiter, der ſorglos daher zu reiten ſchien. — Die Verſuchung wirkte augenblicklich. Den Geldreiter ſehen, ihn anſchreien und mit gezogener Wehre anrennen, war für Bechtram eins und daſſelbe. Der Angegriffene drehte ſich ſchnell, die Geldſäcke verlierend, zur Flucht und warf ſich, Mann und Pferd, in den Strom. Bechtram, deſſen Knechte über die Säcke herfielen, verfolgte den Heinz Ducke in das Waſſer, und war daran, ihn zu erreichen, als unverſehens ein Schock von berittenen Söldnern, die hinter Erlenbüſchen im Hinterhalt geweſen, hervorbrachen und den Räuber umzingelten. — „Verrathen!“ ſchrie Bechtram aus, dem die Schuppen von den Augen fielen, und wollte zurück, aber vergebens fielen ſeines Schwertes tapfere Streiche. Binnen wenigen Augenblicken war er entwaffnet, bezwungen, an's Land geſchleppt, wo ſchon ſeine Knechte von Söldnern zu Fuße gebunden waren. Man hatte ſie bei den mit Eiſengerümpel angefüllten Säcken erwiſcht: das Loos der Gemeinen theilte aber auch ihr Gebieter. Schmachlich gefeſſelt, zu Fuße wandernd zwiſchen den Pferden, wurde Bechtram ſammt Gefolge in die Stadt geführt, Heinz Ducke jubelnd voran, und bald erfüllte auch Jubel das weite Frankfurt. — Die Leute auf den Gaſſen umarmten ſich; Joſt leerte fröhlich ſeinen Ehrenpokal, Thekla geſundete raſch und ihre erſte Frage an den fröhlichen Boten, den Rathsherrn, war: „Jetzt wird aber doch das Schwäbele frei und frank gegeben werden müſſen?“ — Und der Rathsherr erwiederte: „Frank und frei, liebe Jungfrau. Jetzo ſind wir obenauf, und wollen den alten Geisbock nicht mehr aus Handen laſſen.“

An jenem Abend noch verſammelte ſich ein Verhörgericht im Kerker Bechtram's. O, wie verſchieden war doch dieſer Abend des ſechsundzwanzigſten Auguſts von dem fröhlichen Morgen des dreiundzwanzigſten! Wohin Bechtram nur ſchaute, ſtieß er auf kaltfeindſelige Blicke, und da er verſuchte, des Schwäbele Gefangennehmung lediglich als einen Scherz und Muthwillen zu ſchildern, antwortete ihm höhniſches Gemurmel. Und als er ernſtlicher ſprach von Genugthuung an Geld und Waaren und ein ritterliches Löſegeld bot, entgegneten ihm die Herren nur mit einem tiefen bedeutſamen Schweigen. — Seine Knechte hatte man auf die Folter geworfen; ſie hatten eine Unzahl von Schandthaten bekannt, wohl mehrere, als ſie in der Wirklichkeit begangen; denn die Folter macht geſprächiger als ſelbſt der Wein. — Und was ſie ausſagten, wurde ſorgfältig aufgeſchrieben, als ſei im letzten Vertrag nicht ſchon alles in's Dunkel der Vergeſſenheit verwieſen worden! — Da man dem Ritter der Knechte Ausſage vorlas, ſtaunte er, und fragte: „Geſetzt, es wäre Alles, wie ſie ſagen, was ich läugne.... haben wir nicht unſere Rechnung in voriger Woche abgethan und das Kerbholz zerſchlagen? Der kleine Scherz mit dem Schwäbele geht ganz gleich auf mit dem ungetreuen Hinterhalt, worein Ihr mich verlocktet. Was fordert Ihr von mir?“ — „Vor allem des Gefangenen Freiheit;“ mahnte der Rathsherr, Joſt's Vetter. — „Was ſoll ich thun?“ — „An Eure Hausfrau den Befehl, ihn frei zu laſſen, ſchicken und ein gültig Wahrzeichen, daß wirklich der Brief von Euch ausgegangen, ſonder Gefährde.“ — „Meinetwegen. Gebt mir Schreibzeug. Ich werde noch ſo viel in Schrift und Federkunſt zuſammenbringen können.“ —

Der alte Ritter, dem die Sache ernſthaft zu werden ſchien, ſchrieb den Brief mit vieler Mäßigung. Er lautete:

„Der ehrbaren Elſe von Vilbel, meiner lieben Hausfrau,
„meinen freundlichen Gruß zuvor. — Liebe Hausfrau; ich laſſe
„dich wiſſen, daß mich die von Frankfurt gefangen genommen
„haben. Darum befehle ich dir, den Gefangenen, das Schwäbele,
„von Stund an laufen zu laſſen, weil ich gefunden habe, daß
„ich nichts mit ihm, noch er etwas mit mir zu ſchaffen habe: ſo
„du das thuſt, iſt mir's lieb. Gegeben unter meinem Inſigel am
„Montag nach St. Bartholemäi. Zum Wahrzeichen ſende ich dir
„deinen eigenen Siegelring.

„Bechtram von Vilbel, Ritter.“

Die Verhörrichter prüften das Schreiben und fanden es gut. — Bechtram hob nun an: „Ich habe Euch in allen Stücken Folge geleiſtet. Ich denke, Ihr werdet mir dagegen eine ritterliche Haft nicht verſagen. In dieſem Thurme ſitz' ich unter Mördern und Brandſtiftern und Feſſeln drucken meine Beine. Eine ritterliche Haft gebt mir, ihr Herren." — „Schultheiß und Rath werden's überlegen:" wurde dem Ritter entgegnet. — „Und — wenn das Schwäbele, das ich gut gehalten in jeglicher Nothdurft, weil's nur ein Spaß ſein ſollte mit meinem Gevatter und meiner Göthe — wenn das Schwäbele wiederkehrt, ſo zähl' ich darauf, meine Freiheit ebenfalls wieder zu erhalten und alles ſei dann wie zuvor....?" — „Schultheiß und Rath werden's überlegen!" — Mit dieſen Worten verließen die Verhörrichter Bechtram's Kerker, und ein Bote flog, dem Morgen entgegenreitend, mit Bechtrams Schrift und Ring verſehen, gen Neufalkenſtein. —

In ziemlich früher Stunde ſprach der Vetter-Rathsherr im Einhorn zu. — „Munter! munter!" rief er ſeine Verwandten an: „das Schwäbele iſt frei.... will's Gott, in kurzer Friſt wird's hier eintreffen. Ein Reitender brachte die Kunde. Der Brief hat gewirkt, und der Teufel mußte die arme Seele wieder herausgeben." — „O Maria, Mutter aller Leidenden, ſei gelobt für deine Hülfe!" jubelte Thekla, und ſchmunzelnd trank Joſt abermals ſeinen Ehrenhumpen aus, obwohl es noch früh am Tage. Und zum andernmal hatte er ihn zu füllen, als richtig eine halbe Stunde darnach das Schwäbele in Lebensgröße mit heiler Haut und friſchen Augen hereintrat, die Braut zu umarmen, dem Schwiegervater die Hand zu ſchütteln, dem Rathsherrn zu danken. — Ei, wie hing Thekla an den Zügen des Geliebten! Wie viel hundertmal fragte ſie ihn, ob er nichts gelitten, ob ihm nichts gemangelt, ob er nicht gepeinigt worden? Worauf er ſtets erwiederte: „Du, mein Herz, haſt mir gemangelt, von dir entfernt zu ſein, hat mich gepeinigt, und nur an Ungeduld und Sehnſucht hab' ich gelitten. Sonſt hatt' ich's gut. Mich vor der Hitze zu beſchirmen, hatte mich der Ritter in einen kühlen Thurm geſteckt; um mich nicht zu belaſtigen, ließ er mich mutterſeelen allein. Sein Brod iſt ſchwarz, aber gut; ſein Waſſer ſonnenklar, ſein Stroh gar nicht ſo übel. Ferner weiß ich nichts zu ſagen, als daß mir mein Gefängniß lieber war, denn die Reiſe dahin, die mir ein dauernd Angedenken hinterließ." — **Konrad** zeigte bei dieſen Worten die blutrünſtigen Spuren, die auf ſeinen Armen und Händen von den Stricken, womit man ihn gebunden, hinterblieben waren. Thekla meinte davor in Ohnmacht hinſinken zu müſſen; aber der Rathsherr verwies ihr die Schwäche, und ſagte: „Sei du froh, daß der Konrad überhaupt wiedergekommen und danke Gott, daß des alten Räubers Ziel geſteckt. Der Bechtram, gute Freunde, glaubt mir's, wird Euch nicht mehr wehe thun!"

Der ſeltſame Ausdruck, den der Rathsherr in ſeine Worte gelegt, machte die Zuhörer zuſammenfahren. — „Wie meint Ihr's?" fragte Thekla zögernd: „was ſoll denn mit dem Götti geſchehen?" — „Dieſes Mannes Leben iſt ſein Tod;" antwortete der Rathsherr finſter: „kommt, Konrad Schwarz, Euch vor Rath und Bürgermeiſter zu zeigen. Man wartet nur auf Euch, um dem Erbfeind ſeinen Kopf zu nehmen."

„O weh! o weh! was ſagt Ihr da?" riefen Joſt und Thekla, ſelbſt den Konrad nicht ausgenommen, der jetzo, da er ſelber in Freiheit, gern dem Ritter ebenfalls wieder die Freiheit gegönnt haben würde. — Der Rathsherr erwiederte nur: „Kommt, kommt, in einer Stunde wird Alles vorbei ſein. Wenn nicht heute die adeligen Krippenreiter Reſpekt vor dem Spießbürger bekommen, ſo geſchieht das nie."

Nachdem ſich Konrad mit dem Rathsherrn weggegeben, ſahen ſich Joſt und Thekla mit gefalteten Händen betrübt an, und nach langem Schweigen ſagte erſterer: „Ach, wie bitter rächt ſich doch ſündliche Thorheit ſchon auf dieſer Welt!" — Und Thekla entgegnete mit naſſen Augen: „Ach, wer hätte das gedacht! Ich arme Magd bin ſchuld, daß mein Götti das Leben verliert!" — „Gib mir meine graue Mütze und meinen Kirchenmantel!" ſagte wiederum Joſt. — Das Mädchen verſtand ihn. „Gehen wir?" fragte ſie: „gehen wir, ihn noch einmal zu ſehen?" — „Ja, meine Tochter!" — In Eile kleideten ſich Vater und Tochter an, und ſputeten ſich, Bechtrams Kerker zu erreichen.

Das Gefängniß war eng umdrängt von Menſchen: der Schließer machte einige Schwierigkeiten, den Einhornwirth einzulaſſen. — „Der Ritter weiß noch nichts von ſeinem Schickſal:" ſagte er: „den Pfaffen, der ihn beſuchen wollte, ließ er nicht ein. Er habe mit den Leuten nichts zu ſchaffen, ſagte er. Ich redete mit ihm allerlei: er hätte, was ihm bevorſteht, ahnen können. Doch glaubt er nicht an die Möglichkeit eines blutigen Ausgangs. Wenn Ihr mir auf Eid und Leben betheuert, daß Ihr dem Ritter nicht eine Waffe oder ein Gift zum Selbſtmord bringt, will ich Euch einlaſſen, Einhornwirth, obſchon ich's eigentlich nicht ſollte....?"

Joſt beſchwor, was der Kerkermeiſter verlangte und betrat bald hierauf mit Thekla, die ſich ängſtlich an ſeinem Arme feſthielt, die kahle Zelle des alten Ritters. Bechtram ſchritt unruhig auf und ab. Seines Gevatters anſichtig werdend, flog ein Schimmer von Freude über ſein abgequältes Angeſicht, und er rief aus: „Schier wollte mir der Muth entweichen, aber einer ſchönen Dirne Antlitz iſt Verheißung nahen Glücks. Verzeihſt du mir, Thekla, was ich gethan, und bringſt du mir die Freiheit?“

Als nun hierauf ſo Vater als Tochter bang ſchwiegen, die Augen niederſenkten und ſchwer ſeufzten, ſprach der Ritter, der mit aller Gewalt die böſe Ahnung von ſich ferne halten wollte: „Wozu auch kämet Ihr, als um mir gute Botſchaft zu bringen? Stellt Euch vor, daß ich in verwichener Nacht, ſchlaflos mich wälzend, ein wüſtes Geſicht hatte. Es kam mir vor, als trete dort aus jenem Winkel der Tod mit nacktem Gebein und ſagte mir: Ich hole dich morgen, alter Sünder! Ha, wie mich ſchauderte! Wie ich kleinmüthig wurde! In jener Stunde traute ich den Frankfurtern das Schlimmſte zu. Aber nein: wie ſollten ſie wagen, ſich an meinem Haupte zu vergreifen? Närriſche Furcht! Sagt an: iſt das Schwabele nicht freigegeben worden? Iſt er noch nicht eingetroffen? Sagt, o ſagt, wann werd' ich erlöſt ſein?“

Nun hielten Joſt und Thekla nicht mehr an ſich. Ihre Thränen, ihr Schluchzen, die Inbrunſt ihrer Umarmungen, womit ſie den Ritter um einen verſöhnlichen Abſchied anflehten, verkündigten dem Ritter ſein Schickſal. — Er erſchrack, bebte zuſammen und rief: „So iſt's denn die Wahrheit? Sie wollen mich umbringen?“ Er ſtieß Gevatter und Pathe von ſich und verhüllte ſein Angeſicht.

Da öffneten ſich die Pforten. Der Stadtſchreiber trat herein: ihm folgten Waffenknechte, in deren Mitte der Vollſtrecker des Bluturtheils. — Wie ein Träumender fragte Bechtram: „Gilt's wirklich meinem Kopfe?“ — „Ja;“ erwiederte der Stadtſchreiber, und las die Sentenz des Raths. Während deſſen ſammelte ſich Bechtram gewaltſam: ſein adelich Heldenblut, bevor es auf der Richtſtatt ausſtrömte, behauptete ſeinen tapfern Werth. — „Ich konnte von Eurer Hinterliſt und Unverſöhnlichkeit nichts anders erwarten;“ ſprach er gefaßt: „des Eſels Huf ſchlägt den gefallenen Leuen zu Tode.“ —

Und da Joſt und Thekla vor dem Stadtſchreiber niederfielen, um Gnade bittend, gleichſam als hätte der ſchwarze Herr an Kaiſersſtatt zu begnadigen, verwies ihnen Bechtram die vergebliche Bitte, ſprechend: „Gevatter, Göthe, erniedrigt Euch nicht umſonſt. Der Pfahlbürger, ſo er in Macht iſt, verzeiht nimmermehr. Und höher ſchätze ich den Tod von gemeiner Hand, als die Gnade der ſtädtiſchen Schurken. Euch beiden hab' ich nichts zu vergeben; ich hab' an Euch gebost, ich hab' mich gegen Gott den Herrn und ſeine Gebote vergangen.... konnt' ich Böſes thun, mag ich auch die Strafe tragen, die mir der Himmel durch dieſe Böſewichter ſchickt.“

Hierauf verordnete er noch einiges für ſeine Hausfrau, und bat, daß man ſeinen Knechten das Leben ſchenken möge. Und weil der Stadtſchreiber zur Eile trieb, ſchickte er ſich an, zu folgen, umarmte den Gevatter mit den Worten: „Ach, warum hab' ich nicht vor zwanzig Jahren an deiner Seite ehrlich in offener Feldſchlacht fallen dürfen!“ — und deutete der Thekla an, ſich ihm nicht zu nähern. — „Du haſt mir verziehen,“ ſagte er: „das ſei genug; ich danke dir, und wünſche dir heitere Tage. Berühre aber meine Hand nicht mehr. Ich könnte wiederum Luſt zum Leben verſpüren, und doch hab' ich ihm abgeſagt, wie ein tapferer Mann. Laß' mein Herz in Ruhe, und mein Muth ſoll ſchon aushalten.“ —

So ging der Zug durch die Stadt vor's Bockenheimer Thor. Eine unermeßliche Volksmenge ſtrömte dahin: aber Keiner hatte das Herz, den greiſen Ritter zu ſchmähen, der einherging, als hätte er den Oberbefehl über die Schergen, die ihn zum Tode ſchleppten. Auf der Richtſtatt ließ er ſich auf ein ſchwarzes Tuch knieend nieder, weigerte ſich aber, ſich die Augen verbinden zu laſſen. — „Die Sonne ſcheint ſo ſchön, ihr Galgenvögel;“ ſagte er: „warum mir die letzte Freude an ihr verbittern? Meiſter Hämmerlein, thu' deine Schuldigkeit mit Fleiß und laß mich nicht leiden!“ — Alſo geſchah es. Bechtrams Haupt fiel auf den erſten Streich zu Boden. Des Raths Söldner begruben den Leib zu St. Katharina. — Als jedoch kurz darauf der Pfarrherr von Offenbach anzeigte, daß Bechtram im Bann der Kirche geſtorben, wurde ſein Leichnam wieder aufgenommen und auf dem Gänſegraben ohne Sang und Klang verſcharrt. — Dergeſtalt hat ſich Frankfurt an ſeinem unverbeſſerlichſten Widerſacher gerächt und den Stegreifrittern ein warnend Beiſpiel gegeben für ewige Zeiten. —

Der böſe Feind im Sack.

Eine Sage aus der alten Badener Zeit.

In den grauen Jahren, da Baden noch ein kleines dumpfiges Städtchen geweſen mit finſtern Thoren, hohen Mauern, tiefen Gräben und dicken Thürmen — der Wald von Tannen- und Fichtenbäumen lief vom Fremersberg bis an die Oos herunter, und das Kapuzinerkloſter lag am Saum deſſelben, und ſchwindſüchtige Füchſe und gichtbrüchige Wölfe hatten nicht weit zu den warmen Quellen, wo ſie ihre Heilung ſuchten — lebte in einem Hauſe unſern vom „Greiſſen" der Gelbgießer und Gürtlermeiſter Wilderich Eiſenbeiß. Das Geſchlecht iſt jetzo lang ausgeſtorben, und ſelbiges, ſein Stammhaus, wurde geheißen zum „Brüderlein." Die Namen machen zwar von Rechtswegen in der Welt nichts zur Sache, und heißt mancher Gabriel und iſt demungeachtet ein Belial. Manch liebesmal trifft's dennoch zu, und mit dem Wilderich war's der Fall. Ein guter Meiſter ſeines Handwerks, aber ein wilder Vogel, der lieber Landsknecht ſpielte, als mit Blasbalg und Feile zu thun hatte. Den Wein verachtete er nicht, und nicht den Langſchlaf und keineswegs das freundliche Frauenzimmer. Aber mittlerweile kam in das „Brüderlein" keine Ordnung und keine Hausfrau, weil der Bruder darinnen zu luſtig war. Auch die Kunden hörten auf zu kommen, denn die Eſſe war immer kalt, die Arbeit nimmer fertig, und ſaß der Wilderich hinter der Kanne, war der Gürtler nicht daheim.

Er hatte eine alte Baſe, ſie hieß Sibille, und ſah aus wie eine von den römiſchen; aber dabei war ſie eine treffliche, wiewohl häßliche Haut, und führte ihres Vetters winzigen Hausſtand um Gotteswillen, — denn von dem, was ihr blieb, wurde ſie wahrlich nicht fett, und ließ es nicht fehlen an herzbrechenden Warnungen und Vorſtellungen und Bitten und Beten. Aber 's half nichts. Als der Wilderich ſah, daß er vom Gaul heruntergekommen bis auf den Hund, wurde er bittern Herzens und frevelhaften Mundes, und die gute Sibille mußte noch einmal ſo lang in der Kirche auf ihren Knieen rutſchen, um nur ein Zehntheil von dem abzubüßen, was Wilderich mit gottloſen Redensarten am Himmel verſchuldete.

So ſagte er einſtmals, da er vor ſeiner letzten Schublade ſtand, und ſie war leer an Geld und Habſeligkeiten: „Wenn ich mich doch dem Gottſeibeiuns verſchreiben könnte! Für Geld und Gut und große Kundſchaft wollt' ich ja gern nach zehn Jahren ſein eigen ſein mit Schopf und Zopf!“

Kaum war das unbedachte Wort über Wilderichs freche Lippen gefahren, ſo macht's auf'm Holzhausdach vor dem Fenſter: Krapp, krapp, krapp! und zwitzert und flügelt und ſchmatzt, und wie der Gürtler recht hinſieht, ſo iſt's ein großer Rabe mit ſpiegelglänzendem Gefieder und golddglänzenden Augen. Nicht faul, fliegt der Rab auf's Fenſterſims zum Wilderich, hält ihm die Klaue hin und ſagt: „Gilt's, Wilderich, mein Sohn?“

Den Gürtler reute erſchrecklich, was er gethan.... aber was war im Angeſicht des Böſen zu machen? Das Beten fiel dem Wilderich nicht ein, aber wohl die Hoffnung auf tauſend Freuden, und weil der Rabe ſo gewiß wohlhäbig und anſtändig ausſah, ſo ſtreckte der Meiſter ſeine Hand hin, und der Rab' drückte ſie, daß ein Tropfen Blut herausquell, und den Tropfen pickte der Rabe begierig auf. „Dein Blut ſchmeckt gut,“ ſagte er, und der Handel war fertig.

Als die Sibille heimkam, war ſie beängſtigt, ohne zu wiſſen, warum. Da ſaß ein unbekannter Rabe und hatte ein ſchönes Meſſingband um den Hals, das Wilderich eigens für ihn verfertigt hatte, und Wilderich zog eine Handvoll Silberthaler aus der Taſche und ſagte zu der erſtaunten Sibille: „Da ſieh den Raben, der mich mit Geld verſorgt, wie einſt den Elias in der Wüſte mit Brod. Gib nur genau auf ihn Acht. So lang er im Hauſe iſt, werd' ich Glück haben, denke ich. Halte von ihm die Katzen ab, und rede von ihm nicht zu den Nachbarn und andern Menſchen. Der Neid iſt ein Dieb, aber Verſchwiegenheit der beſte Schlüſſel.“

Es ging nun freilich, wie der Gürtler es gewünſcht hatte. Geld war vollauf vorhanden, indem der Rabe alle Tage dergleichen im Schnabel brachte, was er andern Leuten nah und fern geſtohlen; wo Geld, iſt Muth und Uebermuth, und weil man den Reichen und Uebermüthigen lieber gibt als den Armen und Demüthigen, ſo kam auch wieder die ganze Kundſame zum Meiſter zurück, was dem Stolz des letztern nicht wenig ſchmeichelte. — Er wollte den Raben zu ſeinem Handwerk anhalten und Werkſtatt und Geſellen ſparen wie das eigne Achſelſchmalz, allein der Böſe iſt faul von Natur in allen Stücken, nur nicht in der Verführung, und ſo lachte der Rabe, den Wilderich und Sibille Petermännel geheißen, ſeinen Meiſter nur aus. — Deshalb mußte Wilderich Leute anſtellen und eine Werkſtatt miethen, und ließ darinnen arbeiten, daß es rauchte. In ſeinem Hauſe ſelber durfte es nicht geſchehen, weil das Petermännel von Niemand ſollte geſehen und gehört werden als vom Meiſter und von der Sibille. Die alte Jungfer wußte jedoch bald, woran ſie mit dem Vogel war. Entweder Sibille ſpann oder kochte und Petermännel lachte frech und machte einen Purzelbaum um den andern, oder ſie betete, und Petermännel fuhr ſchier aus der Haut, kreiſchte allerhand unflätig Zeug und ſchoß Blitze aus ſeinen gelben Teufelsaugen, daß es durch's ganze Haus wetterleuchtete. — „Hinter dem Vogel ſteckt ein böſer Geiſt," ſagte Sibille zum Vetter: „wenn du unſre armen Seelen lieb haſt, ſo jage den Vogel dahin, woher er gekommen! Du wirſt ſchon ſehen, was aus der Herrlichkeit wird."

Da war indeſſen nichts zu jagen. Erſtens war Wilderich an das Petermännel gebunden, und zweitens hatte er doch nicht das Wohlleben aufgegeben. Aber bald ſpürte er, daß Sibille ein wahres Wort geredet. Wie es immerdar mit verbotenen Dingen geht, ſo auch hier. Es hatte zwar den Anſchein, als gingen des Gurtlers Angelegenheiten aufs Beſte: allein es war in der That nur Schein. Im Gegentheil nahm alles einen ſchlimmen Verlauf. Er bankettirte bei Tag und Nacht in den Herbergen, aber ſeine Geſundheit wurde faul, ſeine Tragheit immer wackrer und nach einem jeden rechten Reichenmannsleben kam Wilderich mit blutigem Kopf und zerſchlagenen Gliedern nach Hauſe. Er oder beſſer ſeine Leute hatten viel zu thun: da er jedoch nicht aufpaßte und die Geſellen ihm den Eſel bohrten, weil die Schelmerei regiert, wo das Auge des Herrn blind iſt, ſo fiel alles Werk ſchlecht aus, und es gab darüber Geſchrei in der Stadt, und die Kunden, die gar nichts zahlten, wurden nicht die ſeltenſten. Ein paarmal hatte Wilderich eine Jungfrau gefunden, die ihm, um eine Hausfrau zu werden, am Altar geſagt haben würde „Ja" und ſo weiter; aber jederzeit kam ein Anderer dazu, der ihm die Hochzeiterin abſpannte, oder wurde ſie über Nacht von ſelber vernünftig und ſagte: „Ich hab' mich anders beſonnen.“ — Das ſchlimmſte war, daß dem Gürtler nicht einmal ein Heller von dem vielen Gelde, das ihm das Petermännel brachte, in der Taſche blieb. Was er nicht am Tage ſelbſt, da er's erhielt, ausgab oder verputzte, das war am andern Morgen nicht mehr zu finden, und wären's tauſend Gulden geweſen. — So begriff Wilderich nach und nach, daß er einen böſen Handel gemacht und der ärmſte Mann von Baden ſei, klimperte auch ſein Beutel tagtäglich herriſcher als der des durchlauchtigſten Markgrafen ſelber. Zudem drohte ihm Sibille, aus ſeinem Hauſe zu entweichen, wenn der böſe Feind darinnen bleiben ſollte.

An einem Abend im Advent ſpazierte Wilderich troſtlos vor das Thor und dachte vergebens nach, wie er ſeiner Qual ledig werden möchte; da redete ihn ein Kapuziner an, der am Wanderſtecken im Kloſter einkehren wollte. Siehe da: ein Wort gab das andere, und der Gottesmann ſagte dem Wilderich, der ihm all ſein Leid gleichſam in der Beichte geklagt hatte: „Geh hin, und mache eine Kiſte von ſtarkem Eichenholz zurecht, behäb in allen Fugen und Falzen, verſieh' dieſelbe mit ſtarken eiſernen Bändern und drei Schlöſſern und laß mich wiſſen, wann du fertig geworden. Ich will ſodann kommen und dich des Böſen entledigen; doch mußt du verſprechen, demſelben völlig abzuſagen und ein gottesfürchtig Leben zu führen bis an dein Ende.“

Der Gürtler verſprach's und ging heim und rüſtete die Kiſte. Das dumme Petermännel merkte nichts davon und Sibille ſagte ihm nichts; im Gegentheil machte ſie einen gewaltigen Drudenfuß auf die Schwelle, und wie die Drud' nicht hinein, ſo kann auch der Satan, und wär's ein General- und Feldmarſchallſatanas, nicht mehr hinaus aus den alſo bezeichneten Stuben und Kammern. Und am dritten Tag, einem Frei- und Leidenstag unſers Herrn, ſtellte ſich der alte Kapuziner ein mit ſeinem Beſchwörungsbüchl, Kruzifix und all den heiligen Sachen, die der Fürſt des Abgrunds ſammt Gefolge nicht leiden mag. — „Fahr' heraus aus dem Hauſe!“ befahl ihm der Prieſter. — Der Rab' knurrte, that aber keinen Zucker, und ſo dreimal und neunmal hintereinander. Nun machte der Mönch ſeine kräftigſte Kunſt, und befahl dem ſchwarzen Vogel im Namen des Herrn, ſich in die offene Kiſte zu ſetzen. Der Teufelsbraten ließ ſichs lange heißen, aber wohl merkend, daß er viel geängſtigt werden ſollte, flatterte er endlich unbedachterweiſe in die Kiſte. Schnarr! war der Deckel zu, ein jedes Schloß verriegelt und vermacht, und darauf drückte der Kapuziner das Siegel Salomonis. — „Nun iſt's geſchehen:" ſagte er zum Gürtler: „ſetze die Kiſte an einen öden Ort im Hauſe, und ſorge, daß ſie niemand öffne, ſonſt wär's gleich wiederum beim Alten. Nach ſiebenmal ſieben Tagen trage die Kiſte zur Nachtzeit in den Rhein. Die Schlüſſel will ich in's Hilpertsloch werfen. Dann haſt du Ruhe: dein Haus iſt rein, deine Seele gerettet."

So war's gut. Der Höllenrabe ſaß feſt in ſeinem finſtern Winkel, murrte, knurrte, miaute und pfiff, wie ein Schelm auf einem grünen Blatt pfeift. Lauter Teufeleien, um die Zeit zu vertreiben und ſich anzuſtellen, als wäre er luſtig und guter Dinge, was doch allerdings nicht wahr geweſen. Nicht ſelten kamen auch in der Nacht ſchwarze Katzen auf das Fenſter der öden Kammer, wo die Kiſte ſtand, und ſang'n ein kläglich Lied. Waren eitel böſe Geiſter,, die dem gefangenen Brüderlein Geſellſchaft zu leiſten kamen. „Wart' Geſindel:" dachte Wilderich: „Ihr ſollt ſchon ausreißen, wenn's Zeit iſt."

Da jedoch die Zeit herankam und die ſiebenmal ſieben Tage verſtrichen waren, und Wilderich zur Nachtzeit die Kiſte lupfen wollte, um ſie in den Rhein zu fahren auf einem Schubkarren.... ſiehe: da brachte er ſie nicht vom Fleck, und der Rabe höhnte von innen: „Bin ich nicht ſchwerer als hundert Zentner Blei? und wenn du die ſtärkſten Männer von hier bis Baſel aufboteſt — nicht um einen Zoll würden ſie mich von dannen lupfen." — Darinnen hielt der Vogel Wort: dazu hatte er die Macht. Als er hierauf anfing, dem Gürtler vorzuſchlagen, dieſer ſolle ihn freilaſſen, und er — Petermännel — wolle nichts mehr von Wilderichs armer Seele wiſſen, aber ihn noch obendrein belohnen mit ächtem Geld und feinkörnigem Silber, ſtatt mit Eierſchalen und Gelbrübenſchnitzeln — da ſchüttelte, des frühern Betrugs eingedenk, Wilderich den Kopf und: „Halt's Maul!" ſagte er dem Abgründling mit Grobheit: „Bleib du meinetwegen ſitzen tauſend Jahre in dieſer Kiſte. Du ſollſt mich nicht mehr hinter's Licht führen, du unſauberer Geiſt!" — Verſchloß hierauf die Thüre für die Ewigkeit und auch das Fenſter, ließ die verhexten Katzen heulen, wie ſie wollten, und dachte nunmehr, wie er ſein Leben in Frömmigkeit herſtellen wolle.

Der Himmel gab ſeinen Segen zu Wilderichs Entſündigung, aber des Gürtlers Haus war deßwegen nicht beſſer beſtellt, und ging der Kummer zur Thüre hinaus, ſo kam dafür der Hunger beim Dachladen herein. — Und als der Meiſter endlich recht ergeben in die Zukunft zu ſchauen gelernt hatte, ſagte der Herr: „Es iſt genug!“ und löſchte ſein Leben aus, wie eine Kerze, aber die Sibille ließ er noch fortdauern, bis ſie den Erben ihres Vetters, einen aus der Fremde kommenden Gürtlergeſellen, Gottfried Eiſenbeiß, in ſeine Habe eingewieſen hatte. Die alte Jungfer hatte noch die Freude, ſich an der rechtſchaffenen Andacht des neuen Herrn ſo vieler Armuth zu ergötzen, und ſagte zu ihm, da ſie bald darauf an's Sterben kam: „Ihr ſeid wie Euer Name, friedlich in Gott, aber dennoch wird Euch das Glück auf Erden fliehen, ſo lang der böſe Geiſt in der Kiſte in Euerm Hauſe ſteht. Schafft ihn fort; fragt an bei frommen und reichen Männern, ob Euch in dem Stück zu helfen ſei, ſonſt leuchtet Euch kein Stern, und reicher als Ihr iſt jeder Vogel auf kahlem Zweige.... Ihr könnt mir's glauben.“

Die kluge Sibille ging hinüber, und Gottfried hatte noch immer nicht das Herz, gegen den Feind in der Kiſte einen Kriegszug zu thun. Aber einſt ſagte ihm ſeines Herzens holdes Fräulein: „Gottfried, ich liebe dich von ganzer Seele, aber dein Weib zu werden, erlauben nicht die Eltern, weil du ſo arm und brodlos biſt, und ich ſelber mag es nicht, ſo lang die böſe Kiſte, von der die Leute munkeln, in deinem Hauſe ſteht. Bös macht bös; wo Unglück auf einem Haufen liegt, gibts nichts als Unglück.“

Das menſchliche Ohr iſt harthörig gegen manche Liebe; der zärtlichen Eltern Stimme, des treuen Lehrers Warnen, ja ſelbſt der ſüßen Heimath Aufmahnung verhallt gar oft vor ihm: aber die Liebe des geliebten Weibes redet ſelten in den Wind. Gottfried betrat zum erſtenmal in früheſter Morgenſtunde die öde Kammer, das Teufelsquartier, und verſuchte nach mancher Bekreuzung und Beſegnung, die Kiſte zu heben. Umſonſt! es ging ihm nicht beſſer, als dem Vorfahren. Das Petermännel lachte ihn aus, daß ihm ſchier das Mark im Gebein erfror, und gleich darauf unterhandelte das Petermännel mit ihm, daß ihm das Blut noch einmal ſo heiß zum Herzen drang. — „Biſt du nicht ein Narr, daß du dich mit mir abmühſt, und könnteſt es ſo gut haben?“ ſchnarrte verführeriſch der hölliſche Rabe: „laß mich frei und du ſelbſt reicher ſein als der Herr von Baden und der Abt vom St. Blaſienkloſter! Ach, wie wird dein Bräutlein ſich freuen! ach, wie glücklich werdet Ihr ſein!" — Wer weiß, was Gottfried gethan haben würde, wenn nicht gerade, als wie gerufen, das Ave geläutet hätte. Die Glocke rief ihm jedoch in's Gedächtniß, daß er ein Chriſt ſei, und ein frommer Knecht der Himmelskönigin, die den göttlichen Sohn geboren, um dem Reich des Satans ein Ende zu machen. — „Halt's Maul!" ſagte Gottfried unwirſch zu dem Petermännel, und ging ſeines Wegs. Wohin? In's Kapuzinerkloſter. — Der Pförtner erzählte ihm, daß der Pater Meinrad, der den Raben in die Kiſte verſchloſſen, längſt in fremde Länder verſetzt worden, und empfahl ſtatt ſeiner den ehrwürdigen Pater Iſidor. — „Der verſteht noch mehr vom Teufelswerk, als Pater Meinrad;" ſagte der Pförtner: „er hat unſern Vogt dermaßen eingeſchreckt und verſchüchtert, daß derſelbe den Mund nicht mehr gegen ihn aufthut, und iſt doch ſo ungut, und ſo ſtreng, wie kaum einer in der Chriſtenheit."

Und als Gottfried vor dem würdigen Iſidor ſtand und um den Rath des weiſen Mannes gebeten, machte der Mönch ein Geſicht wie ein Feld voll ſchwarzer Raben, und brummte aus dem langen Bart hervor: „Das wird gleich gethan ſein. Heutzutage macht man mit den böſen Geiſtern nicht mehr ſo viele Umſtände, wie ehedem. Was thut mir's auch, daß ich das Leben wage? Iſt mir das Leben in dieſem Kloſter nicht entleidet, und müßte ich armer Kloſtermann nicht ſelber ſchon da und dort ein Guardian ſein, wenn Gerechtigkeit über die Willkür geſiegt hätte?"

Stehenden Fußes, nachdem er allerlei Geräthſchaften zuſammengeſucht, ging Iſidor mit Gottfried von dannen. — „Wir wollen den Schwarzen ſchon aus dem Neſt klopfen;" ſagte er fort und fort, und weil Gottfried ihm bemerkte, es ſei doch heller Tag und am Tag ſehr ſchwer mit Teufel und Geſpenſtern zu verkehren, antwortete er beſtändig: „Wer wird ſich um des Böſen willen den Schlaf abbrechen? nur keine Umſtände mit dem Galgenvogel gemacht!"

Alſobald hob der Mönch an, den ſchlimmen Raben heftig zu belagern. Petermännel ſaß ganz ſtill und ſchien unheimlich befangen. Iſidor, der einen Bohrer hervorzog, flüſterte dem Gottfried zu: „Sing' ein wüſtes Lied recht laut; das hört der Unflat gern, und merkt dabei nicht, daß ich ihn anzapfe."

So ſchwer es dem Gottfried von den Lippen ging — er ſang das verlangte Schelmenlied, und Petermännel freute ſich deſſen und ſang heiſer mit. Indeſſen hatte Iſidor ſein Bohrloch in der Kiſte vollendet, ſteckte geſchwinde eine Spritze voll Hexenwaſſers hinein und kanonirte eifrigſt auf den Vogel, der ein Mordſpektakel anhob, und einmal übers andere krächzte: „Au, au, ich gehe kaput! au! au!“

„Schieße nur immerdar zu!“ befahl Iſidor, die wohlgefüllte Spritze dem Gürtler überlaſſend: „Ich laß' ihm nicht Fried' nicht Raſt! Ich fange ihn gewiß.“ — Und auf der andern Seite der Kiſte ſetzte er wieder den Bohrer an, und bohrte, und das jammernde Petermännel ſah die Sonne der Erlöſung leuchten, und machte ſich dünn, dünn wie das Goldſchlägerhäutchen und fuhr endlich wie ein Wirbelwind durch das Bohrloch aus der Kiſte.... aber ſchnurgerade in einen Sack, den ihm der Mönch weislich vorhielt. — „Krapp, krapp! au, au!“ machte der Rabe und ſträubte ſich erbärmlich; aber der Kapuziner lachte ihn aus mit den Worten: „Das iſt ein verhexter Sack, du Strolch; den ſollſt du nicht zerreißen, und in demſelben dich zentnerſchwer zu machen, ſoll dir ſchon vergehen, du Beelzebub!“ — Schnürte den Sack erſchrecklich feſt zu, warf ihn auf die Schulter, und ſagte: „Leb wohl, Gürtler. Jetzt trag ich dein Unglück fort.“ — „Ei, wohin ehrwürdiger Vater?“ — „Darfſt's heute noch nicht wiſſen, Gottfried, und Adje, leb wohl.“

Der Mönch nahm ſeinen Stab auf und fort ſchritt er mit rüſtigem Schritt. In der Stadt begegneten ihm der Bekannten und Beichtbrüder viele, und grüßten ihn höflich; er aber ſah ſtarr vor ſich hin und ſagte keine Silbe, und ging zum Thor hinaus und über die Oos, wo ſich der Weg zum Beutig aufwärts wand. Am Kreuz vorüberwandernd, neigte er ſich andächtig und gab dem unſaubern Geſellen im Sack, der krampfhaft ſtrampelte, einen tüchtigen Klapps auf den liederlichen Kopf. — „Paß auf!“ ſagte er ihm: „meinſt du, ich werde gegen dich das Maul halten, wie gegen die Chriſtenmenſchen, die mir begegnen und mich für den gröbſten Kerl in der Markgrafſchaft halten werden? Du möchteſt wohl, daß ich mit ihnen ſchwätzte und den ganzen Zauber zerſtörte, dir zum Nutzen? Nichts da; aber mit dir will ich Fraktur reden, wenn du nicht ruhig biſt.“ — Petermännel heulte fein, wie ein ungezogen Kind.

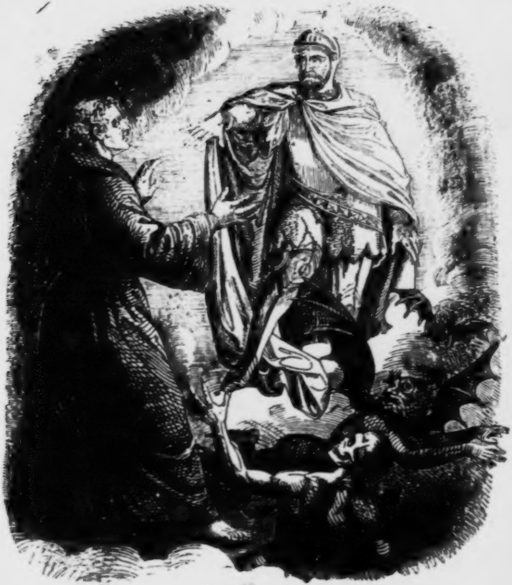
Nun hieß es aber: Aufmerken! — War's der Zufall oder des Großteufels liſtiger Trotz, der dem Mönch ſo viele Verſuchungen in den Weg ſtellte? — Da ſaß ein krummer Bettelmann und bat um ein geiſtlich Almoſen. — Iſidor that nicht dergleichen. — Da kam ein bildſchönes Bauernmädchen, des Prieſters Hand zu küſſen, und des Segens theilhaftig zu werden. — Der Kloſtermann drückte haſtig beide Augen zu, und ſchoß wie ein Pfeil vorüber. — „Da, du nichtsnutziger Molch, für deine Verſuchung!“ grollte er das Petermännel an und verſetzte ihm eine merkwürdige Ohrfeige. — Am Selighof liefen Kinder umher und dem wohlbekannten Kapuziner entgegen, um ein Bildchen oder einen Handſchlag betteln. — Iſidor ſtellte ſich taub und lief vor den Kindern davon. — Nun gings links in den Wald hinein und auf dem Pfade nach der Yburg munter vorwärts. — Jetzt merkte Petermännel eigentlich, wie viel es geſchlagen hatte und daß er auf dem Wege zum Gefängniß der Geſpenſter ſich befinde. Denn auf der Yburg iſt ein altes heidniſches Loch, dort hinein leeren die Hexenbanner den Spuck, den ſie gefangen, und in Ewigkeit muß dann das Geſpenſt auf der Yburg weilen, wie in einem ſtreng bewachten Invalidenhauſe. Da hätte man den Lärm hören, den Tanz ſehen ſollen, den das Petermännel im Sack anſtellte!

Aber Iſidor, der alles vorhergeſehen, zog aus der Kapuze ein kräftiges Rüthlein und wixte das Petermännel damit im Sacke dermaßen gründlich durch, daß ſich Diabolus klein wie eine Spinne machte und nicht mehr murrte. Nur ſeufzte er manchmal ſchwer und weinte ſanft; aber ſein Träger war unerbittlich. — So kam der Mönch an's letzte Stadium ſeiner Reiſe. Da war noch das ſchwerſte Stück zu überſtehen. Petermännel ſelbſt war zwar gedemüthigt; aber die ganze Höllenzunft verſuchte noch an der Schwelle der Yburg das Mögliche, um den Kollegen ſeinem Sieger zu entreißen. —

Der heitere Tag verkehrte ſich plötzlich in Nacht, im Sturmwind knarrten die Wipfel der Bäume, im Klepſengraben tanzten nach dem Hundert die Irrlichter und lockten den Wanderer den braven Weg zu verlaſſen und in den Sumpf des Grabens zu taumeln. Aber Iſidor hatte einen harten Kopf. Er fürchtete ſich nicht vor dem ganzen Kellerreichthum der Herren von Baden und Eberſtein: wie hätte er vor dem Irrlichteliren der Hexenflammen ſchwindlich werden ſollen?

Es rollte plötzlich hinter ihm ein Wagen daher mit Fackeln und Vorreitern. Ein Edelknecht von hölliſcher Natur öffnete ihm den Schlag, ihn zum Eintreten einladend. — „Meinetwegen;“ dachte der kühne Mönch: „um ſo ſchneller komm' ich an.“ — Stieg ein, aber da ihm die Bedienten den Sack dienſtfertig abnehmen wollten, ſchlug er ihnen denſelben um die Ohren und hielt ihn nur um ſo feſter. — In dem Wagen war's bequem und weich und ſüße Wohlgerüche benebelten das Haupt des Kapuziners; doch ahnte er gleich des Abgrunds Künſte, und damit er nicht entſchlief, und verluſtig ging ſeines wunderlichen Gepäcks, peitſchte er rüſtig ſein Petermännel durch, daß es Zeter ſchrie und der Zauber des Widerſachers ſammt Wagen und Bedienten zu Dunſt und Nebel wurde. Das Thor des alten Schloſſes war erreicht.

Sieh da; der Fürſt der Finſterniß hatte mit tauſend Lampen das Schloß erleuchtet. Geſpenſtig ſtand es wieder aufgerichtet mit allen Stockwerken, Pforten und Säulen und Erkern. Eine Bande von ſchwarzen Muſikanten waldhornte und trompetete im Ritterſaal. Ein Tanz und Bankett der wunderlichſten Art wurde im Hauſe abgehalten. Die ſeltſamſten und abſcheulichſten Geſtalten tummelten ſich wild durcheinander. Auf dem glatten Boden tanzten ſie ohne Beine; an den Tafeln ſchmausten ſie ohne Köpfe. Diener ohne Hände trugen dem Mönch volle Pokale entgegen, ſchäumend von rothem Getränke, das ausſah wie Burgunderwein — war aber das Blut gottloſer Leute, und Iſidor erkannte den Spuck. Vergebens umwanden Schlangen ſeine Füße, er ſchritt vorwärts durch den tumultuirenden Schwarm; umſonſt langten tauſend Spinnenfüße und Vogelkrallen nach dem Sacke aus, worinnen Petermännel piperte und ſchnatterte. Mit der Rechten das heilige Zeichen machend, ohne ein Wort zu reden, aber ſeines Ziels ſich bewußt, wanderte der Kapuziner muthig der weſtlichen Seite des Schloſſes zu, und endlich gähnte vor ihm das Heiden- und Hexenloch. Vom Geſchrei des nächtlichen Geſindels gellte betäubend das Gewölbe; in raſendem Sturme ſchienen die Popanze alle dem Kloſtermann auf den Hals zu rücken. Er aber hielt doch in den Händen den Sack mit dem zappelnden Unhold, rief zur rechten Zeit die kräftige Bannformel aus, und ließ in Abgrund fallen, was dem Pfuhl gehörte. — — Plötzlich gab's Ruhe: alles infernaliſche Geſpenſt verſchwand, und vor dem Mönch ſtand mit Helm und Degen eine Lichtgeſtalt, die mit Himmelslauten ſagte: „Du



Der böſe Feind im Sack.

haſt eine arme Seele erlöſt. Das Ungeheuer, das du erſchlugſt, hat mich errettet. Zum Dank für deine Heldenthat entdecke ich dir einen Schatz, der unten an dem Grund des Thurmes, wo die rothe Buche ſteht, an deren Fuß ein Stein mit meinem Wappen, ſeit Jahrhunderten vergraben liegt. Zur Hälfte gib ihn deinem Kloſter, die andere Halbſcheid ſchenke dem Menſchen, den du am würdigſten erachteſt.“ — Sprach's, der uralte Herr von der Yburg, und legte ſeinen Leib für immer nieder in die Gruft. — Das Schloß ringsum lag wiederum in Trümmern, durch die ausgebrochnen Fenſterbögen leuchtete die Sonne, und milde Luft fächelte den Schweiß von Iſidor's Stirne. — „Puh!“ ſagte er: „das hat beinahe ſo hart gehalten, als ob ich dem Vogt wieder einmal den Leviten verleſen hätte! Ich habe heute wenigſtens Thaler verdient.“

Begreiflicherweiſe hat Iſidor nach kurzer Ruhe den Schatz zu finden getrachtet und richtig hatte der fromme Geiſt nicht gelogen. Ein lederner Beutel mit vielem vielem Gelde — franzöſiſche Schildlouisd'or und holländiſche Ritter — war der Sold der geiſtlichen Heldenthat. Der Mönch trug daran ſchwerer als an dem böſen Feind, aber er ſchwitzte gern heimwärts unter der Laſt. Nach dem Willen des alten Herrn von Yburg erhielt das Kloſter ſein beſchieden Theil, und der Vogt und der Bürgermeiſter hatten endlich Reſpekt vor dem Pater. Gottfried Eiſenbeiß war der Glückliche, der die andere Hälfte des Schatzes erbte, und ſeine Braut fragte ihn: „Hatte ich nicht Recht, Gottfriedele?“ — Iſidor ſeinerſeits fragte ſtolz: „Hab' ich viel Umſtände mit der ſchwarzen Brut gemacht und braucht man ſo gar früh aufzuſtehen, um den Satan im Sack zu fangen?“ — Noch lange freute er ſich als wackerer Mann ſeines Werks, und wenn er hierauf nicht gar bald zum Guardian oder Provinzial gemacht iſt worden, iſt ihm wahrlich Unrecht geſchehen. Die Geſchichte meldet nichts mehr von ihm; eine Thatſache iſt jedoch, daß man von ſeiner Zeit an mit dem Teufel und deſſen Genoſſen immer weniger Umſtände gemacht hat. — **NB.** Die leere Teufelskiſte iſt noch lange zu ſehen geweſen, aber im Franzoſenbrand mit andern vollen abhanden gekommen.

Der glückliche Herd.

Dieſes iſt weniger eine Erzählung, als vielmehr ein Bild. Abenteuerliche Geſchichten mögen mit Wortaufwand wiedergegeben werden: Liebe und Leiden laſſen ſich mit ihren Wechſelfällen bis in's Einzelne beſchreiben. An der Schilderung des ſtillen einfachen Glückes erlahmt die Sprache. —

Der Tag kam, wie ein muthwilliger Bube, der auf den Zehen ſchleicht, um jemand zu überraſchen, vom Gebirge her in's Thal und lief immer ſchneller, immer ſchneller längs dem Seegeſtade hin, mit vollen Händen das Licht ausſtreuend. Vor ſeinem haſtigen und friſchen Athem kräuſelten ſich die Wogen und färbten ſich mairoth im Widerſchein ſeiner Wangen. Und mit einem beſondern Liebesblick ſchaute er über den See und ſtrahlte ein Haus an, das blendend weiß auf dem Berge ſtand, angelehnt an Rebenhügel, an ein Dörfchen, das ſich gar artig auf dem Bergrücken hinzog, beherrſcht von einem vornehmen Schloſſe, das ebenſo verfallen und verwahrloſt ſchien, als geputzt und fein das weiße Haus.

Die Hecken blühten, die Bäume ſchaukelten ihr junges Grün im Winde, Käfer und Schmetterlinge trieben ihr Spiel auf den ſchon halbſonnigen Pfaden, in deren Schatten der nächtliche Bergreif ſeine Arabesken gezeichnet, dem Maimond zum Trotz. Es iſt nicht zu ſagen, wie feſtlich gerade um das weiße Haus her die Natur ſich ausgebreitet und geſchmückt hatte. Vor der dunkeln mit Reben umſponnenen Pforte ſproßte luſtig das Gras, frühzeitig entknospte Blumen nickten mit bunten Häuptern aus dem niedlichen Gatterzaun des Gärtchens. Sie nickten zum letztenmale auf ihren Stengeln, denn ſchon in der jungen Morgenſtunde pflückte dort eine weiße emſige Hand die Frühblumen zu Sträußern, und das ſchelmiſche Auge, das die weiße Hand regierte, fand die armen guten Blumen im tiefſten Verſteck.

Während deſſen kroch der Wächter des Hauſes — nicht ein verdrießlicher dachsfüßiger Krummſtiefel, ſondern eine prächtige aſchgraue Dogge aus ſeiner Hütte und machte auf dem wie Gold flimmernden Sande in den erſten Sonnenſtrahlen ſeine Toilette.

Noch einmal ſo glatt als ſonſt und glänzend prangte die Dogge hell, und ihr Halsband ſchien neu verſilbert. Auf dem Rand des Daches plauderten traulich zwei Schwalben, ein getreues Paar, das ſchon ſeit langen Jahren in dieſem Hauſe einkehrte, vom ſchönen Morgen, von des Neſtbaus Vollendung und von dem fröhlichen Tage, der da über die Welt kam. Vor einem Eckfenſter des Hauſes ſaßen ein paar Tauben von ſchneeweißem Gefieder, und gurrten ihre Morgengrüße in eben dieſes Fenſter. Die Gratulanten empfingen dafür alſogleich ihren Lohn. Das Fenſter öffnete ſich leiſe: ein wohlausſehender Fünfziger — der Herr des Hauſes — in weißleuchtender Halsbinde und Weſte, ſtreute den Vögeln ihr Futter, und winkte daneben in das Gärtchen hinab. — Die blumenſammelnde Schöne von achtzehn Jahren trat mit wohlgefüllter Schürze unter das Fenſter. — „Guten Morgen, liebſter Vater!“ — „Danke, liebe Clementine. Die Mutter wird gleich erwachen, denke ich. Geſchwinde die Blumen in dieſes Körbchen, daß ich ihr Lager bekränze.“ —

Das Körbchen ſchwebte hernieder und wurde gefüllt. Indeſſen fuhr Herr Huldreich halblaut fort: „Wie iſt's mit der Muſik? Wo bleiben Hyppolit und ſeine Freunde?“ — Clementine deutete nach der kleinen Platanenallee, die zum Hauſe führte: „Dort kommen die Herren bereits mit ihren Inſtrumenten.“ — „Iſt Vetter Robert dabei?“ — „Ich glaube ja, lieber Vater.“ — Das Mädchen wurde purpurroth, den Namen hörend. — „Und Ottmar?“ — „Iſt ſchon zur Kirche gegangen, um bei der Decorirung derſelben gegenwärtig zu ſein, und ſich zu der Ceremonie vorzubereiten.“ — „Der brave Ottmar! Nun — Gott ſegne ihm und uns allen dieſen ſchönen Tag.“

Indeſſen hob unter den Fenſtern des väterlichen Schlafgemachs die ſanfte Muſik an, die eine Braut aus dem Schlummer wecken ſollte. — Und in der That wurde heute eine Hochzeit in dem weißen Hauſe mit den grünen Fenſterläden begangen: eine ſilberne Hochzeit. Der Maler Herrmann Huldreich hatte mit ſeiner Thusnelda fünfundzwanzig volle Jahre gehauſet, und weil die Liebe während der langen Zeit nicht ein einzigmal ausgegangen war in dem kleinen Haus- und Eheweſen, ſo war's wohl recht und billig, daß der Hochzeitsglanz ſich erneute. Standen doch die Zeichen ſo gut! Zwei Töchter, Angelika und Clementine, ſchmückten noch das Haus als jungfräuliche Zierden; eine dritte Tochter, Louiſe, bereits ſeit mehreren Jahren vermählt, wurde zum Feſte erwartet mit ihrem Gatten und ihrem kleinen Knaben. Ottmar, Huldreichs Sohn, im Alter der Louiſe am nächſten, ein geiſtlicher Herr, war beſtimmt, das Jubelpaar einzuſegnen: Hyppolit, Huldreichs Jüngſter, ein Student, wollte mit ſeinen Freunden das Feſt in Kirche und Haus muſikaliſch verherrlichen. Nur Einer, der Brüder mittelſter, abweſend in fernen Landen, fehlte, um Huldreichs Familie vollſtändig zu machen.

Und als die Flöten erklangen und die Mutter erwachte, umgeben von Blumen, begrüßt von ihrem Manne und von den Töchtern, ſagte zu der angenehm Ueberraſchten der Gatte: „Fünfundzwanzig Jahre ſinds heute, mein Liebchen, daß wir zuſammengehalten in Freud' und Leid. Komm, laß uns für Segen und Prüfung heute dem Herrn danken, und fröhlich ſein, wie am erſten Tage, da wir uns die Hände gaben.“

Zur ſelben Stunde langten Louiſe und der Kaufmann Bendir, ihr Mann, mit ihrem Plappermäulchen Philipp an: unmittelbar nach ihnen Weitinger, der Maler aus der Reſidenz, Huldreichs älteſter Freund, und Bombarda, ein Beamter aus derſelben Hauptſtadt, Huldreichs Freund beinahe ſo lange als Weitinger. Sie waren Zeugen geweſen der Vermählung vor fünfundzwanzig Jahren, und hätten ſichs nicht nehmen laſſen, auch heute dieſen ehrenvollen Dienſt zu verſehen.

Der Glückwünſche war kein Ende. Der trockene Bendir brachte Geſchenke die Fülle; Philippchen deklamirte ein Gedicht und blieb darinnen nur ein einzigmal ſtecken. Der biderbe Weitinger ſagte kurz und derb, wie wohl ihm um's Herz ſei, und Bombarda, der Spaßvogel von Profeſſion, wenn ſchon ein alter Knabe, machte Poſſen auf Poſſen. Dabei ſpielte immer luſtiger die Muſik, bis Angelika, der wirthliche Genius des Hauſes, die Gäſte ſammt und ſonders zu einem freundlich gebotenen aber frugalen Frühſtück vereinte.

Mittlerweile fingen die Glocken des Kirchthurms an, ihren feierlichen Geſang anzuſtimmen, und im Dorfe und auf allen Wegen verſammelte ſich, was gut und brav, in Sonntagskleidern, dem Jubelhochzeitspaar ſich anzuſchließen. Meiſter Huldreich war ſeit den zehn Jahren, die er ſchon hier im Gebirge als Nachbar und Genoſſe der biedern Landleute zugebracht, allen lieb und werth geworden, und Frau Thusnelda, als ein Engel der Nothleidenden, war angebetet von jung und alt. Denn, vom beſten Willen beſeelt, hatte ſie mit den ſchwachen Mitteln ihres kleinen Hausſtandes Wunder an der Armuth gewirkt.

Und als die Glocken dringender mahnten — ſchon war die neunte Morgenſtunde gekommen — als hin und wieder bereits ein Freudenſchuß aus einem Hüttenfenſter, von einem grünen Raine knallte, gab Bombarda das Zeichen zum Aufbruch des Zugs. — „Dumm,“ ſprach er, „daß mein Burſche noch nicht eintraf mit meinen beiden kleinen Kanonchen! Dumm, aber nicht zu ändern. Um deſto fröhlicher wollen wir die Toaſte des Mahls mit Geſchützdonner in die Welt hinausbrüllen. Indeſſen nun voran, meine jungen Herren Muſikanten. Ein ſchönes Adagio! brav geſäuſelt und geflötet, brav den Schritt gehalten.... vorwärts, marſch, daß Himmel und Erde Freude an uns haben!“

Robert, der Vetter und Rechtspraktikant, der mit ſeiner Clarinette unter'm Arm an Clementine vorüberſtrich, flüſterte ihr ſeufzend zu: „Ach, wenn doch unſerm Bunde dieſer Jubel gälte!“ — „Schämen Sie ſich!“ antwortete Clementine laut mit ſchmollendem Munde: „an dieſem Tage ſolch leichtfertiges Geſchwätz?“ — Und Herrmann Huldreich zupfte ſeine Gattin, dieſelbe aufmerkſam machend auf den Zorn des Mädchens, dem ihrer Augen Sanftmuth geradezu widerſprach.

Das Brautpaar folgte den Muſikanten. Hermann's Toilette und die ſeiner Thusnelda war die vor 25 Jahren gebrauchte Kleidung: ein bischen altmodiſch, aber ſauber und getragen von Leuten, die unſers Herrgotts Engel muſiziren zu hören glaubten und wie im Paradieſe wandelten mit verklärten Geſichtern. Bombarda, der alte Junggeſell in bizarrem Koſtüm, führte Clementine. Weitinger, der Wittwer, geleitete Louiſe. Bendix, der gleichmüthigſte Ehmann auf Erden, behalf ſich ohne Gefährtin, dahinſchlendernd, den Philipp am Arm. Mächtige Sträuße blitzten aus allen Knopflöchern und auch die Bauern, die ſich dem Zuge anreihten, trugen grüne und rothe und weiße Zierden auf dem Hut und am Bruſttuch. — Die Lerchen in den Lüften ſchlugen Hochzeitstriller. Die Natur ſchmückte ſich immer goldiger — Freude und Jubel war überall. —

Aber aus dem vornehmen Schloſſe ſchaute, ſo verfallen wie die Burg, ein graues, abgemüdetes, mißgünſtiges Geſicht auf den kleinen bunten Hochzeitszug hernieder: das Antlitz des Gutsbeſitzers, des ehemaligen Maklers Sparintopf, eines Geizhalſes von achtzehn Karat. Auch der Geizhals trug ein abgeſchabtes Feierkleid, denn er war zum Feſt geladen, aber ſein Geſicht war kein ſonntägliches. Die Freude ärgerte ihn. Schon ſeit zehn Jahren wohnte Huldreich in dem, jenem Geizhalſe gehörenden Hauſe zur Miethe, und hatte daraus einen Palaſt des Friedens, einen Tempel der Heiterkeit gemacht. Das ſorgloſe fröhliche Leben des Mannes mit gar ſchmalen Einkünften hatte längſt den Geizhals geärgert. Die liebevolle Gatten- und Familieneintracht in Huldreichs Wohnung war ſchon lange dem Geizhals ein Dorn im Auge geweſen. Was er nie gehabt, was er nie haben konnte, ſollte ein armer Teufel genießen? und zwar in Sparintopfs eigenen vier Pfählen? Von Jahr zu Jahr war dem Eigenthümer ſein Miether fataler geworden. Endlich — wiſſend, daß dem Maler das Geld zum Ankauf des Hauſes fehlte, hatte Sparintopf von Verkauf geredet. Zu ſeiner Verwunderung hatte ihn Huldreich gebeten, noch ein bischen damit zuzuwarten, indem er, Huldreich, ſelbſt etwa in Stand geſetzt ſein würde, das ihm liebgewordene Häuschen zu erſtehen. Alſogleich hatte Sparintopf ſeinem Agenten in der Stadt Befehl gegeben, ſo ſchnell als möglich Haus und Grundſtück an Mann zu bringen. — Und da er heute im Fenſter liegt und neidiſch grellend auf das beſcheidene aber frohlockende Glück ſeines Miethsmanns herunterſchaut, und ſich beſinnt, ob er zur Kirche folgen ſolle, ob nicht — erhält er einen Brief, worinnen ſein Agent ihm meldet: „Das Haus quaestionis iſt verkauft; Herr Ripamenti hat es für einen Committenten erſtanden. Das Nähere nächſtens!“

Jetzo geht auch über das graue Hamſtergeſicht ein Strahl von Vergnügen. Die Bosheit blitzt aus ihm heraus. Schnell entſchloſſen ſchiebt Sparintopf den Brief in die Taſche, greift nach Hut und Stock, und wandelt fürbaß, zwiſchen den Zähnen murmelnd: „Jetzt gebe ich gern zu der ſentimentalen Komödie dort unten und zur Tafel des armen Prahlhanſen. Hab' ich doch jetzo etwas in meiner Taſche, um all dem Geſindel den Appetit von Grund aus zu verderben!“ — — So fürchtet ſich der Satan ſelbſt nicht vor einer Kirche, wenn er Böſes im Schilde führt.

Unter grünen Ehrenpforten, mit Glockenklang und Weihrauchdüften von der Geiſtlichkeit im Ornate eingeholt, betreten die alten Hochzeitleute das Haus des Herrn. — Derweilen ſteht am Gatterzaun des Gartens daheim die zurückgebliebene Hauswirthin, Jungfer Angelika und vor ihr ein junger hübſcher Mann im Kleide eines Wanderers, und er reicht ihr betrübt die Hand, und ſagt gerührt, aber männlich ſich bezwingend: „Weil's denn ſein muß, ſo ehre ich Ihre Gründe, liebſte Angelika. Ihr Entſchluß iſt edel, und da ich nicht ſo glücklich geweſen bin, auf Ihr Herz einen tiefern Eindruck zu machen, ſo ſchickt der Himmel obendrein noch Alles wohl. Hier konnte ich nicht mehr bleiben: aber die Entfernung, denke ich, wird meine Wunde heilen, und Ihrem Rathe folgend, ſoll meiner guten alten Mutter Wohl und Frieden meine dringendſte Sorge ſein. Verlaſſen Sie dieſelbe während meiner Abweſenheit nicht, Angelika, und erlauben Sie mir, da aus meinen heißen Wünſchen nichts werden ſoll und kann, daß ich Ihrer gedenken darf, wie einer Schweſter!" — „Recht gern, Herr Theodor," antwortet Angelika freundſelig: „ſo wie ich auch Ihrer gedenken werde, als eines Freundes. Warum eilen Sie jedoch ſchon heute von hinnen?" — „Was ſoll ich bei den Fröhlichen?" fragt Theodor aufgeregt: aber, ſich bemeiſternd, drückt er die ihm dargebotene Hand zum letztenmal, ruft noch ein „Lebewohl!" und verſchwindet im Gebüſch, dort, wo der Hohlweg mühſelig bergab läuft, der großen Heerſtraße entgegen.

Angelika bleibt vielleicht eine Minute lang unbeweglich und nachdenkend ſtehen: dann entfernt ſie ſich langſam von dem Platz des Scheidens — einen ſchwermüthigen Blick wirft ſie auf den Seeſpiegel voll Sonnenglanz, auf ſeine jenſeitigen Geſtade, die voll blauen Dufts — dann eilt ſie zum Brunnen, kühlt die heißen Augen und kehrt zufriedenen Herzens an den Herd zurück, wo ein paar Aushülfsmägde walten, und eine alte Verwandte mit ihren Küchenerfahrungen der heute viel in Anſpruch genommenen Wirthin beiſteht.

Abermals läuten die Glocken zuſammen: Schuß auf Schuß, Gejauchze ohne Ende verkündet, daß die feierliche Kirchenhandlung vollzogen. Die Geſellſchaft der Hochzeitleute kehrt zurück. Schon zeigen ſich vorläuferiſche Gruppen, Buben und Mädchen mit wehenden Tüchern.... denn aus der einfachen Feſtlichkeit der Privatleute iſt ein wahres Volksfeſt geworden. Zu beiden Seiten der Muſik, die einen luſtigen Marſch aufſpielt, treten die erwachſenen Burſche des Dorfs einher, mit allem Zeug verſehen, das zu ländlichen Spielen gehört: mit Kegeln, mit Kugeln, mit Springſtecken und Feuerſchwärmern, mit Zither und Schwegelpfeife, zum Ringen ſind ſie gerüſtet wie zum Tanze. Natürlich fehlt die Schaar der Dirnen nicht, die. ſich des Tanzes im voraus freuen, gehen ſie gleich ſittſam hinter ihren Eltern und Dienſtherrſchaften, als wie mit einer Prozeſſion. Kurz: das ganze Dorf iſt da und lagert ſich vor dem Hauſe Hermanns, da der innere Raum desſelben gerade nur groß genug iſt, die geladenen Hochzeitgäſte aufzunehmen.

Angelika und ihre Zofen erſcheinen mit Flaſchen und Kuchen. „Ich bitte mir aus, daß vor ein Uhr nicht geſpeist werde!“ ruft Weitinger mit gewohnter Derbheit: „Wir Reſidenzbewohner ſind nicht gekommen, um nach euern Stunden uns zu fügen, verbauertes Künſtlervolk.“ — „Wie Sie befehlen,“ lacht ihm Angelika entgegen: „es ſoll dieſes auch nur den Willkomm bedeuten.“

Sobald nun Thusnelda an ihres geiſtlichen Sohnes Arm, Hermann, geführt von Louiſe und Clementine, eingetreten, bildet ſich die Tafelrunde, und Bombarda bringt den erſten Trinkſpruch alſogleich aufs Wohl der Hochzeiter aus. — „Zu Mittag ſoll's beſſer ſchnellen!“ ſagt er tröſtend: „meine Artillerie wird dann zugegen ſein!“ — Indeſſen macht er mit dem Munde das Knallen von Champagnerſtöpſeln nach, und die ganze Geſellſchaft trinkt den einfachen Landwein wie Champagner mit fröhlichem „Vivat hoch!“ — Der Geizhals allein lacht hämiſch in ſeinen ungeputzten Bart. —

Hermann, der dankend aufgeſtanden, verneigt ſich und ſpricht: „Meine Freunde und Lieben! Mir ſei vergönnt, einen Blick auf frühere Jahre zurückzuwerfen. Zwei Männer ſtehen hier, die mich kennen faſt von Jugend auf. Ich habe für die Kunſt gelebt, das wiſſen beide, ich habe die Kunſt geliebt, und leider iſt mein Schaffen hinter meinem Wollen zurückgeblieben. Es war eine ſchöne Zeit, da ich in der Hauptſtadt lebte und webte und ein Günſtling des höchſtſeligen Königs war. Er legte den Grund zu meinem freilich gar beſcheidenen Lebensfonds. Er muß reiſen! ſagte der Herr: ich reiste auf ſeine Koſten. — Er muß heirathen! ſagte wieder der Herr, und ich heirathete, von ihm ausgeſteuert, denn meine Börſe war, wie noch heute, die eines ſorgenloſen Künſtlers — ohne Boden. Es fiel alles durch. Nun — ich heirathete. Thusnelda, gedenkſt du der frohen Zeit und der frohen Tage, die einander folgten, als wollten ſie nimmer aufhören? Da machte die Kabale des Kunſtintendanten, vor dem ich mich nicht genug bückte, einen Strich durch meine Rechnung. Ich taugte auf einmal gar nichts mehr: die königliche Penſion wurde mir genommen, meine Bilder wurden nicht mehr acceptirt — ich mußte gehen. Die Stadt verlor in mir bei weitem nicht den beſten Künſtler — aber vielleicht auch nicht den nachläſſigſten. Seit zehn Jahren wohne ich, arbeitend und karg beſtehend, hier in ländlicher Stille. Aber wie durch ein Wunder haben ſich meine Pfenninge in Thaler verwandelt, daß ich ſechs Kinder zu lieben ordentlichen Menſchen erziehen konnte. Von dem Raphael, der nicht anweſend, iſt eigentlich noch nichts zu ſagen. Entmuthigt durch den ſchlechten Erfolg, den ſein erſtes Bild gehabt, iſt er ungeſtüm in alle Welt gerannt, und treibt ſich, Gott weiß wo? herum. Ein trotziger, unbildſamer Kerl, aber dennoch wird ihn der Herr ſegnen, daß er brav bleibe, wie ſein Bruder Ottmar, wie ſein Bruder Hyppolit, wie ſeine drei Schweſtern. Ihr, meine Kinder, ſeid eurer Eltern Reichthum. Eure Häupter zählend, dünken wir uns herrlicher und gewaltiger als das mächtigſte Kaiſerpaar!"

Die Kinder umarmten mit naſſen Augen die nicht minder gerührten Eltern. Hermann verkehrte alſogleich die ernſte Rührung in heiteres Behagen, indem er, ſeine Thusnelda auf die Wange küſſend, fortfuhr: „Weißt du noch, mein Liebchen, wie wir's hielten, da wir verliebt waren und keine Seele es wiſſen ſollte? Wie wir öffentlich thaten wie Hund und Katze und uns insgeheim nur um ſo zärtlicher verſtändigten? Das war eine luſtige Komödie! Luſtiger als die wir nach unſerer Hochzeit aufführten, wo's häufig zu Hauſe donnerte und vor den Leuten immer ſchön Wetter war! Aber auch dieſes brachte Heil und Wohlfahrt. Die Zärtlichkeit, die wir vor der Welt poetiſch trieben, wurde immer wieder daheim zur Wirklichkeit, und immer mehr des Hauſes Styl, ſo daß wir bald von einem Donnerwetter gar nichts mehr wußten." — „Mein guter lieber Mann!" rief Thusnelda und ſtreichelte dem Gatten dankbar die Wange.

Sodann wendete ſich Hermann ſchalkhaft zu Clementine: „Wie kommt's, mein Fräulein, daß du ſo tiefſinnig meinen Worten zuhorchteſt? Was gilt's, dir gefiele der Eltern Weiſe, Hund und Katze zu ſpielen? Meine Freunde.... ſo roth auch das Mädchen werden mag und ſie ereifere ſich, wie ſie wolle — dennoch iſt's wahr, ſie iſt ein ſtill gefährlich Wäſſerlein und daneben eine Braut, und ſie meint, das habe Niemand errathen können. — Nun — heda, Clementine, Vetter Robert.... gebt Ihr zu, daß ich euer wichtiges Geheimniß ausplauderte? Ich hatte Luſt, heute eine Verlobung vor Zeugen zu ſtiften, die ſodann der künftige Herr Aſſeſſor Robert in eine Vermählung verwandeln mag.“

Die verſchämte Clementine warf ſich an die Bruſt ihrer freundlichen Mutter, ihre Schamröthe zu verbergen; Robert ſchüttelte dem Vater dankbar die Hände. Die Anweſenden klatſchten Beifall, und Hyppolit kommandirte durch's Fenſter ſeiner Muſikbande einen kräftigen Tuſch.

Indeſſen blickte Hermann um ſich, und fragte: „Wo iſt denn der Doktor Theodor geblieben? Ungern ſehe ich ihn heut in dieſem Kreiſe fehlen.“ — Schüchtern erwiederte Angelika, den Vater auf die Seite ziehend: „Er iſt in die Dienſte einer reichen ruſſiſchen Fürſtin gegangen; als deren Leibarzt wird er ſie durch ganz Europa begleiten und erſt nach mehreren Jahren zurückkehren.“ — „Und du ließeſt ihn ziehen?“ fragte ebenſo leiſe der Vater: „dacht' ich doch, dein Herz ſei mit dem ſeinigen eins geworden?“ — Da flog ein wahrer Schimmer der Seligkeit über Angelika's edles Geſicht und ſie erwiederte einfach: „Zur Ehe habe ich nicht Neigung und nur eine Liebe füllt mein Herz ſattſam aus: die Liebe zu Ihnen, meine Eltern!“ — Dann die herbeitretende Mutter in ihre Arme ziehend, ſetzte Angelika hinzu: „Vergönnen Sie mir, lieber Vater und liebſte Mutter, daß ich bei Ihnen verweile und Ihnen diene und Ihnen Freundin und Tochter ſei, bis der Tod uns ſcheidet. Theodor hat begriffen, wie ich mein Leben verſtehe. Sie werden gewiß nicht minder verſtehen, was meine Seele begehrt, die Ihnen eigen iſt in alle Ewigkeit?“

Die übrigen Anweſenden — Ottmar ausgenommen — hatten keine Ahnung von dem, was zwiſchen der edeln Tochter und ihren tiefergriffenen Eltern vorging; aber eine Stille wie in einem Heiligthume nahm unter Allen Platz. Es war ganz richtig — nach des Volkes rührendem Glauben — ein Engel durch die Stube geflogen.

Sogleich miſchte ſich der Teufel hinein. Ueberzeugt, einen beſſern Augenblick zur Erreichung ſeiner Abſichten nicht mehr finden zu können, ſchlich Sparintopf dem Maler freundlich grinſend zu, und ſteckte ihm den Brief ſeines Agenten in die Hand. „Ich bedaure herzlich,“ ſetzte er bei: „allein es iſt nicht mehr zu ändern.... das Haus iſt verkauft, und leider muß ich damit zugleich Ihre Nachbarſchaft einbüßen!“

Hermann las. Ein bittrer Tropfen fiel in den Kelch ſeiner Freude. — „Ich hatte noch immer gehofft," ſagte er ſeufzend, „in dieſem Hauſe, das mir und uns Allen lieb geworden, meine Tage beſchließen zu können. O, wie hab' ich mich getäuſcht! Sehen Sie, mein beſter Herr Sparindorf: Ich hatte, was ich an erträglichen Bildern beſaß, zuſammengepackt und in die Reſidenz geſendet. Ein andrer König, ein andrer Kunſtintendant regieren jetzo dort und die alten Vorurtheile glaubte ich vergeſſen.... ich habe ſo ſchön gebeten, meine Bilder um ein Billiges anzunehmen, daß mir der glückliche Herr, an dem ich zehn Jahre froh geſeſſen, erhalten bliebe.... ach, ſeit ſechs oder ſieben Wochen keine Antwort....! Von dem Alten wollen ſie nichts mehr wiſſen!"

„Thu' doch nicht ſo grämlich, ſo weinerlich!" platzte Weitinger, ein bischen mit dem Fuße ſtampfend, heraus. Unter den Liebkoſungen ſeiner Familie und den Poſſen Bombarda's kam Hermann bald wieder in's Geleiſe. — „Warum haben Sie mir denn nichts von Ihren Planen geſagt?" fragte Bendix ſehr phlegmatiſch; „was ich habe, wäre Ihnen zu Dienſten geweſen?" — „Ich leihe nicht gern, wenn ich nicht zurückerſtatten kann," hieß die Antwort. — „So kommen Sie doch wenigſtens zu uns," bat Louiſe ihre Mutter: „Sie, der Vater und Angelika und Clementine ſollen ganz wohl bei uns aufgehoben ſein. Nicht wahr, lieber Bendix?" — „Ganz, wie du meinſt, liebe Frau." — „Ei, das geht nicht," erwiederte Hermann, und Thusnelda ſprach zu Louiſe: „Wir danken dir, aber du weißt nicht, welche Laſt mit uns in dein Haus zöge. Du haſt ſchon deinen Mann zu lieben und den Philipp, und deſſen kleines Schweſterlein in der Wiege.... wo hätteſt du Zeit, deinen Eltern und Geſchwiſtern dich zu widmen?" — „Hörſt du, Bendix?" rief Louiſe ſich ereifernd, und Bendix verſetzte: „Ganz, wie du willſt oder deine Mutter meint."

Derweilen hatte Weitinger den Geizhals auf die Seite genommen und ihm in's Ohr gebrummt: „Da Sie doch ſo gut Ihre Zeit zu nehmen wiſſen, um Ihre Korreſpondenz an Mann zu bringen, ſo erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, dieſen Brief bei ſchicklicher Gelegenheit — etwa, wann wir zu Tiſche gehen — dem Hermann zu überreichen. Ich möcht's nicht gern thun, denn ſein Inhalt iſt nicht der angenehmſte."

Der Geizhals ſchaute das ziemlich dicke Packet an; das königliche Wappen ſtand im Siegel. „Aha, gewiß eine abſchlägige

Antwort.... wegen der Bilder....?“ fragte er mit ſchadenfroh-leuchtenden Augen. — „So iſt's!“ ſagte der Maler. — „Schon recht.“ —

Als nun Ottmar ſich beklagte, daß er noch nicht Biſchof geworden, und Robert, daß er's noch nicht zum Oberappellationsgerichtspräſidenten gebracht — beide, um im Stande zu ſein, ihrer angeſtammten oder angeheiratheten Familie einen prächtigen Wohnſitz im eignen Hauſe abtreten zu können.... als auch Bombarda, der Witzreißer ſagte: „Wär' auch nur ein Schneckenhaus mein, Hermann und ſeine Thusnelda ſollten's haben!“ — kam Weitinger herbei und polterte bärenmäßig: „Nichts da! Hätte ich einen Palaſt zur Verfügung, ich ließe den Huldreich nicht bei mir wohnen. Er gehört nicht mehr in die Stadt. Ich ſelbſt gehöre nicht mehr hin, und könnt' ich's nur anders machen! Wir alten Pinsler müſſen das Feld räumen vor den Jungen, und um unſern verjährten Ruhm kümmert ſich kein Menſch mehr. Hab' ich nicht neulich Bruſt- und Nierenkrampf vor Neid bekommen, da ich in der Ausſtellung die Schlacht des Conſtantin betrachtete? Vor Neid, vor bitterm gelben Neid! Dahin, lieber Hermann, können wir nicht mehr reichen, und beſſer wär's alſo, nur aus Zeitungen von Meiſterwerken zu hören, die uns in den Grund bohren. Man glaubt dann gerade nur davon, was man will.“

Hermann verſetzte lächelnd: „Ohne deinen Anſichten zu huldigen, du ſeit einem Jahr noch viel brummiger gewordener Kamerad und unwirrſcher Bruder, ſo muß doch an dem genannten Bild ein bischen viel ſein. Ich habe davon geleſen, wer weiß was alles. Iſt der Maler, der ſo eigenſinnig ſeinen Namen verſchwiegen hielt, noch nicht bekannt geworden?“ — „Ich glaube doch,“ antwortete Weitinger: „aber ich mag nichts von ihm wiſſen. Seine Lorbeeren ſtören mich im Schlaf.“

Ein Trompetenſtoß, ein völliger Tuſch ſodann begrüßte Bombarda's Artillerie, aus zwei winzigen Kanönchen beſtehend, die auf dem Plateau erſchien, von des Spaßmachers hinkendem Bedienten herbeigezogen. — „Endlich, endlich, endlich!“ ſchrie Bombarda aus voller Kehle, tanzte, trank ſeinen Wein über'm Kopf aus, machte geſchwinde einiges Vögelgezwitſcher und Katzengeſchrei nach, und eilte, ſeine Kanonen zu laden. — Die Dorfbewohner waren auf dem Raſenplatz in voller Luſtbarkeit. Gejodel und Gejauchze allenthalben. Das Bier, das der freigebige Pendir ſpendete, und die Würſte, die Bombarda austheilen ließ, thaten Wunder, und einem vollkommenen Jahrmarkt glich das Getümmel vor Hermanns Hauſe.

Die hohe Stunde des Mahls für die Herren und Damen rückte auch heran. — „Suppe auf den Tiſch! Feuer!" kommandirte Bombarda und richtig knallten ſeine beiden Geſchütze; wie noch nie ein Böller im Gebirge. — „Noch eine Salve gleich hintendrein!" — „Warum denn ſo geſchwinde?" fragte Hermann. — „Die Salve der Gaſtfreiheit! Sie lade einen Jeden, der etwa dort unten hungrig wandelt, ein, heraufzuſteigen und ſein Theil von Gottes Segen zu empfangen." — „Recht ſo! feuert los, Bombarda, und laßt die Trompeten zur Tafel blaſen."

Sie ſetzte ſich im Salon, die frohe bunte Reihe und auf allen Zügen lag Heiterkeit; auch auf Sparinteris Zügen. — „Ich hatte vergeſſen...." ſprach er ſüßlich zu Hermann, „dieſer Brief, mir zur Beſorgung überſchickt, führt Ihre Adreſſe." —

Hermann, Siegel und Aufſchrift prüfend, machte ein lang Geſicht. — „Eigentlich ſollte ich mißtrauiſch ſein gegen Depeſchen, die aus Ihrer Hand kommen, Herr Patron," ſagte er mit ſatyriſchem Blick auf den Geizhals. „Allein, da meine Gewohnheit iſt, gleich jedem Ding auf Erden dreiſt in's Auge zu ſchauen, ſo will ich nicht bis zum Deſſert warten, mir den Magen mit der Hiobspoſt zu verderben. Ich will das Schreiben leſen."

Er las wirklich für ſich, und ſchloß die Augen und faltete die Hände über den Brief. Nur der Geizhals und Weitinger lächelten. Die Andern ſtanden beſorgt auf und riefen: „Mein Gott, was gibt's?"

Hermann öffnete wieder ſeine Augen und gab ſeinem Ottmar den Brief, und fröhlich ſagte der Geiſtliche, nachdem er die Zeilen überflogen: „Tedeum laudamus! Der König hat des Vaters Bilder gekauft und demſelben eine Penſion ausgeworfen, die ihn für ſeine Lebenszeit vor Mangel aller Art reichlich ſchützt und deckt. Danket alle Gott! und: Es lebe der König!"

Plauz! Plauz! gingen draußen die Kanonen, und — er wußte nicht, wie — Hermann hatte ein Champagnerglas in der Hand — noch ehe die Suppe verſucht worden, und allenthalben floß Champagner, und mit einem Jeden trank Hermann den Freudenwein, ſelbſt mit dem Geizhals, der unangenehm überraſcht da ſaß. Weitingers boshaft herüberlugende Augen ließen ihn eine derbe Myſtifikation errathen.

„Woher denn dieſer prachtvolle Champagner?“ fragte Hermann endlich, ſelig ſtammelnd. — „Es iſt das Einſtandspräſent des neuen Beſitzers dieſes Hauſes!“ antwortete Weitinger und war mit einem Satz aus der Thüre. — „Feuer, Feuer!“ ſchrie Bombarda: dem neuen Beſitzer eine Salve!“ — Plauz! Plauz!

Unterm Geſchrei des Volkes und an Weitingers Hand trat der Beſitzer, ein Gott aus der Maſchine, in die Stube. „Raphael!“ gellte ein Schrei aus vier weiblichen Kehlen, und von Mutter und Schweſtern umfangen, ſtand der junge Mann da, das lebhafteſte Roth des Vergnügens auf dem Geſichte. — „Grüß' Gott, Vater!“ ſagte er ohne Umſtände: „Ich habe Sie überraſcht und Freund Weitinger hat trefflich geholfen. Ich komme von Rom, und habe meinen Schülerſtreich tapfer ausgewetzt. Der König hat meine „Schlacht des Conſtantin“ königlich bezahlt, und mich zum Hofmaler ernannt. Mein erſtes Geſchäft war, Ihnen den glücklichen Herd zu ſichern, an dem Sie ſitzen, und mit der Bitte, um Abtragung eines Theils meiner Schuld an Sie meine Eltern, nicht auszuſchlagen, übergebe ich Ihnen hier die Eigenthumsurkunde Ihres Hauſes.“ —

Was weiter an dem glücklichen Tage ſich im Kreiſe der Frohen begab, läßt ſich nicht ſchildern. Aber hinzuzufügen iſt, daß Herr Sparintopf matt und ſchwach heimſchlich, und ein enormes Gallenfieber auszuhalten hatte. Der Tod mochte den Burſchen nicht. Darum lebt er noch, wohl bekomm's ihm!

Inhalt.

Seite

II) **Erzählungen beim Licht.** Siebenter bis zwölfter Abend 5

Siebenter Abend: **Drei-König-Abenteuer zu Baſel am Freiſchießen** 9

Achter Abend: **Der Olymp auf dem Schwarzwalde** 36

Mit 2 Holzſtichen und 1 Stahlſtich.

Neunter Abend: **Ein Naturdichter im Donauthal** 68

Mit 1 Stahlſtich.

Zehnter Abend: **Vom Tiroler-Franzl** 91

Mit 1 Holzſtich.

Elfter Abend: **Von den Verſuchungen des Holzſchlägers** 116

Mit 1 Holzſtich und 1 Stahlſtich.

Zwölfter Abend: **Des alten fremden Herrn Geſchichte** 151

Mit 1 Holzſtich.

Seite

2) **Der Kloſterhirt** 169

Mit 1 Holzſtich und 1 Stahlſtich.

3) **Eine ſchwere Nacht** 189

4) **Ritter und Bürger.** (Eine Frankfurter Geſchichte von Anno 1420.) 210

Mit 1 Holzſtich.

5) **Der böſe Feind im Sack.** (Eine Sage aus der alten Badener Zeit.) 235

Mit 1 Holzſtich.

6) **Der glückliche Herd** 246

Anhang

zum

„Vergissmeinnicht.“

Zur Nachricht an gebildete Familienkreiſe!

Im Jahre 1842 unternahm die Franckh'ſche Verlagshandlung in Stuttgart in Gemeinſchaft des Herausgebers dieſes Taſchenbuchs, Herrn **Dr. Carl Spindler**, eine Unternehmung, welche im Laufe von drei Jahren zu den ſchönſten Reſultaten für viele Tauſende von Familien innerhalb und außerhalb Deutſchland führte — denn Hunderte von Exemplaren der Unternehmung gehen nach Nordamerika, nach den kaiſerlich ruſſiſchen und kaiſerlich öſterreich-italieniſchen Staaten, wo ſie den deutſchen Familien einen freundlichen Anknüpfungspunkt an's ferne Vaterland bieten — und wovon wir hier einige nähere Nachweiſungen geben wollen.

Die Unternehmung, wovon wir reden, iſt:

Das

belletriſtiſche Ausland

herausgegeben von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

claſſiſchen Romane aller Nationen.

Das Bändchen elegant geheftet zu 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen.

Bis jetzt iſt die Sammlung auf 500 Bändchen angewachſen und enthält in glänzender Ueberſetzung das Vorzüglichſte, was an Romanen in Italien, in Frankreich, in England, in Holland, in Schweden und Dänemark in der gegenwärtigen Zeit erſcheint.

Damit aber, wem die ganze Sammlung auf einmal anzuſchaffen, zu viele Koſten verurſachen ſollte, jedes einzelne Werk oder jeder einzelne Dichter aus dieſer Sammlung von jeder Buchhandlung in Deutſchland, in Ungarn, in Rußland, in Holland, in Italien, im Elſaß und der Schweiz zu den nämlichen beiſpiellos-wohlfeilen Preiſen bezogen werden kann, ſo iſt die Sammlung in Unterabtheilungen getheilt, in welchen je die Werke eines berühmten Dichters, wie z. B. Eugen Sue, Alexandre Dumas, Charles Lever, George Sand, Frederika Bremer, Emilie Flygare-Carlen, der Onkel Adam, Miſtreß Gore, Capitän Marryat u. ſ. w. erſcheinen und auch einzeln abgegeben werden.

Am zweckmäßigſten aber wäre es für Familienkreiſe und Landſitze, wenn Mehrere ſich vereinigten, um die

ganze Sammlung

ſich anzuſchaffen und die einzelnen Werke alsdann unter ſich zirkuliren ließen, ſind dann ſämmtliche Werke geleſen, ſo würde man die Einzelnen unter ſich verlooſen.

Wenn man die Reichhaltigkeit dieſer ſchönen Sammlung von Romanen betrachtet, wenn man berechnet, wie viel Geld jährlich von Tauſenden von Familien in die Leihbibliotheken wandert, wofür man in der Regel gerade die beliebteſten Werke **nicht** erhält, ſo werden ſolche vorziehen, ſich in den Beſitz des

belletriſtiſchen Auslandes

herausgegeben

von

Carl Spindler

durch Ankauf zu ſetzen; denn ſie bekommen für weit weniger Geld als durch Leihbibliothekenabonnement zum Eigenthum, was ſie ſich oft nur mit Mühe und viel Verdruß aus ſolchen Leihbibliotheken auf wenige Stunden oder Tage zum Leſen verſchaffen können.

Wir laſſen nebenſtehend die verſchiedenen Werke nach ihren Titeln folgen:

Sämmtliche Werke

von

Eugen Sue.

Jedes Bändchen geheftet à 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen.

In Europa wenigſtens hat bis jetzt kein Dichter den außerordentlichen Beifall ſich errungen, wie ſeit drei Jahren Eugen Sue.

Seine «Pariſer Myſterien», ſein «Ewiger Jude» ſind nicht nach Tauſenden von Exemplaren, in denen ſie verbreitet ſind, ſondern in Hunderttauſenden in Frankreich, England, Deutſchland und Spanien zu zählen, und doch hat dieſer Dichter ſchon früher Meiſterſtücke im Fache des Romans geſchrieben, welche ebenſo bekannt zu werden verdienen, wie die genannten Werke.

Von vielen Seiten ſind wir aufgefordert worden, auch dieſe frühern Romane Sue's im «belletriſtiſchen Auslande» aufzunehmen, welchem Wunſche wir mit vielem Vergnügen Folge geben.

Bis jetzt ſind von

Sue's ſämmtlichen Werken

in der Sammlung erſchienen:

Pariſer Myſterien und Gerolſtein, 27 Theile.
Der ewige Jude, 21 Theile.
Therese Dunoyer, 5 Theile.
Die Fanatiker der Cevennen, 7 Th.
Mathilde, oder Erinnerungen einer jungen Frau, 18 Theile.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Kabinetsausgabe.

Jedes Bändchen geheftet à 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen.

In Frankreich iſt ein Dichterkleeblatt Sue, Dumas und Soulié, welches ſo zu ſagen die ganze Romanliteratur dieſes Volkes repräſentirt und deſſen Erzeugniſſe zuerſt in den großen politiſchen Tagblättern Millionen von Leſern geboten wird, und ſomit ihren Kreislauf durch die civiliſirte Welt machen.

Jeder dieſer drei Dichter hat ſeine beſondern Vorzüge, allen drei gemeinſchaftlich aber iſt, daß ſie die Leſer durch hinreißende, ſpannende Situationen gleichſam in einen Taumel von Vergnügen und Theilnahme für ihre Werke verſetzen, das weder ein engliſcher noch ein deutſcher Dichter — die einzige Ausnahme iſt Spindler — je in einem ihrer Romane auf die Leſer hervorgebracht hat.

Bis jetzt ſind von

Dumas ſämmtlichen Werken

in der Sammlung erſchienen:

Die drei Musketiere, 10 Theile.
Zwanzig Jahre nachher. Fortſetzung der drei Musketiere. 11 Theile.
Das Brautkleid, 3 Theile.

Sämmtliche Werke

von

Charles Lever.

Kabinetsausgabe

Jedes Bändchen geheftet à 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen

An die berühmten Romandichter Englands: Bulwer, Boz und Marryat, hat ſich ein neuer Stern, der die drei Genannten in England mit ſeinem Glanze bereits überſtrahlt, gereiht, wir meinen:

Charles Lever.

Dieſer humoriſtiſche Schriftſteller wird in kurzer Zeit auch in Deutſchland ſich eingebürgert haben, und mit Sue und Dumas um den Siegeskranz der Gunſt ringen, weil er durch Friſche und Lebendigkeit in der Darſtellung mit dieſen Franzoſen verglichen werden darf, durch tief-poetiſchen Humor aber dem deutſchen Gemüthe noch näher ſteht, wie dieſe genannten zwei Dichter. Die bis jetzt erſchienenen Romane dieſes Romandichters erſcheinen im «belletriſtiſchen Auslande» unter folgenden Titeln:

Bekenntniſſe Harry Lorrequers.
Jak Hinton.
Tom Burke.
Charles O'Malley der iriſche Dragoner.
Tändeleien von Arthur O'Leary.

Genrebilder
aus
dem Alltagsleben.
Von
Onkel Adam.
(Dr. Wetterbergh.)
Aus dem Schwediſchen
von
C. F.

1—19s Bändchen.

Kabinetsausgabe à 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen das elegant geheftete Bändchen.

Wir erhalten mit den Schriften von Dr. Wetterbergh (pſ. Onkel Adam) einen Volksſchatz, wie bis jetzt keine Literatur Europa's ihn aufzuweiſen hat; einen Volksſchriftſteller von ſo rein chriſtlicher Tendenz, mit ſo klarer Auffaſſung des niederſten wie des höchſten ſocialen Lebens, einen feinern Menſchenkenner, naturwahreren Sittenmaler, verbunden mit einem kindlichern Sinne wie dieſer Dichter ihn beſitzt, hat kein Volk außer Schweden aufzuweiſen! Die Goldkörner, welche in «Boz Schriften» unter ſtarkem Fuſeldampf zerſtreut, die ſocialen Ideen, welche in Eugen Sue's und George Sands Schriften mit Feuerſchrift ihren Dichtungen eingeätzt ſind, dieß alles vereinigt, aber geläutert durch den frömmſten chriſtlichen Sinn, der nicht die Geſellſchaft wie ſie iſt zerſtören, ſondern ſie läutern will, finden wir in Onkel Adams Genrebildern aus dem Alltagsleben wieder.

Bezaubernde Sprache, das tiefſte Gefühl für die Leiden der Armen und Gedrückten, aber auch Anerkennung des Guten bei den Höherſtehenden in der Geſellſchaft und den Inſtitutionen des Staates zeichnen die Schriften dieſes Autors vor allen neuern Erzeugniſſen der deutſchen wie der übrigen europäiſchen Literatur auf's Vortheilhafteſte aus.

Börne's feine Beobachtungsgabe und tiefe Gefühlspoeſie, Zſchokke's praktiſche Verſtandesrichtung in ſeinen Volksſchriften und Novellen, beides vereinigt Dr. Wetterbergh in ſeinen Dichtungen.

Die deutſche Ueberſetzung von einem in Stockholm lebenden Deutſchen — einem Freunde des Verfaſſers — iſt des Dichters würdig!

Sämmtliche Werke
von
Frederika Bremer.
Kabinetsausgabe.

Jedes Bändchen geheftet à 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen.

Wenn wir nur wenige Worte der obigen Anzeige beifügen, ſo geſchieht's nicht wegen Mangel an Stoff des Lobens und Anpreiſens von Frederika Bremer und ihrer Schriften, gerade im Gegentheil: ſie ſind ſo in

Fleiſch und Blut der deutſchen Frauenwelt übergegangen, daß ihren Namen nennen ſo viel heißt als ſie anzuempfehlen!

Nur das wollen wir zu Gunſten **unſerer** Ausgabe — denn es gibt deren mehrere — ſagen, daß keine in Deutſchland erſchienene, **ſchöner, billiger,** und was die Hauptſache: **vortrefflicher überſetzt** iſt, wie dieſe, weshalb ſie vorzugsweiſe empfohlen zu werden verdient.

Bis jetzt ſind von

Frederika Bremer's ſämmtlichen Werken

in der Sammlung erſchienen:

Die Töchter des Präſidenten, 2 Bände.
Nina. 5 Bde.
Die Nachbarn, 5 Bde.
Streit und Friede, oder Scenen aus Norwegen, 2 Bde.
Das Haus, oder Familienſorgen und Familienfreuden. 5 Bde.
Die Familie H., 2 Bde.
Ein Tagebuch, 4 Bde.
«In Dalekarlien.» 1 Bde.

Sämmtliche Werke

von

Frau Flygare-Carlén.

Aus dem Schwediſchen.

Jedes Bändchen geheftet à 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen.

Während von Paris aus Sue, Dumas und Sand das romanliebende Europa in Erſtaunen und Bewunderung mit ihren Dichtungen verſetzen, erſcheinen am nordiſchen Dichterhimmel zwei weibliche Dichterinnen. **Frau Flygare-Carlen** und **Fräulein Frederika Bremer,** welche beſonders das weibliche Gemüth durch ihre Dichtungen bezaubern, worüber ſich der Biograph der Frau Carlen über deren Romane in folgenden Worten ausſpricht:

«Die dramatiſche Lebendigkeit iſt es vor allem, die wie rauſchendes Waſſer durch die Romane der Frau Carlen hinſtrömt. Wie herrlich wirft ſich ihr reicher Dialog hier in reichen Wellen über Felſen hinab, an alten ernſten Schlöſſern oder Gotteshäuſern vorbei, wie geſchwätzig murmelt er unten im Thale einem Pfarrhofe zu oder einem Bauerngute, wie kokett ſpringt er hier in der Fontaine eines herrſchaftlichen Gartens aus der alten Zeit und breitet ſich dort aus in einem klaren See, an deſſen Rande zwei liebende Vergißmeinnicht pflücken und die Abendſonne in ihrem naſſen Spiegel bewundern.»

Bis jetzt ſind erſchienen:

Waldemar Klein.
Guſtav Lindorm; oder führe uns nicht in Verſuchung.
Die Roſe von Tiſtelön.
Ivar der Skjutsjunge.
Der Stellvertreter.
Die Milchbrüder.
Die Kircheinweihung von Hamarby.
Der Profeſſor und ſeine Schützlinge.
Der Kämmerer Laßmann als alter Junggeſell u. ſ. w.
Das Fideikommiß.
Paul Wärning, Abenteuer eines Scheerenjungen.
Die Erkerſtübchen.

Sämmtliche Werke

von

George Sand.

Deutſch von Dr. J. Scherr.

Jedes Bändchen geheftet à 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen

Gleich dem Farbenſchmelz der Blumen, iſt bei **George Sand** der

Styl das Bezauberndſte, ja Unnachahmlichſte, was dieſen Dichter zum größten der Jetztzeit macht; von dieſer ſtyliſtiſchen Pracht aber haben wir in Deutſchland in den bis jetzt erſchienenen Ueberſetzungen von Sand's Romanen kaum eine Idee, und es blieb Dr. Scherr vorbehalten, uns dieſe Dichtungen in ihrem ganzen poetiſchen Werthe in deutſcher Sprache bewundern zu laſſen, denn nur wer ſo in den Geiſt eines Dichters eindringt, kann ihn — ſo weit dies in einer fremden Sprache möglich iſt — würdig wiedergeben!

Wer alſo George Sand mit ihren ſtyliſtiſchen Schönheiten, mit ihren tiefſinnigen Gedanken vollſtändig genießen will, greife zu der Scherr'ſchen Ueberſetzung, in welcher bereits folgende Werke erſchienen ſind:

Spiridion. (Mit Bildniß des Dichters.)
Johanna.
Conſuelo.
Mauprat.
Gräfin Rudolſtadt.
Horace.

Unter der Preſſe:
Der Müller von Angibault.
Wird fortgeſetzt.

Sämmtliche Romane
von
Miſtreß Gore.
Aus dem Engliſchen
von
Ludwig Hauff.

Kabinetsausgabe.
Jedes Bändchen geheftet à 6 Kreuzer
oder 2 Neugroſchen.

Wie in Frankreich eine Frau hohen Geiſtes durch ihre Dichtungen das Vorurtheil gegen weibliche Romandichtung ſchon längſt durchbrochen hat, wie in Schweden die zwei leuchtendſten Sterne am Dichterhimmel Frauen ſind: Emilie Flygare-Carlen und Frederika Bremer; ſo nehmen in England ſeit Jahren ſchon Miſtreß Gore und ihre Romane neben Bulwer auf dem Toilettentiſche jeder Frau von Bildung den Lieblingsplatz ein und nur in Deutſchland, das des Mittelmäßigen, ja Langweiligen — wir erinnern hier nur an James! — oft in doppelten Ueberſetzungen bringt, iſt dieſe liebenswürdige Darſtellerin des engliſchen faſhionablen Lebens noch gänzlich unbekannt!

Wir glauben den Dank vorzugsweiſe der ſchönen Leſerinnen des «belletriſtiſchen Auslandes» zu verdienen, wenn wir die vorzüglichen Romane von Miſtreß Gore in dieſer Sammlung aufnehmen.

Bis jetzt ſind von
Miſtreß Gore's ſämmtlichen Romanen
in der Sammlung erſchienen:

Das Erſtgeburtsrecht 7 Theile.
Hof und Stadt 6 Theile.
Die Frau des Geſandten 7 Theile.
Der Geldverleiher 6 Theile.

Wird fortgeſetzt.

Londoner Myſterien.
Ein Sittengemälde
von
Sir Francis Trolopp.
Complett in 19 Bändchen.
Jedes Bändchen geheftet à 6 Kreuzer
oder 2 Neugroſchen.

Man wäre in großem Irrthume, würde man obiges Werk nur als eine fade Nachahmung der «Pariſer Myſterien» betrachten; es iſt ſo eigenthümlich und in ſeiner

Art ſo vortrefflich wie das Werk des Eugen Sue, von dem es nur den Titel, nicht einmal die Form entlehnte.

Wer London, dieſes ſündhafte Babel, nicht durch die egoiſtiſche Brille eines Britten, ſondern mit den kritiſchen Augen eines Fremden beobachtet und wiedergeſchildert kennen lernen will, greife getroſt zu dieſem Buche, er wird ſich über Erwarten davon angezogen fühlen.

Es wird ein intereſſanter Vergleich werden, wenn wir die «Enthüllungen von London,» die ſoeben von Ainsworth herausgegeben werden und wovon das belletriſtiſche Ausland auch eine treffliche Ueberſetzung bringen wird, mit obigen «Londoner Myſterien» zuſammenſtellen, weil dadurch die Eigenthümlichkeit in der Auffaſſung von ſocialen Zuſtänden der zwei rivaliſirenden Nationen, Britten und Franzoſen, von denen hier jede ſeinen Repräſentanten hat, am unzweideutigſten in die Augen ſpringen wird.

Die
Memoiren des Teufels.
Vorläufer
der
„Pariſer Myſterien.“
Von
Friedrich Soulié.
Deutſch
von
Ludwig Hauff.
24 Theile.

Kabinetsausgabe, elegant geheftet, jeder Theil à 6 Kreuzer oder 2 Neugr.

So ſehr Europa durch die «Pariſer Myſterien» electriſirt wurde, ſo war dieſes Werk für die Franzoſen ſelbſt doch nicht ſo unvorbereitet durch ihre zeitgenöſſiſche Literatur ihres Landes in die Geſellſchaft geworfen worden, wie in's übrige Europa.

Einige Jahre vor dem Erſcheinen der «Pariſer Myſterien» erſchien ein Werk in Paris: Die Memoiren des Teufels von Frederic Soulié, welches die Gebrechen der franzöſiſchen Geſellſchaft kurz vor dem Sturz des Königthumes, die Ausartungen und Ausſchweifungen der darauf folgenden Revolution und Republik, nicht minder aber die ſocialen Fäulniſſe des Kaiſerthums und der Periode der Reſtauration mit ſo meiſterhaftem Griffel zeichnete, daß das Meiſterwerk Sue's wohl eben nur eine Fortſetzung — Nachahmung wäre dafür nicht das richtige Wort — dieſer Memoiren genannt werden kann; denn um die «Pariſer Myſterien» vollkommen würdigen zu können, muß man die Memoiren des Teufels ebenfalls genau ſtudirt haben.

Wir haben daher dieſes Werk in's «belletriſtiſche Ausland, herausgegeben von C. Spindler,» aufgenommen, überzeugt, daß wir dafür den Dank von allen Beſitzern der «Pariſer Myſterien» einernten werden, zu welchen die Memoiren des Teufels eine nothwendige Ergänzung ſind.

Whitefriars
oder
die Tage Karls des Zweiten
Ein hiſtoriſcher Roman.
Nach der dritten Auflage des Originals überſetzt.

[illegible] Theile. Elegant geheftet à 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen.

«Wir übergeben dem Publikum die Ueberſetzung des vorliegenden Romans, ohne Furcht wegen der Wahl einer Entſchuldigung gegen den Leſer zu bedürfen. Denn ſo reichhaltig auch in der neueſten Zeit die engliſche Romanliteratur uns mit hiſtoriſchen Stoffen und mit Schilderungen des heutigen Volks- und vornehmen Lebens verſehen hat, ſo dürfen die «Whitefriars» in Hinſicht auf epiſche Anſchaulichkeit und dramatiſche Kraft, auf die Gewalt und das Intereſſe hiſtoriſcher Schilderung und wahrhaft tragiſcher Momente, die ſich eher zu überſchwänglich drängen als geſucht werden, und auf die Leichtigkeit und Sicherheit endlich, mit welcher die Charaktere unterſchieden und gehalten ſind, kecklich neben Walter Scott, Bulwer und Dickens genannt werden.»

Mit dieſer aus dem Vorwort des Ueberſetzers entlehnten Stelle, wollen wir obigen Roman den Leſern beſtens empfohlen haben.

Paſtor Arnold
oder
die Flucht der Waldenſer.
Eine Erzählung aus dem ſiebzehnten Jahrhundert.
Aus dem Engliſchen.
Acht Theile.

Struenſee.
Ein Roman.
Deutſch
von **Dr. Scherr.**
6 Theile. Elegant geheftet à 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen.

Amſterdams Geheimniſſe.
Von
L. van Eikenhorſt.
Aus dem Holländiſchen
von
Eugen Zeller.

Die Familie Falkenſwärd.
Von
W. F. Palmblad.
Aus dem Schwediſchen.

Karl XI.
und
der Hexenprozeß.
Ein hiſtoriſcher Roman
von
G. von Zeipel.
Aus dem Schwediſchen.

Amalia Hillner.
Roman von
Almqviſt.
Aus dem Schwediſchen.
Fünf Bändchen.

Drei Frauen in Smaland.
Von
Almqviſt.
Aus dem Schwediſchen.
Mit dem Bildniß des Verfaſſers.

Sh.

Vergißmeinnicht.

Taſchenbuch
der Liebe, der Freundſchaft und dem Familienleben
des deutſchen Volkes
gewidmet
von
Carl Spindler.

Für das Jahr 1847.

Mit Illuſtrationen von L. Weißer.

BIBL.
VNIVERS.
L[illegible]S.

Stuttgart.
Franckh'ſcher Verlag.

Inhalt.

Seite

1) **Der Heidegger und ſein Liebchen.** (Aus dem dreißigjährigen Kriege.) 3
Mit 2 Holzſtichen.

2) **Geſchichten eines Hundertjährigen** . . 44
Bruder Rothmantel 47
Mit 1 Holzſtich.
Pomezini, der Muckenſchnapper 58
Mit 1 Holzſtich.
Das Mattergöttesle 71
Mit 1 Holzſtich.
Der Schneider-Eulogi 84
Mit 1 Holzſtich.
Bonebard von Langenſchnirchingen 99
Mit 1 Holzſtich.
Der Leibdinger 114
Mit 1 Holzſtich.

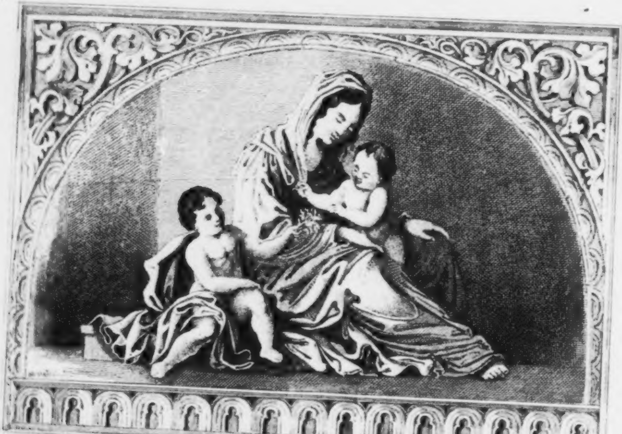
3) **Die Alraune von Gmunden.** (Eine oberöſterreichiſche Geſchichte aus dem XVII. Jahrhundert.) 127
Mit 2 Holzſtichen.

Seite

4) **Der franzöſiſche Cavalier in Wien.** Memoiren, Sitten- und Lokalſchilderungen aus dem Anfang des 18ten Jahrhunderts . . 171
Mit 1 Holzſtich.

5) **Der Schutzgeiſt.** Eine Erzählung aus Baden-Baden 243
Mit 1 Holzſtich.

[illegible]



Lith v. F. Malte in Stuttgart

Vergiſsmeinnicht.

Dem deutſchen Volke

gewidmet

von

Carl Spindler.

Für

das Jahr 1847.

Druck der J. G. Sprandel'ſchen Buchdruckerei
in Stuttgart und Cannſtatt.

Der
Greidegger und ſein Liebchen.

(Aus dem dreißigjährigen Kriege.)

1.

Wie eine Stadt liegt, ſo hat ſie's. Wäre das alte Konſtanz nicht von dem alten Römer erbaut worden, da, wo vieler Herren Gränzen und vieler Menſchen Länder aneinanderſtoßen, es hätte kein Conzilium nicht gehabt, die goldene, ſtrahlende, üppige Zeit! Aber es hätte auch nicht gehabt die Verarmung, die der goldenen Zeit auf der Ferſe folgte. Es hätte nicht gehabt die mancherlei Stürme, die an ſeinen Mauern von dortan herumtobten. Und nicht die Belagerung, mit welcher die gottloſen Schweden die geplagte Stadt im dreißigjährigen Kriege heimgeſucht haben. — Einerlei: die Stadt hielt ſich tapfer, und aus des Feindes Grimm und Mord- und Brandgedanken wurde nichts. — Aber ein Stücklein aus jener Belagerung wollen wir erzählen.

Es iſt zum Theil eine ganz einfache Bürgergeſchichte, die da vorging in einem der vielen Häuſer der alten Stadt. Das Haus war eines Gerbers, gelegen in der Mordgaſſe. Man hätte nun und nimmermehr gedacht, daß ſo viel Liebe in einer ſo abſcheulich benamſten Gaſſe wohnen könne. Das Kapitel von ſelbiger Liebe wird indeſſen erſt ſpäter anheben. Für jetzo iſt zu wiſſen, daß an einem trüb umwölkten Abend — der Nebel war ein Alliirter der Stadt, und verſchanzte ſie ſeewärts beſſer als ihre Baſtionen — in dem Hauſe des Gerbermeiſters Delphus, und zwar in der großen Wohnſtube, zwei Fenſter breit und neun Schuhe hoch, eine Treppe hoch über der Hausthüre, eine Lampe brannte, um deren gaſtliches Licht verſammelt waren der Altſyndikus Matthias Delphus, Vater des Hausherrn, ein gebrechlicher, halbblinder Greis, und ſeine Enkelinnen Anna und Margarethe, erwachſene und heirathsfähige Jungfern, und ein Vetter des Hauſes und Lehrjunge des Meiſters Delphus, Philipp Bromberger, aus Ueberlingen gebürtig. Delphus' Magd Katharine ging ab und zu, wie alte Hausthiere im Brauch haben. — Meiſter und Geſellen aber, unter welchen letztern einer, der Margarethen's Bräutigam war und Spängler hieß, wenn gleich ein Gerber von Handwerk, waren auf dem Wall gen Kreuzlingen in Wehr und Waffen; denn die Schweden, wie ſchon geſagt, belagerten die Stadt.

Anna, eine gelehrte Jungfer, las ſo eben der kleinen Hausgemeinde aus der Chronik der Familie vor. Margarethe ſpann dabei luſtig; Philipp, der Lehrjunge, hatte ſich mit beiden Ellbogen auf den Tiſch gelümmelt und horchte eifrigſt zu. Dieſer kleine dreizehnjährige Bube war ſchon ein rechter Vaterlandsfreund, ein tapferer Schwabe durch alle Adern. Und von tapfern Leuten war juſt in der Chronik die Rede. Anna las: „Obwohl auf ſolche Weiſe vermittelſt göttlichen Rathſchluſſes der Oberſte dieſer ſpaniſchen Kriegsmacht von der Kugel, die ein alter blödſinniger Mann aus unſerer Stadt Konſtanz abgeſchoſſen, getödtet worden iſt, ſo hat die Gefahr der lieben Vaterſtadt ſich doch nicht im Geringſten vermindert; ſintemalen die blutgierigen Feinde am folgenden Tage mit aller Gewalt anſetzten, ſich ihrer zu bemeiſtern.“

Der alte Herr Matthias, der zum hundertſten Mal im Leben geleſen und gehört, was Anna eben vorgetragen, ſchlug begeiſtert auf den Tiſch und ſagte: Das werdet ihr bleiben laſſen, ſpaniſche Spitzbuben! Putze die Lampe, lieb' Margarethle. So oft ich von unſrer Voreltern Waffenwerk höre, ſteigt mir das Blut zu Kopf, und mein Aug' wird noch einmal ſo blöde.

Aber Philipp ſtieß die Baſe Anna leislich in die Seite mit den Worten: „Ei was! Meine Augen werden hell und wacker; fahre fort, Annele, ich kann's kaum erwarten.“

Margarethe putzte die Lampe, Anna las weiter: „Und wie die Welſchen ſomit die Rheinbrücke ſchon inne hatten, und das Thor daran kaum mehr vor ihrem Wüthen und Sturm verſichert werden konnte...“

„Was machſt Du denn? ſchalt der begierige und vorwitzige Lehrbube: Du haſt ja ein ganzes Blatt überſchlagen.“

„Thut nichts, Bub, thut nichts,“ ermahnte der Großvater; „juſt auf dieſer Seite iſt zu leſen, was unſerm Konſtanz Ruhm und Ehre bringt.“

Worauf die runde Margarethe gleichmüthig: „Ah, die alte Geſchichte von dem tapfern Metzger!“

„Ja doch: er iſt unſerm Geſchlecht verwandt geweſen!“ rief Matthias. — „Schweig, Gretel, Du kalter Fiſch, und laß uns hören von dem ſtarken Mann!“ rief Philipp ungeduldig, und tippte mit dem Finger auf die mit rother Tinte unterſtrichene Stelle des Buchs. Und Anna las mit erhobener Stimme die bezeichnete Stelle. „Da nun ſein Arm müde vom Fechten, ſein Gewand triefend von Feindesblut, neben ihm ſeine Genoſſen auf der Brücke gefallen, Einer nach dem Andern, oder in den Strom gerollt, woraus nur Wenige ſich retten konnten in die hinter ihnen verſchloſſene Stadt...“

„Da faßte er noch,“ ergänzte Matthias feierlich, „ein Gebet zum Himmel ſchickend und ſich ergebend dem Tod für's Vaterland, in ſeine ſtarken Arme den Feind...“

„Oho, oho!“ ſchrie Philipp: „zwei Feinde, wollt Ihr ſagen, Großvater: es waren ihrer zwei, mit denen er ſich in den Rhein ſtürzte, und wer noch von den Freunden lebte, machte es wie er, und die verdammten Welſchen mußten Waſſer ſchlucken, bis ſie genug hatten.“

„Recht, recht ſo!“ jubelte Matthias, den Buben an ſeine Bruſt ziehend: „Du weißt es auswendig, mein kleiner Vetter, und der Alten Beiſpiel wird an Dir nicht verloren gehen!“

Der Greis hatte noch nicht ausgeredet, als von fernher Trommeln ſchlugen. Die Geſellſchaft horchte geſpannt. Margarethe ſchüttelte den Kopf und ſagte verdrüßlich, aber ruhig, wie gewöhnlich: „Du liebe Zeit! Schon wieder Allarm? Noch keine Ruh' für dieſe Nacht? Der verwünſchte Krieg!“

Anna, beinahe erſchreckt, ermahnte ſie, von ihrer Gelaſſenheit in ſolch unglücklichen Tagen abzuſtehen. „Sitzen wir nicht da ſo ruhig, fragte ſie, als lebten wir im tiefſten Frieden, und doch ſpielt unſer Vater, ſpielen unſere Verwandte und Freunde auf der Mauer ihr Leben gegen den ſchwediſchen Feind aus? Ich bin in Todesangſt für den Vater. Neben ihm kämpft Dein Bräutigam, Margarethe, und Du biſt ſo gleichgültig, ſo kalt?“

Margarethe ſprach, die großen Augen ruhig aufſchlagend:

„Soll ich mich vergebens grämen, und wir ſtehen doch Alle in Gottes Hand? Seit fünf Wochen hält der Schwed die Stadt belagert, und weder dem Vater noch dem Konrad iſt ein Unglück widerfahren. Sie werden ſchon wiederkommen mit heiler Haut, und meine Ruhe, die Du eine Liebloſigkeit nennſt, iſt gerade meines Konrads Freude, und macht ihm Muth. Vor meinem Klaggeſchrei liefen die ketzeriſchen Schweden doch nicht weg, aber vor meinem herzhaften Konrad werden ſie einmal laufen; denn der Herr — ich glaube es feſtiglich, wacht über ihn im Kugelregen."

„Ach, wär' ich doch auch ſchon groß!" ſeufzte Philipp, „ich ſtände neben dem Konrad, und wir ſchlügen uns Tag und Nacht..."

„Und ſchon hättet ihr," ſchaltete Matthias lächelnd ein, „den wilden Guſtav Horn mit ſammt ſeinem Hauptquartier von Gottlieben bis hinter Stralſund gejagt, wo die Welt mit Brettern vernagelt ſein ſoll."

Indeſſen war der Trommelſchlag näher gekommen; die Mordgaſſe wimmelte von Leuten. Hie und da flog einer Fackel Loderlicht auf, und beleuchtete eine Menge von Pickelhauben und Lanzenſpitzen. Daß aber der Hellung lange nicht genug auf den Straßen war, bewies das Geſchrei, das immer heftiger ausbrach: „Lichter an die Fenſter! Hängt Lichter aus!" — Dabei wurde ſtark an die Thüren geklopft, und von Thüre zu Thüre, und bald auch an Delphus Haus ging das Klopfen. Anna öffnete das Fenſter und fragte hinaus das gewöhnliche: „Wer? Woher? Was zu Begehr?" Die Antwort lautete von barſcher Stimme: „Freunde, kaiſerlich Kriegsvolk! Zwölf Muſketiere in dieſes Haus!"

„Das iſt nicht zu wenig, bei Gott!" ließ ſich Margarethe vernehmen: „was iſt das nur für Volk?" — „Es iſt wahrlich," meinte Matthias, „als ob die Soldaten durch die Lüfte herabgekommen wären. Der Schwed hält uns ja ringsum eingeſperrt. Wer aber geht, aufzumachen?"

„Ei, ich, Großvater;" verſetzte Margarethe: „ich fürchte mich nicht." — „Und ich fürchte mich auch nicht," fügte der Lehrjunge hinzu, nahm aus der zitternden Hand der alten Katharine die Leuchte, und trollte herzhaft der furchtloſen Margarethe nach.

Die Mannſchaft war vom kaiſerlichen Regimente Meyer; dreihundert Soldaten, die drei letzten Kompagnieen des Regiments.

Sie waren aus der alten Reichsſtadt Ueberlingen, wo ſie längere Zeit in Garniſon gelegen, auf fünf Schiffen über den See herangekommen. Sie hatten zu der gefährlichen Reiſe die Abenddämmerung erwarten müſſen, damit die ſchwediſchen Schanzen am Seeufer ſie nicht mit blauen Bohnen bedienten. Der Nebel über'm See war ihnen zu Hülfe gekommen, hatte jedoch allerdings die Fahrt nicht gefördert. So fielen denn die Kriegsleute ſpät und hungrig und durſtig in die angewieſenen Quartiere, und das Delphus'ſche Haus war beſonders gut von dem Quartiermeiſteramt bedacht worden, denn der eintretende Gefreite ſagte nicht nur zwölf Musketiere an, ſondern auch ſeinen Hauptmann.

Keine Frage, daß die Anſage von Matthias günſtig aufgenommen wurde. Die beſte Stube des Hauſes, wo die kleinen Feſte der Familie ſtattzufinden pflegten, wurde dem Hauptmann beſtimmt, ſein Gepäck alſobald dahin gebracht. Matthias, auf Margarethens Arm geſtützt, beaufſichtigte dieſes Geſchäft. Die alte Katharine ſtieg in den Keller, um für die Soldaten einen friſchen Trunk zu holen; Philipp, der Lehrjunge, ſchleppte ein Bund Stroh nach dem andern herbei, um in des Hauſes Erdgeſchoß für die Musketiere und mit Hülfe derſelben eine weiche Streue aufzuſchichten. Anna hütete indeſſen, von der Wohnſtube aus, das Vordergebäude, ging unruhig von einem Fenſter zum andern, horchte auf die Gaſſe, horchte nach der Treppe, lauſchte jedem Lüftchen entgegen, das ſchwirrend durch die Mordgaſſe zog; wartete, kurz geſagt, auf etwas, das ihr nicht verkündigt worden war, deſſen Eintreffen ſie aber wünſchte und fürchtete zugleich. — Die drei letzten Kompagnien des waffenberühmten Regiments Meyer wären noch einmal ſo ſtolz und hoffärtig geworden, hätten ſie gewußt, was die ſchönſte Jungfer von Konſtanz ſich beim Anblick der kaiſerlichen Feldzeichen in's Gedächtniß gerufen und heimlich in's Ohr geſagt.

„Ach, in ſieben langen Monden kann ſoviel geſchehen!“ ſeufzte die ſchönſte Jungfer, jetzt allein in der Wohnſtube: „lebt er noch? Erinnert er ſich meiner noch? Iſt er gekommen mit dieſem Volke, oder zurückmarſchirt nach ſeiner Heimath? Ach, in ſieben langen Monden kann ſo viel geſchehen! Im Tabernakel meines Herzens ſteht er freilich klar und wahr, friſch und herrlich, ſo wie ehemals. Dennoch zittr' ich faſt, ihn wieder zu ſehen, und weiß doch nicht, warum? Und wiederum wünſchte ich's, das Wiederſehen, und weiß doch wieder nicht, weshalb? Denkt er denn noch mein? Ach, in ſieben langen Monden kann ſo viel geſchehen!“

Und kaum hat ſie von den ſieben langen Monden zum dritten Mal geredet, ſo poltert's auf der Treppe, auf der dunkeln, als käme der Heid in eigner Perſon, und eine grobe Stimme ruft: „Donnerwetter und Mordio! Soll ich auf dieſer finſtern Galgenleiter das Genick brechen? Wenzel! Nikolaus! Adalbert! Wo hat Euch die Hexe?“

Anna hätte dem Schreier alſogleich leuchten können und auch ſollen: ſie hatte ſogar ſchon die Lampe ergriffen, einen Schritt nach der Thüre gethan. Aber blaß wie ein Standbild, und ſtarr wie dieſes blieb ſie ſtehen, während ihr Herz ſtürmiſch klopfte und ungefähr ſagte: „Iſt das ein Geſpenſt, oder iſt das ſeine lebendige Stimme?“

Der lärmende Ankömmling ſieht indeſſen einen Lichtſtrahl durch die Thürſpalte ſchießen, ſtolpert vollends die letzten Stufen herauf, und tritt unfein lärmend in die Wohnſtube mit dem Ausruf: „Aha! Wer da! Ein Weſen mit offenen Augen, Gott ſei Dank! Sehr unhöflich von der Jungfer, einem müden Soldaten nicht zu leuchten!“

Er hätte noch mehr, noch viel mehr geſagt; denn er war der kaiſerliche Hauptmann, der in's Haus gehörte, folglich ein großes Recht zum Reden hatte. Aber plötzlich verſtummt er, plötzlich traut er ſeinen Augen nicht mehr, ſeinen Sperberaugen; plötzlich ſtammelt er, wie ein ertappter Schuljunge: „Gott verzeih' mir die Sünde!“

Wie er nun ſo daſteht, zum Erbarmen, der hochgewachſene Mann, von kriegeriſcher Geſtalt, und die großen Heldenaugen niederſchlägt, und die Unterlippe hängen läßt, daß der gewaltige Schnauzbart ſich darüber niederſenkt, wie eine eroberte Fahne vor dem Feind, ſo benützt ihrerſeits die Jungfer nicht den Augenblick, der ihr den Kriegsmann in die Hand gegeben. Auch ſie ſchlägt die Augen nieder, und ſtottert ängſtlich: „Geſtrenger Herr… ich habe Euch um Verzeihung zu bitten… Ihr ſeid in einem Hauſe, das fur jetzt das Eurige iſt.“ —

Worauf der Hauptmann ſchnell und unüberlegt: „O könnt' ich doch darinnen wohnen bis an's Ende meiner Tage!“ — Es hat ihn jedoch ſchnell das Wort, das aus dem ſtürmiſchen Herzen kam, gereut, und ſchüchtern ſetzte er hinzu: „Was mein? Ihr ſcherzt, o meine liebe Jungfer.... der Soldat hat kein Haus.... Das gaſtlichſte Dach iſt ihm ein fremdes.... Seinen Degen ausgenommen, hat er nichts Eignes...!“

Durch Anna's Ueberraſchung bricht bei dieſen Worten ein Lächeln; und dieſem gegenüber murmelt der Hauptmann zwiſchen den Zähnen: „Ich ſchwatze wohl wie ein Dummkopf. Sie lacht mich aus, und bringt mich wahrlich um alle Faſſung.“

Anna redete aber zu ihm: „Iſt es denn möglich, Herr Hauptmann Heidegger, daß Ihr wie ein Fremdling bei mir eintretet, und wir kennen uns doch ſchon, und ich bin Euch verbunden durch das Gefühl der Dankbarkeit?“

Dem war wirklich alſo. Anna, die einige Zeit zum Beſuch in Ueberlingen bei der Mutter des Lehrlings Bromberger zugebracht hatte, war in jenen Tagen einmal auf einem ſpäten Heimgang zum Hauſe ihrer Muhme von einem wüſten Burſchen angefallen worden, der die kaiſerliche Feldbinde, die er zu tragen die Ehre hatte, ſchändete, weil er ſich überall betrug als ein frecher Geſell, und nicht als ein ehrlicher Offizier. Indeſſen bekam ihm die Zudringlichkeit, womit er ſich zum Begleiter Anna's anbot, recht übel. Zufällig kam der Hauptmann Heidegger von Heidegg des Wegs, nahm ſich ſtracks der bedrängten Jungfer an, und weil der Andere ſeinem Wort und Befehl nicht weichen wollte, ſetzte es einige Hiebe mit dem Degen ab, die dem Angreifer den Arm koſteten. Heidegger hatte hierauf die Jungfer an ihr Haus gebracht, ihr gute Nacht geſagt, und die Sache ſchien abgemacht. Wenigſtens hatte Heidegger des Ritterdienſtes ganz vergeſſen, da ihn Anna jetzo daran erinnerte. Seiner Liebe war er wohl ſtets eingedenk, aber nicht der Urſache, die ſie hervorgerufen.

Darum ſtotterte er verlegener als noch zuvor: „Ei was, Jungfer Delphus, ei was! S'iſt nicht der Rede werth, was ich dazumal gethan. Es war leicht, mit jenem ausländiſchen Dickſchädel fertig zu werden, mit dem Itzki, Nitzki, was weiß ich? Mit dem Trunkenbold, dem Schläger, dem ich leider einen Flügel vom Rumpf hauen mußte, damit er nur Ruhe gab.“

Anna entgegnete zögernd: „Mein heißer Dank folgte Euch nach; aber Ihr habt das Haus meiner Baſe nie betreten, um auch ihren Dank in Empfang zu nehmen...?“

„Es war dumm, recht dumm von mir, ſprudelte Heidegger heraus, „aber ich hatte nicht Muth. Im Raufen bin ich dreiſt, bei den Weibſen der blödeſte Junge. Aber.... mit Verlaub, ich hab' Euch dennoch täglich geſehen. In der Frühmeſſe ſah ich Euch.... ich ſteckte hinter dem Chorgitter; fragt nur den Meßner, der mich täglich auf den Poſten führte. Jeden Eurer Züge hab' ich auswendig gelernt, von Euch ungeſehen.“

Heidegger hielt inne und holte tief Athem. Während deſſen ſchlug Anna lächelnd die Augen nieder, und dachte: „Leider nur zu oft hab' ich Dich geſehen, Du blöder Kriegsmann.“ — Muthiger ſprach Heidegg weiter: „Das war meine frömmſte Zeit, liebſte Jungfer, Gott verzeih' mir die Sünde. So oft ich Euch genug angeſchaut, ging ich zufrieden weg, und war — bei meiner Seele — ein grundguter Kerl den ganzen Tag. — Da bliebt Ihr aber einmal aus, und zweimal, und dreimal.... und endlich erfuhr ich, daß Ihr heimwärts gereiſet wart. Das ſchmerzte; die Wunde jenes Jtzki oder Nitzki hat nicht heißer gebrannt. Seitdem heißen mich die Kameraden den Bruder Griesgram. Wollt Ihr, liebe Jungfer, daß ich ſo heiße bis an mein ſelig Ende?“

Anna verſetzte erröthend: „Was begehrt Ihr, Herr Hauptmann?“ — Da unterbrach ſie Heidegger mit den Worten: „Halt, und ruhig unter den Waffen! Ich begehre weniger als ein Bettler. Wenn unter Tags die Trommel ſchlägt zum Ausfall auf den Feind, ſo ſteht mir an den Weg, und laßt mich Euer holdſelig Antlitz ſchauen, liebe Jungfer. Dann werd' ich froh ſein und gerüſtet, und mit Gottes Hülfe die Schneemänner vor der Stadt um die Ohren ſchlagen, daß ihnen die Luſt vergeht, mit Eurer Heimath den Garaus zu tanzen!“ — — Wer weiß, wie lange noch der verlegene und doch ſo ſüße Zweiſprach gedauert haben würde, wenn er nicht unterbrochen worden wäre? Aber ſiehe! Die abgelöſte Mannſchaft kam von der Bürgerwehre zurück, und unter ihr befand ſich auch der Gerbermeiſter Johann Delphus mit ſeinem ganzen Geſellengefolge. Der Meiſter, zugleich ein Rathsherr der Stadt, hatte ſchon von der ihm gewordenen Einquartierung vernommen, und eilte, den Hauptmann zu begrüßen. Anna flog dem geliebten Vater entgegen, nahm ihm die Pickelhaube, den unbequemen Harniſch ab; Matthias, der Großvater, erſchien, ſeinen Sohn zu umarmen, der ihm täglich, ſo zu ſagen, neu geboren wurde in jener böſen Zeit, da er täglich aus drohendſter Gefahr unverſehrt heimkam. — Margarethe dagegen hatte andres zu thun; ihr Bräutigam war verwundet heimgekehrt. Der Streifſchuß war unbedeutend, aber Margarethe, die da ſalbte und verband wie ein Doktor, war ſtolz auf die Schramme ihres Verlobten, und Philipp, das kleine kriegeriſche Queckſilber, beneidete den Verwundeten, an deſſen Seite er Handtuch und Waſchbecken und Schwamm und Pflaſter hielt, zum Dienſt der Jungfer Doktorin. „Aber,“ meinte Philipp, „die Wunde, die ich möchte, müßte auf der Stirne ſitzen, und ein tüchtiger Säbelhieb ſein; das ſteht gut, und iſt ſichtbar in Ewigkeit.“

„Da nimm, und trink auf des Kaiſers und ſeiner Soldaten Geſundheit!“ rief der Gefreite, und drückte dem Jungen, deſſen Worte ihm gefielen, den Becher in die Hand, und die Muſketiere, die indeſſen herauf gekommen waren, und ihren Abendtrunk empfingen, nickten dem Lehrjungen freundlich zu, und ſtießen mit ihm an.

Und Anna kredenzte auf Befehl ihres Vaters den Willkommpokal dem Hauptmann Heidegger, und derſelbe ließ ſich nicht lange bitten, den Humpen bis auf den Grund zu leeren. — „In meinem Leben hat mir kein Tropfen ſo gut geſchmeckt,“ verſicherte er treuherzig, und gab, nach Brauch und Schick, der Jungfer Anna den Handſchlag mit dem üblichen „Vergelts Gott.“ — Der Handſchlag war feierlich wie vor dem Altare gegeben.

Auch der Rathsherr reichte dem Hauptmann die Hand; keine zarte Annahand, aber eine, die rauh geworden vom Handwerk und vom Hanthieren mit Schwert und Hellebarde und von Blut benetzt, von Staub befleckt. Indeſſen war die Hand des Vaters ehrlich, wie die der Tochter; und Delphus ſprach offenherzig zum Heidegger: „Ihr bringt Verſtärkung und Kraut und Loth mit Euch; ſeid bedankt. Aber wir ſind übel daran, Euer Geſtrengen. Wenn die Herzogin Klaudia nicht bald ihr Wort hält und unſ[illegible] arme Stadt entſetzt, ſo weiß ich nicht, wie's gehen ſoll. Das Unglück iſt ſo unverhofft, gleichſam über Nacht zu uns gekommen. Wir träumten nicht einmal von den Schweden, ſo waren ſie ſchon da und hatten Kreuzlingen, Gottlieben, Wolmatingen und Münſterlingen beſetzt, und ängſtigen uns jetzt ſchon an die dreißig Tage mit ihrem Mordgeſchütz. In Petershauſen und in Paradies, nämlich in unſrer alſo benamſten Vorſtadt, hätte es nicht ſo viel zu ſagen, aber die Schanzen, die ſie um das verheerte Gotteshaus zu Kreuzlingen errichtet haben, ſchmettern unſre Thürme und Wälle zu Schanden. Das Kreuzlinger Thor iſt ſchon über den Haufen geworfen; bis Morgen die Sturmlücke fertig und dann gilt es erſt. Der Soldaten haben wir nur wenige; die Bürger ſind ermüdet und nicht zahlreich. Vor hundert Jahren noch, Herr Hauptmann, ſtand es anders um unſre Bürgerſchaft und um unſre Stadt. Wir waren dazumal im Glück und leider übermüthig. Wir haben dazumal dem Kaiſer getrotzt, und ſeine Spanier mit blutigen Köpfen von unſern Mauern gewieſen. Eine ruhmvolle Zeit, aber keine glückliche, denn die Eintracht floh, Zwiſt und Unfriede riſſen ein, der Bürgerkrieg hat uns gezehntet. Die Demüthigung folgte dem kurzen Ruhm auf der Ferſe. Von jenen Tagen des Aufſtands zählen wir die Tage unſrer Minderung. Die Gaſſen ſtehen öde, die Reihen der Bürger dünn, aber dennoch iſt uns vom Mark der Väter ein guter Reſt verblieben, und wenn uns der Himmel nicht im Stiche läßt, ſo ſoll des Feindes Fuß nicht dieſen heil'gen Boden beſudeln...' Wenigſtens will ich geloben im Namen unſers ganzen Volkes, daß wir Alle ſammt und ſonders ſterben wollen, wenn wir nicht ſiegen können. — Aber was machſt Du denn da, mein lieber Philipp? Du küſſeſt meine Hand? Laß ab, ſie iſt mit Blut gefärbt.“

Hierauf erwiederte der Lehrjunge mit begeiſtertem Blick: „Du ſprichſt ſo ſchön und herzhaft, lieber Meiſter und Vetter; ich höre Dir ſo gerne zu.“ — Worauf der alte Matthias ſeine beiden Hände auf des Knaben Haupt legte und zum Heidegger ſagte: „Dieſer Bube da, Hans Philipp Bromberger mit Namen, und von Geburt ein Ueberlinger, wird einſt als Bürger und als Kriegsmann unſerm Vaterlande Ehre machen.“

„So, ſo?“ lächelte der Hauptmann; „ſeinen Muth kann er wenigſtens zur Stunde bewähren. Ich habe von ſeiner Mutter — von Eurer Baſe, Jungfer Anna — den Auftrag, den Knaben mit den Schiffen zurück zu ſenden, die unſer Volk hieher gebracht.“

Der Knabe wurde ſchneebleich. „Du wirſt mich doch nicht aus dem Hauſe ſchicken, lieber Vetter und Meiſter?“ fragte er ſchüchtern.

Heidegger fuhr fort: „Seine Mutter iſt erkrankt und leidend;

ſie ſehnt ſich nach dem Buben. Die tauſendzüngige Fama erzählt drüben am See die grauſigſten Dinge von dieſer Stadt Konſtanz. Laßt mir den Knaben; ich führe ihn ſelbſt zu meinem Steuermann, der um Mitternacht in den See ſticht.“

Philipp klammerte ſich widerſpenſtig an den Meiſter, an den alten Großvater. Margarethe und Anna redeten ihm vergebens zu. — Heidegger ſagte brummig: „Mordio, die Zeit verſtreicht. Wie bald, und ich hätte des ganzen Auftrags vergeſſen. Daran ſeid Ihr Schuld, Jungfer Anna. So helft mir nun auch, den unbotmäßigen Burſchen fortzubringen.“

„Da iſt ſein Reiſeſack,“ rief Margarethe, die beſonnene Jungfer, und legte zugleich ein großes Stück Brod zu dem Sack.

Immer noch wollte Philipp ſich nicht zur Ruhe geben; immer noch zögerte Delphus, dem Hauptmann zu antworten. — „Strahl und Hagel!“ rief Heidegger zudringlich; „ſtellt Ihr Euch doch an, Meiſter, als gälte es den eigenen Sohn!“

„Den Sohn, den Sohn!“ rief Delphus mit mächtiger Bewegung, und verhüllte klagend ſein Geſicht. — Ihn umarmend baten ihn Vater und Tochter, ſich zu faſſen, ſich zu beruhigen.

„Was ſoll die Betrübniß?“ fragte der Hauptmann befremdet den Geſellen Konrad Spängler, der neben ihn getreten war. — „Ach,“ verſetzte Konrad, „er hatte einen Sohn, einen einzigen Sohn, der auf die Reiſe gegangen war, um Leder zu verkaufen, als die Feinde unſre Stadt umzingelten. Nicht die geringſte Kunde iſt uns von dem Bernhard geworden, und der Meiſter hält ihn für gefangen oder todt.“

Worauf Heidegger nachdrücklich: „Ich ehre des Vaters Schmerz. Aber drüben am See blutet ein Mutterherz. Der bekümmerte Vater wird den Kummer einer Mutter zu würdigen wiſſen.“

Delphus ermannte ſich. „Ihr habt nicht fehlgerathen, mein Herr,“ ſagte er entſchloſſen. „Nehmt dieſen Knaben hin, und Gott geleite ihn und ſeine Führer!“

Das Geſchrei des jammernden Philipp wurde übertobt von dem Donner des „Abendſegens,“ der letzten Salve, welche die Schweden allnächtlich gegen die Stadt abzufeuern pflegten. Das Unglück wollte heute, daß eine dieſer letzten Kugeln, eine feurige, wie man ſie damals hieß, ein Haus unfern des Walles in Brand ſteckte. Kaum ſchlug die Flamme auf, als auch ſchon der

Wächter auf dem Dom Feuerlärm blies. Alſobald wimmelten wieder die Straßen von Menſchen, und mitten durch das tobende Gewühl trug der Heidegger bebende den ſeiner Obhut anvertrauten Knaben nach dem Schiffe, das ihn in ſeiner Mutter Arme führen ſollte.

2.

Wenn gleich der Brand bald gelöſcht worden, ſo war doch die Nacht eine ſehr ſtürmiſche geweſen. Nur wenige Menſchen, von außerordentlicher Anſtrengung darnieder geworfen, hatten des Schlummers genoſſen. Unter dieſen nicht der Meiſter Delphus, nicht ein Mitglied ſeiner Hausgenoſſenſchaft. Und ſchon am früheſten Morgen lief der Anſager herum, die Mitglieder des Raths auf das Rathhaus zu entbieten, indem der Dinge manche vorgekommen, die ſchnell erledigt werden mußten. — Aufgeregt mehr als ſonſt vom Waffendienſt des vergangenen Tages und von den Mühſeligkeiten der Feuerwache, gehorchte Delphus dem Gebot der Bürgermeiſter.

Die Verſammlung war außerordentlich vollzählig und lärmender als gewöhnlich. Eine nicht unbedeutende Partei, an deren Spitze ein ehrwürdiger Altvater, glaubensfromm, wie die Bürger jener Tage im Allgemeinen, hatte ſich des Worts und des Rednerſtuhls bemächtigt, und verlangte mit großem Drängen die Erneuerung eines Gelübdes, das ſchon vor einem Jahre geleiſtet, und nicht erfüllt worden war.

„Habt Ihr nicht vor einem Jahre,“ rief der greiſe Rathsherr Labhart, „als Ihr den Heranzug des Schweden gefürchtet, der Himmelskönigin eine Kapelle zu erbauen geſchworen? Sollte nicht die Kapelle nach dem Muſter des Lorettokirchleins aufgeführt, und auf die Höhe von Staad geſtellt werden, wo man weit hinabſieht über den See, gleichwie vom römiſchen Loretto über's Meer? Ja: den Schwur habt Ihr gethan mit erhobenen Händen, mit einem Herzen voll Angſt. Und die himmliſche Mutter hat Euch erhört, die Feinde von unſern Mauern abgehalten. Was haben wir jedoch gethan, um ſolche Gunſt zu verdienen? Wir haben vergeſſen unſern Schwur, haben geſpielt und gefrevelt mit unſern Eiden. Deshalb ſind wir auch verleren, wenn wir nicht des Allmächtigen Barmherzigkeit zu erringen verſtehen, wenn wir nicht Reu und Leid machen, unſern Eid wiederholen, um ihn auszuführen, ſobald unſre Thore wieder offen, ſobald unſre Hände nicht mehr gebunden!«

Die Rede wirkte bei den Frommen allgewaltig; die Zweifler, die davon redeten, auf der Waffen Macht mehr zu vertrauen, als auf des Himmels Gnade, wurden überſtimmt, feindſelig angegrollt, und das Zeichen zu thätlicher, vielleicht blutiger Zwietracht ſchien gegeben, als Delphus noch zur rechten Friſt in's Mittel trat.

»Liebe Brüder!« rief er mit lauter Stimme in den Streit; »iſt das eine chriſtliche Verſammlung, der Gemeinderath einer bedrängten Stadt, deſſen Loſung Einigkeit und Bruderliebe ſein ſollten? Wahr iſt es: ein Eid, den wir geleiſtet, ſoll und muß uns heilig ſein; was gälte unſer Wort, was unſer Handſchlag, wenn wir frevelten mit dem Gelöbniß, das wir dem Himmel gethan? Allerdings iſt unſre Schuld groß, allein unſer Herrgott hat Mitleid mit den Schwächen ſterblicher Menſchen; er vergibt, und nimmt ſelbſt das verſpätete Opfer gnädig an, wenn es mit reinem Herzen, ohne Argliſt und Zweifel dargebracht wird. Ich ſelber will den zehnten Theil der Koſten zu der Kapelle ſteuern, und nicht wenige, Alle ſogar, wie Ihr in dieſem Saale bei einander ſitzet, werden meinem Beiſpiel folgen. Gelobet friſch, Euer verpfändet Wort zu löſen und erſtarket ſo auf's neue im Vertrauen. Dann werdet Ihr einig ſein und ſtark, dann wird der Schwede verlaſſen müſſen das deutſche Land im Mittag, wo die Traube gedeiht und der geſegnete Boden ein heitres Daſein erlaubt. Dem Schweden gefiele das warme Land, aber doch wird er zurück fliehen müſſen in ſeine froſtige Heimath. Im Bewußtſein, unſre Pflicht gegen den Himmel erfüllt zu haben, werden wir uns ſelbſt helfen, und daher wird mit uns ſein der Gott der Schlachten und die heilige Jungfrau, die immerdar ein Schild der Betrübten und Bedrängten!«

Allgemeiner Jubel ſchallte dieſen ſchlichten Worten entgegen. Der Hader war abgethan, die Väter der Stadt reichten ſich brüderlich die Hände; der Bau der Kapelle wurde feierlichſt beſchloſſen, und Keiner war, der nicht alſogleich eine Beiſteuer verſprochen oder geleiſtet hätte.

In dieſem günſtigen Augenblick wurde der ſchwediſche Trompeter eingeführt, der mit Tagesanbruch zur Stadt gekommen. Er ſang das alte Lied von Kapitulation oder Uebergabe auf Gnad und Ungnade: den alten Pſalm von des Feldmarſchalls Langmuth und von ſeinem Grimm, im Fall ſeine Güte verkannt werden ſollte. — Aber dem armen Trompeter wurde der gewöhnliche Beſcheid: vor der Thür iſt draußen!

Sodann kam ein anderer Auftritt. Vor Rath erſchien der Landvogt aus dem Thurgau und brachte ellenlange Briefe von allen Kantonen der Eidgenoſſenſchaft. Die lieben getreuen Nachbarn pfiffen nach ihrer Weiſe allerlei Stücklein, wie die Freunde in der Noth zu thun im Brauch haben. Die einen riethen zur einſtweiligen Unterwerfung, die andern verſprachen Hülfe im weiten Felde; die Uebrigen wollten die Vermittlung des Herzogs von Rohan abwarten. Mit einem Worte: ſie ließen das Futter gemächlich wachſen und indeſſen mochte der Stier verhungern.

Der allgemeine Unwille antwortete mit Hohn auf dieſe Anträge. — „Es thut mir leid, Gevatter," ſagte Delphus leiſe zu dem Landvogt, der in der That ſein Gevatter war: „aber Ihr habt eine undankbare Mühe auf Euch genommen, und nicht mit Ehren wird Euer Ausgang ſein." — Worauf der Landvogt eben ſo leiſe: „Die Aufträge auszurichten war meine Schuldigkeit. Das Ergebniß ſah ich voraus. Noch hab' ich eine Sendung an die Oberſten Truchſeß und Meyer zu verrichten. Mein Geleit geht erſt in einer Stunde zu Ende. Ich will trachten, Euch einen kurzen Beſuch zu machen, Gevatter; obſchon ich nicht allein und mit unverbundnen Augen in der Stadt umhergehen ſoll. Laßt mich Euch zu Hauſe finden. Hab' nothwendig mit Euch zu reden." — Delphus verſprach das dem Gevatter und ging ſeiner Wege, da juſt die Verſammlung aufgehoben wurde.

Während der Vorfälle auf dem Rathhauſe hatte es im Hauſe des Gerbermeiſters Erklärungen abgeſetzt. — Weiß Gott, was den Heidegger vermocht hatte, nachdem er ſeine Kompagnie gemuſtert, leiſe wie eine Katze in ſeines Quartierherrn Stuben und Gängen herumzuſchleichen, als gälte es, eine Ueberrumplung auszuführen? Genug, er war an eine Thüre gekommen, hinter welcher zwei Dirnen munter ſchwatzten, obſchon nicht gar laut, da der Großvater, vom zur Nachtzeit entbehrten Schlummer heimgeſucht, in der Nebenkammer ſaß. Die ſchwatzenden Mädchen waren Margarethe und Anna. Kein Wunder, daß Heidegger ſich mit dem Lauſchen befaßte, da er ſeinen Namen nennen hörte. Margarethe war's, die da ſagte: „Wahr iſt's daß der Vater den Tag unſerer Befreiung und Entſatzes zu einem Ehrentag beſtimmt hat, und Conrad freut ſich ſehr darauf, der arme verwundete Knabe. Aber . . . was mich betrifft, ſo kann ich ſchon noch warten, und leicht möcht' es geſchehen, daß Du noch vor meiner mit dem Hauptmann zum Altare gingeſt . . . .“

„Pſui,“ verſetzte Anna verſchämt: „Gretel, wie boshaft biſt Du heute? Wie ſoll ich Dich verſtehen? . . .“

„Anna, Anna!“ machte wieder Margarethe im nämlichen Ton: „bin ich nicht Deine Vertraute geweſen, da Du von Ueberlingen gekommen? Dazumal haſt Du Dich verſchnappt, wenn gleich ſeit vielen Monden Dein Mündlein wiederum geſchwiegen, wie das eines Fiſches. — Ich hatte, weiß der liebe Himmel, des Großvaters Brille nicht nöthig, um geſtern gleich zu ſehen, wie viel es geſchlagen. Du biſt eine gleißneriſche Jungfer und weißt Dich zu verſtellen; doch haben Deine Augen geredet, mehr als genug. Und endlich der Hauptmann ſelber . . . er hat Dich mit ſeinen Blicken verſchlungen; mir wurde angſt und bang um Dich.“

„Pſt, pſt!“ entgegnete Anna böſe; „wird Deine Läſterzunge nimmer ruhen, Gretel? Warte, warte!“

„Nein, nein,“ lachte Margarethe; „hab' nicht Luſt, Schläge von Dir auszuhalten!“ — Bei dieſen Worten ſprang ſie zur Thüre, und ehe Heidegger ſich's verſah, ſtand er im hellen Tageslicht und in Lebensgröße, ein ſehr unerwarteter Gaſt, vor den beiden Jungfern. Margarethe prallte mit einem halberſtickten Schrei zurück. Heidegger, von der unbeſchreiblichſten Verlegenheit befallen, faßte ſie bei der Hand, und ſprach ſchmeichelnd zu ihr: „So bleibe doch, mein ſchönes Kind, ſo bleibe doch!“

Ueber Anna's Geſicht flog eine finſtre Wetterwolke. Die Eiferſüchtige hatte mit Grauen und Widerwillen die ſüßen Worte vernommen, deren ſich der Heidegger bedient. — Aber Margarethe entwand ſich den feſthaltenden Fingern des Hauptmanns mit vieler Geſchmeidigkeit, und gab ihm die Antwort: „Ich bin kein ſchönes Kind, geſtrenger Herr. Dort ſteht ein ſchöneres. Mein Platz iſt aber jetzt bei'm Großvater, damit er nicht erwache zur ungelegenſten Zeit!“ — Und an Anna vorüberſtreifend, flüſterte ſie: „Nun, bin ich nicht ein herzlich gutes Schweſterlein?“ —

Sie verſchwand in der Kammer, die ſie ſorgfältig hinter ſich ſchloß; aber Anna wurde deshalb nicht milder, nicht heiterer, und dem forſchenden Blicke des Heidegger begegnete anfänglich ihr Auge gar nicht, und endlich nur mit finſterm, Verdruß und Trauer verrathendem Ausdruck.

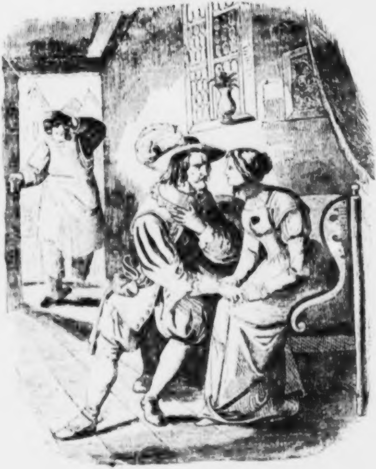
„Liebſte Jungfer," hob Heidegger an: „Eure Augen wünſchen mir einen böſen guten Morgen."

„Kümmert Euch doch nicht um meine Augen, Herr;" verſetzte Anna trutzig, und wollte zur Thüre hinausgehen. Aber Heidegger vertrat ihr den Weg, und fragte: „Ihr wollt mich jetzo verlaſſen?" — „Ja, geſtrenger Herr." — „Bleibt immerhin; an mir iſt's zu gehen. An mir hinaus vor's Thor, um gleich heut, in dieſer Stunde vor dem Feind zu bleiben. Laßt nur immerhin Euern Spott heraus. Das ſteht Euch nicht fein, aber ich will Euch nicht daran hindern. Ich bin kein Prahler, ich, . . . und wenn ich ſage, daß ich mich niederſchießen laſſen will, ſo iſt's mir ernſt, und Ihr ſollt noch heut erleben, wie ſie mich mit dumpfem Trommelſchlag zur Stadt zurückbringen werden; denn mein Oberſt hat noch immer die Leichname ſeiner Offiziere auf dem Wahlplatz ausgelöſt."

Anna erſchrack und bebte über den ganzen Körper, denn Heideggers Antlitz war weiß geworden und der bittere Ernſt ſah ihm wahrlich aus den Augen. — „Ihr redet nicht gut, Herr von Heidegg;" ſagte mit leiſem Vorwurf das Mädchen.

Heidegger verſtand ſie nicht recht, denn er entgegnete: „Leider thue ich das . . . ich weiß . . . ich bin ein unbeholfener Tölpel, ein ſchwer Geſchütz, das nur Laut gibt, um Unheil anzurichten. So lernt man eben im Feldlager ſprechen, Jungfer . . . und wenn ich in meiner vermaledeiten Blödigkeit den Höfling ſpielen will, und einem Mädchen, das mich mit Haut und Haar nichts angeht, zierlich ſage: O bleibt doch, ſchönes Kind! was ſo viel heißen will, als: Laßt mich nicht allein mit meiner Herzensliebſten, deren Anmuth mich in Schrecken jagt, weil ich ſie nicht zu erwiedern weiß, — ſo geht mir gerade um dieſes elenden laffenhaften Wortes mein Herzenslieb' verloren! Mordio! einen ſchwed'ſchen Pallaſch her, daß er mir den Körper ſpalte, wie Eure Schnödigkeit meine Seele zerriſſen von oben bis unten!"

Anna konnte ſich nicht mehr helfen. Sie ſtreckte die Arme



Der Heidegger und ſein Liebchen. (S. 19.)

wehmüthig nach dem Hauptmann aus, und klagte: „Ach, wie grauſam ſeid Ihr doch, mein edler Herr!“

Heidegger rief ihr mit drolliger Erzürnung zu: „Ihr ſeid grauſam, Jungfer, denn .... es muß jetzt heraus, wie türkiſch grauſam Ihr ſeid? Denn — wollt' ich ſagen — Ihr ſeid mir gut, und wollt es mir boshafterweiſe nicht geſtehen!“

„Weh mir!“ ſeufzte Anna.

„Weh' mir, weh' mir!“ wiederholte Heidegger ſtürmiſch; „denn ich weiß nicht, wie ich mit meiner Lieb' daran bin. Entweder alſo ſeid Ihr mir gut, und wollt's nicht wiſſen laſſen ... oder aber, Ihr ſeid mir nicht gut, und wollt mir's nur nicht ſagen! — Wie? hab' ich die Wahrheit geredet ... oder hab' ich zum erſtenmal in meinem Leben gelogen?“

Anna war, ohne zu wiſſen wie, in Heideggers Arme gerathen. Er verſchlang ſie jetzt wirklich mit ſeinen Blicken. Und was er da ſah ... der freundliche Mund, das leuchtende Auge ... das ſelige Antlitz .... Alles verhieß ihm Glück ſtatt des Verluſtes, und, mit Wonne des Mädchens zitternde Hand an ſein Herz drückend, fragte der Hauptmann: „Bin ich wirklich der glücklichſte Mann in des Kaiſers Armee? ſoll ſie mein ſein auf ewig, dieſe Hand?“

Anna verneinte nicht, ſondern überließ dem Heidegger die Hand. Doch macht man nicht die Rechnung ohne den Wirth.

„Hagel und Strahl!“ rief Einer, der darein zu reden hatte, der Gerbermeiſter Delphus: „was gibt's da? Im eignen Hauſe der Feind? Anna, plagt Dich der ſchwarze Valant? Herr Hauptmann, was muß ich da erleben?“

Sehr beſtürzt, aber ehrerbietig traten die Liebenden auseinander. Anna that, wie alle Mädchen und wie der Vogel Strauß: ſie verhüllte ihr Angeſicht mit der Schürze. Der Hauptmann jedoch ſagte zum Rathsherrn trocken: „Ihr erlebt, Meiſter Delphus, was ein Vater gewöhnlich zu erleben pflegt: Eurer Tochter Verlöbniß.“

„Verlöbniß? Bei Gott! ich müßte auch dabei ſein!“

„Ihr ſeids, lieber Herr, und ich traue Euch zu, daß Ihr Anna's Herz und Liebe nicht kränken werdet, daß ....“

„Was könnt Ihr mir zutrauen, Herr? Wir kennen uns noch gar nicht. Wo iſt der Scheffel Salz, den wir miteinander gegeſſen? Doch wollen wir zur Stunde vertrauter werden. Zuvörderſt, Anna, trolle Dich.“

Die Jungfer wollte ſich in des Vaters Arme werfen. Er wies ſie aber finſter von ſich und wiederholte ſeinen Befehl mit drohender Geberde. — Im Hinausgehen lispelte Anna dem Freunde zu: „Haltet an Euch. Macht ihn nicht böſe: er hat jetzo ſeine heftige Stunde!“ —

Was konnte des Mädchens Ermahnung helfen? Zwiſchen Stahl und Stein gibt's Feuer. Zwei Pulverfäſſer bedürfen nur eines Funkens, um in die Luft zu ſpringen mit Knall und Dampf und Zubehör.

Delphus ging eine Weile heftig aber verſtockt ſchweigend auf und nieder. Der Hauptmann hatte ſchon einige Mal ungeſtüm gefragt: „Nun denn? Wie heißt Euer erſtes Wort? Heraus damit!“ Als Delphus endlich losbrach: „Aller Anfang iſt ſchwer; ſo auch hier. Ich will's aber kurz machen. Ich bin nicht vorwitzig, will nicht fragen, wie Euer Handel mit Anna ſich angeſponnen, ob daran Ihr oder ſie ſchuld geweſen. Dergleichen Hiſtorien ſehen einander immer ähnlich. Aber grob und grad muß ich heraus ſagen, daß einmal keine Hochzeit daraus wird. Alle Hagel, das darf nicht ſein; Punktum.“

„Noch nicht Punktum,“ rief Heidegger; „ich bin ein ehrlicher Mann; „warum alſo keine Hochzeit?“

Worauf Delphus mit einer Zungengeläufigkeit, die ihn ſelten anwandelte: „Reſpekt vor Eurer Ehrlichkeit, Herr! ich muß daran glauben, weil ich Euch nicht kenne, Herr. Ihr tragt einen Rock, den ich achte; Ihr ſeid ein Edelmann, dem die Ehre noth thut; aber eben deswegen darf aus der Sache nichts werden, Herr.“

„Donner und Kartaunen! Das iſt ſtark!“

Delphus fuhr fort: „Stark aber gerecht und nothwendig. Der Schuſter bleibe beim Leiſten. Edelmänniſch und bürgerlich geht nicht zuſamm; ſo iſt's ſtets bei mir gehalten worden. Ihr habt Euern Katechismus, Herr, ich habe den meinigen. Ihr mindert Eure Ritterehre im Auge Eurer Genoſſen, wenn Ihr eine Bürgerliche ehlicht; wir aber denken nicht, daß wir dadurch unſrer Ehre zulegen. Wir haben unſern Stolz, wie Ihr, und lieben nicht die Tochtermänner, die Jahr aus, Jahr ein im Lande ziehen von Schlacht zu Schlacht, von Lager zu Lager; die ihr Lebelang todt ſind für das daheim trauernde Weib, und endlich fern und abenteuernd ſterben, oder als verwilderte Krüppel heimkehren, aller Welt eine Laſt. Nebenbei — was das Wappen betrifft — ſo wollen wir uns nicht bücken, wir Väter und Handwerker, vor dem adelichen Eidam. Das bringt nicht Friede in den Haushalt. Gleich und gleich gibt beſſre Farbe. Euch ſtehen die Schlöſſer offen, Ihr dürft um ſchönere, reichere und ebenbürtige Frauen werben. Wir wollen uns beſcheiden, der Bürger mit dem Bürger.“

Der Heidegger hatte ſich bis daher noch trefflich bemeiſtert; aber jetzt platzte er heraus: „Was Ihr da geſagt, wärt Ihr nicht Anna's Vater, ſolltet Ihr einem Edelmann nicht ungeſtraft geſagt haben . . .“

„Ungeſtraft? Beim Eid! Ungeſtraft, ſagt Ihr?“ fuhr Delphus auf.

Der Heidegger jedoch kommandirte: „Halt! Still unter'm Gewehr! An mir die Reihe!“ — Dann fuhr er in ſeinem bisherigen Ton fort: „Nicht ungeſtraft geſagt haben: das wiederhol' ich. Doch bin ich noch beſonnen genug um zuzugeben, daß manches, was Ihr vorgebracht Stich halten mag. Der wandernde Soldat mit ſeiner ungewiſſen Zukunft iſt allerdings ein Mann der Angſt für das verlaſſene Weib; der hochnaſige Edelmann ohne Zweifel ein ärgerliches Stück in eines Bürgers ſchlichter Haushaltung. Allein, wie dann, wenn ich meinen Degen an den Nagel hinge und mein Turnierſchild in die Rumpelkammer verwieſe? Bin lang genug im Kriege mitgelaufen, mache mir nicht viel aus adelichen Ehren, hab ein klein Vermögen, will ein Landmann werden, ruhig ſitzen am eignen Herd, mit einer lieben Frau Anna aus bürgerlichem Stande. He, ehrlicher Meiſter, was ſagt Ihr nun?“

Delphus ſagte gar nichts, aber hinter ſeiner krauſen Stirn dachte er ſich: „Der Mann ſpricht ſo treuherzig, daß ich mich recht zuſammen nehmen muß, will ich nicht meinen Grundſätzen und meinem Bürgerſtolze wehe thun.“ — Dagegen fuhr der Heidegger dringender fort: „Ihr antwortet nicht? Deſto ſchlimmer: ich bin gewohnt, daß man mir Rede ſteht. Ich bin ein Mann der Wahrheit, und was ich Euch da entdecke, und was ich Euch verſprechen, iſt lediglich nur, was ich längſt bei mir beſchloſſen hatte. Und was ich beſchloſſen, das vollführ' ich auch;

hab' keine Aeltern mehr, keine Geſchwiſter; bin mein eigner Herr, ſobald ich dieſe Schärpe von mir werfe. Nicht Kaiſer und Reich haben in mein Thun und Laſſen zu reden; alſo ſchlagt auch Ihr getroſt in dieſe Hand, und nehmt mich an als Euern Sohn."

Delphus war in dem grauſamſten Gedränge. Die biedern Worte des Freiwerbers, die Liebe des Vaters zu ſeinem Kinde, ſtritten hartnäckig mit der Eitelkeit des Bürgers, der für einen Ehrenpunkt hielt, ſein Vorurtheil zum Siege zu führen. Daher auch nach einigem Beſinnen, und um die Sache kurz abzuſchneiden, verſetzte Delphus rauh und gröber als ihm zu Sinne war: „Und wenn Ihr mir das himmliſche Paradies verſprächet, ich könnte nicht einſchlagen. Der Wolf ſei noch ſo zahm, die Klauen wachſen ihm wieder — nehmt's nicht übel, das Gleichniß — Art läßt nicht von Art, adelich Blut und bürgerliches taugt nicht zuſammen, und ſo weiter, und damit Punktum, und ſo iſt das Lied zu Ende."

Nun war aber auch des Heideggers Geduld zu Ende und er brach los wie ein Feuerteufel: „Wetter und Mordio! Jetzt hab' ich genug und übergenug. Du eigenſinniger Pfahlbürger, Du ſtarrköpfiger Gerber, weißt Du wohl, daß Dein Hochmuth ein babiloniſcher Thurm iſt, gegen die Hoffart eines Edelmanns gehalten? Pech und Brand! Mich zu behandeln wie einen Krautjunker, wie einen Krippenreiter und Landſtreicher!"

Dem edelmänniſchen Donnerwetter wollte der Gerber und Pfahlbürger nicht nachſtehen, und überſchrie den Hauptmann, daß es im ganzen Hauſe gellte: „Pah, pah, wozu der unverſchämte Teufelslärm in meinem Hauſe? Bin ich hier Herr und Meiſter oder bin ich's nicht?"

Kein Wunder, daß auf ſolch Geſchrei auch gleich das ganze Haus zuſammen lief. Anna warf ſich an des Vaters Bruſt und bat ihn, wenn gleich fruchtlos, ſich zu beruhigen. Margarethe verſuchte indeſſen, mit klugen Worten den Heidegger zu beſchwichtigen. — Der alte aus dem Schlummer geweckte Matthias rang jammernd die Hände und wußte nicht, wie ihm geſchah.

Einen Augenblick hatte es den Anſchein, als wolle der Heidegger ſich zufrieden geben. „Wenn's mir nicht um Euch, Ihr Jungfern, zu thun wäre," ſagte er, „ſo wollt' ich anders mit ihm umſpringen!"

Da brannte Delphus wieder auf: „Mit mir? in meinem Hauſe?“

„Was ſcheer' ich mich um's Haus? Ich verlaß es auf der Stelle.“ — „Je früher, je beſſer, Herr. Ein Gaſt wie Ihr, iſt mir zu viel.“ — „Und wäre Anna die ſchöne Meluſine ſelber, nicht eine Stunde länger blieb' ich unter Deinem Dache, aufgeblaſener Bürgersmann! Ich bin Deiner Prahlereien, ſo wie meines Lebens herzlich müde. Lebt wohl, Ihr Jungfern, lebt wohl!“

Mit dieſen Worten rannte der Heidegger wild von dannen. — „Unwiederbringlich verloren!“ rief ihm Anna ſchluchzend nach. — Delphus brummte laut, und bereute in der Stille. Doch ſtellte er ſich heiter an und antwortete dem Vater, der ihm ſeine Heftigkeit vorwarf: „Das hab' ich gerade nur von Euch, mein Vater; laßt's gut ſein. Wenn Ihr geſehen hättet, was ich ſah — mit einem Seitenblick auf Anna — Ihr hättet vielleicht noch gröber drein geſchlagen.“ — Dieſes ſagend ging er jedoch zu der weinenden Tochter und raunte ihr zu: „Stelle Dich doch nicht ſo kläglich an! Weißt Du nicht, daß Dich Dein Vater liebt und lieben wird immerdar?“

Und juſt, als Anna die thränenden Augen zu ihm aufſchlug und in ſeinem Geſichte Milde und Vergebung las, trat eiligſt der thurgäuiſche Landvogt zu der Familie in die Stube.

Der Landvogt war ein kleiner, ſehr rühriger und kurzangebundener Mann, der's namentlich mit der Zeit genau nahm und mit keinem Ding viel Federleſens machte. So redete er auch jetzo die kleine Verſammlung haſtig an: „Grüß' Gott Euch alle miteinander! Gebt mir die Hände, aber macht kein Gevattergeſchwätz. Ich komme wie ein Dieb; meine Zeit iſt gleich um. Doch ſollt und müßt Ihr wiſſen, was vorgeht, Ihr ſeid ſtandhafte Leute und Chriſten. Darum paßt auf. Was einmal iſt, das iſt. Euer Bernhard befindet ſich zu Kreuzlingen . . . . . in der Gewalt der Schweden.“

„Jeſus! — Mein Sohn! — der Bernhard! — Ach, der liebe Bruder!“ riefen die Verwandten zumal im höchſten Schrecken. Der Landvogt fuhr fort: „'s kommt noch beſſer oder vielmehr ſchlimmer. Aufgegriffen von den Streifbanden der Feinde, galt er anfangs für einen Spion.“

„O pfui, pfui! mein Sohn ein Kundſchafter?“ zürnte Delphus.

„Da gingen ſie ihn an, ihnen einen ſichern Weg in die Stadt zu zeigen. Er hat ſich deſſen mit Abſcheu geweigert.“

„Wackerer Bernhard!“ jubelten Vater und Großvater.

„Hierauf haben ſie ihn in Ketten gelegt und mit Hunger gequält.“

„Armer, armer Bruder!“ klagten die Schweſtern.

„Doch weigerte er ſich hartnäckig als ein Ehrenmann.“

Delphus rief heftig: „Er muß ranzionirt werden.... gleich auf der Stelle. Der Schwed iſt arm, ich will mit meiner ganzen Habe ihm das Maul ſtopfen, mit meiner Habe und dieſer Mädchen Erbtheil!“

„Mit Freuden, Vater!“ riefen die Töchter einſtimmig; „gebt Alles hin in Gottes Namen!“

Der Landvogt ſchüttelte jedoch den Kopf: „Der Schwede ſpottet Eures Geldes. Die ganze Stadt iſt ihm eine gute Beute, auf die er rechnet. Zudem — ich darf's nicht verſchweigen. Nicht des Bernhard Freiheit nur — ſein Leben gilt's.“

„Gott im Himmel! Sein Leben?“ ſchrieen Alle auf.

„Sie haben ihn gefoltert.... er widerſtand. Da fügte ein roher Offizier zur Qual der Folter noch den gemeinſten Hohn — und Bernhard ſchlug ihn in's Angeſicht. Die Beleidigung ſoll beiſpiellos geſtraft werden. Sie haben ihn zum Strang verurtheilt, und heute Abend ſoll er ſterben.“

„Sterben? durch den Strang? Und keine Hülfe? Weh' uns!“

„Faſſung, Faſſung! Noch etwas kann geſchehen; uns bliebe noch Zeit. Der Feldmarſchall iſt in Kreuzlingen angelangt, erwartet des Trompeters Rückkehr. Vielleicht fände bei ihm eine wohlgeſetzte Bitte eine gute Statt. Graf Horn iſt ein wilder Kriegsmann, doch nicht unmenſchlich gegen Flehende, die Gnade ſuchen.“

„Soll ich hinaus, zu ſeinen Füßen um mein Kind zu betteln?“ fragte Delphus außer ſich. — „Laß mich hinaus, mein Sohn;“ bat Matthias. — Der Landvogt wehrte dem Anerbieten, indem er ſagte:

„Ich möchte keinem Mann aus Konſtanz rathen, vor dem Feldmarſchall zu erſcheinen, ohne zugleich die Schlüſſel der Stadt mit ſich zu bringen. Der Stadt Uebergabe würde allerdings den Bernhard retten....“

„Wenn nur das hilft, ſo ſterbe er in Gottes Namen!“ verſetzte Delphus mit dumpfer Stimme, und Matthias nickte ihm traurig Beifall.

Da ging der Landvogt mit einem andern Rath hervor. „Der Feldmarſchall iſt nicht unempfindlich gegen eines jungen Weibes Reiz und Bitten;“ ſagte er: „Wenn Eine von Euch, ihr Schweſtern, es wagen wollte...?“

„In das ſchwediſche Lager gehen?“ riefen Anna und Margarethe mit Abſcheu; „nimmermehr...!“

Der Landvogt entgegnete: „Wäre ich nicht der Begleiter? Hab' ich nicht einen Stein im Brett beim Schweden? — Margarethe, Ihr ſeid ſtark und muthig, fein von Angeſicht und Rede. Faßt ein Herz. Kommt hinaus mit mir. Es wäre ſchnell gethan. Sind doch vom äußern Graben kaum zweihundert Schritte bis zum Kloſter, wo der Feldmarſchall weilt. Ich verbürge mich mit meinem grauen Haupt, daß ich Euch wohlbehalten wieder bis an's Stadtthor bringe.“

Margarethe antwortete ſchnell: „Befehlt's der Vater, ſo geh' ich gleich. Doch hofft nicht, daß ich lebendig wiederkehre. Ich haſſe den ketzeriſchen Schweden, wie den hölliſchen Erzfeind ſelber. Ich kann nicht bitten, kann nicht betteln zu ſeinen Füßen. Meine Bitte würde zur Verwünſchung werden, und ſterben würde ich mit Bernhard, aber ihn nicht befreien. Wenn's gälte, dem Holofernes nur den Kopf abzuſchlagen, ſchaudernd thät' ichs. Ein freundlich Wort jedoch an ihn zu richten, verſteh' ich nicht.“

Hier trat Konrad in die Stube und berichtete dem Landvogt eiligſt, die Zeit ſei da, der Trompeter habe ſchriftlichen Beſcheid erhalten, und warte auf den geſtrengen Herrn.

So riß ſich der Landvogt los von den Händen, die ihn feſthalten wollten, und zum Abſchied ſagte er: „Ihr dauert mich, meine Freunde, aber ich vermag nicht mehr zu rathen. Lebt wohl, und betet für den Sohn!“

Des Landvogts Weggang gab dem Vater Bernhards den Reſt. — „Mir wird finſter vor den Augen!“ ſtammelte er, und ſank als wie ohnmächtig in des Großvaters Seſſel. Matthias ſtand daneben verſteinert, und betete. Margarethe und Konrad ſuchten, den erſchöpften Mann wieder zu ſich zu bringen. Eine ſchwere Ruhe! — „Ach, wo iſt denn Anna, mir zu helfen?“ fragte Margarethe, ängſtlich umherſchauend; „iſt es möglich, daß ſie uns verließ? O, gewiß ſitzt die unſelige Dirne in ihrer Kammer und weint um ihren Liebſten, während der Henker ſeine Kralle nach dem Bruder ausſtreckt; während hier in meinen Armen der Vater ſtirbt!“ — —“

Zur ſelben Friſt, der Landvogt wollte ſchon in Eil' das Haus verlaſſen, öffnete ſich unten neben ihm eine Thüre, und Anna ſchlürfte mit einem Bündelchen am Arm heraus, und ſagte flüſterleiſe zum Gevatter: „Laßt mich mit Euch gehen?“ — „Wie, Jungfer? Ihr wolltet…?“ — „Pſt! nur leiſe und geſchwind, daß es nicht ruchtbar wird…! ſie laſſen mich ſonſt nicht fort.“ — „Ei, wackeres Maidli! die Hand her; haltet tapfer Schritt! Mit Gott hinaus!“

3.

Die Sonne ſtand hoch im Mittag. Ihre Strahlen beſchienen den See und ſeine Geſtade ſo freundlich und mild, als ob der ſüßeſte Friede über der Landſchaft ausgebreitet läge. Wer aber dazumal dem Stift Kreuzlingen zuging, und es früher geſehen hatte in ſeiner Pracht und Herrlichkeit, mußte unwillkürlich die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen, und ausrufen: „Wahrlich, hier wohnt der Friede nicht!“

Das arme Gotteshaus! Wie verändert, wie herabgekommen gegen ehedem! Sein ſtolzer Hofraum und Garten lag voll von Trümmern und unbrauchbar gewordenen militäriſchen Geräthen. Zerriſſene Zelte, zerbrochene Fuhrwerke, lavettenloſe Kanonen und roſtige Kugeln überall verſtreut; die Kirche ein Pferdeſtall, Heumagazin, Habervorrathslager; kein Ziegel mehr ganz auf den Dächern der Kloſtergebäude — das Refektorium ausgenommen, worinnen man ſich noch vor Wind und Regen bergen konnte, und welches daher von den Schweden zu allerlei Zwecken benützt wurde. Denn in dieſer Halle verſammelten ſich die Kriegshauptleute zum Feldherrnrath, ſaßen Auditor und Generalprofoß zu Gericht, ſchmauſten und ſpielten zur Nachtzeit die Offiziere, predigte am Sonntag der Feldprobſt den ſchwediſchen Soldaten. Die Halle war in ihrer Art zierlich hergerichtet. Eine weite

Fenſteröffnung gewährte die prächtigſte Ausſicht auf die vielgethürmte Stadt. Trommel und Fahnen waren nach der Weiſe alter Kriegstrophäen in einer Reihe aufgepflanzt; ein prächtiges Zelt, das der Feldmarſchall Graf Horn der Himmel weiß wo erbeutet, paradirte, leicht über Stangen gehängt, den Trophäen gegenüber. Dahinter ſtanden, als in einem ſichern Verſteck, der werthvollen Kiſten manche, die der Feldmarſchall erbeutet wie das Zelt, zu deren Aufbewahrung jedoch in ſeinem Hauptquartier zu Gottlieben ſich nicht hinlänglich Raum vorfand. Am Eingang gananten Refektoriums ſtand ein Muſketier auf der Wache. Dieſer vertraute Poſten wurde immer mit den zuverläßigſten Leuten der Hauptwache im Kloſter beſetzt.

Alſo war's hoch Mittag. Der Feldmarſchall war gegen die Stadt geritten, um die Laufgräben zu beſichtigen, um den Feind zu rekognosziren, und in ſeinem Gefolge befand ſich die ganze Schaar der in Kreuzlingen garniſonirenden Offiziere. Nur der Kommandant der Abteiwache und der Oberſt-Profoß waren daheim geblieben.

Der Erſtere lehnte träge an einer neben dem Thore aufgeworfenen Bruſtwehr, und ſchaute in die blaue Luft, und rechnete, ſeit wie vielen Jahren wohl er ſein Vaterland verlaſſen, um in der Welt zu abenteuern. Da kam ein ſchwediſcher Unteroffizier auf ihn zu, dem ein blutjunger kleiner Herr in Federhut und Uniform folgte. Der junge Herr ſchien eher aus einem fürſtlichen Tanzſaale zu kommen, denn aus einem kriegeriſchen Hauptquartier, ſo blank und nagelneu war Rock und Waffe an ihm. — Kaum aber hatte der Unteroffizier dem Kommandanten ein paar Worte in's Ohr geſagt, als auch ſchon dieſer mit haſtiger Höflichkeit den Hut vom Kopfe riß — der kleine Herr ließ den ſeinigen ſitzen — und dem geputzten Beſucher zum gefälligen Wegweiſer diente bis an die Thür des Refektoriums, und demüthig ſich verneigend ſprach: „Beliebt nur, hier einzutreten. Hier iſt das Haus noch niet- und nagelfeſt. Bis da herein hat ſich noch keine Kugel aus der Stadt verloren. Des Feldmarſchalls Excellenz wird bald zurück ſein und Euch wohl aufgehoben finden. Verzeiht indeſſen; ſo gern ich Euch Geſellſchaft leiſtete, wenn Ihr ſo gütig wäret, mir's zu erlauben, ſo ruft mich doch meine Pflicht auf den Poſten vor die Fahne." — Nun noch einen Bückling, noch einmal den Hut geſchwenkt, und der Befehlshaber zog ab, und der kleine junge Herr hatte Muße genug, ſein einſtweiliges Quartier in Augenſchein zu nehmen.

Es gefiel ihm zwar nicht ſonderlich, doch dünkte es ihm behaglicher, als der vom feindlichen Geſchütz bedrohte Laufgraben. Freilich war noch ſicherer und behaglicher des jungen Herrn Quartier beim Grafen Horn in Gottlieben; am behaglichſten jedoch dünkte ihm, der ſeinen Blick in die Vergangenheit warf, ein gewiſſes kleines ſtilles Haus, das ferne ſtand am Ufer des Elbſtroms, und wohin die Rückkehr beinahe unmöglich geworden dem jungen kleinen Herrn.

Nachdem er ungeſtört eine lange Weile geſonnen und geſeufzt, was einem Zeugen an dem ſchmucken Offizier verwunderlich vorgekommen wäre, horchte er plötzlich auf, denn vor der Thüre gab es Lärm. — Es war aber nur die Ablöſung der Schildwache, und Alles wurde dann wieder ſtill.

Der junge Herr hatte ſich indeſſen kaum auf einen Stuhl geſetzt, um neuerdings ſeinen Gedanken nachzuhängen, als es ſchon wiederum laut vor der Thüre wurde; Kettengeraſſel, der dumpf hallende Schritt einiger Männer....

Verdrießlich ſprang der junge Herr auf und verſteckte ſich auf's Gerathewohl hinter dem Zeltteppich des Feldmarſchalls.

Kaum hatte er ſich verborgen, ſo traten drei Männer in die Halle. Ein großer dicker Rothkopf von vorgerückten Jahren, angethan mit einer Uniform, mit Silber übermäßig ſtark verziert; ein Unteroffizier vom Fußvolk der zweite, und neben ihm der dritte, ein junger und hübſcher, aber blaſſer junger Mann in Ketten. — Zu ihm ſagte der Unteroffizier: „Du magſt hier warten, bis Dein Stündlein ſchlägt.“

Und die gefeſſelten Hände mühſam zum Himmel erhebend, entgegnete der blaſſe Jüngling: „Da ſeh' ich noch einmal im Glanz der Sonne meine Vaterſtadt! Wie grauſam, mich aus dem Kerker zu ziehen, und die geliebte Stadt mir zu zeigen! Ihr macht, daß ich doppelt ungern ſterbe.“

Der Unteroffizier zuckte die Achſeln, und deutete auf den ſilbergeſtickten Offizier mit den Worten: „Da hat der Oberſt-Profoß zu entſcheiden.“ — Der Oberſt-Profoß ſchwieg verſtockt; aber der junge Mann ſagte mit ſtiller Ergebung: „Ich muß mich fügen.“

Dem jungen Herrn hinter dem Zelte gefiel das ruhige

Betragen des Verurtheilten gar wohl, und um ſo weniger, was nun Herr Niels Jenſſen, der Oberſt-Profoß, grob und breitmäulig ſagte: „Schweige, falſcher Bube; gewöhne Dich an's Stummſein. Du biſt's auf ewig, ehe die Sonne ſinkt.“

Worauf der Jüngling verächtlich: „Gemeiner Henkersknecht!“

Der Unteroffizier, der mit der deutſchen Sprache noch nicht ſo gut umzuſpringen wußte, wie der Oberſt-Profoß, fragte: „Was ſagſt Du?“ Aber ihm antwortete Herr Jenſſen: „Gib nicht Acht auf ihn, Jördens. Wenn ich ihm den Degen durch den Leib rennte, er wäre nur um ſo beſſer dran. Was gibt's Neues, Jördens?“

Der Unteroffizier verſetzte: „Unſer Kapitän zu Münſterlingen hat in verwichener Nacht zwei Schiffe aufgebracht, die von Konſtanz kamen, und auf denen ſich viele flüchtige Leute befanden. Da wird's Beute ſetzen und gute Ranzion.“ — „Unglückliche Landsleute!“ ſeufzte der Mann in Ketten.

Aber Jenſſen prahlte nach ſeiner Manier: „Was Ranzion, was Beute! Der Feldmarſchall ſollte die Brut henken laſſen, ſo wie dieſer da baumeln wird. Die Stadt gehört unſer von Rechtswegen, und die götzendieneriſchen Heiden drinnen müſſen, ſollten ſie ſich noch ferner wehren, auch von Rechtswegen über die Klinge ſpringen.“

Draußen rief die Schildwache: „Halt! Wer da? Wohin?“ — Die Schweden ſahen nach der Thüre; der junge Mann, der ſich um dieſe Welt nicht ferner kümmerte, ſah gleichgültig zu Boden. Auf der Schwelle aber erſchien, nachdem er ein paar Worte mit der Schildwache gewechſelt, ein Herr in richterlicher Amtstracht, der ein Mädchen an der Hand führte.

Jenſſen ſagte leiſe zu Jördens: „Der Landvogt iſt's; bei Seiner Excellenz ſehr wohl gelitten. Was will er hier?“

Indeſſen ließ ſich der Landvogt vernehmen, immer noch zur Schildwache redend: „Wie ich Dir ſage, Rundkopf; das Mädchen da hat hier zu ſchaffen. Und Du, liebe Anna — ſetzte er leiſe hinzu — bleibſt hier ſtehen, und ich komme im Augenblick zurück. Der Feldmarſchall iſt ſchon auf dem Wege, ich werde ihn empfangen, vorbereiten, und auf dieſer Stelle thuſt Du Deinen Fußfall vor ihm.“

Er ging von dannen. Kaum hatte er jedoch den Rücken gedreht, als Jenſſen, den Anna's Schönheit zur Unzeit aufmerkſam gemacht, eiligſt auf ſie losſteuerte, und ſie anrief: „Was haſt Du hier zu ſuchen?"

Anna Delphus ſah kaum das brutale Geſicht und den ſilberbeblechten Rock des Oberſt-Profoßen, als ſie auch ſchon vermeinte, der Feldmarſchall ſelber ſtehe vor ihr; und deßhalb redete ſie erſchrocken und zagend allerlei durch einander von Excellenzen und Grafen und großmächtigſten Feldoberſten.... und mittlerweile drehte ſich der Mann in Ketten raſch um, und rief mit herzzerreißendem Ton: „Schweſter Anna! Um Gotteswillen!" Und für Anna war Hören, Sehen und auf den Bruder losſtürzen die Sache des Augenblicks, und im Nu waren Bruder und Schweſter dergeſtalt mit ihren Armen und der eiſernen Feſſel in einander verſtrickt, daß ſie kaum mehr zu trennen.

Der Oberſt-Profoß fluchte wie ein Türk. „Wer hat das Weib herein gelaſſen?" rief er. „Marſch, Jördens, gleich mit der Schildwacht in Arreſt! Und, tolle Dirne, werd' ich einmal hören, wer Du biſt, was Du willſt?"

Da warf ſich vor ihm das Mädchen auf die Kniee, und bat mit aufgehobenen Händen um des Bruders, um des armen Bernhards Leben, und wünſchte dafür des Himmels Segen auf des geſtrengen Feldmarſchalls Haupt herab. — Herr Niels Jenſſen war ſehr bereit, die Excellenz vorzuſtellen, allein Bernhard rief ſchnell der Schweſter zu: „Du erniedrigſt Dich umſonſt vor dieſem Menſchen. Er iſt der oberſte der Steckenknechte, und der unterſte der Offiziere."

Jenſſen rief ihm ein donnerndes „Still!" zu, und ſpottend ſagte er hierauf zu Anna: „Ich bin freilich nicht der Feldmarſchall, ſchönes Kind, doch will ich Dir zeigen, daß ich über Deines Bruders Leben Herr bin!" — Zu Jördens, der inzwiſchen wieder eingetreten, fuhr er fort: „Laß die Trommel rühren, und nimm den Burſchen fort. Wir wollen ſeine Himmelfahrt beſchleunigen."

„Um aller Heiligen willen, nimmermehr!" ſchrie Anna mit gerungenen Händen, Verzweiflung und Todesangſt im Blick. — „Was ſoll's?" fragte Jenſſen kalt. — „Der Feldmarſchall.... wird mich hören!" ſtammelte Anna, deren Kräfte ſchwanden. — „Närrin! Kümmert ſich der Graf um dergleichen Galgenvögel? Was gilt's, Du haſt gehört, daß ſchöne Weiber vor ſeinen Augen Gnade finden, und willſt Deiner Reize Gewalt verſuchen?"

„Unverſchämter!“ murmelte der kleine junge Herr hinter dem Zelte; „das bricht Dir den Hals!“

Bernhards Schweſter ſchüttelte bekümmert das Haupt, aber mit zitternder Hand hielt ſie dem Oberſt-Profoß das Bündelchen hin, das an einer Schnur um ihre Schulter hing. Es raſſelte darinnen, wie klingende Münze, wie Geräth von Gold und Silber. Jenſſen riß die Augen weit auf. — „Was da?“ fragte er ahnungsvoll.

„Mein ganzes bischen Eigenthum, o Herr! Sparbüchſe, Pathengroſchen, Silberbecher, goldene Kette.... was ich habe, o Herr! Mehr als den kleinen Schatz ſeht meinen guten Willen an, und nehmt die Gabe, und ſchenket mir dafür den Bruder!“

Flugs war das Bündel in Jenſſens Hand, und von dem neugierigen Jördens unterſtützt, muſterte er gierig den Inhalt. Indeſſen waren Bernhards Thränen unaufhaltſam ausgebrochen, und ſein Haupt ſenkte er dankbar auf die Schulter der edeln Schweſter, die da ängſtlich des letzten Urtheils wartete. — Der kleine junge Herr murmelte abermals: „Warte, Schurke! Ich höre Pferde.... der Marſchall naht.... Dein Lohn entgeht Dir nicht!“ — Und leiſe, wie die vorſichtigſte Katze.... man hörte nicht einmal ein Spornrädchen klingen.... ſchlich, unter der Decke nächſt der Thüre hervorſchlüpfend, das Offizierchen hinaus.

Zum Unteroffizier ſagte der Oberſt-Profoß auf ſchwediſch: „Dieſe Kleinodien ſind mehr werth, als des Schurken Leben; ich will ſie behalten. Beſſer, als wenn bei der Plünderung der Stadt ſie in andere Hände kämen! Aber.... gehenkt muß doch Einer werden. Das Volk würde ſtutzig. Wie, wenn wir den Kerl da laufen ließen, und für ihn den alten Bauer von Wolming oder Wolmating aufknüpften, der ſeit ein paar Tage im Loche ſitzt?“ — „Das könnten wir,“ meinte Jördens; „für dieſen Schatz muß etwas gethan werden, ſonſt trätſcht das Weibsbild im ganzen Lager aus, daß Ihr ſie um's Geld betrogen. Dagegen wird ſie ſchweigen müſſen, wenn der Bruder freigegeben wird, heimlich freigegeben. Was liegt auch an dem Galgenſtrick? Ich laß' den Bauer henken, und vorher ihn tüchtig knebeln, damit er nicht etwa Thorheiten von der Leiter in's Volk hinein redet.“

Jördens, in der Hoffnung, vom Raube wie gewöhnlich ſeinen Antheil zu erhalten, thätig, wollte ſich daran machen, des Jünglings Ketten aufzuſperren, als mit einemmale draußen die

Trommel ſchlug, die Wachen in's Gewehr riefen und eine Reiterſchaar in den Hof tobte. — „Ah, der Feldmarſchall!“ rief Jordens, und trat erſchrocken hinter den Oberſt-Profoß, der, ebenfalls beſtürzt, dem Mädchen das Bündel hinwarf mit den laut herausgeſchrieenen Worten: „Wie? Du wagſt, mich beſtechen zu wollen? Zittre, unverſchämte Dirne!“

Mit vielem Geräuſch und vielem Gefolge ſchritt der Graf Horn in die Halle. An ſeiner Seite war der kleine junge Herr. Hinter ihm ging fröhlich der Landvogt; an deſſen Hand ein Knabe, deſſen Anblick die arme Anna mit Angſt und Freude zugleich erfüllte. Der muthige Philipp Bromberger war's, der in verwichener Nacht mit manchen andern Genoſſen in der Schweden Gewalt gekommen war, und der nun mit leuchtenden Augen der Baſe und dem Vetter zuwinkte, und kaum zurückzuhalten war an der Hand des Thurgäuiſchen Landvogts.

Der Feldmarſchall, ein ſchöner und hitziger Herr, war heute ſehr auffahreriſch und barſch geſtimmt. Mit lauter Stimme ſagte er im Eintreten: „Es iſt eine Schande, ſag' ich, mit kleinen Buben Krieg zu führen. Guſtav Adolphs, unſeres ſeligen Königs Siegs-Soldaten ſollten ſich vergeben laſſen, einen Knaben als Trophäe hin- und herzuſchleppen. Sei ruhig, Kleiner. Ich will Dich heute noch mit einem Tambour heimſchicken. Deine Landsleute verdienen's nicht.... was ſie mir durch den Trompeter ſagen ließen, iſt eines andern Lohnes werth.... indeſſen, Knabe, Du haſt mein Wort.“

Der Landvogt zeigte nun, ſich tief bückend, auf Bernhard, auf Anna. Der Graf verſetzte: „Der da der Verurtheilte? Dieſe ſeine unerſchrockene Schweſter? Ein hübſches Kind.... nicht wahr, Fräulein Helene?“

Fräulein Helene, des Feldmarſchalls Reiſefreundin, der kleine niedliche Offizier machte nicht das günſtigſte Geſicht zu dieſer Bemerkung. Indeſſen ſchien ſie bereits ihre Pflicht mit Freuden gethan zu haben; denn der Graf wendete ſich raſch zu dem Oberſt-Profoß, und fuhr ihn herriſch an: „Ich habe ſchöne Dinge von Euch vernommen, Niels Jenſſen. Ehe ich weiter mit Euch rede.... legt den Degen ab; ich befehl' es.“

Der Oberſt-Profoß, der eine lange Rede auf der Zunge gehabt, wurde todtblaß vor dem Zorn des Gewaltigen, und lieferte einem Adjutanten den Degen ohne Widerrede aus. —

Der Graf fuhr fort: „Wie ſorgt Ihr für meine und des Lagers Sicherheit? Den Teufel auf Euern Kopf, Herr. Hattet Ihr Wind von dem Mörder, der vor wenigen Minuten ſein Gewehr auf mich anſchlug, und mich vom Pferd geſchoſſen haben würde, hätte nicht der wackere Landvogt da ihm die Waffe aus der Hand geriſſen? Ihr hattet Wichtigeres zu thun, Niels Jenſſen, nicht wahr? Hattet zu jüdeln und zu ſchachern um eines armen Sünders Leben, eine verzweifelnde Schweſter zu berauben ihres Guts, und der Gerechtigkeit eine Naſe zu drehen? Schämt Euch in Euer Herz hinein, Herr. Achtet Ihr alſo Fahneneid und Pflicht? Man nehme jenem Burſchen die Ketten ab, und lege ſie dem Oberſt-Profoß an. Ich will's, ich ſag's, ich befehl's!“

Da half keine Widerrede, obgleich Jenſſen aufbrauſte und viel von ſeiner Ehre redete. Ihm erwiederte der Feldmarſchall nur: „Was da? Die Ehre eines Stegreifritters, eines verkäuflichen Schelmen? Er iſt Offizier? Wohlan, ſobald zum Sturm geblaſen wird, ſoll Er ſeinen Degen wieder haben, und verſuchen dürfen, ſich wieder in die Ehrlichkeit hineinzuſchlagen. Marſch, aus meinen Augen!“ — „Sowie aber,“ redete, während Jenſſen abgeführt wurde, der Graf den Landvogt an, „ſowie aber die wenn auch nur verſuchte Uebelthat ihrer Strafe reif, ſo iſt ein gelungener Liebesdienſt ſeines Preiſes werth. Ihr habt mir das Leben gerettet. Ich ſchenke Euch dafür dieſes Jünglings Leben und die Freiheit dieſes Mädchens, das abziehen mag mit ſeinem Bruder, und mit Sack und Bagage.“ — Der Graf deutete lächelnd auf den halboffenen Bündel zu ſeinen Füßen, woraus Gold und Silber leuchtete. — „Hab' ich's recht gemacht, Helene?“ fragte er lächelnd und geheim ſeine Freundin, die, einer guten Handlung theilhaftig geworden, zufrieden Beifall nickte. — „Beſtellt den Tambour, das weiße Fähnlein!“ gebot der Marſchall; „alſogleich mögt Ihr zur Stadt den Marſch antreten, ihr drei Leute. Zuvor jedoch will ich mit dieſem Mädchen Anna ein Wort unter vier Augen reden.“ —

Auf den Jubel der Freigelaſſenen folgte nun plötzlich tiefes Schweigen der Verwunderung. — „Was kann er Dir zu ſagen haben?“ fragte Bernhard die Schweſter flüſternd. Helene ſprach argwöhniſch zu ihrem Freunde: „Sollte Eure Zuſage Euch reuen, Guſtav Horn? Wolltet Ihr die Jungfrau ausnehmen von der Gnade, die Ihr dem Jüngling und dem Knaben gewährt?“

„Du machſt mich ungeduldig, Fräulein;" ſagte der Graf mit gerunzelter Stirn, und wiederholte den Wunſch, allein zu bleiben mit dem Mädchen. — So gehorchten denn Alle, und entfernten ſich ſtille.

Vor die Jungfer trat hierauf der Marſchall, und ſagte zu ihr mit gedämpfter Stimme: „Ich habe viel für Dich gethan; vergilt mir die Gnade. Dein Vater, ich weiß, iſt die Seele Euers Raths. Eine mächtige Partei von Bürgern hängt an ihm. Schildere ihm meine Geſinnungen, meine Milde. Ich will nicht Euern Tod, Euer Elend; die Stadt will ich, und muß ſie haben um jeden Preis. Bei Deinem Vater ſteht's, das Unheil von der Stadt abzuwenden. Er öffne mir ein Thor, und kein Haar ſoll denen gekrümmt werden, die ſich nicht, die Waffen in der Hand, widerſetzen. Deinem Vater aber vor Allem werde eine Penſion von der Krone Schweden, und nach ſeiner Wahl entweder die Bürgermeiſter- oder die Stadthauptmannswürde...! Höre ferner: „ich will...."

Anna hatte nicht gewagt, den Grafen zu unterbrechen, ſo gern ſie im Namen ihres Vaters zu all ſeinen Anträgen ſchon vorläufig ein beſcheidenes „Nein" geſagt hätte. — Jetzt unternahm's ein Anderer, in die Verhandlung zu reden; denn vor der Thüre ſchrie Einer unbändig: „Ich muß hinein, ich muß den Marſchall ſprechen!" — Und kaum geſagt, raſſelte ſchon die Pforte, und kaum hatte Graf Horn noch Zeit, die arme Anna in daſſelbe Verſteck zu drängen, worinnen Helene ſich vor einer Stunde verborgen, und ihr zuzuraunen: „Ruhig, mein Kind. Ich laſſe mich nicht gern mit Weibern überraſchen!"

Der Eindringling war ein hoher Offizier, ein Ober-Ingenieur, ein Nürnberger von Geburt, wohl in ſeinem Fach verdient und erfahren, aber beträchtlich harthörig, und darum zum Lautſprechen ſehr aufgelegt. In aller Haſt rannte er den Feldmarſchall an, und donnerte ihm unaufhaltſam einen Rapport zu, der ungefähr alſo lautete: „Kaiſerliche und ſpaniſche Völker ſind in Ravensburg angelangt; Altringers Truppen rücken überall vor, um Konſtanz zu entſetzen. Oberſt Scavelitzky ſchickt der Excellenz die Weiſung, daß, wenn nicht in dieſer Nacht noch die Stadt erſtürmt werden ſollte, ſie verloren iſt in alle Ewigkeit. Die anrückende Uebermacht iſt zu groß. Unſere Munition nimmt bedeutend ab; die Soldaten ſelber ſind ſchwierig, viele Geſchütze unbrauchbar geworden.

Aber die Laufgräben ſind fertig, die Breſche ſteht offen, die Werfbrücken und Sturmleitern ſind bei der Hand. Mein Antrag geht, ſo wie auch dieſe Depeſche des Oberſten, dahin, den Kriegsrath zu verſammeln, und in der Nacht den Sturm zu wagen, ehe wir zu einem ſchmählichen Rückzuge gezwungen werden."

Graf Horn überlief die Depeſche äußerſt betroffen. Alles verhielt ſich, wie der Ober-Ingenieur geſagt. Schnell gefaßt indeſſen befahl er: „Die Generale ſollen ſich alſogleich im Garten des Kloſters zuſammenfinden, ohne Aufſehen, ohne Geräuſch. Heute noch muß die Stadt unſer ſein, und wenn ſie mit Ketten am Himmel hinge!"

„Heilige Mutter, ſtehe uns bei!" ſeufzte lauter als ſie wollte, Anna in ihrem ſtillen Winkel. Der Ober-Ingenieur hörte allerdings ihren Seufzer nicht, aber der Marſchall hatte ein geſchmeidig Ohr und Gegenwart des Geiſtes. — Während der Hiobspoſtenträger ſich entfernte, ſprach der Graf zu der aus allen Himmeln niederſtürzenden Anna: „Es ſteht jetzt Alles anders. Du haſt gehört, was Du nicht ſollteſt. Zu Deinem Unglück weißt Du zu viel, als daß ich Dich zur Stadt entlaſſen könnte. Dein Bruder und der Knabe mögen gehen, ohne Dich wiederzuſehen; Du bleibſt in meiner Haft zurück. Schweige! klage nicht und jammere nicht. Du biſt des Todes, wenn Du verſuchen wollteſt, Irgend Einem mein Geheimniß zu verplaudern, oder nur mit einem Winke zu verrathen. Doch dafür ſoll geſorgt werden."

Eiligſt ging der Marſchall hinaus, verſchloß eigenhändig die Thüre der Halle, und verkündete das Schickſal Anna's, wie er's jetzt zu geſtalten beliebt hatte, den Angehörigen des Mädchens. Der Landvogt ſchwieg erſchrocken. — „Warum ſoll Anna jetzt zurückbleiben und warum gefangen?" fragte Bernhard ſchmerzlich, zeterte Philipp. — Ein Wink des Marſchalls, und rauhe Soldatenfäuſte ſchoben und drängten die Freigelaſſenen, die jetzt gern bei Anna im Gefängniß geblieben wären, auf die Straßen, hinter'm Tambour her, der Stadt entgegen. Schon wurde es Abend.

Bevor ſich der Graf zu ſeinen Feldhauptleuten begab, zog er das Fräulein Helene bei Seite, und händigte ihr den Schlüſſel zur Halle ein. — „Deine Eiferſucht zu beſchwichtigen, ernenne ich Dich zur Hüterin des eingeſchloſſenen Mädchens. Der Unteroffizier Smaiborg bleibt unter Deinen Befehlen. Ein kühner

Schlag wird vorbereitet. Erſt morgen kehren wir nach Gottlieben zurück, um, ſo Gott will, unſere Reſidenz in die Stadt zu verlegen. — Was ſpäter mit der Gefangenen geſchehen ſoll, behalte ich mir vor, Dir anzuzeigen.“

4.

Wenn ſchon Kreuzlingen — Ortſchaft und Kloſter — unter dem blutrothen Geſtirn des Mars ſo verderbt und wüſt ausſah, ſo war das noch bei weitem mehr der Fall in der berannten Stadt, an denjenigen Punkten, die dem unaufhörlichen Angriff der Schweden am meiſten ausgeſetzt waren. Das Pflaſter der Gaſſen aufgeriſſen, die Straße halbverſchüttet von Trümmerſtücken, halb verſunken in Koth; die Häuſer am Wall verlaſſen und troſtlos mit leeren Fenſteröffnungen in die Luft ſtarrend, die Bäume zerſplittert und zerſchunden von den feindlichen Kugeln. Hie und da eine Kaſematte, worinnen der Soldat eine ſichere Unterkunft fand, ausruhend von überſtandenen Strapatzen, und ſich rüſtend zu neuen bei Wein und Brod. Denn mitten unter'm Drang der Feindesnoth findet, wenn auch nur auf Augenblicke, der Soldat das gewohnte Vergnügen der Schenke und der zechenden Kameradſchaft.

So war's auch am Kreuzlingerthor in einem Wallgewölbe, am ſpäten Abend des obengenannten Tages. Kaiſerliche Soldaten lagen auf Strohbündeln hie und da in Gruppen, und verzehrten, was ſie zum Abendbrod hatten aufbringen können. In einem Winkel, vor einem gebrechlichen Tiſch, auf einer wohlgezimmerten Bank, beim ſchwachen Schimmer einer Handleuchte, ſaßen zwei Offiziere: der Hauptmann Heidegger von Heidegg und der Capitän-Lieutenant Raittenbuch, ſein Bruderherz und liebſter Kamerad im ganzen Regiment Mercy. — Heidegger hielt in der Hand einen langen und ſchmalen Pokal, mit Wein gefüllt, und trank dann und wann daraus einen Schluck, während er dem Bruderherz eifrig ſeiner Liebe und ſeiner Kummer Geſchichte erzählte.

Er ſagte eben: „Wie ſchon rapportirt, ſo war ſie hinaus um ihren Bruder loszubitten. Sieh, Raittenbuch, das iſt 'mal ein Weib, würdig eines Soldaten Weib zu ſein, und doch ſo, zart, ſo lieb.... Mordio, mir fällt eine Thräne in den Wein.... muß ſie geſchwind heraustrinken...!“

Dann fuhr er fort: „Trink' auch Du auf Anna's Geſundheit! Ach, ich werde ſie nicht mehr ſehen. Meine Hitze war zwar ſchnell verraucht, und ich kam mit Rieſenſchritten in das Haus zurück, das ich nicht mehr betreten zu wollen geſchworen hatte. Weh' mir, Donner und Strahl, wie ging mir's dort? Statt von den Armen meiner Anna freudig umſchlungen zu werden.... ich hatte als auf einen Lohn für meine Selbſtüberwindung darauf gehofft.... fällt mir der Alte um den Hals, ein Bild der bläſſeſten Verzweiflung, und weint, der alte Narr, daß es eine Schande war, und ſtottert in einem fort: „„Warum mußte ich Euch mißhandeln, warum auf meinem Eigenſinn beſtehen? Jetzt iſt ſie fort in der Jaſt und Sehnſucht.... Ihr werdet ſehen, ſie will nur ſterben, weil ſie Euch nicht zum Mann kriegen ſollte!““ — Da erfuhr ich die ſchöne Hiſtorie, und Alle heulten um mich her wie die Schloßhunde, und der Gerber rannte ſich den Kopf an die Wand.... und wenn Anna plötzlich wieder hereingetreten wäre, hätte ich ſie bekommen zur Stunde. Aber ſie war fort, und blieb's.“

„Wer weiß?“ lächelte Raittenbuch. „Sobald der Herr Feldmarſchall, ein Freund hübſcher Weiber, ſie nicht mehr bei ſich hält....“

Der Heidegger fuhr auf und ſchlug an ſeinen Degen. „Wärſt Du nicht mein Bruderherz,“ rief er, „bei Gott, Du bezahlteſt mit Deinem Leben den teufliſchen Spaß. Doch meinſt Du's nicht böſe, leichtfertiges Soldatenmaul. — Aber.... was hilft Alles?... ich ſeh' ſie nicht mehr wieder! Mordio! Mordio! wer mir das vor ſieben Monden geſagt hätte!“

„Im Ernſt,“ machte Raittenbuch; „warum ſollte ſie nicht mehr zum Vorſchein kommen?“

„Sagte ich Dir nicht ſchon, daß ihr Bruder herein iſt? Ich habe ihn geſehen mit eigenen Augen; ich habe auch von ihm mit eigenen Ohren, zum Wetter, gehört, daß Anna draußen ſchmachtet hinter Schloß und Riegeln! Ich ſeh' ſie nicht mehr! nein, nimmermehr.“

Nach einer Pauſe fuhr Heidegger trocken fort: „Laß Dir ſagen, Raittenbuch; ich ſchenke Dir meinen Mantelſack mit Allem, was darinnen. Dem Major Marignan zahle ſechs Dublonen, die ich ihm ſchulde. In Ueberlingen hab' ich noch meinen Gaul.... Du weißt? den ſtolzen Schimmel. Verkaufe ihn bei guter Gelegenheit, und gib den Erlös meinem Wenzel. Er war ſtets ein treuer Burſch, wird alt und nichtsnutzig. Der Schimmel konnte ihm zu einer Hütte helfen. Mit dem Geld, das ich zu Salzburg beim Geſchwendtner ſtehen habe, verfahre nach Bericht meines Teſtaments, das im Mantelſack zu finden. Und ſomit wäre das abgemacht, und reiche mir die Hand zum Abſchied."

„Je, Heidegger, Heidegger, biſt Du im Haupte irr und wirr geworden? Was redeſt Du da, Heidegger?" fragte betroffen das Bruderherz. Und Heidegger verſetzte mit leiſer und tief bewegter Stimme: „Es wird nicht Mitternacht am Himmel ſein, und ich bin todt, mausetodt, Raittenbuch. Ich will Dir's vertrauen. Der Oberſt hat mich auf mein Verlangen zu einem Ausfall kommandirt. Zweihundert Freiwillige, die ſteifſten Bärte von zwei Regimentern, halten mit. Gleich nach dem ſchwediſchen Abendſegen geht's los, und ich will mir den Degen feſt an's Handgelenk binden, und dreinhauen, daß die Fetzen davon fliegen, und mich nicht ſchonen.... weißt Du?... denn mir iſt's Leben eine Laſt, da meine Anna mir verloren...! Mordio! Donnerwetter und Mordio! genug des Geſchwätzes! denke meiner in Ehren, Bruderherz!"

Heidegger wollte eben hinaus, da prallte an ihn ein anderer Offizier, der erfreut in die Kaſematte rief: „Raketen überall am See! Ich ſelbſt ſah ihrer fünf oder ſechs aufſteigen. Der Entſatz rückt an." — Worauf Heidegger, vorübereilend: „Der wahre Entſatz iſt der Tod. Gute Nacht!"

Auf ſeinem Wege begegnete er einem Trupp von Bürgern und Soldaten, die flüſternd bei einander ſtanden, und von Zeit zu Zeit an den Himmel lugten. — „He, was habt ihr, Geſellen?" fragte er die Leute.

Und Einer von ihnen antwortete: „Es wollen ihrer etwelche ein Geſpenſt geſehen haben: die heilige Jungfrau, die um die Wälle wandelte mit ausgeſpreitetem Mantel. Sie nehmen's für ein gutes Zeichen, doch auch für ein Signal, daß große Gefahr im Anzug." — „Glaubt das letztere nur keck, und haltet Euch bereit!" ermahnte Heidegger, und traf bald darauf bei ſeinen Freiwilligen ein. — —

Während ſo der Abend ſich in Nacht verwandelt hatte, ging auch in der weiten Refektoriumshalle zu Kreuzlingen ein Geſpenſt um, aber ein ſchönes warmblütiges Geſpenſt, wiewohl jetzt von banger Erwartung und noch bängerer Befürchtung raſtlos auf- und abgetrieben. Anna Delrbus, um welche ſich keine Seele mehr bekümmert hatte, ſeit Smalberg ſie mit einem Trunk Waſſer verſorgt, wußte kaum mehr ein Gebet, viel weniger etwas Hoffnung in ihrem Gedächtniß, in ihrer Seele aufzufinden. — „Ach,“ ſeufzte ſie, aus dem Dunkel ihres Gemachs in die Nacht hinausdeutend; „lagern dort nicht ſchwarze Wolken am Himmel, als wollten ſie, ein ſchauerliches Leichentuch, über die elende Stadt herabſinken? Alles noch ſtille wie das Grab. Aber wie bald wird die Stunde ſchlagen, die meiner Heimath Verderben im Gefolge führt? Vielleicht ſchlafen drüben ihrer Viele arglos! Mein Vater wird wachen um ſeiner armen Tochter willen! O meine Lieben! könnt' ich nur ein warnend Wort zu Euch hinüberrufen! Könnt' ich ein Feuerzeichen an's Firmament ſchreiben, als ein Signal für Euch! — Ha!“

Sie fuhr zuſammen, denn ſo eben fuhr ein langer feuriger Strahl von der Höhe des Münſterthurms in die Luft — eine Antwort auf die Signale vom See. — Zur gleichen Zeit fiel aber von ſchwed'ſcher Seite ein Kanonenſchuß — dann ein zweiter, ein dritter.... Trommeln ſchlugen, Trompeter blieſen.... ein tauſendſtimmiges Halloh donnerte durch die Luft.

„O weh!“ ſtöhnte Anna auf ihren Knieen; „jetzt hebt das Mordſpiel an. Jetzt gnade Gott den Meinen.... und meinem lieben Heidegger ſei er gnädiger, als mir. Ich will gern ſterben, wenn nur ihm das ſüße Leben bleibt!“

Haſtig näherte man ſich der Halle; durch's Schlüſſelloch ſchlug ein Lichtſtrahl.... die Thüre wurde geöffnet.... herein eilte mit Ungeſtüm in ihrer ritterlichen Uniform Helene Anklam, des Feldmarſchalls Freundin, eine Laterne in der Hand.

„Mein Kind,“ ſagte ſie ohne Umſtände zu Anna, die ſich ängſtlich in ein Eckchen gedrückt hatte; „es wird Dir ſeltſam vorkommen, daß die Wächterin bei der Gefangenen um Schutz und Sicherheit nachſucht.... allein ich kann nicht anders. In der fürchterlichen Nacht des Sturms, vom Feldmarſchall verlaſſen, der in Perſon den Marſch auf die Breſche leitet, weiß ich vor Angſt nicht wohin, als zu Dir. Ich bin ein Weib wie Du; ich habe Dich kennen gelernt als ein muthig Weib.... ſchließe mich in Deine Arme. Für Dich zittern Deine Angehörigen hinter jenen Wällen; fern von hier im Sachſenlande beweint eine zärtliche Mutter meine unverzeihliche Flucht.... ich habe der blinden kühnen Liebe die ſchwerſten Opfer gebracht.... vielleicht haſt auch Du ſchon Liebe empfunden.... geliebt wurdeſt Du gewiß.... laß uns zuſammen bleiben bis Nacht und Sturm vorüber. Du biſt dann frei, nach des Grafen Befehl, und magſt mit mir einziehen in die gewonnene Stadt.“

Anna erwiederte die Herzlichkeit der jungen Dame; da jedoch des Schießens kein Ende, ſondern immer mehr wurde, ſtieg ihre Angſt wiederum, und ſie ſeufzte: „In die gewonnene Stadt! Zu der Leiche meines Vaters, meines Bruders! Ach, lebendige Zeugen der Uebergabe werden ſie gewiß nicht ſein wollen!“

„Ei, wer wird ſtets das Schlimmſte denken?“ tröſtete Helene. — Da klopfte es an das Fenſter, als ob ein Nachtvogel davor die Schwingen rührte. Erſchreckt aufſchauend, ſahen die Weiber außen am Fenſter einen Kopf, ein menſchliches Geſicht, und eine furchtſame Knabenſtimme rief durch die Scheiben: „Baſe Anna, laß mich ein! Ich kann mich nicht länger da außen halten; mir geht die Kraft aus!“

„Allmächtiger, der Philipp!“ ſchrie Anna auf, und kletterte hinan, den Flügel zu öffnen, und herein glitt müd' und matt der Lehrjunge, den Anna ſchon längſt wohlbehalten in der Stadt angekommen wähnte. — „Was iſt mit dem Knaben?“ fragte verwundert Helene, und der Knabe, nachdem er ſich ein biſchen erholt, gab den Beſcheid, daß er bald nach ſeinem Hinweggang mit Bernhard von demſelben unverſehens getrennt worden durch das ſtarke Geläuf von Soldaten, hin und her, ab und zu. Geſchütze und Wägen hatten ſich unaufhörlich gekreuzt.... auf einmal hatte der Bube nicht den Bernhard, nicht das Fähnlein mehr geſehen, und nicht den Landvogt mehr gefunden. Ueberall fremde grimmige Geſichter, überall eine Sprache, die er nicht verſtand. So war er an den Graben gelaufen; dort hatten ihn die Schweden mit Schlägen weggewieſen. Dann war er an den See gerathen, von dort in das Gelände, in das zerſtörte Dorf. Weinend war er, da es ganz Nacht geworden, umhergeirrt, endlich durch eine Mauerlücke in die Abtei gerathen. Plötzlich hatte ihn der Lichtſchimmer aufmerkſam gemacht. „Dort ſind Menſchen,“ hatte er gedacht, und war emporgeſtiegen, und hatte ſich ziemlich gefährlich auf einen vorſtehenden Stein rittlings geſetzt, und lange ſich nicht getraut, weil er bei Anna einen ſchwediſchen Herrn geſehen, zu klopfen, bis endlich er nicht länger ſich halten habe können, und befürchten mußte, hinabzufallen.

Seine Freude, Anna wiederzuſehen, war groß, und auch mit Helene war der Bube ſchnell vertraut, da ſie milde mit ihm verfuhr. Er meldete unter anderm, daß alle Wachen vom Kloſter zurückgezogen ſeien, und keine Fahne, keine Muskete mehr zu ſehen. — Helene erſchrack. — „Die ungehorſamen Burſche!“ ſchalt ſie unruhig; „kaum hören ſie von Sturm und Plünderung, ſo iſt's mit ihrer Mannszucht aus, und nach der Beute laufen Alle. Dergeſtalt verwildert dieſer unſinnige von Land zu Land wandernde Krieg. — Ich will nicht hoffen, daß Smalberg, mein Unteroffizier, ſich ähnlicher Miſſethat ſchuldig gemacht? Erlaubt mir die Laterne noch einen Augenblick! Er kann nicht weit ſein. Geſchwinde bin ich wieder zurück!“ —

Durch ihre Furcht ſelbſt ermuthigt, begab ſich Helene kühn hinaus, und ließ Anna und Philipp im Dunkeln. Beide ſchmiegten ſich aneinander an, und fürchteten ſich ſelbander vor dem Geknall und Gedonner der Salven, die ſie von der Stadtſeite her vernahmen. — Zitternd ermahnte Anna den Knaben: „Bete, bete, lieber Philipp!“ — Und kleinlaut antwortete Philipp: „Was ſoll ich beten, liebe Baſe?“

Die letzte Silbe war noch nicht aus ſeinem Munde, als ein erſchreckliches Krachen durch die Luft wetterte, und eine Helle aufſchlug, daß die ganze Halle für einen Augenblick in blutrothe Glut getaucht ſchien. — Halb ſinnlos umklammerte Anna ihren kleinen Vetter. Alles dunkel wie zuvor. Das Schießen aus grobem Geſchütz ſchwieg fortan. Von Helene keine Spur, kein Lebenszeichen. — „Was war das?“ fragte Philipp leiſe, leiſe. — „Weiß ich's, Philipp? Ach, vielleicht iſt jetzt die Stadt genommen.“ — „Das verhüte Gott. Jedoch . . . ich glaube, draußen Leute zu hören.“ — „O weh, wer mag da kommen, wenn es nicht das Fräulein iſt?“ flüſterte Anna, und zog den Kleinen ein paar Schritte bei Seite, dahin, wo das eroberte Zelt hing.

Indeſſen wurde an der Thüre geklinkt, die Thüre geöffnet. Zwei Männer mit einer Leuchte ſchlichen in die Halle. — „Offen? was ſoll das bedeuten?“ ſagte der Eine, in dem mit Schrecken Anna den Oberſt-Profoß erkannte. — Der Zweite war der

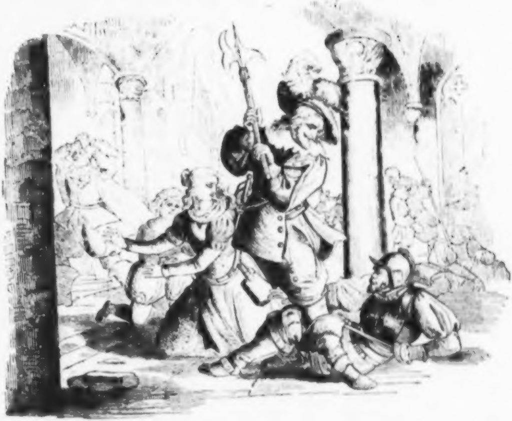
Unteroffizier Jordens, des Profoßen Vertrauter, und entgegnete: „Vielleicht ſchon ausgeräumt?" — „Nicht doch; wer dachte an den Ausgang, wer an die Mine, die jetzt ſo verderblich unſerm Anlauf ein Ende gemacht? Alles dreht um zur Flucht. Unſere Gewalt iſt hier zu Ende, und wer noch etwas retten will, trage geſchwind davon, was ihm frommt." — „Was denn zu thun, Herr Jenſſens?" — „Dort hinten ein paar Kiſten plündern, die dem Marſchall gehören; es ſind Kirchenornamente von hohem Werth darin. Eine einzige Monſtranz macht uns zu reichen Leuten, Jördens." — „Aber der Marſchall?" — „Bah; er ſoll mir nicht umſonſt den Degen wiedergegeben haben. In ſein Herz der erſte Stoß, wenn er uns hier ſtören ſollte. Doch hat er jetzo wichtigere Dinge zu verrichten. Komm!"

Sie drangen vorwärts durch die Halle. — „Dort iſt die Kiſte, die ich meine. Geſchwinde! ." befahl Jenſſen . . . noch ein Schritt und die beiden Diebe ſtanden Anna gegenüber. — „Alle Teufel! was iſt das?" rief Jenſſen zurückfahrend. — „Das Weib, ein Knabe!" rief Jördens; „ſchlechte Feinde!" — „Weib, Du biſt des Todes!" hob Jenſſen wieder an, und rückte auf Anna zu.

Das Mädchen, todtenbleich, beſorgt jedoch den Knaben zu retten, liſpelte dieſem in's Ohr: „Eile und mache Dich davon, Philipp, und rufe nach Leuten, ſonſt ſind wir verloren!"

Und Philipp auf und davon mit dem Gezeter: „Zu Hülfe!" — Jördens ſprang ihm zwar in den Weg. — „Fall' und ſtirb, Unhold!" brüllte er und hieb nach dem Jungen aus und traf ihn mit der Spitze ſeines Degens auf die Stirn, aber zur gleichen Zeit glitt er ſelber auf dem Pflaſter aus, und wenn gleich aufſchreiend und heulend entſprang der Junge. — Zwei Schritte vor der Thüre ſtieß Philipp auf die ohne Smalborg rückkehrende Helene: „O Frau, macht geſchwinde!" rief er außer ſich; „dort innen ermorden ſie die Baſe!" — Helene voll Entſetzen folgt der Mahnung. Der Bube, ohne recht zu wiſſen, was er thut, läuft, immer lauter ſchreiend, aus dem Kloſterthore.

Ach, wer hörte auf ſeinen Ruf? — Alle Gaſſen und Pfade voll von flüchtigen Schweden . . . . Schuß auf Schuß aus Muſketen . . . auf den Ferſen der Schweden ein wild ſchreiender Hauſe mit Fackeln und derb dareinhauenden Schwertern und mordluſtigen Piken . . . an der Spitze ein Offizier, den blutigen Degen raſend ſchwingend und „Marſch voran, der Sieg



Der Heidegger und ſein Liebchen. (S. 43) mit uns'" aus vollem Halſe rufend. — Da plötzlich ſtürzt zu ſeinen Füßen nieder, ſeine Knie umklammernd, ein mit Blut überſtrömter Knabe und fleht: „Herr Hauptmann ... Baſe Anna . . . dort! man bringt ſie um'" — „Wetter und Mordio! wo? wo?"

Und in dem Augenblicke, als Jenſſen der zu Anna's Hülfe herbeigeeilten Helene den leichten Degen aus der ſchwachen Hand geſchlagen, und Jördens Anna zu Boden gedrückt, um ſie dem Eiſen des Oberſt-Profoßen preiszugeben, ſtürmte ein Dutzend der kaiſerlichen Freiwilligen, die hinter der Mine hervor den Schweden zu Leib gegangen, in die Halle, und der Heidegger riß Einem das Mordbeil aus der Hand und ſtreckte damit den Jenſſen, der nach Anna ausholte, todt zur Erde. Jördens ließ nun von ſelber die Anna los und empfing ſeinen Reſt von der Lanze eines wuthſchnaubenden Pikeniers.

„Du lebſt, mein Herz, biſt nicht verletzt?" fragte, das Mädchen aufhebend, mit hochklopfender Bruſt der Heidegger, der noch nie ſo männlich- und heldenſchön geweſen, als in dieſem Augenblick. — In der höchſten Seligkeit befangen, ſchmiegte ſich Anna in ſeine Arme. — „Von Dir gerettet!" ſtammelte ſie; „Heidegger, wie lieb' ich Dich!"

Zur Seite ſchauend, fuhr Heidegger auf: „Wie? was will der Schwede hier?" und trat Helenen entgegen.

„Verſchone ſie," bat Anna ſchnell: „es iſt ein Weib..." — „Und Eure Gefangene." ſetzte traurig aber gefaßt Helena hinzu.

— — So war der Sieg, ein vollſtändiger Sieg für Conſtanz errungen. Der Schwede floh, um nicht mehr wiederzukehren. In Delphus' Hauſe kehrte Glück und Freude ein. Der Tag der Befreiung war, wie verheißen, Margarethens Hochzeittag. Ein paar Wochen ſpäter folgte Anna ihrem Beiſpiel an des Heideggers Hand, der das Schwert mit dem Pfluge vertauſchte und ein Schweizer Landmann wurde. — Helena wurde ohne Löſegeld zum Grafen Horn entlaſſen; und die von der Conſtanzer Bürgerſchaft gelobte Loretto-Kapelle erbaut. — Der Tag des Siegs war jedoch für Keinen ein ſchönerer, als für den kleinen Philipp Bromberger, der von da an, nach ſeinem Wunſche, eine Narbe auf der Stirne aufzuweiſen hatte, die gar ſchön zu Geſicht ſtand und nimmermehr verging.

Geſchichten eines Hundertjährigen.

Es ſteht ein Schlößlein an dem Rhein,
Da kehret nur die Freude ein,
Der Wirth ein wackerer Degen,
Die Frau 'ne Zier der Weiblichkeit,
Die Kinder Gottes Segen.

Es war im Herbſte 1834. Die Sonne hatte an den Rebgeländen des badiſchen Oberrheins ihre Schuldigkeit wacker gethan. Durch das rothe Laub der Weinſtöcke glitzerten in üppiger Fülle die blauen Burgundertrauben und der Rislinge perlenartiger, mattgrüner Glanz. Der Himmel lächelte hell und freundlich auf ſein ſchönes Werk hernieder, und mit den geſchwätzigen, durch hohe Luft heimſtreichenden Zugvögel um die Wette ſangen und ſchäkerten, pfiffen und zwitſcherten die Winzer, die in der Leſe arbeiteten, ſchnitten und ſchmausten, daß es eine Freude war. Der Segen Gottes ſtand ja ſo reichlich und ſo lockend an den rebenbepflanzten Halden, wie ſchon lange nicht mehr!

Das Schlößchen, von dem oben geredet iſt, ſteht luſtig und keck auf einem heitern Vorſprung gebirgigen Ufers, zu deſſen Füßen der grüne Rhein etwas ausgelaſſen, aber angenehm anzuſchauen, thalab ſprudelt und brauſt. Er hat noch viel von ſeiner ſchweizeriſchen Abkunft in jener Gegend, und tollt gleichſam in ſeinen Schülerjahren ſorglos und behaglich an dem reizenden Markgräflerland vorüber. — Stände das Schlößlein nicht ſo hoch, ſeine weißen Mauern und ſpiegelblanken Fenſter würden aus der grünen Fluth ergötzlich widerſtrahlen. Aber der Anlauf vom Geſtade bis zum Gipfel der Rebberge, den das Herrenhaus krönt, iſt zu dem Ende zu weit. Dafür blitzen die

Raketen, die das Winzervolk der Schloßherrſchaft bei einbrechender erſter Nacht der Weinleſe ſternwärts ſteigen ließen, um ſo kräftiger aus dem Rheinſpiegel zurück, kräftiger als die Sterne ſelbſt thaten, die doch klar und rein wie ſelten ſtanden am Firmament.

Halbwegs vom Ufer bis an's Schlößchen ſteht eine Kelter, ein ziemlich großer Raum, nebenan ein traulicher Stubenwinkel, wo ein paar Dutzend verträgliche Seelen nebeneinander auf Bänken und Schemeln Platz finden und friſch von der Trotte weg den Traubenmoſt verſuchen können. — In der Kelter war vollauf zu thun geweſen über den ganzen Tag. Vom bacchiſchen Wohlgeruch duftete das geräumige Gebäude und die nächſte Umgebung deſſelben gar würzig. In dem Stüblein war der Ofen angenehm erwärmt. Auf dem großen Tiſche war's hell von Licht und Lampe; aus großen irdenen Krugen floß der ſüße trübe Moſt. Auf den Wangen Vieler aus der Verſammlung, die da beiſammen in der Runde ſaß und lagerte, ſah es aus, wie auf den ſonndurchglühten Blättern des Weinſtocks. — Aber nicht in leicht fertigen Redensarten ergingen ſich die Zungen der ausruhenden und tafelnden Winzer. Die Herrſchaft war gegenwärtig; der wackre Degen, ſeine Hausfrau, die Zier der Weiblichkeit, und ein paar fröhliche halberwachſene Knaben, des edeln Paares Sprößlinge; und vor ihnen, die ſo allgemein geliebt, hatte auch der frechſte Indiewelthineinſchwätzer völligen Reſpekt.

Wer aber ſitzt am Ehrenplatz des Stübchens, im Erzgroßvaterſtuhl aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, da am Rhein der weimar'ſche Bernhard und der abenteuerliche Mannsfeld ab und zuſchwärmten? Wer iſt der Mann mit dem ſchlichten aber ſtark durchfurchten bäuerlichen Antlitz, mit dem ehrwürdigen Haupte, deſſen Schmuck die ſilberne Krone des hohen Alters? Wäre er ein Ahnherr der Edelfamilie? Dem widerſpricht die zwar gute und warme, aber dörfliche Kleidung und die beſcheidene, faſt demüthige Geberde des guten Alten, der wahrhaftig nicht um den Ehrenſitz gebuhlt, welchen ihm ſein Gutsherr, der zugleich ſein Pfleger und wohlmeinender Freund, angewieſen. Nachbarlich und traut ſitzt neben ihm die Dame. Ihr Lächeln mehr noch, als der ſüße Moſt, den er wohlgefällig und bedächtig ſchlürft, erquickt und erwärmt das Herz des hundertjährigen Mannes.

Hundert Jahre! Im verwichenen Auguſt hatte er bereits die weite Reiſe durch die lange Strecke eines Jahrhunderts zurückgelegt, und noch munter wie zur Zeit der erſten Dreißig ſtrahlte ſein Auge, ging die Mühle ſeines Mundes; nicht was das Beißen, aber was das Reden anbelangt. — Zwar iſt der alte Martin nicht zu jeder Friſt ſo beredt und aufgelegt geweſen. Dann und wann hatte ihn freilich die Laſt der Jahre niedergezogen, wie die Wucht des Winterſchnee's die ſtarken Tannenzweige überwältigt. Aber der neue ſüße Wein, die Milch der Greiſe überhaupt, erwies ſich dem Herrenberger-Martin immerdar als ein Verjüngungstrank. Hatte er ein kleines Glas von ihm verkoſtet, ſo war er ſchnell gekräftigt, wenn nicht um friſch handelnd in's Leben einzugreifen, ſo doch um zu erzählen von alter Zeit und altem Weſen.

Martin war ein Menſch, der durch alle ſeine Tage hindurch geredet hatte von der Bruſt weg, wie es ihm aus dem Herzen kam. Wer jedoch ſo frei von der Leber wegſpricht, wie ihm der Schnabel wuchs, redet ganz anders als die Welt um ihn her: befremdlich oft und kurzweg und manchmal närriſch, wie die Leute meinen, aber dennoch hört man ihm lieber zu, als den langweiligen alten Geſchichtleinwebern, die da weben aus einem dünnen Strang viele Ellen eines fadenſcheinigen Gewebs und ihre armen Zuhörer einſchlafen machen über dem langſamen eintönigen Tik-tak ihres Webſtuhls.

Aus demſelben Grund war Martin der Lieblingserzähler bei'm Vesperbrod, zu Abend bei'm Licht, in der Spinn- und in der Kelterſtube. Nicht ſelten, gerade juſt wie heute, machte ſich die Herrſchaft ein Feſt daraus, dem Alten zuzuhören, den ſie bei hohen Jahren gnadenhalber in ihr Haus genommen, um für ihn zu ſorgen bis an's Ende. War doch ſchnell des Sommers Pracht, des Herbſtes Traulichkeit vorüber, und wie bald rief der Winter den Edelmann ſammt ſeiner Familie in die Stadt zurück, wo der Baron aufhört ein Freiherr zu ſein, und gehen und ſtehen und tanzen muß, wie ſeinesgleichen thun, und gern, wenn ſich's richten ließe, tauſend Klatſchgeſchichten und ſaftloſe Schwätzereien hingäbe für eine Hiſtorie des alten vom ſüßen Wein ſanft belebten Vaters Martin!

Am erſten Abend der Weinleſe von 1834 hatten Aufforderung und Bitten der Herrſchaft und des Winzerpublikums den guten Martin redſelig gemacht. Aufmerkſam lauſchten Männer, Frauen, Burſche und Dirnen der Geſchichte, die er zuerſt vortrug: eine Reliquie aus dem Schatz der Vergangenheit. Er wußte ja nur Altes wiederzugeben! Die neue Welt, die junge, war ihm natürlich fremd geworden, die Geſchichte des Geſtern ein verwirrter Traum, und ſeinem Gedächtniß nur treu und klar geblieben, was längſt ſchon geweſen. —

Bruder Rothmantel.

Das waren verzweifelte Kerle, die Rothmäntler! Wenn ich ſie mir noch vorſtelle, Sapperment, ſo gruſelt's mir über die Haut. Was ſind daneben unſre Soldätle? Ein Dragoner mit dem dickſten Schnauzer darf gar nicht hinſchmecken an die Rothmäntler und an ſelbige Kroaten und Panduren, wie ſie Anno dazumal in Breiſach lagen. Ueber den Wald, wo ich daheim, ſind viele hin- und hergezogen, wohl über den Rhein, tra, ra, ra! Die Franzoſen haben vor ihnen die Hüt' abgezogen und der Kopf ging alsdann gewöhnlich mit. Die Rothmäntler ſchnitten Franzoſenköpfe zuſammen, wie Sauerkraut. Sagten nichts dabei, als „Nie boß," was ſo viel heißt, als: Proſt, oder: 's thut nicht weh, oder: 's iſt gleich vorbei. Das war's auch: ihre breiten Meſſer ſchnitten fein wie Barbiermeſſer, und dann hatten ſie noch einen krummen Säbel und auf dem Bauch die Patrontaſche, und im Gürtel Piſtolen und über die Schulter eine lange Flinte, wie des gnädigen Herrn Gewehr, womit er die Enten ſchießt. Von unten auf ſahen die Kerle reputirlich aus. Blauhoſen mit gelben Schnüren und Bundſtiefel; ein blaues oder braunes Bruſttuch; aber darüber hing der Mantel, als wie mit Blut angeſtrichen. Eine Kapuze, wie die ſeligen Väter Franziskaner getragen haben; aber roth, und eine runde Kappe auf dem Kopf, wie der Herr Pfarrer im Haus trägt. Beileibe aber nicht ſchwarz, ſondern blutroth, wie der Mantel. Den Schädel hatten ſie geſchoren bis auf einen Zopf und zwei lange Haarbuſchen über den Schläfen. Die trugen ſie geflochten und mit Blei zuſammengeheftet. Auch den Schnurres ließen ſie lang wachſen und ſtrichen ihn an mit ſchwarzem Pech — 's war furchtſam anzuſchauen. Ja, das waren verzweifelte Kerle. — Wie ich den erſten von ihnen geſehen habe, war ich ein Bub von acht Jahren und ein paar Monat darüber. Mein Vater —

ach, er denkt mir noch ſo gut aus ſelbiger Zeit — war ein eisgraues Männle, die Mutter, ſeine Zweite, eine gerüſte Frau, aber auch mehr alt als jung. Ich war ihr Neſtſchlupferle. Der Vater war ſchon an die Siebenzig, als ich auf die Welt kam. Der Herrenberger-Hof droben bei Lichtenwald gehörte ihm eigen; er war aber aus dem Hauenſtein gebürtig, und wohlhäbig geweſen, hatte jedoch ſein Ort und ſelbig Hotzenländle verlaſſen müſſen, weil er ſeine Zweite, meine Mutter, genommen, die ein blutarmes Menſch, ein Schleifermädle aus Schwäbiſch-Gmünd geweſen. Unter denen Hotzen — ſo heißen ſich die Hauenſteiner untereinander — haben die Schleifermädle einen übeln Ruf, weil ſie mit ihrer Geſirpe im Land weit und breit herumhaudern und nirgends ſo recht anſäßig ſind. Darum alſo war mein Vater — Gott tröſt' ihn — aus 'm Hauenſtein Lichtenwald zu gezogen und hatte den Herrenberger-Hof gekauft und wenig Schulden darauf ſtehen laſſen. Er war als ein Junger ein Maurer von Profeſſion geweſen und hat ſich viel in der Welt herumgeplagt. Das Sprüchwort ſagt wohl: Maurerſchweiß macht niemals heiß! aber 's iſt bei meinem Vater nicht wahr geworden. Der hatte viel geſchwitzt, und deshalb war er ſchon eisgrau und noch nicht einmal ſiebenzig Jahre alt; noch faſt gar ein junger Menſch. Der Herrenberger-Hof lief voll von Kindern, meinen Geſchwiſtrigen, Buben und Mädeln durcheinander, von dreißig Jahren bis zu mir herab. Ich war, verſteht ſich, der jüngſte von den Geſen. ich war noch gar klein . . es iſt ſchier nicht zu glauben, wie klein der Menſch geboren wird, und wie ſo gar jung. — Ich hab' vergeſſen, wie viel der Geſchwiſtrige geweſen ſind. Wir ſind auseinandergekommen, der nach Polen, die in die Schweiz, ein paar verdorben, ein paar geſtorben . . . nun, ſie werden jetzo wohl alle auf dem Kirchhof liegen, wenn nicht einer oder der andere aus Gnade Gottes noch lebt. Sie waren alle krüppelich und verbutzelt. Iſt ja doch der älteſte, der Pongraz, nicht älter als ſechszig und noch ein paar Jahre geworden, und er war doch ein ordentlich beſetzter Kamerad! Es war eben Gottes Wille, daß er ſo jung dahingeben mußte, und das iſt eben meine Geſchichte. Mir wach't die Hühnerhaut über'n Buckel, wenn ich an den Pongraz denke; ja über den ganzen Leib.

Alſo: die Rothmäntler von der Kaiſerin Maria Thereſia waren verzweifelte Kerle! — Daß ich's aber recht ſage: der

Pongraz iſt, da ich auf die Welt kam, ſchon vierzig Jahr alt geweſen und ich hab' ihn lang nicht geſehen, weil er außer Land's war, und nicht etwa in der Schweiz, wie der Heiner, oder in Polen, wie der Kaspar, oder gar in Amerika, wohin jetzt ſo viele Leute laufen. Ich glaub' nicht, daß ſie wiſſen, warum. Ich, meiner Seel', wundere mich, daß das Amt ſie nur laufen läßt. Zu meiner Zeit — by Gott — Vor den Obervogt! hat's da geheißen, und der Obervogt hat geſagt: Auswandern? Ja wohl, verſteht ſich, nichts geſchwinder; Gerichtsdiener, herein. Leg' Er den Mann auf die Bank und wart' Er ihm einſtweilen mit fünfundzwanzig aus dem Salz auf! — So hat man's dazumal gemacht und mich dünkt's gut. Bei Einem hat die erſte Lektion ſchon gebattet; der Andere hat zweimal koſten müſſen, bis er das Rechte eingeſehen . . . . Summa, Summarum, ſie ſind daheim geblieben und haben's in ihrem Sterbeſtündlein noch dem Herrn Obervogt gedankt.

Daß ich wieder auf meine Red' komme, ſo iſt alſo der Pongraz ein böſer Bub geweſen. Alles hat er dem Vater und der Mutter zu leid gethan, aber nichts zu lieb. Da ich in der Stube auf dem Boden herumkroch und herumſpielte, hatte ich ſchon gute Ohren und paßte auf, wie ein Jud, auf alles, was um mich vorging und geredet wurde. Da hörte ich oft den Vater ſeufzen und jammern über den davongelaufenen Pongraz, und daß er die Mutter, meines Vaters Erſte, ſo tief betrübt habe, daß ſie ein paar Jahre nach ſeinem Ausreißen am Schmerz und Kummer um ihn geſtorben. — Da hatte meine Mutter zu tröſten und zuzuſprechen, bis ihr die Geduld am Vater ausging, und es gar oft harte Worte ſetzte hin und her, und endlich mehr, als nur harte Worte. Es ging immer mit einem Regenbogen auf'm Buckel oder im Geſicht aus. — Zu meiner Zeit iſt nicht gleich das Weib, wenn's Schläg' geſetzt hatte, zum Vogt gelaufen, und hat geheult, und ihren Mann verſchwätzt, wie heutigen Tags geſchieht, wo ſie um einen Gritzer über die Naſe, oder um ein paar Streiche auf die Ruckenſtange ein Geſchrei erheben, als ſei ihnen der Kopf abgeriſſen worden. Noch viel weniger iſt der Mann klagen gegangen, wenn er ausgeſchmiert iſt worden. Mein Vater ſeliger hätte das gewiß niemals gethan, und hat doch ordinärich ſein Theil gekriegt, weil die Mutter viel ſtärker war, denn er. Ich bin der Mutter nachgeſchlagen an Kräften, aber am guten Herzen dem Vater, der immer gleich nachher Fried' machte, was die Mutter immer gern angenommen. Sie haben ſich recht treu geliebt, und werden ſich in der himmliſchen Seligkeit ohne Zweifel wiedergefunden haben!

Alſo denn. Die Rothmäntler waren verzweifelte Geſellen, nachtfertig, hungerleideriſch, diebsmäßig geſchwind an einem Ort und am andern, und hauderiplauz und holloys wiederum auf und davon. Auf der Avangguardi der Schrecken der Feinde, und auf der Retirade Gottes Geißel für den Freund. — Es war Anno . . . Anno . . Ein- oder Zwei- oder Dreiundvierzig . . weiß nicht mehr recht, da kamen unſere Kaiſerlichen auf einmal wieder von drüben herüber; die Franzoſen ihnen nach, was gibſt du und was haſt du. Der Vater erzählte oftmals über'm Eſſen . . . das Jahr war nicht gut gerathen, und die Noth war ſo groß wie der Hunger . . . von dem Elend, das man aus dem Rheinthal höre, und wie viele Dörfer verbrannt, wie viele Kirchen beſtohlen und Leute todtgemacht. Es war furchtſam und ich fürchtete mich; weiß jetzt gar nicht mehr, vor wem ich mich mehr fürchtete, vor den Franzoſen oder vor den Rothmäntlern, von denen Jammer über Jammer berichtet wurde. Wir waren allerdings von Herzen gut kaiſerlich . . . Es lebe hoch die Kaiſerin Maria Thereſia, und der Kaiſer Joſeph und der Kaiſer Franz! . . . Der Vater ſagte aber alleweil: Man muß den Stall nicht erſt zumachen, wenn die Kuh ſchon draußen iſt. — So hat er ſich Gewehr und Pulver angeſchafft, und der Vincenz hat ſich einen Sabel entlehnt, und die Mutter hat die Schweſtern gut eingeſperrt und weiter als zwanzig Schritt durfte keines von uns vom Haus und vom Hof. Das Vieh wurde nicht mehr zur Weide getrieben . . . das waren Feiertage für mich. Wenn's auf den Acker ging, ſo gingen wir in Prozeſſion und der Vater oder der Vincenz war dabei mit dem Gewehr, und der alte Täubesle ſtand daheim Schildwacht.

Einmal waren ſie alle fort, bis auf die Mutter, die Gliederweh hatte, aber nicht gar ſtark; ſie lag nicht einmal in ihrem Bett — und bis auf mich, wohlverſtanden. Ich war im Stall geweſen und ſtand dann ein wenig auf die Hofmauer hinaus, und dachte, es ſei doch gut, daß ich jetzo Ruh und Friede hätte vor der Viehweide und der langweiligen Schäferei. Da knallt's auf einmal im Wald, ein tauſend Gäng' etwa von mir, und noch einmal und noch ein Dutzendmal, daß die Wipfel der Bäume erſchrecklich rauſchten; und zwiſchendurch haben ſie geſchrieen: Allah! oder Hurrah! — Nicht die Bäume, wohlverſtanden: aber die Menſchen dahinter.

Aha! denk' ich: das iſt Krieg! und will mich davon machen. Auch rief mir die Mutter aus'm Fenſter zu: »Komm' herein! daher lieber Martin! komm' waidlich, Maarte!« Ich hatte mich aber nur erſt umgedreht, um tapfer davon zu laufen, ſo hat mich ſchon Einer am Kragen und am Hoſenbund, und lupft mich hoch über'n Boden und ſchreit mich an: »Halt, Bub! teremtete, nix gemukſt!«

O weh, das war ein Rothmäntler, und ein ſchlimmer. Die Augen karfunkelten ihm furchtſam: ſein ganz Geſicht war glühig wie ein Ziegelofen. Ich nicht faul, heb' an zu ſchreien, und gleichſam aus dem Wasboden herauf wachſen fünf oder ſechs von ſelbigen blutrothen Kerlen, und gleich waren ſie im Hof drinnen, und da ging's hin und her: »Wo Vater? Wo Mutter? Brod, Branntwein, Geld, Alles her!«

Die Mutter ſchrie . . . aber es battete nichts. Nicht einmal der alte Täubesle war um die Wege. Krautſappermeſt, das vergeß' ich in meinem Leben nicht. Die Geſellen liefen wie die Ratzen durch's Haus, und Bums! alle Käſten auf, und die Schubladen, und alle Thüren . . . . aber ſie bekamen nicht viel von unſerm Sach.

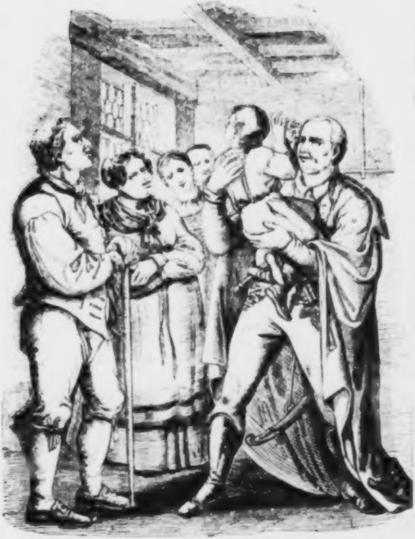
Erſtens kam die ganze Hausmannſchaft, die das Schießen gehört hatte, in voller Angſt vom Feld herein und zweitens hatte der rothe furchtſame Kerl, der mich noch immer am Kragen herumſchleppte, kaum den Vater geſehen, das alte Männel in ſeiner Hotzentracht, die er gar nie ablegen wollte — mit dem braunen Tſchoben und dem langen rothen Bruſttuch und dem ſchmalen Preisle am Hemdkragen, ſo ließ er mich los, und fing an, erbärmlich zu ſchreien: Erdök, teremtete! Was? wie kommen Du hieher? Vater, altes Vater, biſt Du's, oder ich ſeh' Geſpenſter?«

Warf die Flinte weg und die Türkenkappe, und fiel dem Alten um den Hals, und der Alte merkte was, dem Schnauzer zum Trotz, und ſchrie auf: »Wenn das nicht der Pongraz iſt...?«

Der iſt's auch richtig geweſen. Ein Hauenſteiner-Gewächs im Panduren-Häs. So lang die Sterne leuchten, iſt das nicht geſchehen. Potz Mord, wie hat der gleich ſeine Kameraden aus dem Herrenberger-Hof geſtirt! Dem einen Streich über'n Buckel, dem andern ein's über die Naſe. Einem, der abſolut nicht vom Stehlen abſtehen wollte, hat er auf den Pelz gebrannt, daß er hingeſtürzt iſt. Iſt nimmer aufgeſtanden. Mausdodt mitten im Hof. Das war ein Schrecken! Die andern liefen davon. Wenn aber nicht zur ſelben Zeit ganz Lichtenwald und alle Dörfer auf zwei Meil' Wegs aufgeſtanden wären, und die Rothmäntler verjagt hätten, es hätte uns bös aufſtoßen können! Zum Glück war's nur eine verſprengte Bande, die vor den Franzoſen lief, und unterwegs Beut' machte, wo ſich was vorfand. Kurz: ſie blieben weg und der Pongraz blieb da.

Der Vater und er hatten viel zu fragen und zu ſchwätzen. „Wo iſt die Mutter?“ fragte der Pongraz gleich. Und da er hörte, wie es derſelben ergangen, wurde er ganz ſtill, und weinte ein Geſetzel. Betrübt anzuſchauen an dem wild ausſehenden Kerl. Aber der Vater war froh, ihn wiederzuhaben, und die Geſchwiſtrige gaben ihm verſchrocken aber freundlich die Hände. „Wer iſt der da?“ hat er geſagt und auf mich gedeutet. „Das iſt wohl ein kleiner Vetter und Schweſterſohn zu mir?“ — Da er nun vernahm, daß ich ſein Brüderle, aber von einer andern Mutter, ſo wurde er luſtig, und ſagte: „Das Bürſchle gefallt mir . . . und Du, Stiefmutter, halt' ihn nur wohl, daß er nicht ein liederlicher Strick wird, wie ich geweſen bin!“ — Herzte und küßte mich ab, als hätt' er mich aus der Taufe gehoben. Erzählte hernach, wie's ihm in den langen Jahren gegangen, weit in Ungarn und Kroatenland, und wie er ſchon ſeit manchem Frühjahr bei'm kaiſerlichen Volke, und mehr ein Pandur geworden, als ein Hauenſteiner. Konnte anfangs auch gar nimmer ordentlich deutſch reden. Doch blieb er bei uns, und der todte Rothmäntler wurde begraben und kein Hahn krähte nach ihm und dem Pongraz, da die Kaiſerlichen heimwärts ruckten, und die Franzoſen im Land den Meiſter ſpielten. Zu uns auf den Wald ſind dazumal wenige gekommen.

Wie geſagt: der Pongraz blieb da, und verbrannte ſein Kroatengewand. Den Schnauzer ſchnitt er ab, die Haare ließ er ſich wieder wachſen, wie ein Chriſtenmenſch. — „Der Trenk hätte mich aufhenken laſſen,“ ſagte er oft, „wenn ich zur Armee



Bruder Rothmantel. (S. 52.)

gegangen wäre, und hätte einen Kameraden erſchoſſen gehabt. Beſſer iſt's, ich bin auf dem Hof geblieben. Jetzunder wird mich keiner von dem Volk mehr kennen, und kämen ſie morgen wieder."

Nun muß ich ſagen, daß Pongraz unſerm Vater wieder doppelt erſetzt hat, was ihm die Rothmäntler geſtohlen. Pongraz hatte viel Geld bei ſich; eitel Geld, franzöſiſches, das er in eine Leibbinde vernäht hatte, die er auf der bloßen Haut trug. — „Wenn ich ſterbe," ſagte er dazumal oft, „ſo ſoll der kleine Maarte, was ich habe, erben." — Ich war ihm zum Freſſen lieb . . . aber, du liebe Zeit! wie iſt's ihm anders gekommen! Vorſätze der Menſchen haben keinen Beſtand.

Wahr iſt's: Pongraz hat geſchafft wie ein Pferd. Unſer Vater konnte ein paar Knechte an ihm erſparen. Und er war doch nimmer gar jung und hatte im linken Ellenbogen einen Schuß, und die Kugel ſteckte noch darinnen; hat ihm manch liebesmal abſcheulich weh gethan, daß er ſakramentirte auf ungariſch oder türkiſch, weiß Gott, wie wüſt! — Alſo ein guter Arbeiter. Alle Sonntag Händel, aber nur alle Sonntäge. In der Woche brav und ruhig. Am Abend erzählte er mir immer Geſchichten, bis ich einſchlief, ſchöne Geſchichten aus'm Krieg und aus Oeſterreich und Frankreich. 'S war eine Pracht. — Zwiſchendurch blieb er auch manchmal über Nacht vom Hofe, und es hieß, er wolle des Schaufelbauern Hanſen-Toni-Natz ſeine Tochter heirathen, die groß' Liſabeth. Ich war um ein paar Jahre älter geworden und das Blut iſt mir wie Ameiſen im Leib umgegangen, und ich freute mich auf die Hochzeit, um brav zu tanzen. Das Schätzli war auch ſchon da für den kleinen Maarte. Wie denn nun die Kinder ſind, die es machen wollen, wie ſie es von den großen Leuten ſehen. — Aber aus des Pongraz Hochzeit iſt nichts geworden.

So bin ich eines Tags . . . an einem Sonntagmorgen . . . in der Stubenkammer geſtanden und hab' ein ſauber Hemd angelegt und den ſchwarzen Flor um den Hals. Der Vater ſaß breſthaft drauſſen am Ofen, ganz allein. So kommt der Pongraz herein, und fangt an: „Vater, ich kann's nicht mehr verheben . . . ich hab' d'ran herumgemacht, daß es mir faſt gar's Herz abgedruckt hat . . aber es iſt einmal ſo. Ich muß wieder in die Welt hinaus, ich halt's nicht mehr auf'm Hof aus. Ich muß meine Freiheit haben.“

Der Alte war ganz verwundert und betrübt, und hat dem Pongraz vorgeſtellt, daß er ja nimmer ein heurig Häslein ſei, und bald der Ruhe bedürfen werde und nicht der Unruh' draußen in der Welt. — Pongraz hat geantwortet, das ſei ihm ganz gleich. Er ſei noch ſtark und geſund, und wolle ſich ſchon ſein Brod verdienen. Aber auf'm Hof habe er lange Zeit (Langeweile) und es freue ihn nichts mehr in der Welt. Darum wolle er fort. — „Aber die Liſabeth, die Du in's Geſchrei gebracht haſt?“ So hat ihn der Vater beweglich gefragt. Hierauf hat Pongraz nur gelacht und geſagt: „Sie macht mir jetzt auch nur lange Zeit. Soll ſich von einem Andern tröſten laſſen. Adjes. Bleibet wohlauf, und die Stiefmutter grüßet ſchön von mir und die Geſchwiſtrige, den Martin ganz beſonders. Ich werd' ſchon einmal wiederkommen.“ — „Je, wo willſt Du denn hin?“ fragte der Vater, der vor Thränen ſchier nicht mehr reden konnte. — „In's Frankreich:“ hat der Pongraz geantwortet; „wir haben jetzt Friede und in Straßburg ſoll's mit meiner Profeſſion gut ausſehen!“ — Der Pongraz hatte die Metzgerei gelernt, aber lang war's her. — Kurzum, eh' man ſagt: Helf dir Gott! war er fort, und ich hatte ihm aus'm Fenſter gut nachſchreien. Nicht einmal mehr umgeſehen hat er ſich nach mir, und ſein Geld hat er mitgenommen und die Liſabeth ſitzen gelaſſen zu ihrer Schande. Den Mannsbildern zur Freud'. Noch mehr den Weibsbildern, den jungen, zum Plaſir. Die Liſabeth hatte Geld und kriegte doch keinen Mann, aber dafür den Uebernamen „Panduren-Liſi,“ den ſie bis an ihr End hat ſchleppen müſſen, Gott hab' ſie ſelig!

Während der Pongraz alſo ging, wer weiß wohin, und nicht ſchrieb und nichts von ſich wiſſen ließ, marſchirte auch die Zeit vorwärts. Ich war groß geworden und hatte mein Schätzeli zur Frau genommen und den Hof zum Eigenthum, weil bei uns der Brauch, daß der Jüngſte der Bauer wird. Mit den Geſchwiſtrigen und dem Vater hatt' ich abgetheilt. Die Alten waren in's Leibdinghäusle übergezogen, und vierzehn Tage nach Michaeli iſt der alte Mann geſtorben. Er hat nichts beſſeres thun können, hat nicht mehr geſchafft, von Tag zu Tag iſt er kriplicher und liederlicher*) geworden. Danebſt hat er mich viel gekoſtet, das iſt auch wahr. Alte Leute brauchen viel, und ich wollte ihm doch ſeine Sach' recht geben. 'S iſt mir ſpäter ſchlecht vergolten worden.

Das alte Männel war ſchon lang begraben und ich hatte erſt kürzlich taufen laſſen, und mit meiner Mutter einen Prozeß vor Amt bekommen, woran meine Schwiegermutter ſchuldig geweſen . . . und ſo ſitze ich Nachts einmal vor der Thür, und überlege mir das und jenes. Wer ſpricht mich auf einmal an mitten in der Finſterniß? Ein Mann mit einem großen Wanderſtecken, und der Mann war . . . meiner Seel! . . der Pongraz, an den ich ſo wenig gedacht hatte, als an den Vogel Strauß.

Potz Mord! Ich in die Höhe, und ſage: „Du Landläufer, was machſt Du da bei Nacht und Nebel? Marſchir' ab, woher Du gekommen biſt. Was ſuchſt Du auf dem Wald, verdächtiger Geſell?“ — Ich redete ſo hart mit ihm, weil ich jetzo Achſelſchmalz genug hatte, um ihn zum Hof hinaus zu werfen. Ich fürchtete mich nicht vor ihm, und hatte ihm nicht verziehen, daß er mit ſeinem Geld in die Welt gegangen, und hatte doch mir das Geld als Erb' verſprochen! Wiewohl — wenn er die Pandurenliſl geheirathet hätte, wäre ebenfalls nichts aus der Erbſchaft geworden. So viel verſteh' ich auch noch von der Gerechtigkeit.

Was antwortet mir der Pongraz? „Ich ſuch' ja nur Dich und den Vater, Martin. Willſt Du das nicht leiden?“ antwortet er. — Das war nicht die rache**) Stimm' von dem ehmaligen Pongraz. Er ſchwätzte jetzo, als hätte er nichts als Brei und Zahnlucken im Maul. Und wie ich ihn in die Stube treten mache, an's Licht, ſo ſieht er doch gerade aus, als wie der Wald im tiefſten Winter und der ſilberweiße Schnee iſt ihm über die Stirn und über die Lefzen und über die gluſternden Augen tief herabgehangen. — So ſagte ich ihm: „Ja wohl; Du glaubſt, der alte Vater wird noch bis Nimmerle'stag auf Dich warten und zuſehen, wer älter wird, Er oder der Methuſalem? Was bildeſt Du Dir ein? Geſtorben iſt er und Dein Name iſt ihm im Tod auf der Zunge geſeſſen, und ich hab' jetzo den Hof,

---

*) Liederlich — krank, elend

**) Rauh, ſtark

und zudem einen kleinen Buben, und der ſchläft bei der Kindbetterin in der Kammer, und Du ſollſt ſie alle zwei nicht im Schlaf ſtören: darum pack' Dich in Gottes Namen.“

Da redt' er ganz wehmüthig: „So find' ich den Vater und auch den guten Maarte nicht mehr! Das iſt härter, als es mir ſchon ergangen iſt! Aber Du wirſt mich doch nicht in die Nacht und den Wind hinausjagen wollen, Bruder? Dein Hund ſchlaft warm und trocken, und ich ſoll wandern im Froſt und in der Näſſe!“ —

Sapperment, der Pongraz hatte es recht getroffen mit dem Liedel, das er ſang: gleich war der gute Maarte wieder da, und ich führte ihn hinüber in's Leibdinghäusle und legte ihn unten in des Vaters Bett, und ſchwätzte mit ihm noch leiſe, damit die Mutter oben nicht verwachte. — Der Pongraz ſtreckte ſich, und ſagte vergnügt, wenn ſchon ſchnatternd vor Froſt: „Das wird warm geben: ſei bedankt. Morgen will ich Dir viel erzählen, und ich bin zu Deinem Segen in's Haus gekommen. Ich habe zwar viele Jahre verloren wie ein ſchlechter Spieler, aber juſtement im letzten hab' ich eine Kunſt gelernt, die Geld bringt, als wie Heu: und ich will Dich die Kunſt lehren, und Dein Hof und all Deine Habe wird dann floriren, als führte der heilige Joſeph ſelber den Pflug und ſäte die Frucht auf'm Acker.“ — „Was für eine Kunſt?“ fragte ich. — „Morgen,“ ſagte er; „Du magſt nur vorderhand wiſſen, daß ich noch viel reicher bin, als ich unter den Rothmäntlern geweſen bin. Aber das Geld ſteht in Frankreich drüben, und ich will's kommen laſſen, und Dir ſoll's gehören, wenn ich einmal todt bin.“ — Da ſagte ich darauf: „Du haſt mich ſchon einmal erben laſſen wollen, und es war nichts. Gib's lieber der Liſabeth, die Du unglücklich gemacht haſt, und die noch als ein lediges altes Menſch herumſitzt.“ — „Iſt ſie noch ledig?“ fangt er betrübt lachend an, und ſagt dann: „Recht ſo; ich werde ſie heirathen und mir neben Dir ein Haus bauen. Darum gehört aber dennoch Dir mein Geld in Frankreich. Ich brauch' es nicht, und wenn wir zuſammen brav auf meiner Kunſt arbeiten, ſo ſind wir viel reicher als der türkiſche Kaiſer. Da haſt Du meine Hand darauf.“ —

Weil er ſo ehrlich ſprach, gab ich ihm gern die Hand, und fragte ihn, ob er nicht eſſen und trinken wolle? — Darum nickte er mit dem Kopfe: „Ein Stiefel Wein wär' mir lieb, und meinetwegen 's bizzle Käs und's Mümpfele Brod, wenn Du nicht Schweineknöchle in der Sulz haſt, oder dergleichen." — „Amen:" ſagte ich, und ging mit dem Licht in das Haus hinüber und ſuchte das Kuchenkänſterle aus, und darüber erwacht mein Weib, und ruft mir, und fragt nach dem Lärmen und der Unruh', und ich erzähl' ihr vom Pongraz und daß er die Liſabeth heirathen und unſer aller Glück machen will.

„Wenn er Dich nur nicht noch einmal anſchmiert!" ſagt's Weib und dreht ſich nach der Wand um: und ich gehe mit dem Eſſen und Trinken hinüber zum Bruder. Der liegt da mit zugemachten Augen. Schlaft er? frag' ich mich. „Schlafſt Du?" frag' ich ihn. Und er thut keinen Zug. Ich lehn' mich über ihn . . . kein Zug. Ich greife ihn an. Kalt wie Eis! —

Er hatte mich richtig angeſchmiert, denn todt war er, als hätt' er nie gelebt. Dergleichen plötzliche Tode ſind in meiner Famili ſchon öfter vorgekommen. — Und ſomit hatte ich wieder eine Leiche in des Vaters Todtenbett. Krautſappermoſt! das war eine ſchöne Hiſtorie! Und von der Kunſt, die uns reich machen hätte ſollen, und von dem Geld in Frankreich nicht die Art, nicht das Spürle. Der Pongraz hatte nichts bei ihm, als ſeinen Stecken und einen franzöſiſchen Laubthaler. Mit ein paar Fetzen Papier, die er im Sack trug, habe ich das Feuer angemacht. Was darauf geſtanden, war mir ſpaniſch, wie's der Kuh ſpaniſch vorkommt. Der Vogt hat mich darüber verſcholten, aber er hatte gut reden: der Pongraz war und blieb einmal geſtorben. Gott wird ihm, denk' wohl, gnädig geweſen ſein!

* * *

„Jetzt aber geſchwind," fuhr der alte Martin fort, „auf die Traurigkeit was Luſtiges. Der Menſch hat im Leben viel Wermuth und Enzian zu verſchlucken. Dann und wann zu Zeiten gibt's aber auch ein Glas ſüßen Weins. Und darum . . . und weil die jungen Herren ſchläfrig geworden und in's Bett wandern, will ich noch was erzählen, aus dem Buben und Mädel lernen können. Es kommt was von der Lieb' und vom Heirathen darinnen vor. Du liebe Zeit! Die Ehe iſt freilich von

Gott eingeſetzt und gemeiniglich geht die Lieb' vorher, aber . . . nun, ich will davon nichts übles reden. Wär' ich aber noch einmal zwanzig Jahr' alt oder dreißig, ich wüßte ſchon, was ich thäte.

Pomezini, der Muckenſchnapper.

Das Maul iſt in der Welt zum Auf- und Zumachen. Zum Reden, zum Eſſen und Trinken, und zum Gähnen vor dem Schlafengehen darf man's aufthun. Sonſt aber macht ein geſcheidter Menſch ſein Maul zu, und denkt ſich ſein Theil. Es gibt ihrer freilich welche, die halten's offen, ob's regnet oder ſchneit. Schauen aus, wie die begierigen Hechte, die kein Fiſchlein vorüberlaſſen möchten, ohne es zu ſchlucken. Ich weiß aber noch recht gut Einen; dem iſt alles vor dem offenen Maul vorbeigegangen, und er hat ſich's immer trocken abwiſchen müſſen. Der arme Pomezini!

Der Pomezini war alſo mein Schulkamerad .... Anno .... Anno Tuwack meinetwegen. Der Pomezini hatte zu Lichtenwald ſeinen vermöglichen Vater. Jedoch mit all ſeinen Thalern hat ſelbiger Vater dem Pomezini kein anderes Geſicht kaufen können, und nicht ein Loth verſtändig Menſchengehirn in ſeinen leeren Kopf. So geht's, denk' wohl, noch heutzutage. Es haben jetzt auch viele Leute das Maul offen, und ſchwätzen den lieben langen Tag in Stuben und Kammern, und könnten's wohl bleiben laſſen. Da wollen ſie das Land regieren, und Kaiſer und Königen den Schulmeiſter machen, und geht dabei nicht ſelten ihr eigen Hausweſen kaput. — Das Maul immer offen haben, iſt nichts nutz. Mucken ſchnappen iſt eine ſchlechte Koſt. Der Pomezini hieß bei uns in der Schule nur der Muckenſchnapper. Er konnte ſein Maul nicht zubringen. Die Oberzähne ſtanden einen Zoll vor den Unterzähnen heraus; die Lefzen waren dagegen zu kurz. Sein Verſtand war ebenfalls kurz, und der Pomezini *) der ſchlechteſte Schreiber und Rechner in der Schule. Das war ſchon ausgemacht von Ewigkeit, und Niemand wußte das anders. Des Pomezini Vater, ein Uhrmacher .... von den allererſten, die auf

---

*) Johannes Nepomucenus.

dem Wald die Profeſſion getrieben, und ab dem Wald mit Uhren nach Sachſen und ſo weiter gehandelt haben, lang lang, ehe noch wie jetzo der Handel auf dem Wald Bürger geworden.... hätte viel Geld gegeben, wenn der Pomezini nur ein einzigmal den heiligen Gregori hätte vorſtellen dürfen.

Ihr wißt aber nichts, ihr Leute, von dem Gregorifeſt, und auch die gnädige Herrſchaft wird davon nicht viel gehört haben. Das iſt aber ſo: am zwölften März wird es gefeiert. Der Papſt Gregori iſt ein großer Kinderfreund und ein wackerer Schullehrer geweſen. Darum haben an ſeinem Tag die Schulkinder einen prächtigen Aufzug vom Schulhaus in die Kirche, und nach dem Gottesdienſt aus der Kirche in das Schulhaus. Weil per se der Herr Pfarrer und der Lehrer, oft auch ein paar Herren von Amt, der Vogt und wer ein Biſſel was iſt, da beiwohnen, müſſen die Kinder, Buben und Mädel, geputzt ankommen. Wenigſtens kommen ſie ſauber gewaſchen und geſtriegelt. Die Buben gehen, wie ſich's gehört, voraus, und vorne dran marſchirt der beſte Schulerbub, und macht den Papſt Gregori. Ich hab' ihn ein paarmal vorgeſtellt:... ja, ja.... da iſt nichts zu lachen.... der Meßmer hat mir ebenfalls einen rothen Mantel von Purpur, mit viel Gold beſchlagen, umgehängt, und eine weiße Kutte, und eine Krone auf den Kopf geſetzt. In der Hand hatte ich einen allmächtig langen Biſchofsſtecken oder Krummſtab. Sappermoſt, das war ſchön, ungelogen!

Der Gregori wird aber nicht ein Papſt geheißen, ſondern ſie heißen ihn „Engel.“ Meine Eltern haben ſich recht gefreut, wenn ich der Engel war, und die zwei beſten in der Schule trugen mir den Schweif nach. Der Pomezini iſt niemals zum Schweiftragen gekommen; immer der Letzte in der Bubenheerde. Geputzt, wie ein Herrenſohn, einen runden Hut mit Silberſchnalle auf'm Kopf, kalblederne Stiefel bis an's Knie oder kurze Hoſen mit ſilbernen Schnallen. Es war eine Herrlichkeit an ihm; doch ging ich lieber in meinen Bundſtiefeln und in dem Pelzkäpple einher, und war geſcheidter als der Pomezini. — Der Burſch ſah drein, wie ein abgeſtandenes Kameel, wer eins geſehen hat. Er lief dahin wie ein Harttraber.

Hinter den Buben kamen die kleinen Dirnlein. Die Beſte im Schreiben zog voraus, und war noch ſchöner als der „Engel.“ Sie konnte faſt gar nicht herauslugen aus all dem Pracht von

Bändern, und von Flinderlen, und Spitzlen, und Krauslen, und Märzenveilchen, und Kloſterblümeln. Das war das „Muttergottesle.“ — Wer nur ein Biſſel verwandt und gut Freund mit dem „Engel“ und dem „Muttergöttesle“ war, der konnte vergnügt ſein nach Herzensluſt. Selbigesmal, von dem ich jetzt rede, war ich alſo der Engel, und das Mariannele vom Koblerbauer das Muttergöttesle, und ich hatte recht meine Freud an ihr.

Im Schulhaus wurde der Tiſch für die ganze Schuljugend gedeckt. Der Kiefer brachte einen guten Trunk, den der Lehrer herumreichte. Ich aß und trank neben dem Mariannele, und ſtieß auch mit ihm an. Sollte auch ſpäter mit dem Mariannele tanzen, indem der Leuenhannesle ſchon mit der Geige raſſelte, und eins aufſpielen wollte. — Aber unten am Tiſch, weit drunten am allerletzten Platz iſt der Muckenſchnapper geſeſſen, und hat ebenfalls mit den Füßen geſchlenkert, denn er hätte ſelber gar zu gern getanzt, und zwar juſt mit ſelbigem Mariannele.

Die langen dünnen Storchenbeine! Ständer von einem dürren Falken! ich ſehe ſie noch jetzo ſchlenkern. Und die blöden blauen Augen, die ſo vergnügt nach dem Mariannele ſpionirten! Der Pomezini war bodenluſtig und innerlich und äußerlich vergnügt wie ein Maikäfer. Ich hatte ihm erſt am Tag zuvor die Haut voll geſchlagen. Es that aber nichts, hat mir doch gewunken wie einem alten Freund. Die andern Burſchen, große und kleine, haben ihn genarrirt, verlacht und verſpottet. Er's juſtement, als ob's ſo hätte ſein müſſen. Ihn hat alles gefreut: der blaue Himmel und die warme Märzenſonne, und die Schule, in der's an jenem Tag nichts zu lernen gab, und weder Ruthen noch Haſelſtecken zu ſehen waren. Dafür ein ganzer Wuſt von Birnbrod, von Wecken, von Bretzeln.... ach ſo zäh wie Leder und ſchwer wie Bombenkeſſel, auf allen Tiſchen. Nun, g'ſegn's ihm Gott noch in der Ewigkeit. Er hat brav freſſen können, der Pomezini, und dabei hat er die Maidli betrachtet, als hätt' er noch keinen Schurz auf Erden geſehen. Schön waren ſie, die Märla, wahr iſt's. Die Kränze ſtanden ihnen allen wohl zu Geſicht, und gelacht haben ſie alle, und ſelber ausgeſchaut wie die Blumen. Es hat ein jeder Bub ſich da ſein Schätzli erwählt, und hat gemeint, er habe ein Liebherrgottspantöffele erleſen: wie er's aber heimgetragen hat, iſt's eine Donnerwettersblum' geweſen.*) Potz Krautſalat! Ich bin ja noch nicht an meiner Hochzeit. Am Muckenſchnapper bin ich, und hätte mich ſchier faſt gar verredt.

Daß ich's recht ſage, ſo iſt ganz gewiß, daß die Weibsbilder, jung und alt, groß und klein, den Muckenſchnapper weit lieber gehabt haben, als man's geglaubt hätte. Warum? Weil er ſelber ein halbes Weibsbild war, und hat eine Affenfreundſchaft zu den Goſen gehabt. Ein kleines Kind war ihm lieber als Speck. Das hat er getragen und verküßt und verpürrelet, grad als wie's die Weiber treiben, wenn die Mannen um den Weg ſind. — Ja, ja, ſo treiben ſie's, wenn Ihr Euch auch halbtodt lacht, ihr Mädle. Ich bitt' um Verzeihung, gnädige Frau, aber ſo treiben's die Weibsbilder.

Nun meinetwegen. Ich hab' die kleinen Kinder zu meiner Zeit auch lieb gehabt. Iſt's nicht herzig, wenn die Krabbelwaar' nach dem Mond langt, und ihn herunternehmen will, um damit zu ſpielen? Wenn ſie die Sterne für goldene Nägel anſchaut, mit denen der blaue Himmel oben feſtgemacht iſt? Wenn ſie auf einer Brucke in die Hände patſchen, die kleinen Thierlein, in der Meinung, die Brücke ſpaziere mit ihnen auf und davon über's Waſſer? Oder wenn ein Bubele einen Birnkern in den Boden ſteckt, und ſich gleich darauf ſetzt, im Glauben, der Baum werde hollers in die Höh' wachſen, und das Bübele dann auf'm Spitz ſitzen, und die Birnen ganz bequem ſchnabliren können? — Man müßte ſelber nicht ein kleines Kind geweſen ſein, wenn Einen das nicht freute. Aber in allen Dingen iſt ein Unterſchied. Der Muckenſchnapper ſtellte eine eigentliche Kindsmagd vor, und das ſteht einem Buben und einem Mannsbild überhaupt ſchlecht zu Geſicht.

Item: ich hab' was geſpurt, und mit meinem Muttergottesle und dem Bomezini war's nicht ſauber. Er hat ihr Zeichen gemacht und ſie ihm hinwieder, und ich bin ſtracks eiferſüchtig worden, fuchswild. Ich war ein ſo ſchöner Bub, und noch obendrein ein Engel, und der Muckenſchnapper ſo wuſt und ein

---

*) Liebherrgottspantoffele: ein häufig vorkommendes gelbes Blümchen. — Donnerwettersblum: die **Viola tricolor**, die man nicht in's Haus nehmen ſoll, da ſie, dem Volksaberglauben zufolge, die Gewitter und den Blitz anzieht.

ganzer Eſel durch und durch! — Im Tanzen mit dem Mariannele hab' ich ihr den Marſch gemacht, und ſehr bös gethan. Ich war's auch. Aber das Mariannele hat gelacht, und mir mit ihrem ſpitzigen Näsle und mit dem feinen Mäule geſagt: „Ich treib' ja nur Narretei mit dem Pomezini,“ daß ich's hab' glauben müſſen. — Aber am nämlichen Abend hab' ich zugelost, wie ſie einmal mit einander ſchwätzten und vermeinten, ſie ſeien ganz allein, und habe gehört, daß das Mariannele ſagte: „Pomezini, wenn's neun ſchlagt, ſo komm' an unſern Kohlengaden; weißt? hinter'm Hag'!“ — Der Eſel hat freilich geſagt: „Ja!“ — Ich aber hab' nichts geſagt und mein Geſicht verſimulirt, und wer mit dem Schlag neun auf der Horchete ſtand, das war ich. Richtig lunſchte der Muckenſchnapper am Kohlengaden herum, und das Mariannele hat nicht lang auf ſich warten laſſen. „Lieber Pomezini!“ „Lieb's Mariannele!“ hin und her. Und die Händ' verdruckt . . . und ich hab' nur auf's erſte Schmützli gepaßt, und dann wär' ich d'rein gefahren, als wie ein Heid. So weit kam's aber nicht, denn bald ſagte das Mariannele: „Du Goldiger, thu' mir was lieb's!“ — „He?“ macht der Schafskopf und ſperrt's Maul auf, daß ihm der Mond bis tief in den Magen geſcheint hat. — „Ich hab' mit meinem Bruder zu reden und die Eltern ſollen nichts davon wiſſen. Weißt? 's iſt ein G'ſpaß. Ich hör' ſchon den Bruder. Geh' einmal dort an's Eck und ſteh' Schildwacht, und wenn der Vater oder die Mutter, oder die Geſchwiſtrige kommen ſollten, ſo gib ein Zeichen. Verſtanden?“ — „So geb' ich ein Zeichen;“ antwortet der Tſcholi*) und ruckt an's Eck, und witſch, iſt ein Burſche bei der Mariann geweſen, den ich nicht gekannt hab' in der Finſterniß . . . aber der Bruder war's nicht; ſo viel hab' ich gemerkt; und Spektakel hätt' ich gemacht, wenn der Muckenſchnapper nicht bald ein Zeichen gegeben hätte. Die Mutter war's, und hat das Mariannele recht verſcholten, daß ſie nicht in's Bett gegangen war, wie ſich's gehörte. Aber die Mutter hat nicht den fremden Burſchen und nicht den Pomezini und nicht mich geſehen. Ich hab' mich ſchlafen gelegt, aber nicht geſchlafen. Das Mariannele war daran ſchuld. —

Am andern Tag komm' ich mit dem Kartenkasdar zuſammen, der älter als ich, aber ein guter Kamerad geweſen. Ein biſſel vertuckelt, hat ſein Herz und ſeine Zunge immer im Bundriemen getragen. Dasmal iſt ihm aber die Zunge untreu worden. Denn wie ich ihm meinen Kummer mittheile, ſo fahrt er heraus: „Freilich iſt's nicht Mariannele's Bruder geweſen,“ ſagt er, „weil ich's ſelber geweſen bin,“ ſagt er, „und ich will, wenn ich einmal weibe, das Mariannele weiben,“ ſagt er, „und der Pomezini,“ ſagt er, „iſt nur unſer Narr, und ich ſag' Dir,“ ſagt er, „daß ich Dich gottsjämmerlich an der Bux kriegen will *), wenn Du dem Mariannele nachrennſt, oder wenn Du verſchwätzeſt, was wir mit einander haben,“ hat er geſagt!

---

*) Guter dummer Kerl.

Sappermoſt! Dem Karrenkaspar war nicht zu trauen; er war viel ſtärker als ich, und darum hab' ich die Lieb' zum Mariannele aufgegeben, und hab's nicht mehr beſehen. Sie hat oft gefragt, „warum und wozugegen?“ Ich hab' jedoch dazu geſchwiegen, oder was wüſt mit ihr geredt. So bin ich ihrer Falſchheit, und dem dummen Pomezini, und dem Stierkopf von Kaspar aus dem Weg' gegangen.

Ein paar Jahr darauf iſt der Muckenſchnapper mit ſeinem Vater auf den Uhrenhandel gezogen. Man hat im Dorf und im Lichtenwald viel von ihm und Kohlenbauers Mariannele geſchwätzt. Ein Theil haben geglaubt, das Annele mein' es ernſtlich mit dem reichen Pomezini; ein Theil hat darauf geſchworen, ſie treibe nur ihren Spaß mit dem Kerl. Sie ſelber, wo ſie darüber beredet wurde, hat helllaut aufgelacht, und vom Kareſſiren mit Niemand nichts wiſſen wollen. Sie werd' in ihrem Leben nicht auf die Mannete **) gehen, hat ſie geſagt. Nun, nun; Maidleſchwur und Aprilenwetter.... und ſo weiter. Vom Karrenkaspar war wenig die Rede im Dorf. Er hätte es am beſten ſagen können, aber der Tuckler wollte nicht, und ich wollte auch nicht daran. — Aber zum Abſchied des Pomezini und des Mariannele bin ich heimlich geſchlichen, und hab' dem Kaspar mit Fleiß kein Wort davon verrathen. Das falſche Mädle hat ganz leislich geheult, und dem Pomezini iſt faſtgar weh worden. „Vergiß mich nicht, Annele, mein Schatz!“

---

*) Durchprügeln.
**) Freite, Eheſtandswerbung.

„Komm' bald wieder, Pomezini, mein Liebſtöckel! Du lieb's Männel.“ „Adje! Adje, Du lieb's Herrgottkäſerle! Sollteſt mir doch einen Kuß geben, Annele: den erſten!“ „Kann jetzt nicht ſein, Pomezini. Wenn Du aber wieder getreu und brav nach Haus kommſt....“ — „Ach, wär's doch ſchon ſo weit! wär' ich nur ſchon wieder daheim aus Sachſen, o weh!“ — „Gute Nacht und Adje wohl, ach je!“ — Damit ſprang das Mariannele in ihr Haus zurück, und der Pomezini kratzte ab, wie man ſagt.

Ich war neugierig, wie's bei dem Mädel, bei der Mariann', mit der Treue, die ſie dem Muckenſchnapper auf die Seel' gebunden, ausſchauen würde. Ha, ha, potz Krautſalat! hab' nicht lang zu warten gebraucht. Kaum iſt der Uhrenkrämer fort geweſen, ſo lief das Menſch ganz öffentlich mit dem Kartenkaspar. Der Kaspar hat ſich viel darauf eingebildet; aus dem Mariannele war eine wohlbeſetzte Mariann geworden. Backen wie Feldroſen, und weiß daneben wie Milch. Ein ſchönes Gewächs, worein ich wieder verliebt bin worden.... aber ich hab's verheben müſſen. Potz Mord! der Kaspar war nicht faul und nicht links. Die ganze Gemeinde hat ihn gefürchtet. Er hat ſich's viel Geld koſten laſſen, um des Kohlenbauers Mariann zu traktiren. Im Wirthshaus den beſten Wein und Vortänze ſo viel als möglich. Die ſchönſten Maienbäume hat er vor der Mariann Fenſter gepflanzt; die ſchönſten Scheiben zu ihren Ehren in der Sonnewendnacht geſchlagen. Mariannele hat alles mit Dank angenommen, aber brav iſt's geblieben, und der Kaspar mußte ſich auf den Eheſtand vertröſten, und dahin war's noch weit, da ſein Vater nicht viel von dem Mädle hat wiſſen wollen.

Darüber vergehen zwei Jahre. Auf einmal heißt's im Dorf: „der Muckenſchnapper ſei wieder in Lichtenwald angekommen, und werde am Sonntag bei'm Feſt auf'm Dorf aufmarſchiren, wie der König Salomo.“ Die jungen ledigen Burſche hatten nämlich an ſelbigem Tag ein Schafhammelkegeln, und natürlich darauf einen Tanz. Wir zogen Alle luſtig auf, und es traf ſich, daß alle Burſche ihr Schätzli hatten.... nur Einer nicht, und der war ich. 'S war auch 'ne Schande. Aber, wie eben ſo was kommen muß! Unſer Herrgott iſt Meiſter, 's fallt keine Katz vom Dach, oder er weiß davon. Ich war traurig und ungattig, weil mich die Andern narrirten, und weil.... ach, das Mariannele ſteckte mir halt noch immer im Hirn. — Endlich fuhr ich grob heraus, und ſagte zu den Spottvögeln: „Haltet einmal eure ungewaſchene Mäuler! Wer weiß — wenn ich auch jetzo kein Mädle habe, ob ich nicht ehnder Hochzeit mache, als Ihr alle zuſammen.“ — Da haben ſie mich erſt ausgelacht! Den Propheten iſt's aber nie anders ergangen.

Was mir Freud' machte in meinem Gift und Verdruß, war, daß das Annele auf ſiedigen Kohlen geſeſſen iſt, wovon ich nur allein gewußt, weil ich ihren Abſchied vom Muckenſchnapper mit angeſehen hatte. Alle Leute im Dorf waren der Meinung, mit dem Pomezini ſei es ſchon lang lang aus und vorbei, und damit Juck! — Ja wohl, Beermuß; ich wußte es beſſer, und war begierig zu ſehen, wie ſich das falſch Mädle mit dem Uhrenhändler herausbeißen würde.

So wurde denn gekegelt, und ich ſchob mit, aber nichts als Löcher, denn ich ſchaute nur hehlings auf das Annele, das ſeinerſeits auch immer nach der Lichtenwalder Straße blinzelte und luſterte, wo der Pomezini hergeſimpelt kommen ſollte. Der Kaspar merkte nichts, der Spielratz. Die Kegel und der Schafhammel gingen ihm über's Mädle. Von Stund zu Stund aber iſt das Mariannele unruhiger geworden. Sie hat ihr Fürtuch verrumpfelt, die Augen faſtgar aus'm Kopf herausgeſehen.... und ſchier nichts gehört von dem, was ihre Kamerädinnen geſchwätzt haben. Mit dem Nägeleſtrauß in ihrem Vorſtecker hat ſie viel zu thun gehabt, und alleweil an dem Lavendel gerochen, und gewünſcht, der Leuenhannesle möchte doch einmal aufſtreichen zum Tanz, und alles drunter und drüber gehen. Ein bös Gewiſſen will Lärm und Spektakel haben.

Auf einmal heißt's von Jung und Alt, und von allen Seiten: „Da kommt er; der Pomezini kommt!“ — Mein Annele kriegt hollops das Naſenbluten, und will heimrennen, aber der Karrenkasper hat's nicht gelitten. — „Was da, blödes Menſch!“ hat er geſchrieen; „wirſt nicht gleich dran hin werden. Da haſt 'ne Spinnweb, das hilft, und wenn ich den Schafhammel gewonnen habe, ſo tanzen wir, daß die Stern' zittern, und das bringt das Blut ſchon wieder in Ordnung.“

Der Kaspar hat bei dieſer Red' ausgeſehen ſelber wie ein ſtarrköpfiger böſer Hammel, und das Mariannele als wie ein armes geſchlagenes Lamm.... ſie hat mich recht erbarmt; doch war ich fuchswild auf ſie zu ſprechen. Aber der Menſch iſt ein Narr, er mag's anſtellen wie er will. Die Weibsbilder haben uns im Sack.

Der Muckenſchnapper iſt bewillkommt worden, als wär' er ein Edelmann. Geſchrieen und gejauchzt haben die Burſche, und die Mädle in die Hände geklatſcht, und das Lachen hat nicht aufhören wollen. ‚Sappermoſt! wie ſah der Kerle aus! Einen Rock als wie ein Stadtherr hat er getragen, und ein ſammetnes Bruſttuch und ſammetne Hoſen, gewürfelte Strümpfe wie der Herr Obervogt; Silber auf den Schuhen, auf dem Bruſttuch, auf dem Rock, am Hut; zwei ſilberne Uhrketten, anderthalb Schuh lang, und auf dem Stock 'nen ſilbernen Knopf. Er war auch der Erſte, der auf den Wald einen ſilberbeſchlagenen Ulmerkopf aus Sachſen mitbrachte. Potz Mord, wie hat er gedampft! Der Karrenkaspar iſt vor Neid faſtgar zerplatzt!

Alle gaben ihm die Hände; das Mariannele denn auch; hat dabei ausgeſehen, wie am Sterben, denn der Pomezini iſt mit ihr umgegangen, wie mit einem alten Schatz — er hatte ein Recht dazu — und aus der Fremde hatte er ſo einen gewiſſen Schliff und Wix mitgebracht, juſt wie die Herren aus der Stadt — unverſchämt und gnädig herablaſſend, und als wären ſie Nummer Eins in der Welt. Wüſt war er noch immer, das weiß Gott, aber frech, wie Einer iſt, wenn er Geld im Sack hat.

Wir ſchwätzen gleich mehr mit einander, Mariannele; ſagte er vornehm zu dem Mädle, auf welches alle Augen verwundert gerichtet waren. (Der Kaspar kegelte noch immer.) „Jetzt,“ ſagt der Pomezini, „will ich dem Spiel zuſehen und mitmachen, wenn ſie mich haben wollen.“ — Warf gleich eine Handvoll Speziesthaler auf den Tiſch, und fragte: „Darf ich oder nicht?“

Nun, wer Geld hat, der darf in der ganzen Welt, und der Karrenkaspar hat umſonſt ein böſes Geſicht geſchnitten; der Pomezini machte mit. Die andern Burſche wolltens haben zu ihrem eigenen Verdruß. Denn wer hat den Schafhammel gewonnen? Der Pomezini, und der Kaspar ſakramentirte bald, daß es eine Schand' war.

Der Mariann wurde unter'm Goller gar nicht wohl und extra. Aber ſie dachte ihr Theil, und ſo wie der Kaspar in ſeinem Grimm und Trutz daherſtolzt, und das Mädle am Arm reißt, und ſagt: „Was haſt Du immer auf den Lalli, den Muckenſchnapper, zu ſehen? Komm heim, mir g'fallt's nicht mehr da!“ — ſo antwortet ſie reſolut: „Ach was! Vorhin hab' ich gehen wollen, und Du wollteſt nicht. Jetzt will ich nicht. Will mich nicht auslachen laſſen. Will tanzen und luſtig ſein.“ — „Ich tanz' nicht, Annele.“ — „So geh' heim; ich find' ſchon einen Tänzer.“ — „Annele, mach' mich nicht bös. Du ſollſt nicht mit dem Pomezini tanzen.“ — „Expreß thu' ich's jetzt; laß 'mir nicht kommandiren.“ — „Annele, mach' mich nicht bös!“

Bei den Worten hat der Kaspar eine grobe Geberde gemacht, und die Mariann', nicht faul, gibt ihm einen Stoß, daß er ſchier zu Boden purzelt, und alle Weibsbilder heillaut auflachen, wie die Gockeler, wenn die Sonn' heraufkommt. Ein Glück, daß der Kohlenbauer mit ein paar Gevatterleuten kam, ſonſt hätt' ihr's wüſt gehen können. Der Karrenkaspar war wie toll. Und ehe er fortging, ſagte er zum Mädle, daß ich's hörte: „Weißt Du was, Annele? mit uns iſt's rein aus, abſolut aus. Du haſt mich geſehen, und Dich heirathet kein Bettelmann mehr, wär' er noch ſo liederlich; Adje!“

Vor Zorn hat ſie nicht weinen können, ſonſt hätt' ſie's gethan. Geſchimpft hat ſie auch nicht.... hatte doch die Zunge am rechten Fleck und waidlich gelöst, denk' wohl. Aber es hat ihr das Herz halb abgedrückt; da kommt man nicht zum Brieggen und nicht zum Zetern. — Nach dem Pomezini hat ſie ausgeſchaut. Der iſt richtig auch gekommen. Was war aber mit ihm vorgegangen? Hatten ihm nicht der Jakob, und der Bläſi, und der Damian beim Kegeln und nachher allerhand Käfer in's Ohr geſetzt, und ihm Alles verrathen, wie das Annele es mit dem Kaspar getrieben?

Und da ſagt er zu ihr bös und verächtlich: „Was hab' ich hören müſſen, Du verlogenes Weibsbild? Mit dem Kaspar wärſt Du verſprochen, und Alle zeigen auf mich mit den Fingern, weil ich noch ſo ein verliebter Eſel bin, als wie ich geweſen vor meiner Reiſe nach Sachſen? Iſt das mein Lohn und mein Troſt?“ — Und ſo hin und her, und er wollte noch lauter werden. Die Mariann' hatte übrigens Geiſtesgegenwart. Sie lachte freundlich, hing ſich in des Pomezini Arm, daß die

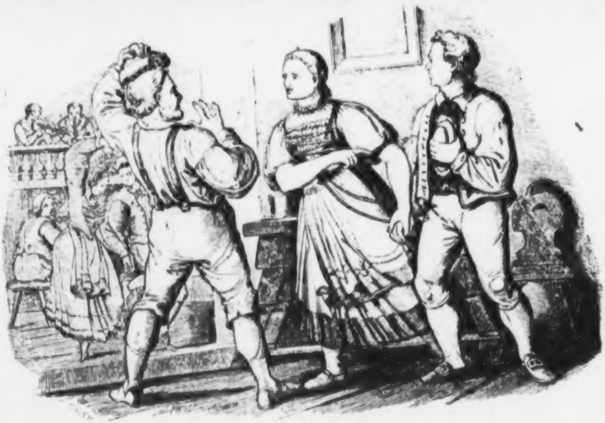
Andern es nicht merken ſollten, wie es ſtand, und ſagte zu ihm: „Um Gotteswillen, mach' keinen Randal! 's iſt ja Alles nicht wahr. und der Leuenbannesle ſtreicht ja ſchon ſeine Fidel, und Du wirſt mich doch zum Tanz führen? Ich erzähl' Dir dann alles kurz und klein.“ — Was wollte der Tſcholi machen? Wenn das Annele lachte, konnte ſie Alles durchſetzen

Sie tanzten vor, und Pomezini wurde wieder ganz zahm, und verklopfte viel Geld, und gab den Schafhammel zum Beſten, und beim Eſſen iſt ihm der Wein und die Nachbarſchaft der Mariann' zu Kopf geſtiegen, und er hat allerhand dumm Zeug geſchwätzt, und unter anderm von Sachſen, wo die ſchönen Jungfern auf den Bäumen wachſen, und von dieſer und jener, mit der er eine Verliebnuß gehabt, und was denn Einer, der von der Wanderſchaft kommt, zuſammenlügen kann. Es war alles nicht wahr.

Wer aber nimmt's erſchrecklich krumm? Die Mariann'. Der wüſte Kerl hat ſie eiferſüchtig gemacht, und zuerſt verbietet ſie ihm das Reden, und dann trutzt ſie, und dann heult ſie, und ihm, dem Eſel, ſtieg wiederum der Wurm von vorhin in den Schädel, und ſo ſtichelt er, zuerſt fein, dann grob, von dem Karrenkaspar, und das Mariannele wird ebenfalls grob vor aller Welt, und ſagt ihm „Dummkopf und Stier“ hin und her, und das End' vom Lied war, daß der Muckenſchnapper fuchswild herausfuhr: „Ha, Du kommſt mir geſchlichen! Hab' ich nicht Geld grad genug, und hängen mir nicht zehn Mädle an jedem Finger, wenn ich nur die Hand ausſtrecke? Ohne Dich kann ich ſchon leben, ohne Dich kann ich ſchon ſein. Adje wohl, aber weißt Du, Annele? Du kriegſt keinen Mann, und wenn Du ſäßeſt bis zu Winterpfingſten!“

Der Kerl ſtorzt auf, zündet ſeine Pfeife an, und Marſch ab und fort .... eins, zwei, drei.

Da ſaß das Annele, und die Weiber lachten ſie aus, und die Burſche hatten die größte Gaudi. Und Alle liefen wieder zum Tanz, und Annele fand keinen, der ſie holte, und neben dem Jucheh! ſaß ſie und ſeufzte: „O weh!“ — Wie ſie jedoch meiner gewahr wurde, der ihr gegenüber ſtand, und ſie ganz barmherzig anſchaute, ſo war ſie gleich wieder beſonnen, und ſie winkte mir, und ſagte: „Setz' Dich zu mir, und ſchäm' Dich nicht, Martin. Die Leute verachten mich, und ich bin dennoch



Pomezim der Muckenſchnapper. (S. [illegible]) bräver als alle die Laitſchen, die dort herumtanzen mit ihren krummen Beinen. Nicht wahr, Du haſt mich immer lieb gehabt?“

Nun, potz Sappermoſt! hab' ich Augen gemacht? Neben ihr ſaß ich, und ſie hat mir die Hand gedrückt, und ſo recht leis und vertraulich wiederum gefragt: „Gelt, Martin, Du haſt mich noch lieb? Ich ſeh' Dir's ja oft an den Augen an. Gelt, Du haſt mich lieb?“

Sie ſchaute mich an, ich ſchaute ſie an. Ich ſoll, wie ſie nachher mir oft ſagte, zu jener Friſt ausgeſehen haben, wie ein Kalb, das aufſchnappt. Indeſſen kam der Kohlenbauer vorbei, und redete zu ihr: „Du haſt Dich heut' um alle Verſorgung gebracht, Mariann'! Dich nimmt keiner mehr. Aber komm' nur heim; ich will mit Dir unter uns einen Tanz aufſpielen, daß Dir blau und grün vor den Augen und hinter'm Buckel werden ſoll!“

Da ſpringt die Mariann' auf, und hat mich, der ich ebenfalls aufſpringe, an der Hand, und ſagt: „Was iſt denn dabei ſo bös? Was geht mich der Kaspar und der Muckenſchnapper an? Da der Herrenberger-Martin will mich nehmen, und ich will ihn. Schwätz', Martin, und bitt' mich vom Vater aus. Die Mutter ſagt dann nimmermehr Nein!“

Jetzt ſaß ich friſch im Kraut. Und wer im vollen Ernſt um das Annele den Vater anſpricht, war ich, und der Kohlenbauer war eine Freud' und Vergnügenheit, und als Hochzeiter und Hochzeiterin haben wir noch fortgetanzt.... nämlich als Verſprochene.... die Hochzeit iſt ſpäter geweſen.... aber doch bald.... und ſo bin ich zu einer Frau gekommen — wußt' nicht wie — und das ganze Dorf wußt' es nicht, und das Annele wußt' es auch nicht recht. Aber ihre Ehr' war hergeſtellt. — Es war ein gutes Werk von mir! Ich wollt' manchmal, ich hätt's nicht gethan. Aber unſer Herrgott iſt Meiſter.

Jetzt hätt' ich hievon nichts mehr zu erzählen, und mir kommt nachgerade der Schlaf. Ach, gnädige Herrſchaft und gemeine Rebleute! Der Schlaf iſt mir ſeit epper dreißig Jahren ein ſeltener Gaſt geworden. Seit der Napoleon ſich zum Kaiſer gemacht hat, hab' ich nicht mehr gut geſchlafen, ſo ein zehn Stund' in einem Ritt! 's geht nichts über die Jugend und einen geſunden Schlaf. Wie oft.... ich lag noch bis über die Ohren unter'm Federbett, und hätte lang auf dem Feld draußen ſein ſollen...! Wie oft hat mich die Mariann' mit dem Beſen herausgetrieben.... und im Morgenroth bin ich.... ja ſo, vom Mariannele haben wir geredet, und vom Muckenſchnapper fallt mir 'was ein.

Wer kommt nach dem Kegeltag? Der Karrenkaspar. Ich ſoll ſein Vertrauter ſein, und wieder Alles einrichten bei'm Annele. „Es thu' ihm leid, und er wolle jetzt wieder wie zuvor." Ich antwort' ihm: „Da wollt' ich lieber Holzſchuhnägel machen, als mich damit abgeben. Lieber heirath' ich das Annele." — „Du?" — „Ja; ich." — Mit abgeſägten Hoſen iſt der Kaspar fortgegangen.

Eine halbe Stund' ſpäter kommt der Muckenſchnapper, ganz überwacht und übernächtig. — „Martin," ſagt er; „Du biſt ein guter Burſch, und kannſt mir einen Gefallen thun. Ich ſchenk' Dir dieſe ſilberne Sackuhr.... ein rares Stück... wenn Du machſt, daß ich mit der Mariann' wieder gut werd'! Ich bin ein Stier geweſen; ſie hatte Recht. Du biſt nicht verliebt, und haſt 'nen kalten Kopf. Was geb' ich Dir noch über die Uhr hinaus.... he?"

„Daß ich das Annele ſelber heirathe, du vornehmer Herr Uhrenhändler?" frag' ich ihn. Und er ſagt: „Lieber Du, als der Karrenkaspar, wenn ich's nicht ſein ſoll." — „Nun, ſo tröſte Dich. Ich thu's ſelber, und zwar umſonſt." — „Ei, ſo ſchlag' ein Rad!" ſchreit er. (Die dumme Red' hatte er aus der Fremde mitgebracht.) „Du?" — „Ja; ich." — Potz Mord! wie hat der Pomezini Mucken geſchnappt, da er heimging!

Er und der Kaspar haben mir bei dem Annele noch Steine in den Garten werfen wollen, aber das war den Mäuſen gepfiffen. Annele hielt feſt.

Sechs Wochen darauf haben wir Hochzeit gehabt. Der Muckenſchnapper iſt gekommen, hat getanzt und ein ſchön Geſchenk verehrt. Der Kaspar hat aus Verdruß Alles verkauft, und iſt Marketender bei der Kreisarmee geworden. Der Muckenſchnapper iſt noch ein paarmal auf die Wanderſchaft gezogen, hat ſich dann in Lichtenwald geſetzt, und nicht geheirathet. Zu uns iſt er öfters herausgekommen, und wenn die Schwiegermutter oder das Kindsmädle nicht daheim war, hat er unſere Kinder in der Sonn' auf und ab getragen, oder hat ſie gewiegt. Und ſo iſt er denn endlich geſtorben, nicht als Uhrenhändler, nicht als Bauer, ſondern als Kindsmagd. Ihm ſei wohl, und Gott vergeb' ihm die Sünde, daß er meinem Aelteſten, dem Michel, ſo viel Geld vermacht, und dadurch ſo viel Elend über mich und meine ganze Freundſchaft, ſowie über ihn ſelber gebracht hat! — Aber davon ein andermal. Heut' gilt's ſchlafen und luſtig träumen. Gut' Nacht, gnädige Herrſchaft! gute Nacht, ihr Rebleute!

II.

Der zweite Tag der Weinleſe war vorübergegangen, prächtig und ſonnenhell wie der erſte. Die Winzer hatten ſtarke Arbeit gemacht, der alte Martin mit eigenen Händen einige Stützen mit Trauben eingefüllt. Zwei Drittheile des Rebbergs waren abgeherbſtet, Luſt und Vergnügen allgemein. Was Wunder, daß es in dem Kelterhäuschen noch fröhlicher zuging, als am vorigen Abend? Vor der Thüre ſchwenkten ſich Burſche und Dirnen im Tanze. Im Stübchen ſaßen die ältern Leute, diesmal nicht von der Gegenwart der Herrſchaft in ihrem Treiben beengt und geſchmälert Nachdem allerlei Hiſtorien abgeleiert und wiedergekäut ergiing an den Vater Martin die Bitte, aus ſeinem Leben abermals etwas zu erzählen. Der Hundertjährige, vom ſüßen Bacchus willfährig gemacht, ließ ſich nicht lange bitten, und gab wieder ein Bruchſtück aus ſeinem einfachen Leben zum Beſten. — „Hab' ich geſtern,“ ſagte er, „vom Muckenſchnapper erzählt, ſo kommt heut die Reihe an

Das Muttergötteſle.

Ich weiß nicht mehr . . . mein Gedächtniß wird kurz, wie mein Odem . . . ob ich euch geſtern etwas von dem Herrgottspantöffele erzählt habe, das mancher in ſein Haus tragt, und beſchaut er's ſpäter mit Fleiß, ſo iſt eine Donnerwettersblume daraus geworden? Mir iſt ſo, als hätt' ich's euch ſchon geſagt: . . . wär's nicht, ſo habt Ihr's jetzt gehört, und meine Mariann', das Muttergöttesle, ſo herzig und lieb und verſchmeichelt, da es noch jung war, iſt in meinem Haus, als meine Ehefrau, aufgegangen wie eine Tulipane, und hat den Meiſter geſpielt in allen Winkeln und Ecken. — Nicht als ob ich nicht gewarnt worden wäre! Mein ſeliger Vater, das gute Mannle, hat mich oft darum beredet und geſagt: Wenn ich wie Du wäre, ich nähme die Mariann' doch nicht. Die iſt ſtolz und hoffärtig, und: gib Acht, ſie gewinnt Dir das Neujahr ab! — Die Mutter hat noch einen beſſern Merker gehabt und mich verwarnt und geſagt: Maarte, Maarte, bedenk' was Du thuſt. Die Mariann' iſt ein herriſches Weibsbild, und Du heiratheſt noch dazu ihre ganze Freundſchaft, den Kohlenbauer, die Kohlenbäuerin und was im Haus iſt. Ich kenne die Leute. Den Frieden bringen ſie nicht auf Deinen Hof, und ſo weiter.

Wer glaubt aber den Geſcheidten, wenn ihm's Herz brennt? Ich hab's nicht gethan, und Ihr alleſammt habt's nicht gethan, und das junge Volk, was da draußen tanzt und jauchzt, wird's auch nicht thun. Die Welt bleibt ſich immer gleich. Iſt die Nacht noch ſo finſter, immer kommt wieder derſelbe helle Tag. Aber . . . daß ich's herausſage: zu meiner Zeit iſt der Tag doch, denk' wohl, ſchöner und heller geweſen, und die Nächte ſo rechte Schlafnächte, wie jetzt nimmer. Die Sonne hat abgenommen und der Himmel iſt nicht mehr ſo blau. Darum färbt ſich auch der Wald nicht mehr ſo ſchön grün, wie vor Zeiten, und die Vögel ſchlagen nicht mehr ſo lieblich. Der Winter will dagegen kein End' nehmen und die Nächte auch nicht, und vielmal hör' ich auf der Schloßuhr die Stunden ſchlagen von neun Uhr an bis Morgens um drei oder vier, und kann nicht zur Ruhe kommen. Der Duft und der Regen führen jetzt das Regiment auf Erden; die Sonne lauft nur ſo mit, weil ſie halt einmal da iſt, und wenn einmal in der Nacht der Mond ſcheint, ſo lacht er nicht mehr freundlich wie zu meiner Zeit, ſondern marſchirt dahin wie ein Geiſt über den Kirchhof und jeder Stern ſieht aus wie ein Kreuzlein auf 'nem Grabe. Potz Mord! was waren vordem die Sterne für brave Geſellen! Lauter Engelaugen und Silberblümele . . . eine wahre Herrlichkeit. Man ging noch ſo weit in der Nacht durch Feld und Wald, auf den Holzſchlag oder zum Maidli an's Kammerfenſter, und immer waren die Sterne dabei und lachten munter vom Himmel, und der Mond, der gute Tſcholi, war ihr getreuer Hirt und ging mit ſeiner Heerde allweil mit dem Wanderer im Geleit. — Dazumal war auch alle Arbeit leicht gethan, weil der Segen überall lag. Ihr habt gut reden von einem fruchtbaren Land. Euch wachſt noch heutzutage alles in's Maul, Euch und Euerm Vieh. Aber wir auf dem Walde? Wenn Einer von Euch viele Tage nach einander ſteinen gehen müßte, um den Kies und Fels vom Feld zu räumen, damit nur der Haber und die Frucht ein biſſel aufkann . . . was würde der wüſt reden und wüſt thun! Item: vor Zeiten war eben alles leichter gethan. Es war noch Gottesfurcht im Land und Reſpekt vor der Obrigkeit und Lieb' zu den Eltern, und die Eheleute waren meiſtentheils brav . . . . das alles bringt Glück.

Daß ich jedoch meine Red' nicht vergeſſe, ſo bin ich eben auch ein Ehmann geworden. Der Herrenberger Hof war mein, die Geſchwiſtrige ausgewieſen. Vater und Mutter in's Leibdinghäusle neben am Hof gezogen. Wir hatten's nicht vor Amt richtig gemacht, wie wir's halten wollten, Vater und Mutter und ich. Das vierte Gebot war mir gut in's Hirn gewachſen, und die Alten hätten's in ihrem Häusle recht gut gehabt, wenn ich nur ſo recht Meiſter geweſen wäre.

Aber da iſt die ſanfte Mariann' ſcharf geweſen, wie ein Huſarenſäbel. Sappermoſt! Zu ſparen wußte ſie, und wer bei ihr nicht ſchaffte, durfte auch nicht eſſen. Sie hat's mit ihrer leiblichen Mutter nicht anders gemacht. Daß ich's recht ſage: der Kohlenbauer iſt bald nach unſrer Hochzeit geſtorben; im Wald draußen . . . . . mutterſeelenallein iſt er mit dem Tod fertig worden. Sein Pferd, das er in den Kohlenkarren ſpannen wollte, hat ihm ein's mit dem Huf gelangt, daß ihm kein Zahn mehr ganz geblieben, viel weniger der Kopf. — Nun: hierauf hat der Sohn ſein Anweſen übernommen, und die Kohlenbäuerin zog zu uns auf den Hof. — Meine Mutter ſprach: „Gut, daß Dein Vater ſchon im Himmel iſt“ — mein Alter iſt ein paar Tage früher hin worden — „denn jetzt wird für Dich und mich das Fegfeuer auf Erden recht angehen. Eine Schwiegermutter im Haus, jagt Fried' und Freud' hinaus!“

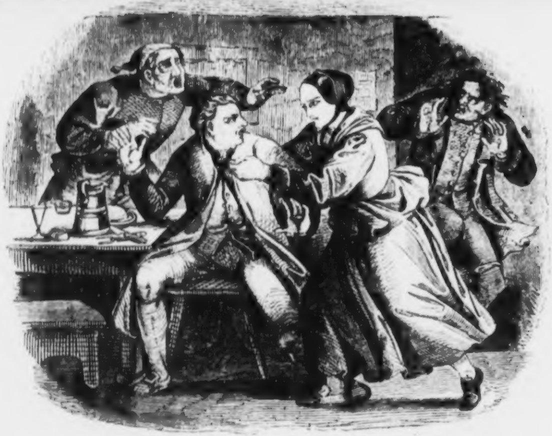
Ich wußte wohl, daß die gute Frau die Wahrheit ſagte;

aber, was war zu thun? Die Mariann' wollte es einmal ſo haben, und da war bei Gott Gnad'. — Von ſelber Zeit an hatte ich weiß Gott die ganze Famill auf dem Hals. Von den Kohlenbaueriſchen ſaß mein Haus Tag aus Tag ein voll. Der Eine entlehnte mir Karren und Geſchirr, der Andre Leiter und Latern'; die Frida holte die Melkkübel, das Sepherle das Spinnrad und die Hechel. Die Kohlenbäuerin handthierte mit unſerm Sach' als wär' ſie der Feind im Land, und war ſo giftig gegen meine Alte, daß ſich die letzte in ihr Häusle einſchloß und oft die ganze Woche über keinen Fuß in den Hof ſetzte.

Das hat mir weh gethan, und ich hab' nur eine gute Stunde abgepaßt, um der Mariann', die im Anfang gegen ihre Mutter und Geſchwiſtrige taub und blind geweſen, einen Käfer in's Ohr zu ſetzen. D'rum, als ſie mir eines Tags früh in der Kammer mit lachendem Mund ſagte: „Wir könnten jetzt auch bald die Wiege rüſten und Lätſchli zuſchneiden;“ da faßte ich mir ein Herz, gab ihr einen Kuß und ſprach dabei: „Lieb' Annele, was hilft uns das Bübli oder das Märle, was unſer lieber Herrgott uns ſchenken will, wenn wir nicht haben, es aufzuziehen? Deine Freundſchaft *) plündert mir den Hof aus!“ — Das hat ſie ſich nicht zweimal ſagen laſſen, potz Krautſalat! Da hat einmal die Donnerwettersblum ein bös Wetter gemacht, das nicht über meinem Scheitel losgegangen iſt! Da hat's Stücker gegeben! Da hat nichts gebattet. Dem Franz hat ſie die Thür vor der Naſe zugeſchlagen, den Alois aus'm Stall geworfen; die Frida hat Ohrfeigen aus dem Salz gekriegt, das Sepherle mit ſeinen Kindern hat die Mariann' mit der Fuhrmannsgeißel vom Hof gejagt. Und zu ihrer Mutter hat ſie geſagt: „Ihr habt nichts zu verſchenken von unſerm Sach, daß Ihr's wißt, und Ihr ſeid nur um's Gott's willen da, denn Ihr könnt nicht mehr ſchaffen, und was ich Euch zu eſſen gebe, geb' ich nur aus gutem Herzen, wißt Ihr's?“ — Und hin und her und auf und ab, und die Alte hielt klüglich das Maul und kroch hinter'n Ofen, und damit war's gleich anders im Hauſe. Bis auf die Zwietracht zwiſchen den Schwiegermüttern und zwiſchen dem Annele und meiner Mutter, daß Gott erbarm'! Das wollte nicht mehr guten. Und einmal kam's ſogar zwiſchen den

---

*) Verwandtſchaft.



Das Muttergöttesle. (S. 7[illegible])

Müttern wegen einer Handvoll Hanfſamen zu einer Schlägerei, und die Meinige hat die Kohlenbäuerin wüſt geklopft, ſo daß dieſelbe geklagt hat vor Amt, und iſt daraus geworden ein Prozeß, der noch nicht zu Ende war, als der Rothmantel zum letztenmal auf dem Hof einſprach. Von dem Rothmantel wißt Ihr ſchon. Sappermoſt! das waren verzweifelte Kerle, die Rothmäntler der Kaiſerin Maria Thereſia! Ich habe ihrer einmal viele in Breiſach beiſammengeſehen . . . Anno, Anno . . . nun, was weiß ich noch von den Jahrzahlen? Verzweifelte Kerle, die Rothmäntel!

Ich bin nachher noch einmal zu Breiſach geweſen . . . potz Mord! da iſt mir das Annele nachgereiſt, und wie ich juſtement ganz luſtig am Tiſch ſitze im Schiff, oder wie das Wirthshaus heißt, und habe eben mit meinem Holzhändler den Kauf richtig gemacht . . er hat von mir viele hundert Klafter Brenn- und Nutzholz bekommen durch eine lange Reihe von Jahren; ein braver Kamerad, tröſt' ihn Gott' . . . ſo kommt alſo das Annele herein und iſt glühigroth im Geſicht; ich aber werd' weiß wie die Handzwehl *) . . . . warum? ich hätte eher den leibhaftigen böſen Feind erwartet, als das Annele . . . und das Annele protzt ab, und ſchlagt mir die Hand in's Geſicht, und ſchreit was ſie kann: „Du ſchlechter Mann! gelt, ich komm' noch recht, aber Dir ganz unrecht? Gelt, Du liederlicher Geſell! das haſt Du nicht gemeint, daß ich alles weiß, Du Lump? . .“

Geſetzt, der Wirth wär' nicht dazwiſchen geſprungen, und ich ſäß noch zu Breiſach hinter'm Tiſch, und die Mariann' wär' noch am Leben, ich glaub', ich ließe ſie noch immer zuſchlagen, ſo verdonnert bin ich dageſeſſen.

Alſo: der Wirth ſprang dazwiſchen, der Holzhändler ging durch wie ein Holländerbaum auf dem wilden Rhein, und ich fragte ganz verdattert: „Annele, iſt Dir was im Kopf geſprungen, potz Mord, und wie kommſt Du daher? Was willſt Du da, ſo weit von Lichtenwald und dem Herrenberger Hof?“

Da ſchaut ſie mich an . . . . nun, wenn ich an ſelbig Geſicht denke, und mir vorſtelle, wie ſie als Muttergöttesle

---

*) Handtuch.

d'reingeſehen hatte! Du liebe Zeit! Dazumal ſo unſchuldig und zum Freſſen lieb, und in Breiſach, als wollte ſie die ganze Welt auffreſſen vor eitel Haß und Neid! Es war gut, daß ſie müd geworden, ſo ſchrie ſie doch nicht mehr. Der Zorn hatte ihr ſogar die Gurgel zuſammengezogen, daß ſie nurmehr gazgete wie ein Sieck. So heulte ſie auch dazwiſchen hinein und der Schweiß ſtand ihr in fingersdicken Tropfen auf der Stirn. Der Wirth hatte ſie in einen Seſſel niedergedrückt und ſie ſaß gut, da ihr die Beine fürchtich zitterten und die Arme als wie verkrämpft hin und her zuckten. Das war ein Muttergottesle, daß ſich Gott erbarm! Es war freilich ſchon manch liebes Jahr vergangen ſeit jenem Gregorifeſt, und auch ſeit ſelbigem Schaafhammelkegeln, wo ich gleichſam der Schaafhammel geweſen bin, den ſich die Mariann' herausgekegelt. Aber ſo verändert! Ich ſehe noch die großen Augen, die der Wirth machte. Ein feiſter, lieber Mann, der mir auch ſeitdem weggeſtorben iſt, ich weiß nicht wie, und iſt doch ein ſo guter Bruder geweſen! — Ja, ja, ſo du lang lebſt, ſo du alt wirſt, alter Martin. Da ſitzeſt du mit deinem verſchneiten Kopf, und alle deine Freunde und lieben Kameraden ſind hinübergegangen zum himmliſchen Vater und laſſen ſich's wohl ſein, die guten Kerle! Und iſt es nicht eine Schande, daß ich da unter Euch ſitze, von denen der älteſte mein Enkel ſein könnte? Nu, nu, unſer Herrgott iſt Meiſter und zählt unſre Tage, wie die Federn im Flügel der Lerche, und ſo alte Geſellen wie ich, müſſen doch zuweilen in der Welt ſtehen bleiben, gleichſam als uralte Kirchthürme, um Euch jungen Schnaufern in die Ohren zu läuten, wie es vor Zeiten in der Welt geweſen. Zwar iſt meine Zunge nicht viel beſſer, als der Schwängel in einem geſprungenen Zügenglöcklein, geſchweige zu reden von unſrer großen Kirchenglocke, da ſie zu meiner Hochzeit läutete. Die Glocke iſt ſchon lang hin worden. Der Franzos hat ſie zuſammengeſchoſſen . . . aber auch der Pfarrer, der mich mit dem Annele zuſammengegeben, ſchlaft ſchon lang auf dem Gottesacker! Ein frommer, wohlbeſetzter Herr iſt's geweſen; war blind auf einem Auge, las gern die Zeitungen und hatte ein verdammt nettes Hündlein, das hieß Brändel. Selbiges Brändel iſt mir unvergeßlich, es denkt mir ſchon ſeit mehr als ſechzig Jahren; ſelbiges Brändel hat einmal die Mariann' . . . . ja ſo, Sappermoſt!

daß ich wieder auf meine Red' komm'! wir ſind alſo in Breiſach, und ich ſtehe vor der Mariann', wie ſie juſt ſo elend in ihrem Stuhl ſitzt, und ich hab' wieder Kuraiſche, weil das Annele ſchier nimmer kann, und ſo bringt ſie mit vieler Mühſeligkeit hervor, daß ſie mir hollops nachgereiſt ſei, weil man ihr geſteckt habe, ich wolle auf und davon gehen von Breiſach mit dem vielen Geld für's Holz, und zwar gleich über den Rhein nach Ungarn oder in die neue Welt.

Wie ich das höre, ſo glaub' ich, meiner Seel, ich wäre ſchon etwa in einer neuen Welt, denn ich hörte ordentlich die Engel ſingen und faßte mich an der Naſe, um zu ſpüren, ob ich denn wahrhaftig noch auf Erden ſei und nicht bereits ſiebenzig Klafter höher in der Luft droben. — Und ich frage ſelbiges Annele: „Mariann',“ frag' ich, „wer hat Dir die Dummheiten in den Kopf geſetzt? Potz Mord, wer?“ — Antwortet die Mariann': „Wer denn ſonſt als der Melcher?“ — „Ah ſo, der Melcher!“

Daß ich's kurz ſage, ſo war der Melcher ein böſer Bub', daneben mein Schwager, Kohlenbauers Dritter und ein leiblicher Bruder vom Annele. Hat nun ſchon der Franz nichts getaugt und der Alois noch weniger, ſo war doch der Melchior ein Ausbund von einem Landſtreicher, Keſſelflicker, Zigeuner und Leutverderber. War er nicht ſchon in ſeinen frühen Jahren davongelaufen als ein liederlicher Vogel und hatte mit geſtohlener Wagenſchmier gehandelt durch ganz Schwaben vom See bis über Augsburg hinaus und bis in's Buchfinkenland; hat dann unter den Soldaten gedient und iſt von der Fahne deſertirt, wie alle Hallunken thun? Iſt er nicht dann herumgezogen in Städten und Märkten als ein Landbetrüger und hat ſich ausgegeben, als hätt' er einen Balſam gegen das Zahnweh und das Ohrenſauſen? Ich weiß nicht, wie es zugegangen, daß der lange Strick von Melcher nicht irgend einmal in einen andern Strick gerathen und an einem Galgen am Wege hängen geblieben iſt. Zu ſeiner Zeit henkte man noch im heiligen römiſchen Reich. — Doch . . . . ich verred' mich ſchon wieder. Er hat ja endlich auch ſeinen Lohn weggekriegt, der gottloſe Bube. Unrecht Gut verdirbt ſeinen eignen Herrn. Wahr iſt's aber, daß die Mariann' keinen von ihren Brüdern ſo lieb hatte, wie den Melcher. Vielleicht, weil er nicht gar föllig viel im Jahr ſich ſehen ließ. Auf die Weihnachtsfeiertage hatte er die Gewohnheit, bey uns einzuſprechen und unſern Speck verzehren zu helfen. Freilich hat ihm das Annele, bevor er wieder auf den Gimpelfang auszog, immer hehlings ein paar Kreuzer zugeſteckt. Ich merkte das wohl, hab' aber keinen Buchſtab dazu geſchnauft. Potz Krautſalat, da wär' ich ſchön angekommen! Jetzo aber — daß ich wieder von vorne anfange, ſo war's im hellen heitern Sommer .... nein, ſo gegen den Herbſt hin, oder zu Spätherbſts Ausgang; ich will die Wahl haben .... ſo war der Melcher auf den Herrenbergerhof gekommen, juſtement da ich nach Breiſach gefahren, und das Annele hat mir mit vielem Flennen das Ding alſo verzählt:

„Du biſt ſo allein und wo iſt denn Dein Martin?“ hat
„mich der Melcher gefragt. — „Ha, ſag' ich, wo wird er ſein?
„Nach Breiſach iſt er gefahren, unſer Holz zu verkaufen.“ —
„Da lacht der Melcher wie ein Aff, ſchüttelt den Kopf, wird
„gar traurig und läßt ſich vernehmen: „Ja Du armes Menſch,
„es wird ſchon wahr ſein. D'rum iſt er auf Breiſach gefahren,
„Euer Holz zu verkaufen, und d'rum will er nach Ungarn oder
„in die neue Welt deſertiren, ſobald er das viele Geld für's
„Holz hat, und mit leerem Sack iſt er auch nicht vom Hof
„weggegangen.“ — Wie ich mich nun verwundre über ſelbige
„ebenteuerliche Redensarten, ſo ſagt der Melcher ferner: „Bin
„ich ihm nicht geſtern früh begegnet auf dem Geißenbuckel, wie
„er grad eben den Radſchuh anlegte .... die Gäule ſchwitzten
„ſtark, und ihm war ebenfalls warm und er putzte ſich die
„Stirn' ab, und ſagte zu mir: „„Grüß Gott, Schwager,““
„hat er zu mir geſagt; „„da fahr' ich im Wägele nach
„Breiſach, und nehme dort hundert Dublonen für mein Holz
„ein und eben ſo viel hab' ich im Sack, und für die Roß und
„das Wägele krieg' ich auch nicht viel weniger, und damit geh'
„ich heidipritſch über den Rhein in alle Welt auf und davon,
„und das Annele und meine Kinderlen und die alte böſe Kohlen-
„bäuerin müſſen gute Augen haben, wenn ſie mich noch einmal
„in dieſem Leben wiederſehen wollen. Und warum, warum geh'
„ich auf und davon? Weil Deine Schweſter im Haus der
„Herrgott ſein will und laßt mich nicht zu Odem kommen, und
„alles ſoll nach ihrem Kopf gehen, meint ſie, und ich bin nur
„ein Knecht auf meinem eignen Hof, und das Leben iſt mir

„verleidet.““ — Was ich nun für Augen gemacht habe, kann
„ſich alle Welt einbilden; und mir ſchießt gleich der Butzen und
„ich frag' den Melcher: „Hat der Maarte nicht ein Weibsbild
„bei ihm gehabt?“

Da muß ich Martin bekennen, daß die Mariann' eiferſüchtig geweſen iſt vom Anfang unſrer Ehe, ganz heidniſch, auf Alles, was in und außer dem Hof lebte und webte und auf zwei Füßen mit einem Fürtuch herumging. Die Hauſerin vom Pfarrer iſt ihr hauptſächlich ein Dorn im Aug' geweſen, und ſie hat mich einmal bei derſelben fangen wollen, und dazumal hat ſelbiges Hündlein Brändel dem Annele den Rock verriſſen. Potz Mord! der Spektakel! Ich war eine halb' Stund' Wegs weit davon zu Lichtenwald, aber doch habe ich alles gethan haben müſſen, und es hat im Hof Feuer gegeben und Trutzerei über ein Vierteljahr hindurch. — Und war's nicht die Hauſerin, ſo war's die Kegel-Kathrin und die Pelzenkarline, und die Sidonia vom Müller-Andres, und alt und junges, wüſtes und ſchönes Weibsvolk durcheinander. Es wär' gar kein Wunder geweſen, wenn ich deſertirt wäre, und das iſt eben dem Annele ſchwer auf's Herz gefallen und deshalb glaubte ſie auch dem Lügner und Betrüger Melcher alles bis auf's kleinſte, und er hat nicht ermangelt, hinzuzuthun, es ſei allerdings ein Weibsbild auf meinem Wägele neben mir geſeſſen. — Jetzt alſo redet die Mariann' weiter:

„So wie ich das höre, ſo lauft mir der Kopf davon, und
„ich denk' mir: Iſt das nicht himmelſchreiend, mich zu verlaſſen,
„und ich bin doch die Lieb' und Sanftmuth ſelber für
„den ſchlechten Kerl von Martin geweſen? Hab' ich ihm nicht
„alle Tage ſeine Suppe ſelber gekocht und Speck und Schnittlebräus
„genug gegeben? Hab' ich nicht das alte Geſteck, ſeine
„Mutter, verpflegt bis zur letzten Stund', wie unſer Herrgott
„nicht hätte beſſer thun können dem alten gichtpreſthaften Menſch?
„Blühen und gedeihen nicht unſre Kinder, der Michel, der
„Dorus, die Fränz und die Sibille?“

Ach, du armer Dorus! Gott hat dich wohl aufgehoben, und lieber hätt' er uns den Michel genommen, als ſeine vielen Geſchwiſtrige, von denen das ältſte es kaum über fünfzig Jahr gebracht hat, der arme Wurm. Aber der Michel . . . . nun . . . wo der iſt . . . weiß ich's? Von ſeinem Leben und ſeinem Tod iſt mir nichts bekannt worden. Hört, Ihr Rebleute und Taglöhner! Verzieht ja Eure Kinder nicht, wie das Annele den Michel und bittet Gott, daß ihnen Niemand ſo viel Geld vermacht, wie der Muckenſchnapper dem Michel. Nötabene, der Pomezini war ſchon abgeſchieden von der Welt, als das Annele mir die Komödie in Breiſach aufgeſpielt hat, und ſo ſagte ſie denn ferner:

„Da hab' ich mich wie ein Narr auf'n Weg gemacht, und „jetzt habe ich Dich wirklich am Schlaffittich, Du ſchlechter Mann. „Jetzt ſollſt Du mir nicht ausreißen und Frau und Kinder im „Elend ſitzen laſſen'“ — Und geheult hat ſie noch mehr als zuvor, je deutlicher ſie merkte, daß ſie angeführt und in April geſchickt worden war.

Da frag' ich: „Wo iſt der Melcher?“ — Und ſie ſagt: „Ha, wo wird er ſein, als auf'm Hof? Er hütet das Haus und die Kinder, denn meine Mutter kommt nimmer hinter'm Ofen hervor; ſie diegt von Tag zu Tag mehr ein*) und ſieht und hört nicht recht . . . Du weißt's ja; und Einer muß den Herrn machen, wann der Meiſter nicht daheim iſt und nach Ungarn verlaufen will.“

Jetzt hab' ich ihr den Kaleſlandres verleſen und die Schaben brav herabgemacht**). Und: „Du einfältiges Weibsbild,“ hab' ich geſagt; „wo iſt das Weibsbild, mit dem ich verlaufen bin, und würd' ich's dem Melcher geſagt haben, he? Du biſt angeſchmiert und wir alle miteinander ſinds. Wenn der Melcher auf'm Hof geblieben iſt, ſo iſt jetzund ſchon ein Unglück geſchehen, und wir müſſen hollops umkehren, ſonſt finden wir keinen Nagel groß im ganzen Haus. Alloh marſch, auf's Wägele, Du narriges Teufele, und: Angeſpannt Hausknecht!“

Die Mariann' war nicht dumm. Sobald ſie einſah, daß ich's Heft in der Hand und das Recht auf meiner Seite hatte, wurde ſie mäusleſtill und die Furcht kam über ſie noch mehr, als über mich. Wir fahren alſo die Nacht durch und den andern Tag, kommen Abends auf den Hof und ſchauen zu an allen Enden. Kein Knecht, keine Magd daheim. Alle auf'm Tanzboden . . . . mit des Melcher's Erlaubniß. Aber er ſelber . . . wo war er? Fort wie der Altweiberſommer; lauf' ihm nach!

---

*) Eindiegen: dürr werden.

**) Kaleſlandres verleſen und Schabenabmachen gleich: ausſchelten.

und das Schublädle mit dem Geld ausgeleert, und mein Gewand und Getüch alles fort. Den Hof hat er freilich ſtehen laſſen, und auf'm Pferd iſt er auch nicht davon geritten, weil meine beiden Roß' mit mir waren, aber ein Stier war auch fort, und dafür nichts geblieben als die eingedörrte Kohlenbäuerin, die da ſaß wie ein geſchnitzt Bildniß und nichts gewußt hat von A bis Z, und die Kinder. — Aber . . . wie ich mich nach dem Dorus umſchaue und der Michel, der ſchon artlich groß war, dazu kommt und mir ſagt: „Grad als eben iſt der Dorus in den Brunnen gefallen und ich kann ihn nicht herausbringen, weil's zu tief iſt!“ ſo mein' ich, ich müſſ' umfallen auf der Stelle gleichfalls und das Annele ſchreit laut auf, und wir rennen zum Ziehbrunnen, der vom Melcher abgedeckt worden war, ich weiß nicht, warum; und tief drunten auf'm Sand liegt der arm' Dorus und gibt kein Zeichen mehr! — Drum war er todt, und um's Geld iſt mir weniger geweſen, ſelbſt um den Stier weniger als um den lieben Dorus, und das Unglück wär' gewiß nicht paſſirt, hätte ſich das Annele nicht ſo thöricht in die Welt hineinutzen laſſen. — Da hatten wir die Beſcheerung, und das Weib iſt faſtgar darüber verruckt geworden. Aber das gerade hat mich wieder mit ihr zuſammengebracht. Ihr Herz war gut, einen böſen Kopf hat ſie mein Lebtag gehabt. Was können wir aber für den Kopf, den uns der liebe Gott aufſetzt?

Das war nun freilich eine ſchwere Straf' für kurzen Irrthum! Sie hat's gar nicht mehr zum Weinen gebracht, die längſte Zeit. Die alte Mutter, die eingedörrte, iſt geſeſſen da, wie ein Stein, und wie ein Marmel iſt das Annele dort geſeſſen, die Augen offen, aber nichts geſehen; die Ohren geſund, aber nichts gehört, und ſtumm wie der Stein, und ein ſchmerzhaftes Angeſicht und ineinander verklammerte Hände, daß es ein Elend und eine Trauer war; und ſo nicht minder als zehn geſchlagene Täge und nichts gegeſſen, aber viel getrunken mit Wolfsbegier und als ging's auf einen glühenden Ofen. O Kreuz und Jammer! das hab' ich nie vergeſſen können. In ſelber Zeit hab' ich meine Sünden abgebüßt, potz Mord! aber unſer Hergott und der Pfarrer und die Dökters, der von Lichtenwald und der Bader von Langenſchnirchlingen haben endlich doch geholfen. **Deo gratias!**

Gott ſchickt uns aber die Trübſal nicht umſonſt. Sie ſoll uns beſſern in unſern Fehlern und es hat's auch ſchon gegeben, daß Kummer und Sorgen geholfen haben. Wie das Annele aufſtand und wieder gehen und reden und eſſen und trinken mochte, war ſie wie ein Handſchuh umgekehrt. Sappermoſt! da war auf einmal wieder das Muttergötteſle von Anno dazumal auf der Welt und im Hauſe! Und ſo blieb's lang lang, daß ſich alle Engel und Nachbarsleute drüber verwundern mußten. Die Mariann' war um den Finger zu wickeln, und ich ſelber konnte das präſtiren, denn ſie hat mir gethan, was ſie mir an den Augen hat abgucken können. Da war' ich der lieb' Martin hinten und vorne, und gekochlet hat ſie mir das Beſte zu Morgen und zu Nacht. Ich bin der Erſte bei uns geweſen, der Kartoffeln in Anke gepregelt hat eſſen dürfen. Sie hat mir die Freiheit gegeben und mich nicht angewettet wie den Herdſtier *). Hab' ich mit einem Weibsbild geredt', ſo hat ſie freilich anfangs ein finſter Geſicht gemacht, aber gleich hat ſich's Wetter verzogen. Wollt' ſie hie und da mit Gall' und Trutz in die Höh' gehen, durft' ich ihr nur ſagen: „Du, wie iſt's zu Breiſach geweſen?“ und hollops war ſie wieder gut. Sie hat mich nicht mehr im frühſten Morgenduft aus'm Bett in's Feld oder in den Wald gejagt. Im Konträri: oft, wenn ich hab' aufſtehen wollen und waren noch die Stern' am Himmel, hat ſie geſagt: „Bleib' nur liegen, Maarte; mußt Dich ſparen für's Alter!“ — oder: „Mach' nur fort kuſche Dorme, lieber Maarte; die Haſen backen Brod am Geißbuckel, und es gibt fürchtig Regen!“ **) — Was ſie nur ſchaffen konnte, hat ſie geſchafft und mich nicht thun laſſen; ich konnte faul herumluntſchen, oder mit den Kindern gut Leben machen, wenn ich nur zufrieden war ***). Das waren Zeiten! Ich trink' auf deine Geſundheit, lieb's Annele im Himmel und will kein Wörtle von Dorus dazu ſagen. Weißt? das hat dich immer ſo flennen gemacht, und ſo gern du auf ſeinem kleinen Grab geſeſſen biſt, an ihn zu denken, ſo haſt du doch ſeinen Namen nicht hören wollen. — Schau', Mariann', wenn's an mir gelegen hätte, du ſollteſt keinen Kummer mehr auf Erden gehabt haben. Aber der Melcher? da will ich Euch ſagen, Ihr Zuhörer, daß derſelbige einmal draußen im Bambergiſchen mit einem Viehhändler durch den Wald gegangen iſt; iſt aber nur Einer wieder herausgekommen und der war nicht der Viehhändler. Aber mit dem Geld deſſelben iſt der Melcher ertappt worden, und wär' als eine Armeſünderſeel' gerichtet worden, hätt' ihn nicht unſer Herrgott ... nein, wer andrer ... aus der Gefangenſchaft geradab zu ſich genommen. — Sie haben's uns geſchrieben und die Mariann' hat ſich da ſchier hinterſinnt. — Drauf ſind uns viele Kinder gekommen ... ſie ſind im Hausbuch geſtanden; ich könnte aber nicht ſagen, wie viel und welche? Hernach viel Verdruß beim Tod von der Kohlenbäuerin mit den Geſchwiſtrigen der Mariann'. Endlich die Franzoſen, potz Mord! das waren verzweifelte Kerle! Wir denken ſie gut; es iſt ja noch nicht lang her ... ein vierzig Jahr', ein paar drüber etwa, das iſt alles. Sie haben uns drangſaliert, die Parlewuh-Patrioten! potz Mord! aber das hat die Mariann' nicht fürchten gemacht. Nur, wie ich ſellmal nach Straßburg zum Eulogi Schneider hab' gehen müſſen, und wir haben nicht recht gewußt, kommen wir mit dem Kopf oder ohne Kopf zurück, da hat's ihr viel Moleſten gemacht, der armen Mariann'; es war ein Nagel zu ihrem Sarg, iſt richtig gleich darauf, zehn oder zwölf Jahre darnach geſtorben. — Die Geſchicht' mit dem Eulogi war aber eine furioſe und die größte Reiſe in meinem Leben, und darum will ich ſie Euch erzählen. Ihr wißt ſo nichts von dem damaligen Patriotenrummel. Die Freiheit und die Gleichheit iſt dazumal an allen Ecken geſtanden. Die Gleichen ſind die Geköpften geweſen und die Freien waren die, ſo die Andern köpften mit der Maſchine, damit's um ſo viel ſchneller ging. Und ſo zu ſagen, wie zwiſchen Thür' und Angel, hab' ich den Hals in der Gilletin' drinn gehabt, und es war kein Spaß nicht, zur ſelben Zeit; alſo: ſperrt die Ohren auf, und ſchenkt mir noch einen Tropfen ein! Nur zu, nur zu, das Glas hält mehr als das, und ich bin aufgelegt zu pappeln wie der gnädigen Frau Herrſchaft ihr grüner Krummſchnabel. Proſt! Jetzt ſoll's auf franzöſiſch zugehen!

---

*) Anwetten = einſpannen.

**) Coucher, dormir. — Die Haſen backen Brod, wenn die Wetternebel an den Bergen hängen.

***) Gut Leben machen = ſpielen.

Der Schneider-Eulogi.

Wenn ich Euch ſage, daß zwiſchen den Franzoſen unter der Kaiſerin Maria Thereſia und denen unter der Republik ein großer himmelweiter Unterſchied geweſen, ſo habe ich erſt noch gar nichts geſagt. Die alten Franzoſen ſind höflich' Leute geweſen mit Mannszucht und allerhand dergleichen; warum? die Offiziere haben Autorität gehabt, und Prügel hat's nur ſo geregnet, und von guten Familien waren die Offiziere, lauter Edelleute von Haus aus, und der Grand-Profoß hat mehr als einen Qu'est-ce-que-dit im deutſchen Reich aufgehenkt, weil er auf gut deutſch geſtohlen hatte — ich weiß nicht, wie man zu dem Ding auf franzöſiſch ſagt. — Aber die Çaira's, wie die zu uns herüberkamen, — potz Mord! das waren verzweifelte Kerle!

So ſind ſie an einem hellichten Morgen in Lichtenwald eingezogen, und ſobald ſie einmal dort waren, ſo haben auch wir ſie gehabt. — Sie hatten keine Schuhe.... »alloh, deutſcher Schuhmacher, ſchneid' zu!« Sie hatten keine Hoſen.... »alloh, deutſcher Bauer, gib Deine Leintücher her, und den Faden und die Scheer'!« Sie hatten keine Strümpfe.... »alloh, deutſcher Kreuzkopf, zieh' Deine wollenen aus, und lauf' baarfuß!« Sie hatten kein Geld, kein Brod, keinen Wein.... »alloh, deutſches Geſindel, Brod und Speck und Wein und Geld her, was Du haſt!«

Keine Prügel, keine Autorität, alles mit Gewalt.... ſo haben's die Patrioten bei uns gemacht. Ich bin noch mit einem blauen Aug' davon gekommen, und das Annele ſammt den Töchtern auch; ich hatte nämlich einen braven Nachbar auf dem Silzenhof überkommen, der ein biſſel franzöſiſch mit den Kerlen parliren konnte, und wo das Parliren nicht ſtrecken wollte, hat er wie beſeſſen gleich dreingeſchlagen. So hat er mir viel geholfen, und ſich ſelber ſeltſamerweiſe nichts geſchadet.... warum? die verzweifelten Kerle haben Reſpekt vor ihm gehabt, und wäre ſein Sohn nicht geweſen...! ach, ich und der gute Schindli-Jörg haben nicht die beſten Buben auf die Welt geſetzt...! was ſoll man da ſagen? Unſer Herrgott iſt Meiſter. Punktum.

Der ſeinige — des Schindli-Jörg Bub hat Sales geheißen, wie der meinige Michel. Kein gutes Haar an den Kameraden. Die Zeit hatte ſie verderbt, aber den Sales noch mehr als den Michel. Wer kann's glauben, daß dazumal viele junge Burſche auf dem Wald angefangen, es mit den Patrioten zu halten? Der Sales war von denen, und hat in den Wirthshäuſern randalirt, wie der Franzos, und an Kaiſer und Reich kein gutes Bißle gelaſſen. Hätt' er Kuraſche gehabt, er wär' mit den Çaira's in den Krieg gezogen gegen die eigenen Landsleute. Aber, hinter'm Schoppen Spektakel machen, und die eigene Haut dran ſetzen, iſt zweierlei. — Doch war dem Sales die Bauerſchaft zu ſchlecht, und er zog auf den Handel hinaus an den Rhein und wohl über den Rhein, und hauſirte mit Holz- und Geflechtwaaren hin und her. Erſpart hat er nichts; Alles von der Hand in's Maul und durch die Gurgel. Was geſchieht aber? Die Untreu' am Vaterland ſchlägt ihren eigenen Herrn, wie eine jede andere Ungerechtigkeit. So ging's dem Sales. Eh' ſich's der gute Mann, der Schindli-Jörg, verſieht, kriegt er einen Brief von drüben herüber, und in dem Brief ſteht: der Sales habe in der Trunkenheit zu Hausbergen ſchandliche Reden über das franzöſiſche Weſen geführt, und ſie hätten ihn bei'm Kragen genommen und in's Loch geſteckt, nämlich in den Thurm zu Straßburg. Und da ſitze er jetzt ohne Geld und Freunde, und es könne ihm an den Kopf gehen eher als nicht, wenn ſich der Vater und die Gemeinde nicht ſeiner annehmen wollten mit Fürſprach und Fußfall und allem, was drum und dran hängt. Der Sales hatte ſelber den Brief geſchrieben, und dabei vor und nach Gott gebeten, grad wie der verlorne Sohn.

Da war guter Rath theuer. Der Schindli-Jörg kam zu mir und heulte mir vor, und ich war mit ihm betrübt, weil er mein guter lieber Freund war. Mit dem Heulen und der Betrübniß ging's aber nicht vorwärts. Das Schreiben war auch nicht unſere Sach', und ſelbſt iſt der Mann eben zu jeglicher Zeit. — So ſagt der Schindli-Jörg: »Wenn Du mein guter Freund biſt, ſo läſſeſt Du mich nicht allein nach Straßburg gehen, denn ich muß ſelber hin, um meinen Buben, ſo Gott will, frei zu machen.« — Und ich ſag' darauf: »Wenn das Annele nichts entgegen hat, ſo mach' ich's ſo. Will's Gott, werden wir dort auch noch Menſchen finden, und unſer gutes Wort eine gute Statt.“ — Wißt Ihr, ihr Leute: dazumal war ich noch ziemlich jung, kaum ſechzig Jahr alt, und gerüſt und kreb zu allen Dingen. Der Michel war alt genug, um der Hofwirthſchaft vorzuſtehen. Er war ſo ſchon beſtimmt, einmal den Hof zu übernehmen, da die paar jüngern Brüder es ihm anheimſtellten und die Schweſtern ohnehin kein Recht darauf hatten. Daneben hatte er vom Muckenſchnapper viel Geld geerbt, wie Euch bekannt, und ſo war er denn vorläufig Herr und Meiſter bis zu meinem und des Annele Abtritt. — Dem Michel war's recht, daß ich verreiste. Dem Annele aber nicht. Das hat viel Lebestag im Haus abgeſetzt. „Gib Acht, Martin,“ hat ſie geſagt; „die Patrioten ſchneiden Dir den Hals ab, und was fang' ich dann an?“ — Faſtgar hab' ich nicht gewußt, was ich thun ſoll. Das Annele konnte ſich ja wieder hinterſinnen!

Aber der Schindli-Jörg hat's in's Reine gebracht. An ihm war ein Prediger verdorben und ein Galgenpater. Schwätzen konnte er, wie zuſchlagen, und auf das Schwätzen eben verließ er ſich, da er nach Straßburg verreiste. So hat er das Annele herumgebracht, und zwar mit vielen Zähren, aber nicht bös und grimmig hat ſie von mir Abſchied genommen. Ich hatte mir die Sach' leichter vorgeſtellt, als ſie war. Die Weiber haben allemal einen beſſern Merker, als wie Mannsleute.

Wir ſind den Rhein hinabgefahren auf einem Floß mit vielen Leuten, die nach Holland wollten, und bei Kehl haben wir wieder das Land unter die Füße genommen. Da waren wir mit einemmal in Frankreich drinnen. An den Soldaten und Zollwächtern und demjenigen Volk haben wir's gemerkt; nicht ſo an den Bürgern und Bauern. Sie reden ſchier gar ſo gut und ſchön deutſch, wie wir auf dem Wald, und haben auch landsmänniſche Geſichter, ſind nicht ſo ſchwarz und gelb von Haut und Haar wie die Parlewuh!

Ich weiß nicht mehr, ob wir Schriften bei uns gehabt haben, oder nicht. Kurz: ſie haben uns über den Rhein und in die Citadell' und in die Stadt hineingelaſſen; aber dreifarbige Kokarden mußten wir kaufen und an unſere Hüte mit Gluſen feſtmachen. Das war geſcheidt; drinnen lief Alles mit Kokarden; die Weibsbilder hatten die größten an ihren Hauben und Saumäglen, wie ſie zu Straßburg die Kappen von den Dienſtboten und Obſt- und Grünkrautweibern heißen. Was ſag' ich da nur von den Weibsbildern! Hat nicht ſelber der Münſterthurm, der lange Ticholi, eine Freiheitskappe aufgehabt, und weiß und blau und roth daran, daß man's ganz deutlich hat ſehen können?

Ihr Rebleute und Nachbarn! wer von Euch etwa in Straßburg geweſen iſt, der weiß von ſelber Stadt zu reden. Zu Baſel ſind wohl die meiſten von Euch ſchon geweſen.... ich nicht — aber es gibt doch keine ſchönere Stadt als Straßburg in der Welt. Eine Gaſſe an der andern, lang und breit und eng, wie man's haben will, Häuſer mit vielen Stockwerken, Wirthshäuſer an jedem Eck; keine Dunghaufen vor den Thüren, Laternen in der Nacht überall; friſch Brod alle Tage, und Soldaten mehr als Tage im Jahr. Ich weiß nicht, wie ſie jetzo ausſehen. Dazumal waren's verzweifelte Kerle. Gleich im Wirthshaus.... es heißt zum Rebſtöckel, liegt mitten in der Stadt, kömmt ſo ein Kerl auf uns los in einem blauen Rock mit roth eingefaßt, hat einen langen Schleifſäbel anhängen und auf dem Dreiſpitz einen großen rothen Federbuſch, ſilberne Ohrringe, zollbreit, in den Ohren, und auf dem Bandelier einen meſſingnen Schild. Der fragt allerhand kauderwelſch an uns hin, und der Schindli-Jörg ſagt ihm unſer Sach'. — — Was redet aber hierauf der Kerl? Er lacht uns in's Geſicht, und ſagt auf halbdeutſch: »Wenn der Burſch, von dem Ihr ſprecht, nicht geſtern gillotinirt iſt worden, ſo müßte ich ſehr irr ſein. Geht aber nur mit; ich führ' Euch in's Trockene.

Wir wollen mit ihm gehen; da kommt der Wirth und verlangt das Geld für unſern Wein. Wir bedeuten ihm, wir würden ſpäter zahlen, da wir bei ihm übernachten wollen. Er aber ſagt grob: »Wenn Ihr mit dem Bürger da geht, ſo kommt Ihr nicht mehr in mein Haus; darum zahlt nur immerhin und lebet wohl.« — Die Red' hat uns fürchten gemacht; aber da war nichts zu thun. Der verzweifelte Kerl trieb uns vor ſich her, wie ein paar Hämmel, und ſo kamen wir über den Paradeplatz. — Was ſteht da, ganz ſtumm, als hätt's noch kein Wäſſerle getrübt? Das verzweifelte Ding, blutroth angeſtrichen und vom Wachsthum eines ganz engen einſchläfrigen Galgens, wer ſchon einen geſehen hat.... und das Ding, ſagte unſer Schleifſäbelmann, das Ding iſt die Gillotin'!

Poz Sappermoſt: das hat uns einen Schreck in die Glieder gejagt!" „Ach,“ hat der Jörg geſeufzt, „es wird doch nicht Gott's Will' ſein, daß mein Sales auf der Patriotenfleiſchbank da hat ſeinen Kopf hergeben müſſen?“

Kaum hat er das geſeufzt gehabt, ſo ſchreit unſer ſauberer Geleitsmann ein paar meiſterloſe ſchmutzige Geſellen an, die gekleidet waren wie er — nur hatten ſie hohe Pelzkappen auf, und Sporen an den Stiefeln und Piſtolen in der Säbelkuppel — und wir hören, wie er ſagt: „Ihr ſeid Zeugen, Bürger, daß dieſe deutſchen Fürſtenknechte und Stockokraten die heilige Güllotine geſchimpft haben, als wär' ſie eine gemeine Metzig?“ — „Ja,“ ſagen die ſchnurrbartigen Kerle ganz frech, „wir ſind Zeugen, und marſch mit ihnen in den Thurm.“ — „Dahin führ' ich ſie gerade jetzo!“ verſicherte unſer Donnerskerl, und trieb uns wieder davon, weit hinter's Münſter, in's Jeſuitenkolleg. Aus demſelben hatten ſie einen Thurm gemacht, und ſaßen viele Menſchen, vornehme und geringe, darinnen, und da ſaßen wir gefangen wie ſie, und hatten doch gar nichts gethan. Der Schindli-Jörg war ganz hinter ſich fürſich*); ich dachte an das Annele und ſagte mir immer zu Gehör: „Wärſt Du doch daheim geblieben, Du dummer Maarte!“

Der Gefängnißwärter war ein guter Mann, zum Glück. Wir ſtanden nach unſerer Aufnahme in's Gefängniß als wie die Schafe bei einem Donnerwetter in einem Winkel, ſteckten die Köpfe zuſammen, und ſchämten uns vor den vielen Leuten, die im Gang hin und her liefen und uns neugierig betrachteten. Die Leute waren alle gefangen wie wir, aber doch ſchämten wir uns. Da kam der Gefangenwärter daher, ein ſtolzer alter Herr mit einem braunen Geſicht und kohlpechſchwarzen Augen, aber recht gutmüthig und leutſelig ſah er drein. — „Welcher von Euch heißt denn Schindli?“ hat er auf gut elſäßeriſch gefragt, und wie der Jörg ihm drauf antwortet, daß er ſich Schindli ſchreibt und auf dem Silzenhof bei Lichtenwald daheim iſt, ſo redet wiederum der Gefangenwart: „Es ſitzt bei mir Einer, der ſich grad ſo ſchreibt wie Ihr, und wenn ſelbiger nicht Euer Sohn iſt, ſo weiß ich nicht, warum er Euch ähnlich ſieht, als wär' er Euch aus dem Geſicht geſchnitten?“ — „Nun, ſo Gott will,“ hebt der Jörg an, „ſo wird's doch mein Bub' ſein, und den Sales haben ſie alſo noch nicht gillotinirt?“ — „Bereits immer noch nicht;“ antwortet der Herr mit dem Schlüſſel; „aber drunten ſitzt er im Gaſcho *), und ich hab' ihn ſelber hinunter geſetzt geſtern am Abend, weil er Händel angefangen und gerauft.“

---

*) Verwirrt, beſtürzt.

Nun ging's an ein Bitten und Betteln von Seiten des Schindli-Jörg, und der Jörg hat geſchwätzt wie ein Advokat, das muß wahr ſein, und hat richtig das Ding durchgedruckt, und der Sales hat aus dem Gaſcho herausgedurft, und im Stüble vor dem Herrn Bernhard, wie der Gefängnißwart hieß, haben ſich Vater und Sohn wiedergeſehen, viel geheult und lamentirt. Der Sales hat ſchon gemeint, wir kommen und bringen ihm Pardon, und hat ſich ſchrecklich verſtaunt, da er inne wurde, wir ſeien juſtement in der Gefangenſchaft wie er. — Der Herr Bernhard hat ſich indeſſen in's Mittel gelegt und geſagt: „Wenn Ihr für den jungen Burſchen da und für Euch ſelber etwas in's Werk richten wollt, ſo müßt Ihr Euch an den öffentlichen Ankläger wenden. Das iſt der Bürger Eulogi Schneider, und der iſt mehr als unſer Herrgott in Eurer Sach'.“

Dem guten Mann iſt kaum unſer Herrgott aus dem Maul gerutſcht geweſen, ſo wird er Euch weiß wie das Kätzl am Bauch, und ſagt fürchtig verſchrocken zu uns ganz heimlich: „Bringt's um Gotteswillen nicht aus, daß ich von unſerm Herrgott geredet habe! Der Nationalkonvent hat ihn abgeſetzt, und es könnt mir den Kopf koſten, wenn ſie wüßten, daß ich noch an den alten Herrgott halte. Wie aber ſchon geſagt: mit dem Schneider müßt Ihr Eure Sach' abthun. Er ganz allein kann Euch ſalviren, wenn er ſeine gute Stund' hat, ſowie er ganz allein Euch unter's Meſſer ſchicken kann, wenn's ihm grad im Strumpf iſt. Ich will Euch zwei Alte morgen bei dem Schneider in's Verhör melden; dann verſucht Euer Glück. Der Bürger Ankläger iſt ja ſelber ein Deutſcher und hat ſchon manchem Deutſchen aus dem Elend geholfen. Läugnet nur friſch ab, weshalb Euch der liederliche Kerl, der Euch in den Thurm geführt, anklagen wird. Der Kerl iſt bei der Propaganda und alle ehrliche Leute in Straßburg haben die faulen nichtsnutzigen Tagdiebe ſatt bis an den Hals.“

---

*) Cachot.

Ihr einfältiges junges Volk wißt freilich nichts von der Propaganda. Das waren verzweifelte Kerle, potz Merd! Eine ganze Armee von Hallunken, Franzoſen, ſo ſchlecht man ſie nur finden kann: das Auskehricht von Zuchthaus und Galleh. Im Land ſind ſie herumgezogen mit Flinten und Piſtolen, mit Schleifſäbeln und langen Meſſern, ja ſelbſt mit der Gilletin. die ſie herumführten, wie der Scheerenſchleifer ſein Rad. Wo nur ein ehrlicher Mann war, der's mit dem geköpften König hielt, da machten ſie's ihm abſolut wie dem König ſelber; Kopf ab ohne Federleſen. Daneben quartirten ſie ſich ein in allen Häuſern, wo es noch was zu beißen und zu ſchlucken gab; und dem jungen Weibsvolk ſtellten ſie nach wie die Drachen, und das junge Mannsvolk machten ſie zu Soldaten, und die Hausväter und die Hausmütter haben ſie geſchunden bis auf's Blut. Verzweifelte Kerle! Das ging noch über die Rothmäntler unter der Kaiſerin Maria Thereſia.

Daß ich recht bei der Sach' bleibe, ſo will ich alſo nur ſagen, daß wir richtig am andern Morgen zu dem Schneider-Eulogi geführt ſind worden, voraus ein Nationalreiter mit dem blanken Säbel, hinter uns drein wieder einer mit geſpanntem Hahn, aber neben uns der gute Herr Bernhard; Gott tröſt' ihn! ein braver Mann, obſchon ein dreifarbiger Franzos.

In dem Schneider-Stüble ſah es aus, faſtgar ſchlechter als in dem Seminar, wo wir gefangen gehalten wurden. Potz Sappermoſt! da hätte das Annele den Beſen geführt! Alles war ſchmutzig und finſter und wüſt. Aber das Wüſteſte im Stüble war bereits allerwege das Geſicht des Eulogi ſelber. Stellt euch vor: es iſt merkwürdig, wie unſer Herrgott zu Zeiten den Menſchen auf's Geſicht hinſchreibt, was ſie ſind. Der Schild »zum Adler« in Lichtenwald iſt nicht verſtändlicher, und der Bierzeiger vor'm Hanſen-Seppele ſeinem Bierſchank iſt nicht deutlicher, als das Geſicht eines ſchlechten Kerls, oder eines dummen Kerls, oder eines hochmüthigen närriſchen Tropfen. Hat einer eine krumme Naſe und dünne Lefzen, ſo iſt ihm im Handel nicht zu trauen; hat Einer einen dicken Schmecker im Geſicht und darunter ein geſchwollenes Maul, ſo iſt er der Völlerei und dem Weibsvolk in Unehren zugethan; rothe Haare ſind falſcher und zorniger Natur; Kruſſelköpfe haben eine kurze Geduld.... und, damit ich bei meiner Red' bleibe, ſo hatte der

Schneider-Eulogi eins von den ſchlechteſten Geſichtern, die in der Welt angetroffen werden können. Potz Mord! es iſt mir lang im Traum vorgekommen, ſo gut hatt' ich mir's gemerkt!

Auf dem kurzen dicken Kerl ſaß ein dicker Schädel mit feiſten Backen; aber ſie waren grau wie Blei und hatte der Teufel darauf brav Erbſen gedroſchen, ſo blatterſtippich waren ſie. Um die Naſe herum ſaßen aber rothe Flecken; kamen vom Trinken. Seine Augen waren klein und graugelb, etwas roth eingebändelt, und die Augenbrauen roth und die Haare auf dem Kopf ſchwarz und kurz verſchnitten, wie an einem Zuchthäusler. Ein verzweifelt wüſter Kerl in einem blauen Ueberrock und einen dreifarbigen Bändel um den Hals; zwei Piſtolen vor ihm auf'm Tiſch, und ein Krug Bier oder Wein. — »Wer ſeid Ihr und was wollt Ihr?« fuhr er uns an auf Teutſch mit einer ganz ausländiſchen Sprache.

Daß ich nichts geredet habe, das verſteht ſich von ſelber; der Schindli-Jörg hat dagegen unſern Advokaten machen wollen, und hat angehoben: »Sie werden verzeihen....« oder ſo etwas.

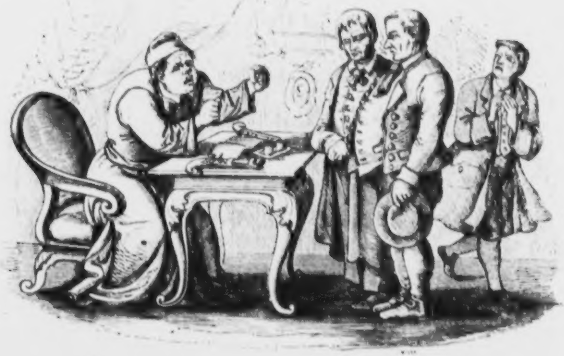
Springt aber auf einmal der Eulogi in die Höhe, ſchlagt mit Fäuſten auf den Tiſch, und ſchreit in uns hinein: »Wollt Ihr gleich »»Du«« zu mir ſagen, Ihr Böſewichter? Wißt Ihr noch nicht den Brauch in der franzöſiſchen Republik? Ihr verdient meiner Seel', an die Gillotin' zu kommen, ihr ſchlechtes Geſindel von Ausländern! Ich weiß ſchon, daß Dein Bub' im Thurme ſitzt, und nächſtens wird er an die Reihe kommen, den Kopf zu verlieren; auch weiß ich, daß Ihr beide geſtern die heilige Gillotin' geläſtert habt; das bringt Euch um den Hals; verſtanden?«

Nun: wir verſtanden recht gut. Unſer braver Bernhard wollte für uns einen Fürſpruch wagen, aber der kam ſchön an. »Bekümmere Du Dich um Deine eigene Sach'!« brummte ihn der Eulogi an; »Du ſteh'ſt ohnehin ſchon auf dem ſchwarzen Zettel! — Was macht Ihr aber hier zu Straßburg, ihr deutſche Landſtreicher?«

Der Jörg hat noch einmal angehoben mit Reden, und hat ſich extra zuſammengenommen. Er hat geſprochen, wie nur ein Vater für ſein Kind reden kann, und der wilde Dickkopf hat ihm endlich aufmerkſam zugehört, und immer aufmerkſamer, und ich hab' geglaubt, jetzt ſei ſchon Alles gewonnen. — Aber auf einmal — er redete juſtement von unſerm Herrn Pfarrer, der uns zu der Reiſe gerathen, und dabei geſagt, in Straßburg ſeien auch noch menſchenfreundliche Seelen zu finden — auf einmal muß leider dem Jörg einfallen, die Worte hervorzubringen: „Wir zweifeln auch nicht, Bürger, Du werdeſt uns und dem armen jungen Sales, der im Rauſch geredet, woran ſein Herz nicht gedacht, um ſo eher gnädig und barmherzig ſein, als Du ja ſelber ein geiſtlicher Herr biſt, wie wir gehört haben, und als . . . .“

Jetzt möcht' ich nur das Donnerwetter beſchreiben können, potz Krautſalat! was jetzt losgebrochen iſt. Ich mein', er wird aus der Haut fahren, der Eulogi. Iſt er dem Jörg über's Maul gefahren! — „Ihr unverſchämte ſtokratiſche Bauern!“ hat er geſagt; „welcher Satan gibt Euch die Schandreden ein, die Ihr gegen mich führt? Ich ein Pfaff, ich ein Leutbetrüger? Hab' ich darum die Kutte und Alles weggeworfen, um mich noch jetzo als einen Götzendiener verſpotten zu laſſen? Bin ich umſonſt Bürger, Republikaner und öffentlicher Ankläger geworden, daß Ihr keinen Reſpekt vor mir habt? Wart, Euch will ich's köcheln! Morgen muß ich leider auf's Land, um die Verbrecher, die's mit den Kaiſerlichen gehalten, mit Rumpf und Stumpf abzumähen; aber in zehn bis vierzehn Tagen bin ich wieder hier, und dann ſollt Ihr die Erſten ſein, die vor's Revolutionstribunal kommen! Ich ſelber will Euch zurecht machen. Ihr ſeid reif für die Gilletin'. Marſch zurück in's Gaſchob!“

Wir machten, daß wir davon kamen. „O weh, was habt Ihr angeſtellt?“ fragte uns der Bernhard, der käsweiß im Geſichte geworden war. — Aber es war nun einmal verderbt, und nicht mehr zu beſſern. Sales heulte ſich halb todt, da er von dem Unglück hörte. Die andern Gefangenen ſtanden truppweiſe um uns her und fragten uns aus, und bedauerten uns. Draußen in der Stadt getraute ſich kein Menſch, das Maul aufzuthun; in der Gefangenſchaft waren ſie zehnmal freier, als in der Freiheit. Aber Troſt haben ſie uns nicht an's Herz geredet. Wenn wir anhoben zu ſagen, der Schneider-Eulogi werde doch wohl zu menſchlicheren Gedanken zurückkommen, und wir ſeien ja allzumal unſchuldig, wie neugeborne Kinder, . . .



Schneider Eulogi. (S. 91.)

da ſchüttelten Alle die Köpfe, und ſagten uns das Uebelſte voraus. — Potz Mord! was für Hiſtorien bekamen wir da zu hören, daß uns die letzte Kuraſche in die Stiefel fiel!

Da ſagte Einer, der Schneider könne nichts weniger leiden, als wenn man ihn an ſeine geiſtliche Zeit erinnere…! ich glaub's wohl; das haben die Gewiſſensbiſſe gemacht. Dann ſagte ein Anderer: »Der Schneider ſei grauſam und blutgierig von Natur, wie ein Wolf oder ein Fuchs, und er vergebe eine Beleidigung nimmermehr.« — Wieder Andere ſagten: »Kein Menſch treibe mit den zum Tod beſtimmten Leuten mehr giftigen Spott wie er.« Hat er nicht einmal in Oberehnheim die Köpfmaſchine vor das Haus einer alten Frau führen laſſen, und derſelben geſagt, »ſie müſſe ſterben, weil ſie zu den Kaiſerlichen halte?« Und als hierauf die Tochter der Frau zum Himmel aufgeſchrieen, ſie könne ſich nicht von ihrer Mutter ſcheiden laſſen — hat er nicht hierauf wie ein Teufel geſagt: »Dein Gebet iſt zu ſchön und macht Dir zu viel Ehre, als daß Dir nicht nach Deinen Worten geſchähe?« Hat ſie köpfen laſſen mit der Mutter. — Ein andermal — zu Epfig iſt's geweſen, iſt er mit ſeiner Rotte dem Friedensrichter in's Haus gerückt, und hat geſagt: »Ich will mit Dir kollazen.« Der alte Mann hat hergeſchleppt, was Küch' und Keller hielten. Gegeſſen haben ſie, was gut und theuer; gebürſtet haben ſie dazu den vornehmſten Wein. Und wie der alte Friedensrichter noch einmal viele Flaſchen aus dem Faß gezogen, worauf die ſchwarze Katz ſitzt, nämlich aus dem beſten, ſo fragt ihn der ſchlechte Eulogi: »Bürger Kuhn, haſt Du noch viel von dieſem Wein?« Soff dabei einen Stiefel aus auf einen Zug. Da ihm alsbald der Friedensrichter antwortet: »Ich habe noch davon, und was ich habe, iſt zu Deinen Dienſten!« ſo ſagt ihm der Unmenſch mit lachendem Geſicht: »So trink' geſchwind Deine Flaſche aus, denn es iſt Dein letzter Trunk!« — Zeigt ihm durch's Fenſter die Köpfmaſchine, die ſchon ihr blutig Maul aufſperrt, und ehe noch der gute alte Mann recht weiß, ob der Dickkopf Ernſt oder Spaß gemacht, haben ihn die Schindersknechte hinuntergeführt, und eh' man ein Vaterunſer betet, war der alte Kopf herunter.

Stehn Euch nicht die Haare zu Berge, Ihr Rebleute und angeſeſſene Nachbarn? Schenkt mir das Glas voll, daß ich die leidige Erinnerung hinunter ſchwemme. Viele gute Stunden in meinem Leben hab' ich vergeſſen, als wären ſie nicht da geweſen; ſelbige elende und furchtſame Tage wollen mir nicht aus dem Kopf. Der Sales iſt ein paar Wochen lang immer wie im Fieber dagelegen, iſt auch nachher ein armer Siech geworden. Sein Vater jedoch, der noch ſchöne braune Haare in den Thurn gebracht, iſt darinnen weißer geworden, als ich ſelber es heute bin. Meine Sorge war nur, ob das Annele es wohl ertragen möchte, wenn ihr geſchrieben würde, daß mir die Franzoſen ein kläglich Ende gemacht?

Mit all' dem war's ein Glück, daß der Schneider-Eulogi im Elſaß auf's Köpfen gegangen war, und daß während deſſen das Revoluztribunal ſich faule Tage machte. Wir alle drei ſteckten ſo gut als im Sack und ein heimlicher Geiſtlicher, der im Seminar ſaß, und ebenfalls auf ſein End' wartete, hatte uns ſchon Beicht gehört und abſolvirt. So laßt ſich unſer Herrgott überall finden, ſelbſt mitten unter den Franzoſen, die gar nichts mehr von ihm wiſſen wollten. Darüber wär' nun freilich viel zu reden, damit ich aber bei der Stanz' bleibe, ſo will ich nur gleich erzählen, wie's uns ferner ergangen iſt. Wo bin ich nur ſteh'n geblieben? Beim Schneider . . . oder bei unſerm Herrgott? Ja ſo; jetzt fallt mir's ein! — Es war an einem Abend — wir hatten eben unſer Kommisbrod gegeſſen und ſollten ſchlafen gehen, ſo ſtreicht der gute Bernhard an uns vorbei und ſagt betrübt: „Der Bürger Schneider iſt wieder in der Stadt; er hat zu Barr oder Brumt eine Frau genommen, und iſt herein getriumphirt, ſtolzer als je zuvor. Macht Euch alſo bereit. Ihr Leute, jetzt wird's leider an Euch kommen." — Unſern Schrecken kann ſich ein Jeder vorſtellen; aber . . . wie wunderlich! wir waren wohl zufrieden, daß unſre Sach' zu Ende geh'n ſollte. In der Gefangenſchaft iſt's eben langweilig und elend, man mag es anfangen, wie man will. — „Vielleicht holen ſie uns morgen ſchon!" ſagte der Jörg, indem er ſich tief in's Stroh ſteckte; warum? es machte ſchon ſträflich kalt. — „Mir iſt's gleich!" hat ihm der Sales geantwortet. Und ich hab' darauf geſagt, „mir iſt's ebenfalls präzis gleich, und Gott ſegne nur mein Annele und meine Kinder!" — Bin auch wie verhext gleich eingeſchlafen und habe ſo fortgemacht bis an den hellen Morgen, da die Gefangenknechte unſre Thüre aufſperrten, um uns in den Hof und in die Gänge heraus zu laſſen. Herr Bernhard war da, um ſeine ganze Heerde abzuzählen und da er an uns vorbei ging, ſagte er heimlich, aber frohmüthig zu uns: „Seid getröſtet; der Eulogi iſt heut Nacht ſelber gefangen geſetzt worden. Er ſitzt im Militärgefängniß, und gewißlich wird's ihm ſchlimm gehen. Seine Kameraden, die Räuber und Mörder und Leutſchinder, verſtecken ſich überall, und ich erwarte von Stunde zu Stunde den Befehl, diejenigen frei zu laſſen, die der Eulogi auf ſeine Gefahr hier eingeſetzt hat.“

Richtig ſind nicht lange darauf ein paar Herren Offiziere daher gekommen, und einer mit einer großen dreifarbigen Binde um den Leib und haben unſern Namen im Buch ausgethan und haben uns drei nebſt noch ein paar Duzend andern Herren und Frauen aus dem Thurn in die Freiheit entlaſſen. Wir bekamen ein Jeder ein Stück Papier — wird unſer Laufpaß geweſen ſein — und den Befehl, unverzüglich wieder dahin zurückzukehren, von wo wir gekommen waren.

Sappermoſt! wir haben uns nicht lang bitten laſſen; aber wer ſich in der Stadt verirrte, das waren wir, ſo kamen wir in ein großes Gedränge, in ein Menſchenſpiel, daß es nicht zu ſagen iſt, und das Volk lief alles nach einer Seite hin, und wir liefen mit, theils aus Neugierde, theils weil wir nicht aus dem Spektakel hinaus konnten.

Ehe wir etwas davon merkten, waren wir wieder auf dem Paradiplatz, und da ſtand noch immer das blutrothe Handwerkszeug, womit die Franzoſen einander köpfen, und um dasſelbe liefen alle die vielen tauſend Menſchen zuſammen. Der Jörg ſagte: „Da kriegen wir was zu ſehen!“ und der Sales: „Es iſt beſſer, als wenn wir durch das rothe Fenſter ſchauen müßten!“ Und ich: „Wir wollen uns nicht gar zu lang aufhalten. Beſſer draußen als drinnen, beſſer drüben als hüben.“

Und als wir durch all den Lärm an die Gilletin vorkamen bis auf etwelche fünfzig Schritt . . . . was haben wir da geſehen? Unſern wüſten Dickkopf ſelber, den Schneider-Eulogi, der auf das Gerüſt hinauf gezogen wurde und ein Geſicht machte zum Erbarmen. Die Straßburger lachten und pfiffen und klatſchten in die Hände. Es war eine Freude und ein Vergnügen im Volke. Sie merkten gar nicht, daß es kalt herunter regnete vom Himmel, als fiele lebendiges Eis auf die Erde. Aber der

Schneider-Eulogi mußte ſeinen blauen Rock ausziehen, und ich meinte, es würde ihm jetzo der Hämmerling an den Hals geben; doch war dem nicht alſo. Sie haben ihn nur mit Stricken an die Maſchine angebunden und ließen ihn ſtehen, zum Spott und zur Schande, ich weiß nicht wie viele Stunden lang. Wir machten uns darüber von dannen, und kamen glücklich im lieben Vaterland wieder an. Später hat mir der Schulmeiſter erzählt, ſie hätten dem Schneider zu Paris ſein Recht angethan. Meinetwegen! wo er jetzt ſitzt, möcht' ich nicht ſitzen. Tag aus, Tag ein wird er wärmer haben, als uns allen miteinander im heurigen Sommer geweſen iſt; und der kühle Wein, der uns erfreut, wird ihm fehlen in Ewigkeit. Amen. So wie ich eben ſage: unſer Herrgott iſt Meiſter, und das iſt recht.

Hört Ihr aber, wie es auf dem Schloßthurm läutet? Es iſt eilf Uhr, bei'm Eid, und Zeit, in's Bett zu liegen. Zuvörderſt aber wollen wir die Geſundheit trinken von demjenigen Herrn Bernhard zu Straßburg, der als ein alter Ehrenmann geſtorben, und ohne Zweifel jetzo einer der ſchönſten Engel geworden iſt! Und auch das Annele will ich leben laſſen: ſie iſt ein gutes Menſch geweſen, und gerade nur ihr Kopf war verzweifelt bös. Ach Gott, wie hat das arme Weib ſich abgeplagt und zerheult und ſchier wiederum hinterſinnt, da ich zu Straßburg zwiſchen Leben und Tod ſaß, und wie fröhlich hat ſie mich wieder aufgenommen in ihre getreuen Arme! Ich bring's dem Annele! — Potz Mord! Was für eine Freude iſt in unſerer Gemeinde geweſen, da ich zurück kam mit dem Schindli-Jörg und mit dem Saleſi! — Nur mein liederlicher Bub', der Michel, hat mich nicht mit guten Augen angeſehen. Es wäre dem elenden Tropf ein rechtes Freſſele geweſen, wenn ich . . . doch will ich mich nicht heute an dem ſchlechten Kerl ärgern. Unſer Herrgott wird ſchon, was recht iſt, mit ihm gemacht haben. Geht jetzt heim, Ihr Leute, ſo wie ich; morgen iſt der letzte Tag, morgen um dieſe Zeit ſtehen die Reben kahl, aber wir wollen fröhlich zuſammen ſitzen wie heut' und uns der ſüßen Gottesgabe freu'n, als wär's das letztemal.

III.

Wie der alte Martin vorausgeſagt, war's geſchehen. Am nächſten Abend war die Arbeit im Weinberg gethan, und luſtige Geſänge der auf Koſten der freigebigen Herrſchaft ſchmauſenden Arbeiter begrüßten den Abendſtern. Unter die Fröhlichen hatte ſich der Schloßherr gemiſcht, und bald nach ihm erſchien auch die Frau vom Schloſſe, begleitet von ihren Söhnen. Ihre Gegenwart ſtörte nicht, ſondern belebte vielmehr das Feſt. Der alte Martin, den muthwillige Hände mit einer Krone von Reblaub geſchmückt hatten, hielt eine Anrede an die geliebte Herrſchaft, und ſprach lang und breit von dem vielen Guten, das ſie geſpendet, in dieſem ſchon vom Himmel ſo überaus reichlich geſegneten Gau. — Die Baronin wollte ihm öfters in die Rede fallen, aber der Alte gab — um ſeine Sprache zu reden — nicht luck, und ſagte unter anderm:

„Wenn ich etwa heut nicht ſo ganz bei der Stange bleiben ſollte, ſo nimmt's die Herrſchaft gnädigſt nicht in Uebel auf, weil ich die ganze Nacht hindurch, nämlich die paar Stunden lang, als ich alter Kerl zu ſchlafen habe, in ſchlimmen Träumen gelegen bin. Mir iſt zwar nicht der blutige Eulogi vorgekommen, von dem ich geſtern erzählte, aber leider Gottes mein Michel; wie ein Geſpenſt iſt er mir vor Augen geſtanden und auf meiner Bruſt geſeſſen wie ein böſer Feind, und hat mich nicht zur Ruhe kommen laſſen. Darum bin ich alter grauer Menſch heut müd und matt, und bringe etwa hinterfür vor, was ich ſonſt gradaus vernünftig herausgeſagt hätte. Die gnädige Herrſchaft — bei den Rebleuten und Taglöhnern, Knechten und Mägden entſchuldige ich mich gar nicht — die gütige gnädige Herrſchaft hat ja bis daher ſo viel Geduld mit dem alten Maarte gehabt und ihm ſo viele Wohlthaten erwieſen, daß ſie ein ſchwaches Wort von ihm nicht hoch anſchlagen wird. Alter Kopf wird eben ſchwindlich. Aber . . . was wahr iſt, iſt wahr: in meinem Herzen ſteht viel klarer mein Dank für den Herrn und die Frau geſchrieben, als ihn meine konfuſe Zunge herunterleſen kann. Wir trinken alle miteinander des gnädigen Ehepaars Geſundheit, und dreimal hoch! und auch die jungen Herrlein ſollen leben daneben!“

Die Fenſter erzitterten von dem Geſchrei der Trinker, und der Schloßherr hatte Mühe, ſie endlich zu ſchweigen. — „Merkt Euch,“ fuhr Martin zu den Zuhörern fort, „was für ein Unterſchied iſt zwiſchen einem edelgebornen und menſchenfreundlich aufgezogenen Herrn und einem groben Schroll, der zum Glück gekommen iſt, er weiß nicht, wie? Ich hab' vielerlei durchgemacht. Zu meiner Zeit hat's noch da und dort im badiſchen und öſterreichiſchen Land Leibeigene gegeben, mit denen ihre Herren gemacht haben, was ſie wollten. Das iſt ſetzo nicht mehr ſo. Es lebe die Kaiſerin Maria Thereſia und der Kaiſer Joſeph und der Markgraf Carl Friedrich! Den letztern hab' ich geſehen einmal, ſo wie ich Euch ſehe und die gnädige Herrſchaft. Er ſoll ein kreuzbraver Herr geweſen ſein. Die Güte ſchaute ihm überall aus dem Angeſicht. Er war freilich angezogen wie ein Offizier, Steifſtiefel und Degen und einen Federhut; aber dabei war er doch der liebe Friede mit Jedermann und ſeine freundlichen Augen ſagten zu Jedermann: Fürchtet euch nicht; ich mein's ja nur gut mit euch. Schade, daß der friedliche Fürſt hat Krieg führen müſſen; aber Krieg war dazumal in aller Welt los, und die verzweifelten Kerle, die Franzoſen, anfänglich unter der Republik und hernach unterm Bonebard . . . wo haben dieſe Ruh' gegeben und Fried' gehalten? Ich kann davon viel erzählen — den Bonebard hab' ich, ſauber auf Papier gemalt, ſelber gehabt. Doch war er nicht mein Mann, und wenn ich ihn jemals in der Perſon geſehen hätte, ich wollt's ihm geſagt haben! Dafür waren viele auf dem Wald und meine Nachbarn, die hielten zu ihm, als wär' er ein Deutſcher geweſen und ein Mann wie der Kaiſer Joſeph oder der Markgraf Carl Friedrich. — Hat's doch einer zu Langenſchnirchlingen — 's liegt nicht weit von Lichtenwald und meinem Ort — ſich ſo eingericht' und aufgericht't, daß Jung und Alt ihn bald den Bonebard genannt haben? Und — wenn's recht iſt, erzähle ich etwas von dem hoffärtigen Bauersmann. Meiner Treu', es hat ſeine Sach: Steck' den Bauer in Sammt und Seide, immerdar wird ſein ſchmutziger Stiefel daraus hervorgucken. Ach, mich hat derſelbig' Mann vollends um meinen Sohn Michel und in die größte Bekümmerniß gebracht. Darum will ich — Euch, Ihr Leute, zum Frommen und zur

Lehr', und der gnädigen Herrſchaft zur Ergötzung etwas kurzes berichten von dem

Bonebard von Laugenſchuirchlingen.

Sein Vater iſt ein armer Mann geweſen und ſeine Mutter hat nicht den Kreuzer gehabt. Auf den paar Aeckerlen ſeiner Eltern, wo mehr Steine als Haber gewachſen ſind, hat er nicht viel von der Landwirthſchaft lernen können, und zu hochmüthig war er, um bei einem rechten Bauer in Dienſt zu gehen. Was hat der Peter alſo gethan? Zuerſt hat er Lichtſpäne geſchnitzt, und alsdann Mausfallen gemacht und endlich hat er ſich bei einem Schweintreiber als Knecht verdungen, iſt mit den, mit Verlaub zu reden, Schweinen nach Freiburg und in's Unterland gezogen und — wie man zu ſagen pflegt — auf dem Roß wieder heimgekommen. — Wer das Räthſel errathen hat, wozugegen und auf welche Weiſe der Peter zu ſeinem vielen Geld gekommen iſt, hat eine gute Naſe gehabt. Ich hab' mir's niemals vorſtellen können. Ein Theil hat geſagt, der Peter hätte auf dem Röttler Schloß einen Schatz von alten Thalern gefunden; ein Theil hat gewollt, es ſei ihm ſein Reichthum vermacht worden im Teſtament von einem Schweinehändler aus Ungarn, der ohne Kind und Kegel zu Freiburg im Wirthshaus zu den ſieben Todſünden weggeſtorben; Andere haben dagegen gemeint, die Mutter des Peter habe eine geheime Kunſt gekonnt und ihm das Geld zuſammen gehext. Die Alte war verrufen, als könne ſie das Wetter machen und dergleichen; iſt auch mit ihrer Leiche ſchier kein Menſch gegangen. Ich glaub' dagegen nichts Böſes von ihr; warum? Ich denk' wohl, ſie hätte ſich ſchon in ihre eigne Haushaltung Geld gezaubert, wenn ſie gewußt hätte, wie die Sach' anzuſtellen ſei. Aber, daß ich die Wahrheit ſage, ſo hat ſie allerlei an ſich gehabt, das einem Chriſtenmenſchen nicht gefallen konnte: ſie war bös, ungattig, neidig und nachträgeriſch, wenn Jemand das Unglück gehabt hat, ihr zuwider zu ſein. Sie hat deßwegen viel Wohlthaten genoſſen, weil's die Leute mit ihr nicht verderben wollten; aber bei ihr hat nichts gefuhret, wollte nichts gedeihen. Sie iſt ihr Lebtag, auch nachdem der Peter ſchon mit ſeinem Reichthum aufgezogen war, ſo elend und kripplich und alt geweſen, daß es Einen dauerte. Ueberhaupt haben die älteſten Leute ſich nicht beſinnen können, daß die Urſel irgend einmal jung geweſen; und doch, wenn ſie noch lebte, würde ſie nicht viel älter ſein als ich. aber ſie iſt ſchon lang geſtorben .... es war', denk' wohl, um die Zeit, da der Kaiſer Napolion in die Mode gekommen iſt. Die Urſel hat mir viel Herzeleid gemacht, noch mehr als ihr Peter Bonehard, und mein Michel iſt durch ſelbige Leute noch mehr verderbt worden, als er ſchon vorher geweſen.

Ihr werdet fragen, wie ich denn mit meinem Michel an den Peter und an die Urſel gekommen bin, da doch Langenſchnirchlingen ziemlich weit von unſrer Gemeinde, vom Herrenberger Hof und von Lichtenwald iſt? Das wird ſich aber alles finden, denn eben das iſt die Geſchichte. Der Peter war ein verzweifelter Kerl, potz Mord! Wenn er ſo daher kam in ſeinem blauen Tſchoben, ſeinem langen Bruſttuch mit lauter Zwanzigern ſtatt der Knöpfe beſetzt, in ſeiner kurzen Hoſe von Sammet und in den blauen Strümpfen und Schuhen mit Silberſchnallen .... es war, bei'm Eid, eine Pracht! Von Leib ſah er ganz ſtattlich aus, behäb, und wohl feiſt, mit aufgedauſten Backen und weite Naſenlöcher, als wie zu Breiſach an der Feſtung die Kanonenſcharten geweſen. Da ich ihn kennen lernte, leider Gottes, war er natürlich nicht mehr ein heuriges Häslein — er hatte ein Mädle von zweiundzwanzig Jahren und war ſchon Wittwer — aber dennoch hätte man für jedes weiße Haar auf ſeinem Kopf eine Dublone bieten dürfen, und man hätte keines gefunden. Ganz käſtenbraun', ſag' ich Euch, und ſtarke Zotteln wie ein Löw', wer ſchon einen geſehen hat. Ich habe leider noch keinen zu Geſicht gekriegt, aber faſt gar hätt' ich einmal zu Freiburg eine Löffelgans für Geld ſehen können, wenn ich nicht unglücklicher Weiſe um einen Tag zu ſpät gekommen wäre. Von den andern reißenden Thieren, die ich kenne, haben mir jederzeit die Affen am beſten gefallen, obſchon ich auch nicht den grünen Raben von unſrer gnädigen Frau Herrſchaft verachten will. Freilich iſt der Papper mit dem alten Martin nicht ſöllig höflich und leutſelig. So oft ich auf ſeinen Käfig zumarſchire, bludert er ſich auf, und ſchreit „Spitzbub', Spitzbub'!“ was er nur aus ſeiner Gurgel herausbringen kann. Da könnte er aber viele andre Leute mit „Spitzbub'“ anrufen, als gerade nur den alten Martin, der in ſeinem Leben nichts Schlechtes getrieben hat. Ich will nicht ſagen, auf wen ich das rede; es gehen aber dann und wann bei unſrer gnädigen Herrſchaft, die ſo gut und freigebig iſt, Herren aus und ein, denen auf dem Geſicht noch weniger Gutes geſchrieben ſteht, als dem Peter Bonebaard von Langenſchnirchlingen.

Nicht für ungut, aber ich hätte bald auf den ganzen Peter vergeſſen, und er war doch ein verzweifelter Kerl! Alſo, daß ich's nicht bei mir behalte, ſo kommt das arme Peterle als ein reicher Petrus eines Tags heim, und kein Menſch weiß wozugegen und woher der Reichthum. Ich hab' mir dabei mein Theil gedacht; Notabene! mir iſt der Melcher dabei eingefallen, der auch einmal mit einem reichen Sautreiber in den Wald gegangen iſt, und iſt nur einer von ihnen wieder herausgekommen, und derjenige war nicht der Sautreiber, ſondern der Melcher mit des Sautreibers Geltgurt. — Da hab' ich dem Peter wohl unrecht gethan; aber was fällt einem Menſchen nicht ein, wenn ein armer Schelm auf einmal mit Geld in allen Säcken heimkommt, und ſagt abſolut nicht, woher er das Geld hat? Da paſſen freilich dann alle Ohren auf, und die Mäuler ſchwätzen links und rechts und kreuzweis und überzwerch, und alle Nachbaraugen ſpioniren dem reichgewordnen Menſchen durch alle Fenſter hinein bis in den tiefſten Keller. Man kann's, ſag' ich, den Leuten gar nicht übel nehmen. Aber was der Peter gleich zuerſt gethan hat, da er wiederum den Fuß als ein reicher Bauer in die Heimath geſetzt, das war ein Biedermannsſtück, und hat aller Welt wohl gefallen. Die Sache iſt ſo: Der Peter hatte, bevor er auf den Schweintrieb ging, in ſeinem Ort einen Schatz gehabt: des Nachtwächters Tochter, ein blutarmes Ding, und nicht einmal ſchön von Angeſicht, wie ich mir habe ſagen laſſen. Da hatte ſich denn Armuth zu Armuth gethan, und war daraus ein kleines Maidſchi geworden, das wohl ſchon vier Jahre alt ſein mochte, als der Peter aus der Fremde kam. Was aber iſt ſein Erſtes? Geht er nicht hin und heirathet hollops des Nachtwächters Mädle und macht er nicht zugleich ſein Kind, die Roſemarie, ehrlich von Kopf bis zu Fuß? Sappermoſt! die Roſemarie iſt ein bildſchön Gewächs geworden, und wenn ich noch an ſelbige Zeit zurück denke, wo der Michel ſich in das Menſch vernarrt hat .... wie ſchön und anmuthig das Mädle anzuſehen war, ich möcht's dem Michel ſchier nicht verdenken, wenn auch ſelbige Liebſchaft und Hochzeit mich um Alles gebracht hat: um meines Sohnes letzte Lieb', um ſeinen letzten Reſpekt vor Vater und Mutter, das Annele um's Leben, den alten Maarte um alle Freud', um all' ſein' Sach', um ſein letztes Obdach, um den letzten Pfülben für ſein Haupt, und endlich den Michel ſelber um Haus und Hof, um Acker und Wald. — Schenkt mir geſchwinde noch das Gläslein voll. Der ſüße Wein macht vielleicht meine müden Augen wacker; wie geſchwinde aber auch Ihr den Wein einſchenkt, dennoch fallen mir ein paar Thränentropfen hinein."

Nachdem er getrunken, fuhr der alte Martin, da die Zuhörer alle bewegt ſchwiegen, weiter fort: „Jetzt müßt Ihr euch eben vorſtellen, daß viele Jahre vergangen ſind, ſeitdem der Peter heimgekommen. Er hat ſeines Vaters Hütte zu einem kleinen Schlößl umgewandelt; der Alte hat's nicht lang profitiren können; aber die Urſel iſt friſch und lebig geblieben. Der Peter hat viel angekauft an Wald und Wieſen und Ackerfeld. Endlich hat er den ſtattlichen Hof ſammt Zubehör erſtanden, der einen ſtarken Büchſenſchuß hinter Langenſchnirchlingen liegt, und vor Zeiten dem Kloſter St. Peter auf dem Wald gehört hat. Man hat ſelbiges Hofgut nur die Pfaffenwaid geheißen, und, potz Krautſalat, die geiſtlichen Herren hatten's nicht übel getroffen mit der ſchönen Waid, die über und über mit Holz beſtanden war, woraus der Peter viele tauſend Klafter gehauen. Ein Hof wie ein Schloß, und daneben ein See, voll von Fiſchen, und aus dem See lauft ein Bach, der, ich weiß nicht wie viele Mühlen treibt: Säg'- und Schneidmühlen, Stampf- und Walkmühlen, und Mühlen für das liebe Brod, eine oder zwei. Und die Felder! Das ſchönſte Erdreich weit und breit. Von der Waid hat man auf vier oder fünf Gaſſen zu den Aeckern des reichen Peter fahren können; im Walde hatte er Jagd und Hahnenfalz, juſtement wie unſer Großherzog. Wie viel Morgen ſeine Matten hatten, weiß heut' noch niemand; aber noch zahlreicher war ſein Viehſtand, und der Segen lag auf all' ſeinem Vieh. Ich hab' noch viel von dieſem Peter und ſeinem Wohlſtand zu berichten — jetzt fallt mir's g'rad nicht ein, aber es wird ſchon kommen nach und nach. Nur ſo viel noch, daß über all' dem Reichthum des Pfaffenwaidpeters Frau geſtorben iſt; auf dem Todbett hat ſie noch geſagt, daß ihr viel wöhler geweſen ſei in ihres Vaters ſchlechtem Wächterhäusle, als auf dem vornehmen Kloſterhof. Ich will's glauben. Die Zufriedenheit fragt nicht nach dem Reichthum und nicht nach der Armuth. Ein armer Tropf iſt viel leichter vergnügt als ein reicher Kauz, dem der Kopf zentnerſchwer voll Sorgen ſteckt. Die Armuth iſt nur dann arm, wenn ſie zugleich krank iſt; dagegen hilft ihr der liebe Gott vom Siechthum und vom Leben weit geſchwinder, als der Doktor mit all' ſeinen Mixturen dem reichen Mann. Aber halt! Wohin laſſ' ich mein Rößlein jetzt ſo tapfer laufen? Was red' ich von der Armuth, da ich doch vom reichen Peter reden will? Der Pfaffenwaid-Peter hat ſich jedoch zum letztenmal mit der Armuth abgegeben, da er des Nachtwächters Mädle weibete. Seit jener Zeit hat er nur etwa dem himmliſchen Vater den Vortritt gelaſſen, und von dem Napolion und dem Kaiſer Franz und etwa noch von unſerm Landesfürſten hat er geredt wie von ſeines Gleichen. Und weil es ſo ausgeſehen mit ſeinem Stolz und Hoffart, und weil ſein einzig Kind, die Roſemarie, von ſeinem Grittel und Grattel ein gutes Stück geerbt, ſo hat ihm bald die ganze Gegend „Bonebaard“ gerufen, und der Roſemarie das „Prinzeßle vom Bonebaard.“ — Ich weiß nicht, weswegen er nicht abermals ein Weib genommen? Ich denk' wohl, daß er Keine gefunden hat, die ihm genug fürnehm und reich genug geweſen. Zudem hatt' er die Roſemarie noch im Haus, und die alte Urſel wollte abſolut nicht ſterben, und für eine junge Frau wären die beiden Weibsbilder doch eine ſchlechte Zugabe zu des Peters Reichthum geweſen.

Darüber iſt auf einmal mein Bub', der Michel ganz wunderlich geworden. Hat Alles nur mit Verdruß gethan, faul und ſchlecht geſchafft, über den ganzen Tag gemault, und Abends auf der Ofenbank gelegen, ohne zu ſagen „Ja“ oder „Nein,“ „Wie“ oder „Wo.“ — Das Annele hat bald gemerkt, wo's ihn gedrückt hat, und ſie ſagt eines Morgens ganz betrübt zu mir: „Ich fürcht', wir leben dem Michel zu lang. Wenigſtens wird er haben wollen, daß Du ihm den Hof abtreteſt, Maarte.“ Wogegen ich ihr geantwortet: „Sappermoſt! Da ſpannt er die Gäule am letzen Ort an. Zwar werden meine Knochen mürb', und ich kann nicht mehr ſo recht die Axt lupfen, wie vor Zeiten; aber ich bin Herr und Meiſter noch zum heutigen Tag, und wenn der Bub' mich kujoniren will, ſo thu' ich erſt nicht ſeinen Willen. Es iſt ohnehin Jammer und Schade, daß der Sepp in Lörrach auf ſeinem Handwerk ſitzt, daß der Natz unter die Soldaten gegangen iſt, und der liebe Gott ſchon den armen kleinen Dorus zu ſich genommen hat. Denen Allen hätt' ich lieber, ſo wie es auch ihr Recht geweſen wäre, den Herrenberger Hof gegönnt, als dem Michel, der vom vierten Gebot nichts weiß." — Weil das Annele wiederum anfing zu brieggen, da ich von ſelbigem armen Dorus angehoben, ſo bin ich auch gleich ſtill geweſen, und damit gut.

Derweilen iſt der Michel von Tag zu Tag ungattiger geworden. Und was ſagt mir einmal der liederliche Tropf in der Scheuer bei'm Haberdreſchen? „Es wär' wohl einmal an der Zeit," ſagt' er, „daß Ihr mir den Hof abträtet, Vater, und Euch in's Libding begäbet; Ihr ſeid alt und ſchwach, und könnet nur mehr ring ſchaffen." — Potz Mord! Und ich bin zu ſelber Zeit nur in den erſten ſiebenziger Jahren geweſen, oder höchſtens ſo gegen die achtzig, alſo noch ziemlich jung! Das iſt mir freilich in die Naſe geſtiegen, und ich ſag' ihm drauf: „Der Hof bleibt mein, und wenn Dich's ſo nicht freut, ſo geh' wohin Du willſt." — Richtig war am andern Morgen der Michel fort. Da er nun ſelber ſchon ein großgewachſen Kind war und in dem Alter, daß er auf gut Schwäbiſch geſcheut ſein konnte, ſo ließ ich ihn gehen und habe mich lange nicht um ihn bekümmert. Nur hab' ich von einem und dem andern Nachbar bei Gelegenheit gehört, daß der Michel ſich zu Langenſchnirchlingen bei dem Bonebaard als Oberknecht verdungen. Meinetwegen, habe ich geſagt.

Das Annele konnte den Buben nicht ſo leicht verſchmerzen, wenn ſie ihn gleich nicht leiden konnte, da ſie ihn immer für den wenn auch unſchuldigen Urſächer am Tod des armen Dorus hielt. Aber ſo ſind einmal die Mütter! Sie lag mir immer in den Ohren, dem Michel wieder gute Worte zu geben. Ja, proſt die Mahlzeit!

Was aber geſchieht nicht lang darauf? Kommt nicht eines Tags ein Wägele in meinen Hof gefahren und ich ſitze juſtement bei'm Eſſen, und mein Dribbein*) ſagt mir: „Herr, da kommt der Boonebard von Langenſchnirchlingen?" — Richtig; der reiche Pfaffenwaid-Peter war's, gewachſen in Lebensgröße und ich ſag' gleich zum Annele: »Potz Mord, Du, der kommt nicht umſonſt.«

---

*) Der dritte Knecht.

Ich, als der Meiſter im Hof, hab' mir nichts vergeben und bin ruhig ſitzen geblieben. Draußen hat der Peter wie thöricht mit der Peitſche geſchnellt, und in einem fort geſchrieen: »Heda, Mordio! Stallknecht heraus! Oha, Bräunl, oha Scheck! kömmt denn niemand, Sapperlot?«

Nachdem er eine Weile ſo geſchrieen, ſag' ich dem Stallknecht: »Geh hinaus, und thu' was er ſagt. Wir haben uns jetzo nichts vergeben.« — So iſt's geſchehen. Und nicht lang, ſo kommt der Peter hereingetappt, zundelroth und ſchlenzt mit der Geiſſel rechts und links wie im Zorn und ſchnauft mich an: »Seid Ihr nicht der Bauer von dem Hofe? Der alte Herrenberger-Maarte?« — Ich nickte mit dem Kopf, und eſſe weiter und ſo macht's das Annele — noch in ihrem Alter iſt ſie ſtolz geweſen — und das Geſind ſteht hollops vom Tiſch auf und geht hinaus. — »Ihr habt keine Ordnung im Haus, wenn Einer bei Euch ankehrt; hab' ich nicht eine Viertelſtund' vor Eurer Thür gewartet?« ſagt der Peter. — Und ich darauf: »Drum iſt das kein Wirthshaus. Was wollt Ihr bei mir?«

Das hat ihn ein biſſel geduckt, daß er manierlicher geworden iſt. — »Mit Verlaub!« ſagt er, ruckt vom Ofen einen Schemel heran und ſetzt ſich drauf und ſtreckt die Beine weit von ihm, pfnauſt ein paarmal und ſchiebt ſich den Hut aus der Stirn. Das war ein Prachtshut, fein und langhaarig, und darum trug er ſtatt der Silberſchnalle ein Sammetband, ſchwarz und roth geflammt; extra fürnehm. — Ich hab' mir aber nichts gegen ihn vergeben. — Und ſo hebt er an zu reden: »Ich bin der Peter von der Waid von Langenſchnirchlingen und ſoll Euch einen ſchönen guten Tag von Euerm Michel ſagen!« — »Dank' ſchön; denkt der Kerle noch an uns?« mach' ich darauf. — Dann Er: »Das thut er jetzo mehr als ſonſt. Er dient bei mir und hat's gut, wie alle meine Dienſten es haben. Guter Lohn, gute Koſt, das Häs, wie ſich's ſchickt *), und große Ehr' von allen Leuten; denn, merket wohl, Maarte, wer bei mir dient....«

---

*) Häs = Kleidung.

„Weiß ſchon;“ ſag' ich ganz dürr. „Ihr habt Euer Sach' und gebt auch Euerm Geſind ſein' Sach'. Wär' Euch ſonſt was lieb?“ „Ich hab' Durſt und Appetit; 's Stückli Käs und 's Gläsle Wein könnten nicht ſchaden,“ macht er; „ich trink' aber nur Markgräfler, vom Guten.“ — Da geb' ich ihm drauf: „Wie er eben in meinem Keller liegt. Annele, hol' einmal einen Tropfen für den Boonebard da!“ —

Er hat ein Geſicht gemacht, halb ſauer, halb ſüß, da ich ihm „Boonebard“ ſagte. Von Theil Leuten hat er den Uebernamen gern gehört; von Theil Leuten hat er ſich daran geärgert. — „Thu' was Du willſt,“ hab' ich mir heimlich geſagt, und nicht 's Bröſele gegen ihn mir vergeben. Der verzweifelte Kerl war an's Katzbuckeln in ſeiner Gemeind' gewohnt; ich aber ſaß da, als hätt' ich ein Scheit Holz im Rücken. Sowie er ausgeſäuerlet und ausgeſüßlet, hebt er wiederum an: „Ich komm' eigentlich, um Euern Hof in Augenſchein zu nehmen.“ — „Ho, er iſt nicht feil;“ red' ich entgegen. — „Das kann man nicht ſo recht wiſſen;“ ſagt er, und ich merk', daß er was im Hinterhalt hat. Dennoch ſag' ich ganz dürr: „Gewiß iſt der Hof nicht feil; denn wenn ich ſterbe oder in's Leibding gehe, ſo iſt immer noch Einer da, der den Herrenberger Hof übernimmt.“ — „Der Michel?“ ſagt Er. — „Verſteht ſich;“ ſag' ich.

Das Annele hat über dem Reden eingeſchenkt, und dem Boonebard hat der Käs geſchmeckt — es war vom Münſterthäler — und den Wein hat er auch nicht verachtet, und er iſt ganz heimlich mehr herangeruckt, und hat mit mir geſtutzt und mit ſelbigem Annele.... und die Mariann — man mußt' ihr laſſen, einen Merker hat ſie gehabt, ſo fein, wie ein Spinnenfaden iſt — die Mariann' alſo hat mir faſtgar die Füß' unterm Tiſch entzweigetreten, und es iſt ſo eine gewiſſe Erleuchtung in ihrem Geſicht aufgegangen.... ich hab' jedoch noch nichts verſtanden, bis der Peter anhebt:

„Wir wollen ſchon gute Freunde werden, Martin, und noch etwas mehr, wenn Euer Hof mit allem Drum und Dran ſo viel werth iſt, wie der Michel ſagt. So und ſo viel Wieswachs, ſo und ſo viel Wald, ſo und ſo viel Aecker und ſo und ſo viel das Erträgniß?“

Der Boonebard wußte aus dem Fundament, wie viel der Hof trug, und der Michel hatte ihm's auf's Dipfele geſagt.

So blieb mir nichts übrig, als zu antworten: „Ja, ſo hat's ſeine Richtigkeit. Aber was ſoll der Hof zu unſerer Freundſchaft?“ — „Drum will Euer Michel Hochzeit machen, und Euern Hof übernehmen;“ ſagt darauf der Peter. — „Wollte Gott, er hätte das ſchon lang gethan!“ ſage ich hierauf; „das hat mir und ſeiner Mutter ſchon viel Herzeleid gemacht. Iſt's nicht auch eine Schand', daß der Bub bald vierzig Jahr hat, und noch kein Weib? Was müſſen die Leut' von ihm denken? Herumgeſucht hat er redlich, und viele Mädle in's G'ſchrei gebracht, aber niemals Ernſt gemacht, und hat doch außer dem Hof da, den ich ihm gern übergeben hätte, wenn er zum Weib gekommen wäre.... hat doch außerdem, ſag ich', noch das ſchöne Stück Geld vom Muckenſchnapper, von dem ihm nicht einmal der lange Krieg einen Kreuzer weggebiſſen und geriſſen....“

„Da will ich Euch was ſagen;“ hebt der Boonebard an, als wär' er der Kurfürſt.... nein, der Großherzog ſelber und der Erzbiſchof von Freiburg in einer Perſon: „das Herumſuchen war ſchon am Platz; nur hatte der Michel noch nicht die Rechte gefunden. Jetzt aber hat er ſie, und wenn ich vom Augenſchein weiß, wie viel Euer Sach' werth iſt, und wenn Ihr dem Michel den Hof übergeben wollt, ſo kriegt er auch den Holderſtock zur Hochzeiterin. Ich gebe ſie ihm; ich will ein ſchlechter Mann ſein, wenn ich's nicht thu', und 's iſt eine große Ehr' für Euch und den Michel, denn neunundneunzig Bauernſöhne — von den reichſten — haben ſchon alle Finger nach meiner Roſemarie geſchleckt, und ich hab' ſie Keinem gegeben. Aber Euer Michel gefallt mir und auch der Roſemarie, und ich geb' dem Menſch viertauſend Gulden und die volle Ausſteuer mit; und wenn ich ſterbe, ſo fallt Alles an Euern Sohn und ſeine Kinder. He? wollt Ihr einſchlagen?“

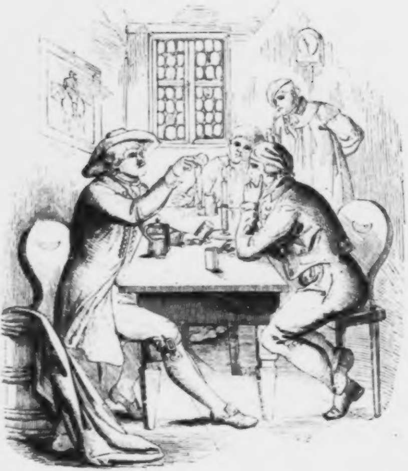
Ich hätte noch gern ein paar Wochen lang überlegt; aber das Annele, dem nach dem Buben verlangte, hat mich immer geſtupft und getreten, und der Wein hat auch dazu geholfen.... und dann iſt der Boonebard wahrhaftig ein verzweifelter Kerl geweſen, der Einen in Alles hineingeredt hat, wie ein Galgenpater, und Einem bis in's Herz gebohrt hat mit ſeinen Augen.... und er hat meiner Seel' allerlei von dem rechten Boonebard gehabt. Am End', wenn man ihn hörte, hatte er immer recht, und kommandirte herum wie ein General und damit Juck! das war aus und Amen. Item: die Abendglocke hatte noch nicht geläutet, ſo hatte er mein Hab' und Gut überall beſehen und verſtändig geſchätzt, und ich hatte „Ja“ geſagt zur Hochzeit und zur Hofabtretung, und das Annele war ſeelenvergnügt. Arm's Mütterle, wenn Du gewußt hätteſt...! doch das kommt ſpäter an die Reih'. — Der Pfaffenwaid-Peter iſt bei uns über Nacht gelegen, und hat dem böſen Feind ein Ohr abgeſchwätzt mit lauter Projektmacherei und mir nicht Fried' gelaſſen, bis ich ihm verſprochen, am andern Tag mit ihm nach Langenſchnirchlingen zu fahren, um ſein Anweſen und die Roſemarie kennen zu lernen. — Nach dem Kollazes*) ſagt er zu mir: „Hört, Maarte, 's iſt jetzo meine Spielſtund'; um die Zeit zu Nacht muß ich was ſpielen. Wollt Ihr mitthun im Karteln oder wollen wir Würfeles machen, und „Gut ſteh'n ſie?“

Dieſe Reden haben mir allerdings nicht gar wohl gefallen; aber doch — das Annele hat mir zugeredt — ſind wir mit einander in's Wirthshaus geſtiegen, und da haben alle Bauern und Knechte und Mägde und ſelbſt der Herr Pfarrer dem Boonebard Reverenz auf Reverenz gemacht. Er hat ihnen Wein gezahlt, mit dem Pfarrer gekartelt, hernach, wie derſelbige nach Haus gegangen, mit mir gewürfelt. — „Ich ſetze da meine Sackuhr,“ hat er gerufen — hat auch nicht wenig den Wein geſpürt — „ſetz' zehn Gulden dran, Maarte!“ — Ihr merkt, Ihr Leute und gnädige Herrſchaft, daß wir uns ſchon geduzt haben, und ſo würfle ich mit ihm. Es ging waidlich und tapfer: „Hundstöpele, drei Gleiche, kleiner Todtenmarſch, großer Todtenmarſch, Sieben wie ein Jud, Fünfe ſtellt ein, alle Sechſer!**) Patſch, hatte ich die Uhr gewonnen. Der Peter warf mir ſie lachend zu: „Da! ich hab' noch mehr von dem Zeug!“ — Und zieht richtig aus dem Hoſenſack eine goldene Uhr, und läßt ſie ſpiegeln im Licht. — „Willſt Du auch um die da ſpielen, Maarte?“ — Ich hab jedoch geſagt „Nein“ und: „Laß uns heimgehen zum Eſſen und Schlafen!“ — Potz Mord! die gewonnene Uhr war ſchön und punkto auf die Minut', aber ich hatte auch an der einzigen genug, um die unglücklichen Stunden

---

*) Veſper- oder Abendbrod.

**) Gäng und gäbe Ausdrücke beim Würfeln.



Bonaparte von Langenſchnirchlingen. (S. 108.)

abzuzählen, die von ſelbigem Tag für mich zu ſchlagen anfingen, für mich und das Annele!

Genug: am andern Tag war ich in Langenſchnirchlingen, und beſah mir den Haushalt des reichen Praſſers. Was wahr iſt, iſt wahr: alles war abſolut unvergleichlich. Der Boonebard hatte auf ſeiner Pfaffenwaid nicht nur einen Hof, einen Staatshof angelegt, ſondern mehr als das: einen Zinken, ein Dorf.... ach, was ſag' ich? ein Städtel hätt' man's nennen können. Nicht nur hatte er ſeine Mühlen, aber auch ſeine eigene Bäckerei, ſeine Metzig, ſeine Brennerei, ſeine Weinhandlung, ſeine Ziegelhütte, ſeinen Zimmerplatz. Ein eigener Schneider war bei ihm das ganze Jahr auf der Stör; ein Schuhmacher und Schuhflicker arbeitete Jahr aus Jahr ein nur für ihn und ſeine Leute. Fiſchfang, Pferdzucht, Ochſenmaſtung, Geißen- und Schweintrieb.... Alles auf's ſchönſte. Eine eigene Kapelle, worinnen an Sonn- und Feſttagen ein geiſtlicher Herr die Meſſe las, und daneben ein eigen Wirthshaus. Die erſte Bierbrauerei von Langenſchnirchlingen war ſein; auf der Kapelle hatte er eine Uhr mit Glocke, und auf ſeinem Wohnhaus und ſeiner großen Scheuer.... denkt Euch nur.... einen Blitzableiter!!!

Ich muß ſagen, daß mir ſelbiger Blitzableiter gar nicht gefiel, als er mir das Ding erklärt hatte. Der Menſch ſoll den lieben Gott ~~in ſeinem~~ Willen nicht hindern. Wenn der ~~Herr ſeinen Blitz irgendwo einſchlagen~~ laßt, ſo weiß er ſchon, warum er's thut; und ſich davor ſicherſtellen wollen, iſt ein ~~baarer Frevel.~~ Aber ich möchte nur wiſſen, wo der Boonebard auf ſeinem Schweinhandel das alles gelernt hat? — Wie geſagt: Alles war bei ihm buſper und glanzig*); ſeine Stuben ſpiegelten nur ſo, und eben ſo ſeine Stallungen, und das Vieh glanzte vor Feiſte, und Knechte und Mägde und was auf dem Hof lebte, waren dick und fett und rothbackig, und das hoffärtigſte Geſind auf der Welt. Wenn des Boonebard Weibsbilder zum Tanz kamen, war um ſie das Geriß; wenn die Knechte des Boonebard im „grünen Baum“ im Ort ankehrten, ſo durfte Niemand nur ein ſcheeles Aug' machen. Gleich ſetzte es Schläg' und Spektakel, und die Armee des Boonebard behielt immer das Feld. So die Geſchlagenen klagten, ſo ging der Boonebard vor Amt nnd klingelte nur mit den Thalern in ſeinem Sack, und gleich waren die Kläger verknurrt und verdonnert. Er hat ſich auch mit der Handelſchaft abgegeben und eine Güterfuhr' eingerichtet, und bei ihm konnte man von allen Spezereiwaaren haben, ſogar Kaffee und Zucker, der dazumal in der ganzen Welt verboten war. Machte aber nichts: der Boonebard und ſeine Leute haben ihn doch getrunken. Ach du liebe Zeit! das ging zu wie bei'm reichen Mann im Evangelium. Ich hab' mir mein Theil dabei gedacht, aber es war ſchon zu ſpät.

---

*) Buſper = nett.

Was mir in des Boonebard Hausweſen am allerwenigſten gefallen hat, war per se die alte Urſel, die mitten in all der Pracht und Fette herumgegangen iſt wie die theure Zeit, wie eine von des Königs Pharaonis eingedörrten Kühen; und dann ebenfalls trotz aller Schönheit die Jungfer Hochzeiterin ſelber, die Roſemarie. Weiß Gott, wie ſie an meinen Michel gerathen iſt, der doch ſchon bei beſtandenen Jahren war! Schönere und jüngere hätte ſie finden können, meiner Seel'. Aber ihr Herz, drinnen in der Bruſt, war viel härter als ihr Vorſtecker*), der doch mit all ſeinen ſilbernen Kettlein und Granatſchließen und Fiſchbeinern keine Kugel durchgelaſſen hätte, wie ein Küraß. Ich brachte ihr ein Geſchenk von meiner Alten: ein ſchönes Gollerle, mit Preißlen und Spitzlen und breitem Sammetband und farbigem Damaſtbeſatz — kein Meßgewand hat ihn ſchöner — und vermeinte viel Ehr' damit einzulegen. Ho, warum nicht gar! Das Mäule hat die Roſemarie ſo gewiß verächtlich geſpitzt, und das Gollerle mit geſpreizten Fingern angenommen und hinter ſich gelegt, als ſeien glühige Kohlen darinnen! — Der Michel war wie gewöhnlich ein Holzbock, hat finſtere Augen gemacht und nur gewartet, daß ich ſag': „Michel, ich tret' Dir mein' Sach' ab.“ — Potz Mord! das iſt mir ſchwer vom Herzen gegangen, aber der Boonebard hat's nicht anders gethan, ſo gewaltthätig hat er mich angeredt.... und was war auch zu machen? Hatte er nicht ſchon mein Wort, und iſt dazumal nicht auf'm Wald eines ehrlichen Mannes Wert und Handſtreich heilig geweſen? Du mein Gott, jetzt iſt's nimmer ſo!

---

*) Mieder

Daß ich's recht ſag', ſo hat mich doch auch wiederum gefreut, daß des Boonebard Herrlichkeit einmal meinen Enkelkindern gehören ſollte. Der Teufel verblendet eben immer den Menſchen; und ſo bin ich bei'm Verlöbnißſchmaus recht luſtig geworden, und der Boonebard hat ſeinen Keller weit aufgethan, und die reichſten Leute von der Gemeind' waren dabei, und der Boonebard hat ſeine Spielorgel — ein fürnehmes Kunſtſtück, wie man noch nichts dazumal in der Welt geſehen — einen Tanz um den andern aufmachen laſſen, und ich hab' — verzeih' mir's Gott — mit der alten Urſel getanzt, und der Michel hat ſelbigsmal den Schwabenſtricker-Seneſt braun und blau geſchlagen, und der Boonebard war luſtig über's Bohnenlied hinaus.

Ach! ſo war denn ein paar Wochen darauf die Hochzeit, und die Roſemarie iſt wie eine Kaiſerin auf meinem — nein, des Michel Herrenbergerhof eingezogen mit vier Wägen voll Heirathsgut, mit eben ſo viel Wägen mit Gäſten und Freundſchaft, alle mit des Pfaffenwaid-Peters Röſſern beſpannt, und der Boonebard ſelber iſt geritten auf einem Schimmel, und vierundzwanzig junge Burſche zu Pferd haben ihn begleitet. Und was ſagt der Peter zu mir nach dem Einzug? „Du darfſt Dich freuen, alte Pelzkappe," hat er geſagt; „ſo viel Ehr' und Glück und Freud' hätt'ſt Du Dir nicht eingebildet, he? Jetzt macht es aber nur mit der Roſemarie gut und wie ſich's gehört, Du und Dein Weib, ſonſt komm' ich Dir über den Hals, und Du weißt: bei mir muß alles biegen oder brechen!" — Die Red' hätt' mich faſtgar verdroſſen; aber gegen den Boonebard war gar nicht aufzukommen. Beſſer jedoch hätt' er gethan, der Roſemarie anzubefehlen, daß ſie's mit mir und dem Annele gut machen ſollte, und wie ſich's gehört. — Die Zeit hat's ausgewieſen.

Wie iſt's aber mit dem ſtolzen Boonebard ausgegangen? Iſt nicht alles eitel in der Welt? Iſt der Peter nicht ſchwindlich worden wie der Napoleon ſelber? Potz Sappermoſt, da wär' viel zu lernen, aber die Menſchheit lernt doch nichts, und nur die langen Jahre bringen eine Veränderung. Das hat der Pfaffenwaid-Peter erfahren. Es iſt ein anderer Geiſt im Land lebendig worden, und da hat das Aufprotzen mit dem Maul und das Klingeln mit den Thalern im Hoſenſack nicht mehr gebattet; die alten Geſe[illegible] hat man neu gemacht, und die alten Amtmänner ſind ausgeſtorben, und junge an den Platz gekommen, und der

Großherzog hat überall hineinſehen wollen, und überall hat man neue Steuern ausgeſchrieben, und Steuerreiter und Polizei und, was weiß ich alles, iſt auf'm Wald anſäſſig worden, und die Aemter haben jährlich viel tauſend Zettel verſchrieben, und „Geld her!“ hat's allerwegen zu den Bauern geheißen. — Der Boonehard wollte ſich aber nicht fügen, nicht ducken, nicht legen. — Da wollten ſie ſeine Mühle viſitiren. „Ehe ich das leid', ſperr' ich ſie lieber zu!“ hat der Boonehard geſagt. Richtig hat er die Mühle ſtehen laſſen und die Räder im Ofen verbrannt. — Hernach wollten ſie ſeine Brennerei einſiegeln und petſchiren. — „Eh' ich das zugeb', ſchlag' ich alle Keſſel und Kolben zuſammen!“ hat der Peter geſagt. Richtig hat er's gethan. — Drauf ſind ſie in ſeine Weinkeller und in ſein Brauhaus geſtiegen; wollten die Fäſſer viſitiren und die Bierſude abmeſſen. — Da hat er die Kellerratten mit Gewalt hinausgeſchmiſſen, iſt um viel Geld geſtraft worden, und ein paar Tage in's Arreſt gekommen; aber den Weinhandel und die Brauerei hat er aufgegeben. Wo er ein Strohdach hatte, ſollte er's mit Ziegeln eindecken. — „Nichts da,“ hat er geſagt: „das iſt Schinderei: lieber ſoll's hineinregnen und ſchneien!“ — Hat kein Dach mehr geflickt. Endlich ſind ſie ihm ſogar hinter den Blitzableiter gekommen, und wollten hinaufklettern, um zu ſehen, ob er auch gut gemacht wäre. — Da hat der Boonehard geſagt: „Wenn Einer auf's Dach geht, ſo-ſchieß' ich ihn zuſammen, wie einen Krapprich*)!“ — Weil er im Zorn war, haben ſie ſich das nicht unterſtanden, aber vom Amt kam der Befehl, viſitiren zu laſſen, oder den Blitzableiter abzureißen. „Eh' ich das erſtere thue,“ hat der Boonehard geſagt, „klag' ich durch alle Gerichte.“ — Er hat's gethan, überall verloren und verſpielt. Da hat ihn der Gift übernommen, und er hat eigenhändig den Blitzableiter vom Dach genommen. „Eh' ich leid', daß mir das Amt auf meinem Eigenthum herumſteigt, wo es nichts zu thun hat, ſoll lieber das Donnerwetter hineinſchlagen, wann's Luſt hat!“ —

Und richtig am nächſten Tag gleich hat's hineingeſchlagen, und von dem Wetterſtrahl iſt der ganze Hof mit allem Vieh verbrannt, und der Brand hat ſich bis in den Wald verzettelt

BIBL. UNIV. LIPS.

---

*) Rabe.

— das werden ſchlechte Leute gethan haben — und der ſchöne große Wald iſt weggebrannt, ſo gut wie das Vieh und die ganze reiche Erndte. — Bald darauf iſt Hagel gekommen und hat das ſeinige gethan. Dann hat's gleich darauf groß Waſſer gegeben und des Boonehard Feldbau und Wieswachs iſt zu Grund gegangen. Weil er nun auch für ſeine vielen Prozeſſe ſchwer Geld zahlen mußte, und im Handel und bei der Güterfuhr erſchrecklich viel verloren hat, auch von vielen ſchlechten Perſonen um ſein' Sach' betrogen worden, hat ihn das Leben nicht mehr gefreut, und wer legt ſich eines Tags in ſeines Vaters ehemaligem Haus, dem Schlöſſel, hin und ißt und trinkt nichts mehr acht Tage lang? das war der Boonehard. Die Urſel iſt wie eine verzweifelte Hex' im Land umgefahren, und hat mich und den Michel und die Roſemarie an's Bett von ihrem Sohn gerufen, und wir haben in ihn gepredigt, daß es ein Elend war. Aber ſeine einzige und letzte Red' war immer: „Ihr habt mir nichts zu befehlen! Es iſt kein Recht mehr in der Welt," hat er noch im letzten Augenblick geſagt; „und eh' ich das leid', lieber will ich...."

Sterben! hat er ſagen wollen oder ſo etwas. Aber der Tod hat ihn zugleich bei'm Wort und bei der Gurgel genommen, und der ſtolze Boonehard war ſo gut hin und todt, als wär' er der ärmſte Kienrußmacher und Pechſieder von der Welt geweſen. — Das iſt die Hoffart dieſer Welt!!

„Wie iſt's Euch ſelber denn ergangen nach der Hochzeit des Michel?" fragten viele der neugierigen Zuhörer, und rückten näher um den alten Martin zuſammen. Die Schloßfrau aber ſagte gütig: „Plagt den guten Alten nicht. Das viele Reden möcht' ihm ſauer werden, und er ſcheint mir angegriffen und müde. Wozu auch ſeine Verdrüßlichkeiten und häuslichen Kummer wieder auffriſchen?"

„Das meine ich auch," ſagte der Schloßherr; „laßt irgend etwas Luſtiges an die Reihe kommen, und gönnt dem Altvater Ruhe."

Dadurch aber fühlte ſich die Eitelkeit des Hundertjährigen etwas gekränkt, und er verſetzte: „Ha, potz Mord! ich bin nicht ſo müd' und matt, als die gnädige Frau ſich's vorſtellt; auch merk ich, warum der Herr Baron nicht haben will, daß ich weiter erzähle. Er fürchtet, ich möchte allzuviel von den Wohlthaten, die er mir erwieſen, ſchwätzen, was er nicht gerne hört. Aber ſein Sie zufrieden, gnädiger Herr; der alte Maarte bewahrt in ſeinem tiefſten Herzen ſeine Dankbarkeit als wie ein Heiligthum. Seine Zunge konnte gar nicht zum tauſendſten Theil nieder ſagen, was er in ſeiner Seele fühlt. Da werden einſt am Tage des Gerichts die Engel, die der Menſchen Gutthaten aufzeichnen, mehr davon zu reden wiſſen. Aber ich will, mit Ihrer Erlaubniß, doch in Kürze herausſagen, wie mir's ergangen, den Aeltern zum ernſthaften Bedenken, den Jüngern zur wohlgemeinten Lehr'. Ich bitte noch um ein Glas dieſes Lebensöls, und will anfangen, wenn's dort an der Thüre ruhig geworden ſein wird."

Während Martins Rede nämlich war ein armer alter Wanderer beſcheiden hereingetreten mit der Bitte, ihm da eine halbe Stunde Raſt zu vergönnen. Von ferne habe er die Erleuchtung des Kelterhäuschens wahrgenommen, und ſich gedacht, wo fröhliche Leute bei einander, wären auch gute Leute nicht weit, die ihm etwa ein Stück Brod und ein Glas ſüßen Moſts um Gotteswillen darreichen möchten. — „Ich bin arm und alt und krank," ſetzte er hinzu: „meines Bleibens iſt nirgends, und von Almoſen muß ich mein Leben friſten." — Die zunächſt an der Thüre Sitzenden hatten ihm auf einem Bänklein Platz gemacht, und nachdem er nach ſeinem Wunſch mit Wein und Brod verſorgt war, legte ſich die dadurch verurſachte Unruhe, und tiefe Stille trat ein, während welcher Martin anhob, ſeine eigene und letzte Geſchichte zu erzählen.

Der Leibdinger.

Ich hab' ſchon geſtern oder vorgeſtern von dem Leibdinghäusle geſagt, das neben dem Herrenberger Hof geſtanden. Darinnen hatte mein Vater, die Mutter und der Rothmantel Pongraz, mein Bruder, ſanft und ſelig den Geiſt aufgegeben. Ich ſtellte mir vor, daß es mir und dem Annele dort auch ſo gut werden würde, und nachdem ich dem Michel all' mein Sach' in die Hände gegeben, zogen wir alte Leute mit Sack und Pack in das Häusle. Wir hatten mit dem Michel vor Zeugen Alles abgemacht, wie es mit unſerm Leibgeding gehalten werden ſollte. Er hatte verſprochen, uns je und ſo viel an Geld, Holz und Früchten jährlich zu liefern, und ein paar kleine Aeckerle hatten wir uns vorbehalten. Da wollte die Mariann' an Gemüſen ziehen, was eben auf unſerm Boden fortkommt, und ein paar Zwetſchenbäume waren auch dabei. Eine Kuh ſtand in unſerm kleinen Stall, und der Backofen war mit zu unſerm Gebrauch beſtellt. So machten wir unſer Neſt im Leibdinghäusle, und der Michel hauſete im Hof mit ſeiner Roſemarie.

Im Anfang ging's recht gut. Die neuen Beſen fegen alle gut. Der Fried' und die Ruhe that uns alten Leuten wohl, und namentlich dem Annele, das dazumal ſchon anhob, zu ſiechen; — iſt auch nie wieder geſund worden. — Ueber den Tag waren wir daheim am warmen Oefele oder auf unſerm Aeckerle, oder ſaßen vor der Thür in der freien Himmelsluft und ſchauten die Wälder an, die ſo ſchön grün zu uns herüber winkten. Kam der Abend, ſo gingen wir hinüber zu den jungen Eheleuten, und ſchwazten mit ihnen und ich war der „liebe Vater" und das Annele das „lieb' Mütterle" hinten und vorn.

So gedieh dem Michel alles; die Roſemarie hatte ihm ſo zu ſagen ein Stück vom Glück ihres Vaters mit ins Haus gebracht. Zu Zeiten kam auch der Pfaffenwaid-Peter herüber, der Bonebaard, und ſtolzirte herum, und pfnauſte: „Das Alles habt Ihr mir zu verdanken. Wo ich nur hintapp', iſt Glück und Segen bei der Hand!" —— Je nu, ich ließ ihn reden, und dachte mein Theil. — War doch Eintracht und Herzlichkeit bei uns zu Haus!

Es richtete ſich noch beſſer. Die Roſemarie brachte dem Michel einen Buben. Ha, da hatte der „Boonebard" wieder was zu reiten, und zu ſchießen, und auf der Kindtauf' ſpendirte er viel Geld. Natürlich waren auch wir froh, und beſorgten die Kindbetterin gar ordentlich. Wir konnten freilich der alten Urſel nicht verdenken, daß auch ſie herüberkam, um ihr Urenkele zu heben und zu legen. Aber wir hätten die eingedörrte Hex' nicht gebraucht, und ſie hat uns richtig das erſte Drachenei in unſre Wirthſchaft gelegt. Denn einesmals, da die Roſemarie ſchlief und der Bub ebenfalls, ſo ſetzt ſich das alte Menſch zu der Mariann' und wispert ihr eine ganz verzweifelte Geſchichte in die Ohren. Nämlich es kam heraus, daß der „Boonebard" die Roſemarie gezwungen hatte, den Michel zu heirathen; und warum? Das Madel hatte einen jungen Burſchen von Langenſchnirchlingen meineidig gern gehabt *). Mit dem Florenz hätte ſie gern Hochzeit gemacht, aber der Vater wollte nicht, denn der Burſch war arm und die Armuth konnte wie geſagt, der Leonhard nicht leiden. — So hat er zum Unglück einmal die beiden Leut' hinter'm Haag erwiſcht, wie ſie ſich verkußt haben und ſo weiter. Da war der Satan los, und der Peter hat dem Florenz gedroht, er wolle ihn in's Zuchthaus ſtecken laſſen, und in der Art hat er Wort gehalten, daß er gemacht hat, daß der Florenz vom Vogt zum Militär abgegeben wurde. Dazumal hat man das noch ſo auf eigene Fauſt hin gekonnt. Heut gieng's nicht mehr an. Sobald der Florenz fort, iſt der Peter hinter das Menſch gerückt, und hat ihr geſagt, ſie müſſe den Michel heirathen, der in ſie vernarrt ſei, oder er wolle ſie in's Kloſter thun für ihr Lebtag und nicht einen Heller ſolle ſie von ihm bekommen. Nach vielem Hin- und Hergerede und Peinigung hat die Roſemarie „Ja“ geſagt. Sie wollte lieber des Michels Weib als eine alte kalte Kloſterfrau werden. Aber gar ſollig hat ſie ihn nicht gern gehabt, den Michel, und der Urſel — wenn's wahr iſt — hundertmal geſagt, ſie werde, ſo lang die Welt ſteht, dem Michel ihre rechte Lieb' nicht ſchenken, denn dieſe gehöre einmal dem Florenz in Ewigkeit, und damit aus und vorbei und Amen und damit Juck!

Dieſe ſchwarze Geſchichte hat das alte böſe Maul der Mariann' erzählt, und man kann ſich vorſtellen, wie das dem Michel ſeine Mutter bekümmert hat. Verſteht ſich, daß ſie mir's wieder ſagte, und daß ich ihr befahl, dem Michel nicht das Wörtle davon zu ſchnaufen. Aber wer kann den Weibsbildern das Maul verbieten? Nur einen Wink gethan, und es lauft über. Was geſchieht? Wie einmal der Michel, der von ſeiner Frau angeſchnauzt worden — ſie hatte ihn, ſeitdem ſie in's Kindbett gekommen, nicht um's Bröſele lieber; aber jetzo betrachtete ſie ſich erſt recht als die Frau und Meiſterin im Hauſe — alſo, wie einmal der Michel vor der Mariann' über das Weibsſtück loszieht, kann's die Mariann' nicht mehr verheben und ſagt ihm: „Sie hat Dich gar niemals leiden können, und

---

*) Meineidig = außerordentlich.

ſo und ſo iſt's gegangen!“ — Sapperment, wie iſt der Michel, der trutzige Raubautz, in die Höh' geſtiegen! Auf einmal hat's drüben gedonnert und herüben bei uns auch; denn ſo wie der Michel ſeinem Weib das vorgehalten, was er erfahren, ſo hab' ich der Mariann' die Schaben heruntergemacht. — Was aber hat's geholfen? Die Eheleute auf dem Hof haben ſich wieder vertragen, und dafür hat der Michel ſeine Mutter nicht mehr ausſtehen können, die es doch ſo gut gemeint hatte; und die Roſemarie natürlicherweiſe hat das Annele noch mehr gehaßt, und die alte Urſel, die nicht mehr in's Haus kommen durfte, iſt uns Alten ſpinnefeind geworden, und wo ich nur hab' eine Einred' thun wollen, ſind mir der Michel und ſein Weib über's Maul gefahren, daß es eine Schand' war! — Jetzt waren wir geſchieden: ſie im Hof, wir im Leibdinghäusle; und wenn wir uns begegnet ſind, einen kalten „Guten Tag“ oder auch gar nichts als feindſelige Augen und krumme Mäuler.

„Es wird ſich wieder geben!“ ſagte ich oft. Das Annele antwortete mit Seufzen: „Das gibt ſich nimmermehr! So lang ich lebe, gibt ſich das nicht mehr. Aber ich hab's verſchuldet, und wenn ich erſt, wie bald, todt bin, wirſt Du's beſſer haben, Maarte.“ — Ich wollt' ihr das ausreden, aber ſie war grundgeſcheidt und hatte den Nagel auf den Kopf getroffen.

Zwar ſchien es dann und wann, als wollt' es wieder guten. Es kamen noch zwei Kinderlein; das führte uns wieder zuſammen: aber es war halt doch nicht mehr das alte Leben. Zudem wurde der „Boonebard,“ der immer gern die Mittelsperſon machte, von Stund zu Stund verdrießlicher — das machten ſeine Prozeſſe, von denen ich gemeldet. Es war ein verzweifelter Kerl von einem Starrkopf. Stellt euch vor: Das Amt wollte ſeinen Blitzableiter . . . doch halt! hab' ich das nicht ſchon erzählt? Ja wohl, ja wohl . . . . da wir aber an dem Blitzableiter ſind, ſo gehört daher, daß nach dem großen Brand wieder ein biſſel Eintracht bei uns einkehrte . . . und dann wieder bei dem Tod vom „Boonebard“ — das Unglück macht verträglich, wenn es gemeinſam iſt! — Aber bei der ſchwachen Erbſchaft des Pfaffenwaid-Peter ging wiederum der Krieg an. Die alte Urſel ſtritt ſich mit der Roſemarie, der Michel ſtritt ſich mit der Urſel, hätte ihr lieber gar nichts gegeben . . . da wurden die alten Geſchichten wieder aufgeregelt und friſches

Katzenſchmalz daran gethan . . . und auf einmal waren wir wieder tauſend Meilen von einander. Zu ſelbiger Zeit hat mir der Michel zum erſtenmal meine Sach' nicht gegeben, wie ſich's gehört, und wie ich ihn daran mahnte, hat er geſagt: „Es iſt ein bös Jahr: Ihr müßt Euch nach der Decke ſtrecken. Was alte Leute, die nicht mehr ſchaffen können, in's Haus kriegen, iſt gerade geſchenkt und gefunden!“ — Hat mir den Rücken zugewendet und iſt davongegangen. Ich hab' auf die Red' ſchier faſt gar nicht mehr zu mir kommen können . . . und das Annele, da ich's ihr erzählt hatte, iſt von Stund an krank geworden, auch nicht mehr aufgeſtanden.

Weil ſie ſo elend dahinlag, ſo bat ich meine Schwiegertochter, ſie möchte wenigſtens die Kinder nicht mehr zu uns herüber ſchicken, da ſie ſo viel lärmten und die Mariann' keine Ruh' und keinen Schlaf finden konnte. — Die Roſemarie aber hat mir trocken und ſtreng darauf gedient: „Sie habe zu ſchaffen und könne die Kinder nicht um ſich haben, und die alten Leibdinger hätten überall die Laſt, die Kinder auf ihrer Stube zu haben, und das werde die Alte nicht umbringen!“ — Schlug mir die Thür vor der Naſe zu, und die Kinder ſammt dem Kindsmädle rückten an wie zuvor. Die Kinder ſchrieen und balgten ſich; das Kindsmädel heulte bald ein Lied nach dem andern, um das Jüngſte zu ſchweigen; bald ſchlug ſie in die Krabbelwaar drein, daß ſie noch ärger ſchrieen, wie zuvor. Und unter dem Spektakel iſt mir das Annele gleichſam unter der Hand geſtorben! Der Geiſtliche fand ſie ſchon todt. Der Michel iſt wohl nach ihrem Abſcheiden vor ihr Bett getreten, und hat ſich angeſtellt, als wolle er brieggen. 'S iſt ihm aber nicht ſöllig gerathen. Die Roſemarie iſt gar nicht herübergekommen. Bis über's Grab hat ſie der Mariann' die unſchuldige Schwätzerei nachgetragen. Wenigſtens indeſſen iſt ſie mit der Leich' gegangen. Der Urſel hatte ſie ein Jahr zuvor nicht einmal dieſe Ehr' erwieſen. Mit der ging überhaupt kein Menſch.

Da ſtand ich jetzt ganz allein. Und mitten in meinem Kummer ruft mich der Michel in den Hof hinüber und ſagt mir ganz kalt wie ein Froſch und patzig wie der ſelige Boonehard: „Jetzt kann's nimmer ſo bleiben, wie bisher. Die Zeiten ſind ſchlecht und Ihr braucht nicht mehr für Euch allein, was für Zweie ausgemacht. Ihr ſeid alt und kripplich . . . die Aeckerle nützen Euch nichts, denn Ihr könnt ſie nicht beſtellen.

Ich nehme ſie daher wieder an mich. Kann Euch auch nicht einmal die Hälfte von Euerm Leibding laſſen; 's iſt Theurung überall. Wißt Ihr was? Ihr gebt mir die Kuh, und Ihr eſſet von heut an an meinem eignen Tiſch. So wird mir's leichter, und es fahret auch beſſer. Weil die Mutter einmal geſtorben, wird's der Roſemarie eine Freud' ſein, daß Ihr miteſſet. 'S gibt bei uns nicht ſollig viel, aber gut gemeint iſt's.“

Mir ſind die Thränen in's Aug' geſtiegen; doch hab' ich zu mir geſagt: „Sei ſtandhaft, Maarte, und denk, daß Du ein rechtſchaffener Vater biſt. Vielleicht meint's auch der Michel gut; und Gott wird ja helfen!“ — So ſchlug ich denn ein; die Kuh wanderte hinüber und ich ging der Kuh nach. —

Im Anfang war alles herrlich und in Freuden. Mein Milchſüpple am Morgen, meine Kartoffeln, mein Sauerkraut und Speck waren fett und gut. Ich hatte den Ehrenplatz am Tiſch; das Gläsle Wein, das Schlückle Brenz fehlten dem alten Vater nicht. Allerdings war in den Geſichtern des Michel und der Roſemarie nicht die Freundlichkeit zu finden, die mir das Annele in ſeinen guten Stunden als beſtes Gewürz an die Koſt gethan . . . aber ich ſah nicht darauf. Ich wußte ja, daß eine neue Zeit für mich angehoben hatte. Das Alter muß ſich was gefallen laſſen. — Im Uebrigen lebte ich ruhig im Leibdinghäusle meine Tage und Nächte durch, und ließ die Kinder in meinem Stüblein lärmen, wie ſie wollten.

Doch konnte mir bald nicht entgehen, daß der Michel immer finſtrer und ungattiger wurde, und manch liebesmal hab' ich die Roſemarie verbittert und mit verweinten Augen angetroffen. Um gut zu machen, was vor Zeiten das Annele verdorben, redete ich gemach zum Frieden. — Der Michel fertigte mich kurz ab; ſein gewöhnlich Wort war: „Das verſteht Ihr nicht; kümmert Euch um Eure Sach'!“ — Die Roſemarie ging jedoch einmal mit der Farbe heraus, und klagte mir mit viel Zorn und Neid: „Der Michel fange an zu verthun und zu verlumpen; er habe ſchon, was vom Vater über geblieben, meiſtens um einen Bettel verkauft, und habe ſich mit zweideutigen Leuten in Handels- und Kaufverkehr geſetzt, und das führe gewiß zu böſen Häuſern.“ — Ich hatte ſchon gemerkt, daß er gern auf gut „boonebardiſch“ vorfahren möchte, aber er hatte nicht den Kopf und nicht das anfängliche Glück des „Boonbard.“ — Item: es böſerte immer mehr zwiſchen den Ehleuten.

Eines Tags ruft mich der Michel in den Hof; zu mir kam er gar nicht mehr, war dazu viel zu fürnehm geworden. „Wie ſteht's?“ hat er ziemlich grob herausgefragt: „habt Ihr kein Geld, Vater, um mir's zu lehnen? Ihr habt gewiß noch einen guten Trumpel Geld bei der Abtheilung für Euch behalten. Ich könnt's jetzt brauchen, will Euch meinethalben Zins davon zahlen.“

Ich ſagte „Nein.“ Das war erlogen: ich hatte wohl ein paar hundert Güldele als einen Nothpfennig auf die Seite gebracht. Sie ſollten mir und dem Annele einmal im Alter wohl kommen. — Ein alter Kerl braucht auch allerlei, Tabak und dergleichen, und die Tabakspfeiſe war meine einzige Hausfreud'. Ich ſagte alſo „Nein.“ Wer verzürnt ſich wie ein Wütherich? Der Michel. Ich diene ihm darauf grob auf grob. — „Ihr ſollt mir nicht mehr in's Haus und an den Tiſch!“ war ſein letztes Wort: „mir ſteigt der Zorn, wenn ich einen Geizhals vor Augen haben ſoll, der ſeinem Sohn das Geld verweigert, was der ſo nothwendig braucht!“

Ich ſag' ihm, was ſich darauf gehört, und wir waren geſchiedene Leute. Ich blieb im Leibdinghäusle und die Roſemarie ſchickte mir eine ſchlechte Koſt, bei der ich Hunger litt. — Ich fing an, ſelber zu kocheln: Habermuß, Kartoffeln in der Aſche gebraten. Vom Fleiſch entwöhnte ich mich faſtgar ganz. Die Sibille, die im Dorf an einen armen Mann verheirathet war, brachte ihrem armen Vater dann und wann etwas zu beißen. Das arme Menſch konnte jedoch nicht viel thun, und wenn ſie dem Michel begegnete, ſo ſagte er ihr alle Schanden. Bald blieb ſie weg, und wenn ich gar zu hungrig war, mußte ich in ihre Hütte ſchleichen: da theilte ſie mit mir, was ſie hatte. Wenig genug! — Speck kannte ſie gar nicht mehr; ausgerumpelt hat ſie nur alle Pfingſten. *)

Da ich nun einmal von der Sibille nach Haus komme ... was ſeh' ich? Die Thüre des Hauſes war offen ... unten räumten die paar Knechte, die der Michel noch hielt, alles aus, und

---

*) Ausrumpeln = Butter machen. Alle Pfingſten oder Oſtern ausrumpeln = in großer Armuth ſein.

eben in meinem Gefach ſchaute es aus, als hätten die verzweifelten Kerle, die Panduren der Kaiſerin Maria Thereſia, geplündert. Alles durcheinander geworfen! Potz Mord! denk' ich: was iſt da geraſſelt? — Ich frage die Knechte. Die ſagen, der Herr habe ihnen befohlen, im Unterſtock alles leer zu machen. Der Herr ſelber ſei droben geweſen; was er gethan, wüßten ſie nicht. — Sapperment, ſag' ich zu mir ſelber: der hat an dein Geld gewollt! — Aber gefunden hat er's nicht. Warum? ich hatt' es vor dem Küchenherd unter den Stein vergraben.

Ich lauf' zum Michel hinüber. „Was gibt's?“ fragt er grob. — „Ja, was gibt's?“ frag' ich. — „Drum brauche ich das Unterſtöckel von Eurem Leibdinghäusle. Ich habe die grüne Scheuer ſammt Acker und Waldtheil verkauft, und mir mangelt Platz, mein Stroh und Heu aufzuheben.“ hat er geantwortet. — „Nun, und was haſt Du eben bei mir gewollt?“ — „Hm, nicht viel.“ — „Warum haſt Du alles durcheinander geworfen?“ — „Das hab' ich nicht gethan.“ — „Wer ſonſt?“ — „Was weiß ich? wird ſchon ſo geweſen ſein.“ —

Traurig ging ich wieder hinüber, und ſetze mich in einen Winkel und briegge bitterlich. Den Tod hab' ich gerufen; er iſt aber nicht gekommen. Da hab' ich die Sach' bedacht, und mir vorgeſtellt: Der Michel hat gewiß nach Deinem Geld geſucht. Hat er's heut nicht gefunden, findet er's vielleicht morgen. Oder er ſteckt einmal das Stroh und das Heu an, und feuert dich zu Tod aus eitel Neid und Zorn. Beſſer, du gibſt ihm was du haſt, ſo wird ja doch, wenn's Gottes Will' iſt, wieder Fried' ſein, und vielleicht hat dann der Michel ein Einſehen. — Machte mich daran, ſcharrte das Geld aus, und brachte es ihm hinüber. — Er lachte und ſagte: „Hab' mir's wohl gedacht. Na, ich kann's rechtſchaffen brauchen, und geb' Euch Zins davon.“ — Hab' nie einen Kreuzer mehr vom Geld und nicht einen Heller vom Zins geſehen! — Indeſſen erlaubte er mir auch wiederum an ſeinen Tiſch zu kommen. Das that mir wohl; ich konnte das Hungern ſchier nicht mehr vertragen.

Wie ich aber wieder zum erſtenmal in den Hof zum Eſſen gehe, ſo ſind alle Plätze voll mit Herr und Frau und Dienſten, und auf den unterſten Platz deutet der Michel und ſagt: „Setzt Euch dorthin, Vater!“ — Was wollt' ich thun? Zwar iſt mir jedes Möckele im Maul aufgeſchwollen, konnt's kaum hinunterbringen, . . . zum Glück bekam ich mein Sach' immer zu allerletzt, und nicht gar viel . . . es hätte mich verwürgt. Nach dem Eſſen frag' ich aber den Michel: „Warum muß ich denn jetzt unter den Dienſten zu allerunterſt ſitzen?" — Und er gibt mir den Beſcheid: „Das Weib leidet's nicht anders." — „Warum?" — „Ihr eſſet ſo unreinlich, Vater, und die Roſemarie ſagt, das kehre ihr den Magen um!'" —

Da bin ich zur Kirch' gegangen und hab' um Geduld gebetet, und der liebe Gott hat mich erhört. Hab' mich getröſtet, daß es ja ſo nimmer lang mit mir dauern werde, und geſchwiegen und den Kummer in mich hineingeſchluckt, daß ich immer mehr von ihm ſatt wurde, als von dem ſparſamen Eſſen. Der Wein wurde ſauer, blieb manche Tage ganz aus; der Brenz war ganz weggefallen. Ich dachte: Wie Gott will!

Einmal bekomm' ich vor Schwäche eine Ohnmacht. Die Roſemarie war dabei, denn in der Wohnſtube auf dem Hof bin ich umgeſunken. Nachdem ſie mich wieder zurecht gebracht, ſagt ſie: „Ihr könnt Einem aber Schrecken einjagen. Das kommt davon, wenn man ſo gar alt in die Welt hinein lebt! Wie leicht könnt' Euch drüben im Häusle was zuſtoßen und kein Menſch wüßte was davon! Wißt Ihr was? Da hinten in dem Stüblein, wo die Kinder haben, da wär' ein Platz für Euch, und wir wären Euch bei Tag und Nacht zur Hand. In dem Stüble iſt's jetzt ſchön kühl — es war im Sommer — und im Winter, wenn Ihr noch lebt, ſetzen wir ein Oefele hinein."

„In Gottesnamen!" ſag' ich geduldig: „Was hilft aber's Oefele, wenn mir doch ſchon ſeit einem Jahr der Michel kein Holz gibt, und ich gerad nur von der Kühmagd ein paar Wellen betteln muß, um einzufeuern?"

„Das ſoll anders werden," ſagt darauf die Roſemarie; „da bin ich ſelber bei der Heck' und Ihr ſollt nicht Noth leiden!" Dergeſtalt wurd' ich aus dem Leibdinghäusle getrieben und machte mir im Hinterſtüble mein Neſt. Die Kinder ſammt Mädle kamen hinüber und der Sommer verſtrich allgemach und leidlich; nur mußte ich die Sonne ſuchen gehen; ſie kam nicht mehr an mein Fenſter. Im Winter kam aber die Kälte; und das Oefele nicht. — Da war bald der, bald jener Umſtand. — „Setzt Euch hinter den Ofen in unſrer Stube!" ſagte endlich, da ich mir die Füße arg verfroren hatte, die Roſemarie. — Da ich nicht gern daran wollte, zu ſitzen, wo die alte Kohlenbäurin geſeſſen, als wie ein altes Spinnrad, das man in einen Winkel ſtumpt und nimmer anſchaut — auch hörte ich vom Hinterſtübel aus genugſam, wie ſich Morgens und Abends die Eheleute ſtritten und händelten; möcht' es nicht gern in der Näh' mit anhören — da fangt aber der Michel, der mit einem Rauſch heimgekommen, an und ſagt: „Laß nur den Alten machen. Will er nicht auf unſere Ofenbank, ſo ſoll er ſitzen, wo er will; mir iſt's gleich. Aber ein Oeſele kriegt er nicht. Wir müſſen ſparen, und doch kann ich vielleicht nicht den Hof behalten." — Ach, welch ein Donnerwort! Was war zu machen? Ich ſetzte mich hinter'n Ofen und zählte die Schläge, die der Uhrenperpendickel macht, und hörte mitunter die gräßlichſten Händel. Die Roſemarie warf dem Michel vor, er habe ihre Sach' verklopft, und bringe auch die ſeinige durch; der Michel aber warf ihr den Florenz vor, und ihre Hoffart, und ſchrie immer am Ende: „Und wenn Alles zu Grund geht, ſo haſt Du nichts darein zu reden, und der Alte gar nicht, oder! . . ." — Er hat mich einmal nicht ſchlecht bei'm Kragen genommen, als ich ein Wort der Beſänftigung an ihn verlieren wollte; aber auch hinausgehen ließ er mich nicht, wenn ſie ſtritten. — „Dag'blieben und hockt Euch hin, alter Siech!" ſagte er dann; „ich leid's nicht, daß Ihr ausplaudern geht, was ich und das Weib miteinander haben!"

Mittlerweile kamen Gerichtsboten auf Gerichtsboten in's Haus; der Preſſer ging ab und zu, und wenn der Michel kein Geld hatte, ſo drangſalirte er mich, daß ich ihm noch mehr geben ſolle . . . ich hätte gewiß noch mehr im Hinterhalt, und was denn das ſo für Reden ſind. — Ich war den ganzen Tag, als wie an's Kreuz geſchlagen und hatte auch nicht einmal meinen Troſt, die Tabaksludel, zum beſten. Die Roſemarie konnte das Rauchen nicht leiden. „Mein Tabak ſtinke ſo;" ſagte ſie, „und ich ſolle es nicht probiren, und in ihrer Stube rauchen!" — So unterließ ich's, und rauchte in der Nacht, in meinem kalten Bett, mich zu erwärmen und weil ich gar viele Stunden nicht zum Schlafen kam. Den Tabak bekam ich von meiner Tochter Seppe, die in Lichtenwald einen Tabaksſpinner zum Mann hatte. Er war allerdings nicht der beſte, der Tabak; dreimal um den Leib herum für einen Kreuzer. Item: 's war Tabak, und die Rauchſtunden zu Nacht waren meine angenehmſten. Da hat auf einmal die Roſemarie durch die Klumſen was gerochen und der Michel kommt zu mir herein, als wie ein bösartiger Narr, reißt mir die Pfeiſe aus dem Maul, tritt ſie auf dem Boden zuſammen, und fahrt mich an: „Willſt Du das Haus anfeuern, alter Krüppel? Ich will Dich lehren, zur Nacht zu rauchen und das Feuer zu verzetteln. Noch einmal geraucht, und ich jag' Dich vom Hof ohne Gnade!“

Da hatten wir die Beſcherung, potz Krautſalat! Wer ſich dagegen zur Wehr ſetzt, war ich; wer mir jedoch ein paar Rippenſtöße gibt und mich allen Ernſts zu ſchlagen droht, war der Michel. Da bin ich in meinen elendigen Kleidern mitten in der Nacht auf's Feld hinausgelaufen unter den kalten ſchwarzen Himmel, und hab' mir die Haare zerrauſt, und leider keine Geduld mehr finden können. — Daher bin ich am nächſten Morgen vor Amt gelaufen und hab' den Michel — mit blutendem Herzen — verklagt.

Die Gerichte ſind aber nicht ſölig eilfertig, und auf den Hof hab' ich mich nicht zurückgetraut. Daher bettelte ich bei meinen andern Kindern einſtweilen umher: bei der Sibille, bei der Serve und ſo weiter. Die Einen hatten ſelber nichts; die Andern waren wie der Michel. „Wir haben Euch nicht zu ernähren und zu verhalten!“ ſagten die Meiſten, fütterten mich ein- oder ein paarmal ab, und ließen mich alsdann laufen. — Dem Sohn in Lörrach wollt' ich nicht auf den Hals ſitzen . . der Bub' bei den Soldaten konnte mir nichts ſpendiren. So kam ich auf den Bettel. Und ich blieb auch darauf, denn mittlerweile wurde der Michel auf ein paar Monate in's Arbeitshaus geſprochen, und da er wieder heimkam, hat er leider Gottes den Florenz, der ſeinen Abſchied erhalten, bei der Roſemarie angetroffen — in Ehren, aber er ſelber war voll Unehre und Haß; und hat ſein Weib dergeſtalt verſchlagen, daß ſie ſchier hin worden iſt. Abermals kam er in Arreſt. Während deſſen kam er in Gant mit all ſeinem Sach; hatte das wenigſte verlüderlicht, aber im Lotto verſpielt und nichtsnutzige Spekulationen gemacht, wie der „Boonehard.“ Die Leute, die an ihn zu fordern hatten, erhielten faſt gar nichts; der alte Vater ging leer aus, und ich mochte auch nicht mehr die Brandſtätte meines Glücks, wo all' meine Müh und Arbeit elend ein End' genommen, mit Augen ſehen. — Ich zog daher auf und ab durchs

Land, bis — bei Gelegenheit einer Jagd — der gnädige Herr Baron da von mir gehört und mich um meines Elends willen in ſein Gnadenbrod genommen hat. — Ich ſage nichts mehr, Herr Baron, fürchten Sie ſich nicht. Gott hat alles geſehen. Aber auch die Roſemarie iſt vom Herrenbergerhof weg, und lebt, vom Michel geſchieden, vielleicht noch in Langenſchnirchlingen und der Michel iſt auf und davon gegangen. Wer weiß, wo ſeine Knochen bleichen! Seine Kinder ſind geſtorben, ſein Reichthum hat ſich in Nichts verwandelt; des Muckenſchwarzers Teſtament hat ihm den Uebermuth und folglich das Unglück in's Haus gebracht. Dennoch . . . ſo ſchwer er ſich gegen mich und die Mutter vergangen, dennoch wünſche ich ihm Gottes Gnade und eine fröhliche Auferſtehung! Meine Verzeihung hat er ſchon!

Während der alte Martin, nachdem er ſeine Geſchichte geendet, ſich angegriffen und ermattet in die Lehne ſeines Großvaterſeſſels zurück legte, — während ſich der Baron und ſeine wackre Gemahlin tief bewegt abwendeten, um ihre feucht gewordnen Augen abzutrocknen, — während auch die Rebleute und Taglöhner betreten und mit geſenkten Blicken ſchwiegen, weil der Leibdinger gerade nur die Geſchichte ihrer Väter und Mütter und Großältern erzählt hatte, wie ſie allenthalben auf Dörfern und Weilern, im Gebirg und auf dem platten Land vorkommt, — brach von der Seite der Thüre her ein dumpfes, herzerſchütterndes Geheul los, und der alte Bettler, der bis daher tief in ſich ſelbſt verſunken zugehört hatte, warf Schämel und Glas zu Boden, drängte ſich, immer lauter wehklagend, durch die Reihen der Zuhörer, näherte ſich mit gefalteten Händen und jämmerlich zitternden Beinen dem hundertjährigen Greis, ſank vor deſſen Füße nieder auf ſeine Kniee, und ſchrie mit Lauten des ungeheuerſten Schmerzes: „Vater Maarte! ſehe ich Euch noch einmal wieder in dieſer Welt? Ich hab' ſo oft den Schelm an Euch gemacht, und ich muß hören, daß Ihr mir dennoch verziehen habt, lieber Vater Maarte?“

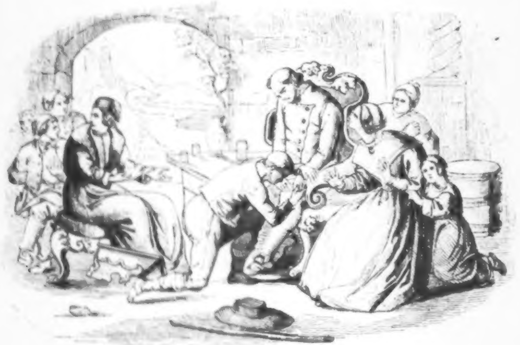
„Wa — wa — was gibts?“ fragte Martin aufſchreckend, aber unfähig, ſich von ſeinem Stuhle zu erheben. — Deſto tiefer drückte aber der Bettler ſein Geſicht in die Hände des

Hundertjährigen, und klagend um ſo lauter fuhr er fort: „Ihr lebt noch, Vater, um zu ſehen, wie Euer Sohn, nachdem er Euch um Alles auf Erden gebracht, ſelbſt betteln muß von Thür zu Thür, und flüchtig gehen ganz allein und alt und krank und ſchwach durch die ganze Welt!“

Da hob Martin das jammernde Haupt des Bettlers in die Höhe, warf darauf einen Blick voll von Schrecken, von Angſt und von Freude . . . umarmte dann mit jäher Inbrunſt dieſes weiße Haupt voll Elend, und rief als wie verzückt zum Himmel auf: „Der Michel! Der verlorene Sohn! O Herr, ich danke Dir! . . . Mein letztes Glück auf Erden! . . .“

Ungeſtüm drängten ſich die Leute um den Bettler, der aus ſeiner knieenden Stellung nicht weichen wollte, und beſtürmten ihn mit Fragen. — Der alte Landſtreicher, an allen Gliedern zitternd, konnte nur die Antwort geben: „Sein Sohn bin ich, ſein ſiebenzigjähriger Krüppel von Sohn! Ich hab' an ihm wohl tauſendmal den hölliſchen Pfuhl verdient, und bin doch der Gnade gewürdigt worden, ſein treues Angeſicht wieder zu ſeh'n, bevor ich von dem Leben ſcheide!“

„Bevor Er von dem Leben ſchied! . . .“ ſagte der Baron mit feierlicher Stimme, und wies auf den greiſen Martin, deſſen Haupt auf die Bruſt niedergeſunken, deſſen Athem geſtockt, deſſen Auge erloſchen war, um ſich nicht mehr dem Licht zu öffnen. — Wie er am erſten Kelterabend ſelbſt geſagt: Die plötzlichen Tode waren in ſeiner Familie gar nicht ſelten; und ſeinem letzten Glück im Leben war er erlegen.



Der Leibdinger. (S. 126.)

Die Alraune von Gmunden.

Eine oberöſterreichiſche Geſchichte aus dem XVII. Jahrhundert.

1.

Die Funken flogen ſprühend vom Ambos unter den ſchweren Hammerſchlägen von des Schmiedes rüſtiger Fauſt, die, ſtark und gelenk durch lange Uebung, die Stange leicht zum Hufeiſen formte. Auf dem Herd glühten in flammenden Kohlen der Eiſenſtangen noch mehr, der Blasbalg ſchnaufte unheimlich wie ein Sterbender, das Hündlein im Rad bellte, und Meiſter Alois Teininger pfiff einen Steiriſchen zu ſeinem Werk. Mit Hand und Sinn war er bei der Arbeit, und warf keinen Blick hinaus, wie verlockend auch der hellſte Sommertag durch das weite Thor in die rußige Werkſtätte des Huf- und Nagelſchmiedes lächelte. Das Teiningerhaus ſtand auf Pfählen über dem Waſſer zunächſt der Brücke, wo Traundorf ſeinen Anfang nimmt, das erſte in der Zeile. Vorn, jenſeits der Straße, glitzerte leichtgekräuſelt der See; neben einer langen zitternden Feuerſäule, dem Spiegelbild der Nachmittagsſonne, tanzten zahlloſe Lichtblitze, immer einer auf jeder Wellenſpitze. Seitwärts ſahen die Fenſter auf die Brücke mit dem feſten Thurm, zu deſſen beiden Seiten die raſche Traun, grün und durchſichtig wie Smaragd, dem See entſtrömt. Stattlich ſpiegelten ſich in der klaren Fluth blanke

Häuſer mit den hohen Feuerwänden, wohinter nach alter Landesart noch heutzutag Gmundens Dächer ſich bergen. Ueber dem weſtlichen Seegeſtade hinter dem gedoppelten Schloß Orth entfaltete ſich im prangendſten Feſtgewand ein Theil jener Landſchaft, deren Schönheit der Eingeborene nicht verſteht, bis er, fern von der Heimath, erkennen lernt, daß Gottes weite Welt nicht überall ſo wohlbeſtellt iſt, als bei dem ſeebeſpülten Fuß des Traunſteins.

Wie gleichgültig jedoch den Handwerksmann aller maleriſche Reiz der Umgebung ließ, bald ſollte ſeine Aufmerkſamkeit ſich von der Arbeit wenden. Die Stange zwiſchen den Griffen der Schmiedzange in ſeiner Linken erkaltete ungeſchlagen, ſeine Rechte mit dem Hammer hing ſchlaff am Schurzfell nieder; dafür brannte ſein Herz wie rothgeglühtes Eiſen, und ſprühten Funken aus ſeinen Augen bei dem Anblick der runden Walpurg, die mit Ketten und Hacken klirrend in die Werkſtätte trat. Ein buntes Kopftuch verhüllte der Dirne braunes Haar, von denen nur ein paar Locken ſich an den Schläfen hervorſtahlen; aus dem hochgefärbten Antlitz mit der breiten Stirn, der markigen Naſe, dem aufgeworfenen aber wohlgezeichneten Mund und dem ſtarken runden Kinn blickte ein feuriges Augenpaar mit unbefangener Leichtfertigkeit; ein leichtes Mieder, ein nicht allzulanger „Kittel“ von gefärbtem Linnen umſchloſſen die füllreiche Geſtalt. Dem Meiſter wurde zu Muthe, als wär' er noch ein „Bue.“ Er vergaß, wie immer bei Walpurgs Anblick, Weib und Kinder ſammt ſeinen eigenen fünfundvierzig Jahren, und leidenſchaftlich flammte es auf in ſeinem braunen Antlitz, da er die Dirne anredete: „Gott zum Gruß, Burgerl.“

„Eben ſoviel,“ verſetzte ſie trotzig, indem ſie das Eiſenzeug aus ihrer Hand auf den Eſtrich fallen ließ.

Er beachtete nicht den herben Ton der Antwort, und fuhr fort: „Wie geht's, wie ſteht's, Burgerl, und was bringſt Du?“

„Es geht und ſteht wie's mag,“ ſagte ſie unwirſch: „und der Herr Vater ſchickt dem Meiſter da allerlei zum Zurichten. Muß aber fertig ſein zum Erchtag *) in aller Früh, weil der Herr Vater mit ſeiner Zillen **) auf Stadel ſoll.“

---

*) Dienstag.

**) Großes Schiff auf dem See oder der Traun. Den Nachen heißt man Plätte.

Der Schmied lachte wie ein Schelm. „Schon recht," ſprach er dazu; „ich werde den Salzzillenwaſtel nicht aufhalten, und meinetwegen dürft' er bis Linz, bis Wien hinunterfahren, oder nach Ungarn, wo die Donau ein End' hat ſammt der getauften Welt. Am Erchtag komm' ich zu Dir, mein Dirn'l."

Walpurg ſchüttelte den Kopf. „Die Mutter leidet's nicht," ſagte ſie, und hatte doch längſt keine Mutter mehr; „und der Schmied-Loiſel konnte ſchon etwas Beſſeres thun, als mich in der Leute Mäuler bringen. Wo ich geh' und wo ich ſteh' ſchaut Er mich an wie einen heiligen Leib. Meine Frau Ahndl ſelig hat wohl recht gehabt; Mannenlieb' und angezündet Pulver, hat ſie immer geſagt, die hält kein Reifen mehr. Er macht's um kein Haar beſſer. Darum laß Er mich aus, ein für allemal, und bleib' Er bei ſeinem Lenerl. Er hat ja das Lenerl doch lieber, als Er mir immer vorredet, und es iſt nichts ſo fein geſponnen, das nicht zuletzt an die Sonnen käme. Nun, Glück auf! Wenn's ein Dirn'l gibt, ſo empfehl' ich mich als Godel. Will dem Fratzen ein goldenes Fingerringerl einbinden, das ich ſo nimmer brauchen kann."

Dem armen Loiſel wurde weh um's Herz. Er wußte nicht, daß ſeiner Liebe Hoffnungen nach ſolchem Sturm nur um ſo friſcher und grüner die Häupter heben würden, denn er hielt den Ausbruch der Eiferſucht für einen vernichtenden Hagelſchauer, und ſah im Geiſte die freudige Saat rettungslos in Grund und Boden geſchmettert. Seine kurz zuvor ſo zuverſichtige Miene nahm einen trübſeligen Ausdruck an, ſeine Augen umzog etwas wie ein Nebel, und wie in eiſerne Bande geſchlagen lag ſeine ſonſt wortfertige Zunge im Mund gefangen; nicht etwa, weil ihm nichts beigefallen wäre, ſondern weil die Wahl ſchwer zu treffen war, denn er hätte gar zu gern mit einem Streich den Feind aus dem Feld geſchlagen. Und wie er noch ſo ſchwankte, ob er mit Betheuerungen heißer Liebe, ob mit meineidiger Verhöhnung ſeines ehelichen Weibes antworten ſollte, trat Magdalena ſelbſt unverſehens aus dem Innern des Hauſes in die Schmiede, eine ſchmächtige feine Geſtalt mit bleichen abgehärmten Zügen, entſtellt durch die ſichtlich ſehr nah bevorſtehende Erfüllung der ſeligſten aller Erdenhoffnungen. Das Weib und die Dirne maßen ſich gegenſeitig mit Blicken voll ſchnöden Haſſes und unausſprechlichen Hohnes, wie keines Mannes Auge ſie ſo giftig und ſicher zum

Ziele treffend zu entſenden vermag. Loiſel hämmerte in ſeiner Verwirrung auf das erkaltete Eiſen los, und wagte keinen Blick vom Amboß zu erheben, bis Lenerl ihn anredete: „Ich ſoll dem Vater ſein Zeug mitbringen, Mann. Haſt Du's geſchärft?“

Bejahung nickend deutete der Schmied in die Ecke. „Dort liegt alles beiſammen, Weib. Aber warum hat Dein Vater es nicht ſelber mitgenommen? Er war doch heute ſchon im Haus.“

„Er hat den Buben und das Dirn'l abgeholt, um ſie in ſeiner Plätten in die Eiſenau zu führen,“ beſchied Lenerl: „er muß beim Leiten-Hanſerl-Weib etwas beſtellen. Ich geh' indeſſen zur Mutter, und komm' hernach mit unſern Fratzen *) heim.“

„Schon recht, geh' zu,“ machte Loiſel, und hämmerte weiter.

Lenerl ging aber nicht. Sie konnte Beil und Meſſer durchaus nicht ſo zur Hand bekommen, wie ſie dieſelben zu tragen begehrte. Burgerl ſtand wie eine Mauer, doch endlich riß ihr die Geduld, da ſie merkte, die Frau würde vor ihr nicht wanken noch weichen. „Vergeß der Meiſter die geſchaffte Arbeit nicht,“ rief ſie dem Schmied zu: „und b'hüt Gott.“ — Ein überaus freundliches: „Zeit gelaſſen, Burgerl!“ geleitete die Scheidende. Nun ſagte Magdalene auch ihrerſeits „b'hüt Gott!“ aber ihr wurde nicht der freundliche Beſcheid darauf, den die andere erhalten.

Mit Thränen in den Augen trat ſie vor die Thür, und ging langſam der Tochter des Zillenführers nach, die eilig über die Traunbrücke ſchritt, an deren Ende ſie noch einen halben Blick zurückwarf, bevor ſie unter dem Thorbogen verſchwand. Sobald die Frau den Paß frei ſah, förderte auch ſie ihre Schritte, um links durch den Ort und deſſen lange Vorſtadt, die Kufenzeile, am Seegeſtade hin, die Stelle zu erreichen, wo „am Erdl“ unter elenden Blockhäuſern, den Wohnungen der ärmern Kufmacher, die väterliche Hütte ſtand, der allerarmſeligſten eine. Der ganze Bau beſtand aus einer Küche, die Einrichtung darin aus Herd, Lagerſtätte, Bank, Schaft und Handwerkszeug. Der Herd diente zugleich als Tiſch und Ofen. Das Bett bildeten Laubſäcke und ein Wollenkotzen hinter niederm Bretterverſchlag. Der Schaft trug Töpfe und Töpfchen, ein paar hölzerne Schüſſeln und Trink-

---

*) Der Fratz: das Kind.

geſchirre, und ſonſtiges Hausgeräth. Neben dem höchſt einfachen Drehſtock und der Schnitzelbank lag es voll von Spänen, die Zeugniß gaben von dem Fleiß der alten Löffel-Kathi. Sie war aus der Viechtau gebürtig, eines Löffelmachers Kind, und trieb ihres Vaters ſchlichte Kunſt: aus dem weißen Holz des Aborns Eßlöffel zu ſchnitzen und zu drehen.

Lenerl fand ihre Mutter am Herd beſchäftigt, doch war es keine Speiſe, was im Töpfchen brodelte, das lehrte ſchon der ätzende Geruch. Beim Eintritt der Tochter ſchob die Alte das Töpfchen mitten in das Feuer, wie um den Inhalt unberufenen Blicken zu entziehen, und dann erſt begrüßte ſie ihr einziges Kind. „Was bringſt Du da, Leiningerin?“ fragte Kathi.

Worauf Lenerl: „Für den Herrn Vater ſein Zeug, für die Frau Mutter einen Bunkel *) auf die Jauſen und drei Eier.“

Sie legte die genannten Gegenſtände auf die Bank und trat möglichſt weit vom Herd weg, um von dem unheimlichen Töpfchen wegzukommen, deſſen Anblick einen Verdacht wiederum in ihr wachrief, den ſie als frommes Kind ſchon ſeit längerer Zeit mit aller Macht bekämpfte, ohne ihn jemals ganz überwinden zu können. Doch nicht nur um die argwöhniſchen Gedanken zu zerſtreuen, ſondern auch um nach ihren Kindern auszuſpähen, lugte Magdalena auf den See hinaus, wo ſie durch das winzige Fenſterloch auch bald in weiter Ferne, hinten links vom Waſſerſchloß, ein Schiffchen entdeckte, das ſeiner Richtung nach aus der Eiſenau kommen konnte. Wo nämlich der Fremdling fern auf den Wogen nur einen dunkeln Punkt wahrnimmt, den er etwa für eine Ente halten möchte, da erkennt des Eingebornen geübter Blick ſchon das Fahrzeug ſammt der Richtung, von wannen es kommt, wohin es ſtrebt, und die Alte verwunderte ſich nicht im mindeſten, als ihre Tochter ſagte: „Das mag ſchon der Herr Vater ſein in der Plätten.“

Eifrig vom Bunkel ſchmauſend, verſetzte Kathi mit vollem Munde: „Der böſe Feind hat ihn heut ſchon wieder zur Eiſenau geführt. Er findet alleweil einen Vorwand, über den See zu fahren, der alte Narr. Das Kehrruder handhaben iſt freilich auch keine leichte Arbeit, aber luſtig, weil einer nichts damit

---

*) Bunkel: Gugelhupf (Ein Gebäck.)

verdient. Das Kuflmachen trägt Kreuzer, Mehl und Salz ein, darum freut es ihn nicht, den lockern Tagdieb und Sauſaus. Ich muß mit dem Löffelmachen uns Beide erhalten, und beſſer würd' ich leben als eine Wittib, Gott verzeih' mir die Sünde! wenn der heilige Nepomuk einmal nur wegſchauen wollte, um dem Pichlauer Wind freie Hand zu laſſen.“ —

„Gott verzeih' der Frau Mutter die Sünde! das ſag' ich auch:“ fiel ihr Magdalena in die Rede.

Das alte Weib fuhr mit giftiger Zunge fort: „Der Alte iſt ein Taugenichts, die Jungen ſind es nicht minder. Was nur Mann heißt, ſollte im See liegen, wo er am tiefſten iſt. Jung gewohnt, alt gethan. Wie macht es nicht der Deinige, he?“

Ihre Bewegung unterdrückend, verſetzte Lenerl: „Der Loiſel iſt ein rechtſchaffener Mann. Sie wird ihm nichts Schlimmes nachſagen mögen.“

„So? Ei, ſeht doch einmal,“ rief Kathi hohnlachend: „ich mag ihm freilich nichts Böſes nachſagen, und das Salzzillenwaſtlmenſch*) wird ihm halt etwas gegeben haben, daß er ihr ſeit zwei Jahren auf Tritt und Schritt nachgehen muß, wie dem geſtrengen Herrn Syndikus ſein Pudel, und daß er ſich die Bubenſonne**) auf den Hut ſcheinen läßt, um vor dem Kammerfenſter der Burgi Gaſſelreime zu dichten.“

„Er bleibt Nachts daheim, wie ſich's gehört,“ widerſprach Lenerl: „oder ſchau ich aus wie ein Weib, das ſein Herr verachtet und verſchmäht? Ich meine doch nicht.“

Kathi zuckte die Achſeln. „Er wird dazumal juſt vom Dirn'l geträumt haben,“ bemerkte ſie ſpöttiſch.

Der gepeinigten jungen Frau ſchoß abermals das Waſſer in die Augen, die ohnehin vom Kummer der jüngſten Zeit mehr als überflüſſig angegriffen waren. Der bitterböſe Spott hatte ſchwerer getroffen, als jeder frühere Schlag, aber ſtolz und tapfer gab ſie ſich nicht gefangen, und um nur etwas zu ſagen, hob ſie an: „Die Leut' ſind halt bös, und wittern gleich das Aergſte, wo einer ein biſſel Spaß macht. Der Loiſel iſt ein luſtiger Mann, und ich bin keines von den eifernden Weibern, die gleich

---

*) Noch heutzutage haben in Oberöſterreich die Ausdrücke Dirne und Menſch keine üble Nebenbedeutung.

**) Bubenſonne = Mond.

Zetermordio ſchreien, wenn ihr Herr 'mal eine ſaubere Dirne am Schurzbändel zupft. Drum laß Sie mich aus, Frau Mutter, und vollends gar mit dem Geplauſch vom Eingeben. Die Lieb' läßt ſich nicht eſſen oder trinken.“

„Nimm Dich in Obacht, Teiningerin, vor ſolch läſterlichen Reden:“ mahnte die Mutter: „ſtatt zu läugnen, was doch klar iſt wie der Sonnenſchein, ſollteſt Du lieber bei irgend einer Alraune Dich Raths erholen, um den Bann zu löſen....“

Die Rede unterbrach ein Knall; auf dem Herd ziſchte die Flamme, dann erfüllte dicker Qualm das ganze Haus, kreiſchend retteten ſich die erſchreckten Weiber in's Freie, und mußten eine geraume Weile harren, bevor ſie wieder eintreten konnten. Kathi beklagte den Verluſt einer kräftigen Salbe, die ſie aus mühſam zuſammengeleſenen Kräutern und andern Zuthaten hatte bereiten wollen, wie ſie zur Tochter ſagte, während ſie die neugierig herzulaufenden Nachbarinnen mit der Lüge abſpeiste: „Die Milch ſei ihr in's Feuer gelaufen.“ Als Rauch und Dampf ſich ſo ziemlich verzogen, machte Lenerl ſich mit einem halbfertigen Löffel zu ſchaffen, und ſchnitzelte am Stiel herum, während Kathi den Herd wieder in Ordnung brachte und dazu allerlei Geſchichten erzählte, wie der Anblick der Nachbarinnen ſie ihr in das Gedächtniß zurückgerufen haben mochte.

„Wie dunkel es doch mit einemmale wird,“ ſagte die Tochter plötzlich, legte die Arbeit nieder und ſteckte den Kopf durch das Fenſterlein. Vor der Sonne ſtand blaugraues Gewölk mit leichtem Silberſaum wie eine Rieſenmauer, und der kaum noch ſo friedliche See warf hohe Wellen, deren weißaufziſchender Schaum Unheil verkündete. „Mutter, ach Frau Mutter, der Viechtauer Wind kommt,“ ſchrie ſie voll Schrecken: „und aus Baiern reitet ein grobes Wetter bei'm Grasberg herüber.“

Ein ſchweres Ungewitter war es in der That, das noch unentladen auf Sturmesſchwingen einherflog. Die Wolke überzog mit düſterm Schatten zur Rechten die Vorberge von der Gmundner Höhe bis zum Sulzberg. Auf die Häuſer von Traunkirchen und auf die Berge im Hintergrund ſchien noch die Sonne, wie auch zur Linken auf das zackige Haupt und die breite Felſenbruſt des Traunſteins, wogegen anprallend in kurzer Friſt darauf das Wetter ſich entladen mußte. Lenerl ſah noch auf wenige Augenblicke die Plätte, worin ſie ihren Vater und ihre beiden Kinder vermuthete.

Das Fahrzeug trieb eilig gegen die ſteile Wand hin, die als Fußgeſtell des Traunſteins der Fluth entſteigt. Die Stelle iſt mit Recht verrufen und gefürchtet. Der Weſtwind fährt an der Wand des Höllengebirges nieder zur Viechtau, und von da aus wie durch das Rohr eines Blaſebalgs mit verdoppelter Gewalt über die Wogen den Felſen zu. Was er hier auf ſeinem Wege findet, das reißt er unwiderſtehlich mit ſich fort, um die Schiffe am ungaſtlichen Geſtein zu zerſchellen, und die Schiffleute in die ungemeſſene Tiefe zu verſenken.

Der Traunſtein hüllte ſich in Nacht und Nebel, das Gewitter entlud ſich unter furchtbaren Blitzen und endlos rollendem Donner, und was praſſelnd aus der Höhe niederfuhr in ſchrägem Fall, war kein Platzregen, ſondern ein Schloſſenwetter, ſo entſetzlich als nur je eines den Gau heimgeſucht haben mochte, welchem der Hagelſchlag doch ein nur allzubekannter Gaſt iſt.

„Verloren, verloren!“ jammerte das junge Weib, in die Kniee ſinkend und mit gerungenen Händen: „die Plätten iſt mitten im Sturm.“

Der Alten ſchien die augenſcheinliche Lebensgefahr ihres Eheherrn nicht ſonderlich nahe zu gehen. Zwar fürchtete ſie ſich gewaltig vor dem Sturmwind, der die Hütte von dannen zu führen drohte, mit Beben vernahm ſie den Lärm der Hagelkörner, die wie Flintenkugeln gegen die dünnen Holzwände raſſelten, und dennoch vermochte ſie inmitten der Angſt nicht ihre Schadenfreude zu unterdrucken, ſondern verſetzte höhniſch: „Wie ſchad' um des geſtrengen Herrn Syndikus waidlichen Baumgarten. Heuer werd' ich ihn um keinen Apfel bitten, und er wird mir nicht zu ſagen brauchen: geh' dem böſen Feind zu, alte Hexe, und laß Dir Aepfel von ihm geben.“

„Um aller Heiligen willen,“ rief Lenerl: „die Frau Mutter wird doch nicht das Wetter mit dem Dampf aus ihrem Haferl gemacht haben? Der Nederl und die Mierzl ſind ja bei ihrem Großvater in der Plätten.“

Kathi ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus und ſtürzte zu Boden. „Das kann nicht ſein, das wird nicht ſein!“ jammerte ſie. Daſſelbe Weib, das einen Augenblick zuvor mit ruhiger Kaltblütigkeit den Ehegeſpan vor ſeinen leiblichen Augen hätte untergehen ſehen, und das mit frechem Spott eben noch ſich über den verwüſtenden Schauer beluſtigt, brach nun in erbärmliche

Klagen über das Loos der Enkel aus. Dieſer unerwartete Ausbruch beſtärkte den Argwohn im Herzen der Teiningerin. Mit Grimm und Abſcheu wandte ſie ſich von der verruchten Zauberin, und enteilend erduldete ſie lieber die rauhen Schläge der Hagelkörner als die unheimliche Nähe der Mörderin ihrer unſchuldigen Kinder.

Durchnäßt und jämmerlich zerſchlagen kam ſie heim, wo ſie von Fieberfroſt geſchüttelt auf ihr Lager ſank. Der herbeigerufene Meiſter Bader zuckte bedenklich die Achſeln zu den wirren Reden, welche die Kranke ausſtieß. Zeternd ſchrie ſie nach ihren Kindern Andreas und Maria, die mit dem Großvater auf dem See umhertrieben, vielleicht todtgeworfen von den Schloſſen, wenn nicht bereits begraben in der Fluth.

„Nimm zurück, widerrufe, was Du angeſtellt, unglückſeliges altes Weib,“ kreiſchte ſie mit überſchnappender Stimme: „bin ich ohnehin nicht ſchwer beladen mit Kreuz und Leid, daß Du mir auch noch die lieben Fratzen ertränken mußt? Beſprich den Sturm, Du gottvergeſſenes Menſch, und befiehl dem böſen Feind die Schloſſen aufzufangen....“ — In ſolcher Weiſe ging es fort und fort. Dem Bader ward angſt und bange, er ſchlug ein Kreuz um's andere, hielt die Kranke für beſeſſen, und war höchlich zufrieden, als bald darauf ſeiner Rathloſigkeit ſich der Ausweg bot: der Wehmutter den Platz zu räumen.

Der Sturm wüthete die ganze Nacht, bis der Tag zu dämmern begann. Der Hagel hatte furchtbare Verwüſtungen angerichtet, auf einem ziemlich breiten Strich Landes von Neukirchen bis über Olsdorf hinaus die bereits der Reife nahen Saaten vernichtet, auch an den Gebäuden in Stadt und Dörfern ſein Müthchen gekühlt. Nichts deſtoweniger ſpiegelte ſich die Morgenſonne ſo unbefangen in der ölglatten Fluth, als wären Feld, Wald und Menſchen noch wohlgemuth und hoffnungsreich, wie Tags zuvor, und als bärge der heuchleriſche Friede auf der Oberfläche des Waſſers keinen unerſättlichen Abgrund, in deſſen Tiefe gewaltige Hechte eben friſche Menſchenleichen ſchmauſten, wahrlich nicht die erſten, die ihnen je zu Theil geworden, viel weniger aber die letzten, auf die ſie rechnen durften. Es war lange noch nicht Mittagszeit, als der Teininger-Loiſel ſchon wußte, daß er mit vollem Grund auch für die armen Seelen ſeiner Kinder ein frommes Ave geſprochen, da Morgens für die Verunglückten im

Allgemeinen das Zügenglöcklein geläutet worden. War doch aus der Eiſenau Botſchaft eingetroffen, daß die Kleinen mit ihrem Großvater eine gute halbe Stunde vor dem Beginn des Sturmes abgefahren: von allen Punkten des Geſtades waren ſchon Schiffleute nach Gmunden gekommen, keiner von ihnen aber hatte den wohlbekannten Kuſen-Nazi erblickt oder von ihm vernommen. Ein nur geringer Troſt für den Verluſt des zwölfjährigen Buben und der nicht viel jüngern Dirne war die Kunde, daß Magdalena ein Mägdlein zur Welt gebracht, ein ſchwächliches Weſen, welchem die Wehmutter kein langes Leben prophezeihen wollte. Noch weniger tröſtlich wollte Nachmittags das Zügenglöcklein klingen, das für die ſcheidende Magdalena zum Gebet mahnte. Zwar hatte der Schmied ſchon oft in ſeinen Gedanken und wohl auch in vermeſſener Rede ſeinem Weib den Tod angewünſcht, aber juſt darum konnte er der unvermutheten Erfüllung des frevelhaften Wunſches nur um ſo weniger froh werden. Sein Gewiſſen nannte ihn Mörder, und das Gewiſſen hatte mit ſeiner Anklage wohl recht vor dem Richterſtuhl des Himmels, wenn ſchon die Sache den Syndicus nichts anging. Mit allen Schauern der Angſt vor dem jüngſten Tage in der Bruſt, warf er ſich bei Magdalenens Lager wie ein Verzweifelnder nieder, nachdem der Prieſter hinweggegangen, und die Sterbende zu ihm geſprochen:

„Ich verzeih' Dir alles, Loiſel. Sei nur dem Dirn'l ein rechter Vater, und leide nicht, daß die Walpurg ihm weh thue. Wenn ein Kind eine Stiefmutter bekommt, ſo hat es gewöhnlich auch einen Stiefvater. Thu nicht alſo mit dem armen Wurm, um der Sünden halber, ſo Du gegen das heilige Gelöbniß vor dem Altar begangen, um der Fürbitte willen, die ich mit meinen Kindern bei'm Herrgott und Deinem Schutzpatron, dem unſchuldigen Jüngling Aloiſius, für Dich einlegen werde. Laß den Fratzen Creſcentia taufen nach dem Namen Deiner Mutter, die ein gar gottſeliges Weiberl geweſen iſt; und das ſag' ich Dir, überlaß mir nicht etwa die Zenzi ihrer Frau Ahndl....“

Der Eintritt der beſagten Frau Ahndl unterbrach die Ermahnung. Die arme Kathi kam gebeugt von der Laſt des Unheils, und mehr noch von dem entſetzlichen Verdacht, den ihr Kind gegen ſie ausgeſprochen. Zu der Alten gewendet, ſprach Lenerl mit erlöſchender Stimme:

„Auch Ihr vergeb' ich, Frau Mutter, und werde fleißig für Sie beten. Aber ich bitt' gar ſchön, laß die Frau Mutter mein Dirn'l am Leben, und übergieb Sie's nicht auch in die Gewalt des böſen Feindes....“ — Das waren der Leiningerin letzte Worte. Die Wittwe des Kufenmachers ſank neben ihrem Eidam in die Kniee. Als nach geraumer Weile der Schmied ſich erhob, zweifelhaft, ob Lenerl wache oder ſchlafe, war ihr Leib bereits zur ewigen Ruhe entſchlummert, und die Hand eines zerknirſchten Sünders drückte ein erloſchenes Augenpaar zu, das ſeit zwei langen Jahren keine gute Stunde mehr geſehen hatte.

2.

Unter die vielen Dinge, die hienieden nicht gut thun, gehört auch die zweite Ehe, wenn ſie aus verbrecheriſcher Neigung und aus treuvergeſſenen Flammen ihren Urſprung leitet. Da ſpendet das Sacrament nicht den Segen mehr, womit irdiſche Liebe zu heiligen es eingeſetzt wurde von des Himmels Gnade, ſondern es wird zur Buße, und das geweihte Band drückt als ſchwere Kettenlaſt, wie ſie der Tod zum zweitenmale nicht ſo bereitwillig löſen wird. Das mußte der Leininger ſchwer empfinden. Seine bittere Reue an Lenerls Sterbelager war nicht ſo nachhaltig geweſen, daß ſie ihn hätte losreißen können von dem Zauber, worinnen ſeine Seele ſammt dem Herzen und den Sinnen gefangen lagen. Auch hatte die Neigung gar leichtes Spiel gehabt; ſie brauchte ja nur einzuſtimmen in die Reden des Volkes, welches da ſprach: der Schmied ſei ſchuldig die Walpurg heimzuführen als ſein angetrautes Weib. Alſo war es geſchehen. Die ſtolze Dirne hatte das Kopftuch mit der Goldhaube vertauſcht, und unter dem helmartigen Hauptſchmuck war ihr ein anderer Sinn gewachſen, ſo daß von der alten Liebe ſchier nichts übrig geblieben, als tyranniſche Eiferſucht, und im Lauf der Zeit die kecke Entſchiedenheit in Wort und Weſen ſich immer mehr zu zänkiſcher Ungeberdigkeit ausgebildet. Die wackere Stadt Gmunden hatte ein ſauberes Dirn'l weniger, dafür ein böſes Weib mehr, und im Schmied an der „Brucken“ einen von den vielen Bürgern, deren Zahl nicht ausſtirbt und die noch heute — ein Jeder — der Meinung ſind: daß ein böſes Weib zuviel in der Stadt lebe.

Kaum fünf Jahre waren ſeit Magdalena's Tod verſtrichen, wahrlich eine kurze Friſt! Wer jedoch in der Zwiſchenzeit den Teininger nicht geſehen, der würde ihn ſchwerlich auf den erſten Blick wiedererkannt haben. Zwar führte und ſchwang er noch wie ehedem in rüſtigen Händen die ſchwere Zange, den gewichtigen Hammer, aber ſeine welkenden Lippen pfiffen keine luſtige Weiſe mehr zum Werk. Hinter der gefurchten Stirne, unter dem halbkahlen Scheitel und dem ſpärlichen grauen Haar tummelten ſich nicht die Schwänke von ehedem; trübſelige Gedanken und düſtere Vorſtellungen hatten dort ihr Lager aufgeſchlagen. Eingefallen waren die Wangen, und ihre ſonſtige friſche Röthe hatte ſich in die Naſe gezogen, die ſomit bezeugte, wo der geplagte Mann Erholung und Troſt um ſo beharrlicher zu ſuchen pflegte, je ſeltener er ſie dort wirklich fand.

In der Schmiede arbeiteten zwei Knechte und ein Lehrling mit dem Meiſter, der, ein friſchbeſchlagenes Rad in die Ecke rollend, zu ihnen ſagte: „Das Eiſen im Feuer iſt geſchaffte Arbeit und muß gefördert werden. Ihr könnt aber alles fertig machen ohne mich. Mich freut das Hämmern heute nimmer, auch muß ich auf den Acker hinaus und das neue Eiſen in den Pflug ſetzen, ſonſt kommt der Hieſel, der talkete Bue, nicht zu Streich. Zuerſt macht ihr die Kloben und Nägel für den geſtrengen Herrn Pfleger zu Orth. Er hat geſtern ſchon drum geſchickt, und wird heute nicht drauf vergeſſen.“

„Schon recht, geh' der Meiſter nur zu, und laß Er ſich Zeit,“ verſetzten die Geſellen.

Loiſel trat auf die Schwelle. Vor der Thüre ſaß auf dem Abweisſtein ein bleiches ſtilles Dirn'l, die Händchen gefaltet im Schoß, träumend mit offenen Augen.

„Schlafſt Du, Zenzerl?“ fragte er das Kind, das ſtatt aller Antwort nur die Augen emporhob, um ſie gleich darauf wieder wegzuwenden.

„Willſt Du mit mir gehen?“ fragte er weiter. Crescenz ſchüttelte kaum merkbar das Köpfchen. Dringender fuhr er fort: „Ich geh' auf den Acker hinaus, lieb's Schatzerl. Dort magſt Du bei der Hecken im grünen Gras ſitzen. Auf dem Birnbaum dichten Zeiſerl und Rothkropf, und heimwärts darf das Dirn'l auf dem Braunen reiten. Willſt Du, herzige Docken?“

Die verheißenen Lieder des Zeiſigs und des Rothkehlchens ſchienen die Kleine zu locken, und ſie erhob ſich, um dem Vater die Hand zu reichen, duckte ſich aber ſchnell wieder auf ihren Platz zurück, da ſie die keifende Stimme der Stiefmutter vernahm, die, ein Märchen auf dem Arm, ein zweijähriges Büblein an der Schürze, aus dem Hauſe trat.

„Wär' nit übel," rief Walburg: „ich glaube gar, der alte Laſſi will mit der Dirne in der Welt umherziehen?"

„Und ich glaube, Weib," verſetzte der Mann mit grimmigem Spott: „Du eiferſt mit meinem eigenen Kind?"

„Und wenn?" fragte ſie entgegen: „die Zenzerl iſt das Ebenbild von Einer, die Du viel lieber gehabt haſt, wie mich."

„Hab's bewieſen," grollte der Leiſel in ſich hinein.

Burgerl fuhr fort: „Sie reut Dich, das beweiſeſt Du alle Tage; und ich freu' Dich nimmer, das ſeh' ich früh und ſpät. Warum behieltеſt Du ſonſt auch den Fratzen im Haus, der ausſchaut als wär' er der Lenerl aus den Augen geſchnitten? Die Frau Ahndl begehrt das Dirn'l alleweil, und wenn die Zenzi das ganze Jahr keinen Zahn ſehen läßt, ſo lacht ſie doch, wo ſie die Löffel-Kathi nur von weitem erſchaut. Du aber gibſt ſie nicht her, obſchon ſie mich nicht ſchmecken mag und mir kein freundlich G'fries weiſt, wenn ich ſie auch todtſchlüge. Warum gibſt Du ſie nicht her? Weil Du alleweil in ſie hineinſchauſt wie in einen Spiegel, Du eidvergeſſener treuloſer Mann. Antworte, wenn ich's nicht errathen habe."

„Du haſt falſch gerathen," widerſprach Alois mit heftiger Geberde und rauhem Ton; „ich gäbe das Kind nur gar zu gern in gute Hände und liebreiche Pflege. Aber ich habe der Lenerl auf ihrem Todbett noch verheißen müſſen, die Zenzi nicht herzugeben."

„Das hat ſie zufleiß gethan, die boshafte Kröte," rief das Weib; „ſie wußte wohl, daß ſie mir damit ein Alraundl in die Wirthſchaft ſetzte. Und hat ſich der Unſegen nicht alsbald offenbart? Haben wir nicht ſchon zwei von unſern Fratzen Morgens todt in der Wiege gefunden, in die ich ſie Abends friſch und geſund hineingelegt? Aber Du gibſt keine Ruh, bis der Hanſerl und die Pepi auch noch hin ſind ſammt denen, die leicht *) kommen werden, blos damit Haus und Hof für die Zenzi allein

---

*) „Leicht" wird für: „vielleicht" geſagt.

bleiben. Das wird es ſein, was Du Deiner Seligen verſprochen haſt." — Walpurg brach bei dieſen Worten in Thränen aus, der kleine Johannes und das Kind auf dem Arm begannen zu heulen, da ſie die Mutter weinen ſahen, und Zenzi allein blieb gleichgültig, obſchon ihrem Ohr keine Sylbe der Wechſelreden entging.

„Wenn ich aber ſchon ſage," ſprach der Schmied nicht gar laut, aber nachdrücklich: „daß die Alte mit böſen Alraunenkünſten umgeht, und eines unſchuldigen Kindes bedarf, um es ihrem Herrn und Meiſter, Gott ſei bei uns! zum Opfer darzubringen?"

„Das plauſchſt Du nur ſo daher," antwortete Walpurg; „um die alte Fee in den Block zu bringen, damit ſie das Dirn'l nimmer begehren kann."

„Die Heiligen wiſſen, ob ich außer Dir jemals einer ſterblichen Seele etwas davon offenbart," ſagte Loiſel mit einem Blick zum Himmel.

Ein herbeiklappernder Reiter unterbrach die böſe Zwieſprach. Der Schmied blickte nach der Brücke hin, deren Bohlen unter den Roſſeshufen erdröhnten, und erkannte im Reiter den Pfleger der Herrſchaft Orth, einen noch leidlich jungen Mann mit freundlichem offenem Angeſicht und hellen Augen.

„Da kommt der geſtrenge Herr Lerchenauer ſelber," rief zur Werkſtätte gewendet der Meiſter, und zuverſichtig erſcholl die Antwort heraus: „Wenn er Kloben frißt, mag er ſchon drei haben, heiß wie aus der Pfannen heraus."

Dieſe ſpöttliche Rede vernahm vor dem Haus anlangend der Reiter, und die Zügel anziehend, ſprach er lachend dagegen: „Wir haben immer noch etwas beſſeres in Orth zu eſſen, als glühendes Eiſenzeug, aber ich dank' Euch für den guten Willen und nehm's für genoſſen."

Loiſel wollte den Uebermuth der Geſellen möglichſt entſchuldigen. Indeſſen befahl Walpurg der kleinen Creſcenz: „Nimm das Buberl bei der Hand und führ' es auf die Brucken, bis ich wieder heraus komme. Deine Watſchen für's Herumziehen mit Deinem Vater bekommſt Du auf die Jauſen." Das Kind leiſtete Folge ohne ein Wörtlein zu erwiedern, und ging mit dem Stiefbruder der Brücke zu.

„Laß Er's gut ſein, Meiſter," rief Lerchenauer noch lachend wie zuvor, und ſtieg vom Pferd; „weiß ſchon wie's gemeint war. Auch hätt' ich da eine kleine Arbeit für den Meiſter. Er iſt ja ſo ein Stück von einem Tauſendkünſtler, und hat für einen Grobſchmied eine feine Hand. Das Rad an meinem Fauſtrohr thut nicht wohl, und weil ich heimwärts zu Nacht durch den Wald reiten muß, ſollt' ich ſchon mein Schießzeug in der Ordnung beinander haben.“

„Der geſtrenge Herr hat wohl recht,“ verſetzte Loiſel, indem er die dargereichte Waffe prüfte; „es iſt allerlei fremdes Geſind' auf dem Land geſehen worden, und die Vorſicht nicht überflüſſig. Komm' der geſtrenge Herr nur herein, dem Schaden wird gleich abgeholfen ſein.“

Der Pfleger band ſein Roß an den Pflock und folgte dem Meiſter in die Schmiede. Inzwiſchen hatten die Kinder den Weg über die beiden Abtheilungen der Brücke vor und hinter dem Thurm zurückgelegt, waren vor dem Stadtthor wieder umgekehrt, und ſahen hinunter auf die Traun, dem Spiel der Gründlinge zu, die in der durchſichtigen Fluth ſich hin und her tummelten.

Von der Mühle her ruderten ein junger Burſch und ein altes Weib in einer Plätte ziemlich mühſam ſtromaufwärts, um unter der Brücke durch in den See zu gelangen. Ein paar weißgepuderte volle Säcke im Schiff bezeugten den Zweck der Fahrt. Wie die Plätte zur Brücke kam, rief Crescenz mit heller Stimme: „Grüß' Gott, Frau Ahndl.“

Aufſchauend erkannte die Löffel-Kathi ihre Enkelin, und antwortete: „Eben ſoviel, Zenzerl. Geh' ein wenig unter den Thurm, ich ſchick' Dir was.“

„Schon recht, Frau Ahndl!“ machte Zenzi, und ließ eilig davonſpringend den kleinen Bruder im Stich, der ihr ſchreiend nachlief.

Kathi hieß ihren Begleiter am Kehrruder bei der ſchmalen Treppenleiter anlegen, die am Eisbock vor dem Thurm vom Waſſer hinaufführte. „Geh, mein Jodl,“ ſagte ſie; „und hol' mir das Dirn'l herunter.“

Der Bue ſchaute ſie unſchlüſſig an. „Ich weiß wohl,“ verſetzte er; „daß Du die Zenzi alleweil begehrſt. Hol ſie lieber ſelber.“

„Wenn ich aber mit der Dirn' in's Waſſer fiele?“ fuhr Kathi fort; „ich altes ſchwaches Weiberl? Geh zu, Jodl, ich koch' Dir am Sonntag ein Muß, auch ſoll Dein Meiſter nichts inne werden, und ich will ja das Dirn'l nicht gar behalten.“ Das war nun freilich erlogen, und der Jodl wußte wohl, daß Kathi längſt darauf ausging, das Kind ſich anzueignen; aber das verheißene Muß überwand alle Bedenklichkeiten, und herzhaft ſtieg er hinauf um Zenzi zu fragen: ob ſie zur Frau Ahndl in's Schiff wolle? Dem Dirn'l war das gleich recht. „Es wird nit völlig ausſein,“ ſagte ſie; „und Schläg' krieg' ich ja doch von der Frau Mutter.“ So war ſie in der Plätten, bevor der ſchreiende Bruder nur den Thurm erreicht hatte. Der Kleine wußte nicht, wohin ſie gerathen war, und lief unter dem Thorbogen durch. Da ſah er ſie plötzlich drunten fahren, und indem er flehend und jammernd rief: „Nimm den Hannſerl mit, Schweſterl!“ kletterte er am Geländer empor und ſchwang ſich auf den Balken.

In demſelben Augenblick kam Walpurg durch die Schmiede, um nach den Kindern auf der Brücke zu ſchauen, und ſo geſchah es, daß ſie die Kathi mit der kleinen Crescentia auf dem Waſſer erblickte, bevor ſie des Bübleins auf dem gefährlichen Sitz wahrnehmen konnte.

„So iſt es recht,“ rief ſie in die Hände klatſchend; „ſo lob' ich's.“

„Was lobſt Du?“ fragte Loiſel, von der Arbeit aufblickend. „Herr im Himmel,“ ſchrie er gleich darauf emporſpringend: „Die alte Hexe raubt mein Dirn'l. Nach, nach, eine Plätten her, ihr Buben.“

Lerchenauer ergriff ſeine Hand. „Sei der Meiſter doch geſcheit,“ ſagte der Pfleger dazu; „die Alte iſt ein braves Weiberl, das ſich gut durchbringt, ſeit der liederliche Kufennazi im See liegt und endlich genug zu trinken hat. Der Fratz wird's gut bei ihr haben.“

„Das ſag' ich auch,“ machte Burgerl; „und überhaupt thun Fratzen bei einer Frau Ahndl immer beſſer, als bei der rechtbeſchaffenſten Stiefmutter. Nicht wahr, geſtrenger Herr, der Loiſel ſoll die Zenzerl bei der Löffelkathi laſſen?“

„Ich meine ſchon,“ verſetzte Lerchenauer, und fügte etwas ſpöttiſch hinzu: „obwohl das Dirn'l die rechte Mutter ſchier nicht vermiſſen wird, wie ich mir einbilde.“

Die Geſellen kicherten, der Lehrbube nieſte ſehr vernehmlich, der Meiſter brummte unverſtändlich ein: „daß Gott erbarm'!“ und die Meiſterin that einige Schritte vorwärts, wie um ſich einer Antwort zu überheben. Nun erblickte ſie den Buben auf dem Geländer, wie er, übergebogen und mit ausgeſtreckten Armen dem Schweſterlein nachjammerte.

„Jeſus, Maria und Joſeph!“ kreiſchte ſie auf; „mein Bue, mein Hannſerl!“

„Was gibt's?“ fragten die Männer, der Davoneilenden ſich nachdrängend, und kamen gerade noch zurecht, um mitanzuſehen, wie das Knäblein, nach der ſchreienden Mutter umſchauend, das Uebergewicht bekam und kopfüber in die Fluth ſtürzte.

Schnelle Hülfe zu leiſten war hier rein unmöglich. Zur Linken entſtiegen die Häuſer ſteil der Fluth. Zur Rechten, wohin das Kind trieb, floß die Traun unter der Brücke und dem Pfahlwerk durch, worauf vorgeſchoben das Teiningerhaus ruhte; ein Sprung in die Tiefe wäre hier für den beſten Schwimmer noch gefährlich, für den Unkundigen ſicheres Verderben geweſen, und die Anwohner des Traunſees waren von jeher wohl beherzte Schiffer, aber keine Schwimmer. Der Schmied konnte nicht anders zu ſeiner Plätte gelangen, als auf dem Weg durch ſein Haus und über eine freie Holzſtiege hinunter, und obſchon er nicht die Gegenwart des Geiſtes verloren hatte, ſo mußte doch immerhin eine gute Weile verſtreichen, bevor auch die kaltblütigſte Hand die Schlöſſer öffnen und die Ketten loswickeln konnte, womit Schiff und Ruder zur Sicherheit vor Wogen und unberufenen Entleihern befeſtigt lagen. Während Loiſel eilte, ſein Fahrzeug flott zu machen, rannten um Hülfe rufend Lerchenauer und die Dienſtleute des Schmieds in wilder Haſt um die nächſte Ecke, die Gaſſe hinab bis zur Mühle, wo ſie wieder das Geſtade erreichen konnten. Sie kamen zu ſpät, und die von allen Seiten zu Hülfe herbeiſchiffenden Nachbarn erreichten mit aller Mühe kein anderes Ziel, als daß ſie die entſeelte Hülle des kleinen Hanns in die Arme des troſtloſen Elternpaars legen konnten. Walpurg geberdete ſich wie verlaſſen von Gott und ſeiner Gnade, und unter den entſetzlichen Reden, die ſie über der Leiche ihres Kindes ausſtieß, kehrte häufig die Drohung wieder: ihre Wuth an der Crescenz auszulaſſen, und den ſchnöden Wechſelbalg zu erdroſſeln. Darum ermahnte Lerchenauer, bevor er ſeine Straße zog, den Schmied noch mit dringenden

Worten, Magdalenens Tochter doch ja bei der Großmutter zu laſſen. Loiſel fühlte wohl, daß ihm keine andere Wahl blieb. Er fügte ſich, obſchon ſchweren Herzens, doch nicht ohne den feſten Vorſatz, die alte Kathi bei dem Andenken ihrer Tochter zu beſchwören, das Dirn'l in der Furcht Gottes zu erziehen, damit es ungeſchädigt an Seel' und Leib dereinſt in's Vaterhaus zurückkehre, oder eines frommen Mannes gerechte Hausfrau werde.

3.

Die Stadt Gmunden mag in der langen Zeit von mehr als zwei vollen Jahrhunderten vielfache Veränderungen erfahren haben. Wenn jedoch zum Beiſpiel der tapfre und grimmige Graf Adam Herberſtorf wiederkäme, oder einer der viertauſend erſchlagenen Bauern den rieſigen Grabhügel bei Pinsdorf verließe, um vom Kamm des Traunſteins hinabzuſchauen, ſie würden ohne Zögern bekennen müſſen: daß dieſelbe Stadt vor ihnen liege, die ſie dereinſt verlaſſen. Wohl würden ſie vorn vor Traundorf das alte Schlößchen „am Weiher“ neben dem Kapuzinerkloſter mit dem friedlichen Garten vermiſſen, und jenſeits der Traun über der hochdahinziehenden Straße vergeblich den alten Thurm auf dem Guglberg, wie auf dem Hügel dahinter den unheimlichen Dreibein ſuchen. Sie dürften ſich allenfalls auch verwundern, am Kogl über der Kufenzeile und ſonſt in der Umgebung einige zierliche Landhäuschen und Gärten zu erblicken, und den Hafen ſeiner Befeſtigung entkleidet zu ſehen. Das aber würde ſie dennochwohl nicht irremachen. Noch heute, wie zu ihrer Zeit, ruht, ein regelmäßiges Viereck, die innere Stadt bequem auf dem breiten Rücken des ſanftanſteigenden Geländes, das nur von der Traun als ſteiler Uferrand ſich abhebt. Jede Ecke bewacht ein ſtarker Thurm. Gegen Weſten und Norden verwahren Mauern die Stadt, deren öſtliche und ſüdliche Seite die Traun und der See beſchirmen. An den See ſtößt der Marktplatz, ſichtbar zwiſchen einem alterthümlichen Rathhaus und ſtattlichen Gebäuden von frohmüthigem Ausſehen. Neben dem, auf drei Seiten freiſtehenden Rathhaus ſpringt ein Viereck von Häuſern in den See vor. Die Pfarrkirche, ein ſchwerfälliger Bau, überragt auf ihrem erhöhten Standpunkt über dem obern

Markt den ganzen Ort. Breit und luſtig liegen die Hauptſtraßen da, eher Plätze als Gaſſen zu nennen, rechtwinkelig, aber weder ſo grade noch ſo lang, daß ſie das Auge ermüdeten. Vor der weſtlichen Pforte, dem Chriſtophsthor, zieht ſich rechts die Pinsdorfer Gaſſe hinauf, gleichlaufend mit der Stadtmauer, unten führt die Kufenzeile zu den Hütten „am Erdl.“ Dort bildet der See eine Bucht, an deren Ende das Waſſerſchloß von Orth, ein unregelmäßiges Fünfeck, der Fluth entſteigt, durch eine lange Brücke mit dem Geſtade und dem Landſchloß verbunden. — Auch in der Nähe geſehen iſt wohl noch vieles, wie es war. Mauern, Thürme und Pforten; über dem Chriſtophsthor in Stein gehauen die drei Salzkufen, die Plätte, die Lachsforelle und die drei Seeblätter auf Felsgeſtein, ein buntſcheckig zuſammengeſetztes Wappen, zugleich das Wahrzeichen der Stadt; das Rathhaus mit Erkern und Thürmchen; die Mühle unter Traundorf, die ſchier wie ein Schlöſſel anzuſchauen iſt; die flachen Kähne ohne Steuerruder; das alles wird nicht viel anders geworden ſein, ſeit Stephan Fadinger als Bube aufgedingt wurde, um das Hutmachen zu erlernen, — eine ziemlich nutzloſe Kunſt für einen, der ſich ſpäterhin als Anführer meuteriſcher Bauern auf das Einſchlagen von Hirnſchädeln verlegte.

Was Ihr jedoch vergebens heute ſuchen würdet, das iſt die „Badſtuben“ am Traunthor, wo Meiſter Joſeph Klempſl als Bader, Bartſcheerer, Arzt, Chirurg und Apotheker in einer Perſon ſein Weſen trieb, in ſeinen alten Tagen noch eben ſo geſchwätzig, neugierig und unwiſſend, wie einſt als Lehrling und Geſell. Doch aufs Scheeren und Zwagen verſtand ſich nicht leicht einer beſſer, denn er, und darum durfte kein andrer, als der Meiſter ſelber mit ſeinen weichen fleiſchigen Händen das Angeſicht und das ſilberweiße Haupthaar des Syndikus berühren, der überhaupt in allen Dingen von jeher ein wunderlicher Heiliger geweſen war, und, wie das ſo zu gehen pflegt, von Jahr zu Jahr biſſiger wurde. Beſonders widerborſtig aber zeigte ſich der alte Herr, wenn er juſt aus Linz vom Landtag zurückgekommen war, wo die Prälaten und Herren des Erzherzogthums ob der Enns mit den Abgeordneten der ſieben gefreiten Städte nicht allzuſäuberlich zu verfahren pflegten, während andrerſeits die kaiſerlichen Kommiſſarien der Landſchaft nichts als Klagen über ſchwere Zeiten und Geldforderungen vorzulegen wußten. Das hielt jedoch den Herrn Merten Grilleneder nicht ab, alljährlich wieder in's Landhaus nach Linz zu reiten, von woher er grade zum dreißigſtenmal zurückgekommen war, als er an einem ſchönen Morgen, eilf Jahre nach dem Unglücksfall des Teininger-Loiſel-Hannſerl, unter Klempſls feiſten Händen brummte und ſchalt, und der Meiſter ihm nichts zu Dank machen konnte. Geduldig, wie der Bader, ſaß neben dem ungeberdigen Gaſt ein zweiter Kunde auf der Bank, des Meſſers gewärtig, das die wuchernde Ueppigkeit ſeines ergrauten Bartes in gebührliche Schranken zurückweiſen ſollte. Doch konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Meiſter die Behendigkeit von ehedem eingebüßt habe.

„Das ſei dem heiligen Nährvater geklagt, geſtrenger Herr Lerchenauer,“ verſetzte Klempſl; „meine Pratzen werden immer ſchwerer. Aber ich weiß ſchon wie ich thue. Ich ſetze mich auf den Auszug. Mein Bue iſt ein gerechter Bader; und ich darf ihm ſchon das Haus übergeben.“

„Nichts da,“ polterte Grilleneder; „vom Franz laß ich mich nicht ſcheeren noch zwagen. Der Bue iſt zu leichtfertig.“

„Für den geſtrengen Herrn werd' ich eine Ausnahme machen, und ihn alle Woche einmal unter die Hände nehmen,“ tröſtete der Bader; „aber den Franzl laß ich nicht ſchelten, und wenn er einmal ein rechtſchaffenes Weib hat . . .“

„Daran wird's nicht fehlen,“ unterbrach ihn Lerchenauer; „das junge Blut iſt ſchon richtig danach aus, und zieht fleißiger hinter den Dirn'ln her, als der Kundſchaft nach.“

„Das iſt es ja, was mich an dem Buben verdrießt,“ nahm der Syndikus das Wort; „ich hab' ihn aus der Taufe gehoben, und bin als ein gerechter Mann ſchuldig und gehalten, dem Godel ein Ehegeſpons zu verrathen.“

„Weiß ſchon, weiß,“ fiel ihm Klempſl in die Rede; „und der geſtrenge Herr handelt wie ein Vater an mir und dem Fratzen. Denk' Er nur, Herr Lerchenauer, der geſtrenge Herr hat uns die Oberthor-Hieſel-Toni-Renzerl verrathen, des Rauchfangkehrers Geſchwiſterkind, ein Waiſerl. Das Dirn'l iſt ſauber, hat zweihundert Gulden, und ſchaut in den Franzl wie in einen Spiegel. Er lacht ihr wohl auch zu, der Schlankl, wo er ſie ſieht, aber es ſteckt ihm halt doch eine andere im Kopf.“

„Und die ſoll er nicht haben,“ rief der Syndikus aus; „ich hab' auch meinen Kopf, und leid's nicht, daß der braven Emerentia ſolch ein Schimpf widerfahre. Wenn der Franzl ſie nicht nimmt, ſo ſind wir geſchiedene Leute, und die Löffelkathi-Zenzerl kriegt er doch nicht. Ich leid's nicht, ich, der Syndikus.“

„Ich leid's wohl zuerſt nicht, ich, der Vater;“ ſchnarrte eine etwas ſchwere Stimme vom Eingang her, und auf der Schwelle ſtand der Teininger, jetzt vollkommen ein altes Mannerl, angethan mit dem Schurzfell, in der Hand Hammer und Zange.

„Der kommt auch nicht von der Arbeit,“ meinte der Syndikus.

„Ich denke wohl, er wird aus dem Schiff kommen; ſein Gang iſt ſo viel unſicher,“ witzelte der Bader. Seine Hörer wußten ſchon, welch ein Schiff von gebrannten Steinen damit gemeint war. Zu dem Schmied gewendet fuhr er fort: „Was bringſt Du Neues, Loiſel? Oder kennſt Du leicht Dich nimmer aus? Auf die Wochen kommt erſt Dein Barttag.“

Loiſel ließ ſich auf den Schemel fallen, glotzte den Bader aus ſtieren Augen an, und ſagte dann dumpf: „Ich ſollte dennoch wohl wiſſen, wer meine Zenzi freien will? Geh! Das Dirn'l gehört in's Kloſter, ſag' ich. Sie ſoll fleißig für ihre Mutter und Geſchwiſter beten, und für mich auch. Ich hab's nöthig, ihr Herrn, enten und drenten *). Mögt's ſchon glauben.“

„Nun, nun,“ verſetzte beſchwichtigend Lerchenauer; „es wird wohl nicht völlig ausſein. Wir ſagen ja auch, daß der Bader-Franzl Dein Dirn'l nicht bekommen ſoll. Darum muß ſie lange noch nicht in's Kloſter. Schon manche hat einen oder zwei nicht bekommen, und iſt deshalb doch nicht übrig geblieben. Es gibt noch viele brave Buben am See und an der Traun, und die Zenzi iſt ein ſauberes Dirn'l, das mir altem Narrn ſelber gefiele, wenn ich ein Bue wäre.“

Der Schmied ſchüttelte trübſinnig den Kopf, und ſprach, nach ſeiner Weiſe mehr zu ſich ſelber als zu der Umgebung:

---

*) Dieſſeits und jenſeits.

„Sie iſt ſoviel krank, und niemand mag ihr helfen, als der himmliſche Vater. Ich hab' mir's wohl gedacht, daß es ſo kommen würde. Ich habe ſie der alten Fee nicht laſſen wollen, aber mein Weib hat's nicht anders gethan. Bis vor fünf Jahren; da hat ſie mir erlaubt, das Menſcherl heimzuholen. Und da iſt die Zenzerl halt trübſelig geworden, hat nix als geweint, und dann ... dann ... dann ...“

„Hedo, und dann?“ fiel ihm Grilleneder barſch in's Wort; „was iſt dann geſchehen?“

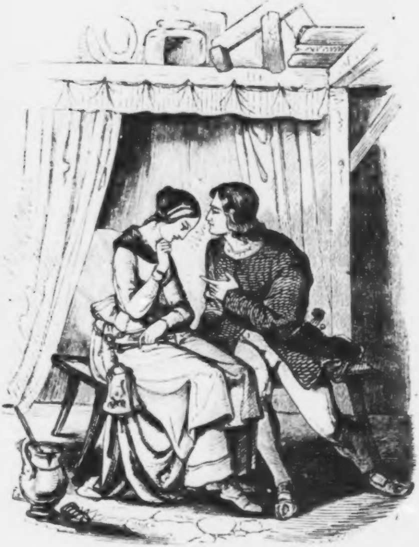
Loiſel fuhr ſich mit der flachen Hand über die Stirn, lächelte ſchlau in ſich hinein, und entgegnete aufſtehend: „Heut iſt mein Barttag nicht. Ich hab's nur gemeint. Nichts für ungut.“

Unſichern Schrittes entfernte er ſich. Ihm nachblickend, flüſterte der Bader: „Der ſagt auch nicht alles, was er denkt, aber verfängliche Reden führt er ſeit einiger Zeit, das muß wahr ſein.“

„Nun, und was denkt der Brucken-Loiſel?“ fragte der Syndikus.

„Ja, wenn ich das wüßte!“ ſeufzte der Bader, ſetzte aber gleich darauf mit ſeiner gewohnten Zuverſicht hinzu: „Uebrigens werd' ich's erfahren, ehwenn der Traunſtein einen grünen Hut aufſetzt ...“ — —

Zu ſelbiger Friſt, da von ihm in ſeines Vaters Hauſe die Rede war, wäre der Baderfranzl richtig am Grol zu treffen geweſen. Die Hütte der Löffelkathi ſah beſſer aus, als ſechszehn Jahre zuvor, und war auch größer geworden. Auf einer Seite war ihr eine Kammer zugewachſen, worinnen ein Federbett ſtand; auf der andern ein Koben, der ein paar ſtattliche Schweine beherbergte, und ſchier reinlicher anzuſchauen war, wie ehedem das Wohngemach im Häuschen ſelber. An der Fenſterlucke, wohindurch einſt die unglückſelige Magdalena ihre Kinder zum letztenmal hienieden erblickt hatte, ſaß jetzt, zur Jungfrau herangewachſen, Lenerls Tochter, mit Löffelmalen beſchäftigt. Eine feine, zierliche Geſtalt, noch um vieles bleicher und ſchwächlicher, als dereinſt die Mutter geweſen, aber von einem wunderſamen Liebreiz übergoſſen, deſſen Zauber keiner ſo tief empfand, als Franz, des Baders Sohn. Er war ſonſt einer der luſtigſten Buben in der Stadt, und wußte auch, wie gut er ſich in ſeinem blauen



Alraune von Gmunden. (S 149)

Schamperl, mit den kurzen Hoſen von grauem Tuch, den weißen Strümpfen über derben Waden, und den, bis über die Knöchel reichenden Bundſchuhen ausnahm. Zudem hatte die Amme nicht vergeſſen, ihm die Zunge zu löſen. Dennoch ſaß er zaghaft und ſtumm vor der Zenzi, die Hände mit dem Hut auf die Kniee geſtemmt, und wußte kaum ein Wörtlein zu finden, obſchon ihm das ſeltene Glück geworden war, die Dirne allein, und etwas minder ernſt, als gewöhnlich anzutreffen. Sie arbeitete emſig fort, ließ den ſtummen Kunden gewähren, und ſchien an nichts zu denken, als an die bunten Blumen und Schnörkel, die ihre kunſtreiche Hand mit feinem Pinſel auf den dunkeln Grund von Lackfarbe malte. Franz ſeufzte, ſie gab nicht Acht darauf. Endlich faßte er ſich ein Herz, und hob zu reden an: „Loſ' auf, Zenzerl, ich ſollt' Dir was ſagen, längſt ſchon, aber es will nicht heraus.“

Creſcentia's Miene hüllte ſich in Wolken. „Laſſ' es lieber ungeſagt,“ verſetzte ſie, aber nicht in dem Ton, der ſonſtwohl in ähnlichen Lagen angeſchlagen wird, wie eine verſtellte Flucht, die zur Nacheile locken ſoll. Der Zenzi war es bitter Ernſt.

Betreten fragte Franz: „So wenig gern haſt Du mich alſo, mein Dirn'l?“

„Dennochwohl, ich habe Dich lieb,“ verſetzte ſie; „recht viel lieb, als wärſt Du mein Brüderl.“

Der Beginn der Antwort hatte dem Franz überaus gefallen, deſto weniger behagte ihm der Zuſatz. „Schweſtern hab' ich ſelber daheim,“ brummte er.

Die Dirne überhörte gefliſſentlich die offenherzige Anmerkung, und fuhr fort: „Ich habe viele böſe Stunden, bin gar zu oft allein, und da muß ich an allerlei denken, was mich nicht freut. Wenn Du aber bei mir biſt, mein Franzl, ſo wird mir ſchon viel geringer*) um's Herz. Nur mußt Du nicht ſagen wollen, was nicht von ſelber über die Zunge mag. Du darfſt ſchon ganz ſtill daſitzen, und ich merke dennochwohl, daß Du bei mir biſt.“

„Da ſchau,“ antwortete der Bue; „um wieviel geringer wird Dir ſein, wenn Du einmal ein . . . ein . . . ein Weiberl biſt? Oft'n *) biſt Du nimmer allein.“ — Zenzi ſchüttelte wehmüthig den Kopf. Franz ſprach geläufig weiter, indem er ihre Hand erhaſchte: „Schau, ſei geſcheit, Dirn'l. Auf Allerheiligen werd' ich fünfundzwanzig Jahr alt, und der Herr Vater will mir die Badſtuben übergeben. Er will ſich zur Ruh ſetzen, ich ſoll heirathen. Eine beſſere Gelegenheit findeſt Du nimmer.“

---

*) Leichter.

Sie ſchüttelte abermals das Haupt, noch trübſeliger denn zuvor. „Mein Loos iſt geworfen,“ ſagte ſie kaum vernehmbar; „und Du kannſt mich nicht bekommen.“

Im Bewerber erwachte die Eiferſucht. „Iſt Dir Einer lieber, wie ich?“ fragte er ungeſtüm; „oder hat Dein Vater Dich ſchon verſchenkt?“

„Nein, mein Franzl, und wiederum nein.“

„Nun, ſo weiß ich nicht, was uns im Wege ſtände, mir wie Dir? Wir haben uns von Herzen lieb, ſind freie ledige Leute, unberingt und unbedingt. Ich bin jung und friſch, verſteh' mein Handwerk ſo gut als der Herr Vater, und bekomm' ein gutes Geſchäft. Was iſt alſo da gefehlt? Was haben wir zu fragen nach Menſchen, Welt, Tod, Hölle und Teufel?“

Zenzi zuckte krampfhaft. Ihre Wangen überzogen ſich mit fahler Todesfarbe, aus den halbgeſchloſſenen Augen verſchwanden die Sterne, und ihre blauen Lippen murmelten: „Der Teufel, ja, der böſe Feind! Ihm ... ihm ...“

„Zenzerl!“ ſchallte draußen die Stimme der Großmutter. Die Dirne fuhr in die Höhe, als hätte der Blitz vor ihren Füßen eingeſchlagen. „Was ſoll's?“ fragte ſie; „brennt es, oder gibt es Mord und Todtſchlag?“

„Nicht doch, Dirn'l,“ beſchwichtigte Franz, ſelber noch voll Schrecken über ihr wunderliches Benehmen; „die Kathi ruft nur nach Dir; Deine Frau Ahndl will Dich.“

Zenzi rieb ſich wie ſchlaftrunken die Augen, während das alte Weib hereinkam, den Kunden mit mißtrauiſchen Blicken muſterte, und ohne das Wort an ihn zu richten, ſich zur Enkelin wandte. „Nimm den Zecker **) mit den Löffeln,“ ſagte ſie; „und trag' ſie zum Schiff, aber ſchleun' Dich. Der Traunwieſer-Achazi wartet auf die Waare, und hat's genöthig über den See zu kommen, weil er heute noch auf den Wildenſtein ſoll. Er wird Dir wohl auch einen Kreuzer ſchenken. Der Achazi läßt ſich nicht lumpen.“

---

*) Dann.

**) Korb.

Crescentia nahm den Korb und ging mit einem kurzen: „Schon recht, Frau Ahndl, und b'hüt Gott!“ ihres Weges. Franz folgte ihr, redete ihr dringend zu, ihn zum Bräutigam anzunehmen, und hielt es für ein günſtiges Zeichen, daß ſie ſichtlich von Schritt zu Schritt in immer größere Aufregung gerieth, obſchon ſie keine Sylbe erwiederte. Wenn er ſich nur ein Bißchen hätte einbilden können, wie dem armen Haſcherl zu Muth war, wär' ihm das Zureden ſchon von ſelber vergangen, und er hätte weiter keinen Beſcheid begehrt. So aber führte er ſeine Sache mit ſteigender Zuverſicht, unbekümmert um die vielen Leute, von denen die Straßen wimmelten.

Es war nämlich der Tag des Wochenmarktes. Der Hafen lag voll ſchwerer Zillen, beſtimmt, Korn und andere Lebensbedürfniſſe in's Kammergut zu ſchaffen, woſelbſt ſo ziemlich nichts anders wächst, als Salz, Holz und Weide in und auf den Bergen. An jeder Anlände drängten ſich die Plätten, von allen Punkten des Geſtades herübergekommen. Auf dem Marktplatz fanden ſich die wohlhäbigen Kornbauern vom platten Land, das fruchtbar zwiſchen der Enns und dem Inn ſich gegen die Donau hinabſenkt; ihnen geſellten ſich Bürger, Bauern, Müller, Holzknechte, Löffelſchnitzer vom Gebirg aus weitem Umkreis, um gegen den Ertrag ihres Fleißes, theils ſchon in Geld verwandelt, theils in urſprünglicher Geſtalt, das liebe Brod einzutauſchen, und ſich mit dem zu verſorgen, was ſie aus der gewerbſamen Stadt mitzunehmen gewohnt waren. — Die eigentlichen Geſchäfte waren zur Stunde ſchon vorüber; um ſo lebhafter ging es in und vor den Wirthshäuſern zu, beſonders bei den Herbergen zum Schiff und zum Adler, wo Käufer und Verkäufer ſich zur Abfahrt ſtärkten.

Achatius Traunwieſer, der Holzwaarenverleger, hatte ſeine drei Bratwürſte, des Marktages unerläßliche Würze, ſchon zu ſich genommen, und wartete vor der Thür des Wirthshauſes nur noch auf die verheißenen Löffel, um ohne Verzug die Plätte zu beſteigen. Am offenen Fenſter lagen bequem auf Hand und Ellenbogen geſtemmt zwei alte Freunde des Achaz. Der Teininger-Loiſel hatte, ſtatt aus der Badſtube heimzugehen, wieder linksum gemacht, wahrſcheinlich weil er im Schiff eine Halbe vergeſſen, und der Klimpfl-Peri war ihm nachgegangen, ſobald er die geſtrengen Herrn losgeworden, die auf den Staffeln vor dem Rathhaus noch ein Langes und Breites miteinander plauderten und des Abſchiednehmens kein Ende fanden. Das friedfertige Getümmel auf dem Marktplatz nahm plötzlich einen ganz veränderten Ausdruck an. Es war, als ob die Sturmglocke läute, ſo lief und drängte ſich das Volk einer Stelle zu. „Was gibts?“ fragte einer den andern; keiner wußte Beſcheid, und nur um ſo eilfertiger drängten ſie ſich weiter. Kein erfreuliches Schauſpiel war es, das ſich bei der Marktſäule der unberufenen Neugierde preisgab. In heftigen Zuckungen lag da eine junge Dirne mit verdrehten Augen, angethan mit hübſchen Kleidern, die in Ordnung zu halten mitleidige Weiber ſich zur Aufgabe machten. Bei den ungeberdigen Bewegungen der Kranken war das ein ſchweres Stück Arbeit, ſo wie der Bader-Franzl und ein paar ſeinige Geſpane ſich vergeblich bemühten, ſie an Händen und Füßen feſtzuhalten. Noch greulicher aber, als die Zuckungen zu ſehen, waren die wilden Reden anzuhören, welche die krampfig verzerrten Lippen ausſtießen.

„Laß ab, laß ab von mir, thörichter Freiersmann,“ hieß es da: „dem böſen Feind bin ich verſchrieben, und ſeine Hochzeiterin in Ewigkeit. Du haſt kein rothes Gewandl von hölliſchen Flammen anzulegen, wie mein Herr, der ein Obriſter iſt über zwölftauſend ſechshundert und fünfundvierzig Teufel. In ſeiner Plätten von rothgeglühtem Eiſen führt er mich über den Schwefelſee. Gib Acht, er nimmt Dich mit und ſtellt Dich an's Ruder zum Tauchen. *) Da wirſt Du Dir die Pratzen ſakriſch verbrennen, Du dummer Balbierersknecht. O Du mein Franzl, Dich kann ich nimmer nehmen, ich bin ja ſchon des Teufels.“

„Eine Beſeſſene,“ ſchrie das Volk voll Entſetzen: „werft ſie in den See.“

„Was da See! was da werfen!“ rief der Syndicus, dem es mit größter Mühe endlich gelungen war, ſich durchzudrängen: „bringt das arme Dirn'l in ein Haus, und rennt nach dem Pater Guardian; dem hält kein Teufel Stand.“

Die Beſeſſene ſtieß ein heiſeres Gelächter aus. „Mein

---

*) Tauchen: rudern.

Herr lacht alle Kapuziner aus,“ johlte ſie: „ihr aberwitzigen Kampl.“

Der begehrte Guardian war zufällig nah zur Hand. Seine mächtige Stimme erhebend, donnerte er: „Schweig', Höllenbrand, und kehre aus dem Leibe dieſer unſchuldigen Magd zurück in Deinen Schwefelpfuhl.“

„Wär' mir nix lieber,“ antwortete der unflätige Geſell aus dem Mund der Jungfer: „ſo ein armer Kapuziner macht mich lang noch nicht kopfſcheu.“

Der Guardian wollte ſich ereifern, kam aber nicht zu Wort vor dem Schmerz und der Wuth des Vaters, der ſein Kind in ſolch bejammernswerthem Zuſtand auf offenem Markte erblicken mußte. Wie von einer böſen Ahnung getrieben, hatte Leininger ſeinen Platz am Fenſter verlaſſen, und ſich gewaltſam durch das Getümmel Bahn gebrochen. Da ſtand er nun vor ſeiner Zenzi. Das langbewahrte Geheimniß ihres ſchweren Siechthums war durch den unerhört heftigen Ausbruch preisgegeben. Sein empörtes Gefühl überſprang die Schranken jeder Rückſicht, und mit durchdringender Stimme rief er: „Recht und Gerechtigkeit! Meine Herren von Gmunden, ich rufe des Landes Recht an zum Schutz gegen Zauberei. Ich ſchreie zu Gott und Kaiſer um mein gutes Recht. Meine Herren des Rathes, helft mir zu meinem Recht.“

„Was beginnſt Du, Mann?“ fiel ihm der Pfleger von Orth in die Rede: „ſorge lieber für das Dirn'l.“

„Das Recht ſteht Dir zur Seite,“ rief dagegen der Syndicus: „noch keiner hat es hier zur Stelle umſonſt angerufen. Laß Dich vernehmen.“

Da begann der Schmied: „Zeter ſchrei' ich und Wehe über die Frau Ahndl dieſer meiner Tochter, über Katharina Grueberin, des Kuſters Wittib. Die verdammte Alraune hat mir drei Kinder im See ertränkt, zwei in der Wiege todtgehert, mein erſtes Weib, ihre leibliche Tochter, vergeben, und meine Crescentia dem böſen Feind überantwortet. Zeter.... Zeter.... Zeter!“

Erſchöpft ſank der alte Mann neben Zenzi in die Kniee. Das Volk rief voll Entſetzen das Zeter nach, und während der Schmied mit ſeiner Tochter unter Dach und Fach gebracht wurde, eilten die Stadtknechte, von neugierigem Geſindel geleitet, mit Spießen und Stangen der Vorſtadt zu, um die Alraune zu fangen. Der Syndicus gab ihnen die Ermahnung auf den Weg, die Unholdin ja recht feſt zu binden, und das Ende des Strickes nicht aus der Hand zu laſſen, damit ſie nicht etwa mit des Gottſeibeiuns Beiſtand ſich unſichtbar mache und entwiſche. Zum kopfſchüttelnden Lerchenauer aber ſprach er: „Wir werden jetzt wohl inne werden, Herr Confrater, woher ſeit dreißig Jahren die vielen Hagelwetter kommen, vor denen kein Garten recht gedeihen mag, und die grauſigen Stürme auf dem See.“ — „Hagel und Sturm macht der Herrgott ſelber,“ verſetzte der Pfleger; aber es war ſo gut, als hätt' er nichts geſagt. Ein paar Jahrzehnte ſpäter würd' ihm das freie Wort zum Verderben gereicht haben; doch dazumal war das Laſter der Zauberei im Land zu Oeſterreich noch gar zu wenig bekannt, der Blutrichter verſtand noch nicht recht, die Frevler und ihre Mitſchuldigen aufzuſpüren, und ein angeſehener Mann durfte immerhin wagen, den Aufruhr der Elemente einer himmliſchen Fügung zuzuſchreiben, ſtatt ſie ein Werk des Satans und ſeiner Untergebenen zu nennen.

4.

Seit vielen Wochen lag das alte Weib in den Block geſchloſſen tief unten im Kellergewölb des Rathhauſes, wo eine niedere ſchmale Mauerniſche, von einem ſtarken Gitter verwahrt, der Gefangenen zum Aufenthalt diente. Vom Tageslicht erblickte ſie nur zuweilen einen zweifelhaften Dämmerſchein, der auf langem Umweg zu ihr gelangte. Ueber ihr hörte ſie den See an das Gemäuer ſchlagen; es ſchien, als wollten die ungeſtümen Wogen mit Gewalt durchbrechen, und die Elende zitterte für ihr Leben von ſiebenzig Jahren, das doch bereits wie dem Richter verfallen war. Ihre kranke Enkelin war dem Leibe nach beſſer gebettet. Ein abgeſondertes Kämmerlein im Spital, zwar vergittert, aber mit freier Ausſicht auf die Traun, beherbergte ſie mit ihrer Wärterin, einer frommen Schweſter von Linz. Dennoch genoß Zenzi keiner ruhigen Stunde. Seit dem Anfall auf dem Markt kehrten Krämpfe und Zuckungen in immer kürzeren Zwiſchenräumen wieder. Ohne Unterlaß peinigten das unſelige Geſchöpf ſchwere arge Gedanken und Vorſtellungen, zuſammengeſetzt aus wirren Erinnerungen früherer Jahre, aus den wilden Vorſpiegelungen der Krankheit, aus dem unbewußten Trieb des Blutes, aus der unverſtandenen Neigung des jungfräulichen Herzens, und endlich aus Furcht vor dem gewaltthätigen Guardian, welcher da meinte, durch grobe Reden den Böſen auszutreiben, und ſeine Beſchwörungen eben ſo hartnäckig als erfolglos fortſetzte. Der verliebte Baderfranz ging wie ein tiefſinniger Träumer umher, und die Holzhauer im Wald bekamen ihn öfter zu Geſicht, als die Kunden in der Stadt. Das Volk trug ſich mit Sagen der grauſenhafteſten und abenteuerlichſten Art. Und mitten in dieſem Gewirre wußte der Syndicus nicht recht, was ihm als Richter zu thun oblag. Auf einer Seite ſprach Lerchenauer die gefangene Alraune als eine geborene Viechtauerin an, und begehrte ihre Auslieferung in den Bann der Herrſchaft Orth; auf der andern trieb und drängte der Schmied mit unermüdlicher Hartnäckigkeit, daß die Väter der Stadt Mittel ſchaffen ſollten, ſeine Tochter aus den Banden der Hölle zu befreien.

„Euer Vater Guardian wird das Menſch nimmer löſen,“ ſagte und wiederholte Teininger fort und fort: „der böſe Feind fürchtet nicht den krauſen Bart, nicht den rehrenden Stimmſtock, nicht die braune Kutte. Warum laßt Ihr nicht einen Beſſern kommen? Es könnte einen Stein erbarmen, geſchweige denn einen Menſchen, das Elend anzuſchauen, und wie die Teufel mein Dirn'l reinigen. Wenn Ihr nicht bald ein Einſehen thut, werden die Quälgeiſter der Crescenz vollends das Genick abſtoßen. Dann muß ſie hinfahren ohne Beicht und Abſolution, und wer weiß, was Euere Verantwortlichkeit der armen Seele helfen kann.“

Er ſprach nicht nur ſo, ſondern hatte in derſelben Weiſe auch an des Kaiſers Statthalter zu Linz eine Beſchwerdeſchrift abgeben laſſen, die ihm für Geld und gute Worte ein Schreiberlein hehlings aufgeſetzt. Die Antwort blieb nicht aus. Und wer brachte ſie? Ein ältlicher Herr in einem ſchwarzen Mäntelein, der begleitet von einem Schreiber und zwei Knechten in die Stadt ritt, ſpornſtreichs ſich zum Rathhaus verfügte, und ſich vernehmen ließ: „Er ſei als Seiner kaiſerlichen Majeſtät Rath im Erzherzogthum ob der Enns anhergeſendet worden, um das Verfahren in Sachen der beſeſſenen Magd förderlichſt betreiben zu laſſen, und darüber Bericht zu erſtatten.“ Dem Syndicus war der Herr von Linz her bekannt, und obſchon unbequem, ſowie ſogar eine demüthigende Erſcheinung, dennoch nicht ganz unwillkommen, weil er dem Schwanken ein Ende machte.

„Gott zum Gruß, geſtrenger Herr Weſternacher," ſagte Grilleneder, dem Ankommling die Hand ſchüttelnd: „der Herr möge mir als guter Freund die Ehre erweiſen, mein Haus als das Seine zu benutzen. Im Uebrigen bin ich Seiner Befehle gewärtig."

Weſternacher nahm nach der Sitte des Landes und der Zeit die Einladung ohne viele Umſtände an, und fuhr dann fort: „Ich war im Stift zu Lambach über Nacht, um Seine Hochwürden-Gnaden, den Herrn Prälaten, zu beſtimmen, den Pater Gregorius anherzuſenden. Beſagtem Gregori, muß nämlich der Herr wiſſen, iſt nicht leicht noch ein Exorcismus mißrathen. Der Prälat hat's ungern geſtattet, aber dennoch wohl nicht abſchlagen mögen, und der Pater kommt mir auf einem Steierwagerl nach. Kann jede Stunde eintreffen. Wir ſollten ihn erwarten, und dann mitſammen das kranke Dirn'l heimſuchen." — —

Als nicht gar zu lange darauf der Syndicus mit den beiden Fremden, dem kaiſerlichen Rath und dem Benediktiner, im Spital erſchien, lag Crescenz, von einem ſtarken Anfall erſchöpft, auf dem Schragen.

„Die Herrn kommen zu guter Stunde," ſagte draußen vor der Kammerthür die Wärterin: „das Dirn'l iſt ſo ziemlich bei ſich. Aber der böſe Feind hat ſie neulich *) übel geſtoßen. Ich bin noch völlig bummerwitzig davon."

Sie traten ein. Mit ſcheuer Verwunderung betrachtete Zenzi die finſtern Züge Weſternachers, wogegen Gregors offene Miene ihr Zutrauen einzuflößen ſchien. Der Pater trat zu ihrem Lager, grüßte ſie im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und nahm ſie bei der Hand. Sie zuckte zuſammen, doch ohne die Hand wegzuziehen, noch ſonſt ihre Lage zu ändern. Nach einer Weile hob Gregor mit ſanfter Stimme, aber entſchiedenem Tone zu reden an: „Sage mir, Kind Gottes, wie Du heißeſt und wie alt Du biſt?" — „Crescentia heiß' ich, hochwürdiger Herr, und bin ſechszehn Jahre alt," verſetzte ſie.

„Wem gehörſt Du?" fragte er weiter. — „Dem Teufel," grinste die Dirne.

---

*) Soeben.

Da ſtreckte Gregorius ſeine Hand über ſie aus, und rief mit heller Stimme: „Hebe Dich von dannen, Satanas, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Du aber, Creſcentia, gib mir Red' und Antwort aus Deinem eigenen Herzen. Ich frage Dich nach Vater, Mutter, Geſchwiſtern und Freunden."

„Mein Vater iſt der Schmied an der Brucken," ſagte Zenzi darauf: „meine rechte Mutter iſt todt und meine rechten Geſchwiſter auch. Die Frau Ahndl hat ſie alle mitſammen umbracht. Auch mein Stiefſchweſterl hat ſie verderbt, und das Bruderl über die Brucken abig'heit. *) Ich hab's mitanſehen müſſen; ſie hat aber gar nicht dergleichen gethan, als ob ſie was merkte."

„Wie heißt Deine Frau Ahndl?"

„Der Herr wird dennoch wohl die Löffelkathi wiſſen? Sie wohnt am Erdl, und hat ihren Herrn, den Kufen-Nazi, getränkt. **) Die Frau Ahndl hat mich meinem Herrn Vater geſtohlen, wie ich noch ein ganz winziges Menſcherl war, und mich ſieben Jahr behalten. Hernach hab' ich wieder heimgedurft. Dennochwohl hat ſich's daheim nicht gethan. Ich bin ſoviel krank geworden, und der Herr Vater hat gemeint, ich hätt' das böſe Weſen. Weiß der hochwürdige Herr, der Schmied iſt wohl nicht ſo dumm und hat's ſchon gewußt, was mir war, aber die Frau Mutter leidet's nicht, daß er ſo geſcheit iſt, wie er ſein möchte. Iſt das nicht g'ſpaßig?"

„**Apage, Satanas.**" hob der Mönch wiederum an: „ich verbiete Dir Kraft meines Amtes den unſchuldigen Mund durch ſchnöde Scherze zu entweihen. Du haſt kein Recht an dieſes Kind." —

„Iſt ſie leicht nicht mein?" fragte der Erbfeind aus Zenzerls Mund: „Du wirſt ſie mir lang noch nicht abſpannen, Du in Deiner ſchwarzen Kutten. Ich bin auch ſchwarz, aber ſchöner ſchwarz, wie Du. Der Schmied iſt freilich geſcheit, doch hat's ihm nichts geholfen. Auf dem Todbett hat ihn die Leni noch verwarnt. Aber der Burgi war es ſchon recht, und ſie hat mir das Dirnl gerne gegönnt. Sie hat ſich's ſchon von ſelber einbilden mögen, die Stiefmutter, wie's gehen würde. Ich ſitze bei der Loſelkathi in einem Trinkglas und ſchau aus wie eine Mucken. Wann ich aber herausſteig', ſo bin ich ſchon ein rechtes Mannsbild, anderthalb Ellen lang, und die Zenzi iſt mein. Der Baderfranzl wär' ihr ſchon lieber, hilft aber nix. Sie iſt mein.... mein!“

---

*) Hinabgeworfen.

**) Erſäuft.

Bei dem letzten Wort fuhr die Kranke in die Höhe, etwa wie ein Karpf ſich aus dem Waſſer emporſchnellt, fiel dann hart auf ihr Lager zurück, und brach auf's neue in krampfhaftes heiſeres Gelächter aus. Der Pater wiederholte ſeine Beſchwörung, die den böſen Geiſt nicht ohne Erfolg zur Ruhe verwies, und ſprach dann zu ſeinen Begleitern: „Ich werde dem dunkeln Ungethüm mit tapferm Ernſt zu Leibe gehen, und ihn bei den Krickeln *) haben, ehwenn er ſich's verſieht. Ich habe mein Rüſtzeug nicht zur Hand, und dennoch halt' ich ihn ſchon ziemlich unter dem Daumen, wie Ihr ſeht. Für jetzt indeſſen muß ich ihn und ſein Opfer in Ruhe laſſen. Ort und Stunde ſind nicht günſtig.“ Worauf er Crescenz guten Muth faſſen hieß; er wolle ihr ſchon helfen. Sie hörte nicht ſein Troſteswort, und merkte nicht, daß die Beſucher ſie verließen. Starr und kalt lag ſie wie eine Leiche mit verdrehten Augen da, und nur ein leiſes Wogen der Bruſt verrieth, daß ſie noch athme.

Draußen ſagte Weſternacher: „Wie ich aus den Reden **Obsessae** vernehme und eigentlich verſtehe, ſo hat der böſe Feind **per incantationem et alterius cujusdam muliebris personae maleficium** das arme Kind **corporaliter** eingenommen. Wie **Diabolus** wiederum auszutreiben ſei, das iſt die Sache der Cleriſei. Indeſſen iſt doch männiglich bekannt, daß kein Exorcismus gehörig wirken kann, ſo lange die **causa principalis** des Uebels nicht gehoben iſt, und darum ſprech' ich die unmaßgebliche Meinung aus, daß **brachium seculare** beſagte **Maleficam in carcerem et vincula** beſchaffe.“ — „Was wir längſt ſchon gethan haben, geſtrenger Herr,“ verſetzte Grilleneder: „ſie liegt **in vinculis**, und iſt des Dirnl's eigene **ania materna**.“ — „Damit iſt aber noch nicht alles gethan,“

---

*) Hörner.

fuhr Weſternacher fort: „hat der Herr denn auch ſchon beſagtes Weib **criminaliter** angegriffen?“ — Der Syndicus zuckte die Achſeln. „Ich wäre ſchon im Wege Rechtens vorgefahren,“ meinte er: „doch haben ſich der **impedimenta** mehrere dagegen geſtellt. Vor allem trägt die Schuld der Zögerung das Herrſchaftsgericht von Orth. Der Pfleger verlangt **extraditionem** der Hexe, als einer Unterthanin der Herrſchaft. Das können wir nicht zugeſtehen. Wir dürfen das Recht der Stadt nicht aus den Händen geben, und zudem iſt uns die Sinnesart des Pflegers nur allzu bekannt. Er begehrt **Maleficam** nur darum in ſeine Gewalt zu bekommen, um ſie dem weltlichen Arm zu entziehen. Verſchiedenemale ſchon hat er vor allen Leuten die vermeſſene Aeußerung fallen laſſen: „Die Dirne ſei gar nicht vom böſen Feind beſeſſen, ſondern mit der **epilepsia** behaftet, von großer Angſt und jähem Schrecken, die ſie im Mutterleibe ſchon habe empfinden müſſen.“ Nun ſage der Herr Vater: ſchmecken ſolche Reden nicht nach offenbarer Ketzerei?“

„Ketzerei will ich ſie juſt nicht nennen,“ erklärte Gregorius: „aber eine ſtarke Doſis Irrthum iſt ſchon dabei. Die **Obsessio diabolica** iſt eine von Alters her bekannte Krankheit, und im Evangelio wird ausdrücklich berichtet, wie unſer Herr und Heiland Beſeſſene geheilt habe. **Ergo** gibt es Beſeſſene, und da es ihrer gibt, ſo wird folgen, daß die Creſcentia ebenfalls beſeſſen iſt. Dennoch hat der vorhin erwähnte Pfleger in einem Stück Recht. Alldieweil nämlich in der Bibel nichts davon vorkommt, daß die böſen Geiſter **ex incantatione humana** in einen Menſchen gekommen, ſondern ganz unmittelbar durch göttliche Zulaſſung, ſo werden wir ſchließen müſſen, daß die Kranke allerdings beſeſſen, aber nicht bezaubert iſt.“

„Wenn man dem hochwürdigen Herrn zuhört,“ bemerkte Weſternacher etwas ſpitzig: „ſo wird Er uns das Daſein ſelber der Truden und Hexen wegdiſputiren.“

„Vor ſolchem Unglauben behüte mich der Himmel,“ verſetzte Gregorius: „Alraunen gibt es, das iſt nur allzugewiß. Nicht minder ſicher, daß ſie auch Menſchen und Vieh ſchädigen können. Den meiſten Schaden thun ſie jedoch ihrer eigenen unſterblichen Seele, und darum bin ich der Meinung, daß man ſie zwar in feſten Gewahrſam und ſtrenge Obhut nehme, aber dabei ſie liebevoll und milde behandle, um den Böſen von ihnen abzuhalten, und ſie von jeglichem Verkehr mit den hölliſchen Geiſtern loszumachen. Woraus folgt, daß der weltliche Arm **uniam maternam** der Beſeſſenen in ein Kloſter oder Spittel zu übergeben habe, allwo das thörichte alte Weib bei guter Koſt unter freundlicher Pflege bis an das Ende ſeiner Tage zu verbleiben haben wird."

„Der Herr könnte mich ſchier bös machen mit ſolchen Reden;" antwortete Weſternacher ziemlich barſch, und Grilleneder fügte hinzu: „Das wäre mir eine ſaubere Juſtiz, und hieße dem Feind Gottes ſelber Barmherzigkeit thun. Der Richter iſt aufgeſtellt und eingeſetzt, um die Furcht Gottes unter dem Volk aufrecht zu erhalten. Durch ein unzeitiges Mitleid mit dem gräulichen Laſter der Zauberei würde er Gottes Gnade verwirken. So wollen wir nicht thun, wir von Gmunden. Sobald **conflictum competentiae** erledigt, werden wir die Hexe mit rechtem Ernſt angreifen."

„Mit dem Conflict hat es keine Noth," ſagte Weſternacher; „ſoweit reichen meine Vollmachten ſchon aus. Fahre der Herr nur friſchweg vor. Laſſ' Er **obsessam ad protocollum** vernehmen, die Zeugen vorladen und den Gerichtstag anſetzen. Der geiſtliche Herr walte ſeines Amts, wir dagegen werden in unſerm Beruf arbeiten. **Fiat justitia et pereat mundus.**"

Die Drei hatten ihr angelegentliches Geſpräch ſo ungeſtört führen können, als ſäßen ſie zwiſchen vier Wänden beiſammen. Die Straßen waren zwar angefüllt mit Neugierigen, die herzuliefen, um den kaiſerlichen Rath und den Teufelsbanner zu betrachten, aber die dichtgeſchaarte Menge wagte ſich nicht an die Herren heran, und die ſcheue Ehrfurcht ließ keine ungeſtüme Zudringlichkeit aufkommen. Auf dem Platz vor dem Rathhaus blieb es ſo lebendig, als ob Markttag wäre. Als Nachmittags der Gerichtsbote erſchien, um „einen Ruf zu thun," fand er ſo ziemlich alle Bewohner der Stadt auf der einen Stelle beiſammen, und brauchte nicht durch alle Gaſſen zu ziehen, um männiglich kund zu thun: daß ein jeder, der etwas von den greulichen Unthaten der Löffelkathi wiſſe, ſich des nächſten Tages auf dem Rathhaus einzufinden habe, um vor beſetzter Gerichtsbank Zeugniß abzulegen. — Nach welcher Verkündigung das Drängen und Toben auf dem Marktplatz noch lebendiger wurde, als es geweſen. Die Leute ſteckten die Köpfe zuſammen, um ſich die entſetzlichſten Geſchichten von der verruchten Hexe zu erzählen und erzählen zu laſſen, und der Teininger-Loiſel ſchrie wie beſeſſen: „Jetzt wird mein armes Menſcherl dennochwohl erlöſt. Unſer geſtrenger Herr Syndikus iſt halt ein rechtbeſchaffener Mann. Läßt ſich nicht irremachen vom Herrn Lerchenauer. Das iſt brav, ihr Leut', kreuzbrav." Während er alſo ſchrie, packte ihn eine Hand am Arm, und umblickend ſchaute er in ein Jünglingsantlitz von etwas übernächtigem Anſehen, das leiſe und dringend ihn anredete: „Bekomm' ich die Zenzi, Schmied, wenn ſie mit Gottes Hülfe geſund wird?"

„Mag leicht ſein, Baderfranzl," verſetzte der Schmied; „mir biſt Du ſchon gerecht, wenn's Dirn'l Dich will."

5.

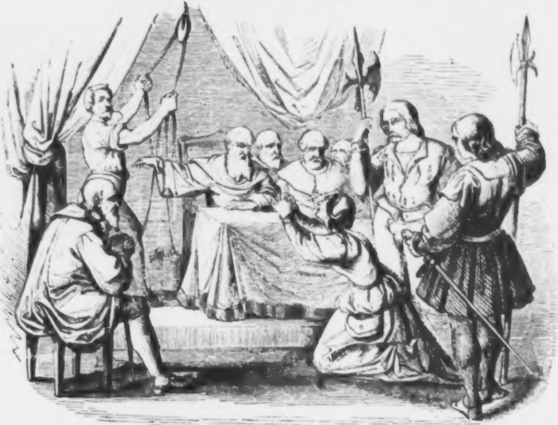
Der Gerichtstag war anberaumt und erſchienen, trotz der Einreden des Herrſchaftsgerichtes zu Orth, trotz der wohlwollenden Vorſtellungen des Paters Gregorius. Im Rathhausſaale ſaßen hinter der ſchwarzbehangenen Tafel der Syndikus und einige Herren vom Rath mit dem Stadtſchreiber. Etwas weiter zurück hielten Abgeordnete der Bürgerſchaft die Schöppenbank beſetzt. Seitwärts war an einem Tiſchchen der Rath Weſternacher mit ſeinem Schreiber zu ſehen. Auf einem Schemel an der Wand ſaß neben dem geheimnißvollen ſchwarzen Vorhang der Meiſter Klempſl. Den Richtern gegenüber ſtand zwiſchen zwei Schergenknechten die alte Kathi, gebeugt von der Jahre Laſt, zerdrückt von den ſchweren Leiden der langen Haft, doch ſtandhaft die Beſchuldigungen von ſich weiſend, womit die Ausſagen der Beſeſſenen, die Zeugniſſe Teiningers und noch vieler andern Leute ſie überhäuften. Wie ungeſtüm der Syndikus in ſeinem grimmigen Eifer mit allen Vorhalten in ſie drang, ſie blieb bei der Rede: „Ich habe die Zenzi ihrer Stiefmutter weggenommen, um ſie mit Speiſ' und Trank und ſaubern Kleidern ehrlich zu halten. Die Burgi hat das Dirn'l geſchlagen und halb verhungern laſſen, und mich hat ihrer erbarmt. Mein Hauswirth iſt wohl beim Sturm im See ertrunken, aber ich habe das Wetter nicht gemacht. Ich verſteh' mich nicht auf's Wettermachen, noch ſonſt auf hölliſche Stücklein und Praktiken. Ich bin unſchuldig am Ertrinken der Mierzl, des Neverl und des Hannſerl. Für den Tod der andern Kinder kann ich nichts. So wahr mir Gott helfe.“

„Schon recht, verſtockte Vettel!“ ſprach der Syndikus; auf ſeinen Wink flog der ſchwarze Vorhang zur Seite, und öffnete die Ausſicht auf ein ſtarkes Tau, das in einem Flaſchenzug vom Gebälk niederhing. Der Züchtiger ſtand dabei mit aufgeſchürzten Aermeln, und neben ihm auf dem Boden lagen Gewichtſteine von verſchiedener Größe, mit Eiſenringen, in derem jedem eine lederne Feſſel hing.

Kathi ſank bei dem Anblick voll Schrecken und um Erbarmen flehend in die Kniee. Sie wußte, was das Tau und die Steine zu bedeuten hatten, denn der Richter hatte ſchon früher die ſogenannte „Realterrition“ vorgenommen, das heißt: ihr das Folterzeug vorweiſen und den Gebrauch desſelben erklären laſſen. Nun ſollte ſie an ihrem eigenen gebrechlichen Leib die Pein erfahren, deren Androhung ihr kein Bekenntniß zu entreißen vermocht. Bald ſtand ſie, die Hände hinterrücks an das Seil befeſtigt, und einen Gewichtſtein an den Füßen unter den Rollen. Der Züchtiger zog langſam an. Ihre Knochen krachten in den Gelenken, ihr Leib dehnte ſich lang aus, feſtgehalten vom Gewicht an den Füßen, bis endlich auch das Gewicht nachgebend den Eſtrich verließ, und die unglückſelige Creatur verzogen und verzerrt in der Luft ſchwebte. Dieſer erſte Aufzug dauerte nur einen Augenblick, ſollte gleichſam einen Vorgeſchmack geben, und reichte nicht aus, die Hartnäckigkeit der Alten zu brechen. „Bekenne!“ donnerte der Syndikus ihr zu. — „Bekenne!“ mahnte der Henker. — „Bekenne!“ flehte Klempfl; „mir wird ſchon weh vom bloßen Anſchauen, und alles Leugnen hilft doch nimmer.“ — „Nein, und wieder nein,“ rief ſie; „die Zenzi hat das böſe Weſen, und ich bin keine Alraune.“

„Walte Deines Amtes, Züchtiger,“ befahl der Syndikus; „und wir werden ſchon erfahren, wer unſere Gärten mit Hagel verwüſtet.“

Da band der Peiniger noch einen Stein an, zog mit ſcharfem Ruck die Kathi ziemlich hoch hinauf und wartete eine gute Weile, bis er ſie wieder niederließ. Der Bader trat zu ihr, und meinte, ſie ſei ſchier todt.



Alraune von Gmunden. (S. 162)

„Das verſteht der Meiſter halt nicht,“ fuhr ihn mißmuthig Grilleneder an; „ein altes Weiberl iſt zäher als alle Katzen.“ — Und Du, Kathi, willſt leicht noch'mal aufi?“

Zähneklappernd antwortete ſie: „Bitt' den Herrn gar ſchön um Gotteswillen, mich armes Menſch nicht alſo zu martern. Meine Tochter iſt ja im Kindbett geſtorben, ich hab' ihr nichts angethan. Ich bin keine Giftmiſcherin und keine Alraune. Den böſen Feind hab' ich der Zenzi nicht eingegeben. Die Walpurg hat's gethan. Sie hat dem Dirn'l verzauberte Aepfel geſchickt. Ich habe das Kind mit keiner Hexenſalben geſchmiert, ſondern mit Schmalz, um ſeine Schmerzen zu lindern. Und nur um ſeiner Schmerzen willen hab' ich ihm die Haare abgeſchnitten . . .“

„Noch einen Stein!“ ſchrie der Syndikus. Der Henker bückte ſich, um dem Gebot nachzukommen, und den Schöppen auf der Bank wurde ſchon ſchwül, als ſollten ſie ſelber gereckt und aufgezogen werden. Da bat die Gefolterte, ſie loszulaſſen, ſie wollte ja alles „b'ſtehn*), was die geſtrengen Herrn von ihr begehrten.“ und ihrem Verſprechen getreu legte ſie im Angeſicht des Folterzeuges ein „gütliches“ Bekenntniß ab, ſo vollſtändig es nur zu verlangen war. Sie geſtand alles zu, worüber ſie befragt wurde, und erzählte ſogar noch mehr, als der Richter zu wiſſen verlangte. „Ich bin in die fünfzig Jahre dem Teufel unterthan;“ hieß es im Verlauf der Antworten, und die Schöppen grauſte ſchier noch mehr, als vor dem Anblick des Reckens: „er hat meine arme Seele gewonnen, wie ich ein lediges Menſch war. Auf der Dult zu Traunkirchen, da hab' ich mein Kränzl gelaſſen, und beim Kolmannsberg hinten in der Waldleiten, da hab' ich mein Kinderl zur Welt gebracht und ihm gleich das Kragerl umgedreht. Ein ſchwarzer Mann iſt dabei geſtanden, der hat mir geholfen, ihm die Pratzerl abzuſchneiden, das Herzerl herauszunehmen, und im Hafen die Wetterbrühe zu kochen. Am Pfinstag zu Nacht nach dem Todesangſtläuten, da hab' ich auf meines Vaters Wieſe beim Zaun einen Kreis gemacht und bin davorhingeſtanden. Darüber kommt der ſchwarze Mann, ſchmiert mich mit einer Salben an der rechten

---

*) Geſtehen.

Seite, und heißt mich von der Wetterbrühe in den Kreis gießen in aller Teufel Namen. Da iſt ein Nebel aufgangen, hat geſchauert und den Nachbarn den Haber verſchlagen. Das war mein erſtes Wetter, und ſeitdem hab' ich noch viele grobe Ungewitter gemacht. — Meine Herren, den Teufel hab' ich aber nimmer geſehen, bis vor zwölf Jahren. Da iſt er zu mir gekommen, und hat mir Geld gebracht. Ich hab' ihm nachher meine arme Seele verheißen, und das Geld genommen, aber es iſt nicht bei mir geblieben. Hernach hat er mich geheißen, die Zenzi holen und ihm übergeben. Iſt die Zenzerl mein? hat er alleweil gefragt; ich hab' alleweil dazu geſagt: ſie iſt Dein. Schlief'*) in den Apfel, und ſie muß Dich eſſen! — Es iſt halt ein böſes Ding, wenn die Leut' morgens aufſtehen ohne Gott anzurufen, und ungebetet an die Arbeit laufen. Dadurch bin ich in des Erbfeindes Gewalt gerathen, und die Zenzerl auch; aber es wird nimmer lang anſtehen, ſo wird uns der liebe Herrgott erlöſen, mich und die Dirn'. Der heilige Nepomuk iſt mir im Traum erſchienen, und hat mir verheißen, mich und die Creszenz vom Teufel loszumachen, und uns miteinander in's Himmelreich zu führen.“

„Wird ſchon das richtige Himmelreich ſein, wohin Du kommſt, Du verdammter Höllenriegel!“ rief der Syndikus aus, und ſetzte das Verhör fort, um ſich und dem Gericht offenbaren zu laſſen: wie die Alraune auf dem Beſenſtiel zum Schornſtein hinaus, „oben aus und nirgend an, in aller Teufel Namen!“ auf den Traunſtein zum Hexentanz gefahren; wie ſie dort in großer Geſellſchaft fröhlich geſchmauſt ohne Brod und Salz, und wacker gezecht; wie ſie nach Hexenbrauch nur darum zum Nachtmahl gegangen, um den Leib des Herrn zu entweihen; wie ſie mit ſchnödem Vorbedacht ihre Enkelin in Müßiggang, Eitelkeit und Gottloſigkeit aufgezogen, um ſie deſto ſicherer dem Satan zu überantworten, und welche Scheuel und Greuel ſie ſonſt noch verübt, Unthaten, deren jede einzelne ihren Leib dem Scheiterhaufen, ihre arme Seele dem Höllenpfuhl verſchrieb.

---

*) Schlupf.

6.

In früher Morgenſtunde verließ Lerchenauer zu Roß das Schloß von Orth, Felleiſen und Regenmantel hinter ſich am Sattel feſtgeſchnallt, das lange Stoßrappier im Wehrgehäng, das Fauſtrohr in der Halfter. Ihm folgte ein Knecht mit der Pikelhaube auf dem Kopf, die Kugelbüchſe am Sattelbogen, und hinter ſich den wohlgefüllten Haberſack. So ritten ſie, dem Ausſehn nach zu einer längern Reiſe gerüſtet, muntern Schrittes der nahen Stadt zu. Der See war mit Fahrzeugen überſäet, wie kaum an einem Markttag oder ſogar am hohen Feſt des Frohnleichnams, wenn von Traunkirchen aus der Umzug mit dem hochwürdigſten Gut und dem Altar in prachtvoll aufgeputzter Zille ſich majeſtätiſch auf den Wogen hinbewegt, gefolgt von Schaaren der Andächtigen in zahlloſen Plätten und Einbäumen *). In der Stadt war des Gedränges und Getümmels nicht wenig, der Marktplatz wie Fenſter und Dächer der Gebäude ringsumher mit Schauluſtigen dicht beſetzt, während andere, beiweitem zahlreichere Schaaren zum Oberthor hinausſtrömten, um ſich auf dem Guglberg oder weiterhin auf den Höhen eines Platzes mit der Ausſicht auf den Rabenſtein zu verſichern, wo nicht allzuweit vom Galgen der Scheiterhaufen um den Pfahl aufgeſchichtet lag. Der Pfleger von Orth ritt finſtern Angeſichtes durch das Getümmel zum Rathhaus hin, vor dem das ſchwarzbehangene Gerüſt zur Hegung des offenen Halsgerichtes aufgeſchlagen ſtand. Hier ſtieg er ab, begehrte kraft ſeines Amtes Eintritt, und wurde von den Stadtknechten nach kurzem Wortwechſel eingelaſſen. Im Saale fand er den Syndikus mit Rathsverwandten und Schöppen ſammt dem kaiſerlichen Rath Weſternacker, beſchäftigt, die arme Sünderin noch über einige Nebenpunkte in Güte zu befragen, bevor draußen vor den Augen des Volkes ihr der Stab gebrochen und ſie dem Henker übergeben würde. Die Löffelkathi ſah aber gar nicht recht wie eine arme Sünderin aus, obſchon geknickt

---

*) Der Einbaum iſt das urſprünglichſte Fahrzeug aus einem Eichenſtamm gezimmert, und wird auf dem Traunſee meiſt nur beim Fiſchfang gebraucht.

und zerbrochen. Ihr runzliges Angeſicht, etwas gebleicht in der Kerkerluft, hatte den trotzigen Ausdruck von ehedem mit milder Ergebenheit vertauſcht. In ihrem ganzen Weſen ſprach ſich eine todesfreudige Zuverſicht aus, und mit demüthiger Ruhe gab ſie Red' und Antwort.

Raſch in den Saal eintretend, hob Lerchenauer mit feſter Stimme zu reden an: „Gott zum Gruß, meine Herren von Gmunden. Hier ſteh' ich im Namen meiner gnädigen Herrſchaft zu Orth, um Einſpruch zu thun gegen Euer Blutgericht, das Ihr da hegen wollt gegen Recht und Herkommen über einen Unterthanen des Freiherrn von Hofmann, meines gnädigen Herrn, welcher in dieſem offenen Brief ausdrücklich ſeine Rechte zu verwahren gemeint iſt.“

Er legte bei dieſen Worten ein großes Blatt mit angehängten Inſiegeln auf die Tafel. Der Syndikus reichte es dem Stadtſchreiber zum Vorleſen dar. Es enthielt einen Proteſt gegen das Verfahren der Stadt in Beziehung auf die Herrſchaft Orth, und zugleich eine Ausführung der Behauptung: die Beklagte ſei „denen Rechten nach gar nicht verbotener Zauberei überwunden.“

Grilleneder ſah zweifelhaft im Kreiſe umher. Weſternacher aber nahm ſtatt ſeiner das Wort: „Das vorgelegte **Documentum** zerfällt in zwei Theile. **In puncto defensionis** der Unholdin werden wir am beſten thun, daſſelbe als gar nicht vorhanden zu betrachten. Vielleicht wär' es jedoch ein Werk der Barmherzigkeit, den von Hofmann zu erinnern, daß er ſeine Gottloſigkeit nicht allzu offen zur Schau trage. Er iſt allerhöchſten Ortes ohnehin nicht zum Beſten angeſchrieben. Das jedoch an ſeinem Ort belaſſen, ſo wird in Hinſicht des andern Punkti, der Rechtsverwahrung beſagten von Hofmanns, das geeignete ſein, ſie **ad acta** zu legen, und ihrer ungeachtet vorzuſchreiten. **Dixi.**“

Während Weſternacher noch ſprach, führte Pater Gregorius eine bleiche Mädchengeſtalt an der Hand durch die ſcheuausweichende Menge. Sie ſtutzte und ſchwankte bisweilen, er jedoch ſprach ihr Muth ein. „Vertrau' auf Gott und ſeine heiligen Engel,“ ſprach er; „und wenn Du mit ihrer Hülfe ſtandhaft ausharrſt, ſo wirſt Du noch in dieſer Stunde nicht nur die

Geſpenſter vollends überwinden, ſondern auch diejenige erretten, die ohne Schuld um Deinetwillen ſterben ſoll.“

Die Wächter an der Rathhauspforte ließen die beiden unangefochten ein, obſchon ihnen bewußt war, daß Zenzi vor Gericht nichts zu thun hatte, und noch weniger zu ihrer Großmutter geführt werden ſollte. Es war nämlich verurtheilten Hexen überhaupt nicht geſtattet, ſich mit ihrer Freundſchaft zu letzen, wie andere arme Sünder. Weshalb bei dem Eintritt Gregors und der Dirne, Weſternacher ſeinen Wortwechſel mit Lerchenauer unterbrach, um die „Abſchaffung“ der unberufenen Eindringlinge zu begehren. „Damit nicht,“ wie er ſagte: „das böſe Auge die begonnene Heilung **Obsessae** wiederum zerſtöre.“ Doch verſchwieg er, daß ihm mehr noch die Gegenwart des Paters ein Dorn im Auge war. Gregorius hatte das Wohlwollen des geſtrengen Herrn durch die Vorſtellungen verſcherzt, wodurch er mündlich wie ſchriftlich ſich bemüht, die Beklagte zu befreien. Dieſe Vorſtellungen hatten übrigens nicht denſelben Erfolg gehabt, mit welchem der geiſtliche Herr die Heilung der Kranken betrieben.

„Laßt ſie in des Himmels Namen gewähren, ſagte Gregor: „wenn hier das böſe Auge wirken könnte, ſo wäre der Rückzug ohnehin zu ſpät.“

„Auch will mich bedünken,“ fügte Lerchenauer hinzu, „daß die Grueberin ihre Enkelin nicht mit Blicken des Haſſes betrachte.“

Kathi und Zenzi ſahen einander zärtlich mit feuchten Augen an, ohne vor großer Bewegung ein Wort hervorbringen zu können. Den Syndicus überkam es wie weiche Rührung, da er den mütterlich wohlwollenden Ausdruck auf dem Angeſicht der Alraune aufgehen ſah. Er vergaß darüber für den Augenblick ſeinen alten Grimm gegen das böſe Weib, wie ſeine gewohnte herbe Sinnesart, und ſagte gutmüthig: „Laß der Herr die Leut'ln gehen. Es dauert ſo nimmer lang.“

Zenzi faßte ſich zuerſt, ermuthigt durch Gregors Blicke. Einen Schritt gegen die Alte vortretend, hob ſie an: „Frau Ahndl, liebe Frau Ahndl, ich bitt' ſie um Gotteswillen, verzeih' Sie mir. Ich habe mich ſchwer an Ihr verſündigt.“ — Mit ſanfter Stimme antwortete Kathi: „O Du mein liebes Dirn'l, wenn Du nur mir verzeihen magſt. Mir geſchieht nix, was nicht Recht wäre vor Gott und Welt. Aber Du armes unſchuldiges Lamperl*) haſt durch meine Bosheit ſo viel leiden müſſen, und ich habe Dich dennochwohl immer ſoviel lieb gehabt.“ — „Ja, lieb gehabt hat die Frau Ahndl mich immerdar,“ beſtätigte Zenzi, und mit raſcher Wendung zum Syndicus gekehrt, fuhr ſie fort: „Und wie hab' ich alle Lieb' vergolten, ich gottverlaſſenes Menſch? Dem böſen Geiſt hab' ich Macht gegeben über mich, daß er durch meinen Mund die ſchändliche Anklage auf Mord und Zauberei vorbringen durfte, und war kein wahres Wort daran. Gewiß und wahrhaftig, ſo wahr Gott ſich meiner erbarme, der Lügenteufel hat aus meinem Mund geſprochen, und die Frau Ahndl iſt unſchuldig, ein frommes altes Weiberl.“

„Vernehmt ihr das Zeugniß?“ rief Lerchenauer mit ſtarker Stimme.

„Der Pater Gregorius ſpricht mit ihrer Stimme,“ bemerkte Weſternacher: „ſolch ein Zeugniß kann nicht gelten, kommt auch zu ſpät.“

„Die Wahrheit kommt nie zu ſpät, wo es noch Zeit iſt, die ſchlimmen Folgen der Lüge abzuwenden;“ ſagte Gregor dagegen.

Die Löffelkathi aber ſprach: „Dirn'l, was fangſt Du an? Du weißt dennochwohl, daß ich Dich in der finſtern Kammer gegeißelt habe, damit Du dem Feind Dich übergäbeſt?“

„Die Frau Ahndl hat mir keinen Streich gegeben,“ rief Zenzi: „es wär' aber ſchon beſſer, Sie hätt' mich todtgeſchlagen, mich verlogene Sünderin.“

„Beſinn' Dich, herziges Dockerl,“ fuhr die Alte fort: „ich habe Dich angeſpieen in aller Teufel Namen, und der ſchwarze Mann hat ſich zu Dir in den Kreis gelegt?“

„Nein, Frau Ahndl, nein!“

„Dein langes Haar hab' ich abgeſchnitten, um es meinem Meiſter zu opfern?“

„Mein Haar liegt ja in der Kapellen zu Altmünſter, Frau Ahndl.“

„Weil ich's hab' herausgeben müſſen, Schatzerl. Beſinn' Dich doch, und laß' mich meine gerechte Strafe aushalten.“

---

*) Lämmlein

„Ich gehöre auf den Scheiterhaufen, Frau Ahndl, nicht Sie,“ rief Zenzi, eilte ſtürmiſch auf Kathi zu, und mit beiden Armen die Großmutter umfangend, fuhr ſie fort: „Ich habe die Frau Ahndl ſoviel lieb. Ich kann's nicht überleben, daß ich Ihre Mörderin bin! Frau Ahndl, Frau Ahndl, Sie iſt keine Hexe!“ — „O Kind, o Kind, Du machſt mir 's Herz ſo ſchwer! Und doch habe ich mit meinen böſen Gedanken und Reden den böſen Feind an Deinen Großvater, an Deine Geſchwiſterl, an Deine arme Mutter gehetzt ſo daß er Dich ſelber, arm's Früchtl, im Mutterleib mit ſeinen Krallen geſchlagen! Schau, Zenzi, das hätt' mir der Himmel nimmer vergeben, wenn ich nicht auf dieſer Welt dafür Buße litte! Darum — und daß Du geſund wirſt, muß mein alter Leib geſtraft werden und gebrannt, bis Deine und meine arme Seel' rein und gottgefällig iſt!“

„Ach, Frau Ahndl.... ich ſag's ja: ich bin Ihre Mörderin!“ ſchluchzte Zenzi.

„Du biſt's nicht, Zenzerl. Ich verdiene den Tod;“ antwortete Kathi, und fügte zuverſichtlichen Tones hinzu: „wir werden aber nicht lang getrennt ſein, lieb's Dirn'l.“

Die Dirne hing ſchlaff im haltenden Arm der Großmutter, und einen Anfall von Verzückung fürchtend, wollte Gregor ſich nähern. Zenzi winkte ihn zurück. „Mir wird immer wohler,“ ſagte ſie. Kathi ſtreichelte mit den dürren Fingern ihre Wangen, und flüſterte geheimnißvoll: „Heut' Nacht war auch die Muttergottes von Zell bei mir. Sie hat mir zugelacht und geſagt: ſtirb ruhig zu, alte Löffelkathi; im Feuer läutern ſich alle Deine Sünden, ich führe Dich dann ein zum himmliſchen Vater, und die Zenzerl wird auch bald bei Dir ſein! Schau, liebe Docken, das hat mir die heilige Jungfrau geſagt. Warum ſoll ich nun nicht gern und gering ſterben? Mein Tod erlöst uns beide, und bald ſind wir bei'nander in ewiger Freude.“

Die Zenzi wußte nichts darauf zu erwiedern. Nachdem ſie der Großmutter Stirn und Wangen geküßt, ließ ſie ohne Widerſtand ſich losreißen und von dannen führen in eine Kammer, wo nur Gregorius bei ihr blieb. Zu ſelbiger Stunde verließ der böſe Geiſt für immerdar ſeine Wohnung in ihrer Bruſt. Ihr wurde wunderſam leicht und wohl. Noch lag ſie in ſtillem Gebet auf den Knieen, als die Aſche der Alraune ſchon in alle

Winde ſtob, und der eifrige Herr Lerchenauer wohl bereits Lambach erreicht haben mochte auf ſeinem Weg nach Linz, wohin er reiten wollte, um ſeine Beſchwerde gegen die von Gmunden perſönlich zu betreiben. Als endlich Zenzi ſich erhob, ſtand neben dem geiſtlichen Herrn ihr Vater, und dann noch wer, deſſen Blicke ihr Auge mit verklärter Freude begegnete. Aber die Freude währte nicht lang. Die Dirne fiel ihrem Vater um den Hals, reichte dem Baderfranzl die Hand, und ſagte dazu: „B'hüt eng*) Gott. Es war Recht, daß ich eng nochmal ſchaue.“

„Oh,“ verſetzte der Franzl: „deswegen ſind wir nicht da, um „B'hüt Gott“ zu ſagen. Nicht wahr, alter Loiſel?“

Loiſel nickte lächelnd. Um deſto ernſter ſprach Zenzi, einen Blick des Verſtändniſſes mit Gregor wechſelnd: „Der hochwürdige Herr führt mich heut' noch nach Wels. Ich muß fleißig für die Frau Ahndl beten, und für Euch alle. Hab' nicht gar zu lange Zeit mehr dazu. In der Welt und unter den Leuten mag ich mich ſo nimmer ſehen laſſen; aber der himmliſche Vater fragt nicht nach Schand und Spott, und wird in ſeinem Haus mich vor allen Anfechtungen zu bewahren wiſſen. B'hüt Gott, auf Nimmerwiederſehen.“

Die Crescentia hat Wort gehalten, iſt in's Stift gegangen, und vor ferneren Anfechtungen des böſen Feindes ſicher geblieben bis an das Ende ihrer Tage. Selbiges Ende hat aber auch nicht gar lang auf ſich warten laſſen.

---

*) Euch.

Der

franzöſiſche Cavalier in Wien.

Memoiren, Sitten- und Lokalſchilderungen aus dem Anfang des 18ten Jahrhunderts.

I.

Ein kaiſerlicher Jagdauszug.

Im Burghof zu Wien drängte ſich das Volk ſchauluſtig und wohlgemuth im hellen Schein der Märzſonne. Noch war freilich der Lenz ſelber nicht da, aber ſchon lebte und webte die Ahnung ſeines Nahens in Menſchen, Thieren und Pflanzen. Eine hungrige Charwoche war noch zu überſtehen vor der luſtigen Oſterzeit; aber die verſchiedenen Schaugepränge, die ſich zur ſelben Friſt an einander reihten, halfen mächtig die Sehnſucht der Wiener nach Gebratenem und Geſottenem zu beſchwichtigen. Heute war es ein durchaus weltlicher Aufzug, womit herkömmlicher Weiſe die geiſtlichen Uebungen der Faſtenzeit unterbrochen wurden. Der allerhöchſte Hof fuhr in den Prater, ein feierliches Fuchsprellen abzuhalten. Das Gatterthor des großen Wild- und Parkgeheges, gewöhnlich ſtreng bewacht, und nur für einige Frühlingswochen, etwa von Walpurgis bis zum Wilhelmstag, den Luſtwandlern zugänglich, öffnete ſich heute für diejenigen feinen Leute, die in Kutſchen oder zu Pferd kamen; wer zu Fuß eintraf, mußte wenigſtens Federhut, Degen und ein galonirtes Gewand zur Schau tragen, um Einlaß zu erhalten.

Die Hofwagen rollten aus dem Schweizerhof hervor, ſechsſpännig, aber bedächtigen Schrittes; Kutſcher und Vorreiter prangten in gelben Sammetpelzen. Beiher ſchritten die Hatſchiere in rother Tracht, darüber ſchwarze ärmelloſe Kaſaken; die Wagenſchläge hielten Pagen in ſpaniſcher Kleidung beſetzt. Ebenſo aufgeputzt folgten die Kämmerer zu Pferd und endlich das übrige Hofgeſinde, das in ſeinen ſchwarzen Gewändern einem Trauerzug anzugehören ſchien. Der Kaiſer ſelbſt jedoch hatte der waidmänniſchen Luſtbarkeit zuliebe den dunkeln ſpaniſchen Mantel abgelegt; die mächtigen Locken ſeiner Alongenperücke fielen auf einen grünen Sammetrock hernieder, an ſeiner Hüfte blinkte ein breiter Hirſchfänger; ſeine Beine bargen ſich in Reitſtiefel und ſeine Hände in gewaltigen Stulphandſchuhen. Der Ausdruck des Geſichtes entſprach jedoch nicht der fröhlichen Tracht. Auf den ſtrengen Zügen des Kaiſers lag eine Wolke von Kummer, und die Kaiſerin, ihrem Herrn und Gemahl gegenüber auf dem Rückſitz, ſchaute traurig und niedergeſchlagen vor ſich hin. Die Wiener wußten um dieſe Traurigkeit, ſie theilten ſie, weil ihnen die Liebe zum Kaiſerhaus angeboren. Das erhabene Aelternpaar trug nämlich dazumal im Herzen bange Sorge um einen hoffnungsvollen Sohn, der auf ungetreuen Meereswellen einem gefahrvollen Ziel entgegen ſchwamm. Dieſe Sorge bemeiſterte ſogar die gerechte Unruhe, die dem Oberhaupt des Reiches die Kriege im Weſten und Süden, die Meutereien im Oſten erregen mochten.

Dem Kaiſerwagen voraus zog der Obriſt-Hof- und Landjägermeiſter mit ſeiner ganzen berittenen Jägerei, ein ſtattlich Volk in Grün und goldnem Schmuck. Dem Kaiſer folgten der römiſche König mit ſeiner Gemahlin, die eben wie die Kaiſerin rückwärts fahren mußte bis vor das Stadtthor hinaus, woſelbſt erſt das Ceremoniell den hohen Frauen geſtattete, ſich zur Linken ihrer Eheherren niederzulaſſen. Dann kamen die drei jungen Erzherzoginnen, deren geſammter Hofſtaat, eine lange Reihe von Wagen, Reitern und Fußgängern, mit ſeinem Vortrab ſich bereits durch das Pauler-Thor am Ende des Kohlmarkts in die Sattlergaſſe zwängte, bevor die Nachzügler noch den Burghof verlaſſen. Je weiter der Zug ſich durch die engen, gekrümmten Straßen wand, um ſo anſehnlicher wurde er durch die Kutſchen des hohen Adels, die auf allen Punkten ſeiner warteten, um ſich ihm anzuſchließen. Dieſe Karroſſen, ſämmtlich vierſpännig, paßten in ihrer ſchwerfälligen Pracht ganz zu dem bauſchigen Anzug der Damen, die darinnen ſaßen, feſt geſchnürt zwar in enge Mieder, aber von tonnenförmigen Reifröcken umfangen, die ihnen ſehr ſchwer machten, ſich zu drehen und zu wenden. Die muntern Bürgerstöchter in ihrem leichten Gewand mit der weißen Schürze, den geſtickten Hemdärmeln und den niedlichen Goldhäubchen wußten gar nicht ihre Freiheit werthzuſchätzen, ſonſt hätten ſie nicht mit geheimem Neid die ſteifen Damen gemuſtert, eine Jede mit dem ſtillen Wunſch, auch wie Jene in der Kutſche ſitzen zu dürfen, beladen mit Gold und Juwelen, angeſtaunt von der Menge, und corteſirt von aufgeputzten Cavalieren, die neben dem Schlag einherreitend, einander in welſcher Zunge an Höflichkeiten überboten.

So bedeutend die Zahl der Reiter immerhin war, die in den engen Straßen die Kutſchen begleiteten, trotz allen Gedränges, ſo hatte ſich doch eine größere Menge derſelben über die Brücke verfügt, um jenſeits in den Zug einzutreten. „Hurtig voran! drüben in der Leopoldſtadt gibt es Raum, Licht und Luft!" ſagte, durch die Wipplingerſtraße reitend, auch der Graf Joſeph von Seckendorf zu ſeinem Begleiter, dem franzöſiſchen Cavalier, den er aus ſeiner Herberge „zum Lamm" in der Naglergaſſe abgeholt hatte. Der Fremdling, eine jugendliche Soldatengeſtalt von keck entſchiednen Manieren, wäre lieber geradezu in das dichteſte Getümmel auf den hohen Markt hinaus geſprengt; der Graf theilte aber nicht ſein Verlangen und hob wieder an: „Folgt meinem Rath. Durch das Neuthor trabend und über die Eſplanade erreichen wir die Brücke lange vor dem Zug, wenn auch Eure breithufige Auvergnerſtute nicht zu den flüchtigſten Rennern gehört."

„Ei," entgegnete der Franzoſe, indem er ſich, dem Grafen gefällig, nach der Salvatorkirche umwendete, „mein Pferd iſt raſch und im Felde wohlerprobt; doch iſt's wahr, daß ich hier zu Lande nicht damit Parade machen kann. Die edelſten und ſchönſten Roſſe finden ſich hier in unglaublicher Menge . . ."

Da rief die grobe Stimme eines Fußgängers an des Grafen Seite: „He, Du franzöſiſcher Windbeutel, willſt mich niederreiten?"

Seckendorf lachte dem Mann in's Geſicht und rief ihm auf gut wieneriſch zu: „Laß mich aus! Ich bin ein Wiener ſo gut wie Du.“

„Warum ſpricht dann der Herr franzöſiſch,“ fragte der Mann, „wenn Er doch ein Wiener iſt?“

„Um's zu lernen, Du Narr,“ verſetzte Seckendorf, „damit die draußen am Rhein kaiſerliche Prügel beſſer verſtehen!“

Die Leute lachten, machten Platz, und alſobald waren die beiden Reiter ſammt ihren Dienern aus dem Gedräng.

Der Fremde, ein Marquis, und Floribert getauft, fragte mit ſcharfem Vorwurf: „Warum habt Ihr dem Tölpel nicht die Reitpeitſche gegeben? Er hätte das wohl verdient, indem er das Maul gegen einen Mann von Stand gebraucht.“

„Das iſt bei uns nicht Sitte;“ entgegnete der Graf; „wenn das in Euerm Paris angeht, ſo ſeid verſichert, daß es bei uns nicht ein einzigesmal ſtraflos hingehen würde. Mit Gewalt iſt hier in Wien nichts durchzuſetzen, mit Freundlichkeit und Spaß alles zu erlangen.“

„Es gibt überhaupt Manches hier zu lernen,“ meinte Floribert; „die Stadt, die Leute, der Hof ſind hier ganz anders, als der Ruf ſie ſchildert. Ich war wie mit Eiswaſſer übergoſſen, da ich, vor kurzem hier eintreffend, ſtatt der erwarteten Wunderſtadt eine alte Feſtung vor mir ſah, eine türkiſche Palanka in der Mitte von armſeligen Dörfern.“

„Da muß ich aber doch bitten!“ rief Seckendorf in ſeiner Mutterſprache, die auch der Franzoſe verſtand und leidlich redete; „der Herr Kamerad übertreibt gewaltig. Unſre Vorſtädte ſind freilich nicht glänzend, aber darum doch nicht elende Dörfer. Bedenkt, daß zur Stunde kein Haus darinnen über zwanzig Jahre alt iſt; wir und die Türken wiſſen ſchon warum. Und die Baſtionen der Stadt, der Chriſtenheit tapfer vertheidigtes Bollwerk gegen den Erbfeind, verdienen doch auch nicht, mit einer nichtsnutzigen Palanka verglichen zu werden. Geh der Herr, zu mit ſeinen Vergleichungen, ſonſt macht Er mir noch eine Gall'!“

„Hört mich nur vollends aus,“ hob Floribert wieder an; „ich nehme ja dem Ruhm Eurer Wälle nichts von ſeiner Unſterblichkeit. Bald verſöhnt auch der Anblick der prachtvollen Paläſte und ſtattlichen Häuſer mit dem Uebelſtand der krummen und düſtern Gaſſen. Das Gleiche gilt von des Kaiſers Burg. Von Ferne ähnelt ſie freilich mit ihren alten Thürmen einem

Edelſitz auf dem Lande, doch findet bald der Fremdling innerhalb der grauen Mauern einen Hof, der zwar an Zierlichkeit noch Vieles wünſchen läßt, dafür an gediegener Pracht und Würde ſelbſt unſer Verſailles übertrifft. Warum? Weil die Fürſten und Grafen an den Stufen des Kaiſerthrons in der That kleine Könige ſind, während bei uns ſelbſt die Prinzen von Geblüt nur große Bediente Seiner Majeſtät vorſtellen und nebſtdem ſo tief in Schulden ſtecken, daß ſie nur unterm Schirm der angebornen Vorrechte ihre Stammgüter behaupten können. — Werdet Ihr nach dieſen Erklärungen mir noch ferner zürnen? Sonſt ſteh' ich Euch zu Dienſten, wie Ihr wollt.«

»Ich bin ja ſchon wieder gut;« erwiederte Seckendorf lächelnd. »Ich brenne ja ſelbſt vor Begierde, nach Euerm geprieſenen Paris zu reiſen, ſobald der Friede mir dazu Muße, Urlaub, und vor allem die Geldmittel verſchaffen wird. Geld iſt die Hauptſache. Man will ſich doch in fremden Landen ſehen laſſen und des Kaiſers Majeſtät iſt ein abgeſagter Feind des Schuldenmachens. Der Allergnädigſte hat mir ſelber erſt kürzlich durch einen Kämmerer ſagen laſſen: ein rechter Cavalier ſolle in dieſen ſchweren Zeiten auf ſeine Grundholden Bedacht nehmen, keinen unnöthigen Aufwand machen, und dann ſei er bei Hof in einem ſchlichten Gewand willkommener, als im prächtigſten Staatsrock; aber das ſchlichte Gewand, wohlgemerkt, müſſe bezahlt ſein.«

»Kleinigkeit!« rief der Marquis leichthin: »bei Euch iſt ja Alles fabelhaft wohlfeil. Mein Treſſenrock kommt mich auf zwölf Gulden, in Paris hätt' ich wenigſtens ſechs Dukaten dafür gegeben. Ich werde, auf Ehre, ein paar recht tolle Streiche anſtellen müſſen, um meinem Creditbrief nur einigermaßen ſein Recht anzuthun, und nicht für einen Knauſer zu gelten.«

Die Reiter, auf der Esplanade angelangt, gaben ihren Pferden die Sporen und ſprengten an den Baſtionen hin, um die Brücke unter dem rothen Thurm zu erreichen. Nach einem kurzen Aufenthalt beim Schanzl, wo das Volksgedränge fürchterlich war, arbeiteten ſie ſich glücklich durch, aber bereits hatte die Rieſenſchlange des kaiſerlichen Zuges den Raum von dem Pfahlwerk des rothen Thurmes bis zur Brücke völlig eingenommen.

»Schon wieder ein Stillſtand!« brauſte der Franzoſe ungeduldig auf; aber der kaltblütigere Deutſche beruhigte ihn mit den Worten: „Sobald der Kaiſer jenſeits der Brücke iſt, treten die Hatſchiere ab, und die Karoſſen ſetzen ſich in Trab. Wir ſchließen uns hernach irgend einer Kutſche an und finden drüben Raum genug nach Luſt und Laune die Reihen auf und ab zu ſchwärmen. — Doch ſiehe da! dort kommen werthe Herren und Freunde, die Ihr heute bei Tiſch als meine Gäſte antreffen ſollt. Erlaubt, daß ich ſie Euch vorſtelle."

Zwei Cavaliere, ebenfalls zu Pferde, kamen näher und begrüßten den Grafen, der ſeinen Freund ihnen mit den Worten präſentirte: „Herr Marquis Floribert von Marnay, meine Herren; ein Bruder des Herzogs von Ponteveaux, Volontär bei Prinz Eugen Dragonern." — Dann, zu dem Franzoſen gewendet und auf die Herren deutend: „Hier der Prinz Antonio von Copece, der älteſte Sohn des Marcheſe von Rofrano, und hier Don Joſe de Mendoza, Graf von Corzana, beide Offiziere Sr. Majeſtät im Regimente Württemberg."

Die jungen Cavaliere begrüßten ſich gegenſeitig als Kameraden, und kamen mit der Unbefangenheit alter Bekannten in's Geſpräch. Die Waffenbrüderſchaft glich jeden Unterſchied der Landsmannſchaft zwiſchen dem Neapolitaner, dem Spanier und dem Franzoſen aus, die ja alle drei in des Kaiſers weißem Rock zu Felde gezogen waren und noch fernerhin zu ziehen gedachten. Zuvorkommend halfen Prinz Tonio und Don Joſe ihrem Freunde Seckendorf in dem Geſchäft, die Wißbegierde Floriberts über die Vorüberziehenden zu befriedigen; und wie der Fremdling keine beſſre Gelegenheit hätte finden können, die geſammte Damenwelt der Kaiſerſtadt von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, eben ſo begünſtigte ihn das Glück mit den Erklärern, die, wohlunterrichtet wie ſie waren, ihren neuen Bekannten nicht blos mit einer Aufzählung von Namen abſpeiſten, ſondern genügende Auskunft über die Schönen in den Carroſſen und über die begleitenden Galane ertheilten.

„Welch ein Reichthum an Schönheit, welch eine Ueberfülle von Liebreiz!" rief Floribert nach einer geraumen Weile aus; „wahrlich, nur dieſem Ueberfluß verdank' ich es, daß ich bei ſolchem Anblick meines Herzens Freiheit behaupten kann. Die Schönheit gedeiht in dieſem geſegneten Lande wie bei uns die Blumen in den Gärten. Von den Töchtern des Kaiſers bis hinab zu den Kindern des Handwerkers erblick' ich wohlgeformte Züge, tadelloſe meiſt hohe Geſtalten, feine Hände und Füße, glänzende Augen, lebhafte Färbung, und vermiſſe nichts als jene gewiſſe Durchſichtigkeit, die nach unſern Begriffen, nach unſern Vorurtheilen, wenn Ihr wollt, zum eigentlichen Weſen der Schönheit gehört. Die Sammethaut der Wienerinnen ſcheint aus gar zu dichtem Stoff gewebt.«

»Dauerhafte Roſen;« meinte Prinz Tonio und wollte noch irgend einen Scherz hinzufügen, ſagte aber ſtatt deſſen in ganz verändertem Ton, indem er nach dem Thor hindeutete: »Himmel, welch ein Aufzug!«

Der Aufzug war allerdings an ſich wunderbar genug, und nahm ſich noch ſeltſamer inmitten der eleganten Wagenreihe aus. Ein ungariſcher Magnat im vollen Glanz ſeiner halbbarbariſchen Nationaltracht, beſät mit Edelſteinen von dem Knopf ſeines Reiherbuſches auf dem Kolpack, bis zu den goldenen Sporen an ſeinen Ferſen. Ein ausdrucksvolles von Wind und Wetter gebräuntes Antlitz, welchem der ergrauende Schnurrbart, in zwei langen Zöpfen auf die Bruſt niederhängend, ein überaus kriegeriſches Ausſehen verlieh. Unter dem Reiter ſtampfte mit ungeduldigen Hufen ein muthiges Roß in türkiſchem Aufputz. Dem Magnaten folgten zwei Huszaren-Oberſte, als Abzeichen ihres Ranges das Tigerfell über die linke Schulter gehängt, und die große Goldkugel auf der Bruſt. An die beiden Obriſten ſchloß ſich ein Troß von etwa dreißig Reitern, buntſcheckig bewaffnet mit Streitärten, Säbeln, Lanzen und langen Sattelpiſtolen, bewehrt zum Theil mit Blechhandſchuhen und Drahtpanzern, lauter grimmig ausſehende Zottelbärte. Neben den Reitern zogen zu Fuß zwei rieſige Heiducken einher, Roß und Mann ſchier überragend.

»Wenn ich unmittelbar aus meiner Heimath käme ſtatt aus dem Ungarland,« bemerkte Floribert, »ſo müßt' ich ohne Gnade den Schnurrbart mit ſeinem abenteuerlichen Gefolge für den Abgeſandten eines fernen Barbarenreiches halten, wie ſie zuweilen meinen König heimſuchen.“

Der Spanier lächelte ſpöttiſch. „Es wäre nicht unmöglich,“ ſprach er dazu; „daß dieſe Heiducken, Huszaren, Panduren und Tolpatſchen weiter her kämen als manche Geſandtſchaft, die angeblich aus Aſien oder Afrika zu Paris erſcheint, beſtellt von der alten Maintenon zur Beluſtigung des alten Ludwig." — Marnay fuhr mit dem Kopf trotzig in die Höhe, da er von ſeinem König alſo reden hörte.

„Indeſſen," fiel ihm Seckendorf gewandt in die Rede: „der biedere Magyar thut, indem er ſich den Leuten zeigt, brav und geſcheid. Haben ſie nicht gefangene Malcontenten aufgeſtiftet, gegen ihn auszuſagen, als ſtänd' er mit Ragoczy in hochverrätheriſchem Verkehr? Er und ein Verräther, ich bitt' Euch, Ihr Herren! Ich kenn' ihn ſchon lange. Als der Türk' vor der Stadt lag, gehörte der Graf zu unſern beſten Vertheidigern. Er hatte ſein Quartier im Hauſe meiner Tante, wohin ich, damals noch ein kleiner Bube, oft zum Beſuch kam. Meinen erſten Ritt gegen die Türken hab' ich mit ſeinen Huszaren gemacht, und ihn nie für etwas anders gehalten, als für einen treuen Vaſallen Seiner Majeſtät."

„Der Kaiſer ſelber hält ihn dafür," fügte Copece hinzu; „trotz aller Einflüſterungen."

„Und mit dem Kaiſer ganz Wien," fuhr der Graf eifrig fort: „ſeht nur wie freundlich Alle nach ihm hinſchauen, gar nicht als ob er ein Ungar wäre. Solch ein Mann, wie er, iſt über jegliche Verläumdung erhaben, und ſein öffentliches Auftreten ein Triumphzug zur Demüthigung ſeiner geheimen Feinde. — Das Pferd, welches Graf Istevan reitet, jagte er vor einem Jahr einem Führer der Spahis im Zweikampf ab."

Im langſamen Vorüberziehen vernahm der Ungar die letzten Worte. Schmunzelnd nickte er ſeinem Lobredner zu, und ſprach halblaut in ſeinem gebrochenen Deutſch vor ſich hin:

„Hab' ich Roß theuer bezahlt. Hat mir Hund durch Fuß, Narren todtgeſchoſſen. Ich: Kopf ab Hund."

„Er erzählt im Lapidarſtyl," bemerkte Floribert, und ſchon wandte ſeine Aufmerkſamkeit ſich einer Equipage zu, die ſich dadurch auszeichnete, daß nicht ein einziger Reiter ſich ihr zur Seite hielt, obſchon die drei Damen darinnen einer beſondern Aufmerkſamkeit mindeſtens ebenſo würdig ſchienen, als alle andern. Die eine, zur Rechten auf dem Ehrenplatz, war zwar weder gar jung mehr, noch beſonders hübſch, dennoch weilte der Blick gern auf ihren bleichen Zügen, bevor er ſich zu der ſtrahlenden Schönheit an ihrer Seite wendete, zu einem Weib in der Blüthe der Jahre, mit glühend ſchwarzen Augen und brennend rothen

Lippen, und von unverkennbarem Ausdruck edeln Trotzes in Blick und Haltung beſeelt. Den beiden Damen, der bleichen Dulderin und der ſtolzen Amazone gegenüber, ſaß ein holdſeliges Geſchöpf, mehr Kind beinahe noch als Jungfrau, mit einem apfelrunden unbefangenen Geſicht, deſſen zartem Fleiſch nicht jener Schmelz fehlte, welchen der Marquis im allgemeinen an den Schönheiten des Landes vermißte.

„Ei, wie ritterlich und galant," ſagte der Franzoſe, „die Frauen ſo unbegrüßt und ungeleitet einherziehen zu laſſen? Ich werde mich zu ihrem Ritter beſtellen."

„Bedenkt, was Ihr thut;" mahnten die Begleiter. — „Sei der Herr Kamerad geſcheid," flüſterte der Graf; „die Dame iſt des Ragoczy Gattin."

Worauf Floribert: „Die Gemahlin des geächteten Rebellen iſt darum nicht minder eine deutſche Fürſtentochter."

„Das ſagt der Kaiſer auch," beſtätigte Prinz Tonio; „und deshalb wohnt die Fürſtin Ragoczy in der Stadt und erſcheint bei Hofe."

„Und was die Prinzeſſin, ihre Schwägerin, betrifft," fügte Mendoza hinzu; „ſo meint Seine Majeſtät wahrſcheinlich, es ſei beſſer, daß die Tochter der tapfern Helena Zriny ihren Heldenmuth dazu verwende, hier durch die Geſchütze ihrer Augen Niederlagen unter den kaiſerlichen Offizieren anzurichten, als etwa nach dem Beiſpiel ihrer Mutter auf den Wällen von Munkats die brennende Lunte zu ſchwingen."

Die Caroſſe der Fürſtin Ragoczy war indeſſen herbeigekommen. Mit dem Gefährt gleichen Schritt haltend, begrüßte der Marquis die Damen, die ſeinen Gruß mit ruhiger Freundlichkeit erwiederten. Der Cavalier war ihnen zwar nicht bekannt, doch waren ſie ihm bei Hofe begegnet, was nach dem Brauche jener Zeit den Mangel perſönlicher Vorſtellung leicht überſehen ließ und zu einer Begrüßung berechtigte.

Während die Fürſtin ſich bemühte, den kläffenden Bologneſer auf ihrem Schoße zum Schweigen zu bringen, ſprach Floribert, ermuntert durch den wohlwollenden Empfang:

„Ich eracht' es für eine große Ehre und ein beſonderes Glück, daß die Wechſelfälle des Gedränges dem Marquis von Marnay dieſen Platz neben dem Wagen Eurer Durchlaucht frei machten. Darf ich dieſen Platz behaupten?"

„Ein Franzoſe, ein Landsmann!“ rief das junge Mädchen auf dem Rückſitz, und ſeine großen, braunen Augen blitzten dabei von unverſtellter Freude.

Die Prinzeſſin erwiederte: „Es wird der Fürſtin Leonore nie in den Sinn kommen, eine Höflichkeit durch Unhöflichkeit vergelten zu wollen, wenn wir nicht etwa Euch für einen Wächter halten müßten, der auf hohen Befehl ſich uns nähert? Von allen Cavalieren, in der That, die wir noch bei Hof geſehen, ſind wir, meine Schwägerin und ich, gewohnt, daß ſie ſich ferne halten.“

Hierauf verſetzte Floribert: „Vergebt, Prinzeſſin. Ich bin vollſtändig von den Verhältniſſen unterrichtet und handle mit klarem Bewußtſein.“

Während dieſer Zwieſprach des Fremden mit der Prinzeſſin, hatte die Fürſtin mit verweiſendem Ton zu dem vorlauten jungen Mädchen geſagt: „Ihr vergeßt, Fräulein Blanche, daß Frankreich nicht Eure Heimath iſt.“

„In der That, ich vergaß,“ ſtotterte erröthend das ſchöne Kind, und ſenkte den Blick zu Boden: „vergebt, gnädige Frau, ich . . .“

Leonore ließ die Kleine nicht weiter reden, ſondern winkte ihr, zu ſchweigen, und wandte ſich zum Marquis:

„Wenn der Herr, wie er ſagt, mit Bewußtſein handelt, und dennoch ohne Auftrag, ſo können wir Ihm nur dankbar ſein für Seine Güte. Doch möge er nicht vergeſſen, daß Seine Höflichkeit Ihn bei gewiſſen Leuten verdächtig machen muß.“

„Ich fürchte den Argwohn nicht und verachte die Verläumdung,“ entgegnete Floribert raſch.

Bedachtſam ſprach Leonore von Heſſen-Rheinfeld weiter:

„Dann wäre vielleicht noch eines zu erwägen, Herr Marquis. Die wenigen Freunde, die uns in unſerm Ungemach geblieben ſind, oder welche das Mitleid mit unſrer Lage uns erſt gewonnen hat, ſie alle müſſen unter zwei Dingen nothwendig eines wählen: uns ihre freundſchaftliche Geſinnung entweder nur galant vor aller Welt zu zeigen oder ſie auch gelegentlich zu bewähren.“

Der Franzoſe begriff vollkommen den Inhalt dieſer Worte. Die Fürſtin fragte ihn ſomit, ob er nicht etwa ein Abgeſandter des Fürſten Ragoczy ſei, und rieth ihm in dieſem Falle ſich der Gattin und der Schweſter des Rebellenhäuptlings nicht öffentlich zu nähern, ſondern ohne Aufſehen für ſie zu wirken.

Er antwortete offen der verfänglichen Rede: „Ich bin in des Kaiſers Dienſten, und ein ehrlicher Mann, der geheime Aufträge nicht ausführen würde, von welcher Seite ſie auch kämen. Doch würde mir wohlthun, wenn mir vergönnt wäre, mich ohne Nachtheil meiner Ehre und ohne Verletzung beſchworener Pflicht als Dero Diener zu bethätigen, wie zu zeigen.“

Die Prinzeſſin fiel ihm in die Rede. — „Wozu noch weiter erläutern, was wir hinlänglich begreifen?“ fragte ſie mit einem bedeutſamen Blick auf ihre Schwägerin, und fuhr dann fort: „wenn Franz Ragoczy nur ſolche Gegner hätte, die mit offenem Helm aufträten, ohne Gift und gehäſſige Leidenſchaft, er bedürfte auch nicht der zweideutigen Freunde, die oft mehr ſchaden als nützen.“

„Ja, Herr Marquis;“ ſagte die Fürſtin, „der ungariſche Aufſtand beſitzt ſeinen ſtärkſten Anhang hier zu Wien ſelber; aber wie ihm vertrauen? Indeſſen iſt mir ein Troſt, in dem Herrn einen Feind kennen gelernt zu haben, der nur mit dem Degen fechten mag, und ich wie meine Schwägerin werden immerdar erfreut ſein, dem Herrn Marquis wieder zu begegnen, ſei es bei Hof, ſei es auf der Promenade.“

Ein anmuthiger Wink der Hand, ein huldvolles Kopfnicken von Seiten der Fürſtin wie der Prinzeſſin ſchloß ſich dieſen Worten an. Der Marquis zog den Hut, und verbeugte ſich galant, indem er kurz und bündig, wie es ſich aus dem Stegreif ziemte, die Hoffnung ausdrückte, daß ihm bald die Ehre und das Glück einer neuen Begegnung zu Theil werden möge. Während des Geſpräches war der Zug über die Brücke gelangt, wo der Weg nach dem Prater ſich breit und bequem hinzog, und des gaffenden Volkes bei weitem weniger den Durchzug beengte. Die beiden Damen kehrten die Augen der andern Seite zu, doch erhaſchte Floribert im Abſchwenken noch einen flüchtigen Seitenblick der niedlichen Blanche, deren rundes Antlitz ihm zulächelte, ſowie auch er, dem kindlichen Reiz huldigend, ſich lächelnd dem Fräulein empfahl.

Da prallte Floribert unverſehens gegen einen klapperdürren jungen Mann auf einem kleinen ungariſchen Pferde, das für die überlangen Beine ſeines Reiters kaum hoch genug ſchien. Abgeſehen von dieſem Mißſtand, bot der junge Mann einen ganz ehrſamen Anblick dar. Die Beutelperücke war wohlgehalten, der ziegelrothe Rock von feinem Tuch, der Hut mit ächten Borten beſetzt, die Sporen von Silber. Floribert entſchuldigte ſich. — „Hat nichts auf ſich,“ entgegnete der andere auf franzöſiſch, mit einem vertraulichen Blick und dann mit geheimnißvollem Zwinkern gegen den Wagen der Fürſtin: „die Umſtände erklären hinlänglich das Verſehen, mein Werther.“

Die Ausſprache ließ den Franzoſen nicht verkennen, indeſſen bekundeten die Manieren des jungen Menſchen und ſeine plumpe Ausdrucksweiſe keineswegs einen beſonders wohlerzogenen Mann. Weshalb entrüſtet über die unverſchämte Zutraulichkeit, Floribert dem Roturier antwortete:

„Ich heiße Marquis von Marnay; merkt Euch das, guter Freund.“

Ohne jedoch dem Belehrten weiter Gelegenheit zu gönnen, die neuerworbene Kenntniß anzuwenden, ſprengte der Cavalier ſeines Weges, um die Kameraden wieder aufzuſuchen, während der Rothrock ſich in der Umgebung der Carroſſe, doch in beſcheidenem Abſtand hielt, wie einer, der eines ſchicklichen Anlaſſes harrte, ſich zu nähern. Der Anlaß ergab ſich bald. Am Eingang des Thiergartens wurde die Carroſſe angehalten, und an den Schlag tretend, verlangte ein kaiſerlicher Jäger das Bologneſerhündchen heraus.

„Der Herr iſt wohl ein wenig irr,“ ſagte die Fürſtin: „der Narziß bleibt auf meinem Schooß; er iſt nicht gewohnt, das Wild zu jagen und zu hetzen.“

„Mit Euer Gnaden Vergunſt, der Befehl lautet für alle Hunde.“

„Für mein armes Hündchen?“

„Hund oder Hündchen, gleichviel; der Befehl gilt halt für alle; ſo gut als jeder Reiter ſeine Piſtolen abgeben muß, ſeien ſie geladen oder ungeladen. Gebe Euer Gnaden das Hunderl nur heraus; es ſoll gut aufgehoben ſein, bis Sie zurückkommt.“

„Bedenke der Herr doch....“

„Halt' Euer Gnaden uns nicht auf; andere Leute wollen auch herein.“

Der Rothrock hatte ſich indeſſen genähert, und den Hut in der Hand redete er die allzubeſorgte Gebieterin des kleinen Kläffers an:

„Erweiſt mir die Gnade, Frau Fürſtin, meinen treuen Händen den Herrn Narziß anzuvertrauen.“

„Der Herr iſt zu gütig,“ verſetzte Leonore: „lieber jedoch kehr' ich um, als daß ich meinen Liebling aus den Händen gäbe.“

„Das Umkehren iſt hier unmöglich,“ wandte der Rothrock dagegen ein, zupfte mit der rechten Hand dreimal an einem der großen überſponnenen Knöpfe ſeines Kleides, und fügte hinzu: „ſo gewiß als Spanien hinter Frankreich liegt.“

Ein leiſes Erröthen überflog die Wangen der Fürſtin; leiſe ſtieß ſie mit dem Ellenbogen den Arm ihrer Nachbarin an, und wollte eben den Unbekannten erſuchen, das Thier in ihre Wohnung zu bringen, als von der andern Seite Marnay's Stimme ſich vernehmen ließ:

„Die Frau Fürſtin hat gar nicht nöthig, dieſen Menſchen um ſein Vergnügen zu bringen. Mein Diener muß ohnehin nach der Stadt zurück, um meine Piſtolen heimzuſchaffen. Er kann den Hund mitnehmen.“

Herrſchaften und Roſſelenker der nachfolgenden Equipagen murrten laut über den unnützen Aufenthalt. — „Voran, Euer Gnaden, voran!“ mahnte der Thürhüter. Leonore ſchien unentſchloſſen, aber ſchnell beſonnen reichte die Prinzeſſin dem Marquis den bellenden und ſchreienden Bologneſer hinaus, und hieß den Kutſcher zufahren. Worauf ſie der verſtimmten Schwägerin in's Ohr flüſterte:

„Wie unklug wäre es geweſen, den Cavalier zurückzuſetzen. Meint er es redlich, ſo haben wir die Freunde wahrlich nicht zum Wegwerfen; iſt er ein Schelm, ſo würde der Bote in Gefahr gekommen ſein.“

Zu derſelben Friſt rief Floribert ſeinen Diener zu ſich, um ihm den Hund zu übergeben. „Vollführe Deine Aufträge mit gewohntem Eifer und Geſchick, mein Freund Xaintonge,“ ſagte er leiſe zu dem Burſchen: „und laß Dir's angelegen ſein, mit den Zofen der Fürſtin ein Verſtändniß anzuknüpfen. Einem hübſchen gewandten Jungen, wie Du einer biſt, kann das nicht ſchwer fallen. Auch müßte es wunderlich zugehen, wenn ſich nicht mindeſtens eine franzöſiſche Kammerfrau im Hauſe vorfände. Gott befohlen.“

Dem Burſchen war zu Anfang der Auftrag ungelegen gekommen. Er hatte ſich darauf gefreut, die kaiſerlichen Herrſchaften im Jagdſchirm, ringsumher den Hof und die ſchöne Welt zu muſtern, auch den Meiſter Reinecke von der Prelldecke in die Höhe fliegen, in der Luft ſeinen Purzelbaum ſchlagen, niederfallen und wieder auffahren zu ſehen, die Reihe hinab, die Reihe hinauf, bis ihm der Athem ausgegangen. Auch konnte ſich's ja fügen, daß eines der Opfer des Tages über die Köpfe der Preller weg auf den Boden, ſtatt auf das Tuch zurückflog, und ſo unter die harrenden Rüden gerieth, die es alsbald in Stücke zerriſſen. Das eine wie das andere war nach dem Geſchmack jener Zeit überaus luſtig anzuſchauen; da jedoch Xaintonge die Möglichkeit eines galanten Abenteuers in Ausſicht geſtellt ſah, und ſeine Eigenliebe geſchmeichelt fand, ſo entſagte er leicht dem gehofften Vergnügen, ertrug fröhlichen Muthes die auferlegte Unbequemlichkeit, und ſprengte mit verhängten Zügeln längs der Wagenreihe hin nach der Stadt zurück.

II.

Der geheimnißvolle Rothrock.

Die Zechſtube des alten Gaſthauſes zum Lamm in der Naglergaſſe war zu früher Nachmittagsſtunde ziemlich beſetzt, wie gewöhnlich alle Weinſchenken zur Zeit der Jauſen. Doch ging es bei Meiſter Schoſſelhuber ſtiller und ehrſamer zu, als in den meiſten andern Wirthshäuſern. Er duldete nicht Zank und Hader, kaum den allzulauten Wortwechſel, am wenigſten aber Schlägereien und Raufhändel. Darum mieden Studenten, Lakaien und ſonſtiges loſes Volk das Haus der Ordnung und Ruhe, und im Zwielicht des gewölbten Raumes ließen friedfertige Bürgersleute ſich den Vespertrunk behagen; ungeſtört und unbeſorgt, wenn auch hie und da ein paar Herrſchaftsdiener ſich zeigten. Waren die Burſche nicht ruhig, ſo warf der Wirth ſie ohne Umſtände hinaus; das wußten die Gäſte, und darum ſahen ſie ohne die geringſte Bekümmerniß den Knecht des fremden Cavaliers und den Huszaren eines kaiſerlichen Rittmeiſters beieinander, alle beide ſammt ihren Gebietern Inſaſſen des Hauſes. Der „Foreſtiere“ ſah trotz ſeines glatten Antlitzes und ſeiner zierlichen Kleidung wie ein rechter Raufbold aus; der im Dolman ſchien gerade einer von denen, welche den Dienern der deutſchen, böhmiſchen und wälſchen Herrſchaften unaufhörlich in den Haaren lagen, und zu den beiden Deutſchverderbern fehlte heute juſt nur der dritte, der Heiduk Mogor, der ſonſt ſich regelmäßig einzuſtellen pflegte, um ſeine Halbe in Ruhe zu genießen. Auch den luſtigen Studenten Ignaz vermißten die Gäſte wie der Wirth.

„Wo bleibt heute nur Dein Bruder?“ fragte Schoſſelhuber die Kellnerin in der Nähe des Tiſches, woran der Huszar und der Diener des Franzoſen ſaßen.

„Ich hab' ihn noch nicht geſehen,“ entgegnete Reſi: „er wird heute früh wohl in den Prater hinausgegangen ſein.“

„Die Jungfer hat recht,“ ſagte Saintonge: „der Student iſt ſich gegangen in den Prater und hat gefunden Mittel, ſich einzuſchwärzen, um mitanzuſehen den Prellfuchs.“

„Wenn's etwas zu ſchauen gibt, ſo laßt der Nazi halt Eſſen und Trinken ſtehen,“ brummte der Wirth: „und das Collegi verſäumt er ohnehin. Er hat bis an den Hals ſtudirt, und weiter bringt er's im Leben nimmer, der Schlankl. Der Apfel fallt nicht weit vom Stamm, heißt's alleweil.“

„Trifft aber nicht immer zu, wie der Herr Göd *) ſelber ſagt,“ fiel ihm Reſi in die Rede

Dort klopft's am Jakobitiſch,“ verſetzte Schoſſelhuber, indem er ſich neben dem Franzoſen niederließ: „und der im grünen Gewandl bei der heiligen Kathi wird auch bald ausgetrunken haben. Schau'n biſſel auf, Reſerl.“

Das Mädchen ging ſeinem Beruf nach, und der Wirth fuhr fort: „Das Sprichwort trifft freilich nicht alleweil zu. Schau der Herr Foreſtiere; da war der Stroblmaier-Achazi beim heiligen Johannes in der Wüſten durch und durch ein Ehrenmann. Anno 83 hat er ſich tapfer gehalten und hervorgethan, und war doch ſchon ein altes Mannerl. Nach der Belagerung hat er nicht

---

*) Göd: Taufpathe.

nur ſeinen Mitbürgern und Landsleuten aufgeholfen, ſondern als ein rechter Chriſt den gefangenen und verwundeten Heiden ſelber Wohlthaten geſpendet. Und weil er alſo nach dem Geſetz der Nächſtenliebe den blutdürſtigen Drängern und türkiſchen Bärenhäutern Böſes mit Gutem vergolten, ſo hat ihn der Himmel in Handel und Wandel geſegnet, und als er vor neun Jahren zum Sterben kam, konnte er ſein Haus am Kohlmarkt und den Kramladen ſeinem Buben, dem Poldi, ſchuldenfrei übergeben. Da iſt der Apfel aber weit vom Stamm gefallen. Selbiger Bub' war übrigens kein Bube mehr, ſondern ein Mann mit Weib und Kindern, der Alte hat nur ſo zu ihm geſagt und ihn auch darnach gehalten. Wie der Poldl nun ſein eigener Herr geworden, da iſt der leidige Satan los geweſen. Sobald er Abends ſein Gewölb zugeſperrt, nahm er, was den Tag über an kleiner und großer Münze eingegangen, und meinte friſchweg, das ſei lauter freies Geld. So hat er in wenigen Jahren Hab' und Gut durch die Gurgel gejagt, und dann bei Nacht und Nebel ſich aus dem Staube gemacht. Seinem Weib haben Kummer und Schande alsbald das Herz abgedrückt. D'rauf hab' ich die Reſi als Schankdirne in's Haus genommen, und der Nazi wär' mir als Hausknecht ſchon recht: er weiß mit Roſſen umzugehen, und wenn's Hinauswerfen anfängt, iſt er nicht der Letzte. Der Hausknecht im Lamperl hat ſein gutes Auskommen und eine ſichere Zukunft; aber einen Degen tragt er freilich nicht, wird nicht Herr geſcholten und nicht einmal Meiſter geheißen. Aber ſchau, da kömmt ja der Herr Mogor. — Grüß Gott, Herr Mogor. Hab' ſchon gefürchtet, den Herrn heute nicht mehr zu ſehen.“

Der Heiduk, welchen der geſchwätzige Wirth ſo begrüßte, war ein Mannsbild wie ein Fels. Wenn er unter einem Thorweg durchging, mußte er den Kolpak abnehmen, um nicht anzuſtoßen. Seine ſchönen rothen Hoſen wären dem großen Chriſtopher ſchier zu weit geweſen. Sein Säbel war breit wie eines Ruderknechtes Hand, ſein raubauziges Angeſicht mit dem wilden Schnauzbart ein Schreck der Mädchen und Kinder, er ſelber aber eine gute Haut, obſchon er zur Stunde grimmig genug dreinſchaute, mit einer derben Verwünſchung in die Stube trat und hinzufügte:

„Bin ich nicht Kurutz.*) Herr Graf meiniges auch nicht. Sind wir Kurutzen, reiten wir mit Ragoczy und Kuhtreiber**) Bezeredy über Feld und Haide. Sitzen wir nicht ruhig hier im Haus Oeſterreich? Heda, Franzos, iſt da Landsmann deiniges. Hat ihn dummes Kerl ſchier todtgeſchlagen, mich Kurutz genannt. Hol's Donnerwetter!“

Der letzte Theil dieſer kauderwälſchen Anrede galt dem Diener des Marquis Marnay, und bezog ſich auf den Rothrock, der mit dem Heiduken eingetreten war. Der lange junge Menſch ſah aus, als käme er aus einem Handgemeng, und als wäre ihm nicht ganz wohl bei der Sache. Die Beutelperücke war ein wenig zerzauſt, die Manchetten zerriſſen, und vorne auf der Bruſt fehlten einige Knöpfe, die augenſcheinlich mit Gewalt abgeriſſen worden. Xaintonge erkannte in ihm den Reiter, der Morgens auf dem Weg nach dem Prater mit dem Marquis carambolirt hatte, und redete ihn in der heimathlichen Sprache an. Neugierig ſtellten Wirth und Gäſte den Heiduken zur Rede, und während Mogor in ſeiner langſamen, ſchwerfälligen Weiſe mit mehr gutem Willen als ſchnellem Erfolg ſich abmühte, die Wißbegierde zu befriedigen, hatten die zwei Franzoſen alle Muße, ſich gegenſeitig zu erklären.

„Nennt mich Poitou, mein Herr, wenn's beliebt,“ ſagte der Rothrock: „Poitou iſt mein Land, wie Xaintonge Eure Heimath.“

„Eigentlich heiß' ich Jean Le Brun, verſetzte Xaintonge. Der Andere ging auf die mittelbare Frage nicht ein, ſondern hob ſeinen Bericht an:

„Ohne die Hülfe des Rieſen da war ich verloren. Dieſe Wiener ſind ein böſes Volk, meiner Treu. Da hab' ich vorhin einen Beſuch abzumachen. Wie ich ſo allgemach gegen das Haus hinſchlendre, ſeh' ich eine Art von Auflauf. Das Volk wogt hin und her, ſchreit, lärmt und lacht durcheinander, ich weiß nicht was, da ich nur ſehr unvollkommen deutſch verſtehe. Wie ich endlich mit vieler Mühe zum Haus mich durchdränge, find' ich die Thüre geſchloſſen und verriegelt.“

---

*) Kurutzen oder Kuruzzen, eigentlich Kruzen (Kreuzfahrer) hießen die ungriſchen Malcontenten im Gegenſatz zu Labanzen, (Lanzknechten), den Anhängern des Kaiſers.

**) Der Parteigänger Bezeredy hieß von ſeinen vielen glücklichen Razzia's (damals Viehraub genannt) der Kuhtreiber.

„In welcher Straße war das nur,“ fragte Xaintonge dazwiſchen: „und welches Schild am Hauſe?“

Poitou ſah ihn mit einem ſonderbaren Blick an, und es klang halb und halb wie ein Spott, da er nach geringem Zögern den Beſcheid ertheilte:

„Weiß ich etwa, wie in der fremden Stadt Straßen und Häuſer genannt werden? Das iſt zuviel begehrt, mein Herr. — Wie ich alſo die Thüre verſchloſſen finde, rühr' ich natürlicher Weiſe den Klopfer. Vergebens. Weil mir nicht aufgethan wird, kommt mir der unſelige Einfall, den nächſten beſten unter dem Haufen deshalb anzureden. Kaum hab' ich ein paar Worte über die Lippen gebracht, ſo ruft der: Schau, ſchau, der Herr iſt ein Franzos! — Ein Franzos! ruft und fragt es im Kreiſe ringsumher. Es entſteht eine bedenkliche Aufregung, woraus ich, leider nur zu ſpät, erkennen lerne, wie wahr ein wohlmeinender Freund geſprochen, der mich gewarnt. Wir Franzoſen ſeien zu Wien auf's Aeußerſte gehaßt, ſagte er, aber ich konnte, wollte es nicht glauben, weil unſere feingeſittete Nation überall in der ganzen Welt, und vorzüglich in Ländern deutſcher Zunge beliebt iſt. Kann auch nicht begreifen, was die Wiener gegen uns haben?“

„In der That?“ fragte Xaintonge etwas höhniſch entgegen: „ich für meinen Theil begreif' es ganz gut. Wenn ich ein Wiener, wenn ich überhaupt ein Oeſterreicher wäre, ich würde die Franzoſen auch haſſen. Stehen ſie nicht gegen Seine Majeſtät, den Kaiſer, mit den aufrühreriſchen Baiern im Feld? Wollen ſie nicht dem Erzherzog Karl die ſpaniſchen Reiche, ſein rechtmäßiges Erbtheil rauben? Helfen ſie nicht den Rebellen in Ungarn? Hetzen ſie nicht ſogar den Türken auf? An Eurer Stelle, mein Herr Poitou, würd' ich mich nicht verwundern, ſondern nach dem Beiſpiele Eures gehorſamen Dieners Le Brun mich fein ſtill halten, und beſcheidentlich jedem Getümmel aus dem Wege gehen. Der Rath kommt von beſter Hand, mein Herr: von Seiner Hoheit, dem Prinzen von Savoyen, unſerm großen Gönner, deſſen Fürſprache wir die Vergünſtigung verdanken, uns hier aufhalten zu dürfen, wiewohl im Allgemeinen den Franzoſen die Stadt verboten iſt, auch ſtreng auf das

Verbot gehalten wird, inſofern man nicht ein paar Dutzend Gouvernanten und Kammerzofen ausnimmt.“

„Und was verſchaffte Euch die hohe Gunſt, wenn man fragen darf? Der tapfere Prinz ſcheint mir doch keinen beſondern Grund zu haben, irgend einen Franzoſen zu bevorzugen. Gegen unſern König ſteht er in Waffen, und wenn er den Blick nach ſeiner ehemaligen Heimath, nach Paris, zurückwendet, ſo ſind es bitterböſe Familienerinnerungen, welche ihm dort begegnen, und perſönliche Kränkungen, die er im Uebermaaß zu erdulden hatte.“

Xaintonge warf ſich in die Bruſt. „Wir haben unſere Sporen im Türkenkrieg verdient,“ rief er aus: „und wenn uns auch Familienrückſichten abhalten, gegen unſern König zu fechten, ſo iſt damit nicht geſagt, daß wir gar zu lange hier ruhig liegen werden Wie bald, und der Türk hebt wiederum trotzig ſein kaum gedemüthigtes Haupt, aufgeſtachelt von franzöſiſchen Einflüſterungen, ausgerüſtet mit Waffen, Munition und Gold aus den Arſenalen und Münzſtätten ſeiner allerchriſtlichſten Majeſtät?“

„Ihr ſeid ein feiner Politikus, mein Freund,“ bemerkte Poitou: „habt unter dem Waffenlärm die Studien nicht vernachläßigt. Und wie weit habt Ihr es im Dienſt gebracht? Doch zum Obriſten, hoff' ich? Dem Liebling des Mars und der Muſen geziemen nur die höchſten Stellungen.“

Xaintonge fühlte den Stich, ohne jedoch in Verlegenheit zu gerathen. „Der Herr Marquis von Marnay dient nur als Volontair,“ entgegnete er gleichmüthig: „Ihr kennt ja den Herrn Marquis, wenn ich recht geſehen habe. Uebrigens ſind wir von Eurer Geſchichte abgekommen. Wollt Ihr nicht fortfahren, Herr?“

Das wohlgeformte Antlitz des Fremdlings verlor jeden ſpöttiſchen Zug, die großen dunkeln Augen ruhten mit ernſtforſchendem Ausdruck auf dem Landsmann, über die ſchmalen Lippen zuckte es wie ein Krampf, und Meiſter Poitou kämpfte eine zudringliche Frage nieder, bevor er nach Jean's Begehren weitererzählte:

„Sie packten mich ſo unverſehens an, daß ich nicht einmal mein ſpaniſch Rohr erheben, geſchweige denn nach dem Degen greifen konnte Faſt wehrlos empfing ich Stöße und Püffe von ſo derbem Schrot und Korn, daß ſie mir den Athem verſetzten und ich alle Mühe hatte, mich aufrecht zu erhalten. Dennoch durfte ich mich nicht zu Boden werfen laſſen, das fühlte ich wohl, ſonſt wurde ich ohne Gnade zertreten. Der ungeſtüme Eifer meiner Dränger ſelbſt kam meinen verzweifelten Bemühungen zu Hülfe; ſie preßten mich ſo feſt, daß ich keinen Raum zum Fallen hatte. Indeſſen wurde mir ganz ſchwarz vor den Augen, und ich war einer Ohnmacht nahe, als der Heiduk mich erlöſte. Woher er gekommen, wie er es angeſtellt, werdet Ihr mich vergebens fragen. Ich weiß nur, daß er mit ſeinen breiten Händen, ohne ſie zur Fauſt zu ballen, gewaltige Ohrfeigen austheilte, und mich mit ſich fortriß bis zur Mauer des gegenüberſtehenden Hauſes, wo er mich in eine Niſche ſtellte, oder, beſſer geſagt: lehnte. Das Volk ſchimpfte, nannte den wackern Burſchen einen meineidigen Rebellen, verdammten Kurutzen, und fluchwürdigen Helfershelfer des Verräthers Ragoczy, was ihn nicht wenig zu verdrießen ſchien. Inzwiſchen hatte ich meine Lebensgeiſter wieder geſammelt, und während ich aus der Niſche mich hervordrängend die blanke Waffe zückte, gab ich meinem Retter zu verſtehen, daß ich nicht gewohnt ſei, mich unthätig beſchützen zu laſſen, wie ein Weib. — Laß ſtecken, Hanswurſt! ſagte der Heiduk in ſeiner brutalen Ausdrucksweiſe, und ſchob mich in mein Verſteck zurück. — Drauf, drauf! ſchrie das Volk, und die Vorderſten kamen immer näher, obſchon, wie leicht zu merken war, nicht ganz gern; ſie wurden von hintenher geſchoben und vorgedrängt, und waren ſicherlich nicht minder zufrieden wie ich ſelber, als ihr heldenmüthiges Andringen eine Unterbrechung erfuhr. Die bisher verſchloſſene Hausthüre gegenüber öffnete ſich, und auf die Schwelle trat ein breitſchulteriger, nicht ſonderlich großer Mann, das braune Antlitz vom verwegen ſchiefaufgeſetzten Hut beſchattet, die linke Hand auf das Degengefäß geſtemmt, die rechte vorgeſtreckt ruhend auf dem langen Meerrohr. Im Halbdunkel des Flurs hinter ihm glaubte ich bewaffnetes Volk zu erkennen....“

Der Franzoſe unterbrach ſich ſelbſt, weil die Zuhörer des Heiduken juſt in wieherndes Gelächter ausbrachen.

„Was hat der Eichenauer geſagt, unſer braver Wachtmeiſter?“ fragten einige der entfernt Stehenden, welche den Schwank nicht recht begriffen hatten.

Für den Heiduken das Wort nehmend, verſetzte Meiſter Schoſſelhuber:

„Es iſt zum Todtlachen, was der Mogor da erzählt. Aber daran erkenn' ich unſern Eſchenauer. Seht Ihr denn nicht, hat er geſagt: daß dem rothen Thurm ein Zaunſtecken von ſeiner Palanka ausgekommen iſt, und obendrein ein ganz ſchöner rothgefirnißter? Laßt ſie in Gottes Namen mit einander gehen, den Thurm ſammt dem Pfahl.“

Das Gelächter erneuerte ſich. Xaintonge ſtimmte ein. Er war der deutſchen Sprache und der Gelegenheit des Ortes hinlänglich kundig, um die Anſpielung zu verſtehen. — „Sie werden gelacht haben wie die Narren,“ ſagte er zu ſeinem Landsmann: „und während deſſen werdet Ihr mit dem Heiduken das Weite geſucht haben.“

„So iſt es,“ beſtätigte Poiton: „doch verſtand ich durchaus nicht, wovon die Rede war. Vermuthlich machte der Mann unter der Hausthüre einen derben Scherz; das iſt alles, was ich begreife. Die Wüthriche kamen vor Lachen ſchier außer ſich, zu meiner größten Verwunderung.“

„Das braucht Euch nicht in Erſtaunen zu ſetzen,“ antwortete Xaintonge: „es iſt hier etwas ſehr Gewöhnliches, daß ein Spaß, ſei er auch noch ſo wohlfeil, den Grimm des widerſpenſtigen Pöbelhaufens in ausgelaſſene Luſtigkeit verkehrt, und das iſt noch ein Glück, denn ſonſt gäb' es alle Tage blutige Köpfe, zerſchlagene Knochen und Ueberfüllung der Gefängniſſe. Jetzt enden die meiſten Aufläufe mit Gelächter, und vor allen andern iſt dieſer Stadtwachtmeiſter Eſchenauer ein Meiſter in der Kunſt, mit derbem Scherz den Nagel auf den Kopf zu treffen. Ich gratulire Euch zu ſeiner Begegnung, mein Herr. Zugleich jedoch rath' ich Euch, einem ferneren Zuſammentreffen mit ihm auszuweichen. Er iſt nicht minder ſchlau als fröhlich, eben ſo entſchloſſen und handfeſt als witzig, und es wird für Euch daher das Beſte ſein, die Stadt zu meiden.“

„Wer ſagt Euch, mein Freund,“ fragte Poiton unwillig, „daß ich Grund habe, gewiſſe Begegnungen hier zu fürchten?“

Xaintonge tippte ihm vertraulich auf die Schulter und ſagte halblaut dazu: „Wenn Jemand in ein Haus will, wo der Eſchenauer zu thun hat und vor dem das Volk zuſammenläuft, und wenn beſagter Jemand hernach Straße und Haus nicht mehr zu nennen vermag, ſo wiſſen wir allenfalls, was die Glocke geſchlagen hat. Macht Euch ſchleunigſt davon, ſag' ich. Zum Davonlaufen werden Eure langen Beine Euch trefflich dienen, doch ſind ſie bei weitem nicht lang genug, um zum Boden zu reichen, wenn einmal Euer Hals in der hänfenen Schlinge ſteckt."

„Seid unbeſorgt, guter Freund," verſetzte Poitou: „ich habe nichts zu befahren. Brauche auch nicht davonzulaufen, ſondern kann gemächlich meines Weges reiten. Mein Pferd ſteht im Matſchakerhof. Doch hat es mit dem Fortreiten keine Eil'. Mein Bewußtſein iſt rein, mein Paſſeport in beſter Ordnung." Er klopfte bei dieſen Worten an die Buſentaſche. Seine Hand ſchien etwas zu vermiſſen. Auf die Bruſt niederblickend, gewahrte er den Verluſt der Knöpfe, und bleich wie der Mond ſtotterte er: „Mein Gott, mein Gott!"

„Habt Ihr Eure Brieftaſche verloren?" fragte Xaintonge.

Poitou ſchüttelte den Kopf. „Ich vermiſſe nichts, gar nichts. Wer ſagt Euch, daß ich etwas verloren? Wer behauptet, daß mir etwas fehle?" rief er mit ſcheuen Seitenblicken auf die Umgebung, die, immer noch mit dem Heiduken beſchäftigt, ſeiner nicht achtete.

„Ein paar Knöpfe fehlen Euch in der That," antwortete Le Brun unbefangen.

„Bah, die Knöpfe! Was liegt an ein paar Knöpfen mehr oder weniger? machte Poitou mit ſichtlich erzwungener Luſtigkeit: „dieſer Mangel ſoll mich nicht hindern, dem Herrn Marquis aufzuwarten. Iſt der gnädige Herr daheim?"

„Zur Stunde nicht. Sobald er kommt, will ich den Herrn anmelden," ſprach Xaintonge: „wiewohl es mir heute ſcheinen wollte, als ſei Eure Begegnung mit dem Marquis nicht die freundſchaftlichſte geweſen. Das müßt Ihr ſelber am Beſten wiſſen. Indeſſen wär's nicht unſchicklich, wenn Ihr Euern Befreier mit einem Glas Wein regaliren wolltet."

„Ich dank' Euch, daß Ihr mich an die ſchier vergeſſene Pflicht der Höflichkeit mahnt," entgegnete Poitou: „und um meinen Fehler gut zu machen, nehme ich mir die Freiheit, auch Euch einzuladen ſammt dem Huszaren. Wir wollen auf den Schreck tüchtig zechen."

„Alſo ſei es!" rief Xaintonge, und ſchien die Armeſündermiene gar nicht zu bemerken, womit der andere ſeine Einladung vorbrachte und den Wein beſtellte.

III.

Ein adeliches Deſſert.

Die vier Cavaliere hatten fröhlich und lang getafelt. Von Sankt Stephan dröhnte die dritte Stunde des Nachmittags. Da hob Floribert den Becher: „Noch ein Glas, das letzte, meine Herren, auf das Wohl unſeres liebenswürdigen Wirthes,“ ſprach er, ſich erhebend. Die Andern folgten dem Beiſpiel. Der Marquis fuhr fort: „Laßt uns bekennen, werthe Herren und Kameraden, daß wir in der Junggeſellenhaushaltung unſers Freundes ſtattlicher traktirt wurden, als wir es irgend nur in dem erſten Hauſe der Hauptſtadt hätten erwarten dürfen. Ich für mein Theil wenigſtens hab' es nur in Palläſten ſo gut getroffen, und obſchon ich in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes der Bekanntſchaften in der Stadt ſchon viele machte, dennoch fand ich meine Leute nie in ſo wohlgelegener ſchöner Wohnung. Stets mußt' ich drei oder vier Stiegen hinaufklimmen....“

Seckendorf unterbrach ihn: „Ich bin mit dem Regiment im Dienſte hier und hab' darum ein Hofquartier inne.“

„Ein Hofquartier? Was bedeutet das?“

„In jedem Haus gehört das beſte Stockwerk Seiner Majeſtät, um Hofleute, Offiziere und Beamte darinnen unterzubringen.“

„Darum alſo,“ rief Floribert aus: „darum war es mir nicht möglich, eine anſtändige Wohnung zu finden, ſo eifrig ich auch ſuchte? Darum muß ich mich mit zwei Spelunken in meiner düſtern Gaſſe begnügen, wo das Tageslicht kaum das Fenſter erreicht, und dennoch ein Fenſterzelt ihm den Zutritt vollends wehrt, indem es vorgeblich die neugierigen Blicke der Nachbarn abhält? Doch glaub' ich, daß ich die Höhle wohnlicher machen kann, wenn ich ſie nach dem Muſter dieſes Gemaches einrichte. Sobald bunte Teppiche wie hier, die nackten Wände bekleiden, Strohmatten den Eſtrich bedecken, dann wird die armſelige Wohnung doch ein bischen würdiger ſein, geehrte Gäſte zu empfangen. Nur wird mir kaum gelingen, in kurzer Friſt ſo prächtiges Geſchirr und reiches Silberzeug aufzutreiben, wie ich hier erblicke.“

Gorece und Mendoza konnten nicht länger an ſich halten, und ihre weinrothen Geſichter verzog ein krampfhaftes Lachen, in welches Seckendorf nothgedrungen einſtimmte.

„Meine Herren,“ ſagte Floribert, nachdem er voll Erſtaunen ein Weilchen dem Gelächter zugeſehen: „was ſoll das bedeuten? Euer ausgelaſſenes Benehmen ſcheint mich der Thorheit zu beſchuldigen, wo nicht alberner Prahlerei. Ich werde die Ehre haben, von mir hören zu laſſen.“ — Er wandte ſich zum Gehen. Der Ernſt ſeines Tones hatte indeſſen die Lacher wieder zu ſich gebracht. Seckendorf hielt ihn zurück und erklärte:

„Wenn Jemand hier beleidigt iſt, ſo bin ich's. Meine Freunde lachen, daß ich für einen Cröſus gelten ſoll, der ich doch ein armer Ritter bin.“

„Jetzt verſteh' ich Euch noch weniger, als vorher,“ entgegnete der Marquis.

Prinz Tonio ergriff das Wort. „Unſer Freund Pepi nimmt unſere Luſtigkeit nicht übel,“ ſprach er: „weil er weder vor Euch, Herr Marquis, und minder noch vor uns mit fremden Federn zu prahlen gedachte. Er hat nach der Sitte dieſer Stadt ſein kleines Gaſtgebot durch einen zünftigen Tafeldecker ausrichten laſſen.“

„So iſt es,“ fügte Seckendorf hinzu, „und ſobald die Gäſte das Haus verlaſſen, wird der Tafeldecker mit ſeinen Geſellen ſich einſtellen, um mit meinem Diener abzurechnen, das Silbergeräth und das koſtbare Geſchirr, Teppiche und Linnen, Stück für Stück auf das ſorgfältigſte abzuzählen und einzupacken. Morgen wird derſelbe Prunk einem Andern, dem erſten beſten dienen. Niemand ſieht darinnen einen Uebelſtand, und Ihr dürft keck daſſelbe thun, ohne Euch etwas zu vergeben.“

„Ihr vergebt Euch damit gar nichts, Herr Marquis,“ beſtätigte Mendoza: „man würde ſogar ſich über Euch verwundern, ohne es Euch nur Dank zu wiſſen, wenn Ihr, als Junggeſell in der fremden Stadt zur Miethe wohnend, Euch anders einrichten wolltet. Ihr werdet demgemäß den unerwarteten Ausbruch fröhlicher Laune Euch zu erklären wiſſen. Womit jedoch nicht geſagt ſein ſoll, daß Euch nicht ein kleines Deſſert mit der Stoßklinge zu Dienſten ſtände, wenn Ihr es Eurer Geſundheit für zuträglich erachtet.“

Ueberaus verbindlich entgegnete der Franzoſe: „Euer gütiges Anerbieten macht mir wahrhaftes Vergnügen, Herr Graf. Es iſt in der That nichts fataler, als wenn ein aufſproſſender Handel nicht zu Blüthe und Frucht gedeiht. Auch hat man erlebt, daß aus ſolchen mißrathenen Rencontres den Betheiligten ſchwerer Nachtheil an Ehre und Ruf erwachſen iſt. Graf Pepi wird mir wohl nicht den Liebesdienſt abſchlagen, die Partie zu ordnen, inſoweit ſie mich betrifft. Nicht wahr, Herr Kamerad?“

„Dann wird der Prinz mein Sekundant ſein, wenn ich bitten darf;“ ſprach der Spanier, die Verbeugung ſeines Gegners höflich erwiedernd.

Antonio wollte Einwendungen erheben. Er warf die Frage auf: „weshalb Don Joſe ſich des Vorzugs erfreuen ſolle, für eine Handlung Rede zu ſtehen, welche doch ihnen beiden gemeinſchaftlich ſei?“ Bevor Floribert den ſo natürlichen Beſcheid ertheilen konnte, daß ſich dieſe Zurückſetzung ſpäter würde ausgleichen laſſen, zog Pepi den Prinzen bei Seite. „Ihr werdet doch bemerkt haben,“ flüſterte er: „daß die beiden einander ſchon bei der erſten Begegnung mit Stichelwort und Drohblicken begrüßten?“

„Das iſt nicht zu läugnen,“ verſetzte Corece ebenſo: „und ſeit der Herr von Marnay die Fürſtin Leonore angeredet, iſt Don Joſe ſchlecht auf ihn zu ſprechen. Er nennt den Franzoſen einen zweideutigen Charakter.“

„Und der Franzoſe iſt im Stillen mit ihm einverſtanden, daß ſie den erſten Vorwand vom Zaun brechen ſollen, um ihr Müthchen zu kühlen. Mithin ....“

„Einverſtanden, Graf Pepi. Mithin bei St. Ulrich draußen.“

„Bei St. Ulrich, mein Prinz,“ verſetzte Seckendorf mit lauter Stimme: „in einer Stunde.“

„Am hellen Mittag, in einer belebten Gegend?“ fragte Floribert: „das ſieht aus, als wünſchten wir geſtört zu werden. Gibt es vor der Stadt kein Wäldchen? Iſt nicht der grauende Morgen die geeignete Zeit? Ich ſelber kenne einen vortrefflichen Platz aus eigener Erfahrung.“

„Die Beſtimmung der Zeit, des Ortes kommt den Sekundanten zu,“ bemerkte der Prinz, indem er ſich verbeugte, und dann mit Mendoza der Thüre zuging.

„Wohl, doch ſollen ſie zweckmäßig wählen;“ rief der Marquis ihm nach.

Die Scheidenden gaben keine weitere Antwort. Statt ihrer ſagte Seckendorf: „Wir ſind ja nicht in Euerm Paris, lieber Floribert, wo eine engherzige Polizei Euch auf Schritt und Tritt bewacht. Kommt nur mit, auf meine Verantwortung. Bei uns herrſcht die ungebundenſte Freiheit. — Soll ich nach Euerm Burſchen ſenden, daß er Euer Roß bringe?“

„Ich will lieber ſelbſt nach Hauſe gehen,“ entgegnete Floribert: „Xaintonge dürfte ausgeflogen ſein. Ich hab' ihm allerlei aufgetragen, was ihn zum Ausgehen nöthigen könnte.“

„So begleit' ich Euch. Mein Johann mag uns folgen.“

IV.

Des Spions Geſtändniſſe

Marnay und Seckendorf traten aus der Hausthüre. Zu gleicher Zeit führten zwei Stadtwächter ein geſatteltes aufgezäumtes Pferd aus dem gegenüberſtehenden Haus auf die Straße heraus. — „Das iſt ja der kleine flinke Ungar, welchen heute Morgen der Rothrock im Prater ritt,“ ſagte der Marquis. — „Mir kommt es auch ſo vor,“ beſtätigte der Graf. — „Ich ſpürte große Luſt, dem Reiter das Thier feil zu machen,“ fuhr jener fort: „und unterließ es nur, weil mir die unverſchämt zudringliche Weiſe des Burſchen mißfiel. Der Gedanke, mit ihm zu verkehren, widerte mich allzuſehr an. Nun aber ſcheint etwas vorgefallen zu ſein. Die Obrigkeit nimmt das Pferd in Verwahrung, und mag den Herrn bei'm Kragen haben. Es wäre doch Schade, die Gelegenheit zu verſäumen, das Roß auf gute Weiſe ſich anzueignen. Wär' es etwa nicht paſſend, ein wenig nachzufragen? Und wie ſtellt ſich das am beſten an?“

„Auf die leichteſte Manier,“ verſetzte Pepi: „den Stadtwächtern folgt ja ihr Wachtmeiſter, mein großer Gönner. Er verdankt meinem Vater, Gott tröſt' ihn! gar manches, und die ehrliche Seele hat das nicht vergeſſen. Ich will mit ihm reden.“

Er winkte dem Wachtmeiſter mit der Hand. Eſchenauer kam mit freundlichem Geſicht näher, grüßte ſehr höflich, und fügte hinzu:

„Wenn ich dem Herrn Grafen in etwas dienen kann, ſo freut mich's. Aber geſchwind muß Er mir's ſagen. Ich hab's g'nöthig.“ *)

„Ich will Ihn nicht lange aufhalten. Wem gehört das Roß? Was hat es für eine Bewandniß mit dem Beſitzer deſſelben?“ fragte Seckendorf, und da er ſah, daß Eſchenauer einen bedenklichen Seitenblick auf den Marquis warf, fügte er raſch hinzu: „Der Cavalier da iſt mein Spezi; **) vor dem red' Er ohne Scheu. Wir fragen auch nicht aus müßiger Neugier. Der Herr wünſcht das Roß zu kaufen, und iſt ganz der Mann, den gefälligen Vermittler anſtändig zu bedenken.“

Eſchenauer lüpfte den Hut. „Das Roß iſt bald zu bekommen, und ich will auf den Herrn nicht vergeſſen. Der Reiter wird's ſo nimmer zurück begehren. Aber haben ſollten wir ihn doch. O, was war ich heut' ſo dumm!“

„Wie ſo?“

„Unter den Händen hatt' ich ihn, brauchte nur zuzulangen. Wo war ich mit meinen Gedanken? Der Kerl in ſeinem rothen Rock raufte mit den Leuten bei einem Haus, wo.... wo.... kurz: wo ich ihn ohne weiters hätte feſtnehmen ſollen, ſchon weil ich ihn da traf. Ein vierſtöckiger Schlankl von einem Heiduken half ihm. Ich habe ſie nicht nur ziehen laſſen, ſondern ſogar noch losgemacht. Sie ſteckten feſt in der Mausfalle. Wie ſie ſchon um alle Ecken herum ſind, bringt mir einer einen Knopf, den er dem Rothrock abgeriſſen, und ſagt: im Knopf ſteckt ein Papierl. Richtig, ein Papierl war's, klein und winzig zwar, aber ſchwer von Inhalt. Mit einer Rabenfeder ſtand darauf gekritzelt: Honoré Bonnet, genannt Poitou, iſt mit meinen Aufträgen betraut. Franz Ragoczy, **manu propria**. — Der Herr kann denken, wie ich geflogen bin. Wie der Blitz waren alle Thorwachen unterrichtet und Streifparteien ausgeſendet.

---

*) Ich hab's eilig. (Provinzial.)

**) Spezi: Spezial, Geſpiele, Freund. (Prov.)

Die Herberge des Spitzbuben wurde auch ziemlich ſchnell ausgekundſchaftet. Er war ſeit der Rauferei noch nicht heimgekommen, und wenn er ſich zu Fuß davongemacht hat, ſo haben wir doch Roß und Gepäck, die mir als Beuteſtücke gefallen. Vielleicht iſt er auch noch ſelber zu bekommen. Sein Schurkenkopf iſt für mich und meine Leute zwanzig Dukaten werth. Wegen des Handels werd' ich am Sonntag nach dem Amt mich bei'm Herrn Grafen melden. B'hüt eng Gott.“ *)

Eiligen Schrittes ging Eſchenauer ſeines Weges.

„Ihr vergebt wohl, Floribert,“ ſagte Seckendorf; „wenn ich dem Vergnügen entſage, Euch nach Hauſe zu begleiten. Ich bitte Euch, mich vor dem Burgthor zu treffen. Wer zuerſt kommt, erwarte den andern. Der Vorfall mit dem Kundſchafter könnte vielleicht beſondre Maßregeln veranlaſſen. Ich bin im Dienſt, ohne ausdrückliche Erlaubniß von meinen Leuten entfernt, und muß mich ſchon beim Adjutanten melden.“

„Es bedarf keiner Entſchuldigung,“ verſetzte der Franzoſe; „der Dienſt geht allem vor. Und wenn Ihr etwa zu kommen ganz verhindert würdet . . .“

„So ſend' ich einen Stellvertreter, das verſteht ſich.“

So ſchieden ſie. Unterwegs dachte Floribert über das Vernommene nach, und reimte ſich mit leichter Mühe zuſammen, daß der Rothrock am Morgen eigentlich doch nicht ſo unverſchämt zudringlich geweſen, wie es den Anſchein gehabt. Er hatte den Marquis mit der Fürſtin reden ſehen, und durfte mithin denſelben allenfalls für einen Freund und Anhänger halten. Auch war es kein Verbrechen, wenn Ragoczy's Bote Mittel ſuchte, ſich der Gattin Ragoczy's bemerklich zu machen. Dieſer gemilderten Stimmung des Cavaliers hatte Poitou allein es zu verdanken, daß der überraſchte Floribert ihn eher mitleidig als mit Unwillen in ſeinem Zimmer empfing.

„Unglückſeliger, was beginnt Ihr hier?“ rief der Marquis bei dem unerwarteten Anblick aus.

„Ich rechne auf Euern Beiſtand, gnädiger Herr,“ entgegnete der junge Menſch; „gewiſſe Umſtände, ein Zufall verdrießlichſter Art drohen mich auf's Aeußerſte zu compromittiren.

---

*) Behüte Euch Gott.

Ich wage zu hoffen, daß Ihr mir vergönnt, bei Euch zu verweilen, bis ich im Schutz der Dunkelheit mich aus der Stadt ſtehlen kann. Zwar weiß ich noch nicht, ob ich in der That verrathen bin . . .“

„Du biſt entlarvt, Honoré Bonnet,“ fiel ihm Floribert in's Wort: „Dein Knopf hat geplaudert. Dein Gepäck, Dein Pferd ſind in Beſchlag genommen. Du biſt ein verlorner Mann.“

Bleich wie die Wand und zähneklappernd rang Bonnet die Hände. „Verloren, verloren!“ wimmerte er; „meine letzte Hoffnung beruht auf Euerer Gnade.“

„Auf meiner Gnade?“ verſetzte Floribert; „Unſeliger, ſo wiſſe denn, daß ich nichts für Dich thun kann. Ich greife Dich nicht, weil ich kein Scherge bin. Ich rufe nicht nach der Wache, weil Du mir vertraut haſt, obſchon dieſes Vertrauen mich verläumdet und entehrt. Aber ich bin des Kaiſers getreuer Soldat gegen die Türken und Kurutzen. Darum geh' augenblicklich von dannen. Fort, ſag' ich, oder ich brauche Gewalt.“

Der Rothrock fiel auf beide Kniee. Es hingen ſeine Arme mit den krampfhaft verſchlungenen Händen niederwärts, Thränen rollten über ſeine blaſſen Wangen, und mit flehender Stimme jammerte er:

„Wehe, wehe mir Unglückſeligem! O mein junges Leben! O meine arme, arme Mutter! Mich vor die Thüre ſtellen, was heißt das im Grunde andres, als mich greifen oder die Wache rufen? Der gnädige Herr iſt kein Scherge, aber er wirft mich ohne Erbarmen den Häſchern in die Arme. Der Herr verſichert, mein voreiliges Vertrauen zu ehren, indem er mich dem Galgen überliefert. Ich wähnte in Seiner Herrlichkeit einen Gönner zu treffen, und finde nicht einmal einen unparteiiſchen Fremdling.“

„Geht die Litanei noch nicht zu Ende?“ zürnte der Marquis; „ich habe Dir kein Recht gegeben, mich für einen Freund Deiner Sache zu halten, Du jämmerlicher Feigling mit Deinen weibiſchen Thränen. Auf, ſag' ich, und fort.“

Poitou erhob ſich, doch ging er nicht, ſondern entgegnete trotzig mit ganz veränderter Miene und verändertem Ton:

„Ihr hättet mir kein Recht zu meinem Irrthum gegeben? Herr, Ihr habt mir ein Recht gegeben.“

„Unverſchämter! Eine Huldigung, dem Unglück dargebracht, ſtempelt mich nicht zum Verräther.“

„Ich brauchte in Eurer Herrlichkeit nicht eben einen Feind des Kaiſers zu ſuchen, um den Verehrer der aufblühenden Schönheit zu vermuthen. Denn indem Ihr heute einen letzten Blick mit einem Fräulein wechſelteſt, hatte ich die Ehre von Euch ſchier überritten zu werden.“

Floribert wollte mit ſtolzem Unwillen dem andern in die Rede fallen, der ſo keck und plump ein Gefühl in Worte überſetzte, das im Herzen deſſen, der es hegte, kaum erſt keimte und möglicher Weiſe nie zum Sproſſen gedieh. Honoré Bonnet ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, ſondern fuhr mit geſteigerter Geläufigkeit und wachſender Zuverſicht fort:

„Euer Benehmen gab mir das Recht zur Vermuthung, daß ein Bote, der eigentlich zu Fräulein Blanche kam, um ihr Kunde von ihrem theuerſten Verwandten, von ihrem Vater zu bringen, daß dieſer Bote ſag' ich, einigen Anſpruch auf die Theilnahme deſſen erheben dürfte, welchen die Liebenswürdigkeit des ſchönen unglücklichen Kindes nicht gleichgültig ließ. Denn wiſſet, Herr, ich übernahm Ragoczy's gefährliche Botſchaft nur aus Anhänglichkeit für meinen Gebieter, Blanche's beſorgten Vater, dem mit banger Seele nach einer Kunde von ſeinem Liebling lechzt. Für alles Gold der Malcontenten hätt' ich das mißliche Geſchäft nicht übernommen, wobei man das Leben mit der Ehre zugleich auf's Spiel ſetzt, und im glücklichſten Fall von Freund wie Feind doch nur Verachtung erntet. Aber es gab kein andres Mittel, zum Fräulein hinzugelangen. Stets bereit, meinem Gebieter und Wohlthäter alles, ſelbſt Ehre und Seligkeit zu opfern, zögerte ich keinen Augenblick. Ich verhehlte mir nicht die hundert Gefahren, in die ich mich ſtürzte, und nur die eine überſah ich, daß Blanche's Bewunderer, und dazu ein franzöſiſcher Edelmann, mich preisgeben könnte. Welches Verſehen meiner armen Mutter den einzigen Sohn koſtet.“

Der gewandte Burſche hatte diesmal beſſer den rechten Ton getroffen, als kurz zuvor. Marnay begann einige Theilnahme zu fühlen. Auch für ihn bangte daheim eine liebende Mutter. Sie betete für ſein Heil in den Lauten derſelben Sprache, welche aus dem Munde des Landsmannes um Rettung flehend an ſein Ohr ſchlug. Dem wachſenden Mitleid geſellte ſich noch eine

Empfinkung, die ſich vorläufig in das Gewand der Neugier kleidete. In dem Maße, wie Poitou eben noch ſein verzagtes Jammern in vorwurfsvollen Trotz umgeſtimmt, zog der Marquis mildere Saiten auf, und ſchon war es nicht mehr des Kaiſers Kriegsmann, der nach des jungen Fräuleins Familie und Schickſalen forſchte. Dieſe Veränderung entging dem Rothrock nicht, der mit bedeutend erleichterter Bruſt Auskunft ertheilte.

„Der gnädige Herr hat vielleicht ſchon mancherlei über Guy von Genolhac vernommen?“ ſragte er.

„Ich glaube mich des Namens zu entſinnen,“ verſetzte Floribert; „der Marquis von Genolhac wird der Sohn des Herzogs von Urcize, und derſelbe ſein, welcher eine Polignac zur Frau hat. Ich war noch ein Kind, juſt als Page beim Herzog von Orleans eingetreten, als die Hochzeit begangen wurde.“

„Ich bewundere Euer treues Gedächtniß, Herr Marquis,“ ſagte Poitou darauf; „Fräulein Blanche iſt der einzige Sprößling des genannten Paares, und durch einen königlichen Gnadenbrief die einſtige Erbin aller Güter, Lehen und Titel des herzoglichen Hauſes von Urcize, das mit Guy im Mannsſtamme ausgehen wird. Das Fräulein iſt eine gute Parthie, gnädiger Herr.“

Schnell unterbrach ihn Floribert: „Wie kommt die junge Dame nach Wien?“

Geheimnißvoll verſetzte Honoré: „Ihr könnt notürlich nicht wiſſen, daß Herr von Genolhac mit Erlaubniß des Königs ſchon ſeit vielen Jahren in Ungarn gegen den Kaiſer wirkt, mit dem Degen wie mit der Feder. Nun fügt es ſich, daß das Führen verwickelter Unterhandlungen, namentlich mit der hohen Pforte, meinem Gebieter häufig eine höchſt zweideutige Haltung aufzwingt. Seine Freunde in Ungarn ſind dadurch zuweilen an ihm irre geworden, was zu traurigen Mißverſtändniſſen führte. Darum hat er ſein Kind als Geiſel den Händen der Fürſtin Ragoczy überantwortet, und ſeine Untreue würde unfehlbar Blanche's Hinrichtung durch Gift nach ſich ziehen.“

„Herr im Himmel!“ rief Floribert; „und ſo muß die unſchuldige Blume in ſteter Todesangſt dahin leben, gleichſam unter dem Schwert des Dymokles? Welch ein Daſein! Welch' barbariſche Grauſamkeit von Seiten eines herzloſen Vaters, ſeine Tochter einer ſolchen Folterqual zu überliefern!“

„Beruhigt Euch, Herr Marquis,“ tröſtete Poitou; „Blanche weiß nicht das Geringſte von dem Handel. Auch wagt ſie nichts. Ihr Vater liebt ſie mit gränzenloſer Zärtlichkeit. Und wäre dieſe Zärtlichkeit auch gar nicht vorhanden, ſo iſt er ein Mann von Ehre, ſein Wort ihm heilig. Und den allerſchlimmſten Fall vorausgeſetzt, wer von uns möchte glauben, daß die Prinzeſſin es je über das Herz bringen könnte, dem lieben Geſchöpf ein Leid anzuthun? Von der Fürſtin ſelber will ich gar nicht in dieſer Hinſicht reden. Ihr habt ja mit eignen Augen geſehen, wie ihre zarte Sorgfalt ſich ſogar bis auf ihren Hund erſtreckt.“

„Das wäre noch keine Bürgſchaft,“ bemerkte der Marquis; „es gibt Leute, welche ihre Hündchen mit Marzipan füttern und dem hungernden Menſchen ein Stückchen Brod verſagen. Das gilt jedoch nicht von der Fürſtin. Ihr Herz iſt edel, großmüthig, im Unglück geläutert.“

Mit großer Feierlichkeit in Haltung, Blick und Ton, die rechte Hand auf's Herz gelegt, hob Poitou zu reden an:

„Nachdem ich nun Euern Geboten vollkommen entſprochen, gnädiger Herr, und meine Geheimniſſe Euch ohne Rückhalt anvertraut, ſo bitt' ich um mein Urtheil. Mein Leben, mein Tod ſtehen in Eurer Gewalt! Entſcheidet denn.“

Floribert blicke nachſinnend vor ſich hin. Die Mittheilungen des Ragoczy'ſchen Kundſchafters hatten ihn in eine ſeltene Aufregung aller Gefühle verſetzt.

„Selbſtthätig retten kann ich Dich nicht;“ redete er nach einer Pauſe den bange Harrenden an.

Honoré erhob die geſenkten Wimpern. „Der Löwe ſpielt nicht mit ſeinem Raub,“ ſagte er.

„Da ich doch ein Thier vorſtellen muß, will ich wenigſtens keine Katze ſein,“ fuhr der Marquis fort; „wenn ich, wie geſagt, Dir auch nicht von dannen helfen kann, ſo will ich dennoch ſo viel für Dich thun, als ich vor meinem Gewiſſen verantworten mag. Du ſollſt Dich im Hauſe auf dem Heuboden verbergen dürfen, bis die Dunkelheit anbrach. Dann aber ſei es Deinem Muth, Deiner Liſt überlaſſen, wie Du Dich retteſt.“

„Ihr gebt mich dem Leben zurück!“ rief Poitou leuchtenden Blickes, und wollte ſich auf ein Knie niederlaſſen. Floribert duldete es nicht.

„Ich werde Xaintonge ermächtigen, Dich zu verbergen und Nachts unbemerkt entſchlüpfen zu laſſen," ſagte er; „doch ſpare jeden Dank. Nicht um Deinetwillen geſchieht es, daß ich an meiner Pflicht deutle und mit meinem Gewiſſen mäckle; zum erſtenmal in meinem Leben, und, Gott geb' es, wohl auch zum letztenmal."

V.

Das Duell.

Die Vorſtadt St. Ulrich, im Schatten des Kapuzinerkloſters und der Kirche zu Maria Troſt, gehörte zu den belebteſten Umgebungen der Stadt. Iſt es doch gut wohnen unter dem Krummſtab, und auf dem Neubau zu St. Ulrich war die Schottenabtei Grundherrſchaft. Die Türken hatten im Jahr 1683 grauſam dort gehauſt; um ſo zahlreicher waren die Gebäude wieder aus Schutt und Aſche erſtanden, und unter den kleinen Häuſern von ländlichem Ausſehen fand ſich ſchwerlich eines, bei deſſen Aufbau nicht gefangene Türken Hand angelegt, um unter Peitſchenhieben wieder herzuſtellen, was ihr Uebermuth vernichtet hatte. Ein unverhältnißmäßig großer Theil dieſer Häuſer beſtand aus Schenken. Tag und Nacht ging es dort überaus luſtig her, und wenn auch Muſik und Tanz vor dem Geſetz der Faſtenzeit verſtummen und ruhen mußten, dennoch herrſchten weder Schweigen noch Ruhe. Nicht in den Schenken, nicht in den Wohnhäuſern, nicht auf der Straße, am wenigſten auf der Esplanade, über welche die Pfade von und zur Stadt führten.

Hier wandelte ein Stadtwächter gemüthlich ſeines Weges. Er hatte auf ſeinem Rundgang weit draußen ſich gütlich gethan, trug den Spieß auf der Schulter und gerade nur ſo viel Wein im Kopf, als er über Durſt getrunken, folglich ſehr wenig. Auf dem freien Platz balgten ſich einige rußige Buben, ſchlugen mit Beſen und Kratzeiſen tapfer auf einander los, und ſchimpften mit gelöſter Zunge. Weil nun der Söldner juſt nicht beſſeres zu thun hatte, trat er hinzu und rief:

„Gebt's 'ne Ruh, Ihr ſchwarzen Schnipfer *).

Ein Student, der mit andern Leuten des Weges kam, nahm ſich der Rauchfangkehrerjugend an.

„Ohe,“ ſagte er; „laſſ' der Herr den Buben doch ihre Freude. Es macht keiner den andern ſchwarz.“

„Höchſtens machen wir einander etwas weiß,“ ſchrie einer der Raufer, und zwar derjenige, welcher ſcheinbar den wenigſten Grund zur Luſtigkeit hatte. Das Blut lief ihm über das Geſicht herab. — „Ich verſteh' auch gar nicht, was der Herr von uns will?“ fuhr er fort; „bekümmere ſich der Herr lieber um Gurgelabſchneider und Klopffechter. Da kommen juſt ihrer etliche von links und rechts hergeritten. Es ſoll mich wundern, wenn ſie einander nicht beſtellt haben, um ſich mit bloßem Sabel zu Leib zu geh'n?“

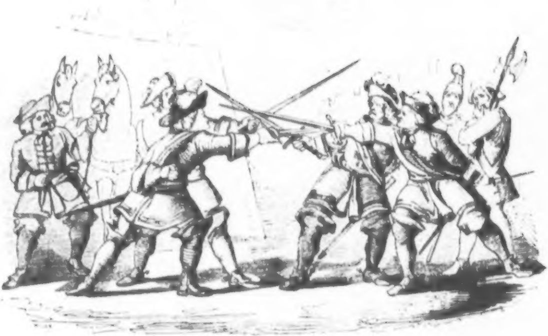
„Der Bub' wird ſchon recht haben; den einen kenn' ich,“ ſagte der Student, und ging langſam der Stelle zu, wo vier Cavaliere von den Pferden ſtiegen, die ſie den Dienern zu halten gaben. Dem Studenten folgte der Stadtwächter, dieſem die neckenden Buben, welche ihn ohne Unterlaß ermahnten, den galonirten Herren doch auch ſein: „gebt's 'ne Ruh, Schnipfer!“ zuzuherrſchen. Wozu der Diener der öffentlichen Gewalt durchaus keine Luſt bezeigte, wie auch Seckendorf vorausſah, als Floribert ihn auf den Nahenden aufmerkſam machte.

„Der gute Mann will ſich nur mit Zuſchauen unterhalten,“ erklärte Graf Joſeph, und Prinz Tonio fügte hinzu: „Auch hegt er die liebenswürdige Abſicht, uns gegen ein etwaiges Uebermaß dummdreiſter Neugier zu beſchützen. Dort vor dem Heumagazin ſteht auch noch obendrein eine Schildwache, die ihre Pflicht, zu ſchweigen und mauerſtill zu ſtehen, kennt. Wir ſind gut behütet, meine Herren. Fangt alſo in des Himmels Namen an.“

Es hatte in der That den Anſchein, als ſei der Stadtwächter nur zur Stelle, um die Duellanten zu beſchirmen. Ruhig lehnte er ſich auf ſeine Hellebarde. Als neugierige Zuſchauer bildeten allerlei Leute, worunter auch einige Dragoner, einen Kreis, der weit genug blieb, um den Darſtellern des Spektakels

---

*) Schnipfer: Spitzbube.



Der franzöſiſche Cavalier in Wien. (S. 90.)

auch nicht im mindeſten unbequem zu werden. — Die Schildwacht ſah vergnügt zu.

Bevor in unſern friedfertigen Tagen ein paar Gegner bis zum Gebrauch der Waffen gegeneinander kommen, iſt ein endloſer Knäuel von Förmlichkeiten abzuwickeln; auf dem Kampfplatz ſelbſt wird noch zur Sühne geredet und oft Frieden geſtiftet. Anders war es zur Zeit, als noch Mann für Mann, vom vornehmſten Cavalier bis hinab zum Schneidergeſellen die Wehr an der Seite trug und zu führen verſtand. Da gab es nicht die langweiligen Vorbereitungen, die ermüdenden Umſtände. „Heraus mit der Klinge und drauf!“ hieß es, und die Degen kreuzten ſich ohne Zeitverluſt. — In ſolcher Weiſe verfuhren auch Marnay und Mendoza. Die Degen fuhren aus der Scheide, neigten und ſchwenkten ſich zu ritterlicher Begrüßung, um gleich darauf in feindſeliger Begegnung zu klirren und zu rauſchen. Beide Kämpfer waren ſtarke junge Männer, geübte Fechter und unerſchrockenen Gemüthes. Heftig drangen ſie mit großem Ernſt auf einander ein, ohne jedoch deshalb die kaltblütige Beſonnenheit zu verlieren. Angriff wie Vertheidigung fielen gleich glänzend aus, ſo, daß der Student, ſelber ein Kunſtverſtändiger, einigemal ſich nicht die Freude verſagen konnte, ſeinen Beifall auszudrücken. Auch die Dragoner hätten gern in den Bravoruf eingeſtimmt, wären nicht drei von den vier Herren Offiziere ihres Regimentes geweſen.

Eine nachläſſig parirte Terz machte dem anziehenden Schauſpiel ein Ende, für die Gaffer viel zu früh. Der Marquis war am Arm geritzt, unbedeutend zwar, doch hinlänglich, um die Sekundanten zu berechtigen, das Duell für beendigt zu erklären. Was die Kämpfer, obſchon ungern genug, ſchon deshalb mußten gelten laſſen, weil Seckendorf und Copece die Zeit zum kameradſchaftlichen Dienſt dem kaiſerlichen gleichſam abgeſtohlen hatten. Sie waren beide, wie Graf Pepi beim Adjutanten vernommen, zu einem Streifritt commandirt, mußten eilen an ihre Poſten zu kommen, und ſprengten alsbald von dannen, gefolgt von Mendoza.

„Einen Wundarzt findet der Herr ganz in der Nähe,“ rief Seckendorf im Davonreiten; „frag' Er nur nach.“

„Der Herr Foreſtiere vergönne, daß ich ihn führe,“ ſagte der Student, ohne erſt eine Frage abzuwarten.

„Ich nehme des Herrn Güte mit großem Vergnügen an,“ verſetzte Floribert; „und zwar um ſo lieber, als ich auf Gelegenheit hoffen darf, mich dankbar zu erweiſen. Der Herr iſt doch der Taufpathe meines Wirths, der Student Ignaz?“

„Dem gnädigen Herrn zu dienen: Stroblmaier Ignaz, von Wien, Philoſoph im zweiten Jahr.“

„Philoſoph? Wenn Er nach Philoſophie ausſieht, will ich gleich für einen Theologen gehalten werden,“ meinte der Cavalier; „doch wo wohnt der Chirurg?“

„Das Haus des Baders wird ſchnell erreicht ſein,“ ſagte Nazi: „es iſt zur Hand, wie neben der Kirche ſtets die Schenke ſteht. Meiſter Leichnamſchneider lebt von Duellanten und andern Raufbolden.“

„Meiſter Leichnamſchneider?“ rief Floribert, ſeinem Führer folgend; „ein ominöſer Name, meiner Treu, der mich ſchier in Furcht ſetzen könnte.“

„**Nomen et omen**,“ verſetzte der Student; „der Meiſter Auguſtin iſt ein ausgezeichneter Anatom, und juſt deshalb der geſchickteſte Wundarzt. Nur muß der Herr ſich nicht an des Baders Grobheit ſtoßen. Der Meiſter wird bei'm Verbinden dem Herrn eine Strafpredigt halten. Hat ſie dem Pater Abraham bei den Auguſtinern abgelernt, und ſich gemerkt, weil er ſie ſchier Tag für Tag anbringen kann. Und wenn er vollends inne wird, daß der Herr ein Franzoſe iſt, wird's an Seitenhieben nicht fehlen. Der Herr braucht ſich aber nichts draus zu machen; es iſt nicht böſe gemeint, auch muß man einem Künſtler etwas zugut halten, beſonders wenn er ein ſo guter Chriſt und aufrichtiger Patriot iſt, wie der Meiſter.“

Mit dieſen Worten öffnete Ignaz die Thüre der Badſtube und hieß den Patienten eintreten.

VI.

Das Haus im Ballgäßchen.

Die Wiener waren immerdar ein nachtfertiges Volk. Niemals reichte der Tag aus für Geſchäft und Vergnügen. Bis gegen den Morgen hin, nicht ſelten ſogar bis zum völligen

Tagesanbruch erloſchen nicht die Lichter in den Häuſern. Hier leuchteten ſchimmernde Kerzen einer Aſſemblee von Damen und Cavalieren, die ſich mit Geſpräch und Scherz, mehr noch mit dem L'hombreſpiel unterhielten. Dort hinter verſchloſſenen Thüren gaben Männer ſich dem verbotenen, daher um ſo reizendern Haſardſpiel hin; Baſſette, Quindici, Pharao, Langknecht und ſonſt mancherlei Geſpiel entfaltete ſich in reichen Wechſelfällen aus dem unerſchöpflichen Büchlein von zweiundfünfzig Blättern. Zur ſelben Zeit ſaßen bei der einſamen Lampe der ernſte Staatsmann, der tiefſinnige Gelehrte, vielleicht auch der Student, wenn er in heilſamer Scheu vor dem Examen die Stunden wieder einbringen wollte, welche er in den Kneipen von St. Ulrich, in der Fechtſchule bei Meiſter Peter, unter Balgereien mit Schuhknechten und Juden tagsüber verſchleudert hatte. In gleicher Weiſe war die lebendige Regſamkeit auf den Straßen ebenſoviel Beruf und Geſchäft als müßiger Zeitvertreib. Einherrollende Caroſſen, im ſchärfſten Lauf von ſichern Händen gelenkt, galoppirende Reiter, — wie Irrwiſche hin und her gaukelnde Windlichter herrſchaftlicher Läufer und gemietheter Fackelbuben, — Pfeifer und Fiedler, Lautenſchläger und Sänger, unter dem oder jenem Fenſter, — ſtundenrufende Nachtwächter mit Spieß und Horn, — Runden der Schaarwache, ſie alle halfen die nächtliche Stille von den Straßen, den Schlummer bis tief in die innerſten Gemächer der Häuſer zurückſcheuchen, und wohl auch gänzlich verbannen, wenn es ſich eben fügte, daß das Johlen einer trunkenen Rotte, das Geſchrei erbitterter Raufer, das Toben eines Handgemenges mit der Schaarwache den gewöhnlichen Tumult noch übertönte, oder gar, was nur allzuhäufig vorkam, Schüſſe aus Musketen und Piſtolen knallten.

Um vieles ſtiller als in den meiſten Straßen pflegte es im Ballgäſſl zuzugehen. Der eine Ausgang der krummgezackten Gaſſe, gegen die Franziskaner hinaus, war nächtlicher Weile geſperrt. Faſt die ganze Länge nahm das Frauenkloſter zur Himmelspforte ein, ein gewaltiges Gebäude, auf drei Seiten von Straßen eingefaßt, deren einer es den Namen gegeben hat. — Tief im Ballgäſſl drin ſtand ein vorſpringendes Haus, dem ſtumpfen winklichten Einſchnitt des Nonnenſtiftes entſprechend, alterthümlich und hoch, wie alle andern, nur etwas breiter. In dem Hauſe war es immerdar ſtill, wie auf der Straße davor, nie aber ſchloß ſich ſeine Thüre vor Mitternacht, und durch die Fenſter des erſten Stockwerkes ſtrahlte eine Beleuchtung, die für eine viel zahlreichere Verſammlung beſtimmt ſchien, als für das Dutzend alter Wittwen und abgetragener Höflinge, die allabendlich ſich hier einzufinden pflegten, und den Hofſtaat der Fürſtin Leonore bildeten. Mancher glänzende junge Cavalier beneidete insgeheim die alten Herren um ihren Dienſt. Viele hätten wohl auch leichten Muthes ſich über alle Bedenklichkeiten hinweggeſetzt, nur um ihre Abende in der Umgebung der reizenden Schweſter des Kurutzenführers zubringen zu dürfen. Aber wenn auch das Haus offen ſtand, und kein Verbot irgendwen ausſchloß, den Stand und Würden zum Eintritt zu berechtigen ſchienen, dennoch verſtand die Fürſtin, von ihrer klugen Schwägerin unterſtützt, die ſchwere Kunſt, willkommene Beſucher fern zu halten, wie ſie für die unwillkommenſten ſtets ſichtbar ſein mußte.

Wie nur einer, wäre Floribert von Marnay willkommen geweſen; wie nur einer, hätte er den Muth beſeſſen, frank und frei das Haus zu betreten. Seine Schuld war es nicht, daß ihn am ſpäten Abend auf dem Weg nach dem Ballgäſſl nicht Roß und Wagen förderten, keine Sänfte trug, daß ihm keine Fackel leuchtete. Im grauen Mantel, einen ſchlichten Hut auf dem Kopf, ging er neben ſeinem Diener eiligen Fußes durch die lärmvollen Straßen, bis bei den Kloſtermauern ſtilles Dunkel ſie empfing. Schritt für Schritt tappten ſie ſich an der Wand hin. Bei der Ecke wurde es hell vom Widerſchein der Fenſter gegenüber.

„Hier iſt das Haus, Herr Marquis,“ ſagte Xaintonge; „und wie es ſcheint, alles in beſter Ordnung. Die Geſellſchaft wird noch beim Spiel ſitzen.“

„Schwerlich lange mehr; ich ſehe ſchon Tragſeſſel an der Thüre,“ verſetzte der Gebieter.

„Nur zwei, die zufällig zu früh angelangt ſein mögen,“ entgegnete der Diener, und trat mit dem Marquis in den Thorweg. Unfern der Treppe ſaß im Vorhaus der wohlgenährte Schweizer, eingehüllt in einen mächtigen Bärenpelz.

„Guten Abend, Xaintonge,“ ſagte der Thürhüter nachläſſig, ohne ſich von ſeiner Bank zu rühren: „wen bringſt Du da?“

„Einen Landsmann aus Ay,“ beſchied Le Brun; „er wohnt bei mir, und hat die Güte, mich zu begleiten, da ich vor dem Heimgehen der kleinen Aglae noch guten Abend ſagen möchte.“

„Wünſche viel Glück, wird aber ſchwerlich angehen.“

„Wie ſo? Was iſt vorgefallen?“

„Die Gouvernante iſt unverſehens erkrankt, vor einer Stunde iſt der italieniſche Quackſalber aus der Brennergaſſe geholt worden. Ich hätte freilich kein Vertrauen in ſeine Tränklein. Aber Weiber ſind Weiber.“

Die Beiden ließen den Waadtländer ſeine Weisheit auskramen. Floribert gab ſchnell und leiſe auf der Treppe ſeine Zufriedenheit zu erkennen. Xaintonge's Geſchicklichkeit hatte in unglaublich kurzer Zeit ihn mit den Hausgenoſſen bekannt gemacht, und, wie es ſchien, zum Theil auch ihr Vertrauen gewonnen.

Plötzlich blieben ſie ſtehen, bevor ſie das erſte Stockwerk noch erreicht. Aus einem der obern Geſchoſſe rief eine weibliche Stimme nach dem Schweizer. Schwerfällig und verdrießlich ging dieſer hinauf.

„Aglae war es, welche rief;“ flüſterte Xaintonge: „laßt uns einen Augenblick verziehen. Sie ſcheint beſchäftigt.“

Der Thürhüter war noch nicht lange oben, als zwei Männer raſchen Schrittes herabſtiegen. Der erſte, eine plumpe Geſtalt mit bäueriſchen Zügen, phantaſtiſch aufgeputzt, überladen mit goldenen Borten, vom Hut an, der ſich auf der ungeheuern Lockenperrücke wiegte, bis zu den Kniebändern und den Schleifen auf den Schuhen. Dem funkelnden Ungethüm folgte in unſcheinbarer Tracht ein langer junger Menſch. Floribert und ſein Begleiter erkannten ihn auf den erſten Blick, trotz der mangelhaften Beleuchtung, trotz der flachsgelben Perrücke und der ziegelroth geſchminkten Wangen. Auch er erkannte ſie. Seine grellen Augen blinzelten mit widerwärtig vertraulichem Ausdruck dem Marquis zu; ſein Angeſicht verzog ſich zu einer häßlichen Fratze, und der hämiſch grinſende Mund ſchien den Cavalier einen heuchleriſchen Wicht zu nennen, wiewohl er nichts ſagte, als im Vorübergehen ein leiſes: „Euer Diener bis zum Tode, Monſeigneur, und drüber hinaus.“

„Der dicke Burſche iſt ja der Italiener, der die goldenen

Wunderpillen verkauft,“ bemerkte Xaintonge, den Eilfertigen nachblickend: „der Charlatan....“

Der Marquis hieß ihn ſchweigen. „Wir haben hier keine Bemerkungen über andere Leute zu machen, wir am wenigſten;“ ſagte er ſtreng.

Der Schweizer kam zurück. „Aglae iſt in der Garderobe,“ raunte er ſeinem neuen Freunde zu: „ſie erwartet Dich, doch nicht allein. Die Gouvernante iſt bei ihr, wohl und munter, als hätte ihr nie etwas gefehlt. Der Italiener muß doch nicht ſo ungeſchickt ſein, als ich dachte.“

Der Thürhüter kehrte auf ſeinen Poſten zurück, die andern ſtiegen aufwärts.

„Ich verſtehe den Zuſammenhang vollkommen,“ murmelte Floribert halblaut: „Poitou hat ſich in's Haus eingeſchlichen, iſt verſteckt und gehegt worden, und nun haben ſie den Oculiſten beſtochen, ihn verkleidet aus der Stadt zu ſchaffen. Ich wünſche dem armen Teufel alles Glück auf den Weg. Hier aber hätt' ich ihn lieber nicht geſehen. Er verdirbt mir den Vorwand, unter dem ich dies Haus betreten. Indeſſen bleibt es bei der Abrede. Hörſt Du? Vor den Zofen bin ich Einer, der dem Fräulein etwas von Seiten des Marquis von Genolhac auszurichten hat.“

Xaintonge nickte: „Die Zofe weiß es nicht anders, auch Hortenſe, die Gouvernante, iſt davon unterrichtet und mit uns einverſtanden.“

In der Garderobe fanden ſie Hortenſe und Aglae, ein paar lebhafte Franzöſinnen mit ernſten klugen Geſichtern und ſchelmiſchen Augen. Die perſönliche Erſcheinung des Cavaliers, ſein Anſtand und ſeine leutſelige Anrede machten großen Eindruck, einen noch größern vielleicht als die goldenen Ueberredungskünſte, die er durch Xaintonge's Hand vorausgeſendet hatte.

„Geh', mein Kind,“ ſagte die Gouvernante zu der Kammerfrau: „geh' und ſieh' nach, was ſich thun läßt, um den Wunſch des Herrn zu erfüllen.“

Zum Gaſt gewendet, fuhr ſie fort:

„Wir handeln nicht recht, mein Herr, ich weiß das wohl. Eure Botſchaft müßte billiger Weiſe durch die Hände der erlauchten Beſchützerin des Fräuleins Blanche gehen. Wer könnte jedoch einem ſo galanten Herrn ein billiges Verlangen abſchlagen?

Dazu einem Landsmann? Stehen wir doch hier auf gefährlichem Boden. Wie bald, wie leicht, und wir erinnern uns mit Freuden, irgend etwas gethan zu haben, um Euer Wohlwollen zu gewinnen. Wir wollen uns Eurer Gnade empfohlen haben.«

Floribert rühmte die Wichtigkeit des geleiſteten Dienſtes, betheuerte die Dauer ſeiner Dankbarkeit dafür, und trat in die Fenſterbrüſtung, da er nahende Schritte vernahm. Im nächſten Augenblick ſtand er Blanche gegenüber, ſo gut wie mit ihr allein, da die zwei Frauen am andern Fenſter mit Xaintonge verkehrten, und zwar ziemlich laut und luſtig.

Die Jungfrau war nicht wenig überraſcht, den Herrn vor ſich zu ſehen, der wenige Tage zuvor während der Praterfahrt ſich der Fürſtin vorgeſtellt hatte. Ihr liebliches Geſicht nahm einen ſo ernſten und ſtrengen Ausdruck an, wie ihn dieſe unbefangenen Züge überhaupt nur anzunehmen vermochten, und geſenkten Blickes redete ſie den Marquis an:

»Ich muß beinahe fürchten, Herr von Marnay, daß ich mich ſchon wieder vergeblich auf etwas freute. Nach Euern neulichen Aeußerungen könnt Ihr unmöglich mit meinem Vater in Verbindung ſtehen?«

»In Verbindung? Nein. Wohl aber könnte der Zufall uns in Beziehungen zu einander gebracht haben;« erwiederte Floribert: »ſo kam ich in gutem Glauben, Euch Neuigkeiten von Herrn von Genolhac zu überbringen, und erſt vor zwei Minuten wurde ich gewahr, daß ich zu ſpät anlange. Wollt Ihr deshalb mit mir rechten?«

»Ich könnte wohl, ich ſollte vielleicht auch;« verſetzte Blanche: »doch habt Ihr ja meinen Vater Euch verpflichtet. Eurer Großmuth allein verdankt ſein Diener die Möglichkeit, ſich zu retten. Auch hört eine willkommene Botſchaft ſich leicht zweimal an. Ich danke Euch alſo von ganzem Herzen, Herr Marquis.«

»Dennoch wollt Ihr ſcheiden, bevor Ihr mich angehört?«

»Sollte Honoré mir etwas vorenthalten haben?«

»Er verſchwieg, was er nicht wußte, nicht wiſſen konnte. Er offenbarte Euch nicht, daß Ihr inmitten des feindlichen Lagers einen eben ſo ergebenen, als treuen Verehrer beſitzt, der unter der Bürgſchaft eines edeln Namens, eines tadelloſen Rufes Euch ſeine Dienſte anbieten möchte. Sein Ehrgeiz kennt kein höheres Ziel, als würdig gefunden zu werden, Euch aus einer üblen

Stellung zu retten, in die der unerhörteſte Frevel Euch verſetzte.“

Blanche ſah mit fragendem Blicke auf. „Welch ein Traum befängt Euch, Herr Marquis?“ ſagte ſie: „welches Mährchen führt Euch irre?“

„Euer argloſes Gemüth ahnt nicht, wie unwürdig man Euch behandelt,“ fuhr er leiſe, aber dringend fort.

Mit ungläubiger Verwunderung verſetzte das Fräulein: „Ich kann es meiner nicht unwürdig finden, hier das Kind im Hauſe zu ſein. Die Fürſtin iſt mir eine wahre Mutter, vielleicht nur allzunachſichtig mit meinen kleinen Unarten. Die Schweſter des Fürſten hilft redlich mich verwöhnen. Solche Mißhandlungen kann ich mir wohl gefallen laſſen.“

„Ihr ſcherzt, während Ihr zittern ſolltet. Mein Herz treibt mich, Euch zu enttäuſchen, Fräulein von Genolhac. Ihr ſeid nicht das Kind im Hauſe, Ihr ſeid die Geiſel für Eures Vaters Treue.“

Blanche lächelte.

„Es ſcheint grauſam, Euern Frieden zu ſtören,“ ſprach Floribert weiter: „noch grauſamer jedoch wär' es, Euch nicht zu warnen. Ich belehre Euch, damit Ihr bei Zeiten Euch der Gefahr entziehen könnt. Wenn Ihr eines Tages Klagen gegen den Herrn von Genolhac vernehmt, wenn Ihr ſein Thun mit herben Worten tadeln oder verdächtigen hört, o dann, ich beſchwör' Euch darum, dann eilt, dieſer Mördergrube zu entkommen, ohne Euch zuvor durch einen Biſſen Brod, durch einen Schluck Waſſer zur Flucht zu ſtärken. In Trank und Speiſe möchte ſich dann der Dolch bergen, der an Eurem ſchuldloſen Daſein des Vaters Verrath rächen ſoll.“

Blanche hatte aufgehört zu lächeln.

„Und wenn die verhängnißvolle Stunde erſchien,“ fuhr er fort: „ſo gedenkt meiner und würdigt mich eines Winkes, der mich ermächtige, für Euere Rettung mein Leben einzuſetzen. Doch vielleicht zieht Ihr vor, dieſes Haus zu verlaſſen, noch ehe die dringendſte Gefahr hereinbricht? Gebietet, Euer Diener iſt zur Hand.“

Dem Fräulein kam es vor, als drehe ſich die Welt im Kreiſe. Ihre liebreichen Pflegerinnen ſollten urplötzlich in ihrer Vorſtellung ſich in Kerkermeiſterinnen und Giftmiſcherinnen umwandeln! Und der die ungeheuerliche Anklage erhob, war ein Mann, deſſen wackerer Sinn in der Kaiſerſtadt bekannt war, wie ſein Name, der durch ſtolze Freimüthigkeit ſeinen kriegeriſchen Beruf nicht minder bethätigte, wie durch ritterliche Tapferkeit. Vor kurzem noch hatten die beiden edeln Frauen in Blanche's Gegenwart den glänzenden Eigenſchaften Floriberts anerkennende Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und im Herzen der Jungfrau ſelber ſprach für ihn eine Stimme, eindringlicher als das rühmende Gerücht, beredter als das Lob aus Leonorens Mund. Unmöglich war es, ihn der Lüge zu beſchuldigen, und dennoch ein Verbrechen, ihm zu glauben.

„Verfügt über Euers Leibeigenen Dienſte," hob er wieder an, da er Blanche's Zaudern ſah, das er mißverſtand. „Ich führe Euch zu einer ſichern Freiſtätte," ſprach er dringend: „wo Ihr unter dem Schutze einer ehrwürdigen Matrone...."

Blanche unterbrach ihn. Sie hatte ſich ein wenig geſammelt, und ſagte mit bebender Stimme zwar, aber mit unverkennbarer Entſchiedenheit:

„Wenn es wahr iſt, daß ich mit meinem Leben für meinen Vater bürge, ſo würde meine Flucht ſeine Sicherheit gefährden...."

„Fräulein," rief vom andern Fenſter her die Zoſe: „ſeht doch geſchwinde auf die Straße."

Floribert öffnete den Schieber. In der Gaſſe beleuchtete Fackelſchein eine Rotte Bewaffneter, die ſich bei der Einfahrt aufſtellten."

„Schon wieder der unvermeidliche Wachtmeiſter!" ſagte der Marquis zu Blanche, wie er meinte. Dieſe war jedoch verſchwunden.

Hortenſe mahnte zum Aufbruch. „Beſſer, Ihr zeigt Euch der Wache keck, als daß man Euch unverhofft hier findet," bemerkte ſie: „das Haus wird, wie ich fürchte, durchſucht werden."

Der Marquis verſtand ihre Beſorgniß vollkommen. Er empfahl ſich ihrem, ſowie Aglae's Wohlwollen, nicht durch unnütze Worte, ſondern durch den Demantring, welchen er in die Hand der Gouvernante drückte, und durch die klirrende Börſe, welche er der Zoſe zuwarf. Bevor noch die Fürſtin und ihre Geſellſchaft durch die Nachricht vom Erſcheinen der bewaffneten

Nacht in ihrer Partie L'hombre geſtört worden, hatten Marnay und ſein Diener ſchon die untere Flur erreicht, wo Eſchenauer eben den Schweizer mit Fragen beläſtigte, die der ehrliche Burſche auch mit dem beſten Willen nicht hätte beantworten können. Die Fragen galten dem Spion, dem Honoré. Als Honoré zuletzt auf der Straße erblickt worden war, hatte er ſchon keinen rothen Rock mehr zur Schau getragen, ſondern eine unſcheinbare Livree, und der Thürhüter wußte weiter nichts, als daß am Abend allerdings irgend ein langer Menſch in Grau mit ſchwarzen Aufſchlägen mit einem Brief vom Hofkanzler gekommen ſei.

„Wann er wieder gegangen, kann ich mich nicht entſinnen,“ fügte der Schweizer hinzu, als die zwei Franzoſen gerade die Treppe herabkamen.

„Halt!“ rief der Wachtmeiſter ſie an.

„Was beliebt dem Herrn?“ fragte Marnay.

Eſchenauer leuchtete ihm und dem andern in's Geſicht. „So, ſo, geht's nur zu,“ ſagte er, befahl ſeinen Leuten, die beiden ungehindert durchzulaſſen, und ſprach inzwiſchen zu ſich ſelber:

„Jetzt ſchau einer an! Beim Franzoſen hab' ich die Spur von ſelbigem Schnipſer verloren, und wie ich meine, ich hab' die Spur wieder, ſo hat das böſe Wetter den Franzoſen auch ſchon wieder da. Schau, ſchau!“

Nachdenklich ſtieg er die Treppe hinan, um mit Hülfe der erfahrenſten und zuverläßigſten ſeiner Leute eine Nachſuchung anzuſtellen, die eine Viertelſtunde früher nicht ſo erfolglos geblieben wäre.

VII

Im Michaeler-Bräu.

Wie die Charwoche feierlich, aber nichts weniger als ſtill vorübergegangen, ebenſo brach das Oſterfeſt feierlich an, und laut genug, um gegen die jüngſt vergangenen Tage noch abzuſtechen. Gewölbe und Buden waren für den ganzen Tag geſchloſſen; Schenken und Kaffeehäuſer während des Hochamtes.

Um ſo zahlreicher tummelte ſich die Menge in den Straßen, auf den Plätzen. Die Leute waren alleſammt aufgeputzt, und zeigten fröhliche Geſichter; dennoch hätte der Fremdling ſich in einem Feldlager oder in einer vom Feind berannten Stadt wähnen können, ſo kriegeriſch ſah die Fröhlichkeit ſelbſt im Feiertagsgewand aus. Der ehrſame Bürger an der Seite ſeiner Hausfrau war bewehrt wie der Geſell ſeiner Werkſtatt; der Großvater im kurzen Mantel, mit der ſpaniſchen Halskrauſe und dem befiederten Spitzhut auf dem Haupt, trug einen Degen, wie ſein Enkel im franzöſiſchen Bortenkleid. Kein Reiter war zu ſchauen ohne lange Piſtolen, wenn nicht obendrein ein nebenher laufender Edelknabe oder Lakai Spieß und Büchſe in Bereitſchaft hielt. Studenten, deutſche und italieniſche Bediente führten lange Rapiere, Diener ungariſcher Herrſchaften breite Säbel, Streitäxte und Kolben, und kaum war ein armſeliger Taglöhner anzutreffen, der nicht wenigſtens eine Holzart im Gürtel oder unter dem Arm trug. Zwiſchen dieſem buntſcheckig bewaffneten Volk trieben ſich kaiſerliche Trabanten, bürgerliche Stadtwächter, Dragoner mit ihren langen Spießen, Muſketen und Pallaſchen in vollſtändiger Armatur umher, und an allen Ecken klangen unaufhörlich die Trommel, die Pfeife, das lockende Geſchrei der Werber, die durch glänzende Verheißungen, durch Geld und Wein dem Kaiſer Soldaten zu gewinnen bemüht waren, und aus voller Kehle die Ehre rühmten, und die Glückſeligkeit prieſen, mit dem edeln Ritter Prinz Eugenius Schlachten zu gewinnen und Beute zu machen.

Der wälſche Quackſalber öffnete den Schieber im geſchloſſenen Laden ſeiner Bude, um auf die obere Breunerſtraße hinauszulugen.

»Es iſt Zeit,« ſagte er; »ſchon fahren die Caroſſen zur Aufwartung gegen die Burg hin. Voran Burſche, Muth gefaßt.«

Ein buntſcheckiger Hanswurſt kam aus dem dunkeln Verſchlag hervor. Der lange Geſell war abenteuerlich luſtig anzuſchauen in ſeinem Lappengewand, den Filzkegel ohne Krempe auf der Flachsperrücke, Wangen, Naſe und Stirn rothgeſchminkt, die Oberlefze mit einem Schnauzbart von Ruß bemalt, — ein vollſtändiger Pickelhäring, bis auf das bedenkliche und ernſte Geſicht.

„Muth gefaßt, ſag' ich,“ fuhr Meiſter Giuſeppe Sbracato fort: „Herzhaftigkeit gewinnt die Welt. Haſt Du nichts vergeſſen, mein Schatz?“

„Alles beſorgt,“ verſetzte der Pickelhäring: „die Lederhoſe, den rothen Bruſtfleck hab' ich auf dem Leib. Der Kittel, der Schlapphut, die Perrücke, der Sarras und die Piſtolen ſtecken in der Tragkiſte unter Gläſern und Büchſen.“

„Gut, mein Sohn. Und Deine Lection weißt Du auch?“

„Zum Ueberdruß, Meiſter. Vor dem Burgthor trennen wir uns. Ihr geht links hinab zum Oſtermarkt, um Euer Gerüſt zu beſteigen, wo Euer Cortiſan ſich ſchon heiſer geſchrieen haben wird. Ich eile rechts durch die Vorſtadt, reiße Poſſen, ſo gut ich's vermag, ſuche gebrochen deutſch zu ſprechen, was mir trefflich gelingen wird, und verkaufe Wundermittel, bis es mir gelingt, hinter irgend einer Hecke mich unbelauſcht des Krams und der bunten Jacke zu entledigen, und in Bauerntracht meine Flucht fortzuſetzen.“

„Bravo, Braviſſimo. Vergiß aber nicht, daß wenn Du ertappt würdeſt...?“

„Daß ich Euch ſchändlich hintergangen habe! ſeid unbeſorgt. Ich bin Euch nicht minder dankbar, als ob Ihr mir um meiner ſchönen Augen willen etwas zulieb thätet, und nicht für die Ragoczy'ſchen Dukaten. Voran alſo, daß wir eiligen Schrittes auf dem kürzeſten Weg dieſer Stadt entrinnen. In den wenigen Tagen habe ich hier Jahre von Höllenängſten durchgemacht. Eine Ewigkeit dünken mich die Minuten, deren wir bedürfen, um das Thor zu erreichen.“

Der Hanswurſt hatte den Tabuletkram aufgenommen, und ſchritt der Thüre zu.

„Nur gemach,“ mahnte Sbracato: „chi va piano, va sano. Vergiß über der Eilfertigkeit Deine Rolle nicht, ſag' ich. Man iſt gewohnt, mich langſam gehen zu ſehen. Auch muß ich im Michaeler-Bierhaus einkehren.“

„Ihr martert mich zu Tode.“

„Nicht doch, Kind. Ich muß eine Halbe trinken, um mir die Kehle geſchmeidig zu machen. Habe heut' noch viel zu ſchreien. Und wenn ich auch geneigt wäre, Dir meinen Durſt zu opfern, ſo müßte ich doch den Küfer verbinden, den ich neulich geſchnitten. Der arme Schelm wird wohl ſterben, aber bis er todt iſt, muß ich meine Pflicht an ihm thun. Bezahlt nicht der Wirth die Kurkoſten in Bier? Alſo keinen Widerſpruch, keine Ungeduld. Wenn Dich Jemand ſcharf anſieht, ſo ſchneid' eine Fratze und reiße Deine Lazzi.«

Sie gingen. Unangefochten erreichten ſie die Bierſchenke im St. Michaelskloſter. Das düſtere Gewölbe war gedrängt voll von Gäſten, die zum größten Theil aus der nahen Kirche kamen. Der Quackſalber trank eine Kanne »über dem Kopf« aus, und ließ ſich zum Patienten führen. Der Poſſenreißer faßte ſich in Geduld, ſo gut er vermochte, ſetzte ſich hinter ſeine Kiſte in die düſterſte Ecke, die er finden konnte, ſchlürfte an ſeinem Glaſe, nagte an einer Wurſt, und war wenigſtens in ſoweit zufrieden, daß Niemand ſeiner achtete, — nicht einmal der gefürchtete Eſchenauer, der mit zwei Gefreiten ganz unbefangen auf der Bank am Fenſter ſaß, und die Straße beobachtete. Dort gab es auch mehr zu ſehen als gewöhnlich. War nicht großer Galatag bei Hof, und kamen nicht in feierlicher Auffahrt die vornehmſten Herren und Damen in neuen Kleidern, neuen Equipagen und mit neuer Livree zur Burg?

»Schau, Leitgeb,« ſagte Eſchenauer: »da fahrt auch der franzöſiſche Cavalier aus dem Lampel.«

»Welcher?« fragte der Gefreite: »der mit der gelben Livree und den rothen Aufſchlägen?«

»Ganz recht,« beſtätigte der Wachtmeiſter: »er führt nicht mehr Grau mit Schwarz. Wird ſchon wiſſen, weßhalb?«

In das Gewölbe trat geräuſchvoll ein wild ausſehender Kerl, in Lumpen gehüllt, mit wirrem langem Bart und zottigem Haar, eine ſchwere Eiſenkette mit Handſchellen nach ſich ſchleppend, die er klirrend zu Boden fallen ließ.

»Aufgeſchaut da, ihr Leuteln,« ſchrie er mit heiſerer und dennoch durchdringender Stimme: »paßt's fein auf, ich bin der unglücklichſte aller Menſchen und erlöſter Türken-Sclav. Auf der Galeere hab' ich müſſen rudern, weil ich mein Vaterland gegen die Heiden vertheidigen wollte; Schläg' hab' ich bekommen auf die Fußſohlen, weil ich nicht zu ihrem Mahomed beten wollte; für Euch hab' ich gefroren, gehungert und gelitten, ihr Chriſtenmenſchen. Dafür ſeid Ihr mir Erſatz ſchuldig durch reichliche Almoſen. Ein gekrönter Poet und kaiſerlicher Pfalzgraf hat meine Leidensgeſchichte in ſchöne Reime gebracht, die ihr vernehmen ſollt, wenn Eure Spendage der Mühe werth iſt. Umſonſt iſt der Tod. Und nun heraus mit den Pfennigen aus dem Sack. Ich nehme alles an, aber nicht gern unter einem Siebenzehner. Verſtanden? Rührt den Daumen. Wen an dem heiligen Tage nicht mein elendes Ausſehen rührt, nicht die Kette zum Mitleid bewegt, die ich für Euch von Ofen bis Konſtantinopel geſchleppt, der iſt ja nicht werth, daß die Oſterſonne ihn beſcheint."

In ſolchem Ton fortfahrend ging der freche Bettler mit einer Blechbüchſe von einem Gaſt zum andern, raſſelte mit dem Inhalt, und wo einer zögerte, fuhr er ihn mit ſpöttiſcher Rede an:

„Ruck' der Herr nur heraus mit ſeinem ſchäbigen Heller. Es wird wohl auch der Müh' werth ſein, daß ich noch drauf warte. Halt' Er andere Leute nicht auf, die mehr geben wollen, als Er."

Abweiſen ließ er ſich unter keiner Bedingung. Selbſt der Pickelhäring hielt für angemeſſen, ihm eine Gabe zu reichen. Es ſchien beſſer, einmal vorübergehend aus der Rolle zu fallen, und zu geben, ſtatt zu nehmen, als den ungeſchliffenen Burſchen zum Zorn zu reizen, und dadurch die ſchlummernde Aufmerkſamkeit zu wecken. Der im Lappengewand hatte den vorgeblichen Sklaven ſchon anderwärts geſehen, wie er ſich deſſen ſo deutlich erinnerte, daß er im Stillen ein Stoßgebet zum Himmel ſandte, der andere möge vergeßlicher ſein als er.

Das brünſtige Gebet blieb unerhört.

„Aber ſchau Dich an, wie Du ausſchauſt!" rief der Steifbettler hellauflachend: „Na, hat nix zu ſagen, gib mir nur die Pratzen her."

Poiton verlor bei dieſer Anrede die Gegenwart des Geiſtes. Statt dem Mann die Hand zu reichen, ſtatt mit ihm zu trinken und dabei Gelegenheit zu ſuchen, den vorlauten Mund zu verſiegeln, bevor ihm ein verfängliches Wort entſchlüpfte — glaubte er die Angelegenheit kurz und gut abzumachen, indem er ſich nach der andern Seite wandte.

„Thu' nicht ſo hopperaſchig," *) ſagte der Bettler: „Ich kenn' Dich ja. Habe ich Dir nicht mehr als einmal geholfen.

---

*) Hochmüthig

Deines Herrn Roſſe zu ſtriegeln und zu ſchwemmen? Ich weiß auch gar nicht, warum Du ſo ſtolz thuſt? Erſt warſt Du Reitknecht, dann biſt Du Stallmeiſter und zuletzt ſogar ein Schreiber geworden. Gut. Das war ſchon etwas. Jetzt aber biſt Du Cortiſan, das iſt doch gar nichts, Du Zahnbrecherhanswurſt!“

Eichenauer hatte ſich erhoben, ſchaute neugierig herüber, und der Bettler fuhr fort:

„O Du Heiter! Biſt ſtumm geworden, Franzos? Honori, Bonnet-Honori, ſchlafſt?“

Das verrätheriſche Unglückswort war heraus. Wie ein Verzweifelter ſprang der Hanswurſt in die Höhe, und ſuchte den Ausgang zu gewinnen

„Halt' auf den Dieb!“ ſchrie der Wachtmeiſter.

Der Fliehende ſchlug ein paar zu Boden, die ihm den Paß verrennen wollten. Es gelang ihm, durch die Thüre zu ſchlüpfen und ſogar einen kleinen Vorſprung zu gewinnen, weil die Maſſe der Neugierigen ſich im engen Ausgang drängte und die Verfolger aufhielt. Doch ſelbſt dieſe Galgenfriſt ſollte dem armen Schelm nicht unverkümmert bleiben. Zwei Stadtſoldaten, die ſich zufällig in der Nähe umhertrieben, hörten den Lärm, verſtanden den Ruf: „Halt auf!“ und ſetzten dem fliehenden Pickelhäring nach. Niemand legte Hand an, den Verfolgten in ſeinem ungeſtümen Lauf zu hemmen; wer etwa Luſt oder Beruf dazu gehabt hätte, ſtand im Wahn, die ganze Sache ſei ein Schwank.

VIII.

Unglücklicher Hofbeſuch.

Der ſcharfſichtige Eichenauer hatte zwar den Kundſchafter in der buntſcheckigen Vermummung, unter der groben Schminke von Ziegelmehl und Ofenruß nicht gleich wiedererkannt, dafür aber um ſo beſſer den Herrn in der Karroſſe mit der gelben Livree. Floribert fuhr in voller Galla nach Hof, angethan mit der übergewaltigen Lockenperrücke, die ſein jugendliches Geſicht umwallte. Sein kleiner Federhut, ſein breitſchößiger Rock ſtarrten von ächten Goldtreſſen; von Edelſteinen blitzten die koſtbaren

Kniebänder über den Seidenſtrümpfen, die breiten Schuhſchnallen, der Griff des in weißer Fiſchhautſcheide paradirenden Galanteriedegens, der bequaſtete Knopf des Meerrohrs von ſtattlicher Länge. So ſtieg er, tadellos von Gewand, vor dem Schweizerhof aus, um über die kleine Brücke und durch's Thor geziemendermaßen zu Fuß zu gehen. Die Schweizerwache ſalutirte. Erſtaunt über die ungewohnte Ehrenbezeigung, ſtieg er die Treppe hinan. Trabanten und Hatſchiere folgten dem Beiſpiel der Schweizer. Im Vorſaal löſte ſich endlich das Räthſel. Der Kammerfourier trat auf den Ankömmling zu, und redete ihn an:

„Der Herr iſt kein Feldmarſchall?“

„Noch nicht ganz;“ lächelte Marnoy.

„Nur den kaiſerlichen Herren Feldmarſchällen, Excellenzen, iſt es vergönnt, mit einem ſpaniſchen Rohr am allerhöchſten Hoflager zu erſcheinen;“ ſagte der Kammerfourier mit würdevollem Ernſt und ſtarkem Nachdruck. Seine Worte vernahmen die zunächſtſtehenden Herren und Damen. Alsbald richteten ſich ſpöttiſche Blicke auf den Zurechtgewieſenen, ſchadenfrohes Geflüſter trug ziſchelnd die Neuigkeit von Ohr zu Ohr, und voll Beſchämung zog der Marquis ſich zurück. Er hielt nämlich nicht für paſſend, den Stock jetzt noch abzugeben. Die Carroſſe, worinnen er aufgefahren, mußte den Burghof bereits verlaſſen haben, um ihren Eigenthümer, den Prinzen von Coyece, abzuholen. Floribert fand ſich genöthigt, in ſeinem auffallenden Putz zu Fuß in die Stadt zu ſpazieren. Kaum hatte er das Thor im Rücken, als ſich auf der kaiſerlichen Freiung *) draußen ein wunderliches Schauſpiel ſeinen Blicken darbot.

Verfolgt von zwei Stadtwächtern lief unter dem Halloh des Volkes ein Pickelhäring auf die Ketten zu, welche die Grenze des Burgfriedens bezeichneten. Auf ſeine Hellebarte geſtemmt, ſah der wachthabende Trabant ganz ruhig die tolle Jagd auf ſich zukommen. — Der Flüchtling, obſchon flinker auf den Füßen, als die Verfolger, verlor ſeinen Vortheil, weil ihm ein Hund zwiſchen die Beine gerieth. Schon war er faſt erreicht. Einer der Soldaten ſtieß nach ihm mit umgekehrtem Spieß, um ihn niederzuwerfen. Er ſtürzte in der That; doch hatte der Stoß

---

*) Das ehemalige Gebiet der Burg, (anderwärts „Burgfrieden“ genannt.)

ihn noch einige Schritte vorwärts geſchleudert, ſo daß er über die Kette hinaus in die Freiung ſtolperte. Da trat der kaiſerliche Trabant mit gefällter Hellebarte den Verfolgern entgegen.

»Halt da,« rief er: »hier habt Ihr kein Recht mehr.«

Die Stadtwächter ſahen einander zweifelhaft an. Sollten ſie Gewalt brauchen? Es war freilich verdrießlich für die Söldner der guten Stadt, ſich von einem Thürhüter Geſetze vorſchreiben zu laſſen; aber in der Nähe ſtanden der Trabanten noch mehrere, und daneben müßige Heiducken, Huzzaren und Lakaien, die gar nicht beſſer begehrt haben würden, als unter einem ſo vortrefflichen Vorwand mit den verhaßten Stadtſoldaten anzubinden. Thaten ſie das doch nur allzuoft ohne Vorwand!

Die Leute waren indeſſen zuſammengelaufen, und da auch die Carroſſen auf dem Weg zur Burg, durch die zaudernde Neugier der Kutſcher in's Stocken gerathen, dicht aneinander hinfuhren, und ſich wie zu einem Zug aufreihten, ſo entſtand eine Art von lebendiger Hecke, die zu durchbrechen unmöglich ſchien, wie der Geſtürzte ſich nicht verhehlen konnte, da er nach einigen Augenblicken der Betäubung ſich aufraffen wollte, um ſeine verzweifelte Flucht fortzuſetzen. Eine mitleidige Hand half ihm vollends empor. Honoré erkannte in dem Helfer den rieſigen Heiducken, der ihn ſchon einmal aus dem Gedränge gebracht. Der Anblick däuchte ihm das Aufdämmern eines Hoffnungsſtrahles.

»Rette mich, guter Mogor,« bat er flehentlich, »haue mich heraus, um der armen Seele Deines Vaters willen.«

Mogor erkannte ihn an Stimme und Betonung. »Haha, biſt Du's, Hanswurſt?« machte er lachend, und ſchien im beſten Zug, dem ausgeſprochenen Begehren zu willfahren. Er war der Mann, ſeinen Vorſatz durchzuführen, und die Hülfe ſeiner Kameraden würde ihm nicht gefehlt haben. Fäuſte und Waffen, den Rieſen mit ſeinen wilden Genoſſen zu bändigen, waren nicht zur Hand. Aber Eſchenauer kam noch zu rechter Zeit und ſprach das rechte Wort.

»Heda, Heiduck,« rief der Wachtmeiſter: »was haſt Du mit dem Kuruzen zu ſchaffen?«

»Was? Spion? Schlechtes Kerl?« fragte Mogor entgegen, und ſtieß mit Geberden des Abſcheu's ſeinen Schützling von ſich, der gegen Floribert hintaumelte. Die Erſcheinung des Marquis war für Poitou der Strohhalm, wornach die Hand des Ertrinkenden haſcht. Die Kniee des Cavaliers umklammernd, und feſt an die keuchende Bruſt preſſend, flehte er mit zuſammenhangloſen Worten um Beiſtand. Der Unglückliche bot einen entſetzlichen Anblick dar. Beim Sturz über die Kette hatte er die Perrücke verloren, ſich ein Loch in den beſchorenen Schädel geſtoßen und das Geſicht geſchunden, ſo daß Blut und Schweiß, vermiſcht mit Ruß und Schminke, über das bleiche angſtverzerrte Antlitz auf das Gewand des vergeblichen Poſſenreißers niederrannen. Die bunten Lappen mochten ſchon manchem trübſeligen Schelm geholfen haben, um in erheuchelter Luſtigkeit die Augen der Menge vor des Quackſalbers Schaugerüſt zu ergötzen; aber ein Schauſpiel, wie heute, hatten ſie gewiß noch nie zum Beſten gegeben.

„Fort, Unſeliger!“ rief der Marquis, vergeblich bemüht, den Flehenden von ſich zu ſtoßen.

„Rettet mich wenigſtens von der Schmach des Stranges,“ bat Poitou: „zieht Euern Degen und durchſtoßt mich.“

„Wahnwitziger, laß ab!“ drohte Floribert.

Die Trabanten hatten ſich während deſſen mit dem Stadtwachtmeiſter dahin verſtändigt: den Spion zwar nicht der Stadtguardia zu überlaſſen, ihn jedoch gefangen zu nehmen und dem Gericht zu überantworten. So wurde denn Marnay von dem zudringlichen Bittſteller erlöſt, wenn ſchon nicht ohne ſchwere Mühe und lautes Geſchrei. Honore wollte nicht loslaſſen, und hörte nicht auf, den Schutz ſeines Landsmannes anzurufen, während die Trabanten ihn von dannen ſchleppten.

Da fragte ein junger Burſche aus dem Volk den Wachtmeiſter:

„Kann mir der Herr nicht ſagen, wer der Perrückenſtock mit dem Dockengſicht*) iſt? Was hat er mit dem Spion zu handeln und zu bandeln?“

„Auch ſo 'n Franzos iſt er, mein lieber Franzl,“ verſetzte achſelzuckend Gſchenauer: „ſie hätten ihn ſchier gleich miteinführen dürfen. Aber die kleinen Schnipfer hängt man....“

Der Burſche ließ ihn nicht ausreden. „Der da iſt auch ſo ein franzöſiſcher Lump,“ ſchrie er mit gellender Stimme in's

---

*) Puppengeſicht

Volk, auf Marnay deutend: „ſo einer von den Schlankln, die unſerm guten Kaiſer Poldl Gall' machen. Drauf, Wiener Früchtln, drauf!“

Der Franzl trug einige bunte Oſtereier in der Hand, die er zweifelsohne früher oder ſpäter zu verſpeiſen geſonnen geweſen; um jedoch ſeinen Worten Nachdruck zu geben, opferte er ſie freudig auf und eröffnete ein Bombardement, das im Nu unter Hohngeſchrei nachdrücklichſt von allen Seiten unterſtützt wurde. Fluchend und drohend ſchlug der Franzoſe mit dem Stock um ſich. Eſchenauer hielt es für Pflicht, ihm beizuſpringen, wiewohl er dem vermeintlichen Helfershelfer des Spions die Unannehmlichkeit von Herzen gönnte. Zum Glück war der Wagen eines befreundeten Cavaliers zur Hand, der Marnay zurief, zu ihm einzuſteigen. Dieſer folgte der Einladung. Das Volk wagte nicht, ſeine zerbrechlichen Wurfgeſchoſſe gegen die Reihe der zu Hofe fahrenden Carroſſen zu richten, und ſo konnte bei der Herrengaſſe der Marquis unbehelligt wieder ausſteigen und in das erſte beſte Haus treten, um ſich eine Sänfte holen zu laſſen. Das Abenteuer war noch leidlich genug abgelaufen, und hatte nur dem Gewand des Cavaliers ein wenig Schaden gebracht.

IX.

Feindliche Freunde.

Die alte Eſplanade zwiſchen dem mit Waſſer gefüllten Feſtungsgraben der Stadt Wien und den Vorſtädten war bei weitem nicht ſo breit und geräumig, wie das Glacis unſerer Tage. Wo jetzt öſtlich und ſüdlich von der Stadt bis zum Wienfluß hin die Spazierwege durch grünende und blühende Anlagen führen, ſtanden damals ganze Dörfer mit umzäunten Gärten. Jenſeits des Flüßchens, oberhalb der Vorſtadt Landſtraße, war das ſanft anſteigende Gelände nur noch mit Weingärten und Obſtbaumgehegen beſetzt, und weit draußen in paradieſiſcher Wildniß lag das kaiſerliche Luſtſchloß Favorita, wo der Hof einige Sommermonate hindurch ſeinen Landaufenthalt zu nehmen, und mit dem ſpaniſchen Mantelkleid auch ein bischen von der Strenge des ſpaniſchen Ceremoniells abzulegen pflegte.

Heutzutage hat ſich längſt ſchon die grüne Einſamkeit zu Vorſtädten umgeſtaltet, die unabläſſig und unaufhaltſam nachwachſen. Von allen Seiten umgeben Häuſerreihen die Favorita und ihren Garten mit ſeinen gewaltigen Bäumen, die Leopold I. nach der türkiſchen Belagerung pflanzte, und in deren Schatten ſeine Söhne Joſeph I. und Karl VI. ſich erquickten. Später begabte Leopolds große Enkelin ihre Stiftung, die thereſianiſche Ritterakademie, mit dem Schloß, das ſchon zu ihrer Zeit den Reiz ländlicher Abgeſchiedenheit eingebüßt hatte.

Die Esplanade erfreute ſich des Vorrechtes, zu Oſtern offenen Jahrmarkt zu halten. In langen Reihen dehnten ſich Buden, Zelte, Gerüſte, den ohnehin beſchränkten Raum noch beengend. Und dennoch wäre bei dieſem Anlaß der freie Spielraum mehr denn je vonnöthen geweſen. In Maſſen ſtrömten aus Stadt und Vorſtädten das Volk herzu. Zahllos ſchwärmten Reiter hin und her, in ſcharfem Rennen kreuzten ſich die Carroſſen auf allen Wegen, und faſt war es ein Wunder zu nennen, daß nicht in jedem Augenblick ein Unglück geſchah. Aber die Wiener Roſſelenker waren damals nicht minder geſchickt, wie jetzt.

In den Buden hatten Krämer allerlei Waaren feil, meiſt Bedürfniſſe des alltäglichen Lebens, wie Kleiderſtoffe, Geſchirr, Handwerkszeug; in den Zelten gab es Schmaus und Zechgelag, Muſik und Geſang, Jubelruf und Gezänk, alles durcheinander. Da und dort ſetzte es wohl auch Fauſtſchläge, Stockſtreiche und blutige Köpfe unter blanken Klingen, doch wurden die Raufer immerdar bald genug auseinandergebracht, oft gegen den Willen unfreiwilliger Vermittler, wie ſie das Wogen des Gedränges zwiſchen die Streitenden ſchob. Auf den Gerüſten trieben Quackſalber und Gaukler ihr Weſen, und wenn auch „der Oculiſt, Steinſchneider und Brucharzt" Sbracato diesmal ſeine Kunden ungebührlich im Stiche ließ, weil er auf der Schranne am hohen Markt zu thun hatte, um ſo minder mangelte es ſeinen Nebenbuhlern an Käufern ihrer Pillen und Tränkchen. — Wie ſich's von ſelbſt verſteht, fehlten in der Reihe der Spekulanten am allerwenigſten diejenigen, welche nehmen wollten, ohne dafür zu geben, oder ohne dafür etwas anders zu thun, als höchſtens etwa eine brodloſe Kunſt zu zeigen. So der Poſſenreißer auf dem Rade, das wagerecht auf der Spitze einer hohen Leiterſtange ruhte, an deren rechts und links hervorſtehenden Sproſſen er zuweilen auf und ab zu klimmen ſich bewogen fand, bevor er auf der Nabe ſich auf den Kopf ſtellte oder mit dem Fuß hinter'm Ohr kratzte. So der ehemalige türkiſche Gefangene und Sklav, der, mit ſeiner Kette raſſelnd, in ungefügen Reimen ſeine Leidensgeſchichte berichtete, wie jener Landſtreicher im Michaelerbierhauſe. So der halbnackte Bettler, hinkend mit geſunden Gliedmaßen; ſo der vorgebliche Blinde. — Zu den ehrlichſten unter dem Geſindel gehörten noch die Krüppel, denen wirklich irgend ein Arm oder Bein abhanden gekommen, wenn ſchon nicht immer von dem Türken, welcher dazumal alles Böſe gethan haben mußte, und nach den Krüppeln die Diebe, die ihren Hals, oder doch wenigſtens ihre Ohren beim Geſchäft wagten.

Der franzöſiſche Cavalier eilte, ein Schauſpiel zu genießen, das für ihn zu allem Ueberfluß noch den Reiz der Neuheit hatte. Schon wußte er von Hörenſagen von dem tollen Wirrwarr der Markt-Meſſe, und daß die ſchöne Welt ſich hinaus zu begeben pflegte; und die ſchöne Welt war ſchon an und für ſich ein mächtiger Magnet für den lebensluſtigen Kriegsmann, auch wenn er unter der zahlreichen Schaar kein einzelnes beſonders ſchönes Augenpaar aufzuſuchen begehrte. Was übrigens kaum auszuführen ſchien, wenn nicht der günſtigſte Zufall die hülfreiche Hand bot. Je ſchmaler der Raum für Verkäufer, Käufer und Gaffer zugemeſſen war, um ſo länger dehnten ſich die Budengaſſen aus. Dazu war der Einzelne im Gedränge nicht überall Meiſter ſeiner Richtung; und der Cavalier, der anſtändig nur zu Pferde erſchien, mußte auch fleißiger achtgeben auf ſeinen Pfad, als auf den bürgerlichen Wanderer. — In der geheimen Hoffnung auf den Beiſtand des Zufalls hatte Floribert für das Beſte gehalten, nur von ſeinem Diener begleitet auszureiten; vielleicht auch hatte der Unfall bei Hof ihn verſtimmt, ſo daß er für ein paar Tage gern ſeine Bekannten mied, nur um von der ärgerlichen Geſchichte nicht reden zu müſſen. Womit es jedoch keine Noth hatte, wie er gar bald an dem kalten zurückhaltenden Benehmen verſchiedner Cavaliere und Damen merken konnte, mit denen er im Gedränge ſo nahe zuſammen gerieth, daß er nicht umhin konnte, ſie zu begrüßen.

„Es iſt doch überall wie bei uns;“ brummte er verdrießlich vor ſich hin; „wegen eines kleinen Verſtoßes gegen die Etikette wage ich zu Wien gerade wie zu Verſailles Acht und Bann

Mir wäre beſſer, ich hätte ein Roß geſtohlen, einen Kaufmann auf der Heerſtraße geplündert, einen Meuchelmord begangen.“

Sein Mißmuth wuchs, da er immer nur auf Leute traf, die er ſo gerne mied, wie ſie ihn, und dagegen vergeblich ſuchte, die er gern gefunden hätte. So daß er am Ende nichts mehr begehrte, als auf irgendwen zu ſtoßen, mit dem es der Mühe verlohnen möchte, Händel anzufangen. Doch auch der Irgendwer ſchien nicht aufzutreiben. Endlich verließ Marnay das Getümmel, um von der „Landſtraße“ aus einen Spazierritt durch die Weingärten zu machen. Jenſeits der Brücke kamen ihm drei Reiter entgegen: Seckendorf, Copece und Mendoza. Sie hatten Don Roberto, den Vetter Mendoza's, auf ſeinem Landhaus in der Vorſtadt beſucht. Dem Franzoſen kam die Begegnung ungelegen. Er faßte im Stillen den Vorſatz, ſo ſchnell als möglich ſich wieder loszumachen. Da er jedoch wahrnahm, daß die drei mit kurzem kaltem Gruß vorüberziehen wollten, ohne nur ein Wort zu ſprechen, ſo reizte ihn der Geiſt des Widerſpruchs, ſie zu ſtellen.

„Mein Prinz,“ wandte er ſich zu Antonio; „ich habe noch keine Gelegenheit finden können, Eurer Güte zu danken.“

„Gern geſchehen, Herr Marquis,“ antwortete der Prinz; „bedarf auch keines Dankes, wiewohl ich durchaus nicht mehr darauf rechne, gelegentlich in Paris denſelben Dienſt von Eurer Seite anzuſprechen. Gott befohlen, mein Herr.“

Mit dieſen Worten wollte Antonio ſeinen Begleitern folgen, die langſam vorausgeritten waren, ohne an der kurzen Unterhaltung Theil zu nehmen. Um ſo weniger Luſt ſpürte Floribert, das Geſpräch ohne Ergebniß abbrechen zu laſſen.

„Dürfte ich nicht wiſſen, weshalb Ihr nicht länger darauf rechnet?“ fragte er.

„Weil ich nicht ohne meine eigenen Equipagen nach Paris gehen werde;“ verſetzte Copece mit ſpöttiſcher Miene, doch ruhigen Tones.

Mendoza rief dazwiſchen: „Prinz Tonio, wo bleibt Ihr nur?“

„In der beſten Geſellſchaft, wie Ihr ſeht;“ rief Antonio zurück, und ſagte dann zu Floribert: „Ihr entſchuldigt wohl? ich werde gerufen.“

„Ich auch, nur in anderer Weiſe;“ entgegnete der Marquis, ſprengte mit dem erſtaunten Prinzen zu den andern hin, und rief ſie an: »Meine Herren alle drei! wenn kriegserfahrene Offiziere ſich wie Hofſchranzen anſtellen und einen Kameraden wegen eines Verſehens bei Hof verleugnen wollen, ſo find' ich ein ſolches Betragen eben ſo lächerlich als feig. Laſſe mir's auch nicht gefallen. Heran, wer Herz hat!«

Er hatte während deſſen ſein Pferd zuſammengenommen, und die Hand an den Degengriff gelegt. Die herausfordernde Rede blieb unerwidert, die drohende Haltung unbeachtet.

»Nun? wagt ſich keiner heran?« fragte Floribert; »Coyere? Mendoza? Auch nicht Seckendorf? Soll ich ſtatt des Degens den Stock zur Hand nehmen?«

Roth vor Zorn verſetzte der Graf auf deutſch:

»Wenn der Herr Foreſtiere denn doch keinen Wink verſtehen will, ſo muß ich ſchon grad herausreden. Wir werden ihm alle drei zu Dienſten ſteh'n, zu Fuß und zu Roß, ſobald er ſeine Sachen in Ordnung hat. Verſtanden?«

Floribert ſchüttelte den Kopf. »Der Herr Kamerad ſpricht böhmiſch,« meinte er; »ich möchte das auf deutſch hören, wenn's dem Herrn Kameraden gefällig wäre."

„Laſſ' mich der Herr Foreſtiere aus mit ſeiner Kameradſchaft," hob Seckendorf wieder an; „ſelbige Kameradſchaft wollen wir ſo lange an den Nagel hängen, bis der Herr ſich ausgewieſen hat, wie der Kurutzenſpion in Seine Livree gekommen iſt, weshalb der Herr Nachts in verdächtige Häuſer ſchleicht, und . . . ."

Der Marquis wollte nicht weiter hören. Außer ſich vor Zorn über den ſchmählichen Verdacht, den er doch — wenn ſchon nur aus Leichtſinn oder allzugroßem Edelmuth — verſchuldet, und noch mehr ergrimmt über die zweideutige Bezeichnung des Hauſes im Ballgäßchen, ſchrie er: „O Erbärmlichkeit, die ich züchtigen muß! Wehrt Euch, ich greife an."

Als gält' es einen Reiterangriff in offener Feldſchlacht, nahm er die Zügel in den Mund, langte mit beiden Händen zugleich nach den Piſtolen, und indem er die Hähne ſpannte, ritt er in kurzem Galopp einen Ring, theils um Raum zum Anrennen zu gewinnen, theils um die Gaffer zu verſcheuchen, die auf ihrem Weg nach der Esplanade der Wortwechſel aufgehalten hatte. Da Saintonge ſeinen Herrn im Begriff ſah, mit dreien auf einmal zu fechten, hielt er es für Pflicht und Schuldigkeit, nicht zurückzubleiben, was die Reitknechte der Gegenpartei kaum bemerkten, als auch ſie kampfbereit heranſprengten, während die Offiziere unverweilt nach den Piſtolen griffen. Ein förmliches Scharmützel ſtand bevor, und es zu verhüten, mußte ein ſo unerwartetes Ereigniß eintreten, wie es ſich in der That begab, Ueberraſchung, Schreck und Verwirrung genug im Gefolge, um die leidenſchaftlichſte Aufregung zu bewältigen.

X.

Kurutzen-Ritt und ſeine Folgen.

Auf der Esplanade war ſchon ſeit einer Weile eine gewiſſe Unruhe entſtanden. Alle Blicke richteten ſich gegen Aufgang, wo an mehreren Punkten dunkle Rauchwolken emporwirbelten, wie von brennenden Dörfern und Gehöften. Ein ſolcher Anblick war den Wienern nichts Unbekanntes; um ſo ſchwerer fiel die Sorge in's Gewicht, die er rege machte. Der Jubel verſtummte, die Muſik ſchwieg, auf jede Lippe drängte ſich die bange Frage, welche der Nachbar nicht beſſer beantworten konnte, als wer ſie that, bis plötzlich nach augenblicklicher Stille tauſendſtimmiges Geſchrei die Nähe der ungariſchen Malcontenten verkündete, ohne daß Einer wußte, woher ihm eigentlich die Botſchaft gekommen. „Die Kurutzen, die Kurutzen!“ heulte einer dem andern nach, und eine Verwirrung begann, deren anfänglich die Cavaliere jenſeits der Wienbrücke und die Zeugen ihres beginnenden Haders nicht einmal gewahr wurden. Als ſich jedoch Floribert eben zum entſcheidenden Anlauf wendete, ſchrie hinter ihm eine grelle Stimme: „Die Türken, die Türken!“ und in tollem Jagen durchrannte die Vorſtadt ein Reiter, der unter dieſem Ruf ſeine Piſtolen löſte und mit dem Degen in der Luft focht.

„Halt, Don Roberto, halt!“ rief Copece den Reiter an, der nicht darauf achtete, und auch ſeines Vetters Mendoza Frage nur mit ſeinem alten Angſtruf: „Hülfe, Türken, — Türken, Hülfe!“ beantwortete.

Das Volk in der Gaſſe ſtob voll Schrecken auseinander, Die Cavaliere vergaßen für den Augenblick ihres Zwiſtes, um dem Spanier nachzueilen, den ſie für wahnwitzig hielten. Ihn einzuholen war unmöglich; doch kamen ſie noch zurecht, um zu ſehen, wie das ſcheue Roß die Blume ſpaniſcher Ritterſchaft bei der Brücke abwarf, und zu verhüten, daß ein paar herbeiſprengende Dragoner Don Roberto als einen Feind aufgriffen. Sie machten den Don wieder beritten und fragten ihn aus.

Die Furcht und das Entſetzen Don Roberto's waren nicht ſo unbegründet, als die Zeugen anfangs gemeint hatten. Zwar war es kein Türk geweſen, den der Held geſehen, aber doch ein Croat vom Vortrab eines Ragoczy'ſchen Schwarmes, der mit Sengen und Brennen das Marchfeld heimſuchte. Und wie die Herren bei'm erſten Lärm von der Rencontre abgeſtanden, ſo verging ihnen nun bei'm Anblick der Esplanade das Lachen über Don Roberto und ſein auffallendes Benehmen.

Die Verwirrung des erſchreckten Volkes überſtieg alle Begriffe. Die Maſſen wälzten ſich in wilder Flucht den Thoren zu, als ſäßen ihnen die Lanzen der Huſaren ſchon im Rücken. Die Verkäufer ließen ihre Waaren im Stich, um auf ihren Karren das koſtbarſte ihrer Beſitzthümer, ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Niemand dachte daran, die preisgegebenen Vorräthe zu plündern, doch wurde viel verwüſtet, denn der Andrang der Fliehenden warf Buden, Zelte und Gerüſte über den Haufen. Rückſichtslos trieb der Kutſcher ſein Geſpann, ſpornte der Reiter ſein Roß zum raſcheſten Lauf, unbekümmert wen er etwa räderte oder zertrat. Unter den Thoren gab es vollends ein Gedränge zum Erſticken, und in der Stadt waren im Mund der Leute die zehntauſend Kurutzen, von denen es geheißen, ſie ſeien im Anzug, ſchon zu hunderttauſend geworden, die bereits die Fackeln ſchwangen, um alle Vorſtädte in Brand zu ſtecken, und dann eine förmliche Belagerung zu beginnen, gräulich und furchtbar, wie die Stadt ſie vor einundzwanzig Jahren hatte aushalten müſſen.

Mit einem Zug von Caroſſen war Floribert durch das Stubenthor geſchoben worden, und dicht hinter ihm ſchnappte die Zugbrücke auf, obſchon beiweitem noch nicht alle hereingekommen, die hinter Wall und Graben Schutz ſuchen wollten. Er beeilte ſich, einen Standpunkt zur Ueberſicht zu gewinnen, den er auch ganz in der Nähe auf dem Bollwerk bei den

Dominikanern, auf der Hollerſtauden-Baſtei *) fand. Die ausgeſchloſſenen Nachzügler erhoben draußen einen Höllenlärm von Jammer, Wehklagen, Drohruf und Mordgeſchrei. Die Thorwache antwortete nicht eben glimpflich, und als die draußen mit Steinen zu werfen begannen, wurden von innen ein paar blinde Schüſſe abgefeuert, worauf die lärmende Menge auseinander ſtob, theils um ſich hinter die Paliſſaden zu verkriechen, theils um an andern Pforten ihr Heil zu verſuchen oder ſich in die Vorſtädte zu zerſtreuen. Sie hatten wohlgethan, ſich zu entfernen. Schon ſprengten einzelne Rothmäntel über die Esplanade, und bald brauſte ein Schwarm heran, der mit ſchallendem Hohngelächter am Stubenthor vorüberjagend ſeine Piſtolen abfeuerte, und dann wieder abzog, ohne einen ernſtlichen Angriff zu wagen.

Dem Anblick der zottelbärtigen Reiter auf den flinken Roſſen gegenüber; — bei dem Ruf: „Caroly, Caroly! So bezahlt Caroly Sperrgeld!“ **) — beim Knallen der unzähligen Piſtolenſchüſſe, ſah Floribert voll Verwunderung ein Schauſpiel auf der Baſtei ſich entwickeln, worinnen Muth und Feigheit nebeneinander ihre Rollen ſpielten. Die Geſchütze der Bürgermiliz raſſelten wohlbeſpannt, von ihrer Mannſchaft in trefflicher Haltung begleitet, herbei; die Leute waren raſch mit Laden und Richten bei der Hand, und Caroly hatte juſt Zeit gehabt, wieder zu verſchwinden, bevor der Conſtabler ſeine Lunte anzündete. Nicht minder entſchloſſen, als die Bedienung der Geſchütze, eilten die übrigen Bürger ohne Zeitverluſt zu ihren Poſten an Thoren und auf Bollwerken, wo ſie einen ſtürmenden Feind derb genug empfangen haben würden. Zur ſelben Zeit hielten die Soldaten der ſogenannten Garniſon ſich fein ſtill in ihren Baracken und Caſematten; ſie ſchienen gar nicht daran zu denken, daß ſie Handgeld genommen und zur Fahne geſchworen, um im Fall der Noth die Baſteien zu vertheidigen, wo ſie in ruhigen Tagen als Garköche, Schuhflicker und dergleichen ihr Weſen treiben durften.

Kein Feind ließ ſich mehr blicken, die Thore blieben unberannt, die Vorſtädte unangezündet, und ſogar, wie ſich ſpäter ergab, ungeplündert. Caroly hatte den prahleriſchen Ritt zum Stubenthor der reichen Beute vorgezogen, die er auf dem Markt und in den Vorſtädten hätte machen können, ſomit eigentlich nichts gethan, als die gute Stadt Wien in argen und nachhaltigen Schrecken verſetzt, und war ungemein zufrieden mit ſich ſelbſt von dannen geflogen wie er gekommen. Davon wußten aber die Vertheidiger auf den Wällen noch nichts, die kampfbegierig nach dem Feind ausſpähten, und mit bangender Seele in jedem Rauchwölkchen den Beginn des erwarteten Mordbrandes zu entdecken wähnten.

---

*) Wird jetzt nur noch Dominikanerbaſtei geheißen.

**) Beziehung auf den Dukaten, welchen Caroly einſt am Stubenthor erlegen mußte.

Verwirrung, Furcht und Erbitterung fuhren fort, in der Stadt zu herrſchen. Beim Schall der Lärmtrommel, beim Schmettern der Trompeten polterten unaufhörlich Kanonen und Munitionswägen den Baſteien zu. Nach dem rothen Thurm drängten ſich die Kutſchen und mit allerlei Hausrath beladene Karren der Furchtſamen, die vor Sturm, Brand und Belagerung fliehen wollten. Weibergekreiſch und der noch lautere Jammer weibiſcher Männer erfüllten die Lüfte. An allen Ecken gab es Balgereien ungariſcher Diener und deutſcher Lakeien, zwiſchen Studenten und Handwerksburſchen. Die vorherrſchende Erbitterung des Pöbels gegen alles, was nur im entfernteſten ungariſch ausſah, war durch den Ueberfall bis zum höchſten Grad geſtiegen, und die gereizte Stimmung des Volkes erſtreckte ſich höchſt ungerecht nicht nur ferner auf die *männlichen* Unterthanen des Königs Ludwig **XIV.**, ſondern auch auf die Franzöſinnen, ſo daß Geſellſchaftsdamen, Erzieherinnen, Kammerzofen, Näherinnen und Stickerinnen ſich verbergen, zum Theil ſogar vor der Wuth ihrer Hausgenoſſen flüchten mußten. — So tobte auch im Paternoſtergäßchen ein toller Haufe vor dem Spitzengewölbe, das im Munde des Volkes ſeit dreißig Jahren *zur ſchönen Franzöſin* hieß. Die Schönheit war längſt vergangen, die Franzöſin allein übrig geblieben, und Margot, die Spitzenhändlerin, hatte vielleicht nie lebhafter gewünſcht, den Fall umgekehrt zu ſehen, als an dieſem Tag, wo draußen der Pöbel ſie verhöhnte, und drinnen neben ihr drei weibliche Weſen zitterten und bebten, die Schutz ſuchend gekommen waren. Den dreien war es ſchon übel ergangen. Blanche, Hortenſe und Aglae hatten auf dem Markt den Wagen der Fürſtin verlaſſen, um ein paar Einkäufe zu beſorgen, waren durch den plötzlich ausgebrochenen Tumult von den Ihrigen abgeſchnitten worden, und, mit

Mühe ſich beieinander haltend, unter Lebensgefahr in die Stadt gelangt, zu ſpät jedoch, um noch ihre Wohnung zu erreichen. Sie hatten das Ballgäßchen voll von Lärm und Aufruhr, das Haus gegen den Anlauf des erbitterten Volkes verſchloſſen gefunden, und ihre Zuflucht zu Margot genommen. Die Gouvernante hatte zwar gerathen, ſich zum Marquis von Marnay zu begeben, und die Zofe ihr beigeſtimmt; Blanche's Starrſinn aber den guten Rath verworfen.

Unter den vier Franzöſinnen im Gewölbe zeigte das Fräulein von Genelbac noch die meiſte Faſſung, und ſuchte die Zagenden durch Zuſpruch zu beſchwichtigen, als von der innern Thüre her die Hausfrau in den Laden trat, und ohne Einleitung mit gellender Stimme anhob:

„Da muß ich ſchon bitten, Jungfer Margot, daß Sie ſich davonmacht. Soll ich mir Ihrethalben das Haus in Trümmer ſchlagen, und am Ende gar anzünden laſſen? Hör' mir eins, wie ſie brüllen."

„So ſei die Frau doch geſcheit," verſetzte Margot; „wo ſoll ich denn hingehen, ich und dieſe armen Mädchen, die von mir Schutz erwarten?"

„Die da? Und was noch? Die werden halt auch ſo hergelaufene Franzöſinnen ſein!" keifte das böſe Weib weiter; „wenn die Franzoſen nicht wären, ſo ginge der Meinige ganz flott mit mir ſpazieren, ſtatt daß er jetzt mit Spieß und Säbel am heiligen Oſtertag auf der Baſtei ſtehen muß, und mir etwa gar todtgeſchoſſen heimkommt. Fort, fort mit dem franzöſiſchen Lumpengeſindel!"

Margot wollte wieder das Wort nehmen. Das Fräulein litt es nicht. — „Ich wage alles," ſagte Blanche entrüſtet; „ehe ich eine ſolche Behandlung hinnehme."

Ohne einer Einwendung Muße zu gönnen, ſtieß ſie den Riegel zurück, öffnete die Straßenthür, und in das Getümmel hinaustretend, bat ſie in gutem Wienerdeutſch um ein bischen Platz. In der erſten Ueberraſchung machten die Tumultuanten Raum, ſo daß die vier Frauen ungehindert auf den Kohlmarkt hinaustreten konnten. Das Paulerthor zu ihrer Rechten war wie mit Leuten zugemauert; zu ihrer Linken hatten ein paar Fuhrwerke ſich in einander verfahren. Hortenſe hatte ſomit leichtes Spiel, das Fräulein zum Eintritt in die Naglergaſſe zu beſtimmen, während die Menge ſich in das geöffnete Gewölbe drängte. Doch dauerte die Friſt nicht lange. Margots Entfernung war kaum bemerkt worden, als auch die Verfolgung begann, die ſich jedoch auf Spottreden und Drohungen beſchränken mußte, weil die Bedrängten eine unerwartete Schutzwache fanden: den Heidukken Moger, der, auf dem Weg zum Lamm angefallen, den Säbel gezückt hatte und jeden Angreifer in beſcheidener Entfernung hielt.

»Kommt nur mit in's Lampel,« ſagte der Rieſe zu den geängſtigten Frauen, und Blanche konnte diesmal um ſo weniger widerſprechen, als von der andern Seite der Straße her ein dichter Trupp von Heidukken und Huſzaren, im Gefecht mit Lakaien begriffen, ſich auf das Haus zudrängte.

„Daher, Kameraden, daher!« rief Moger mit aller Kraft ſeiner gewaltigen Stimme den Landsleuten zu: „es iſt Ungar gut aufgehoben bei Ridray Rittmeiſter." — So nannte ſich ſein Herr, der daſſelbe Haus wie Marnay bewohnte, und deſſen Stuben mit Ungarn und Ungarinnen angefüllt waren, wie die Zimmer des Marquis von franzöſiſchen Landsmänninnen. Hortenſe war nämlich an dieſem Tag nicht die einzige Franzöſin geweſen, welcher der Einfall gekommen war, den Schutz des Cavaliers zu verlangen, von dem man wußte, daß er, mit dem Vertrauen des Prinzen Eugen beehrt, trotz ſeiner franzöſiſchen Abkunft, bei'm Kaiſer wie bei'm römiſchen König auf's beſte angeſchrieben ſtand. Als ſie mit ihren Begleiterinnen Marnay's Zimmer betrat, fanden ſie Xaintonge umringt von einer jüngern und ältern Schaar zeternder, ſchnatternder, lachender und weinender Töchter aus dem Lande jenſeits des Rheines, die alle auf einmal nach ſeinem Gebieter fragten, von welchem das Getümmel ihn ſchon vor dem Thor getrennt hatte.

Der Marquis war bei ſeiner Heimkunft kaum verwundert, das Gaſthaus von einer tobenden Menge umgeben zu ſehen. Unordnung und Tumult ſtanden ja auf der Tagesordnung, und er machte ſich Bahn ſo gut es gehen wollte. Doch war er erſtaunt, das Thor verſchloſſen zu finden, ſo daß er ſchier keinen Einlaß erlangen konnte; noch mehr, als er Treppe und Flur voll von Flüchtlingen ſah; am meiſten und angenehmſten jedoch, ſo unerwartet in ſeiner eigenen Wohnung als ſeine Schutzbefohlene diejenige anzutreffen, die ſein Auge vergeblich voll Sehnſucht draußen im Getümmel der Welt geſucht hatte.

XI.

Eine ſchöne Nacht.

Der franzöſiſche Cavalier fand ſich in eine Lage verſetzt, die ganz geeignet war, diejenigen Gedanken und Empfindungen für den Augenblick zurückzudrängen, von welchen ſeine Seele hauptſächlich befangen ſein mußte. An ſeiner Ehre ſchwer gekränkt, mit dem Drang in der Bruſt, ſich zu rechtfertigen, um dann ritterliche Genugthuung zu erhalten, ſah er ſich plötzlich eingeſchloſſen von einer entfeſſelten, haßerfüllten Rotte, und die Belagerung konnte ſich wohl in die Länge ziehen, vielleicht ſogar in einen förmlichen Sturm ausarten. Der Zuſammenlauf galt ja nicht ihm allein, ſondern auch den Ungarn, und niemand war zur Hand, das wilde Völkchen von Studenten und Lakaien abzutreiben, denn Soldaten und Bürger ſtanden auf den Wällen, des Feindes gewärtig. Doch grade die Bedrängniß beſchwichtigte in etwas Marnay's nagende Ungeduld, wie der Anblick der verzagten Frauenſchaar ſeine trübſelige Stimmung mildern mußte. Die Gegenwart aber des ſchönen Kindes machte in Floribert den Wunſch rege Bedrängniß und Gefahr recht andauern zu ſehen, um ſo lang als möglich in Blanche's Nähe zu weilen.

Die Jungfrau hatte bebend und ſchier willenlos das Haus betreten, erſchöpft durch die vorhergegangenen Anſtrengungen, Muth zu zeigen und zu gewinnen. Bei Marnay's Erſcheinen fand ſie ihre Zuverſicht wieder und ihre ſichere Haltung. Ihre Wangen rötheten ſich, ihre Augen blickten auf's Neue frei und ſtolz, und ihr wurde plötzlich zu Sinn, als könne ſie an dieſes Mannes Seite getroſt einer ganzen Welt die Stirne bieten. Sie gedachte dabei der lebhaften Theilnahme, die er ihr bewieſen, und hatte nichts vergeſſen, als daß ſein dreiſter Beſuch ihr Gefühl verletzt, und ihr mehr denn eine ruhloſe Stunde verurſacht hatte.

Die Erſcheinung des Marquis verfehlte auch auf die andern Franzöſinnen ihre Wirkung nicht. Der Anblick des ſtattlichen

Cavaliers reichte ſchon hin, die Furcht vor dem tobenden Schwarm auf der Straße zu lindern. Als nun Floribert ſo leutſelig alle begrüßte, und das Fräulein mit höflich geſetzten Worten anredete, um ſie ſammt ihrer ganzen Umgebung willkommen zu heißen, da ging allen das Herz auf. Blanche antwortete für ſie alle in nicht minder höflicher Rede, und Marnay ſah mit innerlicher Zufriedenheit, wie es nicht allein ihre vornehme Herkunft war, der zulieb die ganze Schaar ohne Verabredung und dennoch in vollkommenſter Uebereinſtimmung ſich als Hofſtaat um ſie reihte, wie um eine jugendliche Königin.

Indeſſen nahm draußen der Sturm immer noch zu. Da ſchrie einer: „Heraus mit den Kurutzen, daß wir ſie an die Baſteien henken als Scheuchen für Vögel ihrer Art!“

„Heraus, heraus, wir henken ſie!“ heulte der Chor.

Ein anderer brüllte: „Heraus mit den verruchten Franzoſen-Hexen. Wir laſſen ſie auf ſechs Klaftern Holz gegen Himmel fahren!“

Und der Chor: „Auf die Gänsweide *) mit ihnen! Sechs Klafter Holz zur Himmelfahrt!“

Ein dritter ließ ſich vernehmen: „Heraus mit dem Perrückenſtock! ſteckt ihn zu ſeinem Spezi, zum Spion!“

„Und er ſoll mir meine Eier zahlen,“ fügte ein junger Burſch hinzu; „die Oſtereier von meiner Kathi, die ich auf ihm zerworfen habe.“

„Schad' um die Eier,“ hieß es nun; „um Steine iſt kein Schade, und ſie geben mehr aus. Steine her!“

Dem Wort folgte die That. Im erſten Stock klirrte Scheibe um Scheibe, in Zwiſchenräumen, bald bei Marnay, bald bei dem ungariſchen Rittmeiſter. Jedem Steinwurf folgte lautes Angſtgeſchrei von weiblichen Stimmen, ungeſtümes Fluchen der Ungarn, Schelten von Seiten des Wirthes, der vor der Hand keinen Troſt fand, als im Vorſatz, ſich für die ausgeſtandene Bedrängniß und den erlittenen Schaden reichlich bezahlt zu machen, und die zerbrochenen Fenſterſcheiben mit doppelter Kreide den beiden Cavalieren aufzurechnen.

---

*) Gänsweide: die Haide bei Erdberg, wo die Hexen verbrannt wurden.

„Zu Nacht wird's ſchon 'ne Ruh geben," ſagte Schoſſelhuber zur Kellnerin, die in ihrer Herzensangſt den Roſenkranz betete; „und Dein Brüderl wird doch auch 'mal zum Vorſchein kommen, um mit den andern Studenten ein biſſel lateiniſch zu reden. Geh', mein Kind, und bring' den Leuten einen Wein hinauf und ein Brod. Die Herren können's ſchon zahlen, und es muß im Lampel doch etwas verzehrt werden. Wär' mir ſonſt ein ſaubres Oſterfeſt, und eine ſaubre Andacht."

Der Wirth hatte ſich jedoch arg verrechnet. Zwar nahm der Lärm in der Nacht ab, und die Steinwürfe wurden ſeltener, aber der Ignaz blieb aus, und die Belagerung wollte nicht enden. Wenn vielleicht auch ein Trupp abzog, ſo nahm alsbald ein anderer den freigewordenen Platz ein, und bezeichnete ſeine Ankunft durch erneutes Schelten und Schimpfen, das die Heiduken regelmäßig beantworteten, indem ſie mit einem Ausfall drohten; der übrigens nicht zu bewerkſtelligen war, weil Schoſſelhuber Thor und Thür verſchloſſen hatte, und durchaus nicht geneigt ſchien, die Schlüſſel herauszugeben. Denn auch gegen ihn ſelber kehrte ſich die Wuth, und vor den Drohungen der erbitterten Rotte wandelte ihn Entſetzen an, obſchon Reſi behauptete: die Herren draußen meinten es nicht halb ſo ſchlimm, als ſie ſich anſtellten.

Oben hatte Xaintonge den berannten Platz nach Kräften befeſtigt. Die ausgehobene Kammerthür, das Holzwerk der Bettſtellen mußten die Steine abhalten, die hie und da noch gegen die Fenſter flogen, woran keine Scheibe mehr zu zertrümmern war. Für den Fall eines Einbruchs des Volks lagen Piſtolen, Karabiner und Jagdflinten geladen zur Hand. In derſelben Vorausſicht hatte der Marquis ſeine Uniform angezogen, wohl berechnend, daß zuletzt des Kaiſers Rock einen beſſern Schild und Schirm für die bedrohten Frauen abgeben würde, als jede Waffe. Allerlei Bettwerk, Koffer, ja viele Bündel von Heu und Stroh dienten zu Sitz und Lager; und wenn die Verſammlung bei dem Nachbar Ridray kriegeriſcher ausſah, war doch das Bivouac von Weibern und Flitterſtaat bei Marnay noch viel abenteuerlicher anzuſchauen.

Für Blanche war, wie ſich von ſelbſt verſteht, der bequemſte Platz vorbehalten. Sie verſchmähte jedoch Ruh und Raſt. Nicht etwa aus Furcht; das zornige Volk draußen erregte ihr keine Sorge mehr, und nur mit Verachtung vernahm ſie das tobende Drohen, wovor ihre Gefährtinnen ſich fort und fort entſetzten. Mit Wohlgefallen dagegen lauſchte ſie den beredten Worten Floriberts, der ſich bemühte, die bangen Stunden durch lebhaftes Geſpräch zu verkürzen. Was ihm je länger um ſo beſſer gelang, da der ſichtliche Erfolg ſeinen Eifer ſpornte.

Der Morgen war längſt ſchon herangebrochen und dämmerte durch die Ritzen der verbauten Fenſter. Ringsum ſchlummerte die weibliche Beſatzung des Gemaches, auch Hortenſe und Aglae nicht ausgenommen, welche beide bis ſpät nach Mitternacht wachend ausgehalten, auf des Fräulein's ausdrückliche Bitte. Endlich hatte die Müdigkeit ſie überwältigt, ohne daß Blanche weiter darauf geachtet, bezaubert von Floriberts Unterhaltung, die von Schritt zu Schritt, von Wort zu Wort an Gehalt und Kraft gewann.

Da ſprach Floribert zu ſich ſelbſt:

„Die günſtige Stunde ſchlug und darf nicht verſäumt werden.“

Und zu Blanche gewendet hob er mit einer gewiſſen Feierlichkeit an:

„Mein Leben liegt vor Euch da mit allen ſeinen Ereigniſſen, Gedanken und Empfindungen wie ein aufgeſchlagenes Buch. Vielleicht habt Ihr darinnen nicht mit Widerwillen geblättert. Mindeſtens ſchien mir, als ob alle die bunten Begegniſſe des Feldlagers und des Hoflebens Euch der Aufmerkſamkeit nicht ganz unwerth däuchten …“

Blanche hätte kein Mädchen ſein müſſen, um nicht aus dem veränderten Ton allein ſchon zu errathen, daß Floribert im Begriff ſtehe, dem bisher leichten Gang der anziehenden Unterhaltung eine entſcheidende Wendung zu geben.

„Laßt uns weiter leſen in dem Buche,“ ſagte ſie; „die Chronik iſt ja bei weitem noch nicht erſchöpft, und ich fürchte ſehr, daß die vergönnte Friſt nicht ausreichen werde für den noch übrigen und ſo mannichfaltigen Inhalt.“

„Ihr fürchtet das, Fräulein? Dann müßt Ihr ja auch wünſchen, die gegebene Friſt verlängert zu ſehen? Wie nun, wenn das Buch meines ganzen Lebens ſich Euch zu Füßen legte als Euer Eigenthum? — Der weißen Blättchen ſind mehr darinnen, als der beſchriebenen. Welch ein beneidenswerthes Loos, wenn

Eure ſchöne Hand ausſchließlich eine lange und herrliche Zukunft Tag für Tag darinnen aufzeichnete? Ihr ſenkt die Blicke, ſchönes Fräulein, Ihr verſtummt? Doch was ſolltet Ihr auch entgegnen? Die verblümte Rede darf keiner Antwort ſich verſehen; wohl aber keine freie, ehrliche Frage. Wohlan denn: die Frage ſei gewagt, Tod oder Leben in Eure Hand gelegt.“

„Seid großmüthig, fragt nicht;“ flehte Blanche mit leiſer, erbebender Stimme.

„Seid barmherzig;“ verſetzte er: „die Ungewißheit iſt der Tod. Vergönnt mir …“

Das Fräulein unterbrach ihn: „Es wäre Schade, den reinen Inhalt des Buches durch einen Makel zu entweihen. Ihr habt noch eben ſelbſt geäußert, wie Eure Milde gegen meines Vaters Diener Euch mit Verdacht belaſtet. Welcher Nachtheil müßte Eurer Ehre erſt erwachſen, wenn Ihr den ſo unglücklich begonnenen Verkehr mit dem feindlichen Lager fortſetzen wolltet?“

„Wer zwingt Euch, jenes Lager je wieder zu betreten?“ fragte Floribert dringend.

Kaum vernehmbar gab ſie den Beſcheid: „Dieſelbe Ehrenpflicht, die Euch zwingt, es zu meiden. Sollte jedoch das Schickſal mich aus jener gefährlichen Lage befreien, ſo …“

„Fahrt fort, Fräulein, um Gott, fahrt fort!“

„So wüßte ich nicht, vom Vater getrennt, einen beſſern Beſchützer als Euch, Marquis, dem ich mein Heil, meine Ehre, mein ganzes Leben anvertrauen möchte!“

„Himmliſches Geſchöpf; Wie glücklich macht Ihr mich!“

„Ach, guter Gott, was hab' ich geſagt!“ ſeufzte Blanche, ihr Angeſicht verhüllend.

Eine ſchmetternde Fanfare ſchreckte die Schläferinnen auf. Die meiſten fuhren ſchreiend empor, und wollten eine geraume Weile nicht begreifen, daß die Trompeten ihnen Erlöſung und Freiheit verkündeten; — für zwei Herzen zu früh.

Eine Abtheilung Württemberg-Dragoner räumte die Gaſſe, und zwar ohne das geringſte Blutvergießen, faſt ohne Gewaltthätigkeit, ein paar flache Hiebe abgerechnet, die mehr Scherz als Ernſt ſchienen, und in der That auch Gelächter erregten. Meiſter Schoſſelhuber öffnete Thür und Thor. Der Cornet ließ denen im Haus ſagen, ſie könnten in vollkommener Sicherheit durch die Straßen geben; an allen Ecken ſeien hinreichende Wachen von Reitern und Fußvolk aufgeſtellt.

Die Ungarn verlieſen ſich. Dankend nahmen die Franzöſinnen Abſchied von ihrem Beſchützer. Nur gar zu bald kam auch, von Xaintonge herbeigeholt, die Carroſſe der Fürſtin Ragoczy, um das Fräulein von Genelbac nach Hauſe zu bringen.

„Nach Hauſe?“ fragte ſie ſchmerzlich bewegt. Ihre Feſtigkeit verließ ſie ganz und gar. Ohne ihre Thränen zurückzuhalten oder verbergen zu wollen, reichte ſie Floribert die Hand und ſprach dazu:

„Unſere Heimath iſt nicht in dieſem Lande, Marquis. Werden wir uns einſt in der Heimath wiederfinden? Gott gebe es. Dieſe Hoffnung allein hält mich aufrecht.“

Schluchzend und wie außer ſich, warf ſie ſich in Hortenſe's Arme und ließ ſich willenlos von dannen führen, unbekümmert, daß ſie das ſüße Geheimniß jungfräulicher Zuneigung preisgegeben.

Ueber Floribert war wie eine Verzückung gekommen. Längſt ſchon war der Wagen von dannen gerollt, bevor er ſich bewußt geworden, daß der Augenblick der höchſten Wonne zugleich auch der Augenblick ſchmerzlicher Trennung, vielleicht für immerdar geweſen. Und erſt der Lebenskummer nach der Verzückung weckte in ihm die Erinnerung an die wichtige Obliegenheit, ſeine bedrohte Ehre zu retten.

XII.

Des Königs Gnade und Spruch.

Der römiſche König *) war zur Zeit der eigentliche Commandant von Wien, ſein Vorſaal das Hauptquartier, aus welchem die gewöhnliche Etikette für einige Zeit verbannt war. Es wimmelte hier von Generalen, Obriſten, Adjutanten, und ungemeldet trat auch der junge Offizier von Prinz-Eugen-Dragonern ein, der zum Erſtaunen aller Anweſenden ſeinen Degen in der Scheide dem dienſtthuenden Kämmerer übergab, und ihm auftrug, den

---

*) Joſeph I., Sohn des Kaiſers Leopold.

Volontär Marnay als Gefangenen bei Seiner Majeſtät zum Verhör zu melden.

„Welche Keckheit!“ flüſterten die Offiziere untereinander; „dazu gehört eine Stirn von Leder. Aber er wird ſchön anlaufen. Eben iſt der Graf Draskovits bei Seiner Majeſtät, und gibt Bericht über das Verhör des franzöſiſchen Spitzbuben. Da werden ſaubre Geſchichten an den Tag kommen. Infam caſſirt muß er wenigſtens werden, der gewiſſe Marnay. Mit dem loſen Vogel hat der Prinz Eugen 'mal wieder eine Ehre aufgehoben! Geſchieht ihm ſchon recht.“

Der König ließ den Marquis nicht zu ſich in ſein Kabinet beſcheiden, ſondern kam ſelber heraus. Er trug Uniform und Abzeichen eines Generals, um zu zeigen, daß er für den Augenblick nur Soldat. Weshalb auch die Anweſenden ihn nicht mit der Kniebeugung, der ſogenannten ſpaniſchen Reverenz, empfingen, womit vorſchriftsmäßig die Glieder der kaiſerlichen Familie, und zwar ausſchließlich zu begrüßen waren. Der junge König hielt den Degen des Marquis in der Hand, und ſagte noch unter der Thür in offenbarer Aufregung zu dem ihm folgenden Schwarzrock:

„Der Herr Graf laſſe ſich's angelegen ſein, vor allem dieſen letzten Auftrag zu beſorgen. Das Fräulein Genolhac iſt von der Fürſtin zu trennen; Ihro Majeſtät die Königin wird in dieſem Augenblick ſchon von Unſerm Wunſche unterrichtet ſein. Unſerm Herrn Vater werden wir ſelbſt Bericht über die Sache erſtatten, und hoffen Höchſtdeſſen Billigung zu erhalten, daß wir ohne Verzug den Mißſtand abgeſchafft haben. Unmöglich können wir dulden, daß in unſers kaiſerlichen Herrn Vaters Haupt- und Reſidenzſtadt eine fremde Botmäßigkeit ſchalte und walte. Der Kaiſer darf allein die Rechte der Oberherrlichkeit hier ausüben. Geh' der Herr Graf mit Gott.“

Der Graf entfernte ſich. „Aha,“ flüſterte es wieder in den Reihen: „Seine Majeſtät ſind im Zorn? Was hat's geſetzt?“

Der König wendete ſich zu Marnay.

„Wir ſind von allem unterrichtet. Der Bonnet hat auf der Folter umſtändlich bekannt.“

Die Flüſterer lächelten ſchadenfroh, während Marnay mit großer Ruhe abwartete, was der König ferner ſagen würde, der alſo fortfuhr:

„Der Herr Marquis iſt vollkommen und zu Unſerer größten Befriedigung gerechtfertigt. Da hat Er Seinen Degen wieder. Und damit allen Leuten Seine Rechtfertigung in die Augen fällt, ſo wird Er Uns jetzt auf Unſerm Ritt um die Stadt begleiten.“

Plötzlich umgeſtimmt drängten ſich die Anweſenden glückwünſchend um Floribert, am eifrigſten die, welche ihn vor wenigen Augenblicken noch gar zu gern dem Profoß überliefert hätten.

Mit zahlreichem Gefolge von Offizieren und berittenen Bürgern ritt König Joſeph durch das Burgthor auf die Esplanade hinaus. Keine Seele ließ ſich draußen blicken, weder Feind noch Freund. Die Kurutzen hatten in der That nur einen Scherz gemacht. Der Jahrmarkt mit den verlaſſenen, meiſtens zertrümmerten Buden und Zelten war geblieben, wie ihn die Menge in ungeſtümer Flucht verlaſſen. Die Bewohner der Vorſtädte lagen verrammelt in ihren Häuſern. Die Wiener aus der Stadt ſtrömten den Baſteien zu, um den König vorüberziehen zu ſehen, und prieſen den ritterlichen Muth ihres zukünftigen Kaiſers. Als dieſer ſich jedoch über den Wienfluß zur Landſtraße wagte, ſchlug ihnen das Herz, und ſie nannten ihn tollkühn, weil er eben das Leben, deſſen Erhaltung ihnen ſo wichtig war, der Gefahr ausſetzte. Um ſo lauter erſchallte der Jubel, als Joſeph wohlbehalten zurückkehrte, und ſich die Nachricht verbreitete, daß der Feind ſich gänzlich entfernt habe, ohne die Vorſtadt zu beſchädigen. Ein paar Leute waren freilich erſchoſſen worden; doch hatten dieſe ihren Tod der eigenen Unvorſichtigkeit zuzuſchreiben, denn im Innern der Häuſer war niemanden etwas geſchehen.

Ehe der König mit ſeinem Gefolge wieder den Burghof erreichte, ſtrömte ſchon das Volk aus allen Thoren zur Esplanade hinaus und neue Zuverſicht verbannte den kaum überſtandenen Schrecken.

Vor der Brücke des Schweizerhofes hielten die Reiter, um ſich vom König zu beurlauben. Eine ſechsſpännige Hofkarroſſe rollte vorüber. Drinnen ſaß zu Marnay's höchſter Ueberraſchung neben einer ältlichen Hofdame ſeiner Bekanntſchaft das Fräulein von Genolbac, das mit holdſeligem Erröthen und freundlichem Blick ſeinen ehrerbietigen Gruß erwiederte.

„So hat denn Honoré nichts verhehlt,“ ſprach er zu ſich ſelbſt; „und das liebliche Kind iſt der unwürdigen Gefangenſchaft entriſſen.“

Als er gleich darauf nachdenklich gegen die Stadt zu ritt, um irgend einen Bekannten aufzuſuchen, den er mit ſeiner Ausforderung an Copece, Mendoza und Seckendorf ſenden konnte, holte ihn ein Edelknabe des Königs ein, um ihm zu ſagen: das Fräulein von Genolbac ſei bei den Damen Ihrer Majeſtät der Königin einſtweilen untergebracht, und Seine Majeſtät, der König werde nicht ermangeln, ſich bei der erhabenen Beſchützerin des Fräuleins zu verwenden, damit eine paſſende Parthie zu Stande komme, um das Fräulein von der verderblichen Autorität ihres Vaters frei zu machen, und einem tapfern gutkaiſerlichen Gemahl anzuvertrauen. Der Marquis ſei daher angewieſen, darauf zu achten, indem auf ihn, nach Blanche's Wunſch, allerhöchſt Rückſicht genommen werden ſolle. — Auf ſolche Allerhöchſte Vermittlung hin wurden zu jener Zeit gar manche Ehen geſchloſſen. Floribert, berechtigt daher, ſich als den erklärten Freier Blanche's zu betrachten, durchlebte in freudigem Taumel die nächſten Stunden und Tage. Der ſchnell gewonnenen Zuneigung ſeiner Erkorenen gewiß, und voll Freude, ſie dem „feindlichen Lager“ entrückt zu ſehen, blickte er mit leichtem Sinn auf die Schwierigkeiten, die allenfalls noch einen Verzug herbeiführen konnten. Wie im Traum focht er den Ehrenhandel mit den drei Offizieren aus, und wie im Traum ſah er vor dem Kärnthnerthor den armen Teufel Honoré am Galgen. Er dachte nicht einmal daran, daß der Ragoczy'ſche Spion der unfreiwillige Vermittler ſeines Liebesglückes geweſen. — Ob dieſes Glück zum Ziel gekommen, und was auf den noch weißen Blättern des Floribert'ſchen Lebensbuchs ferner verzeichnet worden, wird einſt noch zur Sprache gebracht werden.

Der Schutzgeiſt.

Eine Erzählung aus Baden-Baden.

I.

Sobald ein alter Junggeſelle nicht geizig iſt, dafür aber viel Geld hat, kann er ſich ſeine Wohnung ſo behaglich einrichten, daß ihn ein jeder verheiratheter Mann darum beneiden möchte. Alte Junggeſellen verſtehen ſich auf Bequemlichkeit aller Art, und wer innerhalb der vier Pfähle des ungeſtörteſten Nichtsthuns ſüßeſte Freuden genießen will, gehe zu ihnen und lerne von ihnen.

Es iſt in Straßburg ein Staden — zu deutſch Quai — auf welchem ein großes Haus ſteht, das in verſchienenen Jahren zum „Geiſt“ geſchildet, und aller vornehmen Reiſenden Einkehr geweſen. Die Zeiten haben ſich längſt geändert; die vornehmen Reiſenden haben den entlegenen melancholiſchen Geiſt- oder St. Thomasſtaden mit der Meiſengaſſe vertauſcht; die Geiſtherberge hat ihre Gäſte an Diemer's „Stadt Paris“ abgetreten, und ſogar aller Herbergsgerechtigkeit entſagt; und in der Nähe dieſes quiescirenden Gaſthauſes wohnt in einer ſtillen, aber üppig und trefflich eingerichteten Wohnung der Hageſtolz und Rentier Herr Louis Vögele, und freut ſich in ſeinem vorgerückten Alter der Sonntagsſtille, die jenes Quartier auch in den ſechs Werkeltagen der Woche nicht verläßt. —

Vor Zeiten — da Louis Vögele jung geweſen — hatte ihm der Lärm, welcher dazumal um den „Geiſt“ und die Douane herrſchte, ausnehmend gefallen. Er hatte noch geſehen, wie vor der Zollhalle Fuhrleute und Spanner (Packknechte) um baare und blanke Fünffrankenſtücke au bouchon geſpielt, wie gar nicht ſelten des Bonaparte Soldaten lange Wagenzüge mit Contributionsgeldfäßchen ſchwer beladen, nach der Münze transportirt, wie perſiſche Geſandtſchaften mit ſchwarzen Bärten und rothen Fingernägeln in hellen Haufen den „Geiſt" eingenommen hatten.... Straßburgs goldene Zeit! — Aber Louis Vögele iſt alt geworden, und die Zollhalle zur Sahara, und das iſt ihm lieb. Da ſitzt er oft in ſeinem bequemen Voltaire im Erker ſeines Salons, und ſieht hinüber nach dem melancholiſchen Thürmchen von St. Klaus, oder horcht den Glocken von St. Thomas zu, oder zählt die Seminariſten, die entweder einzeln oder in dünnen Truppen dem [illegible]ſtift zuwandern, und denkt bei ſich ſelber: Wie ſüß iſt doch die Ruhe und ein mitternächtlich Schweigen am hellen Mittag! Dieſe ſtille Muße iſt des Himmels Geſchenk!

Herr Louis Vögele iſt ein Mann zwiſchen fünfzig und ſechzig Jahren, von mittler Größe, eher mager als fett, ein bischen ſchlotternd in ſeinem braunen Ueberrock. Aus ſeiner ſchwarzen mit einem Brillant verzierten Halsbinde ſteigt ſein etwas aufgedunſenes weißes Geſicht imponirend empor; ſeine Augenbrauen ſind dunkel, ſo auch ſeine etwas wäſſerigen Augen. Sein Bart wäre weiß, wenn davon nur eine Spur zu ſehen wäre; mit tiefbraunem Haupthaar hat ihn dagegen der Coiffeur verſehen. Vögele iſt aus der Zeit, da franzöſiſche Mannsbilder noch kleine Ohrringe trugen; er hat die ſeinigen nicht abgelegt. Er führt ſeine Uhr nicht in der Weſtentaſche, aber dafür fehlt nicht daran der dicke Bauſch von Schlüſſeln und Petſchaften, die einſt eine feinbürgerliche Sackuhr zieren mußten. Das moderne Lorgnon verſchmäht Herr Louis Vögele, denn ſeine Augen ſind weitſichtig geworden; dagegen verläßt ihn nicht das Saffian-Futteral mit der in Silber gefaßten Brille, die ihm Beiſtand leiſtet, wenn er ſich mit dem „Niederrheiniſchen Courier" oder mit den Straßburger „petites affiches" abgibt. Sein Hut iſt von Anno fünfundzwanzig; im Sommer trägt Herr Louis Vögele fliegende Pantalons mit Schuhen, im Winter enge Beinkleider und Suwarowſtiefel. Sein Lieblingskaffeehaus iſt noch immer der alte dunkle „Spiegel," in deſſen Räumen ſchon Herrn Vögele's Vater ſeine Dominoparthie gemacht; dagegen ſpeiſt er ſchon ſeit mehreren Jahren nicht mehr in der „Stadt Lyon," weil ihm dort die Tiſchgeſellſchaft allzu militäriſch geworden. Seine Küche beſorgt jetzo ſein Bedienter und Factotum Johann Jakob Schnepf, kurzweg nach Straßburger Welſchtbuerei Schang genannt, oder, wenn Herr Louis Vögele ernſt geſtimmt war oder zornig: Schang-Schack. — Johann iſt ein treuer Burſche von etwa vierunddreißig Jahren, hat ein paar Jahre bei der Munitionsbäckerei gedient, und wird ſich in Kurzem mit einer Schönen aus Oberehnheim — ſprich: „Obernä“ — verheirathen; hat ſich vielleicht ſchon mit ihr verheirathet.

Unſere Geſchichte jedoch trug ſich im Jahre 1844 zu, und damals war Johann nur verliebt, aber in einem bedenklichen Grade verliebt. Er hatte ſeine Juliane Anno 1843 kennen gelernt.... wie und wo? ſagt die Geſchichte nicht. Aber verſprochen hatte er der Juliane, daß er auf's Jahr in eigenſter Perſon zu Obernä — ſprich Oberehnheim — eintreffen werde, ſobald einmal ſein Herr, wie er alljährlich zu thun gewohnt, in's Bad verreiſt ſein würde. — Und nun war ſchon der fünfzehnte Julius vor der Thüre, und Juliane wartete noch immer vergeblich, obſchon in gewöhnlichen Jahren Herr Vögele ſchon am erſten Juli in Baden-Baden einzutreffen gewohnt war. — Gegen alle Kleiderordnung hatte ſich diesmal Herr Vögele noch immer nicht von der Stelle gerührt.

Am 15. Juli alſo — die Luft war regneriſch, aber warm — konnte Johann ſein kummervolles Herz nicht länger bändigen, und fragte, während er dem behaglich umherwatſchelnden Herrn das Frühſtück aufgetragen, mit Angſt im Gewiſſen, aber mit Lächeln auf den Lippen: „Soll ich Ihnen diesmal nicht das Köfferle in's Bad fertig machen?“ — Vögele legte den Kopf zurück, und ſchloß die Augen, als denke er nach — es war indeſſen nur des Wichtigthuns halber, denn er hatte ſchon beſchloſſen — und ſagte dann, die Augen wieder aufmachend: „Nein, Schang; für dieſe Saiſon iſt's nichts. Baden-Baden wird mir zu geräuſchvoll; heuer haben ſie gar noch den Chemin de fer, da kommt die ganze Welt hin.... dann iſt's auch ſo theuer geworden, wie in Pariſſ'.... koſtet mich zu viel, und heuer iſt auch zu viel changement de température.... enfin: Ich bleib' da. Will ich ein Bad nehmen, ſo hab ich's Finkwiller zu meiner Diſpoſition: 's iſt eben ſo gut. Und mein Boſton am Abend, in's Mengedriſſels oder in's Bertiſche, oder bei der Madame Chennevis mag ich gar nicht zurücklaſſen....“

Ein jedwedes Wort ein Dolch in Johanns liebeſieche Bruſt. — „Was iſt zu thun?“ fragte er ſich in Gedanken, während er mit dem Federbeſen von Zimmer zu Zimmer ging, und abſtaubte, wo kein Stäubchen lag: „ſoll ich die Juliane anführen? Gott behüte mich. Soll ich dem Alten den Dienſt Knall und Fall aufſagen? Das wäre dumm. Ich will ja die Juliane als Haushälterin anbringen, und daneben ſelber Kammerdiener bleiben, bis.... bis eines Tags der liebe Gott unſere Dienſttreue belohnt. Soll ich's wagen, und vom Alten einen Urlaub verlangen...? Wenn er mir ihn aber abſchlägt...? nun, ich will mir noch Zeit laſſen. Heute Abend, wenn der Alte bei den Karten ſitzt, hab' ich der Weile genug, um....“ Da fiel dem Johann ein, daß er vergeſſen, ſeinem Herrn einen Auftrag auszurichten, der ihm ſchon am vorigen Abend gegeben worden war. — „Sie möchten doch heute, wenn Sie Zeit haben, zu der Madame Brentlein kommen; die Madame habe was beſonderes mit Ihnen zu reden!“ ſagte der Diener zu dem Herrn, der eben nach eingenommenem Frühſtück ſeine Zähne und Perrücke anlegte. — „Wird mir ein ſonderbar Pläſir ſein;“ antwortete Vögele freundlich: denn die Einladung war eine Verheißung von mehreren Vormittags-Klatſchſtunden; eine brave gymnaſtiſche Uebung zur Erregung der Eßluſt. — Madame Brentlein, eine weitläufige Verwandte Vögele's, nur um einige Jahre älter als er, war ſein ganzes Lebenlang eine Autorität für ihn geweſen, ſo wie ſein Umgang für die Brentlein ein Bedürfniß, weil Louis der einzige Mann, der ihr jemals unterthan geweſen. Mit ihrem ſeligen Gymnaſialprofeſſor hatte ſie's lang nicht ſo gut getroffen.

Beſagter Louis warf ſich ſchneller als gewöhnlich in ſeine Kleider. Johann mußte ihm den Hut zweimal ausbürſten, und das ſpaniſche Rohr des alten Herrn Vögele langen, das, aus den ſiebenziger Jahren verwichenen Jahrhunderts ſtammend, im Jahr 1844 wieder in die Mode gekommen war. Nachdem bewußter Louis ein paar friſchgewaſchene Handſchuhe von engliſchem Garn angezogen, ſchritt er aus dem Hauſe, über die Brücke, und trat nach wenigen Minuten in das Brentlein'ſche Haus, das hinter der Nikolauskirche im tiefen Schatten lag: ein altes Haus aus reichsſtädtiſcher Zeit mit kellerähnlichen

Vorplätzen und dunkeln Stiegen, aber in ſeinen Stuben ſo wohnlich eingerichtet, wie heutzutage kaum eine moderne Wohnung zu finden.

Die Brentlein war angezogen wie eine Frau, die einen Beſuch erwartet. Ihr Hund — der letzte Mops im ganzen Departement des Niederrheins — ſaß gravitätiſch neben ihr und wedelte dem Herrn Vögele ſchwach entgegen. Lebhafter als er begrüßte die Hausfrau den Verwandten: „Bonjour, lieber Vetter! Comment vous portez vous?“ — „Recht gut, pour vous servir, Frau Baſ'. Sie haben mir durch den Schang ſagen laſſen ....“ — „Setz' Er ſich, Herr Vetter. Sans Complimens. Was hat's Neues in der Stadt?“ — „Ma foi, denk' Sie, Frau Baſ': ich weiß gar nichts. Auf'm Polygone ſoll ſich ein Kanonier ſtark bleſſirt haben, im Jardin Lips haben vorgeſtern zwei Tiroler geſungen. Alles iſt zufrieden geweſen. Der alte Uhrmacher Dämpfig iſt am Sterben und der Pfarrer Hartkopf heirathet eine Schneegans von Schlettſtadt. Voilà tout ce que je sais, Frau Baſ'.“ — „Eh bien, ſo will ich Ihm auch ſagen, was ich weiß. Die Florentine, von der ich Ihm ſchon geredet habe, iſt mit dem welſchen Elève en médecine deſertirt; ſie ſind in einer Extra-Voiture fort. Nun, es iſt nicht ſchade um die Perſon, ſie hat ſchon lang keine considération mehr genoſſen. Aber um ihren Bappe (Papa) thut mir's recht an; er iſt freilich in ſeiner Jugend auch meiſterlos geweſen, und von ſeiner Madame erzählt man ſich auch nicht die erbaulichſten Geſchichten.... aber — tenez, was mir einfallt: hat Er ſchon gehört, daß der Luxmann eine campagne gekauft hat? weiß Er, die vom Rittner bei Nieder-Hausbergen? Eh bien, qu'en dites vous? Ich mein', er hätte zuerſt ſeine creanciers in Straßburg bezahlen ſollen. Und geſtern — nach der Latraite*) haben ſich im Goldgießen zwei Schuhknechte halbtodt geſchlagen.... wegen einer Schlapp', ſie iſt einmal Kellermagd im Gertenfiſch geweſen.... ach du liebe Zeit! Was ſagt Er zu der Witterung? Es iſt zu naß für einen rechten Sommer. Meine Rhumatismen plagen mich wie im Winter. Der Barometer iſt ſchon oft auf tremblement de terre geſtanden...!“

---

*) Retraite: Zapfenſtreich.

Als hierauf Vetter Louis bemerkte, daß eben der Witterung Näßlichkeit ihn abgehalten, in's Bad zu verreiſen, richtete ſich die Brentlein kerzengerad auf, und ſagte: „**Ah ça!** alleweil ſind wir auf'm rechten Text. Ich will Ihm nur ſagen, Couſin, daß ich morgen auf Niederbronn verreiſe.... der Doktor hat mir's auf die Seel' gebunden. Selbig Waſſer, ſagt er, ſei als wie extra für mich von unſerm Herrgott erſchaffen worden. **Oui, oui, c'est la vérité.** Ich muß demnach hingehen, und einundzwanzig Bäder nehmen. 'S iſt mir nicht recht, **dans ce moment**: ich hab' ein ſchweres Herz, und mit einem ſchweren Herzen ſoll man nicht in's Bad; aber Er, Vetter, muß mir davon helfen.“ — „**Ma foi**,“ erwiederte mit großen Augen der Vetter: „wenn ich zu Ihren **services** ſein kann, ſo kommandire Sie nur, Frau Baſ'. Soll ich Ihr Haus ſürveilliren? Sind Ihr Ihre Zinſen nicht eingegangen, und darf ich Ihr ein paar hundert Franken avanciren? Oder hat Sie einen Prozeß und ſoll ich den Advokaten conſultiren? Oder will ſie ein Kapital auf gute Hypotheken placiren?“

„**Ah mon dieu, taisez-vous, cousin**; halt Er's Maul, Vetter Louis. Das iſt all' nichts. Dem Nachbar geb' ich meine Schlüſſel, Geld brauch' ich nicht, einen Prozeß hab' ich nicht, und für mein bischen Eigenthum ſorgt ſchon mein Streitvogt. Aber.... aber.... erinnert Er ſich noch an meinen Bruder Adam, den Friedensrichter, Gott hab' ihn ſelig?“ — „**Ma foi!** ſo gut als an meinen eigenen Pappe.“ — „Vetter Louis, hat Ihm nicht mein ſeliger Bruder allerlei Freundſchaft erwieſen?“ — „Da er noch lebte? ja wohl. Ich bin ihm obligirt geweſen, ich bin's noch. Er meritirt meine Dankbarkeit. Weiß ſie noch? da ich in dem Tuchgeſchäft war, und hatte die Lieferung, und konnte auf einmal meiner Summiſſion keine Honneurs machen, und das damalige Gouvernement hat, **ma foi**, nicht plaiſantirt...? ich hätte um mein ganzes Vermögen kommen können.... da hat mir der **Juge-de-paix** vorgeſtreckt, was ich brauchte. Hab's ihm wieder gegeben, **cela va sans dire** — aber ich kann's ihm und ſeiner Familie nie vergeſſen!“

„**Eh bien**: jetzt iſt der Augenblick da, in welchem Er Seine **reconnaissance** beweiſen kann. Es iſt Ihm bekannt, daß der Adam ohne Vermögen geſtorben iſt, und nur zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter hinterlaſſen hat. Der

Sohn regardirt uns nicht; der iſt als ein **mauvais sujet** in's Deutſchland gegangen, der Conſcription davongelaufen.... weiß Gott, wo er ſein End' gefunden. Aber die Tochter, die Süſette, die iſt jetzt auf dem Tapet: eine ſchöne wohlgewachſene Perſon, einundzwanzig Jahr alt, geſund und wohlgezogen, wenn auch nicht reich. Für die, Vetter Louis, ſollte Er etwas thun; Er hätte die Poſtur und Zeit und genug Geld dazu. **Eh bien? Qu'en dites vous?**“

Des guten Vögele bemächtigte ſich eine dergeſtaltige Verlegenheit, daß er ſich kaum zu faſſen wußte. Er ließ ſeine Finger knacken, er wiſchte ſich die Schweißtropfen von ſeiner Stirn, er trappelte, wiewohl leiſe, ungeduldig mit den Füßen, und entgegnete nach manchem Hüſteln mit freundlicher, aber beſtürzter Grimaſſe: „Hm, hm, zu viel Ehre, Frau Baſ'! aber ich werde ſchwerlich acceptiren können.... nicht als ob ich zu alt wäre.... **ma foi**, es haben ſchon ältere Leute Hochzeit gemacht, **en tout honneur**.... **mais**.... aber.... wenn ich ſo aus allen meinen **habitudes** herausgehen ſollte.... **ma foi**....“

Hier unterbrauch ihn ein gellend Gelächter von Seiten der Brentlein: „Couſin, wo hat Er Seine Gedanken? Meint Er nicht, ich wollt' Ihm die Süſette kuppeln? Louis, Louis, da iſt Er unrecht. **Bien au contraire**: die Süſette hat ſchon ihren Bräutigam. Er iſt in der Adminiſtration vom **Chemin de fer**, und wenn Alles nach Wunſch paſſirt wäre, ſo hätten die Hochzeitsleute ſchon ihr **visites** bei der Freundſchaft und auf dem **Etat-Civil** von der Mairie gemacht, und der Herr Pfarrer von St. Niklaus hätte ſie ſchon zuſammengegeben.“

„Ah ſo!“ machte Vögele, ſichtlich erleichtert: „'s iſt alſo nicht von einer Mariage zu reden? **Alors c'est bon.** Was ſoll ich denn ſonſt für die Süſette thun? Soll ich den **garçon d'honneur** vorſtellen, und ein ſchön Präſent ausſuchen? Mir an;*) obgleich es mir viel Geld koſten wird, da ich mir werde müſſen einen neuen Frack machen laſſen. Aber Geld habe ich, und Zeit ebenfalls, und die Poſtur — **Dieu merci** — iſt auch noch nicht die ſchlechteſte.“

---

*) Meinetwegen.

»Vetter Louis, weiß Gott, was Ihm heute mit Hochzeitgedanken aller Art angeſteckt hat! Wenn nur ſchon Hochzeit wäre.... Er ſollte, mir an, garçon d'honneur ſein, zehnmal für einmal. Aber — voyez vous — ſo weit ſind wir noch lang nicht, und das iſt eben mein Kreuz und meine Pein. Der Verlobte — es iſt ein gewiſſer Ertel von Gebwiller; der Sohn von einer Freundin von mir, und mir ſelber lieb, als ob er mir gehörte — iſt nach Engelland geſchickt worden, um dort — was weiß ich — in der Mecanique und in dem Vapeur noch dies und das zu lernen. Seine préposés wiſſen ſelber nicht, wann er zurückkommen wird, aber 's wird bis über Martini hinausdauern. Der Guguſte hat geweint, wie ein Kind, da er verreiſt iſt, und die Süſette iſt in mélancolie verſunken, und derohalben hat ſie ihre Pflegmutter, die Schönbeckin aus dem Bruch, die einmal das Bierhaus gehabt hat, mit ihr nach Baden-Baden genommen. Eh bien, ich wollt's ihr gönnen; Baden-Baden ſoll luſtig ſein, aber leider nur gar zu luſtig, und die Verführung ſpielt dort neben der Spielbank ihre Parthie, und wer ſich mit ihr einläßt, hat verſpielt.... und das möchte ich an meiner Nièce Süſette nicht erleben.... und die Schönbeckin iſt zwar eine gute Frau, aber ein wenig légère und kindiſch für ihre Jahre. Auch hab' ich gehört, daß ein Offizier von denen Voltigeurs d'Orleans mit der Suſette in's Lacombe's zuſammengekommen iſt, und hat bei ihr den Galan gemacht, und ſelbiger Offizier iſt ebenfalls auf Baden verreiſt. Jetzt ſtell' Er ſich vor, Couſin, was da ſich begeben könnte! Ich hab' keine Ruhe, wenn ich nicht für die Suſette einen Schutzengel enroliren kann. Und der Schutzengel ſoll Er ſein, Vetter Louis.«

»Ma foi,« erwiederte Vögele ſtaunend: »wie ſoll ich das anfangen? Ich kenne ja nicht einmal die Suſette?«

C'est justement cela. Das iſt eben recht. Ecoutez! Er iſt ein reſpektabler Herr, Vetter Louis. Und Verſtand ſollte Er doch auch haben; iſt alt genug dafür. Drum, weil Er eben alt und reſpektabel iſt, ſo macht's kein Aufſehen, wenn Er ſich drüben in Baden nach dieſer Suſette und der Schönbeckin ſo unter der Hand erkundigt. Mir zu lieb wende Er Seine Zeit und Sein Geld an, — Er hat beides wohlfeil, und laß Er die Suſette, ohne daß ſie's merkt, nicht aus den Augen. Will der Teufel an ſie rücken, ſo jage Er den Teufel davon. Iſt's dem Verſucher nicht recht — **eh bien**, ſo ſoll er ein Steckele dazu ſtecken. Würden — was Gott verhüte — Dinge von einiger **importance** arriviren, ſo ſchreib' Er mir's nach Niederbronn . . . . kurz, es kommt nur auf drei Wochen Aufpaſſens an, damit die Suſette nicht leichtſinnig werde und den Guguſte lieb behalte. Iſt ſie einmal wieder in Straßburg, ſo will ich ſelber wiederum die Sentinelle machen. Verſteht Er mich jetzo, Vetter Louis?«

„**Parfaitement**,“ antwortete Vögele, nicht wenig geſchmeichelt von dem geheimnißvollen und wichtigen Auftrag; »aus Lieb' zu Ihr, Frau Baas, und aus Dankbarkeit für Ihren Herrn Bruder ſelig, will ich probiren, was ich thun kann. **C'est singulier**: heut Nacht hab' ich mir vorgenommen, heuer nicht nach Baden zu verreiſen, und jetzt verreiſe ich dennoch dahin! Ja, ja: **l'homme propose et Dieu dispose**. — Wie lang ſitzt ſchon die Suſette zu Baden?« — »Sie iſt erſt geſtern dahin abgereiſt. Die Schönbeckin hatte im Sinn, im Zähringer-Hof abzuſteigen.« — „**Bon**, **bon**, in dem Hauſe bin ich recht wohl bekannt; ich weiß mich noch auf einen rothen Kellner zu beſinnen, der mich dort excellent ſervirt hat. Und . . . **attendez** . . . . was ich noch ſagen wollte . . . wie heißt der Offizier von den **Chasseurs d'Orléans**, der . . . .?« — »Denk' Er, Couſin . . . ich hab' den Namen nie recht erfahren können; . . . bei **Lacombe's** gehen mehrere von denen **Messieurs** aus und ein. Aber von zweien iſt's Einer: entweder der **Mr. Mandar ou bien** der **Monsieur Valery**.« — „**Bon**, **bon**; ich ſchreib' die Namen in's Portefeuille, damit ich ſie nicht vergeſſe. Na, Sie ſoll mit mir zufrieden ſein, liebe Frau Baas; laß' Sie ſich ſelbiges Niederbronn gut anſchlagen, und verlaß' Sie ſich auf mich. Der alt' **Juge de paix** ſoll vom Himmel herunterlachen, ſo will ich ſeiner Tochter beiſtehen, und ihr nicht von der Seite gehen, wie ein **factionnaire** . . . und ſie ſoll's erſt nicht merken.« — „**Adieu** denn, **adieu** wohl, Vetter Louis!« — Mit zärtlichem Händeſchütteln beurlaubten ſich Baſe und Vetter gegenſeitig.

Ach, wer den Schang geſehen hätte! Einen glücklichern Menſchen hatte dazumal ganz Frankreich nicht aufzuweiſen. Der Herr verreiſte, er, Johann, bekam die Erlaubniß, auf acht Tage hinzugeben, wohin er nur wollte — unter anderm auch nach Obernä! ... Schang ſchwelgte in Seligkeit; zephireilig packte er ſeines Herrn Koffer. — „Ich will mit dem erſten Train nach dem Eſſen von Kehl abfahren,“ ſagte Vögele, und konnte kaum den Omnibus erwarten, der ihn abholen ſollte, ſo an- und aufgeregt war er von ſeiner Sendung Bedeutſamkeit. Er wußte ſelbſt nicht, wie ihm geſchah, warum ein ungewohntes Lebensfeuer durch ſeine Adern ſtrömte. — Es war ſeit manchem Jahr zum erſtenmale wieder, daß er etwas zu thun, irgend einen Lebenszweck zu erfüllen, einen Auftrag in's Werk zu richten hatte. Die Einförmigkeit ſeines Spießbürgerlebens war unterbrochen; hinausgeſchleudert in eine Welt der Abenteuer, dünkte er ſich wieder jung zu ſein, und fand auf einmal wieder die Zeit zu lang; die Zeit des Wartens nämlich.

Endlich kam auch der Omnibus. — „Eh bien, in Gottesnamen!“ rief Vögele zum Abſchied; „Schang, mach' Deine Sachen gut und klug. Verſitz' Dich nicht, und komm in 14 Tagen nach Baden um mich abzuholen. Schang, Du wirſt nicht manquiren, ſonſt gibt's keinen Congé mehr.“ — „Sie können verſichert ſein, Monsieur, und ich darf mich flattiren, daß Sie zufrieden ſein werden;“ antwortete Johann, und der Omnibus fuhr ab mit Vögele und Vögele's Koffer.

Ein einziger Herr ſaß in dem langen Kaſten. Als Vögele mit einem merklichen Stolperer einſtieg, ſagte der Herr: „Das iſt ein bös Zeichen für einen Reiſenden; juſt als ob ihm ein Haſe über den Weg liefe.“ — „Bah, bah,“ entgegnete Vögele, halb luſtig, halb empfindlich; „über derartige préjugés ſind wir hinaus. Die superstition iſt nicht mehr vom Jahr 1844.“ — „Bitte um Entſchuldigung,“ ſagte wieder der muthwillige Herr, ein rothbackiger Dreißiger mit wahren Schelmen von Augen im Kopf; „ich muß im Tage wenigſtens zwei Dutzend Dummheiten ſagen, ſonſt ſchlaf' ich zu Nacht nicht gut. Jetzt hab' ich das erſte Dutzend hinter mir. Kann ich aufwarten?“ — Er ſtreckte dem Vögele ein Cigarrenetui hin. — „Grand merci,“ verſetzte Vögele, und offerirte dafür ſeine Tabaksdoſe, die der Fremde höflich verſchmähte. Und ſomit war durch gegenſeitiges Ablehnen die Bekanntſchaft gemacht. Beide Herren gingen nach Baden, beide Herren waren Rentiers und Hageſtolzen; beide Herren hatten ein geheimes Geſchäft zu Baden, denn auf Beiragen antworteten ſie einander mit wichtigen Mienen: »Ich gebe nicht hin zur Cur, und auch nicht ganz zu meinem Vergnügen.« — Der Unterſchied zwiſchen ihnen beſtand darinnen, daß der Eine ein Deutſcher war und der Andere ein Elſäſſer, und daß nur der Eine Vögele, der Andere aber Katz hieß.

Da der Omnibus blos die paar Menſchen verſchlungen, ſo preſſirte ihm durchaus nicht, nach Kehl zu kommen. Er ſchlenderte wie ein Müſſiggänger durch die Gaſſen, ſtand hie und da ſtill, als beſänne er ſich, ob er weiter gehen oder lieber umkehren wolle, verlor ſich endlich in die trübieligen Gaſſen der Krautenau und zappelte, nachdem an irgend einem Bierhauſe ein paar Handwerksburſche eingeſtiegen waren, gemächlich der Citadelle zu. — »Wenn wir nur zurecht kommen!« ſeufzte Vögele bedenklich; »der Wagen geht ſo langſam!« — »Gut Ding will Weil' haben,« lachte Katz, gemächlich ſeine Cigarre abdampfend. — »Wir kommen ſchon nach Kehl, es lauft uns nicht davon;« tröſtete der Conducteur, ein Vollblut von Galgengeſicht. — Der Kerl hatte Recht. Kehl ſtand wirklich auf ſeinem Platze, da der Omnibus über den Rhein rollte; das Zollhaus ſtand auch da, und vor ihm die Zollguardia im hellen Haufen. — Das Viſitiren wurde nicht geſchenkt, Vögele's Geduld auf harte Probe geſetzt, da er ſeinen Koffer öffnen mußte. Je hartnäckiger er ſich geſträubt hatte, um ſo unerbittlicher wurde der Koffer durchſucht, wenn gleich nichts verfängliches gefunden. — Endlich . . . endlich war die Operation vorüber und zum Bahnhof, der noch ein halb Stündchen vom Zollhauſe entlegen, ging's im ſauſenden Galopp. Aber . . . o Schrecken! drüben ſauſte es auch und Pfiff auf Pfiff ſchwirrte in die Luft, und die Glocke des Bahnhofs war ſchon längſt verſtummt, und da endlich die Reiſeluſtigen anlangten: »O weh! ma foi, die Eiſenbahn iſt ſchon fort!« ſeufzte Vögele, vor Verdruß einer Ohnmacht nahe. — Der muntre Herr Katz wollte ſich vor Lachen ausſchütten. — Beinahe hätte ihn Vögele zornig angefahren, wäre nicht auch Er getröſtet worden durch die Ankunft von Leidensgefährten. Ein Franzoſe mit einem Begleiter, der nicht in der beſten Haut zu ſtecken ſchien, raſſelte daher in einem Wagen, deſſen Räder vor lauter Eile dampften, als wolle die helle Flamme aus ihnen hervorſchlagen. Sein Unmuth, da er zu ſpät gekommen, war grenzenlos und äußerte ſich unverholen.

Auf jeden ſeiner Athemzüge kamen ein paar Verwünſchungen. — Conducteur und Kutſcher wußten Rath. Die Reiſenden ſollten den letzten Bahnzug abwarten. — „Die Langeweile dieſes Verzugs wäre mein Tod," behauptete der Franzoſe; „und zugleich der Tod meines armen kranken Freundes. Ich mache einen Vorſchlag. Nehmen wir Extrapoſt! Wer hält mit?"

Vögele meldete ſich gleich. Katz ſagte: „Wenn Sie dabei ſind, thu' ich mit." Der Franzoſe entſendete auf der Stelle ſeinen Miethkutſcher nach der Poſt, um die Pferde herbeizutreiben. Indeſſen pflanzte er ſeinen kranken Gefährten, ſo bequem als thunlich, in eine Ecke des ſogenannten Paſſagierzimmers im Bahnhof (alias Bahnſchopf) und erſuchte ihn, Geduld zu haben. — „Ach," antwortete ihm der Kranke; „ich bin ſchon an allerlei Ueberdruß gewöhnt; wie ſoll ich jedoch Ihnen vergelten, mein lieber Mandar? Sie verlaſſen um meinetwillen alles, was Ihnen Freude macht . . . ." — „Nicht doch, liebſter Freund. Abgeſehen von dem Vergnügen, das mir Ihre Pflege verurſacht, zieht mich mein Herz nach Baden . . . Sie wiſſen das."

Vögele hatte das Ohr eines Heftelmachers, und den kleinen Dialog nicht überhört. — „Mandar?" ſagte er in ſich hinein; „tiens, . . . ob das nicht ſelbiger Mandar iſt, von dem die Baas geredet? hm, hm, ma foi, er iſt's . . . ein Offizier, das ſieht man ihm durch den Civilrock an, und einer von den **tirailleurs de Vincennes** oder **d'Orléans**, oder wie das Volk heißt, wird er auch ſein . . . er iſt ſo léger, ſo dégourdi . . . ein hübſcher ſchlanker Kerl mit ſchwarzem Bart und einem verwünſchtverführeriſchen blaſſen Teint! . . ." — Vögele zog verſtohlen ſeinen Handſpiegel aus der Taſche, betrachtete ſein eignes weißes Antlitz, und erinnerte ſich der Zeiten, da auch Er weibliche Herzen bezwungen durch ſeiner Liebenswürdigkeiten Allgewalt; . . . doch war er beſcheiden genug, bald zuzugeben, daß Monſieur Mandar für jetzo gegen ihn im Vortheil ſtehe, und ebendeswegen beſchloß er, ſeine Sendung gewiſſenhafteſt und unbarmherzigſt zu vollziehen. — „Wart'! ich will's Dir anſtreichen!" ſagte er ſchadenfroh; „aha, Welſcher! zieht Dich Dein Herz nach Baden, Du **séducteur**? **Attention!** der Letzte hat noch nicht geſchoſſen!"

Die Poſtkutſche kam; es regnete ſanft. Die Luft war matt und einſchläfernd. Der kranke Herr ſchlummerte, als er kaum in ſeiner Wagenecke heimiſch geworden. Katz, nachdem er geſchwinde dem Vögele noch ein paar Dummheiten ſeines zweiten Dutzends zu koſten gegeben, entſchlief ebenfalls und zwar feſt. Vögele folgte ſeinem Beiſpiel in dem Augenblick, als er den gefährlichen Mandar recht überwachen wollte. Der ſchwarzbärtige Böſewicht hatte nämlich ein Porträt hervorgezogen, ſeine Blicke wie in einen Spiegel hineinverſenkt und endlich . . . o Graus! . . . einen, zwei, drei Küſſe darauf gedrückt. — „Bigre! das hat was zu bedeuten!“ hatte ſich Vögele zugeraunt, da er durch die Wimpern ſeiner zufallenden Augenliede ſeines Gegenübers Geberden mitangeſehen; aber — beinahe im ſelben Moment war er ſchon hinweggeführt in's Land der Träume. — Um ſo kürzer wurde ihm die Station.

Bei der nächſten Poſt angekommen, erwachte Vögele, denn er erinnerte ſich ſogar im Schlaf, daß das Poſtgeld berichtigt werden mußte. „Es iſt jetzt an uns;“ ſagte er zu dem ebenfalls wieder muntern Katz. Derſelbe entgegnete luſtig: „An Ihnen, lieber Herr; denn ich muß ſchon um Credit bitten. In Baden werd' ich die Ehre haben, Ihnen Ihre Auslagen wieder zu erſtatten.“ — „Schön,“ verſetzte Vögele, die Börſe ziehend; „wo logiren Sie? Ich für mein Theil logire im Zähringer-Hof.“ — „Gut, daß ich's weiß;“ begnügte ſich Katz zu antworten. — In demſelben Augenblick redete Mandar zum andern Schlag hinaus: „Ei, beim Himmel! Lieber Freund, wie kommſt Du hieher?“ — Eine angenehme Männerſtimme antwortete: „Ein Spazierritt. Ein paar Kameraden ſind bei mir. Wir warten nur, daß der Regen aufhöre, um nach Baden zurückzukehren. Du Glücklicher, der Du vor mir hinkömmſt! . . .“ — „Hm, warum glücklich? Ich begleite unſern guten Roger, deſſen Rheumatismen nach dem Bade dringend verlangen. Einen andern Zweck müßte ich nicht in Baden zu verfolgen.“

„Spitzbube!“ brummte Vögele in Gedanken in ſeinen Bart, und verſuchte aus dem Schlage zu gucken, . . aber Mandars breiter Rücken verdarb ihm jegliche Ausſicht. Indeſſen antwortete die obige angenehme Männerſtimme: „Und dennoch glücklich, lieber Mandar! Du wirſt heute früher als ich eine und dieſelbe Luft athmen, mit dem reizendſten weiblichen Geſchöpfe, das jemals mit leichter Sohle die Erde betrat. Ich muß Dir geſtehen, Freund . . .“ hier näherte der Sprechende, wie es ſchien, ſeinen Mund dem Ohr des Freundes — „daß ich verliebt bin, wie noch nie. Und ſtelle Dir vor, daß ich es bin in eine Straßburgerin, in eine kleine tête de choucroute . . . .“

„Impertinenter Welſcher!“ brummte Vögele abermals in Gedanken. — Mandar fragte anſcheinend gleichgültig: „Darf man wiſſen, wer ſie iſt?“ — „Ei was, Du kennſt ſie ſelber ziemlich gut,“ erwiederte der Freund; „wir ſehen uns in Baden, dort ſollſt Du alles erfahren . . . indeſſen viel Glück und Geſundheit, lieber Roger, und: auf ein andermal, wackrer Mandar . . .“

Der Poſtillon war inzwiſchen aufgeſeſſen, der Wagen flog davon. Im Davonfliegen rief Mandar noch zurück: „Adieu, adieu, mein guter Valery; adieu! . . .“

„Sapperlotte!“ brummte Vögele zum drittenmale in Gedanken; „da haben wir's! Das Schickſal ſpielt mir alle Fäden in die Hände, und ich merke das nicht! Der chemin de fer muß expreß ſchon von Kehl fortſein, und ich in dieſe Poſtkariole transvasirt werden, um die Hauptacteurs in der angezettelten Bauernkomödie von Geſicht kennen zu lernen, und doch habe ich den Valery jetzt nicht einmal auf der dérobée geſehen! Thut indeſſen nichts . . . will ihn ſchon an der Stimme erkennen. Zudem ſollt' ich's einrichten, daß die jalousie aufbrenne zwiſchen den Messieurs von Nebenbuhlern. Sind justement wie zwei Hunde, die nach demſelben morceau ſchnappen. Attention, Luſele, mach' den Geſcheidten. Keiner darf was andres kriegen als nur den Schatten, wie's im Lafontaine ſteht . . . Es geht doch nichts über die arrogance von denen Welſchen! . . . Hat er nicht von der Suitte der tête de choucroute geſprochen? Wart', ich will Dich beiſchufrutten!“

Sein ächter Elſäßergrimm hinderte Vögele nicht, abermals zu entſchlafen, denn das Dunkel des Abends wurde immer ſchwärzer, und ſo geſchah es, daß er in Baden ſich befand, und zwar vor dem Zähringer-Hof, ehe er ſich recht verwußte. — Er rieb ſich die Augen, verwundert in die Lichter ſtarrend, die von Kellner und Portier den Paſſagieren entgegengebracht wurden. Während deſſen nahm Mandar ſammt Begleiter von ihm Abſchied, denen er antwortete wie ein Träumender. Dennoch, aus dem Wagen gehoben, ſah er ſich nach dem luſtigen Katz um; der luſtige Katz war verſchwunden. »Was ſoll denn das bedeuten?« fragte ſich Vögele unwirſch, indem er dem Poſtillon das Trinkgeld reichte. Doch hatte er in dem Augenblick wichtigeres zu thun, als ſich um den Katz zu bekümmern. Er rief nach dem rothen Kellner . . . ach, leider war derſelbe in die Fremde gezogen. Statt ſeiner präſentirte ſich indeſſen ein ganz höflicher und dienſtfertiger Menſch. Vögele faßte zu ihm Vertrauen und zog ihn geheimnißvoll auf die Seite. „Wohnt nicht bei Ihnen eine Madame Schönbeck und Demoiſelle Kaltſchmidt von Straßburg? . . .“ — »Zu dienen, zu dienen; ſeit geſtern oder vorgeſtern.“ — „**C'est cela**, Numero wieviel? — Nummer . . . . warten Sie, daß ich mich beſinne . . . . Nummer achtzig.“ — „**Diable**, das wird hoch liegen; aber mir an! Geben Sie mir ein Zimmer neben den Damen.“ — »Schön; es iſt eben ein Zimmer dicht neben ihnen frei. Ich werde Ihre Sachen hinaufbringen laſſen.“ — „**Bon, bon**; aber reinen Mund gehalten; ich bin **incognito** hier. **Ces dames** kennen mich nicht und ſollen auch nichts von mir wiſſen.“ — Ein Fünffrankenſtück glitt in des höflichen Kellners Hand, der ſich tief verbeugte und Stillſchweigen gelobte. — „Ich werde wohl die Damen im Speiſeſaale zu ſehen kriegen?“ — „Ohne Zweifel.“ — Vögele begab ſich in den Saal.

Die Tafel war dünn beſetzt. Die Muſik auf der Promenade, das Theater, vor allem das Spiel hielten noch ein vergnügungsluſtiges Badepublikum von der Heimkehr ab. Vögele muſterte, hinter ſeiner Brille hervorblinzelnd, ſeine Umgebungen auf's ängſtlichſte. ihm war nicht möglich, ein ſtraßburgeriſch Geſicht darunter zu entdecken. Nicht ein ſtraßburger Laut ſchlug an ſein Ohr. Engländerinnen, Franzöſinnen, Kurländerinnen, jung und alt, waren zugegen. Keine Seele von drüben herüber. — Endlich, nachdem er ſchweigend und erwartend ſeinen Hahn mit grünen Erbſen verzehrt, fragte Vögele den Saalkellner ſehr diskret: »Die Damen von Nummer achtzig ſchon zu Hauſe?« — „O ja, ſchon lange.“ — »So? kommen nicht zum Nachtſpeiſen?“ — »Nein; ſie pflegen den Thee auf ihrem Zimmer zu nehmen.“ — Brummig ſchalt Vögele wiederum in

Gedanken: „**Tiens!** und mir ſagt der **faquin** von **garçon**, ich würde ſie ohne Zweifel im Salon antreffen? Ich habe mein Fünffrankenſtück zu früh ausgegeben.“

Um jedoch ſo ſchnell als möglich ſeinen Wachtpoſten zu beziehen, eilte Vögele, auf ſein Zimmer zu kommen. Die gebenedeite Nummer lag dem Himmel ſehr nahe, nebenaus, an der Welt, vom menſchlichen Verkehr getrennt. Vögele ſchnaufte, als hätte er den Montblanc im Sturmſchritt erſtiegen. — Das Zimmer ſelbſt war etwas öde und unfreundlich. Dafür aber wohnten die Damen neben ihm. Er horchte an der kondemnirten Thüre. Die Damen mußten jenſeits eine Barrikade von Gewändern angelegt haben, denn Vögele hörte nur ſchwach und unvollkommen, was ſich drüben begab. Die Damen ſchienen ſo eben zu Bette zu gehen; ſie lachten, folglich waren ſie guter Dinge; ſie riefen ſich endlich gute Nacht zu, und dieſes „gute Nacht“ klang dem entzückten Straßburger ſo ſtraßburgeriſch, als es nur möglich iſt, in das aufmerkſame Ohr. „Sie ſind's, ſie ſind's,“ jubelte er in aller Heimlichkeit; „**ma foi**, ſie ſind's; 's iſt gar nicht daran zu zweifeln, und es hat keinen **maréchal de l'Empire** gegeben, der in einer **Campagne** eine beſſere Poſition genommen hätte, als ich, um dem Feind als ein **Corps d'observation** auf den Leib zu rücken.

Seine Nachttoilette vorbereitend, kramte Vögele vielerlei Dinge aus dem Nachtſack; doch beſann er ſich, daß ſeine Schlafmütze im Eifer des Einpackens in die Hutſchachtel gerathen war, und als er der genannten Schachtel ſich bemächtigte ..... was bekam er zu Geſichte? Auf der Schachtel lag in braunem mit Gold verziertem Futteral ein Porträt ... ohne Zweifel daſſelbe, das Monſieur Mandar mit Küſſen beehrt und leichtſinnig dann im Wagen verloren! — „**Bigre!** ein guter Fang!“ rief der überraſchte Vögele, und ließ die Nachttoilette ruhen, und befriedigte ſeine Neugierde an dem Bilde.

„**Tiens**, das iſt alſo die Süſette? Meiner Seel, **ma foi**, ſo hätt' ich mir ſie nicht vorgeſtellt. Ich weiß nicht, warum ich mir ſie immer mit einer Stumpfnaſe gedacht habe, und mit bläulichen Augen, und mit Haaren, **couleur de** Paßgrig? Sapperlotte! das iſt ein nobles Angeſicht, ein **air de princesse**! Locken, die man gerade um den Finger wickeln möchte, ſchwarz wie Raben, und Augen wie Blitz und Spiegel in einer Verſen. **Sapristi!** das Mäulchen, ſollt' man glauben, kann Einem nur angenehmes ſagen! und eine Naſe . . . **ma foi** . . . ein majeſtätiſcher Thurm, ein babyloniſcher, wie der König Salomo im hohen Lied ſingt! — All dieſe Schönheit ſollte aber einem **traineur de sabre** zu Theil werden? Nein, nein, **sur ma parole**, nein! Der Guguſte von Gebwiller ſoll nicht um ein **centimètre** an ſeiner Lieb' verkürzt werden . . . .! ja freilich, wenn ich noch jung wäre . . . nur um zehn Jahre jünger . . . ich wollte freilich lieber ſelber . . . ich war doch ein **terrible mangeur de coeurs** . . . aber das iſt vorbei; **passez votre chemin!**«

Vögele warf einen wehmüthigen Blick auf ſein ehrwürdig der Perrücke beraubtes Haupt, verhüllte es ſchnell mit der Schlafmütze, legte alle übrige Kunſt von ſich, und was ihm von Natur übrig geblieben, in's Bette. Müde von den Anſtrengungen und Erregungen des Tages entſchlief er geſchwinder als ſonſt, und ſchlummerte auch länger und ruhiger. Ein ſanfter Traum labte ſeinen Schlummer. Er ſah ſich als einen Schutzengel ausſtaffirt mit roſenrothem Gewande, blauem Mantel und ſchneeweißen Flügeln, wandelnd auf den Spuren der rabenlockigen Suſette, und alle Satanaſſe, wie Suſettens Tugend auflauerten, nahmen Reißaus, ſobald nur Engel-Vögele zornig ausrief: „**Allez-vous-en, polissons de diables!**“

2.

Ein leiſes Geräuſch weckte den Schläfer. Auf ſeiner Naſenſpitze tänzelte ein ſchiefer Sonnenſtrahl. Der Oberkellner ſtreckte ſein dankbares Geſicht durch die halbgeöffnete Thüre, und ſagte: „Wünſche guten Morgen. Ich habe nur ein bischen nachſehen wollen, ob Ihnen nicht etwas zugeſtoßen wäre?“ — „**Comment?** zugeſtoßen? warum?“ verſetzte Vögele mit gewaltigem Gähnen. — „Je nun . . . der Lohnbediente, der Zimmerkellner erhielten auf emſigſtes Anklopfen keine Antwort, und es hat ſchon Elf geſchlagen.“ — „**Impossible!**“ rief Vögele, und ſtand wie der Blitz aufrecht vor dem Kellner, der verſchämt die Augen niederſchlug. — Im Nu war indeſſen Vetter Louis in ſeinen Schlafrock eingewickelt, und ſagte, nachdem er auf ſeine Uhr geſehen: „Auf'm Münſter haben ſie jetzo erſt drei Viertel. Aber, ma foi, ſeit zwanzig Jahren habe ich nicht geſchlafen, wie in dieſer Nacht.“

„Deſto beſſer,“ meinte der Oberkellner; „um ſo länger dürfen wir hoffen, den Herrn zu beherbergen, da er in unſern Betten ſo wohl geſchlafen?“ — „C'est cela; verſteht ſich. Ich werde circa drei Wochen hier bleiben; ich kenne dieſes Haus, ſeine Tafel iſt gut, ſeine Bedienung aufmerkſam . . . . dieſes Zimmer iſt freilich ein bischen entlegen, und ſo hoch wie die Plateform von der Cathedrale . . . aber . . . .“ — „Es kann Ihnen, ſobald Sie wollen, ein beſſeres und bequemeres eingeräumt werden,“ äußerte der Oberkellner verbindlichſt. — „Nicht doch, ce n'est pas ça; Sie wiſſen ja, daß ich wegen den Damen da nebenan . . . .“ flüſterte Vögele behutſam.

„Ah ſo, die Damen . . . . es wundert mich in der That, daß Sie nicht von den Damen im Schlaf geſtört worden ſind.“ — „Bah, bah! ich hätte vor einer ſchießenden Kanone feſt geſchlafen.“ — „Indeſſen“ — fuhr der Kellner fort, ſollen Sie, wenn Sie hier auf dem Zimmer zu bleiben vorziehen, gewiß nicht mehr derangirt werden.“ — „Wie ſo?“ — „Weil die Damen heute ausgezogen ſind.“ — „He? wie? tiens? in ein ander Zimmer?“ — „Nein, in ein Privatlogis. Vor zwei Stunden verließen ſie das Haus; vor einer Stunde wurden ihre Effekten abgeholt.“

Vögele hätte keinen Blutstropfen von ſich gegeben, wenn man ihm in dieſem Augenblicke zur Ader gelaſſen hätte. Er ſtarrte mit hervorquellenden Augen den leichtſinnigen Jüngling an, dem er ein Fünffrankenſtück für nichts und wieder nichts verehrt, und erſt nach langem Stillſchweigen hob er an: „C'est fort . . . . mais passons là-dessus. Wohin ſind die Damen ausgewandert? Wohin ſind ſie gezogen? Ich kann ja keinen Augenblick mehr in dieſem Hauſe bleiben, wenn jene Damen nicht mehr darinnen ſind!“

Nun veränderte der Oberkellner ſein dankbares Geſicht in ein diplomatiſches, und verſetzte mit der kühlen Stimme eines Arztes, der den Patienten, welcher ihm unter den Händen verſcheidet, mit Faſſung aufgibt: „Darüber kann ich Ihnen nichts ſagen. Vielleicht, daß der Lohnbediente, der Portier oder der Zimmerkellner etwas näheres wiſſen? . . . .“ — Mit dieſen Worten war er zur Thüre drauſſen, und Vögele hatte Muße, eigentlichſt zu bemerken, daß er in einem großen Gaſthofe wohnte, allwo man ſich um ſcheidende Gäſte nicht mehr bekümmert. Vetter Louis hatte gehofft, der Kellner werde Nachforſchungen anſtellen, ihm Kunde zukommen laſſen . . . . . es geſchah nichts von dem allem. Vögele war in ſeinem donjon vergeſſen. — Endlich ſchellte er und ehe er ſich's verſah . . . kam Niemand. Er ſchellte zum zweiten- zum drittenmale . . . vergebens; er läutete zum viertenmale Sturm . . . . endlich ſchaut ein Kellnergeſicht, ein vorwitziges und zugleich geärgertes herein. „Befehlen?“ — Vögele ſtellte die Frage, die er an den Oberkellner gerichtet. — „Ich will den Lohnbedienten ſchicken.“ — Nach einer Viertelſtunde kam der Lohnbediente. — „Haben Sie Adreſſen auszutragen? ſoll ich Sie begleiten?“ — „Pas du tout, aber wiſſen Sie von Madame Schönbeck und . . .?“ — „Will gleich den Hausknecht ſchicken!“ — Lohnbedienter fuhr ab; nach zwanzig Minuten kommt Hausknecht. Als ein ächter deutſcher Hausknecht weiß er nichts, abſolut nichts. — Indeſſen läutet die Tiſchglocke. Um Zorn und Hunger zu verjagen, begibt ſich Vögele an die Einuhrtafel, und findet in ſeinem Nachbar und in ſeinem vis-à-vis zu ſeiner größten Freude Franzoſen. Seine Seele beruhigt ſich; ein Weilchen dauert ſein Vergnügen, aber nur ein Weilchen. Wenn drei Franzoſen zuſammentreffen, ſo währt's kaum zehn Minuten, und die Politik iſt auf dem Tapet. So war's auch hier. Der Nachbar zapfte das beliebte Thema an, und Vögele variirte es als partisan du juste-milieu. Darauf ergab ſich jedoch, daß das vis-à-vis ein Legitimiſt war, der alſogleich Worthändel anfing, und da Vögele bei'm Nachbar Hülfe ſuchte, demaskirte ſich derſelbe auf boshafte Weiſe, und griff als Republikaner den Louis-Philippiſten an. — Empört und erbittert räumte Vögele noch vor dem Auftreten des Käſe und der Birnen das Feld. — In den ſchattigen Gängen der engliſchen Anlagen ſtudirte er das Fremdenblättchen . . . . den Namen der Schönbeck fand er nicht unter den Gaſthofinſaßen, nicht unter den Quartiergewechſelten. — Vögele wagte ſich unter die vor dem Konverſationshauſe ſtationirende Menge, und ſpähte nach Suſettens Antlitz, nach dem Geſicht des winzigſten Straßburger-Bekannten. Nicht Suſette, deren Bild ſo hell in ſeinem

Koſie lebte, als es wohlverwahrt in ſeiner Taſche ruhte, — nicht ein Schatten von einem Verwandten oder Bekannten war zu ſehen. — »Ich gehe auf die Polizei,« ſagte Vögele zu ſich ſelber, ließ die Taſſe Kaffee, die er beſtellt, gerade nur angenippt ſtehen, und machte ſich auf den Weg; »die Polizei muß wiſſen, was ich brauche.«

So wie er zur Stadt kommt und den Leopoldsplatz hinter ſich hat . . . . was ſieht er? Nach ſeinem eigenen Geſtändniß hat ihm da ſchier der Fuß manquirt; — Mandar kommt ihm entgegen, nimmt aber nicht Notiz von ihm, und geht auf die Engliſchhofbrücke los. Vögele zögert . . . ſeine Ehrlichkeit räth ihm, den Offizier anzurufen, das Porträt ihm zuzuſtellen, weil es deſſen Eigenthum — aber die Begierde, ſeinem Schutzengelamt beſſer zu genügen, bewegt den Vetter Louis, das Bild ohne weiters noch zu behalten. Und — indem er dergeſtalt fortwandert, und Suſettens Züge gleichſam wiederkäut in ſeinem Vorſtellungsvermögen, und dabei aufſchaut, wo die Spatzen fliegen — was ſieht er ſchon wiederum? Aus einem Fenſter — nicht weit von ihm — neigt ſich Suſette in Perſon, und ſchäkert und lacht mit einer ihr zur Seite ſtehenden ältern Frauensperſon. Sie beide reden franzöſiſch. — »**Tiens, tiens, ma foi, les voilà!**« ruft in Gedanken triumphirend Schutzengel Vögele, und ſpionirt behutſam weiter. Die Damen ſind im Hauskleide; alſo wohnen ſie in dem Hauſe, deſſen Fenſter ſie beſetzt halten! . . . vielleicht ſind in demſelben Hauſe noch mehrere Zimmer an Fremde zu vergeben? Vögele fragt im Erdgeſchoſſe an; die Antwort iſt verneinend, doch weiſt man freundnachbarlich den Miethluſtigen in das Haus gegenüber, an deſſen Pforte die verhängnißvolle Pankarte „**Chambres garnies à louer**“ ſchwebt. — »**A la fin des fins** iſt's beſſer, über die Straße den Damen in's Fenſter zu gucken, was ein rechter Schutzgeiſt ſoll und darf, als über ihren Köpfen zu wohnen; denkt Vögele, und findet richtig in dem Hauſe noch ein Zimmer im ſelben Stocke, wie drüben ſeine Damen; einen kleinen herzigen Salon mit einer Alkove und mit einem Flügel, und das Herz geht dabei dem alten Knaben auf, denn Muſik iſt einſt ſein Steckenpferd geweſen und er hat in jungen Tagen ganz leidlich das Klavier geſchlagen.

»Sie ſind da ganz ungenirt,« verſichert die Wirthin;

»rechts haben Sie einen Engländer, und links abermals einen Herrn aus England, die charmanteſten, verträglichſten und ſtillſten Leute, die es gibt. Man hört ſie nicht am Tage und nicht in der Nacht. Am Tage ſind ſie nicht zu Hauſe, und zur Nachtzeit anderswo. — Ober Ihren Häupten ſchlafe ich, eine Wittwe, meinen ſtillen Schlummer, und der Schmied, der unten im Hauſe gewohnt, treibt ſein Geſchäft nicht mehr und eröffnet eine Modehandlung.« — Unter dieſen Auſpizien nahm Vögele eiligſt das ziemlich theure Logis, und lief in den Gaſthof, ſeine Sachen zu holen, und ſeine kleine Rechnung zu bezahlen; Geſchäfte, die nicht viel Zeit wegnahmen, ſo daß am frühen Abend ſchon der gute Louis auf ſeinem neuen Wächterpoſten eingerichtet und feſt angeſiedelt war.

Sorgenſtuhl und Nachtlampe waren beſorgt, Pantoffel ſammt Zubehör ausgepackt. Vögele hatte den Abend für ſich. Vorerſt donnerte er auf dem Flügel einige altfränkiſche Paſſagen herunter, um der Welt anzudeuten, daß er vom Inſtrument Beſitz genommen. Sodann lauerte er am Fenſter, ob drüben ſein muſikaliſches Manifeſt nicht Aufmerkſamkeit erregt habe? — Umſonſt. Die Damen ſchienen indeſſen ausgegangen zu ſein. Zufällig regnete es nicht. Die weiche Abendluft ſpielte mit den Fenſter-Vorhängen der Damen-Wohnung und mit denen eines ſchneeweißen Bettes, das im Hintergrund des offenen Seitengemachs ſtand — aber die Bewohnerinnen war nirgends zu ſehen. — »Ma foi, ich muß ihnen nachgehen,« beſchloß Vögele; »ich muß doch einmal anfangen, meinen Service zu machen.«

Und er eilte, wenn gleich ſchon müde von den Hin- und Hergängen des Tags, auf die Promenade, durchſtöberte die Menge, die beim Klang des Eiſenbahnwalzers promenirte oder umherſtand; muſterte dann die Gallerie der Spieltiſche im Converſationshauſe, ließ ſich's ein Stück Geld koſten, um in dem Theater ſeine Nachforſchungen fortzuſetzen, verzehrte nachträglich noch einige Franken in der Reſtauration, um ſeiner Späherpflicht zu genügen: vergebens. Die Damen ſeines Herzens und ſeiner Gedanken waren nirgends zu ſehen; aber ebenſowenig Monſieur Mandar. So, daß Vögele, von trauriger Ahnung beſchlichen, troſtlos ſich in's Ohr ſagen mußte: »Gewiß, gewiß haben ſie einen Ausflug nach Lichtenthal gemacht, und der Verführer hat freies Spiel gehabt an dieſem verzweifeltſchönen Abend! Und ich, der Schutzgeiſt der Suſette, bin jetzo, ma foi, plantirt, wie Henri quatre sur le pont-neuf.«

Vögele's rechtes Bein ſpürte etwas von den vergeblichen Wanderungen, und drang auf Heimkehr und Bettruhe. Vetter Louis that ſeinem Bein den Gefallen und führte es heim. Auf der Straße, zunächſt dem Holländiſchen Hofe, fiel dem wackern Junggeſellen ein, daß ein Glas Eislimonade ſeinem Nachtſchlaf zuträglich ſein dürfte. Deshalb ſtieg er in den Kaffeeſaal hinauf und fand dort, nebſt der gewünſchten Erfriſchung eine große Anzahl von Gäſten, deren Mehrzahl neugierig um einen Tiſch ſtand, an dem ein Taſchenſpieler ſeine Kunſtſtücke machte. — Vögele, mit ſeiner Limonade beſchäftigt, hatte lange dem Künſtler, den vor ihm die Maſſe der Zuſchauer verbarg, keine Aufmerkſamkeit geſchenkt. Endlich aber, nach und nach, fiel ihm deſſen Sprache und Accent auf. Leiſe aufſtehend, dem Tiſch zuſchleichend und unterm Ellbogen eines in die Gaukelei vertieften Rieſen durchſchauend, wurde dem Vetter Louis die confuſe Ahnung zur Gewißheit: ſein ohne Abſchied verſchwundener Reiſegefährte, Herr Katz, war mit dem Taſchenſpieler eine und dieſelbe Perſon!

»Ah, tiens!« dachte Vögele; »treffe ich meinen Schelm bei ſolcher Profeſſion? Was fang' ich jetzo mit ihm an?« — Zuerſt wollte Vögele den Katz bei'm Kragen faſſen; dann rieth ihm ſeine Menſchenfreundlichkeit davon ab; endlich lächelte er ſelbſt über die drolligen Einfälle, die der fahrende Taſchenſpieler ſeinen Zuſchauern zum Beſten gab, und holte ein Geldſtücklein aus dem Beutel, um dem Virtuoſen, der an's Sammeln ging, den gehörigen Tribut zu ſteuern. — Richtig auch, von einem Gaſt zum andern gehend, gelangte Katz zu dem Mann, den er hier zu finden nicht erwartete, und ſah ihm betroffen und zweifelnd in's Angeſicht. Da er aber gewahrte, wie Vögele ſeine Hand ausſtreckte, um mit fremdthuender Miene ſein Scherflein auf den Teller zu legen, gingen dem „Professeur de physique naturelle“ ein bißchen vor Scham die Augen über, und er ſagte heimlich in der Geſchwindigkeit zu dem Vetter Louis: »Ich bin in Ihrer Schuld; zerſtören Sie mein bißchen Credit nicht. Ich will unten auf Sie warten, und Ihnen ſagen, wie 's mit mir ſteht.« — Ging dann weiter ſammelnd, that nicht mehr dergleichen, als kenne er den guten Vögele, und empfahl ſich nach abgehaltener Erndte ohne Sang und Klang. — Eine Minute nachher entfernte ſich auch Vögele, und wunderte ſich, da ihm wirklich Herr Katz auf der Straße entgegenkam. — Der Profeſſeur war ganz Glut und Flamme der Dankbarkeit. Er umarmte Herrn Vögele, und rief — wenn ſchon mit gedämpfter Stimme: »Sie ſind ein Gentleman, Sie ſind mehr als ein Gentleman, mehr als ein Menſch; ein Engel ſind Sie wenigſtens; und Ihr nobles Schweigen gegen mich, der ich in Ihrer Schuld bin, hat mir den Muth gemacht, mich Ihnen ganz und gar anzuvertrauen . . . um ſo mehr« — ſetzte Katz noch gedämpfter hinzu — »um ſo mehr, als wir, wie ich Ihnen geſtehen will, Landsleute ſind . . .« — Die letzten Worte wurden mit ſtraßburgeriſchem Accent geſprochen; aber es war ein verdorben »ſtroßburger Ditſch,« das Vögele faſt nicht anerkennen wollte. — »Man ſollte das nicht glauben,« ſagte er verwundert zum Taſchenſpieler; »indeſſen bemerke ich Ihnen, daß, wenn ich auch mit dem ſchuldigen Poſtgeld Ihnen ein cadeau mache, ich doch nicht jetzo in der **position** bin, Ihre **confidences** entgegenzunehmen. Ich habe hier ein difficiles, ein myſterieuſes Geſchäft, das alle meine **attention** und **activité** abſorbirt . . . . .« — »Beſter,« verſetzte der Taſchenſpieler eifrig; »bin ich nicht ſelbſt hier in ein **mystère** verwickelt? Erlauben Sie, daß ich Sie morgen beſuchen darf. Sie wohnen hier in dieſem Hauſe?«

Da ſie in der That während des kurzen Zwieſprachs bis zu Vögele's Wohnung gelangt waren, ſo verneinte Vögele nicht; menſchlich gut und menſchlich ſchwach, wie er iſt, erlaubte er auch dem ſentimentalen Katz, ihn am nächſten Morgen zu beſuchen. — »Aber jetzt gehen Sie im **pas de charge** Ihrer Wege,« ſchloß Vetter Louis, haſtig den Herrn von der Muskatnuß von ſich drängend; »**car, voyez vous**, da kommen einige Perſonen, die ich **surveilliren** muß. **Ma foi**, ſie ſind's; **au plaisir, Monsieur**!«

Katz machte ſich gehorſam ſchnell von dannen. Es iſt noch heute ungewiß, ob Vögele's Ermahnung, oder ein eben vorübergehender beim Laternenſchimmer leicht kenntlicher Polizeidiener dem fahrenden Künſtler imponirt hat. — Und richtig, da kamen ſie, zwei und zwei: Suſette am Arm des Herrn Mandar, und Suſettens mütterliche Freundin am Arm eines langgeſtreckten

Herrn mit Weſpentaille, den Vögele anfangs nicht kannte, aber ſpäter um ſo beſſer, da der Herr anfing zu reden, auf franzöſiſch natürlich, und zu ſeiner Dame ſagte: »Wenn ich bitten darf, Madame, ſo legen Sie ein gutes Wort für mich ein. Sie mögen es für Scherz halten und dennoch rede ich ſehr ernſthaft; ich kann ohne das himmliſche Geſchöpf nicht leben!«

Der begeiſterte Redner war der Herr von Valery, oder Vögele war ein Haubenſtock, ein Narr, eine taube Nuß. Man durfte die Stimme des genannten Valery nur einmal gehört haben, um ſie nimmer und nimmer zu vergeſſen. Dem Vetter Louis ſtieg's heiß in die Wangen, als die Dame, die mütterliche Pflegerin Suſettens, plötzlich anhob: »Stille, ſtille! Wenn Herr Mandar das hörte .... würde er nicht glauben, ich ſpielte die Rolle einer Hochzeitvermittlerin? — Sein Sie diskret, lieber Valery, und alles wird nach Ihren Wünſchen gehen! . . .«

Suſette und Mandar, die ein zehn Schritte voraus waren, ſtanden koſend vor der Thüre der Damen ſtille, und das Geſpräch zwiſchen Valery und der ältern Freundin brach ab. — Vögele war außer ſich vor Erbitterung. Ingrimmig ſprach er nach ſeiner Weiſe in Gedanken, während er den Hausſchlüſſel hervorſuchte: »Iſt denn das erhört und erlebt worden? **Ah mon dieu**, wo ſind die guten alten Zeiten hin? Es macht mich ganz **misanthrope**, wenn ich eine gute ehrliche Straßburgerin ſo reden höre, wie die Schönbeckin geredet hat. **Bigre!** wenn das der ſelige **Juge-de-paix** gehört hätte! Mit gleichen Füßen wäre er aus ſeinem Sarg geſprungen, und hätte der falſchen kuppleriſchen Madam den Farrenwaddel zu ſchmecken gegeben! Ach, ich armer **ange gardien!** da hat ſich was zu ſchutzengeln! Jetzt hab' ich zwei Courmacher **sur les bras** und der Guguſte von Gebwiller iſt in der größten Gefahr! Was habe ich anzufangen? Warum habe ich mich in dieſe Galleh **embarquirt**?« — Da ſchwieg Vögele plötzlich, denn mit begierigem Ohr hörte er, wie Mandar zu den Frauen ſagte: »**Adieu**, gute Nacht, meine ſchönen und guten Damen! Ich verſpreche uns einen herrlichen Morgen auf dem alten Schloſſe. Schlafen Sie wohl; Punkt ſechs Uhr ſollen die Eſel vor Ihrer Thüre ſtehen!« — Valery fügte einige unbedeutende Worte hinzu; die Damen entgegneten mit einem freundlichen „**Bonsoir**“

und verſchwanden im Hauſe. Mandar und Valery wanderten Arm in Arm zur Promenade zurück. —

Nachdem Vögele ſeinen Hausſchlüſſel erprobt gefunden, und ſich auf der Treppe ſeines dunkeln und menſchenleeren Hauſes die Naſe ein paarmal blutig geſtoßen, betrat er ſein Zimmer, machte Licht, und ſpazierte in die Länge und Breite unruhig hin und her. — Sodann ſetzte er ſich an den Schreibtiſch, faltete einen Papierbogen zur Depeſche und ſchrieb mit den ſoliden Schriftzügen eines alten Geſchäftsmannes an Frau Brentlein die gewichtigen Worte:

»Hochgeſchätzteſte Frau Baas!

»Ich habe meine Batteries dreſſirt; hier ſieht's noch viel ſchlimmer aus, als wir gemeint haben. Auguſte hat zwei Nebenbuhler; den einen malheureusement ſieht die Suſette gern; den andern protegirt die Schönbeckin. Ich thue mein Möglichſtes, obſchon ich jusqu'aujourdhui nichts habe thun können. Das Emploi eines Schutzgeiſts iſt ſehr ſchwierig. A demain mehr. Bad' Sie fleißig, Frau Baas und portez vous bien. — Ihr gehorſamſter dévoué cousin Louis Vögele, Rentier.«

Nach gethaner Arbeit und ein klein wenig Späherei am Fenſter, die aber nur das Reſultat ergab, daß die Damen en surveillance ihre Vorhänge dicht zugezogen hatten, ging Herr Vögele, müde, als hätte er zehn Meilen zu Fuß gemacht, zu Bett. Seine Träume waren lebhaft; diesmal jedoch erging er ſich nicht als blonder Engel auf den Fußtapfen ſeiner brünetten Schutzbefohlenen, ſondern er agirte — o der Schmach — nicht ſowohl den Eſeltreiber, als vielmehr den Eſelabtreiber. Unter mannichfachen Gefahren und kämpfend mit tauſend Hinderniſſen, hielt er Wacht auf den Straßen, bemüht, alle Eſel, die da kamen, Suſette und Compagnie zum alten Schloſſe abzuholen, vermittelſt aller Kunſtgriffe zum Umkehren zu bringen.

Er dachte ſehr geſcheidt in ſelbem Traum: Schneide ich ihnen die Eſel ab, ſo verpaſſen ſie das alte Schloß, verpaſſen ſie das Schloß, ſo gibt's auch kein Rendezvous und Tête-à-tête im Grünen . . . . u. ſ. w. — Und ſo jagte er den erſten Eſelbuben mit Grobheit von dannen, den zweiten mit guten Worten, den dritten mit einer Handvoll Geld. Weil der vierte das geſehen, ſo ging er nicht von dannen ohne Geld, und ſo hatte Vögele an den fünften, zehnten, zwanzigſten, vierzigſten Eſeltreiber ungeheure Summen zu geben, die nur zu präſtiren waren, weil ihm das Gold ſo zu ſagen aus der Taſche quoll. Der Zweck wurde erreicht, Suſette kam nicht aus dem Hauſe; die Offiziere vergingen ſchier vor Verdruß, . . . aber — wenn Vögele noch einen einzigen der Eſeltreiber hätte entſchädigen müſſen, ſo wäre er ſelber ein Bettelmann geweſen! Zum Glück erwachte er . . . . wie gewöhnlich nieſte er, huſtete dann ein wenig, drehte die Naſe gegen's Fenſter und ſpitzte das Ohr. Ein freundliches Plätſchern ließ ſich auf der Straße vernehmen. Freudiger Ahnung voll verließ Vetter Louis ſein Lager, güggelte verſtohlen in den Morgen hinaus, und ſegnete den Morgen. Es regnete aus Leibeskräften. — „Wohl mir," ſagte Vögele mit leichtem Herzen; „aus der Eſelparthie wird nichts, und ich behalte mein Geld, ſtatt es an die Langohren wegzuwerfen, und Suſette iſt gezwungen, ſolid zu bleiben. **Ma foi!** den **ange tutélaire** zu machen und nichts dabei **dépensiren** . . . **ça me va, ça me va fort bien.**"

Gott verzeih' es dem alten Hageſtolzen: er machte einen Rundſprung; ſeit Anno 15 den erſten. In der Freude ſeiner Seele — kaum hatte er ſich in's nothdürftigſte Negligé geworfen — hockt er an's Klavier hin, und ſpielt den **Yankee-doodle**, daß es eine Art hat. Wer von den Leſern dieſer hiſtoriſch-getreuen Geſchichte genanntes geiſtreich betextetes und komponirtes Lied nicht kennen ſollte, eile ſchnell, ſeiner habhaft zu werden. Es gibt nur einen **Yankee-doodle**. — Und während Vögele den republikaniſchen Gaſſenhauer auf dem Klavier produzirt, kommt ein Kenner dieſer Muſik dazu, reißt die Thüre auf, und ſiehe: Vögele hat vor ſich einen langen hagern Kerl im langen Nankingſchlafrock, in ſtruppigem rothem Haar, Geſicht lang, Naſe lang, Mund breit, Oberlippe ungebührlich lang, jeder Zoll ein Engländer; und dieſer Engländer redet ihn zornig an: „**Vô être français, or allemand?**" — Ohne indeſſen eine Antwort abzuwarten fährt er in einem ſeltſamen Durcheinander von allerlei Idiomen fort, den guten Vögele wegen ſeines **Yankee-doodle** abzukanzeln, und ihm begreiflich zu machen, daß er, als ein Patriot von Altengland Bruder Jonathan's Leiblied nicht hören könne, ohne Konvulſionen zu bekommen, und daß Vögele, im Wiederbetretungsfalle ſich mit ihm, Engländer, zu boren habe auf Leben und Tod. — Dieſes geſprochen, verſchwand der wüthende Engliſhman und Vögele ſaß noch eine lange Weile verdutzt mit offenem Maule und ſtill über die Taſten geſpreizten Fingern, das Auge unverwandt auf die Thüre geheftet; ein traurig unbeweglich Bild. —

Anfänglich wollte er, zu ſich ſelber gekommen, dem indiskreten Engländer auf deſſen Zimmer folgen, und einen groben Keil auf den unfeinen Klotz ſetzen . . . aber gleich kam er davon ab, und beſchloß, ſich nicht zu feindſeligen Schritten hinreißen zu laſſen, um ſeinen Schutzengelpoſten in keiner Weiſe zu kompromittiren. — „**Au fait**,“ ſagte er am Schluß ſeiner Betrachtungen, „kann man's einem Engländer nicht übel nehmen, wenn er den **Yankee-doodle** nicht gern hört. **Nous autres français, nous comprenons cela parfaitement.** Wir hören auch nicht gern das „Sie ſollen ihn nicht haben! **Bète de chanson**!“

Während des Frühſtücks wollte ſich Vögele's Gallenaufregung immer noch nicht gänzlich beſchwichtigen laſſen. Umherſuchend nach einem Buche oder dergleichen, um ſich eine Zerſtreuung zu machen, bekam er Suſettens Porträt in ſeine Hände. — „**Ma foi!** es iſt doch ein allerliebſtes Geſicht, für welches man allerhand **folies** und **extravagances** zu begehen, ſchon **d'avance excusirt** iſt,“ ſagte der immer noch entzündbare alte Hageſtolz, und verſenkte ſich, am offnen Fenſter ſtehend, wie das erſtemal, in die intereſſanten Züge, die ihm bald alle Engländer der Welt vergeſſen machten.

Auf einmal klopfte es an ſeiner Thüre; es war ein Klopfen, das von ſchlimmer Vorbedeutung ſchien. Auf des Vetters Louis ſtutziges „**Entrez!**“ trat mit ernſter Haltung Monſieur Mandar in das Zimmer. — „Aha, da gibt's irgend etwas;“ dachte Vögele, und legte, ſich verbeugend, das Bildniß auf den Flügel. Mandars Augen folgten der Geberde; ſeine Blicke klebten feſt an der braunen mit Gold verzierten Gemäldekapſel. Den Vetter Louis ſchlug das Gewiſſen. In der That hob Mandar mit kalter unheimlicher Höflichkeit an: „Sie vergeben mir meines Beſuchs Zudringlichkeit, mein Herr. Vor wenigen Augenblicken befand ich mich Ihnen gegenüber bei einigen Damen, die ich kenne. Von der ungünſtigen Witterung plaudernd lehnten wir am Fenſter; zufällig ſehe ich über die Straße weg, und gewahre Sie, mein Herr, ein Bild in den Händen haltend. Mein Auge iſt ziemlich ſcharf . . . ich glaubte das Bild zu kennen und bitte Sie, mir es in der Nähe ſehen zu laſſen. Es gleicht einem Porträt, das mein Eigenthum iſt, und das ich verloren zu haben meinte . . . . . .“ Vögele, der da fühlte, wie ſehr Mandar in ſeinem Rechte war, beeilte ſich, dem Offizier das Porträt wieder zuzuſtellen, und zu ſagen „Ich denke auch, daß es Ihnen gehören muß. Sie werden ſich erinnern, daß wir vorgeſtern in derſelben Poſtchaiſe hier ankamen. Ich fand das Bild unter meinen Effekten, und . . . da ich . . . da ich Ihre Wohnung nicht wußte . . . .“ Das böſe Gewiſſen hinderte den guten Vetter, ſeine Rede zu ſchließen. Dafür nahm Mandar etwas hochfahrend das Wort: „Mich dünkt, wir ſahen uns geſtern auf der Straße? Einmal am hellen Tage, ein andermal am Abend . . . ich habe ſcharfe Augen, mein Herr; und Sie thaten, als ob wir uns niemals geſehen hätten, und reſtituirten mir auch nicht das Bild?“

Vögele fühlte ſich nun abſcheulich verletzt, und fuhr derb heraus: „Bemühen Sie ſich nicht weiter, mein Herr. Wenn ich mich entſchuldigen wollte, ſo brauchte ich nur zu ſagen, daß meine Augen um dreißig Jahre ſchwächer ſind als die Ihrigen, und damit Punktum. Aber ich haſſe die Lüge und ſage Ihnen gerade heraus, daß ich Ihnen vor der Hand das Bild nicht wiedergeben wollte.“

„Wie kommen Sie, mein Herr, zu ſolcher Impertinenz?“ brauſte Mandar auf. — „Mit beſſerm Grunde, als Sie zu den Beleidigungen, die Sie mir anthun,“ verſetzte Vögele böſe; „ich kenne das Frauenzimmer, das dem Bilde geſeſſen; ich bin beauftragt, es zu beobachten, ſein guter Engel zu ſein . . und mir iſt nicht gleichgültig, es von Offizieren umgaukelt zu ſehen, während ihr Verlobter um all das Glück kommt, das er in ihrer Liebe und Zärtlichkeit zu finden gedacht hat.“

„Herr, was geht Sie das alles an?“ rief Mandar erſtaunt und erbittert; „wie kommen Sie und jene Familie zuſammen? Warum, mit welchem Rechte nehmen Sie Parthei für den Verlobten, den ſeine Braut verabſcheut, den ſie nicht gewählt, der ihr aufgedrungen worden?“

„Aha!“ erwiederte Vögele mit ſteigendem Aerger und Triumph; „merken Sie nun, daß ich mit jener Familie zu thun habe? daß ich um Ihre Verhältniſſe weiß? Mit welchem Rechte? Das geht Sie nichts an, ſo wie es überhaupt beſſer für Sie wäre, wenn Sie ſich um jene Familie gar nicht bekümmert hätten. Sie ſind Offizier? Meinetwegen, aber eines Offiziers unwürdig iſt es, ein armes Mädchen hinters Licht zu führen, und von ihrem Bräutigam, der voll Liebe und Vertrauen an ihr hängt, zu trennen, was ſie ſpäter tief bereuen wird.“

„Schweigen Sie!“ unterbrach Mandar den Schutzgeiſt; „wäre nicht Ihr Alter, Sie ſollten mir blutige Rechenſchaft von jedem Ihrer Worte geben!“

„Alt oder nicht alt!“ prahlte Vögele. „Ich bin Ihr Mann, und hab' ich mich erſt wieder ein vier Wochen eingeſchoſſen, ſo geh' ich mit Ihnen los wie der jüngſte.“

„Das pikanteſte Duell meines Lebens!“ hohnlachte Mandar; „Ihr Name, mein Herr?“

„Hier meine Karte,“ entgegnete Vögele, ſie ihm darreichend; „Louis Vögele, Rentier, in Straßburg auf dem St. Thomasſtaden wohnhaft; jedes Kind kennt mich in meinem **quartier**. Zeigen Sie dieſe Karte der Frau, die jenem Mädchen, das Sie verderben wollen, eine mütterliche Freundin zu ſein gelobt hat, und die ihre Pflichten ſo ſchlecht erfüllt ... ſagen Sie ihr meinen Namen, den Namen des Schutzgeiſts der unglücklich Verführten .... ſie wird ſterben vor Scham ...“

Mandar verſetzte mit funkelnden Augen: „Beleidigen Sie nicht auch ein waffenloſes Weib! Sie wollen von jener Dame gekannt, Sie wollen ihrer Pflegetochter Schutzgeiſt ſein? Sieh da: wer hat Sie geſchickt, um die Leute zu ſchützen und zu ſchirmen und zu verläumden?«

»Verläumdung mag Ihre Sache ſein,« zürnte Vögele; »auf meiner Seite iſt das Recht, und Suſettens Tante ſelbſt hat mich aufgeſtellt, damit Sie's nur wiſſen, Ihre Verführungskünſte zu ſchanden zu machen!«

Mandar zog ſich betreten zurück: »Suſettens ... Suſettens Tante ſelbſt? ... ſie ſelbſt? ... Suſettens Tante? ... Erlauben Sie, daß ich mich entferne ... ich fürchte ſonſt, meinen Kopf nicht länger geſund zu behalten. Doch ſende ich Ihnen noch heute einen Freund, um ſich in meinem Namen mit Ihnen zu expliziren, mein Herr.«

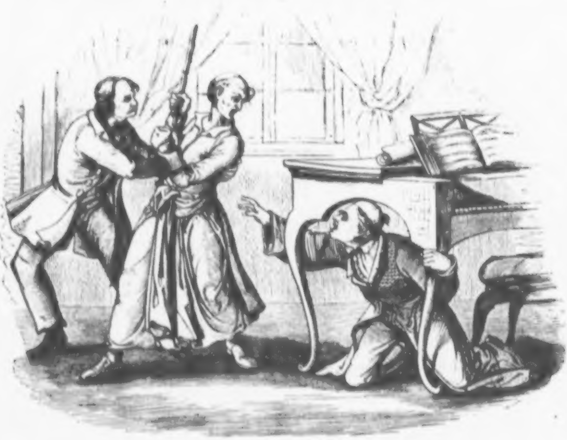
»Wird mir lieb ſein!« rief dem Scheidenden Vögele nach, und lief mit langem Geſicht in ſeiner Stube auf und ab. „Die Bombe iſt geplatzt,“ ſagte er zu ſich ſelber; „'s ging ſchneller als ich dachte. Wenn jetzt in der Schönbeckin nur noch ein Funken von point d'honneur iſt, ſo geht ſie in ſich und Guguſte kommt nicht um die Suſette. Bigre! welch' ein ſchwerer Poſten, der eines Schutzgeiſts!“ — Er ſetzte ſich und ſchrieb an die Frau Brentlein zu Niederbronn:

„Hochgeſchätzteſte Frau Baas!

„Dieſe zweite Depeſche arrivirt Ihr probablement in
„guter Geſundheit, aber da Sie den Brief lieſt, iſt's ſehr dou-
„teux, ob ich noch am Leben bin, oder nicht. Monſieur Man-
„dar wird mich vielleicht todtſchießen und wenn er's nicht thut,
„thut's vielleicht Monſieur Valery, der — ich hab' Sorg' —
„mir auch nicht ausbleibt. Aber als ein todter Schutzgeiſt, der
„jusqu' ici nichts hat thun können, kann ich gar nichts mehr
„eſſectuiren. Pauvre Suſette! Adieu, Frau Baas; mor-
„gen ein mehreres, je nachdem ich lebe oder geſtorben bin.
„Meiner Frau Baas très dévoué Couſin Louis Vögele.“

Der Brief wurde zur Poſt geſchickt. Und abermals ſetzte ſich Vögele: aber diesmal an das Piano, um ſeinen Unmuth in etwas zu verklavieren. Indem er einen Akkord anſchlug, erinnerte ſich Vetter Louis des empfindlichen Engländers, und um den Frieden, der nach außen ſo geſtört war, mindeſtens im Hauſe ſich zu erhalten, ſpielte er, den Gentleman zu beſänftigen, feierlich das „God save the King,“ das in unſern Tagen heißt: „God save the Queen!“

Aber noch hatte er die herzerhebende Hymne nicht zu Ende geſpielt, als ſchon wieder mit einem Krach die Thüre aufging, und ein noch längerer und gröberer Kunſtkenner als der Engländer war, in das Gemach platzte, zu vergleichen einem tollgewordenen Kreiſel. Der blaſſe und ſchwarzhaarige Menſch, in einem ſeltſamen Nachtkoſtüm von weißer Leinwand, ſprudelte eine Maſſe von Verwünſchungen in dem reinſten Yankee-Engliſch von ſich, von denen Vögele, der aufgeſprungen und hinter das Inſtrument geflüchtet war, nur das allerwenigſte verſtand. Der Unbekannte — wie ſich bald ergab, Vögele's Nachbar zur Linken — trug in ſeinen Händen einen kurzen dicken Stock, mit dem er äußerſt bedenklich manövrirte.



Der Schutzgeiſt. (S. 273.)

Vetter Louis befand ſich in der bitterſten Verlegenheit ſeines Lebens. Im Geiſte ſah er ſich mit ungebrannter Aſche übel bedient, und doch war ſeit länger als einem halben Jahrhundert ſein Rücken prügelfrei geweſen, und die „**Schlague**“ von jeher des eifrigſten Franzoſen grimmigſte Antipathie. Darum bellte er hinter dem Klavier hervor, was er nur aus dem Halſe bringen konnte: „Was will Er denn? **Bigre!** was ſoll das bedeuten? Red' Er deutſch oder franzöſiſch, und gebe Er mit Seinem **tricot** da Ruh' oder — **Sapperlotte!** ich will Ihn **rangiren** und das ganze **voisinage** zuſammenſchreien!“

Der blaſſe Widerſacher in weißer Leinwand hielt inne, beſann ſich eine Weile, wüthende Blicke auf Vögele und das Klavier ſchießend. Dann ſagte er mit transatlantiſchem Accent: „Hab' ich darum eine Wohnung gemiethet, und bin ich deswegen in voriger Nacht ausnahmsweiſe nach Hauſe gekommen, daß mich das vermaledeite Lied der engliſchen Knechte aus dem Schlaf wecken ſoll? mich, einen Bürger der Vereinigten Staaten? Alabama iſt meine Heimath; hätt' ich Euch dort, alter Sklavenvortrommler, Ihr ſolltet auf Lebzeit dieſem Hundeinſtrument und Hundelied den Abſchied geben, rathe ich.“ — Der Yankee ſchwadronirte abermals mit ſeinem Stocke.

„Nun, ſo ſtehe mir der liebe Gott bei!“ ſeufzte Vögele; „in welches **coupe-gorge** bin ich gerathen! **Vis-à-vis** der böſe Feind in Geſtalt von zwei verbuhlten **sabreurs**, zur Rechten ein Kerl, der mich wegen des **Yankee-doodle**, zur Linken einer, der mich wegen des **God save the King** **massacriren** will! **Sortez d'ici, Monsieur!**“

Aber der Yankee war ungeberdiger, als der Engländer. Er ſchwang immer drohender ſeinen Stock, rückte dem Vögele auf den Leib, und rief: Mir **sortir!** **Vô sortir. Vô sauter par la fenêtre!**“

Zum Glück öffnete ſich die Thüre, und Katz ſtreckte den Kopf herein. „Gibt's hier ein Schlachtfeld? ..“ fragte der Taſchenſpieler verwundert. — „**Dieu merci!**“ ſchrie ihm Vögele, der unter dem Klavier ſaß, zu: „helfen Sie mir, **sauvez moi!** **debarrassiren** Sie mich von dem **monstre américain!**“

Und Katz, ein guter Handfeſt, wenn er eben wollte, fiel gehorſam über den Yankee her, der bei Katzens Eintritt ſchon etwas gemäßigter geworden war, drehte ihn wie ein Wirbelwind der offnen Thüre zu, und warf ihn hinaus wie einen mit Heu gefüllten Sack. Dann ſchob er den Nachtriegel vor, und ſprach zu Vögele, der neubelebt auf ſeinen Füßen erſtand: „**Bonjour,** Landsmann! jetzt werden wir vor dem Narrn Ruhe haben. Was iſt Ihnen aber paſſirt?"

Nachdem Vögele erzählt, und vielmals herzlich gedankt, ſagte Katz mit Zufriedenheit: „Na, 's iſt mir recht, daß es ſo gekommen iſt, und daß ich Ihnen einen Dienſt habe leiſten können. Mit einer ſolchen thätigen Hülfe trägt man leicht das bischen Extrapoſtgeld ab, das ich Ihnen ſchuldig bin. Streichen Sie mich von Ihrer Tafel, Herr Landsmann. Nicht etwa, als hätte ich Sie nicht bezahlen wollen. Ich hätte es gerne geſtern ſchon gethan, und hätte es gekonnt; — meine Börſe war gut garnirt. Aber bin ich nicht noch in das Converſationshaus gerathen? habe ich nicht alles, bis auf den letzten Sou verſpielt? Entſchuldigen Sie daher, Landsmann."

„**De tout mon coeur,**" verſetzte Vögele, der vor dem Spiegel ſeine Perrücke arrangirte; „ich will Ihnen ein **Reçu** ausſtellen, da Sie mich von der **bête noire,** von dem Amerikaner, dem Speckſpanier, befreit haben. Meinerſeits, womit kann ich Ihnen dienen? Sie ließen geſtern ein paar Worte fallen .... **disposez de moi, Monsieur.**"

„Das hör' ich gern," verſetzte Katz; „Sie ſind mein auserwählter Schutzgeiſt! ein Engel, den mir das Schickſal geſendet!" — „**Mon dieu, taisez-vous** vom Engel und Schutzgeiſt!" bat Vögele mit Aengſtlichkeit; „Sie wiſſen gar nicht, was das für eine ſchlechte Occupation iſt. **Plutôt la mort que l'esclavage!** lieber ein Brunnenputzer als ein Schutzengel ſein. Was iſt aber jetzo **à votre service?**" — Der dankbare Vögele neſtelte an ſeiner Geldbörſe herum.

Katz unterbrach ihn in dieſer Beſchäftigung, indem er ſagte: „Ein andermal vielleicht will ich Ihre Subſidien nicht ausſchlagen, aber heute ſtecken Sie ein, und leihen Sie mir dafür Ihre Feder ... nämlich Ihre Hand. Ich möchte gern einen wohlgeſchriebenen Brief an Jemand abfertigen, und ich geſtehe, daß ich nicht ſchön und durchaus nicht correkt ſchreibe, und möchte es doch nicht ſelbiger Perſon merken laſſen. Sie ... mein Herr, ſind ohne Zweifel in der Schreiberei erfahren; waren gewiß einmal zu Ihrer Zeit ein **clerc de notaire** oder ein **employé au timbre** . . . oder . . . .“

„Nichts von all dem,“ verſetzte Vögele, und reichte dem Taſchenſpieler ſeine Karte; „Sä, Herr; ſo heiß' ich; das bin ich. Aber darf ich auch mich nach Ihnen erkundigen? Sie ſagen, Sie ſeien von Straßburg? Man ſollt's ſchier nicht meinem . . . .“

„Dennoch iſt es ſo, werther Herr. Allein ſeit langen Jahrem hab' ich mich, Familienverdruſſes halber, in Deutſchland, im Norden, in England, als dramatiſcher Künſtler, Mundharmonikavirtuos und phyſikaliſcher Wundermann aufgehalten, und meine Mutterſprache ganz vergeſſen. Ich kam ſo eben über Boulogne und Paris aus London zurück. Mein Herr . . . ich habe nirgends das Glück gefunden . . . . und wenn es mich auch hier verläßt . . . .“

„**Ma foi**, an der Spielbank müſſen Sie's nicht ſuchen,“ ermahnte Vögele väterlich; „aber . . . da wir juſt von der Landsmannſchaft reden . . . ſagen Sie, ſind Sie von denen Katzen in der Blauwolkengaſſe, oder von denen Katz Florian am Fiſchmarkt, oder von ſellem Katz, dem Gerber, hinter dem Bierhaus zu den vier Winden? Den hab' ich gut gekannt; er hatte eine Rephuhn zur Frau, und war ein Schwager zu der Schneegans, die hernach ſpäter den **commissaire de guerre** . . .“

„Bitte um Verzeihung, Herr Vögele,“ unterbrach ihn der Taſchenſpieler; „Ihr ganz ergebener Katz iſt ganz obſcuren Urſprungs; nehmen wir an, er ſei in der Kurbengaſſe *) geboren, und ſein Vater ein Schuſter geweſen. Das hindert alles nicht, daß ich mein Glück nirgends gefunden, und jetzt bis aufs äußerſte gekommen bin, wenn mir nicht eine gewiſſe Perſon, die ſich hier im Bade befindet, aus der Patſche hilft. Die Perſon iſt ein Frauenzimmer, hat mit mir in den intimſten Verhältniſſen gelebt — zu Straßburg nämlich — und von ihr darf ich mit Fug und Recht Hülfe erwarten. Schon in Straßburg erfuhr ich, daß leider eine ſogenannte Pflegemutter oder Ehrenwächterin ſie begleitet; ein ſchlimmes Möbel für meine Entzwecke. Beſagtes Weib kann mich perſönlich gar nicht leiden. Darum zögerte ich bisher, ohne weiteres bei jener Perſon einzuſprechen, und will lieber der letztern einen Brief in die Hand ſpielen, der ſie allein von meinen Wünſchen unterrichte, und dieſen Brief — recht ſchön und zierlich, deutſch oder franzöſiſch, möchte ich Sie bitten, mir zu ſchreiben?“

---

*) St. Urbansgaſſe.

„Mir an,“ verſetzte Vögele, zum Schreibtiſch gehend; „das wird mich zerſtreuen, und anſtößige Dinge oder verfängliche werden Sie mir wohl nicht diktiren, mon ami?“

„Was denken Sie?“ fragte Katz lächelnd; „eine ganz kurze Supplik. Suſette wird mich ſchon hinlänglich verſtehen.“

»Suſette?« fragte nun Vögele, neugierig aufſchauend; »Tiens . . . was für eine Suſette?«

»Eine gewiſſe Demoiſelle Suſette Kaltſchmidt; die Tochter eines ehemaligen Friedensrichters in Straßburg.«

„Tiens, tiens?“ wiederholte immer verwunderter der Vetter Louis; »mit der Sie . . . wie ſagt man? des rapports intimes gehabt haben?«

„Très-intimes,“ wiederholte nun auch Katz ſchmunzelnd; »jene Verhältniſſe begründen auch mein Recht.«

„Possible, possible!“ entgegnete Vögele, ſein Papier heftig in Ordnung ſchiebend und die Feder herrichtend; »Sie haben wohl auch den Bruder der Demoiſelle Suſette gekannt? Den Vaurien, das mauvais sujet, das garnement?«

»Ach mein Gott! leider nur zu gut. Seine dummen Streiche haben mich eigentlich mit der ganzen überrheiniſchen Welt brouillirt! Doch ſchweigen wir hievon: ich denke nicht gern an den Burſchen. Meines Herzens ſeligſte Erinnerung iſt aber Suſette. Ich bitte Sie, gefälligſt zu ſchreiben. Wir machen's deutſch, wenn's Ihnen gleich iſt?«

»Fort égal, Monsieur. Laſſen Sie hören; ich bin ſelber neugierig ganz und gar.«

»Nun denn. Alſo: Geliebteſte Suſette!«

Vögele in Gedanken: »O Du verlogene Tugendheuchlerin! Frau Baaſ', wo hatte Sie Ihre Augen?«

»Die Ahnungen Deiner Seele müſſen Dir geſagt haben, daß ein Weſen, das Dich heiß und aufrichtigſt liebt, in Deiner Nähe verweilt.«

Vögele wie oben: »Wo iſt da eine Seele und eine Ahnung?

Ma foi, das Maidel hat die ganze Welt zum Narren. **Aprésent** kenne ich ſchon Viere, die ſich um ſie reißen oder gekiſſen haben, **dont deux officiers.** (laut) „in Deiner Nähe verweilt!“

„Die innigen Beziehungen, die zwiſchen uns beſtehen....“

Vögele wie oben: „**Ah! ca devient scabreux.** Faſt ſchäme ich mich in der Suſette Herz hinein, ſolche Dinge niederzuſchreiben.“

„Hätten mich veranlaßt, nach ſo langer Abweſenheit ohne Furcht mich in Deine Arme zu werfen....“

Vögele wie oben: „**Malheureux!** Galgenſchwengel! Sie mag zwar weiche weiße Arme haben...! **c'est égal:** ich ſchäme mich immer mehr.“

„Wenn nicht die harte Frau, die Dich bewacht, mich mit ihrem Haß verfolgte!“

Vögele wie oben: „**Nigaud, pauvre diable!** Hätteſt Du Meſumme im Sack, die Schönbeckin wäre nicht ſo hartherzig gegen Dich; **cette diablesse d'entremetteuse!** — (laut) „Haß.... **persécutirte**...!“

„Verfolgte, lieber Herr Vögele.“ — „Nun ja, **eh bien oui:** „**persécutirte**“ oder „verfolgte“ — **ça revient au même.**“

„Erinnere Dich aber an unſere lange Liebe....“

Vögele wie oben: „Gott! ich werde roth,... ich ſchäme mich **excessivement**...!“

„An die Zärtlichkeiten und Verheißungen, die Du an mich in der letzten Nacht, die meiner Flucht vorherging, verſchwendeteſt....“

Vögele aufſpringend: „**Fi donc, Monsieur** Katz! **fi donc,** das ſind Wüſteneien, die Sie mich da niederſchreiben machen. Ich verreiße dieſes Papier.... und Sie machen, daß Sie aus meiner Stube kommen, ſonſt rufe ich den nächſten **garde de police** von der Straße. Pfui Henker! einem ehrlichen Mann ſolche Schändlichkeiten in die Feder zu ſagen...! **Sortez, allez-vous-en, polisson que vous êtes!**“

Dem Vetter Louis ſtand der äußerſte Zorn ſo glutroth auf der ſonſt mehlweißen Stirne, daß Katz, obſchon er nicht begriff, woher der beſagte Zorn ſeinen Urſprung genommen, eiligſt und ſchleunigſt aus dem Zimmer, über die Treppe hinunterlief, und der ihm entgegenkommenden Hausfrau mit Schrecken berichtete, der Herr im erſten Stock ſei übergeſchnappt, und ärztliche Hülfe ihm dringend nöthig.

Mit gerungenen Händen rannte indeſſen Vögele hin und her, von einer Ecke in die andere, und rief: „Was iſt ſchlimmer, als Babylon und Ninive? das Herz, das ſchwarze, einer Brünette, einer Kokette, einer Suſette mit einem Wort. Ma foi, das iſt ein Kaibenmetier, das eines Schutzengels! Vertrauen zur Menſchheit, der respect pour les dames, Zeit, Geſundheit, Leib und Leben gehen dabei kaput! O wie geſcheit warſt Du, alter Louis, daß Du Dich mit dem Sexe nicht meſalliirt haſt! Aber was thu' ich jetzt? Attention? Der escamoteur hat auch noch gefehlt, um mir alle Energie zu escamotiren! Die Suſette iſt verloren; für ſie iſt nichts zu thun; c'est pourquoi, daß ich auch nichts für ſie gethan habe und thue, als daß ich ſie aufgebe, meine Hand von ihr retirire, ... et voilà. Aber Euguſte muß gewarnt werden. Ich will die Baaſ' von Allem avertiren...; ah mon Dieu, das iſt ſchon der dritte Brief.... ah, que c'est difficile, ein Schutzengel zu ſein!.... Herein! entrez...' Aha, hab' ich mir nicht ſchon imaginirt, daß der da auch noch kommen werde?“

Herr Valery, der Kamerad des gefährlichen Mandar, trat feierlich ein. In ſeinen Zügen ſtanden allerlei unangenehme Erklärungen verzeichnet. — Er näherte ſich dem Vetter Louis mit einer Geſpreiztheit, als vermuthe er irgendwo in einen Hinterhalt zu fallen, und hob nach den erſten Begrüßungen an: „Mein Freund Mandar ſchickt mich, um mich mit Ihnen zu verſtändigen, mein Herr. Sie haben ſich, wie er behauptet, auf eine ſehr ſonderbare Weiſe in ſeine Angelegenheiten gemiſcht, und die Ehre von zwei Damen, die mein Freund hochſchätzt, beleidigt. Wie können Sie das rechtfertigen? Sie ſind ſo weit gegangen....“

„Belieben Sie nicht auszureden:“ fuhr Vögele ſehr aufgeregt dazwiſchen: „alle dieſe Wortkrämereien führen immer nur zu einem und demſelben Ende. Sie kommen nämlich, mich zu fordern. Ich bin dabei, trotz meines Alters, wie ſich Herr Mandar auszudrücken beliebt hat. Ich fürchte mich nicht. Aber ich muß vierzehn Tage Zeit haben, um mich einzuſchießen.... dann ſtehe ich hier oder in Straßburg zu Dienſten, ſehr zu Dienſten.“

„Das alles iſt recht ſchön und gut;“ verſetzte Valery, faſt unmerklich lächelnd: „Sie begreifen, daß um unſerer Verhältniſſe willen das deutſche Rheinufer der Kampfplatz ſein müßte . . . . allein, mein Freund iſt nicht geradezu blutgierig . . . . er würde ſich mit einer Ehrenerklärung, einer Abbitte begnügen, da denn doch Ihr Metier nicht das der Waffen iſt, wenn Sie nur . . . .“

„Nichts da; alles umſonſt!“ rief Vögele heroiſch: „Ich bitte nicht ab, ich erkläre nichts. So wie ich handelte und ſprach, bin ich in meinem Recht geweſen, bin's noch jetzo. Noch mehr, mein Herr: um mir vollends das Gewiſſen frei zu machen, muß ich auch Ihnen die Wahrheit geigen. Es iſt nicht ſchön von einem galanten Mann wie Sie ſind, Ihrem Freund in's Gehege zu gehen, und ſich an die ſaubere mütterliche Freundin zu wenden, damit ſie Ihnen das arme Mädchen, das Ziel Ihrer Verführung, in die Hände liefere . . .! laſſen Sie mich ausreden, ich bin gleich fertig. Es iſt nicht ſchön von Ihnen ferner, ein armes Mädchen, das ſchon einen Verlobten hat, dem Verderben zu überliefern, und vollends an ihr ſchlecht zu machen, was vielleicht Ihr Freund Mandar, der urſprüngliche Verſucher, gut gelaſſen hat! Gehen Sie in ſich, ich bin des Mädchens Schutzengel. Schießen Sie mich meinetwegen todt, wie wahrſcheinlich auch Herr Mandar thun wird; gut, mir gleich. Aber über dem Leichnam des Schutzengels der Unſchuld gehen Sie in ſich und beſſern Sie ſich, und machen Sie dem Mädchen Ihren Bräutigam nicht abwendig, und . . . . und . . . . jetzt bin ich fertig.“

Der Offizier machte ein verzweifelt ſonderbares Geſicht, und erwiederte gemäßigter, als man hätte denken ſollen: „Mein guter Herr, Sie ereifern ſich und beleidigen mich um nichts und wiedernichts. Sie haben ja gar keine Kenntniß von meinen Plänen und Verhältniſſen.“

„So? hab' ich nicht gehört, was Sie geſtern mit Ihrer Schmeichelſtimme der Madame in Bezug auf das Mädchen geſagt haben? hab' ich nicht vernommen, was Ihnen die Madame geantwortet? Ha, wenn dieſe verlorne Frau ſich nicht in den Tod hinein ſchämt vor mir, vor meinem Namen, vor meiner Karte allein . . . .“

„Ei, ſo hören Sie doch. Mandar, von Ihren ſonderbaren Behauptungen ergriffen, hat jenen Damen Ihre Karte gezeigt . . . .

weder die Tante noch die Nièce wollten von Ihnen und m Namen das geringſte wiſſen.“

„So? ich muß heftig lachen! So? nichts wiſſen? Ah ſo; die Madame kennt nicht einmal mehr den Namen Vögele? Wir hatten uns zwar lang nicht mehr geſehen.... aber Namen vergeſſen ſich nicht ſo leicht.... und was Sie da von einer Tante ſchwatzen, hält nicht Stich. Das Weib hat Ihnen etwas aufgebunden. Die Schönbeckin iſt keineswegs eine Tante der Suſette. Ich bin deren Tante, oder beſſer geſagt, der Schutzengel ihrer Tante, oder beſſer, der Schutzgeiſt, den die Tante Brentlein aufgeſtellt, um Guguſtens Rechte und Suſettens Unſchuld zu beſchützen, was ich hiemit redlich gethan haben will. Verſtehen Sie jetzo?“

Aber Valery verſtand auch nicht eine Silbe. „Alles, was Sie da ſagen, iſt mir völlig unbekannt;“ ſagte er kopfſchüttelnd und achſelzuckend: „ich weiß nichts von den Perſonen, die Sie da nennen, und deren Namen meiner Zunge nicht geläufig werden wollen. Suſette, Guguſte, was ſoll das heißen?“

„Oh, ſtellen Sie ſich nicht blind und taub. Kennen Sie die Leute nicht mehr, mit denen Sie geſtern ſpazieren gingen? Kennen Sie nicht mehr die Demoiſelle Suſette Kaltſchmidt, die bei Lacombe's ſo oft mit Ihnen tanzte?“

„E., verſteht ſich, daß ich mich ihrer erinnere. Für eine Deutſche ein recht angenehmes Mädchen. Aber....“

„Nur Geduld. Ein angenehmes Sauerkrautköpfchen, ſagen Sie, nicht wahr? Sie haben das ſchon auf der Poſtſtation Stollhofen Ihrem Freund Mandar in den Wagen gerufen.“

„Oh, ich ſprach dazumal von dem Fräulein von Oſterſtein, mein Herr.“

„Meinetwegen auch, weil Sie denn doch alles entſtellen und verheimlichen wollen. Sie thun das jetzt, damit Herr Mandar nichts von Ihrer Treuloſigkeit erfahre. Ich aber rede von der Suſette und von der Schönbeckin aus dem Bruch, die eine heilloſe Perſon iſt, und Ihnen verſprochen hat, das Mädchen Ihnen zu kuppeln.“

„Mein Herr, ſprechen Sie mit Ehrfurcht von der Frau von Meithing, oder Sie haben's in allem Ernſt mit mir zu thun. Ich kann Ihre plumpe Bosheit nicht mit Ihrem Alter und paſſabel ehrwürdigen Ausſehen reimen. Lieber möchte ich

Sie für einen ſchlechten Spaßmacher oder einen Nachtwandler halten.“

„Nein,“ rief Vögele, die Hände zuſammenſchlagend, „das iſt eigentlich zum Todtſchießen, wahrhaftig. Vor ein paar Minuten avancirten Sie die Schönbeckin zur Tante, und jetzo gar zu einer Frau von Mehlding oder Mehlwurm. Mein Herr Lieutenant, wollen Sie mich toll machen?“

„Ich frage das Sie ſelber, mein Herr;“ verſetzte Valery hitzig: „Sie ſcheinen mich zu verhöhnen. Was weiß ich von Ihrem Kauderwälſch und Ihren vertrackten deutſchen Namen? Von wem reden Sie denn, in Gottesnamen?“

In poſſierlichem Affenzorn zog Vögele den Valery an's Fenſter, und ſagte ihm ſpöttiſch hinüberzeigend: „Von wem denn als von jenen Damen? Dort die Schönbeckin, da die Suſette, und die dritte.... kenne ich nicht.“

„Sie kennen, wie ich jetzt verſtehe, keine von allen dreien;“ lachte noch ſpöttiſcher Valery: „jene ältere Dame iſt die Frau von Melthing aus Antwerpen, die Tante jenes Fräuleins, Aurelie Dammers, das von Mandar geliebt wird, ja ſogar geheirathet wird, da heute Morgen das Rücktrittſchreiben ihres von dem verlebten Vater ihr aufgedrungenen Bräutigams erfolgt iſt. Die dritte Dame iſt aber das Fräulein von Oſterſtein, das ich ſelber liebe, und bei welcher ich als Freiwerberin die Couſine, die Frau von Melthing, beſtellt habe. Da haben Sie unſere Liebesgeſchichte, mein Herr Schutzengel, und mir thut nur leid, daß um eines offenbaren Mißverſtändniſſes willen Sie ſich in ſo viel Galle und Schweiß und Unannehmlichkeiten verſetzt haben!“

Nun verſagten dem Vetter Louis die Beine den Dienſt. Er ließ ſich in einen Lehnſtuhl gleiten, und ſeine blaſſen Lippen ſeufzten: „Ach, Frau Baſ', wo hat Sie Ihre Gedanken gehabt? **Ah mon dieu**, das vermaledeite Porträt! **Oh quel poisson d'Avril!** Jetzt hebt meine Noth von Neuem an. Schon glaubte ich, mit meinem Mandat zu End' zu ſein... jetzo hab' ich aber gar nichts gethan, als Zeit verloren, Geld verſpielt.... mein Leben haſardirt, meine Reputation riskirt und mich unſäglich blamirt! Oh, oh! oh, oh! **Bigre, bigre! que faire!**“

Eine neue Invaſion in Vögele's Zimmer fand ſtatt, geräuſchvoll, verdrießlich, unerträglich. Ein Chirurg mit ſeinen Gehülfen, ein Arzt mit der Hausfrau ſtürmten zumal herein. — „Wo iſt der närriſche Herr, dem ich zur Ader laſſen ſoll?“ rief der Eine. — „Sind ſie der Patient, den die Vernunft verließ?“ fragte der Andere. — Zum Ueberfluß ſchaute ein Polizeimann in's Zimmer mit der Frage: „Iſt's da, wo Einer verruckt worden iſt?“ — In völliger Verzweiflung ſprang Vögele auf, ſtieß den Chirurgen von ſich, ſchob den Arzt zur Seite, trat der Hausfrau auf den Fuß, daß ſie ſchrie, rannte die Polizei über den Haufen, und entfloh aus dem Hauſe des Unglücks und der Mißverſtändniſſe.

3.

Ueber allen dieſen Begebenheiten hatten ſich die waſſerſprühenden Wolken am Himmel verzogen, und aus dem regneriſchen war ein mildlächelnder Tag geworden. In dieſen Tag lief Vögele hinaus, den Hut auf Krakeel geſetzt, mit verſchobener Halsbinde und Perrücke. Wohin ſein Weg ging, war ihm ſehr gleichgültig. Es kam nur darauf an, ſo ſchnell als möglich aus der Stadt zu entweichen, deren Häuſer mit aufgeriſſenen Augen und Mäulern ihn auszulachen ſchienen.

Es iſt, Gott ſei Dank, möglich, in Geſchwindigkeit den Mauern von Baden den Rücken zu kehren. Wald und Flur langt mit grünen Armen in alle Gaſſen der lieben Stadt hinein. Ehe es Vögele merkte, war er draußen und ſchnaufte zum erſtenmale am alten Kirchhof aus. — Seine Haarhaube abnehmend und ſich ganz ungenirt den Schweiß von der Glatze wiſchend, ſeufzte er: „Oh mon dieu, wer jetzt ſo ruhig auf dem Cimetière läge, und hätte gar nichts mehr mit der Welt zu thun! Das Monument des ange tutélaire wäre da gar ſchön am Platz! Wiewohl ich wiederum, d'un autre coté, nicht daliegen möchte unter lauter Katholiken! Passons, passons! Kommen dort nicht Leute? Marchons! In den Wald, in den dicken Wald hinein, wo's keine faquins gibt, mich auszulachen, keine gardes-de-police, mich einzuſtecken in den Narrenthurn!“

Er flog die Seufzerallee hindurch; er warf ſich in die lieblichen Schatten des Steinwäldchens, er kletterte hinan zum Haſenſprung, kletterte weiter bis auf den Saum der Straße bei den Höfen des Hungerbergs, erreichte die Strohhütte an dem Schloßberg, und ſchlenderte, tief in ſeine Gedanken verſenkt, ohne von der prachtvollen Ausſicht und dem friſchgrünen Walde Notiz zu nehmen, bergan, bergan, bis er vor dem Thore des alten Schloſſes ſtand, und ſo zu ſagen aus einem Traume erwachte. — Sein Magen erwachte zu gleicher Zeit, und bettelte um Speiſe. Bedächtig zog Vögele die Uhr heraus. Schon ging's auf zwei Uhr. — „**Eh bien**,“ ſagte Vetter Louis zu ſich ſelber: „für meine ſaure Mühe gehört mir auch ein **Diner quelconque**. Wenn ich mich recht erinnere, ſo kann man in dem Schloß etwas für den Hunger kriegen....“ — Er ſtieg vollends in das Gemäuer hinein, hinter dem verborgen die Wohnung und das Gaſtlokal des Schloßwirths liegen, und zu ſeiner Wonne ſah er eben einen Menſchen in weißer Jacke und weißem Küchenbarett vorüberſchweben. — „Ah! meiner Seel'! **l'on dine ici: voilà Mr. le chef!**“ rief Vögele froh in ſich hinein, und betrat die Stube zu ebener Erde. — Zum entgegenkommenden Wirth ſagte er: „Draußen im Freien läßt ſich nicht wohl ſitzen, die Tiſche und Bänke ſind naß, die Bäume tropfen.... können Sie mir hier ein Plätzlein und etwas zu eſſen geben?“ — Und die Antwort lautete: „Spazieren Sie nur in den obern Salon.“

Vögele ſpazierte, in der Meinung, allein zu ſein. Wer hätte ſich außer ihm verſucht fühlen ſollen, juſt nach oder vielmehr ſchon während des Regens eine Parthie nach dem alten Schloſſe zu machen? Dennoch hatte Vögele falſch gerechnet. Als er in den obern Salon trat mit kothigen Kamaſchen und ſehr negligirter Haltung.... ſieh da: waren bereits ſpeiſende Gäſte gegenwärtig. Ein junger breiter rothbackiger Herr und drei Damen: die eine recht alt, die andere mittelalt, die dritte jung; und eben hatte, während die ältern Frauen ſchwatzten, der rothbackige Herr der jungen Dame weiße Hand in der ſeinen, und ſagte ihr, daß keine Hand der Welt der ihrigen gleich komme, weshalb er ſie für ſich zu nehmen prätendire.

Die unvermuthete Begegnung war beiden Theilen unangenehm. Vögele ärgerte ſich ſchwer, ſeine gewünſchte Einſamkeit und Freiheit nicht zu finden: die Anweſenden waren verſchüchtert vom Augenblick ſeines Eintritts, ſchwiegen, und die weiße Hand flog wie eine weiße Taube in den Schatten der Serviette zurück.

Vögele gab auf dieſes Manöver wenig oder gar nicht Acht; nach einem nachläßigen maßleidigen Bückling ſetzte er ſich an einen leeren Tiſch neben dem Kamin, und wartete mit halbgeſchloſſenen Augen der Dinge, die da kommen ſollten: des Mittagmahls. — Inzwiſchen ziſchelten ſich die vier andern Gäſte allerlei in die Ohren; die Alten ziſchelten, die Jungen ziſchelten; jede Parthei apart.

Indeſſen ſpeiſte Vögele das unvermeidliche Beefſteak, die perennirende Cotelette, die unerläßliche Forelle und die **omelette de rigueur**. Was kümmerte ihn aber die Ordnung des Mahls? was die Beſchaffenheit der Schüſſeln? War doch ſein Geiſt ſehr anderswo, hin- und herfahrend zwiſchen Himmel und Erde, zwiſchen Baden, Straßburg und Niederbronn. — „**Je ne me releverai jamais de ce ridicule!**“ ſagte er ſich mit jedem Biſſen in die tiefſte Seele; „es hat noch kein Menſch ſich ſo ſehr angeſchmiert, wie ich! Was wird die Frau Baſ' ſagen, die mich in all' das Unglück geritten hat? Was werden die Bademer Leute ſagen? Ich traue mich gar nicht mehr heim vor lauter Engländern und Amerikanern und Offizieren und ſpottlachenden Weibsbildern! O, daß doch alle Weibsbilder.... im Himmel wären!“

Dieſen großartigen Gedanken denkend ſchluckte Vögele ſein letztes Stück Omelette hinunter, und richtete einen mehr als diaboliſchen Blick auf die Weiber, ihm gegenüber, und noch diaboliſcher wurde vielleicht ſein Blick, da ihm das Geſicht der älteſten Frau beſonders unangenehm auffiel. Die ſpitzige Naſe, die grauen Augen, das vorſtehende Kinn, die eingeſunkenen Lippen hatte er ſchon irgendwo einmal geſehen, wie er meinte, und jetzo einer bekannten Seele zu begegnen, war ihm ein Gräuel. Er dachte ſchon daran, eiligſt ſeinen Platz zu verlaſſen und davon zu laufen, als, ihm zur Erleichterung, die Damen. nachdem ſie noch einmal, und zwar ſehr geziſchelt, aufbrachen, um den Kaffee im Freien zu trinken, auf trockenem Tiſche und trockenen Stühlen, die der Wirth unter die Bäume, welche nicht mehr tropften, zu ſtellen verſprach. Mit einer Verbeugung gegen Vögele entfernte ſich die Geſellſchaft; Vögele ſprach für ſich kopfſchüttelnd: „Ich will von Schilke ſein,*) wenn die nicht Straßburger-Kinder ſind. Die Alte ſollte ich kennen; es möcht' allenfalls dem Paſtetenbäcker Betzmann ſein Weib ſein! Nun ja;

---

*) Schiltigheim, ein Dorf bei Straßburg.

wenn die von meiner aventure Wind bekäme.... ah mon dieu, ich darf mich gar nicht mehr unter Menſchen ſehen laſſen!“

Inzwiſchen kam der junge rothbackige Herr wieder zurück, noch röther denn zuvor, trieb ſich, als wie ein Menſch, der etwas auf dem Gewiſſen hat, in dem engen Salon umher, näherte ſich dann plötzlich, ein Herz faſſend, dem Vetter Louis, und ſprach ihn an: „Erlauben Sie mir, ein paar Worte mit Ihnen zu reden. Ich bin ein Oberländer, und das Herz ſteht mir bald auf der Zunge. Excuſiren Sie daher. Nicht wahr, Sie ſind der Herr Louis Vögele von Straßburg?“

„A votre service, Monsieur,“ antwortete Vögele, und ſetzte für ſich hinzu: „Aha, ſchon wieder eine aventure, daß Gott erbarm'!‘

Der junge Herr fuhr fort, vertraulicher neben Vögele niederſitzend: „Nun, ſehen Sie einmal: ſo hat die Madame Betzmann doch recht gehabt, da ſie zu der Frau Schönbeckin geſagt hat: Es iſt der Vögele, ich kenne ihn an ſeiner Perrücke, am weißen Geſicht und an dem Gebiß: das Gebiß aber iſt falſch.“ —

„Monſieur!“ fuhr Vögele auf: „was unterſtehen Sie ſich? ...“ — „Erkuſiren Sie,“ ſagte der junge Herr, den Vetter Louis wieder auf den Stuhl niederziehend; „das iſt ja nicht bös gemeint; ich bin eben ein Oberländer und red' alles dick und dünn heraus.“

„Je m'en apperçois,“ bemerkte Vögele; „aber ... hab' ich recht gehört? .. ſagten Sie nicht von einer gewiſſen Schönbeckin? ....“

„Ja wohl; die Madame Schönbeck von Straßburg und eine junge Freundin von ihr, die Jungfer Suſette Kaltſchmidt, die Sie ja kennen werden ....“

„Tiens, tiens ...., was Sie ſagen ... tiens... muß ich endlich dahinterkommen? ...“ ſeufzte Vögele, überraſcht, wie man nur überraſcht ſein kann.

„Ja, ja; dahintergekommen ſind Sie freilich; aber ich bin da, um Sie zu bitten, es nicht herauskommen zu laſſen. Sehen Sie, lieber Herr ... Sie ſind ja auch nicht ſo alt und wüſt auf die Welt gekommen ... Sie waren auch einmal jung und vielleicht ganz hübſch ....“

„Vielleicht? . . . vielleicht? . . .“ fragte Vögele mit verächtlichem Hohn.

„Sie werden mich alſo entſchuldigen, daß ich, ſchon ſeit Monaten von meiner Braut getrennt, endlich auf eigene Fauſt Urlaub genommen habe, und aus England rheinaufwärts dampfend, in Baden eingetroffen bin, mein Liebchen ſo zu ſagen bei ſeiner Ankunft zu bewillkommen. Ich logire dort unter fremdem Namen, nur zur Abendzeit beſuche ich meine Suſette, beſchützt und bewacht von der Schönbeckin und der Betzmann . . . heute haben wir gewagt — vom Regenwetter protegirt — auf's alte Schloß zu fahren, hoffend, niemand anzutreffen und den Tag allein verbringen zu können, denn ich habe als Quaſi-Deſerteur für meine Zukunft alles zu fürchten, wenn ein mir bekannter Franzoſe oder Elſäßer mir begegnete und mich bei der Eiſenbahnadminiſtration denunzirte. Ich bleibe indeſſen nur noch acht Tage hier. Verrathen Sie mich nicht; ich wage es, Sie ſelbſt darum zu bitten. Die Frau Schönbeck hat mir's angerathen und meiner Geradheit ſagte dieſer Schritt zu. Verrathen Sie mich nicht, und ich will Ihnen ewig dankbar ſein. Auch die Betzmann hat mir zugeredet, Sie bei Ihrer ſchwachen Seite, bei Ihrer Eitelkeit zu packen, und Ihnen zu ſchmeicheln; aber ich kann das nicht, Herr Vögele; ich bin ein Oberländer.“

„Sie ſind alſo? . . . .“ wollte ihn Vögele unterbrechen, aber der junge Herr ließ es nicht zu, ſondern fuhr fort: „Sehen Sie, hat die Betzmann geſagt, ich weiß wie der Vögele iſt: neugierig, aufſchnapperiſch und gar nicht verſchwiegen, ein wenig boshaft von Naturell, und eine rechte Frau Baas, wie alte Junggeſellen immerdar ſind. Er wird Sie gewiß verſchwätzen, wenn Sie ihm nicht den Kutzen ſtreichen, denn eitel und hoffärtig iſt der alte Menſch, wie gar keiner in der Welt, und nur auf dieſe Weiſe kann man ihm ſein böſes Maul ſtopfen . . . . .“

„**Assez, assez, sapperlotte!**“ brummte Vögele auf; „ich will's der Betzmännin einſtreichen, der Plaudertaſch, der böſen Junge, dem Teufelsviſir*), der Seifenjüdin, die ſchon lang auf den Krempelmarkt in's alte Eiſen gehört, das giftige

---

*) Viſir = Maske.

Drachenmaul! . . . aber . . . ich beſänftige mich: Sie dürfen darunter nicht leiden! Sie ſind alſo, wie ich errathe . . . .“

„Der von Ihrer Frau Baas Brentlein ſehr favoriſirte Auguſte Ertel, von Guebwiller, **à votre service, Monsieur.**“

„**Très-enchanté, Monsieur**, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen!“ — Vögele umarmte den jungen Mechaniker mit Rührung, und ſetzte ſeufzend hinzu: „Ach, Guguſte! was ich mir für Sie Mühe gegeben habe! was für Kummer ich um Ihretwillen ausgeſtanden habe!“

„Mühe wegen meiner? wären Sie etwa der gute unbekannte Freund, der auf Anſuchen der Frau Brentlein bewirkt hat, daß ich, noch ſo jung, eine ſo ſchöne Anſtellung erhielt? . . .“

„**Ah, mon jeune ami!** wär's nur das!“ ſeufzte wiederum der vor Ueberraſchung und Rührung etwas verwirrt gewordene Vögele: „doch Sie ſollen alles hören. **D'abord:** hier meine Hand; ich verrathe Sie nicht, **parole d'honneur,** ſtumm wie die Forelle, die in meinem Magen ſchlummert.“

„Tauſend Dank! und — nicht wahr, ich bitte, keine Vorwürfe an die Betzmännin?“

„Keine **reproches; je lui pardonne.** Ich will ihr zeigen, wie falſch ſie mich äſtimirt hat.“

„O ſo kommen Sie herunter . . . beſter Mann. Die Damen erwarten uns beim Kaffee voll Ungeduld. Suſette erinnert ſich, von Ihnen, da ſie noch Kind war, beſchenkt worden zu ſein . . . .“

„**Bon, bon, bon;**“ ſchaltete Vögele bedenklich ein, obſchon langſam mit Guguſte fortgehend; „aber — im Vertrauen, **mon cher ami** — Sie müſſen mit der Suſette brechen.“

„Brechen?“ fragte Auguſt beſtürzt; „wie ſo, wie ſo?“

„**En vérité;** ſie iſt nicht für Sie. **Mon Dieu,** ich denke von Niemand übel, aber, wenn's doch einmal auf der Hand liegt? . . . ſie hat zu viele Liebhaber . . . .“

„Liebhaber? Sie echauffiren mir mein Blut . . . Liebhaber? . . .“

„Ich allein kenne ihrer drei, Sie ſind der vierte.“

„Der vierte!“

„Ein . . . **o quelle honte** . . . ein Taſchenſpieler . . . .“

„Ein Taſchenſpieler?“

„Ein Offizier, Mandar mit Namen, ein andrer der ſich Valery nennt . . . .“

„Mandar, Valery? Wo denken Sie hin?“

„Ach, Sie haben Recht . . . . ich bin ganz **stupéfait, confus**, ich verwechsle . . . **ah mon dieu**, ja, ja, **je me trompe** . . . die Offiziere gehören in eine andere Geſchichte, zu einer andern Suſette, die gar nicht Suſette heißt . . .“

„Ah ſo; jetzt fühl' ich mich erleichtert; ein Mißverſtändniß alſo?“

„Ein Mißverſtändniß . . . ach, leider ja. Ein **ridicule** für mich; . . . aber den Taſchenſpieler . . . **voyez, vous même**: den Taſchenſpieler kann ich Ihnen nicht ſchenken . . . denn ſehen Sie? dort ſteht ja der Kerl und umarmt vor der Schönbeckin und der Betzmann Augen Ihre Verlobte, Ihre Braut!“

Da Vögele dieſe Worte ſprach, ſtand er mit Auguſt unter dem Schloßthor und richtig war Monſieur Katz in Perſon auf dem geebneten Platze vor dem Schloſſe vorhanden, und herzte und küßte die holde Suſette mit Luſt und Vergnügen, und niemand dachte daran ihn zu ſtören, bis Auguſte mit Tönen der Verzweiflung ſich vernehmen ließ: „Suſette, o falſche Suſette! was muß ich ſehen?“

Da wand ſich Suſette aus den Armen des Zudringlichen, trat mit ihm einen Schritt gegen die Herren vor und ſagte: „Mein Bruder, der ſeit Jahren unter fremdem Namen als Künſtler reiſt, bis ihm die Verhältniſſe erlauben werden, unter unſerm Familiennamen wieder in der Stadt aufzutreten, die ihn ein leichtſinniger Jugendſtreich zu verlaſſen und zu meiden genöthigt hat.“

Somit waren alle Räthſel gelöſt, jedes Mißverſtändniß gehoben. So viel wir wiſſen, haben Mandar und Valery auf den Zweikampf verzichtet, Vetter Louis iſt mit heiler Haut nach Straßburg zurückgekehrt, und wenn Auguſte und Suſette noch nicht ein Paar geworden ſind, ſo ſteht die Hochzeit doch gewiß nicht mehr im weiten Felde. Aber mit Schutzgeiſtämtern will Vögele nichts mehr zu thun haben. — „Mit ſellem Schutzengel-Service“ — ſagt er oft: „**j'ai gagné mes invalides.**“

Weltpanorama.

In der **Franckh'ſchen Verlagshandlung** in **Stuttgart** erſcheint ſeit dem Jahr 1843 und wird hiemit zur geneigten Anſchaffung empfohlen:

Weltpanorama.

Eine Chronik
der
neueſten Reiſen und Abenteuer
bei allen Nationen der Welt;
mit beſonderer Rückſicht
auf die
politiſchen Ereigniſſe der Gegenwart.
Nach den beſten Quellen des Auslandes.

Preis eines jeden Bändchen in 12., eleg. geheftet 12 kr. oder 4 Ngr,

So umfaſſend der Ausdruck Weltpanorama iſt, ſo weit ausſehend die Worte unſeres Titelblattes erſcheinen mögen, ſo leben wir doch der Ueberzeugung, daß wir durch unſer Unternehmen nicht allein das nach allgemeiner Bildung ſtrebende Publikum zu befriedigen, ſondern auch bei ſtrengen, ſpeciellen Studien in Folge gediegener Auswahl und kräftiger Concentrirung alles Wiſſenswerthen, was nur immer in unſer Gebiet einſchlägt, die nützlichſten Dienſte zu leiſten im Stande ſein werden. Alle Schätze, welche in dem Bereiche der Geographie, der Statiſtik, der Länder- und Völkerkunde und beſonders auch der Sittengeſchichte der Neuzeit von Reiſenden errungen und durch Veröffentlichung, ſei es auch in dem entfernteſten Winkel der Erde, zu Tage gefördert werden, breiten wir in unſerem Weltpanorama vor dem forſchenden Auge des Leſers aus, ſtets bemüht, mit dem Nützlichen den Reiz der Unterhaltung zu verbinden, alle Wiederholungen ſorgfältig vermeidend, und bei der Auswahl nicht nur das Neueſte, ſondern auch das Glaubwürdigſte berückſichtigend. Außer den einzelnen Reiſewerken, die wir den Freunden des Weltpanorama in gediegenen Uebertragungen mittheilen, iſt unſer Augenmerk beſtändig auch auf die großen Expeditionen der Zeit, auf die Feldzüge und ihre Ergebniſſe, als die häufig reichſten Quellen für Länder- und Völkerkunde gerichtet, denn die Wahrheit ermittelt ſich gar oft aus den Kämpfen, aus dem Contradictoriſchen der ſich entgegenſtehenden Parteien oder Nationen und ihrer Organe; dem Authentiſchen in dieſer Beziehung ſo nahe als möglich zu kommen, ſoll unſer eifrigſtes Beſtreben ſein. Um unſern umfaſſenden Plan gleichmäßig und ohne den geringſten Zeitverluſt in Beziehung auf die neueſten Forſchungen und Erfahrungen in das Werk zu ſetzen, haben wir außer unſeren buchhändleriſchen Verbindungen, wo wir es für zweckdienlich erachteten, noch andere Verbindungen angeknüpft, welches uns jedes Ueberſehen irgend einer intereſſanten Erſcheinung in unſerem Gebiete unmöglich machen. Und ſo hoffen wir in einer nicht fernen Periode eine große allgemeine Zeitungsbibliothek, eine Sammlung von Compendien zum Nachſchlagen bei allen neuen Weltereigniſſen geſchaffen zu haben. — Iſt es uns jetzt bereits gelungen, unſerem Unternehmen ausgezeichnete Werke einzuverleiben, ſo werden wir eine noch größere, alle Punkte der Erde berührende Thätigkeit in der nächſten Zeit entwickeln.

Die bis jetzt erſchienenen 77 Bändchen enthalten folgende Werke:

1—3. Bändchen. **C. Dickens** (Boz) **amerikaniſche Reiſebemerkungen für Jedermann.**

Bei dieſem Werke bedarf es wohl zur Empfehlung nicht mehr als der Namenserwähnung des Verfaſſers, des gefeiertſten engliſchen Schriftſtellers der Gegenwart. Die amerikaniſchen Zuſtände werden von ihm mit der Kritik eines ſcharf beobachtenden Auges, zugleich aber mit dem liebenswürdigſten Humor, mit der anſprechendſten Gemüthlichkeit behandelt.

4—6. Bändchen. **Oberſt Scotts Tagebuch über einen Aufenthalt in der Esmailla, dem Hoflager Abd-el-Kaders, ſo wie über Reiſen in Marocco und Algier.**

Das Augenmerk von ganz Europa iſt auf die Kämpfe der Franzoſen mit Abd-el-Kader gerichtet, aber je leichter man ſich, durch die Fluthen der franzöſiſchen Journaliſtik überſtrömt, verleiten läßt, durch Brillen zu ſehen, welche in Paris geſchliffen werden, deſto intereſſanter erſcheint es, die Stimme eines anerkannten Mannes der anderen Seite zu vernehmen, deſſen Zweck es iſt, den Charakter des Emirs zu rechtfertigen und die Verleumdungen zu widerlegen, welche franzöſiſche Journale über ihn ausgeſtreut, damit er in ſeinem wahren Weſen erkannt werden möge als ein jugendlicher Held von edler und großmüthiger Geſinnung.

7—15. Bändchen. **C. Maſſon's Reiſen in Beludſchiſtan, Afghaniſtan und Pendſchab, während eines zwölfjährigen Aufenthaltes in dieſen Ländern.** (1826—1838.)

Hatten auch Geographie und Statiſtik dieſen mächtigen Reichen Aſiens längſt Lage, Stellung und Bedeutung in ihren Werken angewieſen, waren ſie auch dem eigentlichen Politiker nicht mehr fremd geblieben, ſo wandte ſich denſelben das allgemeine Intereſſe doch mehr erſt ſeit den brittiſchen Unternehmungen jenſeits des Indus zu, welche mit Leichtſinn entworfen und mit unbegreiflicher Sorgloſigkeit geleitet, die völlige Vernichtung eines ganzen Heeres zur Folge hatten . . . das große Verdienſt von Maſſon beſteht darin, daß er, ein vieljähriger Beobachter und in alle Verhandlungen und Actionen eingeweiht, keine Anſicht verſchweigt, widerſpräche ſie auch geradezu ſeinen Behauptungen, wodurch die Ergründung der Wahrheit dem Leſer unendlich erleichtert wird.

16—19. Bändchen. **Samuel Laing, Esq., Tagebuch einer Reiſe in Norwegen in den Jahren 1834, 1835, 1836, Darſtellung der ſittlichen, ſtaatswirthſchaftlichen und politiſchen Zuſtände dieſes Landes.**

Der Verfaſſer ſchildert hier, wie er mit Recht ſagt, „die intereſſanteſte und merkwürdigſte Völkergruppe,“ hauptſächlich aus dem Geſichtspunkt ihrer moraliſchen und ſocialen Zuſtände, und wenn er einer Seits bemüht iſt, zur Unterhaltung und Belehrung ſeiner Leſer beizutragen, und ſie in das patriarchaliſche Leben und in die minder bekannten Eigenthümlichkeiten der Bewohner dieſes Nordlands durch

Bilder von der trefflichſten Färbung einzuführen, ſo hat er anderer Seits dabei den höheren Zweck im Auge, durch ſein Buch zur Wahrung der Rechte und Freiheiten des anſpruchsloſen Volkes und ſeiner National-Exiſtenz mitzuwirken.

20—23. Bändchen. **Smuel Laing, Esq., Reiſe in Schweden im Jahre 1838. Beobachtungen über den moraliſchen, politiſchen und ökonomiſchen Zuſtand der ſchwediſchen Nation.**

Hiemit macht der geiſtreiche Britte ſeine Darſtellung des Zuſtandes der ſkandinaviſchen Halbinſel vollſtändig. Er ſchildert mit einer des Gegenſtandes völlig mächtigen Feder, als ein mit allen Vorkenntniſſen verſehener Reiſender und auf dem Grunde eigener Beobachtung Schweden, das, obgleich es eine neue Herrſcherfamilie erhalten hat, doch unter ſeinen alterthümlichen Einrichtungen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen dunkler Zeitalter fortſchläft.

24—29. Bändchen. **Cyprien Robert, die Slaven der Türkei: Serbier, Montenegriner, Albaneſen und Bulgaren; ihre Hülfsquellen, ihre Tendenzen und ihre politiſchen Fortſchritte.**

Keiner von den Schriftſtellern, welche dieſe ſlaviſchen Völkerſtämme, ſei es in ihren ſittlichen und geſellſchaftlichen, ſei es in ihren politiſchen und religiöſen Zuſtänden einer Würdigung unterworfen haben, iſt mit ſolcher Gründlichkeit, mit ſolcher hiſtoriſcher Treue, mit ſolcher Unparteilichkeit zu Werke gegangen, wie Cyprien Robert. Er führt uns durch alle Phaſen der ſchauderhaften Chronik der zum ewigen Kampfe unter ſich und gegen ihre Machthaber beſtimmten Slaven, entwirft auf dem Boden einer vollſtändigen, politiſchen, Sitten- und Kultur-Geſchichte das Bild der gegenwärtigen Zuſtände und zieht daraus mit prophetiſchem Geiſte die Schlüſſe für eine nicht ferne Zukunft, wenn die mächtigen europäiſchen Staaten ihre Gleichgültigkeit auf der einen Seite, ihre auflöſenden und zerſtörenden Intriguen auf der andern Seite fortſetzen.

30—39. und 44—50. Bändchen. **Vidocq, die wahren Myſterien von Paris.**

Gehört dieſes Werk auch nicht dem nächſten Bereiche unſeres Unternehmens an, ſo glaubten wir, daſſelbe doch als einen intereſſanten Beitrag zur Schilderung der ſittlichen Zuſtände im Herzen Frankreichs in Folge der unverantwortlichen Sorgloſigkeit der Regierung hinſichtlich der niederen Klaſſen der Bevölkerung und der daraus entſtehenden Armuth und Entſittlichung in unſer Weltpanorama aufnehmen zu müſſen.

40—43. Bändchen. **Sale, Lady, Tagebuch über die Unfälle der Engländer in Afghaniſtan. 1841** und **1842**.

Dieſes Buch iſt der Geſchichte der Vernichtung des brittiſchen Heeres in Afghaniſtan gewidmet, welcher die Verfaſſerin unter unſäglichen Drangſalen beigewohnt hat und ſtellt mit aller Schärfe die politiſchen, ſo wie die ſtrategiſchen Verſehen an das Licht, denen die gräßlichſten Unfälle zuzuſchreiben ſind.

51—56. Bändchen. **Titmarſh, M. A., Irländiſche Zuſtände**.

Dieſes in England hochgeſchätzte Werk iſt des Beifalls auch der deutſchen Leſer ſicher; denn es führt ſie ganz in die Kenntniß der Sachlage Irlands ein. Der Verfaſſer iſt ein Mann von ſcharfem, geiſtigem Blicke, von tiefer Auffaſſung, gründlicher Beurtheilung der Charaktere, der Thatſachen, der Zuſtände, der Gegenwart mit Urſachen und Folgen. er iſt bekannt in ſeiner bedeutungsvollen Heimath und ſpricht ſich überall mit klarer Einſicht aus. In der Darſtellung des Ernſten ernſt, weiß er das Heitere durch ſinnige Laune zu würzen, ſeinen Schilderungen lebendige Farben zu verleihen und durch eingeſtreute Erzählungen den Werth ſeines Werkes manchfach zu erhöhen.

57—60. Bändchen. **Drummond-Hay, Marokko und ſeine Nomadenſtämme**.

Dieſe autoptiſche Schilderung Marokko's und ſeiner Nomadenſtämme nach Religion, Sitten, Gebräuchen, Sagen u. ſ. w. bildet einen unentbehrlichen Theil der Länder- und Völkerkunde; ſie führt unſerer abendländiſchen Vorſtellungskraft ſo ganz morgenländiſche phantaſtiſche, wild barbariſche Bilder, ſo durchaus fremdartige, wunderliche Scenen in dem Reiche der Natur, wie in der Thier- und Menſchenwelt vorüber, daß wir eher eine intereſſantere Fortſetzung von „Tauſend und eine Nacht,“ als eine wahre

Beſchreibung faktiſcher Dinge und Zuſtände, welche dieſes Buch doch ſeinem ganzen Inhalt nach darbietet, zu leſen glauben. Ungemein anziehend iſt die Abwechslung der geographiſchen, ſtatiſtiſchen, politiſchen Schildereien mit der authentiſchen Erzählung von Volksmährchen und Lebensbildern. Herr Drummond-Hay hatte freilich durch ſeine Stellung alle Gelegenheit, auf ſeiner Reiſe Höchſtes und Niedrigſtes kennen zu lernen und in die Tiefe der marokkaniſchen Verhältniſſe einzudringen. Aber die Farben, mit welchen er malt, die Gruppen, welche er anlegt, und die Geſtalten, welche er naturfriſch wiederzugeben weiß, die wird ihm ſchwerlich ein Anderer ſo getreu, ſo unterhaltend und belehrend nachbilden.

61—64. Bändchen. **Tansky, Spaniſche Zuſtände in den Jahren 1843** und **1844**.

Tansky's „Briefe über Spanien“ haben bei ihrem erſten Erſcheinen im Journal des Debats das größte Aufſehen erregt. An Ort und Stelle, mitten unter den ſich drängenden Ereigniſſen geſchrieben, weihen ſie den Leſer in die Verwicklungen ein, deren Zuſammenhang und Bedeutung dem in der Ferne ſtehenden Zuſchauer oft ganz unverſtändlich iſt. Charakteriſtiken der Perſonen, welche in der neueſten Geſchichte Spaniens hervorragen, Rollen ſpielen, Schilderungen ihrer ſich kreuzenden, nicht ſelten ränkevollen Thätigkeit wechſeln mit ausführlichen Darſtellungen aus dem Gebiete der Adminiſtration, der Rechtspflege und des Finanzweſens, mit lebendigen Gemälden aus dem Volksleben ab und gewähren eine ebenſo anziehende als belehrende Lektüre.

65—71. Bändchen. **v. Warren, Eduard, das engliſche Indien im Jahr 1843.**

Das Publikum erhält hier das berühmteſte Werk der Jetztzeit aus dem Gebiete der Völkerkunde. In lebhaften Umriſſen zeichnet es die Erinnerungen an jenes Wunderland bald im Style des unterhaltenden Tagbuchs, bald in lehrreicher Behandlung der Politik, Geſetzgebung und Verwaltung, des Kriegsweſens, des Handels und der Gewerbe. Friſche Auffaſſung und ſtrenger ſittlicher Ernſt geben ihm den Stempel der Wahrheit, das innere Zeugniß findet ſich in dem günſtigen Verhältniß des Verfaſſers, in der ihm offenſtehenden Einſicht in alle Theile der Adminiſtration und beſonders in der vorurtheilsfreien Stellung des Franzoſen England gegenüber, Vorzüge, welche dieſem Werke die Bedeutung einer authentiſchen Quelle für den Gelehrten verleihen, während es für jeden Gebildeten den reichſten Stoff der Unterhaltung und Belehrung bietet.

72—77. Bändchen. **Rowcroft, Charles. Die Abenteuer eines Auswanderers in den Colonien von Vandiemensland.**

Dieſes ausgezeichnete Werk vereinigt mit der Treue eines authentiſchen Tagebuchs die Spannung des Romans. Indem es uns auf den noch ſo unbekannten Boden Auſtraliens führt, verſetzt es uns in ganz neue Umgebungen, und indem wir den „Auswanderer,“ einem praktiſch gewandten und energiſchen Charakter, durch eine Reihe der bunteſten, gefahrvollſten und ergreifendſten Abenteuer begleiten, wird nicht nur unſere Phantaſie und unſer Herz vollauf beſchäftigt, ſondern auch unſer Verſtand. Eine der gewichtigſten Fragen unſerer Zeit nämlich, die Auswanderungs- und Coloniengründungsfrage, wird hier von einem Engländer — und bekanntlich ſind die Engländer und Nordamerikaner die einzigen Nationen, welche Colonien zu gründen wiſſen — auf eine vollkommen praktiſche, einleuchtende und zugleich äußerſt unterhaltende Weiſe beantwortet, indem der Verfaſſer an ſeinem eigenen Lebenslauf den Verlauf einer tüchtigen und gedeihlichen Anſiedlung in fremden Welttheilen nachweist und zeigt, was dazu gehört, um aus einem armen Knecht in der alten Welt ein ſelbſtſtändiger und begüterter Menſch unter neuen Zonen zu werden. Beigefügt muß noch werden, daß dieſes Buch — wohl das beſte, welches ſeit „Trelawne'ys Abenteuer in Oſtindien“ in dieſem Genre in England erſchien — jedem Alter, Geſchlecht und Stand unbedenklich empfohlen werden darf.

Das Weltpanorama wird fortgeſetzt; die Zahl der Bände, welche jährlich erſcheinen werden, können wir nicht beſtimmt angeben, indem wir im Intereſſe der Abonnenten bei unſerer Auswahl nur auf das Wiſſenswertheſte Rückſicht nehmen und daher in einem Jahr mehr, im andern weniger Bände erſcheinen werden, je wie eben die ausländiſche Literatur mehr oder weniger unſerm Plan Entſprechendes zu Tage fördert.

Jedes Werk wird auch einzeln ohne Preiserhöhung abgegeben.

Die nächſte Fortſetzung werden folgende zwei höchſt intereſſante Werke bilden:

Drei Jahre in Conſtantinopel,

oder

Sitten und Einrichtungen der Türken.

Von

Charles White.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Gottlob Fink.

Reiſe durch Weſtafrika.

In den Jahren 1843 und 1844, auf Befehl der franzöſiſchen Regierung

ausgeführt und beſchrieben

von

Anne Raffenel.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

von

C. A. Schmitt.

Stuttgart, im Auguſt 1846.

Franckh'ſche Verlagshandlung.

In unſerem „Belletriſtiſchen Ausland,“ herausgegeben von **C. Spindler,** ſind erſchienen:

Charles Levers
ſämmtliche Werke.

Ueberſetzt

von

Gottlob Fink.

In Bändchen von 4—5 Sedezbogen zu dem Preis von 6 kr. od. 2 Ngr.

☛ Wir bieten hier dem deutſchen Publikum die Werke eines Schriftſtellers dar, der wie wenige ſeiner Landsleute in die Weltliteratur eingeführt zu werden verdient. Charles Lever hat ſich in ſeiner Heimath eine Popularität erworben, die mit jedem neuen Erzeugniſſe ſeiner Feder ſteigt; die Preſſe ſpendet ihm einſtimmiges Lob und wiederholt damit nur den Beifall eines Leſerkreiſes, der ſo ausgedehnt iſt, wie ſich kaum die beliebteſten der engliſchen Romandichter eines ſolchen zu erfreuen gehabt haben. Fragen wir nach den Urſachen eines ſo glänzenden Erfolgs, ſo finden wir ſie zunächſt in der Originalität, deren Gepräge Harry Lorrequer — unter dieſem Namen hat Lever ſeine litterariſche Laufbahn begonnen — jedem ſeiner Werke aufgedrückt hat. Es war eine ſchwierige Aufgabe, nach Scott ſeinen Pinſel in den reichen Farbentopf der Geſchichte zu tauchen, ohne in die Manier eines Nachahmers zu fallen; nach Bulwer den Leſer in die Salons zu führen, wo die Göttin Faſhion angebetet wird, ohne abgeſchmackt zu werden; nach Marryat dem abenteuerlichen Treiben Intereſſe zu verleihen, zu deſſen Schauplatz für die Söhne Englands, das ſeine Flotten und ſeine Heere nach allen Weltgegenden ausſendet, Land und Meer wird, ohne durch Uebermaß zu ermüden; nach Hook von luſtigen Geſchichtchen, guten Einfällen und Witzſpielen aller Art zu überſprudeln, ohne darüber den Faden der Erzählung zu verlieren; nach Dickens endlich Charaktermalerei bis zur lebendigſten Individualiſirung zu ſteigern, ohne Caricaturen zu ſchaffen. — Dieſe Aufgabe hat Lever gelöſt; ſein Groß Corny, Darby der Pfeifer, Tipperary Joe, Mickey Free u. a. in einer niedern Sphäre, ſein Chevalier Duchesne, Ulick Burke, Talbot u. a. in einer höhern, ſind Geſtalten, die mit Dickens beſten Schöpfungen wetteifern können. In Tom Burke, Jack Hinton, O'Malley, der iriſche Dragoner, wird Lever für das engliſche Heer, was Marryat für die Flotte iſt; er begleitet es auf ſeinen Zügen gegen Napoleon, nach Portugal und Spanien, Frankreich und Belgien: er folgt ihm in die Schlachten von den Linien von Torres Vedras bis Waterloo, in das Lager und Bivouac, und ſeine Helden, von Capitän Bubbleton angefangen bis zum „eiſernen Herzog“ können es gar wohl mit den Theerjacken aufnehmen, welche wir nach dem Vorgange Coopers, Marryats und ihrer Jünger für unſere Bibliotheken und Leſecirkel gepreßt haben. Dabei verfehlt Lever nicht, auch dem

Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; ja in Tom Burke beſchwört er die Geſtalten jener großen Epopöe herauf, deren Mittelpunkt Napoleon iſt, und führt vor unſern Blicken all die welterſchütternden Ereigniſſe der Kaiſerzeit vorüber, von einer Sympathie getrieben, die ein Irländer nicht zu erzwingen braucht. Harry Lorrequers Bekenntniſſe bilden eine Reihe der drolligſten Abenteuer, unter denen wer nur das Quidproquo am Münchener Hof und den Triumph des Capellmeiſters Meerberger in Straßburg hervorheben; und das, was O'Leary auf ſeinen Wanderungen, die ihn auch und hauptſächlich in unſer deutſches Vaterland führen, ſinnt und beginnt, ſteht jedenfalls im ergötzlichſten Gegenſatz zu der Atmoſphäre von Langeweile, welche die mit ihrem Murray in der Hand reiſenden John Bulls zu umgeben und überall hin zu begleiten pflegt. Im St. Patricksabend und O'Donoghue endlich nimmt Levers Genius einen höhern Flug; dort gibt ihm das einfache Leben eines iriſchen Landmannes Anlaß, das Elend, welches hundertjährige Unterdrückung über Irland gebracht, mit ergreifender Wahrheit zu ſchildern; hier rollt er uns ein höchſt anziehendes Gemälde ſeiner Heimath auf, wie es vor fünfzig Jahren war, am Vorabend und beim Ausbruch einer blutigen Empörung.

Schließlich glauben wir noch vor einem Mißgriff warnen zu müſſen, den deutſche Leſer bei Beurtheilung Levers leicht begehen können. Ein Lippmann'ſcher Oelbilderdruck kommt einem Rembrandt'ſchen Original hundertmal näher als gewiſſe Ueberſetzungen unſerm Dichter — wären ſie bloß ſprachlich verwahrloſt, ſo hätten ſie einen Fehler, an den uns die in haſtiger Concurrenz ſich ſelbſt überpurzelnde Thätigkeit unſerer deutſchen Ueberſetzer leider nur zu ſehr gewöhnt hat; ſie ſind aber auch noch auf das gewiſſenloſeſte verſtümmelt und geben von dem, deſſen Namen ſie zum Lockmittel gewählt haben, ungefähr einen ſo treuen Begriff, wie das Geklecks eines Wirthshausſchildmalers von dem Helden oder König, deſſen Titel mit großen Buchſtaben darunter prangt.

Ausgegeben haben wir von Levers Werken bis jetzt:

Bekenntniſſe von Harry Lorrequer. 8 Bdchen. 48 kr. oder 16 Ngr.

Jack Hinton, von der Garde. Auch unter dem Titel: Unſere Tiſchgenoſſenſchaft I. 10 Bdchen. 1 fl. od. 20 Ngr.

Tom Burke. Auch unter dem Titel: Unſere Tiſchgenoſſenſchaft II. 15 Bdchen. 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr.

Der St. Patricks-Abend. 3 Bdchen. 18 kr. od. 6 Ngr.

O'Malley, der iriſche Dragoner. 18 Bdchen. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 6 Ngr.

O'Donoghue, eine Erzählung aus Irland. 10 Bdchen.

Die Nevilles von Garretstown. Eine Erzählung aus dem Jahre 1770. 10 Bdchen. 1 fl. od. 20 Ngr.

Arthur O'Leary: Sein Sinnen und Beginnen in vielen Ländern. 9 Bdchen. (Von Lever blos herausgegeben.)

Bei dem ſo ungewöhnlich billigen Preiſe unſerer ſchön ausgeſtatteten Ausgabe und bei der Vorzüglichkeit der Ueberſetzung glauben wir dieſelbe mit Recht dem deutſchen Publicum zu geneigter Abnahme empfehlen zu können.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Nach dem Franzöſiſchen

von

Dr. Aug. Zoller.

In Lieferungen à 6 kr. oder 2 Ngr.

Wie Eugen Sue der tiefſte, ſo iſt Alexander Dumas offenbar der dramatiſchſte unter den gefeierten Romandichtern der Franzoſen unſerer Zeit und wohl aller Zeiten, während ſeiner überreichen Productivität unſtreitig der Vorrang vor allen ſeinen Landsleuten zuerkannt werden muß. Er iſt der Mann des ewigen Schaffens, und die dialogiſirte Haltung ſeiner Novellen iſt keine Folge eines geſchwätzigen Sichgehenlaſſens; es iſt nicht die eitle Luſt des Autors, ſeinen Helden die eigenen Abſtractionen in den Mund zu legen, ohne daß dieſe in einem beſtimmten Zuſammenhang mit dem Weſen und Gang der gegebenen Geſchichte ſtehen: nein, im Gegentheil, bei Dumas ſchreitet in ſeinen Dialogen die Handlung beſtändig fort, und in ſeinen ſprechenden Perſonen entwickeln ſich zugleich die Ereigniſſe. Seinem hiſtoriſchen Roman iſt beſonders nachzurühmen, daß Dumas mit einer tiefen Forſchungsgabe, mit dem Talente des Ausbeutens anerkannter Thatſachen das liebenswürdigſte Erzählertalent verbindet, durch eine gewandte Vermählung des Factiſchen mit dem Romantiſchen jede Trockenheit vermeidet, und namentlich durch die Sittlichkeit des Wortes die frevelhaften und ſittenloſen Erſcheinungen, wie ſie beſonders die franzöſiſche Herrſcherchronik der früheren Perioden bietet, mit einem wohlthätigen, das reine Gefühl des Leſers ſchätzenden Schleier zu umgeben weiß. Die Geſchichte der Dynaſtien Frankreichs iſt es hauptſächlich was Alexandre Dumas mit dem fleißigſten Quellenſtudium in allen Phaſen verfolgt, und der Leſer gewinnt, dem Reize der angenehmſten Unterhaltung ſich überlaſſend, zugleich einen freien Ueberblick über alle merkwürdigen Ereigniſſe der ſich folgenden Dynaſtien, mit allen Verzweigungen des innern Lebens der Regentenfamilien, mit den Großthaten, ſowie mit den Verirrungen und Vergehen der Mächtigen und der hervorragenden Glieder ihrer Häuſer, mit allen Parteikämpfen, mit allen ſittlichen und politiſchen Beziehungen des Thrones und ſeiner Säulen, eines mächtigen, ſtets zum Kampf gerüſteten Adels und eines in ſeiner Anhänglichkeit wie in ſeinem Widerſtreben gleich enthuſiaſtiſchen Volkes.

Bis jetzt ſind in unſerm „belletriſtiſchen Ausland“ folgende Werke von A. Dumas erſchienen:

1) Die drei Musketiere, in 10 Bändchen. 1 fl. oder 20 Ngr.
2) Zwanzig Jahre nachher. Fortſetzung der „drei Musketiere,“ in 11 Bändchen. 1 fl. 24 kr. oder 28 Ngr.

3) Der Frauenkrieg, in 8 Bändchen. 48 kr. oder 16 Ngr.
4) Das Brautkleid, in 3 Bändchen. 18 kr. oder 6 Ngr.
5) Die Königin Margot, in 10 Bändchen. 1 fl. oder 20 Ngr.
6) Der Graf von Monte Chriſto. 27 Bdchen. 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 24 Ngr.
7) Die Dame von Monſoreau. 16 Bdchen. 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr. 2 Ngr.

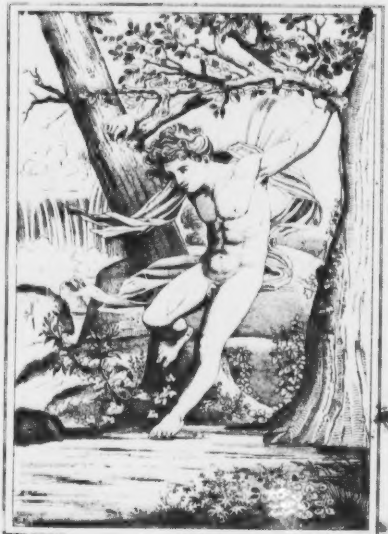
Unter der Preſſe befindet ſich:

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Was künftig von Dumas erſcheint, wird in unſerem „belletriſtiſchen Ausland“ immer möglichſt ſchnell in guter Ueberſetzung geliefert werden.

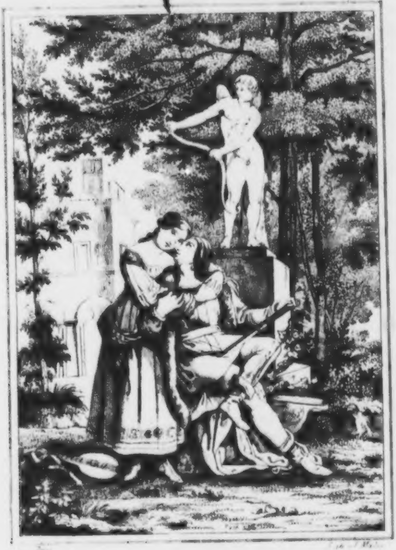
Stuttgart, im Auguſt 1846.

Franckh'ſche Verlagshandlung.



Prudhon

Malte



Vergiſsmeinnicht.

Dem deutſchen Volke

[illegible]

gewidmet

von

Carl Spindler.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

für

das Jahr 1848.

Druck der J. G. Sprandel'ſchen Buchdruckerei
in Stuttgart und Cannſtatt.

Auf der Feldwacht.

Soldatenmährchen, erzählt in einer ſtillen Sommernacht.

1.

Marſchall Hahnreiter.

Es iſt allweg verdrießlich,“ ſagte der alte Füſelier, indem er ſeine Pfeiſe anzündete, „und langweilig obendrein, hier liegen zu müſſen auf der Au, wo der Fluß mit ſeinem großen Ellbogen ſich weit in's Land hinauslümmelt, — und 's iſt doch um nichts und wieder nichts. Die Franzoſen haben's Maul voll Krieg und Maſſaker und ihr Herz denkt nicht daran. Von den „Schwyzern by Gott“ mag ich gar nicht reden. Die haben's nur unter ſich, und wollen nichts von uns, als daß wir ſie in Ruhe laſſen. Gleichwohl liegen wir hier und haben Langeweile, während das Korps im Städtel brav tanzt und ſchmauſt, und unſere Pikets am Rhein ſich mit dem Fiſchfang vergnügen können. Denk' wohl, wir ſollten uns der Reihe nach was erzählen und die lange Nacht damit verkürzen, an der nichts gutes, als daß ſie nicht eine noch längere Winternacht iſt. Sind wir nicht da beiſammen von allen Farben und Waffen? Infanterie, Scharfſchützen, Huſaren und Stallparthie?“ Da wird doch ein jeder was wiſſen, das uns die Zeit vertreibt? Das Feuerlein brennt ſo verſteckt, das Fäßlein läuft ſo ſtill, und wir wollen ſo heimlich thun, daß der Franzos, wenn er nur dreißig Schritte von da ſtände, nicht das Schnauferle von unſerer Sach' hören ſollte. Die Weiden und die Erlenbüſche um uns her werden uns nicht verrathen, und auch die Geſpenſter nicht, die etwa kalt und weiß in warmer ſchwarzer Nacht über die Auen zieh'n und ſtreifen. Brauchſt das Maul nicht zu verziehen, Barthelme! Es gibt doch Geſpenſter, wenn du auch nicht daran glauben kannſt. Wärſt du aber, wie der lange Matthis, von dem mir des krummen Korporals Bruder, der Mauritz erzählt hat, auf ſelbigem Poſten geſtanden, davon ich gleich was melden will, du hätteſt dich eben zu mehr gefürchtet, und lange nicht ſo gut herausgebiſſen, wie der lange Matthis. Das iſt aber ſo zugegangen:

Wenn Einer von euch weiß, wo Luxemburg liegt, ſo hat er einmal die Stadt und Feſtung, wo ſich die Geſchichte zugetragen. Ich bin dort nicht hingekommen, hab' mir aber ſagen laſſen, es ſei eine artliche Stadt, die das Kurioſe an ſich hat, daß ſie nicht Fiſch und nicht Vogel iſt, nicht deutſch und nicht holländiſch, und doch beides zugleich, aber die Garniſon iſt deutſch, und die Handvoll Holländerſoldaten zählt und zieht dort nicht.

Der ſchönſte Mann vom deutſchen Regiment war vorneweg der lange Matthis. Drum war auch ſein Vater bereits unter des alten Fritz Leibregiment geweſen, und ſein Großvater ein Grenadier unter dem Vater des alten Fritz, der die größten Mannsbilder im römiſchen Reich zuſammenfangen ließ, ohne zu fragen, woher und wohin? Sieben Schuh war dazumal das Grenadiermaß. Heutzutag gibt man's ſchon wohlfeiler; es ſind auch die Menſchen kleiner geworden. Des Matthis Vater maß ſchon nur ſechs und ein halb, der Matthis nur ſechs, und hieß doch der Lange in ſeinem Regiment.

In der Hauptſache war er mit Vater und Großvater eins. Er war gar nicht gern bei'm Militär. Der Korporal und der Feldwebel hatten ihm gut ſagen: Dummkopf, du ſollteſt dir eine Ehre daraus machen, daß du in der Uniform ſteckſt! er war allemal andrer Meinung, und dachte: Wär' ich nur ſchon von der Ehre weg, und meinethalben in der Reſerve! das ließ' ich mir gefallen.

Da war nun nicht zu helfen und zu rathen. Die Zeit mußte abgedient werden, und damit gut. Wie alle brave Kerle, ergab ſich Matthis in ſein Schickſal, exerzirte ſich ein, daß es eine Freude war, und verſah ſeinen Dienſt ohne Murren. Nicht ein einzigmal iſt er auf die Stockwacht gekommen, hat ſeine Kommandeurs und Vorgeſetzten immer reſpektirt, und alle ſeine Kameraden hatten Freude an dieſem ihrem Flügelmann. So kann Einer ein braver Soldat ſein, wenn er ſchon keine Luſt zum Militär hat. Und ohne weiters hätte der lange Matthis es zum Unteroffizier gebracht, wenn Krieg im Lande geweſen wäre. Aber in der Friedensgarniſon ließ man die Leute auf ihren Chargen alt werden, und an ein vernünftig Avancement war nicht zu denken.

Das moleſtirte unſern langen Matthis ganz und gar nicht. Wenn nur die Zeit herumgeht! dachte er. Indeſſen wurde er unvermerkt von einem gewiſſen Tage an immer ſtiller, verdroſſener, und daß ihn etwas wurmte, und daß ihm etwas Biſſiges über die Leber gekrochen, war leicht zu merken. Allein was in ihm vorging, wurde ſelbſt ſeinen Stubengenoſſen nicht klar; nur wehrte ſich bald die ganze Kameradſchaft gegen ihn, wenn er juſt das Kochen hatte, weil er bald die Suppe unbarmherzig verſalzte, dann wieder die Grütze anbrennen ließ, oder gar kein Fett an's Gemüſe that. Alle Zurechtweiſungen, alle Vorwürfe ſchafften nichts bei ihm. Es lief Alles an ihm herunter, als wäre er mit Oel eingerieben. Ungeſchickter wurde er jedoch mit jedem Tage, daß es ein Jammer war. Nichts war ihm lieber, als wenn er in einem Winkel hocken, das Maul hängen, und dabei gewaltſam ſeufzen konnte, wie ein armer Sünder.

Desgleichen ſchlief er auch in der Nacht ſo zu ſagen kein bischen, und wurde ſeinen Nachbarn durch ſeine Unruhe unbequem. So, daß ihm eines Tags der Feldarzt ſagte: Matthis, mit dir thut's nicht gut. Marſch in's Spital, du haſt das Heimweh!

Siehe: das machte den armen Burſchen lachen. „Mir thut kein Zahn weh;“ ſagte er während des Lachens Aber der Gregori ließ nicht nach, und meinte, eben das Lachen ſei ein gichteriſcher Bockſtoß, und mit dem Weinen Geſchwiſterkind, und die Heimweher lachten alle ſo. — Daher: Marſch in's Spital.

In Gottesnamen ſchnürte der lange Matthis ſein Bündel, ging gehorſam in's Spital, und das erſte, das er dem Spitalwärter ſagte, war: „Wie ſollte ich zum Heimweh kommen, und habe ſchier kein Vaterland? Iſt nicht mein Großvater in Schleſingen geboren geweſen und mein Vater in Magdeburg, und ich ſelber zu Emmerich? Bin ich nicht als ein junger verwaiſter

Bub zuerſt nach Koblenz in die Lehre gekommen, und von da nach Wetzlar, und von dannen als Soldat? bevor ich in das halbholländiſche Neſt gerathen, bin ich nicht zu Trier gelegen und dann zu Mainz geſtanden ...? Wo wäre denn eigentlich meine Heimath, und woher käme mir das Heimweh? Der Doktor iſt ein Narr; indeſſen ſoll mir die Ruhe im Spital ſchmecken, denn das Kochen und das Brodfaſſen, und das Zimmerfegen u. ſ. w. ſchmeckt mir gar nicht mehr, und ich wollte, es gäbe Krieg; da wollte ich der Erſte im Feind ſein, und mir den Tod holen, als ein ehrlicher Soldat, weil mir überhaupt die Welt und das Leben darinnen nicht mehr gefällt.«

So ließ ſich der Matthis vernehmen, und was das letztere vom Krieg und vom »Tod holen“ angeht, ſo war's ihm bitterlich Ernſt damit. Aber ſeine Heimathloſigkeit war halb verlogen. Er hatte allerdings eine Heimath, ſo auf eine gewiſſe Art, wo er freilich nicht geboren, nicht erzogen worden; aber wo ſich ſein Herz bürgerlich anſäſſig gemacht hatte. Und die Heimath war die Stadt Mainz, wer ſie ſchon geſehen hat. Ich nicht; doch hat mir des krummen Corporals Bruder Mickel davon erzählt. Lauter ſchöne Häuſer und darinnen noch ſchönere Mädchen, und ſpielen Alle die Harfe, und ſingen dazu auf allen Märkten und Kirben, und der Wein daſelbſt iſt ein extraguter Tropfen, und wird in großen Schoppen eingeſchenkt, und nicht in den kleinen Miſerabelchen, wie wir ſie hier zu Lande haben, was ich von unſern Landſtänden, die doch ſelber gern trinken, gar nicht begreifen kann, nebenher geſagt. In dem ſchönen Mainz war alſo das arme Herzel vom langen Matthis daheim, und ſein Kopf mit allen ſeinen Gedanken war bei ſelbigem Herzen, aber was half das, ſo lange ſein langer Leib und ſeine langen Hände und Füße noch dem König gehörten und dem Regiment und ſeinem Kapitän und ſeiner Kompagnie?

Die Weibsbilder ſind einmal ſo gemacht. Mit dem Herzen allein ſind ſie nicht zufrieden, und wollen gleich den ganzen Mann. Und weil der ganze lange Matthis hatte von Mainz nach Luxemburg abmarſchiren müſſen, und es noch ein paar Jahre zu dauern hatte, bis er frank und frei hätte wiederkommen können, um zu ſagen: »Jetzo, Salome, darf ich heirathen und Bürſten binden, und jetzo geh mit zum Pfarrer!« war dem leichtſinnigen Sälmele die Zeit noch länger geworden als dem Matthis, und ſie hatte „Eins, Zwei, Drei,“ Kehrt gemacht, und ſich mit einem kaiſerli[illegible] Stabstrompeter von den Uhlanen verſprochen. Ein Soldat mußte es halt immer ſein! Und der Trompeter in ſeiner grünrothen Montirung ſah ihr eben zu Geſicht, wie die grasgrüne Hoffnung in Perſon, mit Lieb' und Freud' auspaſſepoilirt.

Die Weibsbilder ſind einmal ſo gemacht. Und wenn ſie ihr Lebtag ſich anſtellen, als könnten ſie nicht drei zählen, und kaum leſen und gar nicht ſchreiben, ſo ſind ſie doch gleich mit der Feder bei der Hand, wenn's gilt, einen Abſchiedsbrief zu kritzeln. Iſt mir auch ſchon paſſirt, einen ſolchen zu erhalten. Ich habe jedoch gleich geſagt: „Linksum, Marſch,“ hab' mich nicht mehr darnach umgeſehen, und von weitem nicht ſo angeſtellt, wie der lange Matthis, der vor lauter Zagniß faſt närriſch geworden wäre über den Brief, den ihm das Sälmele geſchickt, worinnen ſein Ring und allerhand Krimskrams; wie ſich's verliebte Leute zum Präſent machen. —

Der Brief alſo war's, der den Matthis ſo unglücklich, ſo dumm und ungeſchickt gemacht und in's Spital gebracht, und von dem er endlich ſeinem Freund Spitalwärter alles kurz und klein erzählt hatte. Der Stabstrompeter hatte dem armen Schelm darinnen wacker zur Retirade geblaſen — indeſſen war der Spitalwärter ein pfiffiger Strick, der von der Welt noch mehr verſtand, als der Doktor ſelber.

So ſagte er denn zu dem langen Matthis: Schau! ich habe allerhand Kranke in der Behandlung gehabt. Warum? ich bin ſchon ſeit zehn Jahren Oberwärter in dieſem Hauſe, und war vordem manches andre Jahr zu Kriegszeiten in der Ambulanz. Bald hat's Einem in dem Gedärm, dem Andern an der Lunge, Jenem in der Rückſtange, Dieſem im Kopf gefehlt. Und welcher nicht davonkam, — es ſind ihrer, meiner Seel', nicht wenige geweſen von der letztern Gattung — der iſt geſtorben an der Ruhr, an der Schwindſucht, an Gichtern und Hundskrampf; aber keiner, kein einziger an der Liebſchaft! Zweierlei Tuch auf dem Leib haben, und an der Verliebnuß ſterben? Pfui Teufel. Das ließe ſich der letzte Tambour nicht nachreden. Die Kindsmägde wiſſen das. Und du, ein Kerl von ſechs Schuh Länge, du willſt ſo 'ne Maſette ſeyn? Schäm' dich bis in die Herzkammer hinein. Schau dich um ein ander Mädel um, und laß' den grünen Trompeter blaſen. Was geht's dich an? Sei froh, daß das

Sälmel dir den Goldring wiedergeſchickt hat; ſei aber ja nicht ſo dumm, ihr den ihrigen zu ſchicken. Gold iſt Gold und ſeinen Batzen werth, und wenn's nur von Pforzheim oder Schwäbiſch-Gmünd wäre. 's gibt immer ſo und ſo viel Schoppen Wein, oder es fangt ſich eine andere und ſchönere Jungfer in dem Ring, und ſpendirt dann wiederum einen. Das iſt Soldatenbrauch in dieſer Welt, und zwar überall, in Spanien und in Portugal. Verſtanden?

Das war ſo vernünftig geredet, daß der Feldpropſt und der König ſelber es nicht hätten beſſer machen können. Der Matthis ſah es ein, und ſtellte ſich an, als wolle er dem guten Rath nachkommen. Doch blieb ihm heimlich der böſe Wurm im Herzen ſitzen, und noch in mancher Nacht, wenn er geträumt hatte von dem grünen Uhlanen, wie er ſo recht auf ſteifſtabstrompeteriſch zu Pferde ſaß, und hinter ihm ſaß im Sattel das falſche Sälmchen, ebenfalls aufgeputzt mit Roth und Grün und Gold, — und wenn er dann zornig aus dem Schlaf auffuhr, und die Trompete klang ihm noch in die Ohren:

„Heidi, heida, in die Welt hinein!
„Heidi, jetzt muß es geſchieden ſein!“ — —

— in mancher Nacht alſo, ſag' ich, hat ſich der Matthis noch ganz deſperat gefragt: Soll ich mich umbringen auf dem Fleck, oder ſoll ich deſertiren nach Mainz, und vorerſt dem falſchen Mädel und dem Trompeter den Hals abſchneiden, und dann mir ſelber?

Der böſe Feind war zwar immer geſchäftig mit Zureden. In ſolchen Dingen macht er gar zu gern den Jaherrn. Aber auf der andern Seite ſtand der Katechismus, von dem Matthis noch allerlei wußte, und vor allem der Fahneneid. Unſer Herrgott verbietet, daß der Menſch an ſich ſelber die Hand lege, und der Fahneneid verwehrt dem Menſchen das Davonlaufen.

Der lange Matthis machte demnach nicht unſerm Herrgott und nicht dem König ein Herzeleid. Aber — ſagte er — ſo wie's Krieg oder eine andere Gelegenheit gibt, das Leben mit Ehren los zu werden, ſo will ich mir's hinter's Ohr geſchrieben ſein laſſen. Warum? ich kann eben ohne das Sälmele nicht auf der Welt bleiben.

Zu jener Zeit fing nun an, eine Geſchichte zu paſſiren, die ſich gräulich und ſcheulich anhören und noch gräulicher und ſcheulicher anſehen ließ.

Auf der Feſtung ſteht ein Thurm, heißt der Hexenthurm. Das dumme Volk hatte ſich immerdar mit allerhand Mährlein getragen, die in und an dem Hexenthurm vorgegangen waren, wenn man ihm — dem dummen Volke — Glauben ſchenkte. Der deutſche Soldat jedoch glaubte davon keinen Pfifferling, und wenn er am Hexenthurm zur Nachtzeit Schildwacht ſtand, dachte er wohl an die Heimath, die alten Eltern und das junge Schätzlein daheim oder in der Stadt, aber nicht von fern an den Teufel und ſeine Werke der Finſterniß.

Auf einmal indeſſen wurde ein Mann auf dem Poſten am Hexenthurm nächtlicherweile attakirt, und nahm Reißaus mit Flinte und Bajonett. Ein Andrer lief davon und ließ ſeine Armatur ſchändlich im Stich. Ein Dritter kam halbtodt vor Angſt auf der Wache an, mit blutigem Geſicht, und erzählte von wunderlichen und fürchterlichen Geſtalten und Händeln. Ein Vierter wurde bei der Ablöſung ganz ohnmächtig neben dem Schilderhaus gefunden, und lag mehrere Wochen, krank vor Schrecken und Hatz, im Spital.

Drum hatte ein Geſpenſt ſich die Müh' genommen, am Hexenthurme die Soldaten zu moleſtiren, zu quälen und zu ſchinden. Ein jeder von ihnen hat den Spuck anders beſchrieben, und auch das Thier, worauf derſelbe ritt, denn es war immer ein hölliſcher Kavalleriſt, der zur Mitternacht dort Parade zu reiten für gut fand. Bald hatte er Feuer geſchnaubt, bald mit dem Säbel in der Fauſt den Wachtpoſten angefallen, bald vermittelſt eines böſen Sturmwindes Wache und Schilderhaus umgeblaſen. Kurz: kein Menſch wollte mehr dort auf die Wache ziehen, und Arreſt, Lattenſtrafe, Putzer und Kreuzſapperment halfen und verfingen nicht, bis der Kommandant endlich auf den Einfall kam, zwei Mann dort aufſtellen zu laſſen, von welchem Tag an das Geſpenſt ausblieb.

Der lange Matthis war noch im Spital, als die Geſpenſtergeſchichte ruchtbar wurde, und auf der Stelle war er geſund, und meldete ſich zum Dienſt. Sie werden mich doch einmal — ſo dachte er — bei'm Hexenthurm Wache halten laſſen, und dann geht's Einem jedenfalls nicht gut; entweder dem Spukteufel, oder mir ſelber. Meinethalben ſoll er mich freſſen oder mir den Kragen umdrehen; ſo komm' ich doch von der Welt als ein herzhafter Mann, und die Kameraden reden mir nichts übles nach, und vielleicht laſſen ſie's in die Zeitung drucken, und das falſche Sälmele lieſt es, und denkt reumüthig: Der lange Matthis war doch ein andrer Kerl als mein verſoffener Trompeter. — Wohlgemerkt hat der Matthis alle Muſikanten, Militäriſten und Zipfliſten, für Söſſer und Karfunkelnaſen gehalten. Es iſt auch 'was dran.

Es wollte lange Zeit dem guten Burſchen nicht glücken. Seither hatte auch der Spuk aufgehört, die erſchreckten Schildwachen wurden für Aufſchneider und Leute ohne Courage verzollt, und was ſich die Bürger in der Stadt von dem Geſpenſt erzählten, galt für eitel Lug und Trug. Der Bericht hieß aber ſo:

Vor langen Jahren, lang vor der Revolution, war die Feſtung Luxemburg ein franzöſiſcher Feldmarſchall geweſen. Nemlich ſelbiger Marſchall hat ſo geheißen wie die Feſtung: Luxemburg. Derſelbe iſt geweſen ein Zauberer und Teufelsbanner, und ſein Zauberwerk hat ihm immerdar Glück im Krieg gebracht, obgleich er ein kleiner krüppelicher und bucklicher Mann war, der keine Poſtur zum General hatte. — Eines Tags aber, da er ſchon übermüthig geworden war, ließ er ſich beikommen, an ſeinem König zum Verräther zu werden, und ging mit dem Gedanken um, die Feſtung Luxemburg dem Feind zu übergeben. Bei'm Hexenthurm ſollten ſie zu Mitternacht über das Verhau ſteigen, Spaniolen und Flamländer und Deutſche; überhaupt alle die, ſo dem König in Frankreich nicht grün waren. Durch eine Kartenſchlägerin iſt aber das Complott dem König geſteckt worden. Der König hat dem bucklichen Marſchall alſogleich durch den Grandproſoß den dicken Kopf abhauen laſſen, und die Spaniolen ſammt Compagnie haben die Thüre verſchloſſen gefunden. Dafür waren die Kanonen ſperrangelweit offen, und haben ſie Alle todtgeſchoſſen. — Deswegen hat der Hofſterngucker in Spanien den geköpften Marſchall verwunſchen, daß er immer zu einer gewiſſen Zeit im Jahre auf dem Wall bei'm Hexenthurm die Runde reiten muß. Wer ihm dann in den Weg kommt — und das iſt nur die Schildwacht — wird von ihm gezeichnet und tribulirt; und wenn der Marſchall ausbleibt, ſobald zwei Mann ſtatt des einen auf dem Poſten ſtehen, ſo geſchieht's nur deshalb, weil der Buckelorum fürchtet, Einer von den zwei

Mann möchte der ſelige Hofſterngucker ſeyn, dem er gern aus dem Wege geht. —

Das war die Geſchichte vom Marſchallgeſpenſt, und wer ſie nur halb glaubte, da er ſie erzählen hörte, war der lange Matthis. Wer aber nicht das Tüpflein davon glaubte, war der General, der kurz darauf nach Luxemburg kam, um der Beſatzung das Gewehr zu viſitiren. Derſelbe ſagte gleich: Auf Seele, ich hätte nicht geglaubt, daß unſers guten Königs Soldaten dergeſtalt mit Blindheit geſchlagen ſein könnten! Wenn die Racker nicht in Schnaps beſoffen waren, will ich nicht Ehregott Leberecht heißen. Aber: bange machen gilt nicht, und: Neffchateller, mache Er mir nicht graulich! Von heute an wird der Poſten am Hexenthurm wiederum von einem Mann bezogen, und damit holla. Ihn ſoll aber das Donnerwetter und die Schwerenoth und ſo weiter, wenn er noch einmal vor dem Geſpenſt ausreißt!

Somit fuhr der General ab, und der Kommandant mußte thun nach der Ordre. — Was geſchah jedoch? Schon bei der nächſten Morgenablöſung am Hexenthurm fand man eine wüſte Beſcheerung. Das Schilderhäuschen ſtand zwar aufrecht, und darinnen das Gewehr des Mannes. Aber der Mann ſelber lag im Graben, ſechs Klafter tiefer als der Thurm und das Genick wurz abgebrochen. Ihm that kein Finger mehr weh, und die Ungläubigſten glaubten jetzt an den geſpenſtig umreitenden Marſchall. Das war ein arger Spektakel, und das kam wirklich in die Zeitung, und der lange Matthis war ſchier eiferſüchtig auf den, der's Genick gebrochen. Alſogleich ging er hin und meldete ſich als ein Freiwilliger, beim Hexenthurm auf der Wacht zu ſtehen. Den Spaß konnte man ihm leicht machen, und machte ihn auch. Aber ihm wurde befohlen, ſcharf zu laden, das Geſpenſt — Notabene, wenn's kommen ſollte — herzhaft anzurufen, und vor den Kopf zu ſchießen, ſobald es nicht gehörig antworten thäte. Es war vorauszuſehen, daß ein ſolches altes Franzoſengeſpenſt nichts von einem deutſchen Feldgeſchrei wiſſen würde. An jenem Tag hieß das Feldgeſchrei „Wilhelm“ und die Parole, die ausnahmsweiſe auch dem langen Matthis mitgetheilt wurde: „Hotzenplotz.“

Es hat juſt Zwölfe — in der Nacht — geſchlagen, als der Matthis auf den Poſten geruckt iſt. Es war eine rechte Geiſterumgehnacht: ſo gewiß ſtill in der Luft, und dabei windig.

und auf zwanzig Schritt hat man ordentlich ſehen können, und dabei war's ſtockfinſter. Der Gefreite, der den Matthis auf den Poſten führte, konnte das Weinen faſt gar nicht abhalten, und: „Nun, Bruderherz.“ — hat er geſagt — „mach's gut, wenn wir uns etwa nicht mehr wiederſehen ſollten.“

„Werd's ſchon gut machen,“ antwortete der lange Matthis in Gedanken, und ſchaute vorerſt eine Weile in den Graben hinunter, wo ſein Vormann Genick und Leben eingebüßt hatte. Alsdann ſchaute er hinauf zum Himmel an den Mond, der ausſah wie ein altfränkiſcher, ſchlechtgeputzter, zinnerner Teller, oder wie ein aufgedunſenes Bäckergeſicht, das ſich an den Laden legt, um friſche Luft zu ſchnappen.

Und da der Soldat alſo zum Mond hinauflugt, ſo kommt ihm derſelbe auf einmal ſo bekannt vor, ſo bekannt . . . . und da er ſeinen Kopf zuſammennimmt und ſich tapfer beſinnt, ſo fällt ihm ein, daß es der nemliche alte Mond ſey, der Mainzer-Mond, unter dem er vor Zeiten ſo vielmal mit der Salome umherſpazirt war, bevor noch aus dem Sälmele eine falſche Trompeterkatze geworden war. Und — wie die Verliebten eben Narren ſind — ſo wurde dem Matthis ſchier türmelich im Hirn. „Wie kann ich ohne das Sälmel exiſtiren? Und habe ich nicht da ein ſcharfgeladen Gewehr zur Hand? Wenn ich das mir an's Herz ſetze und kommandire: Fertig! An! Feuer!. . .?“ So hat er frevleriſch geredet, und wer weiß was geſchehen wäre . . .! — Auf einmal aber hat's einen Hahnenſchrei gethan, ſo laut, als ob ein Dutzend Trompeter zum Aufſitzen blieſen. — Potz Allarm! was hat ſich der Matthis gewundert! Noch kein Zoll Morgenroth am Himmel und ſchon alle Hähne auf'm Strumpf?

Und ſobald die Schildwacht „Augen links“ macht und „Gewehr auf!“ trabt es auf dem Wall daher, als wie ein ſchweres Burgunderpferd vom Fuhrweſen, und rings herum fängt's an zu ſtinken, wie von Schwefel.

„Alle Wetter,“ ſagt der Matthis: „das Geſpenſt marſchirt auf.“

Richtig errathen. Da kam's daher geritten auf einem fürchtig großen Hahn mit rothen, ſchwarzen und gelben Federn, und trabte das hölliſche Stück Vieh mit ſeinen zwei Beinen, gleich einem beſchlagenen Vierfüßer. Kamm und Bart des Hahns waren aus kniſternder Glut blutroth funkelnd gemacht, und wenn der Hahn krähte, ſo gingen ihm Flammen wie Schlangen aus dem Schnabel. — Dem Matthis verſetzte der Spuk den Athem, ſo daß er ſchier das verwarnende „Werda!“ nicht hervorbringen konnte.

Als ein tapferer Kerl ſchrie er jedoch was Zeug hielt: „Halt! Wer da! Wer da, ſag' ich! Wer da, oder ich ſchieße!“

Vor ihm ſtand jetzt das Geſpenſt, ſo heiß, daß ihm bei einem Haar die Montur angebrannt wäre. Der Marſchall Hahnreiter ſchaute ſeinen Mann ſteif an und machte Halt. Das Geſicht des Alten war wie von Porzellan, ſeine Naſe erſchrecklich lang und krumm, darunter ein langer wehender eisgrauer Schnauzbart. Ueber ſeinem gottſträflichen Buckel trug er ein gelbes Röcklein mit rothſammetnen großen Aufſchlägen, eben ſolche Hoſen an den Beinen und teufelrabenkohlſchwarze Feuereimer. Auf dem Kopf einen Dreiſpitz mit dem franzöſiſchen Trikolor; um den Hals eine rothe Binde, zum Zeichen, daß er zu ſeinen Lebzeiten geköpft worden. Ein wüſter Geſell, und ſagte um's Sterben kein Wort. Auch der Hahn ſagte nichts mehr.

Der Matthis, nicht faul, ſchießt den Marſchall vor den Kopf. Wunderlicherweiſe geht der Schuß wie eine Rakete zum Mond hinauf und macht weiter keinen Knall. Der Matthis, nicht faul, greift in die Patrontaſche, will ohne weiteres wieder laden. Da lacht der Hahnreiter und der Hahn, und Erſterer ſagt ganz fidel: „Laſſen ſteck'. Deine Kartuſch mir nix thun. Weil Du aber ein **bon bougre**, will ich Dir antwort'.“

Weil der Matthis jetzo hört, daß er mit einem vernünftigen Geſpenſt zu thun hat, ſo lebt er wieder auf und wiederholt: „Wer da!“ — „**Bon ami.**“ — „Feldgeſchrei?“ — „Wilhelm.“ — „Parole?“ — „Otſeblotze.“ — „Ah! Paſſirt.“

„**Bravo, sentinelle!** Sie verſteh ihr Metier!“ rief das Geſpenſt, ſalutirte höflich mit dem Dreiſpitz und ritt weiter um die Baſtion und den Hexenthurm herum. — „Wie hat nur der alte Franzos unſer Feldgeſchrei und Parole errathen?“ fragte ſich der lange Matthis, wie aus einem Traum erwachend: „Item, da er die Wörter wußte, hab' ich ihn wohl gehen laſſen müſſen. Zudem iſt mein Genick noch ganz, und mit einem Geſpenſt nicht ſo bös umzugehen als ich dachte. Auch weiß ich nicht, warum ich mir einbilde, der alte Gelbrock werde mir Glück bringen?“

Paff! ſtand der Marſchall Hahnreiter wiederum vor der

Schildwacht, die ihm jetzt die Honneurs machte, wie ſie einem General zukommen, der ſo lange ſchon in der Anciennetät keinen andern mehr vor ſich hat.

Der Schnitzbuckel greift wieder an ſeinen Dreiſpitz, — höflich ſind die Franzoſen alle, ſelbſt die todten Geſpenſter, das muß man ſagen. Dabei aber redet er den Matthis an: „Hacktung! G'wehr bei die Fuß! Haufgepaßt! Wie eißen Du?“ u. ſ. w.

„Der lange Matthis, fünf und zwanzig Jahr alt, meiner Profeſſion ein Bürſtenbinder, jetzo Gemeiner bei der erſten Kompagnie des zweiten Bataillons vom dritten Regiment.“

„Kut; Du freuen mich, biſt brave Soldat und kein faule Muſikkenner;“ ſagt das Geſpenſt und ſchnupft dabei Taback. Das Kompliment ſtach dem Matthis pitzlicher in die Naſe, als dem todten General die Priſe, die er genommen.

„Was geht mich die Muſik an?“ fragt der Matthis trutzig, denn ihm war auf einmal wieder der Muſikant eingefallen, der ihm ſeinen Schatz vor dem Schnabel weggeblaſen.

Jetzo lacht aber wiederum der Marſchall mit ſeinem Hahn hellauf, daß es ein Wunder war, wie nicht die ganze Stadt es gehört hat, und ſagt: „Was Muſique? Müſſich . . . Müſſichgänger . . . der nichts thun thut . . . will ich ſag'.“

Jetzo war das Lachen am Matthis, und der Franzos lachte immer noch mit, wie ſie gern thun, wenn ſie merken, daß ſie einen Bock geſchoſſen, und Matthis mußte mit ihm ſchnupfen, und es war vom feinſten Pariſer, der dem Soldaten den Kopf und die Zunge leicht machte, und während des Hin- und Herredens hatte Matthis bald ſeinem neuen Freund und Gönner ſeine ganze Geſchichte erzählt, und zwar nicht wenig ebenfalls von dem gewiſſen Sälmele.

So zuckt der Marſchall Hahnreiter Achſel und Buckel in die Höhe und antwortet: „Fichtre! Dir muß geholfen ſeyn. Mamſells ſein viel auf der Welt. Weißt Du was? Steige herauf auf mein' reckte Fußſpitz und nur Kuraſche nit verloren!“

Sogleich duckte ſich der Hahn zur Erde, daß Matthis bequem zu des Marſchalls rechtem Fuß in den Steigbügel treten konnte. „Hm,“ dachte der Matthis bei ſich ſelber: „wenn er mich auch durch die Lüfte davonführt und in die Hölle etwa, ſo werd' ich's doch daſelbſt als ſein guter Freund nicht ſo ſchlecht haben.“

Sapperlot! es hatte wohl den Anſchein, als ſollt' es durch alle Lüfte davon gehen! Der Hahn — kaum ſtand Matthis im Bügel — erhob ſich rieſengroß, ſpreitete die Flügel aus und mit einem Satz trug er ſeine Reiter vor ein großes Haus, das innerhalb der Feſtung, dem Hexenthurm gegenüber, gelegen war.

Das Haus war ein Gefängniß für vornehme Herrſchaften, mit denen der König nicht zufrieden war, und zu jener Zeit ſaß darinnen eine Dame, von deren Schönheit und Reichthum in allen Wachſtuben geredet wurde, obgleich man ſie nur dann und wann hinter ihrem Fenſtergegitter ſehen konnte. Es gab Offiziere, die, ſo von weitem, ſterblich in ſie verliebt waren; und manchem Soldaten, der ihr gefiel, hatte ſie, wenn ſie bei guter Laune war, einen Dukaten als Trinkgeld für nichts und wider nichts auf die Straße hinabgeworfen. Sie war eine Prinzeſſin oder ſo etwas, die ihrem Vater nicht hatte pariren, ſondern auf eigene Fauſt hatte heirathen wollen, wie ein anderes gemeines Weibsbild auch. Darum eingeſperrt in ſtrengem Arreſt.

Und wie der Hahn alſo vor ihrem Fenſter ſtand und den rothen Kopf über die Altane hineinreckte, ſagte der Buckelorum zum Matthis: „Da, ſchau' Sie in die Chambre und ſag' Sie, ob Ihr das Mamſell kefallt?"

Matthis ließ ſich's nicht zweimal kommandiren, und ſiehe da: vor ihrem Klavier ſaß die Prinzeſſin, ſchön wie ein Engel, und ſchlug allerlei Walzer und ſang dazu mit einer lerchenklaren Stimme. Zum Freſſen, ſag' ich euch. Und was dem Matthis noch mehr den Kopf verdrehte, als den Offizieren die Schönheit des hohen Frauenzimmers, war ihre abſonderliche Aehnlichkeit mit der Salome von Mainz. Die Augen traten ihm ordentlich aus dem Geſichte heraus, und das Maul ſperrte er auf vor eitel Bewunderung und Andacht.

So fragte ihn das Geſpenſt leiſe: „Eh bien, wie keht's?" — „Ha," macht der Matthis: „das wär' ein Traktament für einen armen Teufel, wie ich bin." — „Eh bien," ſagt wieder das Geſpenſt: „die Mamſell is eine Perſon für Dich; ſie iſt verliebt von Dir." — „Oho!" — „Nir oho! aber par exemple, Du muſſen ſie befreien." — „Wie das?"

Da zog aus ſeinem gelben Sack das Geſpenſt ein weißes Stück Wachs und ſagte: „Da innen iſt das Schloß von ihrer Thür abdruckt; laß Dir machen heimlich ein Schlüſſel dazu und es wird leben mit Dir, parole d'honneur; nit ſpäter, als morgen Nacht um zwölf Uhr. Ik werden ſorgen, parole d'honneur.“

Der lange Matthis hatte kaum ſein „Ja“ genickt, ſo ſtand er wieder vor ſeinem Schilderhaus, und das Geſpenſt war fort, und juſt war's Ablöſungszeit. — „Nichts Neues vorgefallen?“ fragte der Poſtenführer, nachdem er ſich ſehr verwundert, den Matthis ſo wohlgemuth auf ſeinem Poſten zu finden.

„Nichts,“ verſetzte der Matthis: „an dem Geſpenſt iſt kein wahres Wort.“ — Sobald er indeſſen allein ſein konnte, viſitirte er ſeinen Sack, und darinnen war richtig das Stück Wachs, und der Stiefel, womit er im Hahnenſteigbügel geſtanden, war an der Sohle leicht verbrannt. Zeichen genug, daß er nicht geträumt und nicht einen Rauſch und nicht ein Fieber gehabt. Lauter baare Wirklichkeit.

Er hatte bald einen Schloſſer gefunden, der ihm den Schlüſſel in ein paar Stunden zu liefern verſprach. Die Holländer thun alles um's Geld. So wie der Matthis den Schlüſſel beſaß — er hatte ſeinen Abend frei, — ſo begab er ſich an's Geſchäft, der Prinzeſſin ſeine Viſit' und ſeinen Reverenz zu machen. Denn es war ihm die Lieb' als wie der vier und dreißiger Federweiß zu Kopf geſtiegen *), und er war heillos in die Prinzeſſin geſchoſſen, der Salome zum Verdruß, und dennoch der Salome zu lieb, weil gewiſſermaßen die Salome in der Prinzeſſin ſteckte, wie ſchon geſagt, von wegen der Aehnlichkeit mit der Salome.

Der Marſchall Hahnreiter hatte Wort gehalten: der Schlüſſel paßte; die Schildwacht unter'm Thor ſchlief wie ein Brett; alle Zimmer waren offen, und aus dem allerletzten Kabinet kam die Prinzeſſin dem guten Matthis, mit lauter Demanten und Brillanten beſetzt, entgegen.

Als der Soldat ſich verneigen wollte, machte die Prinzeſſin kurzen Prozeß. — „Halt! Front! Fix!“ kommandirt ſie, und nachdem ſie den Matthis inſpizirt von oben bis unten, und hat auch nicht ein Kamaſchenknopf an dem ſechsſchühigen Kerl gefehlt,

---

*) Federweiß = neuer gährender Wein.

ſagt ſie: „Schöner Mann, das. Gefallt mir, der Mann. Darf mir die Hand küſſen, der Mann. So; jetzt ruhig im Glied.“

Letzteres fiel dem Matthis ſchwer nach dem Handkuß. Na, war das eine Hand! Lauft mir doch ſelber, wenn ich dran denke, das Waſſer im Mund zuſammen. Und nun vollends dem Matthis, der die ſchöne, weiße, fette Hand küſſen durfte! Das war ein anderer Braten, als der Salome zerſtochene Finger, doppelichen Angedenkens!

Die Prinzeſſin fährt aber fort: „Keine Zeit verlieren! augenblicklich mit mir abmarſchiren! ſich gut aufführen und mich reſpektiren! nicht ſich fürchten vor dem Deſertiren! Will Alles ſchon bald beim König expliziren! Zum Baron oder zum Grafen avanciren, und etwa bei guter Conduite ſich einmal mit mir kopuliren!“

Die Prinzeſſin war, wie leicht zu merken, kurz angebunden, aber ſie hätte dem langen Matthis befehlen dürfen, die Sonne vom Himmel zu holen, er hätt's gewagt. Der Katechismus, der Fahneneid, das Mainzer-Heimweh, alles das zog nicht mehr, und eh' ſich's Matthis ſelber recht verſah, war er mit der Prinzeſſin über Stock und Stein und vor der Feſtung draußen auf einem Kreuzweg, wo ihre Kutſche mit ſechs Pferden und Kutſcher und Reitknechten ſie erwartete. Paff, war ſie darinnen, und neben ihr der lange Matthis mit allerhand Sehnſucht und Verwunderung, wie man wohl begreift.

Wie ſie dahinfahren auf der Landſtraße — der bleiche Bäckergeſell ſchaute wiederum vorwitzig aus ſeinem Fenſterladen auf die Erde, die Luft war lau wie ein Seifenbad und die ganze Welt roch nach Lavendel und Gewürznägelein, — ſo faßt ſich der lange Matthis ein Herz und hebt zärtlich an: „Tauſendſchönſte Prinzeſſin, Dero liebwertheſte Nachbarſchaft und Schönheit thun mich ſo arg bezaubern, daß . . .“

Weiter brachte er's nicht; denn die Prinzeſſin fuhr ihm in die Parade: „Ruh geben, 's Maul halten!“ kommandirte ſie, wiewohl noch ziemlich leutſelig.

Matthis ſchwieg freilich, aber nach einer Weile ließ ihm die Verliebnuß nicht Fried', und er tappte nach der ſchönen, weißen, fetten Hand, wie vor Zeiten nach Salome's rußigen Fingern, und hob wieder an: „Tauſendſchönſte Prinzeſſin, Dero liebwertheſte . . .“

Weiter brachte er's abermals nicht. Dießmal aber ſetzte es eine Tachtel und hieß es: „Halt da! Was da? Streckt's Gewehr! Kuſchen, oder . . .!“

Nun: Matthis kuſchte. Seufzend dachte er: „Weibertachteln bringen nicht Schande. Wer da liebt, ſchlägt bald zu. So machte es auch die Salome, und wir kamen gut mit einander aus. Ich will mir aber die weiteren Zärtlichkeiten und Kareſſen verſparen, bis die Prinzeſſin mit dem „ſchönen Mann“ verkopulirt ſein wird. Nur Geduld; Geduld überwindet Sauerkraut.“

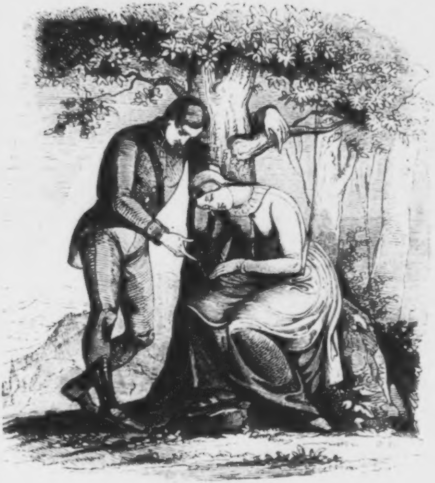
Um nun im Glied recht ruhig zu ſein, ſchlief der lange Matthis ein. — —

Alſobald war der Marſchall Hahnreiter wieder bei ihm, galloppirte neben der Kutſche her und rief hinein: „Eh bien, comment Vous portez-Vous?“ — „Duſſemang;“ antwortet ihm der lange Matthis. — „À présent, muſſen Sie mir auch mein Trinkgeld geb'.“ macht das Geſpenſt. — „He? ein Trinkgeld?“ — „Oui, oui, Dein arme Seel'.“ — Dabei zog der Buckelorum ſeine alte verſchimmelte Brieftaſche hervor, rupfte dem Hahn eine Feder aus und kommandirte demſelbigen Hahn: „Pique, pique, daß Blut kommt zur Signatur!“

Der Hahn, nicht faul, pickt auch wirklich zum Kutſchenſchlag herein wie beſeſſen auf des Matthis Pulsader los. Aber Matthis, auch nicht faul, ſchlägt ihn vor den rothen Kopf und ſagt: „Weiche von mir, Satanas. Am König bin ich ſchon ein Schelm geworden, aber unſerm Herrgott deſertir' ich nicht, Du wälſcher Hexenmeiſter!“

Der todte Franzos wurde hierauf bitterbös und haſelirte im Zorn allerlei, von dem der gute Matthis nur ſo viel verſtand, daß es Drohungen waren, ihn an den Galgen zu bringen. — „Bah,“ machte der Soldat: „Du glaubſt etwa, weil Du als ein Land- und Leutverräther unter die Gilletin' gekommen, ſo müßte es den ehrlichen Leuten auch nicht anders gehen.“

Das kaum gehört, ſo thät der grauſige Spuk einen gräßlichen Fluch ausſtoßen, und hieb mit der Reitpeitſche nach dem Matthis, daß ein feuriger Streif wie von einer hölliſchen Geißel durch die Luft pfiff. Der Soldat zuckte, wich dem Streich aus, ſtieß ſich aber darüber dergeſtalt mit dem Hinterkopf an einen



Marſchall Hahnreiter.

harten Gegenſtand, daß er mit einem lauten „Auweh!“ erwachte.

Richtig hatte er ſich an einen rauhen Stein geſtoßen; denn er lag nicht mehr in der Kutſche, ſondern auf einem Kieſelhaufen an der Chauſſee, und neben ihm ein Zettel, worauf geſchrieben ſtand: „Eine Schlafmütze kann ich nicht zum Ehemann brauchen!“ Darunter eine fürſtliche Krone und die Unterſchrift: „Ich, die Prinzeſſin Sanfthilde, geborne Inkognito.“

Neben dem Zettel lag zum Glück ein artiger, wohlgefüllter Geldſeckel als ein Schmerzensgeld und Befreiungs-Gratial. Dieſe Zugabe tröſtete in etwas den guten Matthis, der ſich ſonſt der Verzweiflung überlaſſen haben würde, denn weit und breit war nichts mehr zu ſehen von der Kutſche, von den Pferden, von der tauſendſchönen Prinzeſſin, und der geträumte Grafenſtand des armen Teufels war auch in den Brunnen gefallen. Von ferne krähte aber Hahn auf Hahn der Morgenſonne entgegen, und dieſer Hahnenruf ohne Ende bekümmerte nebſt dem Verluſt der tauſendſchönen Prinzeſſin den langen Matthis dermaßen, daß er ſanft weinte und das Schnupftüchle hervorholen mußte, um ſeine Thränen zu ſtopfen.

Während er ſich dergeſtalt einmal die Naſe und die Augen putzte, ſo hörte er ganz nahe ebenfalls ſanft weinen und ſanft ſchneuzen, wie die Weiber in der Komödie thun, wenn's recht rührend auf'm Theater zugeht. Und wie er ſich umſchaut, ſo ſitzt ebenfalls nicht weit von ihm neben einem Steinhaufen ein Weib mit verhülltem Geſicht und heult ſo inbrünſtig, daß die Kieſel und Wacken darüber die Hände über'm Kopf zuſammenſchlagen.

„Halt Sie's Maul,“ ſchluchzt er: „ich kann ja mein eigen Wort nicht hören vor Ihrem Gethu'.“

„Was geht's Ihn an,“ ſchluchzt ſie, „wenn ich mich um meinen Schatz zu Tod gräme?“

Die Stimme hatte für den Matthis was bekanntes. Er düſelt auf, zieht der Heulerin die Kaputze vom Kopfe .... ſiehe da: die Salome ſteht vor ihm; die Salome von Mainz.

Siehe da: vor ihr ſteht der lange Matthis, noch einmal ſo lang vor Erſtaunen und Herzeleid; der Matthis von Emmerich. — „Ach, Herr Je, der Matthis!“ — „Ach Herr Je, die Salome!“ — „Ach, wie ſieht Er ſo gut aus!“ — „Ach, wie ſo roſenfarbig ſind Ihre Backen!“ — „Ha, drum bin ich auf dem Wege geweſen, Ihn aufzuſuchen.“ — „Ei, mir iſt's faſt gar ſo ergangen.“ — „Und wenn Er noch kein andres Schätzel hätte, ſo möcht' ich wohl . . . .“ — „Red' Sie doch nicht von Schätzen. Wenn ich wüßte, daß Ihr Trompeter . . . .?“ — „Red' Er doch nicht von dem Wuſtel, dem Trompeter. Mit dem iſt's nichts und aus und Amen.“ — „Nun, mit meiner Prinzeſſin iſt's ebenfalls Amen, aus und nichts.“ — „Gott ſei Dank, ſo werden wir noch ein Paar?“ — „Meinetwegen. Da hab' ich einen Beutel voll Geld zum Einſtand.“ — „Da hab' ich auch ein Säcklein mit meinen Erſparniſſen.“ — „Brav, Salome, brav gehauſt. Jetzt fehlt nur noch, daß der König wieder gut mit mir wird und daß den Hahnreiter . . . .“

„Weiß ſchon, weiß ſchon, was Du ſagen willſt, ſchlechter Kerl!“ hob plötzlich der Hahnreiter ſelber an, der, von der Morgenſonne durchſchienen, ſammt ſeinem Hahn ein dürftiges Nebelbild darſtellte. Die Geſpenſter ſind am hellen Tag miſerable Hallunken und ſtellen nur zur Nachtzeit ihren Mann vor. „N'est-ce-pas, Du meinſt, der böſe Feind ſoll mir hol'? Was wär's denn? Eh bien! Wär' ich nit lieber in der ſchwarzen Kaſern', als maintenant auf dem Marſch bei euch, ihr ſterbliche Lump' und Pekins?“

„Nun, meinetwegen,“ ſagte Matthis zu dem jetzt ſo fadenſcheinigen Porzellangeſicht: „was willſt Du aber hier?“ — „Mit wem redeſt Du denn?“ fragte Salome ängſtlich. Matthis erwiederte ihr kurz: „Mit einem Herrn, der ſchon lange nicht mehr lebt, aber immer noch nicht recht todt iſt.“

Indeſſen antwortete auch der Hahnreiter giftig: „Dir zu ſag', daß Du ein Heſel, ein große Heſel keweſ', um nicht zu nehm' die Prinzeß, und ein kroß Hondankbar', um nit zu liberir' mein' Marſchallſeel' mit Deiner kemein' Füſelierſeel!“

„Jetzt reiß' aus,“ raunzte der lange Matthis das' Geſpenſt an, um ſo herzhafter, als ihm ein guter Gedanke gekommen war, den er benutzte: „reiß' aus, oder ich ſchicke Dir den alten Sternguckerſpaniolen wiederum über den Hals, daß er Dich anſtreicht auf ewige Zeiten!“

Kaum hat der Schnitzbuckel von dem ſpaniſchen Hofſterngucker was gehört, ſo macht er: „Prrrrrrr!!“ und fährt mit einem grellen Hahnenſchrei davon, was gibſt du, was haſt du.

Die Salome fragt aber und zittert dabei wie ein Eſpenlaub: „Herr Je, was haſt Du denn? Gehſt Du mit böſen Geiſtern um?“

Er ſagt darauf mit leichtem Herzen: „Jetzt hab' ich einen fortgeſchafft, und jetzo geh'n wir ſtehenden Fußes zum König, und ich kriege meinen Pardon, denn ich weiß jetzo, wie dem Spuk am Hexenthurm beizukommen, ohne daß mehr ein Soldat dabei den Hals einbüßt.“

Ein guter Gedanke, wie der des langen Matthis, macht ſelbſt den Himmel fröhlich und geneigt. Darum hat es ſich juſt geſchickt, daß der König in Perſon daherritt mit Allem, was von Generalität im Lande war, und ein Dutzend Muſikbanden vor ihm her, und neben ihm ritt die Prinzeſſin Sanfthilde als ein Küraſſieroberſt, Helm auf dem Kopf, Epauletten auf den Schultern, Küraß vor der Bruſt, im übrigen aber ein rechtes Frauenzimmer, in den Farben ihres Regiments. Das hatte ihr am ſelben Morgen der König geſchenkt und ſie zu Gnaden aufgenommen, weil ſie ſich nicht geweigert, den Herzog von Irbeha zu heirathen, dem der König wohl wollte.

Und wie ſie ſo, mehrere hundert Rotten ſtark, daher marſchiren, ruft der König: „Sieh da, der lange Matthis!“ — Und die Prinzeſſin ſchreit: „Sieh da, meine Schweſter Salome!“ — Und vom Pferde ſprang ſie und umarmte das Sälmele, das jetzo erſt erfuhr, daß ſie eine heimliche Schweſter von einer Prinzeſſin. Woher denn auch die Aehnlichkeit.

Der König aber, nachdem er dem Deſerteur leutſelig mit dem Finger und dem Kriegsgericht gedroht, erfuhr von ihm zu Allerhöchſtſeiner Verwunderung, wie Stadt und Feſtung Luxemburg vor dem alten liederlichen Franzoſengeſpenſt zu protegiren ſei, und ſagte dann, ſeinen Federhut lüpfend: „Erlaucht Graf von Matthis, Sie haben ſich um Mich und das Vaterland wohlverdient gemacht, und Ich genehmige Dero Heirath mit der heimlichen Prinzeſſin Salome. Wollen Sie als Diviſionär bei Unſerer Infanterie eintreten, ſo wird Mir's ein ſonderbar Vergnügen ſein, und wenn Ihnen das nicht genug iſt, ſo können Sie noch mehr haben.“

Der lange Graf Matthis war beſcheiden, alſo auch zufrieden, und wenn er nicht geſtorben iſt, florirt er noch mit Stern und Band und viel viel Geld. Seitdem hat auch der geſpenſtige

Schnitzbuckel ſich nur ſelten mehr ſehen laſſen; und wenn er kommt, ruft der Mann auf dem Poſten nur: „Wart', ich ſchick' dir den Spanier!“ und fort iſt er, wie fortgeblaſen. — Daher heißt auch ein großer Schrecken ein ſpaniſcher Schrecken, wie ſo oft in Büchern und Zeitungen zu leſen; und daher iſt auch dieſe Geſchichte glücklich zu Ende, und ein Andrer, der 'was zu erzählen weiß, an der Reihe.

2.

Löb Suslich, der ewige Jude.

Ein flotter Scharfſchütz nahm das Wort auf, und ließ ſich, wie folgt, vernehmen:

Es war einmal ein alter Jude, der hatte zwei junge Juden zu Söhnen, und es war Krieg in der ganzen Welt, ſo daß auch die Juden Soldaten werden mußten, ſie mochten wollen oder nicht. Gewöhnlich wollten ſie nicht, aber man hat es ihnen gewieſen mit Geldſtraf' und Arreſt und allerhand andern unangenehmen Zwangsmitteln, z. B. mit tüchtigen Prügeln, friſch vom Haſelſtecken herunter.

„Jekuf,“ hat der alt' Suslich eines Tags zu ſeinem Aelteſten geſagt: „Da hab' ich wiederum gekrochen ein Geſchreibes von das Militär in der Stadt und vom Burgermeiſter den Zettel, ich ſoll Einen von euch, liebe Söhn', ſtellen zum Volk. Jekuf, was ſagſt du dazu?“

„Gott, was werd' ich ſagen?“ fangt darauf der Jekuf an: „Bin ich nicht zu kurz am rechten Fuß, und hab' ich nicht ein ſcheel' Aug? Die Herren werden mich nicht nehmen, ſo Gott hilft, wenn ich's auch verſpiele.“

Der Alte nickt dabei mit dem Kopf, und ſpricht: „'s iſt freilich ein ſchön Ding um einen kurzen Fuß — Gottlob hat ſich deine Mutter, da ſie geſegnet war, am krummen Lorenz verſehen — und um ein ſcheel' Aug — daſſelbig' Aug' haſt Du geradezu von deiner Mutter; ihre Seele grüne in Ewigkeit! Aber zwölfhundert baare Gulden ſind auch ſchöne Dinger, und wo werd' ich ſie kriegen her?“

„Zwölfhundert Gulden?“ macht der Jekuf: „Gott's Wunder, was ſoll's mit den zwölfhundert Kniff' ſein?“ „Nun,“ ſagt der Alte: „werd' ich nicht ſtellen müſſen einen Mann für meinen Sohn, und kann man in der theuern Kriegszeit epper einen haben für weniger Moos?“

„Einen Mann für Euern Sohn? Als ich doch hab' einen kurzen Fuß und ein ſcheel' Aug, ſo werden ſie mich nicht nehmen bei's Militär?“

„Waih geſchrieen!“ ſchreit der Alte, und rauft ſich im weißen Haar: „Iſt das Löbche nicht auch mein Sohn, und dein rechter Bruder? und hat er epper auch einen kurzen Fuß wie Du und der polniſche Gulden? Nicht einmal ein ſcheel' Aug hat er, und ſie nehmen ihn an deiner Statt und bringen mir ihn um in der Bataſche, wenn ich ihn nicht kaufe los von die Balmechomes?“

Der Jekuf, der, weil ſeines Vaters Sohn, wohl merkte, wo das Lamentiren hinaus ſollte, verſetzte eiskalt: „Was geht mich das Löbche an? Kauft ihn los, kauft ihn nicht los, hängt zwölfhundert Kniff' an ihn, oder laßt ihn maſſakern in der Bataſche, was thu' ich damit?“

„Gott, Gott!“ ſchrie der Alte noch kläglicher: „red'ſt Du ſo von meinem Fleiſch und Blut, das auch das deinige iſt? Und glaubſt Du, ich könnte mit meiner ſchoflen Armuth zuſammenbringen zwölfhundert Gulden? Haſt Du nicht ſchon Dein eigen Geſchäft, das du angefangen mit meinem Geld? Wirſt Du nicht gleich heirathen das Perlche, die Tochter vom reichen David Bſchores? Wirſt Du nicht ſchießen zu den zwölfhundert Gülden die Hälfte, zu lieb deinem armen Vater und Deinem Bruder Löbche?“

„Nein, nein, bei meiner armen Seel, nein;“ macht der Jekuf.

Der Vater hierauf: „Gott, wie biſt Du ſo kühl, daß man kriegen möcht' den Schnuppen und Rhevmatiſſ, ja ſogar den Talles? Wirſt Du nicht ſchießen wenigſtens das Drittelche?“

„Nein, meiner Schumme, nein; ich kann nicht ausſteh'n das Schießen.“

„Nicht einmal das Vertelche, um zu gewinnen den Segen Deines alten Vaters?“

„Nicht einen Kreuzer, nicht eines Nagelsgroß, was es ſei. Aber verklagen werd' ich Euch, daß Ihr mir verkürzt mein Erbtheil und hängt das Sündengeld an das Löbche, um es zu verlieren bis auf's letzte Blech. Das Löbche gibt Euch keinen

Knopf, kein gut Wort dafür; und wenn der Mann für's Löbche im erſten Jahr pleite geht von's Regiment, oder wird gemarixelt in die Batallche, könnt Ihr noch einmal greifen in 'n Sack, und noch einmal Euch ſelber beganſen und mich, Euern älteſten Sohn.“

Dieſe Bemerkung leuchtete dem alten Suslich gar wohl ein und bei ſich ſelber dachte er: Weiſe ſpricht der Jekuf und er iſt mein ächter Sohn, Fleiſch von meinem Fleiſch. —. Hierauf ging der Alte zu dem Löbche ſelber, und ſagte ihm: „Löbche, da hab' ich wiederum gekrochen ein Geſchreibes von das Militär in der Stadt, und vom Burgermeiſter den Zettel, ich ſoll dich ſtellen, lieber Sohn, zum Volk. Löbche, was ſagſt du dazu?“

„Gott, was werd' ich dazu ſagen?“ hebt das Löbche an: „Iſt nicht der Jekuf mein Aelteſter, und geht nicht juſt bei das Militär alles nach der Anciennetät?“

„Der Jekuf iſt zu kurz und ſcheel;“ bemerkte der Vater: „'s iſt an Dir, armes Löbche, mein Sohn.“ — „Wenn es iſt an mir, ſo iſt's auch an Euch,“ ſagt der Löb trutzig: „ſtellt einen Mann vor mir.“

„Waih geſchrieen! einen Mann vor zwölfhundert Gulden? Wie komm' ich mir vor?“

„Bin ich's nicht werth, Vater? Bin ich nicht ein ſchön Mannsbild, den Gojim zum Verdruß?“

„Ja wohl, ja wohl, Gott ſegne Dich auf Erden, lieb Löbche; aber wie ſoll ich aufbringen das ſchwere Geld? Weißt Du was, Löbche? Laß dir ganz duſſemang reißen aus die zwei Vorderzähne da, ſo kannſt Du nicht aufbeißen die Patron' von die Muskete, und ſie ſchießen Dich aus von 's Militär.“

„Gott,“ rief das Löbche: „ſo ich nur hör' vom Schießen, wird mir nicht gut im Leib. Und wär' ich dann noch ein ſchön Mannsbild, wenn ich nicht mehr hätte das Maul voller Zähn? Was würd' mein Zierle, mein goldig Zierlich, mein Schatz dazu ſagen? Nein; lieber geh' ich pleite.“

„Nun, ſo geh' pleite; mein Segen geht pleite mit Dir!“ ſagt ganz erleichtert der Alte.

Aber das Löbche darauf: „Was thu' ich mit dem Segen? wer diskontirt mir den Segen? Tauſend Segen ſind tauſendmal Null. Was gebt Ihr mir Reiſegeld?“

„Zwanzig Gulden.“ — „Schofle Maſematten.“ — „Dreißig Gulden.“ — „Da geh' ich lieber unter die Balmechomes.“ — „Verzig Gulden!“ — „Verzigmol nix.“ — „Funfzig, du Schelm.“ —

„Funfzig Kniff, und darum mich ſcheiden von dem Zierle, meinem Schatz? So wollte ich doch ....“

Jetzt aber ging's „Rumpatapum, patapum, pum pum!“ juſt vor dem Judenhaus, und der Ausrufer verkündigte große Strafe an Leib und Geld für diejenigen, die da wagen würden, der bevorſtehenden Truppenaushebung durch Verſtümmlung ihrer ſelbſt oder durch ſchnödes Ausreißen vom heimiſchen Herd ſich entziehen zu wollen. Namentlich aber für die Ausreißer ſollten die Eltern und Vormünder haftbar gemacht werden, und doppelt geſtraft ſein.

Vater und Sohn ſahen ſich mit langen Geſichtern an. „Daß Du Dich nicht unterſtehſt, und gehſt pleite!“ drohte der Alte. — „Gott ſoll hüten!“ machte der Sohn: „pleite geh'n ohne Geld! Was thu' ich damit?“ — „Aber was die Vorderzähnche betrifft ...“ fuhr der Alte fort — ... „ſo wird nichts gereicht;“ hängte der Sohn an: „ich hätt' ſie verloren und würde geſtraft, und Ihr gingt leer aus. Lieber ſterb' ich in die Batallche vor das Vaterland und das Zierle; Gott ſoll's wiſſen!“ — „Löbche, Löbche, in die Batallche von die Kanonen? Waih geſchrieen!“

Da fiel in höchſter Noth dem alten Suslich etwas ein. — „Manchmal,“ ſagte er, „iſt der Goi auch zu etwas zu gebrauchen. Sitzt nicht Einer, eine halbe Stund von hier, und legt den Leuten ihr Schickſal aus, aus Schippenaß, Treffzehner und Herzkönig? Komm, Löbche; ich will's dran wenden. Der Goi ſoll dir verſchaffen ein gutes Numero in der Lotterie von das Militär.“

Sie gingen zu dem Goi. Der war ein verlumpter Schmid und Leutanführer im erſten Glied. Er machte mit den Juden ſeinen Trallari, ließ ſich bezahlen, ſpuckte dem Löbche hinter's rechte Ohr, und ſagte: „Pack Dich, Jud'; Du kriegſt's beſte Numero!“

Ein paar Tag' darauf mußte der Löb ſpielen. Richtig zog er Nummer Eins. — „O weh mein Geld!“ ſeufzte der alt' Suslich.

Wie ſie nun darauf hingehen zum verlumpten Schmid, und wollen ihm den Marſch machen, ſo ſagt derſelbe grob: „Nun, was iſt's denn, ihr Halunken? Eins oder Sechsunddreißig; es müſſen doch alle in's Feld, die da gezogen haben. Aber wenn Ihr noch das und jenes ſpendirt, ſo mach' ich eine Kunſt, daß der Löb da reformirt wird.“

„Geſchmattet!“ ſchrie alt Suslich mit Schrecken. — „Warum nicht katholiſch noch gar?“ ſchrie mit Schrecken das Löbche.

„Ihr ſeid wahre Eſel Moſis;" verſetzte der Schmid: „Was geſchmattet? Als untauglich entlaſſen, meine ich."

„Ah ſo!" ſagt der Vater getröſtet: „Wenn Er das könnte! Mein Löbche taugt wirklich nichts." — „Gott ſoll's wiſſen, ich tauge nichts;" beſtätigte der Sohn.

„Alſo:" macht der Schmid: „die Batzen her!" — Der alt' Suslich gibt die Batzen, zwar nicht gern, aber er gibt ſie. Der verlumpte Leutanführer macht wieder ſeine Kunſt, ſpuckt dem Löbche hinter's linke Ohr, und ſagt: „Stell Dich nur halb blind vor den Herren, und ſie werden's glauben, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin."

Der Tag der Aſſentirung kam heran, und Löbche ſagte den Herren: „Ich tauge nichts." — „Das glauben wir;" ſagten die Herren, und doch nahmen ſie das Löbche zum Militär, nachdem ſie ihn durch viele Brillen hatten gucken laſſen, und er hatte doch durch alle dieſelben nichts geſehen.

„Nicht umſonſt, Löbche, hat der Goi geſagt: So wahr ich ein ehrlicher Mann bin;" hob mit Schmerzen der alt' Suslich an, da er hörte, wie ſein Sohn angegangen. — „Jetzt aber," ſagte Löbche ganz grimmig, wie ein kleiner Naturlöw, „weil ich denn doch unter die Kühfußtrager muß, will ich anſtecken meinen Sablach, und hauen dem Maleſiz-Goi den Schelmenkopf weg, ſo er nicht herausgibt mein Geld, der Leutbetrüger."

„Mein Geld;" bemerkte der Alte. — „Mein Geld;" ſchrie noch lauter das Löbche. — „Mein Geld, Du Gelbſchnabel!" — „Mein Geld, Vater Geizhals! Iſt nicht Euer Geld, ſo zu ſagen, meines, und hab' ich nicht ſchon genug davon verloren an dem, was Ihr dem Jekuf gegeben habt, und Ihr wollt mich nicht einmal loskaufen von's Militär?" — „Nein." — „Und das Zierlich wird verzweifeln, kriegen den Talles." — „Nix da." — „Und ich werd' ſterben in der Blüthe meiner Jahre vor 'm Feind!" — „Gottes Schickung." — „Gut; zuvor geh' ich aber hin, und zeig' an, wie Ihr's habt mit der Konterband!" — „Löbche!" — „Wie Ihr den König betrogen habt mit der Remonte." — „Löbche, Löbche!" — „Und wie Ihr den Gewalts-Rebbes gemacht habt an dem Magazin ...!" — „Löbche! daß Du erſtickſt! Löbche, daß Du verkrummſt! Löbche, wirſt Du halten Dein Maul?" — „Nun, was gebt Ihr mir für's Maulhalten?" — „Wenn Du biſt mäuschenſtill, will ich dir kaufen los!" —

Abermals „Rumpidibum,·bum bum!“ vor'm Fenſter. „Was gibts?“ — Juſt wird ausgerufen, daß der Feind an den Grenzen ſteht, daß alle Militärpflichtige ohne Ausnahme, ob ſie gewonnen, ob ſie blind oder taub, marſchiren müſſen, und daß alles Einſtehen verboten iſt, indem die Einſtandsfähigen ebenfalls bei'm Kopf genommen werden.

„Da haben wir's. Schöne Maſematten!“ rufen bekümmert Vater und Sohn Suslich.

Dieweil ſchreit der verlumpte Schmid zur Thür herein: „He, hab' ich's nicht geſagt, daß Alles marſchiren muß? Da hilft kein Drudenfuß und Zauberei; aber weißt Du was, Jud'? ich will Dich feſt machen gegen Schuß und Hieb und Stich, und das koſtet dann nur ſechs Thaler rundes Geld.“

Der Vater und der Sohn haben lamentirt; endlich ſich darein ergeben. Der Schmid macht ſeine Kunſt, ſpuckt dem Löbche auf den Naſenſpitz, hängt ihm an einer Kordel ein Päckchen um den Hals, und ſagt: „Da haſt Du's jetzo, und ſei tapfer, denn dir geſchiechet nichts, ſo lang du, erſtens, dies Päckel auf der bloßen Bruſt — und zwar uneröffnet — wirſt tragen; zweitens, ſo lang Du keinem Menſchen davon ſagen wirſt; drittens darfſt Du keinen Rauſch dir trinken, oder es iſt gleich mit der Kunſt vorbei. Das merke Dir, und Du wirſt glücklich ſein. Sei grob und grad wie Bohnenſtroh, es wird Dir all's gelingen, und als Soldat wirſt Du den Feind bezwingen.“ — Gibt ihm dann einen Backenſtreich: Löbche, ganz verſtutzt, ſchlagt ihm wieder eine hin, und der Schmid, ein Rieſ' wie der große Chriſtoph, lauft davon mit großer Angſt und Furcht und Geſchrei. —

Löbche kann das kaum begreifen; doch ſagt ihm der Alte: „Jetzt haſt Du den Beweis. Jetzt brauchſt Du Dir nicht zu forchten vor Einem in der Welt, da der rußige Goi vor dir gelaufen, und iſt ſchon zehnmal im Zuchthaus geſeſſen wegen Schlägerei, wo er den Trumpf allweil ausgeſpielt.“

Von dem Tag war Löbche ein Held und Eiſenfreſſer. — Kaum war er als Rekrut in die Kaſerne gekommen, und Einer hatte zu ihm geſagt: „Mauſchel!“ ſo hatte ſchon der Eine eine weg, nemlich eine Tachtel, daß ihm die rothe Brühe über's Maul lief. — Marſch mit dem Löbche in Arreſt. —

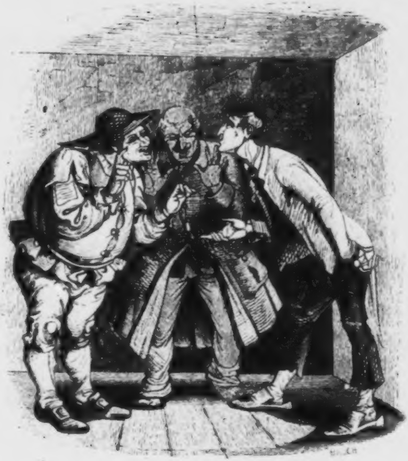
Am andern Tag ließ man ihn los. Aber eine Stund' darauf ſagt ihm wiederum Einer „Juddebub“ und Blauz hat der wieder eine gefangen, daß ihm alle Sterne geleuchtet haben am hellen Tag, und er vor all der Sternguckerei ganz und gar vergeſſen hat, dem Löbche zum ſchuldigen Dank eine entgegen zu ſpinnen. — Ungeſchlagen, aber arg verſcholten, mußte das Löbche wieder in's Loch. — Gott! hat er bei ſich gedacht, wenn ich mit meinem Talismännche ſo oft in Arreſt komme, ſo wird's langweilig. Gut wär's jedoch, wenn der Arreſt dauerte bis über den Feldzug hinaus; und da ließ ich mir's gefallen.

Nichts da. Nach ein paar Tagen mußte mein Löbche auf's Exerziren, und wo er gegangen und geſtanden iſt, haben ihn ſeine Mitrekruten und die alten Soldaten betrachtet als „eppes große Rarität“ und wenn ſie vielleicht inwendig über ihn gelacht haben, wie er ſo ſteif daher kam, den Tſchako im Genick und das Bruſtwerk vorgeſtreckt und das Maul recht rauferiſch verzogen, ſo haben ſie doch wenigſtens nichts geſagt, von wegen der ſaftigen Ohrfeigen, die er zu geben ſo gut verſtand. — Mein Päcklich macht ſein'n Effekt; hat ſich das Löbche mit Freuden in Gedanken vorgeſagt.

Aber, o weh! ſo kommt das Löbche an einen Unteroffizier, der war ein geſchworner Feind von den Juden, und hat das Löbche im Trüllen mißhandelt, was Zeug hielt und ſagt ihm endlich: „Wart, du jüdiſcher Schelm!“ und Etcetera. Das Löbche, nicht faul, ſagt ihm dagegen was wüſtes; der Sergeant fahrt mit dem Stecken aus; jetzt thut der Löb noch 'was wüſteres, das nicht mit Worten zu erzählen. Der Sergeant, dem dergleichen noch nicht gepaſſirt, verhofft und verſteinert ſich. Der Adjutant ſchickt das Löbche wieder in Arreſt und der Hauptmann diktirt ihm fünfundzwanzig Haſelnüſſe, von den gewiſſen altfränkiſchen, womit zwei Korporäle den Patienten zu erquicken pflegten. — So wie das mein Löbche im Arreſt inne wird, ſo ſeufzt es bang und ängſtiglich: „Ach, wird mir jetzo wohl auch helfen mein Päcklich für baare ſechs Thaler, das mich doch beſchützen ſoll vor'm Hieb? Werd' ich jetzo auch durchkommen ungeſchlagen? Ach, was iſt doch die Tapferkeit ein kitzlich Ding!“

Nun, was geſchieht? Das Löbche ſteht ſchon neben der Bank, und die zwei Haſelſtecken, deren Früchte er genießen ſoll, ſind auch da, und es fehlt nur noch, daß der Profoß ſagt: „Alls zu, und jetzt kann's losgehen.“ Da wird die Trommel geſchlagen, die Wacht tritt unter's Gewehr. Ein hoher General mit ſeinem

Zu Seite 27.



Löb Su[illegible]lich.

Stab kommt des Lands daher. „Was ſoll's da geben?“ fragt der hohe General. „Das und das, und ſo und ſo;“ ſagt der Major. — „Wer iſt der Arreſtant?“ — „Der und der.“ — „Warum ſoll er denn jetzt vom Haſelſtrauch koſten?“ — „Deß- und jeneswegen, General Excellenz, unterthänigſt zu melden. „Womit Einer ſündigt und ſo weiter, nach der Schrift,“ unterthänigſt zu melden. —

Jetzt aber verzieht die Excellenz Dero Geſicht in grimmige Falten, und geruht, von Ihrem Schimmel herab zu ſagen: „Proſit! wiſcht euch nur das Maul ab, ihr Herren. Ich pardonnire den Kerl, und geb' ihn frei, und wer ihn noch, weil er ein Jud iſt, beleidigt, hat's mit mir zu thun. Tragt er darum unſers Landesherrn blauen Rock, daß er im Regiment verhöhnt, und am Leib geſtraft werde, wenn er ſich wehrt gegen den unverzeihlichen Spott? Pfui Teufel, ihr Herren! mich wundert, daß eure gelben Krägen und Aufſchläge nicht ſchon karmeſinroth geworden ſind vor Schimpf und Schande über euer Betragen. Daß etwas ähnliches aber nicht mehr vorkomme! Von Stund an mach' ich das brave Löbche zum Unteroffizier, und wer ihm den Reſpekt und Gehorſam verweigert, ſoll an mich denken in Zeit und Ewigkeit!“

Da war nichts zu machen. Der Judenfeind, der Sergeant, wurde in's Strafbataillon geſteckt; Löbche kam an ſeinen Platz, und die böſen Mäuler gaben Friede; um ſo mehr, als es unverzüglich in den Krieg ging.

„Im Felde, da iſt der Mann noch was werth!“ — ſo hat einmal Einer, Namens Schiller geſungen — er iſt ſeiner Zeit bei den württembergiſchen ſchwarzen Jägern geſtanden, hat den ganzen dreißigjährigen Krieg mitgemacht, und den alten Wallenſtein ſo gut gekannt auf Du und Du, als wär' er mit ihm aufgewachſen. Und gerade wie der genannte Schiller hat auch das Löbche geſungen, und das Zierlich, das ihn noch in der Kaſerne vor'm Abmarſch beſuchte — ach, das Mädchen war der beſten Hoffnung voll — hat dem Löbche auf die Seel' gebunden, er ſolle zurückkommen mit Geſundheit und „mit die Medallche pour le Meerrettig in's Knopfloch.“ — „Auf meiner Ehre!“ hat entgegen das Löbche geſagt mit weinenden Augen.

Hernach ſind ſie ausgezogen; die Felder waren blau und roth und gelb und grün vor lauter marſchirenden Regimentern.

Das Löbche in der erſten Compagnie voran. So lang die Zimmerleute, die Muſik und die Tambours vor ihm einhergingen, war er ruhig um's Bruſttuch. Allein ſo wie dieſe abſchwenkten, und ſechshundert Schritt weit drüben der Himmel ganz heiter wurde von feindlichen Bajonneten, iſt dem Löbche kalt und naß vor der Stirn geworden. Zu ſeinem Schrecken wurde juſt er mit ſeinen Leuten vorausdetachirt, und ſein Lieutenant rief ihm zu: „Courage, Makkabäer, Courage! Vorwärts, marſch, gerade auf den Feind zu. Plänkeln, Anſchlagen, brav zielen, Feuer und Viktoria!“

Während dem ſie auf den Feind liefen, denkt ſich das Löbche: „Gott, wär' ich bei einer Licitation, ſo wollt' ich wohl machen meinen Anſchlag! Gott, wär' ich daran, einem armen Bäuerle Geld zu borgen, ſo wollt' ich wohl gute Zieler ausmachen! Aber was wird's geben heute? Wie ſoll's werden mit dem Feuer? Päcklich, laß mich nicht im Stich!“

Und wie er ſo denkt, ſteht auf einmal ein feindlicher Trupp vor ihm, und ehe noch Löbche's Mannſchaft ſich fertig gemacht, gibt der Trupp Feuer, daß es kracht. Wer da gleich zu Boden fällt, iſt das Löbche; wer da gleich ausreißt, iſt ſeine Mannſchaft.

„Gott! was thu' ich mit dem Vorſchuß?“ ſeufzt Löbche, dem an Haut und Haar nichts fehlte: „Bin ich todt oder nicht todt? Bin ich gebleſſirt oder nicht gebleſſirt? Gott, wie hart liegt ſich's auf das Bett der Ehre, und wie werd' ich kommen aus die Batallche?“

„Halt's Maul, Mauſchel!“ ſchnauzte ihn ein feindlicher Soldat an, — der Letzte von dem Trupp, und der Einzige, der ſich, um ihn zu plündern, bei Löbche aufhielt, da ſeine Kameraden die Flüchtigen verfolgten —: „Dir will ich gleich den Reſt geben, daß Du nicht leideſt!“

Setzt dem halbtodten Löbche den Flintenlauf auf die Bruſt, drückt los, ... und ſiehe: der Schuß verſagt! — „Sapperment! iſt mir der Stein abgefallen!“ ſagt der Kerl ärgerlich. Das hören, aufſpringen und den Dummkopf bei'm Kragen nehmen, iſt für das Löbche nur ein Spaß. Entwaffnet war der Burſche gleich, und da eben Löbche's Armee in Vortheil kam, brachte das tapfre Iſrael den Feind als Gefangenen zur Compagnie.

Das war ein Erſtaunen; das war ein Jubel! Ein alter Ex-Grenadier, dem vor Zeiten an der Bereſina der Verſtand unter'm Hut eingefroren war, und der ſeitdem als ein Marketender mit der Armee zog, ſagte zu ſeinen vertrauten Kundleuten: „Ich ſag' euch, daß gewiß und wahrhaftig das Löbche der ewige Jud in Perſon iſt, dem nicht Kugeln, nicht Kartätſchen 'was anhaben können. Kaum iſt er todtgeſchoſſen, ſo hält er ſchon wieder Auferſtehung; das iſt eine alte Geſchichte. 's iſt auch ſeine alte Fantaſie, ſich unter die Soldaten einzuſchmuggeln, um die Reputation ſeines Volks zu retten. An der Bereſina war er bei den Ruſſen, ich hab' ihn manch liebesmal geſehen, todt und lebendig. Er ſtand unter den Koſaken, mit einem Bart von zehn Ellen Länge. — Jetzund hat er ſich den Bart weggemacht; darum ſieht er noch ſo jung aus. Das kann er machen wie er will; natürlich. Hat auch gut im Feld des Teufels ſein, weil ihn doch weder Schuß noch Hieb noch Stoß etwas angehen. Aber daß das ewige Löbche noch wenigſtens Oberſt wird oder dergleichen, das ſteht feſt.“

Für diesmal iſt Löb Suslich nur belobt worden, aber vor der Fronte zum Aergerniß aller ſeiner Feinde. — In der nächſten Affäre, wo eine Batterie wegzunehmen war, die im Wege ſtand, hieß es: „Freiwillige vor!“ — Es meldeten ſich viele; Löbche that nicht dergleichen. Sagt zu ihm ſein Feldwebel, der ihn ſo ganz leislich nicht leiden mochte: „Ich wette, daß Du nicht vorgehſt, Löb Suslich!“ — Darauf der Löb begierig: „Was wettſt Du?“ — „Vier Kronenthaler.“ — (Dazumal hatten die Soldaten noch viel Geld, weil Krieg im Land.) — „Als Du ſetzeſt ſechſe, wollen wir ſehen.“ — „Meinetwegen denn ſechſe, und achte, wenn Du nicht davonlaufſt vor den Kartätſchen.“ —

„Mit ſechs Thalern hab' ich bezahlt das Päcklich; der Ette zieht mir ſie gewiß ab von der Erbſchaft,“ dachte Löbche, „und zwei Thaler weiter ſind ein gut Geſchäftche; drei und dreißig und ein Drittelche. Warum ſoll ich's nicht machen, da das Talismännche mich nicht verlaßt?“

Und ſobald der Adjutant ſchrie: „Keiner mehr? Kein Freiwilliger mehr?“ ſchreit ihm das Löbche auf dem Fuß nach: „Noch einer! Löb Suslich! Her mit den ſechs Thalern!“

Der Feldwebel zieht das Maul, gibt aber's Geld, und auf's Signal werfen ſich die Freiwilligen in's Feld. Der Nebenmann des Löbche, da ſie auf ein paar feindliche Rotten ſtoßen, ſieht, daß Suslich käsweiß wird, und ruft ihn an: „He, altes Teſtament! biſt Du feuerſcheu? Wirſt Du nicht Feuer geben?“

Der Löb, der nicht weiß, ob er ein Bub' oder Mädel, ſchlägt zitternd an, und drückt die Augen zu und das Gewehr ab, und die Kugel geht eine halbe Viertelſtunde abſeits, und ſchießt einen hohen Offizier todt, der neben der Batterie rekognoſciren reitet. Der fallt vom Gaul, die Kanoniere laufen dem entſpringenden Pferd nach, und Löbchens Armee ſchaut mit offenem Maul der Begebenheit zu. Aber der Suslich, da er ſieht, was er angerichtet, nimmt ſich zuſammen, lauft die Batterie hinan, und erobert die Kanonen, die ſich mäusleſtill gefangen nehmen ließen. — So mußte der Feldwebel weitere zwei Thaler bezahlen; Löbche wurde ſeinesgleichen auf dem Schlachtfeld und die „Medallche pour le Meerrettig“ kam nach, aus der Feldſtabskanzlei, wie ſich's gehörte. Es hat ſie Mancher für noch weniger gekriegt.

Bald darauf iſt auch ein Kurier gekommen, hat nach dem Löbche gefragt, ihn in eine Kutſche geſetzt, und ſchnurgerade zum Landesherrn in Perſon geführt. Derſelbige ſtand juſt vor dem Kamin, ſich zu wärmen, und war leutſeliger Natur. So ſprach er zu dem neuen Feldwebel: „Löb Suslich, an Dir hab' ich meine Freude, und will Dir Gelegenheit geben, Dich ohne Verzug nach Verdienſt emporzuſchwingen. Du ſollſt mir einen Streich ausführen helfen, und Du kannſt das allein, weil bei Dir der Verſtand mit dem Heldenmuth salva venia Hand in Hand geht. Vorerſt ſetz' Dich aber an jenen Tiſch, und iß und trink', ſo lang Dir's ſchmeckt. Es iſt alles koſcher gekocht, und den Wein ſollte der Erzvater Abraham ſelber trinken ohne viel Federleſens, meine ich.“

Löbche ließ ſich nicht lang weiſen. Er hob an [illegible] und zu fürſten nach Nothdurft, und ließ im Herzen ſein herziges Zierle leben, und mit dem Mund trank er ein Vivat nach dem andern der „Hochleiblich: mageſtetiſche Durchleuchtigkeit, ſeinem allergeſegnetſten Landesſerrſcht!“

Der Herr dankte ihm ſehr gnädig, und ließ ſich ſodann vernehmen: „Weißt Du, Suslich, ich bin im Grund ein guter Kerl, und die Feindſchaft, die in der Welt iſt, und ſo viele unſchuldige Leut' todtſchießt, und nackend auszieht, geht mir in Gall' und Blut über, und ich werd' von dem Verdruß ganz mager [illegible] Leib. Du ſiehſt ſelber, wie ich aus den Kleidern falle v[illegible]auter Campagne, Regierungsſorgen und all' den ärgerlichen Händeln. Mir ſchmeckt kein Eſſen mehr; meine Fürſtin kriegt kein gutes Geſicht von mir, meine Unterthanen wiſſen gar nicht, wie ich ihnen vorkomme. Das muß ein End' nehmen, bei Gott. Ich will meine Ruh' haben, und die kurze Lebenszeit nicht in dem ewigen Krawall durchputzen. Verſtanden?“

„Hochleibliche mageſtetiſche Durchleuchtigkeit geruhen zu reden wie ein heiliges Buch,“ bemerkte Löbche mit weingrüner Salbung: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt, Gott ſoll's wiſſen.“

Der Herr fuhr fort: „Darum brauch' ich einen geſcheidten Menſchen, einen ergebenen Menſchen, einen tapfern Menſchen, und der Menſch iſt Löb Sußlich, der mit ſeiner Klugheit von Herzen dient ſeinem Fürſten, und für's allgemeine Wohl ſein Leben in die Schanze zu ſchlagen ſich nicht bedenkt.“

Wenn gleich das Löbche auf dieſe Worte in Gedanken ſagte: „Nu, was thu' ich mit's allgemeine Wohl? und wie komm' ich dazu, daß ich ſoll ſchlagen mein Leben in die Schanz'?“ ſo machte er doch dabei ein feierlich Geſicht, und nickte mit dem Kopf, und wiegte ſich hin und her in Demüthigkeit, wie die Juden in der Schule thun, wenn ſie ohren und ſingen.

Nun ſagte der Herr: „Ich habe Bericht bekommen, daß es drüben im feindlichen Lager nicht zum allerbeſten ſtehe, und daß ſich Streitigkeiten zwiſchen den Generalen und der Regierung aufgethan haben. Ich brauche daher einen Mann, der mir alles das mit Fleiß auskundſchafte, die Schwäche des Feindes mit eigenen Augen ausſpähe, und mir alsdann ein Mittel an die Hand gebe, um dem verderblichen Krieg mit einem Schlage ein Ende zu machen. Löb Sußlich, Du biſt der Mann.“

Löbche war geſchmeichelt, und kraute ſich das Kinn. Es ſagte[illegible]„Hochleibliche Durchleuchtigkeit flattiren mir unterthänigſt, meiner Seel'. Wenn ich, geſetzt den Fall, nun auch wäre eine Gewalt von einem Spion . . . was geben mageſtetiſche Herrlichkeit für den ſauern Gang?“ — „Das Päcklich,“ ſagte ſich das Löbche in Gedanken, „laßt mich nicht in Stich; warum ſoll ich nicht dienen dem Ferſcht und Vaterland?“

Da nimmt der Herr die Backen voll, und ſpricht: „Hundert Gulden nagelneue Münz, Löbche.“ — Das Löbche ſchüttelt den Kopf, und ſingt mit ſeiner feinen Stimm':

„Hundert Gulden ſind zu wenig
Für einen ſo gewalt'gen König."

Hierauf ſingt der Herr mit ſeiner groben Stimm':

„Löbche Suslich, Du mein Leben,
Hundert zwanzig thu' ich Dir geben."

Nun wieder das Löbche:

„Mageſtet, thun wir jetzundert
Machen voll der Kniff dreihundert."

Nun wieder der Herr:

„Ei, Du zäher Judenjung',
Hundert fünfzig ſind genung!"

Weil's der Herr war, hat Löbche ihm den „Judenjung" nicht übel genommen. Kurz: in der Mitte ſind ſie zuſammengekommen, und bei hundert und fünfzig iſt's geblieben. — Sodann hat ſich Löbche angekleidet wie ein Ochſenhändler, ſteckt ein Kommißbrod zu ſich — hat einen glühigen Nagel hineingeſchlagen, und ſomit es gekoſchert — und geht zur Nachtzeit in[illegible] feindliche Bivouac. Sein Vertrauen auf das „Päcklich" war felſenfeſt.

Was geſchieht aber? Wie er ſo herumgeht und kundſchaftet aus, daß es nicht viel da auszukundſchaften gibt, fällt er einer Patrull' in die Hände, und wer die Loſung nicht weiß, iſt das Löbche, und wer gleich hintergeſetzt wird, das iſt wieder das Löbche. — „Päcklich," hat er zu ſeinem Hexenzeichen geſagt, „verlaß mich nicht. Die Maſſematen ſind ſchoſel, und es könnte mir noch mehr blühen, als nur das Stecklich vom Haſelgeſträuch."

Da hatte er auch ganz und gar nicht unrecht. Der Auditor, vor den er am andern Morgen geführt wurde, redete gleich von allem Anfang vom Aufhenken; und wär' nur mit einem Aufgehenkten im Verhör was Vernünftiges anzufangen, ſo hätte der Auditor das Löbche ſchon henken laſſen, bevor er es zu Protokoll vernommen. So aber befahl er erſt nach dem Verhör, den Spion trotz ſeines Läugnens aufzuknüpfen.

Dem Löbche wurde recht dumm im Kopf und ſchwach über'm Herzbündel, da er das Urtheil vernahm; doch vergab er ſich nichts, und ſagte trutzig: „Probiren Sie's, Herr Kriegsgericht, probiren Sie's. Kommen Sie zu gehen mit Ihrem Galgen, aber mich zu henken werden Sie bleiben laſſen."

Worauf der Auditor lachte, ſagend: „Du biſt gewiß der ewige Jud', den ſie drüben im Lager haben ſollen, wie die abergläubiſchen Narren hüben und drüben erzählen? Nun wart', ich will Dir an die Gurgel fühlen laſſen, daß ſich deine Unſterblichkeit verwundern ſoll. Juſt vor der Baracke draußen ſteht ein Baum mit einem Ausbund von weitragendem Aſte. Der ſehnt ſich ſchon lange, eine Frucht zu tragen. Man henke eiligſt dieſe Judenkirſche daran. Standrecht! Fix! Aufgepaßt! Eins, zwei, drei! muß es gethan ſein.“

Jetzt hat's gegolten. Profoß und Steckenknechte über das Löbche her, das Löbche ſchreit und räſonnirt mit klappernden Zähnen: „Als mich Gott hört, könnt Ihr mich doch nicht verworgen! Ich halt's nicht aus, ich ſteh's nicht aus! Das Päcklich, das Zierlich, das Zierlich und das Päcklich . . .“

Während deſſen hatte man ihn über die Leiter gezogen ... Strick um den Hals . . . Pums, ſtoßt ihn der Henker hinaus von der Leiter . . . Krach! bricht der Aſt, und der Strick von Hanf und der Strick von Löbche liegen neben einander auf Gottes Erdboden; der erſtere zerriſſen und der andere heil an allen Gliedern. — „Päcklich, ich danke dir!“ murmelt das Sußlich-Löbche; aber laut ſchreit es: „Habt Ihr's nun geſehen, daß nicht Stecklich, nicht Stricklich, nicht Sablach und nicht die Muſchketonner 'was über mich vermögen? Ich ruf' an die Gnad' von Eurem Melech, bei meiner Unſchuld. Die Gnad' vom Melech ruf' ich an!“

Vorher waren um das Löbche geſtanden Soldaten und Ober- und Unteroffiziere und der geſtrenge Herr Auditor. Jetzo ſtanden eitel Maulaffen um ihn her; und ehe ſie ſich noch erholen konnten von dem Wunder und Schrecken, fährt eine Kutſche daher mit Sechſen und ein Laufer davor und hinter drein ein Jäger, der den Laufer jagt, und in der Kutſche ſitzt der erſte Miniſter von dem Landesfürſten. Der Miniſter ſieht das Spektakel, ſteckt das braune Geſicht mit den fingerdicken Augenbrauen aus dem Schlag, und fragt: „He, wer ſchreit nach dem Herrn?“ — „Das Löbche Sußlich, genannt der ewige Jud, der Sohn von ſeinem Ette, von dem alten Aaron Sußlich, ein Bruder des Jekuf Sußlich und ein Bräutigam von das herzige Zierle Hechinger!“ — So antwortet das Löbche.

Und in einer Minute darauf ſaß Löbche bei'm Miniſter im Wagen und fuhr zum Landesherrn. Das ging aber ſo zu: Der Miniſter war einmal ſelber vor Zeiten Einer von „unſere Leut'“ geweſen, und wenn ſchon geſchmattet, ein großer heimlicher Freund von ganz Iſrael. Und weil er juſt in der vorigen ſchlafloſen Nacht ein Geſchäftche mit großem Rebbes und kleinem Lob ausgeheckt, und das Gelöbniß gethan, ein gutes Werk zu begehen, damit ihm das ſchlechte Werk gerathe, hatte er die Gelegenheit nicht verſäumen wollen, mit geringen Koſten ſein Gelübd abzumachen, und ſeinen Bruder in Iſrael und Jakob aus der Gefahr, noch einmal gehenkt zu werden, zu erretten. — So ſtellte er das Löbche dem Kriegs- und Landesherrn vor, und bat für ihn um Gnade und einen Zehrpfenning, um nach Hauſe zurückzugehen.

Der Fürſt, ein langer und gelber melancholiſcher Herr, ſah das Löbche ein paar Minuten durchdringend an, winkte ſofort mit dem Finger, worauf der Miniſter abtrat, und ließ ſich alsdann alſo hören: „Ja, ja, Er iſt in der That und wahrhaftig derjenige Judenzigeuner, von dem mir geträumt hat.“

Dieſe Anrede war kurios, und erregte nicht übel die Galle des Löbche. Indeſſen hielt er den „Judenzigeuner“ dem hohen Herrn zu gute, und ſpitzte die Ohren, um ferner zu vernehmen, was folgen würde.

Und der hohe Herr hob wieder an: „Ja, ja, er iſt auf und nieder derjenige hebräiſche Strolch, von dem mir geträumt hat, als von dem Menſchen, der mich mit meinem feindlichen Herrn Bruder Liebden in Ordnung zu bringen berufen iſt. Heißt Er nicht Löbche, und tragt Er nicht unter ſeinem Kittel ein Kommißbrod, und auf ſeinem Herzen ein ſchmutziges Päckchen an einem ledernen Gebetriemen?“

„Gott ſoll's wiſſen,“ ſagte hierauf das Löbche verwundert: „Durchleuchtigkeit ſind wie der hochgelobte Gott, der da ſieht in Lungen und Leber und Nieren der Menſchen. 's iſt alles die Wahrheit.“

„Und iſt Er nicht geſchickt von meines feindlichen Herrn Bruders Liebden, um zu ſehen, wie's bei uns zugeht?“ fuhr der hohe Herr melancholiſch fort.

„Als mir Ew. Durchleuchtigkeit haben geſchenkt Leben und Freiheit,“ ſagte das Löbche, „ſo will ich's nicht geläugnet haben.“ Auf der Stirn des hohen Herrn ging's ganz heiter auf, wie

Morgenroth, und mit einer gewiſſen Vertraulichkeit begann derſelbe: „Er wird wegen unterſchiedlicher Eigenſchaften für den ewigen Juden in Perſon verzollt, und ich will das glauben; denn es gibt zwiſchen Haut und Fleiſch allerlei Wunder, von denen unſere Gelehrten den blauen Teufel wiſſen. Wenn Er aber der ewige Jude iſt, ſo ſind Ihm in ſeinem ſchnellläuferiſchen Leben ganz gewiß ſchon viele hohe Häupter, die ſchwer im Pech ſaßen, vorgekommen. He?“

Das Löbche machte einen tiefen Reverenz. Dabei dachte er ſich: „Was thu' ich damit? Mag doch der Melech glauben, was Er will. Ich werd' nicht ſagen: Nein.“

Der hohe Herr fuhr fort: „Und in ſolch einem dicken, zähen Pech ſitzen auch Wir jetzo ſeit geraumer Zeit, und wiſſen nur einen Weg, Uns demſelben zu entwinden. Uns liegt nicht viel am Krieg, um ſo mehr jedoch am Frieden daheim, und da ſind Unſere geliebten Landſtände, die Uns plagen bis auf's Blut, die uns ſchinden bis auf's Mark, die Uns zwacken, ärgern und kaſteien, daß dem Himmel ſelber das Genie ſtehen bleibt, ſonſt hätte er bereits mit allen Wettern dareingeſchlagen. Wir dürfen keine Suppe eſſen, ſo nicht Unſere getreuen Kammern den Peterle dazu bewilligt haben; keinen Rock kaufen, ſo nicht Unſere vielgeliebten Stände mit ſaurer Miene es erlauben. Jetzt haben ſie Uns ſogar in den Krieg gejagt, in der Hoffnung, Wir möchten etwa Unſerer angeſtammten Tapferkeit etwas weniges nachgeben, und Uns rühmlichſt todtſchießen laſſen auf dem Feld der Ehre ...! Unſere Kammern könnten alsdann das Haus einrichten nach ihrem Belieben, nachdem ſie über Unſerm Leib geſungen: Requiescat, zu deutſch: Nun ruhen alle Wälder und ſo weiter.“

Der hohe Herr hielt etwas erſchöpft an, und dem Löbche ging ein Lichtlein auf. — „Gott!“ dachte er, „wenn der Melech doch tapfer ſein möchte . . . ich gäb' ihm mein Päcklich um ein paar tauſend Pfund Gold oder gemachte Wechſelche, und zög' mich zurück von die militäriſche Geſchäftche . . .“

Der hohe Herr fing indeſſen wieder an: „Dieſes wiſſend, hätt' ich lang ſchon gern Land und Leute aufgegeben. Warum? Ich will meine Ruh' haben und meine übrigen Lebensjahre in Fried' und Wohlſein verbringen, aber mir fehlt's am Gelde.“

„So? Jetzt geb' ich ihm das Päcklich nicht:“ bemerkte Löbche im Stillen.

„D'rum muß ich,“ fuhr der hohe Herr fort, „am Ruder bleiben und beſſere Zeiten abwarten. Dazu kann Uns aber Unſer feindlicher Herr Bruder Liebden auf dem beſten Wege helfen, und das ſoll Er ihm mittheilen, Er, ewiger Jude. Verſtanden?“

„Durchleuchtigkeit befehlen?“ machte das Löbche.

„Entweder,“ ſprach der hohe Herr, „bleiben Wir ſitzen im Land, und die Stände ſpielen mit Uns wie mit einer Puppe, und Wir müſſen alles gethan haben, was nicht gut iſt, oder Wir verſetzen Unſere Lieben und Getreuen in eine große Verlegenheit, wo ſie dann nicht wiſſen, wer Koch oder Keller iſt, und wo ſie alle Finger darnach ſchlecken werden, Unſerer Perſon nur wieder habhaft zu werden, wenn's auch große Opfer koſtete. Das Letztere wollen Wir thun; nicht etwa davonlaufen und Verhandlung pflegen aus der Fremde herein; ſondern Uns auf eine geſchickte Weiſe von Unſerm feindlichen Herrn Bruder Liebden fangen laſſen, und nicht eher wieder auf Unſern hohen Poſten zurückgehen, als bis Unſere ſtändiſchen Vormünder viel Geld geſchwitzt, und alle Uns gehörige Rechte Uns gehörig wieder verbrieft und eingeräumt haben.“

Jetzt ging dem Löbche erſt das rechte Licht auf, und er fing an zu dibbern und zu ſchmuſen, und es iſt die ganze Nacht darüber vergangen, und doch war er am nächſten Morgen ſchon wieder im Vorzimmer ſeines Landesherrn, und gab ihm die Verſicherung, er wiſſe jetzt den Ort, die Zeit und die Gelegenheit, dem Krieg ein End' zu machen, und den feindlichen Kriegsherrn ſammt ſeinem erſten Miniſter aufzuheben und gefangen herüber zu führen, wenn ihm die hochleibliche mageſtetiſche Durchleuchtigkeit Mannſchaft u. ſ. w. dazu gnädigſt darſtrecken wolle.

Der Herr war voll von Freuden, und gab ihm zehntauſend Mann von den beſten, und machte das Löbche zu einem Oberſten über dieſelben, hing ihm den Stern von der großen Tulipane auf, und hieß ihn von Stund' an Löbche von Löwenzorn-Sußlich. — „Du ſollſt etwas vorſtellen, Löbche,“ ſagte ihm der Herr, „daß die zehntauſend Grenadiere vor Dir Reſpekt haben.“

So marſchirte er aus, wie der ſelige König Saul, und weil dem feindlichen Kriegsherrn leicht gepfiffen wurde zum Tanzen, ſo ging Alles glücklich von Statten.

Am hellen Vormittag iſt er zum Lager wieder hereingetriumphirt, der Oberſt von Löwenzorn mit gezucktem Sablach, die Blechmuſik vorauf, und Bataillon an Bataillon, in deren Mitte der geſangene Kriegsherr wohlgemuth ſpazirte, und daneben der Miniſter mit dem braunen Geſicht und den dicken Augenbrauen. Und die bewußten Landſtände mußten in ihrem Schrecken viel Geld ſchwitzen, und den Geſangenen um Gotteswillen auf ihren Knieen bitten, daß er nur wieder kam und im Land die Ruhe wiederherſtellte.

So kam denn auch das Löbche zu den höchſten Ehren und zu viel Geld und zu der Zierle, deren Hoffnungen jetzt alle ausgingen. Und ſo kam er auch vom Ette, der da ſtarb vor lauter Freude über den „gewaltigen Löwenzorn-Sußlich“; und kam auch vom Jekuf, der da zerplatzte vor Neid.

Dabei war natürlich Löbche ſo munter und guter Dinge, wie ein braver Sohn und Bruder ſein darf, wenn er ſeine Angehörigen von allen Mühſalen dieſes Lebens befreit, und ſich ſelber im Beſitz ihrer Verlaſſenſchaft weiß. Es machte ſich, daß er zugleich mit dem Friedens- und Verſöhnungsſchmaus der beiden fürſtlichen Herren ſein eigen Hochzeitmahl feierte, und dabei mit mehreren neugebackenen Kavalieren Seinesgleichen, wenn auch getauft, Brüderſchaft trank. Er war nebſtbei eine Hauptperſon bei der Friedensfeier, und des Lobs wurde dem gewaltigen Löwenzorn-Sußlich kein Ende. — Aber ach —: auf des Glückes Kirchthurmſpitze iſt man nah dem Wetterblitze! — Der Herr von Löwenzorn vergaß complett, was Sußlich's Löbche dereinſt dem verlumpten Hexenſchmied verſprochen und gelobt, und trank ſich einen langen Zopf mit Band und Schleife — ſo was die Oeſterreicher einen „Affen“ nennen, und wiewohl es der erſte „Aff“ ſeines Lebens war, ſo war er doch bereits größer als ein Waldteufel. Das Zierle hatte ſeine Freud' daran; ſie hatte ihren Liebſten noch niemals ſo luſtig geſehen. Aber Andere hatten auch ihre Freude daran; unter andern ein paar böſe Geſellen, die mit dem Löbche ihren Spaß trieben, auf Du und Du zechten, und von denen Einer ſo ganz unverfänglich den Affenträger fragte: „Na, jetzt aber aufrichtig, Bruderherz, nicht wahr, im Fache Deiner enormen Tapferkeit und Deines Soldatenglücks geht's nicht mit rechten Dingen zu?“

Das Löbche blinzelt, thut geheimnißvoll, kann aber's Maul nicht halten, und erzählt den falſchen Brüdern in Heimlichkeit und Treue die ganze Hiſtorie von dem wunderſamen „Bäcklich.“

Das ärgert das Zierle, und ſie geht weg. Hierauf trinken die falſchen Brüder das Löbche vollends unter den Tiſch, und nehmen ihm das „Päcklich“ ab, und tragen es, weil Keiner es mit Händen anrühren wollte, auf der Spitze eines alten roſtigen Degens bis vor den Thron der Fürſten, die in ihrer Champagnerlaune befahlen, daß man das Ding öffne. So geht Einer mit Handſchuhen und verbundener Naſe darüber her, ſchneidet das „Päcklich“ auf, und darinnen liegt ein Schnitz von einer Cervelatwurſt, der alle Farben ſpielte, und ein geſchriebenes Zettelchen, des Inhalts:

„Löbche, wehr' Dich, oder friß mich!“

Das Spottgelächter, das jetzt von der ganzen Armee aufgeſchlagen wurde, weckte das Löbche unter dem Tiſch, und voll Angſt griff er gleich nach ſeinem Talismännche, und da er es nicht mehr auf ſeiner Bruſt fand, ſchrie er voll Schrecken: „O weh, mein Geld! O weh, mein Päcklich! Wer hat mir geganft mein Päcklich? Gott, wo iſt ſie hin, meine Tapferkeit? Wer bezahlt mir meine Tapferkeit? Wer wird mir wiederbringen die Kuraſche in die Batallche? Waih geſchrieen, was iſt vorgegangen mit mir? Ich ſchrei' an die Gerechtigkeit von die hochleibliche Durchleuchtigkeit! Ich werd' nicht aufhören, ſie zu ſchreien an!“

Und weil er in der That nicht aufhören wollte zu ſchreien, ſo ließ ihn der Herr auf die Stockwacht ſetzen, degradirte ihn alſobald, und war ſomit dem Löbche der Zorn genommen, und war es das Löbche wie vorher, ehe es ein Rekrut geworden. Aber ſein Geld hat man ihm gelaſſen und ſein geliebtes Zierlich auch, und am Ende war ihm, wenn nicht das Zierle, doch wenigſtens das Geld das Liebſte auf der Welt, und der Schacher ging ihm flinker von der Hand, als vor Zeiten das Exerziren. Was ihn aber bis an's End' ſeines Lebens ſchmerzte, waren die ſechs Thaler, die der alt Suslich für das „Päcklich“ gegeben, und der einzige Rauſch, den er ſich je getrunken, und der Speck, den er ſo lang auf ſeinem koſchern Herzen getragen. — „Was thu' ich jetzt mit der Tapferkeit,“ ſagte er, „womit mich der verlumpte Goi angeſchmiert hat? Was hab' ich davon als den Spottnamen vom „ewigen Juden,“ der mir geblieben iſt, als mir der Orden genommen iſt worden weg? Wär' ich nur wenigſtens der „ewige Jud?“ Da ließ ſich machen ſchön Moos. Sela!“

3.

Huſarengarn.

»Na, wer weiter?« fragte der erſte Erzähler, nachdem Löb Guslich's Andenken gehörig gefeiert und eine tiefe Stille eingetreten war.

Da ließ ein alter Huſar den grauen Schnauzbart wohlgefällig durch ſeine Finger gleiten, und meinte: »Ich wüßte wohl eine ſchöne Hiſtorie; die von der ſchwarzen Genovef ... aber ich fürchte, mein Gedächtniß möchte mich hie und da im Stich laſſen. Seit dem Herbſtmanöver, wo mich der Brandfuchs abgeworfen, weil ihm die Spritzen von der Batterie Numero drei zu nah vor dem Ohr losgingen, läßt mich die Memori bisweilen ſitzen ....«

»Ha, wenn's nur das iſt, Papa Kurz,« fiel der Huſar Lang munter ein, »ſo fangt nur herzhaft an. Ich kenne auch das Geſchichtl von der ſchwarzen Genovef und helfe aus.«

„Ich auch!« rief der Huſar Klein, genannt Groß.

»Nun, ich kann's bereits ebenfalls als wie auswendig;« ſagte mit ſeinem gewöhnlichen Phlegma ein andrer huſariſcher Kamerad, der Entenmoosnatzesbartelsfriedele.

»Wenn's ſo iſt,« hob wiederum der Papa Kurz an, »ſo kann zum Aufſitzen geblaſen werden. Ich reite vor; kommt bald nach, ihr Kerle, und haut mich heraus, wenn's gilt.

In dem Oberamt Freiſingen alſo ſteht ein Dorf, heißt Tannenried: und in dem Dorfe ſteht ein braves Haus, ein wohlhäbiger Bauernhof, und in dem Hauſe ſaß Anno dazumal ein rechter Bauer, der einen Buben hatte und ein Mädle. Der Bub hieß Hansmichel, das Mädle war Genovef getauft, und im Dorf mit dem Uebernamen »die ſchwarze Genovef« bekannt. Wenn ich ſage: »Anno dazumal,« ſo war's in dem Jahr, wo der Kaiſer Napoleon auf Rußland losmarſchirt iſt. — Hätte auch daheim bleiben können!

In dem Bauernhof des alten Kilian iſt ein Huſarenlieutenant im Quartier gelegen, etwa vier Wochen lang. Hat er auf Mannſchaft oder auf Pferde gewartet? Das weiß ich nicht mehr. Kurz: er war da, und mit ihm ein Detachement von ſo und ſo viel Mann, dabei ein Korporal, ein Wachtmeiſter und ein Trompeter. Der Lieutenant war zwanzig Jahre alt, himmellang und um den Leib ſo rahn und geſchmeidig, daß man ihn hätte bequem mit den beiden Händen umſpannen können. Eine große Naſe, ein langer hängender Schnurrbart — ein Kapitaliſt von einem Menſchen. Er war ein „Bock von Geiſenheim“ zum Geſchlecht, und nicht wenig eitel und hoffärtig auf ſeine Schönheit und Staatsmanieren. — In ſeiner vorigen Garniſon waren alle Weibsbilder unter vierzig Jahren in ihn verliebt geweſen; — leicht begreiflich, weil einem wohlgedrechſelten Huſaren Alles zulauft. Deswegen haben wir die ſchöne Montur.

Was Wunder, daß auf'm Dorf es den Dirnen juſt ſo erging, wie denen in der Stadt? Wo der „Bock“ ritt oder ſpazierte, ſperrten die Mädels ihre Augen groß auf, und lachten ihn holdſelig an. Aber Er? Nichts war's! die Bauernmenſcher waren ihm viel zu ſchlecht.

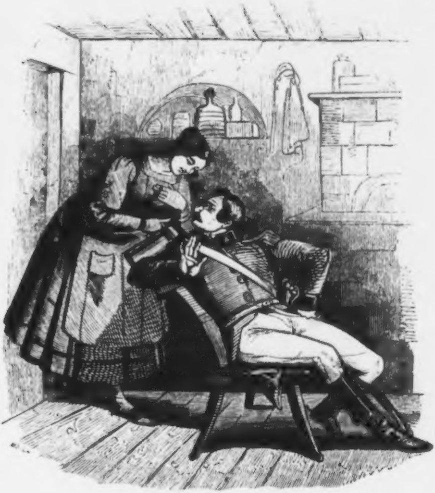
Das größte Kreuz bei dem Handel hatte die ſchwarze Genovef. Weil der Lieutenant in ihrem Hauſe lag, war ſie am meiſten in ihn vernarrt, und er wollte das eben gar nie verſtehen.

Machte ſie ihm, wenn er an ihr vorbeiging oder zum Fenſter hinausſchaute, einen recht tiefen Knix bis auf den Boden, ſo war's viel, wenn er ein klein bischen mit dem Kopf nickte. Mehrentheils that er nicht dergleichen.

Setzte ſie ſich Abends unter die Linde vor'm Haus, und ſang mit ihrer ſchöngellenden Stimme ein braves Lied, als wie: „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille,“ oder: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut“ — lauter Extralieder, die Ihr, junge Schnaufer, gar nicht mehr kennt, ſo ſchön ſind ſie — und meinte dabei, ſie wolle dem Lieutenant damit eine Ehre erweiſen, ſo ließ er ihr zum öftern durch ſeinen Burſchen herunter ſagen: ſie ſolle das Maul halten, und ihn nicht bei'm Eſſen oder bei'm Schlafen inkommodiren.

Einmal — es war vor einem Feiertag, und die Genovef hatte einen ſchönen Strauß im Garten gebunden, und wollte denſelben ihrem Herzkäfer auf ſeine Manier zum Präſent machen — einmal ſtieg ſie zur Nachtzeit auf der Heuleiter an des Offiziers offnes Fenſter und warf den Strauß in's Zimmer, da der „Bock“ juſt ſchlief, und nichts merken ſollte. Zum Unglück war aber der Strauß ein paar Pfund ſchwer, und die Genovef that einen ſtarken Wurf, ſo daß er über'm Bett an die Wand

Zu Seite 43.



Die ſchwarze Genofeva.

fuhr, des Lieutenants Uhr herunterſchmiß, daß ſie in Stücken ging; und daß er dem Offizier ſelber auf die Naſe fiel, — der Strauß. — Mordio, was gab's da für ein Halloh! Ich meine, der Lieutenant hat gedonnert und gewettert, und geſagt, er möchte nur den Uebelthäter kennen, um demſelben das Lederwerk rechtſchaffen anzuſtreichen! — Die Genovef hielt freilich ihre Zunge im Zaum, dachte ſich auch ihr Theil, aber je gröber der „Bock,“ je zarter wurde ihre Liebe zu ihm. Aber lauter Unglück kam da heraus.

Der Lieutenant hatte ſich über die Milch zum Kaffee beklagt. Die ſchwarze Genovef brachte ihm darauf den fettſten Rahm in Perſon, und ſagte dabei, ſie habe ſelber für den gnädigen Herrn die Kuh gemolken. Was war ihr Dank? — „Du hätteſt dir wohl vorerſt die Hände waſchen können,“ ſagte ihr der Offizier.

Da mußte ſie heulen, und als ihr der „Bock“ zurief: „Hörſt du wohl auf zu flennen, Trampelthier?“ da lief ſie davon in den Wald, und dachte an's bittre Sterben; mittlerweile wuchs ihr aber die ſüße Lieb' mehr in die Höhe, als die Erdbeeren im Buſch. O weh!

Sie griff's jetzt anders an. — „Er will eben keine Heulerin zum Schatz;“ ſagte ſie, und war von Stund an wie umgekehrt. Bald kam ſie auf einem Roß vom Acker daher geſprengt wie des Teufels Urgroßmutter, oder — ſie ſchnalzte wie ein Poſtknecht mit der Peitſche, wenn ſie die Kühe austrieb, oder ſie prügelte mit einem Scheit Holz die Mägde auf dem Hof herum, daß es klöpfte. Sie war nemlich ein Gewächs wie eine Rieſin, und ihre Fäuſte gaben 'was aus. — „Jetzt wird er vor mir Reſpekt kriegen;“ dachte ſie ſich, wenn der Lieutenant einer ſolchen Exekution oder einer ſolchen Reiterei und Peitſchenkunſt zugeſehen. — Abermals verrechnet. „Pfui Henker!“ ſagte der Offizier: „Gibſt du wohl einmal Ruhe, du freche Dirn'?“

Es iſt die Frage, was ſie noch alles angegeben hätte, um den hartherzigen „Bock“ zu bekehren. Aber eines ſchönen Nachmittags — da die Schwarze eben auf dem Bohnenſchnitt war — kam plötzlich Marſchordre, und als Genovef heimkam, ſo war der Lieutenant fort und die Bagage und die Unteroffiziere und der Trompeter. Stuben leer, Kaſten leer, Stall leer. So weit der Himmel blau, kein Huſar mehr zu ſehen!

Keine Seele hat gemerkt, was in ihrer Seele vorging. Nur die Bachſtelzen am Zwergeleſee und die Füchſe auf dem abgelegnen Steingilm und die Scheermäuſe auf dem Häberlesacker im Hahnbuſch und die Erdbeeren eben daſelbſt wußten um der ſchwarzen Genovef bittergeſalzene Zähren und ſchwere Seufzer. — Alle Leute im Dorf waren froh, daß die Soldaten fort waren, die einzige ſchwarze Genovef war darüber noch ſchwärzer vor Trauer und Kümmerniß geworden.

Bald jedoch blies der Wind aus einem andern Loch. Der alte Kilian und ſein Hansmichel hoben an zu trauern, und die ſelige Kilianin drehte ſich vor Herzeleid in ihrem Grab herum; denn der einzige Sohn ſollte unter's Volk, ohne Widerred' und ohne Aufſchub. — 's iſt ſonderbar, daß heute nur von ſolchen Chriſten erzählt wird, die nicht extragern zum Militär gehen; — aber zur Steuer der Wahrheit muß geſagt werden, daß auch Hansmichel viel mehr Luſt hatte, hinter'm Ofen zu bleiben. Geſund und ſtark wie ein Auerochs, hatte das ſeine Schwierigkeit. Ein Einſteher fand ſich auch nicht. So bekam er ſeinen Zettel zum ſelbigen Huſarenregiment, bei dem der „Bock von Geiſenheim“ ſtand.

Jetzo war das Lachen an der Genovef, und ſie ſagt zum Vater Kilian: „Weiß Er was? Den Hans Michel kann Er beſſer brauchen als mich. Drum will ich des Bruders Kleider anziehen und für ihn in's Feld marſchiren. Das Regiment ſoll gewiß nicht hinter die Sach' kommen. Ich ſeh' dem Hansmichel gleich wie ein Haas dem andern; aber im Feld will ich kein Haas ſein, und ſo wie Rußland einmal franzöſiſch iſt, ſo komme ich wieder heim mit einem rothen Bändel im Knopfloch und mit einem goldigen Bauernfünſer auf'm Arm.“

Jetzt war lang Tag bei'm Kilian und Hansmichel! Sie haben's vor den Leuten geſchickt eingefädelt, daß Niemand etwas merkte, und acht Tage darauf ſteckte die ſchwarze Genovef in der Huſarenmontur. Blitz! es war eine Freude, das Menſch anzuſehen. Das Herz lachte dem ganzen Regiment. Der falſche Hansmichel ſchaute drein, wie ein rechter Krummſäbel. Seine Kameraden meinten, es gebe ihm nichts ab, als der Schnurres, und der werde auch nicht ausbleiben, denn ein gewiſſer ſchwarzer Flaum hatte ſich allerdings unter der Naſe bereits eingefunden.

Wer ſich jedoch für jetzt nicht einfand, das war der „Bock von Geiſenheim.“ Seine Schwadron war ſchon voraus mit ſechs Andern, und ſo mußte ſich die ſchwarze Genovef gedulden. Die Zeit wurde ihr über'm Einexerziren eben nicht gar zu lang, und ihr Herz blieb dem „Bock“ getreu. Ihr Rittmeiſter war einäugig und alt; die Lieutenants waren Brummbären und gar nicht mehr jung; der Wachtmeiſter und die andern Chargen grau, und mit den Gemeinen gab ſich die ſchwarze Genovef ohnehin ſchon nicht ab. —

Der graue Wachtmeiſter nahm den Rekruten, der ihm wohlgefiel, zu ſich, und machte ihn, wie man ſagt, fertig. Genovef wurde ſchnell der beſte Reiter ihrer Schwadron. Keiner hatte ſo die Bruſt vorneweg; keiner hatte ſo ächte Huſarenbeine, wie ſie. Das Pferd gehorſamte ihr auf den Wink, ſtand muthig im Feuer, war ſchulterlos und ſchenkelrecht, loſe im Maul, zum Gallop ausgearbeitet — mit dem Mann — bitt' um Verzeihung! mit dem Mädel, wollt' ich ſagen — ganz eine und dieſelbe Perſon und Figur — ſo ging's in's Rußland hinein, und an allen ruſſiſchen Gaſſen fragte die ſchwarze Genovef beharrlich nach des „Bock von Geiſenheim“ Schwadron. — Immer war das Fragen für die Katz! Die Schwadron war immer ein paar Tagmärſche voraus, und ſo ging's bis auf Moskau. — —

Nun ſollt' ich freilich erzählen, wie's herging, daß der Kaiſer Napoleon mit der ſchwarzen Huſarin bekannt wurde, ... aber 's will mir nicht ſo recht einfallen ...! Heda, Freiwillige, vor!“

„Hier!“ antwortete der Huſar Lang: „Gehorſamſt zu rapportiren, daß die Malefizengländer ganz Moskau angezündet hatten. Die Franzoſen und Rheinbündler bekamen alle Hände voll zu thun, um zu löſchen, und wann mancher Halunk plünderte, was ihm vor die Kloben kam, ſo gab's hinwieder auch brave Kerle, die nicht ſtahlen, ſondern die Reichthümer der Panduren — wie man dort die fürſtlichen Perſonen bis zum Baron abwärts titulirt — in Sicherheit brachten, und zwar meiſtens auf dem Krempl; ſo hieß das Schloß mit 365 Fenſtern, worinnen der Kaiſer im Quartier lag. Bei Wien heißt der Krempl „Schönbrunn.“ Drum iſt eben das erſtere ruſſiſch und das andere öſterreichiſch geredt. — Da ſteht nun der Napoleon an einem der 365 Fenſter und ſieht zu, wie die Stadt brennt, und raucht dazu rothen AB. Das war ſo ſeine Paſſion. — Wer kommt aber daher und hat eine lange türkiſche Pfeife in der Hand, mit eitel Gold, Perlmutt und Edelſteinen verziert, wie ſie der konſtantinopolitaniſche Kaiſer führt? Die ſchwarze Genovef, verſengt, voll Aſche, — wie man eben aus einem verbrannten Haus kommt. Und die Pfeife war viele tauſend Rubel werth. Rubel heißt ein Kronenthaler oder ſo etwas auf ruſſiſch. Alſo viele tauſend Kronenthaler oder ſo etwas. Das iſt ein Geld! Der Napoleon verwundert ſich, da ihm der Huſar die Pfeife präſentirt, und ſagt: „Sapperlot, ſo ehrlich wär' ich nicht geweſen. Ich hätte die Pfeife behalten. Aber weil du ſo ehrlich biſt, Hansmichel — (der Näppi hat ſeine ganze Armee bei Namen gekannt) — und weil ich gern ſehe, daß Jedermann ſeine Sach' behält, ſo ſchenke ich Dir die Pfeife."

Der Schwarzen war's ein Leichtes, die Pfeife auszuſchlagen; warum? geraucht hat ſie nicht, und auf's Geld regardirte ſie nicht, aber der bewußte Lieutenant ſaß ihr im Magen. Da wundert ſich der Napoleon noch einmal — was ſelten geſchah — und ſpricht gerührt: „So bitte Dir eine Gnade aus, mein Sohn Hansmichel Kilian von Tannenried im Oberamt Frieſingen!"

Das war ein Freſſele für die Genovef. Sie legt alſo die Hand an den Tſchako und ſagt ganz ernſthaft: „Gehorſamſt zu bitten, daß ich zur Schwadron des Lieutenants Bock von Geiſenheim verſetzt werde!"

Für den Kaiſer wäre das ein Kinderſpiel geweſen; aber die Schwadron war ſchon gar weit voraus. Sobald ſie zu Moskau einmarſchirt geweſen, hatte man ihr Schlittſchuhe ausgetheilt, und ſie in Sibirien geſchickt. Nun geht's in jenen Gegenden und auf dem ewigen Eis hölliſch geſchwind zu. Daher war der „Bock" ſchon weit, und ſo gern auch die Genovef mutterſeelenallein nachgefahren wäre, ſo konnte ſie doch keine Schlittſchuhe mehr bekommen, weil die Malefizengländer das Magazin angefeuert und die Waare total verbrannt hatten. Selbſt der große Bonebard konnte da nicht helfen; und ſagte alſo zu der Genovef: „Hansmichel, Du haſt demnach eine Gnade von mir zu gut; erinnre mich bei Gelegenheit daran."

Weil's grad jetzo zur Nachmittagsbataille trommelte, ſo ging der Kaiſer davon. So war er eben. Zwei Bataillen mußte er täglich haben: eine in der Früh', die andre nach dem Eſſen; dann ſchlief er gut und befand ſich wohl." — —

„So; jetzt bin ich wieder im Zuge;“ hob der Papa Kurz an: „Wenn aber der Kaiſer gut ſchlief, ſo ging's doch der Genovef ſchlimmer. Sie mußte halt immer nur an ihren „Bock“ denken, und betete im Stillen um ein baldiges „Vorwärts, Marſch!“

Das „Marſch“ kam auch nur zu bald, aber es hieß nicht „Vorwärts!“ Denn auf die Brandhitze in Moskau folgte die jämmerlichſte Kälte, die, ſeit die Welt ſteht, unſer Herrgott zugelaſſen. Ebenfalls hatte es im Sibirien und dort herum mörderiſche Prügel abgeſetzt und die Koſaken waren Meiſter geworden. Eines Tags ſprach der Napoleon: „Der Teufel halt's aus; Kinder, wir gehen heim, es iſt geſcheidter.“

Die Franzoſen und ihre Deutſchen, haſt Du's nicht geſehen, auf und davon. Was ſollten ſie auch noch bei den Eisbären? — Zuerſt waren die Huſaren voran; bald jedoch blieben ſie zurück, weil die Pferde nicht auf dem Glatteis weiter wollten. Die Eſel von Röſſern hielten's mit den Ruſſen, und blieben lieber im Lande, todt oder lebendig. Darauf kommt's dem lieben Vieh gar nicht an.

Ich will euch nicht lange mit der Retirade aufhalten. Die ganze Welt war entweder dabei oder war nicht dabei. Immerhin weiß die ganze Welt, wie's dort zuging, und daß die ſchwarze Genovef durch ein Wunder allein ihren Gaul behielt, ſammt ihrer Naſe und ihren Fingern und andern Fußzehen. Das machte ihre brennende Lieb, und mit ihr haben Froſt und Schnee Alles verſpielt.

Wenn nur mein Herzenslieutenant nicht als ein verfrorner Offizier nachkommt! das war ihre einzige Sorge, und von des Kaiſers Schlitten iſt ſie nicht gewichen, und der Napoleon hat ihr geſagt: „Hansmichel, wenn ich Dir das jemals vergeſſe, ſo will ich Hannsjockel heißen, und nicht der große Bonebard! Und, weißt Du was? So eben hab' ich auf der Schneepoſt eine Pedetſche bekommen, und die Schwadron, wohin du willſt, iſt ſchon bei unſerm Nachtrab, und der „Bock von Geiſenheim“ iſt jetzo ihr Kommandant, weil die andern Offiziere todt ſind, und die Mannſchaft, will's Gott, gefangen, da man gar nichts mehr von ihr weiß. So geht's in dem Zobelland zu.“

Was hat ſich die Genovef, da ſie dieſes hörte, um die Schwadron bekümmert, wenn doch ihr Lieutenant noch lebte?

Und da ſie ſich ſchier die Augen aus dem Kopf guckte, ohne ihn irgendwo zu ſehen, und nachfolgends den Kaiſer bat, er möchte ihr erlauben, ſich als die neue Schwadron dem Lieutenant vorſtellen zu dürfen, ſo hat der Napoleon ihr ganz liebreich geſagt: „Ich hab' nichts entgegen, Hansmichel. Aber lieb wäre mir, wenn Du mich noch durch jenen Wald begleiten wollteſt. Es ſoll dort nicht ganz ſicher ſein, und ich möchte nicht gern um meine ſchöne engliſche Uhr und andere Prätioſen kommen.“

Wer konnte dem Herrn 'was abſchlagen? Die Genovef ſchrie ihr „Wiff Lamperöhr!“ daß es nur ſo knallte, und dachte ſich: Morgen iſt auch ein Tag!

So ritten ſie in den großen Tannenwald hinein, der finſter vor Dickicht, und hagelweiß vom Schnee. Da muß jedoch der Satan wollen, daß die Ruſſen mit ihrer Artillerie auch in der Nähe waren, und den Wald viele Meilen weit umzingelt hielten. Wußten ſie, daß der große Napoleon darinnen, oder wußten ſie's nicht? Genug, ſie ſchoſſen ganz ehrvergeſſen in den Wald, daß ich nicht bald einen ſolchen Spektakel gehört habe, wenn ich auch an Leipzig und Hanau gedenkte, wo alle Kanonen von Europa um die Wette Feuer gaben. Das praſſelte in den alten Stangen! das ſchmiß einen Wipfel nach dem andern herunter! das ſauſte und brauſte, und keſſelte und plauzte, daß mir unter'm Doliman ganz kurios wurde. Selbigmal hatte ich den Regimentsgregori neben mir, und derſelbe konnte nicht allzuwohl reiten. Nu, die Angſt, die der ausgeſtanden! Wie manch liebesmal hab' ich ſein Roß am Zügel mit fortgeriſſen; der Doktor war ganz ſteif und blau. Und es galt durch das Gedräng der davonlaufenden Franzoſen durchzukommen, damit nicht die Koſaken mit ihren langen Spießen uns auf den Leib kämen. Viele Jahre nachher ſind wir wiederum zuſammengetroffen. Der Gregori hat mir ſelbigen Tag nie vergeſſen, und wir haben ſein Andenken wacker mit Wein begoſſen. Damit ich von dem Doktor noch etwas erzähle .....

„He, he,“ mahnte der Huſar Groß auf: „Papa Kurz, Ihr plänkelt allzuweit vom Lager. Wohin damit? Wo iſt die ſchwarze Genovef geblieben?“

„Ja ſo, ja ſo;“ verſetzte Kurz, ſich beſinnend: „ich war ja an dem falſchen Hansmichel. Wo blieb ich denn nur mit ihm ſtecken?“

„Laßt mich ein Weilchen vor, nur eine Pferdslänge;“ fing wieder Groß an: „ich hab's ſchon am Bundriemen. Jetzo iſt alſo der Napoleon in der Gefahr darinnen geweſen. Todt oder lebendig hat ihn der Alexander haben wollen. Da hatte er jedoch ohne die Genovef gerechnet. Sie hieb den Kaiſer richtig durch alle die Feinde, obſchon der Wald nicht ſicher war. „Als voran!“ ſchrie ſie; „Platz gemacht, ihr Kalmuken! Da haſt Du eins, Du koſakiſcher Naſeweis! Da nimm Deinen Denkzettel hin, Du Moskewiter! Laßt mich paſſirt, ihr Zwiebelfreſſer! Fahr' ab, Du Pfui-Ruſſ', Du Schelmsky-Halunksky!“

So ſchrie ſie immer ärger — die Weiber können nun einmal das Maul nicht halten — und haute immer tapfrer drein, und ſo kam der Bonebard aus dem Schlamaſſel, und wurde nicht gefangen.

Dafür nahm er auch vor dem nächſten Nachtquartier, das wieder ſicher war, ſeinen eignen Orden von der Ehrenlegion vom Rawehr ſeiner eigenen Uniform herunter, und hing denſelben der Schwarzen an, und machte ſie zum Marſchall-des-Logis, wie ſie dort die Unteroffiziere heißen. Na; jetzt konnte die Genovef ruhig nach Haus reiten: den rothen Bändel hatte ſie, und den goldigen Bauernſünfer auch. —

Aber du mein Gott! wo denkt ein Weibsbild an's Vaterhaus, wenn ſein Burſch um die Wege iſt? Juſt am nächſten Morgen trifft der „Bock von Geiſenheim“ mit der Schwarzen zuſammen, und ſie iſt flammroth worden vor lauter Glück und Seligkeit und meldet ſich als die neue Schwadron.

Der Lieutenant, der doch um vieles rauher geworden war, dort hinten in Sibirien, aber auch knifflicher von Gemüth, ſchaut ſie ganz verſtutzt an, und ſagt: „Euer Geſicht hab' ich ſchon einmal geſehen. Wer ſeid Ihr und woher und wozugegen?“

Drauf antwortet das Blitzmädel, ſchlau und durchtrieben wie ſie ſind: „Der Hansmichel Kilian von Tannenried im Oberamt Frieſingen, gehorſamſt zu melden; und ich hab' oft die Ehr' gehabt, den gnädigen Herrn zu ſehen, ſo lang der gnädige Herr bei uns im Quartier gelegen ſind, und bin ich gleich nachher zum Regiment gekommen.“

„So, ſo?“ macht er darauf, und ſieht recht ſcheel auf das rothe Bändel und auf die goldnen Borten. Warum? Er ſelber war noch ganz leer über's Bruſttuch.“ Hat ſich ſchon ausgezeichnet, Er! Während tapfre gediente Männer mit den Seehunden und Wallfiſchen haben rauſen müſſen, hat Er ganz bequem das Kreuz verdient!“

Das hat die Genovef nicht verdroſſen, ſie hätte ja gern ihren Liebſten kreuzſternvoll und toll geſehen. Aber ſie wollte ihm auf den Zahn fühlen, was er wohl von ihr hielte, und ob er wohl noch an ſie dächte. Darum hebt ſie ganz vertuckelt an: „Der Vater läßt Sie auch recht ſchön grüßen, gnädiger Herr, und der Herr Pfarrer ebenfalls, und auch die Schweſter, gehorſamſt zu melden.“

„Danke ſchön!“ murrte der Lieutenant und ritt ein bischen ſchärfer drauf los.

„Aha!“ dachte ſich die Genovef': „jetzt denkt er an mich, und das bringt ihn doch in die Hitz'.“ — Und fahrt fort: „Ja, die Schweſter hat mir expreß aufgetragen ....“

„Brrr!“ hat der „Bock“ den Gaul angehalten, und ſchaut der Huſarin ſteif in's Geſicht: „Was? wie? was? expreß aufgetragen? Wie kommt das Menſch dazu? He? wie? was?“

Die Genovef, konfus von der kurioſen Manier des Herrn, verfärbt ſich und gazget: „I, ja doch ... wenn Sie's erlauben ... ſo werd' ich's vergeſſen haben.“

„'s iſt eben ſo gut;“ antwortet hierauf der „Bock“: „Das Mädel iſt eine Gans, ſo viel ich mich beſinne; ein ſchwarzes Ungethüm. Sieht Ihm viel ähnlich. Will wünſchen, daß Er nur das mit der Lappin gemein hat.“ —

„Pums!“ reitet er ſtrack davon. Genovef' blieb jedoch zurück, und wenn ſie eine Ohnmacht bekommen hätte, ſo wäre das kein Wunder geweſen, ſo erſchreckt, ſo zermürbt, ſo in Trümmer geſchoſſen war die arme Kreatur. Für ſo viele Lieb' ſo viel Verdruß! Eine Naſe kriegen ſtatt eines Herzens! Unverdiente Kränkung faſſen, ſtatt Brod und Fleiſch und Seelenfuttraſch! Das Mädel war bis in den Tod hinein betrübt; ſie hing den Kopf, ihr Gaul hing den Kopf, und obgleich dazumal die ganze Retirade den Kopf hing, ſo war doch die Kopfhängerei der Genovef' gar zu auffallend, als daß der Napoleon in ſeinem Schlitten das nicht bemerkt hätte.

Liebreich und dankbar, wie ſeine Natur überhaupt geweſen, ruft er den ſogenannten Hansmichel heran, und ſagt ihm: „Wo fehlts, mein guter Sohn? Biſt Du am Einfrieren? Oder hungerſt Du, wie ein Jagdhund? Hier haſt Du Brod, hier haſt Du Käs, hier iſt Schnaps ... lang' zu!“

Die Genovef antwortet: „Merſſy; Brod hab' ich ſelber, der Käs riecht nicht wohl, und den Schnaps kann ich für 'n Tod nicht leiden. Aber mein Mantelſack iſt voll von Zorn und Kummer, und ich möchte Einen umbringen, wenn's nur erlaubt wäre.“

Da droht der Kaiſer mit dem Finger, ſagt aber kein Wort, nur lacht er ſtill vor ſich hin, wie er's in der Gewohnheit hatte, der herzgute Mann. — „Was mich nicht blaſt, das brenn' ich nicht;“ wollte er damit ſagen.

Nun weiß ich aber nicht, ob die Genovef gleich mit dem „Bock“ Händel geſucht hat, oder ob es ſpäter geſchehen ... denn jetzt wird die Affaire verwickelt ....?“

„Sie hat den „Bock“ auf 'm Fleck ....“ rief der Huſar Lang hinein.

„Warum nicht gar?“ unterbrach ihn der Huſar Kurz: „Wir müſſen ja erſt die Babett haben.“

„Verſteht ſich; die Mamſell Babett, denk' ich wohl;“ ſagte phlegmatiſch, aber ſeiner Sache gewiß, der Entenmoosnatzesbartelsfriedele.

„Nun, ſo hau' ein!“ kommandirte Papa Kurz: „Derweilen ſchnauf' ich noch aus.“

„Alſo,“ hob der Entenmoosnatzesbartelsfriedele an, „jetzo ſind ſie in Frankfurt eingeruckt, in Frankfurt am Main; und jetzo iſt die ſchwarze Genovef bei einer Putzmamſell einquartiert worden; und jetzt war dieſelbige eine Franzöſe, und fürchtete ſich ſehr vor dem ſtolzen Huſaren, der in ihr Zimmer gelogirt war; ſo iſt's dazumal Mode geweſt. Jetzt — wie die Mamſell Babett einmal in ihrem Alkov zu Bett liegt, und horcht, ob der Huſar noch nicht bald in das ſeinige gehen wird, das im Zimmer draußen geſtanden; jetzt alſo — fürchtet ſich die Babett, und denkt ſich, ob nicht etwa der Huſar im Sinne habe, ſie zu überfallen ..... jetzt auf einmal hört ſie den Huſar ſeufzen und ſtöhnen und ein Geſetzl weinen .... und jetzo hat ſie Angſt, er möchte die Kolik haben oder ein Fieber ... und jetzt ſpringt ſie aus 'm Bett, und ſieht den Huſaren am Tiſch ſitzen, der weint bitterlich. — Jetzt fragt ſie alſo: „Huſare, Huſare, warum weineſt Du?“ Und jetzt verſetzt der Huſar, dem's nicht mehr um's Vertuckeln zu thun war, mit vielen Thränen: „Drum bin ich verliebt, malefizverliebt! unglücklich verliebt!“ Jetzt fragt die Babett mitleidig, wie ſie Alle ſind, und der Meinung, der Huſar ſei in ſie ſelber verſchoſſen: „In wen denn Alles, lieber Freund?“ — Und jetzt gibt der Huſar zur Antwort: „In meinen Lieutenant, den ſchlechten Kerl!“ Und jetzt erſchrickt die Mamſell Babett vor der Antwort, und jetzt ... „warum gibſt du mir 'nen Stumper, Kamerad Lang?“

„Drum iſt der Oberlieutenant Trapp in der Nähe;“ antwortet der Lang heimlich — „und wenn derſelbe hört, daß Du einen Lieutenant einen ſchlechten Kerl heißeſt .....“

„Was kann ich dafür?“ ſagt der Entenmoosnatzesbartelsfriedele: „Er ſoll's mit der ſchwarzen Genovef ausmachen, zu der jetzo die Mamſell ſagt: „Aber um Gotteswillen, wie kann Er in Seinen Lieutenant verliebt ſein? Das iſt ja ...:“ — Jetzt heult aber die Schwarze, daß man's zehn Häuſer weit hätte hören können: „Drum bin ich ein Weibsbild, und mein Schnurrbärtchen iſt nur ein Naturſpiel und ich bin im Regiment nur als eine hansmichelſche Konterband, dem Lieutenant zu lieb, der mich zum ſchuldigen Dank malträtirt, und dem ich gern den Kragen herausmachen möchte, wenn's nur erlaubt wäre, dem undankbaren Tropf ....!“

„Halt! der Entenmoosnatzesbartelsfriedele, der langſame Erzähler, ſucht immer Händel an den Offizieren!“ unterbrach Papa Kurz den Sprecher: „Wie geht's weiter, Lang?“

„So geht's weiter, Kurz: Die Mamſell fallt auf einmal dem Huſar um den Hals und ſchreit: „Ach, wie trifft ſich das ſo ſchön! Drum bin ich auch ein Weibsbild und auch verliebt, und auch unglücklich, und wenn mir Eine im Flennen hilft, ſo iſt's meine Paſſion!“ — Nun, ſie haben ſich treulich ausgeholfen die ganze Nacht, und am andern Morgen wußten ſie Alles von einander. Die Genovef erzählte folgendermaßen der Babett ihre Geſchichte ....:

„O jerum, jerum, die wiſſen wir ja ſchon!“ rebellirte der Kreis der Zuhörer. Greß nahm dem Lang die Rede vom Mund ab: „Recht haben ſie,“ ſagte er: „'s iſt um die Geſchichte der Babett zu thun, und die war ſo: Es war einmal ein alter General ....“

Die Zuhörer: „Bah, bah! wiederum eine neue Geſchichte!

Von der Babett wollen wir hören ..! Geſchwinde! Die Nacht geht aus!“

Groß. „Ei, wenn Ihr's beſſer wißt, mir recht. Erzähl't's euch ſelber. Ich blaſe zum Rückzug.“

Lang. „Hättet Ihr mich nur reden laſſen! Der Groß hatte Recht.· Es war einmal ein alter General ....“

Entenmoosnatzesbartelsfriederle. .... „Vom Kaiſer Napoleon ... ein alter Kerl, weiß Gott ...“

Kurz. „Der war der Vater zur Babett ....“

Lang. „Und das ärgerte ihn ſehr ....“

Groß. „Weil das Mädel kein Bub war ....“

Kurz. „Und weil der Kaiſer ihm einmal geſagt hatte ...:“

Groß. „Alter Kamerad, Du wärſt ſchon ein Reichsmarſchall ....“

Kurz. „Und eines von den gewiſſen italieniſchen Herzogthümern ...“

Lang. „Notabene: mit viel Penſion und Brodration ...“

Kurz. „Donation, willſt Du ſagen; aber weil Du kein Vater biſt ....“

Lang. „Von einem Buben, Notabene ....“

Kurz. „Das verſteht ſich ja — ſo häng' ich das viele Geld nicht an Dich, und daher ...“

Groß. „Wird nichts gebrummt, und Du bleibſt ein einfältiger General wie von Alters her.“

Lang. „Der Giftmichel hat ſich geärgert, und weil er's am Näppi nicht auslaſſen konnte ....“

Kurz. „So hat er ſeine Tochter, das arme Thier, ſo lang geſchuhriegelt und verſcholten ...“

Lang. „Bis ſie ausgeriſſen und nach Frankfurt geflüchtet iſt ......“

Groß. „Und hat ſich ſchlechthin Babett geheißen ....“

Kurz. „Und war verliebt in einen Offizier vom Fuhrweſen ....“

Groß. „Der aber in Spanien ſtand, wie ſie in Frankfurt ....“

Kurz. „Saß, und ſich von ihrer Hände Arbeit ernährte. — Und wie die Beiden noch zuſammenſitzen und ſich ernähren bei'm Frühſtück, ſo kommt der „Bock von Geiſenheim“ grob zur Thüre herein, und ſchnauzt die Genoveſ an: „Ihn ſoll die Krott pſetzen ...! potz Giulay ... ſchlag' ein Rad! Wo bleibt Er, Schwadron? Wird abmarſchirt oder nicht? Blaſt's nicht an allen Ecken und Enden zum Aufſitzen? Ihn ſoll ja doch ... und ſo weiter. Hockt da bei einer Dirn' Arm in Arm, und läßt den Stall Stall und Blaſen Blaſen ſein?“ — „Dazu nehm' ich mir die Freiheit;“ ſagt jetzo auch die Genovef grob: „und daß Sie's wiſſen, die Mamſell da iſt keine Dirn', und wer ſie ſo nennt, hat's mit mir zu thun!“ — „Dummkopf!“ verhöhnte ſie der Lieutenant, und machte ſich tappig galant an die Babett: „Wie kommſt Du zu dem Stockfiſch da, mein Herzel?“ fing er an: „Du wär'ſt ſchon etwas Beſſres werth?“

Er wollte die Mamſell um den Leib nehmen. Sie ſtieß ihn jedoch zurück, und rief ihm zu: „Ich bin bereits vom Fuhrweſen, Herr, und muß mir das verbitten!“

Zugleich aber erwiſchte ihn die Schwarze bei'm Pelz und warf ihn auf die Seite.

„Infamer Bengel!“ raubauzt der „Bock“ und legt die Hand an den Säbel. — Flix aber die Genovef mit dem Krummen heraus, und hitſch hatſch hat's ein paar Funken geſetzt und im Juhe hat der Lieutenant eins über die Naſe gehabt und über's Maul, und ſeine Backenzähne kriegten friſche Luſt durch die Backe ſelber. —

Die Genovef war ganz wie des Teufels. Sogar zu dutzen den „Bock“ unterſtand ſie ſich, indem ſie ihm zurief: „Da haſt Du's für das ſchwarze Ungethüm und für die Gans, und für das Trampelthier zumal, und für die Dirn' nebenbei, und ſei froh, daß ich Dich nicht kaput mache ganz und gar, Du ſibiriſch-darmſtädtiſcher Grobian!“

So war plötzlich die Lieb' in Haß verkehrt, und als Huſar hatte die Genovef eigentlich recht; ein Huſar ſoll ſich niemals eine Gans heißen laſſen. Aber als Subordination hatte ſie gefehlt, und ſo kam denn allerdings, während die Babett ſchrie und der Lieutenant blutete, die Wacht daher und führte die Schwarze in's Gefängniß, und natürlich mußte die Mamſell mit. Mitgefangen, mitgehangen.

Auf dem ganzen Rückzug aus Rußland in Frankreich hat den großen Napoleon nicht ſo bald etwas alterirt, wie der Streich des Hansmichel von Tannenried. Drum hatte er überhaupt die Deutſchen ſo lieb, zum Freſſen lieb! „Meine Franzoſen,“ ſagte er oft, „ſind eben leichtſinnige Kerle ohne Verlaß, und es thut mir nur leid, daß ich nicht ſelber ein Deutſcher bin. — Drum hat er auch ſeine lieben Deutſchen bei jeder Affaire auf den Ehrenplatz, vorne dran geſchickt, und ſeine Kaiſergarde hat nur erſt zuletzt kommen dürfen, wenn Alles ſchon gewonnen war. Ja, Alles was recht und billig iſt; das mußte man ſagen. — Alſo; der ſogenannte Hansmichel hat ihn alterirt, und ein Standrecht iſt auf dem Fleck anbefohlen worden, und der Napoleon hat ſeinen eignen Abmarſch verſchoben, um das Standrecht zu kommanditen. Noch heut reden die Frankfurter davon, wie ich mir habe ſagen laſſen. Das ſchönſte an der Sach iſt, daß ich ſelber in Perſon hätte da beiwohnen können; aber ich war ſchon mit der Avantgarde zu Kehl und bald darauf im Spital zu Pfalzburg. So hat's alſo nichts ſein ſollen mit dem Standrecht, was mich angeht. —

Dafür waren alle Generäle da, und der Kaiſer ſagte zu ihnen: „Wenn der Hansmichel ſich herausbeißen kann, ſo iſt mir's lieb und es hat ſich ſchon ein Huſar gemeldet, der ihn vertheidigen will. Wenn er aber geboſt hat, ſo muß er dran glauben, von wegen des Exempels, Ehrenkreuzleſchion hin, Kreuz-Ehrenleſchion her!"

Potz Herkules, das war kein Spaß; denn hundert Schritte vom Standrecht war ein Carré geſchloſſen, und mitten drinnen ſtand das Peloton von Neun Mann mit geladenem Gewehr und der Tambour mit dem Sacktuch in der Hand, dem Todesrekruten die Augen zu verbinden.

Und nachdem die Herren Alle ſaßen, ſo winkt der Bonebard dem Gensdarm und ſagt: „Herein mit dem Mann!" — Und der Gensdarm ſchaut den Profoß an, und der Profoß ſchaut wieder den Gensdarm an, und da der Kaiſer noch einmal ſagt: „Wird's bald? herein mit dem Mann!" ſo gehen Beide fort und kommen dann ganz verſtürzt zurück, und ſagen: „Majeſtät, das iſt eine kurioſe Sach'. Der Mann iſt ein Weibsbild geworden, und die Mamſell ein Huſar! Da ſind ſie aber Beide." — Die Generalität hat jetzt dreingeſchaut, wie die Narren dreinſchauen.

Da iſt richtig der Hansmichel geſtanden in einem Weiberrock von Kattun, eine Haube mit Schlüpf auf dem Kopfe, und um den Hals hat er den Legionsbändel gehabt, und einen Strickbeutel am Arm. Und die Mamſell Babett hat dagegen die Huſarenmontur der Schwarzen angehabt, und hat ſich verneigt vor den hohen Anweſenden und als der Genovef Vertheidiger den ganzen Hafen aufgedeckt, und da iſt die ganze Geſchicht' herausgekommen. — Dabei hat ſie endlich geſagt: „Da die ſchwarze Genovef nur ein Mädel iſt, und ihre Ehr' ſo wie die meinige vertheidigt hat, ſo läßt ſich's leicht abklavieren, daß ſie nicht todtgeſchoſſen werden kann. Dagegen kann ſie aber jetzo, da ihre Mädelſchaft an den Tag gekommen, nicht mehr länger in des großen Kaiſers Armee bleiben, und bittet gehorſamſt um Penſion und Wittwengehalt. Damit jedoch ihr Platz in der Armee ausgefüllt bleibe, ſo verlange ich ſelber fußfällig, an ihrer Statt einzutreten. Mein Herr Vater hat zwar keinen Sohn, und ich keinen Herrn Bruder, aber Courage für alle Beide habe ich, und das Exempel von der Genovef hat mich angeſteckt, ſo daß ich mir in Kopf geſetzt habe, zur Zufriedenheit Sr. Majeſtät am Platz des Sohns, den mein Herr Vater nicht hat, bis auf Spitz und Knopf zu dienen. Wiff Lamperöhr!“

Da haben ſie Alle nachgeſchrieen, wie ſie's ſeit langem gewohnt waren, und der Napoleon war gerührt, daß ihm das Waſſer nur ſo aus den Augen ſchoß. Gleich hat er die Genovef frei geſprochen, und dem Vater der Babett ein Herzogthum — von ſelbigen ausländiſchen — geſchenkt, wegen der Kuraſche ſeiner braven Tochter. — Dann aber ließ er den „Bock von Geiſenheim“ vortreten, und ſagte ihm auf gut Deutſch: „Herr, Sie ſind ein Klotz und ein grober obendrein, der gar keine Galanterie im Leib hat. Wenn Einem ein Mädel nachlauft durch Wind und Wetter, durch Koſaken und Baſchkiren, durch Bomben und Granaten, und ſchlagt ſich zu Einem durch, wie ein Mann, und haut die Ruſſen zuſammen wie Krautſalat .... was thut da Einer, wenn er Ehr' im Leib hat?“ — Da hat ſich der Lieutenant gebückt und mit ſeinem krummgehauenen Maul geantwortet: „Da heirathet Einer das Mädel, wenn es ſelber noch will, und wenn die große Majeſtät es befehlen ...!“

„Iſt das Ihr Ernſt?“ fragt wiederum der Kaiſer, der dem Schwänkmacher nur halb traute. Der aber hat es auf ſeine Ehre betheuert, denn durch den guten Hieb der ſchwarzen Genovef' war ihm der Knopf aufgegangen und er war famos in ſie verliebt worden, und als Stadtmamſell mit dem Orden gefiel ſie ihm gar wohl.

„Nun, … und Du, Hansmichel … Genovef', wollt' ich ſagen?“ fragte der Kaiſer, und es war ihm halb angſt, das Mädel möchte „Nein“ ſagen. — Sobald ſie jedoch den „Bock“ hatte ſo demüthig reden hören, war ihr der Haß wuppdich vergangen, denn die alte Lieb' iſt wie ein gutes Hündlein, zu dem man nur zu ſagen braucht: „Bs, ws, ws!“ ſo kommt's wieder und frißt Einem aus der Hand. Drum hat die Genovef beweglich geantwortet: „Ich will wohl, weil Er denn doch endlich weiß, was er an mir hat. Komm her, mein Bock; die Gans hat Dir verziehen!“

Der Napoleon war abermals gerührt und hat das Paar als wie ein ordinairer franzöſiſcher Maire zuſammengegeben. Weil die Genovef' ihr Kreuz ſchon hatte, hat er auch dem „Bock“ das ſeinige aufgehängt und geſagt: „Tragt's Beide mit Geduld, und dankt's mir nicht. Ihr werdet ſchon noch in eurer Ehe an mich denken.“ — Das iſt die Geſchicht' von der ſchwarzen Genovef'! —

Lang. „Bis auf das, daß der Kaiſer den Lieutenant noch obendrein zum Habermajor gemacht hat!“ *)

Groß. „Und daß er die Babett zum Fuhrweſen nach Spanien kommandirt hat, wo ſie ihren Liebſten geheirathet hat und viele Kinder bekommen: lauter kleine Herzoge, Gott hab' ſie ſelig, wenn ſie noch leben.“

Der Entenmoosnatzesbartelsfriedele. „Und bis auf das, was der große Napoleon noch der ſchwarzen Genovef' bei'm Abſchied geſagt hat.“

Kurz. „Der Kaiſer …?“

Lang. „Der Genovef'?“

Groß. „Der ſchwarzen Genovef …?“

Die Zuhörer. „Nun, was denn? was hat er geſagt?“

Der Entenmoosnatzesbartelsfriedele. Achtung alſo! Jetzt hat der Kaiſer zu der Genovef geſagt: „Du biſt alſo ein Weibsbild?“ hat er geſagt: „Sapperment! Wenn ich das im Rußland, in ſellem Wald, im grünen Tannenwald gewußt hätte!“ — Jetzt hat die Genovef' die Augen unter ſich geſchlagen, iſt roth geworden wie ein Scharlachtuch und hat ſo ganz vertuckelt gefragt: „Nun? Und wenn . . .?“ — Jetzt hat der Napoleon geantwortet: „So hätt'ſt Du mir pregelte Schwabenknöpfli kochen müſſen. Ich war gottſträflich hungrig und die Knöpfli ſind meine Leibſpeis, von Ludwigsburg her . .“ — So; jetzt iſt ſie aus, die Geſchicht' von der ſchwarzen Genovef!“ — —

---

*) Habermajor = überzähliger Major.

— Und auch die Nacht war aus, und die Sonne ſtieg, und muntres Gewühl erfüllte das kleine fliegende Lager.

Der Schwarzweber.

Als gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein aus dem Czaslauer-Kreiſe gebürtiger Böhme, Wenzl Strnad, ſich in der deutſchen Reichsſtadt, die der zu meldenden Begebenheiten Schauplatz geworden, als Gürtler- und Gelbgießermeiſter niederließ, hatte er die Erlaubniß zu ſolcher Niederlaſſung gerade nur einem beſondern Zuſammentreffen von günſtigen Umſtänden zu verdanken. Für ſeine Perſönlichkeit waren Bürgermeiſter und Rath durchaus nicht eingenommen. Der grobknochige unterſetzte Mann mit den rabenſchwarzen Kraushaaren und den braunentiefen und finſtern Slawenaugen hatte um ſeines verſchloſſenen und einſiedleriſchen Weſens willen, wenig Freunde gefunden, ſo lang er als Geſell in der Stadt gearbeitet. — Aber nachdem ſein Meiſter durch ſchlechte Wirthſchaft zu Grunde und auf und davon gegangen, auch der andre Gürtlermeiſter der Stadt kinderlos geſtorben, zugleich aber den in der Gemeinde vorherrſchenden Gewerben die Thätigkeit eines ſolchen Handwerkers zum dringenden Bedürfniß geworden, hatte man den Anträgen des Wenzl Strnad Raum und Folge gegeben. Seine Geſchicklichkeit war bekannt; von ſeiner knauſerigen Sparſamkeit ſein gutes Fortkommen zu erwarten. So errang er alſo das Bürger- und Meiſterrecht, und fand den nöthigen Kredit, um das Haus des bankerotten Meiſters an ſich zu bringen: ein Haus, eben ſo finſter von

Außen und unheimlich von Innen, wie er ſelber den Leuten vorkam.

Die Anſiedelung des Strnad hatte allerlei im Gefolge; unter anderm die Entdeckung, daß der Böhme, der bisher ſich für einen Junggeſellen ausgegeben, längſt verheirathet ſei. Seine Frau, ſeine Kinder, welche indeſſen in dem Städtchen Bihin gelebt hatten, wurden aufgefordert, dem Hauſe ihres Gatten und Vaters zuzuwandern, was auch geſchah, und in zwei Perſonen unangenehme Gefühle hervorrief: in dem Pfläſterermeiſter Peter, der dem Böhmen Geld vorgeſchoſſen, damit er, einmal anſäſſig, des Pfläſterers Tochter heirathe; und in beſagter Tochter, der eheluſtigen Margareth ſelber, die ſich den Vorwurf machen mußte, leeren Verſprechungen getraut zu haben.

So ſagten die Leute, und es mußte daran etwas Wahres ſein, denn Peter und Margareth hingen, nach Art der Kleinſtädter, ihren Verdruß an die große Glocke und machten dem Wenzl einen ſchlimmen Leumund. Doch konnte ihm, der nichts Schriftliches und auch nichts Mündliches (vor Zeugen) von ſich gegeben, keine ernſtere Folge aus dem Handel erwachſen, als daß ihm Peter das geliehene Geld ſchnell und boshaft aufkündigte. Jedoch hatte Strnad kaum eine Gelegenheit gefunden, mit dem Alten unter vier Augen zu ſprechen, als auch Peter ſeine unglimpflichen Redensarten aufſteckte, und die Kündigung zurücknahm. Margareth ſchwieg ebenfalls plötzlich, und bald ruhten ziemlich die meiſten Zungen, und man ließ den Gürtler leben, wie er's für gut fand.

Ein Vorpoſten, den die in kleinen Städten doch nie ganz entſchlummernde Neugier zur Beobachtung des Böhmen aufgeſtellt ließ, war das in ſeiner Nachbarſchaft ſtehende Weinhaus. „Schmeck am Becher“ genannt. Dort verſammelten ſich die paar privilegirten Müſſiggänger der Stadt, und auch diejenigen, denen nicht hohe Jahre und nicht ein geſicherter Wohlſtand das Vorrecht zum Nichtsthun verliehen hatten: die faulen Handwerksmeiſter nämlich, die, den Katzenjammer des vorabendlichen Rauſches in Kopf und Magen, am Morgen ihr Haus verlaſſen, mit Maßſtecken und andern Attributen ihres Gewerbs verſehen, als ob ſie nur der Arbeit nachgingen; wenn ſchon ſie nirgends hinwandern, als in das Wirthshaus, zu deſſen Hinterthüre ſie vorſichtig einſchleichen, hinter deſſen rothen Fenſtervorhängen ſie ſich verſtecken, um vor den Mitbürgern ihren Wandel zu verbergen, bis Bankerott und Gant offenkundig an den Tag ſtellen, was natürlich ſchon lange die Gemeinde erfahren.

Solche halbheimliche Verſammlungen geben ſich begreiflich am liebſten damit ab, daß ſie ſtrengſtens gewiſſe Haushaltungen durchmuſtern, in denen es ganz anders hergeht, als in den ihrigen eigenen. Um ſo beſſer und dankbarer der Stoff, wenn dabei Wunderlichkeiten vorkommen, und wenn das Hineingucken in dergeſtalte Wirthſchaften ſeine Schwierigkeit hat. Des Spießbürgers Scharfſinn und chriſtliche Liebe haben dann zu allerlei Vermuthungen, Vorausſetzungen und Erfindungen hinlänglich Spielraum, und des Spießbürgers Einbildungskraft iſt groß, wie bekannt.

Im „Schmeck am Becher“ war denn auch häufig genug die Rede vom Wenzl Strnad, und die Mehrzahl der Sprecher dem Böhmen nicht günſtig geſtimmt, weil er ſein Handwerk fleißig trieb, die Schenke nicht, oder doch nur äußerſt ſelten beſuchte, und tagtäglich an Wohlſtand zunahm. Wenn man beim Tüpfelchen ſeine Schulden gewußt hatte, ſo mußte man natürlicherweiſe auch von den Abzahlungen, die er gemacht, unterrichtet ſein. Sie waren eine Thatſache, nicht zu leugnen; darum verdächtigte man möglichſt ihre Quellen und die Hülfsmittel des Gürtlers.

„Der Menſch ſperrt ſich nicht umſonſt in ſein Haus, wie in eine Feſtung ein;“ ſagte Einer der Gäſte, dem nicht mehr der Ziegel auf ſeinem Dache gehörte, und der folglich kein Intereſſe mehr hatte, ſein zertrümmerndes Haus ausbeſſern zu laſſen: „wer nichts zu ſcheuen hat, ſperrt Thor und Fenſter auf, nicht zu. Es hat einmal einen alten Türken gegeben, der da wünſchte, ſein Palaſt möchte von Glas ſein, damit jedermann ſehen könne, wie ordentlich er lebe. Aber das böſe Gewiſſen ſcheut das Licht.“

Ein Anderer, deſſen Kundſame vor ſeiner Trägheit nicht Stich gehalten, ſetzte bei: „Unbegreiflich, wie der Böhm ſo viel Arbeit annehmen kann! Ich weiß doch auch, was Schaffen heißt, aber ich brächt's nicht fertig. Und der Böhm hat nicht einmal einen Geſellen.“

Ein Dritter fiel ein: „Einen Hund hat er, der ihm den Blasbalg zieht, und zu Zeiten im Rad lauft, und der auf den Mann dreſſirt iſt. Das iſt Alles. Schon um des Hunds willen ging' ich dem Gürtler nicht in's Haus.“

Ein Vierter, der vom Vater her viel Geld geerbt hatte, und darum zeit ſeines Lebens nichts gethan, als die Leute boshaft ausgerichtet, meinte, ſein borſtig Haupt hin- und herſchwenkend: „Wo du nichts zu thun haſt, da bleib' weg. Liegt das Gebäu nicht dort drüben, als wär' es eine ſchwarze ſtumme Todtenkammer? Alle Fenſter feſt verſchloſſen und verhängt! mich wundert, daß das Schlüſſelloch nicht ſchon von Spinnen zugeſponnen wurde. Der Wenzl ſelber kommt mir vor, wie ein ſchwarzer Unglücks-Spinnerich, der da ſitzt in ſeinem Winkel, und ſpinnt und webt ſich immer dichter und ſchwärzer ein, bis er ein Bahrtuch um ſein ganzes Haus gewoben!“

Das kurioſe Gleichniß ging den Zuhörern plötzlich ein, und von Stund an hatte der Böhme den Uebernamen „der Schwarzweber“ erhalten, und bald, bald ſagten ihm alle Buben und Mägde ſo, — wohl zu merken, wenn er's nicht hören konnte, — und die Leute wußten's am Ende gar nicht anders; beſonders da ihnen des Böhmen Name immerdar ungeläufig geblieben war.

Kurze Zeit, nachdem der „Schwarzweber“ erfunden worden, wurde aus deſſen Hauſe eine Neuigkeit ruchbar. Des „Schwarzwebers“ Frau war von einem Mägdlein entbunden worden. Die Hebamme hatte davon in den Häuſern herum erzählt. Ein Weiberfeſt, belebt durch Kaffee, Wein und Honigſchnitten, hatte in der Stube einer redſamen Witwe viele redſelige Nachbarinnen um [illegible] dampfenden Hafen verſammelt. Die Hebamme war dabei, [illegible] wurde ſcharf in Frage genommen:

„Wie ſteht's mit „Schwarzwebers“ Kind?“ — „Es ſoll eine wahre Mißgeburt ſein?“ — „Iſt es ſchon getauft?“ — „Der Herr Pfarrer hat's nicht taufen wollen?“ — „Die „Schwarzweberin“ liegt am Sterben?“ —

„Und die Hebamme antwortete, die Achſel zuckend: „Keine Mißgeburt iſt das Mädle juſt nicht, aber ſo recht verdorrt an allen Gliedlein, wie ein Schatten anzuſchauen. Es dauert Einen, wahrhaftig; aber wenn man die Mutter geſehen hat . . . .“

„Ja wohl, ja freilich, weiß Gott, ja!“ ging's im Chor herum. Die Eine hatte die Schwarzweberin in der Kirche, die andere auf'm Markt geſehen. Wiederum Eine hatte ſie einmal am Fenſterchen der Werkſtatt weinend und abgehärmt angetroffen; wiederum eine Andre war ihr begegnet, da ſie juſt wie eine Verzweifelte zur ſpäten Abendzeit und händeringend an dem

Kanal, der hinter des Böhmen Haus wegzieht, hin- und hergegangen.

„Ein wahres Schmerzensbild! Die Sonne könnte durch ſie ſcheinen! Die eingefallenen Wangen und die ſo arg hervorſtehenden Backenknochen! Und kein Chriſtenmenſch verſteht das Deutſch, oder Wälſch, das ſie redet! Redet ſchon der Mann ſo ſchlecht, wer kann ſich erſt gar mit der Frau abgeben?“

Die Hebamme fuhr fort: „Um wieder auf das neugeborne Kind zu kommen, ſo iſt's freilich ſchon getauft. Der Pfarrer iſt zwar krank geweſen, aber der Helfer iſt gekommen an ſeiner Statt.“

„In's Haus?“ — „In das finſtre wüſte Haus?“ — „Nun, die geben's vornehm!“ — „Es muß ſchon was dran ſein, daß der Schwarzweber ſich nicht getraut, in die Kirche zu gehen.“ — „He, warum denn nicht?“ — „Nun … die Kirch' iſt allen verboten, die des Teufels ſind!“ — „Ja ſo!“

Die Hebamme fuhr fort: „Das Mädle iſt Ludmilla getauft worden. Kein Menſch in der Stadt heißt ſo, aber der Herr Helfer hat doch keine Schwierigkeit gemacht. Die Schwarzweberin iſt indeſſen wieder geſund und wohl. Wer ſie nur verſtände! Es thut ihr kein Bröſele, vielweniger iſt ſie am Sterben.“

„So?“ — „'s wär' vielleicht ein Glück für die arme Perſon, wenn ſie geſtorben wäre!“ — „Warum?“ — „Ei, weiß Sie denn nicht, Frau Baſ'?“ — „Was denn?“ — „Daß der Schwarzweber ſie einſperrt, wie ein Heid', ihr die Nothdurft an Lebſucht verſagt, und ſie alle Tag' mißhandelt, daß es ein Jammer iſt?“ — „Ei, was Sie ſagt!“ — „Die Steine auf der Gaſſe reden davon, und unſer Herrgott hat von Schwarzwebers ſeine Hand abgezogen. Drei Kinder ſind da, und Alle ſind Krüppel!“ —

Die Hebamme miſchte ſich wieder in's Geſpräch: „Mit Verlaub! Krüppel mit lahmen Händen und Füßen gibt's keine unter denjenigen Kindern, aber wohl iſt das Erſtgeborne ein Stummerl und kann nicht hören; das iſt Alles. Dabei hat es einen dicken Bauch und glotzige Augen; ſonſt ein recht braves Kind, was die Poſtur angeht. 's iſt drei Jahre alt, oder ſo drum herum und heißt ſo wie „Franz“ und „Scheck“ … der Gucuck kennt ſich in den Böhmaken-Namen aus!“

„Wer iſt denn bei der Ludl oder wie ſie heißt, Gevatter geſtanden, Baſ' Hebamm'?“ — „Ha, wer anders als die alte Riedmatter-Toni, die ſeit der Kindbett' — ja ſchon ſeit der Ankunft der Famil' den Dienſt im Haus thut? Das alte Menſch könnte viel erzählen, mein' ich; hat aber wie ein Schloß vor'm Maul. Der Schwarzweber hält ja der Seinigen keine ordentliche redfertige Magd. Und dann iſt der Krautjockl dazu genommen worden, juſt in der Montur, wie er aus'm Holzmachen kam. Der Helfer iſt ein gemeiner Herr, und hat die Fünfe gerad ſein laſſen, weil Schwarzwebers ſo zu ſagen Niemand hier kennen.“

„I, warum iſt denn nicht der alte Peter mit ſeiner Margareth zur Kindtauf' geladen worden?“ fragte die bösartigſte Spaßmacherin der Compagnie: „Die hätten ſich wohl ein Vergnügen daraus gemacht, und eingebunden, was Zeug hält?“

Nun hob wiederum im Chor und in einzelnen Stimmen die Babelthurmbauwirrniß vielzüngig an: „Der Pfläſterer iſt ſchön angeſetzt worden!“ — „Geſchieht ihm ſchon recht; und die hoffärtige Gret ..!“ — „Geſchieht ihr ſchon recht; aber der Schwarzweber muß ſich doch vor ihnen ſchämen!“ — „Geſchieht ihm ſchon recht, denn's war ein ſchlechter Streich von ihm!“ — „Den jetzt nicht die Gret', aber des Schwarzwebers Weib ausbaden muß!“ — „Geſchieht ihr ſchon recht; warum hat ſie den ſchlechten Kerl geheirathet?“ — „Ob ſie auch wirklich geheirathet ſind, oder nur hinter'm Zaun zuſammengegeben?“ — „Hm, wir haben den Trauſchein nicht geſehen.“ — „Wenn's der Herr Pfarrer nicht beſſer weiß ...?“ — „Darum hat er nicht taufen wollen!“ — „Darum hat's der Helfer gethan, der ein gemeiner Herr iſt!“ — „Darum ſind auch die Kinder alle Krüppel!“ — „Das iſt Gottes Finger!“ — „Der Lohn heimlicher Sünden!“ — „Schwarzwebers haben gewiß viel auf'm Kerbholz?“ — „Aus der Fremde kommt nichts Gutes.“ — „Hätt' nicht ein Stadtkind Gürtler werden können?“ — „Der hätte doch wiederum ein Stadtkind geheirathet!“ — „Und wir hätten nicht das Aergerniß in unſerer Bürgerſchaft, und nicht die Krüppel von Kindern dereinſt zu erhalten!“ — —

Wenn ſich auch der edle Kaffeeſatz dazu hergibt, daß hie und da alte Kaffeeſchweſtern aus ihm weiſſagen, ſo verleiht doch der Kaffee ſelber ſeinen Verehrerinnen nicht die Gabe, in die nächſte Zukunft zu ſchauen; ſonſt hätten wohl alle bei der redſamen Wittwe verſammelte redſelige Weiber eiligſt ihre Stühle verlaſſen und wären an's Fenſter gelaufen, um von oben bis unten genau den jungen Mann zu betrachten, der ſo eben über den „Schneckenmarkt“ hatſchte, und dem „ſüßen Winkel“ zuſteuerte. — Ein elend zerriſſener Soldatenmantel bedeckte weniger als nothdürftig die ärmlichen Kleidungsſtücke, die auf langer Wanderung dem Invaliden von der Barmherzigkeit in deutſchen Landen geſpendet worden waren. Sein fremdländiſch Geſicht ſchaute zwar trotzig aus, als ginge es nur unter Lorbeern einher; viel demüthiger jedoch ſchleppte ſich das lahmgeſchoſſene Bein nach. Im Allgemeinen glich er den manchen Krüppeln, die, vom Schlachtfeld oder aus feindlicher Gefangenſchaft kommend, den rauhen Weg zur Heimath ſuchend, die Thore der kleinen Stadt paſſirt hatten .... aber ein prophetiſch Auge würde doch etwas Beſonderes in dem Menſchen entdeckt und ſeine Spur in der Stadt ſorgſam verfolgt haben. — Die kurzſichtigen Weiber bei'm Kaffee der redſamen Wittib ließen den Invaliden unbeachtet vorüberhinken!

Wie ſchon geſagt, ſteuerte derſelbe auf den „ſüßen Winkel“ los. Dort war freilich ſeines Bleibens nicht. Der „ſüße Winkel“ — vor Jahrhunderten ein angenehmes, vielgeſuchtes Revier in jener Reichsſtadt — iſt ſchon ſeit geraumer Zeit ein Ort der Neſſeln und der Dornen geworden; über zertrümmertes Pflaſter und durch tiefen Schmutz watet man jetzo da, wo vierhundert Jahre früher die Schönheit, auf Roſen lagernd, ihren Hof hielt!

Wenigſtens aber war zu Wenzel Strnad's Zeiten der „ſüße Winkel“ ein beliebter Durchgang vom „Schneckenmarkt“ zur dunkeln Plattnergaſſe. In dieſe wanderte er an der Ecke des „Schmeck am Becher“ ein. So kam denn der Invalide an dem Weinhauſe vorüber, und wurde von mehreren Gäſten bemerkt, die ihm fleißiger nachſchauten, als die Freundinnen der redſamen Wittwe, weil ihnen jeder Menſch, der durch die öde Plattnergaſſe ging, der Neugierde werth dünkte.

Da bemerkten alſo auch die genannten Gäſte, daß der Invalide an eine Magd, die des Wegs kam, eine Frage ſtellte; daß die Magd alsdann auf des Gürtlers Haus deutete; daß ſofort der Invalide dieſem Hauſe ſich näherte; daß endlich er dort die Glocke zog.

„Nun,“ ſagte derjenige, dem nicht mehr ein Ziegel ſeines Daches gehörte, „der wird bei dem Geizkragen von Böhmaken

5

ſchön ankommen. Der ſoll noch geboren werden, der dort ein Almoſen kriegt!“

Indeſſen war dem Soldaten aufgemacht worden, und er redete demüthig in die Thüre hinein. „'s wundert mich, daß der Schwarzweber ihm nicht ſchon die Falle vor der Naſe zugeſchlagen hat!“ rief der Meiſter, der ſich mit ſeiner Kundſame entzweit hatte.

„Hoho!“ gab der Vorſtige, der von ſeinem Vater viel Geld geerbt, hinzu: „Siehſt Du wohl? Drinnen iſt er, gaſtfreundlich aufgenommen; Thür' hinter ihm zu. Nun, da fällt ja wohl die Welt ein!“

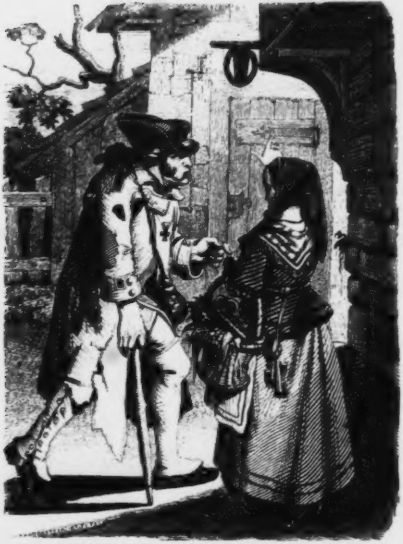
Ein Vierter ſetzte bei: „Möglich, daß ihm die Schwarzweberin ein Stück Brod hehlings zuſteckt. So viel mir erinnerlich, bin ich juſt vorhin dem Gürtler auf dem „Wachtelrain“ begegnet. Er trug gemachte Arbeit nach Haſſenried. Wenn er daheim wäre, würde ſicherlich dem Bettler nichts gereicht!“

Während deſſen hatte ſich zwiſchen den andern Gäſten ein groß und wichtig Geſpräch vom Krieg und Frieden und von den rebelliſchen Franzoſen angeſponnen, das lange fortging. Jener Vierte war aber unabläſſig auf des Gürtlers Hausthüre aufmerkſam geweſen, und nachdem das Geſpräch nach einer Stunde etwa zu Ende gegangen, ſagte der obige Vierte etwas unwirrſch: „Ich ärgre mich, daß ich jetzt heim zum Nachteſſen muß, denn bei Schwarzwebers geht gewiß 'was beſonders vor. Der Soldatenkrüppel ſteckt noch immer im Hauſe, und das kann ich nicht verſtehen, nicht verſtehen, nicht verſtehen!“

Und die Uebrigen lauerten ſtatt des Vierten der Schwarzweberſchen Hausthüre auf, bis es dumper wurde und immer dumperer, nämlich immer dämmeriger, und endlich wurde es rabenfinſter und noch immer war der Soldat in Strnad's Hauſe. Und noch endlicher kam die Zeit, da im Kalender der Mond [illegible], und die Stadtlaternen nicht angezündet wurden, und da [illegible] freilich gar nichts mehr zu ſehen. Dafür kam ein ander Geſpräch im „Schmeck am Becher“ auf's Tapet, und ſtatt des Gürtlers kamen andere Leute unter die Hechel, und für dieſen Abend wäre er vergeſſen geblieben, wenn ſich's nicht anders geſchickt hätte. — —

Die ſcharfſichtigen Trinker im „Schmeck am Becher“ hatten allerdings recht geſehen. — „Wo wohnt es Gürtler ſchwarze

Zu Seite 66



Der Invalide erkundigt ſich nach Schwarzwebers Wohnung

Weber?« hatte der Invalide die Magd gefragt, und dieſe, mit dem Namen wohlvertraut, das Haus bezeichnet, und der Invalide angeläutet, und die Frau des Strnad, weil die Riedmatter-Toni ausgegangen, und auch Strnad nicht zu Hauſe, die Thüre aufgemacht, obſchon nur zur Hälfte, wie mißtrauiſche Leute thun, und wie es vielleicht geſchah auf Wenzl's Befehl.

Der Invalide trug durch die Thürſpalte in recht ſchlechtem Deutſch vor, daß er im Feld untauglich worden zum Dienſt, daß er aber das Gürtlerhandwerk erlernt; daß man ihn am Thor auf ſeine Nachfrage um Wegzehrung oder Arbeit an den Meiſter Schwarzweber gewieſen, und daß er ſich deshalb hier melde, um ein Geſchenk oder um Arbeit. —

Ihm antwortete auf die lange mühſelige Rede eine tiefe aber recht wohlklingende Frauenſtimme: »**Ne rusumim!**«

»**Ne rusumim?**« fragt er fröhlich, beinahe aufhüpfend, entgegen, und fährt auf gut böhmiſch fort: »Was? wie? eine Landsmännin? Welche Freude, welch Vergnügen!«

Und hierauf geht wie ein Blitz die Thüre ganz auf. Aus dem Dunkeln ſchießen gierige geſpannte Blicke heraus in's Helle, in's Geſicht des Invaliden, — und hinein in's Haus reißt ihn plötzlich eine entſchloſſene Weiberhand, — zu fliegt die Pforte, und in der heimlichen Dämmerung flüſtert, ſeufzt, ſchluchzt und jubelt die wohlklingende Stimme: „Ach Heiland, biſt Du nicht Karluſch? Wenn Du nicht mein Karluſch biſt, will ich nicht ſelig werden!«

Und Er, verſteinert halb, doch mit geflügelter Zunge entgegnet er: »Katſcha ma, Katſcha ma, ach, biſt Du's, Du böſe, liebe Katſcha, Du mein Hühnchen, Du mein Liebchen, Katſcha mein?“ »Karluſch, ich bin's!« »Katſcha, ich bin's!« weinte Sie, weinte Er, und eine Umarmung begab ſich, wie ſie in dem alten verlotterten Hauſe noch nicht vorgekommen, ſo innig, ſo warm, ſo rein!

„Komm' mit, komm' mit, zur guten Stunde kommſt Du!« rief das Weib: »Geh' mit, wohin noch ein leiſer Strahl des Lichts ſich ſtiehlt in dieſer finſtern Hütte, daß ich an Deinem Aug' mich ſatt ſehe, denn es tritt zu mir wie ein Stern der Hoffnung in der ſchwarzen Nacht des Elends! Folge mir behutſam, denn hier wankt jede Stufe, bebt jede Diele, und kein Stein liegt mehr glatt auf dem andern!« —

„Führe mich ... hier meine Hand, Katſcha mein! Wem könnte ich meinen zerſchmetterten Körper lieber anvertrauen?" — „Armer, armer Karluſch!" — —

Es war in der That ein trauriger, ſchauriger Aufenthalt, das Strnad'ſche Haus. Ein ſchmaler finſtrer Gang führte zu einer noch finſtrern Treppe. Im Erdgeſchoß, nach der Gaſſe zu, war freilich eine armſelige Stube, die vordem als ein Verkaufsladen vom abgewirthſchafteten Vorgänger des Wenzl gebraucht worden. Der Böhme hatte jedoch die Stube und deren Fenſter ſtreng verſchloſſen und den leeren Raum den Ratten und Mäuſen überlaſſen. Neben der Treppe ging ein für jetzo feſt verriegelter Schlupf in den winzigen Hof, worinnen die nach dem Kanal hinaus belegene Werkſtätte. Zwanzig wackelnde Stufen bildeten die Stiege, den Uebergang in das erſte Stockwerk. Oben theilte ein ziemlich vom Hofe her erhellter Vorplatz das Gebäude in zwei Theile, in's Vorderhaus und Hinterhaus. Die zwei niedern Stuben des erſtern waren, wie das Erdgeſchoß nicht bewohnt, aber verſchloſſen. In's Hinterhaus ging man durch eine Thüre, deren Schloß ſich von einem Nichteingeweihten gar nicht aufthun ließ. Hinter derſelben lagen dicht aufeinandergedrängt die Küche und drei Spelunken, worinnen die Familie ſich aufhielt: eine Wohnſtube, dunkel und von gräulichem Anſehen, eine zwiſchen Feuermauern eingeſchachtelte Kammer für die Frau und die Kinder; daneben ein Winkel, worinnen der Herr und ſein Hund ſchliefen. Dießmal waren Herr und Hund nicht daheim.

Und in die Kinderkammer geleitete Katſcha ihren Karluſch, und auf ihre Sprößlinge weiſend, von denen der älteſte auf dem Fenſterſims kauerte, der zweite am Boden ſpielte und der dritte in ſeiner Wiege ſchlief, brach ſie mit Thränen in die Worte aus: „Da, Karluſch, da ſiehſt Du die Reichthümer einer Bettlerin! Als Du fortzogſt, um dem König und dem Vaterland zu dienen, blieb ich zurück, ein verwöhntes, verzogenes, in Ueberfluß aufgewachſenes und darum übermüthiges Geſchöpf. Jetzo findeſt Du mich wieder, im Elend verſunken, mit armen von der Natur verwahrloſten Kindern beladen ...! doch würde ich fröhlich noch immerhin dieſe Laſt ertragen, wenn mich nicht erdrückte des Vaters, der Mutter Fluch! —"

Der Soldat war erſchüttert, ohne Sprache vor dem Schmerz der weinenden Frau und vor den Kindern, die ihn, gleichſam leblos, ohne einen Laut von ſich zu geben, anſtarrten. — Mit dumpfer Stimme fuhr Katſcha fort: „Ja. ja; dieſes Haus hat nicht der Aeltern Segen erbaut. Ihr Fluch hat aber zunächſt dieſe Unſchuldigen getroffen. Sieh an das kleine Geſpenſt in der Wiege! Spielt nicht ſchon des Todes Finger um ſeine blaſſen Lippen? Ludmilla wurde gerade nur geboren, um zu welken, um zu ſterben. Schau' an den kleinen Johann hier am Boden. Das arme Geſchöpf hat doppelte Glieder und die Fraiſen, die es einmal hinwürgen werden im Arm der Mutter. Noch kann es nicht das Wörtchen „Brod,“ „Vater“ und „Mutter“ ſtammeln. Blicke aber hin auf den allerärmſten meiner Würmer; auf den unglückſel'gen Franziſchek, dem die Sprache und das Gehör fehlen. Ohnmacht, Blödſinn und Tod ſehen mich an aus den Zügen meiner Kinder. Denke Dir, ich bitte, meinen Kummer; male Dir die Verzweiflung aus, die nur allzuoft mich Armſelige ergreift, und die mir Niemand mit ſanftem Troſte abnimmt! — Doch hat Dich das Schickſal nicht umſonſt geſchickt. Die Vorſehung hat das gethan. Sprich zu mir ein Wort des Heils, ein Wort der Liebe. Ich bin ja an Liebe ſo arm, ſo bettelarm!“

„Ein Wort der Liebe? An wem iſt das, zu ſagen, als an dem Vater Deiner Kinder?“ fragte Karluſch mit herbem Ton. Da er indeſſen ſah, wie ihm die arme Katſcha nur mit einer Bewegung der Hände gen Himmel antwortete, die da ausdrückte, daß nichts mehr zu hoffen, nichts zu erwarten, ſetzte er milder hinzu: „Ich will Dir von meinem Unglück reden. Das thut's auch. Geſellen zu haben im Unglück iſt ja auch ein Troſt. Weißt Du: ein raſcher Kerl, übermüthiger als Du, hab' ich, als Du kaum die Kinderſchuhe ausgetreten, der Aeltern Haus verlaſſen, um die Muskete zu ergreifen. Des Vaters Geld und der Mutter Fürſprache bei den Verwandten hätten mich wohl vom Militär frei gemacht. Aber mir behagte nicht die Profeſſion. Lieber hätt' ich mich mit den Türkenhunden herumgeſchlagen mein Lebelang. Da haſt Du nun die Beſcheerung. Krumm und lahm bettle ich mich heim, denn auch mich ſcheinen die Aeltern mit ihrem Groll und Fluch belegt zu haben. Die wehmüthigſten Briefe hab' ich aus dem Spital, aus der Gefangenſchaft nach Prag geſchrieben, um Geld und Reiſepfennig gebeten .... keine Antwort kam! In vierundzwanzig Stunden ſind Oeſterreichs

Gränzen zu erreichen .... noch nicht eine Zeile des Willkomms und der Erhörung hab' ich auf irgend einer Poſt gefunden ....!“

„Armer Karluſch! So ſind ſie alſo auch unerbittlich gegen Dich geblieben?“

„Nein doch, nein doch; ſie waren's wenigſtens nicht lange .. Ein Jahr war kaum verſtrichen, ſeitdem ich zu den Soldaten gelaufen, ſo antwortete auf einen meiner reuigen Bußbriefe der Mutter Hand. Hierauf ... wir ſtanden ſchon im Felde ... erhielt ich vom Vater ein Schreiben, hart und kurzangebunden zwar — Du weißt ja, wie er iſt — und wild vom Anfang bis zum Ende. Es handelte von Dir, Du böſe Katſcha, und von Deinem Davonlaufen mit dem Strnad — ſo hieß er, glaub' ich? — Nun, weine nicht auf's Neue ... 's ſoll kein Vorwurf ſein; ich meld' es nur, um Dich zu bedeuten, daß mir der Vater ſchrieb gleichſam als einem Vertrauten, als Einem, mit dem er Friede gemacht ...! Und nun, gerade jetzo, da Noth am Mann iſt ... keine Silbe, kein Heller, der mir käme aus dem Vaterhauſe! Das Betteln aber, Katſcha mein, will einem ehrlichen Soldaten nicht lang zu Kopfe, wenn's auch gilt, um jeden Preis das Vaterland wieder zu ſehen. Denn allerdings wollte und konnte ich nicht bei den Feinden verharren, die mich noch chriſtlich verpflegt hatten, bis mein Fuß ganz lahm kurirt war, die mich jedoch nicht länger füttern mochten, als ein unnützes und ihnen gefahrlos gewordenes Möbel. Da fiel mir auf meiner harten Wanderung mein Handwerk, meine frühere — ach vielleicht vergeſſene — Geſchicklichkeit ein. Die Hände ſind gut, ſtehen kann ich auch noch feſt auf dem geſunden Beine .... ich fing an, bei Meiſtern meines Handwerks einzuſprechen. Nirgends zwar Arbeit ... aber wenigſtens eine kleine Unterſtützung aus der Zunftlade, aus milden Händen, deren ich mich nicht zu ſchämen hatte, mit welcher ich vorwärts kam. So hatte ich auch an euerm Thore hier gefragt, und den Weg hieher gefunden ... Meinſt Du nicht, weil denn doch einmal ein Wunder mich zu Dir, die ich hier nicht vermuthen konnte, geführt hat, daß mit Deinem Mann ein Wort zu ſprechen wäre? Hättet Ihr nicht auf ein paar Wochen für mich ein Geſellenbett, ein Stück Brod, ein freundlich Geſicht? Wie gern würd' ich vergelten mit meiner Hände Fleiß!“

Die Frau zuckte verlegen die Achſeln. Ihre Zunge ſand kein „Ja“.

„Ich merke ſchon,“ fuhr Karluſch betrübt fort, „daß Du auch mit Deiner zweiten Heirath nicht wohl angegangen biſt?“

„Mit meiner zweiten Heirath?“ fragte Katſcha verwundert.

„Wie kamſt Du denn an einen Bürger hieſiger Stadt? Welch ein Ende hat denn der Strnad gefunden, der Dich unſerm Hauſe entführte und in das elende Bihin verlockte? Dort, wenn ich mich recht erinnre, war euer Aufenthalt? So ſchrieb mir wenigſtens der Vater, ſo klagte mir einſt in ihrem Brief die Mutter.“

„Ei, Karluſch, wo denkſt Du hin? Strnad lebt, iſt hier eingebürgert; ich bin nicht von ihm getrennt, und nicht von ihm geſchieden. Ich weiß nicht, was Du mit der „zweiten Heirath“ ſagen willſt?“

„Hm, hm,“ entgegnete Karluſch verblüfft: „Hat mir denn geträumt, oder ſagte mir der Thorſchreiber einen andern Namen, einen deutſchen? Wie hieß er doch? Des Wiederſehens Sturm und Freude hat mein Gedächtniß ſchwach gemacht. Es war ſo 'was von einem Weber, von einem ſchwarzen Weber.“

„Ich verſteh' Dich immer weniger,“ erwiederte Katſcha befremdet; „doch laß Dir geſagt ſein: dies iſt Strnad's Haus, da ſind Strnad's Kinder; ich bin Strnad's Weib — und wenn ich auch tauſendmal wünſchte, ihm nicht anzugehören, dieſer armen Geſchöpfe Mutter nicht zu ſein, ich könnt's nicht ändern, Karluſch. Den Schritt, den mein Leichtſinn gethan, kann ich nicht ungeſchehen machen. Der Aeltern Fluch wird ſchon das Uebrige thun.“

In dieſem Augenblick erwachte die kleine Ludmilla und ſtöhnte kläglich. Das Muttergefühl wachte zugleich in Katſcha's Buſen auf. Sie hob zärtlich das blaſſe Kind empor, ſie fütterte es mit Waſſer, mit Brodkrume und Milch. Sie ſelber hatte ja nichts, es zu ernähren. Einem armen, ſo müd' und matt gepeinigten Weibe bleiben gewöhnlich nur Thränen übrig, und auch dieſe verſiegen täglich mehr. Die Verzweiflung macht trockne Augen.

Bang und bekümmert näherte ſich der Soldat dem taubſtummen Franziſchek, und war geneigt, denſelben um ſeine Gehörloſigkeit zu beneiden; denn er fürchtete ſich ſchon vor dem, was er aus Katſcha's Munde noch zu hören hatte. „Ich habe meinem Schickſal ein unnöthig Kompliment gemacht,“ ſagte er bei ſich, während er mit Franziſchek's Locken ſpielte: „ſtatt der Freude-kommt mir heute ſchweres Leid. In Gottesnamen! Der mir Schmerzen ſchickt, wird mir ſie auch tragen helfen! Schwerer trägt die arme Schweſter! Gott, wie verändert iſt ſie gegen ehedem!“

Er umarmte den Franziſchek. Das Kind ſchmiegte ſich, wie's ſchien, mit einer abſonderlichen Luſt an den Mann, der es liebkoſte. Schon war dem „Stummerl“ die Mutterzärtlichkeit ein ſelten Ding; die Liebe eines Mannes, eines Vaters ein noch ſeltneres; das ſtand zu befürchten. Mit einem recht behaglichen Brummen äußerte der Knabe ſein Wohlgefallen, und ſtreichelte ſeinen neuen Freund, und zwickte ihn in die Wangen, und rupfte ihn am Bart.

„Hätt' ich nur Geld und Haus und Hof,“ ſagte Karluſch, „den Buben nähme ich zu mir. Lebhaft ſcheint er, wenn er nicht eingeſchüchtert wird, und lebhafte Kinder werden anſtellig und geſchickt.“

„Hm!“ machte die Frau geringſchätzig, und nahm etwas heftig das Kind aus des Bruders Armen. Das Kleinſte ſchlief ſchon wieder. —

„Nu, nu, ich thue ja dem Knaben nichts zu leide,“ entgegnete Karluſch, den ſeiner Schweſter Aufregung befremdete. Dann fuhr er fort: „Wie geſagt: wär' ich ein gemachter Mann, für den Franziſchek ſorgte ich. Wenn ich je zu Mitteln komme, werd' ich's thun; verlaſſe Dich darauf. Aber jetzo . . . heute . . . liebe Katſcha, kannſt Du mir nichts Tröſtliches ſagen?“

„Strnad will von unſern Eltern und von Dir nichts wiſſen;“ ſprach die Frau trocken: „Meine Bitten fielen auf einen heißen Stein, wenn ich wagte, von Dir zu reden.“

„Ei, ſo muß doch dieſer Strnad ein Ausbund von Gefühlloſigkeit ſein!“ fuhr Karluſch hitzig auf: „Er wird doch ſeinen Schwager nicht aus dem Hauſe jagen wollen?“

„Er thut's, er thut noch mehr, wenn er ſeine böſe Stunde hat;“ antwortete die Frau mit ängſtlich gepreßter Stimme: „ich danke Gott, daß er nicht zu Hauſe iſt. Man könnte für nichts ſtehen. Du weißt nicht, was der Unglücksmann ſchon gethan.“

„Du machſt mir bang und kalt mit Deinen dunkeln

Reden,“ ſagte Karluſch ſehr ergriffen. Dann nach einer Pauſe: „Wenn ich vor Deinem Manne ausreißen ſoll — wirſt Du mich gehen laſſen, ohne einen Biſſen Brod, ohne einen kühlen Trunk Wein mir vorzuſtellen?“

„Ich habe keinen Schlüſſel zum Keller und zur Küche;“ ſprach die Frau niedergeſchlagen; „Wenzl und ſein Weibsbild geben nichts aus ihren Händen.“

„Sein Weibsbild? Katſcha, was muß ich da ahnen? Sollte der Elende . . . .“

„Pſt! Pſt!“ bat Katſcha flehentlich, dem Bruder in's Ohr flüſternd: „Nicht ſo laut, mein Herz, nicht ſo laut. Er hört Alles, was im Hauſe vorgeht. Vielleicht ſteht er draußen vor der Thüre und horcht, oder ſchleicht in Strümpfen durch die Winkel! Aber gewiß iſt, daß die Toni ſein Schatz iſt . . . ach, er hatte ſich ja ſchon mit einer andern verſprochen, ehe ich kam. Das hab' ich für gewiß gehört.“

„Nun ja, da ſieht's erbaulich aus!“ murmelte Karluſch und verſchränkte nachſinnend die Arme. Die Frau ſaß unfern von ihm, das Geſicht in beide Hände gedrückt. Zu ihren Füßen ſaßen Franziſchek und Johann, mit ihrer Schürze ſpielend und raſchelnd. Das Abenddunkel war mächtig in die Kammer eingebrochen. —

„So zünde wenigſtens ein Licht an, daß ich Dich ſehe, daß ich den Weg aus dieſem Hauſe finde, in dem meines Bleibens nicht iſt,“ ſprach Karluſch, deſſen muthiges Soldatenherz matt wurde in der bangen Stille, in der ſteigenden Finſterniß.

„Ich habe kein Licht anzuſtecken,“ gab Katſcha hinter ihren Händen hervor zur Antwort: „ich habe nichts, mein Karluſch. Was weiß ich? Sie fürchten wohl, ich möchte zur ſchuldigen Vergeltung ihrer Härte das Haus anfeuern.“

„Oho! oho!“ verſetzte Karluſch mit wachſender unerklärlicher Angſt: „Wie geht's hier zu? In welches Haus bin ich denn da gerathen?“

Nun erhob ſich plötzlich die Frau, umſchlang mit beiden Armen des Bruders Hals, und flüſterte ihm zu, ſo leiſe, daß er faſt vor dem Klopfen ihres Herzens nicht recht verſtanden hätte: „In eines Mörders Haus, mein Karluſch, und wenn ich Dich nicht recht wohl verſtecke, ſo wirſt auch Du ſein Opfer, denn er hat Dir und den Eltern, die mir fluchten — daß Gott erbarm' — den Tod geſchworen."

„Wie? Immer beſſer? Was iſt denn geſchehen?" fragte Karluſch aufſchreckend. Das Weib ließ ihn nicht los, und immer ſchneller flogen ihre Worte, immer ſtärker klopfte ihre Bruſt: „Weißt Du, warum dort drüben die Stuben verſchloſſen ſind? Sie ſollen's ſein auf ewig, ſo will's der Strnad. Weißt Du? Dort drinnen hat er ſeinen Herrn und Meiſter erſchlagen!"

„Erſchlagen? großer Gott! Katſcha, beſinne Dich!"

„Ja, ja, ja! ich weiß es. Der Meiſter war arm geworden und von Schulden voll; doch hatte er ein Stück Geld heimlich aufgetrieben, um nach Amerika zu gehen, ohne daß Jemand darum wußte. Mein Mann aber, der das Haus haben wollte und das Handwerk, und das Stück Geld, hat ihn, da er ſchlief, zu Tode geſchlagen. Keine Seele weiß darum, als die Toni . . . und ich. Sie dürfen's aber nicht merken, daß ich dahinter kam. Es wäre meine letzte Stunde. Denk' Dir; ſchon einmal hat mich der Wenzel vergiften wollen . . . in einer Arznei, die er mir brachte . . . in meiner Kindbett . . . O, ſtell' Dir mein Elend vor, und dieſe Nachbarſchaft des Mordes, wo der Erſchlagene herumgeiſtert. Sein Leib jedoch liegt unten in der Ciſterne."

„Wie? und noch weiß die Gerechtigkeit von dieſen Gräueln nichts?"

„Den Todten hab' ich ſelbſt tief unten in dem Waſſerloch geſehen; aber die Gerechtigkeit iſt blind, und ich darf nicht reden, denn der Fluch des Vaters und der Mutter muß ſich erfüllen! Ich könnte dir . . . halt! horch! da kommt er. O weh, o weh, was wird's jetzt geben?"

„Noch einmal Mord und Todtſchlag, aber diesmal im offenen Kampfe, will's Gott!" rief Karluſch entſchloſſen, und ſtellte ſich feſt auf dem geſunden Beine, und packte noch feſter ſeinen Krückenſtock.

„Still, ſtill, um Gotteswillen!" flehte Katſcha, und hielt dem Bruder den Mund zu: „Laß hören, laß' uns lauſchen. Mich dünkt, man taſte nur herum an der Hausthüre . . . das iſt nicht des Wenzl Gewohnheit. Ha! hörſt Du wohl? langſam . . . langſam wird aufgeſchloſſen . . . das iſt die Toni; aber ſie darf Dich nicht ſehen, um alle Reichthümer der Welt nicht. Hörſt Du? Verlaſſen darfſt Du mich noch weniger. Ich wäre ein verloren Weib, wenn Du nicht in meiner Nähe. Gott hat Dich geſchickt . . . geſchwinde alſo, dort hinauf!“

Sie drückte, während langſam ſchlurfende Schritte ſich durch's Haus bewegten, den beſtürzten Bruder in einen verſteckten Winkel, wo er nicht die Hand vor Augen ſah. Doch tappte er an eine Leiter. „Hinan die Leiter!“ flüſterte zähneklappernd das Weib: „oben liegt Stroh, ein warmes Bett für Dich. Da, nimm das mit, und das und das!“

Katſcha ſtopfte ein paar Pfülben, ihrem eignen Lager entriſſen, unter den Arm des Karluſch, warf ihm noch eine Decke oder ſo etwas über, und von ihr gejagt, gedrängt, kletterte er mühſelig auf. Zum Glück war die Leiter nicht hoch. Katſcha's Hände konnten dem lahmen Fuße des Invaliden nachhelfen. — Oben angelangt, duckte ſich Karluſch gleich in das unter ſeinen Sohlen raſchelnde Stroh. Indeſſen ſchob Katſcha unten den Schirm vor, der den Schlupf zu verdecken beſtimmt war, und kaum war das geſchehen, ſo tappte der ſchwerfällige Tritt, der durch's Haus gedröhnt, in die Schlafkammer. — Karluſch konnte jedes Wort verſtehen, was geſprochen wurde. Durch irgend eine Klumſe in der Decke des Gemachs ſchlich ſich zu ihm ein blaſſer Strahl von dem Laternenlicht, das die Magd in ihren Händen trug.

Die Toni ſagte mit ihrer ſcheppernden Stimme, nebenbei vom Huſten arg geplagt: „Verzeih' die Frau, daß ich ſo ſpät erſt wiederkomme. Der Metzger hat mich aufgehalten, und mein Vetter iſt mir begegnet und hat mir erzählt, daß ſeine Frau ſo ſchwer krank. Das iſt die Urſach' von meinem langen Ausbleiben.“

„**Ne rusumim!**“ hieß nach einer Weile Katſcha's Antwort. — Die Magd verſetzte aber mit gewöhnlichem Gleichmuth: „Jetzt werd' ich gleich Licht bringen.“ — Der Schimmer der Laterne zog ab, und tiefe Stille trat ein.

„Hm,“ redete Karluſch in ſich hinein: „das Weibsbild ſchwatzt, wie eine ordentliche Magd thun ſoll, und iſt wenigſtens nicht grob und unverſchämt mit Katſcha. Aber ein kurioſer Sünder muß mein Schwager ſein, daß er die Katſcha um der Toni willen ſchlecht behandelt. Die Toni ſcheint mir doch ein altes Weib mit ſchweren Füßen und verſchleimter Kehle. Welch ein Guſto!“

Unten hatte ſich lange nichts gerührt. Auf einmal jedoch klapperte es heftig an der fernen Hausthüre. Mit großem Geräuſch wurde ſie aufgeſperrt. Ein Hund bellte mit dem Schlüſſelgeraſſel um die Wette. — „Aha, jetzt gilt's,“ dachte Karluſch: „das kann nur der Hausherr ſein. Wie brutal er ſich ſchon ankündigt, der Bluthund!“

„Der Herr!“ ſchrie unten die Toni in die Stube und wiederum blitzte Licht durch die Klumſe. Karluſch packte abermals ſeinen Stock feſt in die Hand, obſchon vom Stroh nicht aufſtehend. Indeſſen ſingen die Kinder lauten Spektakel an. Ludmille ſchrie, jäh erwachend, Zeter; Franziſchek jauchzte auf, wie vor Freuden; Johann dahlte unverſtändliches Zeug. Katſcha verwies die Kinder mit hartem Ton zur Ruhe. Ein Klapps, den Karluſch deutlich austheilen hörte, galt ſicher dem Franziſchek, der natürlich den Befehl, zu ſchweigen, überhört hatte.

Trapp, trapp! über die Treppe. Trapp trapp in die Kammer ging's. Die Thüren flogen auf und zu, daß die Wände bebten. Gleich darauf eine Männerſtimme, die Stimme des Strnad. — „Grüß Gott und guten Abend!“ ſagte er auf böhmiſch bei ſeinem Eintritt.

Die Frau konnte jetzo nicht ihr gewohntes „Ne rusumim“ ſagen; dafür antwortete ſie gar nicht. „Die Angſt muß ihr die Stimme verlegt haben,“ meinte Karluſch für ſich. — Strnad fuhr dagegen laut, aber ſehr gemäßigt fort: „Warum ſchlägſt Du die Kinder, Katſcha? Laß ihnen doch die Freude.“

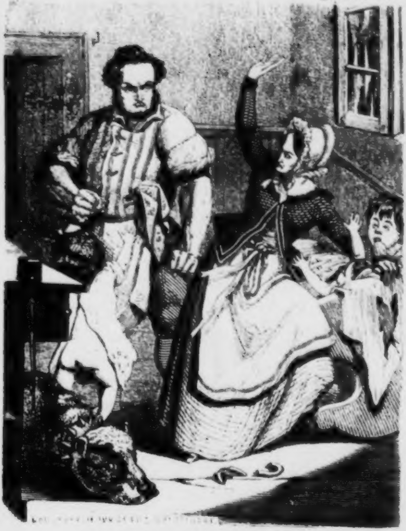
„Sie ſchreien aus Furcht bei Deinem Anblick,“ entgegnete Katſcha gehäſſig.

„Warum nicht gar?“ rief Strnad: „Sieh nur, wie der Franziſchek nach mir ſtrampelt. Da, Franziſchek, da; ich hab' Dir eine Bretzel mitgebracht. Da Johann, da haſt Du auch eine Ludla, kleines Thierchen, da, ein Stückchen Gerſtenzucker. Schlecke daran, Du winziges Fräulein. So; iſt's recht?“

„Hör' doch ein Menſch den heuchleriſchen Mordgeſellen!“ murmelte Karluſch erbittert zwiſchen den Zähnen: „Sollte man nicht meinen, er ſei ein Kerl von Herz und Gemüth, wie ein andrer?“

Inzwiſchen ließ ſich Katſcha immer noch gehäſſiger vernehmen: „Laß doch die Rangen in Ruhe. Schlafen ſollen ſie und nicht ſich den Magen verderben an den giftigen Leckereien, die aus Deiner falſchen Hand kommen!“

Zu Seite 77



Schwarzwebers unfreundlicher Empfang.

Heftig ſchrieen die Kinder auf, das Fenſter klirrte ungeſtüm. — „Fort in den Koth mit dem Gift!“ rief Katſcha böſe. Offenbar hatten Bretzeln und Gerſtenzucker den Weg in den Hof gefunden.

„Jetzt wird's ein Donnerwetter abſetzen!“ ſagte Karluſch ſtille und erhob ſich halb vom Lager, um zu hören, ob nicht die Schweſter ſeiner Dazwiſchenkunft bedürftig werden möchte. Zu ſeiner Verwunderung jedoch ſetzte es kein Donnerwetter ab.

„Katſcha, Katſcha,“ hob der Meiſter mit ſanftem Vorwurf an: „Du machſt es immer ärger; wo ſoll das hinaus? Sind wir nicht unglücklich genug? Mußt Du denn auch noch die Kinder plagen und ſie gegen mich aufwiegeln?“

„Recht haben ſie;“ erwiederte Katſcha heftig wie zuvor: „ſie ſind in ihrem Recht, wenn ſie Dich verabſcheuen, wenn ſie auch mich haſſen. Wir haben ſie zu ihrem Unglück auf die Welt geſetzt, und ihr Erbtheil wird nur ſein der Fluch meines Vaters, meiner Mutter, Deine und meine Schande!“

„Schweig!“ ſagte nun Strnad ſtrenge: „Schweig, daß mir die Geduld nicht ausgeht. In heitrer Laune bin ich wiedergekommen. Ich will nicht geärgert ſein. — Still, ſag' ich!“ wiederholte er, mit dem Fuße ſcharf auftretend.

Katſcha that das Beſte; ſie ſchwieg. So auch Strnad. Nachdem er ein paarmal vernehmlich auf- und abgegangen, hob er wieder an: „Sag' der Toni, daß ſie das Eſſen bringe. Willſt Du mithalten?“

„Bewahr' mich Gott!“ antwortete Katſcha trocken. — Gleichmüthig verſetzte der Mann: „Bring mir das kalte Fleiſch, das übrig gebliebene. Es iſt für mich genug. Euer warmes Gebrodel iſt mir verhaßt.“

„Du fürchteſt wohl, daß ich Dich mit Gift vergeben will, wie Du mir gethan in der Arznei, die mich Gottes Beiſtand nicht ſchlucken ließ?“ fragte Katſcha mit Hohn und Kälte: „Laß nur die Toni kochen.“

„Schweig, ſchweig!“ hieß es wieder von Strnad ſtreng: „Beſſer wär's. Du hätteſt die Medizin genommen, ſo wärſt Du geſund und ich hätte Ruhe!“

„Ja wohl: ich wäre dann todt, und Du könnteſt das Weibsbild heirathen, die Toni, oder die Andre, der Du ſchon die Eh' verſprochen.“

Jetzt klingelte ein Teller oder etwas dergleichen, von zorniger Hand geworfen, zertrümmernd am Boden, die Thüre klappte haſtig zu, und Strnads Schritte tappten wild hinaus in die Küche.

„Geh' nur hin, treuloſer Mörder und Verräther!“ rief ihm Katſcha gellend nach. Karluſch erſtarrte in ſeinem Verſteck zu Eis. Fürchterliche Ahnungen ſtiegen in ihm auf, ſchrecklicher ihm, als der Gedanke, zu lagern auf einem von Meuchelmord beſudelten Boden.

Er horchte lange bewegungslos, das Ohr an die lichtſpendende Klumſe gedrückt. Unten in der Schlafkammer regte ſich niemand. — Er unterſtand ſich, leiſe hinabzurufen: „Katſcha, Katſcha, laß' mich zu Dir!“ — Keine Antwort; kein Zeichen des Aufmerkens. Katſcha ſchlummerte entweder, oder hatte ganz und gar des Bruders vergeſſen.

Dagegen kamen in einem andern Winkel des Bodenraums, worinnen ſich Karluſch befand, Töne von menſchlichen Stimmen herauf. Der Soldat kroch auf allen Vieren den Tönen entgegen, bis zu einer Wand, an welcher ein Schornſtein breit in die Höhe ging. — „Aha! die Küche! aha, Strnad's und der Alten Stimme!“ —

Strnad ſagte mit unheimlicher Entſchloſſenheit: „Es iſt jetzt die höchſte Zeit, daß es ein Ende nimmt. Sie iſt nicht mehr zu ertragen. Fort mit ihr!“ — (nach einer Pauſe): „Schleife das Meſſer, Toni. Die Schneide zieht nicht gut. Geſchwind, Toni, aber mach' leiſe, daß ſie's nicht hört. Du weißt . . .“ (die Rede wurde hier unverſtändlich).

Ein leiſes Schwirren und Klingen verrieth, daß Toni am Geſchäft war. Dann ſprach ſie, kaum dem Ohr des Horchers vernehmbar: „Da, wohl bekomm's! Ein Metzger würde den Schliff loben. Alſo heute Nacht ſchon . . .?“

„Ja,“ antwortete Strnad: „um zehn Uhr geſchieht's. Gott verzeih' mir's, aber meine Geduld iſt zu Ende.“ „Ich glaub's,“ verſetzte die Megäre: „'s iſt auch beſſer für die Frau ſelber, wenn ſie von hinnen muß. Drüben iſt für ſie geſorgt. Hier unten würde ſie nur Unheil anrichten.“

„Schaff' ſie bald in's Bett, Toni,“ hob wieder Strnad an, „und gib ihr dann das Tränkl im Wein.“ — „Wird ſie's nicht ſpüren?“ fragte Toni äußerſt heimlich.

„Nicht doch. 's iſt beſſer bereitet als das erſte. Wenn ihr nicht ein böſer Geiſt das Ding verräth, ſo nimmt ſie's ohne Falſch.“ —

Toni. Gott geb's. Und wenn ſie im erſten Schlafe liegt ....?“

Strnad. Die beſte Zeit. Ohne daß ſie's merkt, ſchaff ich ſie hinweg.

Toni. Gott geb's. Wenn's Spektakel abſetzte .... und die Nachbarn .... das wäre eine ſchöne Geſchichte!

Strnad. Nur getroſt. 's geht ſchon ... und Morgen wollen wir weiter ſehen.

Toni. Die armen Kinder werden ſchauen!

Strnad. Nun, mit denen will ich noch eher fertig werden, als ....

Toni. Ich weiß ſchon. — Nur fort mit ihnen! Geſchwind, eh's jemand erfährt.

„Alte Mordhexe!“ murmelte Karluſch in ſich hinein, und wußte nicht, ſollte er noch an ſich halten, oder, wie die Poſaune des jüngſten Gerichts in das blutdürſtige Paar hineinſchreien: „Wehe euch, ihr Miſſethäter!“

Schnell jedoch zog er das Schweigen vor, indem er ſich dachte: „Was will ich denn, ich armer Krüppel, wenn ich mich jetzo an die Mörder verrathe? Verloren wär' ich, und Katſcha nicht gerettet! — Aber was ſoll werden?“

Mit einem dumpfen kurzen Lachen entgegnete Strnad der Toni: „Das verſteh' ich aus dem Grunde. Der Galler, mein Meiſter, lag noch beinah' acht Tage lang in der Vorderſtube, und die Nachbarn meinten, er ſei längſt fort und bald in Amerika. Derweilen hab' ich ſein Geld zuſammenſtipizt.“

„Geſcheidt, geſcheidt!“ machte Toni, ebenfalls heiſer lachend: „Nun, der Galler kommt auch nimmer wieder!“ — „Das glaub' ich ſelbſt,“ erwiederte Strnad leichtfertig: „wär' mir auch nicht lieb. Hab' ihm nicht umſonſt hinüber geholfen. Will auch die Früchte davon genießen. He?“

„Recht, recht. Nur noch für jetzo die Frau fort, und dann wird's wohl Fried' geben?“ — „Horch, es ſchlägt neun Uhr. Geſchwind, geſchwind denn, Toni. In's Bett mit ihr!“ befahl Strnad: „ich ſtell' mich an, als ging' ich in das meinige. Komm, Donau, komm'! Ich will den Hund anhängen, und ihm's

Maul ſperren, daß er keinen Lärm machen kann, wenn er etwas g'ſpürt." —

Strnad entfernte ſich, dem Hund leiſe pfeifend. Toni begab ſich in Katſcha's Kammer.

Nachdem Karluſch eine gute Weile gebraucht, um ſich von dem Entſetzen, das ihn ergriffen, zu erholen, überlegte er, was nun zu thun ſei. Daß ſeiner Schweſter die unmittelbarſte Gefahr drohe, war ihm klar; ebenſo, daß nur der kurze Zwiſchenraum einer Stunde zwiſchen der heilloſen Unterredung der zum Mord Verſchwornen und der blutigen That liege. Eine Stunde nur! Eine Stunde, ſo lang, wenn's gilt, ein Glück müßig zu erwarten; ſo kurz, wenn ihre letzte Minute ein Unglück bringen ſoll!

In dem Hauſe ſelber glaubte der Invalide nichts Nachdrückliches unternehmen zu können. — Wie ſollte er in der tiefen Dunkelheit nur über die Leiter kommen, ohne hülflos zu Boden zu fallen? Wie ſollte er mit Erfolg dem ſtarken Strnad und ſeinem Hunde gegenüber und waffenlos für Katſcha's Leben kämpfen? Für die arme ſchwache Katſcha, die ſich nicht einmal wehren konnte gegen die alte, aber rüſtige und mordbegierige Toni? — Weit eher hoffte Karluſch auf einen günſtigen Ausgang und auf Rettung, wenn ihm gelingen mochte, nach Außen die Kunde von Strnad's gräßlichem Vorhaben zu bringen, und den Beiſtand der Nachbarn oder der Polizei aufzubieten. Aber wie das bewerkſtelligen? kein Ausweg für ihn aus dem Hauſe, ohne in die Hände der Verſchwornen zu fallen. Kein Fenſter in der Nähe, um nur einen Schrei auf die Gaſſe zu thun, auf die Gefahr hin, eher vom Innern des Hauſes und dem Feinde, als auf der öden Straße, deren Bewohner vielleicht ſchon in den Federn lagen, gehört zu werden! — Und die Zeit verſtrich, und Katſcha konnte nicht einmal gewarnt werden, da Toni bei ihr . . . vielleicht im Begriff, ihr das Gift einzuflößen, das den Mord einzuleiten beſtimmt war, bis das neugeſchliffene Meſſer den Frevel vollendete!

Schon war Karluſch im Begriff, auf Gefahr ſeines Lebens hin ſeiner Schweſter laut zu rufen und auf's Gerathewohl Lärm anzuheben, auf Gott vertrauend, auf ſeine gute Sache und auf das böſe, daher feige Gewiſſen der Uebelthäter. Indeſſen hinderte ihn an der Ausführung ſeines kecken Wagniſſes ein Geräuſch, das in ſeiner Nähe anhob, und über ſeinem Kopfe hörbar wurde: ein Geräuſch, als beſchäftige ſich jemand damit, äußerſt vorſichtig und behutſam ein Fenſter im Dache oder ein paar Ziegel auszuheben.

„Nun, nun, ſind heute alle ſchlimmen Mächte los?“ fragte Karluſch erſchrocken in ſeinem Sinn: „Ei, laß ſehen und hören was es da gibt. Diesmal iſt 's wohl ſchwerlich Strnad, der zum Dach ſeines Hauſes einkriecht? Oder fallen ihm vielleicht Helfershelfer und Spießgeſellen vom Himmel?“

Das Geräuſch dauerte fort; in der That wurden einige Ziegel vom Dache gehoben und das geſtirnte Firmament leuchtete in den finſtern Speicher. An der ausgebrochnen Oeffnung ließ ſich zuvörderſt ein Menſchenkopf ſehen. Der nächtliche Beſucher lauſchte in die Bodenkammer herein. Karluſch hielt den Athem an; der ſpäte Gaſt ſpürte nichts von der Gegenwart eines Aufpaſſers. Darum zog ſich der Kopf wieder zurück, und bald darauf ſchob ſich ein Fuß durch die Oeffnung, dem ein zweiter folgte. Ein paar Arme ſammt Rumpf und Kopf kamen nach, und mit einem leiſen „Ah!“ hüpfte die ganze Geſtalt in das Haus herein, rüttelte und ſchüttelte ſich in Ordnung, und tappte dann .... ſchnurgerade in die Hände des Invaliden, der den Strolch eiſenfeſt am Kragen und bei der Bruſt packte, und ihm mit gepreßter Stimme, aber drohend und fürchterlich zubrummte: „Halt da! noch einen Schritt und Du biſt des Todes!“

„O weh, der Schwarzweber!“ ſeufzte der Strolch, dem ſchier der Athem ausblieb, und ergab ſich in ſein Schickſal. „Was willſt du hier?“ fragte Karluſch wie oben. Sein böhmiſch deutſcher Dialekt ähnelte dem des Strnad natürlich im höchſten Grade. — Der ertappte Strolch glaubte ſich in Strnad's Krallen. — „Ich muß mich im Haus geirrt haben,“ ſtammelte er, ganz dumm vor Schreck: „ich habe meinen Hausſchlüſſel vergeſſen ....“

„Und darum brichſt Du durch's Dach in ein fremdes Haus?“ fragte Karluſch, und würgte um ſo eiſerner ſeinen Mann.

„Gnade! Barmherzigkeit!“ bat der Gewürgte, und wand ſich wie ein Wurm: „Was hilft's Euch, wenn Ihr mir die Droſſel zudrückt? Ich hab' Euch ja noch nichts geſtohlen? Laßt mich los, Schwarzweber .... Meiſter Strnad, wollt' ich ſagen!“

Karluſch, dem ein guter Einfall gekommen, erwiederte hierauf: „Ich will dich ſchwarzwebern, Halunk! Meinſt, ich kenne Dich nicht? Willſt all mein Geld oder all meine Schinken und Würſte, Du grauslicher Dieb?"

„Pardon, Pardon; Ihr ſchnürt mir die Gurgel zu .... ich will's nimmer thun, Nachbar ...., ach, mein Hunger iſt ſo groß und meine armen Kinder ... die ſchweren Zeiten .... ach, ach, ach ..! macht mich nicht todt ... ich will Euch das Leben danken ... ich will Euch vergelten, Nachbar! ... verlangt von mir, was Ihr wollt, Schwarzweber .... Meiſter Strnad, wollt' ich ſagen ... ach, die Todesangſt macht mich reden wie einen Eſel!"

„Hängen ſollteſt Du, und in's Zuchthaus auf ewige Zeiten!" fuhr der Invalide fort: „doch, weil ich heute beſonders menſchlich und gnadenreich geſtimmt bin, will ich Dir Leben und Freiheit ſchenken .... unter einer Bedingung jedoch, Nachbar! Nur unter einer einzigen!"

„Ach Gott ja .... ach, mein Gott ... was, was ſoll ich thun?"

„Auf'm Fleck zurückgehen, woher Du gekommen, und Spektakel machen im nächſten Wirthshauſe, auf der Polizei ... wo Du nur ein paar Menſchen beiſammen findeſt: in dieſem Haus ſei der Teufel los, und ein großes Spitzbubenſtück entweder geſchehen oder auf dem Punkt, zu geſchehen. Noch vor zehn Uhr ... hörſt Du wohl ...? vor zehn Uhr müſſen Leute da vor dem Hauſe ſein und in das Haus dringen, ſonſt iſt ein Menſchenleben verloren. Hörſt Du?" —

„Ei, wie ſoll ich ...? was habt Ihr vor, Meiſter Strnad? ich verſtehe ja nicht ... und kann doch nicht ..."

„Ja ſo; wenn Du nicht kannſt, ſo gehſt Du gleich mit mir!" — Ein neuer handfeſter Griff in das Halstuch des Strolchs machte denſelben wacker.

„Ach;" ſtöhnte er: „laßt mich nur los ... ich gehe ſchon ... am Spektakel ſoll's nicht fehlen ... aber" ... „Wenn Du Deine Sachen gut machſt, ſo hol' Dir morgen bei mir zwei Thaler ab; wo nicht, ſo find' ich Dich, Nachbar, und kein Gott wird Dir vom Zuchthaus und vom Galgen helfen!"

„Nichts von unangenehmen Dingen, ich bitt' Euch ſchön, Nachbar!" ſagte der Strolch eilfertig: „Bin ja ſchon bereit ...

Ihr ſollt gleich ſehen, gleich hören ... Aber die zwei Thaler ... gelt, die vergeßt Ihr nicht?“

„Verſprochen iſt verſprochen. Marſch jetzt, Nachbar ... marſch! mach Dein Diebsſtück wieder gut, oder ... Du kennſt mich!“

Den Kerl loslaſſen und der Kerl zum Loche draußen ſein, war eins.. Ein paar Katzen, deren Stelldichein er ſtörte, hoben an, jämmerlich zu ſchreien und ergriffen die Flucht. Der ſaubre Nachbar war noch geſchwinder als die Katzen. Er machte einen wahren Salto Mortale in den nachbarlichen Hofraum, kroch alldort unter einem Zaune durch, watete durch ein ſchmutziges Rinnſal, und athmete endlich frei auf der Blattnergaſſe. Vom Thurme dröhnten drei ernſte Schläge. Noch eine Viertelſtunde bis Zehn! Jetzt galt's, die zwei Thaler von dem kurioſen böhmiſchen Kauz ohne Säumen, und ohne ſich bloß zu ſtellen, zu gewinnen. Der Nachbar, zu allerlei Lumpereien dreſſirt, faßte den „Schmeck am Becher,“ wo's noch hellauf herging, in's Auge. Im Nu war er im Vorhaus der Schenke, riß die Thüre halb auf, und ſchrie mit verſtellter Stimme hinein: „Zu Hülfe, zu Hülfe, geſchwinde! Bei Schwarzwebers wird Einer umgebracht, wenn nicht Bürgerhülf' kommt!“

Die Gäſte, die Wirthsleute, die Hausknechte und Kellnerinnen ſprangen im Nu in die Höhe, an die Thüre ... der Hiobsbote war ſchon wieder fort.

„Was war das?“ fragten die Einen. — „Ein ſchlechter Spaß!“ ſagten die Andern. — „Aber ... bei'm Schwarzweber iſt Alles möglich!“ riefen die Geſcheidten. — Und die Muthwilligen riefen nach: „Alloh, auf und vorwärts; Spaß oder Ernſt, nur Randal gemacht! Randal, Randal und dem Schwarzweber das Haus geſtürmt!“

Während ſie ſich eiligſt bewaffneten mit Spießen und Stangen, mit Knitteln und Stuhlbeinen, ging's noch an drei oder vier Orten. — zuletzt an der Nachtwächterſtube „Poch, poch“: „Bei Schwarzwebers wird Eins umgebracht! Mordio hilf! Mordio bei'm Schwarzweber!“ — Der Nachbar machte ſeine Sachen gewiſſenhaft und brav, und war, da aus dem „Schmeck am Becher“ der erſte Haufe gegen Strnad's Haus anrückte, bereits wieder daheim, und ſchaute, die Zipfelkappe auf dem Kopf, als ein vom Tumult Aufgeweckter aus ſeinem mit

Papier geflickten Fenſter, und fragte: „Heda, heda, was gibt's zur Nacht?"

Die Führer des „Schmeck am Becherfähnleins" antworteten: „Bei'm Schwarzweber ſoll Einer umgebracht werden. Aufgemerkt! Bürgerhilfe! Licht an die Fenſter!" — „Gleich, gleich!" ſagte der Nachbar. „Ich bin jetzt draußen;" ſetzte er pfiffig in Gedanken hinzu.

Und Bums, Bums, ging's an des Böhmen Thüre, daß es nur ſo krachte.

Da ſich anfänglich im verdächtigen Hauſe nichts rührte, und die brennende Neugier des Volks keine Nahrung erhielt, wollten die kaltblütigen Stimmführer abermals von ſchlechten Späßen und von Eulenſpiegelſtreichen reden. Aber juſt zur ſelben Friſt ließ ſich von der Höhe des Hauſes ein deutliches Hülfegeſchrei vernehmen, in dem allerlei von Mord und gräßlichen Verbrechen vorkam. Karluſch hatte in ſeinem Bodenraum das Getöſe auf der Straße, das Pochen an der Thüre gehört, und ſekundirte dazu nach Kräften, da er nichts Beſſres thun konnte.

Alle Leute auf der Gaſſe ſpitzten die Ohren, und von Mund zu Mund gingen, zuerſt gemurmelt, dann geſchrieen die Worte: „Heda! horcht! paßt auf! — Da ſticht juſt der Schwarzweber Einen ab! — Wer mag das ſein? wen hat er unter'm Meſſer? — Wen anders als den jungen lahmen Soldaten, den wir in's Haus gehen ſahen?" — „Wahrhaftig; 's kann niemand Andrer ſein!" — „Der Menſch führt gewiß gute Kriegsbeute im Sack, und muß daher daran glauben!" — „Kein Zweifel; der Soldat iſt's, der Soldat, der da jammert und ſchreit!" — „Sollen wir ihn hülflos abſchlachten laſſen?" — „Nimmermehr! drauf und dran, tretet die Thüre ein!"

Und abermals rückten ſie an mit Knitteln und Eiſenſtangen, die Thüre zu zertrümmern. Da ging ſie auf, und auf der Schwelle erſchien Strnad, der, in der Meinung, es ſei Feuer ausgebrochen und man klopfe ihn als einen der Spritzenbefehlshaber heraus, ſeinen Säbel umgehängt, und den Dienſthut aufgeſetzt hatte. — „Was gibt's? Wo iſt Feuer?" fragte er, nicht wenig verwundert, ſein Haus gleichſam berannt zu ſehen. —

„Gib den Ermordeten heraus, verwünſchter Böhmak!" ſchnaubte ihm der vorderſte Grobian in's Geſicht. — Strnad prallte zurück. Die Fluth des Volks wälzte ſich drohend ihm entgegen, und die Klagſtimme von oben rief kräftiger ihr: „Zu Hülfe, zu Hülfe, ihr Bürger!“

In Gefahr, niedergeworfen zu werden, und die Maſſe der Angreifer über ſich hinweggehen zu ſehen, zog Wenzl entſchloſſen ſeinen Säbel und ſetzte ſich in Poſitur mit den Worten: „Ihr Spitzbuben, wer von euch hat Luſt, ſein Blut zu ſpendiren? Weicht von meinem Eigenthum, ihr Beſeſſene, oder es ſetzt ein Unglück!“

„Was? der Schwarzweber droht noch?“ — „Was? der Meuchelmörder widerſetzt ſich?“ — „Seht Ihr nicht das Blut an ſeinem Rocke?“ — „Schlagt ihn nieder, ſchlagt zu!“

Im Nu alle Fäuſte und Knittel in der Höhe, zum vernichtenden Schlage ausholend; aber zum Glück für den Böhmen kam die hohe Polizei in der Perſon des Amtmanns, ſeines Schreibers und geſammter Nachtwächterſchaft im vollen Rennen daher, drängte ſich unſanft durch die Lärmmacher, und rettete dem Strnad das Leben. — „Halt! im Namen des Magiſtrats, des Landfriedens und kaiſerlichen Rechts befehl' ich hier Ruhe!“ ſchrie der Amtmann und ſein ſpaniſch Rohr zuckte wie der Blitz hin und her, und mit ſeinem eigenen ſehr maſſigen Leibe deckte er den Meiſter Gürtler. — Die Nachtwächter mit ihren Springſtöcken bildeten einen weiteren Kreis; die Rathsdiener kamen nachgekeucht mit Laternen und Ketten.

„Gerechtigkeit ſoll gehandhabt werden!“ fuhr der Amtmann mit ſeiner hellſten Stimme fort: „aber der Delinquent gehört uns, dem Polizei- und Kriminalamt, daß Ihr's wißt, und wer ſich fürder noch murt, der kommt in's Loch ohne Gnade, Sapperment!“

Damals waren die Bürger jener Stadt noch wahre Muſter des Gehorſams und der Unterthänigkeit vor'm Geſetz und deſſen Vollſtreckern. Daher wurde alſobald Ruhe; und zu dem Böhmen wendete ſich der Amtmann, und gebot ihm, die Waffe zu ſtrecken. — „Wollt Ihr noch mehr des Bluts auf Eure Seele laden?“ fragte er ſodann: „Ihr ſeid unſer Arreſtant. Man mache den Mann handfeſt!“

Die Rathsdiener über den Wenzl her, und legten ihm trotz Widerſtands und Proteſtirens die Kette an. Das Volk klatſchte Beifall; Strnad wußte nicht, wie ihm geſchah. — „Was hab' ich denn verbrochen?“ fragte er, blaß vor Zorn: „Wer redet da von Blutſchuld gegen einen unbeſcholtnen Bürger?“

Und wieder in vereinter Anklage riefen ihn hundert Stimmen an: „Gib den Ermordeten heraus! — Den Soldaten gib heraus, blutiger Geſell! — Sperre Deinen Mordwinkel auf, Du hergelaufener Galgenſchwengel!“ —

Strnad verſtummte vor ſolcher Beſchuldigung und Zumuthung. — Karluſch ſchrie wiederum aus ſeinem Verſteck um Hülfe. — Der Amtmann fuhr den Gürtler an: „He, hörſt Du den Todten ſchreien, Du verſtockter Miſſethäter? Marſch mit, und öffne Thür und Thor in Deinem alten verriegelten Eulenneſt, damit wir nicht lange Zeit verlieren, nach dem Corpus delicti zu ſpüren! Marſch voran, zeige uns den Weg, und wehe Dir, wenn Du nicht den ſchreienden Leichnam gleich zur Stelle ſchaffſt!“

„Jeſus! Jeſus!“ verſetzte der Böhme, die Hände gen Himmel hebend: „Ale Gnaden Amtmann, ich bin ich verruckt, oder ſein Sie's und ganze Stadt!“

„Nicht raiſonnirt!“ kommandirte der Aktuarius, und die Rathsdiener ſtießen den Gefeſſelten in's Haus zurück. Der Amtmann folgte mit den Seinigen und einem Dutzend von den beſſern anweſenden Bürgern. „Ihr ſollt Zeuge ſein, wie ich den heuchleriſchen Lügner und Mordbruder entlarven werde,“ ſagte er. — So gingen Alle in Strnad's vier Pfähle ein, und Wache beſetzte die Thüre. Das Volk harrte murrend und ſcheltend und brauſend; aber es harrte, ohne an Ruh' und Schlaf zu denken, auf der Gaſſe der weitern Aufklärung entgegen.

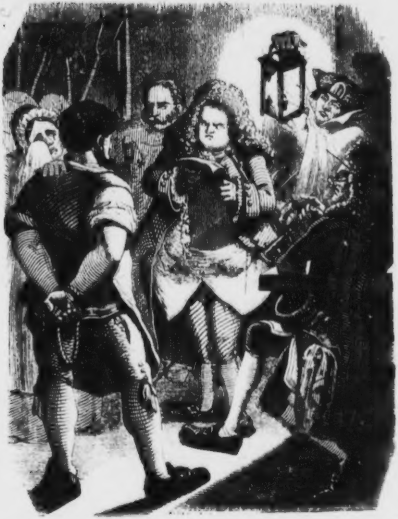
Im erſten Stocke wurde die Vorderſtube geöffnet, wo man einen Tiſch und zwei Stühle vorfand, und in's Verhörzimmer umgewandelt, das Protokoll zurecht gelegt, die Feder geſpitzt. Mittlerweile hörte auch des Karluſch Geſchrei auf, weil die alle Ecken und Winkel durchviſitirende Schaar der Polizeimänner die Schlafkammer der Katſcha, den Schlupf und die Leiter gefunden und den Invaliden befreit hatte. —

Nachdem der Soldat eine Weile mit dem Richter verkehrt, wurde Strnad, bis daher in ſeinem Cabinet bewacht, in die Verhörſtube gebracht, und dem Karluſch gegenüber geſtellt.

„Wer iſt der Menſch da?“ fragte Strnad erſtaunt: „wie kommt der Menſch in mein Haus?“

„Das iſt derſelbe Menſch,“ entgegnete der Amtmann feier-

Zu Seite 86.



Schwarzwebers Verhör.

lich, „den Ihr nach der Vox populi umgebracht haben ſolltet. Wir gratuliren Euch, daß dem nicht alſo. Dennoch dürftet Ihr darum kaum beſſer wegkommen, weil der andre und der dritte Mord feſt zu ſtehen ſcheinen.“

„Andre, dritte Mord?“ fragte Strnad wieder: „Wo hab' ich Kupy meiniges?“

„Daß Euer Kopf bedeutend wackelt, ſteht ebenfalls feſt;“ fuhr der Amtmann fort: „Wer Blut vergoſſen hat, deſſen Blut . . . doch laſſen wir das vorläufig. Die Sache geht ihren Gang, und dieſer Mann hat einer verruchten Unterredung beigewohnt, die Ihr mit Euerm Kebsweib heute in der Küche abgehalten.“

„Kebsweib? Herr Amtmann, bitt' ich Ihnen . . . .“

„Still! Herr Aktuarius, leſen Sie ihm vor, was dieſer Soldat . . . wie heißt derſelbe?“

„Karluſch Prbrz . . . etzky, oder wie der hanackiſche Name heißt, Geſtrengen . .

Alſo: „Karluſch . . . etzky ausgeſagt hat.“

„Was, wie?“ hob Strnad überraſcht an: „Karluſch, mein Schwager?“

„Freilich,“ erwiederte der Soldat finſter: „der Bruder Deines Schlachtopfers, Du gräulicher Menſch!“

„Schlachtopfer? o mein Gott, mein Kopf!“

„Ja,“ fing der Amtmann wieder an: „Wie ich ſagte: Euer Kopf iſt nicht mehr eine Bohne werth. Herein mit dem Kebsweib!“

Die Riedmatter-Toni wurde hereingeführt, ein Jammerbild, heulend und zähnklappernd.

Alſo: „der . . . etzky ſagt aus, daß Ihr geſagt —“ fuhr der Amtmann fort: „Heut muß es ein Ende nehmen; das Weib — Eure Frau — muß fort! He? iſt's wahr?“

„Wahr. Aber . . . .“

„Still! hierauf habt Ihr dieſer Vogelſcheuche da befohlen, ein Meſſer zu ſchleiſen, und ſie hat's gethan. He? Geſteht Ihr, geſteht Sie?“

Die Beklagten nickten mit dem Kopfe. Die Toni wollte etwas ſagen, doch wurde ihr der Mund verboten. Der Amtmann las weiter im Protokoll: „Worauf der Böhm, der ſogenannte Schwarzweber ſprach: „Um zehn Uhr geſchieht's. [illegible] ſie in's Bett, und gib ihr das Tränkchen.“ — „Was für ein Tränkchen, he?“

Strnad. „Zum Schlafen, Geſtrengen.“

Amtmann. „Eben darum. Um ihr nachher deſto bequemer den Hals abzuſchneiden. Stille, keine Widerrede. Inquiſit hat bekannt. Ferner habt Ihr geſagt: „Mit den Kindern will ich ſchon fertig werden. He? Geſteht Ihr's, Rabenvater?“

Strnad. „Ja, aber, was mir Geſtrengen erlauben wollten ....“

Amtmann. „Stille! Reus hat abermals bekannt, darum keine Einrede.“ — Das wäre alſo der zweite, eventuell der dritte vorſätzlich beabſichtigte Mord. Jetzt gelangen wir zum vierten, der eigentlich der erſte bereits lange vollführte iſt. — Habt Ihr nicht geſagt, daß Ihr das Abſchlachten aus dem Fundament verſteht? Pfui Teufel! daß Euer ehemaliger Meiſter acht Tage in der Vorderſtube gelegen, ohne daß die Nachbarn anders gewußt, als daß er nach Amerika gegangen?“

Strnad. „Das letztere iſt wahr, aber ....“

Amtmann. „Stille, befehl' ich. Immer bekennt Ihr, und immer wollt Ihr noch ein Ausredeſchwänzchen anhängen. Das kennt man, man iſt nicht auf den Kopf gefallen.“

Die Toni platzte heulend heraus: „Meiſter, Meiſter, ſagt doch endlich Alles, wie es iſt, um Gotteswillen, daß wir doch endlich Frieden haben ...!“

„Da ſeht Ihr, wie dieſes Weib ſelber dem Schrei des Gewiſſens Gehör gibt, und lieber ihren Kopf ſpendiren, als ihre Seligkeit verlieren möchte. Heraus mit dem Butzen! Ihr habt ſelber geſagt — da ſteht's: daß Ihr dem Galler hinübergeholfen, und ihm ſein Geld ſtipizt“ — das hat der ...etzky da mit Ohren gehört.“

„Ja, das hab' ich,“ fuhr Karluſch ungeſtüm dazwiſchen, „und die heuchleriſchen Geberden und Doppelzüngigkeiten dieſes verbrecheriſchen Paars ſollen mich nicht irre machen. Aber vor Allem iſt zu wiſſen nöthig, wo meine arme Katſcha, ... wo die Kinder ſich befinden?“

Der Amtmann nahm eine wichtige Priſe Tabak und verſetzte: „Das Weib iſt vergiftet, und die Kinder ſchlafen, nicht wahr, Herr Aktuar? Wo bleibt aber nur der Phyſikus?“

„Vergiftet? großer Gott!“ ſchrie Karluſch auf. Ungeduldig ſchüttelte Strnad ſeine Ketten. Die Toni kreiſchte hell auf. Alle Anweſenden fingen an, durcheinander zu reden und zu peroriren. Man verſtand ſein eigen Wort nicht mehr. — —

Indeſſen rollte ein Wagen — eine Kutſche mit Laternen — mühſelig durch das Volksgewühl vor dem Hauſe. — „Was gibts denn da?“ fragte der darinnen ſitzende Herr aus dem Schlage. — Hundert Stimmen antworteten ihm: „Der Böhme hat einen Soldaten erſchlagen, ſeine Frau umgebracht, die Kinder erdroſſelt!“

„Mein Gott! hätte das Weib etwas angeſtellt?“ rief der Herr und ſprang vom Wagen, drang gegen das Haus vor, wurde jedoch von der Wache zurückgewieſen.

„Aber ich muß ja in's Haus!“ rief der Herr: „Kennt Ihr mich denn nicht, den Hofrath Wendel, den Director des Irrenhauſes in Haſſenried? Ich komme ja, um des Gürtlers armes Weib, das in Folge des letzten Kindbetts irrſinnig geworden, in meine Anſtalt abzuholen. Hab's ja mit dem Mann verabredet. So laßt mich doch ein!“

Während die Nachtwächter hin und her verhandelten und Einen aus ihrer Mitte an den Amtmann abſchickten, ging durch's Volk die Rede: „Da haben wir's. Die Kutſche ſollte die Leichen abholen und fortſchaffen! — Es iſt ein gewiegter durchtriebener Sünder, der Schwarzweber. Stürmen ſollten wir das Haus, keinen Stein auf'm andern laſſen. — Und die Kutſche da? der Leichenwagen da? Marſch in den Kanal mit ihm! Schlagt die Pferde, ſchlagt den Kutſcher todt!“ — —

Der Kutſcher war jedoch ſchneller als die Aufwiegler und jagte ſeine Gäule wie raſend durch's Getümmel, um die Steine unbekümmert, die man ihm nachſchleuderte. — Indeſſen wurde dem Hofrath Strnad's Thüre geöffnet. „Weil denn doch der Phyſikus ausbleibt,“ ſagte ihm der Obernachtwächter, „und da oben bei den Todten ein Doktor nothwendig iſt, ſo meint der Herr Amtmann, Sie ſeien ſo gut wie ein anderer. Nur voran!“

Mit großer Angſt im Herzen eilte der Hofrath die Treppe hinan und wurde in Katſcha's Kammer geſchoben, wo ſich die Beklagten, Karluſch, die Beamten und die ſchreienden Kinder um das Bett des Weibes tummelten. Katſcha lag lang ausgeſtreckt und blaß, ohne Lebenszeichen auf dem Bette. — In der Kammer ſummte es wie in einem vollen Bienenſtock.. Daher nicht ſo ganz mit Unrecht ſagte der Amtmann bei des Hofraths Eintritt:

„Aha! der Narrendoktor! Nun, den können wir juſt brauchen.“

Der Hofrath bemächtigte ſich ſchnell eines Lichts, trat zum Bette hin, beſah ſich die darinnen Ruhende mit Kopfſchütteln, mißbilligenden Blicken, forſchte nach Puls und Herzſchlag, und ſagte endlich zu Strnad die bedenklichen Worte: „Meiſter, Meiſter, das hättet Ihr nicht thun ſollen!“ —

Ein Schrei des Entſetzens fuhr von allen Lippen. — Dann ſprach der Amtmann weiſe: „Daſſelbe ſage ich dem Mörder ſchon ſeit einer Stunde unaufhörlich, aber ....“

„Ich habe gefehlt, aber ich wußte mir nicht zu helfen!“ jammerte Strnad. — „Wer hat Euch den Trank gegeben?“ fragte der Hofrath weiter. — „Der Apotheker in Haſſenried, auf vieles Bitten ....“ — „So? das ſoll ihm heimkommen, dem Leichtſinn;“ entgegnete der Hofrath. Und der Amtmann wie der Blitz in die Höhe, und rief: „Man eile, den Apotheker zu arretiren. Alle Mitſchuldige dieſes Mords ſollen beim Kopf genommen werden!“

Dem nach der Thüre Eilenden lief der Hofrath beſtürzt nach, um ihn zu bedeuten. Indeſſen ging am Bette der Katſcha etwas Beſonderes vor. Karluſch, der vor ſeiner dahinliegenden Schweſter ſeine Wuth nicht mehr zu bändigen vermochte, fuhr mit dem Ausruf: „Katſcha todt, Du Henkersknecht!“ auf Strnad zu und packte denſelben bei der Gurgel. Die Wächter wehrten den tollen Angriff ab; im ſelben Augenblick jedoch ſprang der arme Franziſchek ängſtlich und zeternd ſeinem Vater an den Hals, und zur Verwunderung Aller, die da wußten, wie es bisher um den Knaben geſtanden, preßte er und zwar verſtändlich genug die Worte hervor: „Papa, Papa! Mama nicht todt ... Papa!“

„Herr Gott, was iſt das?“ rief Strnad aus, den Knaben mit Freude umfaſſend, und vergeſſend auf ſeine Feſſeln und auf den wuthſchäumenden Karluſch: „Du ſprichſt, Franziſchek? Du biſt nicht mehr ſtumm? Unſer Herr ſei gelobt!“

Und auch Karluſch bemeiſterte ſeinen Zorn vor dem wunderbar in's eigentliche volle Leben gerufenen Kinde, und pries den Allmächtigen. Und wie Er thaten auch alle Umſtehende nach und nach, und der Hofrath, der den Amtmann inzwiſchen beſänftigt und belehrt hatte, miſchte ſich in die begeiſterte Freude und ſprach: „So wirkt oft die Natur im Verborgnen, wo der kurzſichtige und verzweifelnde Menſch Alles verloren gibt. Jch habe wohl ein paarmal wie eine Ahnung gehabt, daß in dem Knaben das Gehör ſich eingeſtellt, wenn auch nur unvollkommen. Indeſſen war's bei der Ahnung geblieben und bei dem Zweifel. Gott ſei Dank, daß heute auch die Zunge des Kindes frei geworden, um herauszuplaudern in hoher Bewegung, was das längſt erweckte Ohr im ſtillen Brüten von der Sprache der Menſchen in ſich aufgenommen! — Und auch Franziſcheks Mutter, meine Herren vom Gericht, wird nicht ſterben, ſondern wieder zum Leben erwachen, wenn ſchon ich nicht für die Folgen einſtehe, die der unbeſonnen ihr beigebrachte Schlaftrunk hervorrufen dürfte.

„Mutter nicht todt ... Papa! ... nicht todt!“ gellte Franziſchek, gleichſam mit Luſt die neue Kraft und Fertigkeit erprobend, durch's Zimmer, und heiße Freudenthränen rollten aus Strnad's ſlawiſchen brunnentiefen Augen über die Wangen des glücklichen Franziſchek hernieder.

„Wir ſtehen komplett am Berg;“ hob der Amtmann zum Aktuarius an: „Wie verhält ſich denn eigentlich dieſe Mordgeſchichte?“

Der Hofrath gab die Erklärung, da Strnad mit ſeinem Söhnchen viel zu viel zu thun hatte. — „Strnad,“ ſprach er, der mir allein in Folge von ärztlichen Berathungen ſein Vertrauen geſchenkt hat, iſt vor einigen Jahren zu Prag bei einem ſehr wohlhabenden Gürtlermeiſter in Arbeit geſtanden. Wie häufig geſchieht, ſo war der fleißige Geſell trotz ſeiner Geſchicklichkeit dem Meiſter weniger lieb, als der Tochter des Meiſters. Vergebens waren die Bitten des Mädchens zu den Füßen ihrer Eltern. Der ſtrenge Vater hatte für Katſcha ſchon gewählt, die Mutter war auf ihres Eheherrn Seite. Der einzige Sohn dieſer Leute, obſchon zum Militär gelaufen, wurde dennoch als der zukünftige Herr des Geſchäfts im Vaterhauſe betrachtet. Von Strnad wollten die Alten nichts wiſſen. Aber ... Sie verſtehen mich ... die Tochter, hätte ſie auch gewollt, konnte nicht mehr zurück. Sie entfloh mit ihrem Geliebten. Er brachte ſie nach Bihin, einer Stadt, wo ihnen beiden ein elendes Leben wurde. Katſcha wurde Mutter; Strnad, der mit Geſellenarbeit kaum das Allernothwendigſte aufbringen konnte, wendete ſich in der Verzweiflung an die gekränkten Eltern: Die Antwort war rauh, abſchlägig, Alles aufhebend. — Katſcha's Schmerz war kaum zu ſtillen. Indeſſen ertrug das Paar muthig noch das ſelbſtverſchuldete Elend. Aber nachdem das zweite Kind geboren und der Mangel im Hauſe immer fühlbarer geworden, ging Strnad, im Reich eine Unterkunft zu ſuchen. Hier fand er Arbeit. Wie fleißig er war, weiß Jedermann; was er mit ſaurer Mühe ſparte, ſchickte er ſeiner Frau, — und nachdem er endlich hier ſein Ziel erreicht hatte, ließ er ſein Weib, ſowie die Kinder kommen, und hoffte auf eine ſchöne Zukunft. Mittlerweile aber war der Wurm der Schwermuth im Gemüth der Frau einheimiſch geworden. Sie hatte ſchon hin und wieder Hallucinationen, wie wir Aerzte ſolche Zuſtände zu nennen pflegen, in denen der irrſchwankende Geiſt des Menſchen ſich eitle Fantasmagorieen vormacht, hinter denen keine Wirklichkeit. Sie begann zu behaupten, ihre Eltern hätten ihr geflucht, und dieſer Fluch ſei ihres Jammers einzige Quelle. Die Hoffnung, bald zum Drittenmale Mutter zu werden, die ihr inzwiſchen geworden, gab ihrem Mann, gab auch mir Hoffnung, ſie geheilt zu ſehen. Ich war in der Stille ſchon damals berufen worden; in der Stille, ſag' ich, weil Strnad darauf hielt, den Seelenzuſtand ſeines Weibes möglichſt geheim zu halten. Man kennt in dieſem Punkt die Vorurtheile von ſo vielen Bürgersleuten, und hier ſchien dem Meiſter eine größere Vorſicht geboten, weil er ein Fremder, zwar vielbeſchäftigt, aber auch viel beneidet und ein Gegenſtand von einer Menge von Klatſchereien, wie ſie in kleinern Städten von jeher zu Hauſe. Daher verrammelte er ſich ſo zu ſagen, in ſeiner Wohnung, pflog ſchier keinen Umgang und hielt die Frau daheim, die ohnehin um ihrer geringen Kenntniß der deutſchen Sprache willen ſchon dem Spießbürger lächerlich vorkam, wenn nicht widerlich, da ein Fremder im Allgemeinen nicht gern bei uns geſehen iſt.

„Das wiſſen Wir ſehr gut,“ bekräftigte der Amtmann, der höchſtſelbſt nicht in der Stadt geboren und erzogen.

„Die Stunde, auf die wir gehofft,“ fuhr der Hofrath fort, „kam herbei. In der That ließ ſich nach der kleinen Ludmille Geburt Alles vortrefflich an. Aber leider mußte der böſe Feind Unkraut unter den Waizen ſäen. Die alte brave Toni wurde unpäßlich, und trat einer herrenloſen Dienſtmagd für ein paar Tage die Wartung der Wöchnerin ab. Obgleich nun Katſcha höchſt unvollkommen Deutſch verſteht, und die Magd noch viel weniger Böhmiſch kann, ſo machte Letztere, eine bösartige Klatſchſchweſter, es doch möglich, der armen Frau zu trätſchen, daß Strnad während ſeiner Geſellenſchaft hier ein Liebchen gehabt, und demſelben das Heirathen verſprochen.«

»Ah, die Pfläſterer-Margareth!« rief der Aktuar. — »Alſo doch ein Eh-Verſprechen!« rief der Amtmann nach. — Der Hofrath zuckte die Achſeln, halb zugebend. Strnad jedoch, der mit geſpannter Aufmerkſamkeit des Hofraths Rede verfolgte, hob nun mit dem Ausdruck der reinſten Wahrheit, der zu lieb er hochdeutſcher als je ſprach, an:

„Geſtrenger Herr! die Falſchheit ſchlägt, wie ich empfunden, den eignen Herrn. Um mir — um jeden Preis — hier ein Bett zu machen und den Meinigen eine Zukunft zu bereiten, hab' ich gefehlt, gelogen, gefrevelt. Wenn mir auch das Glück zur Anſiedlung günſtig war, ſo fehlten mir doch die Fonds, und nicht leicht Einer in der Stadt hätte mir den Vorſchuß derſelben geleiſtet. Der alte Peter ſchien mir dazu geneigt, aber unter der Bedingung, ſein Mädel zu heirathen. Ich geſtehe, daß ich ihn und die Tochter angeführt. Doch war mein Umgang mit der Letztern untadelhaft geblieben, und als ich das Geld empfangen und verbraucht, ſagt' ich dem Peter ſelber: So und ſo und das und das. Sie wollten mir den Kopf abreißen und [illegible]ſchändeten mich arg; doch beſänftigte ich den Alten, indem ich ihm mit höhern Zinſen ſein Kapital zurückzahlte, und machte das Mädel ſchweigen, weil ich drohte, eine Geſchichte von ihr und einem angeſehenen Herrn auszuſagen, hinter die ich gekommen war, und von der noch ein lebendiger Beweis beizubringen iſt. — So verhält ſich's mit jener Sache, aber Katſcha verſtand nicht mehr die Wahrheit, und träumte vom Augenblick, da ihr die Drachenzunge das Gift beigebracht, auf Tritt und Schritt von Untreue und Verrath, ja ſelbſt bis zu dem Maß, daß ſie die gute alte Toni da für meine Buhlſchaft anſah. Ich habe freilich die Klatſcherin vom Hauſe geſagt, aber das Unglück war einmal geſchehen, und die böſeſten Tage kamen über mich. Der Herr Hofrath wiſſen das genau, und wie ich endlich gezwungen worden, um Aufnahme meines Weibes in der Anſtalt drüben in Haſſenried bei ihm anzuhalten. Heute ſollte Katſcha dahin verbracht werden, und ich meinte, es recht gut zu machen, und allen Spektakel von Seite der Kranken zu verhüten, indem ich ihr das Opiumtränkl machen und einflößen ließ. Jetzt hör' ich freilich, daß ich nicht recht gethan. Gott wird's aber doch, hoff' ich, zum Beſten wenden, um des Kindes willen, das heute ſo wunderbar zur Sprache iſt erweckt worden. — Wenn doch auch ein Wunder die Herzen meiner Schwiegereltern regierte! Vor Wochen ſchon hab' ich ihnen geſchrieben, wie betrübt es anfange, mit der Katſcha zu ſtehen, aber eine Antwort iſt nicht erfolgt und wird leider nicht erfolgen . . . wenn nicht der Schwager da vielleicht eine ſolche in der Taſche führt?“

Karluſch mußte verneinen, reichte aber dem Strnad abbittend die Hand. „Faſt hab' ich errathen, wie's mit der Schweſter ſteht,“ ſagte er ſeufzend: „Aber die Reden in der Küche klangen ſo wunderlich zuſammen mit dem, was mir die Schweſter ſchon geklagt! Sie ſprach von Gift, das ihr gereicht worden, und eine Minute darauf, hört' ich ein Meſſer wetzen. . . .“

„Das ich ſcharf haben wollte, um das Fleiſch zu ſchneiden, welches ich in der Küche verzehrte, weil Katſcha mich mit ihren blödſinnigen Vorwürfen aus der Stube getrieben;“ fiel Strnad ein.

. . . „Und von dem Gifte weiß auch ich,“ fügte der Hofrath hinzu: „Es war ehrliche Arznei, von mir verſchrieben, aber von der Kranken mißtrauiſch zurückgeſtoßen, wie das häufig vorkommt.“ —

„Sollten wir nicht den Strnad ſeiner Ketten entle[illegible]?“ fragte der Aktuar leiſe ſeinen Amtmann.

Derſelbe entgegnete: „Warum nicht gar? Bevor wir nicht im Klaren wegen des Kindermords ſind . . .“

Strnad ſagte heftig: „Die Kinder umbringen? Satrazene! die ich ſo liebe, die mich ſo gern haben, wenn auch die Katſcha behauptet, ſie können mich nicht leiden?“

Worauf die Toni: „Der Paſtor von Eſcheln war ſchon bereit, die Kinder bei ſich aufzunehmen, ſo lang die Kur der Frau gedauert hätte. Er wird's beſtätigen.“

„Laſſen Sie den armen Mann frei,“ bat der Hofrath im Verein mit Karluſch.

„Wenn ich auch wegen des Kindermords die Augen zudrücken wollte,“ antwortete der Amtmann mit königlichem Ernſt, „ſo dürfte ich doch nicht des Mordfrevels an dem Galler vergeſſen, der acht Tage in dieſer Vorderſtube lag — die, wie ich glaube, noch beträchtlich nach Blut riecht — und von dem die Nachbarn glaubten . . .“

„Er ſei nach Amerika entwiſcht?“ fragte Strnad lächelnd. „Ja, das glaubten ſie auch. Tak — um Vergebung, wollt' ich ſagen „Ja“ noch einmal, das hab' ich ſo gemacht, weil Meiſter viele Schulden hatte und kein Geld zur Reiſe und man ihn hätte eingeſperrt. Darum verſteckt ich ihn ſorgfältig, alle Läden zu, hab' ihm ſelbſt gebracht Brod und Biwo — wollt' ich ſagen „Bier“ — gefüttert nach Kräften und indeß ihm Geld geſammelt von Ausſtänden und ſelbſt auf mich zuſammengeborgt, um ihn zu ſchaffen hinüber nach Amerika. Hab' ihm geben von mir Mantel neue, in der Nacht davongeführt, bis auf Poſtwagen. Iſt ſo fort ohne Einſperr'n; Bravo.“

„Alſo auch nicht todt? Und Katſcha, die ihn in der Ciſterne liegend geſehen?“ fragte der Amtmann, immer noch argwöhniſch.

„Hat mir traumt das in ſchlafloſe Nacht,“ verſetzte Strnad immer luſtiger, viel leichter um's Herz: „hab' ich erzählt bei Kawi an Katſcha. Hat es ſich eingebildet, es habe ſelbſt geſehen das.“

„In der That iſt in der Ciſterne nichts gefunden worden,“ berichtete der Aktuar heimlich wie oben dem Amtmann.

[illegible]o iſt's denn gar nichts mit den Mordthaten? und mit der Stipizerei nichts als ein Mißverſtändniß?“ fragte der Amtmann gleichſam troſtlos.

„Nichts, nichts, Gott ſei Dank!“ rief Karluſch fröhlich aus, und endlich — endlich — fielen Strnads Ketten. — Draußen jedoch in der Plattnergaſſe verlangte das Volk immer noch ungeſtüm den Kopf des Strnad, die Leichen der Ermordeten, und ging troſtlos wie der Amtmann heim, als derſelbe, im erſten Strahl des Morgenroths das Haus verlaſſend, der Menge zurief: „'s iſt nichts, wird nichts gereicht — iſt Schade drum, aber Gerechtigkeit muß ſein! Und wer jetzo nicht eiligſt in's Bett ſchlieſt, wird als Ueberſitzer behandelt und an Geld und Leib geſtraft!“ — —

Am Vormittag waren ſchon alle Wirthshäuſer voll, und wer da eine Zunge hatte, erzählte die fabelhafteſten Dinge von Schwarzwebers endlich an Tag gekommenen Miſſethaten und von den ungeheuern Mord- und Leichenkammern, die man, mit Todten vollgepfropft, im dem verwitterten, verwetterten und vergitterten Hauſe des Böhmen gefunden — als Katſcha aus ihrem tiefen Schlafe erwachte.

„Ach, was iſt mit mir geſchehen?“ war ihr erſtes Wort: „Bin ich im Himmel bei euch, o mein Vater, o meine Mutter? Sind das nicht Eure Geſichter, ſo lieb, aber ſo traurig? Flucht Ihr mir nicht mehr? nehmt Ihr zurück das grauſame Wort? O ja, o ja, Ihr thut's, denn Eure Augen glänzen von Liebe, Euer Mund lächelt, und Ihr drückt mir zum Willkomm die Hände ſo warm! Aber kommt doch in meine Arme, Ihr Theuern! Vergebet, vergeſſet! Küßt doch wieder Eure Tochter, und wieder und wieder . . . ſeid herzlich bedankt, und da ſind die Kinder auch . . . und da iſt auch mein Strnad! Ach Wenzl, . . . ich habe Dir, glaub' ich, ſehr wehe gethan . . . aber dennoch vergib, ſo wie dieſe Engel da mir vergeben?“

„Dem Höchſten Lob und Dank!“ hob der Hofrath freudig an, der ſorgſam jeder Geberde der Kranken, ſowie jedem ihrer Worte, die ihm Karluſch verdeutſchte, folgte: „Sie erkennt Euch Alle, und in Liebe iſt ihres Verſtandes Irrſal verwandelt!“ —

„Mama nicht todt . . . Papa . . . Mama!“ fing nun Franziſchek an, und mit Staunen, aber mit beſeligtem, lauſchte ſeinem Lallen die entzückte Mutter: „Welch ein Tag des Segens iſt hier oben angebrochen!“ ſagte ſie verklärt: „Auch das Kind hat die Sprache, und mein Bruder ſteht mir zur Seite . . . und mein Gatte . . . und meine Eltern! O fliehet nicht als Schatten hinweg . . . nicht wahr, nicht wahr, ich träume nicht?“

O nein, o nein; — ſie träumte nicht. Die Eltern, die ſie für Bewohner des Paradieſes hielt, ſtanden lebendig und verſöhnt an ihrem Lager, bückten ſich mild und liebevoll zu ihr hernieder, küßten ihr verzeihend Mund und Wange. — Sie waren vom fernen Prag am ſelben Morgen herbeigekommen, um dem mahnenden Bittſchreiben ihres Schwiegerſohns gleich eine tröſtlichere Antwort zu bringen, als ein kalter bleicher Brief gethan haben würde. Und — weil das Vaterherz, wenn auch ein ſtrenges, dennoch eine Quelle der Zärtlichkeit, die niemals ganz verſiegt, war auch der alte Prager edel genug, ſich an der Reue der Tochter und ihres Gatten nicht zu weiden, ſondern vielmehr die ſeinige, daß er ſo lange unerbittlich geweſen, unumwunden auszuſprechen. Es verſteht ſich, daß das Mutterherz doppelt und vollwichtig wieder an der Tochter gut machte, was bisher verſäumt worden war.

Dafür kam den Biederleuten auch als Lohn und Gewinn, gleichſam vom Himmel herab, die Geneſung Katſcha's und des vielgeliebten, ſchon verloren gegebenen Sohnes Karluſch Wiederkehr. Alle ſeine Briefe waren im Sturm des Kriegs in alle Welt verweht worden, kein einziger in's Vaterhaus gelangt, und längſt beweinten ſie als einen Todten denjenigen, der jetzt, zwar verſtümmelt, aber doch mit ganzem, getreuem und gebeſſertem Herzen vor ihnen ſtand, ihrem Alter ein Stab, ein freundlicher Führer der Schweſter und des Schwagers und der Kinder in die Arme der Eltern.

Und da bald kein Zweifel mehr an der völligen Herſtellung Katſcha's war, und nachdem auch der wackre Arzt Wendel ſeine Bürgſchaft eingelegt für das Leben und die geſunde Fortentwicklung der Kinder Strnads, ſprach der alte Meiſter von Prag ſeine Entſcheidung aus: „Kommt alle mit uns in meine Vaterſtadt, in das alte ſchöne Prag! Karluſch iſt mit mir einverſtanden, dem Strnad mein Geſchäft und meine Kundſame zu übergeben. Ich bin bei hohen Jahren, und will mich pflegen laſſen von der langentbehrten Tochter, während mein Weib als eine brave Großmutter ihre Enkel erziehen wird. Kommt mit, und folgt mir heimwärts aus dieſer Stadt voll Neid und Scheelſucht, wo die Leute ſo leicht von Euch das Schlimmſte glaubten. Und auch die brave Toni komme mit. Wenn gleich hier der Fremde den Einheimiſchen ein Gräuel iſt, ſo ſoll doch das gute Weibsbild da in unſerm altböhmiſchen Hauſe keine Fremde ſein, aber wohl eine Angehörige mit Sitz und Stimme im Rath der Familie. Kommt, kommt!“

So geſchah es bald darauf. Eine lachende Zukunft that ſich vor Strnad und Katſcha auf, nach der argen Noth der letzten Jahre, und was die Eltern gewünſcht, und was der Doktor Wendel vorausgeſagt, traf Alles ein. — Manches Jahr indeſſen war noch in der deutſchen Stadt die Rede von dem „Schwarzweber“ und immer ſchüttelten dabei die Leute geheimnißvoll ihre Häupter, und meinten, es ſei doch in der „Schwarzwebergeſchichte“ lange nicht alles mit rechten Dingen zugegangen. Im

„Schmeck am Becher“ wurde durch ſolches Reden das ehemalige Strnadſche Haus ganz in Verruf gebracht, ſo daß der Nachfolger des Gürtlers daſſelbe verlaſſen mußte, wenn er nicht aller Kundſchaft verluſtig gehen wollte. Obſchon die Stadt ſelbſt nachher das alte Gebäu kaufte, niederriß und an ſeiner Stelle einen Durchgang zum Kanal herſtellen ließ, ſo hieß der Fleck doch noch bis auf die heutige Zeit die „Schwarzweberei“ und die Gäſte im „Schmeck am Becher“ wollten dort häufig um Mitternacht blaue Flämmlein flackern geſehen haben, wie ſie irrlichtelnd auf alten Mordſtätten und über vergrabenen Schätzen umzugehen pflegen.

Wenn aber der gewiſſe Nachbar, den Karluſch auf Strnads Speicher Solo gefangen, an dem öden Platze vorbeiging — der Nachbar hatte mittlerweile geerbt und war ein ehrlicher Kerl geworden — ſo ſagte er öfters ſich ſelber leiſe in's Gewiſſen: „Nun, bei Schwarzwebers bin ich dazumal mit einem blauen Auge weggekommen, und wenn mich ſchon der Strnad nicht bezahlt hat, wie er verſprochen — warum? ich konnte mich ja nicht bei ihm darum melden — ſo hab' ich ihm doch viel zu danken. Das Zuchthaus iſt doch gar ſo wüſt, und ſo ſchön die goldige Freiheit!“

Hoz a mai, domaun a tai.[*]

(Heute mir, morgen dir.)

I.

Studentenbrauch.

„Sieben Nonnen allzumal,
„Lari-rari-lari-ra!
„Standen vor dem Himmelsſaal,
„Juhu-Juhi-Juhu-ha!
„Sieben lange Weiber!“

Juhu! Juha! Spieß' heraus! Nobiles heraus! Pedell 'raus!“

Dieſer Geſang und dieſes Geſchrei ließ ſich in der Stadt Tübingen am Marktplatz beim Brunnen in der Nacht des 20. Novembers 1597 helllaut, von vielen Stimmen ausgeführt, vernehmen, und dazwiſchen klirrten eingeworfne Scheiben zum Boden nieder und manches Studentenrappier machte „Klipp Klapp“ auf den Pflaſterſteinen, daß die Funken davon flogen und die Umſaſſen des Platzes mit Angſt und Schrecken aus ihrem Schlafe erwachten.

Der Anführer des nächtlichen Tumults war, wie immer, ein Früchtlein aus Tübingen ſelbſt, der Sohn des Doktors Hamberger, ein ungefüger unbotmäßiger Burſche, keck und handfeſt wie Keiner auf der hohen Schule, dabei ein Satan an Witz und Verſchlagenheit. Seine Frevelſtreiche waren weit im Schwabenland und außerhalb bekannt.

Der akademiſche Senat hatte allein mit ihm alle Hände voll zu thun. Die Bürger und Bauern, die ſo viel von ſeinen Heldenthaten zu erzählen wußten, hielten ihn ſogar ſteif und feſt für einen Zauberer, weil ſeine Klinge immer am rechten — beſſer geſagt „unrechten“ — Orte einſchlug und jede Waffe gegen ihn nichts verfing. Dem ſei indeſſen wie da wolle: eine gewiſſe Art von Zauberei verſtand er allerdings zu treiben. Wer in ſeine Nähe kam und einmal mit ihm getrunken, wurde eben ſo wie er, und jedes leichtſinnige Bürſchlein ſo zu ſagen ſein Leibeigener. Des Adels grimmiger Feind, hatte Hamberger eine tapfere Rotte von Bürgerlichen um ſich geſammelt, und unter dieſen war nicht der Letzte ein junger Bündner, Georg Radatſch, der gen Tübingen gekommen, das Wort Gottes zu ſtudiren und geiſtlich zu werden. Vor der Hand jedoch führte er ein ziemlich ungeiſtlich Leben mit Bankettiren, Löffeln, Muſiciren auf der wälſchen Geige und mit Händeln aller Art in Städten und Dörfern.

In der angegebenen Novembernacht waren des Hambergers Genoſſen mit ihm zuſammengeſeſſen in einem heimlich gehaltenen Schlupfbiegel; das iſt: ein ſchlimmes Haus, worinnen verbotne Dirnen und verboten ausgeſchenkter Wein, des Kartenſpiels verpöntes Laſter und ſchandlicher Reden und Geſänge Unfug. Nach Mitternacht, als der Wein getrunken, die Dirnen müde getanzt, die Karten zerriſſen und der Schaum des Uebermuths hoch geſtiegen aus dem Pokal der Schlemmerei, ſo daß er nicht mehr Platz haben mochte innerhalb der engen vier Wände, waren die Geſellen in's Freie gezogen, um den Bürgern der Stadt unliebſam genug zu verkündigen, wie luſtig ſie geweſen, wie mächtig ſie getrunken. Das frechſte Lied auf der Zunge, die bloße Wehr in den Fäuſten, zogen ſie umher, herausfordernd ihre adelichen Studiengenoſſen und Feinde, den verhaßten Pedell und ſeine Wächter, den ſchimpfirten und gehudelten Philiſter.

Während von dem Letztern nichts zu fürchten ſein mochte — die Spießbürger befanden ſich wohler in ihren warmen Betten, als draußen auf der Gaſſe — und Pedell ſammt Buchdruckern und Buchbindern, die als Wächter ihm beigegeben waren, ſaßen lieber auf der Rathhausbank bei'm Wein und Würfelſpiel, — geſchah es, daß juſt die Nobiles des Collegium illustre, die Adelichen aus Stift- und Sonderherbergen, den Einfall haben mußten, in geſchloſſenem Geſchwader zu Pferde durch die Stadt zu ſchwärmen.

An ihrer Spitze befanden ſich ein junger Graf von Schlick, ein Haupt-Rumorer, ein Freiherr von Frankenberg, und der verzweifeltſte aller Schläger und Raufer von Adel, der von Weltſch der im Jahr dreihundertundfünfundſechzig Mal wegen Unfugs ,alle Art gebüßt zu werden pflegte. Dieſen ſchlachtfertigen Kommilitonen hing ein redlicher Troß von Ebenbürtigen an: unter ihnen ebenfalls ein Bündner, ein Freiherr Pompejus von Cornär, deſſen väterliches Haus La Turr im Domleſchgthal gelegen; der Nachkomme eines Zweigs der venetianiſchen Cornaro, der ſchon lange in Rhätien anſäſſig und den Vorderſten im Lande beigezählt.

Als dieſe ritterliche Bande von Weitem des Hambergers und ſeiner Zechbrüder Geſchrei gar deutlich vernahm, und wie ſie in die Steine hieben und die Adelichen herausforderten, ſo beſchloß ſie einmüthig, ſolchen Hohn kurz und gut ſelber zu ſtrafen und die Mißhandlung ihrer Ehr' und Wappen unverzüglich abzuthun.

Demzufolge ſprengten die Edelleute, gleich Centauren, das überzechte Fußvolk an und zeichneten ihnen mit den blanken Degen das Deo gratias hinter die Ohren. Die Hambergerlichen hielten ſich indeſſen tapferer als ihre Gegner vermeint hatten. Streich um Streich wurde vergolten nach Möglichkeit und Gebühr. Der Weltſch jagte einen Feind mitten in den Brunnentrog hinein; dafür ſtach der Hamberger dem von Remching den Gaul unter'm Leib zuſammen; Frankenberg zerknuffte ſeinen Widerpart erbärmlich und ſchwor und fluchte dabei gar übel; dafür kam der berüchtigte Magiſter Braſtberger dem jungen Seufft in den Nacken und ſchlug ihn vom Pferde zu Boden; Heldenthat mit Heldenthat aufgewogen.

Einer der hitzigſten von des Hambergers Genoſſame war ein Student in äußerſt keckem und geckenhaftem Aufputz, mit einem langen Federbuſch auf'm Hut, der, ſein Rappier in der einen, ſeine Zitter in der andern Hand, frech und trutzig bei'm Schein der Windlichter, die von den Knechten einiger Junker gehalten zur Balgerei leuchteten, ſich umhertummelte und nicht wenig an Schlägen austheilte, ohne daß ihm ſelber viel geſchah. — „Den bunten Narrn laßt mir!“ rief Pompejus Cornär, da ſchon einer ſeiner Geſellen den langen Federbuſch anrennen wollte: „den hab' ich ſchon lang auf'm Kerbholz. 's iſt mein Landsmann und verſteht mich gewiß am Beſten!“

Mit dieſen Worten ſprang Cornär ab dem Pferde und ging mit Degen und Peitſche dem Bezeichneten zu Leibe. „Heda!“ ſchrie er ihn an und zwar auf romaniſch: „he, holla, Georg Radatſch, betrunkenes Irrlicht, halte Stand und ſprich mit mir!“ — „Wenn Euch die Haut beißt und nach meiner Klinge juckt, warum nicht?“ verſetzte der Andere und fiel aus. Pompejus jedoch, beſonnener als er und nüchtern obendrein, richtete ihn bald übel zu, zerbrach ihm das Rappier, die Zitter in den Händen, ſchlug ihm den ſtolzen Federbuſch vom Hut, ſtürzte ihn ſelber auf's Pflaſter hin und gab ihm die Reitpeitſche zu koſten, indem er mit wahrem Ingrimm in Radatſch's Ohren rief: „Will Dich lehren, Du Bettelbüebli, adeliche Pracht und Geſchmuck zu tragen, Sohn eines Taglöhners und Korbflechters! Lerne Deine Bibel auswendig, Kanzellehrjunge, und ſteck' Dich fein in den Pfaffenrock und das Biret, ſtatt Federn aufzuſetzen wie ein Pfau und Schwert und Zither zu führen wie ein alter Minneſänger. Indeſſen geb' ich Dir den Ritterſchlag, den Du verdienſt, umſonſt, Du liederlicher Gauch, und ſollte Dir die Seel' ausfahren, Du Schänder adelicher Ehre und Sitte!“

Radatſch war ſo gänzlich entwaffnet und wehrlos hingeſtreckt, daß er knirſchend und ſchäumend über ſich ergehen laſſen mußte, was ihm des Junkers mannliche Hand ſchon längſtens zugedacht. Da aber plötzlich die Peitſche des Cornär zerbrach und zum Ueberfluß die Schaarwache von allen Seiten endlich auf dem Marktplatz erſchien, mußte auch des armen Theologen Züchtigung ein Ende nehmen. „Dank' Gott,“ ſchnauzte ihn Pompejus zum Abſchied an, „daß ich nicht Zeit habe, Dich todt zu ſchlagen, Du böſer Bube!“ — „Wohl iſt das gut;“ erwiederte mit ungebeugtem Trotz der beſiegte Radatſch: „ſo hab' ich Zeit, Dir's wett zu machen, Pfauenſchwanz! **Hoz a mai, domaun a tai!**“ — —

Die bewaffnete Gewalt machte ſich nur mit Mühe die ſtreitluſtigen Studenten unterthan. Endlich konnten aber Hamberger und Schlick ergriffen, der erſtere in das Carcer, der zweite nach ſeiner Herberge gebracht werden. Mehrere Rädelsführer, unter ihnen Georg Radatſch, theilten Hambergers Schickſal und erſchienen mit ihm am nächſten Tag vor dem Senat der hohen Schule. Dem Bündner wurde wegen ſchon häufiger Straffälligkeit angekündigt, daß bei nochmaliger Verfehlung gegen Sitt' und Ordnung er unnachſichtlich abgeſchafft werden würde. Worauf Radatſch mit ſeiner gewöhnlichen Hoffart und Frevelmüthigkeit: „Das iſt mir all' gleich. Mit End' Dezembers iſt ohnehin meine Schulzeit um und ich geh' dann heim, um auf die Kanzel zu ſtehen und das reine Evangelium zu lehren. Behüt' Euch darum Gott, Ihr Herren. Ihr habt leicht Geſetze machen, aber mögt ihnen nicht Reſpekt verſchaffen. Warum? Weil Ihr zweierlei Maß und Gewicht habt, für Arme und Reiche, für Edelleut' und gemeine Bürgerſöhne. Was dem Einen hingeht, iſt dem Andern übel. Und ſomit will ich ſelber lieber gehen, eh' Ihr mich ſchicket. Lebet wohl und zürnet nicht!« —

„Der Geſell hätte zum Degen greifen ſollen, ſtatt zur Bibel,“ ſagten, da Radatſch hinausgegangen, die gelehrten Herren Profeſſoren zu einander.

Hierauf entließen ſie mit ſüßeingezuckerten Ermahnungen und vielen Höflichkeiten den Grafen Schlick ,ſeiner Haft, und ſeine Genoſſen aller Unterſuchung.

Gornär, da er wieder in ſeine Stube trat, empfing von ſeinem Präzeptor einen Brief, der mittelſt eilliger Boten aus dem Vaterlande gekommen. Der Brief war von ſeinem ältern Bruder Rudolf und meldete ihm, daß ihr Vater im Sterben liege und das Land großen kriegeriſchen Zerwürfniſſen entgegengehe. In jeglicher Hinſicht ſei daher zu wünſchen, daß Pompejus heimkehre, um das Erb' theilen zu helfen und ſich zu vermählen mit einer Braut, die ihm von der Mutter beſtimmt worden. Die ſpaniſche Partei im Lande rechne ebenfalls auf ihn, der jetzo doch ſchon zu ſeinen Jahren und Studien gekommen, und der verſpreche, ſowohl im Felde als auf Botſchaften an fremde Herren und Mächte ſich tüchtig zu erzeigen.

Pompejus folgte ohne Widerrede und ohne Säumen der brüderlichen Einladung und verließ bald, hoch zu Roß und von Hofmeiſter und bewaffneten Dienern begleitet, die Hochſchule Tübingen. Am nämlichen Tag wanderte auch Georg Radatſch von dort aus, zu Fuße, entledigt des rauferiſchen Junkergewandes, im ſchwarzen Rock der reformirten Theologen, auf dem Kopfe das ſchmuckloſe Biret. In ſeinem Kopfe ſtiegen jedoch abenteuerliche Gedanken und Hoffnungen auf und nieder, und *unter* dem ſchlichten Rock klopfte hoch ein ungeſtümes, vergeltungsluſtiges Herz. Als des Pompejus Geleit wild und wohlgerüſtet auf der Landſtraße an ihm vorbeiklepperte, murmelte Radatſch, Wappen und

Farbe wohl erkennend: „Eile, eile, ich folge Dir mit Weile. Heute mir, morgen Dir!“

8.

Lieben und Werben.

Einige Jahre nach dieſem Auszug von der hohen Schule — an einem Spätfrühlingstage, der aber noch reich mit Blüthen bekränzt war — unter einem herrlich blauen Himmel, zugleich im Schatten einer uralten Linde, deren Schmuck ein nicht viel weniger altes Rhätusbild, ſaß der Pfarrer Georg Radatſch und ließ ſeine Blicke ſchweifen über das herrliche Land zu ſeinen Füßen und ihm gegenüber, ob dem er thronte wie auf einem Königsſitz.

Das Domleichgerthal lag vor ihm ausgebreitet. Unten zog der Rhein hindurch mit friſchen, grünen Fluthen; die ſchwarze Nolla kam jenſeits herab, mit ihm ſich zu vermählen in ſtürmiſcher Umarmung; milder und jungfräulicher ging dieſſeits bei'm Dorfe Fürſtenau die Albula dem Bräutigam entgegen. Der Heinzenberg ſah herüber wie ein rieſiger und feierlicher Zeuge, und Dorf an Dorf, Schloß an Schloß reihte ſich zu beiden Seiten an den Rhein, gleichſam den mächtigen Strom begrüßend bei ſeinem Austritt aus den Einöden des Moſchelhorns, aus den Abgründen der Roffla und der Viamala. — Die Sonne war in aller Pracht hervorgegangen; Alles ſpiegelte und funkelte in ihrem Licht.

Die Linde mit dem Rhätusbilde, der ehrwürdige Baum, unter dem ſchon vor Jahrhunderten das Volk von Scharans Gericht und Rath gehalten, ſtreckte, wie ſehnſüchtig, ihre Arme in die Luft und die Blätter daran zitterten behaglich unter'm Hauch der friſchen, erquickenden Windwehen.

Warum war der Pfarrherr von Scharans ſo düſter und nachdenklich, während die ganze Welt in Freuden ſchwamm? Seine Stirne war nicht hell, ſeine Augen leuchteten nicht wie ehedem. Krampfhaft waren ſeine Hände im Schooß gefaltet, ſchwermüthig lächelte hie und da ſein Mund.

Ihn kümmerte nicht die herrliche Landſchaft, von der er nichts ſah, als ein paar Bäume, die ſich neigten über ein niedrig Dach, auf dem eine weiße Taube ſich ſchaukelte. In der Hütte, zu Fürſtenau gehörig, waren des Pfarrherrn Seele und Herz und Sinnen und Trachten daheim, denn in derſelben hauſte die Tochter eines biderben, aber rauhknorrigen Mannes, der Haue, Pflug und Egge führte, wenn auch einem edeln Geſchlechte angehörend. Im rhätiſchen Lande war von Uralters her ein ſtarkes Volk von Adelichen angeſeſſen; die Meiſten jedoch hatten ſich dem Bauernſtand ergeben, dem einzigen, der ihnen Brod und Obdach ſchaffen konnte. Johann Guler war von dieſen Letzteren. Indeſſen hatte er nur ſein adelig Wappen begraben und im Kern der Bruſt den Adelſtolz behalten. Was ihm davon noch fehlte, beſaß ſein einzig Kind, ſeine Tochter Emerita. Dieſe hauſte mit ihm allein; die Mutter war vorausgegangen in das Land, wo keine Wappen, keine Partheiungen mehr ſind.

Emerita, eine großgewachſene, blonde Jungfrau, mit ihrem weißen blauäugigen Antlitz in's Volk der Walſer ſchauend, das einſt gekommen, Bündens Marken zu bewachen, edel von Zügen und kalt und ſelbſtbewußt von Herz und Seele, war einſt von dem Pfarrherrn von Scharans geſehen worden, da ſie von Fürſtenau heraufgewandelt, um ſeine Predigt zuhören, und von dem Tag an war Georg Ravatſch nicht mehr ſein eigner Herr geweſen. Er war nicht nur verliebt, er war verzaubert in das Mädchen, und dabei blöde zum Erbarmen. Zögernd, zaudernd, zweifelnd verlebte er ſeine Stunden. Er traute ſeinem Sterne nicht in dieſer Liebesſache, und hatte doch nicht den Muth, auf dem verführeriſchen Pfade umzukehren. Wie ging das zu?

Wer hat nicht ſchon, das heilige Reich der Alpen betretend, dieſen oder jenen himmelhohen Berg geſehen, der ſo unendlich emporragt über fruchtbare Thäler, über Wälder von Obſtbäumen, über grüne Halden und reizende Hügel, wo Eichen und Tannen rauſchen, muntre Bäche murmeln, Vögel pfeifen und fröhliche Leute wohnen mit Luſt und Lied? — Auf dem Rieſenberge iſt's anders; dort grünt kein Wald, dort ſtockt im ew'gen Eis die Quelle; kein Vogel girrt dort ſein Liebeslied. Todtenſtille in der Luft und im Geklüft, einen Helm von Schnee über'm Haupt, Gletſcherſchilder an dem rauhen Felſenleibe . . . ſo ſchaut ſtreng und kalt der Berg in die Welt. Er winkt und lockt nicht, er gibt kein gaſtlich Zeichen. — Und dennoch laſſen ſo Viele ſchnöde zurück das Thal, die Halde, den Forſt, um die Spitze des Unwirthlichen in Beſitz zu nehmen. Mag er nebeln und wettern und ſich umgeben mit Sturm und Winterſchauer . . . umſonſt! die Sehnſucht iſt ſtärker als ſein Grimm und ſeine Kälte, und wüßte ſie im Voraus, daß die Rückkehr nicht mehr möglich — ſie wagte den Gang.

So werden Viele geliebt — Männer und Frauen — weil ſie kalt und ſtolz und unzugänglich ſcheinen. So wurde auch Emerita von Radatſch geliebt. Den ganzen Reichthum ſeines Bluts, ſeine ganze Zukunft auf Erden und ſeinen Himmelantheil jenſeits des Lebens würde er freudig an ein Wort der Liebe aus Emerita's Munde geſetzt haben. — Und eben an dieſe Jungfrau, an dieſe eisumpanzerte, dachte er an jenem Lenztage unter der uralten Linde mit dem Rhätusbilde bei Scharans.

Aus dem Felsgebirge hinter Hohenrhealt zitterte ein weit dahinrauſchender Widerhall auf, wie ſie oft im geheimnißvollen Alpenrevier zu vernehmen ſind, wenn irgendwo ſchwere Steine niedergehen, oder eine Spätlawine ſich an dem Bannwald bricht, oder wenn ein Erdſchlipf abſchiebt in die Tiefe und das Geröll mitnimmt ſammt dem Fuchs im Bau. — Jenes Geräuſch ſpaltete ſo zu ſagen wie ein Wetterſtrahl die finſtern Wolken der Sorge und des Kleinmuths, die des Pfarrherrn tapfern Sinn umnachteten

„Es muß ſich entſcheiden;“ ſagte er, entſchloſſen aufſpringend: „iſt denn, was ich begehre, etwas Schandliches, das nicht geſagt werden darf? Mein Herz und mein Haus bedürfen einer Herrin. Ich darf dieſelbe vor aller Welt bei mir einführen. Die Mannsjahre ſind da, das Brod, wenn auch ſchmal, iſt da. Gott und das Vaterland werden weiter helfen. Und ſo ferner, wie die Berner ſagen!“ *)

Raſch, wie er gewohnt, wenn er mit irgend einem Ding in's Reine gekommen, lenkte er an rüſt'gem Stabe den Schritt hinab gen Fürſtenau, und vielleicht iſt noch nie von einem ſtarken Mann zu Fuß die Entfernung von Scharans bis zu der Hütte des Johannes Guler ſo ſchnell gemeſſen worden.

Kaum, daß er vor der Thür ein Weilchen ausgeſchnauft, ſo

---

*) „Was du willſt, das darfſt du.“

trat er auch ſchon mit einem frommen Spruch, wie der Prädikanten Art damals geweſen, in die Hütte ein, wo Emerita ſpann und ihr Vater die Netze richtete, mit denen er zur Abendzeit kleines Wild zu fangen pflegte.

„So fleißig, Vater Hans? ſo fleißig, ehrſame Maid?“ fragte der Pfarrer. Emerita war vom Rocken aufgeſtanden. Guler erhob ſich langſam.

„Man ſtrickt ein Netz und knüpft Schlingen,“ ſprach er, „wenn das Jägervolk davongelaufen und die Hunde verhungert ſind. Vor Zeiten jagten die Guler den Hirſch im eignen Walde. Das iſt vorbei.“

„Vorbei; doch ſeid Ihr, wie ich weiß, auf Eurer Hub zufrieden.“

„Ei wohl; das muß ſein. Wer gäbe mir etwas für meine Unzufriedenheit? Wiewohl . . . wenn man ſeine Sach' beſſern kann, ſo thut man's wiederum gern.“

„Das denk' ich auch;“ entgegnete Georg Radatſch erheitert, da er gefunden, wo er den Faden anzuknüpfen hatte: „Ich ſelber bin in dem Fall. Zwar lieg' ich gut, ſo gut als jetzo in der ſchlimmen Zeit, da unſer Vaterland von Herrenknechten verrathen werden ſoll an fremde Kronen und Gewalt, Einer in den drei Bünden nur liegen mag. Genügſamkeit macht reicher noch als die Pfarrei von Scharans. — Aber doch iſt mir nicht wohl im Pfarrhauſe. Wißt Ihr, Hans Guler, ich fühle mich ſo allein, und es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei, ſagt die Schrift.“

Ein ſcheuer Blick des Radatſch zuckte ſeitwärts nach der Jungfrau hin, die mit niedergeſchlagenen Augen, ohne ſich zu regen, da ſtand, noch eben ſo, wie bei des Pfarrers Eintritt ſie ſich erhoben. Guler haſchte den ſcheuen Blick mit verſchmitztem Lächeln auf und ſagte ohne Umſchweiſe zu der Tochter hinüber: „Du, Rita, hörſt Du wohl? das geht Dich an, was der Pfarrer ſpricht!“

Die Rede war Muſik für des Predigers Ohr, und feuriger ſchaute er, weil freier, das Mädchen an, wie die Sonne thut, wenn ſie vor'm Schlafengehen das Gletſcherhaupt der Alpen beſtrahlt. Doch wartete Radatſch vergebens auf das roſige Verglühen, womit ſich dann das Eisgebirg verklärt. Emerita's Stirne blieb kalt und weiß. Die Augen ſchlug ſie aber in die Höhe, wie auf die gleichgültigſte Anſprache.

In dieſen Augen eben lag für den Pfarrer eine Welt von Geheimniſſen, die er zu enträthſeln begehrte. So nahm er denn, dem Vater dankend für den ſchnellen Uebergang zur rechten Tonweiſe, das Wort herzhaft auf die Zunge, und brachte ohne Schmuck und Zögern ſeine Werbung an.

Radatſch war mit aller Lieb' und Jugend ein Menſch voll Eitelkeit, überſchätzend, was von reichen Gaben der Schöpfer in ſeine Bruſt gelegt; doch überwerthend nicht minder den Rock, den er trug. Daher befremdete ihn nicht allein, ſondern auch verletzte ihn das theilnahmloſe Schweigen, das ſeiner ſchlichten wohlgemeinten Rede antwortete. Emerita hatte keinen Zug verändert. Aber der Vater hatte die faltige Stirn noch mehr zuſammengezogen, rieb ſich die Augenbrauen glatt, ſtrich ſich das ſträubige Haar zurecht, huſtete als wie verlegen . . . aber brachte keine Silbe vor.

»Nun?« hob der Pfarrer mit aufloderndem Blick und ſtrengem Tone an: „was ſoll das Schweigen? Auf eine gute Anred' gehört eine rechte Gegenred'. Schier meine ich, Ihr nehmt mir krumm, was ich geſagt?«

Emerita ſchaute nun den Werber mit ruhiger Kälte an, und ſprach zum Vater: »Macht's doch aus nach Eurem Gefallen mit dem gelehrten Herrn da. Er iſt mir oft genug nachgegangen, daß ich leicht ſpüren konnte, wie ihm um's Herz war; das wißt Ihr längſt. Jetzo macht's aus nach Belieben. Ihr ſeid der Vater, und habt zu befehlen.« — Nach dieſen Worten ſetzte ſich Emerita wieder zur Arbeit nieder.

Hierauf gab der Alte ſeinen Spruch von ſich: Er habe zwar immer die Hoffnung genährt, ſein Kind in ein alt Geſchlecht zu verheirathen, weil der Adel doch ein ſchönes Gut und ein Zeugniß von der Altvordern Tapferkeit. Da jedoch die Zeiten, wie bereits geſagt, immer ſchlimmer würden, auch des Menſchen letzte Stunde unzuverläſſig zu beſtimmen, — da er nicht begehre, einſt ſchnell hinzuſterben und ſein Kind dem Zufall und hartherzigen Menſchen ohne Schutz und Schirm zu überlaſſen, . . . ſo wolle er dem Pfarrer für ſeinen Antrag gedankt haben, und auch denſelben etwa annehmen, wenn ihm genügend erſcheine, was Radatſch von ſeiner Herkunft und Sippſchaft beibringen werde.

Geärgert von des Guler Vornehmthun und Wähligkeit, aber im Nu wieder gefangen von den ſchönen Händen Emerita's, die ſeinen Lebensfaden zu ſpinnen ſchienen, entgegnete der Pfarrer, weit geduldiger als ſeinem brauſenden Jähzorn und hitzigem Kopf zuzutrauen war: „Ich habe meiner Heimath mich nicht zu ſchämen. Ich bin ein Sohn der Alpenwilde von Davos.*)“

„Von Davos! O Jeſu mein! dorther ſtamm' auch ich!“ machte Guler gerührt, und Emerita, von der Spinnerei aufſchauend, ſchien mit etwas mehr Theilnahme den Pfarrer anzublicken, der da getroſt fortfuhr:

„Iſt mir und meinem Heimathort, dem ganzen Zehngerichtenbund eine große Ehre. Mein Vaterhaus ſteht oben am Platz bei St. Johann, benachbart dem Rathhauſe unſerer Landſchaft. So bin ich faſt unter den Pannern des Bundes geboren und auferzogen worden. Mein Vater, geheißen Jörg, ſo wie ich, lebt lang nicht mehr. Meine Mutter, aus dem Bergell abſtammend, halbwälſcher Herkunft, hauſt noch „am Platz.“ Sie mochte nicht mit mir gen Scharans ziehen. Unſer Geſchlecht, wenn ſchon nicht adelig, iſt alt. Unter den Vorfahren meines Vaters iſt Einer geweſen, der auf der „Kriegsmatte“ gegen die Engadiner wacker gefochten und geſiegt hat; es ſind wohl jetzt dreihundert Jahre drüber hingegangen.“

„Auf der Kriegsmatte, dort bei'm Diſchma?“ fragte Emerita's Vater mit aufleuchtenden Augen: „Ein tapferer Tag, ein blut'ger Tag, aber ein Tag des Siegs. Dort hat ein Alter meines Geſchlechts — Hans Guler war er getauft, wie ich — die Bündner angeführt, den Feind auf's Haupt geſchlagen, zwei Panner den Engadinern abgenommen! O, ein ächter Edelmann, bei'm Eid. Gern will ich arm ſein, weil ich doch wenigſtens den Namen dieſes Helden führe. Ja, ja, Herr Pfarrer, unſre Heimath iſt ein ehrlich Land, Ihr dürft Euch deſſen rühmen. Wer unter Hans Guler gefochten, iſt meiner Treu ſchon halb und halb von Adel. Ihr gefallt mir jetzt ſchon mehr, Herr Pfarrer, und meiner Tochter ebenfalls. Nicht wahr, Emerita?“

---

*) Wird ausgeſprochen: Dafaas. Alpenwilde = Hochthal, das nur Matten und faſt kein Ackerfeld hat, und wo das Laubholz ſchon fehlt.

Emerita nickte leicht, und eines Lächelns leichter Schimmer flog ſchnell um ihren Mund.

„O, dieſer Mund, ſo friſch, ſo roth, ſo ſtolz und adelig!“ dachte entzückt der Pfarrherr, ſeines Adelhaſſes ganz und gar vergeſſend.

Guler fuhr fort: „Wenn's wahr iſt, was Ihr Herren ſo oft predigt, daß die Ehen im Himmel geſchloſſen werden, ſo wird ja wohl meine Tochter mit Euch gut fahren. Sie iſt chriſtlich, fromm und arbeitſam. Verſtand, Geſundheit und Kräfte des Leibes ſind ihr beſtes Erbe. Weiter bekommt ſie von mir nichts. Ihr wißt wohl, Herr, daß ich nicht zu den Pfauenſchwänzen gehöre, die ſich Guler ſchreiben, ſo wie ich, und Geld und Gut haben, und bankettiren mit den fremden Geſandten, und Brieflein wechſeln mit dem König in Frankreich und mit dem in Spanien, mit den Venedigern und den Mailändern. Mögen ſie ſchreiben und reiten und handeln und ihr Vaterland am Markt verkaufen — ich will rein ſein von der Keßlerei, die ſie treiben mit den andern Rittern und Reichen in den drei Bünden.*) Darum, Herr, ſo hab' ich nichts, und Emerita hat auch nichts als ihre Unſchuld und ein freies Herz. Sie hat — ich wollte darauf leben und ſterben, Herr — ſie hat noch niemals daran gedacht, einen Mann zu lieben. Iſt's wahr, Rita, oder nicht?“

Emerita ſchoß einen Blitz aus ihren Augen, und warf den Mund empor, als zürne ſie dem Vater ſchon allein um der Frage willen. „Der Pfarrer wird ſchon nach mir gefragt haben,“ ſagte ſie kurzweg.

„Das hab' ich allerdings, Jungfrau,“ entgegnete Radatſch, fröhlich, an dem Ziele ſeiner Wünſche anzulangen: „und wenn's Euch recht iſt, Vater Guler und Euch, Emerita, ſo könnte von heute in vier Wochen etwa unſer Ehrentag anbrechen?“

„Mir wäre es recht,“ meinte Guler. Die Tochter aber ſagte: „Ich brauche mehr als noch einmal ſoviel Zeit, um des Vaters Haus- und Feldwirthſchaft ohne Rückſtand zu übergeben. Wollet drei Monat Friſt ſetzen, Herr Pfarrer.“

„Sei's darum,“ ſagte Radatſch entgegen, der Tochter die

---

*) Keßlerei treiben = nach Aemtern, Gaben und fremden Penſionen jagen.

Hand hinreichend: „Was Dir gefällt, mein Herz, iſt mein Belieben. „Schlag' ein zum Pfand Deiner Treue und Aufrichtigkeit.“

Emerita leiſtete den Handſchlag. „Bedenkt,“ ſprach ſie zu ihrem Verlobten, „daß auch Ihr gebunden ſeid durch dieſen Handſtreich, und daß ich eine an Ehr' und Leumund verlorne Dirne ſein würde, wenn Ihr leichtſinnig mir Euer Wort brächet.“

„Sieh dieſes Kleid an,“ entgegnete Radatſch, auf ſeinen Kirchenrock zeigend, „und frage Dich, ob einem Diener des göttlichen Worts der Treubruch zuzutrauen? Ueber zwölf Wochen alſo frohe Zeit!“

Emerita litt, daß Radatſch einen Kuß auf ihre Stirne drückte, und an ihren Finger den Verlobungsring ſteckte. Der Vater wünſchte Glück zu dem Verſpruch, und in der Seele vergnügt wandelte der Pfarrer wieder ſeinem Hauſe zu.

„Nun, wie gefällt er Dir?“ fragte, ihm nachdeutend, der alte Guler ſeine Tochter.

„Hm,“ antwortete ſie, den Ring in ihre Truhe legend und wiederum zum Spinnen hinſitzend: „Er wird ſchon ein rechter Mann ſein. Ich werd' ihn leiden können; könnt' ihn aber auch laſſen. Der ſchwarze Rock iſt mir zuwider. Was hilft's jedoch, wenn nun eben kein Anderer kommt, als etwa ein Wildhäuer, oder ein Geißenhirt, der keine Kuh vermag? Wenn ich denn ſchon einmal von Euch mich trennen ſoll, Vater, ſo hätte ich viel lieber einen Kriegsmann gehabt. Ein gewappneter Mann bringt Ehr' und Geld und Gut in's Haus, und iſt dem Weib ein Stolz und Augentroſt.“

„Das ſind adelige Gedanken,“ bemerkte Guler beifällig, wiewohl ſeufzend: „aber, Rita, die Zeiten werden immer ſchlechter, und der Vater muß auf die Verſorgung ſeines Kindes bedacht ſein. Das iſt ſo Brauch in chriſtlichen Häuſern und im alten Bündnerland!“

3.

Von dem Bergmännlein und dem Wittwer.

Die Sage geht, daß, mehrere Wochen nach der Werbung des Pfarrherrn Georg Ra[illegible], der Braut [illegible] etwas abſonderliches begegnet ſei. — Wiewohl am meiſten im Prättigäu, ſo iſt doch auch in dem übrigen Bündnerlande die Kunde von den „wilden Leuten“ verbreitet, die in grauen Zeiten alle Gebirge beſetzt gehalten, und bis in ihre letzten Jahre, bevor ſie ganz ausſtarben oder erloſchen, ſowohl in den Erzgruben des hohen Rhätiens, als auch in ſeinen Wäldern, und auf ſeinen Alptriften viel gehandelt, viel gewandelt. Noch heute gibt es in manchen Gerichten alte Männer und Weiber, die in ihren guten Tagen mit eigenen Augen ſolche „Waldfänken und wilde Gaisler oder Küher“ geſehen haben wollen. Ja, Viele behaupten, es gäbe der „wilden Leute“ noch bis zur Stunde.

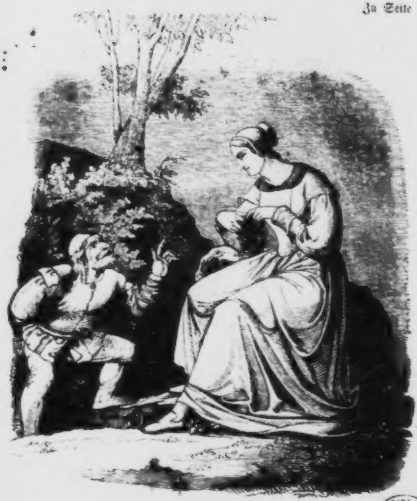
Sie ſind nach glaublichem Bericht von kleiner Geſtalt, nicht wüſt, aber etwas ſpöttlich von Angeſicht, ſchlecht bekleidet, oft nur mit einem Tſchöpli von Moos oder mit einem Fürtuch von Zirbennadeln angethan. Ihre Sprache iſt die älteſte und rauheſte des Landes, gleich wohl verſtändlich. Ob ſie an Gott glauben, weiß man nicht recht; des Teufels ſind ſie auch nicht, aber im Beſitz vieler Geheimniſſe und verborgener Vortheile. Auch ſind ſie meiſtens gutmüthiger Natur, und kommen gar oft freiwillig aus den Bergen, um für die Menſchen zu werken und zu ſchaffen. Die Weiblein der Waldfänken, zum Beiſpiel, beſorgen für die Mütter von vielen Kindern den Stall, die Reinigung des Hauſes und des Leinenzeugs; die Männlein ſtellen ſich zur Sommerszeit ein, um die Kühe zu weiden, um die Gaißen zu führen — und Alles gedeiht unter ihren Händen. Iſt der Sommer herum, ſo geh'n ſie, ohne Lohn zu fordern, wiederum weit aus, wo ſie Niemand mehr ſieht. — Sie ſpaßen und föppeln gern mit den Menſchen, wenn ſie zu letztern in Haingarten kommen*), und erzeigen ſich nur dann böſe, wenn man trachtet, ſie zu fangen und zu binden, wie man wilden Thieren thut. Auch ſtehen

---

*) Zum Beſuch.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Zu Seite 113.



BIBL. UNIVERS. LIPS.

Hez a mai, domann a tai.

diejenigen von ihnen, die in den Gruben wohnen, nicht im beſten Geruch. So ſagen die Bergknappen.

Ein ſolcher wilder Gaisler alſo, geht die Sage, ſei eines Tags zu der Emerita getreten, die juſt an einem Brünnlein geſeſſen und einen Kranz von Waldblumen geflochten gehabt.

„Gib mir den Kranz, Maidſchi,“ habe der Gaisler geſagt, und Emerita geantwortet: „Mit nichten. Der Kranz iſt für meinen Schatz und Verlobten, der Morgen aus Davos zurückkehren wird, wohin er gegangen, um von ſeiner Mutter den Segen zu unſerer Ehe zu erbitten.“

„So?“ lachte der Gaisler: „meinſt Du, er komme wieder, Dich zu heirathen?“

„Ei freilich,“ verſetzte die Dirne: „Sind wir nicht verſprochen und verlobt?“

Der Gaisler lachte wieder wie ein Schelm, ſchaukelte ſich verwegen auf dem Rande des Brünnleins, und ſagte: „Es ſind manche von den Menſchenknaben in die Fremde gezogen, und haben ihren Schätzen Rom und Reich verſprochen, und haben ihnen Briefe geſchrieben voll Herzlichkeit. Weißt Du? So wie's im alten Lied heißt:

> Und wenn der ganze Himmel papierig wär',
> Und wenn jeder Stern ein Schreiber wär',
> Und jeder Schreiber hätt' ſieben Händ'
> Sie ſchrieben doch all' meiner Liebe kein End'!

Und hernach iſt erſt recht nichts geworden aus der Hochzeit? Wer den Mannen traut, iſt ein Gauch. Und Du ſollſt dem Schatz ebenfalls nicht trauen, obſchon er ſeit geſtern wieder daheim iſt; denn er vertreibt ſich mit der Anger-Betbli die lange Zeit, und Du wirſt an ihm einen Mann haben für Viele, aber nicht für Dich allein.“

Zum Beweis habe alsdann — ſo heißt die Sage weiter — der wilde Gaisler die ungläubige Emerita heimlich in's Pfarrhaus von Scharans geführt, und habe ihr dergeſtalt ein Licht aufgeſteckt, daß des Guler hoffärtige Tochter ſogleich den Kranz zerriſſen, und in ihrem Herzen voll Zorn geſagt: „Warte, Du falſcher Jörg! Treibſt Du Dein Sächlein noch ſo fein, wir beide müſſen geſchieden ſein! Heute mir, Morgen Dir! — —“

Wenn man nun auch von dieſer Sage nicht alles glauben will, ſo darf doch angenommen werden, daß Emerita auf andere

Weiſe hinter die Schliche und Heimlichkeiten des zuchtloſen Radatſch gekommen ſei. Denn ſie iſt wirklich eines Tags am Brünnlein geſeſſen, und hat in die blauen Lüfte hinaus — ohne Wehmuth und ohne Thränen — aber mit Rachegefühl in der marmornen Bruſt den Wunſch entſendet: O, daß doch Einer käme, mich zu retten vor dem Allerweltsbuhlen zu Scharans, daß ich nicht zum Spott werde im Lande!

Und ſiehe: kaum hatte Emerita ihren Spruch geendet, ſo ritt auf einem ſtolzen Roſſe daher ein Mann, mit Schönheit und adeligen Kleidern angethan, das Roß mit Silber, der Reiter mit rothem Golde geſchmückt. Aber um ſeinen Hut, ſo wie um ſeine Hüfte war ein Trauerflor geſchlungen, und auf ſeinem Antlitz ſtand nichts als Kümmerniß geſchrieben.

Der Reiter lenkte ſein Pferd zum Brunnen, es zu tränken, ſtieg ab, und nickte gleichſam betroffen und verwundert der Emerita zu, und fragte nach der Heimath und den Eltern der ſchönen ernſten Jungfrau.

Die Letztere, ebenfalls wunderlich erregt und bewegt zu ihrem eigenen Erſtaunen, gab ihm Beſcheid. Den hatte der Reitersmann kaum vernommen, ſo glitt hinweg von ſeiner Stirne die Kümmerniß und voll Freuden ſagte er: „Fürwahr, Emerita, der liebe Gott hat Dich ſchön aufwachſen laſſen zu ſeinem Preiſe. Weißt Du noch, wie wir vor Zeiten als Kinder zuſammenſpielten im Hofe von La Turr; weißt Du? Dort ragt der Thurm des Hauſes der Cornär, und ich, lieb' Mädchen, bin Pompejus Dein Geſpiel und Jugendgenoß!“

Da fiel auch der Emerita die Sorge und der Verdruß von den Augen, wie die Schuppen dem Geblendeten, und froh blickte ſie den Freund an, und entgegnete geradezu: „Grüß' Euch Gott, Junker; habt einen ſtattlichen Mann gegeben, und der Degen und der Federbuſch ſtehen Euch wohl an.“

So grüßten ſie ſich beide mit den beſten Worten, und verhehlten nicht die Freude, die ſie an einander hatten, und ſagten ſich beide ohne Umſchweif, wie ſchön ſie beide geworden, und wie fröhlich das Wiederſehen ſie mache, und wie wohl ihnen die Erinnerung an die Vergangenheit thue, und wie ihnen dabei nur leid ſei, daß etwa die Zukunft weniger ſchön ſein möchte, als die verſchienene Zeit geweſen.

Dem Pompejus ging ein Feuerſtrahl im Auge auf, und er ſagte dreiſt entſchloſſen: „Wär' auch die Zukunft ernſt und trübe, was macht's, wenn zwei Herzen, die ſich verſteh'n und lieben, neben einander aushalten in Luſt und Leid, in Freud' und Noth? Emerita, hat Dein Herz nicht ſchon das ſeinige gefunden . . . nimm meines friſch hinweg; es iſt Dein!“

Worauf Emerita ernſthaft: „Junker, ich bin arm und dem Boden dienſtbar, aber ich hab' edles Blut. Ihr wollt eine Ebenbürtige nicht kränken mit leichtfertigem Scherz und unziemlichen Anträgen? Nur die Ehe macht mich einem Manne unterthan. Ihr ſeid beweibt.“

Pompejus ſchüttelte den Kopf. Emerita ſetzte ſtreng hinzu: „Ihr ſeid's. Hätt' ich den Tag vergeſſen, an welchem Ihr mit prächtigem Geleit Eure Braut vom Haldenſtein nach La Turr geführt? den Tag, an welchem Ihr mit der Braut getraut worden? den Tag, an dem Ihr ſie hinweggenommen in das ferne Land? Die Tage hab' ich mir gemerkt, an meine Kammerthüre angeſchrieben.“

Emerita ſah gleichſam grollend drein. Ihre Hand ergriff der Ritter, und erwiederte: „Die Hochzeit iſt geweſen, die Ehe iſt zu Ende. Die Roſe hat geblüht und iſt zu Grab gegangen. Draußen am Innſtrom, im Engadin liegt ſie verſcharrt, und nicht ein Zweiglein blieb auf Erden, mich lebendig an die Hingegangene zu erinnern. Ich bin Wittwer, kinderlos, allein! . . . Und nun, Emerita?“

Die Trauerſchärpe gab Zeugniß für die Wahrheit ſeiner Rede. Emerita's Auge wurde im Nu um vieles ſanfter; ſie ſprach: „Ich beklage Euch, Herr.“ — „Thue mehr!“ begehrte Pompejus zärtlich.

Da entgegnete Emerita ſeufzend, und forſchend in des Fragers Seele: „Ich bin die Braut des Georg Radatſch.“ Pompejus fuhr wild in die Höhe: „Beim Donner, iſt das möglich? Des trotzigen Bauernjungen, den ich haſſe wie den hölliſchen Pfuhl? den ich ſchon haßte in der roſ'gen Jugendzeit, da man noch Alle lieben möchte, die uns auf Erden begegnen? Nein, nein, das iſt nicht wahr! Und wär' es wahr, das dürfte nicht ſo bleiben. Mein Leben ſetz' ich dran, den Frevler aus dem Weg zu räumen, der mein Wappen zu beſchimpfen, der Dich mir zu rauben verſuchte! — Sag' an, Emerita: wenn ich Dir ſchwöre, Dich zu ehelichen als eine Ebenbürtige, wirſt Du mir trauen? Wird Dein Jugendgefährte Pompejus nicht ſchwerer wiegen auf der Wage Deiner Wahl, als der hergelaufene Bettelbube aus dem Wald da hinten?“ *)

Eine kurze Weile beſann ſich Emerita, nur eine kurze Weile. Dann knüpfte ſie dem Ritter das Trauerband vom Hute, die ſchwarze Schärpe vom Gürtel. — —

Am nächſten Tage ſchon fragten ſich die Leute in den Nachbarſchaften von Fürſtenau und Scharans verwundert: „Wohin iſt denn Gulers Emerita gekommen? Der Pfarrherr ſtreift wie ein Wehrwolf ab und auf, ſeine Braut zu ſuchen, und er ſtreift vergebens? Der alte Hanns möchte verzweifeln und ſchreit nach ſeiner Tochter, und er ſchreit umſonſt?“

Erſt längere Zeit nachher kam Botſchaft vom Schloßvogt von La Turr, daß ſein Herr Pompejus des Guler Kind auf ſein feſtes Haus im Engadin entführt, daß Emerita dort zum alten Glauben zurückgetreten und des Cornär ehelich Gemahl geworden. — Nach einigen heftigen Zweigeſprächen waren Radatſch und der alte Guler geſchiedene Leute. Der Letztere tröſtete ſich, und nahm ein Weib, um die Tochter zu erſetzen. Radatſch that nicht desgleichen: er verſchwor die Ehe auf ewige Zeiten, aber der Rache leiſtete er den Eid, den unwiderruflichen, und gab ſich ihr zu eigen mit Seel' und Leib. — Darum warf er von ſich den Kirchenrock, verließ plötzlich das ſtille Scharans, und ſtürzte ſich zu Chur in das Getümmel der Partheiungen, das Schwert ergreifend ſtatt des Hirtenſtabs.

4.

Böſe Zeiten.

Wie es zu jenen Zeiten in den drei Bünden ausgeſehen, kann ausführlich hier nicht geſchildert werden. Es genügt zu [illegible], daß es ſchien, als wäre die alte heidniſche Furia Eris zur Erde niedergefahren und habe den goldenen Apfel mitten in das rhätiſche Gebirgsnetz hineinfallen laſſen, aller Welt zur Verſuchung. Oder aber es ſei ein allgemeiner Wahnſinn wie eine

---

*) Der Name Davos kommt von dem Worte: davau = hinten.

Peſt in's Land gekommen, und gaukle den Inſaſſen tauſend aberwitzige Träume in's Hirn, und reiche ihnen, um ſie unrettbar zu verderben, alltäglich ein ander Spielwerk, ihre grauſame Thorheit zu vergnügen. — Allerdings war eine Peſtilenz von außen in's Herz der Bündnerberge eingebrochen; man nenne ſie, wie man wolle: fremdes Laſter, fremdes Gold, fremde Heuchelei, fremdes Gift unter allerlei Geſtalten. Die mächtigen Staaten des Welttheils bekümmerten ſich bald mehr um das arme Rhätien, als wie um ihre eigenen geſegneten Provinzen. Das arme Bergland war ja der Schlüſſel zum Lande jenſeits der Alpen, nach dem Frankreich und Spanien trachtete. Venedig und Mailand zerrte und drängte nach der Reihe an den Bündnern. Die Einen wollten freien Paß haben, die Andern denſelben verwehren. Dieſem und Jenem gefiel das Veltlin, worinnen die Bündner Hoheitsrechte ausübten. Nach der Reihe ſchmeichelten die fremden Mächte den Bünden, oder drohten ihnen; um die Wette ſäeten ſie Gold in das Felſenland, und ſiehe: es brachte Früchte. Es ſchuf, ſo viel der Mächte warben, ſo viele Partheien in dem alten Freiſtaat. Darüber kam das Vaterland ſelber an den Rand des Verderbens. Die alte fromme Sitte der Väter ging den Vätern nach; Uebermuth, Schwelgerei, fremder Prunk und daneben fremde Dienſtbarkeit rückten an die Stelle ein. Die Großen im Lande, als Knechte der Fremden, mit Penſionen, Ehrenämtern und ausländiſchen Sitten ausgerüſtet, knechteten ihr eigen heimathlich Volk, wo ſie nur konnten, und mißbrauchten es zu ihrem Dienſte, deſſen Götze oder Herr mit jedem Tage wechſeln konnte, je nachdem Einer mehr Geld zu ſpenden, oder mehr Furcht zu erregen verſtand. Darum wußten bald nicht Volk, nicht Führer mehr, was ſie wollten und ſollten; darum thaten ſie bald nur fauſtrechtlich, was ihnen beliebte und was ihnen glückte. Livrei und Altar wurden gewechſelt nach Gefallen, heute ein Geſetz gemacht, morgen daſſelbe mit Füßen getreten, heute ein Mann des Volks auf den Händen im Triumph getragen, morgen derſelbe Mann dem Henker überliefert. — Mit einem Wort: die traurige Zeit, die ſchreckliche Vorläuferin des dreißigjährigen Kriegs hatte alle ihre ſichtbaren Schrecken und Kämpfe, dem übrigen Europa gleichſam zum Exempel, auf dem engen Boden Rhätiens zuſammengedrängt. Kein Leben mehr war ſicher, kein Eigenthum verbürgt, das Heiligſte unaufhörlich gefährdet. — Wer hätte da mahnen, wer da richten und gleichen ſollen? — Die es gekonnt hätte, die große Verbrüderung der Eidgenoſſenſchaft, mit der die Bünde in Rhätien durch Schwur und Brief ſeit Langem ſchon geeint waren, ſah entweder dem Unfug in dem Genoſſenland müſſig, wenn nicht mit Schadenfreude zu, oder tappte unbeholfen und zur unrechten Zeit in die beiſpielloſen Verwicklungen, die ſich auf jenem Schauplatz der Beſtechlichkeit, der Lüge, des Aufruhrs, der blinden Partheiwuth und des Kirchenhaders ergaben. Die Eidgenoſſenſchaft lag in derſelben Schule krank, und zudem mußte leider erfüllt werden, was von der Zeit, die da kam, ſchon lang [illegible]n voraus verkündet worden. Das Schickſal geht eiſern ſeinen Gang. —

Wenn Pompejus Cornär mit ſeinem Bruder Rudolf und den meiſten ſeiner Stammgenoſſen und Blutsverwandten der Mailänder-Sache anhing und von Spanien Gaben und Ehren genoß, ſo war Georg Radatſch natürlich in die Reihen derer getreten, die es bald mit Frankreich, bald mit Venedig oder deſſen Verbündeten hielten. Unter *einer* Fahne konnten die beiden Feinde nicht gehen. — Dazumal hatte die Krone Frankreich gute Zeit in Bündten. Nach dem Willen ihres Geſandten zu Chur ging beinahe Alles aus. Aber auch dieſem ſchlug nach wenig Jahren ſeine Stunde in Folge des blutigen Strafgerichts zu Thuſis, wo die Saiten allzuhart geſpannt worden waren, und worauf das Volk der Bünde zum Theil zur Beſinnung, zum Theil in maßloſere Verwirrung kam.

Die Willkür der Ueberſpannten und Gehetzten am Ruder des Freiſtaats hatte zu Thuſis gefoltert, gemordet und Viele der Erſten im Lande geächtet und gebannt. Georg Radatſch, ſchon ein Führer bündneriſcher Schaaren geworden, ſah das Morgenroth des Tags der Rache vor ſeinen entzückten Augen aufgehen, denn Cornär und viele andere der Freunde Spaniens waren auf die Liſte der Verfehmten geſetzt worden; ſie ſollten gefangen, ihre Schlöſſer gebrochen werden, und mit Sturms-Gewalt zogen die Vollſtrecker des Urtheils an der Spitze zahlreicher Fahnen in's Engadin hinauf, um zu thun, wie geboten. Radatſch war unter ihnen und keiner der Langſamen im Zuge. Er hatte ſchon Jahre lang auf den Tag gewartet. — Da ſie aber kamen vor Wildhaus, worinnen Pompejus ſeit ſeiner Hochzeit mit Emerita fortwährend gewohnt hatte, — Geſchütze und Zündſtricke waren ſchon bereit, die

Schwerter blank, die Mordbeile ſcharf geſchliffen — ſo war der Vogel aus dem Neſt geflogen, und ſein Weib mit ihm, und auch mit ihnen der Knabe, den Emerita ihrem Gatten vor Kurzem geboren. — An den Marken von Tirol, wohin die Geächteten ſich geflüchtet, zerſchellte die Wuth ihrer Verfolger, und Radatſch war um die Freude gebracht, ſeinen Feind im Kampfe zu erlegen, deſſen Weib zu demüthigen, deſſen Kind als Beute hinwegzuſchleppen.

Dazwiſchen — wie geſagt — kam auch das Volk der Bünde hie und da zum Bewußtſein deſſen, was ihm noth that. Es ſah an manchen Orten ein, daß mit eitler Grauſamkeit nichts gerichtet werde, daß Blut eine böſe Saat, Verweiſung in's Elend ohne ehrlichen Rechtſpruch ein gefährlich Ding ſei. — So kamen denn die Strafgerichte von Chur, von Ilanz zu Stande, auf denen viel am Urtheil des Gerichts zu Thuſis reformirt, und unter andern Verbannten auch Pompejus Cornär wieder in's Vaterland zurückberufen wurde. Er kam zwar, aber vorſichtig, einzeln, mißtrauiſch, wohl auf ſeiner Hut.

Auf einer Seite übte er da unnöthige Vorſicht. Gerade um dieſe Zeit war Georg Radatſch mit ſeinen Banden in's Veltlin entſendet worden, zur Streife durch die Herrſchaft Sondrio und durch die Grafſchaft Cläven. Viele Meilen Wegs und hohe Berge trennten die Feinde. Aber, gleich als ob Georg an ſeiner Statt einen Racheengel als ſeinen Boten entſendet hätte in ſeine Heimath, um neu zu entflammen die hinſterbende Wuth und Zwietracht im Lande, ſo war die Alpenwildene Davos dasjenige Revier, das wiederum ein Aufgebot zum Bürgerkrieg ergehen ließ.

Viele der Gemeinden aller Bünde hatten Davos zum Sitz des höchſten Spruchgerichts für ſelbiges Jahr erkoren; auch war Davos der bisher beſtandenen Ordnung zufolge an der Reihe. Dennoch waren die Richter zu Chur zuſammengetreten. Das ärgerte die Davoſer, und von allen Seiten gehetzt und aufgewiegelt ſchloſſen ſich an die Davoſer das Münſterthal, das Engadin, das Prättigäu und viele andere Gemeinden aus dem Zehngerichten- und dem grauen Bunde, um das unparteiiſche Gericht zu Chur zu ſchwächen und es mit Gewalt der Waffen auseinander zu ſprengen. Mit Heeresmacht lagerten ſie ſich unfern von Chur an der Brücke, die über die Landquart geht. — So folgte auf kurze Vernunft und Ruhe neuer Zwieſpalt.

Jedoch, mitten auch in dieſem Wirrſal verläugnete ſich der urſprünglich geſunde Sinn des Volkes nicht. Die Gewaffneten an der Landquart, während ſie den Spruch der Churer vernichteten, die Urtheile von Thuſis auf's Neue aufleben machten, gaben ein Geſetz, zufolge deſſen ein Geſandter irgend einer fremden Macht in den Bünden ferner nicht geduldet werden ſollte. Dieſes Geſetz wies den Franzoſen Gueffier aus Rhätien hinaus, und er ging ergrimmt. Das Gericht in Chur, überwunden, legte ſeine Gewalt nieder. Die Fahnen des Bundes zogen gen Davos, wo andere Rechtſprecher im blinden Stolz und Uebermuth des Siegs Alles, was ihre Vorgänger in Chur gethan, aufhoben. In Folge deſſen floh Pompejus Cornär, ſo wie Alle thaten, die wieder aus der Banniſirung heimgekommen, abermals vom Lande weg, diesmal in die Eidgenoſſenſchaft, auf Umwegen ſpäter wieder nach Tirol.

Radatſch, da er bei ſeiner Ankunft aus dem Veltlin von Pompejus' Flucht gehört, ſagte traurig und unwirrſch: „Wär' ich nur bei Handen geweſen! Er wäre mir, bei Gott, jetzo nicht mit heiler Haut über die Berge gekommen! Doch iſt morgen auch ein Tag. Heute mir, morgen dir.“

So gingen wieder Jahre hin mit Wechſelfällen ernſteſter Art; Pompejus' Knabe war indeſſen geſtorben, nach geraumer Friſt der bedrängte Vater mit einem zweiten Knäblein erfreut worden. Aber auch ſeine andern Angelegenheiten gingen, wie die ſeiner Mitgenoſſen im Elend der Verbannung, einen erfreulichern Gang.

Georg Radatſch, nun ſchon ein ſelbſtſtändiger Hauptmann und Befehlshaber einer Fahne, die an Wagniß mit jeder kriegeriſchen Schaar es aufnahm, — wohlgenannt unter den ſogenannten Vaterlandsfreunden, — hatte einen zweiten Zug nach dem Veltlin zu beſtehen, das ſich gegen ſeine bündneriſchen Herren empört hatte; ein Aufruhr, deſſen Signal der große Mord zu Sondrio und an andern Orten im Unterthanenlande geweſen.

Zur ſelben Friſt jedoch brach Pompejus Cornär mit ſeinem Bruder Rudolf an der Spitze von fremden Mannſchaften in's Münſterthal, woſelbſt er heimliche Verſtändniſſe unterhalten, woſelbſt er den Sieg errang. Der ganze obere oder graue Bund fiel den Siegern bei. Die alten Orte der Schweiz ſchickten den Anhängern Spaniens ein kleines Heer als Zuzug. Pompejus

Cornär mit der Faktion der Planten hielt ſich mitten im Lande, Recht und Reſtitution begehrend, Rudolf befeſtigte ſich im Engadin. In Thuſis wurde der alte Bundesbrief neu beſchworen, Vergeben und Vergeſſen zugeſagt, der Strafgerichte zu Thuſis und Davos Urtheil umgeſtoßen, ſpaniſcher Eingebung zufolge der Krone Frankreich geſchmeichelt, den Venetianern dagegen Hohn geſprochen. Die Gegner in den andern Bünden, überflügelt von der Allgewalt der plötzlichen Umgeſtaltung und mit Recht eine Auflöſung des Freiſtaats befürchtend, mußten, wenn ſchon der Republik Venedig, als dem Gegengewicht des ſpaniſchen Einfluſſes, zugethan, zum böſen Spiele gute Miene machen, — boten zur Verſöhnung ihre Hände und hofften, ſo wie die Spaniſchgeſinnten auch, an dem franzöſiſchen Geſandten einen Vermittler zu finden. So kam's, daß ſie zuerſt ihr Werk zerſtörten und den ſo ſchnöde fortgewieſenen Gueffier wieder mit Bitten in's Land riefen und ihn gleichſam fußfällig empfingen, da er kam, hoffärtiger als je.

Dieſer Schritt, von dem grauen Bund und ſeinen Hülfsvölkern eiferſüchtig angeſehen, machte plötzlich alle Hoffnung auf Vergleich und Verſöhnung zu nichte. Gewaltthaten folgten von einer wie von der andern Seite. Dazu kam noch, daß die Bündner-Truppen, ihre Sache ſelber ſchnöde aufgebend, völlig aufgelöſt aus dem Veltlin, wo ſie nicht glücklich geweſen, heimkehrten; daß hingegen vom Münſterthal der Feind immer tiefer in's Land eindrang.

Georg Radatſch, auf ſeinem Heimweg, allein mit wenigen Getreuen, begegnete unfern vom Domleſchgerthale einem verwilderten Menſchen, einem Landſtreicher völlig ähnlich, der am Wege ſaß, als ob er auf ein Almoſen oder auf einen Raub laure. Ihm ſcharf in's Auge blicken und ihn ſogleich erkennen, war eins. —

„Woher, Freund Hamberger?“ fragte der Hauptmann überraſcht und dem Landſtreicher die Hand darſtreckend. „Es ſind manche Jahre an uns und zwiſchen uns durchgelaufen und dennoch weiß ich recht gut, wer Du biſt. Wie kommſt Du hieher? Kann ich Dir dienen und womit?

„Grüß' Gott, Radatſch;“ antwortete der Hamberger ohne ſonderliche Freude; als ein ausgemachter Strolch, der ſeine Freunde und ſeine Schuhſohlen unbekümmert liegen läßt, wo ſie eben von ihm fallen oder Abſchied nehmen, und dem Alles gleichgültig geworden. „Pro primo komm' ich von Tübingen, wo mich der Senat, der ſelbſt kein Hexenmeiſter, für einen ſolchen ausgegeben und deshalb prozeſſiren wollte. Pro secundo hab' ich nichts, als was ich auf dem Leibe trage. Die geſchickteſte Katze, wie Du ſiehſt, fängt darinnen keine Maus. Pro tertio brauch' ich Geld und Brod, und wenn Du mir beides geben kannſt, ſo iſt mir's lieb. Ich will, denk' ich, nach Rom wandern, aber dazu muß ich pecuniam haben, oder Hambergerle macht, weiß Gott, einen ſchlechten Streich."

Radatſch befahl ſeinen Begleitern, voraus zu eilen und den Imbiß zu beſtellen. — Nur ein einziger, ein Fähndrich, blieb bei'm Hauptmann und ſetzte ſich in die Strahlenglut der Sonne, während Radatſch mit Hamberger plauderte. Denn es war ein kalter Morgen und im Schatten nicht gut ausruhen.

Indeſſen ſagte Radatſch lachend: „Hambergerle wird nichts bei uns zu ſtehlen finden. Unſere Hütten ſind ſchon leergeräumt von Freund und Feind, und unſere Herren ſitzen in ihren reichen Schlöſſern eingeriegelt."

„Ha!" machte Hamberger leichtfertig: „wenn ich in der That ein Magus wäre, wie die Mauleſel von Tübingen mir auf den Kopf zuſagten, wie wollt' ich die Riegel und Schlöſſer aufthun! Ja, eine ſchwere Belohnung von Euerm Lande ſelber — Bürger und Bauern und Herren und Pfaffen würden dazu ſteuern — wollt' ich alsdann zu gewinnen wiſſen, neben der andern Beute, die mein wäre und bliebe."

„Du? ein Fremdling? ein Ehrengeſchenk vom Bündnerlande?" fragte Radatſch verwundert.

„Ei ja," machte wieder Hamberger: „ich brauchte nur dem Pompejus Cornär ... Du kennſt ihn noch bon draußen her? — den Hals abzuſchneiden. Der Hals gälte viel an Geld und Gut. Erſt geſtern hab' ich zu Katzis und zu Bonaduz auf meinem Wege hieher genugſam vernommen, wie froh alle Bündner und alle Partheien wären, wenn der Landesverräther abgethan würde, der den Feind in's Herz des Landes geführt. Zu Grüſch im Prättigäu ſollen ſich Viele zuſammengeſchworen haben, ihn todt zu machen, und wenn ich wüßte, ihm ſo nahe, es anzuſtellen ..."

„Heb's Maul zu!" unterbrach ihn Radatſch heftig, deſſen braun Geſicht gallengrün unterlaufen war, ſeitdem er des Cornär verhaßten Namen gehört: „laß mich fragen. Der Pompejus noch im Lande? Wo ſitzt er denn, wenn uns ſo nahe?“

„Auf La Turr,“ verſetzte Hamberger und deutete obenhin über den Rhein: „dort drüben irgend muß das Neſt liegen.“

Worauf Radatſch noch ungeſtümer, aber heimlicher: „Freilich liegt das Neſt dort, und wo mein Finger hinzeigt, ſiehſt Du des Thurmes Spitze. Dort ſitzt er? Ei, da wär' ja nur ein Stündlein hin; für eifrige Leute ein klein Stündlein, 's hat's nicht der Fuchs gemeſſen. Dort können wir über das Waſſer … es könnte ſein, Hamberger, daß Du heute noch Deinen Mordpfenning verdienen möchteſt! Bei'm Donner und bei'm Strahl! die zu Grüſch zuſammengeſchworen haben, ſollen um ihre Freud' geprellt ſein!“

Radatſch ſprang auf, lief ein paarmal wie ein Narr hin und wieder, trat dann entſchloſſen zu dem Fähndrich und predigte geraume Zeit in denſelben hinein. Der Kriegsmann hörte ſtille zu und antwortete nach vollendetem Vortrag: „Meinetwegen, ich bin dabei. Es belangt mich, für's Vaterland was zu thun, und wenn keine Gefahr dabei iſt …?“

„Dafür haben wir Augen und Ohren und nehmen den Verſtand in die Hand;“ entgegnete Radatſch: „ich wette, daß in La Turr der Mann uns ſichrer iſt, als irgendwo. Ich kenne den Ort und die Gelegenheit. Brecht auf, ihr Freunde. Will's Gott, ſo wetzen wir Soldaten durch die Patriotenthat die Veltliner Scharte von unſerm Degen, und der Fremdling da, der uns den Weg gewieſen, trägt ein reiches Gaſtgeſchenk aus unſern armen Bergen nach Italien hinüber!“

5.

Böſe That und Saat.

Das „La Turr“ der Cornär ſteht heute nicht mehr. Zur Zeit jedoch, da es aufrecht, war's eher ein ländlich Herrenhaus zu nennen, als ein Zwingthurm. Ein ſchmaler Hofraum, eingefaßt von mäßig hohen Mauern mit halbverfallenen Zinnen; umher ein Graben, zur Hälfte ausgefüllt und in Gartenland verwandelt. Im Hof das Stallgebäu, daneben Küchenkammer und

Kellerei. Damit verbunden das Haus ſelber, unten weit gewölbt, in deſſen Oberſtock die alte Wendeltreppe führte. Der obere Stock, ein großes Gewölbe, wie das Erdgeſchoß, jedoch erhellt von vielen Fenſtern und zierlich geplattet, auch zum Theil vertäfelt, war nach dem' Brauch der alten ſchlichten Zeit und Sitte zugleich der Saal, die Küche, -die Wohnſtube des Hauſes. Unter dem großen Herdmantel im Hintergrunde wurden die Speiſen bereitet und das Geſinde verköſtigt. Wo das Getäfel an den Wänden hinlief, ſtand die Tafel von Eichenholz für die Herrſchaft und für ihre Gäſte; der Schenktiſch mit ſeinen Prunkgefäßen; das Büchergeſtell und der Schrank, worinnen Karten, Würfel, Schach- und Brettſpiel eingeſchloſſen. Die Truhe der Hausfrau und ihr Werkzeug hatten daneben ihren Winkel, ſo wie die Spielſachen und niedern Seſſel der Kinder. Das aufgeſchichtete Herdholz, die vielerlei Geräthſchaften der Knechte und Dirnen zum Dienſt des Hauſes — Alles hatte ſeinen Platz und ſeine angewieſene Stelle in dem weiten Raum. Dem Herde gegenüber endlich öffnete ſich eine ſchwere Thür in's Innere des eigentlichen alten Thurms, von dem das Haus ſeinen Namen hatte, und der, wenn der Sage zu glauben, ſchon von den Römern erbaut worden war. Fünf oder ſechs Stufen, breit aber dunkel, führten in den Thurm hinauf, wo die Schlafkammer des Herrn, der Frau, der Kinder und des Kammergeſindleins zu finden. Ein ſchmales Leiterlein führte dann noch auf den Zinnenplatz des Thurms, wo bald der Maibaum ragte, bald die Fahne des Geſchlechts flatterte; wo an Feſtabenden Pechpfannen ausgehangen wurden, im Sonnenſchein die Wäſche und an gewöhnlichen Wintertagen das Wild und das Gefieder, die aus Forſt und See und Strom der Edelmann zur Luſt und Nahrung heimgebracht. — So war beſchaffen das Herrenhaus von La Turr, deſſen Zugbrücke lang in einen feſten und breiten Steg, deſſen Fallgatter und Eiſenthor längſt in die behäbe, aber friedliche Pforte eines Pachthofs umgeſtaltet worden waren.

Und über den Steg hinaus trabten in den Morgendampf und Morgenſtrahl ſtattliche Reiter, mit grünen Zweigen geſchmückt, und die Hunde bellten nebenher und voran blieſen ein paar muntere Hörner zum Forſt, zur Jagd.

Drei Männer, die ſchon von fern den Jagdzug gewahrt, duckten ſich in das Geſtrüpp am Wege und ließen vorüber, was vorüber wollte. — „Er iſt nicht dabei, Gottlob!“ ſchnaufte der

Eine der Männer, Georg Radatſch: „ich hätte mich mit dem eignen Schwert umgebracht, wenn auch diesmal meine Luſt zu Schanden geworden wäre!“

Die drei Männer krochen wieder auf den Weg, und da ſie um die letzte Ecke traten, keuchte ihnen ein Knecht, der ſich mit einem Hunde verſpätet, entgegen.

Der war ein Burſche von Rhazüns, den Radatſch aus früherer Zeit wohl kannte. — „Durslo!“ redete er ihn auf romaniſch an: „wer ſind die Herren, ſo dort auf die Jagd reiten?“

„Der Rudolf Cornär,“ entgegnete der Durslo: „mein Herr, der Wallendar von Rhazüns, der alt Landvogt Khuen von Mätſch; dann ein paar junge Flugi und noch Einer von Silvaplan, den ich nicht kenne. Wir ſind bei'm Pompei Cornär ſeit geſtern zu Gaſt und haben uns bei'm Frühſtück zu lang aufgehalten. Pompei iſt unwohl, hat Arznei genommen und ſitzt daheim, der einzige Mann im Hauſe, zu Abend uns erwartend. Der Schwarze hol' aber die Jagd und den Hund da, die widerſpenſtigſte Beſtie in der ganzen Chriſtenheit. Er iſt dem Khuen, der Hund, und wenn mir, was leicht geſchehen, das Thier ausreißt, ſo werd' ich drum gebüßt am Leib. Es ſetzt dann Schläg' und Grobheit.“

„Schläge und Grobheit einem freien Mann? Laß *mir* den Hund, Durslo;“ ſagte Radatſch treuherzig: „ich auch bin geladen zur Jagd und will dem Khuen den Hund ſchon bringen. Wärſt Du aber ſo gut und gingſt hinauf zum alten Guler-Hans und brächteſt ihm gute Zeit vom ſchwarzen Jörg, und er möchte doch zu Mittag in La Turr eintreffen? Seine Tochter erwarte ihn. Willſt Du, Durslo? Da haſt Du ein Trinkgeld.“

„Bei Gott,“ machte Durslo: „Lieber will ich zum Guler laufen, als mit dem Hund mich umtreiben. Ich gehe, Herr. Wir müſſen uns ſchon wo geſehen haben, nicht wahr?“

„Beim Schöli, denk' ich, zu Rhazüns. Geh' nun jetzt mit Gott. Ich will mit dem Hund ſchon fertig werden, und auf Wiederſehen zu heute Nacht!“

Ohne Umſtände nahm Radatſch aus den Händen des guten einfältigen Burſchen den Strick des Hundes, und Durslo eilte, was er konnte, rechts ab, der Halde zu.

„So werden wir doch nicht verſchwätzt bei den Jägern,“ ſagte Radatſch hinter ihm leiſe her zu ſeinen Begleitern, „und können unſre Sach' in Ruhe abthun.“

Finſtern Augs winkten ihm die Gefährten zu und nach einigen Schritten ſtanden ſie am Steg, vor dem nur leicht angelehnten Thor von La Turr.

Radatſch hielt an. Noch einmal ſprach mit ihm ſein guter Engel. — „Durch dieſes Thor,“ ſagte der Hauptmann bewegt, „bin ich als Knabe, da ich zu Thuſis lateiniſch lernte, manch liebesmal eingegangen, und der alte Cornär hat mir, dem bettelnden Studentlein, manch Stück Brod und manchen Silberling geſchenkt. Ein frommer Mann, Gott hab' ihn ſelig.“

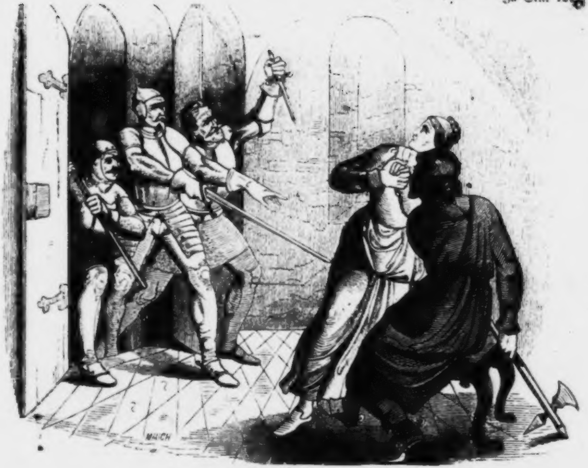
Der Fähndrich fühlte eine menſchliche Regung. „Jörg,“ hob er an: „der Alte iſt Euer Wohlthäter geweſen und wir gehen jetzo, ſeinen Sohn . . .?“

„Pah, pah,“ machte Hamberger, dem um ſeinen Sündenſold bange wurde, „der Sohn iſt nicht der Vater; gelt, Georg, gelt? was hat Dir der Sohn gethan? weißt Du noch? he, weißt Du? Ich weiß es noch, und mir wurd' es nur erzählt und ich hab's nicht erlebt!“

„Ha,“ verſetzte Radatſch, ſeine Bewegung überwältigend: „ob ich's noch weiß? Er hat als Bube ſchon mich mit Steinen geworfen und verwünſcht das Almoſen, das mir ſeine Eltern reichten. Pah, ſie ſind beide todt, und das Vaterland iſt mehr werth, als ihr Angedenken. Friſch, meine Freunde. Wenn meine Ahnung Wahrheit iſt, ſo finden wir unſern Mann an ſeinem Herd. Sorgt nur, daß er nicht in den Thurm entkomme. Dort wäre er ſicher vor unſern Streichen.“

Keck ſchlug er den Thorflügel zurück, zerrte den Hund in die verlaſſene Stube des Thorwärters, ſchob dort den Riegel und ſchritt voran, der Wendeltreppe zu. — Auf den Zehen folgten ihm die Genoſſen. — Leiſe die Stiege hinan, einen Blick durch die klaffende Thürſpalte gethan, noch ein Wink den Geſellen — und mit auslodernder Wuth, die blanke Wehr in der Hand, brach Radatſch in den Saal hinein.

Pompejus ſaß am Eichentiſch, in einem Buche leſend. Am Herd handthierte eine Magd, ein Lied vor ſich hinträllernd. Aber in ihrer Kehle erſtickte alſobald der Geſang, da ſie des Wüthenden anſichtig wurde, der ſchnurſtracks auf Pompejus zufuhr und ihn anſchrie: „Hund von einem Junker, die Rache hinkt, aber ſie kommt doch unverhofft. Fall' und ſtirb und ſtrecke Dich, Verräther!“



Hoz a mai, Domaun a tai.

Pompejus war entſetzt in die Höhe geſprungen; aber ſchon ſaß ihm der langen Klinge Schärfe in der Schulter. Verzweiflungsvoll aufſchreiend fuhr der Verwundete zurück und erfaßte eine Axt, die unfern an der Mauer lehnte. Die Waffe ſchwingend jagte er wie ein Sturmwind durch die Halle, der Thurmpforte entgegen. Aber da ſtand Hamberger und wehrte ihm die Flucht mit Lebensgefahr. Der Fähndrich überrannte ihn ſogleich, ſtieß ſeinen Degen ihm in den Leib. — Noch einmal ſchnellte Pompejus empor und flüchtete mit Mordgeſchrei dem Herde zu, ſich in dem daneben gähnenden Kamin zu verbergen. Dort aber traf ihn noch einmal und zwar zum Tode des Radatſch Schwert. Den ſich bäumenden und in Todeszuckungen krümmenden Leib zerrten die Mordbrüder aus dem Kamin hervor, warfen ihn auf's Geſicht zur Erde nieder und mit der dem Aermſten entfallenen Axt ſpaltete der grauſame Hamberger deſſen Rücken dergeſtalt, daß die Schneide tief in den Boden fuhr und darinnen haftete. Noch einen Fußtritt gab Radatſch dem Todten und geiferte auf die Leiche nieder das gräßliche: Heute mir, morgen dir! — —

So war's vollbracht, und jetzt erſt ſchauten die Mörder um und ſahen, wie die Magd mit Zeter und Hilfjo entrann, und wie in der aufgeriſſenen Thurmpforte Emerita, des Edelmanns Gattin, vor dem gräulichen Schauſpiel ohnmächtig hinſtürzte, und wie ihr dreijähriges Söhnchen heulend über ſie herfiel.

„Iſt da noch was zu thun?“ fragte der Fähndrich, auf das Weib zeigend.

„Nicht doch,“ antwortete Radatſch barbariſch: „das Leben wird ihr ſchrecklicher ſein als der Tod! Horch auf, Emerita, horch auf: heute mir, morgen dir!“

„So mag denn doch die Brut zur Hölle fahren!“ rief Hamberger, ſein Meſſer über den Knaben zuckend.

Aber Radatſch entwaffnete ihn mit den Worten: „Laß' ab, ſchon iſt's genug. Des Unſchuldigen Tod möchte uns Unglück bringen, aber Glück und Ruhm und Ehre bringt uns des Vaterlandsverräthers Blut!“

Und in ſelbiges Blut, das wie ein Bach über die Platten lief, tauchte er wild und jauchzend ſeine Hände, ſeine Waffen, ſein Gewand und ſein Tuch, ließ hoch fliegen dieſe rothe Fahne in ſeiner Fauſt und ſtürmte aus dem Schloſſe fort. Eben ſo mit Blut bedeckt, folgten ihm die Andern, und kreiſchend flohen vor ihnen die im Hof zuſammengelaufenen Mägde, und alles Volk, das ihnen auf ihrem Weiterwege begegnete.

Von Dorf zu Dorf riefen ſie dann trunken vor Freude und Racheluſt die Schreckenskunde prahlend aus, und von Dorf zu Dorf wuchs ihr Ruhm, und Tauſende geleiteten ſie von Ort zu Ort mit dem Geſchrei: Der Feind iſt todt, das Land gerettet! Radatſch und ſeine Freunde, die das Tellenwerk gethan, ſollen leben hoch und in allen Zeiten!

6.

Vorgänge zu Padua.

Dem Erzähler iſt zu gönnen, daß er, dem Leſer ſelbſt zu lieb, für jetzo Abſchied nehme von dem Bergland dieſſeits der Alpen, in dem es noch lange Jahre nicht guten wollte, ſondern immer böſerte, weil Gewaltthat und Partheiung, Aufwieglung und Fremdherrſchaft und Trotz und Kampf Land auf Land ab ihre blutigen Furchen zogen, während außen in Deutſchland der Religionskrieg die Felder mit Menſchengebein düngte, und die Ströme färbte mit dem Widerſchein des rothen Hahns, den die Zwietracht auf das Dach von Städten und Schlöſſern und Dörfern geſetzt.

Gern fliegt, von ſolchem Schauſpiel ſich abwendend, der Blick über die Berge in das ſchönere ſonnigere Land, das ſo unbefangen ſeine Reize zur Schau legt, als wüßte es nichts von den rauhen Schlachten, die um ſeinen Beſitz geſchlagen werden. Ueber den Splügen weg und über die lombardiſche Ebene links hinaus, der Lagunenſtadt entgegen, irrt das Auge, und haftet nur vorübergehend auf den herrlichen Palläſten von Vicenza, läßt ſich aber nieder wie ein Vogel, der ſein rechtes Neſt gefunden, auf dem Prato della Valle zu Padua.

Auf dieſem königlichen Prunkplatze, — damals noch nicht ſo ſchön wie heute, aber dennoch ſchon ein Kleinod in der alten Muſenſtadt — auf einer Bank von Marmor und umwebt von der Sonnenglorie, die mit verſchwenderiſcher Lenzes-Pracht über der Stadt ſich ausgebreitet, ſaß ein Jüngling, ein Student. Gleich von Angeſicht und gehüllt in dürftige Kleider, zog er über ſeine Schultern den an ſo manchen Stellen zerriſſenen Mantel feſt zuſammen; denn — er fror, der Sonne und der Jahreszeit zum Trotz. Ein freches Fieber, das gern noch ernſter mit dem Jüngling angebunden hätte, wenn deſſen Lebenskraft nicht ſo wacker widerſtändig geweſen wäre, ſchüttelte ihn hart durch, und ließ ihm wenig Freud' und Raſt. Dennoch war's erträglicher, mit dem Feind zu ſtreiten, unter'm blauen Himmel, unter grünen Bäumen, im Angeſicht von augengefälligen Meiſterwerken der Baukunſt, als in der Studentenſtube daheim, im öden Gäßchen hinter'm Pallaſt del „Bò,“ wo ſich das Tageslicht nur ſparſam, unter den Arkaden durch, an das ſtaubige Fenſter ſtahl, um dort elend hinzuſterben.

Die Fieberſtunde mit ihrer Hitze und dem darauf folgenden Froſt war ſchon bald vorüber, als ſich dem Studenten ein Mann in mittlern Jahren näherte. Seine Kleidung war die eines Kaufmanns aus der Fremde, ſeine Sprache dreiſt, aber ungeläufig. Die Lebendigkeit indeſſen ſeiner Zunge und ſeiner Geberde ſtand im Widerſpruch mit ſeinen frühgebleichten Haaren. Der pechſchwarze Bart des Fremden paßte ſchon mehr zum Feuer ſeiner Augen und zu ſeiner ſtattlich-vornehmen Haltung.

„Könnt Ihr mir nicht ſagen, junger Herr,“ redete er den Studenten an, wo der Wechsler Antonio Vertemati wohnt? Sein Haus ſoll in der Nähe jener Kirche ſtehen?“

„Antonio Vertemati? Der von Plürs? Ei freilich weiß ich den zu finden, Herr;“ antwortete der Studioſus bereitwillig: „noch beſſer: ich führe Euch dahin, denn Ihr dürftet, wenn ſchon ich Euch den Weg bezeichne, doch noch manchen Paduaner fragen müſſen, der von dem Wechsler Antonio nicht das Mindeſte weiß.“ —

„Dank Euch, junger Herr. Wenn's Euch nicht allzuſehr bemühte ...? doch glaub' ich zu bemerken, daß Ihr Euch nicht ganz wohl befindet?“ —

„Ein Fieber, Herr, weiter nichts. Eine Artigkeit des Landes und ſeiner Kanäle, die ſelten einem Ausländer verſagt wird. Es iſt alsdann nur ſeine Schuld, wenn er das Fieber nicht aushält. Was mich betrifft, ſo denk' ich, mit ihm fertig zu werden. Der kleine Gang, Euch zu Gefallen, wird mir Erleichterung bringen, denn ſchon iſt das Frieren auf dem Rückzug.“

Demzufolge geleitete der Student den Fremden bis an das

Haus des Vertemati, und empfahl ſich dann, jeden Dank beſcheiden ablehnend. —

Der Fremde blieb ungefähr ein Stündchen bei dem Wechsler. Von demſelben rückkehrend, kam er des Wegs über den Prato, und fand ſeinen Studenten auf dem alten Poſten wieder.

„Iſt dieſer Platz Euer Standquartier, mein Herr?“ fragte er lächelnd, neben dem Studioſen ſich niederlaſſend. „Beinahe, Euch zu dienen;“ entgegnete der Jüngling: „ich wohne, wie ein armer Schüler zu wohnen pflegt; finſter, ſchmal und unreinlich. Dieſe Herrlichkeit aber — er deutete auf den Platz hinaus — hab' ich umſonſt. Hier ſtudir' ich, wenn ich geſund bin, und hier halte ich auch meine Krankheit aus.“

„So einſam, ohne Geſellſchaft von Freunden in der von muntrer Jugend bevölkerten Stadt?“

„Lieber Herr, Ihr habt, glaub' ich, mit Geld und Handel viel zu thun?“ — Der Fremde nickte; und der Student fuhr fort: — „So habt Ihr gewiß ſchon öfter erfahren, daß die Armuth nicht viel Freunde hat. Mir geht's, wie allen armen Schelmen in der Welt. Die reichen Kommilitonen laſſen mich im Stich, die mittelloſen machen's wie ich, und bleiben hübſch allein mit ihrem Mangel. Doch darf ich mich allerdings eines Freundes rühmen. Er heißt Brogio Volpone, und iſt juſt heute gen Arquà gewandert, wo Petrarka gelebt hat und geſtorben iſt, wie's heißt. Sonſt ſäße er — ich meine den Volpone — gewißlich hier zu meiner Linken auf der Bank, wie Ihr zu meiner Rechten, und ich hätte der Sprachgeſellen zwei.“

„Einen Freund mehr an Eurer Seite;“ bemerkte der Fremde zutraulich, und drückte des Jünglings Hand: „Ihr gefallt mir von Herzen, junger Mann. Eure unbefangne Einfalt, Eure ruhige Ergebung in ein Leben der Entſagung, wie's der Jugend eben nicht ſonderlich behagt, haben meine Freundſchaft Euch ſchnell gewonnen. Wollt Ihr mir eben ſo als Freund die Hand reichen? Um vieles älter zwar, als Ihr, bin ich doch noch von Herzen jung genug, Euch zu verſtehen und zu würdigen, und wer weiß, ob nicht meine Erfahrungen und mein guter Wille . . . . .“

Der Student ſah dem Nachbar freundlich aufmerkſam in die Augen. „Bei'm Bacchus!“ hob er an: „ſo lieb hat noch kein Menſch mit mir geredet. Nun, Ihr ſeid auch einmal jung geweſen . . . Ihr wißt wohl noch, wie gut ein wackeres Wort ſich anhört, wenn man einſam in der Welt ſteht. Hier iſt meine Hand. Sagt mir doch gleich, wie Ihr heißt ... und woher des Landes? Für einen Wälſchen kann ich Euch nicht halten, und faſt möcht' ich glauben ....“

„Mein Name,“ fiel der Fremde ein, „iſt Flugi, Bartolomeo .... von Handwerk bin ich ein Krämer, und zu Hauſe in Tirol, auf der Grenze vom Engadin, aus der Nachbarſchaft von Schuls ... von Taraſp ...“

„Eija, eija!“ unterbrach ihn jetzo auf romaniſch der Student: „Ei Lieber, ſo ſind wir ja ſchier Landsleute, denn ich bin ein Bündner, wohl zu melden.“

„Ein Bündner? O ja, ja wohl, die Sprache gibts ... willkommen, junger Landsmann. Ob uns auch Fluß und Berge ſcheiden ... wir ſind doch, denk' ich, eines Vaterlands, das zeigt die Sprache und die biedre Sitte. Beide Hände her! ... mich freut das romaniſche Wort aus Euerm friſchen Munde, die Sprache der alten Rhätier, die ſie gelernt von den römiſchen Feinden, das Wort, ſo rauh als aufrichtig, und wenn verwandt, dennoch himmelweit verſchieden von dem ſchmeichleriſchen und trügeriſchen Wohllaut, den hier zu Lande die Menſchen auf den Lippen tragen. Laßt ſie klimpern auf der Zitter und dazu die Lieder ſingen, mit denen Eva im Paradieſe verführt wurde, ... aber laßt uns männlich reden, wie wir in den Bergen thun, wo wir geboren ſind.“

„Oh, oh, Sior Bartolomeo! Ihr redet gelehrter und eloquenter als ſonſt im Brauch haben diejenigen, ſo mit der Elle meſſen. Man ſollte meinen, Ihr hättet ſtudirt?“

„Ein klein wenig, Herr ... ein paar Schulen ... bei den Benediktinern von Marienberg ... nicht der Mühe werth. Doch — damit das Wichtigere nicht vergeſſen werde, weil die Zeit ſo koſtbar mir und Euch: unter welchem Namen darf ich Euch verehren?“

„Mein Name? Wie ich heiße, Sior Tolome? Marco Tſchidris, Euch zu dienen; gebürtig von Zernetz ... oder beſſer, von Rivaſalt; ein Studioſus des römiſchen Rechts, der Carolina und der Geſetze des erlauchten Freiſtaats von Venedig, den Gott allen Paduanern noch lange als Oberherrn erhalte! Es ginge ihnen ſonſt wahrlich allzugut.“

„Tſchidris? von Zernetz? von Rivaſalt, will ich ſagen?“

fragte der Krämer gleichſam ſich ſelber halblaut und ſchüttelte dabei, wie im Zweifel, den Kopf.

Indeſſen fuhr der Student haſtig fort: „Meine Mutter lebt im Vaterland; ein alter Ohm, der von Treviſo ſtammte, ließ mich hieher kommen, um mich ſtudiren zu laſſen. Er erhielt mich nothdürftig. Aber er ſtarb, ſechs Monden mögen's ſein, und hinterließ gerade ſo viel, daß ſein Sarg bezahlt werden konnte. Die Mutter kann nichts für mich thun, und ſo darbe ich alſo vor der Hand luſtig in den Tag hinein, bis mich entweder das Fieber nimmt, oder die erlauchte Republik, die alle Tage hungriger Studenten und Müſſiggänger bedarf, um die Lücken zu ſtopfen, die von türkiſchen und chriſtlichen Kugeln in die Reihen ihrer Heere geriſſen werden.“

„Ei, das verhüte Gott!“ ſagte der Krämer: „da gäb' es wohl daheim noch beſſere Gelegenheit, und dort würden Eure Blutsfreunde, Euer Name ſelber würde für Euch reden … obſchon ich bekennen muß, daß ich nicht in Zernetz und nicht in Rivaſalt ein Geſchlecht Tſchidris kenne … und zudem, wenn ich nicht irre, iſt Rivaſalt ſchon lang zerſtört? die Einwohner ſind hinauf gezogen nach Sankt Mauritz … das war, wenn ich richtig rechne, zur Zeit der Planta'ſchen Händel …?“

Mit einer ſchnellen Bewegung und ſchnellem Entſchluß rückte der Student dem Krämer nahe auf den Leib, nahm ſeine Hände, und ſprach mit wunderbar unbefangner Offenheit, wiewohl mit großer Wehmuth in den Zügen: „Ei was, ich will Euch, einem gereiſten und im Land bekannten Mann, der's ehrlich mit mir meint, was ich gern und von Herzen glaube — ich will Euch nichts vorlügen. Die Lüge iſt für die Venediger, denen man nicht Alles auf die Naſe binden muß. Verſtanden? Ich heiße nicht Marco Tſchidris, bin nicht von Rivaſalt, wohl aber in der Nähe dort herum gebürtig: auf dem Schloſſe Wildhaus, einem Lehngut meines Vaters. Mein rechter Name iſt Achilles Cornär; vielleicht habt Ihr gehört, wie ruchlos, wie entſetzlich, wie grauſam mein Vater erſchlagen wurde?“

Der Krämer verſchloß, den Kopf neigend, die Augen, und ſagte betroffen: „Ich habe.“

„Nun ſeht,“ fuhr Achilles fort: „Ich war zur Zeit ein kleines Knäblein, winzig klein, und dennoch, denkt: ſo oft ich jener gräßlichen That mich erinnere, — ich kam dazu auf dem

Arm meiner Mutter — ſo ſeh' ich noch heute das Blut meines Vaters laufen, und höre noch das Wuthgeſchrei der Mörder. O Herr! durch ſolches Elend ging ich ein in des Lebens Bewußtſein!“

Achilles trocknete ſeine feucht gewordnen Augen. Der Krämer, deſſen Hände er losgelaſſen, fuhr damit in ſeine Taſchen tief hinein, und ſtarrte zu Boden, nur von der Seite dann und wann den Erzähler mit einem wildſcheuen Blicke muſternd.

Dieſer redete ſchnell weiter: „Auf dieſes hin haben die Feinde meines Vaters ſeine Häuſer zertrümmert; wir wurden daraus verjagt. Mein Oheim hatte ſelber alle Hände voll zu thun, um ſich ſeiner Haut zu wehren, und konnte uns nicht ſchützen. Mein Großvater, von der Mutter aus, war ein unvermöglicher Bauer, wiewohl adelig, hatte ein böſes Weib im Hauſe, und, glaube ich, ein paar Kinder. Auch bei ihm fanden wir kein bleibend Obdach. Endlich erbarmte ſich meiner ein alter Edelmann aus Treviſo, den der alte Herr von Haldenſtein mit meiner Mutter bekannt gemacht, und nahm mich mit ſich hieher, wo er wohnte, und mit der Republik wegen längſt verfallener Gelder prozeſſirte. Er hielt mich ſparſam, aber ſo zu ſagen väterlich. Auf ſeine Verordnung hatt' ich mir den fremden Namen gefallen laſſen. Mein Vater war zu ſeiner Zeit ein arger Gegner von Venedig geweſen, und von dem Mißtrauen der Republik wie auch von ihrem nachträgeriſchen Groll konnte möglicherweiſe der Sohn des Cornär Alles zu befürchten haben, wenn auch ſeines alten Geſchlechts Name im goldnen Buche ſteht! — Aber, nicht wahr, Sior Bartolomeo! Ihr verrathet mich nicht?“

„Euch verrathen?“ fuhr der Kaufmann heftig und mit finſtern Augen auf: „Wär' ich Euer Freund? mein Leben ſei Euch Bürge, und meine Ehre, und . . . doch wozu die Betheuerungen? Sagt mir lieber wo ich Euch helfen kann? Ich bin dazu aufgelegt, bei Gott; ich habe auch dazu die Mittel, bei'm Eid. Habt Ihr mir ſchon geſtanden, daß es Euch nicht geht, wie es ſoll, ſo haltet auch nicht hinter'm Berge, wenn's gilt, Eure Lage zu erleichtern.“

„Ho! was denkt Ihr?“ lächelte Achill entgegen: „dazu kennt Ihr mich viel zu wenig . . . .“

„Doch, doch . . . ſagt nur an!“

„Oder . . . beſſer geſagt, ich kenn' Euch zu wenig. Es iſt nicht gleichgültig, von wem man Wohlthaten empfängt. Laßt uns davon ſchweigen. Zwar iſt mein Pfleger geſtorben und hat nichts hinterlaſſen als die Rechtstitel zu den bewußten Geldern. Und die Republik leugnet die Schuld und von Zahlung iſt nicht die Rede. Meine Mutter indeſſen, die jetzo im Vaterland mit meinem Schweſterlein — es wurde ein paar Wochen nach des Vaters Tod geboren — bei einer getreuen Freundin lebt, hat, wie ich höre, Hoffnung, von den Trümmern ihres Wohlſtands noch einiges zu ſammeln. Lange freilich bin ich ohne Schreiben von ihr; aber meine Geduld iſt noch länger, ein unerſchöpfliches Meer, und indeſſen harre ich und lerne und ſchwitze und friere ich, und lebe knapp von den paar Pfenningen, die mein Freund Brogio mit mir zu theilen hat. Denn gerne theilen die, welche ſelber wenig beſitzen, ihre ſchwache Habe mit den Nothleidenden. Da habt Ihr nun alle meine Geheimniſſe, — wie ich hoffe, niedergelegt in eine treue verſchwiegene Bruſt.“

„Einen Vertrauten wie mich findet Ihr auf Erden nimmer;“ ſagte der Kaufmann, die blitzenden Augen pfeilſchnell auf Achilles heftend, dann ſie niederſchlagend: „nimmer, ich darf's behaupten, und wärt Ihr ein zweiter Columbus und beſtimmt, noch eine neue Welt zu entdecken. Ich kann ſchweigen, Herr, ſchweigen, wie das Grab! Aber, was red' ich da von Gräbern in dieſer Stunde und vor einem jungen Manne, dem die Zukunft lacht?“

„Warum denn nicht?“ fragte Achilles geruhig: „Seh' ich nicht immer in der Vergangenheit meines armen Vaters Grab?“

„Ach, laſſen wir das, Sior Achill;“ bat Bartolomeo, die Stirn vom Schweiß trocknend: „Laßt ſie verſunken ſein im Lethe, die raſche That.“

„Das Verbrechen, Herr, das gräßliche Verbrechen;“ fiel Achill heftig ein: „O nennt das Mörderſtück nicht eine raſche That! Entſchuldigt nicht die Meuchler .... Ich errathe Eure gute Abſicht. In der letzten Beichte mahnte auch der Prieſter mich an der Vergebung chriſtliche Pflicht! Ich ſagte ihm Gehorſam zu .... ich verkenne auch nicht Eure gute Meinung! .... aber — ich mag thun, was ich will ... mir vornehmen, was ich will .... ich kann das nicht vergeſſen, nicht vergeben! . . . Es müßte von meines Vaters Blut kein Tropfen in meinen Adern ſein, wenn . . . .“

„O Friede, Friede, junger Mann!“ bat der Kaufmann, bewegt aufſtehend: „Wahret Eure Unſchuld. Schwarze Thaten lohnen ſich ſchon ſelber auf dieſer Erde!“

„Das glaub' ich auch;“ erwiederte Achilles feierlich: „Gerechtigkeit iſt im Himmel nicht allein. Sie kommt auch vor im Lauf der Welt. Heute mir, morgen dir!“

Unmerklich erbebte der Kaufmann über den ganzen Körper. Aber, die Hand zum Abſchied reichend, ſprach er: „Habt Dank für Euer Zutrauen, Sior Achill. Es iſt bei mir wohl aufgehoben. Befragt Euch nur bei'm Antonio Vertemati. Er kennt den Flugi wohl. Fragt mir kecklich nach, und — wenn Ihr mir Freude machen wollt — und es drückt Euch Mangel, und Ihr bedürft des Geldes — ſo laßt Euch nur bei'm Antonio von Plürs auf meinen Namen geben, was Ihr wollt . . . ich werd' ihm anbefehlen, Eure Wünſche zu befriedigen. Laßt mir die Freude, hört Ihr? keine Widerrede, keine ſtolze Weigerung, junger Cavalier! Wir Leute aus dem Volke thun auch gern, was recht iſt, und durch unſern Beiſtand wird der Adel nicht geſchändet! Alſo . . . kein Wort, . . . auch kein Abſchied! Ich ſeh' Euch wieder . . . bald wieder . . . auf der nächſten Meſſe des Heiligen . . *) Gott befohlen . . . ewig der Eure!“

Raſch und bis in's Mark ſchüttelte Flugi ſeines jungen Freundes Hände, ſah ihn mit großer Aufregung an, — es war, als hätt' er ihm noch ein ſchwergewichtig Wort zu ſagen — aber plötzlich drehte er ſich ab, den Hut ſchwenkend, und eilte davon mit dem kühnen Sturmſchritt eines Soldaten, der in den Feind geht.

„Ein wunderlicher Mann, ein braver Mann!“ ſagte Achilles hinter ihm her, und ihm mit Theilnahme nachſchauend: „eine heftige, wohl auch ſtark geprüfte Natur . . . aber ſeelengut! Ich möchte wohl viel mit ihm und um ihn ſein! Er, deſſen Fuß gewiß nicht immer auf Roſen ging, er kennt die Dornen auf dem Weg der Armuth! . . Vielleicht hat er einen Sohn in der Fremde, dem er Gottes Lohn und Schutz verdienen

---

*) Des heiligen Antonius.

möchte? Vielleicht haben ihm ſelber hie und da gute Menſchen geholfen, und er wünſcht, ſeine Schuld an andere Unglückliche abzuzahlen? . . Wie dringend er mir ſeine Hülfe angeboten hat! Ich denke wahrlich nicht daran, ſeine Freigebigkeit auf die Probe zu ſtellen . . . aber, wenn ich von Jemand eine Wohlthat annehmen müßte, ſo wäre gerade Er derjenige, dem . . ."

Achilles fuhr bei dieſem letzten Worte heftig zuſammen, denn er hatte zufällig ſeinen Mantel in die Höhe gezogen, und zu ſeinen Füßen fiel ein ſammetner Geldbeutel, wie ihn die Kaufleute am Gürtel trugen, nieder, und deſſen Inhalt klimperte wie Gold. In der That befand ſich darinnen eine ganz anſtändige Summe. — „Er hat mir ſie mit Fleiß und Vorbedacht dagelaſſen!" ſagte ſich der Jüngling wehmüthig dankbar. — „Ich darf das Geld nicht behalten!" ſagte kurz darauf ſein Stolz. Alsbald machte er ſich auf, alle Gaſthäuſer der Stadt zu durchforſchen, und in der That fand er nach Verlauf einer Stunde vergeblichen Umherfragens die Schenke, wo Herr Flugi Einkehrgaſt geweſen: ein kleines Neſt mit dem ruhmredigen Schilde des Markuslöwen.

„Gott ſegne Euch, junger Herr;" ſagte der Wirth: „wenn Ihr jedoch den Sior Flugi einholen wollt, müßt Ihr ſchnell ſein. Er ritt vor einer Stunde ungefähr gen Meſtre — will von dort zu Schiff nach Venedig. Auf die Meſſe des Heiligen verſprach er, wieder hier zu ſein."

Schnell entſchloſſen lief Achilles zu dem Wechsler von Plürs, bei ihm den Beutel, den Herr Flugi wohl verloren, zu hinterlegen. Doch ſagte ihm Antonio, des Gelds ſich weigernd: „Sior Bartolomeo, der vor Kurzem hier vorbeiritt, hat mir nicht aufgetragen, von dem Studioſus Marco Tſchidris Geld anzunehmen; wohl aber habe ich Befehl, demſelben auf Flugi's Rechnung zu geben, was ihm lieb iſt; — und zur Meſſe des Heiligen wird Freund Bartolomeo wieder bei uns ſein."

7.

Muttertraum und Brief und Ferneres in Padua.

Als am Abend Achilles aus dem Kloſter, wo er ſeine Abendſuppe unentgeldlich genoſſen, obgleich ſeine Taſche von

Gold ſtrotzte, nach Hauſe kehrte, fand er unter dem düſtern Laubengang ungeduldig hinundherſchreitend ſeinen Freund Ambrogio Volpone.

„Schon lange wart' ich wie ein Verdammter;“ ſagte der Letztere etwas unwirrſch: „Wo ſteckſt Du denn? Auf dem Prato nicht eine Spur von Dir? Wo ſoll man denn in Gottesnamen Ew. Durchlaucht aufſuchen?“

Die „Durchlaucht“ war, wie ſich verſteht, ein ſchlechter Witz, und bezog ſich auf Achilles Mantel, der im Winde flog, wie eine zerſchoſſene Standarte. Achilles nahm jedoch den Spaß nicht krumm, und entgegnete:

„Bin ich nicht jetzo da? Was ſchiltſt Du mich? konnt' ich wiſſen, daß Du ſchon wieder zurück?“

„Was ſollt' ich länger draußen? Der Vetter Tonio will nichts vom Gelddarſtrecken wiſſen, und traktirte mich nur mit ſchlechtem Kohl und verdorbenem Wein. Die ganze Brianza muß ſich darüber empören, daß der Geizhals das ſchmähliche Getränk nach ihr getauft hat! — Aber — in Wahrheit — Freund, jetzo bin ich am Ende, und die letzten Pfenninge aus der Taſche lockte mir dieſer Brief, den ein Eilbote mit andern Briefen von Mailand und von den Alpen herab in des Proveditore Palaſt und an den alten Tommaſo gebracht, welcher mir, als Deinem Freund, ihn einhändigte. Die Aufſchrift lautet an Dich. Vielleicht iſt er von Deiner Mutter . . . Zeit wär's, daß ſie einmal Geld ſchickte, ſtatt der Briefe. Ich bin rein kahl geſchoren; kein Soldo iſt mehr bei mir zu finden, und mein Vorſchuß an Dich beläuft ſich auf . . . .“

„Stille, Rechenmeiſter, ſtill, Schatzmeiſter!“ ſagte Achilles launig, und riß den Brief auf, und ſtellte ſich in die letzte Tageshelle hinaus, und las begierig, was im Briefe ſtand.

Ihm gegenüber, die Arme verſchränkt, lehnte an der Tragſäule des Bogengewölbes Ambrogio, und ſtudirte fleißig in den Zügen ſeines leſenden Freundes. — Seine eigenen waren die eines wälſchen Vollbluts. Braune Wangen, ſchwarzer Bart und ſchwarzes Haar, wohlgeformte Naſe, ſinnlich geſchnittener Mund mit blanken Zähnen, Augen wie Kohlen und Spiegelglanz, ſchöne Augen, die jedoch dann und wann ſo falſch unter den langen Wimpern und breiten Brauen hervorblitzten, daß man ſich davor hätte fürchten mögen. Es gehörte eben nur die herzliche Unbefangenheit des Sohns der Emerita und des Pompejus Cornär dazu, um ſolcher Augen Freund zu ſein, oder von denſelben ächte Treue und Freundlichkeit zu erwarten. Wenn ſie auch den lieben langen Tag hindurch nur Fried und Frömmigkeit oder unverfänglichen Scherz zu ſtrahlen ſchienen — kaum war von Geld, vom ſchnöden Mammon die Rede, ſo leuchteten ſie auf, wie einer hölliſchen Gier- und Neidflamme Widerſchein.

Ambrogio alſo ſtudirte, und ſein Freund las indeſſen für ſich, was die Mutter ſchrieb:

„Mein lieber Sohn! Immer peinlicher wird mir, daß ich „Dich unter fremdem Namen anreden muß . . . aber immer „weiter — leider — ſchwindet vor meinen Blicken der Rand „des gelobten Landes der Verheißung. Ja — wenn Verſprechungen Aecker und Weinberge, wenn Vertröſtungen Frucht und „Geld wären, ſo wär' ich jetzo ſchon reicher, als Dein Vater je „geweſen! . . . . . aber hinter all den Vorſpiegelungen, die man „mir bisher gemacht, iſt nichts, als leerer Dunſt, und noch immer leb' ich als eine von fremder Milde unterhaltene Bettlerin „in dem Vaterlande. Die Freigebigkeit meiner Freundin iſt groß, „aber auch ſie dürfte ihre Gränzen haben, und ſie hat nicht für „mich allein, ſondern auch für meine arme Olympia zu ſorgen, „die bei aller Dürftigkeit und Trauer groß nnd ſchön geworden „iſt, und manches edelmänniſche Auge auf ſich zieht. Aber — „wer wollte, um ihrer Schönheit und um ihres edeln Herkommens willen die arme Tochter heimführen? Adel ohne Reichthum — das iſt nichts mehr in den drei Bünden. Die Zeiten „ſind nicht mehr, da Dein Vater mit Guler's Emerita Hochzeit „hielt! — Und ſo ſchiebt ſich immer weiter hinaus die Hoffnung „Deiner Mutter, Dich wiederzuſehen. Was ſollteſt Du hier? „Ein Reißläufer werden, wie ſo Viele? Deines edeln Namens „und Stammes Dich unwerth machen? O nein! aber ich fürchte, „Du könnteſt von Mangel heimgeſucht werden . . . . . . die „Erbſchaft des guten alten Herrn Azzo Bentù iſt vielleicht nicht „einmal ſo bedeutend geweſen, als Du mir ſie angegeben? . . . .“

„Gute Mutter!“ unterbrach ſich Achilles einen Augenblick, wie ein Glücklicher lächelnd, da ihm ſeine Liſt, die Mutter über ſeine Armuth zu täuſchen, ſo gut gelungen. — „Er lacht!“ dachte Ambrogio, ihm gegenüber: „ha, endlich werden doch die Sterne gut ſtehen?“ — Inzwiſchen las Achilles weiter:

„Beruhige mich über Dein Wohlbefinden und Deine Verhältniſſe. Mein Sohn! eine bange Furcht hat ſich meiner bemeiſtert und führt die Feder in meiner zitternden Hand. Ich habe geſtern einen ſchrecklichen Traum gehabt. Ich ſah Dich, hold und unbefangen auf Deinem Bette ſchlafend ausgeſtreckt. Da näherte ſich Dir auf weichen Sohlen ein Ungeheuer . . . ach, ich kann es nicht beſchreiben . . . . und ſchlug mit ſcharfen Krallen in Deine Bruſt, daß Du zuckend auffuhrſt, und anhobſt mit dem Ungeheuer zu ringen. Ich konnte nichts als ſchreien und erwachte darüber. — O mein Sohn, beruhige mich über Dein Leben! Der Eilbote, der dieſen Brief, ſo Gott will, in Deine Hände bringt, iſt zwar ein Bote der Salis, die uns feind ſind; aber an und für ſich denkt er für uns anders und beſſer als ſeiner Herren Wappenſchild ihn weiſt. Gib ihm ein Schreiben mit an Deine betrübte Mutter!“

Seufzend faltete Achilles den Brief wieder zuſammen, und ſprach alsdann, ihn wie ein Heiligthum im Buſen bergend: „Gute, arme, betrübte Mutter! Haſt Du nicht genug an den wirklichen, an den greifbaren Leiden, die auf Dir laſten? Mußt Du auch noch mit eingebildeten Sorgen Dich quälen? O, wer da helfen könnte! denn die Zeit vergeht und mit ihr des Menſchen Leben, und was nützt uns der reichlichſte Erſatz, wird er an unſerm Grabe niedergelegt?“

„Ei, ſo laß' doch dieſe Floskeln! welcher Thränodie haſt Du ſie geſtohlen?“ unterbrach Volpone den Freund unwillig: „bekränzen uns nicht die Roſen der Jugend? Was ſoll die voreilige Grab- und Trauerrede, während jedes Fältchen und Grübchen in Deinem Geſichte lachte, als Du den Brief laſeſt? Der Brief iſt gute Botſchaft offenbar; warum denn mir, dem Freund, immerfort nur Klage heucheln?“

„Heucheln? Vrogio, wo denkſt Du hin? Verdien' ich ſolchen Vorwurf, ich armer Knabe, der nur an Hiobspoſten gewöhnt iſt? Und dieſer Brief iſt auch nur eine.“

„Das glaub' ich nicht.“

„Oho! warum denn nicht?“

Volpone, der argwöhniſch die ganze Geſtalt ſeines Freundes gemuſtert hatte, erwiederte ſchnell: „Das will ich Dir ſagen. Ich laſſe mich nicht länger hinter's Licht führen. Was meine arme Taſche beſaß, hab' ich mit Dir getheilt, für Dich dahingegeben. Ich bin verwaiſt, in eines geizigen Vetters Pflege, ohne Ausſicht auf irgend ein Erbe, ohne viel Hoffnung, im venetianiſchen Staate mein Glück zu machen. Ich brauche mein Geld, und Du mußt mir, was ich Dir geliehen, zahlen, mit Zinſen zahlen. Du mußt, ſage ich, weil Du es haſt, ſchon lange haſt, und mich nur böslich hinhalten, oder gar um mein Geldlein preſſen willſt.«

»Was, zum Donner, ſoll das heißen?« fuhr Achilles auf: »Ich habe, ſagſt Du, Geld, und möchte Dir's verheimlichen?«

»Ja, bei'm Bacchus! ja, bei'm Heiligen! ja, bei'm Blut! hat mir nicht Corragi, der Philoſoph, dem ich begegnete, erzählt, daß er Dich heute auf dem Prato ſitzen und Geld, viel Geld zählen geſehen? Corragi hat ſcharfe Augen . . . da er jedoch ſehr weit von Dir geſtanden zu haben zugab, ſo meinte ich, er habe falſch geſehen . . . . . . ha, nicht wahr? Du wirſt ja roth, wie der flammende Abendhimmel? Sag an, hat Corragi gelogen? oder täuſcht mich gerade jetzo dieſe Schnur, die einer Beutelſchnur ſo ähnlich ſieht, und ſo vornehm aus Deiner Taſche hängt?«

Bei dieſen Worten packte Volpone die verrätheriſche Schnur, und zog heftig den Beutel des Flugi aus Cornär's Taſche. Achilles bemächtigte ſich alſobald wieder des Beutels, der unter ſolcher Behandlung an Sang und Klang es nicht fehlen ließ. — »Nun,« fragte Volpone zornig: »klingt das nach Gold oder nicht? Hab' ich Deine Schelmerei an den Tag gebracht? Iſt das ein Freundſchaftsſtücklein, ſo Du mir ſpielſt?«

»Das Geld iſt nicht mein;« antwortete Achilles trotzig und gekränkt.

»Gelogen!« rief ihm Volpone in den Bart: »ſchon lang in Deinen Händen, von Deiner Mutter ſchon lang geſchickt! Und mir das zu verhehlen! Mir, der ich darbe wie ein Hund, um Dir zu helfen? der vielleicht morgen nur einen Stein zum Kiſſen, zum Dach den Himmel haben wird? Meine Hausleute wollen mich aus der Stube weiſen, haben mir den Koſttiſch aufgeſagt . . . mir bleibt nichts übrig, als in den Bachiglione mich zu ſtürzen, oder als Taglöhner nach Venedig zu gehen, um mein Leben zu friſten . . . .«

Da Volpone's Stimme während dieſer Jammerrede immer ſchluchzender, immer zitternder wurde, und der Ausdruck wilder

Habgier auf Brogios Antlitz in Verzweiflung und tiefe Zerknirſchung überging, wurde auch Achilles Herz bewegt — die erregte Leidenſchaft ſchwieg, der Stolz des Studenten, des Edeljunkers verſtummte vor dem Loos, dem der ſo lange ſchon ſich aufopfernde Freund entgegenging — auf einmal flog Achilles an die Bruſt des verzweifelnden Brogio: „Mäßige, faſſe Dich!“ bat er dringend und liebevoll; „Du irrſt, Du thuſt mir Unrecht, aber wahrlich, Dir ſoll geholfen werden, und Dir zu lieb will ich alle Bedenklichkeiten abthun, Dir zu lieb das Joch der Dankbarkeit auf meinen Nacken nehmen, und eine Wohlthat empfangen, die ich gern zurückgewieſen hätte. Indeſſen; was ſein muß, muß ſein. Hier, lieber Brogio, hier haſt Du, was Du mir ſo freundlich dargeliehen; ſieh' die ſchönen Goldkronen — erfreuen ſie Dein Herz? — Nimm auch noch dieſe hin — ſie ſtelle den Zins des Geldes vor.“

„Du wirſt doch nicht glauben, daß ich im Ernſte von Zinſen geſprochen?“ ſtotterte Volpone, ſtrich aber die Goldkrone wohl in der Zerſtreuung ein.

Achilles achtete nicht darauf, denn er hatte geſchwinde einen weitern Plan gefaßt. — „Da jetzt einmal,“ ſagte er, „meines neuen guten Freundes Geld angegriffen, ſo ziemt ſich's, daß auch die Mutter, die völlig ohne Mittel iſt, ihr Theil davon nehme und erhalte. Ihr Segen ſetzt mich vielleicht in den Stand, früher, als mir ſonſt wohl möglich geworden wäre, meine Schuld an den wackern Bartolomeo zurückzuzahlen.“ — —

Ein paar Wochen darauf erhielt in der That die Frau Emerita Cornär auf dem Schloſſe ihrer Freundin Verena von Mons aus den Händen des rückgekehrten Eilboten der Salis eine Schachtel, worinnen ziemlich viel gemünztes Geld, und ein Brief des Sohns, der da ſchrieb: „Gewöhnlich geſchieht das „Gegentheil von dem, was im Traum dem Menſchen ſich „offenbart. Meine Lage iſt eben nicht die beſte geweſen — ich „will's geſtehen — aber juſt zur Zeit, da Ihr von dem Ungeheuer träumtet, das mir nach dem Leben trachtete, hat ſich mir „ein Biedermann genaht, der den edelſten Antheil an meinem „Schickſal nimmt, und von dem ich ein Hand- und Aufgeld als „eine Bürgſchaft beſſerer Zukunft anzunehmen mich nicht geſchämt „habe. Wie aber mochte ich im Ueberfluß leben, ohne meiner „lieben, lieben Mutter zu gedenken? Nehmt hin ohne Bedenken,

„was Euch der Sohn ſo gern ſpendet. Hell und rein wie die-
„ſes Gold ſei Euer Leben fortan, und das Leben meiner guten
„und ſchönen Schweſter Olympia. Wenn ich's möglich machen
„kann, ſehe ich Euch bald in Perſon. Ein ſchweres Fieber, das
„ich gehabt, hat mich verlaſſen, aber ich habe Heimweh nach dem
„Vaterlande, nach den Mutterarmen! Achilles."

8.

Bündnerfahrt und Wiederſehen.

In den letzten Tagen der Meſſe des Heiligen begab es ſich, daß Achilles Cornár auf ſeinen Freund Volpone ſtieß, der eben wieder von Arqua, wohin ihn des Pflegers Tonio ſtrenger Befehl berufen, heimkam. — „Ei, wie muß es ſich doch immer ſo ungeſchickt treffen," hob Achill nach der erſten Begrüßung an, „daß Du ſtets verreiſt biſt, wenn mein Freund und Gönner Flugi ſich hier einſtellt. Geſtern iſt der theure Mann wiederum hier geweſen. Sein Beſuch war mir ein Labſal. Er ſcheint in Venedig gute Geſchäfte gemacht zu haben, denn ſeine Heiterkeit war mild und wohlthuend. Nur dann und wann hat ihn ein Anflug jener träumeriſchen Schwermuth beſchlichen, die ich Dir ſchon geſchildert. Er verlebte einen ganzen Tag mit mir, und hat mir wieder ſichtbarliche und klingende Zeichen ſeines Wohlwollens hinterlaſſen. Er erdrückt mich faſt mit ſeinen Wohlthaten, und ich werde ihm wohl niemals ſo ganz vergelten können. Er begehrt, daß ich noch einige Jahre hier der Wiſſenſchaft mich widmen ſoll, und hat mir ſeine bereitwilligſte Unterſtützung zugeſagt. Im Vaterland, meint er, ſei jetzo gar nichts für mich zu ſchaffen. Der Himmel müſſe ſich erſt recht aufklären, dann wolle er, Bartolomeo, mir ſchon ſelber Nachricht geben. Indeſſen ſagte er mir mit Hand und Mund zu, ein paar gute Freunde, die er zu Chur habe, anzugehen, damit ſie am rechten Ort der Mutter das Wort reden, und vollkommen hat er gebilligt, daß ich der Mutter eine Unterſtützung geſendet. Sieh, lieber Brogio, ſo hat der große Gott mir plötzlich wie durch ein Wunder einen

Freund erweckt, der uneigennützig mein und der Meinigen Wohl in ſeine Hände nimmt. Wie kann ich dem Schöpfer genugſam danken?“

Worauf Volpone, mit ſtillem Neid erfüllt, aber eine heitre Stirne vornehmend: „Es gibt Leute, die mit einem Glückshäubchen auf die Welt kommen. Unter dieſe biſt Du, Achill, zu zählen. Gib Acht! juſt aus dem ſchweren Unglück Deines Vaters wird ein blendender Wohlſtand für Dich erwachſen. Alle Welt wird Dir die Leiter zu Reichthum und Ehren halten wollen. Ich dagegen, Freund — in Wahrheit: kann hier nicht länger bleiben. Des Vetters Geiz und Härte ertrage ich nicht länger. Er läßt mich in ſeinen ſchmutzigen Ketten verkümmern; lieber werd' ich ein Sklave der Barbaren auf der afrikaniſchen Küſte. Es iſt beſchloſſen, ich gehe fort von hier, auf's Gerathewohl, und wollteſt Du mir von Deinem Ueberfluß ein kleines Reiſegeld bewilligen, ſchon morgen ginge ich.“

Erſchrocken fragte Achilles: „Fortgehen von hier? Mich allein zurücklaſſen, der ich hier bin wie ein einſamer Vogel auf dem Strauch, ohne Freund, ohne eine Seele, die mit mir theilet Freud' und Schmerz?“

Volpone zuckte die Achſeln und verſtellte ſein Geſicht in große Traurigkeit.

Mit Vertrauen näherte ſich ihm Achilles und ſagte: „Sieh, ich will Dir etwas entdecken, und Dir einen Vorſchlag machen. Ich habe die ganze Nacht, ja ſchon am geſtrigen Tage mit mir ſelbſt geſtritten, und die kalte trockene Vernunft hat, fürcht' ich, den Prozeß verloren. Da, ſchau an den kleinen Schatz, den mir Tolomè hinterließ. Leicht könnte ich, könnten wir beide ein halbes Jahr davon leben, bis zu der Friſt, da Flugi von neuem ſeine milde Hand für mich aufthun will. Aber — es geht mir wenig beſſer als Dir. Auch mir iſt Padua langweilig, überläſtig geworden. Ich hungre, ich durſte nach den Bergen meiner Heimath und ihren friſchen Quellen. Ich träume von ihnen jede Nacht, und am Tage ſind ſie ewig bei mir. Mein Kopf und mein Herz ſind nicht mehr hier. Ich werde noch einmal krank, ſchwer, bis zum Tode krank, wenn ich nicht bald die Mutter wiederſehe, und die Schweſter, und das ſüße Geburtsland, woran ich mich erinnere, wie an eine fröhliche Zauberwelt. Wie ſehr mich auch die Sehnſucht peinigte, ich habe ſie dem

Flugi nicht geſtanden. Er hätte mich nicht begriffen. Aber auf dem Punkte, ihn zu bitten, die Hälfte dieſes Geldes der guten Mutter ſelbſt zu überbringen — er iſt heute frühe nach Bünden und Tirol abgegangen — hab' ich an mich gehalten, und die Bitte nicht gethan. Warum? ich will ſelbſt meines Schatzes Träger ſein, ſelbſt ihn meiner guten Mutter in die Hände legen . . . und, was mir einfiel, da Flugi von den Freunden ſprach, die er für unſre Sache ſtimmen will: ich will ſelbſt vor die Herren zu Chur treten, und zu ihnen reden, von Flugi's Freunden unterſtützt. Vielleicht gewinn' ich meine Sache eher. An Beredſamkeit ſoll mir's nicht fehlen — ich rede ja für die Meinigen mehr, als für mich ſelber, es gilt ja meiner Mutter und Schweſter Zukunft mehr als die meinige. Und was könnte mich dringender empfehlen als meines Vaters traurig Schickſal?“

„Wenn Du das wollteſt, warum gingſt Du nicht gleich mit dem ſo freigebigen Kaufmann?“ fragte Volpone: „Er hätte wohl die Koſten Deiner Fahrt getragen, Dich bei ſeinen Freunden eingeführt . . .?“

„Sollte ich gehen, ohne Dich zu fragen, ohne Dir ein Lebewohl zu ſagen?“ erwiederte Achilles mit der Aufwallung wahrer Freundſchaft: „O nein, nimmer hätt' ich das gethan. Auch hätte ich Bartolomeos Freigebigkeit nicht mißbrauchen mögen . . . und überhaupt: heute Nacht iſt erſt mit voller Macht das Fieber des Heimwehs in mir ausgebrochen. Es mag ſein, daß ich mir nur einen Vorwand zu der Reiſe vorſpiegle, wenn ich davon rede, als Bittſteller zu Chur aufzutreten! Dir mag ich geſtehen, daß es gerade nur das Heimweh iſt, das mich plagt und jagt . . . und wenn Du in Padua nichtmehr ausharren willſt, ſo geh' ſtatt nach Tunis und zu den Mohren — geh' mit mir. Es blüht Dir etwa ein Blümchen hinter unſern Alpen? ſchon viele Deiner Landsleute haben dort ihren Herd gefunden, da ſie als Abenteurer in das Land gekommen. Meine Vorfahren ſelber waren nicht beſſer daran. Komm, ſag ich Dir, mit mir. Die Fahrt wird über Deinen Trübſinn Herr werden. In Deiner Begleitung überraſche ich noch einmal ſo gern die Mutter, die Schweſter — Du wirſt ſie beide lieben lernen. Arm in Arm mit Dir will ich dann mit doppelter Freude Flugi's Haus aufſuchen als ein unverhoffter Gaſt; von Deiner Rednergabe unterſtützt um ſo muthiger zu den Bünden reden, und — will's

Gott, was mir von Rechtswegen gehört, erobern und damit bezahlen an Bartolomeo meine ſchwere Schuld und mich ihm dankbar eignen bis in den Tod.“

„Hm, hm,“ machte Volpone, dem der leidenſchaftliche Vortrag des Freundes nicht übel gefiel: „Wirſt Du aber ſicher ſein in jenem wild empörten Lande? werden die Feinde Deines Vaters nicht auch die Deinen ſein, und Dir mörderiſch in den Weg treten? Bei uns, — Du weißt's — erbt die Rache von Glied zu Glied? Wie iſt's bei Euch?“

Da reckte Achilles das Haupt wie ein Löwe und verſetzte tapfer, wie ſein homeriſcher Namensvetter: „Wer darf dort von Rache reden, als gerade nur ich? Iſt das gute Recht auf meiner oder auf der Mörder Seite? Wer darf mit offener Stirne wandeln, ich oder Jene? Bei meines Vaters Blut! dieſer Gedanke verdoppelt meine Sehnſucht nach der Heimath. Schande mir, daß ich ſo lange hier gezögert, als fürchtete ich mich vor den Meuchlergeſellen jenſeits der Berge! Jetzt gerade bin ich feſt entſchloſſen, feſt und unwiderruflich. Und Du, Volpone, wenn jemals Du mein Freund geweſen, ſo geh' mit mir. Sollte irgend ein Bubenſtück mir drohen und ich nicht ſtark genug ſein, ihm allein die Stirn' zu bieten — gelt, Du verläſſeſt mich nicht? gelt, Du ſtehſt an meiner Seite?“

„Das will ich unfehlbar;“ ſprach Volpone, den Handſchlag gebend: „ich will kein Chriſt ſein, wenn ich Dich im Stiche laſſe!“

„Recht, recht, o ſo iſt's gut!“ rief Achilles mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung: „Was ſollte ich fürchten? Was ſollte mich bekümmern, Hand in Hand mit Dir? Wehe, wehe, wenn mir Einer der Mörder meines Vaters begegnete! Wehe ihm! Denn ſieh', ich ſchwör' es hier bei Leib und Leben, bei Allem, was da heilig im Himmel und auf Erden! jenen Blutbuben, wenn Einer noch von ihnen athmet, wenn Einen noch nicht gefreſſen das Schwert der Partheien oder die Peſtilenz, wenn Einen noch nicht gemäht die Sichel des Todes auf dem Krankenbett, jenen Blutbuben ſoll nicht ein Haar auf dem Haupte geſchenkt ſein. Ich weiß den Degen zu führen, ich bin des Pompejus Sohn. Nenne mich einen Schurken, Ambrogio, wenn ich nicht vergelte, wie es meine Sohnspflicht fordert. Sie mögen ſich vor mir verbergen — ich ſuche ſie nicht; aber nur bis dahin reicht meine Langmuth.

Aug' in Auge iſt's ein ander Ding. Heute mir, morgen Dir! Und ſomit rüſte Dich zur Reiſe, Freund!“ — —

So wie ſchnell geſagt, war das auch ſchnell gethan. Wie Einer von Hauſe weggeht, das weiß er ungefähr im Voraus, aber was da in den Weg kommt, auf der weiten Fahrt?

Mit dem Nothwendigſten ausgeſtattet, das Rappier an der Seite, verließen die Freunde einen Mond nach obiger Unterredung, die hohe Schule und die Stadt Padua. Sie wanderten beſcheiden zu Fuße durch das lombardiſche Land, ſie erreichten Cläven. Dort wurde Volpone krank und viele Tage pflegte ihn getreu der Freund. Endlich kehrte dem Kranken die Geſundheit wieder, und die Reiſenden wandelten, ihre Vorſätze nicht aus dem Auge laſſend, dem Bergpaß entgegen, der, rauh und gefährlich, aber noch ſchneelos, über den Maloja in's Engadin führte.

Nicht weit hinter Caſtaſegna im Bergell ſtießen ſie zur Abendzeit auf eine räuberiſche Rotte, wie deren nicht ſelten in jener zwieträchtigen Zeit dort umher ihr Handwerk trieben, und mußten ſich ihrer Haut tapfer wehren, um nicht ausgeplündert zu werden. Der Sieg blieb den Studenten, doch Achilles trug eine Wunde aus dem Kampf, die ihn einige Tage in einem Bauernhauſe feſtbannte. Volpone vergalt hier, ſo viel an ihm war, die Pflege, die ihm Achilles in Cläven hatte angedeihen laſſen.

Muthiger als je ſetzten beide die Reiſe fort, erſtiegen das Gebirge. Jedoch, kaum jenſeits angekommen, brachen frühwinterliche Stürme los, die ihnen einige Zeit hindurch die Straße über den Julier verlegten. Ungeduldig, aber der Noth gehorchend, verlebten ſie Tage und Nächte langweilig unter kümmerlichem Obdach.

Endlich hellte ſich der Himmel auf. Die Reiſenden zogen wieder aus. Am „Marmelſtein“ auf der Scheideck verlobten ſie ſich abermals zu ewiger Brüderſchaft. Und alſo ſtiegen ſie nach Stalla nieder . . . und wenige Meilen von dort ſtand das Schloß, wo Emerita, wo Olympia wohnten und Gaſtfreundſchaft genoſſen.

So war es ſchon — im rauhen Bergland — etwas ſpät im Jahr geworden, und der an ſtrenge Witterung ſo wenig gewöhnte Italiener Ambrogio dankte den himmliſchen Mächten, endlich nahe dem Ziele der Reiſe zu ſein.

Achilles bemeiſterte ſeine Seligkeit nur ſchlecht. Dennoch gab er den Rath, ganz unverhofft und gleichſam auf den Zehen ſchleichend, die Burg zu gewinnen, die ſeine Theuern umſchloß.

Sie nahten dem feſten Hauſe wie Kundſchafter einer feindlichen Parthei. Das Glück führte ihnen jedoch die Frauen, die ſie ſuchten, in die Hände. Emerita und ihre Tochter luſtwandelten eben um die Ringmauer des Schloſſes. Zwar hatte ſeit manchem Jahr Achilles ſeine Lieben nicht mehr geſehen — aber der Zug des Herzens führte ihn nicht irre. Und auch der Mutter Auge war wach und hell, und der geliebte Sohn, da er freundlich grüßend, wenn auch haſtigen Schritts ihr entgegentrat, war der plötzlich ſo hochbeglückten Frau kein Fremder. Jubelnd umarmte ſie ihn mit lautem Aufſchrei; die Tochter verſtand ſchnell ihre Freude und theilte ſie aus vollem Herzen. Im Nu war Achilles als Sohn und Bruder anerkannt, und Volpone als der geprieſenſte Freund ein Mitglied des Hauſes. Mehr als das: von Stund an hatte Olympia ihr Herz an den ſchönen Italiener verloren, und die Mutter lobte ſeine adeliche Sitte; und Ambrogio ſelbſt begehrte bald nichts andres, als ſeines Freundes Schwager zu werden. Achilles aber freute ſich faſt mehr als der Freund der ſchnell geſchloſſenen Bande. —

Seinen Eintritt bei Emerita begleitete indeſſen ein Schreck, der glücklicherweiſe bald darauf in Vergnügen ſich auflöſte. Die Mutter hatte den Sohn bei Seite genommen, und zu ihm geſagt: „O wie ſo ſpät, wie ſpät biſt Du gekommen, mein Achilles!“ — Achilles erſchrack, in der Meinung, es habe ſich Schlimmes zugetragen. — „Warum denn ſpät, liebe Mutter?“ fragte er erblaſſend: „Doch nicht allzuſpät? Was iſt geſchehen? Kann's nicht mehr geändert werden? Wär's dazu wirklich zu ſpät?“ —

„Nicht doch, nicht doch, mein liebes Kind!“ verſetzte Emerita liebfreundlich ſeine Wangen ſtreichelnd: „wie furchtſam gleich! ſpotten möcht' ich dieſer Furcht, wenn ſie nicht ein Beweis Deiner unerſchütterlichen Sohnestreue wäre. Nein, mein lieber Achill; Du haſt mich mißverſtanden. Du kommſt zu ſpät nur, um Dich mit mir ſo recht zu freuen. Wiſſe, daß die Herren in Chur und im Zehngerichtsbunde dem Beiſpiel derer im grauen Bunde nachgefolgt ſind, und daß ſie uns wiedergegeben haben, was uns an Eigenthum gebührt. Vor ein paar Wochen ſchon hatt' ich die Kunde, und ſchrieb Dir einen Brief, den ein Chorherr von Monza zu beſorgen verſprach. Allerdings konnte er Dir auf der langen Reiſe nicht zukommen. Aber glauben magſt Du gern, was ich Dir ſage. Wir ſind in alle Güter wiedereingeſetzt. Die Schriften zur Beſitznahme habe ich dem Herrn von Mons eingehändigt. Wie das Alles gekommen, weiß und begreife ich nicht. Zwar haben ſich die Zeiten ſehr geändert, — der Wind weht von einer andern Seite, und Frankreich iſt nicht mehr in Gunſt, ſelbſt bei den ehemaligen Gegnern unſrer Parthei. Aber dennoch iſt die Wiedererſtattung unſrer Habe ein wahres Wunderwerk, geheimnißvoll eingeleitet und von unbekannten Freunden durchgeſetzt, wie der Gemahl meiner Freundin behauptet. — O, meine Freude kannſt Du Dir nicht vorſtellen. Ich muß mich ſchämen, Dir zu bekennen, daß ſie faſt größer war, als mein Glück bei Deiner Wiederkehr — aber, Achilles, Du wirſt mir vergeben, wenn Du Dich erinnerſt, daß mir in meiner Lage nichts ſchrecklicher war, als die Abhängigkeit von den Wohlthaten Anderer, wenn auch der beſten Freunde. Demüthigungen fürchte ich am Meiſten; Du weißt, daß ſonſt ni[illegible] bald mich etwas außer Faſſung bringt. Das hab' ich vom ſeligen Vater Guler, und von dem Deinigen, Achilles. Ich war eine arme Magd — weiß es Gott! — aber edel Blut läßt nicht von der Art, und darum blieb mein Sinn adelich, wenn auch arm mein Stand. Mein größtes Glück iſt jedoch heute, daß wir unſerm Namen wieder Ehre machen können; daß Deine Zukunft geborgen iſt, und auch die der Olympia, die nun eine wohlhäbige Braut ſein wird! Wenn ich nur wüßte — ich bin gar zu neugierig — wie das Alles gekommen iſt?“ —

Da floß dem Sohn der Mund über, und er erzählte von dem braven Flugi und deſſen feierlichem Verſprechen — und die Mutter lobte bald mit ihm einverſtanden den wackern Tyroler, verſprach, denſelben im nächſten Sommer von Wildhaus zu beſuchen, und meinte nebenbei, die Flugi müßten, wenn verwandt mit denen zu St. Mauriz, ſo zu ſagen auch von Adel, wenigſtens ein uralt bürgerlich Geſchlecht ſein.

„Doch“ — ſagte ſie endlich — „was wir nicht bis in den Sommer verſchieben dürfen, Achilles — das iſt die Zurückbezahlung der Schulden, die Du bei dem wackern Flugi gemacht haſt. Es war keine Schande, von dem Biedermanne Geld zu nehmen

— aber es wäre jetzo eine Schande, nicht alſobald es wieder zu erſtatten, wenn wir die Mittel dazu haben.“

„Das will ich mit der größten Freude beſorgen,“ antwortete Achilles: „ich will gen Chur reiſen, den Herren meinen Dank ſagen, und das Geld für Flugi aufzunehmen ſuchen. Ohne Zweifel auch wird mir dort geſagt, von welchem der Freunde des Tyrolers unſre Sache durchgeſetzt wurde, und auch ihm vor Allem werde unſer Dank. Dann bring' ich meinem edeln Kaufmann gleich ſein Geld, wenn auch durch Schnee und Wintergraus, und verlebe vielleicht dort ein paar frohe Tage, und ſchmücke Wildhaus für meine liebe Mutter und für mich. Denn Ihr werdet wohl den Winter noch auf dieſem Schloß verbringen?“

Emerita nickte mit bekümmerter Miene. — „La Turr iſt ja verwüſtet;“ ſagte ſie wehmüthig: „und ſtände es noch in voller Pracht, dorthin wollten wir nicht überſiedeln . . . nicht wahr, Achilles? Dorthin nicht!! Indeſſen“ — fuhr ſie gefaßter fort — „magſt Du allerdings gen Chur verzeiſen, wie Du es vor haſt; ich habe nichts dagegen und auch nichts gegen die Fahrt in's Engadin und in's Tyrol. Zu andrer Zeit hätt' ich Dich wohl gebeten, Chur allnoch zu meiden . . . es hält ſich dort gar oft ein Mann auf, der. . . . Du weißt ſchon, wen ich meine. . . . ich ſage Dir ungern den Namen . . . . kaum will er über meine Zunge . . . . . .“

Finſter und erbleichend vor Wuth verſetzte Achilles: „Ihr wollt vom Oberſt Georg Radatſch reden, der, wie ich auf der Reiſe hörte, der Einzige von den Elenden iſt, die. . . der Einzige, der noch lebt . . . in Freud' und Wolluſt lebt . . .?“

Emerita bejahte ſtumm und ſeufzend. Erſt nach einer Pauſe konnte ſie antworten: „Wie ich höre, iſt er ſchon ſeit längerer Zeit als Statthalter oder Landvogt in die Grafſchaft Cläven verordnet. Gleichviel, wo er weilt, wenn nur nicht dort, wohin Du gehſt, mein Sohn. Ich würde nicht für Deine Hitze bürgen können, Achill, und in bittern Aengſten um Dich leben.“

„Er wird wohl thun, mir nicht in die Quere zu kommen!“ drohte Achilles; dann fragte er ſtolz die Mutter: „Ihr würdet, hoff' ich, mich nicht ſchelten, wenn ich meines Vaters mich alsdann erinnerte?“

Worauf Emerita, wie Er: „Das fragſt Du noch, Cornär, des Pompejus Sohn? — Indeſſen" — ſetzte ſie freundlich hinzu — „iſt's beſſer, wenn Ihr niemals euch begegnet."

Dieſer Unterredung zufolge zog, nachdem die Freuden des Wiederſehens ausgekoſtet, Achilles nach Chur, und ihn begleitete Volpone, der am Vorabend der Reiſe mit der ſchönen Olympia ſeine Verlobung gefeiert hatte.

9.

Hoz a mai, damaun a tai.

Freilich ſtand in den Bünden ſeit Kurzem Alles anders, denn zuvor. Die Krone Frankreich, durch ihres letzten Geſandten und Feldherrn daſelbſt, des Herzogs von Rohan Klugheit, zur Allgewalt in Rhätien gelangt, hatte mit dem Lande ein liſtig Spiel getrieben. Viele Truppen hatte ſie nach Veltlin geworfen unter dem Vorwande, die Unterthanenlande wiederum der Bünden zu erobern. Allein, kaum hatten die Franzoſen, im Verein mit den rhätiſchen Schaaren die Spanier beſiegt, ſo wurde ſelbſt ihren blindeſten Anhängern nur allzuklar, daß ſie nur für ſich gehandelt, nur für ihre Zwecke der Landesſöhne Blut verſpritzt. Das Heil gegen ſolchen Ueberdrang lag nun für die Bündner einzig in einem guten Verkommniß mit Spanien und dem Kaiſer. Ein und dreißig Vaterlandsfreunde hatten ſich zuſammengeſchworen, die franzöſiſche Knechtſchaft von der Heimath abzuwenden, hatten hinter Rohan's Rücken, wenn gleich dem Herzog in's Geſicht ſchmeichelnd, Unterhandlungen angeknüpft, und zum beſten Ende geführt. Plötzlich war überall im Lande das Volk aufgeſtanden und Rohan gezwungen worden, mit ſeinen Schaaren Bünden zu verlaſſen. Der nunmehrige Oberſt Georg-Radatſch war einer von den Einunddreißig geweſen, ein paarmal als Kundſchafter gen Venedig entſendet, ein andermal nach Innsbruck geſchickt worden, hatte überall ſeine Aufträge zur Zufriedenheit ausgeführt. Zur ſpaniſchen Parthei übergetreten, zum alten Glauben — er, der ſo lange den neuen gepredigt — zurückgekehrt, ſah er ſeinen Ehrgeiz belohnt, ſah er ſich mit der oberſten Verwaltung der Grafſchaften Cläven und Worms betraut. Schon ſchimmerte der Glanz einer noch glücklichern Zukunft vor ſeinem wonnetrunkenen

Blicke, als ihn unvermuthet wichtige Geſchäfte auf kurze Zeit nach Chur zurückberiefen. Geſchäfte gingen aber jederzeit bei ihm mit Vergnügen Hand in Hand, und er verſchmähte keineswegs die mancherlei Feſtlichkeiten, die ihm zu Ehren die Bürgerſchaft von Chur anſtellte, um die wenigen Tage, die er in ihrer Mitte zuzubringen hatte, mit Freude auszuſtatten. — Der eingetretene Winter ſtimmte ohnehin zur Geſelligkeit, zum luſtigen Verkehr um die langen trüben Nächte heiter zu verbringen.

Achilles, der zu jener Zeit nach der Hauptſtadt gelangte, wußte nichts von alle dem. Die Herren, denen er am erſten Tage ſeiner Anweſenheit die Aufwartung machte, empfingen ihn leutſelig, aber kurz angebunden, von Arbeit und Vergnügen gleichmäßig in Anſpruch genommen. Nur der Letzte, den er an jenem Tage aufſuchte, war geſprächiger, aber nicht zu Achilles' Frommen. Er war zu Lebzeiten des Pompejus einer der heftigſten Widerſacher deſſelben geweſen, und verhehlte nicht, daß er dem gerechten Beſchluſſe ſeiner Regierungsgenoſſen in Bezug auf Cornär's Wittwe und Kinder nur ungern, halb gezwungen, beigetreten.

„Ich gönne Euch meintwegen Euer Glück," ſagte er mit jener rauhen Offenherzigkeit, die dem alten Eidgenoſſen eigen war — „doch geſteh' ich frei: hätt' ich das Wort zu führen gehabt, es wär' Euch nicht geworden. Art läßt nicht von Art. Euer Vater hat ſich ſündlich gegen's Vaterland vergangen und Ihr werdet ſein Thun fortſetzen, wenn die Zeit kommt. Nach meinem Urtheil war ihm und Euch nur recht geſchehen. Dankt alſo nicht mir, hört? preiſet lieber aus allen Euern Kräften den unbekannten Mann, der Eure Sache zu der ſeinigen gemacht, und deſſen Wort wegen ſeiner großen Verdienſte um den Staat den Sieg errang. Noch einmal — dankt nicht mir, und genießt mit Klugheit, was Euch allzugroße Güte — ich möcht' ſagen, eine verblendete Barmherzigkeit und Schwäche — rückerſtattet."

Dem heftigen Achilles ſtieg der Groll zum Herzen, da er die harte Rede anhören mußte; doch hielt er an ſich, und ſprach: „Ihr wollt keinen Dank, Herr? Gut; ich bin gar gern Euch nicht verbunden. Wollet mir aber nun ſagen, wer der unbekannte Mann ſei, der ſo warm ſich unſer angenommen?"

Der Mitregierer ſah dem jungen Cornär eine Weile ſtarr in die Augen; dann verſetzte er widerlich lächelnd: „Hätt' er mir's nicht verboten, würd' ich zu Eurer Beſchämung ihn nennen. So thu' ich's nicht; doch wird — ich zweifle nicht — ſein Name Euch ſchon bekannt werden. Dankt ihm dann auf den Knieen, rath' ich Euch. Und nun lebt wohl und Gott befohlen.“

Schnöde drehte der Herr dem Junker den Rücken zu, und Achilles ging mit kochendem Herzen von dannen, ſeinen Freund im Gaſthauſe aufzuſuchen. — „Iſt ſolche Roheit möglich?“ polterte er auf dem Wege vor ſich hin: „Mich alſo zu behandeln? Mir grauſam ein dunkles Räthſel hinzuwerfen, deſſen Wort zu errathen ich verzweifle? Ha, nur die gemeinſte Bosheit kann mit einem harmloſen Menſchen, wie ich bin, alſo ihr Spiel treiben! Herr, nehmt Euch in Acht vor mir. Ein andermal dürft' ich nicht ſo geduldig Eure ſchlechten Scherze hinnehmen.“

Von ſeiner Geduld redend, wiegelte er ſich ſelber immer mehr auf und kam in höchſter Aufregung zu Hauſe an.

Dort ſaß Volpone, dem die einſame Nachmittagsſtunde nicht zu guten Gedanken verholfen hatte, brütend in ſeinem Seſſel. Er hatte ſeiner Liebe gedacht und auch der nahen Hochzeit. Nichts erlaubter als dieſes. Aber auch der zugeſagten Mitgift der Braut hatte er ſich erinnert und in ſeiner geizigen Seele ausgerechnet, daß ihr Erbe doch viel karger ausgefallen als das ihres Bruders, und daß es wohl zu wünſchen wäre, den ganzen Nachlaß des Cornär, in Olympia's Händen vereinigt, zu beſitzen. — „Viel Geld iſt gut Ding für einen armen Studenten,“ hatte er geſeufzt, ſeiner Habſucht ſchrankenlos nachhängend. „Viel haben und nichts thun iſt das Ziel des Weiſen. Die Freundſchaft iſt ein artig Ding, aber viel Geld nebſt einer ſchönen Frau noch beſſer. Auf dem Weg zu einem kleinen, gar beſcheidenen Glück, — warum ſollt' ich mir's nicht größer, umfaſſender wünſchen? Junge Leute ſterben auch zuweilen. Gott behüte, daß ich etwa ſelbſt an meines künftigen Schwagers Leib und Leben die Hand legen möchte...! das iſt zwar unter Freunden ſchon vorgekommen, aber ferne ſei von mir die Sünde. Jedoch, den Fall geſetzt, ein Fieber, heftiger als jenes im letzten Frühjahr, raffte den Schwager weg, oder er bliebe in einem Zweikampf, oder gegen den Feind . . .? Achill, Achill, wie wollte ich Dein Andenken ſegnen, wie eifrig Dein Gedächtniß feiern, des Stifters meines rechten, wahren Glücks!

Dem Todten iſt ja all' ſein Gut und Gold unwerth. Der Erbe jedoch, wenn auch billig trauernd um den Freund, würde ſich am ſtolzen Zuwachs ſeiner Habe freuen dürfen und mit Dank genießen, weſſen das ſelige Bruderherz nicht mehr bedarf.“

Da weckte ihn aus den mammoniſchen Betrachtungen der heimkehrende Achilles, der, heißglühend im Geſicht, gereizt und ergrimmt von ſeinem Beſuche kam. Volpone erſchrak vor ſeinem Anblick, als wäre der Freund hinter ſeine unfreundlichen Gedanken und Betrachtungen gekommen. — „Was haſt Du?“ fragte er ſchüchtern.

„Nichts, nichts auf der Welt!“ entgegnete Achilles heftig: „der Lauf der Welt, nichts mehr als das. Gott kennt ſeine Leute. O hätt' er mich in meiner luſt'gen Armuth gelaſſen, ich hätte nicht gehört, was ein Schelm ſich unterſtanden, mir zu ſagen. Doch, geſchehen iſt geſchehen! Fort damit! Der Abend kommt … es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei mit ſeinem Verdruß und Zorn. Sag' an, ſag' an: was treiben wir, um den Abend zu feiern? Wo finden wir den Wein, der mich erheitert, wo die Genoſſenſchaft, deren muntere Rede, deren fröhlich Lied mich erquickt?“

„Wir haben, denk' ich, dazu nicht weit zu gehen;“ erwiederte Volpone: „ſo viel ich hörte, bereitet ſich unten im Hauſe ein Tanzfeſt vor. In einer Stunde etwa werden Trompeten und Poſaunen das Signal zur Freude geben. Man ſagte mir von hübſchen Weibern. Wenn gleich verlobt, ſeh' ich heute ſchöne Geſichter gern, und wenn Du willſt, ſo wagen wir ein Tänzlein oder zwei.“

„Ich bin dabei, mit Leib und Seel' dabei!“ rief Achilles: „der Zorn zerſetzt und lähmt mein Blut; der Tanz wird's wieder wacker kreiſen-machen. Zuvörderſt aber Wein her, guten wälſchen Wein aus dem Veltlin, ein treues Glas, worauf ſich beſſer zu verlaſſen, als auf die ungetreuen Wälſchen ſelber! Schaff' Wein, Ambrogio, und trink' weidlich mit mir. Laß' uns trinken, wie ächte Schweizer; denn, bei Gott, Brogio, Du mußt Dich richten nach der Sitte Deiner neuen Heimath; hörſt Du, nüchterner Italiener, hörſt Du? Luſtig will ich werden, wieder ſein der fröhliche Marco Tichiorik von Padua …! Doch weg mit dem falſchen Namen, der mich demüthigt. Achill, Achill Cornär bin ich getauft, und wenn meine Feinde darüber die Peſtilenz kriegen . . . ich will mich nennen, laut nennen, wie ich getauft bin . . . und nicht knieen vor irgend Einem in der Welt, der mir wiedergegeben, was mein gehört nach Gottes Schick und nach dem baaren Recht auf Erden!“

Der Wein war indeſſen gekommen und von Achill haſtig genoſſen, von Volpone faſt gänzlich verſchmäht worden. Der treffliche Rebenſaft war eben doch an jenem Abend ein ungetreuer Wälſcher. Nicht Ruhe, nicht Frohſinn brachte er dem armen Jungen, der ihn gierig trank, aber doppelt Feuer ſchaffte er in deſſen Adern.

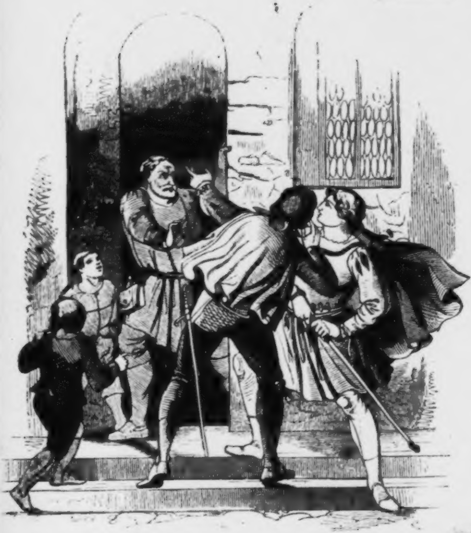
„Jetzt bin ich zum Tanz geſtählt!“ rief Achilles endlich, als unten ſchon die Muſik brauſ'te: „jetzt laß uns gehen und uns in brennenden Frauenblicken berauſchen!“

Achill voran, ihm folgte zögernd Ambrogio. „Brennende Frauenblicke?“ wiederholte er in ſeinem Sinn ein paarmal und dachte ſich dabei als Zugabe eiferſüchtige Händel, blanke Klingen, Stoß und Hieb . . . am Ende von dem Allen eine kalte Leiche zu betrauern. „Möglich! möglich! was iſt nicht alles möglich?“ ſetzte er leiſe murmelnd hinzu.

Unten im Hauſe angelangt, flutheten ſie in einem Menſchenſtrom, der hin und wieder ging und ſich ſtaute vor der Pforte des hellerleuchteten, mit Tannenzweigen geſchmückten Tanzſaales. Ein paar Waibel von der Soldateska machten nothdürftig Ordnung. Achilles wollte ohne Umſtände an ihnen vorüber, als er ſich an dem Saum ſeines Rocks gehalten fühlte. Dem Hinderniß zürnend, ſah er ſich um. Der Wirth des Hauſes, ein alter Mann mit ängſtlichen Mienen, war's, der ſich unterſtanden, ihn aufzuhalten.

„Was ſoll's?“ fragte Achilles kurz — und unter'm Wogen des Gedränges ihm nur verſtändlich, ſagte der Wirth behutſam: „Iſt Euer Name nicht Cornär, mein werther Herr?“ — „Achilles von Cornär, ganz recht. Was ſoll's damit?“ — „O ſo wollt ſo gut ſein,“ fuhr der Wirth ängſtlich fort: „von dieſer Thüre abzuſtehen.“ — „Ich? warum? wie ſo? die Urſach'?“ — „Vergebt, Herr, aber die Geſellſchaft dort innen iſt nicht für Euch.“ — „Warum nicht, zum Donner?“ — „Weil . . . weil . . : wenn Ihr nicht Cornär hießet . . . ?“

Zu Seite 155.



Hoz a mai, demann a tai.

Nun fuhr der Junker wie ein Wetter auf: „Was, bei'm Blut, habt Ihr denn Alle mit meinem Namen zu thun? Gibt's denn einen ehrlichern in der Eidgenoſſenſchaft? Zum Donner, habt Ihr zu Chur Euch gegen mich verſchworen, meinen Namen mir vorzuwerfen, als den eines Schelmen? Zurück die Hand, Weinvergifter. Iſt die Geſellſchaft dort innen ſo verkloſtert und verſperrt, daß ein wackerer Edelmann bei ihr nicht Einlaß findet?"

Während Achill alſo die Rede an die Waibel richtete, die zunächſt neugierig ſtanden, und Einer von den Letzteren breit und lang dem Junker auseinanderſetzte, daß allerdings wohlbeleumdete und ſchicklich angekleidete Leute den Zutritt zu dem Feſte fänden, zog der Wirth den Volpone etwas abſeits und flüſterte ihm, ſeine Vermittelung anſprechend, allerlei in die Ohren, das den Welſchen erſtlich erſchreckte, alsdann nachdenkend machte und ihm endlich eine Brücke wurde zum Verrath am Freunde.

Eilends drängte er ſich an Cornär, ihm zuraunend: „Der Oberſt Radatſch iſt dort innen." — Achilles zuckte vor Ueberraſchung und Wuth zuſammen: „Radatſch?" fragte er ſtammelnd: „der Oberſt Georg Radatſch?" — „Ja doch, Deines Vaters Mörder, armer Cornär!" — „Puh! wie's mich überläuft!" ſagte zähnklappernd und giftige Blicke in die Pforte ſchießend der Sohn des Pompejus: „was ſoll ich thun, Brogio?" — „Das ſteht bei Dir, mein Kind;" verſetzte Volpone bitter lächelnd: „der Muth iſt freilich nicht ſtets mit uns, Achill. Darum komm', und ich will Dich nicht einmal einen Schurken nennen, wie Du mir's erlaubt haſt, wenn Du von dannen gehſt, ohne Deines Alten Tod zu rächen."

Achilles ſtarrte den Verſucher einen Augenblick wie ein Meduſenhaupt an. Entſetzend wirkte es auf alle Umſtehenden. Staunen, Verachtung, Hohn und übermenſchlicher Zorn ſprach aus den Zügen des zum Geſpenſt erbleichten Jünglings. Mit einem raſchen Fauſtſtoß ſchleuderte er von ſich den Italiener, der Miene gemacht hatte, ihn zurückzuhalten; mit einem eben ſo raſchen Sprung war Achill im Saale und fragte laut mit greller Stimme: „Wo iſt der Oberſt Georg Radatſch? wo? wo?"

Das Lärmen der Pauken und Hörner und Trompeten übertäubte ſeinen Ruf; doch hatten mehrere von den Zuſchauern ihn vernommen, und in der Meinung, der junge Mann komme, dem Oberſt eine Meldung abzuſtatten, zeigten ſie ihm den Kriegsmann, der an der Spitze des Reigens, lebhaft plaudernd mit ſeiner Tänzerin, in der Runde um den Saal zog.

Die Pauken ſchwiegen und die Trompeten ſchwiegen, und nur die Fideln girrten fort. „Mich dünkt, ich höre Euern Namen rufen:“ ſagte zum Oberſt ſeine Tänzerin. Radatſch ſah ſich um und juſt auf ihn los ſtürmte durch eine Gaſſe, die ihm der Zuſchauer Furcht und Beſtürzung öffnete, ein bleicher, wildſchnaubender Todesengel.

Mit der Geberde höchſter Ueberraſchung, ein verlegenes Lächeln um den Mund, ſtreckte dem Kommenden der Oberſt ſeine waffenloſe Hand als wie zum Willkommen entgegen. Aber — o des unglückſeligen Zierlings, der, den Churer Frauen zu gefallen, ſeinen Bart nach ſpaniſcher Weiſe verſchnitten und ſein ergrautes Haar ſchwarz gefärbt! — ſeine Freundlichkeit war verloren an dem wuthentbrannten Jüngling.

„Biſt Du der Landfriedenbrecher, der meinen Vater erſchlug?“ brüllte Achilles den Oberſt an und der trutzigen Frage folgte alſobald in einem Athem ein gewaltiger Degenſtoß, der den Radatſch zu Boden warf, daß er ſich überſtürzte. Nach einem Kerzenſtocke zur Vertheidigung haſchte des Durchſtoßenen Fauſt . . . umſonſt! — noch einen Streich, noch zwei führte der Bluträcher und „der dritte gab den Tod. — „Heute mir, morgen Dir!“ rief dabei der Jüngling.

Bei dieſem dritten Streich dachte Volpone, der von Weitem zuſah, grauſam und begierig: „Nun, gute Nacht, Achill. Hundert Schwerter hier bereit, Dein Werk zu ſtrafen! Vom Volke Dein Körper zerriſſen! . . ich Dein Erbe! Fahr' hin!“

Aber ſiehe: vom grauſigen Schrecken verſteinert ſtand im Kreiſe der Reigen . . . . die Weiber hatten kaum einen Schrei zu thun vermocht und zum Degen griff keine männliche Fauſt, denn allzu unverhofft war der Streich gefallen, und wie von Fittigen getragen ging von Mund zu Mund der Spruch: „Das iſt Cornär, der Sohn Cornär, der ſeines Vaters Mord gerächt!!!“

Nur Einer von den Männern trat hervor und näherte ſich dem Achill, der, die Wehre zur Hand, herausfordernd neben der Leiche ſtehen geblieben. Der Mann war eben jener, der mit ſei-

[illegible]er rauhen Rede in des Junkers Bruſt die Flamme des Zornes angefacht hatte; und eben ſo rauh wie am Nachmittage ſprach er zu dem Junker:

„Da ſeht, was Ihr angeſtellt habt! Erſchlagen habt Ihr den Mann, der Eure Mutter und Euch vom Bettelſtabe gerettet!“

Zuſammenſchauernd warf Achill einen Blick auf des Todten Antlitz . . . und erkannte, zu ſpät, den Freund Bartolomeo, dem geſchorenen Bart, dem gefärbten Haar zum Trotz! Da verſchlug es ihm die Luft . . . . die Wände drehten ſich um ihn im Kreiſe . . . . der Boden wankte unter ſeinen Sohlen . . . . mit rieſiger Anſtrengung floh er von dannen — hinaus . . . . und Niemand verfolgte ihn und den Volpone, der knirſchend vor Wuth über das Fehlſchlagen ſeiner Hoffnung und die unerwartete Wendung der Dinge ihm auf der Ferſe nachtrat.

Indeſſen, kaum die Stadt im Rücken, unter'm finſtern Nachthimmel, ſprach Achill zu Volpone gebieteriſch und ernſt: „Zwiſchen mir und Euch, Herr, iſt das Tiſchtuch durchgeſchnitten. Gott vergeb' Euch die liſtige Bosheit, womit Ihr mich zu einer That gereizt, die ich, wenn ſchon als meines Vaters Sohn in meinem Rechte, nicht vollbracht zu haben wünſchte. Ihr ſeid ein Schurke, Herr, und unſere Wege ſcheiden ſich von nun an. Ihr wißt jetzo, wie ich mein Wort halte. So merkt Euch alſo, daß des Radatſch Schickſal auch das Eure, wenn Ihr noch einmal je den Fuß in unſer Haus zu ſetzen wagt. Ueberlaßt mir keck, für meine Schweſter einen andern Bräutigam zu werben. Ihr ſeid zu ſchlecht für ſie; deshalb kehrt um und ſucht jenſeits der Berge neue Freunde, neue Ränke und den Lohn, den Ihr verdient!“

Volpone hat ſich's wohl nicht zweimal ſagen laſſen. Es iſt von ihm in Cornär's Hauſe nicht viel mehr die Rede geweſen, Olympia die Braut und Gattin eines toggenburgiſchen Edelmanns geworden. Die blutige Sühne, die Achill gefeiert, iſt ohne Folgen, ohne Strafe geblieben. Da der Oberſt Radatſch ohne Erben verſtorben, ſo iſt des guten Flugi Forderung an die Armuth und an dürftige Prieſter hinausgezahlt worden, damit ſie beteten für die Ruhe der armen Seele des Gemordeten. Aber die Ruhe kehrte leider nicht mehr ein in die Bruſt des jungen Cornär. Und trauernd ging neben ihm ihren Weg die Mutter Emerita bis zur Grube, die endlich jede Erden-Mühſal verſchlingt. Dann iſt Achilles, ſeine ganze Habe der Schweſter überlaſſend, aus dem Lande gezogen und man hat weiter von ihm nichts gehört, als die unverbürgte Kunde, daß er in einem Kloſter Syriens als ein Laienbruder aus der Zeitlichkeit geſchieden. — Ob nun in Syrien's, ob in bündneriſcher Erde — er ruhe ſanft. **Hoz a mai, dumaun a tai!**

Gutedel vom Lande.

Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſere Reben!"

und vor Zeiten hieß man die feinen Traubenſorten am Rheine „Gutedel“ und heutzutage nennt man ſo die lockern und leichten, die faulen und dreiſten Früchtlein, die leider gar nicht ſo ſelten in Dörfern und Städten am Rheine auf zwei Menſchenbeinen in die Höhe ſchießen. Sind aber nicht ausſchließlich Rheingewächſe und auch an andern Orten zu finden. Denn, was gut und edel, breitet ſich aus. Eines ausgezeichneten Gutedels kurzer Lebensabriß folgt hier in den gehörigen Abſchnitten, die einen leichtern Ueberblick erlauben.

Gutedels Heimathjahre.

Erſter Abſchnitt.

(Von der Wiege bis zum achten Jahre.)

Er heißt Blas, wie ſein Vater auch, deſſen Vater, auf dem Wald wohnhaft, Bläſi geheißen worden war. Der Vater Blas wohnt in einer kleinen Dorfgemeinde, die dem Territorium einer größern Stadt beigezählt wird. Von dem Dorfe des Blas iſt nur ein ſtark Viertelſtündchen in die Stadt, und ſchon frühe in ſeinem zarten Leben machte Blas der Jüngere die kleine Reiſe dahin im Rückkorb ſeiner Mutter, die zwar häßlich aber dafür grundböſe iſt, und in der weiten Welt nur mit ihrem Ehemann harmonirt, zum Unterſchied von denjenigen Weibern, die mit der ganzen weiten Welt harmoniren und juſt mit dem Ehemann nicht.

Wenn Einer verdient, von Mutter Verone geliebt zu werden, ſo iſt es Vater Blas, der's verdient. Nicht allein, weil er im Kalender grad vornedran an der Veronika ſteht, was im Monat Februar hinlänglich zu ſehen, ſondern weil Vater Blas ein ſtolzer Mann, wie Verone eine Frau, die [illegible] nichts vergibt („das vergeben“ iſt hier nicht „verzeihen“, denn Verone, die ſich nichts vergibt, verzeiht ſich Alles). Blas, der Aeltere iſt ſchon lang nicht mehr ein Bauer, ſondern ein Bürger von Riedern, wohl zu merken, und ein ſolcher, der im Sturmfortſchritt ſeiner kreiſenden Zeit weit voraus läuft. Er weiß bereits, daß er nicht ſowohl zum Arbeiten, als vielmehr zum Pläſir in dieſe Welt geſetzt iſt; daß unſer Herrgott die Sonne ſcheinen läßt, damit die Menſchen luſtig ſeien, und daß er den Winter ſchickt, damit ſie im Wirthshaus ruhen und froh ſein möchten. Er hat ſchon eine Idee vom Allgemeinbeſitz, denn obſchon ihn der Wald bei Riedern nichts angeht, ſo nimmt er daraus ſein Holz und ſeine Blätter, von den Matten der Reichen ſein Heu; nicht ſelten, wenn er's grad nothwendig braucht, ein Theil Getreid auf ihren Aeckern. Juſt wie Er, fahndet Verone im Wald, am Rhein, auf den Feldern, in den Hanfgruben; und wenn je einmal zur Nachtzeit Vater Blas über des Barons Fiſchbehälter geht, ſo iſt Verone auch nicht weit. Der Mann iſt da zum Jagen, das Weib zum Tragen. Das iſt nun einmal ſo, und darum halten's Blas und Verone ebenfalls nicht anders, wenn ſie die Haſen im Revier des Cichorienkaffeefabrikanten lebendig in ihre Schlingen perſuadiren, und aus denſelben todt nach Hauſe und auf den Markt ſpediren.

Der junge Blas iſt alſo oft, auf einem Haſen oder auf ein paar Hühnern ſitzend, im Rückkorb der Mutter zum Markt in die Stadt gereiſet, und ſein Geiſt daſelbſt aufgegangen, ſammt Gemüth und Zubehör, bei mancherlei Genüſſen und in mancherlei Geſellſchaft. Denn von jedem Gläslein Schnapps, das die Mutter trank, bekam Blas ſein beſcheiden Theil; der Kaffeehaſen gab auch für ihn ſeine braune Fluth her, und freigeſinnte Männer und Weiber, die mit veredelter Milch und Butter oder auch mit andern Artikeln zweifelhaften Urſprungs zu Markt gezogen, ſchaukelten den Jungen auf ihrem Schooße und ſteckten ihm manchen Brocken zu, die ihn um ſo beſſer gedeihen machten, als die Wohlthätigkeit ſie zum Almoſen geſpendet hatte. —

So iſt Blas allgemach ein derber Junge geworden und fürchtet ſich nicht vor den Menſchen, nicht vor den Schenken, aber allerdings vor der Schule, die ſein Schreckniß und ein Gegenſtand ſeines Eckels iſt, und zu deren Beſuch ihn irgend ein unvernünftiges Geſetz von Anno ſo und ſo viel verpflichten möchte, ohne nur ſeine Einwilligung zuvörderſt einzuholen. — Lange ſchwänzt er die Schule auf eigene Fauſt; endlich deshalb zur Rechenſchaft gezogen, verſtebt er ſich mit der Ermächtigung ſeines Vaters ſelber, und antwortet — ein achtjähriger Bube — dem Schulmeiſter Folgendes:

Schulmeiſter. Weißt Du nicht, daß Du ſtrafbar biſt, indem Du hinter die Schule gehſt?

Blas. Hei ja, ſo ſagt man. Aber ich will nicht in der Schule ſein, und ich darf auch nicht.

Schulmeiſter. Daß Du nicht willſt, wiſſen wir zur Genüge. Aber weshalb darfſt Du nicht?“

Blas. Der Vater hat mir's verboten. Er ſagt, das ſei eine gezwungene Arbeit, an der Gott keine Freude hat. Der Vater iſt auch nicht in die Schule gegangen und iſt jetzo doch ein ganzer Mann.

Schulmeiſter (ſeufzend). Das weiß leider die ganze Gemeinde. Doch wird er geſtraft werden, weil er Dich von der Schule abhält?

Blas. Mir an! Der Vater mag's richten, wenn ich nur nicht in die Schule muß.

Schulmeiſter. Man wird Dich ſchon zu zwingen wiſſen.

Blas. Das ſagt eben der Vater. Mit dem Zwingen ſoll Alles gethan ſein. Ich mag mich aber nicht zwingen laſſen, und wenn ich einmal groß bin, wollen wir ſchon weiter ſehen.

Zweiter Abſchnitt.

(Vom achten Lebensjahre bis zum fünfzehnten und ſiebenzehnten.)

Des alten Blas Umſtände haben ſich nicht gebeſſert, trotz dem, daß er ihnen mit allen erlaubten und unerlaubten freien Künſten aufzuhelfen geſucht hat. Das Wildern, das Holzfreveln, die Fiſcherei auf fremde Unkoſten, das Sammeln fremden Korns und Hanfs, die Wegfuhr fremden Heu's, und die vielen Sitzungen für Menſchenwohl und Völkerglück im Wirthshaus — Alles hat nichts geholfen. Verone hat ſich aus Kummer und Sorge in's Waſſer geworfen; nemlich in das von Zwetſchgen und Kirſchen. Der beſonnenere Blas dagegen kultivirt noch den Wein und das Bier, welches in die Mode zu kommen anfängt, neben den obigen Waſſern. Aus ächter Liebe zu ſeiner Frau indeſſen, und damit ſie nicht alles Gebrannte wegtrinke, hilft er ihr bei ihren Waſſerkuren eifrig. — Dieſe angeſtrengte Beſchäftigung, verbunden mit den vielen Prozeſſen vor Amt, mit Dummköpfen, die da meinen, ein Recht zu finden, wo längſt ſchon der Kaiſer das ſeine verloren, macht es dem Ehepaar unmöglich, fürder die gewohnte Aufmerkſamkeit und Sorgfalt auf die Kinder zu verwenden. Sie emanzipiren daher dieſelben, die ohnehin ſchon genug am Beiſpiel haben, das die Eltern bisher ihnen gegeben. Die Tochter Nanni macht gleich ihr Glück: ſie kommt als Säugamme in ein vornehmes Stadthaus; der ältere Sohn Gottfried wird vom Staat auf ſechs Jahre zu Koſt und Lohn in's Strafarbeitshaus übernommen, iſt alſo auch vor der Hand verſorgt. Blas, für jetzo auf ſich ſelbſt verwieſen, wirft ſich, obgleich noch ſchulpflichtig, denn die rohe Gewalt hat über ſeinen und ſeines Vaters Widerſtand den Sieg davon getragen, mit aller Begeiſterung auf die Lehre von der Aſſociation, und brütet dieſe ſchönſte Lehre unſers Jahrhunderts beharrlich aus. Verbunden mit ſechs bis acht Genoſſen ſeines Alters, oder noch jünger, als Er, wie z. B. ſein Brüderlein Jakob iſt, beſteuert er den Luxus und den Ueberfluß der Städter. Die Armuth iſt ja ſo arm, und ſo reich der Reichthum! Eine gewiſſe Ausgleichung iſt nothwendig an und für ſich… und da ferner die Verbündeten aus ihrer Eltern Pflege meiſtens entlaſſen, und allzugute Söhne ſind, als daß ſie die Eltern zwingen möchten, ihr kärgliches Brod mit ihnen zu theilen, ſo ſtehlen ſie lieber, um der Kindespflicht zu genügen, und um fröhlich ſich durchzubringen, wie der Menſch ſoll. Leider ſucht die dämoniſche Gewalt unſerer Tage die Helden des vierten Gebots in ihrer Tugendpraxis zu hindern. Jedermann denkt hier alſobald an die Polizei, und Jedermann hat Recht. Der finſtern Macht fällt auch einigemal Blas als Opfer und duldet ſtandhaft Hunger und Kerker, um nach der Entlaſſung in die Freiheit gleich wieder von vorne anzufangen. — Nach dem dritten Unglück genannter Art geſchieht es, daß ihn ein Polizeidiener aus der Stadt handfeſt in ſeine Schule zu Riedern bringt, woſelbſt ſich juſt Schulmeiſter und Pfarrer befinden. Sie beſteigen, geborene Feinde der fröhlichen Jugend, alſobald den Stuhl der Inquiſitoren, und der Pfarrer hebt mit Unglück weiſſagender Stimme an:

Alſo ſchon wieder einmal geſtohlen und erwiſcht?

Blas zieht das Maul, als wolle er flennen. Es iſt aber nichts, er denkt nicht von ferne daran.

Polizeidiener. Ich konnte den Buben allein abfangen 's waren noch fünf oder ſechſe bei ihm, und ich glaube hier Mehrere davon zu erkennen.

Die Buben ſchütteln alle den Kopf. Blas macht ſich aber kein Gewiſſen daraus, ſeine Helfershelfer unbarmherzig zu verrathen. Er hofft als Angeber auf eine Ermäßigung ſeiner Strafe. Darum ſagt er: „Der Hanſi und der Ludwig und der Fritz und der Kaſpar haben mit auf dem Markt geſtohlen, und mein Brüderle Jakob hat dem Krämer ſelbigen Thaler vom Ladentiſch gekrippſt.“

Gezeter von allen Angeſchuldigten. Sie läugnen auf Mord und Brand. Nur der Jakob ſagt heulend: „Der Blas hat mich angeſtiftet, und er will nichts gethan haben. So macht er's immer.“

Pfarrer. Wir wiſſen ſchon, was wir auf das Läugnen der Burſchen zu geben haben. Was ſollen wir jedoch mit den kleinen Dieben anfangen? Sie züchtigen? Warum thut das die Polizei nicht ſelber? Es würde mehr Eindruck machen.

Polizeidiener. Wir dürfen nicht mehr. Die Herren im Klubb ſagen, es ſei gegen die Menſchenwürde, und der Herr

Direktor iſt auch im Klubb, und darum laßt er nicht mehr das Prügeln zu.

Pfarrer. Schon gut; wir aber ſollen die Züchtiger vorſtellen und uns in Gottes Namen dafür ſchimpfiren laſſen? Und doch . . . was nützen da Worte und Vorſtellungen? He, Blas! was denkſt Du jetzt, auf neuer Uebelthat ertappt, bei Dir ſelber?

Blas. Hm, ich denke, daß ich noch zwei volle Jahre in der Schule bleiben muß, und ich wollte, ſie wären ſchon herum.

Pfarrer. Du würdeſt Dich alsdann wohl zweckmäßiger beſchäftigen. Kannſt aber jetzt noch nicht leſen und ſchreiben, wie ſich's gehört?

Blas. Der Vater kann's noch weniger und iſt doch ein ganzer Mann.

Pfarrer. Wir wiſſen's. Schämſt Du Dich aber nicht ein wenig, daß Du einen ſolchen Lebenswandel führſt? daß Du alle dieſe Deine Mitſchüler, ſogar Dein Brüderchen, zu ſchlechten Streichen verleiteſt?

Blas. Da braucht's keine Verleitung. Sie ſtehlen ſchon von ſelber, und der Jakob ſo wie die andern.

Pfarrer. Eine ſaubre Familie. Fürchteſt Du nicht einſt Deines ältern Bruders Schickſal?

Blas. (Zuckt die Achſeln, als wollte er ſagen: 's iſt möglich, daß es mir ſo geht, wie ihm; was aber dann? was liegt daran?)

Pfarrer. Biſt Du nicht ſelbſt bekümmert um den Gottfried, der jetzo ſeine Strafe abſitzt?

Blas. Hm, er wird's ſchon aushalten. 's iſt auch keine Schande für ihn, daß er im Arbeitshaus ſitzt. Er hat ja nicht geſtohlen, ſondern nur gerauft; und der Vater ſagt immer, man ſoll von Niemand was leiden; das geht wider die Ehre.

Pfarrer. Brave Grundſätze. Indeſſen erkennſt Du doch an, daß Stehlen eine Schande ſei? Warum ſtiehlſt Du alſo?

Blas. Wenn große Leute ſtehlen, iſt's freilich nicht ſchön. Aber wenn die kleinen Knaben was nehmen, iſt's keine Schande. Wenn ich einmal groß und aus der Schule bin, will ich gewiß nichts mehr nehmen.

Die Ohnmacht der Schulvorſtände iſt ſchuld, daß die Vorſätze des Blas richtig um ein paar Jahre früher, als Herkommens war, auf die Probe geſtellt wurden. Man entläßt ihn nemlich aus der Schule, theils, weil er unverbeſſerlich, theils aber, weil es gilt, die Mitſchüler vor ſeinem unmittelbaren böſen Einfluß ſicher zu ſtellen. — —

Redlich hält Blas übrigens ſein Wort. Von Diebſtählen kann, ſeit er aus der Schule iſt, nichts mehr auf ihn gebracht werden. Sogar hat er ſich einer Art von Beſchäftigung unterzogen. Er hilft nemlich ſeinem Vater als Kellerburſche in der Schenke, die ſein Alter gepachtet hat. Solche Wirthsgeſchäfte ſind der letzte Strohhalm, an den ſich verlumpte Müßiggänger klammern. An Zuſpruch von Ihresgleichen fehlt's allerdings nicht; aber ſelten ſind die Kunden bei Gelde, und daher fließt auch der Pachtſchilling nicht, und daher hat die Freude bald ein Ende. Wir werden ſehen, wie es dem alten Blas geht.

In der Schenke verlegt ſich der junge Gutedel auf das Studium der Getränke, das ihm beſſer zuſagt, als die Schulfuchſerei. Er wird dabei groß, ſtark, wohlgefärbt, und im ſiebzehnten Jahre ſchon hat er ein Schätzchen: des Nachbars Roſine, juſt ſo alt, wie er.

Brav und unſchuldig iſt das Mädchen, aber dumm zum Erbarmen. Auch iſt ſie gerade nicht ſchön, aber eben doch ein Mädel und vermöglicher Eltern Kind, und Blas wünſcht, dereinſt zu Vermögen zu kommen, und wenn er das erheirathen müßte. — Deswegen hält er die Roſine hoch, traktirt ſie heblings mit gebratenen Aepfeln, zieht mit ihr ein paarmal zum Tanz und ſchafft ſich eine Tabakspfeife an, weil der, ſo einen Schatz hat, allerdings rauchen muß. — Roſina's Vater und Mutter kommen leider nur zu bald hinter den G'ſpaß, wiren das Mädel durch, und ſchicken's in die Stadt zum Nähen- und Kochenlernen. Roſine ſchenkt dem Blas eine Wickel von ihrem rothen Haar und vertröſtet ihn bis über's Jahr, da ſie heimkommen wird.

Er vertröſtet auch ſie auf ſeine Treue und Beſtändigkeit, und verliebt ſich, kaum hat Roſine den Rücken gedreht, in eine liederliche fahrende Weibsperſon, die ſeine Leidenſchaft benutzt, um in des alten Blas Schenke wacker auf ungerechte Koſten zu ſchmauſen.

Dritter Abſchnitt.

(Vom ſiebenzehnten bis zum neunzehnten Jahre.)

Wo Lieb', iſt auch Eiferſucht: zumal, wenn Einer nicht nach ſeinem Wunſch erhört wird, und glauben muß, daß ihm ein Anderer den Rang abgelaufen. Die ziehende Korbflechterin und Hagenbuttenverkäuferin, an welcher Blas ſeine Freud' geſunden, verſetzt ihn in die eiferſüchtigſte Stimmung, da ſie ihn bei der Naſe führt, ſchon einen guten Theil von Blaſi Trinkgeldererſparniſſen verputzt hat, und dennoch es eher mit dem Filder-Karle zu halten ſcheint, als mit genanntem Blas. Der Filder-Karle iſt ein reicher Bauernſohn und mit der Korbmacherin ſchon hin und wieder an verdächtigen Waldecken geſehen worden. Das gibt dem Blas viel zu denken und zu ſchaffen, und nachdem er endlich zu ſeinem größten Verdruß hinter die ganze Geſchichte gekommen und nicht mehr an ſeinem Unglück zweifeln darf, ſo trinkt er ſich einmal einen „Fahnen“ wie ſie dort ſagen, und paßt dem Filder-Karle irgendwo auf, wo ihm Niemand zu Hülfe kommen kann. Der Karle aber kommt, Gutedel Blas fallt über ihn her, und läßt ſeinen Knittel wacker tanzen. Dennoch geſchieht, was Blas nicht erwartet hatte: der Karle wehrt ſich nicht nur, ſondern wird ſeines Angreifers Meiſter, haut ihn windelweich durch, ſchlägt ihm ein Bein entzwei, und läßt ihn alſo liegen. Ein Glück, daß Blas bei Zeiten gefunden und heimgebracht wurde. — Nachdem der alte Blas den Hergang erfahren, ſagt er zum Sohn: „Du haſt recht und unrecht gethan. Recht, denn man ſoll von Niemand etwas leiden; unrecht, weil man einen guten Freund bei ſich haben ſoll, wenn man Einem aufpaßt. Hättſt Du mir was davon geſagt, ſo wär' ich mit Dir dem Karle auf den Weg geſtanden, und Du lägſt jetzt nicht ſo elend da, wie Du thuſt.“

Nach dieſer Ermahnung und Rüge überläßt der Vater den Gutedel ſeinem Schickſal und der Pflege ſeiner Mutter, die immer nur auf die Korbflechterin ſchimpft, und ausruft: „Soll ſich nur einmal unterſtehen und noch in's Haus kommen! ich kratz' ihr die Augen aus…“ Dann aber filzt ſie ebenmäßig den Sohn, daß er nicht an der Roſina beſtändiger gehalten, bei der's doch Geld abſetze, während bei der Landfahrerin nur zerriſſene Stiefel und Prügel und unbezahlte Rechnung. — „Jetzt kannſt Du ſehen, wie Du fertig wirſt,“ ſagt ſie endlich: „Wir haben kein Geld und der Doktor und Feldſcheer wollen bezahlt ſein. Mach's jetzo mit den Kurkoſten aus.“

Ha, die Kurkoſten! das ſchmerzt mehr, als der Beinbruch ſelber. Blas muß aber — es hilft nichts — ſeine Spaarbüchſe außleeren, und Alles für den Doktor und Barbier bis zum letzten Heller hergeben — „Das verzeih' ich dem Karle nimmermehr, und Revanſche muß ſein!“ ſagt er.

Wer jedoch ſich nichts merken läßt, und ordentlich mit Fleiß dem Filder-Karle überall nachzieht, das iſt der Blas, ſobald er kurirt iſt. Der Barbier hat ſeine Sache trefflich gemacht; man ſieht dem Gutedel nicht das winzigſte Tädelchen am Fuße an. Und es iſt gerade ſo, als hätte der Karle ihm, dem Blas, eine Gewalt von einer Zuneigung in den Leib geſchlagen, ſo freundlich thut der Blas mit dem Filderbuben, und ſitzt und trinkt wieder mit ihm in allen Wirthshäuſern und knöchelt mit ihm und alle Feindſchaft iſt vergeſſen mitſammt der Korbmacherin, an die ſie Beide nicht mehr denken, und die auch nicht mehr im Revier erſcheint — zum Verdruß der Mutter Verone, die jetzt ihre Waſſer in den Aerger hineintrinkt, und von Tag zu Tag (auf eine gewiſſe Art) waſſerſüchtiger wird. — Dem Vater Blas dagegen mundet kein Tropfen Wein mehr; warum? er hat keinen mehr im Keller und den vertrunkenen noch nicht bezahlt, und die Prozeſſe vor Amt gehen noch triftiger und diſtlicher an, denn zuvor. Was ſollen aber alle dieſe Verfolgungen? der Eigenthümer der Schenke muß froh ſein, daß er wieder zu ſeinem Häuſel kommt; die leeren Fäſſer nimmt der Weinhändler zurück; die Gläubiger, die von Blas eine Schrift in Händen haben, kriegen in der dritten Klaſſe nichts; die in der vierten gar nichts, Alles nach Recht und Billigkeit. Dafür macht Vater Blas ſein Glück, und wird Gemeindehirt und Gemeindeſtiervormund. So kommt er wiederum zu einem Obdach, zu Gabholz und zu dem Schlämpchen, das an jedem Aemtchen. — Auch für den Gutedel gibts im Gemeindeſtierpallaſt eine Kammer, und den kleinern Jakob nimmt die Nanni zu ſich, die jetzo ſchon den fünften Säugammendienſt angetreten hat, und Hoffnung ſchöpft, von ihrem letzten Liebhaber geheirathet zu werden. Jakob wird dann des Liebſten Profeſſion lernen — der Liebſte iſt ein Schneider — und ein gemachter Mann werden, wie der Vater.

Blas beſucht in dieſer Zeit — immer mit ſeinem Buſenfreund Karle — öfters die Stadt, und ſtreift auf die Roſina, in die er, da's mit der Korbflechterin nichts war, neuerdings vernarrt iſt. Das Mädel hat indeſſen von ihres Blas Liebesverirrung gehört, und ſo dumm ſie auch iſt, hat ſie Betrachtungen angeſtellt, die gar nicht zum Vortheil des Ungetreuen ausfielen. Denenzufolge flieht ſie den Blas wie die Peſt, und derſelbe vernimmt zu ſeinem Schrecken von der Schweſter Nanni, daß Roſina nichts mehr von ihm wiſſen will. So viel Unglück in der Liebe! Und was ihn am ſträflichſten ärgert, iſt, daß ſein Freund Karle auf ihrer Wanderung zur Stadt nur die Hand auszuſtrecken braucht, ſo hängt an jedem Finger eine Kindsmagd oder eine Köchin, oder gar eine Kellnerin, die es ſonſt doch zu geben pflegt. Das macht das verwünſchte Geld, das wohl der Filder-Karle, aber nicht der Blas hat, und darum ſucht der Letztere wieder auszugleichen, was das grauſame Geſchick ungleich gemacht hat. — Und richtig gelingt's ihm. Selbander wandeln die Freunde einmal im Mondenglanz von der Stadt nach Hauſe, und da ſie an das ſogenannte Horniſſenthälchen kommen, ſagt der Filder-Karle: „Ich möcht' wohl ein wenig meinem Karamäuſele, der Crescenz an's Fenſter ſteigen, wenn's nicht ſo hell wäre!“ — Aus der Illumination in ſeinem Strobelkopf hätt' er ſich nichts gemacht, nur genirte ihn der keuſche Mond.

Da ſagt ihm der Freund Blas: „Geh' Du nur immer hin, und ich will am Kreuzweg Schildwacht ſtehen, daß Dir nichts paſſirt, Karle, wenn Du mir Deinen Stecken geben willſt.“

Das leuchtet dem Karle noch beſſer ein, als der Mond — er gibt den Stecken und geht loſe und leiſe ſo wie er iſt, in der weißen Jacke, dem rothen Bruſttuch, auf dem Kopfe die Pelzkappe, die von den Burſchen jener Gegend auch im Sommer nicht abgelegt wird, dem Kammerfenſter ſeines Liebchens zu. Noch hat er indeſſen nicht zehn Schritte gemacht — holla, ſo fallt ihm der Blas in den Rücken, tappt ihm auf den Kopf, daß ihm die Pelzkappe gut kommt, und haut den Wehrloſen ganz in die Pfanne. Erſt nachdem er ihm ebenfalls ein Bein zerſchlagen, gibt Blas Friede, und entfernt ſich mit den Worten: „Da, jetzt zahle Du auch Kurkoſten, und wohl bekomm' Dir's, Du Schelm!“

Auf dieſe Weiſe endigt die theure Freundſchaft, die zehn Monate und fünf Tage gedauert hatte, und von der folgerechten Beharrlichkeit der Blas'ſchen Vorſätze das günſtigſte Zeugniß abgibt.

Wenn aber ſchon auf dieſe Art der reiche Karle dafür beſtraft worden iſt, daß er ſich unterſtanden, einſt ſich mit Erfolg gegen des Gutedels Ueberfall zur Wehre zu ſetzen, ſo iſt darum die verlorne Roſina nicht wieder gewonnen, und da mittlerweile Blas vernimmt, daß ein hübſcher ſchlanker Unterofficier ſo frei iſt, der beſagten Roſina pour le bon motif den Hof zu machen, ſo geht ſowohl ſein Triumphgefühl wegen vollzogener Rache, als auch ſeine Betrübniß in Liebesſachen in heftige Verzweiflung über. Mit dem Entſchluß, jetzo alle Liebe fahren zu laſſen, und ſeine koſtbare Perſon dem ſchönen Geſchlechte auf ewige Zeiten unzugänglich zu machen, iſt Blas allerdings geſchwinde bei der Hand; — aber was ſoll ihm Erſatz dafür gewähren, was die Lücke ausfüllen, die durch Roſina's Untreue in ſein Seelenleben geſprengt worden?

Da hört oder lieſt er einmal — er wird es aber gehört haben, da er ſich mit Leſen nicht viel beſchäftigt — daß derjenige Unglück im Spiele hat, der ſich des Glücks in der Liebe erfreut. Seine geſunde Vernunft dreht alſobald den Satz um. „Warum ſoll, der in der Liebe Malheur hat, nicht im Spiel Glück haben?“ fragt er ſich: „Entweder iſt das eine falſch und das andre nicht wahr, oder beides hat ſeine Richtigkeit . . .“ Folglich legt er ſich auf's Spiel, und kartelt im Land umher, was der Brief vermag, und ſiehe: wie eben des guten Engels, der das Spiel regiert, immer gleicher Brauch iſt, ſo gewinnt der Gutedel anfänglich unverſchämt, und fragt nicht mehr nach Arbeit und Verdienſt; wohl möchte er aber den Großherzog fragen, ob ihm ſein Land feil, und wie theuer?

Der alte Blas, der ſchon wieder allgemach vom Gemeindeſtier auf den Hund kömmt, hat gut, den lieben Sohn zu ermahnen, ihm beizuſtehen in der harten Gemeindehüterpflicht, die in der That eine wahre Vieharbeit iſt: der Sohn ſagt „Gott behüte! Ich habe das Glück einmal bei'm Preisle, und es ſoll mir wegen der unflätigen Bemühung im Stall und auf der

Weide nicht wieder ausreißen." Somit, während ſeine Eltern immer kläglicher am Hungertuch nagen, lebt er auf drei Meilen in der Runde wie unſer Herrgott in Frankreich und ſchwelgt und hopſt und lavetelt und juckert und rammst und ſequenzt mit ſpäten nächtlichen Geſellen, was gibſt Du, was haſt Du. — Zur Kirche kommt er freilich ſchon lang nicht mehr; aber die Elfermeſſe im Wirthshaus, wo mit den Schoppengläſern geläutet wird, verſäumt er gewiß nicht, ſobald er nur halbwegs den vornächtigen Rauſch ausgeſchlafen; und wo es die beſten ſauren Nieren, das feinſte pikante Leberle gegen den Katzenjammer gibt, das weiß er auf's Haar.

Und ſo geht's fort, bis — es nimmer geht. Hat Einer ihm ein Hexenwerk gemacht, oder iſt der Teufel in Perſon in die vier Könige und die vier Säue*) gefahren, um ihn zu necken und zu plündern? Genug: auf einmal ſchlägt ſein Glück um in Pech, und herausgeben muß er, willig oder nicht, die aufgeſammelten Sechsbätzner — des Landmanns Lieblingsmünze — und die halben und ganzen Kronenthaler drohen auch, denſelben Weg zu gehen. Vergebens hebt er jetzt an, zu diſteln und zu rechnen und zu ſtudiren, wie er wohl mit Künſten das Glück wiedererobern möchte, das ihm einſt auf's tollſte Wagen hin ſo treu geweſen; vergebens! Es hilft und zieht nichts, und ſo viele Augen der Würfel, ſo viele Blätter die Karte hat, ſo viel Unglück und Elend ſchaut für ihn aus den ſchwarzen Würfelaugen, ſo viele „Matſch" und „Schneider" blättern ſich für ihn aus den bunten Karten. Keine Frage, daß er jetzo noch wilder ſpielt und wettet, denn zuvor.

Da trifft ſich eines Tages, daß zu ihm der Jäger ſagt: „Da hätt' ich eine Flinte dem St. Johanniswirth zu ſchicken. Er braucht ſie morgen, und doch habe ich heute Steigerung im Walde abzuhalten. Du haſt ſchon von eh' nichts zu thun, biſt ein Freiherr und die Tage gehören Dein. Sei deßhalb ſo gut, und trage die Flinte dem Wirth hinauf." — „Meinetwegen;" ſagt darauf der Blas: „her damit!" — Er bildet ſich etwas darauf ein, daß er, die Flinte auf dem Rücken, durch den Wald auf den Johannesberg ſtolziren darf, wo neben einer Wallfahrtskapelle, der Johanneswirth in einſamer Herberge hauſt.

---

*) Triviale Benennung der As im Kartenſpiele.

Da es ihm nicht preiſirt, ſo thut er gemach, und der Abendſchein glitzert ſchon durch die Zweige, als er in der Waldeinſamkeit anlangt. — „Der Wirth daheim?“ macht er bei'm Eintritt in die Schenke. — Die Frau vom Hauſe verneint. Der Wirth iſt noch jenſeits des Tobels im Breitenbach auf dem Pferdemarkt. Zu ſtolz oder zu gewiſſenhaft, um der Frau die Flinte einzuhändigen, als wie ein gemeiner Botenläufer, pflanzt Blas das Gewehr in eine Ecke, ſich ſelber daneben, und läßt ſich einen feinen Trunk einſchenken, und denkt bei ſich: „Und ſollt' ich der Schoppen ein Dutzend trinken, ſo darf mir der Wirth, den ich abwarten will, ſie nicht anrechnen, weil ich ihm den Schießprügel heraufgetragen.“ — Die Gutedel haben's in der Art, daß ſie die geringſten Dienſte und Gefälligkeiten, die ſie leiſten, hoch anſchlagen; eben, weil ſie ſelten zu Dienſten und gefällig ſind. — Nur noch ein vereinzelter Gaſt und melancholiſcher Trinker iſt in der Stube, ſitzt dem Blas gegenüber.

Langeweile ſteckt an. Kein Laut in der dämmerigen Stube, als nur vom ſchnurrenden Rad, an dem die Wirthin ſpinnt. Die Wälderuhr, die ſonſt ſo geſchwätzige, ſteht ſtill, die Grasmücke im Käfich hat den Pips. Hie und da trommelt Blas ein wenig auf dem Tiſch, läßt's aber gleich wieder bleiben. Dann und wann räuſpert ſich der Fremde, läßt aber gleich wieder ſtumm das müde oder betrübte Haupt in die auf den Tiſch geſtützten Hände ſinken. Die Frau gähnt laut, der Blas macht's grad ſo, der Fremde folgt nach.

Indeſſen läutet der Waldbruder die Abendglocke. Der Schall ermuntert die Gähnenden. Die Frau ſteht auf und betet leiſe. Zum Fremden ſagt aber Blas: „Wenn Ihr doch, wie 's ſcheint, gleich mir, den Mond abwarten wollt, ſo könnten wir uns mit einem Spielchen die Zeit vertreiben?“

Der Fremde dient darauf mit den Worten: „Drum bin ich drüben im Ried geweſen, und habe von dem Nägelebauer mein Geld haben wollen, aber er hat mir nur ein paar Gulden auf Abſchlag gegeben, und mein Weib wird wüſt thun, wenn ich ſo wenig heimbringe. So warte ich lieber die Nacht ab. Indeſſen hab' ich kein Glück im Spiel, und treib's daher nicht ſtark; auch möchte ich nicht ganz leer nach Breitenbach hinüberkommen. Die Alte thäte noch wüſter.“

„Heda,“ denkt ſich Gutedel, „der iſt mein Mann. Ich brauche einen, der kein Glück hat, und wenn ich ſchon nur ein paar Güldele erwiſche, ſo iſts doch ſo viel, und das Glück kommt mir wieder zu, hab' ich nur einmal wieder gewonnen.“ — Dann ſagt er laut: „Was macht's? Ich hab' auch nichts als Pech, und die paar Käſperle da ſind meine ganze Baarſchaft. Lieber verlier' ich die auch noch obendrein zum andern, das ſchon des alten Kaiſers iſt!“

„Aha,“ denkt ſich der Pantoffelmann von Breitenbach: „das Bürſchle iſt juſt mein Mann, und wenn ich auch nur ein paar Käſperle erwiſche, ſo iſt's doch ſo viel, und das Weib ſchilt um zwei Gulden vierzig Kreuzer weniger.“

Inzwiſchen bringt die Sephi das Licht und ſagt: „Guten Abend alle beiſammen!“ — Worauf der Gutedel: „Bring' die Karten und die Tafel und die Kreide, und lang' nur noch ein paar Schoppen vom Guten. — Alloh, Mann; hergeſeſſen, die Katz' aus 'm Sack! Da iſt Geld, Heidengalleh! Was ſpielen wir und um wie viel?“

„Ich kann nur Häuſeles;“ antwortet der Fremde und rückt herüber. „Mir gleich;“ macht der Blas: „Nur geſchwind vorwärts. Hellblau iſt baieriſch! Miſcheln und abheben . . . . eins, zwei, drei!“

Das Spiel geht ſo raſch als möglich; aber 's ſitzt halt ſchon wieder für den Blas das böſe Kreuz darinnen. Legt Er die Häuſchen, ſo ſtoßt ihm der Gegenmann auf jeden Ritt nur einen ſchwarzen Siebener aus. Hat Er dagegen auszuſtoßen, ſo gibt er dem Andern immerdar die höchſte Karte. Die Käſperle wandeln ſich in Sechſer um, die Sechſer gehen alle zum Feind über. Der Feind, der da viel gewiegter im Spiele iſt, als er vorgegeben, hänſelt und narrt nach jedem Fiſchzug den Verlierenden, und jagt denſelben in den Harniſch, eh' er ſich's verſteht. — Vorerſt gibt's grobe Worte vom Blas, darauf Spott und Hohn vom Andern. Dann ſakramentirt der Gutedel, daß das Haus zittert, und will's damit zwingen. Weit gefehlt. Der ſchwarze Siebener kommt ihm immer wieder zu, und immer wieder gibt er dem Feind den Herzkönig oder das Eckſtein-As.

„Alter Dieb, Du ſpielſt falſch!“ ſchreit endlich außer ſich der Blas, nachdem er ein Stutz-Glas auf einen Zug ausgetrunken.

„Ein Schuft, der das ſagt!“ ſchreit der Breitenbacher, der ſich in der Freude betrunken, wie Gutedel im Leid. — Und zum Schlag holt der Letztere aus, und der Pantoffelmann iſt da mehr bei der Hand als daheim bei ſeiner Frau, und gibt dem Blas wirklich den Schlag hinter die Ohren, der ihm ſelber gedroht hatte. — Jetzo raufen beide über dem Tiſch und ſchonen ihre Strupphaare keineswegs. Die Wirthin ſchreit Zeter über die bedrohten Gläſer und Flaſchen, die Sephi ſpringt nach dem Beſen, um damit zwiſchen die Kämpfer zu fahren; da taumelt, vom Feind zurückgeworfen Blas auf die Bank, hält ſich an dem Gewehre feſt . . . reißt daſſelbe in die Höhe, um dem Gegner mit dem Lauf auf den Kopf zu tippen . . . und — weiß der Himmel, wie's zugeht . . . . die geladene Flinte knallt los, und der Schuß dem eben eintretenden Johanneswirth breit und voll auf den Wanſt. — Der Wirth ſtürzt nieder mit einem Schrei. Durch den Pulvernebel ſpringt über ihn weg der Breitenbacher zur Thüre hinaus; und Blas durch's Fenſter, auf und davon, und hält nicht inne im Laufen, als bis die Waldhöhe hinter ihm, und vor ihm das Hüterhaus von Riedern. Doch nicht lange beſinnt er ſich die Leiter zu ſeiner Kammer emporzuklettern, und ſchlieft, ſo tief er kann, in Laubſack und Deckbett hinein, als gälte es, ſich nicht nur vor der Welt, ſondern vor ſich ſelber zu verbergen.

Da ſteh'n wir nun an einem Wendepunkt; oder vielmehr bei einem Begebniß, das leicht für den Gutedel hätte einen Wendepunkt abgeben können, wenn . . . wenn er eben nicht zu ſehr Gutedel geweſen wäre. Der unglückſel'ge Schuß, der dadurch niedergelegte Wirth, das herzzerreißende Jammergeſchrei der Frau — all das toſte und ſtürzte und zeterte die ganze Nacht hindurch vor Aug' und Ohr und tief im Gewiſſen des erſchütterten Blas herum. Das edlere Gefühl im Menſchen, das doch eigentlich nie und nirgends bis zum Mark abſtirbt, zumal in der Bruſt eines noch ſo jungen Menſchen, begehrte, ſich Platz zu machen. Mit dem Morgenthau kam ſogar die heilſame Fluth der Thränen über Blas, und tief verſteckt im Bette, aber in Thränen ſchwimmend fand ihn der Vater, da er kam, den Langſchläfer, wie er meinte, zu wecken.

„Was ſoll ich lang aufſtehen?“ fragte in Verzweiflung der Sohn: „da doch bald der Landjäger kommen wird, mich fortzuführen?“ — Und hierauf erzählte er ohne alle Beſchönigung den ganzen Hergang der Sache.

Den harten Alten ſogar machte dieſe Erzählung ſtutzig. Wie hätte es nicht zehnmal ärger der Mutter gehen ſollen, die ihr liebſtes Kind in ſo böſem Handel verſtrickt ſah? Ihr Kummer war grenzenlos, und ließ ſich nicht einmal durch das edle Lebenswaſſer beſchwichtigen. — Der alte Blas, mit trockenen Augen zwar, aber dennoch in die Seele hinein zerknirrſcht, rief aus: „So verfolgt uns denn das Unglück allenthalben und unſer Elend ſteht im Himmel geſchrieben!“ — Weit entfernt war er, was er auf das Fatum ſchob, auf Rechnung ſeiner glänzenden Kindererziehung zu ſetzen.

Gutedels Reue indeſſen war für den Augenblick aufrichtig, und niemals hat er gegen ſeine leichtſinnigen Eltern ſo viel Liebe geäußert, als da er ſo viel Betrübniß über ihr Haupt gebracht. Die Furcht vor der Strafe war nur wenig an dieſer ſeiner Reue betheiligt.

Aber auch die Strafe machte Miene, nicht auszubleiben. Der Landjäger kam wirklich, und zwar mit mehreren ſeiner Genoſſen, um den Uebelthäter, vor deſſen Widerſtand ihnen bange war, handfeſt abzufaſſen, wie's im Amtsdienerſtyl heißt. Zu ihrer Verwunderung folgte der gefürchtete Gutedel wie ein Lamm, und nur mit der Mutter, die ihn nicht von dannen laſſen wollte, beſtanden ſie einen harten Strauß. —

Nun ſind aber die Gerichte des Landes äußerſt human, die Geſetze mild, und die Sache, abgerechnet die unverholene Reue des Schuldigen, war nicht halb ſo arg, als Blas ſelber gefürchtet hatte. Der Johanneswirth war nicht todtgeſchoſſen, ſondern mit einigen mehr oder minder ſchweren Schrotwunden durchgekommen. Es iſt zu Zeiten gut, wenn die Leute dicke Bäuche haben. Die reuige Haltung des Blas machte das Uebrige leicht. Mit ein paar Wochen nicht allzuſtrenger Haft war's abgethan.

Da jedoch der Gutedel heimkam, hatte er keine Heimath mehr. Die Mutter war vor Leid geſtorben; der Vater, ſeines Gemeindehirtenamts entſetzt, war bei einem fernen Bauer als Knecht in Dienſt getreten. Mit grauen Haaren ein Knecht, da er bei andrer Denk- und Lebensweiſe ein Mann auf ſeinem Eigen hätte ſein können. — „Was blieb dem Gutedel übrig, als dem Beiſpiel des Vaters zu folgen, und ſich zu verdingen? Einen Dienſt fand er, aber auch einen ſtrengen Herrn; und wenn er auch die Witzigung der verwichnen böſen Tage nicht ungenutzt vorüberſtreichen laſſen wollte, ſo war ihm doch im Joch der Dienſtbarkeit unheimlich zu Muthe. Der Feldarbeit ungewohnt, äußerte er nur einige Geſchicklichkeit in Behandlung der Pferde, und war nur dann wohlauf, wenn er mit knallender Peitſche durch's Land fuhr, ſeines Dienſtherrn Erzeugniſſe auf die Märkte zu führen. — Da gab's Gelegenheit zum Müßiggang, zum Hinſitzen in Wirthshäuſer, zu manchem lockern Streich. Die Karten waren ihm wohl in etwas verleidet; aber mittlerweile wuchſen ihm wieder die Schwungfedern, und ſeine Sehnſucht zum ungebundnen Hin- und Herſchweifen nahm natürlich zu, nicht ab. Ein Fuhrmannsknecht zu werden, und in der Welt nach Guſto umherzuhaudern, war ſein Ehrgeiz.

Das kam jedoch anders, denn die Zeit der Militärpflichtigkeit trat ein, und obſchon Blas der körperlichen Mängel manche vorſchützte, ſo wurden dieſelben doch nicht als begründet erfunden, und der junge Kerl mußte, nicht in den blauen Fuhrmannskittel, aber wohl in den blauen Soldatenrock kriechen. Trommel und Pfeifen! Kriegriſcher Klang! Der Klang gefiel ihm zwar nicht übel . . . aber die Zucht in der Garniſon! der griesgrämige Feldwebel, und ſo weiter? Pfui, ſchlechte Ausſichten.

Gutedel's Soldatenjahre.

Einziger Abſchnitt.

(Vom zwanzigſten bis zum vierundzwanzigſten Jahre.)

Da iſt er nun Soldat in der Linieninfanterie! Ein fixer ſchöner Burſch, auf Ehre, der ſeinen Tſchako flott auf dem Kopfe trägt, und ſeine Knöpfe immer blank hält, auch im Exerzieren nach mancher Mühſal des Trüllmeiſters, nicht der Letzte iſt. Aber auch nicht der Letzte auf der Stockwacht. Denn, wo's Händel gibt, iſt der Gutedel vorne dran, und wenn des Großherzogs Rock in Fetzen geht, und der Säbel des Vaterlandvertheidigers ſchartig wird wie eine Säge. Die Liebe hat er verſchworen, der Blas, und auch das Spiel hat er verredt, und ſtehlen würde er nicht mehr, und läge ihm eine Million zur Hand, und er brauchte ſie nur in den Sack zu ſchieben; aber dafür muß er raufen, und dem Philiſter die Scheiben einſchlagen, und alle Ritt mit blutigem Kopf im Spital liegen, wonach der Arreſt unvermeidlich eintritt. Ihm iſt nicht wohl in der Haut, wenn ihm die Händel abgehen, und manchmal lebt er ſogar der Hoffnung, das Kommando werde einmal ſeiner Raufereien müde werden, und ihn vom Militär als unverbeſſerlichen Krakeeler wegſchicken. Doch hat das Kommando in ſolchen Stücken Engelsgeduld, und zudem erfreut ſich Blas eines Kapitäns, der in ſeiner Jugend ſelber ein muntrer Zeiſig geweſen, und ſodann eine derbe Kriegsgurgel geworden, die viel Nachſicht für raſchzuſchlägeriſche Naturen äußert, weil nach ihrer Meinung der Raufer der beſte Soldat. —

Dieſer Kapitän nun, weit entfernt, der ſtrafenden Gewalt, ſobald ſie an den Blas will, etwas in Weg zu legen, bewundert im Stillen die Nachhaltigkeit des Gutedels und die unverdroſſene Ergebung, womit er ſeine Dienſtzeit, die eine lange Strafliſte, durchmacht. — „In dem Kerl,“ ſagt der Kapitän oft hinter'm Pokal zu ſeinen Freunden — „in dem Kerl ſteckt ein rechter Menſchenfreſſer, und ich wollte wahrlich, ihm zu liebe, es gäbe Krieg. Im Frieden blüht ihm wegen ſchlechter Konduite kein Avancement; aber auf dem Schlachtfelde würde er ohne weiters Unteroffizier, ich wette. Was ich ferner an ihm lobe, iſt ſein Subordinationsgefühl. Nie vergißt er den Reſpekt vor ſeinen Vorgeſetzten, und haut nur ſeine Kameraden und die Gnoten und andres Bürgervolk nach Noten durch. Das iſt edel und, ich möchte ſagen, großartig. Dadurch bringt er ſeine Mitſoldaten in Feuer und Leben, und bei keiner Kompagnie ſind die Säbel lockrer in der Scheide, als bei der meinigen, Gottlob. Was mir jedoch etwas Kummer macht, iſt, daß der tapfre Blas bald keinen Gegner mehr finden wird, da ihm alle, wie einem tollen Hund, aus dem Wege laufen. Wie einem Löwen, wollt' ich ſagen; das Gleichniß iſt paſſender.“

Die Freunde des Kapitäns waren natürlich ſeiner Anſicht und Meinung, und darum wurde in ihrem Kreiſe nicht ſelten die Geſundheit des tapfern Blas getrunken, wenn er entweder wegen ſeiner Verdienſte krummgeſchloſſen lag, oder einen ſauern Strafdienſt leiſten mußte.

Eines Tags jedoch, — Blas war eben wieder aus langem Arreſt zu Tage gekommen — forderte ihn der Kapitän vor, und ſprach zu ihm: „Mein Sohn, 's geht wirklich ſchier nicht mehr mit Dir beim Regiment. Doch haſt Du noch ein paar Jahre abzudienen. Wie wär's, wenn Du in meinen Dienſt träteſt? Ich wollt' es ſchon mit dem Kommandeur abmachen. Ich habe in Erbſchaftsſachen eine weite Reiſe vor, und bedarf eines rüſtigen, allweg getreuen Burſchen. Willſt Du's mit mir probiren?“

Blas. Mich ſoll doch gleich Der und Jener . . . wenn ich's nicht verſuche, Herr Hauptmann.

Kapitän. Ich vertraue Dir viel an; die Reiſe geht nach Polen, zu rohem liederlichen Geſindel . . .

Blas. Ich bin nicht ehrlich, wenn ich nicht roher und liederlicher bin, wenn's ſein muß.

Kapitän. Wir werden, ſo Gott will, ein hübſch Stück Geld heimbringen, darum müſſen wir aufpaſſen, daß es nicht unterwegs uns geſtohlen wird?

Blas. Ich kenne die Schliche. Die Kerle ſollen's bleiben laſſen, oder mein Säbel müßte in Granatſtücken gehen, und kein Knüppel mehr auf Erden wachſen.

Kapitän. Du wirſt auch für mich wachen und ſorgen müſſen, da ich nicht überall Augen und Ohren haben kann.

Blas. Schlafen Sie meintwegen den ganzen Weg über; laſſen Sie ſich an Eſſen und Trinken nichts abgehen, ſeien Sie ganz Pommade. Ich halt' Alles aus, und thue Alles, wenn ich nur vom Exerzierplatz, aus der Kaſerne, vom Wachtpoſten wegkomme. Sehen Sie, Herr Hauptmann: ich möchte wohl ein Pandur oder ein Rothmäntler ſein, die da gehen und kommen, wie ſie mögen, und wollte mich ſchlagen bis auf den Tod, aber nur keinen Paradeſchritt mehr und keinen Appell, und nicht mehr die Geſellſchaft von den Gelbſchnäbeln, meinen Kameraden. Der Zwang geht mir wider die Natur. Aber wenn Sie 'was befehlen, will ich folgen, wie ein Hund, und mir ſelber in's Geſicht ſchlagen, ſo oft Sie's kommandiren. Mehr können Sie nicht verlangen. —

Auf dieſe Verſicherungen hin wurde der Kapitän mit dem

Gutedel Handels einig; machte, wie verſprochen, die Sache mit dem Kommandeur aus, und zog wohlgemuth, bewaffnet bis an die Zähne, und von dem Eiſenfreſſer Blas begleitet, gen Polen, wo diesmal für ihn viel zu holen. Blas, dem ein Schnauzbart wuchs, deſſen ſich der wildeſte Haiduck nicht zu ſchämen gehabt hätte, nahm ſich vortrefflich in ſeinem neuen Staate aus, und hungerte den polniſchen Abenteuern gierig entgegen. —

„Wer da ſucht, der findet,“ heißt ein altes Sprichwort. Zum großen Theil iſt es wahr. Einer ſucht eine Stelle, ein Herz, einen Bedienten, eine Frau — und er findet ſie. Manchmal trügt indeſſen das Sprichwort. So viele ſuchen Brod, Geld, Freunde — und finden ſie nicht. Am leichteſten ſcheint es, Händel und Abenteuer zu finden; Blas fand aber in dem weiten Polen nicht die einen, nicht die andern. Für ihn war da nichts zu holen. Gleichſam als wäre in jeder polniſchen Herberge und Hütte, ja ſelbſt an jedem Baum in den polniſchen Wäldern — und deren gibt es viele — ſeine Conduitenliſte angeſchlagen und daneben die daraus fließende Warnung, ſich mit dem Simſon-Gutedel nicht gemein zu machen, ſo bedachtſam und vorſichtig machten ſich die Fährlichkeiten aller Art, die dem kühnen Reiſenden zu drohen pflegen, vor ihm aus dem Staube. Regierte nun ein boshaftverneinender Stern über ſeinem Haupte, oder war ſeine drohende Geſtalt ſchon hinreichend, alles räuberiſche und rauferiſche Geſindel aus dem Feld zu ſchlagen, ehe es nur einen Finger gerührt? Genug: es gab nichts und ſetzte nichts ab, und mißvergnügt, mit ſich ſelber ſtreitend und hädelnd, langte Blas mit ſeinem Herrn wieder an der Gränze Deutſchlands an. Die Erbſchaft war daher in Sicherheit und ſeelenvergnügt der Erbe, zu dem öfters der mürriſche Blas verdrießlich ſagte: „Das, Herr Kapitän, hätten Sie auch ohne mich präſtiren können, und das ſogenannte Polen iſt denn doch, weiß Gott, das langweiligſte und elendeſte Land, das unſer Herrgott geſchaffen.“

Damals gab's noch keine Eiſenbahnen, und die Extrapoſten ſammt Eilwägen, die da meinten, Methuſalems Alter zu erreichen, überboten einander an Langſamkeit. Deßhalb entſchloß ſich der Kapitän kurz und gut, einen Wagen und ein paar muntere Pferde zu kaufen, ſetzte den Blas, damit er ihm nicht im Wagen den Kopf voll räſonnire, auf den Bock und ließ ihn luſtig heimwärts kutſchiren.

Die Kutſcherarbeit erquickte den Gutedel. Er plagte ſeine feurigen Polacken, als hätte er alle Sarmaten zu regieren, und je näher den vaterländiſchen Gränzpfählen, je aufgeweckter wurde ſein Sinn.

Und da ſtehen ſie eines Morgens im vollen Glanz der Sonne, die bunten wohlbekannten Pfähle, und mit einem lauten Juchhe! läßt Blas ſeine Kutſche in's Land hineinrollen. Man könnte den Kerl verklärt nennen, ſo toll und luſtig geberdet er ſich. Wie der Wind jagt er mehrere Meilen hindurch. Auf der erſten Station in der Heimath wird er jedoch allgemach trübſeliger, denn ihm fällt die Roſina ein, die ihm untreu geworden, und das viele Geld, das er im Karteln verloren, und der viele Arreſt, den er ausgehalten.

Traurig ſetzt er ſich nach der Pferde und ſeiner Perſon Abfütterung wieder zu Bock und ſingt kein Lied mehr, pfeift keinen Trompetermarſch mehr. — „Wo fehlt's?“ fragt oft der Kapitän der geld- und reiſefroh in dem zurückgeſchlagenen Wagen ſitzt das ſchönſte Wetter über ihm. — Immer antwortet Blas nur mit einem betrübten „Hm.“

So gerathen ſie an einen Punkt der Straße, der beinahe ein Hohlweg zu nennen iſt. Und juſt in ſelbigem Hohlweg will der böſe Zufall, daß ihnen ein durchwetterter Fuhrmann entgegen kommt, mit einem ſchweren Wagen und ungeſchlachten Gäulen. Und der Fuhrmann hält verſtockt die Mitte der Straße.

„Fahr' aus!“ ſchreit ihn Blas unwirrſch an. Der Fuhrmann muckſt nicht; bleibt in ſeinem Geleis.

„Sollen wir uns von dem Schlingel zur Seite ſchmeißen oder überfahren laſſen?“ wettert der Kapitän: „Steig ab, und hau' den Kerl durch, daß er Mores lernt, der Grobian!“

Das läßt ſich Blas nicht zum zweitenmale ſagen; er ſpringt vom Bock und triſchakt den Fuhrmann ab, daß derſelbe nach Gott ſchreit und ſeine Pferde und Wagen endlich zur Seite treibt, worauf wie im Triumph die Kutſche dahin fährt, als wäre ſie friſch geſchmiert.

Der Kapitän belobt und beſchenkt ſeinen Blas. Der aber macht nicht viele Worte, nur lacht er ſo ſtill und behaglich in ſich hinein, daß es dem Hauptmann endlich auffällt.

„Dir muß ſchon lang die Fauſt gejuckt haben,“ ſagt er ſodann lächelnd, „weil Du auf einmal ſo gutes Muths biſt? Haſt an dem Kerl da Deine ganze polniſche Müßiggängerei brav herausgeklopft, nicht wahr?“

Der Blas antwortet immer noch nichts, aber er lacht ohne Aufhören leiſe in ſich hinein, bis wiederum der Kapitän fragt: „Nun, was haſt Du denn, Du närriſcher Burſche?“

Da ſagt endlich der Gutedel, mit dem ganzen Geſicht lachend: „Drum iſt der Fuhrmann da mein Vater geweſen, und hat mich nicht einmal erkannt, der alte Narr!“

Gutedel's Ehejahre.

Einziger Abſchnitt.

(Vom einundzwanzigſten Jahre bis . . . . !)

Binnen Kurzem geſchah es, daß der Kapitän, zum ſteinreichen Mann geworden, dem Blas, an dem er ſeine größte Freude hatte, ein artlich Stück Geld zuwandte, und ihm dafür ein gut Stück Feld und ein ſauber hergerichtetes Häuslein kaufte, zwar nicht in Riedern, aber irgend wo anders, in einer anſehnlichen Dorfgemeinde.

„Du ſollſt Dein eigner Herr ſein;“ ſagte der Gönner hiebei: „aber, glaub' mir, ohne eine Frau wirſt Du ein Lump, und zum Zweitenmale ſtatte ich Dich nicht aus. Verſtanden?“

„Verſtanden;“ entgegnete Blas, und ſah ſich, ehe er noch arbeitete und ſäte und erndtete, nach einem Weib um. — Was half das? Roſina war ſchon mit ſelbigem Unteroffizier verheirathet, der mittelſt ihres Geldes ein wohlhabiger Bauer geworden. — „Wen ſoll ich nehmen, da die Roſina ſchon ihr Theil hat?“ fragte ſich Blas bekümmert, und arbeitete folglich aus lauter Kümmerniß nicht.

Zu Anfang hätte ihn Manche genommen, aber er fragte nicht an. Später wollte ihn ſo ziemlich Keine mehr, denn er hauſte, wie einſt ſein Vater gehauſt, — bis zum Abhauſen. Er löffelte nicht bei den Dirnen, er raufte nicht mehr, er ſpielte nicht mehr in der Karte, er wilderte nicht einmal, noch viel weniger hat er geſtohlen — alle dieſe übeln Gewohnheiten hatte er abgelegt — aber er ſchaffte auch nichts, und war an's Trinken gerathen, um ſeinen Kummer zu bewältigen, von wegen daß ihm Roſina und die Korbmacherin den Abſchied gegeben, und von wegen, daß ſein Vater geſtorben, von dem er nicht einen Knopf geerbt. Zum Glück konnte ihn in etwas die Gewißheit aufrichten, daß jene Prügel im Hohlweg dem Alten nichts geſchadet, indem derſelbe erſt ein Jahr nachher und durch einen rauſchigen Sturz von der Treppe ſein vielgeprüftes Leben verloren. Zudem war er hinübergegangen, ohne nur zu ahnen, daß ſeines Sohnes Hand ihm die letzte Tracht Schläge aufgemeſſen, die hienieden ſeinem Buckel geworden war.

Gutedel trank alſo ſehr und that nichts, und die Gant, das hohläugige Geſpenſt, drohte ſchon aus der Amtsſtube ſeine Krallen nach ihm auszuſtrecken, als plötzlich — die Wege der Führung ſind dunkel — eine Frau dazwiſchen trat, und den Blas zu retten verſprach, wenn er zum ſchuldigen Dank ſie heirathen würde.

Blas erſchrack. Die Frau war zwar eine Wittwe ohne Kinder, dafür aber vierzig Jahre alt, wohlgezählt. Sie hatte viel Geld und Gut und galt als eine treffliche Hausfrau; dagegen war ſie, wenn nicht die Schönſte im Gau, ſo doch eine von den Unſchönſten. Aber ſie liebte den Gutedel, wie ſie ihren Seligen nie geliebt, und gab Zeugniß ſomit, daß nicht nur in der Stadt ſo gar häufig das lockre Früchtel von reifen Matronen dem geordneten Mann oder dem unſchuldigen Kindskopf vorgezogen wird. —

„Mariann', Ihr ſtürzt Euch kopfüber in's Unglück!“ warnten Pfarrer und Vogt — oder Bürgermeiſter, wie es heute heißt, da Keiner mehr ein Bauer ſein will. — „Ich hab' Ihn ſo gern;“ antwortete darauf die Wittwe.

„Mariann', Ihr bereitet Euch einen frühen Tod!“ warnten die Verwandten, die zwar gegen den Tod nichts gehabt hätten, wohl aber gegen die Ehe waren, die ihnen die Erbſchaft, wenn nicht geradezu vor dem Mund wegnahm, ſo doch bedeutend zu ſchmälern drohte. — „Wie Gott will;“ ſagte darauf die Wittwe.

„Mariann', ich fürchte, daß Ihr nicht gut mit mir fahren werdet;“ warnte ſogar der leibhaftige Blas in Perſon: „die Leut' ſagen, ich ſei nicht der Beſte, und ich glaub's ſchier ſelber.“ —

„Die Lieb' bringt Lieb' zuwege;“ verſetzte muthig die Wittwe darauf.

Was ein Weib beharrlich begehrt, ſetzt es durch. Die Marianne that's auch, und die Rathgeber und Blutsfreunde konnten am Ende nur die Achſeln dabei zucken, und am Ende dachte ſich Blas frevelmüthig: „Meiner Seel', ſie will's nicht beſſer haben . . . ſo habe ſie's. Ich kann nur gewinnen, und wenn's ihr ſpäter nicht gefällt, ſoll ſie meintwegen ein Steckele dazu ſtecken.“

So wurde alſo zuletzt friſchweg geheirathet. Mariannens Ehrentag war der erſte einer langen Zeit voll von Kummer, Reu' und Leid, wie die Propheten voraus geſagt hatten. Doch nein: bei dem Kummer und dem Leid war keine Reue. Die Marianne, in ihren ſchwerſten Stunden, ſagte demüthig: „Ich hab's nicht anders gewollt; es geht mir nach Verlangen. Aber vielleicht iſt dennoch nicht Alles verſpielt. Lieb' bringt Lieb' zuwege. Der Acker iſt wohl dürr, die Witterung ungeſchickt. Vielleicht kommt aber doch noch ein warmes Regele, und die Saat geht auf?“

Nicht nöthig, weitläufig zu beſchreiben, wie es jene lange Zeit hindurch auf Mariannens Hof, der des Blas Ehe- und Herrenhaus geworden, zuging. Wie alle nichtsnutzigen Ehemänner, ſo machte es Blas. Frühmorgens in die Welt hinaus, lang nach dem Feierabend angeriſſen nach Hauſe; Geld verſchlemmt und zum Fenſter hübſch hinausgeworfen, aber kein's verdient. Die Frau mußte Stall und Feld, Küch' und Keller verſorgen; der Mann war die wilde Hummel, die nur einflog, zu genießen und zu beſudeln, was fremde Müh' und Sorge zuwege gebracht. Da half nicht Zureden, nicht Schweigen, nicht lautes Wort, nicht ſtille Thräne. Mit dem Blas ging der Friede aus dem Hauſe, aber mit ihm kehrte nur das Elend wieder heim. Bald wußte Marianne gar nicht mehr, in welchem Stück ſie wohl am meiſten zu beklagen war. Die Geduld iſt ein ſchön Ding jederzeit, aber nur zu oft langt ſie nicht aus. Der Acker blieb dürr, die Witterung ungeſchickt, die Saat von Liebe wollte eben nicht aufgehen.

Die arme gequälte Frau hatte mit unſäglicher Ergebung ihre ſchwere Laſt getragen, täglich und ſtündlich die Treffen, Scharmützel und Schlachten ausgehalten, die ihr von Blas Abneigung und Unart geliefert wurden . . . nachdem ſo lange ſchon alle Freude von ihr gegangen, hielt endlich die Hoffnung ſelber nicht mehr bei ihr aus. „Wozu die ewige unnütze Qual?“ ſagte ſie ermattet und erſchöpft: „es iſt Zeit, daß es anders werde. Mein Saatkorn iſt verloren gegangen. Mein bischen Lebenskraft ſoll nicht in Verzweiflung dahingehen; denn ich habe das Leben von Gott und will durch die Sünde des Haſſes nicht meine Seele umbringen.“

So reiſte ſie zu einem fernen Freunde ihres ſeligen Vaters, um ſich zu berathen, wie zum Theil wieder gut gemacht werden möchte, was ihre blinde Liebe und Zuverſicht im Ganzen ſchlecht gemacht. —

Dem Gutedel war ihre Entfernung Waſſer auf die Mühle Er fragte gar nicht, wann und ob überhaupt ſie wiederkommen würde. Sein Schlaraffenleben führte er dagegen noch muntrer und bunter als zuvor. Und da er einſt, nach einem mehr als zwölfſtündigen Trunk, mit einer wilden Pechfackel im Haupte nach Hauſe taumelte — die Füße wollten nicht mehr pariren und der Kopf war verloren — ſo marſchirte oder fiel er in einen reißenden Bach, woraus ihn nur nach den heftigſten Anſtrengungen der Todesangſt der gewiſſe gute Geiſt rettete, der dem Trunknen meiſtens zur Seite wandelt.

Dem plötzlichen Tod entronnen, tappte Blas auf ſeinen Hof, in ſeine Schlafkammer, in ſein Bett. Vom letztern ſtand er jedoch am Morgen nicht auf. Eine hitzige Krankheit hatte ihn in die Klemme genommen, und eh' er ſich's verſah, war er weit weg, wie der Doktor zu ſagen pflegt.

Nun ging die Noth erſt recht an. Welch ein gräßlicher Kampf gegen die Vernichtung! Welch' ein Erwachen nach jedem Sturmangriff des Todes, den ſeine ſtarke Natur abgewieſen! Wie elend, wie ſchwach, wie verlaſſen kam ſich Blas alsdann vor! Seine Verlaſſenheit war in der That groß. Er hätte in der weiten leeren afrikaniſchen Wüſte nicht hülfloſer liegen können. Die Nachbarn ſagten: „Dem Gutedel geſchieht recht. Das Sterben wird nicht das Schlimmſte ſein, das er ſeit ſeiner Geburt gethan.“ — Das Geſinde ſagte: „Wenn er geſund wird, oder wenn er ſtirbt, haben wir nichts von dem Meiſter Lump zu erwarten, da er ſelber nichts hat. Vielleicht ſogar iſt die Frau nur um ſo freigebiger, wenn der Stein, den ſie ſich an den Hals gebunden, in die Grube rollt. Wir wollen der Sache daher den Lauf laſſen.“ —

Somit pflegten ihn nicht Mägde, nicht Knechte, und die Nachbarn von fern und nah ließen ſich nicht bei ihm ſehen. Wo waren die Zechbrüder, die Spielgenoſſen, die Schwänkemacher von ehedem, mit denen er in Schenken und ſchlimmen Häuſern zuſammengeſeſſen? Von Allen vergeſſen lag er dahin. Der Hund floh heulend und des Meiſters baldigen Tod verkündend vom Hofe; die Tauben, die an ſeinem Fenſter Wacht gehalten, blieben aus. Oft hätte er gern des Hundes Geheul, der Tauben Geflatter mit Gelde aufgewogen . . . oft ſeufzte er wie ein Verdammter nach einem Schluck Waſſer, und Niemand brachte ihm denſelben. — „O weh, o weh!“ ſtöhnte er tauſendmal in ſchlafloſen Nächten, in Tagen voll Hitze und Qual: „ich habe nur mir ſelbſt gelebt, und jetzo lebt für mich kein Menſch, und Aug' in Auge mit dem Tode allein muß ich verſiechen und verſchmachten!“

Seines Körpers Schwäche, die furchtbar angewachſen, und die troſtloſe Kleinmüthigkeit, der er ſich, an aller Welt verzweifelnd, preisgegeben, begruben ihn bei noch lebend'gem Leibe in Ohnmacht und Taumel, daß ihm Hören und Sehen und alles Bewußtſein ſchwand. — „Er wird's nicht mehr lang machen,“ entſchied der Bader kaltblütig. — Die Dienſtboten warfen im Vorübergehen manchmal einen Blick in die Kammer. — „Er überſteht die Nacht nicht;“ ſagten ſie gleichſam fröhlich: „Matthäi am letzten Kapitel!“ — Und der Filder-Karle ſeinerſeits, da er von dem verzweifelten Zuſtand des Blas hörte, klopfte an ſein lahmes Bein und ſagte: „Ich geh' nicht mit der Leiche. Wer noch?“ Und die Nachbarn alle ſagten wie der Karle.

Da fühlte plötzlich der Sterbende wie einen Funken, der in ſeines Leibes Aſche wieder zu gloſen anfangen wollte. An ſeinen dürren Lippen ſpürte er dagegen eine wohlthätige Kühlung: den kalten Rand eines Bechers, aus dem eine erquickende Fluth ſich in ſeinen Mund ergoß. Köſtlicher als aller Wein, den er ſonſt genoſſen, ſchmeckte ſie ihm. Sein Auge ging langſam ein wenig auf. Eine Hand, die zwar mager und rauh, aber dennoch ſchöner ihm dünkend als die flaumenweiche eines Engels, bot ihm den Labetrunk. Ein Antlitz, gefurcht zwar und braun, mit winzigen, thränenden Augen, das ihm aber mehr gefiel als der ſchönſten Staatsdame Geſicht, neigte ſich über ihn und eine heiſere

Stimme — dem Erwachenden die ſüßeſte Muſik — redete zu ihm mit Worten der Liebe.

Und da nun allmählig ſeine Sinne wackrer wurden, ſeufzte er: „Ach, das iſt meine Alte! Hab' Dank, Du altes gutes Herz! Bin ich denn ſchon im ewigen Sonnenlicht, wo Alles jung und ſchön iſt? Marianne, ſo ſchön und jung hab' ich Dich ja noch nie geſehen! So biſt du halt die Einzige, die ſich des armen liederlichen und undankbaren Blas annehmen mag?“

Jetzo war in Wahrheit ein gewaltiger Wendepunkt in Gutedels Daſein —, ſo zu ſagen vor Thorſchluß eingetreten. Die Schlacken fielen ab und lebendig ſproßten die grasgrünen Halme des Guten darunter hervor, ſo daß Marianne, die bei der erſten Kunde von ihres Mannes ſchwerer Krankheit, alles Vergangene vergebend und vergeſſend, herbeigelaufen war, um zu tröſten, zu ſorgen und zu heilen, ihrer Thränen verluſtig wurde und neuen Athem ſchöpfte, das Beſte erwartend. — „Du wirſt mir den Blas doch jetzo noch laſſen?“ betete ſie zum Himmel.

Der Himmel lächelte dem kurzen, aber innigen Gebet. Blas kam immer mehr — und zwar im eigentlichſten Sinne des Worts — zu ſich ſelber, und immer wohlgefälliger betrachtete er ſeine Alte, immer eifriger hörte er ihrer Rede zu, und wenn ja einmal die Pflegerin auf einen Augenblick ſich von ſeinem Lager entfernte, faltete er die ſchwachen Hände und ſprach: „Wie iſt's denn nur möglich geweſen, daß ich ſo lange blind war für die Treue und für den Verſtand der armen guten Marianne? daß ich ſo gar nicht bekannt bin worden mit ihrem Herzen von Gold und Edelſtein? Was iſt denn die Korbflechterin, was denn die Roſina geweſen gegen das liebe alte Weibsbild, gegen den reichen und engelgetreuen Schatz, die Mariann'? Ja — wenn ich jetzo am Leben bleiben könnte .... aber jetzo wird's zu ſpät ſein. Ich höre ſchon, denk' ich, den Zapfenſtreich, der mich in die ſtille Kaſerne trommelt.“

Und weil er hartnäckig bei dem Glauben verblieb, es ſei der anmarſchirende Tod, der ihn ſo durcheinander beutle und ſchüttle nach kurzer Seligkeit von Ruhe, nach kurzem Wiederfinden ſeiner ſelbſt — und es war doch juſt das Leben, das im Geſchwindſchritt wieder in ſeines Körpers Feſtung eindrang und alle Poſten beſetzte, — ſo bat er aufrichtigſt und bis zum Weinen bewegt die immer freudiger aufhorchende Frau um Vergebung für alles und alles, das er an ihr verſchuldet, und um ein liebreich Angedenken auf ſeinem Grabe.

„Verziehen — ach, verziehen hab' ich Dir ſchon lang . . .“ ſagte ſie darauf aus ihrem vollen Herzen heraus, — „ich hab' Dir eigentlich gar nichts nachgetragen, Blas, und deshalb könnteſt Du ruhig ſterben . . . aber, ſei kein Narr, Blas; noch hat's mit dem Sterben Zeit, und wenn Du mir Wort halten und mir Lieb' und Ehr' erweiſen willſt, ſo wird's Dir auf Erden nicht an der Gelegenheit dazu fehlen.“

„So? ſo? Leben, noch leben auf Erden?“ fragte Blas verwundert, aber ſeliger, als im Himmel ſelber: „das wär' fein, das wär' artlich.“

„'s iſt die Wahrheit, Blas;“ verſicherte die Frau beglückt; doch ſetzte ſie mit wehmüthiger Betonung hinzu: „Wenn Eins von uns im nächſten Jahre ſtirbt, ſo merke wohl, daß ich's bin, lieber Blas, wenn Du mir Dein Wort nicht hielteſt! Weißt Du? ich würde Dir nicht zürnen, Dir nicht fluchen, aber leben, leben könnt' ich eben doch nicht mehr, das ſpür' ich.“

„Liebe, liebe Alte!“ rief Blas voll von Angſt und Jaſt: „auf der Welt bleiben, bei mir bleiben!“ Und weinend warf er ſich an den Hals der guten Marianne.

Sie leben beide noch und Blas hat bis dato Wort gehalten, und es iſt nicht zu beſorgen, daß er es je brechen ſollte, denn er iſt eisgrau geworden und ſeine Alte trotz ihres Silberhaars ſieht jetzo jünger aus als er. Er trägt ſie auf den Händen und ſie bewahrheitet das Sprichwort: Bei den Alten iſt man gut gehalten. — Blas iſt noch ein ziemlicher Arbeiter geworden, ſeit er ſich an ſeiner biedern Hausfrau aufgerichtet; vor dem goldnen Kreuz zu Riedern ſchlägt er ein Kreuz; vor dem Rößle zu Breitenbach geht er durch im Gallop und die „Drei Könige“ in der Stadt winken ihm vergebens mit ihrem Stern. Seine einzige Paſſion iſt jetzo das Tabakrauchen, und in ſelbigem Kanaſter Nummer Null geht gewiß ſein Hab und Gut nicht im Rauch auf. Auch iſt lobend zu erwähnen, daß er, wo er kann, ſeinen Geſchwiſtern Gutes thut, wobei ihm die brave Marianne aus Leibeskräften hilft. Denn der Aeltere iſt leider ein lebenslänglicher Staatspenſioniſt geworden, der Jüngere als ein Lump nach Amerika gegangen, weil er nicht ein Schneider werden konnte, weil jener Schneider ſeine Schweſter dennoch endlich nicht geheirathet. Dem Amerikaner ſchickt zuweilen Blas einen und den andern Gulden, und was der Bruder im Arbeitshaus nicht braucht, brauchen um ſo nöthiger die vielen Kinder der hageſtolzen Nanni. —

Um den Ruhm des Blas vollends in's Klare zu ſetzen, gehört hieher, daß ſeine Mitbürger im Dorf damit umgehen, ihn zum Bürgermeiſter zu machen. Vor ſo und ſo viel Jahren wollten ſie gar nicht einmal mit ſeiner Leiche gehen! „Das Volk iſt gut;“ ſagt Blas, dankbar für die Krone der Ehren, die ihm winkt. — „Das Volk iſt dumm!“ ſagt der Fülder-Karle, der noch immer nicht dem Blas ſeinen krummen Fuß vergeben kann, wenn er auch ihm nicht zu ſchaden ſucht. — Und ſo ſtehen, wie oben geſagt, noch heute die Sachen.

Nicht jeder Gutedel allerdings macht im Leben ein ſo glückliches „Kehrt!“ wie's dem Blas paſſirt iſt. Doch wäre der Fall nicht gar ſo ſelten, da der Gutedel in der Regel ein gutes Herz und nur einen ſchlimmen Kopf hat, wenn nicht dieſe übermüthigen Früchtl'n ſo häufig in der Blüthe der Jahre hinwelkten und, überreif vor der Zeit, abſielen, nicht weit vom Stamm!

Schneppepperle.

„Schneppepperle, Schneppepperle,
Wo haſt du deine Gänſ'?"
„Sie ſitzen dort im Wäſſerle,
Und tunken ihre Schnäbele,
Und ſchwätzen nit das Bröſele,
Und wäſchen ihre Schwänz'."
Kinderlied.

Kaum pfeilte die Morgenſonne ihren erſten Strahl in die Maiengaſſe auf einen gewiſſen grünen Fenſterladen im Erdgeſchoß eines artigen Hauſes, als auch ſchon dieſer Fenſterladen gleichſam einen magiſchen Klang von ſich gab, wie der alte ägyptiſche Rieſe von Stein, der in der Wüſte einſam thront — und dann öffnete ſich munter das Fenſter und eine recht feine rührige Hand machte die Jalouſieen feſt, und ordnete die Blumentöpfe auf dem Sims, und ein recht vorwitziges Näschen kam hinter den Blumen zum Vorſchein, um nach Wind und Wetter zu ſehen. Zu dem Näschen gehörte ein recht feines ſchelmiſches Geſicht, wie man es vielleicht in Frankreich häufiger findet und mehr liebt, als in Deutſchland. Indeſſen war's ein ächtes deutſches ſtammbürtiges Frauenantlitz, und die Beſitzerin nannte ſich Phraſi (Euphraſia) und wer ſie kannte vom Sehen, vom Hören, oder auch nur vom Hörenſagen, taufte ſie mit dem Volksmund „Schneppepperle." Das „Warum?" wird gleich offenbar werden.

Es mochten, wie in der Stadt oft geſchieht, ſchon um Mitternacht die Landleute zu Markt gezogen, am frühſten Morgen Zimmerleute und Maurer zur Arbeit gegangen, jeder Frachtfuhrmann ſammt Gäulen und Rädern auf der Wanderung, jeder Glockenſchwengel im Schwunge ſein, — das rechte Leben kam in die Maienſtraße erſt dann, wann Phraſt, die Näherin, ihr Fenſter dem Sonnenſtrahl öffnete, und nach langer Nachtruhe ihre Zunge wieder verſuchsweiſe in Bewegung ſetzte.

Ihr Herr Vater war ein Advokat, ihre Frau Mutter eine Putzmacherin geweſen; beide viel zu ehrlich, um dem einzigen Kinde Phraſt Reichthümer hinterlaſſen zu können. Aber die Zunge hatte ſie von ihnen: ein Zauberwerk von „Immergang,“ ein unermüdlich Glockenſpiel, ein Degen, ſcharf wie Stahl und Klinge von Toledo, eine hannswurſtige Peitſche, eine Trauerpoſaune oder Lärmtrommel, ein honigträufelnder Oelzweig, oder ein giftig Kupferſchlänglein, — nach Gefallen, nach Belieben und Laune, je nachdem die Zeit und der Ort und der Gegenſtand.

Das arme Kind lobte und liebte nicht viel an und in dieſer Welt hienieden; aber es war eben auch von der Welt nicht viel gelobt worden, und war doch geſchickt und brav; noch weniger hatte es Liebe gefunden, und war doch hübſch und guten Herzens, reichen Gefühls, mitleidiger Seele. Aber die Zunge, die Zunge! dieſes kriegeriſche, ſpöttelnde, ſturmläutende Werkzeug hatte ihr Alles verdorben, und ſich dennoch mit der Zeit nicht gebeſſert, nichts an Schärfe und Schneide und Rüſtigkeit verloren; im Gegentheil. —

Reden und Leben iſt aber zweierlei. Und wie einfach Phraſt's Leben, mag dargethan werden durch die gedrängte Schilderung eines ihrer langen Sommertage.

Mit der Morgenröthe wach, öffnete ſie alſo dem erſten Sonnenſtrahl ihr Fenſter. Die erſten Worte, die ſie dabei ſprach, waren ein etwas ausführliches: Gott ſei Lob und Preis und Dank für den ſchönen Tag! — Dann ging es an das Abfüttern ihres kleinen Hundes Leda, und ihres Gimpels Pitzl, wobei Phraſt es nicht an zärtlichen Redensarten, Leda nicht an Gekläffe, Pitzl nicht an melodiſchem Geſang fehlen ließ.

Nachdem Leda zum Morgenſpaziergang auf die Gaſſe entlaſſen, wurde die Kaffeebereitung in der Küche betrieben, wo ſich zum Frühgruß die Magd des Hausbeſitzers einſtellte.

„Geſchwind, Dorl, geſchwind, was gibt's Neues?“ hob die beſchäftigte Phraſi an. Dorl erzählte ein langes und breites von der kranken Nachbarin, der man auf's Ende wartete, von einer Prügelei, die um Mitternacht am Markte ſtattgehabt, und von den Geldverlegenheiten des Blechners, der in der Lotterie nach und nach um Alles gekommen.

„Ja, du lieber Gott,“ begann nun Phraſi mit flügelſchnellem Wort und eifrigem Mitgefühl: „Wenn ich von der Lotterie höre, will mir das Herz ſpringen, denn ich weiß noch von Kindesbeinen her zu erzählen, wie mein Göd, der ſpitzige Spitalverwalter ſpielend und ſchielend ſpitalmäßig ſelber wurde, weil, wer wollte, Weib und Kind und Kegel und Alte und Kalte ihm nur Nummern nennen durften, die ſie im Traume geſehen, und ſogleich ſetzte ſelbiger Spitalverwalter ſeine und der Seinigen Sparbüchſe ſteif auf's Spiel, und hat Alles verloren, Geld, Gut, Gold, Garten Gehalt, Giebigkeiten, Gebühren, Gülten, Geerbtes, Geheirathetes und gar alles, was er beſaß und ſeine Frau Friederike, eine Frau von Frankfurt oder Frankenberg, die am Ende ihre mütterlich' und väterliche Baarſchaft, Baulichkeiten, Bücher, Bilder, Betten und Butter bitterlich beibrocken und bankrott betteln gehen mußte, bis bald, bereits beinah' ein Jahr iſt's her, ſie in der Fremde freud- und friedlos an Zagniß, Zorn und Zehrung geſtorben iſt, worauf denn auch der Mann, ſowohl am Mangel, als auch matt und mager und maßleidig . . . wohin ſo eilig, Dorl?“

„Auf'n Markt;“ antwortete die Magd, die vor der ſchwellenden Lavine, die aus Phraſi's Munde ſchoß, eiligſt die Flucht ergriff.

Unwirrſch warf ihr Schneppepperle billigen Tadel nach, weil ſie das beſte von der begonnenen Geſchichte leichtſinnig im Stich ließ. — beendete dann ihre Kocherei, und trug den Kaffee eigenhändig in ihr Stübchen, um ihn, bequem auf dem Sofa ſitzend, zu genießen. — Nicht lange jedoch, und Phraſi rückte mit ihrer Taſſe an's Fenſter, um die blonde Amalie nicht zu verſäumen, die um dieſe Zeit in ihren Putzladen zu gehen pflegte.

Richtig: kaum ſaß Euphraſia feſt, und ſchon näherte ſich die Blonde mit leichten Schritten, wurde angerufen, ſtand.

„Mein liebes Malchen, ei, wie übernächtig, wie blaß, wie verkümmert ſiehſt du aus! Was hat man dir gethan, armes Kind? ei ſieh, die fatalen rothen Ränder an deinen ſchönen Augen! Haſt du geweint, mein Püppchen, Seelchen, Herzkäferchen?“

„Ach, Phraſi, mir iſt das Leben feil, um einen Groſchen feil.

Ach, Phraſt — was für ein Tag, der geſtrige! und obendrein ein Sonntag, und doch voll von Donnerwettern und Finſterniſſen!“

„Du ſpaßeſt wohl, Mali? War nicht geſtern der Himmel wie ein Spiegel? Im Park war alles voll, gedrückt voll, wie ein Ei ſo voll? Du willſt mich auslachen, Mali. Ich war freilich auch ſpazieren, doch lang nicht in ſo guter Geſellſchaft, wie du. Die ſteife, ſtolze, ſpreizige und ſpritzige und ſpitzige Steuerräthin ſtieg ſtundenweis ſtraßab, ſtraßauf, ſtutzeriſch ſtangenhaft, ſtierend und ſtarrend, ſchnatternd und ſchnarrend mit mir herum. Ich armes Schaf durfte die reiche Kundin nicht verlaſſen. Aber, Mali: hat das Weib — mir wurde wind und weh und weltſchmerzlich und widerwärtig — hat das Weib ein Maul! Des beſten Bartſcherers Barbiermeſſer barbirt nicht ſchärfer ..! ich kann das Schimpfen und Schänden und Schandrachen, das liebloſe Läſtern nicht leiden! Hingegen du biſt gegangen Arm in Arm mit Anmuth und Artigkeit, Anſtand und Angenehmheit, angeſehen, angeneidet allüberall. Amalie mit Arthur .... Du Glückliche! Und doch ſo verdroſſen? Sieh doch; iſt nicht, was über dein Geſicht hereinbricht, iſt's nicht ein Thränchen, nicht?“

Es war nicht nur ein Thränchen; ſchwere dicke Thränentropfen in Menge waren's, die aus Amaliens blauen Augen über ihre weißen Wangen niederrieſelten. Und zur Erklärung dieſer Trauerfluth ſchluchzte Amalie die Worte: „Phraſt, rede mir nicht von dem Ungeheuer, dem Arthur. Ein falſcherer und tyranniſcherer Verführer iſt noch nie hinter einem Ladentiſche geſtanden! Ach, der Barbar ...! hier iſt nicht der Ort, alles haarklein zu erzählen ... auch hab' ich nicht Zeit dazu. Die Putzmadam wird mich für dieſe kurze Verzögerung ſchon hinlänglich ausſchmälen ... aber Phraſt — glaub' mir vor der Hand das Eine: die Männer taugen alle, alle nichts!“

Phraſt's Augen ſchoſſen Blitze. Mit aufgeworfenen Lippen, unter'm Gewicht bitterer Erinnerung entgegnete ſie: „Eine feine Neuigkeit, das. Wer weiß wohl — weh mir — das beſſer als ich? Unerfahren, unbefangen, unſchuldig und ungewarnt wäre ich in Wahrheit dem Unhold und Ungeheuer Felix ein Opfer geworden, wenn nicht weiſer Worte Wehr und Waffe dem Werk und Wirrſal meines Werbers eine andere Wendung gegeben hätte! Liebe labt nicht, Liebe leidet; Liebesgunſt iſt leid'ge Kunſt. Was die Liebe mir verleidet, liebe Mali, ließ ich ſchon manch liebesmal Dich wiſſen, aber zu Deinem Frommen, liebe Freundin, ſollſt Du's noch einmal hören, wenn … doch da ſchaut wiederum der fatale Engländer aus ſeinem Fenſter und ſpitzt begierig, wie's ſcheint, die müßigen Ohren! Ein andermal alſo, arme Mali. Mir iſt der Menſch verhaßt, den immer das Unglück am Fenſter hat, ſo oft ich nur den Kopf aus dem meinigen ſtrecke. Das, Mali, iſt der Fluch des Streichens und Streifens und Strolchens durch Städte und Städtchen, Staaten und Stäätchen, daß ſolch ein ſtrolchender Stummer — denn ſtumm iſt er, wie Alles beſtätigt, stante pede zuweilen und ſtracklich ſtehen bleibt auf ſeiner Straße, und feſtankert ſich ſteif, nicht wie für Stunden, ſondern für Monate und Jahre in eine ſtille Straße, und [illegible] ſpionirt und ſchnappt, wie der Spatz nach Spelz und [illegible] nach ſeiner Nachbarn Leben, Sitte und Weiſe: wie ſie [illegible] ſprechen, wie ſie ſchlafen, ſpaßen, ſpielen, ſchelten, ſchmeicheln und ſtreicheln, ſparen und ſpinnen, ſchöppeln und ſchlemmen — und Alles nur zum Scherz und Spott des ſchelmiſchen Müßiggängers. Und ein ſolcher, ſollſt du wiſſen … ja, wohin denn, Mali?“

„Die Zeit vergeht und mir bricht das Herz vor Deinem Geplauder!“ rief Amalie, unangenehm verſtimmt davonlaufend.

„O mein Kind!“ rief ihr Euphraſia nach. „Wenn das Herz [illegible] bräche in der Bruſt, wie brächte ich mein Leben hin noch immer Tag für Tag? — Ich fürchte — ſetzte ſie hinzu, für ſich [illegible]: ich fürchte, daß die Mali nicht ſo ganz gebrochen mit ihrem Bräutigam. Die Lektion wird nichts helfen ….! — Der langweilige Engländer iſt noch immer da? Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich ſtrahlenden Gipfel! Der Mann wäre nicht übel, — für einen Engländer, wohl zu merken — aber rothe Haare haben und ſtumm ſein …! Sieh da, da kommt ja ſeine Hauswirthin. Guten Morgen, Frau Benedikt, guten Morgen. Spazieren? Heut iſt ein wahrer Oſtertag, ſo ſchön und mild und rein. Wo hinaus, Frau Benedikt?“

„Auf den Jörgenplatz, Mamſell Phraſt;“ entgegnete die Frau, unter das Fenſter der Näherin tretend: „mein Engländer hat Guſto auf Spargel, und ich will ihm welchen beſorgen.“

„Sie ſorgt wie eine Mutter für den Herrn;“ verſetzte Phraſt lächelnd: „Wie lang wohnt er ſchon bei Ihr? und wie lang wird er bleiben? Er iſt wohl reich, wie alle Lords? Hat er Bediente, oder einen Verwandten bei ſich? Man ſagt, er rede kein Wort? Er muß nicht viel vor's Haus kommen, ſitzt immer auf dem Poſten am Fenſter. Was ſieht er nur an der Maienſtraße? Verheirathet iſt er wohl nicht, oder vielleicht iſt er's zu Hauſe in London? Ein Geſchäft hat er gewiß nicht, und Müßiggehen iſt ſein Tagwerk? Daß doch die Engländer nicht daheim bleiben können! Das ſchöne Geld, das ſie auf Reiſen verklopfen! Ihr ſeid gewiß recht glücklich, Euer Logis ſo gut vermiethet zu haben? Wie heißt der Fremde, hm? Man möchte doch gern wiſſen, wer es iſt, der uns in die Fenſter ſchaut. Wie alt mag er ſein? Sein Geſicht iſt alt und jung, wie man's nimmt. Jedenfalls raucht er nicht Tabak und das hab' ich an einem Manne gern. Aber ſein Name .. ſein Tauf- und Schreibname ..? He, Frau Benedikt?“

Die Frau blickte ein wenig ſcheu zu ihrem Miethsherrn hinüber, der juſt immer mit derſelben blaſſen und goldumlockten Gleichgültigkeit aus nichtsſagenden grauen Augen auf die Straße und in Phraſl's Fenſter guckte — ein Bruſtbild nur in Nankingjacke und feiner Wäſche, ein buntes Tuch um den Hals geſchlungen, aber jeder Zoll ein kompletter Engländer mit alten Zügen im jungen Geſicht, oder mit jungen Lineamenten im alten Antlitz, juſt, wie Phraſl behauptete. — Mit gedämpfter Stimme antwortete die Benedikt: „Nur nicht ſo laut, meine liebe Mamſell. Der Herr verſteht deutſch. Seinen Taufſchein — um Ihnen zu berichten — hab' ich nicht geſehen, wenn er überhaupt getauft iſt, denn er kommt in keine Kirche — aber er iſt ein kreuzbraver Herr in ſeinen beſten Jahren, wie der Augenſchein weiſt, der alles blank und baar in landläufiger Münze auszahlt, und unſern erſten Stock für den ganzen Sommer gemiethet hat. Er gibt dafür dreißig Doublonen. Unverſchämt viel, wie ich meinem Mann bemerkt habe. Aber Benedikt meint, die Engelländer ſeien nur auf der Welt, um Geld zu verthun, und beſſer ſei's, wir genöſſen das, als ein anderer. Und Thomas Tſchiles heißt der Herr, ſo ſteht's auf ſeiner Viſitenkarte, und iſt ganz mutterſeelenallein, obſchon er ſich viele Bediente halten könnte, ſo reich iſt er. Und was Sie von ſeinem Stummſein geſagt haben, iſt, mit Erlaubniß, nicht wahr. Er redet allerdings, wiewohl wenig, und kann das viele Reden für den Tod nicht leiden. Ich wollte ſchier behaupten, daß er nicht geheirathet iſt, und auch nicht im Leben heirathen werde; drum hat er gar keinen Ring an den Fingern, und ſeine

Briefe, die ich auf die Poſt trage, ſind nur an Herren gerichtet. Zu thun hat er nichts, als ſein vieles Geld zu verzehren. Der Kaufmann Negrelli beſorgt ihm die Geſchäfte. Er geht nicht viel aus, thut viel leſen und alle Tag ein wenig ſchreiben, und zum Fenſter hinausgucken — das iſt Alles.“

Die Benedikt machte ſich nach dieſen Meldungen auf den Weg, kehrte aber ſchnell um, und vervollſtändigte ihren Bericht mit den Worten: „Er trinkt nur Champagner und Punſch, zum Frühſtück macht er ſich den Thee ſelber, und zu Mittag kocht ihm unſere Klara, die das engliſche Gefräß im „Wallfiſch“ gelernt hat. Was bei dem Kochen herauskommt, iſt auch nicht zu verachten . . . und, wer weiß . . .? doch darf ich nichts verrathen, liebe Mamſell! Adje, Adje!“ — Still vor ſich hinlachend machte ſich die Frau nun wirklich davon.

„Unſere Klara, unſere Klara! Nichts verrathen, nichts verrathen!“ ſpottete, aus dem Zwei- in's Eingeſpräch fallend, Phraß hinter der Benedikt her: „alte Plaudertaſche! daß doch ſo viele Weiber das Rätſchen und Trätſchen nicht laſſen können! Eine abſcheuliche Gewohnheit, die ihnen die Zunge und uns die Ohren ſchindet, und wobei ſie noch thun, als verſchwiegen ſie das Beſte, und doch drückt's ihnen das Herz ab, bis ſie's von den Lippen haben! Was wird's denn ſein mit der Klara, und mit dem, was die Alte nicht verrathen darf? Du mein lieber Gott, [illegible] Leute bilden ſich viel ein, denken wohl gar, der Engländer [illegible] die Klara heirathen? die übermüthige Jungfer mit all ihren Sommerflecken und Roßmucken, wenn's nicht etwa Leberflecken ſind, was man auf der pergamentnen Haut nicht ſo genau unterſcheiden kann! Du meine Güte, du liebe Zeit! das heißt große Roſinen im Kopfe haben! Die Klara eine Tſchentelmännin! Nun Ja, das ginge noch ab! — Was aber geht das mich an? Wenn der Lord Schilleb, oder wie er heißt, ein Narr iſt, und nimmt die Sommerfleckige und Guggeſcheckige, was kümmert's mich? Was mich nicht brennt . . . aber der leidige Menſch geht durchaus nicht vom Fenſter. Ein widerlicheres Mannsbild iſt mir noch nicht vorgekommen. Aber wart: wegen deiner werd' ich meine Arbeit nicht verſäumen.“

In ein paar Minuten war das Werkſtättchen am Fenſter eingerichtet, und ein Liedchen nach dem andern ſummend ſtichelte und ſtachelte Phraß wacker darauf los, und ließ ihre kunſtfertigen Hände rüſtig auf und niedergehen, und nur hin und wieder unterbrach ſie ihren Fleiß mit einem: „Gib doch Ruhe, Lera! — Wart Pitzl, du Schelm!“ —

Die Arbeit dauerte an, und förderte. Den vorübergehenden Bekannten wurde nur ein freundliches Kopfnicken, den unbekannten Vorbeigängern nur ein Blick, ſchnell wie ein Blitz. Hie und da näherte ſich ein eisgrauer Bettler, ein elend dreinſehendes armes Weib dem Fenſter mit einer demüthigen Bitte. Für dieſe hatte Phraſt mehr als einen Blick und ein Kopfnicken. Ihre hübſchen Finger, die ſo roſig auf der ſchneeigen Leinwand hin und her flogen, erwiſchten dann jedesmal im Körbchen zur Seite einen Kreuzer, ein Gröſchlein, und ließen dieſelben als ein herzliches Almoſen in die Hand der Dürftigen gleiten. Dabei redeten Phraſt's Augen, nicht ihr Mund, und die Armen verſtanden dieſe Sprache recht gut, denn ſie gingen nicht von dannen, ohne mit dankbaren Thränen zu antworten und mit einem aufrichtig gemeinten: „Tauſendmal vergelt's Gott!“ —

Worauf Phraſt mehr als einmal in ihr Buſentuch flüſterte: „Das wär' mir recht, und gerade nur Euch, ihr lieben armen Leute, ſollt' es zu Gute kommen. Was ich für mich brauche, verdiene ich mir. Aber Ihr könntet mehr von mir brauchen, und darum möcht' ich reich ſein . . . und noch für Jemand möcht' ich's ſein!! . . .“

Dann ſann die Näherin wohl ein Weilchen nach, und hob einmal eben ſo heimlich wieder an: „Ja, ja, Reichthum iſt ein gut Ding; und ſo Viele haben den Reichthum ſo rein für nichts und wieder nichts, und wiſſen nicht, was ſie damit anfangen ſollen! Der Engländer, zum Beiſpiel . . . was hat er von ſeinem vielen Gelde? Champagner trinkt er und Spargel ißt er, und hat doch nicht Freude und nicht Fröhlichkeit . . . hat nicht ein Herz auf dieſer Welt, das ſich ihm . . . aber wahrhaftig: da liegt der alberne Menſch noch immer auf ſeine Ellbogen geſtützt, im Fenſter und gähnt in's Blaue hinein. Wart', wart', ich muß Dir ja nicht immer in's Geſicht ſchauen!“

Bei dieſen Worten machte ſie halb links, und kehrte dem Engliſhman ſo ziemlich den Rücken. Zugleich fing ſie auf's Neue an, die Nadel zu gebrauchen, als ob in der nächſten Stunde Alles aufgearbeitet ſein müſſe. Und das ging ſo fort, bis auf dem Dom die elfte Stunde ſchlug. — „Ach, Jemine!

meine Blumen vergeſſen!“ rief Phraſl aufſpringend, und machte ſich an das Geſchäft, ihr beſcheidnes Fenſtergärtchen zu begießen, auszujäten, zu beſchneiden und zu bewundern. Leda, auf den ledigen Arbeitsſeſſel hüpfend, ſchien der Herrin Thun mit theilnehmenden Augen zu verfolgen; Pipl, der Schelm, pfiff luſtig dazwiſchen und verdiente mit ſeiner Muſika manches Körnlein Lieblingsſpeiſe und einen ſtattlichen grünen Buſch zum Sonnenſchirm.

Ruhten Phraſl's Hände, ſo arbeitete wiederum, wenn ſchon nur ſtill und monologiſch, ihr Mund. In das Baſilikum und in die wohlduftenden Pelargonien hinein redete er: „Benedikts Klara iſt ſo dumm, ſo dumm! das alte Mädel hat nicht Geſchmack und nicht Manier an ſich gehabt von Kindesbeinen an. Eine Weibsperſon, die keinen Sinn für Blumen hat! Da ſteht vor ihrem Kammerladen eine wahre Wüſtenei: ein Topf mit Schnittlauch, ein ſchwindſüchtiger Salbeiſtengel, ein Armvoll Brunnenkreſſe! Mich wundert, daß ſie nicht einen Krautkopf daneben pflanzte! — Wenn ſie Blumen, ſo eigentlich noble elegante Blumen hätte — wie könnte ſie bei dem Engländer einen Stein im Brett gewinnen! denn des armen reichen Mannes Blumenſimſe ſind leer! . . . und darum verziert er ſeine Kreuzſtöcke ſo unaufhörlich mit ſeiner eigenen verehrlichen Perſonnage! — Gott verzeih' mir's; aber das wird fad und langweilig. Er geht und geht nicht vom Fenſter, und ſpiegelt ſich am Mittagſchein, wie eine alte Hagebutte, die er iſt!“

Ein wenig boshaft war das Lächeln, womit Phraſl hinzuſetzte: „Hm! vielleicht wartet er auf die Klara, der fromme Ritter!“

Wie von einer Ahnung durchweht, neigte ſich Phraſl weit aus ihren Pelargonien heraus und ſpähte falkenſcharf in die Marktgaſſe hinein. Richtig: da kam in weiter Ferne die genannte Klara daher, den Korb am Arm, in beiden Händen Servietten mit Vorräthen aller Art. Sie ſchlenderte ſorglos und behaglich, wie eine Perſon thut, die da weiß, daß von der Mutter daheim ihr ſchon das Mittageſſen bereitet worden, und daß bis zu des Engländers „Dinner“ noch fünf volle Stunden zu verſtreichen haben. — Zufällig ſchaute Maſter Giles — vielleicht dem ſpähenden Auge der Näherin folgend, der Marktſtraße zu, und dieſes bemerkend, ſpottete Phraſl ihrer ernſthaften Leda in's

Ohr: „Guck, guck, mein Hündlein, guck, wie dem Goldfaſan dort das Morgenroth aufgeht! Lacht er dem Beefſteak und dem Pudding entgegen, die ihm die Klara bringt, oder ihr ſelber, der fleckigen Blindſchleiche? Ja, ja, die Männer taugen nichts, die Selbſtſüchtler. Die Mali hat Recht; nicht wahr, Leda?“

Klara keuchte daher. Der Nachbarin gewahr werdend, grüßte ſie nachbarlich. Schnippiſch und vornehm dankte Phraſt, den Kopf zurückziehend. Indeſſen grüßte Klara auch den auf die Straße ſtarrenden Engländer, und dieſer erwiederte kaum bemerklich mit einem leichten Kopfneigen.

Phraſt lachte beinahe hell auf. — „Da haben wir's, Komteßchen; da haben wir's, du Tauſendſchön! So muß es Allen gehen, die da meinen, die Welt in Bauſch und Bogen ſei in ſie verliebt. Das wird uns den Appetit verderben, hochmüthiges Klärchen, he? Aber, ſo ſind die Männer, lieb Schätzlein, ſo ſind ſie. Ich könnte dem Engländer zwar ordentlich gut werden, weil er die Klara ſo ablaufen läßt, . . . aber Spitzbuben ſind die Männer doch. Hinter'm Ofen lang und breit, auf der Gaſſe fremde Leut'! Nicht wahr, alte Leda, nicht wahr, Pitzl, Du kleiner fieberiger Lump? Biſt ja ſelbſt ein Mannsbild, mußt's wiſſen?“

Klara war ſchon längſt in ihrem Hauſe verſchwunden, und Giles lag noch immer, ein Bild von Stein, im Fenſter. Diesmal ſchalt Phraſt nicht über ſeine Unbeweglichkeit, und, indem ſie wieder eifrig zur Nadel griff, hörte ſie nicht auf, zu lächeln und zu ſchmunzeln.

Da ſchlug es zwölf Uhr. Leda bellte, die Magd Dorl erſchien mit Tellern und Tiſchtuch. Die Vorhänge am Fenſter wurden zugezogen. Bei ihrem kleinen einfachen Mittagsmahl war Phraſt gern ungeſtört.

Zu gleicher Zeit verſchwand auch Maſter Giles von ſeinem Luginsland, ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch, und ſchrieb folgenden kurz angebundnen Brief:

„Mein Lieber! Morgen geht der Termin aus. Morgen
„werd' ich fünfundvierzig Jahre alt, und bin noch nicht verheira-
„thet. Onkel Toby, der nach teſtamentlicher Verfügung meines
„Pflegvaters in dieſem Fall das Vermögen erhält, bis auf die
„kleine Rente von 200 Pf. St., die mir armen Schlucker bleibt,
„mag jubiliren. Noch niemand gefunden, der mich möchte.

„Engländerinnen und Franzöſinnen mag ich nicht. Eine Deutſche
„müßte es ſein. Mir Keine recht. Eine zwar gefiele mir, aber
„ſie plaudert wie zehntauſend Schock Teufel. Mag mich auch
„nicht. Es wär' ein Wunder, wenn noch bis Morgen Nach-
„mittags vier Uhr eine Hochzeit zu Stande käme. Deßhalb
„erſchieße ich mich doch nicht. Bei den deutſchen Hungerleidern
„lebt man mit zweihundert Pfund noch immer erträglich. Gra-
„tulire dem Onkel Toby. Fahre wohl. — Thomas Giles.“ —
Adreſſe: an Mr. George Trumple, City, Kramgäßchen, der Schenke
zum „rothen Dragoner“ gegenüber, London. —

Den Brief geſchrieben, ging Mr. Giles in eigner Perſon aus, ihn auf die Poſt zu legen. Da das Schreibgeſchäft und die Toilette des würdigen Gentleman ein Stündchen hinweggenommen, ſo traf ſich's, daß zur ſelben Friſt die Näherin Phraſt mit ihrer Tafel fertig geworden war, zunächſt auch mit ihrem Anzuge. Sie hatte einen Ausgang vor, und zwar einen Tag für Tag gewohnten, denn Leda wimmerte und kratzte längſt an der Thüre, zur Promenade aufmahnend, und Pitzl machte dann und wann einen melancholiſchen Pfiff, vorausſehend, daß alles Leben bald aus der Stube weichen, und Niemand ihm mehr Geſellſchaft leiſten werde, als der langweilige Perpendikel der Stockuhr auf der Kommode.

Und ſo kam es denn, daß Phraſt, recht hübſch und elegant gekleidet, leichtfüßig auf dem Trottoir dahinging; als Läufer ihr voraus die jauchzende Leda, als Nachtraber auf ihren Ferſen der gravitätiſch ſchauende Giles, der jedoch immer eifriger die Füße rührte und immer windmühlenflüglicher die langen Arme ſchwenkte, je haſtiger Phraſt mit ihren netten Stiefelchen den Boden trat. Ihr koketter Hut, trutzig nach vorn geſtülpt, gab ein Streifchen weißen Nackens bloß, und dieſem Streifchen und jenen Stiefelchen folgte der Engländer unermüdet, obwohl Phraſt nicht einmal nach ihm den Kopf drehte. Sie hatte den Kopf nämlich voll von Gedanken und ließ ſich in der That nicht von ferne den Nachbar Giles einfallen. Auch das Plaudern fiel ihr unterwegs nicht ein. Kaum eine Silbe ſchenkte ſie den vielen Bekanntinnen, die an ihr vorüberkamen. So daß der Engländer, den ſie ſchon am Poſtgebäude vorbeigezackert hatte, mit einer Art von Mißbehagen zu ſich ſelber ſagte: „Miß Jungendreſcher lauft zu einem Rendez-vous.“

Die Sache wurde allerdings immer abſonderlicher, ja eigentlich immer verdächtiger. Denn in das düſterſte Gewirr der Straßen im Mittelpunkt der Stadt drang Euphraſia, bald links, bald rechts um die Ecken verſchwindend, als gälte es einen geübten Polizeiſpion in der Irre herum- und von der Fährte abzuführen. Maſter Giles war jedoch ein hartnäckiger Jäger und ließ nicht nach, wie oft er auch mit Laſtträgern und Kohlenbrennern Bruſt an Bruſt zuſammenſtieß, oder mit einem Schubkarren in unangenehme Verwicklung gerieth. Seine langen Beine beſiegten indeſſen jedes Hinderniß, und ſein Lorgnon, das er martialiſch in's Auge gezwickt hielt, verrieth ihm ſtets die Spur der holden Fliehenden, — bis endlich, ſeiner nachhaltigen Geduld zum Lohn, Phraſi vor eines Trödlers dunkelm Laden ſtill hielt, und lebhaft eine greiſe Frau anredete, die auf der Schwelle ſtand.

„Ach, liebe Frau Singerin! Wie geht's, wie ſteht's, wie leben wir? Nun, iſt er daheim? Was macht er denn? hat er wohl geruht? ich habe von dem lieben Kerl geträumt, ... ich bin recht verſeſſen darauf, ihn zu ſehen, ihn wieder in meine Arme zu nehmen! Geſchwind, wo iſt er? Find' ich ihn im Hinterſtübchen? hat er denn ſchon nach mir gefragt, der liebe, liebe Narr? Ich ſag' Ihnen, Frau Singerin: ich werde bald gar nicht mehr ohne ihn ſein können, und es iſt wenig geſagt, wenn ich ſage, daß unter allen Mannsbildern in der Welt der ſcharmante Edmund mir am ſcharmanteſten vorkommt!"

Vorſtehendes war mit der Schnelligkeit des Blitzes und mit der leidenſchaftlichſten Betonung über Phraſi's Lippen gegangen, und nur allzuverſtändlich für den, hinter einer vom Trödelladen wehenden Handwerksburſchenblouſe verſteckten Giles geweſen. — „Peſt, Peſt!" murrte er zwiſchen den Zähnen, während das Augenglas matt auf ſeine Weſte niederfiel: „da haben wir's. Ein Geliebter .... im Hinterſtübchen .... der ſcharmanteſte aller Männer ...! O du verliebte Katze! o verzweifelter Edmund! O vermaledeite alte Kupplerin!" —

Das Selbſtgeſpräch — wie kurz es geweſen — hatte ihn um die Antwort der freundlichſt grinſenden Trödlerin gebracht. Doch ſah er nur allzudeutlich, auch ohne das Glas vorzunehmen, wie die beiden Weiber in dem engen ſchwarzen Hausgang verſchwanden. — „Da, drinnen iſt ſie!" ſchnaubte der Engländer, und ſeine grauen Augen ſtarrten troſtlos in den ſtygiſchen Schlund:

„Was iſt zu thun? Was anders, als davonzulaufen, und nicht mehr an ſie zu denken?"

Davon lief er, und zwar gleich durch den erſten beſten Durchgang, der hinter'm Hauſe des Kleinhändlers auf ein luſtiges Plätzchen führte, wo ein Brunnen ſtand, von einer Akazienhecke umgeben. Aber mit dem „Nicht mehr an ſie denken" war's nicht ſo geſchwinde gethan. Denn — wie Maſter Giles nun ſo daſteht neben dem Brunnen, und verpuhſtet ein wenig, und ſtäubt mit dem Schnupftuch die allerlei ſchwarzen und kothfarbigen Wahrzeichen vom weißlichen Rocke, die von Taglöhnern und rußigen Geſellen ihm aufgeſtempelt worden waren — was hat er gerade vor den troſtlos ſtarrenden grauen Augen, als juſt des bewußten Hinterſtübchens weit aufgemachtes Fenſter, und dieſelbe Phraſt, deren er nicht mehr gedenken wollte, und die ihren Liebſten im Arm hat, und an ihn die ſüßeſten Worte verſchwendet, und Kuß auf Kuß?

Der Liebſte ſeinerſeits johlt und ſtrampelt freudvoll, und zwickt die Liebſte derb in die Backen, und leckt an ihrem Geſichte herum, wie an einer Stange Gerſtenzucker, und ſtammelt, verloren im Entzücken: „Phaſt, Phaſt ..! Mama Phaſt! Gutſel für Mundele, Mundele dav!"

„Hm, dieſe Liebſchaft mit einem kleinen runden Bengel von drei oder vier Jahren iſt harmlos genug, und läßt ſich anſehen!" tröſtete ſich Giles, deſſen Ingrimm ſich beinahe in ein gemüthliches Lachen umgeſtalten wollte; eine Verwandlung, die an einem Engländer ausnehmend poſſierlich.

Die jedoch ſich am meiſten daran beluſtigt haben würde, die gute Phraſt, hatte keine Ahnung von der Nachbarſchaft des Spähers, und erging ſich in fortgeſetzter Zärtlichkeit, ſchweigte den blühenden Buben mit Küſſen und Zuckernüſſen, und verſank vor ihm, der vergnügt ſchmatzte und mit den Beinen zwatzelte, in eine ſtille beſchauliche Andacht, die ein ſo liebreizendes Bild darbot, daß der in Gemäldegalerieen bewanderte Giles in den ſtillen Seufzer ausbrach: „Gott ſegne mich, aber wenn das Weib und der Bube nur ein bischen anders ausſähen, ſie könnten nebenbuhlern mit des Raphael ſchönſter Madonna!"

Ein unbeſchreiblicher Friede herrſchte in dem kleinen Gemach. Nach dem geräuſchvollen „Willkommen!" war die Liebeſättigung, die nicht ſpricht, ſondern ſchweigend triumphirt, über Mutter und

Kind Meiſter geworden. War das die Schwätzerin Phraſt, das zungenfertige Schnepperperle, deren Mund jetzo keine Worte fand, während ihre Blicke in Seligkeit den Knaben verſchlangen und ſich ſo rein und unſchuldig widerſpiegelten in der Unſchuld ſeiner klaren Augen? — Dem unbeweglich lauſchenden Engländer kam es vor, als ob gerade jetzo ein königlicher Mantel der Weihe über Euphraſia's Schultern vom Himmel falle, als ob von weißen Geiſterhänden eine Krone der Tugend auf ihr Haupt geſetzt würde.

„Ich habe Reſpekt vor dem Mädchen;“ ſagte Maſter Giles. Seine Begeiſterung war unendlich, wenn er ſich alſo ausdrückte.

Da brach aber juſt, — daß er's gut hören konnte — Phraſt, im Anblick ihres Lieblings vertieft, in die ſchmelzenden Worte aus: „Ach Du, lieber Edmund! wie ähnlich biſt Du doch Deinem Vater! So war ſeine Stirn, das ſind ſeine Augen, eben ſo friſch und lieb waren ſeine Lippen! Armer Knabe — wir beide haben ihn verloren ... auf ewig verloren! Du biſt glücklich noch, lieber Kleiner! Dir blieb noch eine Mutter ... aber ich? O welche Erinnerungen!“

Und in milde Thränen zerfließend, küßte Phraſt mit Inbrunſt die Locken des Kleinen, der jetzo mit ihr zu trauern ſchien, ſo wie er eben vorhin mit ihr gejauchzet und gelächelt.

Obiges vernehmend, machte der Engländer ein Moriſon'ſches Pillengeſicht, und nahm hinter den Akazien à la française von dem Schauſpiel Abſchied. —

Nach einer halben Stunde verließ Phraſt, ihren Edmund der Pflegefrau wärmſtens empfehlend, zufrieden aber immerhin nachdenklich und ernſt, das Haus des Trödlers, und trat eiligſt ihren Rückweg nach ihrer Wohnung an. Leda durfte bellen und beißen, ſchnüffeln und plänkeln, wie ſie wollte — Phraſt wehrte ihr nicht.

Bei'm Eintritt in ihre Stube jedoch, wo ſie von Pitzl mit ſchmetternden Fanfaren empfangen wurde, rief die Näherin ſchnell ermuntert: „Ah, ah, jetzt zur Arbeit. Das Herz hat genug; die Hände wollen auch 'was haben!“

Und neuerdings ging's mit Scheere und Nadel über die ſchneeige Leinwand her, wobei ſich jedoch immerdar ſo viel Zeit fand, um einen Blick auf das Gegenüber-Fenſter zu werfen, und mit einiger Verwundrung zu ſagen: „Ei, der Lord hält ſich verborgen? das iſt eine Rarität!“

Das traf ſich ein paarmal, das Hinüberſchauen und das Verwundern, bis Phraſi endlich, gleichſam ſcheltend mit ſich ſelber, ausrief: „Was geht mich denn in Gottesnamen der Engländer an? Wahrhaftig: man gewöhnt ſich auch an's Unbequemſte. Es iſt nicht zu ſagen, wie mich der läſtige Fenſtergucker giftet, — aber dennoch iſt's, als ginge mir etwas ab, wenn ich den Rothkopf einmal nicht auf ſeinem Poſten ſehe.“

Und mit doppelter Anſtrengung ſchnitt und ſchneiderte Phraſi, bis der milde Abendſchein durch die Scheiben leuchtete und die Luft ſo kühl und weich ins Zimmer hereinſpielte. — „Willkommen, o ſeliger Abend!“ ſang die Näherin, aber in trockner Proſa fügte ſie hinzu: „Der Engländer noch immer nicht am Fenſter? — Kurios, das!“

Kurios, aber wunderbar genug etwas unangenehm überraſchend für die neugierige Phraſi; denn einem beſcheidenen Klopfen an ihrer Thüre antwortete ſie ſchon etwas gereizt mit ungeduldigem „Herein, nur herein!“ und da ſie nun gar Benedikts Klara mit etwas verlegener und geheimnißvoller Miene hereintreten ſah, ſtieg ihr das Blut nicht wenig in's Geſicht, und haſtig fragte ſie: „Nun? was beliebt? was gibt's? womit kann ich dienen?“

Da war denn nun freilich die große Schüchternheit des ſommerfleckigen Klärchens einer gefährlichen Gegnerin Aug' in Auge. Das arme Märchen, das ſo viel auf dem Herzen hatte, lüftete das Mieder, zupfte an der Schürze, räusperte ſich, und lächelte furchtſam, und einer dreimaligen immer dringendern Anrede bedurfte es, um mit der Sprache ungeſchickt und verworren herauszugehen. — „Ich möchte wohl etwas bei Ihnen kaufen, Mamſell Phraſi;“ ſtotterte ſie, und flammte von Stirn und Backen: „Man hat mich berichtet, daß Sie ſo wunderſchöne Chemiſettchen und Schnupftücher fertig zum Verkauf haben, und ich möchte mir etwas recht ſchönes anſchaffen?“

„Liebes Kind;“ entgegnete Phraſi vornehm: „was ich in dem Artikel verkaufe, wird Ihnen zu theuer ſein. Die Madam Florer am ſcharfen Eck hat wohlfeilere Waare, weil ſie dieſelbe aus der Fabrik bezieht, während ich ....“

„I, Mamſell Phraſi,“ hob Klärchen muthiger an: „es darf ſchon 'was koſten, wenn's nur recht ſchön iſt, was Sie haben. Zum Ehrentag ſchafft man ſich gern, was gut und theuer, und

Gott ſei Dank, mir kommt's jetzt auf ein paar Thaler hin oder her nicht an.“

„So, ſo?“ machte Phraſt mit brennenden Augen und geringſchätzigem Tone: „Die Jungfer haben einen Ehrentag zu feiern? So, ſo, … hm, hm … dürfte man wohl wiſſen …?“

„Hm … warum denn nicht …?“ kicherte Klara in ihr Tuch . : . „mein Ehrentag …? was wird's ſein? ich will heirathen, das iſt alles. Aber — liebſte Mamſell — vor der Hand behalten Sie's bei ſich, denn ſehen Sie … die böſen Mäuler, und die neidigen Jungfern …!“

„Ha, ha, ha!“ lachte Phraſt bitter: „Wem ſoll ich's wiederſagen? bin ich nicht ein tiefes Grab für jedes Geheimniß? Heirathen alſo? Nun, es iſt keineswegs zu früh, lieb' Klärchen. Wer iſt denn der Glückliche? …. Aus hieſiger Stadt?“

Klärchen ſchüttelte verſchämt den Kopf. „Behüte,“ liſpelte ſie: „weit von da zu Haus, weit, weit!“ —

Der Näherin ſtieg eine grauſige Ahnung auf, die wie ein Alp auf Bruſt und Kehle ſich ihr lagerte. — „Weit, weit?“ wiederholte ſie gleichſam fröſtelnd: „Gratulire, gratulire von Herzen! Kann ich mit einem Flacon Brüßler Waſchwaſſer aufwarten? Es ſoll die Sommerflecken vertreiben … Sie könnten davon Gebrauch machen …. wenn's nicht etwa zu ſpät iſt ..? he?

Etwas verdrießlich verſetzte Klara: „Ich verlange nach ſchönem Weißzeug, Mamſell, und nicht nach Waſchwaſſer. Wer keine Sommerſproſſen hat, mag froh ſein … aber ſie zu haben, iſt keine Schande, und mein Hochzeiter allzuvernünftig, um ſich daraus etwas zu machen. Wollen Sie mir jetzo etwas von Ihrer Waare ſehen laſſen, Mamſell?“

Beinahe hätte jetzt ſchon der Phraſt ihre ausgeſpielte Bosheit leid gethan. Unglücklicherweiſe aber mußte Klara hinzuſetzen: „Fürchten Sie ſich nur nicht vor dem Preis. Ich will nicht borgen, nicht auf Abzahlung nehmen. Herr Tſchiles zahlt Alles blank und baar.“

Da! da war der Blitz gefallen, und er zündete ſchrecklich. Phraſt, deren Antlitz alle Farben durchmachte, kannte ſich plötzlich nicht mehr vor Zorn und Galle, und fuhr auf: „So? zahlt er? zahlt er blank und baar? Ei, warum ſoll er's auch nicht thun, da er mit ſeiner Freigebigkeit an Ihnen das ſiebenundzwanzigſte Weltwunder gewonnen hat? — O ſchweigen Sie, Jungfer Klara, und unterbrechen Sie mich nicht, damit ich Ihnen ſagen kann, welch ein Narr, welch ein ungeheurer Narr der Engländer in meinen Augen iſt.«

Das kam ſogar der phlegmatiſchen Klara etwas ſtark vor, und ſie ſtemmte unerſchrocken die Hände in die Seite, und fragte ſcharf: »Der Herr Tſchiles wird doch etwa thun können, wie ihm gefällt? Was ſteigt Ihnen zu Kopfe, Mamſell? wenn ich Ihnen ſage, daß Herr Tſchiles ....«

Phraſi war nicht diejenige, die ſich das Wort vom Munde ſchneiden ließ. Im Gegentheil entfeſſelte der unverhoffte Widerſtand eine ſolche Gewalt von Rede und Angriff und amazoniſcher Wildheit in der Nähmamſell, daß urplötzlich ihr Mund ſich in einen donnernden und blitzeſpeienden Vulkan verwandelte, und auf eine Weiſe feuerwerkte, daß der guten Klara Hören und Sehen zu vergehen drohte, während ſie verſteinernd am Boden wurzelte.

»Thun, wie ihm gefällt? O ja, ohne weiteres ja, Jungfer Klara!« ließ ſich Phraſi wie ein Sturmwetter aus: »Er iſt ſein Herr, ſein Meiſter, und mich geht's nichts an; aber ein Narr iſt er doch, und, damit ich's grad von der Leber weg ſage: Sie handeln ſchlecht und Ihre Eltern verſündigen ſich, des blödſinnigen Manns Narrheit zu benutzen. Was bilden ſich Ihre Eltern ein? und was — möcht' ich fragen — ſteigt Ihnen denn zum Gehirn? Wiſſen Sie, wer Sie ſind, lieb Aeffchen, Blitzmäuschen, Coeurdämchen, Drachenſchnäbelchen, Einfaltspinſelchen, Fledermäuschen? Sie ſind eine plumpe Gretel, ein Haubenſtock, eine Irrländerin, eine Karabelle, ein Ladenhüter, ein Männerſchreck! So eine Nummer Null, ſo eine Oelgötzin, ſo eine Prinzeſſin Pamſtig, ſo einen Querkopf, ſolch ein Rabengeſieder, ſolch eine Schnattergans wie Sie iſt, hab' ich nie geſehen. Und nun packe Dich, Du Tauſendſchön, Du Uebelkraut und Vogelſcheuche, Du Wintergrün und Z'widerwurzen, Du! Da haſt Du's jetzt durch's ganze Alphabet durch, was Dir gehört, und nun geh' hin, und lache Dich todt darüber, daß der Gräul und Scheul, der ſchielige, abſcheuliche, ſchmähliche, ſcheußliche, ſchimmlige und ſchäbige Späher, Spion, Schmäher und Schächer von Tſchiles und Tſchentlemen dich zur Frau nehmen will! Schämen und ſchelten und ſchopfbeuteln müßte ich mich, wenn ich mit Dir ſchnöde Schlange ſchacherte mit Chemiſetten und Schnupftüchern, mit Schmuck und Strauß zum Schwur und Schmaus, zu ſchmuggeln Dich in 'n Eheſtand!' O Spott und Schand'!“

Die Verſteinerung der Klara hatte nur bis über das Alphabet hinaus gedauert. Sobald ſich Phraſi jedoch in ihre Lieblingsübung mit dem „Sch“, worinnen ſich ihre Zunge ſo gern ziſchend und ſchlänglich und ſchluchzend erging, verloren hatte, klärte ſich das finſtre Geſicht dieſer Klara immer mehr auf, bis ſie in ein lautes Gelächter herausplatzte, und fröhlich dreiſt der Zornigen, der endlich die Stimme verſagen wollte, zurief: „Ei, Schneppepperle! Schneppepperle und kein End'! Wo denkt denn die Mamſell hin? Ich den Engländer heirathen? Wär' nicht übel! Ich, die ich ſchon ſeit zehn Jahren eine Amur habe mit einem braven Menſchen, einem Bortenwirker aus Stettin? Nun ja, da käm' ich ſchön an! der Fritze ſollte mir's weiſen. Im Gegentheil, Mamſell; daß Sie's nur recht weiß: den Fritze heirathe ich, und zu unſrer Einrichtung hat mir unſer Engländer tauſend baare Gulden geſchenkt, heute vor einer Stunde geſchenkt. Der Mutter hatte er ſchon längſt davon geſagt, aber die Mutter iſt eine Tuckelmäuſerin und hat nichts davon verſchwätzt. Und ſo verhält ſich die Sache, Mamſell Phraſi, und Sie haben Ihr A-B-C umſonſt ausgekramt, denn der Engländer denkt ſo wenig daran, mich zu heirathen, als mit Ihnen Hochzeit zu machen.“

Puh! das war wieder eine gräßlich brennende Kohle in's wunde, aber wieder auflebende Herz der enttäuſchten Phraſi. Jedoch behielt eben dieſes ſeelengute Herz die Oberhand über Eitelkeit und Zorn, und voll Leidweſen, die arme Jungfer Benedikt ſo gar unverdient gekränkt zu haben, ſtreckte Phraſi ihre beiden Arme ihr offen entgegen, und ſprach: „Verzeihen Sie mir denn, ſchönſtes Klärchen, und wählen Sie ſich aus meiner Waaren aus, was Ihnen gefällt, und behalten Sie's zu meinem Andenken, und als ein Zeichen, daß Sie mir nicht böſe ſind. Mein Kopf iſt heiß, meine Zunge raſch — ach, beide haben mir ſchon viele Feinde gemacht, die nicht wiſſen, daß mich oft in der tiefſten Seele ſchmerzt, was mir eben aus dem Munde geht, ohne daß ich deshalb das leichtfertige und grobe Geſchwätz zurückzuhalten vermöchte! Sind Sie mit dieſer Erklärung zufrieden, Klara? Sind Sie's?“

Phraſi's Auge ſchimmerte von feuchtem Thränenglanz .. wie hätte Klara, das gute Schäfchen, länger zürnen können! —

„Sie ſind doch eine brave Mamiell,“ ſagte ſie fröhlich, „und ich habe ſchon Alles vergeſſen und vergeben. Was aber meinen Einkauf angeht, ſo ....“

Dem Mädchen erſtarb das Wort im Munde; und Phraſi wußte nicht, was ſie ſagen ſollte, denn ſo eben ging die Thüre langſam in ihren Angeln um, und vor den Weibern ſtand, ſechs Schuh hoch und wie ein Geiſt **couleur de muraille** der Engländer **Tom Giles**.

Kehr' um die Hand war Klara, das ſcheue Reh, entwiſcht, und Phraſi, bange Schweißtropfen auf der Stirne, knixte und knixte, wie das böſe Gewiſſen nur knixen kann; denn — was in aller Welt hatte der Engländer bei ihr zu thun, als ſie in ſtrenges Verhör zu nehmen wegen der ungebührlichen Redensarten, die ſie ſich über ſeine Perſon ſo eben erlaubt, und die irgend ein böſer Elfe auf ſeiner Abendpatrouille aufgefangen und hämiſch vor die rechte Schmiede gebracht?

Der Gentleman betrachtete die zu Boden tauchende Phraſi eine Weile mit einem ſo gewiß betrübten Geſicht, dem eines Geyers zu vergleichen, der beuteleer von der Jagd kommt; dann grüßte er kurz, zog an ſich den bequemſten Stuhl, ließ ſich darauf nieder, ſtreckte die Beine weit aus, und ſprach zu dem Mädchen freundlich aber ſchwermüthig: „Setzen Sie ſich auch, Miß Phraſi!“

Sie that, wie ihr geheißen, und wartete angſtvoll der Dinge, die da kommen würden. Giles knickte ein paarmal an der Krempe ſeines Huts herum, nahm dann, wie ſchnell entſchloſſen, aus dem Futter deſſelben Huts einen Briefumſchlag, hielt ihn der Phraſi ſtrack hin, und ſprach kurzweg: „Da hab' ich Ihnen etwas mitgebracht. Sie müſſen's annehmen.“

Mit zitternden Fingern empfing Phraſi das Kouvert, und vor ihre zagende Seele trat die Ahnung von einer Liebeserklärung bizarrer engliſcher Natur. Das Siegel war raſch gelöſt; aber ſtatt des erwarteten zarten Geſtändniſſes fielen vier Funfzigpfundnoten in ihren Schooß. Kein Buchſtabe weiter. — „Was bedeutet das, Herr ... Herr Nachbar ..? was ſoll das heißen, Mylord?“ fragte ſie verwundert und nicht zum Angenehmſten überraſcht.

„Das ..? das ſoll bedeuten, —“ hob Giles in ſeinem hapernden und brüchigen Deutſch an — „daß ich morgen punkt halb vier Uhr Nachmittags ein armer Teufel ſein werde, und heute noch mit dem, was ich juſt beſitze, einer Perſon, die ich … die ich reſpektire … eine Freude machen möchte. Hm?“

„Ei, ei,“ fuhr Phraſi ſchnippiſch auf, „ich bin Ihnen für den Reſpekt ſehr verbunden … aber wie ſoll das Geld mir eine Freude machen? Wie kommen Sie dazu, mir Geld zu bieten?“

„Weil … weil … ich Ihnen nichts andres bieten kann;“ verſetzte Giles mit einer unnachahmlichen eiskalten Verlegenheit: „Gott ſegne mich, aber … es iſt einmal ſo. Verſtanden?“

„Sie treiben Ihren Spott mit mir;“ rief Phraſi, im Ernſte gekränkt, das Papier ſammt Noten auf den Tiſch werfend: „Ich wüßte nicht, daß Sie mir irgend etwas auf der Welt anzubieten hätten, Mylord.“

Wie oben, ohne ſich weiter aufzuregen und ohne ſeine Stellung zu verändern, begann Giles wiederum: „Doch, doch, meine liebe Miß … oder wie Sie betitelt ſein wollen. So wahr ich den Titel Mylord nicht verdiene, denn mein Vater war ein ſchlichter Uhrenmacher und hatte mich für ſein Gewerbe erzogen — ſo wahr iſt es, daß ich ſchon lange … wie ſage ich nur? — mit dem Gedanken umging, Sie zu fragen, ob nicht vielleicht …. es möglich wäre, daß Sie einſt geneigt ſein dürften … Miſtreß Giles zu werden. Verſtehen Sie mich?“

Phraſi, unbeweglich vor Staunen und freudigem Schreck — denn vor ihrer Phantaſie tanzten urplötzlich Amor und Hymen mit goldnen Flügeln und Fackeln einen Zweiſchritt, und der ganze Himmel voll Geigen muſicirte dazu — nickte etwas unbeſonnen raſch und horchte und ſchaute wie verzückt auf das Weitere.

Der Engländer mit der kalten Leichenbittermiene ſtackſte, in ſeinen Aufſchlüſſen fortfahrend: …. „und es hätte, Gott weiß es, heute nicht viel gefehlt, und ich wäre mit meiner Hand in das offne Fenſter hineingefahren, hinter dem Sie den kleinen Buben Edmund ſo freundlich herzten und küßten … und hätte Sie gefragt: Wollen Sie Miſtreß Giles heißen …? Verſtanden? hm?“

„Ach du mein Gott,“ ſeufzte Phraſi halb zufrieden, halb unzufrieden: „Haben Sie geſehen …?“ „Ja wohl, ja wohl!“ entgegnete Giles, traurig mit dem Kopfe wackelnd: „Geſehen hab' ich … und leider gehört.“

„Leider? wie ſo? was meinen Sie?“

„Geduld, Miß Phraſi, Geduld. Was ich zuerſt gemeint, da ich Sie mit dem Kinde im Arm geſehen … das war: Sieh doch, Tom, ſieh doch, mein Junge; die Nachbarin hat zwar eine Zunge wie ein Mühlrad und zermalmt mit ihrem Munde, was ihr vor die Zähne kommt, Freund und Feind, ohne Erbarmen …“

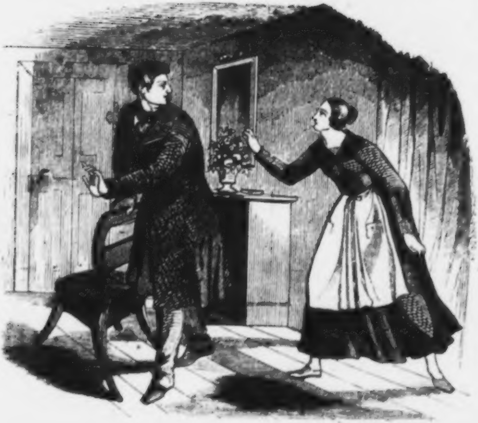
„So? ei? wer hat Ihnen das geſagt?“

„Mein Ohr, mein Aug', mein Verſtand, die ganze Straße, die ganze Stadt! Aber — meinte ich ferner — dieſe Hechlerin hat doch ein wunderliebliches gutes Herz, und was thut's auch, wenn über'm koſtbaren Diamant die Wellen ſtrudeln, die Mühle klappert? — Da vernahm ich — was ich mir doch wohl gleich früher hätte einbilden ſollen; — und da auf dieſes hin, unter den beſtehenden Verhältniſſen, Sie doch nicht Miſtreß Giles werden könnten, wenn ich auch Reſpekt vor Ihnen habe …, und ich dennoch Ihnen ein Andenken an mich hinterlaſſen möchte, bevor ich arm geworden bin und nichts mehr geben kann … ſo … ſo nehmen Sie dieſe zweihundert Pfund als einen wohlgemeinten Beitrag zur Erziehung Ihres Kindes, an dem ich — auf meine Ehre — nichts auszuſetzen habe, als daß es … nicht Tom Giles getauft werden konnte. Verſtanden?“

Noch einmal flogen die bewußten Banknoten in Phraſi's Schooß, aber, alſobald zurückgeſchleudert, dem Geber, der ſeine Sachen recht gut und zart gemacht zu haben glaubte, ſchnurgrade in's Angeſicht, und mit einer Zungenfertigkeit, wie ſie Schneppepperle vielleicht in ihrem ganzen Leben nicht entwickelt hatte, wetterleuchteten im Gefolge der Papiere Phraſi's Kern- und Vertheidigungsreden über des verblüfften Engländers Haupt herab.

„Wie? was? wirklich? welch würdige weiſe wiſſende wieſelwitzige weichſelzopfige Wahrſagerin wird Ihnen das geweiſſagt haben? So? ſieh! So 'ne ſichre ſolide ſiebenmal ſiebendräht'ge Sybille! 'ne ziehende züngelnde zahnluckige zaubriſche zitternde zwinkernde Zigeunerin zweifelsohne? O wenn doch all das verläumderiſche Plaudern und Plauſchen und Plaramentplänkeln in dem Pfui und Pfuhl der Hölle wäre, womit derlei Drachen und Trampeln des lieben Nächſten Ehre zerſchneiden, zerſpitzen, zerſchnitzeln, zerſpalten, zerknirſchen, zerfreſſen, zerfeilen, beſchmutzen, beſchmitzen, beſchmieren, beſudeln! Ich und ein Kind! Der arme Mundel mein Kind! Eher wär' ich ſelber nie ein Kind geweſen, mein Herr, der Sie kein Mylord und doch dabei ſo wählig ſind,

Zu Seite 200



Schneppepperle.

daß mir's das Herz umdreht. — Schauen Sie: da wär' ich ganz anders. Ich hätte Sie genommen und wären Sie Vater von einem Dutzend erſter Ehekinder; ich hätte Sie genommen, und wären Sie in der That morgen um dieſe Zeit ein armer Teufel; — ich kann nähen und ſchneidern für Zwei, und Ihnen würde es auch nicht ſchlecht anſtehen, wenn Sie zu Ihren Uhren zurückkehrten, und Arbeit macht reich; ich hätte Sie genommen, ſchon weil Sie keine Seele auf Erden haben, die's gut mit Ihnen meint, und weil Sie in Ihrer ſtummen Einſamkeit verkümmern . . . aber ich, nicht wahr, ich bin nicht würdig, die Miſtreß Giles zu werden, weil ich, nach Ihrer Meinung des Mundels Mutter bin! Weit gefehlt jedoch, Herr Engländer. Ich erſetze dem Mundel nur die Mutter, die vor Gram über den faden, falſchen, flauen, feilen, feigen Fuchs und Fex Felix, der auch mir eine kurioſe Cour gemacht und mich gern belogen und betrogen hätte, geſtorben iſt, ſo wie er, der abgeſchlagene, abgedrehte, abgefeimte, abgeführte, ausgelernte und ausgeſchämte Musje in Griechenland ſeinen Tod gefunden. Was hätte der Mundel anfangen ſollen, das arme Bübel? Sollt' ich den Wurm verhungern laſſen, weil er meiner unglücklichen Rivalin und des ſchlechten Menſchen Kind zu ſein den Verdruß hat? Und wär's ein Kindel von mir ganz unbekannten Leuten geweſen . . . . ich hätt's nicht auf der Gaſſe liegen laſſen. Und nun gar des Felix Sohn, des Felix, den ich doch einmal gern gehabt, den ſchlechten Menſchen! meiner Rivalin Sohn, deren ich oft im Schlimmen gedacht und im unchriſtlichen Haß, und der ich alſo Vergeltung ſchuldig geworden vor Gott? — Nein, das konnt' ich nicht, und ſeit der Zeit leb' ich für den Mundel, und werde bis an's End' mit ihm theilen, was ich armes Mädel habe und verdiene, und wenn ſich alle Menſchen von mir zurückzögen, und wenn ich hundertmal gewiſſen Leuten nicht würdig erſchiene, eine Miſtreß Giles zu werden! Hm? Verſtanden? Verſtehen Sie? He? Gott ſegne mich, aber das war und iſt deutſch, und durch und durch dringt's mir wie bittre Galle und Wermuth durch's Herz . . . und wenn ich jetzo ſchon aufhöre zu reden . . . ſo iſt's grade nur deßhalb . . . ach, ach . . . . weil ich weinen muß über der Menſchen ſchnöde, ſchneidende, ſchnippiſche, ſcheußliche Schlechtigkeit . . .!«

In der That hob Phraſi jetzo dergeſtalt zu ſchluchzen an, und geberdete ſich mit gepeinigter Seele alſo kläglich, daß Vitzl, der ſchon ſeinen Schlafring geſucht hatte, ängſtlich zu flattern begann, und daß Leda furchtſam die Gebieterin anwinſelte. — Maſter Giles, welchem zu eng im Zimmer wurde, ſtieg mit Hahnenſchritten hinaus.

Phraſi bemerkte ſeine Entfernung erſt eine geraume Zeit darnach, als der Thränenſtrom nachließ, und die Beſinnung wieder ihr Recht forderte. — „Ach,“ ſeufzte ſie: „da hab' ich mich wieder ſchön in die Patſche geredet! O Phraſi, Phraſi! wärſt Du doch ohne Zunge zur Welt gekommen! Was wird erſt jetzo der Mann von Dir denken? Ach, du lieber Himmel! jetzt werd' ich's erſt recht mit ihm verdorben haben ... und am Ende hat er's doch ſo herzlich gut gemeint ...? —“

Der fragliche Mann aus Altengland war indeſſen nicht weiter, als bis auf die Schwelle der Hausflur gekommen, und hatte dort, eine lange weiße und traurige Schildwache, nachdenklich Poſto gefaßt. — Auf einmal jedoch — Phraſi ſtand juſt vor dem Spiegel, um im letzten Abendſchimmer ihr verſchobenes Häubchen in Ordnung zu bringen und ihre rothgeweinten Augen zu trocknen — reckte ſich ein Rieſenarm couleur de muraille durch's offene Fenſter in's Zimmer, und hinterher kam Gentleman's Kopf und Gentleman's Rede voll Salbung:

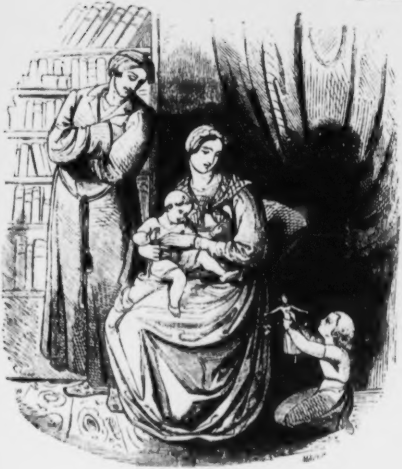
„Miß Phraſi! Ich habe Ihnen beleidigt; thut mir ſelber leid. Ich kann nur geben eine einzige Satisfaktion. Wollen Sie dieſe Hand als Miſtreß Giles? — —“

Mit goldnen Flügeln und Fackeln tanzten abermals Amor und Hymen an den Wänden des dunkelnden Stübchens hin. Eine flaumenweiche Hand legte ſich ſtill wie eine zahme Taube in die Rechte des Engländers. — —

Noch am ſelben Abend ſchrieb Maſter Giles ſeinem Freunde:
„Ich heirathe dennoch. Aber hier geht's nicht ſo ſchnell, wie zu
„Gretna-Green. Gratulire demnach immerhin dem Onkel Toby.
„Mit meiner Phraſi und zweihundert Pfund bin ich glücklich.
„Dein Freund Tom. —“

Mit dieſem Schreiben kreuzte ſich eines von der Hand des Mr. George Trumple, des Gegenübers vom „rothen Dragoner“ im Kramgäßchen zu London, beſagend: „Mein Lieber. Zur
„Nachricht, daß Onkel Toby ein guter Burſche iſt, der Dir

Zu Seite 211.



Schneppepperle.

„Alles und Alles, was er auf Erden ſein nennt und anſprechen „durfte, überträgt. Er ruhe ſanft. Ihm und Dir gratulirt dein „Freund George. —“

So wurde endlich Schneppepperle eine Frau, eine reiche Frau, und ein Exempel für ihre Vaterſtadt, woſelbſt ſie mit ihrem Gatten hauſt. Mundel iſt von dem Letztern wacker bedacht worden und wächſt einer ſtattlichen Zukunft entgegen. Dennoch iſt der arme Bube keineswegs in der Gunſt ſeiner Pflegemutter geſtiegen, denn zu dieſer Friſt iſt bereits Einer zugege. der Tom Giles getauft wurde, und das lautere Wort im Hauſe führt, als ſeine Mutter Phraſt ſelbſt. — „Ich will ihr ſchon nach und nach das Zuvielreden abgewöhnen,“ ſagt Vater Giles beifällig zu ſich ſelber; dafür ſieht er aber auch nicht mehr zum Fenſter hinaus. Um deſto mehr hängt ſein graues ſtarres Auge an Mutter und Kind, und gar oft murmelt er zufrieden vor ſich hin: „Gott ſegne mich, aber wenn das Weib und der Bube nur ein bischen anders ausſähen, ſie nebenbuhlerten mit des Raphael ſchönſter Madonna!“

Der alte Wallanſchreer.

Das Dorf iſt nur ganz zufällig hübſch anzuſehen, ohne alle Abſichtlichkeit. Der Bach iſt für Mühlräder und Wieſengräben da, höchſtens noch wegen der Forellen; ſeiner Ufer grüne Einfaſſung ſtellt eine Befeſtigung vor, zur Abwehr gegen den ungeſtümen Drang der Woge; der Steg ſpannt ſich auf ſeinen windſchiefen Stützen über das Gewäſſer, damit die Leute trockenen Fußes hin und her gehen mögen; auf den Bäumen gedeihen Aepfelwein und Zwetſchgenwaſſer; Hag und Hecke, ſo maleriſch ſie daſtehen, ſollen eben nur das grunzende Schwein vom Gartenland abhalten. Der ländlichen Einfalt, der dörflichen Unſchuld kommt es nie in den Sinn, dieſe Herrlichkeiten den ſaubern Gaſſen der Stadt vorzuziehen. Nicht im Frieden, viel weniger noch in Kriegszeiten.

Mitten im Kriege war's, wie friedlich auch der Abend herniederſchien. In den ſtrohbedeckten Hütten des ſtillen Dörfleins gab's kleinen Krieg hier zwiſchen Mann und Weib, dort zwiſchen Geſchwiſtern, und wiederum hier zwiſchen Eltern und Kindern. Zur ſelben Friſt hatten ihrer zwei bittern Verdruß;

einem dritten war wind' und weh' um's Herz, und obſchon die drei einander nicht hörten noch ſahen, ſo ſtanden ſie mit ihrem Leid dennoch in geheimer Wechſelbeziehung. Die drei waren zwei junge Burſche und ein feines Mägdlein.

Der eine, Fintan getauft und ſeines Zeichens ein Hirt, ſaß am Brunnentrog und blies ohne Schalmei, nämlich Trübſal. Er war weit und breit der ſchönſte Knabe, wie ſein Mareile die ſchönſte Jungfrau; ſie hatten einander von ganzer Seele lieb und ſollten ſich doch nicht haben. Des Mädchens Vater wollte nicht leiden, daß ſein Kind den bettelarmen Hirten zum Mann nehme. Die Herren vom Amt ſprachen: Der Fintan dürfe gar nicht heirathen, bevor er nicht mindeſtens hundert Gulden baares Geld beſitze oder den Werth dafür. So blies denn der Aermſte keine tröſtliche Weiſe, und der Kehrreim dazu lautete immerdar: „Mach Dich auf und zieh' in den Krieg: Beſſer, der Franzos ſchießt Dich maustodt, als daß Du dich ſelber in den Mühlbach wirfſt oder elendiglich verkümmerſt.“

Der Burſche zweiter hieß Peter und war des Schulzen Sohn. Zu ſelbiger Zeit gab's nur feiſte und reiche Schulzen; der Bauer hätte um's Leben keinen andern gewählt. Nie iſt ein Dorfſchultheiß bauernſtolzer und gröber geweſen, als der alte dicke Peter; eben hatte er den jungen ſchlanken Peter beim Fittig, und ſuchte ihm die Liebe zum Mareile auszuklopfen. — „Laß die Bettelſchürze dem Fintan,“ hieß es da: „und geh zu des Müllers Urſel. Die hat Batzen und iſt auch viel ſchöner, als die andere, ſo wahr ich keinen Kreuzer ſchuldig bin. Du darfſt die Marei nicht nehmen, Du bekommſt ſie nun und nimmermehr.“

Der Schulz hätte eigentlich nicht nöthig gehabt, ſich ſo zu ereifern. Marei wollte den Peter gar nicht haben; aber eben darum gab's Händel mit Vater und Mutter.

Mutter Kätterle, ein kluges Weib, trieb und mahnte an ihr, den reichen Erben im Netz zu behalten; am Ende müſſe doch der alte Peter nachgeben, und im ſchlimmſten Fall könne man ja ſeinen Tod abwarten. Der Vater ſeinerſeits predigte gegen den Hirten. Doch iſt wohl zu verſtehen, daß was er „predigen“ nannte, hatte er nicht dem geiſtlichen Herrn abgelernt, ſondern dem Unteroffizier. Er war ein alter Soldat, ſtolz auf ſeinen Schnurrbart, hochmüthig auf ſeinen Stelzfuß, und mochte den

Widerſpruch nicht leiden. „Mein Gut iſt klein,“ pflegte er zu ſagen: „mein Hausweſen gering, aber ich bin der Hauptmann darüber, und Ordre muß parirt ſein.“

Das Mädchen hatte der väterlichen und mütterlichen Ermahnungen volles Maaß empfangen. Mit rothen Augen und geſtriemtem Leib ſchlich es zur Kammer, um auf dem Stroh in ſtillem Dunkel ſeinen Gedanken nachzuhängen und zu liebeſeligen Träumen zu entſchlummern. Die Liebe iſt nicht unſterblich, wie alle Welt weiß, doch todtſchlagen läßt ſie ſich ſo wenig, als ein Soldat, der das Paſſauer Zettelchen im Leib hat.

Es war völlig Nacht geworden. Der Stelzfuß dachte ſeiner kranken Kuh im Stall, und ging, ihr den Heiltrank einzugießen. Kätterle brachte Licht, und zwar ein offenes, allen Verordnungen hoher Obrigkeit zum Trotz; in wilden Kriegszeiten geht Alles drunter und drüber, ſchlagen ſogar die Bauern der Polizei ein Schnippchen. — „Warum nimmſt Du nicht die Laterne?“ fragte der Mann. — „Die Gläſer ſind zerbrochen, Jörgel,“ antwortete das Weib. — „Einfältige Ausrede,“ meinte er: „wenn's nur eine Latern' iſt, mit oder ohne Glas. Hier heißt's: Ordre parirt! . . . Doch horch, es ſtürmt ja. Haſt Du ſchon gezünzelt?“ *) — „Nicht doch, ſchau Dich nur um und um, alter Jörgel.“ — „Es ſtürmt wahrhaftig. Wenn nur der Schrecken unſerer Kuh nichts thut, dem armen Stückl Vieh.“

Der Stelzfuß hatte recht gehört. Im Dorf war Feuer, und alsbald ging der Feuerlärm ſo unverkennbar los, daß das Ehepaar zum Löſchen und Helfen eilte. Leider half alles Helfen nicht viel. Feuerſpritzen konnten nicht kommen; wo's noch Pferde gab, waren ſie halbtodt von geleiſteten Spanndienſten. Waſſer wäre genug da geweſen, doch kam's nicht von ſelber, wie der Wind; der aber war um ſo geſchäftiger bei der Hand, ſo daß fünf oder ſechs Häuſer ohne Gnade niederbrannten, einige andere noch beſchädigt wurden

Jörgel, als wohlbeſtallter Bote, des deutſchen hinkenden Kalenderboten Urbild, mußte am nächſten Tag den amtlichen Bericht des Schulzen nach der Stadt bringen. An den kurzgefaßten Briefſchaften trug er nicht ſchwer, deſto ſchwerer an ſeinem eigenen Nachgrübeln. Die kranke Kuh war gefallen — aus

---

*) Zünzeln, anzünden, wo's nicht am Platz iſt.

Schrecken über das Sturmläuten, wie der troſtloſe Eigenthümer behauptete. In der Stadt wartete dagegen ſeiner ein erquicklicher Anblick. Bayeriſche Chevauxlegers hielten dort Raſttag, und beim Anblick der grünen Reitröcke mit den roſenrothen Kragen ging dem Stelzfuß das Herz auf, wie ſo eben der Himmel; weiß und hellblau. War er nicht ſelber ein Bayeriſches Landeskind? War er nicht ſelber ein „Wallanſcheer“ geweſen? Er hätte jedem Grünrock um den Hals fallen mögen; und wie er ſo voll Vergnügen ſeines Weges hinſchlenderte, wen ſah er plötzlich vor ſich? Wirklich und leibhaftig den jungen Milchbart, den er ſelber einſt in der Reitbahn eingeſchult, und der ihn hernach ſo oft hatte durchfuchteln laſſen. Der Junker von Dazumal trug aber jetzo die breite Borte um den ganzen Kragen, und darunter noch die drei ſchmalen Goldſtriche.

Demüthig grüßend trat Jörgel auf den Oberſten zu, der ihn gleichfalls auf den erſten Blick wieder erkannte, und ſich vollkommen ſeiner erinnerte; oder hätte er ſonſt ausgerufen: „Du biſt ja der Hauptſpitzbub vom Regiment, der Jörgl? Biſt Du's nicht?“ — Jörgls dankbare Rührung milderte ſich im Verdruß über die Art der Anrede. Der Offizier fuhr fort: „Wie geht's, wie ſteht's? Auf einem Fuß, wie ich ſehe. Auch iſt Dein hölzernes Bein etwas geſchwärzt. Warſt Du im Feuer? Geſtern hat's ja hier herum zur Abwechslung einmal wieder gebrannt. Wohnſt Du etwa in jenem Dorf?“

Der Stelzfuß nahm ſeine allerjämmerlichſte Miene an. — „Leider wohn' ich dort,“ ſprach er ſeufzend: „habe Haus und Hof geheirathet, und 's iſt mir bisher ganz leidlich ergangen. Der Brand hat mich zu Grund gerichtet. Mein geſammter Viehſtand iſt hin ...“ —

„Armer Schelm,“ ſagte der Oberſt, der unter dem „Viehſtand“ eine ganze Heerde verſtand, während Jörgl nur ſeine einzige Kuh damit gemeint hatte.

„Ja wohl, ein recht armer Schelm,“ beſtätigte Jörgel: „kein Geld, kein Taback, keine Stunde vor dem Verganten ſicher.“

„Du biſt alſo ganz abgebrannt?“ fragte der Oberſt weiter.

Auf Jörgls Lippe drängte ſich eine Verneinung, doch verbiß er ſie und antwortete dafür: „Mit Rumpf und Stumpf.“ Ehrlich war das nicht, aber er beſchönigte die Lüge vor ſeinem Gewiſſen dadurch, daß er durch das Bekenntniß der Wahrheit die milde Regung des Gönners leicht abgeſchreckt hätte. „Der gnädige Herr zahlt mir gewiß ein Seidl Wein und eine Weißwurſt auf mein Unglück hin," dachte er. Der Oberſt hatte es aber noch beſſer im Sinn, und ſagte: „Komm mit zum goldenen Bock. Iß und trink, was Dir ſchmeckt, armer Schlucker." — „Der Herr Oberſt haben zu viel Gnade," entgegnete der Heuchler: „mir wird der Biſſen im Hals ſtecken bleiben, doch heißt's bei mir: Ordre parirt." — „Wird ſchon gehen," meinte der Offizier: „was nicht rutſcht, muß ein tüchtiger Schluck hinabſchwemmen."

Der Oberſt übergab ſeinen Schützling einem Wachtmeiſter mit der Weiſung, ihn beſtens zu bewirthen. Der hinkende Bote ließ ſich's ſchmecken. Sein Durſt ſchien unverlöſchbar, ſein Hunger glich der gefräßigen Flamme, und eine beſondere Würze des Mahles gab die Schadenfreude. „Mach' ihm eine rechte Zech' hin," ſagte dieſe; „er ſoll Dich nicht umſonſt einen Nichtsnutz geſcholten haben."

Drinnen im großen Saal ſprach aber der Oberſt bei'm Nachtiſch zu den Offizieren: „Meine Herren Cameraden! einen alten Soldaten von unſerm Regiment hat ſchweres Unglück betroffen. Der Mann hat ſeiner Zeit ſich brav gehalten, ein Bein vor dem Feind verloren, und iſt in vergangener Nacht abgebrannt. Wollen wir etwas für ihn thun?"

„Verſteht ſich, Herr Oberſt, was fragen ſie noch lang? Laſſen Sie einen Teller kreiſen."

Die Offiziere hatten damals Geld vollauf und keine Schulden, als nur da, wo ſie ſelber nicht zu treffen waren, nämlich daheim. Als nun der Oberſt drei Goldſtücke auf den Teller warf, wollten die andern Gäſte auch nicht mit Silbergeld kommen, und die Sammlung fiel glänzend aus. Jörgl hatte gar keine Ahnung von ihrem beträchtlichen Werth, als ihm der Oberſt ein kleines Beutelchen in die Hand ſchob; er meinte, etwa den Betrag von vier oder fünf Kronenthalern zu erhalten, und fühlte ſich ſo beſchämt, daß er ſich anſchickte, ſeinen Fehler zu bekennen. Er gedachte zu ſagen: „Behalten Sie das Geld, gnädiger Herr. Ich habe Sie ſchmählich betrogen. Mir geht nichts ab, als die alte Kuh, doch hab' ich Mittel, nach der Ernte eine friſche anzuſchaffen." Die ſchwere Zunge gehorchte indeſſen nicht dem reuigen Willen, und der Augenblick ging unbenutzt vorüber. Noch ärger aber und unabweisbarer ſchalt das Gewiſſen, als der Stelzfuß unterwegs, nachdem der Weindunſt verflogen, die Gabe näher betrachtet hatte. Schier wäre er nach der Stadt umgekehrt, doch war die Summe verlockend genug, um ſolche edle Regung bald zu beſchwichtigen. Die Goldſtücke waren rechtsgültig ſein Eigenthum; kein Geſetz konnte ihn nöthigen, ſie zurückzuerſtatten.

Der hinkende Bote erzählte ſeinem Weib daheim vom Oberſten und von der Bewirthung im goldenen Bock. Sein Bericht wurde um ſo weitſchweifiger, als er alle Nebenumſtände ausmalte, um den Hauptumſtand von der Geldſammlung mit Schweigen zu übergehen. Vom Beutel mit den Goldfüchſen ſchnaufte er auch nicht ein armes Wörtlein, ſo wenig als von ſeiner ſchnöden Lüge. Dennoch erfuhr Kätterle davon, ehe er ſich's verſah.

Mitten in der Nacht wachte die Frau auf. Der Mann ächzte und ſtöhnte wie ein Sterbender. Schon wollte ſie fragen, was ihm fehle? Die Antwort kam der Frage zuvor, — „Ich bin ein ſchlechter Kerl, ein Lugenbeutl,“ ſprach Jörgl: „ich habe die guten lieben Herrn Offiziere angelogen, ich habe ihnen ihr Gold geſtohlen. Der Galgen iſt noch viel zu gut für mich. Heißt das Ordre parirt, wenn Du die Vorgeſetzten um ihr Geld bringſt? Sie halten Dich für eine ehrliche alte Kriegsgurgel, für einen biedern Reitersmann, für einen braven Wallanſcheer. Pfui, ſchäm' Dich Jörgl, Du Dieb, Du Räuber, Du ehrloſes Galgengeſicht. Schau nur Deinen Sabel nimmer an, der jetzo wie ein ehrloſer Henkerſtrick an Deinem Bette hängt ...“ —

In dieſem Tone ging's fort, bis der Sünder vor Ermattung wieder verſtummte. Er hatte im Schlaf geſprochen, wie er öfters that, wenn er viel getrunken hatte oder ſonſt etwas auf dem Herzen trug. Kätterle wußte aus Erfahrung, daß er in ſolchem Zuſtand die Wahrheit zu ſagen pflegte. Leiſe ſtand ſie auf, um ſeine Taſchen zu durchſuchen. Sie fand den Beutel, und am Gewicht der Maſſe von geringem Umfang merkte ſie, daß er Gold enthielt. Hatte ſie doch als junge Magd in der Stadt beim vornehmſten Kaufmann gedient, und öfters Goldrollen in neugierigen, aber ehrlichen Händen gehabt! Ihr Kummer, ihr Schrecken waren nicht gering. Den verhängnißvollen Beutel in der Hand ſaß ſie aufrecht im Bett, mit hundert Gedanken zugleich beſchäftigt, wodurch ſich ergab, daß ihr keiner recht deutlich wurde, bis auf den einen: daß ihr Ehegenoß plötzlich zum Dieb geworden. — —

Die Reiterſchaar ſammelte ſich am frühen Morgen zum Aufbruch; der Oberſt ſetzte eben ſeinen Helm auf, als ſein Burſch meldete: „draußen ſtehe eine Frau und bitte dringend um geheimes Gehör.“

„Herein mit ihr.“

Kätterle trippelte ſcheu herein. „Ich bin des Jörgl Weib,“ ſagte ſie.

„Freut mich;“ verſetzte er: „Sie redet doch vom Jörgl, der mit Haus, Hof und Viehſtand abgebrannt iſt? vom alten Chevauleger, dem Stelzfuß?“

Kopfſchüttelnd gab ſie Beſcheid: „Gott ſei Dank, wir ſind nicht ſo ganz abgebrannt. Aber mein Mann hat im Rauſch einen Fehler begangen, den er bitterlich bereut. Hier iſt Ihr Beutel wieder, gnädiger Herr. Der Jörgl war immer ehrlich und ſoll's bleiben. Der ungerechte Kreuzer frißt den gerechten Gulden.“

Der Oberſt deutete die Reue falſch. Er meinte, Kätterle bringe die Brandſteuer zurück, als ein Almoſen, deſſen ſich ihr Zartgefühl weigere. Wenn ihm das auch gefiel, ſo ſetzte es ihn doch in Verlegenheit. Wie konnte er zu den Kameraden ſagen: „Hier iſt Euer Geld zurück. Der Jörgl iſt zu ſtolz, es anzunehmen?“ — Während er, die Börſe in der Hand wiegend, nach einer paſſenden Auskunft ſuchte, kam wieder ein Beſucher, und zwar ungemeldet: ein wohlgewachſener Burſch.

„Der Wachtmeiſter hat mich zum Herrn Oberſten gewieſen,“ ſprach der Eintretende ohne Umſtände: „ich will Wallanſcheer werden.“

Eben ſo kurz verſetzte der Offizier: „Geht nicht. Du biſt kein bayer'ſches Landskind ..“

Kätterle fiel ihm in's Wort: „Nehmen Sie ihn in Gottes Namen mit, gnädiger Herr. Der Fintan da verdreht unſerm Mareile ſonſt noch vollends den Kopf, und kann ſie doch nicht kriegen. Warum? Er iſt arm wie eine Kirchenmaus.“

„Eben darum will ich in den Krieg ziehen,“ fügte der Hirt hinzu.

Draußen blieſen mahnend die Trompeten. Da rief der Oberſt: „Die Liebe richtet ärgern Brandſchaden an, als alles

Feuer auf Erden. Da, nimm Du die Brandſteuer hin, heirathe Dein Dirndl und wohl bekomm's.“ Mit dieſen Worten drückte er dem erſtaunten Burſchen das Gold in die Hand, eilte hinaus und ſtieg zu Roß. Jörgl ſtelzte juſt herbei, auf der Fährte Kätterle's und des entſchwundenen Schatzes. Ihm rief der Oberſt noch zu:

„Dein und Deines Weibes Hochmuth ſei vergeben, aber halte reinen Mund und gib dem Fintan Dein Mareile, ſonſt ſoll Dich, wenn ich wiederkomme ....“ u. ſ. w.

So ſprengte er davon. Der Stelzfuß parirte Ordre. Dergeſtalt wurden ihrer fünf zufriedengeſtellt: Der Jörgl, das Kätterle, das Mareile, der Fintan und der Schulz. Des Schulzen Sohn dagegen gerieth in Verzweiflung, doch zum Glück nur in eine ſehr gelinde; er lernte einſehen, daß des Müllers Urſel eigentlich doch viel hübſcher ſei, als die andre, weil reicher, und that nach ſeines Vaters Worten und nach des ſchönen Liedes Lehre:

„Der Baum iſt voll Blatt'ln,
Mit all'n ſpielt der Wind:
Und eine andere Mutter
Hat auch ein ſchön's Kind!“

* * *

Die Schenke zum „Judas.“

Durch die Eiſenbahn iſt manche ſchöne Wirthſchaft zu Grund gegangen, das muß wahr ſein: wenn aber der ſchwarze Bär zu Moorhauſen ſich darauf ausredet, ſo lügt er wie ein Schalk. Er war ſchon verlumpt, bevor eine wohllöbliche Förſterei nur den erſten Eichbaum ſchlagen ließ, um Bahnſchwellen daraus zu machen. Und nun erſt jetzo? Wo er einſt ſo freundlich die Tatze gereckt, ſteht jetzo ein graues verödetes Haus, und der Poſtillon deutet mit dem Peitſchenſtiel darauf hin und ſagt: Das war vordem der „Bär“; jetzt heißt er zum „Judas.“

Warum? — Darum: Moorhauſen iſt ein Weiler, umgeben von Sumpf und Bruch, wie ſchon der Name verräth; abgeſchieden vom Verkehr der Welt, ſeit der Verkehr auf glatten Schienen vorüber ſauſt wie die wilde Jagd. Ehedem zog die große Heerſtraße durch den Ort. Rückwärts erheben ſich Waldhügel, der höheren Gebirgskette Ausläufer. Vorn dehnt ſich die weite Niederung mit Fruchtfeldern, grünen Matten und Erlenwäldern bis zum Strom. Seitwärts ſteht mit alterthümlichen Thürmen eine kleine Stadt, juſt weit genug entfernt, um dem Bürger im Sonntagsgewand das Dörfchen zum Ziel des nachmittägigen Ausfluges zu machen.

Im ſchwarzen Bären ging's ſeiner Zeit luſtig zu. In der Zechſtube, im Gaſtzimmer, in der Laube neben der Kegelbahn klirrten Flaſchen, Gläſer, Teller und Meſſer durcheinander; an hellen Feſttagen auch Taſſen und Löffelchen in den Händen geputzter Weiber und Mädchen. Für dieſe wäre ein Spaziergang ohne Kaffee eine Mühle ohne Waſſer geweſen, und am ſchwarzen Bären hat die vaterländiſche Cichorieninduſtrie eine gute Kundſchaft eingebüßt; eine beſſere etwa, als der überſeeiſche Handel.

Der Wirth und die Seinen wußten Sonntags nicht, wo ihnen der Kopf ſtand. Da rief's durcheinander: „Herr Knoller, ein Schöpple Achter; — Victor', Kaffeh; Victor', Renchnerkäs; Victor', dies und das!" — Florian Knoller hätte überall zugleich ſein ſollen. Stand er am Faß im Keller, wo Achter, Zehner und Zwölfer durch denſelben Zapfen liefen, ſo begehrten ihn oben zwei Dutzend Kehlen auf einmal. Er ſollte die Leutchen nicht nur bedienen, ſondern ſie dazu noch unterhalten. Weshalb auch führte er ein ſo geläufig Mundwerk, als wär' er ein bayriſcher Pfälzer „von drüben 'rüber," und als käm er ſchnurſtracks vom Lond'ner Parlament? Nicht minder begehrt, nur aus anderer Urſach', war des Wirthes Bäschen, Victoria getauft, Victor' gerufen: ein friſches Ding von tauſend Sonntagen, mit verführeriſchen braunen Augen und trutzig aufgeworfenem Mund, der, ein Drache beim Schatz, mit herber Rede jeder zu täppiſchen Dreiſtigkeit wehrte. Doch war das Kräutlein Rühr-mich-nicht-an deshalb nicht minder gern geſehen; es war der Victor' Ernſt, wie mit dem Sprödethun, ſo auch mit der Leutſeligkeit. Um den rechten Ernſt iſt's überall ein gut Ding; er greift ein und reißt durch.

Sonntag war's einmal wieder, ſonnig wie einer im Frühling irgend zu haben iſt, und in der Wirthſchaft ging's zu, wie gewöhnlich; nur der Wirth ſelber war nicht zu kennen. und die Victor' ganz anders wie ſonſt. Sie, luſtig und aufgeräumt, Scherz und Lächeln auf den Lippen, die hellen Augen dagegen von halbdurchſichtigem Gewölk umflort; er: mürriſch und wortkarg, ſo daß er auch nicht eines ſeiner Schlagwörter vernehmen ließ. Den Staatsſchreibern gab er ihr Schöpplein ohne ſie an die freie Preſſe zu erinnern; gegen den Papiermüller verlor er kein Wörtlein über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit; vom Stadtbaumeiſter verlangte er diesmal keine allgemeine Wehrverfaſſung, und den Gendarm belehrte er nicht über die Verantwortlichkeit der engliſchen Miniſter. Was alles um ſo mehr zu verwundern, als zum Kannegießern Stoff in Hülle und Fülle vorhanden war. Im Lauf der Woche hatte ſich etwas ereignet, wovon die Kunde gleich einem Mährchen klang; dennoch kam Botſchaft auf Botſchaft, um wenigſtens zu beſtätigen, daß zu Frankfurt ein nächtlicher Auflauf ſtattgefunden hatte, verurſacht von einer abenteuerlichen Schaar, die geſpenſtig aufgetaucht und alsbald wieder in die Verſenkung gefallen war. Wer die irrenden Ritter geweſen? noch wußt' es Niemand. Sie konnten eben ſo gut aus dem Kyffhäuſer gekommen ſein, als aus dem Untersberg oder vom Rodenſtein. Was ſie gewollt? darüber waren die Meinungen ſehr getheilt, doch zu Moorhauſen herrſchte die Anſicht vor: daß es gegolten den Stabhalter von Malſch abzuſetzen, den Doktor Schneeweiß zum deutſchen Kaiſer auszurufen und den tapfern „Muckenſchnabel“ mit dem neuerſtandenen Herzogthum Schwaben zu belehnen. Zum allerwunderlichſten kreuzten ſich die Vermuthungen, um den Rückhalt zu entdecken, woran das Unternehmen ſich gelehnt. Florian half nicht rathen, nicht vermuthen, nicht prophezeihen; ſeine ganze Aufmerkſamkeit galt nur Einem Gaſt, und zwar einem, der ihrer am wenigſten benöthigt war, denn Victor' ließ ihm nichts abgehen. Sie verſah ihn mit Speiſ' und Trank, ſie war nach Kräften für ſeine Unterhaltung beſorgt.

Derſelbige Gaſt war noch jung, was kaum zu ſagen noth thut. Wie er ausſah, muß ſchon eher erwähnt werden; dem eigenſinnigen Mädel hätte ja auch ein Häßlicher gefallen können. Er führte ein glattes Geſicht mit einem rabenſchwarzen Schnauzer, graue Augen mit dunkeln Braunen, krauſes Haar, und eine ſo wohlgewachſene Geſtalt, daß er alle Tage hätte Wachtmeiſter oder Gaſthaus-Portier werden dürfen. Eine ſchönere und einfachere Livree hatte noch kein Kutſchenjäger getragen. Je hübſcher der Menſch aber war, um ſo weniger gefiel er dem Florian. Es war nämlich der ſchwarze Bärenwirth ſchon zum zweitenmal ein Wittwer; ſeit ſechs Wochen ungefähr; hatte in der Zeit bereits drei Körbe heimgebracht, und zum abſchlägigen Beſcheid jedesmal noch die Bemerkung in den Kauf erhalten: daß ja die Victor' achthundert Gulden auf Zins liegen habe, und ihm ohnehin die Nächſte ſei. Hübſch war ſie auch, und das Wirthſchaften verſtand ſie aus dem Grund. Somit war obige Bemerkung dem Bärenwirth beſſer eingegangen als der dreifache Korb.

„Wer iſt denn der fremde Burſch, mit dem Euer Victorle ſo vertraut thut?“ fragte der Papiermüller.

„Ich kenn' ihn weiter nicht,“ antwortete der Wirth: „den Mittag iſt er angekommen, ein Bündel auf dem Stecken. Dem grünen Rock zufolge und nach den Sporen iſt er ein Herrſchaftsjäger, und einen Grattel hat er wie ein Schulmeiſter.“

„So hätt' ich die Victor' gefragt.“

„Die weist mich an ihn ſelber.“

„Gebt Acht, Bärenwirth,“ fiel ein Anderer ein: „der Menſch iſt gar kein Lakai, ſondern einer, der von Frankfurt davongelaufen, und ſich durchſchleichen will, wie der Fuchs aus dem Trieb. Seht nur das feine Geſicht an und die weißen Hände. Wenn das Tuch an ſeinem Rocke nicht drei Gulden die Elle koſtet, ſo will ich meiner Lebtag nichts als Runkelrübenzucker führen.“

„Der Herr Peterhanns wird Recht haben,“ meinte der Papiermüller, und fügte geheimnißvoll hinzu: „fragt ihn ſpäter aus, Florian, und wenn Ihr ſo was merkt, helft ihm weiter. Wir Liberale dürfen unſere Leute nicht ſitzen laſſen, wenn ſie auch zu Frankfurt Pech gehabt haben.“

„Pſt,“ unterbrach ihn der Wirth mit leiſem Geflüſter: „wenn er einer iſt, der fortbegehrt, ſo ſpann ich mein Schimmele ein, führ' ihn bis zum Rhein, und's ſoll ihn keinen Duppel koſten. Aber ich meine à la contrair, er wird dableiben wollen.“

„Dann geht's Euch freilich allein an, oder höchſtens noch die Victor',“ ſagte der Papiermüller.

Die Unterredung hatte Joſeph, der Gendarm vernommen, ſo vorſichtig ſie auch geführt worden. Er hörte gar fein und kannte ſeine Leute. Nun ſprach die Dienſtpflicht: „Geh hin und verlange den Paß zu ſehen.“ Doch unter des Häſchers ernſtem Gewand ſchlug ein mildes Herz, und das antwortete dem mahnenden Eifer: „Laſſ' ihn laufen, den armen Mann. Er geht von ſelber ſchon, und die öffentliche Sicherheit hat nichts von ihm mehr zu befahren; er wird froh ſein, wenn ſie ihn in Frieden läßt.“ Das Herz behielt Recht, der Gendarm trank ſein Glas aus, und ging ſeiner Wege.

Nach und nach brachen die Gäſte aus der Stadt ebenfalls auf; der Jäger rührte ſich nicht. Endlich verloren ſich auch die Nachbarsleute, einer um den andern bis zum letzten; der Jäger ſchien feſt gewachſen. Und da er eben wieder auf einen friſchen Trunk klopfte, während Victor' hinausgegangen war, ſagte Florian zu ihm: „Es wird genug ſein, ſonſt findet Er ja nimmer heim.“ — „Dafür laſſ' Er grade mich nur ſorgen,“ antwortete der Jäger. — „Auch wird's ſpät,“ redete der Wirth weiter: „und im Bären werden keine Ueberſitzer geduldet.“ — Worauf jener: „Wer im Haus übernachtet, darf ſitzen ſo lang er mag.“ — „Weiß Er denn, ob ich Ihn über Nacht beherbergen will?“ — „Warum denn nicht? Eben gibt's Victorle das Weißzeug für Nummer Eins heraus.“ — „Er wird ſagen wollen: für Nummer Null.“ — „Schad' um den Bärenwirth,“ ſprach nach einem Weilchen der Jäger: „er hätte Meßmer *) beim heiligen Antonius werden ſollen.“

Jetzt wurde Florian allen Ernſtes grob und fing vom Hinauswerfen an. Womit es freilich keine ſonderliche Noth hatte, weil zum Hinauswerfen auch noch einer gehört, der ſich's anthun läßt; dennoch war's gut, daß die Victor' hereinkam. — „Was fangt Ihr denn an, Herr Vetter?“ ſagte ſie: „ich glaube, Ihr wollt den Jakob wegjagen?“

„Jakob? Was für 'nen Jakob? Iſt der Kerl bereits Dein Jakob?“ fragte der Bärenwirth.

„Der Herzog hat keine Kerls in ſeinem Dienſt,“ fuhr ihn der Jäger an: „und ich bin der Jakob Knoller von Iswang, Seines leiblichen Bruders Sohn. Es iſt eine Schande, daß Er mich nicht kennt und iſt doch mein Pfleger.“

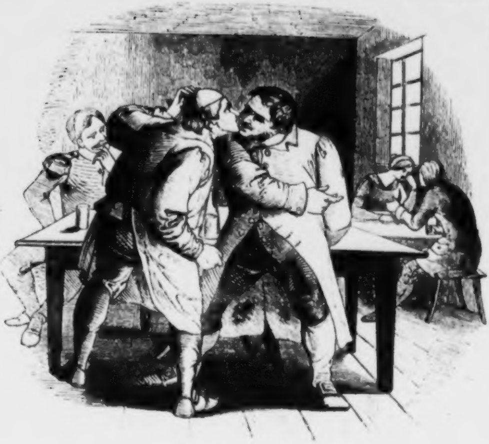
„Drum hab' ich Dich ſeit zehn Jahren nimmer geſehen,“ antwortete kleinlaut der Bärenwirth.

„Und hat's Victorle nichts von mir geſchwätzt?“ hob Jakob wieder an.

„Freilich wohl. Sie hat mir erzählt: „Du ſeiſt ſo groß und ſtark geworden.“

---

*) Meßner, Küſter.



Die Schenke zum „Judas.“

„Weiter nichts?“

„So drum herum wird's alles ſein.“

„Gut, ſo will ich Ihm das Uebrige ſagen. Vor ſechs Jahren hab' ich's beim Militär verſpielt, und bin lieber eingerückt, als daß ich meine paar hundert Gulden für einen Mann hergegeben hätte. Sie hätten wohl auch nicht gereicht. Die Victor' war damals noch in der Schule. Wie ich zwei Jahre drauf im Urlaub heimkomme, iſt ſie groß und ſchön, und das nächſte Jahr darnach mein Schatz. Das war ganz natürlich: ich hab' ihr ſo gut gefallen, wie ſie mir. Aber ſie iſt geſcheidter als ich, und drum hat ſie zu mir geſagt: wir haben einander lieb, und dabei bleibt's, nicht wahr? — Verſteht ſich, ſag' ich drauf. — Wir wollen uns heirathen, denk wohl, ſagt ſie weiter. Ich nicke mit dem Kopf und mache: hm, hm! — Gut, ſagt ſie, und damit es ſicher geſchieht, machen wir's ſo: Ich geh' nach Moorhauſen zu meiner Mutter Geſchwiſterkind, der Bärenwirthin, die mich zum Kellermädel haben will. Dort bleib' ich bis Du Deinen Abſchied haſt. Iſt Dir's dann noch drum, mich zu heirathen, ſo hole mich; doch eher wollen wir uns nicht wiederſehen! — Natürlich war mir das Ding — das vom Nichtwiederſehen — nur halb recht, doch was hab' ich machen wollen? Wenn das Victorle einmal ſeinen Kopf aufſetzt, ſo hilft kein Bitten und Beten mehr. Uebrigens iſt das Fegefeuer jetzt vorüber und ich geſtehe, daß ſie recht gehabt hat.“

Bei dieſen Worten erhob ſich der Jäger, ſtand kerzengrad vor dem Bärenwirth und ſagte, die Hand an der Stirn: „Ich melde mich im Abſchied von der Standarte, und als Rekrut zum heiligen Eheſtand. Grad komm' ich, des Herzogs neugebackner Büchſenſpanner, aus der Reſidenz, um drüben zu Iswang meine Freundſchaft zu beſuchen. In vier Wochen oder ſo drum herum, hol' ich das Victorle, und der Herr Vetter kann ſich indeſſen um ein andres Kellermädel umſehen.“

Florian's Geſicht war immer länger geworden, und er wußte nicht recht, was er zu den unwillkommenen Neuigkeiten ſagen ſollte. Am liebſten wär' er wohl ſo recht von Herzensgrund grob geweſen, doch das ging nicht, denn erſtens hatte er dem Neffen noch eine Pflegſchaftsrechnung zu ſtellen, worinnen verſchiedene Poſten nur allzuſehr einer milden Beurtheilung bedurften; zweitens wollte er nicht die gebotene Friſt von vier Wochen verſcherzen. Der Thor meinte, er würde dem Jakob jetzt noch zu guter Letzt den Schatz abſpenſtig machen können, nachdem die treue Liebe der beiden Leutchen die vierjährige Prüfungszeit ſo wohl beſtanden hatte!

Eines Wanderers ſpäte Ankunft überhob den Bärenwirth der Verlegenheit, für den Augenblick wenigſtens. Der Ankömmling, beſtaubt von oben bis unten, bleich und wie abgehetzt, ließ ſich müd und matt auf die Bank fallen. Halblaut brummte Florian vor ſich hin: „Ein Bruder Liederlich; hat nicht Ränzel noch Bündel mehr!" Zum Gaſt tretend fragte er barſchen Tones: „Was wär' Ihm lieb?"

Der Fremde zuckte zuſammen; aus ſeinem ſtolzen Blick ſprach eine Zurechtweiſung, doch zugleich verzog ein Lächeln den Mund. — „Sind Sie der Herr Bärenwirth?" fragte er dann entgegen.

„Ja freilich," antwortete Florian: „oder für wen hält Er mich ſonſt?"

Vertraulich leiſe fuhr jener fort: „Der Herr Papiermüller läßt Sie grüßen, und es wäre etwas hinter'm Ofen nicht richtig. — He?"

„Ja ſo" machte nun der Bärenwirth, auf's Loſungswort plötzlich umgewandelt: „Was befehlen Sie ſonſt noch?"

„Eine Flaſche aufrichtigen Landecker," verſetzte der Gaſt: „ein leichtes Nachteſſen, ein gutes Bett. Der Ruhe bin ich am meiſten bedürftig. Der Papiermüller — fuhr er leiſe wie oben fort — bewog mich, trotz meiner Müdigkeit, noch bis zu Ihrem Hauſe zu gehen, wo ich, wie er mich verſichert, ohne Verdacht zu erregen, bleiben kann. Sie würden mich dann morgen, ſagt er, für Geld und gute Worte an den Rhein fahren; zu heller Mittagszeit nemlich, wann der Argwohn zu ſchlafen pflegt. Sie ſeien ein wackerer geſinnungsvoller Mann, auf den ich zählen dürfe, ſagt der Papiermüller."

„Sie kommen alſo von Frankfurt?"

„Pſt! Nennen Sie keine verfänglichen Namen. Für Sie und jedermann bin ich vor der Hand der Doktor Fiſcher aus Düſſeldorf. Verſtanden?"

„Sehr wohl!" antwortete der Wirth. Dem geſinnungsvollen Liberalen aber war gar nicht wohl zu Muthe. Zwar vergaß er ſeinen Kummer wegen der Victor' und des Jakob ganz und gar; aber das Heilmittel war ſchlimmer als das Uebel ſelber. Der Flüchtling verurſachte ihm ſchwere Gedanken und eine ſchlafloſe Nacht. — „Der Papiermüller hat's gut vor,“ ſprach er zu ſich: „er ſchafft ſich den gefährlichen Gaſt vom Hals. Liberal ſein, das iſt ſchon gut; die ganze Stadt iſt's, die Umgegend auch; der Papiermüller geht zu keinem andern Wirth, als zu einem Freiſinnigen, und er iſt der Leithammel unſrer Leute. Das Schreien, Lärmen und Läſtern iſt auch ein Vergnügen; 's kommt mir grade vor, als wie wenn ich auf ebener Straße mein Schimmele tapfer ſpringen laſſe. Aber wo ein Berg kommt, da thun wir gemach. Preßfreiheit, Oeffentlichkeit, Mündlichkeit ſollen leben, ſo lange ſie mir brav Schoppen verkaufen; doch ſeinen Kragen ſetzt Florian nicht dran. Ich wär' ein Narr, wenn ich den Frankfurter zum Rhein brächte. In unſerer Zeit bleibt nichts verſchwiegen, — die Zeitungen trätſchen alles aus — und ich könnte mir eine böſe Suppe einbrocken. Alſo heißt's geſcheit ſein, zur Stadt gehn, dem Brigadier ein Licht aufſtecken. Abgemacht.“

Noch war's kaum Tag, als Florian in aller Stille ſich auf den Weg machte, um den ſorglos ſchlummernden Flüchtling der Gendarmerie anzuzeigen. Inzwiſchen fanden Victor' und ihr ſtattlicher Verlobter ſich im Wirthszimmer zuſammen. Sie hatten ſoviel zu plaudern, daß ſie den Vetter gar nicht vermißten, wär' er auch ſieben Jahre weggeblieben; ſo wenig war die Rede von ihm, daß die Kellnerin nicht einmal von des Bärenwirths Bewerbung um ihre Hand etwas verrieth.

Sie redeten von der Zukunft und noch waren ſie im beſten Zuge zu erzählen und Pläne für ſelbige reizende Zukunft zu ſchmieden, als plötzlich der Gendarm hereintrat.

„Da iſt er ja,“ ſprach Joſeph in ſeinen Gedanken: „hätt' ich ihn geſtern gleich mitgenommen, ſo brauchte ich ihn heute nicht zu holen. Geſchieht Dir recht, Seppel; warum haſt Du nicht gleich Deine Schuldigkeit gethan.“ — Zum Jäger ſagte er: „Sie werden die Güte haben, mit mir zu gehen.“

„Wohin?“

„Zum Brigadier.“

„Weshalb?“

„Nicht meine Sache. Ich habe Sie nur abzuholen.“

„Ich will Ihnen meine Papiere zeigen; alles iſt in ſchönſter Ordnung, und ich ſehe nicht ein . . .“

„Ich auch nicht,“ unterbrach ihn der Gendarm: „doch die Papiere habe nicht ich durchzuſehen, da der Brigadier Sie ſelber zu ſprechen verlangt. Vermuthlich hat der Herr Knoller ihm etwas mitgetheilt, das Sie betrifft; vielleicht, daß Sie von Frankfurt kommen. Ich ſoll eben . . .“

„Schon gut, ſchon gut,“ fiel ihm Jakob in's Wort. Der gewiegte Burſch durchſchaute den Zuſammenhang; und damit die Victor' in ihrer Aufregung nicht etwa die Täuſchung plötzlich zerſtöre, ſchnitt er jede weitere Erörterung kurzweg ab. — „Ich gehe herzlich gern mit Ihnen,“ ſagte er zum Gendarm.

„Sie haben auch keine große Auswahl,“ meinte dieſer.

Beide waren ſchon, Gott weiß wie weit, vom Bären weg, und das Victorle ſtand ſchluchzend mitten in der Stube, als der Fremde herunterkam, wohlausgeruht und friſchen Muthes, die dampfende Cigarre im Mund und nach dem Frühſtück begehrend. Victor' hörte gar nicht auf ihn, bis er ihr mit Gewalt die Schürze vom Geſicht zog, ſie bei der Hand nahm und nach ihres Weinens Grund forſchte. Mit überſtrömenden Augen verſetzte ſie: „Der Bärenwirth, der abſcheuliche Menſch!“ — „Hat er Dich geſchlagen?“ — „Den Jakob hat er in den Thurm holen laſſen.“ — „Warum?“ — „Er ſelber will mich heirathen, iſt zur Stadt gelaufen und hat den Gendarm herausgeſchickt und der Jakob iſt doch ſein leiblicher Brudersſohn und ein Büchſenſpanner des Herzogs, und am End' glaubt der Bärenwirth gar, der Jakob ſei nicht der richtige Jakob, weil er ihn ſeit zehn Jahren nicht geſehen, und ſchickt darum den Gendarm. Die Schande! Da ſoll der Jakob auch noch von Frankfurt kommen, und kommt doch aus der Reſidenz. Ich glaub' auch gar nicht, daß er Frankfurt in ſeinem Leben nur geſehen hat.“

Der Flüchtling mußte lachen, ſo wenig ihm eigentlich um's Lachen war; Zorn und Abſcheu erfüllten ſeine Seele, weil er die Verrätherei des Wirthes merkte, wenn er auch nicht begriff, wie es mit der Verwechslung zugegangen ſein mochte. Mit Sinnen und Grübeln darüber hielt er ſich übrigens nicht weiter auf, gab ſich auch ſonſt keine Mühe mehr, die Weinende zu tröſten, ſondern ging fein langſam zur Thüre hinaus, und ſoll bis zum heutigen Tag noch wiederkommen.

Victor' achtete ſeines Abganges nicht. Nachdem ſie noch eine gute Weile ſich ihrem Schmerz überlaſſen, lief ſie mit raſchen Schritten der Stadt zu. Ihr Zeugniß für den Beſchuldigten, meinte ſie, müßte mindeſtens eben ſo viel gelten, als des Bärenwirths Ausſage gegen ihn. Am Thore traf ſie auf den Papiermüller. Betroffen von ihrem Ausſehen, hielt er ſie an. — „Du haſt rothe Augen,“ rief der Mann voll Theilnahme: „iſt etwas vorgefallen?“ — „Ja doch! der Bärenwirth hat bei der Gendarmerie ſeine Anzeige gemacht; und der Gendarm hat . . .“ — Mehr vernahm der Papiermüller nicht vom Beſcheid, welchen das Mädchen im Weitereilen ertheilte; er begehrte auch nicht mehr zu hören. Voll Beſtürzung raunte er zu ſeinem Gevatter Peterhanns, und wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Kunde: der Bärenwirth habe einen Flüchtling vom Frankfurter Ueberfall der Obrigkeit überantwortet.

Als Victor' das Amthaus erreichte, kam ihr Liebſter juſt mit dem Gendarm Joſeph heraus. Lächelnd nahm Jakob ſein Mädchen bei der Hand und rief: „Die Gefangenſchaft iſt ſchon wieder vorbei; der Herr Aſſeſſor kennt mich vom Regiment her.“ — Zu Victors Ohr geneigt, flüſterte er dann: „Schläft der fremde Herr noch?“ — „Nein,“ antwortete ſie laut genug: „ich glaube, der Fremde iſt ſpazieren gegangen.“ — „Es war alſo noch Einer im Bären?“ fragte der Gendarm mit unbefangener Miene: „bitte, ſeid vor der Hand ganz ſtill davon, ſonſt muß ich nochmals den Weg machen. Guten Morgen mitſammen.“ Das Lachen verbeißend wandte Joſeph ſich ab, während Jakob zu ſeiner Braut ſagte: „Dem Spitzbuben von Florian bleibſt Du keine Stunde länger im Haus. Das war ein erzſchlechter Streich vom Florian. Sieh: ſogar der Gendarm hat Mitleid mit dem Ausreißer und drückt ein Auge zu; denn Du mußt nicht meinen, daß der Herr Joſeph nur halb ſo träg und dumm iſt, als er ſich eben anſtellte. Wenn's an's Spitzbubenfangen geht, iſt ihm keine Müh' zu viel, da wett' ich drauf. Florian aber, der freiſinnige Bürgersmann, der den Spürhund für die Polizei macht, Florian, der Gaſtwirth, der ſeinen Gaſt verräth! einen Verbrecher zwar, der aber nicht mehr gefährlich, der vielleicht grade nur verführt worden und ſonſt ein braver Kerl iſt! . . .“

„Mir iſt's ja gleich recht,“ meinte die Victor': „brauchſt nicht ſo lang erſt drum herum zu reden. Ich will gar nicht mehr im Bären bleiben, wo ich ſolchen Schrecken habe ausſtehen müſſen."

Dem Bärenwirth that Victors Entweichen keinen beſondern Eintrag, denn wo bedurfte er noch einer Kellnerin? Die Woche verging, kein Gaſt ließ ſich ſehen; die Oſterfeiertage kamen, die Kundſchaft blieb aus. Florian hätte vor Wuth ſich henken mögen, beſonders da er ſich ſagte: die Strafe treffe nicht ſowohl den ſchlechten Streich ſelber, als deſſen Mißlingen. Denn hätte der „tappige" Joſeph den Flüchtling verhaftet, ſtatt des Jakob, ſo hätte die Victor' keinen Lärm gemacht und mithin kein Hahn nach der ganzen Geſchichte gekräht; meinte er. — So hatte er zum Spott auch noch den Schaden. — —

Wenige Jahre reichten hin, die einſt ſo blühende Wirthſchaft ganz zu Grunde zu richten. Auf der Kegelbahn wucherte Queckengras, auf der Kellerſtiege Moos. Nun hätte Florian gern das Anweſen verkauft, doch hält es ſchwer für ein herabgekommenes Geſchäft einen Abnehmer zu finden, und hier kam noch ein böſer Umſtand dazu: die Herren Vermeſſer fingen an, allerlei Stangen für die Anlage der Eiſenbahn auszuſtecken. — Der Bär, hintendran gelegen, wurde zur Vagabundenkneipe, und als die „Judasſchenke" verrufen. Ausgepfändet verſchwand der Wirth, und die Sage ging um: „Derſelbe Wirth habe einen Frankfurter Flüchtling verrathen; dann ſeien ſo ein paar Altdeutſche gekommen und hätten den Wirth dafür vergiftet." — — Was übrigens nicht wahr iſt. Florian Knoller machte es wie jener, der ſich zu guter letzt die Hände an ſeinem brennenden Haus wärmte; er hat an der Eiſenbahn ſchaufeln geholfen; dann iſt er Steinklopfer auf der Landſtraße geworden, bis ihn und ſeinen Hammer die Eiſenbahn landaufwärts beförderte. Dort irgendwo wird man ihn finden, wenn er überhaupt noch lebt.

Proſpectus.

Neue Encyklopädie

der Wiſſenſchaften und Künſte

für

die deutſche Nation.

In acht Bänden,

jeder Band zu 40—50 Bogen.

Nicht die Maſſe der bereits vorhandenen encyklopädiſchen Werke — Converſationslexika, Bürger- und Jugendbibliotheken u. dgl. unnütz vermehren, ſondern einer neuen, für das Leben fruchtbareren Behandlung der Wiſſenſchaft und Kunſt Bahn brechen will das hiemit von uns angekündigte Unternehmen.

In einer Zeit, welche ſo entſchieden, wie die Gegenwart es thut, auf Verallgemeinerung der Bildung hinſtrebt und unaufhörlich ſich bemüht, den Kreis des Wiſſens auszudehnen und alle Klaſſen und Stände in den Ring deſſelben hereinzuziehen, ſchien es uns paſſend, die Herſtellung eines Werkes zu betreiben, mit deſſen Idee wir uns lange getragen und welches im Stande iſt, in Wahrheit die Grundlage einer ſoliden Bildung zu werden und dem Publikum, ſtatt zerbröckelten Stückwerks, die abſtrakten wie die praktiſchen Disciplinen der Wiſſenſchaft als erſchöpfendes Ganzes in angemeſſenem, d. h. volksthümlichem Gewande vorzuführen.

Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, richteten wir unſere Blicke auf die bisher erſchienenen encyklopädiſchen Werke und erkannten nach reiflicher Prüfung, daß unbeſchadet der vielen einzelnen Vorzüge derſelben kein einziges wahrhaft erſchöpfende Belehrung zu gewähren vermöge, daß der kundige Leſer die Gegenſtände ſeiner Wißbegier da mühſam zuſammenſuchen müſſe, der unkundige ſich aber durchaus nicht zurechtfinden könne, daß eine Maſſe unbedeutender Namen und Sachen die Geduld des Leſers ermüde, das Bedeutende aber nirgends ſcharf genug hervortrete und der Zuſammenhang der Gedanken und Begebenheiten überall mangle. Geleitet von dieſer Ueberzeugung, in welcher uns die kompetenteſten Stimmen aus dem Bereiche der Wiſſenſchaft ſowohl, als aus dem des Geſchäftslebens beſtätigten, entſchieden wir uns, von dem bisher allgemein befolgten Wege abzugehen und, ſtatt die Summe des Wiſſens in zahlloſe, nach der Willkür des Alphabets geordnete oder vielmehr auseinandergeriſſene Artikel und

Artikelchen zu zerſplittern, jede Wiſſenſchaft in ihrer hiſtoriſchen Entwicklung, ihrem logiſchen Zuſammenhange und in einer Form abhandeln zu laſſen, welche neben der Belehrung auch Unterhaltung in edlerem Sinne gewährt. Die einzelnen verwandten Diſciplinen werden ſodann in Bände zuſammengeordnet, um die Uebergänge aus der einen in die andere zu erleichtern und das beigegebene, mit Sorgfalt angelegte Regiſter gewährt die Bequemlichkeit, augenblicklich über einzelne Anliegen ſich Raths erholen zu können.

Ferner haben wir den, von Seiten der Verlagshandlung allerdings mit großen Opfern verbundenen Grundſatz, die einzelnen Fächer nur anerkannt tüchtigen Fachgelehrten anzuvertrauen, ſtrenge durchgeführt und es iſt uns gelungen, eine bedeutende Zahl der beſtklingenden Namen aus der deutſchen Gelehrtenwelt für unſer Werk zu gewinnen, und nicht etwa nur die Namen, ſondern die eifrigſte Mitwirkung dieſer Männer, welche ſammt und ſonders die Zweckmäßigkeit und Zeitgemäßheit des Unternehmens in Anlage und Ausführung anerkannten.

Unſere Tendenz iſt die des entſchiedenen Fortſchritts, welche ja nothwendigerweiſe jedem Werke zu Grund gelegt werden muß, das eine nachhaltige Wirkſamkeit in Anſpruch nimmt. Allein dabei iſt jedes Extrem ſorgfältig vermieden und als leitende Idee dient uns das Motto: Gerechtigkeit für Alle und gegen Alle! Es war uns nicht um Herſtellung eines Parteibuchs zu thun, ſondern um Herſtellung eines Werkes, welches die Leſer aller Stände und Klaſſen deutſcher Nation mit den Reſultaten menſchlicher Geiſtesthätigkeit in allen Zweigen vertraut macht, ihnen über die Erſcheinungen der Vergangenheit wie über die Fragen der Gegenwart Aufſchluß gibt und ſie dadurch befähigt, die Löſung der Räthſel der Zukunft vertrauungsvoller zu erwarten. Das deutſche Volk hat angefangen, ſich mit Erfolg aus dem Gehäuſe fruchtloſer Theorie herauszuſchälen und mit ſelbſtbewußter Thätigkeit die Felder des praktiſchen Lebens anzubauen. Unſere Encyklopädie nun will es ermuthigen, auf dieſem Wege fortzuſchreiten und in allen Gebieten die Stellung zu erringen, welche ihm gebührt. Dieß iſt unſer Zweck, und da jeder Unbefangene und Einſichtige die Mittel, die wir zur Erreichung deſſelben angewandt, als tüchtige und ehrenwerthe anerkennen wird, ſo dürfen wir ohne Anmaßung unſer Unternehmen ein ächt deutſches, ein Nationalwerk nennen.

Das Schema des Inhalts unſerer Encyklopädie ſtellt ſich folgendermaßen dar:

Erſter Band.

1) **Forſtwiſſenſchaft** von Oberforſtrath Freiherrn von Wedekind in Darmſtadt.
2) **Landwirthſchaft** von Dr. Fraas in Schleißheim.
3) **Mechanik** (mit Zeichnungen) von Profeſſor Jolly in Heidelberg.
4) **Technologie** (mit Zeichnungen) von Profeſſor Bernoulli in Baſel.

Zweiter Band.

1) **Phyſik** (mit Zeichnungen) von Profeſſor Zamminer in Gießen.
2) **Phyſik** der Erde von Profeſſor Buff in Gießen.

3) **Chemie** (mit Zeichnungen) von Dr. Strecker (erſter Aſſiſtent am chemiſchen Laboratorium in Gießen.)

4) **Aſtronomie** (mit Zeichnungen) und ⎫ von Direktor v. Lamont in
5) **Erdmagnetismus** ⎭ München.

Dritter Band.

1) **Naturgeſchichte der drei Reiche** (mit Zeichnungen) —
   a) Zoologie und Petrefaktenkunde von Hofrath Profeſſor Bronn in Heidelberg.
   b) Botanik von Profeſſor Biſchoff in Heidelberg.
   c) Geognoſie von Profeſſor Blum in Heidelberg.

2) **Geſchichte der mathematiſchen Wiſſenſchaften** von Profeſſor Arneth in Heidelberg.

Vierter Band.

1) **Geſchichte der Philoſophie** von Dr. A. Schwegler in Tübingen.

2) **Religionsgeſchichte und Religionsphiloſophie** von Pfarrer Dr. Kraft in ***.

3) **Geſchichte der chriſtlichen Kirche** von Profeſſor Zeller in Bern.

4) **Erziehungslehre** von Seminardirektor Dr. Riecke in Eßlingen.

5) **Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft** und ⎫ von Direktor Weber
6) **Alterthumskunde** ⎭ in Bremen.

Fünfter Band.

1) **Geſchichte des Handels und der Erfindungen** von Dr. Laſaurie in Jena.

2) **Rechtsphiloſophie, Völkerrecht, deutſches Staatsrecht** u. ſ. f. von Dr. Oppenheim in Heidelberg.

3) **Geſellſchafts-Oekonomie** und ⎫ von Dr. Grieb in Stuttgart.
4) **Phyſik der Geſellſchaft** ⎭

Sechster Band.

1) **Allgemeine und deutſche Literaturgeſchichte** von Dr. Scherr in Stuttgart.

2) **Geſchichte der Kunſt** von Profeſſor Viſcher in Tübingen.

3) **Geſchichte der Muſik** von Dr. Fröhlich in Stuttgart.

4) **Baukunde** (mit Zeichnungen) (noch zu beſtimmen).

Siebenter Band.

1) **Weltgeſchichte** in drei Abtheilungen,
   a) Geſchichte der alten Welt, ⎫ von Profeſſor Flegler
   b) Geſchichte des Mittelalters, ⎭ in Winterthur.
   c) Geſchichte der Neuzeit, ⎫ von Dr. Benſen in
2) **Geſchichte deutſcher Nation,** ⎭ Rothenburg.

Achter Band.

1) **Medizinische Wiſſenſchaften** von Dr. Grieſinger in Tübingen.
2) **Militairwiſſenſchaften** (mit Zeichnungen) von Major S. in ***
3) **Geographie** mit neun Karten, worunter eine Sprachkarte, von Dr. Grieb und Dr. Scherr in Stuttgart.

Stuttgart, den 25. März 1847.

Die Redaktion
der „Neuen Encyklopädie für die deutſche Nation.“
Dr. Chr. Fr. Grieb.
Dr. Johannes Scherr.

3.

Dem oben Geſagten haben wir nur noch beizufügen, daß die 8 Bände, aus welchen das Werk beſtehen wird, in Lieferungen, deren Bogenzahl von dem Umfang der einzelnen Abhandlungen abhängen wird, erſcheinen werden.

Die Reihenfolge, in welcher die Abhandlungen über die bezeichneten verſchiedenen Fächer ausgegeben werden, wird durch den früheren oder ſpäteren Eingang der Manuſcripte der Mitarbeiter beſtimmt werden.

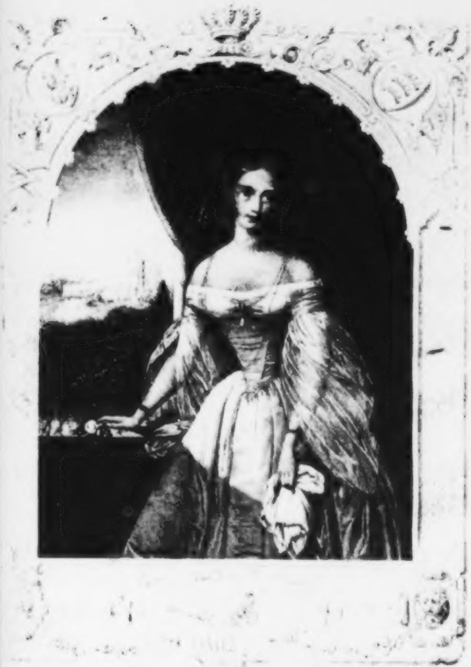
Was die Zeit der Vollendung des Ganzen anbelangt, ſo ſind die Einleitungen ſo getroffen, daß wir dieſelbe innerhalb zwei Jahren auf's Zuverläſſigſte verſprechen können.

Das Format iſt das Lexikon-Octav, gleich dem neueſten Brockhaus'ſchen Converſationslexikon. Durch ſchönes Papier und guten leſerlichen Druck hoffen wir uns die Zufriedenheit der Abnehmer zu erwerben. Ueberdieß haben wir auch noch durch ungemein billigen Preis alles Mögliche gethan, was geeignet iſt, dem Werke zahlreiche Abnehmer zu erwerben, indem wir denſelben für die Abnehmer des Ganzen nur auf 3 fl. 24 kr. rhn. oder 2 Thlr. für den Band feſtſetzten.

Für dieſen ſo ſehr billigen Preis iſt es uns jedoch nicht möglich, den Atlas, welcher einigen Abhandlungen beſonders beigegeben werden muß, gratis zu liefern, wir werden aber den Preis hiefür ſo niedrig ſtellen, daß die kleine Mehrausgabe kaum einer Beachtung werth iſt.

Stuttgart im März 1847.

Franckh'ſche Verlagshandlung.



Vergißmeinnicht.

Taſchenbuch

der Liebe, der Freundſchaft und dem Familienleben
des deutſchen Volkes
gewidmet
von

Carl Spindler.

Für das Jahr 1849.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit einem Stahlſtich, achtzehn Illuſtrationen und zwei illuſtrirten Muſikbeilagen aus der xylographiſchen Anſtalt von A. Hohenſtein.

* * *

Stuttgart.
Franckh'ſcher Verlag.

Inhalt.

Prachtſtahlſtich als Titelkupfer, gezeichnet von Hohenſtein, geſtochen in Stahl von Gugeler:

Olga,

wohlgetroffenes Portrait mit ſinnreichem Rahmen, worin perſpectiviſche Anſicht des neuen Luſtſchloſſes bei Berg unweit Stuttgart.

Seite
Einleitung und Text zu den in der xylographiſchen Anſtalt von A. Hohenſtein beſorgten Bildern I—VIII unter dem Titel: V—XVI

Ein modernes Bild aus der romantiſchen Zeit des Ritterthums.

A) Abendland.

1) Der Turnierherr hoch zu Roß.
2) Sein Turnierpferd nebſt 4 Edelknaben.
3) Der Ritter vom Lichtenſtein mit 2 Pagen.
4) Zwei fechtende Ritter im ſauſenden Galopp daherſprengend.

B) Morgenland.

5) Der Fürſt der Wüſte, umgeben von 4 Negern.
6) Der Oberſte der Sarazenen.
7) Zwei blitzesſchnelle Cavaſſen in vollem Carriere, die Zügel auf dem Hals des Pferdes, die lange Lanze hoch in der Luft haltend.
8) Das Aeußere der Turnierhalle am Abend des Feſtes.

Original-Erzählungen von Carl Spindler.

Seite

1) **Der Sechsundvierziger** 3
Mit 2 Bildern.

2) **Das Strafgericht der Eidgenoſſen** 45
Mit 3 Bildern.

3) **Trottl-Nazi.** (Eine Geſchichte aus dem Gebirg) . . 122
Mit 3 Bildern.

4) **Die kleine Elſka** 201
Mit 2 Bildern.

Zwei illuſtrirte Muſikbeilagen in Quer-4°:

1) **Agathe.** Aus dem Buch der Liebe von Herloßſohn. Für Geſang mit Clavierbegleitung in C Dur.

2) Arie: „**Heil dir, o Vaterland,**“ aus der Oper „Marie, die Tochter des Regiments, von Donizetti,“ für Geſang mit Guitarrebegleitung.

Es lag ſchon früher in unſerm Plane, dem deutſchen Volke in dem alljährlich wiederkehrenden Almanach einmal das Leben und Treiben unſerer Vorfahren im Mittelalter durch einen Cyclus von Darſtellungen zu veranſchaulichen; dieſe romantiſche Zeit bietet des intereſſanten Stoffes hiezu wahrlich mehr als genug, und nur in der Art und Weiſe, denſelben auf eine neue intereſſante Manier darzuſtellen, ſtellten ſich unſerm guten Willen mannigfache Schwierigkeiten dar. Der richtige Zeitpunkt zur Durchführung unſerer Idee ſcheint uns jetzt aber gekommen, indem wir die gute alte Zeit mit der jetzigen verſchmelzen und ein im Jahr 1846 in unſern Mauern ſtattgefundenes romantiſches Ereigniß zum Vorwurf unſerer Zeichnungen machen.

Das im Verlage der löbl. Autenrieth'ſchen Kunſthandlung dahier erſchienene prachtvolle Kunſtwerk, betitelt:

Das Carouſſel, aus Veranlaſſung der hohen Vermählung
S. K. H. des Kronprinzen **Karl von Württemberg** mit
J. K. K. H. der Großfürſtin **Olga Nicolajewna** ꝛc.

als Quellenwerk nach zuvor eingeholter Erlaubniß benützend, gedenken wir dieſes durch alle öffentlichen Organe bekannt gewordene ritterliche Feſtſpiel der Gegenwart, zur bildlichen Veranſchaulichung unſerer Leſer zu bringen, anſtatt ihnen wie in unſerm Plane früher lag, irgend eine Zeit, irgend eine Begebenheit des Mittelalters in hiſtoriſch getreuen Bildern vorzuführen. Der Beifall unſerer Leſer mag uns als Zeichen dienen, ob wir ihren Geſchmack errathen, Romantik und Jetztzeit engverſchlungen in modernen Bildern wiederzugeben.

Im October 1847.

Die Verlagshandlung.

Ein modernes Bild

aus der

romantiſchen Zeit

des

Ritterthums.

Uns iſt in alten Mären Wunders viel geſait
Von Helden, werth der Ehren, von großer Kühnheit,
Von Freuden und Hochgezeiten, (von Weinen und von Klagen)
Von kühner Recken Streiten mögt Ihr nun Wunder hören ſagen.

Von Jungen und von Alten vernahm man manchen Stoß.
Der Schall vom Lanzenbrechen war in den Lüften groß,
Und Splitter ſah man fliegen bis zum Balkon hinan
Aus manches Recken Händen. Das ward mit Fleiß gethan!

„Fern von der Arbeit der Knechte ergötzte den Ritter, wenn er auf „ſeiner Burg hauste, die ritterliche Luſt der Jagd, oder ein heiteres „Bankett, wo der Wein in reichen Strömen floß und der Geſang der „Minneſänger fröhlich hindurchklang. Oder aber er zog wieder aus mit „ſeinen Reiſigen, jetzt in den Kampf gegen die Ungläubigen, jetzt zum „**feſtlichen Turnier**, wo Alles, was Pracht der Erde geben „kann, vereinigt war, Feſte auf Feſte ſich drängten, und der Dank, „aus den Händen der ſchönſten Dame empfangen, die zarteſte, aber eben „deßwegen köſtlichſte Belohnung des Siegers war.“

Wenn wir in alten Büchern von derartigen ritterlichen Turnieren und Kampfſpielen leſen, wenn wir uns dabei aus mittelmäßigen Zeichnungen den Glanz eines ſolchen Feſtſpiels vergegenwärtigen können, wenn wir das Geſtampf der Roſſe, das Klirren der Waffen, die ſchmetternden Trompeten und das Wehen der Helmbüſche zu ſehen und zu hören glauben, ſo erregt ein ſolches Phantaſiebild in uns gewiß die heißeſte Luſt, ſolch ein glänzendes Treiben in Wirklichkeit mit Augen zu ſehen, ja ſogar ein unendliches Bedauern, in einer Zeit geboren zu ſeyn, wo das Panzerkleid nur noch verroſtet in alten Burgen, wo Helmſchmuck und der Gebrauch ritterlicher Waffen nur noch auf den Brettern, welche die Welt bedeuten ſollen, zu ſehen ſind. Wenn irgend ein Theil unſeres deutſchen Vaterlandes, ſo kann gewiß unbeſtritten — **Schwaben** — vorzugsweiſe die Wiege jener romantiſchen Zeit, welcher die mächtigſten Geſchlechter entſproßten, wo die Berge mit Schlöſſern und Burgen bedeckt ſtanden, genannt werden! — Wen dürfte es demnach Wunder nehmen, wenn in dieſem geſegneten Schwaben durch die Proſa des alltäglichen Lebens hindurch wieder einmal ein romantiſcher Klang erſchallt, gleich dem Ruf eines aus langem Zauberſchlaf erwachten, tief im Walde vergrabenen Hifthorns? Es iſt ein ritterlicher Königsſohn, welcher diesmal ſeinem Hifthorn einen feſtlichen Klang entlockt und dadurch um ſich her die Nachkömmlinge der alten adeligen Geſchlechter zuſammenſchaart, zu einem ritterlichen Feſtſpiel, wie wohl ſelten oder nie ein ſolches in dieſer Neuheit und Originalität ſeiner Ahnen Haus geſehen. Der romantiſche Boden des Morgenlandes, für deſſen Befreiung aus den Händen der Sarazenen auch ſeine Vorfahren geblutet, iſt von ihm als Schauplatz gewählt, auf welchem er die alte eiſerne Zeit dem ſtaunenden Auge der Mitgenoſſen vorführt. Er erſcheint dabei in Perſon ſeines erlauchten Ahnen, um ihn die Blüthe ſchwäbiſcher Ritterſchaft in ihres Hauſes Farbe und Schildzeichen.

Doch hören wir, was uns ſein trefflicher Minneſänger davon erzählt:

XI

Abendland und Morgenland.

Dir entbietet, Fürſt der Wüſte, ſeinen Gruß der fremde Graf,
Der vom württemberger Lande, der dich oft im Kampfe traf.
Alſo lautet ſeine Botſchaft: Ruhen laß für kurze Zeit
Zwiſchen uns und unſern Mannen den entbrannten Glaubensſtreit.

In mein Lager zog der Friede, zog die Freude geſtern ein:
Holde Boten aus der Heimath kamen in geſchmückten Reih'n,
Herrn und Frauen, mir zu künden, über meinem Hauſe fern
Sei verheißend aufgeſtiegen ein erſehnter Liebesſtern.

Schließen denn auch wir mitſammen kurzen Waffenſtillſtands Friſt
Eine Feier auszurüſten, wo Du mitgeladen biſt:
Tritt mit Deines Stammes Beſten ungeſcheut in unſre Mitte,
Zu Turnier und Ritterſpielen ganz nach guter deutſcher Sitte.

So vom württemberger Grafen war ein Eilender gekommen,
Den der große Fürſt der Wüſte grüßend, dankend aufgenommen;
Bringt dem Herrn aus Weſten, ſpricht er, dieſen Ring von meiner Hand,
Und das Morgenland wird freundlich kommen zu dem Abendland.

Eine Fläche, die ſich offen zwiſchen beiden Heeren dehnt,
An das Meer und an des Libans Hügelketten angelehnt,
Wird erkoren zur Begegnung; drüber ſpannt als Baldachin
Paläſtinas blauer Himmel ſonnenhell und hoch ſich hin.

In verwitterndem Gemäuer — Reſte wohl aus jener Zeit,
Da die erſten Pilgerzüge des Erlöſers Grab befreit —
Schlägt der junge Graf aus Schwaben und ſein auserleſ'ner Hauf,
Bunt geſchmückt mit Fahn' und Wappen leichte Friedenszelte auf.

Gegenüber hat der Heide ſeine Lager abgeſteckt
Unter hohen Palmenbäumen, von Bananen halb verdeckt,
Ottomane harrt und Teppich auf der Wüſte ſtolzen Herrn,
Kämpft er auch nicht mit im Spiele, ſieht er Spiel und Kampf doch gern.

Horch, da ſchmettern die Trompeten! Sieh, das Abendland zieht ein
Langſam, abgemeßnen Schrittes, in geſchloßnen, ehrnen Reihn,
Bannerherr voran und Marſchall, dann des Kampfes kund'ge Richter,
Herold, Reiſ'ge, Ritter, Knappen, — immer dichter, immer dichter.

Mitten drin der Graf, begleitet von der Edelknaben vier,
Auf dem Helm das Horn von Urach und die wallende Federzier;
Reich von Steinen und Metallen ſchimmert Dolch und Wehrgehänge,
Selbſt das Roß, ein edler Rappe, prunkt mit fürſtlichem Gepränge!

Hinter ihm, wer überzählt ſie, Herrn und Diener, Banner, Wappen,
Pferde für das Ringelſtechen an der Hand getreuer Knappen,
Rüſtungen von Stahl und Eiſen, Mäntel auch von Sammt und Seide,
Helme, Schilde, Lanzen, Schwerter, Waffenlaſt und Luſtgeſchmeide?

Nur noch Einen nennt beſonders, auf dem Fuchs, in Stahl gerüſtet,
Ueber deſſen Haupt ein weißes Adlerſchwingen-Paar ſich brüſtet,
Weit die Menge überragend, wer mag dieſer Ritter ſeyn?
Raum dem Fluge jener Schwingen, — das iſt der vom Lichtenſtein.

Als des Kranzes Roſen ſchimmern, hell und lieblich anzuſchauen
Sittſam thronend auf den Zeltern, ſchmucke Mägdlein, ſchöne Frauen,
Weit im Winde wehn die Federn, wallen Schleier und Gewänder,
Staunend ob dem fremden Anblick ſteht der wilde Morgenländer.

Einem Königsadler ähnlich, majeſtätiſch, ſtill und ſchwer
Schwinget ſich der Zug der Ritter in den Schranken rund umher,
Ohne Laut, in ſtrenger Ordnung, bis er vor des Führers Zelt
Hält und, Mann an Mann geſchloſſen, in ein ehrnes Glied ſich ſtellt.

Wieder ſchmettern die Trompeten, Staub wallt auf und gelber Sand
Dumpfe Paukenſchläge raſſeln, ſieh! es naht das Morgenland;
Wie die bunte Rieſenſchlange wilden Sprungs aus Buſch und Rohr,
Alſo ſchießt die Schaar der Wüſte raſch aus ihrem Lager vor.

Mähnen fliegen, Hufe ſtampfen, bunte Shawls und Tücher flattern,
Krumme Säbelklingen blitzen, züngelnd gleich gewund'nen Nattern,
Dunkle Stirnen, Nachtgeſtalten tauchen auf und tauchen nieder
Innerhalb der weiten Schranken, kaum geſehn verſchwunden wieder.

In dem Mittelpunkt des Knäuels ruhig thront auf weißem Roß
Seines Stamms betagter Häuptling, rings umſchwärmt von wildem Troß;
Wie der Umritt iſt vollendet, ſtreckt er ſich auf weichem Pfühl
Hin und blickt mit klugem Lächeln in das wogende Gewühl.

Fertig ſtehn ſich gegenüber Abendland und Morgenland,
Wohl wie ſonſt zum Kampf gerüſtet, aber nur in Spiel und Tand,
Grüßend ſprengen alle einzeln, grüßend dann die ganze Reihe
Vor einander, ſo beginnend des erhabenen Feſtes Weihe.

Dann zu kunſtgerechtem Reigen einen ſich die beiden Glieder,
Die geſchickten Thiere ziehen Tanzfiguren auf und nieder;
Sinnig, wie verſchiedner Blumen Flor ſich ſchlingt zu einem Kranze,
Schlingt auch hier ſich durcheinander Helm und Turban, Säbel, Lanze.

Zum Beſchluß im Waffenſpiele fechten Ritter gegen Ritter,
Degen kreuzt ſich hier mit Degen, Lanzen brechen dort in Splitter,
Sarazenen ſchnell zu Roſſe, haſchen ſich gewandt und wild:
Ueberall zum Feſt des Friedens zeigt der Krieg ſein buntes Bild.

Endlich in der Ihren Mitte, rings umbrauſt vom Scheingefechte,
Reichen ſich die beiden Führer hoch vom Roß die tapfre Rechte;
Auf zum Himmel ſteigt der Jubel der Triumph- und Siegs-Muſik;
Abendländer, Morgenländer Hand in Hand und Blick in Blick!

Dieſes iſt, ſo ſchallt es freudig, wohl ein würd'ges Liebesfeſt,
Wo Getrenntes ſich begegnet, ſich verſöhnen Oſt und Weſt:
Die Oaſe iſt die Liebe, alle labend in der Wüſte,
Iſt der Kahn, der leichtbeſchwingte, zwiſchen Oſt und Weſtens Küſte.

Ein Graf von Württemberg, ſo geht nämlich die Sage, iſt im 15. Jahrhundert auf einer Pilgerfahrt in's gelobte Land begriffen und muß ſich mit ſeinen Mannen einen blutigen Weg durch die Horden der Ungläubigen bahnen, —

„Große Thaten dort geſchehen durch der Helden Arm,
„Ihrer Helme Büſche wehen in der Feinde Schwarm."

da holt ihn eines Tages ein Eilbote ein und meldet, daß ihm daheim in ſeiner Ahnen Haus ein großes Heil widerfahren. Er macht auf dieſe freudige Kunde hin Waffenſtillſtand mit dem Anführer der Wüſtenſöhne und ladet ihn überdieß freundlich ein — dem Zuge ſchwäbiſcher Gaſtfreundſchaft folgend — zu Turnier und Ritterſpiel ganz nach guter deutſcher Sitte.

Erklärung der Bilder.

A. Abendland.

1. Der Turnierherr, ein Graf von Württemberg.
2. Das Turnierpferd deſſelben nebſt 4 Edelknaben, welche Schwerdt, Lanze, Helm und Schild tragen.
3. Der Ritter vom Lichtenſtein, mit zwei Pagen.
4. Zwei fechtende Ritter in ſauſendem Galopp daherſprengend.

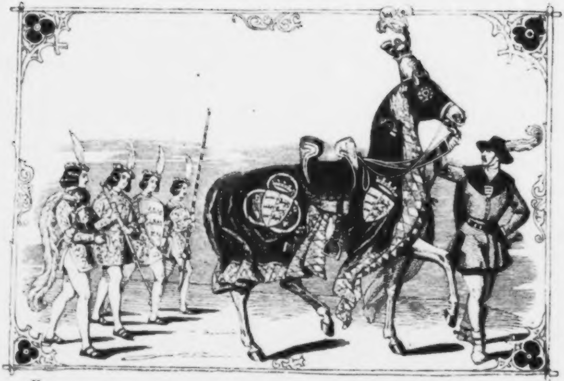
B. Morgenland.

5. Der Fürſt der Wüſte, umgeben von 4 Negern, welche koſtbare Waffen und Gerathe tragen.
6. Der Oberſte der Sarazenen.
7. Zwei blitzeſchnelle Cavaſſen, in vollem Carriere, die Zügel auf dem Hals des Pferdes, die lange Lanze hoch in der Luſt haltend.

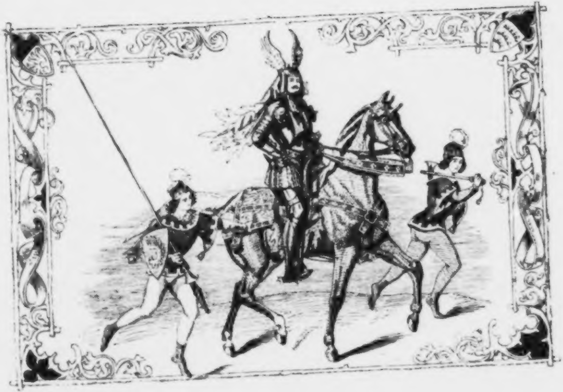
8. Das Aeußere der Turnierhalle am Abend des Feſtes.

Eine Fortſetzung dieſer Bilder ſowie die erklärende Beſchreibung dazu bringt der nächſte Jahrgang des „Vergißmeinnicht“.

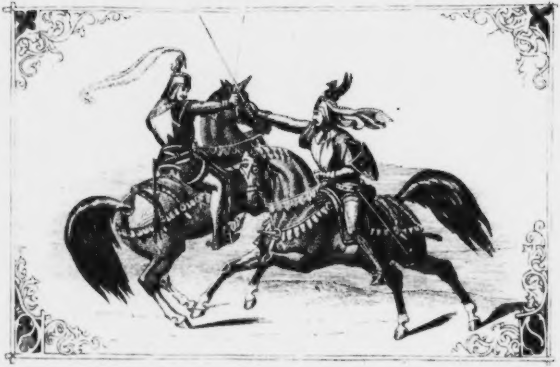
Die Verlagshandlung.



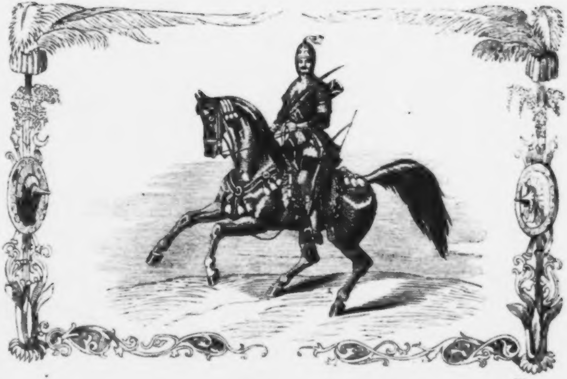
II.



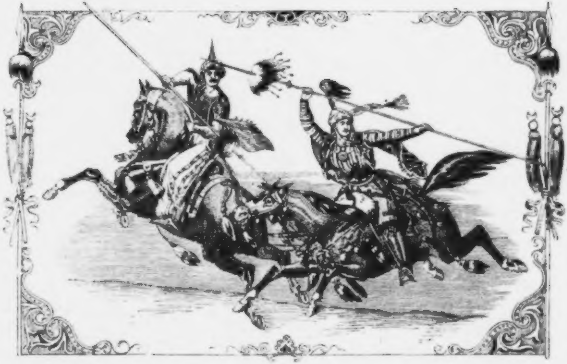
III.



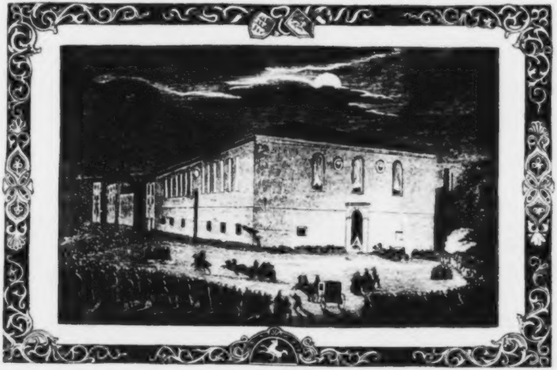
IV



VI



VII.



VIII.

Vergiſsmeinnicht.

Dem deutſchen Volke
gewidmet
von
Carl Spindler.

Für
das Jahr 1849.

Druck der J. G. Sprandel'ſchen Buchdruckerei
in Stuttgart und Cannſtatt.

Der Sechs und Vierziger.

1.

Die großartigſten, die welterſchütterndſten Ereigniſſe haben oft in einem unbeachteten Winkel der Erde Wurzel gefaßt. Wo man's am wenigſten vermuthet, wird ein großer Mann geboren, eine Rieſenſchlacht geſchlagen, eine Krone verloren oder gewonnen, die Menſchheit beglückt oder mit Füßen getreten. Ein Glas Waſſer macht den Kriegsbrand auflodern; zum Friedenskongreß iſt das nächſte beſte unbekannte Dörfchen gut genug. Zwiſchen Thür und Angel, unter vier Augen, in einem ſtillen Kabinet iſt ſchon oft das Schickſal gewaltiger Reiche entſchieden worden.

Dieſes vorausgeſchickt, ſehen wir uns in dem Orte um, in dem wir uns jetzo befinden. Eine Art von Marktflecken (offiziell „Stadt" genannt), mit reputirlichen Häuſern, um eine ſtattliche Kirche geſchaart; auf dem Platze eine Apotheke links, rechts ein wohlverſehener Krämer; an der Ecke ein Gaſthaus, beherrſchend den Markt und die Heerſtraße zugleich. Ein paar Stündchen von dem Flecken die Schweizergränze; als ein Verkündiger dieſer Nachbarſchaft im Schilde des Gaſthauſes, nach alter Sitte noch verwegen in die Straße ragend, der „Baſelſtab" — das Wappen von Stadt Baſel, gehalten vom grauſigen Fabelthier, dem Baſilisken.

Die Zeit iſt Septemberanfang des Jahrs 1847; eine der Abendſtunden, da es ſchon anhebt zu dunkeln, und an dem graublauen Himmel kämpfen Nebelſtreifen mit dem matten Glanz der Sterne. Ein ſchneidendes Lüftchen flüſtert durch die Gaſſen, die Brunnen plätſchern feierlich. Etwas Geheimnißvolles ſcheint ſich vorzubereiten, ohne daß die Einwohner der allgemach von Lichtern und Lampen hellwerdenden Häuſer das Mindeſte davon merken.

Und ſo wie die Apotheke und der Krämerladen ſtrahlen von Oelflammen, ſo auch das Erdgeſchoß des „Baſelſtabs," und in dem Extraſtübel ſind auf dem Herrentiſch herkömmlicherweiſe die Karten aufgelegt und die Würfel, und jedes Stammgaſtes eigen Mundglas ſteht auf dem gehörigen Platze, und vor dem Präſidentenſtuhl des Amtmanns liegt, wie ſich's gebührt, die neuſte Zeitung; daneben die Omnibustabaksdoſe, die der Wirth zur Ergötzlichkeit ſeiner Gäſte ſtets gefüllt zu halten, ſich verpflichtet hat.

So iſt die Tafel bereit, jeder Stuhl bereit, obgleich noch niemand daran und darauf ſitzt, und niemand athmet in dem Stübchen, als der ab- und zugehende, die Lichter ſchneuzende Wirth. In der großen Zechſtube politiſirt und trinkt und ſpielt der gemeine Mann; die „Herren" ſind jedoch für jetzt noch im Ausbleiben begriffen.

Der Wirth alſo ſchneuzt die Lichter; ſchmunzelt dabei, in der Seele vergnügt, ſeufzt aber auch dann und wann aus tiefſter Bruſt. Wenn er an den reichen Herbſt denkt, der in ſeinen Weinbergen emporwächſt, und an den Ueberfluß von neuen Fäſſern, der ſeinen Keller anfüllt, um dereinſt den ungeheuern Segen ſeiner Reben aufzunehmen, ſchmunzelt er. Gedenkt er dagegen ſeiner holden Nachbarin in der Apotheke, die ihm, dem fünfzigjährigen Wittwer, im Herzen ſitzt, tiefer als ſeine Fäſſer im Keller ſitzen, ſo ſeufzt er, und lugt aus dem Fenſter nach der Apotheke, nemlich nach der hellſtrahlenden Kerze in dem Zimmer der Geliebten. Dabei ſpricht er in Gedanken ungefähr alſo:

„Ach, wenn's nur mit Apothekers Rickele etwas würde, und bald würde, Notabene! Die Zeit verſtreicht ... ich habe das lateiniſche L. ſchon auf dem Rücken ... auch Rickele iſt kein heuriges Häslein mehr .... und ich könnte ſo nothwendig eine Frau brauchen .... und meinem „Baſelſtab" ſtände eine Wirthin ſo wohl an, oder, nach Umſtänden, meiner projektirten Speditionshandlung eine reiche Genoſſin! Und wenn das Rickele mich nähme, ſo würde ſich's auch mit meiner Flori machen, und dieſelbe den jungen Krämer heirathen, der ihr ſo gern den Hof machte, wenn ſie ſchon in den Kahlmäuſer, den Severin, geſchoſſen iſt. Die Stiefmutter ſollte die Flori bald aus dem Hauſe gebiſſen haben. Es geht nichts über eine Stiefmutter, wenn man eine heirathsmäßige Tochter aus dem Hauſe haben will. Die Flori mit dem Hitzkopf, den ſie von der Mutter geerbt, würde nicht vierzehn Tage mit dem Rickele aushalten .... und da es mit dem Severin doch in Ewigkeit nichts ſeyn kann, ſo wäre der junge Krämer gleich recht .... dafür wär' mir nicht bange! — — Ja, ja.... den überreichen Herbſt und das Rickele im Hauſe .... dann wär' mir geholfen!«

»Wo aber nur heut die Herren bleiben? Es wird mir ſie doch nicht der Ankerwirth abgeſpannt haben?« ſetzte der Wirth nach einer Pauſe hinzu.

Und gerade jetzo kam — nicht der Amtmann und der Phyſikus ſammt Gefolge — ſondern der Eilwagen aus der Schweiz, und ſetzte vor dem »Baſelſtab« einen Reiſenden ab.

Kaum daß der Wirth dem Paſſagier langſam entgegenwatſchelte. Das »Joggeli« war ſchon flinker geweſen, und ſchrotete mit Küferhandgriffen den Reiſenden vom Wagen in's Haus, und in das Extraſtübel. — Das »Joggeli« war der Sohn des Wirths, und dem Diminutiv, womit ſein Vater ihn beſtändig rief, zum Trotz ein himmellanger Menſch mit äußerſt beträchtlichen Händen und Beinen, gleichfalls langen aber empfindſamen Angeſichts. Der Gaſt: ein ungemein vierſchrötiger, aufgebauchter Herr mit braunrothem fettem Antlitz, und auftretend, daß das Haus zitterte. Wie ein rollend Donnerwetter klang aus ſeinem Munde die Rede: »Ich werde hier übernachten, guter Wirth.«

Und ſchon ſaß er auf dem Präſidentenſtuhl, der da krachte und ſich bog, und nahm mit ſeinen feiſten Ellbogen das ganze obere Tafelende ein; und noch einmal that er den Mund auf und fragte: »Habt Ihr Bier, mein Freund? recht gutes Bier, braver Wirth?«

Worauf ſich der Herberger entſchuldigte: „Das hab' ich bisher nicht gehalten, Herr. Aber — ohne Ruhm zu melden — der beſte Wein, der auf zehn Meilen in der Runde zu haben, ſteht zu Ihrem Befehl.«

Der Fremde verzog das Geſicht ſehr mißmuthig, und beſtellte vom Guten; bemerkte aber dabei: »Ihr ſolltet Bier halten, guter Wirth, das Bier iſt an der Tagesordnung in der Welt. Ich liebe ſehr, es allenthalben vorzufinden.«

„Die „Herren“ ſagen's auch;« bemerkte der Wirth dagegen: „doch überlaſſe ich das bis jetzt noch dem Ankerwirth. Die Traube geht allweil dem Hopfen und der Gerſte vor, denke ich.«

Der Fremde maß den Wirth gleichſam mitleidig zürnend von oben bis unten, und ſagte trocken: »Das wird ſich zeigen. Beſorgt indeſſen ein Nachteſſen, guter Wirth, während ich von der Fahrt ausſchnaufe.«

Das klang dem Wirth gut, und er ging in eigner Perſon zur Flori in die Küche, und beſtellte was gut und theuer war. — Bei den Beefſteaks, Flori — ſagte er — gib nur Sorge, daß ſie recht blutig ausfallen. Der Herr redet gewaltig niederländiſch deutſch, und liebt daher ohne Zweifel das Fleiſch à l'anglaise zu eſſen.

„Er wird's eſſen, wie er's bekommt;« verſetzte Flori ſchnippiſch; die Maid mit Hitzkopf und Feueraugen. Dann ging's Kommando in der Küche, wie mit Wetterſchlägen an: »Lieſi, Kohlen her! — Der Saleſi ſoll in die Metzig laufen um's Rindfleiſch! Salome, du faules Thier, wird's bald mit den geſchwellten Erdäpfeln? Wo fehlt's dem Bratenwender, Niklas? Wirſt bald fertig ſeyn mit dem Salat, du langſame Theres?«

Der Wirth ging indeſſen bedächtig in's Extraſtübel zurück, wo der Fremde noch wie Stein und Blei auf des Amtmanns Stuhle ſaß. Am entgegengeſetzten unterſten Tafelende deckte der würdige Herberger, dem bei dem Gedanken, der Amtmann möchte kommen, und ſeinen Stuhl von einem Unbefugten eingenommen finden, gar nicht wohl zu Muthe war, ſäuberlich für den Gaſt. »Belieben Sie hier Platz zu nehmen,« ſprach er zuckerſüß denſelben an, und klingelte und blitzte einladend mit den Silberlöffeln. —

Trocken nach Gewohnheit erwiederte der Gaſt: »Ich ſitze gut. Nur her mit dem Couvert, ohne Umſtände. Ich derangire mich nicht gern.« — Bei dieſen Worten frieſelte es den Wirth über den ganzen Rücken; — jedoch — was war zu thun? — »Vielleicht kommt überhaupt der Amtmann heute nicht?“ — dachte er nachgebend, und deckte wirklich um.

Und die Thür ging auf, und hereintrat ein Stammgaſt, der Herr Sportelextrahent.

2.

„Ah, guten Abend, Herr Sportelextrahent!“

„Ah, guten Abend, Herr Gaſthalter.“

„Ein Promenädchen gemacht, Herr Sportelextrahent?“

„Zu dienen, Herr Gaſthalter; 's macht ein wenig friſch.“

„Gott ſchenke uns nur einen guten September, der die Trauben kocht.“

„Ohne Zweifel; die Trauben ſtehen ſo ſchön!“

Der Fremde machte eine ſo zu ſagen ungeduldige Bewegung. Juſt auch fiel der Blick des Eingetretenen auf ihn; dann ein zweiter verwunderter auf den Wirth. — Zugleich ſteckten beide, Stammgaſt und Wirth, die Köpfe zuſammen, und ihr heimlich Geflüſter hinter'm Rücken des Fremden wäre allenfalls zu dolmetſchen geweſen, wie folgt:

„Hm, wer iſt denn das, Herr Gaſthalter?“

„Hm, ich weiß noch nicht, Herr Sportelextrahent.“

„Ei, ei, ei, auf dem Platz des Herrn Amtmanns?“

„Sitzt ſchon eine Weile; konnte ihn nicht fortſchaffen.“

„Ei, ei, ei, das wird ſchön werden, das!“

Ging, und ſaß flämiſch nieder auf ſeinen Stuhl zur Linken des Fremden, der Stammgaſt; ſchaute ihn flämiſch an, den Fremden, als wäre zu fragen: Was willſt Du hier im Heiligthum?

Große Pauſe. Der Wirth ſchiebt ſich verlegen hinaus, und kommt dann mit dem erſten Gericht des Souper, entſchloſſen, den Eindringling recht ſchnell abzufüttern, und wo möglich, bald in's Bett zu ſpediren, bevor noch der Amtmann ſich eingeſtellt.

Indeſſen wünſcht der Fremde, der gar nichts um ſein Verbrechen zu wiſſen ſcheint, einen Diskurs mit ſeinem Nachbar anzuheben, und fragt: „Was gilt wohl hier zu Lande der Hopfen, mein Herr?“

Der Nachbar, entrüſtet, von einem Fremden angeredet zu werden, angeredet noch obendrein mit Auslaſſung ſeines Titels, dreht dem Frager den Rücken zu, und fragt ſeinerſeits den Wirth: „Wo bleiben nur heute die Herren?“

„Weiß gar nicht, Herr Sportelextrahent.“

Und wiederum öffnet ſich die Thüre, und ein Stammgaſt tritt herein: der Herr Domänenverwaltungsbuchhalter.

„Ah, guten Abend, Herr Domänenverwaltungsbuchhalter! (diesmal iſt's ein Duett von Wirth und Sportelextrahent.)

„Ah, guten Abend, Herr Sportelextrahent, guten Abend, Herr Gaſthalter.“

„Ein Promenädchen gemacht, Herr Domänenverwaltungsbuchhalter?“

„Zu dienen, Herr Gaſthalter; 's macht ein wenig friſch.“

„Gott ſchenke uns nur einen September, der die Trauben kocht.“

„Ohne Zweifel: die Trauben ſtehen ſo ſchön!“

Schon wieder macht der Fremde, mit vollen Backen kauend, eine ungeduldige Bewegung, und auf ihn fällt der überraſchte Blick des Eingetretenen, ein zweiter verwunderter auf den Wirth. Verwaltungsbuchhalter und Wirth ſtecken die Köpfe zuſammen, und flüſtern hin und her:

„Hm, wer iſt denn das, Herr Gaſthalter?“

„Hm, ich weiß noch nicht, Herr Domänenverwaltungsbuchhalter ... ein Hopfenhändler oder dergleichen ...“

„Ei, ei, ei, auf dem Platz des Herrn Amtmanns?“

„Sitzt wie ein Fuderfaß, konnte ihn noch nicht von dannen ſchaffen.“

„Ei, ei, ei, das wird ſchön werden, das. Herr Amtmann haben ohnehin heute Abend mit dero Gemahlin einen harten Stand gehabt ... wiſſen Sie ...? Frau Gemahlin trinken manchmal ein Schlückchen von unſerm braven Sechsundvierziger ... da gibt's ſo hie und da ein biſchen Zank, und der Herr wird übler Laune ... ei, ei, das wird ſchön werden, das!“

Der Buchhalter geht, und ſetzt ſich flämiſch auf ſeinen Stuhl zur Rechten des Fremden, ſchaut denſelben flämiſch an. Noch flämiſcher thut das ſeinerſeits der Fremde am Buchhalter, daran knüpfend die Frage: „Was koſtet wohl hier zu Lande die Gerſte, mein Herr?“

Der Buchhalter, entrüſtet, von einem Fremden, mit Umgebung ſeines Titels obendrein, angeredet zu werden, dreht dem

Frager den Rücken zu, und fragt ſeinerſeits den Wirth und den Sporteleztrabent: „Wo bleiben heute nur die Herren?“

„Weiß gar nicht, Herr Domänenverwaltungsbuchhalter;“ antwortet das Duett.

Und zum dritten-, vierten-, fünften-, ſechstenmal öffnet ſich die Thüre, und hereintreten die Stammgäſte: der Kaſſier, der Phyſikus, der Apotheker, der Notar, — und was geſprochen von dem Extrabenten und dem Buchhalter, wird geſprochen von den vier weitern Ankömmlingen, und eben ſo flämiſch ſetzen ſie ſich an ihre Plätze und muſtern den Fremden, der aber ſeinerſeits keine Frage mehr ſtellt, ſondern möglichſt raſch mit ſeinem Abendeſſen des Fortſchritts pflegt, ohne dem Wein zuzuſprechen.

Der Wirth eilt und eilt mit dem Serviren, was er kann. Noch nie hat er die Teller ſo ſchnell gewechſelt, noch nie das auftragende Joggeli ſo ſehr preſſirt (was dem Joggeli recht iſt, weil es ein Rendezvous in petto hat). — Schon iſt das Deſſert aufgetragen, und der Gaſt fragt den Wirth: „Wo geht's zum Anker? Ich muß heute noch ein Glas Bier haben, ſonſt wird mir nicht gut.“

Zu einer andern Zeit würde ihm der galante Herberger geantwortet haben. „Ich werde mir die Ehre ſchenken, Ihnen das Bier holen zu laſſen.“ — Heute indeſſen — aus Gründen — ſagt der Wirth: „Das Joggeli ſoll Sie gleich hinbringen, mein Herr.“

Und das Joggeli wartet ſchon, und der Gaſt nagt ſchon an ſeinem letzten Biſſen . . . da, o Himmel! laſſen ſich Schritte und Tritte, herriſche, gebietende Schritte vernehmen . . . die Geſellſchaft fährt zuſammen, der Wirth fängt an, zu erſterben . . . die Thüre geht auf, der Amtmann tritt ein. —

„Schönen und beſten guten Abend, Herr Amtmann!“ (ein voller Chor, mit Ausnahme des Fremden, der ſich, weiß Gott, feſter zu ſetzen ſcheint.)

„Danke, danke, gleichfalls, meine Herren.“

„Ein Promenädchen gemacht, Herr Amtmann?“

„Den Teufel auch, Baſelſtabwirth.“

„In dem ſchönen September, der uns die ſuperben Trauben kocht?“

„Der Henker hole alle Trauben der Welt!“

Eine ſo zu ſagen ſataniſche Freude ſchlägt im Geſicht des Fremden auf, und mit einem gewiſſen Wohlbehagen ſieht er ſich nach dem wetternden Amtmann um.

Aber ſchon iſt auf ihn des Donnerers Blick gefallen, und ſchon ſtecken Wirth und Amtmann die Köpfe zuſammen.

„Wer iſt denn der, der ſich unterſteht . . .?“

„Weiß noch nicht, Herr Amtmann: ein reiſender Bierbrauer oder Malzfabrikant, oder ſo etwas . . .?“

„Ein Malefizfabrikant, beim Teufel! Auf meinem Stuhl zu ſitzen! Und Sie, Baſelſtabwirth, wiſſen nicht, wer er iſt? Wozu ſind polizeiliche Verordnungen, wozu Fremdenbücher in der Welt? Geſchwinde, das Fremdenbuch, befehle ich Ihnen, . . . den Mann einſchreiben, damit man Beſcheid wiſſe, oder . . .!“

„Gleich, gleich, Herr Amtmann.“

Der Wirth läuft, das Fremdenbuch zu holen. Der Amtmann umſchnaubt mit Löwenſchritten ein paarmal die Tafel, und verſendet glühende Blicke nach dem Uſurpator ſeines Sitzes. Die Verſammlung iſt ſtillen Schreckens voll. Der Fremde allein bleibt kaltblütig.

Da ſpricht zu ihm mit grimmem Vorwurf der Sportelextrahent: „Wenn Sie denn doch in den Anker gehen wollen, Herr, ſo wär's an der Zeit. Sitzen ohnehin auf des Herrn Amtmanns Platz, und könnten wohl merken, daß man nur auf Ihren Aufbruch wartet.“

„So? ſo?“ macht darauf der Fremde mit vornehmem Lächeln: „das hab' ich nicht gemerkt; und wenn ich nicht nach einem Glaſe Bier ſchmachtete, ſo möchte ich wohl noch länger in dieſer angenehmen Geſellſchaft verweilen.“

Der Amtmann ſtutzt; die ganze Tafelrunde ſtutzt. — Sollte der Fremde etwa ein großes Thier, ein neuer Miniſter ſeyn?

„Wäre Ihnen gefällig, dero werthen Namen anzugeben?“ fragt der mit dem Fremdenbuch anlangende Wirth.

Geringſchätzig ſchaut der Gaſt auf das Buch hernieder, und ſchwerfällig aufſtehend ſagt er: „Wird wohl Zeit ſeyn, wenn ich heimkomme. Alles hübſch nach und nach, ſo halt' ich's gerne. Ich werde hier im Hauſe ſchon noch bekannter werden. Adieu indeſſen, guter Wirth.“

Spricht's, nimmt den Hut und folgt dem Joggeli, der's auch hat kaum erwarten können.

3.

Nachdem ſich die „Herren“ darüber vereinigt, daß der Weggegangene unmöglich ein Miniſter ſeyn könne, da er mit dem ordinären

Poſtwagen gekommen, beruhigen ſie ſich; der Amtmann nimmt ſeinen Stuhl ein, und die Unterhaltung tritt ihren Gang an.

„Nun, Profeſſor,“ ruft der Vorſitzer dem Buchhalter zu, der ſchon ſeit langem mit dem ſpaßhaft gemeinten Profeſſortitel betraut worden: „nun, wiſſen Sie nicht eine Schnacke, einen Jux, um meine und der Herren Laune auf muntere Beine zu bringen?“

„Ei ja,“ nimmt der Phyſikus, der ſchlechteſte Witzmacher der Provinz, das Wort: „Rectissime dixit Dominus Prätor. Hatten Sie nicht übernommen die Preisfrage — quaestionem pretii — zu beantworten: Was iſt eigentlich an dem Baſilisken, der unſers cauponis Schild zum „„Baſelſtab““ in Klauen hält?“

„Ich bin bereit, hierüber Aufſchluß zu ertheilen;“ entgegnet der geſchmeichelte Domänenverwaltungsbuchhalter, und zieht ein Papier hervor: „ich habe mir aufgeſchrieben, was ich in drei ſchlafloſen Nächten darüber zuſammengebracht, um die Herren zu vergnügen.“

„Bravo, bravo!“ ruft der Chor, und lacht ſchon vorhinein ein ſchallend Antrittsgelächter. Des Amtmanns grollende Stirne erheitert ſich ein wenig; der Buchhalter lieſt, mit obligater Gelächterbegleitung, was er nicht in der That, ſondern nur vergeblich erfunden, und zwar abgeſchrieben aus einem Buche, das den zuhorchenden Herren unbekannt.*)

„Ein Baſilisk iſt nur dem Namen nach ein fabelhaftes Thier, und läßt ſich gar leicht lebendig darſtellen, wenn man, wie folgt, verfährt: Man nehme einen Hahn, der fünfzehn Jahre alt iſt . . .“

„Ha, ha! O . . . o . . . !“

„Dieſen Hahn laſſe man ein Ei legen . . .“

„O! Ha, ha, ha! O . . . o . . . !“

„Dann nehme man eine ſaubere völlig ausgewachſene Kröte, und überrede ſie, daß ſie die Gefälligkeit habe, das Ei auszubrüten . . .“

„O, o, o, o!! Ha, ha, ha, ha!“

„Die Kröte macht ſich gewöhnlich ein wahres Vergnügen daraus . . .“

„Oho! oha! hi, hi! ha, ha!“

„Alsbald wird man an dem Ei ein feines Gekrach vernehmen, die Schale löſt ſich ab, und eine kleine Kreatur von phantaſtiſcher Geſtaltung kriecht heraus . . .“

---

*) Wieneriſche Kurzweil; von Fr. Gräffer.

„Ah, ah, ah, ah! Ha, ha, ha, ha!“

„Sie ſieht aus wie ein wälſcher Hahn, die Naſe groß und dunkelblau, am Hinterkopf große Stacheln, auf dem Kopf ſelber drei Hörner, Panzerſchuppen auf dem ganzen Leib . . .“

„Bravo, bravo! Superb! ausgezeichnet! verflucht gut! Vocative! Nebulone!“

„Das hätte nichts zu ſagen . . . darüber könnte man ſich noch hinausſetzen . . .“

„Ja wohl, ja wohl! Prächtig! köſtlich! deliziös! ha, ha, ha!“

„Aber die Augen feuerſprühend, der Athem, wie heißer, hölliſcher Schwefeldampf . . . ſo ſchwillt die Kreatur gleich zur Größe eines Schwans empor; allmählig zu wachſen braucht ſie nicht; und wie man von dieſem Ding geſehen wird, iſt man gleich des Todes.“

„Oho! Oho! Nun, nun!“

„Es übrigens unſchädlich zu machen, erfordert wenig Umſtände. Man nimmt einen Spiegel . . .“

„Recipe Speculum!“ fällt der Phyſikus ein.

„. . . hält ihn dem Thiere vor, und es erſchrickt vor ſeiner Abſcheulichkeit dergeſtalt, daß es auf der Stelle ſtirbt. Und das iſt der Baſilisk.“

„Ha ha ha ha ha ha ha ha! Excellent! fameos! Unübertrefflich! Ha, ha, ha!!!“

Der ſehr lächelnde Amtmann wünſchte ſich — warum? das weiß nur Er — in der Stille, einen Baſiliskenſpiegel zu beſitzen.

In dem Augenblick fährt ein Wagen vor dem „Baſelſtab“ an. — „Eine Extrapoſt!“ ſchreit der Saleſi zur Thüre herein.

Die Extrapoſt iſt ein Ereigniß. Das Lachen der Herren begütigt ſich etwas, und mit Begierde warten ſie auf die Sterblichen, ſo die Extrapoſt gebracht.

Der Wirth hinaus, Saleſi hinaus, mit flammenden Lichtern. Joggeli nirgends zu finden, weil nicht da.

Der Poſtchaiſe entſteigt ein einzelner Herr. Er iſt beträchtlich alt, beträchtlich mager, ſilber- und langhaarig, ſilberbärtig ebenfalls, zweigeſpitzt der Bart. Dennoch hat er ein paar ſchelmiſche Augen neben ſeiner krummen Naſe, und ſeine Lippen athmen jüngerer Jahre Frivolität. Solche ſteht etwas im Widerſpruch mit dem langen ſchwarzen Kaftan und dem breitkrempigen grauen Hut, womit der alte Herr bekleidet. Es folgt ihm wenig Gepäcke. Aber ein reiches Trinkgeld fällt in die Hand des Poſtillons.

„Laß Dir den Wein brav ſchmecken!“ ſagt dieſem zum Abſchied der Reiſende, in deſſen Sprache der jüdiſche Accent kaum zu verkennen iſt. — Aber Jude oder Nichtjudè, ſeine Freigebigkeit hat ihm alſogleich das Herz des Wirths erobert. Wer ſo viel gibt, daß ſogar ein Poſtknecht damit zufrieden, wird ſich auch im Gaſthaus nicht lumpen laſſen.

Triumphirend führt der Herberger den Fremden in des Extraſtübels Ehrenbau ein, und Aller Augen muſtern — etwas unbeſcheiden — den alten Herrn, und Aller Ohren warten auf ſein erſtes Wort.

Der alte Herr im Kaftan hat flott gegrüßt, als träfe er alte Bekannte an. Sein erſtes Wort alsdann gehört aber dem Gaſtwirth, den er fragt. „Iſt nicht ſchon angekommen ein Reiſender vor mir?“

„Zu dienen, mein Herr. Ein feiſter, anſehnlicher Mann ...?“

„Schon recht.“

„Etwas ... Sie verzeihen ... etwas kupfrig im Geſichte ...?“

„Noch rechter.“

„Der Herr kamen mit dem Eilwagen, Nummer Sechs.“

„Unrecht. Der iſt mein Mann nicht. Pfui! — Mein Mann fährt nicht im Omnibuspoſtwagen. Pfui! Mein Mann iſt noch nicht da. Indeſſen geben Sie mir ein gutes Zimmer, ein klein Souper, und den ausgeſtochenſten Ausſtich von Sechsundvierziger, den Sie haben im Keller.“

„Sollen bedient ſeyn, nach Wunſch bedient. Saleſi! Nummer Eins für den Herrn! Wären Sie ſo gefällig, indeſſen Ihren werthen Namen zu ſpendiren?“

Dem Wink des Amtmanns gehorſamend, ſchiebt der Wirth dem Fremden das bewußte Buch ſammt Schreibzeug zur Hand. — Der alte Herr ſperrt ſich nicht, ſchreibt flugs ſeinen Namen hin, und verläßt mit freundlichem Kopfnicken unter Vortritt des leuchtenden Wirths das Extraſtübel, und die bis daher unbeweglich inquiſitoriſch ihn anſtarrende Tafelrunde.

Nun fährt alſobald der Amtmann über's Fremdenbuch, und alle Anweſende fahren über den Amtmann, nämlich mit den Köpfen; und alſo leſen ſie ſämmtlich zumal:

Mr. de Noé; — inspecteur général — venant de Neufchatel — allant à Johannisberg — pour affaires.

Großes Staunen. — „Ich hätte ihn für einen polniſchen Juden gehalten!“ meinte der Amtmann.

„General-Inſpektor? da hab' ich Reſpekt vor!“ ruft der Generalwitzbold, der Phyſikus.

Und Alle im Einklang: „Prächtig, verflucht guter Witz! Famos! Vivat Herr Phyſikus! —“

4.

Während ſich die Herren ferner unterhalten, ſitzt das „Joggeli“ in einem der letzten Häuſer des Orts, in dem des Herrn Präzeptors, und unterhält ſich ebenfalls. Der Präzeptor iſt zwar nicht daheim, weil im „Schützen“ die Liedertafel präſidirend; auch die Präzeptorin geht nur ab und zu im Hauſe, wie ein wachhaltender Schatten. Aber im Stübchen, neben dem Joggeli huckt traulich und verſchämt, mit ſchwimmenden Augen und pochendem Herzlein das donnersnette Breneli, und redet ihrem Freund mit Angſt und Kümmerniß in's Gewiſſen, wie ſie ſagt.

Das Breneli iſt die Tochter einer ehrſamen Wittib, die ihrerſeits eine Baſe der Präzeptorin, und ſelbige Präzeptorin ſpielt in Breneli's Sache gewiſſermaßen die Gelegenheitsmacherin, indem ſie in Abweſenheit des Präzeptors ihr Haus zu Zuſammenkünften des Joggeli und des Breneli herleiht, da die ehrſame Baſe Wittib um des Geredes der Leute willen nicht haben mag, daß Joggeli unter das Dach des Breneli eintrete.

Und eben ſagt das nette Breneli: „Gewiß und wahrhaftig, mein Joggeli, die Mutter meint, es könne nicht mehr alſo mit uns beiden fürder gehen. Wir wollen uns ſchon ein paar Jahre lang, aber die Zeit ſtreckt ſich immer mehr und immer länger, und von Deinem Vater läßt ſich gewiß in Ewigkeit nichts erhalten: nicht das Jawort und nicht die Wirthſchaft. Mir bricht das Herz morſch entzwei, aber es wird, denk' ich, doch nichts aus der Heirath, ich werde dabei ein altes Mädel, und hindre Dich ſelber an Deinem Glück.“

„Mein Glück? Breneli, wo denkſt Du hin?“ macht das Joggeli empfindſam, wie ſchon ſeine Natur iſt: „Meinſt Du denn, die rothhaarige Trudel zu Gimmlingen, an die mein Vater mich etwa verhandeln möchte, weil er ſelber im Sinn hat, zu heirathen, ſei ein Glück? Nicht von fern iſt ſie's, und in keiner Weiſe laſſ' ich von Dir, wenn Du nicht ſelber die Falſche machen, und mir die Treue aufſagen willſt.“

Breneli umarmt ihn dankbar, indeſſen, gehorſam dem mütterlichen Gebot, fährt ſie leiſe ſchluchzend fort: »Joggeli, mein Joggeli, mein Herzenskäfer und Holderſtock ... glaub' nur nichts ſchlechtes von mir. Aber Du weißt: der Segen der Eltern allein baut den Kindern Häuſer ... und da Dein Vater eben nicht will, weil ich ein armes Ding bin, und da meine Mutter auch nicht will, weil ihr die Sache zu lang dauert, ſo werden wir uns doch Adje ſagen müſſen ...!«

Joggeli ſchluchzt jetzo ebenfalls und noch kräftiger als das Breneli, und winſelt: »Du machſt mich todt, und todt auf dem Fleck, wenn Du nicht aufhörſt. Wie kann Deine Mutter nur ſo thöricht reden? Hat ſie ſelber nicht erſt vor einem halben Jahr geſagt: Heirathet Euch, ich habe nichts dagegen?«

»Wohl hat ſie das; aber die Zeiten ändern ſich. Sie fürchtet, die Hochzeit nicht zu erleben, und noch obendrein meint ſie, ich würde es bei einem Wirth nicht gut haben.«

»Wie, was? Warum das? he? warum?«

»Sie fürchtet ... ach, wie ſoll ich's ſagen ...? ſie fürchtet, Du werdeſt Dich am Ende, wie die Wirthe ſo gern thun, dem Wein ergeben, und ihn lieber haben, als Dein Weib und ... und Deine Kinder. Da ich's doch herausſagen muß.«

»Ach, Geſchwätz! Ich den Wein? warum nicht gar?«

»Sie ſagt ... aber Du mußt es nicht krumm nehmen, hörſt Du? — ſie ſagt: der Apfel falle nicht weit vom Stamm, und man wiſſe ſchon, daß Dein Vater beim Karteln und beim Würfeln mit ſeinen Kunden dem Wein tapfer zuſpreche .... ja, daß er gar oft hinter der Thüre, über'm Schwenkkeſſel, in aller Heimlichkeit ſeinen Schoppen zu ſich nehme ... und ſeit der Sechsundvierziger gewachſen, zähle er vollends die Schoppen nicht gar ſehr ....?«

»Ha! leider kann ich's nicht läugnen, Breneli. Aber, erſtens, mag's zu entſchuldigen ſeyn: er iſt des Weins gewohnt, und der Sechsundvierziger ſoll ein Ausbund von Güte ſeyn .. und zweitens: ich bin ja mein Vater nicht. Was ich in meinem Leben an Wein verzehrt, ginge bequem ins kleinſte Fäßlein ... und wenn nur da der Haken ſteckte, ſo will ich das an Eidesſtatt verſprechen, daß von heute an nicht ein Tropfen Wein — und auch nicht Branntwein — durch meine Kehle gleiten ſoll. Dich haben, und nur klares Waſſer trinken, und nur ſchwarzes Brod eſſen, ſollte mir eine Freude ſeyn. Da haſt Du meine Hand darauf, Breneli. Der Himmel ſoll mich ſtrafen, wenn ich nicht mein Wort halte.«

„Ach, Du lieber Joggeli, wie gut Du biſt! Wenn nur die Mutter Dich jetzt gehört hätte!“

„Meiner Seel', ich wiederhole Dir den Eid vor Zeugen: vor dem Amtmann, vor dem Präzeptor, vor dem Pfarrer — und das verſteht ſich von ſelbſt. Ständen wir nur ſchon vor dem Pfarrer!“

„Ach, wollte das Gott, Joggeli! Ich kann halt nicht von Dir laſſen, . . . und um Dich zu kriegen, wollt' ich gern dem Kaffee den Abſchied geben, ſo wie Du dem Wein. — Wollen wir denn getroſt ſeyn, Joggeli? Wollen wir denn noch warten? Ich thu's gern, und die Mutter wird vielleicht wieder andern Sinns, . . . und Dein Vater . . .?“

„Ei, wer weiß? Gott verläßt keinen Deutſchen, Vreneli. Ich habe ja auch nichts dagegen, wenn mein Alter heirathet, obſchon mein und der Flori Erbtheil dadurch geſchmälert werden mag. Warum ſollte Er ſein Lebelang auf ſeinem Eigenſinn verharren? Ich wollte, er hätte ſchon heute, wie der Bürgermeiſter, ſeine Hochzeit gehabt; vielleicht hätt' ich ſein Jawort ſchon von ihm herausgebettelt.“

„Ja,“ ſeufzt das Vreneli: „der alte Bürgermeiſter hat's wohl gut . . . der hat jetzt ſeine Sach'! Wie lang, o Joggeli, mein Joggeli, wird's noch mit uns dauern?“

Sie weinen zuſammen noch ein Geſetzl, ſie küſſen ſich vielmal, und ſchwören noch ein paar Dutzendmal einander ewige Treue, und weil juſt die Präzeptorin hereinkommt, und ſchätzt, es ſei an der Zeit, für heute ein Ende zu machen, ſo ſcheiden ſie von einander, aber nicht auf ewig, wie die Mutter gewollt, ſondern vereinigter und ſeelenverknüpfter als je.

3.

Auch in dem Extraſtübel im „Baſelſtab“ war vom Heirathen und vom alten Bürgermeiſter geredet worden. — „Ein Hochzeitſchmaus im eigenen Haus!“ hatte der Wirth mißfällig geäußert: „das iſt bei uns noch niemals geſchehen. Die ältſten Leute denken's nicht. Alle Hochzeiten waren ſonſt auf dem „Baſelſtab“. Die Zeiten werden immer konfuſer.“

„Eine Bürgermeiſterhochzeit, ohne einen Beamten oder Honoratioren einzuladen! Unerhört!“ ließ ſich der Sportelextrahent vernehmen.

„Drum hat der Alte ſelbig Weibsbild aus dem Kartoffelland geheirathet, und deren Freundſchaft, lauter Kaſſern und Waldbauern, hat er einladen müſſen;“ erläuterte der Apotheker: „darob ſchämt' er ſich, und wollte keinen von uns als Zeugen bei der Beſcheerung haben.“

„Recte habet, der alte Todtengräber, der ſchon zwei Weiber in coelum spediverat!“ ſtimmte der Phyſikus bei.

„Wie doch Einer die dritte Frau nehmen mag!“ ſagte der Amtmann mit äußerſt bedenklichem Kopfſchütteln.

Der boshafte Notar ſtieß den ſchadenfrohen Kaſſier in die Rippen, und raunte ihm zu: „Wär' er ſeine Erſte los — die Zweite nähm' er nicht. Gebrannte Kinder . . . und ſo weiter.“

Worauf der Kaſſier halblaut: „Sechsmalſechs iſt Sechsunddreißig, ſei der Mann auch noch ſo fleißig . . .“

„Und die Frau iſt liederlich . . .“ hängte der Notar an, verſtummte jedoch urplötzlich vor einem ſtrafenden Tyrannenblick, den ihm der aufmerkſam gewordene Amtmann zuzuſenden geruhte.

„Dominus Magister Caſſrorum iſt ein weingrün Faß . . .“ bemerkte der Phyſikus: „ſtets vom Sechsundvierziger naß, iſt ihm die dritte Hochzeit nur ein Spaß . . .“

„Der Henker hole allen Wein!“ fiel der Amtmann ein, demungeachtet ſein Glas leerend. „das Getränke ſchmeckt mir nachgerade wie Gift, und wenn ich unſre zweite Kammer wäre, ich verböte auf der Stelle den beſtialiſchen Saft der Reben!“

Die Herren lachten und ſtießen auf den Untergang des Weins an.

„Ja, ja,“ meinte der Phyſikus: „Vinum narrificat hominem. Das hab' ich oft erfahren. Wäre zum Beiſpiel der Vierunddreißiger ſeiner Zeit nicht geweſen, ſo wär' auch Einer untrepanirt geblieben, dem's vielleicht jetzt noch nachgeht, si non morexerit jamjam.“

„Wie ſo? he? was iſt das für eine Geſchichte?“ fragten die Tafelbrüder begierig, einen Schwank witternd.

Der Phyſikus räuſperte ſich, und hob an: „So begab ſich dazumal, da ich noch zu Trefurt im Amte ſtand, daß der Wächter kam, und ſagte: Herr Amtschirurg, im Stern hat's Händel gegeben, und Einer liegt unterm Tiſch und gibt kein Zeichen. Die Andern ſind jedoch durchgebrannt. — Aha, denk' ich: das iſt ein Freſſele für dich! Ich war damals noch jung und voll von Eifer und Spiritus.

„Ah ſo! haha! Famos!“

„So pack' ich denn meine Siebenſachen zuſammen und wie der Bliß in den Stern. Richtig: Einer lag unterm Tiſch, und gab kein Zeichen. Da ich nun von außen nichts Lethales an ihm fand, ſo mußte der Butzen in ſeinem Schädel ſtecken; was mir recht. Daher mach' ich mich daran, und trepanire den Kerl, wie ein Alter. Prächtig operirt, und der Kerl kommt zu ſich, wobei ſich's freilich herausſtellte, daß er gar nicht geſchlagen worden, ſondern nur, an Beſoffenheit leidend, unter'n Tiſch gefallen. Habeat sibi . . .! Was war da mehr zu ſagen? Vinum habuit culpam . . .“

„Oho, ha ha! — Der Wein, den Ihr getrunken, Doktor?“ fragte der Amtmann.

„Pardon! parce, pater! Ich war ein Stockfiſch an Nüchternheit; aber . . . 's iſt klar, daß wenn der Kerl nicht Vierunddreißiger getrunken hätte und unter'n Tiſch gefallen wäre . . .“

„Eine Extrapoſt!“ ruft hier der Saleſi in die Thüre. — Die zweite Extrapoſt an einem und demſelben Abend iſt ein Ereigniß. Der Wirth mit flammender Kerze hinaus. Die Gäſte ahnungsvoll auf ihren Stühlen.

Nach ein paar Minuten kommt der Extrapoſter, zärtlich geleitet von Wirth und Joggeli herein. Ein kleiner Mann, rundlich bebaucht, violettrothen Antlitzes, mit glitzernden Schwarzaugen, karfunkelgeſchmückter Naſe und genüßlichem Munde; übrigens gänzlich bartlos, das Haupthaar genial aufgeſträubt und gelockt; gekleidet in einen grünlichen Phantaſiefrack, burgunderfarbige Beinkleider und Kamaſchen, — ein flottes Wünſchhütchen keck auf dem rechten Ohr. Sein Accent iſt der eines Südländers, welcher eigentlich nicht die Ehre hat, ein Deutſcher zu ſein.

Es geht mit ihm eine ganz beſondre Luft in das Stübel ein, ſo eine Art von Weinkelleratmoſphäre. Den daſitzenden Gäſten, die da warten und hoffen und harren, ſteigt plötzlich wie ein leichter Schwindel zu Kopfe. — Der Fremdling grüßt ſie vertraulich, blickt ringsum, und fragt: „Iſt nicht vielleicht ein Herr eingetroffen, der . . .“

„Zu dienen. Sie warten ſchon auf Ihrem Zimmer. Wollten Sie von der Güte ſein, Ihren werthen Namen zu ſpendiren?“

Bei dieſen Worten reckt der Wirth das Fremdenbuch hin, und der Fremde ſchreibt ſich ein, nachdem er mit freundlichem Kopfnicken den Namen ſeines Vorläufers geleſen, und ſagt dann: „Eh bien alſo, — führe mich hinauf zum Herrn, Du lockiger Schenkknabe, gewachſen wie eine Pappel des Südens!“

Das Joggeli, dem das Kompliment gegolten, macht eine Reverenz, wie der Aſinellithurm zu Bologna, und ſchreitet dem Fremden, der da folgt, vorauf. —

Jetzo vergeht den harrenden Stammgäſten der Schwindel und die Gliederſchwere; ſie fahren zumal über das Buch her, und leſen: Mr. Evan Evoe — inspecteur général — venant d'Epernay — allant à Montefiascone — pour affaires. —

„Schon wieder ein General-Inſpektor? — Was haben die beiden hier vor, der Noe und der Evoe? — Sinds Engländer, Franzoſen oder Niederländer? — Gasbeleuchtungs- oder Eiſenbahn- oder Zuckerraffinerie-Inſpektoren? — Wunderlich das, ſeltſam das! — Was wollen die im „Baſelſtab“ aushecken? — Eine neue Aktiengeſellſchaft, oder eine Spinnerei, oder ein Dampfſchiffunternehmen?“

So gingen die Fragen hin und her, die Kreuz und Queer'. — Der Wirth ſagt aber leiſe zu dem Apotheker: „Wenn mich mein biſſel Menſchenkenntniß nicht ſitzen läßt, ſo iſt der neuangekommene Herr in einem Weingeſchäft, denn er hat ein paar ſchwere Flaſchenkeller mitgebracht, und wird mir gewiß ein Müſterle zum verkoſten geben.“

„Wenn doch nur der Geier allen Wein holte!“ räſonnirte der Amtmann neuerdings, und trank wieder ſein Schöpplein aus. Und die Herren ſetzten ſich in Poſitur, um dem Präſidenten zu Gefallen zu reden, und eine Menge Geſchichten von der Schädlichkeit des Weintrinkens zu erzählen. Was den Wirth unangenehm berührt haben würde, wäre ihm nicht dabei Gelegenheit geworden, noch einmal die Gläſer und Flaſchen der Tafelgenoſſen zu füllen. —

Derweilen hatte die ſchwarze Flori ſchlimme Zeit. Dem Herrn Evan Evoe war ſie in den Weg gerannt, und er hatte ſie nach fideler Reiſenden Gewohnheit gehaſcht, umarmt, und ſchäkernd ſie gefragt: „Willſt Du meine Hebe ſein, mein Götterkind?“ Und ſie hatte ihn zurückgeſtoßen mit den Worten: „Ich bin kein Kind mehr, Herr, und viel zu klug, um mit einem ſo alten Tſcholi zu ſcharmuziren und zu fuhrwerken. Schämen Sie ſich. Sie haben ja, Gott verzeih' mir's, ſchon einen Drümel, einen Fahnen! Laſſen Sie mich los, oder ich ſchreie Ketzer-Mordio!“

Evoe ließ ſie allerdings los, und ſchlenderte lachend weiter. Als jedoch die erzürnte Flori unten vernehmen mußte, daß nun auch für den neuen Gaſt zu Nacht gekocht werden ſolle, gerieth ſie ſchier außer ſich. „Wird denn das nie aufhören?“ rief ſie grimmig: „Als ob ich nichts beſſeres zu thun hätte, als in der Küche herumzukriechen!

Wird mich denn Gott immer und ewig auf der Baſelſtab-Galeere ſitzen laſſen?“

Worauf der Vater ruhig: „Du haſt nur den jungen Krämer zu heirathen, ſo biſt Du der ganzen Schur los, mein Kind.“

Worauf ſie: „Und das thu' ich nicht, und thu' ich nicht, und thu' ich nicht.“

Und leidenſchaftlich brach der Vater los: „Lieber vertreibſt Du mir alle Gäſte. Den Krämer haſt Du ſchon mit Deiner Widerborſtigkeit weggebiſſen, ſo daß er alle ſeine Kameraden aufgeſtiftet hat, und ſitzt mit ihnen im Anker beim Bier, und ich verzapfe allabendlich um zwanzig Flaſchen weniger, Du ungattiges Weibsbild!“

Aber ſchon hörte ihn die Flori nicht mehr, weil ſie bereits in der Küche wie eine böſe Fee auf und abfuhr, und der Lieſi und dem Saleſi, der Theres und der Salome bös Spiel und Herzeleid genug machte. — Und nachdem ſie Alles, was ſie drückte, ſammt der Sorge für's Souper des Noe und Groe auf die Schulter ihrer Hof- und Küchendienerſchaft abgeladen, fuhr ſie endlich ganz ab, Niemand wußte, wohin. Oder beſſer: Jedermann wußte beiläufig, wohin.

6.

Die Herren General-Inſpektoren ſind indeſſen auf Nummer Eins zuſammengekommen, ſitzen einander gegenüber und ſprechen eifrig. Wunderbarerweiſe iſt Mr. Groe, der viel luſtiger ausſieht, als Mr. Noe, in dieſem Geſpräch der Unwirrſche, und beſagter Noe meiſtens ruhig und gemeſſen, obſchon gezwungen, die Anſichten ſeines biſſigen Geſellſchafters zu theilen.

„Beim Styx;“ hebt Groe juſt an: „ich möchte mich aufhenken, wenn ich nur nicht unſterblich wäre! Ihr habt gut reden, Patriarch. Wenn Ihr in dem Maße herabgekommen wärt, wie ich, Ihr würdet anders ſprechen. Diesmal jedoch ſchmeichelt Euch ja nicht, mich noch einmal breit zu ſchlagen, wie im vorigen Jahr geſchehen. Heuer wird nichts gereicht. Heuer ſollen die Undankbaren Waſſer trinken, oder, was noch ſchlimmer, Siebenundvierziger.“

„Mit Wehmuth würd' ich mich darein geben;“ verſicherte Noe: „ich habe alles ſo ſchön angelegt. Millionen von Trauben prangen auf den Höhen, in den Thalern. Soll ich denn zuſehen, wie mein Werk, wie meine Schöpfung unter Euerm Mißmuth zu Grunde geht?“

»Wird nichts andres übrig bleiben;« meinte Evan Evoe achſelzuckend: »auch meine Schöpfung iſt verunehrt, iſt geſchändet, mit Füßen getreten worden. Ihr ſeyd zwar der Aeltere, ich gebe das zu. Aber — wenn ich auch nicht die Traube erfand, ſo hab' ich doch den eigentlichen Wein erfunden, und in aller Welt verbreitet. Ihr habt Euch jenen merkwürdigen hiſtoriſchen Rauſch — wißt Ihr noch? man redet nicht gern davon — im gährenden Moſt getrunken: meine Jünger koſteten von dem vergohrenen, von dem geadelten Wein. Wenn man Euch im Miniſterium des Weines beibehielt, ſo iſt's nur aus Pietät geſchehen; da ich jedoch im gleichen Rang Euch beigeordnet bin, ſo müßt Ihr wohl auch meiner Stimme Rechnung tragen, — und da wir einmal hier zuſammenkommen, um zu beſchließen, ob dem heurigen Herbſte unſer Segen oder Fluch zu geben, ſo müſſen wir verhandeln, bis wir einſtimmig aus dem Rathe gehen. Ihr werdet mich ſchwer zu Euern matten milden Anſichten bekehren; darum ſeid geſcheidt, und bekehrt Euch zu den meinigen, von denen ich nicht abgehe, bald, recht bald.«

»O nächtliches Chaos! wie knechtet doch die Jugend das ehrwürdige Alter!« ſeufzte Noe.

»Nun, nun, mit der Jugend hat ſich's wohl;« brummte Evoe mürriſch: „bin ich jung deshalb, weil Ihr noch älter? Allerdings wurden mir, da ich zu Theben unter Donner und Blitz zur Welt kam und dann drei Monate in meines Vaters Hüfte privatiſiren mußte, andre Dinge prophezeit, als ich ſpäter zu koſten bekam. Du ſollſt der Herr und Spender ewiger Jugend ſeyn, mein Dyonis! ſprach dazumal Vater Zeus. — Aber verſprechen und halten iſt zweierlei. Kaum war ich, wenige Jahrhunderte ſpäter, mediatiſirt, ſo hatte es mit Macht und Jugend ein Ende, und ich mußte froh ſeyn, daß ich ein coulantes Handwerk konnte, bei dem ich doch halbwegs mit Ehren alt zu werden gedachte. — Alt — allerdings — alt bin ich geworden; ich ſehe mich nicht gern im Spiegel an, und wenn ich von einem Farbenpatzer heutiger Zeit hie und da mein Bild, wie ich geweſen in meinen grünen Jahren, zu Geſicht bekomme, möchte ich weinen. Aber mit der Ehre! — wie ſieht's mit der Ehre aus? Nicht nur hab' ich keine Altäre mehr . . . auch mein Credit als Produzent wird täglich tiefer untergraben. Wenn ich mich überbiete in meiner Kunſt, und das Trefflichſte zu Tage fördere . . . keine ächte kenneriſche künſtleriſche Anerkennung mehr. Sie beſaufen ſich in meinem Nektar, aber ſie freuen ſich nicht deſſen vom poetiſchen Standpunkt aus.«

„Wenn Ihr mich nur ausließet mit der Poeſie!" ſchaltete Noe gemuthlich lächelnd ein.

Aber Bacchus, der Sohn der Semele, fuhr lebendiger fort: „Davon verſteht Ihr freilich nichts; das geht über Euern Horizont. Ihr macht nach Vorſchrift ſo und ſo viele Laſt Trauben, und damit Punktum. Ich darf dann ſorgen für den Spiritus, der hinein und heraus ſoll. Von dieſer edeln Befruchtung Euers Rohſtoffs habt Ihr gar keine Idee. Und darum ſeyd Ihr nur die phlegmatiſche Proſa, und ſeht nur ſo weit als Eure Naſe reicht."

„Nun, nun, . . . ich meine doch bewieſen zu haben . . ." machte Noe.

„Laßt mich ausreden;" machte gleich darauf Evoe: „Ihr hattet einmal, Anno X., einen guten Gedanken . . . Ihr ſchuft die Traube; das war nicht übel . . . der Moſt war ein Anfang, ein Anhaltspunkt . . . aber damit war's aus. Und wahrhaftig: das Waſſer mußte Euch im buchſtäblichen Sinn des Worts erſt in's Maul gelaufen ſein, ehe Ihr den guten Gedanken in's Leben zu führen Euch bequemtet. Das iſt die ganze Summe Euers Verdienſts, wenn ich nicht noch dazu rechnen will, daß Ihr ſeither keinen Tropfen Waſſer mehr getrunken, was auch ſehr natürlich und begreiflich, nach der großen Tour in der Arche . . ."

„Die ich machte als ein Retter des Menſchengeſchlechts und aller Creatur;" ſagte Noe mit Selbſtgefühl.

„Zugegeben auch das;" fuhr Bacchus fort: „allein Ihr machtet dieſe Tour ohne alle Genialität, ohne alle Divination, kurz ohne alle Poeſie, als ein ſimpler Kondukteur oder Zugführer. Hättet Ihr einen Gran Prophetenweisheit und Dichterahnung beſeſſen, Ihr hättet mit eigner Hand denjenigen von Euern Leuten, der da auserſehen, des Gambrini, des Biererzeugers Stammvater zu werden, über Bord geworfen, damit das Entſetzliche ſich nicht vollende. — Mit dem Worte „Bier" hab' ich das Schreckniß ausgeſprochen, das uns beide in unſern Würden und in unſerer Ehre heftigſt bedroht."

„Gambrinus iſt ein Mythus;" entgegnete Noe kaltblütig.

„Bei der Krone meiner verewigten Ariadne!" rief Bacchus: „alter Herr, Ihr redet Unſinn. Ein Mythus! allbarmherzige Götter! Was ſoll das heißen? Ein Mythus, ſo wie der ſchwarze Tod, der engliſche Schweiß, die Peſt, die Cholera geweſen! Und hieße der Menſch Habakuk, und wäre er ein Stiefelputzer geweſen, ſtatt eines Königs in Brabant, die Sache wäre ganz eine und dieſelbe. Erfunden

iſt doch einmal das hölliſche Gebräu, und erfunden hat's ein Menſch,
denn vom Olymp ſtammt wahrlich nicht die bittre Hopfenbrühe, der
fette ſchleimige Malzabſud! Und dieſes Jammergebräu iſts, das
uns den Hals bricht, in dieſen elenden Zeiten, wo keine Furcht mehr
vor den Göttern Platz findet. So lange dieſe Bierſeuche ſich noch
eingegränzt in den Landen, wo der Weinſtock nicht erlaubt und ſeß-
haft, ſo lange konnten wir noch lachen, Alter. Aber jetzo — aber heute,
da ſie ganz Europa überzogen . . .? he, was nun? An der Hand der
ſtygiſchen Nicotiana iſt das Ungethüm überall einheimiſch geworden,
in Frankreich, ja in Italien, ja in Griechenland, wohin, dem Fatum
ſei's geklagt, Deutſche es geführt: Deutſche, die einſt ihre Reben
gehabt an der Iſar, zu Regensburg an der Donau und ſo weiter!
Ja, ja: im Angeſicht des Parthenon, des Theſeustempel wird Bier
getrunken! in Palermo, in Meſſina und Catanea, in Calabrien und
Neapel hab' ich Bier gefunden. Am Rhein, den ich ſo hoch be-
günſtigt, in Franken, das wir ſo wohl bedacht — in dem Lande
ſelbſt, wo wir jetzo ſitzen, das voll von edeln Reben — überall
Bier und Bier! in Paris? Bier. In den Pyrenäen? Bier. In
dem Thal der Liebe, in dem von Vauclüſe, trinken Engländer Bier!
Und wo iſt Hülfe gegen ſolchen Drang?“

„Wird ſchon wieder einmal anders werden;“ tröſtete Noah.

„Den Teufel auch, wenn wir einmal aus dem Geleiſe gefahren
wurden! Sind wir nicht ſchon ein Spott der Kinder! des unver-
nünftigen Pöbels? Hat nicht ein gewiſſer Mozart in einer gemeinen
Oper ein Lied auf mich gemacht, ein Lied des Hohns?: „Vivat
Bacchus, Bacchus lebe, Bacchus war ein braver Mann?“ Mich
ſo niederträchtig zu machen, mich zum Patron der Beſoffenheit eines
Türken zu ſtempeln . . .!“

„Ach, redet nicht von meinen Türken!“ hat Noah plötzlich warm
werdend: „von den Elenden, die ihre Waſſerreligion in den Ländern
eingeführt, wo meine erſten Rebenplantagen erwuchſen!“

„Aha! fällt's Euch doch einmal ein, Alter? Eh bien: wo ich
in Indien meine Triumphe hielt, und recht brav in Wein machte . . .
herrſchen dort nicht die Waſſerſaufer für und für?“

„Und der Pater Mathew mit ſeinen Teatotallern?“ fiel Noah
ſeufzend ein.

„Aha, merkt Ihr was? ſpürt Ihr endlich, wo's Euch fehlt,
Alter? Und die vielen europäiſchen Narren, ſo man Hydropathen
nennt? Aber all' das iſt nichts, das iſt nichts, gar nichts. Aus

Waſſertrinkern können immerdar noch Weintrinker werden. Aber nimmermehr bekehrt ſich ein Bierfaß zu unſerm heitern Dienſt. Vielmehr macht der Bierſchlauch Proſelyten allerwege, zu aller Zeit, an jedem Tage, und unſer Reich mindert ſich, und an denen, die noch zu uns halten, hab' ich keine Freude. Sie mißbrauchen die Göttergabe . . . oder ſind mehr oder weniger auf dem Sprung, hinüber zu ſchlagen zum Gambrinus. — Was hat z. B. der göttervolle Sechsundvierziger geholfen, den wir wachſen ließen? Ich frage. Dieſe Deutſchen haben ſich daran toll und voll getrunken, aber — wo iſt der Gott geblieben, he? — darum halt' ich dafür, es ſei zu Strafe und Noth dieſer Wahnſinnigen pro 47 ein echter Rachenputzer zu produziren."

„Lieb' Bachele," ſagte Noah zuredend: „laß' doch die Leute leben. Sie freuen ſich ſo ſehr der guten Herbſtleſe, die da kommen ſoll. Sie brauchen ſo nothwendig Moos und Spores Raſſel; nicht minder eine Aufmunterung in ſchwerer Zeit."

„Nichts da: das Bier macht die Zeit ſchwer, denn die Menſchen machen die Zeit, und die Menſchen heutzutage ſind ſchwer vom Bier. — Sie fabeln viel von ihrem Geiſte? Ha, ha, ha, ich muß lachen. Eine geiſtreiche Zeit ohne aufrichtigen Cultus des Weins! Wo ſitzt der Geiſt als im Weine? Siehſt Du irgendwo einen anſtändigen Menſchen anſtändig beweint? Nimmermehr: Waſſer, Thee oder Bier ſind die Quellen des heutigen Lebens. Und eben darum muß Strafe ſein. In ihren theuerſten Intereſſen müſſen wir dieſe Sterblichen angreifen, an ihrem Geldbeutel ſie verwunden. Sie freuen ſich im voraus des Herbſtſegens, ſagſt Du? — Die Freude ſoll ihnen zu Waſſer werden, will ich haben. Füllten ſie nicht ſchon ihre Keller mit neuen Fäſſern, die Habſüchtigen? Verſchleudern ſie nicht verächtlich den Nektar von Sechsundvierzig um Spottpreiſe, nur um ihre alten Gebinde zu leeren, und mit dem neuen Wein Wucher treiben zu können? Wer ein Juwel vom reinſten Waſſer — pfui! vom reinſten Wein, wollt' ich ſagen, dergeſtalt mit Füßen von ſich ſtoßen kann, verdient, daß er in Armuth verderbe. Sie ſollen arm werden . . . nur durch eine große Kalamität können ſie allenfalls noch zur Erkenntniß kommen. Oder ſie wandern aus . . . gut; nach Amerika denn! Nirgends können ſie beſſer aufgehoben ſein. Nicht umſonſt heißt der Verſitzer der deutſchen Geſellſchaft jenſeits der Meere „Bierwirth". Fort mit ihnen zum „Bierwirth"! Und ich ſetze meinen Plan durch, altes Teſtament, oder ich laſſe mich augenblicklich penſioniren, und Ihr mögt zuſehen, wie Ihr allein mit dem ganzen Wirrwarr und mit Eurer Zukunft fertig werdet.“

„Seyd doch nicht ganz des leidigen Satans!“ flehte Noah, und wollte noch einige Bittreden beiſetzen, wurde aber unterbrochen von einer achtzehnkarätigen Baßſtimme, die auf der Straße ſang:

„Herr Noah war ein wackrer Mann,
„Und fing nicht erſt mit Scherben an …“

„Aha … hört Ihr …? das gilt Euch!“ rief Bacchus halblaut. Noah ſpitzte die Ohren.

Die achtzehnkarätige Baßſtimme ſang fidel weiter:

„Und wollt' er ha'n die Gurgel naß,
„So war's ihm, meiner Treu, nur Spaß,
„Zu ſchlucken gleich ein ganzes Faß
„Von hundertzwanzigtauſend Maaß!“

„Ei, die giftige Kröte!“ fuhr Noah wild empor: „Iſt's möglich, alſo hämiſch verläumdet zu werden? Ich geb' Euch mein Ehrenwort, Freund Lyäus, daß …“

„Weiß ſchon, weiß ſchon;“ fiel Bacchus ein: „Aber — da habt Ihr's. Dergeſtalt ſpielen Euch die Menſchen in ihren Schelmenliedern mit. Und wißt Ihr, wer da geſungen? Ich kenne dieſe grauſame Stimme wohl. Sie gehört einem Koryphäen von einer uns feindſeligen Parthei, deren ich in meinen gerechten Aufwallungen noch gar nicht erwähnte, obgleich ſie uns nicht weniger grimmig die Zähne zeigt, als Türken, Hydropathen und Gambrinusbekenner thun. Dieſe Stimme alſo gehört einem Fabrikanten ſogenannten deutſchen Champagners, einem gottloſen Weinverderber, der unter dem Vorgeben, unſer Produkt zu verbeſſern, es vergiftet, und die edle göttliche Waare, die wir erzeugen, dem blinden Volke verleidet.“

„Ja wohl, ja wohl;“ ſtimmte Noah nun aus voller Seele bei.

Bacchus fuhr fort: „Da ſchwatzen ſie immerdar von deutſcher Nation, und deutſcher Einheit, und machen doch alles ſklaviſch den Franzoſen nach. So auch martern ſie den edeln deutſchen Rebenſaft in die ſcheul- und greulvolle Maske franzöſiſchen Schaumweins hinein. Und das tolle Volk klatſcht ihnen Beifall, und bildet ſich was darauf ein, deutſchen Champagner bei ſeinen Zweckeſſen zu trinken, und bezahlt den Vergiftern ſeinen Katzenjammer zu ungeheuern Preiſen. Das darf nicht alſo fortgehen. Sie ſind des göttlichen Weins nicht werth, wie ſelten wir auch denſelben ſeit einer geraumen Zeit wachſen hießen. Mögen ſie erſticken in Waſſer und Fuſel, dem auch ſo viele Tauſende in dieſer verderbten Welt huldigen!"

„Ja, ja, bei allen Sternen!" ſagte Noah, ſchon halb überwunden: „das Alte ſtürzt allenthalben ein. So auch wollen ſie gar keinen alten Rebenſaft mehr trinken, und den neuen reſpektiren ſie nicht mehr. Ich ſehe ſchon: ich werde mich zu Eurer Anſicht bequemen müſſen. Doch laßt mir ein halbes Stündchen Zeit, zu überlegen, ob ich nicht noch eines und das andere zum Beſten dieſer allerdings ſchwerverirrten Menſchheit vorbringen mag."

„Meinethalben;" gab Bacchus zu: „ohnehin kommt jetzo das Nachteſſen, und es iſt nicht gut, bei Tiſch zu hadern. Später alſo, Patriarch; für jetzo laßt's Euch ſchmecken."

7.

Flori war, wo ſie hingehörte. Hinten am „Baſelſtab" befand ſich ein Garten; dieſer Garten war umgeben von einer Paliſſadenreihe, über welche Flori eben nur das Kinn ſtrecken konnte. In der Nähe brannte eine Laterne düſter genug, doch hinreichend, um den Zweiſprach zu verklären, der über die Paliſſaden hinüber gehalten wurde. Dieſſeits Flori, jenſeits Severin, ein kriegeriſcher Korporal, der aber nichts ſehnlicher wünſchte, als in den Friedenszuſtand zurückzukehren, und recht feierlich ſeine geliebte Flori zu heirathen.

So eben ließ die Letztere ſich, wie folgt, vernehmen: „Gib Acht, Severin, es thut ſich nicht mehr lange. Meine unendliche Geduld fängt an, zu reißen. Ich frage Dich noch einmal: Biſt Du ein Soldat von Blei, von Marzipan, von Lebkuchen? Pfui doch: ein Soldat ſein, ein Korporal ſein, verliebt ſein, geliebt ſein, und nicht einmal das Herz haben, dem Vater recht auf's Kollet zu ſteigen, damit er ſeinen Segen zu unſrer Sache gebe, und mich einmal mit dem dummen Krämer ungeſchoren laſſe? Wie kannſt Du Dich vor mir ſehen laſſen, und biſt doch kein herzhafter Mann? Es muß ein Ende nehmen, ſo oder ſo. Entweder ich nehme Dich, inſofern Du einmal Ernſt machſt, oder ich heirathe auf's Frühjahr einen andern, und wär's der Kuhhirt. Ich will mein eigner Herr ſein, entweder die Wirthin vom „Baſelſtab" oder von einem andern reputirlichen Hauſe … oder, was es nur in der Welt gibt; jedenfalls aber nicht mehr länger die Obermagd in meines Vaters Wirthſchaft."

„Beſte Flori,“ erwiederte der hübſche Severin etwas ſchüchtern: „wenn meine Frau, wärſt Du allerdings der Herr im Hauſe, das weiß ich nur zu gut, und mir wär's nicht unrecht; aber wie im Gottesnamen ſoll ich Deinen Vater herumkriegen? Ich bin ein armer Teufel, und er will Dich reich verheirathen.“

„Ach, was da!“ machte Flori: „hab' ich nicht ein ſchön Stück Geld von der Mutter geerbt? Bin ich nicht ſchon Majorin, wie der Notarius ſagt, wenn die Mädchen zu ihren Jahren gekommen ſind? Können wir nicht mit meinem Geld ein Haus, eine Wirthſchaft kaufen — am liebſten eine Brauerei, indem Du ein gelernter Bräuer biſt? Ich nehme mir kein Blatt vor's Maul, Du weißt das, und wollte ſchon die ganze Sache richten, wie ſich's gehört ... aber das ſchickt ſich für ein Mädel nicht; der Liebhaber, der Mann muß reden, und wenn er ſich deſſen nicht unterſteht ...“

„Halt, ach halt! Ruhig unter'm Gewehr!“ beeilte ſich Severin einzufallen: „Ich wollt' es ja gern mit Deinem Vater einmal probiren; aber kommandire mich, Du liebe ſtrenge Majorin, und ſag' mir, wie und wo?

„Ihr ſeid eben Maſchinen, Ihr Soldaten;“ antwortete Flori haſtig: „Ueber „„Rechts““ und „„Links““ und „„Halt““ und „„Front““ kommt Ihr nicht hinaus, und das Alles muß Euch erſt kommandirt werden, ſonſt fällt's Euch nicht ein. Iſt Dein Vater, Severin, nicht des meinigen Schul- und Wanderkamerad geweſen? Daß er arm geſtorben und mein Vater noch im Wohlſtand lebt, iſt eitel Zufall oder unſers Herrgotts Werk. Dafür kann nicht ich, und kannſt nicht Du. Du haſt jedoch Deine Profeſſion gelernt, dem Vaterland gedient, und bekommſt in vierzehn Tagen den Abſchied. Es iſt alſo, weiß Gott, natürlich, daß Du Dich jetzo ſetzen, Meiſter werden, verheirathen willſt. Eben ſo natürlich, daß Du mich nimmſt, die Dich von Herzen gern hat, und die eine Tochter des Schulkameraden Deines Vaters iſt. Das Alles ſtelle Du meinem Vater kurz und klein, gerad und militäriſch vor, und laß' ihn nicht los, bis er luck gegeben. Er wird ſich ärgern, ſchreien, wettern, Dich zur Thür hinausjagen; aber das thut nichts. Komm' Du nur wieder zum Fenſter herein, und gib nicht nach ... Du wirſt ſehen: am End' thut Er's.“

„I, wenn Du meinſt, daß es ſo durchgehen kann ...“ äußerte Severin, den Kopf zweifelhaft ſchüttelnd — „ſo will ich in's Himmelsnamen mich alſo unterfangen; aber — aber —“

„Aber? Aber? Der Mann, der das „„Aber““ erdacht, hat niemals was Rechtes zu Stande gebracht. Pfui, ſchäm' Dich, Severin. Du haſt mich nicht lieb, ... ſchon deswegen, weil Du nicht eiferſüchtig biſt, und eiferſüchtig ſollteſt Du ſein, mich immer noch in einem Hauſe, in einem Stand zu ſehen, wo der nächſtbeſte Bruder Liederlich oder Vollzapf ſo keck ſeyn darf, mir einen Kuß anzutragen, wie mir heut erſt wieder geſchehen, und ſo faſt alle Tage.“

„Na, ob ich Dich liebe? ob ich eiferſüchtig bin?“ blitzte Severin auf: „aber, lieb's Hammele, wird das im Bierhaus beſſer ſein?“

„Das verſteht ſich:“ ſagte Flori majeſtätiſch: „im Bierhauſe logirt man nicht, muß alſo nicht den Fahnenjunkern und Haarbeutelträgern, Zopfſieckeln und Brandläufern auf's Zimmer leuchten. Zudem wär' ich dort Meiſterin, und das Kareſſiren ginge etwa nur die Kellerin an. Somit ...“

„Jungfer Flori, Jungfer Flori!“ gellte es aus dem Hauſe.

„Potz Mord! Jetzt rufen ſie mich wieder. Adje denn, Severin, und mach', was Du für gut findeſt. Aber bis Oſtern muß ich einen Mann haben, und wenn Du derjenige nicht biſt, ſo iſt's ein Andrer — und Du allein haſt dann die Schuld!“

„He, he, he, Du ſpringfertiges Feuerteufelein!“ rief Severin: „wirſt Du mir nicht wenigſtens, bevor Du die Flucht ergreifſt, ein Küßchen zurücklaſſen?“

„Hab' jetzt keine Zeit; doch ich verſpreche Dir zehn und zwölf, ein Schweizerdutzend, wenn Du einmal den rechten Korporal herausgekehrt und unſre Sach' in Ordnung gebracht haben wirſt. Gute Nacht, Severin, und ſei einmal ein wackrer Kerl! Hörſt Du?“

Davon eilte Flori wie ein Hirſch, und verdutzt blieb Severin zurück. — „Wenn ich das Mädel nur nicht gar ſo lieb hätte!“ ſagte er unwillig zu ſich ſelber: „Ich werde mit ihr freilich nicht den lieben Frieden heirathen ... aber — was hilft's? Sie hat mich einmal im Sack. Wie ſoll ich jetzt nur an den Alten kommen? Ich will's machen, wie mein Kapitän. So oft er nicht recht weiß, an welchem Zipfel er eine Sach' anpacken ſoll, ſo trinkt er einen guten Schoppen oder zwei und drei, und auf dem Boden des Glaſes, behauptet er, ſitzt immerdar der Gedanke, der ihm hilft. Alſo: rechtsum, zum Schützen, Marſch!“

8.

Die Herren im Extraſtübel hatten mittlerweile buntüberecks die ſchlimmen Eigenſchaften des Weins abgehandelt und dabei deſſen ziemlich getrunken. So eben war der Kaſſier der Sprecher, und erzählte — gleichſam eine Arabeske zu dem abgehandelten Text — von ſeinem geizigen Onkel, der ſchon lang bettlägerig und ſchwer erkrankt, dennoch jegliche Stärkung von Wein abweiſe, behauptend, der letztere könne ihm wohl den Tod, aber nimmermehr die Geſundheit bringen. Dafür laſſe er ſich von ſeinem Neffen, dem Erzähler, bei jedem Anfall von Mattigkeit auf der Geige etwas vorſpielen. Die Muſik ſey, nach ſeiner Anſicht, die eigentliche Panazee, namentlich diejenige, die nichts koſtet.

Allgemeine Heiterkeit that ſich auf unter den Zuhörern, die Alle den unverbeſſerlichen Geizkragen, von dem berichtet wurde, kannten, und der Phyſikus-Witzbold ließ ſich in ſeiner Weiſe los:

„Hominus debet semel morire …“

„Famos! Verflucht gut! Ciceronianiſch! Ha, ha, ha!“

„…. Et quia semel certissime morexiturus, ſo wird auch Euer Onkel einmal in's Gras beißen, Kaſſier; und da Ihr ſein Erbe, ſo würd' ich ihm nicht ſo dienſtfertig mit der Vigoline zu Dienſten ſtehen. Er würde um ſo eher lucis lanternae — nein, bitt' um Vergebung: lucis aeternae wollt' ich ſagen, theilhaftig werden, und Eure Nachbarſchaft, Nachbar Kaſſier, würde von dem perennirenden Tetanus, den Euer Geigengefidel ihr zugezogen, kurirt ſein …“

„Bravo! ha, ha, ha! Prächtig! Famos!“

Während deſſen war der Amtsdiener hereingekommen, hatte den Amtmann beſcheidentlich in den Winkel gewinkt, und ihm halblaut geſagt:

„Herr Amtmann, es iſt 'was los.“

„Was denn? geſchwinde.“

„Der Herr Amtmann, hat die Frau Amtmännin geſagt, möchten gleich nach Hauſe kommen.“

„So? gleich? ſieh' doch! warum?“

„Die Frau Amtmännin möchten ſich gern niederthun.“ — (Sollte heißen: „in's Bette gehen.“ Der Amtsdiener war nämlich mit einem ſeiner frühern Prinzipale oft auf die Jagd gegangen, und beliebte nicht ſelten, etwas waidmänniſch Deutſch in ſeinen Reden mitunterlaufen zu laſſen.)

„Schlafen gehen? meinethalben; ich muß nicht dabei ſein. Ich werde heimkommen, wann's mir gefällt.“

„Schön.“ — Der Amtsdiener marſchirt ab.

Der Amtmann miſcht ſich, auf's neue mißſtimmt, in das Gelächter der Stammgäſte, und bringt ein „Pereat“ dem Wein und aller Muſik, das Violinſpiel des Kaſſiers inbegriffen. Zunächſt denkt er aber an ſeiner Gattin bacchantiſche Klavierſchlagerei, die ihm wohl manchmal Krämpfe verurſacht.

Indeſſen kommt der Wirth mit gleichſam freudeſtrahlendem Geſichte, ſieben Flaſchen unter'm Arm, um das „Pereat“ ſeiner undankbaren Gäſte zu beſchwören, inſofern es den Wein betraf, und ſagt: „Da, meine Herren: da wir doch ſo fröhlich beieinander ſind und ſo jung nicht mehr zuſammenkommen, beehre ich mich, Ihnen einen Tropfen zu koſten zu geben, den ich excellenter noch nie über die Zunge gebracht. Der Weinreiſende, der Herr Evoe in Nummer Zwei, hat mir ihn zur Probe zum Präſent gemacht, und nach dem erſtmaligen Erproben zu urtheilen, werd' ich bei ihm beſtellen. Er iſt zwar theuer, und koſtet nicht weniger als zwei Thaler die Flaſche ... aber unſer Einer muß von Allem haben, und ſodann, weil dieſe Flaſchen da gar nichts koſten, und der Herr Reiſende wünſcht, die Herren möchten ſich ihn doch ja umſonſt recht wohl ſchmecken laſſen ... und ſodann, weil ...“

Worauf der ewig durſt'ge Sportelextrahent: „Und ſodann alſo wollen wir kurz und gut ſehen, was mit dieſem Plempel da iſt und nicht iſt.“

Rüſtig ſchenkt er in der Runde die Gläſer voll. Die Gäſte ſetzen an, koſten, ſtellen ab, und ihren Lippen entſchlüpft ein begeiſtertes und kenneriſches „Ah!“

Das „Famos!“ des Notars bleibt nicht aus.

Und da mittlerweile eine Magd erſcheint, und den Herrn Kaſſier nach Hauſe beſcheidet, indem der bewußte Onkel plötzlich ſo krank geworden, wie noch nie, ſo rafft der Kaſſier eine der vollen Flaſchen auf, und läuft mit den Worten davon: „Wenn dieſes flüſſige und balſamiſche Geld nicht hilft, ſo ſchlägt Alles nicht mehr an.“

Und ihm nach eilt eifrig der Phyſikus, zurückrufend: „Hebt mir nur meine Bouteille auf, Ihr grimmigen Weinvertilger. Mit dem

Onkel werd' ich gleich fertig ſein, und dann bring' ich das Verſäumte ein."

„Dableiben! dableiben!" donnert dem Doktor der fünfſtimmige Chor der Zurückbleibenden nach.

„Ich kann doch den Onkel nicht ohne ärztliche Hülfe ſterben laſſen?" entgegnet der Spaßvogel und verſchwindet.

Der Beifall, der dieſem effektvollen Abgang folgt, iſt noch nicht verſtummt, und ſchon iſt der Amtsdiener wieder da. Diesmal jedoch nähert er ſich im Dienſtſchritt dem Vorgeſetzten, und meldet mit vernehmlicher Stimme:

„Herr Amtmann! es iſt 'was los."

„Was denn ſchon wieder?"

„Herr Amtmann! der Herr Bürgermeiſter werden ſo eben in Ihrem Hauſe mißhandelt."

„In ſeinem Hauſe?"

„Die Liedertafel mißhandelt den Herrn Bürgermeiſter mit einem Geſang, Herr Amtmann."

„Will Er ſchlechte Witze reißen? Als ob die Liedertafel uns nicht ſchon oft alleſammt mit ihren Geſängen malträtirt hätte ...?"

„Nein, im Ernſt, Herr Amtmann. Sie ſchimpfen den Herrn Bürgermeiſter in einem fort zum Fenſter hinauf aus, und die Hochzeitgeſellſchaft iſt in Angſt und Schrecken, und der Wachtmeiſter weiß nicht, was er dabei thun ſoll. Zugleich ſteht die Gaſſe voll von Leuten, die ein Mordſpektakel machen, und den Herrn Bürgermeiſter verhöhnen ..."

„Nun wahrlich!" fährt der Amtmann auf: „Was werden die Herren in der Reſidenz ſagen, wenn in unſerm ruhigen Städtchen derlei freche Verunglimpfung der Autorität vorfällt? Laſſen Sie uns gehen, meine Herren, und ſehen, was an der Sache iſt. Wenn der Tumult vorbei, trinken wir in Ruhe dieſen köſtlichen Wein aus. Kommen Sie, meine Herren!"

Und von dieſem ſeinem Generalſtab umgeben, rückt der Amtmann gegen die Emeute der Liedertafel aus.

Der Wirth, die ihm anbefohlenen Flaſchen im Kaſten bergend, ſagt ſtill für ſich hin: „Dem alten Hoffartsteufel, dem Bürgermeiſter, gönn' ich's wohl, wenn ihm eine Schand' angethan wird. Warum hat er die Hochzeit nicht im „„Baſelſtab"" ausgerichtet? Und wenn ich nicht etwas Beſſeres zu thun hätte — ich ginge gleich dem

Amtmann nach, um Aug' und Ohr zu laben. Aber ich habe etwas Beſſeres zu thun."

Derweilen ſchiebt er zwei von den zwei Dutzend Flaſchen, die ihm Hr. Evan Evoe zum Geſchenk gemacht, unter ſeinen Tſchoben, und will hinaus.

Da tritt ihm Severin entgegen, ſtockſteif, kerzengerade, jeder Zoll ein Korporal, und ſagt kurzweg: »Kann ich nicht mit Euch ein Wort ſchwätzen, Baſelſtabwirth?«

Der Wirth ſieht dem Severin an, daß er Verwegenes im Schild führt, und entgegnet etwas verlegen: „Lieber Freund, Du kommſt mir jetzt gerade ungeſchickt. Ich habe einen nöthigen Ausgang vor, und die Herren kommen auch gleich wieder."

„Aber es preſſirt, Baſelſtabwirth, es preſſirt!"

»Mir preſſirt's auch... und weißt Du was, Severin, um Dir die Zeit indeſſen zu vertreiben, ſchenk' ich Dir da eine Flaſche Extrawein. Damit geh' heim, und trink' ihn mit Verſtand. Morgen iſt auch ein Tag.«

Gemäß der Lebensregel, daß man dem gefährlichen Hunde ein Stück Brod zu reichen habe, dringt der Wirth dem Severin die Flaſche auf, und macht ſich davon.

Im Fortgehen denkt er ganz zufrieden: »Den wär' ich für jetzo los. Geht er heim, ſo iſt's gut; geht er nicht heim, meinetwegen. Will mir ihn heute ſchon vom Halſe halten. Mit der Flori hat's auch heute keine Gefahr. Die Mägde alle ſitzen ihr auf den Rippen, und ſie wird mit dem Severin kein Wort wechſeln, das ich nicht erführe.« —

9.

Nun aber auch ein Wort von dem Muſikkrawall, dem der Amtmann ſammt Gefolge ſo muthig entgegen gezogen. Die Sache war nicht halb ſo böſe, als groß der Lärm, den ſie gemacht.

Der Präzeptor-Präſident der Liedertafel, ein gewaltiger Orgelpauker von Natur und ein großer Kompoſiteur von Einbildungswegen, hatte dem jungen Ehemann, dem alten Bürgermeiſter, eine höchſtfreundliche Ueberraſchung zugedacht, und dazu den noch ältern Text: »Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang« mit einer nagelneuen Kompoſition, die expreß dazu auf Präzeptors Miſte gewachſen, verſehen; auch beſagtes Geſangſtück heimlichſt mit ſeinen Liedertäflern einſtudirt, bis es gegangen nach der Schnur, und nach dem Wunſche des Tonmeiſters.

Und nachdem ſich am feierlichen Abend in der Sängerherberge zum „Schützen“ ſämmtliches Liedergetäfel geſtärkt zur Aufführung des großen Ehrenhymnus, war es ausgegangen mit Stangen und Laternen und hatte unter des Hochzeitsſaales Fenſtern mit Sang und Klang angehoben — dergeſtalt unverhofft und kraftvoll, daß Schmaus und Tanz alsbald unterbrochen worden, um ſich zu verwandeln in aufmerkſames Lauſchen, geſtreckt auf den Fußſpitzen der Erwartung. — Die geſammte Nachbarſchaft war natürlich alſobald auf dem Platze, oder ſchaute wenigſtens bezipfelmützt aus den Fenſtern ihrer Schlafkammern.

Nun war Herr Präzeptor ein Muſiker älterer Schule, und konnte unter anderm ſeine Refrains nicht oft genug wiederholen und auslaugen. Auch bevorzugte er die Fermate ſehr. Auch trachtete er begierig die Aufgabe zu löſen, wie das geſprochne Wort des Chors beſtehen könne neben dem geſungenen.

Und eben in genannten drei Stücken und Liebhabereien ſteckte der Kern des Krawalls. „Hic jacevit lepus in pipere“ würde der Phyſikus geſagt haben.

Denn: auf die getragene majeſtätiſche Phraſe, ſchließend mit der Fermate: „Der bleibt ein Narr —“ folgte eine kleine Pauſe — dann der begeiſterte Jubelruf: Der Bürgermeiſter! unſer Bürgermeiſter bis in das ſpätſte Jahr! — dann wieder: „Der bleibt ein Narr, der bleibt ein Narr“ — Vivat der Bürgermeiſter immerdar! — „Der bleibt ein Narr ſein Lebelang!“ — Und ſo fort bis in's Unendliche.

Und ſo kam's heraus, als ob die Liedertafel dem Bürgermeiſter Grobheiten ſänge, und war's doch gar nicht ſo gemeint. Allein derſelbige Bürgermeiſter, der allerdings Wein, Weib und Geſang liebte, aber kein Narr ſeyn wollte außer ſeinem Hauſe, nahm das Lied krumm, und ſchimpfte auf die Gaſſe herab, und mit ihm thaten's ſeine kafferigen Verwandten, und immer ſtärker — ſie nahmen den Schimpf für Beifall, ſo wie der Bürgermeiſter die Ehre für Schimpf — brüllten die Liedertäfler, und immer auf's neue ſchrie Präzeptor Da capo! und für das Volk in Maſſe war das Gaudium groß, und es ſchrie mit ad libitum: „Der bleibt ein Narr!“ und: „Wollt Ihr 's Maul halten, Ihr Vagabunden, Grobiane, Zuchthausgeſindel!“ u. ſ. w. —

Freilich war indeſſen die bewaffnete Macht des Städtchens behutſam aufgetreten wie ein Mann, und ſtand auf zwei vierundſechzigjährigen Beinen tief im Schatten des Marktbrunnens. Dennoch drohte noch eine ärgere Verwicklung.

Denn vom „Anker“ her bewegte ſich ein Zug von ſatten Zechern, die aus voller Bruſt, obſchon ſatt, das ſchöne Lied ſangen:

„Wär' ich nur eine Luiſed'or,
Ich kaufte mir gleich Bier davor ...“

Und die Liedertafel wollte dieſen Geſang nicht dulden, weil ſtörend; und die nicht gerade mitwirkenden Glieder der Tafel hätten gern die bierfreudigen unzünftigen Sänger durchgeprügelt; — und die Bierfreunde hätten gern in die Beweinten gekeilt, und das Volk — gar zu gern — hätte Parthei gegen beide genommen ... aber ſo weit kam's doch nicht, wenn ſchon die bewaffnete Macht immer noch einmüthig hinter'm Brunnen ſtand. — Denn an der Spitze des Zugs, der gern „eine Luiſed'or“ ſeyn wollte, befand ſich der wohlbekannte dicke flämiſche Gaſt aus dem „Baſelſtab“ und beruhigte glücklich ſeine Geſellen mit den Worten: „Gebt Ruhe, aber keine Blöße, Kameraden. Stellt Euch nicht auf eine Stufe mit jenen Weinſäufern. Bier trinken und Ruhe geben iſt die erſte Bürgerpflicht. Wer ſich aber in die Kleien miſcht, wird gefreſſen, Ihr wißt ſchon, von wem!“ — Worauf die Luiſedorer: „Vivat das Bier, Pereat der Wein, Vivat Gambrinus von Brabant, der Malz und Hopfen und Bier erfand!“

Und richtig kam juſt Einer um die Ecke, der die Emeute verſchlingen wollte: der Amtmann, hinter ihm in beſcheidener Entfernung ſein Generalſtab. —

Ein großer Mann, und ein ſtarkes Meerrohr wirken Wunder, kommen ſie zu gelegener Zeit. — Und während vor Bürgermeiſters Hauſe die Wunder vor ſich gehen — huſch, eine Gaſſe weiter in die Apotheke hinein, und zwar in Jungfer Rickele's ſtille Stube, wo ein tiefer Friede herrſcht, ungeſtört von dem Toben der Parteien!

Ach, wie kordial ſitzen da am kleinen Tiſchchen, umgeben von enormen Stößen von zu bügelnder Wäſche, vor ein paar freudig flackernden Lichtern, und vor geſchliffenen niedlichen Gläſern, die da gefüllt mit flüſſigem Golde des Weins, das eben beſagte Fräulein Rickele, — der noch vor Kurzem genannte Wirth zum „Baſelſtab!“

Die Reihe des Redens — geredet wurde eifriger, denn gezecht, wie man wohl glauben mag — iſt juſt an dem Rickele; der Wirth hat ſchon in Folge des erſten Toaſts ſein ſehnend liebend Herz aufrichtigſt erleichtert. Und das Rickele — eine ſaubre Perſon von geſtandenen Jahren, der nur ein bischen gar viel Aehnlichkeit mit dem Bruder Apotheker an der Schönheit Abtrag thut, ſpricht ſich folgendermaßen aus:

„Ich weiß nicht, iſt es Ihre Freimüthigkeit, mein Beſter, oder iſt es dieſer goldne Balſam, mit dem Sie mich zu traktiren ſo gut ſind — — aber auch ich fühle mich aufgelegt, Ihnen ſo recht von der Seele weg zu ſagen, wie und was ich von Ihrem ſchätzbaren Anerbieten denke. Sehen Sie: ich habe mich allerdings ſchon lang hin und her beſonnen, ob ich einen Mann von fünfzig Jahren, wie Sie ſind, heirathen ſoll. Ich könnte mit meinem Gelde eine vornehme alte und unabhängige Jungfer bleiben. Aber ich ſitze nicht gern mutterſeelenallein, wie die Spinnen in ihrem Gewebe, in meinem Hauſe und wäre das Haus noch ſo ſchön. Mit meinem Bruder, dem alten Junggeſellen, thut ſich's auch nicht mehr. Denken Sie ſich: ein alter Junggeſell und ein Apotheker obendrein! Seiner Launen und Wunderlichkeiten iſt kein Ende. Ich habe meine Vierzig auf dem Rücken, und will meine Ruhe haben. Noch bis vor acht Tagen habe ich zwar eine Hoffnung gehabt ... ich will das Ihnen nicht verſchweigen ... eine Hoffnung, die gerecht und billig und angenehm war. Vor zwanzig Jahren ſchon hab' ich einen armen Studenten freigebig unterſtützt, vom Gymnaſium auf die Univerſität befördert; die Koſten ſeines Examens beſtritten. Er ſollte mich heirathen, ſobald er's zum Aſſeſſor gebracht haben würde. Aber, wie eben die Männer ſind, Ausflüchte über Ausflüchte, Zaudern über Zaudern. Der Aſſeſſor hat mich nicht, aber jetzo, da er Regierungsrath geworden, eine Andere geheirathet. Und darum will ich auch heirathen, und nehme alſo in Gottesnamen Sie. Ihnen iſt, wie Sie ſelbſt ſagen, weniger um meine Perſon, als um mein Geld zu thun ...“

„Wie geſagt;“ ſchaltete der Wirth ein: ich möchte gern meinen Kindern ihr Mütterliches ausfolgen, das jetzo noch in Reben und Baulichkeiten ſteckt; die Flori verheirathen, das Joggeli auf den „„Baſelſtab““ ſetzen, und die Spedition, von der Sie wiſſen, in Betrieb bringen ...“

„Recht;“ fuhr Rickele fort: „auch mir iſt um Ihre Perſon nicht ſo viel zu thun, als vielmehr um in dem Ort eine angeſehene Frau zu werden. Darum — ohne Umſchweiſe: hier haben Sie meine Hand. Es ſoll gelten.“

„Topp!“ rief der Wirth vergnügt: „Wie macht ſich doch heute Alles ſo rund, ſo ſchön, ſo aufrichtig ab. Die Wahrheit, nur die Wahrheit! Sie ſoll leben, Verehrteſte!“

„Ach ja, ſie lebe, und wir vor allem in Glück und Zufriedenheit!“ fiel Rickele ein, und ſie ſtießen begeiſtert an. —

So hatte des Bacchus Geſchenk zu Stande gebracht, was lange nicht hatte gelingen wollen; — und ſehr befriedigt ſuchte der Baſelſtabwirth den Heimweg.

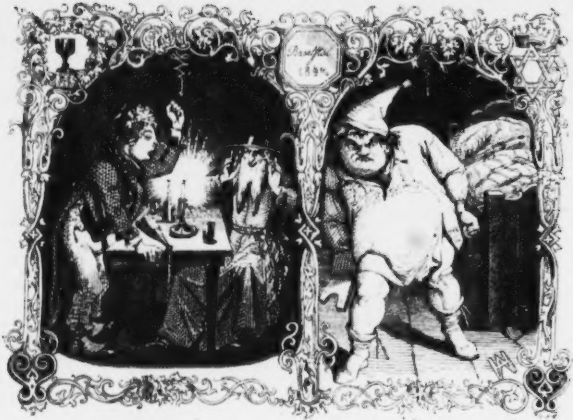
Rickele blieb ſinnend und ſitzend in ihrem Stübchen, und freute ſich ebenfalls des Geſchäftchens, und malte ſich ſchmunzelnd und nickend die heitre Zukunft der Frau Spediteurin aus, und über dieſem Gemälde, das luſtiger, als die um ſie her flackernden Lichter, nickte ſie eigentlich ein — in den Schlummer, der ſo wohlthut, wenn man erreicht des Strebens Ziel. —

10.

Der Amtmann ſtieg zum Kapitol, um den Göttern zu danken: — in den „Baſelſtab“. Die Emeute war beſchworen, der Krawall beendigt; ein Dutzend von Vorkämpfern der Liedertafel brummte im Arreſt. „Wartet, wartet,“ rief der Sieger unter der gaſtlichen Pforte zurück in die Nacht: „ich will euch lehren, den Bürgermeiſter öffentlich coram populo und in foro per „„Narr““ zu traktiren! Aber das kömmt vom verdammten Wein, ſo wie der Liederunſinn nur aus der Beſoffenheit entſpringt. Ich lobe mir das Bier! Indeſſen wollen wir doch unſer Extrafläſchchen austrinken, bevor wir auf unſern Lorbeern zur Ruhe gehen.“

Bacchus hatte dieſe Worte vernommen, und ſagte zu Noah, der vergebens für die weinbedürftige Menſchheit plaidirt hatte: „Seht Ihr wohl? Dieſer Archont, oder was er iſt, preiſt das Hopfengebräu juſt, indem er das Maul aufſperrt, um meinen Nektar vom Olympusgebirge hinunterzuſchlürfen. Undank! dein Name iſt Menſch!“

„Die himmliſchen Mächte mögen ihnen vergeben, dieſen blinden Menſchen!“ ſeufzte Noah, und ſuchte ſeine Nachtmütze hervor. „Wenn ich nur wüßte — hob Bacchus nach einer Weile an — welch’



ein banger, fader, unleidlicher, ſchwüler Dunſt ſich hier verbreitet? Es riecht wie nach gährendem Malz?“ — —

Im Nebenzimmer dachte ſich der dicke flämiſche Gaſt, der ſich eben zu Bette legte: „Iſt mir doch, als läge ich in einem weingrünen Faſſe! Puh, welcher Stank!“

Er hielt das Ohr an die dünne Scheidewand, und hörte, wie Bacchus drüben abermals anhob: „Ihr werdet wohl jetzo mit mir einverſtanden ſeyn, Patriarch? Die Burſche verdienens nicht beſſer. Mein Wein wird ſie nicht probehaltig finden. Ihr ſollt's erleben, welche Ehre ſie ihm anthun werden. Und Eure Geſchichtlein halten auch nicht Stich. — Der Säufer, den Ihr mit edelm Sechsundvierziger bedacht, hat freilich eingeſehen, daß derſelbe beſſer als Fuſel und Rachenputzer; da er jedoch nicht im Stande, den trefflichen Wein zu bezahlen, und doch nicht mehr einen ſchlechtern trinken mochte, ſo hat er ſich auf's Bier geworfen und allem Wein Valet geſagt.“

„Ja wohl, ja wohl;“ ſeufzte Noah.

„Eben ſo ging es mit demjenigen, der in der Begeiſterung des Edelweins, den Ihr ihm zukommen ließt, den hochherzigen Entſchluß gefaßt, mit ſeinem reichen Vermögen einer armen Familie aufzuhelfen? Kaum war die edle That gethan und die Begeiſterung vorüber, ſo reute ihn die That und deren Veranlaſſung und ſeitdem trinkt er Waſſer wie ein Froſch? Iſt's ſo, oder . . . ?“

„Ja wohl, ja wohl!“

„Und ſo geht es durch den ganzen Sack voll Hiſtörchen, die Ihr zu Markte brachtet. Der Wein hat den Undankbaren wohl gethan an Leib und Seel', und gleich darauf ſind ſie von unſerm Cultus abgefallen — in's Waſſer, puh! oder gar in's Bier! Pfui!“

„Blezen! Blezen! Ihr Gauner, ihr Spitzbuben!“ — machte der Flämiſche halblaut, und ballte die Fauſt drohend gegen die Wand.

„Und ſo bleibe ich denn bei meinem Spruche, Alter, und ich denke, Ihr ſagt: Ja, und pereat mundus!“

„Nur noch abwarten, wie's da unten mit der Probe geht, die Ihr gewagt;“ bat Noah.

„Meinetwegen; aber Ihr werdet ſehen — 's wird nicht zum Beſten ausfallen. Der edelſte Wein der Erde wird nicht im Stande ſeyn, die verderbte Kreatur zu beſſern. Indeſſen aber gute Nacht. Der Malzdunſt, den ich ſpüre, greift mich an.“

Bacchus wandelte in ſein Zimmer. Noah zog die Nachtmütze tiefer und ſchlief. Von dem flämiſchen Nachbar iſt nichts zu berichten.

Mittlerweile ging's lebendiger im Extraſtübel her.

Die „Herren“ ſaßen wieder alle beiſammen, und freuten ſich des „Vin d'Olympe.“ Der Kaſſier fehlte. „Warum?“ ſagte der Phyſikus: „Der Geizhals iſt richtig geſtorben. **Morexit.** Aber wie? das iſt die Hauptſache. Der Neffe ſtippte ihm ein Glas von dieſem Götterwein unter die Naſe. Richtig kam der arme Teufel wieder zu ſich. Hätte er getrunken … wer weiß, wer weiß? Aber ſtatt deſſen, quid facit? Er fragt: Was iſt das? — Wein. — Wie theuer? Mag wohl fünf Gulden werth ſeyn, meint der Baſelſtabwirth; — ſo ſagt der Neveu. — Worauf jener ſagt — **ait ille:** Herrgott, … das Schandgeld! — Und ſiehe: vor Schrecken über den hohen Preis wird er gleich hin. Syncopsis cum morte pauper in pauper!“ —

„Ha, ha, ha! Prächtig! Famos! ha ha ha!“

Eine herrliche Leichenrede, die ſich in ein ſolennes „Salamanderreiben“ auflöſte. Die Herren verſetzten ſich in ihre blühenden Studentenjahre, und kamen augenblicklichſt und zwar auf befremdliche Weiſe in Zug.

Denn auf einmal glotzt der Domänenverwaltungsbuchhalter den Phyſikus durchdringend an, und ſagt: „Wie lange denn aber, lieber Mann, werden wir noch das abgeſchmackte Zeug anhören müſſen, das Sie uns Tag für Tag zum Beſten geben? Ihre ſogenannten Witze, Ihr Küchenlatein, Ihre hanswurſtiſchen Redensarten haben denn kein Ziel und Ende?“

Worauf der Phyſikus ſehr gemüthlich: „Freilich iſt das Alles nur ſchaalſter Plunder, Verehrter, und ich ſchäme mich deſſen nicht ſelten; aber um Gotteswillen, was ſoll ich denn mit euch, dumme Kerle, reden? Was namentlich mit Euch, Profeſſor, der mit jedem Worte ein beglaubigt Armuthzeugniß für ſeinen Geiſt ausbietet?“

Eben ſo gemüthlich der Apotheker: „Ihr beide treibt allerdings Luxus mit eurer ſeichten Einfalt. Warum ſollten aber wir andere dumm ſein? Ich bin Pharmazeut … ein Liebhaber von Kamelien …“

„Selbſt Kameel!“ warf der Notar ganz einfach zu: „Ein famoſes Kameel …“

„Und — fiel der Sportelextrabent ruhig ein — ein Narr mit allen ſeinen Kamelien oder Dromedarien …“

„Nun, nun,“ lachte der Amtmann dazwiſchen — „gleicht's aus, Ihr Herren; alleſammt ſeid Ihr über einen Kamm geſchoren, das weiß Gott … und dennoch iſt der Baſelſtabwirth in das Herz hinein froh, daß Ihr nur an ſeinem Tiſche ſitzt, und ſeinen geſchwefelten Wein trinken mögt …“

„Wie ſo, wie ſo?“ — fragte der Wirth mit aufrichtigſter Gelaſſenheit entgegen: „Wüßte nicht, daß ich froh ſein müßte? wüßte nicht. Die Herren vertreiben mir manchen Gaſt, und trinken doch nur lebhaft, wenn ſie's geſchenkt bekommen, wie heute. Aber — was will man auf dem Lande thun, als auch dem Teufel ein Kerzlein anzünden, damit er uns nicht vor Amt und Reviſorat um unſere Sach' bringe?“

„Das geht auf Sie, Herr Amtmann,“ meinte der Phyſikus, „und der Wirth hat Recht, da Sie in der That gar oft ein nachträgeriſcher Chikaneur ſind.

„Ei ja;“ ſagte beifällig der Sportelextrahent: „das ſind Herr Amtmann allerdings …“

„… Und ich warte,“ ergänzte der Amtmann, „nur auf eine Gelegenheit, um Dir, Kanaille, den Hals zu brechen.“

„Danke, danke, hab' es längſt gemerkt;“ entgegnete Extrahent mit lächelnder Unterwürfigkeit: „Sind dafür ſchon lange auch von mir in der Reſidenz denunzirt worden, und dürften leicht eher das Genick gebrochen haben, als meine Wenigkeit.“

„Das freut uns, das freut uns — das freut uns gar ſehr!“ ſangen Notar, Phyſikus und Buchhalter aus vollem Halſe.

Der Apotheker aber machte zufrieden: „'s gibt doch, weiß der Himmel, kein ſchlechter Volk, als dieſe Kanzleihengſte; verlogen, verbiſſen, von Neid und Galle zerriſſen … das Land placken, die Leute ſchinden, nach einem elenden Titel, nach einem Bändel im Knopfloch jagen …“

Der Amtmann, trotz der wunderlichen Weinlaune, die bisher aus ihm, wie aus den Andern geredet, ſprang elektriſch berührt von ſeinem Sitze auf — keine Gelaſſenheit mehr möglich, da von verunglimpften Titeln und Bändeln die Rede — und ſchrie den Apotheker an: „Halt's Maul, alte Retorte, boshaftes Veſikator!“

„Ja, ja!“ ſtimmten die andern Betitelten aufſpringend ein: „Hinaus mit dem vitriolſauren Kerl, hinaus!“

„Was da?“ ſchnurrte der Apotheker auf den Amtmann los:

„Mich … einen angeſeſſenen Bürger hinauswerfen? Probire das, du Landpaſcha!“

„Ordnung will ich im Hauſe haben!“ kam der Beſcheid entgegen.

Und wiederum der Apotheker: „Schaff' Du Ordnung in Deinem Hauſe, mit Deiner Frau, ehe Du …“

„Mein Meerrohr!“ ſchrie der Amtmann. — „Sukkurs!“ ſchrie der Apotheker. — „Hinaus, hinaus! der Pflaſterſchmierer hat uns Alle beleidigt!“ ſchrieen die Andern.

Der Wirth ſprang in die Mitte mit den Worten: „Gewiß würde mir's großen Spaß machen, die Herren in rechter Prügelage zu ſehen, und ich würd's nicht hindern; Ihr Alle ſeyd nichts werth. Indeſſen iſt der Pillenfuchs ſo gut als mein Schwager, und darum darf ich ihm nichts zu Leide thun laſſen. Joggeli, Saleſi, herein, mit Bengeln oder Farrenwadeln herein!“

Jetzt war der Tumult am größten, und die Gerufenen kamen wirklich — mit ihnen Severin, mit der bewußten Flaſche, die, aber leer, unter ſeinem Arme.

„Ich hab' mit Ihm zu reden, Baſelſtabwirth!“ hob der Korperal zum Wirth an.

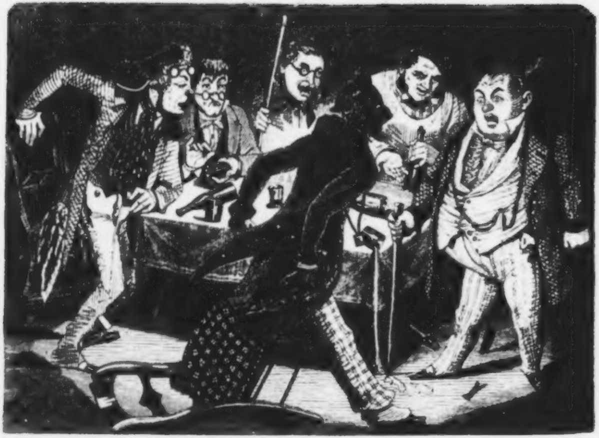
Weil aber juſt der Phyſikus dem Extrahenten zudonnerte: „Schlag' Er den Cubebarium nieder, langer Schlingel! Nieder, ſag' ich; denn er iſt mir noch das Neujahrgratiale ſchuldig!“ — ſo rief dem Korperal der Wirth entgegen: „Erſt dreinpfeffern, Severin, dann reden! Alloh! haut drein, wenn ſie den Apotheker nicht in Frieden laſſen wollen!“

Und ſchon zum Kampfe kreuzten ſich Stöcke und Stuhlfüße, und die Muſe der Schlachten hob ſchon den Griffel, ihr Bülletin zu entwerfen … da … horch! … was wimmert hoch vom Thurm? — Das iſt Sturm!

Und der Amtsdiener, jammer- und leichenblaß, ſchreit in die Thüre: „'s iſt was los! Feuer! Feuer! In der Apotheke iſt's los!“

Und flugs war allenthalben die Beſinnung wieder da, — das Unglück, ein flammender Vermittler, rief Jeden von dannen auf ſeinen Poſten. — Im Nu war der ganze Zechraum im „Baſelſtab“ geleert, als wie mit Beſemen gefegt. — —

Aus dem Oberſtock der Apotheke ſchlug die lichte Lohe, ſchrecklich anzuſehen. Die Wäſche, die während Nickele's Schlummer an den flackernden Lichtern in Brand gerathen, wehte, hundert feurigen



Rieſenzungen zu vergleichen, zu den geſprengten Fenſtern in die Luft hinaus, und mitten in dieſer Glorie des Verderbens rang zeternd Rickele die Hände.

Aber nur ein Augenblick, und auf kühner Leiter zeigt im grellen Glaſt des Brandes ſich eine ſchmucke Uniform, das Haus erſtürmend — und wieder nur ein Augenblick, und ſchon iſt das dem Feuer entriſſene Fräulein wohlbehalten auf kühler Erde angelangt, getragen von dem tapfern Severin... die herbeiraſſelnden Spritzen ſpielen an gegen den Herd der tobenden Gluth... der Amtmann und ſein Meerrohr wirken abermals Wunder — — — mit dem Schlag der Mitternachtsſtunde löſcht der letzte Funke aus — und von dem Unglück des Abends zeugen nur ein ruinirtes Zimmer der übrigens unverſehrten Apotheke, und ein bedeutendes Manco im Linnenvorrath des Hauſes. Ehre, dem Ehre gebührt! —

11.

Am folgenden Morgen war im „Baſelſtab“ große Zufriedenheit an der Tagesordnung. Erſtens hatte das gerettete Rickele zum erſtenmale mit ihrem Verlobten unter einem Dach geſchlafen, weil ihre Stube ſo ſchnell unwohnlich geworden. Zweitens hatte daſſelbe Rickele vor aller Welt, die zugegen, erklärt, daß ſie entſchloſſen, des Baſelſtabwirths Frau zu werden. Drittens hatte ſie verlangt und zwar ernſtlich, daß ihr Retter Severin glänzendſt für die Rettungsthat belohnt werde.

Da nun der Korporal nur von einem Preiſe und nicht von einem andern wiſſen wollte, und Flori ſich gern dazu verſtand, ihre Perſon als Lohn und Preis davontragen zu laſſen... da Flori's Vater in den Tod froh war, ſein Rickele ganz und lebendig zu beſitzen, und zugleich die Tochter los zu werden... ſo machte ſich die Sache abermals rund und ſchön, und der Vater ſagte dem Paar: „Geht hin und heirathet Euch“ und Rickele fügte dazu ein ſchön Präſent, eine vollgültige Ausſteuer dem kühnen Severin.

„Aber Du!“ ſprach Flori zum Korporal im Vertrauen: „Wenn Du verbrannt wäreſt, tollkecker Burſche?“ — „Ha; ich hab's eben nicht laſſen können, Flori. Der Wein hat mich in Feuer und Glück gejagt!“ — „Schon recht, Severin, aber — nicht mehr trinken, nicht mehr Wein trinken, hörſt Du? Du lieſeſt mir noch einmal einem Weibsbild durch's Feuer nach, und das möcht' ich doch nicht erleben!« —

„Richtig, Flori! Keinen Wein mehr ... aber ein Bräuhaus her ... Faß und Keller her, Malz und Hopfen her, und Du ſollſt ſehen, was Du an Deinem Mann haſt! — Der Holländer in Nummer Drei hat mir ein Bierrezept geſchenkt, das Wunder thun ſoll, ſagt er, hat er geſagt, und da der Ankerwirth doch ſeine Sach' verkaufen und nach Amerika will, ſo hätten wir unſer Neſtlein ſchon gefunden!«

»Ach, Severin, Du ſelber biſt ja meines Lebens Anker!“ — Die Flori war gerührt; ein ſeltnes Ereigniß.

Während dieſes ſich begab, ſchaute der fröhliche Baſelſtabwirth das Joggeli an, das himmellang und verſchüchtert gleichſam an der Wand klebte, und nicht wußte, wie es ſeines Herzens Gebreſten los werden wollte. Und auch den Wirth beſchlich ein menſchliches Rühren und Fühlen, und er fragte das Joggeli: »Da ich das Rickele heirathe, und die Spedition übernehme, wollteſt Du Dich mit dem „»Baſelſtab«“ chargiren ... he?“ —

»Ha, wenn ich ihn ohne die rothe Trandel, aber mit dem donnersnetten Breneli übernehmen dürfte ...?« ſagte Joggeli entgegen.

Und da der Wirth ſein Geſicht ein wenig ſchief zog —

»Lieber Alter,« hob das Rickele an, „laß' die Leute auch ein bißel glücklich ſeyn, da wir ja es zu werden im Begriff ſtehen. Meine erſte Bitte, lieber Alter!«

Und der liebe Alte ſagte: „In Gottesnamen!« — und ſo hatten ſich auch das Joggeli und das Breneli.

»Dein Verſprechen, lieber Wirth?« flüſterte Breneli dem Joggeli zu; und derſelbe gab aufrichtig darauf: „Keinen Wein, meiner Seel', liebe Seele! 's bleibt dabei!“

Aber auch zu ihrem Hochzeiter ſprach Rickele: »Du ... das Weintrinken hätte uns geſtern elend übel bekommen können. Was meinſt Du? Wir ſtecken's auf?«

»Um Gott zu danken für ſeine Gnade, ſo mag's darum ſein;“ antwortete der neue Spediteur: »Mein Tochtermann, der Severin, ſoll nur ein gutes Bier herſtellen, und ich halte mich dann daran, wie an einen feſten Wanderſtab.“

Auch der Herr Präzeptor, behauptete Breneli, habe den Wein auf ewig verſchworen, weil derſelbe den Unfug vor Bürgermeiſters Hauſe eigentlich angerichtet, und die eingeſperrten, ſowie die freigebliebenen Liedertäſler haben ihn in Bann gethan — den Wein. Vom Bier könne man viel mehr und zwar unbeſorgter trinken; meinten ſie. —

Um die elfte Stunde des Vormittags zogen aber niedergeſchlagenen Auges und mit ſchamrother Stirne die Extraſtübelherren vereinzelt in den Baſelſtab ein, und durſteten ſehr in Folge der Qualen und Störung der Nacht, und getrauten ſich kaum, einander den guten Morgen zu bieten.

Siehe: da lag im Extraſtübel ein Fäßlein Bier auf, von herrlicher Natur und Stärke und Klarheit, ein Wunder von Märzgebräu, und nach des Wirths Angabe hatte es der ſchon verreiſte Flamiſche von Nummer Drei für die Herren als ein Souvenir geſtiftet und zurückgelaſſen.

Und die Durſtenden waren damit ſehr zufrieden, und der Amtmann brach zuerſt das Eis beſchämten Stillſchweigens und redete die Geſellen an: „Meine lieben Freunde, mich will bedünken, ein böſer Geiſt habe geſtern ſeinen wüſten Spaß mit uns getrieben?“

„Ach leider, leider!“ ſangen die Andern den Chor mit geſenkten Häuptern.

„Drum ſchlag' ich vor, gleich heute wieder Alles einzurichten, und dem Weinteufel abzuſagen in aeternum!“ fuhr der Amtmann fort: „Wir haben uns ja ſo lieb, und ſitzen ſo fröhlich beiſammen …“

„Und hatten einander immer, ach immer ſo lieb!“ ſetzte der Chor wieder an: „und pereat der Wein, der Friedensſtörer!“

„So ſtoßen Sie an, Herr Sportelextrahent!“ ſprach der Amtmann: „Sie ſind ein kreuzbraver Mann!“

„Und Sie der humanſte Beamte auf Erden, Vivat hoch!“ machte der Extrahent.

Und der Apotheker: „Wer mir über die Beamten noch etwas ſagt, hat's mit mir zu thun! Vivat Titel und Bändel, und Vivat ich ſelber, der ich von dem Weibsbild erlöſt bin, das mir über'm Kopf das Dach angefeuert.“

„Und Vivat mein todter Onkel!“ rief der Kaſſier, der eingetreten: „und Vivat der Entſchluß, dem Wein den Abſchied zu geben. Ich hätte ohnehin keinen Tropfen mehr davon hinunterbringen können, ſeit ich geſehen, wie mein Onkel vor dem vollen Glaſe ſtarb.“

Und der Domänenverwaltungsbuchhalter neigte ſich freundlichſt zum Phyſikus, ſprechend: „Warum ſo ſtill in der allgemeinen Heiterkeit, beſter Freund? Wollen Sie denn heute gar nichts von Ihrem Witze ſpendiren, der uns ſo ſehr gefällt und unſre liebſte Speiſe iſt …?“

„Wenn Sie nicht vorziehen wollen, uns von Ihrem Geiſtes-Vorrath zum Beſten zu geben, lieber Profeſſor?“ entgegnete ſchmunzelnd und faſt gerührt der Phyſikus — und beide Genie's fielen ſich in die Arme, um den Hals, und tranken Schmollis.

Und der Notar hob an zu ſingen, daß die Scheiben zitterten: „Allen Trunknen ſoll vergeben, und kein Katzenjammer ſein! — Famos! famos! famos!“

Unter vielen „Vivats“ wurde das Fäßlein erſchöpft, ſein Inhalt vertilgt.

Der flämiſche Fremde hatte ſich in's Buch geſchrieben: Bock — Salvator — Gambrinus, Exkönig von Brabant. —

Die Herren Evan Evoe und de Noe waren verſchwunden, ſpurlos, ohne Abſchied. Der erſtere mußte aber ſeine ſtrenge Maßregel durchgeſetzt haben, denn von Stund an wurde der September ſchaal und naß und kalt, und der Herbſt brachte ſaure Brühe. Der koſtbare Sechsundvierziger war ſchon in alle Welt gegangen um einen Spottpreis, die ſaure Brühe wollte Niemand trinken, und ſo hatte Gambrinus, ſtill ſich rächend, ſeiner Hopfenkrone eine neue Provinz unterworfen.

Dies die Geſchichte des geheimen Weinkongreſſes im „Baſelſtab.“ —

Das

Strafgericht der Eidgenoſſen.

(1587.)

Erſter Abſchnitt.

Die Heimkehr.

„O wie ſo ganz anders Du, mein Vaterland!"

Es ging wohl ſchon Mancher in die Fremde, und da er zurückkam, hat er ſeine Heimath nicht mehr erkannt mit Haus und Hof, und Allem, was darinnen. Alſo auch begegnete es dem jungen friſchen Geſellen Theobald, dem Schmied, im Jahre, da man zählte Eintauſend Fünfhundert und ſiebenundachtzig. Dennoch war er nur zweimal zwölf Monden lang auswärts geweſen von ſeinem Vaterſtädtlein Mülhauſen im Sundgau, welches dazumal ein der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft zugewandter Ort. Das alte unſichtbare Weib mit tauſend und abertauſend Zungen, die Fama, hatte ihm freilich, während dem er heimpilgerte mit geſunder Lieb im Herzen und mit wunden Füßen, allerlei ſeltſame Dinge berichtet, die ſich zu Mülhauſen zugetragen haben ſollten, und er hatte davon mehr als die Hälfte geglaubt. Aber bald ſollte er mit Händen greifen, daß ſeine Erwartungen nur ring und winzig geweſen, gegen das, ſo ſich wirklich zu aller Menſchen Verwunderung innerhalb der Mauern der genannten Stadt begeben.

Als Theobald von Mülhauſen gezogen, ſaß auf den Zinnen deſſelben der Engel des Friedens, und wehte langſam mit ſeinen himmelblau und roſenroth geſprenkelten Fittichen. Da er heimkam, hatte ſich der ſchöne Friedenswächter in einen ſtreitbaren kriegsfertigen Hahn verwandelt, der ſeine prahleriſchen Weiſen aller Welt ringsum in die Naſe krähte.

Die Gräben waren friſch ausgehölt, die Thürme neu ausgebeſſert; aus allen Scharten der Mauern und Baſteien gähnten die finſtern Mäuler der groben Geſchütze. — Am Thore, das Theobald zu durchſchreiten hatte, mußte er geraume Zeit warten, bis die kleine Halbbrücke nieder- und das ungeheure Fallgatter aufging, und ihm Gelegenheit wurde, fürbaß zu ziehen. Aber — kaum unter'm Gewölbe angelangt, drohten Spieße über ſeinem Haupte, und ein rauhborſtiger Kriegsmann reckte ihm die Büchſe entgegen. — „Halt! Wer da, wohin? —“

„Ei nun, Meiſter Jetter!“ entgegnete, wenn ſchon ein wenig betroffen, dennoch mit luſtiger Laune der Schmiedgeſell: „freßt mich nur nicht gleich mit Haut und Haar und Schurzfell! Ei, wie ſo trutzig ſeht Ihr drein in der Pikelhaube und im Küraß! Ich ſah Euch lieber vordem im blauen Fürtuch eure Töpfe und Schüſſeln kneten. Kennt Ihr den Theobald nicht mehr? Wißt Ihr, der in des Ziegler Hauſe. . . .“

„Still! Stumm! 's Maul gehalten!“ machte Jetter, mit der breiten Hand dem Geſellen den Mund verſchließend: „der Name darf nicht mehr von einem guten Bürger, der zum großen Hauſen hält, gebraucht werden! — Ja ſo: Du biſt der Theobald, des alten ſeligen Kerzlers Baldele! Nun, grüß' Gott, willkommen daheim. Wirſt viel verändert finden. Aber ſolche Burſche, wie Du einer geworden, könnten wir noch mehrere brauchen. Geh zu; ich will Dich in meine Rotte nehmen; ich ſteh bei'm Freifähnlein, und wir haben auch freie Hand, wenn's einmal an's Dreinſchlagen geht.“

„Es ſoll recht ſein;“ antwortete Theobald: „laßt mich nur zuvor in der Herberg mein Ränzel ablegen, und meinem Magen etwas Liebes anthun. Wir kommen ſchon noch weiter zuſammen, Meiſter.“

Jetter gab ihm einen freundlich vertraulichen Schlag auf den

Rücken, und ſagte: „So gang', gang', Wildling. Noch gibt's genug Wein und Brod bei uns, um Deinen Hunger und Durſt zu ſtillen. Komm' bald wieder!“

Theobald war nicht faul, ſeiner Wege zu gehen, und ſeiner Schritte Ziel war gar nicht weit vom Thore, zur linken Hand, in dem Mömpelgardergäßlein, wo zwar die Herberg nicht ſtand, aber ein anderes braves Haus, das ſich vor ſeinen Nachbarn auszeichnete durch eine Art von Erker oder Känzele, das zu ebener Erde in die Gaſſe ragte, und hinter deſſen runden Scheiben eine anſehnliche Dirne, mit Wolleſpinnen beſchäftigt ſaß, den Rücken gegen das Fenſter gedreht, aber dem Geſellen gar wohl kenntlich an der merkwürdigen Fülle von braunen Locken, die wie ein ſtattlich Vließ über ihren Nacken hingen, und die rothe flaumige Wange halb verkleideten.

Sundgauer Weiberblut iſt ſchön; unter allem dünkte jedoch dem Theobald am ſchönſten das in dem Känzele zur ebenen Erde, und froh, deſſen wieder anſichtig zu werden, klopfte er mit zitterndem Finger an's Fenſter, und bat mit leiſlich verſtellter Stimme: „Ein armer Geſell des Wegs von Straßburg!“

Ohne ſich umzuſehen, langte die braune Elſe in's Känſterle neben ihr, zog den Brodlaib hervor und herauf das Meſſer an ihrem Gürtel, ſchnitt ein tüchtig Stück vom Brode, und reichte es dem Heiſchenden.

So wie ſie jedoch deſſen Geſicht erkannte — ſchneller als es dem Hafner Zetter gelungen — that ſie einen kurzen Schrei . . . und lief dann, was ſie konnte, die Thür zu öffnen. — Mit einem Sprung war Theobald neben ihr, und ſie in ſeinen Armen und er in den ihrigen, und Beider Lippen ſpielten keineswegs vor einander Verſteckens. Zwiſchendurch koſte und plauderte der küſſende Mund:

„Ei, Du Strolch und Zigeuner! Woher denn jetzt?“

„Aus der Welt, lieb' Elslein, aus der weiten Welt.“

„Ha, kaum ſind zwei Jahre von den dreien vergangen, die . . . .“

„Lieb und Leid geh'n über Zunft und Wanderſchaft.“

„Die Mutter wird ſchelten, wird balgen, wüſt thun . . .“

„Nix da. Wir haben Neulicht; da iſt ſie ruhiger, als bei'm Vollmond.“

„Was willſt Du aber auch hier?“

„Dich wiederſehen, Dich heirathen und ſo weiter.“

„Ach Narr! jetzo iſt nicht Zeit zum Hochzeiten. Wir ſind bös und traurig daran.“

„Ich hab's gehört. Thut nichts.“

„Denk' doch: Dein Pflegvater, der alte Bürgermeiſter liegt im Gefängniß, und der Stadtſchreiber neben ihm!“

„Ich weiß, ich weiß . . . 's iſt alles drunter und drüber.“

„Die Leute ſagen, die Schweizer wollen nichts mehr von uns wiſſen.“

„Doch, doch; ich ſage Dir, daß ſie recht bald von uns werden wiſſen wollen . . . nur zu bald.“

„Von fremdem Kriegsgeſindel läuft die Stadt voll . . .“

„Hab's gemerkt; ſie zechen und würfeln auf den Gaſſen . . . .“

„Und von den Bürgern thut Keiner mehr einen Streich an ſeinem Handwerk.“

„Das glaub' ich. Locker leben und liederlich ſein, gehört in die Kriegsläuf' mitten hinein.“

„Der Pfarrer Zwinger predigt ſich dagegen ſchier den Hals ab . . . es hilft nichts.“

„Der arme alte Herr! Ich bin bei ihm zum erſten Abendmahl gegangen.“

„Und ſein Herr Amtsbruder Haffner dagegen, zieht im Harniſch um, wie ein andrer Schnapphahn auch! O Gräuel!“

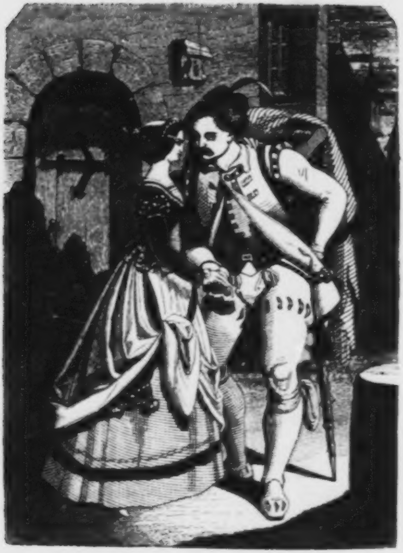
„Soll ſchon einmal, da er noch auf der Schule geweſen, Einen todtgeſtochen haben.“

„Der Schreckenfuchs, weißt Du? der ſcheele narbige und ſchlotterbeinige Tod von Baſel . . . ?“

„Aha, der Stadtarzt . . . den der alte Ziegler vordem gebanniſirt. . . ?“

„Derſelbe ſteht jetzt oben an, und macht das gute und das ſchlechte Wetter, und neben ihm, was nur ſchlechtes aus aller Herren Länder aufzutreiben geweſen . . . ! ach Gott, wie wird's uns noch ergehen? . . . . und was machſt Du mitten in dem Galgentanz?“

„Schöne Frage, Elslein: Dich beſchützen, Deine Mutter beſchützen, und das will ich thun, ſo gut, wie es Dein ſeliger Vater gethan hätte, wenn er noch lebte, der wackre Mann, voll



dem die Frau Barbara ſo viel, beinahe Unglaubliches zu erzählen weiß. — —«

Indeſſen war aber, von den Plaudernden unbemerkt, ein Kopf zur Thüre hereingekommen, und dieſer Kopf gehörte eben der genannten Frau Barbara Schön, der Mutter und Meiſterin des Hauſes. Und nachdem ſich der Kopf den neuen Gaſt verwundert beſehen, kam die ganze Geſtalt nach, und ſiehe: es war ein Weibergewächs von ſchier ſechs Schuhen rheinländiſch Maß, und Alles an demſelben verhältnißmäßig breit und ſtark; die Stimme nicht minder ausgiebig, mit welcher auch die Frau anhob:

»Ich will Dir rathen, rußiger Gelbſchnabel, Dein Maul nicht über meinen Seligen ſpazieren zu laſſen, oder an meiner Wahrhaftigkeit herum zu feilen!«

„Die Mutter!« ſchrieen die Liebenden, und ſprangen auf: ein Paar von hübſchen, ſtarken und langen Menſchen, jedoch um Kopfeslänge von der Barbara überragt, die da fortfuhr:

»Beſchützen, beſchützen? Ei nun, der Einfall iſt löblich, Theobald, und die Ausflucht klug genug. Ich ſehe Dich nicht ungern hier in Babel, Sodom und Gomorrha oder Ninive, wie die Städte alle heißen, wo's am ſchlechteſten herging, ſeit die Welt ſteht. Mit wem aber .... ſag's heraus und ohne Mäntelein, mit wem hältſt Du's? Mit dem großen oder mit dem kleinen Haufen? mit Gott oder mit dem Teufel?«

„Aber, liebe Mutter? . . . aber, Frau Barbara . . .!“

»Heraus, ſag' ich, heraus mit dem Ja ja oder Nein nein! Gott hat die Obrigkeit eingeſetzt . . . die rechte Obrigkeit, verſtehſt Du? Wer nun mit Ehren an derſelben hält, hält es mit Gott, und iſt — leider — hier zu Mülhauſen vom kleinen Haufen. — Wer jedoch die Obrigkeit ſchändet, läſtert, knebelt, foltert und et caetera, der gehört dahin wo Zähnklappen, Heulen und Verdammniß; der lauft mit dem großen Haufen baarfuß dem Teufel zu. — He? nun? alſo?“

»Was iſt da lang zu fragen, Frau Barbara? Wohin Ihr lauft, dahin laufe auch ich.“

»Ah, ſo! das hör' ich gern. Theobald, Du biſt ein Demant, ein Karfunkel! Geh hin, Elſe, und gib ihm einen Kuß! — Geh doch, ziere Dich nicht: Ein Kuß in Ehren .... weißt Du noch?

— So, noch einen; doppelt Handgeld. So; genug. Nun, Baldele; war's ſo recht zum Einſtand?“

„Lieb' Mütterle, um ſolch einen Gottespfenning ....“

„Würdeſt Du Dich dem Schreckenfuchs — Gott ſey bei uns — und ſeinen Werken verſchreiben, ſündhafter Menſch, he? — Aber .... klopft nicht Einer an der Hausthüre? Elſe, geh' und ſieh' wer's iſt.“

„Der Herr Pfarrer Zwinger,“ entgegnete Elſe nach einem Blick durch's Fenſter, und flog, ihrer Pflicht zu warten. — — Bald darauf ſchritt der Genannte am Arme der Elſe herein.

Der würdige Herr in ſeinem abgetragenen ſchwarzen Rock, mit ſeinem leichenfahlen Geſicht, auf dem der Ausdruck des Entſetzens nicht zu verkennen, nahm ſich recht betrübt aus.

Er ließ ſich auf den nächſten beſten Sitzſchemel niedergleiten, und ſeufzte: „Vergönnt, liebe Leute, daß ich mich unter Euerm Dach von einem großen Schrecken erhole.“ —

„Mein Gott und Heiland!“ ſchrie Frau Barbara auf: „Was iſt dem Herrn Magiſter widerfahren? Was?“ —

„'s iſt nur,“ ſagte nach einer Pauſe der Pfarrherr, „daß mich auf'm Stephansplatz ſo eben mörderiſche Geſellen angepackt, und die Feuergewehre mir auf die Bruſt geſetzt haben, mich mit dem Tode bedrohend, als einen Anhänger von Bern und Zürich, als einen Knecht von Baſel und einen leibeigenen Söldling der gefangenen Rathsherren.“

„Iſt's möglich! deſſen unterſtanden ſie ſich?“ rief Barbara.

„Ich mag's billig ein Wunder nennen, das mich errettete;“ fuhr Zwinger fort: „denn während die böſen Knaben auf ihre Luntenſtricke blieſen, daß der Schuß abgehe, — rührte Gottes Finger das Herz des Stadtwachtmeiſters Martin Dummel, der eben da vorbeiging, und er trieb das Volk von dannen. Was haſt Du Dich auf der Straße ſehen zu laſſen, Schwarzkittel? ſchnaufte er mich dann an, denn er iſt mir feind ſeit langer Zeit: Geh' heim und laß Dich im Keller eingraben ... wer weiß, ob ich ein Zweitesmal geneigt wäre, Dir zu helfen! — Da drehte ich mich von ihm, dem ich herzlich danken wollte, ab, und klopfte an Eurer Thüre, Euch bittend, mir etwas Stärkung zu geben, und Jemand in mein Haus zu ſchicken, um die Meinigen zu getröſten. Ich würde heimkehren, ſobald es finſter geworden ...“

„Elſe, geſchwinde, mach' Dich auf!“ befahl die Mutter: „ich will etwas Würzwein zurecht machen ... Theobald, leiſte Du dem Pfarrer da Geſellſchaft!“ — —

Nachdem die Weiber hinaus, neigte ſich der Geſelle vor dem alten

Lehrer, und ſprach: „Mit Gunſt, Herr Magiſter: des Kerzler Baldele iſt auch wieder da!“

Sich gleich beſinnend auf den ehemaligen Schüler, aber wenig froh und verwundert reichte Zwinger ihm die Hand, und ſagte dazu: „Möge der Herr deinen Eingang geſegnen … aber wahrlich: es ſteht nicht gut bei uns.“

„Wird ſchon anders werden!“ meinte Theobald: „der alte Gott iſt noch nicht geſtorben. Für jetzo geht mir gleichwohl der Kopf, als wie im Kreiſe herum. Ich bin, als wie vom Himmel hereingefallen in dies Neſt der Zwietracht, und kenne mich nicht aus.“

„Mit ein paar Worten werd' ich Dir's geſagt haben;“ erwiederte der Pfarrer: „Du weißt doch den Herberger zum Hirſchen, den Finninger? Nun — der und ſein Bruder, der Schneider, hatten Span und Hader mit Andern wegen eines kleinen Gehölzes, kaum zwanzig Pfund Heller werth, wegen des Brandhölzli. Und allerdings iſt daraus der Brand erwachſen, der unſer armes Mülhauſen wegzufreſſen droht. Die Finninger wollten in der Sach' das Recht gemeiner Stadt nicht anerkennen, ſondern riefen ihre Gegner vor's Gericht des Herrn Sebaſtian Zurhein. Die Stadt verbot ihnen, dort zu tagfahrten; und daher grimmer Haß und Nyd *). So geſchah auch zur gleichen Zeit, daß der Stadtarzt Schreckenfuchs — einer von drüben herüber aus des Kaiſers Landen — wegen ſchlechter Praktiken außer die Bannkreuze geſchickt wurde, und der Wirth zum Hirſchen gebüßt werden ſollte, weil er wider Ordnung der Stadt und zu ihrem Schaden das Weinumgeld verſchlagen. Deß ſich weigernd, ſollte er in's Gefängniß gelegt werden. Darob entſprangen die Gebrüder der Stadt, viel Schrecken und böſen Samen hinter ſich laſſend …“

„Und Schulden, und Schulden, Ehrwürdiger!“ fiel Barbara ein, die mit ihrem Würzwein erſchien: „ich habe noch von meinem Seligen her über achtzehn Kronen an den Hirzenwirth zu fordern, und keinen Plappert noch geſehen.“ —

„Von Baſel,“ fuhr Zwinger fort, „wo ſie mit dem Schreckenfuchs — Nomen ac omen — zuſammentrafen, liefen ſie die ſieben katholiſchen Orte an, ihnen zu ihrem Recht zu verhelfen, und kehrten richtig mit Abgeſandten von Uri und andern katholiſchen Ständen wiederum anhero zurück. Da die Boten jedoch nur mit der Burgergemeinde und nicht mit dem Rathe verhandeln wollten, ſo gab der Rath nicht

---

*) Neid.

nach; im Gegentheil ließ er die Zinninger in den Walkenthurm legen, den Schreckenfuchs noch einmal aus der Stadt führen. Darob erzürnt ritten die Boten heim, und darauf ſchickten die katholiſchen Orte der Stadt den Bundesbrief zerriſſen und ſiegellos zurück. Damit war der Streich gefallen und die Stadt getheilt in den kleinen Haufen, der zur Obrigkeit hielt, und in den großen, der die Abſage der ſieben Orte nicht verwinden mochte. Abgeſandte deſſelben bedrängten alle Tagſatzungen der Eidgenoſſen, bis endlich ſich die Städte Baſel, Zürich und Bern in's Mittel ſchlugen, und halb mit Güte, halb mit Gewalt die Zinninger und den Schreckenfuchs los- und als freiſitzend in unſre Gemeinde wiederbrachten. Von Stund an führten dieſe Auswürflinge das große Wort in Mülhauſen, verſchworen ſich mit vielen ihren Anhängern auf der Bäckenzunft, und nachdem das Gumpiſt*) reif und gar geworden, griffen ſie den Burgermeiſter Ziegler, den alten Biedermann, und den Stadtſchreiber Oſeas Schillinger am Leibe an, und ſetzten beide in den Walkenthurm; Herrn Fink zum Burgermeiſter machend, der aber nur ein Popanz und leeres Werkzeug in ihren Händen, bis ſie auch ſeiner überdrüßig, und zu Rath geworden, ihn zu fahen, wie die Andern. Doch war er klug, und entlief in Weibskleidern ſeinen Feinden, in die Eidgenoſſenſchaft hinein.“

„In meinen Kleidern, Baldele;“ ſetzte Barbara hinzu mit Selbſtgefühl: „in meinem Kirchenrock iſt er zum Thor hinaus. Mein Plunder ſtand ihm gut, und war das einzige, das ihm ging, wie angemeſſen.“

„Seit jener Zeit,“ ſprach der Pfarrer von St. Stephan ferner, „geh'n aber die ſturmbewegten Wellen dieſes Hexenwirbels immer höher und gefährlicher. Des Bürgermeiſters Sohn, der Jakob . . .“

„Mein Spielgeſelle dereinſt“ — bemerkte Theobald eifrig.

„. . . Iſt in die Welt hinaus, bei den fünf reformirten Orten der Schweiz Hülfe und Schutz für ſeinen Vater zu ſuchen. Mehrere andere wackere Bürger gehen zu gleichem Zweck von Stadt zu Stadt. Auf allen Tagſatzungen, zu Baden, Zürich und Schaffhauſen ſind ſie zu finden. Wie's ſcheint, haben auch die Orte unſere gute Sache zu Handen genommen — es heißt, daß ſie rüſten . . .“

„So hab' ich gehört;“ beſtätigte Theobald.

„Seit dieſer Kunde iſt der „große Haufen“ feindlich gegen die geſinnt, die er einſt als höchſte Gewalt auf Erden anerkannt hat. Um den Bemühungen des Jakob Ziegler und ſeiner Freunde die Wage zu halten, ſind die Finninger wieder hinausgegangen, und ſchleifen zu Luzern und Solothurn ihre Angebereien und Hetzereien hin und her. Und wer regiert daheim die Stadt Mülhauſen? O Schmach! Der Fremde, den die Heimath ausgeſtoßen, der Oswald Schreckenfuchs. Er hat kein Amt, keine Titel; dennoch iſt ſeine Macht in dieſen Mauern größer als jemals die des Biſchofs von Straßburg geweſen. Hochfahrender und willkührlicher als er hat weiland Carolus, der Herzog von Burgund niemals geredet noch gethan. Die neuen Bürgermeiſter Fries und Iſenflamm — der letztere ein alter Freund des Ziegler — ſind die Figuren, die er ſpielen macht, wie ihm gefällt, der ſchlimme Doktor. Wer brav ſchreien, rebelliren und ſakramentiren kann, hängt ihm an, und auf ſein Zureden wimmelt die Stadt von fremden Büchſenmeiſtern und Soldknechten. Zum Kriege gerüſtet, bereitet er das Schrecklichſte vor: den Mord des alten Ziegler, ſeines Feindes! Schon hat er gemacht, daß der unglückliche Greis ſammt dem Stadtſchreiber Schillinger an die Folter geſchlagen wurde. Sie ſollen ſich verantworten, angeklagt auf Leib und Leben, daß ſie unterſchlagen den Pfenning gemeiner Stadt; daß ſie die Stadt ſelbſt verrathen an ihre Feinde ...“

---

*) Gährendes Kraut mit Aepfeln (Composta).

„Herrgott! und du ſitzeſt ruhig?“ fuhr Theobald auf: „Der gute alte Mann, meiner verwaiſten Jugend Vogt und väterlicher Pfleger ... er ein Verräther, er ein Dieb? O warum kann ich nicht mit meinem Blute ...!“

Hier trat Elſe wieder ein. Sie brachte einen Gruß der Angſt von Zwingers Weib und Kindern, und die Bitte derſelben, ja ſobald es ohne Gefahr geſchehen könnte, wieder zu ihnen zu kommen, von der Trübſal ſie zu erlöſen.

„Auf dem Markte werden die Schrannen aufgeſchlagen;“ erzählte das Mädchen.

„Sie ſind beſtimmt zur Hegung des Malefizgerichts, das morgen über die beiden alten Stadtvorſteher gehalten werden ſoll;“ entgegnete Zwinger traurig aufſtehend.

„Wird denn die Bürgerſchaft das grauſame Poſſenſpiel zugeben?“ fragte Theobald tief erſchüttert von den Leiden und der Gefahr des edeln Greiſes, der ſeiner Jugend Führer geweſen.

Und mit Prophetenton antwortete Zwinger: „Wahrlich, wahrlich ... ſo nicht Gott ſelbſt eingreift, wird ſich das Bubenſtück vollenden — wenn nicht auf offenem Platze, ſo doch in der Finſterniß des Gefängniſſes. Keine freundliche Seele naht ſich dort dem Märtyrer, ihn zu tröſten, zu warnen, zu beſchützen ... und Schreckenfuchs vermag, ihm die Arznei zu reichen, die ihn aus dem Reich des Lebens in das der Schatten befördert! Wo nicht den Henker, — das Gift wird der Doktor ihm zu ſchicken nicht unterlaſſen."

Theobald erbebte über den ganzen Leib, verharrte aber in räthſelhaftem Schweigen, als horche er auf eine Stimme, die mit ihm rede, mit ihm ganz allein.

„Es dämmert ſchon mit Macht;" ſagte indeſſen Zwinger: „habt Dank für die Labung, gute Frau; ich will, denke ich, den Heimgang wagen."

»Ich geleite Euch, wenn Ihr's erlaubt;« rief Theobald, wie aus einem Traum erwachend: »auch ich bin müd und matt genug, nach der Herberg mich zu ſehnen."

Wohlgefällig nahm der Pfarrer das Erbieten an. — „Ein Schloß an Deinen Mund, Baldele!« ermahnte Frau Barbara: »heule nicht mit den Wölfen, aber auch nicht gegen ſie, hörſt Du?"

„Das will ich, je nachdem's kommt;" meinte Theobald, der voll von wichtigen Gedanken ſchien. Worauf Frau Barbara: »Elſe, hänge Du ihm das Schloß an, gib ihm zum Abſchied einen Kuß!«

»J, Mutter ...« ſträubte ſich das Mädchen geſchämig ... „bedenkt doch! der ehrwürdige Herr da ..."

»Haſt Recht, Elſe;« machte Barbara: „es ſchickt ſich nicht; jetzo nicht. Aber einen Handſchlag gib ihm, einen treuen Handſchlag ganz von Herzen. Denn der Theobald iſt ein Kleinod, wie von purem Golde, das ſeh' ich ihm durch Staub und Ruß hindurch an; das hör' ich an jedem ſeiner Worte. Gut' Nacht denn, würdiger Herr ... gute Nacht, Baldele. Gib morgen bald ein Zeichen deines Lebens von Dir, denn wahrlich, Du ſollſt ſeyn der Stecken und Stab der Wittwe und der vaterloſen Dirne da. Morgen iſt Belial wieder um einen Tag älter ... einen Tag näher ſeinem Untergang, und darum ſeid Ihr beide, Baldi und Elſe, um einen Tag reifer zur Hochzeit!"

„Liebe Mutter!« jubelten die Verlobten. Der Pfarrer ſetzte mit Thränen im Aug' hinzu: »O möchte mir vergönnt ſein, recht bald im Glanz der Friedensſonne Eure Hände ineinander zu legen!«

„Wird ſchon werden, wird ſchon werden!“ tröſtete Barbara: „ich bin mit einem male ſo munter und gerüſt, daß ich darauf 'nen Eid ablegen wollte, einen körperlichen, ſiebenkräftigen, weiß Gott. Denn der alte Herr der Himmel und ihrer Heerſchaaren lebt noch, bei Gott. Und damit Amen!“

An Elſe's Stelle nahm ſie Theobalds Geſicht in beide Hände, küßte es recht herzhaft ab, und entließ dann den Pfarrer und ſeinen Geleitsmann aus dem Hauſe, das ſie ſtreng hinter ihnen verriegelte.

Gut' Nacht! winkte Elſe's Schatten aus dem Känzele dem Bräutigam zu.

Zweiter Abſchnitt.

Das Maleſizgericht.

„Vor den Waffen ſchweigen die Geſetze.“

Große Ereigniſſe kündigen ſich oft durch ſeltſame Dinge an. Der bleiche Morgen, der über Mülhauſen aufdämmerte, hatte ſich mit allerlei rothen Zeichen geſchmückt, die denjenigen Roſen, welche auf dem Schlachtfeld von St. Jakob dem grimmen Ritter Burkart Mönch ſo ſchön geblüht hatten, nicht wenig ähnlich waren. Eine große Volksmenge bedeckte die Wälle und Bruſtwehren der Stadt, um dieſen wunderlichen Prunk am Himmel zu beobachten. Die Einen ſahen darinnen feurige Schwerter und Pfeile, die andern rothe Kreuze und Drachenhäupter: auf Krieg und Peſtilenz deuteten Alle dieſe Menge von Himmelszeichen, die indeſſen bald ein munterer Wind, von Weſten aufſtehend, in eine Heerde blühweißer und emſig am Himmel dahin fliehender Schäfchen verwandelte. Ueber ihnen ging dann die Sonne empor, ſo ſchön, als ſie zu Ende des Maimonds nur zu leuchten vermag.

Deß getröſteten ſich manche beunruhigte Herzen, und glaubten in der Erſcheinung am Himmel zwar den Krieg zu ſehen, aber gleich hintennach den neuen Bund, den Bund des Friedens.

Aber leider war dermalen der Friede nicht in der Stadt und den Bürgern, und die am Markt aufgeſchlagene Schranne ſah drein, als wie ein Gerüſt, worauf alle Menſchenlieb und Einigkeit mit einem Streiche den Kopf verlieren werde, um nicht mehr aufzuſteh'n in Ewigkeit.

Um die Schranne ſammelte ſich das Volk, an den Eingängen zogen die Wachen auf; fremde unwirſche Geſellen aus den öſterreichiſchen Landen des Breisgau's, die nur dem Sold nachgelaufen, ohne je zu fragen, ob der Tanz für den Kaiſer oder für den Großtürken angegangen. — Die Richter fehlten noch, und alſo auch die Angeklagten, ſo vor ihnen zu erſcheinen hatten.

Die Richter waren auf dem Rathhauſe daneben, und ſaßen flüſternd und wiſpernd in der großen Kammer. Ihnen eilte es keineswegs. Aber durch alle andern Winkel des Hauſes, wie ein Irrwiſch, dem nur Haſt, aber nicht Glaſt innewohnt, ſchoß der Mann, der alle Triebfedern des Tags in ſeinen Händen hielt: der Doktor Schreckenfuchs. —

Wahrlich: zum Schrecken war der Fuchs, aber lieblich mit nichten anzuſehen. Ein langes gelbes hageres Geſtell, ſchlotternd in dem ſchwarzen pelzverbrämten Doktorkleide, narbig, wie vernäht im ganzen Antlitz, ein Ueberbleibſel der Blatternpeſt, die gierig an ihm genagt, als an einem guten Biſſen; auf der Geiernaſe eine ungeheure Quetſchbrille, um den ſchmalen giftigen Mund einen ſtruppigen Bart, der jedoch glatt und geſchniegelt zu nennen, wenn man dagegen des Doktors ſträubiges und kohlſchwarzes Haupthaar betrachtete, über welchem das Doktorpiret drohend genug ſaß. — Auch dieſes Gewächs war jenſeits des Rheines, zwiſchen Breiſach und Freiburg irgendwo zu Hauſe, und hatte allerdings daheim nicht zum beſten ſich aufgeführt; darum auch des Herrn Würdigkeit ausgewandert und in's Sundgau gekommen, um die einfältigen Freiſtädter zu beglücken, und freier zu machen als frei, geſunder noch als geſund.

Der gelehrte Herr erwartete irgend Jemand; umſonſt ſchoß er nicht hin und her im Rathhaus, denn er wußte trefflich, was die Zeit galt, und wie ſie höher zu halten als Perl und Edelgeſtein.

Und alſo ſchaute er nicht vergeblich aus dem Fenſter unter der Uhr des Stadthauſes, ſo oft der Zeiger daran eine Minute weiter rückte; denn endlich wurde er ſeines Mannes gewahr: des Büchſenmeiſters Konrad Guldinaſt von Biſchofzell. Eiligſt ſchritt der Letztere, dem ein junger Mann folgte, in das Rathhaus, und oben an der

Stiege nahm ihn der Doktor in Empfang, und zog ihn in das halbdunkle Gemach, wo ſich gewöhnlich der jetzt abweſende Rathsknecht aufzuhalten pflegte.

„Nun? geſchwind!“ fragte der Doktor leis und dringend.

Eben ſo antwortete Guldinaſt: „Mein Bote iſt zurück.“

„Nun denn?“

„Die Sach' iſt richtig. Der Hirzenwirth iſt gefangen.“

„Poß Donnerſtag! Scherzt Ihr?“

„Mir iſt's auch um's Scherzen, Herr! Zu Thoringen in der Schenke haben berneriſche Waffenleute den Finninger aufgehoben, und als einen Hochverräther zur Stadt geführt. Da ſchreibt es Euch der Schneider, der ſeinerſeits verlaufen, ſo weit der Himmel blau.“

Der Doktor überflog mit ſeinen geharniſchten Augen den ſchmutzigen Brief, ſtampfte den Boden, und ſprach grimmig: „Da muß man Trutz- und Mahnbriefe abgehen laſſen. Das durften die Berner nicht thun; das läuft den Bundesbriefen ſtracks zuwider.“

„Pah, pah, Doktor . . . wer Euch glaubte! Ich weiß aber beſſer, wie die Sachen ſtehen. Dort innen bei den „Kuhmäulern“ wetterleuchtet es gar bedenklich. Weiß ich etwa nicht, daß die fünf Orte uns abgeſagt, gleich den katholiſchen ſieben? Glaubt mir: ehe wir uns deſſen verſehen . . .“

„Still, guter Freund;“ befahl der Doktor: „noch iſt's nicht an der Zeit, zu reden; aber koſtbar iſt der Augenblick. Wenn's drunter und drüber geht, Guldinaſt, ſo wißt Ihr ſchon, wie mit der Schatzkammer zu verfahren.“

Guldinaſt nickte: „Längſt verſtanden.“

„Was mich aber bekümmert,“ fuhr der Doktor noch leiſer fort, „iſt, daß noch keine Spur, nicht die geringſte, zu des alten Burgermeiſters aufgeſpeichertem oder tiefvergrabenem Gelde ſich aufgethan. Die Folter war an dem gebrechlichen Miſſethäter ohnmächtig. Ihm hilft der Teufel. Er ſey beim Regiment der Stadt alt und arm zugleich geworden; möchte er uns aufheften.“

„Ja, ja . . . wer's glaubt!“

„Wer weiß nun, wo die zur Seite gebrachten Goldkronen ſchimmeln!“ fuhr der Doktor traurig fort: „Sollten wir uns um die reichſte Beute betrogen ſehen, wann die Zeit da iſt, dieſer Stadt der Dummköpfe den Rücken zu kehren?“

„Das verhüte Gott, Doktor, . . . und, ſeht: er verhütet das auch wirklich. Zur rechten Zeit ſchickt er uns einen kund'gen, und was mehr, einen willigen Mann."

„Wie das? wie ſo? einen Mann, der da wiſſend . . .?"

„Redet mit dem Menſchen ſelber. Er wartet unten an der Thüre. Ich ſchicke ihn herauf."

„Geſchwinde nur. Die Stunde des Gerichts iſt im Schlag."

„Verſchiebt die Unterredung, ſo es Euch gefällt."

„Nicht doch, nicht doch. Mit beiden Händen greife zu, ſo dir der Himmel günſtiges ſchickt."

Der Büchſenmeiſter ging. Nach weniger Zeit erſchien der angekündigte Freund vor dem Doktor, während Guldinaſt vor der Thüre auf unverfängliche Weiſe Wache hielt.

„Potz Donnerſtag!" redete der Doktor den wiſſenden Mann an: „ich ſollte dich kennen. Warte, daß ich meine Brille putze. — So, ſo; bei Gott, ich kenne dich, hab' dich ſchon in des Ziegler Haus geſehen, als ich hinkam, des Burgermeiſters Tochter von der Schwinde zu kuriren. „Daß ſie ſtarb, war Gottes Fügung und eine vorläufige Strafe für den alten Böſewicht."

„Für den alten Böſewicht;" wiederholte beifällig der Wiſſende: „es ſoll ihm ja heut das Leben abgeſprochen werden?"

„Das möchte ſeyn;" antwortete der Doktor: „indeſſen, um jetzo auf Euch zu kommen, guter Freund . . ."

„Ich komme gerade auf mich, und möchte wiſſen, wie's mit meinen dreihundert Pfund ſteht?"

„Wie? was?" fragte Schreckenfuchs, und hielt verwundert ſein Ohr hin.

„Nun ja, mit meinen dreihundert Pfund, die ich von dem Alten erben ſoll? Theobald, hat er mir oft geſagt, da ich bei ihm in der Pflege geweſen — ich habe an Deinem Vater, dem ſeligen Rathsdiener Kerzler vielmal den ſchlechten Mann gemacht . . . ſo will ich Dir, wenn ich zu ſterben komme, dreihundert Pfund von meiner Habe laſſen."

„Habt Ihr das ſchriftlich oder vor Zeugen?" fragte ſpöttiſch der Doktor.

Theobald ſchüttelte den Kopf, und bewegte die Hände dergeſtalt, daß wohl zu merken, wie ſie leer von jedem Geſchrift und Unterpfand der Zuſage.

„'s kommt auf eins heraus;" ſagte Schreckenfuchs ſchadenfroh: „Und wenn der heilige Stephanus ſelber als Zeuge käme in Eurer

Sach', Ihr würdet nichts erhalten. Was der Alte noch beſitzt, wird um ſeiner Miſſethaten der Stadt zu Eigenthum verfallen.«

„So? dann hab' ich auch hier nichts zu ſagen, nichts zu thun. Mit Verlaub, Herr Doktor.“ Theobald wollte abtreten, behend, wie er gekommen. Aber beim Flügel hielt ihn der Doktor, mit den Worten: „So lauft doch nicht wie ein Narr und Raſender von dannen. Der Guldinaſt hat doch gewiß Euch nicht hiehergeführt, daß Ihr ſo thöricht und unverrichteter Sache entſpringen ſollt?“

»Was kümmert's mich?« fragte Theobald grob entgegen und haftelte ſich von des Doktors Klauen unſanft los: „Wenn ich zu kurz dabei fahren ſoll, ſo mache ein Anderer den Schelm . . . nicht ich. Gott geſegne Euch des alten Zieglers fette Habe . . .! wenn Ihr ſie nur ſchon hättet!«

Bei der Thüre war er drauſſen, und ſo eben läutete die Glocke zum Gericht, und der Doktor mit Zorn und Begierde im Herzen, mußte gleichfalls ſeines Auftrags warten und mit den Richtern hinunter ziehen in den Ring. Kopf an Kopf gedrängt ſtand auf dem Markt umher das Volk, und darunter und vorne d'ran Tauſende von Weibern, zum Theil mit ihren Kindern auf dem Arm. Denn die Weiber von Mülhauſen waren nicht die Letzten geweſen, ihre Männer zur Rebellion gegen die Obrigkeit der Stadt und die Vermittlung der proteſtirenden eidgenöſſiſchen Orte anzufeuern. Die meiſten von ihnen wünſchten ihre jüngern Ehegatten oder Brüder am Platz der alten Stadtväter zu wiſſen; und nicht wenige wären gern wieder von der Reformation zum alten Glauben umgeſprungen, ſintemalen ihnen die leichte Eheſcheidung, die im neuen Weſen aufgekommen, zu mißfallen anhob. —

Der Pannerherr und Burgermeiſter Hans Iſenflamm nahm den Vorſitz ein; neben ihm ſaß der andere Conſul Fries und der neue Staats- und Rathſchreiber Rudolf Tilger, ein bucklich Männlein voll von Liſt und Geiz. Der Doktor Schreckenfuchs, der von den Zünften des »großen Haufens« aufgeſtellt worden, die Anklage gegen die Gefangenen zu führen, hatte noch der Weile und Muße genug, da ſeine Opfer noch nicht herbeigekommen. Um deſto ungeſtörter konnte er ſich mit Guldinaſt unterhalten, dem er ſo eben mitgetheilt, wie ſchnöde der kundige Mann Theobald ihn verlaſſen.

Darauf der Büchſenmeiſter wohlmeinend, aber mit Vorwurf ſagte: »Ich hätt' Euch beſſere Menſchenkenntniß zugetraut, gelehrter Herr. Ihr ſolltet wiſſen, wie's in ſolchen unaufgeräumten Köpfen ausſieht, und wie ungelenk die Zunge eines dummen Geſellen, deſſen Verſtand zu vergleichen einem hagenbuchenen Kloß. Aber, wie dem auch ſey, er hat mir zugeſchworen, daß der Burgermeiſter einen ſchweren Schatz vergraben und vermauert, und daß er ſeinen Hals daran ſetze, beim Alten mit kluger und hinterliſtiger Rede herauszubringen, wo der Mammon liege; jedennoch immer nur unter der Bedingung, daß ihm die dreihundert Pfund werden, die ihm verſprochen, und ein billig Trinkgeld für die Müh' und Unmuß."

„Ei nun, ei nun, verſprechen kann man's wohl, . . . und auch halten, je nachdem;" machte der Doktor überlegend: „wenn jedoch der Kerl ſo dumm, wie wirds ausſehen mit den klugen Reden, womit er den abgedrehten Ziegler zum Geſtändniß beſchwätzen will?"

„Hm . . . als ob Dummheit und Tücke nicht nebeneinander feil hätten!" begnügte ſich Guldinaſt zu entgegnen.

Indeſſen aber entſtand groß Gelärm unter'm Volk, und der Ruf: „Sie kommen, ſie kommen!" ging kreuz und quer durch die Luft. Männer und Weiber ſtreckten ſich auf den Zehen, die Trommel der Stadtwacht ſchlug, die vierundzwanzig Maleſizrichter erhoben ſich von ihren Geſtühlen, und der Miniſtral ſchwang den Scepter des Blutbanns nach allen Himmelsgegenden, um Ruh' und Frieden zu gebieten. —

Und da endlich die Ordnung hergeſtellt, und der Ring geſäubert von Unberufenen, und eingezäunt gleichſam von aufgereckten Spießen und Hellebarden, ſo ergab ſich, daß drei Männer in Ketten an der Schranne ſtanden, einer mehr als der andere einer Leiche ähnlich: Peter Ziegler, am übelſten von Allen zugerichtet durch die Pein der Folter, ſo zwar, daß er die Hände nicht mehr zum Munde führen konnte, und von einem Knaben gefüttert werden mußte, ſo ihn nach Speiſe gelüſtete; Oſeas Schillinger, der Rathſchreiber, ſchwach und krank von Folter- und Kerkernoth, und Altburgermeiſter Hartmann, der ſchier kindiſch geworden vor Trübſal, da er ſchon in ſeinen grünen Jahren juſt nicht allzuviel vom Verſtande zugetheilt erhalten. „Ein barmherziger Anblick!" murmelten die paar Leute unter'm großen Haufen, die ſich noch erinnerten, daß ſie vom Weibe mit Schmerzen geboren worden. — „Abe, abe mit den Frevlern und Verräthern!" ſchrieen dagegen die Andern auf, und höhnten die Gefangenen. — Die vom „kleinen Haufen" hatten ſich meiſtens in ihre Häuſer eingeſchloſſen, und warteten im Gebet der Dinge, die ſich begeben würden.

„Stille! Friede!“ ſchrie mit ſeiner Löwenſtimme der Pannerherr von ſeinem Stuhle: „Das Gericht zu freiem Recht gemeiner Stadt hebt an, und der ſoll die rechte Hand verloren haben, der da redet und iſt nicht berufen, oder die Wehr zuckt, oder nur einen Finger über die Schranne ſtreckt, und es iſt ihm nicht befohlen.“ — „Still! ſtill! bei Haut und Haar!“ wiederholte der Miniſtral. — Und Alle ſchwiegen endlich und hielten den Athem an.

Nachdem Hans Iſenflamm den Ankläger mit beſcheidentlichen Worten aufgeboten, entblößte Schreckenfuchs ſein Haupt vor Gott, dem Gericht und dem Volk zu dreienmalen, und hob an:

„Schon lange, Mitbürger von Mülhauſen, vermeintet Ihr, der Freiheit theilhaftig geworden zu ſeyn. Eure frühern Herren haben die Schwere Eures Arms empfunden, und den Eidgenoſſen gleich habt Ihr gegen die Tyrannen gefochten, wo ſie Euch entgegenzutreten den Muth hatten. Aber heute, heute erſt beginnt für Euch die Aera der wahren Freiheit. Von heute an ſeyd Ihr erſt völlig frei und Herren Eurer ſelbſt. Zwang iſt Zwang, ob es nun ein Fürſt, oder ein Burgermeiſter, ein Familienvater oder ein Bundesfreund ſey, der ihn über uns zu verhängen Luſt trägt. Nieder mit allem Zwang, und wäre er in Roſen gekleidet! Und alſo thut Ihr heute, Bürger von Mülhauſen. Die Eidgenoſſenſchaft hat ſich über Euch ein Vogtrecht anmaßen wollen. . . . Ihr habt das nicht bewilligt. Sie hat Euch verboten, das Malefizgericht zu halten, dem Ihr heute beiwohnt; und ſiehe: Hier ſitzen die von Euch ſelbſt gewählten Richter, hier liegt das Buch der Rechte gemeiner Stadt; hier ſtehen zitternd vor der Gerechtigkeit die Angeſchuldigten, und erwarten ihren Lohn — nicht von der Willkür der Eidgenoſſen — ſondern von Denjenigen, denen ſie zu Recht ſtehen müſſen nach der alten Satzung. Heil Euch, Ihr Bürger dieſer Stadt! heute ſeyd Ihr frei geworden; und weiſe und ruhmwürdig werdet Ihr dieſe Freiheit gebrauchen, Recht ſprechend, Keinem zu lieb, Keinem zu leid, Allen zum Frommen!“

Nach dieſem Eingang, der ſeine aufſtachelnde Wirkung auf's Volk nicht verfehlte, folgte nun ein langes Sündenregiſter zu Laſten der drei Beklagten vor den Schranken, von nichts minderm redend, als vom Hochverrath am Vaterland, vom Diebſtahl am gemeinen Weſen, von Beſtechung und von Vergewaltigung an den Rechten und Freiheiten der Bürgerſame.

Und da der Pannerherr hierauf mit bitterm Leidweſen den ehemaligen Freund Ziegler aufgefordert ſich zu verantworten, ſagte derſelbe mit dem Muthe, der eines alten Römers würdig: „Ich bin zu ſchwach, hier zu reden. Doch ſteht geſchrieben, was mir auf der Folter abgefragt worden, und auf das berufe ich mich, im übrigen meines Looſes gewärtig; Amen.“

Und Oſeas Schillinger warf ſich auf ſeine Kniee, den Himmel um Vergebung bittend, daß er ſo ſchwach geweſen, in der Folterpein auf ſich und den Burgermeiſter Ziegler auszuſagen, was gar niemals der Wahrheit gemäß geweſen. „Die Schmerzen,“ rief er, „haben mich gezwungen „Ja“ zu ſagen, wo ich nur „Nein“ zu ſagen hatte. Gott vergebe mir den Meineid, den ich da begangen!“

Zugleich wollte Schillinger die Hände des von ihm hart angeklagten Greiſes Ziegler küſſen — doch wurde er zurückgeſtoßen von den Wächtern, und gräulich bedroht von Schreckenfuchs und ſeinen Blutrichtern.

Als aber die Reihe an Hartmann kam, zu geſtehen, was er gefrevelt, und wohin er den Pfenning der Stadt vertragen, ſo wußte der Alte gar nicht mehr, wovon die Rede, und meinte, der Wind komme ganz heiß vom Wasgau hernieder; es werde baldig ſtürmen und der Föhn aufſtehen, und eine Aderläſſe möge wohl der ganzen Burgerſchaft wohl thun. — Da hieß man den armen Narren ſtill ſeyn . . . und doch war ſein Spruch gar nicht unweiſe, weil Alles geſchehen ſollte, wie er für recht erachtete.

Nachdem der entflohene Burgermeiſter Fink dann gleichfalls vom Miniſtral nach allen vier Winden aufgerufen worden, ſich zu rechtfertigen, und natürlich hierauf kein Buchſtab zur Antwort kam, hielt der Pannerherr, wenn ſchon blutenden Herzens, die Umfrage, was zu geſchehen habe, und an den Rechten ſey, zu thun mit den Miſſethätern, die ihre Stadt von den Bünden gebracht, die der Stadt Gut diebiſcher Weiſe angefallen, die Burgerſchaft tyranniſch behandelt, und die benachbarten Adelichen durch unzeitige Zölle wider die Stadt zu Unfrieden verhetzt?

Worauf Velten Fried, ein wahrer Herzog und Fürgeher des großen rebelliſchen Haufens und der aufrühreriſchen Zünfte, einer der vierundzwanzig Malefizrichter, ganz grob und derb herausfuhr: „Bei'm Blueſt, was iſt da wohl anders zu ſprechen, als der Tod, und dreimal der Tod? Legen wir die Sach' geſchwind auseinander, den Fürſten und den ſchweizeriſchen fünf Orten zum Trotz und allen Uebelthätern zum abſchreckenden Beiſpiel! Auf dem Werkhof ſteht der Galgen ſchon gezimmert; nur die drei Schwengel fehlen noch daran.

Gebt das Urtel ab, ihr Männer, ſonder Gefährde, ſonder Furcht und Tadel.“

Ein anderer, der Burgermeiſter Fries, fiel ihm in die Rede, berichtend, daß wenn der Galgen auch ſchon fertig, doch bis jetzo der Henker nicht zu finden geweſen. Der von Thann habe ſich des Amts geweigert; der von Breiſach, der von Ruffach, der von Landſeer endlich gleichen Beſcheid ertheilt. Es ſtehe jetzo dahin, ob ſich in Mülhauſen ſelber Einer fände, für guten Lohn den Galgendienſt zu verrichten, und dann in die Verbannung zu gehen, indem nach dem Geſetz der Stadt darinnen weder ein Nachrichter noch ein Fürſprech zu dulden ſey?

Als nun hierauf großes Gerede entſtand ſowohl unter den Richtern, als im Volk, legte ſich Schreckenfuchs — dem darum zu thun war, daß Ziegler noch ein Kurzes am Leben blieb — in’s Mittel, und ſchlug vor, den eigentlichen Rechts- und Urtelſpruch bis über zweimal ſieben Tage zu verſchieben. Bis dahin wolle er für den Freimann ſorgen, und für die Haft der Uebelthäter mit ſeinem eignen Kopfe ſtehen.

Das Stimmen-Mehr ſollte entſcheiden, und ſchon war die Umfrage an der Schranne im vollen Gang, und Peter Ziegler ſeufzte aufrichtigſt zum Himmel: „Noch zweimal ſieben Tage Zögerung nach ſo vielen Monden gräulicher Gefangenſchaft? Wirſt du aushalten, mein Herz?“

Da brauste fern vom Basler Thore her wachſend und grollend der Sturm, — juſt wie der blödſinnige Hartmann den Föhn vorausgeſagt — und fuhr auf einer dichten Wolke Volkes und bäuriſchen Geſindels zum Marktplatz daher. Zur ſelben Zeit ſchlug die Feuerglocke auf dem Kirchthurm an, und Aller Augen ſahen mit bangem Entſetzen ein roth Panier, das über der daherfluthenden Menge flatterte, und das umbrüllt wurde von dem Geſchrei der angehetzten Söldnergurgeln: „Mord, Brand, Krieg, Tod und Verderben! Steht zuſammen, ihr Bürger von Mülhauſen!“

Der Stadtwachtmeiſter Martin Dummel war der Träger des Panners, und ſchrie ſeinerſeits aus vollem Halſe und mit ſchlechtverhaltner Furcht: „Der Feind iſt vor den Thoren . . . bei Illzach und bei Riedesheim lagert ſchon der Feind. Die Eidgenoſſen haben das Blutfähnlein hereingeſchickt, und abgeſagt auf Tod und Leben!“

Ein Schrei des Staunens und des Schreckens zittert über den Markt.

Der Pannerherr, ſeiner Pflicht gewärtig, ſpringt auf, ſtößt den Stuhl um, und gebietet: „'s iſt Krieg . . . Wir haben genug getagt; jetzt gilts, das Vaterland zu ſchützen. Bringt die Gefangenen in den Kerker zurück. Haben wir geſchlagen und geſiegt . . . dann wollen wir das Urtheil fällen. Fort mit den Beklagten, und wehe dem, der ihnen ein Haar krümmt, denn ich führe jetzo das Schwert der Gewalt, weil der Krieg regiert, und der Feind die Stadt berennt!“

Von Spießträgern eng umſchloſſen werden die Kettenbeladenen fortgeſchafft. Das Volk tobt wild durch alle Gaſſen, und ſchreit nach Waffen. Auf dem Rathhauſe, wo ſich die Machthaber verſammeln, iſt die Beſtürzung über das unvorhergeſehene Erſcheinen der Eidgenoſſen vor den Thoren ohne Gränzen. Dennoch vermag der Pannerherr dieſen durcheinander ſchreienden Senat zu beſtimmen, eine Abordnung an die eidgenöſſiſchen Führer in deren Lager zu Riedesheim zu ſenden. Die gewiegteſten Sprecher werden in die Botſchaft gewählt; viele von ihnen ſchlagen die gefährliche Ehre aus. Statt ihrer ſchließt ſich Guldinaſt dem kleinen Zuge an, und der Pannerherr entläßt ſie aus den Thoren. Vor ihnen her wird aber eine traurige Geſellſchaft getrieben: eine Menge von Weibern und Kindern des „kleinen Haufens“ die zum Theil gezwungen, zum Theil freiwillig die Stadt verlaſſen, um draußen ihre karge Nahrung zuſammenzubetteln, und die Vorräthe der Stadt nicht zu verkürzen.

Mitten unter dieſem Wirrſal indeſſen begegnet der Doktor Schreckenfuchs dem Geſellen Theobald, ergreift ihn haſtig und vertraulich bei der Hand, und ſpricht ihn an: „Komm mit mir, Du blöder und thörichter Knabe; ich habe mit Dir Wichtiges zu reden!

Dritter Abſchnitt.

Das Lager auf dem Nordfelde.

„Hie Bern! Hie Panner von Baſel!“

Es war nicht Täuſchung, nicht blinder Lärm, nicht eine Lüge geweſen: auf dem Nordfelde nächſt Riedesheim flatterten wirklich genöſſiſche Fähnlein und lagerten fünfhundert Knechte von Baſel, die Hauptmann Balthaſer Irmi ſchon in der verwichenen Nacht ſtille herangeführt; und zu ihnen war in der Frühe des Tages der Zuzug von Bern, ſechshundert Reiſige ſtark, geſtoßen; wenig beritten Volk, aber deſtomehr wälſche Schützen unter den Hauptleuten Wilhelm von Diesbach von Bern und St. George von Lauſanne. Die Fähnlein von Zürich und Schaffhauſen wurden noch erwartet; auch noch einiges Volk von Glarus. Der Oberſte jedoch der Eidgenoſſen, die den Mülhauſern im Felde widerlagen, war Herr Ludwig von Erlach, ein Sproſſe des berühmten tapfern Stammes dieſes Namens.

Auf dem gefreiten Platze des Lagers -- wo die zwölf Karthaunen ſtanden, welche das Basler Zeughaus zum Feldzug hergegeben — gingen der Obriſt Erlach und der Junker Diesbach in lebhaftem Geſpräche auf und ab. Die Geſchütze, die im Viereck mit ihren Schanzkörben aufgepflanzt, den Platz einſchloſſen, machten ihn, dem Glauben jener Zeit gemäß, heilig und unverletzlich. Kein verdächtiger Horcher, kein vorlauter Zeuge war um die Wege, und Erlach mochte ungeſtört dem Freunde ſeinen Plan, die rebelliſche Stadt zu unterwerfen, mittheilen. Er wollte langſam, Zug für Zug, fortſchreiten, und möglichſt mit ſeinen Feldherrnpflichten die Menſchlichkeit des wahren und ächten Eidgenoſſen vereinigen. Diesbach dagegen ſtimmte, ſeiner rauhen und unruhigen Gemüthsart zufolge, für harten Angriff, Sturm und äußerſte rückſichtsloſe Gewalt.

„Vergebens,“ ſagte er, „handelſt Du hin und her mit den Pochhänſen in der Stadt. Lehre mich die übermüthigen Pfahlbürger dort innen kennen! Je gütiger Du biſt, je freventlicher werden ſie ſich geberden. „„Drauf und dran!““ iſt meine Loſung. Wir hätten ſie gleich heute in der Morgendämmerung anfallen ſollen. Wozu erſt die Vermahnung und das rothe Fähnlein? Wozu des Feldtrompeters Botſchaft endlich? Die Meuterer ſelber achten das Kriegsrecht nicht; warum denn thun wir's?“

„Du redeſt nach Deiner hitzigen Natur;“ verſetzte lächelnd der von Erlach: „Du hätteſt ein rother Hahn werden ſollen, Diesbach!“

„Recht, Ludwig, recht. Dann ſäße ich aber auch bereits auf allen Dächern jenes Neſtes und fachte mit feurigen Flügeln den Brand. Und brennen muß es: Du wirſt ſehen. Ohne Brennen wird's nicht abgehen, und gebe Gott, daß wir alsdann im rothen

Widerſchein mit unſern breiten Senſen eine Erndte halten, die der Mühe lohnt. Ich hab's wie der leibhafte Satan auf jenes Bauern- und Schneiderſtädtchen gemünzt. Die Handvoll Pöbel will ſich unterſtehen, den fünf Orten der Eidgenoſſenſchaft zu trotzen? Donner und Strahl! ich möchte ihnen den „Bären" auf die Stirne brennen, daß alle Welt ſie ſchon auf hundert Schritte als die Verräther kenne, die ſie ſind!"

„Nun, nun;" erwiederte Erlach: „Du biſt eben der Diesbach … Dich kennt man überall. Wie ſcharf auch dein Schwert, noch ſchärfer iſt deine Zunge. Fürwahr! der Sohn des alten armen Burgermeiſters dort innen vermöchte nicht grauſamlicher gegen die von Mülhauſen loszuſchlagen."

„Noch einmal recht, lieber Eidgenoß. Wär' ich an ſeiner Statt und nur ein vierzig Geſellen ſollt' ich zur Seite haben … ſchon wäre ich mitten drinnen in jener Mördergrube, und Wehe den Schurken dann! Das Recht und die Rache ſind im̄er oben dran, wenn ein unerſchrockener Arm für ſie ſtreitet."

In dieſem Augenblick näherte ſich der Basler Hauptmann, und winkte den Junkern. Der Trompeter ſey ſchon wieder zurückgekehrt, und mit ihm eine Abordnung aus der Stadt im Lager angelangt; meldete Irmi. Ob's dem Obriſt gefalle, den Leuten Gehör zu ſchenken.

Darauf Erlach alſobald: „Sie werden kommen, ſich zu unterwerfen. Ein gut und verſöhnlich Wort ſoll jederzeit bei mir eine gute Statt finden, doch will ich ſie nur hören im Angeſicht und im Kreiſe meiner Befehlsgenoſſen; denn uns Alle geht an, was die Boten bringen. — Vorher jedoch ſchickt den Trompeter! —"

Der Trompeter trat vor den Feldoberſt und berichtete ihm, daß er das Thor der Stadt noch nicht erreicht, als ihm bereits die Botſchaft entgegengekommen, die ihn beredet, wieder umzukehren. In der Stadt werde keine Antwort gegeben werden, als die, ſo die Boten zu bringen ohnehin ſchon im Begriff.

„Weißt Du nicht, wie der Beſcheid lauten werde?" fragte Erlach.

Der Trompeter zuckte die Achſeln. „Sie halten damit zurück;" ſagte er: „doch machen ſie trutzige Augen, und verſtellen ihre Geſichter, ſo gut ſie können, in's Fürchterliche. Es ſind ſechs Mann, thut Einer ſtolzer und kriegsfertiger als der Andere."

„Aha! merkſt Du was?" ſagte Diesbach dem Feldherrn in's Ohr.

Indeſſen hatten ſich die Befehlshaber verſammelt: Hauptleute, Fähndriche und die Oberwaibel eines jeden Fähnleins, und ſtanden um den Oberſt her, und hatte Jeder die Linke an den Griff des Schwerts gelegt, und die Rechte an dem Panner oder an dem Mordbeil; ruhig und unerſchrocken ſahen ſie den Männern von Mülhauſen entgegen, die in den Ring geführt wurden.

An der Spitze der Sechſer-Botſchaft wandelten Guldinaſt und Belten Fried, der Zunftkönig.

Guldinaſt war der Sprecher, und ſtolzirte auf den Junker Erlach zu, wie ein übermüthiger Goliath. — „Seid Ihr der Führer der gewaffneten Haufen, die ſich beikommen wollen laſſen, unſere feſte Stadt zu berennen?" fragte er, den Schnauzbart unverſchämt aufdrehend und die Zähne fletſchend.

„Du kennſt mich gut;" antwortete ihm der Obriſt verächtlich: „Du biſt ja der vorlaute Büchſenmeiſter, den mir der Herr von Bonnſtetten bei'm Zuge gegen die Lothringer aufdringen wollte. Dein Geſicht gefällt mir heut ſo wenig, als dazumal. Wenn Du aber der Fürſprech jener Stadt zu ſein Dich vermeſſen willſt, ſo bringe Deine Rede an. Doch merke Dir, daß auf grobe Anſprach ein grober Beſcheid nicht ausbleiben wird."

Guldinaſt biß ſich in die Lippen vor Grimm; Belten Fried ſtieß ihn aber in die Seite, daß er ſich beſönne und bemeiſtre. Welches er auch einigermaßen that und anhob:

„Ich bringe das Begehr freier Männer. Ein Wort an Euch, Ihr Eidgenoſſen. Ihr ſeid Herren in euren Bergen und Hütten, auf euren Fluren und Feldern, und wehrt einem Jeden, der da kommt, in eurem Hausrecht euch zu kränken. Wir, in eure Bünde aufgenommen, haben die Befugniß, frei zu ſein, wie Ihr. Warum alſo wolltet Ihr an unſerem Herde als Vögte und Gebieter uns Geſetze geben? Warum wolltet Ihr unſere Händel ſchlichten, uns verbieten, Recht zu ſprechen nach unſerem eigenen Recht, in unſerm Bannkreis? warum Parthei ergreifen für arme Sünder und Diebe, die ihren Hals verwirkt in unſerm Amt und Dienſt? Das konnten und durften wir nicht zugeben und darum überzieht Ihr uns mit Krieg und Landplage? Haben wir nicht, der Lieb zum Frieden und zur Eintracht ein gut Theil unſerer Hoheitrechte opfernd, Bevollmächtigte an Eure Tagſatzung in Zürich geſendet, unſere Sache dort vor dem Bunde und den Bünden gemäß zu führen? So erwartet denn vor Allem, was ſie richten, dieſe Boten unſerer Freundwilligkeit. Laßt die Waffen ruhen und ſtellt den Krieg ein, bis uns Kunde geworden von Zürich. Das unſer vorläufig Begehr.«

Erlach, ohne Bedenken, gab die Antwort: »Ihr habt vorlängſt gebettelt bei den katholiſchen Orten um ihren Beiſtand; und habt dann die Ehr' und Unverletzlichkeit der Sendboten von Uri und Schwyz angetaſtet und beſchädigt, ſomit die Bünde mit jenen Orten verwirkt. Hierauf habt Ihr die fünf proteſtirenden Orte in Anſpruch genommen, jedoch ihren Entſcheid verächtlich von Handen gewieſen und in der Rebellion fürgefahren. Solchen Hohn und ſolche Unterdrückung des Rechts in Eurer Stadt ſelber konnten die fünf Orte nicht ſchweigend hinnehmen. Sie haben gewarnt — vergebens. Eure mißhandelten Bürger haben auf unſern Tagen geklagt . . . nicht vergebens. Dem guten Wort habt Ihr das Ohr verſchloſſen, ſo habt Ihr denn Krieg, bis zu Austrag der Sache durch das Schwerdt. Das iſt Schick und Brauch der Eidgenoſſen. Die Waffenruhe gewähr' ich nicht. Ich will nicht auf dieſe Art Eure Schanzen ſelber bauen helfen. Ergebt Euch unſ'rer Gnade, oder erwartet, was der Kampf mit ſich bringt."

„Ha ha!" lachte Guldinaſt wild auf: „Wir lagen nicht bis jetzo auf der Bärenhaut und ſchlummerten. Unſere Bollwerke ſind längſt erneuert, unſre Speicher und Keller voll; an die tauſend Kriegsknechte eſſen unſer Brod, unſere Mauern ſtarren von Geſchützen. Kommt an, und Ihr ſollt nach Gebühr empfangen werden. Doch jammert uns des unſchuldigen Bluts, das in dieſem Streit vergeſſen werden ſoll . . ."

„Laßt Euch zuvörderſt des alten ehrlichen Burgermeiſters und ſeiner Geſellen Leiden und Qualen jammern!« rief Erlach mit Entrüſtung aus: »Ihr dürſtet jedoch nach ihrem unſchuld'gen Blute: — nun denn: es komme auf Euer Haupt."

»Der Haß des jungen Ziegler ſpricht aus Euch;" meinte Guldinaſt mit erzwungener Gleichgültigkeit.

„Ich antworte Dir nicht mehr;« machte Erlach, ſich abwendend: »Habt Ihr, Männer von Mülhauſen, nichts ferner vorzubringen, ſo ſind wir fertig.«

Die Boten ſahen einander zweifelnd an. »So geh'n wir denn, von wannen wir gekommen;« ſagte Guldinaſt, ſein Haupt keck erhebend, und drehte ſich der Stadt zu.

Vier der Genoſſen machten es, wie er. Velten Fried allein zögerte, ging mit einer Art von Demuth gegen den Oberſt ein paar

Schritte vor, und ſprach beſcheidentlich: „Vergönnt mir ein Wort unter vier Augen, Junker Erlach.“

Der Obriſt maß ihn ſchnell mit ſeinem ſcharfen Blick von Kopf bis zu Fuß. Dann ſagte er kurz: „Ich bin Euch gewachſen, denk' ich. Tretet zurück, ihr Herren und Freunde, und Ihr, Boten aus der Stadt; tretet zurück bis nächſt zu den Geſchützſchranken! — Und nun, Mülhauſer, rede heraus, was du auf dem Herzen haſt. Es eilt die Zeit.“

Mit derjenigen breitmäuligen Salbung und ſpießbürgerlichen Pfiffigkeit, die ihm ſchon ſo oft auf der Bäckerzunft oder auf der Schmiedſtube Beifall und Stimmen-Mehr errungen, hob Velten Fried zum Oberſt an, ihm gar vertraulich unter den Bart redend:

„Ein geheimer Auftrag, Junker. Schlagt Ihr ein — ſo ſind wir gleich im Reinen; wo nicht — ſo hab' ich nichts geſagt; verſtanden?“ —

„Das Lied hebt übel an;“ bemerkte Erlach. — Velten Fried fuhr, wie er begonnen, fort:

„Unſer Recht iſt ſonnenklar; wer bezweifelt das? Und dennoch ... möchten wir von Mülhauſen Euch noch ganz beſonders von unſerm Rechte überzeugen, Herr ..., verſtanden?“

„Nicht ſo ganz; wie macht Ihr das?“

„Das willige Ohr thut ſich gern dem willigen Zuſpruch auf. Hm? Sprecht aus, um welchen Preis ſich's Euerm Ohr verlohnt?“

„Nun? und wenn ich ihn ſagte, den Preis? Was würdet Ihr von Mülhauſen thun?“

„Ei, den Preis zahlen, ſchnell und ohne Mäkeln und Feilſchen, ohne Gefährde; und dann von Euch die Vertheidigung unſ'rer guten Sache erwarten.“

„Von mir?“

„Von Euch ſelber. Nehmt den Lorbeer der Edelthat für Euch, flechtet uns des Friedens Oelzweig. Der Mordbrenner-Auftrag, der Euch geworden, Ritter von Erlach, ſtimmt ſchlecht zu Eurer Heldengröße. Werdet lieber ein Schutzengel unſerer mißhandelten Stadt, als deren Henker. Reicht uns die Hand, zieht bei uns ein als unſre Wehr, als unſer Kriegsherr. Eure Fähnlein werden gerne Eurem Beiſpiel folgen, und das edle Bern, dem Euer Uebertritt die Augen öffnen wird ... was gilts? in kurzer Friſt wird es Euern Schritt beſtätigen, als hätte es denſelben befohlen. Unſer Dank wird ohne

Grenzen ſeyn, und Euer Vaterland ſchuldet Euch dann ein Denkmal der Ehre, weil Ihr den Frieden bewahrtet, und ein Retter der Freiheit geweſen. Hm? verſtanden?"

Worauf der von Erlach, der mit Mühe ſeine Entrüſtung ſo lange zurückgehalten, mit lauter Stimme: „O Du giftiger Böſewicht, o Du nichtswürdiger Tropf! Denkſt Du denn wohl daran, daß Du zu einem Nachfahr des Siegers von Laupen geſprochen? Bei'm Eid, ... wärſt Du nicht ein Sendbote der Stadt, ein gefreiter Bote ... Du hingſt an jenem Schanzpfahle, ehe Du Dein letztes Vaterunſer ausbeten könnteſt! Du biſt ein ſchlechter Rechner, bei Gott, und Deine Verrätherpfenninge achte ich ringer als die falſcheſte Münze auf Erden. — Hinweg mit Dir ... hinweg mit Dir und Deinen Genoſſen. Es möchte mich ſonſt gelüſten, das Geſandtenrecht ein wenig mit Füßen zu treten."

„Kommt, kommt!" rief Velten trotzig und ungeſtüm den Seinen zu: „Die Berner verſteh'n kein Deutſch mehr. Hätten wir einen Sack mit Kronen mitgebracht, uns wäre beſſerer Empfang zu Theil geworden."

„Um Gotteswillen!" rief Erlach dem Irmi von Baſel zu: „Bringt mir die Leute da aus den Augen, oder ich vergeſſe das Geleit, ſo ich ihnen bewilligt. Fort, fort mit ihnen, fort!"

Mit den Fäuſten drohend, aber ſtumm entfernten ſich Guldinaſt und Velten Fried. Bleich und beſtürzt folgten ihnen die andern vier. Sie eilten, den Reihen der ſie verhöhnenden Knechte zu entkommen."

Diesbach jubelte dagegen aus voller Bruſt. „Recht, recht, mein alter Ludwig. Siehſt Du, wie ich meine Leute kenne? Sturm, Sturm, ſag' ich, auf ihre Mauern, Feuer in ihre Giebel, das Schwert in ihre Schelmenherzen!"

Die Anführer alleſammt ſtimmten unverholen in gleicher Weiſe ein. Indeſſen aber tönte in der Nähe ein rauhes ungeſchliffen Lied, gleichwie auf Bockshörnern geblaſen, und Trommeln rumpelten darein. Die Muſika war nicht gar lieblich, aber ſie verkündete biderbe und waffenharte Geſellen.

Ihnen voraus ritt auf einem geſchwinden Roſſe ein junger Mann voll Feuer und Leben, der ſich mit Haſt vor dem Oberſt aus dem Sattel warf, und mit keuchender Bruſt ausrief: „Das Panner von Schaffhauſen! es folgt mir auf der Ferſe. Und Zürich iſt nicht weit; das iſt ſichere Botſchaft, edler Junker!"

„Sieh da, unſer wilder Jäger!" lachte ihm Erlach entgegen, während die Hauptleute den Schaffhauſern zulieſen: „ſieh da, mein wackrer Ziegler-Jakob. Willkommen mit der guten Kundſchaft! Sei getroſt auch Du! Für deine viele Hatz und Mühſal wird der gerechte Gott und unſer Sieg Dich lohnen.“

Auf dieſe muntre Anſprache jedoch verhüllte der arme junge Mann ſchmerzlich ſein Geſicht und ſagte dumpf: „Ach, Herr ... weiß ich etwa nicht, daß die Mordbuben meinen guten Alten gereckt, geſchunden und gefoltert haben, und daß etwa heute ſchon ſein graues edles Haupt am ſchimpflichen Galgen, im ſchmachlichen Tode eines Diebs die Augen ſchließen muß?“

„Nicht doch, nicht doch, mein Sohn;“ ſagte ihm noch Erlach in Eile: „Noch lebt er; ſie werden nicht wagen, das Bubenſtück zu vollenden ... und, wenn uns der Himmel beiſteht, ſo haben wir morgen die Stadt, und frei von Ketten und von Leid wird alsdann dein Alter ſeyn.“

„Frei! mein Vater frei! O, was gäbe ich für dieſes Glück dahin!“ rief Jokob ſtürmiſch aus.

Zu ſolcher Friſt waren die Hörner der Schaffhauſer ganz nahe gekommen; aber in das rauhe Kriegsgetön miſchte ſich ein Zeter- und Wehgeſchrei von Weibern und Kindern, das einen Stein zu Thränen hätte bewegen können.

Der Trompeter führte die aus der Stadt getriebenen unglücklichen Frauen vor den Obriſt. Heulend und ſchreiend warfen ſie dem Ritter ſich zu Füßen, und baten um Schutz und um das nothdürftige Brod. Von ihren Männern und Vätern getrennt, dem Elend preisgegeben, klagten ſie dem Obriſt vor, was ſie in der Stadt gelitten, wie man ihre Verſorger gefangen gelegt oder mit Gewalt zu vorderſt auf den Wällen dem Feind entgegengeſtellt; wie man ihre Häuſer gebrochen, ihre Gärten und Felder verwüſtet, ja, ihnen vom Leibe das letzte Kleinod, den Ehering genommen, um ihn zu verſchlemmen in wilder Trunkenheit ...!

Während Erlach ſie aufſtehen hieß, und mit den verſtändigſten Weibern unter ihnen von der Lage der Stadt und den Greuelthaten des großen Hauſens redete, bemerkte Jakob Ziegler, daß Eine von den Frauen, die ihm nicht ganz unbekannt, eines Schuhmachers Frau, Brigitte Thyſer geheißen, nach ſeiner Seite hin zu ſtehen ſuchte, und ihm mancherlei Zeichen machte, als hätte ſie ihm ein geheimes Wort zu ſagen. So näherte er ſich denn dem Weibe, und redete ſie an. Worauf Brigitte ihm erfreut die Hände küßte, ihm bedeutete, ſein

Vater habe mindeſtens noch zweimal ſieben Tage Friſt, zu leben, und Gott werde ſeine Silberhaare nicht von Henkershand beſudeln laſſen. Dann aber zog Brigitte geheimnißvoll einen Zettel aus dem Sack, und ſprach: „das iſt für Euch."

„Für mich?"

„Ein rußiger Geſelle, der mit einer Partiſane neben uns her lief, da wir aus dem Thor gejagt wurden, ſtellte ſich an, als rede und handle er mit mir und meinem Kinde da, als wie ein grimmer Scherge, doch war's nur Schimpf und Schein. Denn er raunte mir in's Ohr, Euch den Zettel da zu geben, wenn ich im eidgenöſſiſchen Lager Euch ausfindig machen könnte. Wo nicht, ſo ſey der Brief auch für den Obriſt geſchrieben. Aber lieber geb' ich ihn doch Euch. Da, nehmt ihn hin, und möge er Euch nach Wunſch belehren."

„Was enthalt er, was?" fragte Jakob haſtig.

Da lächelte trotz ihres Elends die Brigitte Thyſer, und ſagte: „Ich werd's nicht verrathen, denn ich kann nicht leſen, Herr. Müßt ſchon ſelber damit zurecht kommen."

Solches verſuchte Jakob auch alſobald, und las . . . und wie eine Hoffnungsſonne ging Strahl für Strahl über ſeiner Stirne auf. — „O, liebe Frau," ſagte er dann, nachdem er fertig geworden, — „ich habe kein Geld, Euch die Botſchaft zu zahlen; indeſſen aber vergelte Euch der Himmel, bis es mit uns Allen beſſer ſteht."

„O Herr!" verſetzte drauf das arme Weib: „Führt mich und meinen kleinen Wurm da wiederum zurück zur Heimath und zum lieben Vater — dann habt Ihr kaiſerlich bezahlt!" —

Hierauf gab Erlach dem Trompeter Befehl, die Schaar von Weibern und Kindern im Dorfe mit Güte oder Gewalt für's Erſte unterzubringen; und ſchritt von dannen, die Schaffhauſer zu begrüßen.

Kaum war dem Ehrengruß und Ehrentrunk genug gethan, als ſich der Kriegsrath auf dem Büchſenplatze verſammelte, und ſorgſam ſich berieth. Jakob Ziegler warb bei ihm um Gehör, und verkehrte ſodann noch länger und gefliſſentlicher mit dem Obriſt ſelber, dem er den Zettel, ſo er erhalten, zu leſen gegeben.

„Wenn's nur kein Schelmſtück iſt, das ſie mit Dir aufſpielen wollen!" meinte Erlach, argwöhniſch den Kopf ſchüttelnd.

„Ich denke nicht;" verſetzte Jakob Ziegler mit Zuverſicht: „Bin ich gleich nicht im Stande, in den ungeſchlachten Schriftzügen dieſes Zettels meines Jugend- und Schulgefährten Theobald Handſchrift wieder zu erkennen, ſo bürgen mir doch ein paar Worte dafür, daß

Er, und kein Anderer den kurzen Bericht verfaßte. Und Er iſt wirklich — wie der Zettel beſagt — kein Schelm.“

„Und Du wollteſt denn in vollem Ernſt den Kundſchafter machen? Bedenke was Du unternimmſt!“ ſprach warnend der Feldobriſt.

„O Herr,“ erwiederte Jakob eifrig: „Was thät' ich nicht, um Euern Waffen den Weg zu bahnen, und meinen Vater von der Todesangſt zu befreien? Hindert mich nicht daran; der gute Gott wird mit mir ſeyn. Ich kenne Weg und Steg, wie mir der Zettel ihn beſchreibt. Seht doch einmal: „„Zur Nachtzeit . . . zwiſchen neun und zehn Uhr am Wallgraben unter'm neuen Bollwerk, wo der Walkenthurm . . .““ Gott! das iſt meines Vaters Gefängniß! Weiter: „„eine untieſe Fuhrt . . . an dem Verhau hinanſteigend . . . eine ſchwarze Binde um den Arm . . . die Loſung St. Amarin . . . keine Wache dort, als nur dein Freund, der oft mit dir „aufs Anneli“ getrunken . . .!““ Seht; daran erkenne ich ihn genau, der hier ſich unterſchreibt „„Theobald bin ich genannt, und bin kein Schelm, wie Dir bekannt?““ — O bei allen Sternen des Himmels! mein Vater und das Anneli . . .! Obriſt, lieber Eidgenoß! laßt mich ziehen, und will's Gott, mach' ich meinen Alten frei, und führ' Euch Morgen in die Stadt!“ —

„So mag's geſchehen!“ ſagte Erlach nach einigem Zögern: „Der alte Gott der Eidgenoſſen ſey mit Dir, und geleite Dich glücklich hinein und heraus. Die Züricher kommen Morgen mit dem Früheſten, und die Glarner haben ſich zur ſelben Friſt anſagen laſſen. Auf den Abend dann der Sturm, und Sieg der guten Sache. Deiner, wackrer Degen, ſoll dann trefflich gedacht werden an der Tagſatzung der fünf Orte, als eines Mannes, der um der Schweizer Ehr' und Ruhm ſich hochverdient gemacht.“

„Ach, Herr! nicht Ruhm, nicht Ehre ſuche ich für mich; aber wohl Befriedigung meines Herzens, meiner Liebe!“ entgegnete ſchamroth der junge Mann, und ſchied mit einem Handſchlag von dem Junker, um bei Zeiten aus dem Lager zu verſchwinden und zum gefährlichen Kundſchaftergang ſich vorzubereiten. —

Vierter Abſchnitt.

In der Höhle des Leuen.

„Den Waglichen ſchenkt Fortuna Gunſt.“

Die Nacht, die demſelbigen Tage folgte, wurde ſchon bei ihrem Eintritt ſo dunkel, als ob ſie zu Nutz und Frommen waghalſiger Späher alſo beim lieben Herrgott beſtellt geweſen wäre. Kein Sternlein, das da leuchtete. Schwarze Wolken in wunderlichen Rieſengeſtalten über'm ganzen Himmel ausgebreitet. Und — wie der blödſinnige Hartmann vorhergeſagt — aus den Gebirgen ſchnaubte heiß der Föhn in's Land, und falbe Blitze zuckten fern, fern, hinter dem Baſelbiet empor, die allwaltende Finſterniß handgreiflicher zu machen.

Unſern vom Walkenthurm, auf dem ſogenannten neuen Bollwerk, hielt ſich ein Mann lautlos aufrecht, die Pikelhaube auf dem Kopf, die Hellebarde im Arm. Der Mann lauerte vorſichtiglich gegen den Graben zu ſeinen Füßen. Von Weitem ſchrie der Wächter die zehnte Stunde aus; am Abend ſchon war der Schlag der Uhren eingeſtellt worden.

„Schon Zehne!“ brummte der Mann in den Bart und ballte ungeduldig die Fauſt. — Da wurde in des Grabens Tiefe ein Geräuſch laut. Der Mann ſpitzte neuerdings und ängſtlicher die Ohren. Jedoch — war's nur ein Raſcheln des Windes im Geröhrigt, oder der Sprung einer Waſſerratte geweſen … das Geräuſch ſchwieg augenblicklich wieder, und noch ungeduldiger brummte der harrende Mann eine Verwünſchung in den Bart.

Bald darauf … horch! abermals ein ferner Laut; … diesmal nicht aus dem Graben emporſteigend. Um ſo unerwünſchter dem Wartenden. Was gibts denn? Eine Stimme, die da laut redet; eine andere, die ihr antwortet … beide Stimmen vom Walkenthurm näher herankommend … o Himmel! ein Lichtſtrahl, der mit den Stimmen wandelt, und ſeine verrätheriſche Helle weit hinauswirft auf den öden Platz am Bollwerk. Nirgends ein Winkel im Verhau der Schanze, wo ſich mit Nutzen der harrende Spießträger verbergen könnte. Was war zu thun? Der Gefahr Stand halten, oder vor ihr feige davon fliehen? — Der kecke Aufpaſſer wählte das erſtere.

Die Daherkommenden ſchienen aber nicht willens zu ſeyn, dem ſtillen Wächter an den Kragen und an's Gewiſſen zu gehen. Der reine Zufall führte ſie daher. Es waren zwei Söldner von dem Kriegsvolke aus den öſterreichiſchen Vorlanden; alte Geſellen, die bereits weit und breit in der Welt herumgereiſet, und ihre Haut untadelhaft zu Markt getragen. Wer für dieſe Haut was geben mochte, hatte ſie, und ihrem Träger war's alleins, wem der Dienſt galt, wenn nur fette Nahrung und ziemlich Geld dabei herausſchaute. So hatten ſich denn die beiden alten Knaben Erff und Wachtler an die Stadt Mülhauſen verdungen gegen einen ehrlichen Haftſchilling und ehrliche Mannskoſt.

In letzterem Betreff war die Stadt heute beſonders freigebig geweſen. Nachdem die Abgeordneten aus dem Lager heimgekehrt und nur Kriegsgeſchrei und trotzige Abſage mitgebracht, waren die Herren und Rädleinsführer einig geworden, ihre Sach' denn mit Gott und dem Schlachtſchwert richtig zu machen, und ſodann waren ſie mit den gedungenen Knechten und Allen, die in Waffen waren, zuſammengeſeſſen auf Zünften und Gaſſen, in Lauben und Trinkhütten, und hatten geſchmauſet auf Koſten des Stadtregiments, und tapfer gejohlet und noch tapferer gezecht.

Von ſolchem Schmauſe, der bis zur Lichtzeit gedauert, waren Erff und Wachtler abgefertigt worden, um den Magiſter Zwinger zu dem todkrank dahinliegenden Oſeas Schillinger in's Kleinſpittel am jungen Thor zu begleiten. Schillinger hatte nach dem Geiſtlichen Sehnſucht gehabt und der Pfarrer ſich nicht unterſtanden, ohne bewaffnet Geleit auszugehen, weil ihm das Volk des „großen Haufens" aufſätzig und widerſächeriſch bis zu Frevel und Gewalt.

Von ſolchem Geleit kamen eben Wachtler und Erff ſammt ihrer Laterne zurück, und da ſie weiter keinen Dienſt zur Nacht hatten, begehrten ſie, über's neue Bollwerk zu ihrem Quartier zu wandern, weil der Weg um ſo viel näher, und die Nacht eben nicht unluſtig für wohl angetrunkene Zecher, den warmen Kopf etwas im Freien zu ergehen. —

Und da ſie langſam vom Walkenthurm heranſtiegen — die Laterne leuchtete trefflich in's Dunkel hinein — — „Gott's Marter!" hebt der Wachtler an: „Was glitzert denn dort, wie Waffenſchein?"

Und alſobald geht auf die Wanderer der Anruf ab: „He wer da? Wer da, noch einmal?“

„Freunde von Mülhauſen!“ antworten ſchnell die beiden Kumpane, und ſetzen hinzu, ihre Leuchte hochhaltend: „Wer ſteht denn da? Wer hält hier Wacht? Seit wann iſt dieſer Platz beſetzt?“

„Seit einer Stunde!“ ſagt der Wächter: „neueſter Befehl des Pannerherrn. Geht Eurer Wege jetzo, Ihr Männer.“

„Hm, alle Ritt ein andrer Befehl!“ brummte Wachtler ſpöttiſch: „Es geht bunt her in dieſem Regiment.“

Worauf der Schildwächter: „Zu grübeln und zu deuteln iſt hier nicht. Geht Eures Wegs in Gottesnamen.“

„Wie ſo, warum denn?“ fragt jetzo Erff, der andre Kriegsknecht, dem des Wächters Dringlichkeit, ſie zu entfernen, wunderlich vorkam. —

„Ja, ja, warum denn?“ wiederholte Wachtler die Frage: „Tragen wir nicht eine Farbe? Schwuren wir nicht einen Eid?“

„Es iſt Befehl:“ wiederholt ſeinerſeits der Wächter, deſſen Unruhe den bezechten Geſellen gegenüber im Steigen.

„Pah, pah, Befehl!“ entgegnet Wachtler: „Befehl hin oder her; jetzt hab' ich erſt rechte Luſt, hier zu verweilen. Komm, Bruder, die Luft iſt angenehm, der Raſen kühl . . . komm, Bruder Erff und ſetze Dich zu mir. Da hab' ich noch die Karte im Sack, komm, laß bei'm Schein der Laterne uns einen Landsknecht ausſpielen!“

Wachtler hatte ſich während dieſer Anrede gelagert. Erff, der Nüchternſte von beiden, redete ihm zu, das Spiel zu laſſen, und heimzugehen. Die Wacht ſey in ihrem Recht, und der Kriegsmann müſſe den Kriegsartikeln Folge leiſten.

Aber da war nichts zu richten. Der Wachtler war ſo zu ſagen des Teufels, und wollte Unfug ſtiften. Auf dem Bauche liegend, miſchelte er die Karten, dann zählte er ſie nach „Roſen“ „Schild“ und allen andern Zeichen ab, und auf jede weitere Mahnung des Wächters ſagte er nur: „Du gib Dich zufrieden, wir ſind unſerer zwei!“ — und ſeinem Spießgeſellen, der ihn ſtieß und zupfte, mahnte und warnte, entgegnete er in Weinſeligkeit: „Pah, pah; der Burſche da wird ſich hüten, Lärm zu machen, und die Knechte vom Walkenthurm herbeizurufen. Ich weiß gar wohl, warum er uns vom Platze haben will . . .“

„Warum denn?“ fragte Erff.

Aber: „Was die Leut' verdrießt, das treib' ich, und wo man mich nicht gerne hat, da bleib' ich!“ fuhr der Angezechte fort: „Setz' Dich, Bruder.“

Indeſſen raſchelte es nachhaltiger im Röhricht, und dem Wächter ſtieg das Blut ſiedend heiß zum Kopf und zum Herzen.

„Warum denn, Wachtler, he?“ fragte Gryff noch einmal.

„Nun, merkſt Du denn nicht, Blindſchleiche, daß der Kerl ſeines Liebchens wartet?“ antwortete Wachtler.

„Seines Liebchens?“ machte Gryff ſchmunzelnd.

Der Wächter griff die Vorausſetzung des Söldners muthig auf, und ſagte zu ihm halblaut: „Weil Du doch ſo gut gerathen, ſo mag's wahr ſeyn. Mein Liebchen, meine Braut erwarte ich hier, mit ihr zu koſen fern von der griesgrämigen Mutter. Darum, Freunde und Bruderherzen, ſtört mich nicht, und geht mit Gott.“

„Warum nicht gar?“ gab Wachtler zurück: „Da ſeyn ... auch etwas davon haben ... die Mülhauſer Dirnen ſeh' ich gern.“

Dem Gryff lief nicht minder, dem grauen Bart zum Trotz, das Maul voll Waſſer: „Ei ja doch;“ ſagte er behaglich: „Ein Mägdlein küſſen in Roſenglut ... das thut einem wackern Soldaten gut!“

Am Verhau kletterte ein Mann zum Bollwerk empor. Die Söldner hörten's nicht; um ſo beſſer, zu ſeiner Verzweiflung, hörte es der Schildwächter. Hier mußte ein Entſchluß kopfüber gefaßt ... dem Augenblick und guten Glück alles vertraut werden.

„Was gibt's da?“ fuhr der Wächter mit unterdrückter Stimme empor, dann zur Laterne nieder, die er ergriff, emporſchwang und alſo ſtürzte, daß das Licht urplötzlich darinnen erloſch.

„He, he, was iſt das?“ machten die Söldner, die nun ſo unverſehens im Finſtern ſaßen und ſich nicht recht verwußten.

Und ihnen verſetzte mit dem Spieß in's Blinde hinein der Wächter einen Streich, und murrte ſie an: „Wollt Ihr gleich ſtill ſeyn und die Schnerren halten? Rührt Euch nicht. Da kommt Einer über die Bruſtwehr. Keinen Lärm, oder ich ſchlag' Euch nieder!“

Die Söldner duckten ergeben das vom Wein beſchwerte Haupt, und machten in der That nicht Lärm, nicht Geſchrei. Doch hörten ſie bald, wie Einer über die letzten Pfähle ſetzte, und mannskräftig Fuß in ihrer Nähe faßte. Nun ſchoſſen ſie vom Raſen auf mit ihren langen Leibern, und der Ankömmling — Herr Jakob Ziegler und kein anderer — ſtutzte erſchrocken, und ſagte: „O weh, verrathen!“

Aber der Mann mit der Hellebarde, der ihn vorn bei der Bruſt packte, raunte ihm zu: „Getroſt; ich bin der Theobald, und wir ſind zwei gegen zwei.“

Um ſo lauter ließ er die Worte nachfolgen: „Wer da? die Loſung?“

„St. Amarin!“ hieß die Antwort. — „Die Armbinde haſt Du auch;“ fuhr Theobald gemäßigt fort: „Einer der Unſern, ihr Männer.“

„Woher, wohin?“ fragten die Söldner, die ſich immer noch nicht auskannten.

Hierauf diente ihnen der Wächter: „Ich kenn' ihn wohl. Ein Neuangeworbener, der Schmiedegeſelle Theobald, ein loſer Vogel, der gewißlich einen Schwank ausgeführt hat. He, nicht wahr, Kumpan?“

„Einen verdächtigen Schwank . . .“ meinte Erff mißtrauiſch.

„Ein loſer Vogel . . .?“ lächelte Wachtler: „was hat er aber im Graben gebrütet, der Vogel?“

„Lügt zu, lügt zu“ — redete Theobald dem Jakob in's Ohr. „Trunken ſind ſie — werden alles glauben!“ — Und laut fügte er hinzu: „Laßt ihn nur ſich verantworten. Heda, rede friſch und frei, Landsmann!“

Jakob hob an — ängſtlich zwar, doch log er ſich immer muthiger in ſeine Aufgabe hinein —: „Ja ſeht, Brüder und Freunde, ſeht, . . . es ging mir wunderlich. Ich komme juſt und bolzengrad aus dem Lager der Eidgenoſſen. Gottlob, daß ich jetzt wieder daheim. Ich hatte heut hier innen keinen Dienſt, und mir fiel ein, auf eigne Fauſt zu ſpähen und zu kundſchaften, denn verhaßt ſind mir die Kuhmäuler, und wo ich ſie nur ſchädigen kann, werd' ich's thun. Nun denn . . . ſo patſche ich durch den Waſſergraben, krieche dann auf Händ' und Füßen . . . komme richtig, da 's ſchon dunkel geworden, an die Zelte. Ha! bei Gott, da galt's vorſichtig ſeyn. Aber zu Zeiten iſt der Frechſte auch der Klügſte.“

„Recht ſo!“ ſtammelte Wachtler: „ich halt's auch ſo. Die Hand her, Theobald!“ — „Da iſt ſie;“ ſprach Jakob ſchnell darauf, und fuhr ſodann herzhafter fort: „Seht, wie ich's machte. Ich kann wälſch reden und ſingen, und ſo ſang ich denn ein Schützenlied, daß männiglich mich für einen Waadtländer hielt, und viele von den letztern mir zuriefen: „Bon soir, Grigou, bien belle ta chansonette!“

„Was heißt das?“ fragte Erff.

„Das will heißen: Sing nur zu, Vetter, denn Gottlob, wir werden morgen abziehen, weil die katholiſchen Orte im Anzug ſind!“ erklärte Jakob unverzagt: „Und ſo iſt es auch. Sie werden morgen davon gehen ſammt Trückli und Plunder.“

„Gotts Marter, das freut mich;“ rief Wachtler: „Laß Dich küſſen, Bruder. Alſo davon laufen wollen ſie, die Schneeſchaufler, die Schäferknechte? Du, Erff, da verdienen wir unſern Lohn mit leichter Mühe.“

„Recht, recht, Wachtler: das gibt alte Soldaten, uralte Soldaten, ſag' ich.“

„Mag ſeyn;“ fiel Theobald ein: „dennoch weiß ich Einen von uns, der nicht alt werden wird.“

„Welchen? He? Wen meinſt Du von uns?“ fragten die Söldner.

„Ei nun, den Spion da mein' ich;“ antwortete Theobald kecklich: „Ja, lieber Freund und Geſell, Dein Hals iſt verwirkt, ich muß Dich dem Pannerherrn oder dem Büchſenmeiſter ausliefern, und für Deinen frechen Gang wirſt Du gehenkt, nicht ſpäter als morgen; bei meiner armen Seele, das wirſt Du.“

„Ich? gehenkt?“ fragte Jakob beſtürzt. Kaum konnte ihn ein raſcher Händedruck des Jugendfreundes beruhigen.

„Gehenkt? Warum nicht gar?“ brauſte Wachtler auf: „Gehenkt für die gute Botſchaft, die er mitbringt?“

„Hm ja,“ bemerkte Erff niedergeſchlagen: „Und brächte er den Frieden in ſeiner Taſche mit; 's iſt Kriegsrecht, armer Schelm.“

„Gotts Marter,“ hob Wachtler abermals an: „den guten Kerl da henken? Könnteſt Du's über's Herz bringen, Du Wachtmann da, ihn zu verrathen?“

„Was will ich thun, wenn mir das Herz auch bricht?“ ſagte Theobald: „hätten ihn nur meine beiden Augen geſehen . . . leicht möchte ich ſie zudrücken; aber da unſer ſechs Augen und Ohren ſind, die da geſehen und gehört . . .?“

„Was da? Wir können auch das Maul halten, dem wackern Knaben da zu liebe;“ meinte Erff: „Was ſagſt Du dazu, Wachtler?“

„Ich ſage „Ja“. Wir wollen ihn nicht geſehen, nichts gehört haben.“

„Dann wär' mir's recht;“ ſprach Theobald: „Aber was bürgt mir für Euer Schweigen?“

„Unſer Soldatenwort;“ entgegneten die Söldner.

„Oho; allen Reſpekt davor — aber 's langt nicht aus. Schwört mir's in die Hand auf Euer Seelenheil . . . wollt Ihr?“

„Bei meinem Seelenheil ſchwör' ich, ſtill zu ſeyn von dieſem Handel;“ fuhr Wachtler leichtſinnig heraus: „Und Du Erff, geſchwinde, mach' mir's nach.“

„Ich ſchwöre nicht gern;“ äußerte Erff bedenklich: „es hat einmal ein leichtfertiger Eid aus meinem Munde einem wackern Geſellen den Kopf gekoſtet, und das geht mir im Gewiſſen noch heute nach.“

„Narr, jetzt ſoll aber einem biderben Geſellen der Kopf damit erhalten werden;“ redete Wachtler zu.

Und Theobald: „Macht's kurz und gut, Ja oder Nein; ſonſt ruf ich die Wacht vom Walkenthurm und alsdann iſt alles vergebens.“

Nach einigem Kampfe mit ſich ſelber, ſagte endlich Erff: „Nun denn, es mag darum ſeyn. Bei meinem Seelenheil! ich will kein Wörtlein von dem Handel ſchwätzen.“

„Habt Dank; habt Dank!“ murmelte Jakob erleichtert, und Theobald fügte hinzu: „das heißt geſprochen, wie ehrliche Kriegsleute ihren Genoſſen zu liebe thun. Gebt mir die Hände, und fragt mir morgen nach, daß wir ein Krüglein auf unſere Brüderſchaft leeren.“

„Gar gern, gar gern;“ riefen die Söldner in Ausſicht auf eine neue frohe Abendzeche: „Wie heißeſt Du, Freund?“

„Sucht nur den Gottlob Fingerlin vom ſcharfen Eck;“ erwiederte Theobald: „nach der Ablöſung morgen will ich im „Hirzen“ auf Euch warten. Der Theobald da mag auch dabei ſeyn, und einen ehrlichen Einſtand zahlen.“

„Mit Freuden!“ bekräftigte Jakob. Und eiligſt ſetzte Theobald bei: „Und jetzo, da Alles ausgeglichen . . . geht fort, geht heim, ihr Leute. Bald wird der Büchſenmeiſter ſeine Runde machen, und es würde verdächtig ſcheinen, träfe er uns hier an in heimlichem Gerede.“

„Nun dann, wohlauf, wohl an! Gut' Nacht und Heil, Freund Theobald, Freund Fingerlin!“ — Mit dieſem Abſchied entfernten ſich nebſt ihrer finſtern Laterne die läſtigen Geſellen. —

Nachdem ſich die Zurückbleibenden mit Aug' und Ohr verſichert, daß die Söldner ohne Gefährde und Hinterliſt in der That ihres Weges dahingingen und weder umkehrten noch ſich auf die Lauer ſtellten, fielen ſie einander mit Thränen um den Hals, und freuten ſich, einer himmelhohen Gefahr entronnen zu ſeyn.

„Ach, hätten wir nur nicht ſo viel Zeit verloren!“ ſeufzte Theobald:

„ſchier eine Stunde iſt mit aller Zögerung hingegangen. Hoffentlich wirds aber noch ſtill im Thurme ſeyn, und wenn Gott uns ſegnet, iſt Euer Vater ſchon ſo gut, als frei.“

„Wär's möglich!“ fuhr Jakob entzückt auf. — „Still, ſtill!“ entgegnete aber Theobald: „nehmt Euch zuſammen, und zürnt mir nicht, daß ich Euch in die Höhle des Leuen ſelbſt beſtellte. Ich glaubte heut Morgen noch, mit Euch nur eine Abrede pflegen zu können; aber heut Abend kann ich mehr thun, als das; — und gewiß hätt' ich's gern allein gethan, ohne Euch in Gefahr zu bringen, wenn's nicht für mich allein ein gar zu ſtarkes Stück Arbeit wäre.“

Während Theobald ſeinem Freund dies und andres zuflüſterte, waren ſie auf leiſen Sohlen bis nächſt dem Walkenthurm gekommen. Wie ſtaunte Jakob, da er ſah, daß Theobald einen Schlüſſel zum Thurm hervorzog, und die Pforte öffnete, als ſey er der Herr des Thurms!

„Da, bleibt ſtehen in dieſem Winkel!“ ermahnte Theobald den Gefährten geheim: „ich will ſehen, wie mein Wein auf die Schließer gewirkt hat.“ — Sprach's und ging mit Geräuſch die paar Stufen hinan zu der Wächterwohnung.

Jakob ſtand unbeweglich neben der Pforte, die in ſeines Vaters Kerker führte. Sein Mund war freilich ſtumm, aber ſein Herz hämmerte dergeſtalt, daß er ſich nur wunderte, wie nicht jede Seele in dieſem Thurm von den ſtarken Sturmſchlägen wach und rebelliſch wurde.

Nicht lange, und Theobald kam mit Licht zurück. Seine Züge waren heiter. — „Merkwürdig,“ — murmelte er — wie die Burſche ſich in dem wälſchen Wein ergötzt haben, 's iſt gelungen über meine Erwartung. Jetzt kommt geſchwind!“

Nachdem er ſich verſichert, daß die Thurmpforte hinter ihnen völlig geſchloſſen und geriegelt, that er die Kerkerthüre auf. Ein paar Schritte weiter unter'm feuchten Gewölbe abermals eine Thüre, nur mit Schließhaken verwahrt. In einem Nu waren die Haken offen, und die Freunde ſtanden in des alten Zieglers Kammer und vor dem elenden Bette, auf dem der gefangene Greis ſanft ſchlummerte, als ſtehe ein Engel zu ſeinen Häupten, ihm Kühle und Labung zuzufächeln.

Ziegler träumte . . . er träumte von ſeinem Sohne. — Er redete im Traume . . . von ihm; er nannte einen theuern Namen . . . den Namen des Sohns. Und ſo erwachte er, und fand, daß der

Traum des Wiederſehens Wirklichkeit geworden! — Was da vorging zwiſchen Vater und Kind . . . das beſchreibt man nicht.

Als jedoch der Greis, vom Sohne unterſtützt, ſich neugekräftigt emporrichtete, und ſein Auge fiel auf den Theobald, der die Leuchte hoch hielt, und dem die Zähren der Rührung über die Backen kugelten, fuhr Ziegler zuſammen, und klagte: „O, was macht denn dieſer Menſch hier, der ſich zum Kerkermeiſter ſeines Wohlthäters ſetzen ließ . . . der mich heut ſchon gekränkt bis auf's tiefſte Leben mit ſeiner Reden Frechheit und mit ſeinen unverſchämten Drohungen?“

Der Sohn wollte die Sache aufklären, ſo gut und ſo viel er ſelber davon wußte; aber Theobald ließ es nicht zu. — „Jeder Athemzug, den wir verzaudern, iſt ein unerſetzlicher Verluſt. Hier iſt mein Wanderkleid, mein Schurzfell . . . ſchlagt darein die Ketten des alten Herrn, daß ſie nicht kirren und raſſeln. Dann nehmen wir ihn auf unſre Schultern, Jakob, und tragen ihn hinaus, an dem Verhau hinunter — fort durch Moor und Rohr hinüber in die Freiheit. Greift an, Jakob; — helft zu, Herr Ziegler. . . . Sind wir erſt über'm Graben, dann ſprengt jeder Stein die Bande da, und die Schläfer hier im Thurm mögen erwachen, wann's ihnen gefällt. — Macht voran, ſage ich. Ich geh' voraus und öffne die Thüren weit. Im Hui bin ich wieder da.“

Nachdem Theobald hinaus, faßte der Bürgermeiſter an ſeine Stirn, an ſeine Bruſt, und ſprach:

„Fürwahr, ich fürchte noch zu träumen . . .! iſt es aber, daß ich wache, ſo fliehe ich nicht.“

„Barmherziger Gott! warum denn nicht?“ fragte Jakob, verzweifelnd ob des unerwarteten und unzeitigen Widerſtandes.

„Ich kann, ich will nicht fliehen, wie der Dieb in finſtrer Nacht;“ fuhr der Alte eigenſinnig fort: „Sie würden alles glauben, was meine Feinde wider mich vorgebracht haben. Das ſollen meine Bürger nicht. Sie ſind verblendet, aber ich liebe ſie dennoch, will ihrer Ehrfurcht werth bleiben, bis zu Ende.“

„Vater, Vater! Ihr gebt mir und Euch kaltblütig den Tod!“ jammerte Jakob.

Worauf der Alte, in kindiſches Weinen verfallend: „Nicht Dir, mein Jakob, nicht Dir. Küſſe mich noch einmal und entflieh', rette Dein junges Leben. Ich habe Dich noch einmal geſehen, noch einmal Dich umarmt; Dein zärtlich Auge war die letzte Sonne meines

Lebens . . . ich werde glücklich ſterben! Geh, mein Sohn . . . beweine mich nicht; Du läſſeſt den reichſten Mann der Erde in dieſem Kerker zurück."

Im ſelben Augenblick wurde an der Pfortenglocke des Thurms hell geläutet.

»Was ſoll das?« fragte Jakob aufſchreckend.

Und blaß wie eine Leiche, erwiederte ihm der Alte: »Das heißt . . . daß wir verrathen ſind. Um dieſe Zeit kömmt ſonſt Niemand . . . das iſt der Feind, unſer Henker, unſer Tod!«

»So wäre denn Theobald ein Lügner, ein Verräther?« brach Jakob mit Wildheit los, und zog, ſeinen Vater umarmend, einen Dolch aus dem Gürtel: „Mit Gott, ſo wollen wir unſer Leben wenigſtens theuer verkaufen!«

»Pſt! pſt!« machte Theobald, der eben verſtörten Geſichts, einen Bündel unter'm Arm herein kam: »Stille, um's Himmelswillen, ſonſt ſind wir übel daran. Noch können wir uns aber aus der Schlinge helfen. Da, Jakob, hängt mein Wamms über — er warf ihm den Bündel zu — legt das Schurzfell um; macht Euch zu ſchaffen mit des Vaters Ketten, klopft brav drauf mit dieſem Hammer da . . . vor Allem: ſprecht kein Wort, nicht Ja, nicht Nein!«

Da noch einmal und ſtärker an der Glocke gezogen wurde, kehrte Theobald ſchnell zurück, woher er gekommen. Jakob that, wie ihm der Freund geheißen, legte Kappe, Wamms und Schurzfell an, nahm zur Hand den Hammer, und klopfte munter auf die Feſſelringe, wie auf einen Ambos.

Gleich darauf ganzte die ſchwere Angel der Pforte, und auf der Schwelle ſagte Schreckenfuchs zum Theobald, der ihn hereingelaſſen: »was iſt denn hier los? Die Wächter ſchlafen . . . ſind trunken . . . ?"

»Der wälſche Wein vom Gelage;« verſicherte Theobald, entrüſtet thuend: „Ein Glück, daß ich zeitig genug gekommen und meinen Vetter bei mir hatte, an der Lucke oben eine Eiſenſtange zu befeſtigen . . . denn was fand ich in des alten Böſewichts, des Zieglers Kerker? Schier war er ſeiner Ketten ledig.«

„Teufelskünſte!« ſchrie der abergläubiſche Doktor auf.

„Ohne Zweifel," verſetzte Theobald: „aber ich war einmal da, und der Teufel fuhr ab. Der Vetter Andres, vom Fabian, der Schmied, machte ſich gleich mit Heftnägeln über die Ketten her, und jetzt wird der Alte ſchon wieder feſt ſeyn.«

Somit ſtieß Theobald die Kerkerthüre auf, dem Schreckenfuchs noch beibringend: „Nehmt dem jungen Schmied nicht übel, wenn er Euch nicht antwortet: er iſt von Kindsbeinen taub und ſtumm und dumm.“

Bei dieſen Worten klopfte Theobald dem unverdroſſen hämmernden Jakob auf die Achſel, und fragte ihn geberdweiſe, ob er fertig? — Jakob, auf den Witz eingehend, nickte.

„Das war Vorſicht zur rechten Zeit;“ ſagte mittlerweile der Doktor, und betrachtete, die kurzſichtigen Augen ſo nah als möglich an die Armſchellen des Alten bringend, Jakobs Werk.

Jakob gab hinter ſeinem Rücken dem Schmied einen beſorgten Wink. Theobald ſchüttelte heftig den Kopf, und fragte dabei den Doktor: „Wollt Ihr nicht mit Eurer Brille hervor, Herr Doktor?“

„Sie taugt mir nicht bei'm Lampenſchein;“ antwortete Schreckenfuchs: „doch ſeh' ich jetzt genau, daß die Ketten feſt . . .“ — An die Thüre laufend, und dort verfahrend, wie mit den Ketten, ſetzte er bei: „das Schloß iſt unverſehrt, — gut.“

„Wie wär's aber?“ hob er wieder an: „trüge nicht etwa der graue Sünder einen zauberiſchen Talisman bei ſich?“

„Ich hab' ein Amulet an ſeinem Halſe gefunden;“ verſetzte Theobald ſchnell.

„Wo iſts? wo?“ fuhr der Doktor begierig fort.

„In den Graben hab' ich's geſchleudert, Herr.“

„Zu vorſchnell, ei! das Teufelskunſtſtück hätt' ich ſehen mögen. — Leuchte einmal dem Burſchen da in's Geſicht.“

Dienſtfertig lupfte Theobald die Leuchte alſo, daß des Doktors Augen nicht vielweniger geblendet wurden, als die einer Fledermaus, die ſich in den hellen Tag verirrt hat.

Jakob, das dreiſte Spiel mitmachend, ſchnitt dem glotzenden Doktor eine abſcheuliche Fratze.

So daß, nach kurzem Anſchau'n, Schreckenfuchs mit Eckel ſich abwendete und ſprach: „Der Geſell da wird keine reine Magd in Schande bringen: pfui der häßlichen Maſchine! Schaff' den Gauch hinweg!“

Theobald winkte dem Jakob, und ſtieß den Zögernden bei den Schultern aus der Thüre, ihm hinausfolgend.

Hinter der Thüre raunte ihm Jakob zu: „Was will er allein bei'm Vater? Soll ich ihn niederſtoßen?“ — Worauf Theobald leiſe wie er: „Verſuchts nicht. Seine Diener warten draußen!

Macht Euch davon, ſag' ich, und kommt gut hinaus. Für den Vater ſteh' ich!«

Und alſo floh denn endlich Jakob unverrichteter Sache, knirſchend vor Wuth, zerriſſen von Schmerz. — — Zu ſolcher Friſt ſprach indeſſen zum alten Bürgermeiſter der Doktor mit biß'gem Vorwurf: „Ei, ei, mein Hexenmeiſter: So wolltet Ihr mit des Abgrunds Hülfe Euch frei machen, um mich als einen ſorgloſen Hüter zu verderben?«

Verächtlich antwortete ihm Ziegler, das Geſicht gegen die Wand kehrend: „Ich habe an dem Abgrund keinen Theil, und brauche nicht des Teufels Beiſtand. Was man Euch erzählte, iſt erlogen, . . . und laßt mich in Ruhe jetzt.“

Der Doktor war deſſen nicht gewillt. Vielmehr tippte er dem Gefangenen auf die Achſel, und ſagte zu ihm, als wär' er in der Laune, zu ſcherzen: „Alter Eiſenkopf, laßt mich doch Euer Antlitz ſehen, und ein vernünftig Wort zu Euch reden.“

„Was habt Ihr noch mit mir auszumachen?« verſetzte Ziegler, und ſchaute wirklich den Feind von der Seite an, verwundert über den Ton ſeiner Anſprache.

„Wenn Euch nicht freut, was ich auf der Zunge habe,« machte Schreckenfuchs lächelnd, „ſo weiß ich wahrlich nicht, ob Ihr von Fleiſch und Blut oder von Stein?« —

„So laßt denn endlich hören,“ ſagte Ziegler ungeduldig.

Worauf Schreckenfuchs bedächtig: „Die Flucht iſt Euch nicht gelungen; Euer Geſchmeide ſitzt wieder feſt. Wie aber, wenn ich — ich Doktor Oswald Schreckenfuchs — wenn ich ſelber Euch in Freiheit ſetzte? — Hm, thut doch nicht ſo eckel und verächtlich . . . lacht lieber auf aus vollem Herzen, Alter; mir iſt wahrlich Ernſt mit dem, was ich geſagt.«

„Euch? Träum' ich noch immer, oder redet Ihr im Fieber?«

Der Doktor fuhr fort: „Ich will Euern Untergang nicht, ich will ſogar Euch das Leben, das freie Leben retten . . . aber für meine Gefahr dabei ſprech' ich Vergeltung an. Entdeckt mir den Ort, wo Euer Geld vergraben . . . ich theile nur mit Euch; ein heiler Kopf iſt des Preiſes werth . . . und ſetzt auf dieſes Papier Eure Unterſchrift. Dagegen ſeyd Ihr frei und in Sicherheit, eh' noch der Tag anbricht: das gelob' ich Euch mit einem theuern Eid, ich ſelber will Euch durch Schloß und Riegel, Thor und Wache in die Freiheit führen!«

Wohlfeile Großmuth!“ rief der Greis mit Bitterkeit: „meine Schätze …? Könnt Ihr noch immer dieſem Hirngeſpinnſt nachſtreben? Und meine Unterſchrift …? Was ſteht auf dem Papier da?“

„Schillingers Bekenntniß;“ antwortete der Dokter: „macht es zu dem Eurigen und gebt die Hälfte Eures Mammons. Mit dem Reſte könnt Ihr in dem Schweizerland gemächlich Euer Alter pflegen, und geruhſam in Euerm Bette ſterben. — Ueberlegt nicht lange … ſchlagt ein … gebt einmal die trutzige Heuchelei auf, die Euch nur zum Blutgerüſte führen kann. Die katholiſchen Orte nahen, die Stadt zu entſetzen. Der Augenblick unſers Sieges und Gewinns dürfte Euer letzter ſeyn … ſchlagt ein, ſag' ich: in der nächſten Viertelſtunde halt' ich ſchon mein Anbot nicht mehr! Bedenkt das. Die Zeit iſt Geld …“

„Und ich,“ — fiel ihm Ziegler in's Wort — „bin in der Zeit alt genug geworden, um zu wiſſen, daß hundert Lebensjahre mir nicht hinreichten, die Schmach abzubüßen, die ich in dieſer Stunde auf mich laden würde, wenn ich feig genug wäre, Euer Papier da zu unterzeichnen. Und das Geld, nach welchem Ihr dürſtet … ich habe es nicht; ich beſitze keine Schätze — meine Armuth iſt mein Reichthum. Hätte ich irgendwo vergrabenes Gold … wer weiß, ob ich's nicht darſtreckte für meine Freiheit …? aber meine Ehre …? gefehlt, weit gefehlt, Meiſter Schreckenfuchs … die iſt nichts für Euch; ſie will ich ganz behalten bis aufs letzte Stümplein … und ſo hebt Euch in Gottesnamen weg von mir!“

Nun brauſte der Doktor auf wie ein Sturm — (er wußte ſchon ſo ungefähr, warum es ihm eilte, mit dem ſtarrköpfigen Ziegler zu irgend einem Vergleich zu kommen) —: „Geberdet Euch doch nicht in dieſen Eiſen, wie ein Fürſt in ſeinem Purpur! Thut doch nicht ſo lebig, der Ihr ſchon todt ſeyd, mäusletodt, potz Donnerſtag, ſobald ich nur das Maul ſchepp ziehe! Wenn Ihr nicht weich gebt, wenn wir nicht Handelseins werden …“

So eben trat Theobald hart ein; des Doktors Rede unterbrach er. Der Letztere, plötzlich ſchweigend, und ſich beſinnend, legte ſein häßlich aufgeregtes Geſicht in anſtändige Falten, und ſchaute den Schmiedegeſellen fragend an.

„Es ſuchen Euch ein paar Biedermänner;“ meldete Theobald: „auf der Bäckerzunſt gibts ſtrenge Händel … Ihr möchtet Ruhe ſtiften, bitten die Leute.“

„Ich komme, komme gleich;“ verſetzte Schreckenfuchs geſchäftig:

„Doch zuvor — ſteckt dieſen alten Frevler in's unterſte Gefängniß.“

„Ha ſo? In's Hungerloch?“

„Ja doch ... zu Molch und Maus und Tauſendfuß. Geſchwind ... nicht früh genug kann ſeine Marter beginnen. Da unten ſchenk' ich Euch noch ein paar Stunden Bedenkzeit, grauer Frevler. Gott verleih' Euch Weisheit in Euern weißen Schädel, anſonſt Weh und Zeter über Euch.“

Ziegler ſchwieg, und ließ ſich ſtumm von dannen führen. Theobald ſperrte ihn in die Modergruft, und kam zum Doktor zurück.

„Gelehrter Herr,“ ſagte er, „warum habt Ihr den Alten ſo eingeſchüchtert? Ich hatte ihm ſchon redlich die Würmer aus der Naſe gezogen ... noch heute hätte er mir gebeichtet, wie, und wo, und wieviel an Kronen und Dublonen ... jetzo iſt wieder all verdorben?“

„Narr;“ verſetzte der Doktor vertraulich: „Das Ding eilt mehr, als Du denkſt. Ich meinte, mit einem Sturmanlauf die Schatzkammer zu erobern. Verſuch' es Du jetzt noch einmal mit Liſt; — wenn's nicht hilft, ſo laß ich ihn wiederum foltern, bis ihm die Seel' ausgeht.“

„Herr, was hätten wir davon?“ ſprach Theobald weinerlich: „Meine dreihundert Kronen ... wer ſchafft ſie mir, wenn nicht meiner Zunge Schliff und Schwatz es thut?“

„So geh', und arbeite noch ferner an dieſem Fels, ... Dein Vortheil iſt ja auch der meine, und ſo umgekehrt;“ ließ ſich der Doktor vernehmen: „nur empfehl' ich Eile, Eile, Eile. Ich laſſe Dir meine Knechte zur Hut zurück. Die trunknen Schließer wirf an die Kette. Ihr Urtheil wird ein ſtrenges ſeyn. — Und morgen komm' ich ſelbſt, nach Dir und dem alten Schurken zu ſchauen!“

„Wird mir eine Ehr' und Freude ſeyn!“ entgegnete Theobald gehorſamſt, und der Doktor lief der Bäckenzunft zu. — Es war um die elfte Stunde, oder kurz darnach. —

Fünfter Abſchnitt.

Noch ein Abenteuer.

„Lieb' für Liebe wagt das Leben."

Des Menſchen Herz ein tiefer Brunnen — wer ergründet ihn? Des Menſchen Kopf ein läuferiſcher launiſcher Geſell, — wer hält ihn zügelfeſt, wenn er durchgeht auf der Jagd nach dem Glück eines einzigen Augenblicks, ſtände auch neben dem Glück der blaſſe Tod?

Die Lieb' iſt ein Magnet, viel kräftiger als Gold und Ehre. Sie hat den Schwimmer Leander ſo oft über's nachtdunkle Meer gelockt . . .; ihrem Zuge folgte auch des alten Bürgermeiſters Sohn, nachdem er kaum ſeinen Leib aus dem Thurm gerettet, dem er den Vater hatte entführen wollen.

Nicht weit vom Walkenthurm war ein artliches Haus zu ſchauen, ober deſſen Pforte ein altes Wappen. Das war das Haus des Pannerherrn Hans Iſenflamm, dem Jakob Ziegler gar wohl bekannt, weil noch vor ganz kurzer Zeit die innigſte Freundſchaft den Pannerherrn und den Burgermeiſter Ziegler vereint gehalten. Auf dem großen Freiſchießen zu Straßburg hatten ſich die Biedermänner ſo recht von Herzen kennen gelernt, Brüderſchaft getrunken, und beſchloſſen, es bei ſolchem Freundſchaftsanfang nicht bewenden zu laſſen. Demzufolge hatten ſie ſchon dazumal, der Burgermeiſter ſeinen Sohn Jakob, der Pannerherr ſeine Tochter Anna mit einander verlobt, und von Niemand in der Sippſchaft, am allerwenigſten von den Kindern ſelbſt war dagegen Einſprach gethan worden.

Des Pannerherrn Tochter war alſo das Anneli, von dem der Schmiedgeſelle Theobald in ſeinem Zettel an den Schulgefährten Jakob geredet hatte. Und wenn ſchon ſeit der ſchönen Zeit des Friedens der alte Iſenflamm von ſchlimmen Einbläſern beſchwatzt worden war, den alten Ziegler für ſchuldig all der Verbrechen zu halten, ſo man ihm auf den Hals gelogen — wenn ſchon durch Zieglers Gefangenlegung und Jakobs Austritt in das Schweizerland, um ſeinem Vater Hülfe zu werben, jedwedes Freundſchafts- und Geſellenband zwiſchen den Vätern abgetrennt worden — die Verlobten hatten fortgefahren, treu und feſt an einander zu halten, obgleich nicht lebendiges, nicht geſchriebenes Wort ſolche Lieb' und Treue beſtätigte. Ohne Bot- und Kundſchaft von einander Beide, waren ſie doch ein Jedes von des Gegentheils Geſinnung felſenfeſt verſichert. Sie liebten ſich ſo ſehr!

Und dieſer Zug und Drang aus heißem Herzen überkam den Jakob, da er dem Walkenthurm entronnen, mit ſolcher Gewalt, daß die Vernunft nicht dagegen auf konnte. Ohne ſich Rechenſchaft geben zu können von dem, was er zu ſo ſpäter Stunde am Hauſe Iſenflamms erwarten oder hoffen dürfe — im Fieber ſo zu ſagen, eilte Jakob ſtatt über's Bollwerk in's Freie, dem Innern der Stadt, der Wohnung ſeines Liebchens zu. — Wenige Schritte, und er ſtand davor, ſchwankend, glühend, haſtig athmend, wie ein Trunkner, mit ſtürmiſch klopfenden Pulſen.

In der Wohnſtube ein ſchwacher Lampenſchimmer; ein leichter Schattenumriß von einer Menſchengeſtalt dann und wann in der Stube zu ſehen. Das war nicht das ſträubige Haupt des Pannerherrn ... vielmehr ein ſchlankes Weib, das umherging im Gemach. Aber wer? Anna? oder die Mutter, oder eine Magd des Hauſes?

Immer noch im Fieber tappte Jakob nach der Klinke der Hausthüre. Sieh da: die Thüre wich ... ſie war offen. Jakob fuhr ſchier zurück vor dem offnen Paradieſe ... war das ein gutes, ein böſes Zeichen?

Indeſſen kamen einige Leute die Gaſſe herab. Um ſich nicht als ein verdächtiger Wanderer erwiſchen zu laſſen, ſchlüpfte Jakob geſchmeidig in's Haus. Seine Unentſchloſſenheit hatte alſo plötzlich ein Ende. Seine Bekanntſchaft mit dem Innern des dunkeln Hauſes machte das übrige leicht.

Anna ſelbſt kam ihm noch obendrein entgegen. Denn im Augenblick, da Jakob das Haus betrat, war dem Mädchen, das in der Wohnſtube verweilte, und auf die Rückkehr des auf die Bäckenzunft beſchiedenen Vaters wartete, eingefallen, nachzuſehen, ob die Magd wirklich nach Befehl hinter dem Pannerherrn das Haus verriegelt habe, oder nach Gewohnheit davon geſchlichen ſey, mit ihrem Buhlen koſend auf der Gaſſe umherzuſtreichen. Denn zu jener Zeit galt das Anſehen der Dienſtherrſchaft wenig, weil die Sitte tief geſunken.

Anneli's Schrecken, da ſie des Geliebten anſichtig wurde, der die Treppe heranſtieg, wie ein Geſpenſt, war namenlos ... zum Glück auch ſprachlos. Die Jungfrau breitete ſtaunend die Arme auseinander . . . in ihrer Hand zitterte die Leuchte . . . Anna wäre ohnmächtig dahin geſunken, hätte nicht Jakob, entzückt und beſtürzt zu gleicher Zeit, ſie unterſtützt, umfangen, und ſorglich in die Stube zurückgeführt.

Dort erwachte Anneli an ſeiner Bruſt zu neuer Freude, zu neuer Angſt; dort fragte ſie hundertmal und tauſendmal antwortete ihr Jakob. Aug' und Mund der Liebenden plauderten unendlich viel in einer Minute. Und erſt, als Anna vernommen — nachdem Jakob ihr den Eid des Schweigens abgefordert — daß in der Nacht des nächſten Tags der Sturm abgehen würde auf die Stadt, und das Signal dazu ein Petardenſchlag am Oberthor — daß Jakob ſelber eine Sicherheitswache in des Pannerherrn Haus führen werde, um den Alten und die Seinen zu beſchirmen — erſt, als Anna verſprochen, mit aller Weiberliſt den Vater zu Hauſe zu halten, damit er nicht falle unter'm Schwert des Feindes oder unter'm Verrätherdolch der eigenen Parthei — erſt dann erſchien ein Zeuge, ein hochſtaunender, dieſer Liebesberedung: die Mutter Anna's, des Pannerherrn Hausfrau Margarethe.

„Vater unſer, der Du biſt im Himmel!“ betete ſie mit Haſt und Furchtſamkeit und gefalteten Händen: „Herr Ziegler . . . woher kommt denn Ihr? Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Denkt,“ antwortete der junge Mann, „ich komme, um von Euch Urlaub zu nehmen auf Leben und Tod.“

„Auf Leben und Tod? O Herr, was wollt Ihr hier? Wenn der Iſenflamm deſſen inne würde . . .!“

„Mich zu ſehen, kam er,“ — ſprach eiligſt die arme Anna — „weil er mich wohl leiden mag, weil wir uns lieb haben . . . mich ſehen wollt' er, und, denkt Euch, Mutter, jetzo will er ſcheiden! Kaum geſehen, und ſchon meiden und ſcheiden . . .!“

„Das muß er auch;“ fiel Margarethe eifernd ein: „das muß er, ſonſt reißt er uns mit in's Verderben! O eilt von hinnen, Herr . . . unſere Herzen ſind Euch unverändert zugethan . . . unſere Herzen bluten, indem wir Euch von dannen weiſen . . . aber fürchtet meines Ehegatten Zorn . . . des Volkes Wuth . . . geht, o geht geſchwind!“

„Wohl denn;“ verſetzte Jakob muthig: „ich habe gehört, daß Ihr mir nicht fremd geworden. Nehmt meinen Dank, und lebt wohl. Auf Wiederſehen, auf baldig Wiederſehen!“

Die Liebenden umarmten ſich . . . ein betrübter Abſchied. Anna ſuchte den Geliebten zurückzuhalten; Margarethe trieb ihn ängſtlich mahnend von dannen, Schritt für Schritt.

Da dröhnte außen die Wendelſtiege unter'm Fuß eines ſchweren Mannes, der in Waffen. Eine wohlbekannte, aber jetzo furchtbare Stimme donnerte: „Wo iſt denn Licht, beim Strahl? wo ſind die Weiber?“

„Herrgott, mein Herr!“ rief Margarethe. — „Ach, ach, der Vater! Jakob, wohin mit Dir?“ rief das Anneli.

Jakob verhüllte, überraſcht wie er war, das Geſicht, indeſſen trat Iſenflamm zornig ein. Im Begriff, die Weiber auszuſchelten, weil die Hausthür offen, und weil kein Licht bei Handen geweſen, ſtutzte er, da er des Mannes, der noch immer ſein Antlitz verhüllte, gewahr wurde.

„Heda, was gibt's denn hier? He, Burſche, wer biſt Du? Laß in's Aug Dir ſehen!“ Mit dieſen Worten packte Iſenflamm den Jakob bei der Bruſt.

Keinen Ausweg ſehend — trotzigen und zugleich unnützen Widerſtand verſchmähte er — that Jakob die Hände vom Geſicht, und ſprach zu dem betroffenen Pannerherrn mit männlicher Ergebung: „Bin ich verloren? Meinetwegen. Da habt Ihr mich als Euern Gefangenen, Herr.“

„Hagel und Strahl! Jakob, Du? Mein Gefangener? Bei'm Donner, das ſoll wahr ſeyn. Schreit nach der Wache, Ihr Weiber! Ich halte den Burſchen feſt!“

Die höchſte Noth war nun eingetreten. Der Pannerherr, von Grund des Herzens gut und bieder, war nicht der Mann, der zur rechten Zeit Beſonnenheit zu zeigen pflegte, dabei ein nicht zu heller Kopf, und eigenſinnig, rückſichtslos, wie meiſtens die beſchränkten Köpfe ſind, wenn ſie heiß werden. — Ein Hülferuf, ein Gewaltſchritt von ihm … und die ganze Sache war verrathen, Jakob verhaftet, und etwa in der nächſten Stunde von dem aufgährenden Volk zerriſſen!

Da legten ſich die Weiber in's Mittel. Weiberwitz und Weiberſtärke ſtellen ſich faſt immer rechtzeitig ein. Die Hausfrau Iſenflamms, ſoeben noch vor Angſt und Schrecken blind und feige, ſammelte ſich, der größten Gefahr gegenüber auf wunderbare Weiſe, und ſtand dem Bedrängten zur Seite.

Sie warf ſich vor die Thüre, dem Gatten abwehrend, und ſagte feſt: „Ich ſchreie nicht, und wenn Du mich todtſchlägſt, Iſenflamm

— ich gehe nicht von dieſem Fleck . . . bis Du zu Dir ſelber gekommen, und Dich Deiner Hitze ſchämſt!“

Iſenflamm, ſolchen Widerſpruch nicht gewohnt, wollte ſich grimmig gegen die Frau wenden; da fiel ihm zu Füßen die Tochter, und flehte naſſen Auges: „O Vater, zertretet mich . . . nur ſchont der Mutter und meines Verlobten, meines Bräutigams . . . !“

„Was heißt das Winſeln, was heißt das Aufpochen?“ fragte der Pannerherr, beſtürzt von der demüthigen Stellung ſeines Lieblings Anneli: „dieſer Menſch iſt, wie ſein Vater, ein Feind des gemeinen Weſens . . . ein Späher und Kundſchafter . . . was weiß ich! Zwiſchen mir und ihm iſt das Tiſchtuch entzwei geſchnitten! Erniedrige dich nicht, Anna, halt mir nicht Widerpart. Margarethe! Laß mich handeln, ſag' ich!“ —

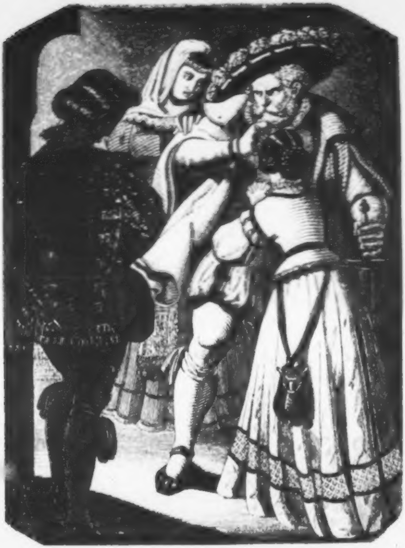
„Handle, ja handle, wie es Deiner würdig, wie es einem Biedermann geziemt!“ redete ihn Margarethe feierlich an: „Schone Deine Ehre, verletze das heilige Gaſtrecht nicht . . .“

„Welche Sprache? Unerhört, bei'm Eid!“ unterbrach Iſenflamm ſein Weib; doch wurde er ſchon jetzo geruhiger, und ließ den jungen Mann los, ihn betrachtend mit blitzenden aber minder feindſeligen Augen.

Margarethe fuhr fort: „Verderbe nicht Denjenigen, den Du einſt zu unſerm Sohne erwählt, und der mit Gefahr ſeines Lebens gewagt, unſer Kind, ihm das Liebſte auf Erden, auf einen Augenblick zu ſehen. Nur auf einen Augenblick! ich war dabei . . . im Begriff zu ſcheiden war er, als Du kamſt . . . und an ihm willſt Du zum Henker werden, an ihm, der ſo oft an unſerm Tiſche ſaß, ſo oft von unſerm Brod und Salz gegeſſen, ſo oft unſere Hände freundlich gedrückt! — O Hans, mein Hans, gib Deine Ehre nicht preis, lade nicht die Verachtung aller Redlichen auf Dich!“

„Vater! thut doch um der ewigen Barmherzigkeit willen, wie die Mutter ſagt!“ fiel Anna ein, die immer noch auf ihren Knieen lag, und Iſenflamms Hände mit ihren Küſſen bedeckte, mit ihren Zähren benetzte.

Der Alte war ſchon halb überwunden. — „Dreiſter Waghals!“ brummte er den Jakob an: „um der Dirne willen haſt Du Dich zu uns herein, in den Tod gewagt? — Und . . . nicht wahr . . . ? zu Deinem Vater wollteſt Du dringen . . . ? rede . . . iſt's nicht ſo?“



Jakob nickte. „Das Anneli und meinen Vater ſehen . . . ja, das wollt' ich;“ verſetzte er.

„Was Dir bei ihr gelungen,“ ſagte der Pannerherr finſter, wird bei ihm Dir fehlſchlagen. Er iſt ſtrenger bewacht, als je. Hoffe nichts für ihn, glaub' mir, wenn nicht . . .“ hier ſtockte Iſenflamm.

„Wenn nicht . . .?“ fragte Jakob ängſtlich.

„Wenn nicht ein Wunder geſchieht;“ polterte der Alte heraus: „oder beſſer, wenn mir nicht möglich wird, ihm das Leben, das nackte Leben zu retten. Bei Gott, ich thät's gerne; dein Vater, wenn auch an dieſer Stadt ein Schelm — war doch mein Freund . . . aus einem Becher haben wir getrunken . . . wir wollten Brüder ſeyn durch Eure Liebe . . . das iſt vorbei, und doch . . .! Geh, geh, geſchwinde geh', Jakob. Ich bin ein alter Narr, daß ich alſo mein Herz vor Dir wie einen Schrein aufmache . . . ich ſollte mich meiner Pflichten als Pannerherr erinnern . . . jedoch das Weib da, und das Maidli, das da ſchier zu meinen Füßen den Geiſt aufgibt . . . und Deine eigene Armeſündergeſtalt . . . Ihr macht mich weich und willenlos. Geh' drum fort . . . ich will nicht das Gaſtrecht brechen . . . ich will nicht wiſſen, auf welchem Weg Du hereingekommen; aber geh' geſchwind, ich bitte Dich jetzo ſelber. Ich weiß ſchon, daß morgen die Eidgenoſſen abziehen . . . ein Burſche aus der Stadt hat's erlauert . . . zieh' mit ihnen und mit Gott, und vergiß uns . . . ſo wie wir . . . uns auch Mühe geben wollen, Dich zu vergeſſen . . .!“

Bis daher war des Pannerherrn Stimme immer weicher geworden; jetzt ſtand ihm das Weinen nahe. Den Beſiegten umfingen jubelnd die Frauen.

Und mit Sicherheit und Rührung ergriff Jakob die Hand des Iſenflamm, und ſprach, wie ein Prophet: „Ich hoffe, dieſe Stunde Euch vergelten zu können, als ein treuer Sohn.“

Und ohne ferner ſich in Anneli's Arme zu verſtricken, winkte er ihr und der Mutter ein ſtummes Lebewohl, und flog über die Stiege zum Hauſe hinaus.

Sechſter Abſchnitt.

Im Mömpelgardergäßchen.

„Ein zornig Weib, der Löwin zu vergleichen.“

Zur ſelben Zeit, da die vorſtehenden Ereigniſſe in des Pannerherrn Hauſe ſich zugetragen, waren auch die Bewohner des Hauſes der Wittib Barbara Schön noch wacker und auf den Beinen. Tief im Keller handthierten ſie mit Schaufel und Hacke, und wenn gleich nur zwei Weiber, die Mutter und ihre Tochter Elſe, deren Ehrenhaftigkeit und Tugendleben wohlbekannt, ſahen ſie doch beim Schein der trüben Laterne, im finſterſten Winkel des Gewölbes, aus, wie ein Paar von mörderiſchen Hexen, die ſo eben ihr Schlachtopfer in die friſche Grube gelegt, und ſtill verſcharrt.

Doch handelte es ſich hier nicht um einen todten Leichnam, ſondern um einen kleinen Schatz an Geld und Geſchmeide, den ſie dem verſchwiegenen Boden anvertraut hatten; und Frau Barbara, den letzten Schaufelſtreich machend, ſagte: „Gottlob, daß dieſes gethan, und ruhig vor Frevlerhand ſchlummere der Sack voll Sonnenkronen, unſerer Kettlein Zier, und der ſilberne Becher, aus welchem nur allzuoft dein ſeliger Vater, Elſe, einen Trunk über den Durſt gethan. Er ruhe, bis die Stunde ſeiner Auferſtehung ſchlägt. O, daß ſie bald käme!“

Die mitternächtlichen Schauflerinnen wiſchten den Schweiß von ihrer Stirn, und ſchlichen, nur von einigen wachbaren Rattmäuſen belauſcht, in's Haus hinauf. Im Stüblein ſetzte ſich Elſe ermüdet nieder, ſtützte den Kopf in die Hand, und ſeufzte ſchwer. —

„Das gilt dem rußigen Hochzeiter;“ ſagte die Witlib: „dem ſchlimmen Jungen, der heute über den ganzen Tag nicht einen Schritt hieher gethan zu ſeinen Freundinnen und Schutzbedürftigen! So iſt das Mannsvolk, ſag' ich Dir immerdar. Dem Raufen, dem Saufen, dem Schlenz und Scherwenz ſteht die Braut und Ehefrau ewig nach. Darum paß' auf, da es noch Zeit, mein Elslein, und drück' ihm fein den Daum auf's Aug', ſonſt wirſt Du immer nur das fünfte Rad im Hauſe ſeyn.“

„Nun,“ hob Elſe an: „Ihr braucht nicht zu ſorgen, Mutter. Ich will's ihm ſchon kücheln, dem Böſewicht, wenn er ſich wieder ſehen läßt. Ich kann auch deutſch, Gottlob; und er ſoll ſchon bitten und betteln, bis . . .“

Da wurde leislich und verſchämt an den Laden des Känzele gepocht. Und freudig ſprang Elſe, allen Unmuth vergeſſend, auf, und lispelte höchſt vergnügt: „Ach, das iſt Er. So klopft nur Er. Das iſt der Theobald. O Mutter, Mutter, gelt, er darf herein?“

„Wie man die Hand umdreht, ſüß und ſauer!“ erwiederte Barbara, mißbilligend die Achſel zuckend. Dennoch langte ſie gleich nach dem Schlüſſel, und eilte, hinter der Hausthür den Klopfenden auszufragen.

Ihr antwortete aber durch das Guckfenſter noch dringender, als er geklopft, der Elſe Herzensfreund: „Ich bin's, der Theobald, und nur geſchwinde, laßt uns ein!“

„Uns? uns? was bedeutet das?“ fragte ſich Barbara mißtrauiſch. Indeſſen aber öffnete ſie die Thüre eine Spanne weit und richtig ſtand davor der Theobald, der einen Begleiter eiligſt in's Haus drängte.

„Oh mon Dieu, Seigneur Dieu!“ machte die Wittib — der wälſche Ausruf war bei ihr der höchſten Verwunderung Zeichen; ihr Seliger hatte ihn ſeiner Zeit aus Burgund mitgebracht, und auf ſein Weib vererbt.

„Oh mon Dieu, Seigneur Dieu! iſt das nicht der Herr Jak . . .“

„Pſt, pſt! laßt uns hinein!“ fuhr Theobald dazwiſchen, und im Nu waren die Freunde — Theobald und Jakob — im Hauſe, Schloß und Riegel zu, und nach dem Wohngemach eilten alle drei; Jakob blaß und ſchwach, einem Schatten zu vergleichen, der nirgends Ruhe finden mag.

Der Eintritt dieſes unverhofften und ſtörenden Gaſtes ſchreckte die wackere Elſe zurück, die ſchon mit offenen Armen den Liebſten zu empfangen bereit war. Sie zog ſich ſpröde und ſchmollend in ihr Erkerchen. Doch Theobald folgte ihr mit der freundlichen und aufmahnenden Rede:

„Lieb Elslein . . . Du maulſt, ich weiß ſchon warum; doch wird Alles ſich erklären, und der Friede ſich unter uns herſtellen. Aber — was jetzt noth, iſt eine Labung für meinen Freund und eine ſichre Lagerſtätte. Er ſinkt um vor Müdigkeit.“

„Ei, wie ſoll ich …?“ fragte das Mädchen zögernd und zweifelnd.

Indeſſen fiel die Mutter, die mit Jakob ein paar Worte gewechſelt, ein: „In Deinem Bette ſoll der Herr da ſchlummern; zuvor hole ihm Wein aus meiner Kammer, Elſe: geh!“

Und Theobald fragte beſorgt den Jakob, der ſich ermattet niedergelaſſen: „Ach, nur eine Silbe, Herr, damit ich wiſſe, wie es kommt, daß Ihr mir einzeln und verſtört in dieſer Stadt begegnet, während ich Euch längſt in Sicherheit geglaubt?“

Worauf der junge Mann, mit Macht all ſeine Kraft zuſammennehmend: „Ich war bei Anna … nur einen Finger breit von Haſt und Schmach und Tod … Gott ſchützte mich … ich konnte entweichen … aber am Bollwerk … jener Pfad … umſonſt! Alles beſetzt von Leuten, Guldinaſt an ihrer Spitze. Der Satan muß ihnen verrathen haben …! ſo ſtrich ich flüchtig durch die Gaſſen … weh mir! ich bin müde, todesmüd …“

„Was iſt das, beim Himmel?“ ſagte Theobald: „komm’ ich nicht eben über den Wall, und an jener Stelle juſt iſt alles leer und öde? Weiß Gott, welch Blendwerk Euch genarrt, mein armes Herrlein!“

Jakob machte eine Bewegung, die da ſagen ſollte: „Glaube, was Du willſt!“ und ſank dann mit dem Kopfe auf den Tiſch.

„Ach, wenn er uns ſtürbe!“ rief Frau Barbara erſchreckt. — „Nicht doch, nicht doch;“ tröſtete Theobald auf ſeine Weiſe: „Man ſtirbt nicht ſo geſchwind. Aber Du, Elſe, ſpute Dich; den Wein her!“

Und um die Wette ſtrichen Alle drei den Ohnmächtigen an, ſo daß er bald mit einem tiefen Seufzer zu ſich ſelber kam. Nachdem ihm ſofort einige Tropfen des Rebenſaftes eingeflößt worden, ſchafften ihn die gaſtlichen Helfer in Elſen’s Kammer, auf Elſen’s Bett, wo er alſogleich in Schlummer fiel.

„Ich werde bei dem Herrn wachen,“ ſagte Theobald: „Es iſt wohl um die Zweie; um drei Uhr wird es hell. Dann weck’ ich ihn, und helf’ ihm durch Euern Garten fort. Und wenn der Teufel ſelbſt auf Stelzen käme, der Mann da muß aus der Stadt; das gelob’ ich Euch in die Hände, liebe Mutter, liebe Braut.“

„Der Theobald iſt ein Goldjunge;“ machte Barbara freundlichſt: „geh’, Elſe, gib ihm einen Kuß, und ſey nicht länger bös und maulig.“

Immer noch ein wenig wollte Elſe ſich ſträuben, aber Theobald rief luſtig: „Ich hole mir, was Du verſagſt!“ Und wie er geredet, alſo that er, und Friede war unter den jungen Leuten.

Hierauf ſetzte ſich Theobald an Zieglers Lager nieder, und Barbara zog mit Elſe in ihre Kammer, um ein paar Stündchen Ruhe zu gewinnen.

In der heilloſen Nacht war jedoch nirgends Ruhe. Elschen hatte ſich kaum in der Mutter Bett geſteckt, und Barbara kaum nach dem Abendſegen die Haube vom Kopf genommen, als das Haus erzitterte von argem Geklopfe und Rumor an der Pforte.

„Potz Mohren und Türken! was hat's denn ſchon wieder?“ brach die Wittib zornig los, ſtülpte die Haube wieder auf, und fuhr mit dem Kopfe aus dem Fenſterchen ihrer Kammer; „Was ſoll's, heda, was ſoll's, Ihr Nachtvögel?“

Da ſchrie es empor: „Aufgemacht im Namen der Stadt!“

Worauf Barbara, deren Zorn ſtieg: „Alſo kann jeder Strolch und Nachtſchelm reden. Gebt Euern Namen und was Ihr wollt zum beſten, Ihr Fledermäuſe!“

„Fledermaus Du ſelbſt, alte Schlafmütze!“ hieß die Antwort, begleitet von rauhen Stößen an die Thüre: „Mach' auf dem Conrad Guldinaſt, mach' auf!“

„Ach Gott, der Büchſenmeiſter!“ jammerte Elſe, die nur halb bekleidet zu ihrer Mutter ſich geflüchtet. „Halt's Maul!“ zürnte Barbara. Dann ſchrie ſie hinab: „Kommt am Tage, wenn Ihr etwas begehrt. Ich ſchlafe jetzt!“

„So wollen wir Dich alſogleich wecken!“ donnerte wieder Guldinaſt: „Blaſt die Lunten an, Geſellen. Schießt das Neſt in Trümmer!“

Nun kam Schrecken über die Frau. „Haltet ein! Ich mache auf, gleich mach' ich auf!“ zeterte ſie hinaus. — Im Umdrehen packte ſie die Elſe am Flügel, ſchob ſie in die Kammer, und ſagte ihr ſchnell: „Fort, fort, zum Fenſter hinaus und rufe den Theobald; Herr Jakob ſoll in den Garten ſpringen, in den Holderbuſch hinein. Ich will die Höllenhunde ſchon abfertigen.“

Sprach's, riegelte die Kammer zu, und ging den Lärmmachern entgegen, die ſoeben ernſtlich die Hausthüre einſchlagen wollten.

Guldinaſt mit Büchſenknechten drang ein, und mit der ausweichenden Wittib in die Wohnſtube.

„Alte gleisneriſche Bibelhexe!„ ſchrie er die Frau an: „Wo iſt Deiner Tochter Hochzeiter, der Schmiedgeſelle Theobald? Führe ihn uns vor. In dieſem Hauſe ſoll er zu finden ſeyn."

Barbara verſetzte trotzig: „Weiß nichts von ihm, gar nichts. Ich halte auf Ehre, Herr Karthaunenvater. In meiner Hütte bleibt kein ledig Mannsbild über Nacht."

„Schwätzwerk!" ſpottete Guldinaſt: „wer da ſucht, der findet."

Mit dieſen Worten wollte er in Elſen's Kammer dringen. — Frau Schön ſtellte ſich ihm großmächtig, mit ausgeſpreitzten Armen und gekrallten Händen in den Weg. — „Wer da ſucht, wird auf's Maul geſchlagen!" gellte ſie, daß die Fenſter zitterten.

Die Kriegsknechte lachten verwundert, aber beifällig auf. Guldinaſt hingegen wurde immer böſer, und bedrohte das Weib mit ſeinen Fäuſten.

„Ich ſchreie Mord und Feuerjo," drohte Barbara ihrerſeits, „wenn Du mich anrührſt. Ich ſchreie Zeter und Brand, daß alle Nachbarn zuſammenlaufen. Wer will über meiner Tochter Schwelle, wer? Ich rathe Dir's im Guten, Rothſchopf: laß' die Hände ruhen."

Wiederum lachten die Knechte hellauf, und griffen nicht zu, obgleich es ihnen der Wink des Guldinaſt befahl. Letzterer wurde um ſo teufelstoller, und brüllte: „Pech und Schwefel auf Dein Haupt, altes rebelliſches Weib, wenn Du nicht zu toben aufhörſt. Platz gemacht, ſag' ich!"

Einen Schritt that er vor. Aber in der Stellung einer kampfbegierigen Fechterin hielt ihm Barbara den Schlüſſelbund unter die Naſe, und blitzte ihn mit zentnerſchweren Worten alſo an:

„Rebelliſch, ich? Schlagt mich todt — ich gehe nicht von hier! — Rebelliſch nennſt Du mich? Du ſelber Rebell, Brand und Zunder aller Rebellion! O hätteſt Du ſammt Deinen Rädleinsführern und Genoſſen doch nimmer dieſe Stadt geſehen! Ihr hergelaufene Landſtreicher und Zigeuner, ihr vom Galgen herabgefallenes Geſindlein, Euch ſtehts wohl an, uns, Eure dummen Gaſtfreunde zu ſchmähen und zu verderben! Statt Euch heimathloſen Störzern eine Wohnſtätte zu gönnen, hätten wir Euch ſtäupen ſollen über unſere Gränzen, durch den Büttel Euch hinaus in's Elend weiſen laſſen! Ich habe lang an mich gehalten, aber einmal muß es heraus; der Herzbündel lauft mir über. Lieber möcht' ich den Satan ſelber zum Sohn annehmen, als nur ein gutes Wort Dir gönnen, Du rother Taugenichts von Biſchoffzell! Verſtanden, Büchſenmeiſter? Das iſt deutſch, ſundgaueriſch deutſch. So haben wir's allhier gelernt, und alſo wollen wir's auch reden, und wenn der Höllendrache uns in's Geſicht geiferte, ſo wie Dir der Geifer über'n Bart läuft, du wüſter, ſtinkender Pulverſack! Amen!"

Guldinaſt zog ſeine Wehr und holte nach dem wüthenden Weibe aus, aber die Knechte, die unendlichen Spaß an dem Auftritt gehabt, fielen ihm in den Arm und entwaffneten ihn. „'s iſt ja nur eine alte Wittfrau! mit den Weibern nimmt man's nicht ſo genau!" ermahnten ſie den Meiſter lachend und begütigend, und dieſen vernünftigen Geſellen gegenüber ſchämte ſich Guldinaſt bald ſeines unnützen Grimms. Zudem gab Theobald, der plötzlich gleichſam unbefangen durch die Stiegenthür hereinkam, dem ganzen Handel eine andere Wendung.

„Hoho, welch' ein Lärmen?" fragte er: „Mutter, wie ſchaut Ihr aus? Und was wollen denn dieſe Biederleute hier? Wozu die Waffen, das Geſchrei?"

Flugs legte ihm Guldinaſt die Hand auf die Schulter: „Du kommſt gerade recht, Theobald. Ich bin da, um Dich in den Kerker zu führen."

„Mich? wie ſo? warum?"

„Dich, dich; der Pannerherr befiehlt's, und gehorchen muß ich, wenn ich's auch nicht gern thue, da ich Dich ſeit kurzem, aber gut kenne. Wo hatteſt Du aber auch Deinen Kopf, Burſche, um von der Wacht im Walkenthurm, wozu Du beſtellt worden, in's feindliche Lager auf die Spähe oder auf Beute zu entweichen? Dein Leben iſt verwirkt, bei Gott, und als ein halbes Wunder wirſt Du's achten dürfen, wenn die Herren Dir Gnade ſchenken."

„Ich? auf die Spähe? In's Lager? Ich verſtehe nicht."

„In froher Trunkenheit hat's ein Söldner ausgeplaudert. Läugne nicht. Der Mann iſt da. He, führt den Wachtler herein!"

Auf der Stelle kam der genannte Söldner.

„Sage, was Du weißt, dem Theobald da in's Geſicht;" gebot ihm Guldinaſt.

Wachtler aber fragte: „Dem Theobald? Der iſt nicht der Theobald."

„Will der Narr mir gar meinen ehrlichen Namen abſtreiten!"

lachte der Schmied auf. Guldinaſt aber nahm's ernſter, und fuhr den Söldner an: „Was ſagſt Du, Stierkopf und kein Ende?"

„Die Stimme iſt mir bekannt," entgegnete Wachtler: „das iſt der Fingerlin, der Gottlieb Fingerlin."

Die Knechte brachen in ein ſchallendes Gelächter aus; an ihrer Spitze lachte ſich Theobald bucklich, wie man ſo unter Spießgeſellen ſagt.

Hingegen wurde Wachtler aufgebracht und rief: „Was gibt's da zu lachen? Der Fingerlin iſt's, wiederhole ich: der Fingerlin, der auf dem Bollwerk Wacht geſtanden und ſeine Hochzeiterin erwartet hat . . ."

Das Gelächter verdoppelte ſich. Wachtler gerieth außer ſich, und ſtammelte ſolch' verworrenes Zeug durcheinander, daß Guldinaſt ihm einen Rippenſtoß gab, und ihn anſchnauzte: „Du biſt ein betrunkener Eſel, der Geſpenſter geſehen . . ."

„Ach was Geſpenſter, was Eſel!" ſchalt Wachtler: „War's nicht ein Viertel nach Zehn . . . Gotts Marter, ich werd's doch wiſſen . . . als der Fingerlin da auf der Wacht ſtand . . . mit Spieß und Pickelhaube?"

„Der Kerl iſt verrückt;" redete indeſſen Theobald in den Büchſenmeiſter hinein: „um dieſelbe Zeit machtet Ihr den Rundweg, Herr, und fandet mich im Walkenthurm in meiner Kammer, wie ſich's gehört. Ja, oder Nein?"

„Freilich ja; bei'm Donner, ich beſinne mich. Wie könnteſt Du auch in einer und derſelben Friſt im Walkenthurm gewacht, auf dem Bollwerk geſtanden, und im eidgenöſſiſchen Lager geweſen ſeyn? — Wachtler, Du biſt ein Kalb, ein trunknes; ſchäme Dich in's Herz hinein."

„Bei'm Eid! ich weiß nicht, wo mir jetzo der Kopf ſteht;" ſeufzte Wachtler: „wenn doch nur mein Quartierbruder, der alte Erff zur Stelle wäre . . . daß ſein Zeugniß . . ."

„Ich ſchickte nach ihm;" verſetzte Guldinaſt: „und meiner Seel, da bringen ſie ihn ſchon."

In der That erſchien der Genannte, von zwei Büchſenknechten geführt, in dem Gemach mit der Frage: „Was will man denn von mir? Warum holt man mich aus dem warmen Neſt? Wachtler, was thuſt Du denn hier, beim Blueſt?"

„Lieber Bruder! . . ." hob Wachtler an, und eilte dem Spießgeſellen entgegen. — Doch in die Mitte trat herriſch Guldinaſt, und ſprach: „Still ſeyn! An mir die Reihe zu fragen. Sag' an, Granbart, warſt Du dabei, als dieſer Theobald da aus dem Schweizerlager wiederum zur Stadt kam?“

Erff ſchaute dem Schmied ſcharf in die Augen, und dieſer gab's ihm redlich wieder, und was des Erſten Blick ſtutzig fragte, antwortete mit Zuverſicht der Blick des Andern.

„Ich kenne dieſen Theobald nicht;“ ſagte nach kurzer Pauſe der Söldner.

„Ihr hört's;“ ſetzte der Schmied befriedigt hinzu.

Worauf Wachtler in begreiflicher Angſt und Haſt: „Ganz recht; das iſt nicht der Theobald, aber doch der Gottlieb Zingerlin … und der andre Theobald wird …“

„Ich weiß von gar keinem Theobald;“ unterbrach ihn der alte, gewiſſenhafte Erff.

Die Knechte rings umher lachten und ſpotteten des Wachtler, der noch einmal verzweifelnd anhob: „Bruder Erff, ſo beſinne Dich, ſo rede doch. Um zehn Uhr, da wir über den Wall gingen … der Spion, die Wacht am Walkenthurm … den Zingerlin, den Theobald … ſahen wir denn nicht …“

„Ich habe Nichts von dem Allen geſehen;“ verſetzte Erff kaltblütig, und Wechtler verſtummte, ein Kreuz ſchlagend.

„Nichts,“ fuhr Erff fort, „als daß Du betrunken geweſen, und nicht mit mir in's Quartier hinauf gehen, ſondern noch ferner umeinander dem Wein nachſchlenzen wollteſt, wie Du auch gethan.“

„Wie nun, wie nun, Du meineidiger Dummkopf?“ ſchrie Guldinaſt, und Theobald mit ihm.

Zwar ſchlug bei dem ſo unerwartet vorkommenden, übrigens volksthümlichen, aber gerade jetzo in Wachtlers Lage ſo bedeutſamen Schimpf, der ihn einen „Meineidigen“ nannte, der genannte Wachtler die Augen nieder; aber noch einmal fuhr er empor, ſich an Erff wendend:

„Bruder, bei Deinem Seelenheil beſchwör' ich Dich …“

Erff fiel ihm in's Wort: „Eben mein Seelenheil bedenk' ich, und habe nichts geſehen!“

Und Guldinaſt ſetzte hinzu: „Genug, ſchweige jetzt, oder ich laß' Dich in den Block legen. Kein Wort weiter, oder ich halte Dich nicht nur für einen leichtfertigen Trunkenbold und Geſpenſterſeher, ſondern für einen boshaften Ruheſtörer und Verläumder rechtſchaffener Leute. Dir will ich den ſaubern Schwank einkränken. Wahr iſt's, daß an jenem Bollwerk die Stadt nicht genugſam verwahrt iſt. Ich habe mich davon überzeugt, als Du mit Deinem Mährchen auftratſt; und ſobald die vierte Stunde gekommen, werd' ich Werkleute ſenden, um die Lucke zu vermauern. Aber Du, für Dein loſes Maul, ſollſt mir dort Wache halten vierundzwanzig Stunden lang, und gleich jetzo Deinen Stand beziehen. Gebt ihm eine Partiſane. Das Maul halte, oder es ſetzt Prügel. Theobald, Du kannſt gehen, wohin Du willſt, am liebſten und eheſtens auf Deine Wacht im Walkenthurm. — Nichts für ungut, Frau. Es war ein Irrthum von unſerer Seite, und was Ihr Euerſeits geſagt, will ich aus Gnaden vergeſſen haben.“

Barbara ſchnitt dem Büchſenmeiſter ein ſchief Geſicht, hielt aber an ſich. Und Theobald raunte dem Guldinaſt zu: „Nur eine „Gut Nacht“ meinem Schätzlein, dann ſtell' ich mich ſchon wieder ein. Die Gefangenen ſind wohlverkerkert, die Wächter offnen Auges; nichts zu beſorgen.“

—

Guldinaſt, ſchönen Dirnen ſelber hold, nickte, und zog mit ſeiner Schaar von dannen; Wachtler ſchritt trotzig maulend hinter ihm drein. Erff war der Letzte des Zugs, und wurde mit herzlich verſtändlichem Händedruck vom Schmied entlaſſen.

Erſt als die ſchlimmen Gäſte aus dem Hauſe, und daſſelbe ſtreng verriegelt, wagte Barbara, den Theobald zu fragen: „Goldjunge, ſag' mir doch, was das Alles bedeutet hat? Steh' ich nicht da wie das Weiblein Loth, als ein verwunderlicher Salzſtock ...?“

Doch Theobald bedeutete ſie, zu ſchweigen, und ſagte ihr in's Ohr: „Mutter, Ihr ſollt einmal Alles erfahren, aber jetzo gebt mir Urlaub, daß ich den armen Ziegler rette. Der Tag graut bereits am fernen Himmelsrand. Zum Glück zieht Nebel auf; aber fort muß der Herr, ehe der Büchſenmeiſter ſeine Wachen ſtellt und ſeine Maurer aufführt.“

„Nimm hübſch Abſchied von der Elſe!“ ermahnte die Mutter: „Sie ſoll Dir einen Kuß geben. Jungfernkuß bringt Glück und macht zu Zeiten unſichtbar!“

„Das könnt' ich jetzo brauchen!“ rief der Schmied munter und wohlgemuth, und eilte gleich zum Kammerfenſter hinaus in den Garten, wo er im Hollunder ſeinen Mann, im Liebſtöckelbuſch ſein Fräulein antraf. Der Jungfernkuß wurde ihm geſpendet, und flink ſetzten die beiden Geſellen — Jakob wieder gekräftigt und ausgeruht — über den Hag des Gärtleins, und liefen, was ſie konnten, dem neuen Bollwerk zu.

Ein für die Jahrszeit ungewöhnlicher Nebel hing über Stadt und Flur, beſonders über den Waſſergräben, und das war inſoweit günſtig genug für Leute, die nicht gern aufgeſpürt ſeyn wollten. In der feſten Meinung übrigens, daß Guldinaſt wie gewöhnlich am Baslerthor ſeinen Rundgang antreten und alle Hände voll zu thun haben werde, um die nöthigen Schanzer und Werker aufzutreiben, zählte Theobald auf einen bequemen Ausgang ſeines Unternehmens, flößte dem Begleiter überflüſſig Muth ein, und gelangte mit ihm, der beſten Hoffnung voll, auf's Bollwerk. — Der Nebel hatte das bischen ferne Morgenleuchten gänzlich in Dunkelheit begraben.

Theobald, auslugend, wie ein Sperber, ſagte zum Freund: „Sieh, der Platz iſt leer, wie ich mir gedacht. Noch iſt der Paß frei . . . jetzt reiß' aus, mit Gott.“

„Wo? wo der Pfad?“ fragte Jakob: „mir ſchwimmt's vor den Augen, wie einem Trunknen. Sieh doch . . . jener Pfahl am Verhau . . . als ob er lebendig würde . . . !“

„Fort, fort;“ drängte Theobald: „Raſch hinunter. Frei, ſo Gott will, ſehen wir uns wieder.“

„Den Teufel auch!“ brach eine barbariſche Stimme los: „Unterm Galgen, Ihr Schelme und Landesverräther!“

Das war Wachtlers Stimme; das war der unſelige Wachtler in Perſon. Allzuſchnell hatte ihn Guldinaſt auf ſeinem Strafplatz aufgeſtellt; das Schickſal der Freunde war nun in ſeinen Händen, guter Rath theurer als je.

Mit der Linken den Jakob feſt am Halſe packend, mit der Rechten dem Theobald die Partiſane vorhaltend, ſchäumte der Söldner vor ſieghafter Wuth und brüllte: „Halt' ich Euch jetzo feſt, Ihr Schandbuben? Heda, Hülfe, Wehr und Beiſtand!“

„Laß' mich los . . . ich gebe Dir Geld, ſoviel ich habe!“ bat Jakob mit dem Starken ringend.

„Sey doch nicht des Teufels, Burſche, und nimm Vernunft an!“ redete Theobald dem Wachtler zu.

Dieſer aber zeterte noch ärger, und rief: „Nichts Geld, . . . Euern Kopf will ich, Ihr donnerſchlächtige Böſewichter! Nur alſo vergelt' ich Euch die Schmach, die Ihr mir bereitet. Hülfe, Bürgerhülfe!“

Das gräßliche Geſchrei drang weit in den ſtillen Nebelmorgen hinaus. Der nächſte Augenblick konnte alles zum Böſen wenden. So ermannte ſich denn Theobald im Nu, riß aus dem Gürtel Jakobs den Dolch, trat zu Boden die Partiſane, führte einen grimmigen Stoß nach dem Herzen des Söldners, und mit einem kurzen „Gotts Marter“ legte ſich Wachtler neben ſeinen Spieß, ohne fürder einen Laut mehr von ſich zu geben.

„Fort, fort jetzt geſchwinde!“ drängte der Schmied abermals den von der erſtarrenden Fauſt des Söldners befreiten Jakob, und ohne ſich zu bedenken, ſprang der Letztere in den Graben . . . in die Freiheit.

Kurz nachher ſtürzte Theobald die Leiche ſammt Dolch und Spieß in das dicke Schilfrohr des Grabens, dem Flüchtling nach . . .! betete ein Geſetzlein für des Gemordeten Seele, und mit dem Gedanken: „Der meineidige Kerl wird mir lange den Schlaf verkümmern!“ begab er ſich langſam in den Walkenthurm. Wunderbarerweiſe hatten nicht die Wächter darinnen, und nicht irgend ein anderer Menſch in den naheliegenden Häuſern, etwas von dem Mordgeſchrei gehört. —

Und als — wohl eine Stunde ſpäter — Guldinaſt mit ſeinen Arbeitern auf dem Bollwerk eintraf, und den Wachtler nicht mehr vorfand, ſagte er kaltblütig: „Mir hat geſchwant, daß der ſchlechte Kerl ausreißen würde. Wo ich jedoch ſeiner habhaft werden ſollte, muß er hängen ohne Gnade. Damit der Ueberläufer aber nicht etwa feindlich Volk hier einbringe, müßt Ihr, Leute, ein übriges thun. Noch einmal ſo hoch mauert die Bruſtwehr auf, und rammelt Pfahl an Pfahl. Zu Mittag ſchick' ich eine Feldſchlange ſammt Mannſchaft hieher, und dem Waghals, der da aufklettern wollte, ſoll der Kopf brummen für ſein Lebtag!

Siebenter Abſchnitt.

Der Wind ſchlagt um.

„Der Herr ſprach: „„Es werde Licht!““ und es ward Licht.“

Die Händeleien und Zerwürfniſſe auf den Zünften waren nicht um Nichts und Wiedernichts ausgebrochen. Das ſchlemmeriſche Bankett auf den Märkten und Gaſſen der Stadt hatte in manchen der rechtlichern Bürger ein groß Bedenken erregt, denn der Pöbel, ſo wie der fremde Söldnerhaufe hatte geredet, wie ihm der Schnabel gewachſen, wie ihm aufrichtigſt zu Sinne. Und da hatten die andern endlich gemerkt, wo Alles hinaus wollte und ſollte. Und was Einer ſich betroffen zu merken anfing, theilte er ſeinen Genoſſen und Geſippten, ſeinen vertrauten Nachbarn und Befreundeten mit, und allgemach wurde das Geflüſter zum Gemurmel, das Gemurmel zum Sturm. Die Hefe des Volks und das fremde Geſindel die Herren der Stadt, vor den Thoren das eidgenöſſiſche Lager, der verſprochene Zuzug der katholiſchen Orte eine baare Lüge, denn nirgends weit und breit ein Fähnlein, ein Bote, ein tröſtlich Zeichen . . .! was war da zu hoffen, als Plünderung, Mord, Brand . . . der Untergang mit einem Worte? — „Wir ſind verrathen und verkauft!“ hatte Einer ſich unterſtanden, zu ſagen. Eine Stunde ſpäter ſchrieen es ihm Hunderte nach; und der Bürgermeiſter Fries, der Doktor Schreckenfuchs, der Pannerherr Iſenflamm hatten in der Kunſt der Ueberredung und Beſchwichtigung das Ueberſchwengliche zu leiſten, bis — wenigſtens für den Reſt der Nacht — die aufgeregten Bürger nach Hauſe gingen, mit dem Vorbehalt, am nächſten Tag wieder anzufangen, wo ſie's zur Nacht gelaſſen. Denn der Samen des Argwohns ging pfeilſchnell und rieſengroß auf, und das Erwachen des betrogenen Volks drohte fürchterlich zu werden. —

Des Doktors Haupt war von Sorgen ſchwer, ſein Herz von bangen Ahnungen umſtrickt . . . ſeine Klugheit ſuchte vergebens einen Ausweg. Die böſe Zeit rückte ihm ſchneller, als er ſich vorgeſtellt, auf den Hals. Nicht abwarten wollte er den blut'gen Kehraus, aber auch mit leeren Händen wollt' er nicht vom Tanze gehen. Was er mit krummen Fingern aus dem Seckel gemeiner Stadt genommen, [illegible] über'n Rhein geſchafft, genügte ihm lange nicht. Zudem ſtand das eroberte und entſendete Geld nicht in den beſten Händen. Der Dieb hat das Recht, ſeinen Spießgeſellen nicht zu trauen. — Noch einen letzten ausgiebigen Fiſchzug begehrte der Doktor zu thun, und alſobald die Stätte, wo er nach ſeiner Weiſe die Freiheit gepflegt, mit dem Rücken anzuſehen. Wie das jedoch beginnen, wie es vollenden?

„Könnt' ich doch dem alten Ziegler geſchwinde das Maul aufbrechen, ſeinen Schatz heben . . . ! o wie bald wollt' ich damit im Weiten ſeyn ... !“ So lachte der Schelm, der wohl ein Löchlein offen wußte, durch welches er entſchlüpfen mochte. Und mit dieſem Gedanken machte er ſich in früher Morgenſtunde auf die Straße, auf den Weg zum Walkenthurm. Aber allüberall waren auch ſchon die Bürger wach und ſtanden zu Haufen vor ihren Häuſern, und mehr als ein Dutzendmal wurde der Doctor von etwelchen aufgehalten und angeſprochen, um Red und Antwort zu geben von wegen des erwarteten Entſatzes aus den katholiſchen Orten, und anderer Spiegelfechtereien, die Schreckenfuchs ſammt Geſellen den leichtgläubigen, aber jetzo ſcheu gewordenen Mülhauſern vorgemacht hatten.

Unerſchöpflich in der Kunſt, wohlgeſetzte und verworrene Prophetenſprüche von ſich zu geben, zog ſich zwar der Doktor von Gaſſe zu Gaſſe aus den Schlingen, die ihm des Volkes Zudringlichkeit legte; indeſſen ging viel Zeit mit dieſen Schwätzereien hin, aus denen für den gelehrten Herrn nur zu lernen war, daß die höchſte Behendigkeit vonnöthen, um ihn ſammt Raub in Sicherheit zu bringen. Annoch plauderte das Volk; zu Mittag konnte es ſchon viel ſchwieriger geworden ſeyn, und am Abend war vorausſichtlich nicht mehr mit ihm auszukommen.

„Daß ſich doch auch die maledeiten Kuhmäuler auf'm Nordfeld ſo ruhig halten!“ zürnte der Doktor in ſeinen Bart, und wünſchte von ganzem Herzen einen Angriff auf die Stadt, auf daß dem müßigen Bürger eine Zerſtreuung gegeben, und ſein Sinn abgezogen würde von fernerem Grübeln und Difteln und Deuteln am Thun und Laſſen der Stadthäupter.

Aber leider rührten ſich die Eidgenoſſen draußen nicht im Geringſten, und am neuen Bollwerk durften die Werkleute mauern und pfählen, ſo lang und ſo laut ſie wollten, ... drüben regte ſich keine Maus, und nicht die „grobe Gret'“ und nicht der „Keſſeljörg“ und nicht der „Grütliſtier“ — wie etliche der Schweizerkarthaunen getauft waren — gaben einen Laut aus ihren „donnerſchüſſigen" Rachen.

Vor dem Walkenthurm begegnete Guldinaſt, der wiederum nach den Arbeitern geſchaut, dem Doktor. Bedenklich ſagte er im Vorbeigehen: „Wenn ich ein Andrer wäre, ſo ginge ich, im Rhein zu baden. Der Tag droht heiß zu werden."

Der Doktor verſtand den Mann gar wohl, antwortete aber nicht, ſondern ſagte zu ſich ſelber: „Eia, der rothe Hund möchte mich gern von dannen jagen, um nicht den Schatz auf dem Rathhauſe mit mir zu theilen. Aber ſo geſchwinde geh' ich nicht aus'm Felde. Lieber greife ich mit Tilgers Hülfe dem Büchſenmeiſter vor." — Tilger, der Stadtſchreiber, war dem Doktor gar vertraut, und führte in Bürgermeiſters Namen den Schlüſſel zur ſtädtiſchen Geldkammer, worinnen zwar keine Schätze mehr zu finden, aber doch noch ein ehrlicher Zehrpfenning für ein paar wanderluſtige Diebe von guter Geburt.

So ſtand denn endlich Schreckenfuchs vor dem Thurm, nach dem er getrachtet, und auf das erſte Glockenzeichen, das er gab, kam ihm Theobald ſchon entgegen.

„Nun? Hat der Alte von ſich gegeben das Geheimniß?" war des Doktors haſtige und geheime Frage.

Theobald ſchüttelte mißmuthig den Kopf, ſetzte aber bei: „Er iſt krank an Leib und Seel'. Ihr müßt ihm geſtern gar zu ſcharf zugeſetzt haben, gelahrter Herr. Er wird wohl noch vierundzwanzig Stunden brauchen, um ſich leidlich zu erholen . . ."

Worauf der Doktor eifrig und mit vor Haſt heißglühenden Augen: „Potz Donnerſtag! noch einmal vierundzwanzig Stunden? Warum nicht gar noch vierundzwanzig Jahre, oder ein halb Jahrhundert, potz Donnerſtag! Vierundzwanzig Stunden Friſt jetzo, da in einer Viertelſtunde ſo zu ſagen ein Mond umläuft! Nein, nein, nichts da. Wenn wir mit dem alten zähen Verbrecher noch etwas richten wollen, ſo muß es ſchnell, ſo muß es jetzo — zur Stunde muß es geſchehen."

„Puh!" dachte Theobald, ganz ſtill in Angſt für den Gefangenen gerathend: „Hat's jetzo ſo gewaltig Eile? Sollte der blödſichtige Fledermäusler Kunde haben, daß . . .?" — Dann hob er zum Doktor mit Neugierde an: „Wie wollt Ihr das ins Werk ſetzen, Herr?"

„Komm, laß mit Dir reden;" erwiederte Schreckenfuchs, und zog ihn am Aermel in den einſamſten Winkel, der da zu finden: „Aut — aut, heißt es jetzo. Zu trülen und zu warten iſt jetzo Sünde, jeder Augenblick ein Kleinod, ein Juwel. Ohne etwas irgendwem merken zu laſſen, ſchaffe den Alten in die Marterkammer . . ."

„Recht; ſie ſtoßt an das Hungerloch, ſein jetziges Gefängniß. Weiter . . .?"

„Indeſſen geh' ich, meine Leute aufzuſuchen, und zu beſcheiden: den Martin Dummel und den Zigeuner-Baſti. Die beiden verſtehen mit dem Streckwerk umzugehen, und ſo wollen wir friſch dem alten Trutzteufel an die Haut gehen, daß ihm aller Muth gar ſchnell entſchwinden ſoll. Du magſt ihm zu Häupten in der Marter ſitzen, und gleichſam den Beichtvater vorſtellen, an ihm preſſen, wie an einem morſchen Apfel, bis er ſein Geheimniß losläßt, oder denn ſeine verſtockte Seele. Ich zweifle nicht, daß, wenn wir tapfer Sturm laufen auf das durchſchütterte Gebein, das Bekenntniß bald erfolgen werde. Wenn Du aber merkſt, daß es drauf und dran iſt, an Tag zu geben, ſo gib mir ein Zeichen, daß wir die Marterer entlaſſen, und in geheimer Sitzung erndten mögen, was uns gebührt — Du die bewußten dreihundert Pfund, ich den Reſt von dem, was der Alte an Schätzen beſitzt."

Ich höre ſchon das Geld in unſerer Taſche klingeln," meinte Theobald mit gutſchmeckeriſchem Grinſen: „allein — was haltet Ihr davon, gelehrter Herr, wenn Ihr bis Nacht verſchieben wolltet, den grauen Kerl zu martern? Wenn von den aufſäßigen Bürgern etwelche erführen . . ."

„Das ſollen ſie eben nicht;" fiel der Doktor gäh ein: „Wir beide, Theobald, haben gute Urſach' zu ſchweigen; für den Dummel ſtehe ich ein, und dem Baſti würd's den Hals koſten, wenn er plauderte. Zudem geh' ich ſelbſt, die Leute aufzuſuchen, und werd' ihnen nicht von den Rippen weichen, bis der Akt der Gerechtigkeit vorüber. Iſt's gethan, und haben wir erlangt, was wir wollen, ſo iſt immer noch Zeit genug, uns ganz ſicher zu ſtellen. — Entferne jetzo nur, was uns ſtören könnte: beſchäftige die Wächter anderweitig. Nur keine unberufenen Zeugen, hörſt Du? So bald als nur immer möglich, bin ich mit Genoſſen wieder da!"

Der Doktor ſchoß davon, daß ſein Talar nur ſo im Winde flog, und ließ den Schmiedgeſellen in der größten Beſtürzung zurück. Dem alten Herrn Ziegler drohte jetzt die gräulichſte Gefahr, und dieſe mußte beſchworen werden. Aber auf welche Weiſe? Der Witz des guten Theobald wollte nicht ausreichen, und doch ſpornte ihn die ſchnell verlaufende Zeit; die fürchterlichſte Angſt unabläſſig und grauſam. Entſchloſſen, dem Jugendfreund ſein Wort zu halten, ſeinem Wohlthäter das Leben zu friſten, ſann er eilends hin und her, und wollte beinahe verzagen.

Da kam, zu ſeinem und des alten Zieglers Glück, ein Mann daher die Straße, den die Unruhe der Seele mehr als der kriegeriſche Drang und die Sorge für die Stadt, aus der ſtillen Wohnung getrieben hatte: Der Pannerherr Hans Iſenflamm.

Auch ihm, der ſchon alle Gaſſen durchſchritten, und den, gleichwie den Schreckenfuchs, Hunderte von Bürgern angeredet mit müßigen und mit inhaltsſchweren Worten, — auch ihm lag ein Fels auf der Bruſt, deſſen er ſich gern entledigt hätte. Die Befürchtung nemlich, im Unrecht lange Zeit verharrt zu haben, und einem heilloſen Betrug hold geweſen zu ſeyn, war über ihn gekommen, wie ein gewappneter Mann. Und je ſchlichter es in ſeinem Hirn ausſah, je weniger mochte er verwinden, von den fremden und einheimiſchen Rädleinsführern der Rebellion an der Naſe gegängelt worden zu ſein; je weniger hoffte er, in ſolchen ſich überſtürzenden Zeitläufen wieder gut machen zu können, was er zu verderben mitgeholfen. Er hatte geglaubt, ſo ſehr weiſe geweſen zu ſeyn, und immer lauter ſagte ihm ſein Gewiſſen: Du warſt ein leichtgläubiger Thor! — Einfache und einfältige Leute ſind am empfindlichſten gegen eine Verletzung ihrer Eitelkeit. Betrogen worden zu ſeyn, achten ſie für eine unauslöſchliche Schande. —

Wie er ſo daher kam, der Pannerherr, die Hand trutzig an's Schwert gelegt, den Hut ſchief und rauferiſch auf dem Haupte, und wiederkäuend ſtörrigen Augs und gährenden Herzens, was ſeine kluge Hausfrau und mancher verſtändige Bürgersmann auf ſeinem Wege ihm unverholen zu Gehör geredet, und aufzurathen gegeben ... „Holla!“ dachte Theobald: „hollahoh! der könnte mein Mann ſeyn, und ein Helfer in ſo ſtrenger Noth!“ — Ging auch auf den ſtürmiſchen Herrn los, und redete ihn ſo geſchmeidig als möglich an.

Vorerſt wurde Theobald allerdings nicht gar zu wohl empfangen und angenommen. Auf ſeinen Gruß blitzte ihn der Pannerherr gefährlich an, und brauchte die Worte: „Was willſt Du von mir, Du ruß'ger Judas Iſchariot? der Du verrathen Deinen Wohlthäter, Herrn und Meiſter, Deinen zweiten Vater, und Dich in ſeinen Kerker haſt ſetzen laſſen als Scherg' und Henkersknecht, was willſt Du mir?“

Die Antwort zu finden, war nicht leicht, doch ſtellte ſich der Mutterwitz des Geſellen glücklich ein, und er verſetzte: „Ach Herr, man ſagt, daß Irren menſchlich ſey; zudem aber trügt gar oft der Schein, und eben ſo wenig, als Alles Gold iſt, was da glänzt, eben ſo wenig ſteckt in Allem, was da ſchwarz, der Teufel.

„Hm, das iſt wahr, bei'm Eid, 's iſt wahr!“ machte Iſenflamm geruhiger: „Was willſt Du alſo von mir, geſchwinde!“

„Dort innen“ — fuhr Theobald geheimnißvoll und mitleidig fort: „dort innen liegt der alte Herr todtkrank, und da er, wie ich mit eignem Ohr gehört, ſchon öfters Euern Namen genannt, ſo mein' ich, wird es einem Chriſten lobelich, und dem Pannerherrn nicht unanſtändig ſeyn, einen ehemaligen alten Freund im Sterbeſtündlein heimzuſuchen, und ihm die Hand zum letzten Handſchlag darzuſtrecken. Mag er auch gefehlt und geſündigt haben ... ich mag's nicht unterſuchen, aber vor dem ſchneeweißen Tod weicht Sünd' und Fehl zurück, und wer weiß denn auch von uns, wie nahe uns das Ende ...?“

„Ach, Herrgott im Himmel droben! ja wohl, ja wohl!“ ſeufzte Iſenflamm aus grundehrlichem Herzen. Dieſe mächtige Aufwallung wohl bemerkend und benützend, führte ihn Theobald eiligſt in den Thurm, und in den Kerker Ziegler's, ihm zu guter Letzt zuflüſternd: „Bleibt doch, wenn's Euch gefällt, ein gut Stück Zeit und Weile bei dem Kranken. Der Doktor Schreckenfuchs möchte etwa kommen, und dem Ziegler läſtig fallen ... und gelt ... Ihr ſagt ihm nicht, daß ich Euch zum Alten da geladen ...? Der Doktor möchte zürnen, und doch ... auf meine Seligkeit hin ... ich konnte nicht anders.“

„Sey ruhig;“ antwortete der Pannerherr, in den Kerker ſchreitend: „Mit dem Doktor ſteh'n nachgerad die Würfel anders. Der Wind ſchlagt um; „'s wird Licht, mein Knabe.“

„Schlagt er um? Wird endlich Licht?“ fragte lächelnd Theobald, als er ſich, die Hände reibend, vor die große Pforte des Thurms begab, um dem Doktor aufzupaſſen: „Wenn's nur nicht eine Flamme abſezt, die der Wind zur Lohe facht, worinnen dieſe Stadt zu Aſche und Moder ſtürzt! Gott lenke Alles zum Beſten! —“

Der Schmied wartete lange, und trappelte ungeduldig hin und her, unabläſſig lauſchend der Ankunft des Doktors. Schreckenfuchs blieb aus; der Pannerherr verweilte noch immer im Kerker des

Bürgermeiſters. „So Gott will, geht da unten ein natürlich Wunder vor;“ dachte Theobald wohlgefällig bei ihm ſelber: „So Gott will, verſöhnen ſich die feindlichen Freunde, und des Doktors Ueberdrang kommt an den Tag, und dem alten Herrn wird die gräuelvolle Marter erſpart, die ſein gebrechlicher Leib nicht aushalten möchte!“

Siehe, da kamen heran zwei Männer, nur zu kenntlich beide: Schreckenfuchs und der Zigeuner-Baſti. Dummel war entweder nicht aufgefunden worden, oder hatte ſich des Henkerdienſts entſchlagen. Auch redete der Doktor alſogleich den Schmied folgendermaßen an:

„Ich komme nur ſelbander. Du mußt dem Baſti zur Hand gehen. Wenn auch ungeübt, wirſt Du doch einen Haken einſetzen, oder eine Schraube drehen können? Was ſchauderſt Du denn zuſammen, blöder Narr? Komm, geh' tapfer mit. Die Sonne ſteigt immer höher, und jeder Verzug iſt unwiederbringlich.“

„Hm,“ machte Theobald, verlegen ſtotternd, — „wenn Euch der Zeuge recht iſt, der jetzo unten bei dem alten Sünder verweilt . . . ?“

„Potz Donnerſtag! Ein Zeuge? Wer das? Wie konnteſt Du . . . ?“

„Der Bannerherr Hans Iſenflamm; er erſchien unverhofft, begehrte Einlaß, Zutritt zum Ziegler. Ihr begreift, Herr Doktor, daß ich den Mann nicht abweiſen konnte . . .“

„Dummkopf! Ausflüchte, Vorwände, Schwänke, Lügen . . . gab's denn nicht genug zur Hand?“

Worauf Theobald grob: „Mit Lügen weiß ich nicht umzuſpringen, und Euer Dummkopf, Herr, bin ich auf keine Weiſe. Laßt Euch das geſagt ſeyn . . . oder ich ſperre das Maul auf, und dann . . .“

Verwundert ſtarrte Schreckenfuchs den Schmiedgeſellen an, grinſte höhniſch, drohte mit dem Finger, und eilte ſodann frech hinein in den Thurm, um ſich von des Bannerherrn Gegenwart zu überzeugen.

„Mohrenkopf, Du kannſt jetzo geh'n, woher Du gekommen! packe Dich!“ fuhr Theobald den Zigeuner an, der dem Doktor zu folgen ſich anſtellte.

Zigeuner-Baſti zeigte ihm verächtlich die Zunge. Theobald hieb ihm mit der flachen Klinge einen Streich über den Rücken. Ein paar Maurer, die geſehen, was da verging, hetzten auf den Zigeuner, der als ehemaliger Abdecker von Jung und Alt verachtet wurde, los. Dergeſtalt ſpielte ſich die Hetze unter die Werkleute auf dem Bollwerk hinein . . . der flüchtige Zigeuner flog von Hand zu Hand, wie ein Ball, und endlich — ob im Sprung oder im Wurf — über die Bruſtwehr in den Stadtgraben. Grauſames Gelächter dröhnte dem Gefallenen nach, und Kopf an Kopf ſammelte ſich die Menge am Verhau, um den Geſtürzten zu verhöhnen, der mit Schilf und Moor und Kröten um ſein Leben kämpfte.

Indeſſen näherte ſich ein Menſch mit haſt'gen Schritten und unſtäten Augen, das Untertheil des Geſichts mit Tüchern vermummt, dem Theobald, und fragte barſch: „Ging nicht der Stadtarzt in den Walkenthurm?"

„Ja doch;" antwortete Theobald: „willſt Du 'was von ihm, verhüllter Lazarus? Soll er Dir einen Zahn reißen, oder ein Ohr ſtutzen . . . ?"

„Gebt ihm dieſen Zettel, ſobald er wieder herauskommt;" hob wieder der Vermummte an, ſteckte dem Schmied ein verklebtes Papier in die Hand, und entlief, wie ein Windhund läuft. —

Neugierig beſchaute der Schmied den wunderlichen Brief, und ſagte: „Da innen ſteckt entweder ein Schurkenſtreich oder ein Schreckniß für den Fuchs!"

An der Bruſtwehr wurde das Geſpött und Lärmen immer ärger. So eben kamen aber der Doktor und der Pannerherr auf die Schwelle des Thurms, und Iſenflamm ſprach juſt die zürnenden Worte: „Und endlich wiederhol' ich Euch, daß Ihr an dieſem Orte nichts zu ſchaffen habt. Euer Opfer iſt genug von Euch geängſtigt und gefoltert worden; Ihr könnt Euch nicht rechtfertigen, Herr. Von jetzo an ſteht der Thurm da unter meiner Gewalt, und ich ſteh gut für den Gefangenen. Hütet Euch, je wieder hier anzuklopfen. Ich weiß jetzo Eure Praktiken beim Ziegler, und leide ſie nicht mehr. Fahrt ab!"

Die Pforte donnerte hinter Schreckenfuchs in's Schloß. — Der Doktor geiferte vor Entrüſtung, und belferte den Schmid an: „Mußte der Blechkopf von Pannerherrn grad jetzo zur ungelegenſten Stunde hier einfallen! — Was gibt's dort, Freund Theobald?" —

„Sie bringen Euern Zigeuner um;" verſetzte der Schmied kaltblütig: „macht Euch durch; es kommt ſonſt gleich an Euch ſelber!"

„Peß Donnerſtag, was unterſtehſt Du Dich?" blitzte Schreckenfuchs auf. Indeſſen reichte ihm der Geſelle mit trutzigen Augen den Zettel dar.

Schreckenfuchs nahm das Papier, riß es auf mit zitternden

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Händen ... die erſte Zeile ſchon machte ſein Haar ſträuben ... bei der zweiten ſchlug er ſich wüthend vor die Stirne, knirſchte ein verzweiflungsvolles „Verdammt! verdammt?“ und entrann dem Ort, als ſäße ihm der Bär von Bern im Genick.

Theobald gab wenig Achtung auf des Doktors Flucht. Sein Blick hing ſteif an dem Volksgetümmel auf'm Bollwerk, denn ſoeben wurde mit Stricken und Langhacken des Wachtler Leiche auf den Wall gezogen. Der Zigeuner war bolzgrade auf den Todten gefallen, und hatte ſich an ihn geklammert, und alſo den Körper an das Tageslicht gebracht. Dieſes Schauſpiel aber behagte dem Theobald gar übel, und er floh in den Thurm, das gräßliche Geſpenſt des Mannes, der von ihm gemordet, mit dem Rücken anſehend.

Achter Abſchnitt.

Der Sturm.

„Die Würfel geworfen im blutigen Feld.“

Wiederum war die Nacht herangekommen nach dem dunſtigheißen Tage. Die Feuer der Eidgenoſſen auf dem Nordfelde brannten ſo friedlich und ruhig wie in der jüngſtverwichenen Nacht. Der tiefſte Friede ſchien draußen zu herrſchen; aber in der Stadt, wo Eintracht Noth gethan hätte, war die ſtille Unzufriedenheit, der laute Hader an der Reihe. Der Zuzug der ſieben Orte blieb aus; die Verſprechungen der Volksverführer wurden, eine nach der andern, zu Schanden; die Verführer ſelber ſchienen unſichtbar geworden. Belten Fried nirgends zu finden; der Burgermeiſter Fries irrend von Haus zu Haus ſeiner Vertrauten, um nicht im ſeinigen angetroffen zu werden; Dummel in ſein Pulvergewölbe am Baslerthor verkrochen; Guldinaſt, die Runde laufend, nirgends verweilend; von Schreckenfuchs und Tilger kaum eine Spur, ein eitles Hörenſagen, daß man ſie da und dort geſehen. — Auch Iſenflamm, ſchwer beklommen, und zagend vor dem öffentlichen Geſtändniß, daß er hintergangen und bethört worden ſammt der übrigen Bürgerſchaft, hatte ſich in ſeine Wohnung zurückgezogen, und befohlen, Niemand vor ihn zu laſſen, und immer den Beſcheid zu geben, er ſei nicht daheim.

Finſter ſaß er auf ſeinem Stuhle in der Ecke, und horchte wenig auf die verſtändigen und ermunternden Reden ſeiner Hausfrau. Tief in ſich ſelber verloren merkte er auch nicht das mindeſte von der ſtillen aber fürchterlichen Angſt, die im Buſen ſeiner Tochter arbeitete, und ſich immer mehr ſteigerte, je tiefer es in den Abend hineinging. Wohl öfter ſtieg gewaltſam auf Anna's Lippen, was ſie zu verſchweigen geſchworen . . . kaum konnte ſie das Geheimniß bergen . . . aber den heil'gen theuern Eid zu brechen, unterſtand ſie ſich doch nicht.

Und mittlerweile lief die Zeit hin. Der Rottenmeiſter, der nicht abzuweiſen, kam, und meldete dem Pannerherrn: vor den Thoren rege ſich nicht das Geringſte, und die Mannſchaften auf den Thürmen und Werken ſeien wachſam; in der Stadt ſei Alles ſtill; nur auf den Zunftſtuben ſäßen noch wenige Leute zuſammen. Vom geſtrigen Tage ſei Weib und Mann, Alt und Jung ermüdet, und die Ruhe der Nacht erwünſcht.

Der Pannerherr fragte: „Wie ſteht's am Walkenthurm?“

„Alles, wie ſich's gehört;“ antwortete der Rottmeiſter.

Nun gab Iſenflamm noch kurzen Beſcheid, und entließ den Waffenmann; verſank dann wiederum in ſein betrübtes Schweigen, ſo daß Margarethe, ſeine Hausfrau, wieder den Faden ihres Zuſpruchs anknüpfte, und zu ihm redete: „Aber, lieber Herr, was ſoll's mit dieſem finſtern Stillſchweigen? Die Hand in Schooß legen, heißt nichts gethan. Wenn Alles iſt, wie Du mir angedeutet, wenn Du jetzo der Ueberzeugung, daß Ziegler und Genoſſen unſchuldig, daß Fries und Schreckenfuchs Verräther . . . warum ſtehſt Du nicht vor die Bürgerſchaft noch heute Nacht? Warum befiehlſt Du nicht, daß man neuerdings mit Bern und Baſel unterhandle, und die Thore dieſer armen Stadt in Gottesnamen dem Frieden öffne? Handle doch als Mann; verdiene den Dank Deiner Mitbürger, die noch im Dunkeln tappen!“

„Ach,“ ſeufzte Iſenflamm zerknirſcht, „geht mir's nicht eben ſo? Die ärgſte Marter iſt die des bangen Zweifels. Wenn ich etwa nur, vom Mitleid hingeriſſen, den Burgermeiſter Ziegler für unſchuldig hielte? Wenn etwa Schreckenfuchs und Fries dennoch edlere Geſinnungen in der Bruſt trügen, als ich ihnen zutraue? Ich habe keinen handgreiflichen Beweis, womit ich vor das Volk hinſtehen dürfte … wie könnte ich wagen, die Vertheidigung der Einen, die Anklage gegen die Andern zu führen? Und alsdann noch meine Pflichten als Befehliger der Kriegsmacht unſerer Stadt … Margarethe, Du verſtehſt das nicht … aber meine Seelenleiden ſind groß, und mir will der Kopf ſchier zerſpringen … !“

Anna trat ſoeben haſtig in die Stube. — Im Begriff, hell herauszureden, beſann und faßte ſie ſich, die Mutter auf die Seite winkend, und heimlich mit ihr, aber lebendig verkehrend.

„Was flüſtern die Weiber? He, was habt ihr?“ hob Iſenflamm aufgeſchreckt und beinahe zornig zu den Frauen an.

Worauf Margarethe zu Anna: „Ich weiß auch gar nicht, warum Du Dich ſperrſt, den Auftrag und die Bitte des Weibsbilds auszurichten. Der Vater muß es doch am Ende wiſſen, und Heimlichkeit iſt jetzt am unrechten Orte. — Da, mein lieber Herr, iſt ein Zettel, der heute unter Tags ſchon von einem unbekannten und halbverſtellten Mann gebracht, jedoch von der Küchenmagd nach ihrer leichtfertigen Weiſe an Dich zu beſorgen vergeſſen worden iſt. Erſt jetzo fiel der Zettel dem Weibsbild wieder in die Hände, und ſie hat die Anna gebeten, ihn Dir zu geben und Dich um Vergebung für ihre Nachläßigkeit zu bitten.“

Der Pannerherr faßte nach dem verklebten Zettel — dieſer ſah juſt aus, wie der, den Theobald ſchon am Morgen für Schreckenfuchs erhalten — erbrach denſelben, las, und während des Leſens fuhren Flammen des Zorns über ſein Antlitz, ſchwoll ihm die Kollerader drohend an.

Die Frauen beobachteten ihn mit ſtiller Bangigkeit. — Endlich war er mit Leſen fertig, warf den Kopf wild in die Höhe, und brach in die Worte aus: „Da, da iſt das Licht, deſſen ich bedurfte … es blendet mich, das grelle Licht, das meiner Zweifel finſtre Nacht plötzlich erhellt. O hört, hört indeſſen. Der Stadtſchreiber, der Verräther und Landflüchtige … er wagt, mir alſo zu ſchreiben:

„„Die Gefahr wächſt an, wie der Rheinſtrom in der Schnee-
„ſchmelz'; mit dem Zuzug der katholiſchen Orte iſt's nichts. Die
„Schriften, die deshalb der Doktor vorgewieſen, ſind falſch. Ich bin
„ein Federmann, und kenne das Waffenhandwerk nicht. Wollt daher
„vergeben, wenn ich mich, da noch Zeit, aus dem Staube mache, und
„das ringe Geld, ſo noch in eurer Schatzkammer verblieben, als ein
„Andenken mit mir nehme. Hätte ich es nicht verſorgt, ein ärgrer

„Spitzbube, Schreckenfuchs hätt' es gethan. Verſichert Euch ſeiner, „und des Fries und des Guldmaſt, des Dummel und des Velten „Fried: die Schurken haben Euch gräulich hintergangen. Ziegler, „Hartmann, Fink und Schillinger ſind unſchuldig wie die neugebornen „Kinder. Falſch ſind alle Schriften und Protokolle, ſo Euch in „Sachen Jener vorgelegt worden ſind: der Text von obigen Verräthern erſonnen, von mir, ihrem Werkzeug, gezwungen niedergeſchrieben. Noch iſt Zeit, das Wohl der Stadt zu retten. Mit „dieſer Nachricht vergüte ich an Mülhauſen, was ich demſelben genommen. Denkt meiner, ſo wie ich Eurer nie vergeſſen werde. — „Rudolf Tilger, weiland Stadtſchreiber und dergleichen.""

„Iſt denn ſolche Bosheit möglich!" riefen die Frauen mit gefalteten Händen.

Aber der Bannerherr, emporfahrend wie ein feuriger Buhuh, ſtieß gräßliche Verwünſchungen gegen die Stadtverräther, gegen Tilger und gegen ſeine Magd aus. — Dazwiſchen aber befahl er, ihm Hut und Schwert und Mantel zu reichen.

„Was willſt Du jetzo beginnen?" fragte Margaretha, und deutete der Tochter an, zu bringen was der Vater verlangte.

„Handeln, handeln will ich!" ſchrie Iſenſtamm: „Wirſt Du mich jetzo aufhalten, und haſt vor Kurzem erſt mich angehetzt, vor's Volk zu ſtehen? Jetzt hab' ich den Beweis des Verraths in Händen ... zu ſpät vielleicht ... zu ſpät, aber ich habe ihn! Ich eile, des Volks beleidigte Majeſtät zu rächen, dem Tilger nachzuſetzen, den Schreckenfuchs und ſeine Frevelgenoſſen zu verhaften! — Meinen Hut, meine Wehr will ich haben!"

„So eile doch, Anna!" rief Margarethe in die Kammer, worinnen Anna unbegreiflich zögerte. — „Ich finde nicht ..." ſtotterte das Mädchen in Todesangſt.

„Wie? Du findeſt nicht? Anna, was geht mit Dir vor? Steht nicht der Degen hier vor Deinen Augen? Der Hut, der Mantel, hängen ſie nicht an jener Wand?"

Margarethe brachte ſelber die genannten Stücke dem Gatten, waffnete ihn, und ſprach ihm zu: „Geh', Deine Pflicht zu thun, doch ſchone Dich ... um unſertwillen. Gib Dich nicht preis dem Meuchelmord, ... laß Dich nicht würgen im Aufſtand, der da losbrechen wird ..."

Während Margaretha redete, rang Anna ſtumm die Hände.

Als jedoch die Magd des Hauſes ihr blaſſes Antlitz zur Thüre hereinſteckte, und mit weinerlichem Tone meldete: „Der Nachtwächter ruft ... die Leute rennen ... man ſpürt den Feind am Oberthor! ...“ Da warf ſich Anna mit aller Macht an des Vaters Bruſt, und flehte mit herzzerreißendem Tone: „Vater, Vater bleibt! geht nicht von uns ... es iſt ſonſt um Euch geſchehen!“

„Narrendirne! was ſicht Dich an?“ fragte Iſenflamm, zornig abwehrend.

Aber Anna ließ ihre Arme nicht von ihm los, und ſchrie: „Ich bin nicht närriſch, ich bin nicht hinterſinnig, ich habe meine Beſinnung, wie Ihr, Vater, wie Ihr, Mutter ... aber ich halte Euch, ſo lang ich kann, zurück, mein Vater ... wollt Ihr frei ſeyn, ſo ſtecht mich todt, aber ſo lang ich lebendig bin, dürft Ihr nicht fort!“

„Greift zu, Ihr Weiber! Reißt von mir dieſe thörichte Schlange, die mich erſticken will!“ ſchnaubte Iſenflamm, dem angſt und bang wurde vor Anna's Hitze, Geſchrei und Leidenſchaft. Verſteinert ſtanden daneben die Mutter, die Magd. Auch ſie hielten Anna's Aufregung für Wahnwitz.

„Seyd Ihr denn von Stein, unſel'ge Weiber?“ donnerte der Pannerherr, ſtets enger von Anna's Armen umſchlungen und umſtrickt: „ſoll ich denn das Schwert gegen mein Kind gebrauchen? Reißt ſie von mir, die Wüthende!“

Weil nicht mit Zuſehen, weil nicht mit eitler Rede etwas zu richten, griff Margarethe wirklich mit Händen an ... da ſchmetterte auf einmal durch die Nacht mit gellendem Widerſchlag der Knall einer Petarde. — „O weh! o weh!“ ächzte Anna auf, die wie von einem wilden Geſchoß getroffen ſchien, und ſchwindelte, die Sinne verlierend, zu den Füßen der Mutter nieder.

Beſtürzt und ſtumm ſtanden Iſenflamm und ſeine Gattin vor der Ohnmächtigen; aber indeſſen hoben die Sturmglocken an, zu gehen, und der Pflicht eingedenk, die ihn auf den Lärmplatz rief, ſtürzte Iſenflamm, das Schwert zur Hand, davon.

Kurz hernach kam Anna zu ſich ... und weinte, und jammerte: „Er ſtirbt ... er ſtirbt, Mutter! Der Feind iſt in der Stadt ... der Feind ...! was nützt mich nun, daß ich den Eid gehalten ... o weh, o weh!“ — — —

Die anſtrömende Fluth des Volks trug den Pannerherrn gegen das Oberthor ... allein von dort kam ihm der Widerſtrom entgegen: eine wirr durcheinander ſchreiende Menge. „Nichts am Oberthor ...

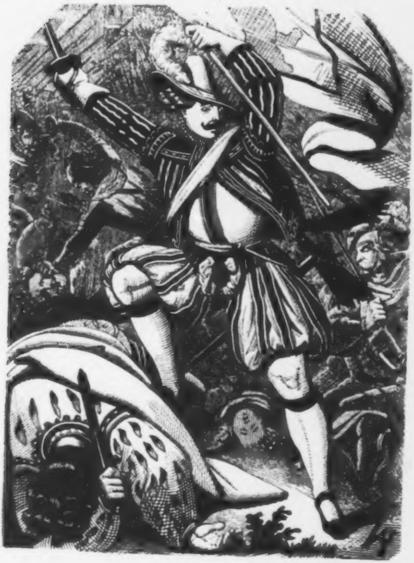
ein blinder Lärm … am Baslerthor … es gilt am Baslerthor!“ So heulten und kreiſchten tauſend Stimmen.

Und wirklich galt's dort mannlich und handlich ſich zur Wehr zu ſetzen: Knall auf Knall ging dort ab, weil die Wälſchen, die lautlos durch den Waſſergraben bis hart an's Thor gekommen, wacker ihr Sprengzeug arbeiten ließen, und in der That das halbe Thor trotz des Falkonetfeuers der ſtädtiſchen Büchſenmannſchaft aus Riegel, Schloß und Angel lupften. Worauf an die hundert waadtländiſche Schützen in die Stadt ſich warfen, wie die hellen Teufel, die Geſchütze angriffen und darniederlegten, die Wagenburg umſtießen, und zwiſchen durch blindlings in die Haufen ſchoſſen, die ihnen entgegenſtanden oder vor ihnen dahinflohen. Dabei brüllten ſie aus voller Kehle: „Hie Bern, hie Bern!“ daß vor ſolchem Thun und Schreien gar vielen Städtern das Herz ſank, und die Füße ausriſſen. — Welcher die Loſung nicht wußte, wurde ſtracks erſchlagen.

Bald aber wendete ſich das Blatt. Der Stadtwachtmeiſter Dummel und Einer, der Georg Langenſtein geheißen, ließen hinter den Eidgenoſſen das Schutzgatter am Thor herniederfallen, und ſo waren die Schützen, an ihrer Spitze der Herr von Coſſé und Jakob Ziegler, zugleich aber auch der Oberſt von Erlach, der Junker Diesbach, und der Hauptmann von St. George gleichſam gefangen in einer Falle, und wurden manche aus den Schützen, unter ihnen der von St. George von den anraſenden Bürgern getödtet. Die andern zerſtreuten ſich in der Stadt, würgend was ihnen vor die Fauſt kam, und ihr eigen Leben theuer verkaufend. — Schon ſchrieen die Mülhauſer Viktoria.

Indeſſen rannten die Eidgenoſſen, die auſſen geblieben, zum Theil im Sturm die Mauern und Baſteien an. — Doch wehrten ſich die auf den Wällen, und führten — da die Nacht ohne Stern und Mond — bei Fackelſchein die armſeligen Gefangenen Hartmann und Schillinger aus dem Walkenthurm bis an's Verhau, und ſtellten ſie als erſtes Ziel den Schüſſen der Stürmenden entgegen: ein elender Anblick, die hagern Greiſe in Ketten, die da jammerten und ihre zitternden Hände flehend ausſtreckten gegen den Feind. Der letztere ſtutzte, und hielt im Sturm inne.

Und auf dem Wege zum Baslerthor ſchleppte Guldinaſt zu gleichem Endzweck den alten Ziegler, den Theobald an einer Kette führte. Guldinaſt drückte dem Schmied eine Mordaxt in die Fauſt und befahl ihm, den Ziegler todtzuſchlagen, ſobald er, Guldinaſt, den Wink dazu gäbe. — Nun war aber freilich Theobald mehr ein Schutzmann für



den alten Herrn, als deſſen Henker — zum Glück ahnte Guldinaſt das nicht von ferne — und zu allem Ueberfluß begegnete, da der traurige Zug erſt bis zum Markt gekommen, dem Büchſenmeiſter und ſeinem Geſchmeiß der Pannerherr Iſenflamm.

Derſelbe war kaum des Zugs gewahr worden, ſo rief er: „Was ſoll's mit dem Gefangenen? Wohin, Verräther?“

Guldinaſt, nicht faul, erwiederte: „Lauft den Verräthern nach. Schreckenfuchs iſt durch, der Tilger auch, Gott verdamme ſie. Ich aber will kämpfen und verderben, wenn's ſeyn muß, und dieſer graue Böſewicht ſoll mit in Noth und Tod, und ſeine Frevel büßen durch's Schwert und Blei der Eidgenoſſen ſelber.“

„Keinen Schritt von der Stelle!“ befahl nun der Pannerherr: „Ich renne Euch den Stahl in den Schurkenleib, wenn Ihr nicht auf dem Flecke haltet, und dieſen unſchuldigen Mann freigebt!“

„Dieſe Nacht macht Euch zum Kinde;“ trutzte ihm Guldinaſt entgegen: „Dort am Baslerthor drängt der Feind . . . Pannerherr, dort iſt Euer Platz.“

„Bürger!“ ſchrie Iſenflamm dem Auflauf zu, der dieſen Auftritt umſtand: „Verhaftet dieſen Fremdling, befreit den alten Ziegler! Seyd Eures heutigen Sieges werth! Die Bernerſchützen ſtrecken überall die Waffen . . . unſerm Selbſtgefühl eine ſchöne Huldigung. Getraut Euch aber jetzo, auch von dieſem Auswurf von Verräthern Euch frei zu machen!“

Statt zu gehorchen, murrten die Bürger, und nicht wenige brauchten das Maul gegen den Pannerherrn. Dieſer, entrüſtet, legte an den Büchſenmeiſter ſelbſt die Hand — Guldinaſt zuckte das Schwert, und gab dem Theobald den verabredeten Wink, ſich ſelber zum Verderben.

Denn an der Spitze von einer Rotte wälſcher Schützen, die zuſammengehalten hatten in der Gefahr, ſtürmte Jakob Ziegler an, und ſeine Stimme, die nach Blut und Rache rief, erkennend, ſchwang Theobald beherzt die Mordaxt und zerſchmetterte dem Guldinaſt den Kopf. Im nächſten Augenblick zerbrach er des Gefangenen Kette, und Vater Ziegler und der Pannerherr waren umgeben von einer Schaar tapferer Männer, zu allem Widerſtand bereit. —

Vielleicht dennoch wären ſie alle unterlegen . . . aber der alte Gott der Eidgenoſſen lebte noch! Um dieſelbe Zeit — als noch am Schutzgatter die Berner und Schaffhauſer ſich vergebens abmühten, — hatte aus dem Mömpelgardergäßchen eine rieſige Frau, von ihrer hochgewachſenen Tochter und einem Trupp von Kleinhäuſigen begleitet, ſcharfe Aexte herbeigeſchleppt, und angefangen, von innen das Schirmgatter einzubauen.

„Drauf, drauf! Die Freiheit gilt's und Tod allen Schelmen!“ Mit dieſem Geſchrei, das die Kleinhäuſigen, ſchäumend vor Wuth und Rachſucht nachzeterten, hatte Frau Barbara Schön ihre Arbeit begonnen, und Elſe hatte mit in's Holz gehauen, daß die Späne und die Klammern flogen, und von auſſen waren die Schweizer auch nicht müßig ... und nicht zwei Vaterunſer lang ... und gewonnen war das Thor und die Stadt.

Die frechen Widerſacher ſahen ihre letzte Stunde kommen. „Hie Bern! hie Bern!“ ſchrieen die Einfallenden, die wie rollende Räder unaufhaltſam zulieſen, die Bürger an. „Hie Bern! hie Bern!“ antwerteten auch dieſe, in der Meinung, alſo ihr Leben zu retten, weil die Nacht ſo dunkel, und ein Feldzeichen nicht zu erkennen. Aber die Eidgeneſſen taſteten die falſchen Schweizer an, und welche nicht in naſſen Gewändern ſteckten, ſowie die Stürmer ſelbſt, wurden niedergemacht ſonder Erbarmen. Quartier wurde ſelten gegeben, und die Sieger drangen in alle Häuſer den zerſprengten Bürgern nach, zogen ſie bei Hals und Beinen aus ihren finſterſten Verſtecken, und die breiten Schweizerſäbel fraßen fürchterlich um ſich. — Da war der Diesbach vorne dran, ein wilder Metzler, roth von Blut, wie er's gern hatte.

In ſolcher Noth machte ſich ein Schuhmacher, Klaus Wolf geheißen, — ein Haſenherz, obſchon er hinter'm Weinkrug ein rechtes Maul geführt, — von Haus zu Haus, und bot die Weiber und die Kinder auf, hervorzukommen auf den Markt und zu St. Stephan, um mit Wehklagen und Jammergewinſel das Herz der Eidgenoſſen zu erſchüttern und zum Mitleid zu bewegen. — Die Weiber, die an der Rebellion ſo viel verſchuldet, nahmen ſich auch Aengſtenhalber gleich des Friedens an, und ſchleppten, ſelber fliegenden Haars und baarfuß, alle Kinder klein und groß, an der Hand, auf den Armen, in den Wiegen ſelbſt herbei, und legten ſie vor ihren Füßen auf's Pflaſter nieder, und heulten, daß die Luft davon ergellte, und hinter den Weibern ſtanden die Mannen, entwaffnet, mit bittend gefalteten Händen, und ſchrieen tapfer mit um Gnade und Barmherzigkeit.

So konnte Ziegler leicht zur Seite gebracht, und vorerſt in Iſenflamm's Hauſe, dem Jakob, wie er verſprochen, eine Schutzwacht entſendet, niedergelegt werden. Indeſſen ſtreckte Iſenflamm dem über'n Markt einreitenden Obriſt Erlach ſein Schwert zu Füßen, und wurde in Freundſchaft und Treuen ſammt Otmar Finkh zum Vorſteher der Gemeinde einſtweilen aufgenommen. — „Friede! Friede!“ wurde zumal ausgerufen nach dem blutigen Streit. — Und weil Sieg, war Friede bald. —

Indeſſen auch feierte Jakob ein Feſt des Wiederſehens mit Anna und ihrer Mutter.

Indeſſen auch eilte Theobald zu ſeiner Elſe, und folgte mit derſelben jubelnd den frohlockenden Kleinhäuſigen, die auf ihren Schultern die tapfre Wittib Barbara, mit grünen Zweigen geſchmückt, umhertrugen.

Und da die Sonne aufging, wurde unter den Bernerfahnen auf St. Stephansplatz getagt und gethädigt von den Führern und Geſandten der proteſtirenden Orte, und der Spruch gethan.

Mit Trommeln wurde noch einmal ernſtlich allenthalben umgeſchlagen, Mann, Weib und Kind, die wehrlos, zu verſchonen, bei Straf an Leib und Leben. — Es lagen der Todten und Verwundeten ſchon allzuviel umher.

Die ganze Stadt, mit Mauern, Wehr und Bollwerken kam in Beſitz und Macht der Sieger.

Martin Dummel und Jörg Langenſtein wurden dem Steckenmeiſter der Eidgenoſſen überantwortet, und der eine am Galgen, der für Peter Ziegler errichtet worden, gehenkt, der andre auf dem Markt enthauptet; Velten Fried ſammt vielen Genoſſen in den Walkenthurm gelegt, und dann auf ewige Zeiten der Stadt verwieſen. — (Mit den Rädleinsführern, ſo entwichen, machten's die Eidgenoſſen, wie die Nürnberger thun.)

Die ganze übrige Bürgerſchaft mußte knieend Abbitte leiſten, und eine ſtarke Strafe an Geld und Zuzugsſteuer leiſten.

Sodann wurden Peter Ziegler und Otmar Finkh wieder in's Bürgermeiſteramt, und der vorige Rath in ſeine Stellen eingeſetzt.

Der alte Hirzenwirth Jakob Finninger iſt in Bern aufgeknüpft, deſſen Bruder Mathies in's Elend geſtoßen worden, worinnen er auch umgekommen. — Von Schreckenfuchs, den gewiß die Anzeige Tilger's, daß er ihn und ſeine Schelmenſtücke verrathen, in rechtzeitige Flucht gejagt, wurde nichts mehr vernommen.

Mülhauſens fremde Söldner wurden ohne Waffen weggeſchickt, und mußten Urphed ſchwören, ſo wie alle Bürger der Stadt der Eidgenoſſenſchaft Treu und ew'gen Eid ſchwören mußten.

Und über all dieſes hinaus, hatten die von Mülhauſen noch manchen Mond hindurch ſechshundert Knechte der Eidgenoſſen, die als Beſatzung verblieben, zu erhalten und zu bezahlen.

Alſo lautete das Urtheil, und das war der Eidgenoſſen Strafgericht. —

Und erſt — als er All' dieſes mit Fleiß, Ernſt und möglichſter Mildigkeit verrichtet, begab ſich der edle Obriſt Ludwig von Erlach auf die Heimkehr und nahm den wilden und gefürchteten Diesbach mit hinweg. Zuletzt noch wohnten beide als Zeugen der Hochzeit bei, die zu St. Stephan Herr Jakob Ziegler mit Jungfer Anna Iſenflamm, und Schmied Theobald mit der ſtolzen Elſe an einem Tage hielten. Wie er verſprochen, ſo gab der Magiſter Zwinger die Brautleute zuſammen.

Zu ihrer Tochter ſagte aber daheim im Känzeli die von Freude ſtrahlende Barbara: „So, Elſe, jetzt darfſt Du, was Du willſt; juſt als wie die Berner. So geh' denn hin, nnd küſſe den Goldjungen Theobald ſo viel Du magſt. Du wirſt ihm nie genug lohnen können, was er für uns und dieſe Stadt gethan. Wie ich geweiſſagt habe, ſo iſt der Belial jetzt todt, und ſeine Hölle hat ſich in ein herzig Paradiesgärtlein verwandelt. Seid darinnen froh und frei und fromm. Der alte Gott lebt noch, und wird euch ſegnen bis in die letzten Tage!“ —

Trottl-Nazi.

Eine Geſchichte aus dem Gebirge.

Erſtes Kapitel.

Das Vermächtniß.

Es war ein herziges Häusl, das des Spinnewetterbauern auf dem Glitteck, über dem Gebirgsdorf Mahring gelegen. Der Erzähler dieſer Geſchichte hat das Haus vor Zeiten mit eignen Augen geſehen, von außen ſtattlich genug, und von innen fein und gelb und wohlriechend von eitel Zirbengetäfel. Es glänzte nieder in's Thal, wie ein Bauerngſchlößl; von Mahring hatte ein Stadtherr etwa eine halbe Stunde lang bis zum Glitteck zu ſteigen. Ein friſcher Bub aus dem Gebirg machte es kürzer, und zu jener Zeit hatten die friſchen Buben dort oben viel zu thun. Kaum verging ein Tag, da nicht Einer oder der Andre beim Spinnewetterbauern einſprach.

Sie kamen allerdings nicht dem alten Luzl zu liebe, dem der Hof und das Häusl gehörte; auch nicht wegen der gleichfalls alten Klara, die eine Tochter des weißhaareten Luzl; auch nicht wegen ſeines Enkels, des armen wunderlichen Trottel-Nazi. Aber der Luzl hatte noch eine Enkelin, eben auch eine Tochter der Klara, welche Hanni getauft war; und wegen derſelben kamen dazumal die friſchen Buben ſo viel gern auf's Glitteck.

Sie war ein Ausbund von Leibesſchönheit, als hätten die Engel ſie in die Wiege ihrer elterlichen Hütte gelegt; ſie war eine ſeltene Blume der Unſchuld und Frömmigkeit, als hätten ihr die Engel im Schooß des lieben Gottes den Katechismus gelehrt; ſie war eine noch ſeltenere Verſtandeslampe, als hätten die Engel aus der goldnen Sonne am blauen Himmelszelte einen Strahl gezogen und damit ihr Seelenflämmchen angezündet. Ueber Alles hinaus jedoch war ſie die verkörperte Geduld und Liebe, eigentlich mehr ein Ebenbild des Herrn der Himmel ſelber, als ſeiner Engelſchaaren.

Von Allen, die da kamen, um ſie zu werben, wußten natürlich die Wenigſten, welch einen Edelſtein die ſchöne Hanni an der Stelle des ſchwachen Menſchenherzens trug. Die Allermeiſten ſchauten nur mit Begierde auf die ſtattliche Hülle, in welcher die Engeltochter umherging, und ſo kam's, daß Mancher nach der herrlichen Roſe verlangte, der gar nicht würdig war, nur von fern an ihrer Pracht ſein Auge zu laben.

Was ſchadete das? Mit aller Ruhe und Freundlichkeit — ſie wußte nichts von Zorn und Stolz oder gar von Spott — verſagte ſich die Roſe dem Frechen, dem Heuchler, dem Rohen, dem Leichtſinnigen; und ſo wie dieſe gekommen waren, unverhofft, ungemeldet, alſo blieben ſie auch wiederum aus, da ihrem Begehren kein günſtiger Stern leuchtete.

Dafür gab's jedoch Einen aus dem Mahringer Grund, der Beſſres zu bieten wußte, und den die kluge und fromme Hanni begriff, ſo wie er ſie auch weit gründlicher verſtand, als irgend ein Geſelle weit und breit im Gebirge.

Der Burſche hieß Gottfried, des Webers Sohn vom Baldenſtein; ein Menſch, der nicht hinter dem Webſtuhl groß geworden, ſondern in der freien Gotteswelt aufgewachſen, mit hellem Kopf und heißem, aber redlichem Herzen. Vertrauen ſprach aus ſeinen großen blauen Augen — die einzigen im Revier, die neben Hanni's Augen beſtehen konnten — und eine grundredliche Seele lebte und webte in Friedls ſchlankem und kräftigem Leibe. — Nicht der Tanz, nicht die Wallfahrt, nicht verſtohlener Almverkehr oder das Getümmel des Kirchweihtags hatte den Friedl zur Hanni, die Hanni zum Friedl geführt. Der junge Mann mit dem ſchlichten Verſtand, mit der glücklichen Hand, war einfach ausgegangen, um ſein Veilchen zu ſuchen .... und es hatte ſich von ihm finden laſſen.

Es war im Thal und im Haus des Spinnewetterbauern ſo ziemlich ausgemacht, daß Webers Friedel und die ſchöne Hanni vom Glitteck einander haben würden. Wann? blieb noch unbeſtimmt, denn noch ein paar Jahre ſollte Gottfried auf den Handel hinaus in die Fremde, mehr Erfahrung und mehr Batzen zurücklegen, bevor er den Stein zum eignen Herde ſetzte. So wollte es der alte Weber, die Weberin — und Hanni hatte nichts dawider. Was ſind denn auch der Jugend ein paar Jahre, wenn Glaube, Hoffnung und Liebe ihre Sonne darein ſcheinen laſſen?

Dem alten Luzl und der Mutter Klara eilte die Sache auch nicht. Die Mutter wollte gern noch eine Weile die Pflege ihrer Tochter ausſchließlich genießen; Luzl war ohnehin mit dem Liebeshandel ſeiner Enkelin nur halb zufrieden. Er hielt mehr von den Ehen, die vom Hausverſtand und vom Pfarrer berathen, von der Sippſchaft auf ſilbernem Boden zuſammengekuppelt werden, als von den Heirathen, die nur auf dem Verſpruch der Verliebten: „Magſt mich? da haſt mich!“ fußen.

Das war dem Luzl nicht übel zu nehmen. Er hatte ſchlimme Erfahrungen gemacht, da er zugelaſſen, daß ſeine Tochter Klara dem Strobl-Mucki das Jawort gegeben und gehalten.

Der Mucki war von außen ein ſchöngemachter Mann geweſen, ſechs Schuh hoch, und von einem Angeſicht, wie ſonſt kein andres in ſeiner Heimath, dem Rappelthal. Zur Zeit, da die vorliegende Geſchichte ſich begab, war in des Spinnewetterbauern Häusl, und zwar über dem Bett der Klara, zwiſchen dem Kruzifix und dem Weihbrunn, des Mucki wohlgetroffenes Bildniß zu ſchauen — eine verwunderliche Seltenheit in jenen Bergen, wo gemeiniglich nur der Spiegel oder die Quelle geſchickt genug ſind, abzukonterfeien, wer in ſie hineinſchaut.

Das Bild des Mucki — ſein Kopf bis zum Querband des Hoſenträgers — war von einem Fremden gemalt worden, der einen Sommer hindurch zu Mahring müſſig lief auf Berg und Thal, und täglich einen Sack voll todter Steine und einen Buſchen wilder Kräuter und Gräſer nach Haus ſchleppte. Dem Fremden war der Mucki begegnet, und hatte ihm ausnehmend gefallen. „Hör' an, Landsmann,“ hatte der Fremde geſagt, „ich will dich abmalen.“

„Kann ſchon ſeyn,“ hatte darauf der Mucki geſagt. Er war ein herzhafter Mann, der manche Kugel verſchoſſen, und der ſich nicht vor Hexenwerk und Zauberkunſt fürchtete.

Der Luzl warnte ihn zwar, und die Nachbarn ſagten: „Schau, Mucki, . . . wir thäten's nicht. Gib Acht! wenn dich der fremder

Schwab abkonterfeit hat, ſo gehörſt du ſein, und mußt gerad thun, was er will.“

Aber der Mucki lachte nur, und meinte, er ſei Soldat geweſen, und ihm ſei Alles eins. So kam das Bild zu Stande. Es war mit trocknen Farben gemalt, als wär' es von den Flügeln des Faltervogels zuſammengeſtrichen worden. Und ſiehe: ſo wie es fertig, hat der Maler es der Klara in's Haus geſchenkt, und konnte deshalb auch keine Gewalt über den Mucki haben.

Hätte derſelbe doch mehr Gewalt über ſich ſelber gehabt ....! oder auch weniger, wie man will!

So aber war der Strobl-Mucki eine unruhige liederliche Natur, und der Friede im Hauſe war ſein Tod, ſein Sargnagel, wie er oft ſagte. Darum — ſo wie man die Hand umdreht, und weil eben der Feind vor'm Lande war, machte ſich der Mucki eines Tags durch, und lief mit ſeinem Stutzen ungerufen zu den Landsgenoſſen, die an der Gränze mit dem Feinde Thal auf Thal ab plänkelten und ſcharmutzirten. — Beſſer wäre er zu Wacht und Obhut daheim geblieben!

Denn wiederum eines Tags unverſehens brachten ihn zwei Schützen heim auf ihren Schultern, da er nimmer gehen konnte, und doch daheim zu ſterben verlangte. Sein deutſches Herz iſt zwar geſund geweſen, aber juſt gegenüber hinter den rechten Rippen war eine wälſche Kugel eingeſchlagen und im Zwerchfell verloren gegangen, ſo daß es hieß: Bereite dich, weil gegen ſolchen Bleitod kein Kraut gewachſen.

Das war im Hauſe ein Schrecken! Die Klarl mit der Hanni auf'm Arm und mit einem andern Kind ſeit einem halben Jahre gehend! Der Vater Luzl, der ſchon anfing, zu grauen und zu greiſen, und der da gemeint hatte, den härtſten ſeiner Tage ſchon längſt hinter ſich zu haben!

Und endlich der Mucki ſelber, dem beim Kehraus noch einmal beifiel, was ihm die Großmutter, der Pfarrer, der Schulmeiſter vor dreißig Jahren geſagt und gelehrt, und was er vor'm Altar gelobet, da ihm die Klara angetraut worden! Es war ein Herzeleid, ihn beten zu hören, ſeine Reue zu ſehen, daß er Weib und Kind ſo oft verlaſſen, um zu ſchießen und zu wildern, und zu raufen, und zu karteln bei'm Wein mit andern faulen Geſellen Wochen und Monate lang, in den fernſten Wirthshäuſern allenthalben angeſeſſen, im eignen Hauſe ein Fremdling.

„Wie Gott will!“ ſagte er im Aufſchnappen: „jetzo iſt's zu ſpät … aber, Klarl, ſo Du mir verzeihen willſt, ſo gib Sorge zu Dir ſelber, und zum Kind unter Deinem Herzen. Es wird etwa doppelt Mutterpflege brauchen, … und auch Dir, kleine Hanni, trag' ich Mutterſorge auf für den Hansl oder Natzl, der da kommen wird. Denk' Du, als wär' der Bub' meine arme Seel' in Fleiſch und Blut, und Du müßteſt ſie zur Seligkeit erlöſen … !“

Das ſchienen freilich die Reden eines ſinnverwirrten Sterbenden zu ſeyn, und mit ihnen auf den Lippen verſchied auch wirklich der Strobl-Mucki. Aber gar oft plaudert der Tod ein Stück von der Zukunft heraus, wie's ihm juſt über die Zunge läuft. — —

Die Klara wollte ſchier verzweifeln über der Leiche ihres leichtfertigen und meiſterloſen Mannes; die Hanni heulte und jammerte, als wäre ihr mit ihren zweiundſiebenzig Lebensmonden ſchon von Grund aus bekannt worden, was ein Kind an ſeinem Vater verliert; — ja ſelbſt der alte Luzl weinte eine Zähre zu des Todten Häupten, wenn ſchon derſelbe ein unnützer Knecht geweſen. Denn des Mucki Tapferkeit und Todesverachtung im Soldaten- wie im Schützenſtand war ihm lieb geworden und geblieben, weil Er — Luzl — auch ſeiner Zeit für's Vaterland als Freiſchütz die Waffen getragen, und ſich ſein Weib dereinſt mit einem Schuß in's Herz eines feindlichen Generals gewonnen hatte.

Deswegen hatte er auch nichts dagegen, wenn das Bildniß des „ſchneidigen“ Mucki über'm Bett der armen Klara, zwiſchen Heiland und Weihbrunn, hängen blieb — eine karge Erinnerung an kurze längſt verſunkne Freuden —; noch mehr: der Alte hing des herzhaften, wenngleich wenig geliebten Eidams vielgebrauchte Kugelbüchſe neben ſeiner eignen, im Felde zu Ehren gekommenen auf; juſt unter der goldenen Tapferkeitsmünze mit dem Bildniß der großen Kaiſeriu Maria Thereſia, die ihm jener General-Schuß nebſt dem Weibe eingetragen. — Vor den beiden Gewehren und der goldnen Monarchin verweilte Luzl oft in ſtillem Nachdenken manche Stunde lang; dorthin trug er auch gar manchmal den kleinen Nazi, der ein paar Monate nach des Vaters Tode richtig auf der Welt angekommen war, und zeigte dem Knaben des Vaters Waffe, und richtete an ihn allerlei Ermahnungen, dereinſt ſo ſchneidig zu werden, wie ſeine Vorfahren geweſen.

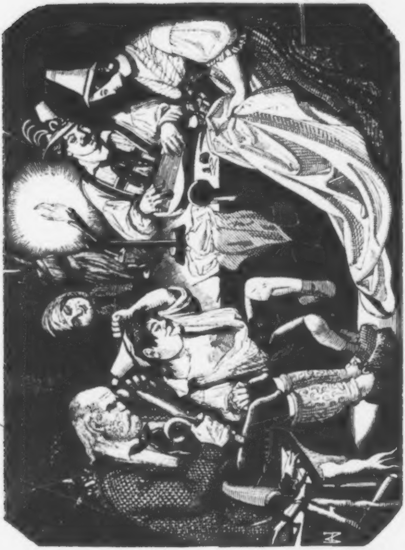
Indeſſen war allzugeringe Hoffnung vorhanden, daß der Knabe Nazi jemals in den Stand kommen würde, beſagten Ermahnungen und Aufmunterungen Folge zu leiſten. — Und da nun einmal der arme gute Nazi genannt worden, ſo ſtehe auch gleich hier, wie er nach ſeinem Lebensantritt ausgeſehen, und was ſpäter aus ihm herausgewachſen.

Thränen machen die Menſchenfrucht nicht ſonderlich gedeihen. Nicht zu verwundern daher, daß der Nachkomme des Vaters, der ſo viel Klage und Jammer in's Haus gebracht, eben nicht der lebenskräftigſte war. Indeſſen war anfänglich in dem ſchwächlichen, aber, wie es ſchien, wohlgebildeten Knaben nichts Unheimliches zu bemerken, und die erfahrnen Weiber, die ihn zu heben und zu legen hatten, gaben den beſten Troſt. Im Lande Wallis vielleicht hätte das Gutachten anders gelautet; dort, wo die Mutter und die Hebamme ſchon vor der Geburt der Kleinen beten: Herr, gib nicht zu, daß es ein Gauch ſey, der uns geboren wird!

Und die klugen Weiber im Walliſerlande hätten Recht gehabt, wenn ſie Merkmale des Gauchs an dem kleinen Nazi aufzufinden geglaubt hätten. Denn bald nach den erſten Monaten ſeines Daſeyns gab ſich der unglückliche fexiſche Zuſtand des Buben immer deutlicher zu erkennen, und arbeitete ſich dann von Jahr zu Jahr mehr aus, bis da nichts mehr herauszubilden war.

Das feine bläßliche Angeſicht des Neugebornen wurde zum ſchwammig aufgedunſenen Antlitz; ſeine Stirne ballte ſich mit Macht hervor, die Lippen hingen ſchwach und wehmüthig auseinander, Falte um Falte grub ſich über Nacht in dieſes Kindergeſicht ein, ſo daß es im ſiebenten Jahre ſchon einem ältlichen Zwerg zu gehören ſchien. Der Hals war aufgebläht, eingedrückt die Bruſt, nach auſſen gekrümmt das Rückgrat, und auf dünnen ſchwächlichen Beinen ſchaukelte ſich der aufgetriebene Leib nach der Weiſe eines Trunknen. Die Arme und Hände waren lang und groß, aber unfertig, kraftlos ſchlotternd. Es war ein Elend, den Knaben auf ſeinen Füßen dahintaumeln zu ſehen; ein Elend, ihm zu begegnen, wenn er vor dem Hauſe in der Sonne ſchlummerte mit keuchender Bruſt, und zuckend an Armen und Beinen. Nur wenn er, auf türkiſche Manier etwa, im Winkel der Stube ſaß, auf dem Bänkchen, das für ihn der Großvater geſchnitzt, angelehnt an die Wand, und alſo hinausſchaute aus ſeinen ſchwermüthigen Augen, die zu vergleichen denen eines gefangenen Meerfräuleins — nur dann mochte man das arme Geſchöpf nicht mit Widerwillen, nicht mit Ekel betrachten, ſondern mit innigſter Theilnahme, mit dem barmherzigſten Mitleid und Wohlwollen.

Und alſo ſaß Nazi meiſtens, wenn die Bewohner des Spinne-



wetterbauernhofs in der wohlriechenden zirbengetäfelten Stube ihre Ruheſtunden feierten, oder die langen Winterabende mit ſtiller Arbeit und freundlichem Geſpräch verbrachten. Alſo ſaß Nazi — von Allen geliebt und gehätſchelt, eben weil er der Unglücklichſte von Allen, wie ein ſeltſamliches Götzenbild in der Mitte der Seinen. Ihm zur Rechten die Mutter Klara am Spinnrocken, weniger dem Faden, als ihrem Liebling ihre Blicke zuwendend; ihm zur Linken der Großvater, Lichtſpäne ſchnitzelnd oder Taback ſchneidend; gegenüber die ſchöne Hanni, die mit Scheere und Nadel im werkenen Tuche ſchaffte; ihr zur Seite einer oder der andere der friſchen Buben von Mahring, zuletzt faſt einzig der Weber-Friedl, der da redete mit verſtändigen Worten, oder zur Zither, der Hanni zu Gefallen, ſchöne Gebirgslieder ſang, die nicht viel Lärm machten, aber gar befriedigend auf dem Klang der ſchwirrenden Saiten einzogen in die Ohren und die Herzen der Zuhörer.

Daß die heilige Tonkunſt, vom Himmel ſtammend, auch den Himmel zur Erde bringt, und Paradieſe zaubert in die dürrſten Wüſten, in die trockenſte Menſchenbruſt, das iſt eine alte Geſchichte. Die ſcheue Eidechſe, die kalte Schlange, ſie kommen hervor aus ihren verborgenen Lagern, um zu lauſchen dem Geſang, dem Saitenſpiel, der ländlichen Schalmei. — Nicht minder ſammelt ſich der blödſinnige Menſch aus ſeinem Halbſchlummer, aus ſeinen bleiernen Träumen zuſammen, öffnet das niedergeſunkene Augenlid und ſpitzt das ſtumpfe Ohr, wenn um ihn her geſungen und geklungen wird. Ach, da reden Engel mit ihm, ach, da fließt ſüß und erfriſchend der göttlichſte Balſam in ſeine gebundene Seele! Seine Zunge, gelähmt ſonſt, und höchſtens des Stammelns mächtig, verſucht zu reden, wie Menſchen ſprechen, einzuſtimmen in das wonnigliche Rauſchen der klingenden Wogen, die ihn für eine kurze Zeit an das glückliche Geſtade ſchaukeln, wo nur vollkommne ſelige Geiſter wandeln.

So auch der arme blödſinnige Nazi, ſobald Friedl die Zither ſchlug oder Hanni ein G'ſetzl ſang, oder auch der alte Luzl mit ſcheppernder Stimme ein Schnadahupferl von Anno 1748 zum Beſten gab.

Wer ihn da geſehen, wie er vor Luſt ſtrampelte, als ſchlüge er den Takt mit den gebrechlichen Füßen! wie er an der Schürze ſeiner Mutter zerrte, um dieſe zu ermuntern, mit ihm zu ſchwelgen und zu genießen! wie er des Großvaters Kniee tatſchte, und ein luſtiges

„Hu!“ und „Ohoi“ aus ſeinem Munde brachte! wie er die traurigen Augen in fröhliche verkehrte, damit der Schweſter zuwinkte, mit der Zunge ſchnalzte, und unbehülflich, aber jauchzend ſtotterte: „Hanni! Hanni! o ſchön! o — ſo — ga viel — ſch — ö — ön!“

Wer ihn da geſehen, den armen luſtigen Schelm, mußte lachen, mußte weinen — da war keine Gnade.

Der Großvater hatte ein Lieblingslied; es war ſchnell auch Nazi's Lieblingsg'ſangl geworden. Das erſte Stanzl davon lautete:

> Krawaten, Panduren
> Seynd herzhafte Leut',
> Der Schatz, der mich lieb'n thut,
> Wohnt gar nit weit.

Dieſes Lied verſuchte Nazi nachzuſingen; aber über die erſte Zeile: „Kwawaten, Panduuen,“ kam er nie hinaus. Doch begleitete er immer mit ſchelmiſchem Lächeln und Geſumſe diejenigen Verſe, in denen das alte Weißbartl von Lieb' und Deandl'n ſang, als begriffe er ganz trefflich, wie wenig zum Schnee der hohen Jahre das Lied von jungen Roſen paßt.

Ohne Muſik ſaß Nazi dagegen Tagelang wie gefühllos hin, und kaute an dem Brode oder den Früchten, die ihm ſeine Verwandten fleißig zuſteckten, um ihn bei möglichſt guter Laune zu erhalten; oder er lachte thöricht die Sonne an, oder den Mond; oder er ſpielte mit dem Hofhunde, der ihn gern leiden mochte. — Im Dorfe und ſo im ganzen Thal hieß man den Jungen den Trottl-Nazi. — —

Eines Tags jedoch — der Trottl hatte ſeinen vierzehnten Geburtstag zurückgelegt — ſah es in der Wohnſtube des Spinnewetterbauern viel anders aus, denn zuvor. Da wurde nicht mehr geſungen und die Zither geſchlagen; da ſpann ſich kein Faden mehr vom Rocken, da ſchneiderte Hanni nicht mehr, und das Tabakſchnätzeln, wie das Lichtſpänſpalten war dem Luzl vergangen. In dem Bette, worüber Mucki's Bildniß hing, lag die gute Klara welk und ſiech, und ſchon hatte der Bader ſtatt ſeiner den Kaplan geſchickt, um der Hinſterbenden die Thüre zum ewigen Leben bequemer aufzuthun. Hinter dem Tiſchl, worauf die geweihten Kerzen brannten, und eine halbleere Medizinflaſche vereinſamt ſtand neben dem Bilde des Gekreuzigten, ſaß Luzl, die ſtarken braunen Hände zum Gebet gefaltet; vor dem Bette kniete, in Schmerz und Andacht hingeſunken, die ſchöne Hanni. An ihrer Seite kauerte, befremdlich umherſchauend, der blödſinnige Bruder. Ein paar Nachbarinnen unterſtützten die Sterbende, die vom Geiſtlichen die heilige Speiſung und die Tröſtungen der Religion erhalten hatte. Der letzte Schweiß ſtand auf Klara's Stirne, ihre Hände fochten unſicher auf der Bettdecke mit den mückenartigen Geſtalten, die dem Tod vorausſchweben; die Stimme, oder beſſer die Sprache drohte ihr auszugehen.

Da raffte ſie ſich noch einmal zuſammen, und fragte, etwas wild und verwirrt, aber mit unverkennbarer Zärtlichkeit: „Wo iſt denn mein Nazi, mein Herzens-Nazi, daß ich ihn noch einmal küſſe und ſegne?“

Gleichſam geiſterhaft juckte Nazi in die Höhe, ſchwankte an's Bett, und drückte ſein Haupt in die herabhängende Hand ſeiner Mutter, und zwar mit den vernehmlichen Worten: „Da, da, Muett'rl ... da iſt de Nazi, de Nazi, Muett'rl ... was machſt Gut's, Muett'rl?“

Dieſe ſorgloſe Anrede, die nur zu deutlich bewies, daß der Sohn auch nicht die geringſte Ahnung von dem nahen Ende ſeiner Mutter hatte, machte Letztere ſtutzig und betrübt. Das Wort ſtockte ihr im Munde, und gleichwie überraſcht, ja wie gekränkt faltete ſie die Hände gen Himmel.

„Um Gotteswillen noch nicht ſterben!“ ſchrie Hanni auf, und bedeckte mit ihren Küſſen die Hände und die Lippen der Mutter.

Während deſſen ſagte der Geiſtliche zu Nazi, den er von dem Bette entfernte: „Deine Mutter, lieber Bub, wird ſterben ... verſtehſt du mich?“

Nazi ſchaute eine Weile wie gedankenlos den Prieſter an. Dann ſagte er halblaut: „Geht ſie ... zu dem da?“ — Er zeigte auf ſeines Vaters Bildniß.

„Ja doch; das thut ſie ... und auch Du, und wir Alle werden einſt dahingehen, wo das Wiederſehen kein Scheiden mehr gebiert, und ....“

Der Kaplan merkte jetzt ſelber, daß er dem armen Gauch zu hoch redete, und ſchloß mit den Worten: „Wenn Du etwas beten kannſt, ſo bete. Jetzt iſt's an der Zeit.“

Kehrte den Nazi zum Kruzifix, das auf dem Tiſche, und der Knabe, der zwar vom Gebet keinen Begriff hatte, wohl aber oft zur Kirche mitgenommen worden war, machte von auſſen, wie er die Kirchengänger es hatte machen ſehen, ohne etwas dabei zu denken.

Mittlerweile hatte Klara ſich von ihrer heftigen Bewegung etwas erholt, und ſowohl die Hand der Hanni, als auch die ihres Vaters mit aller Kraft, die ihr noch in den armen Gliedern verblieben, feſt packend, ſprach ſie zu ihnen zähnklappernd und mit allen Schauern der Todesſtunde:

„Er iſt wie mein Mann ſelig; ich lieb' ihn warm und er iſt kalt wie ein Fiſch. O, das iſt traurig .... aber Gott wird's dem Heiterl nicht anrechnen. Kann der arme Krüppel dafür, daß mein Schreck und Kummer ihn verunſtaltet hat, und daß des Mucki Seele in ihm wohnt? O, liebet ihn nach mir, wie ich ihn geliebt habe im Leben. Du, Hanni, vor Allen, halt' ihn wie Deinen Augapfel ... ich bind' ihn Dir auf's Herz ... verlaß ihn nicht ... halt' ihn höher als Dich ſelber ... er iſt ja ſo viel unglücklich. Du, o mein guter Vater, wirſt ſchon an ihm Deine Schuldigkeit thun ... aber, wie bald, und Du wirſt ſelber nichts mehr auf Erden ſeyn, als Staub und Aſche! Hörſt Du, Hanni, Dir befehl' ich den Nazi auf's Gewiſſen ... mit ihm ſollſt Du Dir den Himmel erwerben. Schau, Hanni, ich könnt' nicht ruhig ſeyn im Grabe... im Fegfeuer und im Himmelsſaal werd' ich nur an Dich und den Nazi denken. Ich müßte ja wiederkommen als ein armer Geiſt, um Dich zu tratzen und zu peinigen, wenn Du nicht thäteſt, wie ich Dich bitte, wie ich Dir's heiße. Laß mich nicht noch einmal irren und weinen auf dieſer Erde. Vergönne mir nicht die Seligkeit. All das G'raffl, was ich Dir hinterlaſſe, und was Du noch vom Großvater erben wirſt, iſt nichts als eitel Plunder ... der Nazi iſt das Erb', das Dir von mir kommt, mein theuerſtes Vermächtniß ... und verſprich mir in die Hand ... verſprich's auch Du, lieber Vater, daß Du ſein Engel ſeyn willſt auf dieſer Welt ... ?“

Sie gelobten's in der Sterbenden Hände; noch einmal verſuchte Klara, den erlöſchenden Blick auf den ſo warm empfohlenen Nazi zu heften ... vergebens. Die Schatten, die immer tiefer dämmernden, das Dunkel, das ſich nicht mehr lichtet, kamen über die Mutter ...; noch lallte ihre Zunge ein paar unverſtändliche Worte ... noch hörte ein Weilchen ihr Ohr des Prieſters Gebet, das Lebewohlrufen der Tochter, des Vaters ... noch klopfte ihr Herz auf ... noch ein Vaterunſerlang, und Alles war aus. Die geſellige Wohnſtube im Spinnewetterbauernhof war zu einer Todtenkammer geworden.

Und Nazi ſaß, während dieſes ſich begab, auf ſeinem Bänkchen, ſpielte mit ſeinen Fingern, und brummte heiſer vor ſich hin:

„Krawat'n und Pandunen .... Diho!“

Zweites Kapitel.

Schwere, aber heilige Pflichterfüllung.

Innen lag der Tod; draußen blühte der Lenz, das ewige ſtets ſich verjüngende Leben.

Ja, der Lenz iſt ſchön im Gebirge, und der mannigfache Schmuck, mit dem er aufzieht, in ſeinen Einzelheiten ſchier nicht zu beſchreiben. — Der Thalgrund, wo die Erlen flüſtern am Bergſtrom, der ſo mächtig herniederfährt von ſeinem himmelhohen Brunnkaſten, aus ſtarren Felſen gehauen, grünt und blüht an allen Hecken und Stauden; die Mühlen, im Winter ſo ſchweigſam, klappern, wie redſelige Nachbarinnen plaudern; zwiſchen hinein poltern die Sägen, wie die Männer, ſo Herren im Hauſe ſind, thun. Die Linden vor den Bauerhöfen ſäuſeln im Winde, und ihre Zweige ſchwanken unter'm unaufhörlichen Auf- und Abtanzen der zur Lenzfreude herbeigekommenen Vögel. Auf der Flur, auf der Bleiche, in Garten und Stall ſingen luſtige Menſchen; von den Kirchthürmen klingt noch einmal ſo hell und feierlich das Geläute. An den Halden, im üppigſten Raſen ſchaukeln ſich die goldnen Habermarken, umgeben von dem unüberſehbaren Heer von weißen, rothen und blauen Blumen, umſchwirrt von Millionen geflügelter Thierchen, bunt durcheinanderfahrend und ſchwelgend im Saft der ſüßen Kelche und der fetten Gräſer. Höher hinauf ſteht der Eichenbäume ſtolzragende Reihe, durch ihren Blätterreichthum unſchätzbar für die Hütten im Berg, im Thal. Zwiſchendurch irren die kleinern Heerden der Schafe, der Geißen, der Facken — ein Vorſpiel zur großen ſpäter beginnenden Alpenwirthſchaft. Ihre kleinen Hüter jauchzen und jodeln vom Morgen zum Abend, oder führen miteinander Zweigeſpräche auf die Weite einer halben Wegſtunde. In dieſe Schreireden feuern mit ihren Stimmen die Vögel des Hochwalds wacker drein: der Kuckuk, der Spottvogel, der kreiſchende Rabe, der Weih ... in der Abenddämmerung lacht die Eule dazwiſchen. Das Gezwitſcher der unzähligen Singvögel begleitet gar zierlich alle dieſe Laute, und der noch hellgrüne Wald — denn auch die Föhren haben hell aufgeſteckt — rauſcht majeſtätiſch dazwiſchen. Da und dort bricht ſchon, wo die Sonne warm hinkommt, ein Hollunderblüthchen auf; da und dort äugelt ſchon ein Wildröslein in's Thal. Doch oben auf der Schneide des Mittelgebirgs prangt die prächtigſte

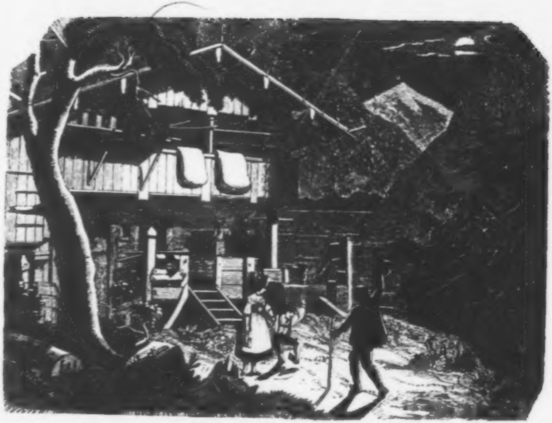
Krone des „Lanks“: des Ginſters Gold in Meng' und Maſſe, und dort auch ſitzen der Grillen unzählige Schaaren und ſchrillen ihren einförmigen Chor ohn' Unterlaß, zu huldigen dem holden Frühjahr.

Weiter hinauf, in's Hochgebirge, wo die eiſigkalten Quellen ſprudeln, und über nackte Felſen die Gemſe ihren Lauf nimmt, verſteigt ſich der Lenz nicht ſonderlich. Auf jenen unwirthlichen Höhen läßt er die Alpenroſe knoſpen, den ſchönen Speik gedeihen, gerade nur, um des kühnen Bergſteigers Herz zu erfreuen, und deſſen Hut zu ſchmücken; und um zu ärgern den Winter, der zurückgezogen unter ſeine ſtarre Schneekappe, neidiſch in die Welt herunterlugt, in die grüne, ſonndurchfunkelte Welt, die da Jubelpſalmen ſingt, weil der bockſteife Pelznickel überwunden wurde und verjagt.

Auf den Kulmen der Berge iſt's kahl und kalt; das warme Leben quillt in den Thälern im Gebirge, und wer ſich freuen will an Farbe und Klang, wandelt ſein durch die bunten Matten oder an den blumigen Halden, oder im wohlriechenden Tannenhain, wo ihm Menſchen begegnen, fröhlich wie er, oder muthwillig gumpende Thierchen, die in ihrer Art und Weiſe das ſchönſte Jahresfeſt begehen in Kraft und Freiheit.

Im Schooß all dieſer grünen Freud' und Herrlichkeit ſaß auch der Sohn des Webers vom Baldenſtein, unfern vom Hof des Spinnewetterbauern. Er hatte nicht für ziemlich erachtet, ſich einzudrängen in den Kreis, der ſich um die ſterbende Klara verſammelt. Er wollte nur dort erſcheinen, wenn etwa die Kranke ſelber ihn rufen laſſen würde. Darum wußte Hanni, wo er zu finden, und geduldig wartete er, hie und da einen frommen Gedanken faſſend für die Hinſcheidende, meiſtens aber mit ſtiller Fröhlichkeit der Zeit gedenkend, da er mit Hanni Ein Leib und Eine Seele ſeyn würde. — Noch ein Jahrl, und Alles war überwunden. Von ſeinen drei oder vier Handelszügen war er — ein ſelten Beiſpiel — kerngeſund an Hand und Fuß, an Herz und Kopf zurückgekommen. Er durfte kecklich hoffen, auch die letzte Reiſe rüſtig zu überſtehen, und im nächſten Frühjahr ſtolz und demüthig zugleich vor die Hanni hinzutreten, und aus unſchuldigem Gemüth und mit furchtloſen getreuen Augen ihr ſagen zu dürfen: Schau, Hanni, ich bin der Alte, und auch Du biſt auf's Haarl, wie Du geweſen. Magſt mich noch, ſo nimm mich; ich mag Dich, wie vor Zeiten; Amen.

Ueber dieſen Betrachtungen vergingen die Stunden. Friedls Geduld wandelte ſich in Unruhe. Er näherte ſich von Strecke zu



Strecke dem Spinnewetterbauernhof. Siebenzig Schritte etwa von demſelben tritt das letzte äußerſte Waldgebüſch an das Roggenfeld hinterm Hauſe hervor. An dieſem Rand von Buſch und wildem Anflug blieb Friedl ſtehen, und ſpähte in den Hof hinein.

Siehe: da wandelte, nachdenklich das Haupt geſenkt, und die Hände betend zuſammengelegt, der Prieſter aus dem Hauſe dem Thale zu.

Bald folgten ihm mehrere von den Weibern, die an Klara's Siechenbett geſtanden.

Dagegen ſtieg zum Glitteck herauf mit geſchäftigem Schritt das Weib von Mahring, das die Todten zu waſchen und anzukleiden beſtellt war.

Das Fenſter der Krankenſtube wurde aufgemacht ... ein brennendes Licht wurde dahinter ſichtbar.

„Sie iſt geſtorben!“ ſagte auf dieſes Zeichen hin Gottfried mit leichterm Athemzug: „Gott nehme ihre Seele gnädig auf!“

Mit verſchränkten Armen trat nun auch der alte Luzl aus dem Hof hervor, und ſchlug den Weg rechts hinab in's Aichkrat ein. Das iſt ein Tobel, nicht gar weit vom Spinnewetterhof entlegen, worinnen eine Einöd, die von der Birnſtorf-Moidl, ſo eine alte Freundin des Luzl, bewohnt war.

„Der Alte iſt jetzt auch fort,“ ſprach ſich Friedl zu: „ſoll ich nicht jetzt die Hanni tröſten geh'n, da ſie auf mich ganz vergißt?“

Und ſomit ging er raſch und geſtreckt dem Hof zu. Unter dem kleinen Thörl kam ihm Hanni entgegen. Ihre Augen waren roth vom Weinen; an ihrer Hand führte ſie den Trottl-Nazi.

Der Knabe, des bekannten Hausfreunds anſichtig geworden, tappte ihm unbehülflich entgegen, grinſte ihn fröhlich an, und rief: „Fiedl, Fiedl! Zitha ſpiel'n, Fiedl!“

„O pfui, o pfui!“ machte Hanni dagegen, ihn wieder bei'm Aermel fangend: „jetzt wär's Zeit, die Zither zu ſpielen! Denkſt Du denn auch gar nicht daran, daß unſere Mutter geſtorben?“

Gedankenlos ſtarrte Nazi die Schweſter an; dann riß er ihre Hand an ſich, und hierauf des Friedl Hand, und fügte beide in einander.

„Laß Dich tröſten von mir, liebe Hanni,“ hob Friedl an, und wollte das Mädchen zärtlich umſchlingen.

Hanni wich jedoch der Umarmung geſchmeidig aus, zog ihre Hand zurück, und ſprach geſenkten Blickes: „Dazu, Friedl, iſt jetzt nicht Stund', nicht Ort. Mein Herz weiß jetzo nur von der Mutter ſelig. Es iſt darinnen jetzo nur Platz für ihr Angedenken.

„In ein paar Tagen denn;" meinte Gottfried, und ging dem Schmerz der Tochter beſcheiden aus dem Wege.

Nach ein paar Tagen — Klara war ſchon zur Erde beſtattet — klopfte Gottfried wiederum an Hanni's Fenſter, kniete auf die Bank davor, ſteckte den Kopf behutſam in die Stube, wo Hanni ſaß, und ſchnitt und nähte, und Friedl ſprach alſo:

„Komm' ich Dir jetzo recht, Hanni?"

„Ich weiß nicht, Friedl."

„Du weißt nicht? Schau, ich ſoll morgen wieder in's Reich hinaus, und vor ein paar Monaten komme ich nicht wieder. Laß mich Dich beruhigt und heitrer verlaſſen. Gib ein Buſſi her, gib Dein Patſcherl mir, und verloben wir uns noch einmal bis über's Jahr: He?"

Hanni, die ganz blaß geworden, gab die Hand hinaus zum Fenſter ihrem Liebſten, und entgegnete gelaſſen: „Da, Friedl … mehr kann ich jetzo nicht thun. Der Mutter Geiſt und Teſtament geht hier im Hauſe um. Es mag jetzo einen Kuß nicht wohl verleiden."

„Aber Hanni … wie Du auch redeſt! Iſt das erlaubt? Willſt Du mir jetzo aufkünden, und biſt erſt ganz frei geworden, und kannſt mit Dir anfangen, was Dir gut dünkt?"

„O, lieber Friedl …" ſeufzte Hanni, … „ich bin jetzo gebundener als jemals. Schau her: ich bin jetzo die Mutter des armen Nazi, ſeine einzige Mutter …!"

„Nun, was ſchadt's? Wenn Du nur daneben mein lieb's Weiberl wirſt …?"

„Reiſ' nur mit Gott, Friedl, b'hüt Dich Gott, und komm' bald wieder. Wir wollen dann ſchon miteinander reden."

Hanni's Stimme zitterte; ſie wendete ſich huſtend halb vom Friedl ab, der ſchmerzlich ausrief: „O, mit welchem Abſchied läſſeſt Du mich von dannen geh'n? Das ſind böſe Zeichen, Hanni, und womit hab' ich das verdiens?"

„Ach, Du peinigſt mich, Friedl! Geh' zu, und komm' bald wieder. Dann kann ich reden, dann hab' ich mich entſchloſſen."

„Entſchloſſen, wozu?" — „B'hüt' Dich Gott, Friedl!"

Das Fenſterchen ging zu — die Hanni verſchwand … mit zerknirſchter Seele begab ſich Friedl hinweg, und trat noch an ſelbigem Tag die Wanderung an; leicht von Gepäck, von Sorgen ſchwer. — —

Zehn Wochen ſpäter — Hanni war juſt aus der Kirche gekommen, und hatte den Nazi gewaſchen und geputzt und gekampelt, daß er ganz fürnehm ausſchaute — da pochte wiederum Jemand an's niedrige Fenſterlein, und Gottfried ſteckte den Kopf in Hanni's Stube, und ſang mit gedämpfter Stimme:

's iſt ſtockfinſter im Wald,
Und der Mond macht ein Hörndl,
Und wohin ich nur ſchau',
Brinnt für mich gar kein Sterndl.

Und mein' Lieb' iſt ein Vogl,
Den's zum Paarl'n verlangt,
Und Dein Treu' iſt mein Käfig,
Hab' mich gern drinnen g'ſangt.

Und der Vogl iſt kein Marder
Und das Katzl iſt kein' Maus,
Und wenn Du mich noch lieben thuſt,
Nun ſo ſag's fein heraus!

Der ſchwermüthig aufhorchenden Hanni ſtieg die Röthe auf die Stirne und die Zähre in's Auge; doch faßte ſie ſich ſchnell, blickte auf zum Kruzifix mit dem Seufzer: „Jetzt muß es ſeyn!“ und dann erſt bot ſie dem Wanderer Gruß und Handſchlag. — Aber ihre Hände lagen kalt und ausgeſtreckt in Friedls, und aus ihnen drang gleichſam Eiſeskälte in Friedls Adern, und ihm ſchwante nichts Gutes.

„Lieber Herzensfriedl,“ hob das Mädchen an: „ich muß Dir jetzo herausſagen, wie mir um's Herz iſt. Aus unſerm Eheſtand kann nichts werden, . . . und ſo bitter und ſchwer mir's auch wird — ich muß Dir die Lieb' aufſagen. Alle Tage ſeit dem Tode meiner Mutter hab' ich mit Gott geredet, und ſein Beſcheid hat immer gelautet: du gehörſt dir nicht mehr an; du biſt da, um den armen Nazi zu pflegen und ihm Mutter zu ſeyn, dem Hülfloſen, bis an ſein oder dein eigen Grab. Du biſt gehalten, ihm dein Glück auf Erden ſämmtlich aufzuopfern, denn ſo hat's deine Mutter verlangt und verſtanden! — Alſo, Friedl, mein Glück auf Erden — das biſt Du, und ich opfere Dich meinem armen Bruder. Du wirſt noch ein ander Glück auf dieſer Welt finden, lieber Bub', — ich nicht mehr. Aber von ferne will ich mich Deiner Freude freuen, und Dich ſegnen und für Deine Zufriedenheit beten, ſolang ich kann. — So; jetzt iſt das ſchwere Bekenntniß heraus, und nun laß uns Abſchied nehmen, kurz und gut: Zaudern und zerren thut nur wehe, und geſchieden muß ſeyn!“

Empfindſamkeit iſt eben nicht die ſchwache Seite der Gebirgiſchen. Zudem glaubte Gottfried feſt an die Heiligkeit des vierten Gebots, und der letzte Wille einer Mutter galt ihm für ein manchmal hartes, aber unübertretbares Geſetz. Deshalb gerieth er nicht in Sturm und Verzweiflung, da er die **Anrede** der **Hanni** vernommen; die Anrede, die ſo trocken ſeyn wollte, und dennoch ſo viele Klagen, als Worte enthielt. Niedergeſchlagen ließ er Hanni's Finger aus den ſeinigen gleiten, und entgegnete traurig:

„Schau, Hanni, das hat mir geträumt in jeder Nacht, da ich mich drauſſen in der Fremde niederlegte, um zu ſchlafen. Das hat mir geläutet aus allen Glocken, die ich gehört habe ... Das hab' ich geleſen auf allen Geſichtern, die mir entgegengekommen ſind. Dennoch hab' ich noch eine ringe budewinzige Hoffnung gehabt. Ich habe gezählt auf Deine Lieb' und Anhänglichkeit. Ich hab' gerechnet auf Dein Herz, das ſo viel Platz hat, daß der Nazi und der Friedl zu gleichen Theilen darinnen herbergen können. Hanni, liebe Hanni ... nimm mich an zu Lieb' und Eh', und ich will nicht mehr gelten, als Dir Dein Bruder gilt, bei'm Eid!“

Dem ehrlichen Burſchen war's mit der Verſicherung völlig Ernſt. — Dennoch ſchüttelte Hanni den Kopf und verſetzte: „Das könnt' nicht ſeyn. Als mein Mann und Herr im Haus wärſt Du immerdar der Erſte, Friedl. Es wär' nicht gut, wenn's anders käme. Der Nazi würde nicht aufkommen gegen meine Lieb' zu Dir. — Und“ — hier wurde Hanni's Stimme ſo weich und leiſe, daß ſie dem Friedl tief in die Seele ſchnitt — „und wenn ſich ſchicken ſollte, daß wir ... daß wir in unſerm Häusl nicht alleine blieben ...? ach, Friedl, glaubſt Du denn, ich würde nicht über unſern Kindern des Nazi ganz vergeſſen? O ja, o ja; ich bin nicht ſtark genug, um meine der ſel'gen Mutter zugeſchworne Pflicht zu erfüllen, wenn ich Dein Weib, wenn ich Mutter wäre! Darum verzeih' mir, der Martyrin, und ſuche und finde anderswo das Glück, das Dir zuſteht!“

Hanni wankte zurück vom Fenſter, kniete neben Nazi, ihn umarmend, nieder, und verbarg ihr Geſicht an der Bruſt des armen Schelms.

Friedl, deſſen Antlitz bleich geworden, wie die weiße Wand, ſagte kein Wort mehr. Wohl aber nahm er langſam von ſeinem Spitzhut das Goldflitterband, das ihm einſt Hanni gegeben, ſammt Spielhahnfedern und Blumenbuſchen, ließ dies Alles leiſe in die Stube gleiten als ein wehmüthiges Angedenken, aller Freud' und Luſt entſagend, und entfernte ſich langſam von dem Ort, wo ſeine Lieb' begraben worden.

Drittes Kapitel.

Der Stigl-Damian.

Die Einöd' der Birnſtorf-Moidl im Aichkrattobel war juſt in Allem das Gegenſtück zum Spinnewetterbauernhof auf'm Glitteck. Was auf'm Glitteck hoch, war bei der Moidl nieder; was dort reinlich, war hier ſchmutzig. Wie es oben nach Zirben roch, ſo unten nach Ruß und Talg.

Gleichwohl ſaß in der verräucherten und fenſterblinden Stube nicht nur die Moidl gern, ſondern auch ein Anderer, und dieſer war Niemand anders als der Spinnewetterbauer, der alte Luzl in eigner hoher Perſon. Das ging ſo zu. Die Moidl, jetzo ein Weibsbild von etlich und vierzig Jahren, war natürlich einſt jünger geweſen, und obgleich niemals ein ſchön Gewächs, doch ungleich weniger ſchiech vor zwanzig Jahren, als jetzo. Der alte Luzl hatte ſie als eine Nachbarin ſchon zu Lebzeiten ſeiner Frau kennen gelernt, und die böſen Goſchen im Thale behaupteten, er hätte es ſchon dazumal mit der Moidl gehabt.

Was aber gewiß, iſt, daß nach dem Tod der Spinnewetterbäurin der Wittwer ſein Herz der Moidl zugewendet, und die Moidl hatte das gelten laſſen, weil ſie ſich eingebildet, Luzl werde ſie ſchnurgrad vor den Altar und als Ehewirthin auf's Glitteck führen.

Item: das geſchah nicht; darüber hatte Luzl ſeine eigenen Gedanken. Die Freiheit war noch ſo gar viel nach ſeinem Geſchmack; und dann wollte er auch ſeine Klara nicht mit einer Stiefmutter in die Enge treiben. Jedoch ein zärtlicher Freund blieb er der Moidl, und beſuchte ſie, ſo oft er konnte, nahm Rath und That von ihr an, ſchenkte ihr auch Manches an Geld und Halstücheln und ſilbernen Ketten, und in der Hoffnung, daß es doch einmal beſſer kommen werde und müſſe, ließ ſich die Moidl auch dieſes gefallen, und dachte in ihrem Sinn: Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, und der Tannenbaum fallt auch nicht auf den erſten Hieb.

Demzufolge hatte ſie ein fünfzehn Jahrln hindurch auf den Tannenbaum losgehackt, und er war eben immer noch nicht gefallen; aber mittlerweile war die Moidl alt, und gelb und runzlet worden, und ihre Geduld war ausgeriſſen, und dem grauen Bartl von Liebhaber machte ſie nicht mehr die freundlichſten Geſichter, wenn ſie ihn auch nicht aus ihrer Hütte jagte, in die er immer zu ſitzen kam, wenn ihm etwas am Herzen nagte.

Jetzo gerade ſitzt Luzl wiederum in der Einöd, lehnt ſeinen weißen Kopf an die rußige Wand und ſagt: „Bei Dir, alt's Madl und Meidl, iſt mir doch am wohlſten, ſeit meine Klarl zu unſerm himmliſchen Vater heimgegangen iſt. Wenn ich mir ſo den Hof auf'm Glitteck anſchaue, und mir denke, wie er mich vor Zeiten g'freut hat, und wie er mich heut de dato gar nicht mehr g'freut — ich möcht' die hellen Zähren weinen, Meidl.“

„Was nicht noch gar!“ lacht die Meidl bitter auf, und denkt bei ſich: „Wenn's dich nur recht pötzt, alter Schibbl! was es auch ſeyn mag!“

Der Luzl fahrt fort: „Schau, die Sach' iſt die: Mein ganzes Hab und Gut wird halt kein'm rechten Erben zu Theil, und das frißt mir an der Leber.“

„Oe!“ ſchreit die Meidl boshaft auf: „Du redſt auch in'n Tag hinein. Iſt Deine Hanni nicht mit dem Weberfriedl verſprochen, und wird's da an Erben fehlen? Mein Gott!“

„Es iſt ja nichts mehr mit dem Friedl!“ ſagt nun der Luzl: „das iſt ja eben meine Plag' und Qual. Du weißt, ich hab' das Ding nicht gern gehabt; aber das Weibervolk... Du weißt ja ſelber, wie ſie ſind. Wir Mander müſſen halt immer tanzen, wie Ihr aufmacht...!“

„Wollte Gott, es wäre ſo;“ dachte Meidl wiederum bei ſich. — „Nichts mehr mit dem Friedl?“ fragte ſie derweilen ganz kalt.

„Hm, ja. Da hat die Hanni der Seligen verſprochen, dem Nazi eine Mutter zu ſeyn, und jetzo will ſie das halten bis zum letzten Faden. Darum will ſie nicht heirathen, und hat dem Friedl den Abſchied gegeben. Und mir thut's weh. Warum? Ich hätte gern noch mit Urenkeln geſpielt, und meine Leute auf meinem Hofe ſitzen gehabt, bis an mein Ende. — Jetzo bleibt zwar die Hanni; aber wer weiß, was Gott will? Sie ſelber kann hinſterben von einem Tag zum andern, oder es ſtirbt der arme Nazi, und dann, wette ich, dann lauft mir die Hanni in's Kloſter, und ich hab' zuletzt nicht einen Menſchen um mich, in deſſen Armen ich meinen Geiſt aufgeben kann...“

„No, wer wär' denn ich?“ fiel Moidl grob ein: „Du verdienſt's freilich nur wenig, denn Du haſt Dich an mir verſündigt — weißt ſchon warum? Und — jetzo wär's noch an der Zeit, Dein Unrecht an mir gut zu machen. Brauchteſt mich nur endlich einmal zu heirathen, und vor der Welt zu Ehren zu bringen. Ich wollt' Dich auf den Händen tragen.“

„Glaub's ſchon, glaub's ſchon,“ machte Luzl, ein wenig verdrießlich mit dem Kopf beutelnd: „Aber ich will meinem Enkelkind ebenfalls kein Unrecht anthun. Du und die Hanni in einem Haus vertragen ſich nimmermehr.“

„Nun, ſo weißt was?“ fuhr die Moidl fort, und rückte mit einem guten Einfall im Kopf und neuer Hoffnung in der Seele, auf eine gewiſſe Art zärtlich thuend, näher an den Alten: „Wenn's der Friedl nicht iſt, ſo iſt's vielleicht ein Andrer. Das Weibervolk iſt mein Lebtag ein Zitherg'ſpiel geweſen, das juſt nur dem eine rechte Muſik macht, der's Spielen gut verſteht. Was wir uns vornehmen, Alter, und wären's tauſend gute Vorſätz' an einem Tag, das haltet nur ſo lang, bis derjenige kommt, der's uns wegdiſputirt. Von unſern beſten und ernſthafteſten Vorſätzen iſt oft gar geſchwind nichts übrig geblieben. Schau zum Exempel: ich hab' Dir ſelber ſchon oft den Rücken und die Thür' weiſen wollen ... und ſo wie Du halt eben ſelber gekommen biſt, hab' ich's nicht ausführen können ....!“

Die Moidl fuhr mit ihrem blaugeſtreiften Schnupftüchl ſo gewiß empfindſam und ſeufzeriſch über ihre Augen, daß der alte Luzl ſich plötzlich nicht wenig geſchmeichelt fühlte, und mit milder Neugier freundlich fragte: „Was iſt denn der Sinn von Deiner langen Red', liebe Moidl?“

Worauf das Weib ganz unbefangen, während ſie's fauſtdick hinter den Ohren hatte: „Es käm' nur d'rauf an, die Hanni dennoch, ihrem übeln Willen zum Trotz, mit einem friſchen und reichen Buben zu verheirathen; und ich weiß einen ſolchen.“

„So, ſo? Der wäre?“ fragte Luzl lächelnd.

„Der Damian vom Stigl;“ entgegnete Moidl: „weißt? eine halbe Meile weit von hier, im Kloſtergut. Vor ein paar Monaten hat er's geerbt, und iſt für ganz hiehergezogen. Ein reicher und ein ſtolzer Menſch; ein ſaubres Mannsbild und ſo viel fein in allen ſeinen Reden und in ſeinem Thun. Wenn Du willſt, Alter, ſo geb' ich ihm als ſeine Nachbarin einen Deuter, und wenn der da die Hanni nicht herumbringt, ſo weiß ich nicht mehr, wie die Sonn' ausſchaut.“

„Nun, und wenn er ſie herumgebracht hätte“ ... fragte Luzl.

„Nun, ſo heiratheten ſie einander, und zögen auf den Stiglhof, und den Nazi wollten wir ſchon recht gut verſorgen und verpflegen, wenn Du mich — nach Recht und Gerechtigkeit — als Dein ehrlich Weib auf's Glitteck ſetzen wollteſt. Dann würde ich der Hanni nichts in den Weg legen, und Du könnteſt Dein ſelig Ende — das Gott noch lang aufſchieben wolle — mit Ruhe erwarten, und über Deine Erben nicht in Unruh' ſeyn.“

„Schau, Meidl, Du biſt halt eine geſcheidte Perſon;“ erwiederte Luzl beifällig: „Wenn Du das ausführen könnteſt.... ich weiß nicht, was ich thäte! — Aber: eins wie's Andre geredt — Du ſelbſt bei meinem Tode nicht vergeſſen ſeyn. Wenn ich Dir auch nicht Haus und Hof zum Erb' einſetzen darf, ſo hab' ich doch ſchon ein brav Stück Geld für Dich zurückgelegt, und wie einen Kriegsſchatz an einen ſichern Ort geſteckt.“

„So? ei, was Du ſagſt! Wo liegt denn der Schatz, lieber Alter?“

„Wirſt's ſchon einmal erfahren, wann's Zeit iſt;“ beſchied Luzl die Fragerin.

Um den Alten, der jetzt wiederum auf gutem Wege, nicht ſtutzig zu machen, ließ die kluge Meidl den Beſcheid vor der Hand auf ſich beruhen, und machte ſich zur Stelle auf, den ſtolzen und feinen Nachbar auf dem Stigl mit ihren Fangnetzen zu umſtellen.

Der Zufall, der ſo oft in Menſchenwitz und Menſchenſchickſal geſchickt und ungeſchickt ſeinen Senf miſcht, hatte bereits zur ſelben Friſt übernommen, den Stigl-Damian auf die ſchöne Hanni vom Glitteck aufmerkſam zu machen.

Luzl ging auf einem weitern Wege aus dem Aichkrat nach Hauſe. Der Pfad, den er wandelte, führte hoch oben an einem vielbeſuchten Wirthshauſe des Thals vorüber: am „Kleeblattl.“ Das Haus ſchaute ſo freundlich her mit ſeinen grüneingefaßten Fenſtern, und mit den mächtigen Bäumen, die ſeinen Eingang zierten. Es war viel junges Volk in der Stube. Auf der Bank unter den Bäumen ſaß nur ein einſchichtiger Menſch, den ſchmuckloſen Hut tief in's Geſicht gedrückt, die Arme hart verſchränkt auf der Bruſt; nur mit den Füßen arbeitete er ungeduldig, als hätte er einen Blasbalg zu treten, oder einen Webſtuhl in Gang zu erhalten.

„Schau, ſchau!“ ſagte Luzl, der nur zu Hauſe, wenn er etwas zu leſen bekam, der Augenſpiegel bedurfte, aber in die Ferne ſah, dem beſten Falken zum Trotz: „das iſt ja der Weberfriedl. O geſchwind will ich vorübergehen, daß er mich nicht etwa ſieht. Ich habe Mitleid mit dem armen Buben!“

Fortgehend bemerkte er doch, daß aus dem Wirthshaus ein Schwarm junger Leute brach, den Baum umringte, unter dem der Weberfriedl ſaß, und denſelben anſchrieen: »He! Sakra! Friedl, was iſt denn das? Sitz' nicht ſo auf Dir ſelber, komm' herein in die Stub'n. Drinn' tanzen's, drinn' ſchwanzen's, drinn' geht's luſtig zu, lieber Bue!«

Erwiſchten den Friedl auch richtig bei'm Arm und bei'm Leib, und trugen ihn, mehr als er ging, in's Kleeblattl hinein — Der alte Luzl ſeufzte, ſchlug ſich Feuer auf ſein Pfeiſl und wandelte nachdenklich heim. Das Gejauchze der Burſche in der Schenke geleitete ihn noch ein gut's Stückl weit. — —

Und es war doch an ſelbigem Tag nicht Sonnenwend, nicht Himmelfahrt, oder ein ander Feſt und Herrlichkeit! Woher alſo des jungen Volks Jubel und Jauchzen? — Daran war der Stigl-Damian ſchuld. Auf der letzten Schießet zu Mahring hatte er das Hauptbeſt gewonnen, und zum Dank und auch als Einſtand in der Thalgemeinde gab er heute den friſchen Buben von Mahring eine Gaudi.

Es waren lauter Mander beiſammen; der Eine zitherte und jodelte einen Landler, der Andere ſtrich dazu den großen Saſa;*) die Uebrigen tanzten paarweiſe miteinander, und die Kellerdirn war die Königin des Feſtes. — Wer da kam und mithielt, bekam zu trinken auf des Stigl-Damian Koſten, der da mit eitel Marienthalern auszahlte, daß es eine Freude war.

Unter dieſe Geſellſchaft war alſo der Weberfriedl hineingezogen worden, und nicht lang, ſo wußten Alle und Alle, warum er ſo traurig, warum ohne Schmuck und Band ſein Hut, — und daß es ihn nicht länger als bis morgen in der Heimath leiden würde.

„Ich hab' gemeint," ſagte er wehmüthig, „ich könnt' jetzt bald meinen Wanderſtecken hinter'n Ofen ſtellen, und im Winter damit einkenten, ... aber 's ſoll halt nicht ſeyn. Mein' Lieb' iſt hin, mein' Freud' iſt hin, und ſo ſoll denn auch alles Andre hin ſeyn. Soldat werd' ich, und g'liebt's Gott, wird's ein'n Krieg geben, und für mich wird doch auch eine Kugel gegoſſen ſeyn."

»Ohe! was da!« ſchrieen die Kameraden ihn an: »Kannſt das falſche Menſch nicht vergeſſen? Hat ſie's nicht uns Allen juſt ſo gemacht mit ihrem Hoffart und aufgeprozten Weſen? Nichts da,

---

*) Baßgeige.

Friedl, nimm Dich zuſammen. Ein Bub wie Du kriegt noch ein andres und beſſeres Madl.“

D'rauf ſangen ſie:

Der April is nit z'gut,
Schneibt dem Jäger auf'n Hut,
's Deandl hat mich verlaſſen,
So viel falſch is' ihr Blut.

Weil mich's Deandl verlaſſen,
Liegt mir gar nix mehr dran,
Such' dir 'n Andern zum ſtimmen,
Ich ſchau' dich nit mehr an.

Steife Bub'n hab'n brav Hunger,
Können Schuhzweck vertrag'n,
Hab' dich lieb g'habt zum Freſſen,
Liegſt mir jetzt noch im Mag'n.

A biſſl ſikriſch, a biſſl ſakriſch,
A biſſl hoch haſt du's g'geb'n,
Ohne dich, du falſch's Deandl,
Kann ich hundert Jahr' leb'n!

Drauf zogen ſie einen großen Rundtanz um den Friedl, und er mußte einem Jeden Beſcheid thun, und that's auch, bis er ſelber wildfröhlich wurde, ſo gewiß deſperat luſtig, und auch in das G'ſangl einfiel:

Spiegelheiter, ſpiegelheiter,
Wie glanzen die Stern',
Wie geh' ich zum herzliebſten
Deandl ſo gern!

Kaum war aber das G'ſetzl aus ſeinem Munde, als auch die Thränen unaufhaltſam aus ſeinen Augen ſtürzten, und er entlief in den finſtern Wald und in die Schrofen des Baldenſteins, ſo daß ihn keiner der nachſetzenden Zechgeſellen zu fangen und zu halten vermochte.

„Wo fehlt's denn dem armen Narrn?“ fragte der Stigl-Damian einen ältern Burſchen, der ehrenhaft an des Gaſtirers Seite ſaß.

Der Burſche erzählte von des Friedl Liebſchaft, was er wußte, und noch etwas mehr, und machte von Hanni's Schönheit und Stolz ſo viel Aufhebens, daß dem Stigl-Damian wunderlich im Kopfe wurde; was ihm nachging bis zu Ende des Gezechs, und ſogar bis in die Schlafkammer, und ſogar mit ihm aufwachte am andern Morgen.

Der Stigl-Damian war ein Bild von einem Mannsbild. Seinem langen, rüſtigen und ſchlanken Körper fehlte nur zwei Zoll zu ſechs vollen Schuhen, ſowie ihm noch zwei Jahre zu dreißig fehlten. Alles an ihm war Kraft und Wohlgeſtaltung. Auf ſeinen breiten Schultern, getragen vom nervigſten Halſe, ſaß ein Kopf, ſchöner noch als der des ſeligen Strobl-Mucki; ſeine ſchwarzen, großen und feurigen Augen ſtimmten gar gut zu dem ſchwarzen Kraushaar, zu der Adlernaſe und zu dem trutzigen Munde, den ein wohlgepflegter und rauferiſch in die Höhe gewichſter Schnauzbart verzierte. Blendendweiße Zähne verſtehen ſich zu den rothen Lippen und braunen Wangen von ſelbſt. — Alle dieſe äußern Vorzüge wurden gehoben durch das vornehme Gewand, worinnen der reiche Stiglbauer Tag für Tag einherzugehen gewohnt war. Statt der Knöpfe hatte er allenhalben alte Siebzehner anſitzen; reines Silber ſchmückte ſeinen Hoſenträger und ſeinen Gürtel, ein prächtiger Gamsbart prunkte, mit goldnen Flinſerln zugeſtutzt, auf ſeinem grünen Hut, und der Stutzen, den er ſo oft als menſchenmöglich über ſeinem Rücken zur Schau trug, ſtrotzte von eingelegter Arbeit, in Perlmutter, Stahl und Elfenbein.

Wenn der Stigl-Damian ein ſchönes Mannsbild war, ſo wußte er das auch recht gut; nur zu gut wußte er's. Darum war ihm auch noch keine Dirne gerecht und ebenbürtig geweſen; darum war er noch mutterſeelenallein und ledig, wenn ſchon an der Spitze eines großen Hausſtands mit vielen Knechten und Mägden. Stolz war er noch mehr als auf ſein vieles Geld, auf ſeine Schönheit, und mit ſeinen Ehehalten redete er, wie Gott Vater mit dem Adam, als derſelbe ſich nicht allzuwohl aufgeführt hatte. Kaum daß er dem Richter und dem Pfarrer gehörige Ehre erwies; kaum daß er einem ſaubern Madl einen Blick ſchenkte. Wenn er ſo recht tief in ſeiner Eitelkeit und Leibeshoffarth drinnen ſteckte, ſo that er oftmals wie übergeſchnappt und im Haupte verdreht. Dann tanzte er ſich ſelber in der ſtillen Kammer einen Hupfer vor, oder drillte halbe Stunden lang ſeinen Bart vor'm Spiegel, oder ſagte, am Bach hinlaufend und ſich beſchauend in der Fluth, hundertmal hintereinander: „Dami, ein feines Meiſterſtück von einem Mann! Dami, wie mudelſauber, wie ſchön biſt du! Damian, lieber Kerl, wo iſt ein Madl, das auf gleich mit dir wäre in Schönheit und Geld?"

Und alſo auch war er gelaunt nach dem Abend, da er den Buben von Mahring das Gaudi gegeben. Aber an dieſe Fragen der

Selbſtliebe knüpften ſich andere, die er zwar nicht laut vortrug, um ſo ſehnſüchtiger jedoch heimlich an ſich richtete: Sollte denn möglich ſeyn, daß die Hanni auf'm Glitteck wirklich ſo engelſchön, wie der Gori geſtern geſagt? Willſt du nicht hingehen, und dir das Bild anſchauen? Gegen dich gehalten, Damian, iſt's doch gewiß nur ein Bild ohne Gnad'? Aber anſchauen könnteſt du dir das Madl ſchon. Sie hat den Friedl unſinnig gemacht, warum ſollteſt du ſie nicht ebenfalls narret machen? Sind nicht alle Weiber, die mich angeſehen haben, quanti verdrahti geworden? Willſt dir den G'ſpaß machen, Damian?

Zum Ueberfluß fehlte die Verſucherin, die Schlange, nicht. Die Birnſtorf-Moidl, die geſtern ihren Nachbar nicht bei Hauſe getroffen, ſprach heute bei ihm vor, und miſchte ſich dreiſt in das Geſpräch, das er mit ſeinem eignen hohen Selbſt geführt, und griff ihn gleich am rechten Ort an.

Nachdem ſie den Vorwand erledigt, unter deſſen Schild ſie gekommen, beim Nachbar anzukehren, fuhr ſie lächelnd und einſchmeichelnd fort: „Weißt Du, Damian, daß ich mit ſchwerem Herzen heute durch Dein Haus und Deinen Hof gegangen bin? So viel Du haſt an Geld und an Feld, an Gut und Blut, an Ehr' und Wehr', ſo fehlt Dir doch noch das Beſte, lieber Nachbar: ein ſtolzes, liebſüchtiges Weib. Die Krone eines Hauſes iſt die Frau darinnen. Noch einmal ſo feiſt werden Deine Kühe, Deine Kitzi ſeyn, noch einmal ſo hell Dein Stall, noch einmal ſo ſüß Deine Milch, wenn Du einmal geweibt haben wirſt. Thu' dazu, thu' dazu, lieber Nachbar, das Leben vergeht gar geſchwind; das Alter iſt da, eh' man ſich's verſieht, nur die Jugend darf Blümlein brocken . . . .“

Worauf Damian lächelnd: „Soll ich etwa Dich heirathen, Moidl?“

„Bah, bah, ein G'ſpaß, Stiglbauer. Was thätſt Du mit mir, der alten Krax'n? Jung will Jung haben. Da wüßt' ich eine beſſere für Dich, und beſſer find'ſt Du keine in der weiten Welt.“

„Da bin ich kurios kurios darauf;“ ſagte Damian, und lächelte, wie oben.

Nun hob die Moidl an, das Evangelium von der Spinnewetterbauern-Hanni zu leſen, und rühmte über den Schellenkönig hinaus die Reize derſelben, und ihr gutes Gemüth, und das große Erb, das ihr dereinſt der Großvater hinterlaſſen werde. — „Keine Reichere gibt's im Thal, nicht oben, nicht unten, nicht in der Mitte;“ ſagte ſie:

„ſo wie es auch keinen Vermöglichern in Mahring und Umkreis gibt, als Du biſt. Gleich und gleich geſellt ſich aber gern, und wo Geld iſt, fallt Geld hin. Ich thät' an Deiner Stell um die Hanni anhalten. Du kriegſt ſie, Stiglbauer, Du kriegſt ſie, ich wett' darauf mein biſſel Leben.“

„Ei, ei, ſchau, ſchau,“ ſpöttelte Damian: „da könnt' Einem ſchon ein recht's Glück in die Haut ſchießen! Was koſtet Deine Zubringerei, Moidl? einen Baierthaler, oder mehr? Thut's flecken oder nicht, dafür, daß Du mir das prinzeſſiſche Madl verrathen haſt?“

„Mach' nur Deine G'ſpaßettln;“ ſpottete Moidl dagegen, die ihren Mann durchſchaute, als wäre er von kryſtallhellem Glas gemacht: „ſollſt's ſchon noch bereuen, wenn Dir ein Andrer die Prinzeſſin abgefangen hat. Ich waſch' meine Hände.“

„Wär' nit ſchlecht;“ höhnte Damian weiter: „biſt verzweifelt rußig, Moidl-Nachbarin.“

„Tratz' mich wie Du magſt für meinen guten Willen;“ machte Moidl dagegen im Fortgehen; „aber denk' an mich! Brauchſt nur ein einzigmal die Hanni vom Glitteck zu ſehen, und g'fror'n biſt Du für Dein' Lebtag. Bleib' jetzt g'ſund, Nachbar, und Ade!“

„Ade! laß Dir Zeit, Moidl, komm' gut heim!“ grüßte Damian lachend entgegen; aber ſobald die Moidl bei der Thüre draußen, wurde er ernſthaft, ſchüttelte den Kopf, und ſprach: „Potz Sachſen! ich muß mir doch die Hanni einmal anſchauen. Will doch wiſſen, was an all' dem Gered' und Sagen wohl wahr iſt, oder nicht. — — Und gleich heut will ich auf's Glitteck, und mich anſtellen, als käm' ich gerad nur zufällig des Wegs. Was gilt's, die Hanni hat mich einmal irgend zu Geſicht bekommen, und iſt in mich zum Sterben verkei't, und hat die Kuppelmutter ſelber nach mir ausgeſchickt? O Hanni, das hilft Dir zu nichts! Der Damian iſt ſchlau, wie Du ſelber. Es haben ſchon geſcheidtere Dirndln vom Damian eine Naſen g'fangt.“

Hierauf legte er ſich recht verführeriſch an, ſummte dabei das G'ſtanzl, das vom Fenſterln handelt:

Und ſo wie ich mein'n Schnack'l *) thu,
Wuzelt mir mein Deandl zu — Juhu!

Dann hing er's Gewehr über, und ging auf's Abenteuer aus.

---

*) Jauchzer.

Viertes Kapitel.

Der Beſuch auf'm Glitteck.

Mit dem armen Nazi war ſeit kurzer Zeit eine — für ſeine Körper- und Seelenzuſtände zumal — bemerkenswerthe Veränderung vorgegangen. Auch in dem verkrüppelten Weſen geſtaltet ſich, wenn ſeine Lebenskraft den Scheitelpunkt erreicht hat, manches anders. So wie zu einer gegebenen Friſt der geſunde Knabe zum Jüngling, das wohlgeſtaltete Dirnlein zur Jungfrau reift, ſo wird es auch alsdann lebendiger hergehen in den Gliedern des Gauchs, und heller ausſehen in ſeinem Gehirn, wenn gleich nicht die mindeſte Hoffnung vorhanden, daß der arme Sklav nur einigermaßen frei werden dürfte von den Banden, die ihm die launiſche Natur als Angebinde auf die Welt mitgegeben.

Dieſer Fall war bei Nazi eingetreten. So wie unter Donner und Blitz manche harte Knospe platzt und zur wenn auch unvollkommenen Blüthe aufbricht. Er war von Gichtern befallen worden, die ſeiner unermüdeten Pflegerin die ängſtlichſten Beſorgniſſe einflößten. Eine volle Nacht ſchwankte das Unglückskind wie auf hoher See von Welle zu Welle, vom Leben zum Tode, vom Tode zum Leben. Endlich — der Tag graute juſt — wandelte ſich die Folter und Pein in tiefen Schlummer. Der Kranke ſchlief ein, und ſchlief, als wolle er nie mehr erwachen. Aber regelmäßiger ſchlug ſein Herz, die Zuckungen ſeiner Glieder wurden milder, ſeltener; ein zartes Jugendroth ſchimmerte ſchwach, aber hoffnungsreich über ſeine frühwelken Wangen.

„Ach! wenn doch die heil'ge Mutter ein Wunder wirkte!“ betete Hanni mit Inbrunſt.

Es geſchah ein Wunder, obſchon nicht in dem Umfang, wie Hanni gemeint, ja ſogar gehofft hatte. Der Trottl verkehrte ſich nicht in einen Jungen mit geſunden Sinnen und wohlgeordneter Seele. Aber bei ſeinem Erwachen aus dem kritiſchen Schlaf äußerte ſich plötzlich in ihm eine Empfänglichkeit, eine Auffaſſung, deren er früher nicht fähig geweſen.

Er, der ſonſt gleichgültig in die Welt geſtarrt hatte, ob der

Himmel blau, ob neblich, ob der Regen fiel, oder das Schloſſenwetter niederpraſſelte, ob der Wind heulte, oder der Schnee ſeine Flocken ſtäubte — Er lächelte jetzo dem hellen Sonnenſtrahl entgegen ... deutete kindiſch an's leuchtende Firmament, und ſtammelte: „O ſchön, ſo viel ſchön!“ — Er winkte dem grünen Wald und flehte dringend: „Komm' her, komm' Tannabaum, komm'!“

Die Vögel, die am Fenſter vorbeiſchwirrten, begehrte er mit ſeinen tappigen Händen zu haſchen; dem Hofhund, dem alten Freund, wollte er ein Buſſerl um's andre geben; zu Mucki's Bildniß mußte ihn die Hanni emporheben; er zeigte darauf mit kindiſchem Finger, und ſagte mit einem Anflug von Gefühl: „Voada ... wo is die Muetta?“

Von Stund an hatte er nicht nur Sinn für Speis und Trank, ſondern auch für Spielwerk, auch für die wohlgeputzten und blinkenden Waffen ſeines Vaters und Großvaters, für das goldene Geſicht der Maria Thereſia. — „Schießa, ſchießa!“ lachte er den Luzl an, und machte darauf „Puh!“ und „Paff!“ — „Liebe Koaſehin!“ ſagte er ſchmeichelnd zu dem Kopf auf der Münze. — Und als ihm vom Jahrmarkt aus der Kreisſtadt der Großvater einen ſchönen Krampus mitgebracht hatte, ein Teufelein mit Hörnern und Schweif und rothfeurigen Augen, das die ſcharlachene Zunge lang herausſtreckte, und ſich groß und klein machen ließ, nach Belieben, da ging des Nazi Freude wahrlich über alle Gränzen hinaus, und er wagte mit dem Spadiſanker den erſten Tanz in ſeinem Leben, wirbelnd und walzend, bis Krampus und Er zur Erde fielen.

Luzl und Hanni waren über die Veränderung des Buben außer ſich vor Freude. Sie dachten, ſo würde es immerdar vorwärts gehen. Aber ſchon war's genug, daß aus dem blödſinnigen ölgötzigen Nazi, aus dem greiſenhaft runzlichen und verdroſſenen Trottl eine Art von fröhlichem Kinde geworden. Jetzo hatte er doch wenigſtens zu Dieſem und Jenem Lieb und Luſt, und etwelche Freude am Leben; wie vordem gerade nur, wenn die Zitter geſchlagen wurde, oder der Großvater ſeine „Kroaten und Panduren“ ſang.

Nebſtdem ging er lieber als zuvor aufrecht, und um ein gut Theil kräftiger einher. Er wagte ſich dann und wann allein in den Buſch, in den Garten am Hauſe; er ſchien beſſer zu ſehen, und in den Händen gelenker geworden zu ſein. Er ſchnaufte nicht mehr ſo hart, wie ehedem, und hatte viel mehr Neigung, ſich mitzutheilen. Er kauderte und ſtotterte viel durcheinander mit wichtigen oder heiteren

Mienen; aber gar verſtändlich wollte ſeine Rede nicht werden, und vergebens kämpfte er an gegen ſeine lahmen Sprachwerkzeuge.

Die Kirche lernte er nicht erkennen und nicht ihr Geſetz; die Schule blieb immerdar von ihm unbegriffen, und jedes Gebet ihm fremd; doch merkte er ſich auf dem Friedhof das Grab ſeiner Mutter, das ihm Hanni ein paarmal gezeigt, und wenn er an der Hand der Schweſter hie und da hinkam, ſetzte er ſich auf den Hügel, rupfte ein paar Halme davon, und ſagte dabei: „Muetta ſchlaft, ſchlaft gut!“

So viel zum Verſtändniß. — An dem Tage nach dem Stigl-Damian-Gezech im Kleeblattl, war gleich nach dem Imbiß der Nazi zu Buich gebatſcht, um den Gratſchen und Schwarzplattl'n zuzuhorchen, und am ſchwarzen Eichkatzl, das dort herbergte, ſeine Freud' zu haben.

Hanni ſaß daheim, mit Arbeit beſchäftigt, denn ſchier nimmer ruhten ihre fleißigen Hände; der Altvater Luzl ging umher, durch Stube und Kammer, durch Hausflur und Sommerlaube, mit pfiffigem Geſicht, als warte er auf irgend Jemand, oder auf irgend etwas. Die Birnſtorf-Moidl war am Morgen auf einen Sprung dageweſen, und hatte ihm etwas heimlich gemeldet.

Alles ſonſt im Hauſe ruhig, die Dienſten im Feld oder im Wald, nur die Stalldirn daheim, ſtill verkehrend mit ihren gehorſamen Unterthanen. Im Umkreis des Spinnewetterhofs kein Laut zu hören, als der Vögel, nicht einmal das Juchezen der Holzknechte und nicht die Schläge ihrer Axt; denn es war ſo viel warm im Freien, und die Knechte und andre Waldgeſellen und Bergfahrer hielten ihren Nachmittagsſchlummer.

Da kommt plötzlich mit ſeltener Beweglichkeit daherwuzelnd, der Nazi auf dem Hofe an, trampelt, was er kann, in die Stube zur Hanni, wirft ſich ihr athemlos und ängſtlich ſchnaufend in den Schooß, und ſchreit dumpf, aber herzzerreißend: „Dea Kwampus, dea Kwampus kommt!“

„Nun, nun, was wird's ſein?“ fragte Hanni erſchrocken entgegen: „biſt denn ein Narr? Der Krampus iſt ja ſchon da“ — ſie deutete in die Ecke, wo der ſchwarze Kerl in hölliſcher Majeſtät ruhig lehnte, „und was fürchteſt Du Dich vor ihm, den Du ſo viel gern haſt?“

Aber der Knabe beruhigte ſich nicht, ſondern verſuchte, der Hanni die Schürze vor's Geſicht zu ziehen, als wolle er ſie vor einem Feind verſtecken, und immer wiederholte er: „Dea Kwampus, dea Kwampus, liebe Hanni, . . . o weh!“

Indeſſen ſchrie die Stalldirn auf ihrem Poſten: „Geht's nur um's Mäuerl hinum; der Bauer iſt ſchon zu Haus, und wenn enk dürſt't, ſo ſteht der Brunn' mitt'n im Hof!“

„Vergelt's Gott!“ antwortete eine männliche Stimme, und Nazi ſchauderte zuſammen, und drückte ſich feſter in Hanni's Arme.

„Aha!“ ſagte der alte Luzl mittlerweile für ſich: „jetzt kommt er, wie die Moidl berichtet hat. Ein blitzg'ſcheidt's Menſch, die Moidl!“

„Mir iſt, als käm' ein Gaſt!“ tuſchelte er in's Fenſter der Hanni, die eben den Nazi ernſthaft ſchweigte, ſo daß er keinen Muxer mehr that, nicht ſowohl aus Gehorſam, als aus Furcht vor den Drohungen der Schweſter.

Und richtig kam auch um die Ecke der Gaſt heran. Der Stigl-Damian in Leibs- und Lebensgröße. Wie er's gemacht, um mehr als einen halben Tag auf der verhältnißmäßig kurzen Strecke, die zwiſchen dem Stigl und dem Spinnewetterbauernhofe lag, zuzubringen, war gewiſſermaßen eine Kunſt geweſen für rüſtige Wander, wie er einer war; und über den Geißenweg, der ſteil aber nah über die Wand am Aichkrat niederführt zum Glitteck, iſt die Arbeit in einer Stunde bald gethan, und kann man ſich dabei noch Zeit laſſen, wie die Gebirgler ſagen.

Die Kunſt hatte ſich jedoch von ſelber gemacht. Der tapfre Damian hatte ſich die längſte Zeit nicht unterſtanden, auf ſein Endziel dreiſt loszugehen. Er war um den Rand des Tobels weit herumgekreiſt, und mit Fleiß und Vorbedacht im Wald umhergeſtiegen, banger und wunderſeltſamer Unſchlüſſigkeit, ja Furcht, zum Raube.

Ihm war nämlich auf einmal nicht anders um's Herz geworden, als wie Einem, der ſeinem größten Unglück muthwillig in den Rachen zu laufen vorhat. — „Kehr' um, kehr' um!“ hatte auf einmal in ihm die gewiſſe Stimme geſchrieen, die manchmal im Menſchen erwacht, und warnt und mahnt, und die meiſtens vergebens mahnt und warnt: „Kehr' um, und mach' Dich durch!“

Die ſich weiſe ſchätzen, horchen am wenigſten auf die warnende Stimme. So machte es nach langem Umherſchweifen der Stigl-Damian. — „Biſt ein rechter Talk und Affenſchwanz!“ ſchalt er ſich ſelber aus: „Juſt jetzo, expreß jetzo gehſt hin, und ſchauſt die gefährliche Schönheit an!“

Und damit war's geſchehen, und durch den dickſten Wald, ohne Weg und Steg, gleitend von Stamm zu Stamm, fuhr der ſtolze

Menſch zum Glitteck nieder, und erſchreckte durch ſeine plötzliche rauſchende Erſcheinung den armen Trottl-Nazi, der eben ſo vergnügt mit den Gratſchen gratſchte, und dem ſchwarzen Eichkatzl zuſchaute. Der Bube überhörte nicht die gleichfalls in ihm laut werdende und vor Gefahr warnende Stimme. Er rollte und tollte, wie ſchon geſagt, ſo eilig er ſeine Gebeinlein fortbringen mochte, zum Hof zurück, und ihm auf dem Fuße folgte Damian.

Der Letztere bot dem auf der Schwelle des Hauſes ſtehenden Luzl freundlich die Hand, und ſagte: „Lieber Spinnewetter-Luzl, ſeid's herzlich von mir gegrüßt. Als Euer Nachbar vom Stigl hätt' ich freilich ſchon früher kommen ſollen, bei Euch meine erſte Einkehr zu machen, . . . aber 's wollte ſich immer nicht recht ſchicken. Jetzt bin ich da, und grüß' Gott, und gebt's mir die Hand auf gute Nachbarſchaft. Kann ich Euch etwas fördern, ſo ſchafft nur an. Ihr ſollt immerdar an mir den rechten Mann finden. Ich bin der Stiglbauer vom Kloſtergut.“

Ihm antwortete mit Befriedigung der alte Luzl:

„Lieber Stiglbauer vom Kloſtergut! Mir macht's eine ſakriſche Freud, Dir als meinem Nachbar die Zeit zu bieten, und es ſteht Deinen jungen Jahren wohl an, einem alten Mandl, wie ich bin, zuerſt in's Haus zu kommen. Sei alſo von Herzen gegrüßt, und wohl aufgenommen. Komm herein, und trink' mit mir ein'n Enzian auf gute Freundſchaft, und mein Madl, meine Enkelin ſollſt auch kennen lernen. He, Hanni, alleh! Ein'n Enzian! . . . haſt g'hört?“

Und als nun die Hanni hereintrat, die in Stroh geflochtene Flaſche auf dem Arm — nicht gelogen iſt's, wahr iſt's, und darum muß es auch geſagt werden — da wurde dem Stigl-Damian ſo kurios, als hätte er allen Enzian der ganzen Welt im Leibe, als brenne er über und über, als klopfe ſein Herz wie ein centnerſchwerer Schmiedehammer, als habe er — mit einem Wort — auf Erden noch gar, gar nichts zu Geſicht bekommen, und jetzo ſei ihm das Paradies aufgethan worden, und mehr noch als nur ein Paradies.

Und die warnende, aber nicht gehörte Stimme in ihm höhnte ihn jetzo aus und ſchrie ihm zu. „Sixt' es, ſixt es? Jetzt ſteckſt Du im Leim, jetzt bleibſt Du picken . . . jetzt kömmſt nicht mehr aus, Du hoppetaſchiger Dickſchädl!“

Aber das nützte all' nicht mehr. „Die Hanni ſehen, und die Kuraſche verlieren, das Herz verlieren, den Kopf verlieren . . . das war beim Damian eins; und er ſchaute jetzo mit all' ſeiner Schönheit und ſeinem aufgewichsten Schnurrbart verzweifelt albern drein.

Hanni bemerkte es weniger, als der alte Luzl, der zur Seite lachte, wie ein übermüthiger Bock. Sie ſchenkte dem Gaſt das Glas voll, führte es an ihre Lippen, reichte es ihm dann hin, und ſagte dabei gutmüthig und leutſelig, wie immer: „Gott g'ſegn's Dir, lieber Gaſt und Freund. Ich bring Dir's und wohl bekomm' Dir's!“

Damian ſchluckte bedeutend, und konnte den Mund ſchier nicht mehr von dem Fleck bringen, wo Hanni's Lippen geſeſſen hatten. Während deſſen ſagte Luzl ſeiner Enkelin, wer der Fremde ſei, und und wie er ſich vorgenommen, mit dem Damian, ſowie der Damian mit dem Luzl, Fried' und gute Nachbarſchaft zu halten, immer einander zu Lieb, niemals einander zu Leid.

Somit fand Damian, ohne ein Aug' von der Hanni zu verwenden, Zeit, um ſich zu beſinnen und ſo gut's anging, zu faſſen, und trank ſodann, wie ſich's gebührte, die Geſundheit der Kredenzerin, wie auch Luzl die des Damian getrunken.

Dann gab's den Handſchlag. Der gab dem Stiglbauer erſt den rechten Riß! Die weiche, warme Hand des himmelſchönen Mädchens in der ſeinen! Dagegen kam der Kaiſer mitſammt ſeiner ganzen Schatzkammer nicht auf. Da war's ſchon recht aus mit dem Damian!

Und er ſagte mit blitzenden Augen: „Hab' mich ein biſſel gern, liebe Hanni, und erhalt' mir die Freundſchaft von Dein'm Alten. Was ich Dir dafür an den Aug'n abſeh'n kann . . . “

„Iſt ſchon gut; wird ſchon ſeyn, und kann ſchon ſeyn;“ entgegnete Hanni lächelnd, denn der Damian ſtellte ſich gar ſo wunderlich an: „Warum aber ſuchſt Du uns erſt ſo ſpät heim, Nachbar Stiglbauer?“

„Hm, hm . . . ich hab's ſchon dem Luzl geſagt, wie's gekommen iſt . . . ich hätt' euch Leutln ſchon lang gern kennen gelernt . . . aber . . . ich bin ſo viel blöd und furchtſam . . . und alsdann hab' ich nicht gewußt, ob's auch Dir, Hanni, recht ſeyn würde . . .“

„Oha, warum denn nicht?“

„Hm, hm, . . . ſchau, ſchau . . . wenn's Deandl halt ſchon verſprochen iſt, und der Hochzeiter nicht leiden will, daß ein andres lediges und einſchichtiges Mannsbild auch noch dazu in's Haus kommt . . .“

Hanni machte plötzlich ein ſehr langes und ernſthaftes Geſicht, und wollte ſich abdrehen, um hinaus zu gehen. Damian hielt ſie aber zurück, und bat:

„Nicht hantig ſeyn, liebe Hanni; ſey wieder gut! Ich hab' Dir ja nicht 's Herz ſchwer machen wollen. Ich hab' nur gewußt, daß der Weberfriedl Dein Herzblattl geweſen ... und jetzo weiß ich, daß Du ihm den Abſchied gegeben."

„'s war recht, 's war nothwendig, hat ſchon ſo ſeyn müſſen!" fiel Luzl ein, um ſeiner Enkelin Gelegenheit zu geben, zu verſchwinden: „ich war ſchon eh' nicht zufrieden mit dem Handel. Jetzo meinetwegen kann der Friedl thun, was ihm g'fallt ..."

„Wie ich höre, iſt er unter die Soldaten gegangen;" verſetzte Damian kalt, aber den durchdringenden Blick auf Hanni geheftet.

Dieſe fühlte, wie ihr das Blut aus den Wangen wich, und ging ſchnell aus der Thüre. Vor'm Fenſter im Freien hockte Nazi, mit aufgeriſſenen Augen, mit offenem Munde und neugierig auseinandergekrallten Fingern den Reden des Stiglbauers zuhörend, und murrte ängſtlich der Schweſter zu: Dea **Kwampus**! lauf, lauf, Hanni ..."

„Lauf' Du ſelber!" unterbrach ihn Hanni ſtreng, und führte ihn um's Eck des Hauſes: dort innen in der Kammer ſteht Dein **Krampus**, wenn Du mit ihm ſpielen willſt."

„Nein, nein, nix mea, nix!" wehrte ſich der Kleine: „nix **Kwampus**!" — Von dieſem Augenblick an war auch in Nazi jede Anhänglichkeit an den früher ſo beliebten Teufel dahin, und nie mehr hat er mit dem ſchwarzen Kerlchen geſpielt.

Für den Augenblick hatte ſich Nazi indeſſen beruhigt; nämlich, er ſaß trutzig und verſtockt hin und gab kein Zeichen. Hanni ihrerſeits hatte viel zu thun, um ihre feuchtgewordenen Augen wieder hell zu machen, damit ſie weder dem Großvater, noch dem Gaſt vom Stigl verriethen, welchen Eindruck die Kunde, daß Friedl unter die Soldaten gelaufen, auf das betrübte Jungfernherz gemacht.

Damian hielt mit dem alten Luzl eine fröhliche Jauſen, drückte noch ein paarmal die Hände der Hanni, und endigte, da endlich die Zeit an die Heimkehr mahnte, das allgemeine Geſpräch damit, daß er den Spinnewetterbauer und deſſen Enkelin zum nächſten Sonntag auf den Stigl zu kommen einlud.

Luzl nahm die Einladung ohne Weiteres an; Hanni entſchuldigte ſich mit der Sorge für den Nazi, den ſie nicht gern einen halben Tag allein auf dem Hofe zurücklaſſen mochte.

„Ei, ſo bringt's den kleinen Kerl mit!“ rief Damian, der wohl merkte, daß er den Trottl gut behandeln müſſe, um ſelber von Hanni gut behandelt zu werden: „der Weg iſt nicht zu weit für ihn; nicht weiter, als der nach Mahring zur Kirche — und auf dem Stigl gibt's allerlei, das dem Heiter gefallen wird.“

Das war im Fortgeh'n geſagt, und eben ſtand Damian vor dem ſtillbrütend hingekauerten Nazi. — „Gelt, Du punketer Junker,“ ſagte er, ſich freundlich zu dem Trottl niederbeugend, „nicht wahr, Du kommſt am Sonntag mit der Hanni und Deinem Alten? Schau, wie gefallt Dir das Spielzeug da?“

Dabei legte er einen blanken Silberthaler in die Hände des Gauchs, und ſtreichelte ihm das Angeſicht. Hanni, die ſehr gut errieth, daß Nazi die peinlichſten Gefühle empfand, und nur aus Furcht ſtill hielt unter den Händen des Mannes, den er nicht leiden mochte, beeilte ſich, den Thaler dem Stiglbauer wieder zurückzugeben, und ihm zu ſagen: „Was denkſt Du doch, dem armen Schelm da mit Geld aufzuwarten? Gib's an einen Aermern, und mache nicht, daß der Bub da Leidenſchaft für's Silber kriegt, hörſt Du? Das iſt noch ein Glück des Nazi, daß er das Geld nicht kennt, und nicht zu kennen braucht.“

Damian nahm verblüfft, ohne ein Wort zu erwiedern, die Lektion hin, lachte ein biſſel verlegen, ein biſſel ſtolz, ſchwenkte dann freundlich ſeinen Hut, und trollte ſich bergan, auf dem kürzeſten Wege diesmal, nach Hauſe.

„Ein ſtattliches Mannsbild . . . ein reiches Mannsbild . . . ein Herrenbauer!“ bemerkte Luzl ſehr beifällig, und Hanni gab darauf ein kühles „Ja;“ nicht mehr, nicht weniger. Dem Nazi ſchien ein ſchwerer Stein von der Bruſt gefallen zu ſeyn. Er trutzte nicht mehr, er lachte ſogar und ſonnte ſich behaglich im Abendſtrahl. Juſt, wie das Lämmchen, dem der Wolf nahe geweſen, und das ſich vom Hirten errettet und beſchützt weiß

Fünftes Kapitel.

Kurzer Beſcheid und lange Naſe.

Wenn auch die Weltweiſen alle — die Leute, die Alles beſſer wiſſen wollen, als die übrige Menſchheit — wenn ſie alle noch ſo heftig behaupten, die Liebe ſey nur ein Appetit, wie jeder andere, und ihre Wunder und Leiden, wie ſie in den Büchern vorkommen, ſeien eitel Fabeln aus dem Hirn der Bücherſchreiber, ſo wären ſie doch alle g'fror'n, mit der Birnſtorf-Moidl zu reden, wenn ſie Gelegenheit gehabt hätten, den Stigl-Damian an den Tagen Donnerſtag, Freitag und Samſtag, bis zum Anbruch des Sonntags, da Luzl und Hanni auf den Stigl zu kommen verſprochen, zu belauſchen und Schritt für Schritt zu verfolgen.

Der arme Mann war hin, war verloren und verleſen. Hanni hatte ihm den Reſt gegeben. Er war von da an ein Knecht, gebunden und gekettet, ein Schatten, dem der Körper fehlte, ein Schütz, der ſelber geſchoſſen worden mit dem gewiſſen Liebespfeil mitten hinein in's Leben. — Die Vernunft vergeſſen, unſern Herrgott vergeſſen... das hatte er zwar ſchon oft; aber jetzo hatte er ſich ſelber, den Damian, den Herrenbauer und ſchönſten Mann auf Erden... kurz, noch einmal: ſich ſelber hatte er vergeſſen. — Das war noch niemals geſchehen!

Hanni! Hanni! ſchier ging kein ander Wort mehr aus ſeinem Munde. Mit der Hanni im Kopfe ſtand er auf, mit der Hanni im Herzen legt' er ſich nieder. Von der Hanni träumte er, wenn ja der Schlaf über ihn kam; ſonſt hatte er auch die ganze Nacht hindurch nur einen Gedanken: die Hanni!

„Ich muß ſie haben, potz Sachſen! ich muß ſie haben!“ rief er, wenn ihm zuweilen in ſeiner Sehnſucht Angſt der Muth zu wachſen anhob: „Dem reichen Stigl-Damian fehlt Alles, wenn er nicht die Hanni hat, potz Federn! und was ſoll ich mit mein'm Geld nicht hab'n auf der Welt? Drum muß ich auch die Hanni haben, ſo heilig als Amen!“

Nicht lang jedoch, und es fiel ihm wieder das bischen Zuverſicht bergtief, und er ſummſte ganz zerknirſcht vor ſich hin das troſtloſe G'ſetzl:

Der Blitz iſt blitzblau,
Und der Schnee iſt ſchneeweiß,
Und mein Schatzerl, das is halt
So kalt wie ein Eis!

Und dann ging's vor den Spiegel, und mit ihm und mit ſich ſelber redete der Damian ſtundenlang an einem Trumm fort: „Wann ich ihr nur g'fall'n könnt'! Einmal war ich wohl der ſchöne Dami, und ſie ſind mir alle nachgelaufen, die Madl'n! Aber jetzo ... und gegen die Hanni ... Sakra, wo fehlts mir überall! meine Augen ſind, mein' ich, zu klein, und die Naſe zu groß, der ſchieche Schmecker! Und es gibt halt nur ein Goſcherl auf Erden, und das iſt der Hanni ihres, ... und das braune Fleckl da auf meinem Kinn, ... das wird ſie mir auch nicht vergeben! ... Ach, ach, ach! wär' nur ſchon der Sonntag da! ich wüßt' ſchon, ob ich's gewonnen hätt' oder verſpielt!"

Die Moidl aus dem Aichkrat, bereits unterrichtet von den günſtigen Anſichten ihres alten Freundes Luzl, ſchürte in Damians Seele das Feuer, unter'm Vorwand, ihm Troſt zu bringen. Sie mahnte ihn auf, am Sonntag ſchon den entſcheidenden Schritt, die Anfrage, zu thun, und lachte ihn aus, da er ſich ſchüchtern und unſchlüſſig darüber ausſprach.

„Hab' ich Dir nicht geſagt, daß Du g'fror'n ſein würdeſt, ſobald Du nur ein einzigmal die Hanni geſehen?" fragte ſie ſpottend und ſiegreich.

Worauf Damian mit Seufzen: „Ach wohl, ach wohl ... mir wäre beſſer, wenn ich dasjenige Madl gar nie zu Geſicht bekommen hätte! Jedoch jetzt iſt's ſo wie ſo, und der Teuf'l ſoll mich quintlweis zerreißen, wenn die Hanni nicht mein Weib wird!"

„Du kriegſt ſie, Du kriegſt ſie!" prophezeite dann die Moidl keck und kühn: „Ein gut's Wort, ein glänzend Aug, viel Geld im Sack und luſt'ger Muth ... dem widerſteht kein Weibsbild. Greif's an mit Gott, Stiglbauer. Ich weiß, was ich weiß, und damit holla."

Die Saat der Moidl ging wacker auf, und endlich kam auch — wie Alles herbeikommt — der Sonntag heran. Ho, da glänzte und ſpiegelte Alles auf dem Hofe des reichen Damian!

Die Stuben, die Kammern, die Lauben, die Ställe, Alles prangte in niegeſehener blanker Herrlichkeit. Die Pferde, die Stiere, die Kühe, glatt wie Aale, die Lämmer weiß wie Milch, . . . es fehlte nur, daß ſie mit roſenrothen Maſcherln geputzt geweſen wären. Die Ehhalten angethan mit ihrem ſchönſten Feiertaggewand, machten auf dem Hofe Spalier; die Köchin allein hatte alle Hände voll zu thun am flammenden Herd, weil die Spinnewetter-Hofleute zum Mittag zu kommen verſprochen hatten. Damian, obgleich in heftigem Fieber, — und gerade deswegen — war überall, hinten und vorn, und oben und unten, und hörte nicht auf, zu ordnen, zu meiſtern, und niemals war ihm völlig recht, was geſchah. — Die Moidl vom Aichkrat, als wie ein Geſpenſterſpuck, erſchien von Zeit zu Zeit, um zu ſehen, wie's ging, und verſchwand ebenſo. Ihr war nicht viel daran gelegen, daß etwa die Hanni ihre Gegenwart inne wurde. Denn ſie war vielleicht die einzige Perſon auf der Welt, die von der guten Hanni nicht mit einem beſonders günſtigen Auge angeſehen wurde. Warum? iſt leicht zu errathen.

Endlich — endlich — das Glöcklein des Einſiedlers im Hochwald läutete ſchon, — es nahte die Mittagsſtunde — endlich kamen die erſehnten Gäſte des Wegs. Damian, von der Giebellucke des Hauſes herunterſpähend, gewahrte ſie zuerſt. Die drei Schießgewehre, die er beſaß, drückte er ſchnell nach einander los, als einen ganz abſonderlichen Ehrengruß; dann flog er hinunter, der Gränze ſeines Guts entgegen, um die mündliche Bewillkommung auszuführen.

„Grüß' Gott, Nachbar, grüß' Gott, liebe Hanni! biſt auch da, Nazl? grüß' Gott, alle miteinander!"

„Dank' Gott, Nachbar, dank' Gott, Stiglbauer. Da ſind wir, und noch einmal grüß' Gott!"

Nun ging der Umzug durch alle Räume des Hofs an. Die Häuſer, die Keller, die Scheuern, die Ställe wurden in ihrem Glanz vorgewieſen, von den Beſuchenden gerühmt, geprieſen. — Nazi ging an der Hand ſeiner Schweſter, ſchaute mit kindiſcher Neugierde all die Pracht an, aber ſowie ſein Blick auf Damian fiel, oder dieſer ihn anredete, ſchreckte der arme Trottl zuſammen, und ſuchte ängſtlichen Augs das Aug' der Hanni, das ihn beruhigte, nämlich, zur Ruhe verwies. — Hanni ſelbſt war ernſter als ſonſt; erſtens, weil ſie gern daheimgeblieben wäre, und nur dem Befehl des Großvaters nachgegeben hatte; zweitens, weil ſie ohne Zweifel ahnte, was auf dem Stiglhof an ſie gebracht werden ſollte. Sie wäre kein weiblich Geſchöpf geweſen, hätte ſie nicht aus den verzweifelten Quinten des Damian, wie ſie derſelbe auf dem Spinnewetterhof aufgeführt, errathen, was in dem eiteln und leidenſchaftlichen Patron vorging. — Sie hatte aber ſchon ihren Entſchluß auf alle Fälle gefaßt, und daß ſie demſelben treu zu bleiben geſonnen, konnte ſie bald mit der That beweiſen.

Denn als — in den prächtigen Rinderſtall tretend — dem vorausgehenden Luzl das Herz in Freuden aufging, und er ausbrach in die Worte: „Aber ſchau, Hanni, iſt da nicht Alles eingerichtet, wie im Himmel?“ und ſich dann beeilte, das ſchöne Vieh, das da zur Schau ſtand, in der Nähe zu begucken, zu betaſten, zu beſtreicheln, und mit den Knechten darüber zu plauſchen — da erſah Damian die Gelegenheit, wo eben ein ſtarker Pfeiler iſt und die Hanni, neben der er ging, vor aller Augen verbarg, umfaßte den Leib der Jungfrau, und fragte ſchmeichelnd, zitternd, glühend und ſtürmiſch: „Koſtet's Dich denn mehr als ein Wort, meine Hanni, und Alles, was Du ſiehſt, iſt Dein?“

Das Mädchen machte ſich ſanft von ihm los und entgegnete: „Das wird nicht ſeyn, Nachbar.“

Worauf Damian mit Haſt und Seelenangſt: „Ich ſag' Dir, lieb's Madl, 's iſt Alles Dein, und ich, der Herr davon, bin zuerſt Dein und Dein letzter Knecht, wenn Du mir die Hand geben und mein Weib ſeyn willſt. Was ich Dich gern hab', iſt nicht zu beſchreiben; 's raubt mir den Schlaf und alle Ruh, und verbrennt mir das Hirn. Nach Deiner Lieb dürſt' ich, wie der Hirſch nach dem grünen Wald; ich langweil' mich nach Dir, wie ein Siech nach den geſunden Tagen. Madl, Deandl, Jungferl, Engerl mein, ſey g'ſcheit, gib mir die Geſundheit wieder und tauſch' Dein Herzl mit dem meinen, das ich an Dich verloren!“

Obwohl ſolche Anträge befürchtend und deßhalb darauf gefaßt, erſchrack dennoch Hanni vor der ſiedigheißen Leidenſchaft, vor der flackernden Begierde, die aus Damians Antlitz, aus ſeinen rollenden Augen ſprach. — „B'hüt Gott! was wandelt Dich an?“ entgegnete ſie dem dringenden Werber ſchnell: „Iſt's an der Zeit, alſo zu mir zu reden? Gib Ruh', gib Fried', ſey Du g'ſcheit, und mach' kein Aufhebens vor den Leuten!“

Damian ſchwieg nun, wie auf's Maul geklopft. Dennoch klammerte er ſich an die letzten Worte der Hanni, und dachte, ſich zum Troſte: „Aha, . . . ſie will nicht vor den Leuten mit mir abhandeln? Wohlan denn: unter vier oder ſechs Augen thät's ſich auch, und beſſer noch.“ — —

„Hoamgeh'n, hoamgeh'n!“ bettelte Nazi, der plötzlich ſehr unruhig wurde, an der Schweſter. Und Hanni ſagte ihm in's Ohr: „Ich wollte das ja gern mit Dir ſelbander, aber der Großvater leidet's nicht, weißt? Wir müſſen ſchon Geduld haben . . . aber weißt? zu Mittag kriegſt Du gute Topfennudeln, brennheiß! Gib Dich zufrieden, lieber Bub!“

Nazi ſchwieg, aber ängſtlich deutete er auf Damian, der vorausgegangen war, um mit dem Alten zu plaudern, da es mit der Jungen nicht recht voran wollte. — Es war, als hätte der Trottl etwas ſehr Geheimes und Wichtiges auf dem Herzen, und könne es nur nicht herausſagen nach Wunſch. So etwas ahnte auch Hanni, denn in den Gebirgen geht die Sage, der Himmel offenbare nicht ſelten den Trottl'n, Fexen und ähnlichen blödſinnigen Leuten die Geheimniſſe der Zukunft, und manche daherrührende, den Verſtändigen zu Gehör geſtammelte Warnung der Einfältigen habe ſchon die lohnendſten Früchte getragen. Dieſe Sage iſt's, dieſer Glaube iſt's, welchen größtentheils die Milde und Nachſicht und Barmherzigkeit zuzuſchreiben, die der Gebirgler gegen den Trottl zu Tag legt. Er hegt und pflegt die Blödſinnigen, weil ſie ihm Vertraute des Himmels ſcheinen, die in der Todesſtunde, frei von aller Schuld und allem Fehl, von Mund auf in den Schooß des himmliſchen Vaters zurückkehren.

Hanni alſo ahnte, daß in dem Nazi ein warnender Geiſt von oben ſich kund gebe, und fürchtete vom Augenblick an den Stiglbauer, und achtete mehr als ſonſt auf des Nazi Geberden, Mienen und die Worte, die er hervorzuſtottern ſeiner Zunge Gewalt anthat. — —

Die Gelegenheit, nach den Fabuliſten, fliegt umeinander, wie die Schwalben; hat vorne einen großen Schopf, daß man ſie gleich dran packen und feſthalten kann, ſo wie ſie ankommt; iſt hinten kahl, läßt ſich nicht mehr erwiſchen, ſo wie man einmal ſie und ihren Schopf verpaßt hat. Weil aber die Gelegenheit ein

Weibsbild, ein launiſches, ſo trifft's ſich wohl, daß ſie gar oft Demjenigen, der ſie bei'm Schopf genommen, erſt noch ausreißt, und ſpöttelnd davon flattert. Der Stigl-Damian hatte das im Stall ſchon erfahren; er ſollte es auch bei'm Imbis nochmals inne werden.

Als nämlich er zu End' der Mahlzeit, an welcher Gaſtung Niemand Theil genommen, außer dem Wirth und ſeinen drei Gäſten vom Glitteck, auf ganz herriſche Weiſe einen Nachtiſch hatte auftragen laſſen — ſüße Blattln, Tſchurtſchen oder Zirbelnüßlein, Lebkuchen und dazu einen ſüßen ſchaumigen Wein aus Welſchland — und mit innrer Freudigkeit bemerkte, daß der Altvater Luzl guter Dinge geworden war; — auch die Hanni ſah nicht mehr ſauer drein, und der Nazi ſchläfelte auf ſeinem Hockerl im Nachgenuß der ihm reichlich geſpendeten Topfennudeln — da meinte er, jetzo ſey die Stunde da zum Reden, und friſch heraus zu reden, und den Preis gäh und keck zu gewinnen. Er hätt's nicht mehr ein Ave Maria lang ausgehalten, denn ſchon wieder, im Angeſicht der ſchönen Dirn', nach der er begehrte, ging ihm das Herz wie der Jagkl in der Schmiede *) und es mußte nun heraus, was darauf lag, mehr als tauſend Pfund ſchwer. — So ſtutzte er denn mit zitternder Hand ſein Glas an das des Luzl und der Hanni, und redete mit von innerlicher Bewegung dämpfiger Stimme alſo:

„Meine herzliebe Nachbarin Hanni hat mir vor'm Eſſen geſagt, ich ſolle nicht vor den Leuten ein Aufhebens machen, und ich hab' das gut gefunden. Jetzo ſitzen wir aber bei einander, und das Weinl macht aufrichtig. Und ſo frage ich noch einmal Euch, lieber Nachbar, und Dich, liebſte Hanni, ob Ihr mich nicht als Euern Sohn und Ehmann annehmen wollt. Mein Gütl iſt frei, ein biſſel Geld hab ich auch noch beineben . . . geſund bin ich und jung und ein ehrlicher Kerl, der nirgends verbandelt, ſponſirt und verſprochen iſt. Das Madl hab' ich ſo viel arg gern . . . Vater, willſt Du mir's geben, das Madl? Hanni, noch einmal: willſt mich nehmen, willſt mich haben?“

Hanni ſchlug blitzroth die Augen nieder, und verharrte in der Stellung.

---

*) Großer, vom Waſſer getriebener Hammer.

Luzl ſtutzte mit dem Damian leutſelig an; in ſeinen Augen ſchwamm Bereitwilligkeit und allerlei großväterliche Schwärmerei, und er antwortete: „Stiglbauer, Du biſt mir recht, ich hab' nichts gegen Dich, kann nichts gegen Dich haben. Du haſt im Land ein gutes Lob, biſt ein gemachter Mann, und eine Frau kann's bei Dir gut haben. Du weißt auch, daß meine Enkelin da einmal ein ſchönes Trumm von mir erben wird, und von Herzen und Leibsgeſtalt iſt ſie ohnehin die Erſte weit und breit. — Nun, nun, Hanni, zürn' mir nicht; 's iſt mein Ernſt, und ich lob' Dich heut' in's Geſicht, weil ich dem Damian ein Bürg' ſeyn will für Deine herzgute Seel' und Frömmigkeit und Tugendreichthum. 's wär' auch Schad', Hanni, wenn Du nicht annehmen wollteſt, was Dir der Stiglbauer da ſo ehrlich und chriſtlich anbietet. Deine Mutter ſelig im Himmel — ſchau, Hanni, 's iſt gewiß und wahr — wird Dir nicht bös ſeyn, wenn Du des Damian Weib wirſt. Im Gegentheil: ſie wird ſich närriſch darüber freuen . . . und da ich ſchon g'ſpüre, daß Du dem Stiglbauer ganz allein und heimlich — und, ſo viel ich hoffe — Gutes zu ſagen haben wirſt, ſo will ich derweilen hinausgehen, und ſpäter nachſchauen, wie's geht und mit euch ſteht. Ihr habt's miteinander auszumachen, und meinen Segen zu einer euch und Gott dem Herrn wohlgefälligen Verlobung und heiligen Eheſtand habt Ihr ſchon jetzo, und zwar von Herzen; Amen!"

Dem Stiglbauer die Hand ſchüttelnd, und dem Nazi geſchickt hinauswinkend, entfernte ſich Luzl. Nazi waglte dem Großvater nach, und zwar ſo ſchnell, daß die in Gedanken verlorne Hanni ſeine Entfernung vorerſt gar nicht bemerkte. Erſt eine Weile nachher, und da der Stiglbauer ſie bei der Hand nahm, und zu ihr fiebernd und vor Ungeduld bebend ſagte: „Glück zu, hab's Kuraſchi, Hanni. Laß' mich nicht lang auf's „Ja" und „in Gottesnamen" aus Deinem Goſcherl warten!" — erſt dann ſchlug das Mädchen die Augen auf, ſah dem Werber ſteif und ernſt in's Antlitz, und antwortete ihm:

„Ich will Dir was ſag'n, Nachbar; hör' mir fein zu. Du thuſt mir eine Ehr' an, und ich wär' ſtolz darauf, daß ich in Deinem Sinn alle ledige Dirnen im Thal ausgeſtochen habe . . . aber, ſchau: ich hab' einen Verſpruch, ich hab' ein Gelöbniß gethan. Das iſt dem Herrn im Himmel und meiner Mutter ſelig eigen; ich kann nichts mehr davon abthun. Ich war ſchon eine

Braut, und hab' meinem Bräutigam, dem ich gut war, mehr als mir ſelber, die Lieb' und Eh' aufgeſagt. Jetzt bin ich eine Mutter, meines armen Bruders Mutter, und will's ihm bleiben ungetheilt. Könnteſt Du mir redlich zuſprechen, den Heiter da . . ."

Sie ſchaute um ſich, und verwunderte ſich eine Sekunde lang, da ſie den Buben nicht neben ſich ſah; dennoch aber fuhr ſie fort mit gleichem Nachdruck: „Könnteſt Du mir rathen, als ein wackrer Mann, den Nazi aufzugeben und ihn zu verlaſſen, um neben Dir auf'm Stigl zu ſitzen, wie eine faule und hoffärtige Gräfin? O nein . . . das thät' ich nicht, und wünſche Du es auch ſelber nicht. Denn, hab' ich gleich den Friedl weggeſchickt, nur der Friedl iſt mir lieb und bleibts, und wird's bleiben in Ewigkeit!"

„Ach nein, ach nein!" brach Damian ungeduldig, zerknirſcht, bis zum Weinen erſchüttert, los; „ſoll denn der Trottl Dich und mich auf ewig um unſer Glück bringen? Sieh zu, Hanni, was Du von Dir weiſeſt. Ich bin ein Glückskind, ich; mir iſt im Leben noch nichts fehlgeſchlagen. Auf der Jagd hab' ich den beſten Schuß; bei'm Schießen hab' ich den höchſten Preis, mein Gut tragt mir mehr aus, als Andern zehn Güter von der gleichen Größe. Was ich anrühr' wird Gold . . . o Schatzerl, und Du willſt nicht mit mir theilen? Der unglückſel'ge Trottl ſollte „Nein" ſagen zu unſrer Glückſeligkeit? Das wird nicht ſeyn. Gib mir Dein Pratzl, Du meines Herzens Weh' und golden ABC, und der Nazi ſoll gehalten werden, wie ein Prinz. Ich bin in der Stadt bekannt . . . dort iſt ein ſtolzes braves Haus, worinnen dergleichen arme Leute ernährt und erzogen und gehütet werden, wie die Dompfaffen: dick, fett, und — Herz, was begehrſt Du? Die Armen zahlen dafür gar nichts, und werden von der Regierung in Allem erhalten. Die Reichen natürlich kriegen's nicht geſchenkt. Und — kannſt mir's glauben, Hanni — das ſchwerſte Geld aus meiner eignen Taſch'n, will ich mir's koſten laſſen und den Nazi dort aufheben, wie's Herrgottl in Frankreich aufgehoben iſt — bis an ſein ſelig Ende. Dergeſtalt werden wir, liebe Hanni, als Mann und Weib im Frieden leben, vom Nazi und ſeiner traurigen Geſtalt nicht geſtört ſeyn, und ihn dennoch ſo verſorgt wiſſen, daß Deine Mutter ſelig im Himmel droben . . ."

„Hör' auf, hör' auf, geh' weiter!" unterbrach Hanni, die mit ſteigendem Unmuth zugehört hatte, des Stiglbauern fließende

Rede: „jetzt iſt's gar aus! die Mutter laß' mir aus 'm Spiel, hörſt Du? Was Du da herausgeratſcht — ich ſag's frei — das iſt ruchlos, das bringt Dir keine Ehr', und mir würd's Schand' machen, wenn ich Deine Vorſchläge nur ferner anhörte, geſchweige denn, ihnen nachkäme. Mit uns iſt's nichts, gar nichts und in Ewigkeit nichts, Nachbar Damian. Der heilige Geiſt mag Dir vergeben, was Du da zuſammengehallewatſcht haſt, aber . . . das wär' mir ſauber, da könnt' mich's Leben g'freuen, wenn der Nazi aus dem Hauſe, und in ein Spital ſollte! Schau, ſchau, das hätt' ich von Dir nicht erwartet, wenn ſchon ſonſt Alles. Und damit gut; wirſt's ſchon einmal einſehen, und b'hüt Dich Gott! Jetzt leidt's mich nicht mehr bei Dir.“

Damian ſtand da wie ein Stock, wie eine Marterſäule, wie der gewiſſe Sankt Neff im Krautgarten, den die Bub'n mit der Pelzkapp'n derworfen haben. — Hanni indeſſen, bös und grantig, wie gar noch nie, fegte zur Thür' hinaus; ihr begegnete der Nazi, der ſie zu ſuchen kam, juſt, wie ſie ihn ſuchte.

„Hoamgeh'n, Hanni, hoamgeh'n!“ rief wiederum der Trottl, und zerrte an Hanni's Kleid: „alt Weibl is da, Moidl da . . . hu, hu, Moidl!“

„Gleich, gleich;“ antwortete ihm Hanni: „komm, laß' uns ſchleunen. Die Moidl könnt' ich jetzt auch noch brauchen. Ich merk' ſchon, wo die ganze Werberei hat hinaus ſollen. Die Moidl möcht' gern auf dem Spinnewetterhof hauſen und regieren. Ach, der Großvater mag thun, was er will; er iſt der Herr. Aber Nazl, Dich verlaſſe ich nicht, und ſollten wir miteinand' betteln geh'n!“

„Bedl'a, bedl'a!“ jauchzte der Trottl mit einer ſo zu ſagen ſchauerlichen Luſtigkeit, und trappelte, als wollt' er ſeine Beinl'n ausrenken, neben der Hanni her, die ohne Weiteres, und ohne nach Luzl zu ſchauen, den ſie mit Recht mit der Moidl im Diskurs vermuthete, heimwärts eilte mit aller Macht.

Und alſo hatte Damian kurzen Beſcheid, und diejenige lange „Naſ'n g'fang'n“, die er vor wenig Tagen noch der Hanni hatte anhängen wollen. — Eine kurze Weile ſtand er noch unbeweglich, wie oben geſagt; dann blitzte er auf einmal auf, als hätte er Springfedern von Stahl im Leibe, und mit zwei Hupfern war er außer ſeinem Hof und im Wald drinnen, ohne von Luzl Urlaub zu nehmen. — Der Spinnewetterbauer, der da wohl merkte, was für Wetter zwiſchen der Hanni und dem Stiglbauer ſeyn müſſe, die alle Beide unſichtbar geworden, zertrug ſich auch mit der Moidl, die gekommen war, um zu ſehen, wie der Wind eingeſchlagen. — Die Moidl ließ es ihrerſeits an Vorwürfen nicht fehlen, und ſo ſchieden die alten Liebsleute im größten Gift, und heftig erzürnt, und verſprachen ſich heilig, einander im Leben nicht wiederzuſehen, und hätten ſie noch fünfzig Jahrl'n vor ſich. Die Alte fuhr wild zum Aichkrat hinab, der Alte ſchoß zornig hinüber zum Glitteck, und fing an, mit der Hanni zu ſtreiten, und den Nazi zu ſchopfbeuteln. Und wie Hanni ſich flüchtete und den Nazi ſalvirte, ſtritt Luzl die Nacht über mit ſich ſelber, und ſchopfbeutelte ſich eigenhändigſt. Und ebenfalls die ganze Nacht geiſterte und fantaſterte der Stiglbauer im Walde und in den Felſen herum, und kam erſt nach der zweiten Glocke des Einſiedlers im Hochwald daheim an. Was mit ihm vorgegangen, wußte Niemand; aber daß er ſich fortan über acht Tage lang in ſeiner Kammer aufhielt, und Niemand zu ſich einließ, als wer ihm Eſſen und Trinken brachte, und nichts mehr redete, als „Ja,“ „Nein“ und „ach, ach!“ — das iſt wahr, und Jedermann wunderte ſich darüber in den Tod hinein.

Sechstes Kapitel.

Noch ein Krieg und noch ein Sieg.

Wenn alten Leuten eine Liebhaberei verkümmert worden, wenn ihnen ein an's Herz gewachſener Menſch geſtorben oder zum Feind verdorben, dann ſind ſie ſelber gleichſam todt, und lebten ſie noch ſo viele Jahre ihr Pflanzenleben hin. Der Geizhals, dem ſein Schatz geſtohlen, der Hundsfreund, dem ſein „Tachl“ entkommen, der goldne Hochzeiter, dem ſeine Hochzeiterin in den Himmel entlaufen, neigen ſich der Grube zu, ändern plötzlich ihre Gewohnheiten, finden kein glücklich Stündlein, kein friedlich Eckchen mehr in der Welt. — Dem alten Luzl konnte es nach ſeinem Bruch mit der Birnſtorfer-Moidi nicht anders ergehen. Zwanzig Jahre war er mit dem alten Weibsbild, ſo zu ſagen, Hand in Hand gewandert; die heiligſten Verſprechungen hatte er dem Weibe gemacht, und dieſe Zuſagen aus purer Liebe zu ſeiner Tochter, zu ſeinen Enkeln nicht gehalten und nicht erfüllt . . . Und jetzo, da die Moidl mit ihren, zum großen Theil gerechten Vorwürfen das Tiſchtuch zwiſchen ihr und ihm ſcharf entzweigeſchnitten — jetzo begriff er erſt, daß er ſie doch heftiger, weil thörichter, geliebt, als Tochter und Enkel, und daß er ſelber ſich den Nagel zum Sarge geſchmiedet. Ein alter Liebesnarr iſt närriſcher als zehn der jüngſten.

Bald war Luzl nicht mehr zum Kennen, wie man ſagt. Sein guter Muth war dahin, die Kleider ſchlotterten an ſeinem Leibe; ſeinen Waffen, ſeiner goldenen Kaiſerin Maria Thereſia ſchenkte er keinen Blick mehr; er kieſelte ſein Brod ohne Eßluſt, der Schlaf floh ſein Bett, er ſelbſt floh die Gegenwart und den Zuſpruch ſeiner Hanni, die tappigen Liebkoſungen des Nazi. Sonſt hatte er ſich eben nicht allzuſehr um die Kirche bekümmert; — jetzo kniete er in allen Kapellen, vor allen Kruzifixen im Thale und auf'm Gebirg herum, . . . wo er ging und ſtand, betete er — um einen baldigen Tod, und öfter als daheim, war er bei'm Einſiedler auf dem Hochwald zu finden.

Hanni, die mit ängſtlichem Auge all dieſem ungewohnten und unheimlichen Treiben folgte, war ſelber darob betrübt bis zum Tode, und wartete vergeblich auf eine Aenderung, auf eine Beſſerung. Luzl verſank immer tiefer in ſeine Schwermuth, und ein freundlich Wort war nicht mehr von ihm zu erhalten. Dagegen um ſo fleißiger antwortete er der Enkelin auf ihre Fragen und Klagen: „Biſt ſelbſt an allem Schuld, hoffärtige Dirn! Hätt'ſt Du den Stiglbauer genommen, es ſtünd' uns allen fein zu Geſicht. Jetzt aber laß' mich aus, und bet' was Du kannſt, daß mich der Herr von dannen nimmt. Hernach wird's wieder gut ſeyn.“

Nahm dann trotzig den Hut zur Hand, und ſtolperte hinaus in den Wald; ließ ſich nicht bei Hauſe ſehen mehr vor ſpäter Abendzeit . . . trug ſeinen Lebensüberdruß und ſeine Andächtigkeit durch Berg und Thal hauſiren.

So ſaß denn eines Abends, — ſchon bei dunkler Stunde — die arme Hanni mit ihrem Nazi in der Stube, und harrte des lange ausbleibenden Großvaters, und quälte ſich mit allen ſchauerlichen Gedanken, die man in ſolchen Augenblicken haben kann. Der Alte konnte in einen Abgrund geſtürzt, und darinnen elend umgekommen ſeyn. Oder ein Wolf, wie ſie dort häufig den Heerden zur Alp nachgehen, konnte den Greis zerriſſen haben. — Dann wieder ſchloß Hanni ihre weinenden Augen zu einem kurzen Schlummer über ihrer Arbeit, und träumte plötzlich, der Großvater werde hereingetragen, todtblaß und kalt, und die Träger ſeyen kohlſchwarze Männer, die ein grauenhaftes Lied dazu ſängen ... und vom Schrecken angeſtoßen und geſchüttelt, erwachte die Arme jählings, und fühlte, daß Nazi ſie derb am Aermel zerrte, gegen's Fenſter deutend. Hanni ſah mit Verwunderung, wie die Augen des Trottl aus ihren Höhlen getreten waren, wie die Lippen des Nazi zitterten und bebten ....

„Da gibt's ein Unglück!“ ſtammelte ſie, und horchte gegen's Fenſter, und vernahm draußen Geräuſch. — „Der Großvater!“ rief ſie, Muth faſſend aus, ſprang an die äußere Thür, zog raſch den Riegel, und richtig kam Einer herein; 's war jedoch nicht der Luzl.

„Mein, was wär' mir denn das?“ fuhr Hanni auf: „Stiglbauer, biſt Du's, oder iſt's Deine arme Seel'? Mein! Damian, Nachbar, wie ſchauſt denn Du aus?“

Sie konnte ihn ſchon wegen ſeines Ausſehens bereden. Er ſah ganz verwirrt und verſtört her. Sein Haar war geſträubt, und lupfte ſchier den grünen Hut; käsweis war ſein Geſicht, und ſeine Augen brannten wie zwei Kohlen in Glut. Ueber der Schulter hing ihm der Stutzen, einen Bergſtock führte er in der rechten Hand, mit der linken erfaßte er das Mädchen bei'm Arm, und redete ſie ſo gewiß herriſch und zäh an: „Grüß' Gott, lieb's Deandl, hab' Dich ſchon lang nicht g'ſehen? Biſt allein, und darf ich ein biſſel ankehren bei Dir?“

Damit war er auch ſchon in der Stube drinnen, und mit dumpfem Geheul verkroch ſich Nazi vor dem Ankömmling, den er fürchtete, unter die Ofenbank.

Hanni wollte den überläſtigen Gaſt gehen heißen, aber die Stimme verſagte ihr den Dienſt, da der Stiglbauer ſich ohne Umſtände auf die Bank ſetzte, das Mädchen an ſeine Seite niederzog, und ſie anſprach, trutzig und verzagt zugleich:

„Jetzt paß' auf, Hanni, was ich Dir ſagen thu': die Uhr wird bald ſchlagen, und die Stund' iſt geſchwind herum. Heut müſſen wir auf gleich kommen, oder's geht nicht gut mit Dir und mit mir; potz Sachſen, Du kennſt mich noch nicht! Haltſt mich etwa für narret, bin's aber nicht. Haltſt mich etwa für einen Gimpel, daß ich noch einmal bei Dir anſprech'?“

Und da der Stiglbauer auf recht kurioſe Art darnach ſang:

Wann's Deandl ſo falſch is, und kommt All's an Tag,
Muß der Bua wohl ein Lotter ſein, wenn er's noch mag?

ſo wurde der Hanni eiskalt um's Herz und auf'm Rücken, und immer befremdeter horchte ſie dem gefährlichen Nachbar zu, der alſo fortfuhr:

„'s iſt mein Unglück geweſen, daß ich Dich geſehen hab'; — no, das Unglück iſt einmal geſchehen ... Item, ich muß es haben. Aber, ein jedes Ding hat ſein End', und auch mein Herzensbrand muß ein End' nehmen, ... ich kann's ſo nimmer aushalten, weißt? — Dich haben muß ich, oder aus der Welt abfahren, verſtanden? 's wird ſich weiſen, ob Du mit mir zu geh'n haſt, oder nicht; das iſt heilig und gewiß, Hanni, verſtehſt mich? He?“

„Aber um der heiligen Jungfrau willen,“ entgegnete Hanni, deren Zunge wieder lebendig wurde, — „wie kommſt mir denn vor, Nachbar Stiglbauer? Ich kann mir ja nicht genug loſen bei Deinen Reden? Was haſt Du denn gegeſſen, Damian, daß Du ſo harb, ſo hantig, ſo konfus thuſt?“

„Gift und Opperment hab' ich im Magen,“ rief der aufgeregte Damian aus: „'nen böſen Geiſt hab ich im Leibe, poß Sachſen, und der ſoll heraus, ſo wahr ich leb', und meine g'ſunden Sinne hab'. G'ſpürſt jetzt was, Du leidige Menſchinn?“

„Was willſt denn, im Namen aller Heiligen?“ fragte ungeſtüm das Mädchen, das zu merken und zu g'ſpüren anfing, wie es in dem Damian ausſah: „Wenn Du nicht bald mit der Farb' herausgehſt, ſo ſchrei ich um Hülfe ...“

„O weh, das wär' Dein letztes Schnauferl!“ fiel Damian heftig ein: „da hätt'ſt Du ſchon Deinen Decem weg! Paß' auf, ſag' ich. Ich hab's Schlafen ſchier verlernt, und ſtatt zu ſchlafen, hab' ich mich erſonnen und erſonnen, und bin auf ſelbigen Sinn gekommen, daß ich Dich haben muß. 's wär' ein Spott, eine Schand' für mich, das Glückskind Damian, dem Alles in der Welt eingeſchlagen iſt, wenn ich an Dir zum Lumpen, zum Bettelmann, zum Garnix würde. Ich hab' Dir lauter ſchöne Worte gegeben, und werd' Dir auch mein Lebtag kein unſchön's ſagen ... aber, Du mußt halt mein ſeyn ... Du mußt ... ſonſt geht's mir um den Hals und die Seligkeit!“

„Ich muß? Nun, jetzt g'freut mich mein Leben! Ich muß? Wer iſt ſie, die Muß-Hanni? Schau mir doch den großen Schlankl an, den langen Schliffl, der mir da aufdiktir'n will, was ich ſoll und nicht ſoll! Und wenn ich nicht will, nicht ſoll, nicht muß? He? was dann, Du hoffärtiges Mannsbild?"

Als die Hanni ſich alſo entſchieden vernehmen ließ, und zu den Worten gleich die paſſende Geberde ſpendirte, da gab's dem Damian einen Zucker durch den ganzen Leib, und bei ihm ging jetzt das Zittern und Beben an. Dazu ſagte er, in ſich ſelber zuſammenſinkend:

„Dann bin ich halt noch 'mal g'frorn, wie die Moidi ſagt, und will auch nimmermehr aufthauen. Alsdann bin ich kein'n Schinderling mehr werth *). Alsdann flücht' ich hinauf zum Gamsbock, zum Adler in ſein Neſt . . . noch höher hinauf, wo's nur Schnee gibt und Eis, wo der Tod ſein'n Garten hat. Dort will ich ſterben . . . . vielleicht daß der heilige Sankt Peter zu'n Wolken außiklengt, und zieht mich bei'm Fuß in's Himmelreich eini! . . . ach! und wenn er's nicht thut, und dafür der hölliſche Grauwuzl mich 'nunterſchleifen macht in's hölliſche Feuer . . . Hanni, Hanni! Du leidige G'ſellin! Dann haſt Du mich auf der Seel', und Dir wird nimmer vergeben, nimmer verziehen! . . ."

Den armen Teufel drohten die Thränen, die mit Macht aus ſeinen Augen brachen, zu erſticken.

»No, no, ſey doch g'ſcheit, Stiglbauer!« ermahnte Hanni.

Jener fuhr aber, ſeine Wehmuth beſtens verbeißend, fort: „O ich weiß, daß Du zur Pein der Mander auf die Welt gekommen biſt. Ich weiß gar wohl, wie Du's dem armen Weberfriedl gekocht haſt. Magſt die Supp'n auslöffeln, die Du ihm eingebrockt haſt . . ."

»'s hat mir weh genug gethan;« unterbrach ihn Hanni trocken und reſch: »geht Dich auch gar nichts an.«

„Meinſt?" gab Damian ſpitzig darauf: „Haſt nur zu ſchaffen, Du brennender Löw'! Wer hat Dir denn das da vertraut, he? Das geht alle friſche Bub'n an; ſchau daher! Wiſſen ſie denn nicht etwa im Thal drunten, daß ſich der Weberfriedl als Soldat derſchoſſen hat, mit ſeiner eignen Flinte? Und das ſoll mich nichts angehen, der ich an demſelben Leid kranke, wie Er?"

„Jeſus, Maria und Joſeph!« ſchrie Hanni auf: »der Friedl hätte ſich ſelber um's Leben gebracht? — Ach nein, o nein! das iſt nicht wahr!« ſetzte ſie gefaßter hinzu: »das iſt ein dalketer G'ſpaß von Dir.«

---

*) Eine alte, ganz ſchlechte Scheidemünze.

„Und 's iſt doch wahr!" antwortete Damian rechthaberiſch: „juſtament iſt's wahr; ich hab' mich großmächtig derſchaut, wie ich's vernommen habe . . . aber wahr iſt's . . . und Deine Sünd' kannſt Du nur damit gut machen, daß Du mich nimmſt, Hanni. — Gelt," — fuhr er ſchmeichelnd fort, dem Mädchen, das mehrere Schritte von ihm in die Stube hineingewichen, ſich nähernd — „gelt, Hanni, um's Gottes Barmherzigkeit willen, thuſt mich nehmen? . . . gelt? o nimm mich doch, daß ich nicht verkomm' und die Seligkeit verlier'!"

„Willſt mir vom Leib bleiben?" eiferte ihm Hanni entgegen, die bis in's Tiefſte gekränkt worden durch die Kunde von Friedl's Tode, welche ſie für eine ſchnöde und grauſame Erfindung des Stiglbauern hielt: „und wärſt Du beſchlagen mit Gold und Edelſtein, und ſchön wie ein Engel, Du ſollteſt kein Fingerſpitzl von mir haben. Geh' weiter und gib Fried, und b'hüt Dich Gott!"

Jetzt ſchlug die Weichheit des Damian plötzlich in die grellſte Wuth um. — Er knirſchte: „B'hüt Gott Dich ſelber, falſche Kundin, und fahr' ab!" — legte das Gewehr auf das Mädchen an, und wollte unbedachtſam ſeinen Schuß thun. Da fuhr mit der Schnelligkeit eines Wieſels der Trottl-Nazi unter ſeiner Bank hervor, ſtürzte auf Hanni los, die in die Kniee geſunken war, ihres letzten Augenblicks gewärtig, und umklammerte ſeine Schweſter dermaßen, daß von ihr faſt nichts mehr zu ſehen war, und heulte dabei: „Hanni, Hanni, nit ſchiaſſa, nit! ode mich todt machen . . . den Nazi todt machen!"

Erſchüttert ſetzte Damian ab, und ermahnte den Buben: „Geh' weg, Nazi . . . mach' Platz, Nazi . . . geh' weiter, wenn Dir's Leben lieb iſt!"

Aber Nazi wich und wankte nicht. — „O mein Brüderl!" ſeufzte Hanni, ihrerſeits ihn umſchließend mit ihren Armen: „laß' uns miteinander ſterben!"

Es machte ſich eine kurze Stille. Damian, wieder umgewandelt, warf die Büchſe auf ſeine Schulter, und ſprach mit einer gewiſſen Feierlichkeit, die aber nur mühſam vorhielt, um ſeine außerordentliche Bewegung zu verbergen: „'s is ſchon ſo: der Bub' da hat Dich gerettet, Hanni. Sein unſchuldig Blut mag ich nicht vergießen, und Dich ſelber will ich dem jüngſten Tag und letzten Gericht überlaſſen! 's iſt gut, wenn ich jetzo von der Welt gehe, zu ſterben auf einem Ferner, im Schnee, im Eis . . . weil Deine Kälte mir ſo viel ſchwer auf der Bruſt liegt, und mir's Herz abdrückt! Und wenn

wiederum der Lanks kommt, und die Berge aper werden*), dann ſteigen wohl ein paar ſchneidige Jagdler auffi an den Fleck, wo der Damian geſtorben iſt, und finden ſeine Knochen, und tragen ſie herunter in ein ehrlich Grab . . . und ich weiß Eine, die ſich dann nicht mehr auf'm Friedhof wird ſehen laſſen dürfen, wo die armen Seelen umgehen, die ſie um's Himmelreich gebracht hat! . . .“

Damian hielt inne, gleichſam eine Antwort, die letzte, erwartend. Da ihm jedoch keine wurde, wenn ſchon Hanni von ſeiner Anrede keine Silbe verloren hatte, ſo athmete er einen grimmigen Seufzer aus ſeiner keuchenden Bruſt . . . gleich darauf fiel die Thüre zu. Hanni ſchaute über des Nazi Schultern, die ihre Bruſtwehr geweſen, . . Damian war fort. — Nazi brach in unbändiges Freudengejohle aus: „De Kwampus is foat . . . ju—u—ui! Kwawaten und Panduuhen!“

Ein paar Minuten darauf kehrte Luzl unverſehrt von dem Einſiedler im Hochwald heim. Seine Seele ſchien viel und ſchwer zu tragen. Seine Zunge war ſo viel als ſtumm. — Hanni redete auch nur mit „Ja“ und „Nein.“ Nazi gab ſich mit dem Großvater eben auch nicht ab, und ſchlief ſeiner Gewohnheit zufolge auf dem Loderbett ein, da Luzl noch an der Abendſuppe zehrte. Kaum aber war davon der letzte Löffelvoll drunten, ſo wünſchte der boshaft grollende Greis ſeiner Enkelin nach ſeiner ſeit Kurzem ſo hämiſchen Weiſe eine gute Nacht.

„Denk' einmal, was ich gehört habe, Hanni!“ ſagte er, und jedes Wort fiel ihm wie ein Zentnerſtein von den Lippen: „denk' einmal: der Weberfriedl ſoll ſich auf der Schildwacht derſchoſſen haben! — Gut' Nacht und g'ſegn's Dir Gott!“

„So iſt's alſo doch wahr?“ ſeufzte Hanni, erlahmend auf die Bank ſinkend, und die Hände ringend. Und aus dem Seufzen wurde ein Schluchzen . . . und der Morgenſchein überraſchte die klagende Jungfrau wachend und mit ihren Zähren benetzend die Kleinodien der Liebe, die beim Scheiden und Meiden der Weberfriedl von ſeinem Hut genommen, und in Hanni's Stube geworfen hatte. Reue und Trauer und Herzeleid — das hatte ſie von all' ihren Siegen.

---

*) Von Eis und Schnee rein.

Siebentes Kapitel.

Kein Unglück kommt allein.

Der Friede — ach — war aus dem herzigen Häusl des Spinnewetterbauern gewichen; die guten Tage waren vorbei, die Zither hing beſtäubt im Winkel, und nicht nur der Geſang war verſtummt, ſondern auch die Rede, die freundlichen Reden, die ſonſt in der Familie von Mund zu Mund gegangen waren. Luzl ſchloß nach und nach, in ſtumpfem Hinbrüten, eine Rechnung nach der andern mit der Welt ab; Hanni gehörte einzig ihrem Schmerz und dem Nazi, der wiederum nur an ihr hing; wie ein krüppelig Erdmännlein, das ſich in ein Menſchenkind verliebt hat, und demſelben wie eine Klette anhängt, wie ein Hund auf Schritt und Tritt nachhinkt. Wenn er an dem Großvater vorbeiwatſchelte, machte er die blöden Augen zu und murmelte: »Luzl, Ade!“ Oder er hielt die Hanni feſt, deutete auf den Alten, der den Kopf in die aufgeſtützten Hände verborgen, und ſtotterte: „Weiße Kopf ſchlaft ſich todt!“ — Und wenn ihn Hanni ſchweigte, und ihm ſagte: „Pfui, wie magſt Du ſo dumm reden!“ dann blickte er recht altklug aus ſeinen Glotzern hervor, und wiederholte: »Todt, todt, ſchlaft ſich todt!«

„Das iſt keine leere Weiſſagung;“ redete die innere Stimme zu der armen Hanni: »die Mutter dahin, Friedl dahin . . . der Großvater im Sterben . . . bald wirſt du ganz verlaſſen ſeyn!«

Der Hintritt des Friedl mußte wahr ſeyn: das ganze Thal ſprach davon. Die Weberin vom Baldenſtein war plötzlich zu ihrem Mann verreist, der in einem Bade, weit von Mahring, ſeiner Gicht pflegte. Auf das Glitteck hatte ſie nichts ſagen laſſen, weil ſeit dem Bruch der Verlobten der Baldenſtein dem Glitteck feindſelig geworden. Indeſſen war gemeinkundig, daß die Weberleute von dem Regiment, in welches der Friedl getreten, Bericht erhalten hatten.

Gleich auf der Ferſe dieſer Botſchaft kam eine andere, viel wunderlichere, die kaum weniger hart an das wunde Gemüth der armen ſchönen Hanni griff: der Stiglbauer war verſchwunden, wie von der Welt weggeblaſen, und zwar ſeit jenem böſen Abend, da er zum Zweiten- und Letztenmale im Spinnewetterbauernhof geweſen! Seine

Leute ſtreiften auf ihn zu Tag und Nacht; nirgends eine Spur, eine Fußſtapfe von ihm. Das Landgericht kam, und nahm fürſorglichen Beſitz von dem Gute des Vermißten, und ſetzte dahin einen Verwalter. Von Damian war nichts zu ſehen, nichts zu hören. Er wurde ausgeſchrieben . . . nichts verlautete.

„So hat der Unglückſelige doch Wort gehalten!“ jammerte Hanni im Stillen täglich vor ſich hin: „der grauſame Menſch! Jetzt liegt er in irgend einem Eisloch todt und zuſammengefroren . . . und wenn der Lanks wieder kommt, und die Berge aper werden . . . O Du mein Heiland, was bin ich für eine Perſon, daß ſich die Mander wegen meiner umbringen! Ich will ja allen Menſchen nur Gutes, und doch mache ich ſie todt, die mich ſo viel gern haben! Ach, welch' ein Schickſal! . . . und ſchier darf ich nicht mehr nach dem Grab der Mutter ſchauen, wegen der armen Seelen, die dort umgehen, und die ich auf'm Gewiſſen habe! O Nazi, Nazi, dem zu lieb ich mich und den Friedl und den Damian verdorben habe, bitte mit Deiner unmündigen Unſchuld für uns Alle, daß unſer Herrgott uns Gnade ſchenke dereinſt . . . das Unglück iſt eine ſchwere Laſt; darum, Gott ſteh' uns bei!“

Eines Morgens blieb der alte Luzl ſo gar ungewöhnlich lang in ſeiner Schlafkammer. Und da er auf endliches Klopfen und Rufen nicht Antwort gab, ſo meinte Hanni, er ſei wieder einmal in den Hochwald hinauf gegangen, den Einſiedler heimzuſuchen, mit dem er vom Tode und vom Fegfeuer und der weitern Zukunft im Himmel oder Hölle zu reden pflegte. Da jedoch nach dem Morgeneſſen Hanni in die Kammer ging, um ſie rein zu machen und das Bett des Alten aufzulockern — ſiehe, da war der Alte da, und dennoch weit fort, viel weiter als nur auf den Hochwald und zum Waldbruder! . . . Luzl war todt, ſteif, ein Leichnam, der kaum in die Züge gegriffen haben mußte, ſo ruhig lag er da, mit ſo heitrer Miene hatte er vom Leben Abſchied genommen. Der ſtille Bote aus der Ewigkeit hatte ihn unvermerkt von allen Sünden losgeſprochen, unverſehens ihm die Freiheit geſchenkt.

Aber Hanni ſtand nun, wie ſie geahnt, mit ihrem Nazi allein auf der viele tauſend Meilen weiten Erde, und nur die glückliche Seelenverfaſſung, deren ſie ſich rühmen durfte, ließ nicht zu, daß ſie verzweifelte. Hanni beugte das Haupt, und ergab ſich in die Beſchlüſſe der Vorſehung.

Der Pfarrer kam — die Nachbarn kamen, und trugen den Luzl von dannen. Ganz Mahring kam zuſammen, ihm die letzte Ehre zu erweiſen. Die Sitte erlaubte der Enkelin nicht, der Leiche zu folgen. Aber nur ſpärliche Beſuche ihrer Bekannten unter den Weibern von Mahring wurden ihr zu Theil. Dafür erſchien wiederum das Landgericht, nnd nahm die Verlaſſenſchaft des Alten auf, und ſetzte die Hanni zu einer, den Nazi zur andern Hälfte in Beſitz derſelben, und verſprach, dem Trottl einen Pfleger zu ernennen. — Und kaum waren die gelehrten Herren abgezogen, ſo zog eine auf'm Glitteck durchaus ſelten, ſchier unmöglich gewordene Perſon bei der Hanni zum Beſuch auf. Die Perſon war gar Niemand anders, als die Birnſtorf-Moidl, mit Augen voll Begierde und Verdruß, mit Schwertern im Munde, und trotzigem Groll im Herzen. Frech, und zu Allem aufgelegt, nur nicht zum Guten, hob ſie zur Hanni an:

„No, jetzt werd' ich doch auch erfahren, ob der Alte ein Geſchrifft oder einen Buchſtaben Teſtament hinterlaſſen hat, oder nicht? Willſt ehrlicher mit mir ſeyn, Hanni, als mit dem Landgericht? Gewiß hat der Luzl noch vor'm Sterben ſein'n letzten Willen niedergeſchrieben.... he?“

„Iſt mir nichts davon bewußt, und von der Herrſchaft iſt nichts gefunden worden;“ erwiederte Hanni unbefangen. „Der arme Großvater — Gott hab' ihn ſelig, iſt ſo ſchnell dahingeſtorben, daß er nicht einmal Zeit zum Verſehen gefunden hat, und noch vielweniger zum Teſtamenten....“

„Schau daher!“ ſpottete die Moidl grimmig: „Haſt'n nit g'ſeh'n? Dir ſoll ich glauben? Damit ſoll ich mich abfertigen laſſen? Nix lieber... wär' mir nix lieber! ſchau, ſchau!“ —

„Aber, Moidi....!“ hob Hanni an.

Die Moidl fuhr ihr drohend in die Rede: „Und ich weiß, was ich weiß....! und der Luzl hat mir zu ſeinen Lebzeiten alleweil geſagt, er hab' für mich geſorgt nach ſeinem Tod! Und der Luzl hat nicht gelogen... das wär' himmelſchreiend von ihm. Er hat mir die Ehr' und den guten Namen genommen... die Leute im Dorf haben mit Fingern auf mich gedeutet... und das Gutmachen war an ihm... und immer hat er's hinausgeſchoben, und dabei geſagt: Ich hab' für dich zurückgelegt, Moidi, ich hab' was für dich geſpart, daß du was haſt, wenn ich nicht mehr da bin... und ſo weiter, hat er geſagt, ſag' ich, und was er geſagt hat, ſag' ich, muß er gehalten haben, und hat er gehalten, und wenn ſich ſein Teſtament nicht find't, ſag' ich, ſo haſt Du's etwa, ſag' ich, Du Hanni haſt's irgendwo hingebracht, wo kein' Sonn' darauf ſcheint, und wo's der Gockl nit aus'm Miſt klaubt, ſag' ich. Aber ein ſchlechter Streich wär's von Dir, ſag' ich noch einmal, und Du kannſt's nicht verantworten vor Gott, weil ich armes Menſch ſo viel arm bin, und Du ſo viel reich, und haſt mich doch beſtohlen, wie ein Hallunk!« —

Hanni verlor, der Wüthenden gegenüber, nicht die Beſonnenheit, und nicht die Würde, die ihr, der Trauernden, der Unſchuldigen, ziemte. Sie antwortete daher gelaſſen:

»Biſt Du fertig? Ja? Nun, ſo merke wohl, was ich Dir zu ſagen habe. Du weißt am beſten, wie viel Unfrieden Du in dieſes ruhige Häusl gebracht haſt, und daß ich nicht viel Urſach habe, Dich freundlich anzuſchauen. Jedoch davon will ich nicht reden aus Reſpekt vor dem ſeligen Großvater, der eben mehr auf Dich gehalten hat, als vielleicht recht war. Und Dir will ich Alles verzeihen, was Du mir ſo viel grob und ungeſchliffen in's Geſicht geſagt haſt. Du biſt ein freches Weibsbild — das iſt einmal ſo, und damit gut. Aber ſchämen ſollteſt Du Dich, das Andenken des guten alten Luzl dergeſtalt zu ſchmähen und zu ſchänden, wie Du gethan, und ich bitt' Gott, daß er Dich erleuchte, ſo daß Du in Dich gehen und bereuen magſt, was Du ſo ſchmachlich gegen den Seligen ausgeſagt haſt. — Haſt Du nicht ſo manches Jahr von ihm gelebt? Und glaubſt Du im Ernſt, daß er nicht an Dich gedacht hätte, wenn ihm der Tod langſam angerückt wäre? Aber, wenn das End' kommt, wie der Blitz aus heiterm Himmel — was iſt da zu thun? Der gute Großvater hat uns ja nicht einmal ein Wörtl zum Lebewohl ſagen können!“ ...

Hanni trocknete die Thränen, die in ihr Auge getreten waren, und Moidl ſah verſtockt zur Erde nieder. Dann fuhr Luzl's Enkelin fort:

„Was mich angeht, ſo darfſt Du glauben, daß, wenn ein Buchſtab oder ein mündlicher Befehl vom Seligen vorhanden wäre, die zu Deinen Gunſten redeten, ich ſchnurgrad nach ſeinem letzten Willen thun, und Dir Alles übergeben würde, was Dir von ihm beſcheert worden. Aber es iſt nichts Geſchriebenes und kein Auftrag vorhanden. In allen Winkeln iſt von der Herrſchaft geſucht, nirgends iſt etwas gefunden worden. Der Selige ... wenn er für Dich etwas aufgehoben hätte, müßte es gerade nur irgendwo vergraben haben, wo's kein Menſch ſucht; was ich aber nicht glaube, denn er hatte ſeine Sach' gar gern klar und in Ordnung bei der Hand.

Und — weißt Du was? Um Deiner Klag' und Plag' ein End' zu machen, ſoviel ich's thun kann: ich will Dir alljährlich aus meinem Eignen zwanzig oder vierundzwanzig Gulden geben ... und darüber wollen wir „Amen“ ſprechen. Iſt Dir's recht? In Gottesnamen. Iſt Dir's nicht recht? Auch in Gottesnamen. Mehr kann ich nicht thun, und vom Nazi ſeinem Erbtheil kann ich nichts vergeben. Willſt, oder willſt nicht?“ —

Die Moidl war über Hanni's Rede ſeltſam ſtill geworden. Mit geſenkten Augen horchte ſie zu, und ihre Stirn wurde heitrer; ja, es war ſogar, als ob um ihren Mund ein ſchlauzufriedenes Lächeln ſpiele. — Und noch hatte ſie nicht „Ja“ nicht „Nein“ geſagt ... da tappelte Nazi, der ſeinen Namen aus Hanni's Munde vernommen, auf ſeinen ſchwachen Beinchen daher, pflanzte ſich vor der Alten auf, und zog das wunderlichſte Geſicht von der Welt, blinzelnd, kopfſchüttelnd, achſelzuckend, und mit der Zunge trommelnd, als mache er einem Tambour den Wirbel nach.

Moidi ſchlug gegen ihn die Augen auf, und ſtatt zu ſchelten oder finſtere Blicke zu ſchießen, lächelte ſie unverholen; wahrhaftig, ſie lächelte! — Da ergründe einer die Tiefen einer Weiberſeele! — Und während ſie alſo ſchmunzelte, ſprach ſie ſo angenehm als möglich:

„Gott behüte, daß ich den armen Narrn um einen Kreuzer brächte! Aber Du, Hanni, ſey bedankt, und verzeih' mir die Grobheit. Ich bin halt ſo viel arm, und Gott ſoll Dir tauſendmal vergelten, was Du für mich thun willſt, brave Hanni! Und ſo ſey's darum; gib mir die Hand zum Frieden, Hanni. Und ſchau: noch um etwas that' ich Dich bitten. 's iſt ein Bagatell ... aber Du weißt, daß ich den Alten ſo viel gern gehabt habe, und wenn Du mir ſein'n Stutzen und die goldige Kaiſerin zu ſeinem Andenken ſchenken wollteſt ...?“

„Meinetwegen; ſollſt's Büchſel und die Denkmünz' haben, Moidl;“ verſetzte Hanni nach kurzer Ueberlegung. Und ſo war der Handel geſchloſſen, und Moidl ging befriedigt von dannen.

„Nit ſchiaſſ'n! nit ſchiaſſ'n!“ rief ihr der Trottl nach, und lachte ſo blödſinnig und ſo grauslich dazu, daß die Hanni einen Schrecken hatte, und alles Mögliche that, um den Nazi zu beruhigen.

„'s thut ihm leid, daß ich des Großvaters Gewehr hergegeben habe;“ ſagte ſie zu ſich ſelber: „'s ſteckt doch ein biſſel Seel' und Gefühl in dem Nazi, und mich reut ſchier, daß ich der Moidi zu

Willen geweſen. Aber, geſchehen iſt einmal geſchehen, und wie halt das Sprichwort heißt:

G'fund'n, g'fund'n, wiedergeben:
G'ſchenkt, g'ſchenkt, nimmer geben! — — —

Um wieder auf die Moidl zu kommen, die mit Luzl's Flinte auf der Schulter, und mit der großen Kaiſerin im Sack nach Hauſe zog, ſo iſt zu ſagen, daß ſie aus einer gewiſſen Zufriedenheit gar nicht herauskam, und nur dann und wann vor ſich hinmurmelte: „Wenn ich doch jetzo bald mit dem Waldbruder zuſammenkäme!“

Damit war nicht etwa der Einſiedler im Hochwald gemeint, ſondern ein ganz andrer. Und was der Menſch hin und wieder recht ernſtlich wünſcht, das trifft ihm hie und da zu. So ruft Einer manchmal in großem Leid oder in großer Freude den lieben Gott; und ſiehe: der liebe Gott kommt zu ihm. Ein Andrer ſchreit im Frevel und Uebermuth nach dem Teufel; und ſiehe: der Teufel tritt zu ihm. Die Moidl ſeufzte nach dem Waldbruder, und ſiehe: da ſie in ihre rußige Einöd im Aichkrat heimkam, ſaß der Waldbruder richtig auf dem Bankl vor der Thür, und dampfte ſein Pfeiflein, daß die Funken nur ſo ſtoben und flogen.

Die Einöd im Aichkrattobel ſtand nicht ganz umſonſt in dem Ruf, daß zu Zeiten übelberüchtigte Leute dort ankehrten, um ihre unſaubern Geſchäfte in Ordnung zu bringen. Paſcher, Wildſchützen, Keſſelflicker und Dörcher aller Art waren dort ſchon geſehen worden. Die Birnſtorf-Moidl galt für eine Hehlerin, Späherin und Wirthin ſolcher Leute. Unter dieſe letztern gehörte denn auch der ſogenannte Waldbruder, der aber kein rechter Waldbruder war, ſondern nur deſſen Spitznamen führte, weil er einſt vor Zeiten der leichtfertigſte Wilderer geweſen, und mehr im Walde gelegen, als Holzdieb und dergleichen, denn in einem vernünftigen Bette. — Seine Sach' war von jeher auf nichts geſtellt, und mit den Jahren wurde natürlich das „Nichts“ zum „Garnichts.“ Hand und Fuß, Aug' und Ohr waren dem alten Kerl nach und nach untreu geworden; im Berg, im Wald war nichts mehr für ihn zu thun. Mit der Paſcherei ging's auch nicht mehr; der faulſte Finanzwächter war flink genug, den „Waldbruder“ auf friſcher That beim Kragen zu nehmen. So war denn alſo dieſer Xaver, wie er mit dem Taufnamen hieß — ſein Geſchlechtsname war längſt verſchollen und vergeſſen, kaum wußte er ihn ſelbſt mehr — ein Wanderbettelmann geworden, der in verlaſſenen

Heuſchupfen ſchlief, am Tag Almoſen heiſchend umherhinkte, in Wirthshäuſern ſchmutzige Poſſen riß, daneben jedoch auf Alles aufpaßte, wie ein Spitzhund, und wöchentlich ein paarmal den Tratſch der Thalbewohner der Birnſtorf-Moidl zutrug gegen ein Billiges an hartem Brod und ranzigen Schmalznocken.

Da dieſem Waldbruder nun das Leben auf Erden all' ſeine Freud' und Praſſerei verſagt hatte, ſo hatte er ſich, wie von ſeinesgleichen oft geſchieht, auf übernatürliche Dinge geworfen; auf's Nummernträumen zum Lotto; auf's Zahnwehkuriren mittelſt Sympathie; auf Weiſſagungen, und endlich auf Schatzgräberei und was damit zuſammenhängt. Was recht und ehrlich auf dieſer Welt, hatte er lang lang vergeſſen; aber für die verruchteſten und abgeſchmackteſten Formeln und Rezepte der ſogenannten Zauberei und Bannerei hatte er ſein Gedächtniß untadelhaft erhalten, und ſeiner Begierden Streben ging einzig und allein darauf aus, noch am Spätabend ſeines Lebens wo möglich durch Teufel, Tod und ſchwarze Kunſt ein reicher Mann zu werden, und den rohen Spaßvögeln, die ihn in ſeinen Lumpen jetzo verhöhnten, vor ſeinem Hintritt noch etwas aufzurathen zu geben, und ihnen mit Dukaten und Zwanzigern die Augen einzuſchmeißen, wie er ſich auszudrücken pflegte.

Ueber ſolchen Punkt hatte er ſchon vielfach mit der Moidl geredet, die ebenfalls nicht wenig dem Aberglauben ergeben war. Von Schätzen und Drachen ſprach der „Waldbruder" ſo gern und leidenſchaftlich, als er den Tabak gern rauchte, den er ſich, wo er ihn fand, entweder kaufte, oder ſchenken ließ, oder ſtahl — um's nur kurz herauszuſagen.

Dieſer „Waldbruder" ſaß alſo vor der Einöd und rauchte, und ſchon von fern rief ihn die Moidl freudig überraſcht an: „Schau, ſchau! kommſt mir juſt recht, Xaver! Was bringſt guts Neues?"

Der Xaver nickte wichtig mit dem Kopfe, blies einen ſtarken Dampfſtrudel von ſich, und antwortete: „Hab' ſchon was, und was nagelneues… aber's Maul mußt halten, Moidi, daß der G'ſpaß nicht auskommt."

„Ne, wenn's ein G'ſpaß iſt…. da hat's 'ne leichte G'fahr, ſtad zu ſeyn! Was iſt's denn, Waldbruder, was denn?"

Moidl ſetzte ſich vertraut zum Alten hin, der, ehe er ſein Geheimniß losließ, ſtaunend fragte: „Aber was iſt denn das? Biſt untern Landſturm gegangen? Oder willſt in Deinen alten Tagen noch nach der Scheib'n ſchießen? Was ſoll denn die Büchſ'n auf Dein'm Buckel?“

Die Moidl ſagte ihm in Kürze, woher die Waffe, und ſchwieg klüglich von der Goldmünze in ihrer Taſche. Der Waldbruder beutelte abermals wichtig den Kopf und verſetzte: „G'ſchieht Dir recht, daß Du den Stutzen ſchon haſt. Hätt'ſt ihn ſonſt nicht mehr gekriegt, ſchätz' ich wohl!“

„Warum denn nicht? So geh' einmal mit der Farb' heraus, Du hatſcheter Halunk.“

„Sperr' Deine Ohren auf, Moidl. Ich bin heut' im Kleeblattl geweſen, und da ſagt mir der Gori insgeheim, ſagt er: „Weißt was Neu's, Xaver?“ ſagt er: „die Buben von Mahring haben ſich zuſammengeredt, und wollen der Spinnewetterbäurin, der Hanni, das Häusl über'm Kopf ankenten.“

„Wird nicht ſeyn! Was? Feuer einlegen? Das Häusl anſchüren? Je, warum denn?“

„Hm, die Buben ſind eben grantig und ſchiech darüber, daß ſie ihnen Allen den Abſchied gegeben, und den Weberfriedl und den Stiglbauern damit aus der Welt gejagt hat, ſo daß jetzt von ihnen kein Menſch was weiß. G'ſpürſt jetzt, warum? Und Du wirſt ſehen, es gehen nicht acht Tag' in's Land, und auf'm Glitteck iſt nichts als eitel Kohlen und Aſch'n.“

Teufliſche Schadenfreude überzog mit fliegendem Roth das gelbe und runzlete Antlitz der Moidl, und ihre Wonne mochte ſie gar nicht verbergen. „Schau!“ rief ſie aus: „das käm' gerad' zur rechten Zeit.“

„He? wie das? Gib's von Dir!“ machte der „Waldbruder“ neugierig, und ihm löſchte ſchier die Pfeife aus, vor Erwartung und Wundern.

„Komm' herein in die Stube;“ ermahnte die Moidl: „da herauſſen haben die Steine Ohren, und die Bäume und Stauden plaudern's etwa gar aus. Drinnen ſind wir für uns allein. Komm!“

Und ſo thaten ſie. Hinter'm Ofen krochen ſie zuſammen, und die Maus, die da hätte zuhorchen wollen, mußte ihr Oehrlein ganz fein ſpitzen, um zu erluſtern, was ſie ſich zuflüſterten.

„Gelt, Du weißt was rechtes vom Schatzheben, und was man dazu braucht?“ fragte die Moidl.

„Ja freilich;“ ſagte der Waldbruder: „wir müſſen einen heiligen Partikel, ein Meßgewand, einen Drudenfuß haben, und …“

„Halt, halt... das brauchen wir, wenn wir erſt wiſſen, wo der Schatz liegt... aber, weißt? Ich weiß nur, daß der alte Luzl für mich ein Geld vergraben hat... das hat mir die Hanni ſo unüberlegt herausgeplaudert... aber, wo es in dem Spinnewetterhof vergraben iſt... das iſt die Frag'."

„So müſſen wir eben das herauszubringen ſuchen, und dazu gibt's Mittel."

„Du haſt mir ſchon einmal davon erzählt, Xaver. Was brauchen wir dazu..? he? ich weiß nicht mehr recht."

„Ja, das ſind rare Sachen, die den Schatz aufſpüren, Meidi. Entweder müſſen wir einen Diebsfinger haben..."

„Den hätt' ich ſchon;" ſcherzte die alte Hexe und packte einen Finger des „Waldbruders." Der gab ihr jedoch einen Klapps, und lachte: „Du alte Huttl, könnteſt Deine eignen Krampen brauchen, wenn ſie nur ſchon am Galgen gehangen hätten. — Alſo, entweder einen gehenkten Diebsfinger, oder... was noch ſchwerer zu kriegen..."

„Oder...? was denn?"

„Oder die Zunge eines ganz unſchuldigen Menſchen, der das Gute und Böſe nicht unterſcheiden gelernt hat. — Aber, wenn wir ſchon weit und breit keinen Diebsfinger auftreiben — wo fänden wir einen unſchuldigen Menſchen? Es müßte denn ein neugebornes Kind ſeyn, oder..."

„Still; ich weiß, wo zu finden, was wir brauchen. Mein gutes Glück hat mir heut eine ſolche Kreatur vor die Augen geſtellt, und ich halte das für einen Fingerzeig zum Reichthum und zur Herrlichkeit in dieſer Welt, ſo für Dich, wie für mich. Denn ich will Dir ein gut Stück von dem Geld ablaſſen, wenn Du mir es auffindeſt, und aus dem Boden bringſt."

„Die Hand her, Meidi! So. Ich will — wenn ſchon zum erſtenmal — die Kunſt, wie ſie in meinem Büchl verzeichnet iſt, ohne Tadel machen, und wenn ein Geld für uns auf'm Glitteck liegt, ſo muß es heraus, und wenn der Satanas ſelber darauf ſäße. Ich hab' die Armethei ſatt bis an den Hals, will auch einmal königlich auf Erden leben,... und die ſchwarze Kunſt iſt probat, darauf leb' und ſterb' ich."

„Nun gut, Xaver, nun gut. So laß erſt brennen im Spinnewetterdach, und dann ſind wir gleich zur Hand, um zu holen, was unſer iſt."

Was die Verſchwornen weiter bei'm Branntwein, den die Meidl herbeibrachte, redeten, gehört nicht hieher. Geſchwind aus dem Abgrund hinan zur lichten Höhe: aus dem Aichkrat hinauf zum Glitteck! — —

Es waren richtig noch keine acht Tage in's Land gegangen — zur Nachtzeit war's, und Hanni lag ſchon zu Bette; ſchlafen konnte ſie nicht, daher betete ſie länger als gewöhnlich für ihre lieben Verſtorbenen, den Weberfriedl eingeſchloſſen, und auch ein wenig für den verſchollenen Stigl-Damian, — da fiel dem Trottl-Nazi ein, in der Nebenkammer aus ſeinem Schlummer zu erwachen, und mit nicht kleinem Geräuſch in das Schlafgemach der Schweſter zu ſtolpern. Dabei keuchte er gar bang, und brauchte ſeine Zunge zu allerhand unverſtändlichen Redensarten, die nicht geheuer klangen.

„Daß Gott!“ ſchreckte die Hanni auf: „Bub, Nazi, was thuſt Du hier zur finſtern Nachtzeit? Dürſtet Dich, oder hat Dich die Fliege geſtochen, oder jagt Dich ein böſer Traum aus Deinem Neſtl? Was gibt's denn, mein Brüderl, mein Büberl, mein Sohn?“

Mit dieſen Worten umſchlang ſie tröſtend und beruhigend das blöde Männlein, das an ihrem Lager Schutz und Hülfe, wie ſie meinte, zu ſuchen gekommen war.

Aber der Trottl brummte ihr in das Ohr: „Aufſteh'n, Hanni, ſteh' auf, Hanni! 's beanzlt im Dach, 's beanzlt, wie hell, wie hell's Fuia!“ (Feuer.)

„Wie? es brennt?“ machte Hanni, die wohl wußte, daß Nazi, dem das „r“ auszuſprechen ſo gar ſchwer fiel, ſich längſt das Wort „beanzln“ für „brennen“ geſchaffen hatte: „Lieber Narr, wo brennt's denn? ich ſeh' nicht Feuer, ich rieche nicht Rauch!“ —

Um ſo ungeberdiger aber riß und zupfte und zerrte an der Schweſter der ungeduldige Gauch, — ſo daß ſie endlich das Bett verließ, ein leichtes G'wandl in der Haſt überwarf, und aus dem Fenſter zu ſchauen ſich anſchickte. — Kaum hatte ſie den Laden aufgeſchoben, als ſie in der That auf dem Dach des Dienſtbotenhäusl's gegenüber eine aufzüngelnde Hellung wahrnahm, und auf ſchnellen Füßen in den Hof hinausſpringend, ſah ſie mit mächtigem Entſetzen auch auf dem Dache ihres Wohnhauſes den rothen Hahn ſitzen; zwar noch klein, aber ſchon mit den Flüglein im Winde ſchlagend, und in munterm Wachsthum begriffen.

„O Nazi, Dich hat Gott geweckt!“ betete Hanni in ängſtlicher Freude, den Schurkenſtreich, der da begangen worden, mit des Himmels Hülfe vereiteln zu können, und lief eiligſt, an die Thüren der

Ebhalten zu donnern, und Lärm zu machen, ſo gut ſie konnte. Ihr Eifer wurde vom Erfolg gekrönt: die Knechte, die Mägde erſtanden wunderſchnell vom Schlummer; im Nu war das ganze Haus wach, erleuchtet. Alle Räume wurden haſtig durchſucht, die gloſende Brunſt in den Dachwerken, worein man heimtückiſch allerhand Brand- und Zündzeug geworfen, wurde mit Glück gelöſcht .... in einer halben Stunde war das Bubenſtück vereitelt ... außer ein paar verkohlten Sparren kein Schaden erfunden.

Die Brandſtifter hatten ſich, vom Lärm verſcheucht, feige durchgemacht. Der erſte Hofknecht, in gerechter Wuth, hatte auf ſolch einen nächtlichen Flüchtling geſchoſſen und ihn verwundet, wie aus dem Geſchrei des Ausreißers deutlich zu merken. Hanni war bei'm Löſchen und bei den Streifgängen durch Haus und Hof und Scheuer immer vornedran. Was Wunder, daß ſie eine kurze Weile ihren Bruder und Schützling Nazi völlig vergaß?

Aber plötzlich — juſt war die ärgſte Gefahr vorüber — fiel der Schweſter wie der wilde Brand ſelber auf's Herz der Gedanke: Unglückliche, was haſt Du gethan? Du haſt Deinen Bruder verlaſſen ... verloren!

Und blitzſchnell ergriff ſie, was ihr an Waffe und Wehr zunächſt — einen Hebel, eine Schaufel oder etwas dergleichen — und ſtürzte in das Wohnhaus, nach dem Bruder ſchreiend. Er, nirgends zu finden, zu ſpüren — die Gemächer alle leer, jedes Winkelchen einſam!

Mit wachſender Furcht und Ahnung — ungewiß, aber das Schrecklichſte erwartend — macht ſich Hanni auf den Weg aus dem Hauſe, aus dem Gehöft, in den Buſch. Doch ruft und ſchreit ſie nicht mehr ... geräuſchlos ſchier fliegt ſie eine rauhe Bahn dahin, wie von dem Inſtinkt eines wilden Pfadfinders fortgeriſſen ... und nicht lang, ſo ſchaut ſie den rothen Schein einer Laterne, und nicht lang, ſo hört ſie ängſtliches Gewinſel und Geheul, wie aus eines halberwürgten Menſchen erſterbender Kehle! ...

»Nazi! Nazi!« kreiſcht aus ihr hell die Verzweiflung. — „Ha... a.. anni!“ antwortet's ihr aus den Schrofen, von denen ſie nur einen Schritt entfernt iſt. Mit einem Sprunge iſt ſie in den Felſen .... die Laterne umgeworfen am Boden ... davon fliehend eine Geſtalt in flatternden Gewändern .... eine andere, kurzgeſchürzte ebenfalls davonrennend .... den rechten Weg im blinden Schreck verfehlend, ſtürzt dieſe in den Abgrund am Schrofen, hundert Klafter tief… ein fürchterlicher Sturz! Was aber kümmert die muthige Hanni der abſtürzende Feind? bei der ſchwachen Helle, die am Boden glimmt, hat ſie ihren Pflegling, ihren Liebling geſehen, wiedergefunden, der ſich auf der Erde wälzt mit gebundenen Händen….

»Lebſt Du noch, mein Nazi? O antworte, gib einen Laut von Dir!« fleht Hanni, niedergebeugt zu dem armen Knaben. O Freude! er lebt, er ſtammelt: »Nazi nicht todt… böſe Menſchen…. o weh! o Hanni,»ſo viel lieb!«

Und die befreiten Hände wirft er um Hanni's Nacken, richtet ſich daran empor, und mit inbrünſtiger Dankbarkeit und Seele drückt er — was er noch nie gethan — einen Kuß auf der Schweſter Wange. Sie hatte ihn gerettet vom Tode, ſeine Hanni!

Mit Mühe brachte Hanni aus dem Jungen, daß ein Mann, ein Weib in's Haus gebrochen, und ihn fortgeſchleppt in den Wald, den Mund ihm knebelnd, ihm die Hände mit Stricken feſſelnd… und in den Felſen ſey der Mann mit einem offnen Meſſer über ihm geſtanden, und habe gebohrt nach ſeiner Kehle, und das Weib habe dazu das Licht gehalten, bis, ohne ihren ſcheußlichen Anſchlag in's Werk ſetzen zu können, das Geſchrei der Hanni ſie in die Flucht gejagt. Die Verletzung an des Nazi Halſe war unbedeutend, im übrigen ſein Körper unverſehrt… aber es war hohe Zeit geweſen!

»Und wenn ich je daran hätte denken können, Dich aufzugeben« — ſprach Hanni hierauf feierlich — »ſo iſt doch jetzo, mein Bruder, das Band, das uns vereint, auf ewig unauflöslich geworden, gelt? Du haſt mich vor'm Feuertod behütet, ich hab' Dich von den Mördern erlöſt… nur der Herr des Lebens und der Welten kann und wird uns fürder ſcheiden!«

Noch einmal küßte Nazi ſeine holde und begeiſterte Schweſter, und ſchritt an ihrer Seite heim, wo allgemeiner Jubel der Knechte und der Mägde ſie empfing. — —

Nach einigen Tagen wurde zufällig des „Waldbruders" Leichnam tief unten am Schrofenbach gefunden. Wegen der Brandlegung forſchte das Gericht gemächlich nach, und brachte, wie gewöhnlich, nichts zu Tage.

Hanni ſagte aber: „Es iſt beſſer, Nazi, wir denken unſer Theil, und erſparen den böſen Menſchen ein zweites Verbrechen…! vielleicht kommen ſie zur Vernunft, und Gott hilft weiter!«

Hierauf beſtellte ſie den Vogt und Vormund des Nazi zum Verwalter ihres Hauſes und zog mit dem Trottl hoch hinauf zur Alm, die ihr gehörte, um über den Sommer das Leben im Thal zu vergeſſen und von den Thalleuten vergeſſen zu werden.

Achtes Kapitel.

Herr von Hutzlſieder.

Zum Erſten: weil es Mannigfaltigkeitshalber angenehm; zum Zweiten: weil es ſogar nothwendig, verlaſſen wir auf kurze Zeit das Gebirge, um in der Leſegeſellſchaft der Kreisſtadt einzutreten. — Dieſe Leſegeſellſchaft iſt eigentlich — da nur drei bis vier Zeitungen dort aufliegen — eine Trink-, Rauch- und Plaudergeſellſchaft (das Spiel mit Karten und auf dem Billard nicht zu vergeſſen); und in ihr ſind die vornehmſten und angeſehenſten Perſonen der Stadt heimiſch.

Es iſt Nachmittag … um den runden Tiſch ſitzen viele aufmerkſame Herren und horchen einem engliſchen Touriſten zu, der ſo eben eine anziehende Erzählung beendigt, und belohnen des gefälligen Fremdlings Mühe mit dem ziemlich einſtimmigen Beifallsruf: „Wahrhaftig, eine ſchöne Geſchichte! Höchſt intereſſant, auf Ehre!"

In demſelben Augenblick tritt ein junger Kavalier ein, ein Löwe der Stadt, in etwas excentriſcher Kleidung, Lebensluſt, Selbſtgenügſamkeit und Neugierde in Fülle auf dem Geſichte.

„Nun, nun," ruft er aus, die lebhafte Bewegung um den runden Tiſch bemerkend: „Was gibt's Neues, liebe Freunde? Mr. Wormſpire, darf ich nicht wiſſen …?"

„Ich habe ſo eben, lieber Herr von Hutzlſieder," hebt Mr. Wormſpire an, „dieſen Herren ein Abenteuer erzählt, das mir auf dem Spiegelferner vor ein paar Wochen aufgeſtoßen iſt. Wenn's die Geſellſchaft erlaubt, erzähl' ich's dem Herrn von Hutzlſieder noch einmal in Kürze."

Die Erlaubniß wird ertheilt; die ſchon zur Genüge gehört haben, entfernen ſich; die Mehrzahl hört noch einmal zu.

„Ich habe" — ſagt Mr. Wormſpire — „mit meinem Freund Brookles und mit Miſtreß Wormſpire, desgleichen mit Miß Brookles den Plan ausführen wollen, von Tannenkirchen über den Spiegelferner nach Mahring hinüber zu wandern. Es war ein Ehrenpunkt, das zu thun. Zweimal ſchon iſt die Tour gemacht worden; erſtens: von einem landesfürſtlichen Feldmeſſer und Revierförſter; zweitens: von ein paar deutſchen Studenten. Altengland mußte auch den Gang wagen und auf dem Gletſcher vertreten werden. Wir ſtiegen demnach Abends von Tannenkirchen in's Gebirge und übernachteten auf der Haßlingſchwaig. Schlechtes Nachtlager, wenig zu empfehlen. Am frühſten Morgen daher wieder aufgebrochen, bevor noch der Fernerſchnee hatte weich werden können. Bald waren wir auf dem Ferner. Eine herrliche Parthie, wenn uns nur das Wetter günſtiger geweſen wäre. Allein ringsum war der Horizont ein gewitterſchwangerer Nebel. Die Führer prophezeiten üble Dinge. Wir ließen das uns nicht anfechten; was ein Engländer beſchloſſen, muß ausgeführt werden. Miſtreß Wormſpire und Miß Brookles wurden von vier Männern vorausgetragen; Freund Brookles und ich, wir folgten mit andern zwei Mann, verſehen mit Alpenſtöcken, Stricken, Lebensmitteln, ... wie es denn ſo Brauch iſt. Schon hatten wir beinahe die Höhe des Gletſcher erreicht ... da that ſich eine weite Runſe im Eisfeld vor uns auf. Die Träger ſtutzten, wir in der Nachhut ſtutzten, und zu gleicher Zeit fing's an, rund umher zu blitzen und zu donnern, und das Eis krachte, daß man's meilenweit gehört haben muß. — Einer der Führer, obgleich kopfſchüttelnd und Uebles weiſſagend, ging ein bischen voraus, um das Terrain zu unterſuchen; ... bald aber ſtieß er einen Ruf des Schreckens aus und winkte ſeinen Gefährten heftig herbei. — Wir, Herren und Damen, ſtutzten noch immer. Siehe: da bringen die beiden Führer einen Körper, einen menſchlichen, aller Wahrſcheinlichkeit nach verendeten Leichnam herbeigetragen, der am Rand des Einriſſes, halb über'm Abgrund ſchwebend, ſich hatte finden laſſen. — Ich rieth, den Todten liegen zu laſſen. Die Führer betheuerten jedoch, daß noch Leben in dem Menſchen. In der That klopfte auch ſein Herz; noch, wiewohl leiſe und langſam. — Die Damen — nun, Sie kennen ja, lieber Hutzlſieder, das Mitleidsgefühl des ſchönen Geſchlechts — wollten den Mann nicht ſeinem Schickſal überlaſſen. Ich rathe, es geſchah vornemlich, weil der Verunglückte ein recht wohlgebildeter Mann, obgleich Bauer oder Wildſchütz, war. Sein Anzug war proper, eine Kugelbüchſe hatte er auf der Schulter. Nach dem Sprung über die Runſe ſchien er die Beſinnung verloren zu haben. Keiner unſerer Leute kannte den

Menſchen. Aber nach der Richtung, in der ſeine Füße gelegen, ſchien es klar, daß er nach Tannenkirchen zu den Weg eingehalten. Und weil — um kurz zu ſeyn — das ſchandbarſte Wetter über unſern Häuptern losbrach und nirgends ein Obdach zu finden, kehrten wir nach der Haßlingſchwaig um und ſchleppten, ſo gut ſich's thun wollte, den ohnmächtigen Kerl, den wir gefunden, mit uns dahin. — Unſere Expedition war vereitelt, aber der Wildſchütz, oder was er war, kam wieder zu ſich. Vergebens jedoch marterten wir uns ab, irgend einen Aufſchluß von ihm zu gewinnen. Ohne ein Wort von ſich zu geben, ſtarrte er uns an, und ſprach nicht einmal mit einer Geberde ſeine Landsleute, unſere Führer, an. — Auf der Schwaig kannte ihn ebenfalls weder die Sennerin, noch der Hirtenbub, und da wir einmal A geſagt, mußten wir auch B ſagen, und ſchafften den armen Teufel gen Tannenkirchen; von da auf einem Karren nach hieſiger Stadt in's Spital. In dem Spital redete er anfänglich kein Wort, wie früher, und ſchon hielt man ihn für ſtumm, aber nach ein paar Tagen, nachdem er viel geſeufzt und geweint, nannte er den Namen „Hanni," und zwar unzähligemal in einem Athem. Dann kam er von dem Stummſeyn in eine ſo arge Redſeligkeit hinein, daß man ihn in's Irrenhaus ſpedirte, woſelbſt er lange Geſchichten erzählte von einer gewiſſen Spinnewetter-Hanni auf'm Glitteck — das ſoll bei Mahring liegen — und daß ſie an all ſeinem Unglück ſchuld geweſen ...! Kurz: der Kerl war närriſch, und noch wußte man nicht recht, wer er eigentlich von Namen und Gewerbe ſey, als er geſtern Abends Gelegenheit fand, aus dem Irrenhauſe zu entſpringen — Gott weiß, wohin!« —

„Eine furioſe Geſchichte!" meinte Hutzlſieder und ſchaute ſich wie ein Fragzeichen im Kreiſe um. »Aha! Oho!« rief da mit einemmale ein junger Offizier, der von der erſten Erzählung des Engländers an bis jetzo nachſinnend geſeſſen war: »jetzt beſinne ich mich plötzlich, wo und wie ich den ebengenannten Weibsnamen gehört habe. Iſt nicht vor ein paar Wochen ebenfalls ein junger Kerl zu meiner Kompagnie gekommen, der von Mahring gebürtig und eines Webers Sohn, und der freiwillig bei uns Dienſte genommen, um ſich von einem heftigen Liebeskummer zu zerſtreuen? Ach, der arme Friedl ...! er hatte die Spinnewetterbauern-Hanni vom Glitteck geliebt und war von ihr, wie er gleich allen ſeinen Kameraden erzählte, von denen ich's habe, in's Unglück gejagt worden! Das Weibsbild muß eine wahre Menſchenfreſſerin ſeyn. Eine Thatſache iſt, daß der gute Friedl die Ruhe nicht anders gefunden, als in den Wellen . . . .!“

„Aha . .! ich weiß,“ fiel Hutzlſieder ein: „ich kam ja eben dazu, da man ſeine Kleider am Ufer fand und ſeinen Hut aus dem Fluſſe fiſchte! Der arme Narr! Und doch hundertmal glücklicher als der Irrſinnige, der jetzo, von demſelben Weibe unglücklich gemacht, in der Welt umherirrt und ſein Leben nicht einmal auf dem öden Ferner loswerden konnte!“

„Es ſind einige Burſche bei unſerm Bataillon,“ fuhr der Offizier fort, „die jene Hanni gekannt haben. Sie ſoll ein merkwürdig Stück von Schönheit ſeyn, und kalt wie Schnee dabei, ſo daß der Mann noch geboren werden ſoll, der auf ihr unempfindlich Herz Eindruck machen könnte!“ —

Von dieſem Augenblick war der junge Herr von Hutzlſieder im höchſten Grade nachdenklich. Er nahm nicht mehr Theil am Geſpräch, er weigerte ſich, in ein Spielchen einzutreten, . . . wie eine Fliege lief er aber an den Wänden umher und ſtudirte die Landkarten des geſammten Alpenlandes, womit der Saal verziert war.

Kaum daß er ein Lächeln und einen Händedruck für ſeinen Oheim, den Militärgouverneur der Provinz, fand, der, ſpäter angelangt, ſich dankbar und leutſelig an ihn wendete und ſprach: „Womit kann ich Dir vergelten, lieber Neffe, daß Du heut mein wildgewordenes Roß anhieltſt und mich von dem gefährlichen Sturze retteteſt?“

„Ich wüßte nicht, wie ich einen Lohn dafür begehren ſollte?“ fragte Hutzlſieder zerſtreut entgegen: „Ihre Liebe, beſter Onkel . . .“

„Nun, nun, die haſt Du ſchon lang. Und ſo bin ich Dein Schuldner und Du kannſt Dir einmal eine Gnade von mir ausbitten, . . . hörſt Du?“

„Ganz wohl, lieber Onkel.“

„Aber . . . was haſt Du denn? Du biſt ſo befangen, ſo vertieft, ſo gedankenvoll?“

„Nicht doch, nicht doch . . . ich habe nur meine Gebirgsreiſe im Kopfe. Ich will nächſtens fort . . . ich wollte zuerſt in's Bad nach Felsbrunn . . . beim Licht betrachtet, iſt's aber beſſer, wenn ich nach Mahring gehe . . .“

„Nach Mahring? Auch gut, auch eine ſchöne Gegend. Geh' mit Gott und meinem Segen.“

Als der junge Herr von Hutzlſieder nach Haus ging, ſchmunzelte er in ſein blondes Bärtchen: „Bin doch neugierig auf die gewiſſe

„Hanni,“ auf die Menſchenfreſſerin. Parbleu! wenn ich mein Gebirgsg'wandl und meinen ſtolzen Hut mit den Streitfedern auf'm Leibe habe... was wird dann die hoffärtige Hanni ſagen? Ich hab' doch ſchon ſo viele gnädige Fräuleins aus der Stadt beſiegt und bezwungen... ſollt' ich nicht auch mit ſo einer Confiture de campagne fertig werden, und die Ehre meines Geſchlechts retten?“

Neuntes Kapitel.

Damian aus dem Paradeisgartl.

Das böſe Gewiſſen iſt zu vergleichen einer ſchwarzen Spinne, die im traurigſten Winkel eines von Gott verlaſſenen und von den Menſchen gemiedenen Hauſes ihren Wohnſitz aufgeſchlagen, und ſich im eignen Geſpinnſt hülflos verfangen hat; ſo daß ihr nur Sorge, Kummer und Angſt zur Maſtung überbleiben, und zum Zeitvertreib die bange Furcht vor dem Feind, vor dem nahen unausbleiblichen Ende. —

Alſo auch lebte ſeit dem Abend der Brandſtiftung auf'm Glitteck die alte Moidl im Aichkrattobel. Ihr Verbrechen mißlungen — ihre habſüchtigen Hoffnungen getäuſcht — ihr Mitſchuldiger auf der Flucht gefallen, und als Leiche aufgefunden — welch ein Unglück! und um wie viel drohender, mit jeder Stunde mehr hereinragend über ihrem Haupte das Unheil, das ihrer ſelber noch wartete! Wie leicht konnte Hanni, konnte Nazi ſelber, ihrer Vermummung zum Trotz, ſie erkannt haben! Und gab es dann noch ein Läugnen, das von Wirkung, eine Ausflucht, die der Mühe werth?

Ach, hätte ſie gewußt, wie chriſtlich geſinnt die gefürchtete Hanni war! Wie Hanni, in der Freude, ihr Brüderl lebendig wieder zu haben, ſeinen Verfolgern verziehen hatte! Wie ſie demüthig zu Gott betete, daß er die Seele des „Waldbruders“ nicht auf ewig verdammen möchte! — Doch — hätte auch Einer dieſes der Moidl geſagt, ſie hätte es ja doch nicht geglaubt. Eine ſchlechte Seele begreift ja nicht, wie es in einem edlen Herzen zugeht.

Und darum eben lebte Moidl ein Daſeyn voll Elends hinter ihren verſchloſſenen Thüren und Fenſtern durch, und wenn ſich nur eine Rattmaus in der Einöd regte, ſo hörte Moidl ſchon die Vergeltung, die Strafe, das Gericht in ihr Haus brechen.

Welch' ein Schrecken aber durchfieberte ihr Gebein, als in der That zur Nachtzeit und zur Stunde, da die böſen Geiſter und die böſen Menſchen ruhelos umgeheſt, an ihren Laden gepocht wurde? Das war nicht ein Trugbild ihrer Phantaſie... dieſes Pochen und Klopfen kam von Menſchenhand... und wer konnte derjenige ſeyn, der zur Mitternacht bei ihr ankehren wollte?

„Der Scherg! o weh, der Scherg kommt, mich zu holen!« ſeufzte das alte Weib, auf ihrem Lager halb aufgerichtet: »ſoll ich ihm aufthun? ſoll ich mich verſtecken?«

Der Menſch drauſſen klopfte beharrlich fort und fort. Aber es klirrte keine Waffe, es bellte nicht der Fanghund, des Landgerichtsboten unzertrennlicher Begleiter. — „Wie, wenn der Klopfer ein guter Bekannter und übelberüchtigter Geſelle wäre, der ſchon mehr bei mir eingeſprochen?“ fragte ſich die Moidl, und ſchlich ſo leiſe als möglich an's Fenſter, um zu lauern, um zu erluſtern, wer denn wohl auſſen hoffe und harre?

Es war, als ob der Mahner vor der Thüre gemerkt hätte, daß es an der Zeit ſey, einen Laut aus ſeinem Munde zu geben, denn kaum lehnte Moidl horchend am Laden, ſo rief er auch ſchon ſo gewiß heimlich und vertraulich durch die Klumſe: »Hoho, Moidl, was machſt? Kennſt Deinen Freund und Deinigen Nachbarn nicht mehr?«

»O Jeſus... der Damian vom Stigl!“ murmelte die Moidl vor ſich hin, aber das Herz wurde ihr wacker, und vernehmlich gab ſie zur Antwort hinaus: »Mein! wo kommſt denn Du her? Biſt Du's denn in Fleiſch und Bein, und iſt's nicht Deine arme Seel', die mich ſtimmen will?«

»Pah, pah!« machte der Damian und trommelte, was Zeug hielt, an die Pforte: »Wär' ich ein Geiſt, ich wär' ſchon zum Schlüſſelloch hinein bei Dir. Mach' auf, alte Kraz'n... der Dami hat kalt, hat heiß,... der Dami hungert, und ihn dürſtet! der Dami will unter Dach, potz Sachſen!«

Da war nicht mehr zu widerſtehen... auch mußte dem Lärm, den der Stiglbauer machte, Einhalt gethan werden. — »Der Menſch redet freilich ſo viel kurios...« brummte die Moidl in ihren Bart... »aber, was will ich anfangen? Er ſchlägelt mir anjenſt die Thür entzwei, und der Spektakel könnte Jemand herbeiziehen, der mir nicht lieb wäre!“ (Sie gedachte hier des Nachtwächters und des Landjägers.) — Sodann ſchlug ſie Feuer an, zündete die Lampe auf, und ließ den ungeduldigen Spätgaſt ein.

Ha, wie fuhr ſie zuſammen, da der Stigl-Damian vor ihr ſtand in einem Aufzug, der grauslich und lächerlich zugleich. Ein Nachtkittel von abgetragenem Zwilch war ſeine Hauptbekleidung; an den Füßen hatte er noch einen niedergetretenen Schuh. Auf dem Kopfe ſaß eine Filzmütze, mit der großen ſchwarzen Nummer 75 vorne am Rand bezeichnet. Des Damian lange Haare ſtarrten wie geſpickt von Tannennadeln und wie durchflochten von dürrem Falllaub. In ſeiner Hand führte er einen knorrigen und hohen Baumaſt; um den Leib hing ihm ein Strohſeil, das ihm als Gürtel diente. Sein Antlitz war erbärmlich blaß, erbärmlich abgemagert, ſeine Augen gloſ'ten jämmerlich matt aus dem Todtenkopf heraus. Der ſonſt ſo wohlgewichſte Schnurres hing unordentlich über die entfärbten Lippen, und vermählte ſich mit dem ſtachligen Bart um Kinn und Wange, der überall wild herausgebrochen und frei gewachſen war. Wäre nicht die Stimme des Damian geweſen, ſeine Geſtalt hätte die Moidl nimmermehr für die des Damian erkannt. — —

„Daß Gott!“ hob die Alte erſchrocken an: „wie ſchauſt Du aus? Wo kommſt denn Du her?“

„Nu, wie werd' ich ausſchauen?“ fragte Damian mit irrem Blick entgegen: „Halt wie der Nebukadnezer, da er ein Rindvieh geworden war. Und woher ich komm'? Aus'm Wald, liebe Moidl, aus'm Moos, aus'm Ries, aus'm Schachen, wie Du magſt. Sie ſind mir Tauſendmännerweis auf den Ferſen, und hätten mich gern bei der Falten ...! Ja wohl, wenn Du meinſt! Der Dami iſt kein Lapp, der ſich feſthalten und einführen laßt ... haſt'n nit g'ſeh'n! he, Moidl? Gib was zum Trinken her! Der Dami hat ſo viel viel Durſt, potz Sachſen!“

Er ließ ſich hochaufathmend am Tiſche nieder. Moidl merkte mit Entſetzen, wie viel es bei dem Menſchen geſchlagen hatte. — „O weh, o weh!“ klagte ſie, als ſie hinausging, ihm etwas Branntwein mit viel Waſſer zu miſchen: „wenn doch der Narrete wär', wo der Pfeffer wächſt! Du mein Heiland, hilf mir armen Weibsbild aus dieſen Nöthen ... ich will dafür brav werden, ſo du mir hilfſt!“

Da ſie zurückkam, fand ſie, daß Damian ein Fenſter völlig geöffnet hatte, und in die dicke Finſterniß hinausſtarrte. — „Du!“ hob er zu der Moidl an: „Du, wo iſt denn 's Glitteck hingekommen?

Ich ſeh' ja gar nichts davon…? und die Hanni, die immer oben am Fenſterl ſaß…? wo ſteckt denn das falſche Deandl!«

»Siehſt denn nicht, daß es Nacht iſt, ohne Mond und Stern?« entgegnete Moidl: „O Du mein Damian, was iſt denn mit Dir vorgegangen? Wer hat Dich ſo zugerichtet?«

„Das will ich Dir erzählen, Nachbarin Moidl!« verſetzte Damian, und zog mit langem Schluck den erfriſchenden Trunk in ſeine heiſre Kehle: »ich bin juſt wohlaufgelegt… paß auf, ich erzähl' Dir's. Aber daß Du mir nicht etwa ſagſt, daß ich ein Narr bin. Der Dami iſt nicht narret, und im Kopf konfus. Die ganze Welt iſt toll, und Du biſt die unſinnige Gredl; der Dami aber iſt g'ſcheit, potz Sachſen! He? iſt's wahr, alte Trud', oder iſt's nicht wahr, ſo ſag's, daß ich Dir den Galgenſchädl einſchlag'! He?«

»So gib nur ein'n Fried'!« bat die Moidl mit aufgehobenen Händen: »Biſt ja g'ſcheidt, und Alles was Du willſt! Nur kein'n Spektakel machen! Setz' Dich aber, Damian, und erzähl' fein, was Du weißt!«

Damian ſetzte ſich der Moidl gegenüber, lümmelte ſich mit beiden Ellenbogen auf den Tiſch, ſtützte den Kopf in ſeine Hände, und hob eintönig ſeine Geſchichte an. Nach und nach aber ſteigerte ſich ſein Ausdruck bis zur heftigen Aufregung.

„Dort oben auf'm Glitteck — ſiehſt: wo das geſchnitzte Dachl herunterſchaut… dort oben hat einmal ein Teufel gewohnt, und hat ſich für ein Madl ausgegeben, um die Mander toll und todt zu machen. Und dem Teufel Hanni iſt der Damian vom Stigl — weißt? vom Kloſtergut — in's Netz gegangen… und wie er die Hanni bei'm Licht beſchaut hat, ſo war ſie der Grauwuzl in Perſon, und hat ihm geſagt: Mach' dich durch, du Eſl und dummes Mannsbild, und laß' dich nicht mehr vor meinen Augen ſehen, auſſer du bringſt mir die ſchöne Roſe Himmelbrand aus dem Paradeisgartl!"

„Himmelbrand? Hildebrand?*) — Wie kommt der mit den Roſen zuſammen?" warf Moidl ein, um der wachſend eifrigen Rede des Damian einen Hemmſchuh anzulegen.

Aber im Gegentheil wurde der Erzähler durch die Unterbrechung noch eifriger geſtimmt, und fuhr auf: „Was weißt Du, alte Hexenmutter, von Roſen und Himmelbrand? Biſt Du wie ich in den Zwölfbotennächten mit dem Semper beiſammen geweſen, der umgeht, um den Fratzen, die nicht brav lernen, den Bauch aufzuſchneiden und mit Kieſelſtein zu ſtopfen?*) Hat mir der Semper nicht 's Paradeisgartl gezeigt, und darinnen den Himmelbrand? Selbige Roſe — wer ſie hat, ſelbige Roſe Himmelbrand, bleibt engelſchön bis in's Grab,... und wer ſie wegſchenkt, iſt ſein Lebelang ein gehorſamer Knecht von der Dirn', die den Himmelbrand angenommen und behalten hat. G'ſpürſt Du jetzt was von dem Teufelskniff? Sie wollt' halt alleweil ſchön bleiben, die Hanni, und der arme Narr von Damian, der ſollt' halt alleweil ihr armer Narr bleiben! Du, ſey g'ſcheidt! ſag' ich zum Damian: du... geh' nach Haus! geh' nicht in's Paradeisgartl! Du braver Dami, ſag' ich, du ſchöner Dami, ſey g'ſcheidt! Aber er hat um's Leben nicht auslaſſen wollen! Die Hanni hat ihn ſoviel ſchön gebeten... hat ihm 's Maul fett gemacht... ich will ganz und gar dein ſeyn, hat ſie geſagt, wann du mir die Roſen bringſt... Was hat der gute Kerl thun wollen? Ich hab' ſie halt ſo viel gern und lieb g'habt, daß mir darüber ſchier der Verſtand ausblieben iſt... und weißt, Moidi? die Lieb', die iſt halt in mir, wie der Nagel in der Wand... und... ſo bin ich gegangen... zu mein'm Glück, hab ich g'meint, aber zu mein'm Unglück hat's ſeyn ſollen...!"

---

*) Verbascum nigrum, das ſchwarze Wollkraut.

Des Stiglbauers Rede war jetzo ſo weich und weinerlich geworden, daß ſelbſt das verſteinerte Herz der alten Moidl ein biſſel zu empfinden anfing. — Zum Ueberfluß hob Damian an mit leiſer aber ſeelzerſchneidender Stimme zu ſingen, während ihm die heiße Thränenfluth aus den Augen auf den Tiſch tropfte:

„Und der Dami und die Hanni
Hab'n Urlaub genommen...
Nacher ſind ihnen die Zähren
Aus den Augen geronnen. —
Und die Zähren aus 'n Augen,
Und die Thränen auf die Wang'...
Und der Dami und die Hanni
Kommen halt nimmer z'ſamm'!"

„Hör' auf, hör' auf! Du mein Damian, laß gut ſeyn!" hat die Moidl, der das Flennen ſelber ankam, und ſtreichelte dem troſtlos dahinſinkenden Menſchen die Backen: „Denk' doch nimmer an das

---

*) Abergläubiſches Mährchen im Munde des Volks.

Madl, das Dich ſo ſchiech angeſetzt hat! Geh', ſchlaf' Deinen Herzensverdruß aus; hörſt, Damian?“

Nun blitzte der Irrſinnige unverſehens auf, und nach dem Thränenregen kam das Gewitter. „Wer ſagt da,“ rief er aus, „daß ich noch an die Hanni denk'? Wer ſagt, daß meine Lieb' noch am Leben? Umbringen, zerreißen möcht' ich die Hanni... eine Seelenmeß' möcht' ich über meiner Lieb' ſingen laſſen! Wo iſt der Pfaff? da iſt Geld genug... ich bin der reiche, der ſchöne Dami. Hörſt, wie meine Thaler klingen...?“

Der arme Schelm klopfte auf ſeine leere Taſche. — Dann fuhr er fort, anſcheinend ruhig: „Hm, wenn ich wüßt', wo ich ſtecken geblieben bin...? im Paradeisgartl? auf'm Spiegelferner? weißt, Moidl, dort oben iſt das Paradeisgartl mit der Roſ'n Himmelbrand, und dort ſitzt die ſchöne weiße Rieſin, die das Gartl bewacht. Das Weib iſt wie von Silber, und wem ſie wohl will, gibt ſie den Himmelbrand und hilft ihm zu ſeiner Lieb'. Wie der Damian vor ſie hingeſtanden iſt, und mit ihr geredet hat, ſo war ſie recht luſtig und wohlauf, und hat geſagt: Wenn du über den Graben da ſpringſt, ſo gehört Alles, was du begehrſt, gleich dein! — Und ſo iſt denn der dumme Dami geſprungen, und fallt durch das Loch im Eis ſchnurgrad' mitten in die Erd' hinein. Da hat er geſchlafen hundert Jahr' oder ſo etwas.“

„Nun, nun, daß Gott erbarm'!“ lamentirte Moidl zur Seite; „wohinaus will denn das Alles?“

„Da haben ihn endlich“ — fuhr Damian geheimnißvoll fort — „die Schergen gefunden und ihn in's Land der Menſchen hinuntergeführt, in ein feſtes Haus, wo's keine Lieb' und kein'n Verſtand gibt, und wo dem G'ſcheidteſten der Witz ausgeht, wie das Feuer auf'm Herd, wie das Licht in der Stube. Sakra! ich bin allein der G'ſcheidte unter den Trottln geweſen; ich hab's nicht unter den Trottln aushalten können. Weißt, wie der Fuchs ſich durchmacht vom Taubenſchlag? Juſt ſo hab' ich gethan, da ihnen ein Teufel oder ſo Einer meinen Namen verrathen gehabt hat. Tauſendmännerweis ſind ſie mir auf dem Leder... pah! was ſchadt's? Zur Tagzeit bin ich im Wald gelegen... zur Nacht bin ich wallfahrten gegangen... bis ich da war...; von Wurzeln hab' ich gelebt, Moidl... und Waſſer hab' ich getrunken, wie ein Froſch... aber noch bleibt mir ein Trunk übrig... ein rother... ein Trunk Blut...! dann fahr' wohl, du närriſche Welt… Was thu' ich noch in der unſinnigen Welt? Al Blut muß ich haben… Weiberblut!“

„Alle vierzehn Nothhelfer ſteh'n mir bei!“ kreiſchte Moidl auf, da in ſeiner ganzen Länge der Stiglbauer ſich erhoben hatte, und die Arme wild, die Hände krallig ausſtreckte.

„Stad ſeyn, ſtad ſeyn, ſag' ich, poß Sachſen!“ rief Damian der Alten zu: „Halt' Ruh' und fürcht' Dich nicht. An Dein Blut geht's nicht, aber die Hanni, die Hanni muß daran glauben… eher werd' ich nicht geſund im Gehirn und im Herzen, weißt?“

„Geh', mach' kein'n G'ſpaß, Damian!“ flehte die Moidl.

Er aber entgegnete: „Poß Sachſen, ſie muß dran glauben…! ſowie der Tag ſcheint, ſteig' ich auf's Glitteck.“

„Ei, was Du da fabelſt!“ ſagte Moidl: „die Hanni iſt gar nicht mehr dort zu finden. Sie hauſ't jetzo auf der Federlalm.“

„So ſteig' ich auf die Federlalm, ich kenn' den Weg… 's iſt nicht gar weit… und wo ich ihr begegne… na, wirſt bald läuten hören, Moidi, und bet' dann ein Vaterunſer und Ave Maria auch für den Damian!“

„Ach, ach, ach, was iſt das für eine Hiſtori'!“ jammerte Moidl, wiewohl nicht ganz ohne Schadenfreude, wenn ſie ſich dachte, daß doch vielleicht Damians Mordplan verwirklicht werden könnte. Dabei lief ſie händeringend in der Stube umher.

Indeſſen war dem Damian, der mit ſeinen rollenden Augen das Gemach durchmuſterte, das Gewehr des ſeligen Luzl, das an der Wand hing, aufgefallen. Wie ein Stoßvogel darauf ſpringen, es ſammt Pulver- und Kugelſack von der Mauer reißen, und als eine gute Beute über die Schulter werfen, war in einem Nu gethan.

„Ach, Jeſus Maria, was machſt Du?“ ſchrie ihn die Moidl ganz vergeiſtert an. Damian ſtieß aber einen fürchterlichen Juchezer aus, und entgegnete ebenfalls mit wildem Geſchrei:

„Da hab' ich, was ich will, und was ich brauche, alte Gredl, Juhu! Ein Büchſel und Pulver und roſtige Kugeln, Juhu! In's Herz ihr hinein die roſtigen Kugeln! die machen erſt den rechten Brand… und in die falſche Scheib'n will ich treffen, ſo wahr ich der Dami vom Stigl bin! Juhu! Gut' Nacht, guten Morgen… Wenn's knallt, ſo denk' an mich, Moidi! Juhu… hu… hui!“

Und als wär' ihm Einer mit der Fackel vorausgelaufen in die annoch finſtre Nacht, ſo ſicher nahm der Damian Reißaus von der Einöd, und lief, was er konnte, dem Glitteck zu.

„Das wird brav werden!" ſagte die Moidl ſchier verſteinert: „Nun, 's geh' wie's mag. Zu aller Vorſicht will ich aber am frühen Morgen ſchon dem Richter die Anzeig' machen, daß mir der tolle Stiglbauer die Flinte geſtohlen. Sie können dann *mir* doch nichts anhaben... und am End' geſchieht's der Hanni ſchon recht...!"

Zehntes Kapitel.

Das Ende.

Es gibt Stadtherren, die, wenn ſie einmal einen Sommerſpaziergang in's Gebirge machen, der Meinung ſind, das könne nicht anders geſchehen, als in Maskenkleidung. Da ziehen ſie ein lodenes Wamms mit grünſeidnen Verzierungen, einen prachtvollen Hoſenträger mit Gold geſtickt, ein feines blühweißes bäuerlich zugeſtutztes Ueberhemdchen an, ſchnüren ſich feine Bundſchuhe an die Füße, ſtülpen ein keck aufgeſchlagnes, mit Flinſerln und bunten Federn geſchmücktes Hütlein auf den Kopf, nehmen in die glattbehandſchuhten Finger einen etwa mit Elfenbein ausgelegten Alpenſtock, hängen ein zierlich Büchslein, ein Kabinetsſtück, über, und wandern in dieſer Vermummung, und in dem ſichern Glauben, man kenne ſchier nicht den Stadtherrn aus dem Gemsſchützenaufzug heraus, über Berg und Thal, und merken nicht, daß ſie der Bauer auslacht, und das Dirndl kichernd das Geſicht verſteckt, wenn ſie preßig an ihnen vorüberziehen.

So der junge Herr von Hutzlſieder. Angethan, wie der Max im „Freiſchütz," war er bereits in Mahring einſtolzirt, dort über Nacht gelegen, und wie ein junger Gott, zu aller Eroberung bereit und aufgerüſtet, verließ er am frühen, frühen Morgen das Gaſthaus, um auf die Federlalm zu ſteigen, wo, wie er gehört, die ſehnſüchtig aufgeſuchte Hanni vom Glitteck ihren Wohnſitz genommen. — Ein kleiner Burſche aus dem Wirthshaus diente ihm bis zu ſelbigem Glitteck als Führer. Dort vermaß ſich Hutzlſieder, den Weg zur Alm, den ihm das Bürſchlein oberflächlich beſchrieben, allein zu finden, und ſendete reichbelohnt den Begleiter zurück.

Im Anfang ging die weitere Steigerei ganz wohl von ſtatten.

War der Pfad auch „häl und ſtückel,“ ſo hatte doch Hutzlſieder geſunde junge Beine, und gar ſo fern entlegen ſollte ja die Alm nicht ſeyn. Aber — aber — wie es zu geſchehen pflegt… auf einmal ſtand der gebirgleriſch verlarvte Herkules am Scheidewege; er wußte nämlich nicht, welchen von zwei Geißenwegen, die ſich ihm plötzlich zur Wahl darboten, er einſchlagen ſollte.

„Fatal, fatal!“ brummte er, „daß das Kreisamt verſäumt hat, hier einen Wegweiſer, einen hölzernen, aufſtellen zu laſſen. Wie ſoll man ſich denn da zurechtfinden, Parbleu!“

Einen ſchier andächtigen Blick verſendete Hutzlſieder zum Himmel hinan; der Blick war eine Bitte um Erleuchtung von oben. Wie konnte auch der Himmel dem jungen ſchönen Herrn von Hutzlſieder eine Bitte abſchlagen?

Wie auf ſeinen Wink kam ein dem Anſteiger raſch nachſteigender Menſch zum Vorſchein: ein junger Mann mit einer ſchwarzen Binde um das rechte Auge. Sein linkes ſah um ſo beſſer, und durchbohrte beinahe den ſtädtiſchen Gemſenjäger, wurde aber recht freundlich, da Hutzlſieder den Helfer in der Noth leutſelig mit der Frage anſprach: „Grüß' Gott, Landsmann; wo geht's denn auf nach der Federlalm?“

Mit einer gewiſſen landläufigen Höflichkeit, die ahnen ließ, daß der Angeredete ſich auch ſchon auſſerhalb der Berge in der Menſchen Länder umgeſchaut, antwortete derſelbe: „Da rechts hinauf, Herr. Wenn Sie wollen, machen wir den Weg mitſammen. Auch ich will zur Federlalm. — Tant mieux, mon ami; allons, marchons! —

Vorerſt ging es ſtill weiter, weil ſteil. — Auf einer Platte angelangt, und unter'm Schatten eines Baumes, der wie ein verlorner Poſten daſtand, hielt Hutzlſieder an, zog ſeine feine engliſche Uhr, und ſagte zufrieden: „Gottlob, wir ſind noch früh daran!“

In eben dieſem Augenblick fiel über den Häuptern der Bergwanderer ein Schuß. — „Der war noch früher daran, als wir!“ bemerkte des jungen Herrn neuer Begleiter.

„Das hat gewiß einen Gamsbock gekoſtet?“ fragte Hutzlſieder eifrig. —

„Ach nein, Herr; die Gamsböck' ſtreifen viel höher im Gebirg… dort, wo die rothen Felſen zum Ferner hinaufwachſen. Der da geſchoſſen, iſt höchſtens eine halbe Stund' weit von uns weg… 's iſt gewiß ein Nachtbub, der von ſeiner Sennerin geht, und ſein'n Stutzen als ein Freudenzeichen abſchießt. Das geſchieht ſo auf der Alm, Herr!“

Ueber die Platte war bequem zu gehen; von allen Seiten hauchte der wilde Thymian ſeinen erfriſchenden Duft. Dem jungen Herrn ging das Herz auf, während vor ſeiner Phantaſie die ſchönſten Sennerinnen der Alpen einen einladenden Rundtanz hielten. So fragte er ſeinen Gefährten.

„Eure Sennerinnen und Almerinnen ſind gewiß wunderſaubere Deandeln?“

„Hm,“ hieß die Antwort: „Wem ſie gefallen, Herr.“

Nun hob aber die Neugier des Gebirgiſchen an, ihr Recht geltend zu machen, und Frag' auf Frage, polizeimäßig, wie's die Bergbewohner im Brauch haben, klopfte bei'm fremden Herrn an, und nicht lang', ſo war das Verſchnappen an dem letztern, und bald wußte der Mitſteiger von Grund aus, was eigentlich Hutzlſieder auf der Federlalm wolle.

Da ſchaute der Begleiter mit einer halbſtutzigen, halbſkoptiſchen Miene auf, und ſprach: „Herr, Ihr habt Euch Großes vorgenommen... die Hanni gewinnt nicht ſo leicht Einer. Da gibt's Exempel und Beiſpiel' genug. Immerhin: laßt Euch ſagen... nehmt's Euch vor den Mandern hier zu Land in Acht. 's könnt' leicht Einer mit Euch eifern, und alsdann wär't Ihr g'fror'n...!“

Hutzlſieder merkte wohl, was der Gefährte meinte, und wollte nähere Erkundigungen einziehen. Da verſchlug's ihm aber die Sprache, denn wie ein Wetterſtrahl fuhr aus der Höhe, mit Windesſchnelle um ein rauhes Eck biegend, ein Menſch vom Berg hernieder, und rannte wie beſeſſen an den Wanderern vorüber, dem Thale zu.

Der Einäugige hatte, da er das Kommen eines Menſchen vernommen, ſich gleichſam ängſtlich ein wenig auf die Seite gemacht, als wünſche er nicht, geſehen zu werden. Nachdem aber die allerdings ſeltſame Geſtalt des zu Thal Eilenden vorüber, ſo ſchaute Hutzlſieder's Begleiter, gerad' wie Hutzlſieder ſelber, erſchreckt jener Geſtalt nach, und rief, mit ſich ſelber redend, aus: „Iſt denn das nicht der Stiglbauer? Der Kerl iſt dem Tollhaus entſprungen... Allmächtiger Gott... er ſchleppt eine Flinte...! der hat wahrlich nichts Gutes angeſtellt...!“

Darauf bat der junge Mann den jungen Herrn gar ſchön, ſo geſchwind als möglich zur Alm emporzuſteigen, denn ihm ſchwane ein Unglück...

Hutzlſieder, ein herzensguter Kumpan, ließ ſich nicht zweimal bitten. In kurzer Zeit, wiewohl mit Schweiß bedeckt, war er oben ... ſein Gefährte, heftig klimmend von Stein zu Stein, von Scholle zu Scholle, weit voran.

Da lag die Sennhütte im friſchen Grün der Alm, im goldenen Schein der jungen Sonne, rings umfangen von himmelhohen Mauern von Porphyr, auf denen der Silberglanz des Ferners prangte. — Um die Hütte her war ein unruhig bewegtes Leben: die vierfüßigen Bewohner der Ställe, Kühe, Geißen, Schafe, Schweine, wirbelten wild durcheinander ... das ſchmutzige Weib, die Almerin, die ihnen die Pforte in's Freie geöffnet, trieb ſich verſtört und wehklagend unter dem Gethier umher. —

„Was haſt Du denn?“ redete ſie der Herr von Hutzlſieder luſtig an.

Die Sennerin, einen Augenblick verſtutzt vor dem vornehmen Kavalier, der wie hergezaubert vor ihr aus der Tiefe emporgeſtiegen, kam bald zu ihrer Unbefangenheit und zu ihrem Wehklagen zurück und antwortete weinerlich: „O Herr, o Herr, Euch führt der liebe Gott und ſeine heilige Mutter zu uns herauf ... Wir wiſſen uns ja gar nicht zu helfen. Die Hanni ... die Bäurin vom Glitteck, meine Bäurin ...“

„Nun, nun? was hat's denn mit der Hanni vom Glitteck?“ unterbrach Hutzlſieder, dem plötzlich böſe Ahnungen zu Kopfe ſtiegen, die Almerin, die ſchluchzend fortfuhr:

„Sie liegt drinnen halb todt ... das iſt ein Unglück ...! und doch wieder ein Glück, wie man's nimmt ...! Wenn aber der Mordbub nicht an'n Galgen kommt, ſo iſt keine Gerechtigkeit im Himmel!“

„Die ſchöne Hanni todt? Ermordet?“ fragte wiederum Hutzlſieder, dem ſich das Haar vor Entſetzen ſträubte: „ſo ſag' doch Alles heraus ... ich weiß ja nicht ...“

„Ja ſo, der Herr weiß es nicht ...“ machte die Almerin, und erzählte dann mit geläufiger Zunge und bedeutſamen Geberden: „Ja, ſchau der Herr ... die Bäurin wohnt mit ihrem armen Bruder ſchon eine kleine Zeit lang da heroben. Sie ſchlaft in mein'm Kammerl und ich auf'm Heu. Weil der Platz ſo viel klein, ſo ſchlaft ſie mit dem Trottl in mein'm Bett, und der Trottl liegt immer hinten an der Wand, die Hanni vorn. Und ſo ſind ſie auch heut in der Nacht gelegen ... am Morgen aber macht der Nazi eine Unruh' und will mit Gewalt vornedran liegen: er erſtickt ſonſt, ſagt er. Nun, die

Hanni will's ihm zu lieb thun — ſie thut ihm All's zu lieb, — und legt ſich hinten hinein in's Bett. Und nicht lang, Herr, ſo kommt ein Schuß zum Fenſter herein auf's Bett und ſchießt den Nazi maustodt, und hat der Hanni nichts gethan. Wär' ſie aber vorn gelegen, ſo wär's ihr gegangen wie dem Nazi, Gott tröſt' ihn! Und deswegen iſt die Bäuerin halb todt vor Schrecken, und wenn der Weberfriedl ſie nicht getröſtet …"

„Der Weberfriedl?" rief Hutzlſieder verwundert: „Wo iſt der Weberfriedl?"

„No, er iſt ja mit dem Herrn heraufgekommen und in die Hütt'n gelaufen, wie ich mit dem Herrn da angebandelt habe. Der Spitzbub meint, man ſoll ihn nicht kennen, weil er ein Tüchl über's Aug' gebunden hat, aber ich ſeh' ſcharf, wie die Eul' in der Nacht. Die Bäurin wird ſich wundern, und mich wundert's auch. Sie haben den Friedl alleweil todt geſagt … und jetzt lebt er doch noch friſch und lebendig!"

Mit einem Satz war Hutzlſieder auf der Schwelle der Hütte. Sein Erſcheinen wurde nicht bemerkt. Neben der Leiche des Trottl-Nazi ſaß Hanni blaß und betrübt auf der Erde, und neben ihr kauerte der Friedl, der jetzo auf beiden Augen ſah, hielt ſie in ſeinen Armen und ſprach juſt:

„Da's der Himmel ſo geſchickt … o liebe Hanni … wirſt Du mich auch jetzo von Dir ſtoßen?"

„Ach, Friedl!" rief Hanni entgegen, und ſank an ſeine Bruſt: „Du biſt nicht todt …? Gott ſey Dank, Du lebſt … ich habe Dich nicht in den Tod gejagt …!"

„Eia," lächelte Friedl unter Wonnethränen, „'s wär' eine Sünd' geweſen, zu lieben, zu hoffen, und doch ſich elend zu erſäufen! Schau, ich hab's eben bei den Soldaten nicht aushalten können … die Jäger ſind halt unſere Landsleut' — von der Heimath haben ſie immer geredt — unſere G'ſangeln haben ſie immer geſungen … wie hätt' ich da mein' Lieb' und Leid vergeſſen können …? Da hab' ich mein G'lüfftel *) ausgezogen, an's Waſſer hingeworfen und den Federhut in's Waſſer hinein, und bin — o das war ſchlecht! — deſertirt. Im fremden Land bin ich umhergelaufen und hab' geglaubt, ich müßt' und müßt' Dich vergeſſen …! Eija, haſt'n nit

---

*) Enge Montur.

g'ſeh'n? mit einemmal, ohne zu wiſſen wie, bin ich wieder im Gebirg und ſuch' heimlich meine Freund' und Eltern auf, von ihnen Urlaub zu nehmen — bis nach Amerika hinein. Aber — ſag' ich mir — Du könnteſt davon geh'n und nicht einmal der Hanni Adje ſagen? Nein, nein, und wenn's Dein Herz und Dein Blut koſtet ... Du mußt ſie noch einmal ſeh'n! Und ſo bin ich da ... und find' Dich leider in ſolcher Trauer ... und find' Dich, Gott ſey Dank, wieder frei und ledig ... und willſt mit mir geh'n in dasjenige Amerika?"

„Ach ... kann ich meines Nazi, der für mich geſtorben iſt, kann ich meines Nazi Grab verlaſſen?" hieß die Antwort, die aber der ſo ganz vereinſamten Hanni herzlich ſauer wurde.

Das rührte den guten Hutzlſieder. Um ſo leichter kam ihm die Großmuth an, da die ſchöne Hanni nicht im knappen Funkelſchmuck der Theater-Sennerinen vor ihm ſtand, ſondern dahinlag, von Kummer bleich, mit rothgeweinten Augen und aufgelöſten Haaren, im nachläſſigen G'wandl, wie's auf der Alm bräuchlich, das heißt, nicht gar koſtbar, nicht gar ſauber und rein.

So trat er mannlich vor und ſprach zu dem verwundert aufhorchenden Paar: „Mein Oheim iſt der Gouverneur und ich darf mir eine Gnad' von ihm ausbitten. Du ſollſt Deinen Pardon haben, Friedl, dafür ſteh' ich! und Dich wird nichts hindern, Deine Hanni zu heirathen, wann's Dir gefällig!" — — Hat's brav gemacht, der Herr von Hutzlſieder!

Und alſo geſchah es auch. Hanni wurde des Friedl Frau, und glücklich. Nazi, der ſie mit ſeinem Herzblut zum Glücke ausgeſteuert, iſt ohne Zweifel ein ſchöner, verklärter Engel geworden. Damian hat in dem feſten Hauſe, „wo's keine Lieb' gibt, und keinen Verſtand," und wohin man ihn wieder gebracht, ein langſameres, aber übleres Ende genommen, ... und wo die Moidl, die eines Morgens aus ihrer Einöd' verſchwunden, hingekommen, weiß kein Menſch. —

Die kleine Offka.

1.

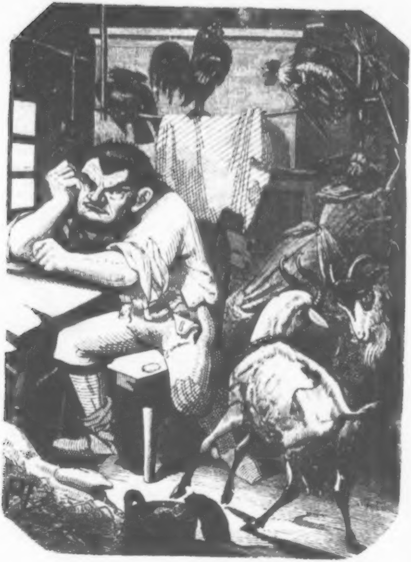
Zlabings iſt ein böhmiſches Dorf, wie aus dem Bettelſack in die Hohlwege am Fuß des mähriſchen Gebirges verzettelt, bewohnt von einer Bevölkerung aus deutſchem Stamm, gemiſcht mit dem Blut der Czechen und Hannaken. Troſtlos iſt die Gegend wie das Dorf. Aecker und Wieſen verwahrlost, die Föhrenwälder ſchlecht gehalten, die Wege im gräulichſten Zuſtand, die Wohnungen wie Schwalbenneſter gebaut, was den Stoff betrifft; ſonſt aber Ameiſenhaufen gleich durch das Gewimmel von allerhand Gethier auf zwei und vier Füßen, mit Haaren, Borſten oder Federn. Die dumpfe Keuche beſteht aus Viehſtall, Küche und Stube, die Stube füllt zu einem Viertheil der rieſige Kachelofen, wahrlich ein trojaniſches Roß, wenn Ihr ihn recht betrachtet, wie er frühmorgens ſeine Bevölkerung von ſich gibt. Auf dem Lattengerüſt beim Ofen, woran einige Wäſche trocknet, ſitzt bei ſeinem gefiederten Harem der Sultan mit dem rothen Kamm; ſchon hat er zum drittenmal gekräht, ſchlägt mit den Flügeln und weckt die Ferkel auf dem Eſtrich von feſtgeſtampftem Lehm, daß ſie grunzend ihre zweibeinigen Schlafkameraden auf und unter der Ofenbank beſchnuppern. Hinko, Lenz und Kunka krabbeln raſchelnd aus dem Stroh, um ſich mit den Thierchen zu balgen. Ein Schreihals in der Wiege vermeldet ſich ungnädig über die Störung. Einſtimmend gibt der Hofpummer Laut, und nun regt ſich das Lager auf dem Ofen droben. Der Hausvater, die Hausmutter, eine Reihe von Orgelpfeifen, Kinder, Knecht und Magd klettern nach und nach herab, und immer kommen ihrer mehr nach, unerſchöpflich wie die Sträußchenſpende aus des Zauberers Hut, ſo daß die Stube kaum zu faſſen vermag, was eben noch in der Verpackung des Raums ſo wenig bedurfte.

Der Bauer, welch häßlicher Schroll! Sein dicker Kopf ein Borſtwiſch, der eben durch's Ofenrohr gefahren; die Stumpfnaſe ſteht weniger vor als die Backenknochen; von einem Ohr zum andern zieht ſich das Maul mit dem Gebiß eines Roſſes; wie der Mund zu groß, ſind die Augen viel zu klein, doch glitzern und funkeln ſie aus ihren engen Klumſen wie glühende Kohlen unter dem Blasbalg.

Die Bäuerin, welch eine wüſte Hexe! Wenn die nicht zu Nacht beim Sabbath auf dem reichen Heidenſtein war, ſo ſind alle Truden vor ihr ſchuldlos verbrannt oder ertränkt worden. Woher hat dieſes gottvergeſſen häßliche Ehevolk nur die zwei bildſaubern Dirnen? Die Lituſchka *) iſt ein wahres Prachtſtück von einem Menſchengebild, hochgewachſen, ſchlank und füllreich zugleich; die ſtolze Führerin der ſtreitbaren Mägde, Wlaſta, hat keine ſtattlichere unter ihren Amazonen erblickt. Wogegen Libuſſa, die Königin, gewiß keine zierlichere Zofe auf ihrem Schloß zu Prag hatte, wie die kleine Offka. Sind die zwei Mädchen etwa eingetauſcht? Hat Manka auf nächtlicher Beſenfahrt durch den Schlot die Kindlein ſchöner Leute geholt und dafür die eigene Satansbrut zurückgelaſſen? Nicht doch! Lituſchka iſt der Mutter leibhaftes Abbild, aus dem Häßlichen in's Schöne überſetzt; unter gleichem Vorbehalt gleicht Offka dem Vater wie ihrer größern Schweſter Ilka, nur daß dieſe einen ganz gewöhnlichen Dienſt-Trampel vorſtellt, friſch und vierſchrötig, mit keinem andern Reiz begabt, als dem Reiz der Jugendlichkeit. Wie kann nur Gleich und Gleich ſo anmuthreich und ſo abſchreckend einander gegenüberſtehen! Lippels dicker Kopf eine Bombe, Offka's Haupt ein Borsdorfer Apfel mit rothen Wangen. Ihr dunkles Haar reich und ſtraff, doch nicht unbändig; die Augen klein, doch lebendigen Ausdrucks, voll luſtiger Schelmerei; der Mund groß, doch ſo wenig zu groß, wie ein langgezogener Saum von rothen Nelken, und vollends liebreizend, wenn ein Lächeln die kirſchrothen Lippen von den blanken Zähnen zieht. Der

---

*) Lituſchka: Ludmilla. Kunka: Kunigunde. Offka: Sophie. Manka auch Marianka): Maria. Juſcho: Joſeph.



Wuchs des Mägdleins iſt zierlich, wie gedrechſelt, doch fehlt es der gelenken Geſtalt nicht an nachhaltiger Kraft; feſt ſteht ſie auf den niedlichen Füßen, und der Heugabel Dreizack wirft in ihren feinen Händen ſeine Laſt ſo gut dem Haufen zu, wie in den Pfoten der ſtämmigen Ilka. — —

Der geſtrenge Herr Bauer war heute ganz beſonders unwirrſch, vermuthlich weil er Kopfweh ſpürte, oder weil's ihm im Leibe nicht recht war. Mit unſanften Fußtritten rechts und links bahnte er ſich den kürzeſten Weg zur Fenſterbank, wo die Schuhe ſeiner harrten, grade wie er ſie Abends zuvor dort ausgezogen. Die mißhandelten Kinder und Thiere ſchrieen, zirpten und quieckten; Manka jagte und warf ſie ſammt und ſonders zur Thüre hinaus.

„Still, ihr Krabben,“ rief ſie: „der Alte iſt brummig, als ſäß' ihm der Niemand im Pelz und Nochjemand im Nacken.“ (Unter dem „Niemand“ verſtand die Böhmin den Gutsherrn, dem Grund und Boden und ein Drittel der Arbeitstage zugehörten; ſie hätte allenfalls auch einen Deutſchen überhaupt damit meinen können.) Die Hausholden ließen ſich geſagt ſeyn, was ſie ohnehin ſchon gemerkt, hätten ſie auch nicht gewußt, daß Lippel zu Nacht mit einem ungewöhnlich ſchweren Rauſch heimgekommen war. Sie drückten und duckten ſich, und eilten hinauszukommen. Nur Lituſchka kümmerte ſich nicht um des Vaters böſe Laune, nicht um der Mutter warnendes Wort. Sie kramte aus der tannenen Truhe allerlei Gewand und Flitterſtaat hervor, und fing ein Liedchen zu trällern an. Das Mädchen beſaß eine helle Stimme vom reinſten Ton, auch fehlte ihr nicht das czechiſche Ohr; dennoch behauptete Lippel, ſein Kind ſänge wie ein Deutſcher.

„Ich kann auch ſchweigen,“ ſagte Lituſchka, vom Vergleich in ihrer Eigenliebe tief verletzt: „ein Tag iſt nicht lang, und bevor er vergangen, kann ich ſingen, wie ich mag. Mein Juſcho wird ſich nicht die Ohren zuſtopfen.“ —

„In den erſten vier Wochen nicht,“ ſpottete der Bauer: „doch was kümmert's mich? Er muß Dich behalten, ſammt dem Kropf.“

Die Dirne hatte den ſchlankſten Hals von der Welt, dennoch erröthete ſie und verſtummte, als ob der gerechteſte Tadel ſie getroffen. Der Hausvater lachte tückiſch in ſich hinein, während er ſich einen Zwetſchenſchnapps aus der Lade langte. Manka hob an: „Haſt Du geſtern den Herrn Gerichtshalter bei guter Laune getroffen?“ — „In der allerbeſten, mein Schatz. Woher hätt' ich ſonſt den wackern

Rauſch genommen? Der Herr hat mir dann erſt noch ein Päckel rothen Dreikönig geſchenkt. Wo iſt meine Pfeife? ich will gleich davon ſtopfen.“ Manka reichte ihm den Stummel. „Und wie iſt's mit der Ilka?“ forſchte ſie weiter: „gibt ihr der Herr noch Friſt, bevor ſie zum Hofdienſt muß?“

Philipp nickte grinſend mit dem Kopf. Das Weib fragte raſch: „Was verlangt er dafür? Was hat er ſonſt geſagt?“ Der Mann zögerte mit der Auskunft, doch der Fragegeiſt war nicht zu beſchwichtigen, und ſo entſchloß der Bauer ſich zum Reden. „Wie ich ſo zum Herrn Procop komme,“ ſprach er: „ſitzt er im Garten bei Doppelbier und Rettig. G'ſtrenger Herr, rede ich ihn an, guten Tag und ſchönen Dank, daß Sie die Lituſchka vor der Zeit losgegeben haben und ihr das Heirathen erlauben. — Das mußt Du dem Herrn Grafen danken, nicht mir, ſagt er drauf. — Schon recht, mach' ich, der gnädige Herr iſt ja gar nicht hier und hat ſich ſeit Jahren nicht ſehen laſſen. Der g'ſtrenge Herr Procop macht das Wetter, und drum hätt' ich eine Bitt'. — 'Raus damit! ſagt er. Ich fang' alſo an: die Ernte iſt vor der Thür, die Hände werden alleweil ſeltener, und ich ſoll drei Paar auf einmal verlieren. Die Lituſchka heirathet. Und weil denn jeder Burſch im zwanzigſten, jedes Menſch im achtzehnten Jahr zum Hofdienſt auf dreizehn Monate und zwei Wochen eintreten muß, ſo trifft's dasmal den Hanſo und die Ilka zugleich. Am Montag ſollen ſie aufziehen, um für ein ganzes Jahr Arbeit auch nicht ein Paar Schuhe zu verdienen. Da wollt' ich denn Seine G'ſtrengen gebeten haben, der Dirn' bis nach der Ernte Friſt zu ſchenken; ich komm' ſonſt nicht 'rum und muß die Frucht auf dem Acker ausfallen laſſen. Bedenk' der Herr ſelber meine Robothen und Spanndienſte . . . — Schon recht, fällt er mir in's Wort, ich hab' ſie alle im Büchel, und 's iſt noch keiner vergeſſen worden, ſeit ich die Ehre habe dem Herrn Grafen zu dienen! — Dann lacht er wie ein rechter Dieb, zwinkert mit den Augen, — nun, Du weißt ja, wie er's macht, wenn etwas Pfiffiges herauskommen ſoll, — und plötzlich ſagt er: gelt Du, mein Lippel, Du wär'ſt froh, wenn Du den Burſchen und das Menſch ganz erſparen könnteſt? Das wären zwei Jahre und drei Monate Arbeitszeit! — Ha ja, ſo gefiele mir's ſchon, antwort' ich drauf; ein Wort gibt das andre, und das End' vom Lied iſt: die zwei ſind frei, der Hanſo ſammt der Ilka.“

Dieſe letzten Worte vernahm Offka, wie ſie eben herbeikam, um der bräutlichen Schweſter hülfreiche Hand zu leiſten. „Gott Lob,“

fiel die Kleine dem Vater in die Rede: „die arme Ilka hätte mich gedauert, wenn ſie unter die Tatzen des Ungethüms gerathen wäre…“ — „Nicht doch, Naſeweis,“ verwies Lituſchka: „der Herr Procop iſt nicht halb ſo ſchlimm, als die Leute ihn verſchreien.“ — Der Vater bemerkte dazu: „die kann's ja wiſſen, und wir haben am allerwenigſten über ihn zu klagen. Er hat die Heirath mit dem reichen Müllersſohn geſtiftet, und ihm allein verdanken wir, daß unſere Lituſchka eine Frau Müllerin wird. Wer weiß, was der Herr Procop für die kleine Offka im Hinterhalt hat, wenn ſie ſich gut aufführt?“

Manka und Offka ſchauten den Bauer groß an, weil ſie nur halb und halb erſt ahnten, was er eigentlich meinte; doch Lituſchka ſah ſchärfer, wie die beiden, und des Vaters unſicherer Ton ließ ihr keinen Zweifel übrig. Roth vor Zorn rief ſie aus: „die Frau Ahndl hat es alleweil geſagt, und es iſt auch wahr: Sonnenſchein zu Lichtmeß, Regen zu Egidi und ein lediger Gerichtshalter auf dem Herrenhof ſind dem Teufel zu ſchlecht.“ — Jetzt ging auch der Bäuerin ein Licht auf, und beſchwichtigend ſagte ſie: „Er iſt ja Hochzeiter mit des Hofrichters Tochter von Göttweih in Oeſterreich; bis die Reihe an Offka kommt, iſt die junge Frau auf dem Schloß und hat die Zügel des Hausweſens in der Hand.“ — „Ja wohl,“ warf der Bauer mit ſchlechtgeſpielter Leichtigkeit dazwiſchen: „bis dahin hat das Menſcherl alle Zeit, einen Maier, einen Müller oder meinetwegen einen großen Bauer zu fangen. Am Montag tritt ſie in den Dienſt. Nun, was ſchaut ihr drein wie die Gänſe, wenn's donnert? Umſonſt iſt der Tod.“

Das ſchwere Wort war heraus, der Bauer hatte ſeinen trutzigen Ton wieder gefunden, und plötzlich war ihm wieder leichter um's Herz. Er ſchenkte ſich noch ein Gläschen Slibowitz ein, und behaglich das gelbliche Naß ſchlürfend, ließ er die Weiber zetern wie ſie wollten.

„Der ſchlechte Menſch,“ ſchalt Lituſchka, und gab dem Gerichtshalter noch allerhand böhmiſche Ehrentitel, völlig uneingedenk des Lobes, das ſie ihm kurz zuvor ertheilt. Manka behauptete, ſie könne von allen ihren Kindern der Offka am allerwenigſten entrathen. Die Kleine ſelber redete kein lautes Wort; doch ihr erbleichendes Antlitz, ihre zuſammengekniffenen Lippen, ihr heimtückiſch funkelnder Blick führten die verſtändlichſte Sprache. — „Genug, zuviel,“ brummte Lippel. Seine Mahnung war das Waſſer, welches der Schmied in die Kohlen ſprengt, damit die Lohe heller aufflackere. Und ſchon dachte er daran, den Sturm gewohnter Weiſe mit dem Zauberſtab von der Haſelſtaude zu beſchwören, als im rechten Augenblicke noch der kleine Hinko herbeiſprang, um das Nahen des Hochzeiters zu verkünden. Ein vierſpänniger Leiterwagen brachte den Bannmüller mit Weib und Sohn ſammt den Kränzeljungfern. „Geh ihnen entgegen,“ ſagte Manka: „und halte ſie ein wenig auf, daß wir indeſſen das Püppchen aufputzen.“

2.

Der Edelhof war der Anlage nach eine Maierei, hatte von einem Schloß nur den Namen. Weitläuſtige Stallungen, Scheunen und Schupfen umſchloſſen drei Seiten des länglichen Vierecks. Das Wohngebäude glich einem öſterreich'ſchen Freihof. Die Einfahrt breit und geräumig wie eine Teiche, rechts die Baumannsſtube nebſt Küche und Bäckerei, links die Kanzlei und die Wohnung des Gerichtshalters, im Stockwerk einige Gemächer für den gelegentlichen Aufenthalt der Herrſchaft oder geehrter Gäſte, wohnlich, doch von der einfachſten Ländlichkeit. Die Bauart war unverkennbar deutſchen Urſprungs, eben ſo fern von ſlawiſcher Nachläſſigkeit wie von ſlawiſchem Prunk, nicht minder die Einrichtung; beide rührten vom Großvater des Beſitzers her, der in den Tagen des Kaiſers Joſeph die Grundherrſchaft erworben und ſich bleibend in Böhmen angeſiedelt hatte.

Deutſche Wurzel treibt in jedem Erdreich, und zwar grade darum, weil ſie mit Leichtigkeit den fremden Stoff in ſich aufnimmt; daheim ein Weltbürger, wird der Deutſche auswärts, was rechts und links ſeine Nachbarn ſind: zu Paris ein Franzoſe, in England ein Meiſter Roſtbeef, in Nordamerika nicht ſelten ein Schelm. Solch ein Ableger war auch der Herr Procop Schumann, von deutſchen Eltern zu Budweis, zu Leitomiſchl oder ſonſtwo im Czechenland geboren, ein rechter Böhm', doch ſonſt von Ausſehen kein übler Mann, ſtark und wohlgenährt wie ein Kapuziner, mit einem glauen Angeſicht, katzenglatt und katzenfreundlich; zu welchem Ausdruck der halbmondförmig geſchorene Backenbart paßte, als wäre die damalige Mode juſt für dieſes volle Wangenpaar erfunden worden. Irgend ein luſtiger Künſtler hat einmal den Mond mit einer langen Pfeife im Mund abgebildet; das war der geſtrenge Herr zu Zlabings, wie er behaglich im Fenſter lehnend den Hof überſchaute. Dieſes Lungern und Lauern war übrigens kein Müſſiggang; zu den Hauptgeſchäften des Gerichtshalters gehörte die Wirthſchaft; ſeines Herrn Rinder und Schafe lagen ihm näher am Herzen, als die Streitſachen der Grundholden um Mein und Dein; Feldbau und Wieſenwachs, Holzſchlag und Weidegang kümmerten ihn mehr, als alle möglichen Verfügungen eines hochlöblichen Kreisamtes.

So überblickte er denn vom Fenſter aus eine wichtigere Abtheilung ſeines Reiches, als ſie hinter ihm auf dem Kanzleitiſch lag. Selbiges Fenſter war zugleich auch eine Art Thronſaal, wo Seine Geſtrengen Gehör zu ertheilen pflegte. Juſt kam der Großknecht, die Hacke auf der Schulter, auf dem Hackenſtiel das Wamms, und ſtattete Bericht ab von des Tages Werk und vom Plan der nächſten Stunden. Der Verwalter hörte aufmerkſam zu, dann folgten die Bemerkungen. —

„Wenzel, ſey doch nicht gar ſo dumm,“ ſagte er unter anderm: „wie kommſt Du dazu, die Waldwieſen nur mit dreißig Tagwerkern anzuſetzen? Fünfzig müſſen's ſeyn, wie im vorigen Jahr.“ Wenzel zuckte die Achſeln. „Der neue Förſter iſt ein Deutſcher,“ antwortete er: „ein dummer Teufel, der nichts davon wiſſen will, daß eine Hand die andere wäſcht. Er meint, zehn Leute ſeyen für das Biſſel Gras mehr als genug, und hat geſtern noch gradezu herausgeſagt, er wolle mir auf die langen böhmiſchen Finger klopfen. Der g'ſtrenge Herr ſieht alſo, daß ich's nicht zu grob machen darf.“ — „Freilich, Wenzel, freilich,“ ſtimmte Procop ein: „und wir müſſen am Holz und am Wildſchaden einbringen, was uns der grüne Tölpel ſchadet.“ Der unerbittliche Wenzel zuckte abermals die Achſeln. „Geht nicht, G'ſtrengen, geht nicht. Der Kerl hat die Augen überall. Die weggeſchwemmten Klaftern hat er auf der Au ausgeſpürt und läßt ſie nicht abführen, alſo können ſie in der Rechnung auch nicht gänzlich weggeſchwemmen ſeyn. Der Jägerburſch hat mir's geſtern geſagt, und dabei um das ſchöne Trinkgeld vom Hammerſchmied gejammert, das er dabei einbüßt.“

Procop brummte, der Großknecht fuhr fort: „Den Wildſchaden in den vorderen Kleeäckern erklärt der eigenſinnige Waldteufel für Schaffraß, und droht dem Hirten von Jamnitz mit Pfändung.“ — „Der verzweifelte Kerl will mich zum Lumpen machen, ſo wahr ich lebe,“ rief der Gerichtshalter voll Entrüſtung aus: „ich verliere ja dadurch zwei gemäſtete Hämmel.“ Etwas gelaſſener fügte er hinzu: „Für dieſes Jahr, denn im künftigen darf der Dieb und Ehrabſchneider nicht mehr auf dem Jägerhaus ſeyn.“ — Wenzel trat ganz nah zum Fenſter hin und flüſterte kaum vernehmbar: „Schau der geſtrenge Herr fleißig auf, ich meine, es ſteht ein Donnerwetter über ſeinem Haupt, und der Förſter iſt grad nur der erſte Schlag.“ Der Gerichtshalter erbleichte, mehr noch vor dem ſchadenfrohen Ausdruck in Wenzels Zügen, als vor den hämiſchen Worten ſelbſt. „Du träumſt wohl, Wenzel,“ ſtotterte er mühſam heraus: „und Dein Schade wär's nicht minder wie der meine. Ich habe Dich immer redlich mitgeſſen laſſen, oder kannſt Du's anders ſagen?“ — „Ich bin ja zufrieden,“ antwortete höhniſch der Knecht: „auf den Mann ein Vogel, dem Pfarrer die Gans, dem Meßner den Spatzen. Ich mache aber auch keine koſtſpieligen Reiſen nach Prag, nach Brünn, nach Budweis oder Iglau; ich geh nicht in's Hauptquartier zu den Reitern, um mit den Herren Offizieren aus dem gewiſſen Büchel mit Eichel, Schellen, Grün und Roth zu beten; und vollends koſtet die Liebe mich nichts — im Gegentheil, ſie trägt mir noch ein, denn ich heirathe das obere Klauſen-Lippel-Menſch zu Biſtritz. Auf Martini will ich anfangen. Nun, guten Tag, geſtrenger Herr.“

Der heimtückiſche Geſell hatte Recht, ſeinem Meiſter einen guten Tag zu wünſchen, nachdem er ſo ſchadenfroh den guten Tag verdorben. Dem Gerichtshalter fielen alle ſeine Sünden bei, — die Unterſchleife, deren er ſich zum Nachtheil der Herrſchaft wie der Unterthanen ſchuldig gemacht, — die Erpreſſungen, die er geübt, — der vielfache Mißbrauch, welchen er mit ſeiner Stellung getrieben. Bittere Reue überkam ihn, nicht um der Sünde ſelbſt willen, ſondern wegen der thörichten Verſchwendung, die ihn um die „Früchte ſeiner Arbeit“ gebracht, ohne daß er jemals des möglichen Endes, des wahrſcheinlichen Ausganges gedacht hätte. „Der Schuft von Wenzel!“ ſprach er zu ſich ſelber: „mit den paar hundert Gulden wird er in ſeiner Weiſe zum reichen Mann. Meine Tauſende ſind in Rauch und Dampf aufgegangen, und wenn gerade jetzt dem Krüglein der Henkel abbräche, ſo wär' ich ein Bettler unter Null, voller Schulden, und die Partie von Göttweih läge in der Donau. Prrrh! ein anderes Bild. Noch iſt das Ende aller Tage nicht angebrochen. Sitzt mir auch der deutſche Grünrock höchſt unbequem auf dem Hals, ſo bin ich doch Herr und Meiſter des Schüttbodens, der Zehentſcheuer, der Kanzlei, der Herrſchaftsgefälle. Ein paar Jährlein wird das Ding immerhin noch halten. Ich will anfangen, zu ſparen, und beſonders dem unſeligen Macao entſagen. Inzwiſchen führ' ich die hübſche, die kluge, die reiche Kathi heim, und bis zur Hochzeit tröſte mich die kleine Offka. Ein allerliebſtes Geſchöpf, das Mädel; hätte es ein Bischen Bildung und viel Geld, ich heirathete es etwa vom Fleck weg. Wäre wenigſtens nur das Geld da, die Bildung fände ſich allenfalls. Ganz vernarrt bin ich in die herzige Hexe. Sie werde ich dereinſt nicht ſo leichten Herzens entlaſſen, wie jene maſſenhafte Lituſchka ...!“

Er verſank in träumeriſches Hinbrüten nach aller Verliebten Art, vergaß darüber des Gewitters, wovon Wenzel geredet, und zwinkerte ſo recht pfiffig mit den Augen, ganz wie Lippel es beſchrieben. Ihm wurde zu Muthe wie dem ſpinnenden Kater auf beſonntem Fenſterbrett. Doch dauerte die Herrlichkeit keine halbe Pfeiſe lang. Das behagliche Knurren verwandelte ſich in unwilliges, wenn ſchon geheimes Brummen; die Augen, welche kaum noch liſtig geblinzelt, ſperrten ſich weit auf vor Ueberraſchung.

Die Veränderung bewirkte ein Jagdwagen, zierlich gebaut, von einem ungariſchen Fünfgeſpann gezogen. Es war ſchon der Mühe werth, die ſtolzen feurigen Roſſe zu betrachten, wie ſie, ſelbander an der Deichſel und zu dritt an der Wage, in den Hof ſtürmten. Nicht minder war es prächtig anzuſehen, wie zierlich und ſicher zugleich ſie die Wendung im halben Bogen ausführten, um dann auf des Zügels leichten Ruck mauerſtill zu ſtehen, ſchnaubend, den Schaum vom Stangengebiß ſchüttelnd. Von allem dem ſah Procop nichts; ſein Blick haftete auf dem Roſſebändiger, der in feinbehandſchuhter Fauſt die Zügel hielt: ein ſtattlicher Mann von etwa dreißig Jahren, bräunlich von Angeſicht, mit einem recht huſarenmäßigen Schnurrbart. Auf den krauſen Locken thronte ein ſchwarzer Hut von der neueſten Form, den kräftig ſchlanken Leib umſchloß ein ſchwarzer Ueberrock vom neueſten Zuſchnitt. Neben dem vornehmen Kutſcher ſaß eine nicht minder vornehme Frau, nicht gar zu jung mehr, doch leidlich hübſch, in einem Anzug von jener koſtſpieligen Einfachheit, welche dem Männerauge wohlthut und die Weiber zur Verzweiflung bringt. Ueber eine „aufgedonnerte Docken“ kann der Neid ſich durch Schmählen erleichtern; doch berſten möchte er, wo er keinen Vorwand zum Schelten findet.

Procop betrachtete nicht die Schönheit der Roſſe, nicht das Gewand der Frau, ſondern fuhr vom Fenſter zurück, um den bequemen Hauskittel mit einer anſtändigen Hülle zu vertauſchen. „Hol' mich der Kaiſer Wenzel,“ brummte er dazu in unverſtändlichem

Gemurmel: „der Graf Leo, ſo wahr ich lebe. Ich kenn' ihn wieder, trotz des türkiſch-ungriſch-grimmigen Schnauzbartes. Die Dame iſt mithin die Frau Gräfin, die Oeſterreicherin, welche unſer junger Herr vor ſechs Wochen geheirathet. O du lieber heiliger Wenzeslaus, dafür, daß ſie nichts hat, dürfte ſie ſchon um ein paar Winter jünger ſeyn, und um fünf Grad ſchöner. Eine reiche Frau hätte ihm nichts geſchadet. Schulden hat er, daß kein Prinz ſich daran ſchämen dürfte; Geld braucht er, der leichte Huſar, als fräßen ſeine Roſſe die Einlöſeſcheine in Natur, und der zweite Sohn iſt er noch dazu. Er war halt von jeher ein Phantaſt.“

Mit ſolchen unehrerbietigen Gedanken, doch Honig auf den Lippen, trat der Gerichtshalter katzbuckelnd und mit den Füßen ſcharrend der jungen Herrſchaft entgegen. Er fand ſie bereits abgeſtiegen, und von den Angehörigen des Gehöftes umringt. Huldreich erwiederte die Gräfin den demüthigen Gruß, freundlich der Graf die böhmiſche Anrede in gleicher Mundart, bevor er auf Deutſch hinzufügte: „Uebrigens, mein wertheſter Herr von Schumann, müſſen Sie ſchon mit der Gräfin deutſch reden, bis ſie der Landesſprache mächtig iſt. Ich denke, es wird nicht allzulange dauern.“

Procop erſchrack nicht wenig. Die deutſche Sprache verurſachte ihm zwar keine Sorge, wenn er ſchon zuweilen nicht recht wußte, ob er „Backenbart“ oder „Bockenbart“ zu ſagen habe; um ſo weniger aber behagte ihm die Andeutung vom Dableiben. Stammelnd und ſtotternd wandte er ſich zur Gräfin: „Sprechen zu Gnaden, Excellenz, bin ich ganz aus Uebung...“ — „Hat nichts zu bedeuten,“ antwortete ſie im leutſeligſten Ton: „das Wenige, was wir uns mitzutheilen haben, braucht nicht den Aufwand großer Sprachfertigkeit. Wollen Sie uns jetzt die Zimmer aufſperren laſſen?“ — „Der Jäger iſt ſchon droben, liebe Tini,“ ſagte Leo, ſeiner Frau den Arm bietend. Neben dem Paar einherſchwänzelnd, ergoß Procop ſich in Entſchuldigungen, daß nichts „gerichtet“ ſey. „Iſt hochgräfliche Ankunft erfolgt, wie Feuersbrunſt in Baden,“ kauderwälſchte er: „nichts vorher gewußt.“ — Wiederum tröſtete ihn Albertine mit huldreichem Zuſpruch. „Wir finden ja, was wir brauchen,“ ſagte ſie: „meine Frau Schwiegermutter hat mir eine Abſchrift des Inventars mitgegeben. Es fehlt zu Zlabings nicht an Betten und Weißzeug...“ — „Doch leider auch nicht an Ratten,“ ſeufzte Procop dazwiſchen hinein, voll Entſetzen über das vernommene Wort von Verzeichniß; die Gräfin hörte nicht auf den Seufzer, ſondern fuhr fort, die einzelnen Beſtandtheile der Einrichtung aufzuzählen, Silber und Zinn, Porzellan und Steingut, und offenbar war das Gedächtniß der Frau nicht weniger unerbittlich, als ein Schriftſtück auf Stempelpapier.

„Da haben wir die ſaubere Beſcheerung,“ ſprach's in des Schalksknechts Seele: „Der deutſche Förſter war mir ſchon zuviel, doch ein Dutzend ſeines Gleichen wäre mir zur Stunde willkommener, als das eine Weib. Das wird Hitz' koſten, bis ich mich bei der durchlüge. Sie iſt fein wie der Staub vom Kalkſtein und ſcharf wie Eſſig.“

An der Stubenthüre entließ Albertine den Pfleger in tauſend Aengſten mit der Weiſung, ihr unverzüglich eine Zofe zu ſchaffen. „Die Dirne ſey ſauber und geſcheit,“ ſagte die Gräfin: „damit ich ſie als Stubenmadel bei mir behalten kann, um Böhmiſch von ihr zu lernen. Schicken Sie mir auch Ihre Köchin herauf, die für uns wird ſorgen müſſen, bis morgen unſere Dienſtboten eintreffen.“

Im Hinabſteigen ſagte Procop zu ſich ſelber: „Hübſch und klug? Ich denke, Lippels Offka wäre ſchon recht für dich, du deutſche Kratzbürſte. Doch werd' ich mich hüten, ſie dir zu geben. Die Offka taugt mir beſſer dahin, wo ich ſie unter der Hand behalte. Im Stall iſt ihr Platz. Für die gnädige Frau wird unſere Reſi gut genug ſeyn; die wird mir's Dank wiſſen, wenn ich ihr den Platz verſchaffe; und wenn der junge Herr ſich in den letzten zehn Jahren nicht gänzlich umgeändert hat, ſo ſchlag' ich zwei Fliegen mit einer Klappe.“ Einſtweilen ſchlug er nichts als ein Schnippchen.

3.

Das Ehepaar durchwandelte Arm in Arm die neue Wohnung, überlegend und erörternd, wie ſie am Beſten zu benutzen ſey. „Die Eintheilung iſt hinlänglich bequem,“ ſagte die Frau: „und der Raum nicht allzubeſchränkt.“ — „Doch die Einrichtung gar zu armſelig,“ entgegnete der Mann: „die Zimmer weiß, die Böden von Tannenholz. Ich für mein Theil mache mir nichts daraus, doch für Dich ſchiene mir die Wohnung der Herzogin von Berry zu Paris noch nicht glänzend genug.“ Worauf die Gräfin mit freundlichem Ernſt: „Die heitre Einfachheit dieſes Aufenthalts gefällt mir. Auch bin ich, wie Du weißt, nicht wie eine Prinzeſſin aufgezogen worden, ſondern als ein häusliches Mädchen. Ich begehre keinen Reichthum, noch weniger aber des Reichthums falſchen Schein. Für mich iſt das kein Opfer. Du aber, mein Leo, haſt große Selbſtverläugnung geübt, indem Du um meinetwillen der großen Welt entſagteſt."

„Schatzerl," unterbrach ſie der Mann: „in ein paar Jahren hätt' ich's ohnehin thun müſſen, ohne den Ausweg an der Hand eines Engels zu finden. Du haſt mich beſtimmt, Zlabings vom Vater zu verlangen; Du allein haſt mir den muthigen Entſchluß eingegeben, in ländlicher Einſamkeit ein zurückgezogenes Leben zu führen, um meine Verbindlichkeiten zu tilgen; Dir werde ich die Bekanntſchaft des Biedermannes verdanken, deſſen einſichtiger Rath.." — „Nicht mir," fiel ihm Albertine ins Wort: „ſondern meinem Vater. Mir waren die Verdienſte des wackern Maierhuber um unſer Haus ſchier gänzlich unbekannt, bis kurz vor unſerer Verlobung mein Vater davon zu reden anfing. Der Krieg hatte uns zu Grunde gerichtet, und mein Vater, im Feldlager aufgewachſen, wußte ſich nicht zu helfen. Er war ein willenloſes Spielzeug in der Hand eigennütziger treuloſer Diener. Vor zehn Jahren ſtand er am Rand des gänzlichen Untergangs, heut iſt ſein Hausſtand geordnet, ſo daß er die Zinſen ſeiner Schulden richtig bezahlen, von Jahr zu Jahr die Laſt vermindern kann, und in fünfzehn Jahren alle Schulden getilgt haben wird. Das, mein Freund, iſt die ſegensreiche Frucht geordneten Lebens und biederer Selbſtverläugnung. Dieſes Ziel behalte im Auge, wenn Dich je das Heimweh nach den gewohnten Reizen der Geſellſchaft erfaſſen ſollte." — „Dergleichen wird mich nun und nimmermehr anwandeln," betheuerte er: „hab' ich nicht Jahre zugebracht in den elendeſten Dörfern Böhmens und Mährens und der ungariſchen Steppen, hab' ich nicht muthig den Kelch des Soldatenlebens im Frieden bis zur letzten Neige geleert? Gegen die Standquartiere des Reiters iſt Zlabings ſchon an und für ſich ein Paradies, und an Deiner Seite würde ich mich noch in der ſchlechteſten Puszta glückſelig fühlen..."

Die zärtliche Zwieſprach mußte ein Ende nehmen. Reſi kam, um den Dienſt in den Gemächern der Herrſchaft anzutreten. Hübſch war ſie, doch ſchien ſie mehr für den Stall geſchaffen, als für die Kammer, und der Gräfin gefielen ihre frechen Augen ſchier noch weniger, als die ungewaſchenen Hände. Leo dagegen bemerkte die tadelnswerthe Eigenheit der letztern gar nicht, ſondern ſagte höchſt wohlgefällig: „Die Heimath meiner Kindheit bewahrt ſich immer noch den alten Ruhm, weit und breit die ſauberſten Dirnen zu erzeugen. Wie heißeſt Du, mein Kind?« — „Küß' d'Hand, Gnoden hochgräfliches, bin ich Zdenko-Kretſchmar-Hanſen-Reſi.«

Eine leichte Wolke überflog Tini's klare Stirn. »Mein Freund,« ſagte ſie raſch: „es wird gut ſeyn, wenn Du mir jetzt erlaubſt, die Hände der Leute zu verwenden. Zum Ausfragen gibt's wohl ſpäter Muße genug. Stopfe Dir einſtweilen eine Pfeife und erwarte mich im Garten. Es wird an einer Laube dort ſchwerlich fehlen.« — Reſi fügte auf böhmiſch hinzu: »Viele trauliche Plätzchen gibt es dort, kühl; ſchattig, verborgen, feindſeliger Ueberraſchung ſchwer zugänglich.« Ein ausdrucksvoller Seitenblick, höhniſch und verbuhlt in einem Zug, begleitete das Wort. Leo ſchien betroffen. — »Was ſagt ſie?« fragte Tini argwöhniſchen Tones. Er gab Beſcheid: „Im Garten fänden ſich viel Kröten, ſagt ſie, beſonders an den ſchattigen Stellen. Doch jetzt b'hüt Gott." Die Frau rief ihm nach: »Ich laſſe Dich holen,« und nun erſt fiel ihm ein, wie er in wenigen Augenblicken ſich doppelt ſchwer verſündigt. Wenn die Dirne erführe, — und warum ſollte ihr's verſchwiegen bleiben? — daß die Gräfin einen unüberwindlichen Abſcheu vor Kröten und ähnlichem Ungeziefer hegte, wie mußte ſie die Worte des Gebieters auslegen?«

4.

Was verſtehſt du vom Reiſen, du junges Geſchlecht? Du ſprichſt davon wie der Blinde von der Farbe. Von einer Hauptſtadt zur andern wirſt du verſchickt gleich einem Waarenballen. Du kennſt nicht einmal den jungen Morgen, den Freund des Dichters, des Wanderers guten Geſellen. Wenn die Sonne den Wetterhahn auf der Kirchthurmſpitze mit hellen Pfeilen trifft, die glitzernd vom blanken Meſſing abprallen, dann träumſt du noch auf der Roßhaarmatratze, müde vom unerquicklichen Werk des vorigen Tages, vom Schütteln auf der Eiſenbahn, von den Sehenswürdigkeiten der Stadt, vom Anhören einer Oper oder von ſonſtigen Herrlichkeiten, wie ſie in deiner Stadt ſich eben ſo gut finden, als in der fremden. Den Reſt des Abends brachteſt Du im großen Saal an einem kleinen Tiſchchen zu, abgeſondert wie ein Karthäuſer, abgefüttert mit maskirten Ueberbleibſeln der Mittagstafel, noch überglücklich, wenn ein Leidensgefährte ſich dir geſellte. Wiederkäuend durchſpracht ihr den Inhalt der Zeitungen, vielleicht auch geriethet ihr in freundſchaftlichen Zwiſt über die Vorzüge erſter Sängerinnen oder neuer Regierungsformen, und ſo betrogt ihr glücklich den Schlaf um die Stunden vor Mitternacht. Im Schlepptau des Lohnbedienten haſt du vom Leben und Weben der Stadt nichts geſehen, vom Unterſchied der Sitten und der Sprachweiſe nichts gemerkt. Dem europäiſchen Hof in deiner Heimath gleicht auf's Haar jedwedes Hôtel d'Europe, wohinein der Omnibus dich ſchleppt. Du findeſt immer daſſelbe: das große „modellmäßige“ Haus, die winzigen Schlafzellen, die Betten kurz und ſchmal, doch von Mahagoni mit vergoldeten Beſchlägen, die Säle öde und unheimlich, den Wirth unſichtbar, den Oberkellner im Frack als einen Prinzen, in den Unterkellnern dieſes Prinzen würdige Cavaliere. Das Beefſteak, welches ſo ein Herr dir vorwirft, iſt winzig klein, doch liegen zwei ſchwere Silbergabeln, zwei Löffel und drei Meſſer dabei, nebſt einem halben Dutzend von Tellern. In der Rechnung iſt auch kein Unterſchied, außer daß ſie an einem Ort von Francs ſpricht, am andern von Thalern und Groſchen, und bei uns Gulden aneinanderreiht, ſo und ſo viel ſammt den unvermeidlichen 59 Kreuzern.

Die achte, die neunte, die zehnte Morgenſtunde ſchlägt, bevor du dich vom Lager erhebſt. Dein Frühſtück iſt, wie es geſtern war, morgen, übermorgen und ſo fort ſeyn wird, das bekannte Allerhand von Thee, Käſe, Eiern, Kaffee, geröſteten Brodſchnitten, Beefſteak, Obſt, Zeitungen, kaltem Fleiſchwerk und einem Viertelscentner Silber. Nach dem Frühſtück kriechſt du in den Bauch des Omnibus, raſſelſt zum Bahnhof und verſchreibſt dich auf's Neue dem böſen Feind, um meilenweit zu ſuchen, was du zu Hauſe auch haben könnteſt.

Der Eilwagen, Gott hab' ihn ſelig, ließ uns auf der Hauptſtraße doch noch etwas von der Gotteswelt und den Menſchen darin ſehen. Bei jeder Umſpannung gab's eine Stadt, ein Städtchen, ein Dorf zu betrachten, die Veränderungen und Uebergänge der Landesweiſe zu bemerken, den Klang der Menſchenſtimme zu vernehmen. Das neue Geſpann, der friſche Poſtknecht auf dem Sattelgaul waren auch eine Abwechſelung für Auge und Ohr. Ueber die Gegend ertheilte der Schirrmeiſter Auskunft, ſo daß wir nicht wie reiſende Engländer gedankenlos und blödſinnig an Bergen, Wäldern, Schlöſſern und Burgen vorüberzuſchnurren brauchten.

Vor dem Eilwagen aber, da war eine Zeit, worin es noch Reiſen und Reiſende gab, Wanderer, welche zu Fuß die Welt durchpilgerten, andere, die noch langſamer mit Landkutſchen, Poſtwagen und Handerern einherſchneckten. Sie kannten den friſchen Morgenduft, ſie waren vertraut mit der Streu in der Waldherberge und im Haidekrug. Der Muſterreiter auf dürrem Klepper, der Handwerksburſch, der verabſchiedete Soldat, der kaufluſtige Metzger, der Landkrämer, der Leiermann, ſie wurden auf der Landſtraße des Wanderers Geſellſchaft. Wehrten Wind und Wetter oder die Dunkelheit das Weiterziehen, ſo gewährte in Ermangelung einer Schenke das erſte beſte Gehöft ein eben ſo gutes Obdach. Der Bauer übte Gaſtfreundſchaft, wenn nicht aus Gutherzigkeit, doch aus Furcht. Wie leicht hätte der abgewieſene Wandersmann den glimmenden Zunder, mit gelbem Faden umwickelt, in's Dachſtroh geſteckt, damit des rothen Hahnes Flügelſchlag ihm den nächtlichen Pfad erhelle!

Die Beſchwerlichkeiten waren freilich groß, und was die Erinnerung aufſpeichern wollte, mußte mit harter Mühe eingeheimſt werden. Dem Reiſenden ging nichts ſo oft aus, als die Geduld. — So auch dem Herrn, der zu Waidhofen den Wiener Stellwagen verlaſſen hatte, und nun nach dem Eſſen auf das beſtellte Fuhrwerk wartete, das ihn auf der Seitenſtraße ſeinem Ziele zuführen ſollte. Der Fremde war eine klapperdürre lange Geſtalt, den Jahren nach nahe an fünfzig, in der Kleidung um zwanzig Sommer jünger. Die Beinkleider waren mit Stegen geſpannt, wie ſie damals kaum noch alle Handlungsdiener der Hauptſtadt trugen; aus der Halsbinde ragten ſteif und ſpitzig die ſogenannten Vatermörder; die zierlich gefältelte Bruſtkrauſe hielt eine blitzende Vorſtecknadel feſt. Der braune Frack mit dem langen Schwalbenſchweif würde heutzutage als Reiſekleid wunderlich genug ausſehen, doch damals war der Frack auf allen Lebenswegen zu finden. Wohlgeordnete Ueberreſte eines ehemals üppigen Haarwuchſes bargen möglichſt die Blößen des Schädels. Das hagere Antlitz trug in den feinen Zügen einen anſprechenden Ausdruck, ernſt und gutmüthig zugleich, welchem die Brille mit den breiten Goldbügeln einen vornehm gelehrten Anſtrich verlieh. Ueberaus vornehm klirrten auch die Silberſporen an den hohen, ſpitzzulaufenden Abſätzen. Jetzt klirrten ſie dazu noch ungeberdig, wie der Reiſende mit langen Schritten das Gemach durchmaß, immer wieder über den Poſtmeiſter ſcheltend, der ihm, auf gutem Recht fußend, die Extrapoſt für die Seitenſtraße verſagte. „Die ganze G'legenheit*) ginge mir ja zu Grund," ſagte zum hundertſtenmal vielleicht der Poſtmeiſter: „einen ſo holprigen

---

*) Gelegenheit: Fuhrwerk

Weg können ſich Euer Gnaden nit einbilden. Von Taya an geht's halt in allen Stücken böhmiſch zu. Mit dem Einſpänner werden's allenfalls durchkommen, aber beſſer thätens, wenn's heut dablieben. Spät iſt's eh', und ein grob's Wetter gibt's ah.“ — „Wär' nicht übel,“ ließ der Fremde ſich vernehmen: „wenn ich wegen lumpiger ſechs Poſtſtunden am langen Sommertag liegen bliebe.“

„Wir rechnen acht Stunden bis Zlabings.“ — „Ihr rechnet dem Teufel das Ohr weg. In fünf Stunden legt ein Bote die Strecke zu Fuß zurück. Ich aber bin geſtern nicht um vier Uhr in aller Früh von Wien fortgefahren, um des Herrn Poſtmeiſters zu Waidhoſen Narr zu ſeyn. Ueber Nacht bleiben? und gar noch hier? Das läge mir auf.“

Ruhigen Tones doch im Ernſte bös entgegnete der Wirth: „Euer Gnaden können mir morgen mit dem Einſpänner zurückſagen laſſen, ob ſie um die Poſt von Waidhoſen, um eine Halbe Oeſterreicher und um ein kälbernes Schnitz'l nit gern ein paar Fünferl zahlt hätten.“ Mit welchen Worten er hinausging, um die Beförderung des ungeduldigen Gaſtes zu betreiben.

Der aber ſagte zu ſich: „Wir kennen uns aus. Die Herren Gaſthalter heißen nicht umſonſt ſo; ſie halten den Gaſt möglichſt lang bei der Falten. Und der Poſtmeiſter muß meinen, ich ſey meiner Lebtag nicht in Böhmen geweſen. Gehorſamſter Diener! War ich als ein Büberl nicht Jahrelang beim Herrn Vetter in Prag? Die Frau Mutter holte mich noch zu rechter Zeit heim, ich hätte ſonſt, verzeih' mir Gott die Sünde, meine Mutterſprache verlernt. Mir ſind eure böhmiſchen Dörfer keine böhmiſchen Dörfer mehr.“

Wohlgemuth klepperte und raſſelte der Stutzkopf im offenen Wägelein davon. Hell ſchien die Sonne, und der Reiſende erklärte es für die unnützeſte aller Vorſichtsmaßregeln, daß er den Mantel neben ſich gelegt. Selbige Hülle war ein ſogenannter „Carbonari“ *) von blauem Tuch mit rothem Sammet ausgeſchlagen, „vor Näſſe zu bewahren.“ Ein rechter Wiener führte damals den Mantel nicht ohne Regenſchirm. Der Triumph dauerte nicht lang. Immer ſchlechter wurde der Weg, immer langſamer ging die Fahrt, der Himmel verdüſterte ſich und führte Abends ein Gewitter auf, das ſeine zwei Gulden Münz' Eintrittsgeld werth geweſen wäre, wenn Einer unter Dach und Fach hätte zuſehen dürfen. Zuerſt kam ein Hagelſchauer, nicht gar zu grob, aber doch unheimlich genug, dann wurden unter

---

*) Sollte eigentlich Carbonaro heißen.

Begleitung von Blitz und Donner die weißen Körner zu ſchweren Tropfen. Den aufgeſpannten Regenſchirm zerriß der Wind. Der Gaul ſcheute, und da er auf dem holprigen Weg nicht durchgehen konnte, ſo gab er ſich alle erdenkliche Mühe, das Fuhrwerk zu zerſchellen. Dazu wurde es dunkel wie bei der ägyptiſchen Finſterniß. Der Fuhrknecht ſtieß ſchon verfängliche Redensarten aus, wie der erfahrene Reiſende ſie kannte und fürchtete. Das Pferd ausſpannen, um im nächſten Dorf Bauern mit Roſſen und Fackeln aufzubieten, das hieß in der Kutſcherſprache: einſtweilen für ſich ſelber ſorgen. — „Der Poſtmeiſter hat mir das Wetter angewunſchen," brummte der Fremde, und ſagte dann zum Fuhrmann: „So geſcheidt wie Du ſeyn möchteſt, bin ich ſchon lang geweſen. Ich will Dir nicht aufſitzen,*) ſondern auf's Roß, und den Beiſtand aus dem Dorf holen." — „Euer Gnaden können ja kein Böhmiſch." — „Meinſt Du? Und wenn auch, die Leute verſtehen Deutſch." — „Wenn's wollen, ſchon, aber ſie wollen halt nit." — „Laß gut ſeyn, Zwanziger verſteht auch der hemtückiſchſte Stockböhm' und der ſpitzbübiſchſte Hannak. Aber ſchau, dort ſeh' ich ja ein Licht." — „Wenn's nur kein Irrwiſch iſt." — „Beim Regenwetter?" — „Was fragt ſo ein Geſpenſt nach Sturm und Regen? Es kühlt ſich dabei ab."

Der Schein kam von keinem irren Geiſt, ſondern vom ſtändigſten Stoff, aus der Bannmühle von Zlabings, die zugleich des Dorfes erſten Gaſthof vorſtellte. Die Czechen und die Deutſchböhmen ſagen zur Schenke: Kretſcham, zum Wirth: Kretſchmer. In ſelbigem Kretſcham ging's zur Stunde luſtig zu, und Niemand kümmerte ſich um das Unwetter drauſſen. Der herrſchaftliche Beſtänder richtete die Hochzeit ſeines Sohnes Juſcho mit Lippels großer Lituſchka aus. Das Feſt war, nach Landesweiſe, eine Zechhochzeit. Außer des Paares nächſten Blutsfreunden bezahlten die Gäſte nämlich ihre Zeche ſelber und belohnten die Spielleute; um ſo unbefangener that ein Jeder, was ihm beliebte. Auch der Hausknecht war heute mit Herz und Sinn nur Hochzeitsgaſt. Was kümmerten ihn der Fuhrmann und das Roß? Der Reiſende ging ihn ohnehin nichts an. Der aber ſprach zum fluchenden Roſſelenker: „Sey geſcheidt, e Du mein Bue! Hörſt Du nicht, daß ſie drinnen einen Rechten aufhauen? Spann' ſelber aus. Wir wollen ein Stündchen oder zwei hier verweilen…"

Er unterbrach ſich ſelber, um beim Lichtſchimmer aus der Hausthür die Uhr zu betrachten. Dann hob er wieder an: „Neun Uhr vorüber? Wir müſſen ſchon bleiben, trotz des Bauerntanzes. Es wäre unbillig, die Leute im Schloß aus dem Schlaf zu trommeln, und vor elf Uhr kämen wir ſchwerlich an, wenn ich Dich vorhin recht verſtand." — „Nicht vor Mitternacht," log der faule Knecht, dem es lieber war, unter Dach und Fach zu bleiben, als noch ein Viertelſtündchen weiter zu fahren. „Euer Gnaden ſind hier gut aufgehoben. Der Kretſchmer iſt ein rarer Kampel und hat ſchon die vornehmſten Cavaliere behalten."

---

*) „nicht von dir zum Narren gehalten werden."

Der Fremde trat in die Wirthsſtube, und, aus dem triefenden Mantel geſchält, ſah er dem Tanze zu, geduldig deſſen Ende erwartend. Das Schauſpiel ergötzte ihn. Die braunen Geſichter der Dirnen ſahen zwar in den Flügelhauben von ſchneeweißem Linnen wie Fliegen in der Buttermilch aus; dennoch machten ſie den angenehmſten Eindruck durch geſunde Friſche. Der Städter weiß dergleichen zu würdigen, beſonders in ſeinen reiferen Jahren. Blank gleich den Hauben waren auch die Schürzen und überhaupt alle leinenen Gewandſtücke der Dirnen, wie die bauſchigen Hemdärmel der Burſchen, ein zwiefach willkommener Anblick in der Heimath ſchmieriger Nachläßigkeit.

„Bitt' gar ſchön um ein Biſſel einen Platz," hatte der Eintretende geſagt, und die Reihen der Tanzenden darauf die Kunde durchlaufen: der Fremde ſey ein Deutſcher, ein „Stock-Oeſterreicher," womit für den Augenblick alle Neugier ſich zufrieden ſtellte. Der Tanz ging auch gar ſo gut, und die Spielleute verſtanden ihre Kunſt trotz allen Zigeunern. Doch gehörten ſie nicht zum ſchwarzbraunen Stamm, ſondern waren weiße Söhnlein. Der erſte Geiger, ein ſchlanker junger Mann, legte plötzlich die Geige nieder und ſtieg vom Gerüſt, um auszutanzen. Seine Wahl fiel auf die hübſcheſte der anweſenden Tänzerinnen, die juſt vor dem Fremden raſtend ſtand. Den Zuſchauer verdroß es beinah, daß er dem Muſikanten nicht zuvorgekommen, doch erfuhr er zur Entſchädigung den Namen der zierlichen Erſcheinung. „Der einfältige Hinko," ſagte die nächſte Nachbarin zu ihrem Tänzer: „er meint immer noch, die kleine Oſſka ſich hold und geneigt zu machen, doch iſt's damit aus und vorbei." — „Ei, warum denn?" fragte der Tänzer: „die zwei geben ein ganz gutes Paar, und ſie ſieht ihn nicht ungern." — „Aber ſie muß auf den Edelhof." — „Ja ſo, und der Graf Leo iſt wieder hieſig." — Das Mädchen lächelte höhniſch. „Was lachſt Du denn, Neſi?" machte der Tänzer: „ich will nicht hoffen, daß die neue Kammerjungfer ſelber nach dem Gebieter angelt?“ — „Er angelt ſchon nach mir,“ antwortete ſie: „aber ich bleibe Dir treu, ſey ohne Sorge.“ — „Das will ich Dir auch gerathen haben,“ ſchaltete er ein. Ohne der verſteckten Drohung zu achten, fuhr Reſi fort: „Die gnädige Frau iſt auch gar nicht ſchön, aber eiferſüchtig wie ein Mohr. Sie hat Grund dazu. Der Graf läuft jeder Schürze nach, doch die Offka wird er ſchwerlich ſo bald zu Geſicht bekommen. Der Gerichtshalter wird ſchon die Hand drauf legen. Oder meinſt Du, er habe die Lituſchka ausgeſtattet und verheirathet, um ſich die andre wegfiſchen zu laſſen? Wenn er das wollte, wär' ich nicht Stubenmädchen. Er meint freilich, wir merkten nichts von ſeinen Ränken.“

Der Burſch verzog nun auch ſein finſtres Geſicht zum Lachen. „Es iſt grad' wie mit ſeinen Diebsgriffen,“ ſagte er: „er bildet ſich ein, wir wüßten nicht, daß er ſtiehlt wie ein Rabe. Wenn die Herrſchaft es merkte…“ — „Bſt!“ mahnte Reſi mit einem Seitenblick auf den Fremdling, der unbefangen vor ſich hinſtarrte. — „Narr,“ ſprach der Tänzer dagegen: „der deutſche Tölpel verſteht kein Wort, und wenn er verſtände, was wir reden, er würde ſchwerlich blaſen, was ihn nicht brennt.“

In dieſem Tone fortfahrend ließ der Burſche ſeiner böſen Zunge freien Lauf. Der Horcher verlor kein Wort, und dachte indeſſen bei ſich ſelber, welche ſchwierige Stellung doch ein herrſchaftlicher Beamter habe, heiße er nun Pfleger, Verwalter, Gerichtshalter, Inſpektor oder Rentmeiſter. „Sieht er eifrig auf den Nutzen ſeiner Auftraggeber, ſo wird er ohneweiters als ein Bauernſchinder verſchrieen, und die Leute beſchuldigen ihn, wie Aſchenbrödel die hülfreiche Taube, daß er in's Kröpfchen leſe ſtatt in's Töpfchen. Wenn ein liederlicher Tropf Hab' und Gut durch die Gurgel gejagt hat, und nun unter den Spieß kommt, wer iſt Schuld daran? Doch nicht etwa die gewiſſe Kapelle, wo unſer Herrgott den Arm herausſtreckt? Noch weniger Eichelbaus und Schellenaß und das weite Loch der Bierkanne. Behüte! der Pfleger hat's gethan, und der Pfleger iſt ein Dieb, der mit unverſchämten Griffen die Zehentſcheuer plündert, mit dem Korn der Herrſchaft ſchnöden Wucher zu eignem Vortheil treibt und ſich vom Mark der Unterthanen mäſtet. Der gnädige Herr lebt indeſſen zu Wien von der Luft, und beſtreitet ſeinen Aufwand mit Schuldenmachen, nicht wahr?“ — —

Der ſtruppige Lippel ließ ſich an dieſem Abend viel leutſeliger an, als Morgens beim Aufſtehen. Dafür hatte er auch keinen öden Kopf mehr, ſondern einen brennenden, — flammend von jener Gluth, die kein Licht, doch um deſto mehr Wärme ſpendet. Wie war ihm ſo wohl in ſeiner dicken böhmiſchen Haut! Wie fühlte der Brautvater ſich geſchmeichelt, daß der Herr Procop ſich weder zum Förſter noch zum Schreiber geſetzt, ſondern neben ihm Platz genommen hatte; und da er des Fremdlings wahrnahm, lud er denſelben ein, ſich neben ihm niederzulaſſen. „Nix verſteh'," ſagte der. (Wenn wir mit Ausländern reden, radbrechen wir gern die Sprache, in dunkelm Drang vermeinend, der Wälſche, der Franzos oder der Slawe verſtänden uns beſſer ſo.) Der Bauer entgegnete nun auf Deutſch: „Ah ſo, Gnaden wohllöbliches, nix Böhm? Bin ich Brautvater glückliches; zu mir und Herrn Gerichtshalter ſetzen, Freſſen und Saufen anſchaffen."

Der Gaſt ließ ſich die wunderliche Einladung gefallen, und knüpfte mit dem Gerichtshalter ein Geſpräch an, das ſich um gleichgültige Gegenſtände drehte. Den plumpen Fragen des neugierigen Procop verſtand der Ankömmling mit Glück und Schick auszuweichen, weil es ihm eben Spaß machte, den Frager zu peinigen. Endlich merkte Schumann den Poſſen, und ſagte auf Böhmiſch zu Lippel: „Der Menſch iſt verdächtig, ich ſchicke morgen den Diener um ſeinen Paß."

Der Tag nahm ein Ende, und Oſſka waltete wieder des Amtes als Kellnerin, das ſie für den Abend übernommen. Lippel rief ſie herbei, daß ſie den fremden Herrn mit Speiſe und Trank bediene. „Ein ſchönes Kind," bemerkte der Gaſt: „ein feines Dirndl." — „Tochter meiniges," antwortete geſchmeichelt der Vater. Jener fuhr fort: „Das gäbe ein ſauberes Stubenmadel für eine vornehme Herrſchaft in Wien oder meinetwegen in Prag. Wenn Ihr ſie nach Wien ſchicken wolltet, die vornehmſten Damen würden ſich um ſie reißen. Ich verſchaffe ihr den beſten Platz …"

Der Gerichtshalter unterbrach ihn mit ſpöttiſcher Rede: „Iſt Herr Magdverdingerin? Oder geht es wie andere junge Herren auf's Land um Reſen? Laſſen Sie unſchuldiges Mädchen in des Himmels Namen, wo es iſt, ſtatt ihm Kopf zu verdrehen."

Bevor der Fremde eine Antwort fand, rief Lippel: „Hab' ich immer geſagt, Oſſka beſſeres Stubenmädel für Frau Gräfin gnädiges, als Reſi, ſchmutziges. Aber Herr Procop will nicht, bockbeiniges …" — „Still, Schwätzer," mahnte auf Böhmiſch der Gerichtshalter: „Du willſt doch nicht Dein Kind dem lüſternen Cavalier opfern, von dem Du uur des Herodes Dank hätteſt? Habe ich Dir nicht verheißen, daß die Reſi den deutſchen Förſter ſprengen ſoll, der Dir ein Dorn im Auge iſt?“ — „Freilich, freilich,“ machte der Bauer: „der grüne Spitzbube verkümmert meinem Vieh den Waidgang im Wald, den Euer Gnaden mir zugeſtanden hat. Er ſagt, Sie hätten der Herrſchaft nichts zu verſchenken.“ — „Siehſt Du, Freundchen,“ hob der Pfleger wieder an: „überall ſchiebt er die Herrſchaft vor und ſtiehlt uns den Biſſen vor dem Munde weg. Darum muß er fort. Aber die Offka würde nichts anrichten, denn die Unſchuld iſt zu ſolchen Kunſtſtücken nichts nutz. Die Reſi hat mir hoch und theuer verſprochen, den Waldteufel abzuſchaffen, und ſie wird's durchführen. Sie ſticht dem gnädigen Herrn gewaltig in die Augen, und wenn die ſchlaue Kröte ſich nur ein Bischen ſpröde ſtellt, ſo hat ſie gewonnenes Spiel.“

Beifällig nickend lachte Lippel, dann ſprach er nachdenklich: „Beſſer wär's etwa, ſie ſchaffte den gnädigen Herrn ſelber ab.“ — Worauf der Gerichtshalter: „Das wird die Frau thun; verlaß' Dich drauf. Wo ein Feuer iſt, gibt's Rauch, und ich werde zu rechter Zeit ſchon ſchüren. Es koſtet nur ein Wörtlein von der Dirnen Leichtfertigkeit, von des Gutsherrn Gewalt und Anſehen, um ihr das Landleben zu verleiden. Wir wollen die gnädige Herrſchaft wegbeißen, ſie ſoll ſelber nicht wiſſen, wie? Dein Schade wird's nicht ſeyn.“

Der Bauer grinſte heimtückiſch. „Was ſoll mir ſo ein Graf,“ ſagte er: „der ſich um jede Kleinigkeit kümmern will? Heute ſchon hat er beim Spazierenreiten mir Schaden zugefügt. Meine kleine Kunka wollte eine Schürze voll Klee holen, und er jagte ſie unter Drohungen weg, grad als ob Euer Gnaden mir's nicht erlaubt hätten …“ — „Die Kunka hat doch nichts von meiner Erlaubniß geſagt?“ forſchte Procop mit banger Seele. — „Behüte,“ tröſtete Lippel: „wie ſoll ſie ſagen, was ſie nicht weiß?“

Der Fremde brummte vor ſich hin: „Böhmiſche Dalken, böhmiſche Schalken,“ und horchte geſpitzten Ohres zu, doch diesmal ohne vom Uebertreiben böſer Zungen zu träumen. Wär' er ungläubiger geweſen, wie der heilige Thomas ſelber, er hätte endlich glauben müſſen, was ſich mit Händen greifen ließ; es war, als gefiele ſich das Schickſal darin, ihm alle Geheimniſſe von Zlabings zu enthüllen.

Da kam Wenzel, der Großknecht, um mit ſchwerer Zunge den geſtrengen Herrn zu verhöhnen. „Sie haben's jetzt lang gut,“ lallte der hämiſche Burſche: „am gnädigen Herrn haben Sie einen aufmerkſamen Beiſtand gewonnen, den Sie nicht einmal zu bezahlen brauchen. Er ſchaut überall nach, kennt jeden Winkel von Kindesbeinen auf, und hat nichts anderes zu thun, als überall umherzuſchnüffeln.“ In dieſer Weiſe ging die Standrede fort, und der Horcher bedurfte keines beſondern Scharfſinnes, um die Anſpielungen ſich zu deuten. Dem Großknecht folgten der Bannmüller und Juſcho, die ungeſcheut allerhand verlangten, was nur gewähren konnte, wer aus fremdem Leder Riemen ſchnitt. Der Hochzeiter hatte offenbar das volle Bewußtſeyn ſeiner Stellung zum Pfleger, und wie einer, der eigens um Pfeifen in's Rohr gegangen, handhabte er ſein Meſſer mit rüſtigem Fleiß. Auch noch andere Helfer und Helfershelfer machten dem geſtrengen Herrn gelegentlich ihren Kratzfuß, und alle hatte die Tarantel geſtochen, ſo daß ein jeder irgend eine verfängliche Anſpielung vorbrachte, bis der Fremde genug hatte, und dazu des Lärmens überdrüſſig nach ſeinem Lager begehrte.

Als er aufſtand, erhob ſich Procop ebenfalls und fragte gradezu: „Mit wem hab' ich Ehre?“ — „Ich heiße Maierhuber.“ — „Charakter?“ — „Phlegmaticus.“ — Der Gerichtshalter nahm die ſtrengſte Amtsmiene vor und begehrte den Paß. Maierhuber lachte ihm in's Geſicht. — „Paß will ich,“ brummte der Beamte. — „Gute Nacht,“ antwortete der Fremde und wandte ſich zum Gehen, ohne die nachgerufene Drohung zu beachten, daß der Scherg' ihn Morgens auf's Schloß holen würde. „Um ſo leichter find' ich den Weg,“ bemerkte er luſtigen Tones, und fuhr dann in lautloſem Selbſtgeſpräch fort: „Es iſt in der That verdächtig, wenn ein Reiſender ſich in ſolchen Gegenden ſeitwärts von der Hauptſtraße blicken läßt; wenigſtens muß er die ſchwere Polizeiübertretung des Selbſtmordes im Sinne haben, und auf holprigem Weg den Hals zu brechen wünſchen.“ Mit ſolchen Betrachtungen legte der Gaſt ſich nieder. Das ferne Getön der Tanzmuſik, das Klappern der Räder, das Rauſchen des Mühlbaches wiegten ihn bald im Schlaf und Traum.

5.

Wie ein ſchönes Weib, eben dem Bad entſtiegen, in friſchem Reize prangt, ſo dämmerte der Sommermorgen in üppiger Pracht nach dem überreichlichen Regenguß. Die Muſik verſtummte, der Tanzboden wurde leer, die letzten Gäſte verloren ſich. Oſſka ging hinaus an den Bach, um ſich die trüben Augen zu waſchen, und ſetzte ſich auf die Bank neben der Hinterthür des Hauſes. Ihre Füße verſagten ſchier den Dienſt, müde von der doppelten Arbeit des Tanzes und der Aufwartung. Die arme Kleine! ſo leicht ſie ſchien, hatte ſie doch mit ſchwerem Herzen getanzt, und die trübſeligen Gedanken ließen keinen Schlummer in die übernächtigen Aeuglein kommen. Gar bald nahte ſonſt noch wer, um den Schlaf zu verſcheuchen. Hinko der Spielmann jagte mit der Liebe ſicherm Spürſinn auf des Mägdleins Spur. Er ſetzte ſich zu Oſſka auf die Bank, erhaſchte ihre Hand und wollte der Gelegenheit wahrnehmen, das oft wiederholte Wort der Liebeswerbung nochmals auszuſprechen. Sie aber ließ ihn nicht ausreden, wenn ſchon die Unterbrechung diesmal anderer Art war, wie ſonſt.

Statt mit fröhlichem Scherz den Freier abzuweiſen, ſagte ſie trübſelig: „Ich bitte Dich, Hinko, laſſ uns ein ernſtes Wort reden.“ — „Ich rede ja im vollſten Ernſt.“ — „Schau, mein guter Hinko, ich habe Dich gern wie einen Bruder.“ — „Dein Bruder mag ich nicht ſeyn, ſondern Dein Schatz.“ — „Sey geſcheidt. Ich thäte Dir's etwa zu Gefallen, wenn ich mich dazu zwingen könnte, aber es geht nicht. Wie oft muß ich Dir's ſagen? Laſſ' das alſo. Gib mir einen guten Rath. Ich muß, ich will fort.“

Hinko erſchrack. Sogleich forſchte er nach dem Grund des verzweifelten Entſchluſſes. Die Dirne zögerte nicht mit der Erklärung. „Viel vermag ich auszuhalten, doch nicht Schand' und Spott. Wenn ich die Lituſchka wäre, ich ſpränge lieber in den Mühlbach, ſtatt mit Fingern auf mich deuten zu laſſen.“ — „Ich bitte Dich, was kümmert Dich das Gerede über die Schweſter? Biſt Du verantwortlich für ſie?“ — „Hör' mich nur vollends an, voreiliger Schwätzer. Mir iſt ein gleiches Loos beſtimmt. Ich ſoll auf den Edelhof…“

Der Spielmann ſprang von der Bank, während Oſſka ausführlich den ſchnöden Handel berichtete. Dann rief er aus: „Begib Dich unter den Schutz der gnädigen Frau. Sie ſoll gut und brav ſeyn.“ — Das Mädchen lächelte ſchmerzlich. „Solche vornehme Leute,“ antwortete es nach einigem Bedenken, „ſehen uns kaum für Menſchen an; deutſche Herrſchaften halten uns Böhmen vollends nicht für beſſer, als arme Hunde. Dazu hat Reſi, die falſche Kröte, ſich ſchon der gnädigen Frau ganz und gar bemeiſtert. Hörteſt Du nicht, wie ſie ſich rühmte...“ — „Ei, Reſi ſagt nicht immer die Wahrheit, doch deſto öfter lügt ſie.“ — „Mag ſeyn, Hinko, ich will es aber nicht darauf ankommen laſſen. Sicher iſt ſicher. Ich gehe nach Wien. In der großen Stadt wird ſich ſchon ein kleiner Dienſt für mich finden.“

Hinko mußte ihr Recht geben; was die Vernunft etwa nicht vermochte, das vollendete die Eiferſucht. Die Erkorene ſeines Herzens däuchte ihm viel ſicherer inmitten aller Lockungen der großen Stadt, als unter den Händen des gewaltthätigen übelberüchtigten Paſcha's von Zlabings. Die Brieftaſche hervorziehend, ſagte er darum: „Du thuſt wohl daran, und ein Dienſt wird Dir nicht entgehen. Böhmiſche Mädchen ſind ſehr geſucht. Geh' mir aber nicht in's Lerchenfeld, auch in kein Bierhaus, ſondern ſuche den Unterſtand bei einer Herrſchaft. Geld wirſt Du keins haben auf die Reiſe. Da, nimm.“ — Mit unwilliger Geberde wies Ottka die dargebotene Banknote zurück. Verlegen ſtotterte Hinko: „Kein Geſchenk, mein Engel, ſondern ein Darlehen. Und, was mir ſchwer auf's Herz fällt, wie iſt's mit dem Ausweis? Der Gerichtshalter gibt Dir im Leben keinen Paß.“

Die Dirne legte den Finger an die Naſe, ſah den verlegenen Freund ſchelmiſch an, und ſagte dann: „Den Paß ſtellt das Kreisamt aus, und den Ausweis für's Kreisamt unſer Schreiber in der Kanzlei.“ — „Ganz recht, doch muß ihn der Gerichtshalter unterſchreiben.“ — „Dergleichen liegt ſchon vorräthig unterſchrieben da, der Schreiber füllt nur ein paar Lücken aus und ſtempelt es ab.“ — „Wie weißt Du das?“ — „Hab' ich's doch oft genug geſehen, wenn ich die oder jene zur Kanzlei begleitete, weil ſie ſich nicht allein hingetraute. So war's vor drei Tagen erſt mit der Netti. Der geſtrenge Herr hatte auswärts zu thun. Wir traten in die Kanzlei. — Was wollt ihr? fragte der Schreiber. — Einen Ausweis für's Kreisamt, antwortete Netti: ich will nach Prag in Dienſt. — Namen? — So und ſo, ſechszehn Jahr alt und was ſonſt dazu gehört, ſammt dem Zwanziger auf den Tiſch, und fertig war's. So will ich's auch machen. Ich paſſe ab, bis der Herr Procop nicht um die Wege iſt. Hier muß ich aber erſt noch einen Kaffee kochen, einen ganzen Keſſel voll. Da wird's ſpät werden. Die Leute werden nicht gar zu früh aufſtehen, am wenigſten der fremde Herr da droben...“

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Das Wort blieb der Dirne im Hals ſtecken. Hinausdeutend nach dem Fenſter des Gaſtes, war ſie unwillkürlich mit dem Blick der Richtung des Fingers gefolgt, und ihre Augen begegneten den Augen Maierhubers.

„Guten Morgen, mein ſchönes Kind,“ rief der Fremdling auf deutſch: „ſchon ausgeſchlafen?“ — „Noch gar nicht eingeſchlafen, Gnaden,“ antwortete Offla in derſelben Sprache, von Herzen froh, daß kein Czechenohr ihre Reden belauſcht hatte. Maierhuber fuhr fort, zu Hinko gewendet: „Und der junge Herr da denkt auch an keinen Schlaf? Fürwahr eine treffliche Eigenſchaft für ſeinen Stand, wenn es auch nicht immer die Liebe zur Kunſt allein iſt, die ihn munter hält. Unſer Herrgott hat übrigens die Munterkeit hier nicht verſchwendet. Sie ſind ein ganz vorzüglicher Muſikus. Sie gehörten an einen ganz andern Platz, als den, wo ich die Ehre hatte, Sie kennen zu lernen.“

Des Spielmanns Antlitz verklärte ſich wie in Hoffnungsſchimmer, und diesmal wenigſtens war es nicht allein die geſchmeichelte Eitelkeit, die ihn ſo freudig anregte. Schnellbeſonnen gab er zur Antwort: „Schönen Dank, Euer Gnaden. Wenn Sie ſich einbilden, ich ſey geſchickt, ſo empfehlen's mich in Wien und ſchaffen's mir eine Anſtellung in einem Orcheſter.“ — „Davon wird ſich ſchon reden laſſen,“ verſetzte Maierhuber: „ich kenne jemand, der Sie nachdrücklich empfehlen kann. Kommen's nur ein wenig herauf zu mir. Und Du, mein Kind, könnteſt derweil für einen Kaffeh ſorgen, was meinſt Du? Aber ein recht gutes Obers muß ich haben. Wozu wär' ich ſonſt auf dem Land?“

6.

Der „geſtrenge Herr“ Gerichtshalter hatte allen Hochmuth von ſich gethan und die gewohnte Zuverſicht verloren. Wie ein armer Sünder ſtand er vor der Herrſchaft. Die Gräfin war nichts weniger als gnädig, und nahm den fahrläſſigen Verwalter in die ſchärfſte Frage. Sie hatte auch genugſamen Grund dazu. Die Ratten ſollten das Weißzeug zernagt haben, den reichen Vorrath, welchen die Schwiegermutter ſo lockend beſchrieben. Bekanntlich hängt das Herz einer rechten Hausfrau an der Leinwand, wie ſonſt an keinem Stück der

Einrichtung. Dennoch war die heilloſe Unordnung der Weißzeugkaſten nicht der einzige Uebelſtand, worüber Tini klagte. Die Ratten hatten Silber und Zinn, Glas und Porzellan, Meſſer und Gabel gefreſſen.

Procop krümmte und wand ſich wie ein Ohrwurm, und nahm ſeine ſüßlichſte Miene an. „Lange Zeit iſt es her, daß Herrſchaft gnädigſte nicht mehr war hier,“ wälſchte er: „Herr Graf kann bezeugen ...“ — Er ſtockte. Tini wandte ſich zu ihrem Gatten, der ſeine „Lange“ rauchend daſaß, als wäre etwa vom Eigenthum des Banus von Croatien die Rede. „Was kannſt Du denn bezeugen?“ fragte ſie. Ruhig gab Leo Beſcheid: „Ich? Fürwahr, ich kann nichts bezeugen, als daß ich meine Frau Mutter nie klagen hörte, in der Haushaltung fehle etwas. Auch tranken wir niemals den Kaffeh aus Bunzlauer Kannen.“ Er deutete bei dieſen Worten auf das glänzendbraune Geſchirr des Frühſtückstiſches.

Procop fiel ihm in's Wort: „Aber Treue meiniges, Gnaden hochlöbliches, Excellenz.“ — „Ich verdächtige nicht Ihre Treue, Herr von Schumann,“ ſagte die Gräfin: „Gott behüte mich davor. Ihre Rechtſchaffenheit bleibe unangetaſtet, wenigſtens vorderhand. Von Ihrer Aufmerkſamkeit iſt hier die Rede. Das Hausweſen haben Sie auf die unverantwortlichſte Weiſe vernachläßigt, und abhanden kommen laſſen, was Ihrer Obhut anvertraut war. Hoffentlich haben Sie im Großen beſſer gehauſt; doch das wird ſich bei der Durchſicht Ihrer Bücher herausſtellen. Welche Art von Buchhaltung iſt hier eingeführt? die italieniſche doppelte? Ich denke wohl. Jede andre bietet nicht dieſe Sicherheit.“

Die Gräfin ſah mit durchdringendem Blick den zerknirſchten Beamten an. — „O Excellenz wohllöbliches,“ jammerte er: „was weiß ich von Buchhaltung? Bin ich Andres mit der Schindel.“

Verwundert fragte Tini, was ſelbiger Andreas zu bedeuten habe? Procop erzählte in ſeiner kauderwälſchen Art die Geſchichte. Sie iſt in Böheim ſehr bekannt. Irgend eine Gräfin-Wittwe, gleichviel ob Roſenberg, Wrbna oder Chorinski geheißen, hatte einen Verwalter, den alten Andres, der zu Georgi und zu Martini immer Rechnung ſtellte. Er brachte jedesmal viel Geld, und hatte eine alte Schindel, worauf mit Kreidezeichen ganz kurz bemerkt ſtand, was das Geld zu bedeuten hatte. War die Rechnung geſtellt, ſo wiſchte der Alte die Schindel fein ſauber ab und ſchob ſie in den Sack. Die Sache war kurz und gut. Endlich ließ die Gräfin ſich in den Kopf ſetzen, ſie müſſe einem „rationellen“ Landwirth die Verwaltung ihres Eigenthums übertragen. Andres wurde zur Ruhe geſetzt, der Rationelle fing an zu walten und zu ſchalten mit Schreibern und Schreibersſchreibern. Die Sache ſah nun recht hübſch und geſchäftsmäßig aus, doch gab's zu Georgi kein Geld, und zu Martini ſollte die Gräfin gar noch drauf zahlen.“ Da jagte ſie die Schreiber fort und befahl: „Ruft mir den Andres mit der Schindel!“ Seitdem iſt die Redensart zum Sprüchwort geworden. Der Alte mit der Schindel wäre auch ſonſt noch zu empfehlen, wenn ſchon Papiermüller und Tintenkleckſer ihm ſchwerlich ihre Stimme gäben, doch gehört dazu, daß ſelbiger Andres eine grundehrliche Haut ſey.

So etwas Aehnliches ſagte Tini zu dem Geſchichtchen, ohne juſt dabei ihren Verwalter einen Spitzbuben zu heißen; ihre Stimmung war ſogar ein wenig freundlicher geworden, vermuthlich durch die Erſchütterung des Lachens. Das Lachen galt freilich mehr dem Vortrag als dem Erzähler; dennoch legte Procop es zu ſeinen Gunſten aus. Die Freude ſollte indeſſen nicht lange währen. Reſi mußte grade hereintappen und der Gräfin neuen Stoff zu Klagen geben. —

„Welchen grauslichen Trampel haben Sie mir da zugeſchickt?“ ſagte ſie: „unreinlich, ohne Schick, böswillig und heimtückiſch.“

Indem Tini noch ſo ſprach, klopfte es, und herein trat der Fremde im braunen Frack, gefolgt von Offka.

„Ha, welch ſchönes Mädchen,“ dachte Leo. „Was will der Landſtreicher?“ rief Procop: „welche Frechheit, hier ſich einzudrängen?“

Die Gräfin aber ging dem Landſtreicher entgegen, reichte ihm die Hand zum Kuſſe und ſtellte ihrem Mann den Herrn von Maierhuber vor, ihres Hauſes bewährten Freund. „Und in welcher ſeltſamen Begleitung kommen Sie?“ fragte Tini zum Schluß, auf das Mädchen deutend.

Gelaſſen antwortete er: „Sie kennen ja meine alte Schwachheit, Ihnen alle Wünſche an den Augen abzuſehen.“ — „Wohl kenn' ich dieſe liebenswürdigſte aller Schwachheiten,“ ſcherzte Tini: „ſie hat mich zum verzogenen Kind gemacht.“

Maierhuber fuhr fort: „Dasmal brauchte ich nicht einmal Ihre Augen dazu. Aus den Töchtern Ihrer Unterthanen von Zlabings fing ich Ihnen ein Stubenmadel heraus.“

Procop wünſchte den Fremden zu allen Geſpenſtern, und gleich darauf ſich ſelber dahin, wo der Pfeffer wächſt. Das kam aber alſo. Maierhuber redete den Gerichtshalter an: „Guten Morgen, Herr von Schumann. Haben Sie wohl geruht? Wie gehen die Geſchäfte? Haben Sie den Gaudieb, den deutſchen Förſter, bereits in die Luft geſprengt? Wie geht's mit den Schlingen und Netzen, welche Reſi ſtellen ſoll, die treue Bundesgenoſſin? Wann wird die gnädige Herrſchaft den geſtrengen Herrn von ihrer unbequemen Gegenwart befreien?“

Käsweiß und an allen Gliedern bebend, rief der Gerichtshalter auf böhmiſch aus: „O du verdammter deutſcher Spitzbube, du niederträchtiger Zigeuner und Landſtreicher, du haſt falſche Zeugen gegen mich erkauft, um mich vom Brod zu bringen? Nach meinem Amte ſchnappſt du, elender Hungerleider, mein Mädchen willſt du mir abſpänſtig machen, laſterhafter Greis?“ Worauf Maierhuber in gleicher Sprache: „Geh und packe dein Ränzel, treuloſer Knecht. In einer Stunde ſtellſt du Rechnung, in der nächſten wanderſt du. Der Zeuge gegen dich biſt du ſelber.“

Wie Procop den Fremdling ſo geläufig böhmiſch reden hörte, vergingen ihm auch gleich Hören und Sehen, ſo daß er ſelber nicht wußte, wie er zur Thüre hinauskam.

Verwundert ſchaute Leo dem Auftritt zu; er verſtand die Worte, ohne den Sinn zu faſſen. Bei Tini war's juſt umgekehrt; ſie begriff alles, obſchon ſie keine Sylbe verſtanden. Sie kannte eben den väterlichen Freund und ſeine Weiſe. — „Sie ſind ein Zauberer, Herr von Maierhuber,“ ſagte ſie: „doch ein wohlwollender, und darum laſſen Sie jetzt auch hören, was die Verhandlung mit dem Manne zu bedeuten hatte.“

Maierhuber langte ohne Umſtände vom Pfeifengeſtell neben Leo „eine geſtopfte Lange“, ſetzte ſich und ließ ſich alſo vernehmen, indem er einen großen Brief aus der Taſche zog: „Das werden wir alles ganz gemüthlich durchſprechen, meine gnädige Frau Tochter. Für den Augenblick genügt zu wiſſen, daß ich Sie und Ihren Herrn Gemahl von einem verderblichen Blutſauger befreie, und einen treuen Verwalter in petto habe. Wichtiger iſt die Nachricht, daß Ihre verſtorbene Baſe Camilla Sie mit einem ſtattlichen Vermächtniß begabt hat, wodurch Sie aller Sorgen für Ihre Zukunft enthoben ſind. Reich werden Sie freilich nicht dadurch, in Anbetracht Ihres Standes nämlich, doch bürgerlich wohlhabend, und ich kenne Sie darauf, daß ein ſolches Loos grade das iſt, was zu Ihrer innern

Zufriedenheit frommt. Da, leſen Sie nur ſelber. Eine Reiſe nach Wien wird's übrigens ſchon koſten.“

7.

Wien iſt vor nicht gar langer Zeit eine luſtige Stadt geweſen. Wird's auch, ſo Gott will, einmal wieder werden. Was jedoch nicht ausſchließt, daß es enge Gaſſen, finſteres Winkelwerk, abenteuerliche Häuſer darin gibt. Der abenteuerlichſten eines ſteht ſeit Kurzem nicht mehr; ſeine Stelle nimmt ein „modellmäßiges“ Gebäude ein, rechtwinkelig überall in Blei und Loth; mit großen blanken Fenſtern, mit einer hellen Schneckenſtiege, die, von oben erleuchtet, in kühnem Schwunge ſich zur Höhe ringelt. Das alte Durchhaus zum Flügel, gewöhnlich „beim Kehrwiſch“ geheißen, war zuſammengeſetzt aus drei oder vier bürgerlichen Wohnſtätten, von frühern Eignern zuſammengekauft und durch Nothbehelfe zu einem Ganzen verbunden. Das Abzeichen über dem Hausthor ſtellte eine Adlerſchwinge vor. Zuſammengewürfelt wie die Baulichkeiten, waren auch die Inwohner nach Stand und Zeichen. Den einen Ausgang bewachte eine Bierkneipe, deren Gäſte an ſchönen Tagen nicht ſelten vom ſchmalen Hof Beſitz nahmen; den andern hütete das Gewölb eines Greislers. Das erſte Stockwerk theilte ſich noch wunderlicher ab. Ueber der Bierkneipe thronte eine Herrſchaftswohnung, über dem Greisler war eine jener wandernden Kaffehwirthſchaften anzutreffen, deren Fahrniſſe meiſtens von Jahr zu Jahr in öffentlicher Verſteigerung den Herrn wechſeln. Solche Unternehmungen, bankrott bevor ſie nur begonnen, ſind eine Plage jeder größern Stadt, doch macht zu Wien der Hausherr ſich keinen Kummer deshalb, weil er den Zins von Halbjahr zu Halbjahr zum Voraus einſtreicht.

Das Kaffehhaus beim Kehrwiſch war ziemlich ſtark beſucht; böhmiſche Muſikanten und italieniſche Studenten hatten dort ihre Niederlage, ſpielten fleißig à la guerre, — nicht blos auf dem baufälligen, fadenſcheinigen Billard, — und vereinigten ſich zu flüchtiger Bundesgenoſſenſchaft, ſobald ein Fremder ſich in ihre Mitte verirrte, bei dem etwas zu holen war. Die übrigen drei Stockwerke waren nicht minder buntſcheckig an große und kleine „Parteien“ vertheilt. Das Haus bildete eine Welt für ſich, in welcher kein Nachbar ſich um den andern kümmerte, kaum einer vom Daſeyn des andern wußte. In ihrer Geſammtheit kannte ſie nur der Hausmeiſter, der Vertraute und eine hochlöbliche Polizei. So geht's zu Wien in den meiſten größern Häuſern, ſo daß auch der „einſchichtige Herr“ und die „Dame für ſich“ ganz unabhängig wohnen; der Vermiether gibt ihnen die vier kahlen Wände, ſonſt nichts, und während der vorausbezahlten Zeit können ſie von ihm ungehindert ſterben und verderben, auf der Diele liegen und ſich mit der Kammerthür zudecken, oder ſich mit vornehmer Pracht einrichten.

Von der letztern Erlaubniß hatte der wackere „Herr von“ Maierhuber den umfaſſendſten Gebrauch gemacht. Die Wände waren gemalt, — unſere Tapeten von Papier waren damals zu Wien noch nicht üblich. Die Dielen deckte das ſogenannte falſche Parquet, eine Art von Wachstuchteppich, deſſen Muſter einen getäfelten Fußboden vorſtellte. Weiße Vorhänge zierten die Fenſter. Alles Holzwerk war von Mahagoni. In Goldrahmen glänzten Spiegel und Kupferſtiche. Die Kupferſtiche, lauter Prachtſtücke, hatten ausſchließlich die Läſterchronik des heidniſchen Himmels zum Gegenſtand, wie zum Wahrzeichen, daß ein alternder Junggeſell hier hauſte. Auf das Alter und auf den Geſchmack des Bewohners deuteten gleichmäßig die Prachtbände im verglaſten Bücherſchranke mit ihrer goldenen Rückenſchrift. Thümmels Reiſen, Blumauers Gedichte, Triſtram Shandy und Peregrine Pickle, Wieland und Klinger waren ſchon damals altfränkiſche Tröſter, welchen Schilling, Clauren und van der Velde das Feld ſtreitig machten. Der Hageſtolz war offenbar zum ledigen Stande geboren, das zeigte die klöſterliche Ordnung im Innern, das bewies die peinliche Sauberkeit aller Geräthe. Kein Stäubchen war zu erblicken, und das heißt viel zu Wien, wo der feine Kalkſtaub durch die Doppelfenſter dringt und jeden Glanz mit grauem Schleier zu decken ſtrebt. Freilich wär's auch arg geweſen, wenn im Haus zum Kehrwiſch der Staub hätte herrſchen dürfen.

Gewöhnlich war der Inſaſſe ſo aufgeräumt wie ſeine Wohnung, gewöhnlich heißt aber nicht immer. Er hatte ſeine Launen wie die heimiſche Witterung. Draußen ſchien die Sonne, bei Maierhuber gab's Blitz und Donner und Regen. Er händelte mit ſeiner alten Köchin, der Marianka. Zu Wien muß eine gute Köchin ſchon Marianka heißen, wie jeder Jude Mauſchel und ein ehrlicher Mops Finetterl. „Die Frau Marianka kann ihr Bündel ſchnüren,“ ſagte er unter anderm: „einen ſo einen ſchlimmen Drachen kann ich nimmer brauchen. Ich will mit den Leuten in Frieden leben, die Frau aber verfeindet mich mit aller Welt."

Das alte Thier Marianka heulte.

„Weine die Frau nur," fuhr der erzürnte Gebieter fort: „weine Sie nur zu, aber über ſich ſelbſt, über die eigene Bosheit und Schlechtigkeit. Mit Ihr iſt's nimmer zum Aushalten, und Sie iſt Gottlob auch nicht die einzige Köchin zwiſchen dem Tabor und der Mariahülfer Linie." — Mit Selbſtbewußtſeyn antwortete Marianka: „Aber des gnädigen Herrn Leibſpeiſe wird keine ſo gut mehr kochen, wie ich." — „Verſteht ſich," ſpottete Maierhuber: „Sie richtet den Salat ſauber an. Dank' gar ſchön. Kaum verwend' ich den Rücken, um drei Tage mich in Baden zu erholen, wer rennt wie beſeſſen zur Frau von Antl? Meine geſcheite Marianka. Und was thut ſie dort? Sie läßt ſich ausfragen, wie man die Bauern ausfragt. Ich hab' doch einen gar einen guten Herrn, ſagt ſie…" — „Iſt das eine Sünde?" unterbrach ihn die Alte: „es wird ſchier wahr ſeyn, bis zum heutigen Tag." — „Schon recht, Frau Marianka, es kommt nicht allein drauf an, was eine ſagt, ſondern auch wie ſie's ſagt. Es iſt freilich aus einer Herzensgüte geſchehen, daß ich dem Herrn von Schumann ein Dienſt'l verſchaffte. Von Zlabings hab' ich ihn halt fortjagen müſſen, da hat er zuviel geſtohlen, doch wo's nichts zu ſtehlen gibt, da iſt der arme Narr ſchon zu brauchen. Soll ich ihn denn vollends verhungern laſſen, weil er ein Böhmak iſt? Aber weiß die Frau, ich hab' ihn wegen der langen Finger abgeſchafft, nicht wegen der Offka. Und hernach habe ich freilich gemerkt, daß die Frau Gräfin gern mit ihrem Herrn eifert, aber da iſt's ganz einerlei, ob das Stubenmadel Reſi oder Netti heißt. Als die Frau Gräfin wieder abreiſte, ſagte ich zu ihr: Laſſen's die Offka bei mir, ſie hat einen Burſchen hier, den böhmiſchen Fiedler, und wird gern dableiben. Für die Frau Gräfin weiß ich eine gute Kammerjungfer, über dreißig Jahre alt, die Waiſe eines Offiziers, die mit Nähen, Zuſchneiden und Bügeln umzugehen weiß. Gut alſo. Die Gräfin reiſt heim, die Offka kommt zu mir, ich fahre auf Baden, und die Frau Marianka erzählt der Frau von Antl die Geſchichte von meinem guten Herzen und dem böhmiſchen Trampel. Die Frau von Antl rennt mit der Neuigkeit zur Frau von Bachmair und zur Fräulein Netti. Die kommen am Sonntag nicht nach Baden, wie ſie verſprochen, ſondern ſchreiben mir einen ſpitzigen Brief. Sie, Frau Marianka, weiß Sie, was Sie angeſtellt hat? Die Fräulein Netti iſt noch ein ſehr ein hübſches Mädchen mit ihren neunundzwanzig Jahren, und bekommt einmal fünfzigtauſend Gulden Münz. Das wär' weiter keine Partie für mich geweſen?"

Marianka lächelte gleichmüthig. — „Was gibt's da zu lachen?" brauſte Maierhuber auf. „Nur ſchön ſtat," machte die Alte: „der gnädige Herr iſt ſeiner Lebtag mit dem Heirathen grad nur bis an's Fragen gekommen, hernach iſt ihm das Wort im Hals ſtecken geblieben. Gehn's weg, Sie hätten die Fräulein Netti Bachmair ſo wenig genommen, als die Krazlhuber, Kirchweger und Reindl, die alle auch zum Feuerwerk ihren Namenstag gehabt haben. Das ſind beim gnädigen Herrn lauter Einbildungen, und es wär' ihm ſelber leid, wenn ihn einmal eine beim Wort nähme. Schaun's nur auf, daß es nicht geſchieht, ehwenn Sie ſich's verſehen."

Von der Warnung geſchmeichelt, antwortete der Junggeſell in gemildertem Ton: „Laſſen wir's gehen, die Ehen werden im Himmel geſchloſſen. Wo iſt aber die Offka hingekommen?" — „Weiß ich's?" grinſte Marianka: „durchgegangen iſt ſie, ſilberne Löffel hat ſie mitgenommen noch auch." — „Ich pack die Frau an," drohte Maierhuber: „Sie hat das arme Mädel weggebiſſen, Sie alter Drache, und bis zum Erſten muß Sie mir aus dem Haus. Verſteht mich die Frau? Zum Schuriegeln habe ich genug an der Hauptmauth, am Stempelamt, am Magiſtrat, an der Polizei und an der Tabaksregie, und brauch' mich nicht erſt von meiner Köchin tyranniſiren zu laſſen. Und wenn ich die Offka nicht wiederfinde, zieh' ich's der Frau am Lohn ab. Doch was ſag' ich da? Ich brauch' ja nur beim „Auge Gottes" nachzufragen, vor dem zu Wien keine Stecknadel verloren geht."

Der gutchriſtliche Mann hatte bei dieſen Worten keine Läſterung im Sinn, und noch weniger irgend ein abergläubiſches Vorhaben. Das Auge Gottes, wie wir es ſinnbildlich darzuſtellen pflegen, war das Abzeichen des Hauſes, worinnen die Fäden des großen Netzes der ſtädtiſchen Polizei zuſammenliefen.

8.

Die kleine Offka war zur Stunde dem fragenden Hageſtolz viel näher, als er meinte; nämlich unter einem Dach mit ihm und in demſelben Stockwerk, nur daß eine andere Stiege zu ihrer Zufluchtsſtätte emporführte. Ein anderer Zugang hieß hier übrigens ſo viel ungefähr, als eine Trennung über Land und Meer. In einem Stück hatte Maierhuber ganz richtig gerathen: durch Marianka's Ränke war die junge Magd verſprengt worden, doch wähnte ſie auf des Gebieters Befehl plötzlich entlaſſen zu ſeyn. Die Alte hatte ihr den Brief gezeigt, worin der Befehl ſtehen ſollte; ein geſchriebenes Blatt war für die böhmiſche Dirne ſo gut wie Griechiſch oder Hebräiſch. Sie ahnte keine Verrätherei und war der Köchin noch dankbar ſogar für den guten Dienſt, welchen dieſe ihr zugewieſen. Die Unterhandlung war im Greislergewölb gepflogen worden, und Oſſka ſofort zur Frau von Sulzl übergeſiedelt, kaum eine Stunde vor Maierhubers Heimkunft.

Beſagte gnädige Frau war eine jener zweifelhaften Erſcheinungen, wie ſie in ungewiſſen Umriſſen durch eine zweideutige Dämmerung wandeln; niemand weiß, wer ſie eigentlich ſind, und wenn ſie verſchwinden, iſt im Augenblick jede Spur verweht. Sie nähen nicht, ſie ſpinnen nicht, doch bewohnen ſie ein paar behagliche Zimmer, ſchön eingerichtet, mit der Ausſicht auf die Straße, tragen ſeidene Kleider und Hüte von Gros de Naples, Spitzen, Bänder und Schleier ſammt Zubehör. Die Lilie des Feldes im Kehrwiſch hielt Zimmerherren, im Monatszins, die ihre Einrichtung nicht beim Tandler zu entlehnen brauchten, auch Frühſtück und ſonſtige Leibesnahrung auf Verlangen im Hauſe erhielten. Wenn hie und da ein Theil der verfügbaren Gemächer von einem Frauenzimmer in Anſpruch genommen wurde, zeigte Frau von Sulzl ſich nicht eben unbarmherzig, vorausgeſetzt daß die MiethＥrin nicht etwa die Anſprüche auf Selbſtſtändigkeit allzuweit trieb. Die Dame hielt, wie billig, auf Anſtand, und war ſelber noch nicht ganz über die Jahre hinaus, in welchen eine Frau beſſer ſeyn kann, als ihr Ruf, alſo auch nicht beſſer.

Die Gnädige unterrichtete ihr Stubenmädchen in den Einzelheiten des neuen Dienſtes. — „Dieſer Salon und dieſes Boudoir ſind meine Gemächer,“ ſagte ſie. Oſſka betrachtete die Einrichtung genau, und bemerkte: „Frau Gräfin hat nicht ſo ſchöne Sachen. Das glitzert und karfunkelt ja wie Schatzkammer zu Karlſtein.“ Die Sulzl lächelte überaus vornehm. „Geh' mir weg mit Deiner Gräfin,“ machte ſie: „Das möchte gern und kann doch nicht. Solche Bettelprinzeſſinnen kauf ich nicht theuer. Die Marianka hat mir ſchon von der Lumpenwirthſchaft erzählt, und wie das hochgräfliche Paar in der Crida wäre, hätte nicht der Herr von Maierhuber Mittel geſchafft.

Der' hat halt überall die Hand im Spiel, und iſt ſchon ein rechter G'ſchaftelhuber.“

In ſolchem Tone fuhr die Frau noch eine geraume Weile fort. Verwundert hörte Oſſka der Läſterzunge zu, und dachte bei ſich: „Die weiß ja mehr von Zlabings, als ich;“ bis ſie zuletzt noch hinzufügte, aber auch nur in Gedanken: „O du grausliches Lügenmaul! O du bitterböſe Giftkröte! Jetzt merk' ich, warum du alle vier Wochen ein neues Stubenmädel haſt. Bin ich nicht ein arm's Haſcherl, daß ich's immer ſo ſchlimm treffen muß? Zuerſt eine Frau, die mich's entgelten läßt, daß ſie mit ihrem Herrn eifert. Dann beim Maierhuber, wo ich ſo gern war, und der mich wegjagt. Jetzt gar das Zankeiſen da. Ich lauſe davon, auf's Land. Die Leute in der Stadt ſind ja grade ſo nichtsnutzig, wie — Gott verzeih' mir die Sünde! — wie daheim.“ — „Einen Kaffeh kannſt Du kochen?“ fuhr die Frau fort. — „Gut und ſchlecht, wie's 'n ſchaffen,“ beſtätigte die Magd. — „Grad recht, mein Kind, gut für mich, ſchlecht für die Zimmerherren. Die Zimmerherren mußt Du überhaupt nicht verwöhnen, als grad nur mit dem freundlichen Geſicht. Eine heitre Miene koſtet Dich ſoviel als eine finſtre, aber ſie trägt mehr ein. Horch, es ſchellt. Es wird der neue Zimmerherr von Numero vier ſeyn. Sperr' ihm auf.“

Richtig war's Nummer vier, der neue Miethsmann, ein G'ſchwuf von weit hinten aus dem Treß. Sein ſchwärzer Frack zeigte ſchon hie und da die Fäden, die weiße Sommerhoſe glänzte nicht in jungfräulicher Friſche, aber der Mann in dem zweideutigen Gewand ſah kugelrund und ſpeckfett aus, und beim Anblick des Stubenmädchens lachte er mit Augen und Mund. Oſſka prallte zurück.

„Herr Procop!“ rief ſie voller Schrecken, als wäre jener noch der geſtrenge Herr und unverantwortliche Tyrann von Zlabings. — „Oſſka, kleine Kröte,“ antwortete er und verſuchte ſie zu umfangen, die ihm behend auswich. — „Welch ein Glück,“ rief er aus: „jetzt weiß ich, warum ich eben mein Geld verlieren mußte. Fahre hin, ich hole dich ſchon wieder ein. Aber Du, liebe kleine Oſſka, biſt Du's wirklich ſelber? Ich weiß mich nicht zu faſſen vor lauter Vergnügen. Bei Tag und bei Nacht träume ich nur von Dir. Bitte, laſſ' mich fühlen, ob Du nicht etwa eine Erſcheinung biſt, die mich zum Beſten hat.“ Worauf Oſſka: „Ich bin nur eine Erſcheinung, Herr von Schumann, aber ich habe Sie nicht zum Beſten, ſondern Sie ſich ſelber.“ — „Iſt das mein Dank für alle Liebe, die ich Dir bewieſen?" fragte er. Sie blieb die Antwort nicht ſchuldig. In den Lauten der heimiſchen Sprache brauchte Offka ſich nicht ſo kurz zu faſſen, wie in ihrem geradbrechten Deutſch, ſondern konnte geläufig ſagen, was ſie dachte. Und ſie dachte allerhand. Procops Frevel und Sünden, vor allen die Geſchichte mit Lituſchka und die Schmach, welche er Lituſchka's Schweſter zugedacht, ſie gaben reichlichen Stoff zu bittern Vorwürfen. Procop hielt den Guß tapfer aus. Was er vernahm, konnte den hartgeſottenen Sünder nicht überraſchen; während er's vernahm, hatte er das Vergnügen, des Mädchens blitzende Schelmenaugen, die ſchwellenden rothen Lippen, die bewegliche Geſtalt zu betrachten. Er fühlte für Offka eine ſo tiefe und innige Zuneigung, wie ein roher Wüſtling ſie irgend nur zu hegen vermag; was in einer lautern Seele die Liebe thut, das bewirkte bei ihm die Wucht der Hinderniſſe und Widerwärtigkeiten aller Art, die er zu überwinden hatte, ſo daß ſeine Hartnäckigkeit ſich faſt wie Treue ausnahm.

„Wie ſelig bin ich, ich habe Dich wieder!" jubelte er. — „Welches Glück für mich," entgegnete ſie: „daß ich nicht muß, wie Sie wollen." — „O freilich mußt Du, wie ich will," fuhr er fort: „ein Kuß beſiegle den neugeſchloſſenen Bund." Gewaltthätig ſuchte er die Drohung zu vollziehen. Sie wehrte ſich und ſchrie. Die Hausfrau trat in's Vorhaus. „Was gibt's? Was ſoll's?" fragte die Zürnende. Offka gab Beſcheid. Die Sulzl ſprach weiter: „Gut nur, daß niemand daheim iſt. Welch ein Aufſehen gäbe das, du dumme Figur." — „Schelten's mit Herrn, nicht mit mir," antwortete das Mädchen.

„Nein, mit Dir muß ich zanken," keifte die Frau: „iſt das eine Art für ein ordentliches Stubenmadel? Gib ihm ſein Buſſerl, dann hat die arme Seele Ruh'. Biſt Du eine Böhmin? Da ſchau eins her! Sollte man nicht meinen, Du wärſt ſo 'ne zimpferliche Docken aus dem Reich, ſo ein Kräutl Rührmichnichtan aus dem Schönbrunner Glashaus. Solche Dalkereien verbitt' ich mir. Wenn Du wieder ſchreiſt, gibt's Watſchen. — Nehmen's die Dummheit nur nicht übel, Euer Gnaden, das Madel iſt noch nicht lang zu Wien, und wird ſchon g'ſcheit werden." — Geſchmeidig antwortete Procop: „Hat nichts zu ſagen, gnädige Frau. Bin ich ſchon gewohnt ſo. Vertrau' ich ganz auf Euer Gnaden gutes Herz."

Während welcher Zwieſprach Offka entſprang, ſchweren Herzens, doch auf leichten Füßen. Sie kam ſich vor wie in einer Räuberhöhle, verrathen und verkauft. In der Stadt ging's noch ſchlimmer zu, als zu Zlabings. Sie wünſchte ſich auf's Land zu Heugabel, Schaufel und Melkkübel zurück, und fragte ſich in allem Ernſt, ob ſie nicht dem Hinko geneigtes Gehör ſchenken ſollte? Sie fühlte keine ſonderliche Zuneigung zu ihm, doch ſprach er vom Heirathen und hatte einen Gehalt von dreihundert ſchweren Gulden. „Ich kann ja auch arbeiten,“ ſagte ſie: „und wir werden uns ſchon durchbringen. Sobald ich dem redlichen Burſchen wieder begegne, will ich ihm das Jawort geben. Wie wird er ſich freuen! Er verdient's auch, der gute Narr. Doch recht ſchön bitten muß er. Ich werfe mich ihm nicht an den Hals, das verſteht ſich. Und die Liebe wird ſich nach der Hochzeit finden.“

9

Das edle Kraut der heiligen Dreikönige von Haimburg dampfte und qualmte, zum Schneiden dick. Im Nebel raſſelten Gläſer und Kannen, klapperten auf dem ehemals grünen Tuch zwei Kugeln von Elfenbein, eine rothe und eine weiße. Rings um das Billard ſtarrte es wie von Spießen, ſo zahlreich war die Kriegsmannſchaft der Poule, die zu Wien à la guerre heißt. Eintönig wie der Ruf des Hähers tönte des Marqueurs: „Eins Aquit, Zwei ſpielt. Drei Roth. Zwei einen Strich!“ u. ſ. w. Dazwiſchen gab's wälſche und ſlawiſche Flüche, nebſt: „Eine kleine Schwarze!“ oder: „Melange!“ oder gar: „Feuer!“ Ein rechter Wiener zündet ſich gewiß nicht ſelber den Fidibus an, und müßte er zehnmal Feuer ſchreien. Wie im Saal des Kehrwiſch ging's vermuthlich noch in hundert andern Kaffehhäuſern zu, aber der Kehrwiſch hatte auch ſeine beſondern Geheimniſſe für ſich. Hinter der Schlafkammer des Wirthes gab's einen düſtern Verſchlag, unzugänglich dem Tageslicht, wohlverſchließbar von innen, vor Lauſchern nach Thunlichkeit gehütet. Draußen ſchien die Sonne, im Verſchlag brannte eine Lampe. Schweigſam umgab eine Tafelrunde den Tiſch inmitten des unheimlichen geheimen Raumes. Die Tafelrunde beſtand aus harmloſen Menſchenkindern, die nicht daran dachten, Verſchwörung oder Freimaurerei zu treiben; — ſie machten ſich nur das Vergnügen, hinter dem Rücken der Polizei ein Bischen zu ſpielen. War es ihre Schuld, daß die unterhaltendſten aller Spiele juſt verboten ſeyn mußten? Das reizende Macao, das aufregende Halbzwölf, das wechſelvolle Pharao und dann Lanzknecht, die Einfachheit ſelbſt. Beim Lanzknecht braucht einer rein gar nicht zu denken, ſondern blos Glück zu haben oder Geld; ein Bischen Fingerfertigkeit ſchadet auch nichts, wenn's die andern leiden, aber gewöhnlich merken ſie's zu ſchnell und lehnen ſich dagegen auf. Darum ging's hier ganz ehrlich zu unter den Böhmen und Italienern.

Procop Schumann war ohnehin kein Falſchſpieler; im gewöhnlichen Leben und Treiben ein Schelm, hielt er auf Ehre in allen unehrlichen Dingen. Hinko, der Neuling, wußte nichts von des Handwerks geheimen Künſten. Matteo aber, der Gründer und die Seele des Vereins, glich dem Schwert, das vom Schwert in der Scheide gehalten wird. Selbiger Matteo war ſeinem Paß nach ein Student aus Wälſchland, zu Wien anweſend, um das öſterreichiſche Recht und die deutſche Sprache zu erlernen. Auch wurde er regelmäßig in den Vorleſungen geſehen, weil es dem Schüler zu Wien nicht erlaubt war, die Schule zu ſchwänzen, wie es im Reich der Brauch iſt. Die Hörer wurden gleich Soldaten auf dem Sammelplatz verleſen, und Matteo's Geſtalt war eine von denen, welche der Profeſſor allenfalls auch ohne das Ableſen hätte vermiſſen können. An Wuchs überragte der Student ſeine Genoſſen um Kopfeslänge. Sein bleiches Antlitz mit den ausdrucksvollen Zügen, mit den ſtechenden ſchwarzen Augen beſchattete ein handbreiter Backenbart, kraus und dicht und ſchwarz. Einen Schnurrbart trug er nicht; der war damals noch das Abzeichen des Ungarn, des Raizen, des Soldaten vom Feldwebel abwärts. Der Kleidung nach war er wie eben aus dem Ei geſchält mit ſeinem blauen Frack und den gelben Knöpfen daran, im Uebrigen weiß angethan vom Hals bis an die Knöchel. Am „Waſſerfall“ der weißen Halsbinde glitzerte eine ſtattliche Vorſtecknadel von Granaten, ſchräg über die weiße Weſte ſpannte ſich eine ſchwere Erbſenkette, an den Fingern prangten Ringe. Matteo glich einer Puppe, die etwa ein altes Kind ſich herausgeputzt hätte. Kinder ſolcher Art ſind zu Wien nicht eben ſelten, und die Puppen finden ſich vorzugsweiſe unter Studenten, Handlungsdienern und Apothekergehülfen.

Das Spiel ging luſtig voran wie eine engliſche Fuchsjagd. Matteo hatte einen Fremden mitgebracht, einen Ungar, den er bei irgend einem Billard aufgegabelt. Der Schnauzbart ſah von Geſicht einem Juden gleich, wie der Mohr dem Neger ähnelt, aber er war „ein ſchöner Spieler“, führte eine wohlgeſpickte Börſe und eine bauchige Brieftaſche. Mit wahrhaft türkiſchem Gleichmuth ließ er Dukaten, Banknoten und Einlösſcheine ſpringen, mit kavaliermäßiger Geringſchätzung ſtrich er ſie wieder ein. An Kaltblütigkeit thaten es ihm die andern gleich, bis auf Hinko, den Procops glatte Zunge zum erſtenmal in die Räuberhöhle gelockt. Der junge Menſch hatte am ſelbigen Tage ſeinen Monatsgehalt eingenommen, doch ſaß er unthätig am Tiſch, als hätte er keinen rothen Heller in der Taſche, bebte an allen Gliedern und fühlte eine Beengung, als wollte er erſticken.

„Was iſt Dir, Landsmann?“ raunte Schumann ihm zu: „Du thuſt ja wie ein Fratz an der Lacke. Fürchteſt Du Dich?“ — „Ja, ich fürchte mich, als hätt' ich geſtohlen,“ bekannte Hinko. — „Und biſt doch ein Spielmann?“ ſcherzte Procop. — „Ja wohl,“ ſagte der andre: „aber bei unſerm Spiel gewinnt jeder.“ — „Hier jedoch nur der Kühne,“ fuhr der Verſucher fort: „Denk' an Offka.“ — „Was geht Offka Dich an?“ brummte Hinko eiferſüchtig. Procop lachte. „Ich bin Dein Nebenbuhler, ich geſteh's,“ machte er: „aber ein ehrlicher. Du willſt ſie heirathen, die Kleine, und ſie gibt Dir Hoffnung. Iſt's nicht ſo?“ Der Muſikant nickte. Jener ſprach weiter: „Zum Heirathen gehört Geld, und ich bin der gute Kerl, der Dich an die Krippe bindet. Jetzt friß hier zu, oder Du biſt dümmer als der graue Kreuzträger. Da, trink' ein Glas Punſch und dann fang' an. Mit fünfundzwanzig Gulden Zwanzigern in der Taſche ſteht die Welt zu gewinnen.“

Mit zagender Hand ſchob Hinko einen Zwanziger hin. Er gewann, und der Fiſch hing am Angelhaken. Der nächſte Satz war eine Fünfernote. Sie kehrte verdoppelt zum Eigner heim. Die Reihe des Umſchlagens kam an den Spielmann, und in wenigen Augenblicken lag ein Haufe von Gold, Silber und Papier vor ihm. Matteo fluchte mit unterdrückter Stimme, ſelbſt der Ungar konnte ſich nicht enthalten, ein paarmal zu bemerken: „Junges Menſch hat Glück.“

Von da an war kein Halten mehr. Hinko glich einem Schiff, das mit eingerefften Segeln ſich der ſtürmiſchen See überläßt. Als er wieder zu ſich ſelber kam, war's Mitternacht. Er ſaß mit Procop im Kaffehſaal bei einem letzten Glaſe Punſch, im Leib einen Rauſch, in der Seele den ſchnödeſten Katzenjammer, in der Taſche keinen Kreuzer mehr. Mit verglaſ'ten Augen und ſchwerer Zunge lallte er: „Elender Dieb, Du haſt mich auf Zeitlebens unglücklich gemacht.“

— „Iſt das mein Dank?“ antwortete Procop in weichem Tone: „mein Dank dafür, daß ich an Dir handelte wie ein Vater?“ — „Ein ſauberer Vater.“ — „Ja, Hinko, wie ein liebender Vater. Da ich im Glücke ſaß und Du in's Pech gerietheſt, wurde ich aus Freundſchaft für Dich meinen Grundſätzen untreu und lieh Dir von meinem Gewinn. Das brachte mir Unglück.“ — „Aberglaube.“ — „Nicht doch, eine bewährte Erfahrung. Zudem mußte ich um ſo viel früher aufhören, weil ich Dir mein Geld gegeben. Hundert Gulden Schein ſind vierzigmal drei Zwanziger, alſo eben ſo viele Möglichkeiten zum größten Gewinn. Dieſe hundertzwanzig Möglichkeiten verſcherzte ich um Deinetwillen, und dafür ernte ich nun den ſchnödeſten Undank. Schäme Dich, Landsmann. Oder vielmehr, geh' nach Haus und ſchlafe Deinen Rauſch aus.“

Dem Muſikanten kam's urplötzlich vor, als habe ſein Verführer vollkommen recht. Mit Thränen in den Augen bat er um Verzeihung. Dann fügte er hinzu: „Heimgehen kann ich nicht. Ich habe keine vier Groſchen für meinen Hausmeiſter.“ — Procop ſuchte in allen Taſchen. „Ich kann Dir auch nicht einen geben,“ ſagte er dann: „doch in meinem Zimmer ſteht ein Sopha zu Deinen Dienſten. Erſt aber trinken wir noch Eins. Credit hab' ich hier, Gott Lob! Und morgen wird's hoffentlich wieder beſſer gehen. Der wälſche Hund hat dem Ungar über zweihundert Dukaten abgewonnen ſammt vielen Banknoten; die wollen wir ihm wieder abjagen, oder ich will nicht ehrlich ſeyn.“

10.

Die wüſten Geſellen ſaßen noch mitten im Spiel, als Frau von Sulzl gegen Abend einen ungewohnten Beſuch erhielt, zur Stunde, worinnen die ſogenannten „wohlfeilen Viſiten“ abgeſtattet werden. Niemand befand ſich daheim, als das Stubenmädchen. Offka erſchrack nicht übel, als ihr voriger Gebieter in's Vorhaus trat. Maierhuber dagegen machte ein ſo gleichgültiges Geſicht, als ſähe er die Kleine zum erſtenmal, und als wär' es ihm erſt nicht der Mühe werth, ſie nur recht zu betrachten. — „Die gnädige Frau?“ fragte er. — „Ihro Gnaden ſind ausgefahren,“ antwortete knixend die Magd: „nach Penzing zur Frau von Mühlenleitner, bleibt ganzen Abend aus.“ — „Bedaure, ich hätte nothwendig mit ihr zu reden gehabt.“ — „Wiederkommen, Gnaden.“

In dem Ton, womit Oſſka das „Wiederkommen“ haſtig ausrief, lag etwas ungemein Einladendes. Sie lächelte ſo freundlich und machte dazu doch ſo ſchwärmeriſche Augen, als ob ihr Wunders wieviel am Wiederkommen des Beſuchers läge. Ihm entging dieſe Wallung nicht. „Freilich werde ich wieder ankehren,“ ſagte er: „und es ſoll mich freuen, wenn Du mir abermals die Pforte öffneſt.“

Oſſka ſchüttelte wehmüthig das Haupt. „Was iſt Dir?“ fragte er: „weßhalb mit einem Male ſo betrübt?“ — Sie entgegnete in ihrer gebrochenen Redeweiſe: „Gnaden machen Spaß mit armes Madel.“ — „Wie ſo, mein Kind?“ — „Sehn mich Gnaden gern, bin ich noch dort.“ — „Ei, ſo kehre zurück. Nur darum kam ich zu der unbekannten Frau. Oder gefällt's Dir bei der Sulzl gar ſo gut?“ — Das Mädchen verneinte, und gab zu verſtehen, die wenigen Tage des Aufenthaltes bei der wunderlichen Frau kämen ihr ſchon wie ein Jahrhundert Fegefeuer vor. Mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf Maierhuber ſchloß Oſſka: „Aber Herrſchaft jedes iſt eigennützig. Frau zankt uns und gibt Watſchen her, wenn wir Dienſt nicht recht machen. Was fragt Herr nach Dienſt? Geht nicht alles gleich wie es will, fort Trampel, bockbeiniges, fort mit Dir!“

Der Hörer verſtand nicht den tiefen Sinn der kauderwälſchen Worte. Oſſka meinte, der Herr habe ſie aus dem Hauſe gewieſen, weil er gemerkt, daß die Dienerin nicht gemeint geweſen, ſich ihm leibeigen in Unehren zu ergeben. Die Anſpielung entging ihm nur deßhalb, weil ſein redliches Gemüth keinen ſolchen Gedanken gehegt. Er ſtand im Wahn, das Mädchen ſei vor Mariankas keifender Zunge entflohen. Da er nun die Schuld ſich ſelber beimeſſen hörte, wurde er bös. „Wie Du willſt,“ ſagte er kalt: „und der heilige Wenzel helfe Dir bald zu einer Herrſchaft, wie ſie dir taugt, eigenſinnige Kröte.“

Er ging, ungern genug, aber feſten Schrittes. Auf ſeine Hand fiel etwas wie geſchmolzenes Eis. Ein Kuß war's von Oſſka's ſchwellenden Lippen, neben dem Kuß ein Tropfen, der mit dem Thau wenigſtens nicht die Kühle gemein hatte. — „Was iſt dem armen Narrn?“ fragte Maierhuber ſich ſelber, doch blickte er nicht um, indem er die Thüre zuklappte.

Die Kleine dahinter ſtampfte ungeduldig mit dem Fuß. „Ich nehme den Hinko, es bleibt dabei,“ ſagte ſie. „Was kümmert mich der alte Herr? Er könnte mein Vater ſein und ich will ihm kindliche Dankbarkeit bewahren. Die bin ich ihm ſchuldig. Er hat mich vor

Lituſchkas ſchmachvollem Loos bewahrt. Das Uebrige ſei ihm vergeben.“ Seufzend ſetzte ſie hinzu: „Vergeſſen kann ich's nicht.“

Von ſolchen Gedanken befangen, verrichtete ſie einer Schlafwandlerin gleich ihre Geſchäfte. Spät erſt kam die Gebieterin heim. Mitternacht war längſt vorüber, als Offka ihre Lagerſtätte ſuchen durfte, den Strohſack im Bretterverſchlag unter der Bodenſtiege. Das Mädchen aus dem böhmiſchen Dorf fand an der Schlafſtelle gar nichts auszuſetzen; es lag weicher und hatte des Raumes mehr, als zwiſchen dem Ofen und der Zimmerdecke im Gewimmel der Angehörigen, Aber da ſie eben die Hände zum Abendſegen faltete, raſſelte ein Schlüſſel in der Vorhausthür. Unſichere Schritte ſchlurften und tappten durch den finſtern Gang. Lallende Zungen ſprachen Böhmiſch. Die Stimmen waren der Lauſcherin bekannt.

Procop ſagte: „Abgemacht alſo, mein ehrlicher Hinko. Ich erlaſſe Dir die hundert Gulden, ich gebe Dir zum Spielen noch fünfzig andre.“ — „Die Hand drauf,“ antwortete der Spielmann: „und morgen Abend wird wieder geſpielt.“ — „Aber wie! Doch daß Du Wort hältſt wegen der Offka.“ — „Dein iſt ſie, Dein, Bruder. Ich ſchenke ſie Dir mit Haut und Haar.“

Mehr verſtand Offka von der Unterredung nicht, begehrte auch nicht mehr zu vernehmen. „O ihr liederliche Tröpfe!“ ſprach ſie zu ſich ſelber: „die Mannsleute ſind doch das allerſchlechteſte Volk auf Erden. Habe ich jemals einen gefunden, der nur den Strick werth wäre, womit ſie ihn henken ſollten? Mein Vater, ein Trunkenbold, Dieb und ſchnöder Seelenverkäufer; der Gerichtshalter, aller Schlechtigkeit Ausbund; der Graf, ein Mädchenjäger; Juſcho, ein ehrloſer Müller, wie der alte Kretſchmer ſelber. Der redlichſte von allen iſt noch der Maierhuber, und ich thäte etwa am Beſten, mich auf Gnade und Ungnade ihm zu ergeben.“ — Von Hinko ſagte ſie gar nichts, juſt als ob der verächtliche Burſch ganz aus ihrem Gedächtniß getilgt wäre.

11.

„Das Geld?“ — „Den Abend bring ich's mit.“ — „Gib's lieber gleich her.“ — „Ich habe keins zu Haus.“ — „Steht's ſo? Wenn ich kein Geld bekomme, gilt unſer Handel nichts.“ — „Du bekommſt es unfehlbar, doch muß ich's erſt holen.“ — „Schon recht, doch länger wart' ich nicht. Der Handel reut mich ohnehin.“ — „Gut, ſo zahl mir meine hundert Gulden.“ — „Ich warte ja ſchon, aber nur bis heute um ſechs Uhr. B'hüt Gott.“

Mit dieſen Worten ging Hinko ſeiner Wege. Der Gaſtfreund blieb in bittern Sorgen zurück. Er dachte hin und her, an wen er ſich um ein Darleben wenden könnte? Niemand wollte ihm beifallen. „Ich muß ein Geld haben,“ murmelte er: „und ſollt' ich's ſtehlen oder rauben. Richtig, rauben, das iſt ein guter Gedanke. Noth kennt kein Gebot. Wenn der Menſch keinen rothen Heller mehr ſein nennt, ſo nimmt er, wo er findet. Heut iſt der erſte des Monats, ich ſollte den Zins zahlen, ſonſt ſitze ich morgen auf dem Pflaſter. Zahl' ich im Koſthaus nicht, ſo muß ich hungern. Und womit ſoll ich dem Waliſchen ſeinen Raub abjagen, wenn ich nichts vorſpannen kann? Nur fragt es ſich, wo iſt etwas zu holen? Das bedarf der Ueberlegung.“ — Er überlegte, doch den wüſten Kopf wollte kein Gedanke erleuchten. Sein beſter Einfall war noch, nach Kaffeh zu rufen. Der braune Trank erregt Morgens bekanntlich die Lebensgeiſter. Oſſka brachte die begehrte Labung. Ihr Geſicht war noch trotziger anzuſchauen wie jemals.

„Biſt Du bös auf mich?“ fragte Procop. — „Wär' ſchon der Mühe werth,“ ſpottete ſie. — „Schatzerl, ſei nicht ſo herb.“ — „Ich bin nicht Ihr Schatzerl, ich heiße Oſſka.“ — „Oſſka, was nicht iſt, kann noch werden. Dein Hinko hat eine andre, nimm mich für ihn.“ — „Hand von der Butten, und ich werde dem Herrn von Maierhuber ſagen, was ihr für welche ſeid.“

Sie entſchlüpfte. Procop verſuchte nicht ſie zu halten, ſondern ſchlug ſich vor die Stirn und rief ganz vergnügt aus: „Maierhuber, richtig, ich hab's. Warum iſt mir die ganze Zeit her auch der Maierhuber nicht beigefallen? Es iſt ſchon ſo gut jetzt, als hätt' ich das Geld in der Taſche. Freu' Dich, Oſſka, Du biſt mein. Freu' Dich, Matteo, der Raub wandert von Dir zu mir.“

Zur ſelben Friſt träumte dem Matteo vom böſen Feind. „Meine guten Freunde mißgönnen mir die Beute,“ dachte er: „und werden begehren, daß ich mit ihnen theile. Der Ungar kommt nicht wieder, das hat er geſagt. Könnt' ich nicht einen geſcheiten Streich machen, um vom Schnauzbart noch etwas herauszuklopfen, und meinen ganzen Raub in Sicherheit zu bringen? Wie lautet doch das Geſetz? Laß ſchauen. Der Angeber bleibt ſtraffrei in jedem Fall, und erhält von den Strafgeldern ein Drittel. Die übrigen Theilnehmer trifft eine

Strafe von neynhundert Gulden Münz' für einen jeden. Matteo, denk' ein Biſſel nach, es wird ſchon der Mühe werth ſeyn. Mach' auch voran, denn der Ungar hat ein Judengeſicht, und ſein Geld könnte ihn reuen.“

12.

Maierhuber tafelte gut und lange, doch einſam. Kam unterdeſſen ein Beſuch, ſo wurde er vorgelaſſen, vorausgeſetzt, daß keine Umſtände mit ihm zu machen waren. Procop Schumann durfte mithin ungehindert eintreten. Er nahm ſich ſelber einen Seſſel und redete dem ſchmauſenden Gönner vom Theater vor. Das Theater erſetzte damals den Wiener Unterhaltungen das Wetter, wovon die Leute im Reich zu plaudern pflegten, wenn ſie nichts anderes wußten. Der Böhme ſah übernächtig aus, bleich und gedunſen. — „Iſt Ihnen weh, Herr von Schumann ?“ fragte Maierhuber und bot dem Gaſt ein Glas Ungarwein. Procop dankte. „Grad' hab ich einen Schwarzen genommen,“ ſagte er: „aber vorher ein Biſſel geſchlafen nach Eſſen. Hätte mich ſchier verſchlafen und Sie dann nimmer angetroffen. Hab ich doch nothwendig zu reden Einiges.“

Marianka brachte eine Platte voll Krebſe. Das alte Geſicht ſchaute trutzig drein, die Augen aber waren roth wie die geſottenen Scheerenführer. „Jetzt b'hüt Gott, gnädiger Herr,“ ſagte ſie: „es iſt drei Uhr und ich muß gehen. Ihre neue Köchin iſt freilich noch nicht da, aber ich kann nicht bis auf die Nacht hinſitzen und warten.“ — „Geh die Frau Marianka nur zu,“ entgegnete Maierhuber: „es thut's ſchon ſo.“ — Das alte Ungethüm fing zu weinen an. „Ja, ich gehe,“ rief ſie aus: „ich gehe, und den gnädigen Herrn wird's reuen, ſoviel Haare er nicht mehr auf dem Kopf hat.“ — „Was gehn die Frau meine Haare an?“ zürnte der Gebieter, an empfindlicher Stelle getroffen. Marianka zeterte weiter: „Um eines jungen Trampels willen jagen Sie mich fort, den alten bewährten Dienſtboten. Doch die Rache überlaſſe ich unſerm Hergott und der Oſſka. Ich weiß recht gut, daß Sie zwiſchen Tag und Licht geſtern Abend zur Frau von Sulzl geſchlichen ſind. Nur zu, immer zu, nehmen's die Docken wieder in's Haus, mir iſt's ſchon recht, ich brauch' ja den Skandal nicht mit anzuſehen . . .“ —

In dieſem Tone ging's noch eine geraume Weile fort, bevor es Maierhuber gelang, die Läſterzunge aus dem Zimmer zu ſchaffen.

Procop hörte ſtaunend zu, von allen Furien der Eiferſucht gepeitſcht. Maierhuber griff indeſſen zu den Krebſen. „Mir iſt's recht,“ bemerkte er: „daß ſie geht bevor die andre kommt; wiſſen's, Herr von Schumann, von wegen dem gewiſſen Räſonniren.“ Aus tiefen Gedanken heraus antwortete Procop: „Alſo die Offka kommt zu Ihnen?“ — „Die Offka?“ fragte Maierhuber entgegen, dann lachte er und machte: „Ja ſo! Grad fallt mir's bei. Nun, mit mir brauchen's nicht zu eifern. Sind Sie doch ein junger ſauberer Mann, und ich werde nach und nach ein alter Herr.“

Procop ſeufzte. „Sie haben ſchöne Kleider, ſchöne Sachen und viel Geld,“ ſagte er, und fügte dann in plötzlich verändertem Ton hinzu: „Nichts Langweiligeres als Krebſen eſſen.“ — „Vielleicht für den Zuſchauer,“ entgegnete Maierhuber: „aber wiſſen's wie, Herr von Schumann, wenn Sie das Zuſchauen nimmer freut, ſo kommen's ein andermal wieder. Sie können auch die Tafeln an der Wand betrachten.“

Procop erhob ſich, um dem letztern Rathſchlag zu folgen. „Bilder ſind erſt recht ſauber,“ bemerkte er: „aber die Leuteln haben ſonderbare Moden.“

Während der Beſuch die Kupferſtiche in Augenſchein nahm, ſprach der andre in ſeinen Gedanken: „Der Menſch kommt mir ganz unheimlich vor. Es drückt ihn etwas und er weiß es nicht von ſich zu geben. Vielleicht möchte er ein Geld. Heut iſt der Erſte und das Solar *) wird nicht langen. Nun, auf ein paar Fünferl ſoll mir's auch nicht ankommen. Auch will ich ſchauen, ihm einen beſſern Dienſt zu verſchaffen. Ein Lump iſt er, aber geſchickt.“

Zur ſelben Friſt ſagte Procop ebenfalls ohne Worte: „Es iſt Zeit, daß ich zum Ende komme, ehe die neue Köchin einrückt. Der Augenblick könnte nicht günſtiger ſeyn. Muth gefaßt, mein Alter. Denk an das Spiel, denk an Hinko, denk an deine Schulden, denk an Zlabings. Vor Allem denk an die kleine Offka. Hinko will ſie dir nehmen. Gib ihm Geld. Der da will ſie dir auch wegſchnappen. Schlag' ihn nieder. Nimm ihm Leben und Geld, ſo iſt dir doppelt geholfen ...“

Maierhuber meinte mit einemmal, die Zimmerdecke ſtürze ein und ihm auf den Kopf. Wie vom Blitz getroffen ſtürzte er ſammt dem Stuhl zu Boden. Als er ſich aufraffen wollte, ſchmetterte ihn

---

*) Solar wird für Salär (Gehalt), geſagt.

ein zweiter Streich nieder. Procop ſchwang eingewickelt ins Schnupftuch einen Stein.

„Undankbarer, was hab ich Dir gethan?“ ſtöhnte der Getroffene — „Stirb, Hund!“ brüllte der Mörder. Maierhuber, ſtark von Muskeln und Sehnen, und muthigen Herzens, ſetzte ſich zur Wehr, trotz ſeiner Betäubung. Ein verzweifelter Kampf entſpann ſich, doch blieb Procop Sieger, mit zerriſſenem Rockkragen und Hemd. Maierhuber lag regungslos am Boden. Der Mörder holte noch zu einem letzten Streich aus. Da fuhr im Schwunge der Stein aus dem Tuch. Die Heftigkeit der vorhergehenden Streiche hatte die Hülle durchlöchert.

13.

Sechs Uhr ſchlug es. Der Mörder ſaß ganz gemüthlich, wie wenn nichts vorgefallen wäre, auf ſeinem Sopha, vor ſich auf dem Tiſch Kaffeh und ein brennendes Licht. Die Pfeiſe zündete er ſich mit einem Fidibus eigener Art an, mit einem Leihhausſcheine. Auf der Stuhllehne neben ihm lag ein neuer Anzug. Hinko ſtellte ſich pünktlich ein. Mit vornehmer Geberde deutete Procop auf den Tiſch, wo zwei Zehnerbanknoten bereit lagen. Der Spielmann nahm das Geld, unzufrieden eigentlich, daß er's bekam. Er hatte gehofft, ſein Schuldner würde nicht zahlen können. Die hundert Gulden Schein, welche Procop an ihn zu fordern hatte, machten ihm keine Sorge, nachdem ihm beigefallen, daß die Schuld nicht klagbar ſey. „Ei, Du ſitzeſt ja im Ueberfluß, wie der reiche Mann des Evangeliums,“ ſcherzte Hinko bitterſüß: „ich ſehe ſogar ein neues Gewand an Dir. Welche Ueppigkeit.“

Gleichmüthig antwortete der andre: „War kein Luxus, guter Freund. Ich ging abgeriſſen einher, daß es eine Schande war; nicht aus Armuth, ſondern aus purer Nachläſſigkeit. Weißt Du, Freundchen, ich habe wohl manchmal kein Geld, aber meine Hülfsquellen ſind unerſchöpflich. Mit mir iſt's lang noch nicht aus. Doch davon hat ſo ein junger Lalli keinen Begriff. Wo der die Welt mit Brettern vernagelt ſieht, meint er, ſie habe ein Ende. Da, ſtopf' Dir eine Lange. Ich will mich derweil anziehen. Heut biſt Du aber zum Letztenmal bei mir. Weißt Du, Deine Geſellſchaft iſt mir ganz angenehm, aber der Offka mußt Du ausweichen. Ich werde die Kleine nächſtens auf ein Zimmer thun; ſie ſoll nicht länger im Stande der Dienſtbarkeit bleiben, dazu iſt dieſe Tochter des Tſchechenlandes viel zu ſchön.“ — „Du haſt große Roſinen im Kopf,“ antwortete Hinko verdrießlich: „biſt Du etwa wieder Verwalter einer Herrſchaft geworden?“

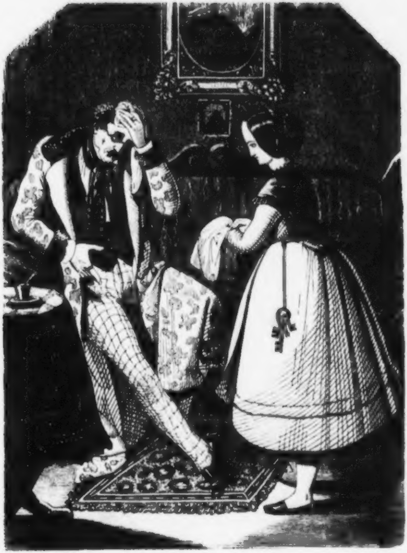
Procop öffnete die Brieftaſche. „Da ſchau her,“ rief er: „da ſitzen die Muſikanten.“ Dem Spielmann wurde ſchwindlig beim Anblick der Banknoten von zwei und von drei Ziffern. Jener ſprach weiter: „Heute jagen wir dem Mateo ſeinen geſtrigen Gewinn ab. Morgen biſt Du ebenfalls ein Cavalier. Dann fahren wir mitſammen in den Prater zum wilden Mann und nehmen ein hübſches Mittagsmahl ein.“ Dem jungen Menſchen lief das Waſſer im Mund zuſammen. „Ach ja,“ ſagte er: „ich habe lange nicht mehr ſchlampampt, und will eine ganze Platte voll Krebſe ...“

„Still!“ herrſchte Procop ihm zu, blickte ſcheu im Kreiſe umher, und fügte dann mit ſchier erloſchener Stimme hinzu: „wenn ich von Krebſen höre, wird mir übel.“ Schumanns todesbleiches Antlitz beſtätigte die Wahrheit der Angabe. — „Meinetwegen mögen's ſchweinerne Carminadeln und Fiſolen ſein,“ ſprach der Spielmann, ſeine Lippen leckend: „die thun's auch.“

Es ſchellte am Vorhaus. Offka öffnete. Zwei Herren fragten nach Schumann. „Grad kommt er Gang her,“ antwortete die Böhmin, und warf einen neugierig forſchenden Blick auf die Stiege, wo ſich ein paar ſchwarze Helme und hechtgraue Uniformen zeigten. Procop hatte Frage und Antwort vernommen. „Was ſteht zu Dienſten?“ ſagte er. — „Nur eine kleine Bemühung,“ hieß die Antwort: „Sie müſſen ſchon ſo gut ſeyn, uns ein wenig zu begleiten.“ — „Wohin?“ — „Das werden's ſelber ſehen.“

Der Beſcheid, halb höflich und halb trotzig ertheilt, klang verdächtig genug. Zu allem Ueberfluß raunte Hinko dem Landsmann zu: „Ich kenne den Einen, er iſt ein Vertrauter.“ — (Vertrauter, auch Spitzel oder Naderer, hieß ſoviel, als ein Angehöriger der geheimen Polizei.) Erblaſſend ſtammelte Procop: „Ich bin unſchuldig.“ — „Wird ſchon ſeyn,“ antwortete gleichmüthig der Vertraute: „drum hab' ich auch einen Fiaker mitgebracht, daß Sie keine Schande davon haben.“

Mit ausgeſpreizten Fingern tappte Procop nach der Wand, als ſuche er einen Haken, ſich daran zu halten. „Sie halten mich doch für keinen Mörder?“ fragte er: „was geht der Herr von Maierhuber mich an? Ich kenne den Maierhuber gar nicht.“ — „Ich auch nicht,“ beſtätigte der Vertraute, ohne im Geringſten nur zu begreifen, was



die wunderliche Rede bedeuten ſollte. Er war gekommen, nicht um einen Mörder zu verhaften, ſondern um einen Spieler vor den Polizeicommiſſär zu führen. Offka aber verſtand ſchon beſſer, was gemeint ſein konnte. Nichts Gutes ahnend, eilte ſie wie ein Sturmwind von dannen, die Treppe hinab, über d... Hof, zu Maierhubers Wohnung hinauf. Die Vorhausthür ſtand offen, im Speiſezimmer lag ohnmächtig der Mißhandelte, allein und hülflos. Die neue Köchin, welche er gemiethet, hatte ſich gar nicht eingeſtellt, weil ſie einen vortheilhaftern Dienſt gefunden, ſo daß ohne Offkas ahnungsvolle Fürſorge der Hageſtolz unbeachtet hätte verkommen müſſen; denn Schumann hatte, nachdem er ſich verſchnappt, kein Wort mehr über die Lippen gebracht, ſondern war dem Vertrauten gefolgt, mit Widerwillen zwar, doch ergeben in das Unvermeidliche. Der Böſewicht ſchmeichelte ſich mit der Vorſpiegelung, ſein unbedachtes Wort werde ſpurlos verhallt ſeyn.

14.

Maierhuber rang in verzweiflungsvollem Kampfe. Wilde Indianer ſchwangen ihre Keulen und hämmerten damit auf ſeinen Schädel los. Hohnlachend warfen ſie ihn nieder. Das breite Meſſer blinkte, — ein Griff, ein Rundſchnitt, und vom Kopfe ſtreifte ſich die behaarte Haut. Betäubend grimmiger Schmerz brannte in dem bloßgelegten Schädel. Das Hirn glühte wie flüſſiges Glockenerz. Zu dem Gepeinigten aber trat eine Lichtgeſtalt. Die Rothhäute flohen auf raſchen Sohlen. Der Engel legte ſeine Hände auf die brennenden Wunden, und der Schmerz wich einem wohlthätigen Gefühl, vergleichbar dem kühlen Trunk in lechzender Kehle.

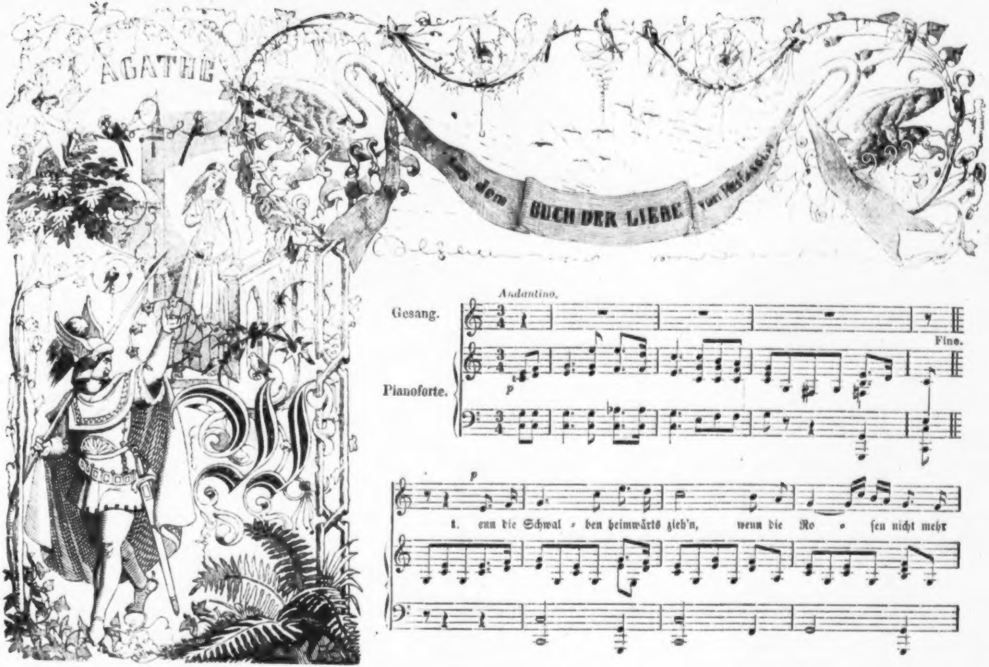
Der Kranke öffnete die Augen. Nach langer Bewußtloſigkeit fand er ſich in ſeinem wohlbekannten Schlafzimmer, nach und nach kehrten ihm Gedanken und Erinnerung zurück. Die erfriſchende Kühlung rührte von Eisumſchlägen her. Der Engel war eine weibliche Geſtalt, und die matte Beleuchtung der Nachtlampe zeigte keine fremden, ſondern Offka's, der Böhmin, Züge. Die Kleine ſah angegriffen und überwacht aus.

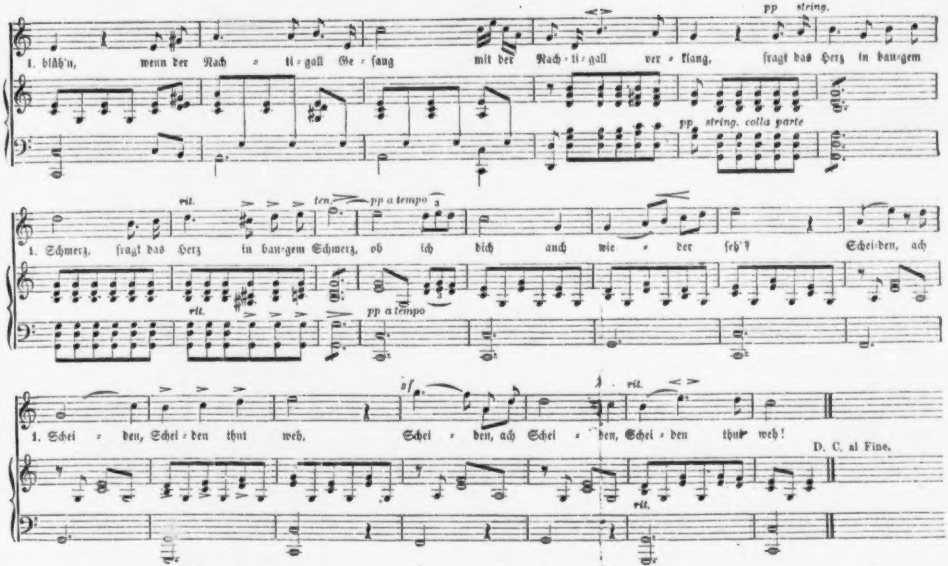
„Gott Lob," liſpelte ſie kaum hörbar: „Gnaden wohllöbliches ſind am Leben." — „Du alſo, Offka?" fragte Maierhuber. — Sie faltete bittend die Hände. „Nicht böſe ſeyn, Gnaden," flehte ſie:

„war Niemand da, Köchin nicht gekommen, bin ich dageblieben, ohne Erlaubniß, weggejagtes Menſch. Nicht böſe ſeyn, hab ich nicht anders gekonnt, ſo wahr heiliges Wenzel lebt.“ — „Wer hat Dich weggejagt, Offka?“ — „Brief von Euer Gnaden, Marianka hat mir's vorgeleſen.“ — „Marianka hat gelogen.“

Auf Offka's Angeſicht ging's auf wie lichter Morgenſchein, während Maierhuber weiter berichtete, wie er im Wahn geſtanden, das Mädchen ſey dem Dienſt entlaufen. — „Ich und fortlaufen?“ rief ſie aus: „bleib' ich bei Gnaden bis an's Ende der Welt . . . — Wenn's mich behalten,“ fügte ſie unſichern Tones hinzu. Lächelnd nickte er Gewährung, um dann ſofort die Augen zu erquicklichem Schlummer zu ſchließen. — — —

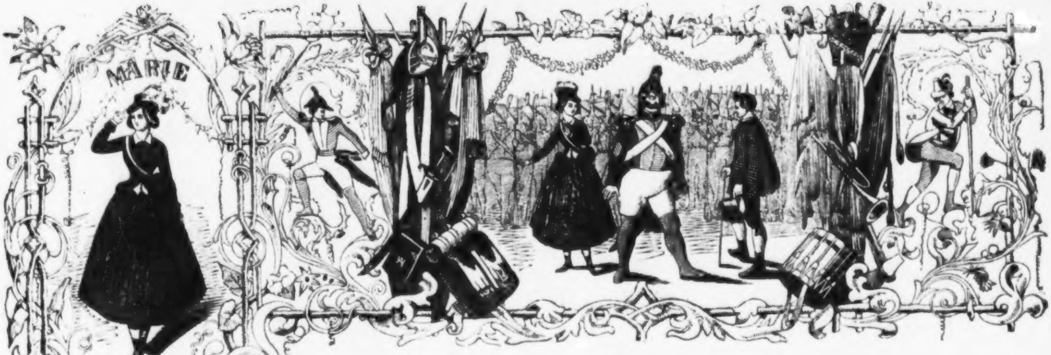
Der Hageſtolz hatte die rechte Weltanſicht. Wenn ein alternder Junggeſell eine hübſche Dienerin hat, die ſeinem Herzen theuer iſt und die ſeine Zuneigung erwiedert, ſo pflegt daraus ein Aergerniß zu entſtehen, und die Heirath endlich doch nicht auszubleiben; beſſer alſo, er fügt ſich freimüthig ohne Verzug in das Unvermeidliche. Bei Maierhuber gab's kein Aergerniß gutzumachen. Sobald er geneſen war, führte er die kleine Offka zum Altar, und der Schritt hat ihn bis zu ſeinem ſeligen Ende auch nicht einen Augenblick gereut. Die Böhmin beſaß ein treffliches Herz, einen feſten Sinn ohne thörichten Trotz, und eine wahrhaft wunderbare Gelehrigkeit. Maierhuber nahm eine Erzieherin in's Haus, die in Erwartung künftiger Zöglinge einſtweilen ihre Kunſt an der jungen Frau bewährte. Der Unterricht hatte den beſten Erfolg, und bevor zwei Jahre verſtrichen, war die niedliche Maierhuber eine ſo gebildete und angenehme Frau, als nur je eine zu luſtiger Sommerzeit zu Baden im Park luſtwandelte und Winters im Saale der goldenen Birn einen Straußiſchen Walzer tanzte.


AGATHE
Aus dem
BUCH DER LIEBE
von
Andantino.
Gesang.
Pianoforte.
p
Fine.
p
1. W enn die Schwal - ben heimwärts zieh'n, wenn die Ro - ſen nicht mehr

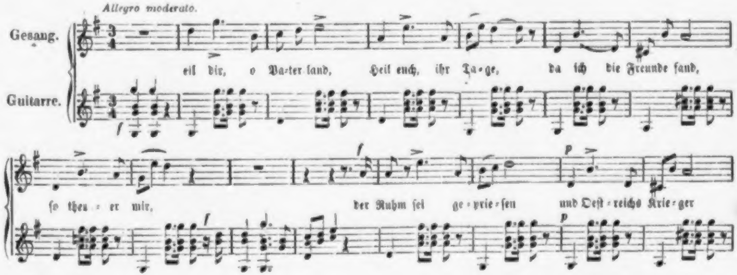

pp string.
1. blüh'n, wenn der Nach - ti - gall Ge - ſang mit der Nach - ti - gall ver - klang. fragt das Herz in ban-gem
pp string. colla parte
rit. ten. pp a tempo
1. Schmerz, fragt das Herz in ban-gem Schmerz, ob ich dich auch wie - der ſeh'? Schei-den, ach
rit. pp a tempo
sf rit.
1. Schei - den, Schei - den thut weh, Schei - den, ach Schei - den, Schei - den thut weh!
D. C. al Fine.
rit.

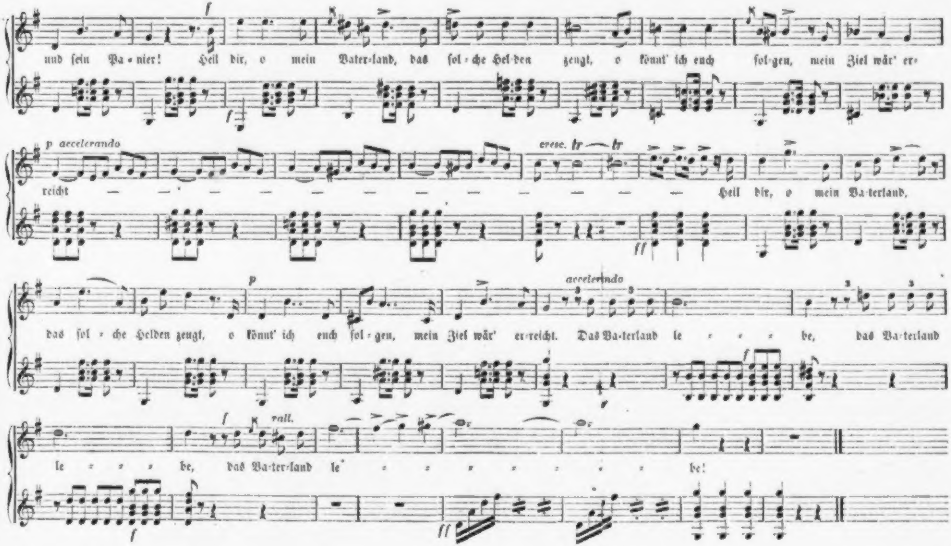
2. Wenn die Schwäne ſüdlich zieh'n,
Dorthin, wo Zitronen blüh'n,
Wenn das Abendroth verſinkt,
Durch die grünen Wälder blinkt,
:,: Fragt das Herz in bangem Schmerz, :,:
Ob ich Dich auch wiederſeh'!
:,: Scheiden, ach Scheiden, Scheiden thut weh :,:!

3. Armes Herz, was klageſt du?
O, auch du gebſt einſt zur Ruh'.
Was auf Erden muß vergeh'n,
Gibt es wohl ein' Wiederſeh'n?
:,: Fragt das Herz in bangem Schmerz, :,:
Glaub', daß ich dich wiederſeh'!
:,: Thut auch heut' das Scheiden ſo weh! :,:


MARIE

H


Allegro moderato.
Gesang.
Guitarre.
f
eil dir, o Va-ter-land, Heil euch, ihr Ta-ge, da ich die Freunde fand,
ſo theu-er mir, der Ruhm ſei ge-prie-ſen und Oeſt-reichs Krie-ger
f
p


f
und ſein Pa - nier! Heil dir, o mein Vaterland, das ſol - che Hel-den zeugt, o könnt' ich euch fol-gen, mein Ziel wär' er-
p accelerando
cresc.
tr
reicht — — — — — — — — — — — — — — Heil dir, o mein Va-terland,
ff
p
accelerando
das ſol - che Helden zeugt, o könnt' ich euch fol - gen, mein Ziel wär' er-reicht. Das Va-terland le - - - be, das Va-terland
f
rall.
le - - - be, das Va-ter-land le - - - - - - - be!
ff

In unſerm Verlag erſcheint ſeit 1842 und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das belletriſtiſche Ausland,

herausgegeben
von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek der claſſiſchen Romane aller Nationen.

16. Preis für das elegant geheftete Bändchen
nur 6 kr. oder 2 Ngr.

Die umſichtige Auswahl des Herausgebers, die Vortrefflichkeit der Ueberſetzungen, elegante Ausſtattung und kaum glaubliche Wohlfeilheit haben bewirkt, daß unſere Unternehmung mit dem überraſchendſten Enthuſiasmus in allen Gauen unſers deutſchen Vaterlands aufgenommen wurde, wie nicht minder im Ausland.

Wir geben nachſtehend ein genaues, nach Autoren geordnetes Verzeichniß ſeines Inhaltes, und bemerken ausdrücklich, daß nicht nur jeder Roman, ſondern auch jedes Bändchen deſſelben einzeln verkauft wird zu dem beiſpiellos wohlfeilen Preiſe von 6 kr. oder 2 Ngr.

Nro. der Sammlung.	
280—286.	**Ainsworth**, Rookwood, oder der Bandit der Heerſtraße. 7 Bdchn.
225— 32.	**Almquiſt**, Drei Frauen in Smaland; mit dem Porträt des Verfaſſers. 8 Bdchn.
411— 13.	— Es geht an. Ein Gemälde aus dem Leben 3 Bdchn.
310— 14.	— Amalie Hillner. 5 Bdchn.
740— 44.	— Der Königin Juwelenſchmuck. 5 Bdchn.
957— 61.	**Anderſen**, Nur ein Geiger. 5 Bdchn.
1101— 6.	— Der Improviſator. 6 Bdchn.
130— 35.	**v. Apeltern**, der Schutzgeiſt. 6 Bdchn
374— 83.	**d'Azeglio**, Niccolo de' Lapi. 10 Bdchn.
421— 26.	**v. Balzac**, Modeſte Mignon, oder die Sentimentalen im Havre; und: die kleinen Kunſtgriffe einer tugendhaften Frau. Zwei Erzählungen 6 Bdchn.
92—98. 191—201.	**Boz**, Ein Weihnachtsjubelgeſang in Proſa und — Leben und Abenteuer des Herrn Martin Chuzzlewit ꝛc. 18 Bdchn.
579— 80.	— Das Grillchen auf dem Heerde. 2 Bdchn.

1— 2. **Bremer**, Die Töchter des Präſidenten; mit dem Porträt der Verfaſſerin. 2 Bdchn.
3— 7. — Nina. 5 Bdchn.
8— 12. — Die Nachbarn. 5 Bdchn.
13— 14. — Streit und Friede, oder Scenen aus Norwegen. 2 Bdchn.
15— 19. — Das Haus, oder Familienſorgen und Familienfreuden. 5 Bdchn.
20— 21. — Die Familie H. 2 Bdchn.
88— 91. — Ein Tagebuch. 4 Bdchn.
414— 17. — In Dalekarlien. Mit dem Porträt der Verfaſſerin 4 Bdchn.
921— 34. **Cäſar Borgia**, Hiſtoriſcher Roman vom Verfaſſer des Whitefriars. 14 Bdchn.
685— 86. **Conſcience**, Das Wunderjahr 1566. 2 Bdchn.
687— 88. — Geſchichte des Grafen Hugo von Craenhove und ſeines Freundes Abulfaragus. 2 Bdchn.
84— 87. **Cooper**, Edward Myers, oder Erinnerungen aus dem Leben eines Seemannes. 4 Bdchn.
1135—43. — Das Markus-Riff. 9 Bdchn.
979—999. **Cruſenſtolpe**, Carl Johann und die Schweden. Romantiſche Erzählung. 21 Bdchn.
32— 37. **Czaykowsky**, Wernyhora, der Seher in der Ukraine. 6 Bdchn
38— 40. — Kirdſchali. 3 Bdchn.
— — **Dickens** — ſiehe Boz.
233— 42. **Dumas**, Die drei Muſketiere. 10 Bdchn.
345— 54. / 537— 40. — Zwanzig Jahre nachher. 14 Bdchn.

☞ Iſt die Fortſetzung der „**Drei Muſketiere.**“

1009—16. — Zehn Jahre nachher oder der Graf von Bragelonne. 1—10 Bdchn.

☞ Iſt die Fortſetzung der „**Zwanzig Jahre nachher**“.

☞☞ Einige Bogen vom 11. Bdchn. ſind zwar ſchon unter der Preſſe, doch können wir nicht fortfahren, aus Mangel an franzöſiſchem Original. Gleich nach Erſcheinen deſſelben werden wir die Uebertragung beſorgen laſſen.

446—453. — Der Frauenkrieg. 8 Bdchn.
486— 88. — Das Brautkleid. 3 Bdchn.
517— 26. — Königin Margot. 10 Bdchn.
600— 26. — Der Graf von Monte Chriſto. 27 Bdchn.
861— 64. — Eine corſiſche Familie, Geſchichte eines Todten, Gabriel Lambert. 4 Bdchn.
724— 39. — Die Dame von Monſoreau. 16 Bdchn.
760— 86. — Denkwürdigkeiten eines Arztes. 27. Bdchn.
845— 52. — Der Chevalier von Maiſon-Rouge. 8 Bdchn.
938— 52. — Die Fünfundvierzig. 1—15. Bdchn.

☞ Dieſer neue Roman iſt eine Fortſetzung der „**Dame von Monſoreau**“.

894—909. **Dumas**, Die beiden Dianen. 16 Bdchn.
910— 20. — Der Baſtard von Mauleon. 11 Bdchn.
1128—34. — Die Tochter des Regenten. 7 Bdchn.
395—406. **Eikenhorſt**, van, Amſterdams Geheimniſſe. 12 Bdchn.
489— 99. **Feval**, Pariſer Liebſchaften. 11 Bdchn.
22— 28. **Flygare-Carlén**, Die Roſe von Tiſtelön. 7 Bdchn.
29— 31. — Waldemar Klein. 3 Bdchn.
41— 44. — Der Skjutsjunge. 4 Bdchn.
72— 77. — Guſtav Lindorm, oder führe uns nicht in Verſuchung! 6 Bdchn.
99—103. — Der Stellvertreter. 5 Bdchn.
108— 12. — Der Profeſſor und ſeine Schützlinge. 5 Bdchn.
118— 23. — Die Kircheinweihung von Hamarby. 6 Bdchn.
124— 29. — Die Milchbrüder. 6 Bdchn.
136—144. — Das Fideicommiß. 9 Bdchn.
145— 50. — Der Kammerer Laßmann als Junggeſelle und Ehemann. 6 Bdchn.
287— 91. — Paul Wärning. Abenteuer eines Scherenjungen. 5 Bdchn.
464— 67. — Die Erkerſtübchen. 4 Bdchn.
745— 59. — Der Einſiedler auf der Johannisklippe. Küſten-Roman. 15 Bdchn.
809— 13. — Ein Jahr. Novelle. 5 Bdchn.
858— 60. — Die Braut auf dem Omberg. 3 Bdchn.

(Siehe auch: Tutti Frutti ꝛc.)

1144—61. — Eine Nacht am Bullarſee. 18 Bdchn.
Genrebilder, ſiehe unter „Wetterbergh“
249— 52. **Gleig**, Der leichte Dragoner. 4 Bdchn.
364— 70. **Gore**, Das Erſtgeburtsrecht. 7 Bdchn.
507— 13. — Die Frau des Geſandten. 7 Bdchn.
627— 33. — Der Geldverleiher. 7 Bdchn.
695—702. — Die Bankiersfrau oder Hof und Stadt. Eine Novelle. 8 Bdchn.
407— 10. **Jakob**, Die Katakomben von Rom. 4 Bdchn.
969— 78. **Izko**, Marie die Spanierin, oder das Schlachtopfer eines Mönchs. Mit einem Vorwort von Eugène Sue. 10 Bdchn.
552— 60. **Kingston**, Der Tſcherkeſſen-Häuptling. Roman über Rußland. 9 Bdchn.
634— 40. **Knorring**, Der Käthner und ſeine Familie ꝛc. 7 Bdchn.
881— 86. — Skizzen. 6 Bdchn.
689— 94. **König Karl XI**. und ſeine Günſtlinge. Hiſtoriſcher Roman. 6 Bdchn.
820— 27. **Kowalewski**, Petersburg am Tage und bei Nacht. Roman. 8 Bdchen.
1123—27. **Lacroix**, Die beiden Hofnarren. 5 Bdchn.
384— 91. **Lever**, Bekenntniſſe von Harry Lorrequer. Mit dem Porträt des Verfaſſers. 8 Bdchn.
454— 63. — Jack Hinton, von der Garde. Auch unter dem Titel: Unſere Tiſchgenoſſenſchaft. I. 10 Bdchn.

468—482. **Lever**, Tom Burke. Auch unter dem Titel: Unſere Tiſchgenoſſenſchaft. II. 15 Bdchn.
527— 29. — Der Skt. Patriks-Abend. 3 Bdchn.
561— 78. — O'Malley, der iriſche Dragoner. 18 Bdchn.
581— 90. — O'Donoghue. Eine Erzählung aus Irland, wie es vor 50 Jahren war. 10 Bdchn.
591—99. — Arthur, O'Leary, ſeine Fahrten und Erfahrungen in vielen Ländern ꝛc. 9 Bdchn.
649— 58. — Die Nevilles von Garretstown. Eine Erzählung aus dem Jahr 1760. 10 Bdchn.
1169—83. — Der Ritter von Gwynne. 15 Bdchn.
78— 83. **Marryat**, Reiſen und Abenteuer des Monſieur Violet in Californien, Sonora und im weſtlichen Texas. 6 Bdchn.
253— 57. — Die Anſiedler in Canada. 5 Bdchn.
344. **Mellin**, Die Blume auf dem Kinnekulle. 1 Bdchn.
514— 16. — Die ungeſehene Gattin. Novelle. 3 Bdchn.
869— 80. **Murray**, Prairievogel. 12 Bdchn.
1107—22. **Niels Juel** und ſeine Zeit. 16 Bdchn.
680— 84. **Palais Royal**, das, hiſtoriſcher Roman von dem Verfaſſer des Heinrich IV., oder die Tage der Ligue. 5 Bdchn.
530— 36. **Palmblad**, die Familie Falkenſwärd. 7 Bdchn.
258— 65. **Paſtor Arnold**, der, oder die Flucht der Waldenſer. 8 Bdchn.
546— 51. **Pfarrhaus auf dem Lande.** Ein Familiengemälde. 6 Bdchn.
814— 19. **da Ponte**, von Ceneda, Memoiren. Von ihm ſelbſt in New-York herausgegeben. 6 Bdchn.
828— 35. **Rudbeck**, Stockholms Vorzeit. Romantiſche Schilderungen aus der Geſchichte Schwedens. 8 Bdchn.
184—190. **Sand**, die Gräfin von Rudolſtadt. 7 Bdchn.
215— 18. — Johanna. 4 Bdchn.
266— 69. — Spiridion. Mit dem Porträt der Verfaſſerin. 4 Bdchn.
431— 45. — Conſuelo. 15 Bdchn.
500—506. — Der Müller von Angibault. 7 Bdchn.
659— 62. — Iſidora und Teverino. 4 Bdchn.
663— 70. — Gilberte. Roman. 8 Bdchn.
836— 41 — Lucrezia Floriani und: der Teufelsſumpf. Eine Dorfgeſchichte. 6 Bdchn.
1000— 8. — Der Piccinino. 9 Bdchn.
1162—68. — Bernhard. 7 Bdchn.
796—800. **Scribe**, Novellen. 5 Bdchn.
853— 57. **Slick**, Das Leben in New-York. 5 Bdchn.
104— 7. **Soulié**, Von Tag zu Tag. Ein Seitenſtück zu den Pariſer Myſterien. 4 Bdchn.
321— 38. — Memoiren des Teufels. 18 Bdchn.
339— 43. **Struenſee**, oder Günſtling und Königin. 5 Bdchn.
45— 71. **Sue**, Pariſer Myſterien und Gerolſtein. 27 Bdchn.
113— 17. — Thereſe Dunoyer. 5 Bdchn.

151— 74. **Sue**, Der ewige Jude. 27 Bdchn.
392— 94.
208— 14. — Die Fanatiker der Cevennen. 7 Bdchn.
292—309. — Mathilde, Erinnerungen einer jungen Frau. 18 Bdchn.
703— 23. — Martin der Findling, oder Denkwürdigkeiten eines
842— 44. Kammerdieners. 24 Bdchn.
787— 95. — Die Verſchwörung, oder Ludwig XIV. und ſein Hof. 9 Bdchn.
1033—43. — **Die ſieben Todſünden.** Erſter Roman: Die Herzogin oder die Hoffart. 11 Bdchn.
1044—50. — Zweiter Roman: Frederic Baſtien oder der Neid. 7 Bdchn.

☞ 3r—7r Roman der „Sieben Todſünden" werden gleich nach dem Erſcheinen des Originals auch in unſerer Sammlung erſcheinen.

641— 48. **Thomſon**, Die weiße Maske. 8 Bdchn.
371— 73. **Tommaſeo**, Treue und Schönheit. 3 Bdchn.
935— 37. — Der Herzog von Athen. 3 Bdchn.
887— 93. **Touſſaint**, Das Haus Lauerneſſe. 7 Bdchn.
953— 56. — Kleine Novellen. 4 Bdchn.
175— 83. **Trolopp**, Londoner Myſterien. 19 Bdchn.
270— 79.
243— 48. **Tutti Frutti**, von Flygare-Carlén und Andern. 6 Bdchn.
541— 45. **de Varennes**, Myſterien von Brüſſel. 13 Bdchn.
801— 8.
962— 68. **de Vigny**, Cinq-Mars, oder eine Verſchwörung gegen Richelieu. 7 Bdchn.
427—430. **Wetterbergh** (pſeud. Onkel Adam). Ein Name. 4 Bdchn.
483— 85 — Der Pfarr-Adjunkt, ein Genrebild. 3 Bdchn.
202— 7. (—) Genrebilder aus dem Alltagsleben, von Onkel Adam. 6 Bdchn.
315— 20. (—) Genrebilder, neue, aus dem Alltagsleben, von Onkel
418— 20. Adam. 13 Bdchn.
865— 68.
355— 63. **Whitefriars**, oder die Tage Karls des Zweiten. 9 Bdchn.
219— 24. **Wittwe**, die junge, in Nordland. 6 Bdchn.
671— 79. **v. Zeipel**, Karl XI., Rabenius und der Hexenprozeß. Hiſtoriſcher Roman. 9 Bdchn.

Unter der Preſſe befinden ſich:

Cecil oder die Abenteuer eines Stutzers.
Cecil als Pair.
Selbſt, von dem Verfaſſer des „Cecil."
Dickens, („**Boz**") Dombey und Sohn.
Sand, Novellen.

Ferner erſcheint in unſerm Verlag ſeit 1843:

Weltpanorama.

Eine Chronik der neueſten Reiſen und Abenteuer bei allen Nationen der Welt, mit beſonderer Rückſicht auf die politiſchen Ereigniſſe der Gegenwart. Nach den beſten Quellen des Auslandes. 12. eleg. geheftet.

Jedes Bändchen à **12** kr. oder **4** Ngr.

Nro.

1—3. **Carl Dickens**, (Boz.) amerikaniſche Reiſebemerkungen, geſchrieben für Jedermann. Aus dem Engl. 3 Bdchn.

4—6. **Oberſt Scott**, Tagebuch über einen Aufenthalt in der Esmailla, dem Hoflager Abd-el-Kaders, ſo wie über Reiſen in Marokko und Algier. Aus dem Engl. 3 Bdchn.

7—15. **Carl Maſſon**, Esq., Reiſen in Beludſchiſtan, Afghaniſtan und dem Pendſchab, während eines zwölfjährigen Aufenthalts in dieſen Ländern, 1826—1838. Aus dem Engl. 9 Bdchn.

16—19. **Samuel Laing**, Esq., Tagebuch über eine Reiſe durch Norwegen in den Jahren 1834—1836. Darſtellung der ſittlichen, ſtaatswirthſchaftlichen und politiſchen Zuſtände dieſes Landes. Aus dem Engl. 4 Bdchn.

20—23. **Samuel Laing**, Esq., Reiſe in Schweden im Jahr 1838. Beobachtungen über den moraliſchen, politiſchen und ökonomiſchen Zuſtand der ſchwediſchen Nation. Aus dem Engl. 4 Bdchn.

24—29. **Cyprien Robert**, die Slawen der Türkei: Serbier, Montenegriner, Bosniaken, Albaneſen und Bulgaren; oder Darſtellung ihrer Hülfsquellen, ihrer Tendenzen und ihrer politiſchen Fortſchritte. Aus dem Franzöſ. 6 Bdchn.

30—39. / 44—50. **Vidocq**, (ehemaliger Polizeiſpion), die wahren Myſterien von Paris. Aus dem Franzöſ. 17 Bdchn

40—43. **Lady Sale**, Tagebuch über die Unfälle der Engländer in Afghaniſtan, 1841 und 1842. Aus dem Engl. 4 Bdchn.

51—56. **M. A. Titmarsh**, irländiſche Zuſtände. Aus dem Engl. 4 Bdchn.

57—60. **Drummond-Hay**, Marokko und ſeine Nomadenſtämme. Aus dem Engl. 4 Bdchn.

61—64. **J. Tansky**, ehem. Kapitän der Fremdenlegion in franzöſiſchen und ſpaniſchen Dienſten. Spaniſche Zuſtände in den Jahren 1843 und 1844. Aus dem Franzöſ. 4 Bdchn.

65—71. **Ed. von Warren**, ehem. Offizier in engliſchen Dienſten, das engliſche Indien im Jahr 1843. Aus dem Engl. 7 Bdchn.

72—77. **Charles Rowcroft**, die Abenteuer eines Auswanderers in den Kolonien von Vandiemensland. Frei nach dem Engl. 6 Bdchn.

Nro.

78—86. **Charles White**, drei Jahre in Konſtantinopel, oder Sitten und Einrichtungen der Türken. Aus dem Engl. 9 Bdchn.

87—90. **Reiſe in Senegambien.** Von St. Louis aufwärts bis zur Mündung des Faleme und zu den Goldgruben von Kenieba; über Bakel und Bulebane, durch die Länder Galam, Bondu, Bambuk und Woolli; dann den Gambia abwärts, von Barakunda bis an den Ozean. Auf Befehl der franzöſiſchen Regierung in den Jahren 1843 und 1844 ausgeführt durch die Herren Huard-Beſſinieres, Jamin, Raffenel, Peyre-Ferry und Pottin-Patterſon; redigirt von **Anne Raffenel**, Marinekommiſſär, Mitglied der geographiſchen und ethnologiſchen Geſellſchaft zu Paris. Aus dem Franzöſ. 4 Bdchn.

91—93. **Carl Dickens** (Boz), Bilder aus Italien. Aus dem Engl. 3 Bdchn.

94—99. **Joſias Gregg** (Amerikaner), Wanderungen durch die Prairien und das nördliche Mexiko. Aus dem Engl. 6 Bdchn.

100—102. **Rochet d'Héricourt**, Reiſe in das Königreich Schoa im mittäglichen Abyſſinien während der Jahre 1842 bis 1844. Aus dem Franzöſ. 3 Bdchn.

103—104. **Georg Sand**, ein Sommer im ſüdlichen Europa oder die Inſel Mallorca. Aus dem Franzöſ. 2 Bdchn.

105—122. **Victor Schölcher**, die Antillen mit beſonderer Rückſicht auf die Emanzipation der Negerſklaven. 1ſte Abtheilung. Die franzöſiſchen Antillen. 2te Abtheilung. Die nichtfranzöſiſchen Antillen (engliſchen, ſpaniſchen und däniſchen) und Haiti. Aus dem Franzöſ. 18 Bdchn.

123—129. **Vicomte Alexis de Valon**, ein Jahr im Orient, oder Sizilien unter Ferdinand II., Griechenland unter Otto I. und die Türkei unter Abdul-Medſchid. Aus dem Franzöſ. 7 Bdchn.

130—133. **Fremont**, Hauptmann des topographiſchen Ingenieurkorps der Vereinigten Staaten, die Felſengebirge Oregon und Nord-Californien. Aus dem Engl. 4 Bdchn.

134—145. **Memoiren und Briefwechſel des Marquis Richard Wellesley,** Generalgouverneurs und Obergenerals in Indien, britiſchen Botſchafters in Spanien, Staatsſekretärs der Auswärtigen, und Lordſtatthalters von Irland. Mit vielen, zum Erſtenmal nach Originalmanuſcripten abgedruckten Briefen und Dokumenten herausgegeben von **Robert Rouerre Pearce.** Aus dem Engl. 12 Bdchn.

146—. **Alexander Dumas**, Reiſeeindrücke von Paris nach Cadix. Aus dem Franzöſ. 1—4 Bdchn.

(Eine weitere Fortſetzung befindet ſich unter der Preſſe!)

Das „**Weltpanorama**“ wird ohne Unterbrechung fortgeſetzt und nur die wichtigſten und gediegenſten Werke der ausländiſchen Literatur demſelben einverleibt.

Ausgezeichnet ſchön und doch ſehr billig.

Durch jede Buchhandlung iſt zu beziehe:

Der Graf von Monte Chriſto.

Ein Roman

von

Alexandre Dumas.

Aus dem Franzöſiſchen von Dr. Auguſt Zoller.

16. 3 Bände.

Eleganteſter Goldſchnittband, in ächt engliſche Callico dauerhaft gebunden, mit 6 diverſen Goldſtempeln auf beiden Seiten und Goldtitel auf dem Rücken, nach eigens für dieſelben entworfenen Zeichnungen von Maier Hohenſtein.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 3 Thlr. 6 Ngr.

Dieß iſt bekanntlich ein ausgezeichneter Roman und verdient die überaus günſtige Aufnahme, welche er aller Orten gefunden hat, vollkommen. Unſere von Dr. Zoller beſorgte Ausgabe iſt weitaus die gediegenſte und im Preis die billigſte in Deutſchland. Gegenwärtige gebundene übertrifft in Hinſicht des geſchmackvollen, eleganten Einbands alles bis jetzt derartig Erſchienene und eignet ſich hauptſächlich zu angenehmen Geſchenken, wobei die enorme Wohlfeilheit gewiß ſehr erwünſcht kommen wird.

Stuttgart.

Franckh'ſche Verlagshandlung.